3 1761 07826701 0

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

1342.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Zweiundsiebzigster Theil.

GODUNOW — GÖTZ.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

105-81
20/10/10

AE
27
E7

Sect.1
Bd 72-73

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Zweiundsiebzigster Theil.

GODUNOW — GÖTZ.

Digitized by the Internet Archive
in 2010 with funding from
University of Toronto

http://www.archive.org/details/allgemeineencycl72ersc

GODUNOW.

GODUNOW. Des Geschlechtes Stammvater wurde der tatarische Murza Tschet, der zu Zeiten des Großfürsten Johann Daniilowitsch aus der Horde nach Moskau kam, 1328—1340, in der Taufe den Namen Sacharia empfing und das Kloster des heiligen Ipatius bei Kostroma stiftete. Ein Godunow befehligte 1519 gemeinschaftlich mit dem Fürsten Jeletzky und Saßjekin die zahlreichen tatarischen Geschwader, welche die Städte Witepsk und Polock bestürmten, die Vorstädte abbrannten, die Außenwerke nahmen, überhaupt arge Verheerung anrichteten. Ein Enkel dieses Godunow wird sein Boris Feodorowitsch Godunow, der, Schwager von Maljuta-Skuratow-Bielsky, des Zaren Iwan des Schrecklichen Liebling, ebenfalls, etwa von 1572 an, der Gunst des Tyrannen sich zu erfreuen hatte. „In dieser Zeit der Greuel stand der jugendliche Boris, geschmückt mit den seltensten Naturgaben, von majestätisch-herrlicher Gestalt und durchdringendem Geiste, an dem blutigen Throne, selbst rein vom Blute — den scheußlichen Antheil an den Mordthaten mit feiner Schlauheit vermeidend, bessere Zeiten erwartend, und glänzte in der Mitte der mordlustigen Opritschnina nicht nur durch Schönheit, sondern auch durch sittliche Sanftheit — im Aeußern geschmeidig — im Innern unbiegsam in seinen weitaussehenden Plänen. Mehr Höfling als Krieger, erschien Godunow unter den Fahnen des Vaterlandes nur um die eigene Person des Monarchen und war, ehe er noch eine hohe Staatswürde bekleidete, auf Iwan's Hochzeit (im J. 1571) der Drushka (Brautführer) der Zarin Martha, und seine Frau, Maria, die Schwacha (Freiwerberin), was zum Beweis der ungewöhnlichen Gnade Iwan's gegen ihn dient. Vielleicht wirkte der schlaue, ehrgeizige Godunow, um sich ein Recht auf die Dankbarkeit des Vaterlandes zu erwerben, zur Abschaffung der Opritschnina mit bei, indem er nicht im Namen der geächteten Tugend, sondern im Namen einer gegen Tyrannen nachsichtigen, willfährigen Politik sprach, welche ihnen Manches, was Religion und Sittlichkeit verdammen — gleichsam als nothwendig für ihr eigenes persönliches Wohl zu Gute hält, und nur das in diesem Sinne nutzlose Böse verwirft; denn der Zar hatte sich nicht gebessert und war, ob er gleich das ihm bisher theure Werkzeug der Tyrannei zertrümmerte, dennoch Tyrann geblieben." Wie theuer bereits Godunow dem Monarchen geworden, erscheint in dem Rechtshandel, welchen dieser 1578 mit dem Bojarenfürsten Sitzky führte, nachdem dessen Sohn an der Tafel des Zaren nicht in einer Reihe mit Godunow dienen wollte. Ohne Rücksicht für des Fürsten Sitzky Bojarenwürde ward Godunow durch eine großfürstliche Entscheidung um viele Stufen höher erklärt, weil sein Großvater in den alten Dienstlisten höher als die Sitzky stand. Nicht lange und er trat in verwandtschaftliche Verbindung zu dem regierenden Hause. Während Rußland den siegreichen Waffen des Königs Stephan von Polen zu erliegen schien, 1580, „feierte der Zar Hochzeiten: er verheirathete seinen zweiten Sohn, Theodor, mit Irinja, der Schwester von Boris Godunow, und vermählte sich, zum sechsten oder siebenten Male, ohne alle kirchliche Dispensation, mit einer edlen Jungfrau, Maria, einer Tochter des Würdenträgers Theodor Nagoi: zwei durch ihre unerwarteten Folgen für Rußland verderbliche Ehebündnisse, die Ursache und der Anfang langer Uebel. Vielleicht erblickte Godunow, der damals zur Bojarenwürde erhoben wurde, schon von fern, obgleich noch undeutlich, das kühne Ziel seiner in unserer Geschichte bis dahin noch beispiellosen Herrschsucht. Als Liebling des Zaren konnte er nur den Zeugmeister, Bogdan Bielski, den nächsten Diener, den Tag und Nacht nicht zu entfernenden Wächter der Person Iwan's, beneiden; als Schwager des Zarewitsches genoß er gleiche Achtung und Ehre mit den Verwandten des Zaren, mit dem Fürsten Iw. Mir. Glinski und den Nagois. Als Mitglied des Reichsrathes sah er noch viele ältere Bojaren über sich, aber keinen einzigen, der sich in Hinsicht auf staatskundigen Geist mit ihm hätte messen können." Der Zarin Maria Brautführer war Godunow. Bei allem dem schützte die hohe Gunst, deren er genoß, ihn nicht immer gegen die Wuthausbrüche seines Gebieters. Als dieser den Sohn erschlug, hatte Godunow abzuwehren gesucht, und er empfing darüber mehre Wunden, die eine längere Cur erforderten. „Da Iwan den zerschlagenen, für den Zarewitsch verwundeten Godunow lange nicht gesehen hatte und von Theodor Nagoi (seinem jüngsten Schwiegervater) hörte, daß sich dieser Jüngling nicht aus Krankheit, sondern nur aus Verdruß und Groll verberge, wollte er die Wahrheit untersuchen. Er kam selbst zu Godunow, erblickte offene Wunden an ihm und ein Haarseil, das ihm ein in Heilung von Krankheiten

geschickter Kaufmann, Stroganow, gesetzt hatte. Er umarmte den Kranken, erbeilte seinem Arzte, als Zeichen besonderer Gnade, das Recht der namhaften Leute, den vollen Vatersnamen oder das Wisch zu führen, was nur die vornehmsten Staatswürdenträger durften, und befahl, daß Stroganow noch denselben Tag dem Verstorbenen Nagoi die schmerzlichsten Haarseile in den Seiten und auf der Brust einziehen sollte." Dem Tode nahe, 1584, bestellte Iwan Räthe und Hüter für seinen Nachfolger, die ausersehen waren, dem an Geist und Körper schwachen Theodor die Bürde der Staatssorgen zu erleichtern. Der neuen Pentarchie oder dem obersten Reichsrathe, aus fünf Gewalthabern zusammengesetzt, durfte Godunow nicht fehlen. „Seine seltenen Naturgaben kannte man schon und fürchtete ihn um so mehr; denn auch er hatte sich die besondere Gunst des Tyrannen zu erwerben gewußt, war der Schwager des abscheulichen Maljuta-Skuratow und (doch wol kaum aufrichtig) der Freund Bielski's. Nachdem der oberste Reichsrath das Staatsruder übernommen hatte, wurden gleich in der ersten Nacht (den 18. März) die Diener der Grausamkeiten Iwan's in großer Anzahl aus der Residenz verbannt, die Nagoi bewacht, angeblich aus Furcht ihrer aufrührerischen Gesinnungen. Nicht lange und die verwitwete Zarin, Maria Nagoi, mit ihrem Söhnlein, ihr Vater und ihre fünf Brüder wurden nach Uglitsch verwiesen. Dahin folgte nicht der von dem verstorbenen Zar zum Hofmeister und Vormund des jungen Zarewitsch ernannte Bogdan Jakowlewitsch Bielski. Diesem und seinen Freunden gab das Volk Schuld an Iwan's Tode. Bald hieß es, Bielski beabsichtige auch noch den regierenden Zar zu verderben, alle Bojaren zu ermorden, seinen Freund und Rathgeber Boris Godunow zum Throne zu erheben. Das Volk im Aufruhre verlangte und erhielt, daß Bielski aus Moskau verwiesen wurde und die Ruhe stellte sich wieder ein. Die Empörer, in Godunow den Bruder der Zarin ehrend, hatten seinen Namen nicht genannt, seinen Kopf nicht verlangt, aber er durchschaute das Gewebe der Verleumdung, er sah die Urheber des Aufruhrs beschäftigt, ihm den Untergang zu bereiten, und mußte auf seine Sicherheit bedacht sein. Der Oheim des Zaren hatte von Anfang her, nach den durch das Herkommen geheiligten Vorrechten der Verwandtschaft, zur den ersten Gewalthaber gelten können; seine Stelle jedoch einzunehmen, bereitete sich Godunow. Man kannte den unwiderstehlichen Einfluß, welchen er auf seine Schwester, die zärtliche tugendhafte Irene (Irina), übte, man kannte Irenens Gewalt über Theodor, allein Godunow hatte, so schien es, seinen Freund preisgegeben, man freute sich seiner Ohnmacht oder Zaghaftigkeit, ohne zu errathen, daß er dem Bielski wol nur Freundschaft geheuchelt habe, eigentlich aber in ihm einen geheimen Nebenbuhler fürchtete, und diese Gelegenheit benutzt, seine Macht zu befestigen; denn der schwache Theodor, der in dem Schrecken über den Aufruhr die Nothwendigkeit einsah, zur Aufrechthaltung der Ordnung strenge Maßregeln zu ergreifen, suchte mehr als einen Rathgeber oder Gehilfen, er suchte Jemanden, dem er die ganze Last der Herrschaft aufbürden könne, und ergab sich gänzlich dem kühnen, ehrgeizigen, dem Herzen seiner trauten Gemahlin so nahe stehenden Manne. Godunow, damals 32 Jahre alt, stand grade in der Blüthe des Lebens, in der Vollkraft von Körper und Geist, durch majestätische Schönheit, Herrschergestalt, Raschheit und Tiefe des Geistes, hinreißende Beredsamkeit den Großen insgesammt weit überlegen und von seinen Naturgaben, von den Vortheilen seiner Lage den zweckmäßigsten Gebrauch zu machen, hat er nicht verfehlt. Sein erstes Geschäft ward die Bestrafung des Ljäpunow, des Kikin und anderer Hauptaufwiegler des moskowitischen Pöbels, sie wurden in entfernte Gegenden verwiesen oder auch eingekerkert. Am 31. Mai 1584 wurde des Zaren Krönung vorgenommen, für Godunow die Gelegenheit, in seiner ganzen Herrlichkeit sich zu zeigen. Den Scepter trug er während des Krönungszuges dem Beichtvater nach, in der Kirche hatte er als nächster Bojar seinen Platz neben dem Zar; Georg und Demetrius Iwanowitsch Godunow, Irenens Oheime, hielten die Zarenkrone auf einer goldenen Schüssel, drei andere Kronen zu tragen waren Stephan, Gregor und Iwan Wasiliewitsch Godunow ausersehen. Während der Krönung saß Irene, die Krone auf dem Haupte, umgeben von den Bojarinnen, an dem geöffneten Fenster des Palastes, und es dankte ihr der Jubelruf: „Lange lebe die Zarin!" Es folgten viele Gnadenbezeigungen, namentlich wurden drei Godunow zu Bojaren ernannt. Aber Alles war Nichts im Vergleich zu den Gnaden, womit Theodor seinen Schwager überschüttete. Diesem wurde gegeben, was immer in einer absoluten Monarchie ein Unterthan besitzen mag, nicht nur die alte hohe Würde eines Stallmeisters, die seit 17 Jahren unbesetzt war, sondern auch der Titel eines nahen oder Groß-Bojaren, sammt der Statthalterschaft der beiden Königreiche Kasan und Astrachan. Der beispiellosen Würde entsprach beispielloser Reichthum, Godunow erhielt oder nahm sich die besten Ländereien und Güter, die Einkünfte des Dwinagebietes Waga, alle die schönen Wiesen an den Ufern des Moskwaflusses, nebst Wäldern und Bienengärten, verschiedene Krongefälle aus den Gebieten von Moskau, Räsan, Twer und Severien, unabhängig von einem bedeutenden Geldeinkommen. Bei Fletcher heißt es: „Godunow hat jährliche Einkünfte von seinen Erbgütern in Wjäsma und Dorogobusch 6000 Rubel, von den Stallmeisterdörfern, den Wiesen und Bienenhäusern lang des Moskwaflusses (30 Werst Strom auf, 40 Werst Strom abwärts), 12,000 Rubel oder Mark, von dem Zar 15,000 Rubel Gnadengehalt, von Kreis und Stadt Waga (oder Schenkursk) 30,000 Rubel, von Twer und Torschok 8000 Rubel, von den moskowitischen Badstuben 1500 Rubel, ungerechnet, was ihm die Lehengüter einbringen." Nach Horsey bezog er aus dem Gebiete von Waga jährlich 35,000 Mark (oder Rubel), was noch nicht den fünften Theil seines ganzen Einkommens ausmachte, und er und seine Angehörigen waren dermaßen mächtig, daß sie binnen 40 Tagen ein wohlgerüstetes Heer von 100,000 Mann hätten ins Feld stellen können. „Er war jetzt

nicht mehr Günstling, sondern Beherrscher des Reichs. Boris war zwar Theodor's gewiß, aber er fürchtete noch Neider und Feinde; daher wollte er sie durch seine Größe in Bestürzung setzen, damit sie auch nicht einmal den Gedanken zu fassen wagten, ihn von einer solchen, dem gewöhnlichen Ehrgeize der Hof-Großen unerreichbaren Stufe der Größe herabzustürzen. Diese in der That bestürzten Neider und Feinde nährten eine Zeit lang insgeheim ihren Haß, schwiegen und sannen auf einen Streich; Godunow aber strebte mit der Gluth einer ruhmliebenden Seele seinem großen Ziele entgegen, durch Thaten allgemeinen Nutzens das Zutrauen des Volkes und die Dankbarkeit des Vaterlandes zu verdienen. Die von Iwan eingesetzte Pentarchie verschwand wie ein Schatten; es blieb der ehemalige Zarenrath, den Winken des Reichsverwesers gehorchend; denn so nannten die Zeitgenossen Boris, welcher in den Augen Rußlands allein das Staatsruder mit kühner Hand führte, und zwar im Namen des Zaren, aber nach eigenem Gutdünken Befehle ertheilte, indem er wol Rathgeber, aber keine Nebenbuhler noch Gesellen hatte." Eine seiner verdienstlichsten Handlungen ist die mehr durch Klugheit als durch das Schwert bewirkte Dämpfung der unter den Tscheremissen ausgebrochenen Empörung, welcher in demselben Jahre 1584 die abermalige Unterwerfung Sibiriens folgte. In seinen Verhandlungen mit der englischen Elisabeth handhabte Godunow mit Geschick die Würde und den Vortheil des Staates; in der Königin Schreiben wird er our most deare and loving cousin genannt. Gegen 17 Monate hatte Godunow, der durch eine thätige und weise Staatsverwaltung die Dankbarkeit des Volkes und durch Liebkosungen die Freundschaft der vornehmsten Bojaren zu gewinnen suchte, ruhig geherrscht und die Mißgünstigen verachtet, indem er das Herz des Zaren in seiner Hand und die besondere Freundschaft der beiden ersten Großen, des Bojaren Jurjew und des Fürsten Mstislawsky, erworben hatte; allein führte er die Herrschaft, aber er berieth sich mit ihnen und befriedigte dadurch ihren bescheidenen Ehrgeiz. Diese glückliche Verbindung ward durch Jurjew's Tod zerrissen; denn der wankelmüthige Mstislawsky, ob man ihn gleich Borissens Vater nannte, ließ sich durch dessen Feinde, die Schuisky, Worotünsky und Golowin, bethören, und wurde, der Sage nach, Theilnehmer einer niederträchtigen Verschwörung; Boris, durch ihn zu einem Schmause eingeladen, sollte Mörderhänden überliefert werden. So erzählten dem Reichsverweser besorgte Freunde, so berichtete er selbst dem Zaren. Ob ein gerichtliches Verfahren, eine Untersuchung stattgefunden habe, ist unbekannt; Mstislawsky wurde wider Willen eingekleidet und in das Cyrillische Kloster verwiesen, die Worotünsky und Golowin traf Verbannung, die Schuisky blieben unangetastet. Von Hinrichtungen ist keine Rede. Vielleicht wollte Godunow, dunkle Sage von einer Verschwörung benutzend, nur seine persönlichen Feinde entfernen. In Bezug auf das Ausland verfolgte er eine zugleich feindliche, zugleich ehrgeizige Politik, nicht ohne Schlauheit, nicht ohne Erfolg. Vielmehr vorsichtig als kühn, abwechselnd drohend und schmeichelnd, versprach er häufig, ohne durch ein Versprechen sich gebunden zu wähnen. „Unter diesen für die Größe und Unverehrtheit Rußlands günstigen Verhältnissen, wo Alles für die Einsicht und Thätigkeit der Regierung, das heißt Godunow's, zeugte, war er selbst, ungeachtet aller seiner Gewandtheit in der Kunst, Menschen für sich einzunehmen, der Gegenstand des Hasses und boshafter Anschläge. In seinem eigenen Namen mit den Monarchen Asiens und Europa's verkehrend, Geschenke mit ihnen wechselnd und ihre Gesandten in seinem Hause feierlich empfangend, wünschte der stolze Boris bescheiden zu scheinen; deshalb trat er im Rathe die ersten Plätze anderen, älteren Großen ab, aber, indem er auf dem vierten Platze saß, machte er durch ein einziges Wort, einen einzigen Blick, eine Bewegung des Fingers den Widerspruch verstummen. Er erfand Auszeichnungen, Beweise der Gnade des Zaren, um der Eitelkeit der Bojaren zu schmeicheln, und brachte deshalb die Einladungsmahlzeiten für die Mitglieder des Reichsrathes in den innern Gemächern des Palastes in Gebrauch, wo Theodor die Godunow sowol als die Schuisky mit einander bewirthete, zuweilen wol auch Boris nicht einlud. Vergebliche List! Wen der Groß-Bojar an solchen Tagen zu seiner Tafel lud, den beneideten die Gäste des Zaren. Alle wußten, daß der Reichsverweser Theodoren nur den Namen des Zaren ließ — und nicht allein viele von den ersten Staatspersonen, sondern auch die Bürger der Residenz zeigten im Allgemeinen Abneigung gegen Boris. Man bemitleidete die Nichtigkeit Theodor's und sah in Godunow einen Räuber der Zarenrechte; man gedachte seiner mongolischen Abkunft und schämte sich der Erniedrigung des Herrscherstammes Rurik's. Selbst durch die allgemeinen Wohlthaten, durch die glänzendsten Erfolge seiner Regierung verstärkte er nur den Neid, schärfte seinen Stachel und bereitete sich die unglückliche Nothwendigkeit, die Waffen des Schreckens zu gebrauchen; aber noch suchte er diese Nothwendigkeit abzuwenden; deswegen wünschte er Frieden mit den Schuisky, welche, da sie Freunde im Reichsrathe und Anhänger im Volke, besonders unter den Handelsleuten hatten, nicht aufhörten, Godunow sogar öffentlich anzufeinden." Eine Aussöhnung wurde im J. 1585 durch den Metropoliten vermittelt, ohne jedoch von Wirkung zu sein, da der Vermittler selbst Godunow's entschiedenster Gegner geworden. Um den Gehaßten zu stürzen, sollte der Zar bestimmt werden, die unfruchtbare Irene zu verstoßen; schon war eine Braut für ihn ermittelt, die Schwester des Fürsten Mstislawsky, Tochter jenes Mstislawsky, den Godunow gestürzt hatte und im Cyrillischen Kloster sterben ließ. Aber Boris entdeckte noch zu rechter Zeit eine Verschwörung, die das Ende seiner Herrschaft herbeiführen sollte; ohne Zorn, ohne Vorwürfe suchte er auf des Metropoliten Gewissen zu wirken, ihm vorstellend, daß die Scheidung den Kirchengesetzen zuwider sei, daß Theodor von der im Glanze der Jugend und Schönheit blühenden Irene wol noch Kinder haben könne, und daß der Thron in keinem Falle ohne Erben bleiben werde, da der Zar

wüsch Demetrius der besten Gesundheit sich erfreue. Hingegen entschuldigte sich Dionysius, nicht minder die Theilnehmer seines Vorhabens, mit der ängstlichen Sorge für das Wohl des Reiches, gab daneben sein Wort, nicht weiter an die Trennung eines zärtlichen Ehepaares zu denken. Unter solchen Umständen glaubte Godunow mit einem einzigen Opfer sich begnügen zu können; als eine seiner Schwester allzu gefährliche Nebenbuhlerin wurde die Müislawsky ins Kloster geschickt. Bald jedoch trat ein Angeber auf, ein, wie es heißt, von dem Reichsverweser erkaufter Diener der Schuisky. Dieser hinterbrachte, daß seine Herrschaft mit den moskowitischen Kaufleuten eine gegen den Zaren selbst gerichtete Verschwörung angezettelt habe. Die Schuisky wurden verhaftet, ebenso ihre Freunde, viele Edelleute und reiche Kaufleute; über alle zusammen erging eine strenge Untersuchung, der blutige Hinrichtungen folgten: die Häupter der Schuisky, der berühmte Iwan Perrowitsch und der Bojar Andreas, ließ Godunow im Gefängnisse erdrosseln. Um von der andern Seite Irenens Ansehen in den Augen des Volkes zu heben, veranstaltete er die Ausfertigung von Gnadenbriefen unter ihrem alleinigen Namen; sie war ermächtigt, Verbrecher zu begnadigen, Leidende zu trösten und zu beschenken, Alles in der Berechnung, daß die ihr zugewendete Liebe des Volkes des Bruders gegenwärtige Größe befestigen, die zukünftige vorbereiten werde. In dieser Zeit (1591) stand Godunow in den Augen der Russen und des Auslandes als der eigentliche Beherrscher des Reiches da; er sah um sich einel stumme Diener oder laute Lobredner seiner hohen Verdienste; nicht nur am Hofe, in den nahen oder fernen Provinzen Rußlands, sondern auch vor ausländischen Herrschern oder ihren Ministern wurde von Theodor's Dienern ohne Rückhalt ausgesprochen: „Boris Feodorowitsch Godunow ist das Oberhaupt des Landes; es ist ihm von dem Selbstherrscher gänzlich anvertraut, und jetzt in solcher Ordnung, daß männiglich sich dessen wundert und freuet. Es blühen der Kriegs- und Kaufmannsstand, das Volk insgemein. Die Städte werden mit steinernen Gebäuden geschmückt, ohne Auflagen, ohne Frohndienste, aus den Ersparnissen des Schatzes, mit treulicher Bezahlung für Arbeit und Kunst. Steuern sind dem Landmanne unbekannt. Gerechtigkeit ist aller Orten heilig; der Starkere beleidigt den Schwächern nicht; der arme Verwaisete geht getrost zu Boris Feodorowitsch, um sich über dessen Brüder oder Neffen zu beklagen, und dieser wahrhaft große Mann erklärt seine nächsten Anverwandten selbst ohne Gericht für schuldig, denn er ist nur parteiisch für den Schutzlosen und Schwachen!" Der Eitelkeit des Volkes zu schmeicheln, auf diese seiner seine Herrschaft zu begründen, benutzte Godunow die zufällige Anwesenheit des Patriarchen Jeremias von Constantinopel, um für Rußland ein eigenes Patriarchat (den 23. Jan. 1589) zu erhalten, ein Ereignis, welches zu prachtvollen Festlichkeiten Veranlassung gab. Die angesehensten Begleiter des Patriarchen von Constantinopel wurden der Zarin „amantissima Irena regina" vorgestellt. „Mirabamur sermonis suavitatem, splendorem atque praestantiam." Irene trug bei dieser Gelegenheit eine Krone mit zwölf aus Perlen zusammengesetzten Zacken, ein Diadem und auf der Brust eine goldene, mit Edelgestein besetzte Kette; ihr langes, mit großen Perlen besetztes Sammetkleid und der Mantel waren nicht weniger reich. Neben der Zarin stand der Zar und auf der andern Seite Boris Godunow, ohne Mütze, demüthig und ehrerbietig; weiterhin mehre vornehme Frauen in weißer Kleidung, mit über einander geschlagenen Armen. Innig bat Irene die griechischen Bischöfe, sie möchten Gott anrufen, daß er ihr einen Sohn, dem Reiche einen Erben schenke. „Hätte Godunow, der Alles, außer Theodor's Krone, besaß — selbst in der Voraussetzung, daß er Nichts weiter gewollt hätte — seiner Größe ruhig genießen können, wenn er an den nahen Tod des nicht nur an Geiste, sondern auch körperlich schwachen Theodor's — wenn er an dessen gesetzmäßigen Nachfolger dachte, der in einer offenbaren, obgleich ehrenvollen Verbannung, von seiner Mutter und seinen Verwandten im Hasse gegen den Reichsverweser, in den Gefühlen des Grolls und der Rache erzogen wurde? Was erwartete in diesem Falle Irenen? das Kloster! Godunow? das Gefängniß oder der Block — ihn, der durch einen Wink das Reich in Bewegung setzte, dem die Könige des Morgenlandes und des Abendlandes schmeichelten! Schon hatten Handlungen Boris' Gemüth offenbart, in Kerkern und auf dem Richtplatze waren die Unglücklichen umgekommen, die der Reichsverweser fürchtete, — und wen hatte er mehr zu fürchten als Demetrius? Aber Godunow's Seele litt noch die Qualen unbefriedigten Hungers; er wünschte, was er nicht hatte. Stolz gemacht durch seine Würden und Verdienste, durch Ruhm und Schmeichelei, trunken von Glück und Macht, wodurch auch die edelste Seele bezaubert werden kann, — schwindelnd auf einer Höhe, zu der im russischen Reiche noch nie ein Unterthan emporgestiegen war, blickte Boris noch höher und mit frechem Gelüsten, er herrschte zwar unumschränkt, aber nicht in seinem eigenen Namen, er glänzte nur im Widerstrahle; er mußte sich bei allem seinem Stolze zu persönlicher Demuth bequemen, sich öffentlich vor den Schatten des Zaren erniedrigen und zugleich mit Sklaven die Stirn vor ihm schlagen. Der Thron war in Godunow's Augen nicht nur der geheiligte strahlende Sitz der wahren selbständigen Herrschaft, sondern auch der paradiesische Sitz der Beruhigung, den die Pfeile des Hasses und des Neides nicht erreichen, und wo der Sterbliche gleichsam göttlicher Rechte genießt. Dieser Traum von den Reizen der höchsten Gewalt stellte sich ihm immer lebendiger dar und setzte sein Herz immer stürmischer in Bewegung, sodaß er ihn endlich unaufhörlich beschäftigte. Der Annalist erzählt: „„Boris, der seltenen Verstand hatte, glaubte jedoch an die Kunst der Wahrsager; er berief einige von ihnen in der stillen Stunde der Nacht zu sich und befragte sie, was ihn in der Zukunft erwarte? Die schmeichlerischen Zauberer oder Sterndeuter antworteten: Deiner wartet eine Krone .... aber plötzlich verstummten sie, gleichsam erschreckt von den ferneren Gesichten. Ungedul-

dig befahl ihnen Boris, auszureden; er hörte, daß er nur sieben Jahre herrschen werde, und rief, indem er die Wahrsager mit der lebhaftesten Freude umarmte: wenn auch nur sieben Tage, aber doch herrschen!"" Der Erfüllung der Weissagung stand ein Hinderniß, dieses aber vom höchsten Belange, entgegen, der Knabe Demetrius mußte beseitigt werden. Anfangs gedachte Boris den Zarewitsch als den Sohn der sechsten oder siebenten Gemahlin Iwan's für unehelich zu erklären; er ließ nicht für ihn beten, noch in der Liturgie seinen Namen nennen; bedeutend jedoch, daß die Ehe, in der That zwar gesetzwidrig, von der Kirche bestätigt oder geduldet worden, daß Demetrius in der Meinung des Volkes Zarewitsch und der einzige Nachfolger Theodor's bleiben würde, nahm er, um des Nebenbuhlers sich zu entledigen, Zuflucht zur Gewalt. Demetrius, das siebenjährige Kind, wurde den 15. Mai 1591 ermordet. Reichlichen Lohn empfingen die Mörder, mit Geschenken wurden überhäuft die Mitglieder des Reichsraths, aber das Volk von Moskau, minder schweig- und fügsam als Hof und Kirche, sprach von gräßlichem Schlachten, von dem geheimen Urheber desselben, von der traurigen Verblendung des Zaren und der gewissenlosen Nachgiebigkeit der Großen und der Geistlichkeit, und offenbarte überhaupt eine Misstimmung der bedenklichsten Art, für welche jedoch ein großes Brandunglück, von welchem die Hauptstadt am Pfingstabend 1591 heimgesucht wurde, ein Ableiter werden sollte. Ein unübersehbares Menschengedränge eilte dem Zaren, der nach dem St. Sergiuskloster gefahren war, entgegen, um Gnade und Hilfe von ihm zu erbitten. Godunow ließ sie nicht vor den Monarchen, bezauberte aber die betrübten Scharen durch den Ausdruck der lebhaftesten Theilnahme. Er hörte einen jeden an, versprach Allen und hielt, was er versprochen hatte; er baute ganze Straßen auf, vertheilte Geld und Verschreibungen auf Abgabenfreiheit, bewies überhaupt eine so beispiellose Freigebigkeit, daß die Moskowiter, getröstet und erstaunt, Godunow's enthusiastische Lobredner wurden. Hat er den Zufall, das Unglück der Hauptstadt benutzt, um sich die Liebe des Volkes zu gewinnen, oder war er, wie der Chronikenschreiber berichtet und mehre der Zeitgenossen glaubten, der geheime Anstifter des Brandes? Bald entfremdete ein anderes, für Godunow gleich günstiges Ereigniß, der schreckliche Einfall der Krimer, die Gedanken der Nation vollends dem Gedanken an des Demetrius tragisches Geschick (Ausgang Juni 1591). Am 3. Juli erhielt man Nachricht von des Khans unmittelbarem Vorrücken gegen Moskau und das christliche Heer bereitete sich zur Schlacht. Auch Godunow erschien in voller Rüstung auf einem Streitrosse unter der alten großfürstlichen Fahne; er, im Rathe die Seele des Reiches, mußte auch in der Schlacht für das Reich den Muth der Streiter beleben. Theodor hatte ihm alle seine Dworäne und Leibwachen, die sonst von der Person des Zaren unzertrennlich sind, beigegeben. Hinter dem Reichsverweser ritten, wie für den Regenten hergebracht, die Bojaren; nachdem er aber von den Woywoden empfangen und begrüßt worden war, weigerte er sich, den Oberbefehl aus den Händen des vornehmen oder erfahrenen Heerführers, des Fürsten Mstislawsky, anzunehmen; er begnügte sich mit der zweiten Befehlshaberstelle im großen Haufen und bildete sich einen Kriegsrath, aus sechs Großwürdenträgern bestehend. Die ganze Nacht stand das Heer unter den Waffen, die ganze Nacht wachte Godunow, er ging die Reihen durch, sprach den Woywoden, den einzelnen Soldaten Muth zu, gab und empfing guten Rath, verlangte und erwarb Zutrauen, durch seine großen Fähigkeiten den Mangel an Kriegserfahrung ersetzend. Mit der Morgendämmerung begann die Schlacht, die unentschieden an sich, doch schwere Verluste den Krimern beibringend, am andern Tage den eiligen Rückzug des Khans zur Folge hatte. Er wurde bis in die Steppe verfolgt, obgleich der Russen Hauptmacht nur bis Serpuchow kam. Daß Mstislawsky in dem Schlachtberichte nur von sich sprach, den großen Namen Boris, welchem der Hof die ganze Ehre des Sieges zuschrieb, nicht erwähnte, zog ihm von Seiten Theodor's einen harten Verweis zu. Den 10. Juli traf zu Serpuchow ein Stolnik ein, Ueberbringer von huldreichen Worten und Geschenken. Davon empfingen Mstislawsky und Godunow große portugiesische Goldmünzen, die andern Generale kleinere Goldstücke, zumal ungarische Dukaten. Nicht lange und Godunow und die übrigen Feldherren wurden nach Moskau berufen, die ihnen zugedachten fernern Gnadenbezeigungen entgegen zu nehmen. Von seiner Schulter zog der Zar einen Pelz mit goldenen Knöpfen, 1000 Rubel werth, von seinem Halse die goldene Kette, um damit den Sieger Godunow zu bekleiden; diesem schenkte er das goldene Trinkgeschirr Mamay's, die glorreiche Beute der Schlacht von Kulikow, und drei Städte in der Provinz Waga zu erbeigen; dann verlieh er ihm den Titel des Dieners, der im Verlaufe eines Jahrhunderts nur drei Großen geworden und daher ungleich höher gehalten wurde als die Bojarenwürde. Im Granowitpalaste folgte ein prachtvolles Fest dem andern, mehr zu Ehren des Dieners als des Zaren; denn daß ihm Gott durch Godunow's Sorgfalt und Veranstaltung den Sieg verliehen habe, ließ Theodor nicht nur in Rußland, sondern auch in fremden Ländern feierlich verkündigen. Allein solcher Triumph, die Gnadenbezeigungen u. s. w. waren nur die Vorläufer blutiger Auftritte. Man hinterbrachte dem Reichsverweser, daß in mehren Städten, besonders zu Alerin, ein für ihn schmähliches Gerücht im Umlaufe sei, wodurch er beschuldigt war, den Khan vor Moskau geführt zu haben, damit solche Plage dem Jammer über die Ermordung des Demetrius ein Ableiter werde. Godunow schickte nach verschiedenen Richtungen Beamte aus, ließ Untersuchungen anstellen, verhören und foltern diejenigen, die in Einfalt der Verleumdung Echo geworden, und diese gaben in der Angst, unter der Marter Unschuldige an. Einige starben auf der Folterbank oder im Gefängnisse, Andere wurden hingerichtet oder mit dem Ausschneiden der Zunge bestraft, und es verödeten damals, nach den Worten des Chronikschreibers, mehre Ortschaften in der Ukraine. Sonst suchte Godunow, wo er nicht persönlich beleidigt war, durch Milde

zu gewinnen. Im Falle einer Begnadigung hieß es in der Urkunde: „Der Herrscher verzeiht rücksichtlich der Fürbitte des Dieners und Marstall-Bojaren." In Todesurtheilen wurde dessen Name nie genannt. Aber plötzlich schienen des Reichsverwesers Hoffnungen auf die Thronfolge sich zu verdunkeln. Irene wurde Mutter der am 14. Juni 1592 zur Taufe gebrachten Theodosia, die jedoch schon im folgenden Jahre starb. Boris blieb nicht frei von dem Verdachte, den Tod des Kindes veranlaßt zu haben. Dafür fand er in dem Verlaufe des Krieges mit Schweden Gelegenheit, seine Unparteilichkeit zu bekunden. Ruhmlos war der Feldzug von 1591 abgelaufen, die Heerführer, zwei Godunow und ein Trubetzky, legten dies einander wechselsweise zur Last. Der Zar kündigte ihnen für das dem Dienste nachtheilige Hadern seine Ungnade an und gab ihnen vom Palmsonntage bis zu Ostern Hausarrest. Bei dem feierlichen Empfange des kaiserlichen Gesandten, des Burggrafen Abraham von Dohna, den 22. Mai 1597, stand Godunow, den Reichsapfel tragend, neben dem Zar; ihm, wie dem Herrscher, hatte der Gesandte Geschenke darzubringen. Godunow erhielt einen kostbaren, mit Smaragden besetzten Pokal, eine Stutzuhr und zwei Hengste mit sammetnen Decken, sein Söhnlein, Theodor Borissowitsch, Affen und Papageien. Nach Verlauf einiger Tage stattete der Gesandte in Godunow's Hause einen Besuch ab und vernahm huldreiche Worte, in der vollen Würde eines Monarchen gesprochen, die Gesandtschaftscavaliere wurden zum Handkuß gelassen. Der Königin Elisabeth Gesandter, D. Fletcher, schrieb an Godunow: „Durchlauchtigster Herr! Die Königin bat mir befohlen, von Herzen die Stirn vor dir zu schlagen. Sie kennt dein Wohlwollen für ihr Volk und liebt dich mehr als alle Herrscher der Christenheit. Ich wage nicht, den zu belästigen, auf dem das ganze Reich liegt; allein ich würde mich von ganzem Herzen freuen, wenn du mir erlaubst, deine erlauchten Augen zu schauen, denn du bist die Ehre und der Ruhm Rußlands." Trotz solcher Schmeicheleien glückte Fletcher's Sendung nur theilweise, selbst nicht die Geschenke der Königin wollte Godunow annehmen, „weil du," heißt es in seinem Schreiben an Elisabeth, „unserm großen Zaren, gleichsam als Zeichen deiner Geringschätzung, kleine Goldmünzen zum Geschenk geschickt hast." Von den Anordnungen Godunow's für die innere Verwaltung ist vor allen folgenreich geworden das Gesetz die Leibeigenschaft der Bauern und Diener betreffend. „Seit undenklichen Zeiten genossen die Bauern bürgerlicher Freiheit, aber ohne bewegliches Eigenthum: nämlich der Freiheit, in einer durch das Gesetz bestimmten Frist von einem Orte zum andern, von einem Gutsbesitzer zum andern überzuziehen, unter der Bedingung, einen Theil des Landes für sich, den andern für den Herrn zu bearbeiten oder ihm Erbzins zu bezahlen. Der Reichsverweser sah den Nachtheil dieses Ueberziehens, welches gar oft die Hoffnung der Landleute, einen bessern Herrn zu finden, täuschte, sie verhinderte, sich einzuleben und sich zum Besten der Landwirthschaft und des Gemeingutes an Gegenden und Menschen zu gewöhnen und die Zahl der Landstreicher und Armuth überhand nehmen ließ. Der Reichsverweser rühmte sich der Abgabenfreiheit, welche er in den Erbgütern des Zaren und vielleicht auch in seinen eigenen dem Bauernstande ertheilt hatte. Ohne Zweifel wünschte er nicht nur den Gutsbesitzern, sondern auch den Landarbeitern Gutes — wünschte ein unauflösbares, auf Gemeinschaftlichkeit und Unzertrennlichkeit des Wohlstandes gegründetes — man könnte sagen — Familienband zwischen ihnen herzustellen — und hob deshalb im J. 1592 oder 1593 das freie Ueberziehen der Bauern aus einem Amtsbezirke in den andern, aus einem Dorfe in das andere durch ein Gesetz gänzlich auf und machte sie auf ewige Zeiten zu Leibeigenen ihrer Herren." Gleichwie Boris den Süden Rußlands durch neue Festungen geschützt hatte, legte er auch zur Sicherung der westlichen Grenze im J. 1596 eine steinerne Festung in Smolensk an, reiste auch selbst dahin, um die Stellen für Gräben, Mauern und Thürme anzuweisen. „Diese Reise hatte auch noch einen andern Zweck, Boris wollte durch seine Gnade die Einwohner des abendlichen Rußlands gewinnen; in allen Städten und Dörfern hielt er an, half leutselig allen Beschwerden ab, theilte Geld unter die Armen aus und gab den Reichen Feste. Als der Reichsverweser nach Moskwa zurückkam, sagte er dem Zaren, daß Smolensk der Halsschmuck Rußlands werden würde. Aber in diesem Halsschmucke (entgegnete ihm der Fürst Trubetzky) kann sich Ungeziefer einnisteln, das wir sobald nicht wieder los werden. Ein merkwürdiges Wort, sagt der Chronikenschreiber; denn das von uns befestigte Smolensk ward ein Rückenhalt für Lithauen." Des Zaren Gesundheit scheint bereits im J. 1596 angegriffen gewesen zu sein. Bei Uebertragung der Gebeine des heiligen Alexius, des Metropoliten, in einen neuen silbernen Schrein soll er in dem Ausdrucke schmerzlicher Rührung zu Godunow gesprochen haben: „Berühre das Heiligthum, Verweser des christlichen Volks! Verwalte es auch künftig in Treue. Du wirst deinen Wunsch erreichen, aber Alles auf Erden ist eitel und vergänglich." Daß die Krankheit tödlich geworden, erfuhr die Hauptstadt am 6. Jan. 1598. Der Patriarch, die Großen, jede Hoffnung aufgebend, bewachten das Lager des Sterbenden in Erwartung der letzten Handlung seiner selbstherrschenden Gewalt, seines letzten Willens in Bezug auf Rußlands Zukunft. „Allein Theodor hatte, sowie sein ganzes Leben hindurch, auch am Ende desselben keinen andern Willen als Boris, und ward auch in dieser feierlichen Stunde dem unbeschränkten Vertrauen zu seinem Meister nicht untreu; des Gesichts und Gehörs schon fast beraubt, suchte sein erlöschender Blick nach Godunow und mit Anstrengung horchte er auf dessen Zuflüstern. Die Bojaren schwiegen, der Patriarch, Hiob, sprach mit zitternder Stimme: Herr! wem befiehlst du dein Reich, uns Verwaiste und deine Zarin? Theodor antwortete leise: „„Ueber das Reich, über Euch und meine Zarin waltet Gott der Allerhöchste . . . ich hinterlasse ein Testament"" Darin war die Herrschaft Irenen vermacht, seine Seele aber befahl der Sterbende dem Patriarchen, seinem Ver-

ter Nikita Romanow-Jurjew und seinem Schwager Boris Godunow, „das heißt, er bestellte sie zu den ersten Räthen des Thrones.“ Theodor entschlummerte in der ersten Stunde des 7. Jan. Schrecklich, unbeschreiblich waren die Schmerzensausbrüche der Zarin. Godunow, in dem tiefsten Schmerze die Fassung nicht verlierend, erinnerte die Bojaren an die der Zarin darzubringende Huldigung und augenblicklich wurde sie geleistet. Das Begräbniß, den 8. Jan., war über alle Beschreibung ergreifend, nicht sowol durch seine Pracht, als durch eine rührende Unordnung; der Geistlichkeit Thränen und Schluchzen unterbrachen die heilige Handlung, der Chor verstummte, denn über dem Geheul des Volkes war der Gesang nicht zu hören. Die einzige Irene weinte nicht mehr, sie ward als eine Todte zur Kirche getragen. Godunow's Auge wurde nicht trocken über dem Anschauen seiner beklagenswerthen Schwester und während er die der Feier, die der Lage der Dinge überhaupt angemessenen Befehle ertheilte. Bald erfuhr die bekümmerte Hauptstadt, daß Rußland, seines Zaren beraubt, auch keine Zarin habe. Der gottesfürchtige Theodor soll, seinem Testamente unbeschadet, scheidend der Gemahlin anbefohlen haben, irdische Größe zu verachten und dem Herrn sich zu weihen. „Vielleicht war auch Irenen selbst, in ihrer ungeheuchelten Verzweiflung, die Welt zuwider geworden; aber weit wahrscheinlicher ist es, daß Godunow, der über das Herz und das Schicksal der zärtlichen Schwester volle Gewalt übte, es also wolle. Er konnte unter Irenens Regierung schon nicht mehr höher steigen, da er auch unter Theodor unumschränkt geherrscht hatte; er konnte am Ende des fünften Jahrzehends seines Lebens nicht länger warten oder aufschieben; er hatte Irenen das Reich übergeben, um es aus den Händen einer Blutsverwandtin gleichsam nach Erbrecht zu empfangen, auf dem Throne nicht den Platz von Monomach's Herrscherstamme einzunehmen, sondern an die Stelle einer Godunow zu treten und so in den Augen des Volkes weniger thronräuberisch zu erscheinen. Niemals war dieser hinterlistige Ehrgeizige, öffentlich und insgeheim, so thätig gewesen, als in den letzten Tagen der Regierung Theodor's und in den ersten Tagen der Scheinherrschaft Irenens, öffentlich, damit das Volk auch nicht einmal den Gedanken an die Möglichkeit einer Ordnung im Staate, ohne Boris' Vorsorge, aufkommen lasse; insgeheim, um der Wirkung der Gewalt, der Verführung und der Hinterlist den Schein der Freiheit und der Liebe zu geben. Er leitete durch seine unzählbaren Diener alle Bewegungen Moskwa's, gleich als halte er es mit unsichtbarem Arme umfangen; von der Kirche bis zum Synklit, bis zum Heere und dem Volke hörte und folgte Alles seinen Eingebungen, welche von der einen Seite durch Furcht, von der andern durch wahrhafte Dankbarkeit für Godunow's Dienste und Gnaden begünstigt wurden. Man versprach und drohte; man bewies flüsternd und schreiend, daß Rußlands Heil unzertrennlich von der Gewalt des Reichsverwesers sei, und nachdem die Gemüther oder die Leidenschaften zu dem großen Theaterstreiche vorbereitet waren, machte man am neunten Tage nach dem Tode des Zaren feierlich bekannt, daß Irene der Krone entsage, um sich auf immer in ein Kloster zurückzuziehen und das Engelsgewand einer Nonne anzunehmen. Diese Nachricht war ein Donnerschlag für Moskwa; die Bischöfe, der Reichsrath, Großwürdenträger, Edelleute und Bürger warfen sich in einer Versammlung der gekrönten Witwe zu Füßen, weinten untröstlich und beschworen sie, nicht in der gräßlichen Verwaisung sie zu lassen; allein die sonst stets weichherzige Irene ließ sich durch Flehen und Thränen nicht rühren; sie antwortete, daß ihr Wille unabänderlich sei und daß die Bojaren, zugleich mit dem Patriarchen, das Reich verwalten sollten, bis die Stände nach der Eingebung Gottes über das Schicksal des Vaterlandes entscheiden würden. Denselben Tag noch zog Irene aus dem Kremlpalast in das Nowodjewitschykloster und nahm unter dem Namen Alexandra den Schleier. Wo war Godunow und was that er? Er hatte sich mit seiner Schwester im Kloster eingeschlossen, weinte und betete mit ihr. Es schien, als ob er, gleich ihr, die Welt, Größe, Macht, das Staatsruder verschmähe und Rußland den Stürmen preisgebe; allein der Steuermann wachte unermüdlich und Godunow hielt in der engen Klosterzelle mit fester Hand das Reich.“ In großer Versammlung, nach dem Kreml berufen, wurde die Nothwendigkeit, dem Bojarenrathe zu huldigen, vorgetragen; Alle riefen: „Wir kennen weder die Fürsten, noch die Bojaren, wir kennen nur die Zarin; ihr haben wir den Eid geleistet und leisten ihn keinem Andern, auch als Nonne bleibt sie Rußlands Mutter!“ Diesem wurde entgegengesetzt, daß die Zarin, nachdem sie die Welt verlassen, sich nicht mehr mit den Angelegenheiten des Reiches beschäftige, und daß demnach das Volk den Bojaren huldigen müsse, um der vollständigen Zerrüttung des Staates zuvorzukommen. Da erhob sich der einstimmige Ruf: „So möge denn ihr Bruder herrschen!“ Keiner unterstand sich zu widersprechen, keiner wagte zu schweigen. „Es lebe unser Vater Boris Feodorowitsch, er sei der Nachfolger unserer Mutter, der Zarin!“ hieß es in Aller Munde. Unverzüglich zog die ganze Versammlung nach dem Nowodjewitschykloster, wo der Patriarch, im Namen des Vaterlandes sprechend, die Nonne Alexandra um der Liebe ihres himmlischen Bräutigams willen beschwor, ihren Bruder für die von ihr verschmähte Zarenschaft zu segnen, den Aufruhr in den Gemüthern zu stillen, die Thränen der armen, verwaisten, hilflosen Russen zu trocknen. Alle, auch die Nonne, weinten über seine Rede. Darauf wandte Hiob sich an Godunow, trug demüthig ihm die Krone an, nannte ihn den von Gott zur Erneuerung des Zarenstammes Erkorenen, den natürlichen Erben des Thrones nach seinem Schwager und Freunde, der ihm alle die Erfolge seiner Regierung zu verdanken gehabt habe. Aber mit Abscheu wies Godunow zurück, was ihm hier feierlich und einmüthig angetragen wurde; er schwur, daß er, als ein treuer Unterthan geboren, niemals an die Krone gedacht habe, niemals sich erkühnen werde, den durch die Hand des entschlummerten Engels-Zaren, seines Vaters und Wohlthäters, geheiligten Scepter zu ergreifen; erinnerte an die vielen Bojaren und

Fürsten, denen er, im Range nachgeordnet, auch an persönlichem Verdienste nicht gleich sei, versprach aber, mit ihnen vereinigt, eifriger als je zuvor das Beste des Reiches zu warten. Der künstlich einstudirten Rede antwortete der Patriarch in gleich reiflicher Verbereitung, sprach von Godunow's übermäßiger Bescheidenheit, von seinem Ungehorsam gegen den durch die einmüthige Stimme des Volkes so deutlich offenbarten Willen Gottes, bewies, daß der Höchste ihm und seinem Geschlechte von jeher das Reich der durch Theodor's Tod erloschenen Nachkommenschaft Wladimir's beschieden habe, erinnerte an David, den König von Juda, an den großen Theodosius, an Marcian, Michael den Stammler, Basilius den Macedonier, Tiberius und andere byzantinische Kaiser, verglich ihre und Godunow's Tugenden und Verdienste, bat und verlangte, vermochte aber weder jetzt, noch in den nächsten Tagen, weder im Angesichte des Volkes, noch ohne Zeugen, weder durch Flehen, noch durch geistliche Drohungen des Unerbittlichen Festigkeit zu besiegen. Entschieden sagte Godunow sich von der Krone los. Er wollte nicht von der Hauptstadt allein, er wollte von dem gesammten Rußland zum Throne berufen sein, und hatte zu dem Ende einen großen Convent von Deputirten aus allen Provinzen veranstaltet. Der Schein einer allgemeinen einstimmigen Wahl dünkte ihm nothwendig, war es nun zur Beruhigung seines Gewissens, oder zur Befestigung und Sicherstellung seiner Herrschaft! Unterdessen lebte Boris im Kloster, den Staat aber verwaltete der Reichsrath, der in wichtigen Angelegenheiten den Patriarchen zu Rathe zog; allein die Befehle stellte er im Namen der Zarin Alexandra aus und empfing in ihrem Namen die Berichte der Landschaftswoywoden. Unterdessen zeigten sich Ungehorsam und Unordnung in Smolensk, Pskow und andern Städten, es folgten die Woywoden weder einer dem andern, noch den Vorschriften des Reichsrathes. Unterdessen ging das Gerücht von einem Einfalle des Khans von der Krim in die Grenzen Rußlands, und das Volk sagte voll Schreckens: der Khan wird vor Moskwa stehen, wir aber sind ohne Zaren und Vertheidiger. Mit einem Worte, Alles begünstigte Godunow, denn Alles war von ihm veranstaltet." Am 17 Febr wurde im Kreml die Reichsversammlung eröffnet, außer der ganzen hohen Geistlichkeit, dem Synklit und dem Hofstaate erschienen da nicht weniger denn 1991 Beamte und Deputirte aus allen Provinzen. Der Patriarch nahm das Wort, zuvorderst der Versammlung mittheilend, daß Irene weder selbst herrschen, noch ihren Bruder zu Herrschaft segnen, auch Godunow gleich wenig die Krone annehmen wolle. „Rußland," fuhr er fort, „welches sich nach einem Zaren sehnt, erwartet ihn mit Ungeduld von der Weisheit der Versammlung. Ihr Bischofe, Archimandriten und Aebte, ihr Bojaren, Edelleute, Gerichtsexperten, Bojarensöhne und Leute jeglichen Ranges, erklärt uns eure Meinung und gebt euren Rath, wer unser Herr sein soll. Wir zwar, die Zeugen des Todes unseres Zaren Theodor Iwanowitsch, sind der Meinung, daß wir außer Boris Fedorowitsch keinen andern Selbstherrscher suchen dürfen." Darauf antworteten einstimmig Geistlichkeit, Bojaren, Ritterschaft und Volk: „Eben das ist auch unser Rath und Wunsch, unverzüglich vor Boris Fedorowitsch, als unserem Herrn, die Stirn zu schlagen und keinen andern Herrscher für Rußland zu suchen." Die Begeisterung war allgemein und lange Nichts zu hören als der Name Boris, der in der ganzen Versammlung stürmisch wiederhallte. Als die Ruhe wiederhergestellt war, trat einer der Großen auf, von der ganzen Vergangenheit Godunow's eine gedrängte Uebersicht zu geben. „Die Zarin Irene und ihr erlauchter Bruder wurden von der zartesten Kindheit an in dem Palaste des großen Zaren Iwan Wasiljewitsch erzogen und von seinem Tische gespeiset. Als der Zar Irenen der Ehre würdigte, sie zu seiner Schwiegertochter zu wählen, lebte Boris Fedorowitsch von dieser Zeit an unausgesetzt bei ihm, von dem Zaren empfing er den Unterricht in der Staatsklugheit. Da der Zar einst vernommen, daß sein junger Liebling erkrankt sei, besuchte er ihn, von uns begleitet, und sprach gnädig zu ihm: „„Boris, ich leide um dich wie um meinen Sohn, um meinen Sohn wie um meine Schwiegertochter, um meine Schwiegertochter wie um mich selbst,"" — dann hob er drei Finger seiner rechten Hand auf und setzte hinzu: „„das ist Theodor, Irene und Boris; du bist nicht mein Knecht, sondern mein Sohn."" In den letzten Stunden seines Lebens, als Iwan beichten wollte und Alle deshalb sich entfernten, hielt der Zar den Liebling an seinem Lager zurück, zu ihm sprechend: „„Dir enthülle ich mein Herz, dir befehle ich meine Seele, meinen Sohn, meine Tochter und das ganze Reich. Hüte sie, oder du wirst bei Gott dereinst Rechenschaft geben."" Dieser unvergeßlichen Worte eingedenk, hatte Boris Fedorowitsch sowol den jungen Zaren als das große Reich wie seinen Augapfel bewahrt." Weiter beschrieben die Bojaren, wie der Reichsverweser durch unermüdliche weise Thätigkeit das Reich gehoben, den Khan und die Schweden gedemüthigt, Lithauen im Zaume gehalten, die Grenzen erweitert, die Zahl der zinspflichtigen Fürsten und Diener vermehrt habe, wie die vornehmsten Herrscher in Europa und Asien demselben Achtung und Freundschaft bezeigten, welcher Ruhe das Reich in seinem Innern genossen habe, wie Gnade dem Heere und dem Volke, Allen Gerechtigkeit, Armen, Witwen und Waisen Schutz geworden sei. Am Schlusse solcher Lobrede hieß es: „Wir erinnern euch an einen denkwürdigen Fall. Als der Zar Theodor nach dem glorreichen Siege, den er durch den Geist und den Muth des Reichsverwesers über den Khan erfochten hatte, mit der Geistlichkeit und dem Synklit fröhlich beim Schmause saß, nahm er in der Rührung der Dankbarkeit den goldenen Zaren-Grywna von der Brust und hing ihn seinem Schwager um. Der Patriarch aber erklärte der Versammlung, daß der Zar, von dem heiligen Geiste erfüllt, durch diese geheimnißvolle Handlung die künftige, von Ewigkeit her vorbestimmte Regierung Godunow's bezeichnet habe." Von Neuem ertönte das Geschrei: „Es lebe unser Herr Boris Fedorowitsch!" und der Patriarch sprach: „Die Stimme des Volkes ist die Stimme Got-

tes, es geschehe nach dem Willen des Höchsten!" Am folgenden Tage, den 18. Febr., strömte die Menge nach der Kirche zu Mariä Himmelfahrt; Alle, Geistlichkeit, Bojarenrath, Volk, niedergeworfen zur Erde, flehten inbrünstig zu Gott, daß der Reichsverweser sich erweichen lassen und die Krone annehmen möge. Das Gebet wurde ganzer drei Tage fortgesetzt und den 20. Febr. kündigten Hiob, die Bischöfe und die Großen dem hartnäckigen Thronverächter an, daß er nicht mehr von Moskwa allein, sondern von Rußland in seiner Gesammtheit zum Zaren erwählt worden sei. Abermals entgegnete Godunow, daß seine Seele vor der Höhe und dem Glanze von Theodor's Thron zurückbebe; wiederum bekräftigte er durch Schwüre, daß ein so kühner Gedanke in dem Tiefsten seines Herzens niemals gekeimt habe; bei allen den Bitten, bei den Thränen, die um ihn flossen, unbewegt, wies er die Versucher, die Geistlichkeit und den Synklitt aus dem Kloster und verbot ihnen, wiederzukommen. Um das felsenfeste Herz zu brechen, sollte ein letzter Versuch gemacht werden. Den 21. Febr. wurde in sämmtlichen Kirchen der Stadt ein feierliches Gebet abgehalten als die Einleitung zu einem großen Zuge nach dem Nowodjewitschykloster. Was die Macht der Ueberredung, Bitten und Thränen vermöchten, sollte dort nochmals erprobt werden. „Wenn sich unser Landesherr," dahin hatten die Bischöfe im tiefsten Geheimnisse sich geeinigt, „Boris Fedorowitsch, unserer Noth erbarmt, so entbinden wir ihn seines Schwures, nimmer Zar von Rußland sein zu wollen; erbarmt er sich nicht, so thun wir ihn in der Kirche Bann, legen dort im Kloster die bischöfliche Würde, die Kreuze und Panagien ab, verlassen die wunderthätigen Bilder der Heiligen, unterfagen Gottesdienst und Gesang in den Kirchen und geben das Volk der Verzweiflung, das Reich dem Verderben, Aufruhr und Blutvergießen anheim, und mag der Urheber dieser unübersehbaren Uebel sie am Tage des jüngsten Gerichts bei Gott verantworten." Mit der Morgendämmerung des 21. Febr. gerieth die Hauptstadt unter dem Geläute aller Glocken in Bewegung. Alle Kirchen und Häuser standen offen, unter Gesang zog die Geistlichkeit aus dem Kreml, schweigend drängte das Volk sich auf den Plätzen zusammen. Der Patriarch und die Bischöfe trugen die durch glorreiche Erinnerungen berühmten Heiligenbilder, das Wladimir'sche und das Don'sche, dem Klerus folgten der Rath, der Hofstaat, die Ritterschaft, die Gerichte, die Deputirten der Landschaften, die gesammte Bevölkerung der Stadt, und in solcher Ordnung ging es dem Nowodjewitschykloster zu. Von dort aus wurde, unter anhaltendem Glockengeläute, das smolenskische Muttergottesbild entgegengetragen, hinter dem Bilde ging her Godunow, sichtlich in Bestürzung über die so ungewöhnlich feierliche Procession. Vor dem Wladimir'schen sank er zur Erde nieder, unter Thränen ausrufend: „O Mutter Gottes, welches ist die Veranlassung zu deinem Zuge? Nimm mich, o nimm mich unter die Obhut deiner Gnade." Darauf gegen Hiob sich wendend, sprach er in dem Tone des Vorwurfs: „Du, der oberste Hirt, wirst Gott Rechenschaft geben." Hierauf antwortet der Patriarch: „Geliebtester Sohn, verzehre dich nicht in Kummer, sondern vertraue der Vorsehung! Diesen Zug hat die Mutter Gottes unternommen, auf daß du dich schämest!" Er ging, von der Geistlichkit und den Vornehmen gefolgt, in die Klosterkirche, die nächsten im Range fanden Platz innerhalb der Klostermauern, das übrige Volk füllte ganz und gar das ausgedehnte Feld Djewitschy. Der Patriarch las, unter Assistenz seiner Geistlichkeit, die Liturgie, und drang sodann, immer vergebens, in Boris, daß er die Krone nicht von sich weise; die Heiligenbilder und Kreuze ließ er in die Zelle der Zarin tragen, da neigte er mit allen Bischöfen und Großen bis zur Erde das Haupt, und in demselben Augenblicke fiel auf ein gegebenes Zeichen die ganze Menschenmasse in den Zellen innerhalb und außerhalb des Klosterberings mit einem donnernden Rufe auf die Kniee, Alle in Boris ihren Zaren, ihren Vater begehrend. Mütter, die ihre Säuglinge an der Brust trugen, warfen sie zum Boden, nicht achtend das Jammern der zarten Wesen. Die Aufrichtigkeit überwand die Verstellung, die Begeisterung wirkte auf Gleichgültige und auf Heuchler. Manche, denen die Thränengabe versagt, und die deshalb fürchteten, wegen dieser übelgesinnten Trockenheit mit einer wachsamen Polizei in Conflict zu gerathen, suchten den Defect durch Bestreichung der Augen mit Speichel zu ersetzen. Schluchzend, lange und inständig beschwor der Patriarch die Zarin im Namen der vor ihr stehenden Heiligenbilder, im Namen Christi des Erlösers, im Namen der Kirche und Rußlands, den Millionen Rechtgläubiger einen zuverlässigen Herrscher, ihnen ihren großen Bruder zu geben. Da vernahm man endlich das Wort der Gnade, die Augen der bis dahin ungerührten Zarin füllten sich mit Thränen. Sie sprach: „Nach dem Willen des allmächtigen Gottes und der allerreinsten Jungfrau Maria nehmt von mir meinen einzigen Bruder zum Herrscher, auf daß der Jammer des Volkes sich stille. Möge der Wunsch eurer Herzen zum Glücke Rußlands in Erfüllung gehen! Ich segne den von euch Erwählten und befehle ihn dem himmlischen Vater, der Mutter Gottes, den heiligen Gerechten von Moskwa und dir, Patriarch, und euch, Bischofen, und euch, Bojaren. Er möge meinen Platz auf dem Throne einnehmen!" Alle fielen der Zarin zu Füßen, während sie, einen wehmüthigen Blick auf Boris werfend, ihm befahl, über Rußland zu herrschen. Aber er verrieth immer noch Abneigung, fürchtete die schwere, seinen schwachen Schultern aufgelegte Last, bat, ihn zu verschonen, äußerte gegen seine Schwester, daß sie aus reiner Barmherzigkeit ihn nicht dem Throne zum Opfer hätte bringen dürfen, schwur aufs Neue, daß sein zaghaftes Gemüth niemals zu solcher, dem Sterblichen furchtbaren Höhe sich zu erheben gewagt habe; er rief das allsehende Auge und Irenen selbst zum Zeugen an, daß sein einziger Wunsch gewesen sei, bei ihr zu leben und ihr Engelsantlitz zu schauen. Entschieden bestand die Zarin auf ihrem Willen. Da rief Boris in scheinbarer Zerknirschung: „Herr, geheiligt sei dein Wille! Leite mich auf der rechten Bahn und gehe mit deinem Knechte nicht

ins Gericht! Ich gehorche dir, den Wunsch des Volkes erfüllend!" Die Bischöfe, die Großen fielen ihm zu Füßen. Der Patriarch, nachdem er zuvörderst über die Zarin und ihren Bruder das Kreuzeszeichen gemacht, eilte der harrenden Menge zu verkündigen, daß der Herr ihr einen Zaren geschenkt habe. Von der Zelle der Zarin bis zu dem äußersten Rande des Djewitschyfeldes erhob sich der stürmische Ruf: Preis, Lob und Preis! Umringt von den Großen, gedrängt, geküßt von dem Volke, folgte Boris der Geistlichkeit in die Klosterkirche, wo ihn der Patriarch vor den Heiligenbildern der Wladimir'schen und Don'schen Mutter Gottes zur Herrschaft über die gesammte Moskau segnete, ihn zum Zaren ernannte und ihm zum ersten Male das Lied für langes Leben singen ließ. Den 26. Febr. ritt Boris in die Hauptstadt ein; vor den Mauern der hölzernen Festung ward er von den Kaufleuten mit goldenen und silbernen Pokalen, Perlen, Zobeln und vielen andern Zarengeschenken empfangen; er dankte freundlich, wollte aber nur Brod annehmen, denn, sagte er, Reichthum sei ihm lieber in den Händen des Volkes als im Schatze. Nach dem Te Deum, in der Kirche zu Mariä Himmelfahrt gesungen, wurde Boris abermals zur Herrschaft eingesegnet, ihm, der Zarin Miria Gregoriewna und ihren Kindern, Theodor und Xenia, das Lied für langes Leben gesungen. Nach der Liturgie und den empfangenen Glückwünschen warf Boris sich in der St. Michaelskirche, in einem Gefühle von Dankbarkeit betend, vor den Gräbern Iwan's und Theodor's nieder, darauf besuchte er den Patriarchen im Tschudowkloster, vertraute diesem, daß er seine Schwester in ihrem Kummer vor Ostern nicht verlassen dürfe, und kehrte sodann in das Kloster Nowodjewitschy zurück, nachdem er dem Bojarenrathe aufgegeben hatte, unter seinem Vorwissen und nach seiner Entscheidung die öffentlichen Angelegenheiten zu leiten. Unterdessen wurde allen Staatsdienern der Treueid abgenommen. Sie schwuren, weder durch Wort, noch durch That den Zaren zu verrathen, keine Anschläge auf dessen Leben oder Gesundheit zu machen, ihm weder durch Gift, noch durch Zauber zu schaden, an den ehemaligen Großfürsten von Twer, Simeon Bekbulatowitsch, oder dessen Sohn als allenfallsigen Throncandidaten nicht zu denken, mit denselben weder ein geheimes Verständniß, noch Briefwechsel anzuknüpfen, alle geheimen Verbindungen und Verschwörungen, ohne Rücksicht für Freunde und Verwandte, anzuzeigen und nicht in fremde Länder zu entfliehen. Außerdem verpflichteten sich die Bojaren, die Beamten des Reichsraths und der Gesandtschaftskammer, in Staatsangelegenheiten und Geheimnissen verschwiegen zu sein, die Richter, falscher Urtheile sich zu enthalten, die Schatzmeister, den Zaren nicht zu betrügen, die Djäken, sich nicht bestechen zu lassen. Der Patriarch ließ durch die Synode vom 9. März ein allgemeines Gebet beschließen, zu dem Zwecke, daß Gott den gesegneten Zaren würdigen möge, Krone und Purpur anzulegen; er verordnete für ewige Tage die Feier des 21. Febr., als des Tages von Godunow's Thronbesteigung; endlich schlug er dem Landtage vor, den Huldigungseid durch eine Synodalurkunde zu bestätigen, mit der Verbindlichkeit für sämmtliche Beamte, sich keiner Art des Dienstes zu entziehen, nichts die Würde des Geschlechts oder das Verdienst Ueberstei-gendes zu begehren, überall und in allen Stücken den Befehlen des Zaren und dem Urtheilsspruche der Bojaren zu gehorchen, um dem Landesherrn in Dienst- und Landgerichtsangelegenheiten kein Misvergnügen zu bereiten. Einstimmig und insgesammt erwiderten die Mitglieder des hohen Rathes: „Wir geloben für den Zaren, die Zarin und ihre Kinder Leib und Leben zu lassen," und es wurde über diese Verpflichtung eine Urkunde aufgenommen. Die Geschäfte, mit denen Boris angelegentlichst, bald in seiner Zelle, bald im Reichsrathe, sich beschäftigte, waren niemals so emsig betrieben worden. Man wußte nicht, wie der Zar die Zeit zum Ruhen, Schlafen oder zur Tafel finden könne, unausgesetzt sah man ihn mit Bojaren und Djäken rathschlagen, oder bei der betrübten Irene trauern und trösten Tag und Nacht. Irene schien in der That der Gegenwart des Einzigen, der ihrem Herzen theuer geblieben war, zu bedürfen; tief gebeugt durch den Verlust des von ihr aufrichtig und zärtlich geliebten Herrn, welkte sie dahin, sichtlich der Auflösung entgegengehend. Vergeblich mühten sich Bischöfe und Große, den Zaren zu bestimmen, daß er den Ort der Trübsal, das Kloster, verlassend, nach dem Kreml übersiedele und dem Volke im Zarenschmucke auf dem Throne sich zeige. Jederzeit lautete die Antwort: „Ich kann mich von der hohen Fürstin, meiner unglücklichen Schwester, nicht trennen," und neuerdings betheuerte er, nicht Zar sein zu wollen. Allein Irene befahl ihm abermals, den Willen Gottes und des Volkes zu erfüllen, den Scepter zu führen und nicht in der Zelle, sondern vom Throne aus zu herrschen. Also gedrängt, setzte er endlich den 30. April fest, als den Tag seines Einzuges in die Hauptstadt. Von der Geistlichkeit, den Großen, den Behörden, einer unübersehbaren Volksmenge erwartet, kam er in der Morgenstunde in einem prachtvollen Wagen aus dem Kloster Nowodjewitschy herangefahren; die Kirchenfahnen, die Heiligenbilder und das Volk erblickend, stieg er aus; er verneigte sich vor den Heiligenbildern, begrüßte huldreich einen Jeden, Vornehme und Geringe, stellte ihnen die wegen ihrer Tugend und Frömmigkeit allgemein verehrte Zarin vor, seinen neunjährigen Sohn und seine 16jährige Tochter, zwei Engel von Schönheit. Ihnen, dem Vater und der Mutter, wurden Geschenke, Gold, Silber und Perlen, dargeboten, sie schlugen Alles aus, nahmen nur Salz und Brod an und luden auch die Anwesenden insgesammt zur Tafel. Dann wendete der Zug sich der Kirche von Mariä Himmelfahrt zu, wo der Patriarch dem Monarchen das lebenschaffende Kreuz des heiligen Peter's des Metropoliten auf die Brust legte (was ein Anfang der Krönung war) und ihn zum dritten Male als den Beherrscher der Moskau einsegnete. Die Liturgie wurde gelesen, dann besuchte, unter der Bojaren Begleitung, Boris alle Hauptkirchen des Kreml, betete aller Orten mit heißen Thränen und erhob sich endlich nach dem Palaste, wo er das Volk speiste; die Zahl der Gäste wußte Niemand, war doch Alles geladen, vom Patriarchen bis zum Bettler. Daß die Krönung ohne Verzug folge,

verlangten der Patriarch und der Bojarenrath; „das wollte ohne Zweifel auch Boris selbst, um sich und sein Geschlecht durch eine wichtige kirchliche Handlung auf dem Throne zu befestigen; allein da er seinem schlauen Geiste die Herrschaft über die Neigungen seines Herzens ließ, so ersann er einen neuen Zauber; statt des Scepters nahm er das Schwert in die Rechte und eilte ins Feld, um zu beweisen, daß ihm die Sicherheit des Vaterlandes theurer sei als Krone und Leben. So begann die friedlichste Regierung mit einer Kriegsrüstung, welche den Aufstand der Russen zur Schlacht mit Mamay ins Gedächtniß zurückrief!" Don'sche Kosaken waren mit raubenden Haufen krimischer Tataren handgemein geworden; Gefangene sollten ausgesagt haben, der Khan der Krim rüste sich zu einem gewaltigen Kriegszuge, 7000 Janitscharen würden seine Unternehmungen unterstützen. Alsbald ließ Boris alles Volk entbieten, zu Serpuchow an der Oka, dem gewöhnlichen Sammelplatze für dergleichen Fälle, sich kriegsfertig einzufinden. Am 2. Mai 1598 brach er selbst von Moskau auf, begleitet von einem zahlreichen und glänzenden Generalstabe, von allen zum Kriege und im Rathe und zum Hofstaate erforderlichen Personen. In Serpuchow vertheilte er die Befehlshaberstellen nach den fünf Abtheilungen des Heeres: Vorhut, Haupttreffen, rechter und linker Flügel, Nachhut. Die Pässe, die Verhaue ließ er besetzen: die Flotte auf der Oka konnte den Operationen sehr förderlich werden. Man sah, was man noch nicht gesehen hatte, eine halbe Million Soldaten (wie versichert wird) in geordneter rascher Bewegung, von dem lebhaftesten Diensteifer und unbegrenztem Vertrauen beseelt. Täglich nahm der Zar neue Musterungen vor, er begrüßte die Anführer und die Gemeinen und veranstaltete Gastmähler, wo jedesmal nicht weniger als 10,000 Mann unter den Zelten auf Silber gespeist wurden. Dies dauerte sechs Wochen. Dann kam, statt des erwarteten Feindes, aus der Krim eine friedliche Gesandtschaft, um schon früher Unterhandeltes abzuschließen. Die Gesandten wurden durch den Anblick einer ganz eigentlich unübersehbaren Parade geschreckt, dann in der friedlichsten Weise entlassen. An demselben Tage, Peter und Paul, nahm der Zar Abschied von dem Heere bei einem großen Schmause, wo 500,000 Gäste auf der Okawiese zu bewirthen waren; die Speisen, Meth und Wein wurden auf Wagen herumgefahren, dann Geschenke, kostbare Stoffe, an die Befehlshaber und Beamten ausgetheilt. Boris eilte nach Moskau, um dort die Ehren eines Triumphes und am 3. Sept. die Krone zu empfangen. Von ungewöhnlicher Pracht war die Handlung begleitet, in deren Laufe, mitten in der Liturgie, der Zar laut ausrief: „Heiliger Vater, großer Patriarch Hiob! Gott ist mein Zeuge, daß es unter meiner Herrschaft weder Waisen noch Arme geben soll," und den Saum seines Hemdes fassend, setzte er hinzu: „Auch dieses Letzte gebe ich dem Volke!" Worte, die allgemeines namenloses Entzücken verbreiteten; das Volk weinte, die Bojaren priesen den gütigen Herrscher, der, wie man versichert, in diesem wichtigen Augenblicke noch ein zweites Gelübde ablegte, des Lebens und des Blutes selbst der Verbrecher zu schonen und sie nur in die Wüste zu verbannen. An der Kirchenthüre wurde Boris von dem Fürsten Mstislawsky mit Gold bestreut, dann angethan mit Krone, Scepter und Reichsapfel, ließ er sich im Zarenpalaste nieder auf dem Throne, um durch Austheilung von Gnaden und reichen Geschenken, durch allgemeine Wohlthaten diesen großen Tag zu feiern. Daß bei den vielen Beförderungen die Godunow nicht vergessen wurden, stand zu erwarten. Demetrius Godunow wurde zum Stallmeister, Stephan zum Hanshofmeister ernannt (anstatt des wackern Gregor Godunow, der allein über die Erhöhung seines Geschlechtes sich nicht freute, vielleicht aus Verdruß darüber starb). Vier Godunow wurden Okonitschy, mehre Stolniks und dergleichen. Allen in Kriegs-, überhaupt Staatsdiensten stehenden Personen ließ der Zar den doppelten Gehalt reichen, den moskowitischen und andern Kaufleuten verstattete er auf zwei Jahre zollfreien Handel, die Kronbauern und selbst die wilden Eingeborenen von Sibirien befreite er auf ein Jahr von Abgaben. Er bestimmte, wie viel die herrschaftlichen Bauern, gesetzlich und ungekränkt, für ihre Herrschaft zu arbeiten oder an Geld zu entrichten hätten. Nachdem diese Wohlthaten vom Throne aus verkündigt worden waren, veranstaltete der Zar auch noch Schmausereien für das Volk, die ganzer zwölf Tage währten. Kurz vorher, den 20. Aug., war die kleine Schar, mit welcher Kutschium, der landflüchtige Zar von Sibirien, immer noch Miene machen wollte, der Russen Fortschritte zu hemmen, vernichtet worden. Kutschium entkam; unbekannt sind seine ferneren Schicksale. Um den leichten Sieg zu feiern, ließ Boris vom 5—8. Sept. 1598 alle Glocken der Stadt Moskau läuten. Fortan war kein Krieg mehr in Sibirien zu fürchten; mit geringem Aufwande von Kräften konnte die Widerspenstigkeit der Zinspflichtigen gezügelt werden. In neuen Städten siedelten viele Russen sich an. Werchoturje wurde gleich 1598 erbaut, 1600 Mangasei und Turinsk, 1604 Tomsk. Am 6. Oct. 1600 traf zu Moskau eine polnische Gesandtschaft ein, um am 11. März 1601 Waffenstillstand auf 20 Jahre abzuschließen. Diesen hat K. Sigismund zu Wilna am 7. Jan. 1602 beschworen, ohne daß er von Rußland seine Anerkennung als König von Schweden hatte erhalten können, wogegen er aber dem russischen Großfürsten die Titel eines Zaren und Selbstherrschers verweigerte. Bereits war im Januar 1601 von Seiten des Herzogs Karl von Südermanland in Moskau eine Gesandtschaft angelangt, um den Zaren für ein Bündniß gegen Polen zu gewinnen. Sehnsüchtige Blicke richtete Boris nach dem ihm so wohlgelegenen Livland, und er hatte den schwedischen Prinzen Gustav, Erich's XIV. Sohn, gastlich aufgenommen und mit einem reichen Leibgedinge ausgestattet, wol in der Absicht, sich seiner zu bedienen, wie Iwan IV. mit seinem Scheinkönige Magnus in Livland gethan hatte. Sogar war dem Prinzen des Zaren Tochter zur Gemahlin verheißen, wenn er die griechische Religion annehme; allein Gustav wollte seinem Glauben nicht untreu werden, die aus Danzig mitgebrachte Geliebte nicht verlassen und ebenso wenig zum Nachtheile Schwedens das

blinde Werkzeug russischer Politik sein; er fiel in Ungnade und starb, ein Gefangener, im J. 1607. Was ihm auf diesem Wege fehlgeschlagen war, suchte der Zar durch Verrath zu erreichen; Narwa, den Schlüssel von Livland, sollten erkaufte Verräther ihm überliefern. Als auch dieses mislungen war, verlangte er für die den Schweden gegen die Polen zu leistende Hilfe die Abtretung von Ehstland. Daß sie verweigert wurde, mag nicht ohne den Einfluß auf den Waffenstillstand mit Polen geblieben sein; ohnehin lag es nicht in dem Interesse des Zaren, durch eine Allianz das Uebergewicht des einen seiner Nachbarn über den andern zu vervollständigen. Der Versuch, die russische Herrschaft über Daghestan auszudehnen, nahm nach einigen scheinbaren Erfolgen den unglücklichsten Ausgang (1604). Im J. 1601 gingen russische Gesandte nach Kopenhagen, dänische nach Moskau, um den alten Streit wegen der Wüsteneien von Kola und Wargau zu schlichten. Christian IV. suchte zu beweisen, daß ganz Lappland zu Norwegen gehöre, die Russen beriefen sich auf den Umstand, daß unter der Regierung des Wassilii Iwanowitsch der nowgorodische Priester Elias die heidnischen Lappen getauft habe. Doch zeigte Boris sich nachgiebig und überließ es der nächsten Zusammenkunft dänischer und russischer Beamten, an der Kola die Grenzen beider Staaten zu bestimmen, vorläufig dem Könige alles Land nördlich des Klosters Petschen abtretend. Der Vertrag wegen der Handelsfreiheit dänischer Kaufleute in Rußland wurde erneuert. Boris hegte noch andere Absichten, er wünschte seine Familie in verwandtschaftlicher Verbindung mit einem auswärtigen Regentenhause zu sehen. Ein derartiger Antrag war, bei den fortwährenden Reibungen mit Schweden, in Kopenhagen ungemein willkommen. Der von dem Zaren in Aussicht genommene Bräutigam, K. Friedrich's II. von Dänemark jüngster Prinz, Johann, stand, für Spanien fechtend, im Lager vor Ostende. Er eilte nach Hause, um sich einzuschiffen, und ankerte am 10. Aug. 1602 vor der Mündung der Narowa. Hier erwartete seiner das mit Sammet ausgeschlagene Boot des Zaren In dem Augenblicke, wo er den moskowitischen Boden betrat, begrüßte ihn der Donner der Kanonen und dieser wiederholte sich in allen Städten, welche der hohe Reisende berührte. Am 19. Sept. erreichte er die Hauptstadt, am 28. war große Vorstellung bei Hofe. Allein die Prinzessin Xenia bekam der Bräutigam nicht zu sehen, er mußte sich mit den Beschreibungen begnügen, welche man von ihren Reizen, ihrer Liebenswürdigkeit und Tugend machte. Von mittler Größe, üppiger Gestalt und schönem Wuchse, das wird von ihr gerühmt, hatte sie eine milchweiße Haut, schwarzes, dichtes, lang auf die Schultern herabwallendes Haar, ein frisches, durch die Gesundheit gerothetes Angesicht, zusammenlaufende Augenbrauen und große, feurige, schwarze Augen von unendlicher Schönheit, besonders wenn Thränen der Rührung oder des Mitleids in ihnen glänzten; sie entzückte nicht minder durch die Milde ihres Gemüthes, durch die Tiefe ihres Verstandes, durch die Süßigkeit ihrer Rede, durch einen gebildeten Geschmack, welchen sie ihrer Liebhaberei für Bücher und heilige Gesänge verdankte. Verlobung und Hochzeit wurden auf den Winter verschoben; dazu bereitete man sich nicht durch Gastmähler, sondern durch Gebet; die Aeltern, die Braut und ihr Bruder wallfahrteten nach dem Kloster Troizkoi Sergiew. Einstweilen wurde der Bräutigam täglich in seinem Hause mit einer Zarentafel beehrt; man schickte ihm Sammet, Mohr und Spitzen zum russischen Anzuge, mit Gold und Silber ausgenähte Wäsche und ein reiches Bett. Er gab sich große Mühe, die Sprache zu erlernen, gefiel ungemein, aber Unmäßigkeit, wie es heißt, verkürzte ihm das Leben. Er starb nach kurzem Lager den 28. Oct. 1602, für Boris ein herber Schmerz, der sich namentlich in seinem Bestreben, für die Tochter einen anderen Bräutigam in dem oldenburgischen Hause zu finden, ausspricht. Abermals (1604) kamen russische Gesandte nach Dänemark, es wurde auch, unter K. Christian's IV. Mitwirkung verabredet, daß sein Vetter Philipp, wol jener Sohn des Herzogs Johann von Holstein-Sonderburg, von welchem die Linie in Glücksburg abstammt, die Zarentochter heirathen solle, eine Verbindung, welche indessen wegen des Umsturzes aller Verhältnisse in Rußland nicht zur Ausführung kam. Im J. 1599 erneuerte Boris, dem Patriarchen Hiob zu Liebe, den von Iwan dem Metropoliten Athanasius ertheilten Gnadenbrief, wonach alle Leute des Patriarchen, seine Klöster, Beamten, Diener und Leibeigene von der Gerichtsbarkeit der Bojaren, Statthalter, Bezirksvorsteher und Richter befreit sein, wegen keines Vergehens, Todtschlag allein ausgenommen, von ihnen gerichtet werden, nur unter des Patriarchen Gerichten stehen und von allen Abgaben an die Krone frei sein sollten. Im Allgemeinen gibt sich in allen Anordnungen des Zars das eifrige Bestreben kund, das Beste des Landes zu fördern und Unwissenheit und Barbarei zu verscheuchen. Das schildert Busso in kurzen Worten: „Boris ließ sonderliche Gerichtshäuser und Kanzleien bauen, gab neue Gesetze und Statuten. Er schaffte ab alle heidnische und sodomitische Grobheit und Sünde, so im Lande gebräuchlich waren. Er verbot das Vollsaufen und öffentliche Krüge und Schenken ganz ernstlich und verkündigte, daß er viel eher wollte Mord und Diebstahl nachgeben, ehe er wollte ungestraft lassen denselbigen, der wider sein Gebot Krug halten und Branntwein, Meth oder Bier auszapfen oder verkrügen würde. Jedermann möchte in seinem Hause genießen, was ihm Gott bescheere, auch seinen Freund zu Gast haben, aber kein Getränk den Moskowitern verkaufen, und wer sich sonst nicht zu ernähren wüßte ohne den Krug und die Schenke, der sollte supplicirn, er wollte ihm Land und Leute geben, davon er leben könnte. Die Deutschen so bey des Tyrannen Iwan Wassiljewitsch Zeiten aus Livland dahler ins Land gefänglich verführet und an einem lustigen Ort bald eine halbe Meile von dem zarischen Schloß zusammen wohnten, und gute Nahrung hatten, ihrer viele auch dem Zaren zu Felde dienten und darum auch mit guten Landgütern versehen waren, gab er frei, ihren Gottesdienst in ihren Häusern zu halten, und damit er unter seinen Unterthanen künftig möchte auch weise und verständige

Leute haben, bot er dem ganzen Lande die Gnade und Freiheit an, daß er aus Deutschland, England, Spanien, Frankreich und Italien gelehrte Männer verschreiben und in allerlei Sprachen wollte Schule halten lassen. Allein die Mönche und Pfaffen waren dawider, und wollten mit nichten consentiren; gaben vor, ihr Land wäre weit und groß, auch jetzo einig in der Religion, Sitten und Zungen, würden mehr Sprachen denn die ihrige unter die Russen kommen, so würde Zwiespalt und Gezänk im Land sich erheben und der innerliche Friede nicht also wie jetzo erhalten werden. Ob nun wohl solches sein gutes Vorhaben durch den Mönch- und Pfaffenrath eingestellt werden mußte, ließ er doch nichtsdestoweniger achtzehn Edelknaben, der Moskowiter Kinder, auslesen, von denen wurden 6 nach Lübeck, 6 nach England und 6 nach Frankreich geschickt, daß sie allda zur Schule sollten gehalten werden, haben die fremden Sprachen auch leichtlich gelernt. Allein noch zur Zeit ist von ihnen allen nicht mehr denn nur einer wieder nach Rußland kommen, welchen Carolus König von Schweden dem Herrn Ponto de la Gardie zum Dolmetscher mitgegeben. Die andern haben nach ihrem Vaterlande wiederzukommen keine Lust gehabt, sondern sich in die weite Welt verfügt. Boris bauete und besserte viel im Land an Schlössern und Städten. Die ganze große Hauptstadt Moscoviam ließ er mit einer starken hohen Mauer aus gehauenen Steinen ringsherum zieren und befestigen, desgleichen auch eine solche Mauer rings um die Stadt und Festung Smolensk ziehen, 23 Schuh dick und sehr hoch. Auf der tartarischen Grenze ließ er zwei starke Festungen erbauen und die eine nach seinem Namen Borissogorod, die andere nach aller Kaiser Namen Zarigorod nennen, der Tartaren jährlichen Ueberfall dadurch zu verhindern. In Summa Boris richtete seine Regierung dahin, daß sein Namen sollte weit und breit gepriesen werden, er auch in seinem Lande Frieden haben und die Unterthanen in guter Wohlfahrt leben möchten. Doch aber war gleichwohl der Segen des Herrn nicht bei seinem Regiment, weil er mit Mord und List zum Kaiserthum sich gedrungen." Aus England, Teutschland, Niederland berief er nicht nur Aerzte, Künstler und Handwerker, sondern auch Beamte in seinen Dienst. Livländer, Edelleute und Bürger, 35 an der Zahl, die durch die Polen aus ihrer Heimath vertrieben worden waren und sich anfänglich in dem Kloster Petscherskoi bei Pleskow aufhielten, wurden von dem Zaren nach Moskau berufen. „Sie begrüßten ihn den 23. Dec. 1601. Er sagte zu ihnen durch Vermittelung eines Dolmetschers: „„Ausländer, seid mir gegrüßt in meinem Reich. Ich freue mich, daß ihr eure Reise glücklich vollendet habt. Eure traurige Verbannung rührt mich; ich werde jedem von euch dreimal so viel geben, als ihr zugleich mit eurem Vaterlande verloren habt. Ich werde euch Land, Diener und Arbeiter schenken, euch in Sammet, Seide und Gold kleiden, eure leeren Seckel mit Gold füllen; ich werde nicht Zar, sondern ein wahrer Vater für euch, ich werde allein euer Herr und Richter sein. Haltet in Frieden und Freiheit euren Gottesdienst. Legt nur das Gelübde ab, mir nicht treulos zu werden, nicht zu unsern Feinden überzugehen, es nicht zu verschweigen, wenn ihr von irgend einem Anschlag gegen mich höret, und mir weder durch Gift, noch durch Zauberei nach dem Leben zu trachten. Dann werde ich euch mit Gnaden überschütten, daß das ganze deutsche Reich davon sprechen soll."" D. von Tiesenhausen hielt in Aller Namen eine kurze Danksagungsrede, und schwur, daß alle Teutsche ihrem Vater, dem Regenten von Rußland, treu sein würden bis zum Tode. Der Zar antwortete: „„Bittet Gott, ihr Deutschen, für meine Gesundheit! so lange ich lebe, sollt ihr an nichts Noth haben."" Auf seine Perlenohrgehänge zeigend, fügte er hinzu: „„auch das werde ich mit euch theilen."" Darauf hielt er ihnen die Hand mit seinem Stabe entgegen, und gab sie ihnen allen zu küssen. Bei der Tafel saßen die Teutschen alle so, daß ihnen der Zar ins Gesicht sehen konnte. Er sagte: „„Ich habe euch, ihr lieben Deutschen, zu meinem zarischen Salz und Brod eingeladen, ich trinke auf eure Gesundheit! folgt meinem Beispiel."" Die Bojaren suchten die Gäste betrunken zu machen, die waren aber auf ihrer Hut, da ihnen bekannt, daß der Zar ein Freund der Nüchternheit sei; er bemerkte es und fragte: „„warum trinkt ihr nicht, wie es bei euch Gebrauch ist?"" Sie gaben zu verstehen, daß sie in Gegenwart des enthaltsamen Zaren ebenfalls mäßig sein müßten. Er lächelte und sagte: „„Ich nöthige euch zum Trinken als Wirth; macht euch getrost lustig, trinkt in die Runde auf meine Gesundheit. Die Pferde sind angeschirrt, man wird euch wohlbehalten nach Hause bringen, wenn es Zeit ist."" Der Zar stand auf, um zur Zarin zu gehen, ließ aber silberne Fäßchen, die mit verschiedenen Arten von Wein gefüllt, bringen und befahl den Bojaren, die Gäste also zu bewirthen, daß sie alles irdische Leid darüber vergäßen." Diese verbannten Livländer wurden unter vier Classen gebracht. In der ersten, vornehme Edelleute, erhielt jeder 50 Rubel zum Geschenk und 50 Rubel jährlichen Gehalt, ein ungarisches Kleid aus Goldstoff, ein Stück schwarzen Sammet, 40 Zobel, 800 Tschetwert Land und 100 Bauern, jeder Edelmann der zweiten Classe erhielt 30 Rubel baar, an Gehalt 30 Rubel, ein Kleid von Silberstoff, ein Stück Damast, 40 Zobel, 500 Tschetwert Land und 50 Bauern; für die dritte Classe betrugen Geschenk und Gehalt 20 Rubel, dazu ein Stück Sammet und rothes Tuch, 40 Zobel, 400 Tschetwert Land, 30 Bauern; in der vierten Classe wurden an Geschenk und Gehalt 15 Rubel, ein Stück Damast, 40 Zobel, 300 Tschetwert Land und 20 Bauern gegeben. Dergleichen Freigebigkeit stimmte gar wohl mit dem blühenden Zustande des Reiches, wenn auch die Begünstigung der Ausländer keineswegs geeignet war, dem Zaren die Anhänglichkeit der Eingeborenen zu sichern. Dafür suchte er die sonst nur dem Purpurgeborenen gezollte Ehrfurcht bei dem Volke und den Großen durch stolze Zurückgezogenheit zu ertrotzen. Die Religion sollte ihm das Mittel werden, seine Person zu heiligen. Nicht zufrieden mit dem gewöhnlichen Kirchengebete für Zar und Zarin, ließ er für sich und seine Familie ein besonderes aufsetzen, das in allen Häusern bei dem Mittags- und Abendessen gelesen werden sollte,

für Seelenheil und körperliches Wohlbefinden „des Dieners Gottes, des von dem Höchsten erkorenen und erhobenen Zars, des Selbstherrschers über das ganze östliche und nördliche Land; für die Zarin und ihre Kinder, für die Ruhe und Wohlfahrt des Vaterlandes und der Kirche, unter dem Scepter des einzigen christlichen Herrschers in der Welt, auf daß alle übrigen Herrscher sich vor ihm beugen und als Sklaven ihm dienen, seinen Namen verherrlichend von Meeren zu Meeren und bis ans Ende des Weltalls, auf daß die Russen gerührten Herzens immerdar Gott preisen für einen solchen Monarchen, dessen Geist ein Abgrund der Weisheit, dessen Herz von Liebe und Langmuth erfüllt ist; auf daß alle Länder vor dem Schwerte der Russen erzittern, das russische Land aber immer wachse und zunehme, auf daß die jungen blühenden Zweige des Hauses Borissens emporschießen, und durch den Segen des Himmels Rußland ununterbrochen beschatten von Ewigkeit zu Ewigkeit." Aber mit der Güte gegen die Gehorchenden ging Hand in Hand unerbittliche Strenge gegen die Verdächtigen. Wie Boris früher als Reichsverweser seine persönlichen Gegner verfolgt hatte, so fuhr er als Zar fort, Geschlechter, die ihm oder seiner Familie gefährlich werden könnten, zu unterdrücken. Einige suchte er durch verwandtschaftliche Verbindung mit seinem Geschlechte, Andere durch Hintertreibung der von ihnen projectirten Verbindungen zu isoliren. Das Haus Romanow-Jurjew, die fünf Mutterbruderssöhne des Zars Theodor nebst ihren Angehörigen, wurden wegen ihrer Verwandtschaft mit Theodor als gefährlich angesehen, unter dem Vorwande, daß sie durch Anwendung zauberischer Mittel sich des Zars zu entledigen gesucht hätten, ihrer Güter beraubt und in die Verbannung geschickt. Erfinder des angeblichen Complots war der allmächtige Simon Godunow, indessen ein anderer Godunow, der Krägtschy Iwan, sich bemühte, seiner Schwäger, der Romanow Schicksal zu mildern. Ihren Dienern, die theilweise auf der Folter gestorben waren, konnte er freilich das Leben oder die Gesundheit nicht wiedergeben. Die Romanow waren keineswegs die einzigen Schreckbilder für Borissens Phantasie. Er verbot den Fürsten Mstislawsky und Wassily Schuisky zu heirathen, damit ihre Kinder nicht dereinst seinem Sohne das Reich streitig machen konnten. Bogdan Bielski, des Zaren unruhiger Freund, wurde eingekerkert, seines Vermögens beraubt wegen eines prahlerischen Wortes; der Wundarzt Gabriel mußte ihm den langen dichten Bart ausraufen. Von Argwohn gequält, unaufhörlich in der Furcht geheimer Feinde und nicht weniger fürchtend, durch Handlungen der Tyrannei den öffentlichen Haß herauszufordern, verfolgte und begnadigte Boris. Er verwies den Verwandten Fürsten Bachtejarow-Rostowsky und vergab ihm; er entfernte den angesehenen Djäken Schtschelkalow von den Geschäften, ohne das Schuldig über ihn auszusprechen; mehrmals entfernte er die Schuisky, dann zog er sie wieder heran, liebkoste sie und bedrohte zugleich Jeden, der mit ihnen verkehrte, mit seiner Ungnade. Oeffentliche Hinrichtungen unterblieben, allein auf bloße Angeberei erfolgten Einkerkerungen ohne Zahl und mit demselben Leichtsinne wurde die Folter angewendet. Scharen von Spähern, welche für Lügen und Verleumdung nicht jedesmal Belohnung empfingen, stets aber unbestraft blieben, strömten aus den Häusern der Bojaren, aus Hütten, Klöstern und Kirchen dem Palaste des Zaren zu; Diener brachten Angaben gegen ihre Herren vor, Mönche, Popen, Diakonen, Hostienbäcker gegen Leute jeglichen Standes, Weiber gegen ihre Ehemänner, Kinder gegen die Väter. „Auch in wilden Horden," schreibt die Chronik, „kommt solches Uebel nicht vor: die Herren wagten nicht, ihre Sklaven anzublicken, noch Angehörige frei unter einander zu sprechen, oder wenn sie sprachen, so verbanden sie sich gegenseitig durch fürchterliche Eide zu unverbrüchlichem Schweigen." Mit einem Worte, es walteten nicht mehr die von Iwan ausgehenden Greuel, aber stumme Tyrannei lastete auf dem Reiche und zu ihr gesellte sich schreckliche Hungersnoth, vom Ausgange des Jahres 1601 an bis in das Jahr 1604. Um dem Uebel zu steuern, machte Boris die großartigsten Anstrengungen, ohne darum in seinen prachtliebenden Neigungen sich beschränken zu lassen; in jener Zeit bewirthete er seinen künftigen Eidam, den Herzog von Holstein, in der verschwenderischesten Weise, er verschönerte den alterthümlichen Kreml durch Neubauten; im J. 1600 hatte er den ungeheuren Thurm Iwan Weliky aufgeführt, 1601 und 1602 baute er, an der Stelle des abgebrochenen Palastes Iwan's, dem goldenen und dem Granowitensaale zwei große steinerne Flügel an. Mit solchen Arbeiten und durch reiche Unterstützung verschaffte er vielen Bedürftigen Brod, allein eine ungleich größere Zahl erlag der harten Zeit, wie denn in der einzigen Stadt Moskau über 500,000 Menschen Hungers gestorben sein sollen. Ueberhaupt blendete Boris die Unterthanen nicht durch seine Wohlthaten, denn in den Gemüthern waltete ein für ihn schrecklicher Gedanke, die Ansicht, daß der Himmel wegen der Missethat des Zaren das Reich heimsuche. „Reiche Spenden über die Armen ausgießend," schreiben die Chroniken, „bot er in goldener Schale ihnen das Blut der Unschuld, auf daß sie tränken zur Gesundheit; er nährte sie mit Gott misfälligem Almosen, da er das Vermögen ehrenwerther Großen geplündert, und die alte Schatzkammer der Zaren mit der Beute des Raubes verunreinigt hatte." Rußland gedieh nicht in dem neuen Ueberflusse, es hatte nicht Zeit, sich zu beruhigen, ein anderes Uebel offenbarte sich, wovon die Zeitgenossen dem Zaren unmittelbar die Schuld beimessen, mit Unrecht ohne Zweifel, da gleichzeitig verwandte Zustände in allen Ländern der Christenheit bemerkbar wurden. Es war dieses unter den Großen der Hang zur Ungebundenheit, welchem zu fröhnen sie ganze Scharen von Banditen um sich versammelten, im Volke eine unbändige Sucht nach Raub und Genuß, erzeugt wol durch der Regierung unvorsichtige Schritte für Erleichterung des Schicksals der Leibeigenen. Mächtige Räuberbanden traten auf, Vorboten einer allgemeinen gesellschaftlichen Auflösung. Inmitten solcher trüben Aussichten starb die Zarin Irene, nachdem sie in dem Laufe der sechs Jahre ihrer freiwilligen Gefangenschaft niemals die demüthige Zelle verlassen

hatte, außer zum Besuche der anstoßenden Kirche. Eine sowol durch ihre Gemüthseigenschaften als durch ungewöhnliche Schicksale merkwürdige Frau; ohne Vater, ohne Mutter, in trauriger Verwaisung aufgesucht von einem außerordentlichen Glücke; erzogen, geliebt von dem schrecklichen Iwan, doch tugendhaft; die erste regierende Zarin von Rußland und Nonne in blühender Jugend; reinen Herzens vor Gott, aber in der Geschichte beeinträchtigt durch die Liebe zu dem herrschsüchtigen Bruder, dem sie den Weg zum Throne bahnte. Schmerzlich empfand Boris ihren Verlust, sie stand dem Herrscher nicht im Wege, blieb ihm, als des Volkes wahrhaftige Mutter von Allen geliebt, auch in der Zelle ein Schutzengel. Eines solchen ward er jetzt um so mehr bedürftig, da eben, gleichsam durch eine höhere Macht gerufen, eines gemordeten Kindes Schatten dem Grabe entstieg, um durch den von ihm ausgehenden Schrecken den Mörder zu vernichten und Rußland zu verwirren. Ein armer Bojarensohn, Jurii Otrepjew aus Galitsch in dem Bezirke von Kostroma, nachdem er frühzeitig den Vater verloren hatte, diente in der Romanow und des Fürsten Boris Tscherkasskiy Häusern; des Lesens und Schreibens mächtig, nicht ohne Verstand, wurde er des Herrndienstes überdrüssig und suchte im Kloster ein bequemeres Leben, nach dem Beispiele seines Großvaters, des Samjätna Otrepjew, der längst schon Mönch im Tschudowkloster zu Moskau war. Geweiht von dem Abte Triphon von Wjätka, Gregorius genannt, trieb der junge Mönch sich in verschiedenen Klöstern umher, dann lebte er in dem Tschudowkloster in der Zelle und unter Aufsicht des Großvaters. Hier zur Berührung gekommen mit dem Patriarchen Hiob, wurde er von diesem zum Diakonus geweiht und als Schriftsteller verwendet, denn Gregorius war ein guter Abschreiber und Hymnendichter. Bei Hiob in Gnaden stehend, begleitete er ihn häufig nach dem Kreml; er sah, staunte an des Zaren Pracht, er belauschte vertrauliche Gespräche, in denen nicht selten der Name des Zarewitschen Demetrius genannt wurde, er verfolgte die also vernommenen Winke, forschte nach den Schicksalen des unglücklichen Prinzen und brachte das Resultat seiner Forschungen zu Papier. Bereits keimte in seiner Seele ein wunderbarer, ein kühner Gedanke an die Möglichkeit, des Volkes Leichtgläubigkeit und Verehrung für des Demetrius Andenken zu benutzen und der himmlischen Gerechtigkeit zu Ehren den Mörder eines heiligmäßigen Kindes zu bestrafen. Gregorius las fleißig in den Chroniken der Alten und sagte zuweilen von dem Inhalte des Gelesenen ergriffen zu den Brüdern: „Wisset ihr, daß ich einst Zar der Moskwa sein werde?“ Die Einen lachten, Andere spieen dem frechen Aufschneider ins Angesicht. Dergleichen Reden kamen dem Metropoliten von Rostow zu Ohren, und „daß der unwürdige Mönch Gregorius ein Gefäß des Teufels werden wolle,“ hat dieser dem Patriarchen und dem Zaren selbst eröffnet. Der Zar befahl seinem Djäken Smirnoi Wassiljew den Thoren Gregor, angeblich wegen Ketzerei, zu immerwährender Buße nach Solowky oder in die bjeloserschen Wüsten zu bringen. Davon erzählte Smirnoi seinem Collegen Jephimjew; dieser, dem Otrepjew verwandt war, bat, mit der Vollstreckung des Befehls nicht zu eilen, verschaffte aber daneben dem geächteten Vetter die Mittel, mit zwei anderen Tschudowschen Mönchen, dem Priester Warlaam und dem Sänger Missaël Powadin, zu entkommen (im Febr. 1602). Sie zu verfolgen, fiel Niemandem ein, der Zar hörte Nichts von der Flucht. Gregor und seine Gefährten, von Kloster zu Kloster wandelnd, erreichten Nowogorod Sewersky, wo sie der Archimandrit des Spaßlischen Klosters freundlich aufnahm, auch einen Diener und Pferde ihnen gab, sie nach Putiwl zu bringen, allein die Flüchtlinge eilten nach Kiew und der Archimandrit fand in der Zelle, welche Gregor innegehabt hatte, einen Zettel, worin zu lesen war: „Ich bin der Zarewitsch Demetrius, Iwan's Sohn, und werde deines Liebesdienstes nicht vergessen, wenn ich den Thron meines Vaters besteige.“ Von Schrecken erfüllt, schwieg der Archimandrit, indessen Gregor auf Seitenpfaden die russische Grenze überschritt und Kiew erreichte. Hier, unter dem Schutze der Woywoden, des Herzogs Basilius Constantinowitsch von Ostrog, lebte er im Kloster Petscherskoi, zuletzt in Derman, aller Orten sein Amt als Diakonus übend, führte dabei aber einen anstößigen Wandel. Bei Fremdgläubigen unterrichtete er sich über das Abweichende ihrer Glaubensformen, mit Wiedertäufern pflegte er Umgang. Ein Gerücht von der Rettung des Prinzen Demetrius war schon seit dem Anfange der Hungersnoth aufgetaucht und in Lithauen sollte derselbe Zuflucht gefunden haben. Dieses Gerücht zu benutzen, verfehlte Gregor nicht. Er beredete einen anderen Mönch, den Leonidas, seinen Namen anzunehmen. Er selbst legte die Kutte ab und soll unter den Saporegern in der Bande des angesehenen Aeltesten Gerossim Evangelik sich geübt haben, Schwert und Lanze zu führen. Dann soll er, während eines friedlichen Aufenthaltes zu Kaszogrod in Wolhynien, polnische und lateinische Grammatik studirt haben. Sattsam für seine Rolle vorbereitet, mit den dazu erforderlichen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet, trat er in den Dienst des Fürsten Adam Wisnowiecki, der in seiner Residenz zu Brachin, in der Woywodschaft Kiew, die volle Pracht eines sarmatischen Magnaten entfaltete. Mit Umsicht benahm sich Otrepjew in dieser neuen Lage; er floh alle niederen Belustigungen, nahm einzig bei kriegerischen Belustigungen eifrigen Antheil und legte dabei ausgezeichnete Gewandtheit an den Tag. Vollständig ersetzte er dadurch den Mangel seines vortheilhaften Aeußeren, sodaß zeitig seines Herrn Aufmerksamkeit und Gunst sich ihm zuwendete. So weit gekommen, schützte er eine Krankheit vor, verlangte den Beichtvater und sprach zu diesem: „Ich sterbe, bestatte meinen Leichnam ehrenvoll zur Erde, wie man die Söhne der Zaren zu begraben pflegt. Ich werde bis zum Grabe mein Geheimniß bewahren; wenn aber für immer meine Augen sich schließen, dann wirst du unter meinem Lager eine Rolle finden, die Alles aufklärt.“ Der Beichtvater, ein Jesuit, theilte das Vernommene dem Fürsten mit, dieser gönnte sich die Zeit nicht, den Tod desselben abzuwarten, sondern durchwühlte

des Sterbenden Bett und fand einen Zettel, worin gemeldet ward, daß sein Diener der durch einen Getreuen, den Arzt, dem Mordstahle entrückte Zarewitsch Demetrius sei; daß die nach Uglitsch entsendeten Mörder an des Demetrius Statt einen Priestersſohn geschlachtet hätten, er selbst aber von wohldenkenden Großen und den Djäken Schtschelkalow's versteckt und späterhin, zufolge eines für dergleichen Fall von dem Zaren Iwan gegebenen Befehls nach Lithauen gebracht worden sei. Noch wollte Wisnowiecki zweifeln, da entblößte, in dem Unwillen über des Beichtvaters Schwatzhaftigkeit, der Sterbende seine Brust, und der Fürst zweifelte nicht länger bei dem Anblicke des goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuzes, das Demetrius von seinem Pathen, dem Fürsten Iwan Mstislawsky, empfangen zu haben erklärte und durch einen Strom von Thränen diese Erklärung besiegelte. Der Kranke, durch das Geständniß erleichtert und fortan von der regsten Sorgfalt umgeben, genaß in Kurzem. „Godunow erfuhr es und bot dem Wisnowiecki einige Schlösser und Städte an, unter der Bedingung, ihm den Betrüger auszuliefern. Der Sicherheit wegen zog Wisnowiecki mit seinem Zarewitsch weiter von den russischen Grenzen nach der Stadt Wisnowiec, wo er ihm Berissens Brief zeigte. Pseudo-Demetrius fiel ihm zu Füßen und sagte: Gott und Dir ist es bekannt, wer ich bin, thue mit mir, was Du willst! Der Fürst Adam wollte seinem vermeintlichen Zarewitsch auf keinen Fall untreu werden, Boris aber schrieb noch einmal an Wisnowiecki und schickte einige Leute mit, den Pseudo-Demetrius zu erschießen; darauf schickte ihn der Fürst Adam zu dem Woywoden von Sendomerien, seinem Schwiegervater." Dieser, Georg Mniszek und des Fürsten Adam Bruder, Constantin Wisnowiecki, wurden des Abenteurers eifrigste Beschützer. Sie berichteten dem K. Sigismund, daß des Zaren Theodor rechtmäßiger Nachfolger lebe, bei ihnen lebe. Der päpstliche Nuntius Rangone ward leicht überzeugt. Demetrius verpflichtete sich schriftlich, zur katholischen Kirche überzugehen und für sie das russische Volk zu gewinnen. Der Nuntius hingegen verpflichtete sich, in Polen, in Rom, in Europa für seine fürstliche Herkunft einzustehen. Demetrius, von seinen Patronen begleitet, erschien in Krakau. „Ich war Zeuge," berichtet Cilly, des Königs Geheimschreiber, „wie der Nuntius den Demetrius umarmte und ihn ermahnte, katholisch zu werden behufs der Förderung seiner Angelegenheit." Demetrius beschwur die unfehlbare Erfüllung seines Versprechens und wiederholte den Schwur in des Nuntius Wohnung, in Gegenwart mehrer Großen. Dann fuhr Rangone mit ihm nach dem Schlosse. Der gewohnlich ernste und zurückhaltende König empfing den Zarewitsch stehend, mit huldreichem Lächeln. Demetrius lagte ihm die Hand, erzählte seine Lebensgeschichte und schloß mit den Worten: „Erinnere Dich, daß Du selbst in Banden geboren, nur durch die Vorsehung errettet worden. Ein Flüchtling aus Herrscherstamm verlangt von Dir Mitleid und Hülfe." Der König besprach sich allein mit dem Nuntius und sagte dann: „Gott helfe Dir, Fürst Demetrius von der Moskau. Wir sehen in Dir, nachdem Wir alle Deine Zeugnisse angehört und untersucht haben, den Sohn Iwan's, und bestimmen Dir, zum Zeichen unseres aufrichtigen Wohlwollens, jährlich 40,000 Gulden zum Unterhalt. Ueberdies magst Du, als der Republik wahrer Freund, mit unsern Baronen handeln, ihrer Hülfe Dich bedienen." Rangone bestand darauf, daß vor Allem Demetrius sich bekehre, das sollte aber, da man der Russen bittern Haß für die lateinische Kirche kannte, vorläufig nicht bekannt werden. In Lumpen gehüllt, bedeckten Angesichts ging der Neophyt nach dem Jesuitencollegium. Er beichtete, schwur den griechischen Glauben ab und empfing aus den Händen des Nuntius das Abendmahl und den Chrysam. Sigismund wollte den 20jährigen, mit Boris abgeschlossenen Waffenstillstand nicht förmlich brechen, befahl aber gleichwol dem Woywoden Mniszek und den Wisnowiecki im Namen von Iwan's Sohn das Panier gegen Boris zu erheben und Freiwillige anzuwerben. Um diese Werbungen zu beschleunigen, wendete sich Demetrius nach der Gegend von Lemberg, nach Sambor, wo Mniszek seine Güter hatte, daneben eine junge reizende Tochter. Des Demetrius wahre oder erkünstelte Leidenschaft für Marina wurde von ihr wahr oder erkünstelt erwidert. Durch den am 25. Mai 1604 unterzeichneten Ehevertrag machte Demetrius sich anheischig, nach seiner Vermählung mit Marina zu ihrer Reise nach Moskau und zur Bezahlung der für ihn gemachten Schulden erstens eine Million Gulden zu erlegen, außer den Kostbarkeiten, welche er seiner Zukünftigen aus dem Schatze der Zaren zuschicken werde; zweitens ihr zwei Großstaaten, Nowgorod und Pleskow nebst allen dazu gehörigen Kreisen und Städten, sammt Rathsmännern, Dworänen, Bojarensöhnen und der Geistlichkeit abzutreten, sodaß sie daselbst eigenmächtig schalten und walten, Statthalter einsetzen, Erb- und Dienstgüter unter ihre Dienstleute vertheilen, Schulen anlegen, Klöster und Kirchen lateinischen Glaubens bauen, auch diesen Glauben frei und ungehindert ausüben könne. Durch eine andere Urkunde vom 12. Juni 1604 trat Demetrius dem Mniszek die Fürstenthümer Smolensk und Severien als eine Erbherrschaft ab, einige Kreise ausgenommen, welche zu Geschenken für Sigismund und die Republik bestimmt waren. Dergleichen großartige Verabredungen auszuführen, waren nur spärliche Mittel vorhanden. Um dem Mangel abzuhelfen, ließ er die Don'schen Kosaken auffordern, für den Sohn Iwan's die Waffen zu ergreifen. Die Hetmane Andreas Korela und Michael Njeschokosch eilten zur Stelle, den angeblichen Demetrius zu begrüßen, sie sahen ihn von Sigismund, von den größten Magnaten geehrt und kehrten mit der Ueberzeugung zurück, daß der wahre Zarewitsch sie rufe. Zwei russische Mönche übernahmen es, die östliche Ukraine aufzuwiegeln. Landstreicher und Räuber strömten nach Kiew, wo Ratomski, der bereits die Saporoger gewonnen hatte, eine Freischar anwarb. Die Fortschritte der Gährung suchte Boris zu hemmen, indem er die Geschichte Otrepjew's, die Aussagen glaubhafter Zeugen von dessen Wanderungen seit dem Austritte aus dem Kloster bekannt machen ließ. Niemand wollte die Wahrheit wissen. Am 15. Aug. 1604

hatte Rasstriga (der Länfling aus dem Kloster) die Bewegung gegen den Dnieper angetreten; zu Sokolniki wurde Chrutschtschow ihm vorgeführt. Dieser blickte ihn an, brach in Thränen aus und sank auf die Kniee mit den Worten: „Ich sehe Iwan in deinen Zügen, dein Knecht bin ich auf ewig.“ Dies Zeugniß und seine ferneren Reden wirkten wundersam auf die Zeugen dieser Scene, indessen Godunow, statt sich gegen den bevorstehenden Angriff zu rüsten, den König von Polen beschickte, Klage führte ob des einem Betrüger geleisteten Beistandes, auch durch den Patriarchen an die Geistlichkeit von Polen und Lithauen abmahnend schreiben ließ. Sämmtliche Bischöfe mußten das Schreiben besiegeln und an Eidesstatt erklären, daß sie den Mönch Otrepjew gekannt hätten. Außerdem verwendete sich der Patriarch bei dem Woywoden von Kiew, Herzog Basilius von Ostrog, von welchem er die Verhaftung des Landstreichers zu erwirken hoffte. Eine Antwort ist ihm jedoch nicht geworden, indessen K. Sigismund mit glimpflichen Redensarten sich abfand. So mochte denn Demetrius mit seinem Häuflein, etwa 1500 Mann, ungerechnet das beutelustige Gesindel, vorwärts gehen, in der Nähe von Kiew die von Swirsky geführten donischen Kosaken, 2000 Köpfe, und die von Ratomsky geworbenen Freischärler an sich ziehen und am 16. Oct. die russische Grenze überschreiten. Jetzt endlich schien Boris zu erwachen, er ließ für die Sicherheit der Grenzfestungen sorgen, schickte angesehene Bojaren, den Fürsten Demetrius Schuisky, den Iwan Godunow, den Michael Soltykow nach Brjänsk, um dort eine bedeutende Streitmacht zusammenzuziehen. Aber schon waren die Provinzen durch die von Demetrius ausgehenden Manifeste überschwemmt, die Bevölkerungen der Ukraine von aufrührerischen Gesinnungen beherrscht, aller Orten ergaben sich die bedenklichsten Symptome, welchen Strenge entgegenzusetzen die Beamten nicht mehr wagten. Bereits fühlte Otrepjew sich stark genug, einen Theil seines kleinen Heeres gegen Bjelgorod auszusenden, indessen er selbst an der Desna hinaufzog. Kaum auf russischem Boden angelangt, in der Slächetskaja-Sloboda (den 18. Oct.) feierte er den ersten Triumph; Volk und Besatzung von Morawsk überlieferten ihm die Woywoden, welche sie in Banden gelegt hatten, und brachten dem vermeintlichen Herrscher Brod und Salz dar. Er dankte Gott, verwies keineswegs den Woywoden ihre Anhänglichkeit an Boris, setzte sie in Freiheit, einzig ihre Verblendung beklagend, belohnte und belobte das treue Volk von Morawsk und spielte in Blick und Rede so meisterhaft die übernommene Rolle, daß der Ruf von seinen hohen Vollkommenheiten in unglaublicher Geschwindigkeit bis zu den innersten Provinzen des Reiches sich verbreitete. Am 26. Oct. unterwarf sich das altberühmte Tschernigow; auch hier wurden die Woywoden ausgeliefert, von denen der oberste, Fürst Iwan Tatew, alsbald in des Betrügers Dienst trat und so thaten 300, theils Strelitzen, theils Bürger. Den vorgefundenen bedeutenden Schatz vertheilte er unter seine Krieger, unaufhaltsam drang er gegen Nowogorod-Sewersky vor, denn überall an den Ufern der Desna, der Swina und des Snow sah er das Kniebeugen des Volkes und hörte den Freudenruf: Es lebe unser Herr Demetrius! Nur aus Nowogorod wollte keine Botschaft ihm zukommen; hier gebot Basmanow und durch Wahrheit und Strenge zügelte er die Meuterei; überzeugt von dem Betruge, überzeugte er auch Andere, den Tod nicht fürchtend, schreckte er die Aufrührer durch das Blutgerüst; er brannte die Vorstädte ab und verschloß sich in der Festung. In deren Angesicht zeigte sich Demetrius den 11. Nov. und zum ersten Male wurde er von einem Kugelregen empfangen. Er verlangte zu unterhandeln. Basmanow, die brennende Lunte in der Hand, stand auf der Mauer und hörte den Polen Butschinski, der lobend und drohend von dem Zar Demetrius sprach. „Der Zar ist in Moskau,“ erwiderte Basmanow, „euer Demetrius ein Räuber, der sammt euch gespießt werden soll.“ Ein Sturm mislang, die festen Mauern widerstanden den von ungeübten Artilleristen geschleuderten Projectilen; viele Leute hatte Demetrius verloren, entmuthigt schienen die Uebrigen und zum Ueberflusse war für des Zaren Rüstungen Zeit gewonnen. In scheinbar verzweifelter Lage wurde durch unverhoffte Botschaft Rasstriga aufgerichtet. In dem festen Putiwl befehligten Michael Soltykow und der Fürst Basilius Rubetz-Massalski; dieser wiegelte die Bürger und die Besatzung auf, band eigenhändig seinen Collegen und übergab die ihm anvertraute Feste (den 18. Nov.), um von da an des Demetrius Liebling und Rathgeber zu werden. Für diesen erklärten sich gleichzeitig das nicht minder wichtige Rülsk, das komarnitzische oder sewsche Amt Borissow, Bjelgorod, Wolniky, Oskol, Woronesch, Kromy, Liwny, Jeletz. Der ganze Süden war in Gährung, überall wurden die Beamten gebunden, dem Afterzar vorgeführt, der unverzüglich sie befreite und huldreich in seinen Dienst aufnahm. Von allen Seiten strömten Verstärkungen ihm zu. Basmanow ging eine Capitulation ein, wodurch er sich verpflichtete, nach Ablauf von 14 Tagen seine Feste zu übergeben. Statt selbst an des Heeres Spitze sich zu stellen, übergab Boris dasselbe dem Fürsten Mstislawsky, während er gleichsam in der Hauptstadt sich versteckte, nur bedacht war, durch die strengsten Maßregeln ein starkes Heer aufzubringen, dancben den Beistand der Kirche anrief. Es wurde geboten, in allen Kirchen für des wahrhaften ermordeten Demetrius Gedächtniß zu beten, es wurde Rasstriga, sammt seinen Genossen, jetzigen oder künftigen, in den Kirchen und auf den Marktplätzen verflucht als ein boshafter Ketzer, der nicht nur der Zaren Reich zu rauben, sondern auch in denselben den lateinischen Glauben einzuführen gedenke. Von jeden 200 Tschetwert Pflunglandes wurde ein Reisiger gefordert und für dessen Stellung bei schweren Strafen, Confiscation, Gefängniß, Knute, die größte Eile geboten. Allen Dienern der Patriarchen, der Bischöfe und Klöster sollte der gleiche Befehl gelten. „Es gab Zeiten,“ heißt es in dem Beschlusse des Reichsrathes, „wo Mönche, Priester, Diakonen, das Vaterland zu retten, sich bewaffneten, ohne ihres Blutes zu schonen, aber das verlangen wir nicht, wir lassen sie in den Kirchen, auf daß sie beten für den Landesherrn und das Reich.“ Durch solche

Mittel, Drohungen und Strafen wurden doch in dem Laufe von sechs Wochen 50,000 Reiter in der Umgebung von Brjänsk zusammengebracht. Daraus erklärt sich, wie Boris die von Schweden ihm angebotenen Hilfsvölker, das Bündniß zurückweisen konnte. Solches Heer setzte sich in Bewegung, um den Entsatz von Nowogorod-Sewerskiy zu bewerkstelligen. Nach einigen unbedeutenden Gefechten rückte Demetrius, sein befestigtes Lager verlassend, den Russen entgegen, um in einer seinem schwachen Heere von höchstens 12,000 Mann keineswegs günstigen Fläche die Schlacht vom 18. Dec. anzunehmen. In fester Haltung sprach er zu seinen Waffenbrüdern: „Der Augenblick ist gekommen, daß der Herr meinen Streit mit Borissen entscheiden wird! Wir wollen ruhig sein, weil gerecht ist der Höchste. Er hat mich wunderbar errettet, um den Bösewicht zu strafen. Fürchtet nicht der Feinde Zahl, man siegt durch Muth und Tugend, nicht durch die Menge, wie die Geschichte lehrt. Mir wird das Reich zu Theil, auch der Ruhm, der Tugend schönster Lohn in diesem kurzen Leben." Dann gegen den Himmel die Hände erhebend, fuhr er mit gleich vernehmbarer Stimme fort: „Allhöchster! Du schauest meines Herzens Tiefe. Wenn ich zu Unrecht das Schwert ziehe, so zerschmettre mich mit deinem Donner. Bin ich aber gerecht und reinen Herzens, so verleihe meiner Hand unüberwindliche Kraft für die Schlacht! Du aber, Mutter Gottes, schirme unsere Streiter!" Ziemlich lau entwickelte sich die Schlacht, aber plötzlich stürzte sich die polnische Reiterei unter Geschrei auf der Russen linken Flügel; er wurde geworfen und riß fliehend das Centrum, wo Mstislawsky befehligte, mit sich fort, kaum entging dieser der Gefangenschaft. Hätte Demetrius zu einem allgemeinen Angriffe die Erfolge jener verwegenen Reiter benutzt, so würde das ganze moskowitische Heer in der schimpflichsten Flucht sich aufgelöst haben, allein er ließ den Wankenden Zeit zur Besinnung, dem verspäteten Sturme traten 700 teutsche Reiter, russische Söldner, beherzt entgegen und der linke Flügel blieb unversehrt. Da fiel auch Basmanow aus der Festung, um des Demetrius Lager in Brand zu stecken; beim Anblicke der Flammen brach dieser die Schlacht ab. 4000 gefallene Russen bedeckten das Schlachtfeld: „On eût dit que les Russes n'avoient point de bras pour frapper." Tags darauf wurde des Demetrius Heer durch 4000 Saporoger verstärkt und einen neuen Angriff beabsichtigend, ließ er die Nachricht verbreiten, daß Chodkiewicz nächstens mit einer starken Macht auf Livland bei ihm eintreffen werde. „Man hörte im russischen Lager das Freudengeschrei, das Trompetengeschmetter, den Donner der Kanonen und die Woywoden zogen sich weiter zurück." Aber gleichzeitig traf in ihrer Feinde Lager der Eilbote ein, von K. Sigismund entsendet, um alle Polen nach Hause zu rufen und diese, misvergnügt, daß ihnen von dem durch Massalski ausgelieferten Schatze nicht ein stärkerer Antheil geworden war, gehorchten ungesäumt, bis auf etwa ein halbes Tausend; alle Uebrigen zogen heim, darunter selbst der Woywode Mniszek. Sein Unternehmen hat jedoch Demetrius nicht aufgegeben; er bezog ein Lager in dem Gebiete von Komarnitz, besetzte die Schanze bei Sewsk und bewaffnete Bürger und Bauern. Viel Zeit dazu haben ihm aber die russischen Woywoden nicht gelassen, wenn schon ihre Verwirrung so übertrieben war, daß sie sogar verabsäumten, von der Schlacht an den Zaren zu berichten. Was seine Generale verschwiegen, mußte Boris von Anderen erfahren, den 1. Jan. 1605; er schickte den Fürsten Wassily Schuisky als zweiten Befehlshaber zum Heere und den Oberschenken Weljäminow an den verwundeten Mstislawsky, mit dem Befehle, wegen des aus Eifer für das heilige Vaterland von ihm vergossenen Blutes die Stirn vor ihm zu schlagen und im Namen des Gebieters ihm zu sagen: „Wenn du nach Ablauf deines rühmlichen Dienstes die Bilder des Heilands, der Mutter Gottes und der moskowitischen Wunderthäter wieder siehest, dann werden Wir dich über deine Erwartung belohnen. Jetzt schicken Wir dir einen erfahrenen Arzt, auf daß du gesund werden und das Streitroß wieder besteigen mögest." Allen übrigen Woywoden wurde ihr strafwürdiges Schweigen verwiesen und das Heer der höchsten Gnade versichert. Basmanow, nach Moskau berufen, empfing seltene Ehre; Boris schickte ihm die Großwürdenträger und seinen eigenen Prachtschlitten entgegen, auf daß er in der ganzen Herrlichkeit des Zaren in die Hauptstadt einziehe, gab ihm mit eigener Hand eine schwere goldene, mit Dukaten übersäete Schüssel, 2000 Rubel, eine Menge Silbergeschirr aus dem Kremlschatze, ein werthvolles Lehengut und die Würde eines Rathsbojaren. Schuisky, von Stolniks und Sachwaltern in großer Zahl begleitet, fand das Heer in Unthätigkeit und Niedergeschlagenheit in den Waldungen von Starodub, zwischen Verhauen, wo es, unangesehen der ihm zugekommenen Verstärkungen, gleichsam vor dem Feinde sich verbarg; eine Reserve, von Theodor Scheremetjew befehligt, sammelte sich bei Kromy, sodaß Boris nicht unter 80,000 Mann im Felde hatte. Mstislawsky, obgleich von seinen Wunden noch nicht genesen, und Schuisky setzten sich ungesäumt gegen Sewsk in Bewegung. Ihrer 60—70,000 Mann dort zu erwarten, fand Demetrius nicht rathsam; keck zog er mit seinen 15,000 ihnen entgegen in der Meinung, in Dobrin sie zu überfallen. Die Bewegung wurde ausgekundschaftet und vereitelt, zu weit war jedoch Demetrius vorgerückt, um die Schlacht vom 21. Jan. 1605 vermeiden zu können. Er betete, hielt eine Rede wie am Tage der Schlacht von Nowogorod und ordnete seine Scharen. Im Vordertreffen hielten 400 Polen und 2000 russische Reisige, „die hatten über ihre Rüstungen weiße Hemden, damit sie von den anderen Muscovittern erkannt möchten werden." Denen folgten 8000 Kosaken, alle beritten, den Schluß machte das Fußvolk, 4000 Mann mit den Kanonen; Demetrius fiel auf eine Verhut von 5000 Russen, säbelte deren an die Tausend nieder und machte viele Gefangene, darunter zwei Bojaren. „Die Uebrigen flohen mit Geschrei ihrem Lager zu, aus welchem Borissens Woywoden ungesäumt in die Fläche herabrückten. Das Heer des Demetrius erschrak vor ihrer Macht, er selbst, sitzend auf einem kastanienbraunen türkischen Pferde,

einen bloßen Pallasch in der Hand haltend vor dem ersten Haufen, sprach ihnen Muth ein" und stürmte blind auf die fremden Söldner ein. Diese wurden durchbrochen, „après quelque résistance que firent les dits étrangers, tout tourna le dos." Jetzt sollte es dem Fußvolke gelten; dieses stand unbeweglich, durch 40 Kanonen gedeckt. Eine furchtbare Salve empfing die vermeintlichen Sieger, sie schwankten, sie wichen, Demetrius selbst. Er wollte, um das Treffen herzustellen, die Kosaken heranziehen, diese aber, von Godunow bestochen, jagten davon, zuerst die Saporoger, hernach die Doner. Nur die 4000 kosakischen Knechte, das Fußvolk bei den Kanonen, hielten sich wacker, wurden aber zuletzt überwältigt und bis auf den letzten Mann erschlagen. Was dem Blutbade zu entkommen vermochte, wurde acht Werste weit verfolgt, unter der Teutschen Ruf: Hilf Gott! dem die Russen, so gut es eben gehen wollte, beistimmten. Mit der Meldung solchen Erfolges, der vollständigen Ueberwältigung des Aufruhrs, jagte der Bojar Scheïn nach Moskau und traf den Zaren betend in der Laura des heiligen Sergius. Sofort wurde ein Dankgebet angeordnet, mit allen Glocken geläutet, die Trophäen des Sieges, die Fahnen, Trompeten, Becken, ließ der Zar dem Volke vorzeigen, den Boten ernannte er zum Okolnitschy, den Woywoden schickte er goldene Denkmünzen, dem Heere 80,000 Rubel; den Woywoden schrieb er daneben, daß er die Nachricht von dem Ende der Empörung von ihnen erwarte und bereit sei, für treue Diener auch das letzte Hemd hinzugeben. Aber Demetrius lebte, sein verwundetes Roß hatte ihn nach Sewsk getragen und von da eilte er, noch in derselben Nacht, von Wenigen begleitet, nach Rülsk. Am anderen Tage stellten sich die flüchtigen Saporoger bei ihm ein, den Verräthern oder Memmen versagte er den Eingang in die Stadt. Diese war aber auch für ihn selbst kein sicherer Aufenthalt, er ritt nach Putiwl, das der Grenze näher und auch fester war. Während dessen lagen Borissens Woywoden fortwährend in Dobrin, einzig mit Morden sich beschäftigend. Die Gefangenen, nur die Lithauer und den Fürsten Tyskiewicz ausgenommen, wurden gehängt, die Insassen des Gebietes von Komarnitz gefoltert, dann erschossen. Otrepjew oder Demetrius aber, seine Sache als verloren betrachtend, war des Willens, heimlich nach Lithauen zu entweichen, konnte aber nur durch die Vorstellungen und Drohungen seiner Anhänger in Putiwl festgehalten werden und höchst gelegen kam ihm der Zuzug von 4000 donischen Kosaken, während andere sich in den Städten festsetzten, entschlossen, sie bis zum letzten Hauche zu vertheidigen. Gezwungen oder freiwillig blieb Demetrius, schickte den Fürsten Tatew ab, um von K. Sigismund schnelle Hilfe zu begehren, ließ auch ein zweites Manifest ausgehen, worin sein angebliches Thronrecht noch weiter ausgeführt war. Außerordentliche Wirkung thaten die von ihm vorgebrachten Gründe, Menschen in großer Zahl, vornehmlich aus dem Gebiete von Komarnitz, wo Borissens Rache wüthete, strömten nach Putiwl, Waffen verlangend und die Ehre, für Demetrius zu sterben. Des Zaren Feldherren setzten sich endlich wieder in Bewegung und forderten die Stadt Rülsk zur Uebergabe auf. Sie wurden nach Gebühr empfangen, verloren zwei volle Wochen und entliefen bei dem ersten Anblicke des Entsatzes, um, so hieß es, das ermüdete Heer einiger Ruhe genießen zu lassen. Etwas Anderes hatte Boris erwartet, er schickte den Okolnitschy Peter Scheremetjew und den Djäken Wlaßjew in das Hauptquartier nach Radogostsky Ostrog; diese mußten der Generale Fahrlässigkeit rügen und ihnen den Vorwurf machen, daß sie den After-Zarewitsch aus den Händen gelassen und dadurch alle Früchte des Sieges aufgegeben hätten. Der Verweis erregte im Heere allgemeine Unzufriedenheit und der Wunsch, des ungerechten Herrschers sich zu entledigen, erfüllte alle Herzen. Mstislawsky und Schuisky, anstatt Putiwl, wo die Entscheidung geboten war, zu nehmen, legten sich vor Kromy, das seit mehren Wochen durch die Reservearmee unter Theodor Scheremetjew bedrängt war und jetzt einer Armee von wenigstens 80,000 Mann, die mit allem Kriegsmateriale reichlich versehen war, widerstehen sollte. Die Vertheidigung des hölzernen Städtchens hatten neben den Einwohnern 600 donische Kosaken übernommen, diese befehligt durch ihren tapferen Hetman Koresa, dem seine Thaten den Ruf eines Heerenmeisters erworben haben. Die Stadt ward sehr bald in Brand gesteckt, der Wall genommen, aber die Kosaken behaupteten sich hinter einer Umzäunung und den gebotenen Sturm hintertrieb der Bojar Michael Soltykow, indem er die Truppen zurückzog, ohne die Generale darum zu befragen. Mstislawsky und Schuisky, der Stimmung im Heere mistrauend, beschränkten sich von dem an auf die Anwendung ihrer Geschütze, ohne damit den Belagerten viel zu schaden. Diese hatten Höhlen gegraben, worin sie unter dem Schutze des Walles in vollkommener Sicherheit sich befanden; zuweilen krochen sie auch aus ihren Löchern hervor, um einen kühnen Ausfall zu versuchen. In dem Belagerungsheere brach die Ruhr aus, welche zu bekämpfen Boris in lobenswerther Sorgfalt Arzneien und Stärkungsmittel anführen ließ, aber das Uebel lähmte vollends die Thatkraft der Belagerer; sie ließen es geschehen, daß bei hellem Tage 100 Brodwagen und 500 Kosaken, aus Putiwl kommend, in dem niedergebrannten Kromy einzogen. In der Zwischenzeit (den 8. März 1605) trafen zu Putiwl drei Mönche ein, Ueberbringer von des Zaren und des Patriarchen Schreiben; in jenem waren den Einwohnern ausgezeichnete Gnaden verheißen, wenn sie den Betrüger todt oder lebendig ausliefern würden, der Patriarch hingegen bedrohte sie mit dem Kirchenbanne. Die Mönche, welche den Diakon Otrepjew gekannt zu haben versicherten, wurden ergriffen und dem Demetrius vorgeführt oder, wie es heißt, dem Polen Iwanitzki; mit dem Zarenschmucke bekleidet, auf dem Throne sitzend, fragte dieser: „Kennt ihr mich?" Nein, sprachen sie, wir wissen nur, daß du in keinem Falle Demetrius bist. Hingegen schreibt der allerdings für Demetrius parteiische Peyerle: „Der eine, ältliche Mönch bestand darauf, den Demetrius selbst zu sehen. Augenblicklich ihn erkennend, warf er sich auf die Kniee, in dem Schrecken keines Wortes fähig. Demetrius befahl ihm aufzustehen, zu sprechen.

Der Mönch sagte: Das ist unser rechtmäßiger, von Gott wunderbar geretteter Zar! Wir haben gesehen, daß der Mann, der an des Demetrius Stelle saß, nicht der wahre Demetrius war. Er bat den Zarewitsch, seine Begleiter abführen zu lassen, zu verfügen, daß Niemand aus dem Schlosse sich entferne. Alle, bis auf drei Vertraute, mußten abtreten und der Mönch hob wieder an: Allergnädigster Herr! wisse, daß meiner Gefährten einer verschiedene Arten von Gift bei sich führt, wovon das tödtlichste zwischen den Sohlen seiner Stiefel verborgen ist; wer von diesem Gifte berührt wird, der schwillt am neunten Tage fürchterlich auf, bis daß er platzt. Zwei deiner Bojaren haben es übernommen, dasselbe mit Weihrauch zu mischen und dich mittels des Räucherns in der Kirche zu vergiften. Diese Verräther sind im Einverständnisse mit Boris. Demetrius ließ die Bojaren herbeirufen, sprach: Ihr Bösewichter! Könnt ihr so alt schon, noch so treulos sein? Lohnt ihr also meiner Gnade? Erinnert ihr euch, wie ihr gefesselt mir vorgeführt wurdet und das Volk eure Bestrafung verlangte und wie ich damals als ein Vater mit euch handelte? Jetzt ist kein Erbarmen mehr! Sie gestanden, wurden den Bürgern ausgeliefert und auf dem Markte erschossen. Die beiden Mönche büßten ihr fortwährendes Schweigen im Kerker, den dritten aber, durch welchen Demetrius vom Tode errettet worden, hat er mit Gnaden überhäuft." Er schrieb auch, jetzt als des Himmels Günstling sich betrachtend, an den Patriarchen und an den Zaren. Jenem warf er den Misbrauch der kirchlichen Gewalt zu Gunsten eines Thronräubers vor, den Zaren mahnte er, dem Throne und der Welt friedlich zu entsagen, um in einem Kloster seiner Seele Heil zu erwerben, für welchen Fall er dem Büßer seine zarische Gnade verhieß. Statt dessen beschäftigte Boris sich eifrig mit den Mitteln, dem Misvergnügen im Volke, das ihm kein Geheimniß mehr sein konnte, entgegen zu wirken. Gewalt und Strafen waren die einzigen, ihm bekannten, vielleicht auch der Lage angemessenen Mittel. Auf allen Punkten vermehrte sich die Angeberei, Vorlanten wurde die Zunge ausgeschnitten, der leiseste Verdacht reichte hin, um ganze Familien zum Kerker zu schicken. Denn Boris fühlte die Macht in seinen Händen erstarren und schaute den Abgrund, der unter seinem Throne sich öffnete. Er war 53 Jahre alt, hatte schon im kräftigsten Mannesalter an Krankheiten, besonders am Podagra gelitten; nicht befremden kann es, daß ein solchermaßen angegriffener Körper den Besorgnissen, dem Seelenleiden erlag. In der Morgenstunde des 13. April 1605 richtete und ordnete Boris in dem hohen Rathe seiner Großen, empfing vornehme Ausländer, speiste mit ihnen zu Mittag in dem goldenen Saale und empfand gleich nach aufgehobener Tafel Uebelkeiten, die zu einem heftigen Blutsturze übergingen. Das Blut, aus Mund, Nase und Ohren strömend, vermochten die Aerzte nicht zu stillen. Der Patient verlor die Besinnung, hatte aber noch Zeit, den Sohn als den künftigen Zaren einzusegnen, die Kutte nebst dem Klosternamen Bogoljew anzunehmen und gab zwei Stunden darnach den Geist auf in dem Gemache, worin er mit den Bojaren und den Fremdlingen getafelt hatte. Die Leiche wurde mit allen Ehren in St. Michael's Kirche, zwischen den Gräbern der vormaligen Herrscher beigesetzt, die Encyclica der Bischöfe sprachen von der fleckenlosen, zu Gott gegangenen Seele, alles Volk huldigte „der Zarin Maria und ihren Kindern, dem Zaren Theodor und Xenien, durch furchtbare Eide sich verpflichtend, sie nicht zu verrathen, nicht nach dem Leben ihnen zu trachten, weder den ehemaligen Großfürsten von Twer, den blinden Simeon, noch den Bösewicht, der sich Demetrius nennt, zum Herrscher zu begehren; sich dem Zarendienste nicht zu entziehen und in demselben weder Mühseligkeiten noch den Tod zu scheuen."

Theodor Godunow, zu des Vaters Erbschaft berufen, empfahl sich durch den Zauber einer fleckenlosen Jugend, männlicher Schönheit und eines festen, doch milden Gemüths; mit dem Geiste des Vaters die Tugenden der Mutter vereinigend, setzte er, nur 16 Jahre alt, durch Redegabe und ungewöhnliche Kenntnisse, Früchte einer von Ausländern geleiteten Erziehung, die Großen in Erstaunen; die Süßigkeit des Wohlthuns hatte er geschmeckt, da er von dem Vater stets als Vermittler zwischen Gesetz und Gnade verwendet worden war. Aber seine Jugend bedurfte der Rathgeber, als solche wurden die drei vornehmsten Bojaren Mstislawsky, Wassily und Demetrius Schuisky von der Armee abgerufen, auf daß sie den Vorsitz im Rathe der Bojaren einnähmen. Zum Feldherrn den geprüften Basmanow ernennend, sprach Theodor zu ihm: „Diene uns, wie du meinem Vater gedienet hast" und der Gefeierte schwur, für Zar und Zarin zu sterben. Er brach auf, begleitet von dem Metropoliten Isidor von Nowogorod, der das Heer auf Theodor's Namen das Kreuz küssen lassen sollte. Am 17. April traf Basmanow im Lager ein und sprach zu dem versammelten Heere von Theodor's Thronbesteigung, dann wurde das Schreiben verlesen, worin der junge Monarch seinen Kriegern nach Ablauf der Trauerzeit beispiellose Belohnungen verhieß. Es wurde gehuldigt wie in der Hauptstadt, doch fiel es auf, daß in der Eidesformel der Afterzarewitsch nicht Otrepjew genannt war: wir schwören, hieß es darin, uns nicht demjenigen anzuschließen, welcher sich Demetrius nennt. Folglich, meinten Mehre, wird das Mährchen von dem verlaufenen Tschudowschen Diakonus schon öffentlich als eine Erdichtung behandelt. Wer ist denn dieser Demetrius, wenn er nicht der echte ist? Der Gegenstand solchen Zweifels hatte die ihm vergönnte Frist von drei Monaten benutzt, um seine Städte zu befestigen, seine Anhänger zu bewaffnen und die Ankunft frischer Streitkräfte aus Polen zu beschleunigen; schon hatte Michael Ratowski ihm eine Reiterschar zugeführt und das baldige Eintreffen der von dem Woywoden von Sendomir befehligten königlichen Truppen angekündigt. In solcher Lage vernahm Demetrius die Kunde von des Zaren Tode zu Ausgang

Aprils. Am 7. Mai kam in dem russischen Heere die ungezweifelt von Basmanow vorbereitete Revolution zum Ausbruche. Davon berichtet Peyerle also: „Aus Kromy schrieb man an Demetrius, die Festung würde unausbleiblich durch die russischen Woywoden genommen werden, so er sie nicht rette. Er hatte nur 100 Polaken um sich, wurde aber durch den Zuzug von anderen 500 verstärkt. Diese insgesammt, dann 3000 Russen untergab er den Befehlen des Polen Saporski und ließ sie gen Kromy vorgehen. In bedeutender Entfernung noch von der Stadt schrieb Saporski in des Demetrius Namen an den Commandanten; diesem sollte ein treuer Bote das Brieflein überbringen, er wurde aber von den russischen Vorposten aufgegriffen und dem Fürsten Galitzin und dem Basmanow vorgeführt. Man nahm ihm das Schreiben ab, las darin: Ich schicke euch 2000 Polaken und 8000 Russen, des nächsten werde ich mit den königlichen Truppen, 40,000 Mann, die schon in der Nähe von Putiwl stehen, folgen. Galitzin und Basmanow erschraken; sie bedachten, daß Demetrius Iwan's wahrhaftiger Sohn sei, entdeckten sich dem Anführer der teutschen Söldner, dem von Rosen, bewegten ihn zum Abfalle und ließen ihn mit 4000 Teutschen auf die weite Ebene jenseits des Flusses gehen. Als Iwan Godunow, der mit 90,000 Russen auf der anderen Seite der Festung stand, diese Bewegung inne ward, wollte er von Rosen wissen, wohin er gehe. Der antwortete: mit den Polen zu fechten, die nicht mehr weit sind. Unterdessen führte auch Basmanow 50 oder 60 Mann Russen dahin, machte auf der Brücke Halt, hob den Brief des Demetrius in die Höhe und rief: Hier ist ein Schreiben von unserem rechtmäßigen Zaren! Wer dem Demetrius dienen will, der komme zu uns, wer aber jenseits des Stromes bleibt, der ist ein Verräther, ein Sklave der Godunow. Da entstand Verwirrung und innerer Zwist, worüber nicht weniger als 1000 Mann umkamen. Die für Demetrius behielten die Oberhand, Iwan Godunow ward gefangen genommen. Den Tag darauf ging Basmanow mit 4000 Reitern nach Putiwl, sah den schwachen Haufen von Saporski und merkte, daß es ein Betrug mit dem Briefe gewesen, schwur jedoch dem Demetrius." Jedenfalls war der Krieg zu Ende, die Vertheidiger von Kromy krochen aus ihren Löchern hervor und begrüßten freudig die, welche noch eben ihre Feinde gewesen waren. Iwan Galitzin aber eilte nach Putiwl zum Zaren (so betitelte sich Demetrius bereits am 14. Mai, Zarewitsch nannte er sich nach am 1.), die Abbitte und Unterwerfung des Heeres anzumelden und den gefesselten Iwan Godunow als ein Pfand der Treue auszuliefern. Dem Throne gegenüber demüthig die Stirn schlagend, sprach Galitzin: „Sohn Iwan's! das Heer übergibt dir die Herrschaft Rußlands und ist deiner Barmherzigkeit gewärtig. Durch Boris getäuscht, haben wir lange unserem rechtmäßigen Zaren widerstanden, jetzt, da wir die Wahrheit kennen, alle einmüthig dir gehuldigt. Besteige den väterlichen Thron, herrsche glücklich und lange Jahre! Deine Feinde, Borissens Gesellen, sind in Banden. Wenn Moskau widerspenstig zu sein wagt, so werden wir es zähmen. Ziehe mit uns nach der Hauptstadt, die Krone des Zaren zu empfangen." Demetrius dankte nicht, verzeih nur dem Heere, das nach seinem Befehle gegen Orel sich in Bewegung setzte. Er selbst, von 600 Polaken, den Donern und vielen Russen begleitet, brach den 19. Mai aus Putiwl auf. Zu den Trümmern von Kromy gelangt, beschaute er den Aschenhaufen, den Wall, die Höhlen der Kosaken und das unübersehbare feste Lager, Schauplatz der sechswöchentlichen Unthätigkeit von mehr als 80,000 Kriegern, denen 70 ungeheuere Kanonen beigegeben waren; von Erstaunen erfüllt, pries er das Wunder, welches der Himmel an ihm gethan hatte. Weiter seinen Weg verfolgend traf er auf die Woywoden, Michael Solnykow, Basil Galitzin, Scheremetjew, Basmanow. Ueberall wurde er von dem Volke und den Kriegsleuten mit Geschenken empfangen, Städte und Festungen ergaben sich wetteifernd, selbst aus dem fernen Astrachan ward ihm der Woywode Michael Saburow, Theodor's naher Anverwandter, in Ketten zugeschickt. Unaufhaltsam wälzte sein Triumphzug sich gen Moskau. Dort waren die Woywoden Katürew-Rostowsky und Telsätewsky, die allein in dem Abfalle des Herres treu gebliebenen, die ersten Verkündiger des Misgeschicks gewesen. Theodor gab ihnen durch öffentliche Belohnungen seine Dankbarkeit zu erkennen, aber zu handeln besaß er die Mittel nicht mehr bei der allgemeinen Erstarrung, bei der sichtbaren Hinneigung zu dem glücklichen Empörer. Am 1. Juni wurden dessen Boten zu Moskau mit Begeisterung aufgenommen, man verlas in großer Volksversammlung das von Demetrius an die Bewohner der Hauptstadt gerichtete Schreiben; die vornehmsten Bojaren, Mstislawsky, Basil Schuisky, Bielsky, kamen vom Kreml herunter, versuchten die Tobenden zu beschwichtigen und des Demetrius Boten zu greifen. Dies wehrte ihnen das Volk, es wurde ihnen zugerufen: „Die Zeit der Godunow ist vorüber! Wir waren mit ihnen höllischer Finsterniß verfallen; die Sonne geht auf über Rußland. Es lebe Zar Demetrius! Fluch dem Andenken Borissens! Untergang dem Geschlechte der Godunow!" Unter diesem Rufe stürmten die Haufen nach dem Kreml, sodaß die Wachen insgesammt verschwanden. Theodor wurde von dem Throne, auf dem er Sicherheit gesucht hatte, herabgerissen. Um sein Leben nur flehte die Mutter und dieses wurde für den Augenblick geschont. Den Zar, seine Mutter und Schwester nahmen die Rasenden in ihre Mitte, um sie in Borissens eigenem Hause, im Kreml zu bewachen. Alle ihre Verwandte, die Godunow, Saburow, Weljäminow, wurden eingesperrt, ihre Häuser geplündert und niedergerissen, dann schickte man sie in Fesseln nach entfernten Gefängnissen; in dem ihm angewiesenen zu Pereslawl wurde der verhaßte Simon Godunow erdrosselt. Dem gleichen Schicksale konnte die entthronte Familie nicht entgehen. Die Fürsten Massalski und Galitzin, Moltschanow und Scherefedinow, von drei Strelitzen begleitet, suchten die Unglücklichen in ihrem letzten Zufluchtsorte heim. Theodor und Xenia, des göttlichen Willens erwartend, saßen ruhig neben der Mutter; sie wurden der Zarin aus den Armen gerissen und nach ab-

gesonderten Zimmern gebracht; ein Wink an die Strelitzen und die Zarin Maria war nicht mehr. Theodor, mit ungewöhnlicher Stärke begabt, rang lange mit vier Mördern, die nur mit Mühe seiner mächtig wurden und zuletzt ihn erdrosselten. Alles das ereignete sich den 10. Juni 1605; die beiden Leichen wurden ausgestellt und es hieß, Maria und Theodor hätten sich vergiftet, wiewol die Spuren der Erdrosselung unverkennbar waren. Xeniens Schicksal war noch trauriger; der Wollüstling Demetrius oder Otrepjew hatte von ihren Reizen gehört und dem Fürsten Massalski befohlen, sie in sein Haus aufzunehmen. Sie wurde die Beute des Mörders ihrer Mutter und ihres Bruders; einige Monate später, nachdem seine rohe Leidenschaft gesättigt war, ließ Demetrius sie zur Nonne einkleiden und sie in der Wüste am Bielo Ofero, unweit des Klosters Cyrill, einsperren. Sie erhielt den Klosternamen Olga. Dagegen wurden Borissens Verwandte von Demetrius der Acht entbunden und mit Woywodschaften in Sibirien und anderen entlegenen Provinzen begnadigt. Die weiteren Schicksale des Demetrius und seiner Nachahmer gibt der Art. Dmitri. — Noch ist von Gregor Godunow, dem Hofmarschalle Theodor's I., zu rühmen, daß er durch Einführung einer besseren Wirthschaft bei Hofe den Ertrag der darin entbehrlich gewordenen und daher zum Verkaufe bestimmten Lebensmittel von jährlich 60,000 auf 230,000 Rubel erhöht hat. Diesen seinen Vetter soll Boris haben vergiften lassen. Der Okolnitschy Iwan Iwanowitsch Godunow, ein eifriger Anhänger des Zaren Basilius Schuisky, in dem Kampfe mit einem neuen Demetrius, wurde im J. 1610 zu Kaluga ermordet. Man warf ihn von einem Thurme herab in den Fluß, noch lebend hielt er sich an einem Boote fest, Michael Buturlin hieb ihm die Hand ab und der Märtyrer der Treue ertrank Angesichts seiner verzweifelnden Hausfrau, Schwester Philaret's. Einige Jahre vorher, im J. 1606, hatte Basilius Schuisky, nur eben zum Zaren gekrönt, für den Zaren Boris und dessen Familie eine öffentliche Todtenfeier angeordnet. „Er befahl, die Leichname des Boris, der Maria und des jungen Theodor aus dem ärmlichen Kloster des heiligen Warsonofii mit Pracht und Pomp nach dem berühmten Sergejewkloster zu bringen. Nach der feierlichen Verkündigung der Ermordung und Heiligkeit Dimitri's wagte es Schuisky nicht, den Reliquien desselben den Sarg seines Mörders zu nähern und ihn aufs Neue unter die Denkmäler der Zaren hinzustellen, aber er wollte, selbst ein erwählter Herrscher, durch diese Handlung den gesetzmäßigen Regenten in Godunow ehren; er wollte das Bedauern, wenn auch nicht für den schuldigen Boris, so doch für Maria und Theodor, die Schuldlosen, rege machen, um einen desto lebhafteren Abscheu gegen ihre schändlichen Mörder, die nach neuem Zarenmorde lechzenden Genossen Schachowskoi's zu erwecken. In Beisein einer zahllosen Volksmenge, der gesammten Geistlichkeit, des Hofes und des Synklits wurden die Gräber eröffnet; 20 Mönche nahmen Boris' Sarg auf ihre Achseln (denn dieser Zar war als Mönch gestorben); die Särge Theodor's und seiner Mutter wurden von 40 Bojaren getragen, denen Bischöfe, Geistliche, Mönche, Nonnen und Bojaren bis zu dem Troitzkoischen Thore im Trauerzuge folgten; dort setzten sich die Bojaren zu Pferde, die Leichname aber wurden auf Todtenbahren gelegt. Hinterher fuhr in einem verdeckten Schlitten des Zaren Boris unglückliche Tochter Xenia; sie jammerte laut über den Untergang ihres Hauses und klagte den Pseudo-Dimitri vor Gott und Rußland als den schändlichen Urheber ihres Elendes an. Die Zuschauer weinten, indem sie der glücklichen Tage ihrer Familie und der für Rußland so segensreichen beiden ersten Jahre der Regierung Godunow's gedachten. Viele, durch die Gegenwart beunruhigt und für die Zukunft fürchtend, bedauerten sogar sein Ende. Im Kloster außerhalb der Himmelfahrtskirche bestattete man unter inniger Andacht den Vater, die Mutter und den Sohn; auch wurde ein Platz für die Tochter übrig gelassen, welche noch 16 kummervolle Jahre im Wladimir'schen Jungfrauenkloster verlebte, ohne einen anderen Trost als den himmlischen zu haben." Xenia starb den 30. Aug. 1622. (*v. Stramberg.*)

GODWIC (auch Gotwic und Goodwyck), Johann, ein englischer Augustinermönch des 14. Jahrh., zu Kings-Lynn in Norfolkshire geboren, trat daselbst in früher Jugend in den Augustinerorden und besuchte, nachdem er seine Vorbereitungsstudien beendigt hatte, die Universitäten Cambridge und Orford, um sich in den verschiedenen Zweigen der theologischen Wissenschaft weiter auszubilden. Er lehrte darauf längere Zeit zu Orford die Theologie, ward Provinzial seines Ordens in England und Irland und erwarb sich sowol durch sein ausgezeichnetes Rednertalent, als auch durch seine gründliche Gelehrsamkeit, großen Ruhm. Seine exegetischen Schriften (Lecturae in Genesin, Commentarii in Danielem, De hebdomadibus Danielis, In quaedam D. Pauli dicta, Quaestiones disputatae) wurden von seinen Zeitgenossen sehr hoch gehalten, aber weder diese Schriften noch seine Predigten (Sermones per annum) sind bis jetzt gedruckt, Handschriften derselben sind jedoch in den Bibliotheken Englands nicht selten. Godwic starb um das Jahr 1360 im Kloster zu Kings-Lynn, wohin er sich in seinem Alter zurückgezogen hatte*). (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN, der Graf (Galdorman) von Wessex, ist unstreitig der mächtigste Unterthan, der je in England gewesen ist, mächtiger als sein Großoheim Cadric Streona, wenn dieser auch der Begründer der Größe seines Geschlechtes geworden und lange Zeit auf schwindelnder Höhe sich behauptet hat. Des Cadric Vater, Aegelric, aus niederem Geschlechte, war an Söhnen überreich; neben Cadric werden Brithric, Aelfric, Goda, Aethelwin, Aethelweard, Aethelmer genannt. Alle seine Brüder hat Cadric, die ihm zugewandte Gunst K. Ethelred's benutzend, zu übergroßen Herren gemacht. Aethelweard, der Galdorman und Aelfric, der aus der Verbannung zurückkehrn-

*) *Joh. Bale*, Scriptorum illustrium majoris Britanniae Catalogus. Cent. V. c. 91.

fene Caldorman von Mercia, beredeten den König, was im Großen wenigstens bisher nie geschehen war, die Verwüstungen eines norwegischen Heeres mit der Summe von 10,000 Pfund abzukaufen. Da jedoch die Räuber die von ihnen besetzten Landestheile nicht räumten, so rüstete Ethelred eine Flotte aus und besetzte sie mit einer starken Mannschaft, die er den Befehlen seines Schwiegervaters Thored und dem Caldorman Aelfric untergab. Dieser aber verrieth den Feinden den zum Angriffe bestimmten Tag und entfloh sodann mit ihnen; sie wurden jedoch verfolgt und erreicht, viele von ihnen erschlagen; das eigene Schiff Aelfric's, jedoch ohne den Verräther, führten die Sieger im Triumphe zum Hafen. Eadric selbst, durch des Königs Gunst zu der wichtigsten aller Caldormanschaften, zu der von Mercia erhoben, nachdem dieselbe durch Aelfric's Tod erledigt worden war, übertraf in schamlosen Verräthereien, pflichtvergessener Selbstsucht, Stolz und Grausamkeit Alles, was bis dahin unter den Angelsachsen sich ergeben hatte. Den Sturz des ersten Günstlings, des Wulfgeat hat er herbeigeführt. Den mächtigen Caldorman Alfhelm von Deira lockte er zu einer großen Hochzeit, um ihn am vierten Tage des Festes im Walde abschlachten zu lassen. Bald darauf wurden Alfhelm's Söhne, Wulfheah und Ufegeat, um des Königs willen geblendet. Eadric war es auch, der bei Gelegenheit des am 13. Nov. 1002 unter den Dänen angerichteten Blutbades, die an den treulosen Dänen Palling verheirathete Schwester des Königs Sueno, die Gunhilde hinrichten ließ, damit aber zu schwerer Rache den zürnenden Bruder herausforderte. Abermals mußte der Verräther Aelfric an die Spitze des den Feinden entgegengesetzten Heeres berufen werden und nach seiner Weise hat er dem Vertrauen des Königs entsprochen. Als der Tag der Schlacht erschien, heuchelte er eine Krankheit, welche zum Fechten ihn untüchtig mache. Dem elenden Anführer folgten widerwillig die Angelsachsen und Sueno zog ungefährdet seinen Schiffen zu. Von da an verschwindet Aelfric's Name und es ersetzt ihn, wie in des Königs Gunst, so in der Caldormanschaft von Mercia, der um Nichts bessere Eadric, dem der König seine eigene Tochter Edgitha zum Weibe gab. Dafür stand ihm zur Seite als sein böses Princip, Eadric, beigenannt und mit allem Rechte Streona (der Erwerber), doch nicht allein dem Staate verderblich, sondern Allen, die mit ihm in Berührung kamen, wie z. B. den beiden ältesten Thanen der sogenannten sieben Burgen von Mercia, Sigeferth und Morcar, die er auf der Reichsversammlung zu Oxford in seine Wohnung lockte und meuchlings mordete. Auf die Nachricht von des Dänenkönigs Kanut Landung zu Sandwich, im J. 1016, scharten sich die Angelsachsen, welche anzuführen dem Prinzen Edmund Eadric beigegeben war. Daß dieser aber lediglich trachte, dem Prinzen das Leben zu nehmen, wurde bemerkt und veranlaßte die Auflösung des Heeres, Eadric aber, um so sicherer der verdienten Strafe zu entgehen, verlockte die Bemannung von 40 Schiffen, meistentheils Dänen, daß sie sammt ihm der Flotte des Königs Kanut sich anschlossen. Einige von Eadric's Landschaften, Stafford, Salop und Chester, büßten sein Treiben durch arge Verheerung, dafür nahm er offen Partei für die Dänen. Mit ihnen vereinigt schlug er das Treffen bei Sceorstan (Wilts), das zu entschiedener Niederlage der Dänen führen konnte, ohne die von Eadric ersonnene List. Er schlug dem Osmear, der in Zügen und Haar dem K. Edmund sehr ähnlich war, den Kopf ab und hoch ihn emporhaltend, rief er den nächsten seiner Feinde zu: „Ihr Männer von Dorset, Devon, Wilts, fliehet, denn euer Führer ist gefallen. Schaut in meiner Hand das Haupt eures Herrn, des Königs Edmund! Fliehet oder ergebt euch, so schnell ihr könnt!" Ohne Edmund's Geistesgegenwart, welcher einen Hügel bestieg, auf daß er von den Seinen gesehen werde, hätten die bestürzten Engländer sich in die Flucht geworfen, so blieb der Sieg unentschieden, nur daß die Dänen in der Nacht sich zurückzogen. Wahrscheinlich war es eine mit Kanut verabredete List, daß Eadric jetzt sich seinem des Sieges frohen Schwager Edmund nahte, um Gnade zu suchen und Treue zu schwören. Edmund gab der scheinbaren Reue Gehör und schenkte ihm, der jetzt die Dänen zu verrathen schien, alles Zutrauen. Die Dänen wurden bei Brentford, dann bei Ottford geschlagen, flohen der Insel Shepey zu und konnten leicht aufgerieben werden, hätte nicht der König durch Eadric sich bereden lassen, die Verfolgung aufgebend, nach Wessex heimzukehren. Kanut, zeitig durch neue Ankömmlinge verstärkt, lieferte die Entscheidungsschlacht bei Ashdown, in deren Beginne Eadric, der einen Flügel des Heeres befehligend die Flucht ergriff und also über den Ausgang der Schlacht und das Schicksal Englands entschied. Bis in Gloucestershire hinein verfolgt, ließ Edmund sich unter Eadric's Vermittelung eine Theilung des Reiches mit dem unwiderstehlichen Kanut gefallen. Den Vertrag überlebte Edmund nur kurze Zeit; er starb den 30. Nov. 1016, wahrscheinlich von der Hand eines Meuchelmörders. Eadric und sein Sohn wurden dieses Verbrechens beschuldigt, nur blieb es zweifelhaft, ob dazu Dolch, Gift oder ein Automat in Gestalt eines Bogenschützens ihnen gedient habe. Daß Eadric hierdurch dem K. Kanut einen Dienst zu erweisen glaubte, bleibt ausgemacht, daß dieser um die That gewußt habe, wird wenigstens von den englischen Schriftstellern nicht behauptet, welche vielmehr erzählen — was sich jedoch als Misverstand ergibt — daß Kanut den Eadric wegen dieser That sogleich habe aufknüpfen lassen. Wol aber versuchte der Däne, welchem vor allen Brüdern des verstorbenen Königs der Aetheling Eadwig fürchterlich war, diesen durch Eadric zu tödtlichen Gefahren verleiten zu lassen und nur der Muth des einflußreichen Aethelweard ersparte dem Könige und seinem stets fertigen Helfer ein neues Verbrechen. Noch soll Eadric den Rath gegeben haben, die kaum zweijährigen Söhne des K. Edmund, den Eduard und Edmund, sogleich zu tödten; sie wurden außer Landes gebracht. Dafür aber sollte Eadric den Lohn der vielfachen Verräthereien, durch welche er sich bei Dänen und Angelsachsen gleich sehr verhaßt gemacht hatte, empfangen. In dem Besitze der Grafschaft Mercia bestätigt, wohnte er an des Königs

Hoflager dem Weihnachtsfeste 1017 bei. Er sprach von den Diensten, welche er der alten Dynastie geleistet hatte. Da wendete Kanut sich dem Jarl Erich zu mit den Worten: „So laßt ihn denn haben, was er verdient, damit er Uns nicht verrathen möge, wie er Ethelred und Edmund verrieth." Der Normann hieb ihn mit der Streitart nieder und der Leichnam wurde über die Mauer in die Themse geworfen. Sein Fall mag auch seinen Brüdern verderblich geworden sein, daher Aethelmer's Sohn Wulfnoth nur noch unter dem Namen des Junkers von Sussex vorkommt. Wulfnoth's Sohn Godwin folgte dem K. Kanut in dem Zuge nach Dänemark im J. 1025, in das unglückliche Treffen mit den Schweden Olaf und Ulfr, welches aber Godwin durch einen für eigene Rechnung unternommenen nächtlichen Anfall rächte. Die Schweden wurden gänzlich zerstreut. Godwin verdiente sich damit die Jarlswürde und die Hand von Gythe, Schwester des Jarls Ulfr, der in der Ehe mit K. Kanut's Schwester Astrith der Stammvater der späteren Könige von Dänemark geworden ist. Godwin, als Graf von Wessex vor anderen mächtig, war der verwitweten Königin Emma hauptsächlichste Stütze in dem Bestreben, die Krone ihrem Sohne Hartekanut zu verschaffen, ein Bestreben, das an des Prinzen Unthätigkeit scheiterte, das aber wol seinen Halbbruder Alfred zu dem Versuche ermuthigte, seines Vaters, des K. Ethelred Erbe zurückzufordern. Er landete, von Sandwich abgewiesen, zu Dover und wurde von den Kentern freundig aufgenommen. In den nächsten Stunden fand Graf Godwin sich zu ihm, um ihn, so hieß es, seiner Mutter zuzuführen. Willig folgte solcher Einladung der Prinz, dessen erstes Nachtlager in Guilford war. Da wurden seine Begleiter einquartiert und reichlich bewirthet. Godwin schied unter dem Versprechen, am anderen Morgen dem Prinzen wieder aufzuwarten. Um Mitternacht wurde die Stadt einer Abtheilung königlicher Völker geöffnet; diese überfielen in ihren Quartieren die vereinzelten Fremdlinge, um sie für die Metzelei des folgenden Tages aufzusparen. Die Hände hinter den Rücken gebunden, wurden sie in einer Reihe aufgestellt; von den 600 erhielt jeder zehnte Mann seine Freiheit, auch wurden einige wenige verschont, um ihrer als Sklaven sich zu bedienen, die Uebrigen, nach der Laune oder Grausamkeit ihrer Henker verstümmelt, geblendet, scalpirt, ihnen die Flechsen an den Knieen abgeschnitten, oder die Gedärme aufgewunden. Kein größer Unglück geschah im Lande, seit die Dänen nach England kamen, klagt ein gleichzeitiger Dichter. Der Prinz Alfred wurde dem Könige vorgeführt. Dieser ließ ihn weiter nach der Insel Ely schleppen, unter der Hut eines Thanes, dessen Drohungen und Beschimpfungen dem Gefangenen nur zu deutlich seine Zukunft ankündigten. Auf elendem Rosse, in der dürftigsten Bekleidung, die Füße unter dem Sattel zusammengebunden, wurde Ethelred's Sohn in jeder Stadt, in jedem Dorfe dem Hohne, vielleicht dem Mitleiden der Zuschauer ausgesetzt. Zu Ely vor ein Gericht von Abtrünnigen gestellt, wurde er um Verlust der Augen verurtheilt. Ueber der Operation wurde, man darf wol annehmen absichtlich, das Gehirn verletzt, wovon nach mehrtägigem Leiden der Tod die Folge war. Harald und noch mehr Godwin, der sich hier seinem Großoheime Eadric Streona nur zu ähnlich zeigte, luden sich schweren Haß auf und keine Berufung auf des Königs Befehl, keine Entschuldigung überhaupt, konnte den Grafen je in den Augen der angelsächsischen und normännischen Zeitgenossen oder der Nachwelt entsündigen. K. Harald starb plötzlich den 17. März 1039. Sein Nachfolger wurde sein Halbbruder Hartekanut, der bisher auf Dänemark beschränkt gewesen war. Als nun Emma die Wünsche erfüllt sah, die sie, bevor noch ihr Sohn geboren war, für ihn gehegt hatte, wandten sich ihre Gedanken alle, und denen war blindlings der König ergeben, auf Rache an denen, welche bisher seine Thronbesteigung in England verhindert und ihre Verbannung veranlaßt hatten. Eadulf, der Graf von Northumberland, ein Verwandter Hartekanut's und von diesem in geheuchelter Freundlichkeit empfangen, wurde auf sein Geheiß von Siward ermordet und dem Mörder die große Grafschaft verliehen. Godwin, Aelfric, der Erzbischof von York, Eadric, Thrond, insgesammt einflußreiche Männer, wurden in eine Untersuchung über die Ermordung Alfred's und die damit zusammenhängenden Vorfälle gezogen. Die Vorwürfe über den Mord, mit welchen der Erzbischof und Godwin sich gegenseitig überhäuften, brachten kein Licht in die Angelegenheit, Godwin leugnete die gegen ihn erhobene Anschuldigung, reinigte sich im Wege Rechtens durch seinen Eid und durch Eideshelfer die vornehmsten Edlen des Königreiches und erhielt sogar die Gunst des Königs sammt bedeutendem Einflusse auf die Regierung. Auf Hartekanut wirkte vorzüglich ein von Godwin dargebrachtes Geschenk, ein Schiff von gewöhnlicher Größe, dessen Kiel mit goldenen Platten beschlagen war. Es trug 80 Krieger, Godwin's Lehensleute. Ihre Lanzen, Helme und Panzerhemden waren vergoldet; ihre Streitärte schimmerten von goldenen und silbernen Verzierungen; die Griffe ihrer Schwerter, die Nägel und Buckel ihrer Schilder waren von Gold und Mann für Mann trug an jedem Arme zwei goldene, 16 Unzen schwere Armbänder. Hartekanut starb ohne Nachkommenschaft den 8. Juni 1042; noch befand sich seine Leiche nicht in der Königsgruft zu Winchester und schon hatte sein Halbbruder Eduard der Bekenner den Thron bestiegen, hierzu hauptsächlich durch Godwin's Zureden bestimmt, gleich wie dieser auch der Dänen Einwendungen gegen einen König angelsächsischen Stammes zum Schweigen brachte. Daß er selbst und seine gewaltigen Söhne statt des schwachen Königs die Zügel der Regierung ergreifen und behaupten würden, daran durfte Godwin kaum zweifeln nach dem Standpunkte, zu welchem er seine Familie erhoben hatte. Seine Grafschaft umfaßte, außer dem von dem Vater auf ihn vererbten Sussex, Kent und die größere südliche Hälfte von Wessex. Von seinen Söhnen besaß Harald, dux genannt, noch unter Hartekanut, Ostangeln und Essex, Suen das nördliche Wessex, Landschaften, die neben einander gelegen beinahe die eine und sicherlich die reichste Hälfte von England ausmachten und denen Harald sehr bald Hun-

tingdon und Cambridge, Suen Gloceſter, Somerſet, Oxford und Berks hinzufügte. Vier jüngere Söhne, Toſtig, Gurth, Leofwin und Wulfnoth, trugen nicht wenig bei, den Einfluß des Hauſes zu erhöhen, unwiderſtehlich ſollte er werden durch des Königs Vermählung mit Godwin's Tochter Editha, welche eine der Bedingungen von Godwin's Verwendung zu Gunſten des Bekenners war. Editha, wie feindſelig auch die Chroniken ihrer Familie ſind, empfängt von ihnen nur Lob. Die Roſe unter den Dornen, wie ſie im Vergleiche zu den Brüdern heißt, verband mit hoher Liebenswürdigkeit, Sanftmuth, Frömmigkeit, Großmuth eine ungemein ſeltene Bildung. Ingulf erzählt von ihr, ſie habe ihn, den Knaben, wenn er aus der Schule kam, häufig feſtgehalten, ihn ſeine Lection wiederholen laſſen ihn, mit einigen Silberpfennigen beſchenkt und ihn endlich in die Speiſekammer geſchickt. Sie wurde im J. 1043 getraut, nachdem der König ihr vorher mitgetheilt hatte, daß er durch ein Gelübde zur Enthaltſamkeit verbunden ſei. Das ſtreng gehaltene Gelübde ließ Edithen niemals des Gemahles Zutrauen gewinnen. Auch ſeiner Mutter grollte K. Eduard. Sie betrachtete als ihr Eigenthum die in Wincheſter gehäuften Schätze. Die Rechtmäßigkeit dieſes Beſitzes konnte Eduard um ſo weniger anerkennen, da Emma's Anſprüche auf einer Schenkung Kanut's beruhten, der in des Bekenners Augen nur ein Uſurpator war. Die drei größten Herren im Reiche, Godwin, Leofric und Siward, wurden beauftragt, in der Stille nach Wincheſter zu reiten, um der überraſchten Königin die beſtrittenen Gegenſtände, Gold, Silber, Geſchmeide, mit Gewalt zu entreißen. Leofric, in dieſer widerwärtigen Sendung Godwin's Kumpan, erſcheint nicht ſelten als deſſen Widerſacher im Rathe. Dieſem mag auch nicht wenig Sorge gemacht haben Suen's, ſeines älteſten Sohnes, unbändige Gemüthsart. Dieſer kam aus Weſtwales zurück, ſiegreich und von Geiſeln umgeben. Edgiven, die Aebtiſſin von Leominſter (Hereford), erblickend, fühlt er von rohem Gelüſte ſich ergriffen, geſättigt, hat er die Entehrte von ſich gethan. Nachträglich wollte er ſie heirathen, aber ſolche verſpätete Reue konnte den Frevel nicht ſühnen. Der geächtete Graf mußte aus dem Lande weichen, ſeine Grafſchaft verlieh der König Godwin's anderem Sohne Harald und dem Grafen Beorn, Bruder des Königs Suen von Dänemark. Bei dieſem, ſeinem Vetter, ſuchte der Geächtete Zuflucht, dann wendete er ſich mit einer guten Anzahl Schiffe nach Flandern, um das Gewerbe eines Seekönigs zu treiben. Deſſen zuletzt überdrüſſig kehrte er nach England zurück, um dem Könige ſeine Unterwürfigkeit zu bezeigen, wogegen ihm Verzeihung verheißen wurde. Der Erfüllung des Verſprechens widerſetzten ſich aus leicht begreiflichen Gründen ſein Bruder Harald und der Vetter Beorn. Dieſer, nachdem er von Wenigen begleitet, der Rhede von Boſham, wo Suen's Schiffe ankerten, ſich genähert hatte, wurde ergriffen, gefeſſelt und zu Schiffe nach Dartmouth gebracht und dort auf Suen's Befehl ermordet. Der Urheber dieſer Unthat, abermals geächtet, entfloh nach Brügge, von wo er jedoch ſchon im nächſten Jahre, 1049, zurückgerufen wurde. Fürwahr ein auffallendes Zeugniß des grenzenloſen Einfluſſes des Hauſes Godwin. Eine weitere Folge des Ereigniſſes war die Verbannung von Beorn's Bruder Esbern und aller ſeiner Anhänger, wodurch der Dänen Macht in England gänzlich gebrochen wurde. Dafür beſaßen franzöſirte Normänner des Königs volle Gunſt, ſie wurden nicht nur zu den einträglichſten Pfründen ernannt, ſondern auch ihrer mehre mit bedeutenden Beſitzungen begnadigt. Dieſe Verletzung der Indigenatsrechte trug das Volk mit ſichtlichem Unwillen, welchen auszubeuten die Godwin nicht verfehlten. Den König, ſeinen Schwager, zu beſuchen, war Graf Euſtach von Boulogne mit ſtattlichem Gefolge herübergekommen. Als er heimkehrte, wurde bemerkt, daß er in des Erzbiſchofs von Canterbury, des Franken Robert Hofe ſpeiſte, vielleicht mit dieſem Anſchläge, den Sachſen zum Nachtheile ſchmiedete, daß er auf ſeiner ferneren Reiſe nahe vor Dover, einer von Godwin's Burgen, den Harniſch anlegte, wie auch die Männer ſeines Gefolges thaten. In die Stadt einreitend, äußerten ſie die Abſicht, ſich nach Gutdünken Quartiere auszuſuchen. Gegen den Misbrauch des königlichen Beherbergungsrechtes wußten die Bürger ſich zu wehren, den Fremdlingen, die man als offenbare Feinde, als eine Landplage verabſcheute, wollte Niemand ſein Haus öffnen. Zwiſchen einem der Widerſpenſtigen und dem ſich ihm aufdringenden Gaſte kam es zur Schlägerei; der Fremde verwundete den Hauseigenthümer, wurde aber zur Stunde von den Nachbarn erſchlagen. Ohne Säumen ſtiegen Euſtach und ſeine Ritter zu Pferde und es fielen unter ihren Schwertern jener Hausmann auf ſeinem eigenen Herde und 20 andere, nicht ungerächt, denn der Franzoſen blieben nicht weniger auf dem Platze, noch mehr wurden verwundet und nur mit Mühe retteten ſich der Graf und wenige ſeiner Diener. Dieſes vernehmend, entbrannte der König in heftigem Zorne. Er legte dem Grafen Godwin auf, in Dover ſelbſt über die Strafbaren Gericht zu halten. Er war aber weit entfernt, eine That zu ahnden, die in allen Theilen Englands als ein Triumph der Nationalität gefeiert wurde, einigte ſich vielmehr mit ſeinen Söhnen Suen und Harald, die Klagen des Volkes über die unverſchämten Fremdlinge vor den Reichstag zu Gloceſter, den 8. Sept. 1051, zu bringen. Um der Bitte um ſo mehr Gewicht zu verſchaffen, hatten die Herren zu Byrerſtone und Langtree in Gloceſterſhire ein zahlreiches, wohlgerüſtetes Gefolge um ſich verſammelt, was indeſſen des Königs Anhänger, Leofric, Siward, Raulf, veranlaßte, ebenfalls ihre Hausmacht, ihre Anhänger zu bewaffnen, ſodaß zwei ſchlagfertige Heere einander gegenüberſtanden und kaum durch beſorgte Vermittler ein blutiges Zuſammentreffen abzuwenden war. Nachdem für den Augenblick die Ruhe hergeſtellt war, verſuchte Godwin eine Rechtfertigung ſeines Beginnens, mit welcher doch eine zu auffallende Forderung verbunden war. Er verlangte die Auslieferung des Grafen Euſtach mit ſeinem Gefolge. K. Eduard begnügte ſich, beiden Parteien Geiſeln abzufordern und eine zweite Tagfahrt anzuordnen. Als dem zufolge Godwin und ſeine

Söhne mit ihren Thanen zu Southwark eintrafen, fanden sie den König von dem stattlichsten, süd- und nordwärts der Themse herangezogenen Heere umgeben, dazu wurde Harald von vielen seiner Begleiter, die sofort die Hofpartei verstärkten, verlassen. In solcher Lage wurde Suen von dem Witenagemot für gesetzlos erklärt, seinem Vater und seinem Bruder Harald Termin für ihre Rechtfertigung angesetzt. Diese verlangten des Königs Geleit und Geiseln für ihre Sicherheit, entließen jedoch, nach des Königs Begehren, zu dessen Händen alle ihre Thane. Eduard gestattete ihnen, mit zwölf Helfern vor seinem Rathe zu erscheinen, um die einzelnen Beschwerden untersuchen zu lassen und sicherte ihnen Frieden und Geleit zu; indem sie aber auf der das königliche Ansehen verletzenden Stellung von Geiseln bestanden, wurde ihnen, dem Vater und den Söhnen, auferlegt, binnen fünf Tagen England zu räumen. Dem Gebote sich fügend, eilte Godwin sammt Frau Gythen, seinen Söhnen Tostig, Suen und Gurth, auch Tostig's Frau Judith, die des Grafen Balduin V. von Flandern Tochter war, nach seinem Gute Bosham und Thorney Island in Sussex, von denen ein Schiff, in der Eile mit Gold, Silber und Kostbarkeiten, so viel es zu tragen vermochte, beladen, sie nach Flandern brachte. Graf Harald und sein jüngerer Bruder Leofwin flohen nach Bristol, wo sie eines für Suen ausgerüsteten und befrachteten Schiffes sich bedienten, um Irland zu erreichen. Der König hatte sie verfolgen lassen, man konnte aber, oder wollte sie nicht einholen und sie brachten in jener Insel den folgenden Winter zu. Um ihren Sieg zu vervollständigen, bestimmten die französischen Rathgeber den König, sich von seiner Gemahlin zu trennen und sie, aller Ehren beraubt, der Obhut seiner Schwester im Kloster Wherwell zu untergeben. Die Grafschaften Devonshire, Somerset, Dorset und Cornwallis wurden an Odda, Harald's Grafschaft Ostangeln u. s. w. an Algar, den Sohn Leofric's, verliehen. Indessen hatte die Verbannung der Godwine zu viele Interessen verletzt, um dauernd sein zu können, sie selbst feierten nicht in den Anstrengungen für eine baldige Restauration. Harald und Leofwin, abermals zu Schiffe gehend, im J. 1052, griffen des Grafen Odda Gebiete an und erschlugen viele seiner Vasallen, die Wallisen unterstützten durch einen Einfall in Herefordshire der Brüder Operationen. Godwin selbst ging von der Mündung der Yser aus unter Segel, den Küsten von Kent zusteuernd; hier fand er nur Freunde, die Schiffer von Hastings, die Männer von Sussex, Surrey, Esser, begehrten für ihn zu leben und zu sterben. Die zu seiner Abwehr ausgerüstete königliche Flotte wurde durch Stürme in den Häfen festgehalten, bis aus Langeweile die Equipagen sich verliefen. Bei der Insel Portland trafen Godwin's und Harald's Armaden zusammen und vereinigt, aller Orten Verstärkungen an sich ziehend, richteten sie ihren Lauf der Themse, zuletzt der Stadt London zu. Dort lag der König mit seinen Großen und 50 Schiffen und zeigte wenig Lust, dem Begehren der Godwine um Wiedereinsetzung in den vorigen Stand zu willfahren. Nur mit Mühe konnte Godwin sein über die Zögerung ergrimmtes Volk von dem Angriffe abhalten. Endlich am 14. Sept. 1052, beinahe ein Jahr nach seiner Verbannung, stellte Godwin seine Schiffe Angesichts von London auf, indessen seine Landungstruppen längs dem Strande heranzogen. Die Bürger von London begünstigten ihn, das königliche Heer zeigte sich abgeneigt, für die Fremdlinge gegen Landsleute zu fechten. Es wurden Unterhandlungen angeknüpft, der König ließ, um den Frieden zu sichern, von beiden Seiten Geiseln stellen. Daß ihre Sache verloren war, erkannten die Franzosen, sie flüchteten über See, Godwin aber rechtfertigte sich und seine Söhne in Ansehung der gegen sie erhobenen Beschuldigungen. Sie insgesammt erhielten ihre Besitzungen zurück, die Königin wurde in ihre Rechte wieder eingesetzt. Suen war unterdessen, heimkehrend von einer Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande, mittels deren er den Mord seines Vetters Beorn zu sühnen meinte, gestorben. Auch Godwin sollte den ihm bereiteten Triumph nicht lange überleben. Kränkelnd, wie sich gleich nach den Verhandlungen in London, 1052, ergab, hatte er seine Grafschaft verlassen, um am königlichen Hoflager der Osterfeier 1053 beizuwohnen. Hier wurde er am Ostermontage bei der Tafel von einem Schlagflusse getroffen und besinnungslos von seinen Söhnen in ein Nebengemach getragen. Am Donnerstage war er eine Leiche. Normännische, dem Hause Godwin feindliche Schriftsteller erzählen, der Mundschenk, bei dem Gelage mit dem einen Fuße strauchelnd, habe schnell mit dem anderen Beine sich aufgerichtet, was Godwin's Bemerkung veranlaßt: So hilft ein Bruder dem andern. Ja, habe der König erwidert, lebte Alfred noch, so könnte er mir helfen, solche Worte mit einem strengen Blicke auf Godwin begleitend. Dieser habe sich hierdurch aufgefordert gefühlt, seine Unschuld an Alfred's Ermordung zu betheuern. „Bin ich schuldig," sprach er, „so möge dieser Bissen mir in der Kehle stecken bleiben," und der Bissen wurde ihm alsbald tödtlich. Die Erzählung scheint nur ein letzter Versuch der normännischen Partei zu sein, um sich an dem gehaßten Gegner zu rächen. Ihre Chroniken haben überhaupt mit blutigen Farben den Grafen Godwin gemalt. Er ist ihnen ein Ungeheuer in Grausamkeit, Treulosigkeit, Ehrsucht. Allein ihre Glaubwürdigkeit wird durch die Betrachtung geschwächt, daß sie nach der Eroberung schrieben, da jede Lüge benutzt wurde, um die Engländer zu überzeugen, der Mann, welchen der Normann vom Throne stieß, sei wegen der eigenen und des Vaters Verbrechen denselben einzunehmen unwürdig gewesen. Ihren Schmähungen kann die Lobrede von K. Eduard's Biographen, dessen Arbeit der Königin Editha zugeeignet war, verglichen werden. Diesem nach war der große Graf ein Vater des Volkes und die Stütze der Nation. Den Friedfertigen und Tugendhaften gütig, war er großmüthig und versöhnlich; die Unruhigen, die Zügellosen hingegen zitterten ob seiner löwenartigen Haltung und der Strenge seiner Gerechtigkeit. Die Engländer beklagten seinen Tod als ein Unglück für die Nation und setzten ihre einzige Hoffnung in seinen Sohn Harald, der nicht minder die Tugenden des Vaters als dessen Ehren-

stellen geerbt hatte. Die Wahrheit liegt vermuthlich zwischen den übertriebenen Lobeserhebungen der Einen und den rücksichtslosen Schmähungen der Andern. Godwin's ältester Sohn Harald erhielt die von dem Vater besessene Grafschaft Wesser, mußte dagegen Ostangeln an des Grafen Leofric Sohn Aelfgar überlassen, hingegen erhielt sein Bruder Tostig die durch das Ableben Siward's, des Ueberwinders von Macbeth, erledigte Grafschaft Northumberland. Ganz eigentlich schien Harald berufen, das Werk seines Vaters fortzusetzen, sowol durch seine angenehme Persönlichkeit als durch Erfolge im Felde. Den Wallisen, die bis zu den Thoren von Gloceſter vorgedrungen waren, brachte er vollständige Niederlage bei; das Haupt ihres Anführers Hris, Bruder des Königs Griffith, ließ er über dem westlichen Thore jener Stadt aufstecken, 1055. Einen zweiten Angriff derselben Feinde mußte Harald, dem für jetzt die Gesammtmacht des Königreichs anvertraut war, im Herbste desselben Jahres zurückweisen. Mit den Wallisen vereint focht jetzt Leofric's Sohn Aelfgar, der durch Harald's Umtriebe verdächtig geworden war, in Irland Zuflucht gesucht hatte und jetzt seiner Verbündeten Fortschritte mächtig beförderte. Harald trieb sie in ihre Berge zurück und erzwang einen Frieden, durch welchen jedoch Aelfgar seine Besitzungen zurückerhielt. Aber schon im folgenden Jahre 1056 besiegt, erschlugen die Wallisen bei Glastonbury den kriegerischen Bischof Leofgar von Hereford, und Harald, nicht sattsam gerüstet, um solche Verwegenheit zu züchtigen, suchte und erhielt Frieden, der ihm um so erwünschter war, da das bevorstehende Ableben des mächtigen Grafen Leofric von Mercia weitaussehende Veränderungen nach sich ziehen mußte. Des Vaters Nachfolger in der Grafschaft wurde sein Sohn Aelfgar, das von diesem zeither besessene Ostangeln wurde getheilt, Suffolk namentlich an Harald's Bruder Gurth gegeben. Diese Bestimmung und die Erledigung der von Harald's und Aelfgar's Gebieten begrenzten Grafschaft Hereford mögen die Streitigkeiten veranlaßt haben, welche Aelfgar's zweite Verbannung im J. 1058 nach sich zogen. Der Handel wurde jedoch zeitig verglichen, und es trat ein Ruhepunkt ein, welchen Graf Tostig zu einer Wallfahrt nach Rom, 1061, benutzte, auf welcher seine Gemahlin ihn begleitete. Aelfgar's Tod und eine neue Fehde Harald's mit Griffith von Wales, dem Schwiegersohne von Aelfgar, scheinen verwandte Ereignisse zu sein. Harald hatte sich überzeugt, daß seine bisherige Kriegsmanier niemals zu einem dauerhaften Frieden mit dem leichtbeweglichen, zähen, durch Schluchten und dichte Wälder gesicherten Bergvolke führen werde. Den Krieg, durch die Wallisen zu Anfange des Jahres 1063 erneuert, beschloß er in das Herz ihres Landes zu tragen. Zu dem Ende mußten seine Truppen sich an die dürftige Nahrung der Wallisen gewöhnen, leichte Waffen, Helme und Schilde von gebranntem Leder anlegen. Im tiefsten Winter wurden sie zu einem unerwarteten Angriffe auf Griffith's Gebiete geführt; dieser entschlüpfte kaum, aber seine Häuser, seine Schiffe gingen in den Flammen auf. Mit dem Beginne des Sommers drang Tostig mit seinen Reisigen vom Norden her in Wales ein, während Harald im Süden, den Kanal von Bristol durchschiffend, die Küsten des Landes heimsuchte, dann, stets zu Fuße, das Innere nach allen Richtungen durchzog. Die höchsten Berge, verwachsene Waldungen schirmten die Eingeborenen nicht mehr gegen eine planmäßige Verfolgung. Wo sie Widerstand versuchten, wurde er besiegt, aller Orten erhoben sich Steinpyramiden mit der Inschrift: Hier siegte Harald. Ueberwältigt und entmuthigt, baten die Wallisen um Gnade, Griffith fiel 1064 unter den Streichen seiner Unterthanen, die das blutige Haupt als das Pfand ihrer Unterwerfung dem Sieger überbrachten. Zwei Halbbrüder Griffith's wurden mit seiner Herrschaft von K. Eduard belehnt, dem sie Treue schworen, und nicht minder dem Grafen Harald. Für eine lange Folge von Jahren war des Volkes Kraft gebrochen. Um so eher mochte Harald die Reise nach der Normandie antreten, wo er von Herzog Wilhelm die Freigebung seines Bruders Wulfnoth, seines Neffen Haco, Suen's Sohn, zu erhalten hoffte. Diese hatte Godwin als Geiseln dem K. Eduard überliefert, dieser zu größerer Sicherheit und als Gewährleistung für seine Erben dem Herzoge der Normandie anvertraut; K. Eduard soll ihn daneben beauftragt haben, diesem Herzoge die Versicherung zu bringen, daß er zum Erben der englischen Krone bestimmt sei. Dies behaupten die Normänner von Harald selbst vernommen zu haben, als er durch Sturm an die Küste von Ponthieu getrieben, von dem Herrn des Landes, von Guido von Abbeville, in Anwendung des Strandrechts, in den Thurm von Beaurain geworfen, durch Herzog Wilhelm's kräftige Verwendung befreit oder losgekauft und von demselben ehrenvoll aufgenommen war. Er fand aber bald Veranlassung, sich in das Verließ von Beaurain zurückzuwünschen. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, war er in der That ein Gefangener, und demnach nicht im Stande, den ihm gemachten Zumuthungen sich zu entziehen. Es wurde verlangt, daß er sich verpflichte, des Herzogs Candidatur um den englischen Thron zu unterstützen, demselben jetzt schon verschiedene Burgen einzuräumen, daß er seine Schwester einem Normanne, sich selbst mit des Herzogs Tochter Adelisa verlobe, wogegen sein Neffe Haco sofort, sein Bruder Wulfnoth bei Wilhelm's Thronbesteigung freigegeben, auch einer Nachricht zufolge die Hälfte von England die Aussteuer der Prinzessin Adelisa sein sollte. Harald versprach, was man von ihm verlangte. Noch nicht befriedigt, forderte Wilhelm seine Ritterschaft nach Bonneville, auf daß in dieser Versammlung Harald die übernommenen Verpflichtungen durch einen Eid bekräftige. Als der Eid auf einen Heiligenschrein gesprochen war, wurde die dem Schrein aufgelegte Decke weggenommen, und die darunter geborgenen Reliquien vorzeigend, ermahnte Wilhelm seinen Gast, ein durch diese feierliche Anrufung bestätigtes Versprechen gewissenhaft zu erfüllen. Der Sachse, von Entsetzen ergriffen, beruhigte sich jedoch und wiederholte seine Zusage. Er begleitete den Herzog in einem Feldzuge gegen die Bretagner und erwarb sich durch Tapferkeit, Geist und vollendete Ritterſitte die Bewunderung der

Normänner. Mit kriegerischen Ehren und Geschenken überhäuft, kehrte er nach England zurück. Hier hatte sein Bruder Tostig ihm neue Verwickelungen bereitet. An sich von den Northumbriern wenig angesehen, erhob dieser eine widerrechtliche Steuer zur Unterhaltung seiner Hirdmannen oder Husecorle und zur Bestreitung der durch die Ausdehnung seiner Herrschaft und die fürstlichen Verbindungen gesteigerten Ausgaben: „er hatte mit der Raubsucht eines Tesvoten und der Grausamkeit eines Barbaren regiert," in seinem Palaste zu York die Thane Gamel und Ulf ermorden lassen, und das nämliche Schicksal ward auf sein Ansuchen von seiner Schwester, der Königin Editha, dem Gospatric, einem northumbrischen Edelherrn vom ersten Range, bereitet. Die ganze Provinz gerieth in Aufruhr: in den ersten Tagen des Octobers 1065 wurde York von den Insurgenten überfallen. Tostig floh, seine Schätze, sein Zeughaus wurden geplündert, seine Haustruppen niedergemetzelt. Das Witenagemot sämmtlicher Thane der Landschaft York verbannte den Tostig mit allen seinen verderblichen Rathgebern und übertrug das Grafenamt an Morcar, Aelfgar's Sohn, der, um allenfalls auch gegen den Willen des Königs darin sich zu behaupten, das Aufgebot der Provinz nach Lincoln, Derby, Nottingham bis Northampton vorrücken ließ. Hier vereinigten sich mit ihm sein Bruder Edwin und die gewöhnlichen Verbündeten des Hauses Leofric, viele Wallisen. Zu Oxford stellte Harald sich ihm entgegen, jedoch nur, um die Sache seines Bruders aufzugeben und zu versprechen, daß der König die Wahl des Grafen Morcar bestätigen werde. Tostig's schwacher Versuch, das Verlorene mit Waffengewalt wieder zu gewinnen, wurde sehr bald vereitelt; er flüchtete sammt seiner Gemahlin nach Brügge und von da nach St. Omer. „Wenn Harald bei dieser Gelegenheit der Sache seines Bruders ungetreu zu werden schien, so mögen wir seine Mäßigung nicht allein der fürchtbaren Haltung der Insurgenten, sondern auch einer klugen Berücksichtigung seines eigenen Vortheils beimessen. Der König näherte sich mit schnellen Schritten dem Grabe und die Pläne des Grafen erheischten dessen Anwesenheit zu London, einen Zeitpunkt der Ruhe und den guten Willen des Volkes." Er kehrte am 30. Nov. 1065 in die Hauptstadt zurück, am 5. Jan 1066 starb K. Eduard; auf seinem Sterbebette hatte er, auf Ansuchen seiner Barone, den Bruder der Königin zu seinem Nachfolger ernannt, eine Bestimmung, welche er für die dem Reiche zuträglichste halten durfte, da durch Tostig's Entfernung und Harald's zweite Vermählung mit Aelfgar's Tochter Editha, der Wittwe Griffith's, das Interesse dieses Grafen mit den beiden andern mächtigsten Landesherren enge verknüpft war. Was eigentlich nur des sterbenden Königs Wunsch gewesen, wurde sofort durch die in großer Anzahl versammelten Großen bestätigt, sie wählten zu ihrem Könige Godwin's Sohn Harald, einige wenige stimmten doch für den Etheling Edgar, der statt der Krone die Grafschaft Oxford erhielt. Harald, als König anerkannt, entfaltete alsbald die Eigenschaften, welche einer großen Provinz ihn so werth gemacht hat; strenge Gerechtigkeitspflege, Einführung besserer Gesetze, Sicherheit der Landstraßen, eifrige Sorge für die Herstellung des Kriegswesens, Schutz und Begünstigung der Geistlichkeit, alles dieses wurde von dem für sein hohes Amt lange schon vorbereiteten Könige erwartet, verheißen, eingeleitet. Ueber seinen Beruf zu regieren, die Kraft, mit welcher er seine Talente entwickelte, ist selbst unter seinen Gegnern, welche so viel Ungünstiges ihm anzudichten bemüht waren, doch nur eine günstige Stimme. Im Norden ergab sich anfänglich eine von Tostig's Anhängern ausgehende Abneigung, doch Harald's Auftreten in York, für welche Reise der Bischof Wulfstan von Worcester sein Begleiter war, bewirkte eine durchaus veränderte, befriedigende Stimmung. Tostig mag sich mit dem Herzoge der Normandie, seinem Schwager, mit dem Grafen Balduin von Flandern, seinem Schwiegervater, verbündet haben, um für seine Ansprüche Unterstützung zu erhalten; wahrscheinlicher aber ist es doch, daß er für eigene Rechnung den Angriff auf England vorzunehmen beschloß. Im April erschien er mit einer ansehnlichen Flotte, worauf viele Flamänder waren, Angesichts der Insel Wight, wo er Geld und Proviant raubte, dann wendete er sich nach Sandwich, wo er in gleicher Weise verfuhr, daneben Matrosen preßte. Vernehmend, daß auch der Herzog der Normandie eine Landung beabsichtige, hatte Harald ein Heer aufgeboten, zahlreicher als man je in England gesehen; mit einem solchen es aufzunehmen vermochte Tostig nicht, er räumte Sandwich in Eile, sodaß Harald dort sein Hauptquartier nehmen und seine Flotte versammeln konnte. Von der Insel Wight aus beobachtete der König die Rüstungen in der Normandie, während seine Truppen die Küsten hüteten, bis der Abgang der Lebensmittel ihn nöthigte, am 8. Sept. 1066 sein Volk zu beurlauben. Er begab sich nach London, seine Flotte, ebenfalls nach der Mündung der Themse bestimmt, wurde großentheils durch Stürme vernichtet. Tostig, nachdem er an der Insel Thanet eine Niederlage erlitten, war mit 60 Schiffen zur Mündung des Humber gesegelt und verwüstete die Landschaft Lindsey, von wo ihn aber die Grafen Edwin und Morcar vertrieben. Von seinen Seeleuten verlassen, wendete er sich mit zwölf ihm gebliebenen Schiffen nach Schottland, sodaß der König ihn den Sommer hindurch ernährte. Er suchte, doch vergeblich, den König der Dänen gegen England zu bewaffnen. Besser gelang ihm dies bei K. Harald Hardrada von Norwegen. Tostig scheint sich hier als Godwin's ältester Sohn, als der eigentliche Thronerbe gegeben zu haben. Dem norwegischen Könige verhieß er die Hälfte von England. Eine Flotte von 200 Segeln, in Norwegen ausgerüstet, traf an der Küste von Schottland mit Tostig's Schiffen und dem Geschwader seiner Verbündeten, Paul und Erling, die Grafen der Oreaden, zusammen. Zu Anfange Septembers wurde bei Scarborough gelandet und die Stadt, um den hartnäckigen Widerstand der Bürger zu bestrafen, verbrannt. Diesem folgte am 20. Sept. der Ueberfall des Lagers der Grafen Edwin und Morcar bei Fulford unweit York. Sie erlitten vollständige Niederlage. Nicht nur unzählige Laien, auch viele

Geistliche, deren Gesinnung für Harald, wie jene ihres Erzbischofs, fanden hier den Tod. Schon befand sich der König im Anmarsche. Gleich nach jenem Unfalle erreichte er Tadcaster, indessen seine Flotte in der Mündung des Humbers ankerte. Tostig und der König von Norwegen hatten York verlassen, um sich nach dem 1½ geograph. Meile von da am Derwent gelegenen Stamfordbridge zu wenden. Dort wurden sie am 25. Sept. durch den Anzug der Engländer so vollständig überrascht, daß Tostig in den aufsteigenden Staubwolken die Annäherung der ihm verheißenen Verstärkungen zu erkennen glaubte. Den Irrthum einsehend, rieth er, schnell den Schiffen zuzueilen, damit die bei denselben gebliebene Heeresabtheilung herangezogen werden könne. Hardrada beschränkte sich auf die Absendung von drei Reitern, um die Zurückgebliebenen zur Stelle zu fordern, ließ sein Banner Landeyda aufrichten und um dasselbe durch sein Fußvolk einen Halbmond bilden; Schild an Schild, die Spieße vor sich in die Erde und dem Feinde entgegengestreckt, sollte diese Infanterie den Angriff der feindlichen Reiterei abwehren, während die Bogenschützen die am meisten bedrohten Punkte vertheidigen würden. Harald, mit den dichten Massen der Engländer vorrückend, bemerkte einen feindlichen Führer, der in hellblauem Mantel, mit glänzendem Helme, die Schlachtlinie musterte. Im nämlichen Augenblicke stürzte der Rappe mit seinem Reiter. „Wer ist," fragte Harald, „jener Riese, den sein Gaul niederwarf?" und als er vernommen, daß sein königlicher Gegner zu Fall gekommen, rief Harald, seinen Scharen vernehmbar: „ein stattlicher Mann, aber ihr sehet, das Glück hat ihn verlassen!" Tostig's Banner wehte auf dem andern Flügel. Zu diesem ritt hin ein Fähnlein englischer Thingemanne oder Huscecrle, alle 20, gleich ihren Rossen, in Eisen gehüllt. Einer fragte nach Tostig, dem eine Botschaft von seinem Bruder zu hinterbringen sei. „Hier ist er," entgegnete der Graf selbst. „Harald der König," hob der Reitige an, „entsendet dir seinen Gruß und frohe Botschaft: Frieden und ganz Northumbrien bietet er dir, ja um in dir einen Bundesgenossen und Freund zu gewinnen, ist das Drittel von England ihm kein zu hoher Preis." Tostig beklagte, diesen Vorschlag nicht früher, bevor das viele Blut vergossen, vernommen zu haben, fragte zugleich, welcher Ersatz dem Harald Hardrada für seine Anstrengung werden solle. „Von Englands Boden sieben Fuß, oder so viel mehr als seine Länge die gewöhnlicher Menschen überragt," lautete des Geharnischten Antwort. Darauf entgegnete der Graf: „So reitet zurück und laßt euern Herrn zum Strauß sich rüsten, denn nimmer sollen die Normänner hören, daß Graf Tostig ihren König in Feindes Land verlassen habe. Gemeinsam wollen wir England erobern oder mit Ehren sterben." Hardrada vernehmend, daß jener Wortführer mittler Größe, dessen festen Sitz zu Gaul er, der abgeworfene Reiter, besonders bemerkt, der König von England selbst gewesen sei, tadelte die unzeitige Großmuth Tostig's, welcher die wichtige Beute frei ziehen ließ. Tostig bezeugte, daß er lieber das eigene Leben geopfert hätte, als den Friedensboten anzutasten.

Die Angriffe der englischen Reiterei wurden durch die Speere der Normänner zurückgewiesen, sie begann zu weichen. Die Normänner, um ihren Sieg durch Verfolgung des Feindes zu vervollständigen, brachen ihre Ordnung, was die Vereinzelten den heftigen Angriffen der sich ermannenden Engländer aussetzte. Der König der Norweger, Wunder der Tapferkeit verrichtend, wurde von einem Pfeile am Halse getroffen, sodaß er zur Stunde des Todes war. Seinen Platz neben dem Landeyda nahm Tostig ein; den zweiten, ihm und den Normännern gemachten Friedensantrag wies er zurück, das Gefecht wieder aufnehmend, starb auch er als ein Held. Entschieden schien für die Engländer der Sieg, als Eystein Orri, der Liebling Hardrada's, von der Flotte her mit frischen Streitkräften eintraf und ein drittes Treffen begann. Der unerschütterliche Muth eines Norwegers hielt die vordringenden Engländer lange auf, 40 derselben hat er mit der Streitart erschlagen, bis ein Engländer, mit seinem Boote unter die von dem Hünen vertheidigte Brücke schlüpfend, ihm von dem niedrigen Standpunkte aus eine tödliche Wunde beibrachte. Sein Fall wurde entscheidend: der Abend fand die Engländer als Sieger. Alle Anführer der Norweger, auch ein König aus Irland, waren gefallen. Olav, der Sohn des norwegischen Königs, der ihn begleitende Bischof, Paul der Orcaden Graf, wurden verschont; der Sieger ließ sie nach gegebenen Geiseln und abgelegten Eiden mit den Ueberresten ihres Heeres auf 21 Schiffen heimkehren. Die Beute war sehr bedeutend: darunter soll eine große Masse Goldes, welche Hardrada aus seinen Kriegszügen im Osten heimbrachte, gewesen sein. Diese hat Harald sich vorbehalten, damit aber viele seiner Anhänger ungehalten gemacht, sie entfremdet zu einer Zeit, da er fester Anhänglichkeit am meisten bedurfte. Wilhelm, der Herzog der Normandie, war zeither eifrig beschäftigt gewesen mit den Rüstungen, welche seine Absicht, das seinem Bedünken nach auf ihn rechtmäßig vererbte Nachbarreich zu erobern, erforderte. Er hatte nur eben damit den Anfang gemacht, als er durch eine Gesandtschaft von Harald die Erfüllung der eingegangenen Verpflichtungen fordern ließ. Eine derselben, die Vermählung mit Adelisa, Tochter des Herzogs, war durch den Tod der Jungfrau erledigt. Ablehnenden Bescheid vernehmend, drohte die Gesandtschaft mit Krieg und der Drohung folgte die Austreibung aller noch in England geduldeten französirten Normänner. Harald feierte zu York den Sieg über Tostig und die Norweger, als ein Ritter, der Tag und Nacht hindurch von Hastings hergeritten kam und die Meldung brachte von der am 29. Sept. 1066 erfolgten Landung Wilhelm's mit einem Heere von 60,000 Mann. Ungesäumt eilte der König nach London, die Söldner mit sich führend, schon war die Landwehr aufgeboten. Diese bedurfte aber Zeit, sich zu rüsten, Northumberland konnte nicht ganz vom Volk entblößt werden. Harald's Schwäger, Erwin und Morcar, blieben zurück und mögen mit Andern absichtlich einem Kampfe fern geblieben sein, dessen Veranlassung sie gleich der königlichen Witwe, Harald's Schwester, mißbilligten, dessen Erfolge sie mißtrauten.

und dessen für Harald günstiges Ergebniß sie vielleicht nicht wünschten. Es scheint daher an den 100,000 Mann, welchen zu begegnen die Normänner erwarteten, viel gefehlt zu haben, sodaß um so würdiger die Festigkeit war, in welcher Harald den jetzt gestellten Antrag zurückwies, daß er die Krone an den Herzog abtreten, alles Land im Norden des Humbers behalten solle, während sein Bruder Gurth die von Harald vor seiner Thronbesteigung besessenen Gebiete erhalten sollte; nicht minder wies der König den Vorschlag eines Zweikampfes mit Wilhelm, oder ein Compromiß auf den Papst zurück, den Zweikampf vielleicht in dem nicht eingestandenen Bewußtsein des unbesonnenen oder trügerisch gegebenen und gebrochenen Wortes ein Gottesurtheil fürchtend. Selbst Gurth war von solcher Besorgniß ergriffen, und bat den Bruder, die den Kampf ausfechten zu lassen, welche den Normännern gegenüber aller Verpflichtung und Schuld frei seien, er wolle für ihn siegen oder aber fallen, wo dann Harald immer noch übrig sei, ihn zu rächen und das Glück des Kampfes zu versuchen. Bevor es dazu gekommen, fertigte Harald einen Priester an den Herzog ab, diesem seine Ansicht von dem Streite mitzutheilen. Der König hatte Wilhelm's Sendboten zornig und schnöde aufgenommen, sogar, wie gesagt wird, mishandelt; Wilhelm vernahm in Ruhe die Botschaft, welche alles Recht zu England, das er aus K. Eduard's Schenkung herleitete, ihm ableugnete, und dagegen für Harald's Recht des verstorbenen Königs letzten Willen anführte. Vermächtnisse der Sterbenden anzuerkennen, hieß es, sei von jeher in England ein Grundgesetz gewesen. Diese Behauptung wußte der Herzog nicht zu widerlegen, aber er berief sich auf die frühere, von dem Erzbischofe Stigand und den Grafen Godwin, Leofric und Siward eidlich bekräftigte Schenkung, die freilich schwer zu widerlegen, aber noch schwerer zu beweisen war, da drei der Zeugen schon längst, Siward vor der Heimkehr des Aetheling Edgar, gestorben waren. Eine Ausgleichung konnte unter solchen Umständen nicht stattfinden. Die Normänner hatten sich unterdessen bei Hastings verschanzt und verheerten die Umgegend dergestalt, daß sie nach 20 Jahren noch wüste und öde lag. Die Meldung von solchem Treiben beflügelte Harald's Schritte; am 13. Oct. traf er bei seinem in Eilmärschen herangezogenen, durch Hilfstruppen aus Dänemark verstärkten Heere ein und fand solches auf den Hügeln unweit Hastings gelagert. Noch war kaum die Hälfte des durch alle Grafschaften eingeforderten Aufgebots vereinigt und die Dänen erklärten, nicht gegen Herzog Wilhelm fechten zu wollen. Dies auszugleichen, dachte Harald die Feinde in der Nacht oder bei Tagesanbruch zu überfallen. Sachsen und Söldner thaten sich gütlich bei Speise und Trank; man hörte die ganze Nacht hindurch ihr Jubeln, ihre Trinksprüche. Dies mag für Wilhelm eine Mahnung geworden sein von der ihm zugedachten Ueberraschung. In Eile ordnete er seine Scharen, die zumal durch Reiterei und Bogenschützen, nicht minder durch Rüstung und Uebung den Sachsen bedeutend überlegen waren. Diese waren großentheils mit Streitärten bewaffnet, die in ihren Händen fürchterlich waren, doch führten viele nur Kolben, eiserne Furken, Schlendern und Knüppel. Auf vortheilhafter Höhe in keilförmiger Schlachtordnung enge zusammengedrängt, hatten sie mit ihren Schilden und Pallisaden gleich als mit einer Mauer sich umgürtet; das Reichsbanner, des Königs und seiner Brüder Personen waren den Baronen und den Bürgern von London anvertraut, die Kenter standen, wie sie es hergebracht, vor der eigentlichen Schlachtordnung, um die ersten Hiebe zu wechseln. Die Normänner drängten vorwärts, in fester Haltung erwartete ihrer Harald, doch als ihre Massen, besonders die Reiterscharen, sich entwickelten, hätte ihn beinahe seine Fassung verlassen; einer solchen Macht zu begegnen war er nicht vorbereitet, zumal ein trüglicher Brief des Grafen von Flandern die furchtbaren Reitergeschwader nicht ahnen ließ. Die Schlacht zu versagen, war es indessen zu spät; hell und freudig tönte, an Gott und Gottessohn gerichtet, der Sachsen Schlachtruf: Halig rode, halig cruce, maehtig God! von den Hügeln hallten wieder Trompeten, Zinken und Hörner, und es entspann sich auf drei Punkten das Gefecht, welches einleitete der Hieb, von Taillefer geführt und einen sächsischen Bannerträger fällend. Ob der kühnen That stutzten die Sachsen, doch bald sich ermannend, warfen sie den Angriff der Feinde muthig zurück; das Fußvolk wurde arg mitgenommen, viele der normännischen Reisigen stürzten in einen verdeckten Graben. Der ganze linke Flügel, die erste feindliche Division, Bretagner und Söldner, warf sich in die Flucht, und so that die dritte, der Kern des Heeres, von Wilhelm selbst angeführt. Er verschwand in dem Getümmel, man sagte ihn todt, das ganze Heer begann zu schwanken, als der Herzog, den Helm in der Hand, die Linie entlang sprengte mit dem Rufe: „Ich lebe und werde mit Gottes Hilfe siegen." Die eben noch im Fliehen begriffen waren, wendeten sich gegen die vermeintlichen Sieger, die im nämlichen Augenblicke durch eine Schwenkung, welche der Herzog seine zweite Division vornehmen ließ, von der Seite gefaßt wurden und so eingeengt, schweren Verlust erlitten. Seine Anstrengungen verdoppelnd, bestürmte der Herzog der Sachsen Centrum, das stand dicht, unbeweglich wie der Felsen in den Wogen; wenn auch einmal die Schlachtlinie durchbrochen schien, so war die Lücke sogleich durch die Hintermänner ausgefüllt. Jetzt endlich, um 3 Uhr Nachmittags, überzeugte sich Wilhelm, daß in solcher Weise die eiserne Mauer der Sachsen zu brechen unmöglich war; der schon einmal mit Erfolg angewendeten Taktik sich erinnernd, gebot er eine rückgängige Bewegung. Mit unbändigem Siegesjubel brachen die Sachsen ihre Glieder, um in kleinen Abtheilungen von ihrem erhöhten Standpunkte sich hinab in die Ebene zu ergießen und den scheinbar fliehenden Feind höhnend zu verfolgen. Plötzlich erscholl der Ruf der normannischen Hörner, die Feinde wendeten sich, ihre Reisigen fielen den vereinzelten Sachsen in den Rücken und richteten ein Blutbad ohne Gleichen an. Aber stolz wogte noch des Königreichs Banner, um welches der Kern des Heeres unbesiegt focht, während Harald durch Wort und Beispiel

die Seinigen ermunterte und würdig der bestrittenen Krone sich zeigte. Seine Brüder, Gurth und Leofwin, waren gefallen, doch dachte, so lange er bei Leben war, nicht einer an die Möglichkeit, vom Schlachtfelde zu weichen. Da traf kurz vor Sonnenuntergang ein blindlings abgeschossener Pfeil den König ins Auge. Er stürzte augenblicklich, sein Banner wurde gefällt, welches zu gewinnen 20 edle Normänner sich verbündet hatten, und der entscheidendste Sieg war den Normännern geworden, die Blüthe des sächsischen Volkes gefallen. Wilhelm der Eroberer ertheilte zwei Mönchen von Waltham, welche zuletzt um den erschlagenen König gewesen waren, den Auftrag, den Leichnam zu suchen. Unvermögend, ihn auf dem greulichen Blachfelde aufzufinden, ließen sie Harald's Geliebte Editha „mit dem Schwanennacken" um ihre Begleitung bitten, und Editha erkannte die theuern Züge. Harald's Mutter Githa bot dem Herzoge für die Leiche deren Gewicht in reinem Golde; dies wies der Herzog zurück, da dem, welcher so vieler Menschen Elend durch seinen Treubruch veranlaßte, kein Ehrengedächtniß werden dürfe. Er befahl vielmehr, den Monarchen, welcher lebend so treulich das Ufer hütete, in dessen Sand zu begraben. Nach spätern Nachrichten haben die Mönche von Waltham, Harald's Stiftung, die Leiche eingelöst oder heimlich aus der ungeweihten Stätte erhoben und in ihrer Kirche beigesetzt. Harald hinterließ aus einer früheren, wie es scheint rechtmäßigen, Ehe die Söhne Godwin, Edmund und Magnus, dann die Töchter Githa und Gunhilde. Ein vierter Sohn, Ulf, könnte das Kind der Editha gewesen sein. Die Söhne flohen nach Irland, Githa zu ihrem Vetter Sven von Dänemark; sie hat den Großfürsten zu Kiew, Wladimir II. Monomach, geheirathet. Godwin, Edmund und Magnus, die bei K. Dermod von Leinster eine Schutzstätte gefunden hatten, versuchten im J. 1068 eine Landung in Somerset, scheiterten aber an dem Widerstande der Stadt Bristol und in Folge der feigen Unterwerfung des Grafen Edwin und Morcar. Zwei Brüder versuchten nochmals ihr Glück nach Johanni 1069. Mit 64 Schiffen legten sie an der Mündung des Tavy an und von Tavystok zogen sie nach Exeter. Sie wurden jedoch durch die von Brian von Bretagne ihnen beigebrachte Niederlage genöthigt, nach Irland zu fliehen und verschwinden aus der Geschichte. Des Königs Harald Mutter Githa, nachdem sie von dem Felsen Sleepholm in dem Kanale von Bristol längere Zeit die Ankunft einer von Irland verheißenen Expedition abgewartet hatte, starb, wie es scheint, zu St. Omer. Von allen ihren Söhnen überlebten sie einzig Wulfnoth und Aelfgar, dieser zu Rheims, jener zu Salisbury Mönch.

(*v. Stramberg.*)

GODWIN (Franz), mitunter auch Goodwin geschrieben, war im J. 1561 zu Hannington in Northamshire geboren. Sein Vater, Thomas Godwin, war Bischof von Bath und Wells. Dem Christ-College in Orford verdankte Godwin seine wissenschaftliche Bildung. Im J. 1584 ward er dort Magister (Master of the free arts). Zu seinem Studium wählte er die Theologie. Als Baccalaureus erhielt er mehre Pfründen. Er ward Pfarrer zu Samford-Orcals in Somersetshire, Kanonicus zu Wells und Unterdechant zu Exeter. Im J. 1595 erlangte er den Grad eines Doctors der Theologie. Sechs Jahre später (1601) ward er von der Königin Elisabeth zum Bischofe von Landaff ernannt, mit Beibehaltung einer seiner frühern Pfründen. Jacob I., der ihn seiner Gelehrsamkeit und seiner mannichfachen Verdienste wegen sehr schätzte, erhob ihn 1617 zum Bischofe von Hereford. Diese Stelle bekleidete er bis zu seinem Tode. Er starb zu Ende des Aprils 1633 zu Whitborn, einem zum Bisthume von Hereford gehörenden Schlosse, im 72. Lebensjahre. Godwin besaß nicht blos sehr gründliche Kenntnisse in der Theologie und Philosophie, er war auch in den schönen Wissenschaften bewandert. Historische Studien hatten für ihn ein besonderes Interesse und die Kirchengeschichte Englands war geraume Zeit ein Gegenstand seiner Forschungen. Die früher erwähnte Erneuung zum Bischofe von Landaff verdankte Godwin einem von ihm in englischer Sprache herausgegebenen „Verzeichniß der Bischöfe Englands seit der Stiftung der christlichen Kirche auf dieser Insel, nebst einer Nachricht von ihrem Leben." Dies Werk erschien zu London 1611 in Quart und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1615. 4. Die letztere war vermehrt durch zwei Abhandlungen: „Ueber die erste Bekehrung Englands zum Christenthume," und: „Von den Engländern, die Cardinäle gewesen oder wenigstens von englischen Schriftstellern dafür gehalten werden." Von dieser Ausgabe veranstaltete Godwin eine lateinische Uebersetzung unter dem Titel: De Praesulibus Angliae commentarius. (Londini 1616. 4.) Zu dieser Ausgabe fügte Godwin später einen Appendix ad Commentarium de Praesulibus Angliae. (Londini 1621. 4.) Das wichtigste unter seinen Werken waren seine Annales rerum Anglicarum, sub Henrico VIII., Eduardo VI. et Maria gestarum. (Lond. 1616. fol., auch in einer Quartausgabe gedruckt ebendas. 1630.) Diese in historischer Hinsicht schätzbaren Jahrbücher wurden von seinem Sohne Morgan Godwin 1630 ins Englische übersetzt. Zu Paris erschien auch 1647 eine französische Uebersetzung dieses Werkes von de Loigny*).

(*Heinrich Döring.*)

GODWIN (oder Goodwin), Ignaz, englischer Jesuit, im J. 1602 in Somersetshire geboren, trat im J. 1624 in den Jesuitenorden und arbeitete 30 Jahre in den Missionen von England und Holland; auch lehrte er einige Zeit hindurch die Moraltheologie und die Polemik zu Lüttich und starb am 26. Nov. 1667 zu London. Sein Handbuch der Polemik (Lapis Lydius Controversiarum modernarum Catholicos inter et Acatholicos; quo ex verbo Dei scripto in trecentis et amplius punctis liquet Catholicos ad amussim illud sequi, Acatholicos vero e diametro ei repugnare; in usum Concionatorum, Professorum et omnium, quibus incumbit cum Haereticis, Schismaticis, Judaeis, Politicis etc. Leodii 1656. 24.) fand bei seinen

*) Vergl. *Chaufepié*, Dictionnaire historique; *Niceron*, Mémoires etc. Tom. XVI. p. 256 seqq. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 465 fg.

Zeitgenossen großen Beifall und wurde von diesen häufig benutzt; ohne Bedeutung ist dagegen sein ascetisches Büchlein: Pia exercitatio Divini Amoris (Leodii 1 56. 12.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (Mary), geborene Wollstonecraft, die Tochter eines Gutsbesitzers unweit London, geb. am 27. April 1759, zeigte in früher Jugend eine rege Wißbegierde, unterstützt von glücklichen Naturanlagen. Einen entschiedenen Einfluß auf die Ausbildung ihres Geistes gewannen mehre Reisen, die sie zu verschiedenen Zeiten nach Spanien, Portugal, Frankreich und Norwegen unternahm. Am längsten verweilte sie in Lissabon und Paris. Nach der Rückkehr von jenen Reisen lebte sie in London, beschäftigt mit schriftstellerischen Arbeiten, die ihr zum Theil zur Erwerbsquelle dienten. Im J. 1797 verheirathete sie sich mit dem gelehrten William Godwin (s. d.), der 1756 zu Wisbeach in Cambridgeshire geboren, zu London in hohem Alter starb). Ihr eigener Tod erfolgte noch in dem Jahre ihrer Vermählung am 10. Sept. 1797. Mit einer vielseitigen Bildung vereinigte sie eine rege Phantasie und seltene schriftstellerische Talente, die sie zu einer beliebten Romanschriftstellerin machten. An trefflichen Gedanken und einzelnen sehr gelungenen Schilderungen fehlt es ihren Romanen nicht, wenn man auch dem Urtheile mancher englischen Kritiker beistimmen muß, daß ihre Schriften auch manche paradoxe Behauptung enthalten. Am berühmtesten ward sie durch ihre Vindication of the rights of Women with scripture on moral and political subjects (Lond. 1792. 8.) 2 Voll.; teutsch unter dem Titel: Rettung der Rechte des Weibes. Mit einer Vorrede von C. G. Salzmann. (Schnepfenthal 1793. 8.) 2 Bde. Ihre übrigen Schriften betreffen die französische Revolution, die sie gegen Burke vertheidigte. In einem besondern Werke schilderte sie ihre Reise durch Norwegen und hinterließ außerdem noch einige pädagogische Schriften, besonders über die Erziehung des weiblichen Geschlechts. Fast in Allem, was aus ihrer Feder floß, zeigte sich ihr edler Charakter, zu dessen Hauptzügen tiefes Gefühl und Humanität im eigentlichsten Sinne dieses Wortes gehörten. Nach ihrem Tode erschienen noch: Posthumous Works. (Lond. 1798. 8. 4 Voll.) Ein fünftes Bändchen enthält die von ihrem Gatten (William Godwin) geschriebenen: Memoirs of the life of Mrs. Godwin (teutsch unter dem Titel: „Lebensschrift auf Maria Wollstonecraft" Schnepfenthal 1799. 8.). Außer ihrer Muttersprache hatte sie sich auch im Teutschen so gründliche Kenntnisse erworben, daß sie Salzmann's moralisches Elementarbuch ins Englische übertragen konnte. Diese Uebersetzung erschien 1791 zu London in drei Duodezbänden *). (*Heinrich Döring.*)

GODWIN (oder Goodwin), Thomas, englischer Theolog, im J. 1517 zu Oakingham in Berkshire geboren, bekleidete verschiedene Stellen an den Kirchen zu Oxford und Canterbury und wurde dann Bischof von Bath und später von Wells. Er stand bei der Königin Elisabeth in großem Ansehen und hatte deshalb einen bedeutenden Einfluß, verlor jedoch beides, als er im hohen Alter die reiche Witwe eines Kaufmanns, mit welcher er zu London bekannt geworden war, heirathete. Er starb am 19. Nov. 1590. (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (Thomas), geb. 1587 zu Somerset, widmete sich dem Studium der Theologie. Er war eine Zeit lang Rector zu Abingdon in Berkshire und erhielt später eine Professur der Theologie zu Oxford. Zuletzt war er Pfarrer zu Brightwell, wo er am 20. März 1643 starb. Gründlicher und umfassender als in der Theologie waren seine Kenntnisse in der Archäologie und Alterthumskunde. Er schrieb eine Synopsis antiquitatum romanarum; eine Anthologiae romanae historia, die 1679 ins Holländische übersetzt ward; ein Incrementum gratiae u. a. m.; auch einige Geschichtswerke, unter andern eine History of the Reign of Henry V. Wichtiger als diese Schriften war ein von ihm herausgegebenes und mehrfach gedrucktes Werk über die hebräischen Alterthümer. Es erschien unter dem Titel: Moses et Aaron, seu de civilibus et ecclesiasticis ritibus Hebraeorum in sechs Büchern. Im J. 1629 ward dies Werk ins Holländische und 1690 von J. H. Reiz ins Lateinische übersetzt, 1748 aber von J. G. Carpzov mit einem vollständigen Commentare herausgegeben unter dem Titel: Apparatus historico-criticus, antiquitatum sacri codicis et gentis Hebraeae, uberrimis adnotationibus in Th Godwini Mosen et Aaronem. (Lips. 1748. 4 maj.) Eine Auswahl seiner geistlichen Schriften gab Balthasar Köpke in einer teutschen Uebersetzung heraus, begleitet von einer Vorrede Philipp Jacob Spener's (Leipzig 1705. 4.) *). (*Heinrich Döring.*)

GODWIN (oder Goodwin), Thomas, englischer Theolog, im J. 1600 zu Rolesby in Norfolkshire geboren, erhielt seine gelehrte Ausbildung in den Collegien der Christkirche und der Katharinenhalle zu Cambridge und trat nach der Beendigung seiner Studien in die letztere als Mitglied der Genossenschaft ein. Im J. 1628 wurde er Vorleser und im J. 1632 Vicar an der Dreifaltigkeitskirche derselben Stadt, seine puritanischen Ansichten zwangen ihn aber, die Universität und sein Amt zu verlassen und sich nach Holland zu flüchten, wo er als Prediger der Independentengemeinde zu Arnheim eine kummerliche Unterkunft fand. Während der Revolution kehrte er nach England zurück und wurde Mitglied der Versammlung der Geistlichen zu Westminster. Als An-

*) Vergl. auch *Alois Backer*, Bibliothèque des Écrivains de la compagnie de Jesus. Tom. II. p. 251.

1) Außer mehren kleinern Abhandlungen, Biographien, Uebersetzungen schrieb er eine Reihe von vielbändigen Romanen: Caleb Williams (London 1794.) St. Leon (ibid. 1801.), Fleetwood (ibid. 1801.), Mandeville (ibid. 1817.) u. a. m., die auch unter Lord me Lemoine übersetzt wurden. Den meisten Beifall fand der Roman: Caleb Williams. Vergl. Biographie des Contemporains. Tom. II. p. 1900 seq. 2) Vergl. außer den erwähnten Memoirs etc.: Allgem. Literaturzeitung. 1798. Intell.-Bl. Nr. 32. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 464 fg.

*) Vergl. Acta Eruditorum latina; *Wood*, Athenae Oxonienses. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1038. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 465.

hänger der Partei der Independenten kam er bald in hohe Gunst bei Cromwell, welcher ihn im J. 1649 zum Präsidenten des Magdalenencollegiums zu Orford ernannte; auch leistete er demselben in den letzten Augenblicken geistlichen Beistand. Als er nach der Restauration von seiner Stelle verjagt wurde, zog er sich nach London zurück, wo man ihn ungestört bis an seinen Tod die Obliegenheiten des Predigeramtes verrichten ließ. Er starb daselbst im J. 1679. Godwin war auch als Schriftsteller unermüdlich thätig und gilt als einer der ausgezeichnetsten wissenschaftlichen Vertreter der Independentenpartei. Die vorzüglichsten seiner kleineren Schriften (A Child of Light walking in Darkness; The Returne of Prayers; The Tryall of Christian's Growth; Aggravation of Sinne; Vanitie of Thoughts; Christ set Forth; Certain select cases resolved; The Heart of Christ; Encouragements to Faith; Christ the universal Peace-Maker) erschienen schon bei seinen Lebzeiten in einer Sammlung (London 1647. 4.). Die einzelnen Ausgaben derselben sind höchst selten und theuer geworden, weshalb sie in neuerer Zeit (1840—1851) von Shaw, Seeleys und der Gesellschaft zur Verbreitung frommer Tractate zu London wieder herausgegeben wurden, ein sehr verdienstliches Unternehmen, da grade diese frühere Sammlung der wichtigsten Schriften Godwin's in die nach seinem Tode erschienene Ausgabe seiner Werke (Works published by Thanckful Owen and Ja. Barron. London 1681—1703. fol. 5 Voll.) nicht aufgenommen wurden, dagegen findet man darin die nicht einzeln gedruckten Commentare Godwin's über die beiden ersten Capitel des Briefes an die Epheser und über einen Theil der Offenbarung, welche noch jetzt nicht allen Werth verloren haben und trotz ihrer Weitläufigkeit häufig von seinen Glaubensgenossen zu Rathe gezogen werden *). (*Ph. H. Külb.*)

GODWIN (William), berühmter englischer Publizist und Romanschriftsteller, am 3. März 1756 zu Wisbeach in Cambridgeshire, wo sein Vater Prediger einer presbyterianischen Gemeinde war, geboren, wurde zum geistlichen Stande bestimmt und kam, nachdem er zu Norwich seine Vorbereitungsstudien mit großer Auszeichnung beendigt hatte, im J. 1773 in das den Dissenters angehörende Collegium zu Horton, wo er sich fünf Jahre hindurch unter der Leitung der berühmten Lehrer Rees und Kippis der Theologie widmete, aber den daselbst verfochtenen unitarischen Grundsätzen keinen Geschmack abgewinnen konnte, da er in der strengen Calvinischen Lehre erzogen war. Im J. 1778 wurde er Prediger einer Calvinischen Gemeinde in der Nähe von London und bald darauf Vorsteher eines Meetinghauses zu Stowmarket in Suffolkshire, wo er mehre Jahre hindurch die Lehre Calvin's mit dem größten Eifer predigte und vertheidigte, bis sein grübelnder Geist ihn allen Dogmen abhold und zum entschiedensten Deisten machte. Da er durch seine Ansichten, die er keineswegs verhehlte, bei seinen Glaubensgenossen großen Anstoß erregte und sich vielen Verdruß und gefährliche Feindschaften zuzog, so sah er selbst ein, daß seine Stellung eine unhaltbare geworden war und entsagte freiwillig dem geistlichen Stande, um in London sein Glück als Schriftsteller zu versuchen und sich auf diese Weise seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Sein erster Versuch, historische Skizzen in Redeform (Sketches of History in six sermons. London 1784. 12.), worin er biblische Gegenstände in sorgfältig ausgearbeiteten, den berühmtesten Mustern nachgebildeten Reden behandelte, fand aber bei dem großen Publicum wenig Beifall und er würde ohne Zweifel ein Opfer der Noth und der Verzweiflung geworden sein, wenn es ihm nicht gelungen wäre, noch zur rechten Zeit sich die Freundschaft einiger bedeutender Männer der Oppositionspartei zu erwerben und sich insbesondere Fox und Sheridan bemerklich zu machen. Allmälig trotz aller Anstrengung bis dicht an den Rand des Verderbens gebracht, von welchem ihn nur ein glücklicher Zufall rettete, hatte er einen tiefen Haß gegen die bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, welchen er sein Unglück zuschrieb und überhaupt gegen die Menschheit, welche diese ohne Berechtigung fortdauernden Zustände nicht zu beseitigen wagt, in sich aufgenommen und faßte den festen Entschluß, durch rücksichtslose Aufdeckung der eingewurzelten Mängel zur Herbeiführung einer besseren Zukunft mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften und Mitteln zu arbeiten. Von diesem Gedanken bewegt, entwarf er den Plan zu dem Werke, welches seinen Ruhm begründen sollte und bereitete sich zehn Jahre hindurch in der größten Zurückgezogenheit durch unausgesetztes Studium der Meisterwerke der alten und neueren Völker auf dem Gebiete der Moral, der Politik und der Geschichte und durch tiefes Nachdenken zur würdigen Ausführung desselben vor. Durch seinen Umgang mit den Whigs hatte er die Ansichten derselben über die parlamentarische Reform angenommen, sah aber in dieser Reform nur ein Mittel zum Zwecke und nicht den Zweck selbst, denn als solcher schwebte ihm eine vollständige Umgestaltung der gesellschaftlichen Verhältnisse vor, welche das britische Volk besser und glücklicher machen sollte, aber keineswegs ausschließend von dieser oder jener Regierungsform abhing. Da die französische Revolution unterdessen ausgebrochen war und die Völker zur Würdigung politischer Ideen empfänglicher gemacht hatte, so glaubte er mit Recht, daß die zur Veröffentlichung seines neuen Systems günstigste Zeit gekommen sei; er trat deshalb keck mit seinem lange vorbereiteten Werke über die politische Gerechtigkeit (An Enquiry concerning Political Justice and its Influence on general Virtue and Happiness. London 1793. 4. 2 Voll.) hervor und erschütterte damit die philosophisch-politischen Ansichten, welche bisher in England allgemeine Geltung gehabt hatten, bis auf den tiefsten Grund. Der Beifall, welchen es besonders bei der für das Neue schwärmenden Jugend und bei den unteren Classen fand, welche von den darin verlangten Reformen eine Verbesserung ihrer Lage erwarteten, war ebenso groß, als der Aerger, den

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 269 seq. *A. Alibonn*, Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859. 8.) Tom. I. p. 704.

es den ruhigen Anhängern der bestehenden Ordnung verursachte. Godwin ist übrigens kein Revolutionair, denn er gesteht ein, daß Revolutionen selten so viel einbringen, als sie kosten, die Regierungsform ist ihm Nebensache oder vielmehr ein nothwendiges Uebel, welches man ertragen und allmälig vermindern muß, bis eine gute gesellschaftliche Einrichtung es gänzlich zu beseitigen erlaubt; er dringt deshalb vor Allem auf eine solche Einrichtung und macht Vorschläge, welche sie herbeiführen sollen, zeigt sich aber dabei bald als Vertheidiger der Träumereien der früheren Utopisten, bald als Vorläufer der später auftauchenden Socialisten. Er greift die Ehe an als eine alberne, unmoralische Einrichtung, sieht in den Reichen nur die Verwalter fremden Gutes und betrachtet als Grundlage der neuen Gesellschaft eine Gleichheit, welche rasch zum Communismus führen würde. Die offene Darlegung solcher Grundsätze würde unfehlbar die bestehende Gewalt gegen ihn aufgebracht und ihm große Verlegenheit bereitet haben, wenn nicht seine aufrichtigen Mahnungen zu friedlichen Reformen und gegen jeden gewaltsamen Umsturz den Sturm, welcher später seine Freunde und Anhänger beinahe ins Verderben stürzte, von ihm abgewendet hätten; auch suchte er in den späteren Auflagen seines Werkes (Lond. 1795. 8. 2 Voll. 1797. 8. 2 Voll. 1798. 8. 2 Voll.) die allzu grelle Darlegung einiger der anstößigsten Ideen zu mäßigen. Mag man an ihm mit Recht manche Uebertreibungen und Widersprüche tadeln, so ist es doch auch reich an erhabenen Gedanken und an ebenso geistreichen als treffenden Bemerkungen über die faulen Stellen der gesellschaftlichen Zustände und der ihm zu Theil gewordene Beifall muß als ein wohlverdienter betrachtet werden. Die darin entwickelten Lehren fanden freilich auch manche eifrige Gegner, besonders aber stellte der bekannte Jurist und Staatsmann Jer. Bentham, welcher, hinter seinem Nützlichkeitsprincipe verschanzt, die Berechnung des Vortheils oder Nachtheils als den hauptsächlichsten Bestimmungsgrund des menschlichen Willens annahm, entschieden in Abrede, daß das Wohlwollen gegen unseres Gleichen den Menschen bei seinen Handlungen leiten könne. Benjamin Constant, welcher ebenfalls an uneigennützige Beweggründe glaubte, führte später (in dem Mercure de France, Avril 1817) mit wahrer Begeisterung und vielem Geschicke die Vertheidigung Godwin's und arbeitete an einer französischen Uebersetzung der Untersuchung über die politische Gerechtigkeit, welche aber nicht gedruckt wurde; in Teutschland fand das Werk weniger Anklang und eine von Weber begonnene teutsche Uebersetzung (Würzburg 1803. 8.) blieb unvollendet. Godwin's Ruf als politischer Schriftsteller war jetzt begründet, die höchste Stufe seines Ruhms erreichte er aber durch seinen Roman Caleb Williams (Things as they are, or the Adventures of Caleb Williams; a Novel. London 1794. 12. 3 Voll.), worin er die in seiner Untersuchung über die politische Gerechtigkeit entwickelten Ansichten auf eine mehr ansprechende Weise darzustellen und dem großen Publicum mundgerecht zu machen versuchte. Obgleich die Erzählung von seiner Liebesintrigue, sondern nur von dem übertriebenen Gefühle des Rechtes und des Unrechtes getragen wird, so fand sie doch größeren Beifall als irgend ein anderer Roman des 19. Jahrh. und wie nachhaltig derselbe war, beweisen die wiederholten Auflagen (Lond. 1796. 12. 3 Voll. 1816. 12. 3 Voll. 1832. 12. Paris 1832. 8. Lond. 1832. 12. 1849. 12. 1854. 12.) zur Genüge. Die darin vorkommenden Scenen, Raub und Mord, Gefängnisse, Verurtheilungen und Hinrichtungen, sind weder neu noch originell gehalten, die Art und Weise aber, wie der Verfasser die natürliche Gerechtigkeit mit der Gerechtigkeit, wie sie nach den gesellschaftlichen Einrichtungen besteht, in Kampf bringt und die bittere Ironie auf die Gesetze, welche sich anmaßen, das Laster zu bestrafen und doch den Unschuldigen treffen, während sie an dem Verbrecher vorübergehen, reißen unwiderstehlich hin und lassen vergessen, daß die Angriffe auf die unentbehrlichen Grundlagen der Gesellschaft überhaupt und auf die englische Gesetzgebung insbesondere oft ungerecht und die geschilderten Verhältnisse nicht selten sehr unwahrscheinlich sind. Trotz dieser Schattenseiten ist der Roman, sowol was die Erfindung, als auch die Ausführung betrifft, ein Meisterstück, die Hauptcharaktere (Falkland und Caleb) sind mit ebenso kräftigen als wahren Zügen gezeichnet, die Theilnahme des Lesers bleibt bis zur Lösung gleichmäßig gespannt und die Darstellung läßt wenig zu wünschen übrig. Caleb Williams fand besonders in Frankreich einen leicht zu erklärenden bedeutenden Anklang und emsige Leser, wie aus den in zahlreichen Exemplaren verbreiteten Uebersetzungen von Germain Garnier (Paris 1794. 8. 2 Voll. N. Ed. Paris 1813. 12. 3 Voll.), von Samuel Constant de Rebecque (Genève 1795. 8. 3 Voll.), von Leuten vom Laude (par des gens de la campagne. Lausanne 1796. 12. 3 Voll. Paris 1797. 18. 4 Voll.) und von Amadée Pichot (Paris 1846. 16. 3 Voll.) unleugbar hervorgeht, während in Teutschland nur eine einzige Uebersetzung von A. Wilhelmi [A. W. Meyer] erschien (Leipzig 1797. 8. 2 Thle.) und fast unbeachtet blieb. Gegen das Ende desselben Jahres, in welchem Godwin seinen Tendenzroman herausgab, fand er Gelegenheit, die darin ausgesprochenen Grundsätze der Nächstenliebe in der Wirklichkeit zu bewähren, indem seine Freunde Horne Tooke, Thelwall, Holcroft und Hardy wegen ihrer Theilnahme an geheimen politischen Gesellschaften des Hochverrathes angeklagt wurden; obgleich er sich selbst in seinen Schriften entschieden gegen solche Gesellschaften ausgesprochen hatte, so übernahm er doch mit Ernst und Eifer in dem Morning Chronicle und in einer derben Widerlegung des Anklageactes (Cursory Strictures on the Charge delivered by Lord Chief-Justice Eyre to the Grand Jury. London 1794. 8.), deren Veröffentlichung die Regierung vergebens zu verhindern suchte, ihre Vertheidigung und trug nicht wenig zu ihrer Freisprechung bei. Dieser Erfolg bewog ihn, einige Punkte seines Systems in einer Sammlung kleinerer Abhandlungen (The Enquirer: Reflections on Education, Manners and Literature, in a series of Essays. London 1797. 8. N. Ed. 1823. 12.) weiter auszuführen. Obgleich God-

win für seine Leistungen nur ein verhältnißmäßig geringes Honorar (für seinen Caleb Williams 84 Pfund) erhalten hatte, so befand er sich doch in einer etwas behaglicheren Lage, welche ihn trotz seiner Verurtheilung der Ehe bewog, im April 1797 die berühmte und gleichgesinnte Schriftstellerin Mary Woolstonecraft (s. d. Art. Mary Godwin), mit welcher er schon früher ein nicht sehr löbliches Verhältniß angeknüpft hatte, zu heirathen. Beide brachten ihre philosophische Ueberzeugung dem gesellschaftlichen Vorurtheile zum Opfer, ihre, wie es scheint, glückliche Ehe war aber eine nur sehr kurze, denn Mary starb noch im September desselben Jahres in den Wochen. Godwin, an welchem sie einen ebenso eifrigen als geistreichen Vertheidiger ihrer Ansichten und ihrer Lebensweise gefunden hatte, suchte ihr Andenken durch die Herausgabe ihrer Selbstbiographie (Memoirs of the author of a vindication of the Rights of Woman. London 1798. 12. Teutsch: Schnepfenthal 1799. 8.) und ihrer nachgelassenen Werke (Posthumous Works. London 1798. 12. 4 Voll.) zu verherrlichen, veröffentlichte aber auf diese Weise Manches, was ihr grade nicht zur Ehre gereicht und was man einem Weibe nicht leicht verzeiht. Seine Frau und sich schildert er auch in dem Romane: St. Leon; a Tale of the sixteenth Century. (London 1794. 12. 4 Voll. 1849. 12. Französisch: Paris 1799. 8. 3 Voll. Teutsch von Ch. W. Ahlwardt. Hamburg 1800. 8. 2 Bde.) Dieser zweite Roman Godwin's wurde ebenfalls gut aufgenommen, obgleich der von dem Verfasser ausgesprochene Zweck, die menschlichen Leidenschaften und Gefühle in unglaubliche Verhältnisse zu bringen und sie dadurch rührend und anziehend zu machen, verfehlt ist. Der Held besitzt die beiden großen Geheimnisse, Gold zu machen und dem Tode zu entgehen und doch ist er unglücklich, denn allein unsterblich in dieser vergänglichen Welt steht er einsam und verlassen in der Mitte der Völker, welche er entstehen und untergehen sieht und lebt nur, um sein Weib und seine Kinder, die der Tod dahingerafft hat, zu beweinen. Einzelne Scenen sind trefflich ausgeführt und machen einen tiefen Eindruck, aber das Wunderbare kehrt so häufig wieder, daß es kaum noch Verwunderung erregt und das Furchtbare häuft sich so sehr, daß es nicht mehr erschreckt. Diese Uebertreibungen veranlaßten eine gelungene und viel gelesene Parodie, welche den Titel führt: St. Godwin; a Tale of the sixteenth, seventeenth and eighteenth Century, by Count Reginald de St. Leon. (London 1800. 12.) Im J. 1800 machte Godwin eine Reise nach Irland und knüpfte dort mit den irischen Patrioten Curran und Grattan ein freundschaftliches Verhältniß an. Nach seiner Zurückkunft verheirathete er sich zum zweiten Male mit einer Witwe und strafte so seine frühere Ansicht über die Ehe, welcher er auch in seinen späteren Romanen das Wort redete, wiederholt Lügen. Er faßte jetzt auch den Entschluß, als dramatischer Dichter aufzutreten, aber sein erstes Waquiß (Antonio, or The Soldier's Return; a Tragedy. London 1801. 8.), ein erbärmliches Machwerk, fiel vollständig durch; dasselbe Schicksal hatte ein späterer, ebenso mislungener Versuch (Faulkner; a Tragedy. London 1807. 8.). Mit besserem Glücke versuchte er sich im Fache der Nationalliteratur und seine Biographie Chaucer's (Life of Geoffrey Chaucer, the early English Poet: including Memoirs of his near Friend and Kinsman, John of Gaunt, Duke of Lancaster: with Sketches of the Manners, Opinions, Arts and Literature of England in the fourteenth Century. London 1803. 4. 2 Voll. 1804. 4 Voll. im Auszuge und frei bearbeitet von C. W. Fr. Breyer. Jena 1812. 8.) bietet trotz seiner Breite zwar nichts Neues, enthält aber neben mancherlei Theorien, Conjecturen und Träumereien manche feine und treffende Bemerkung und einige ausgezeichnet schöne Schilderungen der Lebensweise des Dichters und seiner Zeitgenossen. In diese Zeit fällt auch die zwar große Gewandtheit verrathende, aber nachlässig gearbeitete kritische Schrift: Thoughts on Dr. Parr's Spital Sermon (London 1802. 8.), welche fast spurlos vorüberging. Großen Anklang fand dagegen wieder sein Roman Fleetwood oder der neue Mann von Gefühl (Fleetwood, or the new Man of Feeling; a Novel. London 1805. 12. 3 Voll. 1849. 12. Französisch von L. Villeterque. Paris 1807. 12. 3 Voll. Teutsch von N. P. Stampeel. Frankf. 1806. 8. 2 Thle. 1826. 8. 2 Thle.), welcher gegen den schottischen Dichters Henry Mackenzie „Mann von Gefühl" gerichtet ist und die Nachtheile eines zu empfänglichen Geistes und eines zu leidenschaftlichen Herzens mit wahren und kräftigen Zügen schildert, aber doch Mackenzie's Werke keinen Abtrag zu thun vermag und überhaupt trotz der spannenden Erzählung, vieler gelungenen Schilderungen und der schönen Sprache seinen früheren Romanen nachsteht. Godwin galt jetzt als einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller und war nicht nur in seinem Vaterlande, sondern auch im Auslande berühmt, befand sich aber fortwährend in sehr bedrängten Umständen und in großer Geldnoth. Um dieser abzuhelfen, begann er einen Handel mit Erziehungsschriften, welche er selbst verfaßte und unter dem Namen Edward Baldwin herausgab, seine Frau aber verkaufte. In diese Zeit fallen: Pantheon, or History of the Gods of Greece and Rome, A History of England, Outlines of English History, History of Rome, History of Greece, Outlines of English Grammar und Fables ancient and modern; die meisten dieser zwar oberflächlichen, aber gut geschriebenen Schulbücher wurden mit Beifall aufgenommen und erlebten sogar mehre Auflagen, während die in derselben Zeit unter seinem Namen erschienenen besseren Arbeiten: An Essay on Sepulchres; or, a Proposal for erecting some Memorials of the Illustrious Dead in all ages, on the spot where their remains have been interred (London 1809. 8.), ein Muster guter Schreibart, The Lives of Edward and John Phillips, nephews and pupils of John Milton: including various Particulars of the Literary and Political History of their Times (London 1815. 4.), ein etwas weitläufiger, aber dankenswerther Beitrag zur Literaturgeschichte und die politische Abhandlung: Letters of Verax to the Morning Chronicle,

on the assumed grounds of the present War (London 1815. 8.) wenig beachtet wurden. Im J. 1816 machte Godwin eine Reise nach Edinburg, wo er ein freundschaftliches Verhältniß mit Walter Scott und anderen Schriftstellern anknüpfte und mit dem Buchhändler Constable den Plan zu einem neuen Romane verabredete, welcher schon im folgenden Jahre unter dem Titel: Mandeville; a Tale of the seventeenth Century (Edinburg 1817. 12. 3 Voll. Französisch von J. Cohen Paris 1818. 12. 4 Voll.) erschien und einen ehrgeizigen jungen Mann schildert, der große Ansprüche an die Welt macht, den Anforderungen derselben aber nicht zu entsprechen vermag. Der Plan ist gut angelegt und die Darstellung sehr anziehend, der Mangel an Begeisterung und Natürlichkeit läßt aber den Leser kalt. Der Verfasser, ärgerlich über die geringe Theilnahme, welche dieser Roman fand, wandte sich wieder mehr den Staatswissenschaften und der Geschichte zu und versuchte die Theorie des berühmten staatswirthschaftlichen Schriftstellers Malthus über die Zunahme der Bevölkerung in einer Gegenschrift (On Population; being an Enquiry concerning the Power of Increase in the Numbers of Mankind, in Answer to Mr. Malthus on that Subject. London 1820. 8.) zu widerlegen, wobei er einen ungewöhnlichen Scharfsinn und tiefe Einsicht in den Gegenstand bewies; das in mehrfacher Beziehung ausgezeichnete Werk, welches besonders in der französischen Uebersetzung von F. S. Constancio (Paris 1821. 8. 2 Voll.) große Verbreitung fand, wurde im Auslande mit fast ungetheiltem Beifalle aufgenommen, vermochte aber in England nicht durchzudringen, wo man dem Verfasser grollte, weil er so kühn war, eine Theorie, welche den Reichen gegen den Armen in Schutz nahm, anzugreifen und ihre Nichtigkeit darzuthun. Eine für den Geschmack der englischen Aristokratie allzu demokratische Färbung hatte auch seine Geschichte der englischen Republik (History of the Commonwealth of England from the Commencement to the Restoration of Charles II. London 1824—28. 8. 4 Voll.), welche er gegen die von entgegengesetzten Grundsätzen ausgehende Darstellung des Grafen von Clarendon richtete. Sie gehört jedenfalls zu den besten Geschichten jener merkwürdigen Zeit und bietet im Allgemeinen ein getreues Bild der Dinge und Menschen und viele neue Gesichtspunkte über unklare Thatsachen dar, besonders gelungen ist aber die tief eingehende Schilderung des Charakters Cromwell's und der Motive seiner Handlungen. Godwin's Geist schien überhaupt bei herannückendem Alter noch einmal einen neuen Schwung zu nehmen, denn die von ihm bald nach der Geschichte der englischen Revolution herausgegebenen Gedanken über den Menschen (Thoughts on Man, his Nature, Productions and Discoveries; interspersed with some Particulars respecting the Author. London 1831. 8.) erinnern durch die Tiefe des Inhaltes, durch den gefälligen Styl und durch die anziehende Sprache an sein Werk über die politische Gerechtigkeit, wodurch er seinen Ruhm begründete. Auch sein um dieselbe Zeit ausgearbeiteter Roman Cloudesley (Cloudesley; a Novel. London 1830. 8. 3 Voll. Französisch von J. Cohen. Paris 1830. 12. 4 Voll.), in welchem er die Vorzüge der Tugend und eines gefühlvollen und wohlwollenden Herzens vor dem sinnlichen Vergnügen und der kalten Selbstsucht mit lebhaften Farben und hinreißender Beredsamkeit schildert, ist im Allgemeinen gelungen und wird von Manchen sogar Caleb Williams vorgezogen. Im J. 1833 erhielt Godwin endlich von dem Whigministerium eine untergeordnete Stelle, welche ihn aber in seinem bereits vorgerückten Alter gegen Nahrungssorgen sicherte. Der ihm lieb gewordenen Beschäftigung als Schriftsteller konnte er jedoch immer noch nicht entsagen, sein Roman Deloraine (Deloraine, a Novel. London 1833. 8.) und die Biographien der Zauberer (Lives of the Necromancers; or, an account of those Persons who have exercised Magical Power. London 1834. 8.), sein letztes Werk, tragen jedoch Nichts zur Vermehrung seines Ruhmes bei. Godwin starb am 7. April 1836 ohne Vermögen zu hinterlassen, da der Ertrag seiner Arbeit kaum zur Befriedigung der dringendsten Bedürfnisse des Lebens ausreichte. Die Urtheile über seine schriftstellerischen Leistungen sind nach dem politischen Standpunkte der Beurtheiler sehr verschieden. „Godwin," sagt F. S. Constancio, der französische Uebersetzer seiner Untersuchung über die Bevölkerung, „ist als Denker ausgezeichnet durch die Richtigkeit und Tiefe der Entwickelung, durch die Kraft der Ueberlegung und durch die Fernhaltung jedes leidenschaftlichen Gefühles, welches das Urtheil leicht irre führt. Als Historiker ist er mehr Richter als einfacher Erzähler und die Liebe zur Wahrheit herrscht in seinen Werken so sehr vor, daß vor ihr die persönlichen Gefühle des Schriftstellers gänzlich in den Hintergrund treten. Als Romandichter versteht er die Aufmerksamkeit fortwährend zu fesseln und ist Meister in der kräftigen Zeichnung der Personen, sowie in der lebhaften Schilderung verächtlicher Leidenschaften und ihres verderblichen Einflusses tugendhaften Charakteren gegenüber; der unterscheidende Vorzug aller seiner Leistungen aber, welcher Art sie auch sein mögen, ist der darin stets klar ausgesprochene und fest gehaltene rühmliche Zweck, nämlich die Förderung des Wohles und des Glückes seiner Mitmenschen. Mit einer seltenen Unabhängigkeit des Charakters ausgestattet, schmeichelte er keiner Partei und zog ein freies, geräuschloses, auf den Umgang mit wenigen gleichgesinnten Freunden beschränktes Leben ehrenvollen und einträglichen Anstellungen vor, auch nahm er, von der Gefahr der Revolutionen überzeugt und jeder Gewaltthätigkeit feind, nie Theil an den Bestrebungen der Partei, welche die Verfassung seines Vaterlandes umzustürzen suchte." „Wägt man," sagt dagegen ein ihn nicht so mild beurtheilender Landsmann, „seine Verdienste genau gegen seine moralischen Unvollkommenheiten ab, so entdeckt man leider, wie vorwiegend die letzteren sind und kommt zu dem wirklich peinlichen, aber richtigen Schlusse, daß es für die Menschheit besser gewesen wäre, wenn er nicht gelebt hätte. Von dem Gewöhnlichen abweichende Begriffe sind verführerisch und die tollsten Theorien gelten oft mit Unrecht als die be-

deutendsten und tiefsten. Die Ansichten, welche Godwin über den gegenwärtigen Zustand der Gesellschaft und über die Handlungen der Menschen hegt, sind bitter und verkehrt und Stolz ist die Grundlage und die Quelle seiner Philosophie. Als Novellendichter ist er in jeder Beziehung originell; er richtete sich nach keinem Muster, diente aber Tausenden als solches, denn er steht an der Spitze jener zahlreichen Classe von Schriftstellern, deren hauptsächliches oder vielmehr einziges Bestreben es ist, durch die Entfaltung der dunkelsten und schwärzesten Leidenschaften, welche das Menschengeschlecht verderben, schmerzliche Gefühle hervorzurufen, aber seine Novellen machen nicht den moralischen Eindruck der Hogarth'schen Gemälde, die das Laster durch die Darstellung desselben bessern, sie verderben vielmehr die Jugend, indem sie dieselbe mit Scenen und Charakteren vertraut machen, welche sie nicht einmal in den Erzeugnissen der Dichtkunst sollte kennen lernen." Die Wahrheit liegt wol zwischen diesen beiden Urtheilen in der Mitte. Im gewöhnlichen Leben hatte die Erscheinung dieses Schriftstellers nichts Außerordentliches und hätte er nicht sonstige Beweise seines Genies gegeben, so wäre man leicht versucht gewesen, ihm allen Geist abzusprechen. Im Umgange vermißte man an ihm sogar Gewandtheit im Ausdrucke und seinen Bemerkungen fehlte alles Eigenthümliche; sein Talent mußte erst durch Nachdenken geweckt und durch die Begierde nach Ruhm aufgestachelt werden, gleich einem Athleten, dessen Muskeln sich erst auf dem Kampfplatze spannen und der seine Stärke erst dem Gegner gegenüber entwickelt, sonst aber ohne Kraft ist. Seine Freunde gängelten ihn wie ein Kind und erlaubten sich mit ihm zur Unterhaltung der Gesellschaft die lustigsten Foppereien, weit entfernt, darüber zu zürnen, liebte er die Spötter, welche ihn zur Zielscheibe ihres Witzes nahmen und man war sogar sicher, von ihm gut aufgenommen zu werden, wenn man ihn geringschätzig behandelte. Malthus, Doctor Parr und James Mackintosh, welche ihn bei jeder Gelegenheit ohne alle Schonung angriffen, überhäufte er mit Lobeserhebungen. Die gegen seine Ansichten gerichteten Feindseligkeiten schmeichelten ihm und die ihm gespendeten Lobeserhebungen schenchten ihn zurück; er ehrte seine Feinde und verlachte seine Schüler. Godwin hatte zwei Kinder und zwar aus seiner ersten Ehe mit Mary Woolstonecraft eine Tochter, welche die Gemahlin des bekannten Dichters Shelley wurde und aus einer zweiten Ehe einen sehr talentvollen Sohn, William Godwin, welcher ebenfalls mit Glück die schriftstellerische Laufbahn betrat und sich durch viele geistreiche Aufsätze in periodischen Blättern und besonders in dem Morning Croniele, dessen beständiger Mitarbeiter er war, allgemeinen Beifall erwarb, aber am 9. Sept. 1832 von der Cholera hinweggerafft wurde. Ein von ihm hinterlassener und von seinem tief gebeugten Vater herausgegebener Roman (The Orphans of Unwalden, or the Soul's Transfusion. London 1833. 8. Paris 1835. 8. Teutsch: Altenburg 1836. 8. 2 Thle.), welcher großen Anklang fand, beweist zur Genüge, was von ihm im Fache der Novelle noch zu erwarten gewesen wäre. Zwei andere Romane, „Ormond" (Teutsch von Fr. v. Oertel. Leipzig 1802. 8.) und „Isabella Hastings" (Französisch von Mdme. Collet, Paris 1823. 12. 4 Voll.), welche unter dem Namen William Godwin's, des Vaters, verbreitet sind, gehören ihm nicht an*). (*Ph. H. Külb.*)

GODY (Simplicien), französischer Theolog, um das Jahr 1600 zu Ornans (im Departement des Doubs) geboren, widmete sich dem geistlichen Stande und trat im J. 1618 in die Benedictinerabtei Saint-Vincent zu Besançon, wo er nach der Beendigung seiner Studien von seinen Oberen zum Lehramte bestimmt wurde und sich des Auftrages, die Novizen in den schönen Wissenschaften zu unterrichten, mit rühmlichem Erfolge entledigte. Später ging er von der Congregation von Saint-Vannes zu der von Cluny über und wurde nach Paris gesandt, wo er mehre Jahre die Philosophie lehrte. Nach der Rückkehr in seine Provinz übernahm er die Leitung des Collegs Saint-Jerôme zu Dole und suchte in dieser Anstalt die Liebe zu den Wissenschaften wieder zu wecken. Als im J. 1659 eine Vereinigung der Congregationen von Saint-Vannes und Cluny stattfand, wurde er zum Prior von Cluny gewählt, kam aber, da die Reformen, welche er einzuführen gedachte, auf hartnäckigen Widerstand stießen, schon im folgenden Jahre nach Besançon zurück, wo er am 13. Aug. 1662 starb. Gody entwickelte auch als Schriftsteller große Thätigkeit und erwarb sich besonders durch seine treffliche Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Ad eloquentiam christianam via. Parisiis 1648. 12.) allgemeinen Beifall. Seine geschichtlichen Versuche (Genethliacon sive principia ordinis Benedictini. Parisiis 1635. 12. Sur l'origine de la chapelle de Mont-Roland à Auxonne. Dole 1649. 8. und Histoire de l'antiquité et des miracles de Notre-Dame de Mont-Roland. Dole 1651. 12. Besançon 1710. 8.) sind gut gemeint, verrathen aber wenig kritischen Scharfsinn und enthalten manches Fabelhafte; veraltet sind jetzt seine von den Zeitgenossen hoch gehaltenen und gesuchten ascetischen Schriften (L'association à l'amour de Jésus et de Marie. Paris 1635. 12. Conduite intérieure pour Madame de Combalet. Paris 1648. 12. Les sacrifices du chrétien dans l'accomplissement de ses devoirs. Paris 1648. 12. und Pratique de l'oraison mentale. Dole 1658. 4. 2 Voll., welche von einem Kanonicus zu Dole scharf angegriffen und von dem Verfasser in der Spongia censurae D. Valet, canonici ecclesiae Bisuntinae. Dole 1658. 4. vertheidigt wurde). Großen Anklang fanden auch seine poetischen Versuche (Odes sacrées pour entretenir la dévotion des personnes de piété. Saint-Nicolas en Lorraine 1629. 12. und Les honnêtes poésies de Placidas Philemon Gody, divisées en cinq livres contenant le Voyage d'amour, des Elégies, des Sonnets, la Journée dévote et la Muse

*) Biographie universelle. Tom. LXV. p. 416 seq. Biographie générale. Tom. XX. p. 934 seq. *A. Alibonn*, Critical Dictionary of English Literature. (London and Philadelphia 1859.) Tom. I. p. 683 seq.

funèbre. Nancy 1631. 8. Paris 1632. 8.), welche große Frömmigkeit, aber keinen Ueberfluß an Phantasie verrathen und mit wenigen Ausnahmen nur als gereimte Prosa gelten können. Noch geringeren Werth haben seine in lateinischer Sprache geschriebenen Gedichte, welche aus dem Trauerspiele Humbert (Humbertus, Tragoedia, data Parisiis in Collegio Cluniacensium Benedictino. Parisiis 1635. 12.), dessen Stoff die Bekehrung des Grafen Humbert von Beaujeu bildet, aus Lobgesängen auf Heilige aus dem Benedictinerorden (Elegiae Sanctorum illustrium cum aliis nonnullis. Parisiis 1647. 12.) und aus einer Sammlung kleinerer frommer Poesien (Musa contemplatrix. Lugduni 1660. 16.) bestehen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Georg), teutscher Dichter aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er kaiserlicher Notar und Schulmeister zu Görlitz war. Er nahm sich Hans Sachs zum Muster und dichtete in der Art und Weise desselben sein Lustspiel Jacob (Die fart Jacobs des heiligen Patriarchens und der Ursprung der zwölf Geschlecht und Stämme Israel, aus dem Buch der Schöpfung Comedienweise auf Hochzeiten und sonsten zu Spielen gestellet. Budissin 1586. 8.), worin er ganz im Geschmacke des Mittelalters neben Gott dem Vater, den Erzengeln und Engeln, Jacob und seinen Söhnen auch den Bäcker und den Koch Laban's und die Hirten Matz und Kunz auftreten läßt. Die Hirten, welche die Träger der komischen Scenen sind, reden in der Volkssprache, pfeifen zusammen, streiten um den Vorzug ihrer Keulen und tummeln sich auf ähnlichen Gemeinplätzen, verrathen aber keine Spur von der Feinheit der witzigen Hirten in den italienischen Schäferspielen, sondern geberden sich vollkommen wie grobe teutsche Bauern; doch liegt grade in diesen volksthümlichen Scenen das Anziehende dieses Stückes, welches im Allgemeinen kein glänzendes Zeugniß von der Phantasie und dem dramatischen Talente des Verfassers ablegt †).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL oder GEBEL (Johann), teutscher Arzt, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Zwickau geboren, war Leibarzt des Kurfürsten August von Sachsen und stand bei demselben in großem Ansehen. Seine näheren Lebensverhältnisse sind uns nicht bekannt und sein Name ist nur durch seine werthvolle und jetzt noch brauchbare Beschreibung der früher sehr berühmten Heilbäder Annaberg und Wellenstein im sächsischen Erzgebirge (*Isagoge thermalium aquarium apud Hermundoros sitarum prope Annaebergum et Wolckensteinium, in duos distincta libros. Cui accessit appendix Thermarum Germaniae.* Lipsiae 1576. 8.) auf die Nachwelt gekommen. Sie wurde (von Mart. Pansa, Physicus zu Annaberg) unter dem Titel: Beschreibung der zweyen warmen Bäder, so im Land zu Meissen nahe bei den Bergstätten S. Annaberg und Wolckenstein gelegen sind. Darneben auch andere berühmbte warme Bäder in Teutschland beschrieben werden (Dreßden 1576. 8.), ins Teutsche übersetzt. Eine neue verbesserte Auflage dieser Uebersetzung besorgte L. Chr. Fr. Garmann, Physicus zu Chemnitz (Annaberg 1675. 12.) *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Johann Conrad), teutscher Theolog, am 6. Jan. 1585 zu Bertlingen, einem Dörfchen bei Göppingen im würtembergischen Donaukreise, geboren, widmete sich, nachdem er seine Vorbereitungsstudien zu Adelberg und Bebenhausen beendigt hatte, zu Tübingen der Theologie und erlangte daselbst im J. 1607 die Magisterwürde. Im folgenden Jahre (1608) wurde er Unterlehrer an der Schule des Klosters Adelberg und im J. 1609 Pfarrer zu Hundsholz. Im J. 1611 kam er in derselben Eigenschaft nach Schornbach, im J. 1614 als Pastor an die St. Leonardskirche zu Stuttgart und im J. 1616 als Pastor an die St. Annakirche und als Senior nach Augsburg. Aus dieser Stadt in Folge der Religionsstreitigkeiten vertrieben, wurde er im J. 1630 als Superintendent zu Baden-Durlach angestellt, kehrte dann im J. 1632 nach Augsburg zurück, wurde aber im J. 1635 zum zweiten Male ausgewiesen und starb am 8. Juli 1643 in seiner Heimath. Göbel stand als Prediger in großem Ansehen und versuchte sich auch nicht ohne Glück als Schriftsteller; von seinen Schriften sind zu nennen: Augsburgischer Adoni Besek, das ist, Discours de lege talionis, wie denen Catholischen Augspurgern in allen Ständten mit eben dem Maß gemessen, mit dem sie zuvor denen Evangelischen gemessen haben, aus Lucä VI, 38 (Augspurg 1633. 4.); Augustanae fidei confessio oder Erklährung der Augspurgischen Confession in Predigten (Augspurg 1633. 4. 2 Bde. Frankfurt 1654); Miracula Augustana (Augspurg 1634. 4.) und Christianus vapulans oder Martyrchronicka. (Mühlheim 1639. 4.) Außerdem hat man von ihm noch viele bei Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Wahlen und Huldigungen gehaltene Gelegenheitsreden, welche aber jetzt ihre Bedeutung verloren haben †).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Johann Heinrich David), geboren zu Neustadt an der Aisch am 26. März 1717, verdankte der Schule seiner Vaterstadt seine Elementarbildung. Nachdem er das Gymnasium zu Nürnberg besucht hatte, ging er nach Altdorf, wo er sich dem Studium der Theologie widmete. Im J. 1740 übernahm er eine Hauslehrerstelle in Venedig, wo er auch später zum evangelischen Prediger ernannt ward. Dies Amt bekleidete er bis zum Jahre 1748. Er ward um diese Zeit Secretair des Reichshofrathes von Senkenberg in Wien und nach dessen Tode Hofmeister und Bibliothekar in dem Hause des

*) Joh. Christ. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1501 fg. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 577 seq.

†) Fr. Bouterwek, Geschichte der schönen Wissenschaften. 9. Bd. S. 473. G. G. Gervinus, Geschichte der deutschen Dichtung (4. Aufl.) 3. Bd. S. 98—109.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1039.

†) Vergl. *Joh. Val. Andreae*, Vita Jo. Conr. Goebelii. (Stuttgart. et Norimberg. 1644. 4.) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1039.

Reichshofrathes von Gärtner. Er starb am 5. April 1771 im 54. Lebensjahre. Neben der Theologie waren Geschichte und Alterthumskunde die wissenschaftlichen Fächer, denen er ein entschiedenes Interesse abgewann. Die schätzbare Bibliothek des Reichshofrathes von Gärtner ward von ihm fleißig benutzt. Besonders anziehend waren für ihn die historischen und antiquarischen Werke des berühmten Rechtsgelehrten Marquard Freher, von welchem er einen Commentar über die Vehmgerichte herausgab. Dies Werk erschien, zu Regensburg im J. 1762 in Quart gedruckt, unter dem Titel: Marquardi Freheri de secretis judiciis olim in Westphalia aliisque Germaniae partibus usitatis, postea abolitis, commentariolus; cui accedit Joannis de Francofordia contra Feymeros Tractatus, et Henrici Christiani L. B. de Senkenberg Collectanea manuscripta; edidit et praefationem de scriptoribus horum judiciorum, nec non de vita scriptisque Freheri adjecit. Verdient machte sich Göbel außerdem als Schriftsteller durch seine zu Lemgo im J. 1767 in Quart herausgegebenen Beiträge zur Staatengeschichte von Europa unter Karl V., aus theils gedruckten, theils ungedruckten Nachrichten. Der Freiherr C. H. von Senkenberg begleitete dies Werk mit einer Vorrede *). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Heinrich Erdmann), geboren am 10. Oct. 1732 zu Lauban, verdankte seine Elementarbildung dem Lyceum seiner Vaterstadt. Mit gründlichen Kenntnissen in den alten Sprachen bezog er. die Universität Leipzig, wo er sich dem Studium der Philosophie und Theologie widmete. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ertheilte er Unterricht in der Lehranstalt, der er seine eigene Bildung verdankte. Im J. 1757 ward er als Conrector an dem Lyceum seiner Vaterstadt Lauban angestellt. Sein Lehramt eröffnete er mit einer Explicatio vaticinii Mosis Deut. XXXII, 21. (Lauban. 1757. 4.) Im J. 1767 ward ihm das Rectorat übertragen. Er starb am 7. Aug. 1795, geschätzt als Pädagog wegen seiner gründlichen Kenntnisse und der gewissenhaften Erfüllung seines Berufes. Die Muße, die ihm sein Amt gönnte, benutzte er zu literarischen Arbeiten. Der bei weitem größere Theil seiner Schriften besteht aus Schulprogrammen. Mehre darunter hatten ein blos locales Interesse: Von dem ersten Anbaue der Laubanischen Gegend. (Lauban 1763. 4.) Von der Zeit, wenn Lauban seine ersten Stadtmauern erhalten. (Ebend. 1764. 4.) Von den ersten Begebenheiten der Stadt Lauban. (Ebend. 1765. 4.) Von den zehnjährigen Schicksalen Laubans von 1756—1766. (Ebend. 1766. 4.) Von der Beschaffenheit der Laubanischen Schule (Ebend. 1774. 4.) u. a. m. Ungleich wichtiger war der Theil seiner Programme, deren Inhalt Gegenstände der Dogmatik und christlichen Moral bildeten. Dahin gehören unter anderen die folgenden: Wahrhaftigkeit Gottes in seinen Drohungen. (Lauban 1757. 4.) Die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. (Ebend. 1758. 4.) Das Schicksal der Menschen zur Zeit der Sündfluth. (Ebend. 1759. 4.) Von den verschiedenen Wirkungen der zeitlichen Strafen Gottes auf das menschliche Herz. (Ebend. 1761. 4.) Von den Ursachen des Selbstmordes. (Ebend. 1770. 4.) Von der Rechnung des Menschen auf Gottes Fürsorge. (Ebend. 1772. 4.) Ueber die Unsterblichkeit der Seele nach dem Phädon von Moses Mendelssohn. (Ebend. 1772. 4.) Ueber den Mangel der sinnlichen Beweise von der Unsterblichkeit der Seele (Ebend. 1773. 4.) u. a. m. Unter den Drangsalen des siebenjährigen Krieges fand er, nach seinem im J. 1762 erschienenen Programme, „eine reiche Quelle des Trostes." Literarische Erscheinungen, durch die er die Sittlichkeit gefährdet glaubte, fanden an Göbel einen entschiedenen Gegner. Nicht blos gegen Nicolai, auch gegen Goethe schwang er die Geißel der Satyre in dem Programme: „Die Viehseuche unter den Menschen, dem Leben und Meinungen des M. Sebaldus Nothanker und den Leiden des jungen Werther's entgegengestellt." (Lauban 1775. 4.) Aus einzelnen Beispielen suchte er kurz vor seinem Tode (1795) darzuthun, daß der Rationalismus den Offenbarungsglauben nicht beeinträchtige*). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Samuel), geboren zu Rappendorf unweit Dresden, studirte zu Leipzig die Rechte. Im J. 1785 ward er Actuar bei den gräflich Werther'schen Gerichten zu Eythra. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1786 bei dem Amte Frauenstein. Er übernahm hierauf eine Hofmeisterstelle bei den Söhnen des Kreiscommissairs von Carlowitz bei Freiberg. Noch im J. 1787 ward er Privatsecretair des Oberstoßaufsehers von Carlowitz zu Ottendorf, im J. 1790 Accessist bei dem Amte Dresden und bald nachher Viceactuar daselbst. Günstig für die Fortsetzung seiner Studien war sein Aufenthalt in Wittenberg, wohin er zwei Söhne eines Herrn von Globig im J. 1791 begleitet hatte. Im J. 1794 ward ihm die Aufsicht und Ordnung einer Bibliothek übertragen, die der geheime Kriegsrath von Ponikau der Universität Wittenberg geschenkt hatte. Noch in dem genannten Jahre ward er als kurfürstlich sächsischer außerordentlicher Finanzsecretair in Dresden angestellt. Er starb dort am 17. Oct. 1798. Anonym gab er ein Handbuch für Notarien (Freiberg 1793. 8.) heraus. Ebendaselbst erschien von ihm unter seinem Namen im J. 1794 ein Beitrag zur Statistik unter dem Titel: Ursprung, Geschichte und Verfassung der Consistorien in den churfächsischen Landen. Ins Teutsche übersetzte er eine von dem Professor Schott in Leipzig geschriebene lateinische Dissertation: Von der öffentlichen Vorladung in Verlassenschaftssachen der Abwesenden, nach churfächsischen Rechten. (Freiberg 1793. 8.) In Weiße's

*) Vergl. Filenscher's Gelehrtes Fürstenthum Baireuth. 3. Bd. S. 78 fg. Adelung's Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 238 fg.

*) Vergl. Oberlausitzische Nachlese. 1767. S. 203. Lausitzische Monatsschrift. 1795. 2. Bd. S. 121 fg. Otto's Lexikon der Oberlausitzischen Schriftsteller. 2. Bd. 2. Abth. S. 494 fg. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 239 fg.

Museum für die sächsische Geschichte (1796. 3. Bd. St. 1.) befindet sich von ihm ein Versuch über die Landtagsverfassung im Hochstifte Merseburg*). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Johann Wilhelm von), geboren zu Hörter in Westfalen, studirte zu Jena die Rechte. Zu seiner höheren Ausbildung besuchte er noch die Universitäten Königsberg, Rinteln und Helmstädt. Seine Vermögensumstände erlaubten ihm mehre Reisen durch einen großen Theil von Holland, Frankreich und Teutschland. Eine Zeit lang unterstützte er Leibnitz bei seinen literarischen Arbeiten. Im J. 1717 ging er nach Helmstädt, wo er eine ordentliche Professur der Rechte erhielt. Er starb dort am 6. März 1745, geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse in der Jurisprudenz und in mehren andern wissenschaftlichen Fächern. Unter seinen vielen Schriften bezogen sich die meisten auf das Staatsrecht. Erwähnung verdienen vorzugsweise seine Commentatio de Archiofficiorum S. R. Imp. origine et Archithesaurario. (Helmstad. 1710. 8.) De jure et judicio rusticorum fori germanici. (Ibid. 1723. 4.) Noch im J. 1742 ward diese Schrift neu aufgelegt. Seine im J. 1735 herausgegebenen Helmstädtischen Nebenstunden erschienen, mit einer Vorrede von H. G. Franke begleitet, in einer neuen Auflage (1737) unter dem Titel: „Gründliche und vollständige Abhandlungen aus dem Staatsrechte und der Geschichte." Mit schätzbaren Anmerkungen gab Göbel 1730 Conring's Werke in sieben Foliobänden heraus †). (*Heinrich Döring.*)

GÖBEL (Karl Christian Traugott Friedemann), Professor der Chemie und Staatsrath in Dorpat, wurde am 21. Febr. 1794 zu Niederrosla im Weimarischen geboren, wo sein Vater Pfarrer war. Er genoß Unterricht im väterlichen Hause und in der Stadtschule zu Buttstädt, kam 1809 als Lehrling in eine Apotheke in Eisenach und begab sich 1813 auf die Universität Jena, wo er unter Döbereiner Chemie studirte und auch bald dessen Famulus wurde. Im J. 1818 übernahm er von einem Oheime die Universitätsapotheke in Jena, habilitirte sich dann im J. 1819 für pharmaceutische Chemie und errichtete bereits im J. 1821 ein pharmaceutisches Institut, worüber er in zwei kleinen Schriften (Plan der pharmaceutischen Lehranstalt in Jena. 1822. und: Ueber die wissenschaftliche Ausbildung junger Pharmaceuten, in Beziehung auf die Lehranstalt des Verfassers. Jena 1826.) Nachricht gab. Er wurde im J. 1825 außerordentlicher Professor in Jena und folgte im J. 1828 dem Rufe als ordentlicher Professor der Chemie in Dorpat. Das von Göbel begründete pharmaceutische Institut in Jena horte aber mit dessen Weggange von Jena nicht auf, erlangte vielmehr allmälig einen immer größeren Ruf in der pharmaceutischen Welt. Zwei akademische Freunde Göbel's, der medicinische Privatdocent Dr. Theile und der Professor der Mathematik Wahl verbanden sich nämlich mit dem von Göttingen zu diesem Zwecke herbeigezogenen Dr. Wackenroder zu gemeinschaftlicher Fortführung des Institutes, welches nach einigen Jahren in Wackenroder's Hände allein überging, weil Professor Wahl im J. 1831 starb, Professor Theile aber 1834 einem Rufe an die neuerrichtete berner Hochschule folgte.

Göbel entwickelte in Dorpat ungemeine Thätigkeit im Lehrfache sowol, wie auch in administrativen Verhältnissen und die russische Regierung schenkte ihm ganz besonderes Vertrauen, namentlich nachdem er im J. 1834 eine große Reise durch die Steppen des südlichen Rußlands, insbesondere durch die Kirgisensteppen zwischen der Wolga und dem Uralflusse unternommen hatte. So besuchte er 1838 im Auftrage der russischen Regierung die technischen Anstalten Teutschlands. Er wohnte ferner den in Petersburg gepflogenen Berathungen über die Errichtung eines pharmaceutischen Institutes in Dorpat bei, besorgte dann die erste Einrichtung dieses Institutes, dessen Director zunächst Apotheker Siller wurde und bereiste hierauf im J. 1843 im Auftrage der Regierung nochmals Teutschland, diesmal zur Untersuchung der pharmaceutischen Institute. Unmittelbar nach der Rückkehr von dieser Reise erlitt er übrigens einen Schlaganfall, der allerdings gehoben wurde, später aber doch repetirte und den thätigen Mann am 27. Mai 1851 der russischen Zeitrechnung, d. h. am 8. Juni 1851 rasch dahinraffte.

Im Archiv für Pharmacie 1852. 1. Bd. S. 337, wo sich biographische Nachrichten über Göbel befinden, werden nicht weniger als 61 in Journale gelieferte Arbeiten aufgezählt. Außerdem verfaßte Göbel folgende Schriften: Grundlinien der pharmaceutischen Chemie und Stöchiometrie. (Jena 1821.) Zweite Auflage unter dem Titel: Handbuch der pharm. Chemie. (Eisenach 1827.) Dritte Auflage 1840. Arzneimittelprüfungslehre oder Anleitung zur Untersuchung und Prüfung der chemisch-pharmaceutischen Präparate. (Schmalkalden 1824.) Neue [Titel-] Aufl. (Leipzig 1833.) Pharmaceutische Waarenkunde. 2 Bde. (Eisenach 1827—34.) (Nur die fünf ersten Hefte sind von Göbel; die übrigen neun Hefte besorgte Professor Kunze in Leipzig.) Die Lagerstätte der Diamanten im Uralgebirge, von Göbel und M. von Engelhardt. (Riga 1830.) Reise in die Steppen des südlichen Rußland von Fr. Göbel, C. Clausen und A. Bergmann. 2 Bde. (Dorpat 1838.) Ueber den Einfluß der Chemie auf die Ermittelung der Völker der Vorzeit. (Erlangen 1842.) Das Seebad bei Pernau an der Ostsee. (Dorpat 1845.) Die Grundlehren der Pharmacie. (Erlangen 1. Bd. 1843. 2. Bd. 1844. 3. Bd. 1845. 4. Bd. 1846.) Agriculturchemie für Vorträge auf Universitäten. (Erlangen 1849.) Dritte Auflage von J. R. Wagner. (Erlangen 1858.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖBEL (Matthias), teutscher Jurist, im J. 1630 geboren, studirte auf der Universität zu Jena die Rechtswissenschaft und ließ sich, nachdem er daselbst durch die Vertheidigung seiner Dissertation: De jure accrescendi (Jenae 1652. 4.), unter dem Vorsitze des Professors

*) Vergl. Klabe's Neuestes gel. Dresden S. 43 fg. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 242.

†) Siehe Vita Gobelii per *Ch. Breithaupt.* (Helmstad. 1748. 8.) Müller's Literatur des deutschen Staatsrechts. 1. Th. S. 400. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 466.

Georg Adam Struve die juristische Doctorwürde erlangt hatte, zu Bautzen in der Oberlausitz nieder, wo er zum Bürgermeister erwählt wurde und diese Stelle bis zu seinem Tode bekleidete. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich indessen fortwährend mit der Jurisprudenz und den damit verwandten Fächern und erntete als Schriftsteller besonders durch sein Werk über das Papstthum großen Beifall. Er gab es, um sich keine Unannehmlichkeiten zuzuziehen, unter dem falschen Namen Theodosius Gibellinus unter dem Titel: Caesareo-Papia Romana, worinnen die politischen Geheimnisse des Päbstlichen Stuhles, durch welche derselbe eine Ober-Herrschafft über die Christenheit einzuführen getrachtet und sich bißhero in seiner Hoheit erhalten hat, vorgestellet werden (Frankfurt und Leipzig 1684. 8.), heraus. Da darin die Ansichten Puffendorf's verfochten und weiter ausgeführt werden, so schrieb man diesem das Werk zu, welches auch noch in der zweiten Auflage (Frankf. und Leipz. 1691. 8.) ohne Namen erschien. Erst auf dem Titel der dritten von Chr. Gottfr. Hoffmann besorgten Ausgabe (Leipzig und Budissin 1720. 4.) wird der Verfasser genannt und dieser eine reiche Sammlung von diesem hinterlassener Anmerkungen beigefügt. „Das Absehen des Scribenten," sagt Hoffmann, „ist dahin gegangen, das Gebäude der geistlichen Monarchie, woran die Päbste so viele Secula nacheinander gearbeitet, der Welt in seinem Grund-Risse vorzustellen und die wohlausgesonnenen Zierrathen und geheimden Handgriffe, wormit an den Zusammenhang dieser weitläuffigen Machine bedeckt gehabt, abzunehmen, damit man desselben Grund und eigentliche Beschaffenheit einsehen könte." Göbel starb am 30. Juli 1698 zu Bautzen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖBEL (Sebastian), teutscher Theolog, im J. 1628 zu Dresden geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien zuerst Sonnabendsprediger an der Nicolaikirche zu Leipzig und im J. 1669 Abt des Klosters Bergen bei Magdeburg, wo er im J. 1685 starb. Unter seinen Schriften fand seine Anleitung zur Kanzelberedsamkeit (Methodologia homiletica. Lipsiae 1672. 8. und 1678. 8.) bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall; jetzt dürfte sein „Evangelischer Gebeth- und Liederschatz" (N. Ausg. Nürnberg 1707. 12.) der darin enthaltenen älteren Lieder wegen den meisten Werth haben; seine übrigen Schriften (Disputationes de pactis et foederibus Dei cum hominibus, De analysi textuum, Programma invitatorium ad saecularem Formulae concordiae memoriam, Christianae vitae regulae, d. i. Jesum liebender Seelen tägliche Himmels-Reise oder gottselige Betrachtungen, christliche Lebensregeln und Gebete, Thesaurus evangelicus und Cibus foeminarum coelestis seu sacer orandi et cantandi libellus) sind jetzt völlig entbehrlich geworden †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexiken. 2. Bd. S. 1041.

†) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexiken. 2. Bd. S. 1039.

GÖBEL (Severin), Arzt, geb. zu Königsberg in Preußen am 25. Juni 1530, studirte an der eben neu errichteten Hochschule seiner Vaterstadt und weiterhin in Wittenberg, woselbst er auch die Doctorwürde erlangte. Nachdem er in ärztlicher Stellung beim Landgrafen von Hessen, beim Herzoge von Coburg, beim Kurfürsten von Brandenburg und beim Herzoge von Preußen gewesen war, erhielt er im J. 1583 eine ordentliche Professur der Medicin in Königsberg. Göbel hat mehre im Ganzen unbedeutende Schriften verfaßt. Am beachtenswerthesten darunter ist eine Abhandlung über den Bernstein, die auch in den Acta borussica und bei Konrad Gesner (De fossilibus) abgedruckt ist. Er starb in Königsberg am 5. Jan. 1612. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖCHHAUSEN (Ernst August Anton von), geb. am 15. Juli 1740 zu Weimar, wo sein Vater, Johann Anton Friedrich von Göchhausen, Rittmeister und Kammerjunker war. Den ersten Unterricht erhielt Göchhausen durch Hauslehrer, unter deren Leitung sich seine Fähigkeiten rasch entwickelten. Noch sehr jung folgte er seinem Vater nach Eisenach, wohin derselbe als Schloßhauptmann versetzt worden war. Die Lage seiner Aeltern, die im Laufe des siebenjährigen Krieges einen großen Theil ihres Vermögens eingebüßt hatten, nöthigte ihn, den anfänglichen Plan, sich den Studien zu widmen, im J. 1758 wieder aufzugeben. Er trat um diese Zeit in preußische Dienste als Page bei dem Prinzen Heinrich, dem Bruder Friedrich's des Großen. Im J. 1759 ward er Officier in dem Regimente Anhalt-Bernburg. Er machte den größten Theil des siebenjährigen Krieges mit, unter anderen die blutigen Schlachten bei Züllichau und Liegnitz, wo er gefährlich verwundet ward. In Halle, wo sein Regiment in Garnison lag, fand seine Liebe zu den Wissenschaften reichliche Befriedigung durch seinen Eintritt in die Zirkel der geistreichen Prinzessin von Anhalt-Bernburg. Er ward dort auch mit Klotz, Krause, Meyer und anderen Gelehrten bekannt. Am engsten schloß er sich dem als ascetischen Schriftsteller bekannten Oberconsistorialrathe Tiede an, der damals noch Feldprediger bei dem anhalt-bernburgischen Regimente war. Wichtig in mehrfacher Hinsicht und von bedeutendem Einflusse auf seine späteren Lebensverhältnisse war Göchhausen's Eintritt in den Freimaurerorden. In Eisenach, wohin er als Werbeofficier geschickt worden war, erfreute er sich des Wiedersehens seiner Aeltern. Dort fand er auch einflußreiche Freunde, die ihm Aussichten auf eine Anstellung im weimarischen Civildienste eröffneten. Des Militairlebens längst überdrüssig, bat er um seinen Abschied, den er nicht ohne große Schwierigkeiten erhielt. Der Prinz soll ihn sogar durch die Drohung, ihn auf die Festung zu schicken, zur Zurücknahme seines Gesuchs zu bewegen gesucht haben. Im J. 1769 verließ er die preußischen Dienste. Er ward um diese Zeit als Assessor bei dem Kammercollegium zu Eisenach angestellt, einige Jahre nachher zum wirklichen Rathe und im J. 1784 zum geheimen Kammerrathe ernannt. Gründliche Kenntniß seines Faches, leichter und sicherer Ueberblick des

Geschäftsganges und rastlose Thätigkeit bezeichneten, verbunden mit einem streng rechtlichen Charakter, seinen Wirkungskreis als Staatsbeamter. Im J. 1802 ward er zum Director der eisenachischen Kammer und nach deren Vereinigung mit der weimarischen im J. 1809 zum geheimen Rathe ernannt. Als eisenachischer Schloßhauptmann feierte er im J. 1819 sein Dienstjubiläum. In gerechter Anerkennung seiner Verdienste hatte er das Ritterkreuz des Falkenordens und späterhin das Komthurkreuz erhalten. Er starb am 23. März 1824 im 84. Jahre. Literarische Beschäftigungen hatten Zeitlebens großen Reiz für ihn. Bescheidenheit hielt ihn jedoch ab, sich als Autor öffentlich zu nennen. Anonym erschien daher der bei weitem größere Theil seiner zahlreichen Schriften im Fache der Aesthetik, der praktischen Philosophie, der Politik und besonders des geheimen Ordenswesens. Die meisten seiner Schriften fallen in die Jahre 1772—1798. Den „Natürlichen Dialogen," mit denen er im J. 1772 seine literarische Laufbahn eröffnete, folgten einige dramatische Versuche, unter anderen: Das Werther-Fieber (Leipzig 1776), in welchem er die sentimentale Richtung der Zeit bekämpfte. Das Gebiet der praktischen Philosophie betrat er in dem Fragment der Geschichte eines Menschensohnes (Eisenach 1787. 8.), in den Materialien zur Geschichte des Sokratismus (1788. ohne Angabe des Druckortes), in dem Büchlein zur Beförderung einfältiger Lebensweisheit (Erfurt 1790. 8.) u. a. m. Unter dem Namen Martin Sachs gab er heraus: „Meines Vaters Hauschronika, ein launiger Beitrag zur Lebensweisheit, Menschen- und Weltkunde. Mit Belegen, Anekdoten und Charakterzügen" (Erfurt 1790. 8.) [1]). Seine Ansichten über die Politik legte er nieder in seiner zu Frankfurt am Main im J. 1795 erschienenen Schrift: „Meine Wanderung durch die Rhein- und Maingegenden und die preußischen Cantonirungsquartiere im Februar 1794; nebst Nachrichten über die Mainzer Klubbisten u. s. w." Die größte Sensation unter seinen Schriften machte seine, wie die meisten anonym erschienenen, „Enthüllung des Systems der Weltbürger und Republik, in Briefen aus der Verlassenschaft eines Freimaurers, wahrscheinlich manchem Leser zu spät publicirt." Diese Schrift erschien mit dem angeblichen Druckorte Rom im J. 1786 und sein „Aufschluß und Vertheidigung" des erwähnten Systems zu Leipzig 1787. 8. In eine frühe Zeit fällt seine unter dem Titel: M... R.... (Meine Reisen) im J. 1773 erschienene Schrift, die im J. 1776 zum dritten Male gedruckt seinen literarischen Ruf begründete. Dem zweiten Theile, der eine Reihe von Jahren später zu Eisenach im J. 1798 erschien, fügte Göchhausen seinen Namen bei. Die neueste Auflage dieser vielgelesenen Schrift erschien zu Leipzig 1807, mit Kupfern). (*Heinrich Döring.*)

1) Wegen dieser Schrift vertheidigte er sich in Wieland's Neuem Deutschen Merkur. 1797. St. 9. S. 141 fg. 2) Vergl. Hoffmann's Wiener Zeitschrift. 1792. Heft 9. S. 321 fg. 329. Heft 10. S. 304. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 593 fg. 9. Bd. S. 435. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrg. II. Hft 2. S. 613 fg.

GÖCKEL (Christian Ludwig), teutscher Arzt, am 31. Dec. 1662 zu Gräfentonna unweit der Unstrut in Sachsen-Gotha, wo sein Vater, Veit Ludwig Göckel, gothaischer Hofrath und Kanzleidirector war, geboren, widmete sich zu Jena unter der Leitung des berühmten Lehrers Georg Wolfgang Wedel der Arzneiwissenschaft und erlangte, nachdem er unter dem Vorsitze desselben drei Abhandlungen (De convulsione ad praxin clinicam accommodata. Jenae 1683. 4. De Purgantibus. Jenae 1684. 4. und De hydrope. Jenae 1685. 4.) vertheidigt hatte, die medicinische Doctorwürde. Auf die Empfehlung Joh. Georg Volckamer's, des Seniors des Medicinalcollegiums zu Nürnberg und Präsidenten der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, wurde er alsbald nach der Beendigung seiner Studien als Physicatsarzt zu Hersbruck bei Nürnberg angestellt. In diesem Wirkungskreise erwarb er sich bei einer ausgedehnten Praxis so großen Ruhm, daß ihn der Herzog von Sachsen-Gotha bereits im J. 1692 zu seinem Leibarzte und geheimen Rathe ernannte. Im J. 1711 ging er in derselben Eigenschaft in die Dienste des Markgrafen von Baden-Baden über und begleitete denselben auf einer Reise durch Teutschland und Italien. Während seines Aufenthaltes zu Rom wurde er von dem Papste Clemens XI. körperlicher Leiden wegen zu Rathe gezogen und da sich dieser bei der Befolgung desselben sehr wohl befand, mit Ehrenbezeigungen überhäuft. Im J. 1722 trat er als Leibarzt und geheimer Rath in würtembergische Dienste und im J. 1733 wurde er in derselben Eigenschaft nach Baireuth berufen; aber schon zwei Jahre später (1735) verließ er den Hofdienst und zog sich nach Nürnberg zurück, wo er am 23. August 1736 starb. Göckel war durch seine ausgedehnte Praxis so sehr in Anspruch genommen, daß er für sein Fach als Schriftsteller nur wenig thätig sein konnte, auch lieferte er außer den oben erwähnten Dissertationen nur einige Beiträge zu den Schriften der kaiserlichen Akademie der Naturforscher, in welche er bereits im J. 1696 als Mitglied unter dem Namen Alerippus aufgenommen worden war *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Christoph Ludwig), der Sohn des Vorhergehenden, im J. 1689 zu Hersbruck geboren, widmete sich der Arzneiwissenschaft zu Tübingen und Jena und erlangte nach der Vertheidigung zweier Abhandlungen (De incubo und De serpentaria Virginiana) auf der letzteren Universität unter dem Vorsitze G. W. Wedel's die medicinische Doctorwürde. Nach der Beendigung seiner Studien machte er zu seiner weiteren Ausbildung eine Reise durch Teutschland, Holland, England und Frankreich und ließ sich dann zu Nürnberg nieder, wo er zum Hospitalarzte ernannt wurde und sich bald einen so großen Ruf erwarb, daß ihn mehre benachbarte Fürsten und Grafen als ihren Leibarzt wählten. Im J. 1715

*) G. Andr. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon u. d. W. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1503. Fr. G. Gottl. Hirsching, Historisch-literarisches Handbuch. 2. Bd. Abth. 2. S. 95. Biographie générale. Tom. XX. p. 873.

wurde er unter dem Namen Philostorgius in die kaiserliche Akademie der Naturforscher aufgenommen und lieferte einige Beiträge zu den Schriften derselben *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Heinrich Laurenz), ein Sohn des vorhergehenden Christ. Ludw. Göckel, am 1. Mai 1718 zu Nürnberg geboren, widmete sich zu Jena und Halle der Rechtswissenschaft und erlangte zu Altdorf nach der Vertheidigung einer sehr gründlich gearbeiteten Abhandlung (De regali fodiendi nitrum. Altorf. 1741. 4.) die juristische Doctorwürde. Im J. 1749 wurde er als Syndicus der Republik Nürnberg angestellt und wirkte hier seit 1751 als Consulent an dem Untergerichte und von 1753. in derselben Eigenschaft an dem Stadtgerichte; auch nahm er Theil an dem sechsten Bande des von German Philoparchus (Christian Heinr. Schweser) herausgegebenen und zu jener Zeit berühmten und sehr verbreiteten Werkes: Der kluge Beamte oder Informatorium juridicum officiale, d. i. Unterricht, wie sich ein kluger Beamter bei seines Prinzipalen hohen Regalien verhalten soll (Nürnberg 1751. 4.) †). (*Ph. H. Külb.*)

GÖCKEL (Philipp Caspar), Bruder des Vorhergehenden, am 27. Aug. 1720 zu Nürnberg geboren, studirte zu Jena und Helmstädt die Arzneiwissenschaft und erlangte auf der letzteren Universität nach der Vertheidigung einer botanischen Abhandlung (Disputatio sistens meditationes et animadversiones in novum systema botanicum sexuale Linnaei. Helmst. 1741. 4.) die medicinische Doctorwürde. Er machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mehre Reisen und hielt nach seiner Zurückkunft in seiner Vaterstadt anatomische und chirurgische Vorlesungen. Im J. 1752 wurde er zum Garnisonsarzte ernannt. Das von ihm begonnene naturhistorische Werk: Angenehmer und nützlicher Zeitvertreib mit Betrachtung curieuser Vorstellungen allerhand kriechender, fliegender und schwimmender Thiere, nach der Natur gezeichnet, gemalet und in Kupfer gestochen (Nürnberg 1748. Fol.), wurde von dem bekannten Naturforscher G. L. Huth zu Ende geführt ††). (*Ph. H. Külb.*)

GÖCKINGK (Friedrich Leopold Günther von), wurde am 13. Juli 1748 in dem unweit Halberstadt gelegenen Orte Gröningen geboren, wo seine Familie ein Gut besaß und mehre Generationen hindurch die königliche Domaine daselbst verwaltet hatte. Sein Vater war zugleich Mitglied der Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt, was ihn wahrscheinlich veranlaßte, diesen Ort zu seinem Wohnsitze zu wählen. Göckingk hatte damals kaum sein zweites Lebensjahr erreicht. In der Domschule zu Halberstadt empfing er den ersten Unterricht. Die Schuldisciplin scheint nicht streng gewesen zu sein, weil sie dem lebhaften Knaben erlaubte, allerlei muthwillige Streiche auszuüben. Göckingk war unter zehn Geschwistern, die größtentheils früh starben, der Liebling seines Vaters, der jedoch mitunter verdrießlich ward, wenn er wiederholte Klagen über die leichtfertigen Streiche seines Sohnes vernahm. Er untersagte ihm daher den Gebrauch eines ihm geschenkten kleinen Pferdes. Von dem Kutscher wußte sich Göckingk jedoch mit Hilfe seines Taschengeldes die heimliche Zäumung seines Rosses zu erschmeicheln, dessen Hufe, mit Filzsohlen beschuht, seine Tritte durch die Hausflur nicht verriethen. In nicht geringe Verlegenheit setzten seinen Vater die Mönche des Franziskanerklosters zu Halberstadt, welche sich bitter darüber beklagten, daß sein Sohn sich nicht gescheut habe, zur Vesperzeit in die Kirche hineinzureiten und so ihren Gottesdienst zu stören. Diesmal entging der muthwillige Knabe nicht der verdienten Strafe, die auf sein zartes Gemüth den tiefsten Eindruck machte und ihn den festen Vorsatz fassen ließ, sich vor ähnlichen Vergehungen zu hüten. In dem Pädagogium zu Halle, wohin er von seinem Vater in seinem 15. Jahre gesandt worden war, fand Göckingk einen an Geist und Gemüth ihm verwandten Mitschüler. Es war der später als Dichter berühmt gewordene Gottfried August Bürger. Die Zuneigung der beiden talentvollen und lebhaften Knaben verwandelte sich bald in eine innige Freundschaft, die ihr ganzes Leben hindurch fortdauerte. Immer konnte jedoch Göckingk seinen Muthwillen nicht ganz zügeln, der ihn häufig in Verlegenheit brachte und in manche Händel, sogar einst in einen jugendlichen Zweikampf verwickelte. Gewöhnlich aber wurden diese Zwiste auf dem Wege der Güte beigelegt, da Göckingk nicht lange zürnen konnte und schnell die Hand zur Versöhnung bot. Seiner Gutmüthigkeit und Gefälligkeit wegen war er, ungeachtet seiner oft verletzenden Aeußerungen, von dem größeren Theile seiner Mitschüler geachtet und geliebt. Freigebig unterstützte er Jeden, der es bedurfte, mit seinem Taschengelde, oft in Fällen, wo ihm selbst wenig übrig blieb.

Hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Fortschritte scheint ihm von seinen Lehrern selten ein Vorwurf gemacht worden zu sein. Jeder Anregung von Außen kam sein rastloses Streben zuvor, seine Mitschüler an Kenntnissen zu übertreffen. Sein Ehrgeiz kannte keine Grenzen. Zu poetischen Versuchen ward er durch seinen Wettelfer mit Bürger ermuntert. Aber auch der Inspector des Pädagogiums, Magister Schrader, gleichfalls ein Freund der Dichtkunst, war weit entfernt, seine Neigung und sein Talent zur Poesie zu unterdrücken. Er stand ihm vielmehr aufmunternd und belehrend zur Seite. Auch war es Schrader, der den lebhaften Knaben von manchen drückenden Fesseln der Schuldisciplin befreite und indem er ihn auf den Weg des Rechts, der Tugend und der Religion hinwies, seinem zarten und von oft wechselnden Eindrücken beherrschten Gemüthe feste Grundsätze einflößte.

In seinem 17. Jahre (1765) eröffnete Göckingk seine akademische Laufbahn in Halle. Er widmete sich dem Studium der Jurisprudenz und Kameralistik. Neben seiner wissenschaftlichen Bildung blieb er auch den Musenkünsten ergeben. Mit einem zarten Gefühle und reger Empfänglichkeit für alles Große und Schöne, vereinigte er eine feste Willenskraft und einen gewissen Stolz, der

*) Will a. a. O. Adelung a. a. O.

†) Will und Adelung a. a. O.

††) Will und Adelung a. a. O.

ihn abhielt, von der erlangten größeren Freiheit einen Gebrauch zu machen, den er unter seiner Würde hielt. Sorgsam hütete er sich vor Schulden, durch die sich einer seiner älteren Brüder in große Verlegenheit gestürzt und seinem Vater viel Kummer verursacht hatte. Die Lectüre der vorzüglichsten alten und neuern Schriftsteller hatte seinen Geschmack gebildet und durch den Umgang mit gleichgesinnten Freunden und mit dem weiblichen Geschlechte seinen Vergnügungen eine edlere und feinere Richtung gegeben, die ihm die rohen Ausbrüche wilder Lustigkeit durchaus verleidete. Erholung nach ernsten Studien suchte und fand er bei den Musen.

Göckingk hatte sein 20. Jahr erreicht, als er im Jahre 1768 in das väterliche Haus zurückkehrte. Er ward um diese Zeit als Referendarius bei der königl. preußischen Kriegs- und Domainenkammer in Halberstadt angestellt. Dort hatte Gleim einen Kreis von talentvollen jungen Männern um sich versammelt, die sich später als Dichter einen geachteten Namen erwarben. Zu diesem Kreise gehörten Heinse, Michaelis, Klamer Schmidt, Joh. Georg Jacobi, Nathanael Fischer u. A. In diesen Verein ward auch Göckingk aufgenommen. Er schloß sich vorzugsweise an Michaelis an, der sich in mehren Dichtungsarten, besonders auch in der poetischen Epistel, durch leichte Versification, Gedankenfülle und Eigenthümlichkeit der Erfindung ausgezeichnet hatte. Ungemeinen Reiz hatte aber auch für Göckingk die Zartheit und Reinheit der Empfindung in Jacobi's Liedern und die Gluth der Phantasie in Heinse's poetischen Producten. Ebenso ergötzte er sich an den verschiedenen Tonweisen, welche Klamer Schmidt anstimmte, an Gleim's scherzhaften Liedern und an dem unermüdeten Eifer dieses Dichters, den teutschen Helikon anzubauen. Vielfach anregend und ermunternd wurden für Göckingk die mannichfachen Richtungen, welche das poetische Talent jener jungen Männer verfolgte, ohne daß sie einen eigentlichen Nachahmungstrieb in ihm weckten. Immer behauptete er in seinen Poesien einen gewissen Grad von Originalität, den er durch ein fortgesetztes Studium des Horaz erlangt hatte [1]). Sichtbar war in allen seinen dichterischen Erzeugnissen das unablässige Streben nach Correctheit in Gedanken und Ausdruck. In seinem fortgesetzten Briefwechsel mit seinem hallischen Universitätsfreunde Bürger theilte er ihm seine poetischen Producte mit und unterwarf sie seiner Beurtheilung. Zum Epigrammatisten machten ihn seine natürlichen Anlagen von Witz und einer leichten, nicht scharf verletzenden Satyre. Den Vorzug unter allen Gattungen der Dichtkunst gab Göckingk der poetischen Epistel, zu der er sich besonders durch seinen Freund Michaelis hingezogen fühlte. Durch eine ihm eigene geistreiche Redseligkeit erreichte er in der erwähnten Dichtungsart einen solchen Grad von Vollendung, daß er seine Vorgänger weit hinter sich zurückließ und selbst seinen Michaelis übertraf. Ihm stiftete Göckingk, als er im J. 1770 im 26. Jahre starb, ein schönes Denkmal in seiner Epistel an Herrn **, einen jungen Dichter [2]).

Mit der Poesie konnte sich Göckingk bei nicht überhäuften Amtsarbeiten fleißig beschäftigen. Zum Horaz, besonders zu dessen Lehrgedichten, kehrte er immer wieder mit neuem Vergnügen zurück. Der römische Dichter begleitete ihn auf seinen einsamen Spaziergängen. Mitunter nahm er auch wol Urlaub zu einer kleinen Erholungsreise, während er sich in sein Zimmer einschloß, um ganz den Musen zu leben. Außer mehren lyrischen Gedichten, Epigrammen und Episteln, letztere halb in Prosa, halb in Versen geschrieben und größtentheils an Frauenzimmer gerichtet, verfaßte Göckingk damals auch mehre Erzählungen und satyrische Aufsätze, meist in allegorischer Form, die er jedoch nie durch den Druck veröffentlichte. In fortwährender Verbindung blieb er mit dem vorhin erwähnten Dichterkreise, der, wie man mitunter irrig behauptet, Nichts weniger als die Absicht hatte, eine eigene poetische Schule zu begründen. Nur die Liebe zur Kunst wollten die innig mit einander verbundenen Freunde erwecken und nach dem Maße ihrer Kräfte fördern. Jeder folgte in der Poesie seinem eigenen Genius und unterwarf seine Arbeiten einer gemeinschaftlichen Kritik, deren Strenge selten Störungen der allgemeinen Einigkeit zur Folge hatte. Noch in späteren Jahren nennt Göckingk seinen Aufenthalt in Halberstadt die glücklichste Periode seines Lebens. Er verließ diesen Ort nicht, ohne den gesammten Freunden, die zu dem halberstädter Dichterkreise gehörten, in dem Liede: „Anakreon's Erbschaft" ein schönes Denkmal zu stiften [3]).

Fast ohne allen Umgang verlebte Göckingk die ersten Jahre seines Aufenthaltes in Ellrich in der Grafschaft Hohnstein. Im J. 1770 war er bei der dortigen Kammer als Secretair und Kanzleidirector angestellt worden. Die schönen Tage, die er in Halberstadt zugebracht, traten oft vor seine Seele und veranlaßten ihn, wenn er sie mit seiner jetzigen Lage verglich, zu bitteren Klagen in seinen Briefen. Wollte er das Bedürfniß freundschaftlicher Mittheilung befriedigen, so mußte er sich zu einer kleinen Reise entschließen. Zwei Meilen von Ellrich, zu

1) In seinen Gedichten (Frankfurt a. M. 1821. 2. Th. S. 108 fg.) findet man eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel

2) Siehe Göckingk's Gedichte. 1. Th. S. 187 fg. Dort heißt es von Michaelis:

Er starb, beweint von Drei bis Vieren,
Die ihn allein gesucht, gekannt,
Und oft kann nicht ein ganzes Land
Solch einen Geist, wie den, verlieren.
Er starb, ein kleines Licht im Leben,
Dem, was im Glanz des Goldes prahlt,
Kaum einen Seitenblick gegeben;
Nur erst im Tode überstrahlt
Sein Lorbeer Stern' und Ordensbänder,
Sein Nam' allein den ganzen Schwarm.

3) Das in Göckingk's Gedichten 4. Th. S. 61 fg. abgedruckte Lied beginnt mit den Versen:

Sollt' Anakreon itzt sterben,
Und wir wären seine Erben:
Gleim, der zweit' Anakreon,
Trüge seine Leier billig
Vor uns übrigen davon u. s. w.

Kleinwerther bei Nordhausen, lebte der Pfarrer Goldhagen [4]). Es war der einzige Mann, in dessen Umgange er mitunter einige frohe Stunden genoß. In der Umgegend von Ellrich strich er oft einsam umher, sich selbst und seinen Gedanken überlassen. Um seinen Unmuth zu bekämpfen, rief er auch wol dann und wann, wiewol vergebens, die Philosophie zu Hilfe. Einen günstigen Erfolg hatte für ihn der erheiternde Umgang mit den Musen. In seinen poetischen Episteln, die größtentheils während seines Aufenthaltes in Ellrich entstanden, ist oft eine Heiterkeit vorherrschend, die ihm nur seine poetische Stimmung geben konnte [5]). Die Dichtkunst tröstete ihn unter einförmigen und beschwerlichen Amtsgeschäften, die mit seinen geistigen Bedürfnissen in dem grellsten Widerspruche standen. Ermüdet von mechanischen Arbeiten, die seinen Kopf unbefriedigt ließen, sehnte er sich oft nach einem edleren Wirkungskreise.

Wenn Göckingk diesen auch nicht sobald fand, hatte doch das Schicksal schon für ihn gesorgt, ihn einigermaßen mit seiner traurigen Lage zu versöhnen. Auf seinen häufigen Ausflügen in die Umgegend von Nordhausen hatte Göckingk in der dort wohnenden Familie Vogel [6]) zwei liebenswürdige Töchter kennen gelernt, von denen die ältere, Sophie Ferdinande, ein Mädchen von blendender Schönheit, zartem Gefühle und ausgezeichneter Geistesbildung, einen tiefen und bleibenden Eindruck auf ihn machte. Die Bekanntschaft mit Nantchen, wie er sie später in seinen Gedichten feierte, verwandelte sich bald in eine gegenseitige Zuneigung. Göckingk verlobte sich mit dem liebenswürdigen Mädchen, das im J. 1775 seine Gattin ward. Er hatte mit ihr eine fortgesetzte Correspondenz unterhalten und ihre an ihn gerichteten Briefe, meistens ungekünstelte Herzensergüsse, mit Versen beantwortet, in denen er seine Zärtlichkeit in geistvoller Weise aussprach. In den „Liedern zweier Liebenden" hat Göckingk unter dem Namen Amarant dem zarten Verhältnisse zu Nantchen ein schönes Denkmal gestiftet [7]). Sein häusliches Glück war jedoch von keiner Dauer. Gestört ward es durch den Tod seines jüngsten Sohnes und durch eine lange Krankheit seiner geliebten Gattin. Um seine eigene, sehr leidende Gesundheit zu stärken, war er im J. 1781 in die Schweiz gereist, während seine Gattin sich mit ihren beiden Kindern nach Lauchstädt begeben hatte, um das dortige Bad zu brauchen. Die Nachricht von dem Tode seines geliebten Kindes erhielt Göckingk auf der Rückreise aus der Schweiz. Seinen Schmerz bei diesem Verluste schildern die Empfindungen in der Elegie: „Auf den Tod seines Sohnes Moritz Günther" [8]). Ihn erwartete jedoch noch ein neues Missgeschick. Kränker, als er sie verlassen hatte, fand Göckingk bei seiner Heimkehr seine Gattin und nach wenigen Wochen ward auch sie ihm durch den Tod entrissen. Aufs Zärtlichste war sie, die Verstorbene, von ihrer älteren Schwester Amalie gepflegt worden, die sich zugleich des Haushaltes und der Erziehung der Kinder angenommen und dem trostlosen Gatten sein hartes Geschick in mehrfacher Weise erleichtert hatte. Mit einer anmuthigen Gestalt vereinigte sie einen höchst liebenswürdigen Charakter, in welchem Sanftmuth und Herzensgüte als Grundzüge hervortraten. In ihr glaubte Göckingk ein Wesen zu finden, das seine Leiden und Freuden mit ihm theilte. Sieben trübe Monate waren vergangen, als er ihr die Hand am Altare reichte. Er fand keinen Grund, diesen Schritt zu bereuen. Amaliens Besitz machte ihn sehr glücklich. Seine Stimmung war wieder heiterer geworden und selbst seine oft sehr beschwerlichen und geistlosen Amtsgeschäfte schienen ihn minder zu drücken als bisher. Trat ihm auch zuweilen eine trübe Erinnerung an seinen gehabten Verlust vor die Seele, so mußte er sich doch gestehen, daß sein Leben wieder eine über seine Erwartungen günstige Wendung genommen hatte. Immer blieben ihm noch, wenn er seine Dienstarbeiten beseitigt hatte, hinreichende Geisteskräfte zu einer weit verbreiteten Wirksamkeit.

Von dem günstigsten Einflusse war die Wendung, welche seine Schicksale genommen hatten, für Göckingk's dichterische Productivität. Zu den einzelnen Gedichten und Aufsätzen, die er bisher in mehren Almanachen und Zeitschriften geliefert hatte [9]), treten nun noch zahlreiche Beiträge zu dem Göttinger Musenalmanach. Längere

4) Eustach Moritz Goldhagen, gestorben 1783 als Superintendent des Fürstenthums Minden und erster Prediger zu Petershagen; s. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 278. 5) Mehre dieser Episteln sind an Goldhagen gerichtet, die erste vom Jahre 1771, die letzte vom Juni 1777; s. Göckingk's Gedichte. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 6) Nicht Vopel, wie in den Zeitgenossen (Dritte Reihe. Bd. 1. Heft 4. S. 12) steht. 7) Die erwähnten „Lieder zweier Liebenden" erschienen zu Leipzig 1777 in Octav, mit Vignetten geziert, und in einer zweiten verbesserten und vermehrten Auflage ebendas. 1779. 8. Einige Lieder hatte Göckingk in dieser zweiten Ausgabe unterdrückt und sie durch neu hinzugefügte Gedichte ersetzt. Amarant's Lieder waren von Göckingk verbessert worden, Nantchen's Lieder dagegen von der Feile gänzlich unberührt geblieben. Eins der schönsten war der Frühlingsmorgen S. 52. In Göckingk's gesammelten Gedichten findet man diese Lieder im dritten Theile S. 1—156. Vergl. neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 21. Bd. St. 2. S. 314 fg. Hirsching's Histor.-literarisches Handbuch ꝛc. 2. Bd. Abth. 2. S. 90 fg. Wieland's Neuer Deutscher Merkur. April 1803. S. 272 fg. Die Göttinger poetische Blumenlese auf das Jahr 1794 enthält noch vier Gedichte als Nachtrag zu den Liedern zweier Liebenden.

8) Siehe Göckingk's Gedichte. 3. Th. S. 166 fg. Dort heißt es unter andern:

Wein' dich aus, du volles Herz!
Thränen kannst du nur vergeuden!
Meiner Liebe bange Leiden,
Meines Auges Folterschmerz
Kannt ich mir verfügen. Doch
Meine Lippe jetzt verstummt,
Denn vor meinem Ohre summt
Günther's letztes Rufen noch u. s. w.

9) Zu dem Hannöverschen Magazin, zu dem Frankenhauser Intelligenzblatt (unter dem Namen Obscurus), zum Deutschen Merkur, zu Canzler's und Meißner's Quartalschrift für ältere Literatur und neuere Lectüre, zu den Halberstädtischen gemeinnützigen Blättern, zu Reichardt's Theaterkalender u. a. Journalen. Vergl. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 6. Bd. S. 198 fg., wo Göckingk's Beiträge einzeln namhaft gemacht worden sind.

Zeit beschäftigte ihn der umfassende Plan einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände. Mit rastlosem Fleiße widmete er sich den Verbesserungen seiner bisherigen Gedichte, die er für eine Gesammtausgabe ordnete. Mit einem weitläufigen Briefwechsel und mit manchem Opfer von Zeit war die von ihm übernommene Redaction einer periodischen Schrift verbunden, die den Titel: „Journal von und für Deutschland" führte. Von diesem Journale erschienen unter seiner Leitung zwölf Stücke mit einem Supplementhefte. Die Fortsetzung dieses Journales überließ Göckingk seinem Freunde Bibra in Fulda. Dazu war er durch mannichfache Verdrießlichkeiten und Verfolgungen, die ihn wegen der Herausgabe jenes Journales trafen, endlich genöthigt worden. Aus Mainz hatte er einen die dortige Justizverwaltung ziemlich scharf tadelnden Aufsatz erhalten und denselben ohne Bedenken in seiner Zeitschrift abdrucken lassen, da er durchaus keinen Grund hatte, den ihm bekannten Einsender für einen Leichtsinnigen oder gar für einen Verleumder zu halten. Von dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten in Berlin, bei welchem die mainzer Regierung, durch jenen Aufsatz verletzt, eine Beschwerde eingereicht hatte, ward Göckingk zur Verantwortung gezogen. In einem Briefe an den Professor Schütz in Jena, dem er am 31. Dec. 1784 gestand, daß er bei seinem Journale schon über 1200 Thlr. eingebüßt habe, fügte er hinzu: „Was das Schlimmste ist, so bin ich durch eine Beschwerde des Kurfürsten von Mainz über das Journal in eine Untersuchung verwickelt worden, die mich wol gar noch dahin bringt, die Herausgabe ganz niederzulegen, um nur mit Frieden hinab in die Grube zu fahren" [10]). Durch die härtesten Drohungen konnte er nicht bewogen werden, den Verfasser jenes Aufsatzes zu nennen, der als mainzischer Beamter und als Hausvater einer zahlreichen Familie in diesem Falle ohne Zweifel sein Amt verloren haben und dadurch ins tiefste Elend gerathen sein würde. Selbst von Festungsstrafe sah sich Göckingk bedroht. Der Minister von Herzberg vermittelte endlich die Sache dahin, daß Göckingk sich erklärte, seine Zeitschrift aufzugeben. Er that es nicht ohne Schmerz. Manche schöne Hoffnung hatte er an dies Unternehmen geknüpft. Er hatte demselben seine Kräfte und nach seinem eigenen unlängst erwähnten Geständnisse einen Theil seines Vermögens geopfert. Seine Empfindungen schildert das seinem Journale beigefügte Abschiedswort.

Mit seinem trüben Schicksale versöhnte ihn um diese Zeit wieder ein frohes Familienereigniß. Es war die Geburt seiner Tochter Wilhelmine, die später als Gattin des Forstmeisters von Wurmb auf den schlesischen Besitzungen der in Paris lebenden Herzogin von Dino wohnte. Um diese Zeit war es auch, wo Göckingk in der Nähe von Ellrich sich ein Landhaus bequem und geschmackvoll eingerichtet hatte. In dies Asyl zog er sich zurück, wenn ihn irgend eine poetische Idee ergriff, zu deren Ausführung er der Einsamkeit und Ruhe bedurfte. Dorthin flüchtete er sich auch wol bisweilen, um eine trübe Stimmung, die sich seiner bemächtigte, vor seiner Gattin zu verbergen. Eine solche Stimmung bemächtigte sich seiner bei oft wiederkehrender Erinnerung an die jüngst verlebte traurige Zeit. Sein Blick ruhte voll Schmerz auf den letzten Heften seines abzugebenden Journales, mit deren Anordnung er sich beschäftigte. Seinen Unmuth verscheuchte um diese Zeit, im November 1784, ein Besuch der Schwester der Herzogin von Kurland, Elisa von der Recke, geborenen Gräfin von Medem. Mit dieser geistreichen, auch als Dichterin geschätzten Dame und ihrer sie begleitenden Freundin Sophie Becker, nachmals verheiratheten Schwarz, hatte Göckingk schon seit längerer Zeit in Briefwechsel gestanden. Beide waren auf einer Reise nach Karlsbad begriffen. Von Göckingk, dessen persönliche Bekanntschaft sie zu machen gewünscht hatten, aufs Freundlichste eingeladen, verweilten sie längere Zeit in seinem Landhause. So viel es ihm seine Geschäfte irgend erlaubten, sorgte Göckingk in mannichfacher Weise für die Unterhaltung seiner Gäste. Ausflüge in die romantische Gegend wurden unternommen, selbst eine Reise nach Göttingen, zu Göckingk's Jugendfreunde Bürger, der abwechselnd durch Scherz und Ernst den Gesellschaftskreis zu erheitern suchte, unter anderen durch eine nach vorgeschriebenen Endreimen verfaßte und an Sophie Becker gerichtete Liebeserklärung, welche diese ebenfalls nach vorgeschriebenen Endreimen beantwortete [11]). Von den frohen Tagen, die er verlebt hatte, gab er seinem Freunde, dem Professor Schütz in Jena, am 31. Dec. 1784 eine kurze Nachricht mit den Worten: „Anfangs November erhielt ich einen dreiwöchentlichen sehr angenehmen Besuch von der Schwester der Herzogin von Kurland." Im Gefühle seiner dadurch gestörten Thätigkeit fügte er die Worte hinzu: „welche Abhaltungen, welche Zerstreuungen bei Geschäften wie die meinigen!"

Gleichwol waren diese Zerstreuungen, diese Genüsse des Geistes und Herzens sehr heilsam für Göckingk's verletztes Gemüth. Er fühlte sich wieder erhoben in allen Lebensgefühlen. Im Frühjahre begleitete er seine Gäste, die wieder ihren früheren Wohnsitz zu Wülferode bezogen hatten, auf ihrer abermaligen Reise nach Karlsbad. Dahin kehrte er, nach einem kurzen Aufenthalte in Wien, wo er Alringer's und Retzer's persönliche Bekanntschaft gemacht hatte, wieder zurück. An der Feier seines Geburtstages auf der Lorenzhöhe, einem der reizendsten Punkte der karlsbader Umgegend nahmen Herder, Goethe, Knebel u. A. Theil, die während seiner Abwesenheit in Karlsbad eingetroffen waren. Auf der Rückreise über Bamberg, Würzburg, Frankfurt und Mainz begleitete Göckingk seine Freundinnen bis Fulda. Dort vollendete er die Geschäfte der Uebergabe seines Journals an den Freiherrn von Bibra, den Neffen des Fürstbischofs von Fulda. Er war noch nicht lange nach Ellrich zurückge-

10) Siehe die Schrift: C. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2 Bd. S. 108.

11) Siehe Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. Heft 4, wo diese Reimspiele aus den von Jördens herausgegebenen Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten wieder abgedruckt worden sind.

kehrt, als er sich mit seiner Gattin nach Pyrmont begab, um seine Freundin Elisa von der Recke, die sich mit erschöpften Kräften dorthin begeben hatte, über den Verlust ihres Vaters zu trösten. Als sie sich zu ihrer Schwester, der Herzogin von Kurland begab, kehrte Göckingk wieder nach Ellrich zurück.

Dort erwarteten ihn, nach so genußreichen Tagen, die einförmigsten und beschwerlichsten Amtsgeschäfte, unter deren Last er beinahe erlag. Lebhafter als jemals sehnte er sich nach einem seinen Neigungen und Fähigkeiten mehr entsprechenden Wirkungskreise. Dafür konnte ihn der Titel eines Legationsrathes, den ihm der Herzog von Kurland ertheilte, keinen Ersatz bieten. Um äußere Auszeichnungen war es ihm überhaupt nicht zu thun. Die Poesie blieb immer das Gebiet, in dem er seinen wahren Frieden und das höchste Lebensglück fand. Er fühlte eine unendliche Leere, seit er die Redaction seines Journales aufgegeben hatte. Längere Zeit hatte ihn, wie bereits früher erwähnt worden, die Idee einer Erziehungsanstalt für Töchter höherer Stände beschäftigt. Für diesen Zweck wollte er das halb verfallene Schloß in seiner Vaterstadt Gröningen erwerben und einrichten. Dieser Plan scheiterte. Nicht immer vermochte ihn jedoch die Philosophie für die Entsagung zu trösten, zu der er in solchen Fällen seine Zuflucht nahm [12]). Es schien einmal sein Schicksal zu sein, in allen seinen Erwartungen, wenn nicht getäuscht, doch lange hingehalten zu werden.

Davon überzeugte sich Göckingk in Berlin, wo er im J. 1784 das große Staatsexamen bestanden und dadurch Ansprüche auf eine Stelle bei der Kriegs- und Domainenkammer erlangt zu haben glaubte. Manche minder Berechtigte wurden ihm vorgezogen. Eine ihm übelwollende Gesinnung der höchsten Staatsbehörden konnte er nicht voraussetzen. Nachtheilig war jedoch für ihn das damals in Berlin herrschende Vorurtheil gegen Schriftsteller im Staatsdienste. Durch eine zweimalige Zurücksetzung fühlte sich Göckingk so gekränkt, daß er beschloß, seine Dienstentlassung zu fordern. In einem Briefe an v. Retzer in Wien [13]) äußerte er den Wunsch, als Professor an der dortigen Universität angestellt zu werden. Fast noch lieber war ihm ein Amt bei der kaiserlichen Bibliothek. Die Aussicht, durch den Freiherrn von Swieten in Wien eine Professur der Aesthetik und Geschichte zu erhalten, zerschlug sich wieder. Im J. 1786 ward er endlich als Rath in der Kriegs- und Domainenkammer zu Magdeburg angestellt. Wegen des äußerst geringen Gehalts, der mit dieser Stelle verbunden war, mußte er jedoch seine Familie in Ellrich zurücklassen. Diese neue Beförderung konnte für ihn wenig Erfreuliches haben. In trüber Stimmung schrieb er aus Magdeburg einem Freunde: „Es ist nun einmal mein Loos, immer auf Lebensgenuß hinzuarbeiten und niemals ihn zu gewinnen." Auch in anderen Briefen sprach sich die Unzufriedenheit mit seiner Lage aus. Er lebte fast gänzlich zurückgezogen. Sein Umgang beschränkte sich auf die Familie des Abtes Resewitz im Kloster Bergen, auf den Rector Funk und den Hofrath von Köpken. Zwei Jahre mußte Göckingk, getrennt von Frau und Kindern, „in Magdeburg verseufzen," wie er sich in einem seiner Briefe ausdrückt. Eine günstigere Wendung nahm sein Schicksal durch einige seiner Gönner und Freunde in Berlin. Die Minister von Heinitz und von Schulenburg-Blumberg bewirkten, daß Göckingk im J. 1788, seinem ausgesprochenen Wunsche gemäß, als Land- und Steuerrath nach Wernigerode versetzt wurde. In dem freieren und selbständigeren Wirkungskreise, der sich ihm geöffnet hatte, Alles zu leisten, was irgend in seinen Kräften stand, war Göckingk's fester Vorsatz, von dem er so wenig abwich, daß er sich nur wenig Erholung gönnte. Er arbeitete oft mit fast zu sehr angestrengten Kräften, zum Nachtheile seiner Gesundheit und besonders seiner Augen. Streng gegen sich selbst, war er es auch gegen seine Untergebenen, obgleich sich wol keiner beklagen konnte, hart von ihm behandelt worden zu sein. Seiner Strenge lag immer die reinste Gerechtigkeit zum Grunde. Einem seiner Freunde, der ihm ein zu leidenschaftliches und hartes Verfahren zum Vorwurfe gemacht hatte, antwortete Göckingk: „Glauben Sie mir, daß ich mehr dabei leide, als Sie, wenn ich nach meinen Grundsätzen und Ansichten von Pflicht ein Tiger sein muß. Gott Lob! so lange ich lebe, war ich es noch nie, wenn es meinen Vortheil betraf. Ich gehe nicht reicher aus der Welt, als ich hineingekommen bin, eben weil ich lieber gegeben, als genommen habe." Daß Selbstverleugnung und Uneigennützigkeit zu den Grundzügen in Göckingk's Charakter gehörten, zeigte sich auf mehrfache Weise in seiner amtlichen Thätigkeit. Durch kein Hinderniß ließ er sich schrecken, eingerissene Misbräuche abzuschaffen. Jedem Gesuche lieh er ein geduldiges Ohr und beseitigte ohne Aufschub alle bei ihm angebrachten Beschwerden. In den stärksten Ausdrücken des Unwillens äußerte er sich über die harte und grausame Behandlung der Soldaten, dem Officierstande gegenüber, dessen Willkür er völlig preisgegeben war. Auf den jährlichen Cantonsreisen, wo ihn ein Stabsofficier begleitete, widersetzte er sich aufs Nachdrücklichste den oft zu weit getriebenen Anmaßungen der Militairpersonen. Zu bewundern war es, wie Göckingk bei seiner vielverzweigten und nie rastenden Thätigkeit noch zu literarischen Arbeiten Muße finden konnte. Mehre poetische Erzeugnisse und zum Theil ausführliche Recensionen für die Allgemeine deutsche Bibliothek und für die allgemeine Literaturzeitung, mit deren Herausgeber er in fortgesetztem Briefwechsel stand [14]),

12) So schreibt er unter andern in seiner ersten Epistel an Goldhagen (Gedichte 1. Th. S. 4):

Seildem ich sah, wie dich — des Glückes
So werth — kein Schlag des Mißgeschickes,
Kein Pfeil der dummen Bosheit kränkt,
Verging mir schnell der Eigendünkel,
Für hart gestraft mich anzusehn,
Daß ich mich hier, in diesen Winkel
Geworfen, mich soll müde stehn.

13) An den Freiherrn Joseph v. Retzer, k. k. Hofsecretair und Büchercensor, ist auch eine von Göckingk's Episteln gerichtet, datirt vom 22. Oct. 1780; s. Göckingk's Gedichte. 2. Th. S. 135 fg.

14) Siehe die Schrift: G. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1835.) 2. Bd. S. 107 fg.

fallen in diese Periode seines Lebens. Er unterhielt zugleich einen fast ununterbrochenen Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen. Dessenungeachtet beseitigte er mit großer Gewandtheit, Sachkenntniß und Umsicht die verwickelten Streitigkeiten, die sich damals zwischen dem preußischen Hofe und der fürstlichen Abtei Quedlinburg entsponnen hatten. Friedrich Wilhelm II., der ihn mit diesem Geschäfte beauftragt hatte, ertheilte ihm, in gerechter Anerkennung seiner Verdienste, den preußischen Erbadel. Göckingk fühlte sich durch diese Auszeichnung überrascht, doch zugleich auch in mancher Hinsicht betroffen. Einer seiner Freunde, der im Cabinetsministerium angestellt war, beruhigte ihn darüber mit den Worten: „Sie urtheilen in Ihrem Schreiben über die Ihnen widerfahrene königliche Gnade viel zu bescheiden. Sie ist allerdings darin von den meisten und fast von allen Fällen dieser Art sehr unterschieden, daß sie nicht, wie bei der Landeshuldigung, ein bloßer Erguß der königlichen Huld, sondern eine wahre Belohnung wirklich geleisteter Dienste ist."

Eine trübe Stimmung ist vorherrschend in einem um diese Zeit, am 11. Juli 1790, geschriebenen Briefe Göckingk's an den Professor Schütz in Halle [15]). Er entschuldigt sich wegen seines längeren Schweigens und fügt dann hinzu: „Ich bin gesund, wenigstens dem Leibe nach; meine Seele hat in diesem Frühjahre viel gelitten. Die Aushebung der Rekruten, Stückknechte und Artilleriepferde, die Fourageliefernungen vom Lande in die angelegten Magazine, die Klagen der zurückgebliebenen Soldatenweiber und Kinder — Alles dies hat auf mein Inneres üble Wirkung gehabt. Wie viel Thränen hab' ich gesehen, die ich nicht trocknen konnte; wie viele Seufzer gehört, durch die ich mich nicht rühren lassen durfte! Dazu kam noch der Tod, der freiwillige Tod des edlen Ministers Schulenburg. Es war natürlich, daß diese Nachricht mich heftig erschüttern mußte. Ich hatte so viele Reisen ganz allein mit ihm gemacht; ihn ganz kennen, schätzen und lieben gelernt; hatte nie (für Andere, für mich selbst hat ich nie um etwas) eine Fehlbitte bei ihm gethan und so manches Project durchgesetzt, das meinen äußerst beschwerlichen Dienst mir erträglich machte. In der That verstimmte mich sein Tod so, daß ich zu Nichts mehr aufgelegt war. Ich suchte mich mit Gewalt zu zerstreuen. Da ein Hagelwetter in der Nacht vom zweiten Pfingsttage meine beiden Gärten durchaus verwüstet und mir das einzige Vergnügen geraubt hatte, das mir hier im Garten zur Erholung dient, so mußte ich diese auswärts suchen. Ich habe daher mit meiner Familie kleine Reisen nach dem Brocken, nach Blankenburg und der Rosstrappe gemacht. Dies hat mir so ziemlich den Ton wiedergegeben und da ich seit dem Ausmarsch der Regimenter etwas mehr Muße gewonnen habe, so werde ich bald alle in Ihre Literaturzeitung rückständige Recensionen einsenden. Nur neue zu übernehmen hab' ich mir nicht zugetraut; denn in künftiger Woche fange ich an, mein Tepartement zu bereisen und vor dem Herbst werde ich zu literarischen Arbeiten keine Zeit haben. — Der Fortgang Ihres Unternehmens macht mir außerordentliche Freude. Ich weiß aus eigner Erfahrung, mit wie vielen Schwierigkeiten man in Deutschland zu kämpfen hat. Wollte der Himmel, ich könnte Ihr Institut thätiger unterstützen. Aber im Preußischen giebt man bei den Stellen im Finanzdienste Pferdearbeit und Zeisigfutter. — Möchte ich doch einmal so viel Zeit gewinnen können, um eine Reise nach Jena zu unternehmen! Für mein Leben möchte ich einen Abend (mehr Zeit wagte ich nicht Ihnen zu stehlen) mit Ihnen und Grießbach verleben. Aber ich sehe vorher, daß ich es bei bloßen Wünschen werde bewenden lassen müssen. — Den lieben Grießbach werde ich wol nicht eher als in jener Welt wiedersehen. Indeß will ich ihn in dieser nie vergessen. Ich habe das Billet, das einzige, das ich von seiner Hand besitze, noch immer so sorgfältig aufgehoben, wie ein Katholik seine Reliquie. Zeigen Sie es ihm, und schicken es mir zurück. Er wird zwar über die Sache lachen, aber ich würde mir selbst weniger gut seyn, wenn mir das Billet minder werth wäre."

Mit unsäglichen Schwierigkeiten und Hindernissen hatte Göckingk zu kämpfen, als er im J. 1793 als geheimer Oberfinanzrath in das Generaldirectorium nach Berlin versetzt ward, wo er sogleich eine Reise nach Polen antreten mußte, um sich mit der Organisation des südpreußischen Departements zu beschäftigen, das aus den Trümmern des Königreichs Polen bestand, die dem preußischen Staate zugefallen waren. Göckingk's Scharfblicke konnte die Wichtigkeit des ihm übertragenen Geschäfts nicht entgehen. Er begriff leicht, daß die Polen für die neue Ordnung der Dinge, ehe man sie einführte, erst empfänglich gemacht werden müßten, wenn aus so widerstrebenden Elementen ein harmonisches Ganze hervorgehen sollte. Göckingk besaß jedoch, wie wenig Andere, die erforderlichen Eigenschaften, um diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen. Ihm gebrach es weder an Muth, noch an Kraft und Entschlossenheit. Dazu kam sein strenges Rechtsgefühl, das ihn jeder Bestechung unzugänglich machte, sowie seine Beharrlichkeit in Allem, was er unternahm. Erleichtert ward ihm sein Geschäft durch das unbedingte Vertrauen des preußischen Ministers von Voß, der alle seine Vorschläge unbedenklich genehmigte. Mit unermüdeter Thätigkeit brachte Göckingk die Organisation des südpreußischen Departements im Laufe eines Jahres glücklich zu Stande. Seinen Wunsch, bald nach Berlin zurückzukehren, mußte er vor der Hand aufgeben. Ein Schreiben des Ministers von Hardenberg, das er in Posen empfing, enthielt die Worte: „Ich wundere mich nicht, daß Sie geneigt sind, nach Berlin zurückzukehren, wo Sie so viele Freunde zurückließen, welche Sie hochschätzen, und Ihre Familie, die Sie liebt und entbehrt. Der Hang zur praktischen Ausübung des Beatus ille etc. liegt, glaub' ich, in der Brust eines Jeden, der dem Staate mit wahrem Eifer gedient und mit Mängeln und Hindernissen aller Art gekämpft hat. Dennoch aber halten uns so manche Rücksichten davon zurück, deren edelste, die Ueberzeugung, nützlich für das

15) S. bei a. a. O. S. 109

Ganze mitwirken zu können und zu müssen, auch Sie noch abhalten wird, sich jenem Hange zu überlassen."

Auch nachdem Göckingk wieder nach Berlin zurückgekehrt war, verblieb ihm die fernere Verwaltung der südpreußischen Provinz. In den Jahren 1797—1798 war er bei der Gesetzcommission thätig. Er war auch zum Mitgliede der Obereraminationsbehörde ernannt worden. Sein Geschäftskreis erweiterte sich noch durch die ihm übertragene Untersuchung des gesammten Polizeiwesens der Stadt Berlin. Diese Untersuchung erstreckte sich besonders auf die Strafanstalten, Krankenhäuser und milden Stiftungen. Zu einer gänzlichen Umwandlung der Polizeianstalten entwarf Göckingk einen ausführlichen Plan, der genehmigt und ausgeführt ward. Von mehren Seiten zeigten sich ihm Aussichten zu einer erweiterten praktischen Thätigkeit. Nach dem im J. 1800 erfolgten Tode des Herzogs Johann von Kurland ward Göckingk von der fürstlichen Witwe, der Herzogin Dorothea ersucht, die Vormundschaft für die minorennen Prinzessinnen zu übernehmen. Die Schwester der Herzogin, Elisa von der Recke, hatte ihn zu diesem Amte empfohlen. In dem Herzogthume Sagan, wie in den Herrschaften Rotenburg, Holstein und Teutsch-Wartenberg wurden ihm mit dem vormundschaftlichen Amte alle herzoglichen Befugnisse übertragen. An den Kaiser von Rußland hatten die Mündel über zwei Millionen Rubel zu fordern. Diese und andere Angelegenheiten nöthigten ihn zu einer Reise nach Petersburg. Durch Kraft, Muth und Geistesgegenwart bekämpfte er dort mannichfache Hindernisse, die ihm sein Geschäft erschwerten und setzte den Verzögerungen, Ausweichungen und Misverständnissen einen kräftigen Widerstand entgegen. Seine Beharrlichkeit trug den Sieg davon und seine Charakterfestigkeit erwarb ihm in Petersburg allgemeine Achtung. Einen Beweis davon erhielt er durch seine Ernennung zum correspondirenden Mitgliede der dortigen Gesetzcommission.

Seinen früheren Amtsarbeiten in Berlin unterzog sich Göckingk, als er nach viermonatlichem Aufenthalte in Petersburg wieder nach der genannten Residenz zurückgekehrt war, mit einer Uneigennützigkeit, die beinahe an Uebertreibung grenzte. Er verzichtete auf einen Theil des ihm angewiesenen Gehaltes und es fiel ihm nicht ein, bei kleinern Geschäften die dadurch verursachten Kosten in Rechnung zu stellen. Immer noch so rastlos thätig wie früher ließ er keine Gelegenheit vorübergehen, wo er Nutzen stiften konnte. So gab er, wenn auch nicht ohne Widerstreben, dem Antrage des Prinzen von Oranien Gehör, den ihm zugefallenen Landestheil zu organisiren. Diesen Landestheil hatte der Prinz bei der Verwandlung des Bisthums Fulda in ein weltliches Fürstenthum im J. 1803 als Entschädigung erhalten. Mit Muth und Entschlossenheit unterzog er sich der schwierigen Aufgabe, in Fulda ein Land zu organisiren, das in allen Verwaltungszweigen einer ebenso durchgreifenden Umgestaltung bedurfte als Polen. Rasch, doch ohne Uebereilung und meist mit glücklichem Erfolge, führte er seine mannichfachen Entwürfe aus. Für die Industrie sorgte er durch die Wiederherstellung der gänzlich verfallenen Saline. Die durch Vernachlässigung tief gesunkene Universität wurde auf seinen Betrieb in ein Gymnasium verwandelt und der beliebte Schriftsteller A. G. Meißner aus Prag zum Director berufen. Auf noch viele Gegenstände richtete Göckingk seine Aufmerksamkeit. „Meine Operationen," schrieb er einem Freunde, „haben den besten Erfolg. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich Ihnen versichere, daß ich dem Prinzen schon dadurch Vortheile gestiftet habe, die hunderttausend Thaler werth sind und dennoch hat Niemand Ursache, sich zu beschweren daß ich ihm wehe gethan hätte."

Durch das fast ununterbrochene Einverständniß des Prinzen von Oranien mit Göckingk's Ansichten und Vorschlägen wurde diesem sein schwieriges Geschäft ungemein erleichtert. Der Fürst äußerte den Wunsch, Göckingk's Thätigkeit für sein Land zu gewinnen. Er erhielt jedoch eine ablehnende Antwort. Die Hochachtung, deren Göckingk in Fulda sich überall erfreute, erstreckte sich selbst auf den Fürstbischof, der ihm stets geneigt blieb, ungeachtet Göckingk es nicht hatte vermeiden können, mit ihm in manche unangenehme Berührung zu kommen. Unvergeßlich blieb Göckingk den Bewohnern von Fulda durch seine Großmuth und Liberalität. Eigennutz war, wie bereits früher erwähnt, seinem Charakter völlig fremd. Sein Gehalt war sehr beträchtlich und er von jeher an eine sparsame Lebensweise gewöhnt. Gleichwol hatte er, als er Fulda verließ, nach seinem eigenen Geständnisse, durchaus Nichts erübrigen können.

Ein Uebermaß von Arbeiten empfing ihn, als er nach Berlin in seine früheren Amtsverhältnisse zurückgekehrt war. Auf das gesellschaftliche Leben mußte er beinahe gänzlich verzichten, wenn er nicht den Genuß im Kreise einiger Freunde mit Entbehrung der Nachtruhe erkaufen wollte. Unter Actenstaube vergraben, war er den Musen fast gänzlich fremd geworden. Einigen Ersatz für seine unermüdete Thätigkeit und Geistesanstrengung bot ihm um diese Zeit ein frohes Fest, das die Erinnerung an die Tage seiner Jugend in ihm wieder weckte. Es war die Vermählung seiner einzigen Tochter mit dem Forstmeister von Wurmb im Jahre 1805. Bald aber nahte ihm wieder eine sehr trübe Zeit. Er mußte Zeuge sein, wie die siegreiche französische Armee bereits im nächsten Jahre (1806) raubend und verheerend den preußischen Staat nach allen Richtungen hin durchzog. Sein Patriotismus konnte die Leiden aller Art, die sein geliebtes Vaterland trafen, kaum ertragen. Unter dem Vorwande der Altersschwäche wies er die Aufforderung der französischen Machthaber von sich, an der Verwaltung Theil zu nehmen. Er zog sich nach Schlesien zurück, auf die Besitzungen der Herzogin von Dina, über die er, wie früher erwähnt, die Vormundschaft geführt hatte. Auch dort fand er keine Ruhe. Durch Drohungen und selbst Mishandlungen, deren er fortwährend ausgesetzt war, suchten die französischen Behörden von den schwer belasteten Gütern der Prinzessin unerschwingliche Geldsummen und andere Lieferungen zu erpressen. Göckingk ward selbst einige Zeit verhaftet, als er den grenzenlosen Forderungen nicht genügen konnte. Unter diesem Drucke ergriff

ihn das Gefühl einer Erbitterung, die höchst nachtheilig auf seine Gesundheit wirkte. Er sehnte sich nach Ruhe und Zurückgezogenheit, nach einem Zustande, wo das allgemeine Elend ihm mehr aus den Augen gerückt war. Als die politischen Ereignisse sich für sein Vaterland etwas günstiger gestaltet hatten, erbot er sich zwar, wieder in preußische Staatsdienste zu treten, war jedoch sehr zufrieden damit, als er mit gerechter Anerkennung seiner Verdienste und einem angemessenen Jahrgehalte in den Ruhestand versetzt ward. Auch die Besorgung der vormundschaftlichen Angelegenheiten der kurländischen Prinzessin war ihm um diese Zeit abgenommen worden.

Zurückgezogen vom Geräusche der Welt hatte Göckingk in dem niederschlesischen Dorfe Heidau sich angesiedelt. Dort lebte er mit seiner Gattin, seinem Schwiegersohne, seiner Tochter und deren Kindern in ländlicher Stille. Der Contrast seiner jetzigen Existenz mit seiner früheren mußte ihm fühlbar werden. „Ich lebe hier," schrieb er einem Freunde, „ein höchst einförmiges Leben, aber dennoch ermüdet es mich nicht. Daß ich ein Privatleben auf dem Gute zu Gröningen, in der Nähe von Freunden, Bekannten und mancher Stadt, die Interesse für mich hätte, recht gut würde ertragen können, ohne mich jemals in das öffentliche Leben zurückzusehnen, dessen war ich gewiß. Nie aber hätte ich mir zugetraut, in einer für mich menschenleeren Sandwüste mit so gutem Humor ausdauern zu können. Es macht mir indessen Freude, zu finden, daß ich mehr Hülfsquellen in mir habe, als ich selbst wußte." Immer vermochte er jedoch den Humor, von dem er in dem eben mitgetheilten Briefe spricht, nicht lebendig zu erhalten unter manchen unvermeidlichen Störungen, die ihn in der Nähe oder von fern her trafen. In solchen Augenblicken fühlte er mehr als je den Werth seiner ihn zärtlich liebenden Gattin, die kein Mittel unversucht ließ, seinen Unmuth zu beschwichtigen. Er erfreute sich der sanften, wohlthuenden Nähe eines Wesens, das ihm in dem Gewühle seines Geschäftslebens gleichsam verloren gegangen war. Wie sehr er die ihm Jahre lang von ihr bewiesene Liebe und Treue und ihre anspruchslose Gutmüthigkeit schätzte, geht aus einem seiner Briefe an eine Freundin hervor. „Unsere vortreffliche Amalie," schrieb er, „bleibt sich, seit ich ihr nun wieder näher seyn kann, völlig gleich. Nie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, welches sich jeder neuen Lage im Stillen so anzuschmiegen weiß, als wäre es nie in einer andern gewesen. Mit einem einzigen Mädchen hält sie das Haus ebenso reinlich, und ihre Wirthschaft in der nämlichen Ordnung, als da sie noch drei hatte. Auf diesem Dorfe, wo nichts zu haben ist, wird jeden Mittag unser Tisch mit drei eben so guten Schüsseln besetzt als in Berlin. Alles dies besorgt sie mit einer Geräuschlosigkeit, die gar nicht auf Dank Anspruch macht. Am höchsten aber schätze ich das an ihr, daß die Lebhaftigkeit ihres Gefühls für Alle, die sie schätzt und liebt — denn beides ist Eins bei ihr — ihres Alters unerachtet, eher zu- als abgenommen hat."

Nach dieser Schilderung seiner Gattin konnte ihn kein härterer Schicksalsschlag treffen, als ihr im J. 1814 erfolgter Tod. Jeden Trost von sich weisend, lebte er, düster und in sich gekehrt, nur in der Erinnerung an die Tage, wo sie ihm liebend zur Seite gestanden. Sein Aufenthalt in Heidau ward ihm im eigentlichsten Sinne des Worts zur Wüste. Er vertauschte ihn daher um diese Zeit mit Berlin, wo er wieder in den Kreis seiner früheren Freunde und Freundinnen trat. Zu den letzteren gehörte vor allen Elisa von der Recke, zu jenen Fr. Nicolai, dessen Schwiegersohn Hofrath Parthey, Biester u. A. Wer sich seines näheren Umgangs erfreute, mußte bemerken, daß mit seiner Sinnesart eine merkwürdige Veränderung vorgegangen war. Der Verlust seiner Gattin hatte ihn milder gestimmt und eine ungemeine Sanftmuth und Ruhe über sein ganzes Wesen verbreitet, die am klarsten in seiner Unterhaltung hervortrat. Neben dem Umgange mit seinen Freunden beschäftigte sich Göckingk wieder mit der Literatur, vorzüglich mit den historischen Wissenschaften. Seltener verweilte er im Gebiete der Poesie. „In meiner Zurückgezogenheit," schrieb Göckingk einem Freunde, „habe ich mich in vielen Dingen, die mich vormals interessirten, wieder zurechtgefunden; nur das Versemachen will mir nicht mehr gelingen." Nach seinem eigenen Geständnisse [16]) glaubte Göckingk seine Gedichte, die ihm selbst fremd geworden waren, auch von dem Publicum vergessen. In dem vorhin erwähnten Briefe fügt er hinzu: „Fordern Sie mich nicht auf, Verse zu machen. Das Publicum kümmert sich nicht darum, ob von mir einige hundert Reime mehr oder weniger in der Welt sind; es hat an dem Vorhandenen schon zu viel."

Aehnliche Aeußerungen enthält der Vorbericht zu einer neuen Ausgabe seiner Gedichte, die einige Jahre später (1821) erschien. „Seit den ersten Ausgaben meiner Poesien," schreibt Göckingk, „sind 36 Jahre verflossen und ich glaubte, sie wären vom Publicum ganz vergessen, da ich so selten nur von weit bessern Gedichten älterer Zeit jetzt noch reden höre. Von selbst würde ich daher nie darauf verfallen seyn, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Die frankfurter Verlagshandlung hat aber diesen Wunsch seit fünf Jahren so oft wiederholt, daß ich mich dazu entschloß, als ich, auf mein Bitten von allen Geschäften befreit, endlich Muße fand, meine Gedichte durchzusehen und zu verbessern. In einem so langen Zeitraume waren sie mir so fremd geworden, daß ich sie völlig wie die Arbeit eines Dritten betrachten konnte! An meiner Vorliebe liegt es also nicht, wenn mir diese Verbesserung nicht ganz gelungen ist. Will etwa ein künftiger zweiter Ramler diese Gedichte noch von den Fehlern, die er darin findet, befreien, so habe ich Nichts dagegen; nur bei meinem Leben habe ich Niemanden damit bemühen mögen.

So wie ich bin, so will ich seyn,
Und so mich meinen Freunden geben.

Aus diesem Grunde habe ich auch meines verstorbenen Freundes Ramler Umarbeitung einiger von den Liedern zweier Liebenden, die in die leipziger Ausgabe mit auf-

16) In dem Vorberichte zur zweiten Ausgabe seiner Gedichte. (Frankfurt a. M. 1821.)

genommen waren, jetzt weggelassen. Manche in den vorigen Ausgaben befindliche Gedichte sind jetzt weggeblieben, weil sie mir nicht mehr gefielen; andere, später in periodischen Sammlungen gedruckte, die vielleicht der Aufnahme ebenso werth gewesen wären, als ich es von denen glaubte, welche ich hier dem Publicum vorlege, wird einer oder der andere Leser vielleicht vermissen. Von diesen letzteren wußte ich nicht mehr, wo ich sie jetzt suchen sollte und handschriftlich besaß ich sie nicht. Selbst meine Freunde, die in solchen Flugschriften belesener sind, als ich und denen ich das Wiederauffinden mehrer Gedichte, die mir entfallen waren, verdanke, konnten sich nicht weiter für mich bemühen, da ich von denen, die ohne meinen Namen gedruckt sind, die darunter gesetzten Zeichen vergessen hatte. Selbst im glücklichsten Falle kann ich bei meinem hohen Alter nicht hoffen, noch eine neue Ausgabe zu erleben. Wenn aber jemals eine in der Folge gemacht werden sollte, so wünschte ich, daß sie lieber unvermehrt bliebe, als daß man vielleicht Gedichte von mir aufnähme, die es ebenso wenig verdienen, als die, welche ich aus den vorigen Ausgaben nicht beibehalten, oder von den später gedruckten mit Bedacht jetzt nicht aufgenommen habe. Weit eher kann ich mir eine Verminderung gefallen lassen, wenn etwa die Kunstrichter in dieser von mir selbst gemachten Sammlung noch Gedichte finden sollten, die ihnen nicht werth scheinen, dem Publicum noch einmal vorgelegt zu werden."

Mit einer ähnlichen Gleichgültigkeit, wie seine eigenen Gedichte, betrachtete Göckingk die neuesten Erscheinungen in der poetischen Literatur, von der er, durch einige Versuche, sich mit ihr zu beschäftigen, völlig zurückgeschreckt, wenig oder gar keine Kenntniß mehr nahm. Einem Freunde schrieb er darüber: „Ich lese meine älteren und jüngeren Alten. Da finde ich Erhebung für Geist und Herz; da ist die Schule der Weisheit. Ramler, Wieland, Uz, Klopstock, Goethe, Kleist, Schiller, Musäus, Klinger, Bürger und Andere gehören zu dieser Schule. Was Sie mir von einer neuen romantischen Schule sagen, verstehe ich nicht. Ist sie jener alten entgegengesetzt, dann desto schlimmer für sie! Aber wo ist sie? Woran erkenne ich die neue Schule? Doch wol nicht an der Schülerhaftigkeit, die mich in dem neuesten Schauspiele von A**, in einigen schwindsüchtigen Novellen, in dem stümperhaften Sonettengeklingel und Legendengeleier aufschreckte? Jüngst las ich — wo? weiß ich nicht mehr — ein Urtheil über Klopstock. Bei Klopstock's Oden, sagt der Urtheiler, ist mirs, als ob ich mich in der Nähe eines Tollhauses befände. Was sagen Sie zu dieser Aeußerung? Glaublich ist sie nicht, aber wirklich."

Lebhafter als für die neuere poetische Literatur, die ihn mitunter in eine sehr üble Laune versetzte, interessirte sich Göckingk in dieser Periode seines Lebens für Reisebeschreibungen. Er las sie nicht blos in teutscher, sondern auch in englischer und französischer Sprache. Die neuen geographischen Forschungen mit den Berichten der Alten über die Länderkunde zu vergleichen, machte ihm ein besonderes Vergnügen. Mitunter lieferte er auch wol Uebersetzungen aus dem Englischen und Französischen für verschiedene Zeitschriften, abwechselnd auch Oden und Epigramme, nach Martial und anderen römischen Dichtern bearbeitet. Die Schwäche seiner Augen nöthigte ihn in den letzten Jahren seines Lebens, sich einen Vorleser zu halten. Der fortgesetzte Briefwechsel mit auswärtigen Freunden und Freundinnen gehörte noch immer zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Dann und wann, wenn auch selten, besuchten ihn wieder die Musen. Eine äußere Veranlassung mußte sich ihm darbieten, wenn er wieder einmal die Feder ergriff, um zu dichten. Einer Freundin, die sich die Lieder zweier Liebenden von ihm zum Andenken erbeten hatte, sandte er dies poetische Product, das ihn an die frohe Zeit seiner Jugend erinnerte, mit einigen gemüthlichen Versen [17]).

Die Zurückgezogenheit, in der Göckingk lebte, seitdem er wieder Berlin zu seinem Wohnsitze gewählt, ward von Zeit zu Zeit unterbrochen durch Badereisen, zu denen ihn sein Gesundheitszustand nöthigte. Oft verweilte er auch längere Zeit bei seinem Schwiegersohne, dem Forstmeister von Wurmb zu Teutsch-Wartenberg in Schlesien. Von dort aus schrieb er den 30. Aug. 1816 an den Professor Schütz in Halle: „Schon seit vier Wochen bin ich wieder hier bei meinen Kindern. Wenn ich das schlechte Wetter auf dem Gesundbrunnen bei Helmstädt und im Alexisbade, sowie die schlechten Wege jenseits der Elbe ausnehme, muß ich mich glücklich preisen, auf einer Reise, die über zwei Monate gedauert hat, nicht den geringsten unangenehmen Zufall und gar keinen Aufenthalt gehabt zu haben. — In Freyenwalde ist es mir zwar recht gut ergangen, aber dennoch habe ich es oft bedauert, daß mein im Voraus gemachter Reiseplan mich nöthigte, dahin zu gehen, statt in Lauchstädt zu bleiben. Am letzteren Orte hätt' ich zwar gar keinen Bekannten gehabt, deren ich eine ganze Menge in Freyenwalde fand; aber alle diese waren aus Berlin und da ich Anfang Octobers dahin gehe, so entgingen sie mir nicht. In Lauchstädt hingegen würde ich Sie und andere Freunde nicht nur haben öfters sehen und einige andere, die zur Regierung nach Merseburg versetzt sind, besuchen können, sondern auch einige neue Bekanntschaften in Halle machen, wohin ich vorzüglich die Ihres Freundes Ersch rechne. Die beiden Tage, die ich dort zugebracht habe, sind mir die liebsten meiner ganzen Reise. Ich hatte mir Halle we-

17) An Wuchs und Reiz und sanfter Herzensgüte
Gleicht Nantchen Keine mehr als Du;
Ihr opfert' ich des Ruhmes erste Blüthe,
Ihr opfert' ich des Herzens Ruh.
Fürwahr, ihr unbeschränkt Vertrauen,
Ihr Seelentausch im ersten Kuß
(Für edle Männer, edle Frauen
Der höchste irdische Genuß!)
Verdiente mehr, als ich zu geben hatte,
Verdiente einen Thron und die Unsterblichkeit.
Statt jenes gab ich mich als Gatte,
Statt dieser kurzen Ruf der Zeit.
Jetzt hab' ich nichts mehr wegzugeben,
Als eine Freundschaft, die das Leben
Vielleicht ein wenig noch erheitern kann.
Wie würdest Du mein Herz erheben,
Nähmst Du sie mit den Liedern an!

niger lebhaft gedacht und ward überrascht, als ich es, dem Aeußeren nach, ebenso wiederfand, als ich es sonst gekannt hatte. Halberstadt ausgenommen, habe ich für keinen Ort in der ganzen Monarchie so viele Vorliebe als für diesen. Wäre es nicht so sehr weit von meinen Kindern entfernt, zu denen ich im Sommer immer wieder zurückkehre, so würde ich den Winter dort zubringen. Es sind wahrlich nicht die mancherlei Vergnügungen Berlins, die mich dahin ziehen. Selbst das Schauspiel besuche ich nur selten. Blos um eines kleinen Zirkels von gebildeten und moralisch liebenswürdigen Freunden willen halte ich mich vom November bis zum April dort auf und solche Freunde, sowie die Bequemlichkeit, alles Neue in der literarischen Welt ohne große Kosten erfahren zu können, fände ich ja auch in Halle. — So besucht, wie in diesem Sommer, war das Bad bei Freyenwalde noch nie. Nicht nur alle Quartiere am Gesundbrunnen, in der Allee und in der Vorstadt waren besetzt; es wohnten auch noch über 50 Familien in der Stadt. Und dennoch war unter dieser großen Anzahl von Fremden auch nicht Ein berühmter Name. Die Quellen bei Helmstädt und im Alexisbade sind unstreitig von größerer Wirkung als die zu Freyenwalde. Aber diesmal verdanke ich letzterem mehr als den beiden erstern. So vielen Einfluß hat das bessere Wetter auf eine Badekur. An Leib und Seele gestärkt kam ich hier wieder an, und fand die Meinigen so gesund, als ich sie verlassen hatte. — Wahrscheinlich werde ich noch eher nach Berlin kommen als Frau von der Recke und Tiedge, die wol erst Ende Octobers von Löbichau, dem Witwensitze der Herzogin von Kurland bei Altenburg, abgehen werden. Unsere Wohnungen liegen in Berlin einander nahe und desto besser werden wir uns alle sehen. Man findet bei Frau von der Recke jeden Abend Gesellschaft und alle Stände sind bei ihr, wie auf einem Kaffeehause, unter einander gemischt. Die Menschen sind größtentheils interessant. Freilich drängen sich auch mitunter langweilige Landsleute und vornehme Laffen an sie heran" [19]).

In einem Briefe Göckingk's an die vorhin erwähnte vieljährige Freundin herrscht eine trübe Stimmung. „Das Alter," schrieb er, „lebt nur noch in Erinnerungen; es sieht die Bilder glücklicher Tage durch einen Trauerflor noch einmal. In meinen einsamen Stunden denke ich jetzt an die Tage zurück, die ich mit Ihnen und Wurmb auf meinem Landhause zu Wülferode verlebte. Sie, liebste Elisa, können es mit dem Leben noch aufnehmen; die Zahl der Freunde, die Ihnen geblieben, ist weit größer, als die der meinigen. Ich habe nur noch sehr wenige zu verlieren. Wie wird mir ieyn, wenn auch diese weg gehen, wenn ich nicht früher als sie hinabgerufen werde zu Jenen." In eine so trübe Stimmung ward Göckingk durch den Tod seiner meisten Jugendfreunde versetzt. Noch unter trauerte er über Bürger's Tod [19]). Goldhagen und Erter, jener Superintendent in Petershagen, dieser Professor der griechischen und römischen Literatur [20]), waren gleichfalls längst gestorben, zuletzt noch sein vieljähriger Freund der Buchhändler Friedrich Nicolai in Berlin. Für den Verlust dieser Freunde mußte er sich durch neue Verbindungen entschädigen. Dazu bot sich ihm Gelegenheit als Mitglied des Montagsclubs in Berlin, der aus einem Vereine der gelehrtesten und würdigsten Männer bestand und sich wöchentlich zu versammeln pflegte. Dort fand Göckingk Wolke, Stein, Zenne, Schink, Langbein und andere Gelehrte, mit denen er sich gern über literarische Gegenstände unterhielt. Reich an Kenntnissen und Erfahrungen, würzte er durch Geist, Witz und Laune die Unterhaltung in jenem Kreise. Lebhafte Begeisterung verrieth sein gewöhnlich ernstes Gesicht, wenn sich das Gespräch auf eine in moralischer Hinsicht ausgezeichnete Handlung lenkte. Dagegen erlaubte er sich nie, die Schattenseiten irgend eines Individuums dem Spotte preiszugeben. Seine angefangene Selbstbiographie enthält darüber einige charakteristische Aeußerungen. „Dieser Aufsatz," schreibt Göckingk, „würde um Vieles interessanter werden, wenn ich von so manchen Männern und Frauen, die eine bedeutende Rolle in der Welt gespielt haben oder noch jetzt spielen, das erzählen wollte, was ich von ihnen aus eigner Beobachtung weiß. Es hat mir jedoch immer mehr Vergnügen gemacht, von den edlen Menschen zu sprechen und gute Handlungen zu verbreiten; und so wird es mir um so leichter, manchen schlechten Zug von denen, die ich selbst gekannt habe, in meinem Gedächtnisse auszulöschen, da man sonst leicht auf die Vermuthung fallen könnte, als wenn persönlicher Groll mich verleitet habe, mehr Böses von Jenen zu sagen, als die Welt bisher von ihnen wußte. Glücklich preise ich mich, mit der Ueberzeugung zu sterben, keinen Feind zu haben. Und so will ich mir denn auch nicht nach meinem Tode Feinde machen." Von solchen Ansichten geleitet, verschwieg Göckingk, bei allem Drange, die Wahrheit kühn und frei auszusprechen, sie doch stets in Fällen, wo ihm seine Humanität gebot, Andere zu schonen. Unrecht und Thorheit in solchen Fällen ungerügt zu lassen, mochte ihm um so schwerer werden, da die Quelle seines Witzes immer sehr reichlich floß.

Erholung und Zerstreuung fand Göckingk, außer in den erwähnten geselligen Zirkeln, besonders bei seiner vieljährigen Freundin Elisa von der Recke. Sie zu besuchen, versäumte er selten, wenn ihn nicht ein oft wiederkehrendes Augenübel davon abhielt. Beider Wohnungen in Berlin waren, wie bereits erwähnt worden, nicht weit von einander entfernt. Er fand bei ihr den Trost, den sein im höheren Alter oft trübe gestimmtes Gemüth bedurfte. Ein an einen Freund gerichteter Brief enthält über sie das Geständniß: „Nie habe ich ein Frauenzimmer gekannt, in welchem die Gemüthskräfte nicht nur unter sich, sondern auch mit den Geistesanlagen in so schönem Gleichgewichte standen, als bei ihr. Darum ist

18) Vergl. die Schrift: G. W. Schütz Darstellung seines Lebens [illegible] 111 fg. 19) Seinem Andenken widmete Göckingk die im J. 1796 gedichtete Elegie auf Bürger's Tod in der Göttinger [illegible] auf das J. 1796, wieder abgedruckt in [illegible] 177 fg.

20) An Erter ist eine im Mai 1772 geschriebene Epistel Göckingk's gerichtet; s. dessen Gedichte. 1 Th. S. 30 fg.

Einem so wohl in ihrer Nähe. In dieser Nähe verlebe ich meine schönsten Stunden. Vergangenheit und Gegenwart liefern den Stoff zu unsern Gesprächen. Erleichternde und erhebende Herzensergießungen fließen wie Farbenschmelzungen in einander. Wenn unsere Meinungen nicht immer mit einander gehen, so ist selbst ihr Widerspruch so liebenswürdig, daß ihre Einstimmung daneben mir desto schmeichelhafter erscheint. Ich gehe immer besser gestimmt von ihr, als ich kam." — Dankbar für den Genuß, den er bei seiner vieljährigen Freundin fand, ließ es Göckingk nicht an zarter Aufmerksamkeit gegen sie fehlen, die sich in einzelnen an sie gerichteten Gedichten kund gab [21]). Wie sehr ihm ihr Umgang zum Bedürfniß geworden war, zeigen mehre Stellen in Göckingk's damaligen Briefen. „Wie werd' ich," schrieb er unter Anderem, „die Entbehrung ertragen, wenn Elisa nicht mehr in Berlin ist? Sie wird wohl den Umständen nachgeben müssen, die sie nöthigen, Berlin zu verlassen."

Härtere Schicksalsschläge, als die Trennung von der erwähnten Freundin, trafen ihn in der letzten Periode seines Lebens. Im Sommer 1826 entriß ihm der Tod seinen ältesten Sohn Friedrich [22]), der als Major in preußischen Diensten stand, nachdem Göckingk schon seinen jüngsten Sohn Karl verloren hatte, der in westfälischen Kriegsdiensten im Feldzuge gegen die Russen gefallen war. Um für die Erziehung seiner beiden Enkel, die er zu sich genommen, das Nöthige zu erübrigen, versagte sich Göckingk, bereits weit vorgerückten Alters, manche Bequemlichkeit. An Entbehrungen jeder Art war er so gewöhnt, daß sie ihm nicht schwer fielen. Das Gefühl der Einsamkeit drückte ihn oft fast noch schwerer, als oft wiederkehrende Gichtanfälle und sein schmerzhaftes Augenleiden. Er hatte sein 78. Jahr erreicht. Eine dunkle Ahnung, daß sein Lebensende nicht mehr fern sei, ergriff ihn oft. Mit dem Entschlusse, den Rest seiner Tage im Schooße seiner Familie zu verleben, verließ er am 26. März 1826 Berlin. Er begab sich nach Teutsch-Wartenberg zu seinem Schwiegersohne, dem Forstmeister von Wurmb. Dort fühlte er sich so glücklich, daß er sich oft einer sehr heitern Stimmung überließ und in seinen Gesprächen, wie in seinem ganzen Wesen die in früheren Jahren ihm eigene Liebenswürdigkeit entfaltete. Er schien an Kräften wie verjüngt. Von seiner früheren Lebensweise wich er in keinem Punkte ab. Zu jeder Jahreszeit stand er um 4 Uhr auf. Er las hierauf oder ließ sich vorlesen, beschäftigte sich mit Briefschreiben an Freunde und Freundinnen und machte Spaziergänge in der umliegenden Gegend. Oft beklagte er, in dieser körperlichen Bewegung, die seine Gesundheit verlangte, sich beschränken zu müssen. Am 30. März 1821 meldete er seinem vieljährigen Freunde Schütz [23]), daß er seine Wohnung verändert habe. „Ich habe," schrieb er, „ein Logis in der Taubenstraße Nr. 43 bezogen. Dort hab' ich am Hause einen kleinen, doch schattenreichen Garten, der für mich von großem Werthe ist, da mir, wegen einer Spannung im rechten Knie, das Gehen sehr sauer wird." Seine physischen Leiden ertrug er mit großer Geduld und verlor darüber nie gänzlich seine Heiterkeit. Eine vieljährige Erfahrung, verbunden mit einem reichen Schatze von Kenntnissen, machte besonders seine Abendunterhaltung höchst anziehend.

In die Stille seines äußeren und inneren Lebens trat oft die wehmüthige Erinnerung an seine von ihm so innig geliebte Gattin, an seine Amalie. Auf dem dicht an den Garten seiner Wohnung stoßenden Kirchhofe hatte er sich neben dem Grabe seiner Lebensgefährtin eine Bank setzen lassen. Da verweilte er jedesmal, wenn er von seinen täglichen Spaziergängen heimkehrte. Ganz in der Nähe hatte er sich auch seine Grabstätte gewählt. Der Abend des 3. Dec 1827 war der letzte, den er in seinem Familienkreise zubrachte. Zehn Tage plagten ihn, mit Fieberanfällen, heftige Brustschmerzen. Mit den immer mehr sinkenden Kräften verschwand auch die Heiterkeit seines Gemüthes. Die Milde und Sanftmuth, die ihm bisher eigen gewesen war, wich einer heftigen Ungeduld, womit er die augenblickliche Erfüllung von Wünschen forderte, die schwer oder unmöglich zu befriedigen waren. Doch trat die Milde seines Charakters noch einmal in rührender Weise hervor, als seine jüngste Enkelin, die ein von seiner Freundin Elisa von der Recke ihm geschenktes Glas zerbrochen hatte, heftig weinend ihn um Verzeihung bat. „Beruhige dich!" sagte Göckingk, „ich verzeihe dir. Besser wäre es freilich gewesen, wenn du das Glas ein paar Stunden später zerbrochen hättest; dann würde es mich überlebt haben." Sein am 18. Febr. 1828 erfolgter Tod war das Entschlummern eines völlig Ermüdeten nach arbeitsvollen Tagen. Bei dem Grabe seiner Gattin fand er, seinem Wunsche gemäß, seine Ruhestätte. Dankbare Thränen weinte ihm eine Schar von Armen nach, deren Wohlthäter er gewesen war. Ein einfaches Kreuz mit seinem Namen bezeichnet seine Ruhestätte.

Göckingk war, nach der Schilderung eines seiner Freunde [24]), in jungen Jahren ein schöner Mann, von schlankem Wuchse, kräftiger Haltung, regelmäßigem Gesichte und Augen voll Feuer, immer auf seinen Anstand haltend, ohne alle Ziererei der Mode. Ernst und Scherz mischten sich in seine stets geistreiche Unterhaltung. Sie zeigte, daß er einen großen Theil seiner Tage in fein gebildeten Zirkeln zugebracht hatte. Von mancher liebenswürdigen Seite zeigte er sich auch in seinem Familienkreise, obgleich er gegen seine Kinder einen gleichen Ernst und eine gleiche Strenge beobachtete, wie gegen seine Dienstboten und jede Störung des Hauswesens scharf rügte. Entfernt davon, ihnen etwas zuzumuthen, was nicht zu ihrer Dienstpflicht gehörte, ging er darin oft so weit, ihnen dieselbe in mehrfacher Weise zu erleichtern,

21) Siehe Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4 Heft. S. 41 fg., wo Tiedge einige dieser Gelegenheitsgedichte Göckingk's mitgetheilt hat. 22) An ihn, an „seinen Fritz," ist die den 18. Juni 1780 geschriebene Epistel gerichtet; s. Göckingk's Gedichte. 2. Th. S. 102 fg. 23) Siehe die Schrift: F. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. 2 Bd. S. 116

24) Siehe den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VI. 1. Th. S. 136 fg.

indem er im Winter, wo er wie im Sommer um 4 Uhr aufstand, die Heizung seines Zimmers selbst besorgte. Zu ihrem weiteren Fortkommen war er seinen Untergebenen in jeder Weise behülflich und unterzog sich, wenn sie erkrankten, aufs Sorgsamste ihrer Pflege. Reges Mitgefühl war überhaupt ein Grundzug in Göckingk's Charakter und ebenso sein zarter Sinn für Freundschaft, der mit seiner Uneigennützigkeit in naher Verbindung stand.

In sehr beschränkten häuslichen Verhältnissen befand sich Göckingk noch in Ellrich, als er das Honorar für die Mitherausgabe des Göttinger Musenalmanachs größtentheils der Witwe seines Freundes Goldhagen überließ und sie auch noch später durch den Ertrag von zwölf Exemplaren des von ihm redigirten Journals von und für Deutschland unterstützte. Alle seine Kräfte bot Göckingk auf, seinem vom Schicksale hart verfolgten Jugendfreunde Bürger ein ruhigeres Leben zu verschaffen. Endlich war es ihm gelungen, dem darbenden Dichter die Aussicht zu einer Professur in Frankfurt an der Oder zu eröffnen. Wie thätig er für seinen unglücklichen Freund gewesen war, zeigt ein noch erhaltener Brief Bürger's. Darin heißt es: „Du einziger unter allen meinen 20- und 30jährigen Freunden und Bekannten, ja wahrlich Einziger, dem es wahrer thätiger Ernst um mich ist — mit der Feder in der rechten Hand stand ich schon da, Dir zu schreiben, als Dein Brief meiner linken überreicht ward. Nun aber will mir fast mein ganzes Gedankenwesen in wortlose Empfindung zergehen und ich möchte lieber laut weinend an Deinen Busen fallen, als Worte auf dies Blatt zusammensteppeln. Lieber, lieber Göckingk, wenn auch von allen Deinen Reden, Schreiben und Thun für mich nicht das Mindeste gelingt — und ich suche mirs so wahrscheinlich, so gewiß zu machen als möglich, daß Nichts von Allem gelingen werde — so thut Dein Beginnen dennoch mir so innig und selig wohl. — So muß es dem wohl zu Muthe seyn, der so lange Ursache hatte, sich sowie am Glück so auch an Freundschaft in der Noth für bankerott zu halten und nun — sich auf einmal so unvermuthet süß betrogen findet. Lange hielt ich mich für allein in der großen weiten Schöpfung, ohne Gefährten und Handreicher in der Nähe auf der beschwerlichen Reise zum Grabe. Im Gefühle der Selbstkraft achtete ich das zwar wenig; aber wenn so manches Mal die Kraft sank und dann angstvoll meine Seele umherfragte: Wer hilft mir? Wie komme ich weiter? Dann schien Alles rund umher mir zuzurufen: Da siehe du allein zu! — Nun aber, wenn mich künftig Ohnmacht anwandelt, nun weiß ich doch, es ist wenigstens Einer noch vorhanden, der nicht ablassen wird, mir zuzusehen, wie ich weiter komme bis ans Grab. O dies Bewußtseyn wird manchen Kampf der Ohnmacht noch stillen! Ich fühle, fühle es schon jetzt, welche Glaubenstat es mir ertheilt und weissage mir selbst fast ein ganz neues Leben, in dem ich kunftig wandeln werde. O Lieber, wenn es mir beschieden ist, das letzte Viertheil meines Lebens glücklicher zu seyn, als die drei ersten, so erhebt und würzt vornehmlich der Umstand mein Glück, daß ich es Dir, nur Dir, dem einzigen, dem ältesten, dem bewährtesten Freunde von der Schul-, Ballon- und Volantenkamerabschaft an bis heute, da doch schon nahe an 30 Jahre verflossen sind, zu verdanken habe. Denn wie viel süßer ists, in brüderlichen Umarmungen, als mit unterthänigen Reverenzen, mit dem Hute unterm Arme, danken zu können! — Eine Professur in Halle oder eine Stelle in Aschersleben wäre mir freilich lieber als die Professur in Frankfurt. Um nun indessen den ersten Schritt aus diesem mir so ganz unfruchtbaren Lande sub bonis auspiciis zu thun, ginge ich wohl selbst bis nach Samarkand; denn hier ist doch unstreitig der Sumpf am tiefsten und es ist allenthalben leicht trockener als hier. Wenn nur der frankfurter Säckel nicht grade jetzt auch voll Spinnenweben ist. So geht es mir jetzt mit Helmstädt. Professor kann ich dort gleich werden, wenn ich, statt klingender Münze, fürs erste mit Spinnenweben vorlieb nehmen will, weil im dortigen Gotteskasten nichts Anderes vorräthig ist. Gieb Acht, lieber Göckingk, in Frankfurt gehts ebenso. Das Einzige, was mir noch gute Hoffnung giebt, ist, daß meine böse Glücksfee es vielleicht noch nicht weiß, daß Du Dich für mich interessirst und diesen Seitensprung nicht eher erfährt, als bis Alles ausgeführt und richtig ist. Sieht mir die Falsche jetzt über die Schultern, so spielt sie mir eben solche Streiche, wie Dir bei dem Vorfalle, den Du mir in Deinem Briefe berichtest; und wahrhaftig, es kann wol nichts Aergeres ausgedacht werden, Einen aus der Haut zu jagen. Weil Dir denn aber am Ende doch noch ein oder zwei Zipfelchen von dem goldenen Vließe, das Dir die Falsche unter den Händen weg zu practiciren suchte, zu Theil geworden sind, so mag dieser Umstand auch mir zu guter Vorbedeutung dienen." Den Erfolg von Göckingk's Verwendung für seinen Freund vereitelte Bürger's Tod. Dem Trauernden blieb nun Nichts übrig, als dem Dahingeschiedenen in einer bereits erwähnten rührenden Elegie, die zu Göckingk's vorzüglichsten Gedichten gehört, ein Denkmal seiner Freundschaft zu stiften [25]).

Veranlaßt fand sich jedoch Göckingk, in Bezug auf Bürger ein Gerücht zu widerlegen, nach welchem dieser eine Romanze vernichtet haben sollte, um seinem Freunde Göckingk, der den gleichen Gegenstand poetisch behandelt, nicht zu nahe zu treten [26]). In einer von W. Gödike zu Berlin herausgegebenen Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur erklärte sich Göckingk hierüber mit den Worten: „Jedem, der dies lieset, muß es leid thun, daß diese Bürger'sche Romanze vernichtet worden und mich selbst würde es am meisten schmerzen, wenn ich dazu die Veranlassung gegeben hätte. Aber ich habe nie eine Romanze über den Grafen von Gleichen verfertigt; mir ist sogar nicht einmal eine Sage von den ehemaligen Besitzern der Schlösser bei Göttingen, die Gleichen genannt, erinnerlich; denn von dem Grafen von Gleichen,

25) In der Göttinger poetischen Blumenlese auf das J. 1796, wieder abgedruckt in Göckingk's Gedichten. (Frankf. a. M. 1821.) 3. Th. S. 177 fg. Vergl. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 58. Bd. 2. St. S. 240 fg. 26) Siehe Jördens in den Denkwürdigkeiten aus dem Leben deutscher Dichter und Prosaisten. (Leipzig 1812.) 1. Bd. S. 336.

der bei Erfurt lebte und auf den eine Romanze von Stolberg sich bezieht [27]), ist hier nicht die Rede. Auf den Ruinen der vorhin gedachten Schlösser habe ich mit Bürger, der eine Zeitlang ganz nahe dabei wohnte, mehrmals gefrühstückt und wahrscheinlich würde er mir von der Geschichte der alten Besitzer bei dieser Gelegenheit etwas erzählt haben, wenn ihm selbst etwas Merkwürdiges davon bekannt gewesen wäre. Doch angenommen, Bürger und ich hätten über einerlei Gegenstand eine Romanze verfertigt, so würde er doch sicher die seinige um der meinigen willen schwerlich ins Feuer geworfen, wenigstens nicht die geringste Ursache dazu gehabt haben. Wir waren seit unserem 15. Jahre zu vertraute Freunde, als daß Bürger nicht hätte wissen sollen, wie ich selbst von meinen Gedichten dachte; wie ich das längste, das ich jemals gemacht hatte, blos deshalb verachtete, weil es ihm nicht gefiel, ohne es auch nur einem Dritten zu zeigen."

Bei Göckingk's Sinne für Freundschaft mußte es befremden, daß er, der an Alle, die er achtete und liebte, die zärtlichsten Briefe schrieb, oft ihnen gegenüber eine an Kälte grenzende Zurückhaltung zeigte. Mancher seiner Freunde ward dadurch an ihm irre. Klamer Schmidt, mit dem er in Halberstadt manche frohe Stunden verlebt hatte, schrieb ihm einst darüber: „Warum lieben Sie mich nicht so zärtlich, wie mich Ihre Briefe lieben? Schon ein paar Mal habe ich diese Frage in Halberstadt an Sie gerichtet. Sie hatten aber die Grausamkeit, leicht und kalt darüber hinwegzuschlüpfen. Was soll ich machen? Was soll ich anfangen, um meinen Zweifel hierüber zu beruhigen? Ich bin nicht stolz; aber ein Gedanke gibt meiner Seele die erhabenste Richtung. Es ist der, daß von allen schönen Geistern keiner an mich schreibt, der mich nicht zugleich liebt. Ich habe kein Verdienst in der Welt aufzuweisen, als meine Rechtschaffenheit und einen Enthusiasmus für alles Schöne, was ich selbst nicht erreichen kann. Verzeihen Sie meine Eigenliebe! Ich verdiene doch wol deshalb ein Bischen geliebt zu werden. Lassen Sie mich nicht den Beweis führen, lieber Freund, daß Ihre Briefe freundschaftlicher sind, als Sie selbst. Erinnern Sie sich nur an Ihren letzten Besuch in Halberstadt. Lassen Sie uns einfach und ehrlich zu Werke gehen. Das kleine Leben fliegt bald vorüber. Es würde eine große Verminderung meiner Ruhe seyn, wenn ich dort oben erfahren sollte, daß ich hier unten den vortheilhaften Begriff von meinem Göckingk nicht hätte haben sollen, wozu mich seine Briefgespräche berechtigen." Klarer und lebendiger als Göckingk haben wenige Schriftsteller ihr eigenstes Selbst mit allen seinen Schattirungen geschildert. Hoheit der Gesinnung und eine liebenswürdige Lebensphilosophie, die sich in bescheidener Selbstgenügsamkeit, in der Entbehrung eitler Genüsse, in der Einfachheit seines Handelns und in seiner ganzen Existenz äußerte, dürften unbedenklich zu den Grundzügen seiner Gedichte, namentlich seiner Episteln, zu rechnen sein. In dieser poetischen Gattung versuchte sich Göckingk mit besonderem Glücke. Kraftvoll und männlich und ebenso mild und zart ist der Geist, der in diesen Gedichten weht. In ihnen legte er seine reiche Lebenserfahrung und Weltkenntniß nieder. Den Beifall des Publicums erwarben sich diese Episteln auch dadurch, daß sie so national waren wie keine anderen in der teutschen Literatur. Von den Nachahmungen französischer Geisteserzeugnisse derselben Gattung unterschieden sich Göckingk's Episteln durch eine anspruchslosere Sprache voll vertraulicher Geselligkeit, voll Wahrheit und ernster Gefühle. Die Empfindung eines allgemeinen Wohlwollens war darin aufs Deutlichste ausgesprochen. Indem sie das moralische und intellectuelle Interesse in gleicher Weise in Anspruch nahmen, befriedigten sie den Verstand und zugleich das Gemüth, ungeachtet einer mitunter etwas zu weit getriebenen Redseligkeit [28]). An Horaz [29]) erinnert Göckingk, ohne sein eigentlicher Geistesverwandter zu sein, in seinen Episteln durch eine ähnliche Denk- und Empfindungsweise. Treffend bemerkt Manso [30]) hierüber: „Wie der römische Dichter freut er sich der Unabhängigkeit, die ihm der goldene Mittelstand bei eigenem Herde gewährt; freimüthig und offen sagt er, was und wie er über den Glanz der Höfe und über die Großen der Erde denkt. Seinen Freunden, die Gefahr laufen, sich auf dem Pfade durchs Leben zu verirren, eilt er mit gutem Rathe entgegen und preist mit einer Innigkeit, die vom Herzen kommt, die Schönheiten der Natur und die Reize des Landlebens. Auch von dem biederen, treuherzigen Tone des römischen Dichters, seiner munteren Laune und seinem neckenden Muthwillen ist ihm etwas zu Theil geworden." Zu den gehaltreichsten unter den Gedichten der genannten Gattung dürften unbedenklich die Episteln an Goldhagen [31]), an Erter [32]) und die an einen jungen Dichter zu rechnen sein, während die Episteln an seinen Fritz [33]) und an seinen Diener [34]) sich durch ihren gemüthlichen Ton auszeichnen.

Göckingk's Lieder zweier Liebenden, die bereits früher erwähnt worden, erschienen zu einer Zeit (1777), wo das Publicum der kalten Amorettentändeleien müde war. Neben dem Reize der Neuheit verschaffte diesen Liedern die Wahrheit und Tiefe der Empfindung, die Einfachheit der Sprache, die Klarheit und Angemessenheit des

27) Im Deutschen Museum. 1782. S. 99 fg., wieder abgedruckt in der Gebrüder Grafen zu Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1827) 1. Bd. S. 298 fg.

28) Eine Art von Selbstcharakteristik enthält Göckingk's Gedicht: „An die Freunde" (Gedichte. 4. Th. S. 305 fg.), das mit den Worten beginnt:

Hört ihr einst, ich sei gestorben,
O! dann fyleket auf Theorben
Keine Trauermelodie.
Ich, der auch im Leben nie
Eure Freude hat verdorben,
Ich verdürb' im Sterben sie? u. s. w.

29) Eine an den römischen Dichter gerichtete Epistel befindet sich in Göckingk's Gedichten. 2. Th. S. 108 fg. 30) In den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Künste. 8. Bd. 2. St. S. 218 fg. 31) Gedichte. 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. 32) a. a. O. 1. Th. S. 30 fg. 33) a. a. O. 2. Th. S. 102 fg. 34) a. a. O. 1. Th. S. 220 fg.

Ausdrucks den fast ungetheilten Beifall des Publicums. Das in dieser Sammlung befindliche Gedicht: „Der Frühlingsmorgen" gehört zu den schönsten in der teutschen Liederpoesie. Sehr bezeichnend ist dies Gedicht ein „frohlockender Hymnus genannt worden, der durch das bunte Gewühl des Frühlings in rhythmischer Schwebung dahintanzt und den Leser mit sich fortreißt." Rein lyrischer Gattung ist der kleinste Theil von Göckingk's Gedichten. Einige sind fein erfunden und epigrammatisch zugespitzt, andere nähern sich dem Tone des Lehrgedichtes oder der Satyre. Kein gewöhnliches Talent besaß Göckingk für das Epigramm. Mit nachsichtsloser Strenge schloß er jedoch von der Sammlung seiner Gedichte weit über die Hälfte seiner Epigramme aus [35]). Fast alle ergötzen durch einen mit scharfer Spitze leicht und schnell hervorspringenden Gedanken; einige seiner Sinngedichte durch die überraschende Naivetät der Wendung. Auch in der epischen Poesie versuchte sich Göckingk. Er dichtete einzelne Romanzen und Balladen. Vorzüglich aber gehört hierher eine poetische Erzählung, „Die Schlittenfahrt" betitelt [36]). Den durchaus prosaischen Grund und Boden verräth dies Gedicht schon durch die darin auftretenden Personen, zu denen ein Kriegsrath, ein Steuersecretair und ein Herr von Zahren gehören. Nettchen, die Tochter eines Kriegsrathes von Brunnenhain, verscherzt ihren Liebhaber, den Steuersecretair Adlerkant, der im Besitze eines beträchtlichen Vermögens, sonst aber ohne alle Verdienste, sich um ihre Hand bewirbt, durch ihre Liebeleien mit einem adeligen Gecken, dem Herrn von Zahren. Für den völlig prosaischen Bodensatz dieses Gedichtes kann der Leser nur einige Entschädigung finden in der leichten und fließenden Versification und in der Correctheit der Gedanken und des Ausdrucks. Witz und Laune spielen in diesem Gedichte ebenfalls keine unbedeutende Rolle.

Göckingk's poetischen Werken stehen seine prosaischen Schriften weit nach. Die letzteren tragen zu sehr die Farbe der Zeit ihrer Entstehung und haben mit den darin geschilderten Literatur- und Sittenverhältnissen wenig Interesse mehr für das Publicum, dessen Augen sie längst entrückt sind. Von Göckingk's „prosaischen Schriften" erschien der erste Theil, auf den kein zweiter gefolgt ist, zu Frankfurt am Main 1784. 8. Enthalten sind darin die nachfolgenden Aufsätze, die, voll Witz und Laune, an Rabener und Thümmel erinnern und die Manier dieser beiden Schriftsteller eigentlich nachahmen: Ueber die Neujahrswünsche S. 19 fg. Briefe von Thieren [37]) an ihre Herren S. 53 fg. Das versuchte Schäferleben S. 93 fg. Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 133 fg. Eingelaufene Briefe über den Versuch einer neuen Art von Intelligenzblättern S. 173 fg. Geschichte eines Seelenwanderers S. 221 fg. Die Bürgermeisterwahl, vier Gesänge S. 235 fg. [38]).

Zu Göckingk's prosaischen Schriften gehören noch die Biographien von zweien seiner vieljährigen Freunde Ramler und Fr. Nicolai. Die erstere steht vor Ramler's poetischen Werken. (Berlin 1800. 8. 2 Bde.) Ueber die Schrift: Friedrich Nicolai's Leben und literarischer Nachlaß (Berlin 1820. 8.), äußert sich Göckingk in einem Vorberichte mit den Worten: „Diese Arbeit ist mühsamer gewesen, als ich sie mir vorgestellt hatte. Nicolai schrieb eine deutliche Hand, wenn er an Andere oder für Andere schrieb. Aber desto undeutlicher ist das Meiste von dem geschrieben, was er blos für sich selbst bestimmt hatte. Es ist nur flüchtig auf das Papier hingeworfen und er hat sich dabei einer Menge ihm eigenthümlicher Abkürzungen bedient, die sich nicht immer mit Sicherheit aus dem Zusammenhange errathen ließen. Manches war durch die Länge der Zeit, oder, weil das mit Bleistift Geschriebene sich verwischt hatte, unleserlich geworden. Es hat daher so wenig mir, als Anderen, die mit seiner Handschrift bekannt waren, immer gelingen wollen, den Sinn mit Gewißheit zu entziffern und ich habe lieber alles das, wobei ich zweifelhaft blieb, weggelassen, als blos nach Muthmaßungen das Unleserliche auslegen wollen. — Wenn nicht alle Freunde, mit denen Nicolai in Berlin in näherer Verbindung stand, schon gestorben wären, so würde ich aus seiner mittleren Lebensperiode mehre Nachrichten mitzutheilen im Stande gewesen seyn. Biester war allein noch übrig; aber auch er starb, ehe ich daran dachte, unseres gemeinschaftlichen Freundes literarischen Nachlaß herauszugeben. Dieser besteht blos in einzelnen Bemerkungen, Urtheilen und Gedanken. Alles Uebrige hat er selbst schon, theils mit, theils ohne seinen Namen, in der Berliner Monatsschrift drucken lassen. Aber er hat außerdem eine schätzbare Sammlung von Briefen hinterlassen. Da er, blos der allgemeinen teutschen Bibliothek wegen, mit 135 Gelehrten in Correspondenz gestanden und keinen einzigen Brief, wie es scheint, vernichtet hat, so mußte in einem so langen Zeitraume nothwendig eine ungeheure Sammlung daraus entstehen.

35) Man findet sie, in drei Bücher abgetheilt, im dritten Theile von Göckingk's Gedichten S. 231 fg. Zuerst erschienen sie unter dem Titel: Sinngedichte. Erstes und zweites Hundert (Halberstadt 1772 8.), und hierauf in einer neuen, verbesserten Auflage zu Leipzig 1778 mit dem Motto: Facile est, epigrammata belle scribere, sed librum scribere, difficile est. Martialis. An den Leser seiner Epigramme richtet Göckingk die Verse:

Lies Lessing's oder Kästner's Epigrammen
Der Reihe nach mit einem Mal,
Dann wirst du sie zur Hälfte als schaal
Geradeweg verdammen;
Lies täglich zwei, so lobst du sie zusammen.

„Wenn dies," sagt Göckingk hinzu, „auch bei den meinigen nicht ganz eintrifft, so werden doch Leser und Verfasser noch immer ihren Vortheil dabei haben." — Eine Auswahl von Göckingk's Epigrammen findet man in der von K. H. Jördens herausgegebenen Blumenlese deutscher Sinngedichte (Berlin 1789.) S. 225—239 und in Haug und Weiße's Epigrammatischer Anthologie 5. Th. S. 167—178. Vergl. Bibliothek der redenden und bildenden Kunste 6. Bd. 2 St. S. 280 fg. 36) Zuerst gedruckt unter dem Titel: „Adlerkant und Nettchen" im Deutschen Museum. 1779. 1. Br. März S. 193—206. April. S. 289—307, und hierauf in Göckingk's Gedichten, in der neuesten Ausgabe (Frankf. a. M. 1821.) 4 Th. S. 5—57. Einzeln herausgegeben ward dies Gedicht von J. G. Meißner. (Wien 1783. 8.)

37) Eines Reitpferdes, Raben, Schooshundes, Finken, Pfauen u. s. w. 38) In Prosa geschrieben.

Ich habe nur erst den kleinsten Theil davon durchgesehen und werde die bis jetzt ausgewählten, von denen ich glaube, daß sie dem Publicum interessant seyn möchten, nach und nach in einem der periodischen Blätter bekannt machen." Mit der ihm eigenthümlichen Bescheidenheit äußert sich Göckingk über die Mängel des von ihm herausgegebenen Werkes bei dessen Uebersendung an seinen vieljährigen Freund, den Professor Schütz in Halle [39]). Aus Berlin schrieb er am 28. Dec. 1819: „Die erste Hälfte des beiliegenden Buches ist so trocken, daß Sie dieselbe füglich überschlagen können. Indessen ist dies nur zur Hälfte meine Schuld, weil der kürzlich verstorbene Prediger Dapp das Meiste von dem weggestrichen hat, was sich auf Nicolai's Persönlichkeit, häusliches Leben u. s. w. bezog. Selbst das specielle Verzeichniß der Legate hat er nicht stehen lassen, vielleicht deshalb, weil ihm selbst 2000 Thlr. vermacht worden sind. Dapp war der einzige noch lebende Freund von Nicolai und dies bewog mich, ihm meine Handschrift mit unbedingter Vollmacht zu übergeben, nach Gefallen daraus wegzulassen, was ihm nicht gefalle und hinzuzusetzen, was er mehr wisse als ich. Dadurch haben aber die Leser ein wenig viel verloren. Mein Trost ist indessen, daß nach einem Jahre schon von dem Buche so wenig die Rede seyn wird, als wenn es nie existirt hätte."

Zu Göckingk's Schriften gehört noch eine von ihm im J. 1817 zu Berlin herausgegebene Reise des Herrn von Bretschneider nach London und Paris. Seine literarische Laufbahn schloß er mit einer nach französischen Memoiren bearbeiteten Lebensbeschreibung des berühmten Abtes und Reformators des Trappisten-Klosters, Don Armand Johann le Bouthillier de Rancé. In einem Vorberichte zu diesem Werke hat Göckingk die dabei benutzten Quellen angegeben. Die erwähnte Lebensbeschreibung erschien zu Berlin im J. 1820 in zwei kleinen Octavbänden. In einem Briefe vom 30. März 1821 [40]) äußert Göckingk: „Die Leipziger Literaturzeitung hat mir, nicht mit Unrecht, den Zusatz bei Rancé's Leben: „ein Beitrag zur Erfahrungs-Seelenkunde" vorgeworfen. Aber dieser Zusatz rührt nicht von mir her, sondern von dem Verleger, dem Stadtrathe Maurer. Ich war zwar dagegen, aber Herr Maurer bestand darauf und daß ich nachgab, hat einen Grund, den ich nicht öffentlich sagen kann. Ich hatte meine Handschrift einem hiesigen Gelehrten geschenkt, der sich in Geldverlegenheit befand und diese Verlegenheit würde noch größer geworden seyn, wenn er, um des Weglassens des Zusatzes willen, erst einen anderen Verleger hätte suchen sollen."

Außer den bereits früher erwähnten Aufsätzen hat Göckingk noch zahlreiche Beiträge zu Zeitschriften geliefert, zu der von Nicolai herausgegebenen Monatsschrift, zum Deutschen Merkur, zu Becker's Taschenbuche zum geselligen Vergnügen u. a. m. [41]). Die zweite Ausgabe seiner Gedichte, auf welche keine weitere gefolgt ist, erschien, wie ebenfalls mehrfach erwähnt worden, zu Frankfurt am Main 1821 in vier Octavbänden, mit vier Kupfern geschmückt. Eine Auswahl seiner Poesien findet man in Vetterlein's Chrestomathie deutscher Gedichte. 3. Bd. S. 473 fg., in Ramler's Lyrischer Blumenlese. 6., 8. und 9. Bd und in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 8. Th. S. 215 fg.

Göckingk's Bildniß befindet sich vor dem Leipziger Musenalmanach auf das Jahr 1780; vor dem 31. Bde. der Neuen Bibliothek der schönen Wissenschaften (1785); vor dem 65. Bde. der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1786); vor dem ersten Stücke des Journales von und für Deutschland (1792) und vor dem ersten Theile seiner Gedichte (1821), gestochen von C. Mauch nach einem Gemälde von Graff [42]). (*Heinrich Döring.*)

GÖCKINGK (Sophie Ferdinande von), geborene Vogel, Gattin des Vorigen, seit 1775 zu Ellrich, wo er damals Kanzleidirector war, mit ihm verheirathet. Auf seinen Ausflügen in die umliegende Gegend hatte er in Nordhausen, wo sie mit ihrer Mutter und einer jüngeren Schwester Amalie lebte, ihre Bekanntschaft gemacht. Zuverlässigen Nachrichten zufolge war sie eine blendende Schönheit, von hohem, schlankem Wuchse, glänzenden Augen und Wangen voll Jugendblüthe. Nach einer kaum sechsjährigen Ehe starb sie im J. 1781, innig betrauert von ihrem Gatten, der neben ihrem liebenswürdigen Charakter auch ihr poetisches Talent schätzte. Im Neuen Deutschen Merkur (1803. St. 4. S. 272) sagt Wieland: „Ihre Liebeslieder, die mit dem Namen Nantchen unterzeichnet, in Göckingk's „Liedern zweier Liebenden" [1]) aufbewahrt sind, machen sie des Namens unserer vaterländischen Sappho noch würdiger als die Karschin." Auch Tiedge [2]) läßt ihrem poetischen Talente volle Gerechtigkeit widerfahren. Er äußert a. a. O.: „Wahrheit, Tiefe der Empfindung und Naivität sind die inneren, Reinheit der Sprache, Klarheit und Angemessenheit des Ausdrucks die äußeren Auszeichnungen dieser Lieder" [3]). (*Heinrich Döring.*)

GOEDART (Johann), ein Maler in Middelburg, der etwa im J. 1620 geboren wurde und im J. 1668

39) Siehe die Schrift: Chr. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. 2. Bd. S. 115. 40) Siehe a. a. O. S. 116. 41) Vergl. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 198 fg.

42) Vergl. Göckingk's Biographie in dem Harzboten. Jum 1828. Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Heft. S. 3 fg. (C. G. Küttner's) Charakter deutscher Dichter und Prosaisten S. 583 fg. Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 556 fg. Jördens in dem Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 157 fg. 6. Bd. S. 197 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 488 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. 3. Bd. S. 331 fg. H. Döring's Gallerie deutscher Dichter und Prosaisten. 1. Bd. S. 359 fg. Gervinus in der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 4. Bd. S. 248. 268 fg. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Bd. S. 388. 455. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 596 fg., nebst Nachträgen in den folgenden Bänden. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. VI. 1. Th. S. 130 fg.

1) Leipzig 1777. 8. Mit Vignetten. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Ebendas. 1779. 8., wieder abgedruckt in der neuesten Ausgabe von Göckingk's Gedichten. (Frankfurt a. M. 1821.) 3. Th. S. 1—156. 2) In den Zeitgenossen. Dritte Reihe. 1. Bd. 4. Heft. S. 58. 3) Vergl. a. a. O. S. 12 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 244.

gestorben ist, entwarf recht gute bildliche Darstellungen der Metamorphose der Insekten, soweit sich dieselbe in der äußeren Form kund gibt, und veröffentlichte von 1662 an in Middelburg in holländischer Sprache eine Sammlung von 150 kleinen colorirten Tafeln. Es erschien aber auch alsbald eine vermehrte lateinische Uebersetzung unter dem Titel: Metamorphosis et historia naturalis insectorum cum Commentariis Joannis de Mey. Medioburg. Pars 1. 1662. Pars 2. (mit Appendix de Insectorum utilitate von Paul Veezaerdt) 1667. Pars 3 (ohne Jahreszahl). Eine andere lateinische Ausgabe mit mehr methodischer Anordnung des Materials besorgte der Engländer Lister: Joannes Goedartius de Insectis in methodum redactus; cum notularum additione opera M. Lister. (London 1685. 8.) Doch hatte Lister schon früher eine englische Uebersetzung besorgt unter dem Titel: Johannes Goedartius of Insects; done into English and methodized with the addition of notes. (York 1682.) Es existirt auch ein französischer Text zu den Abbildungen: Métamorphoses naturelles ou histoire des Insectes. 3 Voll. (Amsterdam 1700.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOEDDÄUS [1]) (Johann) oder Gödde, geboren am 7. Dec. 1555 zu Schwert in der Grafschaft Mark, war Anfangs bestimmt, Kaufmann zu werden. Er zeigte jedoch wenig Talent und Neigung zu den merkantilischen Geschäften. Seine Aeltern fanden sich dadurch bewogen, ihn seinem Wunsche gemäß dem Gelehrtenstande zu widmen. In der Schule zu Dortmund, die er im J. 1568 besuchte, zeichnete er sich durch musterhaften Fleiß aus. Er machte rasche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen, vorzüglich aber in der hebräischen Sprache. Aus der Schule zu Deventer vertrieben ihn die damaligen Kriegsunruhen. Bereits im J. 1570, nachdem er kaum ein Jahr dort zugebracht hatte, kehrte er wieder in das väterliche Haus zurück. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich wieder nach Dortmund zurück. An der Philosophie und Geschichte fand er ein besonderes Interesse. Durch seinen Fleiß und sein sittliches Betragen erwarb er sich manche Gönner. Der Landvoigt Friedrich von der Mark zeichnete ihn aus, indem er ihn im J. 1576 zum Erzieher seines Sohnes wählte. Auf der Universität Marburg, die er im J. 1578 bezog, suchte er vorzugsweise seine philosophischen Kenntnisse zu erweitern. Dabei erwachte in ihm ein besonderes Interesse an der Theologie. Von der Idee, diese Wissenschaft zu seinem künftigen Lebensberufe zu wählen, kam er indessen bald wieder zurück. Sein sanfter, anspruchsloser Charakter vertrug sich nicht mit der theologischen Polemik, die damals auf der Kanzel und auf dem Katheder herrschte. Die Jurisprudenz, der er sich nun widmete, schreckte ihn Anfangs durch ihre Trockenheit. Durch angestrengten Fleiß überwand er jedoch alle Hindernisse. Durch Vertheidigung seiner Diss. de contrahenda et committenda stipulatione (Marb. 1585. 4.) erlangte er den Grad eines Doctors der Rechte. Er begab sich hierauf nach Speyer, um bei dem dortigen Reichskammergerichte sich in der juridischen Praxis zu üben. Im J. 1586 kehrte er nach Marburg zurück, wo er seine schon früher gehaltenen Vorlesungen fortsetzte. Seine Landsleute gaben ihm einen Beweis ihrer Achtung, indem sie ihn im J. 1587 in seiner Vaterstadt Schwert zum Bürgermeister wählten. Im J. 1588 erhielt er einen Ruf nach Herborn als ordentlicher Professor der Rechte. Im August des genannten Jahres eröffnete er dort seine Vorlesungen. Eine gleiche Lehrstelle ward ihm in Frankfurt an der Oder angetragen. Er zog es jedoch vor, einem Rufe nach Marburg zu folgen. Dort erhielt er im J. 1594 eine ordentliche Professur der Institutionen, später (1603) auch der Pandekten. Mehre Anträge zu auswärtigen Beförderungen lehnte er ab. Er erhielt einen Ruf nach Heidelberg, nach Helmstädt und Franecker. In Bremen ward ihm ein Syndicat, in Cassel die Stelle eines Vicekanzlers angetragen. Im J. 1626 wünschte man ihn mit dem Charakter eines königlichen Rathes nach Dänemark zu ziehen. Er war indessen zu bescheiden und zu anspruchslos, um eine Veränderung seiner Lage zu wünschen, in der er sich um so glücklicher fühlte, da das Streben nach höheren Würden mit seinem Charakter und seiner Sinnesweise nicht harmonirte. Nicht blos als akademischer Docent, auch bei manchen Landesangelegenheiten zeigte er sich durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse als einen tüchtigen Juristen. Auf mehren Landtagen, zu Treysa, Cassel und Marburg, erschien er als Deputirter der Universität. Seine Rechtssprüche und juristischen Bedenken erwarben ihm auch außerhalb Teutschland fast ungetheilte Achtung. Durch sein einsichtsvolles Benehmen empfahl er sich als Mitglied einer niedergesetzten Commission, die den Streit über die marburgische Erbfolge entscheiden sollte. Im J. 1611 erhielt er Sitz und Stimme im marburger Consistorium. Die letzten Jahre seines Lebens wurden ihm durch manche körperliche Leiden getrübt. Besonders litt er an wiederholten Anfällen von Apoplexie. Er starb zu Marburg am 5. Jan. 1632 im 77. Jahre.

Gründliche Kenntnisse und eine lichte Darstellung empfehlen seine Schriften, von denen die meisten mehrfach wieder aufgelegt wurden. Den vierten Abdruck erlebte im J. 1623 zu Herborn seine dort im J. 1589 erschienene Schrift: De sequestratione possessionum et fructuum tit. XVII lib. II. Decretal. Gregor. IX repetitio. Vielen Beifall fand auch sein zu Herborn im J. 1609 zum dritten Male gedruckter Commentar: De contrahenda et committenda stipulatione. Mit dem Lehensrechte beschäftigte sich Göddäus in seinen Schriften vorzugsweise. Im J. 1599 erschien von ihm zu Marburg, in Quart gedruckt, eine Centuria conclusionum feudalium de successione feminarum und zu Frankfurt im J. 1688 in der vierten Auflage seine Feudalia s. Theses et Disputationes de feudis sub ejus praesidio propositae [2]). Viele seiner Dissertatio-

1) Unrichtiger Goddäus geschrieben.

2) Der frühere Titel dieses Werkes, in welchem 21 früher einzeln gedruckte Dissertationen enthalten, lautete: Medulla juris

nen, Erläuterungen verschiedener Rechtsmaterien enthaltend, fanden in den Consiliis et Responsis Marburgensibus eine Stelle [3]). Anonym erschien von ihm ein „Gründlicher Bericht von allen und jedem der freien und kaiserlichen Reichsstädte Stand, Religion, Privilegien, Rechten und Gerechtigkeiten“ [4]). Von einem damals sehr geschätzten Werke: „R. Maurer's Wasserrecht und Wassergerechtigkeit“ veranstaltete Göddäus eine neue vermehrte Ausgabe, welcher er ein Responsum juris beifügte mit dem Titel: De alluvione maris ac littoris ejusque possessu et acquisitione. Von Sachverständigen wurden die meisten seiner Schriften mit Beifall aufgenommen. Ueber ungünstige Beurtheilungen setzte er sich hinweg. Charakteristisch, auch noch für den heutigen Zustand der Literatur, sind seine Aeußerungen in der Vorrede zu seinem im J. 1596 zu Herborn erschienenen Commentare: De contrahenda et committenda stipulatione. Göddäus tritt dort mit dem Geständnisse hervor: „Scio, quam periculosum sit, hoc tempore tum de caeteris disciplinis, tum de juris arte quid scribere, vel in publicum emittere. Critici jam sunt multi senes et juvenes; plures mali quam boni, iniqui quam aequi censores; et quibus nihil rectum nihilque ratum et gratum, nisi quod ipsi, vel ii, quos affectu quodam singulari eoque privato sibi elegerunt, fecissent“ [5]).
(*Heinrich Döring.*)

GOEDDÄUS (Johann), Enkel des Vorigen, geboren zu Cassel am 23. Dec. 1651. Er war kaum sechs Jahre alt, als der Tod ihm seinen Vater entriß. Seiner Mutter verdankte Göddäus eine sorgfältige Erziehung. Bis zu seinem eilften Jahre erhielt er Privatunterricht. Um diese Zeit (1662) trat er zu Marburg in das dortige Pädagogium. Heinrich Duysing war dort einer seiner vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1666 eröffnete er zu Marburg seine akademische Laufbahn. In dem Gebiete der Rechtswissenschaft, die er sich zu seinem künftigen Lebensberufe gewählt, war der Professor Graf sein Hauptführer. Von Marburg ging er nach Leyden, wo damals der berühmte Böckelmann lehrte. Unter seinem Vorsitze vertheidigte Göddäus seine Diss. de L. XL seq. de rebus creditis. (Lugd. Batav. 1677. 4.) Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn durchreiste Göddäus Holland und einen Theil Teutschlands. In Marburg erlangte er den juristischen Doctorgrad durch Vertheidigung seiner Diss. inaug. ad L. 15. Cod. de rei vindicatione. (Marb. 1678. 4.) Im J. 1682 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte in Marburg, im nächsten Jahre ordentlicher Lehrer der Institutionen, später (1684) der Pandekten, im J. 1692 des kanonischen Rechtes und im J. 1704 des Staatsrechtes. In der juristischen Facultät ward er um diese Zeit zugleich Primarius. Von den beiden fürstlichen Häusern zu Cassel und Darmstadt erhielt er im J. 1691 den Titel eines Sammthofgerichtsrathes. Im J. 1692 war Göddäus Deputirter der Universität Marburg auf dem Landtage zu Cassel. Er starb am 29. April 1719 im 68. Jahre, geschätzt wegen seiner gründlichen Kenntnisse, die sich über das Gebiet der Jurisprudenz hinaus auch auf andere wissenschaftliche Fächer erstreckten. Als Docent empfahl er sich durch seinen lichtvollen Vortrag. Sein durchaus redlicher Charakter verschaffte ihm allgemeine Achtung. Der größere Theil seiner Schriften besteht in Abhandlungen über einzelne Rechtsmaterien: De satisdatione pro expensis et reconventione. (Marb. 1683. 4.) De legato jure subsistente agnito ab haerede illustri impubere tutoris auctoritate accedente. (Ibid. 1686. 4.) De supremo jurisdictionis dominio (Ibid. 1700. 4.) u. a. m. *).
(*Heinrich Döring.*)

GOEDDÄUS (Johann), der Sohn des Johannes Göddäus, am 22. Aug. 1697 zu Marburg geboren, studirte auf der Universität zu Marburg und später auf der zu Rinteln Jurisprudenz und erhielt im J. 1721 auf der letzteren Universität die Doctorwürde, bei welcher Gelegenheit er seine Dissertatio inauguralis exhibens usum aequipollentium (Rintel. 1721. 4.) schrieb. Schon vorher hatte er eine Lobrede auf den Landgrafen Karl von Hessen (Carolus Magnus redivivus in Carolo Hassiae Landgr. oratione panegyrica exhibitus. Marb. 1716. fol.) herausgegeben, worin er alle gleichnamigen Könige und Fürsten Europa's aufzählt und welche zu jenen maßlos übertriebenen und geschmacklosen Schmeicheleien jener Zeit gehört, mit denen uns nur der gute römische Styl und der überall vorherrschende patriotische Geist auszusöhnen vermögen. Im J. 1725 wurde er außerordentlicher Professor der Rechte zu Rinteln und fand als Lehrer großen Beifall, hatte aber das Unglück, zuerst in eine unüberwindliche Schwermuth und dann in vollständigen Wahnsinn zu verfallen, sodaß er im J. 1748 in das Hospital Haina gebracht werden mußte, in welchem er am 21. Oct. 1757 starb †).
(*Ph. H. Külb.*)

GÖDE (Christian August Gottlieb), geboren in Dresden am 20. Febr. 1774, studirte in Leipzig die Rechte. Im J. 1802 begleitete er den Baron von Blümner auf einer Reise durch England und Schottland. Er war auch einige Zeit in Paris, wo es ihm jedoch weniger gefiel. Weder mit den Sitten und der Lebensweise,

feudalis s. disputationes feudales. Vergl. *E. Mauritii* Nomenclat. script. in jur. feud. litt. G. p. 671.

3) Siehe das Verzeichniß dieser Beiträge in Strieder's Hessischer Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 515 fg. 4) Frankfurt a. M. 1610. 4. Diese Schrift war durch eine Rechtsbeschwerde der Stadt Friedberg gegen die gleichnamige Burg veranlaßt worden; s. Winckelmann's Hessische Chronik. 2. Th. S. 177. Maser's Nachrichten von Friedberg. 1. Th. S. 117. 5) Siehe *Herdenii* Serm. fun. in obitum Jo. Goeddaei; *Th. Höpingk*, Progr. fun. in obitum ejus; *Jo. Kornmanii* Orat. parent. in honor. Jo. Goeddaei habita. Historie der Gelehrten der Hessen. Trim. I. 1729. p. 1 seq. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1042. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 507 fg.

*) Siehe *Jo. Duysingii* Progr. fun. in obitum Jo. Goeddaei. (Marb. 1719. 4.) *J. H. Schminckii* Orat. fun. in obitum J. G. (Ibid. 1719. 4.) Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte. 4. Bd. S. 520 fg.

†) Fr. Wilh. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. 5. Bd. S. 1.

noch mit dem Charakter der französischen Nation konnte er, seiner Natur nach, sich befreunden. Nach London kehrte er jedoch später nochmals allein zurück, um seinen dortigen Aufenthalt zur Abfassung eines ausführlichen Werkes über Großbritannien zu benutzen. Von London ging er nach Göttingen. Die Jurisprudenz, sein Berufsfach, gab er auf. Ein entschiedenes Interesse fesselte ihn an die Naturwissenschaften, mit denen er das Studium der Medicin verband. Es lag in seinem Plane, nach London zurückzukehren und dort als praktischer Arzt aufzutreten. Er gab indessen diesen Plan wieder auf, als er im J. 1805 einen Ruf nach Jena erhielt. Dort war er zum außerordentlichen Professor der Jurisprudenz und Philosophie ernannt worden. Er trug kein Bedenken, das ihm übertragene Lehramt anzunehmen, fühlte sich jedoch nicht behaglich in seinen neuen Verhältnissen. Sein vieljähriger Freund, der bekannte Romanschriftsteller Fr. Laun (F. A. Schulz), den er in Dresden besuchte, fand ihn sehr trübe gestimmt. „Obschon," erzählt Laun[1]), „keine eigentliche Ursache vorhanden war, ihn mit Abneigung gegen seinen Wirkungskreis in Jena zu erfüllen, machten doch besondere, vielleicht zum Theil durch Hypochondrie — unstreitig eine Folge seiner übergroßen Studienanstrengung — veranlaßte Umstände, daß ihm sein Aufenthalt in Jena nicht behagen wollte. Vielleicht würde er sich wieder mit demselben versöhnt haben, wenn die Kriegsereignisse eine andere Wendung genommen hätten. Aber der Gedanke des bevorstehenden Einrückens der Franzosen in Jena war mehr, als er, seiner Individualität nach, ertragen zu können glaubte. Bei einem wahrhaft kindlich frommen Gemüthe war ihm doch die jedem Menschen zu wünschende Eigenschaft des leichten Sinnes verloren gegangen. Schon die der Schlacht von Jena[2]) vorangegangenen, für die Preußen und Sachsen so ungünstigen Gefechte ließen keinen Zweifel, daß die Franzosen Meister der Stadt werden würden. Um jeden Preis glaubte Göde daher Jena unverzüglich verlassen zu müssen. Da bei den kriegerischen Streifzügen in der Gegend ein Fortkommen mit Pferden zu versuchen nicht rathsam war, so miethete Göde einen Mann mit einem Karren, ließ auf diesen eine Auswahl seiner Sachen und Bücher packen und war eben entschlossen, seine ganze übrige Habe schutzlos zurückzulassen, um im Geleite des bepackten Karrens den Weg nach Gegenden einzuschlagen, die noch von der teutschen Armee besetzt waren, als zwei jenaische Professoren, Eichstädt und Andreä, in sein Zimmer traten. Sie kamen eben aus der Senatsversammlung und suchten den bereits völlig Reisefertigen durch die Vorstellung der Gefahren, denen er bei der vorhabenden Reise sich aussetze, in Jena zurückzuhalten. Seiner Versicherung nach geschah ihm dabei der Antrag, ihnen zu folgen zu dem mit einem Truppencorps vor dem Thore lagernden Marschalle Lannes, um die Anrede an diesen zu halten und die Stadt seinem Schutze zu empfehlen[3]). Achselzuckend äußerte hierauf Göde, indem er zum Fenster hinaus auf den bereits am Hause stehenden Karren deutete, sein Bedauern, daß sich die Sache durchaus nicht mit seinem unabänderlichen Vorhaben vertrage, welches ihn zum entgegengesetzten Thore aus der Stadt führen werde. Seiner Wanderung fehlte es nicht an Abenteuern. Besonders hatte ihm, wie er mir späterhin schrieb, der Unglaube an die Wahrheit seiner Aussagen große Noth gemacht. Man hatte zuweilen versucht, ihm die Unmöglichkeit zu beweisen, daß er an vielen Orten, die er als von Franzosen besetzt angegeben, auch nur die Spur eines Franzosen gewittert haben könne und wollte daher oft böse werden, wenn er solche Beweise durch Beziehung auf seine recht guten Augen zu entkräften trachtete."

In Folge eines erhaltenen Rufes nach Rostock als ordentlicher Professor der Rechte befand sich Göde schon auf der Reise dahin, als ihm ein gleiches Lehramt in Göttingen angetragen ward. Längst war es sein Wunsch gewesen, dort einen Wirkungskreis zu erhalten. An Heyne fand er in Göttingen einen Gönner und väterlich für ihn sorgenden Freund. Der ungemeine Beifall, den seine Vorlesungen fanden, befreundete ihn wieder mit einer Sphäre, der er nicht lange zuvor völlig den Rücken zu kehren gedachte. Ein weites Feld eröffnete sich ihm durch die in Folge der politischen Ereignisse veränderte Justizpflege, welche die Ausbildung der gerichtlichen Beredsamkeit nöthig machte. In seinen bisherigen Vorlesungen über diese Materie hielt Göde sein auf die Basis der Römer und Briten gegründetes System nicht für hinreichend. Seine griechischen Sprachstudien, die er lange hatte ruhen lassen, betrieb er nun mit großem Eifer, um durch das innigste Eindringen in das Verständniß der Redner des Alterthums seinen Vorlesungen eine noch höhere Weihe zu ertheilen. Wie von jeher, wenn die Wissenschaft ihn begeisterte, nahm er zu wenig Rücksicht auf seinen Körper. Unter zu rastlosen geistigen Anstrengungen drohte seine Gesundheit zu erliegen. Zu seinen mannichfachen Studien und Arbeiten trat noch die Beschäftigung mit der Herausgabe der Werke Johannes von Müller's, zu welcher, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, ihn dieser berühmte Historiker selbst überredet hatte. Göde stand damals zwischen 30 und 40 Jahren. Aber sein Körper schien beinahe völlig erschöpft. Sein Studirzimmer, das er selten verließ, war die Hauptquelle seiner physischen Leiden. Aerzte und Nichtärzte und seine sonstigen zahlreichen Freunde drangen so lange in ihn, bis er sein Zimmer mit einem Reisewagen vertauschte. Statt jedoch in Paris, wohin er unter Anderem seinen Weg nahm, sich sorglos dem reizenden Wechsel eines von Geschäften befreiten Lebens und den mannichfachen Zerstreuungen zu überlassen, die ihm die Hauptstadt Frankreichs darbot, ward er dort wieder völlig von der Wissenschaft in Beschlag genommen. Eine der seinigen gleiche Begeisterung für alles Wissen fand er in Paris an dem berühmten Sylvestre de Sacy. Dem

1) Siehe Fr. Laun's Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 112 fg 2) Am 14. Oct. 1806. 3) Vergl. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (Jena 1858.) S. 81.

Drange, mit Hilfe eines von jenen großen Orientalisten ihm empfohlenen Arabers, die Schätze der arabischen Sprache sich anzueignen, konnte er nicht widerstehen. Dabei verschlimmerte sich aber sein Gesundheitszustand so sehr, daß er genöthigt war, nach Göttingen zurückzukehren. Er starb dort im 37. Lebensjahre am 2. Juli 1812. Einer seiner Freunde sagt von ihm: „Wer ihn kannte und seine wahrhaft edle, herzlich gute Natur, sein unermüdetes redliches Streben, der konnte dem herrlichen, nur durch Misgeschick aller Art um den Frohsinn seiner tadellosen Jugend gebrachten Manne den innigsten Antheil nicht versagen."

Das Hauptwerk, wodurch Göde sich als Schriftsteller einen geachteten Namen erwarb, führt den Titel: England, Wales, Irland und Schottland. Erinnerungen an Natur und Kunst, aus einer Reise von 1802 und 1803. (Dresden 1804—1805. 8. 5 Thle.) Eine zweite, völlig umgearbeitete Ausgabe dieses Werkes erschien ebendaselbst im J. 1806 in fünf Octavbänden. Bruchstücke aus dem vierten und fünften Bande dieser Reisebeschreibung hatte Göde in der Dresdener Abendzeitung (1805. Nr. 15 fg.) mitgetheilt. Außer seiner zu Göttingen im J. 1806 erschienenen Dissertation: Jus Germanicum privatum, in usum lectionum academicarum adumbravit etc. unterzog er sich noch nach dem Tode eines seiner Collegen, des Professors K. W. Pätz, der Herausgabe und Vollendung eines von demselben hinterlassenen Lehrbuchs des Lehenrechtes. (Göttingen 1806. 8.) In Meusel's Gelehrtem Deutschland (17. Bd. S. 735) wird erwähnt: „Göde habe zum Drucke ein fast völlig fertiges Werk hinterlassen, woran er mehr als zehn Jahre gearbeitet, das aber auf eine unerklärliche Weise verschwunden sei." Einer von Göde's Freunden bemerkt hierüber: „Sollte sich dies Manuscript nicht wiedergefunden haben? Der Verlust wäre um so betrübender, da ein Werk dieser Art von einem so tiefdenkenden, kenntnißreichen, sorgfältigen und gewissenhaften Manne der deutschen Geschichte und Literatur zu einem bleibenden Denkmale gereichen würde" [4]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖDE[1]) (Henning) oder Godenus, aus Werben gebürtig, erhielt seine erste Erziehung zu Havelberg in der Mark Brandenburg. Sein Geburtsjahr ist unbekannt. Im J. 1464 begab er sich, um die Rechte zu studiren, nach Erfurt. Schon zwei Jahre nachher ward er dort Baccalaureus, aber erst im J. 1474 Magister der Philosophie. Als Mitglied des großen Collegiums ward er in die philosophische Facultät aufgenommen. Er hielt seitdem mit Beifall öffentliche Vorlesungen. Im J. 1478 fand er Gelegenheit, der Stadt Erfurt durch Uebernahme einer Gesandtschaft an den Papst in einer wichtigen Angelegenheit wesentliche Dienste zu leisten. Er gelangte dadurch, wie durch seine akademischen Vorlesungen, die er nach Rückkehr von jener Reise fleißig fortsetzte, zu immer größerem Ansehen und zu höheren Würden. Im J. 1481 war er zum ersten Male Dekan in der philosophischen Facultät. Fünf Jahre später (1486) ward er zum Rector der Universität gewählt und während dieses Rectorats zum Licentiaten beider Rechte ernannt. Im J. 1489 erhielt er die juristische Doctorwürde und ward hierauf in die juristische Facultät aufgenommen, in welcher er das Dekanat seit dem Jahre 1493 noch sieben Mal führte. Sowol durch seine akademischen Vorlesungen, in denen er einem besseren Geiste als dem gewöhnlichen Sinne und Verfahren der Scholastiker gefolgt war, als auch durch seine Urtheile und Gutachten zeichnete er sich unter den Mitgliedern der juristischen Facultät so vortheilhaft aus, daß er zum ordentlichen Professor der Rechte mit einem für die damalige Zeit sehr bedeutenden Gehalte ernannt ward. Außerdem erhielt er ein Kanonicat bei dem Marienstifte zu Erfurt und in der Folge bei demselben die Würde eines Scholasticus. Neben seinen akademischen Aemtern diente Göde viele Jahre dem Rathe zu Erfurt als Syndicus. Auch auswärts verbreitete sich sein Ruhm. Von vielen teutschen Fürsten ward er in Rechtsangelegenheiten zu Rathe gezogen. Er erhielt den ehrenvollen Beinamen Monarcha Juris. Zur Frequenz der erfurter Hochschule trug er wesentlich bei. Ernstlich ermahnte er seine Zuhörer zum Studium einer reinen Philosophie und der schönen Wissenschaften. Allgemein rühmt man seinen Fleiß, seine Einsicht und Gewandtheit in den ihm übertragenen Aemtern. Zur Empfehlung gereicht ihm auch seine strenge Wahrheitsliebe und die entschiedene Abneigung gegen alle täuschenden Künste, worin viele der damaligen Rechtsgelehrten ihre Stärke suchten. Er besaß die seltene Gabe, überall den wahren Grund einer Streitsache zu erforschen und in seinen Entscheidungen den Sinn der Gesetze zu treffen und auszusprechen. Aber sein Charakter hatte auch Schattenseiten. Nach dem Urtheile einiger seiner Zeitgenossen soll er von Stolz und Anmaßung nicht ganz frei gewesen sein und sich dadurch Neid und Haß zugezogen haben.

In eine bedenkliche Lage gerieth Göde bei den Mishelligkeiten zwischen dem Rathe zu Erfurt und der dortigen Bürgerschaft. Bekannt als Freund des Rathes, fürchtete er dem Volkshasse und drohenden Verfolgungen nicht entgehen zu können. Er sah ein, daß ihn weder seine geistliche Würde, noch sein persönliches Ansehen in diesem Parteienkampfe schützen konnte. Für das Rathsamste hielt er daher, sich auf einige Zeit aus Erfurt zu entfernen. In Leipzig, wohin er sich im J. 1509 begab, bereiteten ihm seine auch dort schon anerkannten Verdienste eine glänzende Aufnahme. Der Kurfürst von Sachsen ernannte ihn zum Probste der Allerheiligen-

4) Vergl. *Mitscherlich*, Oratio in memoriam Heynii, A. G. Richteri et C. A. G. Goedii. (Gotting. 1812. fol.) Göttinger gel. Anzeigen. 1812. S. 1519. Allgem. Literaturzeitung. 1812. Nr. 190. Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1819. Nr. 236. Fr. Laun's Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 44 fg. 111 fg. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena (Jena 1858.) S. 41. Meusel's Gel. Deutschland. 13. Bd. S. 478. 17. Bd. S. 735 fg.

1) So schrieb er sich selbst, nicht Göden, wie er mehrfach genannt worden; s. unter andern Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1043.

Stiftskirche in Wittenberg. Auf der dortigen Hochschule ward er zugleich Ordinarius der Juristenfacultät und Professor des kanonischen Rechtes. In ähnlicher Weise, wie früher in Erfurt, machte er sich in Wittenberg vielfach verdient. Auf die noch nicht vollendete Einrichtung der neuen Hochschule gewann er, als vieljähriger Lehrer auf einer älteren Universität, durch seine reiche Kenntniß und Erfahrung einen wohlthätigen Einfluß. Seine Würden in Erfurt gab er nicht auf. Fortwährend interessirte er sich lebhaft für die Angelegenheiten der dortigen Universität. Er ward sogar im J. 1510 von der Juristenfacultät zu Erfurt, obgleich abwesend, zum Dekan gewählt und war auf diese Weise ein Mitglied zweier Universitäten, was übrigens damals nicht ungewöhnlich war [2]).

Seine fortwährenden Verbindungen mit Erfurt benutzte Göde, um den inneren Frieden in dieser Stadt wiederherzustellen. Lange blieben jedoch seine Bemühungen fruchtlos. Erst durch die eingetretene Vermittelung des Kurfürsten von Mainz waren die Feindseligkeiten einigermaßen beseitigt worden. Immer störten noch die Rechte der Bürger, welche Erfurt während der Unruhen verlassen hatten und die Verhältnisse der Stadt zu dem sächsischen Hause den völligen Genuß des wiedererlangten Friedens. Um auch hier vermittelnd einzutreten, entschloß sich Göde, wider den Rath seiner meisten Freunde, im J. 1516 zur Rückkehr nach Erfurt. Er erhielt das hierzu verlangte sichere Geleit. Von 30 Reitern, die ihm der Rath zu Erfurt entgegen schickte, ward er wie im Triumphe eingeholt. Eine Volksmenge begleitete ihn mit Jubel vom Thore bis an sein Haus. Unterstützt von dem Oberstrathsmeister Hüttener, brachte Göde eine Versöhnung der Stadt Erfurt mit dem sächsischen Hause zu Stande. In Folge eines zu Naumburg geschlossenen Vertrages wurden die ausgewanderten erfurter Bürger wieder in den Besitz ihrer Güter und Rechte gesetzt. Aber auch auf die Wissenschaften äußerte Göde's Anwesenheit in Erfurt keinen unbedeutenden Einfluß. Durch seine Verwendung erhielt Euricius Cordus, der in einem Gedichte Göde's Einzug in Erfurt mit der Rückkehr Cicero's aus dem Exile verglichen hatte, das Rectorat der Marien- oder Domschule, die durch diesen vielseitig gebildeten Mann einen bedeutenden Ruf erlangte [3]).

Zwei Jahre hatte Göde in Erfurt zugebracht. Seit er (1518) nach Wittenberg zurückgekehrt war, sah er jene Stadt nicht wieder. Nach der Rückkehr von einer Reise, auf welcher er den Kurfürsten von Sachsen zur Wahl und Krönung des Kaisers Karl V. begleitet hatte, hielt er zu Wittenberg eine Vorlesung über die Art und Weise, einen römischen König zu wählen [4]). Es lag ihm, wie er sich in der Ankündigung ausdrückte, auch besonders daran, daß die wittenberger Studenten auch etwas von den Welthändeln erführen [5]). Vorträge über Gegenstände des teutschen Staatsrechtes waren damals nicht üblich und in dieser Hinsicht war die erwähnte Vorlesung eine Merkwürdigkeit. Aber auch unter Göde's Rechtsgutachten befanden sich einige, die ins Staatsrecht einschlugen. Um die Bildung talentvoller junger Männer machte sich Göde außerdem als akademischer Lehrer vielfach verdient. Zu seinen Schülern gehörten Gregorius von Brück, Hieronymus Schurff, Benedict Pauli u. A. Als Zeitereigniß, das mit seinem juristischen Lehramte und seiner Wirksamkeit überhaupt in keiner Verbindung stand, betrachtete er die Reformation Luther's. Er hielt sie für eine bloße theologische Streitigkeit, die bei der damals herrschenden Polemik nichts Ungewöhnliches war. Als aber Luther die päpstlichen Decretalen verbrannte, fand Göde, als Professor des kanonischen Rechts, diese Sache für sich schimpflich. Mit bitteren Vorwürfen ward Luther, der in Erfurt noch eine kurze Zeit sein Schüler gewesen war, von Göde überhäuft. Da er indessen mit Luther auf einem ziemlich freundschaftlichen Fuße gestanden hatte, so wäre er vielleicht mit der Zeit anderen Sinnes geworden, wenn ihn nicht der Tod ereilt hätte. Er starb zu Wittenberg am 21. Jan. 1521. Dort, wie in Erfurt, ward er allgemein betrauert. In der zuletzt genannten Stadt erhielt er sein Andenken durch verschiedene gemeinnützige Vermächtnisse. Aus seinem handschriftlichen Nachlasse erschien von ihm im Drucke sein Processus judiciarius et de formandis libellis; it. Repetitio Rubr. X de caus. possess. et propr. (Viteb. 1539. 8.); ferner: Consilia Rev. Clar. ac ingenio, eruditione et usu Excellentiss. I. U. Doct. Henn. Goeden, optimo ordine per D. Melchior Kling, quoad materias conjunctas distributa. (Viteb. 1541. fol.) Diese Consilia, zuerst auf Befehl des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen gesammelt, wurden mehrmals wieder aufgelegt, unter Anderem Budiss. 1563. fol. [6]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖDECKE (Andreas), auch Gödich und Jodocus genannt, teutscher Theolog, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Löbegin bei Halle in Sachsen geboren, weshalb er auch zuweilen Lybekinensis Petrimontanus heißt, wurde zu Wittenberg, nachdem er daselbst seine Studien beendigt und die theologische Doctorwürde erlangt hatte, im J. 1584 Professor der Theologie; durch den Einfluß der Reformirten verlor er aber im J. 1590 diese Stelle. Später wurde er jedoch wieder eingesetzt und im J. 1593 zum Probste und Superintendenten zu Kemberg befördert, wo er im J. 1599 starb. Seine

2) In den Epistolis virorum obscurorum wird spottweise ein Mann erwähnt, der Mitglied von zehn Universitäten war, und nicht wußte, ob er sagen sollte: ego sum *membrum* oder *membra* decem universitatum. 3) Siehe über ihn Jöcher's Gelehrtenlexikon. 1. Th. S. 1096. 4) Practicum et modum eligendi Romanorum Regem.

5) ut Scholares Vitebergenses audiant aliquid de cursibus mundi. 6) Vergl. *Adami* Vitae German. Jurisconsult. p. 6 seq. Motschmann in der Erfordia literata. Fortsetzung S. 506 fg. Berichtigungen und Zusätze von Schorcht in der Vorrede zu den Respons. et Sentent. Facultat. jurid. Erford. (Erford. 1770.) Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1043. Nettelbladt's Hallische Beiträge zur gel. Juristenhistorie. 2. Th. S. 73. Pütter's Literatur des teutschen Staatsrechts. 2. Th. S. 100. Erhard's Geschichte des Wiederaufblühens wissenschaftlicher Bildung. 3. Bd. S. 470 fg. Martin's Juristische Literaturgeschichte S. 48.

theologischen Abhandlungen (De attributis Dei ex lumine naturae cognoscibilibus, De poenitentia u. s. w.), welche er als Professor zu Wittenberg schrieb, verrathen große Gelehrsamkeit und einen durchdringenden Scharfblick *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖDECKE (Andreas), aus Schöningen gebürtig, widmete sich dem Studium der Theologie. Seine Lebenszeit fällt in die Mitte des 17. Jahrh. Er bekleidete ein Predigtamt zu Quickborn und war Assessor des königl. Gerichts zu Pinneberg. Sein Todesjahr ist unbekannt. Als teutscher Dichter scheint er bei seinen Zeitgenossen in einem gewissen Ansehen gestanden zu haben. Die religiöse Dichtung sagte seinem Talente besonders zu. Zu Lüneburg erschien von ihm ein Gebet- und Gesangbüchlein, das einer seiner dortigen Freunde, Bernhard Tancke, herausgab. Auch andere seiner Dichtungen, auf die er selbst wenig Werth zu legen schien, traten durch Vermittelung seiner Freunde ans Licht, so unter anderen ein Davidisches Harfenspiel von zehn trostreichen Psalmen und geistlichen Liedern, deren Herausgabe der Organist und Schulcollege Heinrich Moller besorgte. Außer cimbrischen Kriegs- und Siegesliedern ließ Gödecke auch ein „Holsteinisches Turteltäubchen" erscheinen. Erwähnung verdient noch unter seinen Schriften ein Specilegium seu Viridarium poeticum latino-germanicum †).

(*Heinrich Döring.*)

GOEDE HOOP oder Gute Hoffnung, eine Insel im Archipel der Schiffer- oder Samoainseln im äußeren australischen Inselgürtel, unter 15° 56′ 30″ südl. Br. und 175° 51′ westl. L. von Greenwich, 25 Meilen südöstlich von Enfant Perdu. Sie heißt auch Onukfou- oder Probyinsel. Den Namen Goede Hoop bekam sie von dem holländischen Capitain Schouten, der sie 1616 entdeckte, hier Wasser zu finden hoffte und wirklich fand. Die Insel ist gut bevölkert, fruchtbar und zeichnet sich besonders durch schöne Kokospalmen aus.

(*H. E. Hössler.*)

GÖDELER (Elias), geb. im J. 1620 auf dem Schlosse Helfenberg, im Lande ob der Ens, bildete sich früh zu einem geschickten Maler und Architekten aus und erlangte dadurch bald einen gewissen Ruf. Er malte in Oel und auf frischen Mörtel, Anfangs zu Nürnberg, später in den Schlössern zu Baireuth und Hildburghausen. In München wurden viele Gebäude unter seiner Leitung aufgeführt. Er erhielt dort die Stelle eines kurfürstlichen Hofbaumeisters. Später begab er sich nach Hildburghausen, wo er im J. 1603 als Oberbaumeister starb. Sandrart hat nach ihm Einiges radirt *).

(*Heinrich Döring.*)

GÖDEN (Hans Adolph), geboren am 14. Mai 1785 zu Friedland im Mecklenburgischen, wo sein Vater Stadtsecretair und Senator war, besuchte die dortige Stadtschule. In den älteren Sprachen hatte er sich gründliche Kenntnisse erworben und war auch in seiner Elementarbildung überhaupt nicht zurückgeblieben, als er im J. 1802 die Universität Jena bezog. Neben der Medicin studirte er dort Philosophie. Im J. 1805 kehrte er in seine Vaterstadt zurück. Wo er sich den medicinischen Doctorgrad erworben, ist nicht bekannt. Bis 1811 lebte er als praktischer Arzt in Friedland. Sein unruhiger Geist, vielleicht auch äußere Misverhältnisse, bewogen ihn in dem genannten Jahre, sich nach dem Marktflecken Dargun im Schwerinischen zu wenden. Für seine ärztliche Praxis fand er dort einen weniger geeigneten Wirkungskreis. Mangel an hinreichenden Erwerbsquellen führte ihn zu dem Entschlusse, sich im J. 1812 nach Berlin zu begeben, wo er theils prakticirte, theils akademische Vorlesungen hielt [1]). Von dem Ministerium des Innern ward er im Februar 1813 nach Gumbinnen gesandt, wo ein furchtbarer Typhus, das sogenannte Lazarethfieber, zahllose Verwundete und Kranke und selbst mehre dem Uebel entgegenwirkende Aerzte hingerafft hatte. Ihn schreckte nicht die drohende Lebensgefahr. Freudig folgte er jenem Antrage, der ihm einen weiten Wirkungskreis eröffnete. Durch zweckmäßige und kräftige Vorkehrungen that er der furchtbaren Seuche allmälig Einhalt. Ueber die Natur und Behandlung des Typhus hatte er sich schon früher in einem ausführlichen Werke (Berlin 1811. gr. 8.) öffentlich ausgesprochen und auf dies Werk nicht lange zuvor in seiner „Theorie der Entzündung" (ebendas. 1811. 8.) hingewiesen. Mit diesem Gegenstande beschäftigte er sich auch in seiner Geschichte des ansteckenden Typhus (Breslau 1814. gr. 8.) und in der von ihm herausgegebenen Schrift: „Von der Arzeneikraft der Phosphorsäure gegen den ansteckenden Typhus." (Breslau 1814. gr. 8.)

In gerechter Anerkennung der Verdienste, die er sich durch die Heilung der Kranken und Verwundeten mehrer Nationen erworben hatte, empfing Göden von dem russischen Kaiser Alexander einen Brillantring. Von dem königl. preußischen Ministerium ward ihm ein Wartegeld zugesichert mit dem Versprechen, daß er bald eine seinen Fähigkeiten und Wünschen entsprechende Anstellung erhalten solle. Nicht lange nachher ward ihm das Physicat des bunzlau-löwenbergischen Kreises übertragen. Als Arzt gewann er dort bald einen weit verbreiteten Ruf. Aber auch als Mensch zeigte sich sein Charakter von einer sehr achtenswerthen Seite durch die Großmuth, mit der er aus eigenem Antriebe der hinterlassenen Familie seines Vorgängers nicht nur die ganze Besoldung, sondern auch das Honorar von den ihm durch den Tod desselben zugefallenen Patienten überließ. Mit Recht aber empörten ihn die Wunderkuren, durch die ein schlauer Betrüger nicht blos das leichtgläubige Volk, sondern selbst angesehene und gebildete Leute täuschte. Gegen dies Unwesen erhob er seine Stimme in mehren Auf-

*) Vergl. Christ. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1899.

†) Siehe *Molleri* Cimbria literata; Neumeister in seiner Diss. de poetis germanicis saeculi XVII; Jöcher's Allgemeines Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1042 fg.

*) Vergl. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 254.

1) Er eröffnete sie mit einem Programm: Von dem Wesen der Medicin. (Berlin 1812. 4.)

sätzen, größtentheils gedruckt in Oken's Isis. In dem freimüthigen Abendblatte dieser Zeitschrift (1818. Nr. 117) befinden sich unter andern von ihm die Aufsätze: „Ueber den Wundermann Richter zu Royn in Schlesien; über Allflickerei in der Wissenschaft" u. a. m. In seinen scharfen Rügen berücksichtigte er weder Personen noch Verhältnisse und zog sich dadurch manche Feinde und selbst gerichtliche Verfolgungen zu. Er fand nicht für gut, auf die gegen ihn erhobenen Klagen zu antworten und ward daher in contumaciam für schuldig erklärt und zu den Kosten verurtheilt. Unter solchen Umständen kehrte er ebenso unerwartet und schnell in seine Heimath zurück, als er sie früher verlassen hatte. In Friedland betrieb er mit gewohntem Eifer seine ärztliche Praxis, die durch mehre glückliche Kuren sich immer mehr erweiterte. Unter den mannichfachen Widerwärtigkeiten seines unstäten Lebens wankte seine Gesundheit. Er starb am 14. Nov. 1826 im 42. Jahre.

Als Arzt besaß Göden gründliche Kenntnisse, wenn er gleich, wie Männer von Fach behaupteten, nicht tief genug in seine Wissenschaft eingedrungen war und als Anhänger einer gewissen philosophischen Schule, beherrscht von einer sehr lebhaften Phantasie, bei seinen Kuren sich mehr an geniale Ansichten und heroische Mittel hielt als an ein gründliches System und sorgsam prüfende Erfahrung. Wie er immer seiner eigenen Ansicht und Methode vertraute, zeigt die originelle Art, mit der er sich selbst von einem bösartigen Nervenfieber befreite. „Als er," erzählt einer seiner Freunde, „die ersten Symptome davon bei sich spürte, übergab er seinem Diener, der zugleich sein Finanzrath und Alles in Allem war, eine von ihm selbst entworfene Instruction für den Fall, daß die Krankheit zum Ausbruche käme, mit dem geschärften Befehle, alles in jener Instruction Vorgeschriebene genau und pünktlich zu befolgen, in keinem Falle aber einen Arzt herbeizurufen. Als das Fieber wirklich eintrat und bis zu einer lebensgefährlichen Krisis stieg, unterwarf sich Göden der von ihm vorgeschriebenen innerlichen und äußerlichen Behandlung, die ihn völlig wieder herstellte." An Meinungen, die er einmal angenommen und behauptet hatte, hing er mit unerschütterlicher Festigkeit. Nichts konnte ihn unter andern für die Schutzblattern gewinnen, denen er ein- für allemal den Krieg erklärte. Seine Aeußerungen hierüber enthielt ein in dem Schwerinischen freimüthigen Wochenblatte (1819. Nr. 133) gedruckter Aufsatz: „Ueber die Kuhpockenimpfung." Schon früher hatte er in Oken's Isis (1818. St. 10) einen Aufsatz über die Vaccination eingerückt. Durch gediegene Ansichten werthvoll, wenn auch nicht ganz frei von paradoxen Urtheilen und gewagten Hypothesen, waren seine Schriften von der Heilmethode der Wasserschen (Berlin 1815. 8) und des Scharlachfiebers (ebendas. 1822. 8.). Dahin gehören auch seine in Hufeland's Journal der praktischen Heilkunde (1814. Nr. 2—13) mitgetheilten „Erfahrungen über die Blutausleerungen als Prophylacticum und als Curatorium bei der Wasserschen." Zu dem eben erwähnten Journale, zu Horn's Archiv für praktische Erfahrung (1810—1814), zu den Schlesischen Provinzialblättern (1817), zu Oken's Isis (1818—1820), zu dem Schwerinischen freimüthigen Abendblatte (1819—1820) lieferte er zahlreiche Aufsätze, in dem ebengenannten Abendblatte (1820. Heft 7) interessante Bruchstücke aus seiner noch ungedruckten Theorie der Medicin, mit deren Ausarbeitung er sich in den letzten Jahren seines Lebens beschäftigt hatte.

Durch sein Aeußeres, durch seinen starken, muskulösen Körperbau und sein von Blattern zerrissenes Gesicht konnte sich Göden nicht sonderlich empfehlen. Seine Persönlichkeit hatte beim ersten Anblicke etwas Abschreckendes und Zurückstoßendes. In seinem Auge spiegelte sich jedoch sein fester, biederer Charakter. Stark wie sein Körper war auch sein Geist, unbiegsam und ohne alle Furcht. Dem inneren Drange, über Alles, was ihm unvernünftig oder ungerecht schien, sich freimüthig zu äußern, vermochte er nicht zu widerstehen. Nicht blos im geselligen Umgange, auch in seinen Schriften gab er sich einer sarcastischen Bitterkeit hin, die ihm manche Gegner und Feinde zuzog. Wegen seiner raschen und unüberlegten Urtheile, durch die er sich nicht selten Blößen gab, kam er in den Ruf eines excentrischen und unruhigen Kopfes. Seine Verstöße gegen den äußeren Anstand, die Vernachlässigung seiner Kleidung reichten hin, ihn als einen Sonderling zu bezeichnen. Wie früher in Schlesien entging er auch später in seiner Heimath, besonders in seinen letzten Lebensjahren, nicht dem Schicksale, durch seine rücksichtslose Freimüthigkeit in Injurienprocesse verwickelt zu werden. Der Verdruß über so unangenehme Verhältnisse und die Unzufriedenheit mit seinen nächsten Umgebungen beschleunigte seinen Tod. Durch den zu häufigen Genuß spirituöser Getränke erprobte er, wie einer seiner Freunde berichtet, an sich selbst das delirium tremens, worüber er eine inhaltreiche Schrift (Berlin 1825. gr. 8.) herausgegeben hatte[2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖDENS (Wedelsfeld), gräflich von Wedelsche Herrlichkeit im Amte Friedeburg des hannöverschen Fürstenthums Ostfriesland; Schloß und Marktflecken Neustadt-Gödens, 900 Einwohner, Leinwandfabriken, Schiffahrt. (*H. E. Hössler.*)

GOEDEREEDE, d. i. gute Rhede, oder Goeree, auch wol Goree, wiewol mit Unrecht, war früher eine besondere, West-Voorn genannte, von Over-Flacque oder Zuidvoorn abgesonderte Insel in der niederländischen Provinz Seeland (Zeeland). Nachdem sich aber zwischen beiden eine Sandbank angesetzt hat, die über das Wasser hervorragt, hat man im J. 1751 einen Damm zwischen beiden Inseln angelegt, um beide unter einerlei Benennung zu bringen. Auf der nun Goeree oder Goedereede genannten Insel West-Voorn liegt die kleine Stadt Goedereede oder Goeree mit etwa 700 Einwohnern und das Dorf Gutdorp. (*H. E. Hössler.*)

GÖDICKE (Friedrich Wilhelm), geb. am 20. Sept. 1773 zu Magdeburg, wo sein Vater Kammer-

2) Vergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang IV. 2. Th. S. 658 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 736. 22. Bd. Abth. 2. S. 390 fg.

inspector und Zollaufseher war, besuchte nach erhaltenem Privatunterrichte das Domgymnasium in seiner Vaterstadt. In seinem 20. Jahre (1793) begab er sich nach Halle, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete. Philosophie, Geschichte und schöne Wissenschaften waren dort seine Hauptstudien. Bei Eberhard hörte er Aesthetik und Geschichte der Philosophie, bei Wolf Literaturgeschichte. Fleißig besuchte er auch die Collegien, welche Jacob über die Kantische Philosophie las. Im J. 1796 kehrte er nach Magdeburg zurück, wo er Privatunterricht ertheilte und zugleich bei einer dort errichteten Schul- und Pensionsanstalt als Lehrer thätig war. Sein Vater war bereits während seines Aufenthaltes in Halle gestorben. Nach dem Tode seiner Mutter (1804) ging er nach Berlin, wo er sich ebenfalls durch Privatunterricht seine Subsistenz sicherte. Seit dem Jahre 1812 lebte er in einer sehr glücklichen Ehe. Im J. 1814 erhielt er die philosophische Doctorwürde. Im J. 1823 ward er im Ministerium des Innern beim literarischen Bureau angestellt. In höherem Alter, seit dem Jahre 1837, litt er, ungeachtet seiner sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen, an einem hartnäckigen, oft wiederkehrenden Unterleibsübel, das ihm unerträgliche Schmerzen verursachte und seine gewohnte Thätigkeit lähmte. Im J. 1840 mußte er seinen Privatunterricht, den er bisher ununterbrochen fortgesetzt hatte, völlig aufgeben. Er starb am 19. Mai 1842 im 69. Jahre, geschätzt wegen seiner vielseitigen Kenntnisse als ein trefflicher Jugendlehrer, der seinen Beruf mit der strengsten Gewissenhaftigkeit erfüllte. Vom moralischen Gesichtspunkte ging er bei allen seinen Handlungen aus. Weder Vortheile, noch Schmeichelei, noch Spott vermochten ihn, seinen als gut erkannten Grundsätzen untreu zu werden. Er liebte den geselligen Umgang. Für eine besondere Vergünstigung seines Geschickes hielt er es, daß ihm vergönnt war, mehre der ausgezeichnetsten berliner Gelehrten seine Freunde zu nennen. Zu diesen gehörten Göckingk, Tiedge, Pauli, Purgold, Schink, Zenne u. A. Am innigsten hatte er sich an den Dichter Langbein angeschlossen, dem er auch einige Jahre nach dessen Tode ein schönes biographisches Denkmal stiftete [1]). An Langbein's Gattin schrieb er darüber den 25. Juni 1838: „Sie haben mich aufgefordert, daß ich, als ein vieljähriger Freund Ihres würdigen Mannes, dessen Biograph werden sollte und ich bin Ihrer freundlichen Aufforderung um so lieber gefolgt, als es in meinen eigenen Wünschen lag, dem verewigten Freunde, so viel es in meinen Kräften stand, ein seiner würdiges Denkmal zu setzen. Die mir von Ihnen mitgetheilten handschriftlichen Nachrichten habe ich benutzt, wie sie benutzt werden mußten und Sie haben sich darüber einverstanden mit mir erklärt. Viele Züge zu dem Charaktergemälde des theuren Dahingeschiedenen, in meinem langen freundschaftlichen Umgange mit ihm gesammelt, habe ich hinzugefügt und mich wenigstens eifrig bemüht, ein treues und wahres Bild von ihm zu zeichnen. Sollte mir dies nicht ganz mißlungen seyn, so würde ich es für die schönste Belohnung meiner darauf verwandten Zeit halten. Sie wissen ja, daß ich meinem Jahre lang gehaltenen Gelübde, Nichts mehr für den Druck zu schreiben, nur untreu aus Freundschaft wurde. So nehmen Sie denn die kleine Gabe, welche ich Ihnen zunächst darbringe, mit Güte und Freundlichkeit auf."

Als Schriftsteller war Gödicke zuerst in zwei Erzählungen im dritten Bande der Beiträge zur Belehrung und Unterhaltung (Wittenberg 1792.) aufgetreten. Die wenige Muße, die ihm später sein Privatunterricht gönnte, benutzte er zu Aufsätzen in Rochstroh's Journal für Kunst und Künsteleien, im Freimüthigen für Deutschland, in v. Cölln's Freimüthigen literarischen Blättern u. a. Zeitschriften. Diese Aufsätze fallen großentheils in die neunziger Jahre. Einer weit späteren Zeit gehören seine selbständigen Werke an. Eins der umfassendsten war die von ihm herausgegebene Weltgeschichte. (Berlin 1813—1815. 3 Bde. 8.) Von der europäischen Türkei gab er eine „Geographisch-statistisch-geschichtliche Darstellung" (ebendas. 1821. 8.) heraus. Zum Gebrauche für Schulen und für den Selbstunterricht entwarf er eine Schilderung des „Götterthums der Hellenen und Römer." (Berlin 1822. 8.) In dem genannten Jahre erschien noch von ihm eine mit besonderer Liebe bearbeitete „Geschichte der Griechen." Durch Gründlichkeit, fleißige Benutzung aller ihm zugänglichen Quellen und einen gefälligen Styl empfehlen sich seine Schriften. In den Jahren 1824—1825 gab er die Berliner Zeitschrift für Wissenschaft und Literatur heraus. Von dieser Zeitschrift erschienen drei Bände oder zwölf Hefte, die mehre Aufsätze von ihm enthalten. Er schloß seine literarische Laufbahn im J. 1826 mit der Besorgung einer neuen Ausgabe von Lessing's Werken, zu denen Schink eine Biographie lieferte [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖDING, im Kreise Brünn der Markgrafschaft Mähren, mit 2200 Einwohnern, einem Gestüte und einer Aerarialtabaks-Fabrik. Das Städtchen liegt an einem Arme des Flusses March und hat ein schönes Schloß, welches zu Fabriken benutzt wird. Die gleichnamige Herrschaft gehörte den Grafen von Zoar, von denen sie der Kaiser Franz I. im J. 1762 für eine Million Gulden kaufte, um daraus eine kaiserliche Familienherrschaft zu bilden. In dem nahen Dorfe Theresienstadt legte derselbe eine Colonie von Lothringern an. (*H. E. Hössler.*)

GÖDÖLLÖ (37° 1′ 30″ L. und 47° 36′ nördl. Br.), ein Marktflecken in dem ungarischen Comitate Pesth mit 1600 Einwohnern, einem schönen, fürstlich Grassalcovitzischen Schlosse, Parke, Thiergarten, lebhaftem Handel, einer katholischen und einer reformirten Kirche.

(*H. E. Hössler.*)

GÖDTKE (Isaak Gottfried), geb. zu Conitz am 12. Dec. 1691, verdankte seine Elementarbildung dem

1) A. F. E. Langbein's Lebensgeschichte, vor der zweiten Ausgabe von dessen sämmtlichen Gedichten in fünf Bänden. (Stuttgart 1838. kl. 8.)

2) Vergl. (Hitzig's) Gel. Berlin im J. 1825. S. 77. Den Neuen Nekroleg der Deutschen. Jahrg. XX. 1. Th. S. 410 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 22. Bd. Abth. 2. S. 391.

akademischen Gymnasium zu Danzig. In Königsberg studirte er Theologie, vertauschte jedoch dies Studium in Leipzig und Wittenberg mit der Jurisprudenz. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn betrieb er die juridische Praxis in seiner Vaterstadt Conitz. Im J. 1716 ward er dort Notar, im J. 1736 Rathsmitglied und im J. 1738 zweiter Kämmerer. Diese Stellen legte er jedoch in dem eben erwähnten Jahre (1738) nieder. Im J. 1742 ward er zum Bürgermeister und Präsidenten gewählt. Er starb im J. 1763. Um seine Vaterstadt machte er sich verdient durch eine mit großem Fleiße und gründlicher Sachkenntniß ausgearbeitete „Geschichte der Stadt Conitz." Dies Werk erschien zu Danzig im J. 1724, in Quart gedruckt und mit einem Kupfer geziert. Die von J. D. Titius herausgegebene „Nachricht von den Gelehrten, die aus der Stadt Conitz herstammen" (Leipzig 1763.), verdankt ihm die Grundlage. Seine Schrift: „Evangelisches Predigtamt in den kleinern Städten des polnischen Preußens" (Danzig 1753. 4.) gab noch bei seinen Lebzeiten Andreas Schott heraus. Beiträge lieferte Gödtke zu den Meletemata Thorunnensia und zu dem Gelehrten Preußen. Dort (4. Th. St. 2.) befindet sich unter andern seine „Nachricht von dem evangelischen Gottesdienst in der Stadt Schlochau"*). (*Heinrich Döring.*)

GÖGARDSINLIK (Golubinjo), Stadt in dem türkischen Sandschak Vidin, an der Donau mit dem Engpasse Porta Trajani oder das eiserne Thor genannt und einem festen Schlosse. (*H. E. Hössler.*)

GÖGGING (Mineralquelle). Im bairischen Landgerichte Abensberg, ½ Stunde von Neustadt entfernt, findet sich bei Göggingen eine Mineralquelle, die nach Vogel's Analyse Natron-, Kalk- und Talksalze mit einer Spur von Eisen und einer Spur von Schwefelwasserstoffgas enthält. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖGGINGEN, 1) bairischer Landgerichtsbezirk von 5 □Meilen und ungefähr 15,000 Einwohnern. Darin das marktberechtigte Dorf gleichen Namens an der Wertach, eine Stunde südwestlich von Augsburg, Sitz eines Forstamtes und Landgerichtes, mit 1150 Einwohnern, welche Bleiweiß liefern, und einem Schlosse.

2) Pfarrdorf von 5—600 Einwohnern. Es liegt im fürstenbergischen Bezirksamte Moskirch im badenschen Seekreise. (*H. E. Hössler.*)

GÖHAUSEN (Hermann), teutscher Jurist, im J. 1593 zu Brackel an der Brucht (im jetzigen preußischen Regierungsbezirke Minden) geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien gräflich Schaumburgischer Rath und im J. 1622 Professor der Rechtswissenschaft zu Rinteln, wo er am 27. April 1632 starb. Er galt bei seinen Zeitgenossen, von deren Vorurtheilen über Hexen und Zauberer er sich übrigens nicht loszureißen vermochte, bereits als einer der vorzüglichsten Juristen und hätte wahrscheinlich noch weit größeren Ruhm erworben, wenn ihm ein längeres Leben beschieden gewesen wäre. Außer einigen akademischen Dissertationen sind von ihm folgende Schriften bekannt: Necessaria informatio super Bachorii animadversionum et Hunnii Resolutionum ad Treutlerum libris (Rint. 1623. 4.), Pericula academica in jure publico et privato (Rint. 1624—28. 4. 3 Partt. Ed. sec. Ibid. 1647. 4.), Decisiones trium quaestionum circa sagas (Rint. 1629. 4.) und Processus juridicus contra sagas et veneficos, d. i. Rechtlicher Proceß, wie man gegen Unholdten und zauberische Personen verfahren soll. Mit erweglichen Exempeln und wunderbaren Geschichten, welche sich durch Hexerei zugetragen, ausführlich erkläret (Rinteln 1630. 8.), welchem letzten Werke auch die Decisiones trium quaestionum circa sagas beigefügt sind*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖHRDE (die), ein im hanöverschen Amtsbezirke Hitzacker gelegener, einige Meilen im Umfange haltender ansehnlicher, von Eichen, Buchen und anderem Laub- und Nadelholze bestandener Wald[1]) mit einem königlichen Jagdschlosse, zu welchem ein starker Complex von Gebäuden aller Art gehört[2]), wie sie eine interimistische Hofhaltung bedingt; in dem Schlosse ist der Sitz einer Forstinspection. Die Göhrde war seit den frühesten Zeiten durch ihren starken Wildstand berühmt und ist es noch bis jetzt. Daher ward und blieb sie der Haupttummelplatz des jagdlustigen Hofes von Hanover und des allda gehegten Schwarz- und Rothwildes. Bis zum Jahre 1643 bestand der damals sogenannte „Göhrder Hof" nur aus zwei Gebäuden, in deren einem der pensionirte dortige Voigt, in dem anderen der im activen Dienste stehende wohnte, mit dessen Stelle die eines Oberförsters verbunden war. Die Göhrde ward als ein zur fürstlichen Jagd bestimmtes Forstrevier angesehen, dessen Grenzen durch Hägestangen isolirt waren, deren Linien von den Jagdberechtigten der umliegenden Güter nicht überschritten werden durften. Auch enthalten freilich ziemlich dürftige Acten die Nachweisung, daß im 17. Jahrh. drei im göhrder Walde gelegene Dörfer, Lütz, Krötz und Vies-

*) Siehe Titius a. a. O. S. 56 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 245.

*) Fr. Wilh. Strieder, Hessische Gelehrtengeschichte. 5. Bd. S. 21 fg.

1) Siehe: F. H. Ungewitter, Neueste Erdbeschreibung (4. Aufl. Dresden 1858.) 1. Bd. S. 416. Mit diesem Forste hat das Dorf Göhrde, zum hanöverschen Kirchspiele Schnega und unter das Amt Lüchow gehörig, Nichts als den Namen gemein. Vergl. Ungewitter a. a. O. S. 417. — Ausführliche Nachrichten über den Göhrdeforst und das in ihm befindliche Jagdschloß, gesammelt vom jetzigen königl hanöverschen Oberhofmarschalle Dr. C. C. v. Malortie, wurden im J. 1842 vom Oberhofmarschallamte dem historischen Vereine zu Hanover mitgetheilt und fanden in dem „Vaterländischen Archive" Jahrg. 1842. Heft 1. S. 80 fg. ihre Stelle. Vielfach vervollständigt wurden sie neuerlichst wieder in Malortie's „Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes" (Hanover 1860.) Heft 2. S. 143—188 aufgenommen und sind hier auszugsweise benutzt. 2) In den eben angeführten „Beiträgen ꝛc." S. 150 fg. werden deren von dem „Schloß mit zwei Flügeln" an bis zum „Eiskeller" nicht weniger als 22 aufgeführt, darunter neben zahlreichen Ställen und Remisen eine Wache mit Wohnungen für Invaliden, ein Pagen- und ein Schauspielhaus, die Oberjägermeister- und Schloßverwalterwohnungen; das im J. 1723 erbaute „Möbelnhaus" ließ König Ernst August im J. 1838 zu seiner Wohnung ausbauen.

kau, abgebrochen wurden, um dem Wildstande mehr Ruhe zu geben. Bereits im 16. Jahrh. mögen die gedachten beiden Voigtswohnungen zur Aufnahme der Landesfürsten bei dortigen gelegentlichen Jagdlagern gedient haben. Durch Rescript Herzogs August des Jüngeren vom 26. Febr. 1643 [3]) wurden die in Verfall gerathenen Voigtswohnungen neu hergestellt und nach einem Berichte des Amtes Hitzacker vom 16. Febr. 1652 [4]) befand sich auf dem „Gördehoffe" bereits vor zwei Jahren „ein großer Reitte-Stall von 24 Gebinden" und an der Stelle des Wohnhauses des Oberförsters Nicolaus Teßner ward durch einen jungen Zimmermeister aus Wußegel der Bau eines neuen ansehnlichen Hauses in Angriff genommen, „zwei mahl aufgeständert, mit vier Ziffeln, aufs beste und köstlichste er's nur erdenken und machen köndte" [5]). Bereits im J. 1654 ward von Herzog August eine große Jagd zur Göhrde gehalten und in den nächsten zehn Jahren wurden die Gebäude bedeutend erweitert. Herzog Georg Wilhelm von Celle ließ von 1682—1684 ein noch ansehnlicheres Haus aufführen, „dessen Wir Uns bei anzustellenden Jagden in Unserer Nothdurft bedienen können;" es kostete an baarem Gelde 14,129 Thlr. Dieser Bau machte es nun dem Herzoge schon eher möglich, einen längeren Aufenthalt daselbst zu nehmen und glänzende Jagden zu veranstalten; das Jagdlager im J. 1687 dauerte vom 5. Sept. bis zum 13. Dec. Noch mehre Bauten wurden angeordnet und ein lebhaftes Getümmel fand in der sonst stillen Göhrde statt, als im J. 1698 der Herzog Georg Wilhelm dem Könige Wilhelm III. von Oranien zu Ehren eine große Jagd anstellen ließ [6]). Nachdem im J. 1705 die Celle'schen Lande dem Kurfürsten Georg zugefallen waren, ward das Herrenhaus abgebrochen und unter der Benennung „Neues Jagdhaus" der Bau des zweiflügeligen Schlosses anbefohlen, dessen Ausführung dem Baumeister von Quirini übertragen ward. Die am 30. April 1710 abschließende Rechnung dieses Schloßbaues nebst noch einem Stallgebäude und einer Wageneremise ergibt eine Geldverwendung von 47,740 Thlrn. Die Möbeln wurden sämmtlich mit dem gekrönten Namenszuge des Kurfürsten gezeichnet. Von da ab ward zu größerer Sicherheit des königlichen Jagdschlosses und des dort befindlichen Mobiliars ein kleines Invalidencorps dauernd in der Göhrde stationirt. Sie blieb der Lieblingsaufenthalt des Kurfürsten; von dem Jahre 1716 an fanden die Jagden regelmäßig alle Jahre statt; viele Verschönerungen wurden verfügt, namentlich die Lindenalleen gepflanzt, welche 392 Bäume zählen. Auch als König Georg I. besuchte er seine liebe Göhrde wiederholt, zum letzten Male im J. 1725. Auch Georg II. beehrte sie wiederholt mit seinem Besuche, stets von einem großen Hofstaate begleitet [7]). Das Interesse des Hofes

3) Aus den Acten mitgetheilt Beitr. S. 171. 4) Urkundlich ebendas. S. 172 fg. 5) Es waren 100 Eichen in der Göhrde gefällt worden und die sonstigen Kosten wurden von den Aemtern Dannenberg, Hitzacker, Lüchow, Scharnbeck und Warpke aufgebracht. 6) Auch der junge Kurfürst Georg Ludwig wohnte ihr bei, und unstreitig hat der Göhrdewald den verschwiegenen Zeugen ernster Gespräche zwischen Wilhelm III. und dem Kurfürsten Georg über des letztern Nachfolge auf dem englischen Throne abgegeben. Denn schon früher hatte die Kurfürstin Sophia den König in den Niederlanden besucht, um ihn zu gewinnen, daß er die demnächstige Vererbung der Krone England auf ihre Familie befürworte. Später geschah es denn auch, daß auf den Vorschlag Wilhelm's III. die Kurfürstin Sophia als Enkelin Jacob's I. und die von ihr abstammende kurfürstliche Familie auf den Fall des kinderlosen Absterbens der Königin Anna auf den englischen Thron berufen wurden. Im J. 1699 war der Kurfürst von Hanover im October wieder zu einer Jagd in der Göhrde. Die wegen der Reise dahin erlassene Relaisordre wird in den „Beiträgen rc." S. 174—178 in extenso mitgetheilt; die zur Jagd im J. 1713 gehörige, sowie die Verzeichnisse der theilnehmenden Personen (a. a. O. S. 178—182) geben ein Bild des Umfanges eines Jagdlagers der damaligen Zeit.

7) Ueber diese zahlreichen Jagden geben die Malortie'schen „Beiträge" viele anziehende Details, aus denen wenigstens einige hierher verpflanzt sein mögen. Beim Jagdlager im J. 1710 zeigte der Schloßcastellan an, daß das Schloßgesinde „ungezogen" sei und nach der damaligen Hofsitte mit dem „spanischen Mantel" bestraft werden müsse, weshalb er um Uebersendung des im Schlosse zu Dannenberg befindlichen Instrumentes dieser Art bitten müsse. Durch Rescript vom 15. Oct. 1711 bekam das Amt Dannenberg die Weisung: „Als man in Erfahrung gebracht, daß auf dem Schlosse zu Dannenberg ein spanischer Mantel oder auch andere Instrumente, womit herrschaftliche Bediente bestraft werden können, vorhanden und daselbst für jetzt nicht gebraucht werden, so sind solche auf einem zweispännigen Wagen nach der Göhrde zu schicken." — In den Göhrde-Jagdtagen vom Jahre 1723, wo in Begleitung des Königs der Kronprinz zum ersten Male die Göhrde, die er gleich seinem Vater so lieb gewann, besuchte, circulirte ein nettes gemüthliches plattteutsches Gedicht, das von einer Predigerstochter zu Himbergen verfaßt war und das damalige Göhrde-Leben und -Treiben zum Gegenstande hat. Es ist in den Malortie'schen „Beiträgen rc." S. 182—186 vollständig abgedruckt, und es sei vergönnt, einige Stellen daraus mitzutheilen, um die Aufsuchung des Ganzen, das seiner Zeit viel Heiterkeit hervorgerufen haben mag, zu veranlassen. Es fängt also an:

„Help Gott! Wat gift et doch vor mi un Mienes glieken,
Tom Göhrhoff upperstunt to kapen un to kieken.
Man lickt sick henn un her un lickt sick doch nich satt,
Wenn man ok all so lange kaken hat.
Ick gink dar hüre henn, als et bedengt to dagen
Un hadde Hawergrütt un Höner hen to dragen.
Mien Nawer Claus ging mit un droog en Neit voll Flaß
Un eben draap et sick, dat et ehn Jagddag waß.
Topp! säd ick, Nawer Claus, nu will ick hüte bliewen,
Schull ok mien Knecht to Hus hüt lene Fahre drieven."

Sie pflanzen sich nun auf und fragen einen der daher schreitenden Hofherren:

„Mit Gunst! ji guden Herrn, kann et wol nich geschehn,
Dat wi man een mal könnt den lewen König sehn?
„„Das kann gar leicht geschehen;
Bleibt ihr nur immer hier auf diesem Platze stehen;
Der König und der Prinz, die reiten auf die Jagd
Und müssen hier vorbei, dann nehmt die Zeit in Acht.""
Kuhm har he uteschnackt, da hören wi wat tuten,
Da kämen Keerls her, de harren vör de Schnuten
En rund lang missing Ding, as ene Fischenwost
Un nedden was't so breet as ene Fensterborst.
Da pußten se herinn un maken sölke Backen
Dat jüm dat Rüggenspeer in'n Hüsten mögte knacken.
Aber, wat Does, wat ging dat glatt,
As wenn de schönste Brut to'r Kerke spelet watt."

Jetzt kommt der König auf seinem schlanken und muthigen Jagdpferde und

für die Göhrde verlor sich nach dem Tode König Georg's II. im J. 1760, indem Georg III. die teutschen Stammlande während seiner Regierung nicht besuchte.

Doch ganz vereinsamt blieb die Göhrde nicht; es traten Ereignisse ein, durch welche sie eine bleibende Bedeutung für die hanöversche Geschichte erhielt.

Bereits im August 1761 besuchte die Gemahlin König Georg's III., Prinzessin Sophia Charlotte von Mecklenburg-Strelitz, auf der Reise von Strelitz nach London die Göhrde und verweilte dort eine Nacht.

Von größerem Interesse ist es, daß vom Juni 1772 ab die unglückliche Königin Karoline Mathilde von Dänemark, Schwester Georg's III., in der Göhrde ihren Aufenthalt nahm, wo Alles zu einer mehrmonatlichen Residenz standesmäßig hergestellt war, während welcher das Schloß zu Celle für sie eingerichtet wurde, das im October jenes Jahres von ihr bezogen werden konnte.

Karoline Mathilde, geb. zu London den 22. Juli 1751, Tochter des Prinzen Friedrich Wilhelm von Wales, ward am 1. Oct. 1766 im St. Jamespalace zu London mittels Procuration mit Christian VII., König von Dänemark, vermählt und trat am Tage darauf ihre Reise nach Kopenhagen durch Teutschland an. In Wildeshausen, als dem ersten Orte, den die Königin im Kurfürstenthume Hanover passiren würde, ward sie auf Befehl Georg's III. von dem hanöverschen Hofe empfangen, um von da bis Altona geleitet zu werden [8]). Bekanntlich ward sie schon nach wenigen Jahren, verflochten in das Schicksal Struensee's, am dänischen Hofe unmöglich. Nach ihrer Verhaftung, am 17. Jan. 1772, ward sie nach der Festung Kronburg gebracht und eine eigens dazu von ihrem Gemahle ernannte Commission sprach die Scheidung aus. Bereits unter dem 8. April 1772 ließ König Georg III. an das Geheimeraths-collegium in Hanover verfügen, daß in Absicht auf die Differenzen und beschwerlichen Umstände, welche sich zu Kopenhagen mit der Königin ereignet, nach Uebereinkunft mit der dänischen Regierung diese nach Teutschland sich begeben werde. Es sei seine Absicht, daß sie in Empfang genommen werde, zu Stade debarquire und über Lüneburg nach der Göhrde sich begebe, bis ein anderer Ort im Lande für ihren künftigen Aufenthalt bestimmt sei [9]). Von Hanover aus ward nach London berichtet, daß im Schlosse zur Göhrde für den Aufenthalt der Königin Alles leicht vorbereitet werden könne und schon unter dem 1. Mai erhielt das Geheimeraths-collegium weitere Befehle und Instructionen [10]). Am 5. Juni Abends 7 Uhr traf die Königin in einer englischen Schaluppe unter dem Donner der auf den Wällen und Schiffen befindlichen Kanonen und dem Geläute der Glocken vor Stade ein und setzte am 7., als dem ersten Pfingstfeiertage,

---

„De blanken Karellebrs, de reeden alle mit.
Nu, dacht ick bi mi sülbst, nu sühst du, wo't üm sitt:
Den lewen König geibt's as mi un Mienes glieken.
He mutt doch alle Tiet sülbst mit to Werke griepen;
Drum deiht de König woll, dat he sülbst Achtung gifft,
Damit up sienen Disch of noch en Bitgen blifft."

Nach einer Schilderung der Parforcejagd, die sich wieder in die Nähe des „Göhrhoffs" zieht, glückt es zuletzt noch den handelnd eingeführten Personen, Zuschauer bei der Tafel des Königs abgeben zu können. Sie, denen Nichts über „Stippmehl, Wost, Ossenfinkel" und fußhohen Speck geht, hatten gar nicht gedacht,

„wat de Kök könn maken,
wenn se erst annefangt, to draden un to kaaken."

Zuletzt kommt noch „sien Brodt" und an rothem, weißem und gelbem Branntweine kann's so großen Herren natürlich nicht fehlen.

„Ick harr of woll mal Lust, von solken Tüg to nipren,
Doch dat is mi to fett, et mögt mi ümmekippen."

Es geht nach Hause, um alles Gesehene dem Bauervolke zu erzählen, nicht ohne zuvor dem Könige noch viele gesegnete Mahlzeiten gewünscht zu haben.

„Indessen wünsch ick, dat de lewe König mancken Dag
So as wi hüte eten mag." —

Bei der Jagd im J. 1730 jagte die 83jährige Kurfürstin Sophia einen Hirsch parforce bis zum Hallali, welche Scene der Kurfürst später auf einem Gemälde verewigen ließ. — Am 10. Oct. 1748 wurde auf Befehl König Georg's II. das St. Hubertusfest gefeiert. Es ward nach der Jagd von der in Nahrendorf einquartierten Schönemann'schen Truppe eine Theatervorstellung gegeben; um 8 Uhr setzte sich der König mit dem Hofe ans Spiel; um 9½ Uhr begann das Souper. Der Oberjägermeister von Beaulieu-Marconnay erhielt den Befehl, die ganze Jägerei in den Speisesaal zu führen. Die beiden jüngsten Jägerburschе trugen den Kopf des erlegten Hirsches, welcher einen Lorbeerkranz im Maule hielt, traten vor die Jägerei und stellten sich vor die Tafel dem Könige gegenüber. Der Oberjagermeister begab sich alodann mit dem Waldhorne hinter den Lehnstuhl des Königs. Der König befahl, einen großen Pokal herbeizubringen, den der Schloßhauptmann v. Wangenheim präsentirte, brachte die Gesundheit der Jägerei aus, gab dann den Becher dem Schloßhauptmanne zurück, der ihn zunächst der Gräfin Yarmouth überreichte; schließlich aber wurde von der ganzen Gesellschaft aus demselben getrunken. Als der König sich des Pokals bedient hatte, gab der Oberjägermeister das erste Zeichen zum Blasen und darauf blies die ganze Jägerei in Harmonie und in Absätzen nach jedem Trunke, der aus dem Becher geschah. Nachdem sämmtliche Personen der Tafelgesellschaft, fünf Damen und zehn Herren, aus dem Pokale getrunken hatten, stand der König auf und wollte, weil es zu einem ordentlichen Balle an Damen fehlte, die Kammerjungfern tanzen sehen, welche sich als Zuschauerinnen eingefunden hatten. Der diensthuende Kammerherr v. Schonfels und der Oberjägermeister eröffneten diesen Tanz, der von den Kammerjungfern bis 1 Uhr fortgesetzt ward, worauf der König sich zurückzog. — Auf der Jagd im J. 1752 war der letzte Jagdtag, der 5 Oct., der glücklichste, indem man 87 Sauen, 11 Hasen und 5 Füchse erlegte; das Rothwild ließ man laufen. Der König schoß aus dem Schirme — Lappen wurden bei den Jagden niemals gebraucht — mehre Hauptschweine, auch Hasen und Füchse, und erlegte mit einem Schusse einen Hasen und einen Fuchs, indem der letztere den Hasen, im Vorbeilaufen vor einem Schweine, bei den Löffeln fassen wollte. — Aus einer beigefügten Uebersicht ergibt es sich, daß allein die Summe der in den Göhrde-Jagden von 1707 bis 1773 erlegten Hirsche sich auf 811 belief.

8) Gute Details über diese Reise in dem Aufsatze Malortie's: „Historische Mittheilungen aus dem Leben der Königin Karoline Mathilde von Dänemark und deren Tod. 1772—1775" in dessen wiederholt angezogenen „Beiträgen rc." Heft 2. S. 63—69. Sie vervollständigen in dankenswerthester Weise die Schrift von H. G. Heimbürger: „Karoline Mathilde, Königin von Dänemark, nach ihrem Leben und Leiden" (Celle 1851.) nach mehren Seiten hin. 9) Man sehe das Reskript bei Malortie a. a. O. S. 70. 10) Die betreffenden Details ebendas. S. 71 fg. So war angeordnet, daß vom Marstalle zwei Zäge Pferde, und zwar „die gelben," von den übrigen aber so viel als nöthig seien, zum Gebrauch der Königin abgeschickt würden.

ihre Reise nach der Göhrde fort, von einer Cavallerieschwadron escortirt. In ihrem sonstigen Gefolge befand sich der von Kopenhagen abberufene englische Gesandte, Colonel Keith nebst drei englischen Seeofficieren von den Schiffen, welche die Königin von Kopenhagen nach Stade gebracht hatten. Ueber Burtehude und Wilstorf ging der Wagenzug nach Winsen an der Lühe, wo die Königin im Schlosse abstieg, um zu übernachten und zu ihrem Empfange Alles eingerichtet fand. Das Behr'sche Cavallerieregiment hatte im Schlosse den Dienst, ein Infanteriecommando denselben in der Stadt. Am 8. Juni Morgens 10 Uhr ward von Winsen wieder aufgebrochen und über Bardowiek und Dahlenburg langte die Königin Nachmittags 5 Uhr im Göhrdejagdschlosse an, wo sie von dem Oberschenk von Wangenheim und dem Hofjunker Grafen von Platen empfangen ward. Von da ab brachte die ansehnliche Hofhaltung ein reges Leben in das noch vor Kurzem so einsam gewesene Jagdschloß [11]) und seine näheren und ferneren Umgebungen. Die Königin bewohnte die Zimmer der ersten Etage, ihr näheres Gefolge die des zweiten Geschockes. Die militairische Wache bildeten Detachements der Regimenter von Behr und von Goldacker aus Lüneburg; als Escorte beim Ausfahren diente ihr ein Commando des Leibregimentes, das in Hanover lag. Den Gottesdienst, der Sonntags und Mittwochs im großen Saale des Schlosses gehalten ward und bei welchem die Königin allein in ihrer Vorkammer saß, besorgte der Superintendent Hornbostel aus Lüneburg; der Doctor Völckers ebendaher fungirte als ihr Hof- und Leibarzt. Es war eine strenge Etikette eingeführt. Der Kammerherr der Königin führte die Königin zur Tafel und sonst bei allen Gelegenheiten, z. B. beim Auskfahren an den Wagen; der Kammerjunker überreichte ihr Handschuhe und Fächer auf einem vergoldeten Credenzteller und nahm sie bei der Rückkehr wieder entgegen; der Hofjunker leuchtete und die beiden Pagen trugen die Schleppe. Da die Königin die Musik besonders liebte, wurden sechs Hofmusici von Hanover nach der Göhrde abgeordnet, um Concerte zu geben; eine italienische Operngesellschaft gab mehre Vorstellungen.

Auch fürstliche Gäste trafen zur Begrüßung der Königin in der Göhrde ein; unter diesen am 4. Juli die Schwester der Königin, die Erbprinzessin Auguste von Braunschweig-Wolfenbüttel, die Mutter der nachherigen Königin Karoline von England, mit ihrem Gemahle; am 30. Aug. der in Hanover residirende Prinz Karl von Mecklenburg-Strelitz.

Nachdem das Schloß in Celle zur Residenz der dänischen Königin völlig eingerichtet war, siedelte sie von der Göhrde aus dahin über, am 20. Oct. 1772 [12]). Das geräuschvolle Treiben, das über vier Monate die Göhrde belebt hatte, wich nun wieder der öden Stille, die sich seit länger als zehn Jahren über sie gelagert hatte. Sie dauerte über 40 Jahre und nur im baulichen Wesen erhielt man vor der Hand das Schloß und die zu ihm gehörenden Gebäude [13]) für den Fall, daß etwa doch wieder einmal eine fürstliche Jagd veranstaltet werden sollte; unter König Georg III. (1760—1820) geschah dies nicht ein einziges Mal; er hat Teutschland nie besucht, wozu vornehmlich der Umstand beitrug, daß schon vom Jahre 1765 an vorübergehende Spuren der Geisteszerrüttung sich zeigten, die später eine bleibende ward. Aber noch einmal sollte die Göhrde Zeuge eines lebendigen Treibens werden; es nahte sich ihr aber nicht in der früheren Gestalt fröhlicher Jagden, die das altgewordene Schloß und den grünen Forst durchbraust hatten; es drängte sich an sie in der fürchterlicheren Gestalt des menschenwürgenden Krieges, im Befreiungskampfe vom Jahre 1813, wo die Göhrde zu der Ehre eines welthistorischen Namens für immer gelangte, am 16. Sept. 1813.

Die Schlacht in und an der Göhrde [14]).

Die wiederholten feindlichen Versuche, mit welchen Napoleon nach der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten im August und September 1813 Berlin durch Truppenkörper seines Heeres, hauptsächlich unter Oudinot und Ney, bedroht hatte, waren durch die Schlacht bei Großbeeren (23. Aug.), durch das Treffen bei Hagelberg (27. Aug.) und durch die Schlacht bei Dennewitz (6. Sept.) völlig vereitelt worden und so hatten auch bei der unter dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden stehenden Nordarmee die Kriegsereignisse eine den Alliirten günstige Wendung genommen; besonders waren es kleinere Streifcorps, welche hier Ehre einlegten und die gerechte Sache

11) Die Einzelnheiten a. a. O. S. 75 fg. 12) Nicht volle drei Jahre hatte sie in Celle ihre Residenz; sie starb am 10. Mai 1775, erst 24 Jahre alt. Specielle Nachrichten über ihre Hofhaltung in Celle und ihr Begräbniß bei Malortie a. a. O. S. 78 fg. Vergl. auch: J. Scherr, Drei Hofgeschichten (Leipzig 1860.) S. 123—213.

13) In den Jahren 1760—1790 wurden an die Baulichkeiten 21,400 Thaler Reparaturkosten verwendet. Da man sich die Wiederherstellung der Parforce- und anderer Jagden nicht möglich dachte, verfielen die zum Theil alten Schloßgebäude immer sichtlicher; man hielt sie eben nur noch hin und vernachlässigte regelmäßige und gründliche Abstellung der immer mehr hervortretenden Mängel. Als um 1800 die Frage des Abbruchs oder der Beibehaltung der Gebäude von Neuem zum Gegenstande der Prüfung gemacht ward, stellte es sich heraus, daß eine gründliche Reparatur wenigstens 100,000 Thlr. kosten würde. Man einigte sich immer mehr dahin, den völligen Abbruch zu empfehlen. Die französisch-westfälische Occupation verhinderte eine definitive Beschlußfassung.

14) Im Verhältnisse zu den größeren und entscheidenderen Zusammenstößen, welche nach Ablauf des Waffenstillstandes im August 1813 zwischen Napoleon und den Alliirten eintraten, dürfte allerdings der Name einer „Schlacht" für das Zusammentreffen an der Göhrde fast etwas zu hoch gegriffen erscheinen; es wird daher in Schriften über die Befreiungskriege unter dem Namen des „Gefechtes" oder „Treffens" an der Göhrde aufgeführt. Doch wird man die Bezeichnung durch „Schlacht" auch nicht unpassend finden können, wenn man in Betracht zieht, daß in einem Kampfe auf Leben und Tod, wie er damals zwischen Frankreich und Teutschland ausgefochten ward, auch eine Episode wie die des Tages an der Göhrde pro rata mitzählt und als einzelnes Glied in der ereignißvollen Kette jener Zeit volle Ehre beanspruchen darf, auch in Beziehung auf die moralische Erhebung, von welcher damals Alles ausging, Alles zu ihr zurückkehrte. Man muß nicht vergessen, daß in einem solchen Zusammenhange nicht allein die größere Consumtion von Menschenfleisch — Schlacht = Schlächterei — maßgebend sein kann.

Teutschlands fördern halfen. Tschernitschef's und Tettenborn's Streifzüge gegen Cassel und Bremen machten im teutschen Publicum großen Eindruck und zählten als gewonnene Schlachten. Hinter ihnen steht die glänzende Waffenthat nicht zurück, welche der Generallieutenant Graf Wallmoden-Gimborn[15]), der mit seinem Corps dem Oberbefehle des Kronprinzen von Schweden untergeben war, auszuführen die Gelegenheit fand und von einem günstigen Geschicke dabei unterstützt ward. Der Hauptschauplatz war eben die Göhrde.

Der volle Zusammenhang ist folgender: Marschall Davoust, welcher an der Spitze eines Armeecorps von 30,000 Mann, das noch durch ein dänisches Hilfscorps von 11,000 Mann verstärkt war, in Hamburg commandirte, war zunächst mit der Vertheidigung Hamburgs, das schnell, aber wohl befestigt war, von Napoleon betraut und hatte zugleich die Aufgabe, seine Verbindung aufwärts an der Elbe mit Magdeburg festzuhalten, es auch wohl zu verproviantiren und mit neuen Truppen seine Besatzung zu verstärken. Nach Ablauf des Waffenstillstandes war er von Napoleon befehligt, das Vorgehen Oudinot's gegen Berlin kräftigst zu unterstützen und dadurch zugleich die Vereinigung der Nordarmee mit den beiden Hauptheeren der Verbündeten, dem schlesischen und böhmischen, zu verhindern, welche im Zusammenwirken die letzte große Entscheidung in Sachsen herbeiführen sollten. Davoust rückte den 17. Aug. von Hamburg aus vor und eröffnete anfänglich die Feindseligkeiten mit großer Energie; bald aber zog er sich nach den Schlägen von Großbeeren, Hagelberg und Dennewitz auf das dänische Gebiet bei Molln, wo sich die Stecknitz mit der Elbe vereinigt, in eine durch Seen, Sümpfe und noch hinzugefügte Befestigungen sehr gesicherte Stellung zurück und verharrte lange Wochen in einer solchen Unthätigkeit, welche bei einem sonst so muthigen Feldherrn, der eine Hauptsäule in dem kriegerischen Machtgebäude Napoleon's bildete, bis jetzt den Kriegskundigen ein Räthsel geblieben ist. Es reducirte sich von da ab Alles auf gegenseitige Beobachtungen und Nichts entscheidende Vorpostengefechte; auch lag es gar nicht in Bernadotte's Absicht, gegen das feindliche Corps an der Niederelbe angriffsweise irgendwie vorzugehen, weil ihm das Zaudern Davoust's für seine projectirte Vereinigung mit der Hauptmacht der Verbündeten mehr Luft machte. Unter diesen Umständen übertrug der Kronprinz dem Generale Wallmoden die schwierige Aufgabe, mit einem bunt zusammengesetzten, keineswegs feuerfesten Heere von 17—18,000 Mann einer Armee von 40,000 Mann, zu welcher gegen 4000 Mann Cavalerie und 100 Kanonen gehörten, die Stirn zu bieten und eine sehr ausgedehnte Linie in einem ganz flachen Lande gegen den Durchbruch eines feindlichen Corps zu schützen. Demnach sah sich Wallmoden nur auf einen Vertheidigungskrieg beschränkt. Dessenungeachtet hätte er vielleicht mehr unternehmen können, wenn er volle Macht über den ihm anvertrauten Truppenkörper gehabt hätte, in welchem aber drei schwedische Generale unter dem unmittelbaren Befehle des Kronprinzen standen; außerdem war ihm die Taktik desselben, nur immer auszuweichen und jeden gewagten Stoß zu vermeiden, ausdrücklich zur Pflicht gemacht. Er hielt daher zunächst die Elbübergänge bei Dömitz und Boitzenburg besetzt und hatte seine ausgedehnte Vertheidigungslinie nach den vorhandenen Kräften zweckmäßig geordnet. Das hielt ihn aber nicht ab, bei dem patriotischen Geiste, der in dem ihm zur eigenen Verfügung zugewiesenen Truppentheile — Russen, Preußen, Hanseaten und neuangeworbenen Hanoveranern[16]) — vorherrschte, zahlreiche Streifparteien auf das linke Elbufer zu entsenden, welche den Franzosen sehr unbequem waren. Davoust gedachte diesem Treiben ein Ende zu machen und das Land stromaufwärts von den zahlreichen Streifcorps zu säubern. Er detachirte daher den General Pecheur mit einer Division von 8000 Mann auf das linke Elbufer zum Vorgehen auf Magdeburg, und hatte dabei unstreitig gleichzeitig die Absicht, die Besatzung dieser Festung zu verstärken und mit neuen Kriegsvorräthen auszurüsten. Der französische Ordonnanzofficier, der als Courier die Depeschen des Marschalls nach Magdeburg übermitteln sollte, ward am 12. Sept. durch einen hannöverschen Oberjäger, der von Dannenberg aus mit drei Jägern und einigen Kosacken einen Streifzug machte, in der Gegend von Uelzen gefangen. Die ihm abgenommene Depesche enthielt die Benachrichtigung, daß Davoust eine Division am linken Elbufer hinauf entsenden werde und daß dort die Verpflegung für ein Corps von 10,000 Mann ausgeschrieben sei; zugleich ward in dem Schreiben gebeten, es möge auch von Magdeburg aus ein etwa gleich starkes Truppencorps wie das unter Pecheur entgegengeschickt werden, indem beide sich in der Gegend von Dannenberg treffen sollten, um die dort stehenden feindlichen Truppen auf Dömitz zu werfen. Dann sollten sie den Brückenkopf bei Dömitz nehmen, nach Lage der Sachen auf das rechte Elbufer übergehen und das Wallmoden'sche Corps zwischen zwei Feuer bringen.

Wallmoden war sofort entschlossen, die Gelegenheit, die sich ihm darbot, einen abgesonderten Truppentheil

15) Ludwig Georg Thedel von Wallmoden-Gimborn, geb. zu Wien am 6. Febr. 1769, war einem alten freiherrlichen Geschlechte in Nieder-Sachsen entsprossen, stand zuerst im hannöverschen und preußischen, später im österreichischen Militairdienste, wo er sich besonders in den Feldzügen von 1796—1801 als Parteigänger auszeichnete; wiederholt ward er auch zu diplomatischen Sendungen gebraucht. Nach dem wiener Frieden von 1809 zum Feldmarschalllieutenant befördert, lebte er, fern von allen politischen Berührungen, als Divisionair in Böhmen, trat im J. 1813 in russische Kriegsdienste und ward Befehlshaber der teutsch-russisch-englischen Legion, die mit der Nordarmee vereinigt ward. Hier hielt er sich als Obercommandeur eines eigenen Corps rühmlich gegen die Uebermacht Davoust's und nöthigte durch sein Vordringen in Schleswig die Danen zum Frieden. Nach dem pariser Frieden trat er in den österreichischen Dienst zurück und zeichnete sich als Befehlshaber in Italien aus, bis er 1818 in den Ruhestand trat. Er bewies in allen seinen Anstellungen stets durchdringenden Verstand und Festigkeit des Charakters, verbunden mit einem edlen Gemüthe.

16) Auch Häusser (Deutsche Geschichte ꝛc. 4. Bd. Berl. 1857. S. 316) bezeichnet dieses Wallmoden'sche Corps als ein „ziemlich bunt gemischtes, aber aus tüchtigen Elementen bestehendes."

des Feindes mit überlegener Macht anzugreifen, und es hätte der besonderen Aufforderung dazu durch den Obersten von Pfuhl, der die Seele und der treibende Geist im Tettenborn'schen Hauptquartiere war, sowie durch andere muthige Führer [17]) einzelner Abtheilungen seiner bunten Völkermusterkarte von Kosacken und Kalmücken, Russen und Schweden, Teutschen und Engländern, Italienern und Spaniern nicht erst bedurft. Genug — der Zug nach dem Göhrdewalde stand sogleich fest, blieb aber immerhin ein gewagtes und kühnes Unternehmen. Man mußte dem so überlegenen Feinde gegenüber die eigene Macht bedeutend schwächen, über den Elbstrom setzen und mehre Märsche zurücklegen, die einem wachsamen Feinde nicht wohl verborgen bleiben konnten. Wallmoden wagte die Unternehmung im Vertrauen auf die bisherige große Unthätigkeit des sonst so gefürchteten Davoust, die an Zaghaftigkeit grenzte, und in der Erwägung, daß doch auch die Macht des Feindes auf dem rechten Elbufer um eine Division vermindert war [18]).

Wallmoden ließ mehr als 8000 Mann seines Observationscorps, die unter seinem Befehle stehende schwedische Brigade Vegesack, die Hanseaten, einen Theil der Lützower Infanterie, das zweite Husarenregiment der russisch-teutschen Legion und einige Pulks Kosacken bei Rhena, Roggendorf, Zarrenthien u. s. w. gegen den französischen Oberfeldherrn, um ihn über sein Vorhaben zu täuschen, auf dem rechten Elbufer zurück. Er selbst brach mit 16 Bataillons, 3 Kosackenpulks, 20 Schwadronen und 28 Geschützen, zusammen ungefähr 11,000 Mann, auf, ging den 14. Sept. Abends über die Schiffbrücke bei Dömitz und marschirte auf Dannenberg, wo er den nächsten Tag lagerte. Zur Deckung eines etwaigen Rückzuges ließ er fast zwei volle Bataillons am Brückenkopfe bei Dömitz, sowie zwischen diesem Orte und Dannenberg zurück. General Tettenborn, welcher die Vorhut befehligte, ging zum göhrder Walde vor und sandte Auskundungen und Streifparteien ab. Am 16. rückte Wallmoden selbst bis an den göhrder Wald vor.

General Pecheur, ein umsichtiger und beherzter Feldherr, war erst den 14. Sept. beim Zollenspicker auf das linke Ufer der Elbe übergegangen. Seine Macht bestand aus zwei Regimentern zu Fuß oder sechs Bataillons, einer Schwadron Chasseurs und sechs oder acht Geschützen, zusammen jedenfalls 7000 Mann, wiewol Berichte der Verbündeten sie auch zu 8000 Mann angeben. Pecheur rückte über Lüneburg vor und stieß bei Dahlenburg auf 100 Kosacken. Durch Gefangene, die er machte, erfuhr er die Nähe einer bedeutenden Streitmacht der Verbündeten. Er meldete seine Besorgniß dem Marschalle Davoust, ward aber hart angelassen und bedeutet, seinen Auftrag auszurichten. Er ging daher bis Oldendorf hart in der Nähe des Göhrdewaldes vor, nahm in der hügeligen Gegend eine sehr vortheilhafte Stellung und sandte Vortruppen und Schwärmer in den Wald vor, die das Jagdschloß in der Göhrde besetzten.

General Wallmoden glaubte in der stark hügeligen und buschigen Gegend seinen Marsch dem Feinde gänzlich verborgen zu haben und wartete am 16., am Waldrande verdeckt, daß der Feind vorkommen werde; allein er wartete bis Mittag vergebens; er mußte aber wegen der schwankenden Angaben der Stärke des Feindes mit aller Vorsicht zu Werke gehen; denn es war auch von Spionen berichtet worden, von Magdeburg her sei ebenfalls ein französisches Truppencorps im Anmarsche auf Uelzen. Als sich weiterhin der Ungrund dieses Gerüchts erwies, beschloß Wallmoden selbst, um nicht umsonst eine so weite Unternehmung begonnen zu haben, die Offensive zu ergreifen [19]). Sechs Bataillone, ein Husarenregiment und 12—16 Geschütze sandte er unter dem Generalmajor v. Arentsschildt und dem Obersten v. Pfuhl links durch den Wald, um dem Feinde in die rechte Seite und in den Rücken zu kommen; diese Macht sollte einen Vorsprung gewinnen und brach um 12 Uhr auf. Eine Stunde später setzte sich der Vortrab des Gros unter Tettenborn — drei Kosackenpulks, zwei Bataillone, vier Schwadronen und vier Geschütze — auf der großen Straße zum Jagdschlosse Göhrde in Bewegung; ihm folgte das Gros unter dem englischen Generale Sir Edmund Lyons, die Reiterei unter General Dörnberg; bei dem Geschütze befand sich auch eine halbe Raketenbatterie.

Der Vortrab war schon im Gefechte mit dem Feinde, als man vom rechten Ufer her aus der Gegend von Boitzenburg Kanonendonner hörte, zum Beweis, daß Marschall Davoust dort angegriffen haben müsse. Wie mislich dadurch auch die geringe Stärke der Verbündeten auf dem rechten Elbufer sein mußte, so war darin doch jetzt nicht zu helfen; es mußte um so mehr beim Angriffe bleiben, da dieser auf dem linken Ufer jedenfalls den Verbündeten auf dem andern als Diversion nützlich werden mußte.

Die Kosacken von Tettenborn drangen zahlreich in den Wald ein und vor, umfaßten die Flügel des Feindes und bedrängten ihn zugleich in der Front; die preußischen Jäger rückten nach, um mehr Nachdruck zu geben [20]). Der Feind fühlte sich bald zu schwach und

17) Major von Lützow, General von Tettenborn u. a. m. 18) Hätte Davoust den Abmarsch Wallmoden's geahnt oder erfahren, so würde er gewiß das ihm gegenüber gebliebene schwache Corps energisch angegriffen und es, sich Weg machend, ohne Zweifel zurückgeworfen haben.

19) Die Disposition zur Schlacht rührte nach raschem, an Ort und Stelle gewonnenen Ueberblicke von dem Obersten v. Pfuhl her. Der hier über ihren Verlauf und Ausgang eingerückte hauptsächliche Bericht ist aus H. Beitzke's Geschichte der deutschen Freiheitskriege (2. Aufl. Berl. 1859. 2. Bd. S. 395—398) herübergenommen, wie ihn auch Malortie in die Eingangs angeführten „Nachrichten über die Göhrde" S. 156—163 aufgenommen hat; die hier nachgebrachten Berichtigungen durch Augenzeugen sind auch der hier gegebenen Darstellung zu Gute gekommen. Kürzer, aber wol nicht ohne wesentliche Irrthümer in den Zahlenangaben, erwähnt diesen Kampf K. G. Bretschneider, Der Krieg der Verbündeten mit Napoleon. (Annab. 1816.) 2. Bd. S. 63—66. Mehre Details sind hier in Anmerkungen und Zusätzen aus Fr. Förster's Gesch. der Freiheitskriege 1813—1815 (3. Aufl. Berl. 1857. 1. Bd. S. 853 fg.) benutzt worden. 20) Es war zunächst das Jägerbataillon des Lützow'schen Freicorps, welches vorging; der Premierlieutenant Staacke führte es. Die Tirailleurs, die eine ausgebreitete Linie bildeten, trafen mitten im Walde, wo er von einem

wich bis an den jenseitigen Waldrand zurück; an demselben lief der Graben hin, der den ganzen Forst umschließt. Hier setzte sich der Feind, welcher Verstärkung erhielt und von mehren Oertlichkeiten begünstigt wurde. Es entspann sich ein stundenlanges heftiges Schützengefecht, welches damit endigte, daß der Feind gezwungen wurde, sich auf seine Hauptstellung zurückzuziehen; Tettenborn kam so weit, diese vollständig zu übersehen. Sie befand sich an der Straße nach Lüneburg auf dem Hohenzuge hinter dem göhrder Walde, hatte vor der Front einen tiefen Bruch, dessen Abfluß zwischen Hügeln rechts zur Elbe ausging, auf dem linken Flügel das Dorf Lüben, hinter dem rechten Oldendorf. Auf diesem standen zwei, auf dem linken fünf Geschütze, eine Haubitze in der Mitte der Straße, die Chasseurescadron vorläufig wahrscheinlich im Rückhalte [21]). Sowie die Truppen Tettenborn's sich im Freien vor dem Walde zeigten, eröffnete der Feind ein lebhaftes Kanonenfeuer.

General v. Arentsschildt und Oberst v. Pfuhl waren links am Waldrande noch nicht angekommen, weil sie einen weitern Weg zurücklegen hatten. Fürs Erste hatte man aber auch genug damit zu thun, sich zum Gefecht zu ordnen. Tettenborn zog seine vier Geschütze vor, um das Feuer des Feindes zu erwidern und zugleich die rückkehrenden feindlichen Tirailleurs wirksam zu beschießen. Bald langte auch die Artillerie der Hauptmacht an, wodurch das Feuer der Verbündeten sehr überlegen wurde. Das Fußvolk der Vorhut und das Gros ordnete sich, die Kosacken und das Reiterregiment stellten sich verdeckt auf, um jeden Augenblick zur Attake vorgehen zu können. Dörnberg war mit seinen Schwadronen schon vom Jagdschlosse Göhrde rechts abgebogen, um auf Umwegen dem Feinde die linke Seite und den Rücken abzugewinnen.

Es ist gewiß, daß schon die verbündete Macht am Waldrande zu beiden Seiten der lüneburger Straße allein vollkommen hingereicht hätte, den Feind zu werfen. Aber man hatte von einer ganzen Division von 10,000 Mann gehört und wollte nicht so ohne Weiteres auf den Feind losgehen; es schien daher nothwendig zu sein, die Umgehungssäule links unter Arentsschildt abzuwarten. Diese wollte sich noch immer nicht zeigen, und so lange das nicht geschah, blieb der Feind in fester Haltung und feuerte nach Kräften. Es neigte sich bereits zum Abend, als plötzlich links am Waldrande Kanonendonner die Ankunft Arentsschildt's und Pfuhl's verkündete. Kurz vorher war auch Dörnberg aus dem Walde gegen den linken Flügel des Feindes vorgekommen.

General Pecheur sah nun, daß er von einer weit überlegenen Macht bedroht sei, brach seine Reihen und wollte den Rückzug antreten. In diesem Vorhaben störten ihn Arentsschildt und Pfuhl, indem sie gegen seinen rechten Flügel losbrachen und ihm im Rücken Oldendorf nahmen. So in beiden Seiten, in der Front und im Rücken gefaßt, blieb ihm nur Ergebung oder ein verzweifelter Widerstand übrig. Pecheur wählte heldenmüthig das Letztere. Furchtbar umgarnt von einer beinahe dreifachen Uebermacht, besonders an Reiterei und Artillerie, wehrte er sich, bis alle seine Geschütze genommen waren, bis sein Fußvolk zerschmettert, durchbrochen und von der übermächtigen Reiterei niedergehauen war. Insbesondere verbreiteten die Congreve'schen Brandraketen, die hier zum ersten Male in diesem Kriege angewendet wurden, Schrecken unter den Franzosen. Daß noch ein Theil derselben dem Tode entkam, machte allein die Finsterniß. Pecheur, dem die Flucht nur zu Fuße gelungen war, rettete sich mit noch etwa 2000 Mann nach Lüneburg [22]), die sich dort und bei Winsen nur allmälig wieder bei ihm einfanden, und auch nur das waldige Terrain machte dies möglich. Die ganze Nacht wogte es in der Göhrde von Franzosen und Alliirten unter einander und das Mordgeschäft hatte aufgehört.

Die Franzosen hatten 8 Geschütze und 15 Munitionswagen verloren; sicherer Annahme nach waren 1000 Mann geblieben, 800 verwundet; über 1000 Mann waren gefangen, allein gegen 100 Officiere. Noch am 17. brachten die Kosacken mehr als 200 Gefangene ein; die Verfolgung ward noch mehre Tage fortgesetzt. Aber auch die Sieger zählten nicht weniger als 1000 Mann an Todten und Verwundeten, ein Beweis der muthigen Gegenwehr des Feindes [23]).

Die gefangenen Franzosen wurden am 17. Sept. über Dannenberg nach Dömitz und Boitzenburg abgeführt, die Schwerverwundeten in Dannenberg untergebracht; allein in der Kirche daselbst lagen 440 Franzosen.

flachen Landrücken durchzogen wird, auf den Feind en masse, und von den Bayonnetjägern unterstützt, an deren Spitze Major Lützow selbst stand, ward der Feind bald aus Graben und Gehölz vertrieben. Lieutenant Staacke, der auf seinem kleinen Lithauer durch Gestrüpp und Haidekraut immer in vorderster Linie hin und her galoppirte, war schon lange das Ziel der feindlichen Schützen gewesen, als er, in die Schulter getroffen, vom Pferde sank. Angebotene Unterstützung nahm er nicht an, übergab dem Lieutenant v. Lützow das Commando, trieb die Jäger an, sich nicht weiter um ihn zu kümmern, frisch vorwärts zu gehen und ihn den Händen der Marketenderin zu überlassen, bis ein Chirurg ihn auffinden werde. Der tapfere Führer wurde dem Corps erhalten. Förster a. a. O. S. 854.

21) Noch Specielleres über die gegenseitigen Stellungen bei Körner a. a. O. S. 855.

22) Wie noch viel schlimmer würde es den versprengten Franzosen gegangen sein, wenn es in den Gegenden der lüneburger Haide neben den nachsetzenden Alliirten wirklich noch Reste jener Wilden gegeben hätte, mit welchen ein französischer Reisender nicht lange vorher mißverständlicher Weise durch freie Phantasie jene Gegenden bevölkert hatte. Denn in der „Voyage dans le Nord de l'Allemagne" kommt wörtlich die Stelle vor: „On trouve dans les forêts de Lunebourg un peuple sauvage, pas encore baptisé, nommé Heiden-Smukken." Zum Glück war dies „wilde Heidenvolk" nichts Anderes als die dort heimischen ranhwolligen, schwarzen Schafe, die Haideschnucken, von denen sich die Kosacken unstreitig gar manche mögen zu Gemüthe gezogen haben. 23) Bei Breitschneider (a. a. O. S. 65) werden den Franzosen 2500 Todte und Verwundete in Anrechnung gebracht; auch wird gesagt, daß sich Pecheur mit nur noch 600 Mann nach Lüneburg gerettet habe. Beide Angaben sind offenbar übertrieben. Auch die Förster's (a. a. O. S. 862), daß Pecheur an Todten, Verwundeten und Gefangenen gegen 6000 Mann verloren habe, während die Alliirten an Todten und Verwundeten nur 50 Officiere und 500 Mann gehabt haben, ist falsch.

Schon am 17. kehrte Wallmoden in Eilmärschen auf das rechte Elbufer nach Dömitz zurück; auf dem linken ließ er nur die Kosacken von Tettenborn, die Lützower Jäger, das Bataillon Reiche und vier reitende Geschütze mit dem Auftrage, den kleinen Krieg fortzusetzen.

Dem Allgemeinen über die Göhrdeschlacht mögen noch einige Einzelnheiten angefügt werden.

Der Major v. Lützow machte aus dem Walde hervor mit seinen schwarzen Reitern einen Angriff auf die aus ihrem Hinterhalte vorgezogene feindliche Cavalerie; diese aber wartete ihn nicht ab, sondern zog sich hinter ihre Infanterie zurück, welche Vierecke formirte. Lützow und seine muthige Schar stürzte sich auf die festgeschlossenen Colonnen, welche ihn mit Kartätschen und Bataillonsfeuer empfingen. Die Wirkung in unmittelbarer Nähe vor der Front war mörderisch[24]); Lützow, der Allen voranritt, wurde durch einen Schuß schwer in den Unterleib verwundet, schwenkte rechts ab und die Schwadronen, in der Meinung, die Attake sei aufgegeben, folgten ihm. Da brachte der alte Rittmeister Fischer die wider Willen Flüchtigen wieder zum Stehen. Er brach auf seinem wilden Schlachtrosse den Seinen eine Gasse in die Reihe der Feinde und man sah die schwarzen Reiter innerhalb des sogleich wieder geschlossenen Vierecks, von den blinkenden Bayonneten umringt, wie kühne Schwimmer, die sich durch glänzende Wellen durcharbeiten. Dem alten Fischer war seine Klinge zerbrochen; er entriß dem französischen Tambour-Major seinen Rohrstock mit schwerem silbernen Knopfe und richtete mit ihm, wie Simson mit dem Eselskinnbacken, eine große Niederlage an. Aber der Hauptangriff der Reiterei war abgeschlagen; daß Fischer wieder aus dem Gedränge herauskam, verdankte er seinem Pferde und mehren Freiwilligen, die ihn nicht stecken ließen. Nach dem Gefechte belobte Fischer die Freiwilligen. „Bisher," sagte er, „habe ich Sie immer per „„Meine Herren"" angeredet; von heute ab werde ich nicht anders sagen als: „„Meine braven Jungens."" Wenn ihr Frauenzimmer wäret, würde ich euch die Hände küssen." Hierbei zog er seine Mütze und schmunzelte[25]).

Der zurückgeschlagene Angriff der Lützower Reiter führte eins jener kritischen Momente herbei, welche nicht selten über Sieg oder Niederlage entscheiden. Dort entschied eine Hand voll unternehmender Bursche aus der Mitte der preußischen Lützow-Jäger, angeregt durch den fast vorwitzig zu nennenden Einfall eines Einzelnen, mehr als alle Strategie und Taktik. Die Jäger hatten ihre Aufgabe, den Feind aus dem Walde zu treiben, erfüllt; sie waren in einzelnen kleineren Trupps aus dem Walde bis zu der vor ihnen liegenden Hügelreihe vorgegangen, mehr aus Neugier, wie die Attake der Cavalerie ablaufen werde, als in Erwartung fernerer Betheiligung an dem Gefechte, welches nun so weit gediehen war, hauptsächlich durch Artillerie und Cavalerie entschieden zu werden. Als die Lützower Schwarzen, nach der Verwundung ihres Anführers en chef, zurück- und auseinanderprallten, ergriff der Jäger Renz die Trommel eines todt an der Erde liegenden französischen kleinen Kataplan, schlug den Sturmmarsch und drang, nachdem sich schnell einige 50 Mann zusammengefunden hatten, gegen die Feinde vor; auch die aus einander gesprengten Reiterscharen schlossen sich wieder zusammen. Renz, immer Sturm schlagend, voran, hatte seine todesmuthige Schar schon so weit geführt, daß es nur noch einen beherzten Anlauf galt, um der Batterie so nahe zu sein, daß die Kugeln über die Angreifenden wegfliegen mußten. Da warf wieder ein Schuß seinen zerschmetternden Hagel in die preußischen Reihen; der muthige Trommelschläger stürzte; krampfhaft erfaßte er den Rockzipfel des ihm zunächst schreitenden Lieutenants Förster und rief mit jammervoller Stimme: „Herr Lieutenant! Ich bin ein Mädchen!" Der Angerufene aber riß sich los; denn nur noch wenige Schritte und die feindliche Batterie war genommen. Lieutenant Förster stürzte nach der Stelle zurück, wo der Jäger Renz gefallen war. Er fand um ihn einen der Aerzte beschäftigt; eine Kartätschenkugel hatte ihm den Schenkel zerschmettert. Man hatte ihm den beklemmenden Waffenrock geöffnet; ein schneeweißer Busen verrieth in pochenden Schlägen das jungfräuliche Heldenherz. Kein Laut der Klage kam über ihre Lippen. Dies heldenmüthige Mädchen war Eleonore Prochaska, 21 Jahre alt, die Tochter eines invaliden Unterofficiers zu Potsdam; sie hatte das älterliche Haus heimlich verlassen und war unerkannt unter dem Namen August Renz in das Lützow'sche Freicorps als Jäger zu Fuß eingetreten. Unter unsäglichen Leiden, welche sie standhaft und mit Ergebung trug, verschied Eleonore am 5. Oct. in Dannenberg. Ein Armeebericht von da vom 7. Oct. meldet: „Heute Morgens 9 Uhr ward die Leiche der in der Schlacht an der Göhrde verwundeten Eleonore Prochaska zur Erde bestattet, welche als Jäger im Lützow'schen Freicorps unerkannt ihren Arm aus reinem Patriotismus der Sache des Vaterlandes geweiht hatte. Gleich einer Jeanne d'Arc hat sie muthvoll den Kampf für König und Vaterland gekämpft. Traurig folgten dem Sarge, der von ihren Waffenbrüdern getragen wurde, das hannöversche und russisch-teutsche Jägercorps, der Oberst Graf Kielmannsegge nebst sämmtlichen Officieren. Eine dreimalige Gewehrsalve rief der vom Sturme des Krieges geknickten Lilie den letzten Gruß in das Grab nach"[26]).

24) Der Lieutenant Förster bei den Lützower Jägern, der Verfasser der vorhin angeführten „Geschichte der Freiheitskriege" sagt a. a. O.: „Hier erfuhr ich zum ersten Male die furchtbare Wirkung einer vollen Kartätschenladung in einen dicht geschlossenen Haufen auf etwa 150 Schritt Entfernung. Das stürzte und sprengte, lief und flog aus einander, Jammergeschrei und Hurrah übertönten und übertäubten eins das andere" (S. 857). 25) Rittmeister Fischer, 72 Jahre alt, hatte unter Friedrich II. als Trompeter bei den Todtenköpfen gedient. Er war ein Mann von riesiger Gestalt und wahrer Löwenstärke, mit Adleraugen, einer Habichtsnase, einem Paar Fäusten wie Geierklauen und schwarzem, über die Brust herabwallendem Barte. So beschreibt ihn Förster a. a. O. S. 844.

26) Siehe Förster a. a. O. S. 859 fg. Hier ist auch ein

Kein Denkstein bezeichnete die Stätte dieser glücklichen Schlacht, bis ein volles Vierteljahrhundert später der König Ernst August von Hanover im J. 1839 ein Monument errichten ließ, das am 8. Juli des ebengenannten Jahres eingeweiht ward.

Bei Gelegenheit des Treffens an der Göhrde waren mehre zum Jagdschlosse gehörige Gebäude von den Franzosen sehr beschädigt worden, und einige, z. B. der sogenannte Hanoversche Stall, der für 156 Pferde Raum bot, mußten abgebrochen werden. Nach eingetretenem Frieden trat der Ausführung gründlicher Reparaturen der Mangel der nöthigen bedeutenden Geldmittel entgegen.

Im Juni 1817 besuchte der Herzog von Cambridge die Göhrde und sprach damals, wo schon der Abbruch des Schlosses in Frage kam, den Wunsch aus, daß die dortigen Gebäude vor fernerem Verfalle gesichert werden möchten[27]). Im J. 1817 kam es zu keinen festen Beschlüssen; die betreffende Behörde beantragte nur eine Reparatur des Möbelnhauses, die aber auch nicht zur Ausführung kam. Nachdem im J. 1815 das Invalidencorps bis auf zwei Mann ausgestorben war, wurde das Schloß von einem aus Lüneburg dahin beorderten Commando bewacht, dies aber schon im J. 1820 wieder als unnöthig aufgegeben, indem das Jagdschloß seit der feindlichen Landesoccupation völlig demöblirt war. In den folgenden Jahren geriethen dann die schon in argem Verfalle befindlich gewesenen Gebäude in immer schlimmeren Zustand[28]). Trotz des energischen Widerspruchs des Herzogs von Cumberland, des nachherigen Königs von Hanover, Ernst August, ward im J. 1826 der Abbruch des Schlosses und eines Theiles der Nebengebäude beschlossen. Mit dem nicht bedeutenden Erlöse aus den Materialien wurden die Abbruchskosten gedeckt und der geringe Ueberschuß wurde zu kleinen Reparaturen der andern Gebäude, des Marstalles, des Möbelnhauses ꝛc., verwendet. Man beschäftigte sich damals mit dem Plane, entweder ein neues Jagdhaus zu bauen oder das Möbelnhaus zum Absteigequartiere für die Herrschaft auszubauen und zu erweitern; aber dies Alles blieb auf sich beruhen. Der Herzog von Cumberland hatte aber der Göhrde stets besonderes Interesse zugewendet; er war daselbst Ende October 1828 und war über den Abbruch des Schlosses sehr ungehalten. Wenige Monate nach seiner Thronbesteigung, Mitte November 1837, besuchte er als König zum ersten Male den Lieblingsaufenthalt seiner Vorfahren und hatte schon damals eine größere Jagdgesellschaft um sich versammelt, die mehre Tage daselbst verweilte. Der König ließ zwar den Neubau eines Schlosses vor der Hand noch ausgesetzt sein, befahl aber, wie oben schon bemerkt ward, das Möbelnhaus unter der Bezeichnung „Königshaus" für sich einzurichten und die andern Gebäude zu restauriren. Diese Anordnungen wurden einer eigenen Commission, welche aus dem Oberjägermeister Graf Hardenberg, dem Oberhofmarschalle Malortie und dem Oberbaurathe Lares bestand, überwiesen. Schon im November 1839 hielt der König ein Jagdlager in der Göhrde ab; bei dem Hofhalte befanden sich gegen 100 Personen. Diese Jagden wurden 1840, 1841—1842, 1845—1847 wiederholt; sie lieferten stets ein sehr ergiebiges Resultat. Die Einrichtung der restaurirten Räume war einfach, aber genügend, da es noch immer zu den Lieblingsideen des Königs gehörte, wiederum ein Schloß zu erbauen. Sie kam nicht zur Ausführung; König Ernst August starb am 18. Nov. 1851 und die Göhrde scheint wieder vereinsamen zu sollen. (*J. E. Volbeding.*)

GÖHRENSCHE HÖWT (das), ein hohes, steiles Vorgebirge, welches auf der Mitte der Ostküste der Insel Rügen weit vorspringt und wegen seiner eigenthümlichen, einem Pferderücken ähnlichen Gestalt auch das Pferd heißt. (*H. E. Hössler.*)

GÖKUMIT heißt ein Mineral, nach dem Orte seines Vorkommens bei Gökum in Upland benannt, das grünlichgelb, an den Kanten durchscheinend und von 3,74 specifischem Gewichte ist. Die nähere Untersuchung hat ergeben, daß es Nichts weiter als gemeiner Idokras ist, denn es besteht nach Thomson's Analyse in den Annals of New-York 1828. IX. aus 35,680 Kieselerde, 25,748 Kalkerde, 34,460 Eisenoxydul, 1,400 Thonerde und 0,600 Wasser. (*Giebel.*)

GÖLDEL (Martin Christian), teutscher Schulmann, im J. 1665 zu Gotha geboren, widmete sich auf der Universität zu Jena der Philologie und wurde daselbst im J. 1687 Magister; im J. 1692 kam er als Conrector nach Schleusingen und im J. 1695 in gleicher Eigenschaft nach Lübeck, wo er um das Jahr 1719 starb. Er erwarb sich in seiner Stellung große Verdienste um die Ausbildung der Jugend und beschäftigte sich auch vielfach als Schriftsteller; unter seinen zahlreichen, größtentheils ungedruckten oder wenig verbreiteten und fast gänzlich vergessenen Schriften dürften zwei bis jetzt unbeachtete dramatische Versuche („Der glückliche Thron Henrici VII., Königs in Engelland, in einem oratorisch-poetischen Schauspiele" und „Die von zweyfachem Sturme zerscheiterte Crone bey Entleibung Königs Henrici III. in Frankreich, in einem Trauer-Spiele") eine nähere Untersuchung verdienen*). (*Ph. H. Külb.*)

Gedicht auf sie von Freimund Raimer eingerückt; zwei Briefe an ihren Bruder waren früher (vergl. das. S. 28 fg.) mitgetheilt worden.

27) Malortie bemerkt a. a. O. S. 164, daß der General von der Decken, der den Herzog von Cambridge begleitete, diesen Wunsch getheilt und dabei geäußert habe, in 20 Jahren könne möglicher Weise Hanover von England getrennt sein, in diesem Falle aber werde, wenn das Schloß abgebrochen sei, der künftige Landesherr bei etwaigen Besuchen der Göhrde sich schwerlich mit einem Absteigequartiere im Pavillon des Marstalles begnügen, dessen Restauration allein man noch beabsichtigte. Es verdient bemerkt zu werden, daß jene im Juni 1817, als nach 20 Jahren möglich, angedeutete Trennung Hanovers von England durch das am 20. Juni 1837 erfolgte Ableben Königs Wilhelm IV. von Großbritannien und Hanover wirklich eintrat. 28) Malortie a. a. O. S. 165 fg.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1044, wo man auch ein Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften findet.

GÖLDLIN (Peter Christoph von), geb. 1663 in Luzern, stammte aus einem altadeligen Geschlechte dieses Namens. Kaiser Leopold I., in dessen Diensten Göldlin's Vater gestorben war, interessirte sich für den muntern Knaben, der früh Neigung zum Militairstande zeigte. Der Kaiser sorgte für seine Erziehung, die vorzugsweise bezweckte, ihn zu einem geschickten Officier auszubilden. Im J. 1699, in seinem 36. Jahre, erhielt Göldlin eine Compagnie bei der Herbenstein'schen Legion. Im J. 1718 ward er Oberstlieutenant und 1723 Oberst des Regiments Königseck. Im spanischen Erbfolgekriege, wie in den Feldzügen gegen die Türken und in Sicilien gab er ähnliche Proben seiner Tapferkeit und Kriegserfahrung. Belohnt sah er sich dafür im J. 1732 durch die Ernennung zum Reichsbaron. Bald nachher ward er zum Primas und Oberbefehlshaber des Königreichs Serbien erhoben. Mit großer Umsicht deckte er in dem ungarischen Feldzuge vom J. 1739 nach der unglücklichen Schlacht bei Groska den Rückzug der kaiserlichen Armee. Im J. 1741 befehligte er in dem berühmten Treffen bei Molwitz den linken Flügel des österreichischen Heeres. Er ward tödtlich verwundet und starb in jener Schlacht den Heldentod mit dem Ruhme eines der tapfersten österreichischen Feldherren. Die Kaiserin Maria Theresia soll seinen Verlust tief betrauert haben*).

(*Heinrich Döring.*)

GÖLDLIN VON TIEFENAU (Johann Baptist Franz Bernhard), ein als gründlicher Geschichtsforscher und durch reine, unbefangene Vaterlandsliebe ausgezeichneter katholischer Geistlicher zu Luzern, geb. 1762, gest. 1819. Das Geschlecht stammte aus der Markgrafschaft Baden und führte von einem dort gelegenen Schlosse Tiefenau diesen Zunamen. Der Ritter Werner von Tiefenau soll wegen Streitigkeiten mit dem Markgrafen das Badische verlassen und sich zuerst zu Speier und Strasburg aufgehalten haben. Im J. 1330 erwarb er das Bürgerrecht zu Zürich, wo dann einige seiner Nachkommen zu hohen Staatsämtern gelangten. Einer derselben, Kaspar, verließ Zürich 1523 als entschiedener Gegner der Reformation und verpflanzte das Geschlecht nach Luzern, wo er dann bald auch zu hohen Aemtern gelangte. Aus demselben war Johann Baptist Franz Bernhard, der sich mit vorzüglichem Fleiße auf der Lehranstalt zu Luzern den Wissenschaften widmete. Schon im 17. Jahre erhielt er eine Anwartschaft auf ein Kanonicat zu Münster im Aargau und im 23. die Pfarrstelle zu Inweil. Das Kanonicat zu Münster wurde 1792 erledigt und fiel ihm nun zu, und im J. 1803 wurde er auch zum Probste des Stiftes ernannt. Schon sein Vater, Aloys Christoph Johann Baptist, Mitglied des Rathes zu Luzern, hatte sich viel mit Sammlung von Urkunden, besonders über luzernerische Geschlechter, beschäftigt. Der Sohn erbte diese Neigung, dehnte aber seinen Gesichtskreis weiter aus auf Schweizergeschichte überhaupt und benutzte dazu verschiedene öffentliche und Privatarchive. Eine Frucht dieser Forschungen war: Versuch einer urkundlichen Geschichte des Drey-Waldstätte-Bundes oder der ältesten freyen Verfassung und Verbindung der drey Cantone Uri, Schwyz und Unterwalden, als Grundlage der schweizerischen Eidgenossenschaft (Zürich 1808. 8., mit zehn Urkunden aus den Jahren 1231—1310.). — Acht Jahre früher erschien von Göldlin: Der Geist des seligen Bruder Klaus (Niklaus von der Flüe) zur Förderung eines guten Sinnes und Lebens (Luzern 1801 und vermehrte Ausgabe 1808. 8.). Zwar füllt eine Reihe von Gebeten und frommen Betrachtungen, die nicht von Niklaus von der Flüe, sondern meistens von dem bekannten Jesuiten Petrus Canisius herrühren, wol die Hälfte des Werkes aus; aber die andere Hälfte enthält eine, wenn man den katholischen Standpunkt des Verfassers im Auge behält, sehr gründliche Lebensbeschreibung von Niklaus von der Flüe. Nachher erschien noch von ihm: Geist der letzten Hälfte des XV. und der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts in der Schweiz in politischer, literarischer und religiöser Hinsicht; oder Konrad Scheuber von Altfellen, ein Tochtersohn des seligen Bruder Niklaus von der Flüe. 2 Bde. (Luzern 1813 u. 1814. 8.) (Dieser Enkel von Niklaus von der Flüe folgte dem Beispiele seines Großvaters und zog sich, nachdem er in jüngeren Jahren dem Vaterlande in mehren Feldzügen und in öffentlichen Aemtern Dienste geleistet hatte, ebenfalls von der Welt zurück und verlebte seine letzten 15 Jahre als Eremit.) Der erste Band enthält Scheuber's Leben, auch mit vielem Aesthetischen vermischt. Den zweiten Theil bildet eine Uebersicht der Schweizergeschichte vom Stanzerverkommnisse an bis auf den Frieden zu Basel 1499, und Nachrichten von der wissenschaftlichen Thätigkeit und der Buchdruckerei in der Schweiz. Dann aber wurde Göldlin's fernere literarische Thätigkeit unterbrochen. Als es im J. 1815 den ultramontanischen Intriguen gelungen war, den zum Bisthume Constanz gehörigen Theil der Schweiz von diesem uralten Diöcesanverbande zu trennen und an dessen Stelle ein Immediatbisthum unter römischem Einflusse zu setzen, wurde Göldlin vom päpstlichen Nuntius eigenmächtig zum römisch-apostolischen Generalvicar ernannt. Zwar verweigerten die Cantone anfänglich die Anerkennung, weil der Nuntius die Regierungen ganz übergangen hatte; aber auch hier siegte die römische Schlauheit und Beharrlichkeit. Seine Stellung war jedoch äußerst schwierig. Göldlin war zwar frommer und eifriger Katholik, aber sein milder und toleranter Charakter paßte nicht recht zu seiner Stellung als Werkzeug römischer Absichten. Einen Beweis dieses unbefangenen Sinnes enthält seine Vorrede zu Konrad Scheuber, wo er zwar als Katholik den Wunsch dereinstiger Einheit der Kirche und des Glaubens in der Schweiz ausspricht, unterdessen aber zur Liebe ermahnt und Katholiken und Protestanten mit den Paulinischen Worten (Epheſ. 4, 3) anredet: „Laßt Euch recht angelegen sein die Einigkeit des Geistes durch das Band des Friedens zu erhalten. Es ist ja doch nur Ein Leib, Ein Geist, Eine Hoffnung, zu der Ihr alle berufen seid, Ein Herr,

*) Siehe M. Lutz in dem Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 178.

Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater Aller, der da ist über Alle, und durch Alles und in uns Allen." Daß ein römischer Generalvicar mit solchen Gesinnungen unaufhörlichen Kränkungen ausgesetzt war, ist begreiflich, und es werden dieselben als eine der Hauptursachen seines frühen Todes angesehen. (*Escher.*)

Göler von Ravensburg, s. Ravensburg.

GÖLI, teutscher Minnesänger, ritterlichen Standes, wovon das „Her" (Herr) vor seinem Namen hindeutet, stammte vielleicht von den Gielen im Thurgau ab, oder von den Gölern im Oettingischen. Von seinen Lebensumständen ist Nichts bekannt. Seine aus 18 Strophen bestehenden zwei Lieder in der Manessischen Sammlung (2. Th. S. 57 fg.), wieder abgedruckt in der von v. d. Hagen besorgten Sammlung der Minnesinger, haben mit den Liedern Nithart's eine auffallende Aehnlichkeit, die beinahe auf eine Verwechselung oder Nähe der Gegend, wo beide Dichter lebten, schließen läßt*). (*Heinrich Döring.*)

GÖLICKE (Andreas Ottomar), Professor der Medicin, war zu Nienburg im Anhaltischen am 2. Febr. 1671 geboren. Er studirte Medicin in Frankfurt an der Oder und in Halle, promovirte an der letztern Universität, besuchte dann noch holländische Hochschulen und ließ sich zunächst als praktischer Arzt in Zerbst nieder. Alsbald erhielt er einen Ruf an die Universität Halle und vorübergehend war er auch Professor in Duisburg; aber wahrscheinlich schon im J. 1715 kam er als ordentlicher Professor nach Frankfurt an der Oder, wo er dann bis zu seinem am 12. Juni 1744 erfolgten Tode blieb. Göliche ist entschiedener Stahlianer und Verfasser einer großen Anzahl von Dissertationen, worinnen er sich in den verschiedensten Gebieten der Heilkunde ergeht. Der Literatur und Geschichte der Medicin wandte er aber vorzugsweise seine Thätigkeit zu, wie aus der Uebersicht seiner sonstigen Schriften erhellt: Epistola in qua refutatur praejudicium, medicos omnes romanos olim abjectae conditionis et servos fuisse. (Lips. 1705.) Historia anatomiae nova aeque ac antiqua, seu conspectus plerumque, si non omnium, tam veterum quam recentiorum, qui a primis artis medicae originibus usque ad praesentia nostra tempora anatomiam operibus suis illustrarunt. (Hal. 1713. Francof. ad Viadr. 1738.) Historia chirurgiae antiqua. (Hal. 1713.) Historia medicinae universalis, qua celebriorum quorumcumque medicorum, qui a primis artis natalibus ad nostra usque tempora inclaruerunt, vitae, nomina, dogmata singularia, ratiocinia, hypotheses, sectae etc. accurate pertractantur. 3 Voll (Hal. 1717—1720.) Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui medicinam forensem commentariis suis illustrarunt. (Francof. ad Viadr. 1723. Ibid. 1735.) Introductio in historiam litterariam scriptorum, qui institutiones medicinae seu partem ejus scriptis suis illustrare cordi habuerunt. (Francof. ad Viadr. 1735.) Institutiones medicinae secundum principia mechanico-organica reformatae. (Francof. ad Viadr. 1735.) Auch begann Göliche seit 1736 herauszugeben: Selecta medica Francofurtensia anatomen practicam, chirurgiam, materiam medicam universamque medicinam illustrantia. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖLIS (Leopold Anton), geb. am 19. Oct. 1764 zu Weißenbach, einem im Raabthale in Steyermark gelegenen Dorfe, wo sein Vater, früher in Militairdiensten, Grundbesitzer und Gemeinderichter war, verdankte seine Elementarbildung und die Kenntniß der lateinischen Sprache seit dem Jahre 1773 der Normalschule zu Gleißdorf. Noch raschere Fortschritte machte er in dem Gymnasium und Lyceum zu Grätz. In seinem 24. Jahre (1788) ging er nach Wien. Auf der dortigen Universität widmete er sich dem Studium der Arzneikunde. Im Februar 1793 erlangte er den medicinischen Doctorgrad. Durch den fleißigen Besuch des allgemeinen Krankenhauses erwarb er sich unter der Leitung Nord's, Hirtl's und anderer berühmten Aerzte gründliche Kenntnisse in der Klinik. Im Jahre 1794 begann er seine medicinische Praxis. Der um diese Zeit gestorbene Dr. Mastalier hatte in seiner Wohnung armen und kranken Kindern einige Tage in der Woche unentgeltlich ärztliche Hilfe geleistet durch Verordnung zweckmäßiger Heilmittel. Dem Beispiele dieses menschenfreundlichen Mannes folgte Gölis. Er gründete ein Institut für arme und kranke Kinder nach einem ebenso einsichtsvollen als zweckmäßigen Plane. Durch die Unterstützung edelmüthiger Gönner erweiterte sich dies Institut nach und nach in solchem Grade, daß die Zahl der Kinder, die dort ärztlich behandelt wurden, sich auf 5000 belief. Auch in der Uneigennützigkeit stand er seinem Vorgänger nicht nach. Er leistete seine ärztliche Hilfe unentgeltlich und bestritt mit den Summen, die ihm durch auswärtige Wohlthäter zuflossen, die Auslagen für Arzneien und andere Bedürfnisse. Während der 32 Jahre, in denen er diesem Institute als Director vorstand, belief sich die Zahl der dort ärztlich und wundärztlich behandelten Kinder auf 159,566. Seine Thätigkeit beschränkte sich jedoch nicht auf diese von ihm gegründete Heilanstalt. Einen noch ausgedehntern Wirkungskreis hatte seine mit dem günstigsten Erfolge betriebene Privatpraxis in den angesehensten, sogar herzoglichen und fürstlichen Häusern, wie in den Hütten der hilflosesten Armuth.

Seine reichen Erfahrungen vermehrte er durch fortgesetzte Studien in seinem Fache. Kaum blieb ihm irgend eine bedeutende Erscheinung im Gebiete der medicinischen Literatur unbekannt, und seine Kenntnisse zu vermehren und zu berichtigen war und blieb, wie in seiner Jugend, auch im höheren Alter sein eifrigstes Bestreben. Auch als Schriftsteller machte er sich um seine Wissenschaft wie um die Menschheit verdient. Dem Fonds seines Institutes widmete er den Ertrag seiner ersten Schrift, durch die er sich als Autor bekannt machte. Sie erschien unter dem Titel: „Ueber die Kennzeichen der häutigen

*) Vergl. Koch's Compendium der Literaturgeschichte. 1 Bd. S. 170. v. d. Hagen in s. Literarischen Grundriß zur Geschichte der deutschen Poesie S. 473 und im Museum für altdeutsche Literatur und Kunst. 1 Bd. 2. 1. S. 162.

Bräune, zur Warnung vor zu später Beobachtung derselben." (Wien 1808. 8.) Im J. 1823 erschien eine verbesserte und vermehrte Auflage seiner zu Wien 1811 gedruckten „Vorschläge zur Verbesserung körperlicher Kindererziehung in den ersten Lebensperioden; mit Warnungen vor tückischen Krankheiten, schädlichen Gebräuchen und verderblichen Kleidungsstücken." Sein Tractatus de rite cognoscenda et sananda angina membranacea erschien zu Wien 1813. Eins seiner schätzbarsten Werke, von welchem in den Jahren 1820 und 1824 eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage herauskam, waren die im J. 1815 zu Wien gedruckten „Praktischen Abhandlungen über die vorzüglichen Krankheiten des kindlichen Alters." Dem ersten Bande dieses Werkes, der von der hitzigen Gehirnwassersucht handelt, hatte Gölis eine Geschichte des wiener Kinder- und Krankeninstitutes beigefügt, mit einer Uebersichtstabelle aller seit 20 Jahren in demselben vorgekommenen Krankheitsformen und der Zahl der kranken Kinder. Den Inhalt des zweiten Bandes bildet eine Schilderung der verschiedenen Arten des äußern Wasserkopfs.

Die niederösterreichische Landesregierung fand sich veranlaßt, ihm in einem Belobungsdecrete ihre Zufriedenheit mit der umsichtigen, gewissenhaften und menschenfreundlichen Direction seines Institutes zu erkennen zu geben. Im J. 1816 ward er zum k. k. Sanitätsrathe und von vielen gelehrten Gesellschaften zum Mitgliede ernannt, so unter andern von der physikalisch-medicinischen Societät zu Erlangen, von der kaiserl. russischen Gesellschaft praktischer Aerzte zu Wilna u. a. m. Im J. 1821 ernannte ihn die Erzherzogin Marie Louise zum Leibarzte ihres Sohnes, des Herzogs von Reichstadt. Bei einer sehr geregelten Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen blieb ihm auch noch in höherem Alter bis wenige Wochen vor seinem Tode eine fast ungeschwächte Jugendkraft, die ihm vergönnte, mit rastlosem Eifer sich seinem ärztlichen Berufe zu widmen. Er ward allgemein betrauert, als er am 20. Febr. 1827 in einem Alter von 63 Jahren starb *). (*Heinrich Döring.*)

GÖLLHEIM oder GELLHEIM, Marktflecken im Landcommissariat Kirchheim-Bolanden des baierischen Rheinkreises, unter dem Donnersberge, mit 1600 Einwohnern und dem Denkmale des Kaisers Adolf von Nassau, das Königskreuz genannt, der hier im J. 1298 von Albrecht von Oesterreich geschlagen und getödtet wurde. (*H. E. Hössler.*)

GÖLLINGEN. I. Das ehemalige Kloster Göllingen in der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt. — Das Kloster Göllingen gehörte muthmaßlich zu dem Wippergau, der sich von Jechaburg über Sondershausen bis auf Günzerode erstreckt und die ebengenannte Stadt, die Dörfer Bebra, Jecha, Berka, Hachelbich, Sega, das Schloß Arnsburg, wie auch einige jetzt wüste Ortschaften, unter andern Hausen, in sich begriffen zu haben scheint. Nach Mitternacht begrenzte ihn der Nabelgau und nach Mittag der Gau Engilin oder Engelheim. Er wird zuerst in einer, neuerlich ohne hinreichende Ursache verdächtigten, jechaburgischen Urkunde vom Jahre 1128 erwähnt.

Göllingen liegt zwischen Frankenhausen und Sondershausen am südöstlichen Abhange des fast vereinzelt aufsteigenden Michaelsberges, dessen Fuß auf drei Seiten die Wipper umspült. Die Gegend ist eine der anmuthigsten. Herrliche Wiesengründe wechseln mit malerischen Baumgruppen, fruchtbaren Feldern und waldbekränzten Höhen. Ein großer Teich belebt die Landschaft durch seinen hellen Wasserspiegel. Die Wipper schleicht sanft und geheimnißvoll in dichtem Erlengebüsche, ihr Dasein nur durch das Geräusch der unter dem Klosterberge angelegten Mühle verrathend. Eine Vertiefung im Boden, in der Nähe jenes Weihers, deutet auf den merkwürdigen, wegen der öfteren Erdfälle und Einbrüche in einen gemauerten Kanal verwandelten Stollen hin, welcher 220 Lachter unter dem Berge fort dem Salzwerke in Frankenhausen das nöthige Wasser aus dem Flusse zuführt, bis sich dasselbe bei Artern mit der Unstrut vereinigt.

Rechts zieht die Straße von Frankenhausen nach Sondershausen in einem Hohlwege einen steinigen Hügel hinan und bei einem jähen Abhange vorüber. Hier weilt das Auge des furchtlosen, für Naturschönheiten empfänglichen Wanderers auf dem in der Tiefe sich ausbreitenden, bunten Wiesenteppiche und den im Glanze der Abendsonne heimkehrenden Heerden mit Entzücken. Der Name Göllingen läßt sich am füglichsten von den alten, teutschen Wörtern Gol oder Göl und ing oder ling herleiten, das erste bedeutet eine Lache, einen Sumpf oder See und das letzte etwas von dem andern Abstammendes, einen Nachkommen. Gölling oder Göllingen ist daher so viel als ein Ort, welcher von einem stehenden See, einer Lache, seine Benennung hat. Die Beschaffenheit der dortigen Gegend, die ehedem wol viel sumpfiger und wasserreicher gewesen sein mag, steht mit dieser Vermuthung in vollem Einklange [1]).

Das Kloster zu Göllingen kann mit Recht unter die ältesten in Thüringen gezählt werden; aber in welchem Jahre und von wem es erbaut worden sei, läßt sich wegen des Verlustes der Stiftungs- und Bestätigungsurkunden und anderer glaubwürdigen Zeugnisse nicht mit Gewißheit bestimmen. Es war nebst mehren thüringischen Klöstern der Abtei Hersfeld in Hessen unterworfen, welche auch noch in späteren Zeiten durch Einsetzung der Pröbste u. s. w. gewisse Rechte darüber ausübte. Diese gründeten sich wol zum Theil auf ein frommes Vermächtniß, wodurch gegen das Ende des 8. Jahrh. der ersten geistlichen Stiftung von einem uns unbekann-

*) Vergl. Wiener Zeitung. 1827. Nr. 297. Steyermärkische Zeitschrift 1827. Heft 8. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. V. 1. Th. S. 225 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 737 fg. 22. Bd. Abth. 2. S. 392.

1) Siehe *Müldener*, Antiq. Goelling. p. 7—9. Vergl. *Diefenbach*, Celtica I. p. 138. Alb. Schott, Ueber den Ursprung der deutschen Ortsnamen (Stuttgart 1842. 4.) S. 28. Selig Cassel's Wissensch. Berichte II. III. S. 161. Ebend. Thüringische Ortsnamen. 2. Abh. (Erfurt 1858. 8.) S. 39 fg.

ten Geber zwölf Höfe und ebenso viel Morgen Landes überlassen worden waren. Ein Verzeichniß der Güter, welche Hersfeld zur Zeit seines ersten Abtes, des nachherigen mainzischen Erzbischofs Lullus, und nicht lange nach dessen im Jahre 786 erfolgten Tode erworben hatte, gibt uns davon sichere Kunde. Daß aber zu Göllingen nicht früher als in der zweiten Hälfte des 10. Jahrh. ein Kloster angelegt worden sei, muthmaßt J. F. Mülde ner, von dem wir eine ausführliche Geschichte desselben besitzen, vornehmlich aus dem Umstande, weil zu Anfange des 11. Jahrh., als sich Günther der Heilige oder der Eremit kurze Zeit hier aufhielt, die Mönche noch mit Mangel und Dürftigkeit zu kämpfen hatten; doch war es wol natürlich, daß der nicht an Arbeit und Entbehrungen gewöhnte neue Ankömmling den Zustand des Klosters, in Erinnerung an die eigenen glänzenden Verhältnisse, drückend und ärmlich finden mußte.

Die Schicksale dieses Günther sind so innig mit der früheren Geschichte unseres Klosters verwebt, daß es sich wol der Mühe lohnen möchte, ihnen hier einige Aufmerksamkeit zu widmen, zumal da diesem wegen seines strengen Wandels von seinen Zeitgenossen und der Nachwelt bewunderten Manne, nach dem Urtheile neuerer Gelehrten, eine Stelle unter den Ahnherren des Hauses Schwarzburg gebührt.

Zwei erst seit Kurzem veröffentlichte hersfeldische Documente, deren Inhalt wir jetzt mittheilen wollen, erheben die deswegen geäußerten Muthmaßungen zu fast unbezweifelter Gewißheit. Zwischen den Jahren 1005 (wie Wenck angibt, oder vielmehr 1006 — der Urkunde selbst fehlt das Datum) und 1012 eignete ein vornehmer Thüringer, mit Namen Günther, von seinem Erbe und aus der Erbschaft der Kinder seines Bruders Sizo Güter in Thürungen, Günzerode, Ichtershausen und Eschenberg dem Kloster des heiligen Wipert in Göllingen und trat zugleich, auf Bitten des Abtes Godhard zu Hersfeld, noch Sedinstete und Beringgi ab, jedoch mit Vorbehalt des Voigteirechts über Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Waltsazi, Emleben, Schwathausen und Eschenberg für sich, seine und seines Bruders Söhne und mit der Verpflichtung, daß der jedesmalige Voigt zu den östlichen Heerfahrten fünf bewaffnete Männer für den Abt stellen solle, für deren Unterhalt der letztere jedoch selbst zu sorgen habe. Die Schenkung kam in der benachbarten kaiserlichen Pfalz Walhausen zu Stande.

In einem andern, vermuthlich von 1039 — 1045 ausgestellten, Documente erklärt Günther, daß er von seinen eigenen Gütern und den erblichen Besitzungen der Söhne seines schon erwähnten Bruders zehn Hufen in den Orten Salzaha und Ottinscwoha dem Lamprecht, Lehnsmanne des Abtes Meinher zu Hersfeld, und seinem eigenen Vasallen Rodolf dergestalt übergeben habe, daß diese Güter der genannten Abtei lehnbar sein sollten. Dabei bedingt er sich aufs Neue für seine eigene Person, seine und seines Bruders Söhne das Voigteirecht über Ohrdruf, Wechmar, Kolleda und Waltsazi aus. Die Unterhandlungen deswegen wurden zu Wiehe gepflogen, wohin Günther, der damals als Einsiedler in den böhmischen Wäldern lebte, sich vielleicht selbst begeben hatte.

Diese Urkunden, deren Glaubwürdigkeit zwar neuerlich angefochten worden ist, sind für uns von größter Wichtigkeit; denn wir werden dadurch sogar deutlicher über die Familie Günther's belehrt, als von seinem ältesten Lebensbeschreiber, der sich damit begnügte, ihn unter die Edeln Thüringens zu rechnen. Schon wegen seines in dem kevernburg-schwarzburgischen Hause so üblichen Namens ist es nicht unwahrscheinlich, daß er demselben angehörte. Hierzu kommt, daß wenigstens drei von den Ahnherren dieses Geschlechtes, wie sein Bruder, Sizo hießen. Ferner treffen wir einige der in jenen Urkunden gedachten Orte unter den Besitzungen der nachherigen, aus einem Stamme entsprossenen Grafen von Kevernburg, Schwarzburg und Rabenwald; manche mögen wol bereits Eigenthum ihrer Vorältern gewesen sein. Schon in den frühesten Zeiten waren mehre Grafen, die sämmtlich den Namen Günther führten, Schirmvoigte der thüringischen Besitzungen Hersfelds, der Schlösser Gebesee, Berka, Breitenbach, Wachsenburg, der Städte Gotha und Arnstadt, der Voigteien und Schultheißenämter von Ohrdruf, Wechmar, Kölleda, Schwabhausen ꝛc., womit sie zum Theil diese Abtei selbst begabt zu haben scheinen. Aus dieser engen Verbindung der Familie Günther's mit der letzteren ist es erklärlich, warum sein Entschluß, der Welt zu entsagen, eben in diesem Kloster zur Reife gedieh.

Die Zeitbücher stimmen darin überein, daß sich Günther ums Jahr 1006 deswegen nach Hersfeld begeben hatte. Fragen wir, wodurch er im Vollgenusse des Reichthums und der Macht zu einem so auffallenden, wenn auch dem Geiste jenes Jahrhunderts nicht unangemessenen Schritte bewogen worden sei, so nennt die Erzählung von seinem Leben die Reue über verschiedene, in der Jugend begangene Fehler, und ein neuerer Autor die Betrübniß wegen des frühen Verlustes seiner Gemahlin als Gründe seiner Entsagung. Der Abt Godhard, dessen oben beiläufig Erwähnung geschehen ist, stets für die Aufnahme des ihm untergebenen Klosters bemüht, hatte es durch unablässige Vorstellungen dahin zu bringen gewußt, daß Günther einen Theil seines Vermögens dem Schutzheiligen Hersfelds und Göllingens, Wipert, durch eine förmliche Schenkung übergab, wobei er sich aber die Einkünfte des letzteren, nach wirklichem Uebertritte in den Benedictinerorden, zum Unterhalte und zur Bekleidung für sich und die übrigen Mönche ausdrücklich bedungen hatte. Doch scheint er in seinem frommen Eifer nicht so weit gegangen zu sein, Alles, was er besaß, diesem Zwecke zu opfern, sondern es läßt sich vielmehr vermuthen, daß er sich gewisse Güter vorbehielt, um darüber frei und ungehindert schalten zu können. Jenes Vorgeben, wobei man sich auf die angeführte Lebensbeschreibung stützt, widerlegt schon, anderer Thatsachen zu geschweigen, der Inhalt der späteren hersfeldischen Urkunde. Vielleicht ist also das Vermächtniß, womit Günther das Kloster bei seinem Eintritte bedachte, kein anderes, als das in dem ersten jener Documente erwähnte.

Um den Reuigen stets im Auge zu behalten und dessen Rückkehr zu der vorigen Lebensweise zu verhüten, wozu ihn die an seinem nunmehrigen Wohnorte zu erduldenden Beschwerden und Entbehrungen dringend eingeladen haben mögen, nahm ihn Godhard mit sich in das bairische Benedictinerkloster Niederaltaich, dem er selbst schon als Abt einige Zeit vorgestanden hatte. Der damaligen Sitte getreu, reiste Günther nun auch, vielleicht noch im J. 1006, nach Rom, legte, von da in jenes Kloster zurückgekommen, vor dem Altare der heiligen Maria und des heiligen Mauritius den Kriegsgürtel nieder und verschor Haupt und Bart. Godhard, noch immer eine Aenderung seiner Gesinnung fürchtend, bewilligte ihm nur ungern den abermaligen Aufenthalt in Göllingen. Und wirklich regte sich auch noch bisweilen in ihm die Sehnsucht nach den Freuden der Welt. Jener sah sich daher genöthigt, alle Mittel aufzubieten, um ihn unauflöslich an den geistlichen Stand zu fesseln. Endlich gab Günther den nachdrücklichen Ermahnungen seines Freundes und Rathgebers Gehör, sonderte sich immer strenger von der menschlichen Gesellschaft und wählte im J. 1008 den etwa eine Meile (rasta) von Altaich entlegenen Berg Ranzing zum einsamen Wohnplatze. Aber auch hier noch nicht völlig gegen den Andrang der Menge gesichert, welche der Ruf seiner ausgezeichneten Frömmigkeit und der harten Büßungen, die er sich auflegte, herbeilockte, zog er sich (nach drei Jahren?) in das Innere des Nordwaldes an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zurück und baute (1011 oder 1012) an dem kleinen Flusse Rinchnach, mit Hilfe der Klosterbrüder, die ihm in diese Einöde gefolgt waren, neben den Zellen, welche ihnen zum Obdache dienten, zu Ehren Johannes des Täufers eine Kapelle, deren Einweihung der Bischof Berenger von Passau im J. 1019 verrichtete. Den deutlichsten Beweis, daß Günther auch nach seiner Entfernung diese Stiftung nicht aus den Augen verlor, sondern stets väterlich um das Beste derselben bemüht war, liefert ihre 1040 bei Kaiser Heinrich III. von ihm bewirkte Vereinigung mit Niederaltaich.

Günther hatte mehre Jahre zu Rinchnach verlebt, als er nach seiner Rückkehr aus Ungarn den Abt des genannten Klosters, Ratmund, um die Erlaubniß ersuchte, diesen Ort zu verlassen und sich tiefer in den Wald zu begeben. Er baute sich nun in einer öden Gegend des heutigen prachiner Kreises von Böhmen, in dem Walde Brezeznitz (von den häufig hier wachsenden Birken so genannt), in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen, ein kleines hölzernes Haus, wo er sich durch die Anlegung eines für aus Böhmen nach Baiern Reisende sehr bequemen Weges, der über und neben Hartmanitz vorbei nach Rinchnach führte, und den die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice noch neuerlich zu verbessern schuldig waren, um Zeitgenossen und Nachwelt verdient machte. Hier entdeckten ihn, wie die spätere Legende berichtet, die Mönche von Brzewnow und luden ihn in ihr Kloster ein. Daß sie ihn, dieser Erzählung zufolge, zum Abte desselben hätten ernennen wollen, ist nicht wahrscheinlich, weil sie schwerlich einen Laienbruder dazu erkoren haben würden. Günther lehnte jedoch diesen so ehrenvollen Antrag ab und entfernte sich, um ähnlichen Zumuthungen zu entgehen, in die Gegend, die jetzt Dobra woda (Gutwasser) heißt und seit Erbauung einer Kirche auf dem Hügel ums Jahr 1620 seinen Namen (St. Günther) führt, wohin hauptsächlich am zweiten Pfingstfeiertage eine große Volksmenge aus Böhmen und Baiern zu wallfahrten pflegt. Hier verlebte er den kurzen Rest seiner Tage. Der Besuch, den Günther vor seinem Tode (er starb den 9. Oct. 1045) von dem Böhmerherzoge Brztislaus, bei dessen Vater Udalrich er, wegen seines früher bewiesenen Heldenmuthes, in so großem Ansehen stand, daß er ihn 1014 zum Taufzeugen dieses seines Sohnes wählte, empfangen haben soll, ist wol nur erdichtet. Günther hatte überhaupt ein Alter von mehr als 90 Jahren erreicht, wovon 37 auf den Aufenthalt desselben in der Einöde kommen. Sein Leichnam wurde auf des Herzogs Befehl nach dem 16 Meilen entfernten Brzewnow gebracht und in der dasigen Benedictinerkirche bei dem Altare des heiligen Stephanus, wo sein wol nicht gleichzeitiger, sondern erst aus dem 13. Jahrh. herrührender, auf Veranstaltung des Abtes Friedrich im J. 1761 wieder aufgerichteter Grabstein noch zu sehen ist, welcher, da es in der jetzigen Kirche an einem schicklichen Platze fehlte, in die Mauer von Außen eingefügt wurde. Er stellt eine Figur in Mönchstracht mit einem Eremitenstabe in der Rechten und einem Buche in der Linken, das Haupt mit dem Heiligenscheine umgeben, vor. Folgende Buchstaben sind auf demselben noch lesbar: — LIS — G — LV — H. (?), vielleicht die letzte Sylbe von Venerabilis, der Anfang des Namens Guntherus und ein Theil der Jahrzahl seines Todes MXLV. Eine ehemals hölzerne, wunderthätige (!) Bildsäule Günther's, welche man gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts mit einer ähnlichen steinernen vertauschte, steht zu Dobra woda. — Nicht nur in den von Brzewnow abhängigen Klöstern, sondern auch zu Altaich feierte man den 9. Oct. als Gedächtnißtag des wegen Verrichtung vieler Wunder gepriesenen Mannes, den der Papst heilig gesprochen haben soll, was aber besonders deswegen in Abrede gestellt wird, weil er häufiger mit dem Zusatze beatus, seltener als sanctus, in den alten Schriften und Urkunden erscheint. Doch hat man sich im 13. Jahrh. angelegentlich für seine Kanonisation verwendet.

Den Mangel gelehrter Bildung, welche im Mittelalter bei Erziehung der Großen vernachlässigt wurde, ersetzte zum Theil Günther's natürliche Beredsamkeit, die ihm nicht nur bei geistlichen Vorträgen, als er z. B. 1017 den Lutticierwenden das Evangelium verkündigte, sondern auch an den Höfen der Fürsten trefflich zu statten kam. Er erfreute sich bei Kaiser Konrad II. vorzüglicher Gunst; Heinrich III. zog den mit vielfältigen Erfahrungen eines bewegten Lebens ausgerüsteten Mann bei den wichtigsten Verhandlungen zu Rathe und im J. 1040 bewirkte Günther's Einfluß dem überall vom Feinde bedrängten und außerdem rettungslos verlorenen Heer-

haufen des Markgrafen Eckard II. von Thüringen ungehinderten Abzug aus Böhmen. — Gleiches Vertrauen schenkte ihm Stephan I., König von Ungarn, welchem er ums Jahr 1014 und vielleicht außerdem noch öfter besuchte und ihn zu Stiftung mehrer Bisthümer, Kirchen und Klöster veranlaßte. An dem Hofe dieses seines nahen Verwandten (einige Geschichtschreiber nennen ihn blos cognatus, andere Sororius, Bruder der Gemahlin des Königs) wurde er durch folgende Begebenheit Gegenstand allgemeiner Bewunderung: Günther hatte das Gelübde gethan, kein Fleisch zu essen. Der König, der dieses wahrscheinlich nicht wußte oder ihn auf die Probe stellen wollte, ließ ihm einen gebratenen Pfau vorsetzen und drang heftig in ihn, davon zu genießen. Dieser flehte nun weinend zu Gott um Rettung aus so harter Bedrängniß, und siehe, der Pfau bekommt sogleich wieder Federn und fliegt zum Erstaunen aller Gäste davon. Wir lernen wenigstens aus diesem, von sämmtlichen Biographen des Eremiten glaubig wiederholten Märchen, daß im 11. Jahrh. Pfauen eine Lieblingsspeise der Großen waren, sowie sie auch bei den Römern für eine seltene und leckere Kost galten. — Nicht lange nach Günther, durch welchen wir die erste Kunde von dem Dasein unseres Klosters empfingen, lebte in demselben der hersfeldische Abt Arnold, der wegen eines ihm Schuld gegebenen Verbrechens seiner Stelle im J. 1031 entsetzt und dahin verwiesen worden war. Er starb am 28. Dec. 1032 und wurde Anfangs in Göllingen, später aber auf Verordnung des Abtes Rudolf in der Kirche des heiligen Michael zu Hersfeld bestattet [2]).

Schon aus dem Beispiele der ebengenannten Abtei, welche der Regel des Benedictinerordens folgte, würden wir das Nämliche auch bei Göllingen muthmaßen können, wenn nicht noch das ausdrückliche Zeugniß mehrer Urkunden dafür spräche [3]). Beide geistliche Stiftungen traten im J. 1510 zu der hersfeldischen Union, welche die Wiederherstellung einer strengern Klosterzucht zum Zwecke hatte. Bereits im 13. Jahrh. (1276) war Göllingen in die Brüderschaft der Abtei Walkenried aufgenommen worden [4]). — Daß unser Kloster dem heiligen Wiperi, den auch Hersfeld als seinen vornehmsten Schutzpatron anerkannte, geweiht war, ergibt sich nicht nur aus dem Schenkungsbriefe Günther's, sondern auch aus andern Documenten, worin die Bewohner desselben: Conventus sancti Wiperti, oder Servi sancti Wiperti in Gelingen heißen [5]). Wipert, ein Angelsachse, hatte als Gehilfe des Bonifacius zu Bekehrung der Thüringer eifrig mitgewirkt, dann auf Befehl desselben in Ohrdruf gelebt, um das dasige Kloster in Aufnahme zu bringen, war im J. 732 als Abt nach Frizlar zurückgekehrt und hier im J. 747 gestorben. Mehre Kirchen in Thüringen tragen seinen Namen [6]).

Von den weltlichen Schutzherren Göllingens sind nur wenige der Vergessenheit entrissen worden. Gegen das Ende des 12. Jahrh. (1186) lernen wir den Sohn eines gewissen Bilgrim, Berthold, aber ohne genauere Bezeichnung seines Geschlechts, als Voigt (advocatus) desselben kennen. Das Document, worin er erwähnt wird, gibt einige Aufschlüsse über die damalige Beschaffenheit unseres Klosters und liefert zugleich ein neues Beispiel von den Bedrückungen, welche sich gegen diese Anstalten häufig selbst diejenigen erlaubten, denen ihre Vertheidigung oblag. Es hatte nämlich der Custos Lutger einige Güter zu Göllingen und Hachelbich erkauft und zu Unterstützung Nothleidender dem Armenhause des Klosters geschenkt. Berthold aber suchte die Ausführung einer so guten Absicht auf alle mögliche Art zu hindern und ertheilte erst nach Empfang einer Summe von vier Mark Silbers seine Einwilligung dazu [7]). Im folgenden Jahrhunderte übten die damals mächtigen und begüterten Herren von Helderungen die Schutzgerechtigkeit über Göllingen, als Eigenthümer dieses und der benachbarten Orte, aus [8]). Von ihnen mußte unser Kloster gleichfalls manche Beeinträchtigung erdulden. So hatte Hartmann von Helderungen demselben durch Wegnahme des Kirchenornats großen Nachtheil zugefügt. Sein Sohn Heinrich verzichtete daher, um diesen Schaden zu ersetzen, den 28. Dec. 1243 auf alle Ansprüche an den Waldungen des Klosters und bestimmte außerdem noch jährlich eine Mark zu Begängnissen und Seelenmessen seiner verstorbenen und vermuthlich daselbst an geweihter Stätte begrabenen Verwandten [9]). Als Friedrich, edler Herr von

2) Siehe Mülldener a. a. O. S. 27—30. Rommel I. 2 Buch Anm. 101 S. 112 und Mon. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 156, 25; 177, 45; 178, 30; 190, 20; 194, 10. 203, 1; 209, 1; 319, 15; 326, 35; 378, 25. Von der damals herrschenden Gewohnheit, hohere Geistliche ꝛc. zur Strafe in ein Kloster zu verweisen, s. *C. F. Ayrmanni* Commentatio de monasterio carcere ad antiquitates monasticas jurisque civilis petinens. (Francof. 1747. 4.) Monasteria loca poenitentiae. Detrusio in monasteria poenae causa. Episcopi et presbyteri depositi traditi monasterio solutii causa. Vid. *Altenerra*, Ascetinum ... erginum rel monasticae lib. ed. *Glück*. (Halae 1782. 8.) p. 734—738. 3) Mülldener S. 30 fg. In einer Urkunde vom Jahre 1323 heißt es ausdrücklich: Monasterium in Gelingen, ordinis S. Benedicti; ebend. S. 124, vergl. S. 143. 4) Mülldener S. 31 fg. i. d. Urkunden des Stiftes Walkenried. 1 Abth. (Hannover 1852. 8.) S. 287 fg. Nr. 341. Leuckfeld in Antiquitat. Walkenred. P. I. c. XIII. p. 260, dem auch Mülldener S. 32 folgt, gibt das Jahr 1376 an.

5) Mülldener S. 33. 135. 6) Ebend. 34—37. Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf ꝛc. I. H. S. 8 fg. 7) Mülldener S. 27. Urk. Anh. Nr. I. S. 105 fg. Wenck's Hessische Landesgeschichte III, 86. — „frater *Luttegerus, custos ecclesie* nostre in *Gellinge* (sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in dieser Urkunde) consilio et auxilio nostro fretus, beneficium *Folberti* ministerialis nostri quicquid habuit in *Hachelbeche* et in *Gelinge* in mansis et areis, datis XXIIII mareis, totum coemit, et nos item beneficium, de manu prefati ministerialis nostri nobis resignatum, testibus supter notatis praesentibus, recepimus, et pro petitione iam dicti fratris *Luttegeri, domui pauperum, que est in sepe dicta ecclesia nostra in sustentacionem pauperum* contradidimus. Preterea *Berchtoldo filio Bilgrimi advocato in Gellinge, qui in bonis illis impedimentum violenter faciebat*, pretaxatus frater IIII. marcas soluit, et ille constanter et firmiter coram testibus promisit, quatenus et ab impedimento cessaret, et ecclesiae illi, pacata et quieta possessione bona eadem tenere permitteret." 8) Mülldener S. 11. 38 fg. 9) Diese Urkunde, welche zugleich über die Helderungische Geschlechtstafel neues Licht verbreitet, ist bei Mülldener S. 106 fg. und bei Wenck III. S. 116 abgedruckt.

Helderungen, mit seinen Söhnen Albrecht und Friedrich am 1. Aug. 1324 dem Grafen Heinrich dem Jüngern (V.) von Hohenstein, Herrn zu Sondershausen, das Dorf Göllingen nebst Hachelbich und Hermstet verkaufte, ging unstreitig die Advocatie des Klosters zugleich mit an den letztern über [10]). Doch besaß die hohensteinsche Familie dieselbe nur kurze Zeit. Denn nach dem Ableben Heinrich's, mit welchem die sondershäusische Linie dieses Geschlechts wieder erlosch, fielen vermöge der neun Jahre vorher errichteten Erbverbrüderung seine gesammten Lande, worunter auch der im J. 1324 erkaufte Bezirk enthalten war, an seine Schwiegersöhne, die Grafen Heinrich und Günther von Schwarzburg. Seitdem behaupteten diese die Schirmvoigtei unseres Klosters, welches bei der Landestheilung im J. 1416 zu dem sondershäusischen und im J. 1532 zu dem frankenhäusischen Antheile gezogen wurde, bis zu dessen Aufhebung [11]).

Göllingen bediente sich bei Ausfertigung seiner Urkunden sowol eines Convents- als Probsteisiegels. Das erste war länglichrund und in dessen Mitte eine Ordensperson sitzend abgebildet, die in der Rechten eine Kirche mit zwei Thürmen, in der Linken ein Buch vor die Brust hielt. Wahrscheinlich sollte dieselbe den heiligen Wipert oder Günther den Eremiten vorstellen. Auf den ältern Siegeln dieser Gattung lautet die Umschrift: S. CONVENT. SCI. WIPERTI. IN. GELINGEN., auf den neuern findet sich nur der Unterschied, daß das Wort CONVENTUS darin nicht abgekürzt ist.

Das Probsteisiegel ist von gleicher Form, aber viel kleiner als jenes. Auf demselben trägt eine kniende und betende männliche Figur in geistlicher Tracht, wodurch vermuthlich der Probst des Klosters angedeutet werden soll, eine Kirche mit einem Thurme, vor welchem eine ähnlich gekleidete Person (vielleicht der heilige Wipert) mit aufgehobener segnender Hand steht. Die ältern und neuern Siegel dieser Art weichen nur in der Größe und Umschrift von einander ab. Auf den ältern heißt diese: SIGILLUM. PREPOSITI. IN. GELLINGEN.; auf den neuern: SIGILLUM PREPOSITURE. GELLINGENSIS [12]).

Im J. 1506 wird Göllingen ausdrücklich zu dem Archidiakonat Jechaburg und dem Archipresbyteriat Frankenhausen, in der Diöcese des Erzbischofs von Mainz, gezählt [13]). — Unter die Gerechtsame des Abtes zu Hersfeld in diesem Kloster gehörte, wie wir schon oben berührten, auch die Wahl und die Bestätigung der Pröbste desselben, welche ohne Einwilligung dieses ihres Oberhauptes, dem sie den Eid der Treue schwören mußten, Nichts von den Klostergütern veräußern und überhaupt keine Sache von Wichtigkeit vornehmen durften [14]). Da die Quellen der Geschichte dieser geistlichen Stiftung nur sparsam fließen, so ist es nicht möglich, die Namen ihrer Pröbste in ununterbrochener Reihe aufzuführen. Nur folgende sind durch Urkunden und andere Nachrichten auf unsere Zeiten gekommen: 1) Wicelo oder Witelo, welcher, im J. 1201 zum Abte des Petersklosters zu Erfurt erhoben, diese Würde 20 Jahre lang bekleidete und den 9. Jan. 1221 starb [15]). 2) G. (Günther?) 1200. 3) Herkinbert (Herkenbertus) 1209, 1220 [16]). 4) Albert 1243, 1244, 1252. 5) Cuno 1258, 1260, 1261. 6) Günther 1268. 7) Heinrich 1278. 8) Engelbrecht 1323, 1324, 1326 (?). 9) Heinrich von Burns, den wir blos aus einem in Göllingen seit Kurzem wieder aufgefundenen Grabsteine mit folgender Schrift kennen: Anno domini MCCCXXXIII (?) obiit Dominus Heinricus de Burns princeps praepositus hujus ecclesie idus aprilis requiescat in pace Amen. 10) Wolfram von Lichtenberg 1374, 1379, 1385. 11) Konrad 1406. 12) Wygandus von Treysa 1438. 13) Ludwig Vitzthum 1440. 14) Friedrich Ylban 1444. 15) Johann Wertorf 1455. 16) Bruno von Schönbach und Wilhelm von Volkershausen verwalteten dieses Amt einige Zeit nach einander und zwar vor dem Jahre 1460. Der erste wurde Dekan zu Hersfeld, der letzte Probst in dem Nonnenkloster zu Kreuzburg [17]). 17) Heinrich von Brunharssen (Brunharffe?) 1462, 1463 [18]). 18) Georg Wep-

10) Müldener S. 11 fg. Weil sich bei den verkauften Dörfern einige der Probstei Göllingen gehörige Güter befanden, worüber die Herren von Helderungen die Voigtei, Schutz- und Schirmgerechtigkeit von dem Stifte Hersfeld zu Lehen getragen hatten, so wurde der Graf Heinrich den 5. Oct. des nämlichen Jahres aufs Neue damit beliehen; s. ebendas. 11) Müldener S. 12 fg. 30 fg. Dem Grafen Heinrich von Schwarzburg ertheilte Kaiser Karl IV. auf dem Reichstage zu Metz die Begünstigung, in Göllingen einen wöchentlichen Markt anzustellen und alle Gerichte in dem Gebiete dieses Ortes „bi namen das oberste gerichte, das haupt vnd glieder anruret, ewiglich zu richten;" s. ebendas. S. 12. 109 fg. Bei der Erbsonderung zwischen dem Grafen Heinrich XXV. und Günther XXIX., welche 1411 stattfand, wird der See oder der große Teich zu Göllingen unter dem Antheile des ersteren namentlich aufgeführt; s. Müldener S. 13 und die Geschichte des Schlosses Blankenburg S. 10. Von den Verhältnissen der Probstei Göllingen zu dem ehemaligen Kurhause Sachsen handelt ein Aufsatz in dem Neuen Museum für Sächsische Geschichte ꝛc. von Ch. G. Weiße. 2. Bd. (Freiberg 1801. 8.) S. 98—119. 12) Beide Siegel beschreibt Müldener S. 41 fg., wo er auch Holzschnitte von denselben liefert, die aber nicht ganz getreu zu sein scheinen.

13) Müldener S. 43 — 45. Wenck, Urkundenbuch zum 2. B. S. 497—499, wo die eilf sedes des jechaburgischen Archidiakonats nach der Reihe angegeben werden. Vergl. Encykl. d. W. u. K. 2. Sect. 15. Bd. S. 167 fg. Thüringen und der Harz. 7. Bd. S. 53. 14) Müldener S. 49 fg. 15) Ebend. S. 50 fg. In dem bei Mencken (in Scriptor. rer. Germanic. T. III.) abgedruckten Chronicon sampetrin. heißt es p. 234: „Anno 1201. Hugo de Erphesfurt Abbatiam resignavit, cui Witelo successit, *praepositus de Geling.*" Vergl. p. 252 und *Nicol. de Syghen*, Chronic. ecclesiast. ed. *Wegele* p. 347. 16) Herkinbert befand sich laut einer von Kuchenbecker (in Analect. Hass. collect. XII. p. 328 seq.) zuerst bekannt gemachten und von Müldener (S. 119—121) wiederholten Urkunde vom Jahre 1209 unter den Schiedsrichtern, welche eine zwischen Hersfeld und dem Kloster Breitungen wegen der Ablswahl entstandene Streitigkeit beilegten. „Arbitri sunt," heißt es darin, „*a parte Hersfeldensis ecclesie* Ludovicus maioris ecclesie prepositus, *Herkinbertus prepositus de Gelingen* —." Müldener macht daraus den Schluß, daß Herkinbert in dem Stifte Hersfeld eine Präbende gehabt habe, die ihm zugleich einen gewissen Rang unter den dasigen Klosterbeamten verlieh, weil er sogleich nach dem Praepositus maioris ecclesiae erwähnt werde. Auch in den Unterschriften anderer Documente stehen die göllingischen Pröbste unmittelbar nach dem Dekan, Praepositus maior oder Camerarius zu Hersfeld, und scheinen also den Vorzug vor dem Cellerarius und Camerarius fratrum behauptet zu haben. 17) Müldener S. 64—66. 135—138. 18) Dieser Probst,

ner 1487. 19) Andreas Marschalk 1507. 20) Clemens Pilgrim 1509. 21) Johann Kleinschmidt 1521, 1529. 22) Thomas Schmidt 1539, 1540, 1544. 23) Crafft oder Crato von Weisenbach 1552, 1554, 1559, wurde im J. 1588, nach dem Tode Ludwig's von Henneseld, Abt des hersfeldischen Stiftes. Schon vorher war er Dechant daselbst und nicht blos Probst zu Göllingen, sondern auch (1576) zu Kreuzburg und Frauensee. Er starb im J. 1592. 24) Berthold Rüdiger, wurde im J. 1592 zu dieser Stelle berufen, war, wie der Vorige, der evangelischen Religion zugethan und lebte noch im J. 1628. Nach ihm findet man weiter keinen Probst zu Göllingen.

Außerdem befanden sich auch noch andere Personen in dem Kloster, welchen eine besondere Aufsicht über die Güter desselben, über die darin lebenden Mönche und die Sorge für die gehörige Abwartung des Gottesdienstes ꝛc. anvertraut war. Es sind folgende: 1) Der Dekan, ohne dessen Vorwissen nichts Wichtiges geschehen durfte und welcher die öffentlichen Urkunden mit ausfertigte. Göllingen hatte dergleichen Klosterbeamte schon in ältern Zeiten bis in das 15. Jahrh. Späterhin wird ihrer nicht mehr gedacht. 2) Der Hospitalarius, welcher verpflichtet war, darauf zu sehen, daß die kranken Mönche und andere in dem Armenhause des Klosters befindliche Nothleidende und Gebrechliche gehörige Pflege und Wartung erhielten. 3) Der Pfarrer (curatus, pastor). Johann Kleinschmidt hatte diesem Posten vor seiner Erhebung zur probsteilichen Würde viele Jahre hindurch vorgestanden. 4) Der Küster (custos), welcher vornehmlich für Anzündung der Lampen und Lichter in der Kirche und auf den Altären, für Anschaffung der Hostien u. s. w. zu sorgen hatte. Er darf nicht mit dem Kirchner oder Kirchendiener (ecclesiasticus) verwechselt werden, da er die Klosterurkunden mit auszustellen pflegte. Im J. 1186 war Lutger Kustos der Kirche zu Göllingen und im J. 1583 ging dieses Amt auf die Schulmeister oder Cantoren über, deren erster Adam Landgraf hieß [19]).

Die Güter und Einkünfte des Klosters scheinen, wie schon oben gesagt wurde, Anfangs nicht von großer Bedeutung gewesen zu sein. Daß sie aber während der langen Dauer desselben ansehnlichen Zuwachs erhalten haben müssen, läßt sich daraus abnehmen, weil noch in neuerer Zeit viele Orte, z. B. das Dorf Göllingen selbst, Hachelbich, Badra, Berka, Sondershausen, Ober- und Niederbösa, Niedertopfstedt, Kindelbrücken, Bilfingsleben, Günzerode, Rottleben, Bendleben, Thaleben, Esperstedt, Ringleben, Riethnordhausen, Artern, Frankenhausen, Kannewurf, Kölleda u. s. w., Zinsen dahin zu entrichten hatten. Zu den eigentlichen Klostergütern gehörten: 1) Das Gut zu Göllingen, nebst seinen Aeckern, Wiesen, Holzungen, Zinsen u. s. w. 2) Die Besitzungen zu Eschenberg, welche zum Theil aus dem Vermächtnisse Günther's des Eremiten herrührten. — Der Probst Johann Kleinschmidt sah sich im J. 1525 genöthigt, die freie Behausung eines Siedelhofs mit fünf Hufen Landes, auch alle Erbzinsen, Lehnschaften und Gerechtigkeiten, welche die Probstei im Dorfe, Felde und Flur daselbst, zu Molschleben und Hansen besaß, an die Grafen Philipp, Ernst, Sigismund und Hans von Gleichen, Herren zu Tonna, für 160 rheinische Gülden zu verkaufen. Als Grund dieser Veräußerung wird der während des Bauernkriegs vornehmlich durch Brand erlittene Verlust angeführt und die empfangene Summe zur Wiederherstellung des Klosters bestimmt [20]). Noch im J. 1593 wurde die genannte gräfliche Familie mit diesen Gütern von der Probstei Göllingen belehen [21]). 3) Ein Gut zu Kannewurf, worüber die Herren von Helderungen die Schutz- und Schirmgerechtigkeit bis zum Jahre 1367 ausübten, in welchem sie dieselbe nebst allen damit verknüpften Vortheilen den Grafen zu Schwarzburg überließen [22]). Außerdem hatte Göllingen an diesem Orte, sowie zu Günzerode, Rottleben und Hachelbich (noch im J. 1518 einen freien Hof) verschiedene Besitzungen [23]). Daß es dem Kloster nicht an Waldungen gemangelt habe, erhellt aus einem Document von 1200, vermöge welches der Ritter von Rinkleben (honorabilis miles dictus de Rinkeleiben) das Eigenthum einiger Holzungen bei Feldengel, die er von der Kirche zu Göllingen als Lehn besaß, auf das Stift Ilfeld übertrug und aus der bereits erwähnten Urkunde vom Jahre 1243, worin Heinrich von Helderungen auf alle Gerechtsame Verzicht leistete, die ihm in denselben zukamen [24]). Das sogenannte Wiprechtsholz über Günzerode wurde im J. 1614 von dem Probste

den Mülbener nicht kennt, erscheint in einer Urkunde des Copialbuches des Klosters zum heiligen Kreuz zu Gotha, welche folgende Aufschrift hat: „Verkentnüß des Probsts und der Samenung des Closters zu Gollingen, welcher Gestalt Hans und Hermann von Gr ussen dem Kloster zum h. Kreut verkauft an sieben Hufen zu Hausen, an jeder Hufe 15 Schillinge und 20 Pfennige, ein Gothaer Viertel Korns und zwei Michelshühner. 1463 am Sonntage nach conceptionis Mariae."

19) Ueber die sämmtlichen hier aufgeführten Klosterbeamten kann Mülbener S. 73—77 nachgesehen werden.

20) Siehe Mülbener S. 78. 21) Die am Tage des heil. Nicolaus darüber ausgestellte Urkunde, welche Mülbener nicht nach ihrem ganzen Inhalte gekannt zu haben scheint, ist von dem Abte Crafft zu Hersfeld bestätigt und wird in dem herzogl. Archive zu Gotha aufbewahrt. Folgende daraus entlehnte Stelle liefert zugleich einen Beitrag zur Aufklärung der damaligen Zeitverhältnisse: „Nachdem vnd als zu diesen gezeiten die geistlichkeit merglichen widerstanet hat, alß das vnns vnnser Zinnse vnnd jherlich einkohmen an vilen orthen verbolten vnnd nit gereicht werden, Darzu das vns dieselbigen einzufordern eustegen vnd zu besergen das vnns mitler Zeit etliche Zinnse mochten ewiglich abgedrungen vnd entzogen werden, sunderlich auch dieweil wir brandis vnnd der bäuerischen aufruhr halben vmb allen vnsern Vorrath vnnd Zirheit kommen sein" — so verkeufen wir ꝛc. — Ein Jahr früher, am Montage nach Aegidii, war zwischen dem Grafen Sigismund von Gleichen und dem Probste Johann ein Vertrag wegen der Lehen zu Eschenberg geschlossen worden. Daß übrigens der Verlust des Klosters sehr beträchtlich gewesen sein müsse, sieht man aus einem 1525, Freitag nach Laurentii, zu Stande gekommenen Contracte, vermöge dessen die Vorsteher des Klosters an Michael Lutzen zu Eschenberg „Fünff Erffurtische malder halb schönen weitzen und halb Gersten vff vnsern freyen hoff, vnd fünff huesse Landes im Felde vndt fuhr" daselbst für 114 Gulden auf Lebenszeit abgetreten haben. Beide Documente sind in dem erwähnten Archive zu finden. 22) Siehe Sagittarius, Hist. der Grafschaft Gleichen S. 435 und Mülbener S. 79. 23) Siehe Mülbener S. 80. 24) Ebend. S. 80 fg.

Berthold Rüdiger an den Rath zu Kindelbrücken verkauft [25]), und schon früher, im J. 1520, war ein Stück Waldung bei Eschenberg, mit Ausnahme des zu dem Klostergute gehörigen Theils, an den Abt zu Georgenthal überlassen worden [26]).

Endlich übte das Kloster über folgende Kirchen das Patronatrecht oder andere Gerechtsame aus: 1) über die Kirche zu Göllingen selbst [27]), 2) zu Kannewurf und 3) zu Hachelbich, wo die in drei Hufen bestehende Pfarrländerei und eine halbe Hufe Schulland von langen Zeiten her ein Lehn desselben gewesen ist.

Wir kommen nun zu dem Zeitpunkte der Aufhebung des Klosters. Schon der Bauernkrieg im J. 1525 brachte dasselbe seinem Untergange sehr nahe. Viele Einwohner des Dorfes Göllingen hatten sich mit den Aufrührern vereinigt und mußten deswegen nach dem für sie so unglücklichen Treffen bei Frankenhausen eine namhafte Geldstrafe erlegen [28]). Es ist wahrscheinlich, daß bei der Plünderung des Klosters, wovon gleichzeitige Nachrichten nicht undeutlich sprechen [29]), die Stiftungs- und Schenkungsurkunden desselben entweder verloren gegangen, oder von den Mönchen an einen sichern, jetzt unbekannten Ort gerettet worden sind. Der Probst Johann Kleinschmidt sorgte auf das Angelegentlichste für die Wiederherstellung der beschädigten Gebäude. Zwar erlaubten ihm die politischen Verhältnisse der damaligen Zeit nicht, in Ansehung der Religion eine Aenderung zu treffen und sich selbst zu Luther's Lehre zu bekennen, allein daß er derselben sehr geneigt gewesen sei und sie mit allen Kräften zu befördern gesucht habe, läßt sich aus verschiedenen Umständen schließen. So unterstützte er die Berufung des Doctor Jacob Oethe zum ersten evangelischen Pfarrer nach Frankenhausen und leistete bei der im J. 1539 von dem Stadtrathe daselbst mit dem Schulgebäude vorgenommenen Ausbesserung durch die Seinigen thätige Hilfe. Sein Nachfolger, Thomas Schmidt, verharrte gleichfalls bis an sein Ende bei dem alten Glauben [30]). Krato von Weissenbach ist daher als der erste Probst anzusehen, welcher der evangelischen Lehre zugethan war. Doch ließ der Pfarrer Johann Schaube sich auf keine Weise bewegen, dem Vorgange desselben zu folgen, sodaß erst nach dessen Tode (1571) Bernhard Rübesamen zum ersten Geistlichen dieses Religionsbekenntnisses bestellt werden konnte. Um diese Zeit starb der Abt Michael zu Hersfeld, welcher ein Hospital und eine evangelische Schule daselbst anlegte, zu deren Unterhaltung er 40,000 Fl. von seinem Vermögen bestimmte und wozu das Kloster Göllingen jährlich 121 Thlr. zahlen mußte [31]). So lange das erste Stift seine bisherige Selbständigkeit behauptete, so lange geschah auch alles Mögliche zur Aufrechthaltung der Verfassung unsers Klosters. Nach dem Tode des letzten Abtes Joachim Rollius (1606) wurde der Landgraf Otto von Hessen und hierauf (1617) dessen Bruder Wilhelm zum Administrator beider geistlichen Anstalten erwählt. Ungeachtet der Kaiser Ferdinand II. während des 30jährigen Krieges (1628) seinem Sohne, dem Erzherzoge Leopold Wilhelm, die Verwaltung desselben übertrug und den Abt Johann Bernhard von Fulda zu dessen Stellvertreter einsetzte, so trat doch der frühere Zustand aufs Neue ein, als der Landgraf Wilhelm nach der Schlacht bei Leipzig (1631) mit dem Könige von Schweden Gustav Adolf ein Bündniß schloß und sich seiner Besitzungen wieder bemächtigte.

In dem westfälischen Frieden (1648) wurde die Abtei Hersfeld nebst Göllingen als ein weltliches Fürstenthum und Reichslehn mit allen Zugehörungen und Gerechtigkeiten dem Hause Hessen-Cassel erb- und eigenthümlich überlassen und dasselbe zu verschiedenen Zeiten bis zu Auflösung des teutschen Reichs von dem Kaiser damit beliehen [32]). Durch den Staatsvertrag zwischen Preußen und Schwarzburg-Rudolstadt vom Jahre 1816 sind die jetzigen Verhältnisse Göllingens herbeigeführt worden.

Von den alten Klostergebäuden war schon im J. 1766, in welchem Mülbener seine erwähnte Schrift herausgab, Nichts weiter vorhanden, als ein ansehnlicher und geräumiger Kirchthurm von festen Steinen nebst wenigen Ueberresten der ehemaligen Klosterkirche. Unter diesem Thurme befand sich eine unterirdische dunkle Kapelle (eine Krypta oder Gruftkirche) von schöner Arbeit, die in der Mitte auf vier starken Pfeilern ruhte und an deren Decke man einen großen vergoldeten Stern erblickte. Der genannte Geschichtsschreiber vermuthet, daß man diese Kapelle entweder zur Vorstellung des heiligen Grabes oder anderer, bei der Gedächtnißfeier der Geburt Jesu noch jetzt in der römisch-katholischen Kirche üblicher Ceremonien gebraucht, oder sie dem Schutzpatrone des Klosters zu Ehren gestiftet habe. Doch dienten solche Krypten überhaupt zu Andachtsübungen, zu Weihungen, zu Messen für Verstorbene und zu Verwahrung ihrer Gebeine, besonders der Stifter und Schutzheiligen der Kirchen und Klöster. So erzählt Lambert von Hersfeld: „In dem

25) Siehe Mülbener S. 79 fg. 26) Ebend. S. 82 fg. 27) Ebend. S. 85. 122 fg. 28) Ebend. S. 92 fg. 29) Ebend. S. 93. 30) Ebendas. S. 93. 31) Siehe Mülbener. Vergl. *Lünig*, Spicileg. ecclesiast. Part. spec. Contin. II. p. 798 seq.

32) Der von Mülbener (S. 98) angeführte 15. Artikel des Friedensschlusses zu Osnabruck lautet folgendermaßen: „Secundo: Domus Hasso-Casselana eiusque successores Abbatiam Hersfeldensem, cum omnibus pertinentiis, secularibus et ecclesiasticis, sive intra, sive extra territorium (*et Praepositura Gellingen*) sitis, *salvis tamen juribus, quae domus Saxonica a tempore immemoriali possidet*, retineant, et eo nomine investituram a Caesarea Majest. totus, quoties casus evenerit, petant et fidelitatem praestent.“ In einem zwischen dem Administrator der Kur-Sachsen, Herzog Friedrich Wilhelm, und dem Abte Joachim zu Hersfeld am 6. März 1596 errichteten Vertrage hatten sich beide Theile dahin verglichen: „daß das Kloster Göllingen hinforder, wie auch vor Alters und noch, in des Kurfürstlichen Hauses Sachsen Schutz- und Schirmgerechtigkeit bleiben, und, wie andere Schutzverwandte, demselben incorporirt, der jetzige Schutz und Schirm auch dem jetzigen Abt und Stift Hersfeld, dem Capitul und ihren Nachkommen fürstlich gehalten, und solches bei desselben Gerechtigkeit, wie andere Verwandte, geschützt, gesichert und gehandhabt werden solle ꝛc.“ Dieser Vertrag wurde am 15. Mai 1602 von dem Kurfürsten Christian II. erneuert. Siehe Neues Museum für die sächs. Geschichte ꝛc., herausgegeben von Ch. E. Weiße. 2. Bd. (Freiberg 1801. 8.) S. 104 fg.

Jahre 1040 weihete man die Krypta zu Hersfeld und trug die Gebeine der heiligen Bekenner, Wigbert und Lullus, in dieselbe über." Vergl. auch diesen Chronisten bei dem Jahre 1072 (p. 100 der Ausgabe in usum Scholarum, der teutschen Uebersetzung S. 114) und Stieglitz, Geschichte der Baukunst ꝛc (Nürnberg 1827. 8.) S. 350—352.

Erst neuerlich hat der nun verstorbene Bauinspector Bleichrodt zu Frankenhausen durch sorgfältige Beschreibung und gelungene Abbildungen dieses merkwürdigen Denkmals die Aufmerksamkeit der Kenner und Verehrer teutscher Vorzeit wieder auf dasselbe hingelenkt und sich gerechte Ansprüche auf ihren Dank erworben. Die Schilderung des jetzigen Zustandes dieses einzigen Ueberrestes des Klosters, in dessen Bauart man den byzantinisch-arabischen oder maurischen Styl erkennt, was zugleich die geschichtlichen Zeugnisse von dem hohen Alterthume des Gebäudes bestätigt, entlehnen wir größtentheils aus dem belobten Schriftsteller, mit dem das von Vuttrich S. 36 fg. darüber Gesagte, wodurch dieselbe hin und wieder ergänzt wird, verglichen zu werden verdient. Vier freistehende, kurze, dicke Säulen mit dem abenteuerlichen Capital, einem hufeisenförmigen Bogen als Stütze dienend, von nur 6½ Fuß Höhe, tragen das Gewölbe dieser Gruftkirche, zwölf stehen an den Wänden, die Einförmigkeit und Nacktheit derselben angenehm unterbrechend. Der Raum ist 27 Fuß lang und breit, nur 11 Fuß hoch, von zwei kleinen, schmalen Fenstern spärlich erleuchtet, den Säulenknäufen sind verschiedene, zum Theil schon von der Zeit verwischte Gestalten gegeben.

Als Eingang zur Kapelle führte ohne Zweifel aus dem Sanctuarium der Kirche eine bogenförmige, vermauerte, halb im Erdboden versteckte Thür. Die östlich an den Thurm stoßende Kirche war nicht klein, lang, aber schmal, mit hohem scharfen Satteldache versehen. Man bemerkt noch jetzt Ueberbleibsel des rundgemauerten hohen Chors, morgenwärts in ziemlicher Entfernung von dem Thurme. Die äußere Verzierung des letztern, der achteckig auf einem quadratischen Untersatze sich erhebt, ist byzantinisch, rein und fleißig aus Sandstein gearbeitet. Die Fensteröffnungen, mit runden Bogen überwölbt, sind durch eine in der Mitte stehende Säule in zwei Felder getheilt.

Eine äußerlich angebrachte hölzerne Treppe bahnt den Weg zum Thurme und man gelangt alsdann durch eine Thür unmittelbar in den über der Krypta befindlichen Raum, von wo aus andere hölzerne Treppen in den obern, jetzt zu Fruchtschüttböden eingerichteten Theil des Thurmes leiten. Durch lange Vernachlässigung und den dieses Heiligthum entwürdigenden Gebrauch als Bierkeller (!) in neuern Zeiten sind die kunstvollen Steinarbeiten der Krypta mit Schmutz und Moder bedeckt und größtentheils unkenntlich. Die ehemalige durch den hessen-casselischen Amtshauptmann Otto Wilhelm von Mansberg ganz umgestaltete Wohnung der Mönche schließt sich in einem dreistockigen Gebäude an den Thurm und westlich an den jetzigen Domainehof. Sie ist nunmehr der Sitz des Pachters. Die eine Hälfte des untern Geschosses enthält Viehställe, die andere eine große gewölbte Küche. Im obern Geschosse zieht sich ein breiter, aber gedrückter Corridor dem Gebäude entlang, welcher die Zellen der Mönche mit der Kirche verbunden zu haben scheint. Nordwärts erblickt man einen Theil des Harzgebirges.

Bald nach dem westfälischen Frieden wurde die vielleicht baufällige Klosterkirche abgetragen und aus ihren Trümmern die Kirche im Dorfe Göllingen hergestellt. Denn es ist wahrscheinlich, daß in diesem kein besonderes Gotteshaus vorhanden war, sondern daß ein Klosterbruder das Amt des Pfarrers der Gemeinde in jenem jetzt bis auf unbedeutende Spuren verschwundenen Gebäude verwaltete. An die Stelle des letztern ist jetzt ein Fruchtboden und der früher unbequeme und lästige Haupteingang zur Domaine getreten. Die auf dem Thurme hängenden drei Glocken wurden im J. 1694 nach Cassel gebracht, doch besitzt die jetzige, im J. 1722 wieder ausgebesserte Dorfkirche eine im J. 1381 gegossene Glocke.

Der Friedhof des Klosters grenzte südlich an die Kirche. Hier befindet sich jetzt die Schäferei des herrschaftlichen Gutes. Erst vor wenigen Jahren wurden bei Erbauung eines Schafstalls in dieser Gegend viele Gebeine ausgegraben und so das letzte Merkmal eines Gottesackers vertilgt.

Ueber den weitläufigen, an die ehemalige Probstei stoßenden Gärten liegt mittagswärts der Michaelsberg, auf welchem der Sage zufolge eine dem Erzengel Michael gewidmete Kapelle stand. Auch auf den Jacobsberg, nach dem Dorfe Sega zu, versetzt der gemeine Glaube ein solches der Verehrung des heiligen Jacob bestimmtes Gebäude [33]).

Nach einer im J. 1603 vorgenommenen Messung hielt der oben beiläufig erwähnte große Teich bei Göllingen, soweit er im Damme begriffen war, gegen 145 Acker. Er wird schon im J. 1411 ein See genannt. Der Flächeninhalt des kleinen wurde in jenem Jahre auf 10¾ Acker angegeben. Im Monat März 1755 verursachte eine Wasserfluth an diesen Teichen und den Wiesen in dortiger Gegend beträchtlichen Schaden. Die Ueberschwemmung war zuletzt so stark, daß dadurch ein ziemliches Stück des über 4000 Schuh langen Dammes weggerissen und die ganze Fischerei zu Grunde gerichtet wurde. — Das Dorf Göllingen hat 130 Häuser, in welchen 676 Menschen leben.

Im J. 1356, am St. Thomastage des heiligen Zwölfboten (den 21. Dec.), ertheilte Kaiser Karl IV. dem bei dem Reichstage in Metz gegenwärtigen Grafen Heinrich von Schwarzburg in Ansehung des ihm aus der hohensteinschen Erbschaft vor Kurzem zugefallenen Dorfes Göllingen einen Freiheitsbrief, kraft dessen er, seine Erben und Nachkommen, nicht nur hier einen wöchentlichen Markt anstellen, sondern auch in dem dasigen Gebiete „alle Gerichte und bei Namen das oberste Gericht, das Haupt und Glieder anrühret, ewiglich zu richten," besitzt sein sollten.

---

33) Siehe Mülbener S. 5.

II. 1) Verpflichtung der Abtei Hersfeld, quinque scutatos zu den Heerzügen gegen die Slaven zu stellen. — Die Abtei Hersfeld mußte, laut der Urkunde Günther's, fünf ausgerüstete und gewappnete Männer zu den Heerzügen gegen die Slaven schicken (quinque *scutatos* ad orientales partes in expeditionem mittat), deren Unterhalt sie zu bestreiten hatte (quibus victus necessaria praebeat).

Zwischen den Fürsten, Bischöfen, Grafen und Aebten und ihren Lehnleuten wurden besondere Verträge geschlossen, wie viel scuta oder scutatos diese im Falle eines Kriegszuges stellen sollten; s. *Grupen*, Disceptationes forenses cum observationibus etc. p. 920.

Günther gewann gegen Erbgüter, die er mit den Söhnen seines Bruders Sizo in Gemeinschaft besaß, vom Abte zu Hersfeld die Advocatie über gewisse Güter in Thüringen zu Lehen (pro beneficio); dabei wurde die erwähnte Leistung ausdrücklich bedungen. Vergl. Schrader, Dynastenstämme ꝛc. S. 82. Anm. 38. Nitzsch, Ministerialität und Bürgerthum (Leipzig 1859.) S. 45.

2) Zeugnisse, daß Günther zu den Edeln Thüringens gerechnet wurde. — In den Chroniken, Lebensbeschreibungen und Urkunden wird Günther in Rücksicht auf den hohen Stand, dem er vor seinem Eintritte in das klösterliche Leben angehörte, bald als *nobilis* de Thuringia (s. *Lambert. Hersfeld.* ad ann. 1006), bald als vir nobilis dignitate et meritis illustris (s. *Wolfheri* Vita S. Godehardi c. 2. p. 482) — vir honorabilis et potens de Thuringia (s. Annalista Saxo ap. *Eccard.* T. I. p. 404) — nobilis homo, ingenuus vir etc. bezeichnet. Die Bedeutung dieser Namen erklärt meine Abhandlung von dem Kevernburgischen Gemälde a. a. O. S. 37 fg., wo auch verschiedene andere Schriften darüber angeführt sind.

Noch stellen wir hier zu leichterer Uebersicht diejenigen Personen hohen Ranges unter Günther's Zeitgenossen zusammen, mit denen er bekannt war und umging. Als solche erscheinen, wie wir bereits an andern Orten zu bemerken Gelegenheit hatten, vorzüglich die Kaiser Heinrich II. und Konrad, der König Stephan I. von Ungarn, die Herzoge Udalrich und Bretislaus von Böhmen, der Abt zu Hersfeld und Niederaltaich (später Bischof zu Hildesheim), Godhard nebst mehren andern angesehenen Geistlichen.

3) Günther's muthmaßliche Vorältern, Verwandte und Nachkommen aus dem Kevernburgischen Hause. — Die Geschlechtsreihe oder Ahnentafel der Grafen von Kevernburg und Schwarzburg ist nach der reinhardsbrunner Chronik (s. Wegele's Ausgabe S. 80 u. 81, vergl. meine Abhandlung über das sogenannte Kevernburgische Gemälde in Rosenkranz' Neuer Zeitschrift für die Geschichte der Germanischen Völker. 1. H. S. 24—26, wo diese Stelle zuerst gedruckt worden ist) folgende: 1) Gundar, der von dem Heidenthume zum Christenthume bekehrt und getauft wurde. 2) Zigerus. 3) Sizo, dessen Namen der Kaiser, als Augenzeuge einer von ihm verrichteten Heldenthat, in Sygehard verwandelt haben soll, da doch beide gleichbedeutend sind und der erste durch Abkürzung aus dem letzten entstanden ist. Er liegt in der naumburger Domkirche begraben, die er mit mehren ansehnlichen Besitzungen beschenkt hatte. 4) Günther. 5) Sizo, Stifter des Klosters Georgenthal. 6) Günther (?), wol mit dem folgenden Günther (Nr. 7) verwechselt. 7) Günther und Heinrich.

Es würde zu weit führen, wenn wir jetzt auf die Prüfung und Erörterung dieser Angaben des Chronisten genauer eingehen wollten, wir begnügen uns daher mit der Bemerkung, daß die in der Chronik erwähnten und auf dem Gemälde abgebildeten ersten drei Personen wirklich Grafen von Kevernburg oder vielmehr Voráltern des Kevernburgischen Geschlechtes gewesen sind, obgleich vermuthlich in Rücksicht auf die Abstammung des zweiten von dem ersten oder des dritten von dem zweiten, da mehre Günther, Sizzo oder Sieghard hießen, ein Irrthum stattfindet und nur die merkwürdigsten und berühmtesten unter den Vorfahren dieses Hauses, deren Andenken sich seit dem langen Zeitraume vom 8. bis zu Anfange des 11. Jahrh. durch mündliche oder vielleicht auch zum Theil durch schriftliche Ueberlieferung erhalten hatte, in der Chronik genannt und in das Gemälde aufgenommen worden sind.

Da in dieser Kette offenbar mehre Verbindungsglieder fehlen, so wollen wir versuchen, ob sich durch Zuratheziehung anderer Quellen und Forschungen bewährter Genealogen diese Lücken wenigstens zum Theil ergänzen und die Behauptungen des reinhardsbrunner Mönchs bestätigen oder berichtigen lassen.

a) Gundar (Günther, Cantharius), durch Bonifacius zum Christenthume bekehrt und wegen seiner Beständigkeit in demselben nebst verschiedenen andern vornehmen Thüringern (viris magnificis) in einem Schreiben des Papstes Gregor II. gerühmt. Vid. Sancti Bonifacii Archiep. et Martyris opera, quae extant omnia. Edidit *J. A. Giles*. Vol. I. (Lond. 1844. 8.) Epist. VIII. p. 34; cf. Ep. LXXXI. p. 191 seq.; Vol. II. p. 159, bei Serrarius Nr. 128, bei Würdtwein Nr. 44; vergl. K. Roth's Kl. Beitr. zur teutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 4. H. (München 1851. 8.) S. 169 fg. und Rosenkranz, Zeitschrift a. a. O. S. 27—31.

b) Sigerus wird ohne hinlänglichen diplomatischen Beweis für den Sohn desselben gehalten; dagegen ist es gewiß, daß der Bruder Günther's des Eremiten

c) Sizzo hieß. Er soll bereits im J. 974 vorkommen, kann also nicht einer und derselbe mit demjenigen Sizzo gewesen sein, welcher die Gründung der naumburger Domkirche durch ansehnliche Vermächtnisse beförderte, denn diese Stiftung fällt in eine spätere Zeit. Vergl. Lepsius, Geschichte der Bischöfe von Naumburg. 1. Th. S. 11. 13. 180. 198. 214 fg., besonders 292—294. Vermuthlich lebte dieser Sizzo, den wir für Günther's Bruder gelten lassen, bereits ums Jahr 1006 nicht mehr, weil damals nur seine Söhne erwähnt werden. Sizzo's I. Sohn war also ohne Zweifel

d) Sizzo II., Mitstifter des Doms zu Naumburg. Das von Zeitz dahin verlegte Bisthum wurde im J. 1028

von dem Papste bestätigt. Er hatte einen oder mehre Brüder, sowie auch die Günther den Eremiten betreffende Urkunde von Söhnen desselben spricht, deren Namen uns aber unbekannt sind; doch heißt bei dem sächs. Annalisten zu dem Jahre 1062 (in Mon. Germ. hist. SS. T. VI. p. 193) ein Günther vir potens et nobilis de Thuringia. Er ist wahrscheinlich derselbe, von welchem Ludwig mit dem Barte Güter am thüringer Walde gekauft hatte; doch möchte dieses wol erst nach dem Jahre 1039 geschehen sein, da er nicht namentlich in der deswegen ausgestellten Urkunde vorkommt, sondern es nur heißt: Praedium, quod *ab incolis Thuringiae regionis* comparavit, scilicet Aldenberg etc. Dagegen nennt das Document von 1044 ausdrücklich die vielleicht schon dort unter den Bewohnern Thüringens mit begriffenen Günther und Biso, welche man für Ahnherren der Grafen von Kevernburg oder Schwarzburg und von Gleichen auszugeben pflegt, als frühere Besitzer, mit den Worten: „sed et ipse a *Gunthero* quodam et *Bisone* aliisque *liberis uiris* praedia nonnulla inibi et villulas silvaticas — comparavit.“ Dieser Günther kann aber auf keine Weise mit Günther dem Eremiten eine und die nämliche Person gewesen sein, da der letzte seiner Besitzungen sich schon früher, theils durch fromme Vermächtnisse, theils durch Vererbung an seine Söhne, entäußert hatte. Jenes Ableben soll ums Jahr 1068 erfolgt sein.

e) Sizzo II. oder vielmehr III., wahrscheinlich der Bruder des Vaters Sizzo III., kommt vor als Zeuge in einer Urkunde des Abtes Ruthard von Hersfeld zwischen 1059 und 1072 (s. Wenck 2. Bd. Urkundenb. S. 46) und unterwarf sich 1075 dem Kaiser Heinrich IV. (*Lambert.* p. 204, wo er mit zu den „Principes regni“ gezählt wird). Ist er der nämliche Sizzo comes, der 1088 eine lippoldsberger Urkunde mit bezeugte (s. Schrader, Dynastenstämme. 1. Bd. S. 229, vergl. S. 103. Ledderhose's Kl. Schriften. 1. Bd. S. 202), so muß er mit dem K. Heinrich wieder ausgesöhnt und, der Haft entlassen, in sein Land zurückgekehrt sein.

f) Günther III., Graf von Kevernburg, wird 1103 bei dem Annalista Sax. X. p. 737 *unus de principibus Thuringorum* genannt, vermählte sich ums Jahr 1075 mit Mechtild (s. Gebhardi S. 150), der Tochter eines russischen Großfürsten, der bei neuern Historikern bald Sweteslaw, bald Izeslaw (oder Demetrius), bald Jgor (s. Karamsin's Geschichte des russischen Reichs. 2 Bd. Riga 1828. S. 28, vergl. Anm. 4. S. 227 und Anm. 87. S. 44 fg. S. 56 des Textes) heißt, und der Gräfin Kunigunde von Beichlingen, aus welcher Ehe

g) Sizzo III. entsproß, dessen Gemahlin Gisela, Tochter des Grafen Adolf II. von Berg und Altena (Gisela comitissa ob. XVIII kalend. Febr.), Schwester Adolf's III. und Eberhard's Grafen von Berg war. Diesem Sizzo legt man noch einen Bruder mit Namen Friedrich bei, der von der Großmutter Kunigunde die Grafschaft Beichlingen ererbt haben und Stammvater dieses Hauses geworden sein soll (s. Gebhardi a. a. O. S. 151—154).

β) Friedrich (I.), Erzbischof von Cöln, galt bisher für einen Zweig des schwarzburgischen Grafengeschlechts in Thüringen, doch wird diese Meinung durch eine Stelle der vor Kurzem veröffentlichten Annal. Rodenses (s. Monum. Germ. hist. T. XVI. p. 703. 45) widerlegt, welche also lautet: „Anno 1122 conduxit connubio Adolphus comes (de Sassenberg) Margaretam, quae *neptis* erat *Friderici* Coloniensis archiepiscopi *nata* de *Suarcenburch castro Bawariae*, quod sita est juxta terminos Boemiae, *de quo etiam castro constat ipse Fridericus* fuisse. Adhuc non erat Adolphus Comitatu insignitus, sed cum nepte dedit illum ei Fridericus.“ Vergl. L'Art de vérifier les dates. I. Partie T. XV. p. 191. Friedrich I., Erzbischof von Cöln, wird den 12. Febr. 1150 in einem Bestätigungsbriefe des Bischofs Eberhard von Bamberg über eine Schenkung Berthold's von Svarcenburg an das Michaelskloster daselbst Vatersbruder des letzten genannt (patruus domini Berchtoldi de Suarcenburc); s. Spieß, Archivische Nebenarbeiten. 3. Th. S. 223. Lindner's Nachlese zur schwarzburgischen Geschichte. 11. St. S. 1—8. *Ussermann*, Episcopal. Bamberg. Cod. dipl. p. 105. Schultes, Director. dipl. II, 78 fg.; s. auch Archiv für die Geschichte und Alterthumsk. von Oberfranken. 3. Bd. 2. H. S. 44.

γ) Eine Tochter Günther's und der russischen Prinzessin und Schwester Sizzo's III. könnte Margaretha, zweite Gemahlin Adolf's II., Grafen von Berg und Altena (gest. 1112), Vormünderin ihrer beiden Söhne Adolf und Eberhard, gewesen sein; s. Die Vorzeit der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg ꝛc. von Montanus. 1. Bd. 2. Aufl. (Solingen 1837. 8.) S. 9—13. 377 fg. 386—401. 2. Bd. (Ebendas. 1839.) S. 6—10. 120.

Geschlechtsreihe der Grafen von Kevernburg-Schwarzburg, die wir aus I. Gebhardi's Histor.-genealogischen Abhandlungen 4. Th. (Braunschweig und Hildesheim 1767. 8.); II. Cunigund, Gräfin von Beichlingen S. 120—156 und III. Die ältesten Grafen von Schwarzburg S. 157—172, s. besonders S. 170 fg., zu besserer und vollständigerer Uebersicht noch hinzufügen wollen.

Sizzo I., Graf in Thüringen, hilft im Anfange des 11. Jahrh. die Domkirche zu Naumburg stiften und lebt 1027, Gemahlin Gvepa (?). Daß Sizzo's Gemahlin nicht Gvepa (andere Schreibarten sind: Gepa, Geppa, Gesa und Geva) geheißen habe, sondern daß diese vielmehr mit dem Grafen Wilhelm von Kamburg verehelicht war, hat Lepsius in seinem Werke über die naumburger Domkirche (S. 26 u. 55) genügend dargethan.

Günther I., Graf von Kevernburg, 1039. 1044.

Sizzo II., Graf in Thüringen, ergibt sich Kaiser Heinrich IV. 1075.

Günther II., Graf von Kevernburg, heirathet ums Jahr 1075 des russischen Großfürsten Izeslaw und der beichlingischen Kunigund Tochter, die vermuthlich Mechtild geheißen hat.

Kinder: a) Sizzo III., Graf von Schwarzburg und Kevernburg, 1112 (1109) — 1157 (1160), Gemahlin

Gisel, Adolf's, Grafen von der Mark und Altena, Schwester.

b) Friedrich, erbt von der Großmutter die Grafschaft Beichlingen, Stammvater der Grafen von Beichlingen und (Burggrafen [?]) von Rothenburg.

c) Tochter, Gemahlin eines Grafen von Bucha in Thüringen.

d) Kunigund (Cuniza), erste Aebtissin in dem Kloster zu Reimsberg bei Leyden, gest. 1169; s. Gebhardi S. 155, wo Analecta Anton. Matthaei. Ed. II. (Hagae Com. 1738. 4.) p. 462 angeführt werden. Vergl. Batavia sacra p. 360. De Abdy van Rynsburg door Dr. *G. D. J. Schotel*, predikant te Tilburg. Te's Herzogenbosch 1851. gr. 8.

Ob endlich die zwei den Namen Günther führenden Aebte von Hersfeld Günther I. vom Jahre 935—962 (v. Rommel, Geschichte von Hessen. 1. Bd. Anm. S. 111. Nr. VIII) und Günther II. vom Jahre 1098—1107 (s. v. Rommel a. a. O. S. 183. Nr. XXV) mit Recht als Angehörige der Kevernburgischen Familie betrachtet werden können, läßt sich durch kein diplomatisches Zeugniß beglaubigen.

4) Verschiedene Arten des *cingulum*. — In dem Leben Godehard's (vid. *Leibnitii* Scriptor. rer. Brunsvic. T. I. p. 487 und Monum. Germ. hist. SS. T. XI. p. 201. l. 52) wird erzählt, daß Günther den Gürtel (cingulum) abgelegt und Mönch geworden sei. Der Gürtel galt also für ein Zeichen des weltlichen Standes; s. *Bern. Clem. Mettingh.* Status militiae Germanorum principalis et accessoriae veteris et medii aevi (Lubecae et Altonae 1760. 4.) p. 60. 266. 411. Man machte einen Unterschied zwischen dem Kriegsgürtel oder dem Wehrgehänge, cingulum militare oder equestre (s. *Mettingh.* l. c. p. 414. 563. Haußelmann's Beleuchtung ꝛc. Nürnberg 1762. Fol. S. 202 fg. Oetter's Wappenbelustigungen. 4. St. S. 29. 34. 60) und dem obrigkeitlichen oder Staatsgürtel (s. Oetter a. a. O. 5. St. Augsburg 1763. 4. Vorrede S. 4. 4. St. S. 14). Von beiden Gattungen handelt das Hanöversche Magazin von 1751. Nr. 99, vergl. 1788. S. 1289 fg. Zepernick's Sammlung auserlesener Abhandlungen aus dem Lehnrechte. 2. Th. S. 35, und von dem cingulum vestis clericalis, das wir an Günther's Bildsäule (s. *Piter* l. c. p. 100) antreffen: *Gast. Chamillard*, De corona, tonsura et habitu clericorum collectio (Parisiis 1650. 8.) p. 165 seq. 239. 282. 293. 301. 459. Vergl. meine Abhandl. über das Kevernburg. Gemälde in Rosenkranz' Zeitschrift a. a. O. S. 6.

5) Benennungen, unter welchen Günther nach seinem Eintritte in den geistlichen Stand vorkommt. — a) *Eremita*; s. über die Bedeutung dieses Wortes: *Alteserra*, Asceticum s. originum rei monasticae (recens. *Chr. J. Glück.* Halae 1782. 8.) l. I. c. VI et VII. p. 39 seq. — Seniorum e coenobiis secessus in eremum. — Laicorum secessus. Ibid. p. 618—622.

b) *Solitarius* in dem Necrologium Monasterii S. Michaelis Luneburg. in Wedekind's Noten ꝛc. 3. Bd. 9. H. S. 75. — Außer Günther wird noch ein anderer um jene Zeit in Böhmen lebender Eremit mit Namen Wipertus erwähnt: Wipertus heremita in confinio Bohemiae confessor Heinrici Regis c. ann. 1051 v. Annales Palidenses in Monum. Germ. hist. SS. T. XVI. p. 58. 68, vergl. Chron. Luneburg. ap. *Eccard.* T. I. Corp. histor. p. 1341. — In Ungarn fanden Fremde jedes Standes die beste Aufnahme. Von einem Schwager des Königs Stephan, Brun, der 1003 zu diesem flüchten mußte, und dem Eremiten Günther, dem Verwandten des Königs, welchem bei seinen Besuchen an dessen Hofe der freundlichste Empfang und hinlängliche Mittel zu reichlichen Almosenspenden zu Theil wurden, versteht sich dieses von selbst; aber auch ein Mönch von S. Emmeram gedenkt seines Aufenthalts in Ungarn mit Vergnügen (*Arnold.* De miraculis b. Emmerami in Monum. Germ. hist. SS. IV, 547). Er beschreibt seine Donaufahrt sehr anschaulich, s. Büdinger's Österreichische Geschichte. 1. Bd. S. 414.

c) *Confessor*. Nach dem Style der kirchlichen Schriftsteller bedeutet der Name confessor einen Märtyrer, qui Christum palam coram tyrannis seu christianae fidei hostibus professus mortemque passus est. Doch nannte man auch alle heiligen Männer späterhin im weitläufigen Sinne confessores. „Obtinuit postmodum usus," sagt Baronius, „ut omnes, qui sancta et laudabili vita vixissent sanctoque demum ac probato fine in domino quievissent, confessores appellarentur," nach dem gemeinen Verse: Omnis martyr confessor, non sic quoque martyr — Omnis confessor; s. *Du Fresne*, Glossar. und Strebel's Franconia illustrata. 1. Th. S. 103.

6) Bedeutung des Wortes *rasta*. Darüber wird in *Hieronymi* Commentar. in Joelem c. 3 Folgendes gesagt: „Unaquaeque gens certa viarum spatia suis appellat nominibus. Nam et Latini mille passus milliaria vocant et Galli *leucas*, *Persae parasangas* et *Rastas* universa Germania." Eine andere zur Erläuterung dienende Stelle liefert die merkwürdige Urkunde Dagobert's I., worin er dem Kloster Weißenburg die warmen Bäder der Kaiser Hadrian und Antonin schenkt, cum ipsa marcha ad balneas pertinente. Dieser Landesbezirk wird nun ganz genau beschrieben: „ad partem orientalem *leucas* sex, quas homines loci istius dicunt *rastas tres esse*." S. *Jodoci Coccii* Dagobert. p. 175. Cod. Laurish. T. I. p. 45. *Leugae* duae, *rasta una*. Es ist zu verwundern, daß dieses Wort Rasta, welches eine zufällige Aehnlichkeit mit dem griechischen ραστώνη hat, durch das offenbar aus Mille oder Milliare gebildete Meile verdrängt werden konnte; s. Kinderling im A. Lit. Anzeiger. 1800. Nr. 96. S. 940. Vergl. Karl Gottlob Anton's Gesch. der deutschen Landwirthschaft. 1. Th. 21. Abschn. Nr. 5. S. 170. Andere sind geneigt, unter Rasta eine Tagereise zu verstehen.

7) a) Lage des Nordwaldes. — Der Nordwald ist an den bairischen Grenzen gegen Böhmen, um den Ursprung des Flusses Regen, zu suchen; s. Spieß, Archiv. Nebenarbeiten. 2. Bd. S. 69. Anm. *. Vergl. *Ludewig*, Scriptor. Bamberg. Vol. I. p. 332. Schultes, Hist. Schriften. (Hildburghausen 1798. 4.) 1. Abth. S. 10. v. Hormayr in den Wiener Jahrbüchern der Literatur. 40. Bd. (1827) S. 97. 114. Vergl. 4. Bd. S. 201. Anz.-Bl. 27. — Im J. 1209 bezeugt Bischof Manegold von Passau: „Ernestus de Truna (Traun), vir strenuus, partem nemoris *Nordwalt* proprietatem sibi attinentem *et ex antiquo inhabitabilem — cum excoluisset et in usus hominum redegisset*, ecclesiam in Langslage (Langschlag) construxit — fundum penitus ad eum pertinentem, ecclesiae patauiensi tradendo.“

Diese Urkunde, von welcher der zuletzt genannte Geschichtsschreiber a. a. O. einen Auszug liefert, dem er andere, den allmälig zunehmenden Anban dieses Waldes erläuternde Diplome beigesellt, ist vollständig in Monum. boic. Vol. XXIX. N. II. p. 68 seq. N. XLVIII. abgedruckt (vergl. p. 66.); s. über den Nordwald, der nachher Langwald heißt, K. H. Ritter v. Lang, Baierns Gauen (Nürnberg 1830. 8.) S. 132—135 und Ebend., Baierns alte Grafschaften und Gebiete (Ebendas. 1831.) S. 127 fg.

Der Böhmerwald war zu Ende des 10. und Anfang des 11. Jahrh. allerdings ein Urwald mit seltenen urbaren Flächen und Dörfern, von Böhmens Herzogen vielleicht als ein Schutzmittel der Grenze absichtlich so gelassen, doch war er keineswegs herrenlos und die böhmische Grenze erstreckte sich hier allenthalben weit über die Wasserscheide hinaus. Fleißige teutsche Bauern, kühne Jäger und Abenteurer, selbst Eremiten und Mönche rückten jedoch bei der Unmacht und Nachlässigkeit der böhmischen Herzoge immer weiter darin vor, rodeten die Wälder aus, bauten darin Felder und Häuser, ja Dörfer und Burgen und begaben sich damit unter den Schutz der teutschen Kaiser, der Herzoge von Baiern und der ostfränkischen Markgrafen, welche auch nicht unterließen, sie in diesen Erwerbungen mit Brief und Schwert zu schützen; s. *Dobner*, Annal. Hagec. IV. p. 487 seq. V. 34. v Lang, Baierns Gauen S. 123. Palacky, Geschichte von Böhmen. 1. Bd. S. 266 fg.

7) b) Bedeutung des Wortes *eremus*. Der Ausdruck *eremus* (*heremus*) bezeichnet nur Wald, woran sich allerdings der Begriff des Wilden, Rauhen, Wüsten, aber nur im Gegensatze zu dem urbar gemachten Felde knüpft. Das beweisen zahlreiche Urkunden des Mittelalters, welche alte Waldgebirge abwechselnd mit den Benennungen heremus, vastitas, solitudo und andern versehen. Der bairische Nordwald heißt: Eremus quae vocatur Nortwald 1009, 1029, heremus Nortwald 1040 (*Hund*, Metrop. Salisb. II. 25. 27).

So bedeutete auch Wald nicht allein ein Gehölz, sondern überhaupt Wüsteneien, d. h. unbebaute Oerter, Strecken, worin Familien oder Stämme ohne festen Wohnsitz wie Nomaden und Jäger umherschweiften. Vergl. J. F. v. Koch-Sternfeld, Beiträge zur deutschen Länder-, Völker-, Sitten- und Staatenkunde. 1. Bd. (Passau 1825. 8.) S. 303—306 und die Recension in der Leipziger Literaturzeitung 1827. Nr. 298. S. 2381. Leop. v. Ledebur, Blicke auf die Literatur des letzten Jahrzehnts zur Kenntniß Germaniens zwischen Rhein und Weser (Berlin 1837. 8.) S. 27, besonders Anm. 46. v. Buri, Von Bauerngütern, herausgegeben von Runde (Gießen 1789. 4.) S. 599 fg.

8) Aufenthaltsorte Günther's in Baiern und Böhmen. — a) Rinchnach. Nach Dobner (s. *Hagek*, Annal. Bohem. T. V. p. 51—53) bezog Günther schon im J. 1011 die böhmische Einöde, blieb aber in stets fortwährender Verbindung mit Rinchnach. 37 Jahre verlebte er als Eremit; allein diese 37 Jahre beziehen sich auf seinen Aufenthalt in Rinchnach und im brzenitzer Walde in Böhmen. Vor 1019 kam Günther, um zu bleiben, gewiß noch nicht in die böhmische Einöde. Wenn er im J. 1017 zu den Luiticiern zog, mag er über Prag dahin gegangen sein. Aber wenn er den Prinzen Bretislaw aus der Taufe hob, mußte er auch schon früher dagewesen sein, etwa im J. 1014. Von Rinchnach aus konnte er dahin berufen werden, ohne anzunehmen, daß ihn Udalrich, Bretislaw's Vater, in der böhmischen Einöde bei Gelegenheit einer Jagd entdeckte, wie Dobner will, der den letzten Besuch Bretislaw's (nach der Legende) auf Udalrich ohne Noth überträgt. Günther, noch zu Rinchnach sich aufhaltend, ward dem Udalrich bekannt. Denn es heißt in dem Leben Godhard's: annona agili studio a rege Ungariae et de Bohemia et Polonia — conquisita. Der Jesuit Cruger (in pulveribus sacris) meinte, er hätte den Prinzen noch als weltlicher Fürst aus der Taufe gehoben, wogegen das Alter des Prinzen streitet. — Die Zelle Rinchnach ist die nachherige Benedictinerabtei oder Probstei in dem Landgerichte Regen des Regenkreises. Sie ward besonders von den Herren von Degenberg ausgestattet; s. auch *Gasp. Bruschii* Chronicon monasteriorum Germaniae s. centuria secunda, ed. a *Dan. de Nessel*. (Vindob. 1692. 4.) p. 50. Der Ort war schon in frühester Zeit eine der großen Herbergen zwischen Baiern und Böhmen und eine Salzlegstätte. *Hund*, Metrop. II. 24. v. Koch-Sternfeld, Die deutschen Salzwerke ꝛc. 2. Abth. S. 174. Der Baierische Wald, illustrirt und beschrieben von Bernh. Grueber und Adalbert Müller 1851; vergl. Illustrirte Zeitung 1851. Nr. 436. XVII. Bd. S. 388—390. Nr. 438—439. S. 442—444.

b) Brzeznicz (Brzecnicz). — Dobrowsky's Legende sagt bestimmt, daß Günther nach seiner Rückkehr aus Ungarn von dem Abte Rathmund die Erlaubniß begehrt habe, Rinchnach zu verlassen und tiefer im Walde eine Einöde zu suchen: „ut sibi liceret locum mutare Rinchnam, in eremo profundiori domino famulari.“ Er begibt sich nach Böhmen: „Sylvam terrae Boemicae ingrediens venit ad locum qui Brzeznich boemice vocatur, ibique sibi hospitium seu domuneulam de lignis simplicibus construens multis annis deo serviens, ardenti animo et sincero, hominibus incognitus weit erstreckte er sich? In der Urkunde Bretislaw's tus.“ Wo ist nun der Wald Brzeznitz zu suchen und

kommt unter den Dörfern, die der Herzog dem Kloſter Brzewnow ſchenkt, Podmocli cum thelonio in Brzeznich vor, wobei *Piter* p. 125 die Anmerkung macht: Hic est ille collis B. Guntheri habitatione postrema et sancta morte nobilitatus, olim Brzeznich, hodie *Bona aqua* nuncupatus. Alle Dörfer, die in der Urkunde vorkommen, ſind in der Gegend von Rabi und Schüttenhofen zu finden und wenn man von Podmokl (öſtlich von Schüttenhofen) nach Hartmanitz (ſüdlich von Schüttenhofen) eine Linie zieht, ſo hätte man den Wald Brzeznitz gefunden. Darin lag nun der Ort, wo ſich Günther zuletzt aufhielt und wo er ſtarb. Auf der Karte eine Viertelſtunde von Hartmanitz ſüdlich ſteht nun *dobra woda* und darunter S. Gunter mit dem Zeichen ☥ einer Kirche auf einem Hügel. Bei Schaller wird in dem ſtadtler und ſtachauer Gerichte (der königliche Waldhwozd, von Freibauern bewohnt, wird in acht Gerichte eingetheilt) St. Gunther, Gutwaſſer, Dobra woda (ein ehedem von den häufigen Birkenbäumen genanntes Dorf) zuerſt aufgeführt. Daß grade dieſer Ort Brzeznitz geheißen, iſt nicht anzunehmen, wiewol er (als Einöde, nicht ſchon ein Dorf) in dem böhmiſchen Walde Brzeznitz gelegen war. In einem alten Regiſter (vom Jahre 1406—1435) wird bei Stankow, ſüdweſtlich von Schüttenhofen, angemerkt: „item thelonium in Hertmanicz," — ferner „item supradictae villae tres *Podmokli, Stankow, Wolessowice* debent viam emendare versus Bavariam in sylva, quando illis mandatur." Hier iſt nun die sylva kein anderer Wald als der ehemals Brzeznitz genannte, die via nach Baiern der von Günther bereitete, das Thelonium in Hartmanitz das ehemalige in Brzeznitz. *Piter* p. 130. (Alles nach ſchriftlichen Mittheilungen des berühmten Geſchichts- und Sprachforſchers Abbé Joſeph Dombrowsky.)

c) Der von Günther neu angelegte Weg, deſſen ſchon in der Urkunde von 1029 gedacht wird, iſt nicht der ſogenannte, zu weit von Hartmanitz entfernte goldene Steig (ſ. *Dobner* l. c. p. 112 seq.), ſondern vielmehr derjenige, der über und neben Hartmanitz vorbeiführt und welchen die drei Dörfer Podmokli, Stankow und Woleßowice zu verbeſſern ſchuldig waren. Rader iſt der Gegend nicht kundig geweſen, daher er auf den goldenen Steig verfiel. Gewiß führte Günther's Weg nach Rinchnach, ein Umſtand, der auf den goldenen Steig nicht paßt. Eigentlich iſt der von Günther angelegte Weg bei Rinchnach außer Böhmen zu ſuchen.

d) Dobra woda. Die öde Gegend des prachiner Kreiſes, welche Günther bezog, iſt die nämliche, welche jetzt Dobra woda heißt. Günther's Namen führt ſie erſt ſeit der auf dem Hügel erbauten Kirche, um das Jahr 1620, ſeit 1735 eine Pfarre, wohin am zweiten Pfingſtfeſte die Wallfahrer aus Böhmen und Baiern ſtrömen. Aeltere Nachrichten, d. i. ſolche, die über 1600 hinausreichen, mangeln von dieſem Orte.

Gutwaſſer, Dorf von 10 Häuſern, 67 Einwohnern, liegt an der Nordſeite des St.-Günthersbergs; ſ. Das Königreich Böhmen, ſtatiſtiſch-topographiſch dargeſtellt von Joh. Gottfr. Sommer. 8. Bd. Prachiner Kreis (Prag 1840. 8.) S. 201 fg., vergl. S. 82, wo ein, wie es ſcheint, von dieſem verſchiedenes Dorf Gutwaſſer (Dobra woda) beſchrieben iſt. Gutwaſſer nennen die Böhmen alle Heilwaſſer. Das Waſſer bei St. Günther hat gar keinen mineraliſchen Gehalt. Die Heilungen werden den Verdienſten Günther's von dem gläubigen Volke zugeſchrieben.

9) Jahr und Tag des Ablebens Günther's. — Die glaubwürdigſten Zeugniſſe ſtimmen dafür, daß er im J. 1045 am 9. Oct. geſtorben ſei; Andere hingegen geben bald das Jahr 1044 bald 1047 an. Wir wollen jetzt die ſich hierauf beziehenden Stellen der Chroniſten nach einander mittheilen: XVII Kal. Octbr. (15. Sept.), es muß aber wol heißen: VII Id. Octbr. (9. Octbr.) Guntharius solitarius †; ſ. Necrologium Monasterii S. Michaelis (Luneburg.) in Wedekind's Noten zu einigen Geſchichtsſchreibern des teutſchen Mittelalters. III. Bd. (Braunſchweig 1833. 8.) S. 75, vergl. 2. Bd. 8. H. S. 400 fg.

A. 1045 Guntharius vita decedens huc Eremita
Percipit in coelis praemium cuiusque laborum,
Quem prius in mundo tulerat carni dominando;

ſ. *Joa. Staindelii* Chronic. ab a. Chr. DCC. ad a. Chr. MDVIII apud *Oefele.* Tom. I. p. 474. cf. *G. Bruschii* Chronic. monasteriorum Germaniae s. Centuria secunda ed. a *Dan. de Nessel* (Vindob. 1692. 4.) p. 50. — 1045. *Hermann. Contract.* Chronic. ed. *Ussermann.* T. I. p. 214 ap. *Pistor.* T. I. p. 286 seq. *Cosmae* Chron. Boemor. in Mon. Germ. hist. T. IX. p. 45. 10. Monachi Sazavensis continuatio Cosmae ibid. p. 53. Lambert von Hersfeld (p. 29 der kleinern Ausgabe, Hannoverae 1843. 8., und S. 35 der Ueberſetzung Berlin 1855.) iſt der einzige Schriftſteller, welcher 1047 für Günther's Todesjahr ausgibt. 1045. Guntherus eremita mortuus Pragae sepelitur. Chron. Augustense apud *Frcher.* T. I. Rer. Germ. p. 346. — *Dobner* T. V. p. 281 seq. ad ann. 1045. (cf. p. 78 seq.): Consentiunt in anno mortis passim vetusta quaeque extera Chronica praeter Schafnaburgensem et auctorem Chronici Hildeshemensis, qui eum *duobus annis serius* ponunt, *diem* his verbis prodit Cosmas: (cf. *Mencken* S. R. S. T. I. p. 2029. T. III. p. 1790.) VII Idus Octobris obiit Guntherus monachus et heremita, et sepultus est in monasterio sanctorum Adelberti et Benedicti ante altare S. Stephani Protomartyris, quem eundem diem refert *Necrologium Bohemicum.* (Monumenta ined. T. III. p. 15 in notis). A. 1044. Anno MXLIV. *Gunterus* Monachus in Brevnow ordinis nostri vir mire sanctitatis, sepultus in Brevnoviensi Eccl. a Severo Episc. Prahensi: comitante Brecislao duce, Clero et Nobilibus; vid. Epitome Chronicae Neplachonis in *Dobner,* Monumenta hist. Boemiae. T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Wenn man ſich zu feſterer Beſtätigung der Meinung, daß Günther den 9. Oct. 1045 verſchieden ſei, noch auf die XV Kal. Nov. (den 18. Oct.) dieſes Jahres, alſo zehn Tage nach Günthers Tode, von dem Böhmerherzoge Brzislaus

ausgestellte Urkunde beruft, worin dieser erklärt: „Ob amorem quoque et memoriam Beati Guntheri Heremite, qui me de sacro fonte baptismatis susceperat, ipsum in ecclesia Brzewnoviensi sepeliendo, contuli eidem ecclesie etc.," so darf man nicht vergessen, daß die Echtheit derselben mit triftigen Gründen angefochten und bezweifelt worden ist. Ebenso wenig Glauben verdient die Nachricht von dem Besuche des Herzogs bei Günther am Tage vor dessen Tode. Man wollte dadurch nur die Prophezeiung von seinem Hinscheiden an den Mann bringen. Doch mag man ihn annehmen und die Legende nacherzählen, so möchte wol die Zeit anders zu bestimmen sein. Dombrowsky's Legende erlaubt sich hierin abzuweichen und sagt: ‚Ceterum si transmigrationi meae volueris interesse, *tertia* die hora *sexta* ad pium dominum transmigrabo." Nach Piter p. 34 soll Günther 90 Jahre alt geworden sein, von denen er 50 am Hofe und im Kriegsdienste, 3 im Kloster und 37 in der Einsiedelei zubrachte. Seine Geburt würde also etwa in das Jahr 955 fallen. So viel wenigstens ist gewiß, daß er ein sehr hohes Alter erreichte.

10) Grabstein und Denkmal Günther's. — *Hagek*, Annales Bohemorum P. II. p. 206, wo der Herausgeber Dobner sagt: „Guntheri lapidem sepulchralem nuper aeri incisum, priusque a me Brzevnovii visum protulit in suo praeclarissimo opere — Praepositus Rayhradensis et eius elegantia mihi persuadet, eum saeculo XI et fortassis XII posteriorem esse, sigillorum certe superstitum ab hoc aevo et numorum ruditas id perbibet." Piter liefert p. 90—93 (de lapide sepulchrali s. Guntheri) folgende Beschreibung desselben: „Est lapis albus subflavus. Longitudo eius est trium ulnarum boemicarum. Latitudo unius. Profunditas semis. Refert ille monachum heremitam, dextra baculum more heremitarum gerentem, sinistra librum supra cor. Caput circulo sanctis appingi solito redimitus (redimitum?). Male vero habitus fuit a murariis ex humo vi eruentibus, adeo ut pene omnes literae marginales decussae praeter paucissimas. Inscriptio supra initialibus literis decussis *LIS* est a titulo *Venerabilis*. *G* a *Guntherus*. A parte dextera has solas reliquas fecerunt LV, ablata forte cifra M. et X, quia anno MXLV obiit. Satis nobis esse debet, nullum alium sanctum ibi sepultum et cultum esse praeter *Guntherum*, nec ullius heremitae, quem lapis refert, corpus servari, a majoribus aut instrumentis nos accepisse." Karl Joseph v. Bienenberg, Versuch über einige merkwürdige Alterthümer in Böhmen. 1 St. (Kongsgrätz 1778. 8.) S. 159 fg.

Abbildungen des Grabsteins: a) Bei *Piter* ad p. 93. l. 2. *Klauber* sc. A. V. (Augustae Vindelicorum) mit der Unterschrift: Lapis sepulchralis S. GUNTHERI Heremitae in Ecclesia Brzewnoviensi prope Pragam hodieque asservatus. b) Des an der Mauer der Kirche angebrachten Grabsteins nebst einem Theile der letzten zu p. 93 lin. ult. A Weinkopf fec. mit der Ueberschrift: B. GVNTHERI HEREMITAE. GLORIOSA. SEPVLCHRALIS. MEMORIA. RESTAURATA. A. M. DCCLXI sub F. A. B. (Friderico Abbate Brzewnoviensi). c) Bei *Dobner* P. V. zwischen p. 280 und 281. — Hierher gehört auch noch die hölzerne Bildsäule Günther's bei dem Orte Gutwasser, von welcher ebenfalls bei Piter zu p. 99 ein Kupferstich von A. Weinkopf mit der Unterschrift: Statua lignea S. GVNTHERI Heremitae ad Aquam Bonam in Prachinensi Districtu Bohemiae miraculis clara vorkommt, welche der Verfasser dieses fleißig gearbeiteten Werkes p. 95 seq. (s. vornehmlich p. 99 seq.) ausführlich beschrieben hat.

Da für den alten Grabstein in der neuen Kirche sich kein schicklicher Platz fand, so wurde er, wie wir eben bemerkten, an derselben von Außen angebracht, wo er noch zu sehen ist. Des Nimbus wegen hält ihn Dobner (l. c. p. 282) nicht für gleichzeitig, nicht vom Jahre 1045, sondern glaubt, man habe ihn im 13. Jahrh., da man die Kanonisation einleiten wollte, verfertigen lassen. Wenigstens müßte der Nimbus erst dann ausgehauen worden sein, als so viele Wunder an Günther's Grabe sich verbreiteten. „Hunc lapidem," äußert dieser Gelehrte, „propter radiatum tamen caput nolim existimare statim sub obitum Guntheri appositum, sed postquam illius veneratio crevit, saeculo praesertim sequente et XIII; nisi dicere malimus tum demum veteri primoque lapidi radium incisum. Nam ex Cosma nostro, Monacho Gradicensi et Necrologio liquet *Beati* opinionem et titulum nec dum generatim illorum aetate in usum receptum fuisse, quod vel ipsa inscriptio lapidis voce *Venerabilis*, si ita legere eam oportet, innuit." Vergl. *Ziegelbauer* l. c. p. 144 seq. *Lackner* l. c. p. 12.

11) Günther als geistlicher Redner. — *Wolfherii* Vita Godehardi posterior in Mon. Germ. hist. l. c. p. 202. c. 38—53. cf. *Piter* p. 20 seq. et ap. *Leibnit.* T. I. p. 487 seq.; s. auch Hauff's Gelehrte Ergötzlichkeiten und Nachrichten. 2. Bd. 3. St. (Stuttgart 1774. 8.) in der Abhandlung von den Predigern des alten Teutschlands S. 155. Nr. VIII, wo aber Günther für einen Markgrafen von Meißen und Thüringen und den Vater Ekkehard's erklärt wird. *Chr. Guil. Beier*, Sched. de Chrysostomis vet. Germaniae. (Salzwedel 1738.) (Vergl. Gründliche Auszüge aus den neuesten Disputationibus I. St. 1740. 8. S. 67. Nr. 8.) Von Günther's Kenntniß der heiligen Schrift siehe *Ch. Schoettgen*, De antiquissimis literarum in terris Saxoniae superioris fatis in *Ej.* Opusc. minor. p. 270 seq. Er verkündigte im J. 1017 den luitticier Wenden das Christenthum. *Thietmar.* Merseburg. l. VII. ad ann. 1017. ed. *Wagner* p. 231 und in Monum. Germ. hist. ....: *Guntherus conversus* causa praedicandi *Luiticios* adivit (ihn hielt schon Leibniz für den unsrigen). *Dobner* P. V. p. 103—105, cf p. 52 seq.: *Conversi*, appellatio propria erat Guntheri nostri, qua ipsa appellatione cum Arnolfus synchronus et familiaris impertit, videlicet quod literarum iguarus statum monasticum inter *fratres conversos* ordinis

S. Benedicti professus fuerit, ut ita Thietmarus procul dubio prope cognitum quasi per antonomasiam *Guntherum conversum* inter alios huius nominis fratres conversos appellaverit. — Synchrona testimonia supersunt, Guntherum nostrum etsi literarum rudem tamen praedicandi genere excelluisse, ut eloquentissimos quosque suae aetatis superasse visus sit. Cf. *Wolfherus* in vita Godehardi (l. c.): „Literas omnino, nisi tantum psalmos aliquos, non didicit, erat enim et scienter nescius et sapienter indoctus.“ E quibus apparet, nil prorsus repugnare ut Guntherus a Thietmaro indicatus, noster esse potuerit, qui scilicet cognitione *linguae Slavicae*, inter Bohemos acquisitae armatus, et sanctiori desiderio incensus martyrium ipsum inter Luiticios aspiravit. — Quo successu autem res Guntheri inter Luiticios processerint, aut cur paulo post ad eremum suam redierit, nihil proditum. — An non fortassis praedicationi Guntheri conversionem suam baptismumque *Mistizlaus* Princeps Luiticiorum cum uxore sua nuruque debuit, quem mox *anno sequente*, uti Thietmarus narrat, Luiticii *turmatim petierunt plurimamque regni sui partem devastantes* — patria extorrem fecerunt — omnes ecclesias incendiis et destructionibus humi straverunt. Qua tanta christianorum persecutione quid mirum fuit, si Guntherus praedicandi evangelii consilium interrupit, atque ad eremum suam reversus est? — W. Giesebrecht's Gesch. der deutschen Kaiserzeit. 2. Th. (Braunschweig 1857. 8.) S. 147, wo es heißt: „Gunther faßte den hochherzigen Entschluß, das Missionswerk unter den Luiticiern aufzunehmen, fand aber bei dem Kaiser nicht die geringste Unterstützung. Günther erkannte bald die Erfolglosigkeit seiner Bestrebungen und kehrte nach seiner Einsiedelei zurück.“

12) Günther als Vermittler oder Friedensstifter in dem Kriege zwischen den Teutschen und Böhmen. — Im J. 1040 sollten zwei teutsche Heere nach K. Heinrich's Bestimmung gleichzeitig in Böhmen eindringen; das eine, aus Thüringern bestehend, von Norden aus unter Anführung des Markgrafen Eckard von Meißen und des Erzbischofs Bardo von Mainz; das andere größere wurde aus Baiern und Franken aufgeboten und der König wollte es selbst mit dem Markgrafen Otto von Schweinfurt über den Böhmerwald gegen die Feinde führen. In der Mitte des August trat das thüringische Heer bei der Burg Dohna, das Heer des Königs bei Cham zusammen; beide setzten sich hierauf sogleich in Bewegung. Bretislaw hatte die Vortheile, die ihm die Natur seines Landes bot, trefflich benutzt, und alle Pässe, welche durch die Waldgebirge in das Innere Böhmens führen, durch starke Verhaue sperren lassen, neben denen er große Verschanzungen aufführte und mit zahlreicher Mannschaft besetzte. So fand der König, als er von Cham her gegen den Paß bei Furth vordrang, diesen versperrt. Um die Stellung des Feindes zu umgehen und ihn dann in die Mitte zu nehmen, sandte Heinrich den Markgrafen Otto mit einigen Truppen durch unwegsame Theile des Gebirges in den Rücken der Feinde. Es gelang Otto, geleitet von jenem thüringischen Grafen Günther, der seit langen Zeiten als Klausner im Böhmerwalde lebte und jeden Steg dort kannte, durch die dichte Waldung zu dringen. Er griff sogleich die böhmischen Verschanzungen an, aber es geschah zur unglücklichen Stunde (den 22. Aug.). Diese Niederlage hatte des Königs Heer entmuthigt, das Vertrauen der Böhmen gehoben; als sie daher Markgraf Otto am nächsten Tage (den 23. Aug.) von der andern Seite angriff, kämpften sie mit dem sicheren Bewußtsein des Sieges in derselben Weise, wie sie den ersten Vortheil errungen.

Der Rest von Otto's Heerschar, sowie die dem Gemetzel vom 22. Aug. Entkommenen wären ebenfalls verloren gewesen, wenn nicht Günther plötzlich sich eingefunden hätte. Jetzt konnte er seine genaue Kenntniß dieser Gegenden zum Heile seiner Landsleute verwerthen; er führte sie auf entlegenen Pfaden wohlbehalten über das Gebirge; s. Annalista Saxo ann. 1040. Cosmas II, 9. 10. Herim. Aug. 1040. Ann. Sang. maj. 1040. Ann. Augustani 1040. Lamberti Ann. 1040. Ann. Hildesheim. 1041. — Den Tag bestätigen Ann. necrolog. Fuld. a. 1040 ap. *Böhmer*, Fontes III. 160 (s. Büdinger). Annales Magdeburg. 1040 in Mon. Germ. hist. T. XVI. p. 171 seq. — Alles Vordringen des Heerhaufens unter Bardo's und Eckard's Befehlen war nach den Ereignissen am Passe von Neumark vergeblich und Bretislaw lehnte mit gutem Grunde Friedensanträge des Markgrafen stolz ab; vielmehr schlug man sich noch einmal am 30. Aug. Da langte aber am 1. Sept. eine Botschaft des Königs an, welcher Günther ohne Zweifel als Führer und Sprecher beigegeben war, die den Rückzug gebot und für Bewerkstelligung desselben Waffenruhe von den Böhmen erlangte.

Während bei Erneuerung des Krieges (1041 um dieselbe Jahreszeit) die Böhmen den 15. Aug. durch ein Scheingefecht in der Front beschäftigt wurden, drangen andere Abtheilungen des kaiserlichen Heeres auf Schleichwegen über das Gebirge, fielen ihnen in den Rücken und nöthigten sie zur Flucht. — Palacky setzt S. 285 hinzu: „Ohne Zweifel wurden die beiden teutschen Heere von Günther dem Eremiten angeleitet. Trotz dem Schweigen der (noch immer dürftigen) Quellen dringt sich diese Meinung unwiderstehlich auf, wenn man Günther's vorjährige Theilnahme am Kampfe und Heinrich's III. eigene Worte in der Urkunde vom 17. Jan. 1040 erwägt: „idem Guntherus pro meritorum probitate amicabiliter usus est nostra familiaritate.“ Heinrich hätte keinen Verstand haben müssen, wenn er, nach den Erfahrungen von 1040 über einen so wichtigen Punkt nicht den größten Kenner, seinen familiaris, zu Rathe gezogen hätte.“ Büdinger S. 360 hingegen betrachtet diese Worte nur als eine ironische Andeutung von Günther's Derbheit und Ungeniertheit, die ihm der König aus Achtung vor seinem Charakter zu Gute halte (!?).

Wir stellten hier, in die Fußstapfen Giesebrecht's, Palacky's und Büdinger's tretend, diejenigen Ereignisse dieses

Krieges, bei welchen Günther zur Rettung seiner Landsleute aus ihren Bedrängnissen die Rolle des Vermittlers übernahm, kürzlich zusammen, können uns jedoch nicht überzeugen, daß Günther selbst persönlich gegen den ihm befreundeten Herzog der Böhmen gefochten habe, da sich die von dem Kaiser in der erwähnten Urkunde gebrauchten Worte auch auf ein schon früher mit diesem bestehendes engeres Verhältniß und die ihm während desselben geleisteten Dienste (s. unter andern Annales Altahenses, herausgegeben von Giesebrecht, bei dem Jahre 1034 S. 54, und das Chron. Ratisbon. [ap. *Eccard.* T. I. p. 2059], wo es heißt: „Henricus II. sanctus cognita sanctitate b. Godehardi *eiusdemque discipuli Guntheri, quorum secretis consiliis fruebatur*, Monasterium inferioris Altaich larga munificentia dotavit") beziehen lassen, sodaß weder die von Palacky, noch von Büdinger beliebte Deutung derselben durchaus nothwendig erscheint. Schwerlich würde auch unter solchen Umständen Bretislaw Günther's Leiche nach Brewnow zur Bestattung geführt haben. Vergl. *Wenc. Hagek* a Liboczan Annal. Bohem. ed. *Dobner.* T. V. p. 258, cf. p. 260 et T. IV. p. 487. Geschichte von Böhmen, größtentheils nach Urkunden und Handschriften, von Franz Palacky. 1. Bd. (Prag 1836. 8.) S. 282—286. Büdinger's Oesterreichische Geschichte. 1. Bd. S. 349—352. 360—362. 414. Wilh. Giesebrecht's Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 2. Bd. (Braunschweig 1858. 8.) S. 329—333.

13) Pfauen als Lieblingsspeise der Großen im Mittelalter. — Pfauen waren schon bei den Römern eine seltene Leckerspeise. Um so mehr ist es zu bemerken, daß auch in Ungarn bereits im 11. Jahrh. dieser Braten bekannt war. König Stephan I. ließ einmal den schwärmerischen Einsiedler Günther an seiner Tafel einen gebratenen Pfau vorsetzen. Einen solchen Genuß hielt der heilige Mann für sündlich. Was geschah also? Der gebratene Pfau flog von der Tafel weg (*Wolferi* Vita Guntheri). Dieses Wundermärchen bezeugt wenigstens, daß die Großen in Ungarn wie in Teutschland und andern Ländern damals Pfauen zu essen pflegten.

Im Mittelalter herrschte die Gewohnheit, feierliche Gelübte und Eide bei Gastmählern mit Berührung des Opferthieres oder des vornehmsten Gerichts zu thun, für welches der Pfau in Frankreich gehalten wurde; j. Grimm's Teutsche Rechtsalterthümer S. 901. Histoire de la vie privée des Français depuis l'origine de la nation jusqu'à nos jours. Par *Le Grand d'Aussy.* T. I. (A Paris 1782. 8.) p. 299—304. (*Le Grand* et *Roquefort*, Vie privée 2, 19 seq. Ueber die Stelle, welche der Pfau im ritterlichen Ceremonial einnahm, vergl. ebend. 25.) *De Reiffenberg*, Monum. 5, LXXV. Weinhold, Die deutschen Frauen in dem Mittelalter S. 322. La France au temps des croisades par *Vaublanc.* T. IV. p. 203 seq.

III. 1) Verzeichniß der Schriften über das Kloster Göllingen. — a) Antiquitates Goellingenses, oder historisch-diplomatische Nachrichten von dem vormahls berühmten, nachher aber säcularisirten und dem hochfürstl. Hause Hessen-Cassel in dem westphälischen Friedensschlusse mit überlassenen Benedictiner-Closter Göllingen, S. Wiperti, in Thüringen, aus verschiedenen bis anher unbekannt gewesenen Urkunden und glaubwürdigen Geschichtsschreibern gefertigt und herausgegeben von Johann Friedrich Mülde ner, ordentlichen Regierungsadvocaten zu Frankenhausen und des Magistrats daselbst Syndic. (Frankenhausen und Leipzig 1766. 4. 165 Seiten, 3 Bl. Dedication, 9 Seiten Register. Mit 52 Urkunden von S. 105—165.)

b) Das ehemalige Kloster Göllingen; Nr. II. der Bruchstücke aus der Beschreibung und Geschichte der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt (von L. F. Hesse) in den Schwarzburg-Rudolst. Landeskalendern von 1825 — 1828. Auszug daraus in Thüringen und der Harz. 7. B. S. 254—269, nebst einer Abbildung (nach Bleichrodt), lithograph. von Ed. Pietsch u. Comp. in Dresden.

c) Das Kloster Göllingen in Thüringen, malerisch, geschichtlich-antiquarisch von Wilhelm Günther Bleichrodt. Mit drei lithographirten Abbildungen in Fol. (Sangerhausen 1838. 4.) 11 Seiten. Vergl. auch den Allgem. Anzeiger der Deutschen. 1839. Nr. 12. 55. 57.

d) Denkmale der Baukunst des Mittelalters in den fürstlich Schwarzburgischen Landen. Bearbeitet und herausgegeben von L. Puttrich. (Leipzig 1843. Fol.) S. 35—37. Die Kirche des Klosters Göllingen. Mit drei Abbildungen: Nr. 18. Westliche Ansicht vom Kloster Göllingen, gez. von Sprosse, lith. von Witthöft. Nr. 19. Innere Ansicht der Krypta daselbst, gez. von Sprosse, lith. von Schlick. Nr. 20. Schlußvignette auf S. 37 des Textes: Grundriß der Krypta daselbst, gez. von Sprosse und lith. von Budras.

2) a) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen Günther's des Eremiten. — A. Quellen. a) Guntheri Eremitae vita, auctore Wolfero aequali (?) ex MS. in *Henr. Canisii* Lection. antiq. ed. *Basnagii* T. III. Sect. I. p. 185—189 et ap. *Surium* d. 9. Octobr. p. 136.

b) Eadem ex MS. et *Canisio* cum observationibus praeviis et notis in *Joa. Mabillon*, Act. sanctor. ord. Benedict. saec. VI. P. I. (oder Vol. IV.) p. 475—486; vergl. *Mabillon*, Annales ord. S. Benedicti. T. IV. p. 423[b]. 445[bc]. 189[bc]. 190. 470[bc]. 202[c].

c) In J. Fr. Mülde ner's Antiquitat. Goelling. S. 112—115 (besonders die Günther's Aufenthalt in diesem Kloster betreffenden Stellen).

d) In Act. sanctor. Antwerp. Octob. T. IV. (Bruxellis 1780. fol.) p. 1054—1084.

e) In *Bonaventur. Piter*, Thesaurus absconditus in agro seu monasterio Brzewnoviensi prope Pragam ord. s. Benedicti S. Guntherus confessor et heremita, antea Princeps Hassiae s. Thuringiae, S. Stephani, Hungarorum regis cognatus, postea in monasterio inferioris Altahae, sub Gothardo abbate professus, et cum ejus indultu heremita ac tandem ex ultima voluntate in praefato Mona-

sterio Brzewnoviensi prope Pragam sepultus et miraculis clarus, — *vita et miracula. Ex cod. MS. membr. Trebonensi Canonic. Regul. Lateran. S. Augustini manu saeculi XIV in fol. exarato*, aliisque authenticis sanctitatis suae et miraculorum documentis et pluribus dissertationibus etiam de ejus conversione, vita cenobitico-heremitica etc. illustratus et — in publicam lucem emissus, studio et opera *B. Piter* O. S. B. antiquissimi liberi, et exemti monasterii Rayhradensis Praepositi infulati et Marchionatus Moraviae Praelati. (Brunae 1762. 4. 230 Seiten, ohne Dedication, Vorrede und Inhaltsanzeige) p. 17—35. Bonav. Piter (Pitter) war von 1756—1764 Probſt zu Raigern und vorher Secretair und Archivar der brewnover Abtei.

f) Vita Guntheri Eremitae in Monum. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 276—279. Mit dem in der Einleitung (p. 276) über dieſe Biographie gefällten Urtheile ſtimmt auch Wattenbach (Deutſchlands Geſchichtsquellen ꝛc.) überein, wenn er S. 229. Anm. 4 ſagt: „faſt ganz werthlos iſt die größtentheils aus Wolferi vita Godehardi posterior (Mon. Germ. hist. XI, 196—218) entlehnte, als Predigt zum Vorleſen verfaßte Vita Guntheri.“ Sie gibt zu wenig Aufſchluß über die Abſtammung und früheren Verhältniſſe deſſelben, an deren Kenntniß doch dem Geſchichtsforſcher mehr gelegen iſt, als an den fabelhaften, darin enthaltenen Erzählungen; ſ. auch Stenzel's Geſchichte Deutſchlands ꝛc. II, 54 fg.

g) Vita S. Godehardi
h) Vita S. Stephani } ſ. unten.

i) *Arnolfi* De miraculis B. Emmerami l. II. c. 51 seq. ap. *Canisium* T. III. p. 149 seq. *Piter* l. c. p. 43—53 in Monum. Germ. hist. SS. T. IV. p. 571. 572. Ex *Arnoldi* libris de S. Emmeramo in Mon. Germ. hist. SS. T. IV. p. 543—574 apud *Canisium* ant. lect. II. p. I. repet. Basnage III, 1. p. 88, post quem fragmenta tantum a Mabillonio (Act. VI, 1. p. 5 et Suyskeno Act. 55. Sept. 6. p. 186 edita sunt). Cf. *Piter* p. 44—53. Die Abdrücke in den Mon. und bei Piter weichen in ſofern von einander ab, daß in dem einen bald Stellen vorkommen, die in dem andern fehlen, bald umgekehrt; pflegen doch beide das weſentlich Hiſtoriſche meiſt vollſtändig mitzutheilen. „*Arnoldus*, nobili genere ortus, quippe qui avum *maternum*, *Berhtoldum* marchionem (a quo genus comitum de Cham et Vohburg deducitur), *paternum* Arnoldum virum nobilem ipse dicat, in S. Emmerami monasterio *Ratisbonensi* educatus et monachum professus — in Saxoniam profectus, *Magdeburgi* Meginfredum scholae magistrum amicitia sibi conjunxit.“ — Er ſcheint ſein Buch in den letzten Regierungsjahren Heinrich's II. angefangen, daſſelbe wegen dreijähriger Abweſenheit aus dem Kloſter unvollendet gelaſſen und erſt 1030 wieder Hand an daſſelbe gelegt zu haben. — Den Erzählungen der Wunder in der alten Lebensbeſchreibung fügte er noch 1035 oder 1036 Zuſätze in einer neuen Bearbeitung hinzu. 1037 ſcheint das Werk völlig zu Stande gekommen zu ſein. — p. 544: „Multas res notatu valde dignas collegit, quippe qui ex familia nobili oriundus et in *itineribus*, quae in *Saxoniam* et *Pannoniam* suscepit, versatus, alia ipse vidisset (I, 5. 12. II, 22. 46. [Hoc signum ipsi nos vidimus et manibus nostris palpavimus] 47. 52. 56. 57. *Guntharium eremitam*, de quo c. 61 seq. agit, ipse noverat. c. 68), alia ab amicis et hominibus diversis accepisset. Arnoldus jam ante medium saeculum XI obiit, quamvis, quum libros suos scriberet, iuvenili floreret aetate.“

k) *Pertz.* Monum. Germ. hist. T. VI. p. 571. 572. T. VII. p. 123. 125. 154. 392. 445.

l) Monumenta Boica T. XXVIII[b]. p. 99. 210. XXIX[a], 62 seq. und 11. 59. 139. 142. 144. 147, auch T. XI (verſchiedene gleichzeitige Documente).

m) Zwei hersfeldiſche Urkunden in Wenck's Heſſiſcher Landesgeſchichte. 3. Bd. Urkundenb. S. 40 fg. Nr. XLII. S. 53. Nr. LIV.

n) Annales Altahenses, hergeſtellt von Wilhelm Gieſebrecht (Berlin 1841. 8.) S. 22. 48. 54. 76.

o) Ex *Othloni* libro visionum v. Monum. German. hist. T. XIII. SS. T. XI. p. 383 seq. Visio decima quarta. Quorundam etiam sanctorum purgatorium *beati Guntheri discipulo Isaac* revelatum. A *beato Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Poemia* (Brevnowe, cf. Vitam Guntheri eremitae p. 279). In quo videlicet coenobio fuisse fertur monachus *Isaak* dictus praedicti viri disciplina tanto magis instructus, quanto prolixiora tempora gerebat cum eo conversatus. Hic igitur, ut a plerisque fidelibus in Ratispona agnovi, spiritualiter raptus multa vidit miranda, quorum ad nostram notitiam pervenerunt haec pauca. — *Dobner* Annal. Hagek. T. V. p. 284 seq.: „Meminit etiam Guntheri monachus sanct. Emmeramensis *Othlonus* plane synchronus, qui scilicet circa ann. 1032 in ordinem S. Benedicti Ratisbonae susceptus fuit, et circa annum 1083 grandaevus mortuus, cuius testimonium cum patrios scriptores hucusque latuerit, idque etiam Piterus praetermiserit, hic apponere libet. Narrat ille vero in libro Visionum visione XIV Isaaci cuiusdam, qui fuit discipulus Guntheri, visionem his verbis: A. B. Gunthero heremita coenobium quoddam constructum est in Bohemia (Rinchnach) neuter quidquam doctore et pastore dignum egisset.“ Haec Othloni enarratio simillima est illi, quae refertur in visione Wetini (?) monachi Augiensis (vid. Acta SS. Bened. saec. IV. P. I. ad a. 824), unde fortassis mutuata est. Eundem Othlonum commercium habuisse literarum cum quibusque Bohemis monachis, ex eius libello de tentationibus etc. liquet.

B. Schriften neuerer Geſchichtsſchreiber, in welchen von Günther theils abſichtlich und ausführlich, theils beiläufig und weniger weitläufig gehandelt wird.

a) *Joa. Adlzreiter*, Annal. Boic. P. I. l. XV. n. 31. p. 379 et l. XVII. n. 10. p. 424.

b) *Bohusl. Balbini* Epitome historica rerum Bohemicarum (Pragae 1677. fol.) p. 184. 188 und in *Ej.* Miscellan. regni Bohem. Decad. I. lib. IV. §. 20. p. 32.

c) *Andr. Brunneri* Annal. virtut. et fortunae Boior. (Monachii 1629.) P. II. p. 172. 216. 226.

d) P. G. David, Des Königreichs Böheimb heylsamer Wald-Arzt. Oder das Leben S. Guntheri, welcher entsprossen aus dem Geblüt der alten Fürsten in Thüringen und ein Blutfreund gewesen des heiligen Stephani I. Königs in Hungarn, Zugleichen des heil. Henrici II. Römischen Kaisers. Aus verschiedenen Geschichtsschreibern zusammen gesucht, beschrieben und erklärt von P. Georgio David, aus der Gesellschaft Jesu. (Prag 1713. 8.) VIII Bl. Vorr. 152 Seiten. Mit einem Titelkupfer, welches die Bildsäule Günther's vorstellt. Eine blos neue Auflage scheint zu sein: Wald-Arzt, Ein in Wahrheit Heilig-Böheimischer. Oder das Leben S. Guntheri, welcher entsproßen aus dem Geblüte der alten Fürsten in Thüringen. (Prag 1727. 8.) In dem ersten Buche werden S. 1—3. 5. 49. 52. 54. 61. 62. 124 mehre, besonders in Böhmen erschienene Schriften von unserem Gunther angeführt, die sonst wenig bekannt sind, aber auch nicht von großer Erheblichkeit sein mögen.

e) *Wenceslai Hagek a Liboczan*, Annales Bohemorum e Bohemica editione latine redditi et notis illustrati a Petro Victorino a S. Cruce e scholis piis: nunc plurimis animadversionibus historico-chronologico-criticis, nec non diplomatibus, literis publicis, re genealogica numaria, variique generis antiquis monumentis aucti a P. Gelasio a S. Catharina eiusdem Instituti sacerdote. (*Dobner.*) P. II. (Pragae 1763.) p. 206. P. V, quae Bohemiae historiam ab a. MIV usque ad a. MCXXXXIV complectitur (Pragae 1777. 4.) an mehren Orten.

f) Monument. historic. Boemiae, coll. *Gelas. Dobner.* T. IV. (Pragae 1779. 4.) p. 101. Der Kürze wegen verweisen wir auf die Brev. dissertat. de diversis scriptoribus sacris et profanis veteribus et recentioribus, qui de S Gunthero — aut data opera aut incidenter scripserunt, ex Ms. *Rup. Hausdorf.*, bei *Piter* p. 1—4, wo noch mehre andere Schriften dieser Gattung erwähnt werden.

g) Tadtl, Geschichte des Benedictinerstiftes Raygern im Markgrafthume Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften zusammengestellt vom Prof. Dr. Beda Tadtl, desselben Stiftes Professen. Erster Band von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussiten von 1048—1449. XVIII. und 562 Seiten in gr. 8. (Brünn 1849.) S. 43 fg.

h) Histoire ecclésiastique par *Fleury* T. XII. (à Paris 1751. 4.) p. 537 seq.

i) *Marc. Hanszii* Germania sacra. T. I. (Aug. Vindel. 1727. fol.) p. 240 seq.

k) Christian Aug. Heinrich Heydenreich's Origines illustres et principali dignitate conspicuae Domus Kevernburgo-Schwarzburgicae (Mspt.), in derer erstem Theile unserem Günther ein eigener Abschnitt (Cap. X.) gewidmet ist.

l) *Joh. Adam Hoffele*, Lignum plantatum secus decursus aquarum, id est: S. Guntherus Confessor et Patronus Bohemiae. Pragae typis archi-Episcopalibus in Aula Regia apud Franciscum Hladky anno 1753 in teutscher Sprache, wird aber von Piter (p. 225 seq.) nur unter obigem Titel angeführt.

m) *J. Bapt. Lackner*, Memoriale seu Altachae inferioris memoria superstes (Passavii 1779. fol.) p. 7—13 und von dem Abte Godhard p. 1—7.

n) *Matth. Raderi* Bavaria sancta (Monaci 1615. fol.) p. 112[b]—114[a]. Nebst einem Kupfer von Raph. Sadeler, mit der Aufschrift: Guntherus. Monach. Altach. Anachoreta. *παρφδία*, und de Godehardo Episcopo p. 110, wobei sich auch ein Kupferstich von Raph. Sadeler befindet. Abbildung bei Rambek, siehe *Piter* p. 4.

o) *J. T. Roenick*, Commentatio de Gunthero Eremita, reformationis sacrorum summe necessariae jam seculo a Ch. n. undecimo teste ac suasore tacito (Gotting. 1759. 4. 24 Seiten).

p) *Laur. Surii* Vitae sanctorum ad d. IX. Octobr., s. oben.

q) *Magnoald. Ziegelbauer*, Epitome historica Monasterii Brunoviensis vulgo S. Margaretae prope Pragam in Bohemia (Coloniae 1740. fol.) cap. X. p. 136—157, de S. Gunthero eiusque sepulcro. Hierzu kommen noch die über einzelne Umstände und Lebensverhältnisse Günther's in dieser Biographie hin und wieder an verschiedenen Orten angeführten Schriften.

2) b) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen des Abtes Godehard von Hersfeld und Niederaltaich, Bischofs von Hildesheim. — In *Christoph. Broweri* Sider. illustr. Viror. Germ. (Mogunt. 1616. 4.) et ap. *Surium* d. 4. Maii p. 55. In *Leibnitii* Scriptor. rer. Brunsvic. T. I. p. 482—517. *Mabillon*, Acta sanctorum ordinis Benedict. Saec. VI. T. I. p. 395—446. Acta sanctorum Antverp. T. I. Maii p. 501—530. *W. Ern. Tenzelii* Supplem. histor. Gothan. (Casp. Sagittarii) IV. S. Godhardi — vitam et miracula ex Act. sanctor. Antverp. cum Henschenii notis complectens (Jenae 1716. 4.) p. 12 seq. Vita Godehardi Episcopi Hildenesheimensis, auctore *Wolfherio*, abgedruckt in Monument. Germ. hist. T. XIII. Scriptor. T. XI. p. 162—221, wo von Günther dem Eremiten p. 163. not. 17. 201, 8. 202, 9. c. 8 et 9 gehandelt wird. Vita Godehardi *prior* p. 167 seq., *posterior* p. 196—218, dann noch Miracula p. 218—221. Vergl. Stenzel's Geschichte Deutschlands unter den fränkischen Kaisern I, 50—55. Kritik der Lebensbeschreibungen Godehard's und Günther's und W. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des 15. Jahrh. (Berlin 1858. 8.) S. 228—230. — Eine Vita Gode-

hardi episc. Hildesh. in einer Handschrift (XII. D. 21) der Bibliothek des Cistercienserstifts zur heil. Dreieinigkeit in Wiener Neustadt — unter dem Monate Mai — wird erwähnt in v. Auffeß, Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. 1854. Nr. I. S. 6; vergl. auch Pertz, Archiv XI, 304 und Stenzel a. a. O. S. 55. Translatio Godehardi (1132) mit Wundern Monum. Germ. hist. SS. XIII, 639—652.

2) c) Verzeichniß der Lebensbeschreibungen des heiligen Stephan (I.), Königs von Ungarn. — S. Stephani, Regis Hung. vita, auctore Carthuito aut Carthuitio Episcopo, stilo per *Laur. Surium* mutato, vid. ap. *Surium* d. 20. Aug. p. 243—249. *Eadem*, ex editione Cracouiensi, collata cum MS. Corsendoncano et editione Surii cum commentario praevio copioso et notis *Joa. Stiltingi* in Act. Sanctor. Antverp. Septembr. T. I. p. 436—575, auch Jaurini 1747. fol. (198 Seiten ohne Vorrede und Inder) unter dem Titel: Vita Stephani regis Hungariae, ex latinis et graecis aliarumque gentium monumentis collecta, digesta, commentariis et observationibus illustrata. In qua Joa. Schwarzii Hungari heterodoxi adversus initia religionis apud Hungaros christianae et angelicam regni Ungariae coronam calumniae refutantur a *Joa. Stiltingo* Soc. Jesu Theologo p. 176—198, cf. etiam p. 7 seq. Vita Stephani regis Ungariae ed. *Wattenbach* in Mon. Germ. hist. T. 13. Scriptor. T. XI. p. 222—242. Von Günther dem Eremiten etwas Weniges p. 236, 14, vgl. Note 41. Auch bei *Endlicher*, Mon. Arp. p. 139—192. Die ursprünglichen Legenden, eine kleinere und größere, wurden erst lange nach dem Tode des Königs, ums Jahr 1083, verfaßt und in der Folge von einem Bischofe Hartwich mit einander verbunden. Jene gab zuerst 1781 Mancini heraus, Hartwich's Werk Stilting (Acta sanctorum l. c. p. 456) und Podhradczky 1836 mit Commentar (s. Wattenbach, Deutsch. Geschichtsquellen S. 320 fg.). Günther scheint sich im J. 1014 zu dem Könige Stephan, mit dem er durch dessen Gemahlin Gisela, die aus Sachsen stammte, verwandt war, begeben zu haben; s. *Steph. Katona*, Historia critica regum Hungariae stirpis Arpadianae. (Pestini 1779. 8.) T. I. p. 184—193. Corthuitius (s. p. 145 edit. Prai) testatur Guntherum *saepius* caritate regis illectum, in Hungariam postea quoque venisse. *Katona* p. 191. Verosimile est, consilio Guntheri Stephanum ad monasterium *Beel* excitandum inductum esse, quod tam *Altahense* monasterium, in quo Guntherus religiosam vitam inivit, quam *Bakon-Beeliense*, quod Stephanus ad coronidem eduxit ac diplomate regio confirmavit anno 1037 in honorem s. *Mauricii* militum specialis patroni, conditum fuerit; vid. *Katona* p. 192. cf. p. 441.

Ueber die Verwandtschaft Günther's mit dem Könige Stephan äußern sich die Acta sanctor. mens. Octbr. p. 1957 folgendermaßen: „Apographum nostrum, vitae B. *Guntheri*, ex cod. Ducis de Altems transcriptum, illum S. Stephani *sororium*, s. uxoris S. Stephani fratrem, appellat: ita *cognatio* in affinitatem vertitur, verum quum cognationem cum affinitate confundere, non infrequens sit apud scriptores, litem ea de re instituere nolo, sed idem apographum, quod Guntherum S. Stephani sororium appellaverat, dein S. Stephanum B. Guntheri *avunculum* nuncupat etc.“ Joh. Christian v. Engel, Geschichte des Königreichs Ungarn. 1. Bd. 1. Abth. (Tübingen 1811.) handelt S. 52 fg. 75 von Günther's Aufenthalte bei Stephan; s. auch Geschichte der Magyaren von Johann Grafen von Mailath. (Wien 1828—1831. 5 Bde. 8.) 1. Bd. 2. Cap.

3) a) Hersfeldische, Günther den Eremiten betreffende Urkunden. — Beide Urkunden sind von August v. Werfebe in der Abhandlung über die Vertheilung Thüringens zwischen den alten Sachsen und Franken (s. meine Beiträge zu der teutschen, besonders thüringischen Geschichte. 2. Hälfte S. 118. Anm. 240. S. 156. 158. Anm. 277. 278) für mehr oder minder verdächtig erklärt worden. Die für diese kühne Behauptung aufgestellten Gründe sind jedoch so wenig haltbar, daß sie sich, wenn man bei ihrer Untersuchung von genauerer Kenntniß der damaligen Geschichte Thüringens geleitet wird, als jenem Gelehrten zu Gebote stand, sämmtlich widerlegen lassen. v. Werfebe war mit der Entstehung des Klosters Göllingen, die er gern in eine viel spätere Zeit verfetzen möchte, und mit den Verhältnissen und Schicksalen seines muthmaßlichen Stifters, Günther's des Eremiten, zu wenig vertraut, und in der Gegend, deren Ortschaften in den Documenten erwähnt sind, nicht heimisch genug, um zu einem gültigen und allgemein befriedigenden Urtheile über den Inhalt dieser Schriftstücke befähigt zu sein. Auch hier geht er, wie nicht selten anderwärts, von vorgefaßten Meinungen aus und verliert sich auf Abwege und in Irrgänge. Die Echtheit beider Documente bezweifelt er vornehmlich deswegen, weil sie bei Wenck von dem casseler Archivar Völkel blos durch sein vidit beglaubigt sind, aber nicht die Unterschrift „ex originali“ führen. Doch gilt dieses auch von andern Documenten des nämlichen Werkes, gegen die man nicht das geringste Mistrauen zu hegen braucht. Dieses erwägend, tragen wir Bedenken, sie mit jenem nicht immer behutsamen Forscher für bloße Anzeichen spätern Ursprungs zu halten, da wir durch die eigene Ansicht derselben die Ueberzeugung gewonnen haben, daß Schriftzüge, Schreibart und andere äußere Merkmale ihre Abfassung in dem Zeitraume, in welchen sie gewöhnlich versetzt werden, mit ziemlicher Sicherheit verbürgen. Die Stelle, in der von der Theilnahme an den östlichen Heereszügen durch Absendung von fünf ausgerüsteten Kriegsleuten die Rede ist, erweckt, gestützt auf die damals herrschende Gewohnheit, keinen Anstoß, ebenso wenig der als hersfeldischer Lehnsmann aufgeführte miles Lampreht, wenn wir auch gern zugeben, daß ein Graf von Gleichen dieses Namens erst 100 Jahre später lebte. Wir erinnern dagegen, daß auch unter den ältesten Ahnherren dieses Geschlechtes einige so geheißen haben, wohin wir Günther's Zeitgenossen, den berühmten Ge-

schichtsschreiber Lambert von Hersfeld, muthmaßlich rechnen, von dem wir an einem andern Orte erwiesen zu haben glauben, daß er dem Gleichen'schen Stamme entsprossen war. Uebrigens zeigt auch dasjenige, was wir bei Gelegenheit der Orte bemerkten, deren in den Urkunden Erwähnung geschieht, daß von diesem Punkte kein Anlaß zum Widerspruche gegen die Echtheit und Glaubwürdigkeit gegeben wird.

a) Daß Wallhausen und Wiehe als die Orte genannt werden, wo die Verhandlungen stattfanden und die Urkunden ausgestellt sind, darf uns keineswegs befremden. Beide dienten früher und später den teutschen Königen und Kaisern von Zeit zu Zeit zum Aufenthalte; kein Wunder also, daß an denselben Gerichtssitzungen und Versammlungen angestellt, Staatsangelegenheiten entschieden, Schenkungen an Kirchen und Klöster beschlossen und bestätigt wurden. In dem ersten Orte geschah dies unter andern in den Jahren 1004, 1029 u. s. w., in dem letzten 1067 u. s. w. und öfter. Günther konnte bei der unbedeutenden Entfernung Göllingens und seiner übrigen Besitzungen in dortiger Gegend von jenen Orten das vielleicht schon vorher durch Rath und That erworbene Wohlwollen der Kaiser während persönlicher Anwesenheit benutzen und die Genehmigung seiner frommen Stiftungen und Vermächtnisse um so eher erlangen.

b) Wenn v. Werfebe die Erzählung, daß diese Uebergabe vor der (östlichen oder westlichen?) Thüre des kaiserlichen Speisesaales zu Wallhausen geschehen sei (Hec autem tradicio facta est — in Waluhusen ante .. ... entalem ianuam imperatoris cenaculi), als eine lächerliche Bestimmung rügt, so nennen wir diesen Tadel ungerechtfertigt, und berufen uns vielmehr auf die im Mittelalter herrschende Sitte, solche gerichtliche Handlungen nicht nur im Freien, sondern auch vor den Thoren und Thüren (der Burgen rc.) vorzunehmen; s. Maurer, Geschichte des altgermanischen öffentlich-mündlichen Gerichtsverfahrens (Heidelberg 1824. 4.) S. 161. Jacob Grimm's Teutsche Rechtsalterthümer S. 804 fg. Meine Geschichte der Rothenburg S. 44 fg. Anm. 64; vergl. *Pistorii* Amoenitat. hist. iurid. Tom. I. p. 49 seq. Vorrede zu Tom. V.

c) Die Worte: „sub priore Heinricho rege" will v. Werfebe auf König Heinrich I. bezogen wissen; warum sollte man aber dabei nicht an Heinrich II. denken können, der immer, wenn schon ein Heinrich III. vorhanden und als Regent aufgetreten war, im Vergleiche mit den letzten als prior bezeichnet werden konnte?

Nach, wie uns dünkt, nicht mislungener Vertheidigung und Rettung dieser mit so großer Zuversicht angefochtenen Diplome lassen wir eine kurze, unsere eben ausgesprochene Meinung noch mehr bestärkende Beschreibung der gegenwärtigen Beschaffenheit der Originale des cassler Archivs, deren Benutzung mit größter Bereitwilligkeit vergönnt wurde, folgen, und knüpfen daran die Verbesserung der in dem Wenck'schen Abdrucke vorkommenden unrichtigen Lesarten.

Die erste Urkunde besteht in 21 Zeilen auf einem Pergamentblatte, welchem ein jetzt etwas beschädigtes Siegel mit der Figur eines Geistlichen, der in der einen Hand den Krummstab hält und die andere zum Segnen oder Schwören erhebt oder ausstreckt, aufgedruckt ist, dessen Rand die nicht mehr vollständig erhaltenen Worte: (AB) BA?. S(I. PETRI. ✠ umgeben. Die alte äußere Aufschrift lautet: Tradico gutheri nobil hois *sup* q'busda pdijs scz Thirugn etc. Bei Vergleichung des von Wenck gelieferten Textes mit dem Originale haben sich mehre Abweichungen von dem letzten ergeben, die wir nun mittheilen wollen: S. 40. Z. 27 lies: *Guncisrod* statt Guneisrod; *Hesseneberh* st. Hessenebeth; 28: *altare* st. Altare; 29: *insuper* st. in super; 41, 2: *pep(igit)* st. pe.....; 3: *fratris* st. fratres; 4: *Suabehusun* st. Suabehusum; 7. 8: *propios usus* st. propiosusns. — J. *Waluhusen* st. Walluhusen; 12: *Rothunc* st. Rothune. — Die zweite Urkunde enthält 16 Zeilen. Das auf dem Pergamente befestigte Siegel stellt ein männliches Brustbild mit der Umschrift: SCS. WIGBE.... vor. Der Inhalt wird auf der Außenseite in mehrfacher Fassung von älteren und neueren Händen, bald kürzer, bald ausführlicher, angegeben:

a) De pacto Meginh. abb. Et guntarii aducati sui.

b) Trad. mans. ab Ingenuo viro güthero in Salsaha sit. In Ordorff wechmar et Collidenn — etwas verändert:

c) Traditio certorum mansorum in Saltza et super aduocatiis in ordorff wechmar et Colleden etc., und endlich aus weit späterer Zeit

d) Nobilis homo Guntherius et fratris eius Sizonis filii tradunt X mansos Lampresto Meinheri Abbatis Hersfeldensis militi et Rudolpho Guntherii Vassallo eo tenore, ut praedictus Gunth. sive fratris filii advocationem super loca Ordorff, Wechmar, Collithi, Waltsaci cum suis pertinentiis pro beneficio habeant, *qsqs* etiam hanc advocationem habeat, ille etiam ipsius Abbatis miles sit et *qngs* scutatos ad Orientales partes in expeditionem mittat. Datum in Castello Wihi, regnante Imperatore Heinricho.

Folgende von Wenck aufgenommene Lesarten sind zu verbessern: S. 53. Z. 7 lies: mansos *ex* hereditario statt mans. et (ex) hered.; 10: *predicti* st. predicto; 19: *Engelprcht* st. Engelbreht; *Ódo* st. Odo; 20: *Ódalrich* st. Odalrich; 22: *Liemar* st. Tiemar; *Diedolf* st. Diedolf; 23: *acta* st. Acta; *castello* st. Castello.

3) b) Orte, welche in den beiden hersfeldischen, Günther den Einsiedler betreffenden Urkunden vorkommen, ihre Lage und das Gebiet, wozu sie jetzt gehören. — In der zwischen den Jahren 1006 und 1012 ausgestellten Urkunde werden erwähnt *praedia*, worunter man nicht immer bloße Landgüter, sondern auch Gebiete von einigem Umfange, aus vielen curtibus oder Höfen bestehende Herrschaften mit Kirchdörfern, Waldungen, Mühlen zu verstehen hat. Dieser Ausdruck bedeutet im Gegensatze von beneficia meistens das Eigen oder die

Allode (s. Wedekind's Noten 2. Bd. 7. H. S. 213. Wachter's Sächs. und thüringische Geschichte II, 180. III, 381; vergl. Lepsius, Geschichte der Bischöfe zu Naumburg. 1. Th. S. 231. Anm. 1).

a) *Dierungun*, Thürungen, Dorf in dem sonst schwarzburgischen, jetzt preußischen Amte Kelbra in der goldenen Aue (s. J. L. G. Leopold's Kirchen-, Pfarr- und Schulchronik der Aemter Heringen und Kelbra [Nordhausen 1817. 4.] S. 355—357, wo bemerkt wird: sollte eigentlich Thierungen heißen von der Thiera, die vor ihrem Einflusse in die Helme bisweilen Dorf und Flur überschwemmt).

b) *Guncisrod* (nicht Guneisrod, wie bei Wenck gedruckt ist), Günzerode, Günserode, welches ehemals zu dem Wippergaue gerechnet wurde, in dem zu der untern Herrschaft des Fürstenthums Schwarzburg-Rudolstadt gehörigen, jetzt mit dem frankenhäusischen vereinigten Amte Arnsburg oder Sega, wo das Kloster Göllingen noch in späteren Zeiten Güter besaß (s. Müldener S. 6 fg. 58. 79. 125), ungeachtet auch ein großer Theil dieses Ortes von den Grafen zu Beichlingen im 12. Jahrh. (1188) dem Stifte Walkenried geschenkt worden war (*Leuckfeld*, Antiquitat. Walkenr. I. p. 136 [?] seq. 417 seq.). Die Urkunden des Stiftes Walkenried. 1. Abth. (Hannover 1852.) S. 28. Not. 28. — Ein anderes Günzerode an der Helme liegt in dem preußischen Kreise Nordhausen; s. C. A. Noback's Beschreibung des Regierungsbezirks Erfurt. 2. Th. S. 66.

c) *Otrichishusun* (von dieser und anderen ähnlichen, in älteren Zeiten gewöhnlichen Schreibarten des jetzigen Fleckens Ichtershausen; s. Thüringen und der Harz. 8. Bd. S. 410). Schon im J. 947 hatte Hersfeld Besitzungen daselbst (Wenck III, 28. Nr. 30). Daß Ichtershausen ehemals Kevernburgisch war, erhellt unter andern aus den Bestätigungsbriefen des daselbst errichteten Klosters vom Jahre 1147, worin es ausdrücklich heißt, daß es in dem Gaue Langewiz und in der Grafschaft des Grafen Sizzo liege, und aus dem Lehnbriefe, welchen der Landgraf Albert von Thüringen im J. 1302 dem Grafen Heinrich von Hohnstein, Gemahl der Gräfin Irmengard, nach dem Tode ihres Vaters Günther VIII. aus jenem Geschlechte über dasselbe nebst Wachsenburg, Ilmenau und Arnstadt ausfertigen ließ. Außerdem bezeugen mehre Documente die wohlthätigen Gesinnungen, welche Mitglieder des Kevernburgischen Hauses durch ansehnliche Geschenke und Vermächtnisse gegen dieses zu ihrem Gebiete gehörige Kloster an den Tag legten.

d) *Hesseneberh* (nicht Hessenebeth, wie Wenck unrichtig gelesen hat) wird weiter unten *Hesseneberch* geschrieben (s. über die verschiedenen Schreibarten dieses Namens, unter welchen die Form Eschinber, Eschinbere, Eschineber nicht selten ist, das Leben des heiligen Ludwig, Landgrafen in Thüringen, herausgegeben von H. Rückert. Leipzig 1851. 8. S. 150 fg.). Müldener (S. 11. 79. 122 fg.) zählt die Güter in dem zwei Stunden von Gotha entfernten Dorfe Eschenberg zu den ältesten Besitzungen Göllingens; s. Brückner's Kirchen- und Schulenstaat des Herzogthums S.-Gotha. 3. Th. 8. St. S. 3—28.

e) *Sedinstede* (Setenstete, Setinstede, Setinstedt), Sättelstädt, 4 Stunden von Gotha, 2½ von Eisenach, 1½ von Waltershausen diesseits und jenseits der Hörsel; s. Brückner a. a. O. 2. Th. S. 20—33. Waltmannus de Setenstete ministerialis Landgravii Ludovici führte davon den Namen; s. Chronic. Reinhardsbrunn. ed. *Wegele* p. 194 seq.

f) *Beringgi*. Schultes (im Directorium diplomat. I. S. 135. Nr. 28) ist geneigt, diesen Ort für das Gut Beringen oder Berrungen, eine halbe Stunde nordwärts von Heringen (s. *Leuckfeld*, Antiq. Walkenr. I, 389—391), zu erklären. *Beringen* grangia ecclesiae Walkenriedensis ums Jahr 1250; s. Sudendorf's Urkundenbuch zur Geschichte der Herzoge von Braunschweig. 1. Th. S. 24. Nr. 34. Urk. des Stifts Walkenried I. S. 172. Nr. 240 vom Jahre 1242. Die Entscheidung über die eigentliche Lage dieses Ortes wird dadurch schwierig, daß mehre dieses Namens in Thüringen angetroffen werden, nämlich einer zwei Stunden von Arnstadt am linken Ufer der Wipfra (s. Apfelstedt's Heimathskunde des Fürstenthums Schwarzburg-Sondershausen. 2. Heft. Geographie der Oberherrschaft Sondershausen. 1856. 8. S. 105). Drei in dem Herzogthume Gotha erscheinen zuerst in einem hersfeldischen Documente vom Jahre 932 (bei Wenck, Urkundenb. zum 3. B. S. 27: Chirihbaringa, Uuluesbaringa und Paringi). Von dem zweiten sagt der Abt Siegfried zu Hersfeld in einem undatirten Documente des herzoglichen Archivs zu Gotha: „quandam ecclesiam *nostram* in wolvesberinge a suditione sue matricularis in Majori beringe emancipavimus et liberam esse statuimus.“ Endlich kommen noch vor: die Wüstung Behringen bei Wipfra im Amte Ilmenau (s. Weimarisches Staatshandbuch vom Jahre 1846. S. 164. N. 10): „Die Wüstung Behringen stößt an die Markung des Dorfes Wipfra im Amte Ilmenau und faßt einen beträchtlichen Distrikt in sich. Sie grenzt gegen Morgen an die schwarzburgischen Dörfer Ober- und Unterwillingen, gegen Mittag an Doßdorf und Neurode, Goth. Hoheit, gegen Abend an Wipfra und gegen Mitternacht an das adel. v. Berbißdorf'sche, jetzt v. Ketelhodt'sche Gerichtsdorf Behringen;“ s. Schultes, Beschreibung des Amtes Ilmenau S. 37. Oesterbehringen (Baringe 874, Berringen 1104) gehört zur Hälfte in das Amt Eisenach (43 Häuser, 161 Einw.), der übrige Theil ist S.-Gothaisch (s. ebend. S. 208. N. 29). Am glaublichsten scheint es, daß man hier an eins von jenen bereits erwähnten Dörfern im Gothaischen zu denken habe, deren jetzige Benennung und Lage folgende ist: Großenbehringen 3½ Stunden von Gotha (Brückner's Kirchen- und Schulenstaat. 3. Bd. 2. St. S. 62—69); Oesterbehringen drei Stunden von Gotha (s. ebend. S. 72—83); Wolfsbehringen (ebend. 3. Stück. S. 3—23).

g) *Ordorf*. Die Gegend von Ohrdruf gehörte ohne Zweifel schon vorher zu dem Gerichtsbezirke der Grafen

von Kevernburg (s. Chr. Friedr. Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf und dessen nächsten Umgebungen aus der Vor-Gleichen'schen Zeit. 1. H. [Gotha 1823. 4.] S. 4. Ebend. Nachrichten von der Stadt Ohrdruf [1844. 8.] S. 13—15. 76—78).

h) *Wechmar*, sehr ansehnlicher und volkreicher Ort und Sitz mehrer adeligen Familien in dem Herzogthume S.-Gotha, von welchem J. Chr. v. Hellbach eine handschriftliche Beschreibung und Geschichte hinterließ, die jetzt in der Schulbibliothek zu Ohrdruf aufbewahrt wird. Vergl. über die Verhältnisse desselben zu der Abtei Hersfeld Krügelstein's Nachrichten von Ohrdruf S. 15. 27. 29. 67. 121. 147.

i) *Collithi*, Cölleda, Kölleda, im jetzigen preußischen Herzogthume Sachsen. Die dasige Kirche war schon am 3. März 802 von etlichen Grafen, unter denen zwei mit Namen Günther vorkommen, dem erwähnten Stifte Hersfeld überlassen worden; s. Wenck II, 18. Nr. VIII. Unger's Chronik von Cölleda (Leipz. u. Dresd. 1802. 8.) S. 46 fg. enthält Lehnbriefe über das dasige Schultheißenamt. Crafft's, Abts zu Hersfeld, Kaufbrief über das Schultheißenamt zu Cölleda d. d. 1524 Mittewoch nach Misericord. domini (den 14. April) ist in v. Lepebur, Allgem. Archiv für die Geschichtskunde des preußischen Staates. 11. Bd. 4. St. 1833. S. 325 fg. Nr. 27 gedruckt. Vergl. Krügelstein a. a. O. S. 15. 27. 29.

k) *Walsazi* (s. auch unten unter γ). Die Vermuthung, daß Walsazi in der Nähe von Ohrdruf gesucht werden müsse, liegt sehr nahe, da dort auch Wechmar, Emleben und Schwabhausen sich finden. Und wirklich soll, nach dem Zeugnisse des vor Kurzem erschienenen gründlichen Werkes: Regesten und Urkunden zur Geschichte des Geschlechts Wangenheim (Hanover 1857. 8.) S. 9. N. 11, ein jetzt ausgegangener oder wüster Ort in dasiger Gegend diesen Namen geführt haben. Man hat also wol nicht nöthig, zu Waldsachsen in dem herzogl. koburgischen Amte Neustadt an der Heide (s. v. Hoff, Geograph.-statist. Abriß der Länder des Hauses Sachsen Ernestinischer Linie S. 251) oder zu andern ebenso benannten, weiter entfernten Dörfern seine Zuflucht zu nehmen. Uebrigens scheint auch Walsazi der Form nach nicht Waldsachsen, sondern wie holtsaten, elsazi von sitan, sitzan zu sein. Derselbe Name, wie in der bekannten würzburger Grenzurkunde bei Eccard, auch in Maßmann's Abschwörungsformeln S. 183 Ualsazza (pagus) und Monum. Boic. 30, 1. 280 (im J. 1017) Waltsezin, verdruckt Waltschin in Chronic. Gottwic. 2, 841 (von 1184). Heinrich Leo stimmt mit dieser Ansicht Maßmann's überein, wenn er sagt: „Die Verderbniß von z in ch wäre doch stark. Walsazi würde habitatio amoena, aber aus Waldsazi verdorben, habitatio silvatica bedeuten." Vergl. K. Roth's Kleine Beiträge zur teutschen Sprach-, Geschichts- und Ortsforschung. 1. H. (München 1850. 8.) S. 24. 3. H. S. 125 fg.

l) *Imilibo*, Emleben, 1½ Stunde von Gotha, zwei Stunden von Ohrdruf. Die dasige Kirche war dem heiligen Bonifacius gewidmet; s. Brückner's Beschreibung des Kirchen- und Schulenstaats im Herzogthume Gotha. 2. Th. 7. St. S. 34—51.

m) *Suabehusun*, Schwabhausen, zwischen Gotha und Ohrdruf, hat Wechmar, Petrsroda und Hohenkirchen zu Nachbarn; s. Krügelstein's Nachrichten von der Stadt Ohrdruf S. 62 fg. und Brückner a. a. O. 3. Th. 11. St. S. 1—7.

n) *Hesseneberg* s. oben d.

Urk. zwischen 1039 und 1045.

α) *Salzaha*. Salza wird in einer Urkunde vom 15. Sept. 802 (Wenck's Urkundenb. zum 2. B. S. 19) ausdrücklich in den Helmgau versetzt, woraus hervorgeht, daß kein anderes als das Dorf dieses Namens bei Nordhausen gemeint sein könne (s. auch Breviarium Lulli p. 17. Vergl. Urkundenb. zum 3. B. S. 18 fg. Nr. XVIII, vom 1. Juni 932 ebend. S. 27. Nr. XXIX, vom Jahre 1162 ebend. S. 77. Nr. LXXVIII, vom 30. Juli 1299 ebend. S. 162. Nr. CXC. Vergl. Noback a. a. O. S. 80 fg.).

β) *Ottinscvoha*, vielleicht das jetzt preußische Dorf Ottenhausen an der obern Helme bei Greußen; vergl. Noback a. a. O. S. 178 und Apfelstedt, Geographie der Unterherrschaft ꝛc. S. 195*. Noch in neuern Zeiten besaß das Haus Schwarzburg daselbst zehn Hufen Landes als feudum extra curtem; s. Hellbach's Archiv von u. für Schwarzb. S. 96. Es gibt auch eine Wüstung Ottenhausen (1037 Uzenhusen, im Amte Römhild gegen Behringen zu, wohin sie auch zum Theil gehört); s. Brückner's Landeskunde ꝛc. 2. Th. S. 147. Joh. Voigt (in der Geschichte des Papstes Gregor VII. 2. Aufl. S. 133. Anm. 3) hat auch dieses Ottenhausen, „die jetzige Wüstung Ottenhausen, sonst ein ansehnliches Dorf unter dem Schlosse Hufsberg bei Meiningen," im Sinne, wenn er den Ort bestimmen will, wohin sich König Heinrich IV., nach Lambert's Erzählung (s. p. 93 meiner kleinern Ausgabe und S. 107 der teutschen Uebersetzung), im J. 1071 von Hersfeld begab, der von diesem Geschichtsschreiber „der Weiler (villa) Utenhusen" genannt wird. Doch fragt sich, ob man nicht der Sprache Gewalt anthut, wenn man die Endsylben cuoha in hausen auflöst, da diese mehr auf hofen oder hube hinzudeuten scheinen.

γ) *Waltsazi* (s. oben k).

4) a) Urkundensammlungen von Böhmen, Mähren und Ungarn. — *C. Jaromir Erben*, Regesta diplomatica nec non epistolaria Bohemiae et Moraviae (in 2 Theilen). P. I. annorum 600—1253. (Prag. 1855.) Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae, Urkundensammlungen, herausgegeben von P. Ritter von Chlumecky und red. von Joh. Chytil. (Brünn 1854. 4.) Codex diplomaticus et epistolaris Moraviae. Studio et opera *Ant. Boczek*, Soc. Scientiar. Prag. et aliar. membri nec non prof. publ. T. I. ab ann. 396—1199. (Olmucii 1836. XXIV und 355 Seiten gr. 4., der 5. Band von 1294—1360 erschien 1850.) Codex diplomaticus Hungariae ecclesiasticus ac

civilis studio et opera *Georgii Feier*, Bibliothecarii Regii. Ofen in der königl. Universitätsbuchhandlung, Leipzig in Commission bei Brockhaus. Tomi sex, die aber mit Einleitung und Register aus 14 Bänden in 8. bestehen.

4) b) Topographien von Böhmen und Mähren. — Jaroslaus Schaller, Topographie des Königreichs Böhmen. 3. Theil. Prachiner Kreis. (Prag und Wien 1790. 8.) S. 259—262: St. Gunther, Gutwasser, Dobra Woda, ehedem von den häufigen Birkenbäumen Brzeznik genannt. J. G. Sommer, Das Königreich Böhmen, statistisch und geographisch dargestellt. (1—7. Bd. Prag 1833—1839. 8.) 8. Bd. 1840. S. 261 fg., vergl. S. 82 Gutwasser. Gregor Wolny, Mähren, topographisch, historisch und statistisch geschildert. (Brünn 1835—1846.) Geschichte des Benedictinerstifts Raygern in Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften bearbeitet von Dr. Beda Dudik, Prof. 1. Bd. Von der Gründung des Stifts bis zum Ende der Hussitenstürme 1048—1449. (Brünn 1849. XVIII. und 532 Seiten gr. 8.)

5) Untersuchung der Echtheit und des Inhalts der Documente von den Jahren 1009, 1019, 1029, 1040 (2), 1045, 1046, welche sich auf Günther beziehen, nebst Nachricht von einigen darin vorkommenden Gegenden und Orten. — I. 1009. 7. Jun. Merseburg. Verius circa annum 1029 conceptum et saeculo XII scriptum. Heinricus Imperator ecclesiae sitae in heremo, quae vocatur Nordwald, a Gunthero monacho constructae, eiusdemque cellae provisoribus, territorium terminis designatum donasse dicitur. Nach *de Lang*, Regesta I. p. 62 charta maxime suspecta (s. unten bei dem Jahre 1029). In den Mon. Boic. Vol. XI. (Monachii 1771.) p. 138—140. N. XXVI mit der Inhaltsanzeige: Imperialis concessio territorii ad cellam Guntheri, hodie *Rinchna*. an. 1009.

II. 1019. Attestatum *Beringeri* Episcopi. Pataviensis de consecratione Oratorii in heremo Nordwald a S. Gunthero erecti. Ex archivo Altahensi. In die decollationis Joannis, qui est IIII. kalendas Septembris (den 29. Aug.) bei *Piter* l. c. p. 59 seq. N. II. (nicht ganz genau) und in Monum. Boic. T. XI. p. 142. N. XXVIII nicht genau (durch einen Druckfehler mit der Jahrzahl 1018), richtiger in Mon. Boic. Vol. XXVIII. P. 2. (Monach. 1829.) p. 210 seq. N. VIII, wo folgende Aufschrift und Inhaltsanzeige vorgesetzt ist: Beringeri Episcopi Pataviensis testimonium peractae a se dedicationis cellae in honorem S. Johannis Baptistae a Gunthero nobili Eremita in Nordwald exstructae.

III. 1029 (vid. 1009). Data VII Idus Junii Indictione VII anno dominicae incarnationis MVIIII. Anno uero domni Heinrici secundi regnantis VIII. Actum Merseb. feliciter amen. Die Unechtheit der Jahrzahl ꝛc. suchen die Herausgeber der Mon. Boic. mit folgenden Gründen zu beweisen:

a) Instrumentum hoc, quod Heinricum II. primo *imperatorem*, in monogrammate autem *regem* vocat, ex hac ipsa dissonantia justum esse nequit. *Insolita* jam literarum forma saeculum XII manifestat. Ipsum *sigillum* diligentius inspectum *fraudem* quandam indicare videtur. Suspicio fraudis augetur ex eo, quod *Conradi II.* diploma de anno 1029 1. Jan. (supra inter originalia N. 330 impressum) in codice Hermanni abbatis desit, quodque Niederaltacensibus *novum sigillum* primo impresso addere visum est. Jam vero nostrum transsumptum cum diplomate Conradi 1029 1. Jan. de verbo ad verbum convenit, *exceptis nominibus Heinrici II.* et Cunigundae reginae. *Fictio* ergo *antiquissima* aetatem Hermanni abbatis superat.

b) Notae chronologicae omnes conveniunt anno, in charta indicato 1009, res ipsa ad annum 1029 referenda est.

c) Editum est a *Gretser* in divis Bamberg. (Ingolst. 1611. 4.) p. 69 seq. und in *Ludewig*, Scr. rer. Bamb. I, 331. *Hund*, Metrop. Salisburg. II. edit. Monac. 37, edit. Ratisbon. 25. Monum. Boic. XI, 144—146. No. XXX unter dem Titel: Resignatio territorii Celle S. Guntheri hodie Rinchna concessi. An. 1029 occurrit etiam in codice Hermanni abbatis, medio saeculo XIII conscripto fol. 76. Vid. Monum. Boic. Vol. XXX. P. I. (Collectionis novae Vol. III. P. I.) Monachii 1834. p. 393. No. VIII (inter diplomata falsa et rescripta).

d) Nomen aquae Salae duplici vice alio atramento, coaeva tamen manu et absque rasura inscriptum est. Cf. etiam *Hansizii* Germania sacra. T. I. p. 240 seq. *Dobner*, Annal. T. V. p. 37 (wo diese Urkunde ebenfalls für unecht erklärt wird). *de Lang*, Regest. s. rer. Boic. Autograph. Vol I. p. 62.

Ueber die Lage einiger der in den beiden Urkunden von 1009 und 1029 erwähnten Orte und Gegenden ertheilten in dem Jahre 1825 an mich gerichtete Briefe des damaligen Raths und königlichen Archivars Oesterreicher zu Bamberg und des Oberzollamtmanns v. Reizenstein zu Zwisel erwünschte Aufschlüsse. „Man kann mehre in den Schenkungsbriefen von 1029 und 1040 angeführte Orte als unfehlbar noch jetzt vorhanden bezeichnen. *Leipfliusa*, von wo aus die Beschreibung der Grenze anfängt, ist der heutige Bach Lipfliz, der etwa eine Stunde von der ehemaligen, dem Kloster Altaich lehnbaren Probstei Rinchnach entspringt. Das kleine Dorf Leibfliz, welches an diesem Bache liegt, ist aber wahrscheinlich erst später entstanden. Nicht weit davon in der Linie der Grenzbeschreibung befindet sich eine waldige Anhöhe, welche von den dortigen Landleuten der Hirschberg genannt wird. Es führen zwar mehre Berge in dieser Gegend diesen Namen, allein diese können nicht mit dem beschriebenen Bezirke in Verbindung gesetzt werden. Es dürfte Chirischbuch hierunter verstanden werden, denn die Endsylbe buch, buhel, bug, berg ist gleich. Eine Stunde davon liegt Holerenbereh, Holernberg, welches sich also gegen die damalige Benen-

nung nicht geändert hat und gleichfalls eine waldige Anhöhe ist. Von da aus gelangt man über den Forhenbach (Forchenbah), Fahrenbach, Fahrnbach in den von Metten (Metema, Metama). Dieser Bach, an dem auch das kleine Dorf Metten liegt, ergießt sich etwa eine Stunde unter dem Markte Regen in den großen Regenfluß (flumen Regin), desgleichen der Sala oder Salizbach, etwas unterhalb Metten. Im Verfolge des Regenflusses abwärts gelangt man ganz richtig nach der Beschreibung an den Ort Bebrach (Piperaha), ein Dechanteihof und Dorf, welches ehedem zu dem Kloster Gotteszell gehörte und von da aus versehen wurde. Die Grenze zieht nun rechts zu dem See auf dem Berge Hadavich (Hadauvich, Hadauit, Hadavuit). Diese Benennung ist ganz verschwunden; es ist aber dieser Berg kein anderer als der Arber, denn nur auf diesem ist ein See anzutreffen, und in einer alten Landkarte von 1710 wurde der Berg Attweich genannt. Aus diesem kleinen See entspringt der Seebach (Sebach), weiter unten am Berge quillt die Schwarza oder Schwarzbach (Suuartzaha, in der Urkunde von 1040 heißt es: Et inde sicut intercisum est vsque inexostum *svarzahae*) hervor, ersterer ergießt sich oberhalb Zwifel in den Michel- (celtisch: weiß) Regen, letzterer fällt unterhalb Zwifel, wo sich beide Regen bereits vereinigt haben, in den nun genannten großen Regen. Schwartza, Schwarzbach, Schwarzach ist ein Dorf an dem Bache gleiches Namens. Von dem Orte, wo der Kelbersbach (usque ad locum ubi *kelbiripach* [kelbirisbach, khelbirisbah) cadit in *album Regin*) in den Michel- oder weißen Regen fällt, wird also die Grenze auf dem ehemaligen Wege über den Berg und Ort Limberg gehen bis an den sogenannten schwarzen Regen. In diesen fällt auf der linken Seite der Bach Flanitz (fladniza). Wird nun der Lauf dieses Baches aufwärts verfolgt, so gelangt man an das Dorf gleiches Namens, von wo aus weiter gegen den Ursprung dieses Wassers sich die Grenzbeschreibung schließen wird. Der in einer der Urkunden angeführte neue Weg ist noch zu bemerken, und wird von den anwohnenden Landleuten der Günthersteig genannt („et sic per stratam et super nigrum Regin usque ad eandem *nouam viam a Guntherio monacho preparatam*"). Uebrigens muß noch angeführt werden, daß bei Kötzing gleichfalls ein Bach unter der Benennung „weißer Regen" fließt, der sich mit dem großen Regen vereinigt. Er ist aber mit dem vorhin beschriebenen auf keinen Fall zu verwechseln, da sich die Grenze dieses Bezirks nicht bis dahin ausgedehnt hat und eine Verbindung mit diesen nach der Lage der übrigen gleichstimmenden Umstände sich nicht denken läßt. — Wenn auch der geforderte Aufschluß hier noch nicht vollständig geliefert ist, so können doch die Grenzen als bestimmt angegeben werden, und es dürfte hier wenigstens der Anhaltepunkt zur weitern Erforschung über das Alter, Entstehung und weitern Verhältnisse der Orte gegeben sein."

IV. 1040. 17. Januar. Augustae. Heinricus III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltach) ecclesiam in Nordwalde a Guntherio monacho constructam *Rimichinaha* dictam, bonaque illuc pertinentia in Sweinikgouva in comitatu Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque antiquos hocce diplomate designat.

Notae: a) Sigillum impressum fractum quidem est, ast totum adhuc et pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Ineditum sub hac saltem forma, cum tali nimirum limitum descriptione, qua fere sola differt ab alio instrumento einsdem anni ac diei edito in *Hund.* Metrop. II. Edit. Mon. 39. edit. Ratisb. 26. *Lünig*, Spicileg. eccles. III. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—148. N. XXXI mit der Aufschrift: Ecclesia Rinchna Monasterio Altahensi adtribuitur an. 1040. — Notandum vero hoc instrumento inedito confirmari limites, quales locus *Rinchna* jam anno 1029. 1. Januar. sive tempore primae confirmationis habuit, uti conferenti utrumque instrumentum patebit; altero autem instrumento illi superaddito noviores limites eiusdem loci continuata runcatione factos ac, ut videtur, in aliquibus partibus dilatatos, aeque a rege Heinrico confirmatos fuisse, pro petitione nimirum impetrantium, ac neutrum horum instrumentorum suppositionis aut falsitatis posse redargui, cum neutri quidquam suae perfectionis desit. Cf. Mon. Boic. Vol. XXIX. Edidit Academia scientiarum Boica. Pars prima. Monachii 1831. 4. (Collect. nov. Vol. II. P. I.) Augustae Vindelic. Diplomata imperatorum authentica N. CCCL. p. 62—65.

V. Anno 1040. 17. Januar. Augustae — Heinricus III. rex monasterio S. Mauritii (Niederaltach) ecclesiam in *Nortwald* a Guntherio monacho constructam *Riminchinhaha* dictam, bonaque illuc pertinentia in Suuenikouua, in comitatibus Adalberti Marchionis et Diotmari praesidis sita, tradit, terminosque noviores hoc diplomate designat.

a) Sigillum impressum illaesum, ast pro conservatione circulo ex orichalco circumdatum.

b) Notae chronologicae inter se conveniunt.

c) Editum in *Hund.* Metrop. II. Edit. Mon. 39. ed. Ratisb. 26. *Lünig*, Spicileg. eccles. II. Theil. 492. Monum. Boic. XI, 146—149. No. 30, ubi p. 149—151. No. 32 etiam habetur *versio germanica* antiquissima ex cod. *Hermanni* med. saec. XIII. fol. 134 indicata in marg. fol. 85 sive copiae huius diplomatis.

d) Praeter descriptionem limitum vix differt hoc instrumentum ab alio eiusdem anni et dici inedito. Notandum vero, hocce instrumento confirmatos esse limites, quales fuerant tempore dati instrumenti, dilatatos nimirum nova runcatione inde ab anno 1029 1 Jan sive a prima confirmatione facta, quin alterutrum instrumentorum possit fraudis aut falsitatis insimulari, cum neutri quidquam suae perfectionis desit v. g. monogramma ac sigillum; vid. Monum Boic. Vol. XXIX. P. I. No CCCLI. p. 65 seq

VI. 1045. XV. kal. Nouembris (18. Octobr.) Datum in urbe Praga. Diploma *Brzetislai*, Bohemorum Ducis, quo ob amorem et memoriam B. Guntheri, qui Ducem de fonte baptismatis susceperat, et ab eo in ecclesia Brzewnoviensi sepultus fuit, multa ecclesiae praedictae donat. Item in Moravia quandam cellam, cui nomen Rayhrad, ap. *de Ludewig*, Reliquiar. T. VI. p. 51, ap. *Piter* l. c. p. 61 seq. N. IV ex originali archivi Brzewnov. *Ziegelbauer*, Codex probationum N. I. p. 241 — 243. *Dobner*, Hagek. Annales Bohem. T. V. p. 285 — 287. In einigen Stellen und unwesentlichen Punkten etwas abweichend von dem Abdrucke bei Piter. Dobner fügt (p. 285) hinzu, daß dieses Diplom versehen sei: Sigillo *non* quidem pendente (cuius normae Boleslainum superaque memoratum Eponis militis erat) sed *affixo*. Er scheint keinen Zweifel in die Echtheit dieser Urkunde zu setzen. Anders urtheilt Palacky in der Geschichte von Böhmen 1. Bd. (Prag 1836. 8.) S. 285 (S. 283. Anm. 92?): „Daß Günther Bretislaw's Taufpathe gewesen sei, wird zwar allgemein behauptet, unterliegt aber doch gegründetem Zweifel, da die Urkunde von 1045 nicht echt und die Vita auch erst spätern Ursprungs ist." Mit dieser Behauptung ist Büdinger in der Oesterreichischen Geschichte 1. Bd. S. 351. Anm. 1 nicht ganz einverstanden, wenn er sagt: „Die Urkunde des Bretislaus (s. *Boczek*, Cod. dipl. Moraviae I, 120), auf welcher die Nachricht, daß Günther Taufpathe des Herzogs gewesen sei, beruht, ist von Palacky und Erben (Regesta I, 624) für unecht erklärt worden, ohne daß der Erstere Gründe angegeben hätte. Bedenklich ist in derselben die Erwähnung des Umstandes: „alium vicum Luben nomine propter furtivam venationem similiter patibulo judicatum — Monasterio dedi," — was für diese Zeit ohne Analogie wäre. Im Uebrigen werden besonders äußere Gründe Palacky's Urtheil veranlaßt haben. Eine eingehende Untersuchung dieser Urkunde (an der auch, so viel wir wissen, Dombrowsky keinen Anstoß genommen zu haben scheint) wäre wünschenswerth." Hierher gehört endlich noch das Zeugniß Dudik's in der Geschichte des Benedictinerstiftes Raygern, welches wir, da uns das gründliche Werk selbst nicht zugänglich ist, mit den Worten des Recensenten in den Göttingischen gelehrten Anzeigen 1850. 3. Bd. 139. St. S. 1785 wiederholen wollen: „Als derjenige, welcher die Stiftung von Raygern durch den Herzog Bretislaw I. veranlaßt haben soll, wird der Eremit Günther genannt, welcher daher auch, obgleich von Rom nicht kanonisirt, von den Benedictinern in Böhmen und Mähren von jeher als Heiliger verehrt worden ist. Der Verfasser erkennt jedoch an, daß sowol dessen Vita, als die auf ihn bezüglichen Urkunden einer weit spätern Zeit angehören, und daß daher seine Lebensverhältnisse (wenigstens in einiger Hinsicht) ungewiß sind." Nach Dudik wurde das Stift Raygern erst 1048 gegründet. Im Allgemeinen drückt sich Watteubach (a. a. O. S. 229. Anm. 4) in dieser Beziehung so aus: „Zu warnen ist vor den auf Günther bezüglichen falschen Urkunden, welche im 13. Jahrh. zu Kloster Brzewnow verfaßt wurden."

VII. 1046. 12. November. *Egilbertus* Pataviensis antistes, antecessoris *Berengeri* vestigia premens, cellae, quam Guntherus eremita in Nordwald exstruxit, omnem decimam terrae cultae vel incultae infra eandem cellam ad dies vitae suae et Ratmundi inferioris Altahae concedit. — Ecclesiae Pataviensis, olim Laureacensis; Codex traditionum alter; vid. Monument. Boic. Vol. XXVIII. P. II. p. 99 seq. N. I. Schon vorher, aber weniger getreu, in Monum. Boic. Vol. XI. p. 153 seq. N. XXXIV mit der Aufschrift: Concessio decimarum ad dies vitae. Der Bischof erklärt darin, daß er diese Verleihung des Zehnten durch den Bischof Beringer jetzt erneuert habe: „Radhmundi abbatis cuius *potestati* cellula eadem *obitu Guntherii* praefati successit petitione devictus," woraus zugleich folgt, daß Günther nicht lange vorher (also, nach der richtigen Angabe, im J. 1045 den 9. Oct.) und nicht erst 1047 gestorben ist. (Dr. *Hesse.*)

GÖLLNITZ, 1) Dorf im Herzogthume Sachsen-Altenburg, zwei Stunden von Schmölln, besaß einen merkwürdigen Apfelbaum, der 300 edle Sorten enthielt und von denen 170 Sorten im J. 1818 Früchte trugen. Die Höhe des Baumes wird zu 4 Fuß, die Breite zu 5 Fuß angegeben.

2) Bergflecken im zipser Comitate im Königreiche Ungarn (38° 37′ 2″ d. L., 48° 50′ 27″ nördl. Br.) am Unterlaufe der auf dem Kralowa Hola entspringenden Göllnitz, einem Nebenflusse der in die Theiß fallenden Kundert (Hernat), mit 5000 Einwohnern, die fast sämmtlich Bergleute sind, mit Kupfer- und Eisengruben, Messer- und Drahtfabriken. (*H. E. Hössler.*)

GÖLNITZ (Abraham)[1], teutscher Reisender und Geograph des 17. Jahrh., gewöhnlich Golnitius genannt, über dessen Lebensverhältnisse wir Nichts weiter wissen, als daß er zu Danzig geboren wurde, als junger Mann die meisten Länder Europa's durchreiste[2]) und im J. 1642 zu Kopenhagen als Secretair des Königs Christiern IV. von Dänemark lebte. Auch das Jahr seines Todes ist unbekannt. Seine geographischen Schriften, welche bei seinen Zeitgenossen den größten Beifall fanden und in vielen Auflagen verbreitet wurden, verdienen jetzt noch Beachtung und insbesondere enthält die Beschreibung seiner Reise durch Belgien und Frankreich (Ulysses belgico-gallicus, fidus tibi dux et Achates per Belgium hispan., Regnum Galliae, Ducat. Sabaudiae, Turinum usque Pedemonti metropolim. Lugd. Batav. 1631. 12. Amstelodami 1655. 12.), obgleich sie nicht frei von Irrthümern und von Fehlern in der Orthographie der Namen ist, in der Aufzählung der Merkwürdigkeiten der französischen Städte[3]) manche, für

1) Joh. G. Th. Gräße (Lehrbuch der Literairgeschichte. 3. Bd. Abth. 2. S. 811) nennt ihn irrthümlich Albrecht. 2) Qui ipsus maximam Europae partem non semel obivi, Vorrede zum Compendium geographicum. 3) Die Reise erstreckt sich nicht über Spanien, wie J. G. Meusel (Bibliotheca historica. Vol. VI. P. I. p. 75) fälschlich annimmt.

die Geschichte und Topographie werthvolle Bemerkungen, welche man anderwärts vergebens suchen würde und eine von Louis Coulon besorgte französische Uebersetzung (Ulysse françois. Paris 1643. 12.) beweist, daß die Bewohner des von Gölnitz durchreisten Landes den Werth seiner Mittheilungen zu würdigen wußten; für die Geschichte der teutschen Cultur sind die Statuten und Privilegien der teutschen Nation an der Universität zu Orleans, welche er vollständig mittheilt [4]), vorzugsweise wichtig. Auch sein zum Unterrichte des Sohnes des dänischen Kanzlers Christian Thomäus verfaßter Abriß der Geographie (Compendium geographicum, succincta methodo adornatum. Amstelodami 1643 und 1649. 12. Wittenberg. 1671 und 1678. 12.) kann jetzt noch, da er nicht Andern nachgeschrieben ist, sondern auf eigener Anschauung und gründlicher Untersuchung beruht [5]), über den damaligen Zustand der europäischen Länder und hauptsächlich über Spanien mit Nutzen zu Rathe gezogen werden. Dagegen haben jetzt sein Princeps ex Corn. Tacito curata opera deformatus (Lugd. Batav. 1636. 12.) und seine Ausgabe der Politica christiana von Lamb. Daneau (Lugd. Batav. 1639. 12.) ihre Bedeutung verloren. Ein genealogisches Handbuch, welches er zu schreiben beabsichtigte [6]), scheint nicht zu Stande gekommen zu sein [7]). (*Ph. H. Külb.*)

GÖLTZSCH (die), ein Flüßchen im Voigtlande im Königreiche Sachsen, entspringt in der Nähe des Städtchens Falkenstein, geht durch Ellefeld, Auerbach, Gölitzsch, Niederauerbach, Rodewisch, Plon, Lengefeld und Waldkirchen zur fürstl. reußischen Stadt Greiz und fällt in geringer Entfernung von dieser Stadt bei Elsdorf in die weiße Elster. Bei Reichenbach ist das Göltzschthal durch einen großartigen, 2000 Fuß langen, 278 Fuß hohen Viadnct der königl. sächsisch-bairischen Staatseisenbahn überbrückt. (*H. E. Hössler.*)

GÖMÖR oder Sajo-Gömör, ein Marktflecken im putnoker Bezirke der gemörer Gespanschaft in Ungarn, an dem in der Gespanschaft entspringenden Flusse Sajo, unter 38° 0′ 28″ L. und 48° 27′ nördl. Br., mit 2000 Einwohnern, einer Lutherischen Kirche, einem Gymnasium, Töpfereien, Tabaks- und Weinbau. Das alte Schloß steht auf dem Var-hegy (dem Schloßberge). (*H. E. Hössler.*)

GÖMÖRER GESPANSCHAFT, ungarisch Gömör-Varmégye, slawisch Gemerska Stolicza, im Kreise diesseits der Theiß in Oberungarn, eine der höchsten Berglandschaften Ungarns, liegt mit dem kleinhonther Comitate vereinigt zwischen 37° 3′ — 38° 32′ 5″ der L. und 48° 11′ — 49° 3′ nördl. Br. und zählt auf 76¼ □Meilen über 150,000 Einwohner, Magyaren, Teutsche, Slawen und Zigeuner in 13 Marktflecken, 286 Dörfern und 97 Prädien. Der obere Theil ist sehr gebirgig, rauh und wenig fruchtbar, dagegen haben die Berge, unter denen wir den Ochsenberg und Szinetz nennen, einen Reichthum an Gold und Silber, Eisen (100,000 Centner jährlich?), Kupfer, Queckstlber, Antimonium, Zinnober, Steinkohlen, an Sauerbrunnen und Stahlwässern. Bei Agtelek findet sich eine berühmte Höhle. Der untere Theil ist eben und fruchtbar an Getreide, Holz, Flachs, Mohn und vornehmlich an gutem Tabak. Auch an Wildpret aller Art mangelt es nicht. Neben den Arbeiten des Bergbaues wird von den Bewohnern auch Schafzucht betrieben und Papier, allerhand Holzwaaren, Leinwand, irdenes Geschirr und Tuch verfertigt. — Ihren Namen hat die Gespanschaft von dem alten, verfallenen Schlosse Gömör, dessen Ruinen an der Westseite des gleichnamigen Fleckens sich befinden. (*H. E. Hössler.*)

GÖNNER (Friedrich Gebhard Theodor), Professor der Medicin bei dem Collegium medico-chirurgicum in Berlin, war in seinen jüngern Jahren Privatdocent und schrieb eine Einleitung in die Pathologie (Berlin 1778.). Noch in späterer Zeit kam er auf diesen Gegenstand wieder zurück in einer Rede über die Wichtigkeit der Pathologie (Berlin 1790. 8.). Als brauchbar empfahl sich vorzüglich das erstgenannte Werk, das sich mehre Jahre in Ansehen erhielt. Im Jahre 1788 war Gönner Professor der Pathologie und Semiotik bei dem Collegium medico-chirurgicum geworden. Mit vielem Beifalle hielt er über 30 Jahre öffentliche Vorlesungen, die sich fast über alle Theile der Medicin erstreckten. Literarisch thätig zu sein, wozu ihn seine Kenntnisse befähigten, fand er keine Muße. Sein ganzes Leben war dem ihm übertragenen Lehramte gewidmet. Die Gründlichkeit seiner Kenntnisse und sein anziehender Vortrag als Docent verschafften ihm ein zahlreiches Auditorium. Mit rastlosem Fleiße erfüllte er, selbst noch in höherem Alter, seine Berufspflichten. Viele Aerzte und Wundärzte des preußischen Staates, besonders der Armee, verdankten ihm einen wesentlichen Theil ihrer Bildung. Er starb am 24. Nov. 1804 im 65. Lebensjahre *). (*Heinrich Döring.*)

GÖNNER (Nicolaus Thaddäus von), ursprünglich bürgerlicher Abkunft, später in den Adelsstand erhoben, erblickte das Licht der Welt am 18. Dec. 1764 zu Bamberg, wo sein Vater, Michael Gönner, als Rechnungsrevisor und domcapitularischer Kastner angestellt war. Er genoß eine sorgfältige Erziehung. Seine Talente und sein Fleiß berechtigten nach dem fast einstimmigen Urtheile seiner Lehrer, schon als er noch die Schule seiner Vaterstadt besuchte, zu nicht geringen Erwartungen für die Zukunft. In den ältern Sprachen und in der Mathematik machte er rasche Fortschritte. Aber auch die schönen Wissenschaften waren von seinem Jugend-

4) Edit. Lugd. Batav. 1631. p. 225—252; vergl. Gucyll., Art Gipkanius, 67 Bs. S. 67. 5) Hic monere volui, ut quid hic ab aliis sit discriminis, posteritas notaret, nam non conscribillare, sed verum scribere mihi animus fuit. Vorrede zum Compend geogr. 6) Wie aus derselben Vorrede hervorgeht. 7) Vergl. *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Vol. V. p. 557. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 582. Biographie generale. Tom. XX. p. 946.

*) Vergl. Allgem. Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1804. Nr. 202. S. 1659. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 11. Bd. S. 281. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 507.

unterrichte nicht ausgeschlossen. Mit dem Plane, sich der Jurisprudenz zu widmen, eröffnete er in seiner Vaterstadt seine akademische Laufbahn. Er war kaum 17 Jahre alt, als er sich die philosophische Doctorwürde erwarb. Bei dieser Gelegenheit vertheidigte er seine 1781 im Drucke erschienenen Theses ex historia philosophiae, logica, ontologia et mathesi. Zur Fortsetzung seiner Studien begab er sich nach Göttingen. Aus Wetzlar, wo er bei dem dortigen Reichskammergerichte sich in der juristischen Praxis geübt hatte, kehrte er nach Bamberg zurück. Von seiner gründlichen Kenntniß aller Theile der Rechtswissenschaft legte er in einer öffentlichen Prüfung ein so unzweideutiges Zeugniß ab, daß er bald nachher, im November 1789, zum ordentlichen Professor der Rechte und zum Beisitzer der Juristenfacultät zu Bamberg und einige Jahre später, im Juni 1791, auch zum Hof- und Regierungsrathe ernannt ward. Er hatte dadurch einen sehr ausgedehnten Wirkungskreis erhalten. Ueber alle wichtigen Lehens- und Criminalsachen mußte er votiren und referiren, über die Berufungen des Domcapitels, über Provocationen des Landgerichts und des Obermarschallamts, über alle Justizsachen in zweiter Instanz, über Gesetzgebungsangelegenheiten, über wichtige polizeiliche Verfügungen des ganzen Fürstenthums ꝛc. Dadurch berichtigte und erweiterte Gönner seine theoretischen Kenntnisse, und erlangte eine ungemeine Fertigkeit, die verworrensten Gegenstände lichtvoll darzustellen. Einen Beweis seiner juristischen Kenntnisse hatte er schon einige Jahre früher geliefert in einer anonym herausgegebenen Schrift [1]) und in einer lateinischen Abhandlung, die er bald nachher hatte drucken lassen [2]).

Sein Scharfsinn zeigte sich besonders in der strengen Prüfung der einzelnen Bestimmungen des neuen Criminalgesetzbuches, das im J. 1791 in dem Fürstenthume Bamberg eingeführt ward. Ebenso nützlich war er auch als Mitglied der Culturcommission durch seine Rathschläge und Anordnungen. Auch zum Mitgliede des Prüfungssenats aller Rechtscandidaten war er ernannt worden. Als akademischer Docent las er neben seinen übrigen Collegien nach Pfister's Tode auch über das Staatsrecht. Als Staatsconferenzrath beauftragt, die damaligen Eingriffe Preußens in die Rechte des Fürstenthums Bamberg gesetzlich zurückzuweisen, begab er sich, begleitet von dem Rechtsconsulenten Steinlein, nach Nürnberg. Den dort von ihm mit dem preußischen Abgeordneten v. Kretschmann abgeschlossenen Staatsvertrag, den der Fürstbischof mündlich bestätigt hatte, dennoch durch mancherlei Cabalen scheitern zu sehen, mußte für Gönner um so unangenehmer sein, da dieser Vertrag für Bamberg in mehrfacher Hinsicht sehr vortheilhaft genannt werden konnte. Ein sehr ausgedehnter Wirkungskreis eröffnete sich für Gönner durch das im März 1797 ihm übertragene Amt eines zweiten Hofkammerconsulenten. Als solcher hatte er die Aufsicht über das Forstwesen, über den Bergbau, über die Hofbauten, Domainen, Hofintendanzen, Zölle ꝛc., und zugleich als Vicedirector nach dem Director die erste Stimme in allen Finanzangelegenheiten zu einer Zeit, wo diese seit dem Einfalle der französischen Truppen im August 1796 sich in einem sehr zerrütteten Zustande befanden. Durch Einführung von Tabellen und durch die Ernennung eines Conrevisors suchte Gönner die eingerissenen Mängel zu beseitigen, was seinem Eifer auch in nicht gewöhnlichem Maße gelang.

Immer blieb ihm unter so vielfachen Berufsgeschäften noch Zeit und Kraft, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Aus einem neuen Gesichtspunkte betrachtete er in einer eigenen Schrift (Bamberg 1795. 8.) die Ascendentenerbfolge in weiblichen Lehen. Von Th. Hagemann's Einleitung in das gemeine, in Teutschland geltende Lehnrecht hatte er schon einige Jahre früher (1791) eine zweite vermehrte und verbesserte Ausgabe besorgt. Ein von ihm zu Bamberg im J. 1797 herausgegebenes Werk enthielt die Principien der juristischen Praxis, sowol im Allgemeinen, als auch in Anwendung auf jede Gattung juristischer Aufsätze. Zu Erlangen erschien im J. 1800 die von Gönner verfaßte Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse teutscher Staatsrechtsdienstbarkeiten. Manchen schätzbaren Aufsatz enthielten auch seine juristischen Abhandlungen (Bamberg 1795.), zu denen Gönner 1799 noch einen zweiten Theil hinzufügte, in welchem er Erörterungen über den gemeinen Proceß mittheilte. Gehaltvolle Beiträge lieferte er auch zu v. Völderndorf's und v. Kretschmann's juristischer und staatswissenschaftlicher Literatur.

Als Dekan und Senior der Juristenfacultät hatte Gönner in Lehrvorträgen und Disputationen die teutsche Sprache eingeführt und außerdem in mehrfacher Hinsicht zum Flor der bamberger Universität so wesentlich beigetragen, daß es ein großer Verlust für sie genannt werden konnte, als Gönner (1799) einem Rufe nach Ingolstadt folgte. Dort war ihm die Professur des Staatsrechts angetragen worden. Mit Schmerz trennten sich von Gönner die ihn begleitenden Freunde und Schüler. Auch in Ingolstadt verschafften ihm seine gründlichen Kenntnisse und sein lichtvoller Vortrag ein zahlreiches Auditorium. Er war es, der nicht lange nach seiner Ankunft in Ingolstadt dahin wirkte, daß die Universität nach Landshut verlegt ward. Dies geschah im April 1800. Die Berufung neuer berühmter Lehrer aller Facultäten suchte er möglichst zu fördern, besonders seit er im J. 1804 zum beständigen Prokanzler ernannt worden war. Ihm ward die Auszeichnung, dem damaligen Kronprinzen von Baiern Privatunterricht über teutsches Staatsrecht zu ertheilen, und während dessen Anwesenheit in Landshut war Gönner sein steter Gesellschafter, Führer, vertrauter Rathgeber und Freund. Die Liebe und Verehrung der Studirenden gewann er nicht blos durch seine geistreichen Lehrvorträge, sondern auch durch

1) Unpartheiische Gedanken über die Einführung des Simultaneums in den Donabrückischen Orten Fürstenau und Schladehausen, und die dagegen von der Stadt Fürstenau geführten Klagen. (Frankfurt und Leipzig 1788. gr. 8.) 2) Diss. de mutuo domini territorialis et subditorum consensu ad mutandum religionis exercitium contra observantiam anni normalis necessario et sufficiente. (Bambergae 1790. 4.)

die Humanität, mit der er wißbegierigen Jünglingen den Zutritt in seinem Hause gestattete, seine Freistunden oft belehrenden Gesprächen mit ihnen widmete und sich bei jeder Gelegenheit als ihren Freund und Rathgeber zeigte. Auch als Schriftsteller empfahl er sich ihnen, wie in noch höherem Grade allen gelehrten Juristen, durch zwei Werke, durch die er sich ein bleibendes Denkmal stiftete. Beide fallen in die erste Zeit seines Aufenthaltes in Landshut. Mit einer systematischen Bearbeitung aller einzelnen Rechtsformen verband Gönner eine ungemein lichtvolle Darstellung in seinem Handbuche über den gemeinen Proceß [3]). Wie sehr das Bedürfniß eines solchen Werkes gefühlt worden war, bewies die schnelle und allgemeine Verbreitung desselben. Die drei ersten Bände dieses Handbuches waren schon bis zu dem Abdrucke des vierten in zwei Jahren vergriffen. Einer von Gönner's Freunden äußert sich darüber mit den Worten: „Dies Werk wurde schon im ersten Jahre seines Erscheinens das allgemeine Orakel sämmtlicher teutschen Hochschulen und diente noch lange vielen Juristen zum Leitfaden. Auch die musterhafte Sammlung seiner Rechtsfälle [4]) trug wesentlich dazu bei, den Ruf des Musensitzes, dem er als Lehrer zu einer nicht geringen Zierde gereichte, immer weiter auszubreiten." In einer anonymen Schrift, die ohne Angabe des Druckortes 1803 erschien, entwickelte Gönner die staatsrechtlichen Verhältnisse der adeligen Gutsbesitzer in den kurpfalzbairischen Entschädigungslanden, besonders in den fränkischen Fürstenthümern Bamberg und Würzburg. Ebenfalls anonym und ohne Angabe des Druckortes schilderte er 1804 die Staatsverhältnisse der Reichsritterschaft im Bambergischen und Würzburgischen. Diese Schrift enthielt die Resultate einer ihm übertragenen Untersuchung jener Verhältnisse, die er während eines mehrwöchentlichen Aufenthaltes in München (1803) genau kennen gelernt hatte. Vor dem bisher weitverbreiteten Lehrbuche des teutschen Staatsrechts von Pütter hatte ein von Gönner über die gleiche Materie geschriebenes Werk [5]) den Vorzug durch den darin herrschenden philosophischen Geist und durch die gefälligere Darstellungsgabe. Es ward auf mehren teutschen Hochschulen eingeführt und kaum erschienen zu Augsburg nachgedruckt. Durch eine neue, vielfach vermehrte und verbesserte Ausgabe eines bekannten und weit verbreiteten Lehrbuchs (Grundsätze des ordentlichen und summarischen Processes von W. A. Fr. Danz) erhöhte Gönner nach dem Tode des Verfassers die anerkannte Brauchbarkeit jenes Compendiums. In einzelnen Programmen beschäftigte er sich mit verschiedenen juristischen Materien. Unter andern schilderte er 1804 die Nothwendigkeit einer Verbesserung der Ansicht vom Staate und den Einfluß dieser Reform auf Geschichte, Politik, Statistik, Staatswirthschaft und Volkerrecht. Auf diesen Gegenstand kam Gönner noch einmal zurück in einem 1805 geschriebenen Programme [6]). In einem andern erörterte er das rechtliche Princip der teutschen Territorialverfassung [7]). Für höchst nothwendig hielt er eine gründlichere Bearbeitung des in Teutschland geltenden Privatrechts. Auch über diesen Gegenstand sprach er seine Ansichten in einem besondern Programme aus [8]). In einer öffentlich gehaltenen und später dem Drucke übergebenen Rede [9]) schilderte er vom staatswissenschaftlichen und juristischen Standpunkte aus die Nothwendigkeit eines Staatsschatzes.

Unterbrochen und gelähmt ward seine bisherige literarische Thätigkeit durch den Umsturz der teutschen Staatsverfassung [10]). Dadurch waren mehre seiner erworbenen Kenntnisse nutzlos und unbrauchbar geworden. Seine trübe Stimmung ward noch vermehrt durch eine vieljährige Krankheit seiner Gattin, einer geborenen Wynendahl aus Erfurt, deren Tod seinen vier Kindern die mütterliche Pflege entzog. Seine Geistesthätigkeit war so gelähmt, daß fast jede literarische Arbeit ihn anekelte. Er bedurfte Zeit, um sich wieder zu fassen. Sein Geist erlag jedoch nicht unter den mannichfachen ungünstigen Verhältnissen, die seine damalige Lage wahrhaft drückend machten. Sein Wiedererwachen vom Schlummer verkündete Gönner durch die wissenschaftliche Begründung und umständliche Beleuchtung einer Staatsdienstpragmatik [11]). Dies dem Interesse aller Nationen entsprechende Werk fand den fast ungetheilten Beifall aller Sachverständigen. Dem Könige von Baiern hatte Gönner dafür die Ernennung zum Ritter des Civilverdienstordens zu verdanken. Seinem Scharfblicke konnte es nicht entgehen, wie die durch den Rheinbund veränderte teutsche Staatsverfassung und Frankreichs Einfluß auf Teutschland eine neue Gesetzgebung und gänzliche Reform des juristischen Studiums dringend forderte. Er sprach sich darüber aus in besondern Vorlesungen, die von In- und Ausländern zahlreich besucht wurden. In den Geist der französischen Sprache und Gesetzgebung war Gönner so tief eingedrungen, daß er über die dunkelsten Stellen des Code Napoléon ein helles Licht verbreiten, scheinbare Lücken ergänzen und die Widersprüche in einzelnen Gesetzen beseitigen konnte. Seine mündlichen Vorträge machte er noch gemeinnütziger durch die Herausgabe eines Archivs für die Gesetzgebung und Reform des juristischen Studiums [12]). Schon früher, in den Jahren 1808 —

3) Der vollständige Titel lautet: Handbuch des deutschen gemeinen Processes, in einer ausführlichen Erorterung seiner wichtigsten Gegenstande (Erlangen 1801 — 1803. 8.) 4 Bde. 4) Auserlesene Rechtsfalle und Ausarbeitungen. (Landshut 1801 — 1805. gr 8.) 4 Bde. 5) Es erschien unter dem einfachen Titel: Teutsches Staatsrecht. (Landshut 1804. gr. 8.)

6) Als Anhang zu J. B. Nibler's Schrift: Der Staat aus dem Organismus des Universums entwickelt. (Landshut 1805. 8.) 7) Bei dem von Lorenz Hammelstoß herausgegebenen Versuche einer Entwickelung des Begriffs und der rechtlichen Verhältnisse der Regalität in Deutschland. (Landshut 1804. gr. 8.) 8) Gedruckt als Anhang zu Wirschinger's Versuch einer neuen Theorie über das Juramentum in litem. (Landshut 1806.) 9) Landshut 1805. gr. 8. 10) Anonym und ohne Angabe des Druckortes gab er damals eine Schrift heraus unter dem Titel: Ueber den Umsturz der deutschen Staatsverfassung und seinen Einfluß auf die Quellen des Privatrechts in den neuen souveranen Staaten der rheinischen Conföderation. 11) Unter dem Titel: Der Staatsdienst aus dem Gesichtspunkte des Rechts und der Nationalökonomie betrachtet; nebst der Hauptlandespragmatik über die Dienstverhältnisse der Staatsdiener im Königreiche Baiern, mit erläuternden Anmerkungen. (Landshut 1808. gr. 8.) 12) München 1808 —

1809, hatte Gönner ein kritisches Archiv der neuesten juridischen Literatur und Rechtspflege in sechs Bänden herausgegeben. Sein steigender Ruhm als Staatsbeamter und als Autor machte den Neid und die Misgunst rege. Er mußte seine Freimüthigkeit mit dem Schicksale büßen, daß seine Schriften einige Zeit einer strengen Censur unterworfen wurden. Trotz dieses Schicksals, das der Einfluß mächtiger Gegner über ihn verhängte, hatte sich sein Archiv für die Gesetzgebung weit verbreitet. In Oesterreich und Preußen, selbst in Frankreich ward diese Zeitschrift sehr geschätzt. Eine besondere Anerkennung seiner literarischen Verdienste ward ihm von dem Könige von Sachsen, der den Entwurf einer neuen Gerichtsordnung für die sächsischen Lande seiner Durchsicht und Prüfung unterwarf. Seine Kritik jenes Entwurfs erschien 1808 zu Landshut. Die Vielseitigkeit seiner Geistesbildung zeigte Gönner auch in dem 1810 zu Nürnberg herausgegebenen Beiträgen zur Jurisprudenz der Teutschen.

Unter dem Fortgenusse seines Professorgehaltes in Landshut war Gönner um diese Zeit (1811) zum Gesetzgebungscommissair ernannt worden. Mit seinen Collegen blieb er noch immer in enger Verbindung, da er nur dann und wann auf unbestimmte Zeit nach München gerufen ward. Grundlos war die Besorgniß, daß er die mit einem Gehalte von 2700 Fl. im J. 1812 ihm angetragene Stelle eines zweiten Directors des königl. Appellationsgerichts vom Isarkreise zu München, als seinen Verdiensten nicht entsprechend, ablehnen werde. Durch das Versprechen einer Gehaltserhöhung suchte ihn der bairische Minister v. Montgelas an die Universität Landshut zu fesseln, da seine Stelle als öffentlicher Lehrer nicht leicht ersetzt werden konnte, wenigstens nicht von einem so verdienstvollen Gelehrten. Gönner lehnte jedoch dieses ehrenvolle Anerbieten ab. Der wachsende Einfluß der Jesuiten und der sich schon vermindernde Flor der Universität scheint ihn dazu bewogen zu haben. Dann aber glaubte er auch wol in München seinem Vaterlande noch wesentlichere Dienste als bisher leisten zu können. Als Gesetzgebungscommissair hatte er 1812 das von ihm entworfene Testament einer Freifrau v. Dachsberg mit so vielem Scharfsinne vertreten, daß die Gültigkeit dieses Testamentes in höchster Instanz anerkannt worden war. Als das erste legislative Resultat empfing damals das Publicum seine Schrift: Ueber den Begriff eines Notherben und die Erlöschung dieser Eigenschaft, in besonderer Anwendung auf deutsche Erbverträge, vorzüglich nach dem römischen und bairischen Civilrechte [12]). Diese Schrift erregte um so mehr Bewunderung, da er sie, um den wichtigen Proceß zu gewinnen, in großer Eile hatte abfassen müssen. Noch nicht lange hatte er die praktische Laufbahn am königl. Appellationsgerichte betreten, als er (1813) zum Ritter des Civilverdienstordens mit Transmission des einfachen Adels auf einen Sohn ernannt ward.

Als Schriftsteller war er noch immer thätig geblieben. Seine Erläuterungen zu dem von dem Präsidenten v. Feuerbach verfaßten Strafgesetzbuche, die er in einer Staatscommission vorgetragen hatte, ließ er 1814 drucken [14]). Gleichzeitig erschien sein dem Justizministerium zur unparteiischen Prüfung übergebener Entwurf eines Gesetzbuches über das gerichtliche Verfahren in bürgerlichen Rechtssachen [15]) und die erste Abtheilung seiner Beiträge zur Gesetzgebung in den neuen Staaten [16]). In literarischen Arbeiten oft gestört durch die trockenen und mechanischen Directorialgeschäfte beim königl. Appellationsgerichte, war Gönner froh, als ihn im April 1815 die Ernennung zum geheimen Justizreferendar von Geschäften befreite, die mit seinen Neigungen so wenig harmonirten. Ununterbrochen beschäftigte ihn seitdem die Ausarbeitung und Vollendung der zeitgemäßen Gesetzbücher. Im J. 1817 ward er zum Staatsrathe im außerordentlichen Dienste und im Februar 1820 zum wirklichen Staatsrathe im ordentlichen Dienste bei der Justizsection ernannt. In diese Zeit fallen seine nach dem Muster von Frankreich, Oesterreich und Preußen verfaßten Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtspflege in Baiern. Er gab sie gemeinschaftlich mit dem Ministerialrathe Schmidlein heraus [17]). Auf dem ersten bairischen Landtage war Gönner königlicher Commissar für alle Gegenstände des Civilrechts und der Proceßordnung. Zu dem auf jenem Landtage am 22. April weitläufig verhandelten Gesetze, die bairische Gerichtsordnung betreffend, schrieb Gönner einen ausführlichen Commentar [18]), der nicht nur unter Rechtskundigen Baierns, sondern auch im Auslande fast ungetheilten Beifall fand. Schon im Jahre zuvor (1819) hatte Gönner der bairischen Ständeversammlung einen Entwurf über das Hypothekenwesen vorgelegt [19]). Sein Entwurf gründete sich im Wesentlichen auf die Principien der Publicität und Specialität, wodurch alle stillschweigenden und allgemeinen Hypotheken verbannt wurden. Dieser Entwurf eines neuen Hypothekensystems, das auf die bürgerlichen Eigenthumsverhältnisse in einer Reihe von Jahren einen kaum zu berechnenden Einfluß äußern mußte, fand viele Gegner, obgleich die Landstandsabgeordneten schon bei der ersten Vorlage jenes Entwurfes sich davon einen großen Gewinn für die ganze Nation versprachen. Einer von Gönner's Hauptgegnern war v. Aretin, der Herausgeber der Landtagszeitung und

1812. 8. 3 Bde. Besonders abgedruckt wurden aus dem zweiten Hefte des dritten Bandes die Aufsätze: Ueber die Nothwendigkeit eines beständigen Collegiums für die Gesetzgebung in Verbindung mit dem Collationstribunal (1808). Ueber die Succession in successive Weiberlehen nach erloschenem Mannsstamme (1809).

13) Landshut 1812. gr. 8.

14) Unter dem Titel: Anmerkungen zum Strafgesetzbuche. 15) Erlangen 1815—1817. 8. 3 Bde. 16) Ebendas. 1815. 8. Sie erschien auch mit dem Nebentitel: Ueber Gesetzgebung und Rechtswissenschaft in unserer Zeit. 17) Ebendas. 1818—1820. gr. 8. 3 Bde. Der Grund, daß die Fortsetzung dieser Jahrbücher unterblieb, scheint darin gelegen zu haben, daß nach der neuen Constitution die beiden Kammern zur Abfassung der Gesetze ihre Einwilligung geben mußten und die Verhandlungen der zweiten Kammer ohnedies auf officiellem Wege zur Kenntniß des Publicums gelangten. 18) Erlangen 1820. gr. 8. 19) Sein ausführlicher Commentar über das Hypothekengesetz des Königreichs Baiern erschien zu München 1823—1824 in zwei Bänden.

gleichzeitiger Referent im Gesetzgebungsausschusse des Landtags. Durch mehre ständische Arbeiten war er abgehalten worden, diesen wichtigen Gegenstand zur Berathung zu bringen. Darüber erhob sich zwischen ihm und dem Verfasser des Entwurfes eine literarische Fehde, die, wenn sie gleich zu mitunter derben Persönlichkeiten ausartete, doch das Gute hatte, daß beide in den Gegenstand tiefer eingeweiht wurden, während sie sich wechselseitig auf ihre Irrthümer aufmerksam machten. Eine gegenseitige Erklärung trug dazu bei, die streitenden Parteien zu versöhnen, nachdem Gönner bei der zweiten Ständeversammlung im Winter 1821 das Hypothekengesetz in Verbindung mit der Prioritätsordnung in einer vollkommeneren Gestalt zur Berathung vorgelegt hatte. Seiner gründlichen Vertheidigung dieses Nationalinstitutes gelang es, daß dasselbe mit wenigen Modificationen allgemein angenommen und zum Reichsgesetze erhoben ward. Auch der in derselben Ständeversammlung den Deputirten zur Berathung übergebene Entwurf eines Strafgesetzbuches war, wenigstens was die Bearbeitung des ersten Theiles betraf, dem Plane und der Anlage nach, größtentheils Gönner's Werk. Durch die eben so gründliche als scharfsinnige Beurtheilung von Verbrechen und Vergehen zeichnete sich dieser erste Theil sehr vortheilhaft vor dem zweiten aus, der von einem andern Referenten ausgearbeitet ward. Gönner's Ansichten blieben nicht unangefochten. Mit großer Ueberlegenheit trat er jedoch einem seiner Hauptgegner in einer eigenen Schrift entgegen [20]). Manche Stimmen in München, Augsburg und Wien erhoben sich gegen ein von ihm verfaßtes Rechtsgutachten, in welchem er die Staatspapiere des Bankiers Rothschild unter den Gesichtspunkt der Lotterielooſe gestellt hatte [21]). Immer eröffnete er sich wieder ein neues Feld zu fruchtbaren Forschungen in allen Zweigen der Staatswissenschaft, die er zum Theil durch den Druck bekannt machte, wie unter andern seine Vorträge über Gesetzgebungsgegenstände an die zweite Kammer der ersten Ständeversammlung im Königreiche Baiern [22]). Seine Vorliebe für die studirende Jugend bewog ihn, an der neuen Universität zu München das Lehramt der philosophischen Rechtsgelehrsamkeit zu übernehmen. Zur Celebrität jener Hochschule trug es wesentlich bei, daß im Lectionskataloge der Name eines Mannes stand, dessen Verdienste nicht blos von seinem Landesherrn, sondern auch von mehren fremden Fürsten durch äußere Auszeichnungen anerkannt wurden. Im März 1820 hatte Gönner vom Großherzoge von Hessen-Darmstadt das Commandeurkreuz des Löwenordens erhalten; im Mai desselben Jahres vom Kaiser Alexander den russischen St. Annenorden und im Mai 1822 von dem Könige von Würtemberg den Orden der würtembergischen Krone.

Gönner starb am 19. April 1827. Ueber seinen Tod hatte sich das Gerücht verbreitet, daß ihn seine vom Könige ausgesprochene Dispensation von den akademischen Vorlesungen im Sommersemester 1827 sehr verletzt und daß dies seinen Tod befördert habe. Der König, hieß es, habe in dem Lectionskataloge bei Gönner's Namen blos das Wort: „dispensirt" hingeschrieben, ohne Angabe irgend eines Grundes. Das Ministerium habe erst in dem Rescripte durch Anführung eines plausibeln, zwar schmeichelhaften, doch nicht ernstlich gemeinten Grundes die Pille zu vergolden gesucht. Die eigentliche Veranlassung zur Dispensation hätten frühere, längst vergessen geglaubte Vorfälle gegeben, deren man sich hätte erinnern sollen, als man Gönner zu freiwilligen akademischen Vorlesungen aufforderte. Auch hätten seine Collegien Mißfallen erregt durch seine freimüthigen Aeußerungen über andere berühmte Juristen. Dies Gerücht scheint, glaubwürdigen Nachrichten zufolge, völlig ungegründet. Gönner's Tod war eine Folge seines Alters, seiner übermäßigen Anstrengungen und einer vor längerer Zeit überstandenen Krankheit, die eine bedeutende Schwäche zurückließ und zuletzt in ein Nervenfieber ausartete. In der letzten Zeit seines Lebens war er, wie bereits erwähnt, vielfach beschäftigt mit Gegenständen der Gesetzgebung und mit der Redaction eines neuen Civilgesetzbuches, dessen fleißige Ausarbeitung der König besonders lebhaft betrieb, um es noch in die nächste Ständeversammlung bringen zu können. Aus diesem und keinem andern Grunde wollte der Monarch, „daß der Staatsrath v. Gönner, der so sehr bei der Gesetzgebungscommission beschäftigt sei, keine Vorlesungen mehr halten sollte." So hatte sich der König eigenhändig geäußert in dem an das Ministerium des Innern zurückgeschickten, genehmigten Lectionsverzeichnisse für das nächste Sommersemester.

Neben seinen gründlichen Kenntnissen in allen Zweigen der Rechtswissenschaft zeichnete sich Gönner vorzüglich aus durch die Universalität seines schnellen Ueberblicks, durch seinen ungemeinen Scharfsinn, durch seine immer rege Phantasie, gepaart mit nüchternem Verstande, und durch die Lebhaftigkeit sowol im mündlichen als im schriftlichen Vortrage. Er hatte das Schicksal, oft verkannt zu werden. Gerechter, als manche seiner Zeitgenossen, wird die Nachwelt über ihn urtheilen, welcher die Frucht seines reichen Tagewerkes als ein reiches Vermächtniß zukommt. Seine vielseitige Bildung und mannichfach verzweigte Wirksamkeit erregt um so mehr Bewunderung, wenn man erwägt, wie wenig er den Verhältnissen und Umgebungen und fast Alles der eigenen Kraft verdankte. Treffend äußert sich hierüber einer seiner Freunde mit den Worten: „Frühzeitig zerriß er die Fesseln, die ihn als Lehrer und Schriftsteller an das Alltägliche, an das geistlose Nachbeten der Meinungen Anderer zu binden drohten. Er erhob sich mit Kraft in die Region höherer Ideen, durch die er das verdienstliche Einzelne in sich zum harmonischen Ganzen gestaltete." Mit den Verdiensten, die er sich als Gelehrter um die juristische Literatur erworben, vereinigte Gönner, als

20) Siehe die von Gönner verfaßten Motive zum Bairischen Entwurf des Strafgesetzbuchs, mit kurzer Prüfung der ausführlichen Prüfung, welche Hr. Staatsrath Oersted 1823 herausgegeben hat (Erlangen 1825. gr. 8.) 21) In seiner Schrift: Die Stock-Jobberey und der Handel mit Staatspapieren, nach dem jetzigen Zustande politisch und juristisch betrachtet. (Ebendas. 1821. gr. 8.) 22) Ebendas. 1820. gr. 8.

Mensch betrachtet, die liebenswürdigsten Eigenschaften. Allen, die ihn näher kannten, gewann er Achtung ab durch seine reine Gutmüthigkeit, seine Parteilosigkeit, sein warmes Gefühl für Wahrheit und Recht, seine hingebende Anhänglichkeit an Freunde und vorzüglich durch die Geradheit und Offenheit seines Charakters. Schmeichelei war ihm ebenso fremd als Selbstsucht. Für den Flor der Universität sorgte er eifrig durch das Herbeirufen ausgezeichneter Lehrer in allen wissenschaftlichen Zweigen, selbst in der Jurisprudenz. Ein inneres Bewußtsein sagte ihm, daß nicht leicht einer der Gerufenen den Meister über ihn spielen würde. Er vertrug bescheidenen Widerspruch Anderer, schätzte fremdes Verdienst und suchte es auch geltend zu machen. Mit seinen Collegen lebte er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Nie verlor er den Zweck aus den Augen, zur Beförderung der Wissenschaften eifrig zu wirken, und so hielt er auch ungestörte Eintracht für unumgänglich nöthig, um diesen Zweck zu erreichen. Im geselligen Leben empfahl er sich durch seine selten getrübte Jovialität, die ihm keine Unannehmlichkeiten, von denen sein Leben nicht frei war, jemals ganz rauben konnten [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖNNINGEN, ein großes Dorf im Schwarzwaldkreise des Königreiches Würtemberg, am Nordostfuße des 2690 Fuß hohen, mit dichten Buchen- und Eichenwäldern bedeckten Roßberges, mit 2500 Einwohnern, welche mit gedörrtem Obste, mit Obstbäumen, Blumen und Sämereien einen sehr ausgebreiteten Handel treiben. Die gönninger Samenhändler ziehen nicht blos in Teutschland, Oesterreich und Frankreich umher, sondern gehen selbst bis nach Constantinopel, Petersburg, Moskau, Astrachan, Sibirien, Stockholm und Amerika. Gönningen hat auch eine Mineralquelle und Brüche von Tuffstein. (*H. E. Hössler.*)

GOENS (Ryklof van), Generalgouverneur der holländischen Besitzungen in Ostindien, im J. 1619 zu Rees im Fürstenthume Cleve geboren [1]), kam mit seinem Vater, welcher im Dienste der vereinigten Niederlande stand, in seinem neunten Jahre nach Ostindien, wo er aber seine Aeltern schon nach zwei Jahren verlor. Kaum zwölf Jahre alt fand er im J. 1631 eine Anstellung bei der holländischen Compagnie, war im J. 1646 bereits erster Commis und wurde im folgenden Jahre Mitglied des Collegs der Commissaire für die Geschäfte mit dem Mutterlande. Im J. 1652 von dem Generale Cornelis Speelmann als Gesandter zu dem Kaiser von Java geschickt, gelang es ihm durch sein kluges Benehmen, denselben zum Abschlusse eines für die Holländer sehr günstigen Handelsvertrages zu bewegen. Im J. 1655 führte er die indische Flotte nach Holland und kehrte, zum außerordentlichen Rathe ernannt, im J. 1657 nach Ostindien zurück, wo er sich in dem Kriege, welchen die Holländer auf den Molukken und auf den Sundainseln gegen die Eingeborenen und gegen die Portugiesen zu führen hatten, bei jeder Gelegenheit auszeichnete. Er schlug die letztern in mehren Treffen, nahm ihnen die wichtigen Städte Coulan, Cranganor und Cochin auf der Küste von Malabar hinweg und bemächtigte sich der Perlenfischereien an den Küsten von Ceylon und Coromandel. Zwischen den Jahren 1660 und 1663 war er abwechselnd mit van der Meyden und Hustaert Gouverneur der Insel Ceylon und blieb dann fest in dieser Stellung, in welcher er mit den Fürsten der nahen Küstenländer sehr vortheilhafte Handelsverträge abschloß. Im J. 1672 begann er, noch ehe der Krieg zwischen Holland und Frankreich erklärt war, die Feindseligkeiten gegen den französischen Admiral La Haye, welcher sich in der Stadt Maleiapur (St. Thomas) auf der Küste von Coromandel festzusetzen versuchte. Von dem Könige von Golconda unterstützt, schloß er diese Stadt von der Landseite ein, die Franzosen leisteten jedoch tapfern Widerstand und zwangen sogar die Holländer, die Belagerung aufzuheben; als aber die französische Flotte durch Stürme zerstreut wurde und zum Theil zu Grunde ging, mußte sich die Besatzung der Stadt am 5. Sept. 1674 ergeben und van Goens machte nun Jagd auf die einzelnen französischen Schiffe und bekam sie größtentheils in seine Gewalt. Zur Belohnung dieser Waffenthat wurde er am 2. Juni 1675 zum Generaldirector von Batavia ernannt und am 4. Jan. 1678 folgte er Johannes Mautzniker als Generalgouverneur des holländischen Indiens. Nachdem er diese wichtige Stelle vier Jahre hindurch zur vollen Zufriedenheit der Compagnie bekleidet hatte, erhielt er im J. 1682 seines weit vorgerückten Alters wegen seine Entlassung und wurde nach Holland zurückgerufen, wo er am 16. Nov. desselben Jahres starb. Van Goens war jedenfalls einer der tüchtigsten Männer, welche Holland nach Indien schickte, und er hat vielleicht am besten von allen als Krieger, Verwalter und Diplomat dem Mutterlande gedient. Der älteste seiner Söhne folgte ihm als Gouverneur von Ceylon [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GOENS (Ryklof Michael van), holländischer Philolog und Magistrat, Urenkel des vorhergehenden Ryklof van Goens, im J. 1748 zu Utrecht geboren, begann seine gelehrten Studien sehr früh und schrieb schon in seinem 15. Jahre eine Abhandlung über die Grabmäler der Alten in den Gärten (De Cepotaphiis diatribe. Traject. ad Rhen. 1763. 8.), welche sich des Beifalles seines Lehrers, des berühmten Wesseling, erfreute. Im folgenden Jahre erlangte er die philosophische Doctorwürde und vertheidigte bei dieser Gelegenheit unter

23) Vergl. Gönner's Biographie von J. H. Jäck in dem Pantheon der Literaten und Künstler Bambergs (Bamberg 1812.) S. 353 — 404 (auch besonders gedruckt Erlangen 1813.). Hesperus. 1827. Nr. 124. Zeitgenossen. Neue Reihe. 3. Bd. 2. Heft. S. 161 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 9. Bd. S. 435. 11. Bd. S. 281. 13. Bd. S. 478 fg. 17. Bd. S. 738 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 393 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. 1827. 1. Th. S. 403 fg. — Gönner's (unähnliches) Bildniß von Laurens befindet sich vor dem 99. Bande der Allgemeinen deutschen Bibliothek (1805).

1) Nach Andern zu Embden oder zu Goedens in Ostfriesland; Manche behaupten sogar, sein Name rühre von dem letztern Orte her und sei in Goens verunstaltet worden.

2) Biographie universelle. Tom. XVII. p. 583 seq. Biographie générale. T. XX. p. 947 seq.

dem Vorsitze Wesseling's die von ihm verfaßten Observationes miscellaneae philologici potissimum argumenti (Traject. ad Rhen. 1764. 4.) mit großem Geschicke. Noch in demselben Jahre fügte er zu Ant. de Roy's Conjectura[illegible] (Traject. ad Rhen. 1764. 8.) eine Epistola critica und besorgte im folgenden Jahre eine gute Ausgabe der Schrift des Porphyrius: De antro Nympharum (gr. et lat. cum dissertatione Homerica et Animadversionibus. Traject. ad Rhen. 1765. 4.). Durch diese ungewöhnlichen Leistungen des jungen Gelehrten bewogen, ernannten ihn die Curatoren der Universität zu Utrecht im J. 1766 zum außerordentlichen Professor der alten Literatur; er trat sogleich diese Stelle mit einer sehr gelungenen Rede (De incrementis, quae humaniores literae, historiarum imprimis et graecae linguae studium, saeculo XVIII ceperunt. Traject. ad Rhen. 1766. 4.) an und vertheidigte nach akademischer Sitte später eine Abhandlung (De Simonide Ceo, Poeta et Philosopho. Traject. ad Rhen. 1768. 4.) gegen den ebenso gelehrten Petr. Gerard Duker. Seine Vorlesungen fanden großen Beifall und er widmete denselben mehre Jahre ausschließend seine Zeit und seinen Fleiß, sodaß Niemand an seiner schnellen Beförderung zweifelte, aber ein gefährlicher Sturm war bereits gegen ihn im Anzuge. In zwei geistreich geschriebenen Vorreden zu dem ersten und sechsten Bande der holländischen Uebersetzung der Reise D. J. Volkmann's nach Italien (Utrecht 1773—1774. 8. 6 Bde.) hatte er sich einige Aeußerungen erlaubt, welche bei der holländischen Geistlichkeit Anstoß fanden, und als er in den Anmerkungen zu seiner vorzüglichen holländischen Uebersetzung der Abhandlung Moses Mendelssoh's über das Erhabene und Naive (Verhandeling over het Verhevene en Naïve in de fraeje Wetenschappen. Utrecht 1774. 8.) seine Ansichten noch freier aussprach, griffen ihn einige orthodoxe Theologen von Rotterdam mit großer Heftigkeit an und suchten ihn als einen gefährlichen Irrgläubigen zu verdächtigen; er fertigte sie zwar in einer Gegenschrift (Berigt van den Professor van Goens, rakende de Recensie van zyne Vertaling van de Verhandeling van Moses Mendelszoon. Utrecht 1775. 8.) derb ab; da aber seine Gegner immer zudringlicher wurden und bei einer großen Partei Anklang fanden, so legte er aus Verdruß seine Professur nieder und ergriff eine sich ihm grade darbietende Gelegenheit, in den Magistrat seiner Vaterstadt, in welchem sein Vater, der Philosoph und Rechtsgelehrte Dan. Fr. van Goens, lange als ausgezeichnetes Mitglied gewirkt hatte, einzutreten. Mit der Aenderung seines Standes schien er auch jede Lust zu gelehrten Studien verloren zu haben; er verkaufte im J. 1776 seine reiche Bibliothek, für welche er durch einen trefflichen Katalog (Catalogue fait sur un plan nouveau, systématique et raisonné d'une bibliothèque de littérature, particulièrement d'histoire et de poésie, d'environ dix-neuf mille volumes, en différentes langues anciennes et modernes. Utrecht 1776. 8. 2 Voll.) einen erklecklichen Preis zu erzielen suchte. In seiner neuen Stellung fand er übrigens die erwünschte Ruhe noch weniger, denn die zu dieser Zeit beginnende politische Bewegung der Niederlande riß ihn unaufhaltsam mit sich fort, und alsbald galt er als einer der Hauptführer der oranischen oder statthalterischen Partei. Eine einschneidende politische Streitschrift (Politiek Vertoog over het waar Sistema van de Stad van Amsterdam. Utrecht 1780. fol. Französisch im Auszuge unter dem Titel: L'Esprit du système politique de la régence d'Amsterdam, ou Lettre contenant un précis detaillé d'un Mémoire hollandais fort peu répandu et très intéressant sur les affaires présentes. La Haye 1781. 8.) erregte großes Aufsehen und machte ihn der patriotisch-antioranischen Partei so verhaßt, daß er, als diese die Oberhand erhielt, die Flucht ergreifen mußte. Er begab sich zuerst nach Sachsen und dann nach der Schweiz, wo er, nachdem ihm das Unglück seines in den Strudel der französischen Revolution mit fortgerissenen Vaterlandes noch großen Kummer verursacht hatte, am Anfange dieses Jahrhunderts starb *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖNTGEN (Jonathan Gottlieb), geb. am 13. Jan. 1752 zu Frankfurt am Main. Seine Elementarbildung verdankte er den Lehranstalten seiner Vaterstadt. Er widmete sich hierauf dem Studium der Theologie. Neben den ältern Sprachen erwarb er sich auch Kenntnisse in den neuern, besonders im Französischen. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn erlangte er im J. 1777 die philosophische Doctorwürde. Im J. 1789 erhielt er eine Pfarrstelle zu Bornheim bei Frankfurt am Main und hierauf ein gleiches Amt in seiner Vaterstadt, wo er am 7. Mai 1807 starb. Mit einer anziehenden Darstellung wußte er Scharfsinn und Gründlichkeit in mehren seiner Schriften zu vereinigen, aus denen besonders ein reger Eifer sprach, zur Beförderung echter Religiosität kräftig zu wirken [1]). Sein Einfluß auf die sittliche Veredelung seiner nächsten Umgebungen war um so größer, da sein rein moralischer Lebenswandel der reinste Abdruck seiner Lehren war. Einen geachteten Namen in der theologischen Literatur erwarb sich Göntgen im J. 1787 durch die Herausgabe seines „Schriftforschers" [2]), nachdem er in frühern Jahren mehre Gedichte, Romane und Schauspiele geschrieben [3]), aber dadurch nur bewiesen hatte, daß dies nicht die eigentliche Sphäre war, in der er glänzen konnte [4]). (*Heinrich Döring.*)

*) *Christoph. Saxii* Onomasticon litorarium. Vol. VIII p. 258 seq. Biographie nouvelle des Contemporains. Vol. VIII. p. 199. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 584. Biographie générale. Tom. XX. p. 948 seq.

1) Siehe unter andern die von ihm verfaßte Schrift: Ueber die Nützbarkeit der Aufklärung in der christlichen Religion und deren Beförderung (Frankf. a. M. 1791. 8.) und seine Reden bei der Vorbereitung zur christlichen Feier des Abendmahles. (Ebendas. 1800. 8.) 2) Der Schriftforscher. Unterhaltungen mit jungen Personen über wichtige biblische Stellen, zur Beförderung einer vernünftigen Religionskenntniß. (Leipzig 1787—1789. 8.) 3 Thle. 3) Anna Bella, ein Trauerspiel. (Frankf. a. M. 1775. 8.) Lykas Klagen an Phyllis. (Ebendas. 1775. 8.) Donna Elmire, oder die Treue auf der Probe. Nach dem Französischen des Hrn. Arnaud. (Ebendas. 1776. 8.) u. a. m 4) Vergl. Baur's Neues histor.-

GÖNTZ oder GINZ, unter 38° 57′ d. L., 48° 33′ nördl. Br., ein Marktflecken in der abaujwarer Gespanschaft in Oberungarn am Flusse Hernat, über welchen und über die Moräste eine lange Brücke führt. Der Flecken hat ein Salzverschleißamt und die katholischen Einwohner treiben Weinbau. (*H. E. Hössler.*)

GÖPEL ist eine Vorrichtung, welche theils bei Arbeiten unter der Erde zur Herausschaffung erdiger oder steiniger Massen, theils bei den landwirthschaftlich-technischen Gewerben, theils bei der Landwirthschaft selbst zur Bewegung von Maschinen angewendet und theils mit der Hand, theils durch Thiere, Wasser- und Dampfkraft in Bewegung gesetzt wird. Am häufigsten wird in der Landwirthschaft der Pferdegöpel zum Betriebe von Dresch-, Malzquetsch-, Kartoffel-, Schrotemaschinen ꝛc. angewendet. Der Göpel besteht in der Hauptsache in einer horizontalen Welle mit Schwengel, an welchem das Zugthier angespannt wird. Ein oben an der Welle angebrachtes kreisrundes Rad greift mit seinen Zähnen in die Zähne des Rades der Maschine, welche dadurch in Bewegung gesetzt wird. Was insbesondere die Einrichtung des Pferde- oder Ochsengöpels zum Betriebe von Dreschmaschinen anlangt, so muß die Construction eine solche sein, daß die Geschwindigkeit der Dreschtrommel 9—10 Fuß in einer Secunde beträgt. Dieses wird erreicht, wenn die Dreschtrommel 3—3½ Umläufe in einer Secunde macht, wobei ein vollkommenes Ausdreschen selbst des nicht vollkommen trockenen Getreides erfolgt. Eine größere Geschwindigkeit der Dreschtrommel zieht, abgesehen von der Complicität des Göpels, stets einen bedeutenden Verlust der bewegenden Kraft nach sich, weil dann selbst die Breite des Auflegetisches verringert und statt einer Person deren zwei zum Auflegen des Getreides nothwendig werden. Bei einer kleinern als der angegebenen Geschwindigkeit wirken dagegen die Stäbe der Dreschtrommel zu gering auf das Getreide, um die festsitzenden Körner herauszuschlagen. Was den Göpelraum anlangt, so soll derselbe wenigstens 36—40 Fuß Durchmesser halten, um die Zugthiere in zu engem Kreise keiner Qual auszusetzen. Nicht ohne Wichtigkeit ist es, ob zum Umdrehen des Göpels Pferde oder Ochsen verwendet werden. Die Uebersetzung der Geschwindigkeit soll deshalb so eingerichtet werden, daß das Pferd in einer Secunde höchstens 3½—4 Fuß, der Ochse blos 2—2½ Fuß fortschreitet. Nimmt man einen Zirkel von 20 Fuß im Durchmesser an, wo der Zugarm also nur 10 Fuß lang ist, so beschließt dessen 63 Fuß haltende Peripherie ein Pferd bei mittelmäßigem Gange in 15 Secunden, ein Ochse in 23 Secunden. Nothwendig ist es auch, daß man die Bahn, auf welcher sich die Thiere bewegen, nivellire, um ihnen einen gleichmäßigen Gang zu bereiten. Dieser Bahn ist von Außen oder nach Innen 5—6 Zoll Abfall zu geben, sodaß die Feuchtigkeit abziehen kann. Gußeiserne Göpel taugen übrigens wegen der Sprödigkeit des Gußeisens Nichts. — Die Unregelmäßigkeiten in der Zugkraft der Pferde übt einen sehr nachtheiligen Einfluß auf das Räderwerk und andere zur Fortpflanzung der Kraft dienende Maschinentheile aus. Um diesem Uebelstande vorzubeugen, haben Gray und Sohn in Uddingston mit dem Schwengel des Göpels einen Zugfederhebel in Verbindung gebracht. Ein winkelförmig gebogener Hebel ist um das äußerste Ende des Schwengels drehbar. Der kürzere Arm jenes Hebels ist nach einem Kreisbogen geformt und liegt in einem auf der obern Seite des Schwengels angebrachten Einschnitte, sodaß Arm und Schwengel bündig mit einander sind. Die Frictionswalze ruht in den Zapfenlagern und hält den Arm nieder. Mit dem Schwengel ist ferner eine Feder verbunden, welche gegen den längern Arm des Hebels drückt. Ziehen nun die an den Haken angehängten Pferde an, so wird durch diese Feder der Maschinerie ein Stoß erspart und die Wirkung der Kraft regulirt, übrigens auch den Zugthieren die Arbeit erleichtert. — Gute Göpel sind der Pferdegöpel von Wolf, ganz von Eisen, einfach, schön, dauerhaft, elegant und rammersparend. Sehr sinnreich, besonders einfach, solid und viel leistend ist auch Weiße's Göpel. Dasselbe gilt von Regeborn's Göpel und von dem englischen Pferdegöpel, welche beide sehr schöne, solide, elegante und viel leistende Werke sind. Der Cylindergöpel von Barrett für zwei und vier Pferde, sowie der schottische Göpel für vier Pferde sind leicht vorzüglich und gegenwärtig ganz besonders geschätzt. Hierher gehört auch noch das Transmissionswerk nach Ransome, welches dazu dient, um mit einer und derselben Kraft zwei bis vier Maschinen zugleich bewegen zu können. (Dr. *William Löbe.*)

GÖPEL (Andreas), geb. 1661 in Eisenach, studirte Arzneikunde in Jena, wo er sich durch Vertheidigung einer Inauguraldissertation den medicinischen Doctorgrad erwarb. Um seine Welt- und Menschenkenntniß zu erweitern, unternahm er mehre Reisen durch den größten Theil Teutschlands. Eine Zeit lang war er Feldarzt in den Lagern am Rhein, an der Mosel und an der Donau. Späterhin ertheilte er in seiner Wissenschaft Unterricht und hielt auch medicinische Vorlesungen. Er stand bereits in seinem 40. Jahre, als er (1701) in seine Vaterstadt Eisenach zurückkehrte, mit dem Vorsatze, dort gemeinschaftlich mit seinem Bruder Heinrich Christian, einem Candidaten des Predigtamts, ein Institut zu gründen. Nach dem großartigen Plane, den er von dieser Lehranstalt entwarf, sollten in dies Athenäum, wie er sie nannte, nur Grafen, Freiherren und andere Adelige aufgenommen werden. Dies Unternehmen scheiterte jedoch. Wann Göpel gestorben, ist nicht bekannt. Wahrscheinlich beschloß er sein Leben in Eisenach. Wenigstens hatte er sich dort in seinem 40. Jahre ein Grabgewölbe mit einer Inschrift erbauen lassen. Außer einer umständlichen Nachricht von seinem vorher erwähnten Athenäum machte sich Göpel noch durch mehre Schriften, meist philosophischen und historischen Inhalts, nicht unrühmlich bekannt. Er verfaßte eine Censura de auctoribus

---

biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 507 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 503 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598 fg. 9. Bd. S. 436. 13. Bd. S. 480.

eloquentiae romanae; Censura de patribus ecclesiae primitivae; eine Clavis apocalyptica; einen Templum honoris et virtutis Hispanico-Austriacum u. a. m. Außer seinem medicinischen Doctorgrade hatte Göpel auch die Würde eines kaiserlichen Pfalzgrafen und gekrönten Poeten erlangt *). (*Heinrich Döring.*)

GÖPEL (Johann Andreas), geb. am 13. Oct. 1776 zu Pferdingsleben bei Gotha, widmete sich frühzeitig der Musik. Durch gründlichen Unterricht machte er in dieser Kunst rasche Fortschritte und bildete sich vorzüglich zu einem trefflichen Orgelspieler aus. Mehre Jahre lebte er in Lübeck als Präfect des dortigen Sängerchores. Im J. 1808 erhielt er die Stelle eines Organisten an der St. Jacobskirche in Rostock. Dort machte er sich als tüchtiger Gesanglehrer und Clavierspieler rühmlich bekannt. Auch auf der Harmonika, der Violine und dem Violoncell empfahl er sich durch seinen gefälligen Vortrag. Im J. 1818 stiftete er in Rostock einen Gesangverein, dessen Leitung er übernahm. Sein unermüdeter Eifer zeigte sich besonders im J. 1819 an dem bei der Aufstellung von Blücher's Denkmal veranstalteten Musikfeste. Bei dieser zwei Tage dauernden Feier wurden von 200 Sängern und 100 Instrumentalisten die vorzüglichsten Werke der Tonkunst [1]) unter Göpel's Direction aufgeführt. Der St. Jacobskirche verschaffte er dadurch einen Gewinn von 800 Rthlrn. Im J. 1821 erhielt er noch die Stelle eines akademischen Musiklehrers. Vielen Bewohnern Rostocks blieb das vorhin erwähnte Musikfest unvergeßlich. Um so mehr wurde sein frühzeitiger Tod bedauert. Er starb am 26. Jan. 1823 im 47. Jahre, geschätzt als ein gründlich gebildeter Musiker und tüchtiger Orchesterdirector, der sich, wie bereits erwähnt, durch sein Spiel auf mehren Instrumenten, besonders aber auf der Orgel, auszeichnete. Durch Druck und Grabstichel hatte er sich der musikalischen Welt nicht bekannt gemacht. In seinem Nachlasse befand sich jedoch eine sehr vollständige Sammlung von zum Theil seltenen musikalischen Meisterwerken [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖPFERT (Gottlieb), geb. am 24. Jan. 1759 zu Judenhayn in der Grafschaft Schönburg, ward nach beendeten theologischen Studien 1785 Diakonus zu Neukirchen bei Crimmitschau in der Inspection Zwickau. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit 1800 zu Werdau, wo er 1801 Pastor ward. Er starb dort am 15. Febr. 1811, geschätzt wegen seiner gründlichen theologischen Kenntnisse, mit denen er einen achtungswerthen Charakter als Mensch vereinigte und sich dadurch die fast ungetheilte Liebe seiner Gemeinde erwarb. Auch als Schriftsteller zeigte er sich von einer beachtenswerthen Seite durch die Herausgabe der beiden Briefe des Apostels Paulus an die christliche Gemeinde zu Korinth. (Leipzig 1788. 8.) Nach Anleitung des 14. Capitels des Paulinischen Briefes an die Römer übersetzte er die von Morus lateinisch geschriebene Schrift: Vom Nachdenken über freigelassene Handlungen. Auch von den sogenannten katholischen Briefen lieferte er eine Uebersetzung mit erläuternden Anmerkungen [1]). Rosenmüller in Leipzig begleitete dies Werk mit einer empfehlenden Vorrede. Zunächst zum Gebrauche für Schullehrer gab er ein katechetisches Handbuch über die Sonn- und Festtagsevangelien heraus. (Leipzig 1792. 8.) Er schrieb außerdem eine Sciagraphia partis religionis christianae (Lips. 1799. 4.); Kurze Homilien (ebendas. 1804. 8.); Anreden bei der allgemeinen Beichte (ebendas. 1804. 8.) u. a. m. Zu erwähnen sind noch seine mit F. Chr. Klinkhardt herausgegebenen Beiträge zur angenehmen und lehrreichen Unterhaltung für Jedermann. Es erschienen davon zwei Octavbände oder zwölf Hefte. (Zwickau 1805.) Ein lokales Interesse hat seine ebendaselbst (1795) herausgegebene: „Aeltere und neuere Geschichte des Pfeifergrundes oder Geschichte und Beschreibung der Städte Crimmitschau und Werdau, mit den in dasiger Gegend an der Pleiße gelegenen Rittergütern und Dorfschaften" [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOEPP (Jean-Jacques), Theolog der französischen protestantischen Kirche, am 6. April 1771 zu Heiligenstein im Elsaß geboren, widmete sich auf der Universität zu Strasburg der Theologie und war noch eifrig mit seinen Studien beschäftigt, als der Ausbruch der französischen Revolution ihn aus seiner friedlichen Laufbahn herausriß. Zum Secretair des Centralcomité's von Strasburg ernannt, hatte er den zu jener Zeit seltenen Muth, sich der blutdürstigen Tyrannei des berüchtigten Eulogius Schneider zu widersetzen, wäre aber sicher ein Opfer der Rache dieses Demagogen geworden, wenn ihn nicht das Decret vom 23. Aug. 1793, welches die ganze französische Jugend vom 18. bis zum 25. Jahre unter die Waffen rief, der Wuth desselben entzogen hätte. Die Studenten der Universität Strasburg erhielten den Befehl, sich zur Rheinarmee zu begeben, und Goepp zog als Hauptmann am 10. Sept. mit seinem Bataillon nach Fort-Louis, um an der Vertheidigung dieser wichtigen Festung gegen die Oesterreicher Theil zu nehmen. Nach der Uebergabe derselben wurde er als Kriegsgefangener nach Ungarn geführt und mußte daselbst zwei Jahre bleiben. Im November 1795 in Freiheit gesetzt, verzichtete er auf seine Stelle als Hauptmann und ging, nachdem er sich noch einige Monate bei der Intendanz der Armee hatte verwenden lassen, gegen Ende des Jahres 1796 nach Strasburg zurück, um seine Studien zu beendigen. Im folgenden Jahre wurde er Hauslehrer bei dem reichen Hüttenbesitzer Champy zu Framont und erlangte hier während des sechsjährigen Aufenthaltes im Schooße die-

*) Vergl. Dunkel's Nachrichten von verstorbenen Schriftstellern. 2 Bd. 2 Th. S. 282 fg. 3. Th. S. 581. Leipziger gelehrte Zeitung. 1717. Nr 20. S. 156 fg.

1) Unter andern Händel's Oratorium Samson. 2) Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 356 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. 1. Heft 2. S. 782.

1) Diese Schrift erschien zu Leipzig 1791 mit einem Anhange von den wesentlichen Religionswahrheiten und dem Außerwesentlichen und Localen in den katholischen Briefen der Apostel. 2) Vergl. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 598. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 739.

ser ebenso geachteten als liebenswürdigen Familie die nöthige Festigkeit in der französischen Sprache, welche ihm bis jetzt weniger geläufig war, als die teutsche; zugleich blieb er in fortwährender Verbindung mit seinen früheren Lehrern Oberlin und Schweighäuser und arbeitete unermüdlich an seiner weiteren theologischen Ausbildung. Nachdem die Regierung den evangelischen Gottesdienst im Elsaß wieder hergestellt hatte, wurde Goepp im J. 1802 nach Strasburg als Pfarrer an der französisch-protestantischen Kirche dieser Stadt berufen, wo er durch sein Wirken und durch seinen Charakter bald die allgemeine Liebe und Achtung erwarb. Schon im folgenden Jahre wurde er zum Seelsorger an dem Lycée, im J. 1808 zum Superior des Seminars des heiligen Thomas und im J. 1809 zum Pfarrer an der Kirche der augsburger Confession zu Paris ernannt. Ehe er seine Gemeinde verließ, gab er auf das Verlangen derselben noch eine Auswahl seiner vor ihr gehaltenen Predigten (Sermons français prononcés à Strasbourg dans l'église française de la Confession d'Augsbourg. Strasbourg, s. a. [1809] 8.) heraus, und in diese Zeit fällt wol auch seine Abhandlung über den im Elsaß üblichen teutschen Dialekt (Mémoire sur le dialecte allemand en usage dans la ci-devant Alsace. Strasbourg, s. a. 8.). Zu Paris weihte er mit dem Pfarrer George David Frédéric Boissard die Kirche in der Rue des Billettes ein und theilte die vielfachen Arbeiten bei der Einrichtung der neuen Kirche mit seinem Amtsgenossen; im Vereine mit diesem verfaßte er auch die nöthigen liturgischen Bücher in französischer Sprache und suchte ihnen eine möglichst große Verbreitung unter den Protestanten Frankreichs zu geben. Hierher gehören ein Abriß der christlichen Lehre (Précis de la doctrine chrétienne, expliquée par le texte de l'Écriture sainte, par MM. les pasteurs de l'église chrétienne de la Confession d'Augsbourg. Paris 1814. 12. N. Ed. 1827. 12.), ein Gesangbuch (Recueil de cantiques à l'usage des chrétiens évangéliques. Paris 1814. 8. N. Ed. Paris 1819. 8.) und ein Gebetbuch (Prières à l'usage du culte domestique, suivies de Exercices de préparation à la Sainte-Cène. Paris 1815. 12. N. Ed. 1820. 12.). Die Rückkehr der Bourbonen feierte er in einer Festrede (Sermon d'actions de grâces pour le rétablissement de la paix et de commémoration de la mort de Louis XVI., prononcé à Paris dans l'église des chrétiens de la confession d'Angsbourg le 26 juin 1814. Paris 1814. 8.), und obgleich im folgenden Jahre die Ermordung der Protestanten zu Nismes ihn tief betrübte, so gab er sich doch alle Mühe, die Aufregung der Protestanten zu beschwichtigen, und wußte durch sein kluges Benehmen aus dem Unfalle für diese Vortheil zu ziehen; denn als die zu London versammelte Gesellschaft für Gewissensfreiheit in ihrer Entrüstung ein Rundschreiben erließ, welches die ohnehin große Verlegenheit der französischen Regierung nur noch vermehren konnte, so dankte er zwar in einer Zuschrift an die erwähnte Gesellschaft für die angebotene Unterstützung, wies aber im Namen der französischen Protestanten jeden fremden Schutz zurück und begnügte sich mit einer gemeinschaftlich mit Paul Henri Marron, Pfarrer der reformirten Kirche zu Paris, verfaßten, ruhig gehaltenen Vorstellung an die Deputirtenkammer (A Messieurs les président et membres de la Chambre des députés des departements, les présidents des consistoires de l'Église réformée et de celle de la Confession d'Augsbourg. Paris 1816. 8.) Dieser Schritt erhielt nicht nur den Beifall aller Vernünftigen, sondern wurde auch von der Regierung vollständig gebilligt und nach Gebühr gewürdigt; auch war er sicher einer der Hauptbeweggründe, welche Ludwig XVIII bestimmten, den auch durch andere Verdienste ausgezeichneten Mann im J. 1821 mit dem Kreuze der Ehrenlegion zu schmücken. Goepp entwickelte in dieser Periode seines Lebens eine seltene Thätigkeit; denn abgesehen von seinen amtlichen Functionen an der seiner Leitung anvertrauten protestantischen Kirche, hatte er sich auch mit den geistlichen Angelegenheiten einer unsteten, über die ganze Hauptstadt zerstreuten Gemeinde von etwa 14,000 Seelen zu befassen, die Consistorialgeschäfte zu besorgen, die Schulen zu überwachen und einen ausgedehnten Briefwechsel mit den Pfarrern der Departemente zu unterhalten; außerdem war er einer der Gründer und Vicepräsidenten des Vereines für die evangelischen Missionen bei den nichtchristlichen Völkern, der Bibelgesellschaft, des protestantischen Vereines der Fürsorge und der wechselseitigen Unterstützung und endlich des Vereins für christliche Moral, dessen Zweck er in einer gelungenen Rede (Discours sur le nom et le but de la société de la morale chrétienne, prononcé dans la séance générale de cette société le 24 Avril 1834. Paris 1834. 8.) aus einander setzte. Außerdem ließ er nicht leicht eine günstige Gelegenheit vorübergehen, sich seinen Glaubensgenossen gegenüber über ihre Lage und ihre Hoffnungen auszusprechen; mit besonderer Vorliebe benutzte er aber zu diesem Zwecke die Beerdigung bedeutender, seinem Glaubensbekenntnisse angehörender Personen, wie seine Leichenreden auf die verwittwete Herzogin von Kurland (Sermon prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris en commémoration de S. A. S. Madame la duchesse douairière de Courlande et Sémigalle. Paris 1821. 4), auf den Grafen von Bohm (Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le dimanche 22 février 1824 aux funérailles de Christian André Guillaume, comte de Bohm, chambellan de S. M. le roi de Prusse. Paris 1824 4.), auf den Grafen von Schlabrendorf (Discours funèbre prononcé dans l'église des chrétiens de la confession d'Augsbourg à Paris le 24 août 1824 aux funérailles de Gustave, comte de Schlabrendorf, doyen du chapitre de Magdebourg. Paris 1825. 8.) und auf den Buchhändler J. G. Treuttel (Éloge de J. G. Treuttel. Paris 1826 8.) zur Genüge beweisen; auch hielt er am 27. Juni 1830 die Festrede bei der 300jährigen Feier der augsburger Confession (Predigt, gehalten am dritten Jubiläum der Augsburger

Confession. Paris 1830. 8.). Im J. 1832 bekam er von Louis Philippe den Auftrag, zu Compiègne die Ehe der Königin von Belgien einzusegnen und wurde bei dieser Gelegenheit zum Officier der Ehrenlegion ernannt. Um diese Zeit schrieb er auch seine Reflexions sur le project de la loi pour le rétablissement des dispositions du Code civil relatives au divorce. (Paris, s. a. 8.) Ueberhaupt beschäftigte er sich trotz seiner vielen und mannichfaltigen Berufsarbeiten fortwährend mit der teutschen und französischen Literatur und insbesondere mit der teutschen Poesie, in welcher er sich selbst nicht ohne Glück versuchte. Hierher gehören General Foy's Todtenfeier, ein Gedicht mit französischer Uebersetzung (Paris 1825. 8.), Zwei Elegien auf den Fall von Missolunghi (Paris 1826. 8.) und Der Erlöser, ein episch-elegisches Gedicht, nebst Liedern, Gebeten und einigen neuen Melodien. (Strasb. und Paris 1827. 8.) Goepp war auch Mitarbeiter an mehren teutschen und französischen Zeitschriften, sowie an mehren Encyklopädien, zu welchen er treffliche theologische Artikel lieferte; sein hauptsächlichstes Verdienst besteht aber in dem unermüdlichen Bestreben, die Protestanten Frankreichs zu einer Zeit, wo es ihnen an einem Vereinigungspunkte und an einem gemeinschaftlichen Interesse fehlte, zusammen zu halten und ihnen eine sichere Stellung im Staate zu erwirken. Goepp starb am 21. Juni 1835 zu Paris allgemein betrauert*). (*Ph. H. Külb.*)

GOEPPERTIA, so benannte Nees von Esenbeck zu Ehren des Professors Göppert in Breslau eine zu den Musaceen gehörige Pflanzengattung. Da diese aber mit der von G. F. W. Meyer aufgestellten Gattung Calathea identisch ist und deshalb nicht angenommen werden konnte, so belegte Nees eine Laurineengattung mit diesem Namen, welche folgende Kennzeichen besitzt:

Die Blüthen sind vielehig-zweihäusig. Die radförmige, sechstheilige Blüthenhülle hat gleichlange, häutige, ziemlich breite, endlich abfällige Zipfel. Die neun Staubgefäße stehen in drei Reihen und sind sämmtlich mit Staubbeuteln versehen; die Fäden sind kurz, linealisch, flach, in der ersten und zweiten Reihe drüsenlos, in der dritten Reihe mit zwei zusammengedrückten, kurzgestielten, rückenständigen Drüsen besetzt; die Staubbeutel sind zwei- oder vierfächerig, das obere Paar der Fächer ist unvollständig, lochartig; die Klappen sind aufsteigend, aufspringend; die sechs äußeren Staubbeutel sind fast kreisförmig, dreikantig oder quadratisch und haben große, fast runde oder eiförmige, nach Innen gewandte Mündungen, die drei inneren sind größer, eiförmig oder dreikantig und haben eiförmige, längliche, nach Außen gewandte Mündungen. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineilig. Der Griffel ist kurz, die Narbe abgestutzt. Die Beere ist einsamig, eichelförmig, von der verhärteten, halbkreisförmigen Röhre der Blüthenhülle gekrönt.

Die hierher gehörigen Arten wachsen auf den Antillen und in Brasilien; es sind Bäume mit abwechselnden, fiedernervigen, mit einer abstehenden oder seidigen Behaarung bekleideten Blättern, schmalen Rispen und an der Spitze zwei- bis dreiblüthigen Aesten.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. hirsuta *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist filzig-rauhhaarig; die Blätter sind länglich, zugespitzt; die Staubbeutel sind länger als die Staubfäden; die Blüthenstielchen sind kürzer als die Blüthe. Hierher gehören Endlicheria hirsuta *Nees von Esenbeck* und Cryptocarya hirsuta *Schott.*

Diese Art wächst in Brasilien, wo sie von Schott, Sello, Beyrich und Pöppig gesammelt wurde.

2) G. panicularis *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist rauh-weichhaarig; die Blätter sind länglich, an beiden Enden spitz, oberseits zuletzt kahl; die eiförmigen Staubbeutel sind länger als der Staubfaden, die Blüthenstielchen länger als die Blüthenhülle.

Diese Art wächst gleichfalls in Brasilien.

3) G. longifolia *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist weichhaarig-rauh; die Blätter sind lanzettlich-länglich, zugespitzt; die dreikantigen Staubbeutel sind kürzer als der breite Staubfaden. Hierher gehört Ocotea turbacensis *Poeppig.*

Diese Art ist auf den Anden in Peru einheimisch.

4) G. sericea *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind eiförmig, stumpf, unterseits nebst den achselständigen Blüthensträußen seidenhaarig. Hierher gehören Endlicheria sericea *Nees von Esenbeck* und Laurus sericeus *Hooker.*

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Trinidad.

5) G. anomala *Nees von Esenbeck.* Diese Art ist weichhaarig-striegelig; die Blätter sind länglich, zu beiden Enden zugespitzt, oberseits kahl; die Staubbeutel der dritten Ordnung sind zweifächerig.

Diese Art wächst in der Nähe des Amazonenstromes. (*Garcke.*)

GOEPPERTIA nennt Presl in Sternberg's Versuch einer Flora der Vorwelt. 1838. II, 120 ein fossiles Farrenkraut aus der Familie der Pecopteriden zu Ehren des um die vorweltliche Flora verdienten Professors Göppert in Breslau. Der Hauptcharakter liegt in den einfachen, an der Spitze stark verdickten Nerven der Fiederblättchen und in den kugeligen oder eiförmigen, an der Spitze dieser Nerven stehenden Soren. Die einzige Art wurde im Steinkohlengebirge bei Plaß in Böhmen entdeckt und ist in Sternberg's Flora Taf. 50. Fig. 1 abgebildet worden. (*Giebel.*)

GÖPPINGEN, 1) freundliche, seit 1782 neuerbaute Stadt an der Fils im Donaukreise des Königreichs Würtemberg, Station der von Stuttgart nach Ulm führenden Eisenbahn (zwei Meilen von Stuttgart), mit 5000 Einwohnern, mit rechtwinkelig sich durchschneidenden Straßen und einem im J. 1562 erbauten Schlosse und Mineralquellen, unter 27° 19′ 21″ d. L. und 48° 42′ 16″ nördl. Br. In nordöstlicher Richtung erhebt sich

*) Biographie générale. Tom. XX. p. 949 seq. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 393 *F. Bourquelot* und *Alfr. Maury*, La littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 117

in einer Entfernung von zwei Stunden der 2400 Fuß hohe Hohenstaufen, auf dessen Gipfel die Trümmer der im Bauernkriege 1525 zerstörten Kaiserburg. Am Abhange des Berges liegt das Dorf Hohenstaufen, in dessen Kirche sich das Bild des Kaisers Friedrich Barbarossa befindet. — Göppingen soll um das J. 1125 von Friedrich dem Einäugigen, Herzog von Schwaben, erbaut sein. Im J. 1360 ist es von den Augsburgern und Costnitzern belagert worden; 1519 ging die Stadt an die schwäbischen Bundesgenossen über. — Die Einwohner verfertigen gute Hüte und Bänder und vortreffliches Töpfergeschirr. (*H. E. Hössler.*)

2) Mineralwasser. Ganz nahe bei der Stadt Göppingen entspringen fünf erdig-alkalische Säuerlinge, die neben der Kohlensäure kohlens. Kalk-, Talk- und Natron nebst einer Spur von Eisen enthalten. Das göppinger Wasser ist schon seit alter Zeit bekannt; Paracelsus, Eschenreuter, Günther von Andernach erwähnen desselben. Nach dem Jahre 1830 kamen die Quellen in den Besitz zweier Aerzte, Palm und Landerer, welche sich eine für einen Badeort geziemende Ausstattung angelegen sein ließen.

Das Wasser ist krystallhell, perlt stark und besitzt einen erdigen, prickelnden Geschmack. Es wird zum Trinken und zum Baden benutzt. Als specielle Indicationen für seinen Gebrauch werden angegeben: Schleimkrankheiten der Lungen, Magen- und Unterleibsübel aller Art mit dem Charakter der Hyperästhesie oder der Atonie, Leiden der Harnwerkzeuge und der Geschlechtstheile, Rheumatismus, Gicht, skrofulöse Hautausschläge und Geschwüre, atonische Geschwüre, Nervenleiden.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖRANSSON oder GJÖRANSSON (Johann), ein schwedischer Antiquar. Eines Bauern Sohn, geb. 1712 zu Gräbäck (Wermland, Karlstadtstift), besuchte er die Universitäten Lund's (seit 1740) und Upsala's (1744), wurde (1747) Hofprediger des Grafen Joh. Gyllenborg, später (1755) Pastor und (1764) Probst zu Gilberga; er starb den 29. Aug. 1769 [1]). Den Namen, den sich Göranssон als Alterthumsforscher und Schriftsteller erworben, verdankt er vorzugsweise seinem Bautil und seinen Ausgaben von Völuspá und von Gylfaginning. Unter dem Titel Bautil [2]) gab er (Stockh. 1750. Fol.) im Auftrage des Königs Friedrich I. von Schweden und der königlichen Stände eine Sammlung von 1173 Runeninschriften heraus, die sich, mit Ausnahme der schonischen, 1643 von Ol. Worm in seinen Monum. Dan. herausgegebenen, über ganz Schweden erstreckten und, schon früher (seit 1667) von Hadorph, Verelius und den beiden Peringskjöld gesammelt und in Holz geschnitten, von Göranssон zusammengestellt und mit Anmerkungen begleitet wurden. Er nannte diese Sammlung auffallender Weise Bautil, während doch die heidnischen bautasteinar — an welche Göranssон bei der Bildung dieses Titels jedenfalls dachte — grade durch den Mangel an Inschriften sich wesentlich von den (christlichen) Runeninschriften unterscheiden [3]). Sie kann heutzutage kaum noch einen andern Werth beanspruchen als den der editio princeps für allerdings zahlreiche und seitdem durch den Zahn der Zeit und Witterung oft kaum noch lesbare Inschriften. — Die Ausgabe von Völuspá [4]), eines Gedichtes der sogenannten Sæm. Edda nach drei stockholmer Handschriften, mit schwedischer Uebersetzung (Stockholm 1750. 4.), und die der Gylfaginning d. i. des mythologischen Theiles der Snorra-Edda, sammt deren Vorrede [5]), nach der trefflichen Upsala-Handschrift mit schwedischer und lateinischer Uebersetzung (Upsala 1746. 4.), würden wol auch jetzt noch Werth haben, wenn der Herausgeber eine hinlänglichere Kenntniß und größere Sorgfalt bewährt, als dies der Fall und ihm bereits Ihre in dem bekannten Briefe an Lagerbring (Upsala 1772.) nachwies. Von seinen übrigen, meist genealogischen Schriften [6]) verdient das sonderbare Buch: Is Atlinga [7]) noch eine Erwähnung; er suchte darin außer einer neuen Deutung der Runen nachzuweisen, daß die ältesten Bewohner des Nordens nicht nur von dem wahren Gott, sondern auch von dem Erlöser, seiner Kreuzigung und Tod Kenntniß besessen hätten, wie ja bereits der Dichter Virgilius auf Jesus Christus hingedeutet hätte. (Dr. *Möbius.*)

GOERATHA (*Γοιράθα*) ist von Ptolemäos (VI, 7, 32) unter den Städten und Dörfern (*πόλεις καὶ κῶμαι*) des glücklichen Arabiens und zwar im Innern des Landes aufgeführt worden (unter den *μεσόγειοι*). (*Krause.*)

GÖRCHEN, polnisch Miegska, Gorka, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Posen mit etwa 2500 Einwohnern, von denen ein Drittel teutsche Lutheraner sind, drei Kirchen, Leinwand- und Bandweberei.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRCKE (Johann), königl. preußischer Generalstabsarzt, ward am 3. Mai 1750 im Dorfe Sorquitten, zwischen Sensburg und Rastenberg in Ostpreußen, geboren, wo sein Vater Geistlicher war, der aber bereits starb, als Johann erst acht Jahre zählte. Vom zehnten Jahre an besuchte der junge Görcke die Schule in Angerburg und dann in Sensburg. Als er 13 Jahre alt war, erhielt die Mutter den Besuch ihres ältern Bruders, der bei einem Dragonerregimente Regimentschirur-

1) Biogr. Lexic. öfv. namnkund. Svenska män. V. 1. S. 369. 2) Bautil, d. ä. alle Svea och Götha Rikens Runstenar u. s. w.; s. *Warmholtz*, Biblioth. histor. Sueo-Gothica nr. 1624. *Möbius*, Catal. librar. island. et norveg. aetat. med. p. 18.

3) *Liljegren*, Runlära (Stockh. 1832.) p. 75. 4) De Yferborna Atlingars (d. i. Hyperboreorum Atlantiorum) eller Sviogöthars ok Nordmänners Patriarkaliska Lära u. s. w.; s. *Warmholtz* nr. 1430; *Möbius* p. 160. 5) De yfverborna Atlingars eller Sviogötars ok Nordmänners Edda u. s. w.; s. *Warmholtz* nr. 1433; *Möbius* p. 73. 6) De priscis Scandiae incolis diss. (Lund. 1743. 4.) De genealogia reg. Sueoniae. (Ups. 1746. 4.) Grundritning till hela det heliga Språket. (Stockh. 1747. fol.) mit Vertheidigung: Forsvarsskrift emot en Anonymi Anmärkningar. (Ebendas. 1748. 4.) Lovisa Ulricas Langfädgar. (Stockh. 1748. 8.) Svea Rikes Konungars Historia och Ättartal (2000 f. Chr. — 1749). (Stockh. 8.) 7) Is Atlinga d. ä.: de forna Göters här uti Svea rike Bokstäfver och Salighets-Lära u. s. w. (Stockh. 1747. 4.); s. *Warmholtz* nr. 1439.

gus war; dieser nahm den Knaben mit nach Tilsit, ließ ihn hier den Schulunterricht fortsetzen und begann zugleich, ihn selbst zum Chirurgen heranzubilden. Allein dieser Onkel starb bald dahin, und nun kam Görcke im J. 1766 zu weiterer chirurgischer Ausbildung zum Regimentschirurgus Gerlach in Königsberg. Am 1. Oct. 1767 wurde er als Compagniechirurgus bei einem in Königsberg stehenden Regimente angestellt, und er konnte während der sieben Jahre, die er in dieser Stellung verblieb, die Vorlesungen an der königsberger Universität besuchen. Im J. 1774 kam er als Compagniechirurgus zum kronprinzlichen Regimente in Potsdam, und 1778 wurde er Compagniechirurgus bei der königlichen Leibgarde; er benutzte aber mit Fleiß die ihm hierdurch gebotene Gelegenheit und Vergünstigung, die Vorlesungen am Collegium medico-chirurgicum in Berlin zu besuchen. Im J. 1780 trat Görcke in den Freimaurerorden ein. Auf Schmucker's Vorschlag wurde er am 15. Febr. 1784 zum Pensionairchirurgus in Berlin ernannt und auf Theden's Empfehlung erhielt er 1787 ein Reisestipendium von 100 Friedrichsdor. Er besuchte daher Wien, wo er namentlich an Brambilla einen Gönner fand und über ein halbes Jahr verweilte, weiterhin die verschiedenen Anstalten Italiens bis nach Neapel hinunter, sodann Paris, wo er sich besonders an Desault im Hôtel-Dieu anschloß, und selbst nach England und Schottland dehnte er seinen Ausflug aus. Während er in Paris verweilte, wurde er im November 1788 zum Regimentschirurgus ernannt, und schon unterm 18. Febr. 1789 erfolgte seine weitere Beförderung zum Stellvertreter des Generalchirurgen Theden. Im J. 1792 wurde Görcke als Generalchirurgus zum Mitdirector des gesammten Feldlazarethwesens beim preußischen Heere im Feldzuge gegen Frankreich berufen. Er entfaltete in diesem Feldzuge eine ununterbrochene aufopfernde Sorgfalt für die Feldlazarethe, und er setzte es durch, daß im Februar 1793 die königliche Einwilligung zur Errichtung eines sogenannten ambulanten Feldlazareths von 1000 Betten für Verwundete und Kranke erfolgte, über dessen Einrichtung Görcke selbst in einer weit später erschienenen Schrift Nachricht gegeben hat: Beschreibung der bei der Königlich Preußischen Armee stattfindenden Kranken- und Transportmittel für die auf dem Schlachtfelde schwer Verwundeten. (Berlin 1814.)

Nach Beendigung des französischen Feldzuges entwarf Görcke den Plan zur Errichtung der medicinisch-chirurgischen Pépinière, wobei ihm als Zwecke vorschwebten: Bildung junger, talentvoller Leute zum Feldarzneidienste; weitere Sorge für Vervollkommnung der schon vorhandenen Compagniechirurgen; Bildung eines genügsamen Stammes zum Feldlazareth für den Fall der Noth. Am 2. Aug. 1795 erfolgte die Bestätigung, und es wurden nun die nöthigen Stabs- und Oberärzte ernannt und 50 der besten jungen Leute zur schleunigen Herstellung des Institutes ausgewählt, dem auch bereits im J. 1797 ein besonderes Gebäude eingeräumt wurde. Bei Theden's Tode im J. 1797 wurde Görcke zu dessen definitivem Nachfolger ernannt.

In den Kriegsjahren 1806, 1813, 1814 und 1815 eröffnete sich für Görcke ein weites Feld der Wirksamkeit. Im J. 1814 sowol als im J. 1815 führte ihn die Sorge für das preußische Lazarethwesen nach Paris. Er starb zu Sanssouci am 30. Juni 1822. Siehe Dr. Johann Görcke's Leben und Wirken, auf Veranstaltung sämmtlicher Königlich Preußischen obern Militairärzte verfaßt von J. D. E. Preuß, in: Dr. Johann Görcke's funfzigjährige Dienstjubelfeier am 16. Oct. 1817. (Berlin 1818.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goeree, s. Goedereede.

GOEREE (Hugo Willem), holländischer Arzt und Schriftsteller, nach der Mitte des 16. Jahrh. zu Middelburg in Seeland geboren, ließ sich nach der Beendigung seiner Studien als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt nieder und gelangte daselbst zu großem Ansehen. Er war übrigens nicht nur in seinem Fache, sondern auch in der Theologie, in der classischen Philosophie und selbst in der teutschen Literatur bewandert, mit besonderer Vorliebe aber widmete er die Muße, welche ihm die Obliegenheiten seines Berufes ließen, der hebräischen Archäologie. Er übertrug das bekannte Werk des Petr. Cunäus über den Staat der Hebräer (De republica Hebraeorum) in das Holländische und bereicherte es mit vielen eigenen Bemerkungen; die Uebersetzung (De Republyk der Hebreen, of gemeene best der Joden in drie boeken dor Petrus Cunaeus) wurde aber erst von seinem Sohne Willem Goeree (Amsterd. 1682. 12.) herausgegeben und fortgesetzt (Amsterd. 1685. 12.); man legt jedoch auf diese Fortsetzung keinen großen Werth. Eine neue Ausgabe des ganzen Werkes nebst der Fortsetzung und einem Auszuge aus Wilh. Outram's Schrift über die Opfer der Alten (Amsterd. 1700. 12. 3 Voll., 1701. 12. 4 Voll. und 1704 8. 3 Voll.) wurde auch ins Französische übersetzt (La république des Hébreux, augmentée de deux volumes, contenant des remarques critiques sur les antiquités judaiques par Basnage. Amsterd. 1705. 12. 3 Voll. R. Tit. 1713. 12. 3 Voll.) und in dieser Uebersetzung am meisten verbreitet. Dazu fügt man gewöhnlich noch als vierten Band: Antiquités judaiques ou remarques critiques sur la république des Hébreux par Basnage. (Amsterd. 1713. 8.) Hugo Willem Goeree starb im Jahre 1643 zu Middelburg*). (*Ph. H. Külb.*)

GOEREE (Willem), holländischer Buchhändler und Gelehrter, ein Sohn des vorhergehenden Hugo Willem Goeree, am 11. Dec. 1635 zu Middelburg geboren, verlor früh seinen Vater und sah sich, da seine Mutter, die sich alsbald wieder verheirathete, und sein Stiefvater ihm nicht gestatteten, seine bereits begonnenen Studien fortzusetzen, gezwungen, irgend ein Geschäft zu erlernen. In dieser Noth wählte er den Buchhandel als dasjenige Geschäft, welches am wenigsten seinen Neigungen und Wünschen widerstrebte. Durch Fleiß und Sparsamkeit

*) *Paquot*, Memoires pour servir a l'histoire littéraire des Pays-Bas. Tom. IV. p. 260. Biographie generale. Tom. XX. p. 351.

gelang es ihm, die von ihm zu Amsterdam gegründete Buchhandlung zu einer der angesehensten in Holland emporzubringen und sich ein bedeutendes Vermögen zu erwerben, welches ihm erlaubte, einen großen Theil seiner Zeit der Pflege der Wissenschaften und Künste zu widmen. Die Geschichte, die Alterthumskunde, die Malerei, die Kupferstecherkunst, die Baukunst, die Naturkunde und die Arzneiwissenschaft waren zugleich Gegenstand seiner Forschungen, deren Ergebnisse er in sorgfältig ausgearbeiteten Schriften niederlegte. Seine archäologisch-historischen Versuche, wozu seine jüdischen Alterthümer (Joodsche Oudheden, of Voorbereidselen tot de Bybelsche Wysheid en gebruik de Heilige en Kerklyke Historien. Amsterd. 1690—1700 u. 1716. fol. 2 Voll.), seine jüdische Geschichte (Mozaische Oudheden de Hebreeuwe Kerke. Amst. 1700. fol. 4 Voll.), welche bis zum Einzuge der Israeliten in das gelobte Land reicht, und seine weltliche und kirchliche Geschichte (De Kerkelyke and wereltlyke Historien. Amsterd. 1705. 4. und 1730. 4.) gehören, sind alle zugleich mit zierlichen Kupferstichen, welche als die Hauptsache betrachtet werden müssen und wegen welchen der Text oft nur da zu sein scheint, ausgestattet und beweisen großen Sammlerfleiß, wenn man auch ein sorgfältiges Quellenstudium und kritischen Scharfblick an ihnen vermißt; mehr Geist verräth er in seinen die Kunst betreffenden Werken, unter welchen besonders seine Einleitung zur Ausübung der Malerei (Inleiding tot de practyck de allgemeene Schilderkonst. Amsterd. 1697. 12. und 1705. 8., teutsch von Joh. Lange. Hamburg 1678. 1723 und 1744. 8.), seine Illuminirkunst (Verlichteriekonde. Amsterd. 1697. 12.), seine Zeichen-, Illuminir- und Malerkunst (Teyken-, Verlichterie- en Schilderkonst. Amsterd 1705. 8.) und sein Entwurf zur Kenntniß des Menschen in seinem Verhältnisse zur Natur und zur Malerei (Natuurlyk en Schilderkonstig ontwoorp de Menschkonde. Amsterd. 1704. 12. und 1728. 8.) großen Beifall fanden; weniger gelungen ist seine Anleitung zur Baukunst (Allgemeene Bouwkonde, volgens de antyke en heedendaagsche manier. Amsterd. 1705. 12.), die dabei befindlichen Abbildungen sind jedoch sehr gut. Willem Goeree starb am 3. Mai 1711 zu Amsterdam*). (*Ph. H. Külb.*)

GOEREE (Jan), holländischer Zeichner, Kupferstecher und Dichter, ein Sohn des vorhergehenden Willem Goeree, am 2. Oct. 1670 zu Middelburg geboren, erhielt seine Ausbildung zu Amsterdam, wo sich sein Vater als Buchhändler niedergelassen hatte, und gelangte hier bald durch seine ungewöhnlichen Leistungen in verschiedenen Fächern der Kunst zu großem Ruhme. Als der Magistrat von Amsterdam den großen Saal des Stadthauses würdig auszuschmücken beschloß, beehrte er im J. 1705 Goeree mit dem Auftrage, die Zeichnungen zu entwerfen, welche dann von den Malern G. Rademaker und J. Hoogzaat ausgeführt wurden. Die gestochenen und geätzten Blätter und Titel, welche er zu literarischen und artistischen Werken lieferte, erfreuten sich des allgemeinen Beifalles seiner Zeitgenossen und stehen jetzt noch in Achtung; ebenso werden seine Zeichnungen, die sich in den Kunstsammlungen finden, sehr geschätzt, denn alle seine künstlerischen Producte sind gut erfunden, verständig in der Anordnung und, mögen sie Arbeit des Grabstichels oder der Nadel sein, mit Freiheit und Einsicht ausgeführt. Zu der von ihm ins Holländische übersetzten bekannten Histoire de Louis XIV. par les médailles (De Historische Gedenkpenningen van Lodewyk de XIV., uit het Fransch vertaalt. Amsterd. 1712. 8.) lieferte er auch die Kupfer, ebenso zu der von ihm entworfenen Beschreibung der Gemälde auf dem Stadthause zu Amsterdam in dem Wegweiser durch Amsterdam (De Wegwyzer door Amsterdam. Amsterd. 1707. 8.). Als Dichter bewährte Goeree bei weitem weniger Geschmack und künstlerische Fertigkeit, obgleich sein Trauerspiel Alexander (Aleander Koning van Ciprus en Cilicien of gewaande zeeroover. Amsterd. 1707. 8.) und seine vermischten Gelegenheitsgedichte (Mengel-Poëzy. Amst. 1734. 8.) Phantasie und Geist verrathen. Er starb am 4. Jan. 1731 zu Amsterdam*). (*Ph. H. Külb.*)

GÖRENZ (Johann August), geb. am 10. Juli 1765 zu Fürstenwalde im sächsischen Erzgebirge, verdankte seine Elementarbildung der Fürstenschule zu Meißen. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein rühmlicher Fleiß. Rasche Fortschritte machte er besonders in den alten Sprachen. Auch in Wittenberg, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, war Philologie sein Hauptstudium. Dort erwarb er sich 1791 die Magisterwürde. Seine gründlichen Sprachkenntnisse und seine Gewandtheit im lateinischen Style zeigte er in mehren gelehrten Abhandlungen, größtentheils philosophischen Inhalts: Vestigia doctrinae de associatione idearum libris veterum impressa. (Viteb. 1791. 4.) Diss. I. et II. de finibus imitationis hodiernae Graecorum Romanorumque Historicorum regundis. (Ibid. 1791. 4.) Diss. de auctore libri περὶ Κόσμου, qui inter Aristotelis scripta reperitur. (Ibid. 1792. 4.) Progr. de dialogistica arte Platonis, interprete hujus rite cognoscenda et aperienda, Commentatio. (Ibid. 1794. 4.) u. a. m.

Bereits 1792 war Görenz in Wittenberg Adjunct der philosophischen Facultät und Universitätsbibliothekar geworden. Ungern trennte er sich von dem Orte, dem er seine Bildung zu verdanken gehabt hatte. Nicht ganz unvortheilhafte Bedingungen bestimmten ihn, 1795 einem Rufe nach Plauen im Voigtlande zu folgen. Er erhielt das Rectorat an dem dortigen Lyceum. In gleicher Eigenschaft ward er 1800 in Zwickau angestellt, wo er eine Reihe von Jahren in seinem Berufe rastlos thätig

*) Vergl. *Paquot* l. c. Tom. IV. p. 262. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 585. Biographie générale. Tom. XX p. 951 seq.

*) *Paquot* l. c. Tom. IV. p. 268. *J. G. de Chaufepié*, Dictionnaire historique et critique. Tom. II. Lit. G. p. 42. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 585. Biographie générale. Tom. XX. p. 952. G. K. Nagler, Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 254 fg.

war. Als tüchtiger Philolog zeigte er sich in dieser Zeit in mehren Dissertationen und Programmen, die sich meist auf die Kritik römischer Classiker bezogen. So schrieb Görenz ein Tentamen criticum in loca quaedam carminum Tibullianorum. (Zwiccaviae 1806. 4.) Progr. cui insunt duorum codicum scriptorum lectiones in Ciceronis Catilinariam (Ibid. 1807. 4.) u. a. m. An den Schriften des obengenannten römischen Redners, die er zu seinem Hauptstudium gemacht hatte, erprobten sich seine gründlichen Sprachkenntnisse durch eine scharfsinnige Kritik bei der von ihm besorgten Ausgabe. Sie erschien unter dem Titel: M. T. Ciceronis Philosophica omnia, ex scriptis recens collatis editisque libris castigata et explicata edidit. Vol. I. Lips. 1809. 8 maj. — Vol. II. Ibid. 1810 (auch unter dem Titel: Academica Ciceronis, Liber primus et secundus). — Vol. III. Libros de finibus bonorum et malorum continens. Ibid. 1813 (auch unter dem Titel: Ciceronis de finib. bonor. et malor. Libri V). Eine Ausgabe von Cicero's Schrift: De legibus hatte Görenz schon früher, noch während seines Aufenthaltes in Wittenberg, besorgt. Auch über einige Werke griechischer Autoren verbreitete sich seine Kritik in einzelnen Programmen: über Xenophon's Libellus de Republica Lacedaemoniorum, über Platon's Symposium u. a. m.

Das fortgesetzte Studium der Ciceronianischen Schriften erhielt ihn in literarischer Verbindung und in einem fast ununterbrochenen Briefwechsel mit mehren ausgezeichneten Philologen, deren Verdiensten er die gerechteste Anerkennung zollte. An den Professor Schütz in Halle, den frühern Herausgeber der Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung, schrieb Görenz aus Zwickau am 6. Aug. 1816: „Mit Jünglingskraft schreiten Sie in Ihrer Handausgabe des Cicero [1]) vorwärts. Eben habe ich den achten bis zwölften Band erhalten, in welchen wieder eine bedeutende Zahl trefflicher Verbesserungen sich finden. Ich freue mich nun doppelt, daß Sie und kein Anderer es waren, der mir mit dieser Handausgabe wegen einer Grille meiner Verlagsbuchhandlung zuvorkamen; außerdem hätte Ihnen die meinige, der Zeit nach, den Rang abgewonnen. Jetzt mag sie ruhen, obgleich sie als Entschädigung für die so kostspielige Ausgabe der Philosophica gerechnet war."

Durch genaue Bekanntschaft des Ciceronianischen Sprachgebrauches und sorgfältige Vergleichung der verschiedenen Codices bewahrte sich Görenz vor Fehlgriffen in der Kritik und Unterscheidung der echten und unechten Lesearten. Ausführlich erklärte er sich hierüber in dem vorhin erwähnten Briefe an den Professor Schütz in Halle. „Da Sie," schrieb er, „jetzt an der Schwelle meiner Ausgabe von Ciceronis Philosophica stehen, so halte ich es für Schuldigkeit, Ihnen eine Bemerkung mitzutheilen, die, wenn es nicht die Sache selbst verlangte, wegen eines von mir geachteten Mannes, den nun die Erde deckt [2]), unterblieben sein würde. Der Codex, welchen der wiener Recensent zur Beurtheilung meiner Ausgabe De finibus benutzt haben will, und der glogauer in Heindorf's Ausgabe De Natura Deorum ist einer und derselbe; beide aber sind erdichtet. Innere und äußere Gründe fordern dies unwidersprechliche Urtheil, welches ich mich einst zur Steuer der Wahrheit aufzudecken gezwungen sah. Heindorf und ich standen nie in Verbindung; aber ich weiß es, daß es ihn verdrossen hat, seine durch die Verlagshandlung an mich ergangene Bitte um Collationen zum Platon abgeschlagen zu sehen, da ich sie vorher Schäfer'n, der mich in Wolf's Namen darum bat, abgelassen hatte. Hinc illae lacrymae. Doch diese Recension möchte sein. Daß aber De Natura Deorum auf eine solche Art behandelt worden ist, verlangt Rüge. Dieses bemerke ich Ihnen blos, damit Sie jetzt Ihrem Urtheile bei Beurtheilung dieser Werke die Richtung geben können, die die Sache fordert. Leicht werden Sie übrigens, da Heindorf nicht genug mit Cicero's Sprachgebrauch bekannt war, und Ihnen es wohlbekannt ist, wie aus den Abweichungen die Echt- oder Unechtheit der Codices erkannt werden kann, Verdacht genug schöpfen, um meine Behauptung nicht ohne Grund zu finden."

Auf den erwähnten Gegenstand kommt Görenz in einem ungefähr 14 Tage später geschriebenen Briefe (am 15. Aug. 1816) nochmals zurück. Die Sache schien ihm, vom kritischen Standpunkte betrachtet, zu wichtig, um sie nicht von allen Seiten zu betrachten, da sein gelehrter Freund nicht ganz von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt schien. „Sie sind," schrieb er an Schütz, „über die Erdichtung des glogauer Codex befremdet. Wie ich mir die Sache ansehe, so existirte wirklich ein glogauer Codex, welcher auch von Heindorf collationirt wurde. Vielleicht sind auch aus ihm Varianten benutzt. Aber ein solcher Codex, wie der Quaestionis erscheint, besonders durch das ganze erste und das zweite Buch der Natura Deorum zur Hälfte, hat noch nie existirt, und wird es vielleicht auch nicht wieder; ein solcher, sage ich, der so vitiös, sich blos seinen Werth durch Scharfsinn abrathen läßt. Wollen Sie selbst prüfen, so kommen Sie sicher zu gleichem Resultate, da Sie ohne Streit schon mehre lateinische Codices selbst verglichen haben. Ich habe über 120 collationirt und folgere hier aus reinen Erfahrungen. Eine Menge Lesearten beruhen auf Unkunde des Ciceronianischen Sprachgebrauchs, und sind, trotz ihres Scheins, aus diesem Grunde zu verwerfen. Dies kann wol einige Mal der Zufall so karten; aber so oft ist es kein Zufall mehr. Es spricht sich vielmehr in den Lesearten entweder ein corrigirter Codex aus, wie es wirklich einige solche gibt, unter andern einen des Virgil, oder es ist ein erdichteter. Unter die von einer gelehrten Hand corrigirten Codices läßt sich der

1) M. T. Ciceronis Opera quae supersunt omnia, ac deperditorum fragmenta. Textum accurate recognovit etc. (Lips. 1814—1821. 8.) XX Voll.

2) Ludwig Friedrich Heindorf, bekannt durch seine kritischen Ausgaben mehrer Schriften Platon's. Heindorf war am 23. Juni 1816 zu Halle gestorben, wohin er als Professor der Philologie gerufen worden; s. Meusel's Gel. Deutschland. 18. Bd. S. 90.

wegen äußerster Vitiosität merkwürdige gloganer auf keine Weise setzen. —. Ueberall (einzelne Fälle machen blos die Ausnahme) hilft, oft sonderbar, der Codex des Herausgebers Zweifeln ab. Seine Abweichungen ferner sind oft sich nach des Editors Gedankenassociation fügend, oft aller Codices-Kunde spottend. Ist einmal ein nach des Herausgebers Glauben glücklicher Griff durch des glogauers Autorität belegt, dann muß dieser gewöhnlich durch eine von ihm ausgeführte alberne Lesart dafür büßen, damit man nämlich keinen Verdacht schöpfe. — Nach und nach scheint Heindorf mit der Manipulation mehr bekannt geworden zu sein, und so fängt allmälig der Codex in seinen Varianten sich zu formiren an. Immer aber behält er durchaus das Eigene, daß er sogleich bei der Hand ist, jede Vermuthung mehr oder weniger zu begünstigen. — Neben diesen innern Zeichen der Unechtheit sagen Sie noch: daß Heindorf, wie ich von vielen Orten her vernehme, seine Correspondenten auf diese Ausgabe aufmerksam machte; daß Weigel, der Verleger, in Dresden (wo er kurz nach der Herausgabe dieses Werks war) bei Erwähnung dieses merkwürdigen Codex an mehr als einem Orte in Gelächter ausbrach. Hierzu setzen Sie nun, um zu einem Resultate zu kommen, noch das sonderbare Geständniß von Heindorf selbst: daß er den Codex auf seinen alten Platz gesetzt, daß derselbe aber dort nicht wieder gefunden worden — ein Umstand, der den Bibliothekaren zu keiner sonderlichen Ehre gereicht, welche nach Bibliothekar-Regel in die Manuscript-Schränke Niemand ohne ihr Beisein lassen dürfen, wie sich auch die Schlüssel dazu allein in des Oberbibliothekars Händen befinden sollen. — Fasse ich dies Alles in Eins, so bietet sich mir die Vermuthung unwillkürlich dar: daß Heindorf, dessen Charakter ich weiter nicht kenne, ihn aber als gut annehme, die laren Begriffe über Emendation hatte, welche ich leider jetzt nur zu häufig antreffe, und die auch sub rosa Martini Laguna hat: daß Manuscript-Lesarten an sich werthlos, der eigene conjecturirende Kopf hingegen statt aller Handschriften gelte; daß es keinen Nachtheil bringe, seine Vermuthung statt Lesarten zu setzen, sobald sie gehörig geprüft seien und man mit der Größe seines Autors vertraut geworden. Auf diese Weise könne man allein einmal ins Reine kommen, ohne daß die spätern Herausgeber eine Menge Vermuthungen und Varianten als Ballast mit aufzuladen hätten. — Lege ich diese Grundsätze Heindorf's Verfahren unter, dann fällt mir Nichts mehr auf und ich bin im Klaren, ja es läßt sich Alles, wenn die Details gehörig dargelegt sind, bis zu hoher Evidenz entwickeln. Gebe mir der Himmel Muße dazu! Leider kann ich jetzt noch nicht daran denken."

In dem eben erwähnten Briefe meldet Görenz auch seinem Freunde, daß die von Angelo Majo herausgegebenen Fragmente Ciceronianischer Reden nächstens „als Nebenläufer" ins Publicum treten würden. „Sie wären schon heraus," schrieb Görenz, „wenn nicht der Etatsrath Cramer aus Kiel mir neulich, bei seinem Aufenthalte in Zwickau, mehre Druckbogen von der Ausgabe gezeigt hätte, welche dieser bekanntlich mit Heinrich davon besorgt. Nun bin ich genöthigt, auf diese Ausgabe mit Rücksicht zu nehmen. Sollte dieselbe Ihnen etwa früher in die Hände fallen, so würden Sie mich durch die Mittheilung derselben ungemein verpflichten. Heraus müssen diese Fragmente sein. Nach Kiel möchte ich aber nicht gern selbst schreiben. — In meinem letzten Briefe hatte ich noch der wiener Recension von meiner Ausgabe: De finibus etc. erwähnt. Ganz derselbe Geist herrscht in den sogenannten Lesearten. Heindorf arbeitete eben an seiner Ausgabe De Natura Deorum, als ihm die meinige in die Hände fiel. Neu war ihm noch das Gefühl meiner Weigerung der unmittelbar an mich gestellten Bitte. Dieses Gefühl war durch die Erwähnung Wolf's geschützt, mit dem er, wie ich später erfuhr, in gespanntem Verhältnisse lebte. Auch führte wol der Intent noch die Feder, dem Rival die etwa noch guten Federn zu berupfen, damit gar keine Parallele stattfinde. Genug, Sie werden auch hier Zusammenhang wahrnehmen. Ich werde diese Recension gänzlich ignoriren, weil es wider mein Gefühl streitet, Antikritiken zu geben, daher ich auch, bei reichem Stoffe zur Erwiderung, schwieg. Ueberdies betrifft der Schade, der allenfalls dem echten Cicero erwächst, nur einzelne Stellen, von denen ein ansehnlicher Theil ohnedies bei Ehren bleiben wird, wenn man immer jene Lesearten für echt halten sollte."

Nach einer 16jährigen Verwaltung seines Schulamtes in Zwickau regte sich in Görenz der Wunsch nach anderweitiger Beförderung und Erweiterung seiner mäßigen Einkünfte. Verbindlich dankte er seinem Freunde, dem Professor Schütz in Halle, den er auch in seinen häuslichen Angelegenheiten oft zu Rathe zog, für die Belehrung über den mitgetheilten Gegenstand seiner Wünsche. „Immer wird es," schrieb er, „mein Bestreben sein, Ihre volle Zufriedenheit zu gewinnen. Zwar möchte dies schwerlich durch persönliche Beweise meiner innigsten Verehrung geschehen können, da ich, der sich noch nie um eine Stelle bewarb, von der so geringen Aussicht, die erledigte Heindorf'sche Professur zu erhalten, mich zurückgeschreckt fühle. Indessen gibt es für die, welche denselben Weg gehen, doch Gelegenheiten, es bemerkbar werden zu lassen, daß sie einander dem Herzen nach nicht fremd sind; und hier glaube ich in Zukunft einigermaßen eine Schuld abtragen zu können, die Sie mir durch Ihr Wohlwollen und Ihre Güte auflegten. Sie machen mich auf die noch vacante Heyne'sche Professur aufmerksam [3]), und erlauben mir selbst, wenn ich mich um diese bewerben wolle, mich auf Ihr Zeugniß zu berufen. Schreckte mich nicht Heyne's großer und so festbegründeter Ruhm, mit dem ich in keine Parallele treten kann, so würde ich Ihr gütiges Erbieten mit dem wärmsten Danke annehmen. Aber ich besorge durch diesen Schritt mir den Verdacht der Anmaßung zuzuziehen. Hätt' ich einen Freund, der mich auf irgend eine Art in

3) Christian Gottlob Heyne war am 14. Juli 1812 in Göttingen gestorben. Vergl. C. G. Heyne, biographisch dargestellt von H. A. L. Heeren. (Göttingen 1813.) Memoria C. G. H. in den Comment. Societ. Gotting. recent. Vol. II. ad a. 1811—1813. Zeitgenossen. 5. Bd. S. 173 fg.

Vorschlag bringen könnte, so würde ich dies Wagstück eher beginnen. Wenigstens würde ich dann der Hoffnung mehr Raum geben, daß es einst meine Sammlungen zu wichtigern Werken und größere, wenigstens minder zerrissene Muße rechtfertigen würden."

Diese Muße scheint ihm auch, was er bei seiner Neigung zu literarischen Arbeiten oft bedauerte, als Director der Domschule in Schwerin gefehlt zu haben, wohin er 1817 einen Ruf erhalten hatte und ihm gefolgt war. Durch seine rastlose Thätigkeit gab er dem dortigen Schulwesen eine durchaus verbesserte Richtung. Auf seinen Antrieb verwandelte der Großherzog Franz Friedrich von Mecklenburg-Schwerin die Domschule, die durch Görenz eine bisher kaum gekannte Blüthe erreicht hatte, in ein Gymnasium Fridericianum. Görenz ward zum Oberschulrath ernannt und ihm zugleich die Inspection über die Stadtschulen im ganzen Großherzogthume übertragen. Kurz zuvor hatte er den Ruf zu einer Professur in Kiel abgelehnt, obschon er nach seinen Aeußerungen in einem Briefe an seinen Freund, den Professor Schütz in Halle, wenigstens Anfangs nicht ganz mit seinen neuen Verhältnissen zufrieden gewesen zu sein scheint. An dem Lehrerpersonale und dem Schulwesen überhaupt hatte er Manches auszusetzen. Besonders fühlbar war ihm, bei seiner Neigung zu schriftstellerischer Thätigkeit, der in Schwerin herrschende Mangel an literarischen Hilfsmitteln. Nicht ungünstig lautet jedoch die Schilderung seines neuen Aufenthaltsortes in einem aus Schwerin vom 30. Aug. 1817 datirten Schreiben. Es war, wie bereits erwähnt, an den Professor Schütz in Halle gerichtet.

„Meine Lage hier," schrieb Görenz, „ist nicht unangenehm, indem man mir von allen Seiten freundlich und voll Zutrauen entgegenkommt, auch innerhalb Jahresfrist mir Gehaltszulage unaufgefordert zugesichert hat. Viel habe ich zu wirken gefunden und schon manches Gute bewirkt. Zum Glück machte man mich durch die mir ertheilte Auszeichnung eines Scholarchen von der lieben Geistlichkeit unabhängig. — Unter acht Lehrern fand ich drei gute, denen es blos an Methode fehlt, und die jetzt das Bessere erkennen und es mit möglichster Kraft zu erreichen streben. Die übrigen sind alle noch über dem Mittelmäßigen, doch insgesammt methodelos. Mehre Wochen habe ich daher blos damit zugebracht, die Mängel durch fleißiges Besuchen der Classenabtheilungen (denn wirkliche Classen gibt es zum Glück nicht) kennen zu lernen, und ich habe wirklich schon viele Mängel beseitigt. Ein günstiger Umstand ist, daß man hier vor einem Notenmacher Respect hat."

In dem eben mitgetheilten Briefe finden sich jedoch auch Stellen, aus denen hervorgeht, daß Görenz in seinen Verhältnissen sich nicht ganz behaglich fühlte. „Eins," schrieb er, „ist mir fast unerträglich, der gänzliche Mangel an Bibliotheken. Hierin haben mich die Geographien gewaltig betrogen. Sie sprechen von einer Schloßbibliothek; diese ist kaum ein Schatten davon. Das Beste holte schon seit vielen Jahren der verstorbene Tychsen nach Rostock. Was noch davon Brauchbares vorhanden, darum habe ich bereits für die noch ärmlichere Gymnasiumsbibliothek angehalten, die die Zahl von 500 Bänden nicht übersteigt, und von denen zwei Drittel wenigstens noch in die Krämerläden wandern müssen. Blos für die Allgemeine und Mecklenburgische Geschichte ist eine herrliche Sammlung unter dem Namen Regierungsbibliothek angelegt, aus welcher die Rudloff'sche Geschichte [4]), ein, wie Sie wissen, wahrhaft pragmatisches Werk, fast gänzlich geflossen ist; denn sie enthält auch alle Archiv-Nachrichten im genauesten Auszuge. Leider ist von Rudloff's herrlichem Werke, welches blos bis zur Mitte des 16. Jahrh. herauf geht, bei dem 60jährigen Alter des Verfassers und bei seinen überhäuften Arbeiten, da er als Regierungsrath überdies noch den Staatskalender besorgt, keine Fortsetzung zu hoffen [5]), wie er mir selbst oft versichert hat. — Ein häßliches Deficit ist es, daß Mecklenburg-Schwerin noch gar keine besondere Geographie hat, und daß daher alle allgemeine Geographien über dies Land von Irrthümern strotzen. Ich habe bereits darüber mit dem Minister, Präsidenten v. Brandenstein, gesprochen, welcher mich in den Stand setzen will, von überall her die echtesten Nachrichten einziehen zu können. Dann werde ich die Arbeit einem meiner Collaboratoren, einem guten Kopfe, nach entworfenem Plane übertragen und stets dabei die Aufsicht mit führen. So, hoffe ich, wird Mecklenburg zu einer speciellen Geographie gelangen können, ohne daß ich grade meinem Fache untreu werde. — Eine häßliche Methode herrscht in den Mecklenburg-Schwerinschen fünf Gelehrtenschulen und so auch seither in der meinigen. Man durchfliegt blos die alten Schriftsteller. Vier Capitel im Livius zu lesen, ist, für eine Stunde, eine Kleinigkeit, so auch 100 Verse im Euripides. Dabei wissen sich Lehrer und Schüler mit Rathen trefflich zu helfen. Schade war's zeither um die guten Köpfe, die, wie mich dünkt, Mecklenburg vorzüglich hat. Wenigstens zählt die hiesige Schule, von der untersten Classe auf, ungleich mehr als die zwickauische. Ich glaube daher, daß hier guter Boden für gute Saat ist. Auch ist die Regierung wirklich sehr willig. Sie hat mir bereits einen neu anzustellenden Lehrer zugestanden und jede Unterstützung für's Bessere. Ihre Fonds sind nur für das laufende Jahr zu schwach, da der Finanz-Etat nach Ostern jederzeit entworfen wird und die für zufällige Ausgaben angesetzte Summe bereits erschöpft ist. — Uebrigens gefallen mir hier die Menschen, die offen, bieder und zutraulich sind, vom Obersten bis zum Niedrigsten, sowie die Umgegenden wegen der herrlichen Seen, die überdies täglich eine ungeheure Menge der trefflichsten Fische liefern, deren mehre Arten, wie Brachsen, Meränen ꝛc., in Sachsen völlig unbekannt sind."

Nicht blos durch seine rastlose Thätigkeit und durch den Umfang seiner Kenntnisse, auch durch die Humanität,

4) F. A. Rudloff's Handbuch der Mecklenburgischen Geschichte. (Wismar 1781—1794. gr. 8.) 2 Thle. 5) Das Jahr vor Rudloff's Tode, der am 14. Mai 1822 starb, erschien von dem erwähnten Werke zu Rostock 1821 noch ein dritter Theil in zwei Bänden unter dem Titel: Neuere Geschichte von Mecklenburg; s. Meusel's Gel. Deutschland. 19. Bd. S. 458.

die einen Hauptzug in seinem Charakter bildete, erwarb sich Görenz die Achtung Aller, die ihn näher kannten, besonders aber die Liebe seiner ihm untergebenen Lehrer. Ihnen mit Rath und That nützlich zu sein, ließ er keine Gelegenheit unbenutzt. So schrieb er im October 1817 an den Professor Schütz in Halle: „Einer von den hiesigen Lehrern, der Collaborator Goods, wünscht durch die beiliegende Schrift sich Ihrem Schutze und der Milde seines künftigen Recensenten in der Allgemeinen Literaturzeitung zu empfehlen. Der junge Mann hat mit dem von ihm verfaßten Buche nichts Kleines unternommen. Ich fürchte nur, daß die Sache nicht ganz seinen Kräften angemessen war. Seine Absicht war die beste. Er wollte sich die Bahn zu einer guten Predigerstelle dadurch öffnen, da er für diese mehr Fähigkeiten besitzt, als für's Schulfach. Können ihm seine Hoffnung, die er mit dieser Schrift begründen wollte, und meine Wünsche, diese baldmöglichst erfüllt zu sehen, einer gelinden Beurtheilung nicht unwerth machen, so bitte ich ergebenst darum."

Görenz erfreute sich einer selten unterbrochenen Gesundheit. In höherem Alter trafen ihn jedoch manche physische Leiden, die in seiner übermäßigen Geistesanstrengung in frühern Jahren ihren Hauptgrund haben mochten. Seine Gewissenhaftigkeit war indessen so groß, daß er selten eine Schulstunde aussetzte. Seine Amtsverwaltung ward ihm jedoch immer beschwerlicher. Er sah sich genöthigt, um seine Dienstentlassung anzuhalten, die er 1833 mit einer beträchtlichen Pension erhielt. Seitdem lebte er, von Berufsgeschäften gänzlich befreit, fast ausschließlich seinen philologischen Studien und in Erholungsstunden der mit großer Sorgfalt von ihm betriebenen Blumenpflege. Oft wiederkehrende Krankheitszufälle verbitterten ihm jedoch seine letzten Lebenstage. Er starb am 3. Febr. 1836 im 71. Jahre. Das Schweriner Freimüthige Abendblatt begleitete die Anzeige seines Todes mit den seinen Charakter treffend bezeichnenden Worten: „Ihm bleibt der Ruhm eines großen Philologen, die Anerkennung der ausgezeichneten Verdienste, die er sich in einer langen Reihe von Jahren um die vaterländischen Schulen, insbesondere um die Schweriner Domschule (das jetzige Fridericianum) erwarb, die Achtung, welche ein redliches Wirken und unerschütterliche Pflichttreue erzeugt, die Liebe, welche ihm seine Herzensgüte, die Milde und Heiterkeit seines Wesens erwarb, sowie die Dankbarkeit von Vielen, denen er nicht blos Lehrer und Führer, sondern auch Freund und Wohlthäter war"[6]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRGENY SZENT IMRE (St. Emmrich), unter 42° 33′ 45″ d. L., 46° 43′ 15″ nördl. Br., Marktflecken in der siebenbürgischen Gespanschaft Thorenburg am Görgöny, mit einer katholischen, einer reformirten und einer griechisch-unirten Kirche, einer Papiermühle und Salzquellen. Dabei die Trümmer des im J. 1708 den Rebellen abgenommenen und von dem Generale Grafen Rabutin gesprengten Bergschlosses.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRGES (Christoph Friedrich), geb. am 12. Nov. 1786 in Peina im Bisthume Hildesheim, wo sein Vater Cantor und Lehrer an der Stadtschule war, zeigte früh Neigung und Anlagen zur Musik. Den ersten Unterricht in dieser Kunst, sowie auch seine Elementarbildung verdankte er seinem Vater. Als Zögling des Katharinengymnasiums zu Braunschweig trat er in das dortige Singchor ein, das sich unter der Leitung des Cantors Bürger zu einem der vorzüglichsten Institute erhoben hatte. Der Aufenthalt in Braunschweig war für Görges und seine musikalische Ausbildung in mehrfacher Hinsicht förderlich. Sein Interesse an der Tonkunst wuchs durch seinen häufigen Besuch des italienischen Operntheaters, welches der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand von Braunschweig damals in seiner Residenz errichtet hatte. Den gründlichen musikalischen Kenntnissen, die er sich in kurzer Zeit durch anhaltenden Fleiß erworben, unterstützt von seinem angeborenen Talente, hatte Görges die Ernennung zum Präfecten des Katharinen-Singchores zu verdanken. Als ausübender und theoretischer Musiker ward er Allen, die sich für die Tonkunst interessirten, vortheilhaft bekannt. Er wagte jetzt die ersten Versuche in der Composition. Sie fanden, wenn auch nur in dem engen Kreise seiner Freunde und Gönner, allgemeinen Beifall. Seinen anfänglichen Entschluß, Theologie zu studiren, gab Görges auf, um sich ausschließlich der Musik zu widmen. Unter der Firma eines Musikcomptoirs errichtete er mit einem seiner Freunde, dem geschätzten Componisten J. H. C. Bernhardt, im J. 1803 in Braunschweig eine Musikalienhandlung. Weder Görges noch sein Freund besaß jedoch hierzu die erforderliche Betriebskenntniß. Das Geschäft hatte daher nicht den gehofften Erfolg und gerieth völlig ins Stocken, als im J. 1806 nach der Schlacht bei Jena die französischen Truppen fast ganz Nordteutschland überschwemmten. Görges war zum Verkaufe seines musikalischen Verlages und seiner Presse geschritten. Durch Musikunterricht sicherte er sich hierauf einige Jahre seine Subsistenz, bis er im J. 1810 die Stelle eines Präceptors an der St. Blasius-Domkirche in Braunschweig erhielt. Bei seinen bescheidenen Ansprüchen an Lebensgenüsse jeder Art genügte ihm dieser nicht glänzende Posten. Nie regte sich in ihm der Wunsch, jene Stelle, die er bis zu seinem Tode bekleidete, mit einer andern zu vertauschen. Seine Mußestunden widmete er fast ausschließlich der Musik. Die Feier des kirchlichen Gottesdienstes durch geeignete Compositionen zu erhöhen, war er rastlos bemüht. Seine Bescheidenheit hielt ihn ab, sich als Componist zu nennen. Die Mehrzahl seiner Musikstücke erschien unter den Namen: Vincenz Sesti, B. Mann, Neuhöfer u. s. w. Die erhabensten Ideen entwickelte er in der Kirchenmusik. Bei Kennern wie bei Laien erntete seine Passionscantate: „Den Abgeschiedenen" fast ungetheilten Beifall. Er

6) Vergl. Intell.-Bl. der Allgem. Literaturzeitung. März 1836. G. G. Schütz. Darstellung seines Lebens. (Halle 1834.) 1. Bd. S. 123 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 600. 9. Bd. S. 436. 13. Bd. S. 480. 17. Bd. S. 739 fg. 22. Bd. 2. Abth. S. 396. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XIV. 1 Th. S. 137 fg.

versuchte sich in allen Gattungen der Musik, in Chorälen, Balladen, Liedern ꝛc., mitunter selbst in Singspielen und Opern, die jedoch in Teutschland, wo sie in den Jahren 1814—1817 einige Male aufgeführt wurden, weniger Glück machten als im Auslande, namentlich in den russischen Ostseeprovinzen, in Riga, Mitau u. a. Orten. Görges war nicht allein der Componist, er war auch der Verfasser des Textes zu seinen Musikstücken. Schon früh war er als Schriftsteller aufgetreten und hatte schon in seinem 20. Jahre unter dem Titel: „Wallor's fester Entschluß" einen Roman geschrieben, der zu Braunschweig 1796 in zwei Octavbänden erschienen war. Obgleich kein Braunschweiger, beseelte ihn doch eine große Anhänglichkeit an das braunschweigische Fürstenhaus, die er auch in mehren seiner Schriften aussprach. Immer blieb er jenem Fürstenhause treu und ergeben, selbst in der westfälischen Periode, wo eine solche Gesinnung ihm leicht Gefahr bringen konnte. Für jenes Fürstenhaus Gut und Blut zu lassen, zeigte er sich, nach den Worten eines seiner Freunde, stets bereit. Den westfälischen Machthabern gegenüber unterdrückte er nicht seine patriotischen Aeußerungen, die ihm Amt und Freiheit kosten konnten. Manche Thorheiten der damaligen Zeit traf die Geißel seiner Satyre. Anonym ließ er mehre Gedichte in plattteutscher Sprache drucken, unmittelbar nach dem Sturze der westfälischen Regierung in Braunschweig. Allgemeine Sensation erregten zwei unter diesen Gedichten. In dem einen: „Use Drucker un Bumester" betitelt, traf die von ihm geschwungene Geißel der Satyre zwei in Braunschweig allgemein bekannte Personen, die, so viel sie auch dem dortigen Fürstenhause zu verdanken gehabt, sich doch als Anhänger der aufgedrungenen Fremdherrschaft gezeigt hatten. Das zweite Gedicht: „Use Lude" verhöhnte die im J. 1813 in Braunschweig errichtete Bürgergarde, die wenig Erhebliches geleistet und in mancher Hinsicht sich lächerlich gemacht hatte. Seine Autorschaft wußte Görges geschickt zu verheimlichen. Erst in späterer Zeit bekannte er sich in vertrauten Kreisen als Verfasser jener in der damaligen Zeit vielfach besprochenen Gedichte. In jenen Zirkeln zeigte er sich als ein sozialer Gesellschafter, aber auch in allen seinen Verhältnissen als ein streng rechtlicher Mann, als treuer Freund, als zärtlicher Gatte und Vater. In seiner im J. 1807 geschlossenen Ehe lebte er bis zum J. 1829, wo sie durch seiner Gattin Tod getrennt ward, sehr glücklich. Als seine Kräfte nach und nach schwanden, zog er sich immer mehr von dem öffentlichen Leben zurück. Seine Dienstgeschäfte versah ein Adjunct. Görges lebte fast einzig der Musik, oft zum Nachtheil seiner Gesundheit. Er starb am 16. Dec. 1852 [1]). Von seinem nahen Tode hatte er keine Ahnung gehabt. Eine Gedächtnißrede des Tompredigers Thiele schilderte seine Verdienste. Der Domchor, an den sich das Orchester des Theaters angeschlossen hatte, sang an seinem Grabe das letzte von ihm componirte Lied als Schwanengesang. Großen Beifall fand unter seinen Schriften besonders das Werk: „Der von Heinrich dem Löwen, Herzog von Sachsen und Baiern, erbaute St. Blasiusdom zu Braunschweig und seine Merkwürdigkeiten." (Braunschweig 1815. 8.) Die sechste Auflage dieses mit drei Holzschnitten geschmückten Werkes (Braunschweig 1850.) hatte sein Sohn Wilhelm Görges besorgt. Es erschien davon auch eine englische Bearbeitung unter dem Titel: The Dome of St. Blasius in Brunswick, with two engravings. (Brunsw. 1838.) Auch die von Görges verfaßte Schrift: „Braunschweig und seine Umgebungen" erlebte drei Auflagen. Die dritte, ebenfalls von Wilh. Görges besorgt, erschien zu Braunschweig 1842. Ein von Görges verfaßter Roman, „Der Schuldschein" betitelt, erschien unter dem Namen B. Mann zu Braunschweig 1824. Noch in den letzten Jahren seines Lebens ließ Görges, als bei der braunschweiger Domkirche von Schülern ein Singchor errichtet worden war, zwei Hefte religiöser Gesänge für Kirche und Haus drucken zur Erhöhung der gottesdienstlichen Feier und zur Beförderung der häuslichen Erbauung. In dieser Sammlung, die unter seinem Namen erschien, waren zwölf Hymnen und sechs Psalmodien enthalten. Handschriftlich hinterließ Görges: „Die schwarze Burg," Oper in drei Acten; „Das Vaterhaus," Singspiel in einem Act, und „Die geheime Polizei," Lustspiel in einem Act. Zahlreiche Aufsätze lieferte Görges für die Leipziger allgemeine musikalische Zeitung, für den europäischen Aufseher, für die Zeitung für die elegante Welt, für das Braunschweigische Magazin und andere Journale [2]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRIG (Dominicus), ein Schweizer von Geburt, aus dem Canton Uri stammend, trat 1729 in spanische Kriegsdienste in dem Schweizerregimente Niederöst. Er machte den Krieg gegen die afrikanischen Räuberstaaten mit. Der Eroberung von Oran und der Belagerung von Ceuta wohnte er bei und half durch seine persönliche Tapferkeit manchen wichtigen Vortheil erkämpfen. Vom gemeinen Soldaten schwang er sich bald zum Fähnrich empor. Im J. 1733 kam er mit dem Regimente nach Italien, wo er in den Jahren 1734—1735 den Feldzug in Neapel und Sicilien mitmachte. Seines Muthes und seiner persönlichen Tapferkeit wegen zum Unterlieutenant erhoben, trat er nun in sicilianische Dienste. Von dem Range eines Lieutenants in dem Garderegimente schwang er, nachdem er sich in den Feldzügen von 1742 und 1744 rühmlich ausgezeichnet hatte, sich 1747 zum Capitain der Compagnie Freuler und bald nachher zum Obersten empor. Im J. 1759 erhielt er eine Grenadiercompagnie. Im J. 1768 ward er zum Gouverneur von Benevent ernannt. Er mußte jedoch diesen Platz 1774 den päpstlichen Truppen wieder abtreten. Einen Beweis der Zufriedenheit mit seinem bisher geführten Commando gab ihm der König, indem er ihn zum Präsidenten der Pro-

1) Meusel im Gel. Teutschland 17. Bd. S. 740 läßt ihn irrig schon am 8. April 1816 sterben als Professor und Inspector der Ritterakademie zu Braunschweig.

2) Vergl. Meusel a. a. O. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 748. 22. Bd. Abth. 2. S. 395. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 2. Th. S. 829 fg.

vinz Chieti, später (1777) von Aquila ernannte. Görig starb im J. 1783 *). (*Heinrich Döring.*)

GÖRITZ, Stadt im preußischen Regierungsbezirke und Kreise Frankfurt, an der Oder, mit 1300 Einwohnern, welche sich von Ackerbau, Viehzucht und Fischerei nähren. (*H. E. Hössler.*)

GÖRITZ, 1) Konrad, Lutherischer Theolog, am 19. Juni 1637 zu Königsberg in Preußen geboren, wurde, nachdem er nach der Beendigung seiner Studien mehre Jahre, ohne eine Unterkunft zu finden, in Teutschland umhergewandert war, im J. 1662 Rector der Schule zu Schlitz, einem Städtchen in der gleichnamigen (jetzt zum Großherzogthume Hessen gehörenden) Herrschaft, mußte aber religiöser Streitigkeiten wegen schon im J. 1666 diese Stelle wieder aufgeben und nach Preußen zurückkehren, wo er im J. 1668 eine Pfarrei zu Starkenberg erhielt, von welcher er jedoch im J. 1675 nach Königsberg versetzt und daselbst zum Diakone am Dome befördert wurde, welches Amt er auch bis zu seinem Tode bekleidete. Er starb am 5. Aug. 1690. Seine von den Zeitgenossen mit Beifall aufgenommene Schrift: Syncretista transsubstantiatorum (Regiomonti 1657. 4.) ist jetzt vergessen.

2) Sein Sohn Christoph Konrad Göritz, geboren zu Königsberg am 12. Nov. 1677, widmete sich ebenfalls der Theologie und wurde, nachdem er seine Studien zu Königsberg und Rostock beendigt hatte, im J. 1705 außerordentlicher Professor der Theologie an der Universität seiner Vaterstadt, folgte aber noch in demselben Jahre einem Rufe als Erzpriester nach Welau in Ostpreußen, wo er am 22. April 1752 starb. Außer seiner Inauguraldissertation (De Jesaia, S. Trinitatis praecone. Rostoch. 1701. 4.) und einigen polemischen Abhandlungen gegen Nic. Herbert und Gottfr. Schävius sind noch seine beiden größeren Schriften: Papatus irrationabilis (Halae 1703 u. 1704. 4.) und Diss. de subditis ad religionem non cogendis (Regiomonti 1700. 4.) zu nennen.

3) Zu einer andern Familie gehört der protestantische Theolog August Göritz, geb. zu Stuttgart am 29. Nov. 1744, welcher nach der Beendigung seiner Studien zu Tübingen als Hofmeister eine Reise durch Frankreich und Spanien machte und nach seiner Heimkehr Prediger an dem Waisenhause und 1780 Professor an der Karlsschule zu Stuttgart wurde, wo er am 6. Nov. 1799 starb. Seine Abhandlung: „Von dem Einfluß der Verbesserung der mutterländischen Sprache in den moralischen Charakter einer Nation" (Stuttg. 1780. 4.) enthält manche gute Bemerkung. Unter seinen übrigen Schriften sind noch zu erwähnen eine „Rede über das Wachsthum Würtembergs unter den Herzogen" (Tübingen 1767. 4.), ein Aufsatz: „Von der Kleidungsart der Spanier und über die Vermählung des Infanten Don Ludwig von Spanien" (im Deutschen Museum. 1776. S. 769 fg.) und „Don Pedro Rodriguez Campomanes Abhandlung von der Unterstützung der gemeinen Industrie in Spanien, aus dem Spanischen übersetzt" (Stuttg. 1778. 8.) *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖRIZ (Karl Wilhelm Friedrich), ordentlicher Professor der Land- und Forstwirthschaft in Tübingen, war der Sohn des Hauptpostamtscassirers Göriz in Stuttgart und daselbst den 3. Nov. 1802 geboren. Er besuchte bis zu seinem 17. Jahre das Gymnasium seiner Vaterstadt und trat dann in das damals neu gegründete landwirthschaftliche Institut Hohenheim ein, wo ihn v. Schwerz in das Gebiet der Landwirthschaft einführte. Hierauf besuchte er die Universität Tübingen und hörte unter Anderem bei Schübler Botanik und Agriculturchemie, bei Hundeshagen Forstwissenschaft. Mit der Praxis der Landwirthschaft machte er sich durch mehrjährigen Aufenthalt auf Privatgütern im Würtembergischen, Weimarischen und Altenburgischen näher bekannt und begab sich sodann, von dem Staate mit einem Geldbeitrage unterstützt, auf Reisen, durch welche er einen großen Theil Teutschlands, der Schweiz und des nördlichen Frankreichs kennen lernte. Er führte seine Wanderungen größtentheils zu Fuße aus und verweilte da, wo er irgend einen Gegenstand, der ihm interessant war, kennen lernen wollte, so lange, bis er seinen Zweck erreicht hatte. So war er im Herbste 1825 vier Wochen lang während der Weinlese in Burgund, nachher während der Obstmostbereitung vier Wochen in der Normandie; den darauf folgenden Winter brachte er in Paris und Rheims zu. Die Bereitung des Runkelrübenzuckers in der Nähe von Paris, die Bereitung des Champagnerweines in Rheims beschäftigte ihn damals vorzugsweise und seine Berichte gaben die zuversichtliche Hoffnung, daß beide Betriebszweige einst auch in seinem Heimathlande zur Blüthe gelangen werden, wie sich solches auch bestätigt hat. Im Frühjahre 1826 verweilte er einige Monate in dem landwirthschaftlichen Institute zu Boville und genoß daselbst bei Mathieu de Dambuile einen Unterricht, welcher ihn in hohem Grade ansprach. Durch diese Art zu reisen gewann Göriz an Vielseitigkeit und Gründlichkeit, indem sie ihn mit der Wichtigkeit mancher Theile der Landwirthschaft bekannt machte, welche oft ganz vernachlässigt werden, und indem sie ihm stets das ganze Bild einer Gegend verschaffte, während die gewöhnlichen flüchtigen Reisen häufig zu ganz irrigen Ansichten verleiten. Ein noch größerer Vortheil bestand darin, daß er trotz seines jugendlichen Alters mit den ausgezeichneten Männern seines Faches in nähere Verbindung treten konnte. In den Sitzungen der Landwirthschaftsgesellschaft, denen er während seines Winteraufenthaltes in Paris beiwohnen durfte, lernte er die Veteranen der französischen Landwirthschaft, Tessier, Huyard, Bose, Dailli, Perault de Jotems, Girod de l'Ailne, kennen, sowie den Director des landwirthschaftlichen Institutes zu Grignon,

*) Siehe M. Lutz in dem Nekrolog denkwürdiger Schweizer S. 179 fg.

*) Vergl. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1046. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher. 2. Bd. S. 1507. Joh. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 — 1800 verstorbenen teutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 246 fg.

Bella, und den berühmten Seidezüchter Camille Beauvais, welcher ihm eine Anstellung auf seiner Musterwirthschaft für Seidezucht anbot. Er übertrug diese auf einen Freund und kehrte im November 1826 nach Stuttgart zurück, wo er theils seine Reisenotizen ausarbeitete, theils das Secretariat bei der Weinverbesserungsgesellschaft bekleidete, theils sich mit Studien und Einrichtung von Landgütern beschäftigte. Hier genoß er zwar, da sich nicht alsbald eine Anstellung im Staatsdienste für ihn offen zeigte, ein Wartegeld aus der königl. Staatscasse; aber er sehnte sich nach einem festen Wirkungskreise als praktischer Landwirth und nahm deshalb im Sommer 1828 eine Verwalterstelle im Hohenlohe'schen an. Schon im J. 1830 wurde er von dieser untergeordneten Stellung erlöst, indem er die Oberaufsicht über die Güter des Fürsten von Leiningen und das Referat über die landwirthschaftlichen Angelegenheiten als Assessor in der Domainenkanzlei zu Amorbach erhielt. Das war nun ein Beruf seinen Wünschen und Kräften völlig angemessen. Es galt, ein neues großes Gut aus einer bisherigen Oedung zu schaffen, die Verwaltung der in Selbstbewirthschaftung befindlichen Güter zu inspiciren, die verpachteten Güter zu beaufsichtigen, Pachtverträge zu erneuern, Güter zu kaufen, ja ganze Dörfer, die in Güter umgewandelt werden sollten, anzukaufen. Indessen wurde ihm schon nach 1½ Jahren der Ruf, an der Stelle von Pabst die Professur der Landwirthschaft an dem hohenheimer Institute zu übernehmen. Auf das frische rührige Leben eines Verwalters und Güteradministrators folgten nun Jahre des Ruhesitzens, Studirens und Docirens, das noch dadurch vermehrt wurde, weil Göriz anstatt des Lehrerpersonals immer neue Fächer übernehmen mußte, sodaß er zuletzt außer der Viehzucht die ganze Landwirthschaft, selbst die Betriebslehre vorzutragen hatte, nachdem für die landwirthschaftliche Technologie, welche er früher auch hatte, ein besonderer Lehrer angestellt worden war. Zur besondern Aufgabe machte es sich Göriz, sein württembergisches Heimathland in landwirthschaftlicher Beziehung genau kennen zu lernen. Hierzu verwendete er hauptsächlich die Zeit der Ferien, und es wurden ihm seine Forschungen, je länger er sie fortsetzte, um so mehr erleichtert, weil er außer den ansässig gewordenen Jugendfreunden immer ehemalige Zuhörer als Wirthschafter auf den Gütern des Landes traf. Die gleiche Richtung verfolgte er bei Verwaltung der Modellsammlung, in welcher er die einheimischen Geräthe möglichst vollständig aufzustellen suchte; die Sammlung von Bodenarten ist beinahe ausschließlich sein Werk. Da er, der unverheirathet war, in dem Gasthofe des Institutes speiste, so kam er mit den vielen Fremden, welche die Anstalt besuchten, am häufigsten in Verkehr, und er widmete sich namentlich den Männern vom Fache, hatte dagegen auch den Genuß, eine Menge werthvoller Bekanntschaften anzuknüpfen. Mit seinen Zuhörern lebte er in einem mehr freundschaftlichen als amtlichen Tone, konnte dadurch kräftiger auf sie einwirken und setzte die Verbindung auch nach ihrem Abgange von der Anstalt mit vielen der Bessern fort. Niemals hatte er Ursache, diese Annäherung an die Jugend zu beklagen, im Gegentheil erhielt er fortwährend Beweise ihrer Dankbarkeit sowol bei dem Unterrichte als für die sonstige Leitung und Fürsorge. Bei seinem Abgange nach Tübingen widmeten ihm die damals anwesenden Studirenden der Anstalt einen kunstreichen silbernen Pokal und ein Album, in welches jeder seinen Namen eintrug.

So hatte Göriz 14 Jahre in Hohenheim zugebracht, als sein Freund Knauß in Tübingen starb. Die staatswirthschaftliche Facultät, welche Göriz schon drei Jahre vorher das Ehrendiplom eines Doctors der Philosophie wegen seiner Leistungen als Lehrer und Schriftsteller zugeschickt hatte, schlug ihn zum ordentlichen Professor der Land- und Forstwirthschaft vor und er wurde unter dem 29. Mai 1845 dazu von dem Könige ernannt. Sein Wirkungskreis änderte sich nun dahin, daß er nicht mehr für Landwirthe, sondern für künftige Verwaltungs- und Finanzbeamte Vorträge zu halten hatte und diese mußten daher abermals eine neue Richtung bekommen. Ueberdies hatte er ein ganz neues Fach auszuarbeiten, indem zugleich ein encyklopädischer Vortrag über Forstwissenschaft zu seinen Obliegenheiten in Tübingen gehörte. Dessenungeachtet nahm er sich mit großem Eifer und vieler Liebe auch des dortigen landwirthschaftlichen Vereins an, dessen Thätigkeit unter seiner Vorstandschaft sehr zunahm. Diesem segensreichen Wirken machte ein plötzlicher Tod ein Ende. Am 5. Febr. 1853 fand man ihn todt im Bette — die Folge eines Herzschlags — nachdem seine Freunde längst einen solchen Ausgang des Lungenleidens, an dem er seit vielen Jahren litt, befürchtet hatten. Der schmerzliche Eindruck, welchen die Kunde von seinem Tode im ganzen Lande hervorrief, war der sprechendste Beweis von Achtung und Liebe, die er allseitig besaß. Diese allgemeine Theilnahme hatte sich Göriz besonders durch die Gemüthlichkeit seines Wesens, durch seine Freundlichkeit gegen Jedermann, sowie durch die Bereitwilligkeit erworben, jedem, der sich an ihn wendete, besonders seinen Schülern, auch nach ihrem Austritte aus den Lehranstalten, fortwährend mit Rath und That an die Hand zu gehen.

Seine wissenschaftliche Thätigkeit ging insbesondere auf ein rationelles Sammeln von Erfahrungen und auf ein systematisches Zusammenstellen derselben. Namentlich ist es die Kenntniß des würtembergischen Ackerbaues, sowie die Kenntniß der landwirthschaftlichen Verhältnisse Würtembergs, die er durch diesen Sammelgeist bereichert hat, und seine Leistungen auf diesem Felde wurden wesentlich unterstützt durch die Ausdauer, womit er das einmal gesteckte Ziel Jahre lang im Auge behielt, und durch die strenge Ordnung, die ihn bei allen seinen Arbeiten leitete. Diese Leistungen fanden auch außer Würtemberg in weitern Kreisen Anerkennung, wie dieses namentlich die Diplome vieler verschiedener wissenschaftlicher Gesellschaften beweisen.

Was das literarische Wirken Görlz's betrifft, so finden sich aus den Jahren 1824—1830, also namentlich über seine Reiseperiode, 18 Aufsätze von ihm in dem Correspondenzblatte des würtembergischen landwirthschaft-

lichen Vereins und in André's Oekonomischen Neuigkeiten; vom Jahre 1834 an über 50 Aufsätze im Hohenheimer Wochenblatte; vom Jahre 1842 an mehre Kritiken in Fischer's Literaturblatte. Vom Jahre 1846 an war Göriz Mitherausgeber der „Tübinger Zeitschrift für die gesammten Staatswissenschaften." Als Mitarbeiter hat Göriz gewirkt bei Schwerz „Westfälischer Landwirthschaft" (Stuttgart 1836.); bei der dritten Auflage von Memminger's „Beschreibung von Würtemberg" (Stuttgart 1841.); bei der „Beschreibung von Hohenheim," Festgabe vom Jahre 1842 (Stuttgart 1842.). In dem „Berichte über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe" (Olmütz 1841.) befindet sich sein Vortrag über Winterhafer und Winterhülsenfrüchte. Als besondere Schriften mit Nennung des Namens sind von ihm erschienen: „Der kleine Riesling." (Stuttgart 1828.) „Beiträge zur Kenntniß der würtembergischen Landwirthschaft." (Stuttgart 1841.) „Andenken an Carl Christian Knauß." (Stuttgart 1845.) „Beschreibung der Modellsammlung des Instituts Hohenheim." (Stuttgart 1845.) „Die im Königreiche Würtemberg üblichen Feldsysteme und Fruchtfolgen." (Tübingen 1848.) „Cours d'Economie rurale, professé à l'institut de Hohenheim," par M. Goeriz, traduit sur le manuscrit allemand par Julius Rieffel. 2 Tomes. (Paris 1850.) Dasselbe erschien kurz darauf als Nachdruck in Brüssel. „Die landwirthschaftliche Betriebslehre." (3 Bde. Stuttgart 1853.) In letzterem Werke, mit dessen Herausgabe er bis zu seinem Tode fortwährend beschäftigt war, hat er sich insbesondere ein bleibendes Denkmal gesetzt. Den dritten Band desselben (1854) hat Walz herausgegeben.

(Dr. *William Löbe.*)

GÖRKAU oder Jörkau (Jurkow, Bor, Borek), Stadt im saaßer Kreise in Böhmen, mit großen Brauereien, Papiermühlen, treibt Holz- und Getreidehandel.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRLITZ, Hauptstadt der preußischen Lausitz im Regierungsbezirke Liegnitz in Schlesien, mit schönen Umgebungen auf unebenem Boden, 660 Fuß über dem Meere, unter 51° 9′ 25″ nördl. Br. und 12° 39′ 27″ östl. L. von Paris, an der lausitzer Neiße, mit Mauern, Bastionen und Thürmen umgeben, drei Vorstädten, breiten, geraden, fast sämmtlich mit Basalt gepflasterten Straßen, einer Börse, einem Gymnasium, einem Zucht- und Waisenhause, acht Kirchen, vier Hospitälern, einer naturforschenden Gesellschaft, der oberlausitzer Gesellschaft der Wissenschaften mit einer 20,000 Bände umfassenden Bibliothek, einer Tractaten- und Bibelgesellschaft und bedeutenden Sammlungen von Büchern, Karten, Kupferstichen und Naturalien, einem neuen Theater. Unter den acht Kirchen der Stadt zeichnen sich aus: die St. Peter-Paulskirche, ein Meisterstück gothischer Baukunst aus dem 15. Jahrh., mit der merkwürdigen unterirdischen, in den Felsen gehauenen Kapelle St. Georg, einer 240 Centner schweren Glocke und einer Orgel von 82 Registern; die Kreuzkirche mit einer getreuen Nachbildung des heiligen Grabes, welches der görlitzer Burgemeister und Ritter des heiligen Grabes, Georg Emmerich, nach seiner im J. 1481 erfolgten Rückkehr aus Jerusalem durch den Baumeister Blasius Böhrer nach der Originalzeichnung, die er in Jerusalem selbst vom heiligen Grabe genommen, im J. 1489 ausführen ließ. Die 20,000 Bewohner beschäftigen sich hauptsächlich mit Spinnerei, der Fabrication von Tuch, Leinwand, Strumpf- und Stahlwaaren, von musikalischen und optischen Instrumenten und treiben Handel mit Getreide und Wolle, weshalb in der Stadt auch ein Wollmarkt abgehalten wird. In der Nähe der Stadt ist die Landeskrone, ein 1300 Fuß hoher, kegelförmiger Berg, und der Obermühlenberg mit schöner Aussicht. Ueber das tiefe Thal der Neiße geht die sächsisch-schlesische Staatseisenbahn auf einem prächtigen Viadnct, welcher 120 Fuß hoch ist und auf 30 Pfeilern ruht. Am Holzberge, bei dem nahen Dorfe Moys, ist dem Generale v. Winterfeld, der hier am 7. Sept. 1757 in dem Kampfe gegen die siegreichen Oesterreicher unter Nadasti fiel, ein Denkmal errichtet.

An der Stelle der jetzigen Nicolaivorstadt stand in alter Zeit der Flecken Drewnow, der im J. 1131 abbrannte, von Herzog Sobieslaus I. wieder aufgebaut, zur Stadt erhoben und Zgorzelice, d. i. Brandstadt, genannt wurde. Aus diesem Namen soll dann der Name Görlitz entstanden sein. (*H. E. Hössler.*)

GÖRLITZ (Johann Christian), geb. am 1. April 1798 zu Draschwitz bei Zeitz, der Sohn eines Zimmermannes, besuchte die dortige Dorfschule bis zu seinem 14. Jahre. Gleichzeitig ward er von dem Prediger des Ortes unterrichtet, der die Fähigkeiten und Talente des Knaben erkannte und ihm zur höhern Ausbildung seines Geistes in mehrfacher Hinsicht behilflich war. Erst durch seine und seines Lehrers wiederholte Bitten und Vorstellungen ließen sich seine in beschränkten Umständen lebenden Aeltern bewegen, ihren Sohn dem Gelehrtenstande zu widmen. Als Zögling des Gymnasiums zu Zeitz fand Görlitz an dem Director jener Lehranstalt, Dr. Kiesling, einen wohlwollenden Gönner, der seine Liebe zu den Wissenschaften weckte und förderte. Mit tüchtigen Sprachkenntnissen bezog Görlitz 1819 die Universität Leipzig. Er studirte dort Theologie und Philologie, mit besonderer Vorliebe jedoch die letztere, nachdem er ein Mitglied der unter Hermann's Leitung blühenden griechischen Gesellschaft geworden war. Die griechischen Classiker, besonders die Elegiker, wählte er nun zu seinem Hauptstudium. Diese Lieblingsbeschäftigung ward jedoch unterbrochen durch den Privatunterricht, den er in mehren Familien ertheilen mußte, um bei der dürftigen Unterstützung aus dem älterlichen Hause seine Subsistenz zu sichern. Viele Stunden des Tages gingen ihm dadurch für seine Studien verloren, und er mußte für dieselben einen Theil der Nacht benutzen.

Durch den Professor Hermann empfohlen, ward Görlitz 1823 an dem wittenberger Gymnasium als Ordinarius von Quarta angestellt. Er erhielt zugleich den Titel eines Collaborators. Im nächsten Jahre (1824) ward ihm die neugegründete Stelle eines Subcourrectors und dritten Oberlehrers übertragen. Im J. 1827 rückte er als Subrector in die zweite und bald nachher als

Prorector in die erste Oberlehrerstelle und damit ins Ordinariat von Secunde hinauf. Im J. 1846 erhielt er von dem königl. preußischen Cultusminister Eichhorn das Prädicat eines Professors.

Seit einer Reihe von Jahren hatte Görlitz von Zeit zu Zeit an einem hartnäckigen Unterleibsübel und Brustbeschwerden gelitten. Bei seiner sonst kräftigen Constitution hatte er sich jedoch immer bald wieder erholt. Auch in der Frische und Munterkeit seines Geistes verspürte er keine Abnahme. Lebhaftere Besorgnisse erregte unter seinen Freunden ein mit Symptomen von Brustwassersucht verbundenes Leberleiden, das ihn noch vor dem Wiederbeginne des neuen Schuljahres 1852—1853 befiel. Der sorgfältigsten Behandlung seiner Aerzte bot sein Uebel hartnäckig Trotz. Er starb am 11. Juni 1852. Sämmtliche Lehrer und Schüler folgten am 13. seinem Sarge. Der Archidiakonus M. Seelfisch schilderte in einer Leichenrede die Verdienste des Dahingeschiedenen. Im Saale des Gymnasiums suchte der Director Dr. Schmidt den schmerzlichen Gefühlen um den ihm entrissenen vieljährigen Freund ihren Ausdruck zu geben. Als Lehrer empfahl sich Görlitz durch eine Fülle von sprachlichen und literarhistorischen Kenntnissen, durch eine zweckmäßige Unterrichtsmethode und einen lebendigen Vortrag. Seinen Mitlehrern blieb er unvergeßlich durch seine Gutmüthigkeit und seine harmlose, selten getrübte Heiterkeit. Seine Schüler betrauerten in ihm einen Lehrer, der sie zu redlicher Benutzung ihrer Zeit und zu gründlichen wissenschaftlichen Studien ermuntert hatte.

Die gewissenhafte Erfüllung seines Lehrerberufes gönnte ihm wenig Zeit, auch als Schriftsteller thätig zu sein. Eine seiner ersten literarischen Arbeiten waren seine 1827 herausgegebenen Emendationes Julianae. In einer zweiten, mit kurzen Anmerkungen begleiteten Ausgabe erschien 1832 seine Abhandlung: Dionis Chrysostomi de eloquentiae studio. Noch schrieb er: Emendationes Horatianae, und veröffentlichte abweichende Lesarten einer alten, der wittenberger Universitätsbibliothek angehörigen Ausgabe des Briefes an die Pisonen*). (*Heinrich Döring.*)

GÖRMITZ oder GÖRMS, eine kleine vom Achterwasser gebildete Insel im preußischen Regierungsbezirke Stettin, Kreis Usedom, berühmt durch treffliche Butter und sehr guten Käse, welche die starke Viehzucht treibenden Bewohner bereiten. (*H. E. Hössler.*)

GÖRNE, adeliges Geschlecht der Mark Brandenburg, dessen Stammhaus wol Nieder-Görne an der Elbe unweit Arneburg in der Altmark ist. Im J. 1610 waren die von Gorne wegen Nieder-Görne und dem benachbarten Dalchau zu zwei Ritterpferden veranschlagt. Christoph von Gorne, Dombert, Senior zu Magdeburg, erkaufte 1610 von Kurt von Arnim um 80,000 Thlr. Schloß und Städtlein Plaue an der Havel, Wüsten-Brietz und das Torf Nitzahne, ingleichen die Schloßstelle und Antheil am Städtlein Pritzerbe und dem Dorfe Kützkow im Magdeburgischen. Dessen Enkel, Christoph Georg, war Director der märkischen Ritterschaft und Domdechant zu Brandenburg. Friedrich von Görne auf Plaue, Gollwitz bei Neustadt-Brandenburg (3000 Morgen Wald), Kemnitz bei Potsdam (3100 Morgen Wald), Kützkau, Lünow und Ernstburg war königl. preußischer wirklicher geheimer Etats- und Kriegsminister, Vicepräsident und dirigirender Minister bei dem General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, Ritter des schwarzen Adlerordens, General-Postdirector und Domdechant zu Brandenburg, starb den 24. Juni 1745 Abends zu Berlin nach einer langwierigen Schwachheit in dem 75. Jahre seines Alters. Er wurde 1718 unter die wirklichen geheimen Staats- und Kriegsräthe aufgenommen, nachdem er schon vorher die Aufsicht über das Postwesen und die Direction der kurmärkischen Landschaft bekommen hatte. Im J. 1723 errichtete der König das General-Oberfinanz-, Kriegs- und Domainendirectorium, welches unter seinem allerhöchsten Präsidio fünf Vicepräsidenten und dirigirende Minister haben sollte. Als ein solcher erhielt Görne das dritte Departement, zu dem Cleve, Geldern, Mörs, Neuchâtel, die oranischen Successions-, die Salz- und Postangelegenheiten gehörten. Auf des Feldmarschalls von Grumbkow Ableben, 1739, erhielt er das erste Departement, Preußen, Pommern, die Neumark, woneben das Postwesen ihm verblieb. Bis zu seinem Ende stand er diesem Departement rühmlichst vor und bei K. Friedrich II., gleichwie bei dessen Vorgänger, in hohen Gnaden, zumal wegen seiner besondern Redlichkeit. In Geschäften war er sehr geheimnißvoll, nicht leicht Jemandem sein Vertrauen schenkend. Er schien daher hochmüthig zu sein, was sich aber bei näherer Bekanntschaft als ungegründet ergab. Aus seiner Ehe mit Eleonore Louise von Stockhausen, gest. den 20. Juni 1750, kamen, neben vier Töchtern, die Söhne Hans Christoph, Kammerpräsident, geb. den 20. Dec. 1697, und Leopold, geb. den 30. Nov. 1715 und im Mai 1763 zum zweiten Director der kurmärkischen Kammer ernannt. Karl Gottfried, Oberst und vormaliger Generalintendant von der Armee, starb auf seinem Gute Nieder-Görne den 1. Mai 1783. Sein Nachfolger im Gute, das damals in der vollkommenen ökonomischen Einrichtung und der Bequemlichkeit der Gebäude ohne Gleichen in der Altmark war, der Rittmeister von Görne, nahm ein tragisches Ende: er ertrank bei Stendal in einem unbedeutenden Graben, indem sich sein Pferd beim Herausarbeiten mit ihm überschlug. Friedrich Christoph von Görne gelangte am 14. Dec. 1774 zur Würde eines wirklichen Staats-, Kriegs- und dirigirenden Ministers und übernahm das Departement des Handels und Fabrikwesens, sammt dem Directorium der Seehandlung. Er hatte demnach über sehr reiche Cassen zu verfügen, was ihn zu mehren gewagten Speculationen in seinem persönlichen Interesse verführte. Namentlich erkaufte er um den Preis von 1,500,000 Thlrn. die in Polen gelegenen Herrschaften Krotoszyn und Polajewo. Dergleichen Schwindeleien konnten auf die Dauer der Aufmerksamkeit K. Friedrich's II. nicht

*) Vergl. das Osterprogramm des wittenberger Gymnasiums vom J. 1852. Den Neuen Nekrolog der Deutschen Jahrg. XXX. 1 Th. S. 398 fg.

entgehen; Görne wurde am 19. Jan. 1782 durch den Gouverneur von Berlin, General von Ramin, verhaftet und in dem gegen ihn erhobenen Processe zur Entsetzung von seinen Aemtern und Würden, zur Confiscation seiner Güter und zu lebenslänglicher Haft in Spandau verurtheilt. Dort zeigte man ihm viele Nachsicht, besonders für höchst widrige Gewohnheiten. Von da befreite ihn K. Friedrich Wilhelm's II. Milde, und er erhielt sogar, da die Confiscation aufrecht erhalten wurde, eine Pension, deren er bis zu seinem Tode genoß. Die Güter Gollwitz und Plötzin, im zaucheschen Kreise, beide Fideicommiß, hatte man ihm nicht nehmen können, was vielleicht auch der Fall mit dem Schulzengerichte zu Damsdorf war. Die Geheimräthin von Görne besaß 1802 Rengerschlag, Möllendorf, Plätz und Billberg, die Frau von Görne, geborene von Treffenfeld, Könnigde bei Bißmark, sämmtlich in der Altmark. Noch besaßen die von Görne das oben genannte Ernstburg, sammt Lugowen, in dem Erbhauptamte Gerdauen in Ostpreußen, Badingen, 1784, Nahrstedt, 1595, beide in der Altmark, Bähnitz, 1672, Grebs, 1711, Grüneiche, 1600, und Tieckow, 1672, 1765, in der Kurmark, Möser im Magdeburgischen, 1732, 1787, Wesenig und Döbeltitz, 1740, 1765, in dem damals sächsischen Amte Torgau.

(*v. Stramberg.*)

GÖRNIZ, Dorf bei Oelsnitz im voigtländischen Kreise in Sachsen, bemerkenswerth wegen der schönen Perlen, welche daselbst im Görnizbache gefunden werden.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRRES (Johann Joseph [1]) von), geb. am 25. Jan. 1776 in Coblenz, war unter sechs Geschwistern der älteste. Er stammte aus einer alten katholischen Familie in Rheinfranken, wo der Name Görres mundartlich so viel als Georgius bedeuten soll. Sein Vater, ein Kaufmann und Holzhändler, besaß ein einfaches Haus, „zum Riesen" genannt, welches dem Gasthofe gleiches Namens den Platz räumte, als er später sein Geschäft aufgab. Seine Gattin, eine geborene Mazza, stammte aus einem alten italienischen Geschlechte.

Mit ungemeinen Fähigkeiten, die sich früh entwickelten, und besonders mit einer sehr lebhaften Phantasie vereinigte sich in dem Knaben eine so ungemein rüstige Körperconstitution, daß er während seines vielbewegten Lebens bis in sein höchstes Alter kaum einer bedeutenden Krankheit unterworfen war. In seiner Jugend sah er den Glanz einer geistlichen Herrschaft und des Rituals der katholischen Kirche. Diese Eindrücke blieben ihm unvergeßlich.

Seine Elementarbildung verdankte Görres den Schulen und dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Durch Talent und Fleiß, der ihn zum Lesen der verschiedenartigsten Bücher spornte, soll er sich vor vielen seiner Mitschüler ausgezeichnet haben. Die gewöhnlichen Schulstudien schienen ihm Nebensache. Geschichte, Geographie und Physik gewährten ihm ein besonderes Interesse. Auch die Astronomie zog er in den Kreis seiner Studien. Bei seinem ungemeinen Gedächtnisse brachte er es bald so weit, daß er fast alle Sterne zu nennen wußte; auch entwarf er eine Mondkarte. Angelegentlich beschäftigte er sich mit Mathematik und Chemie. Den Umfang seines Wissens und seine geistige Ueberlegenheit machte er nicht blos seinen Mitschülern, sondern selbst seinen Lehrern nicht selten fühlbar. Er ließ sich mit ihnen in Disputationen ein über philosophische und theologische Materien. Erzählt wird, daß er einst einem Professor, der ihn belehren wollte, keck geantwortet: „Das ist Nichts als doctrineller Kram; es ist nur eine Schanze, hinter der Sie sich verstecken wollen." Mit seinen wachsenden Kenntnissen entwickelte sich sein Hang zur Satyre. Einen auffallenden Beweis davon gab er schon in seinem zwölften Jahre. In einer poetischen Aufgabe ergoß er seinen Spott über den päpstlichen Stuhl und geistlichen Hof von Trier, obgleich dieser Hof in seiner Vaterstadt residirte. Der Lehrer seiner Classe las seine Arbeit laut vor, zerriß sie aber dann sofort, um ihre weitere Verbreitung zu verhindern.

Eine seiner liebsten Beschäftigungen war, wie bereits erwähnt, die Chemie. In seinem Dachstübchen, umgeben von allerhand zum Theil selbstgefertigten physikalischen und anatomischen Instrumenten, erregten seine Experimente die Aufmerksamkeit der Nachbarschaft, die sich beunruhigt an seinen Vater wandte. Dieser, „im Schlafrocke und mit der Zipfelmütze auf dem Kopfe," überraschte den Sohn in seinem Dachstübchen und warf den ganzen Apparat über den Haufen. Erwähnt worden ist bereits, daß Görres in Allem, was Kenntniß, Geist und Witz betraf, sich vor allen seinen Jugendgenossen auszeichnete. Dagegen blieb ihm bis in das höchste Alter eine beispiellose Nachlässigkeit in seinem Anzuge und in seiner äußern Haltung eigen. Daß ihn darin nicht leicht einer seiner Mitschüler übertroffen habe, pflegte er in spätern Jahren scherzend zu äußern. Die „Zwangsjacke und der Schnürleib" widerstrebten seiner Natur und seinem ganzen Wesen.

Nach Beendigung seiner Gymnasialstudien, im Herbste 1793, faßte Görres den Entschluß, die Arzneikunde zu seinem künftigen Lebensberufe zu wählen. Einer seiner Jugendfreunde war gleichen Sinnes. Gemeinschaftlich wollten sie auf der kurfürstlichen Universität Bonn Medicin studiren. In dieser Wissenschaft würde Görres, wenn sein Plan zur Ausführung gekommen wäre, wie später in andern Fächern, sicher etwas Vorzügliches geleistet haben. Seinen Entschluß veränderten jedoch die kriegerischen Zeitverhältnisse. Am 20. Oct. 1794 waren die Franzosen in seine Vaterstadt eingerückt. In Coblenz, wo die französischen Emigrirten sich zum Kampfe gegen die neue Gewalt rüsteten, waren ihnen die teutschen Heere zu Hilfe gekommen, die jedoch in einem höchst zerrütteten Zustande wieder heimgekehrt waren. In diese Zeit fiel die Einnahme von Mainz durch den General Cüstine. Nur durch die Eilmärsche der heimkehrenden preußischen Truppen war das erwartete Eintreffen jenes Generals verhindert worden. In Frankreich hatte sich indessen, im Laufe der politischen Ereignisse und der vielen

1) Nicht Joseph Jacob, wie seine Vornamen mitunter erwähnt werden.

erfochtenen Siege, die Volksstimmung so wesentlich verändert, daß sie sich mit den scheinbar humanen Grundsätzen der neuen Regierung immer mehr befreundete. Durch ihre Proclamationen und aus den Aeußerungen ihrer Agenten war man, wenigstens den Worten nach, zu der Ueberzeugung gekommen, daß der bisherige Krieg nicht gegen die Völker, sondern nur gegen die Fürsten, den Adel und den Klerus geführt werde; daß man dadurch nichts Anderes bezwecke, als Garantie der persönlichen Freiheit, Gleichheit aller Staatsmitglieder vor dem Gesetze, Schutz des Eigenthums, Gleichheit der Abgaben, Abschaffung des Zehnten und aller Feudalrechte ꝛc., mit Einem Worte, eine allgemeine Verbrüderung für alle Völker.

Diesen idealen Träumen und Hoffnungen überließen sich auch in Teutschland alle feurigen jugendlichen Köpfe. So konnte es nicht fehlen, daß auch Görres sich der Politik entschieden zuwandte. Er lebte und webte in den Ideen, welche die Revolution in allen selbständigen Männern, die mit dem hergebrachten Schlendrian des teutschen Reichs unzufrieden waren, hervorgerufen hatte. Görres konnte sich jenen Ideen hingeben, ohne daß ihn die ausposaunte Freiheit und die Hoffnung allgemeinen Völkerglücks lange schwindlich machte. Die geistlichen Kurfürsten am Rheine waren durch die Revolutionskriege in französische Hände gefallen. Die französische Republik hatte die Rheingrenze in Anspruch genommen, und in ähnlicher Weise, wie Belgien und der nördliche Theil von Italien, sollten 1796 die teutschen Vorlande in eine cisrhenanische Republik verwandelt werden. Eine ungemeine Aufregung hatte sich der Menge bemächtigt und ziemlich allgemein war der Enthusiasmus derer, die sich der Hoffnung einer bessern Zukunft überließen. Zu diesen gehörte auch Görres, der damals kaum sein 20. Lebensjahr überschritten hatte. Seine Studien waren seit dem Jahre 1795 fast gänzlich unterbrochen worden. Er hatte sich nach Mainz begeben, wo auf dem Kornmarkte der Freiheitsbaum aufgepflanzt worden war und die mannichfachen Feste der Jugend, des Alters, der Blumen begangen, auch Freiheitstänze improvisirt wurden. Dort, zu Mainz, in den Clubs und Volksversammlungen trat Görres zum ersten Male auf als ein begeisterter Redner für Freiheit, Gleichheit und Republikanismus. Er sprach in gediegenen, kräftigen Worten, wie man sie bis dahin kaum gehört hatte. Durch reife Geistesüberlegenheit zeichnete er sich ebenso aus, wie durch seinen unbescholtenen Charakter. So erregte er schon früh die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger, die in Scharen nach Mainz strömten, um ihn zu hören. Er hatte durch sein Rednertalent ein Ansehen erlangt, das über seine Jahre hinausging.

Es war eine jugendliche Täuschung, sich mit den neuen Weltverbesserern und Menschheitsbeglückern in ein Spiel einzulassen, das, so wenig er es ahnte, ein gefährliches Ende nehmen konnte. Seine lebhafte Einbildungskraft verführte ihn. Indessen gab er dadurch einen unzweideutigen Beweis seines Sinnes für Humanität, daß er thätig dazu mitwirken wollte, die allgemeine Lethargie aufzurütteln. In spätern Jahren äußerte sich Görres selbst über diese Lebensperiode mit den Worten: „Meine Jugend hat manche Irrthümer getheilt. Der stärkste, der mich jetzt noch nicht ganz verlassen, war immer der, daß ich meinen Zeitgenossen mehr zugetraut, als sie zu leisten im Stande waren. Wenn ich mich in dieser Weise bisweilen getäuscht, so habe ich wenigstens das Glück gehabt, durch keine schlechte Handlung mein Leben zu beflecken."

Um seine Unabhängigkeit behaupten zu können, nahm Görres kein öffentliches Amt an. Er blieb seinem Vorsatze treu, das Gute zu fördern und das Böse zu hemmen und zu rügen, wo es sich immer zeigen mochte. Den unzweideutigsten Beweis, daß ihn die Idee, nie gegen seine Ueberzeugung zu reden oder zu handeln, beseelte, lieferte ein freisinniges Journal, das er unter dem Titel: „Das rothe Blatt" um diese Zeit (1797) herausgab. „Es trug," wie einer seiner Zeitgenossen sich darüber ausdrückt, „bereits den Stempel seines spätern politischen Charakters, indem Görres darin, über jede Partei erhaben, die Fehler und Misgriffe der Freunde sowol, als die Uebergriffe der Feinde einer strengen Rüge unterwarf, auch die Misbräuche der geistlichen Würdeträger so wenig, wie die Ungebühr des Adels mit seiner Geißel schonte, und so sich selber und sein Wort zur Geltung in der Zeit brachte. — Unablässiger Krieg wider Schlechtigkeiten aller Art, aber die Hand dem ingendhaften Manne — das war die Parole, die er bereits in diesem Journale aufwarf und der er Zeitlebens treu blieb."

Nicht lange vor der Herausgabe seiner Zeitschrift waren die Rheinprovinzen in Departements getheilt und die oberste Justizverwaltung einem französischen Generalcommissair übertragen worden. Mit unerschütterlichem Muthe sprach Görres in seiner „Decadenschrift," wie er das „rothe Blatt" nannte, gegen fremden Druck und gegen die Berufung von Personen zu öffentlichen Aemtern, die denselben durch Mangel an Kenntniß der Sprache und der Landessitten durchaus nicht gewachsen wären. Seine rücksichtslose Freimüthigkeit erwarb ihm viele Freunde und Anhänger, aber fast noch mehr Gegner in dem Civil- und Militairstande, die seine Ansichten heftig bekämpften. Unerschrocken setzte er jedoch sein Journal fort, ohne mit seiner scharfen Feder irgend Jemanden zu schonen. Durch einen in seiner Zeitschrift enthaltenen Aufsatz fand sich jedoch der Kurfürst von Hessen so verletzt, daß er bei dem französischen Directorium in den Rheinprovinzen auf Unterdrückung des Journals antrug, da dasselbe unzulässige Dinge (choses inadmissibles) enthalte. Seine unterdrückte Zeitschrift setzte Görres unter dem Titel: „Rübezahl im blauen Gewande" 1798 fort, bis es ihm selbst gefiel, sie eingehen zu lassen.

Der Charakter und die Tendenz der erwähnten Journale[2]) waren freilich von der Art, daß sie den Machthabern, denen Görres darin bald in Metaphern,

2) Vergl. über beide die Schrift: „Görres als Verfasser des rothen Blattes und des Rübezahl." (Germanien 1815. 8.)

bald völlig unverblümt die bittersten Wahrheiten sagte, unmöglich gefallen konnten. So hatte er unter andern in dem „Rothen Blatte“ [3]) geäußert: „Auch wir arbeiten für die Fürsten, indem wir ihre Entbehrlichkeit zu beweisen suchen.“ Daß seine Freimüthigkeit mit ihrem, wenn auch bisweilen nicht grundlosen, Tadel weder gekrönte Häupter, Regierungen und öffentliche Behörden, noch irgend eine bedeutende Persönlichkeit geschont hatte, dürfte schwerlich Jemand leugnen können. Merkwürdig ist in dieser Beziehung der Sarkasmus, mit welchem Görres „das rothe Blatt“ charakterisirte. In burleskem Tone äußerte er darüber: „Zum Verkauf hält dies Buch allerlei Waaren feil, die, meines Wissens, weder Contrebande, noch auch irgend von schädlichem Einflusse auf Staat und Kirche sind.“ Unter mehren andern Artikeln nennt Görres die hier folgenden: „Samen vom Freiheitsbaum mit rothkappiger Blüthe, bei Barras und Compagnie. Drei Churkappen von Büffelsfell, weit für dicke Köpfe, mit Ohrfutteralen; dabei Krummstäbe von Blei, mit Dolchen versehen und umwunden mit Schlangen. Zwei Bischofsmützen von Kalikosammet, brauchbar als rothe Mützen auf Freiheitsbäume. Ein Herzogshut aus Hasenfell. Ein Stück von Scepter: oben ein Marc-Aurelskopf, mitten Nebucadnezar, wie er Gras frißt; unten Friedrich Wilhelm II., über dem sich ein Rabe und eine Dohle schnäbeln. Vier Reichsstädte, wo die Kirchen häufiger sind als die Dummköpfe in Wien. Ordensband, womit man Thron und Altar an einander ketten und sichern kann. Erblichene Sterne, wurmstichige Adelsdiplome auf Eselsfell ꝛc.“

Nach dem wieder ausgebrochenen Kriege hatte die französische Regierung den längst entworfenen Plan einer Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich wieder aufgegeben. Die Landesverwaltung war von ihr einem Regierungscommissair übertragen worden, der oft seine Stelle einem mehr Begünstigten, wenn auch nicht Fähigern, hatte abtreten müssen. Im J. 1799 hatte sich der französische General Leval aus eigener Willkür erlaubt, die Mitglieder der neuen Municipalverwaltung abzusetzen. Darüber beschwerte sich Görres, nachdem eine von ihm versuchte Gegenvorstellung unbeachtet geblieben war, bei dem Regierungscommissair Lacanal in Mainz, mußte jedoch diesen Schritt mit einer 20tägigen Haft büßen. Auf dem Wege nach Mainz war Görres mit den ihn begleitenden Patrioten angehalten und nach Coblenz zurückgebracht worden.

Aehnliche Vorfälle brachten die Patrioten des linken Rheinufers zu dem Entschlusse, eine Deputation an das Directorium zu Paris zu senden. Dies geschah im J. 1799 und Görres ward zum Mitgliede dieser Botschaft gewählt. In einem von ihm herausgegebenen Buche [4]) berichtet Görres selbst: „Als durch den Vertrag von Campo Formio ein in den Rheinprovinzen gemachter Versuch auf die in den Präliminarien von Leoben zugesagte Trennung dieser Provinzen von Teutschland, ihre Unabhängigkeit unter einer freien Verfassung zu bewirken, an deren entschiedener Gegenwirkung das Directorium gescheitert war, reisten im J. 1799 die Abgeordneten nach Paris ab.“ Dort waren große Veränderungen eingetreten. Das Directorium war gestürzt, der Rath der Fünfhundert verjagt und Bonaparte, der dies große Werk vollbracht, an die Spitze einer neuen Partei gestellt worden. Mit dieser allgemeinen Umwälzung war ein neues Regierungssystem durch Bonaparte eingetreten, der sich im Besitze seiner Siege zu erhalten strebte und Alle entfernte, die ihm wegen ihres revolutionairen Geistes oder als Parteigänger verdächtig schienen.

Wie bereits erwähnt, war Görres mit dem besondern Auftrage nach Paris gereist, eine Vereinigung der Rheinprovinzen mit Frankreich zu bewirken, falls er sie, nach reiflicher Erwägung, jenen Provinzen für zuträglich erachten sollte. Nach seinem eigenen Geständnisse in spätern Jahren überzeugte sich jedoch Görres bald nach seiner Ankunft in Paris davon, „daß in Bonaparte der Welt eine Tyrannei erwachse, wie sie seit der Römer Zeit nicht mehr eingetreten sei.“ Mit beleidigenden Ausdrücken erwähnte die pariser Zeitung die Ankunft der Deputation vom linken Rheinufer. Görres und seine Begleiter mußten lange warten, ehe sie zur Audienz des ersten Consuls zugelassen wurden. Merkwürdig war die Antwort, die sie in einer spätern Audienz bei dem Marschall Lefebvre, dem damaligen Commandanten von Paris, auf ihre gegen den General Leval erhobene Klage erhielten. „Ich weiß,“ sagte Lefebvre, „daß der General Leval Unrecht hat, aber ich werde meine Freunde zu schützen wissen, selbst wenn sie Unrecht haben.“

Vergebens bemühte sich Görres während seines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris eine Audienz bei dem ersten Consul zu erhalten, der endlich die Deputirten mit einer nichtssagenden Antwort abfertigte. Diese erhielten sie durch ihren Begleiter, den mainzischen General Eickemaier, der als französischer Brigadegeneral sich eine Audienz beim ersten Consul zu verschaffen gewußt hatte. Mismuthig über den unglücklichen Erfolg, verließ Görres Paris und kehrte, gänzlich getäuscht in seinen Hoffnungen auf eine bessere Zukunft, im Januar 1800 wieder nach Coblenz zurück. Von seinen fruchtlosen Bemühungen stattete er seinen dortigen Freunden mündlichen Bericht ab. In der bereits erwähnten Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris“ äußerte er sich, daß jeder weitere Schritt, für die gute Sache zu wirken, vergeblich sein werde. Entschieden erklärte er sich gegen die Anschließung der Rheinprovinzen an Frankreich mit den Worten: „Dieser Staat habe um den Preis der Freiheit nur Macht und Größe eingetauscht. Nichts bleibe übrig,“ fügte er hinzu, „als ruhig die Veränderung zu erwarten, welche die Zeit in ihrem unaufhaltsamen Gange von selbst herbeiführen werde.“

Von seiner republikanischen Begeisterung, die er mit den einsichtsvollsten und edelsten Männern der damaligen Zeit getheilt hatte, war Görres so weit zurückgekommen, daß er nach seiner Rückkehr von Paris sich gänzlich vom

3) Seite 13. 4) „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit.“ (Stuttgart 1822. 8.) Vergl. die gleichfalls von Görres verfaßte Schrift: „Resultate meiner Sendung nach Paris.“

öffentlichen Leben zurückzog. Er übernahm um diese Zeit (1800) die wenig einträgliche Stelle eines Lehrers der Naturgeschichte und Physik an der Secondairschule zu Coblenz. Aus unabhängigen städtischen Fonds besoldet, pflegte er in spätern Jahren mit Nachdruck hervorzuheben, daß er Napoleon Nichts zu verdanken gehabt, daß er „nicht sein Brod gegessen und nicht aus seinem Becher getrunken habe." In den Wissenschaften fand sein rastlos thätiger Geist die Befriedigung, die ihm die geräuschten Hoffnungen seiner Phantasie nicht hatten geben können. Die Liebe zum Studium der Arzneikunde erwachte wieder in ihm. Er machte sich mit den besten anatomischen und physiologischen Werken bekannt. Viel Anziehendes hatte für ihn die damals erschienene Brown'sche Theorie. Sein Lieblingsstudium aber war die Schelling'sche Naturphilosophie.

Den Einfluß dieser Studien auf die Richtung seines Geistes zeigt der Pantheismus in dem von ihm herausgegebenen Buche: „Glauben und Wissen." (München 1808. gr. 8.) Naturwissenschaftlichen Inhalts war der größere Theil der Schriften, die in diese Periode seines Lebens fallen. Aus dem Französischen übersetzte er Fourcroy's „Synoptische Tabellen der Chemie." Sie erschienen 1802 in Folio ohne Angabe des Druckortes. Von seinen „Aphorismen über Organologie" erschien zu Coblenz 1803 der erste Band. Statt des versprochenen zweiten Bandes gab er ebendaselbst 1804 „Aphorismen über die Kunst" heraus[5]), als eine „Einleitung zu Aphorismen über Organonomie, Physik, Psychologie und Anthropologie." Während er sich mit der Herausgabe dieser Schriften beschäftigte, drang sich ihm die Ueberzeugung auf, daß seinen Schülern die hinreichende Vorbereitung fehlte, um seinen Unterricht zu fassen. Immer fühlbarer ward ihm der verfehlte Zweck seiner Vorträge. Er sehnte sich nach einem andern Auditorium, das er auf einer Hochschule zu finden glaubte. Den von ihm erbetenen Urlaub auf ein Jahr bewilligte ihm die französische Regierung. Er begab sich 1806 nach Heidelberg, wo er als Privatdocent auftrat. Nach hinreichend verbürgten Nachrichten mangelte ihm die Gabe eines geregelten mündlichen Vortrages auf dem Katheder. Seine lebhafte Phantasie führte ihn schnell von einem Extreme ins andere. Ebenso schnell suchte er die dazwischen liegenden Lücken auszufüllen. Die Folge davon war, daß seine Vorträge meist aus unzusammenhängenden Bruchstücken bestanden, die von seinen Zuhörern nur mit Mühe geordnet und in gehörige Verbindung gebracht werden konnten. Seine Vorlesungen wurden immer seltener besucht und schon im zweiten Semester hatte sich die Zahl seiner Zuhörer so sehr vermindert, daß ihn fast nur die Benutzung der Universitätsbibliothek an Heidelberg fesseln konnte.

Einigen Ersatz für den Mangel an Beifall, den er als Docent fand, gab ihm die in Heidelberg angeknüpfte Bekanntschaft mit Arnim und Brentano, mit denen er eine „Einsiedlerzeitung" herausgab[6]). Auch mit Novalis (v. Hardenberg), Tieck, Fr. Schlegel, Fouqué und andern Mitgliedern der romantischen Schule war Görres nach und nach in ein näheres Verhältniß getreten. Sein lebhafter Antheil an dem engern Bunde der Poesie und Religion weckte sein Interesse für die außereuropäischen Mythologien, namentlich die persische[7]), zugleich aber auch für die altteutsche Literatur. Eine Frucht dieser Studien waren die von ihm herausgegebenen „Deutschen Volksbücher"[8]). Sein früheres Interesse an der Naturphilosophie war unter diesen heterogenen Beschäftigungen nicht schwächer geworden. Doch schien er, der Außenwelt immer mehr entfremdet, dem innern, besonders dem kirchlich-religiösen Leben sich zugewendet zu haben. Auch in seiner Vaterstadt Coblenz, wohin Görres 1808 zurückgekehrt war, lebte er an der Seite seiner Gattin Katharina, geborene v. Lassaulx, und umgeben von drei Kindern in seiner gewohnten Weise fast ausschließlich seinen literarischen Beschäftigungen. Fußwanderungen durch die umliegende Gegend dienten ihm zur Erholung. Auch sein Gesundheitszustand machte sie nöthig. Einer seiner auswärtigen Freunde, Dorow in Berlin, der ihn 1811 besuchte, schildert ihn mit den Worten: „Seine einfache, natürliche Art und Weise, bisweilen rhapsodisch wie ein altes Lied, war hinreißend. Was Politik sei, schien er kaum mehr zu wissen. Weder das „Rothe Blatt," noch der „Rübezahl"[9]) waren in diesem gemüthlichen Manne zu ahnen."

In das Gebiet der Politik führten ihn die Zeitereignisse wieder zurück. Der Krieg in Spanien hatte dem Kaiser Napoleon, nach seinen bisherigen glänzenden Siegen, die Möglichkeit des Verlustes und den Wankelmuth des Kriegsglückes gezeigt. Der feste Charakter der Spanier machte ihm den Ausgang des Kampfes zweifelhaft. Bei diesen wichtigen Zeitereignissen warf Görres in seiner Abgeschiedenheit zum ersten Male wieder einen Blick auf das Welttheater. Nach dem russischen Feldzuge, der die ungeheuere französische Armee vernichtete, überließ sich Görres wieder der Hoffnung einer schönern Zukunft. Er sah den Sturz des Mannes voraus, der sie ihm geraubt hatte. Lebhaft interessirte er sich für die damals unter dem Namen des „Tugendbundes" in Teutschland gestiftete Verbrüderung. Er betrachtete sie

5) Zu den Seltsamkeiten dieses übrigens geistreichen Buches gehört, daß darin die Kochkunst die „Pflanzl des Flüssigen" und die Parfumeriekunst die „Musik der Düfte" genannt wird. Vergl. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 331

6) Heidelberg 1808. gr. 8. 12 Hefte. Fortgesetzt ward dies Journal von Arnim (1809) unter dem veränderten Titel: „Trösteinsamkeit" u. s. w. 7) Seine hierher gehörigen Schriften fallen erst in eine spätere Zeit. Zu nennen sind darunter vorzugsweise seine „Mythengeschichte der asiatischen Welt" (Heidelberg 1820. gr. 8. 2 Bde.) und das „Heldenbuch von Iran, aus dem Schah Nameh des Firduſi." (Berlin 1820. gr. 8. Mit Kupfern und Karten.) 8) Die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils inneren Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat. (Heidelberg 1807. 8.) 9) Von diesen politischen Zeitschriften, welche Görres anonym und mit Verschweigung des Druckortes herausgegeben hatte, erschien das „Rothe Blatt" 1797 und der „Rübezahl" in dem folgenden Jahre.

als ein wirksames Mittel zur Erreichung eines gemeinschaftlichen Zweckes. Im J. 1812 wird Görres als Mitglied des erwähnten Bundes genannt. Ob er es dem Buchstaben nach gewesen, dürfte schwer zu ermitteln sein. So viel scheint gewiß, daß er, dem Geiste nach, jener patriotischen Verbindung angehört und für ihre Zwecke gearbeitet habe.

Von seiner politischen Wirksamkeit gab Görres ein vollgültiges Zeugniß durch die Herausgabe des „Rheinischen Merkur's." Diese Zeitschrift erschien im Februar 1814, nachdem die teutschen Heere einen Monat zuvor über den Rhein gegangen waren, der seit 20 Jahren die Scheidewand zwischen Frankreich und Teutschland gebildet hatte. Eine noch kraftvollere Sprache, als in seinen frühern politischen Blättern, führte Görres in diesem Journale, dessen Werth in ganz Europa anerkannt und von Napoleon selbst mit Grund als die fünfte der gegen ihn verbündeten Mächte (cinquième puissance) bezeichnet ward. Durch die Erfahrung war Görres belehrt worden, daß die philosophische Idee einer allgemeinen republikanischen Verfassung auf unserer Erde keinen haltbaren Boden finden könne, eine constitutionelle monarchische Regierung hingegen dem Bedürfnisse der Zeit und dem Interesse der Völker wie der Fürsten bei weitem angemessener sei. In dieser Ueberzeugung schrieb Görres sein Journal, das als ein treuer Spiegel der damaligen Zeitverhältnisse betrachtet werden kann. Die französisch Gesinnten in Teutschland bekämpfte Görres im Rheinischen Merkur mit allen ihm zu Gebote stehenden Waffen. Mit Wärme empfahl er dagegen die Liebe zum Vaterlande, die Eintracht der Fürsten und Völker, die Erhaltung der politischen Selbständigkeit, damit Teutschland nicht, wie er äußerte, „den Franzosen oder Russen als Beute anheimfalle." Nur Einheit der teutschen Völker könne diesem Unheile kräftig begegnen. Eine so kühne und freimüthige Sprache führte Görres nicht blos im Rheinischen Merkur, sondern auch in mehren seiner damals herausgegebenen Schriften, unter andern in dem Werke: „Deutschlands künftige Verfassung." (Frankfurt a. M. 1816. 8.) Von der teutschen Bundesacte erwartete er wenig Heil für die Völker. Er forderte Preßfreiheit und eine ständische Verfassung. Seine politischen Ansichten gewannen ihm einen großen Kreis von Lesern, wenn auch einige darunter den beinahe fanatischen Eifer misbilligten, mit welchem Görres auf die Zurückgabe der dem Klerus entzogenen geistlichen Güter und auf die Wiederherstellung der Unabhängigkeit drang, die der geistliche Stand im Mittelalter behauptet hatte.

Ohne irgend einen Einspruch von Fürsten oder obrigkeitlichen Behörden hatte Görres den Rheinischen Merkur, der als eigentliches Organ der Preßfreiheit gelten konnte, einige Jahre fortgeführt, als sein Blatt wegen eines darin enthaltenen Aufsatzes: „Rückwirkung in Berlin" die preußische Regierung veranlaßte, den Rheinischen Merkur durch ein Verbot zu unterdrücken. Görres hatte sich in jenem Aufsatze aufs Heftigste gegen eine Partei erklärt, die den Entwickelungsgang der erkämpften Freiheit wieder zu hemmen suchte. Einen unglaublichen Eindruck machte diese Maßregel, wie auf ihn selbst, so auch beinahe im ganzen Westen und Süden von Teutschland. Selbst von Lesern, die seinen Ansichten nicht durchaus beistimmen konnten, ward Görres aufrichtig bedauert.

Mismuthig begab er sich mit seiner Familie um diese Zeit nach Heidelberg. In dem Betrachten der dort aus Rom angelangten Kunstschätze fand er einige Zerstreuung. In Heidelberg zeigten sich ihm, dem Anscheine nach, sehr vortheilhafte Aussichten, eine neue Zeitschrift mit völliger Censurfreiheit herauszugeben. Mit diesem Antrage, den ihm der bairische Minister Graf Montgelas machte, war eine bedeutende Besoldung verbunden. Görres durchschaute indessen bei diesem Antrage die gegen Preußen gerichtete Absicht des bairischen Ministers. Er lehnte ihn daher ab mit der Erklärung, „erst seinen Streit mit der preußischen Regierung ausfechten zu wollen." Er war nämlich nicht lange zuvor der Leitung des öffentlichen Unterrichts, die ihm der Generalgouverneur der Niederlande, Justus Gruner, übertragen hatte, ohne Weiteres entbunden worden. Ohne wesentlichen Erfolg blieb längere Zeit der von Görres in dieser Angelegenheit geführte Schriftwechsel mit dem Staatskanzler v. Hardenberg und der preußischen Regierung, und erst die Zeitumstände gaben nach Verlauf von fast zwei Jahren der Sache eine günstigere Wendung.

Görres hatte sich indessen wieder in seine Vaterstadt Coblenz zurückbegeben. Seine Stimmung war trübe und bei seiner großen Reizbarkeit konnte er leicht bitter werden, wenn sich das Gespräch auf Gegenstände der Politik lenkte. Mit den noch immer schwankenden Grundsätzen bei der Behandlung der Rheinlande war er durchaus nicht einverstanden. Den Grafen Gneisenau, meinte er, hätte man jenen Provinzen als Oberstatthalter lassen sollen. Seine feurige Beredsamkeit kleidete Görres oft in kühne und überraschende Bilder. Einer seiner vieljährigen Freunde, Varnhagen von Ense, der ihn im August 1817 in Coblenz besuchte, äußert sich über Görres mit den Worten: „Ihm fehlte nur ein großer Standpunkt, um die Macht seiner Talente zu entfalten, und es ist Schade, daß er nie Gelegenheit gehabt, in einer berathenden Versammlung als Redner aufzutreten." Zu den literarischen Arbeiten, mit denen er sich damals beschäftigte, gehört seine Sammlung „Altdeutscher Volks- und Meisterlieder." (Frankf. a. M. 1817. 8.) In der Mehrzahl dieser Lieder hatte sich Görres an Eine Quelle und an Eine Zeit gehalten, wodurch sein Werk vor ähnlichen Sammlungen sich vortheilhaft auszeichnete.

Das eigene Misgeschick vergaß Görres bei der allgemeinen Theuerung und Hungersnoth, welche damals (1817) die Rheinprovinzen drückte. Sein Charakter zeigte sich dabei von einer sehr achtenswerthen Seite. Durch die Stiftung eines allgemeinen Hilfsvereins erwarb er sich das Verdienst, manchen Kummer gestillt und manche Thräne getrocknet zu haben. Ueber die zahlreichen Beiträge, die das Gedeihen dieser milden Anstalt förderten, stattete er einen öffentlichen Bericht ab. Nach seiner eigenen Erzählung glaubte Görres „das gewonnene

Vertrauen unter seinen Landsleuten als ein gutes Capital des Ganzen anlegen zu müssen, wobei die Provinz auch zugleich einen Theil ihrer Schuld an ihre hilfreichen Standesgenossen abtragen könnte, indem von ihr aus der Anfang zur Erwerbung der verheißenen Constitution gemacht würde."

Einer von ihm in dieser Angelegenheit verfaßten Adresse an König Friedrich Wilhelm III. fehlte es nicht an zahlreichen Unterschriften. Der preußische Staatskanzler v. Hardenberg war damals in den Rheinprovinzen angelangt. Ihm übergab Görres als Sprecher an der Spitze einer Deputation, die sich aus 18 der achtenswerthesten Männer aus allen Ständen gebildet hatte, zu Engars am 12. Jan. 1818 die erwähnte Adresse. Damit jedoch nicht zufrieden, trug er kein Bedenken, ungeachtet ihm der Staatskanzler in seiner Audienz die Anzeige eines ihm zu zahlenden Wartegeldes von 1800 Thlrn. gemacht hatte, seinen Bericht über die Unterredung mit ihm unmittelbar darauf zu veröffentlichen. Ohne seinen Namen und ohne Angabe des Druckortes erschien diese Schrift 1818 unter dem Titel: „Die Uebergabe der Adresse der Stadt Coblenz und der Landschaft an Se. Majestät den König in öffentlicher Audienz bei Sr. Durchl. dem Fürsten Staatskanzler v. Hardenberg am 12. Jan. 1818 als Bericht für die Theilnehmer." Ein öffentliches Blatt äußerte sich über diese Schrift mit den Worten: „Wenn man mit ihrem Inhalte die Urtheile unbefangener Zeitgenossen über Görres und sein Auftreten dem Staatskanzler gegenüber zusammenhält, so weiß man nicht, ob man mehr den Staatsmann bedauern soll, den Görres so schonungslos angegriffen, oder mehr den Kritiker beklagen, der kein Gefühl hatte für die ungemeine Schonung und Mäßigung, die der Staatskanzler, auch bei dieser Gelegenheit seinen wohlwollenden Charakter und seine gute Gesinnung bethätigend, dem stürmisch leidenschaftlichen Wesen des hochmüthigen Rheinländers entgegenstellte." Wie die nach Berlin gesendete Berichterstattung Hardenberg's dort aufgenommen worden, erfuhr Görres bald nachher durch ein vom 21. März 1818 datirtes, höchst ungnädiges Cabinetsschreiben Friedrich Wilhelm's III.

Kein müßiger Zuschauer konnte Görres bleiben bei den ungewöhnlichen Ereignissen, die im nächsten Jahre (1819) die allgemeine Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen. Der Ermordung Kotzebue's durch Sand in Mannheim war Löning's Angriff auf das Leben Ibell's in Schwalbach gefolgt. Große Sensation hatten auch die durch v. Kamptz entdeckten demagogischen Umtriebe in und außerhalb Preußen erregt. Gewaltig war der Eindruck, den diese Vorgänge auf Görres machten. In wenigen Wochen waren in ihm die Ideen zu einer seiner merkwürdigsten Schriften gereift, die er im September 1819 unter dem Titel: „Deutschland und die Revolution" herausgab. Als Druckort war „Deutschland" angegeben. An die Fürsten und Völker teutschen Stammes richtete er in dieser Schrift kühne und freimüthige Worte mit Prophezeiungen nahe bevorstehender Stürme, die ihn für seine eigene Sicherheit besorgt machten. Auf die erste Nachricht über die von der preußischen Regierung decretirte Confiscation der noch in demselben Jahre (1819) erschienenen zweiten Auflage seiner Schrift begab sich Görres nach Frankfurt am Main. In dem Glauben, dort völlig sicher zu sein, fand er sich getäuscht. Der dortige Polizeidirector und nachherige Bürgermeister Thomas erhielt, während Görres bei ihm zu Mittag speiste, auf Requisition des Bundestages unerwartet den gemessenen Befehl, ihn zu verhaften. Dies trug sich im Herbste 1819 zu. Görres hatte sich über die Mainbrücke nach Sachsenhausen entfernt. Dort erfuhr er, daß der Verhaftsbefehl an alle Stadtthore geheftet worden war. In Strasburg, wohin er sich geflüchtet hatte, erhielt er durch einen seiner Freunde die Nachricht, daß seine in Coblenz befindlichen Papiere confiscirt und nach Berlin gesendet worden seien. Vielfach rühmte er noch in spätern Jahren die französischen Gesetze, die ihn vor der Willkür, der er in seinem Vaterlande preisgegeben war, geschützt hatten. Fast ein Jahr blieb Görres in Strasburg. Nach der Schweiz, wohin er sich nun wandte, folgte ihm auch seine Familie, von der er bisher getrennt gewesen war.

Von seinem Aeußern entwirft der bekannte Historiker Ernst Münch, mit dem Görres 1821 in Aarau zusammentraf, keine sonderlich günstige Schilderung. „Er war," berichtet Münch, „ein Mann von gesetzten Jahren, in einem abgeschabten, alttentschen Rocke, nachlässig zugeknöpft, durch den eine halbzerknitterte Halskrause sich gleichsam Luft machte, mit einigen Tabaksresten besäet; das mehr rothe als gelbliche Haar in dithyrambischer Freiheit durch einander und mehr emporstehend als sich legend. Am Arme führte er eine sehr einfach, aber reinlich gekleidete Dame von kräftigem Körperbaue und völliger Gesundheit, mit Spuren ehemaliger Reize, und es stellte sich hier wirklich ein Bild alttentscher Hausväterlichkeit dar. Diese zeigte sich in seinem Familienleben. Des Vaters tüchtige Natur, die jugendliche Innigkeit, mit welcher er an seiner treuen Gattin hing, die anmuthige älteste Tochter, die ungeschminkte Frömmigkeit, die freie und doch von aller steifen Sitte entfernte Ungebundenheit der Erziehung — alles dies zusammen stellte ein merkwürdiges Bild dar, ganz verschieden von der gewöhnlichen Lebensweise der Aarauer, die an der rohen Ungebührlichkeit des Fremdlings Anstoß nahmen, so sonderbare Gestalten sich auch zu jener Zeit in ihrer Stadt zusammengefunden hatten."

Zu den mannichfachen Eigenheiten, durch die Görres in den Ruf eines Sonderlings gekommen war, gehörte besonders sein unversöhnlicher Haß gegen den modernen Liberalismus. Sein geliebtes Rheinland unter der Herrschaft Preußens zu erblicken, war ein Gedanke, der ihn empörte. Rücksichtslos und mit gesteigerter Heftigkeit sprach sich sein Patriotismus in mehren Schriften aus, die in die Zeit seines Aufenthaltes in Aarau fallen. Zu Stuttgart erschien 1821 das von ihm herausgegebene Werk: „Europa und die Revolution." Durch eine minder bilderreiche Sprache würde sowol diese Schrift, als eine ihr unmittelbar folgende, mehr Eingang beim Publicum im Allgemeinen gefunden haben. Diese Schrift

erschien zu Stuttgart 1822 unter dem Titel: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß zu Verona." Auch die Schrift: „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" trat gleichzeitig (Stuttgart 1822. 8.) ans Licht. Von dem Inhalte dieser Schriften wesentlich verschieden war eine „Uebersetzung des Heldenbuchs von Iran aus dem Schah Nameh des persischen Dichters Ferdusi." Dies Werk hatte Görres bald nach seiner Ansiedelung in der Schweiz 1822 zu Berlin in zwei Octavbänden herausgegeben. Aus den in dieser herrlichen Dichtung enthaltenen Volkssagen, Legenden, Hieroglyphen, Runen ꝛc. wehte wunderbar der Geist der alten Welt.

Durch literarische Betriebsamkeit hatte Görres seine Subsistenz sich sichern müssen, da das von dem preußischen Staate ihm gezahlte Wartegeld ihm längst entzogen worden und eine von dem Stadtrathe zu Coblenz an Friedrich Wilhelm III. gerichtete Vorstellung erfolglos geblieben war. Eine bleibende Stätte hatte Görres nach längerem Umherirren 1827 in München gefunden. Die von ihm verfaßte Schrift: „Staudrede an den König Ludwig" (Stuttgart 1827.) hatte den Monarchen bewogen, ihn in seine Residenz zu rufen. An einer katholischen Universität, wie München, als Professor der Philosophie und Literaturgeschichte eine Anstellung und ein weites Feld für seine Wirksamkeit gefunden zu haben, harmonirte um so mehr mit seiner Neigung und Geistesrichtung, da seine Hoffnung, die unbeschränkte Herrschaft des Klerus in seinem Geburtslande wiederherzustellen, gescheitert war. Als Haupt der eifrigsten Katholiken, wofür er in München mit hinreichenden Gründen nach dem Inhalte seiner Lehrvorträge und Schriften allgemein galt, gehörte Görres zu der hierarchischen Partei in Baiern, die seine eigenen Grundsätze, für die er Zeitlebens gekämpft, öffentlich ausgesprochen hatte. In seiner „Christlichen Mystik" (Augsburg 1836—1842. 8. 4 Bde.) entwarf Görres, der nach einer früher herausgegebenen Schrift unter den Protestanten gar keine Mystiker gelten lassen wollte [10]), ein ebenso vollständiges als kunstvolles System der katholischen Mystik, mit einer Menge von Erzählungen aus dem Leben der Heiligen. In dem geharnischten Vorworte zu diesem Werke, dessen Haupttendenz die völlige Losreißung des Geistes vom Fleische zu sein schien, äußerte sich Görres auf höchst charakteristische Weise. „Da sich," schrieb er, „jetzt ein fataler Höllenstank auf Erden verspüren lasse, der allen ordentlichen Christenmenschen den Athem versetze, so wolle er dagegen räuchern mit Kirchengeruch, wolle den ganzen Jammer des Fleisches recht ans Tageslicht bringen, wolle den Theologen helfen gegen den Eindruck der Mythenbegriffe, die Männer der Mitte in ihrer Weisheit bestärken, die Philosophen als bloß und nackt darstellen; er wolle endlich der katholischen Welt mit der Mystik mystische Handlungen, heilige Thatsachen sammt dem Glauben daran sichern und die Frage zu beantworten versuchen: Was ist Sache der Natur, was Sache der Gnade? — eine Frage, die nur Gott entscheiden, der Mensch nur ahnend beantworten könne."

Einen auffallenden Contrast mit dieser friedlichen Ascetik bildete die polemische Richtung, welche Görres in dem „Athanasius" (Regensburg 1838.) verfolgte. Veranlaßt ward diese Schrift durch die am 20. Nov. 1837 erfolgte Amtsabsetzung des Erzbischofs Clemens August von Cöln, der wegen mehrfacher Beweise des Ungehorsams gegen die preußische Regierung nach der Festung Minden abgeführt worden war. Eine dreifache Auflage dieser Schrift noch in demselben Jahre bewies die große Sensation, die sie in ganz Teutschland erregt hatte. Ungeachtet seines vorgerückten Alters vermißte man darin nicht die Kraft und das Feuer, womit Görres viele Jahre früher den Rheinischen Merkur geschrieben hatte. Bis zu einem verletzenden Grade steigerte sich jedoch in dem „Athanasius" seine Entrüstung über manche Zeitereignisse und ebenso sein Eifer für die katholische Kirche, die er für die allein gültige und einzig zum wahren Heile führende erklärte. Nach solchen Ansichten nahm er den Starrsinn des Erzbischofs von Cöln kräftig in Schutz und sprach der preußischen Regierung die hinreichende Kenntniß der Bedürfnisse ihrer katholischen Unterthanen gradezu ab. Ebenso glaublich sei es aber auch, fügte Görres hinzu, daß sie jene Bedürfnisse nicht habe kennen wollen. Die Verlästerung der katholischen Kirche, die er den Protestanten zur Last legte, steigerte sich in Görres nicht blos zu den heftigsten, sondern auch in gleichem Grade geschmacklosesten Aeußerungen. Sein Zorn richtete sich besonders auf den gebildeten Theil der Protestanten, den er als „die aufgeklärte Meute" bezeichnete, „die recht gut wisse, daß die katholische Kirche bedrängt und verlassen sei. „Eben darum," fügt Görres hinzu, „ist auch Alles aus seinen Löchern hervorgestürzt: Wölfe und Eber, Marder, Iltis, Luchs und Stinkthier, Meerkatze sammt Reineke's ganzer Sippschaft; und es hat nun ein Heulen, Zischen, Bellen, Brüllen um die Kirche und ihre Vertheidiger her begonnen."

Um seine Unzufriedenheit mit den bestehenden Staatseinrichtungen auszusprechen, ergriff Görres in seinem Buche jede sich ihm darbietende Gelegenheit. Als eifrigen Katholiken verdroß ihn die Verminderung der Processionen und Feiertage. Die Bildung der katholischen Jugend in protestantischen Schulen war ihm ein Greuel. Bitter beklagte er den traurigen Zustand der Katholiken unter protestantischen Behörden, die er als die „regierende Mandarinenclasse" bezeichnete unter den „Oberschreibern und unter den zahllosen Schreibern und Brunnenmeistern beim großen fiscalischen und finanziellen Pumpenwerke." In seiner heftigen Entrüstung über die gemischten Ehen sprach er von „zweischlächtigen Bastarden" ꝛc. Er schloß seine Polemik mit einer ernsten Warnung an die Bewohner des Rheinlandes, der Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Kirche treu zu bleiben und sich vor dem religiösen Indifferentismus frei zu erhalten. Gegen den Andrang alles Fremdartigen sollten sie zwar muthig kämpfen, aber, wie er ausdrücklich bemerkte,

10) Siehe die Schrift: „Emanuel von Swedenborg, seine Visionen und sein Verhältniß zur Kirche." (Straßburg 1827. 8.)

„nicht um des Streites, sondern um des Friedens willen."

Die kühne, auch die ruhigsten Gemüther aufregende Sprache, welche Görres im „Athanasius" führte, war eine natürliche und unausbleibliche Folge der mannichfachen, Jahre lang fortdauernden Zerwürfnisse in den Rheinprovinzen. Es ließ sich voraussehen, daß die in jenem Werke enthaltenen Ansichten nicht ohne Widerspruch bleiben konnten. Kräftig nahmen Marheinecke und besonders H. Leo in seinem „Sendschreiben an Görres" die protestantische Kirche in Schutz. Die rheinischen Provinzialblätter enthielten selbst von Katholiken mehrfache Aufsätze, in denen „die Unduldsamkeit des alten Jacobiners" und sein Abfall von Grundsätzen, zu denen er sich früher bekannt hatte, scharf gerügt ward. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er sowol bei der Plünderung der rheinischen Kirche durch die französischen Truppen als auch bei dem Abschlusse von Ehen ohne kirchliche Einsegnung ein völliges Schweigen beobachtet habe. Auf solche Angriffe blieb Görres die Antwort nicht schuldig. Er gab sie in seiner Schrift: „Die Triarier, Heinrich Leo, Philipp Marheinecke und Bruno Bauer." (Regensburg 1838. 8.) Seine fortdauernde heftige Polemik zeigte sich auch in mehren Artikeln, die er in dem genannten Jahre in die „Historisch-politischen Blätter" einrückte. An dem Kampfe, der durch das von Strauß verfaßte „Leben Jesu" erregt worden war, betheiligte sich Görres durch eine dogmatisch-philosophische Vorrede, die er zu dem „Leben Christi" von Sepp, einem seiner Schüler, schrieb [11]). Zu dem Gebiete der Polemik, das er in seiner Schrift: „Der Dom zu Cöln und das Münster zu Strasburg" 1842 verlassen hatte, kehrte er wieder zurück in der von ihm herausgegebenen „Wallfahrt nach Trier." (Regensburg 1845. 8.) Auch in dieser Schrift, wie im „Athanasius," regte sich wieder sein alter Haß gegen Preußen. Nur beiläufig erwähnte er die „großartige Gesinnung Friedrich Wilhelm's IV. in Bezug auf den cölner Dombau." Der bei weitem größere Theil der erwähnten Schrift war polemischen Inhalts. Rüstig bekämpfte Görres die Richtungen der Zeit, die aller kirchlichen Symbolik entgegenträten. Ein Greuel waren ihm die rationalistischen Ansichten in mehren protestantischen Journalen, namentlich den „Sächsischen Vaterlandsblättern," gegen die er muthig zu Felde zog. Zahlreiche Artikel von ihm enthielten die „Historisch-politischen Blätter," die, von ihm begründet, seit dem April 1838 zu München, jährlich in 24 Heften, erschienen, und nach seinem Tode von E. Görres und Fr. Binder fortgesetzt wurden.

Als Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München fand Görres in den letzten Jahren seines Lebens Veranlassung zu einigen historischen Arbeiten. Dahin gehört seine wissenschaftliche „Erörterung der Mosaischen Zeittafel" in der von ihm verfaßten Schrift: „Die Japetiden und ihre gemeinsame Heimath Armenien." (München 1844. 8.) Fast gleichzeitig (1845) erschien von ihm ebendaselbst eine Entwickelung der gälischen Stammsage unter dem Titel: „Die drei Grundwurzeln des celtischen Stammes in Gallien und ihre Einwanderung." Von einer „Welt- und Menschengeschichte" erschien um diese Zeit nur der erste Theil, der, wenn auch nicht ganz vollendet, doch einen unzweideutigen Beweis für seine rastlose schriftstellerische Thätigkeit ablegte. Görres stand, als er dies Werk schrieb, bereits in seinem 72. Lebensjahre. Auf seine feste Körperconstitution hatte das vorgerückte Alter keinen wesentlich nachtheiligen Einfluß gehabt. In seinem Aeußern war er sich völlig gleich geblieben unter den Stürmen eines vielfach bewegten Lebens. Tief erschütterten ihn jedoch die mit dem Jahre 1847 eintretenden Zeitverhältnisse, auf die er zum Theil in seinen Schriften mit prophetischem Geiste hingedeutet hatte. Einen besonders nachtheiligen Einfluß äußerten jene Ereignisse auf Baiern. Erleben mußte Görres den Sturz des Abel'schen Ministeriums und die Entlassung der ihm befreundeten Professoren Philipps, Lassault u. A. Ueber den errungenen Sieg der ultramontanen Partei konnte er sich nicht beruhigen. Das traurige Schicksal der vorhin erwähnten Gelehrten verwundete sein Herz. Er fand keinen Trost darin, von einem gleichen Loose verschont geblieben zu sein. In tiefe Trauer versetzten ihn die Ereignisse in der Schweiz. Es war das Land, das ihm früher als Flüchtling ein Asyl gewährt hatte.

In den letzten Tagen des Januar 1848 erkrankte Görres. Er mußte, so selten dies auch der Fall gewesen, das Bett hüten. Von seinem Zustande und seinen zum Theil höchst charakteristischen Aeußerungen in der letzten Lebensperiode hat sich ein genauer Bericht erhalten, den einer seiner Freunde nach seinem Tode veröffentlichte [12]). Ein Auszug daraus möge hier mit dessen eigenen Worten eine Stelle finden. „Görres," heißt es in der erwähnten Schrift, „sah in seinen Leiden das Leiden der ganzen Zeit. Zugleich erschien ihm, bei seiner christlichen Weltanschauung, seine Krankheit als ein göttliches Verhängniß zur Abbuße für Alles, worin er irgend in der Vertheidigung des Rechts und der erkannten Wahrheit im Leben gegen Hohe und Niedere gefehlt haben sollte. „Ihr müßt mir nicht so auf die Zehen sehen," sprach er. „Ein Jeder geht seinen eigenen Lebensweg; in der Mitte aber kommen wir wieder zusammen." Er glaubte an seinem Geburtstage in der Mitternacht am 25. Jan., dem Tage vor Pauli Bekehrung, zu sterben. Aber die ihm noch gegönnten drei Lebenstage sollten zu seiner irdischen Verklärung dienen. Nachdem er scheinbar mit dem Tode gerungen, erhob er sich noch kräftig vom Lager und empfing die Glückwünsche der Seinen. Nicht er bedurfte übrigens eines Trösters; er selbst war der Tröster derer, die ihn umgaben. Umsonst schöpften die Seinen bei seinem scheinbar gebesserten Zustande wieder momentane Hoffnung, indem sie seine

11) Dies „Leben Jesu" erschien zu Regensburg 1843—1846 in sieben Octavbänden.

12) Siehe die anonym erschienene Schrift: „Joseph v. Görres. Eine Skizze seines Lebens." (Regensburg 1848.) S. 34 fg.

Reden auf eine zeitliche Genesung deuteten. „Die Facultät will ihre Rechte haben," äußerte er scherzend. „Die Aerzte möchten mich gern dem lieben Herrgott abtrotzen und haben viele Rosse vorgespannt. Mit Recht halten sie sich an die Natur; aber zur Heilung gehört, daß in dieser auch noch ein Lebensprincip sei." — Noch einmal ging er im Geiste sein ganzes vielbewegtes Leben durch. Sein Auge leuchtete wie verklärt; seine Reden ließen seinen ganzen Gedankengang verfolgen. Alles stand klar vor seiner Seele, und er konnte die Beruhigung schöpfen, daß er stets mit allen Kräften dem erkannten Besten nachgestrebt habe. Doch pries er in Allem die Fügungen Gottes. Mit vollkommener Beherrschung seiner Sinne bis zu seinem letzten Momente erwartete er gefaßt den herannahenden Todesengel. Die Entbindung der Seele vom Körper bezeichnete er mit den Worten: „Bei diesem Kindbette kann man nicht mit gewöhnlichem Gleichmuthe der Natur zuschauen." Mit dem Anbruche des vorletzten Tages rollte sich noch einmal das große Bild der Weltgeschichte vor ihm auf; ein Volk nach dem andern ging an seinem Blicke vorüber. Plötzlich rief er aus: „Die Piasten sollen leben! Gebt mir ein polnisches Gewehr! Einen polnischen Säbel will ich!" „Wo sollen wir es hernehmen?" war die Antwort. Da seufzte er: „Ach, um die Menschheit, die nicht einmal ein polnisches Gewehr hat! Aber," wiederholte er nach einer Pause, „auch sie sind faul!" Er meinte die Piasten. Er kam auf die Ungarn zu sprechen und rief aus: „Ich sehe ein großes Leichenfeld!" Sein Sohn richtete die Frage an ihn: „Vater, sollen wir beten?" „Ja," sprach er, „betet für die Völker, die Nichts mehr sind." Die Gegenwart charakterisirend, äußerte er: „Es ist zum Abschluß gekommen; der Staat regiert, die Kirche protestirt." Zu einem seiner Freunde, der sein halbentblößtes Haupt bedecken wollte, sprach der Sterbende: „Willst Du mir Deine Ulyssesкappe aufsetzen? Soll ich noch einmal das Steuerruder auf die Schulter nehmen, um die Weltfahrt anzutreten? Das war eine stürmische Fahrt! Jetzt ist es zu spät." Dann begehrte er seinen Pelz: „Laßt mich hinaus! Ich will den großen Sprung thun und über die gähnende Kluft hinwegsetzen." Er erhob sich dabei mit Macht. Als man ihn zurückhielt, brach er unmuthig in die Worte aus: „Also liegend soll ich mein Nichts cultiviren." — „Noch heute Nacht," fuhr er fort, „wird es in diesem Hause zu einem furchtbaren Kampfe kommen. Sehet zu, daß Ihr Leute bestellt, die sich darauf verstehen." Auf die Frage, welchen Kampf er meine, erwiderte er: „Es ringen zwei Kräfte mit einander: das Leben und der Tod!" Erschöpft sank er auf sein Lager zurück. Man befeuchtete ihm die Lippen mit Wein; er aber begehrte frisches Wasser aus einem nahen Brunnen. Als man zögerte, da es ihm schädlich sein könnte, erwiderte er ruhig: „Seid unbesorgt! mir schadet Nichts mehr. Bald werdet Ihr Euch überzeugen, daß mir Nichts mehr Schaden bringt." Auch weigerte er sich gegen alle Arzneien. — Am Morgen des 27. Jan., da seine Auflösung nahe schien, hatte er nach der heiligen Communion verlangt und mit inniger Rührung den Leib des Herrn empfangen. Er segnete hierauf seine Kinder und nahm zärtlich Abschied von seiner Gattin. Allen Umstehenden reichte er die Hand und bat sie, auch die entfernten Freunde zu grüßen. Die Nacht zuvor hatte er eine Vision gehabt. „Gott ist mir erschienen," äußerte er, „und hat mir geoffenbart, ich müßte noch drei Tage leben, um alle Schuld abzutragen." „Laßt mir," fuhr er fort, „auch den kleinen Mann noch einmal kommen, der heute Nacht bei mir war." Auf die Frage, wen er meine, erwiderte er: „Es war ein schlichter, unscheinbarer Mann, mit einem Mantel angethan, aber er hat große Worte mit mir geredet." Mehr brachte man nicht von ihm heraus. Am folgenden Tage aber äußerte er: Es sei Paulus gewesen. Er begehrte, daß man ihm aus des Apostels Briefen vorlesen sollte. Als man das 15. Capitel des Briefes an die Korinther aufschlug, wo es heißt: „Es wird ein verweslicher Leib gesäet, aber ein unverweslicher kommt zur Auferstehung" — da ging mit einem Male eine große Veränderung in ihm vor. Sein Auge strahlte voll Klarheit, seine Züge belebten sich in außerordentlicher Milde. Mit fast gebrochener Stimme sprach er: „Jetzt ist es genug, jetzt wird Alles seinen geordneten Gang gehen." Gegen 1 Uhr Morgens nahmen seine Brustbeklemmungen zu. Mit dem Rufe der Litanei: „Heilige Magdalena, bitte für uns!" starb er am 29. Jan. 1848 im 72. Jahre. Ein feierlicher Zug folgte seinem Sarge, als er am 31. Jan. beerdigt ward."

Görres war ein vielseitig gebildeter Mann und einer der ausgezeichnetsten teutschen Schriftsteller, bewandert, wie wenige seiner Zeitgenossen, in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern. Durch seine schon früh begonnenen und bis in sein Alter fortgesetzten Naturstudien war er zur klaren Auffassung des wirklich Gegebenen gelangt. Diesen Studien verdankte er die scharfe Beobachtungsgabe, welche die Wahrheit seiner Schlüsse an Erfahrungen knüpfte. Vorherrschend war unter seinen Naturanlagen eine sehr lebhafte Phantasie; aber ihre Gebilde wurden von seiner Denkkraft beherrscht, und seine moralischen Ideen gewannen auf diese Weise die feste Bestimmtheit realer Gedanken. Mit solchen geistigen Eigenschaften durchwanderte er das Gebiet der Geschichte und den weiten Kreis der Mythen und Sagen. Seinen Natursinn trug er in die Reiche der sittlichen Welt hinüber. Ob er das Leben der Menschheit erforschte, oder die positiven Fragen des Völkerverkehrs aufgriff, oder sich in die Tiefen der Mystik versenkte — immer zeigte sich in ihm eine Geisteskraft, die den Stoff eines ungeheuern Wissens zu bewältigen vermochte.

„Sein Leben," sagt ein geistreicher Schriftsteller, „könnte man mit dem Rheinstrome vergleichen, an dem er geboren war, in einer Stadt, die Teutschland schon viele große Männer gegeben. Wie der Rhein in seiner Jugend herunterstürzt von des Gotthard's Höhen und mit Donnerhall zwischen den Bergen einherbrausend Steine und Felsen mit sich fortbewegt: so hat auch Görres schon im ersten Mannesalter die so lange todt ruhenden Kräfte der Natur erhoben und in Bewegung gesetzt

und Alles in seiner Begeisterung mit sich fortgerissen. Wie dann der Rhein in seinem ruhigen Laufe in einem weiten Seebecken sich sammelt, worin der azurne Himmel mit allen seinen Sternen und die ganze umliegende Landschaft, das Gebiet vieler Staaten sich spiegelt: so hat auch in Görres' Gemüth die Poesie in ihrem ganzen Bereiche sich gesammelt und ihren Abglanz gefunden. Er hat die engen Grenzen der alten Classicität nach Norden und Osten hin erweitert und die Schätze der Dichtung mit den Reichthümern der nahen und fernen Länder bereichert. Wie aber endlich der Rhein dahinströmt zwischen den volkreichen Städten, den mittelalterlichen Burgen und erhabenen Münstern, welche Zeugen eines andern Volkes im Leben waren: so reflectirte auch in Görres' Geiste im letzten Drittheile seines Lebens sich die historische Zeit. Er hat die ganze Weltgeschichte in ihrem Verlaufe mit allen Lehren und Mahnungen seinem Volke vor Augen geführt, damit es aus den Erlebnissen in der Vergangenheit sich sein Schicksal in der Zukunft abnehmen möchte."

Minder billig hat sich die allgemeine Kritik über Görres und seine vielverzweigte Wirksamkeit ausgesprochen. Verschiedener, als er, ist nicht leicht ein teutscher Gelehrter und Schriftsteller von seinen Zeitgenossen beurtheilt worden. Ihn nach seinem wahren Verdienste unbefangen und gerecht zu würdigen, scheint eine schwierige Aufgabe, die wol nur der einigermaßen befriedigend zu lösen vermöchte, der seine zahlreichen Schriften in den verschiedenartigsten wissenschaftlichen Fächern zu einem ernsten Studium gemacht hat. Ein harter, wenn auch nicht ganz grundloser und unverdienter Tadel hat ihn getroffen wegen der rücksichtslosen Freimüthigkeit, mit welcher er in bittern, oft schwer verletzenden Aeußerungen, unter dem Drucke einer verhängnißvollen Zeit, seinem gepreßten Herzen Luft machte. Von allen Vorwürfen, die ihm gemacht werden, scheint der am wenigsten begründet, daß er nur für seinen Glauben, für das Heil der katholischen Kirche ein lebendiges Interesse gefühlt habe. Alles Andere, meinte man, sei ihm gleichgültig gewesen. Seine Schriften widerlegen diese grundfalsche Ansicht. Man braucht kein Kryptokatholik zu sein, um Görres wenigstens theilweise gegen jenen Vorwurf in Schutz nehmen zu können. Er gehörte zu den Männern, deren Wirksamkeit sich in dem Streben concentrirte, die durch Fr. Schlegel angebahnte Richtung der katholischen Romantik des Mittelalters auf das praktische Leben weiter auszubilden. Daß Görres als eifriger Anhänger und Vertreter der romantischen Schule sich zugleich als einen der rüstigsten Kämpfer für Papstthum und römische Consequenz zeigte, läßt sich nicht ganz in Abrede stellen, und ebenso wenig, daß er dabei, ohne alle Nebenrücksichten, rastlos eine Bahn verfolgte, die ihn in Bezug auf Kirche und Hierarchie nicht selten zu dem höchsten Extreme des religiosen Rigorismus führte.

Hinreichende Belege dafür findet man in dem von ihm verfaßten Aufsatze: „Johann Heinrich Voß und seine Totenfeier in Heidelberg" [13]). Gereizt worden war Görres durch die tief herabwürdigende Schilderung, die Voß in seiner „Antisymbolik" [14]) von ihm entworfen und ihn gradezu der Charakterlosigkeit beschuldigt hatte. Als aufrichtiger Bekenner und treuer Anhänger des Lutherthums schien Voß die einmal von Goethe ausgesprochene Maxime befolgt zu haben: „Der Intoleranz könne nur durch intolerantes Wirken gesteuert werden" [15]). In seiner „Antisymbolik" hatte sich Voß mit den Worten geäußert: „Wenig verblümt hatte Görres in der bekannten Schrift, die seine Obrigkeit strafbar fand, seine hinlänglich bekannte Theokratie empfohlen. Er wünschte Eine Religion, vom römischen Oberpriester besorgt, und Ein heiliges römisch-teutsches Reich mit Einem weltlichen Oberhaupte und lediglich mit abhängigen Reichsämtern, wie der römische Stuhl sie anerkennt. — Lange vernahmen wir Andersdenkende in des Päpstlers Görres dunkler Bildersprache nur unschuldig verirrte Phantasie, nur arglosen Afterfinn; und was wie asiatische Urmythen sich gebehrdete, schien gleich arabischen Märchen unverfänglich. Mancher lobte sogar die Gefälligkeit, daß ein Schullehrer zweier Art aus Coblenz, wie verlautete, hier in Heidelberg an der erneuerten Universität eine Gastrolle übernommen, um der Jünglinge wissenschaftlichen Ernst durch etwas poetischen Schwung aufzumuntern. — Wenn Görres sich seiner vormaligen Genossen treu erinnert, so nennt er Gute die, bei denen er jedesmal etwas zu gewinnen denkt. Er, jetzt Schwärmer für Hildebrand'sche Priestergewalt, war vorher Schwärmer für Jacobinische Pöbelherrschaft; von jeher ein Feind der wahrhaft Guten, denen heilig ist Gottes Lichtreligion, Menschenwohl und gesetzliche Fürstenmacht. Was er seit 1805 als heilige Religion bekannte: Roms Hierarchie über Fürsten und Volk! das war ihm wenige Jahre zuvor ein Abscheu ꝛc."

Das vorhin erwähnte Interesse an der katholischen Romantik scheint in Görres durch das Studium der Schelling'schen Naturphilosophie zuerst geweckt worden zu sein. In diesem Sinne verfaßte er die „Deutschen Volksbücher" und andere Schriften, deren bereits gedacht worden. Den Gipfel romantischer Stimmung schien er in seinen 1817 herausgegebenen „Volks- und Meisterliedern" erreicht zu haben. „Hoffnung, Liebe, Heldensinn," heißt es in der Einleitung, „gingen im Mittelalter in einem großen Strome zusammen und erblühte der neue Garten der Poesie, das Eden der Romantik." Der Tendenz nach mit den erwähnten Liedern verwandt war die von Görres herausgegebene „Mythengeschichte der asiatischen Welt," die dem Interesse an Creuzer's „Symbolik" ihre Entstehung verdankte.

Wie Görres neben diesen literarischen Arbeiten in

13) Dieser Aufsatz erschien zu Straßburg, ohne Angabe der Jahreszahl, und ward wieder abgedruckt in Görres' Vermischten Schriften. (Speyer 1827.) Vergl. die Erwiderung auf diesen Aufsatz von H. G. E. Paulus unter dem Titel: „Warum eifert J. Görres gegen Voß?" (im Sophronizon. 1827. 9. Bd. Heft 3. S. 115 fg.

14) 2. Th. S. 252 fg. 15) Vergl. H. G. E. Paulus in den Lebens- und Todesstunden von J. H. Voß. (Heidelb. 1826.) S. 88.

die neueren politischen Zustände als Schriftsteller verflochten war, zeigt ein Rückblick auf seinen Lebensgang. Erwähnt worden ist bereits, wie die clubbistischen Vereine in Mainz in seiner Jugend in ihm die Begeisterung für die französische Revolution geweckt hatten. Der Enthusiasmus, mit dem er in seinem „Rothen Blatte" die republikanische Regierungsform vertheidigt hatte, erlosch allmälig, nachdem er durch unmittelbare Anschauung in Paris sich von den Schattenseiten der Directorialregierung überzeugt hatte. Er wandte sich nun von Frankreich ab, um thätigen Antheil zu nehmen an den politischen Bewegungen, die der in Preußen gestiftete „Tugendbund" veranlaßt hatte.

Die bedeutendsten politischen Schriften, welche Görres verfaßte, fallen in die Zeit seiner vollen Manneskraft, wo das Herz noch frisch, die Empfänglichkeit lebendig, das Vermögen der Auffassung noch nicht abgestumpft ist und die Begriffe klarer geworden sind. „Es war," mit den Worten eines geistreichen Schriftstellers, „die Zeit, wo man den Muth nicht für eine Tugend, sondern nur die Feigheit für ein unnatürliches Laster hält." Als die Basis für die Verhältnisse des öffentlichen Lebens betrachtet Görres das christliche Moralprincip. Dies höchste Grundgesetz wollte er in den positiven Staatseinrichtungen zur Geltung bringen; er wollte Fürsten und Völkern über die Anwendung dieses Gesetzes in einzelnen Fällen seinen Rath nicht vorenthalten und in dieser Beziehung die öffentliche Meinung bestimmen oder verändern. Diesen ethischen Charakter hatten fast ohne Ausnahme die von Görres verfaßten politischen Schriften. Sie waren begeisterte Worte in einer thatenreichen Zeit, mitten unter den Stürmen großer Ereignisse, größtentheils in den Jahren 1806 — 1815 gesprochen. Sachverständige vermißten in diesen Schriften die durchsichtige Klarheit, die man von politischen Betrachtungen mit Grund fordert. Einzuwenden ist dagegen, daß Görres nicht als Staatsmann sprach, sondern als Redner, der in der ganzen Nation die Empfindungen, die ihn selber bewegten, hervorrufen wollte. Treffend bezeichnet sein Styl die Eigenthümlichkeit seines Wesens. Seine Worte, aus seinem innern Leben gegriffen, waren dauernd und mild, herbe und versöhnlich, wie Görres selbst. Es scheint nicht zu viel behauptet, daß seine Sprache nur der nachahmen könnte, der bei gleicher Stärke der Empfindung gleichen Reichthum an Geist und Wissen besäße.

Nicht unpassend scheint es, die bereits gegebenen Andeutungen über die wichtige Stellung, welche Görres in der Politik behauptet, durch Auszüge aus seinen in fünf Octavbänden gesammelten politischen Schriften zu ergänzen und zu vervollständigen. Ein solcher Beitrag zur Charakteristik dieses in so vielfacher Beziehung merkwürdigen Mannes darf hier nicht fehlen. Man hat ihm, wie früher erwähnt, in Bezug auf vaterländische Angelegenheiten Mangel an Interesse vorgeworfen. Gleichwol hatte in der Zeit, die nach dem teutschen Befreiungskriege eine neue Ordnung der Dinge in Europa herstellen sollte, fast Alles, was Görres dachte und was er schrieb, die nächste Beziehung auf Teutschland, dessen Unglück und Erniedrigung ihn vielleicht tiefer und heftiger ergriff als die große Masse seiner Zeitgenossen. Er haßte Alles, was der Erhebung Teutschlands hindernd entgegenstand. Frei, geehrt und mächtig wollte er es dastehen sehen unter den europäischen Völkern.

In dem in seinen politischen Schriften wieder abgedruckten Aufsatze: „Die Resultate meiner Sendung nach Paris" (im J. 1800) hielt Görres die Sache der Freiheit, für die er bisher geschwärmt, für so gut als verloren. Er war der Meinung, daß in Bonaparte der Welt eine furchtbare Zwingherrschaft erwachsen werde, gegen die sich ganz Europa erheben müßte. Ebenso bestimmt äußerte er, daß Frankreich schwerlich lange den Besitz der Rheinlande behaupten möchte. Daß Görres in richtiger Voraussicht sich gegen die Rückkehr zu den alten Zuständen erklärte, aber auch gegen die Verbindung der Rheinlande mit Frankreich zeugte von seiner nicht gewöhnlichen Urtheilskraft in einem Alter von 24 Jahren.

Zwischen diesem Berichte und seiner nächsten Schrift liegt ein zehnjähriger Raum, in welchem Görres das Gebiet der Politik verlassen und sich mit den verschiedenartigsten Studien und Ausarbeitungen beschäftigt hatte, die sich auf Naturgeschichte, Physiologie, Chemie ꝛc. bezogen. In diesen zehn Jahren war die Welt von ungeheuern Ereignissen Zeuge gewesen. Bonaparte, zum Kaiser ernannt, hatte seine Herrschaft über den größten Theil des Continents ausgedehnt; die teutsche Reichsverfassung hatte aufgehört und an ihre Stelle war der Rheinbund getreten. Preußen war keine Macht mehr und Teutschland befand sich im Zustande der tiefsten Erniedrigung.

Unter dem Namen Prion schrieb Görres damals, in der Zeit der Franzosenherrschaft, einen Aufsatz unter dem Titel: „Ueber den Fall Deutschlands und über die Bedingungen seiner Wiedergeburt" [16]). Der Grundgedanke zu diesen Betrachtungen war die von Görres ausgesprochene Ueberzeugung, daß das Vaterland sich wieder aus seiner Schmach erheben werde, wenn die Teutschen, zu ihrem wahren Wesen zurückkehrend, sich als Nation wieder fühlen und deren Bedürfnisse und Ansichten erkennen würden. Die in diesem Aufsatze enthaltenen Betrachtungen waren kein Aufruf zu einer gewaltsamen Volksbewegung; aber die kleine Schrift enthielt eine Masse von Wahrheiten, die noch heutzutage berücksichtigt zu werden verdienten.

Mit einem Blicke auf die vaterländischen Zustände äußerte Görres in dem erwähnten Aufsatze die feinen religiösen Sinn charakterisirenden Worte: „Wie sollte das teutsche Volk bei seinen fragmentarischen, wirren und unbeständigen Bestrebungen den ordnenden Himmelsmächten Achtung abgewinnen, die nur Thaten wollen und leere Worte bis auf den Grund durchschauen? Wie sollte eine Nation, die so lange sich selbst vergessen, nicht auch endlich vom Schicksale vergessen werden? Innere

16) Dieser Aufsatz erschien im „Vaterländischen Museum" (Hamburg 1810.) und ward wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 1. Bd. S. 115 fg.

Rechtlichkeit ist unbrauchbar für die Welt, wenn sie nicht durch Kraft und Einheit sich geltend zu machen weiß. So lange triumphirt die Gewalt, bis jene sich zur Macht erhoben. Gegen ohnmächtige Tugendhaftigkeit übt grade der Teufel in der Geschichte sein strengstes Recht. Bosheit wird von ihm gekräftigt, Stärke liebt der Himmel. Matter Tugend aber vermögen alle Geister nicht aufzuhelfen. Geharnischt muß vor Allem das Recht auf Erden sein, wenn es in der Geschichte etwas bedeuten will, aber nicht blos in Harnisch gejagt. — Was die Teutschen jetzt zu erstreben gesucht, dessen haben sie sich nur erst innerlich werth gemacht. Werden sie zu einer kräftigen, in sich einigen Nation gewachsen sein, so werden die Fesseln, die man ihnen angelegt, wenn sie sich aufgerichtet, von selbst zerreißen und in Staub zerfallen. Vermögen sie aber auch nicht sich zu einer solchen Würdigung zu erheben, so wird doch immer, was sie gepflanzt, auch seine Früchte tragen. Von Dornen aber lassen sich nimmer Feigen lesen. Was Noth thut vor allen Dingen ist, daß in der Mitte der Nation eine feste, bestimmte öffentliche Meinung sich bilde, die entschieden und unverkennbar den eigenthümlichen Charakter des Staates ausdrücke."

Was Görres vier Monate nach dem unseligen wiener Frieden geschrieben, dürfte noch heutzutage seine Bedeutung nicht ganz verloren haben als eine Mahnung, die Görres vor einem halben Jahrhundert den Männern seiner Nation zugerufen. „Jeder," äußerte er damals, „der in dieser Zeit nicht bedeutungslos gelebt und ein festes, sicheres Urtheil sich erworben, das im Laufe der Ereignisse sich bewährt, hat den Beruf, zu sprechen in allen Angelegenheiten, die mit dem gemeinen Wesen zusammenhängen. Es ist nicht möglich, daß dem, der mit Mäßigung, aber ohne Scheu diesen Beruf ausfüllt, ein Leid widerfahren sollte, wenn die ganze Nation und das Recht sich für ihn erklärt. Es kann böser Zwang und Drohung schrecken: dem allgemeinen Unwillen und der Empörung der Gemüther wird er doch zuletzt nachgeben müssen. Darum zage Keiner! Es gilt ein bedeutendes Gut. Gelänge es der Nation, die bisher lautlos stumm geblieben, solche Sprache zu gewinnen: alles Unglück dieser Zeit wäre nur Vorbereitung zu ihrer Wiedergeburt gewesen. Die teutsche Nation hat Leidem Sprache gewonnen und sie geht ihrer Wiedergeburt entgegen, die freilich ohne heftige Krämpfe sich nicht vollenden wird."

Seinem Inhalte nach nahe verwandt mit diesem Aufsatze ist ein anderer, der in die gleiche Zeit, in das Jahr 1810, gehört: „Der Fall der Religion und ihre Wiedergeburt." „Nur in solchen gedankenlosen Zeiten," sagt Görres, „ist die Religion entfremdet — Zeiten, die vergessen, was vergangen und was kommen soll, in enger Gegenwart zerstreut den Augenblick nicht mehr befragen um den Ursprung und das Leben um seine Quelle; wo Alles in seiner Gemächlichkeit erstarrt, wie ein anderes bewußtloses Naturproduct sich in der Idee niedergeschlagen und so viel thunlich von ihr ausgeschieden hat. Solche Zeit war für Teutschland die nicht längst vergangene und der größte Theil der Gegenwart noch gehört ihr an."

Ein sehr trauriges und abschreckendes Bild entwirft Görres von der Verdorbenheit der höhern und niedern Stände im Vergleiche mit frühern Zeiten. „Was ist," sagt er, „bei dem Volke, das dem Neuen sich hingegeben, übrig geblieben von Allem, was sonst dem Menschen heilig und ehrwürdig war? Was ist an die Stelle früherer Zucht und Ehrbarkeit getreten in den untern Classen als freche, zügellose Sinnlichkeit und die Raserei der gröbsten Genüsse? Seit sie die ängstigende Furcht vor ungewisser Zukunft verloren, ist die Hölle für sie ausgebrannt und erloschen, ist freilich die Freude und die Lust bei ihnen eingekehrt. Aber man möchte sagen, jene Flammen seien in ihrem eigenen Marke wieder aufgebrannt und trieben sie zur Sünde und Selbstvernichtung, in wilder Windsbraut, wie Dante's verdammte Geister, beim Rauschen einer höllischen Musik."

Mit tiefem Unmuthe äußerte sich Görres über den aus dieser Sittenverderbniß entspringenden religiösen Indifferentismus in der katholischen Kirche, deren Einigkeit er übrigens die angebliche Zerrissenheit der Protestanten schroff entgegenstellte [17]). „Unsere Priester haben es schon längst dahin gebracht, daß die Welt glaubt, sie entbehren zu können; und die Regierungen, immer klüglich auf den eigenen Vortheil bedacht, haben, ehe sie sich's versehen, die Folge daraus gezogen, daß nun auch jene frommen Stiftungen, auf die eine frühere Zeit sie angewiesen, verfallen. Damit aber hat die Kirche alle irdische Basis verloren; sie ist in der Erscheinung zu einem untergeordneten Institute des Staates geworden und zu einem Werkzeuge seiner Zwecke und ihre innere Selbständigkeit, der sonst die Verfassung nur als Mittel diente, ist untergegangen in jener Dienstbarkeit."

Aber auch eine Aussicht auf einen neuen Aufbau der Kirche eröffnete Görres seinen Zeitgenossen. Er war der Meinung, daß in Allem, was im Religiösen sich auf Erden verändert habe, die Religion selbst doch nicht im mindesten angetastet worden sei. „Es ist," schreibt er, „etwas so Hohes und Erhabenes in dem innersten Wesen der Religion, daß kein vergänglich Meteor der Erde zu diesem Wesen reicht, wenn es gleich, als seine Sternschnuppe von ihm ausgegangen, dahin zu schießen scheint." Dieser Metapher, die unverkennbar an Jean Paul's Styl erinnert, läßt Görres unmittelbar eine andere folgen. Er vergleicht die Kirche mit den alten Ritterburgen. „Ihre Bewohner," schreibt er, „sind ausgestorben; sie liegen begraben in den Gräbern unter ihnen und um sie her. Wie in den Propyläen des Todes schleicht die scheidende Generation noch in ihnen umher, die werdende aber geht auf ganz andern Wegen als jenen, die zu diesen verlassenen Gewölben führen."

Als Teutschland durch die leipziger Völkerschlacht von dem schweren Drucke der Fremdherrschaft befreit worden war, da erinnerte sich Görres der wenige Jahre zuvor von ihm gesprochenen Worte: in bewegter Zeit müsste sprechen, wer die Macht der Rede besäße. Daß die öffentliche Meinung durch ein kräftiges Organ einen

17) Vergl. Weber's Lehrbuch der Weltgeschichte. 2. Bd. S. 59.

wahrhaften Ausdruck erhalten müßte, sagte ihm seine Ueberzeugung. Sie war es, die ihn zur Gründung des „Rheinischen Merkur" bewog. Diese merkwürdige Zeitschrift, in der, nach dem Ausdrucke eines seiner Freunde, „seine politische Beredsamkeit wie eine verzehrende Flamme brannte, die Keinen verschone," konnte in der großen europäischen Allianz als die fünfte Macht (la puissance cinquième) gelten, der man freilich nur so lange zu wirken erlaubte, als man ihrer bedurfte. Mit Grund könnte man behaupten, daß diese Zeitschrift über zwei Jahre „das politische Leben" ihres Herausgebers war und zugleich entscheidend für seine Schicksale bis ins spätere Alter [18]).

Der „Rheinische Merkur" wollte den Nationalsinn der Teutschen wecken und thatkräftig machen. Sein Ziel war die Volkseinheit. In steter Richtung zu diesem Ziele ergriff Görres alles Einzelne. Er besprach jede Frage von einiger Wichtigkeit; er predigte die Einheit der Fürsten und den Gemeingeist der Völker. Vorzüglich war ihm daran gelegen, die Achtung für teutsche Sitten und Gebräuche zu erwecken und die Ausscheidung alles Fremden zu bewirken. Weder publicistische Abhandlungen, noch wissenschaftliche Erörterungen sollten, wie Görres äußerte, in dem Rheinischen Merkur eine Stelle finden. Auf die Masse seiner Zeitgenossen wollte er wirken; er wollte als ein Sprecher der Nation auftreten. Unter den in dieser Zeitschrift enthaltenen Aufsätzen befinden sich nur wenige, die nicht noch heutzutage ein bestimmtes Interesse hätten. Manche darunter gehören der Geschichte, andere der Literatur an. In dem größern Theile derselben dürften Geist und Gemüth eine kräftige Nahrung finden.

Am 14. Mai 1814 war der erste pariser Friede unterzeichnet worden. Da sprach Görres, als die Bestimmungen des Vertrages bekannt geworden, sein tiefstes Bedauern aus, daß das Interesse Teutschlands, wie schon früher erwähnt, allen andern Interessen nachgesetzt worden sei. Als kräftiger Mann wollte er sich jedoch nicht in fruchtlose Klagen ergießen. „Gar Vieles," äußerte er, „läßt sich von teutscher Seite über diesen Frieden reden. Aber Alles sind eitle, leere Worte, weil, was unwiderruflich abgeschlossen, mit unwilligen Reden anzugreifen eine Thorheit ist." Als Herausgeber des Merkur fügt er hinzu: „Wir haben von Anfang an gegen solche Bedingungen gestritten, weil wir gehofft, die öffentliche Stimme möchte vielleicht zum Ohr der Mächtigen gelangen und als Besseres sich gewinnen lassen. Nun es sich nicht zugetragen, bescheiden wir uns gern, daß unser Rath nicht gut gewesen, weil wir einmal des festen Glaubens sind, daß, wenn des Menschen Kraft und Verstand das Ihrige gethan und die Dinge sich doch zum andern Ende neigen, eine höhere Macht die Angelegenheiten zum bessern Ziele leitet."

Daß diese Resignation keine bloße Redeformel, vielmehr das Resultat der sich selbst bewußten Kraft war, scheint die unmittelbar darauf folgende Aeußerung zu beweisen. „Lieber wollen wir," sagt Görres, „uns gegen die andere Seite wenden und die murrenden Geister zu besänftigen suchen, indem wir ihren Blick dahin lenken, wo Handeln gilt und Einwirkung möglich ist." Die Fürsten und Völker ruft Görres auf, für die innere Wohlfahrt des Vaterlandes zu sorgen. Diese (die Völker) sollten durch Nationalsinn, Einigkeit und bürgerliche Tugend stark werden; die Herrscher aber sollten die Zeit verstehen, die gerechten Forderungen der Nation und ihre billigen Forderungen erfüllen. „Die innere Entwickelung," fügt Görres hinzu, „macht uns stärker als die Provinzen, die der pariser Vertrag bei Frankreich gelassen uns hätte machen können" [19]).

Bekannt ist, daß der Aufruf an die Teutschen, den der russische Feldmarschall Fürst Kutusoff-Smolenskoi bereits am 13. März 1813 erlassen hatte, das feierliche Versprechen der Alliirten enthielt: Teutschlands Verfassung solle ganz allein dessen Fürsten und Völkern anheimgestellt werden. Jene hatten diesen die freie Gestaltung nach dem Wunsche der Nation zugesagt. Indessen war die Zeit gekommen, die dies Versprechen zur That machen sollte. Zur Lösung aller schwebenden Zeitfragen war von den verbündeten Mächten ein Congreß beschlossen worden. Es handelte sich um die Zukunft des Vaterlandes. Der Presse war daher die Aufgabe gestellt, die Nation über jene Fragen aufzuklären. Görres unterzog sich dieser Aufgabe in dem merkwürdigen Aufsatze: „Die deutschen Zeitungen." Er schilderte die Eigenthümlichkeit der vorzüglichsten teutschen Journale und entwarf ein klares Bild von der Tagesliteratur zu einer Zeit, wo deren Tendenz größer und wichtiger war als jemals und von gar Vielen nicht verstanden sein mochte. Was Görres über diese Tendenz sagt, bezeichnet zugleich den Gang des von ihm herausgegebenen Blattes.

„Es ist nicht zu verkennen," schreibt Görres, „daß, wo nicht äußerer Zwang Alles gewaltsam niederreißt, überall das dunkle Gefühl sich regte, es müsse etwas Besseres als das bisher Uebliche geleistet werden; und die Zeit verlangt ganz etwas Anderes als das gewöhnliche Geträtsche, womit man sich wol ehedem gefristet. Dies dunkle, halb bewußtlose Gefühl soll man sich klar und deutlich machen; man soll erkennen, daß die Kraft und die Gelegenheit zu kostbar sind, um sie zu gewöhnlichem Zeitvertreibe zu mißbrauchen, weil das Volk verlangt, daß alle Stimmen, die da reden, zu seinem Wohle sprechen; weil die Zeit jetzt gekommen, wo gesäet werden soll für Jahrhunderte. Bisher ist es so gehalten worden, daß die Fürsten mit ihren Räthen auf der einen Seite standen und die Völker mit ihren Wünschen und An-

18) Ueber dies Journal soll Genz die merkwürdigen Worte geäußert haben: „Nicht leicht hat Jemand erhabener, furchtbarer und teuflischer geschrieben als Görres." In dieser Hinsicht stellte ihn Genz in Eine Reihe mit „Jesaias, Dante und Shakespeare." Vergl. Hillebrand's Deutsche Nationallitteratur. 3. Th. S. 354.

19) Siehe den Aufsatz: „Der Friede von Paris," in Görres' Politischen Schriften. 1. Bd. S. 440.

sprüchen auf der andern, und daß selten eine unmittelbare Gemeinschaft die Einen mit den Andern verknüpfte. So ist es denn nur zu oft gekommen, daß sie beide einander entfremdet worden, daß der beste Wille der Fürsten verloren ging, weil ihm die feste breite Begründung in der Nation gemangelt, und daß die gerechtesten Erwartungen der Völker in Nichts aufgegangen, weil ihr Ausdruck nicht zum Ohr derjenigen hat dringen können, die sie zu verwirklichen im Stande waren. Aber auch hier hat die Zeit ganz Anderes herbeigeführt. Durch das große Gottesurtheil des Krieges hat sie klar gemacht, daß diese Scheidung in der Wurzel verderblich ist. So lange nicht die Völker mit den Fürsten in den Streit gezogen, sind alle Anstrengungen zu Schanden geworden. Erst als die Gesammtheit sich erhoben und ihre Herzoge in die Mitte genommen und eine starke Schildburg um sie gezogen, sind alle Angriffe des Feindes an dem undurchdringlichen Erze gescheitert. Wie im Kriege erst die alte urteutsche Form als heilbringend sich bewährt, so soll sie auch im Frieden geehrt und aufgenommen werden. In der Mitte Aller ist der Ort des Fürsten, um ihn her seine Edlen und Führer. In weitem Kreise aber umfaßt Alle das Volk: ein großer offener Rath, wo mit dem Schilde das Zeichen des Beifalls und des Misfallens gegeben wird. Die Stimmen aber, die da kund thun die Meinung der Versammlung, müssen Herolde sein, aus der Menge ausgewählt als Männer von bewährter Treue und geprüfter guter Gesinnung."

Die Bildersprache in seinen Aeußerungen verlassend, fügt Görres hinzu: „Der ist strafbar, der, weil ihm die Macht gegeben ist, Nützliches zu vollbringen, die schöne Gelegenheit aus den Händen läßt. Dreifach strafbar aber ist der Müßige in dieser Zeit, wo so überaus viel guter Wille von allen Seiten jedem tüchtigen Bestreben entgegentritt und wo die Augenblicke so kostbar sind, weil an jedem ein künftiges Jahr hängt. Alle ihre Wünsche, alle Hoffnungen, alle ihre Ueberzeugungen muß die Nation an den bevorstehenden Reichstag [20]) und an die Fürsten bringen. Alles, was gegenwärtig in den Geistern treibt und sie bewegt, muß klar ausgesprochen werden. Das allein kann dem Guten rechten Bestand gewähren, wenn es überall an allen Orten in besonderer und eigenthümlicher Weise aufkeimt und unaufhaltsam wie Gras und Kraut aus der Erde dringt. Dafür sind die Zeitungen bestellt, daß sie aussprechen, worüber Alle einverstanden sind, und daß, wie keiner Völkerschaft die rechte Gesinnung fehlt, so keiner auch der passende Laut abgehe" [21]).

Solche Sprache und solche Gedanken konnten den Fürsten nicht gefallen. Die Völker, meinten sie, sollten sich mit ihren Angelegenheiten nicht befassen und die teutschen Staaten hätten ihre Souverainetät nicht darum erworben, um in der Ausübung vom Volke und den Zeitungsschreibern gehemmt und gehindert zu werden. Es kam daher, daß in Aschaffenburg die Polizei gegen den von Görres herausgegebenen Rheinischen Merkur einschritt. In Baiern war er im Juni 1814 verboten worden. Görres äußerte sich darüber mit den Worten: „Das war der Schweif Napoleon's in Teutschland, der noch nicht zerschmettert worden." Er berief sich dabei auf die Worte eines frühern Publicisten. In seinen anthropologischen Abhandlungen [22]) hatte Pörschke geäußert: „Ein Fürst, der den fremden Zeitungen den Eingang in sein Reich verwehrt, macht sich eines bösen Gewissens verdächtig und rüstet sich vielleicht gar zur Tyrannei. Er will in Finsterniß wohnen, wo sich unreine Geister um ihn her versammeln können, mit welchen er alle Keime freier oder vernunftmäßiger Gedanken bis auf die letzten Aeußerungen des guten Willens vertilgen kann."

Kaum einen Monat nach diesen Aeußerungen ward der Rheinische Merkur auch in Würtemberg verboten. Görres aber ließ sich dadurch nicht schrecken. Er besprach vielmehr das frühere bairische Verbot in einem besondern Aufsatze mit dem Motto: „Tu contra audentior etc." und blieb diesem Motto treu. Mit seiner gewohnten Freimüthigkeit beleuchtete er mehre Zeitfragen. Für eine der wichtigsten hielt er die Vertheidigung des Vaterlandes. Sehr ausführlich erklärte er sich darüber in seinem Aufsatze: „Die künftige deutsche Reichsverfassung" [23]).

„Was uns Noth thut vor Allem," äußerte er, „und was zuerst durch die Verfassung gesetzlich begründet werden muß, ist innere Festigkeit und geschlossene Haltung dem Auslande gegenüber. Haben alle andern Völker nur eine einzige Seite gegen uns zu decken, dann sind wir, wie die Perser in Asien, nach allen Seiten bloßgegeben. Teutschland ist der Kreuzungspunkt, wo alle Völkerschaften sich begegnen. Alles drängt und stößt, wie von einer innern Spannkraft getrieben, gegen uns in der Mitte an; und besäßen die Spanier noch die Niederlande, kein Volk könnte unruhig in seinem Sitze sich bewegen, ohne daß die Wellen irgendwo unmittelbar an die Ufer unseres Landes schlügen. Slawische und lateinische Völker umgeben uns von allen Seiten, beide gleich sehr gegen uns abgeneigt; in beiden der gleiche Trieb, sich auf unsere Kosten zu vergrößern. Auch hat es seit den Zeiten der Völkerwanderung also sich geordnet, daß große Vorlande, vom teutschen Stamme bevölkert, jenseits der Weichsel und des Rheins, in fremdes Gebiet hinüberziehen und zu nie aufgegebenen Ansprüchen scheinbare Gründe anführen, auf welche zu achten die Ehre des einen und untheilbaren Stammes nicht erlaubt. — Darum ist unsere Stellung auf der hohen Warte des gesammten Welttheils, von wo aus wir mit unablässiger Wachsamkeit auf alle Völkerbewegungen zu achten haben. Sicher ist es, daß jede, die wir sorglos vorübergehen lassen, zu unserem Verderben führt. — Wie das alte Germanien mit einem Walle von Markmännern und kriegerischen Völkerschaften im Süden gegen die Weltherrschaft der Römer sich umgab, so müssen wir rundum

20) Den wiener Congreß. 21) Siehe Görres' Politische Schriften. 2. Bd. S. 9 fg.

22) Königsberg 1801. 23) Aus dem Rheinischen Merkur wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 2. Bd. S. 94 fg.

mit einer solchen Wehr uns umgürten und mit einer Schildburg uns umschließen. Die bewaffneten Völker werden die Mauern dieser großen Feste sein und hoch über ihren Zinnen werden die Fürsten wie starke Thürme sich erheben, die weit umschauen in die Ferne und alle Zugänge sichern und bewahren. Innen muß Alles dann Ein Leben und Ein Bund zum Schutz und Trutz sein, damit beim ersten Schlage, der an ferner Grenze am Schildesrande auffällt, Alles aufmerksam horche und beim wirklichen Angriffe insgemein dem angegriffenen Stamme zu Hilfe eile. Dann allein kann es uns gelingen, daß wir die Schmach nicht wieder sehen, daß Feindesheere aus der Donau, Elbe, Weser, aus dem Main, Lech und Inn unser Herzblut trinken. Wir können in Ruhe unseres Wohlstandes pflegen und dürfen nicht besorgen, daß er mit jedem Jahrhundert einmal dem frechen Raube zur Beute werde."

Davon war Görres überzeugt, daß die Einheit der monarchischen Staatsform den benachbarten Völkern große Mittel für einen Angriff und eine starke Schnellkraft für die Vertheidigung gäbe. Sagen mußte er sich aber zugleich, daß die religiöse Entzweiung und der uralte Stammgeist dieser Einheit widerstrebe. Für die wirksamsten Mittel, diese schwierige Aufgabe befriedigend zu lösen, hielt er eine Centralgewalt und einen Reichstag. Jene sollte von den beiden großen Mächten, die über beträchtliche Länder außerhalb des Reichsgebietes herrschten, ausgeübt werden. Diesen Mächten müßte man, nach seiner Ueberzeugung, die Gewalt der Einheit anvertrauen. Mit starkem Arme sollten sie das verknüpfende Band zusammenhalten, das Reich vertreten vor dem Auslande, die Kriegsmacht handhaben und alle Kräfte zum allgemeinen Ziele der Selbsterhaltung verwenden. Wachen sollten sie zugleich über die Reichsgesetze und jede zerstörende Willkür niederhalten. Was den Reichstag betrifft, so war er der Meinung, daß ihn die Fürsten zu bestimmten Zeiten in eigener Person besuchen sollten. Unter ihrem Vorsitze müßte dann ein Rath die gesetzgebende Gewalt ausüben.

„In solcher Weise," äußerte Görres, „dürfte ein fortschreitendes, sich selbst ergänzendes Leben in die Verfassung gebracht und verhütet werden, daß sie erstarre. Sollten wir sie, wie die Franzosen, in jedem Jahre ändern, so würden wir offenbar zum Gespött werden. Von dem erwähnten Rathe möge dann des Reiches neue innere Ordnung ausgehen, daß Alle nach dem gleichen Rechte gerichtet werden, daß mit gleichem Maße gemessen wird, daß Abgaben unter Alle in gleicher Vertheilung umgelegt werden, daß alle Waffenfähigen zur Vertheidigung des Vaterlandes und alle Verständigen zu seinem Dienste berufen sind. Wenn die Fürsten also auf gemeinen Reichstagen beisammen sind, so werden sie fühlen und erkennen, daß nun der Geist des Volkes über ihnen ruht, daß aber Jeder für sich nur einen Strahl davon in sich trägt, den er hegen und pflegen muß in frommer Liebe und nicht verrathen und verkaufen darf fremden Völkern. Jeder wird einsehen, daß er für sich keinen Verkehr mit dem Auslande haben darf, daß der Geist seines Volkes im Zorne von ihm weicht, wenn er sich verrätherisch zum Auslande wendet, und daß das entseelte Glied sogleich von dem lebendigen Leibe des Ganzen geschieden werden muß. Denn nicht mehr soll das Ausland zwischen die Ringe und Schienen des Harnisches seine Dolche bohren; Alles soll fest und eng geschlossen auf einander liegen, damit jede drohende Gefahr an der schirmenden Wehr abgleitet."

Von der Zusammenberufung des wiener Congresses hoffte Görres nach seinen eigenen Worten, „daß so mannichfacher guter Wille, wie er von vielen Seiten sich gezeigt, viel Gedeihliches in Bezug auf die Grundlagen des ganzen Gebäudes bringen werde." In dem Aufsatze: „Der deutsche Reichstag" erklärte nun der Rheinische Merkur: Teutschlands Verfassung dürfe nicht gebildet werden, wie man in den vorhergegangenen Jahrzehnten geglaubt habe, Verfassungen bilden zu können. Darum müßten auf dem ersten Reichstage der Teutschen nicht allein politische Geschäftsmänner, sondern auch echte Kenner alter teutscher Geschichte, Sitte, Sprache und Verfassung erscheinen. Diese sollten den übrigen Gliedern der Versammlung „den Geist unserer großen Vergangenheit lebendig vor Augen stellen," damit „uralte Formen in verjüngter Gestalt wieder aufstehen und, gleich den ehrwürdigen Bildern großer Ahnen, uns ernsthaft anschauend, gegen jede Entwürdigung des teutschen Adels uns bewahren. In verjüngter Gestalt sagen wir, denn auch von dem Wahne müssen wir uns frei halten, daß ein Vergangenes, Abgelaufenes sich, wie es war, herstellen lasse."

Zu den mannichfachen Zerwürfnissen, welche die Verhandlungen des wiener Congresses veranlaßt hatten, gehörte auch die Frage über den fernern Bestand oder die Auflösung des Königreichs Sachsen. In dem Rheinischen Merkur bemächtigte sich Görres auch dieser Frage in mehren Aufsätzen. Ungeachtet er die Rechte der Sachsen völlig anerkannte, meinte er doch, daß sie sich den Verfügungen unterwerfen müßten, welche die Sicherheit Teutschlands verlange. Es war jedoch offenbar ein Fehlgriff, den nur die Verhältnisse des Jahres 1814 einigermaßen entschuldigen konnten, wenn Görres in der Auflösung des Königreichs Sachsen und der Vereinigung seiner Lande mit dem preußischen Gebiete einen wirksamen Schutz erblickte. Diese Ansicht sprach er deutlich aus und war zugleich der Meinung: „man müsse Preußen mächtig und reich machen, damit es nicht mehr begehre."

Die Spannung zwischen den europäischen Mächten war zu Ende des Jahres 1814 so heftig geworden, daß, wenn auch ein friedlicher Vergleich nicht zu bezweifeln, doch auch die Möglichkeit eines unseligen Krieges vorhanden war. An eine freie Vereinbarung der Fürsten über eine Verfassung Teutschlands konnte man kaum noch denken. Der Norden schien sich von dem Süden trennen zu wollen und die fremden Mächte machten den Riß fortwährend größer.

Görres erkannte diese Mißstände und Gefahren. Eine Ausgleichung schien ihm nur möglich durch Uebertragung der Kaiserkrone an das Haus Habsburg-Lo-

thringen. Diese Idee wollte er gründlich erörtern. Er wollte alle Meinungen bezeichnen, alle Gründe und alle Einwürfe beleuchten. Dies that er in dem von ihm in dialogischer Form abgefaßten Aufsatze: „Der Kaiser und das Reich“ [24]). Die verschiedenen Ansichten über Teutschlands Gegenwart und Zukunft legte er zwölf Personen in den Mund, die sich in dem Salon eines Fürsten in Wien versammelt hatten: einem preußischen Generale, einem Domherrn vom Rhein, einem ehemaligen Reichshofrathe, einem Reichsritter aus Franken, einem bairischen Generalcommissair, einem würtembergischen Landvoigte ꝛc. Am Schlusse des Gesprächs ließ er den Fürsten S. sagen: „Möge die Dornenkrone der Drangsale und Noth, die wir ertragen, zu einer neuen Kaiserkrone erblühen und in ihr Teutschland Glück und Frieden wieder finden.“

Je mehr Görres gegen eine lockere Scheinvereinigung der teutschen Staaten kämpfte, um so mehr befestigte sich in seinem Geiste die vorhin erwähnte Idee einer Uebertragung des Kaiserthums auf Oesterreich. Er erklärte sich darüber in einem besondern Aufsatze, „Congreßangelegenheiten“ überschrieben. „Wird Teutschland,“ heißt es darin, „ein Staatenbund, dann formiren sich blos seine einzelnen getrennten Kräfte, und es ist dem Auslande leicht, dem Aggregate jede beliebige Zahl von Mitgliedern abzuziehen. In Teutschland als Staatenbund aber sind alle Kräfte Factoren, mit sich selbst in ein Product multiplicirt, und keine europäische Macht wird es vermögen, mit des Schwertes Schärfe diesen Fels zu theilen. Oesterreich, um seiner Macht und Gewalt und früherer Verdienste willen, gebührt die Kaiserwürde. Oesterreich hat seinen Vortheil wahrgenommen, wie alle dem ihrigen nachgegangen; es hat sich getrennt vom Reiche und irrig geglaubt: es dürfe nicht seiner achten und selbständig dastehen. Gott hat es dafür, wie die Andern, heimgesucht. Das Reich, wo es nicht mit Oesterreich ist, ist gegen Oesterreich“ [25]).

Ungeachtet des lebhaften Wunsches, jenen Staat an die Spitze von Teutschland zu stellen, war Görres, bei aller Anerkennung der historischen Tugenden des österreichischen Hauses, nicht verblendet gegen seine Fehler. Am wenigsten war er mit der Verwaltung der österreichischen Finanzen zufrieden, die er höchst tadelnswerth fand. In einer „Frage an Oesterreich,“ wo er auf diesen Gegenstand zu sprechen kam, verlangte er „Gerechtigkeit für die Gläubiger des Staates.“ Er berührte die gewaltsame Maßregel, welche die Inhaber der wiener Stadtbank-Obligationen zur Einbezahlung von 30 Proc. bei gänzlichem Verluste des Capitals gezwungen hatte; er erinnerte an die spätere Herabsetzung der Papiere auf ein Fünftheil ihres Nennwerthes, und forderte, daß Oesterreich das Fiehen derer, die es arm gemacht, erhören sollte, wobei er die Ehrlichkeit jenes Staates keineswegs in Abrede stellte.

In dem vorhin erwähnten Aufsatze äußerte sich Görres hierüber mit den Worten: „Dadurch, daß Oesterreich seit undenklichen Zeiten sich auf den festen Grund der Rechtlichkeit gesetzt, ist es der Bankier für das ganze Reich geworden. Alle Welt hat diesem Staate Hab und Gut hingegeben. Hunderttausende haben ihm ihr Vermögen anvertraut; und es geht ins Unglaubliche, welche Forderungen Teutschland an diesen Staat zu machen hat. Immer hat die gewissenhafteste Ehrlichkeit bei diesem ihm anvertrauten Gute gewaltet; die Interessen sind aufs Richtigste gefallen und der Credit war unbedingt, selbst unbedingter als der englische; denn es war der Kaiser, dem man gab. Seit 14 Jahren erst sind die strengen Grundsätze in der Finanzverwaltung des Hauses wankend geworden und der Credit ist in allmäligen Stufen und endlich ganz verschwunden. Teutschland weiß, daß unerhörte Ereignisse und Anstrengungen dies herbeigeführt; aber Teutschland hegt auch das Vertrauen, daß nun, wo Drang und Noth vorüber, auch die Hilfe und gewissenhafte Erfüllung der eingegangenen Verbindlichkeiten der flehenden Armuth nicht versagt werden wird. Verlangend hat Teutschland seine Blicke nach Osten hin gerichtet. Es will die alte Liebe wiedergeben und verlangt nur die alte Treue zurück.“

Mit minderer Schonung ist ein späterer Aufsatz von größerem Umfange abgefaßt, in welchem Görres auf denselben Gegenstand zurückkommt. In diesem Aufsatze: „Oesterreichs Finanzen und Papiergeld“ überschrieben, tadelt Görres, statt wie früher bittweise aufzutreten, unumwunden „die schlechte Verwaltung, die Trägheit oder Unfähigkeit der Finanzbeamten,“ denen er die furchtbare Lage schuld gibt, durch die ein so mächtiges Reich so ohnmächtig geworden. Er stellt den österreichischen Staat einem andern gegenüber, der sich aus weit größern Bedrängnissen gerettet.

Charakteristisch ist die hier folgende Stelle in dem erwähnten Aufsatze: „Preußen, vom Feinde zerrissen, zertreten, beraubt, verarmt und am Rande der Verzweiflung durch Anstrengung und Hinopferung der letzten Kraft gerettet, hat aus diesem weit hoffnungsloseren Zustande sich herausgerissen und seine Finanzen wiederhergestellt. Wenn Manches hier befördernd und günstig eingewirkt, so ist zuverlässig doch auch ein großer Theil dieses glücklichen Erfolges der Ordnung in der Verwaltung und rührigen Thätigkeit zuzuschreiben. Oesterreich allein, unter allen europäischen Staaten jetzt wieder der größte, eine Unermeßlichkeit von Hilfsquellen in sich schließend, aller Erzeugnisse eines gesegneten Himmelsstriches sich erfreuend, sogar aus Bergwerken aller Art schon unmittelbar das Metall und somit den Geldreichthum erzielend, ist gegen alle andern Staaten zurückgeblieben und hat die Demüthigung erfahren, im Angesichte aller Fürsten seine Fonds tiefer fallen zu sehen, als sie je mitten im Kriege gefallen. Wie sehr hat nicht politisch sein Einfluß auf dem Congresse dadurch gelitten und welchen Nachdruck konnte es seiner Verwendung geben, da der Stand der Papiere jede Kriegsdrohung als gänzlich leer und unstatthaft vernichtete, bei jedem ernstlichen Schritte das Zittern des Courses und die Angst

24) Siehe Gorres' Politische Schriften. 2. Bd. S. 319 fg.
25) Siehe a. a. O. 2. Bd. S 415 fg.

der Besitzer verrieth und nicht mehr bezweifeln ließ, daß mit dem Friedenszustande aller Credit des Staates gänzlich hinschwinden würde. So ist es geschehen, daß Oesterreich, das auf jenem Congresse die Wage zu halten den Beruf gehabt, unter die Streitenden treten mußte; daß nun die Verhandlungen ohne Schwerpunkt langwierigen Differenzen hingegeben waren, die zurückwirkend das Uebel noch immer vermehrten" [26]).

So hatte Görres zu Anfange des Jahres 1815 geschrieben. Im Februar war der wiener Congreß beendet, ohne daß jedoch in den teutschen Verhältnissen eine sonderliche Aenderung eingetreten war. Diese Verhältnisse waren noch immer so unbestimmt wie einige Monate früher. Der Rheinische Merkur äußerte sich darüber mit den Worten: „Die Völker kamen und fragten, was fertig geworden, und man hatte Nichts aufzuweisen: nicht eine Note, die des Menschen Herz erfreute, war zu Stande gekommen."

In neue Bewegung versetzte um diese Zeit ganz Europa ein unerwartetes Ereigniß: die Entweichung Napoleon's von Elba und seine Landung in Cannes, welche der Rheinische Merkur am 1. März 1815 mit den Worten verkündete: „Als die Wächter geschlafen hatten und die Herren um den Kaisermantel stritten und würfelten, hat der böse Geist, den man sorglos sich selbst zur Bewachung übergeben, den Stein von seiner Höhle weggerückt und ist entronnen."

Was Görres unter diesen Umständen vor Allem dringend forderte, war die Ordnung der teutschen Verhältnisse. Mit Bezug auf die ihm verhaßte französische Nation äußerte er: „Haben die Räuber ihren kaiserlichen Hauptmann sich zurückgenommen, dann müßten die teutschen Fürsten von Gott verlassen sein, wenn sie noch einen Augenblick länger zögerten, sich ein oberstes Haupt zu setzen, das alle ihre Anstrengungen zum Ziele leite. Daher werde Franz als teutscher Kaiser ausgerufen. Aber nicht als ohnmächtiges Schattenbild werde er hingestellt, wozu sich vielleicht noch wol der Congreß verstanden hätte, sondern bekleidet mit der ganzen Würde der alten Kaiser. Ihm werde die oberste Leitung aller Kriegsgewalt anvertraut und Aller Hochmuth sollte sich beugen vor dem selbstgewählten Oberhaupte, damit ihm nicht die Demüthigung werden möge zu knieen vor dem Räuberkönige."

Groß war die durch das vorhin erwähnte Ereigniß herbeigeführte Gefahr. Sie berührte zunächst Teutschland. Erneuerten die europäischen Mächte den Allianzvertrag, so fehlte es zwar nicht an Soldaten; aber dem Ganzen fehlte der Kern, das starke Band, so lange Teutschland nicht ein fester politischer Körper war und die teutschen Staaten nur einzeln und nicht als Gesammtheit in den Kampf eintreten konnten. Was Görres damals in dem höchsten Tone glühender Begeisterung den Fürsten und Völkern zurief, verdient hier als höchst charakteristisch eine Stelle.

„Es thut wahrlich Noth," äußerte er, „daß die Zeit in ihrer furchtbaren Bedeutung endlich begriffen werde. Die sie zu leicht genommen, sind schon so oft zu Schanden geworden. Laßt uns nicht ferner mehr auf ihre Reden horen! Seht den Drachen, wie er mit seinem Schweife ein ganzes verblendetes Volk umschlingt; seht, wie sie, bekannt mit allen Künsten der Verführung, Feuerbrände nach allen Seiten schleudern und eine Hölle in lichten Brand entzünden! Hört den Jubel, der euch von allen Seiten entgegenhallt, und urtheilt dann, ob durch gewöhnliche Mittel solcher Gefahr begegnet werden kann, ob auf dem Geschäftswege solch Unwetter sich beschwören lasse. Heuchlerisch kalter Despotism mitten in der Feuerlohe des Jacobinism, ein von Blutdurst und Uebermuth wahnsinniges Heer beherrschend — wo hat sich je ein Verein von solcher Furchtbarkeit gefunden? Und dieser Gefahr sollen wir in unsicherem Verbande entgegengehen! Schon dröhnt und kracht das alte europäische Gebäude in allen seinen Fugen; es heulen unterirdische Stürme in den Höhlen unter unsern Füßen; in leichten Zuckungen bebt schon die Erde und kündigt das Nahen der unterirdischen Gewalten an; und wir wollen nicht aus unsern täglichen Gleisen weichen und bleiben immer in unsern morschen, wankenden Kanzleistuben, bis sie über unserem Haupte zusammenbrechen und uns zerschmettern! Was würde Alles uns verschlagen, ständen wir in rechter Fassung fest auf unserer Erde, Jeder an seiner Stelle, klar und leicht die Gefahr überschauend und tausend Mittel ihr entgegen ordnend? Aber diese Verblendung, die uns überschattet seit so langen Jahren, sie ist das einzig Furchtbare; denn wenn die Schicksalsmächte den Untergang beschlossen, dann verhüllen sie das Haupt ihres Opfers mit dunklem Qualm, damit es in der Finsterniß in sein Verderben renne. Darum, ihr Fürsten, laßt durch die Stimme eurer Völker euch beschwören, zerreißt endlich, wenn es noch möglich ist, die Netze, die euch umstricken" [27]).

Wie man aus diesen und andern Aeußerungen sieht, hatte sich in Görres die Liebe zum Vaterlande bis zum glühendsten Franzosenhaß gesteigert. Aber seine Gerechtigkeitsliebe war stärker als sein Haß. Darum forderte er, nach der Schlacht bei Waterloo und dem Einzuge der Verbündeten in Paris (am 7. Juni 1815), auch Gerechtigkeit für die Franzosen. „Haben wir," äußerte er [28]), „sie ganz bezwungen, so laßt uns sorgen, daß wir vor Allem uns selbst bezwingen: den eigenen Dünkel und die Gier, die zu vernichten, die im Felde nicht geschlagen und vom Schwerte nicht getroffen wurden. Sorgen wir vor Allem, daß wir das Recht auf unserer Seite halten und auch an den Ueberwundenen kein Unrecht üben."

Vom religiösen Standpunkte aus betrachtete Görres die glückliche Wendung, welche für Teutschland die politischen Ereigniße genommen hatten. „Wer ernstlich will," schrieb er [29]), „dem fügen sich die Dinge gehor-

26) Siehe a. a. O. 2. Bd. S. 467 fg.

27) Siehe den Aufsatz: „Die Wiedererneuerung des Vertrags von Chaumont" a. a. O. 3. Bd. S. 40 fg. 28) In dem Aufsatze: „Uebergabe von Paris" a. a. O. 3. Bd. S. 153. 29) a. a. O. 3. Bd. S. 208.

sam, wenn seine Willensmeinung nicht mit höhern Rathschlüssen im Widerspruche steht. Daß der Volkswille jetzt Gottesurtheil sei, hat sich in dieser Zeit wol klar und unverkennbar ausgewiesen, indem Alles gelungen, was mit ihm übereingestimmt, und Alles jämmerlich zu Schanden worden, was ihm widerstrebte."

Mit Klarheit und mit dem ihm eigenthümlichen Scharfsinne entwickelte Görres die Gründe, welche die verbündeten Mächte bestimmten, die Abtretung der teutschen Provinzen nicht durchzusetzen. „England will nicht," äußerte er[30]), „daß Frankreich irgend eine Abtretung machen solle. Die Politik seiner Minister meint: Frankreich sei ein moralisch sinkender, Teutschland ein steigender Staat; die Macht der Entkräftung sei nicht mehr zu fürchten, wol aber der rasche Muth des Wiederbelebten." Ueber Rußlands Stellung äußerte sich Görres mit den Worten: „Es hat seine großen Zwecke erreicht. Finnland ist ihm gewährt und Polen ihm zugefallen. In dem reichen Besitze, den es sich im Süden erworben, bleibt es ungestört. Frankreichs Macht ist fern von seinen Grenzen abgetrieben und es besorgt kaum weitern Angriff von dieser Seite. Darum will es die Franzosen nicht weiter sinken lassen und sucht in ihnen einen Bundesgenossen für künftige Vergrößerungspläne sich zu erhalten und zu schonen. Oesterreich," fährt Görres fort, „will allerdings, daß Frankreich zur Abtretung des alten Reichsgebietes angehalten werde: aber es ist mit dieser Macht auch hier wie auf dem Congresse bestellt. Der Wille ist gut, aber ohne allen Nachdruck und in fortwährender Unbestimmtheit schwankend. — Preußen allein ist zur deutlichen und klaren Einsicht desjenigen gekommen, was die Zeit verlangt. Es hat das Verhältniß Teutschlands gegen Frankreich durchschaut und demgemäß seinen Entschluß gefaßt. Entscheidend und bestimmt hat es auf jene Abtretungen gedrungen und sie zur Friedensbedingung gemacht."

Einen sehr widerwärtigen Eindruck machten auf Görres, als sie allmälig bekannt wurden, die Grundlagen des zweiten pariser Friedens. Die Bedingungen, unter denen dieser Vertrag geschlossen worden, hielt er beinahe für unmöglich. Schwer ward es ihm zu glauben, daß man die heiligsten Rechte so mißachten könnte. „Wer wollte," äußerte er im Rheinischen Merkur, „das Wagniß übernehmen, einer so einstimmigen, einer so furchtbaren und geharnischten Meinung zu widerstehen? Wer könnte es über sich gewinnen, einer Nation, die so entsetzlich gedultet und dann so groß gethan und gehandelt hat, mit einem solchen Werke, mit einem solchen Lohne für alle ihre Mühen unter die Augen zu treten?"

— Von Rußland sprechend fügt Görres hinzu: „Daß es unsere Stärke nicht will, laßt in gemeiner Politik sich in keiner Weise ihm verargen. Aber daß der Wille einer fremden Macht uns Gesetz sein mußte, daß es nur einer Opposition von ihr bedurfte, um ihr sogleich unsere heiligsten Interessen hinzugeben, das wäre eine schändliche Demüthigung, die uns billig zum Gespott der Welt machen müßte und verachtet zuerst bei denen, welchen wir also zu Willen lebten."

Wie sehr der Rheinische Merkur, der diese Aeußerungen enthielt, Recht hatte, bewies die berühmte Note Gottschakoff's. Görres bemerkte darüber: „Es ist schwer zu begreifen, auf welchen Theil der Pitt'schen Verlassenschaft Englands Minister diesmal ihre Politik begründen. Sicher ist, daß, wenn Pitt selbst am Leben wäre, er in keiner Weise mit ihnen einerlei Meinung sein würde. Die Art, wie sie seither an Teutschland gesündigt haben, ist das Unverantwortlichste von Allem, was vorgegangen, da kein geheimer thierischer Heißhunger sie antreibt, uns schwach zu erhalten, um uns dereinst ganz oder mit den Franzosen halbirend zu verschlingen, und da sie, über die unmittelbaren Interessen des Continents hinausgehoben, grade am ersten berufen wären, Recht und Gerechtigkeit zu handhaben."

Seine Ansichten über die damaligen politischen Verhältnisse concentrirte Görres in den Worten: „Wer den Rhein oder auch nur einen Theil des Rheins in Besitz hat, behält die Pulsader unseres Lebens und somit unser Leben selbst in seiner Gewalt; und Südteutschland, das hinter dem Bollwerke des Elsasses wohl gesichert läge, wird vor ihm, grade wie die Rheinlande, immer der Schauplatz französischer Kriege sein"[31]).

Schon vor dem Abschlusse des pariser Friedens hatten die Verhältnisse dem Herausgeber des Rheinischen Merkur die Worte ausgepreßt: „Wahrlich, Teutschland hat für seine Treue und seine bewiesene große Kraft ein besseres Loos verdient, als daß ihm zu der Einheit seine Freiheit und mit der Verfassung seine Geschichte und nun noch obendrein seine äußere Sicherheit geraubt werden sollte." — Später fügte Görres noch hinzu: „Sicher will die Masse des französischen Volkes die Ruhe haben. Aber dies Geschlecht ist durch die Zeit in die Höhe hinaufgetrieben, solche meteorische Beweglichkeit ist an die Stelle alter Trägheitskraft getreten, daß es überall in der Gesinnung einen Punkt gibt, über den hinaus Alles, was scheinbar schlief und ruhte, mit einem Male aufsteigt und was auf den täuschenden Grund unvorsichtig erbaut worden, mit sich in die Lüfte nimmt."

In mehren, meist größern Aufsätzen und Abhandlungen, die der Rheinische Merkur enthielt, sprach Görres die Erbitterung des teutschen Volkes aus und zugleich seinen eigenen Schmerz. Er beleuchtete den Gang der Verhandlungen von allen Seiten. Rastlose Thätigkeit war ihm zur Gewohnheit geworden. Indem er sich zur Vergangenheit wandte, lichtete sich ihm eine fernere Zukunft. Mit hochpoetischem Schwunge begrüßte der Rheinische Merkur das Jahr 1816, und grade dies Jahr war es, wo seine weit verbreitete Zeitschrift das Schicksal traf, von der preußischen Regierung durch eine Cabinetsordre vom 3. Jan. 1816 verboten zu werden.

Als Grund ward angegeben, daß der Rheinische Merkur „Aufsätze liefere und verbreite, welche die Un-

30) a. a. O. 3. Bd. S. 208 fg.

31) Siehe den Aufsatz: „Ob Frankreich oder Deutschland seine Integrität wieder gewinnen wird?" a. a. O. 3. Bd. S. 223 fg.

zufriedenheit und Zwietracht der Völker nährten und durch zügellosen Tadel und offenbare Aufforderungen die Gemüther beunruhige." — Aus den von Görres veröffentlichten Schriftstücken geht mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit hervor, daß die Idee der Uebertragung des Kaiserthums an das Haus Habsburg das eigentliche Verbrechen gewesen, dessen er sich schuldig gemacht haben sollte. „Hätte," schreibt Görres, „der Rheinische Merkur die Meinung Jener verfochten, die da sagen: da Kaiser Franz 1806 die teutsche Kaiserkrone niedergelegt, so sei es nun die Bestimmung des Hauses Hohenzollern in Teutschland, an die Stelle der Habsburger als deren Erbe einzutreten — vielleicht wäre dann dem Merkur und seinem Herausgeber ein anderes Loos geworden" [32]).

Auch nach dem Aufhören seiner Zeitschrift verließ Görres nicht ganz das Gebiet der Politik. Sein Hauptinteresse nahmen die Rheinprovinzen in Anspruch, deren Verhältnisse noch immer nicht festgestellt waren. Das Bestreben der Rheinländer für Erwirkung eines constitutionellen Rechtsstandes bildete den Inhalt mehrer damals von Görres geschriebener Aufsätze. In den Gemüthern aller Teutschen, die es mit dem Vaterlande redlich meinten, herrschte eine furchtbare Spannung, die keinen Ausgang fand. Den entsetzlichen Zustand mußte eine grauenvolle That den teutschen Staatsmännern verkünden.

Am 23. März 1819 war Kotzebue in Mannheim ermordet worden [33]). Görres war, wie Viele, tief erschüttert von jenem Verbrechen, zu welchem die Verblendung einen schwärmerischen Jüngling getrieben hatte. In jenem Morde erblickte er ein prophetisches Zeichen, aus dem, seiner Meinung nach, „die drohende Zukunft und das Schicksal der kämpfenden Zeiten sich leicht Jedem deute, der im Kleinen das Größere und im Einzelnen das Allgemeine wahrzunehmen wisse. Die europäische Gesellschaft," fügte er hinzu, „ist kränker, als sie selbst zu glauben scheint." Ueber die furchtbar ergreifenden Worte, die er damals sprach [34]), äußerte er: „Mögen sie als eine Predigt gelten über den Geist der Zeit, aber freilich nicht in der Weise, wie sie den Ohren der Machthaber oder verblendeten Parteigänger angenehm sein mag. Die Ansicht aber, die darin herrscht, werden selbst die Gründer der heiligen Allianz nicht misbilligen können, weil sie die biblische ist."

Mitten unter den bekannten demagogischen Umtrieben, denen die teutschen Regierungen, namentlich die preußische, überall nachspürten, schrieb Görres, um die Fürsten und Völker über den Proceß einer immer weiter fortschreitenden Gährung aufzuklären, seine Schrift: „Deutschland und die Revolution" [35]). Er bemühte sich, darin zu zeigen, daß die Ursache jener allgemeinen Gährung weit tiefer liege, als man glaube. Görres meinte diese Ursache in dem entrüsteten Nationalgefühle zu finden, in den getäuschten Hoffnungen, in dem gedrückten Leben, in der starren Willkür und den despotischen Regierungsmaximen. Alles dies, äußerte er, habe einen allgemeinen Unmuth erzeugt und dieser stelle die angebliche allgemeine Verschwörung dar, von der die Regierungen nur kleine Erscheinungen wahrnähmen.

Wie weit Görres davon entfernt war, einem allgemeinen Umsturze der Dinge das Wort zu reden, zeigt in der erwähnten Schrift die hier folgende Stelle: „Revolutionen sind wie der Tod, vor dem nur Feige zagen, mit dem aber nur die Frivolität zu spielen wagt. So furchtbarer Bedeutung sind diese Katastrophen in der Geschichte und so ernsten Inhalts, daß nur Verrückte oder Verzweifelte sie herbeiwünschen mögen. Eine Staatsumwälzung kann einzig das Werk der Leidenschaften sein; darum ist Religion, Sitte, Geist, Wissenschaft, Erfahrung alles ihr hinderlich." Daß die Schrift, die diese Aeußerungen enthielt, ihrem Verfasser einen Verhaftsbefehl zuzog und dadurch die Flucht aus seinem Vaterlande veranlaßte, ist bereits früher erwähnt worden.

Eine zweite Schrift verwandten Inhalts, schon in der Verbannung im Frühjahre 1820 geschrieben, erschien [36]), als schon die Immediatcommission in Mainz eingesetzt, die karlsbader Beschlüsse gefaßt und Teutschland mit dem politischen Interdicte belegt worden war. Den Standpunkt, von dem er bei der genannten Schrift ausgegangen, bezeichnete Görres mit den Worten: „Sei es dem Geiste, der schon oft aus dem Verfasser dieser Blätter geredet, vergönnt, noch einmal von einer der hohen Alpenfirnen, dem Schauplatze der arbeitenden Parteien selbst entrückt, die weite, tief bewegte Gegenwart mit ihren Gewittern zu betrachten, die langsam und drohend aus der Ferne durch ihre Klüfte herangezogen kommen; sei es ihm vergönnt, das Rundgemälde dessen, was er erblickt, hier darzulegen."

Aus einer großartigen Auffassung der Weltgeschichte zieht Görres die Schlußfolge, daß bei dem Zerfallen der gegenwärtigen Zustände Europa durch eine furchtbare Katastrophe hindurch gehen müsse, ehe die Ruhe des Gleichgewichts wieder hergestellt werden könnte.

„Die Zukunft Europa's," äußerte Görres, „wird die fortschreitende Evolution weiter führen, indem sie einerseits den angefangenen Zersetzungsproceß zu Ende drängt und andererseits die begonnene Umbildung bis zu ihrer weitern Reife leitet. Während die zugleich fortschreitende Zerstörung des Alten die Anhänger der Stabilität und diejenigen, die zur Erhaltung des Bestehenden berufen sind, ohne Unterlaß ängstigt, werden dem aufmerksamen Auge immer sichtbarer die Ansätze der neuen Ordnung, die sich gestalten will; und die Kräfte, die in wirksamer Arbeit die Masse durchfahren, treten

32) Siehe a. a. O. 3. Bd. S. 374 fg. den Aufsatz: „Zur Geschichte des Rheinischen Merkur." 33) Siehe darüber A. v. Kotzebue's Leben von Heinrich Döring (Weimar 1830.) S. 338 fg., wo man die durch dies Ereigniß veranlaßten Schriften S. 452 fg. verzeichnet findet. 34) In dem Aufsatze: „Kotzebue und was ihn gemordet;" aus der von Börne herausgegebenen Zeitschrift: „Die Wage" wieder abgedruckt in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 58 fg. 35) Stuttgart 1819, wieder abgedruckt a. a. O. 4. Bd. S. 65 fg.

36) Zu Stuttgart 1820 unter dem Titel: „Europa und die Revolution." Wieder abgedruckt ward sie in Görres' Politischen Schriften. 4. Bd. S. 247 fg.

immer unverhüllter mit ihrem Werke ans Tageslicht hinaus."

Noch verdient unter den von Görres verfaßten Schriften besonders eine erwähnt zu werden, die den Titel führt: „Die heilige Allianz und die Völker auf dem Congreß von Verona." Diese Schrift, die im J. 1822 erschien, bezeichnet treffend den Charakter des großen Parteienkampfes, des Kampfes zwischen dem „Dogma der absoluten Gewalt des Regenten" und dem andern: „der absoluten Gewalt des Volkes." Görres hatte in dieser Schrift den wiener Congreß aufgefordert, die Grundidee der heiligen Allianz klar zu entwickeln und dadurch die Revolution zu unterdrücken.

Daß Görres die großen Weltereignisse wie seine eigenen Lebensschicksale von einer höhern Leitung aller irdischen Dinge abhängig zu machen gewohnt war, ist bereits mehrfach erwähnt worden. Mit einem resignirten Hinblicke auf die Gegenwart und Zukunft sprach er in seinen Schriften seine Ansichten darüber aus an einer Stelle, die zu charakteristisch ist, um hier übergangen zu werden. In seinem gewohnten metaphorischen Style äußerte er sich, wie folgt: „Ein ernster, strenger Geist hat seinen Stuhl unter die Lebenden hingestellt. Obgleich unsichtbar, hat der Blödeste im Volke das Nahen doch vernommen. Jedem Vergehen hat er seinen Tag gesetzt, über jeden Frevler ist er zu Gericht gegangen, jedes Unmaß hat er in seine Schranken zurückgewiesen. Die ihrem eigenen Willen gefolgt und sich ihrer List gefreut, sind nach einander zu Schanden geworden; die Hochmüthigen sind zu Fall gekommen; die Gewalt ist vor ihnen zerronnen in Nichtigkeit. Nichts ist vor ihm bestanden als Wahrheit, Recht und Billigkeit und das sittliche Maß, worauf er mit Wohlgefallen niedersieht. Wie er es in solcher Weise bisher gehalten, so wird er auch thun in den Zeiten, die noch kommen werden und fort und fort handhaben die Gerechtigkeit. Leicht blickt er durch die magischen Larven großer hohler Worte durch, womit Heuchelei, Falschheit, Zweizüngigkeit, Treulosigkeit, Gewaltthätigkeit und alle schlechten Leidenschaften sich zu verhüllen wissen. Sie werden ihm für Nichts gelten, wo nicht Thaten mit ihnen reden. Mögen anarchische Gelüste unter dem Vorwande der Freiheit immer aufs Neue versuchen, die Welt zu verwirren: sie werden, je heftiger sie zum Ziele eilen, um so schneller auf überlegene Gewalten stoßen, die sie so weit hinter das Ziel zurückwerfen, als sie über dasselbe hinausgedrungen. Mögen despotische Instincte in der Finsterniß Werke des Trugs und der Gewalt verüben: jener Geist wird ihnen immer neue Kräfte wecken, die sich zum Streite rüstig zeigen und den Bau niederwerfen, ehe er vollendet werden. Auf neue Fluthen werden neue Rückläufe folgen. Wie das irdische Element auch stürmisch sich bewegt, es wird nur dienen, den Willen dessen zu erfüllen, der in der Geschichte gebietet" [37]).

Ueber den wahrhaft religiösen Sinn, der sich in diesen Betrachtungen ausspricht, möchte man beinahe den Starrsinn und die Einseitigkeit vergessen, womit Görres, wie früher erwähnt, für Papstthum und römische Consequenz kämpfte. Zu bleibendem Ruhme gereicht es ihm, daß er in der Zeit der Noth und harten Druckes für die Erhebung des teutschen Volkes zur Freiheit und Selbständigkeit muthig das Schwert des Wortes geschwungen. Ein vollgültiges Zeugniß für seinen Kosmopolitismus liefert sein politisches Glaubensbekenntniß, welches während des wiener Congresses der Rheinische Merkur am 18. Aug. 1814 mit den Worten verkündete: „Starke Völker allein können starke Fürsten machen, und nur die Völker sind zu allen Zeiten stark gewesen, die am gemeinen Wesen Theil genommen. Wo der Staat nur in Wenigen lebt, da führt ihr Verderben ihn auch leicht zum Untergange und er sinkt und steigt mit ihnen. Wo die Gesammtheit aber ihm ihre Theilnahme zugewendet hat, da lebt er ein unverwüstliches, immer sich verjüngendes Leben."

Mit der Charakterfestigkeit, die sich in diesen Worten ausspricht, hing die Uneigennützigkeit zusammen, durch welche sich Görres, nach hinlänglich verbürgten Nachrichten, vor vielen seiner Zeitgenossen auszeichnete. Jedes, auch das schwerste Opfer darzubringen, wo es das allgemeine Wohl galt, war er stets bereit. Bei seinen wechselvollen Schicksalen blieb ihm ein Gleichmuth, den Nichts zu erschüttern vermochte. Ebenso war ihm eine seltene Genügsamkeit eigen. In sich selbst fand er die Erholung und Befriedigung, welche Andere anderswo suchen müssen.

Sein wohlgetroffenes Bildniß, mit einem Facsimile seiner Handschrift, befindet sich vor der zu Regensburg 1848 anonym erschienenen Schrift: „J. v. Görres. Eine Skizze seines Lebens" [38]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRRES (Guido), des Vorigen Sohn. Er ward zu Coblenz den 28. Mai 1805 geboren; seine Mutter war Katharina, eine geborene von Lassaulx. Mit zwei Geschwistern verlebte er im älterlichen Hause seine Kinder- und den größten Theil seiner Knabenjahre in heiterglücklicher Ruhe; sie fing an gestört zu werden, als in den Jahren, wo Guido auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt seine Studien begonnen hatte, sein Vater auf

37) Siehe den Aufsatz: „Deutschland und die Revolution," in Görres' Politischen Schriften. 4 Bd. S. 481 fg.

38) Vergl. außer dieser Schrift den Aufsatz: „Joseph Görres." Von M. (in den Zeitgenossen. 4. Bd. Heft 4. S. 171 fg.). Lamparius in dem Almanach der Universität Heidelberg S. 139 fg. Görres als Verfasser des „Rothen Blatts" und des „Rübezahl." (Germanien 1815.) E. Görges und Fr. Binder's Historisch-politische Blätter. 43. Bd. Heft 10. S. 803 fg. 45. Bd. Heft 3. S. 161 fg. Heft 4. S. 249 fg. Heft 5. S. 349 fg. Heft 6. S. 517 fg. Heft 8. S. 721 fg. Heft 9. S. 801 fg. J. H. Voß in seiner Antisymbolik. 2. Th. S. 252 fg. Warum eifert Görres gegen Voß? Ein Aufsatz von H. E. G. Paulus (im Sophronizen. 9. Bd. Heft 3. S. 115 fg.). Leipziger Illustrirte Zeitung. 1848. Nr. 212. Meusel's Gel. Deutschland. 13. Bd. S. 481 fg. 17. Bd. S. 741 fg. Neuer Nekrolog der Deutschen. Jahrgang XXVI. 1. Th. S. 131 fg. Augsburger Allgem. Zeitung. 1848. Nr. 34. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11 Bd. S. 331. J. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 3. Th. S. 352. K. Barthel's Deutsche Nationalliteratur der Neuzeit S. 35.

politischem Gebiete die harten Kämpfe zu bestehen hatte, die seinen Namen zu einem der berufensten in Teutschland machten. Mit seinem Vater verlor und gewann der heranwachsende Sohn; er verlor mit ihm die liebe Heimath und die regelmäßige Ordnung des äußerlichen Lebens. Er wanderte mit ihm ins Exil nach Strasburg und folgte ihm von da im J. 1821 nach Aarau in der Schweiz. An beiden Orten wurden die zu Coblenz begonnenen Gymnasialstudien mit mannichfacher Unterbrechung und nicht ohne Hemmniß durch diesen wiederkehrenden Wechsel der Lehranstalten fortgesetzt. Dafür entschädigte ihn jedoch des Vaters immerwährende Nähe, der zwar absichtlich dem emporwachsenden Jünglinge die ganze Freiheit der Entwickelung ließ, aber doch, wo es noth that, mahnend und helfend einwirkte. Guido gewann auch durch das Familienleben voll großer Herzlichkeit, einem Abbilde wahrhaft alttentscher Hausväterlichkeit. Durch das durch ausgezeichnete fremde Besucher reichbewegte Leben im älterlichen Hause wurden dem strebsamen Jünglinge geistige Vortheile gewährt, die ihn ungemein förderten. Glühende Wißbegierde und beharrlicher Fleiß waren charakteristische Eigenschaften des jungen Görres; während aber die meisten jungen Leute nach Wissen dürsten, um vor der Welt zu glänzen oder ein bestimmtes Ziel des Ehrgeizes zu erreichen, war in ihm eine seltene geistige Uneigennützigkeit. Es war die Sache, die ihn fesselte; hatte er einmal irgend Etwas ergriffen, so fragte er wenig darnach, ob die darauf verwendeten Kräfte Zinsen des Ruhms oder zeitlichen Lohn abwerfen würden; selbst Einreden und Mahnungen des Vaters und nahestehender Freunde, von irgend einem Gegenstande unermüdlichen Forschens, der minderen Belanges schien, abzustehen und sich einer dankbareren größeren Aufgabe zuzuwenden, halfen Nichts; das einmal angebrachte Studium mußte als ein Werk der Liebe und Treue durchgeführt sein. Zu diesem Fleiße gesellten sich noch andere Vorzüge, die auf der sittlichen Wage schwer wiegen. Die Freiheit, die ihm nach des Vaters genialer Natur, sowie nach der patriarchalischen Sitte des Hauses zu Gebote stand, mißbrauchte er nie; aber er benutzte sie, was sonst mit eiserner Beharrlichkeit in den Studien nicht oft geeinigt zu sein pflegt, zu lebensfrischen Uebungen seines kräftigen und schöngebauten Körpers in unermüdlichem Fußwandern, Bergsteigen, Schwimmen u. s. w., oft bis zur wahren Anstrengung. Dazu gesellte sich in ihm ein bei Jünglingen nicht grade häufig vorkommender religiöser Ernst und eine solche Reinheit des Wesens, daß kein frivoles Wort über seine Lippen ging, so wenig es ihm auch an jugendlicher Heiterkeit gebrach. So trefflich an Leib und Seele ausgerüstet bezog er im Alter von 20 Jahren die Universität Bonn, welche damals eine Anzahl der bedeutendsten Männer Teutschlands vereinigte. Die Hochschulen waren in jener vielbewegten Zeit für viele junge Männer gefährliche Klippen schlimmer Gesellschaft; allein Guido Görres konnte sie mit sicherem Steuerruder glücklich umsegeln, innerlich gefestigt durch die aus dem älterlichen Hause mitgebrachten Grundsätze und fest an die Lehre des Vaters sich haltend: „Gieb Gott die Ehre, halte Frieden mit den Menschen und hüte dich vor bösen Buben." Frühzeitig für höhere Interessen empfänglich gemacht, gab er seinen Studien eine Ausdehnung, welche klar den Einfluß bewies, den des Vaters große Vielseitigkeit auf ihn geübt hatte. Geschichte und Philosophie, das classische Alterthum, die neugeöffnete indische Literatur, vergleichende Sprachenkunde, selbst China waren die Gebiete, die er nicht blos mit naschhaft-oberflächlicher Vielwisserei, sondern mit allem Ernste begeisterter Arbeit zu erobern suchte. Je schwieriger die Aufgabe, desto mehr fühlte er sich getrieben, sie zu lösen. An eine, von Professor Heinrich, einem feinen Kenner des classischen Alterthums, aufgegebene Preisaufgabe über verschiedene Specialitäten des Ciceronianischen Styles machte sich der Studiosus Görres, erwarb den Preis und erntete wegen seines scharfsinnigen Fleißes ausgezeichnetes Lob. Etwas später ergriff er mit derselben Lebhaftigkeit eine in Paris gestellte Preisfrage über die baskische Sprache und trug auch hier den Sieg davon. Seine Arbeit war ein schönes Denkmal des wissenschaftlichen Geistes und Muthes eines 23jährigen Jünglings und brachte ihn in ehrenvolle Berührung mit Wilhelm von Humboldt. Namentlich aber waren es ernste geschichtliche Studien über christliche Vorzeit und hervorragende Erscheinungen in ihr, z. B. über Karl den Großen und die meisterhaften Schilderungen Nikolaus' von der Flue und der Jungfrau von Orleans, mit welchen er als Schriftsteller debütirte, waren eigentlich nur populair bearbeitete Fragmente aus seinen historischen Studienkreisen; auch wendete er bereits auf der Universität seinen jugendlich-kräftigen Sinn der Poesie und besonders der Herstellung teutsch-christlicher Volksdichtung zu, die ihm später so viel verdanken sollte. Bei dem Allen war er kräftig genug, der Gefahr, sich in zu viele Anregungen zu zersplittern, fest zu begegnen. Die Ferien benutzte er, dazu von Haus aus glücklich gestellt, zu Reisen in Belgien und Frankreich, in Italien und Tyrol, und angelernt dazu aus dem älterlichen Hause, in welchem die geistreichsten und trefflichsten Männer aus- und eingingen, knüpfte er mit den hervorragendsten Persönlichkeiten neuen Verkehr an und unterhielt ihn angelegentlichst. Als sein Vater im J. 1827 durch König Ludwig an die Universität zu München berufen ward, zog es ihn wieder in den Schoos seiner Familie zurück, sodaß er sich nicht wieder von ihr trennte. Ein gewisser Unabhängigkeitssinn und das Verlangen, unbeirrt die Wege seines Forschens und Dichtens zu gehen und die Untrennbarkeit von seinem Vater und den Seinigen bewogen ihn, nie ein öffentliches Amt anzunehmen. Nur durch mannichfache und originell unternommene Reisen ward dies trauliche Zusammenleben zeitweise unterbrochen und als er bereits im reifen Mannesalter im J. 1844 sich verehelichte, hob auch dies den Familienbund nicht auf, da seine Wahl auf eine Lebensgenossin gefallen war, die sein treues Wesen wohl verstand und es vorzog, lieber mit ihm Kind des väterlichen Hauses als Herrin

eines eigenen zu werden. Wer den Vater erst in München kennen lernte, ward so sehr an die Nähe des Sohnes gewöhnt, daß er sich ohne diesen den ersteren gar nicht vorstellen konnte. Die einnehmende Persönlichkeit des Sohnes, die jedem Besucher auffiel, fügte dem tiefen Ernste der vom Vater empfangenen Eindrücke die willkommene Zugabe jugendlich-freundlicher Heiterkeit bei. Wenn aber auch der Sohn dem Vater gleichsam Schritt für Schritt gefolgt war, so war doch seine geistige Ausbildung eine durchaus selbständige. War es des Vaters Eigenthümlichkeit, Alles in der Sprache der Denker oder der Propheten zu sagen, so mußte der Sohn fast Alles in die Sprache der Kinder übersetzen; sein ganzes Wesen war das des sinnig-kindlichen Gemüthes; das Schaffen desselben war die Seele seines ganzen Thuns und Lebens. An Großartigkeit des öffentlichen Wirkens blieb er weit hinter dem Vater zurück; an Offenheit, Geradheit und versöhnlicher Milde war er ihm gleich. Als Schriftsteller war sein Element im Reiche der kindlich-sinnigen Lyrik und Sagenpoesie. Ueberall und vor Allem hatte er bei seinen Schriften das katholische Leben vor Augen; er hatte ein demüthig gläubiges Gemüth und einen christlich frommen Sinn; er lebte mit und in der Kirche. Ihren Einfluß zu heben und zu stärken, das war der Zweck seiner Schriftstellerei; durch sie wollte er den an modern heidnische Lectüre gebannten Katholiken Erheiterndes und Erbauliches zugleich in mustergültiger Form in die Hände geben und der frische jugendliche Humor, mit welchem er manchen altväterlichen Schwank des Mittelalters wieder auffrischte und die sinnigsten Arabesken um scheinbar trockene Thatsachen schlang, wird ihn unvergeßlich machen. An den im J. 1837 gegründeten historisch-politischen Blättern nahm er den regsten Antheil und in den bis zu seinem Tode erschienenen Jahrgängen dieser Zeitschrift finden sich sehr zahlreiche Aufsätze von ihm, manche von wahrhaft classischer Vollendung. Denn er nahm es auch mit der literarischen Thätigkeit der periodischen Presse sehr ernst, bis zu einer übertriebenen, ihn beinahe aufreibenden Gewissenhaftigkeit. Die wichtigen Tagesfragen, die in den historisch-politischen Blättern, ihrem ursprünglichen Plane nach, discutirt wurden, bedrückten ihn oft schwer; oft mußten jene Blätter von Gewittern sprechen, die sich am kirchlichen Himmel zusammenzogen, nicht selten von solchen, die zerstörend niedergefahren, manchmal sprachen sie selbst wie ein Gewitter, daß die Brust des Lesers sich ängstlich beklommen fühlte. Da kamen einige Zeilen von Guido Görres dazwischen und es war dann wie das Lied der Lerche, die sich aufschwingt und uns sagt, daß wir nicht Wetterwolken, sondern Frühlingsgewölk vor uns sehen. Aber sein Humor ward schwächer; es nagte etwas Feindliches an seiner Lebenskraft; am Sterbelager seines Vaters im traurigen Jahre 1848 begann eine zunehmende Umnebelung seiner sonst kindlich heitern Seele; man hoffte, es werde sich mit ihm wieder zum Besserwerden lenken; aber vergebens. Das Todtenglöcklein ließ sich näher und näher hören; er starb den 14. Juli 1852; mit ihm ist der letzte Träger dieses Namens dahingegangen. Von seinen zahlreichen Schriften seien folgende genannt: „Die Jungfrau von Orleans" (Regensb. 1834. 2. Aufl. 1835.; für eine dritte machte er besondere Studien in den französischen Archiven, die aber noch nicht veröffentlicht sind); „Schön Röslein." Ein Märchen (Münch. 1838.); „Thom. v. Kempis Bücher von der Nachfolge Christi." Aus dem Lateinischen (Münch. 1839.); „Marienlieder" (Ebendas. 1842. 2. Aufl. 1844.); „Der hürnene Siegfried und sein Kampf mit dem Drachen" (Schaffh. 1843.); „Das Weihnachtskripplein" (Ebendas. 1843.); „Gedichte" (Münch. 1844.); „Die Gottesfahrt nach Trier und des Teufels Landsturm" und „Die arme Pilgerin zum h. Rocke" (Coblenz 1844 und 1846.); „Deutsches Hausbuch" (2 Bde. Münch. 1846—47.); „Ueber die Gefahren der Gegenwart und die Gründung polit. Vereine" (Münch. 1848.). Auch war er Herausgeber von „Clem. Brentano's Märchen" (2 Bde. Stuttg. 1847.), denen er eine treffliche Charakteristik Brentano's voranstellte. Er hatte auch die Lebensgeschichte seines Vaters zu schreiben und seine Werke herauszugeben in Absicht. Allein seine aufgeriebenen Kräfte reichten dazu nicht mehr aus*). (*J. E. Volbeding.*)

Görschen, s. Gross-Görschen.

GÖRTZ oder GÖRZ, italienisch Gorizia, unter 31° 8′ 30″ d. L. 45° 57′ 30″ nördl. Br., Kreisstadt im österreichischen Königreiche Illyrien, am linken Ufer des Isonzo oder Lisonzo, unregelmäßig gebaut, im görzer Kreise, dem ehemaligen Friaul, mit freundlichen, nicht hohen Häusern, an denen Trotteirs hinlaufen, und etwa 10,000 Einwohnern. Die Stadt war in früherer Zeit die Residenz der Grafen von Görz, deren halbverfallenes Schloß in ein Castell verwandelt als Gefängniß gebraucht wird. Am Schloßberge liegt die alte Stadt, am Fuße desselben, längs des Flusses, die neue oder untere. Zunächst am Castell liegt der Hauptplatz mit der Caserne, dem ehemaligen Jesuitencollegium mit einem kunstvollen Hochaltare und einem von dem Jesuiten-Laienbruder Christoph Tausch gemalten Altarblatte. In dem Palaste Attems findet man einen berühmten Römerstein, der als Zeugniß dafür benutzt wird, daß Noreja in der Nähe des heutigen Görz gestanden habe. Die auf dem Monte Santo stehende Gnadenkirche, 33 Schritte lang, 10 Schritte breit, im J. 1544 eingeweiht, ist ganz aus Quadern erbaut, enthält ein vom Patriarchen Marco Grimani geschenktes Madonnabild auf dem Hochaltare und eine an Skulpturen reiche Kanzel von weißem Marmor. Die Stadt ist der Sitz eines Bischofs, hat ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, Gesellschaften des Ackerbaues, des Handels, der Künste, Musikschulen und Zucker-, Leder-, Seiden- und Leinwandfabriken. Görz war früher Hauptstadt einer gefürsteten, mit Gradiska vereinigten Grafschaft und bildete mit dem Gebiete von Aquileja und den Hauptmannschaften Flietsch und

*) Man s. Gersdorf, Leipziger Repertorium. Jahrg. 1852. 4. Bd. Nr. 4716. S. 247 fg.; Phillips in den „Histor.-polit. Blättern" rc. 30. Bd. (München 1852.) S. 129—147; (Voigt) „Neuer Nekrolog der Deutschen." Jahrg. 1852. 2. Bd. (Weimar 1854.) S. 923

Tolmino einen eigenen, zu keiner Provinz gehörigen Kreis von Inner-Oesterreich, der auf 64 □M. gegen 120,000 Einwohner enthielt, welche theils die windische oder slawische, theils die aus verderbtem Italienisch und Slavonischem gemischte friaulsche Sprache redeten. Im J. 1807 trat Oesterreich den im Westen des Isonzo gelegenen Theil, Gradiska, gegen Montefalcone und einige Dörfer und im J. 1809 im wiener Frieden die ganze Grafschaft ab, die nun zur ersten Militairdivision der illyrischen Provinzen gehörte. Der jetzige Kreis Görz enthält auf 46 □Meilen etwa 116,000 Einwohner in den Bezirken Canale, Gradiska und Görz.

(*H. E. Hössler.*)

GÖRTZ oder GÖRZ (Gorizia), war das Eigenthum mächtiger Grafen, deren erster wol jener Verient oder Verihen war, zwischen welchen und den Patriarchen von Aquileja Kaiser Otto III. im J. 1001 einen beträchtlichen Theil der Landschaft Friaul, beinahe den Umfang der nachmaligen Grafschaft Görz, vertheilte, oder vielmehr zu gemeinschaftlichem Besitze anwies. Varientus comes comitatus Foro Julii wird noch 1028 genannt. Vermuthlich ist er der Vater jenes Azo filius Varienti, der bei Gelegenheit des kaiserlichen Hofgerichts zu Verona 1027 zwischen dem Patriarchen Poppo von Aquileja und dem Herzoge Adalbert von Kärnthen genannt wird. Von des Verient fernerer Nachkommenschaft ist Nichts bekannt. Im J. 1056 wird eines Grafen von Friaul, ohne Anführung des Namens, gedacht, nach ihm eines Grafen Ludwig, auf dessen Abgang K. Heinrich IV. die ganze Grafschaft Friaul dem Patriarchen Sighard von Aquileja schenkte, 1077. Um das Jahr 1068 erscheint ein Graf Marquard von Görz, Sohn des seines Herzogthums entsetzten Adalbert von Kärnthen, aus dem Hause der Grafen von Eppenstein im Mürzthale. Adalbert hatte aber noch zwei andere Söhne, Luitpold, der Markgraf, gest. 1045, und Adalbero, Bischof zu Bamberg 1054, gest. 1057. Marquard gelangte 1073 zu dem Besitze des von dem Vater verwirkten Herzogthums und hinterließ aus der Ehe mit Luitwirga die Söhne Luitold, Heinrich, Ulrich, Patriarch zu Aquileja 1086, gest. 1121, und Hermann, Bischof zu Passau 1085, gest. 1087. Luitold, Herzog in Kärnthen 1077, starb 1090, und es folgte in dem Herzogthume sein Bruder Heinrich Graf von Görz. Dieser starb 1127, kinderlos in drei Ehen, und Görz gelangte durch Erbschaft oder königliche Verleihung an ein anderes Geschlecht, als dessen unmittelbaren Stammvater man einen Grafen Gottfried von Heimfels, Lienz und Sonnenberg, des großen Stammes von Andechs, betrachtet. Mit der Gräfin Luitgard von Stilleheft vermählt, wurde Gottfried der Vater des heiligen Otwin, Graf von Lurn im Pusterthale und von Istrien, der, geboren zu Helmfels im J. 951, das Kloster St. Georgen am Langsee, unweit St. Veit in Kärnthen, für Nonnen Benedictinerordens stiftete. „Weil dieser Graf Ottwein alles das seinige verbauet und arm geworden, hat er eine Wallfahrt in Palästinam, hernach auf Rom gethan, bei seiner Zurückkunft aber unweit von hier, auf einen Berg (vorzeiten Porthener Berg, jetzt aber Ottweiner Berg) sich begeben, allda er wie ein Eremit heilig gelebt, selig gestorben und in der Kirchen bei St. Georgen, obgedachten Klosters, begraben worden, bei welchem Grab, dem gemeinen Ruf nach, viel Miracul sollen geschehen, als Blinde sehend, Krumme gerad, auch drei todte Kinder wiederum lebendig worden sein; auch soll dessen noch vorhandener Hut die Kopfschmerzen und seine Kleider unterschiedliche Krankheiten stillen, und unter andern ist auch noch sein hölzerner Stab, oben mit einem silbernen Knopf beschlagen, zu sehen; dieser hat 17 Schnitt nach einander, bedeutet, daß er 17 Jahr als ein Eremit gelebt, inmassen er alle Jahr selbst einen Schnitt darein gemacht." Er soll um das Jahr 995 gestorben sein und sein Andenken wird den 7. Jan. begangen. Das Kloster wurde 1782 aufgehoben. Ottwin's erste Gemahlin, Glicha, vermuthlich die Erbin von Görz, 975, starb über der Geburt einer Tochter 978, die andere, Wichburg, des Grafen Friedrich von Ortenburg Schwester, starb den 20. Juli 1017, eine Mutter von sieben Kindern. Der ersten Ehe gehören an Volkold oder Volerard, Hildegard, die erste Aebtissin zu St. Georgen am Langsee, und Richildis; in der zweiten Ehe wurden geboren Hertwich, Engelbert, Heinrich, Gerlach, 1010—1018, Hiltiburg, zuerst einem sächsischen Fürsten verlobt, dann Aebtissin zu St. Georgen, Perchtigund, dritte Aebtissin zu St. Georgen, Wichburg, eines Dynasten Heinrich Gemahlin. Volkold, der Markgraf, in spätern Urkunden der edle Levite genannt, erhielt in der Brüdertheilung das Schloß Suaneburg, das nachmalige Sonnenburg im Pusterthale. Andächtig von Herzen, schenkte er im J. 1018 sein ganzes väterliches Erbe der heiligen Jungfrau Maria, welcher die Schloßkapelle in Sonnenburg geweiht war; das Schloß selbst verwandelte er in ein Frauenkloster nach der Regel des heiligen Benedict. Viele Ländereien, oberherrliche Renten und Rechte zu beiden Seiten der Gader und in Enneberg waren von ihm zu dessen Ausstattung bestimmt. Er selbst lebte ganz zurückgezogen, meist in einer niedrigen, im dunkeln Gebüsche versteckten Hütte hinter den Klostermauern, bis zu seinem Tode um das Jahr 1041. Hertwich, der Selige, beatus, gelangte 1027 zu dem Bisthume Briren. Er vollendete den schon begonnenen Bau der Stadtmauern von Briren, führte die St. Michaelspfarrkirche auf und that viel zur Befestigung und Erweiterung der Rechte seiner Kirche. Er entschlief am 31. Jan. 1039 im Rufe der Heiligkeit. Ein alter Katalog der Bischöfe von Briren rühmt von ihm, er sei durch Weisheit und Tugenden so ausgezeichnet gewesen, daß er keinem guten Prälaten jener Zeit nachgestanden. Heinrich, in erster Ehe mit Gisela, in anderer Ehe mit Judith vermählt, starb um das Jahr 1015, die einzige Tochter Wichburg hinterlassend, welche die erste Aebtissin zu Sonnenburg geworden ist. Engelbert I., Gaugraf im Pusterthale auf Lurn und Michaelsburg, 1027—1049, erzeugte in der Ehe mit Lukardis der Söhne mehre, von denen zu nennen Heinrich I. Graf von Istrien (von Görz) 1075, 1080, 1100, Meinhard I. und Engelbert II., Gaugraf im Pusterthale, 1070, 1078, 1080.

Meinhard I., Gaugraf in Lurn 1045, 1060, 1080, 1090, Gemahlin Adelheid, erzeugte die Söhne: Engelbert III., Heinrich II., 1121, 1139, 1150, Meinhard II., von welchem als dem Schirmvoigte der Kirche von Aquileja und seinem Sohne Heinrich die Urkunde des Patriarchen Peregrinus vom Jahre 1139 handelt. Engelbert III. Graf von Görz 1121, nur eben heimgekehrt von dem Kreuzzuge, für welchen er K. Konrad's III. Begleiter gewesen, gerieth mit dem Patriarchen Peregrinus in Streit, 1149, wegen verschiedener Befugnisse und Gefälle der Schirmvoigtei. Der Patriarch forderte ihn vor sein Gericht, wurde jedoch darüber der Grafen Gefangener. Um ihn zu befreien, erhoben sich der Markgraf von Steier und sämmtliche Vasallen der Kirche von Aquileja, und Angesichts der ihn erdrückenden Uebermacht bequemte sich Engelbert zu dem Vergleiche vom 30. April 1150, wodurch er dem Rechte, die Stiftsunterthanen zu bestenern, entsagte, dem Patriarchen den Lehenseid ablegte und versprach, im Falle er ohne Kinder sterben würde, der Kirche von Aquileja: Belgrado, Prissenico und Görz zu hinterlassen, unbeschadet der 30 Mansen auf dem Karst und anderer 30 Mansen in Kärnthen, welche sofort abzutreten der Graf sich verpflichtete. Dagegen bewilligte ihm der Patriarch den lebenslänglichen Besitz der Feste Mosburg und die gewöhnliche Voigtsgebühr, das Drittel von allen Gerichtssporteln. In spätern Zeiten erwarb Engelbert die Schirmvoigtei der Klöster Ossiach und Belluno, und er scheint noch außerdem die Pfalzgrafschaft Kärnthen, von welcher Mosburg eine Dependenz war, besessen zu haben. Er mag um das Jahr 1187 gestorben sein, mit Hinterlassung der Söhne Meinhard III. und Engelbert IV. Meinhard III. Graf von Görz oder Friaul, Schirmvoigt von Aquileja 1186, befand sich zu Görz, als K. Richard von England, durch Sturm an die Küste zwischen Aquileja und Venedig geworfen, dort anlangte, 1192. Einer von Richard's Rittern mußte sich zu dem Grafen verfügen, überbrachte ihm einen kostbaren Rubin zum Geschenk und bat um Geleitsbriefe für Balduin von Bethune und Hugo, den Kaufmann, die in Jerusalem gewesenen Pilger. „Das Geschenk," sprach Meinhard, „ist das eines Fürsten. Es muß König Richard sein. Sag ihm, er möge in Frieden zu mir kommen." Dem Frieden nicht vertrauend, miethete Richard Rosse und ritt bei nächtlicher Weile davon. Balduin von Avesnes und sieben seiner Gefährten blieben zurück und wurden auf des Grafen Befehl festgehalten, der zugleich seinen Schwager Friedrich von Petau von dem unerwarteten Besuche in Kenntniß setze und somit eine weitere Verfolgung des Königs veranlaßte. Einige Jahre später begab sich auch Meinhard auf die Wallfahrt nach dem heiligen Lande und er befand sich 1198 zu Ptolemais an dem Sterbelager des Herzogs Friedrich von Oesterreich. In schwere Fehde mit dem Patriarchen Peregrinus II. verwickelt, hatte er für solche die Stadt Treviso zu Beistand, während die Venetianer sich zu seinem Gegner hielten. Schiedsrichterliches Erkenntniß vom 5. Jan. und 5. Febr. 1202 gab den Grafen von Görz auf, auf das Bündniß mit Treviso zu verzichten und sich mit dem Grafen Albrecht von Tyrol auszusöhnen. Der Patriarch bestätigte ihnen den Besitz aller Lehengüter (tenutam), die ihr Vater in seinen letzten Tagen (1182) von dem Patriarchen Ulrich II. erhalten hatte, minder nicht das Eigenthum von Görz, verwandelte das Lehen Mosburg in ein Weiberlehen, das jedoch, sammt Görz, nach dem Abgange der Nachkommenschaft beider Grafen, an die Patriarchalkirche zurückzufallen habe. Alles dieses ist in dem Zeugenverhöre vom 13. Dec. 1202 ausgedrückt, sammt vielen merkwürdigen Nachrichten von der Justizpflege, dem Aufwande, den Sitten und der Versorgungsart hoher Beamten in jener Zeit. Auch finden sich darin die Nachweise der Nachtherbergen des Grafen von Görz auf seinen Fahrten aus Kärnthen nach Friaul, woraus sich schließen läßt, daß er ebenfalls die Pfalzgrafschaft Kärnthen besessen habe. Meinhard mag um 1232 gestorben sein, scheint auch Kinder hinterlassen zu haben, indem sein Brudersohn, Meinhard IV., im März 1232 seines Oheims Stiftung, die Teutschordens-Komthurei Precinis (Precenico) bestätigend, hinzufügt, „qui patruis et patruelibus bonis Deo auctore successimus." Meinhard's III. Witwe, Mechtilde, Tochter Berthold's von Andechs, des Markgrafen in Istrien, vermählt um 1210, starb den 17. Jan. 1245. Ihr erster Mann war Graf Friedrich von Hohenberg. Graf Engelbert IV. von Görz regierte in Gemeinschaft mit seinem Bruder, verschied aber vor dem Jahre 1222, nach welchem sein Bruder allein urkundlich erscheint. Engelbert's Witwe, Mathilde, Gräfin von Pisino (Mitterburg), stiftete, in Gemeinschaft von Sohn und Schwager, im Februar 1222 des verstorbenen Herrn Jahrgedächtniß im Kloster St. Peter am Wald, das in der Grafschaft Mitterburg lag. Ihr Sohn, Graf Meinhard IV., gelangte 1232 zum Alleinbesitze der Grafschaft Görtz, gleichwie er in Mitterburg der Mutter Nachfolger geworden ist und demnach die Stiftung von St. Peter am Wald vervollständigte. Verlobt 1210 mit des Grafen Albrecht von Tyrol Schwester, heirathete er nach ihrem Tode dieses Grafen eine Erbtochter Adelheid, gest. 1275, während deren ältere Schwester um 1234 an den Herzog Otto II. von Meran und als dessen Witwe, seit dem 18. Juni 1248, an den Grafen Gebhard II. von Hirschberg vermählt wurde. Diese beiden Erbinnen theilten 1254, sodaß der Gräfin von Hirschberg das obere und untere Innthal, das übrige Land der Gräfin von Görz zufiel. Meinhard wurde 1248 von dem Kaiser zum obersten Hauptmann des erledigten Herzogthums Stelermark verordnet, doch ließen die Ereignisse ihn nicht lange dieser Würde genießen. In des Grafen von Tyrol Fehde mit dem Erzbischofe von Salzburg verwickelt, 1252, mußte er bei der Auswechselung des in Gefangenschaft gerathenen Schwiegervaters seine beiden Söhne dem Erzbischofe zu Geiseln geben. Graf zu Görz, Lurn und Pusterthal, Pfalzgraf in Kärnthen, Schirmvoigt von Aquileja, erhielt er vom Hochstifte Trident die großen Lehen der Grafen von Eppan und Ulten. Er starb den 22. Juli 1258, vier Kinder hinterlassend, Meinhard V., Albrecht II., Adelheid, an den Grafen Friedrich von Ortenburg, Bertha

an den Grafen Konrad von Kirchberg und Wulenstetten vermählt.

Meinhard V., der Stammvater der tyrolischen Linie, befand sich, wie es scheint, zur Zeit vor des Vaters Ableben noch im Gewahrsam des Erzbischofs von Salzburg und wurde von diesem als ein tüchtiger Kriegsmann erzogen, zugleich aber in die Geheimnisse der Politik eingeweiht, wie sie damals nur Wenigen zugänglich war. Seine erste Fehde galt dem Bischofe von Freisingen, besonders den Lehen derer von Camino im Lande Cadore, dem Gebiete Innichen und Schloß Haberberg, das er gewann, jedoch am 7. Febr. 1260 gegen einen Jahreszins und die Abtretung der cadorer Lehen zurückgab. In demselben Jahre bestritt er den Patriarchen Gregorius von Aquileja, nahm aber zuletzt 4000 Mark statt der seinem Vater unlängst verliehenen Lehen und Pfandschaften, und wollte fortan sich mit den Lehen, welche seine Vorältern von Aquileja gehabt, begnügen, dagegen zwang er 1264 den Patriarchen, ihm alle Stiftslehen im Umfange der Grafschaften Tyrol und Görz abzutreten, vorbehaltlich des einzigen Gemona. Hauptmann der Stadt Triest seit 1262, gerieth Meinhard wegen der Lehen von Eppan und Ulten in Fehde mit dem Bischofe Egno von Trident, 1263; er nahm Trident im J. 1266 und setzte dahin zwei Hauptleute als seine Beamten, jedoch wurde er durch den von Papst Clemens IV. gesprochenen Bann genöthigt, die Stadt zurückzugeben, 1267. Er selbst wurde in Capo d'Istria von dem Patriarchen Gregor belagert, doch am 19. Juni 1267 durch seinen Bruder befreit, welcher den Patriarchen gefangen nahm. Vorher, d. d. Lienz den 8. Febr. 1267, hatte Meinhard sich mit seinem Bruder über eine Theilung der väterlichen und mütterlichen Lande geeinigt, diesem Görz überlassen, für sich Tyrol genommen; der Titel von beiden Grafschaften sollte gemeinschaftlich bleiben. Dieser Erbvertrag wurde zweimal erneuert und erweitert, zuerst auf Schloß Tyrol den 4. März 1271, dazu Görz das Pusterthal, zu Tyrol ein Jahrgeld von 300 Pfund aus den görzischen Zöllen gelegt, die Erbfolge den Nachkommen beider Brüder wechselsweise versichert und die Hälfte der tridentinischen Eroberungen einem jeden von ihnen zugesprochen wurde, und ferner im J. 1272, da zu Albrecht's Antheil die windische Mark, die Grafschaft Mitterburg und die schwäbische Herrschaft Rechberg gelegt worden sein sollen. Im J. 1270 befehdete Meinhard den Grafen Ulrich von Taufers, im J. 1274 begann er neue Feindseligkeiten mit dem Hochstifte Trident, da Egno's Nachfolger, Bischof Heinrich, dem Grafen die weiland von den Häusern Eppan und Ulten besessenen Lehen zu entziehen trachtete, auch die Ausübung der von dem Grafen Albrecht hergebrachten Gerichte und Berechtigungen zu Botzen verweigerte. Der Bischof unterlag und verzichtete demnach am 18. Mai 1275 auf die bestrittenen Gegenstände, nichtsdestoweniger ließ ihn Meinhard gegen Ausgang des Jahres gefangen nehmen. Der Haft entflohen, that von Bologna aus der Bischof seinen Gegner in den Bann, was diesen jedoch bestimmte, am 25. Mai 1276 sich zu vergleichen. Den Vertrag bestätigte der Kaiser am 3. Nov. 1277, zugleich dem Bischofe das Schloß in Trident zusprechend, doch ward erst am 3. Aug. 1279 die Irrung völlig getilgt und der Bann aufgehoben. Im J. 1274 erhielt Meinhard von dem Kaiser die durch des Grafen Albrecht von Wangen dem Reiche heimgefallenen Lehen und 1283 von dem Bischofe von Freisingen der Grafen von Mosburg Lehen in Tyrol. Von dem Grafen Heinrich von Eschenlohe erkaufte er 1281 die Güter im Oberinnthale und 1288 von den Erben der Grafen von Pflaum die Hälfte des gleichnamigen Gebietes. Dem Kaiser Rudolf wurde Meinhard für den Krieg mit dem Könige von Böhmen der wichtigste Bundesgenosse. Er durchzog als Sieger Kärnthen und Steiermark 1276, regierte beide Herzogthümer als des Kaisers Statthalter und erhielt 1277 das Versprechen, daß ihm Kärnthen als ein erbliches Reichslehen zugewendet werden solle. Dieses geschah vermuthlich in Rücksicht seiner Kriegskosten, die er zu 20,000 Mark Silber berechnete und für welche ihm vorläufig das Land Krain verpfändet wurde. Der Erfüllung jenes Versprechens stellten sich mancherlei Schwierigkeiten entgegen; es mußten der Kurfürsten Willebriefe beigebracht, die Herzoge von Oesterreich bestimmt werden, die beabsichtigte Veräußerung zuzugeben. Diese stellten die Bedingung, daß Meinhard die Pfandschaft Krain, sammt der windischen Mark zurückgebe, allen darin gelegenen Herrschaften der vorigen Herzoge von Kärnthen entsage und niemals die Güter und Lehenleute, welche weiland die Herzoge von Oesterreich und Steiermark in dem Umfange von Kärnthen besessen, beschweren oder an sich bringen wolle. Als man sich darüber verglichen, wurde er am Weihnachtstage 1285 als Herzog von Kärnthen ausgerufen und am 1. Jan. 1286 ihm die Belehnung ertheilt, auch am 31. Jan. der Lehenbrief ausgefertigt. Um die Besitznahme des Landes zu vervollständigen, unterzog er sich am 1. Sept. 1287 der bekannten Ceremonie auf dem Herzogsstuhle im Solfeld. Bei der hierauf vorgenommenen Lehensertheilung äußerte Meinhard's Bruder, der als Pfalzgraf von Kärnthen sein Lehensmann wurde, eine gefährliche Eifersucht, und wollte nicht huldigen, sondern zum Schein die Lehen seinem Sohne abtreten, die Sache wurde jedoch durch einige von der Ritterschaft vermittelt. Durch Zerstörung vieler Raubschlösser zog Meinhard sich den Haß der betheiligten Familien zu; sie erhoben sich zu Aufruhr 1292, nahmen den Prinzen Ludwig gefangen und suchten mit Hilfe des Erzbischofs Konrad von Salzburg das Herzogthum dem Grafen Ulrich von Heimburg zuzuwenden. Durch Gewalt und Unterhandlungen wurde der Aufruhr am 27. Mai 1293 gedämpft. Den von Papst Nicolaus IV. zum Bischofe von Trident verordneten Philipp Buonaccolsi verhinderte Meinhard, in seiner Eigenschaft eines Schirmvoigtes des Hochstiftes, mit gewaffneter Hand an der Besitznahme des weltlichen Gebietes. Der Papst belegte ihn mit dem Banne, erlaubte aber auf sein demüthiges Ansuchen die Lösung des Bannes, sobald er dem Bischofe seine Schlösser wieder eingeräumt haben würde. Dies bewerkstelligte er in Bezug auf Riva und

Trident und er wurde 1291 wieder in die Gemeinschaft der Kirche aufgenommen. Indem er aber nicht Alles zurückgab, wurde der Bann erneuert, was den Grafen veranlaßte, den Abt von Stams nach Rom zu entsenden als Ueberbringer eines am 12. Febr. 1295 ausgefertigten Angelöbnisses, worin die vollständige Auslieferung aller Stiftsgüter verheißen wurde. Bevor jedoch der Abt mit der in solcher Weise erlangten Lösung zurückkam, war Meinhard am 1. Nov. 1295 zu Greifenburg gestorben, ein um Kärnthen und Tyrol gleich verdienter Regent. Innsbruck wurde durch ihn vergrößert, der Grafschaft Tyrol beiläufig ihre heutige Gestalt gegeben durch die vielen einzelnen Erwerbungen, vornehmlich aber durch den Ankauf des obern und untern Innthales, wozu Meinhard durch Vertrag vom 17. Mai 1284 an den Grafen Gebhard von Hirschberg 4000 Mark Silber entrichtete. Er ist auch Stifter der Cistercienserabtei Stams geworden, 1273. Zu München den 6. Oct. 1259 vermählte er sich mit Elisabeth, Tochter des Herzogs Otto IV. von Baiern und Witwe des K. Konrad IV. Diese, gest. den 9. Oct. 1273, wurde in ihrer zweiten Ehe eine Mutter von vier Söhnen: Otto, Ludwig, Albrecht, Heinrich, und drei Töchtern: Elisabeth, Agnes, Margaretha. Elisabeth wurde im Mai 1276 dem nachmaligen Kaiser Albrecht I. angetraut und blieb Zeitlebens der Gegenstand seiner zärtlichsten Anhänglichkeit. Witwe 1308, ist sie den 28. Oct. 1313 mit Tode abgegangen. Agnes, Friedrich's mit der gebissenen Wange, des Markgrafen zu Meißen und Landgrafen zu Thüringen Gemahlin 1286, starb den 14. Mai 1293. Margaretha wurde des großen böhmischen Herrn Ulrich von Neuhaus Gemahlin. Ludwig, der erstgeborene Sohn, wurde in dem Aufstande der Kärnthner, in St. Veit, Erzbischof Konrad's von Salzburg Gefangener, 1292, und bis zum Frieden im folgenden Jahre auf der Feste Werfen verwahrt. In Gemeinschaft seiner Brüder regierend, verfiel er als Anhänger Albrecht's von Oesterreich der von K. Adolf ausgesprochenen Reichsacht, 1296, womit der Verlust des Herzogthums verbunden sein sollte. Die Sache nahm eine andere Wendung auf dem Schlachtfelde von Gehlweiler und Ludwig wurde zu Speier, 1299, von seinem königlichen Schwager mit dem Herzogthume belehnt. Wegen Befehdung des Bischofs von Trident sammt seinen Brüdern dem päpstlichen Bann verfallen, wurde er 1302, auf des Papstes Bonifacius VIII. Befehl, durch den Patriarchen von Aquileja absolvirt. Er starb unvermählt den 22. Sept. 1305. Albrecht war noch vor dem Vater den 24. April 1292 gestorben, Vater der einzigen Tochter Margaretha, welche dem Burggrafen Friedrich von Nürnberg, gest. den 19. Mai 1332, vermählt wurde. Albrecht's Gemahlin Agnes war eine Tochter des Grafen Albrecht von Hohenberg-Haigerloch, dem Schwager von K. Rudolf. Otto, als der älteste Sohn, folgte dem Vater in dem Herzogthume, ohne darum seine Brüder von der Gesammtregierung auszuschließen. K. Adolf sprach ihm das Herzogthum und die Grafschaften ab und vernichtete am 13. Nov. 1295 alle Verträge, Belehnungen und sonstige Handlungen, wodurch seinem Vater von den Bischöfen Egno und Heinrich tridentinische Stiftsgüter überlassen wurden. Der Edle von Tyrol, wie der König ihn genannt haben will, ließ sich aber in seinem Besitze nicht irren, bemächtigte sich vielmehr beinahe des ganzen Bisthums Trident, nöthigte auch des Bischofs Helfer, die Städte Verona und Mantua zu dem einseitigen Friedensvertrage vom 29. Dec. 1301. Bischof Philipp mußte bis zu seinem Tode, 1303, das Hochstift in des Gegners Gewalt sehen, und nur seinem Nachfolger, Bartholomäus Quirini, ist es gelungen, das glückliche Uebereinkommen vom 26. Juli 1305 herbeizuführen. Laut desselben wurde der Herzog am 19. Febr. 1307 mit Allem, was sein Vater von dem Stifte gehabt, belehnt. Im J. 1308 verglich er sich mit seinen Vettern, den Grafen Albrecht und Heinrich zu Görz, über die Erbschaft des Grafen Gebhard von Hirschberg. In seines Bruders Heinrich Krieg um Böhmen verwickelt, wurde ihm ein großer Theil von Kärnthen entrissen. Er starb zu Innsbruck den 25. Mai 1310. Vermählt vor 1290 mit des Herzogs Heinrich von Breslau Tochter, Euphemia (gest. 1347), erzeugte er die Töchter Anna, Elisabeth, Ursula und Euphemia. Ursula und Euphemia starben unvermählt, Anna, zugenannt von Sárenthein, des Kurfürsten und Pfalzgrafen Rudolf Gemahlin, starb 1331. Elisabeth wurde, laut Verlöbnisses vom 23. April 1323, mit Peter von Aragon, König von Sicilien, vermählt. Heinrich, Meinhard's V. jüngster Sohn, erscheint seit 1310 als Alleinbesitzer der von dem Vater hinterlassenen Lande. Vermählt den 13. Febr. 1306 mit des K. Wenzel II. Tochter Anna, wurde er noch in demselben Jahre von seinem Schwager, K. Wenzel III., zum Statthalter bestellt. Nach dessen Ermordung, den 4. Aug. 1306, war ein Theil der böhmischen Großen nicht ungeneigt, die Krone dem Gemahle der Prinzessin Anna zuzuwenden; er hatte sich aber im Allgemeinen die Liebe der Nation nicht erworben und eine stärkere Partei lud den Kaiser Albrecht ein, seinem Sohne Rudolf den erledigten Thron zu geben. Das bewerkstelligte der Kaiser in einem kurzen Feldzuge, aber K. Rudolf starb den 4. Juli 1307, und die Partei, welche diesem das Regiment sauer genug gemacht hatte, wählte den Herzog Heinrich von Kärnthen zu ihrem Könige, indessen eine Minorität sich für den Herzog Friedrich von Oesterreich erklärte. In Eile kehrte Heinrich, der zeither, ohne sich des Königstitels zu bedienen, in seinem Erblande weilte, nach Böhmen zurück; er bemächtigte sich der wichtigsten Festen, behauptete auch Kolin und Kuttenberg gegen des Kaisers verlängerte Anstrengungen. Albrecht's Ermordung beseitigte den fürchterlichsten seiner Gegner, die Anhänger des Herzogs Friedrich verminderten sich täglich und der von diesem ausgehende Angriff auf Kärnthen brachte keine wesentlichen Resultate. Friedrich sah sich genöthigt, durch den Vertrag von 1308 das Eroberte zurückzugeben und für seine Ansprüche auf Böhmen und Mähren 45,000 Mark prager Groschen zu nehmen. Heinrich's Thron schien vollkommen begründet, er besaß aber nicht die erforderliche Klugheit, denselben übermächtigen unbeständigen Großen gegenüber zu be-

haupten. Die der Anhänglichkeit zu Oesterreich Verdächtigen wurden verfolgt und streng bestraft, die Reichskleinodien, sammt der reichen Ausbeute der Bergwerke, nach Kärnthen geschickt, alle einträglichen Aemter an Teutsche, besonders Kärnthner, vergeben, die vornehmsten der Misvergnügten auf einem Landtage gefänglich angehalten und prager Bürgern in Verwahrung gegeben, die Klöster mit einer ungewöhnlichen Schatzung belegt. Ein Aufstand war hiervon die Folge. Die Bürger von Prag, auf deren Widerwillen gegen den Adel der König vornehmlich rechnete, verheiratheten ihre Töchter an die ihnen anvertrauten Gefangenen und verschlossen dem Könige ihre Thore. Der Anblick des von dem Markgrafen Friedrich dem Gebissenen von Meißen seinem Schwager zugeschickten Hilfsheeres und die Zusage, daß die Festen sortan nur böhmischen Hauptleuten anvertraut werden sollten, bestimmten die Bürger, den König und seine Meißner in die Stadt aufzunehmen. Die Zusage ward aber bald vergessen, meißnisches Volk in die Schlösser eingeführt, das flache Land vielfältig durch ihre verheerenden Streifzüge beunruhigt. In wiederholten Gefechten behielten des Königs Söldner die Oberhand. Seine Unvorsichtigkeit gab indessen der Empörung ein Oberhaupt, das in der allgemeinen Zuneigung der Nation die gefährlichsten Waffen zum Kampfe mit der Fremdherrschaft fand. Heinrich fürchtete seine Schwägerin, K. Wenzel's II. jüngste Tochter Elisabeth, und beabsichtigte deshalb, sie an Hinek Berka von Duba zu vermählen, auf daß nicht irgend ein mächtiger fürstlicher Schwager ihm ein Nebenbuhler für den Thron werde. Sie verwarf den Antrag mit dem Zusatze, daß sie, statt eine ungleiche Verbindung einzugehen, den ehrvergessenen Schwager der Krone berauben würde. Diese Aeußerung zog ihr hartes Gefängniß zu, welchem sie jedoch mit Hilfe ihres unehelichen Bruders Johann Wolek, Probst auf dem Wissehrad, entfloh. Sie gelangte nach Nimburg, dessen Bürgerschaft sich zu ihrem Schutze bewaffnete. Bald wurde Nimburg ein Waffenplatz für mehre mächtige Barone, die bis zu den Thoren von Prag vordrangen, auch unter Johann's von Wartenberg Anführung die Meißner und Kärnthner besiegten. Wie 300 Jahre später der Winterkönig, so sah vom Walle herab Heinrich die Niederlage der Seinen. Gleichwol behaupteten sich noch auf vielen Punkten seine Anhänger und Söldner, das ganze Königreich war der Schauplatz der grimmigsten Fehden. Diesem Zustande ein Ende zu machen unternahm Peter von Aspelt, der Kurfürst zu Mainz und jüngst noch Probst auf dem Wissehrad. Auf seinen Betrieb sprach K. Heinrich VII. 1309 dem Herzoge von Kärnthen das Königreich Böhmen ab wegen Misbrauchs seiner Herrschergewalt, und seinen Sohn Johann am 1. Sept. 1310 mit der böhmischen Prinzessin Elisabeth vermählend entband er die Böhmen aller dem Herzoge von Kärnthen geleisteten Huldigungseide und Pflichten. Bei Nürnberg versammelte sich das kleine Heer, welches der Kurfürst von Mainz für die Besitznahme von Böhmen hinreichend erachtete; am 1. Nov. überschritt es die Eger und der Bischof von Prag führte ihm eine ansehnliche Mannschaft zu. Dem weiter vordringenden Heere öffnete zuerst Pilsen seine Thore, und solchem Beispiele folgten alle übrigen Städte, bis auf Prag und Kuttenberg, die dem allgemeinen Impulse zu folgen durch die starken Besatzungen verhindert wurden. K. Johann durfte sich indessen nur vor Prag zeigen und das eine Thor wurde ihm überliefert, den 5. Dec. Heinrich von der Lippa und seine Scharen waren die ersten in der Stadt, es folgte der König unter allgemeinem Jubel der Bürgerschaft, während die Kärnthner und Meißner über die Brücke dem Schlosse zu flohen. Aber auch hier erwartete Heinrich von Kärnthen den Angriff nicht, zumal das Schloß gänzlich von Lebensmitteln entblößt war. Am 8. Dec. begab er sich auf die Flucht, jedoch von Wilhelm von Hasenburg verfolgt und bald ereilt; die Söhne der prager Bürger, die er als Geisel entführt, hat Hasenburg ihm abgejagt, ihn selbst aber, sammt Gemahlin und Gefolge, nach Kärnthen ziehen lassen. Am 5. Febr. 1311 wurde K. Johann in der Domkirche zu Prag gekrönt. Des Königreichs entsetzt, empfand Heinrich die Nothwendigkeit, wenigstens mit seinen unmittelbaren Nachbarn, den Herzogen von Oesterreich, Frieden zu haben. Diesen abzuschließen, hat er Chunich ze Behaim vnd ze Polan, Herzog ze Chernden, Graue ze Tirol vnd ze Gortz, vogt der Gotesheuser ze Aglay, ze Triend vnd ze Brischen, am 10. Juli 1311 seine Schwester, die verwitwete Königin Elisabeth, bevollmächtigt, ein Auftrag, dessen sie schon am 14. Juli sich entledigte, gleichwie sie am 15. Juli 1311 sich verpflichtete, ihrem Bruder für die Lösung der ihm verpfändeten Lande Krain und windische Mark 2000 Mark Silber zu bezahlen. Vollständig war auch die Aussöhnung, daher bei der Kaiserwahl, den 19. Oct. 1314, Herzog Heinrich als König von Böhmen dem Herzoge von Oesterreich seine Stimme gab, auch Zeitlebens sein Anhänger blieb. Dieses anerkennend, ernannte ihn K. Friedrich III. am 5. Sept. 1321 zum Reichsvicarius in Italien, eine Würde, die er jedoch nicht annahm, weil er sie einem Könige unanständig hielt. Doch betheiligte er sich bei den Zwistigkeiten der Paduaner mit den la Scala, wie er denn 1321 ein Heer von 20,000 Mann vor Monselice führte, ohne den Ort erobern zu können. Im Juni 1324 war er in des Königs Auftrag bemüht, den Frieden in Padua herzustellen, seine Strenge zog ihm aber allgemeinen Haß zu. Seines Vetters, des Grafen Johann Heinrich von Görz Vormund und als solcher die Regierung der Landschaften Görz, Friaul, Karst, Istrien und Treviso führend, 1323 und 1329, bestellte er für solche den Hugo von Tybein zum Hauptmann und den Grafen Albrecht von Görz zum Oberaufseher. Der Patriarch von Aquileja, Pagan della Torre, und die Stände von Friaul beschlossen am 11. Febr. 1328, ihn, den Vormund, zu befehden, weil verschiedene Besitzungen des minderjährigen Grafen mit Unrecht der Kirche von Aquileja entzogenes Eigenthum sei, und da gleichzeitig die la Scala und mehre Paduaner als des Herzogs Gegner auftraten und die Paduaner am 10. Sept. 1328 dem Cane de la Scala ihre Stadt öffneten, befand sich

Heinrich im entschiedenen Nachtheile, wie denn am 18. Juli 1329 auch Treviso für ihn verloren ging. In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigte er sich vornehmlich mit milden Stiftungen. Eine solche war die Karthause zu Schnals, den 25. Jan. 1326, und das Hospital zum heiligen Geist in der Vorstadt zu Innsbruck, den 16. Jan. 1329; auch die sogenannten königlichen Messen oder sein Jahrgedächtniß hat er 1334 verordnet, zu Trident für den 2. Mai, zu Pollingen für den 31. Oct. zu Benedictbeuern. Die Herrschaft Taufers hat er 1315 von den Grafen von Kirchberg erhandelt, dagegen am 9. Febr. 1335 Venzone an den Grafen Heinrich von Görz verkauft. Im J. 1313 hatte er Schulden halber die ganze Finanzverwaltung von Tyrol auf drei Jahre an zehn seiner Gläubiger übergeben. Heinrich starb auf Tyrol, während er in St. Paukrazenkapelle Messe hörte, den 2. April 1335. Seine erste Gemahlin, die böhmische Prinzessin Anna, hatte er am 3. Sept. 1313 verloren, sowie um 1316 das einzige Kind dieser Ehe, den Knaben Leopold. Vorher, um 1315, war dem Herzoge die zweite Gemahlin, Adelheid, des Herzogs Heinrich von Braunschweig-Grubenhagen Tochter, „cujus sororem habuit imperator Constantinopolitanus," angetraut worden. Mutter von zwei Töchtern, Margaretha und Adelheid, ist sie am 18. Aug. 1320 mit Tode abgegangen. Die dritte Gemahlin, Beatrix von Savoyen, hatte Heinrich's vormaliger Gegner, K. Johann von Böhmen, in Vorschlag gebracht, am 2. Juli 1324 derselben Aussteuer übernommen, ihr 10,000 Mark zum Brautschatz ausgesetzt, zugleich mit 20,000 Mark die rückständige Heimsteuer von Heinrich's erster Gemahlin Anna bezahlt; diese ungewöhnliche Freigebigkeit war eine Folge von der Verlobung der Tochter des Herzogs von Kärnthen mit dem böhmischen Prinzen Johann Heinrich und der Entsagung seines künftigen Schwiegervaters auf alles Recht zu Böhmen. Es vergingen aber einige Jahre bis zu Heinrich's Vermählung mit der Prinzessin von Savoyen; sie erfolgte vor dem 26. März 1328 und Beatrix ist am 20. Dec. 1331 kinderlos gestorben. Des Herzogs Heinrich jüngere Tochter, Adelheid, blieb unverheirathet. Ihre vermuthlich ältere Schwester Margaretha, bald nach dem Jahre 1316 geboren, wurde dem jüngern Sohne des Königs von Böhmen, dem Prinzen Johann Heinrich, verlobt. Unstreitig war es kein Meisterzug von Politik, als K. Johann denjenigen, welchen er um die Krone von Böhmen gebracht, bestimmte, auch noch sein Erbland an den Sohn des vormaligen Feindes zu geben. Der Prinz, geb. 1322, wurde als fünfjähriger Knabe nach Tyrol gebracht, damit er, nach der Sitte jener Zeit, an dem Hofe des Schwiegervaters erzogen werde und spielend gleichsam einige Kenntniß des Landes und die Liebe der Unterthanen sich erwerbe. Die Eheberedung hat K. Johann vollzogen ad Muntzilles (Moncel, Clarissenkloster bei Pont-Saint Maireuce) Montag nach Peter und Paul, den 2. Juli 1324. Es scheint nicht, daß der Prinz bei den Tyrolern viel Glück gemacht habe, noch viel weniger bei seiner Zukünftigen, die von den Zeitgenossen den Beinamen Maultasch empfing, entweder, nach alter Sage, von ihrem Hange zur Klatscherei oder von dem übermäßig großen Munde, ein Defect, durch welchen zwar Johann von Winterthur sich nicht abhalten läßt, sie als pulcra nimis, was jedoch auch ironisch gemeint sein könnte, zu bezeichnen. In der neuern Zeit hat indessen die Meinung Platz gegriffen, daß die anstößige Benennung dem Schlosse Maultasch, über Terlan, nördlich von Botzen, entlehnt sei. Margaretha „hatte sich diesen freundlichen und umsichtreichen Sitz vor allen ausgewählt. Er scheint ihr Lieblingsaufenthalt gewesen zu sein, da sie auf demselben viele Zeit des Jahres zubrachte." Die Trauung erfolgte 1331; sieben Jahre später, da der Prinz das 16. Jahr erreicht hatte, wurde das Beilager vollzogen. Herzog Heinrich von Kärnthen starb den 2. April 1335 und am 2. Mai u. J. verlieh Kaiser Ludwig Kärnthen und Tyrol als erledigte Reichslehen an die Herzoge von Oesterreich, jedoch mit Ausnahme des nördlichen Theiles von Tyrol, des Innthales, das er seinem Erblande Baiern einzuverleiben Willens war. Kärnthen, wo der Marschalk Konrad von Auffenstein für Oesterreich gestimmt, ging alsbald verloren, die Tyroler hingegen ehrten in der Erbin das Andenken der alten Grafen, ihnen war die projectirte Zerstückelung des Landes ein Greuel, diesem mochte sich das Mitleiden für die Waise gesellen, und der böhmische Kronprinz Karl, abgesendet, um seiner Schwägerin Recht zu vertheidigen, wurde aller Orten freudig begrüßt, und sah sich sofort von einem Heere umgeben, das zahlreich genug war, um an einem Verbündeten der Herzoge von Oesterreich, an dem Grafen von Görz, schwere Rache zu nehmen, während seine Schwägerin mit einer Heeresabtheilung Kärnthen überzog. Margarethens Erfolge brachen sich an der unüberwindlichen Feste Osterwitz, von der Sect. III. Bd. 7. S. 54 gehandelt ist. Es schreibt ein neuerer Besucher von Osterwitz: „Darauf begann auf kärnthnerischem Boden eine zweijährige Fehde mit Oesterreich; der Landeshauptmann von Auffenstein ward bei Tiefen geschlagen und das kriegerische Weib verheerte das Land und brandschatzte die Städte und Abteien. Alle Denkmale der Festung Osterwitz aus jener stürmischen Zeit sind ziemlich verläßliche Andeutungen, daß die nach sarmatischer Art in Waffen geübte Margaretha vor dieselbe gerückt sey, und, wie jene böhmische Wlasta den Wischehrad, die erste Burg Kärnthens habe überwältigen wollen. Beide mußten die Demüthigung fühlen, daß weibliche Leidenschaft dem ausdauernden männlichen Trotze weichen müsse. — Am Fuße des Felsens ist ein kleiner künstlicher Hügel, den die feindlichen Knechte zusammengetragen haben sollen, um der Margaretha die Uebersicht ihrer Mannschaft zu erleichtern. In dem obern Gewölbe hängt eine Stierhaut, die den Belagerten ersprießliche Dienste leistete. Sie zwickten den letzten Stier mit glühenden Zangen, damit er durch sein weitschallendes Brüllen noch einen großen Vorrath an Lebensmitteln anzeigte. In die Haut nähten die Belagerten einen Theil des noch übrigen wenigen Getreides, und ließen sie mit dem Vermelden herab: daß die Belagerer noch so viele Jahre,

als in der Stierhaut Körner seyen, vor der Festung liegen könnten, ohne daß eine Uebergabe erfolgen würde. Hierauf soll Margaretha mit dem tyrolischen Heere abgezogen seyn. Der hier aufbewahrte Hut, den die erbitterte Gräfin getragen haben soll, gleicht einem kärnthnerischen schwarzgefärbten Bauernhute von grobem Filze. Nach zwei rohen Abbildungen ist Margaretha das männersüchtige rauhe Weib, das gleich einer Spartanerin Pferde bändigte und mit dem Schwerte raſete, statt den Gürtel des Schönen in das finstere Ritterleben weben zu helfen." Vielmehr hat Frau Margaretha dem armen Gemahle Verdruß und Schmach erweckt, so viel ihr nur möglich war, namentlich die versammelten Landesherren gebeten, wie die tyrolische Landtagschronik naiv genug sich ausdrückt: „sy wollten ihren unmannbaren Herrn, Herzog Hansen aus Merhen, von ihr treiben und sie mit einem andern kräfftigern Herrn und Lantsfürsten versehen." Daß Margaretha mit Kaiser Ludwig im tiefsten Geheimnisse unterhandle und mit mehren Landherren sich gegen ihn verschworen habe, ersah Johann Heinrich aus einem Schreiben des Bischofs von Trident. „Er verließ daher Presburg," so erzählt der nachmalige Kaiser Karl in seiner Selbstbiographie, „ging mit dem Bruder nach Böhmen, dann in Eile nach Tyrol, wohin Karl mit einem reisigen Zeug ihm folgte. In Tyrol angelangt, war dieser bedacht, das Geheimniß der Verschworenen und ihre Absichten zu ergründen. Es ergab sich in Folge seiner Nachforschungen, daß Margaretha Willens war, eine andere Ehe einzugehen mit dem kaiserlichen Prinzen, dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg, der Witwer und ein schöner Mann war, und daß sie bei diesem Vorhaben auf den Beistand der Landstände rechnen könne." Als das ostensible Haupt dieser Verschwörung wurde Albrecht genannt, der Margaretha natürlicher, etwa zehn Jahre alter Sohn. Diesen ließ Karl gefangen nehmen, nach der Feste Steinburg bringen und ihm auf der Folter zusetzen, bis er beinahe mehr bekannte, als man zu wissen verlangt hatte. Das eigentliche Haupt der Verschwörung, des Bastards muthmaßlicher Vater, Heinrich von Rotenburg, wurde späterhin ebenfalls ergriffen, einstweilen seine Burg eingenommen und bis auf den Grund gebrochen. Eine starke, der Feste Tyrol eingelegte Besatzung überwachte jeden Schritt der Margaretha, die auch eine Zeit lang auf Petersberg verwahrt wurde. Von dort aus correspondirte sie mit dem Kaiser durch des Bischofs Leuthold von Freisingen Vermittelung. In jener Einsamkeit mag sie wol den ihrem Mundbecher eingegrabenen Reim: „Langer Liebesmangel ist meines Herzens stärkste Angel" gefunden haben. Zeitig wurde Karl abgerufen, und er hatte kaum das Innthal verlassen, als Margaretha der Haft sich entzog, auf des Kaisers Gebiet flüchtete, mit dessen Hilfe ihr Erbland einnahm und den wehrlosen Eheherrn in Bande legte. Johann Heinrich entwischte seinen Hütern, den 2. Nov. 1341, und fand Zuflucht bei Bertrand, den Patriarchen von Aquileja, von dem er ferner nach Böhmen zu dem Vater sich begab. „Margaretha riß nun alle Schranken des Anstandes nieder und legte alle weibliche Schamhaftigkeit ab: Sie trat vor den Kaiser als Klägerin über das Unvermögen ihres verstoßenen Gemahls auf und Ludwig erröthete nicht, darüber ein Urtheil zu sprechen, in einer schamlosen Urkunde das Betragen Margarethens gut zu heißen und so sich selbst und sein kaiserliches Richteramt herabzuwürdigen. Die Bedenklichkeiten seines Sohnes Ludwig, welcher Anstand nahm, die Frau eines Andern zu heirathen, beseitigte der Vater. Die Zweifel, welche in Teutschland und in der ganzen Christenheit sich gegen diesen seltenen Fall erheben konnten und auch wirklich erhoben, mußten Ludwig's Hofminoriten widerlegen und zu Boden schlagen. Für die Dispensation einer Ehescheidung und für die zweite in Rücksicht der Blutsfreundschaft der neuen Brautleute sorgte Ludwig selbst und ertheilte sie. Und so wurde die Vermählung des Markgrafen Ludwig von Brandenburg mit der Margaretha Maultasch feierlich vollzogen und Ludwig's alter Wunsch endlich erfüllet, die Grafschaft Tyrol an das bayerische Regentenhaus zu bringen." So Kurz, der diese Darstellung durch die beiden in Rebdorf's Annalen, bei Freher und anderwärts abgedruckten kaiserlichen Urkunden begründet. Hingegen urtheilt Böhmer in seinen Regesten: „Daß Kaiser Ludwig die erste Ehe der Maultasch geschieden und sie Behufs der zweiten von dem allzu nahen Verwandtschaftsgrade dispensirt habe, sagt kein Gleichzeitiger. Indessen existiren darüber zwei Urkunden ohne Datum, die ich jedoch nach meiner Kenntniß des damaligen Kanzleistyls ganz unbedenklich für' unecht erklären muß." Der so wohl unterrichtete und glaubhafte Anonymus Leobiensis wird also, apud *Pez* I, 960, die ganze Wahrheit gesagt haben*). Bei Steyerer heißt es: „Am Sontag den 10. des Monats Hornung 1342 kamen der Kaiser Ludwig sambt den obgemeldeten Herrn gen Meran und geschah also der Handschlag und Beyschlaf in Gegenwart des Kayſers und seiner vorgenannten Herren von des Kayſers Sun genannt Margraf Ludwig von Brandenburg und Frawen Margareten, Kunig Hainrichs von Beham Tochter auf Tyrol (die Traunng vielmehr in der Hauskapelle der Kellnerei zu Meran,

*) „Imperator Ludwicus, quae in cordis affectu congessit de dominio Tyrolensi, coepit effectu operis ebullire. Nam Johanne filio Bohemorum regis de partibus Athasis eliminato, fama percrebuit, quod causa fuerit impotentia coeundi, ipsaque sua conjux Margaretha, cupiens esse mater, hoc saepius familiaribus patefecerit, quod haeredem ardenter desideravit, quod per ejus consortium penitus fieri desperavit. Ferebatur a pluribus, quod hoc olim per Beatricem, Hainrici ducis Karinthiae tertiam uxorem, latenter fuerit procuratam, per artem malefieii praecavere volentem, ne ex his soboles nasceretur, et ipsa, quae fructum non habuit, dotaliciis frustraretur. Imperator audiens quod est gestum, filium suum Ludwicum marchionem de Brandenburg, cujus uxor, filia regis Daciae, jam dudum decesserat, stimulat, ut consortem Johannis ducat, terramque inclytam apprehenderet. Qui dum reniteretur totis viribus, et horreret, sermo patris praevaluit: et assumpto secum quodam suae partis episcopo intruso Frisingensi, ut divortium celebraret, iter cupiunt ad montana. Et dum ad clivum montis cujusdam pervenissent, intrusus ille dum descenderet equo sedens, casum faciens expiravit. Nihilominus ecclesiastici juris formula postergata, inter Ludwicum et Margaretham nuptiae celebrantur."

einst des Landesherrn Sitz), und am Montag darnach ritt der Kayser mit dem Prentigam und der Braut von Tyrol gen Meran, alda setzt sich der Kayser angelegt in seiner Majestät Lehengewandt und lehn der Fürstin und iren Gemahl zwey Land, Karndten und Tyrol." Vorher schon, den 29. Nov. 1341, hatte Papst Benedict XII. den Eingriff des Kaisers in seine Gerechtsame mit dem Banne bestraft und dem Patriarchen Bertrand von Aquileja aufgegeben, alle diese Ehescheidungs- und Vermählungsprocesse für ungültig zu erklären. Zu schwerer Rache schien das mächtige Haus von Luxemburg, zunächst Kurfürst Balduin von Trier, herausgefordert und Verdruß genug hat durch sein abermaliges Streben nach Vergrößerung K. Ludwig sich zugezogen, wenn auch nicht sofort die Strafe auf ihn kam. Denn des Königs von Böhmen verkehrte Wirthschaft erlaubte ihm nicht, eine der Größe der Beleidigung angemessene Genugthuung zu suchen; Balduin allein vermochte das gleich wenig, das Bündniß mit Oesterreich zeigte sich unwirksam. Aber die Wahl eines Gegenkönigs hat ganz eigentlich Ludwig durch den Scandal mit der Maultasch hervorgerufen. Nun machte zwar der römische König kein sonderliches Glück, als er im J. 1347 mit den von den Herren von Carrara und den Mailändern erhaltenen Hilfstruppen der Margaretha Erbland überzog; er mußte die Belagerung der durch die Fürstin in Person vertheidigten Hauptburg Tyrol aufgeben und in dem zu Eltwil den 26. Mai 1349 errichteten Friedensvertrage, um den ihm gesetzten Gegenkönig Günther von Schwarzburg zu entwaffnen, allem Anspruche zu Tyrol entsagen und sich verpflichten, daß er beim heiligen Stuhle die Aufhebung des Bannes und die Bestätigung der zweiten Ehe der Margaretha betreiben werde. Hiernach beantragten Karl und Johann Heinrich die Auflösung dieser Ehe, zumal dieser die Wirkung des auf ihn geworfenen Nestelzaubers, so viel die Person der Gräfin Margaretha betreffe, nicht in Abrede stellen könne, wenn er auch für anderweitigen Verkehr sich von der Macht des Zaubers frei befunden habe. Es wurde hierauf die Untersuchung der Gründe für die Ehescheidung dem Bischofe Ulrich von Chur aufgetragen und dieser hat, Juli 1349, die Ehe für ungültig erklärt, aber dem Gesuche, die zweite Ehe zu bestätigen, gab Clemens VI. kein Gehör. Meinhard, der Sohn, welchen Margaretha um das Jahr 1343 dem Markgrafen von Brandenburg geboren, blieb demnach vorläufig ein Bastard. Nachdem aber dieser Meinhard der Margaretha von Oesterreich, Tochter Herzog Albrecht's des Weisen, durch Verträge vom 10. Aug. 1352 und 22. Oct. 1354 verlobt worden war, mußte wol der Schwiegervater seinen ganzen Einfluß aufbieten, um den Flecken in der Geburt des künftigen Schwiegersohnes zu tilgen. Des Papstes Innocentius VI. Bulle, an Ordulf von Weißeneck, den Erzbischof von Salzburg, und an Paul Praunsbeck, den Bischof von Gurk, gerichtet (1358), erlaubte endlich die nochmalige Einsegnung der bis dahin von der Kirche nicht anerkannten Ehe. Abermals wurde die Vollstreckung der Bulle verzögert durch des Bischofs von Gurk Versetzung nach Freisingen. Nachdem auch dieses Hinderniß beseitigt war, mußten die beiden Eheleute sich trennen, zwar nur auf drei Tage, und öffentlich Reue über ihr Vergehen aussprechen, sodann wurde zu München den 3. Sept. 1359 der Bann aufgehoben und am folgenden Tage traute der Bischof die reuigen Sünder zum andern Male, desgleichen den für ehelich erklärten Sohn Meinhard und die österreichische Prinzessin. Nur zwei Jahre hat Markgraf Ludwig diese Verhandlung überlebt; er starb den 18. Sept. 1361 und sein Tod wurde einer Vergiftung zugeschrieben. Es hieß, er habe seiner Gemahlin Liebesverständniß mit Konrad von Frauenberg entdeckt und sie deshalb bedroht, sie sei aber der Erfüllung der Drohung zuvorgekommen. Sofort erhob sich Streit und Fehde um die Vormundschaft, welche der Kurfürst von der Pfalz und die Herzoge von Baiern, brandenburgischer Linie, in Anspruch nahmen, während die durch den letzten Willen des Markgrafen Ludwig zu der Vormundschaft berufenen Räthe und Landstände sich darin mit Hilfe des Herzogs Stephan II. in Landshut zu behaupten suchten. Die Fehde fand ihr Ende, nachdem Meinhard am 16. Juni 1362 in die Gewalt des Herzogs Stephan gegeben wurde. Nicht lange und Konrad von Frauenberg und Konrad von Königsbruck verschafften ihm die Mittel, der Haft zu entweichen und nach Tyrol zu gelangen. Hier befand er sich gänzlich in Abhängigkeit von der Mutter, während die Unterthanen in Baiern auf seine Rückkehr drangen. Bevor er ihren Wünschen genügen konnte, verschied er plötzlich am 13. Jan. 1364. Wiederum wurde ausgesprengt, in einem unbewachten Augenblicke habe er gegen die Mutter geäußert, er wisse, durch wen des Vaters Mord geboten, und werde an ihm Rache nehmen, worauf er dann ebenfalls Gift empfing; so erzählt Villani. Den Scandal zu vervollständigen, nahm Meinhard's junge Witwe noch in demselben Jahre 1364 den zweiten Mann, eben jenen Luxemburger Johann Heinrich, der in seiner Ehe mit der Maultasch einer Hexe Gewalt so schmerzlich empfinden mußte. Es scheint aber die jüngere Margaretha an dem zweiten Herrn ebenfalls kein sonderliches Behagen gefunden zu haben; sie starb den 13. Jan. 1366, Johann Heinrich den 13. Nov. 1375, seine erste Gemahlin, die Erbin von Tyrol, den 3. Oct. 1369. Sie hatte durch Vertrag vom 8. Sept. 1363 ihr Land den Herzogen von Oesterreich zu Erb und Eigenthum übergeben und verlebte ihre letzten Tage zu Wien. Das Lieben scheint sie selbst im Alter nicht aufgegeben zu haben, wie denn Petermann von Schena schwerlich der einzige Gegenstand ihrer verspäteten Zärtlichkeit gewesen sein wird. Bei Mutius heißt sie: „Femina inexhaustae libidinis et audax, qua monstrosius et peius in vita mortalium nihil est, praesertim si accedat, ut semper solet, loquacitas et fastus." Von Albert. Argent. wird Margaretha „femina semifatua" genannt.

Die Grafen von Gorz. Albrecht II., des Grafen Meinhard IV. und der Erbin von Tyrol jüngerer Sohn, befand sich zur Zeit des Vaters Tode als Geisel für die Verträge, welche sein mütterlicher Großvater, der letzte Graf von Tyrol, eingegangen war, in dem Ge-

wahrsam des Erzbischofs von Salzburg, bestimmte aber seinen Hüter, den Ritter Gebhard von Volwen, daß dieser ihn, um den Preis von 700 Mark Silber, ohne des Erzbischofs Vorwissen in Freiheit setzte (1263). Von dem Bruder in die Gemeinschaft der Güter aufgenommen, verbündete er sich, zugleich mit demselben, mit Bischof Bruno von Brixen (1265). Zwei Jahre später, den 8. Febr. 1267, theilte er mit dem Bruder in der Weise, daß ihm die Grafschaft Görz zufiel. Er wurde sofort mit dem Patriarchen Gregor von Aquileja in Fehde verwickelt, hob den Prälaten zu Villanova bei Rosazzo im Bette auf (den 19. Juli 1267) und brachte ihn als seinen Gefangenen nach Görz. Gregor fand jedoch Hilfe bei dem Papste, bei dem Erzbischofe von Salzburg und bei K. Ottokar von Böhmen, sodaß er bereits am 27. Aug. der Gefangenschaft entlassen werden mußte. Es erfolgte gleichzeitig die Aussöhnung der beiden streitenden Herren, die sich namentlich um die Herrschaften Latisana, Lienz und Rottenstein verglichen, aber die Fehde entbrannte sofort von Neuem, um mit abwechselndem Glücke bis zum Tode des Patriarchen, 1269, fortgesetzt zu werden. Es ergab sich in der Kirche von Aquileja ein Schisma, indem das Capitel den Prinzen Philipp von Kärnthen wählte, indessen der Papst den Raimund della Torre zum Patriarchen ernannte. Gegen diesen nahm der Graf von Görz Partei und bemächtigte sich zugleich eines großen Theils der Stiftslande. Raimund mußte sich mit ihm abfinden, 1273, verweigerte aber nachher die Abtretung der Burg Cormons. Wiederum wurde gerauft, endlich doch am 25. Febr. 1275 Frieden geschlossen. Inzwischen war Albrecht auch mit seinem Bruder wegen des Theilungsgeschäftes in Uneinigkeit gerathen; es kam zu dem Vergleiche vom 4. Mai 1271, wodurch Meinhard ihm das Pusterthal und die Hälfte der in dem Tridentinischen zu machenden Eroberungen überließ. Vermöge eines nachträglichen Abkommens vom Jahre 1272 erhielt Albrecht auch noch die Besitzungen in der windischen Mark, Rechberg und Mitterburg. Hierdurch zu unmittelbarer Berührung mit den Venetianern gekommen, unternahm er im J. 1278, sie aus den Seeplätzen von Istrien zu vertreiben. Zu dem Ende verbündete er sich mit dem Patriarchen von Aquileja und dieser sollte ihm vorläufig Capo d'Istria und die Burg St. Lorenzo überlassen. Dessen trug der Prälat Bedenken und Albrecht sah sich gemüssigt, in dem Vertrage vom 2. Febr. 1279 von seiner Forderung abzustehen, um sich den Beistand des Patriarchen für die langwierige Fehde mit Venedig zu sichern. Wenig wurde damit erreicht, nur gerieth der Graf durch seine Anstrengungen in schwere Schuldenlast, die ihn bestimmte, im J. 1289 mit der Republik einseitig Frieden zu schließen, unangesehen des Widerspruchs seines Sohnes Albrecht, der auch bei dem Patriarchen blieb. Eines beschwerlichen Feindes sich zu entledigen, hatten die Venetianer eine baare Abfindung verheißen; diese wurde auch entrichtet, jedoch in falschem Gelde, welchen Betrug zu ahnden der Graf nochmals zu Felde zog, worüber Triest für die Republik verloren ging. Dagegen verlangte der Patriarch die Auslieferung der in Istrien eroberten Festen, besonders von Albona und Fianona, eine Forderung, welcher der Graf mit Verheerungen in des Patriarchen Gebiete entgegnete, indessen er gleichzeitig der Ungern Einfall in die windische Mark zurückwies. Er verständigte sich mit dem Patriarchen im J. 1289, räumte die in Anspruch genommenen Plätze, wurde aber gleich wieder des Patriarchen Feind, wie er denn am 15. März 1290 dessen Städtchen Tricesimo niederbrannte. Doch erscheint er am 11. März 1291, da der Patriarch mit Venedig sich verglich, als des Prälaten Freund. Im J. 1292 stand er in Fehde mit dem Erzbischofe Konrad von Salzburg und im J. 1296 unterstützte er seine Brudersöhne gegen K. Adolf, sowie den Patriarchen in dem abermaligen Kriege mit Venedig, wiewol er diesem seinen Bundesgenossen am 21. Jan. 1291 Tulmino entriß. Am 25. Oct. 1303 wies er einem jeden seiner beiden Söhne aus der Ehe mit des Herzogs Konrad von Glogau Tochter Euphemia oder Ofmein sein Erbtheil an und ist im September 1304 zu Lienz, wo er gewöhnlich Hof hielt, verschieden. Es überlebte ihn seine zweite Gemahlin, die Gräfin Ofmein von Ortenburg, um derentwillen er die Grafschaft Hardeck beanspruchte und davon den Titel geführt hatte. Das einzige Kind dieser Ehe, Clara Euphemia, scheint ledigen Standes gestorben zu sein. Albrecht's älterer Sohn, Graf Heinrich **III.**, geboren um 1261, erscheint von 1286 in Urkunden zugleich mit seinem Vater, der ihm die Pfalzgrafschaft Kärnthen abtreten wollte, um nicht seines Bruders Vasall zu sein. Im J. 1289 focht er für den Patriarchen Raimund gegen die Venetianer. Bald darauf in Feindschaft gerathen mit dem Prälaten, verwüstete er dessen Gebiet, bis endlich am 1. Dec. 1297 die Aussöhnung erfolgte, bei welcher Gelegenheit Heinrich von des Patriarchen Hand den Ritterschlag empfing. Bei Gelegenheit der Sedisvacanz in Aquileja wurde er am 18. März 1299 zum Hauptmann des Landes Friaul erwählt. Dies zog ihm viele Fehden zu, namentlich wollte die Stadt Udine den Hauptmann nicht anerkennen, dann suchten die beiden Prätendenten zu der Insul von Aquileja, der von dem Capitel erwählte schlesische Prinz Konrad und der von dem Papste ernannte Peter von Guerra, wechselsweise ihn zu beseitigen, bis er am 8. April 1300 die Hauptmannschaft an den Vicedom und Archidiakon Gilo aufgab. Bei Gelegenheit des Castells Sacile, welches Gerhard von Camino dem Patriarchen Peter vorenthielt, ergab sich im Sommer 1300 neue Fehde und nach Peter's Ableben wurde Graf Heinrich abermals von der Geistlichkeit und Ritterschaft zum Landeshauptmann erwählt, während die Städte als solchen den Grafen Meinhard von Ortenburg annahmen. Die beiden Herren schlugen sich, bis das Auftreten des von dem Papste bestellten Patriarchen Ottobonus de Razzis sie bestimmte, gemeine Sache zu machen und im Bunde mit Ricciardo von Camino den Patriarchen und den Herzog Heinrich von Kärnthen zu befehden. Vermöge der von dem Vater gemachten Theilung sollte Graf Heinrich alles Land in Friaul, Istrien, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain haben, sofern dasselbe jenseits des Krenz-

berges gelegen war, dann auch die Feste Eberstein; Graf Albrecht dagegen erhielt, was diesseits des Krenzberges zwischen der Klause zu Haslach bis an die Greuze von Kärnthen und was in Kärnthen gelegen war. Ungeachtet der von K. Albrecht am 23. Jan. 1306 ertheilten Bestätigung wurde diese Erbtheilung bald wieder umgestoßen und verabredeten die Brüder nach des Vaters Tode, daß Heinrich einstweilen und für die Dauer von fünf Jahren das ganze Erbe übernehmen solle. Am 11. Juni 1307 wurde jedoch eine neue Theilung beliebt, wodurch Heinrich Eberstein, Stein im Jaunthale, die Städte Lienz, Drauburg und Bruck, das Schloß und die Klause bei Lienz, die Festen Walsperg, Rähen, St. Michelsburg und Görz, das Land in Istrien, Friaul, auf dem Karst, in der windischen Mark und in Krain diesseits des Krenzberges erhielt, während seinem Bruder die Gebiete jenseits des Krenzberges gegen Kärnthen zu, Virgen, Kals, Defereggen, Heimfels, Werbenstein, Frägan, Falkenstein, Mosburg, Kernis, Pernegg, Lienz und Rotheneck, im Allgemeinen das Pusterthal zufiel. Dabei hatte es aber nicht lange sein Bewenden, durch den neuen Vertrag vom 12. Dec. 1307 erhielt Heinrich noch Möttling, Laß, Chotzau, St. Stephan und Kirchheim; er blieb auch in der Gemeinschaft der Voigteigerichte zu Mühlstatt, wovon er doch den Ertrag seinem Bruder überließ. Im J. 1308 wurden beide Antheile vermehrt durch die den Brüdern aus des Grafen Gebhard von Hirschberg zugefallenen Güter. Schon vorher hatte Heinrich angefangen, das unter seiner Burg Görz gelegene Dorf zu vergrößern; er verlieh demselben im J. 1307 Stadtrechte und Privilegien, welche den Ort sehr bald in Aufnahme brachten. Als des Herzogs Heinrich von Kärnthen Verbündeter befehdete er im J. 1305 den Patriarchen von Aquileja, selbst noch, nachdem dieser am 25. Sept. sich mit dem Herzoge versöhnt hatte, wie er denn im J. 1307 dem Patriarchen das Castell Spilimberg entriß. In demselben Jahre stritt er für K. Albrecht gegen den Herzog Heinrich von Kärnthen, dem er ganz Krain abgewann, auch solches als Pfand für die aufgewendeten Kriegskosten und als des Königs Statthalter behielt, bis der Herzog mit dem Könige ausgesöhnt wurde. Von allen Seiten bedrängt und genöthigt, sein Land zu verlassen, bestellte der Patriarch Ottobonus am 8. Mai 1308 den Grafen zu seinem obersten Kriegshauptmanne; es ergaben sich aber bereits im J. 1309 zwischen beiden Herren arge Händel, welche auszugleichen und zugleich die von dem Grafen geleisteten wichtigen Dienste zu belohnen, Ottobonus am 16. Nov. 1310 ihm die Castelle Sacile, San Vito, Laß, Monfalcone und Silusa abtrat, ihn auch zum General-Capitaneus seines weltlichen Gebiets ernannte. Bald darauf wurde der Graf von Kaiser Heinrich VII. als Statthalter nach Treviso gesetzt, die Oeffnung der Stadt und der vielen Castelle der tarviser Mark konnte er jedoch nur durch eine Reihe von Gefechten erzwingen, 1311. Des Statthalters wurden jedoch die Trevisaner bald überdrüssig, sie verbündeten sich insgeheim mit den Paduanern, überredeten auch den Patriarchen Ottobonus und den Herzog Friedrich von Oesterreich zu einem Angriffe auf die görzischen Lande, October 1313, der jedoch dem Patriarchen so übel bekam, daß er genöthigt war, bereits im November den Frieden unter den härtesten Bedingungen zu erkaufen. Er bestellte den Grafen zum Generalcapitain des Patriarchats, überließ ihm auch dessen gesammtes Einkommen, sich lediglich eine Rente von 2000 Mark vorbehaltend. Die Trevisaner wurden zu Paaren getrieben und blieben in des Grafen Gehorsam, da diesem K. Friedrich III. das Reichsvicariat über die tarviser Mark bestätigte. Dagegen ließ Graf Heinrich durch die Rücksicht für den dem Patriarchen befreundeten König sich bewegen, am 19. Sept. 1314 dem Patriarchen sein ganzes weltliches Gebiet mit allen Hoheitsrechten, nur mit Ausnahme der fünf oben genannten Castelle, zurückzugeben und sich mit einem Monatsgehalte von 100 Mark für seine Hauptmannschaft zu begnügen. Schon im folgenden Jahre wurde dieser Vertrag durch des Patriarchen Ableben aufgelöst. Die Geistlichkeit und mehre Castellane wählten hierauf im Januar 1315 den Grafen für die Dauer der Sedisvacanz zum Gonfaloniere, andere Castellane, von Cane della Scala, dem Herrn von Padua, unterstützt, widersprachen zwar, wurden jedoch durch Waffengewalt zur Unterwerfung genöthigt, den 29. Aug. 1315. Der neue Patriarch, Gaston della Torre, erhielt des Grafen Verzicht auf die fünf Schlösser, bestätigte ihn aber in dem Amte eines Gonfaloniere. Wieder empörten sich die von Treviso gegen ihn, die auch den Cane della Scala und den Gozelo de Camino zu Hilfe riefen, 1318, jedoch sich unterwerfen mußten, nach der von K. Friedrich dem Grafen ertheilten Bestätigung des Reichsvicariats. Im nächsten Jahre wählten ihn auch die Paduaner zu ihrem Hauptmanne und Schutzherrn, der sie gegen Jacob von Carrara vertheidige; er trat jedoch am 3. Jan. 1320 die hierdurch erworbenen Befugnisse an Ulrich von Walsee ab, den von K. Friedrich für Padua ernannten Reichsvicar. Gleichwol blieb er mit der Stadt in freundschaftlicher Beziehung, sodaß er, als sie von Cane della Scala belagert worden war, den Entsatz bewerkstelligte. Die Stadt Triest erbat sich ihn im J. 1320 zu ihrem Podestà und in demselben Jahre verlieh ihm der König die ausgedehntesten Berechtigungen in der tarviser Mark, sodaß er sich beinahe als deren Erbherrn ansehen konnte. Dieses erregte aber die Eifersucht der einflußreichsten Familien in der Provinz und sie einigten sich mit Cane della Scala zu Anschlägen gegen das Leben des Grafen von Görz. Zwei der ausgesendeten Meuchelmörder fielen in seine Hände, 1322, ein dritter scheint glücklicher gewesen zu sein, denn der Graf wurde plötzlich über einem Gastgebote zu Treviso von einer Uebelichkeit befallen, die in derselben Nacht, den 24. April 1323, sein Lebensende herbeiführte. „Dissesi che messer Cane di Verona il fece avvelenare: fu huomo valoroso molto in arme.“ Drei Tage vorher war das Gerücht von seinem Ableben in Padua verbreitet. Von der ersten Frau, Beatrix von Camino, die am 2. Mai 1297 ihm verlobt werden war, hatte Heinrich den Sohn Meinhard, von der zweiten, des

Herzogs Stephan von Niederbaiern Tochter Beatrix, den Sohn Johann Heinrich. Meinhard VI. mochte kaum das dritte Jahr zurückgelegt haben, da er am 11. Aug. 1300 einer noch nicht geborenen Tochter des kroatischen Grafen von Verbir aus dem Hause Subics verlobt wurde, was ein späterer Vertrag vom Jahre 1314 bestätigte. Die Vermählung unterblieb aber, vermuthlich wegen des Bräutigams frühzeitigen Abganges. Zum letzten Male erscheint Meinhard VI. in der Urkunde vom 21. März 1318. Sein Halbbruder Johann Heinrich verlor den Vater in dem Alter von zwei Jahren, die Trevisaner erkannten ihn aber als ihren Herrn, während dessen Minderjährigkeit Hugo von Tybein die Angelegenheiten des Vicariats besorgen sollte. Bald erschienen aber zwei andere Prätendenten zur Vormundschaft, Herzog Otto von Oesterreich und Heinrich von Kärnthen, der Titularkönig von Böhmen. Für diesen entschied das Kriegsglück und ihn als Obervormund anzuerkennen, sah die Gräfin Mutter sich genöthigt. K. Heinrich übertrug darauf die Regierung des Landes dem nächsten Vetter, dem Grafen Albrecht von Görz, 1323. Diese Einrichtung war aber nicht von Bestand, denn im Januar 1325 führte die Gräfin Mutter schon wieder die Vormundschaft in ihrem Titel und versprach K. Heinrich im nämlichen Jahre nach Verlauf von acht Jahren seinem Mündel das ihm angefallene Erbe auszuliefern. Im J. 1326 wurde, auf Verlangen des Advocatus zu Treviso, der von der Gräfin bestellte Vicarius abgesetzt und von dem Könige ein anderer Vicarius geschickt, den anzunehmen die Bürger sich weigerten, indessen die Gräfin, in Folge des hierdurch ihr angethanen Schimpfes, die Stadt verließ und nur nach Verlauf eines Jahres, nachdem K. Heinrich ihr Genugthuung gegeben hatte, dahin zurückkehrte. Sie war kaum beruhigt und Paganus della Torre, der Patriarch, entbot den 11. Febr. 1328 seine Vasallen zum Kriege gegen Kaiser Ludwig und gegen K. Heinrich als Vormund des minderjährigen Grafen und kaiserlichen Vicarius zu Treviso. Des Grafen Mutter verließ die Stadt, deren hierauf Cane della Scala im J. 1329 sich bemächtigte. Dagegen wurde Johann Heinrich im J. 1332 von der Stadt Triest zu ihrem Podestà erwählt und im J. 1333 begab er sich nebst seiner Mutter für einen Zeitraum von zehn Jahren unter K. Heinrich's Schutz, was diesen gänzlich umstimmte. Denn hatte Heinrich bisher getrachtet, seinem Mündel Tyrol und sogar die görzischen Stammlande zu entziehen, um sie den eigenen oder seines Bruders Töchtern zuzuwenden, so erkannte er nun in der am 9. Febr. 1335 ausgestellten Urkunde in der Person von Johann Heinrich den rechten Erben zu Tyrol, indem er ihm zugleich Venzone, Storchenberg und Hafenstein in Leheneigenschaft überließ. Der König verschied bald darauf, den 2. April 1335 und sofort wurde seine Tochter Margaretha, im Widerspruche zu dem feierlich anerkannten Rechte des Grafen von Görz, als Gräfin von Tyrol ausgerufen. Johann Heinrich mußte geschehen lassen, was abzuwenden er nicht vermochte. Nochmals im J. 1336 zum Podestà der Stadt Triest erwählt, gerieth er mit ihr in Fehde; diese war kaum gesühnt, den 11. März 1338, als der Graf wenige Tage nachher starb, den 17. März. Etwa im J. 1334 hatte er sich mit Beatrix von Aragon, Tochter des K. Peter von Sicilien, verlobt, die Vermählung unterblieb jedoch und Johann Heinrich verpflichtete sich am 24. Juni 1335, die österreichische Prinzessin Anna, K. Friedrich's III. Tochter, zu heirathen. Getraut wurde er im folgenden Jahre, da er nur das 14. Jahr zurückgelegt hatte. Als kinderlose Witwe verschloß Anna sich in dem Clarissenkloster zu Wien und sie ist als dessen Aebtissin den 13. oder 14. Dec. 1343 verschieden.

Albrecht II. oder Johann Albrecht, der jüngere Sohn aus Albrecht's I. erster Ehe, erhielt durch die Erbtheilungen von 1303 und 1307 den nördlichen Theil der Grafschaft Görz sammt den Besitzungen in Kärnthen. Er ist vor 1327 gestorben, aus seiner ersten Ehe mit der Landgräfin Elisabeth von Hessen, die Töchter Elisabeth und Katharina, aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Ofmein Utehild (Euphemia Adelheid) von Metsch die Söhne Albrecht III., Meinhard VII. und Albrecht IV., dann die Töchter Clara, Katharina, Margaretha hinterlassend. Elisabeth heirathete als des Grafen Hermann von Heimburg Witwe den Grafen Wilhelm von Schaumberg, ihre vollbürtige Schwester Katharina den Grafen Ulrich von Taufers, gestorben im J. 1337. Clara erscheint im J. 1319 als Herdegen's von Petau Gemahlin. Die jüngere Katharina wurde 1323 dem berühmten Ulrich von Walsee, dem Landeshauptmanne in der Steiermark und Reichsvicar zu Padua angetraut. Margaretha heirathete einen Grafen von Ortenburg. Albrecht III. wurde von seinem Vater, K. Heinrich von Böhmen, am 4. Juli 1329 zum Hauptmann über des minderjährigen Grafen Johann Heinrich von Görz Gebiete bestellt, mit einem Jahrgehalte von 2000 Mark von Verona. Nach dem kinderlosen Abgange seines Schwagers, des Grafen Ulrich von Taufers, wurde er mit dessen Lehen im Pusterthale, Mülbach, Garz und St. Georg von Bischof Leopold von Bamberg belehnt, 1337. Die von dem Vater hinterlassenen und durch den kinderlosen Abgang des Grafen Johann Heinrich bedeutend vermehrten Stammgüter besaß er in Gemeinschaft mit seinen Brüdern, doch nicht ohne Anfechtung von Seiten der Herzoge von Oesterreich; diese nahmen Möttling und andere Schlösser in der windischen Mark und in Kärnthen als zu dem Witthume der Gräfin Anna gehörig in Besitz, zogen auch Lienz und die dazu gehörige Pfalzgrafschaft Kärnthen als eröffnetes Lehen ein. Die Pfalzgrafschaft gab jedoch Herzog Albrecht von Oesterreich dem Grafen zurück, den 11. Dec. 1339, aber nur aus Gnaden und als neues Lehen. Im J. 1344 verheerte Albrecht, als der Venetianer Feind, das Greuzland Istrien; er gerieth aber darüber in Gefangenschaft und mußte einen nachtheiligen Vergleich eingehen. Kaum in Freiheit gesetzt, erneuerte er die Fehde, die doch im J. 1345 zu dem Grafen noch lästigern Bedingungen ausging. Gegen die Ansprüche des Patriarchen Bertrand auf seiner Kirche vielleicht mit Unrecht entzogene Güter sich zu behaupten, schloß er am 23.

Oct. 1348 ein Bündniß mit der Stadt Cividal und vielen Castellanen des Landes Friaul. Im Laufe der im J. 1349 zum Ausbruch gekommenen Fehde wurde in dem Gefechte vom 7. Juni 1350 der Patriarch gefangen und alsbald durch den Ritter von Villalta, einen görzischen Lehensmann, ermordet. Dieser Frevel scheint dem Grafen nicht zur Last gelegt worden zu sein, wie streng auch Bertrand's Nachfolger gegen den Mörder und dessen Gehilfen verfuhr. Im J. 1355 traten Albrecht und sein Bruder Meinhard der großen Allianz bei, mittels deren K. Ludwig von Ungarn die Republik Venedig zu vernichten dachte. Mit Herzog Rudolf von Oesterreich eng befreundet, entsagte er am 6. Juni 1364 allem Anspruche auf Tyrol und verschrieb außerdem besagtem Herzoge und dessen Brüdern auf den Fall seines unbeerbten Abganges die Grafschaft Görz, die Markgrafschaft Istrien, die Herrschaften Möttling, Lienz in dem Pusterthale und die Pfalzgrafschaft in Kärnthen „und all ander unser Hab, sie sey eigen oder Lehen." In dieser Schenkung war das Erbtheil seines noch lebenden Bruders Meinhard einbegriffen; das wollte er betreffenden Falls nicht im eigenen Namen antreten, sondern als eine von Oesterreich ihm auf Lebenszeit anvertraute Pflege annehmen und damit wandeln nach der Herzoge Rath „zu unsern Lebtagen." Zur Betracht solcher Schenkung übernahm Herzog Rudolf die bedeutenden Schulden, welche der Graf von Gorz bei Juden und Christen gemacht hatte, es könnte auch sein, daß ihm bei dieser Gelegenheit die von Oesterreich in Beschlag genommenen Güter der ältern gorzischen Linie in Istrien und der windischen Mark zurückgegeben worden wären, denn er bestätigte am 29. April 1365 den Insassen ihre Privilegien, was bei den ersten Huldigungen gewöhnlich war. Albrecht muß im J. 1366 gestorben sein, kinderlos in zwei Ehen. Die zweite Frau, die Gräfin Katharina von Cilly, heirathete nachmals den Truchseß Johann von Waldburg. Auch Graf Heinrich von Görz sah keine Kinder in seiner Ehe mit Ziliola von Carrara. Bei den Kriegen mit dem Patriarchen und mit dem Markgrafen Ludwig von Brandenburg war er meist seiner Brüder Helfer. Im J. 1349 erwählten ihn die gegen den Patriarchen verbündeten Stände zu ihrem Heerführer und zum Capitaneus generalis von Friaul. Er muß im J. 1361 verstorben sein, wiewol die Brüder sich erst am 14. Sept. 1364 in seinen Nachlaß, die Herrschaft Lienz, theilten. Graf Meinhard VII. empfing im J. 1339, in Gemeinschaft seines Bruders Albrecht, das Lehen der Pfalzgrafschaft Kärnthen. Im J. 1347 verbündete er sich mit dem romischen Könige Karl, in der Hoffnung mit dessen Beihilfe sein Recht auf Tyrol durchzusetzen. Stark durch die von Karl empfangene Belehnung fiel er in das Land ein, ohne doch Namhaftes ausrichten zu können. Er ließ sich einen Stillstand gefallen. Dagegen betheiligte er sich am 23. Oct. 1348 bei dem Bündnisse, welches die Stadte Cividal und Pordenone, die Castellane in Istrien und Friaul dem Patriarchen Bertrand entgegengesetzt hatten und es kostete die Feindschaft des Grafen von Gorz, wie wir gehört haben, dem Patriarchen das Leben. Meinhard's Beistand verschaffte dem neuen Patriarchen Nicolaus den Sieg über Johann Franz von Castello, aber bereits im J. 1352 tritt Meinhard als des Patriarchen entschiedener Gegner auf und die Fehde währte viele Jahre. Die Veranlassung dazu gaben des Patriarchen Bemühungen, die seiner Kirche entfremdeten Güter zurückzunehmen. Mit des Patriarchen Nachfolger, Ludwig della Torre, errichtete jedoch Meinhard ein Schutzbündniß, worin bestimmt war, daß Meinhard und seine Erben, nach deren Abgange aber seines Bruders Albrecht Erben, die Schirmvoigtei des Patriarchats bekleiden sollten. Mit schweren Schulden belastet, vermachte Meinhard am 22. Sept. 1361 seine Grafschaft sammt den davon abhängenden Herrschaften dem Herzoge Rudolf von Oesterreich, eine Bestimmung, die jedoch die Geburt von zwei Söhnen rückgängig machte. Im J. 1369 stiftete Meinhard das Karmelitenkloster zu Lienz. Am 8. Nov. 1374 verglich er sich mit Bischof Paul von Freisingen in Betreff der Herrschaften Innichen und Haberberg und im J. 1379 gab er dem Patriarchen Marquard das Pfandschloß Tulmino zurück. Im Frühjare 1385 wollte er, wie es scheint, sein Haus bestellen, denn er überwies seinem Schwiegersohne, dem Grafen von Veglia, das Schloß Schwarzeneck, versicherte seiner Gemahlin die ihr verheißene Morgengabe von 5000 Gulden auf die Herrschaft Greifenburg (den 3. Mai) und ernannte am 6. Mai zu seiner Kinder Vormündern den Bischof Johann von Gurck und den Grafen Friedrich von Ortenburg. Noch in demselben Jahre theilten die Kinder sich in seinen Nachlaß. Ihrer waren sechs, fünf Töchter, Katharina, Euphemia, Anna, Ursula und Elisabeth, der ersten Ehe mit der Gräfin Katharina von Pfanberg angehörend, dann aus der zweiten Ehe mit der Gräfin Utchild von Metsch die Söhne Heinrich V. und Johann Meinhard, deren Mutter als Witwe den Grafen Johann von Hardeck heirathete. Katharina wurde am 22. und 25. Sept. 1361, zur Bestärkung des Erbfolgevertrages, dem Herzoge Leopold von Oesterreich verlobt, zu Ausgang Octobers 1372 dem Herzoge Johann von Baiern-München angetraut, nachdem sie demselben seit 1369 verlobt gewesen war. Sie war sehr mildthätig und scheint des Vaters Liebling gewesen zu sein, da sie in dem Testamente ihren Brüdern gleichgestellt war und folglich ein Drittel der Erbschaft erhielt. Sie starb den 21. Juni 1391. Euphemia erhielt zur Aussteuer bei ihrer Vermählung im J. 1370 Belgrado in Friaul, Castelnovo bei Triest und Hasberg auf dem Karst. Daß ihr Gemahl ein Frangipani, Graf Nicolaus von Zeng gewesen sei, ist nur Vermuthung. Anna stiftete für ihren verstorbenen Gemahl, Johann Frangipani, den Bannus von Kroatien und Slavonien, den 3. Aug. 1394 ein Jahrgedächtniß zu Görz. Ursula, die im J. 1362 als des Grafen Heinrich von Schaumberg Gemahlin erscheint, starb nach dem Jahre 1383. Elisabeth, dem Grafen Wilhelm von Cilly im J. 1373 verlobt, starb gleich nach dem Verlöbnisse. Johann Meinhard VIII., nur eben der Vormundschaft entlassen, errichtete im J. 1394 in Gemeinschaft mit seinem älteren Bruder die Erbverbrü-

derung mit den Herzogen von Oesterreich. Am 18. Oct. 1406 theilte er sich mit seinem Bruder in die väterlichen Lande, nachdem ihm bereits im J. 1404 Görz überlassen worden war. Im J. 1430 wird seiner als eines Verstorbenen gedacht. Er hatte sich vor dem Jahre 1405 mit des Herzogs Heinrich des Reichen von Baiern-Landshut Schwester Magdalena und als Witwer, vermöge Verlöbniß vom Jahre 1422, mit Agnes von Petau vermählt. Ohne Zweifel hat er die beiden Söhne seiner ersten Ehe, Heinrich und Ernst, überlebt. Seine Witwe ging im J. 1432 die andere Ehe ein mit Leutold von Stubenberg. Heinrich V., Meinhard's VIII. älterer Sohn, war im J. 1376, zwischen dem 8. April und 22. Juni geboren und demnach großjährig, als er im J. 1394 mit den Herzogen von Oesterreich, Albrecht, Leopold, Ernst und Friedrich die Erbverbrüderung errichtete. Laut derselben sollte beim Erlöschen des Mannsstammes die Grafschaft an Oesterreich, im entgegengesetzten Falle Krain, Istrien und Möttling an Görz kommen. In dem Kriege der Venetianer mit Herzog Ludwig von Teck, dem Patriarchen von Aquileja, 1419, war der Graf für diesen seinen Lehensherrn, ohne doch dessen gänzlichen Ruin abwenden zu können. Das Patriarchat, Friaul und Istrien geriethen unter die Botmäßigkeit der Republik Venedig, von der seine Grafschaft und das Erbmarschallamt von Aquileja zu Lehen zu nehmen der Graf von Görz genöthigt war, nachdem er der Gefangene des Feldhauptmanns der Venetianer, des Markgrafen von Este, geworden war. „Al primo di Novembre 1424, nella piazza di San Marco fu fatto un gran solajo, e con grande trionfo venne su il detto conte di Gorizia e del Tirolo, co' fratelli, uno de' quali avea una bandiera in mano, l'altro una bacchetta colle sue arme. Ed il Doge l'investì del detto contado di Gorizia.“ Landeshauptmann in Krain, 1424, gerieth der Graf in Streit mit Kaiser Sigismund wegen einer Schuld, welche dieser abzutragen verweigerte und der Monarch wurde von dem Grafen, dessen Beistand Herzog Ernst von Oesterreich war, befehdet. Der Kaiser lud den Verwegenen vor den Reichstag und Heinrich wurde in contumaciam zu einer Buße von 100,000 Dukaten verurtheilt. Im J. 1436 erneuerte er die Erbverbrüderung mit Oesterreich, dergleichen er aber im J. 1437 mit den Grafen Friedrich und Ulrich von Cilly, die sich über alle Lande von Görz und Cilly erstrecken sollte, einging. In seiner Lebensart war Heinrich gleich unsläthig und zügellos, im höchsten Grade dem Trunke ergeben. Nicht selten weckte er seine Söhne, die noch im Knabenalter waren, aus dem Schlafe, um ihnen Wein aufzunöthigen: „illisque recusantibus ac evomentibus vinum, conversus ad uxorem dixit: ex alio concepisti, meretrix, neque enim filii mei sunt, qui noctem integram nil sitientes dormiunt. Cum pastoribus et rusticis saepius quam cum nobilibus diversatus est. Senex super glacie cum pueris lusit. Inter vulgata scorta frequentissime latuit, raro in aula prasus est, solus cognum adiens, offulas in ipsa popina voravit. Vestes induit viles ac pernnctas, pectus nudum et apertum ostendit. Oculi semper lachrymantes fuere.“ Seine Gemahlin Katharina mishandelnd, veranlaßte er einen Auflauf; er wurde im J. 1443 auf der Gräfin Befehl in Banden gelegt und zu Bruck in einem Verließe verwahrt. In dieser Noth nahmen sich seiner der Bischof Johann Georg von Brixen und Graf Ulrich von Cilly an und die Vermittler brachten die Gemahlin dahin, daß sie am 21. Oct. 1443 ihm die Freiheit wiedergab. Dagegen mußte er gründliche Besserung versprechen, seine Söhne, behufs ihrer vernünftgen Erziehung, dem Grafen von Cilly anvertrauen und am 24. Nov. der Gemahlin ein Jahrgeld von 300 Pfund und die Schlösser Grünberg und Geyl verschreiben. Allein nach kurzen Tagen, im December, wurde die Gräfin nicht nur aus der Residenz, sondern auch aus dem Lande verjagt, dann wieder zu Gnaden aufgenommen, doch abermals so hart behandelt, daß sie 1445 entsprang und bis zum Tode ihres Tyrannen in dem Schlosse Weidenberg weilte. Diese Burg hatte sie mit Hilfe ihrer Söhne und einiger Freunde eingenommen. Durch sein Testament vom 22. Jan. 1453 übertrug der Graf die Vormundschaft über seine Söhne nicht der Mutter, sondern den Landständen und zwar so lange, bis sein Erstgeborener Johann volljährig und aus der Gefangenschaft (am Hofe von Cilly) zurückgekehrt sein würde oder, wenn dieses nicht zu erreichen, der jüngste Sohn mündig geworden wäre. Daß dieser Anordnung allerdings nicht Folge geleistet worden ist, vielmehr noch bei Lebzeiten des Gemahls die Gräfin und ihr Sohn Johann Herrscherrechte ausübten, ergibt sich aus der Bestätigung der Privilegien der Stadt Cormons, welche sie am 30. Juni 1453 ausfertigen ließen. Ohne Zweifel ist Heinrich V. kurz vor oder nach dem 18. März 1454 gestorben. Am 2. Oct. 1382 hatte er sich mit des Herzogs Leopold von Oesterreich und der Viridis Visconti Tochter Elisabeth verlobt und dieselbe sollte einen Brautschatz von 32,000 Dukaten haben; sie ist aber als Jungfrau den 24. Juni 1391 mit Tode abgegangen. Dagegen hat Heinrich etwa im J. 1407 des Grafen Hermann von Cilly Tochter geheirathet. Diese scheint im J. 1426 verstorben zu sein und der Witwer nahm die zweite Frau, die reiche, sehr schöne und kühne Katharina von Gara, die Tochter des ungarischen Palatinus Nicolaus von Gara (vergl. den Art. Gara in den Nachträgen zu G.). Als Witwe hatte Katharina mit der Landschaft Görz zu rechten, 1454, und im J. 1455 überließ sie ihren Söhnen alle Ansprüche an die Grafschaft, das Witthum wol ausgenommen, über welches sie im J. 1456 sich mit ihrem Sohne Johann entzweite. Um ihn dafür zu bestrafen, vermachte sie den Herzogen von Oesterreich die Schlösser Grünburg und Mosburg. In Villach hat sie im J. 1471 Seelmessen gestiftet, im J. 1483 war sie nicht mehr unter den Lebenden. Ihr unermeßliches Erbe in Ungarn, Siklos, Simontorna, Bitscha, Arva, Prußka, Czesnuk, Czesnek, Güssing, Somlyo, Hidegkut, Czesnuwe, Papa, Gara, verschaffte sie ihrem jüngsten Sohne Leonhard. Als Kinder Heinrich's aus der ersten Ehe werden in einer alten Stammtafel des Archivs zu Görz angegeben: Anna, Barbara, Sigismund, Georg und

Ulrich, urkundlich ist aber die einzige in der Stammtafel übergangene Margaretha bekannt. Sie erscheint am 7. Oct. 1433 als Gemahlin des Grafen Johann von Oettingen, dem sie auch die von ihrer Großmutter Utebild von Metsch herrührende Grafschaft Kirchberg in Schwaben zubrachte. Ohne von ihr abzustammen, haben doch die Grafen von Oettingen bis auf die Zeiten Kaiser Ferdinand's I. die görzischen Lande in Anspruch genommen. Des Grafen Heinrich ältester Sohn Johann war ungefähr im J. 1436 geboren. Im J. 1443 an den Hof des Grafen von Cilly gegeben, hatte er nicht jederzeit Ursache, des Mentors sich zu rühmen. Einseitig änderte der Graf von Cilly im J. 1455 die Erbverbrüderung, indem er den Kindern von Görz blos die Erbfolge in der Grafschaft Ortenburg ließ, dann wollte er sich der görzischen Lande bemächtigen, welches aber der Voigt zu Villach verhinderte, indem er in Eile die Bergpässe besetzte. Im November 1456 starb der Graf von Cilly und Graf Johann nahm, vermöge der Erbverbrüderung, wenigstens Ortenburg in Anspruch. Diesen wies aber Kaiser Friedrich als unbegründet ab, daher der Graf von Görz sein Recht mit Waffengewalt geltend zu machen suchte. Er überzog Oberkärnthen im J. 1457 und richtete da arge Verwüstung an. Aber der Kaiser stellte ihm seinen obersten Hauptmann Cilly, den kriegskundigen Johann von Witowetz und den Grafen Hans von Pösing und St. Georgen entgegen und die nahmen zuvörderst Ortenburg an der Drave und ferner Lienz sammt vier andern Burgen görzischen Gebietes. Also bedrängt mußte Graf Johann Frieden suchen und nicht nur dem Anspruche zu Ortenburg entsagen, sondern auch die verlorenen Festen dem Kaiser abtreten. Dieser verschenkte sie, Lienz namentlich an Johann von Witowetz, der sich jedoch bewegen ließ, das entlegene Besitzthum gegen eine Summe Geldes, die Andreas von Weispriach vorschoß und dafür Lienz und Bruck pfandweise erhielt, zu überlassen. Bald darauf erlitt Johann neue Anfechtung von Seiten der Grafen von Schaumberg, die von ihm im J. 1459 den Brautschatz ihrer Großmutter Ursula von Görz, 24,000 Dukaten, dann an Zinsenrückstand und Strafgeldern 25,000 Dukaten forderten. Er starb zwischen dem 7. März und 22. Mai 1468, unvermählt, denn die am 9. Dec. 1443 verlobte Braut, die Gräfin Elisabeth von Cilly, hatte sich im J. 1451 einen andern Bräutigam, den Matthias Hunyad, gefallen lassen. Graf Ludwig von Görz wird als mitregierender Herr bis zum 17. Juni 1456 in Urkunden aufgeführt, der Lehenbrief vom 4 April 1457 gedenkt aber nur seiner Brüder Johann und Leonhard. Graf Leonhard ist der erste seines Geschlechts gewesen, urkundlich den Fürstentitel zu führen, wiewol bereits seinem Vater derselbe von den Zeitgenossen beigelegt worden war, wie Aeneas Sylvius bezeugt. Als Reichsstand übte er, obgleich mehrentheils Lehensmann von Oesterreich und Venedig, auf den Reichstagen zu Nürnberg, 1467, Regensburg, 1470, Augsburg, 1473 und 1474, sein Stimmrecht. Im J. 1465 erhielt er von Katharina, der Witwe des Grafen Ulrich von Cilly, die Herrschaft Belgrado in Friaul, weiland seiner Vaters-schwester Aussteuer, zurück, die er jedoch im J. 1497 dem Kaiser überließ. Im J. 1471 erkaufte er von dem Grafen Wilhelm von Schärfenberg mehre Güter. Im J. 1473 erbauten die Venetianer auf seinem Gebiete die Festung Gradiska, was er sich nicht gefallen lassen wollt, und damit seinen Landen die Verheerungen des Jahres 1474 zuzog. Am 9. Nov. 1462 hatte Erzherzog Sigismund, der sich als seinen Erben betrachtete, ihm erlaubte für den Fall, daß er ohne männliche Erben sterben sollte, auf Lienz, Rabenstein und die Besitzungen im Pusterthale 10,000 Dukaten zu verschreiben und darüber in seinem Testamente zu verfügen. Sigismund starb im J. 1496 und an dessen Erben, den Kaiser Maximilian, überließ Leonhard Görz und seine übrigen, steter Gefahr von Venetianern und Türken ausgesetzten Lande in Friaul, 1497, wogegen der Kaiser ihm minder gefährdete Besitzungen, fünf oder sechs Herrschaften anwies. Diesem widersprach Venedig in Bezug auf seine lehensherrlichen Rechte, ohne sie jedoch wegen des anhaltenden Türkenkrieges durch Waffengewalt geltend machen zu können. Nach des Grafen Tode ließ der Kaiser dessen Schlösser besetzen und in Folge des Krieges mit der Liga von Cambray mußte Venedig der Lehenshoheit über Görz entsagen, 1511, außerdem die Feste Gradiska abtreten. Graf Leonhard war den 12. April 1500 zu Lienz gestorben. Seine erste Gemahlin, des Nicolaus von Illok, des Banus von Slavonien und Königs von Bosnien Tochter, lebte noch im J. 1475. Die zweite Gemahlin, Paula von Gonzaga, Tochter des Markgrafen Friedrich von Mantua, wurde von ihrem Großvater, dem Markgrafen Ludwig, mit 8000 Dukaten ausgestattet, zu deren Empfange Graf Leonhard im J. 1477 den Balthasar von Welsperg und den Virgilius von Graben bevollmächtigte. Mit diesem Gelde sollte Latisana am Tagliamento eingelöst werden, was jedoch unterblieb, weil der Graf im J. 1493 zu diesem Einlösungsgeschäfte seine Gemahlin und ihren Bruder, den Markgrafen Johann Franz, ermächtigte. Die Pfandschaft befand sich in den Händen der venetianischen Patricierfamilie Vendramin. Paula lebte noch im J. 1497, denn im Dome zu Görz sieht man einen Stein mit ihres Gemahls Bilde, den beiden Wappen und der Inschrift: „Linnhar V. G. G. Pfallentz Grave fur Karnthen Grave zu Gorz und zu Tirol Vogte deren GottsHäusern zu Aglar zu Trenndt und zu Brichssen hat diesn Stain machen lassen Anno MCCCCIIIC;" sie war aber im J. 1500 verstorben und Leonhard hinterließ weder Witwe noch Kinder. Es ist demnach seine Grafschaft, ungefähr 47¼ □Meilen, in Folge der Erbverträge an Oesterreich gekommen. Das reiche Besitzthum der Mutter, die Güter des Hauses Gara, zog K. Wladislaw von Ungarn ein. (*v. Stramberg.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Görtz. Das Buchenland, Buchonia, wo der Apostel der Teutschen Winfried am Ufer der Fulde ein Kloster gründete, das nach dem Namen des Flusses genannt wurde und von König Pipin im J. 754 die ausgedehnte waldige Einsamkeit, „das Buchenland," zu dessen Dotation erhielt und im Laufe der Zeiten zu einem Hochstifte erhoben,

wurde endlich nach einem mehr als tausendjährigen Bestehen säcularisirt.

Seine Bestandtheile sind jetzt in vier ungleiche Theile zerrissen, der größere mit der Hauptstadt Fulda zu einem Großherzogthume erhoben, dem Kurfürsten von Hessen, die andern Theile den Großherzogen zu Hessen und zu Sachsen und dem Könige von Baiern zugetheilt. Es ist das Stammland des jetzigen gräflichen Geschlechtes von Schlitz genannt von Görtz. Von den über 400 adeligen Vasallen des Hochstifts, die seit dem 12. Jahrh. bis zur Säcularisation Besitzungen im Stiftslande selbst oder in den benachbarten Landen, Hessen, Thüringen und Henneberg, Lehengüter besaßen, wozu selbst die alten Herzoge von Sachsen und die Landgrafen von Thüringen, belehnt mit Provinzen und Städten, gehörten, sind die Grafen von Schlitz genannt von Görtz und von Boineburg zu Lengsfeld und die Freiherren von der Tann zu Tann und von Mannsbach zu Mannsbach die Einzigen, welche seit Anfang des 12. Jahrh. ihre „in Buchenland" (Hochstift Fulda) erblichen Güter, die sie theilweise dem heiligen Bonifacius aus Devotion auftrugen, noch besitzen und bewohnen.

Eine Geschichte dieses Hauses, welches seit seinem Ursprunge mit der des Landes und seiner geistlichen Regenten innig verbunden, durch die Größe seiner Besitzungen und der darin liegenden Schlösser Schlitz, Blankenwald, Hönberg, Haselstein und Schenkenwald, wornach schon in der Mitte des 13. Jahrh. ebensoviele Linien den Beinamen führten, ist bis jetzt noch nicht bearbeitet, obgleich wegen seiner vielen daraus hervorgegangenen ausgezeichneten Staatsmänner und Gelehrten, welche in preußischen, dänischen, sächsischen und beiden hessischen Diensten die ersten Stellen bekleideten und einen europäischen Ruf erlangten, dieses schon längst hätte geschehen sollen.

Das, was in den ältern, neuern und neuesten genealogisch-historischen Werken über das Geschlecht gesagt worden, ist unbedeutend und was dessen Abstammung betrifft von den Grafen von Görtz in Kärnthen, so sind dies Vermuthungen, die auf keiner urkundlichen Basis beruhen.

Aus den gedruckten Urkundenwerken eines Schannat, Wenk, Kuchenbecker und Andern und aus denen von mir in den Archiven zu Fulda und Cassel zufällig vorgefundenen unedirten Urkunden bei Forschungen über mein Geschlecht habe ich versucht, nachfolgende Darstellung zu entwerfen.

Eine von mir auf Urkunden basirte Geschlechtstafel, vom 11. Jahrh. anfangend, dient zur schnellern Uebersicht und Auffindung der in der Geschichte benannten Personen und entkräftet theilweise die von den neuern historischen Schriftstellern dem Zeitgeiste huldigende unrichtige Auslegung der Urkunden. Die Ministerialität eines Geschlechtes behauptet man keck, wenn aus ihm Einer so genannt wird, weil er sich für seine Person aus Devotion in diesen Stand begeben hatte, obgleich alle Uebrigen liberi, ingenui und viri nobiles sich so nennen und auch genannt wurden.

Biedermann's Geschlechtsregister der gräflichen, freiherrlichen und edeln Häuser der Reichsritterschaft in Franken, Orts Rhön und Werra enthält auf neun Tafeln die Genealogie der Grafen und Freiherren von Schlitz genannt Görtz, die in dem bändereichen Werke zu denen gehören, die auf Urkunden begründet, wie ich mich selbst überzeugt, und durch die von mir aufgefundenen Personen vervollständigt worden sind.

Wenn auch die Edeln von Schlitz geb. Görtz das Erbmarschallamt des Stiftes Fulda zu Lehen trugen, so geschah erst diese Lehenauftragung im 15. Jahrh. nach Aussterben der Grafen von Ziegenhain.

Früher schon trug die Linie, Schlitz genannt, an Schenkmund das Unterschenkenamt des Stiftes Fulda von Thüringen zu Lehen, womit der Graf Ludwig der Bärtige von Thüringen im 11. Jahrh. als Erbschenk des Stiftes mit der Stadt und der Provinz Eisenach (in soweit es nicht die edeln Herren von Frankenstein vom Stifte früher lehensweise besaßen) belehnt wurde. Der Graf Ludwig und seine Nachkommen, die Landgrafen von Thüringen, wurden dadurch Erbbeamten oder Diener des Stiftes als ministeriales conventi, ebenso wie die Erbbeamten des Kaisers und des Reichs, die Herzoge von Sachsen, Baiern, Brandenburg, als Marschall, Truchseß und Kämmerer in den Urkunden des 12. Jahrh. „ministeriales regni" genannt werden. Die ältern und neuern Historiker haben auch keine Zweifel aufgeworfen, daß diese Fürsten, Grafen und Edeln, wenn sie ein Erbamt bei dem Kaiser oder den Stiftern zu Lehen übernahmen, dadurch ihrer freien Geburt und somit ihres Standes verlustig wurden. Ein Gleiches nehmen auch die freien und edeln Herren- (Dynasten-) Geschlechter in Anspruch, wenn sie als Ministerialen des Reiches oder der Kirche vorkommen. Dieses letztere aber wird von den neuern Geschichtsschreibern — obgleich die Urkunden vorliegen, wo unter den ministeriales, comites et nobiles viri mit dieser Benennung erscheinen — auf das Heftigste bestritten, indem sie behaupten, daß, wer ein Amt übernommen, seine freie Geburt verliere und kein liber sei. Wenn solche Ansichten von einem Geschichtsforscher in seinen Büchern behauptet worden, so wurden diese von den übrigen spätern Schriftstellern als eine Autorität (ohne Untersuchung) nachgeschrieben, um so mehr, wenn es dem Zeitgeiste ansprach, und wurde im vorigen Jahrhundert in den Streitschriften (Dissertationen) von den gebrödeten Dienern eines Fürsten als untrüglich behauptet, wenn es sich um Rechte des Adels gegen den Landes- und Lehensfürsten handelte, welche jenen schon entrissen oder noch zu entreißen waren.

Seit Anfang dieses Jahrhunderts, wo die Staats-, Landes- und städtischen Archive mehr oder minder der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht worden sind, verlieren die von einem Ester, Kopp, Moser und Andern aufgestellten Behauptungen, die als Autorität galten, diese Qualität, wenn man noch einmal die Urkunden im Originale nachgesehen und das nicht darin findet, was man früher darin zu finden glaubte. In der geschichtlichen Entwickelung des edeln Geschlechtes der Schlitze wird sich urkundlich herausstellen: daß Erminold von Slitese, der

ministerialis ecclesiae fuld. genannt, zugleich als ein reicher und freigeborener Mann (sat dives et ingenuus) bezeichnet wird (1118). Sein Sohn Gerlach von Slitese wird in einer fuldaischen Urkunde vom Jahre 1128 als vir nobilis ohne die Bezeichnung ministerialis aufgeführt und noch andere im 13. Jahrh. werden „edle Vasallen" von den Aebten genannt. Folglich gehörten die von Slitese zu den vielen edeln und freigeborenen Geschlechtern, die im 11., 12. und 13. Jahrh. diesen Stand behaupteten, und erst später, nachdem ein großer Theil der Besitzungen durch weibliche Vererbungen oder durch sociale Verhältnisse verloren gingen, zum niedern Adel gerechnet wurden.

Die Untersuchung der Wappen dieses Geschlechtes ist nicht minder merkwürdig, sowol wegen seines Alters (das auf einen Leichenstein gehauene Wappen Simon's von Slitese vom Jahre 1170 in einer Kirche zu Fulda) als auch für die Sphagristen jetziger Zeit, daß ein und das nämliche Wappenbild bei acht Familien zu finden ist, die größtentheils später nicht mehr den Namen Schlitz, sondern den Beinamen von ihren Schlössern führten, wodurch urkundlich gleiche Abstammung bewiesen wird. Dieses schließt aber nicht aus, daß das Wappenbild der acht Geschlechter, „ein gezählter Balken," in der Zahl, der Trinkblume, der Gestalt und der Stellung verschieden ist.

Der Ort Slitese, von dem die edeln Herren von Slitese, die jetzigen Reichsgrafen, den Namen führen, wird schon in einer der Urkunden vom Jahre 812 genannt, wie auf Bitten des Abtes Rotgar zu Fulda vom Erzbischofe Richolf zu Mainz die Kirche zu Slitese am 12. Oct. d. J. zu Ehren der heiligen Jungfrau und Märtyrin Margaretha eingeweiht und zugleich die Grenze des Pfarreibezirks beschrieben wird. Der Abt Hatto bestimmte, daß jene 16 Hufen in Slitese zur Dotation des Hospitals für die Pilger, welche zum Grabe des heiligen Bonifacius nach Fulda kamen, bestimmt sei, und da zugleich das „cogno. minis. gens illustris" erwähnt wird, so ist wol anzunehmen, daß diese Hufen mit ihren Bebauern von diesem Geschlechte dem Hospitale übergeben und dieses Besitzer des Ortes Slitese und dessen Bezirk war. Die ersten aus dem Geschlechte, dessen Taufnamen in den fuldaischen Urkunden als Zeugen vom Jahre 1080 und 1100 vorkommen, sind Heinrich von Slitese und Otto von Slitese nach Biedermann's genealogischen Tabellen. Es ist wol anzunehmen, daß dieser Otto I. ein Sohn von Heinrich II. gewesen, wie auch der Vater von Erminold von Slitese, der in den fuldaischen Urkunden (1116, 1117 und 1118) erscheint; daß diese beiden verheirathet und die Stifter verschiedener Linien wurden, geht aus andern Urkunden hervor.

Die Edelfreiherren von Slitese (viri nobiles, ingenui)

A. v. Slitese (Ober-) und v. Schenkenwald

Unter A. und B. (s. die genealogische Stammtafel) werden die Personen jeder Linie aufgeführt und beschrieben werden.

Als Otto's Söhne werden genannt: Heinrich II. und Berthous; dieser war Groß-Domdechant zu Fulda und wurde nach Resignation des Abtes Heinrich zu Fulda zu dessen Nachfolger erwählt, 1133, als ein Muster von Sittenreinheit und Frömmigkeit, der den Kaiser Lothar II. zu dessen Krönung nach Rom begleitete, wo er durch seine Tugenden und seine Rednergaben die Achtung und Liebe des Papstes Innocenz II. und des Kaisers gewann, von Innocenz II. mit der Inful geschmückt, den Titel des Primats unter allen Aebten in Germanien und Gallien erlangte und damals den Rang vor dem Erzbischofe von Magdeburg behauptete. In den fuldaischen Zeitbüchern wird dieses angeführt und das Bedauern ausgesprochen, daß der „gekrönte Abt" nach zwei Jahren plötzlich gestorben sei.

Es ist wahrscheinlich, daß der Kaiser Lothar den Abt Berthous zu Fulda dahin vermochte, den von ihm eben zum Landgrafen in Thüringen mit herzoglicher Gewalt erhobenen Grafen Ludwig den Bärtigen mit dem Schenkenamte des Stiftes Fulda zu beleihen und als Beneficium die Lehenbarkeit über die Stadt Eisenach und der dazu gehörigen Umgebung, welche die edeln Herren von Frankenstein, Wartenburg, Brandenburg und andere mehr ehemals dem heiligen Bonifacius aus Devotion aufgetragen hatten, wie gleichfalls der Abt Heinrich zu Hersfeld den Grafen Ludwig zum Schutzvoigt des Stiftes erwählte und zum Beneficium die Städte Gotha, Waltershausen, Ohrdruf und andere nebst mehren Schlössern zu Lehen gab.

Der Landgraf Ludwig I. von Thüringen übertrug nun dieses Erbschenkenamt Heinrich II. von Slitese, dem Bruder des Abtes, mit einer passenden Lehendotation. Wahrscheinlich fand dieses statt, als der Abt Berthous, aus Italien zurückgekommen, im Kloster Paulinzella mit dem Landgrafen Ludwig (regionarius comes) eine Zusammenkunft hatte, wo unter andern Geschäften der Landgraf den Tausch einiger Güter zwischen Fulda und Paulinzella bestätigte (1133). Heinrich II. von Slitese erscheint urkundlich 1141 und als dessen Sohn wird Simon I. (Siegmund) in einer Urkunde vom Jahre 1183 erwähnt, sowie auch in gleichem Grade der Verwandtschaft Otto II. von Slitese 1218. Der älteste von dessen Söhnen, Dymmo und Heinrich III., besaß das Untererbschenkenamt von Thüringen im Stifte Fulda (1233). Er war der Urheber einer Linie, die den Geschlechtsnamen nicht mehr gebrauchte und sich nach ihrem Schlosse „Wald" und nach ihrem Amte als Schenken beide Namen zusammengezogen „Schenkenwald" nannte. Ich werde später auf diese Linie zurückkommen. Heinrich III., ein tapferer Mann, der Ritter genannt, war einer der Anführer des fuldaischen Aufgebotes in der Fehde zwischen dem Abte Konrad III. zu Fulda und dem Bischofe Hermann zu Würzburg, wo zweimal die Würzburger, an deren Spitze der Bischof selbst wie auch der Abt Konrad kämpfte, geschlagen und bis an die Grenze verfolgt wurden.

Der unruhige fehdelustige Charakter des Abtes Konrad, der mit seinen Nachbarn wie mit den adeligen Land-

St
rtz und von Wrisberg.

tz.

nd Blankenwald.

(ingenuus),
117. 1118.
Gro† 1118.

vir nobilis)
1128.

Simon II.,
nonicus zu Würzburg.
1170. 1215.

Simon III.
. 1239. 1246.

1) Giso, Ritter. 1271.
2) Poppo. 1295.
3) Lud Ritter, Er Fulda 1291 1306. 8.
rich III: litz. 1263. 65. 1269. 37. 1294.
3) Konrad zu Oberschlitz. 1259. Kunigunde.
4) Friedrich IV. jun., Probst des Lieb-Frauenberges bei Fulda. 1265.
5) Hermann, genannt v. Blankenwald. 1265. Agnes † 1269. Stifter der Linie zu Blankenwald.

1) Hein v. Schenke 1319
Walter. 1290.
Friedrich V., Ritter. 1290.
1) Simon, (edler Herr) fuld. Rath. 1270. 82. 92. 1308. 14. 19. Lucardis.
2) Lucardis, Klosterfrau in Blankenau. 1269.

Konr v. Schenkenwa 1340

1) Friedrich, Probst zu St. Petersberg bei Hersfeld. 1376.
2) Heinimon IX., Ritter. Haselstein, 13ter. 1379. delheid.
2) Friedrich VI., gnt. v. Haselstein. 1379.
Werner v. Blankenwald. 1319. 1338. Elisabeth v. Eisenbach.

XI., enberg. 1373. 1380.
Heinrich v. B. 1365.

Johann v. B. der letzte seiner Linie.

der

Stammtafel der Reichsgrafen von Schlitz genannt von Görtz und der Grafen von Schlitz genannt von Görtz und von Wrisberg.

Die Edelfreiherren (viri nobiles) von Sliteſe genannt von Schenkenwald, Blankenwald und Görtz.

A. von Sliteſe und Schenkenwald.

Heinrich I. von Slitese,
Zeuge 1080.

Otto I.,
Zeuge 1100.

Bertochus,
Großdechant zu Fulda und Abt daselbst 1132.

Heinrich II.
1141.

Simon I. (Siegmund)
1183.

Otto II.
1218.

Dyemo,
thüringischer Untererbschenk des Stiftes Fulda und Stifter der Linie von Schenkenwald 1233.

Heinrich III.
1253.

1) **Giso,** Ritter. 1271.

2) **Poppo.** 1295.

3) **Ludwig,** Ritter, Erbschenk zu Fulda 1291—1305. 1306. 8. 11. 27.

4) **Friedrich I.** Agnes. 1295.

5) **Albrecht.** 1295. 1319.

1) **Berthous sen.** 1288.

2) **Berthous jun.,** Presbyter und Kapellan des Klosters Blankenwald 1288.

3) **Simon IV.,** Kanonicus in Würzburg, Probst zu Borschla. 1272.

1) **Heinrich** v. Schenkenwald. 1319.

2) **Gozo.** 1319.

3) **Friedrich,** Kanonicus zu Hünnefeld. 1319.

Konrad
v. Schenkenwald, Ritter. 1340.

1) **Friedrich,** Probst zu St. Petersberg bei Hersfeld. 1376.

2) **Heinrich sen.,** Ritter. 1376. 1388.

3) **Johann,** Ritter und Erbschenk. 1370.

4) **Heinrich jun.** 1388.

5) **Johann,** Probst zu St. Petersberg bei Fulda und Pfleger des Stiftes. 1382.

Engelbrecht,
Rath des Abtes Johann zu Fulda. 1430. 1439.

Simon,
der letzte seines Geschlechtes. 1490. † 1510.

N....
heir. Valentin v. Bibra, Erbe der Schenkenwald'schen Erb- und Lehengüter.

B. von Sliteſe und Blankenwald.

Erminold I. (ingenuus),
Zeuge 1116. 1117. 1118.
Gerbirga. † 1118.

Gerlach I. (vir nobilis)
1127. 1128.

Erminold II.
1170. 1178. 1187.

Simon II.,
Kanonicus zu Würzburg. 1170. 1215.

1) **Gerlach II.,** Ritter. 1187. 1241.

2) **Bertold,** Ritter. 1241.

3) **Simon III.** 1232. 1239. 1246.

1) **Friedrich II.** 1285. Bertha. 1290.

2) **Simon V.** 1285. Geza.

1) **Simon VI.** 1269.

2) **Friedrich III.** zu Unterschlitz. 1263. 1264. 1265. 1269. 1272. 1287. 1294. Hildegarde v. Steinau.

3) **Konrad** zu Oberschlitz. 1259. Kunigunde.

4) **Friedrich IV.** jun., Probst des Liebfrauenberges bei Fulda. 1265.

5) **Hermann,** genannt v. Blankenwald. 1265. Agnes † 1269. Stifter der Linie zu Blankenwald.

1) **Heinrich IV.,** Ritter. 1308. 38. 44. fuldaischer Marschall. Elisabeth. 1319.

2) **Simon VII.** 1308.

3) **Albrecht,** Domherr zu Würzburg. 1287.

4) **Walter.** 1290.

Friedrich V., Ritter. 1290.

1) **Simon,** (edler Herr) fuld. Rath. 1270. 82. 92. 1308. 14. 19.

2) **Lucardis,** Klosterfrau in Blankenau. Lucardis. 1269.

1) **Simon VIII.** zu Steinau 1305. 8. 31. 32. 44. Lucardis. Witwe 1369.

2) **Erminold III.,** Probst zu St. Johannisberg bei Fulda. 1353. 1369.

3) **Heinrich V.**

1) **Simon IX.,** gut. v. Haselstein, Ritter. 1379. Adelheid.

2) **Friedrich VI.,** gut. v. Haselstein. 1379.

Werner v. Blankenwald. 1319. 1338. Elisabeth v. Eisenbach.

Heinrich v. B. 1365.

Johann v. B. der letzte seiner Linie.

Simon X.,
genannt v. Görtz
(s. Tafel C.).

1) **Friedrich VII.,** genannt v. Hubenberg, Ritter. 1369. 1375. 1380. 1394. Agnes. 1396.

2) **Simon XI.,** genannt v. Hohenberg. 1370. 1371. 1373. Kunigunde † 1380.

herren (nobiles terrae, wie sie der Bischof von Würzburg laut Urkunde vom Jahre 1436 nennt), die ihre Schlösser und Besitzungen nur theilweise vom Stifte Fulda zu Lehen trugen und in soweit nur Vasallen des Stiftes waren, in beständigem Unfrieden lebte, machte es, daß sie ihn zwangen, endlich abzudanken und den Erzbischof Siegfried von Mainz zum Gubernator mit Bewilligung des Papstes Innocenz IV. der Abtei zu bestellen (1247). Dieser Heinrich III. von Slitese wurde mit noch einigen andern Rittern in Gemeinschaft des Domcapitels vom Erzbischofe Siegfried als dessen Verweser bestimmt; daher auch seine Unterschrift in den ausgestellten Urkunden während dieses dreijährigen Interims vorkommt. Der neu erwählte Abt Heinrich IV. schenkte ihm das nämliche Vertrauen und in den Urkunden bis 1253 nimmt er als Gewährleistete die erste Stelle ein. Die Söhne Heinrich's III. werden Simon III., Berthous senior und Berthous junior genannt. Simon II. war Kanonicus in Würzburg 1272 und Probst zu Borschla, ein fuldaisches Chorherrenstift an der Werra. Mit Genehmigung des Abtes Berthous zu Fulda vertheilt er die jährlichen Einkünfte seiner Probstei, die wie alle geistlichen Einkünfte damaliger Zeit größtentheils in Naturalien bestanden, unter den Chorherren des Stiftes (1272). Berthous und Simon kommen als Zeugen vor in der Stiftungsurkunde, wie sein Bruder Berthous, Presbyter und Kapellan des Benedictiner-Frauenklosters in Blankenau, welches erst vor einigen zwanzig Jahren von seinen Stammgenossen „Slitese genannt von Blankenwald" errichtet war, von seinen Allodialgütern in Heinzelle, Besewines, Stockhausen, Malioz und Hammundis, zur Gründung eines Hospitals neben dem Kloster schenkte (1288). Mit diesen drei Söhnen scheint die Linie erloschen zu sein.

Ich will nur kürzlich bei dem Schlusse der Hauptlinie A. der Schenken zu Slitese noch bemerken, daß sie in der Mitte des 13. Jahrh., wo das Geschlecht in mehren Linien sich ausbreitete, zur Unterscheidung den Namen ihrer Schlösser sich beilegten, wo bald darauf der Hauptname verloren ging.

Dymmo (Dyemo) von Slitese (ein Bruder von Heinrich III.) war thüringischer Unterschenk zu Fulda und wird mit Rudolf Schenk von Varile, Dudo von Stein und Friedrich von Drefurt als edler Bürge des Landgrafen Konrad von Thüringen genannt, wie dieser sich mit den Grafen Gottfried und Berthold von Ziegenhain über mehre Landesangelegenheiten vergleicht (1233). Seine Söhne Giso, Friedrich, Ludwig, Poppo und Albrecht (1270—1295) nannten sich, mit Auslassung von Slitese, von ihrem Schlosse Schenkenwald.

Giso war einer der Verbündeten gegen den Abt Berthous zu Fulda, der mit Strenge den Landfrieden in den Stiftsländern aufrecht zu erhalten suchte, bei denjenigen, die sich dem Gebote nicht fügten, vor ihre Schlösser und Burgen zog, meistentheils sie auch eroberte, ausbrannte und den Gefangenen auch Urtheil sprach und den Kopf vor die Füße legen ließ.

So hatte der Abt Berthous nach und nach die Schlösser Eberstein, Ebersberg, Blankenwald, Niederslitese, Borberg bei Geisa, Frankenstein an der Werra und Eisenbach belagert, erobert, einige zerstört und einen der angesehensten Stiftsvasallen, reich an Schlössern und Besitzungen, Hermann von Ebersberg, da nun einmal sein angestammtes Recht, Fehde gegen Jedermann zu führen, die ihren verbrieften Verbindlichkeiten nicht nachkommen wollten, dabei gefangen bekommen. Trotz der Vorbitten seiner zahlreichen Verwandten und Bundesgenossen blieb der Abt unerbittlich und ließ Hermann von Ebersberg öffentlich auf dem Markte zu Fulda hinrichten (1270).

Giso von Schenkenwald verband sich daher mit Giso von Steinau, Albert von Ebersberg, Albert von Brandau, Konrad von Roßdorf, Eberhard von Spala und Konrad und Berthous, um ihres Freundes und Bruders Tod dadurch zu rächen, daß der Abt zum Sühnopfer fallen solle. Am 15. April 1271 ritten sie in Fulda ein, ließen ihre Rosse von ihren Knechten vor der Kapelle des heiligen Jacob halten, in welcher eben der Abt das Hochamt verrichtete, und stießen ihn vor dem Altare mit ihren Dolchen nieder. Eine orientalische Blutrache, die im Mittelalter auch in Europa sehr gebräuchlich und noch jetzt in Italien und Irland gehandhabt wird. Welche Folgen diese That auf Giso von Schenkenwald ausübte, hat die Geschichte nicht aufbewahrt, seiner wird nicht mehr gedacht. Wahrscheinlich wurde das Schloß Schenkenwald erobert und ihm und seinen Brüdern entzogen, da das Schloß 1287 im Besitze des Grafen Bertold von Henneberg sich befand, laut des Vertrags zwischen ihm und seinen Vettern, den Grafen Hermann und Heinrich von Henneberg.

Friedrich senior und seine Frau Agnes, Ludwig, Poppo und Albert von S., Brüder, übergaben zum Heile ihrer Seelen der Stiftskirche zum hell. Kreuz in Hünnefeld Güter in Marbach (1295). Ludwig, der Ritter genannt, der unter den Brüdern von Landgraf Albrecht von Thüringen allein mit dem Schenkenamte des Stiftes Fulda beliehen wurde (Wartburg am 15. Juni 1291), war sowol bei den Landgrafen von Thüringen als bei den Aebten von Fulda in großem Ansehen; so war er in dem von L. Friedrich von Thüringen, Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Bertold zu Henneberg aufgerichteten Landfriedensbündnisse als einer der Schiedsrichter ernannt (1311). Desgleichen in dem erneuerten Bunde zwischen L. Friedrich von Thüringen und dem Abte Eberhard (1311—1327) kommt er mehrmals in fuldaischen und thüringischen Urkunden vor, namentlich in den Verträgen und Schenkungen seiner Geschlechtsgenossen. Die Schenkenwalder blühten in mehren Linien bis zum Ausgange des 15. und Anfange des 16. Jahrh.

Friedrich's von Schenkenwald Söhne, Friedrich, Kanonicus im Heiligenkreuzstifte zu Hünnefeld (1308), und Heinrich und Gotze verkaufen mit ihrem Oheime Albert ihre Burglehen zu Eschenbach und ihren Zoll zu Hünnefeld an den Abt Heinrich zu Fulda um 240 Pfd. Heller (1319). Ob von Heinrich oder Gozo Konrad, Ritter, ein Sohn war, der urkundlich genannt wird (1340), ist unbestimmt. Dessen Söhne waren Johann, Probst zu St. Petersburg bei Fulda, der nach Absetzung des Abtes

Heinrich zu Fulda von Seiten des Capitels zu einem der Pfleger des Stiftes erwählt wurde (1382). Friedrich war Probst des Stiftes zu Hersfeld (1376) und Heinrich der Ritter (1376—1385), der das Geschlecht fortpflanzte. Sein Sohn, Eckenbrecht von S., unterschreibt den Friedensvertrag zwischen dem Abte Johann zu Fulda mit dem L. Friedrich von Thüringen (1430). Simon scheint der letzte seines Stammes gewesen zu sein, da alle seine Güter zu Mackenzell, Großbach und Mesbach seine Neffen Johannes und Christoph von Bibra, dessen Mutter Simon's Schwester war, zu Lehen vom Abte zu Fulda erhielten (1513). Das Wappen: zwei wagerecht liegende, doppelt gezinnte schwarze Balken im blauen Felde.

B. v. Sliteſe und v. Blankenwald.

Erminold I. de Sliteſe, der wahrscheinlich jüngere Bruder von Otto I., ist zugleich der Stammvater der Linie Sliteſe von Görtz, von Blankenwald, von Haselstein und von Hönberg, die im 13. Jahrh. den Beinamen von ihren Schlössern annahmen, nachdem brüderliche Todtheilungen stattgefunden hatten. Es gehört wol zu den Seltenheiten, daß aus den Urkunden vom Anfange des 12. Jahrh. eine Filiation herausgestellt werden kann, wie hier in diesem Geschlechte.

In fuldaischen und hennebergischen Diplomen von den Jahren 1116 und 1117 kommt der obengenannte Erminold als Zeuge unter der Rubrik der nobiles und liberi vor und im folgenden Jahre (1118), wo er nach dem Tode seiner Ehefrau Gerbirga ein Seelengeräth mit dem Gute (praedium) zu Heimewede im Kloster des heiligen Bonifacius zu Fulda stiftet, wird er ein freier und reicher Ministerial dieser Kirche genannt. Diese Schenkung sei geschehen zur Zeit des Abtes zu Fulda, unter der Regierung des Kaisers Heinrich 1118 indict. XII. Er scheint 1128 das Zeitliche gesegnet zu haben, indem sein Sohn, der gottesfürchtige (religiosus) und edle Herr (vir nobilis) Gerlach de Sliteſe, mit Einverständniß der Erben ein Gut in Salmanaha dem Altare des heiligen Bonifacius zum Seelengeräth seines verstorbenen Vaters Erminold schenkt, dessen Jahrgedächtniß jährlich vom Abte und den Klosterbrüdern feierlichst begangen werden sollte (1128). So befindet sich noch sein Name unter den vielen Zeugen, mit welchen einige Jahre nach dem Tode Christian von Goldbach's seine Witwe Berteroda das Dorf Elende unweit Eisenach durch die Hand ihres Bruders Hartung von Scharfenberg dem Abte und den Klosterbrüdern zu Fulda zur Erwerbung des ewigen Lebens übergibt (1137 indict. XV).

Die Brüder Erminold II. und Simon I. (Siegmund), die Söhne Gerlach's, werden unter den Zeugen genannt, wie Abt Burchard von Fulda einige Dörfer und Geldsumen, die dem Hospitale der Pilger von benannten Personen überwiesen waren, bestätigt (1170 indict. III).

Bei ähnlichen Dotationen an das Stift Fulda zum Jahrgedächtniß ihrer verstorbenen Verwandten findet sich Erminold und sein Sohn Gerlach II. unter den Zeugen vor (1178—1187). Gerlach's Bruder Simon II. erwählte den geistlichen Stand und ward Kanonicus zu Würzburg (1215). Wahrscheinlich waren Gerlach II., Simon III. und Bertold (Berthous) Söhne von Erminold II., obgleich keine Bezeichnung vorliegt, daß sie Brüder gewesen.

Simon III. wurde mit Gerlach von Haselstein und Simon von der Tann vom Abte Konrad zu Fulda als Bürgen erwählt in dem Vertrage zwischen ihm und dem Grafen Poppo von Henneberg wegen der Dörfer Helmbachshausen und Hentingen (1232). Wie Gerlach von Haselstein mit Genehmigung seiner Frau Mechtildis die Voigtei über die Dörfer Deiten, Balten, Syfrides und Vindelines zum Heile ihrer Seelen den Klosterbrüdern zu Fulda übergibt, findet sich sein Name unter den Zeugen (1239). Simon hatte dem Grafen Ulrich von Minzenberg in dessen Fehde gegen seinen Sohn beigestanden und erhielt dafür Güter in den Dörfern Bezingen, Buch und Laubach.

Als fuldaischer Vasall des Gerichts Moos am Vogelsberge — aus den Dorfern Ober- und Nieder-Moos, Gnutzenau, Metzlos und Metzlosgeheg bestehend — resignirt derselbe sein Allod an Heinrich von Rodichenstein und bittet den Abt, diesen damit zu belehnen (1240). Im nämlichen Jahre bestätigt er den Vertrag zwischen dem Abte Konrad von Fulda und dem Grafen Berthold von Ziegenhain, worin ersterer dem Grafen die Hälfte der Kinder, die aus der Ehe seines Vasallen Konrad von Marburg mit dessen Frau Kunigunde von Reishausen hervorgehen, dem Grafen als Vasallen zustehen sollten, wenn sie die Frau Kunigunde des Lehens ihres Mannes fähig erklären würde (den 17. Dec. 1240). Mit andern Worten, daß der Heimfall der Güter an den Grafen nach Erlöschen des Mannsstammes nicht stattfinde, weil nach fuldaischem Lehenrechte und Herkommen alle Lehen, die nicht als Burglehen gegeben, als aufgetragene Güter-Erblehen zu betrachten sind.

Gerlach II. und Bertold von Sliteſe, Ritter, sind Zeuge, wie Tragebode von Beberstein und seine Frau Hildegardis zwei Hufen im Risselbach zum Seelengeräth den Brüdern des Klosters zu Fulda übergibt (1241). Gerlach hinterließ zwei Söhne, Friedrich und Simon, die mit ihren Ehefrauen Berta und Gesa auf alle ihre Rechte an den Marken jener Dörfer, worauf das Kloster Blankenau gestiftet und erbaut sei, zu Gunsten desselben renunceirten (1285). Friedrich's Sohn Heinrich, Ritter, der jüngste genannt, einer der Lehenrechts-Gerichtsbeisitzer zwischen dem Abte zu Fulda und Ulrich's, Edelherrn von Bickenbach, hinterlassenen Töchtern (1340). Seine Nachkommen führten den Beinamen „genannt von Haselstein" (s. unten).

Simon III. hatte urkundlich vier Söhne hinterlassen: Friedrich I. senior, Hermann, Konrad und Friedrich II. junior, welche verheirathet und daher nach dem Tode ihres Vaters ihre Schlösser vertheilten und den Beinamen davon sich beilegten. Hermann, dem das Schloß Blankenwald zufiel und dessen Nachkommen, mit Weglassung des Stammnamens, nach dem Schlosse sich nannten und Urheber einer besondern Linie ward, ist,

wie die Linie von Schenkenwald, jetzt zuerst in soweit anzuführen, als sie mit der Hauptlinie von Sliteſe in Verbindung blieb.

Das 13. Jahrhundert während des Interregnums war eine fehdereiche Zeit, und da, nach dem Falle der Hohenstaufen, nur ohnmächtige Grafen, oder auf fremden Thronen sitzende Könige zu Kaisern gewählt wurden, hatten in Teutschland Willkür und Anarchie den höchsten Grad erreicht. Jeder Stand suchte den andern zu unterdrücken und das erstreckte sich auf die einzelnen Personen, wenn man mächtig sich dazu fühlte. Daher entstanden die vielen Bündnisse der Städte gegen weltliche und geistliche Fürsten, Bündnisse, die aber, wenn sie auch gleich von dem schwachen Kaiser (Heinrich VII.) für nichtig erklärt (1223), unbefolgt blieben. Die Fürsten befehdeten die reichen geistlichen Stifter, die ihre Grenznachbarn waren, und diese lagen wieder in Hader und Streit mit den Grafen und Herren, die theilweise ihre Vasallen waren. Der Lehenadel verband sich nach seinem Interesse bald mit den geistlichen und weltlichen Fürsten, welches um so leichter und unbeschwert von ihm ausgeführt werden konnte, weil der Adel damals seine Schlösser und Burgen eigenthümlich noch besaß. Selbst die Bauern in manchen Gegenden dadurch ermuthigt, fielen in die Häuser und Gehöfte ihrer Geistlichen und nahmen ihnen Vieh und Getreide, wenn sie vielleicht zu streng ihre geistliche Macht sie fühlen ließen. Die geöffneten Archive geben hinlänglich Kunde, daß vom ersten Reichsfürsten bis zum Bauer hinunter Gebrauch war, durch Fehde sich das zuzueignen, was ihnen nicht gehörte.

Es liegen eine große Anzahl von Urkunden vor, wie z. B. der erste Landgraf von Hessen, Heinrich I., den Schloßbesitzern, den Herren des Hessenlandes mit Gewalt ihre Schlösser eroberte, damit die Besitzer als Vasallen des Landgrafen sich zu unterwerfen und als Lehen ihre freien Besitzungen zurücknehmen hätten. Ehe diese vollständige Unterjochung stattfand, vergingen mehre Generationen. Die Aebte von Fulda, die einen so bedeutenden Lehenhof hatten, waren keine Lehenherren der vielen Schlösser, womit jeder Basaltbügel des weiten Buchenlandes gekrönt war, und erst in Verbindung mit ihrem Schutzvoigte, dem Grafen von Ziegenhain, und ihres Vasallen, des Landgrafen von Thüringen, befehdeten sie diese fuldaischen reichen und mächtigen Landherren, ihre Schlösser eroberten sie und zerstörten sie, sodaß diese sich gezwungen sahen, ihre Schlösser und deren Zubehörungen als ein Erblehen vom Stifte Fulda anzunehmen.

Vor der Mitte des 13. Jahrh. finden sich keine Urkunden vor, aus denen man zu schließen berechtigt wäre, daß die Schlösser Haselstein, Ebersberg, Eberstein, Buchenau, Angersbach, Mersberg, Wartemberg, Blankenwald, Eisenbach, Herzberg, Schlitz den Namen tragenden Besitzern vom Stifte zu Lehen gereicht, wol aber Urkunden, daß die Schlösser in den Fehden von den Aebten erobert und nach der erfolgten Sühne dem Besitzer zu Lehen zurückgegeben wurden. Solche Lehenerwerbungen der Schlösser fanden noch statt im 14. und 15. Jahrh.

Ein Ministerial der Kirche im 12. Jahrh. genannt zu werden, bedingt nicht und setzt auch nicht voraus, daß dessen Burg oder Schloß von ihr zu Lehen als ein Beneficium gegeben sei; denn wie hier aus den vielen fuldaischen Urkunden des 12. Jahrh. zu lesen ist, nennen sich die Besitzer obiger Schlösser oder werden von dem Aussteller derselben genannt „edle Freiherren" (viri nobiles, liberi, ingenui). Ministerial der fuldaischen Kirche bedeutet nicht mehr und nicht minder, als Diener der Kirche geworden zu sein, ein Beneficium von ihr dagegen angenommen zu haben, was sie wieder aufsagten und zurückgaben, wenn ihnen das Verhältniß nicht mehr behagte und sie des Lehens nicht mehr bedürftig waren. Zum Beweise dieses geben uns mehre Urkunden den Beleg dazu. Hermann von Sliteſe genannt von Blankenwald, dessen Schlösser und Besitzungen in dieser Stiftsfehde zerstört und verwüstet waren, beschloß mit Genehmigung seiner Frau Agnes, am Ende seiner Tage ein Benedictiner-Frauenkloster zum Heile seiner Seelen Seligkeit zu stiften. Er bestimmte dazu die verwüsteten Dörfer Stacken, Gerisrode und das Thal Zuwivels, nebst dem Berge Blankenberg, wo ehemals das Schloß gestanden habe, mit allen ihren Zubehörungen und Rechten; dafür solle seiner Tochter Lucardis ein Aufenthalt, wie ihm und seiner Frau nach ihrem Absterben das Begräbniß darin gestattet sein. Unter den Zeugen werden sein Bruder Friedrich, Probst des Liebfrauenberges bei Fulda, Konrad von Sliteſe und Friedrich von Unter-Sliteſe genannt (1265). Wahrscheinlich, nachdem die Kirche und das Kloster erbaut war, was den Namen von dem Berge und Burg Blankenberg in Blankenau verändert erhielt, bestätigt der Abt Berthous und das Capitel dasselbe. Auch hier kommen unter den Zeugen Friedrich von Sliteſe, nicht der Probst, sondern ein Ritter gleiches Namens, und Simon von Sliteſe, Bruder des Stifters, vor (1269). Nach dessen Tode vergleicht sich Simon von Blankenwald, der Sohn Hermann's, mit dem Kloster Blankenau durch die erwählten Schiedsfreunde, Bertold Edelherr von Lisberg und Eckenhard von Bleichenbach, dahin, daß er gegen alle seine Rechte, die er auf die von seinen Aeltern zur Erbauung des Klosters geschenkten Dörfer und Zubehörungen gehabt, gegen Erlangung von 30 Pfund Heller renuneire und trat zugleich dem Kloster sein Dorf Hammiades mit allen Rechten und Zubehörungen ab (1284).

Simon von Blankenwald gerieth nach seines Vaters Tode mit seinen Vettern von Sliteſe wegen des Gerichtes Moos in Irrungen und erhielt nach dem Schiedsspruche vom Abte Berthous die Hälfte davon (1270). Im J. 1290 erbaute er mit dem Besitzer der andern Hälfte des Gerichtes, Bertold von Lisberg, auf dem Berge, Narberg genannt, ein Schloß gleiches Namens. Der Abt Berthous verbot den Bau, da die Burg dem Stifte lehnbar wäre. Die Zeugenaussagen besagten das Gegentheil. Da aber das Schloß vom Abte zu Fulda in einer Fehde zerstört wurde, so gab dieses die Veranlassung, das Gericht Moos und Narberg dem Pfalzgrafen, Herzoge Ludwig von Baiern, Kurfürsten von Brandenburg,

dem Sohne des Kaisers Ludwig, als Lehen aufzutragen. Simon von Blankenwald versetzte an seinen Schwager Hermann von Lisberg nicht allein seine Hälfte an Moos und Narberg, sondern auch seinen Theil am Schlosse Freienstein um 800 Pfund Heller. Er mit seiner Frau Lucardis baten den Abt Heinrich zu Fulda, die Schenkung des vom Stifte zu Lehen tragenden Dorfes Hechinzelle mit allen Zubehörungen und Rechten zum Seelengeräth an die Kirche des Klosters Blankenau nach ihrem Tode zu bestätigen (1308). In dem Vertrage zwischen dem Herzoge Ludwig von Baiern mit dem Abte Eberhard von Fulda, worin ersterer ihm verspricht, 3000 Mark Silber zu geben, wenn er ihm zur Erlangung der römischen Königswürde behilflich sein würde, wird der edle Herr und Ritter Simon von Blankenwald Rath des Abtes genannt, dem das Geld übergeben werden sollte (1314 am 15. Sept.). In der Fehde zwischen den Edeln von Blankenwald und den Edeln von Breuberg, die endlich durch den Abt Heinrich zu Fulda und Grafen Berteld von Henneberg gesühnt, scheinen sie ihr Schloß Blankenwald dadurch verloren zu haben (ums Jahr 1319).

Simon's Sohn Werner, mit Elisabeth von Eisenbach verehelicht, löste mit seinen Schwägern von Eisenbach die Pfandschaft ein (1338), um sie bald darauf an diese gegen Auszahlung von 300 Pfund Heller erblich zu verkaufen. Heinrich von Blankenwald, dessen Sohn, lebte 1365. Johann von Blankenwald lebte in seinen alten Tagen im Kloster Blankenau, daher er sein Haus mit Zubehörungen in Herbstein mit Bewilligung des Abtes von Fulda dem Kloster übergab (1390). Mit Konrad von Blankenwald, dem Sohne Johann's, scheint die Linie Blankenwald erloschen zu sein (1454). Laut Lehenbrief wurde dieser mit den mütterlichen Gütern in Mackenzell belieben (1454). Die Linie von Schenkenwald besaß noch bis zu ihrem Erlöschen ebenfalls Güter in Mackenzell (1515) und beurkundet, wie auch das Wappen, daß diese beiden Linien aus dem von Schlitz (Slitese) entsprossen sind. Das Wappen: im schwarzen Schilde zwei über einander quer liegende gezinnte silberne Balken.

Zur Hauptlinie von Slitese zurückkehrend, führten Hermann von Blankenwald's Brüder Konrad zu Ober- und Friedrich I. zu Unter-Slitese das gleichnamige Geschlecht fort. Konrad verkaufte alle seine Güter und Männer in Biberahe mit Bewilligung seiner Frau Kunigunde, seiner Kinder und anderer Erben an Rudolf von Omesa, adeligen Scheffen in Alsfeld (1259). Mit seinem Bruder Friedrich III. bezeugte er die von seinem Bruder Hermann gemachte Stiftung des Klosters Blankenau (1265) und war 1269 schon verstorben, als seine Witwe Kunigunde und ihre Kinder diesem Kloster wieder einige Güter schenkten.

Friedrich III. zu Unter-Slitese (dem jetzigen Städtchen Schlitz und der Residenz des mediatisirten Grafenhauses) ward zufolge der vorliegenden vielen Urkunden ein ausgezeichneter Mann in dieser fehdereichen Zeit. Wie schon erwähnt, tritt er als Zeuge auf in den Jahren 1263, 1264 und 1265, und selbständig, wie er in Gemeinschaft mit seiner Frau Hildegunde von Steinau, seines verstorbenen Bruders Konrad Witwe, und deren Kinder 5 Pfund Heller aus ihrer Voigtei Pforta dem Kloster Blankenau dotirte, die innerhalb zehn Jahren mit 40 Mark Silber abzulösen sind (1269).

Als nach dem Tode des Grafen Gottfried von Ziegenhain die zunehmende Habsucht des ersten hessischen Landgrafen Heinrich I. sich in Besitz eines Theiles des Landes setzen wollte, suchte die Witwe Hedwig für ihren unmündigen Sohn Gottfried Hilfe bei den zahlreichen edeln Geschlechtern, die Hessen begrenzten und gleiche Unbilden befürchteten. Friedrich von S. sagte ihr seinen Beistand zu gegen alle ihre Feinde, dafür wurde ihm eine Rente von 21 Mark Silber auf Güter zu Holzmannsfeld als Pfandschaft und ein Burggut zu Treisa von 4 Pfund Heller Renten verschrieben (1272). Friedrich, der mit seiner Frau Hildegunde nach Absterben ihres Vaters Gifo von Steinau die Hälfte des Schlosses gleiches Namens erheirathet hatte, aber keinen Antheil an der Fehde zwischen diesem und dem Abte Berthons genommen, dessen Ermordung dadurch, wie auch des Schlosses Steinau Eroberung veranlaßte, schloß einen Vertrag mit dem Abte Marquard zu Fulda, daß ihm die eroberte Hälfte des Schlosses Steinau zu Lehen gegeben, unter der Bedingung, die zerstörte Hälfte des Schlosses nicht wieder herzustellen (den 1. Sept. 1287).

Auf Friedrich's Bitten befreit der Abt zu Hersfeld, Heinrich von Boineburg, das Dorf Stärklos von dem Lehensverbande, welches Friedrich den Johannitern zu Gräbenau geschenkt hatte, wahrscheinlich wegen eines seiner Söhne, der als Ordensbruder eingetreten war (1294). Friedrich hinterließ fünf Söhne: Albrecht, Domherr zu Würzburg (1287), Heinrich IV. und Simon VII., die ihre Linie fortpflanzten, Walter (1290) und den nicht mit Namen genannten Johanniterritter.

Heinrich IV. und Simon VII. besiegeln und unterschreiben mit ihren Vettern Ludwig von Schenkenwald und Simon von Blankenwald und andern fuldaischen Vasallen den Vertrag, den der Abt Heinrich zu Fulda mit ihnen aufgerichtet hatte, um die langjährigen Streitigkeiten, die in Fehden ausgeartet waren, für immer zu beseitigen. Als beiderseitige Bürgen besiegelten und unterschrieben Berteld Graf von Henneberg, Gerlach Herr zu Bruberg, Heinrich Graf zu Battenberg, Engelbert Graf zu Ziegenhain und Simon von Blankenwald (Fulda 1308 am Palmsonntage). In der Fehde zwischen dem Abte Heinrich mit dem Grafen Johann von Ziegenhain war Heinrich IV. von S., Ritter, fuldaischer Marschall 1319. Derselbe wird mit Heinrich von Stotternheim in dem Bündnisse zwischen dem Erzbischofe Heinrich von Mainz und dem Abte Heinrich zu Fulda zu Rathsmännern ernannt, wenn Klage zwischen ihren beiderseitigen Stiftsangehörigen in Thüringen und Hessen angebracht werden sollte (1338).

Mit dem Bischofe Otto und dem Hochstifte zu Würzburg schloß er ein Schutz- und Trutzbündniß, daß er in dem Stiftskriege seine Schlösser Steinau, Schlitz und Liebstein öffnen wollte, wogegen das Hochstift ihm mit

benannten Gütern und Gefällen zu Burgmannslehen zu geben versprach (1340). Er unterschreibt auch den Vertrag zwischen den Grafen Johann und Gottfried von Ziegenhain und dem Abte Heinrich zu Fulda, wie ersterer seine Voigtei, Cent und Centgerichte im Stifte, ausgenommen das Erbmarschallamt und Lehen, um 7100 Pfund Heller an letztern verkauft (1344). Von seiner Frau Elisabeth waren ihm drei Söhne: Simon VIII., Heinrich V. und Erminold III., geboren.

Simon VIII., der wahrscheinlich in der Theilung das Schloß Steinau (Freiensteinau) erhielt, auch die Beinamen davon, da mehre Lebende den Namen Simon führten. Er kommt als Zeuge vor 1305 und 1308 und in dem Friedensinstrumente zwischen Fulda und Ziegenhain durch den Erzbischof Balduin von Trier als Verweser des Erzstiftes Mainz wird dessen unentgeltliche Freilassung aus der Gefangenschaft verordnet, da er in den Krieg nicht verwickelt gewesen wäre und dessen Ursehde Nichts weiter enthalten sollte als der Gefangenschaft wegen (1331). Der Abt Heinrich zu Fulda gab ihm nun das Gericht Michels-Rombach um 507 Pfund Heller lebenslänglich in Pfandbesitz (1332). Vom Grafen Johann von Ziegenhain wird er zum Burgmann auf Schwarzenborn gewonnen und zum Burggut im Kirchheimgefälle überwiesen (1349). Seine Witwe Lucardis und ihr Sohn Heinrich VII. werden 1369 von dem Großdechanten des Stiftes zu Hersfeld mit 30 Pfund Heller zum Burggut des Schlosses Hattenbach angewiesen. Der dritte Sohn Heinrich's, Erminold III., war in den geistlichen Stand getreten und kommt 1353 als Pförtner des Stiftes und 1369 als Probst zum St. Johannesberg vor.

Da am Anfange des 14. Jahrh. vier verschiedene Linien der Slitese blühten, die größtentheils die Taufnamen Simon und Friedrich führten, so wählten sie zum Beinamen den von ihren Besitzungen; es bleibt aber dessenungeachtet sehr schwer aus Mangel an Urkunden zu unterscheiden, welche von den vier Stammvätern gleiches Taufnamens den Beinamen zu Haselstein, zu Hönberg, zu Steinau und zu Görtz führten. Da aber alle diese Linien bis auf die Linie von Görtz erloschen, so ist kein großes Gewicht darauf zu legen, wenn nur das von ihnen merkwürdig Geleistete hier angeführt wird. Simon IX., Ritter, und Friedrich VI., Söhne von Friedrich V. von S., Ritter, der jüngste genannt, erhielten vom Abte Konrad zu Fulda das Schloß Haselstein als eine Pfandschaft und führten den Beinamen von Haselstein. Simon IX., Ritter, und Adelheid, seine Ehefrau, erklären für Alle, denen es angeht, daß sie von dem Grafen Gottfried zu Ziegenhain wegen des Amtes, welches sie von dessen Vater gehabt, ihre Ansprüche auf Kost, Schaden und Verlust befriedigt worden wären (1379). Er und sein Bruder, wie auch die übrigen Verwandten und mehre andere buchische Adelsgeschlechter, hatten in Gemeinschaft des Landgrafen Hermann von Hessen, des Grafen Heinrich von Henneberg und der Stadt Hersfeld dem Abte Konrad zu Fulda einen Fehdebrief gesandt und sofort die Grenzen des Stiftes überschritten und sich um die Stadt Fulda gelagert. Die Veranlassung gründete sich auf des Abtes Konrad feindseliges Betragen, der mit Hilfe seiner Brüder, den edlen Herren von Hanau, gegen Hessen und Henneberg und vorzüglich gegen den buchischen freien Adel, der, wenn er auch des Stiftes Lehenmann war, seine größern Besitzungen und Schlösser als freies Eigenthum noch besaß, feindselig verfahren war.

Der Abt Konrad verlangte gegen Recht und Herkommen, daß seine Vasallen ihm gegen Hessen, Thüringen und Henneberg beistehen sollten in den Fehden, die er nach seinem Gutdünken, ohne ihre Zustimmung zu erhalten, angefangen, und da sie sich weigerten, entzog er ihnen ohne Entgeld die verpfändeten Schlösser, Voigteien und Dörfer. Nicht minder hatte der Abt der Stadt Hersfeld ihre Kaufmannsgüter auf der Straße anhalten lassen wegen vermeintlichen Schadens, den sie ihm zugefügt hätten, auch dem Kloster Kreuzburg an der Werra etliche Güter entzogen.

Der Abt Konrad ward nun gezwungen, sich den Bedingungen, die ihm vorgeschrieben, zu unterwerfen, um der Gefangenschaft zu entgehen (1380). Da aber der Abt dem Versprechen nicht Folge leistete, wurde er von Capitel und Adel abgesetzt und ihm das Amt Geisa und das Schloß Neckenstuhl zum Unterhalt gegeben (1381). Einen gewaltsamen Tod fand er in Spangenberg, wo er den Grafen von Ziegenhain als Erbmarschall des Stiftes persönlich aufgefordert hatte, sich an die Spitze des von ihm geworbenen Haufens zu setzen, um sich des Stiftes wieder zu bemächtigen (1383).

Friedrich VII. und Simon XI., die Söhne von Heinrich V., nahmen den Beinamen von dem Schlosse Hohenberg an, wahrscheinlich ein im Hochstifte Würzburg gelegenes, jetzt unbekanntes Schloß; sie waren würzburgische Burgmänner zu Bodenlauben und Ursberg. Beide Brüder verglichen sich wegen des Schlosses Kochingenberg im Hochstifte Würzburg, wo Friedrich's Ehefrau Kunigunde mit genannt wird (1370). Er und Rörich von Eisenbach sind von Friedrich, edlem Herrn von Lisberg, als Bürgen eingesetzt, daß nach dessen unbeerbtem Tode dem L. Heinrich von Hessen die Wiedereinlösung des Hauses Gräbenau gegen die Pfandsumme von 3000 Gulden geschehen soll (1371), worüber von Beiden auch ein besonderer Versicherungsbrief ausgestellt wurde (1373).

Friedrich war schon todt, als sein Bruder Simon XI. von Slitese genannt von Hohenberg den schon erwähnten Friedensvertrag mit dem Abte Konrad zu Fulda unterschreibt (1380). Simon wurde vom Bischofe Albrecht zu Würzburg zum Burgmann in der Feste Ursberg gegen Auszahlung von 200 Pfund Heller gewonnen, dafür trug Simon dem Hochstifte die Hälfte des Dorfes Rimbach zu Lehen auf (1369). Simon war, als Ganerbe des Schlosses Lisberg, mit Friedrich von Lisberg und die von Eisenbach mit dem von Lüder zu Lüder zu Fulda in eine Fehde gerathen, die durch das Domcapitel zu Fulda, Eberhard von Buchenau und Simon von Steinau gesühnt wurde, dergestalt, daß die von Lüder 1400 Goldgulden für die begangenen Brände, Todtschläge und Wunden an jenen zu entrichten hätten (1394). Nach

seinem Tode wurde seine Witwe Agnese von dem Abte Friedrich zu Fulda mit einem Hofe zu Schlitz, der ihr zum Leibgedinge verschrieben, belehnt (1396).

C. Die Reichsfreiherren von Schlitz genannt von Görtz.

Wahrscheinlich sind Simon VIII. von Schlitz zu Steinau und Lucardis die Aeltern der Brüder Simon X. und Heinrich VI., Ritter, welche zuerst den Beinamen von Görtz annahmen. Es ist bis jetzt noch unaufgeklärt, ob der Name von einem Schlosse oder von einem Geschlechte, das man beerbt hatte, seine Entstehung zu verdanken habe, da in Buchen weder ein Schloß noch Geschlecht dieses Namens bekannt war. Diese Vermuthung ist nicht einmal anzunehmen, die Ursache, vorzüglich in Buchen, wo viele Adelsgeschlechter einen Beinamen sich zulegten, ist größtentheils daraus entstanden, wenn Einer ein Schloß durch Heirath einer Erbtochter erwarb, seinen Wohnsitz daselbst nahm und eine besondere Linie stiftete. Doch müssen noch andere Gründe mitgewirkt haben, die unbekannt geblieben, denn nicht immer ist dieses der Fall gewesen. Diejenigen aus dem Geschlechte von der Tann, die im 14. Jahrh. die Schlösser Bischofsheim, Creinberg, Frankenberg und Bieberstein erwarben, nahmen den Beinamen von einem dieser Schlösser an. Aeltere Genealogisten leiten die Abstammung derer von Slitese von den Grafen von Görtz aus Kärnthen her, wo vor Zeiten Einer aus ihnen im Buchenlande das Schloß Slitese gebaut und den Namen davon den Seinigen beigelegt habe. Weder die Gleichheit noch die Aehnlichkeit des Wappens beider Geschlechter begründet diese Vermuthung, dann daß der Name Görtz eher nicht als nach der Mitte des 14. Jahrh. vorkommt.

Simon X. und Heinrich VI. bekennen, daß sie vom Bischofe Gerhard zu Würzburg als Erbburgmänner zu Bischofsheim angenommen, dafür 150 Gulden erhalten, daher sie dem Hochstifte ihr Erbgut im Dorfe Rynboldes als ein Leben aufgetragen und wieder empfangen hätten (30. Jan. 1374). Wahrscheinlich ist Simon X. von S. der Ritter der nämliche, welcher einige Jahre früher vom Bischofe Gerhard von Würzburg um 200 Pfund Heller zum Erbburgmann in der Feste Ursberg gewonnen wird, dagegen er die Hälfte seines Erb- und eigenen Dorfes Rimberg zu Lehen aufträgt und wieder empfangt (12. Aug. 1369). Hier führt er aber noch nicht den Beinamen, mit dem er erst in der Urkunde vom Jahre 1374 erscheint. Auch kommen die Brüder mit den beiden andern Stämmen von Schlitz zu Haselstein und zu Hohenberg im J. 1380 in der Abdankungsurkunde des Abtes Konrad zu Fulda vor, als er die Regierung des Stiftes in die Hände des Domcapitels und des Adels legen mußte. Heinrich VI. Ritter wird im J. 1390 als Marschall des Abtes Friedrich zu Fulda erwähnt. In dem Vergleiche zwischen der Stadt Hammelburg und dem Abte Friedrich, wo erstere versprochen die abverlangten 2000 Gulden Steuer zu zahlen, wenn sie jene 1410 Gulden von denen von Thüngen und Fechenbach, wegen ihrer Gefangenschaft herrührend, erhalten hätten.

Die Schwestern der genannten Brüder waren Margaretha, an Friedrich von der Tann, Ritter, verheirathet, 1372, Kunigunde, die Ehefrau Gise's von Ebersberg, genannt Weyhers, Ritter, 1374, und Katharina, die an Friedrich von Carben verheirathet war, 1374. Beide Brüder waren verehelicht und hinterließen Nachkommenschaft; die von Heinrich ist die, aus dem die jetzigen Reichsgrafen entsprossen sind.

Seine Söhne waren: Leopold (1408), Constantin I., Cyriacus I. und Simon X., der mit Katharina von Buchenau das Geschlecht fortsetzte. Simon XI. kommt 1414 schon als Zeuge in einer fuldaischen Stiftungsurkunde vor; er wurde bald darauf wegen seiner Kenntnisse unter die heimlichen Räthe des Abtes Johannes aufgenommen (1424). Als Senior des Geschlechtes wurde er mit seinen Vettern und Gauerben mit der Stadt Schlitz, mit dem Gerichte und allen seinen Zubehörungen als ein Erbmannlehen vom Abte Johann zu Fulda belehnt (1439). Es ist der erste fuldaische Lehenbrief, den das Geschlecht erhielt. Die darin nicht mit Namen genannten Vettern sind wahrscheinlich die Söhne von Simon XI., als: Friedrich VIII., in dem Sühnevertrage zwischen dem Landgrafen Ludwig von Hessen und Rörich von Eisenbach als einer von dessen Bundesgenossen genannt, Werner (1429) und Karl. Simon XII. erhielt vom Abte Hermann zu Fulda die Stadt und das Amt Hünnefeld lebenslänglich gegen 1400 Goldgulden in Versatz (1440). Vor seinem Absterben stiftete er und seine Söhne: Stamm II. (Constantin) und Kriechen II. (Cyriacus), zum Seelenheil der Aeltern zum Conventstische des Klosters „zu der Neuenburg" bei Fulda sein Fischwasser zu Lüdergemund: darum sollen die geistlichen Herren ihn, seine und alle ihre Aeltern in ihren Gebeten und Seelengeräth zu ewigen Zeiten einschließen (1451). Aus dieser Stiftungsurkunde geht ferner hervor, daß er damals ein Präbendarius des Klosters war (1451). Als Geschlechtssenior wird er in dem vom Abte Johann ausgestellten Lehenbriefe mit dem Namen „Langore" angeführt (1453) und starb 1457.

Mit dem 15. Jahrh. hörte das sogenannte Mittelalter auf. Durch die Kraftlosigkeit der teutschen Kaiser usurpirten alle Stände des Reichs jene Rechte, woraus nach und nach die Landesherrlichkeit hervorwuchs. Wer die Macht in sich fühlte, den Landfrieden zu brechen, so oft er auch vom Landfriedensrichter publicirt wurde, bekümmerte sich wenig darum, weil die executive Gewalt fehlte, die Uebertreter zu bestrafen. Die geistlichen und Laienfürsten waren die ersten, welche den Grafen, dem Adel und den Reichsstädten ihre Rechte nicht allein einzuschränken, sondern zu entziehen suchten. Ein gleiches Gelüste entstand bei den weltlichen Fürsten, durch die kirchliche Revolution, von Huß herbeigeführt, sich des Kirchengutes zu bemeistern und die geistlichen Fürsten ihrer Länder zu berauben. So war Teutschland ein Kampfplatz aller Stände. Daher sahen sich die minder-mächtigen Reichsverwandten, die Grafen, der Adel und die Städte, genöthigt, Corporationen zu bilden, um mit Gewalt der Gewalt zu widerstehen. In Schwaben entstand

ina.
larben.

arl.
v. Trohe.

1)
er II. 3) Katharina. 4) Kunigunde. 5) Maria.
Guda). Konrad v. Weitershausen. Philipp v. Schwalbach. Albrecht v. Ebersberg, genannt v. Weihers.

1) Guda.
Simon v. Doringenberg.

1) Barbara. 2
Sch

arbara.
inrich
ingsleben.

4) Agnes.
J. Christian
v. Bülzingsleben.

1) Eustach II
Hermann, a Anna. 3) Christine. 4) Agnes. 5) Dorothea.
Amtshauptmann v. Berlepsch. Balthasar v. Cramm. Elias v. Haen. Johann v. Hagen.
Coburg. 1656.

1) Anna Eleonora. hristoph edrich. 4) Hedwig Beata. J. Kaspar v. Ohr. 5) Christoph Heinrich. 6) Anna Maria. 7) Dorothea Katharina
Hilmar v. Münchhausen.

eonora,
1704.
v. Spessart
ben.

1) Margaretha.
1695.
Georg v. Ebersberg,
gnt. Weihers.

1) Christian
August.

1) Georg Hein

(Einer von

Simon VIII.
Lucardis.

1) **Simon X.**, Ritter. 1369. 1374. 1383.
2) **Margaretha.** Friedrich von der Tann. Ritter. 1372.
3) **Heinrich VI.**, Ritter, Marschall des Abtes Friedrich von Fulda. 1380. 1390. 1410.
4) **Kunigunde.** Gise v. Ebersberg, genannt v. Weihers, Ritter. 1374.
5) **Katharina.** Friedrich v. Carben. 1374.

1) **Leupold.** 1408.
2) **Constantin I.** (Stamm)
3) **Cyriacus I.** (Kirges)
4) **Simon XI.**, Senior des Geschlechtes, Rath des Abtes Johann zu Fulda. 1414. 1424. Katharina v. Buchenau.

1) **Simon XII.** 1439. 1440. 1451.
2) **Friedrich VIII.**
3) **Otto,** Drost zu Ziegenhain. 1436. 1443. 1468. † 1471.
4) **Werner I.** 1429.
5) **Heinrich VII.** 1443. Margaretha Meisebug.
6) **Karl.** Katharina v. Trohe.

1) **Ludwig II.** 1515. Guda Kluppel v. Elkershau.
2) **Constantin II.** (Stamm), 1. Erbmarschall zu Fulda. 1465. 67. 69. 73. Katharina v. Thüngen.
3) **Cyriacus II.** 1469.
4) **Simon XIII.**, 2. Erbmarschall zu Fulda, Vorsteher des St. Simplicius-Ordens. 1492. 1497. † 1505.
5) **Katharina.** Konrad v. Herda.
6) **Dorothea,** Klosterfrau in Blankenau. 1465.

1) **Johann II.,** Amtmann zu Hammelburg. 1456. 1493.
2) **Werner II.** † 1490.
3) **Katharina.** Konrad v. Weitershausen.
4) **Kunigunde.** Philipp v. Schwalbach.
5) **Maria.** Albrecht v. Ebersberg, genannt v. Weihers.

1) **Guda.** Simon v. Doringenberg.
2) **Constantin III.** (Stamm) 1556.
3) **Lucia,** Aebtissin zu Kreuzberg. 1470.
4) **Anna.** Valpert, Schenk zu Schweinsberg.

1) **Barbara.**
2) **Neidhard,** Schenk v. Schweinsberg. Justina.
3) **Anna.**
4) **Margaretha.**
5) **Dorothea.**

1) **Werner III.** 1505. † 1540. Margaretha v. d. Tann.
2) **Margaretha.** Theodor Riedesel, Erbmarschall zu Hessen. 1531.
3) **Simon XIV.** 1505. † 1510.
4) **Friedrich IX.,** 3. Erbmarschall zu Fulda. 1505. † 1560. Katharina v. Boineburg zu Lengsfeld. Die Stammältern der nachstehenden Linien.

1) **Elisabeth.** Wilhelm von und zu Schachten.
2) **Margaretha.** Georg von und zu Malsburg.

1) **Simon XV.,** 4. Erbmarschall zu Fulda. 1570. Maria v. Ebersberg, gnt. W.
2) **Johann IV.** 1) Agnes v. Dalwig. 2) Marg. v. Dörnberg.
3) **Eustach I.,** 5. Erbmarschall, Statthalter zu Fulda. 1566. 1576. 1585. Agnes von der Hees.
4) **Margaretha.** Johann Sebd v. Leubolds.
5) **Barbara.** Heinrich v. Bülzingsleben.

1) **Johann V.**
2) **Heinrich VIII.**
3) **Ludwig III.** Katharina v. Giesa.

1) **Wilhelm Balthasar I.,** kurmainz. Geh.-Rath und Oberamtmann zu Alsfeld. 1579. 1608. Maria Riedesel.
2) **Anna.** Wolf Dietrich v. Buchenau.
3) **Eustach II.** 1583. 1603. 1) Clara v. d. Malsburg. 2) A. M. v. Berlepsch.
4) **Agnes.** J. Christian v. Bülzingsleben.

1) **Heinrich Eustach.**
2) **Johann Heinrich.**
3) **Anna Maria.**
4) **Anna Sibilla.**

1) **Eustach III. Hermann,** Amtshauptmann zu Coburg. 1656.
2) **Adolf Heinrich.**
3) **Johann Volpert** (s. Tafel D.).
4) **Friedrich Wilhelm I.,** kaiserl. Oberstwachtmeister.
5) **Otto Hartmann,** Geh.-Rath u. Statthalter zu Darmstadt. 1639. † 1670. Hedwig v. Canstein.
6) **Georg Sittig I.,** kaiserl. Oberstlieutenant. 1639. 1657. † 1677. Eva Senft v. Sulburg.
7) **Beata,** heir. Ludwig v. Schwarz.
8) **Agnes,** heir. Georg Diede zu Fürsteastein.

1) **Johann Christoph.** 1621. 1656. 1666. Helena von der Malsburg.
2) **Clara Anna.** Reinhard v. Berlepsch.
3) **Christine.** Balthasar v. Cramm.
4) **Agnes.** Elias v. Haen.
5) **Dorothea.** Johann v. Hagen.

1) **Anna Eleonora.** Hilmar v. Münchhausen.
2) **Philipp Friedrich,** geb. 1649. † 1695. Domherr zu Halberstadt, Ritterhauptmann. 1) Johanna v. Minningroda. 2) Sophia v. Ilten.
3) **Philipp Wilhelm.** † 1702.
4) **Sophia Luisa.** Joh. Burchard v. Cramm.
5) **Georg Sittig II.** hess.-cass. General-major. 1693. † 1720. Maria v. Künsberg.

Gustav Friedrich, geb. 1674. † 1704. heir. 1701 Barbara Juliana v. Streitberg.

1) **Johann** **Christoph.**
2) **Anna Helena.** Bertold v. Cramm.
3) **Christoph Friedrich.**
4) **Hedwig Beata.** J. Kaspar v. Obr.
5) **Christoph Heinrich.**
6) **Anna Maria.**
7) **Dorothea Katharina.**

1) **Georg Sittig III.**
2) **Friedrich Heinrich.**
3) **Anna Maria.**
4) **Eva Eleonora,** posthuma 1704. Georg Wilhelm v. Spessart zu Unsleben.

1) **Margaretha.** 1695. Georg v. Ebersberg, gnt. Weihers.
2) **Philipp Wilhelm,** hess. Hauptmann. † 1703. 3) Joh. Ravan. 1682.
3) **Otto Friedrich,** holst.-gottorp. Oberstlieutenant, heir. Anna v. Negendank.
4) **Eustach IV.** kaiserl. Major, † in der Türkei 1706.
5) **Georg Heinrich I.,** 1. schwedischer Premierminister. 1688. † 1719, heir. Christine v. Reventlau.

Maria Friederike, geb. 22. Aug. 1696, heir. 1717 Johann I., Reichsgrafen v. Schlitz, genannt v. Görtz.

1) **Christian August.**
2) **Georg Heinrich II.,** heir. Adelheid v. Ablefeld.
3) **Friederike,** heir. 1) Detlev v. Ranzau. 2) Baltb. v. Salzau.

1) **Georg Heinrich IV.**
2) **Sophia Dorothea.**

Georg Heinrich III.

(Einer von beiden ist der Fortpflanzer der Linie in Oberschlesien.)

der St. Georgenbund aus dem reichsfreien Adel, Grafen und edeln Herren, womit sich der in Franken vereinigte und in Schweinfurt im J. 1402 abgeschlossen wurde; in Tyrol der Bund der Etsch (1404); in Thüringen der Fleglerbund (1413); in Westfalen der märkische Adelsverein zum wechselseitigen Schutze (1419); in der Kurmark gegen den neuen Kurfürsten von Brandenburg aus dem Hohenzollern'schen Hause. Der Kaiser Sigismund unterstützte alle diese Adelsbünde durch eine Urkunde vom 13. Sept. 1422, worin er sagt: „Da die Ritterschaft des Reiches in teutschen Landen viel Zwang erleide, indem sie von ihren Rechten verdrängt würde, so stehe ihm als Oberhaupt des Reiches zu, zu bewirken, daß der Adel bestehe und nicht zerrüttet, zerstört oder bedrängt werde, sondern vielmehr in seinem Rechte glücklich und selig bleibe. Daher gebe er des Reiches Ritterschaft volle Macht und Gewalt, sich überall in teutschen Landen mit einander zu verbinden, wie ihr dieses am besten bedünken möge."

So schloß auch der Reichsadel im Lande Buchen sich an den St. Georgenschild an. Wie vorher schon angedeutet, die Fehde der Fürsten unter sich oder mit dem Adel der Städte und endlich die Reichsfehden gegen die Hussiten hatten den teutschen Adel sowol in Anzahl als auch an Besitzungen verringert, sodaß am Ende des 15. Jahrh. aus der Ritterschaft in den Buchen mehr als 200 Geschlechter erloschen waren. Zwischen dem Abte zu Fulda und zwischen den Cognaten in der Erbfolge der erledigten Lehengüter entsprossten Streitigkeiten, die oft in Fehde ausarteten. Daher sah sich der Adel im Allgemeinen genöthigt, und die von Schlitz im Speciellen, der Fehdelust zu entsagen und um so mehr den Studien sich zuzuwenden, da in diesem Jahrhundert mehre Hochschulen errichtet wurden und man nicht erst nöthig hatte, die Appenninen zu übersteigen, um sich den Doctorhut zu holen. Die Umänderung der socialen Verhältnisse erstreckte sich fast auf alle Gegenstände, selbst auf die Taufnamen; man verließ die frühern Urnamen, neue und im Lande Buchen unbekannte traten an deren Stelle, die nach teutscher Sitte im gemeinen Leben zungenfertig gemacht und so auch urkundlich in Schriften aufgenommen wurden. Diese untenutschen Namen, welche in den Stammtafeln des Geschlechtes jetzt vorkommen, sind: Constantin verkürzt in Stamm, Eustach in Statz, Lupold in Leupert, Cyriacus in Krieches (im nördlichen Teutschlande Krake). Letzterer Name ist für die Etymologen interessant, da man damals den Namen Cyriacus richtiger aussprach als jetzt, wo er Zier lautet. Die Gewohnheit der untern Stände, die Taufnamen bis zur Unkenntlichkeit zu verstümmeln, dauert in den Buchen noch fort, z. B. Hironymus in Krummes, Theobald in Deubel, Simplicius in Blitz, Tielmann in Döll ꝛc. Abgesehen vom Christusglauben, dem Täuflinge den Namen eines Heiligen als dessen Schutzpatron beizulegen, behielt man dennoch theilweise die heidnischen Namen bei. Und in den mir vorliegenden Stammtafeln der Adelsgeschlechter in Buchen findet sich keiner, der den Taufnamen Bonifacius oder Simplicius geführt habe, obgleich der eine Stifter und der andere Schutzpatron dieses Stiftes war, dem man zu Ehren Kirchen erbaute und im 15. Jahrh. den Namen einem von dem Abte Johann zu Fulda gestifteten Ritterorden gab (1492), selbst Simon XI. von Schlitz genannt von Görtz mit drei andern des buchischen Adels zu den Vorstehern des Ordens vom Abte gewählt wurden. Sonach ist der Name Constantin und Cyriacus nur bei denen von Schlitz und in keinem andern Geschlechte früher oder später üblich gewesen.

Simon hinterließ eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne: Cyriacus II., Constantin II., Georg und Simon XIII.; auch zwei Töchter: Katharina, an Konrad von Herda zu Brandenburg verehelicht, und Dorothea, Klosterfrau zu Blankenau (1458).

Cyriacus II. (Kirges) war schon früher als der Vater mit Hinterlassung von Nachkommen gestorben, daher erscheint Otto, der sich Drost der Grafschaft Ziegenhain nennt und einen Vergleich zwischen dem Grafen Johann von Ziegenhain und seinem Schwager Reinhard von Haun zu Hann abschließt. Letzterer verspricht in der Fehde gegen die von der Tann und von Buchenau dem Grafen beizustehen und seine Schlösser Burghaun und Haurek zu öffnen, wogegen der Graf ihn mit einem Gute zu Kirchheim belehnt und dasselbe als Burgmann zu Schwarzenborn zu verdienen (1436). Als der Graf Johann, der letzte seines Geschlechtes, den Landgrafen Ludwig von Hessen die Erbfolge in seinen Ländern Ziegenhain und Nidda zugesagt, auch der Abt Hermann von Fulda demselben einen Lehenbrief ertheilt und der Landgraf mit Bewilligung des Grafen die Huldigung der Burgmänner und Bürger der Stadt Nidda angenommen, so stellte auch Otto von Görtz als des Grafen erster Rath und Drost dem Landgrafen Ludwig einen Revers dahin aus, daß er nach dem Tode des Grafen Johann alle die Einigungen und Verschreibungen, die er hatte abschließen helfen, weder mit Worten und Werken in geistlicher und weltlicher Weise zu verhindern suche (1443). Einige Jahre früher hatte Otto und sein Bruder Heinrich VII. und ihre Ehefrauen, beide Margaretha genannt, die von denen von Hattenbach pfandweise besessenen Burglehen im Schlosse Hattenbach nebst allen andern Pfandgütern in Aula, Mengerskirchen, Kirspenhausen, Kirchheim, Jossa und andere um mehr als 4000 Gulden an den Abt Konrad von Hersfeld verkauft (1440). Nach dem Tode seines Vaters ward er als ältester des Geschlechtes mit Schloß und Herrschaft Schlitz von Fulda belehnt (1458) und starb 1472, ohne Kinder von seiner Frau Margaretha von Hann, wie der Stammbaum besagt, zu hinterlassen.

Heinrich VII., mit Margaretha Meisebuch verehelicht, aus deren Ehe zwei Söhne, Johann und Werner, und drei Töchter, Katharina, Kunigunde und Maria, welche Konrad von Weltershausen, Philipp von Schwalbach und Albrecht von Ebersberg genannt Weyhers zu ihren Eheweibern erkiesen, geboren wurden, war durch seinen Sohn Johann, fuldaischen Amtmann zu Hommelburg (1456), eine Linie entstanden, die aber mit dessen Enkel Johann III. schon am Ausgange des Jahrhunderts erlosch.

Von Simon's zwei jüngern Söhnen, Georg und

Simon XII., und zwei Töchtern, Margaretha und Eva, vermählt mit Heinrich von Rüdisheim und Hans von Boineburg, zufolge der Stammtafel, findet sich Nichts weiter aufgezeichnet.

Constantin II. (Stamm), der dritte Sohn von Simon XII., führte das Geschlecht mit Katharina von Thüngen dauerhaft fort mit zwei Söhnen, Simon XIII. und Ludwig II.; von den Töchtern wird Lucie, Aebtissin zu Kreuzburg an der Werra (1476), und Anna, die Ehefrau von Volpert Schenk zu Schweinsberg, genannt. Constantin II. war der erste, der nach Absterben des letzten Grafen Johann von Ziegenhain mit dem Amte eines fuldaischen Erbmarschalls von Neuem vom Abte Reinhard Grafen von Weilnau beliehen wurde (1473). Wahrscheinlich durch Simon's Bruder Otto hatten die Unterhandlungen mit den Aebten zu Fulda nach dem Wunsche des Grafen Johann dahin geleitet, dem Landgrafen Ludwig zu Hessen die eröffneten fuldaischen Lehen zu übertragen; dagegen versprach er dem Stifte, es gegen alle seine Feinde zu vertheidigen (1461) und sich die Vergünstigung erbeten, daß die erloschene Erbmarschallswürde auf Simon, seinen Bruder, übergehe. Ein fuldaischer oder vielmehr hessischer Lehenbrief über das Erbmarschallamt ist mir unbekannt geblieben.

Constantin, der in allen den Urkunden unter dem Namen „Stamm" vorkommt, war nicht allein bei dem Abte Reinhard, sondern auch bei dessen Nachfolger, dem Abte Johann, einem Grafen von Henneberg, in großem Ansehen und bekleidete auch bei diesem die Stelle eines heimlichen Rathes, daher ihm auch nach Absterben des Geschlechtes Sparwasser dessen Leben, wie auch die Erbburgmannschaft das Schlosses Schildeck und der Stadt Brückenau übertragen wurde (1480). Constantin hatte auch die Verträge abgeschlossen mit dem Grafen Wilhelm von Henneberg (1465), wie auch mit dem Herzoge Wilhelm von Sachsen, daß, wenn sie in Fehden geriethen, gegenseitig sich schützen und schirmen wollten, dagegen dem Herzoge die Oeffnung der fuldaischen Städte und Schlösser bewilligt ward (1466). Auch in der Fehde des Abtes Reinhard mit denen von Riedesel, Wallenstein und von Buchenau, die durch den Landgrafen Ludwig mit mehr als 1000 Reisigen und noch einmal so viel zu Fuß unterstützt wurden, sodaß bis zur Stadt Fulda die Dörfer verbrannt und die Stadt Geisa und das Schloß Rockenstuhl eingenommen, hatte Constantin (Stamm von S.) auf Seiten des Abtes Reinhard dem Landgrafen Ludwig von Hessen einen Fehdebrief gesandt, weswegen auch Schlitz geplündert wurde und auf Ansuchen des Landgrafen Heinrich von Hessen sühnte sich Landgraf Ludwig mit Stamm aus (1467). Der Herzog Wilhelm zu Sachsen suchte einen Stillstand zwischen ihm und Fulda herbeizuführen, der aber vom Landgrafen Ludwig von Hessen um so weniger angenommen wurde, weil er als Nachfolger der Grafen von Ziegenhain Ansprüche machte auf alle die ehemaligen voigteilichen Gerechtsame an Fulda, die aber schon vor mehr als 150 Jahren künftlich an das Stift überlassen waren.

Constantin im Namen des buchischen Adels suchte den alten Abt Reinhard zu überzeugen, daß, um Widerstand gegen Hessen mit Erfolg zu leisten, ein Coadjutor zu wählen und in der Person des jungen Capitulars Johann Grafen von Henneberg und dessen Bruder, Grafen Wilhelm, zur Uebernahme der Stelle eines Stiftshauptmanns zu bewegen sei, damit durch dessen Unterstützung kräftig geführt der Krieg zum Vortheil gesühnt werde. Alle Hindernisse wurden endlich beseitigt, beide Grafen entschlossen sich, die Coadjutors- und Stiftshauptmannswahl zu Fulda anzunehmen, welcher Vertrag Montag nach dem neuen Jahre 1469 abgeschlossen und einige Monate darauf der Fehdebrief vom Stiftshauptmanne im Namen des Coadjutors Johann an L. Ludwig abgesendet wurde. In dieser Zeit entstand eine Fehde zwischen Willibald von Thüngen Herr zum Reusenberg und Karl von Grumbach zu Burg Grumbach gegen den Abt Johann zu Fulda. Nachdem sie einige Zeit gedauert und sie gegenseitig Gefangene gemacht, so ersuchte der Abt Johann den Bischof Lorenz zu Würzburg, zwischen ihm und dessen Vasallen eine Sühne zu stiften, indem ihm des Bischofs Urtheilsspruch genehm sei und sendete zu dem Ende den Erbmarschall Simon XI. von Görtz und seinen Kanzler, den Chorherrn zu Aschaffenburg, Reinhard Schenk, nach Würzburg; beiden Theilen wurde aufgelegt, ihre Gefangenen ohne Entgeld in die Hände des Bischofs zu liefern und der thüngische Knecht Peter West und der fuldaische Knecht Hans Spon verpflichtet, sich vor die dazu beauftragten Räthe zu stellen, welche das Urtheil zu fällen hätten (1475). Wahrscheinlich hatte der thüngische Unterthan sein Recht gegen den fuldaischen gesucht und nicht erhalten, weswegen sich sein Herr Willibald von Thüngen der Sache angenommen und als dessen Ansuchen vom Abte zu Fulda oder seinen Räthen nicht willfahrtet, den Fehdebrief abgesendet.

Aus sechs bis acht Sühneverträgen, die mir vorliegen gegen die Aebte Reinhard und Johann von Fulda, ist zu entnehmen, daß diejenigen sich selbst Recht durch Ansagen der Fehde nehmen mußten, um zu ihren Forderungen, z. B. den Geldsummen für die mit Gewalt ihnen genommenen Pfandgegenstände oder die Vorenthaltung der Erbburgmannsgüter, die nach fuldaischem Lehenrechte und Gewohnheit nach Erlöschung des Mannsstammes auf die Töchter oder deren Ehemänner überzugehen hatten, zu gelangen. Daß aber, wie immer bei einem Kriege, die feindlichen Dörfer geplündert, beraubt, verbrannt und diejenigen, die sich in ihrem Besitze vertheidigten, verwundet wurden oder das Leben verloren, ist bis jetzt noch der Fall.

Der Unschuldige muß die Schuld seines Herrn im Kriege büßen. Die Chroniſten, welche die Begebenheiten ihrer Zeit aufzeichneten, was im 15. Jahrh. noch von den Stiftsgeistlichen geschah, über den Raub, Brand und Todtschlag im Allgemeinen, nannten sie Raubritter, verschwiegen aber aus Gunst ihrer geistlichen oder weltlichen Herren die Ursache, warum dieses geschah. Selbst die Sühneverträge sind dunkel abgefaßt, erwähnen selten den Gegenstand und bestimmen nur, daß die Gefangenen frei gelassen werden sollten. Urfehde schworen, sich nicht rächen zu wollen und Bürgen dafür zu stellen, mußte ein Jeder, der seiner Ge-

fangenschaft entledigt war, Edler oder Knecht. Das eroberte Schloß oder die Burg mußte wieder zurückgegeben werden unter der Bedingung, das Allod als ein Lehen zu nehmen oder die Oeffnung zu gestatten und Besatzung einzunehmen, wenn man mit Krieg überzogen würde. Der schwächere Theil der Gedrückten suchte im Bündnisse mit Andern durch Fehdebriefe gegen den Urheber desselben sich schadlos zu halten, indem er in dessen Land einfiel, um Gefangene zu bekommen.

Wie die Aebte von Fulda verfuhren gegen ihre Vasallen oder gegen andere von Adel, die ihnen Geld vorgestreckt hatten, so in einem noch weit größern Maßstabe die mächtigen Kirchen- und weltlichen Fürsten. Die Sühneverträge, welche dem Verfasser vorliegen über sein Geschlecht mit den Erzbischöfen von Mainz, Herzogen von der Leine (Braunschweig), Markgrafen von Meißen, den Landgrafen von Hessen und den Fürsten und Grafen von Henneberg im 14. und 15. Jahrh., liefern ferner den Beweis, daß alle die Fehden der Boineburge aus dem oben Angeführten ihren Ursprung hatten.

Es entstanden durch die Fehden Unsicherheit der Straßen, sodaß Handel und Wandel stockte, die Fluren verheert und die Dörfer geplündert wurden, und wenn auch die Fürsten Sieger blieben, hielten sie es doch nicht für räthlich, sich in einen Vergleich mit ihnen einzulassen und von ihrem ungerechten Vorhaben theilweise abzustehen. Der Boineburgische Burgfrieden, aufgerichtet im J. 1430, enthält das eidliche Versprechen, daß keiner von ihnen eine Fehde mit jenen Fürsten anzufangen habe, bevor nicht ein gemeinschaftlicher Beschluß gefaßt und durch Vermittelung anderer fürstlicher Freunde Sühne versucht worden sei. Mit dem Friedensvertrage zwischen Johann II. von Görtz und dem Abte Johann zu Fulda wegen Ansprüche letzterer an Schloß und Thurm Schlitz, dessen Antheil nach Johann's Tode an Simon XI. von Görtz und Ludwig, dessen Bruders Kinder, beide Ritter, vererbt, wurde die Fehde durch Wilhelm den Mittlern zu Hessen beigelegt, indem Fulda seiner Ansprüche entsagte (1493).

Der Abt von Fulda nahm wol wahr, wie am Ende des Jahrhunderts durch die unaufhörlichen Fehden ein großer Theil seiner Vasallen geblieben, ihre Geschlechter erloschen, dadurch ihre Zahl sich verringert und bedeutender Ausfall der Reisigen die Folge davon war. Zu gleicher Zeit hatte der buchische Adel sich dem Bündnisse des Georgenschildes in Franken und Schwaben angeschlossen und dem Abte die thätige Hilfe versagt, wenn er gegen Einen von den Bundesgenossen in Zwiespalt gekommen war. Der Abt glaubte den Bund zwischen ihm und seinen Vasallen durch Errichtung eines Ritterordens unter dem Namen und Schutze des Ritters St. Simplicius, einer der Stiftspatrone zu Fulda, fester zu verknüpfen, wie sein Bruder, der Fürst Wilhelm von Henneberg, 30 Jahre früher aus der nämlichen Ursache den Ritterorden zum heiligen Christoverus gestiftet.

Der Abt sagt in dem Stiftungsbriefe, „daß er nach gehabtem Rath der Dechantes und Capitel und der Gestrengen und Vesten aus den Geschlechtern in den Buchen zum Wohle des Stiftes und zum Seelenheile derer, die in des Ritters St. Simplicius Gesellschaft eintreten würden, dasselbe in Schutz nähme." Und ernannte zu den Vorstehern des Ordens vier vom Adel: Simon XIII. von Schlitz genannt von Görtz, Erbmarschall Hans von Ebersberg genannt Weyhers, Walther von Morle genannt Behm und Kaspar von Buchenau (1492). Keine Urkunden haben sich erhalten, woraus zu ersehen wäre, ob der buchische Adel die goldene oder silberne Medaille mit dem Bilde des heiligen Simplicius angenommen und der Orden scheint 30 Jahre später durch die Reformation, als sich der buchische Adel und die Städte größtentheils zur gereinigten Lehre der Christusreligion seit 1525 bekannte, erloschen zu sein.

Der Zweck ist nicht erreicht worden, da der buchische Reichsadel zufolge des kaiserlichen Privilegiums mit dem Rittercanton Rhön-Werra als ein besonderes Quartier sich vereinigt hatte (1510). Somit war außer dem Lehenverbande jede Obliegenheit mit dem Stifte Fulda aufgelöst.

Der Erbmarschall Simon von Schlitz erhielt vom Abte Johann mit Albrecht von Trübenbach, Simon von Schenkwald und Simon von Merlau den Auftrag, die Ganerben von Haun zu Schloß Haun, die mit gewappneter Hand gegen einander sich gestellt hatten, laut des Burgfriedens, den der Abt mit ihnen als Mitgliedern der Ganerbschaft abgeschlossen hatte, zu vergleichen (1497).

Nach Johann's II. von Schlitz genannt Görtz Tode wurde Simon XIII. und sein Bruder Ludwig II. mit dessen Antheil an Schloß und Burg Schlitz beliehen (1494); zwischen 1501 und 1505 scheint Simon gestorben zu sein, weil seine Söhne Werner IH., Simon XIV. und Friedrich im J. 1505 zum ersten Male im Lehenbriefe aufgeführt werden. Ludwig I. war aber schon früher gestorben und hatte von Guda Klüppel von Elkershausen einen Sohn Constantin III. (Stamm), der im J. 1505 belehnt wurde und eine Tochter Guda, mit Simon von Doringenberg (Dörnberg) verehelicht (1515), dessen Schwester Margaretha zur Frau hatte.

Stamm III. wurde von der Ritterschaft in Buchen mit drei andern als Beisitzer nebst dem Obmanne Konrad von Mansbach, Ritter, erwählt, in der Einigung sich gegenseitig zu schützen, wenn sie von Fürsten, Grafen und Herren angegriffen und mit Fehden überzogen würden, mit dem Verbote, daß keiner aus ihr ohne ihre Genehmigung sich in eine Fehde einzulassen, wenn er Hilfe von der Gemeinschaft zu erwarten habe (1536). Mit dessen Sohne Neidhard, der mit Justina Schenk von Schweinsberg in kinderloser Ehe lebte, erlosch diese Nebenlinie und die Vettern verglichen sich in Ansehung der Lehen mit den hinterlassenen Schwestern, Barbara, die Ehefrau Kilian's von Eberstein, Anna, Margaretha und Dorothea. Simon hinterließ drei Söhne, Werner III., Simon XIII. und Friedrich IX. und zwei Schwestern, Margaretha, mit dem Erbmarschalle von Hessen Theodor Riedesel von Eisenbach vermählt (1531) und Dorothea, Aebtissin des Klosters Wechtenswinkel, welche sieben Jahre diese Stelle bekleidete und im J. 1548 starb. Im näm-

lichen Jahre hatte auch Werner das Zeitliche gesegnet, seine Witwe Margaretha von der Tann und zwei Töchter, Elisabeth mit Wilhelm von und zu Schachten, Feldmarschall des Landgrafen Philipp von Hessen und Margaretha, mit Georg von und zu Malsburg verehelicht, hinterlassen; Simon XIII. unterschreibt im J. 1510 die vorher erwähnte Einigung des buchischen Reichsadels und starb unverheirathet (1548).

Friedrich IX., der jüngste Sohn, war nach 1548 der Einzige, der am Leben geblieben war, auf dem die Erhaltung des Geschlechtes beruhte, und ist als Stammvater aller der Linien, die aus seiner im J. 1529 geschlossenen ehelichen Verbindung mit Katharina, der dritten Tochter des Landhofmeisters von Hessen, Ludwig von Boineburg zu Lengsfeld, und Mechtilde von Herda entsprossen sind, zu betrachten. Er war der dritte fuldaische Erbmarschall, indem seine beiden ältern Brüder diesen Titel nicht führten. In den Stammtafeln des Geschlechtes wird dessen Todesjahr 1560 angemerkt und ihre gegebenen Kinder, drei Söhne, Johann IV., Simon XV. und Eustach I., wie auch zwei Töchter, Margaretha und Barbara, verehelicht mit Johann Schade von Leopoldsleben und Heinrich von Bülzingsleben. Die Söhne waren alle verheirathet, doch nur Simon XV. und Eustach I. erhielten Nachkommenschaft; die Ehe von Johann, ob er gleich zweimal mit Agnes von Dalwig zu Schaumburg und Margaretha von Doringenberg ein Ehebündniß geschlossen hatte, blieb kinderlos.

Simon XV., der vierte Erbmarschall zu Fulda, hinterließ von Maria von Ebersberg genannt Weyhers drei Söhne: Johann V., Heinrich und Ludwig III.; sie wurden 1570 mit ihrem Antheile an Schloß und Stadt Schlitz von Fulda belehnt und Johann unterschreibt den Einigungsvertrag zwischen dem buchischen Reichsadel und dem Canton Rhön und Werra, von nun an als ein besonderes Quartier zufolge kaiserlichen Mandats einverleibt zu sein (1576). Auch ein Georg von Schlitz genannt von Görtz unterschreibt diesen Vertrag, ein Name, der aber in der Stammtafel nicht vorkommt. Von den Brüdern war nur Ludwig III. mit Katharina von Gilsa verehelicht, mit deren Nachkommenschaft, Heinrich Eustach und dessen Schwester, diese Linie erlosch (1603).

Eustach I. (Statz), der jüngste Sohn Friedrich's und der Katharina von Boineburg, der fünfte Erbmarschall nach dem Absterben seines Bruders Simon, trat in die rühmlichen Fußtapfen seines Großvaters Simon. Er hatte auf italienischen und teutschen Hochschulen den Wissenschaften obgelegen und ward daher einer von den Erwählten des buchischen Adels, der in den Verhandlungen mit den Aebten zu Fulda und dem Canton Rhön und Werra als Bevollmächtigter heimgesandt wurde, z. B. wegen der von Kaiser und Reich ausgeschriebenen Turkenkriegssteuer (1566). Auch zu einem der Statthalter des Stiftes Fulda ward er ernannt, als Abt Balthasar zu Fulda mit Gewalt und Hilfe der Jesuiten in den fuldaischen Städten den protestantischen Gottesdienst und die Ehe zwischen beiden Religionsparteien verbot, weswegen der Abt mit Zustimmung des Domcapitels und eines Theils des buchischen Adels gezwungen wurde, seine Regierung niederzulegen und als Exulant 26 Jahre in Mainz zu leben (1576). Nach einigen Jahren legte Eustach I. diese Stelle nieder, indem der Bischof Julius zu Würzburg seiner Verdienste halber ihn zum Rath und Oberhofmeister ernannte und das Oberamt Neustadt an der Saale ihm überantwortete (1583). Er wurde vom Bischofe Julius bis an seinen Tod (1598) vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen mit den herzoglich sächsischen Häusern, Hessen-Darmstadt und den fränkischen Grafen verwendet, daher sein Name in den Verträgen öfters vorkommt. Aus seiner Ehe mit Agnes von der Haas wurden ihm vier Kinder geboren; die Töchter: Anna und Agnes mit Wolfgang Dietrich von Buchenau und J. Christoph von Bülzingsleben verehelicht; die Söhne: Eustach II. (Johann) und Wilhelm Balthasar I. Er war, wie sein Vater und seine Vorältern, nicht zu der neuen Lehre übergetreten, daher erhielt er eine Präbende im Domstifte zu Würzburg (1589), auf die er aber resignirt (1603), mit Anna Clara von Malsburg ein Ehebündniß schloß und nach deren baldigem Tode ein gleiches mit Anna Maria von Berlepsch; aus beiden Ehen erhielt er Nachkommenschaft, einen Sohn, Johann Christoph, und vier Töchter, die, wie die Stammtafel besagt, verehelicht waren.

Johann Christoph kommt als Deputirter vor in den Vergleichen (Recessen), welche der buchische Reichsadel mit dem Canton Rhön und Werra einging (1656. 1660). Zufolge der Stammtafel verheirathet er sich 1621 mit Helene Elisabeth von der Malsburg, aus deren Ehe drei Söhne und vier Töchter entsprossen waren, welche aber im jugendlichen Alter starben, und mit ihnen endigte diese Nebenlinie.

Wilhelm Balthasar I. war der älteste Sohn von Eustach I. und wie sein Bruder als Domherr zu Würzburg aufgenommen (1579), überließ jedoch die Präbende seinem Bruder und begab sich als Rath in den Dienst des Erzbischofs von Mainz und bekleidete zugleich die Stelle eines Oberamtmanns (1631). Er unterschrieb in den Jahren 1608 und 1610 die Vereinigungsrecesse des buchischen Adels mit dem Rittercanton Rhön und Werra. Aus der Ehe mit Margaretha Riedesel hinterließ er eine zahlreiche Nachkommenschaft, sechs Söhne und vier Töchter, die bis auf Bertha, welche sich mit Ludwig Rudolf von Schwarz verheirathete, unverehelicht blieben; Hermann Eustach, Adolf, Heinrich, Johann Volpert, Otto Hermann und Georg Sittig I. Diese letztern drei wurden Stammväter ebenso vieler Linien. Der älteste, Eustach III. (Hermann), dessen Namensunterschrift in einem ritterschaftlichen Recesse 1656 vorkommt, beschloß sein Leben als Amtshauptmann von Coburg. Friedrich Wilhelm verlor dasselbe als kaiserlicher Oberstwachtmeister während des 30jährigen Krieges.

Georg Sittig I., kaiserlicher Oberstlieutenant, wurde mit seinen Brüdern 1639 mit dem Schlosse und der Herrschaft Schlitz beliehen. In den buchischen und rhön-werraischen Recessen in den Jahren 1651, wo er die Kriegsdienste verlassen, bis 1677 unterzeichnet er die

selben. Gegen ihn und seinen Bruder Otto Hermann wurde eine kaiserliche Commission erbeten, da er sich weigerte, die auf seinen Güterantheil ausgeworfene Kriegssteuer zu zahlen (1656). Durch seine Ehefrau Eva Magdalena Senft von Sulburg war er Gründer einer Nebenlinie mit einem Sohne, Gustav Friedrich (geb. 1674), verheirathet mit Barbara Johanna von Streitberg. Er starb aber schon 1704, nachdem vor ihm seine zwei Söhne und eine Tochter gestorben; nur Eva Sophie überlebte ihn, die Ehefrau von Georg Wilhelm von Spessart zu Umsleben, braunschweigischer geheimer Rath. Otto Hartmann wird in dem fuldaischen Lehenbriefe vom Jahre 1639 genannt. Er und sein älterer Bruder Johann Volpert I. hatte auf in- und ausländischen Universitäten, in Frankreich und Holland, den Wissenschaften obgelegen und nach deren Vollendung Frankreich, die Niederlande und England bereist, um nach damaliger Sitte an fürstlichen Höfen Zutritt, d. h. Anstellung zu erhalten. Diese fand er an dem Hofe des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, wo er nach Beendigung des 30jährigen Krieges als Rath und Kammerjunker eintrat, bald aber in Staatsgeschäften einen solchen Scharfsinn bewies, daß er mit dem Range eines wirklichen Geheimrathes die Stelle eines Statthalters der hessischen Lande bis an seinen Tod (1670) bekleidete. Aus seiner Ehe mit Hedwig Margaretha von Canstein blühten ihm drei Söhne und die Töchter Anna Eleonore, mit Hilmar von Münchhausen, und Sophie Louise, mit Johann Burkard von Carben verehelicht. Von den Söhnen Otto Hartmann's (gest. 1702) pflanzten Philipp Friedrich und Georg Ludwig Sittig ihr Geschlecht fort. Dieser hatte die militairische Laufbahn ergriffen und im hessen-casselschen Dienste sich bis zum Generalmajor, Oberst eines Regiments zu Fuß emporgeschwungen. Seine tapfere Vertheidigung der Festung Rheinfeld gegen die Franzosen unter dem Marschall de camp, Grafen Tallard, wird in dem Kriegsberichte rühmlichst erwähnt (vom 2. Jan. 1693). Er starb Ausgangs des. 17. Jahrh. mit einer von Maria Katharina von Künsberg hinterlassenen Tochter, Maria Friederika (geb. 1696), verehelicht, welche mit ihrem Vetter, dem vom Kaiser Karl VI. in den Grafenstand erhobenen Reichsfreiherrn Johann von Schlitz genannt von Görtz, 1717, verheirathet war.

Philipp Friedrich (geb. 1629, gest. 1696) hatte ebenfalls auf Universitäten eine wissenschaftliche Bildung erhalten und Frankreich und die Niederlande bereist. In seinem 20. Lebensjahre (1649) wurde er im Canton Rhön-Werra immatriculirt, erhielt frühzeitig eine Präbende im Hochstifte Halberstadt und bekleidete die Stelle eines Vicedom und Landesdirectors dieses Fürstenthums. Seine Geistesgaben hatte er, verbunden mit einer wirksamen Thätigkeit, als Mitglied des buchischen Quartiers, zu dessen Ritterrath er später erwählt wurde, seit 1650 bis an seinen Tod energisch bewiesen. Durch seine Beharrlichkeit siegte er in den Streitigkeiten mit der Ritterhauptmannschaft des Cantons Rhön und Werra, welche das verbriefte Recht und die Freiheit des buchischen Reichsadels nach seiner Vereinigung dahin ausdehnen wollte, die Steuerquote für das buchische Quartier allein zu bestimmen und zur Mitbezahlung älterer Schulden, welche die drei andern Quartiere des Cantons bewirkt hatten. Diese Verweigerung des Zahlens hatte freilich zur Folge, daß auf Anrufen des Cantons ein kaiserliches Mandat erlassen wurde (1653), durch eine ernannte Commission diese Irrungen zu untersuchen und wo möglich zu beseitigen. Obgleich sein Vetter, der Ritterhauptmann Johann Volpert von Schlitz genannt von Görtz, an der Spitze stand und mit Hilfe der vom Herzoge von Sachsen-Coburg erbetenen 200 Mann Soldaten die durch diesen Streit rückständig gebliebenen laufenden Steuern sogar aus ihrer gemeinschaftlichen Herrschaft Schlitz beitreiben ließ (1688), so ward durch die Commission auf Philipp Friedrich's Anhalten festgesetzt, daß in Zukunft die Ausgaben eines jeden Quartiers unter sich durch Steuern aufzubringen und nur in Gemeinschaft dasjenige aufzubringen, was zur Erhaltung des ganzen ritterschaftlichen Corpus nöthig sei. Seine unermüdeten Bestrebungen, den Status quo der Reichsritterschaft immer mehr zu befestigen und zu vervollkommnen, erhob ihn durch einstimmige Wahl zum Ritterhauptmann des Cantons (1694), aber schon im folgenden Jahre schloß der Tod plötzlich seine rastlose Thätigkeit, wo er eben vom Kaiser Leopold I. das Reichsfreiherrndiplom für das ganze Geschlecht erhalten hatte (am 24. Aug. 1694). Von seinen beiden Ehefrauen, Juliane von Minningrode und nach ihrem Tode von Sophie von Ilken, die er 1688 im 59. Jahre heirathete, wurden ihm sechs Söhne und von letzterer eine Tochter, Margaretha Eleonore, geboren (1693), die 1718 mit Georg Ludwig von Ebersberg genannt von Weyhers, Herr zu Hersfeld, kaiserlicher Rath, Ritterrath und Truhenmeister des Cantons Rhön und Werra, in die Ehe trat. Dieses veranlaßte ihn, wahrscheinlich gegen eine Abfindungssumme, seinen Güteranthell an die Vettern abzutreten. Von den Söhnen erreichten vier das männliche Alter; Philipp Wilhelm blieb als hessischer Hauptmann in Flandern (1703); Eustach III., kaiserlicher Oberstwachtmeister und Generaladjutant, blieb bei der Belagerung von Turin (1706); Otto Friedrich starb als holstein-gottorpischer Oberstlieutenant der Garde. Aus seiner Ehe mit Anna von Regendank ward ihm eine Tochter, Friederike, die mit Detlev von Ranzau verehelicht, und zwei Söhne, Georg Heinrich II. und Christian August, geboren. Letzterer erzeugte mit Adelheid von Ahlefeld einen Sohn, Georg Heinrich IV., dessen Nachkommen noch in Oberschlesien begütert sind, von denen mir aber alle Kenntniß mangelt. Nach der königl. preußischen Rang- und Stammliste lebte 1813 ein Oberst und Remonteninspecteur, dessen Söhne oder Enkel das Gut Godow im Kreise Ryheck besitzen.

Der vierte und jüngste Sohn von Philipp Friedrich war Georg Heinrich I., der durch seine Verdienste als Staatsminister beim König Karl XII. von Schweden unausgesetzt bemüht war, alle erdenklichen Hilfsquellen zu öffnen, um durch Fortsetzung des Krieges einen vortheilhaften Frieden herbeizuführen und wie durch seinen Tod hat er auch in den Annalen der europäischen Ge-

schichte eine traurige Berühmtheit erlangt. Sowol seine durch Schulen und Reisen erworbenen Kenntnisse und Bildung, verbunden mit einem energischen Charakter, brachten ihn frühzeitig an den Hof des Herzogs Christian August von Holstein, Bischofs zu Lübeck, wo er in kurzer Zeit sich zum Geheimerath und Obermarschall emporschwang. Von diesem Fürsten zum König Karl XII. von Schweden gesendet, als er 1706 mit seiner Armee siegreich in Sachsen einrückte und den Frieden von Altranstädt dictirte (1706), nahm er mit Freuden dessen Anerbieten, in seine Dienste zu treten, an, indem ihm ein größerer Wirkungskreis in Aussicht stand. Er ward von jetzt an ein beständiger Begleiter des Königs bis in die Türkei. Hier wurde er von Karl XII. nach Constantinopel gesandt (1709), um den Sultan zum Krieg gegen Rußland zu bestimmen, was ihm auch gelang. Nach der unglücklichen Schlacht von Pultawa (1711) theilte er die fernern Schicksale des Königs und wurde nochmals zum türkischen Kaiser gesendet, den von ihm gewünschten Entschluß der Abreise des Königs anzuzeigen. Er war einer der zwei Begleiter, welche die Courierreise zu Pferde durch Ungarn und Teutschland Tag und Nacht in solcher Eile fortsetzten, daß er nicht mehr im Stande war, zu folgen (1714). Doch bald war Georg Heinrich von Görtz wieder bei dem Könige in Stralsund, welches sich endlich nach einer tapfern Vertheidigung, selbst unter Anleitung des Königs, an die Alliirten ergeben mußte (den 22. Nov. 1715), worauf er den König nach Lund in Schonen begleitete. Georg Heinrich's kühne, aber geistreiche Entwürfe, der Lage des schwedischen Monarchen angemessen, ketteten Karl XII. besonders an ihn. Nach seinem Rathe sollte der König Peter den Großen durch bedeutende Abtretungen für Schweden gewinnen, sich Norwegen bemächtigen und von dort aus in Schottland landen, um Georg I. zu entfernen, der sich gegen Karl erklärt hatte. Görtz eröffnete Hilfsquellen zur Fortsetzung des Krieges und unterhandelte auf Aland mit dem Bevollmächtigten des Zars, dessen Zustimmung erfolgte. Georg Heinrich wurde darauf als Gesandter nach dem Haag gesendet, um nicht allein ein Bündniß mit der Republik, sondern auch ein Geldgeschäft für Schweden abzuschließen, dem Nichts mehr als dieses fehlte. Die aufgefangenen Briefe zwischen ihm und dem schwedischen Gesandten in London, dem Grafen von Gollenburg, worin er diesem die Pläne mittheilte, um den Prätendenten nach Schottland zu führen, brachte ihn auf Ansuchen des englischen Hofes während seines Aufenthaltes in Arnheim in gefängliche Haft, die aber nach wenigen Monaten wegen anderer diplomatischer Gründe, indem der König ihn zurückrief, aufgehoben wurde. Eine Unterredung, die er bald darauf mit dem Zar Peter in Loo hatte, veranlaßte die Fortsetzung der angefangenen Unterhandlungen und den Entwurf eines Friedens, welcher damals schon das Königreich Norwegen, das größtentheils schon erobert, unter Schwedens Herrschaft gebracht haben würde, wenn nicht Karl XII. bei der Belagerung von Friedrichshall, während er sich im Laufgraben an die Brustwehr gelehnt, von einer Falconetkugel, von einem seiner Adjutanten, Seguier, einer der Mitverschworenen, abgeschossen, getödtet worden wäre (den 30. Nov. 1718). Während dieses unerwarteten Ereignisses befand sich Georg Heinrich auf Aland, mit dem Abschlusse des besagten Friedens beauftragt, wo er auf seiner Rückreise auf Befehl der Thronfolgerin Prinzessin Ulrike, Schwester des ermordeten Königs, in Haft genommen, nach Stockholm gebracht und von einer Commission verurtheilt wurde. Werkzeuge der rachsüchtigen Thronfolgerin und einer Camarilla aus dem schwedischen Ritterstande, hatten sie aus Haß gegen diese ausländischen Minister, da er wenigstens kein Franzose war, seinen Tod schon im Voraus beschlossen, eine Verurtheilung von Oben, die in unserem aufgeklärten 19. Jahrh. nicht mehr stattfindet, dagegen tritt von Unten die Volksjustiz jetzt an deren Stelle, wo ohne Anklage derjenige, der den Haß des Pöbels sich zugezogen hat, oder vielmehr einer Ultrapartei, durch Geld oder Berauschung bestochen, den kurzen Proceß, wie man ehemals eine solche Procedur nannte, noch kürzer macht.

Die Anklage besagte: er habe den König Karl dem Senate und allen Collegien verhaßt gemacht, ihn zu verderblichen Unternehmungen verleitet, besonders zu dem Einfalle in Norwegen, schlechte Münze eingeführt und die ihm anvertrauten Summen übel verwaltet. Ohne auf seine Entgegnungen zu achten, ward er verurtheilt und am 28. Februar 1719, Andere behaupten am 8. März, enthauptet. Einige Stunden vor seinem Tode machte er sein Testament, worin er seinem Bruder, dem holsteinischen Oberstlieutenant Otto Heinrich, eine jährliche Rente auf seine erworbenen Güter bestimmt; die Güter selbst seinem einzigen Sohne Georg Heinrich II. und jeder seiner beiden Töchter, die ihm von seiner Gattin Christiana Magdalena von Reventlau geboren, 100,000 Gulden vermachte. Auch seine Grabschrift lautet: Mors regis, fides in regem, est mors mea. Sein Körper wurde auf dem Executionsplatze eingescharrt, aber nach Ansuchen seines Bruders ausgegraben und auf seine Güter nach Teutschland zur Bestattung gebracht. Die Zeitgenossen erkannten ihn für einen Mann mit Energie und andern lobenswerthen Fähigkeiten begabt, vorzüglich in diplomatischen Verhandlungen und im Finanzwesen bewandert; vertraut mit den Sprachen der alten Classiker, die er nicht allein redete und schrieb, wie auch mit drei europäischen Sprachen. Der König Karl schätzte und liebte ihn deswegen so hoch, weil er dessen verwegenen Plänen nie die Beistimmung versagte, aber doch so viel als möglich zu moderiren suchte, um aus ihnen das Abenteuerliche zu entfernen. Dagegen warf man ihm Hochmuth gegen Obere und gegen seines Gleichen vor, und die schwedische, in Orthodoxie versunkene Geistlichkeit hielt ihn für einen Freigeist, weil er gegen ihre Unduldsamkeit und Scheinheiligkeit aus Staatsgrundsätzen widersprechen mußte. Daß in Schweden die ihm vom Könige geschenkten Güter confiscirt und selbst seine in Teutschland liegenden Besitzungen einige Jahre mit Beschlag belegt wurden, war demnach zeitgemäß. Dem Verfasser dieses fehlen die weitern genealogisch-historischen Nachrichten, ob dessen Sohn Georg Heinrich III. oder

risberg.

großbrit.
miniſter,
narſchall
rl's VI.
bin von

1) Anna Albertine, geb. 1675. † 1676.

2) Anna Katharina, geb. .... † 1679.

3) Clara Sabina, geb. .... † 1679.

ristiane, 1695, dolf Frei- Wrisberg, it. Staats- niſter.

6) Friedrich X., geb. 1696. † 1717, kaiſerl. Hauptmann, blieb gegen die Türken.

7) Ludwig Christian, geb. 1698. † 1720, kaiſerl. Hauptmann.

8) Sophia, geb. 1700, heir. 1720 Friedr. Wilhelm v. Wurmb, ſachſ.-goth. Oberſtallmeiſter.

hei

1) Friedrich Wilhelm II., geb. 1718. † 1719.

2) Sophia Dorothea, geb. 1719.

3) Fri Wilhelm 7 .., geb. 1721 Vris- und

2) Dorothea Johanna, geb. 1717, heir. 173 .. Heinrich Victor v. Voss.

3) Wilhelm Plato, geb. 1719. † 1724.

1) Karl Heinrich I., Reichsgraf, geb. 1752. † 1826, königl. ſächſ. Geheim-Rath und Bundestagsgeſandter in Frankfurt, heir. 1787 Dorothea Gräfin v. Wurmser, † 1827, 11. und letzter Erbmarſchall von Fulda.

2) geb. he N. v.

Friedrich Wilhelm IV., Reichsgraf, geb. 15. Febr. 1793. † 31. Dec. 1839, heir. 1820 1) Juliana Reichsgräfin v. Giech, † 1831. 2) 1832 Elisabeth Litz.

nut 79 53, ie-

Karl Heinrich II., Reichsgraf und edler Herr, geb. 15. Febr. 1822, großherzogl. heſſiſcher Oberſt à la Suite, bevollmächtigter Miniſter am königl. preuß., königl. ſächſ. und königl. hanov. Hofe; heir. 7. April 1848 Anna Albertine, Prinzeſſin von Sayn-Wittgenſtein-Berleburg, geb. 5. Jan. 1827.

Emil Friedrich, Erbgraf, geb. 15. Febr. 1851.

1)

heir.

3) Gustav, geb. 1815, Major, heir. Eugenia v. Herzberg.

4) Adolf, geb. 1817, königl. preuß. Lieutenant.

5) Hermann, geb. 1819, h. braunſchw. Aſſeſſor, heir. 1847 Helena Meyer.

, 5) Sophia, geb. 1855.

1) Irmgarde, geb. 1848.

2) Mathilde, geb. 1850.

D. Die Reichsgrafen von Schlitz genannt von Görtz und die Grafen von Schlitz genannt von Görtz und Wrisberg.

Johann Volpert I., geb. 1602. † 1677. 6. Erbmarschall zu Fulda, Ritterrath des Cantons Rhön und Werra. Anna Riedesel zu Eisenbach.

- **1) Wilhelm Balthasar II.**, geb. 1643. † jung.
- **2) Johann VI. (Friedrich)**, geb. 1644. † 1699. 7. Erbmarschall zu Fulda, würzb. Geh.-Rath und Oberamtmann zu Trimberg, hess.-cass. Geh.-Rath, Kammerpräsident, Reichsburggraf zu Friedberg, Ritterhauptmann am Mittelrhein, seit 1677 Reichsfreiherr vom Kaiser Leopold I. Anna Dorothea von Wallenstein.
- **3) Johann Volpert II.**, geb. 1652. † jung.
- **4) Friedrich Wilhelm II.**, geb. 1647. † 1728. 8. Erbmarschall zu Fulda, königl. großbrit. und königl. hanov. Geh.-Rath, Premierminister, Kammer- und Kriegspräsident, Oberhofmarschall und Plenipotentiar bei der Krönung Karl's VI. Anna Dorothea v. Haxthausen, Grfin von Abenburg.

Kinder von 2):

- **1) Anna Albertine**, geb. 1675. † 1676.
- **2) Anna Katharina**, geb. .... † 1679
- **3) Clara Sabina**, geb. .... † 1679.
- **4) Johann Volpert III.**, geb. 1677. † 1714, heir. 1706 Elisabeth Anna Rau v. Holzhausen.
  - **Anna Dorothea Wilhelmine**, geb. 1707. † 1732. heir. 1724 Christ. Balth. v. Weitolshausen.
- **5) Simon XVI.**, geb. 1680. † 1703, hess.-cassel. Capitain, blieb in Flandern.
- **6) Wilhelm Balthasar III.**, geb. 1678. † 1724, hess.-cassel. Hofjunker, Hof- und Kriegsrath. Anna Christ. v. Wallenstein.

Kinder von 4):

- **1) Johann VII.**, geb. 1683. † 1747, 9. Erbmarschall zu Fulda, kgl. großbrit. Geh.-Rath u. Schloßhauptmann, seit 1739 Reichsgraf. Friederike v. Schlitz genannt v. Görtz.
- **2) Anna Meta**, geb. 1680. † 17.., heir. 1704 Boda v. Oberg, großbritann. Staatsminister.
- **3) Ernst August**, Reichsfreiherr, geb. 1687. † 1720, k. schwed. u. hess. Oberkämmerer, heir. 1713 Dorothea v. Gehlen gen. Chalon v. Hohenwinkel.
- **4) Christiane**, geb. 1695, heir. Rudolf Freiherr v. Wrisberg, k. großbrit. Staatsminister.
- **6) Friedrich X.**, geb. 1696. † 1717, kaiserl. Hauptmann, blieb gegen die Türken.
- **7) Ludwig Christian**, geb. 1698, † 1720, kaiserl. Hauptmann.
- **8) Sophia**, geb. 1700, heir. 1720 Friedr. Wilhelm v. Wurmb, sachs.-goth. Oberstallmeister.

Kinder von 5):

- **1) Friedrich Wilhelm II.**, geb. 1718. † 1719.
- **2) Sophia Dorothea**, geb. 1719.
- **3) Friedrich Wilhelm III.**, geb. 1721. † 1722.
- **4) Georg**, Reichsgraf, geb. 1724. † 1794, 10. Erbmarschall, kaiserl. Kämmerer, k. franz. Gesandter im fränkischen Kreise,
  1) heir. 1750 Johanna v. Lintelo.
  2) " 1754 Charl. Gräfin v. Stolberg-Schwarza.
  3) " 1790 Kathar. Haselaar.
- **5) Karl Friedrich II. (Adam)**, geb. 1733. † 1797, Reichsgraf, königl. preuß. General der Cavalerie, Inhaber eines Regiments, heir. 1764 Luisa Gräfin v. Knuth.
  - **1) Johann Heinrich Christian**, geb. 1769. † 1778.
  - **2) Sophia**, geb. 1771, heir. 1791 Karl v. Raoul — N. v. d. Busche.
  - **3) Friederike**, geb. 1783, heir. 1801 N. v. Haugwitz.
- **6) Wilhelmine**, geb. 1723, heir. 1754 Friedr. Frhr. v. Wölwarth, Generallieutenant.
- **7) Eustach V. (Johann)**, Reichsfreih., geb. 1737. † 1821, königl. preuß. Staatsminister, maître de la Garderobe, Gesandter bei der Reichsdeputation in Regensburg, heir. 1768 Friederika v. Uechtritz.
  - **1) Karoline**, geb. 1772. † 1792.
  - **2) Louise**, geb. 1773. † 18.., heir. 1794 Hans Frhr. v. Lahes, wird adoptirt und vom Könige von Preußen zum Grafen v. Schlitz erhoben.
  - **3) Marianne**, geb. 1778. † 1825, heir. 1797 Aloys Graf v. Rechberg, königl. b. Staatsminister.

Kinder von 7):

- **1) Karl Friedrich I.**, Reichsfreiherr, geb. 1715. † 17.., heir. 1735 Katharina Freiin v. Wrisberg, Erbtochter, nahm Namen und Wappen an 1737.
  - **August Friedrich**, geb. 1740. † 17.., heir. 17..
  - **Ludwig Ernst Hermann**, Reichsfreih., geb. 17.. † 1806, königl. hanov. Schatzrath und Landesdeputirter, heir. 17.. Karoline v. Löwenfeld.
- **2) Dorothea Johanna**, geb. 1717, heir. 1737 Heinrich Victor v. Voss.
- **3) Wilhelm Plato**, geb. 1719. † 1724.

Kinder von 4) 1):

- **1) Karl Heinrich I.**, Reichsgraf, geb. 1752. † 1826, königl. sächs. Geheim-Rath und Bundestagsgesandter in Frankfurt, heir. 1787 Dorothea Gräfin v. Wurmser, † 1827, II. und letzter Erbmarschall von Fulda.
  - **Friedrich Wilhelm IV.**, Reichsgraf, geb. 15. Febr. 1793. † 31. Dec. 1839, heir. 1820 1) Juliana Reichsgräfin v. Giech, † 1831. 2) 1832 Elisabeth Litz.
  - **Karl Heinrich II.**, Reichsgraf und edler Herr, geb. 15. Febr. 1822, großherzogl. hessischer Oberst à la Suite, bevollmächtigter Minister am königl. preuß., königl. sächs. und königl. hanov. Hofe; heir. 7. April 1848 Anna Albertine, Prinzessin von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, geb. 5. Jan. 1827.
    - **Emil Friedrich**, Erbgraf, geb. 15. Febr. 1851.
- **2) Sophia**, geb. 1767. † 1824, heir. 1800 N. v. Trott zu Solz.
- **3) Karl Ludwig**, geb. 1756. † 1805, heir. 1798 Christine, Reichsfreiin v. Müller zu Longsfeld.
  - **Albrecht Friedrich Karl**, geb. 15. Nov. 1799. † 1812.

Kinder von 5) 2):

- **1) Werner**, Graf seit 1817, geb. 9. Dec. 1779, heir. 17.. Friederike v. Pawel-Rammingen. — 18.. Annette v. Grävenmeyer.
- **2) Wilhelmine**, geb. 7. Oct. 1783. † 1852, heir. 1802 Bernhard von Pawel-Rammingen, königl. bair. Kämmerer.
- **3) Moritz**, Graf v. Schlitz-Görtz genannt v. Wrisberg, geb. 9. Dec. 1779 als Zwilling, † 12. Sept. 1853, königl. bair. Kammerer, heir. Eugenia v. Staff, geschieden 1821, † 1847.

Kinder von 5) 1. Ehe.:

- **1) Bertha**, geb. 1811, heir. 1846 Victor v. Sydow.
- **2) Emma**, geb. 1812, heir. 1842 Boeries v. Beaulieu.
- **3) Minette**, geb. 1813, heir. 1831 Wilhelm v. Weyhe.
- **4) Plato**, geb. 1816, königl. preuß. Lieutenant, Erbgraf.
- **5) Elfrida**, geb. 1819, heir. 1838 Moritz v. Melzing.
- **6) Clemens**, geb. 1821, königl. hanov. Lieutenant.
- **7) Werner**, geb. 1849.

Kinder von 5) 2. Ehe.:

- **1) Melanie**, geb. 1845.
- **2) Elisabeth**, geb. 1849.

Kinder von 7) 3):

- **1) Emma**, geb. 1812, heir. Friedrich v. Löhneisen.
- **2) Alfred**, geb. 1814.
- **3) Gustav**, geb. 1815, Major, heir. Eugenia v. Herzberg.
- **4) Adolf**, geb. 1817, königl. preuß. Lieutenant.
- **5) Hermann**, geb. 1819, h. braunschw. Assessor, heir. 1847 Helena Meyer.
  - **1) Irmgarde**, geb. 1848.
  - **2) Mathilde**, geb. 1850.

- **3) Lebrecht**, geb. 1851.
- **4) Moritz**, geb. 1853.
- **5) Sophia**, geb. 1855.

es gleichnamigen Bruders Sohn Stammvater der Linie ft, die in Oberschlesien begütert und dessen Nachkommen größtentheils im preußischen Kriegsdienste Stellen einnahmen.

D. Die reichsgräflichen Linien.

Johann Volpert, der älteste Sohn von Wilhelm Balthasar und Margaretha von Berlepsch (geb. 1602), ist der Begründer der jetzt noch blühenden zwei Linien. Sein im Schlitzischen Geschlechte bis dahin unbekannter Taufname ist der seines Großvaters mütterlicher Seite, Johann Volpert Riedesel zu Eisenbach, Erbmarschall von Hessen; er wurde seit dieser Zeit mehrmals wiederholt und trat an die Stelle des vielmal wiederholten teutschen Urnamens Simon, die Abkürzung von Siegmund, der in dem Nibelungenliede schon erscheint. Er war der erste, der seit dem Tode seines Großvaters Custach I. den Titel eines Erbmarschalls wieder aufnahm, und somit war er der sechste in der Reihenfolge. Wenngleich er und seine vier Brüder sich auf den Hochschulen und den nothwendigen Reisen jene wissenschaftliche und sociale Bildung angeeignet, um an einem der so zahlreichen teutschen Höfe seine Carrière zu machen, so zog er vor, als Senior des Geschlechtes auf der Herrschaft Schlitz, die damals noch ein gemeinschaftlich fideicommissarisches Besitzthum war, sein Leben zuzubringen, um bei der Regierung des Cantons Rhön-Werra entweder als Deputirter, Truhenmeister, Ritterrath oder Ritterhauptmann gewählt zu werden; ein Amt, welches mit dem Range und Titel eines kaiserlichen und des Reiches Rath verknüpft und mit „Excellenz" angeredet wurde, was er auch erreichte. Nach seiner Zurückkunft von Universitäten und Reisen ging er an den Hof des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt, am Ende des Jahres 1626, wo ihm die Stelle eines Rathes und Kammerjunkers angeboten wurde, mit der Aussicht, des Landgrafen jüngern Bruder Johann zwei Jahre als dessen Hofmeister auf Reisen zu begleiten, mit einem nach damaliger Sitte ihm untergebenen ansehnlichen Comitate. Johann Volpert, geschmeichelt, in seinem 25. Jahre einen jungen Prinzen auf Reisen in die Länder zu führen, die er eben verlassen und als ein Paradies im Gegensatze seines Vaterlandes ihm vorkamen, nahm dankbar diese Stellung an. Und trotz der Kriegsläufe, die Teutschland verheerten, wurde nach Verlauf eines Jahres die „grand Tour" durch Frankreich, die Niederlande, England und Teutschland und zurück nach Italien angetreten und binnen zwei Jahren vollendet (1629). Die Reiseberichte und Briefe, welche er laut der mir vorliegenden Instruction an Landgraf Georg zu senden hatte, werden sich in dem Familienarchive des großherzoglich hessischen Hauses noch aufbewahrt finden.

Volpert I. fand, als er auf seine durch den Krieg verwüstete Besitzung nach Schlitz zurückkehrte, ein großes Feld, was seine Thätigkeit in Anspruch nahm, nicht minder in den Streitigkeiten zwischen der Ritterhauptmannschaft Rhön und Werra gegen das buchische Quartier mit dem Abte zu Fulda. Seine Theilnahme in diesen Verhandlungen beginnt seit 1642, und namentlich mit der kaiserlichen und bairischen, wie auch mit der schwedischen Generalität während der Kriegsjahre, die durch ihn zum Vortheil der ritterschaftlichen Besitzungen ausfielen. Nach dem Tode des Ritterhauptmanns von Volkershausen wurde er einstimmig an diese Stelle erwählt, oder, wie es in der Kanzleisprache ausgedrückt wird, „als Ritterhauptmann erbeten." Während seiner Regierung bis 1662 dauerten die Kämpfe zwischen der Reichsritterschaft und dem Abte Joachim von Neuhof fort, der sie trotz der frühern Verträge unter seine Landeshoheit bringen wollte, was aber durch kaiserliches Mandat vereitelt wurde. Selbst mit einem Theile des buchischen Adels, an deren Spitze seine Vettern Philipp Friedrich und Otto Hermann von Schlitz sich befanden, die sich den Aussprüchen der Ritterhauptmannschaft in Ansehung der Geldquote, die nicht mit Zustimmung des buchischen Quartiers normirt war, entstanden Zwistigkeiten, die endlich verglichen wurden. Doch scheint es auf die Niederlegung seines Amtes Einfluß gehabt zu haben (1662); er starb 1677. Aus seiner Ehe mit Anna Riedesel zu Eisenbach waren ihm fünf Söhne geboren: Wilhelm Balthasar II. (geb. 1643), Johann I. (geb. 1644), Wilhelm Sittig (geb. 1645), Friedrich Wilhelm I. und Johann Volpert II. (geb. 1652), von denen Johann und Friedrich Wilhelm ihr Geschlecht fortpflanzten.

Johann VI., der siebente Erbmarschall des Stiftes, wie auch sein Bruder Friedrich Wilhelm II. gehören zu denen, die sich in den höchsten Stellen des Staatsdienstes besonders ausgezeichnet haben. Obgleich der evangelischen Kirche zugethan, wurde er doch von dem Kurfürsten Johann Philipp von Mainz, als Bischof von Würzburg, in seine Dienste als Geheimerath nach Würzburg berufen (1668) und zugleich das Oberamt Trimberg an der Saale ihm anvertraut. Nach dem Tode des Kurfürsten (1672) legte er die Stelle nieder und wurde vom Landgrafen Wilhelm von Hessen-Cassel zum Geheimerath und Kammerpräsidenten ernannt. Vom Kaiser Leopold I. wurde er mit seinem Bruder Friedrich Wilhelm I. in den Reichsfreiherrenstand erhoben (15. Juli 1677). Durch die von seiner Gattin Katharina Freiin von Wallenstein zugebrachten Reichsgüter in der Wetterau ward er ein Mitglied der rheinischen Reichsritterschaft und Burgmann zu Friedberg; daher traf ihn die Wahl zum Reichsburggrafen zu Friedberg und Steden wie auch zum Ritterhauptmann des Cantons Mittelrhein. Aus dieser Ehe waren drei Söhne und ebenso viel Töchter geboren; letztere starben unverehelicht.

Simon XVI. (Ludwig, geb. 1680) blieb als hessischer Hauptmann 1703 im niederländischen Feldzuge; Wilhelm Balthasar III. (1678), hessischer Kriegsrath und Kammerjunker, starb 1724, ohne von seiner Gattin Anna Christiane Freiin von Wallenstein sich einer Nachkommenschaft zu erfreuen, und mit Johann Volpert II. (geb. 1677) erlosch diese Linie, da ihm aus seiner Ehe mit Elisabeth Anna Rau von Holzhausen nur eine Tochter, Dorothea Anna (1707), geboren ward, welche mit Balthasar von Weitottshausen genannt Schranten-

bach, hessischen General, in einer kinderlosen Ehe lebte und 1732 starb.

Friedrich Wilhelm II. (geb. 1647), der jüngere Bruder von Johann I. (Friedrich) und nach dessen Tode der achte Erbmarschall des Stiftes Fulda. Nach Beendigung der Studien und der Reisen erhielt er eine Hauptmannsstelle in dem Leibregimente des Landgrafen Georg von Hessen-Darmstadt und wurde in kurzer Zeit von dessen Bruder, dem Landgrafen Johann, der zu Braubach residirte, zu seinem Hofmeister ernannt. Aus der Instruction ist zu ersehen, daß Landgraf Johann beabsichtigte, „abermals eine Reise in fremden, weit entlegenen Landen zu unternehmen, daher Friedrich Wilhelm, Hauptmann, zu dieser Begleitung als Hofmeister beauftragt sei." Diese Instruction besagt ferner: „Da dieselbe aber gefährlich, wichtig und also gethan ist, daß, wenn nicht Gott, der Allmächtige, seine väterliche Gnade, Schutz über Uns und Unsere Mitreisenden haben würde, wir und sie leichtlich in schwere Ungelegenheiten, Noth und Dienstbarkeit Unseres Lebens und Leibes kommen könnten ꝛc." Hiernach scheint es, daß der Landgraf Johann Willens war, ins Morgenland zu gehen, vielleicht auch nach Jerusalem zu reisen beabsichtigte. Ob aber diese mysteriöse Reise in Ausführung kam, ist nicht ersichtlich und wahrscheinlich durch eintretende Verhinderungen vereitelt worden. Friedrich Wilhelm nahm deswegen seine Entlassung und trat in holstein-gottorpische Dienste als Kammerjunker und Hofrath, um den Erbprinzen Friedrich, den Sohn des Herzogs Christian, auf Reisen durch Teutschland, Frankreich, Holland und England zu begleiten (1687). Nach Beendigung derselben begab er sich an den Hof des Herzogs Ernst August von Hanover und schwang sich bald zu den höchsten Stellen am Hofe und im Staate empor, indem er die eines Ministers und Oberhofmarschalls bekleidete. Er hatte sich die Liebe und das Zutrauen der beiden Kurfürsten Georg Ludwig und Georg August, nachherigen König Georg I. von Großbritannien, durch die Ausführung der ihm beauftragten Geschäfte in Versendung an fremde Höfe erworben. So ward ihm auch die Auszeichnung, daß er 1711 als Principalgesandter bei der Wahl des Kaisers Karl VI. nach Frankfurt gesendet und den Auftrag erhielt, das Reichsamt im Namen des Kurfürsten von Braunschweig auszuüben, und als der Kurfürst Georg zum ersten Male nach London sich begab, um den königlichen Thron von Großbritannien einzunehmen, begleitete er denselben als der Erste an Rang des großen Gefolges (1714). In dem 61. Jahre seines Alters (1728) vertauschte er das Zeitliche mit dem Ewigen und seine Gattin Anna Dorothea von Harthausen, Erbin des Schlosses Appenburg, eine Mutter von sechs Söhnen und drei Töchtern, folgte ihm in einer Frist von sechs Wochen nach. Von den Töchtern waren vermählt Anna Metta (geb. 1686) mit dem Staatsminister Bodo von Oberg; Christiane Henriette (geb. 1695) mit Rudolf Freiherrn von Wrisberg, ebenfalls königlicher Staatsminister in Hanover, und Sophie (geb. 1700) mit Friedrich Wilhelm von Wurmb, sachsen-gothaischer Oberstallmeister und Baudirector. Von den vier das männliche Alter erreichenden Söhnen waren die beiden jüngern, Friedrich und Christian Ludwig, in kaiserlichen Kriegsdiensten, wo sie als Hauptleute in dem Türkenkriege ihren Tod fanden; die beiden ältern, Johann II. und Ernst August, sind die Stifter der beiden jetzt noch blühenden gräflichen Linien.

a) Die mit der ehemaligen Reichsstandschaft beliehene, jetzt standesherrliche reichsgräfliche Linie.

Johann VII. (geb. 1683), der neunte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, war, wie sein Vater, in königl. großbritannischen Hof- und Staatsdiensten Schloßhauptmann, mit dem Titel und Range eines Geheimeraths, auch Ritter des königl. preußischen schwarzen Adlerordens, ernannt bei einer am berliner Hofe gehabten Mission. Aus unbekannten Gründen nahm er 1733 seine Entlassung und zog sich auf seine Herrschaft Schlitz zurück (1733). Einige Jahre darauf wurde er vom Kaiser Karl VI. in den Reichsgrafenstand erhoben (1736). Dem aber widerspricht das genealogische Staats-Handbuch, 66. Jahrgang. 2. Abth. 1835. S. 468, wie auch das Histor.-heraldische Handbuch der gräfl. Häuser. 1855. S. 266 mit dem Anführen, daß der kurbraunschweigische Premierminister Friedrich Wilhelm von Schlitz vom Kaiser Karl VI. schon am 10. Juni 1726 gegraft worden sei. Ohne hierüber ein Urtheil zu fällen, da mir weder das eine noch das andere Diplom vorliegt, so entnehme ich aus andern Documenten, daß weder Friedrich Wilhelm, noch sein Sohn Johann II. bis 1733 den Titel „Graf" führten, wie dieses auch aus Pfeffinger's Historie des Braunschw. Hauses. 3. Th. S. 676 hervorgeht. Dessenungeachtet kann diese Standeserhöhung geschehen sein, aber, wie es im Anfange des 18. Jahrh. mehrmals vorgekommen ist, daß die Gegrafen von dem Titel keinen Gebrauch machten, „weil sie nicht darum nachgesucht hatten," wie dieses z. B. von dem k. k. Generalmajor Franz Anton von Buttlar zu Buttlar, einem Bruder des Fürstabtes Constantin zu Fulda, geschah, als er von Kaiser Karl VI. am 27. Jan. 1726 gegraft wurde.

Zwischen dem Grafen Johann VII. von Schlitz und dem Vorstande des reichsritterschaftlichen Corpus kam es wegen des jus collectandi cum annexis zu einer beschwerlichen Rechtfertigung bei den Reichsgerichten (1732), indem der Graf Johann seinen Unterthanen bei Strafe verboten hatte, die Anlagen, welche das buchische Truhenamt ausschriebe, nicht dahin abzuliefern, da ihm allein das Recht, Anlagen auszuschreiben, gebühre. Als durch die unterbliebene Steuerlieferung von der Herrschaft Schlitz ein großer Nachtheil entstand, so wurde von der Ritterhauptmannschaft dem Grafen angezeigt, „daß man die currente Ritter- und Charitativsteuer immediate an die Unterthanen auszuschreiben und in das Truhenamt liefern zu lassen zufolge der reichsgerichtlichen Erkenntniß sich gründenden Collectationsgerechtigkeit hiemit anzeigen wolle" (25. Oct. 1746). Da der Graf Johann einige Monate darauf das Zeitliche segnete (28. Juni 1747), so unterblieb von Seiten des Nachfolgers die fernere Widersetzlichkeit. Aus der Ehe mit Maria Friederike Freiin

von Schlitz, der Tochter von Georg Ludwig Sittig, waren ihm 13 Kinder, sechs Söhne und sieben Töchter, geboren. Von diesen waren verehelicht: Henriette (geb. den 4. Juli 1722, gest. 1782) an Ludwig Freiherrn von Mansbach zu Mansbach; Wilhelmine (geb. den 28. Juni 1733, gest. 1814) an Friedrich Karl Freiherrn von Wölwarth, Herrn zu Markessingen, königl. würtembergischen Generallieutenant, und Christiane (geb. den 14. Aug. 1731, gest. 1760) an Siegmund Freiherrn von Oppel. Von drei Söhnen war Georg (geb. den 20. Nov. 1724) Fortsetzer der noch blühenden Linie; Karl Friedrich Adam (geb. den 12. Dec. 1733) königl. preußischer General der Cavalerie (s. d. Art.), und Custach IV. Johann (geb. den 5. April 1737) königl. preußischer Staats- und Kriegsminister (s. d. Art.).

Karl Friedrich II. (Adam), geb. den 12. Dec. 1733, königl. preußischer General der Cavalerie und Inhaber eines Cuirassierregiments, gest. den 24. Aug. 1797, heirathete Louise Charlotte, Tochter des Grafen Egbert von Knuth zu Kopenhagen (den 4. März 1764), erhielt in dem brüderlichen Vergleiche die Güter in der Wetterau. Sein einziger Sohn Johann Heinrich (geb. den 16. Oct. 1769, gest. 1778) starb vor dem Vater (gest. 1797) und nur zwei Töchter überlebten ihn; Sophie Elisabeth (geb. den 15. Febr. 1771) heirathete 1791 Karl Friedrich von Raoul, königl. preußischen Rittmeister, nach dessen Tode den von dem Busche zu Lohe, hessischen Oberst, 1796, und Friederike (geb. den 5. Jan. 1783) heirathete 1801 von Haugwitz, königl. preußischen Lieutenant (s. d. Art.).

Custach V. (Johann), geb. den 5. April 1737, königl. preußischer Staats- und Kriegsminister, war seit dem 11. Oct. 1768 mit Karoline von Uechtritz vermählt. Da ihm keine Söhne, sondern nur Töchter geboren waren, Mariane (geb. den 9. Sept. 1778), verehelicht 1797 mit dem königl. bairischen Reichsrathe, Staatsminister Grafen Aloys von Rechberg, und Karoline (geb. den 7. März 1772) mit Hans von Labes 1794, adoptirte der Graf Custach diesen Schwiegersohn, den der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen gegraft hatte, unter dem Namen von Schlitz. Nach dem Tode des Grafen Custach war er Erbe der im Herzogthume Mecklenburg-Strelitz liegenden Güter Karstopf, Türkow, Hütten, Hohendenzin, Klein- und Groß-Kotel. Da aus dieser Ehe nur eine Tochter entsproß, Johanne Karoline (geb. den 12. Oct. 1801), so erlosch diese neue gräfliche Linie von Schlitz, indem der Graf Heinrich von Bossewitz, mit dem sie sich am 14. Oct. 1822 vermählte und außer obgenannten Schlitzischen Gütern das Rittergut Zernikow ihm zubrachte, seinen Familiennamen nicht ablegte, sondern nur den Namen „Schlitz" hinzufügte.

Der Graf Georg, der zehnte Erbmarschall des Hochstifts Fulda, k. k. Kämmerer und k. französischer Gesandter im fränkischen Kreise, errichtete mit seinen Brüdern wegen der Reichsherrschaft Schlitz und der in Kurhessen und in der Wetterau liegenden Güter ein Familienfideicommiß, nachdem er sich mit seinem Vetter Karl Friedrich Reichsfreiherrn von Schlitz, der von seiner Mutter, als Erbtochter des freiherrlichen von Wrisbergischen Geschlechts, dessen Besitzungen im Kurfürstenthume Hanover geerbt, verglichen hatte. Der Graf Georg trat an seine Brüder den Antheil an obigen Gütern gegen Ueberlassung der Herrschaft Schlitz sammt den darauf haftenden Schulden ab. Er war dreimal in ein Ehebündniß getreten; 1750 mit Josepha Freiin von Linteloo, Witwe des Grafen Christian Albrecht von Rechtern, die ihm einen Sohn und zwei Töchter gebar. Nach ihrem im Wochenbette erfolgten Tode (20. Nov. 1753) verehelichte er sich mit Christiane, der Tochter des Reichsgrafen Heinrich von Stolberg-Schwarza (19. Dec. 1754) und nach deren Dahinscheiden mit Katharina Haselnaar, Witwe des Marquis Franz Gabriel du Chasteler de Courcelles. Von seinen drei Söhnen und vier Töchtern überlebte ihn der regierende Graf Karl Heinrich (geb. 1752, gest. den 10. Dec. 1826) und Karl Ludwig (geb. den 30. März 1756, gest. 1805), königl. preußischer Hauptmann a. D., der die Fideicommißgüter in der Wetterau und in Kurhessen erhielt. Er war mit Christine, der Tochter des Reichsfreiherrn Albrecht Friedrich von Müller zu Lengsfeld, ehelich verbunden am 21. Mai 1798, auch Vater eines Sohnes, Karl Albrecht, der aber noch im jugendlichen Alter starb; die Witwe heirathete darauf den Grafen August von Rhode. Von den Töchtern war nur Sophie Charlotte (geb. den 20. Febr. 1767) mit dem Freiherrn von Trott zu Solz 1800 in den Stand der Ehe getreten und starb 1800.

Karl Heinrich I. war der eilfte und letzte fuldaische Erbmarschall und nach des Vaters Tode Erbe der Majoratsherrschaft Schlitz, die durch seine Bemühung am Reichstage zu Regensburg die Reichsstandschaft erhielt mit Sitz und Stimme im wetteranischen Grafencollegium (1804); ehe aber dieses zur Vollziehung kam, erfolgte die Auflösung des teutschen Reichs. In Folge der rheinischen Bundesacte (1806) kam Schlitz unter großherzoglich hessische Souverainetät mit standesherrlichem Rechte, wodurch das Haupt der Familie den Titel „Erlaucht" zu führen berechtigt war (1829). Karl Heinrich war seit 1774 in kursächsische Staatsdienste getreten, 1780 zum Geheimenrath und Gesandten am königl. dänischen Hofe ernannt, 1808 in gleicher Eigenschaft am königl. bairischen Hofe und einige Jahre später bis 1814 am königl. preußischen Hofe, seit 1815—1821 aber königl. sächsischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, woselbst er auch am 10. Dec. 1826 starb. Aus seiner Ehe mit Dorothea Henriette, Tochter des Grafen Dagobert von Wurmser, k. k. Generalfeldmarschall (vermählt den 5. Juli 1783, gest. den 1. Dec. 1827), erhielt er einen einzigen Sohn, Friedrich Wilhelm III. (geb. den 15. Febr. 1793). Dieser succedirte seinem Vater und verehelichte sich am 5. Sept. 1820 mit Juliane, Tochter des Grafen Karl von Ginch, nach ihrem Tode, der am 16. Dec. 1831 erfolgte, mit Elisabeth Litz 1832. Er beschloß sein Leben am 31. Dec. 1839 unter großherzoglich hessischem Curatel.

Sein einziger Sohn Karl Heinrich II. (geb. den 15. Febr. 1822) folgte dem Vater in der Regierung. Er hat sich rühmlichst bekannt gemacht durch seine mehrjährigen, außer Europa gemachten Reisen, die von ihm heraus-

gegeben wurden und vorzüglich in naturhistorischer Hinsicht großen Beifall erhalten haben. Als großherzoglich hessischer Oberst à la Suite ist er außerordentlicher Gesandter und Minister am königl. preußischen, königl. sächsischen und königl. hanoverischen Hofe. Er vermählte sich mit Anna Albertine, Tochter des Prinzen August von Sayn-Wittgenstein-Berleburg, herzoglich nassauischen Staatsministers, von der ihm ein Sohn geboren, der Erbgraf Emil Friedrich, am 15. Febr. 1851.

Die Besitzungen: 1) Die ehemalige reichsunmittelbare und bei der Reichsritterschaft in dem buchischen Quartier (Buchonia) des fränkischen Rittercantons Rhön-Werra immatriculirt gewesene Herrschaft Schlitz (drei □Meilen, 9000 Einwohner) mit der Stadt Schlitz, an dem Flusse gleiches Namens, seit 1808 dem Großherzogthume Hessen incorporirt. 2) Die Herrschaft Wegfurt und 3) die Herrschaft Rechberg.

Das Wappen ist quadrirt und mit einem Herzschildlein versehen; das Hauptschild zeigt im ersten und vierten Quartier einen silbernen Rost in Roth, das dritte und vierte Quartier ist getheilt. Ein jedes enthält rechts drei silberne Pokale in Gold, links zwei silberne Monde in Blau. Im Herzschildlein das Stammwappen, zwei rothe dreifach gezinnte, schrägrechte Balken in Silber.

b) Die jüngere Linie Schlitz von Görtz genannt Wrisberg.

Der Stifter dieser Linie, der Reichsfreiherr Ernst August (geb. 1687), ein Bruder des Reichsgrafen Johann I., war königl. schwedischer und hessischer Oberkämmerer, verheirathete sich 1713 mit Dorothea von Chalons genannt Gehlen von Hohenwinkel, starb aber schon 1720. Eine Tochter, Dorothea (geb. 1717), mit Heinrich von Voß verehelicht, und Karl Friedrich (geb. 1718) waren die Pfänder dieser Ehe.

Karl Friedrich I. vermählte sich 1733 mit seiner Base Katharina Eva, Erbtochter Johannes Rudolf Freiherrn von Wrisberg, königl. großbritannischen und kurbraunschweigischen Staatsminister, der letzte seines Geschlechtes, und nahm mit Bewilligung Kaiser Karl's VI. dessen Namen und Wappen mit dem seinigen an. Der einzige Sohn August Friedrich (geb. 1742) hinterließ ebenfalls nur einen Sohn Ludwig Ernst Heinrich (gest. 1805), königl. großbritannischen Schatzrath und ritterschaftlichen Deputirten, und wurde durch Karolina von Löwenfels Vater einer Tochter, Wilhelmine, geb. 1783, vermählt 1802 mit Bernhard von Pawel-Rammingen, königl. bair. Kämmerer, und eines männlichen Zwillingspaares Werner und Moritz (geb. 1779), Stammväter der jetzt blühenden zwei gräflichen Linien, die vom Könige Georg IV. von Großbritannien, als Königl von Hanover, die Bewilligung erhielten, den gräflichen Titel der ältern Linie ebenfalls zu führen (18. März 1817).

Werner, Geschlechtssenior, königl. preußischer Johanniterritter, königl. hanov. Drost und ritterschaftlicher Deputirter, trat nach dem Tode seiner ersten Frau Friederike von Pawel Rammingen (1847) mit Annette von Grävemeyer aus dem Hause Bennerode in die zweite Ehe. Aus dieser Ehe wurden ihm geboren zwei Söhne, Plato (1848) und Werner (1849); die Töchter: Bertha 1846, mit Victor von Sydow; Emma 1842, mit Böreis von Beaulieu; Minette 1831 mit Wilhelm von Weihe und Elfride 1838 mit Moritz von Melzing vermählt.

Moritz (gest. 1847), Herr zu Brunkensen und Brünnikhausen, königl. bair. Kämmerer, hinterließ von Eugenie, Tochter des großherzoglich sächsischen Oberjägermeisters von Staff, fünf Kinder, als vier Söhne und eine Tochter, Emma (geb. 1812), die Gattin Friedrich's von Löhneisen; von den Söhnen sind verheirathet: 1) Gustav (geb. den 27. Dec. 1815), herzoglich braunschweigischer Major, mit der Tochter des Generallieutenants von Herzberg, Eugenie, verehelicht (1847). Von ihren geborenen Kindern leben die ehemals in dem Schlitzischen Geschlechte beliebten alten Taufnamen wieder auf: Krake, wie im nördlichen Teutschland der Name Cyriar, sowie im südlichen Kirges mundbar gemacht; desgleichen Stamm anstatt Constantin, Sittig und Custach. 2) Hermann (geb. den 5. April 1819), herzoglich braunschweigischer Steuerrath, vermählt mit Helene von Mayer 1847, deren Ehe mit mehren Kindern beglückt ist (s. die Stammtafel).

Die Besitzungen dieser beiden Linien: 1) Im Fürstenthume Kalenberg: die Rittergüter Rittmarshausen und Brunninghausen mit den Dörfern Kerstlingerode, Beyenrode, Weißenborn, Bischhausen und Limmer. 2) Im Herzogthume Braunschweig: die Rittergüter Brunkensen, Lötgenholzen, Holzminden und Koppengraben. 3) Im Fürstenthume Hildesheim: die Rittergüter Wrisbergholzen, Wesseln, Irmenseul und Bokenen.

Das Wappen quadrirt: 1 und 4 in Roth eine silberne Fallthüre, bestehend aus zwei Bretern, welche in geringer Entfernung schrägrechts neben einander gestellt und durch drei in Gestalt eines Z mit Nägeln darauf befestigte Leisten mit einander verbunden sind (Harthausen). 2 und 3 senkrecht getheilt, rechts in Gold drei (2. 1) Briefe in rothen Kreuzcouverts ohne Siegel, links in Blau zwei mit den Sicheln rechts gekehrte, silberne Halbmonde, einer über dem andern (Kerstlingerode). Gekrönter Mittelschild quer getheilt; oben in Silber zwei schwarze, oben dreimal gezinnte, linke Schrägbalken (Görtz), unten ebenfalls in Silber auf grünem Rasen ein gehender Fasan natürlicher Farbe (Wrisberg). Devise: „Suum cuique."

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ (Johann Eustach, Graf von), geb. am 5. April 1737 auf der Familienherrschaft Schlitz, war der jüngste Sohn des Grafen Johann von Görtz und seiner Gemahlin Marie Friederike Sophie, geborenen Sittig von Schlitz, genannt Görtz. Mit seinem um drei Jahre ältern Bruder Karl Friedrich Adam[1]) erhielt Görtz seine erste, ziemlich vernachlässigte Erziehung. Sein Lehrer war ein durch Altersschwäche pedantischer Mann, Tobias Raab mit Namen, dem es an allen zu seinem Berufe erforderlichen Fähigkeiten und Kenntnissen durchaus fehlte und der in seinem Zöglinge wol Nichts weniger als den

1) Als königl. preußischer General der Cavalerie trat er später in hessen-casselsche Dienste.

künftigen großen Staatsmann ahnen mochte[2]). Des Knaben natürliche Anlagen wären vielleicht erstickt worden, wenn nicht seine Mutter ein Jahr nach dem Tode ihres Gemahls (1748) ihre beiden Söhne auf das Carolinum zu Braunschweig geschickt hätte. Dieser berühmten Lehranstalt, die unter der Leitung des Abtes Jerusalem im größten Flore stand, verdankte Görtz die Grundlage seiner Bildung. Bereits im J. 1752 ward er jedoch in das mütterliche Haus zurückgerufen. Ohne Führer, ohne Unterricht blieb er sich selbst noch anderthalb Jahre überlassen.

Um diese Zeit bezog Görtz die Universität Leyden. Durch Familienverhältnisse scheint die Wahl dieser niederländischen Hochschule bestimmt worden zu sein. Sein ältester Bruder war mit einer Baronin von Linteloo, Witwe eines Grafen von Rechtern, vermählt. Mit deren Schwiegersohne, Pallard tot Kappel, erhielt Görtz einen Lothringer Villers zum Hofmeister, der jedoch sehr beschränkte Kenntnisse besaß und unter andern Leidenschaften dem Trunke ergeben war. Der nachtheilige Einfluß, den derselbe auf Görtz hätte haben können, ward dadurch abgewendet, daß der als Lehrer des allgemeinen und teutschen Staatsrechtes allgemein geschätzte Professor Weiß und der gelehrte Repetitor Museus sich seiner väterlich annahmen. Die Ferien benutzte Görtz zu einem Ausfluge nach dem Haag, wo er, trotz seiner Jugend, in den angesehensten Häusern Zutritt fand. In Leyden legte Görtz den ersten Grund zu seiner vielseitigen Bildung und Welt- und Menschenkenntniß. Dort scheint er auch den ersten Impuls zur diplomatischen Laufbahn erhalten zu haben, auf der er sich späterhin so glänzend auszeichnete.

Nach der Rückkehr von Leyden, im Frühjahre 1754, verweilte Görtz bis zum September im mütterlichen Hause. In Strasburg, wohin er sich um diese Zeit zur Fortsetzung seiner Studien gewandt hatte, widmete er sich unter Schöpflin's Leitung besonders dem Staats- und Völkerrechte. Den Gedanken, in französische Kriegsdienste zu treten, verwarf er wieder, als er im J. 1755 seine erste Anstellung in herzogl. sachsen-weimarischen Diensten erhielt. Seine Mutter hatte ihm dazu verholfen durch den Oberhofmeister der gothaischen Prinzen v. Rotberg.

In Weimar ward Görtz in seinem 22. Jahre zum Regierungsassessor ernannt mit dem Charakter eines Legationsrathes. An der Spitze der Landesverwaltung stand damals, mit dem unbeschränkten Vertrauen des Herzogs Ernst August Constantin beehrt, als Statthalter und erster Minister der Graf von Bünau. Von diesem vielseitig gebildeten Staatsmanne ward Görtz bei seinem Dienstantritte dadurch ausgezeichnet, daß er ihn in sein Haus nahm und ihm die Führung seiner Correspondenz übertrug. Gleichwol fühlte sich Görtz Nichts weniger als behaglich in seinen neuen Verhältnissen. Ihm gefiel weder der Aufenthalt in Weimar, noch seine Stellung zu dem Grafen Bünau, der, seiner Kenntnisse und vieljährigen Erfahrungen ungeachtet, sich oft stolz und mürrisch zeigte. Görtz fühlte sich bald so unglücklich in Weimar, daß er sich viele Mühe gab, den Aufenthalt in dieser Residenz mit Gotha zu vertauschen. Für diese Stadt schien er eine besondere Vorliebe gefaßt zu haben. Sein Wunsch ging in Erfüllung. Bei einem Besuche der Herzogin von Gotha, Louise Dorothea, brachte es diese Fürstin dahin, daß Görtz von dem Grafen Bünau die Erlaubniß erhielt, in gothaische Dienste zu treten. Als Kammerjunker und Regierungsrath ward er dort später durch den Hofrathstitel ausgezeichnet.

Wie früher in Weimar, bezog auch Görtz in Gotha keinen Gehalt. Er war, außer der freien Tafel, auf seine Apanage von 1500 Fl. beschränkt, die er, nach den Familienverträgen, von der Zeit einer Dienstanstellung an zu beziehen gehabt hatte. Auf seine Bildung äußerte jedoch der Aufenthalt in Gotha den günstigsten Einfluß. Zu den würdigen und talentvollen Männern und Frauen, welche die geistreiche Herzogin von Gotha um sich zu versammeln pflegte, gehörte vor Allem die Oberhofmeisterin von Buchwald. Zu anderen gleich ausgezeichneten Personen gehörten von Einsiedel, der Geheimerath und Kanzler von Oppeln, der Geheimerath von Lichtenstein u. A. Noch in spätern Jahren erinnerte sich Görtz seines frohen Aufenthaltes in Gotha und stets blieb er in freundschaftlicher Verbindung mit seinen dortigen Bekannten.

Zu Ende des Jahres 1759 rief die Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar, deren Gemahl Ernst August Constantin das Jahr zuvor gestorben war, da sie, noch minderjährig, die Vormundschaft über ihren zweijährigen Prinzen und die Landesadministration nicht übernehmen konnte, den Grafen Görtz in ihre Dienste zurück. Nach der Uebernahme der Regierungsgeschäfte, die bisher ihr Vater, der Herzog Karl von Braunschweig, unter Assistenz des Grafen von Bünau geführt hatte, erklärte Anna Amalia jedoch zugleich die Absicht, die Erziehung des Erbprinzen Karl August und seines jüngern, nach dem Tode seines Vaters geborenen Bruders, des Prinzen Constantin, dem Grafen von Görtz zu übertragen.

Treffend bemerkt hierüber ein geistreicher Schriftsteller: „Wenn die Wahl einer zärtlichen Mutter, welche dabei als eine der geistreichsten Frauen ihrer Zeit allgemein anerkannt worden, auf einen jungen, kaum 22jährigen Mann fallen konnte, um Prinzenerzieher zu sein, und mehr noch die Erziehung und Bildung eines künftigen Regenten zu übernehmen: so bedarf es wol keines weitern Zeugnisses oder Beweises, daß Graf Görtz in dem Alter, in welchem die Meisten wol selbst noch eines Führers oder Aufsehers bedürfen, bereits zu einem hohen Grade von Ausbildung, Selbständigkeit und Festigkeit des Charakters mußte gelangt gewesen sein, auch Untadelhaftigkeit sittlicher Eigenschaften mußte erprobt haben, wie sie dessen nachheriges ganzes Leben bewährte“[3]).

Das Mühsame und die große Verantwortlichkeit der ihm zugedachten Stelle verkannte Görtz keineswegs. Es ward ihm fühlbar, daß er, um seine Pflichten streng zu erfüllen, seine Freiheit, die Vergnügungen seines Alters, wie den Umgang mit Verwandten, Freunden und Be-

2) Vergl. J. v. Arnoldi in den Zeitgenossen. 2. Bd. Heft 4. S. 129.

3) Siehe J. v. Arnoldi a. a. O. S. 132 fg.

kannten zum Opfer bringen müßte. Ohne große Glücksgüter besaß er jedoch hinreichende Einkünfte, um frei und unabhängig leben zu können. Seine Kenntnisse, seine Bildung ließen ihn überdies eine andere, seinen Jahren mehr angemessene Stelle erwarten. In einem seiner damaligen Briefe äußerte sich Görtz mit den Worten: „Der Vorsatz, mich der Welt und meinen Nebenmenschen nützlich zu machen, hat allein mich zu dem Entschlusse bringen können, ein Amt anzunehmen, welches die schwerste Verantwortung mit sich führt und in welchem der größte Theil derjenigen, welche ein eben solches in allen Ländern vor mir bekleidet, den größten Kummer und einen unglücklichen Ausgang erlebt haben."

Im März 1762 hatte Görtz, mit dem Charakter eines obervormundschaftlichen Hof- und Legationsrathes, die erwähnte Stelle angetreten, die ihn zur Erziehung des vierjährigen Erbprinzen und später auch seines jüngern Bruders verpflichtete. Die von ihm selbst entworfene Instruction dient zum Beweise, wie sehr er die Wichtigkeit seines Amtes erkannte. Mit der größten Uneigennützigkeit war er über die damit verbundenen Bedingungen hinweggegangen. Ausbedungen hatte er sich nur die Freiheit, seine Stelle niederlegen zu können, wenn er das Zutrauen der Herzogin oder des geheimen Rathscollegiums vermissen sollte. „Ein unglücklicher Ausgang," schrieb er am 4. Nov. 1761, „würde mich die geringsten Vortheile, die ich genossen hätte, bereuen lassen und ein erwünschter Erfolg wäre allein meine schönste Belohnung."

Durch den rastlosen Eifer, mit dem er sich seiner Stelle hingab, rechtfertigte Görtz im vollen Maße das in ihn gesetzte Vertrauen der Herzogin. Außer einem mit großer Genauigkeit geführten Tagebuche über das Betragen, die Fortschritte und die Entwickelung des Geistes und Charakters seiner Zöglinge erstattete er der Herzogin halbjährige, ausführliche Berichte über die moralische und physische Beschaffenheit der beiden Prinzen. Ueberall zeigte sich sein unablässiges Streben, seine Pflichten in ihrem ganzen Umfange zu erfüllen. Seine fürstlichen Zöglinge waren ihm mit herzlicher Liebe ergeben. Besonders entwickelten sich in dem Erbprinzen, dem nachherigen Großherzoge Karl August, große Vorzüge des Verstandes und Herzens [1]), welche die schönsten Hoffnungen für die Zukunft erweckten. Außer der Erziehung der beiden Prinzen übernahm Görtz auch im J. 1765 die der beiden Söhne seines ältesten Bruders, die er bis 1773, Anfangs in Weimar, später in Jena, bei sich behielt.

Eine ansehnliche Vermehrung seiner Einkünfte verdankte Görtz einer ihm zugefallenen Erbschaft in der Wetterau. Um diese Zeit (1768) verheirathete er sich mit einer Tochter des herzogl. sachsen-gothaischen Geheimenrathes von Uechtritz. Wie er diese, in jeder Hinsicht seiner würdige Frau schätzte, zeigen die Zeilen, die er, nachdem sie ihm der Tod entrissen, als 81jähriger Greis niederschrieb. „Ihren Tugenden," äußerte er, „ihrem ausgebildeten Verstande und der reinen Güte ihres Herzens danke ich das größte Glück meines Lebens und die Ausbildung meiner vortrefflichen Kinder. Sie war mehr, als sich mit Worten ausdrücken läßt. Im September des Jahres 1809 ging diese Heilige in die Ewigkeit hinüber."

Im December 1774 begleitete Görtz die beiden seiner Erziehung übergebenen Prinzen nach Karlsruhe, wo der damals 17jährige Erbprinz Karl August die von seiner Mutter ihm bestimmte Braut, die Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt, sehen sollte. Noch im December fand die Verlobung statt und im folgenden Jahre (1775) die Vermählung. Mit Bewilligung ihrer Mutter unternahmen die beiden Prinzen eine Reise nach Paris, von wo sie im Juni 1775 nach Weimar zurückkehrten.

Auf dieser Reise hatte die Prinzen außer Görtz auch noch Knebel begleitet, der nachherige Uebersetzer des Properz und Lucrez, der, früher Officier bei der Leibgarde Friedrich's II., seit dem Juli 1774 von der Herzogin Amalia zum Instructor des Prinzen Constantin, besonders in den militairischen Wissenschaften, ernannt worden war [5]). Die Schilderung, welche Knebel von dem Grafen Görtz entwirft, zeigt seinen Charakter in einem zweideutigen Lichte. Mit Rückerinnerung an eine frühere Lebensperiode schrieb Knebel aus Weimar am 18. Jan. 1790: „Als ich vor 15 Jahren die Reise mit dem Herzoge (Karl August) nach Frankreich machte, hatte Graf Görtz, welcher Oberhofmeister war, die eifrigste Sorge, an jedem Orte und an jedem Hofe, wo wir hinkamen, mich durch irgend einen Anhang, den er sich sogleich machte, auf das Boshafteste zu verrufen, und in Paris, wie es mir der Herzog selbst nachher gesagt, hat er diesem alle Nächte vor dem Bettgehen noch eine besondere Predigt gehalten, die ihn vor mir und meiner Gesellschaft warnen sollte, obgleich er sonst sehr freundlich gegen mich that, und ich ihm nicht die geringste Gelegenheit gab, sich über mich oder meine Aufführung zu beklagen" [6]). Auch in einem früheren Briefe hatte Knebel seine Abneigung gegen Görtz mit den Worten ausgesprochen: „Heute," schrieb er aus Weimar den 14. März 1788, „haben wir hier den großen Grafen Görtz aus Berlin, der nach Regensburg geht, und ich bin leider diesen Mittag nach Hofe gebeten" [7]).

Der ununterbrochene Briefwechsel zwischen der Herzogin Amalia und dem Grafen Görtz während der Abwesenheit ihrer Söhne enthielt die unzweideutigste Anerkennung der Verdienste, die er sich um die beiden Prinzen erworben. Befremdend mußte es ihm daher sein, als er kurze Zeit nach der Wiederankunft in Weimar und kaum drei Monate vor dem Regierungsantritte des Erbprinzen seine

1) Mit besonderem Wohlgefallen an dem Erbprinzen äußerte sich Friedrich II., als er ihn 1763 zum ersten Mal in Weimar sah. Spater (1771), als der 14jährige Prinz ihm in Braunschweig aufwartete, soll der König zum Herzoge Karl von Braunschweig gesagt haben: „Noch nie habe er einen jungen Menschen von diesem Alter gesehen, der zu so großen Hoffnungen berechtige."

5) Vergl. K. L. v. Knebel's Literarischer Nachlaß und Briefwechsel S. XXIV. 6) Siehe K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858.) S. 108. 7) Siehe a. a. O. S. 77.

Dienstentlassung erhielt. Sie war indessen höchst ehrenvoll. Mit dem ihm ertheilten Charakter eines wirklichen Geheimenrathes und dem Prädicate Excellenz war ein lebenslänglicher Jahrgehalt von 1500 Rthlrn. verbunden. Die Landstände bewiesen ihm die Anerkennung seiner Verdienste durch ein Geschenk von 20,000 Rthlrn, zu denen der Herzog Karl August noch 4000 Rthlr. aus seiner Chatouille hinzufügte [8]).

Ohne fernere Verpflichtung gegen Weimar konnte nun Görtz, da sein Erziehungsgeschäft beendet war, sich eine neue Laufbahn eröffnen, oder zurückgezogen von Amtsgeschäften ein ruhiges und sorgenfreies Leben führen. Durch den bestimmt geäußerten Wunsch des Herzogs Karl August fand er sich jedoch bewogen, vor der Hand in Weimar zu bleiben. Nicht lange blieb er jedoch in der glücklichen Unabhängigkeit, die er seit seiner Dienstentlassung genossen hatte. Der Herzog wünschte seinen ehemaligen Erzieher als Gesellschafter, Freund und Rathgeber an seinen Hof und an seine Person zu fesseln. Er übertrug ihm daher die ehrenvolle Stelle eines Oberhofmeisters seiner Gemahlin, der Herzogin Louise. Die Anhänglichkeit an den Herzog und die hohe Verehrung für die junge Fürstin bestimmten den Grafen, diese neue Stelle anzunehmen.

Seinen Entschluß gab Görtz in einem an den Herzog gerichteten Schreiben mit den Worten zu erkennen: „Die Hoffnung, Sie glücklich in Ausübung der Tugenden, die ich Ihnen stets einzuflößen beflissen war, und im Besitze einer Fürstin zu sehen, welche der Himmel für Sie geschaffen zu haben scheint, das Vergnügen, mit Freunden zu leben, die ich liebe und schätze, das Glück, mich dem Dienste der Frau Fürstin zu widmen, und die Zuversicht, daß Ew. Durchl. mir Ihre Achtung nicht versagen können, veranlaßt mich, mit Freuden, selbst mit Dankbarkeit die Stelle anzunehmen, die Sie mir übertragen, und die mir doppelt werth wird, indem ich Ihnen dadurch meine Uneigennützigkeit beweisen kann."

Der Grund, weshalb Görtz die ihm übertragene Stelle bereits im folgenden Jahre (1776) niederlegte, ist i cht bekannt. Er blieb jedoch vor der Hand noch in Weimar. Ueber seinen künftigen Lebensplan war er mit sich nicht einig. Er schwankte, ob er sich aufs Land oder nach Frankfurt begeben sollte. Wieder in preußische Dienste zu treten, war er abgeneigt. Indessen hörte er von mehren Seiten, daß Friedrich II., bei dem er früher in großer Gunst gestanden, sich seiner noch immer mit Wohlwollen erinnere. Sein in Berlin lebender Bruder, Karl Friedrich Adam, der täglich um den König war, schrieb ihm sogar zu Anfange des Jahres 1776, daß Friedrich ihn einmal wiedersehen wünsche. Görtz reiste im Frühjahre nach Potsdam. Während seines dortigen dreiwöchentlichen Aufenthaltes unterhielt sich der König mit ihm in der huldreichsten Weise und entließ ihn mit den Worten: „Wir sehen uns wieder!" Dessenungeachtet that Görtz, gegen den Rath seines Bruders und seiner Freunde, keinen Schritt, wieder in preußische Dienste zu treten. Im Juni 1776 kehrte er wieder nach Weimar zurück. Auf einer Rheinreise, die er um diese Zeit unternahm, bewarb er sich vergebens um die Stimmführung der protestantischen Höfe an dem nächsten Reichstage. In Weimar, wohin er zu Ende des Jahres 1777 zurückgekehrt war, empfing er einen Brief seines Bruders mit dem darin ausgesprochenen Wunsche, daß Görtz wieder in preußische Dienste treten möchte. Er zögerte, dies Schreiben zu beantworten. Indessen kam sein Bruder am 8. Jan. 1778 selbst nach Weimar. Von ihm empfing Görtz ein Schreiben Friedrich's II. mit den wichtigsten Aufträgen in der damaligen baierischen Erbangelegenheit. Diesem ehrenvollen Rufe glaubte Görtz folgen zu müssen. Er schloß seine Laufbahn in Weimar, um eine neue und glänzendere zu betreten.

Die Erinnerung an die genannte Residenz und seine dortigen Freunde blieb ihm unvergeßlich. Wie sehr der Herzog Karl August das Wohlwollen gegen seinen Erzieher unter allen Verhältnissen bewährte und ihm auch da noch sein volles Vertrauen schenkte, als er nicht mehr unter seiner Leitung stand, beweist die Freimüthigkeit, mit welcher Görtz dem Herzoge am 2. Sept. 1775, am Vorabende seines Regierungsantrittes die Wichtigkeit seines hohen Berufes schilderte. „Morgen also," schrieb Görtz, „werden Sie, lieber Prinz, das erhabene Amt, wozu Sie die Vorsehung bestimmt hat, antreten und anfangen, der Vater von vielen tausenden Ihres Gleichen und das Bild jenes Gottes zu sein, der einst über dieselben und über Sie richten wird. Mögen Sie sich stets dieser ersten und wichtigsten Lehre erinnern! Lassen Sie keinen Tag vorübergehen, ohne von der Glückseligkeit, der Sie Ihr Beruf empfänglich macht, durchdrungen zu sein! Die meisten Fürsten machen sich unglücklich, weil sie die hohe Stufe, auf der sie stehen, für eine Last ansehen; sie suchen sich deshalb durch frivole Lustbarkeiten Zerstreuung zu verschaffen und vergessen auf der Jagd oder im Schauspielhause ihre Pflichten. Vergeblich suchen sie dort Befriedigung für ihr Herz, diesen empfindlichen Theil ihres Wesens, und unglücklich sind sie, wenn sie dessen Regungen ersticken. Gewöhnen Sie sich, Prinz, Ihren hohen Beruf aus einem andern Gesichtspunkte zu betrachten, und freuen Sie sich, daß Sie die Vorsehung in den Stand gesetzt hat, zu jeder Stunde Ihresgleichen glücklich zu machen. Wenn Sie ein gutes Beispiel geben, wenn Sie das Laster unterdrücken, wenn Sie die Tugend belohnen, so werden Sie sich am leichtesten das höchste Glück verschaffen können. Mit jeder Morgenröthe nehmen Sie sich vor, Gutes zu thun und am Abende mag Ihnen Ihr Herz sagen, ob Sie diesen Vorsatz erfüllt haben."

Unter den Bekannten und Freunden, die sich Görtz während seines Aufenthalts in Weimar erworben hatte, verdient vor Allem Wieland genannt zu werden, der sogar, was nicht allgemein bekannt, als Professor der Philosophie in Erfurt dem Grafen den Ruf nach Weimar und das Amt eines Instructors der beiden Prinzen zu einer Zeit verdankte, wo Görtz diese Stelle noch nicht bekleidete. Ob sich das freundschaftliche Verhältniß zwi-

8) Siehe K. L. v. Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette (Jena 1858.) S. 466.

schen Gortz und Wieland auch später erhalten, ist zweifelhaft. Aus der Correspondenz zwischen Görtz und Dalberg scheint hervorzugehen, daß das Verhältniß durch ein zweideutiges Benehmen Wieland's gegen seinen ehemaligen Freund locker geworden. „Wenn Wieland etwas entschuldigt," schrieb unter Anderem Dalberg am 18. Sept. 1775, „so ist es die Eigenschaft eines Dichters." In minder getrübten Verhältnissen lebte Görtz während seines Aufenthaltes in Weimar mit Herder, seiner dortigen Bekanntschaft mit mehren geistreichen Männern nicht zu gedenken.

Eine noch wichtigere Rolle als bei seinem nun beendeten Erziehungsgeschäfte spielte Görtz in dem Erbfolgestreite, der sich nach des Kurfürsten Maximilian Joseph von Baiern Tode (1777) erhoben hatte. Mit ihm war die ältere Linie des Hauses Wittelsbach ausgestorben. Sein nächster Erbe war eigentlich das Haupt der jüngern Linie, der Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz, der sich jedoch, erschreckt durch Oesterreichs Ansprüche an die Erbschaft, zu einem Vertrage hatte bewegen lassen, nach welchem er im Jan. 1778 ganz Niederbaiern abtrat. Dagegen hatten sich jedoch der nächste Lehenserbe, Herzog Karl von Pfalz-Zweibrücken und außerdem Sachsen, Mecklenburg, die Hochstifte Augsburg, Kempten, Salzburg u. a. erhoben, die alle die baierische Erbschaft unter mancherlei Titeln in Anspruch nahmen. Friedrich's II. Politik ließ ihn bei diesen Ereignissen nicht gleichgültig bleiben. Obschon fest entschlossen, Oesterreichs Vergrößerung im teutschen Reiche durch Erwerbung eines Theils der baierisch-pfälzischen Staaten möglichst zu verhindern, fehlte es ihm doch an zuverlässigen Nachrichten sowol über die Gesinnungen der dabei betheiligten Höfe als selbst über Oesterreichs Pläne. Darüber wollte er sich Gewißheit verschaffen durch einen zuverlässigen, aber nicht in seinen Diensten stehenden Mann, dessen geheime Sendung selbst den preußischen Gesandten und Agenten an fremden Höfen unbekannt bleiben sollte. Des Königs Wahl fiel auf Görtz, dessen Bruder ihn in Weimar, wie früher erwähnt, mit dem erhaltenen Auftrage Friedrich's bekannt machte.

Görtz erkannte die mannichfachen Schwierigkeiten und selbst die Gefahr, ohne irgend eine Beglaubigung und Vollmacht, sogar ohne förmliche Instruction ein Geschäft zu übernehmen, das ihn dem ganzen Unwillen des österreichischen Hofes preisgeben konnte. Seiner wohlgegründeten Bedenklichkeiten ungeachtet, bewog ihn jedoch das Zureden seines Bruders und wie es scheint auch Herder's Rath, sein ruhiges Familienleben und seine sorgenlose Lage mit einer Aufgabe zu vertauschen, die selbst für einen geübten Diplomaten abschreckend sein mußte. Mit diesem Entschlusse begann die zweite Periode seines Geschäftslebens, über die er sich in einer im 81. Jahre für seine Kinder niedergeschriebenen biographischen Notiz mit den Worten äußerte: „Wenn auch bei den meisten Ereignissen meines Lebens, wie es wol bei allen Sterblichen dasselbe sein wird, sich eine höhere Leitung gezeigt hat, so war diese höhere Leitung der Vorsehung, der ich auch nach dem Rathe meines verklärten Freundes Herder mich überlassen habe, besonders sichtbar und unverkennlich in der zweiten Periode meines Lebens und bei dem Eintritte in die königl. preußischen Dienste."

Ueber seine so folgenreiche Unterhandlung in dem baierischen Erbfolgestreite gab Görtz in spätern Jahren (1812) eine historische Denkschrift heraus, in der er die wichtigsten Urkunden theils ganz, theils auszugsweise mittheilte[9]). Zu vergleichen sind damit die in einer Reihe von Schriften enthaltenen Unterhandlungen der einzelnen, mittelbar oder unmittelbar bei der Erbfolge betheiligten Höfe vom April 1778 bis zu dem am 13. Mai zu Teschen geschlossenen Frieden [10]).

Unter dem Vorwande eines Processes, der seine persönliche Gegenwart fordere, hatte Görtz am 10. Jan. 1778 Weimar verlassen und sich nach Wetzlar begeben, um seine neue Laufbahn anzutreten. Er fühlte das Zweideutige und Gefährliche der von ihm übernommenen Rolle eines heimlichen Beobachters. Daher hatte er schon von Würzburg Friedrich II. ersucht, ihn mit einem Creditiv zu versehen. Er sah ein, daß es ihm außerdem beinahe unmöglich sein würde, die nöthigen Erkundigungen einzuziehen. Er machte dem Könige bemerklich, wie leicht er bei dem Mangel irgend einer Beglaubigung sich compromittiren und den größten Unannehmlichkeiten sich aussetzen könnte, da nicht einmal die preußischen Gesandten im Auslande von seiner geheimen Mission in Kenntniß gesetzt wären. Er fügte hinzu, daß es ihm ohne eine Instruction unmöglich wäre, sich selbst bei den Unterhandlungen zu betheiligen, wenn sich ihm vielleicht eine günstige Gelegenheit dazu darböte.

Seine Lage war unter diesen Umständen höchst mislich und sein Unternehmen, so klug auch seine Schritte waren, schien, von mehren Seiten betrachtet, höchst gewagt. Er war weder ein Unterthan noch ein Diener des Königs von Preußen, dem er sich nur ein Paar Mal genähert hatte und ihn nur durch den allgemeinen Ruf kannte. Lediglich aus eigenen Mitteln mußte Görtz auf eigene Gefahr alle seine Reisekosten bestreiten, da er von Friedrich II. weder einen Vorschuß noch irgend eine Zusicherung erhalten hatte und er daher von einem Tage zum andern seines Auftrags entboben werden konnte. Dem ganzen preußischen Ministerium unbekannt, stand er isolirt da, ohne Rath, ohne Unterstützung. In dieser Lage entfernte er sich nun von der Bahn, die ihm der König, wenn auch unbestimmt, vorgezeichnet hatte. Er wagte sogar, die später von Friedrich II. erhaltenen In-

9) Die erwähnte Denkschrift führt den Titel: Mémoires historiques de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte *Eustache de Goertz*. (Francfort sur le Main 1812. gr. 8.)

10) Zu nennen sind unter diesen Denkschriften vorzugsweise: Recueil de déductions, manifestes etc. par le Ministre d'état Comte *de Herzberg*. (Berlin 1789.) Chr. W. Dohm: Denkwürdigkeiten meiner Zeit. (Lemgo 1814.) Histoire abrégée des traités, par Mr. *Schöll*. (Paris 1817 seq.) Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française, par Mr. *Flassan*. Seconde édition. (Paris 1811.) Oeuvres posthumes de Frédéric II., roi de Prusse. (Berlin 1788.) Vergl. Allgem. Deutsche Bibliothek. Bd. 36. 37. 39 u. 45.

structionen in mehrfacher Hinsicht zu überschreiten. Nach dem über die baierische Erbfolge glücklich beendeten Streite erhielt Görtz die Weisung, seinen bisherigen Aufenthalt in Zweibrücken, wo seine Anwesenheit nicht mehr für nöthig erachtet ward, mit Berlin zu vertauschen. Friedrich II. belohnte ihn für die ihm geleisteten Dienste mit der früher von dem Grafen Werther bekleideten Stelle eines Grand maître de la Garderobe und Staatsministers.

Der scheinbar beseitigte Streit schien indessen in einen förmlichen Krieg ausarten zu wollen. Seit dem 1. April 1778 hatte ein lebhafter Briefwechsel zwischen den Höfen von Wien und Berlin stattgefunden. Diese Correspondenz hatte mit der Erklärung Oesterreichs geendigt: es sei entschlossen, die durch Vertrag in Niederbaiern erworbenen Besitzungen nicht zurückzugeben. Beide Monarchen, Friedrich und Joseph II., hatten sich zu ihren an den Grenzen von Böhmen, Mähren und Schlesien versammelten Heeren begeben, Friedrich mit der Absicht, die Gerechtsame des Herzogs von Zweibrücken zu vertheidigen, Joseph, um die Ansprüche seines Hauses zu behaupten und sich neuen Waffenruhm zu erkämpfen. Von Preußen war die Hoffnung, Baierns Integrität zu erhalten, damals schon aufgegeben worden. Unumwunden äußerte sich Görtz hierüber in einem Schreiben vom 8. Mai 1778 mit den Worten: „Der König von Preußen verlangt Nichts für sich, sondern nur die Befriedigung seiner Alliirten und die Erhaltung des Gleichgewichts. Es ist freilich nach den von Anfang gethanen Schritten von kaiserlicher Seite nicht zu hoffen, daß ganz Baiern wieder zurückgegeben werde. Allein die Erhaltung des Friedens ist vielleicht möglich, dies dem pfälzischen Hofe, dem Herzoge von Zweibrücken und dem Reiche weniger nachtheilig zu machen." In einem spätern Schreiben vom 12. Mai 1778 fügte Görtz hinzu: „Die böhmischen Lehen in der Oberpfalz, vielleicht auch ein Theil der Niederlande, könnten wol zur Entschädigung und letztere für den Herzog gleich abgetreten werden. Auch würde von Niederbaiern noch viel zu retten sein, aber die Mitwirkung des Herzogs ist nöthig." Demgemäß trug Görtz bei dem zweibrücker Hofe darauf an, daß unverzüglich ein Bevollmächtigter des Herzogs nach Berlin gesendet werden möchte. Von dem Erfolge der Unterhandlungen, äußerte Görtz, erwarte er zwar nicht viel, doch verlange der König, der Herzog möchte wenigstens vorläufig erklären, ob er sich in die Unterhandlung einlassen wolle und allenfalls, was er für Bedingungen wünsche.

Indessen hatte sich die Kaiserin Maria Theresia bereit und entschlossen erklärt, Alles, was sie durch ihre Truppen in Baiern und in der Oberpfalz habe in Besitz nehmen lassen, zurückzugeben und den Kurfürsten der durch die Uebereinkunft vom 3. Jan. eingegangenen Verpflichtungen zu entbinden, wenn Preußen auf die Vereinigung der Fürstenthümer Ansbach und Baireuth mit der Primogenitur seines Hauses so lange entsagte, als in denselben nachgeborene Prinzen vorhanden wären. Diese Vorschläge hatte Friedrich II. für nicht annehmbar erklärt mit dem Bemerken, daß die innern Verhältnisse seines Hauses einem Dritten Nichts angingen und er nicht zugeben könne, daß dieselben mit den Ansprüchen Oesterreichs in gleicher Weise behandelt würden. Indessen hatte sich das Gerücht verbreitet, daß es nur bei ihm gestanden, Baiern ganz zu retten, wenn er Oesterreichs angebotene Verzichtleistung unter den verlangten Bedingungen angenommen hätte. In Bezug auf dies Gerücht äußerte Görtz, daß der König nur die Waffen ergriffen, um die Sache seiner Mitstände zu verfechten. Man könne jedoch nicht von ihm erwarten, daß er, außer den ungeheuern Kriegskosten, auch noch andere Opfer bringen solle. Man werde am Ende selbst fühlen, wie wenig aufrichtig die österreichische Proposition gemeint wäre und daß selbst gegen Oesterreichs Verzicht auf ganz Baiern der König nicht einer rechtmäßigen Erbfolge entsagen und eine Uebereinkunft aufgeben könnte, welche mit Zustimmung seines ganzen Hauses schon vor 26 Jahren geschlossen worden. Das könne der König nicht, ohne seiner Ehre zu nahe zu treten. Jeder einsichtsvolle und gutgesinnte Rechtsstand müsse den Widerspruch des wiener Hofes gegen Familienverträge als einen Eingriff in die Gerechtsame der Fürsten betrachten und wünschen, daß die Vereinigung der Fürstenthümer in Franken mit der preußischen Monarchie soviel als möglich das Gleichgewicht erhalte.

Von zwei fremden Mächten, Frankreich und Rußland, waren unterdessen entscheidende Schritte geschehen, um einem Kriege vorzubeugen und die entzweiten Parteien zu versöhnen. Zur Anknüpfung von Friedensunterhandlungen ward die Stadt Teschen bestimmt. Die Bevollmächtigten, welche dort am 13. Mai 1779 erschienen, waren von Seiten Rußlands der Fürst Repnin, von Seiten Frankreichs der Baron von Breteuil, beide als Minister der vermittelnden Mächte; von Seiten Oesterreichs der Graf von Cobenzel, von Seiten Preußens der Freiherr von Riedesel. Der Kurfürst von Pfalzbaiern hatte den Grafen von Törring-Seefeld bevollmächtigt, der Kurfürst von Sachsen den Grafen von Zinzendorf, der Herzog von Zweibrücken den Herrn von Hohenfels. An diesen Unterhandlungen nahm Görtz im Wesentlichen keinen Antheil. Mit Wärme aber verwandte er sich für den Herzog von Zweibrücken, dessen Interesse er den Staatsministern Finkenstein und Herzberg aufs Angelegentlichste empfahl. Bei den angeknüpften Friedensunterhandlungen mußte, neben der Schwierigkeit, die verschiedenen, zum Theil völlig entgegengesetzten Interessen zu beseitigen, auch ein gewisser Geist von Mistrauen und Bitterkeit besiegt werden, der sich der streitenden Parteien bemächtigt und sich unter ihnen durch zahllose officielle und nicht officielle Schriften verbreitet hatte. Nicht ohne Mühe gelang es, endlich alle Schwierigkeiten zu überwinden. Am 13. Mai 1779 wurden die verschiedenen Conventionen und Urkunden des Tractats unterzeichnet [11]).

Nur kurze Zeit verweilte Görtz nach Beendigung des baierischen Erbfolgestreites in Berlin, wohin ihm seine

11) Vergl. die Schrift: Der Teschnische Friedensschluß vom Jahre 1779, mit Anmerkungen von J. J. Moser. (Frankf. a. M. 1779. 4.), wo man die einzelnen Tractate verzeichnet findet.

Familie gefolgt war. Friedrich II. ernannte ihn zum Gesandten am russischen Hofe. Es war ein ehrenvoller Posten, den der Graf von Solms 17 Jahre bekleidet und nur wegen seiner leidenden Gesundheit niedergelegt hatte. Bei dem hohen Werthe, den der König auf seine enge Verbindung mit dem russischen Hofe legte, war es ein ausgezeichneter Beweis seines Vertrauens, diese Stelle einem Fremden zu verleihen, der sich erst seit so kurzer Zeit in preußischen Diensten befunden. Für Görtz hatte jedoch diese neue Bestimmung wenig Lockendes [12]). Sein Einkommen ward dadurch nicht hinlänglich vermehrt und er war nicht reich genug, um den erwähnten Gesandtschaftsposten ohne Nachtheil für sein Vermögen antreten zu können. Der von dem Könige ihm bewilligte Gehalt von 10,000 Thlrn. war nicht hinreichend für einen anständigen Haushalt eines Gesandten in Petersburg, der dorthin seine Familie mitnehmen wollte. Mit der Summe von 1200 Thlrn., die ihm für seine erste Einrichtung in St. Petersburg angewiesen worden, war nur ein kleiner Theil der nothwendigsten Ausgaben gedeckt. Unter solchen Umständen war es eine schwierige Aufgabe für Görtz, die Pflichten gegen seinen Monarchen und gegen seine Familie zu vereinigen, ohne das Vermögen der letztern empfindlich zu schmälern. Er war dadurch in die Nothwendigkeit versetzt, die Gesandtschaft in Petersburg mit Zurücklassung seiner Familie in Berlin anzutreten. Es war, wie Görtz sich selbst darüber ausdrückt, das schwerste Opfer, das er dem ihm übertragenen Dienste bringen konnte. Vor seiner Abreise hielt sich Görtz noch drei Wochen in Potsdam auf nach dem ausdrücklichen Wunsche des Königs, der, genau bekannt mit den Verhältnissen des russischen Hofes, ihm das Nöthige darüber mittheilte und dazu täglich, gewöhnlich nach der Tafel, drei bis vier Stunden verwendete. Seine Aufträge ertheilte er ihm größtentheils unmittelbar; doch erhielt Görtz von dem Ministerium noch eine Instruction. Vor Allem lag dem Könige daran, das Freundschaftsbündniß mit Rußland nicht nur zu erhalten, sondern noch fester zu schließen. Diese Verbindung gründete sich auf einen im J. 1760 für die Zeit von acht Jahren geschlossenen Vertrag, der 1772 auf die gleiche Zeit erneuert worden und für Preußen bei dem baierischen Erbfolgestreite von großem Vortheile gewesen war.

Die Kaiserin Katharina hatte, als Görtz im September 1779 in Petersburg anlangte, den höchsten Gipfel ihres Ruhms und ihrer Größe erreicht. Ziemlich ungünstig lautete die Schilderung, die Görtz von ihr entwarf. „Sie ist," äußerte er, „eine Frau von ausgezeichnetem Verstande und Charakter. Aber bei der hohen Stufe, auf der sie steht, muß es allein der Nachkommenschaft vorbehalten bleiben, ein unparteiisches Urtheil über sie zu fällen, wenn sie nicht mehr ist. Katharina besitzt einen außerordentlichen Grad von Eitelkeit, hervorgebracht und genährt durch die an sie verschwendeten Schmeicheleien. Sie ist Meisterin in der Verstellungskunst und man möchte beinahe sagen, Alles an ihr sei Verstellung. Selbst ihre Feinde müssen ihrem großen Verstande Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie leitet und entscheidet selbst alle wichtigen Angelegenheiten; ihr Wille ist das Machtgebot für die Minister, die nie demselben entgegen zu handeln wagen und dessen treue Vollstrecker sie stets sind."

Günstiger lautete die Schilderung, welche Görtz von dem Sohne und Thronfolger der Kaiserin, dem damaligen Großfürsten und nachherigen Kaiser Paul entwarf. Einige Zeit nach seiner Ankunft in Petersburg äußerte er sich über diesen Fürsten mit den Worten: „Unterwürfig und ehrerbietig als Sohn, zärtlich, treu, gefällig als Gatte, aufrichtig, beständig und bescheiden als Freund, vereinigt Paul alle Eigenschaften, die Liebe und Vertrauen einflößen können. Mit einem regen Gefühle für Wahrheit und Gerechtigkeit verbindet er Verstand, richtiges Urtheil, Bescheidenheit, Kenntnisse und das größte Verlangen, sein Volk einst glücklich zu machen. Er fängt an, seine frühere Heftigkeit und manche jugendliche Unbesonnenheit abzulegen und seine Strenge, weit entfernt bei einem Prinzen von so vortrefflichem Charakter ein Fehler zu sein, erscheint als nothwendig, um nicht schwach zu sein" [13]). Unerschöpflich ist Görtz in dem Lobe der Gemahlin des Großfürsten, der nachherigen Kaiserin Maria. „Sie besitzt," schrieb er, „Alles, was glücklich machen kann, Schönheit und Verstand, einen sehr gebildeten Geist und ein vortreffliches Herz; sie ist ihres Gemahls erste Freundin und Vertraute, eine zärtliche und gefällige Gattin, eine sorgsame, liebevolle Mutter, ein erhabenes Bild von Tugend und Reinheit an dem verdorbenen Hofe ihrer Schwiegermutter."

Eine unumschränkte Gewalt übte am petersburger Hofe, als Görtz dort ankam, der von der Kaiserin Katharina begünstigte Fürst Potemkin aus, der bereits auf der höchsten Stufe seines Glückes stand. Görtz beurtheilte ihn günstiger als manche andere Schriftsteller [14]) in einer bald nach seiner Ankunft in Petersburg entworfenen Schilderung, die er nie wieder zurücknahm. „Vor allen Andern," schrieb er, „zeichnet sich am Hofe der Fürst Potemkin aus, nicht nur, weil er sich die sicherste Einwirkung auf die Kaiserin zu verschaffen wußte, sondern auch, weil er derjenige ist, der am meisten Talente, Geschicklichkeit und Gewandtheit besitzt, um solche beizubehalten. Es ist bekannt, daß er sich den Weg zuerst durch die Liebe erwarb; aber sowol durch seinen Geist als durch seine Gewandtheit über alle seine Umgebungen erhaben, hat er sich der Kaiserin so zu bemächtigen gewußt, daß sich Alles vor ihm beugt. Weit entfernt, ein gewöhnlicher Mensch zu sein, ist er unstreitig in seinem Vaterlande ein ausgezeichneter Mann, und dies würde er auch in jedem andern Lande sein, wenn seine natürlichen Anlagen durch eine gute Erziehung die richtige Leitung erhalten hätten."

Die Schwierigkeit, mit diesem Günstlinge in nähere Berührung zu kommen, schilderte Görtz ungefähr zu der-

12) Vergl. die von ihm selbst geschriebenen historisch-politischen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben. (Stuttgart 1827.) 1. Th. S. 107

13) Vergl. des Grafen Segur Memoires ou souvenirs et anecdotes. Tom. I. p. 220 seq.

14) Chr. W. Dohm's Denkwürdigkeiten ꝛc. 2. Th. S. 406.

selben Zeit mit den Worten: „Man findet ihn beinahe niemals weder am Hofe, noch in Gesellschaften und zu Hause sind seine Vorgemächer mit Höflingen angefüllt, unter welche sich zu mischen einem fremden Gesandten nicht geziemt. Er steht selten vor 11 Uhr auf und dann harren 100 bis 200 Personen in seinem Vorzimmer auf Gehör. Nach Tische ruht er wieder bis 5 Uhr, wo bei seinem Erwachen sein Vorzimmer wie Vormittags überfüllt ist. Vergebens sucht man ihn in Gesellschaften auf; er kommt in keine. Er hat zwar Aufmerksamkeit für die Gesandten fremder Mächte, welche ihn um eine Stunde ersuchen lassen; allein ohne besondere Aufträge zu haben, will man solche nicht verlangen." In den engern und vertrauten Cirkel Potemkin's aufgenommen zu werden, gelang Görtz nicht. Doch gab ihm der Fürst mehrfache Beweise seiner Achtung.

Ueber sechs Jahre, vom September 1779 bis zum October 1785, befand sich Görtz als Gesandter am russischen Hofe. Reich war diese Periode an großen und interessanten Ereignissen, reicher noch an wichtigen und folgenreichen Verhandlungen, an denen er selbst meist Theil genommen hatte. Der erste Auftrag, den er von dem preußischen Hofe erhalten, bestand in dem Vorschlage einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte. Auf eine nicht nur für das Interesse seines Hofes als auch für ihn persönlich nachtheiligere Art hätte Görtz seine Sendung kaum eröffnen können zu einer Zeit, wo Katharina sich mit dem Riesenplane beschäftigte, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen. Dazu aber war ihr die Allianz mit Oesterreich und auch mit England nothwendig und von einer wie von der andern Macht glaubte sie eine ungleich kräftigere Unterstützung erwarten zu können als von Preußen. Unter so ungünstigen Verhältnissen mußte Görtz, ungeachtet seiner Staatsklugheit und Gewandtheit, alle seine Bemühungen scheitern sehen. Am Ende seiner Sendung schienen die frühern Bande zwischen Rußland und Preußen so locker geworden zu sein, daß beide Höfe sich über die wichtigsten Gegenstände in einem offenbaren Widerspruche und in einer unfreundlichen Stellung gegen einander befanden. Görtz war daher froh, als er die wiederholt und lange vergeblich erbetene Entlassung von einer Stelle erhielt, in der sein eifrigstes Streben an der Gewalt der Umstände gescheitert war.

Das Mislingen seiner ersten Unterhandlung in Petersburg hatte Görtz seinem Hofe dadurch weniger fühlbar machen wollen, daß er die Aufmerksamkeit des russischen Ministeriums auf einen Gegenstand richtete, von dem er sich, bei Katharina's Eitelkeit, einen glücklichen Erfolg versprach. Ueber Rußlands Verhältnisse zum teutschen Reiche hatte er mehrfache Unterredungen mit den Staatsministern Ostermann und Panin. Aber beide waren, zu seinem Befremden, mit den teutschen Angelegenheiten beinahe gänzlich unbekannt. Er bemühte sich daher, ihnen die nöthigste Kenntniß darüber zu verschaffen und sie zu überzeugen, wie große Vortheile sich für Rußland ergeben würden, wenn es auf das teutsche Reich Einfluß gewänne. Außer persönlichen Besprechungen entwarf er noch eine Denkschrift, worin er mit vieler Feinheit und großer Schonung jene Vortheile und die verschiedenen bei diesem Gegenstande zu beachtenden Interessen erörterte.

In dieser Denkschrift, die hier auszugsweise eine Stelle verdient, heißt es unter Anderem: „Frankreich und Schweden sind seit anderthalb Jahrhunderten die Garanten der teutschen, durch den westfälischen Frieden festgesetzten Verfassung gewesen. Dieser Eigenschaft verdanken beide Kronen den für eine große Macht so ruhmvollen Vortheil, die Beschützer und oft die Wohlthäter minder mächtiger Fürsten zu sein. Noch andern Gewinn hat Frankreich daraus gezogen, während Schweden durch die seit Anfang des Jahrhunderts erlittenen Revolutionen zu viel an Macht verloren hat, um seiner Garantie einiges Gewicht zu geben. Seit 50 Jahren hat daher Teutschland im Grunde nur eine fremde Macht zum Garanten seiner Constitution. Der teschener Frieden, das Werk des Wohlwollens der russischen Monarchie für Teutschland, hat diesem einen neuen Garanten gegeben, dessen Macht, Politik und Lage größeres Vertrauen einflößt, als die beiden ursprünglichen Garanten, wovon der Eine wegen Entkräftung, der Andere wegen des Andenkens an die Regierung Ludwig's XIV. und an seine für Teutschland so nachtheiligen Projecte sowol, als wegen der Nachbarschaft, nie das unbegrenzte Vertrauen genießen kann, welches Rußland erwarten darf und wodurch diese Macht, als Garant des westfälischen Friedens, Gelegenheit erhält, seinen ganzen wohlthätigen Einfluß auf das teutsche Reich zu entwickeln, was vielleicht schon in dem Plane Peter's des Großen gelegen, aber nun Katharina II. vorbehalten scheint. Um jedoch sich in eine Stellung zu versetzen, in welcher man mit vollem Grunde die Wünsche und Bitten zu beurtheilen vermag, welche die teutschen Fürsten ihrer Beschützerin vortragen könnten und um diese in ihrem Vertrauen zu bestärken, ist es nothwendig, daß nicht, wie bisher, nur am Sitze des teutschen Reichstags, sondern im Mittelpunkte von Teutschland, ein russischer Minister bei den Kurfürsten und Fürsten unmittelbar accreditirt werde, damit dieser an Ort und Stelle selbst von allen Verhältnissen urtheilen und seinem Hofe darüber Aufklärung geben könne. Durch eine solche Ernennung wird Rußland den sprechendsten Beweis seiner Theilnahme an Teutschlands Wohle geben, das Vertrauen der teutschen Fürsten erwerben und zu ihrem Besten im Stande sein, gleich beim Entstehen manche Irrungen und Missverständnisse, die in der Folge bedeutend werden können, beizulegen, sich selbst aber durch ein solches Uebergewicht in Teutschland einen noch größern Einfluß auf die ersten europäischen Höfe verschaffen, die mit den teutschen Fürsten in freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Verhältnissen stehen. Frankreich hat beinahe an allen vorzüglichen teutschen Höfen und selbst in bedeutenden Städten Gesandte oder Residenten: in Mainz, Coblenz, Bonn, München, Cassel, Lüttich, Nürnberg und Frankfurt. Großbritannien, die Republik Holland, Dänemark haben deren drei oder vier

an verschiedenen Orten Teutschlands. Da aber Frankfurt oder Mainz als der Mittelpunkt des teutschen Reichs zu betrachten ist, so haben alle jene Mächte, sowie Oesterreich und Preußen, gewöhnlich einen Gesandten an einem dieser Orte, der zugleich an mehren Höfen bevollmächtigt und folglich im Stande ist, sich immer an denjenigen zu begeben, wo seine Gegenwart am nützlichsten sein kann."

Durch die in dieser Denkschrift enthaltenen Ansichten überzeugten sich die russischen Minister von den Vortheilen und die Kaiserin Katharina von dem Ruhme, den die Uebernahme und Geltendmachung der Garantie von Teutschlands Verfassung bringen dürfte. Sofort ward der Entschluß gefaßt, die dazu nöthigen Einleitungen zu treffen. Bald aber nahmen wichtigere und dringendere Geschäfte die ganze Aufmerksamkeit des russischen Cabinets in Anspruch und erst im J. 1781 kam die Sache zur Ausführung, als der Graf Nicolaus Romanzoff, ein Sohn des Feldmarschalls, zum russischen Gesandten in Teutschland ernannt wurde und hierzu eine unter Mitwirkung des Grafen von Görtz entworfene Instruction erhielt.

Der früher erwähnte Plan der Kaiserin Katharina, die Türken aus Europa zu vertreiben und ein griechisch-orientalisches Kaiserthum zu gründen, harmonirte nicht mit der Politik und dem Handelsinteresse Frankreichs. Es war der Wunsch des französischen Cabinets, die Staaten des osmanischen Reichs ungeschmälert zu erhalten. Aber Frankreich war durch einen kaum beendeten Krieg zu sehr geschwächt, um ernstliche Maßregeln ergreifen zu können. Durch Nachgiebigkeit auf der einen Seite und durch geschickte Unterhandlungen auf der andern mußte es seinen Endzweck zu erreichen suchen. In dieser Absicht wurden von Frankreich Unterhandlungen mit Oesterreich und Preußen angeknüpft, deren Hauptzweck war, die russische Kaiserin von einem feindseligen Unternehmen gegen die Pforte abzuhalten [15]).

Ganz anders als die französischen Diplomaten betrachtete der preußische Staatsminister von Herzberg Rußlands und Oesterreichs Plan gegen die Pforte. Er nahm dabei freilich das Interesse seines Hofes zum Augenmerk. In einem Schreiben an Görtz vom 28. Dec. 1782 hatte er sich mit den Worten geäußert: „Ich gestehe, daß ich es als kein Unglück betrachten kann, wenn die beiden Kaiserhöfe ihr großes Project gegen die Pforte ausführen und zwar aus folgenden Gründen: Wenn denselben ihr Unternehmen nicht gelingt und sie vielmehr von den Türken geschlagen werden, wie ich von den Hilfsmitteln, der natürlichen Tapferkeit und dem Fanatismus dieser Nation und von den Schwierigkeiten sie anzugreifen erwarte, so werden beide Mächte geschwächt, ihre gegenseitige Freundschaft wird erkalten und Rußland um so früher wieder zur Verbindung mit uns zurückkehren. Gelingt es im Gegentheile dieser Macht, Griechenland zu erobern und dort eine neue regierende Linie festzusetzen, so ist zu erwarten, daß früher oder später der neue Souverain Preußens Freund und Alliirter und Oesterreichs natürlicher Feind wird, weil diese Macht ihm weit gefährlicher ist als die Pforte und daß der wiener Hof, auf allen Seiten von Rußland und Preußen umgeben, sich in einer ungleich weniger vortheilhaften Lage befinden wird als früher, selbst wenn derselbe die entvölkerten Provinzen von Serbien, Bosnien, Dalmatien und selbst Bulgarien erhalten sollte. Dies ist ganz unbezweifelt und scheint auch der Grund zu sein, warum der Fürst Kaunitz sich der Ausführung des Projectes widersetzt, was seiner Staatsklugheit Ehre macht. Es kann endlich noch ein dritter Fall eintreten: daß nämlich die beiden Kaiserhöfe, wenn sie einmal begonnen haben, zum gänzlichen Erfolg die Hilfe Preußens nöthig finden, wie dies bei der Theilung Polens geschah und folglich uns Vortheile einräumen müssen, um Oesterreichs Vergrößerung zu compensiren, welche im Grunde von dieser Seite doch immer unscheinbar und für uns keineswegs gefährlich sein wird."

Mit dieser Ansicht schien Görtz völlig einverstanden. In seiner Antwort auf diesen Brief äußerte er: „Es ist selbst wünschenswerth, daß Rußland und Oesterreich nicht zögern, Hand ans Werk zu legen, denn es möchten bald zwei Fälle eintreten, wo es für Preußens Interesse sehr wünschenswerth wäre, entweder, daß die Allianz zwischen beiden Kaiserhöfen gebrochen oder daß sie anderswo zu sehr beschäftigt wären, um auf solche ihre ganze Aufmerksamkeit zu richten. Der erste dieser Fälle wäre der Tod des Kurfürsten von Pfalzbaiern, der zweite der des Königs von Polen. Beide Fälle dürften bei dem Alter und der Hinfälligkeit dieser Regenten nicht weit entfernt sein und dann müßte man mit Grund besorgen, das eine oder das andere dieser Ereignisse könnte die verbündeten Kaiserhöfe in eine feindselige Stellung, vielleicht gar in den Kriegszustand gegen Preußen versetzen. Das Erstere, weil Oesterreich dann zuverlässig den nur verschobenen, nicht aufgegebenen Plan eines Ländertausches auszuführen trachten würde, das Letztere, weil Rußland und Oesterreich den Einfluß Preußens auf die neue Königswahl verhindern und einem diesen Mächten ergebenen Candidaten zum Thron verhelfen würden."

In Görtz regte sich die nicht ungegründete Besorgniß: Joseph's II. Absicht sei nur, mit Rußland eine Allianz zu schließen, um dadurch die zwischen dieser Macht und Preußen bestandene Verbindung zu schwächen, bis Zeit und Umstände einträten, sie gänzlich zu zerstören. Er meinte, daß streng genommen eine Allianz zwischen Rußland und Oesterreich mit einem der Artikel des zwischen Rußland und Preußen im J. 1764 geschlossenen Vertrages nicht harmonire, weil in jenem Artikel bestimmt worden sei: keine der beiden contrahirenden Mächte dürfte Verbindungen eingehen, die jenem Vertrage entgegenliefen. Endlich besorgte Görtz, der Kaiser Joseph möchte leicht ein Bündniß mit Rußland benutzen, um über die Türken, über Venedig, den Papst und alle Staaten herzufallen, die für seine Erwerbungslust einen Reiz haben könnten. Nicht einmal des Königs Beitritt

15) Interessante Aufschlüsse über diese Unterhandlungen findet man in der von Flassan herausgegebenen Histoire générale et raisonnée de la diplomatie française. Seconde édition. (Paris 1811.) Vol. VII. p. 376 seq.

zu einer solchen Allianz wollte ihm gefallen. Er glaubte vorauszusehen, daß dadurch das Mistrauen aller Mächte gegen dies neue Bündniß wachsen und der König das Ansehen, das er sich in dem baierischen Erbfolgestreite erworben, wieder einbüßen würde. Daher hielt Görtz für den Fall, daß doch jene Allianz zu Stande käme, es für rathsam, wenn eine geheime Uebereinkunft zwischen Katharina und Friedrich geschlossen würde, worin man sich über die Maßregeln verständigte, um den neuen Vertrag für Preußen so wenig nachtheilig als möglich zu machen und zu verhindern, daß dieser Vertrag der seit 1764 zwischen Rußland und Preußen bestehenden Allianz nicht schade [16]).

Den Grafen Görtz über diese Besorgnisse zu beruhigen gelang den russischen Staatsministern Panin und Ostermann nicht. Er wußte, daß Katharina seit einiger Zeit gewohnt war, nach eigener Ansicht zu handeln und ihre Minister weder im Voraus zu Rathe zu ziehen, noch sie von dem, was wirklich geschehen, eher, als sie es für gut fand, in Kenntniß zu setzen. Selbst der Fürst Potemkin schien keinen wesentlichen Einfluß auf die Politik im Allgemeinen zu haben. Unter solchen Verhältnissen sah Görtz voraus, daß seine wenn auch noch so richtigen Ansichten den gewünschten Eindruck nicht machen und den Abschluß einer Allianz mit Oesterreich nicht verhindern würden. Die einzige Hoffnung eines günstigen Erfolgs beruhte für ihn noch darauf, wenn es gelänge, die Kaiserin zu überzeugen, daß ein Bündniß mit Oesterreich weder Rußland einigen Vortheil bringen, noch der Ausführung ihres Lieblingsplanes, der Gründung eines griechisch-orientalischen Kaiserthums, förderlich sein dürfte.

Gegen Potemkin und Ostermann äußerte sich Görtz darüber, wo er es zweckmäßig fand. Er bemerkte unter Anderem: Der mächtigen Monarchie des größten Reichs und ihrer Politik sei es durchaus nicht angemessen, zu behaupten, die Verbindung mit Oesterreich wäre für die russische Kaiserin vortheilhaft, um ihre Staaten gegen die Unternehmungen der Türken zu sichern. „Rußlands eigene Kräfte," äußerte Görtz, „sind ohne allen fremden Beistand mehr als hinreichend, um es mit der ganzen Macht der Pforte aufzunehmen. Bei dem verheerten Zustande der Krimm kann solche voraussichtlich nicht lange mehr zum Kriegsschauplatze dienen. Eine einzige Armee von 50,000 Mann regelmäßiger Truppen, bei Eröffnung eines Feldzuges gegen Oczakow und in der Folge gegen die Moldau vorgerückt, kann alle Streitkräfte der Osmanen im Zaume halten. Vergebens erwartet die Kaiserin, daß ihre Verbindung mit Oesterreich allein sie in Stand setzen wird, ihren Lieblingsplan gegen das osmanische Reich auszuführen, vorgeblich, daß sie dadurch den andern europäischen Staaten, die ein Interesse haben, sich ihren Absichten zu widersetzen, imponiren kann. Grade eine solche Verbindung muß die Eifersucht und die Besorgnisse dieser Staaten in einem Grade erregen, welche der Ausführung jenes Planes unübersteigliche Hindernisse entgegensetzen werden. Und wer würde am Ende gewinnen, wenn die Trümmer des türkischen Reiches mit einer Macht getheilt werden sollten, die für Rußland furchtbarer ist, als die Türken es je werden könnten? — Wollte man auch unbeachtet lassen, welche Folgen eine Verbindung mit Oesterreich auf den Einfluß Rußlands in Polen und anderswo herbeiführen dürfte, so ist doch unverkennbar, daß jeder Zuwachs an Macht des wiener Hofes das Fortschreiten des russischen Uebergewichtes hemmen wird. Und darauf ist eben Kaiser Joseph's tief durchdachter Plan gerichtet. Er will sich eines Bündnisses mit Rußland bedienen, um der Kaiserin die erhabene Rolle einer Schiedsrichterin von Europa zu entreißen und sich selbst sie zuzueignen."

Diese Gründe verfehlten ihre Wirkung auf die Kaiserin Katharina, die, in der Politik ihren eigenen Ansichten folgend, schon längst den schwer auszuführenden Plan entworfen hatte, die Eifersucht und Abneigung zwischen Oesterreich und Preußen zu beseitigen und beide Mächte mit einander zu versöhnen. Als Vermittlerin glaubte sie in vorkommenden Fällen auf ihren Beistand rechnen zu können, selbst bei der Ausführung ihres mehrfach erwähnten Planes gegen die Pforte.

Durch die verschiedenen Nachrichten über die Unterhandlungen zwischen Rußland und Oesterreich und die fortgesetzte Weigerung der Kaiserin, den Tractat mit Preußen zu erneuern, war indessen Friedrich II. über seine eigene Stellung in Rußland so zweifelhaft geworden, daß er dem Grafen Görtz den sonderbaren Auftrag gab, ihm zu berichten, „ob er mit Rußland noch in Allianz stehe oder nicht?" worauf Görtz dem Könige die nicht minder sonderbare Antwort ertheilte: „man fahre fort, ihn dessen zu versichern."

Beruhigende Versicherungen über den Fortbestand der Allianz zwischen Rußland und Preußen erhielt Görtz von dem Großfürsten Paul. Selbst aus der Kaiserin Katharina eigenem Munde vernahm er Aeußerungen, die den Werth, den sie auf die Verbindung mit seinem Könige legte, klar zu erkennen gaben. Sie versicherte ihm, ihre Freundschaft für den König sei unveränderlich und noch ebenso wie bei ihrem Regierungsantritte. Immer werde sie Friedrich's treue Bundesgenossin bleiben und sie wünsche nur, daß der König davon völlig überzeugt sein möchte. Dessenungeachtet äußerte sich zu Ende des Jahres 1784 die Erkaltung der Kaiserin gegen Friedrich II. bei verschiedenen Gelegenheiten in sehr auffallender Weise. Davon überzeugte sich Görtz durch das Benehmen der russischen Minister, die beinahe jede Unterredung mit ihm vermieden, selbst sich ihm kaum näherten und ihn als den Gesandten einer Macht betrachteten, mit der man wol nicht lange in freundschaftlichen Verhältnissen bleiben würde. Aus dem Munde seiner vertrautesten Freunde vernahm Görtz sogar die Aeußerung, sie müßten sich von ihm entfernt halten, um sich nicht zu schaden. Daß der Großfürst Paul seinen Grundsätzen und Gesinnungen hinsichtlich der mehrfach erwähnten Allianz treu geblieben zu sein schien, war das Einzige, was dem Grafen Görtz zu einiger Beruhigung dienen konnte. Mit

16) Vergl. des Grafen Görtz Histor.-politische Denkwürdigkeiten. 1. Th. S. 243 fg.

der größten Behutsamkeit mußte jedoch Görtz fortwährend eine geheime Verbindung mit diesem Prinzen unterhalten. In vertraulichem Briefwechsel stand der Letztere auch mit Friedrich II., der sich dadurch ungleich mehr beruhigt fand, als durch die Versicherungen der Kaiserin und ihrer Minister.

Gegen Ende des Jahres 1784 hatte sich die Nachricht verbreitet: Joseph II. suche sein längst entworfenes und nie aufgegebenes Project eines Ländertausches mit Baiern auszuführen und es sei darüber eine Uebereinkunft mit dem Kurfürsten Karl Theodor getroffen worden. Diesem Tausche sich aufs Aeußerste zu widersetzen glaubte Friedrich II. seiner eigenen Ehre und dem Ansehen seines Staates schuldig zu sein und zwar aus eben den Gründen, aus denen er in dem früher erwähnten Erbfolgestreite der Zerstückelung Baierns entgegengetreten war. Görtz erhielt von dem Könige die Weisung, gegen jenen Tausch die dringendsten Vorstellungen zu machen. Der erhaltenen Instruction gemäß entwickelte Görtz dem petersburger Ministerium den nachtheiligen Einfluß, den die Ausführung des erwähnten Projectes für Teutschlands, Preußens und selbst Rußlands Interesse haben würde und erklärte sodann: der König hoffe, die Kaiserin werde, ungeachtet der Schritte ihres Gesandten in Zweibrücken, den vorgeschlagenen Tausch nicht billigen. Friedrich aber sei entschlossen, sich demselben mit allem Nachdrucke zu widersetzen. Er beschwöre daher die Kaiserin, einen Plan nicht zu billigen, der den von ihr vermittelten teschener Frieden zerstören würde.

Auf die Aeußerungen des Vicekanzlers Ostermann, daß diese Erklärung das Misfallen des russischen Hofes erregt habe, wofür er mehrfache, wenn auch wenig haltbare Gründe anzuführen sich bemühte, erklärte sich Görtz mit den Worten: „Ein Kurfürstenthum könne nicht veräußert noch vertauscht werden und dies sei in Ansehung Kurbaierns durch die im teschener Frieden garantirten Familienverträge dieses Hauses noch insbesondere als unzulässig erklärt worden. Daher wäre dies eine offenbare Verletzung des teschener Friedens, zu dessen Aufrechthaltung der König verbunden sei. Voll Vertrauen auf die Versicherung der Kaiserin, daß deren Bündniß mit Oesterreich in den Stipulationen des teschener Friedens und den durch denselben übernommenen Verpflichtungen der Kaiserin keine Veränderung hervorbringe, zweifle der König keineswegs, die Kaiserin werde bei einsichtsvoller Würdigung der obwaltenden Verhältnisse sich mit größtem Nachdrucke verwenden, den Kaiser von seinem Vorhaben abzubringen."

Ungeachtet der beruhigenden mündlichen Aeußerungen von Männern, die im russischen Cabinet den entscheidendsten Einfluß hatten, drang Görtz auf eine bestimmte und officielle Erklärung des russischen Ministeriums. Auf diese Antwort wartete er jedoch vergebens. Der russische Hof ertheilte sie seinem Gesandten in Berlin, dem Fürsten Dolgorucki. Gleichgültig konnte dies dem Grafen Görtz nicht sein. Ihm war dadurch die amtliche Einwirkung auf einen Gegenstand entzogen worden, der ihm, früherer Verhältnisse wegen, persönlich am Herzen lag. Mit Recht darob entrüstet, stellte er im Februar 1784 es dem Könige anheim, ob es dessen Interesse angemessen sein könnte, ihn länger in Petersburg verweilen zu lassen, wo der dortige Hof ihm kein Vertrauen mehr schenke.

Nicht nur für vortheilhaft, sondern selbst für nothwendig und der Lage der Dinge angemessen hielt Görtz eine Allianz Preußens mit England. Seine Ansichten hierüber theilte er dem preußischen Staatsminister Grafen von Herzberg mit. So wichtig es auch für Preußen sei, äußerte Görtz, die enge Verbindung mit Rußland beizubehalten, so widerrathe doch die Klugheit mit dieser Macht allein allürt zu sein, weil man die möglichen Ereignisse nicht voraussehen vermöge, die entweder Rußlands Allianz aufheben oder sie für Preußen unnütz machen könnten. Daher sei es nöthig, sich noch nach einer Verbindung mit einer großen Macht umzusehen und dies könnte nur Frankreich oder England sein. So groß aber die Vortheile wären, die man sich von einer Allianz mit Frankreich versprechen dürfte, so sei Frankreich bereits mit demjenigen Hofe verbunden, wegen dessen Preußen einen Allürten nöthig habe, mit Oesterreich nämlich, und außerdem dürfte auch nach allem Anscheine diese Allianz mit der russischen nicht verträglich sein. Es bliebe also nur England übrig, welches zwar durch den gegenwärtigen Krieg erschöpft, aber doch noch mächtig und für Rußland durch seinen Handel wichtig sei. Folglich biete eine Verbindung zwischen Preußen und England den weitern Vortheil dar, daß eben dadurch auch jene zwischen Rußland und Preußen befestigt werde. England aber könne wol auf dem ganzen Continente keine Macht finden, deren Allianz diesem Staate vortheilhafter wäre, als die mit Preußen, wovon England bereits die Erfahrung gemacht habe. Davon liefere die Geschichte den Beweis, denn sie enthalte keine ruhmvollere Periode als die, wo England mit Preußen verbunden war.

Indessen beschäftigte Friedrich II. der Gedanke an eine Tripel-Allianz zwischen seinen Staaten, Rußland und England. Diese Verbindung hielt Görtz, als der König ihn aufforderte, ihm seine Ansichten darüber mitzutheilen, für Preußens Interesse höchst vortheilhaft. Er betrachtete sie als das sicherste Mittel, die Kaiserin Katharina von ihrer Vorliebe für Oesterreich zurückzubringen. Um diesen Zweck zu erreichen, hielt er jedoch für nöthig, daß der König sich zuerst mit England verständigte und dann erst gemeinschaftlich mit diesem Allürten die Kaiserin zum Beitritt einladen möchte. Oesterreich würde sonst, befürchtete Görtz, von des Königs Absicht zu frühe Kenntniß erhalten und Alles aufbieten, um die Erreichung dieser Absicht zu verhindern. Uebrigens bemerkte Görtz wiederholt, wie er, nach der erlangten Kenntniß des russischen Hofes, es nicht für rathsam halte, sich auf Rußland als einzigen Allürten zu verlassen. Obgleich England diese Tripel-Allianz billigte und Rußland derselben im Wesentlichen nicht abgeneigt war, äußerte doch Katharina, daß sie für den Augenblick über dies neue System keine bestimmte Erklärung abgeben könnte, da

sie durch den Krieg in der Krimm in Unternehmungen verwickelt wäre, deren Ausgang sich nicht voraussehen lasse. So zerschlugen sich die Unterhandlungen, ohne einen Erfolg zu haben.

Eine nicht unwichtige Rolle spielte Görtz als Vermittler der durch die Gewaltschritte Joseph's II. entstandenen Streitigkeiten zwischen Oesterreich und Holland, auf die er die Aufmerksamkeit des russischen Hofes zu lenken suchte. Görtz machte den russischen Ministern bemerklich, der Kaiser Joseph habe durch die Schleifung der festen Plätze in den Niederlanden und vorzüglich weil er seine Verbindung mit Holland durch Vernichtung des Barrière-Tractats aufgehoben, diese Republik in die grösste Verlegenheit gebracht und sie nicht nur jetzt, sondern auch für die Zukunft und so lange Oesterreichs Allianz mit Frankreich bestehe, in die Unmöglichkeit versetzt, sich mit England, der Nebenbuhlerin jener Macht, zu verbinden. Daher sei es der Kaiser Joseph, welcher der Unterhandlung eines Separatfriedens zwischen England und Holland die grösste Schwierigkeit errege und dadurch das System des europäischen Gleichgewichts erschüttere. Dabei ließ es Görtz jedoch nicht bewenden. Dem russischen Vicekanzler Grafen Ostermann übergab er eine schriftliche Darstellung aller der unglücklichen Folgen, welche Kaiser Joseph's Benehmen gegen Holland für das europäische System schon jetzt habe und später noch hervorbringen werde.

Gegen die dem Kaiser Joseph zum Vorwurf gemachte Verletzung des Friedensschlusses von Münster hatte der Vicekanzler Ostermann jenen Monarchen zu rechtfertigen gesucht, indem er bemerkte, der Kaiser verlange die Oeffnung dieses Stroms, der von den Generalstaaten den holländischen Schiffen geschlossen worden, nur als ein Aequivalent für seine andern Forderungen an die Republik. Darauf bemerkte Görtz, daß es sehr wesentlich gewesen wäre, wenn der Kaiser, ehe er sich in den Besitz eines solchen Aequivalents zu setzen suchte, die Holländer gefragt hätte, ob sich die Bewilligung desselben mit ihrem Interesse vertrüge. „Die teutschen Fürsten," fügte er hinzu, „haben wol Ursache zu mancherlei Besorgnissen, wenn ein mächtiger Monarch sich nicht mehr durch einen alten Vertrag für gebunden erachtet. Ebenso kann er sich auch durch einen neuen für nicht gebunden halten. Angenommen, Europa bleibe vor der Hand ein ruhiger Zuschauer bei dem durch den Kaiser erregten Streite, was wird geschehen, wenn der Monarch nach den nämlichen Grundsätzen gegen irgend einen teutschen Fürsten zu verfahren für gut befindet, dessen Erhaltung von keiner besondern Bedeutung und den großen Mächten nicht wichtig genug dünken dürfte, um deshalb einen Krieg anzufangen? Ich erlaube mir zu fragen, was in einem solchen Falle aus der teutschen Verfassung werden würde?"

Durch die Nachricht, daß am 30. Nov. aus Petersburg ein Courier an den russischen Gesandten im Haag abgeschickt worden, hielt Görtz sich überzeugt, daß die Kaiserin in dieser Angelegenheit einen Entschluß gefaßt haben müßte. Um so dringender verlangte er, obgleich vergeblich, eine bestimmte Antwort auf die im Namen Friedrich's II. dem russischen Ministerium gemachte Eröffnung. In einer Unterredung mit dem Vicekanzler Ostermann äußerte Görtz am 3. Dec.: „Außer den wiederholten Weisungen des Königs habe ich noch zwei Beweggründe, mir eine Aeußerung zu erbitten über die Art und Weise, wie der Gegenstand von dem russischen Hofe betrachtet wird. Der eine Beweggrund sei, daß der König dadurch die Ueberzeugung erhalte, seine Eröffnung werde als ein Beweis von fortwährenden freundschaftlichen und vertrauensvollen Gesinnungen gegen die Kaiserin aufgenommen und erwidert. Der andere Beweggrund aber sei, daß der König nicht durch das längere Ausbleiben einer Antwort auf die Vermuthung gerathe, diese Antwort möchte nicht genugsam betrieben worden sein."

In diesem Gespräche hatte Görtz die bereits zu Gunsten der Holländer von ihm vorgebrachten Gründe wiederholt und weiter ausgeführt. Ostermann begnügte sich darauf zu äußern: „Holland müsse seine Kräfte kennen und wissen, ob es den Kaiser auf die Art, wie es geschehen, herausfordern könnte." Darauf entgegnete Görtz: „Es dürfte wol nicht leicht einen rechtlichen und klugen Mann geben, der nicht eingestände, daß bisher Stärke oder Uebermacht Alles gerechtfertigt hätten. Unmöglich könne man glauben, daß Holland, welches sich seine Barrière und seine Festungen habe nehmen lassen, welches seit zwei Jahren eine Menge Bedrückungen erlitten und nur das zu erhalten suche, was ihm nach abgeschlossenen Tractaten gehöre, als angreifender Theil betrachtet werden könne. Ganz Europa sei vielmehr entgegengesetzter Meinung." Den von dem Vicekanzler ausgesprochenen Verdacht, daß Friedrich II. mit Holland in einer geheimen Verbindung stände, schlug Görtz, auf das Verhältniß Rußlands zu Oesterreich anspielend, mit den Worten nieder: „Wäre das der Fall, so würde der König, treu seinen Verpflichtungen und den bestehenden Verträgen, den russischen Hof davon in Kenntniß gesetzt haben. Uebrigens vermag ich nicht zu glauben, daß es eine Macht gäbe, die vermöge ihrer Verbindungen mit Oesterreich verpflichtet sein könnte, eine so grundlose Sache zu vertheidigen."

Nicht blos durch seine verschiedenen Unterredungen mit dem Vicekanzler, auch durch den Umstand, daß man ihm die Absendung eines Courirs verschwiegen, überzeugte sich Görtz immer mehr von dem Mangel an Aufrichtigkeit und Offenheit, der seit längerer Zeit an dem russischen Hofe gegen Preußen nicht zu verkennen war. Zugleich aber überzeugte er sich, daß mehre unparteiische und aufgeklärte Staatsmänner die Ansichten der Kaiserin nicht theilten und ihr Benehmen durchaus misbilligten. Er sah ein, daß sich Katharina in ihrer Handlungsweise durch zwei Motive bestimmen ließ. Es lag ihr daran, einem Kriege zwischen Oesterreich und Holland vorzubeugen, weil diese Feindseligkeiten ihrem Lieblingsplane gegen die Pforte hinderlich sein konnten. Dann aber schmeichelte auch die Vermittelung jenes Streites ihre Eitelkeit. Durch die energische Sprache des französischen Hofes, an den sich die Generalstaaten gewandt, hatte sich auch Joseph II.

einer Beseitigung jener Streitigkeiten gefügt, welche die Ruhe Europa's in mehrfacher Art gestört haben würden[17]).

Bei der engen Verbindung, worin Rußland seit einer Reihe von Jahren mit Preußen gestanden, konnte Görtz kaum etwas Anderes erwarten, als zu einer Reise eingeladen zu werden, welche die Kaiserin Katharina im Sommer 1785 durch ihre Staaten unternahm. Erwarten konnte er dies um so mehr, da den Gesandten von Oesterreich, England und Frankreich diese Ehre zu Theil geworden war. Er fühlte sich dadurch mit Recht gekränkt. Obgleich er indessen seine Empfindlichkeit auf keine Weise zu erkennen gab, äußerte er sich doch in seinem dem Könige abgestatteten Berichte über jene Reise mit den Worten: „Entweder wird der Gesandte Ew. Majestät hier in Petersburg nicht mehr als der Gesandte einer verbündeten Macht betrachtet, oder meine Person ist dem hiesigen Hofe unangenehm."

Zu Anfange des Herbstes 1785 benutzte Görtz eine eingetretene Ruhe in dem Geschäftsgange, um von Friedrich II. sich den Urlaub zu einer Reise nach Berlin zu erbitten. Er erhielt denselben sofort. Im October verließ er Petersburg. Am 3. Nov. langte er nach einer Abwesenheit von sechs Jahren und drei Monaten bei seiner Familie in Berlin an.

Der von ihm übernommene Gesandtschaftsposten war für ihn mit Unannehmlichkeiten aller Art verbunden gewesen. Schon am 2. Nov. 1779 hatte er sich in einem Schreiben an den damaligen Kronprinzen, nachherigen König Friedrich Wilhelm II., mit dem er in fortwährendem Briefwechsel stand, mit den Worten geäußert: „Was meine Person betrifft, so schmeichle ich mir zwar, daß ich wahrscheinlich hier an den mir anvertrauten Geschäften Nichts verderben werde. Aber ich schäme mich nicht zu bekennen, daß für das Beste des Staats die Wahl des Königs nicht auf mich hätte fallen sollen. Zu der mir hier übertragenen Stelle hätte eher ein junger Mann von Talent, aber keck, unternehmend und einschmeichelnd, gewählt werden sollen, der unter dem Schutze seiner Jahre manchmal einen Schritt hätte wagen können, den ein Mann, der wie ich schon im Abnehmen ist und der außer der hiesigen Gesandtschaft noch mit einer ehrenvollen Staatsstelle bekleidet ist, aus Furcht sich zu compromittiren nicht unternehmen darf. Angefeuert durch den gnadigen Beifall, den Ew. königl. Hoheit der Wahl des Königs zu ertheilen geruhten und durch das eifrige Verlangen, dem Staate, dessen Diensten ich mich gewidmet habe, nach dem vollen Maße meiner Kräfte nützlich zu sein, werde ich Alles aufbieten, um diesen Zweck zu erreichen. Ich wage aber zu hoffen, daß Sie, gnädigster Herr, es als einen Beweis meines regen Diensteifers ansehen werden, wenn ich, in dem Falle, wo sich meine Vermuthung, außer Stande zu sein, hier nützliche Dienste zu leisten, bewähren sollte, den König bitte, meine Stelle durch einen Andern, der mehr für sie geeignet ist, ersetzen zu lassen und daß dann diese meine Bitte mir weder in den Gesinnungen des Königs, noch Ew. königl. Hoheit Nachtheil bringe. Indem ich eine so wichtige Sendung antrat, nahm ich das Beste des Staats zum Zweck und die Wahrheit zur Grundlage meiner Handlungen. Ich würde den erstern verfehlen und die letztere verletzen, wenn ich mich anders benehmen wollte."

An unangenehmen Erfahrungen hatte es ihm in Petersburg nicht gefehlt. Er hatte sich in den Erwartungen getäuscht gesehen, die er nach seiner Instruction und Friedrich's II. Versicherungen von dem Systeme des russischen Hofes haben durfte. Gleich das erste ihm übertragene Geschäft, die Unterhandlungen einer Tripel-Allianz zwischen Rußland, Preußen und der Pforte, bewies ihm, wie wenig der König von Katharina's Gesinnungen und Absichten unterrichtet war. Gescheitert waren seine eifrigsten Bemühungen, Rußlands Bündniß mit Preußen zu erneuern und eine Allianz zwischen dem petersburger und wiener Hofe zu verhindern. Das veränderte Benehmen der Kaiserin und ihrer Minister gegen ihn als preußischen Gesandten gab ihm eine gezwungene und unangenehme Stellung. Der Aufwand, den er in Petersburg machen mußte, war so beträchtlich, daß derselbe mit seiner verhältnißmäßig geringen Besoldung keineswegs harmonirte. Dadurch entgingen ihm an einem Hofe, wo der größte Luxus herrschte, im Vergleiche mit den Gesandten anderer großer Höfe, manche Gelegenheiten, sich beliebt und geltend zu machen. Er fühlte sich vor diesen Geschäftsträgern, die durch glänzende Gesellschaften und Festlichkeiten aller Art die Minister und Großen zu unterhalten und zu gewinnen suchten, tief zurückgesetzt. Von geheimen Ausgaben, irgend einen Endzweck zu erreichen, konnte durchaus nie die Rede sein. Daß er sich durch seine gründlichen Kenntnisse, durch die Richtigkeit seiner Ansichten, durch die Feinheit in seinem Betragen allgemeine Achtung erworben hatte, war der einzige Trost, der ihm in seiner unangenehmen Stellung geblieben war. Selbst die von Friedrich II. ihm gesendeten Depeschen, nicht selten in Augenblicken übler Laune entworfen, waren oft für Görtz sehr kränkend.

Zu den mannichfachen Unannehmlichkeiten, die er während seines Aufenthaltes in Petersburg zu ertragen hatte, gesellte sich noch eine ihn sehr beunruhigende Abnahme seiner Gesundheit. Eine große Schwäche und ein beinahe fortwährendes Augenübel ließ ihn befürchten, daß ein längerer Aufenthalt in dem rauhen Klima für ihn am Ende sogar den Verlust des Gesichts zur Folge haben könnte. Gegründete Ursachen hatte er daher, den König um die Abberufung von seinem Posten zu bitten. Dies geschah zu Anfange des Jahres 1786. Ungern und erst nach wiederholten Vorstellungen wurde ihm seine Bitte von Friedrich II. gewährt. Großen Beifall fand eine von ihm verfaßte Denkschrift über Rußland, die er bald nach seiner Ankunft in Berlin dem preußischen Cabinetsminister vorlegte. Görtz schilderte darin das System des russischen Hofes und die Ursachen, durch die derselbe bewogen worden, von seinen bisher dabei befolgten Grundsätzen abzuweichen. Von dieser Schilderung ging er auf

17) Siehe über den zu Fontainebleau am 10. Nov 1785 geschlossenen Friedenstractat Flassan in der Histoire de la diplomatie française. Vol. VII. p. 401. Martens in s. Erzählungen merkwürdiger Rechtsfälle. 2. Th. S. 40.

die Darstellung des Systems über, das der russische Hof gegen Preußen geltend zu machen gesucht hatte. Er entwarf zugleich ein Gemälde aller Personen, die an der Spitze der russischen Regierung gestanden oder auf dieselbe wesentlichen Einfluß gehabt. Der erwähnten Denkschrift fehlte es auch nicht an Andeutungen, wie Preußen sich gegen den russischen Hof zu benehmen habe und wie der künftige Gesandte instruirt werden dürfte. Von dringenden Geschäften befreit, hatte er in Berlin hinreichende Muße gefunden, die während seines sechsjährigen Aufenthaltes in Petersburg gemachten Beobachtungen und Erfahrungen zu Papiere zu bringen.

Bei seiner Rückkehr nach Berlin fand Görtz das preußische Cabinet vorzüglich mit den innern Unruhen in den vereinigten Niederlanden beschäftigt. Durch diese Unruhen war nicht nur diese Republik, sondern auch das mit dem preußischen Königshause eng verbundene und nahe verwandte Haus Oranien mit dem Verluste der erblichen Statthalterwürde bedroht. Nach Friedrich's II. Tode war unter diesen Umständen von seinem Nachfolger Friedrich Wilhelm II. dem Cabinetsminister von Herzberg der Wunsch mitgetheilt worden, daß ein so gewandter Diplomat wie Görtz nach dem Haag geschickt werden möchte. Dieser äußerte wiederholt seine Abneigung, ein Geschäft zu übernehmen, dessen Erfolg höchst zweifelhaft wäre. Umständlich und offen theilte Görtz seine Ansichten dem Könige mit, der ihn am 24. Aug. 1786 hatte zu sich rufen lassen, um ihm seine Aufträge zu eröffnen. Auf des Königs Frage, ob er diese Angelegenheit wirklich für so wichtig und schwierig halte, erwiderte Görtz: „Sr. Majestät sei es nicht unbekannt, in welchem Grade die Sache verwickelt sei und in was für einem hoffnungslosen Zustande sie sich befinde. Wichtig aber sei dieselbe besonders deshalb, weil der König seit seiner Thronbesteigung im Begriffe stehe, den ersten öffentlichen Schritt zu thun, von dessen Erfolge und der Art, wie er behauptet werde, die Achtung Europa's für seine Regierung abhängen könne. Schwierig sei die Unterhandlung und schwer sei es, einen Erfolg zu erzielen, weil es der Würde des Königs, seinen Grundsätzen, seinen Gesinnungen für seine erlauchte Schwester und deren Familie, endlich dem Interesse des preußischen Staates entgegenlaufe, den Prinzen von Oranien und die ganze Republik Frankreich preiszugeben und dessen Absichten zum Nachtheile Englands zu begünstigen; er betrachte die holländischen Angelegenheiten als ein Mittel, im gegenwärtigen Systeme Preußens den teutschen Fürstenbund zu befestigen[18]), da sich nun eine Gelegenheit für Preußen darbiete, durch Verhinderung der gänzlichen Abhängigkeit Hollands von Frankreich, England einen angenehmen Dienst zu erweisen, dessen König in seiner Eigenschaft als Kurfürst so wesentlich zur Errichtung jenes Bündnisses beigetragen habe. Frankreich werde nicht leicht zu bewegen sein, die Unterhandlung zu unterstützen und zur Wiedereinsetzung des Erbstatthalters in den Genuß seiner erblichen und constitutionellen Rechte mitzuwirken. Das einzige Mittel, dies zu erzielen, dürfte sein, daß der König die größte Unparteilichkeit zeige und für den Statthalter, seinen Schwager, Nichts verlange, als was ihm nach der Verfassung gebühre, nicht aber jenes, was er durch Misbrauch oder bloße Gefälligkeit erhalten haben könnte; daß der König selbst bereit sei, sich bei dem Prinzen von Oranien dafür zu verwenden, er möge von diesem Letztern abstehen, sobald er das Erstere wieder erlangt haben werde; daß der König endlich den Prinzen auffordere, sich in allen seinen Handlungen weder dem preußischen, noch englischen, noch französischen, sondern einzig und allein nur dem holländischen Interesse und Systeme ergeben zu zeigen. Es sei aber dann auch nothwendig, auf so billigen Grundsätzen fest und unabweichlich zu bestehen und sich bereit zu zeigen, dieselben, wenn es nöthig sein sollte, mit der Gewalt der Waffen durchzusetzen."

Auf die Bemerkung des Königs, daß man vor Allem Uneinigkeit mit andern Höfen vermeiden müßte, um den natürlichen Feind, Oesterreich, nicht in Vortheil zu versetzen, erwiderte Görtz: „Wie er die Sache ansehe, halte er es nicht für wahrscheinlich, daß die Festigkeit, womit Se. Majestät nur das verlange, was gerecht sei, einen Krieg herbeiführen könne. Da aber dies doch möglich wäre, so halte er es für unumgänglich nöthig, für diesen äußersten Fall die Gesinnungen Sr. Majestät zu kennen. Ohne darüber Gewißheit zu haben, könnte er in Gefahr gerathen, sich zu compromittiren und er wüßte sich auch einigen Erfolg nicht zu versprechen. Gewiß werde er Alles anwenden, um es nicht zum Aeußersten kommen zu lassen; aber er glaube auch, nur durch Festigkeit zum Ziele gelangen zu können. So sehr übrigens Frankreich wünschen möge, seinen ganzen Einfluß auf Holland zu behaupten, so sehr sei es auch dessen Interesse angemessen, die Freundschaft Preußens beizubehalten, um die beiden Kaiserhöfe an Ausführung ihrer ehrgeizigen Pläne zu verhindern. Wenn daher Frankreich sich von dem festen Entschlusse des preußischen Hofes überzeugt, so sei es wahrscheinlich, daß es nachgeben werde. Auf diese Art glaube er das nöthige Vertrauen aller Theile gewinnen und wenn es die Umstände erheischten, auch mit dem Statthalter eine bestimmte Sprache führen zu können. Englands Einmischung in die Sache könnte, sowol wegen der Parteilichkeit des londoner Hofes für den Statthalter, als wegen der Eifersucht gegen Frankreichs Einfluß auf die Republik, den Absichten des Königs hinderlich werden; durch eine offene und vertrauliche Mittheilung dieser Grundsätze könne auch dies vermieden und England veranlaßt werden, seinem Gesandten im Haag, dem Ritter Harris, den Auftrag zu ertheilen, sich bei der Sache ganz ruhig zu verhalten und daran keinen Antheil zu nehmen. Um jedoch die Gewißheit zu erlangen, daß im äußersten Falle Preußen nicht allein dastehe, möchte es vielleicht gut sein, zu sondiren, ob der König in diesem Falle auf England zählen könne."

18) Vergl. über dies Bündniß der teutschen Reichsstände zur Aufrechthaltung der teutschen Reichsverfassung, mit welchem Friedrich sich in den letzten Jahren seines Lebens ernstlich beschäftigt hatte, Chr. W. v. Dohm: Ueber den deutschen Fürstenbund. (Berlin 1785. 8.)

Aller Gründe ungeachtet vermochte Görtz nicht, den König von der Richtigkeit seiner Ansichten zu überzeugen. Er wagte es daher, den König zu bitten, die beabsichtigte Sendung nach Holland ganz aufzugeben, weil dadurch des Königs Würde und sein Ansehen im Auslande empfindlich leiden könnte. Dieser Vorschlag verfehlte seine Wirkung. Görtz erhielt vielmehr von Friedrich Wilhelm II. die Weisung, seine Reise zu beschleunigen. Zuerst sollte er sich nach Loo, wo der Erbstatthalter mit seiner Familie sich aufhielt und sodann nach dem Haag begeben. Nach der Instruction, die er am 2. Sept. 1787 empfangen hatte, war er beauftragt worden, die Anhänger des Hauses Oranien durch die Versicherung der kräftigen Vermittelung des Königs zu ermuthigen, ohne ihnen jedoch eine bewaffnete Hilfe zu versprechen. Jedenfalls war diese Sendung nicht weniger schwierig, als die beiden frühern, wobei noch der Umstand hinzukam, daß der König auf das Gelingen derselben den höchsten Werth legte.

Den nahen Ausbruch eines Bürgerkrieges befürchtete Görtz, als er auf seiner am 3. Sept. 1787 angetretenen Reise in Hanover erfuhr, daß die Staaten von Geldern den Erbstatthalter als Generalcapitain requirirt und gegen Hatten und Eilburg Truppen hätten ausrücken lassen. Zu Deventer fand er an einem seiner Jugendfreunde, dem Barone Palland von Zuitham einen entschiedenen Gegner des Erbstatthalters und seines Hauses. Palland tadelte die Grundsätze und das Betragen dieses Mannes. Er beschuldigte ihn eines fortwährenden Strebens nach größerer Macht, selbst auf Unkosten der Verfassung, einer despotischen Denkungsart u. s. w. Dabei ergoß er sich in bittern Klagen über den hoffnungslosen Zustand seines Vaterlandes.

„Wie auch immer die Umstände sein möchten," erwiderte Görtz, „so beschwöre er ihn, sogleich Alles anzuwenden, um jede Thätlichkeit zu verhindern. Noch sei es Zeit, größeres Unglück zu verhüten und dies werde geschehen, wenn alle Theile ihm (dem Grafen) ein Vertrauen schenkten, welches die reinen und edelmüthigen Absichten seines Monarchen verdienten. Er nähme keinen Anstand zu behaupten, daß seine Sendung an die Generalstaaten durch die zärtliche Theilnahme des Königs an dem Schicksale seiner geliebten Schwester und ihrer Familie veranlaßt worden. Zugleich aber dürfe er auch versichern, daß diese Theilnahme, so lebhaft sie auch sein möge, nie den König bewegen werde, sich von den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit zu entfernen, die er sich bei seiner Thronbesteigung zum unverbrüchlichen Gesetz gemacht habe. Demgemäß sei er vom Könige beauftragt, dem Prinzen von Oranien vor Allem zu rathen: er möge auf das verzichten, was er oder seine Vorfahren nur durch Mißbrauch ihres Ansehens und ihrer Macht erlangt hätten und sich mit dem begnügen, was ihm rechtmäßig und vermöge der Verfassung zukomme; er möge ferner als erster Burger des Staats seine hohen Aemter nur zum wahren Wohle des Vaterlandes ausüben, sich stets mit treuer Erfüllung seiner Pflichten beschäftigen, nie weder englisch, noch französisch, noch preußisch, sondern immer nur holländisch gesinnt sein und einzig und allein das System der Republik befolgen. Indem er keinen Anstand nähme, das Wesentliche seiner Instruction offen mitzutheilen, bitte er ihn inständigst, seine Freunde davon in Kenntniß zu setzen; er eile nun nach Loo, um bei dem Erbstatthalter seinen Auftrag zu erfüllen und allen weitern Gewaltschritten vorzubeugen; dann werde er sich nach dem Haag begeben, dort bei den Generalstaaten seinen öffentlichen Charakter annehmen und sich eifrigst bestreben, den Zweck seiner Sendung zu erreichen."

Großen Eindruck machte diese mit Offenheit und Würde geführte Sprache auf den Baron Palland, der das ihm geschenkte Vertrauen in jeder Weise zu rechtfertigen versprach. Görtz glaubte sich von dieser Verständigung mit einem der entschiedensten Gegner des Hauses Oranien den besten Erfolg versprechen zu können. In dieser Hoffnung setzte er seine Reise fort. Am 9. Sept. kam er in Loo an, wo ihm bei Hofe seine Wohnung angewiesen ward.

Daß der Erbstatthalter sich in einer sehr gefährlichen Lage befand, davon überzeugte sich Görtz durch die Ereignisse, die theils unmittelbar vor seiner Ankunft in Loo, theils während seines kurzen Aufenthaltes daselbst stattfanden. Ihm ward dadurch fühlbar, daß er mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen haben werde, um den Zweck seiner Sendung zu erreichen. Zuvörderst faßte er den Entschluß, den Zustand der Republik, sowie die Absichten und Mittel der verschiedenen Parteien genau zu erforschen und einstweilen durch ein ruhiges und festes Benehmen dem Fortschreiten des Uebels möglichst vorzubeugen. Dazu verwendete er die wenigen Tage seines Aufenthaltes in Loo vom 9. bis 12. Sept. Die meisten und wichtigsten Aufschlüsse verdankte Görtz der Gemahlin des Statthalters, einer Frau von den trefflichsten Eigenschaften, von hellem Verstande, klaren Ansichten, einer richtigen Beurtheilungskraft und männlichen Entschlossenheit. In ihr schien, wie er in spätern Jahren äußerte, der Geist Friedrich's des Großen, ihres Oheims, fortzuleben. Görtz verdankte der Prinzessin eine höchst charakteristische Schilderung aller bedeutenden Personen in den sieben vereinigten Provinzen. Ebenso richtig als belehrend fand er diese Schilderung, die ihm bei den spätern Unterhandlungen in mehrfacher Hinsicht förderlich war. In den verschiedenen Audienzen bei der Prinzessin bemühte er sich, ihre Ansichten von den gegenwärtigen und künftigen Ereignissen, sowie ihre Wünsche und Erwartungen kennen zu lernen.

Obgleich sich ihm die Ueberzeugung aufdrang, daß bei dem hoffnungslosen Zustande der Republik und besonders des Hauses Oranien die ihm übertragene Sendung ohne die früher von ihm angerathenen Maßregeln keinen wesentlichen Erfolg haben könnte, so bot er doch Alles auf, was irgend in seinen Kräften stand, um die dem Hause Oranien ergebene Partei von allen fernern Thathandlungen abzuhalten. Vor seiner Abreise suchte er noch die Prinzessin von Oranien zu bewegen, mit ihrem Gemahle und ihrer Familie einen andern Aufenthalt zu wählen. Offen sprach er seine Besorgniß aus, daß in Loo leicht ein Angriff auf die persönliche Freiheit

der Familie des Statthalters unternommen werden könnte. Diese Vorstellungen fanden Eingang. Es ward sofort Befehl ertheilt, zur Aufnahme des Statthalters und seiner Familie das Schloß von Nimwegen bereit zu halten.

Auf der Reise nach dem Haag kam Görtz zu Amersfort in nahe Berührung mit mehren dort versammelten Mitgliedern der Staaten von Utrecht, die er mit dem Endzwecke seiner Mission bekannt machte. Gegen die Anhänger des Hauses Oranien benahm er sich mit eben der Offenheit, womit er einige Tage zuvor in Deventer zu den Gegnern jenes Hauses gesprochen hatte. Görtz äußerte: „Ohne besondere Verhaltungsbefehle in Bezug auf die gegenwärtige Lage der Provinz Utrecht zu haben, sei er angewiesen, die Unterstützung seines Hofes allen denen zuzusichern, deren Streben dahin gehe, die Verfassung der Republik und die constitutionellen Rechte des Statthalters aufrecht zu erhalten. Er sei beauftragt, dies unter der Mitwirkung des französischen Hofes zu erzielen; es scheine ihm aber, daß in dem gegenwärtigen Augenblicke, wo die Faction, welche die Provinz Holland beherrsche, die Maske abgeworfen und die Vorrechte der andern Provinzen, namentlich die von Geldern und Utrecht, angegriffen habe, diese durch eigene Standhaftigkeit mehr als durch Andere zur Rettung der Republik beitragen könnte. Ihnen komme es daher zu, sich zu diesem Endzwecke zu vereinigen, mit muthiger Entschlossenheit zu handeln. Erst dadurch würden die fremden Mächte eine gerechte Veranlassung finden, sich für die Provinzen zu interessiren. Ihm scheine auch, da Frankreich ebenso gut der Verbündete der Provinzen Geldern und Utrecht als der Provinz Holland sein könnte, daß sie sich dahin wenden und die Dazwischenkunft dieses Alliirten verlangen sollten. Würden sie dann auch zu gleicher Zeit das nämliche Vertrauen dem Könige von Preußen als Freund und Nachbar bezeigen, so glaube er, ohne jedoch hierüber zur Zeit die Gesinnungen seines Hofes zu kennen, hoffen zu dürfen, Se. Majestät werden den Staaten ebenfalls ihre mächtige unbefangene Vermittelung angedeihen lassen."

Ein Mann wie Görtz, der seinen Ruhm darin suchte, stets dem in ihn gesetzten Vertrauen zu entsprechen, mußte sich während der unmittelbaren Verhandlungen zwischen den Höfen von Berlin und Versailles in der unangenehmsten Lage fühlen. Befremdend war für ihn das Benehmen seines ehemaligen Freundes, des französischen Gesandten Marquis von Verac. Auf ihn und den französischen Hof hatte Görtz die größte Hoffnung eines glücklichen Erfolgs seiner Sendung gebaut. Schon aus Loo hatte Görtz den Marquis von seiner nahen Ankunft im Haag benachrichtigt und dabei seine Freude ausgedrückt, ihn wiederzusehen und gemeinschaftlich mit ihm sich einem ebenso wichtigen als ehrenvollen Geschäfte zu unterziehen. In einem etwas kältern Tone war die Antwort des Marquis abgefaßt. Doch äußerte er zugleich sein Bedauern, daß die Ereignisse im Haag leicht ihre alte Freundschaft auf eine sehr empfindliche Art stören könnten, daß diese unglücklichen Ereignisse der unklugen Hartnäckigkeit des Statthalters beizumessen wären u. s. w. Diese Aeußerungen, verbunden mit den Nachrichten, die er während seines Aufenthaltes in Loo über die Gesinnungen des französischen Hofes eingezogen, weckten in Görtz neue Besorgnisse und schlugen seine Hoffnung auf eine entsprechende und thätige Mitwirkung des Marquis von Verac nieder. Schon in Loo hatte er in einem dem Könige von Preußen gesandten Berichte sich mit den Worten geäußert: „Ich werde Alles, was in meinen Kräften steht, anwenden, um die Mitwirkung des französischen Gesandten und seines Hofes zu erlangen. Sollte es mir aber nicht gelingen, wie man hier in Loo allgemein glaubt, so dürften alle meine Bemühungen, wären sie auch von größern Talenten als den meinigen unterstützt, leicht vergeblich sein."

In einem Gespräche mit dem Marquis Verac hatte dieser geäußert, es scheine ihm fast unmöglich, daß sie gemeinschaftlich etwas Gutes wirken könnten. Durch diese Aeußerung fühlte sich Görtz sehr unangenehm berührt. Er überließ sich jedoch noch immer der Hoffnung, eine den Umständen und den freundschaftlichen Gesinnungen des Königs von Frankreich für seinen Monarchen gegebene Erklärung werde den Marquis ermächtigen, gemeinschaftlich nach dem übereinstimmenden Systeme ihrer beiderseitigen Höfe zu handeln. Keine erfreulichern Aussichten auf den Erfolg seiner Sendung eröffnete ihm jedoch die bald nach seiner Ankunft erhaltene Nachricht, daß die Staaten von Holland, nicht zufrieden, dem Prinzen von Oranien das Commando im Haag entzogen zu haben, ihn auch von der Stelle eines Generalcapitains zu suspendiren drohten. Weder durch Gründe noch durch Vorstellungen und Bitten gelang es ihm, den Marquis von Verac zur Verhinderung jenes Vorhabens zu bewegen, sodaß eine neue Kränkung für den Statthalter und den König von Preußen sehr empfindlich sein würde. Görtz sah seine Schritte zu Gunsten des Erstern beinahe völlig vereitelt und gab sich der schon in Berlin ausgesprochenen Ueberzeugung hin, daß nur eine energische Maßregel zum Ziele führen könnte — eine Ueberzeugung, die er fast in allen seinen Berichten an den König aussprach.

Durch ein eigenhändiges Schreiben Friedrich Wilhelm's II. jedoch, der Alles zu vermeiden wünschte, was ihn in einen Zwist oder gar in einen Krieg mit Frankreich verwickeln könnte, sah sich Görtz des einzigen Mittels beraubt, wodurch die Anhänger des Statthalters hätten ermuntert oder deren Zahl hätte vergrößert werden können. Wiederholt war ihm die größte Mäßigung und vorzügliche Rücksicht auf Frankreich empfohlen worden. Es war ihm ausdrücklich verboten worden, jener Partei irgend etwas zuzusichern, selbst nicht die Hoffnung einer thätigen Unterstützung des Königs. Zwar sollte er jene Partei in ihren Gesinnungen bestärken und ihr Energie und Vertrauen einflößen. Untersagt war ihm jedoch, den Anhängern des Statthalters etwas Anderes als den Beifall der Alliirten und wahren Freunde der Republik zuzusichern, sonst aber in keinerlei Weise sich in ihre Angelegenheiten einzumischen. Die Aussicht einer wirksamen Thätigkeit war ihm dadurch geraubt. Verloren

war für ihn die Hoffnung, den Einfluß der Stadt Amsterdam auf die Staaten von Holland zu Gunsten des Prinzen von Oranien benutzen zu können.

Von Friedrich Wilhelm II. hatte Görtz die wiederholte Weisung erhalten, sich der größten Mäßigung zu befleißigen und Alles zu vermeiden, was die Gemüther noch mehr reizen und erbittern könnte. Der König trug ihm dabei auf, dem Prinzen von Oranien zu sagen: „es handle sich gar nicht darum, Alles beizubehalten, sondern darum, nicht Alles zu verlieren." Diese Zurechtweisung seines Monarchen machte auf Görtz einen schmerzlichen Eindruck. Das Unglück, des Königs Vertrauen verloren zu haben, äußerte er, raube ihm für die Uebernahme von Staatsdiensten den einzigen Lohn, auf den er nur einigen Werth lege, den Lohn, dem Monarchen nützlich sein zu können.

Des Königs späteres Vertrauen bewies, daß seine kränkenden Aeußerungen nur durch eine augenblickliche und schnell vorübergegangene Einwirkung veranlaßt worden waren. Görtz fühlte sich jedoch so verletzt, daß er, ohne die Vorstellungen der Prinzessin von Oranien, sich von allen Geschäften zurückgezogen haben würde. Ungeachtet dieser unangenehmen Erfahrung versuchte er Alles, was in seinen Kräften stand, den Angelegenheiten des Prinzen von Oranien eine bessere Wendung zu geben, wobei er jedoch immer auf mannichfache Hindernisse stieß.

Ein Mittel zur Unterdrückung der ihm verhaßten aristokratisch-patriotischen Partei und zur Rettung des Statthalters glaubte Görtz gefunden zu haben, wenn dieser sich jener Partei anschlösse und derselben Alles einräumte, was mit seiner Würde und dem Wohle des Staates vereinbar wäre. Gemeinschaftlich mit den Anhängern des Hauses Oranien mußte nun Görtz die schnellsten und wirksamsten Maßregeln ergreifen, um die Häupter der demokratischen Partei, die durch einen in Amsterdam bestehenden patriotischen Verein den größten Einfluß auf das Volk ausübte, für jenen Plan zu gewinnen und ihn auszuführen. In einer Unterredung mit einigen der vorzüglichsten Mitglieder jenes Vereins erklärten dieselben ihre Bereitwilligkeit, die Irrungen mit dem Statthalter so zu vermitteln, daß er in seinen vorzüglichsten Rechten nicht geschmälert werde. In der Verfassung sollten jedoch manche Abänderungen getroffen werden, durch welche die bestehende Regierungsform umgestoßen und von einer aristokratischen in eine rein demokratische verwandelt würde. Die Prinzessin von Oranien hatte sich jedoch schon früher gegen irgend ein Einverständniß mit dem erwähnten patriotischen Vereine erklärt, den sie als gesetzwidrig und unter den obwaltenden Umständen als höchst gefährlich betrachtete. So war denn auch dieser Versuch ebenso erfolglos als der später von Görtz entworfene Plan, mit einigen der bedeutendsten Mitglieder in den Provinzen einzeln zu unterhandeln und sie zu einer Vermittelung der obwaltenden Streitigkeiten zu bewegen.

Völlig einverstanden war Görtz mit den Ansichten des französischen Gesandten von Renneval, der um diese Zeit nach dem Haag gekommen war. Dieser meinte, der gewünschte Endzweck werde sich bei der Spannung der Parteien durch ein offenes und unmittelbares Benehmen kaum erreichen lassen. Das beste, vielleicht einzige Mittel zum Ziele zu gelangen, dürfte sein, wenn er seinerseits den Regenten und die patriotische Partei zur Nachgiebigkeit zu bewegen suchte. Görtz aber, meinte Renneval, sollte im Namen des Königs von Preußen bei dem Statthalter und seinen Anhängern das Nämliche zu erzielen suchen. Ueber die wesentlichsten Punkte schienen beide Unterhändler beinahe völlig einverstanden. Nach einer unter ihnen getroffenen Verabredung sollte Görtz durch ein Bulletin in der Form eines vertraulichen Schreibens des französischen Gesandten über die Ansichten und die Art, wie die Hauptgegenstände zwischen den streitenden Parteien beseitigt werden könnten, in nähere Kenntniß gesetzt werden, dann aber sofort sich nach Nimwegen begeben zu einer Unterhandlung mit dem Statthalter, der sich dort mit seinem Hofe aufhielt.

Befremdend war es jedoch für Görtz, als er das erwartete Schreiben empfing, daß darin die wesentlichsten Punkte, worüber sie sich vereinigt hatten, gänzlich abgeändert waren. Er äußerte darüber lebhaft seinen Unmuth. Die Gründe Renneval's, die ihn zu dieser Abänderung bewogen, konnten ihn nicht beruhigen. Die Bedingungen, die dem Statthalter zur Annahme vorgelegt werden sollten, schienen ihm von der Art, daß deren Nichtannahme beinahe vorauszusehen war[19]). Dessenungeachtet eilte Görtz nach Nimwegen, wo er am 18. Dec. 1787 ankam. Das mitgebrachte Schreiben machte auf die Prinzessin den schmerzlichsten Eindruck und weder durch Vorstellungen noch durch Gründe vermochte er den Unmuth ihres Gemahls zu beschwichtigen. Alles, was er anfänglich von ihm erzielen konnte, war das Versprechen, keinen raschen Schritt zu thun, sondern die Sache in Ueberlegung zu ziehen.

Zu den vielen Verlegenheiten und unangenehmen Erfahrungen, denen Görtz während seines kurzen Aufenthaltes im Haag ausgesetzt gewesen war, gesellten sich noch die vom Könige erhaltenen Befehle und Instructionen, die weder den Wünschen und Absichten des Statthalters entsprachen, noch mit seiner eigenen Ueberzeugung harmonirten. Jeder seiner Schritte, alle seine Aeußerungen waren belauscht und von Jedem nach seiner Stimmung beurtheilt worden! Vergeblich waren alle seine Versuche gewesen, den Gegnern des Prinzen und seines Hauses Mäßigung und Vertrauen in die Absichten Preußens einzuflößen; und ebenso vergeblich hatte er den Prinzen selbst zu einer den Wünschen des Königs entsprechenden Nachgiebigkeit zu bewegen gesucht.

In Berlin, wohin Görtz nach erhaltener Weisung Friedrich Wilhelm's II. im Februar 1788 zurückgekehrt war, wies sich ihm keine nahe Aussicht auf Wiederver-

19) Vergl. über die officiellen Actenstücke der Unterhandlung zwischen Görtz und Renneval die Pièces relatives à la négociation confiée à Mr. le Comte de Goertz, Ministre d'Etat de S. M. le roi de Prusse et à Mr. de Rayneval, Conseiller d'Etat de S. M. très Chrétienne (Paris 1787.), auch gleichzeitig in holländischer Sprache gedruckt.

wendung in seinem bisherigen Geschäftskreise. Durch manche unangenehme Erfahrungen während seines Gesandtschaftspostens in Rußland und Holland war der Wunsch, seine bisherige Laufbahn zu verfolgen, in Görtz immer schwächer geworden. Er wünschte sie mit einer angemessenen Hofcharge zu vertauschen, um im Kreise seiner Familie zu leben und seinen eigenen Angelegenheiten, die durch eine mehrjährige Abwesenheit unterbrochen worden, die nöthige Aufmerksamkeit zu widmen. Unbeschäftigt blieb sein stets reger Geist nicht. Auf seinen bisherigen Wirkungskreis und auf die Zeitereignisse konnte er nicht gleichgültig hinblicken. Er benutzte seine zahlreichen Verbindungen im In- und Auslande, um sich von Allem, was in den öffentlichen Angelegenheiten und in der Politik sich ereignete, in Kenntniß zu setzen. Dazu benutzte er auch einen fortgesetzten Briefwechsel mit der Prinzessin von Oranien, die ihn von Allem, was die holländischen Angelegenheiten betraf, genau unterrichtete und ihn über wichtige Punkte zu Rathe zog. Außer der Correspondenz mit dem preußischen Gesandten in Petersburg, dem Freiherrn von Keller, und einem vieljährigen Freunde, Herrn von Hüttel, der ebenfalls bei jener Gesandtschaft angestellt war, stand Görtz noch in geheimer Verbindung mit dem russischen Staatsrathe von Alopäus. Um dies Einverständniß, selbst wenn es durch die geheimen Ausspäher der Kaiserin Katharina entdeckt werden sollte, nicht in seinem ganzen Umfange erklärbar und für die Theilnehmer weniger gefährlich zu machen, hatte Görtz mit seinem erwähnten Freunde über die Benennung von Gegenständen und Personen eine gewisse Uebereinkunft getroffen [20]).

Von besonderem Interesse war für Görtz der bereits früher erwähnte teutsche Fürstenbund, eine Schöpfung Friedrich's des Großen und das letzte ausgezeichnete Unternehmen seiner langen und ruhmvollen Regierung. Obgleich Görtz bei der Stiftung dieses Bundes sich noch in Rußland befunden hatte und der ihm deshalb ertheilte Auftrag am petersburger Hofe, wie früher erwähnt, den gewünschten Erfolg nicht gehabt hatte, so war doch ein Verein dieser Art seiner Natur nach für einen Staatsmann wie Görtz von dem entschiedensten Interesse, das noch durch die lebhafte und thätige Theilnahme des Herzogs Karl August von Sachsen-Weimar gesteigert ward.

Seit seiner Rückkehr von Petersburg hatte Görtz mit diesem Fürsten das frühere freundschaftliche und vertrauliche Verhältniß wieder angeknüpft, das durch eine mehrjährige weite Entfernung unterbrochen worden war. Zwischen dem Herzoge und ihm hatte eine fortgesetzte Mittheilung und ein gegenseitiger Austausch ihrer Ansichten, Wünsche und Pläne stattgefunden. Besonders richteten sie ihre Aufmerksamkeit auf die Befestigung und Erweiterung des teutschen Fürstenbundes. Gleich nach seiner Rückkehr hatte Görtz in einer dem preußischen Ministerium übergebenen Denkschrift sich über die Mittel, jenen Bund zu befestigen, ausführlich erklärt. Zu diesen Mitteln zählte er unter andern die engste Vereinigung zwischen Preußen und England, als Kurfürsten von Brandenburg und Hanover; die Bestärkung des dem Bunde beigetretenen Kurfürsten von Mainz in seinem Systeme und dessen Verwendung, um den Beitritt anderer geistlicher Fürsten zu erzielen.

Was der Herzog von Weimar zur Förderung des Bundes, für den man sich in Berlin nicht mehr so lebhaft als früher zu interessiren schien, für nothwendig hielt, hatte Görtz aus einem an ihn gerichteten Briefe erfahren. Er trug kein Bedenken, dies vertrauliche Schreiben dem Minister von Herzberg mitzutheilen, der die darin ausgesprochenen Ansichten durchaus billigte. Den von dem Herzoge empfangenen Brief beantwortete er mit der Versicherung, daß des Herzogs Grundsätze und Vorschläge den größten Beifall gefunden. Wäre bisher Eins und das Andere vernachlässigt worden, so sei es nicht aus Vorsatz, nicht aus Nebenabsichten, nicht aus Mangel an gutem Willen, sondern aus Mangel an Kräften geschehen, da Alles auf Einem Manne beruht habe und Herzberg der einzige Mann sei, der neben seinen übrigen überhäuften Staatsgeschäften „Alles in dieser Sache thue, thun könne und thun müsse." Erfreut war Görtz zu sehen, wie der Herzog von Weimar, der um diese Zeit nach Berlin gereist war, durch seine Gegenwart, seine Thätigkeit, seinen Feuereifer die erloschene Theilnahme an einer Union wieder belebte, die er für das Palladium der teutschen Freiheit hielt.

Die ungewisse Lage, in welcher sich Görtz hinsichtlich seiner künftigen Bestimmung seit seiner Rückkehr aus Holland befunden hatte, ward zu Anfange des Jahres 1788 durch eine ebenso unerwartete als für ihn angenehme Weise gehoben. Der König von Preußen ernannte ihn zum kurbrandenburgischen Gesandten am teutschen Reichstage. Görtz hatte sich zwar um diese Stelle nicht beworben. Er fand jedoch keinen Grund, sie abzulehnen. Sie versetzte ihn in einen Wirkungskreis, der seinen Wünschen, seiner Bildung und seinen Familienverhältnissen völlig entsprach. Bereits im März 1788 begab er sich über Dresden, Weimar, Gotha, Fulda und Ansbach nach Regensburg, wo er am 14. April die ihm übertragene Stelle antrat und derselben bis zur Auflösung des Reiches (1806) mit Ehre und Auszeichnung vorstand.

In der Zwischenzeit war Görtz auch bei den teutschen Kaiserwahlen in den Jahren 1790 und 1792 zweiter kurbrandenburgischer Wahlbotschafter und als solcher Stimmführer bei den Berathungen über die Wahlcapitulationen. Vom Ende des Jahres 1797 bis zu Ende des August 1799 war er erster preußischer Gesandter auf dem rastadter Congresse und in den Jahren 1802—1803 kurbrandenburgischer Bevollmächtigter bei der zur Vollziehung des Entschädigungsgeschäftes niedergesetzten Reichsdeputation. Nach den für Preußen so unglücklichen Ereignissen in den Jahren 1806 und 1807 legte Görtz seine bisher bekleidete Stelle nieder. Er that es mit Verzichtleistung auf irgend eine Pension. Ein königliches Handschreiben, das er um diese Zeit empfing [21]), überzeugte

20) So hieß z. B. der Großfürst Meister Grön; der König von Preußen Herr von D..b..g; Alopäus Strahlkorn u. s. w.

21) Siehe dies in französischer Sprache abgefaßte Handschrei-

ihn von der ehrenvollen Anerkennung der vielen Verdienste, die er sich während einer 30jährigen Geschäftsführung um den preußischen Staat erworben.

Geachtet und geliebt von Allen, die seine rastlose Thätigkeit und seinen redlichen Charakter kannten, lebte Görtz seitdem ruhig im Kreise seiner Familie und im Umgange mit einigen bewährten Freunden. Auch noch im hohen Alter thätig, widmete er seine Zeit der Lectüre und der Redaction und Herausgabe von interessanten politischen und historischen Schriften, unter denen die von ihm in französischer Sprache geschriebenen Denkwürdigkeiten aus seinem Leben einige Jahre nach seinem Tode (1827) im Drucke erschienen und auch durch eine teutsche Uebersetzung verbreitet wurden.

Neben diesen literarischen Beschäftigungen interessirte sich Görtz lebhaft für das Schicksal und die Angelegenheiten der Bürger von Regensburg, die ihm allgemeine Achtung und Dankbarkeit zollten. Die nachfolgende Stelle eines Briefes, den er im J. 1818 an einen Freund schrieb, schildert die Zufriedenheit mit seiner Lage. Ruhig und gefaßt sah er seinen fernern Schicksalen entgegen. „Vertrauend auf die göttliche Barmherzigkeit," schrieb er, „erwarte ich in meinem 81. Jahre mit einem ruhigen Gemüthe und Ergebung in den göttlichen Willen meine Auflösung."

Görtz starb zu Regensburg am 7. Aug. 1821 im 84. Jahre. Seine irdischen Ueberreste empfing sein Familienbegräbniß auf dem protestantischen Kirchhofe. „Dort," äußert einer seiner vertrautesten Freunde, „ruhen nun die Gebeine eines Mannes, dessen Andenken durch seine ausgezeichneten Dienste dem Staate stets theuer und unvergeßlich bleiben wird, ebenso aber auch der Stadt, die ihn eine Reihe von Jahren zu ihren hervorragendsten und humansten Bewohnern zählte und seinen Angehörigen und Freunden, deren Liebe und Anhänglichkeit er zu erwerben und zu erhalten wußte."

Drei Jahre nach seinem Tode (1824) ward zwischen dem Jacobs- und St. Petrithore in Regensburg ihm und seinen Tugenden von seinen Freunden und Verehrern (so lautet die Inschrift) ein einfaches und geschmackvolles Denkmal errichtet. Neben seinen Verdiensten als ausgezeichneter Staatsmann und Bürger rühmt die Inschrift dieses Denkmals noch besonders seine Vaterlandsliebe, Frömmigkeit, Geselligkeit und Wohlthätigkeit.

Ein Rückblick auf den Zeitraum, in welchem er sich den öffentlichen Geschäften widmete und auf die verschiedenen Stellen und Aufträge, die ihm während jener Periode seines Lebens anvertraut worden, zeigt sein rastloses Wirken und Streben in den wichtigsten Angelegenheiten seiner Zeit. Aus den von ihm hinterlassenen Memoiren, in französischer Sprache geschrieben, lernt man die wichtigen und folgereichen Unterhandlungen kennen, die ihm übertragen wurden und an denen er meistens selbst Theil genommen. Jene Memoiren sind aber auch besonders wichtig für die genaue Kenntniß der Politik und der Pläne großer Höfe, der Diplomatie und Statistik. Denn nicht nur auf die eigentlich ihm übertragenen Geschäfte und Aufträge, nicht auf bloße Erstattung amtlicher Berichte und pflichtmäßiger Anträge hatte Görtz seine Thätigkeit beschränkt, sein lebhafter Geist, seine Wißbegierde, seine stete Aufmerksamkeit richtete Görtz auf Alles, was auch außer seiner eigentlichen Geschäftssphäre lag und einen Mann von so großen Talenten und einer so vielseitigen Bildung irgend ansprechen konnte.

In eine frühe Zeit fällt seine schriftstellerische Laufbahn. Er eröffnete sie mit „Briefen eines Prinzen-Hofmeisters über Basedow's Prinzenerziehung und hauptsächlich über dessen Agathokrator." (Heilbronn [Weimar] 1771. 8.) Später erschien von ihm: Les Rapports entre la morale et la politique par Ch. Baron de Dalberg, traduit de l'allemand par Eustache Comte de Goertz. (à Berlin 1787. 8.) Zu London erschien im J. 1787 anonym: The secret history of the armed neutrality, written originaly in French by a german Nobleman. Diese Schrift ward aus dem Manuscripte des Verfassers ins Englische übersetzt. Später ward sie von ihm selbst in ihrer Ursprache unter dem Titel veröffentlicht: Mémoire ou Précis historique sur la neutralité armée et son origine par le Comte Eustache de Goertz, suivie de pièces justificatives. (Basel [Berlin] 1801. 8.) Mémoire et actes authentiques, relatifs aux négociations, qui ont precédées le partage de la Pologne, tirés du portefeuille d'un ancien Ministre du XVIII siècle. (Weimar 1810. 8.) Mémoire historique de la négociation en 1778 pour la succession de la Bavière, confiée par le Roi de Prusse Frédéric le Grand au Comte Eustache de Goertz. (Francfort. 1812. 8.) Pièces authentiques relatives à la négociation confiée à Mr. le Comte de Goertz et à Mr. de Rayneval (in den Staatskundige Geschriften van H. Tollius. Gravenhage 1815. 8). Ein von Görtz für den Prinzen von Preußen geschriebenes Mémoire über den russischen Hof befindet sich in v. Dohm's Denkwürdigkeiten. Aus des Grafen Görtz literarischem Nachlasse erschienen noch: Mémoires historiques et politiques du Comte Eustache de Goertz, teutsch zu Stuttgart 1827—1828 in zwei Octavbänden unter dem Titel: Historische und politische Denkwürdigkeiten des Königl. Preußischen Staatsministers Johann Eustach Grafen von Görtz. Aus dessen hinterlassenen Papieren entworfen[22]). (*Heinrich Döring.*)

GÖRTZ VON SCHLITZ, genannt von Görtz (Karl Friedrich Adam), Reichsgraf und Edelherr, königl. preußischer Generallieutenant der Cavalerie und Chef eines Cuirassierregimentes. Er ward im J. 1733 den 21.

ben, datirt aus Memel vom 2 Sept. 1807, in den Zeitgenossen. 2. Bd. 4. Heft. S. 156

22) Vergl. die eben erwähnten Mémoires hist. et polit.; außerdem die bereits früher namhaft gemachten Schriften von Flassan, Herzberg, Scholl und die Oeuvres posthumes de Frédéric II. v. Dohm's Denkwürdigkeiten. 2. Bd. S. 105 fg. J. v. Arnoldi in den Zeitgenossen Heft 8. S. 125 fg. Menzel's Gesch. Deutschlands. 17. Bd. S. 742 fg.

Dec. zu Schlitz in Franken aus einer sehr alten und berühmten zum fränkischen Kreise gehörigen reichsritterschaftlichen Familie geboren; seine Aeltern waren der im J. 1747 verstorbene kurbraunschweigische Schlosshauptmann zu Hanover und des schwarzen Adlerordens Ritter, Johann Graf von Schlitz genannt Görtz und Maria Friederika Dorothea Sophia, Freiin von Görtz. Auf dem Carolinum zu Braunschweig, wo damals auch der Herzog von Braunschweig studirte, legte er den Grund zu verschiedenen Wissenschaften, denen ihn der frühe Tod seines Vaters entzog und seiner Bestimmung eine andere Richtung gab. Sein älterer Bruder brachte ihn im J. 1750 als Fähndrich bei dem Grenadierregimente des damaligen Statthalters, Wilhelm von Hessen-Cassel, nachmaligen Königs von Schweden, unter, der ihm im J. 1752 auftrug, von den Compagnien, mit welchen die in Hanau stehenden sieben Compagnien vermehrt werden sollien, drei zu werben. Diesen Auftrag bewerkstelligte er in der Stadt Hanau auf eigene Kosten und ward darauf, da das gedachte Regiment einen Verbürgungseid über die Grafschaft Hanau der bekannten Versicherungsacte gemäß ablegen mußte, zugleich mit verpflichtet. Als der siebenjährige Krieg ausbrach und der Landgraf Wilhelm verschiedene Infanterieregimenter, wobei sich auch das hanauische Regiment befand, unter Anführung des Grafen von Isenburg nach England sandte, erhielt er auf sein Gesuch die Erlaubniß, den Grafen auf seine Kosten als Adjutant begleiten zu dürfen. Im J. 1757 kam er mit diesen Truppen wieder nach Teutschland, wo sich die erwähnten Regimenter bei Bielefeld mit der alliirten Armee vereinigten und der Graf von Görtz that in diesem Feldzuge mit seiner Compagnie bei derselben Dienste. In der Nacht vor der Schlacht bei Hastenbeck mußte er vor dem Mittelpunkte der Armee eine Batterie errichten, die er noch vor Anbruch des Tages zu Stande brachte, ungeachtet ihn der Feind daran durch einen fruchtlosen Versuch zu hindern suchte. Nach der Convention bei Kloster Seven glaubte der Graf, daß die bisherigen kriegerischen Beschäftigungen nun ein Ende haben würden und beschloß deshalb, nach seinem Gute Stammheim in der Wetterau zu gehen, hatte auch dazu bereits von dem Marschalle von Richelieu den nachgesuchten Paß erhalten; da aber der Krieg im November erneuert wurde, begab er sich wieder zur alliirten Armee, welche bei Gelle unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand die Winterquartiere genommen hatte und bewog durch diesen Diensteifer den Prinzen von Isenburg, daß er sich den Grafen von Görtz zum Adjutanten erbat, bei welchem Posten er dennoch beim Regimente, welches damals viel kranke Capitaine hatte, so lange Dienste verrichtete, bis der Prinz zur Deckung der hessischen Länder ein besonderes Corps erhielt. Mit diesem wohnte er der blutigen Action bei Sangerhausen bei, in der die aus 12,000 Mann bestehende französische und dem Isenburg'schen Corps sehr überlegene Avantgarde unter Anführung des Herzogs von Broglie das letztere zum Weichen brachte. Obgleich der Graf dabei am linken Knie verwundet wurde, blieb er dennoch bis zum Ende der Action gegenwärtig und bewies sich beim Rückzuge äußerst thätig. Seine Wunde war noch nicht geheilt, als er schon wieder gebraucht ward, die Vereinigung der herzoglichen und der prinzlichen Truppen bei Cassel zu befördern, welches aber der Generallieutenant von Chevert, dem der Prinz Soubise eine ansehnliche Verstärkung zugesandt hatte, verhinderte, worauf die Alliirten beschlossen, über die Werra zu gehen und das Kurfürstenthum Hanover zu decken. Allein auch dies Vorhaben machte der Prinz Soubise durch seine überlegene Macht unausführbar. Es folgte hieranf das Gefecht bei Lutterberg, in welchem die Alliirten genöthigt wurden, sich über Minden nach Einbeck zurückzuziehen. Hier blieb der Prinz von Isenburg so lange stehen, bis der Herzog Ferdinand, welcher sich mit dem Oberg'schen Corps wieder vereinigt hatte, die Feinde zwang, Cassel zu verlassen und sich nach Marburg zurückzuziehen, worauf er sein Hauptquartier zu Fritzlar nahm. Um diese Zeit beschloß der Landgraf Wilhelm von Hessen-Cassel, seine in englischem Solde stehenden Husaren zu vermehren. Der Graf von Görtz ward ihm als Major zur Errichtung einer Schwadron vorgeschlagen, welches er annahm und der Graf errichtete solche im Winter von 1758 bis 1759 in Bettenhausen. Sie war noch nicht vollzählig, als er Befehl erhielt, statt des kranken Oberstlieutenants und Commandeurs dieser Husaren mit den dienstthuenden hessischen Husaren und Jägern die linke Flanke des Corps, welches der Erbprinz von Braunschweig befehligte, zu decken und zugleich die Vereinigung desselben mit einem preußischen Corps zu befördern, welches über Langensalza anrückte. Die kaiserlichen Truppen unter Anführung des Generals Voghera waren an der Ausführung dieses Auftrags hinderlich, der Graf nahm aber mit den bei sich habenden 150 Husaren, welche von 100 Jägern unterstützt wurden, so kluge Maßregeln, daß er den Feind bei Bibra an einem Sonntage, da man so eben mit dem Gottesdienste beschäftigt war, überfiel und von den abgesessenen Reiterregimentern Trautmannsdorf und Bretlach und dem Dragonerregimente Prinz Eugen von Savoyen viel Pferde tödtete und verwundete, zwei Standarten eroberte und mit einer großen Anzahl Gefangener wieder zurückkehrte. Hierauf mußte er auf Befehl nach Cassel kommen, um die völlige Instandsetzung der Schwadronen zu besorgen, welches aber nicht geschehen konnte, da der Herzog Ferdinand mit einem Theile der alliirten Armee bis Bergen vorrückte, indessen die Franzosen Miene machten, die Magazine bei Fritzlar wegzunehmen und wol gar bis Cassel vorzudringen, weshalb der Graf mit allen nur zusammenzubringenden Truppen dem französischen Generale Boyer entgegengehen und den Transport des Magazins, welches nach der verlorenen Schlacht bei Bergen von großem Nutzen war, besorgen mußte. Zu Anfange des Feldzuges, im J. 1759, befehligte der Graf die Vorposten unweit Wavern und gerieth täglich mit dem Feinde in kleine Gefechte. Er rettete hieranf die vom Feinde eingeschlossene Stadt Vechte, da der hanoverische Commandant eben im Begriffe stand, zu capituliren und half Osnabrück wegnehmen, wo die Feinde ein großes Magazin hatten. In der Schlacht

bei Minden commandirte der Graf von Görtz die Avantgarde des Erbprinzen, ging nach erfochtenem Siege mit seinen Husaren zwischen Rinteln und Hameln über die Weser und verfolgte die feindliche Hauptarmee unter beständigen Gefechten bis nach Cassel. Sodann half er die Belagerung von Münster, welche der Herzog Ferdinand dem Generale Imhof übertragen hatte, decken und deren Einnahme befördern. Als dies geschehen war, befahl ihm der Landgraf, nach Rinteln zu kommen und noch zwei Schwadronen Husaren zu errichten, die ihm im J. 1760 mit den zwei ersten Schwadronen als ein Regiment anvertraut wurden. Da der Landgraf zu Anfange letztgedachten Jahres starb, übertrug dessen Nachfolger Landgraf Friedrich II. dem Grafen von Görtz die Garde du Corps mit Beibehaltung seiner Husaren zu errichten und der Erlaubniß, dem Feldzuge ferner beiwohnen zu können. Da ihm aber in der Folge unerwartete Schwierigkeiten gemacht wurden, bei der Armee gegenwärtig sein zu können, verließ er die hessischen Dienste, die nun nicht mehr seiner Neigung angemessen zu sein schienen, als Oberst. Die kriegerischen Bewegungen, welche nach dem Tode der russischen Kaiserin Elisabeth zwischen Rußland und Dänemark ausbrachen, bewegen den Grafen, als Oberst der Cavalerie in dänische Dienste zu treten und er wohnte im J. 1762 dem Feldzuge unter dem Grafen von St. Germain bei. Außer der Wegnahme der der Stadt Lübeck gehörigen Stadt Travemünde fiel in demselben nichts Erhebliches vor und Peter's III. Tod machte dem Kriege ein Ende. Hierauf ging er mit königlicher Erlaubniß zur alliirten Armee, bei der ihn der Anführer, der Herzog Ferdinand, mit vieler Achtung aufnahm und verblieb bei derselben bis zu dem im J. 1763 geschlossenen Frieden. Nach demselben gab ihm der Graf von St. Germain das versprochene Regiment, welches das fünische in Odensee garnisonirende Dragonerregiment war. Dies hatte er bis zum Tode Königs Friedrich V., nach welchem ihn die am dänischen Hofe entstandenen Intriguen, welche auf den Grafen von St. Germain, seinen speciellen Freund, einen nachtheiligen Einfluß hatten, nöthigten, den Abschied zu fordern und nachdem er solchen erhalten, sich auf seine Güter zu begeben. Im J. 1771 reiste er nach Potsdam, wo ihn König Friedrich II. als Oberst der Cavalerie in seine Dienste nahm und ihn seines gnädigen Zutrauens würdigte. Er ward vom Könige zweimal, erstlich bei der Vermählung des Großfürsten von Rußland mit der Prinzessin von Hessen-Darmstadt und zweitens bei Gelegenheit der Vermählung eben dieses Fürsten mit einer Prinzessin von Würtemberg, als Gesandter nach Petersburg geschickt. Im J. 1777 im August ward er Generalmajor. Bei Entstehung des baierischen Erbfolgekrieges ward er vom Könige verschiedene Male in wichtigen Angelegenheiten gebraucht und während desselben befand er sich in dessen Gefolge. Im J. 1779 begleitete er den Kronprinzen (nachherigen König Friedrich Wilhelm II.) auf seiner Reise nach Petersburg. Im J. 1785 ward er nach Cassel gesandt, um den Landgrafen Friedrich II. zum Beitritt zum teutschen Fürstenbunde zu bewegen, welches er auch glücklich bewerkstelligte. Bei seiner Rückkunft nach Potsdam fand er den großen Friedrich schon sehr schwach und ward von demselben noch im J. 1786 den 3. März zur Bestätigung seiner für den Grafen hegenden Gnade zum Generallieutenant der Cavalerie ernannt. Als der Monarch verstorben war, bezeugte der Graf Friedrich Wilhelm II. zuerst als König seine Ehrfurcht und ward von demselben an die verwittwete Königin nach Schönhausen gesandt, um derselben, sowie nachher der übrigen königlichen Familie zu Berlin, Nachricht von dem traurigen Vorfalle zu überbringen. Auf der Reise des neuen Königs zur Huldigung nach Preußen und Schlesien hatte er die Ehre, dessen Begleiter zu sein und im königlichen Wagen zu sitzen. Im J. 1787 zu Anfang des Septembermonats erhielt er das von Pannewitz'sche Cuirassierregiment, welches zu Ohlau in Schlesien seine Standquartiere hatte. Das Leben des Grafen und sein Bildniß von P. Haas in Kupfer gestochen befinden sich im berliner genealogisch-militairischen Taschenkalender für das Jahr 1788. Er vermählte sich im J. 1764 den 15. Juni zu Kopenhagen mit Louise Charlotte, einer Tochter des Grafen Eberhard Christoph von Knuth, königl. dänischen Conferenzrathes, Stiftsamtmannes von Seeland und Bornholm und des Elephantenordens Ritter, von denen ein Sohn und zwei Töchter geboren wurden*).

(*Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.*)

GÖRTZ (Friedrich), teutscher Theolog, am 8. Oct. 1757 zu Wolfenbüttel geboren, widmete sich, nachdem er auf dem trefflichen Gymnasium seiner Vaterstadt die nöthige Vorbildung erhalten hatte, zu Helmstädt der Theologie und nahm nach der Beendigung seiner Studien im J. 1779 eine Hauslehrerstelle zu Wetzlar an, wo er bei den damals obwaltenden Verhältnissen Gelegenheit hatte, sich für das seinere gesellschaftliche Leben auszubilden, was ihm später zum großen Vortheil gereichte. Im J. 1780 übernahm er die Erziehung der Söhne des Oberforstmeisters v. Schenk zu Hermannstein in der Wetterau und ward im J. 1785 als Pfarrer an der Kirche dieses den Grafen v. Schenk gehörenden Ortes angestellt. Zwar folgte er im J. 1794 einem Rufe als zweiter Prediger an der St. Egidienkirche zu Hanover, vertauschte aber im J. 1806 auf den Wunsch seiner Zöglinge diese Stelle mit der Pfarrei zu Mehlbach in der Wetterau, wo er viele Jahre mit ebenso großem Eifer als Erfolge durch Lehre, Predigt, Beispiel, Einführung besserer Lehrbücher und Vertheilung nützlicher Volksschriften aus eigenen Mitteln wirkte; auch gelang es ihm unter großen Hindernissen und Schwierigkeiten, den Neubau seiner verfallenen Kirche und die innere Ausschmückung derselben zu Stande zu bringen. Er starb im J. 1828 zu Steinfurt bei Friedberg während eines Besuches bei seinem daselbst wohnenden Sohne. Außer seinen in theologischen Zeitschriften zerstreuten gediegenen Aufsätzen und einer Gelegenheitsschrift bei der Einweihung der neuen Kirche zu Mehlbach (Friedberg 1817. 8.) sind hier noch beson-

*) Biographisches Lexikon aller Helden und Militairpersonen, welche sich in preußischen Diensten berühmt gemacht haben. 2. Th. S. 19.

ders seine „Predigten über drei der wichtigsten Gegenstände der Religion" (Wetzlar 1794. 8.) zu erwähnen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖRTZ (Johann Friedrich), geb. zu Tuckum am 17. Febr. 1755, studirte Medicin in Mietau, in Berlin und zuletzt in Göttingen unter Richter, wo er auch 1783 promovirte. Er prakticirte dann in Mietau bis zu seinem am 17. März 1808 erfolgten Tode. Görtz hat in Richter's Chirurgischer Bibliothek und in Hufeland's Journal zwei Aufsätze geliefert; er verdient aber besonders Erwähnung wegen seiner Inauguraldissertation (Diss. medico-chirurgica, in qua novum ad ligaturam polyporum uteri instrumentum proponit et describit. Gotting. 1783.), worin er ein neues Instrument zur Unterbindung von Gebärmutterpolypen beschrieb, welches dann auch in Richter's Chirurgischer Bibliothek abgebildet wurde. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖRTZENTHALER ist eine Bezeichnung in der Numismatik, unter welcher man drei ganz verschiedene Arten von schwedischen Münzen versteht, deren erster er eigentlich zukommt. Die zweite ist nur durch ein Missverständniß so benannt worden und die dritte führt den Namen im weitern Sinne nach ihrem Urheber. — I. Görtzendaler, den Einige noch mit zu der Suite Nr. 3 rechnen, ist der wahrscheinlich erst nach der Hinrichtung des Ministers Georg Heinrich Freiherrn von Schlitz genannt von Görtz geschlagene Thaler, der auf dem Avers seinen Kopf zeigt; unter dem Arme steht: A. Aet. 66. Umschrift: Georg. Heinr. Baro de Goertz. Revers: 1 Daler S. M. de A. Incl. 1719. Darüber: A. D. Umschrift: Caret Lege Necessitas. Diese Münze ist so selten, daß lange an ihrem Vorhandensein gezweifelt worden ist; vergl. Schlichtegroll, Annalen der Numismatik. 2. Th. S. 47. Tafel 9. — II. Görtzenthaler oder Görtzischer Thaler heißt ferner ganz uneigentlich der nur fälschlich dafür gehaltene Thaler Königs Karl XII. von Schweden vom Jahre 1718. Auf der Hauptseite ist das gutgetroffene geharnischte Brustbild des Königs nach Links sehend, dargestellt mit einem Mantel im Faltenwurfe über die Schultern geschlagen, ohne Kopfbedeckung. Die Umschrift lautet: CAROLVS XII. D. G. REX SVECIÆ. Die Kehrseite enthält das mit einer geschlossenen Krone bedeckte schwedische Wappen, zu beiden Seiten gekrönte zurücksehende Löwen als Schildhalter. Das Wappen steht auf einem arabeskenartigen Abschnitte und seine vier Felder umgeben das pfalz-zweibrückensche Wappen als Mittelschild. Die Ueberschrift ist schwedisch und heißt: Med. Gudz. Hielp. Im Abschnitte stehen die Anfangsbuchstaben des Namens vom Münzmeister L. C. und die Jahreszahl 1718. Der erste Gewährsmann für die, wie man sehen wird, ganz ungegründete Behauptung, daß Görtz sein Wappen in Form eines Sternes auf dem landesherrlichen Wappen eingeschmuggelt haben soll, um damit seinem Hochmuthe zu fröhnen, scheint Joh. Christ. Kundmann (Nummi singulares p. 56) zu sein, der hinzufügt, daß in der Münze zu Stockholm für jeden solchen Görtzenthaler zwei Speciesthaler gegeben würden, um sie einzulösen und das Andenken an Görtz zu tilgen. Kundmann a. a. O. bezieht sich auf ähnliche bekannte Beispiele und stellt mit dem schwedischen Minister Freiherrn Georg Heinrich von Schlitz-Görtz den ehemaligen dänischen Großkanzler Peter Graf von Greiffenfeld und den sächsischen Grafen von Beuchling zusammen. Darin folgte ihm in der ersten Ausgabe von 1725 Lilienthal (Auserlesenes Thalercabinet S. 22. Nr. 95) und vindicirt den Stern im pfalz-zweibrückenschen Mittelschilde ebenfalls dem Baron von Görtz, bezieht sich aber in einer andern Ausgabe seines Werkes von 1735 S. 45. Nr. 141 auf den genannten Kundmann und Jacobs (Sammlung merkwürdiger und rarer Thaler S. 41. Nr. 142) führt wieder den Lilienthal als seine Quelle an. Dagegen weist Joh. Dav. Köhler (Münzbelustigungen. 17. Th. Stück 38 vom 22. Sept. 1745 S. 297 fg.) nach, daß Beide mit dieser Nachricht angeführt sind und wird dabei von neuern Untersuchungen unterstützt. Die Sache läßt sich kurz zusammenfassen, wenn man im Auge behält, um was es sich dabei im Grunde handelt. Der ineriminirte Stern befindet sich gar nicht in dem Wappen derer von Schlitz-Görtz. Diese uralte, sowol zur rheinischen als auch zur fränkischen reichsfreien und unmittelbaren Ritterschaft gehörige, mit dem Erbmarschallamte des fürstlichen Stiftes Fulda belehnte Familie führt im silbernen Felde zwei oben dreimal ausgereckte links schräglaufende schwarze Streifen und ebenso ist auch der auf dem gekrönten Helme stehende offene Flug bezeichnet; s. Humbracht, Zierde Teutschlands u. s. w. S. 236. Weigel, Nürnberg. großes Wappenbuch 1. Th. Tafel 142 und Spener (Op. herald. p. general. cap. V. sect. I. membr. 1. §. LXXV. p. 164) beschreibt das Wappen der Schlitz-Görtz: „ex superiori parte tantum pinnati sunt duo balthei nigri in clypeo argenteo familiae Schlitz dictae Goerz. Galeae coronatae impositum jugum expansum alarum, deferentium scuti baltheos." Einen Ordensstern bedeutet die Figur nicht, auch war der Minister Görtz ein viel zu kluger Mann, um diese Thorheit zu begehen und endlich kommt dieses Gravamen, welches man gewiß nicht unbeachtet gelassen haben würde, nicht entfernt unter den Anklagepunkten vor, die man gegen ihn in großer Anzahl erhob. Christian Nettelbladt (praes.) Baro de Staël-Holstein (resp.) Commentatio de jure circa rem nummariam in Suecia. (Gryphiswald. 1733.) und Joh. Ihre (praes.) Ewald. Ziervogel (resp.) Diss. de re nummaria ejusque in historia Sueo-Gothica usu (Upsal. 1745.) schweigen ganz von diesem damals gewiß noch mehr als jetzt wichtigen und jedenfalls bekannten Umstande einer Einschwärzung von Privat- in das Königswappen. Zudem kommt der fragliche Stern bereits auf Thalern des Königs Karl Gustav vom Jahre 1654 und 1660 vor, desgleichen auf Thalern des Königs Karl XI. vom Jahre 1676; s. *Brenner*, Thesaur. numm. Sueo-Gothic. p. 207. 209 u. 231. Nicht minder gibt es selbst von König Karl XII.

*) H. E. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 2. Bd. S. 258 fg.

Thaler von dem Jahre 1718, die alle diesen Stern an der genannten Stelle haben. Derselbe bedeutet vielmehr das Herzogthum Cleve und ist daraus hervorgegangen. Es führt im rothen Felde acht goldene, in Form eines gemeinen und eines Andreaskreuzes aus einem silbernen Schildchen entspringende Lilienstäbe. *Spener* l. c. p. spec. libr. I. cap. 95. §. XII. p. 544 sagt: „Qui post Christinam solium conscendit Carolus Gustavus rex gloriosissimus ejusque filius, qui nunc sceptrum gerit, loco hujus scutuli Wasarum substituerunt Palatinam peltam quadripartitam ex Bavarico, Juliacensi, Clivio et Montensi symbolo, cujus quadraturae media incumbit Palatino leone insignis parmula.“ Wie die zweibrückensche Linie der Pfalzgrafen bei Rhein dazukam, die Wappen der Herzogthümer Jülich, Cleve und Berg anzunehmen, erhellt ferner aus *Spener* l. c. lib. III. cap. 27. §. XXVIII. p. 676. Das Danebrogskreuz auf dem Thaler des Grafen von Beichlingen muß den genannten Kundmann, Lilienthal und Jacobs auf den Gedanken gebracht haben, daß der Baron von Schlitz-Görtz den Stern des preußischen schwarzen Adlerordens, den er besaß, auf dem Wappen seines Fürsten als sein eigenes Symbol anzubringen versuchte. Dieser Irrthum ist nun in das volle Licht gestellt und es bleibt blos noch übrig, in Kürze von der dritten Art zu sprechen, die man oft als sogenannte Görtzenthaler bezeichnet und mit mehr Recht als diese. — III. In den Jahren 1715—1719 ließ der damals allmächtige Günstling und Minister des Königs Karl XII. von Schweden, Georg Heinrich Freiherr von Schlitz genannt Görtz, auf seinen vom Könige genehmigten Vorschlag das ganze bis dahin bestehende Münzwesen in Schweden ändern, um dem Schatze die Geldmittel des Landes zuzuführen. Bis dahin hatte es dreierlei Münzen daselbst gegeben: 1) Reichs- oder Speciesthaler, 2) Silber- und 3) Kupferthaler. Der erste enthielt 2 Silber- oder 6 Kupferthaler. Sonst waren Kupferplatten im Gange gewesen, deren eine, im Gewichte von 6 Pfund, einen Reichs- oder sechs Kupferthaler gegolten hatte. Indessen verloren sie allmälig an Gewicht, denn eine solche Kupferplatte von König Karl XI. aus dem Jahre 1683, worauf zwei Thaler Silbermünze steht, wiegt nur 5 Pfund, und eine dergleichen von demselben Könige aus dem Jahre 1682, mit der Bezeichnung ein Thaler, wiegt blos 2½ Pfund. Schon im Jahre 1715 unter König Karl XII. bezeugen viele Kupferplatten, die nur ⅓ Pfund wiegen, den immer mehr einreißenden Geldmangel. Endlich kamen nach einem Edicte von 1715, welches alle andern Münzsorten außer Cours setzte, die kleinen Görtzischen Kupfermünzen auf, deren jede im Verkehre einen Thaler Silbermünze gelten sollte, obgleich ihr wahrer Werth nur drei Pfennige betrug [1]). Dergleichen Thaler wurden von 1715—1719 18 Millionen geschlagen und zwar mit zehn verschiedenen Stempeln. Der Münzmeister, der sie lieferte, hieß Romyer. Es mag hier eine kurze Beschreibung folgen. Nr. 1. Eine geschlossene königliche Krone, darunter die Jahrzahl 1715. Auf der andern Seite I. DALER. S. M. — Nr. 2. Eine sitzende Frauengestalt mit unbedecktem Haupte, in der Rechten ein Kraut in die Höhe haltend und in der Linken eine Lanze führend, mit der sie sich zugleich auf einen Schild stützt, der drei Kronen zeigt. Die Umschrift heißt: FIDE. PVBLICA. In dem Abschnitte die Jahrzahl 1716. Die andere Seite wie oben I. DALER. S. M. [2]). — Nr. 3. Ein Krieger in römischer Rüstung mit einem Helme auf dem Kopfe, ein bloßes Schwert in der rechten Hand und einen Schild mit drei Kronen am linken Arme. Die Umschrift: WETT OCH WAPEN, d. h. Witz und Waffen. Im Abschnitte die Jahrzahl 1717. Auf der andern Seite: I. DALER. S. M., angebracht auf einem Schilde, den Waffentrophäen, Füllhörner umgeben und den ein dahinterstehender, nach Rechts gekehrter Löwe hält. — Nr. 4. Ein Greis mit einem Kinde und einer Sense in der Hand. Die Ueberschrift: SATVRNVS., im Abschnitte die Jahrzahl 1718. Auf der andern Seite wie oben die Werthangabe in einem ovalen, von Blumenarabesken umgebenen Schilde. — Nr. 5. Ein Mann mit dem Blitzstrahle und Donnerkeile in der erhobenen rechten Hand, einen Adler rechts zu seinen Füßen. Darüber steht: IVPITER. und im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite der Werth in einem runden, von Lorbeeren mit den darein geflochtenen drei Kronen umschlossenen Schilde. — Nr. 6. Ein römischer Krieger mit einem Speere in der Rechten, einem Schilde in der Linken und einem Helme auf dem Haupte. Die Ueberschrift: MARS. und im Abschnitte 1718. Die Werthangabe auf der andern Seite in einem von Arabesken umgebenen Schilde mit der Krone darüber. — Nr. 7. Ein römischer Krieger mit einem Lorbeerkranze auf dem bloßen Haupte, in der Rechten einen Sonnenstab und in der Linken einen Lorbeerzweig haltend. Rings um die ganze Figur ein Strahlennimbus, die Ueberschrift: PHOEBVS., im Abschnitte 1718. Die Kehrseite enthält: I. DALER. S. M. in einem Schilde, ähnlich wie bei dem vorigen Stücke. — Nr. 8. Ein Römer mit dem geflügelten Helme, dem geflügelten Schlangenstabe (caduceus) in der Rechten und mit Flügeln an den Füßen. Die Ueberschrift: MERCVRIVS. Im Abschnitte 1718. Die Rückseite wie vorher. — Nr. 9. Ein römischer Krieger mit erhobenem Schwerte in der Rechten, einem Spieße in der Linken, neben einem Löwen einherschreitend. Die schwedische Ueberschrift: FLINK OCH FARDIG., d. h. behend und fertig. Darunter im Abschnitte 1718. Auf der andern Seite I. DALER. S. M. in einer Einfassung mit Füllhörnern zu beiden Seiten und darunter Trophäen. — Nr. 10. Eine weibliche Figur in kläglicher Gestalt, die Hände ringend, zu ihren Füßen ein Anker und die schwedische Ueberschrift: Hoppet., d. h. hoffet. Im Abschnitte 1719. Auf der Rückseite I. DALER. S. M. in einer arabeskenartigen Einfassung [3]). Die Prägung

1) Es war nur der 416 Theil eines alten Kupferthalers.

2) Diese Münze ist dreimal so dick als die andern und wurde deshalb von den Schweden tiocka Jungfrun, die dicke Jungfrau, genannt 3) Dieser zehnte Thaler war eben erst geschlagen wor-

dieser Münzen bildete einen Hauptpunkt der Anklage gegen den beim Tode des Königs gestürzten Minister, der laut Urtheil vom 11. März 1719 enthauptet wurde. Eine kleine Kupfermünze mit dem Brustbilde des Königs und seinem Titel: CAROL. XII. D. G. REX. SVEC. und auf der Rückseite mit dem Verse:

SEYD WOLGEMVT VND TRAVRET NICHT,
WER WEIS WAS NOCH GAR BALD GESCHICHT.

mit der Jahrzahl 1716 und mit den Worten im Abschnitte: Tempus revelat omnia. hat mit den Görtzenthalern Nichts zu thun, ist vielmehr blos ein Jetton, zumal da ihr jede Angabe des Werthes fehlt. Vollständige Abbildungen aller zehn Arten dieser Nothmünzen findet man bei Köhler a. a. O. 6. Th. S. 233 fg.[4]). Ueber den Minister und sein endliches Schicksal vergl. *De la Motraye*, Voyages. Tom. II. cap. 18. p. 404. cap. 19. p. 415. Append. no. III. p. 31. no. IV. p. 55 und *Voltaire*, Vie de Charles XII. Lib. VIII.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GÖRWITZ (Friedrich), geb. am 25. Sept. 1781 zu Sondheim vor der Rhön, wo sein Vater Johann Friedrich Görwitz, späterhin Superintendent, damals Pfarrer war. Ihm, einem gelehrten und vielseitig gebildeten Manne, verdankte Görwitz den ersten Unterricht. In seinem 14. Jahre (1795) ward Görwitz Zögling der Schule zu Schleiz. Der Rector Walch gewann dort einen entschiedenen Einfluß auf seine Bildung. Im J. 1800 bezog er die Universität Jena. Griesbach, Paulus, Niethhammer, Ilgen und Schelling waren dort seine Hauptführer im Gebiete der Theologie und Philosophie. Neben den alten Sprachen beschäftigte er sich auch mit den neuern, mit der französischen, englischen und italienischen. Eine besondere Gewandtheit erlangte er in der englischen Sprache. Die brittischen Classiker machte er in Mußestunden zu einem ernsten Studium. Nach wohlbestandenem Candidatenexamen verdankte er Griesbach's Empfehlung eine Hauslehrerstelle auf der Insel Rügen. Dort machte er Kosegarten's nähere Bekanntschaft, der ihm manche Beweise seines Wohlwollens gab. Unvergeßliche Stunden verlebte er in dem Umgange mit dem tiefsühlenden Dichter, der zu Altenkirchen auf der Halbinsel Wittow ein Pfarramt bekleidete. Oefters Spaziergänge führten ihn durch die romantischen Umgebungen von Jasmund. Die berühmten Uferpredigten des Dichters hatte Görwitz oft mit angehört und auch selbst in jugendlicher Begeisterung am Ufer des Meeres gepredigt, wie es dort zu gewissen Zeiten Sitte war. In dem Bade Sigard machte Görwitz die persönliche Bekanntschaft zweier ausgezeichneter Männer, Schleiermacher's und Ernst Moritz Arndt's.

Nicht ohne schmerzliche Empfindungen verließ Görwitz die Insel Rügen, wo er so manche genußreiche Stunden verlebt hatte. Seines Vaters Tod rief ihn zu seiner Mutter zurück, die in Ostheim wohnte. Dort erhielt er schon nach 14 Tagen eine Lehrerstelle an dem Institute des Forstrathes Cotta in Zillbach. Ihm ward dort der Unterricht in der französischen, englischen und italienischen Sprache übertragen. Daß Görwitz sich schon früh gründliche Kenntnisse in den neuern Sprachen erworben hatte, ist bereits erwähnt worden. Sein Amt harmonirte in jeder Hinsicht mit seinen Fähigkeiten und Neigungen. In dieser Zeit (1810) erlangte er von der philosophischen Facultät zu Jena die Doctorwürde. Der Aufenthalt in dem Hause des Forstrathes Cotta und der Umgang mit gebildeten Jünglingen blieb ihm unvergeßlich. Oft nannte er in spätern Jahren diese Periode die glücklichste seines Lebens.

Noch im J. 1810 war Görwitz Pfarrer zu Alperstädt geworden. Er verheirathete sich mit einer Tochter des dortigen Rittergutspachters Bohne. Viel beschäftigte sich Görwitz damals, bei treuer Erfüllung seiner Amtspflichten, mit literarischen Arbeiten, von denen er auch einige veröffentlichte. Sein poetisches Talent erregte die Aufmerksamkeit des weimarischen Ministers von Voigt, der nicht unterließ, ihn Goethe und Wieland persönlich vorzustellen. Besonders wohlwollend ward er von Wieland aufgenommen und dadurch zu öfteren Besuchen des Dichters veranlaßt, mit dem er bis zu dessen Tode in den freundlichsten Verhältnissen blieb. Im J. 1826 wählte ihn die jenaische Akademie zum Oberpfarrer in Apolda, womit die Stelle eines großherzogl. sachsen-weimarischen Superintendenten verbunden war. Dort verheirathete er sich nach dem Tode seiner Gattin mit einer Tochter des Kammerrathes Steinbrück in Weimar. Seine Wirksamkeit in Apolda war in vielfacher Hinsicht segensreich. Zum Theil durch seine Bemühungen wurden dort zwei neue Schulgebäude errichtet, ein zweiter Mädchenlehrer angestellt und außerdem noch manche gute und gemeinnützige Zwecke gefördert. Auf der Kanzel besaß Görwitz in hohem Grade die Gabe des oratorischen Vortrages. Eigentliche Tiefe und Gründlichkeit ging seinen homiletischen Arbeiten ab. Wer ihm sonst in jeder Hinsicht die aufrichtigste Verehrung zollte, konnte dies nicht leugnen. Aber er besaß doch die Kunst, namentlich in seinen Casualpredigten, den rechten Punkt zu treffen und durch seine Gemüthlichkeit in den Herzen seiner Zuhörer eine sanfte Rührung zu erwecken. In seinen amtlichen Verhältnissen ließ er keine Gelegenheit unbenutzt, sich mit den verbundenen Geistlichen und Schullehrern über das, was für nützlich und zweckmäßig erachtet, ausführlich zu besprechen. Von sich selbst und seinen Kenntnissen hatte er eine geringe Meinung. Nie ließ er Hochmuth oder Anmaßung blicken. Wie er von seiner Gemeinde geliebt und von den Geistlichen und Schullehrern der Ephorie geschätzt ward, davon gab die Feier seines

den, als man Görtz den Proceß machte, und ist gar nicht in Umlauf gekommen, daher viel seltener als die andern.

4) Vergl. Nordberg, Leben Karl's XII. 2. Bd. S. 567 und 635. Der Verfasser sucht das Verfahren zu beschönigen und nennt diese Görtzischen Noththaler bloße Münzzeichen, die (a. a. O. S. 573) abgethan worden waren. Sie sind aber nie eingelöst worden, und außer der allgemeinen Stockung des Handels, sowie der großen Theuerung der Lebensmittel, die sie verursachten, warf das Volk ihrem Urheber namentlich die darauf abgebildeten Götzen vor.

25jährigen Amtsjubiläums im J. 1840 einen glänzenden Beweis. Seine Bescheidenheit ließ ihn in dieser Feier eine Auszeichnung erblicken, die nicht ihm, sondern seinem Stande gelte. Und doch war es seine liebenswerthe Persönlichkeit, die ihm alle Herzen gewann. Dadurch empfahl er sich auch in geselligen Kreisen, die er oft durch seinen Humor erheiterte. Auch als Familienvater zeigte er sich von einer achtenswerthen Seite und sein Frohsinn schwand nicht gänzlich unter ungünstigen häuslichen Verhältnissen, besonders in den letzten Jahren seines Lebens. Ein Versuch, seine wankende Gesundheit durch den Gebrauch der Kaltwasserbäder in Ilmenau herzustellen, blieb fruchtlos. Ein Schlagfluß endete sein Leben am 27. Sept. 1846 im 65. Jahre. Auf eine bedeutungsvolle Weise hatte er zwei Tage vor seinem Tode mit einer Predigt „über den Zusammenhang beider Welten" seine amtliche Wirksamkeit geschlossen.

In eine frühe Zeit seines Lebens fallen seine literarischen Arbeiten. Während seines siebenjährigen Aufenthaltes auf der Insel Rügen, wo er sich besonders, durch Kosegarten angeregt, mit der englischen Literatur beschäftigte, trat er mit einer metrischen Uebersetzung von Addison's Cato hervor. Dies Trauerspiel, das er Kosegarten gewidmet hatte, erschien im J. 1808 zu Berlin. Aus dem Englischen übersetzte er auch Thomson's Tragödie Agamemnon. (Erfurt 1815. 8.) Später erschienen von ihm noch Predigten über das Evangelienbuch, zum Gebrauch in den Kirchen des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach, diesseitigen Berichts vom ersten Sonntage des Advents bis zum zweiten Ostertage 1825, nebst einigen Casualpredigten. (Jena 1825. gr. 8.) Antheil hatte Görwitz an Klein's und Schröter's Oppositionsschrift für Christenthum und Gottesgelahrtheit *).

(*Heinrich Döring.*)

GOES 1) oder ter Goes, befestigte Stadt in der niederländischen Provinz Seeland, auf der Insel Zuidbeveland, welche davon auch selbst oft das Land van ter Goes genannt wird. Diese Insel, die größte und angenehmste unter den seeländischen Inseln, hat früher bis in die Osterschelde gereicht, im J. 1532 ist aber der östliche Theil durch eine hohe Sturmfluth überströmt und nachher nicht wieder eingedeicht worden. Auf diesem in alten Karten das „verdronken Zuid-Beveland" genannten Theile hat die Stadt Romerswaal gestanden, in welcher sich noch nach der Ueberschwemmung König Philipp II. im J. 1549 als Graf von Seeland hat huldigen lassen. Diese Stadt ist aber im J. 1574 von den Spaniern eingeäschert und dann vom Wasser nach und nach weggespült worden. Die Stadt Ter Goes nun liegt unter 21° 35′ 35″ d. L., 51° 30′ 15″ nördl. Br. in der nördlichsten Gegend der Insel nicht weit von der Schenge, einem Arme der Osterschelde, hat gegen 5000 Einwohner, einen Hafen, Salzsiederei, Leinweberei und treibt Handel mit Salz, Getreide und Hopfen.

*) Siehe den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXIV. 2 Th S 643 fg Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S 742. 22 Bd. Abth 2 S 393 fg.

2) Flecken in der portugiesischen Provinz Beira, am Flusse Beira, mit 1500 Einwohnern.

3) Dorf im steiermärkischen Kreise Bruck, auf einer Insel in der Muhr, mit einem Schlosse, der Domkirche und Residenz des Bischofs von Leoben.

(*H. E. Hössler.*)

GOES, gräfliches Geschlecht in Oesterreich, dessen Stammsitze aber in Portugal waren; mehre Zweige desselben haben sich auch in den Colonien, namentlich auf den Azoren, niedergelassen. Zu dieser Familie gehört der berühmte Reisende Benedict (Bento) de Goes (s. den folgenden Artikel) und der Historiker Damian de Goes (s. den nachfolgenden Artikel). Damian, dessen Bruder Fructo de Goes bei K. Emanuel Kammerjunker gewesen war, erzeugte in der Ehe mit Johanna von Hargen aus dem Haag den Sohn Emanuel, der mit Anna Franziska Duval verheirathet der Vater geworden ist von Franz, Gemahlin Anna Regina von der Horst. Seine Söhne, Anton und Johann Baptist, wurden am 1. Jan. 1638 von Kaiser Ferdinand III. in den Freiherrenstand erhoben. Johann Baptist, geboren im J. 1611 im Dorfe Ternat bei Brüssel, war unter Ferdinand III. kaiserlicher geheimer Staatssecretair und Reichshofrath, verrichtete Legationen in Spanien, England und bei der Pforte, verhandelte auch nach dem Siege bei St. Gotthard, 1664, mit den türkischen Abgesandten den Frieden oder vielmehr den Waffenstillstand auf 24 Jahre. In dem Alter von ungefähr 50 Jahren zum Priester geweiht, erhielt er von dem Kaiser das Bisthum Gurk in Kärnthen, 1675, von dem Erzbischofe von Salzburg, als dem Metropoliten, die Bestätigung und die bischöfliche Weihe den 16. Jan. 1676, worauf er am 25. Jan. die Regierung des bischöflichen Sprengels antrat. Für den Friedensschluß zu Nimwegen, 1678, war er erster kaiserlicher bevollmächtigter Minister. Zuletzt kaiserlicher Botschafter und bevollmächtigter Minister zu Rom wurde er von Papst Innocentius XI. zum Cardinalpriester creirt. Im J. 1680 hielt er eine merkwürdige Synode zu Straßburg, der dem Bisthume zuständigen Stadt in Unterkärnthen, wie er denn überhaupt für die Seelsorge treffliche Einrichtungen in seinem Sprengel durchführte, viele fromme Stiftungen aus eigenen Mitteln machte und die bischöfliche Residenz, das Schloß zu Straßburg, vollständig restaurirte. Außerdem hat er durch den Ankauf bedeutender Güter in Kärnthen seinem Geschlechte dauerhafte Sitze verschafft, daher er nicht mit Unrecht familiae sidus et columen genannt wird. Er starb zu Rom den 19. Oct. 1696 an den Folgen eines Schlagflusses und wurde daselbst in der Capucinerkirche S. Maria della S. Concezione beerdigt. Des Cardinals Bruder, Anton, auf Karlsberg und Mosburg in Kärnthen, wurde in der Ehe mit Maria von Millwelden Vater von drei Kindern. Den einzigen Sohn, Johann Peter, hat der Cardinal adoptirt und zu seinem Universalerben ernannt, sodaß er demnach Karlsberg, Mosburg, Ebenthal, Gradisch, Greifenfels, Razeneck, Pfannhofen, Grädenegg, Pach, Gurnitz ꝛc. besaß. K. k. und königl. spanischer Kämmerer, Reichshofrath im J.

1686, wurde er mit seiner gesammten Descendenz von Kaiser Leopold I. den 2. Aug. 1693 in den Reichsgrafenstand erhoben. In dem Laufe des nämlichen Jahres wurde ihm der Gesandtschaftsposten zu Rom übertragen, wo er mehre Jahre zubrachte, auch am 14. Oct. 1693 sich mit der Gräfin Maria Anna von Sinzendorf vermählte. Gesandter in Holland, 1698, wirklicher Geheimrath und im J. 1713 erster bevollmächtigter Minister bei dem Friedenscongresse zu Baden und Rastadt, endlich Landeshauptmann und Burggraf in Kärnthen, ist er dort den 13. März 1716 verstorben. Seiner Kinder waren vier, darunter ein Sohn. Dieser, Graf Johann Anton, Freiherr auf Karlsberg und Mosburg, Herr der Herrschaften Ebenthal, Gradisch, Greifenfels, Ratzenegg, Pfannhofen, Grädenegg, Pach, Gurnitz, Niederndorf, Liebenfels und Hohenstein in Kärnthen, Neubau und Pellendorf in Niederösterreich, wurde nach dem Ankaufe von Pellendorf am 26. Jan. 1718 von der niederösterreichischen Landschaft in die Zahl der neuen Herrenstandesgeschlechter aufgenommen und war damals k. k. Kämmerer und niederösterreichischer Regierungsrath, sodann im J. 1739 Landeshauptmann in Kärnthen, k. k. wirklicher Geheimrath und wurde den 31. Juli 1743 zum Administrationspräsidenten in den eroberten kurbaierischen Landen und zum Statthalter in der Oberpfalz ernannt. Er starb im J. 1748, ohne Kinder aus seiner zweiten Ehe mit Franziska von Rupp, die als Witwe Pellendorf und Neubau verkaufte. Aus seiner ersten Ehe mit der Gräfin Maria von Thürheim, vermählt den 26. Jan. 1720, kamen zwei Söhne und fünf Töchter. Der ältere Sohn, Graf Johann Sigismund Rudolf Graf von Goes, der außer den genannten Herrschaften auch noch Weinitzstein und Seebühel in Kärnthen besaß, wurde den 11. Jan. 1747 wirklicher Reichshofrath, im J. 1750 Gesandter in Schweden, wo er bis zu Ende des Jahres 1753 stand, am 23. März 1762 Apo oder Oberhofmeister der Erzherzoge Ferdinand und Maximilian und zugleich wirklicher Geheimrath. Seine Gemahlin, seit dem 11. Mai 1772, des Fürsten Joseph Adam Johann Nepomucenus von Schwarzenberg Tochter, starb den 21. Jan. 1788 ohne Nachkommenschaft. Er selbst, geb. den 1. Aug. 1723, starb den 15. Juli 1796. Sein Bruder, Graf Johann Karl Anton, geb. den 18. Aug. 1728, war k. k. Kämmerer und Generalmajor, auch Hauptmann der großherzoglichen Leibgarde zu Florenz, resignirte aber diese Stelle, nachdem er des Bruders Nachfolger in dem kärnthenschen Fideicommiß geworden war und starb den 11. Mai 1798. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Maria Anna von Christallnigg, vermählt den 24. Aug. 1741, gest. den 9. Mai 1809, kamen die Söhne Johann Peter, geb. zu Florenz den 8. Febr. 1774, Karl, geb. den 16. Sept. 1775 und Rudolf Maria, geb. den 27. Oct. 1777. Johann Peter, k. k. Kämmerer, Geheimrath, des Erzherzogs Franz Karl Oberstthofmeister, niederösterreichischer Landmarschall, Präses der niederösterreichischen Erbsteuerhofcommission und der Steuerregulirungscommission, Ehrenmitglied der Akademien der bildenden Künste in Wien und Venedig, Obercurator der österreichischen Sparcasse und Präsident der Landwirthsgesellschaft zu Wien, Erblandsstabelmeister in Kärnthen, Herr der Herrschaften Karlsberg, Mosburg, Ebenthal, Treffen, Halleck, Pach, Pfannhofen, Gurnitz, Ratzeneck, Kreug, ist den 11. Juli 1846 gestorben, aus seiner Ehe mit der Gräfin Isabella von Thürheim den Sohn Anton hinterlassend. Dieser, geb. den 4. Aug. 1816, ist der heutige Fideicommißinhaber, mit der Gräfin Theresa von Wilczek verheirathet und Vater von zwei Kindern. Von seinen Oheimen ist Karl, k. k. Kämmerer und Gubernialrath zu Grätz, Besitzer der Secundogenitur-Güter Gradenegg und Gradisch in Kärnthen, den 7. Juni 1843 mit Tode abgegangen. Aus seiner Ehe mit der Gräfin Karoline Katzianer von Katzenstein kamen drei Kinder. Der einzige Sohn, Graf Peter Karl, geb. den 17. Dec. 1807, starb den 26. Febr. 1852. Vermählt den 5. April 1845 mit der Gräfin Maria von Welsersheim hinterließ er zwei Söhne, deren älterer Zeno Vincenz, geb. den 26. Oct. 1846, unter mütterlicher Vormundschaft die Güter der Secundogenitur besitzt. Der dritte von des Grafen Johann Karl Anton Söhnen, Rudolf Maria, Assessor und nachmals Rath bei dem Oberbergamte zu Klagenfurt, starb im October 1852. Es leben von ihm zwei Söhne, Albert, den 9. Juni 1812 und August, den 27. Sept. 1813 geboren.

(*v. Stramberg.*)

GOES (Bento de), portugiesischer Jesuit und Reisender, im J. 1562 auf San Miguel, einer der azorischen Inseln, geboren, widmete sich in früher Jugend dem Kriegshandwerke und ging nach Indien, wo er zu Goa und in andern von den Portugiesen besetzten Städten diente, aber ein so abenteuerliches und ausschweifendes Leben führte, daß er dadurch sogar bei seinen Waffengenossen, deren Betragen, wie man aus den Berichten jener Zeit weiß, Nichts weniger als musterhaft war, großes Aergerniß erregte. Als er jedoch eines Tages zu Travancore zufällig eine Kirche besuchte, ergriff ihn eine solche Reue über das böse Beispiel, welches er seither gegeben hatte, daß er nicht nur seine Lebensweise gänzlich änderte, sondern auch aus dem Soldatenstande schied und in seinem 26. Jahre (1588) in den Jesuitenorden trat, ohne jedoch die Priesterweihe anzunehmen, obschon seine Vorgesetzten wiederholt in ihn drangen, dies zu thun. Nachdem er sich durch eifriges Studium die nöthigen Kenntnisse erworben hatte, ging er als Laienbruder nach der Jesuitenstation zu Lahore, der Sommerresidenz des Großmoguls Akbar und spätern Hauptstadt der Sikhs und wußte sich daselbst die Achtung und das Vertrauen Akbar's in so hohem Grade zu erwerben, daß dieser ihn einer auf seinen Befehl an den Vicekönig von Indien abgehenden Gesandtschaft als Begleiter und Rathgeber beigesellte. Während seines Aufenthaltes zu Goa war Nicolas Pimenta, der Visitator der Jesuiten in Indien, grade damit beschäftigt, die Frage, ob die Reiche Katay und China dasselbe Land seien, zur Entscheidung zu bringen. Der Jesuit Matteo Ricci, welcher sich zu Peking aufhielt, hatte nämlich in Briefen an die Jesuiten zu Goa diese Behauptung aufgestellt, während die

zu Lahore wohnenden Jesuiten [1]) das Gegentheil annahmen und nach Berichten Muhammedanischer Kaufleute Katay als ein anderes und zwar als ein sehr schönes und fruchtbares Land schilderten, dessen Bewohner größtentheils Christen seien, deren Religion aber immer mehr durch die unter ihnen wohnenden Muhammedaner verunstaltet würde. Obschon die Vermuthung nahe lag, daß die Muhammedaner entweder absichtlich Unwahres berichteten oder sich durch die scheinbare Aehnlichkeit mancher chinesischen und christlichen Gebräuche täuschen ließen, so beschloß doch Pimenta, um sich von der Falschheit oder Wahrheit dieser Nachricht zu überzeugen und ein etwa wirklich dort wohnendes christliches Volk nicht dem Unglauben verfallen zu lassen, eine Mission dahin zu veranstalten und theilte seinen Vorsatz dem Papste und dem Könige von Spanien, welcher zu dieser Zeit auch über Portugal herrschte, mit. Die Zustimmung beider erfolgte alsbald und Aires de Saldanha, der Vicekönig von Indien, erhielt den Auftrag, das Unternehmen, welches zugleich die Eröffnung neuer Handelswege in Aussicht stellte, auf jede Weise zu unterstützen und die nöthigen-Geldmittel aufzubringen. Pimenta sah sich nun nach einem Manne um, von welchem man die Ausführung des schwierigen Unternehmens hoffen durfte und glaubte keinen tüchtigern finden zu können als Goes, welcher durch seinen langen Aufenthalt zu Lahore nicht nur der persischen Sprache, welche damals fast in allen asiatischen Ländern verstanden wurde, mächtig war, sondern auch hier und auf einer Reise mit Akbar nach Kaschmir (1598) die Sitten und Gebräuche der Eingeborenen genau hatte kennen lernen. Goes begab sich zuerst nach Agra, wo zu dieser Zeit Akbar residirte, um sich die Beistimmung und Unterstützung desselben zu sichern und ging dann am 6. Jan. 1603, nachdem er von dem Großmogul Briefe an die benachbarten Könige empfangen hatte, nach Lahore, wo er die zur Reise nöthigen Vorbereitungen treffen mußte, um sich einer Karavane, welche von hier alle fünf Jahre mit einer Gesandtschaft des Königs von Persien nach Kaschgar in Ostturkestan ging, anzuschließen. Er legte jetzt die Kleidung eines armenischen Kaufmanns an, nannte sich Abdallah Isay [2]) und kaufte verschiedene Waaren ein, sowol um seine Verkleidung zu rechtfertigen, als auch um diese Gegenstände gegen andere ihm auf der Reise nothwendige zu vertauschen. Als Begleiter wurden ihm zwei Griechen, nämlich Leo Grimani, ein Priester, und Demetrius, ein Kaufmann, welche des Weges kundig waren, mitgegeben, vier Muhammedanische Diener aber, die man für ihn bestimmt hatte, ließ er zurück und nahm dafür nur Isaak, einen Armenier, mit sich, ein Tausch, der ihm von großem Nutzen war und dem wir den noch vorhandenen Bericht über diese Reise verdanken. Goes brach im Februar 1603 mit der erwähnten Karavane, welche aus 500 Kaufleuten und vielen Pferden und Wagen bestand, von Lahore auf und kam über Athek (Attok, einer alten Grenzfestung an der Mündung des Kabul in den Indus) nach einem Marsche von beinahe vier Monaten nach Passaur (Pischaur), wo man 20 Tage rastete. Hier erzählte ihm ein Pilgrim, 30 Tagereisen weiter nördlich liege die Stadt Capherstam (Kafrestan, Stadt der Ungläubigen), in welche sich kein Muhammedaner bei Todesstrafe wagen dürfe, die Einwohner gingen schwarz gekleidet zur Kirche und in der Umgegend wachse ein vorzüglicher Wein; Goes, welcher von demselben kostete, schloß aus dem Berichte, daß die Eingeborenen vielleicht Christen seien. Von Passaur führte der Weg fast einen ganzen Monat hindurch stets längs einem Flusse (dem Kabul) am Fuße eines Berges hin, von welchem bei Ghideli eine Schar Räuber herabkam, die Reisenden überfiel und viele verwundete. Nachdem sich der Rest der Karavane, welche sich mit ihren Waaren in einen nahen Wald flüchtete, wieder gesammelt hatte, setzte man den Weg fort und erreichte nach 20 Tagen glücklich Kabul, einen berühmten Stapelplatz. Hier blieb Goes acht Monate, da viele Kaufleute der Karavane nicht Lust hatten, weiter zu gehen und die übrigen ihrer geringen Anzahl wegen die Reise nicht fortzusetzen wagten. Grimani, durch die bereits erduldeten Beschwerden entmuthigt, kehrte nach Lahore zurück, Demetrius aber ließ sich zu Kabul als Handelsmann nieder. Goes, welcher jetzt nur noch seinen Diener Isaak zur Verfügung hatte, lernte während seines Aufenthaltes zu Kabul die Prinzessin Hadschi Hanem, eine Schwester des Königs von Kaschgar und die Mutter des Königs von Kotan (Khoten) kennen, welche auf der Heimreise von ihrer Pilgerfahrt nach Mekka begriffen war und sich in großer Geldnoth befand; da er hier eine gute Gelegenheit zu haben glaubte, die Empfehlungsbriefe des Großmoguls, welche bereits ihre Geltung zu verlieren anfingen, durch bessere zu ersetzen, so streckte er der Prinzessin 600 Goldstücke, welche er aus dem Verkaufe seiner Waaren gelöst hatte, ohne Zinsen vor. Sie zeigte sich aber nicht weniger großmüthig und machte ihm ein Geschenk, welches aus Marmorstöckchen [3]), einer der gesuchtesten Handelsartikel in China, bestand. Nachdem die Karavane sich wieder durch andere Kaufleute ergänzt und verstärkt hatte, wurde die Reise fortgesetzt. Da aber der Weg äußerst beschwerlich war und Räuber einige Male die nicht sehr muthige Gesellschaft plünderten und zersprengten, wobei Goes mehre seiner Pferde verlor und sein Diener nur mit Mühe dem Ertrinken entging, so gelangte man nach

1) Diese hatten am Hofe Akbar's im J. 1598 von einem Muhammedanischen Handelsmanne, welcher von einer Pilgerreise nach Mekka zurückkam, gehört, daß zu Cambalu, der Hauptstadt von Katay, wo er sich lange aufgehalten habe, Christen wohnten und eine Karavanenstraße von Lahore dahin führe. Sie beschlossen deshalb, auf dieser vorzudringen, ohne zu ahnen, daß Cambalu keine andere Stadt war als Peking, die Hauptstadt des chinesischen Reiches, wo sich bereits eine Mission der Jesuiten befand. 2) Abdallah, weil dieser Name bei den Armeniern sehr gewöhnlich ist, und Isay, um dadurch anzudeuten, daß er ein Christ sei, weil die Muhammedaner die Christen mit diesem Namen bezeichnen.

3) Jaspis oder Jade, von den Chinesen Ju genannt; der schöne durchsichtige und vielfarbige orientalische Jade wurde in China zum Schmucke der Paläste und öffentlichen Gebäude verwendet und mit ungeheuern Preisen bezahlt; vergl. K. Ritter, Erdkunde. 2. Bd. S. 220

vielen Mühseligkeiten und großem Verluste erst im November 1603 nach Hiarkan (Yarkand), der Hauptstadt des Khanats Kaschgar zu jener Zeit, wo die von Kabul kommende Karavane sich aufzulösen und eine andere nach Katay sich zu bilden pflegte, worüber aber wieder ein ganzes Jahr verging. Während dieses unfreiwilligen Aufenthaltes konnte sich Goes der Zudringlichkeit der Muhammedanischen Priester und Gelehrten, welche gegen seine Rechtgläubigkeit Verdacht geschöpft hatten und ihn zur Darlegung seines Bekenntnisses zu zwingen suchten, kaum erwehren, auch brachen Diebe in seine Wohnung ein, wurden aber durch seine Geistesgegenwart verscheucht, ja er hatte sogar den Muth, von Hiarkan aus allein nach Kotan zu gehen, um dort das der Prinzessin Hadschi Hanem vorgeschossene Geld wieder in Empfang zu nehmen. Er verweilte hier einen ganzen Monat und kam kaum noch zur rechten Zeit zurück, um sein Besitzthum zu retten, welches die Muhammedaner unter dem Vorwande, daß er umgekommen sei, in Beschlag nehmen wollten. Unterdessen war der Hauptmann der neuen Karavane ernannt worden und Goes folgte mit Vergnügen seiner Einladung, ihn nach Katay zu begleiten, obgleich man ihn wiederholt vor der Treulosigkeit der Leute von Kaschgar warnte. Mit Empfehlungsbriefen des Khans dieses Landes versehen, folgte er der im November 1604 aufbrechenden Karavane und gelangte über Akfu, wo er vor dem Khane, einem unmündigen Knaben, den er mit Zucker und andern Süßigkeiten beschenkte, tanzen mußte und über Kucha (Kutsche), wo man wieder einen Monat rastete, nach Cialis, einer kleinen, aber stark befestigten Stadt [4]), wo ein Sohn des Khans von Kaschgar herrschte. Dieser ließ ihn eines Nachts in seinen Palast rufen, um mit den Doctoren des Korans, welche ihn als einen Ungläubigen schilderten, zu disputiren, was er mit solchem Erfolge that, daß seine Gegner schweigen mußten, der Khan aber erklärte, der christliche Glaube sei der rechte und zu ihm hätten sich auch seine Vorfahren bekannt. Diese dunkle Erinnerung des Khans an den Glauben seiner Vorväter, welche dem bereits seit Jahrhunderten von dem Islam aus diesen Gegenden verdrängten Nestorianischen Christenthume huldigten [5]), rettete Goes nicht nur von dem ihm von seinen Gegnern geschworenen Verderben, sondern bewirkte ihm auch während seines dreimonatlichen Aufenthaltes zu Cialis eine ehrenvolle Behandlung. Diese vermochte jedoch seinen Unmuth über die wiederholte Verzögerung der Reise nicht zu unterdrücken und da der Führer der Karavane in der Hoffnung auf einen seinen Gewinn steigernden Zuwachs der Gesellschaft den Aufbruch von einer Woche zur andern verschob, so verschaffte er sich durch ein Geschenk die Erlaubniß des Khans, allein weiter ziehen zu dürfen. Als er noch mit den nöthigen Vorbereitungen zu dem sehr gewagten Unternehmen beschäftigt war, trafen die Kaufleute der vorhergehenden Karavane auf ihrem Rückwege aus Katay zu Cialis ein. Diesen war es gelungen, unter dem Vorwande einer Gesandtschaft [6]) bis nach Peking vorzudringen und sie hatten daselbst mit den von den Jesuiten bis dorthin vorgeschobenen Missionaren und mit Ricci, dem Obern derselben, in einem und demselben Hause gewohnt. Zum Beweise zogen sie ein in dem Kehrichte ihres Zimmers vorgefundenes Blatt mit portugiesischer Schrift hervor und gaben überhaupt auf alle Fragen so genaue Auskunft, daß Goes sich vollkommen überzeugte, zwischen Katay und China und Cambalu und Peking sei kein Unterschied. Da er mit einem guten Geleitbriefe des Khans von Cialis versehen war, so hatte seine weitere Reise über Pucian (Pidschan), Turfan, Aramuth und Kamul, obwol sie mit vielen Mühseligkeiten verbunden war [7]), keine sonstige Schwierigkeit und er erreichte glücklich Chiaicuon (Kieu-iu-quan), eine Grenzfestung China's an der großen Mauer, wo er fast einen ganzen Monat liegen mußte, bis er von dem Statthalter der Provinz Schensi die Erlaubniß erhielt, das himmlische Reich zu betreten. Sobald diese eingetroffen war, begab er sich nach dem nur eine Tagereise entfernten Socieu (Su-tscheou), einer schon damals von vielen fremden Handelsleuten bewohnten Stadt und zog in dieselbe gegen das Ende des Jahres 1605 anständig ein, denn er war auf der Reise trotz der sehr bedeutenden Zehrungskosten reich geworden und führte dreizehn Lastthiere, fünf Knechte, zwei Sklaven und eine Ladung der köstlichsten Juwelsteine, deren Werth 2500 Goldstücke betrug, mit sich. Da hier andere Reisende die ihm früher mitgetheilten Nachrichten über die Mission der Jesuiten zu Peking bestätigten, so schrieb er sogleich an Ricci, den Vorsteher derselben, um ihm seine Ankunft zu melden und übergab den Brief mehren nach der Hauptstadt reisenden Chinesen zur Besorgung; da aber derselbe eine portugiesische Aufschrift hatte, so konnten diese, weil sie weder die chinesischen Namen der Jesuiten noch die Wohnung derselben kannten, ihn nicht besorgen. Ein zweites Schreiben aber, welches Goes um Ostern 1606 durch einen Muhammedaner beförderte, gelangte glücklich an seine Ordensbrüder, welche ihn schon mehre Jahre erwarteten, da sie von Goa aus auf dem Seewege von seiner Reise unterrichtet waren. Sie schickten ihm nun sogleich den Novizen Johann Ferdinand, einen chinesischen Christen, entgegen, um ihn nach Peking zu geleiten; dieser wurde aber auf dem Wege von seinem Diener bestohlen und

4) Dem jetzigen Yuldus oder Dschuldus am Loplee. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 290. 5) Diese Annahme (vergl. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 222 und 291) ist jedenfalls begründeter als eine andere Ansicht (vergl. Allgem. Historie der Reisen. 7. Bd. S. 517), welche voraussetzt, daß der Khan die Lehren des Christenthums mit dem Cultus des Fo verwechselt und deshalb den Missionar in seinen Schutz genommen habe.

6) Diese Gesandtschaften waren nur erdichtet; die Chinesen kannten auch diesen Betrug, da er aber ihrer Eitelkeit schmeichelte und ihnen Gewinn brachte, so störten sie diesen Verkehr nicht; vergl. K. Ritter's Erdkunde. 2. Bd. S. 221. 7) Goes fiel einmal des Nachts in einer durch Räuber sehr unsicher gemachten Gegend vom Pferde, ohne daß seine rasch voraneilenden Gefährten es eher wahrnahmen, als bei ihrer Ankunft in der nächsten Herberge. Sein treuer Diener Isaak eilte sogleich zurück und kam nur auf die Spur seines bereits dem Tode nahen Herrn durch den Namen Jesus, den dieser in seiner verzweifelten Lage beständig ausrief.

verlassen und erreichte nur mit unsäglicher Mühe Socien, wo er Goes in einem trostlosen Zustande antraf. Dieser war durch die Hinterlist und den Betrug der Muhammedaner um sein mühsam erworbenes Besitzthum gekommen und lag durch Kummer und Mühseligkeiten völlig erschöpft auf dem Krankenbette. Er las zwar noch mit großer Befriedigung die Zuschrift seiner Ordensgenossen, starb aber eilf Tage nach Empfang derselben am 11. April 1607 [8]). Der Verdacht, daß er von den Muhammedanern vergiftet worden sei, wurde wol nur durch die eifrige Hast, womit sich diese seiner Habseligkeiten zu bemächtigen suchten, veranlaßt. Um ihre Habsucht ungestört zu befriedigen, brachten sie es durch Verleumdungen dahin, daß man seinen treuen Diener Isaak einkerkerte und mit dem Tode bedrohte, wenn er nicht zum Islam übergehen würde und sie hätten auch ohne Zweifel ihren Zweck erreicht, wenn nicht Ferdinand keck einen Proceß gegen sie eingeleitet hätte. Um diesen mit Nachdruck zu führen, verkaufte er sogar seine Kleider und brachte es durch Klugheit und Ausdauer wirklich dahin, daß Isaak freigelassen wurde und ihm das Besitzthum seines Herrn ausgeliefert werden mußte. Dieses war jedoch bereits sehr zusammengeschmolzen und reichte kaum zur Bezahlung der Schulden und zur Fortsetzung der Reise nach Peking hin. Die von Goes hinterlassenen Papiere, in welchen er seine Erlebnisse und Beobachtungen niedergelegt hatte, waren, da die Muhammedaner den Werth derselben nicht kannten, leider größtentheils verloren, der Rest wurde von Isaak und Ferdinand, welche glücklich nach Peking gelangten, Ricci eingehändigt. Isaak wurde von den Jesuiten, nachdem sie ihn einen Monat beherbergt hatten, nach Macao befördert, wo er sich nach Indien einschiffte. Das Fahrzeug, worauf er sich befand, wurde aber von den Holländern genommen, welche ihn, nachdem sie ihn ausgeplündert hatten, gegen das übliche Lösegeld an die portugiesische Behörde zu Malacca auslieferten; diese schickten ihn nach Indien, wo er sich zu Chaul, da er hier den Tod seiner Frau erfuhr und nicht mehr nach Lahore zurückkehren wollte, niederließ und noch im J. 1615, in welchem die Welt zuerst Kunde von der Unternehmung seines frühern Herrn erhielt, wohnte [9]). Ricci nahm eine nach den ihm überlieferten Papieren seines Ordensbruders und den Aussagen Isaak's entworfene Darstellung des Unternehmens, auf dem Landwege nach dem himmlischen Reiche vorzudringen, in seine Denkwürdigkeiten über die Gründung der Mission der Jesuiten in China auf und aus diesen Denkwürdigkeiten, welche bis jetzt nicht in der Originalfassung veröffentlicht wurden, ging er in die nach denselben von dem Jesuiten Nic. Trigaut gearbeitete Geschichte der Einführung des Christenthums durch seinen Orden in China [10]) über. Nach dieser arbeitete Sam. Purchas den Bericht für seine Sammlung merkwürdiger Reisen [11]) und diese Bearbeitung wurde dann in die bekannten Geschichten der Reisen [12]) aufgenommen. Der Bericht ist, obgleich sich durch die Art und Weise, wie er zusammengestellt wurde, viele Unrichtigkeiten in ihn mögen eingeschlichen haben, immer noch ein höchst wichtiger Beitrag zur Kenntniß der östlichen Asiens, da die von Goes durchwanderten Gegenden größtentheils bis jetzt von keinem andern Europäer besucht wurden, weil man nach dem chinesischen Reiche leichter auf dem Seewege oder auf der Straße durch die Schneegebirge des Himalaya über Tibet gelangen kann [13]). Eine neue Bearbeitung des Reiseberichts wäre deshalb sehr wünschenswerth, doch müßten dabei vier von Goes auf seiner Reise geschriebene Briefe, welche bis jetzt wenig beachtet wurden, benutzt werden. Die beiden ersten sind von Lahore aus an seine Obern zu Goa und Agra gerichtet (Carta escrita de Laor a 30 de Dezembro 1602 ao P. Vice Provincial de Goa, em que trata da sua partida paro o Catayo und Carta escrita de Laor a 14 de Fevereiro de 1603 ao P. Jeronimo Xavier, abgedruckt in Fernao Guerreiro's Relaçam annual das cousas, que figerão os PP. da Companhia de Jesus nas partes da India nos annos de 1602 e 1603. Lisboa 1605. 4. p. 62 seq.), der dritte ist auf der Reise geschrieben (Carta escrita ao P. Manoel Pinheiro da Companhia de Jesus, em que lhe da noticia de ter jà andado cento e duas milhas, bei Guerreiro l. c. p. 64) und der vierte von Parkand aus datirt (Carta escrita de Hircande Corte del Rey de Cascar em 2 de Fevereiro de 1604 ao P. Jeronimo Xavier Superior da Missão de Mongor, im Auszuge mitgetheilt in F. Guerreiro's Relaçam annual dos annos de 1606 e 1607. Lisboa 1609. 4. p. 162). Das Leben und die Schicksale des kühnen Glaubensboten lieferten auch den Stoff zu einem historisch-romantischen Gemälde, welches Jose de Torres unter dem Titel: Bento de Goes (Ponta-Delgada 1854. 8.) herausgegeben hat. (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Damian de), geboren im Jahre 1501 zu Alenquer in Estremadura, wo seine Familie von Alters her hoch angesehen war, wurde in dem Alter von neun Jahren als Page an den Hof des Königs Emanuel gegeben und empfing dort eine ungemein sorg-

8) Nicht den 18. März 1606, wie mehre seiner Biographen unrichtig angeben. 9) Ueber Goes und seine Schicksale sind außer seinen noch vorhandenen Briefen und dem Berichte über seine Reise zu vergleichen: Biographie universelle. Tom. XVII. p. 588 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 19. *Aug. et Al. de Backer*, Bibliotheque des écrivains de la compagnie de Jésus. (Liege 1854. 8.) Tom. II. p. 245 und *In. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. (Lisboa 1858. 8.) Tom. I. p. 344.

10) De christiana expeditione apud Sinas suscepta ab Societate Jesu ex Matthaei Ricii commentariis libri V. Aug. Vindel. 1615. 4. (L. V. c. 11—13). Auch Lugd. 1616. 4. Teutsch Augsburg 1617. 4. Franz. Lille 1617. 4. Lyon 1616. 8. Paris 1618. 8. Span Sevilla 1621. 4. 11) Hakluytus posthumus or Purchas his pilgrimes. (Lond. 1625. fol.) Vol. III. 12) Histoire générale des Voyages par Prevost d'Exiles. (Paris 1749. 4.) Vol. VII. p. 410 seq. Allgemeine Historie der Reisen zu Wasser und zu Land. (Leipzig 1750. 4.) 7. Bd. S. 539 fg. Der Auszug, welchen Ath. Kircher (China monumentalis. Amstelod. 1667. fol. p. 62 seq.) gibt, ist zu dürftig und unbrauchbar. 13) Vergl. K. Ritter, Erdkunde. 2. Bd. S. 223. 3. Bd. S. 439.

fältige Erziehung, deren Schluß ein seit dem Jahre 1534 vierjähriger Aufenthalt zu Padua auf der Universität war. Also vorbereitet wurde er zu verschiedenen Sendungen, namentlich an den Höfen von Schweden, Dänemark und Polen, verwendet. Er besuchte die Hauptstädte der Christenheit, aller Orten wohl aufgenommen von den Gelehrten und von den Regenten, bei denen er die Interessen seines Königs zu wahren berufen war; Papst Paul III. insbesondere bezeigte ihm ungewöhnliches Wohlwollen. Späterhin wählte er die Universitätsstadt Löwen zu seinem Wohnsitze, wo er einzig mit Studien beschäftigt war, in denen er doch auf die unangenehmste Weise durch Martin von Rossem und dessen von Frankreich besoldete Banden gestört wurde. Die Stadt leistete entschlossenen Widerstand, bei dem sich auch Goes als der von den Studenten erwählte Anführer betheiligte. Wiederholte fruchtlose Angriffe führten zuletzt zu Unterhandlungen, welche die Feinde benutzten, um den als Friedensboten an sie abgesendeten Goes festzuhalten. Nur auf Verwendung des Königs von Portugal und nach längerer Gefangenschaft erhielt er die Freiheit wieder gegen ein Lösegeld von 2000 Dukaten. Er kehrte nach Portugal zurück und wurde von K. Johann III. zum Historiographen des Reiches und zum Guarda mayor des Torre do Tombo oder des Reichsarchives ernannt. Alle andern ihm angetragenen einträglichern Aemter hat er beharrlich verbeten, dagegen in der Hungersnoth von 1566 die Hauptstadt durch eine reichliche Zufuhr von auf seine Rechnung in Sicilien und Afrika angekauftem Getreide erleichtert. „Durch die Misgunst seiner Feinde wurde er in seinem Hause mit Arrest belegt und kurz darauf todt gefunden," im December 1560. Goes war des Griechischen, Lateinischen, Arabischen und Habessinischen vollkommen mächtig, sprach und schrieb die neuern europäischen Sprachen mit bewundernswürdiger Fertigkeit. Ein trefflicher Musiker behandelte er mit Meisterschaft mehre Instrumente und war daneben ein eleganter Dichter. Von seinen Schriften sind zu nennen: Deploratio Lappianae gentis. (Genf 1520. 12. Paris 1541. 12.) — Legatio magni Indorum imperatoris presbyteri Joannis ad Emanuelem Lusitaniae regem anno 1513. Item de Indorum fide, ceremoniis, religione etc. (Löwen 1532. 8.) — Fides, religio moresque Aethiopum sub imperio pretiosi Joannis etc., quem vulgo presbyterum Joannem vocant. (Paris 1541. 8. Cöln 1574. 8. Antwerpen 1611. 12.) Dem Papste Paul III. gewidmet ist diese Schrift eine Fortsetzung der vorhergehenden und empfehlen sich beide durch den gewählten Styl und die Verläßlichkeit der darin mitgetheilten Nachrichten. — Commentarii rerum gestarum in India citra Gangem a Lusitanis anno 1538. (Löwen 1539. 4.) Eine Beschreibung der ersten Belagerung von Din und dem Cardinale Bembo zugeeignet. — De bello Cambaico ultimo commentarii tres. (Löwen 1547. 4.) — De rebus et imperio Lusitanorum. (Löwen 1554. 4.) Für die portugiesische Geschichte von Belang: Hispania, Vertheidigung der Spanier gegen die von Seb. Münster in der Kosmographie vorgebrachten Verleumdungen. Es ist keine alltägliche Erscheinung der Spanien verfechtende Portugiese. — Chronica de Dom Manoel, 4 Theile. (Lissabon 1566—1567. fol. auch 1619 u. 1749.) — Chronica de Principe Dom Joan Rey que foy segundo do nome. (Lissabon 1567 und 1726. 8.) Dem Titel nach Chronik von Johann II., der That nach von Alfons V. — Urbis Olissiponensis descriptio, in qua obiter tractantur nonnulla de Indica navigatione per Graecos et Poenos et Lusitanos diversis temporibus inculcata. (Cöln 1602. 8.) Wird als ein merkwürdiges, mit seltener Unparteilichkeit geschriebenes Werk gerühmt. — Nobiliario de las familias de Portugal. Msp.

(*v. Stramberg.*)

GOES (Luiz), portugiesischer Jesuit, der zunächst folgende Bruder des berühmten Historikers Damião de Goes, in den ersten Jahren des 16. Jahrh. geboren, ging mit seinem jüngsten Bruder Pero de Goes nach Brasilien und ließ sich zu Santos auf der Insel St. Vincente nieder, wo er mit den gottesdienstlichen Verrichtungen betraut war. Da ihm aber das Leben in der vom Mutterlande vernachlässigten und der Willkür einiger Abenteurer preisgegebenen Colonie nicht behagte, so kehrte er im J. 1548 noch vor seinem Bruder nach Portugal zurück, um einen Brief desselben dem Könige zu überbringen, worin der nahe Untergang der portugiesischen Ansiedelungen vorausgesagt wurde, wenn man ihnen nicht schleunigst Unterstützung gewähre und eine bessere Verwaltung in ihnen einführe. Bei dieser Gelegenheit überreichte er seinem Bruder Damião, welcher damals dem Staatsarchive im Torre do Tombo vorstand, einige Tabakspflanzen und wahrscheinlich die ersten, welche nach Europa kamen, denn der französische Reisende André Thevet von Angoulême brachte die brasilianische Tabakspflanze, Amazonentabak (petun des Amazones) und Angoulêmekraut (herbe angoulmoisine) genannt, erst im J. 1557 nach Frankreich. Zu dieser Tabaksart gehörten wahrscheinlich auch die in Lissabon gezogenen Pflanzen, welche Nicot, der französische Gesandte am portugiesischen Hofe, dessen Namen jetzt das unentbehrlich gewordene Kraut in der Kunstsprache trägt, um das Jahr 1560 der Königin Katharina von Medicis übersandte; doch könnte die edle Tabakspflanze (nicotiana tabacum) auch schon durch Hernando de Soto, den Eroberer Florida's, nach Spanien und Portugal gekommen und in Lissabon cultivirt worden sein. Jedenfalls verdient Luiz Goes, über dessen spätere Schicksale keine Nachrichten vorliegen, durch seine Bemühung, die Tabakspflanze in Portugal zu empfehlen, eine Stelle in der Geschichte der Botanik *).

(*Ph. H. Külb.*)

GOES (Manoel de), portugiesischer Theolog des 16. Jahrh., um das Jahr 1520 geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien in den Orden der beschuhten Karmeliter und bekleidete vom Jahre 1536 bis zum Jahre 1563 alle Würden desselben; auch war er zweimal Rector des Collegs von Coimbra, wo er am 22. Sept. 1595

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 16.

ſtarb. Er ſchrieb auf Befehl ſeiner Obern das Processionarium Ordinis Carmelitarum (Ulissipone 1551. 4.), welches ſehr lange im Gebrauche blieb. Seine Denkwürdigkeiten des Karmeliterordens (Memorias historicas da Ordem do Carmo), welche für die Geſchichte deſſelben ſehr wichtig ſein ſollen, wurden nicht gedruckt [1]). — Um dieſelbe Zeit lebte Fernando de Goes Loureiro Brito, ein wenig bekannter portugieſiſcher Hiſtoriker. Um das Jahr 1560 geboren, war er in ſeiner Jugend Kammerjunker bei dem Könige Sebaſtian I. und begleitete dieſen im J. 1578 auf dem unglücklichen Feldzuge nach Afrika. Nach ſeiner Heimkehr trat er in den geiſtlichen Stand, ließ ſich zum Prieſter weihen und wurde Prediger an der Kirche zu S. Martinho de Soalhães im Bisthume Porto. Später begab er ſich nach Rom, wo er viele Jahre lebte und auch geſtorben zu ſein ſcheint, da über ſeine Rückkehr nach Portugal Nichts bekannt iſt. Außer einem nicht gedruckten Berichte über den Feldzug nach Afrika ſchrieb er einen Abriß der portugieſiſchen Geſchichte in ſpaniſcher Sprache (Breve suma y relacion de las vidas y hechos de los Reyes de Portugal y cosas sucedidas en aquel regno desde su principio hasta el año de 1595. Mantua 1596. 4.), welcher zu den ſeltenſten Büchern gehört [2]). — Etwas ſpäter wirkte der portugieſiſche Caſuiſt Goes de Vasconcellos, über deſſen Lebensverhältniſſe nichts Näheres bekannt iſt. Seine aſcetiſchen Schriften (Caminho espiritual das almas christanas para a salvação. Lisboa 1613. 4. und Exame de consciencia et ordem para penitentes. Lisboa 1615. 4.) wurden von den Zeitgenoſſen ſehr geſchätzt und verdienen jetzt noch in ſprachlicher Hinſicht Beachtung [3]). (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Manoel de), ein durch ſeine Leiſtungen in der Naturphiloſophie bekannter portugieſiſcher Jeſuit, um das Jahr 1545 zu Portel, einem Städtchen der Provinz Alentejo geboren, trat, nachdem er ſeine Vorbereitungsſtudien beendigt und mehre höhere gelehrte Anſtalten in Spanien beſucht hatte, im J. 1560 zu Evora in den Jeſuitenorden, um ſich in dieſem dem Lehrfache zu widmen. Er lehrte zuerſt zu Evora die Rhetorik und die ſchönen Künſte acht Jahre hindurch mit allgemeinem Beifalle und mit nicht geringerem Erfolge viele Jahre die Philoſophie zu Coimbra, wo er am 13. Febr. 1593 ſtarb. Er ſchrieb und ſprach das Lateiniſche mit ſeltener Fertigkeit und Zierlichkeit und der berühmte Hiſtoriker J. P. Maffei konnte ſich, als er ſeinen Vortrag hörte, nicht genug verwundern, daß man ihn und nicht Goes zum Geſchichtsſchreiber der Thaten der Portugieſen in Indien gewählt habe. Goes ſcheint ein Verwandter des bekannten Hiſtorikers Damião de Goes geweſen zu ſein und hatte einen Bruder, Gaſpar de Goes, welcher ebenfalls in den Jeſuitenorden trat, um ſich der Miſſion in Braſilien anzuſchließen, aber auf der Ueberfahrt nach São Salvador im J. 1571 in einem Gefechte mit einem franzöſiſchen Schiffe umkam. Manoel de Goes beſaß auch eine ſehr gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache und ſeine Vorleſungen über die naturphiloſophiſchen Schriften erlangten durch ſeine Schüler eine ſolche Berühmtheit, daß man allenthalben den Wunſch ausſprach, ſowol ſie als auch die Vorleſungen anderer Lehrer zu Coimbra über Ariſtoteles zum allgemeinen Nutzen durch den Druck veröffentlicht zu ſehen. Claudius Aquaviva, der General des Ordens und Pero Fonſeca, der Provinzial deſſelben in Portugal, entſchloſſen ſich endlich, dem ehrenvollen Verlangen zu entſprechen und beauftragten Goes mit der Leitung des Unternehmens. Goes begann mit ſeinen eigenen Vorleſungen, welche aber nicht unter ſeinem Namen, ſondern unter dem des Collegiums zu Coimbra herauskamen. Die Vorleſungen über die Phyſik des Ariſtoteles erſchienen zuerſt unter dem Titel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in octo libros Physicorum Aristotelis. (Ulissipone 1591. 4. 2 Voll., wiederholt mit dem griechiſchen Texte: Lugduni 1594. 1602. 1610 und 1616. 4. 2 Voll. Coloniae 1596 und 1616. 4. 2 Voll.) Dieſen folgten die Vorleſungen über die vier Bücher von dem Himmel: Commentarii Collegii Conimbricensis Societatis Jesu in quatuor libros de coelo Aristotelis (Conimbricae 1592. 4., wiederholt mit dem griechiſchen Texte: Lugduni 1594 und 1616. 4.), die Vorleſungen über die Meteorologie (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros Meteorum Aristotelis. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594. 1608 und 1616. 4. Coloniae 1618 und 1631. 4.) und die Vorleſungen über die Ethik (In libros Ethicorum Aristotelis ad Nicomachum aliquot Conimbricensis cursus disputationes. Conimbricae 1592. 4., wiederholt: Lugduni 1594 und 1608. 4. Coloniae 1612 und 1621. 4.). Kurz nach dem Abdrucke der letztern Vorleſungen ſtarb Goes und der Jeſuit Cosmus Magalliano wurde mit der Fortſetzung der Arbeit beauftragt; zu erwähnen ſind jedoch hier nur noch die von Goes herrührenden Vorleſungen über die drei Bücher von der Seele (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in tres libros de anima Aristotelis. Conimbricae 1593. 4., wiederholt: Ulissipone 1598. 4. Lugduni 1604. 1612. 1616 und 1627. 4. Coloniae 1603. 1629 und 1631. 4. Venetiis 1606. 4. Argentorati 1627. 4.) und über die zwei Bücher vom Entſtehen und Vergehen (Commentarii Collegii Conimbricensis S. J. in libros de generatione et corruptione Aristotelis. Conimbricae 1597. 4. Moguntiae 1600. 1606 und 1615. 4. Lugduni 1613. 4.). Zur Erläuterung der betreffenden Schriften des Ariſtoteles können alle dieſe Vorleſungen auch jetzt noch mit Erfolg verglichen werden *).

(*Ph. H. Külb.*)

GOES (Pero de), portugieſiſcher Staatsmann des 16. Jahrh., der jüngſte Bruder des berühmten Hiſtorikers

1) Biographie générale. Vol. XXI. p. 18. 2) *Im. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. Tom. II. (Lisboa 1859. 8.) p. 273. 3) Biographie générale. Tom. XXI. p. 19.

*) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des Ecrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1854. 8.) Tom. II. p. 124 seq. Tom. IV. p. 278. Biographie générale. Tom. XXI. p. 18.

Damião de Goes und einer der ersten Ansiedler in Brasilien, am Anfange des 16. Jahrh. geboren, widmete sich dem Seewesen und befand sich an Bord des von dem berühmten Seefahrer Martin Affonso de Souza befehligten Geschwaders, welches im J. 1532 versuchte, von Brasilien Besitz zu ergreifen und eine Colonie daselbst zu gründen. Da er sich sowol bei dieser als auch bei der folgenden zu demselben Zwecke von Martin Affonso's Bruder Lopez de Souza mit geringerem Erfolge unternommenen Expedition durch seinen Muth und seine Umsicht ausgezeichnet hatte, so schenkte der König João III. ihm und seinen Erben durch eine am 7. Oct. 1536 ausgestellte Urkunde eine Strecke Landes von 30 Meilen am Flusse Itapemirim in der jetzigen Comarca Espirito Santo, welches südlich an das von demselben Könige dem Martin Affonso de Souza geschenkte Besitzthum stieß. Goes begann gemeinschaftlich mit Martin Affonso den für die Eingeborenen Südafrika's so verhängnißvoll gewordenen Anbau des aus Madeira eingeführten Zuckerrohres und setzte denselben auch nach der Zurückkehr seines mächtigen Nachbars und Gönners fort, erzielte aber, obgleich die ihm verliehenen Ländereien zu den vorzüglichsten Brasiliens gehören, nicht den gehofften Gewinn, da ihn die fortwährenden Kämpfe mit den gegen die fremden Eindringlinge erbitterten Eingeborenen in seinen großartigen Plänen störten. Da ihm auf diese Weise bald die Mittel zur Fortsetzung seiner Unternehmungen ausgingen, so begab er sich nach der Heimath, um frische Capitalien zusammenzubringen, fand aber bei der Zurückkunft nach Brasilien seine Ansiedelung in dem fürchterlichsten Zustande. Mit wunderbarer Beharrlichkeit begann er den Anbau des Zuckerrohrs von Neuem; kaum hatte er jedoch mit großen Kosten mehre Raffinerien angelegt, als ein neuer Krieg mit den Eingeborenen begann, welcher ihm ein Auge und seine ganze Habe kostete. Statt den Muth zu verlieren und sich einschüchtern zu lassen, beschloß er, noch einmal sein Glück zu versuchen und ging um das Jahr 1548 nach Lissabon, wo er dem Hofe einen getreuen Bericht über den traurigen Zustand der Colonie abstattete und dadurch zweckmäßige Veränderungen in der Verwaltung derselben veranlaßte. Man schickte nun einen Gouverneur nach Brasilien und Thome de Souza, welcher zuerst diese Würde bekleidete, ernannte Pero de Goes, dessen energische Thätigkeit ihm bekannt war, zum Admiral (capitão mor) der Küste, um zum Schutze des portugiesischen Verkehrs an derselben zu kreuzen und die Handelsschiffe anderer Nationen abzuhalten. In dieser Eigenschaft nahm Goes zwei französische Fahrzeuge mit einer Ladung Brasilienholz hinweg, zog aber bei einem zwei Tage dauernden erbitterten Kampfe gegen ein bei dem Capo Frio vor Anker liegendes französisches Kriegsschiff den Kürzern. Später wurde er von dem Gouverneur wieder nach Portugal geschickt, um über den Zustand und die Bedürfnisse der Colonie zu berichten, bei welcher Gelegenheit er wahrscheinlich seinem Bruder Damião die trefflichen Nachrichten mittheilte, welche dieser über Brasilien in seine Werke aufnahm. Nach seiner Zurückkunft in die Colonie nahm er Theil an der Gründung und Einrichtung der Stadt São-Salvador und brachte mit einem kleinen Geschwader den Jesuiten Manoel Nobrega nebst seinen Gefährten nach dem südlichen Theile des Landes, wo diese Missionare die Bekehrung der Eingeborenen versuchen wollten, bei welcher Fahrt er werthvolle Beobachtungen über das Land und seine Bewohner sammelte. Um das Jahr 1553 begab er sich im Auftrage Souza's nochmals nach Lissabon, um über die neuen Entdeckungen und andere Angelegenheiten Auskunft zu geben; von dieser Zeit an finden sich aber keine weitern Nachrichten über ihn und man weiß nicht, ob er wieder nach Brasilien zurückkehrte oder durch den Einfluß seines Bruders eine seinen Fähigkeiten entsprechende Stellung in der Heimath erhielt; gewiß ist, daß er aus seinen unermüdlichen Anstrengungen, die er für den Aufschwung der Colonie in Brasilien machte, keinen Gewinn zog, sondern dadurch sein nicht unbedeutendes Vermögen verlor *). (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Hugo van der), niederländischer Maler, um das Jahr 1420 zu Brügge, nach Andern zu Antwerpen [1]) geboren, war ein Schüler des Jan van Eyck und hielt sich nach seiner Lehrzeit mehre Jahre in Italien auf, um sich durch das Studium älterer berühmter Kunstwerke weiter auszubilden. Nach seiner Zurückkunft in die Heimath wohnte er zu Gent in dem Hause des reichen Bürgers Jacob Weytens und freite um dessen schöne Tochter, konnte aber die Einwilligung des über seine Keckheit erzürnten Vaters nicht erhalten. In seinem Grame malte er an eine Wand des Hauses seine Geliebte als Abigail, wie diese dem erzürnten Könige David entgegentritt, und das Gemälde gelang so vortrefflich, daß Weytens, von der hohen Vollendung desselben entzückt, dem Meister seine Tochter zum Weibe gab [2]). Goes nahm nun seinen festen Wohnsitz zu Gent und scheint diese Stadt nicht mehr verlassen zu haben, denn aus den Verwaltungsrechnungen derselben geht hervor, daß er bei verschiedenen Gelegenheiten bis zum Jahre 1480 für sie malte. So leitete er im J. 1467 daselbst die Festlichkeiten, welche am 27. Juli bei der Besitznahme des flandrischen Thrones durch Karl den Kühnen stattfanden und im J. 1473 wird er unter den Künstlern genannt, welche die Decorationen für die Feier des päpstlichen Jubiläums zu besorgen hatten. Nach dem Tode seiner Gemahlin entsagte er aus Schmerz über den Verlust derselben der Welt und trat in den Orden der regulirten Stiftsherren des Klosters Roodendale im Walde von Soignes bei Brüssel, wo er um das Jahr 1480 starb [3]). Die Mönche setzten ihm die wohlverdiente Grabschrift:

*) Vergl. Biographie générale. Tom. XXI. p. 17.

1) Nach C. van Mander's Schilderboeck zu Brügge, nach G. Vasari Vite de' più eccellenti pittori zu Antwerpen. Vielleicht verwechselt ihn der letztere mit dem Maler Mathias Goes, welcher um das Jahr 1472 zu Antwerpen arbeitete, von dessen Lebensverhältnissen wir aber nichts Näheres wissen. Man kann deshalb auch nicht behaupten, daß Mathias zu Antwerpen geboren wurde oder ein Bruder Hugo's war. 2) Vergl. J. D. Passavant, Kunstreise durch England und Belgien (Frankfurt 1833. 8.) S. 366. 3) Ueber die dürftigen Lebensumstände und die Werke

Pictor Hugo van der Goes humatus hic quiescit,
Dolet ars, cum similem sibi modo nescit.
Vixit tempore Caroli Audacis, ibidem factus monachus ad majorem Dei gloriam [4]).

Das Gemälde in dem Hause seines Schwiegervaters zu Gent, welches von dem Dichter Lucas de Heere in begeisterten Versen besungen und von C. van Mander als ein unübertreffliches Meisterwerk gepriesen wurde, ist längst spurlos verschwunden. Die ihm wirklich angehörenden oder fälschlich zugeschriebenen Gemälde, welche jetzt noch vorhanden sind, dürften ungefähr folgende sein: 1) Die vor einem Betstuhle stehende Maria, wie sie die Botschaft des Engels empfängt (in der Gemäldesammlung des k. Museums zu Berlin). 2) Doppelbild mit dem heranschwebenden Engel, welcher der vor ihrem Betstuhle knienden Maria die Menschwerdung des Erlösers ankündigt, in einem Gemache mit der Aussicht auf einen Gang, den die Morgensonne bescheint (in derselben Gemäldesammlung). 3) Die Verkündigung (aus der Boisserée'schen Sammlung in der Pinakothek zu München; fälschlich Goes zugeschrieben und seiner nicht würdig). 4) Die Geburt Christi mit zwei Nebenbildern, Altarblatt in der Hospitalkirche Santa Maria Nuova zu Florenz, gestiftet von Falco Portinari, dem Geschäftsführer der Medici zu Brügge, weshalb es ungewiß ist, ob das Werk in den Niederlanden oder in Italien gefertigt wurde. Das wohlerhaltene Hauptbild stellt die Geburt Christi dar; Maria, beinahe lebensgroß, kniet vor dem auf dem Boden liegenden Christuskinde, links neben einer Säule sieht man den heiligen Joseph und diesem gegenüber drei anbetende Hirten; oben schweben einige Engel und auf dem Boden knien mehre andere anbetend oder singend. Im Stalle stehen Ochs und Esel und in der Ferne sieht man einige Häuser und auf einem Hügel die Hirten, welchen ein Engel die frohe Botschaft bringt. Die Hirten sind sehr individuell nach dem Leben gemalt und erscheinen ganz niederländisch, auch die Häuser sind teutscher Art; einer der oben schwebenden Engel ist ganz im Schatten gehalten und nur von dem Christuskinde von Unten herauf beleuchtet, vielleicht das erste Beispiel dieser Art der Beleuchtung. Dieses herrliche, weiche Werk, sagt J. D. Passavant [5]), ist mit viel Studium ausgeführt, namentlich sind die Hände sehr schön nach der Natur gemalt, die Beiwerke mit van Eyck'schen Geschmacke behandelt, die vorn stehenden Gefäße mit Lilien und andern Blumen von großer Wahrheit. Die Carnation ist entweder klar und in den Schatten ins Graue gehend und bräunlich lasirt oder wie bei Joseph und den Hirten rothlich und bräunlich mit kräftig graubraunen Schatten. Die Gewänder sind zwar viel gebrochen, aber schön in Massen gehalten, die schweren Stoffe der Engelskleidungen breit und wahr behandelt, die fliegenden Gewänder oft sehr glücklich geworfen. Der Ausdruck der Köpfe ist wahr und fromm, sei er von edler oder gemeiner Natur, wie bei den Hirten. Das Christkind ist etwas mager und steif, aber in Zeichnung und Modellirung wohlverstanden. Das eine der weniger gut erhaltenen Nebenbilder zeigt den Apostel Matthias, einen Speer haltend, mit einem herrlichen, charaktervollen Kopfe und den Abt Antonius, mit schlagender Wahrheit dargestellt. Vor ihnen kniet Falco Portinari mit zwei Söhnchen von sehr naivem Ausdrucke; den Hintergrund bildet eine felsige Landschaft. Das andere Nebenbild zeigt die heilige Margaretha auf dem Drachen stehend und Maria Magdalena im reichen mit Gold durchwirkten Damastgewande und einem grünen Unterkleide mit Gold; vor ihnen knien Portinari's Frau und Töchterchen. Den Hintergrund bildet eine mit vielen Figürchen belebte Landschaft. Das ganze Gemälde zierte früher den Hauptaltar der Kirche, jetzt hängt das Hauptbild an der Seitenwand links und die beiden Flügelbilder sind gegenüber an der Wand rechts aufgehängt. 5) Die Anbetung der Weisen (in der Sammlung des Professors Hauber in München). 6) Eine Madonna mit dem Kinde, von Engeln umgeben; auf den beiden Seitenflügeln sind im Innern der Stifter und die Stifterin des Bildes mit ihren Kindern angebracht und außen sieht man in einer Art von Chiaroscuro die Verkündigung. Das auf dem Bilde befindliche Monogramm H. G. deutet auf Hugo van Goes hin, dessen Art und Weise auch das Ganze in der Auffassung und Ausführung entspricht. (Im Hause Puccini zu Pistoja.) 7) Die Jungfrau und das Jesuskind (in der Akademie der schönen Künste zu Bologna). 8) Maria stehend mit dem Jesuskinde auf dem Arme, welches den knienden Schenker des Gemäldes segnet. (Zu Alton Tower in Staffordshire im Schlosse des Grafen Shrewsbury.) 9) Maria sitzend, das Christuskind auf dem Schooße haltend, über ihr zwei Engel und vor ihr kniend die heilige Katharina (in der Galerie zu Florenz). 10) Maria mit dem Christuskinde auf dem Schooße unter einem Thronhimmel; links ein knieender Engel, welcher in der linken Hand eine Violine hält und mit der rechten dem Kinde einen Apfel darreicht, rechts kniet der Schenker, im Hintergrunde eine Landschaft. Das Bild schließt oben in einem Bogen, worauf das Opfer Abraham's und der Martertod eines Heiligen, ferner an den Seiten zwei Engel, welche ein Fruchtgewinde halten. Weit geringer als dieses schöne Mittelbild sind die Flügelbilder mit Johannes dem Täufer und dem Evangelisten und die Außenseiten mit Adam und Eva. Andere halten dieses Gemälde für ein Werk Johann Hemling's. (In der Galerie des Belvedere zu Wien.) 11) Maria sitzend mit dem Christuskinde in einem Saale mit durchbrochener Bildhauerarbeit (in der Pinakothek zu München). 12) Maria mit dem Christuskinde in der Mitte einer Landschaft (in derselben Gemäldesammlung). 13) Maria mit dem Jesuskinde (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 14) Das Antlitz des dornen-

dieses berühmten Malers sind zu vergleichen: Messager des sciences et des arts de Gand. 1826. p. 128. 1833. p. 420. 1844. p. 311 seq. Kunstblatt. 1833. Nr. 85. 1839. Nr. 21 1841. Nr. 5 u 9. G. K. Nagler, Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 255 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 6 seq.

4) *Fr. Swerts* Monumenta sepulcralia et inscriptiones publicae privataeque Ducatus Brabantiae. (Antverp. 1613. 8.) p. 323.

5) Kunstblatt 1841. Nr. 5. S. 18

gekrönten Christus nach altem Typus auf blauem Grunde (in derselben Sammlung). 15) Christus am Kreuze zwischen den Mördern, unten die heilige Jungfrau mit mehren andern Figuren. Dieses Meisterwerk, welches Hugo van Goes für die St. Jacobskirche zu Brügge, wo es sich noch befindet, malte, entging nur wie durch ein Wunder dem Verderben. Als nämlich die Protestanten während der religiösen Wirren im 16. Jahrh. sich der Stadt Brügge bemächtigten, überzogen sie das Gemälde mit einem schwarzen Grunde und schrieben darauf die zehn Gebote mit goldenen Buchstaben, die Katholiken verdrängten sie aber kurz nachher wieder und beeilten sich, den Ueberzug von geschickter Hand hinwegnehmen zu lassen, wodurch das Meisterwerk glücklich gerettet wurde. 16) Der vom Kreuze abgenommene Leichnam des Erlösers auf dem Boden liegend (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 17) Die heilige Jungfrau weinend bei dem Leichname ihres Sohnes, nebst dem heiligen Johannes und drei heiligen Frauen (in der Pinakothek zu München). 18) Das jüngste Gericht mit den klugen und thörichten Jungfrauen in symbolischer Beziehung; schwerlich von Hugo van der Goes (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 19) Vier schmale Bildchen, jedes einen Heiligen in einer Landschaft darstellend (nämlich Johannes den Täufer, Maria Magdalena, St. Christoph und St. Stephan), welche wahrscheinlich zur Füllung einer architektonischen Verzierung dienten und sich durch Lieblichkeit und Zartheit der Behandlung auszeichnen; sie befinden sich in der Sammlung des Prinzen von Oranien zu Brüssel. 20) Johannes der Täufer in einer bewaldeten Felsengegend neben einer Quelle sitzend und mit der Rechten vor sich deutend; zu seiner Linken ein Lämmchen. Durch die Bezeichnung HVGO. V. D. GOES. 1472. als echt beurkundet, aber den übrigen Werken des Meisters nachstehend. (In der Pinakothek zu München.) 21) Johannes der Täufer, Altarflügelbild (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 22) Johannes der Täufer in anderer Darstellung (in derselben Sammlung). 23) Johannes der Evangelist (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 24) Johannes der Evangelist (in der Akademie der schönen Künste zu Wien). 25) Der heilige Augustinus unter einem Baldachin, vor ihm der Stifter, ein junger Geistlicher kniend mit seinem Schutzpatrone Johannes dem Täufer (in der Gemäldesammlung des königlichen Museums zu Berlin). 26) Zwei Altarflügel, auf dem einen nach der rechten Seite gewendet betende Männer, hinter ihnen Johannes der Täufer, auf dem andern nach der linken Seite gewendet betende Frauen, hinter ihnen ein Papst. (In der Akademie der schönen Künste zu Wien.) 27) Falco Portinari in halber Figur mit einem Buche in den Händen, auf der Rückseite grau in Grau der verkündende Engel; wahrscheinlich der Flügel eines Hausaltärchens. (In dem Palaste Pitti zu Florenz.) 28) Zwei Altarflügelbilder, auf der Außenseite des einen Flügels ein König von Schottland mit seinem Sohne, hinter ihnen der heilige Andreas als Landespatron, auf der innern Seite das Bild der heiligen Dreifaltigkeit; Gott Vater die Leiche Christi im Schooße haltend, über ihnen der heilige Geist im Symbole der weißen Taube. Der andere Flügel zeigt von Außen die Königin, eine englische Prinzessin, hinter welcher der heilige Georg als Patron von England steht und auf der innern Seite einen knienden Chorherrn und zwei Engel, von denen der eine auf der Orgel spielt. (In dem königlichen Palaste zu Kensington bei London.) Die meisten Gemälde Hugo's van der Goes sind wol durch den Zahn der Zeit und durch die Bilderstürmer in den Niederlanden zu Grunde gegangen. So befand sich eine Darstellung aus der Legende der heiligen Katharina, eine Jugendarbeit des Künstlers, in dem Marienkloster zu Gent und in der St. Jacobskirche derselben Stadt die heilige Jungfrau mit dem Kinde. Er zierte diese Kirche auch mit Glasmalereien von solcher Vortrefflichkeit, daß Viele glaubten, er habe sie nach Zeichnungen seines Lehrers Jan van Eyck gearbeitet. Hugo van der Goes verstand übrigens ebenfalls seine Figuren richtig zu zeichnen, sie gefällig zu ordnen und ihnen einen sprechenden Ausdruck zu geben; überhaupt vollendete er alle seine Werke mit liebevollem Fleiße und besonders in der Darstellung weiblicher Gestalten kam ihm keiner seiner Zeitgenossen gleich. Außer den oben angegebenen Werken werden in verschiedenen ältern und neuern Schriften über Kunst noch viele andere berührt; da aber entweder ihre Existenz überhaupt zweifelhaft ist oder die Orte, wo sie sich befinden, unbekannt sind, so werden sie besser mit Stillschweigen übergangen. (*Ph. H. Külb.*)

GOES (Jan Antonides van der), geb. den 13. April 1647 zu Goes in Seeland, studirte zu Utrecht Medicin. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn betrieb er eine Zeit lang die ärztliche Praxis und ward dann Apotheker. Der Pharmacie konnte indessen sein lebhafter Geist keinen Geschmack abgewinnen. Er beschäftigte sich fast ausschließlich mit den schönen Wissenschaften und namentlich der Dichtkunst. Sein erster poetischer Versuch, das Trauerspiel Trazil, fand Beifall. Den Stoff zu seinem epischen Gedichte: „Die gefangene Bellona" bot ihm im J. 1665 der damalige Krieg zwischen England und Holland. Auch in der didactischen Gattung der Poesie versuchte er sich. In seinem Lehrgedichte „Ystroom" besang er den Welthandel von Amsterdam. Sein Talent hatte ihm Gönner erworben, die ihm eine Anstellung bei der Admiralität verschafften. Er starb am 18. Sept. 1684 im 37. Jahre. Durch Correctheit und Eleganz, weniger durch hohen Schwung der Phantasie empfehlen sich seine Gedichte. Gesammelt erschienen sie zu Amsterdam im J. 1714 in einer Quartausgabe, besorgt von David van Hoogstraten*). (*Heinrich Döring.*)

GOES (Wilhelm van der), gewöhnlich Goesius genannt, holländischer Jurist und Philolog, geboren im

*) Siehe die Biographie des Dichters vor der erwähnten Sammlung; Jocher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1047. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 466.

J. 1611 zu Leyden, stammte aus einer sehr alten und angesehenen Familie und war der Sohn Jan's van der Goes, welcher sich als Abgeordneter bei den Generalstaaten der Niederlande mehrfache Verdienste zu erwerben wußte. Nach der Beendigung seiner Studien, denen er mit großem Eifer obgelegen hatte, trat er als Rath in die Dienste seiner Vaterstadt, wurde im J. 1648 zum Director der indischen Compagnie ernannt und wirkte dann als Rath an dem obersten Gerichtshofe im Haag, wo er am 13. Oct. 1686 starb. Obgleich er durch sein Amt sehr in Anspruch genommen war, fand er doch noch Zeit, um sich mit wissenschaftlichen Arbeiten zu beschäftigen, insbesondere nahm er großen Antheil an dem Streite seines Schwiegervaters, des berühmten Daniel Heinsius, gegen den nicht minder bekannten Juristen Salmasius. Der Letztere hatte nämlich den Satz aufgestellt, daß der Darleiher Eigenthümer der dargeliehenen Gegenstände bleibe, gegen welche paradore Behauptung sich sowol die Juristen als auch die Theologen mit großem Eifer erhoben; Wilhelm van der Goes bemühte sich als einer der Hauptvorkämpfer unter dem angenommenen Namen Lucius Verus die gewöhnliche Meinung in den beiden Abhandlungen: Specimen controversiae, quae est de mutui alienatione inter jureconsultos et quosdam grammatico-sophistas (Lugd. Batav. 1641. 8.) und Vindiciae pro recepta de mutui alienatione sententia (Lugd. Batav. 1646. 8. Halae 1768. 8.) zu vertheidigen, führte aber die allerdings von großem Scharfsinne und umfassender Gelehrsamkeit zeugende Vertheidigung mit einer nicht zu entschuldigenden an Erbitterung grenzenden Leidenschaftlichkeit, welche sich sogar noch in den nach dem Tode seines freilich nicht minder heftigen Gegners erschienenen Animadversiones in quaedam capitis I et II speciminis Salmasiani, quibus varii viri docti ab ejus injuriis vindicantur (Hagae Comit. 1657. 8. Halae 1769. 8.) kund gibt. Ebenso wie diese den Gegenstand erschöpfend behandelnden Streitschriften verdient seine Schrift Pilatus judex (Hagae Com. 1681. 4.), worin er die Verurtheilung Jesu als eine den römischen Gesetzen jener Zeit nicht entsprechende und ungerechte darstellt und einen Schatz juristischer und archäologischer Kenntnisse entfaltet, jetzt noch Beachtung. Als Philolog erwarb sich Goes durch seine Ausgabe der römischen Schriftsteller über die Feldmeßkunst und die rechtlichen Bestimmungen bei der Abgrenzung der Felder (Rei agrariae auctores legesque variae; cura W. Goesii cum N. Rigaltii notis et observationibus necnon Glossario. Amstelodami 1674. 4.), welche immer noch als die beste betrachtet werden muß, große Verdienste, indem er den schwierigen Stoff sowol in sprachlicher als in juristischer Beziehung zu erläutern sich bemühte. Werthvoll sind auch seine Verbesserungsvorschläge zu den Kaisergeschichten des Suetonius (Conjectanea in C. Suetonium Tranquillum. Hagae Com. 1678. 4.) und seine Bemerkungen zu dem Satyricon des Petronius (in P. Burmann's Ausgabe, Trajecti ad Rh. 1709. 4. N. E. Amstelod. 1743. 4.); die ersteren, welche in dem Originalabdrucke sehr selten geworden sind, finden sich auch in der von J. G. Grävius besorgten Ausgabe des Suetonius (Traj. ad Rh. 1691. 4. Ibid. 1703. 4.) *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖSCHEL (Friedrich Wilhelm), protestantischer Theolog, geb. am 27. Nov. 1765 zu Ortenberg an der Nidda in Oberhessen, widmete sich, obgleich die Arzneikunde mehr seiner Neigung entsprach, auf den Wunsch seiner Aeltern der Theologie. Nach der Beendigung seiner Studien zu Jena kehrte er in seine Heimath zurück und übernahm im J. 1788 eine Hofmeisterstelle bei dem Grafen von Wintzingeroda zu Hanau. Im J. 1796 erhielt er die Pfarrei Oberseemen am Vogelsberge und wirkte an derselben trotz seines geringen Einkommens viele Jahre unverdrossen und unermüdlich. Er starb im J. 1835. Als Schriftsteller hat er sich durch seine Abhandlung: „Von der Wichtigkeit des Eides und Sträflichkeit des Meineides." (Büdingen 1814. 8.) verdient gemacht †).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖSCHEN (Georg Joachim), berühmter Buchdrucker und Buchhändler in Leipzig, war am 22. Nov. 1752 in Bremen geboren. In der dortigen Cramer'schen Buchhandlung erlernte er nach zum Theil sehr trübe verlebten Jahren den Buchhandel. Er hatte sich darin mannichfache Kenntnisse erworben, als er sich nach Leipzig wandte und bei Siegfried Leberecht Crusius in Condition trat, wo er 13 Jahre blieb und hierauf drei Jahre die Gelehrtenbuchhandlung in Dessau dirigirte. In dieser Zeit ließ Göschen schon Einiges für eigene Rechnung drucken. Die Idee, sich eine selbständige Existenz zu gründen, beschäftigte ihn fortwährend. In seinem 32. Jahre (1784) etablirte er in Leipzig eine eigene Buchhandlung. Seine rastlose Thätigkeit und den unermüdeten Eifer, in seinem Fache etwas Tüchtiges zu leisten, begünstigte die glänzende Epoche der teutschen Literatur, die in seine Zeit fiel und nun die er sich durch vielfache großartige Unternehmungen bleibende Verdienste erwarb. Erhöht wurden diese durch seinen humanen, streng rechtlichen und in jeder Weise unbescholtenen Charakter. Frei von Selbstsucht und Eigennutz, dabei gerade und offen, zeigte sich Göschen von einer besonders achtenswerthen Seite in seinem Verhältnisse zu mehren der ausgezeichnetsten Schriftsteller Teutschlands, mit denen ihn sein ausgedehntes Verlagsgeschäft in Verbindung brachte. Zu diesen Schriftstellern gehörten Wieland, Goethe, Schiller, Klopstock, Iffland, Jünger, Ratschky, Alringer u. A., in späterer Zeit Seume, Thümmel, Woltmann, Neubeck, Apel, Fr. Kind, W. von Schütz, Müllner, Honwald u. A. In Grimma hatte Göschen eine musterhaft eingerichtete Buchdruckerei gegründet, aus welcher diese meist schönwissenschaftlichen Schriften in eleganter Ausstattung hervorgingen und auf diese Weise dem Geschmacke in der

*) Vergl. J. F. Jugler, Beiträge zur juristischen Biographie. (Leipzig 1773 8.) 2. Bd. S. 326 fg. *Chr. Saxii* Onomasticon literarium. Tom. IV. p. 472. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 590. Biographie générale. Tom. XXI. p. 8.

†) H. G. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120. 2. Bd. S. 261.

teutschen Literatur eine bessere Richtung gaben. Zur zeitgemäßen Fortbildung der teutschen Typographie trug Göschen wesentlich bei durch seine Prachtausgaben von Wieland's und Klopstock's sämmtlichen Werken. Von der vorherrschend ästhetischen Richtung seines Verlages schloß Göschen die strengen Wissenschaften, selbst die alten Classiker nicht aus. Wie vielseitig sein Streben war, bewiesen die aus seinem Verlage hervorgegangenen Schriften von Hufeland, Charpentier, Martini-Laguna, C. G. Schütz, Stunz, Rosenmüller u. A. In einem seltenen Grade von Vollendung zeigte sich die teutsche Typographie in den Prachtausgaben von Wolf's Homer und von Griesbach's Neuem Testamente.

Eine seiner ersten literarischen Unternehmungen war eine in seinem Verlage erschienene Sammlung von Goethe's Schriften in acht Octavbänden, geschmückt mit Titelkupfern und Vignetten vorzüglicher Künstler, zu denen unter andern der berühmte Chodowiecki gehörte. Von Schiller übernahm Göschen die Fortsetzung des Druckes der Thalia, deren erstes Heft noch während des Dichters Aufenthalt in Mannheim (1784) unter dem Titel: „Rheinische Thalia" erschienen war. Später erschien in seinem Verlage (1787) die erste Ausgabe des Schiller'schen Don Carlos und die Geschichte des 30jährigen Krieges als Taschenkalender auf die Jahre 1791—1793. Einen vielseitig gebildeten und sorgsamen Corrector hatte Göschen an Seume gewonnen, der eine Zeit lang in seiner Buchdruckerei zu Grimma thätig war und von ihm, seiner vielen Sonderbarkeiten ungeachtet, als ein Mann von der strengsten Moralität und unerschütterlich festen Grundsätzen, die er in dem Kampfe mit den widrigsten Lebensschicksalen bewährt hatte, aufrichtig geschätzt ward [1]).

Die bereits erwähnten Prachtausgaben von Klopstock's und Wieland's Werken lieferten einen schlagenden Beweis, wie sehr es ihm Ernst gewesen war, die Mängel äußerer Ausstattung zu beseitigen, die ihm in früherer Zeit zum Vorwurfe gemacht worden waren. Ein Beispiel dieser Art hat sich in einem Briefe Schiller's vom Jahre 1787 erhalten [2]). „Der Druck des Don Carlos," schreibt dieser, „gefällt mir ganz und gar nicht. Fürs Erste sind das gar nicht die Lettern, die ich wollte und die sich zu diesem Formate schicken. Daß eine Jambe zwei Zeilen einnimmt, sieht höchst fatal aus und es ist sehr häufig. Ueberhaupt ist keine richtige Proportion beobachtet. Die Personen, die unter dem Auftritte stehen, sind nicht größer gedruckt als die über den Versen und beide haben mit den Versen selbst einerlei Lettern. Mit eben dieser Schrift ist auch der Ort und die jedesmalige Verwandlung der Scene gedruckt. Am Ende der Auftritte und dem Anfange der neuen sind zuweilen Striche, zuweilen nicht. Auch das fällt schlecht in die Augen, daß das Sie und Ihr und Du und dergl. immer mit großen Anfangsbuchstaben gedruckt ist, wie in einem Briefe oder Memorial. Das Schlimmste ist, daß eine ungleiche Orthographie, trotz dem Versprechen des Correctors, hereingekommen ist. Seyn und sein wechselt ab, wie es dem Setzer eingefallen. Kurz, der Druck ist tief unter meiner Erwartung und keins meiner wenigen Stücke, die Scenen des Don Carlos in der Thalia mitgerechnet [3]), hat so viele Fehler und fällt so schlecht in die Augen. Ich tröste mich mit der zweiten Auflage."

Schon einige Jahre früher als mit Schiller war Göschen mit Wieland in eine literarische Verbindung getreten, die sich nach und nach in ein inniges, bis zum Tode des Dichters (1813) fortdauerndes Freundschaftsverhältniß verwandelte. Charakteristisch ist die Art und Weise, wie sich dies Verhältniß angeknüpft hatte. „Eines Tages," erzählt Gruber [4]), „kam ein junger Buchhändler, der sich vor Kurzem in Leipzig etablirt hatte, zu Wieland und erhielt auf einen ihm gemachten Verlagsantrag von dem Dichter eine ablehnende Antwort. Der Buchhändler Reich, sagte Wieland, ist mein Freund und so lange er lebt, wechsele ich nicht. — Indessen entspann sich zwischen Beiden ein Gespräch, aus welchem Wieland immer mehr erkannte, daß er keinen alltäglichen Buchhändler vor sich habe, sondern einen Mann von Geist und vielseitigen Kenntnissen, der sich der Würde seines Berufes bewußt und entschlossen war, das Geschäft eines Buchhändlers in dem Sinne und Geiste zu führen, wie Wieland es selbst bei seinem Deutschen Merkur hatte führen wollen, allerdings zum Gewinn für sich, aber stets auch zur Ehre für unsere Literatur, zum möglichsten Vortheil für die Schriftsteller. Je länger je mehr war für Wieland das Gespräch interessant geworden und es war ihm verdrießlich, daß seine Gattin hereintrat und es mit einigen Fragen, womit es wol Anstand hätte haben können, unterbrach. In solcher Stimmung konnte Wieland sehr mislaunig werden und ward es auch jetzt. Die Milde und sanfte Heiterkeit, womit seine Gattin sich augenblicklich entfernte, entzückte den jungen Buchhändler. Er brach in die Worte aus: Herr Hofrath, welch einen Engel von Weibe haben Sie! — Wieland sah ihn einige Augenblicke ernst an, stand auf, ging auf ihn zu und sagte: Junger Mann, Sie sind fähig, den Werth dieses Weibes zu erkennen, damit haben Sie auch mein Herz gewonnen. Hier meine Hand! Ist Reich gestorben, so wird kein Anderer mein Verleger als Sie" [5]).

Diesem Versprechen gemäß erhielt Göschen nach dem Tode des erwähnten Buchhändlers unaufgefordert Wieland's „Peregrinus Protens" und seine „Göttergespräche" in Verlag. Auch ward ihm von dem Dichter der Vertrieb des Deutschen Merkurs übertragen. Durch diese gegenseitige Verbindung reifte in Göschen der Plan, eine Ausgabe von Wieland's sämmtlichen Werken zu veranstalten. Kaum aber hatte sich das Gerücht von diesem Unternehmen im Publicum verbreitet, als die mit

1) Vergl. den von Göschen geschriebenen Aufsatz: „Ueber Seume," in der Zeitung für die elegante Welt. 1810. Nr. 128.
2) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. 1. Th. S. 91.
3) Siehe diese Zeitschrift. Heft 1. S. 91 fg. Heft 2. S. 105 fg. Heft 3. S. 1 fg. Heft 4. S. 6 fg.
4) Im vierten Theile seiner Biographie Wieland's, s. dessen Sämmtliche Werke. 53. Bd. S. 11 fg.
5) Siehe Gruber a. a. O. S. 23.

Reich associirte Weidmann'sche Buchhandlung, die nicht geneigt schien, ihr bisheriges Verlagsrecht aufzugeben, die Rechtsfrage anregte, in wiefern ein Schriftsteller über sein Geisteseigenthum zum zweiten Male verfügen könne. Die erwähnte Buchhandlung, die von Wieland 17 Schriften verlegt hatte, kam bei der leipziger Büchercommission mit dem Antrage ein, den neuen Druck von Werken, auf die sie ein Recht habe, zu verbieten, den Verleger derselben aber zu einer Geldstrafe von 50 Thlrn. zu verurtheilen. Dagegen wandte Göschen ein, daß man wol zu unterscheiden habe, ob einzelne Schriften aus einem Verlage in einen andern gegeben, oder ob diese einzelnen Schriften eines Autors in eine Gesammtausgabe seiner Werke aufgenommen würden. Das Urtheil des leipziger Schöppenstuhls fiel dahin aus, daß dem Kläger kein Klagrecht zustehe und die leipziger Juristenfacultät bestätigte dies Urtheil. Die Streitsache wurde nun an das sächsische Oberappellationsgericht gebracht und die Erörterungen über den Unterschied zwischen einer neuen Auflage und einer neuen Ausgabe von Werken, die der zweite Verleger mit Genehmigung ihres Verfassers veranstalte, führten zu dem Beschlusse, daß die Klage als ungültig zu betrachten sei[6]).

Erfreut über den glücklichen Ausgang eines Rechtsstreites, der für ihn und noch mehr für Wieland eine Quelle vielfacher Verdrießlichkeiten geworden war, entwarf Göschen den Plan, die Gesammtausgabe von Wieland's Werken in vier Auflagen zugleich erscheinen zu lassen: in einer Quart-, Großoctav- und Taschenausgabe auf geglättetem Velinpapiere und in einer wohlfeilen Edition in gewöhnlichem Octavformate auf Druckpapier. Für die drei erstgenannten Ausgaben wurden Kupferstiche bestimmt. Bause, Berger, Geyser, Kohl, Lips, Penzel, Romberg und andere Künstler waren von Göschen aufgefordert worden, eine würdige Wielandgalerie darzustellen. Er seinerseits erklärte ausdrücklich: „Zeitgenossen und Nachwelt sollten es nicht bedauern, daß die Besorgung einer solchen Ausgabe ihm anvertraut worden." Die in allen größern Städten von Göschen niedergelegten Proben lieferten ein vollgültiges Zeugniß von seinem unermüdeten Eifer, in dem Streben nach typographischer Vollkommenheit nicht zurückzubleiben und ein sowol dem Dichter als seinem Zeitalter würdiges Denkmal zu stiften[7]).

Als die Gesammtausgabe von Wieland's Werken im J. 1793 angekündigt worden war, äußerte sich der Dichter darüber mit den für Göschen schmeichelhaften Worten: „Was der Verleger dieser Ausgabe, einem Unternehmen, das in Rücksicht auf die dabei abgezielte typographische Vollkommenheit in Teutschland ohne Beispiel ist, aus Freundschaft für den Verfasser und aus patriotischem Gefuhle fur den Ruhm der Nation und ihrer Literatur geleistet hat, liegt nun der Welt vor Augen." Fur diesen seinen Bemühungen gezollten Beifall sich dankbar zu zeigen und dem Dichter seine aufrichtige Verehrung zu erkennen zu geben, ergriff Göschen die nächste sich ihm darbietende Gelegenheit. Er benutzte Wieland's damalige Anwesenheit in Leipzig zu einer würdigen Feier für den Dichter. Wie sein Biograph erzählt, hatte Göschen damals eine Sommerwohnung in Reichel's Garten bezogen. Ein durch diesen Garten geführter Kanal bildete mehre Inseln, denen die Besitzer, um sie von einander zu unterscheiden, den Namen verschiedener italienischer Inseln gegeben hatten. Auf der größten, die sich durch einen kleinen Berg mit einer Grotte auszeichnete, hatte Göschen einen transparenten Tempel errichten lassen, worin Wieland's Büste aufgestellt war. Als er dort angelangt, erschienen zwei Knaben im griechischen Costüm mit einem griechischen Wagen, in welchem der erste Band der Prachtausgabe von Wieland's Werken lag. Während diese bisher noch nicht veröffentlichte Ausgabe dem Dichter überreicht ward, fuhr im beleuchteten Kanale eine Gondel herauf, aus welcher ein junges Mädchen stieg, das als Muse des Dichters Haupt mit einem Lorbeerkranze schmückte. „Wieland," fügt Gruber a. a. O. hinzu, „ward von dieser Ueberraschung wunderbar ergriffen. Thränen traten in seine Augen und unfähig zu sprechen, sank er seinem Freunde Göschen in die Arme und drückte ihn an sein Herz."

Noch in mehrfacher Weise zeigte Göschen dem Dichter seine Verehrung und die lebhafteste Theilnahme an seinen Schicksalen. So überraschte er ihn, als ihm seiner Gesundheit wegen der Genuß des Portweins angerathen worden, durch eine Sendung dieses Getränkes aus Bremen, von welcher Wieland erst später erfuhr, daß er sie seinem Freunde Göschen verdankte. Dieser bewährte auch seinen Antheil an dem Dichter durch die Bereitwilligkeit und Liberalität, mit der er ihn bei dem späteren Ankaufe seines Landgutes Osmanstädt unterstützte. Fortwährend bestand zwischen Beiden eine Correspondenz, die neben ihrem literarischen Inhalte sich auf Alles erstreckte, was ihnen im Laufe der Tage begegnet war, auf Erfreuliches und Unangenehmes. Zu Letzterem mußte Göschen die bittere Erfahrung rechnen, seine, wie er glaubte, in Bezug auf die Literatur nicht verdienstlosen Bemühungen wenig anerkannt, ja sogar öffentlich verspottet zu sehen[8]). Daß die Verfasser der Xenien auch auf ihn ihre Pfeile abdrückten[9]), schmerzte ihn um so mehr, da er mit Schiller wie mit Goethe befreundet

6) Vergl. *Kinds* Quaestiones forenses. Vol. II. p. 288 seq.

7) Siehe Gruber a. a. O. S. 91 fg.

8) In Schiller's Musenalmanach auf das Jahr 1797.

9) Das Epigramm mit der Ueberschrift: „Göschen an die deutschen Dichter" lautet wie folgt:

Ist nur erst Wieland heraus, so kommt's an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld!

Erzählt wird: Schiller, von dem dies Epigramm herrührte, habe sich verletzt gefühlt, daß sein Anerbieten, Wieland's Werke mit einer Vorrede zu begleiten, von diesem abgelehnt worden. Nach dem Berichte eines höchst unzuverlässigen Anekdotensammlers soll Schiller die Aufforderung, jene Ausgabe zu recensiren, mit dem Bemerken von sich gewiesen haben: er wisse nicht, was er, außer den Verdiensten des Verlegers, daran loben könnte. Vergl. K. A. Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen. 1. Bd. S. 149 fg. 181 fg. Eduard Boas: Schiller und Goethe im Xenienkampfe. 1. Th. S. 155.

war. Ihn mußte Wieland's Schicksal trösten, der auch in jenen wilden Epigrammen nicht geschont worden war.

Durch das höhere Alter ward Göschen seinem bisherigen Geschäftskreise immer mehr entzogen. Die letzte Zeit seines Lebens brachte er abwechselnd in Grimma und auf seinem Gute Hohenstädt zu, wo er mit seiner Familie die Sommerszeit verlebte. In der Nähe dieses Gutes hatte sich auch einst Wieland der anmuthigen Gegend wegen niederlassen wollen [10]). Dort starb Göschen am 5. April 1828 [11]) im 76. Lebensjahre; von Allen, die ihn näher kannten, als ein Biedermann im vollsten Sinne des Worts geschätzt. Gegen eine ungünstige Schilderung seines Charakters hatte ihn schon in früher Zeit Schiller zu rechtfertigen gesucht; der Brief ist aus Dresden vom 20. Dec. 1786 datirt und an seinen Freund Körner in Leipzig gerichtet. „Was Du mir," heißt es in diesem Briefe, „von Göschen schreibst, will ich nur zur Hälfte glauben. Zwischen seinen Handlungen im bürgerlichen Leben und seinen Ideen dünkt mir überhaupt nicht viel Harmonie zu sein und von einem gewöhnlichen Beurtheiler, der Dir vielleicht diese Nachricht gab, muß er oft verfehlt oder doch zu hart beurtheilt werden. Der Uebergang von dem Cliententone des Anfängers zum gesetzten Männertone mußte für Göschen gefährlich ausfallen. In einer Stunde läßt sich diese neue Manier bei ihm über den Haufen werfen" [12]).

Ein anziehendes Bild von Göschen's Persönlichkeit und seinem Charakter hat einer seiner Freunde entworfen [13]). „Er war," sagt dieser, „ein sehr einnehmender Mann. Eine kräftige Gestalt, ein wohlwollendes, ausdrucksvolles Gesicht unterstützte die Anmuth seiner geistigen Rede. Enthusiastisch für alles Gute und Schöne, war sein Sinn immer rege zu allen ihm einleuchtenden Verbesserungen und Vervollkommnungen in seinem weiten Wirkungskreise. Und dieselbe Freundlichkeit, die in seinen Gesichtszügen waltete, ging zuletzt durch seine ganze Familie, von der jeder Achtung würdigen Hausfrau an bis zu seinem jüngsten Kinde, einer Tochter, deren harmlose Schalkheit gar oft das Ergötzen des gesammten Hauses ausmachte. — Unstreitig war es ein überaus harter Schlag, der Göschen späterhin in dem frühzeitigen Tode seines Schwiegersohnes und Handlungstheilnehmers Insemihl traf, eines Mannes, durch Geist, Herz und Willen ganz geeignet, sein Werk auf die angemessenste und umsichtigste Weise fortzusetzen. — Obgleich empfänglich und bereitwillig für das meiste Neue, das er für gut und zweckmäßig erkannte, war Göschen doch im Allgemeinen ein Mann nach dem Typus der vormaligen beinahe ausgestorbenen teutschen Buchhändlerwelt, übrigens voll jener an altes gutes Herkommen sich anhaltenden Ehrenhaftigkeit. — Ich erinnere mich seiner zur Zeit meiner Bekanntschaft, wie er in einem netten Festtagskleide von etwas veraltetem Schnitte jedem unausweichlichen Familienballe beiwohnte und unstreitig nach den vom Zeitstrome längst hinweggerissenen Menuetvirtuosinnen seiner Jünglingsjahre sich fruchtlos umschaute, um womöglich auch noch der Tanzmuse seine Huldigung mit Anstand darzubringen. — Göschen hatte ein ziemlich hohes Alter erreicht, als er im April 1828 verschied. Sein ältester Sohn Karl Friedrich gab das zuerst in Gemeinschaft mit dem Vater, dann von ihm getrennt geführte Geschäft des Buchhandels auf" [14]).

Als ein vielseitig gebildeter Mann hatte Göschen die bei seinen vielfachen Geschäften ihm nur kärglich gegönnte Muße zu einigen literarischen Arbeiten benutzt. Dahin gehört die von ihm anonym herausgegebene „Reise von Johann" [15]). Das von ihm nach einem englischen Originale bearbeitete Lustspiel: „Zweimal sterben macht Unfug" [16]) ist deshalb bemerkenswerth, weil dasselbe beinahe zwischen ihm und Wieland einen Freundschaftsbruch herbeigeführt hätte. Die in diesem Lustspiele befindliche Stelle: „daß die alten Dichter ums Geld geschrieben," hatte Wieland in einer sehr reizbaren Stimmung auf sich bezogen und seinem vieljährigen Freunde, der ihm das Manuscript zur Beurtheilung geschickt, sehr übel gedeutet. Wieland schrieb ihm darüber [17]) am 14. Dec. 1799: „Mein erster Gedanke, als ich diese Stelle las, war: wie sehr muß mein guter Göschen, dem es doch wahrlich sonst nicht an Delicatesse fehlt, zusammengedrückt sein, daß ihm nicht ahnte, ob der alte nun bald 60 Jahre schriftstellernde Wieland diese in dem Munde eines Buchhändlers und Verlegers keineswegs gleichgültige Bemerkung nicht etwa auf sich beziehen und für einen kleinen avis au lecteur halten werde, den ihm sein von den ungeheuern Kosten einer dreifachen Auflage von 34 Bänden in Quart, Großoctav und Kleinoctav erschöpfter und schachmatter Verleger habe machen wollen. Der Himmel verhüte, daß ich Ihnen Unrecht thue. Aber wenn ich alle Umstände zusammennehme, kann ich mir die Sache doch nicht wohl anders erklären und, was noch mehr ist, ich kann es Ihnen auch nicht verdenken, daß Ihnen meine Fruchtbarkeit lästig zu werden anfängt u. s. w." Eine gegenseitige Verständigung reichte übrigens hin, diesen scheinbaren Freundschaftsbruch bald wieder zu beseitigen.

Außer den vorhin genannten Werken gab Göschen im J. 1813 unter dem Titel „Sonntagsstunden" eine

10) Siehe Gruber a. a. O. S. 159 fg. 11) Hiernach ist die irrige Angabe zu berichtigen, daß Göschen erst 1830 gestorben sei. 12) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner. 1. Th. S. 66. 13) Fr. Laun (F. A. Schulz) in seinen Memoiren. (Bunzlau 1837.) 2. Th. S. 181 fg.

14) Es ward von ihm bis zum Jahre 1824 unter der Firma: Göschen-Beyer in Grimma fortgeführt. Um diese Zeit übergab er die Leitung der Verlagsgeschäfte dem jüngern Sohne Göschen's, Hermann Julius Göschen, dem jedoch, seiner Kränklichkeit wegen, schon seit 1826 Johann Christoph Stadler beigesellt worden war. Für Rechnung der Erben wurden die Geschäfte der Buchhandlung bis zum Jahre 1838 fortgeführt, wo sie durch Kauf an Cotta in Stuttgart überging. In dieser Periode erschienen noch, vorzüglich in wissenschaftlicher Hinsicht, in Göschen's Verlage mehre umfassende Werke von W. Brandes, F. H. Chr. Schwarz, Fr. Bulau, K. F. v. Ammon u. A. m., in neuester Zeit auch eine Taschenausgabe der deutschen Classiker und in gleichem Formate eine Deutsche Volksbibliothek in einer Reihe von Banden. 15) Leipzig 1793. 8. Mit einem Kupfer. 16) Ebendas. 1800. 8. 17) Siehe Gruber a. a. O. S. 291.

Wochenschrift heraus. Mit dem Werke: „Amerika durch sich selbst dargestellt," das zu Leipzig im J. 1820 in zwölf Heften erschien, beschloß er seine literarische Laufbahn. Im Allgemeinen Reichsanzeiger (1805. Nr. 13) erschien von ihm ein Aufsatz über das Bücherpostulat. In der Zeitung für die elegante Welt (1810. Nr. 128) stiftete er, wie bereits früher erwähnt, dem ihm innig befreundeten Dichter Seume ein biographisches Denkmal. Zu der oben genannten Zeitschrift lieferte Göschen noch einige andere Beiträge [18]). (*Heinrich Döring.*)

GÖSCHEN (Johann Friedrich Ludwig), geb. am 16. Febr. 1778 zu Königsberg in Preußen, ward von seinem Vater, der dort Münzdirector war, nach Magdeburg geschickt. Der dortigen Domschule verdankte er seine Elementarbildung. Seine akademische Laufbahn eröffnete er 1794 in seiner Vaterstadt. Seine in Königsberg begonnenen Rechtsstudien setzte er in den Jahren 1796—1798 zu Göttingen fort. Ein höheres Interesse, als ihm bisher die Jurisprudenz eingeflößt hatte, gewann er während seines Aufenthaltes in Göttingen den Naturwissenschaften ab. Er verließ die genannte Universität mit der Absicht, sich ausschließlich der Physik und Chemie zu widmen. Mit diesen Wissenschaften wollte er das Studium der Oekonomie verbinden. Er verweilte einige Zeit auf den bei Helmstädt gelegenen Gütern des Grafen von Veltheim. Im J. 1800 kaufte er ein Landgut in der Nähe von Königsberg. Die Bewirthschaftung dieses Gutes nahm seine ganze Thätigkeit in Anspruch. Mehre Unglücksfälle nöthigten ihn im J. 1804 zum Verkauf seines Gutes. Mit dem Entschlusse, die Laufbahn eines praktischen Juristen zu betreten, ging er nach Magdeburg. Die politischen Ereignisse des Jahres 1806 schnitten ihm die Aussicht ab, dort eine Anstellung zu finden. Er ging nach Berlin, wo er noch blieb, als 1807 das linke Elbufer von Preußen abgetreten ward. In der genannten Residenz weckte der Umgang mit Spalding, Heindorf, Buttmann, Schleiermacher, Delbrück und andern vielseitig gebildeten Männern wieder die Neigung zu den Wissenschaften. Durch mehre ihm bisher unbekannt gebliebene Werke Hugo's und Savigny's hatte er dem Studium des römischen Rechts ein entschiedenes Interesse abgewonnen. Außer Savigny spornte ihn vorzüglich Niebuhr zu fortgesetzter Thätigkeit. Im J. 1811 erlangte er den juristischen Doctorgrad. Er war der erste, der diese Würde auf der neugestifteten berliner Universität erhielt. Bei dieser Gelegenheit schrieb er ein Specimen observationum Juris Romani. (Berol. 1811. 8 maj.) Bereits im November des eben erwähnten Jahres ward er zum außerordentlichen Professor der Rechte ernannt. Eine ordentliche juristische Professur erhielt er im Februar 1813. Gemeinschaftlich mit A. F. Barkow besorgte er um diese Zeit eine neue Ausgabe von *Westenbergii* Principia juris, secundum ordinem digestorum seu pandectarum in usum auditorum collegata. (Berol. 1814. 8 maj.) Als 1816 die berliner Akademie der Wissenschaften zwei Gelehrte nach Verona sandte, um die dort von Niebuhr entdeckten Schätze des römischen Rechts zu heben, ward Göschen auf Savigny's Antrag nebst dem Philologen Bekker dorthin geschickt. Nach der Rückkehr von jener Reise ward er von der Akademie zur Herausgabe der in Verona entdeckten Institutionen des Gajus, des Fragments über die Rechte des Fiscus ꝛc. aufgefordert. Seinen Namen, den er auf dem Titel verschwieg, nannte er unter der Vorrede des von ihm herausgegebenen Werkes: Gaji Institutionum Commentarii IV e codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis auspiciis regiae academiae doctrinarum Borussicae nunc primum editi. (Berol. 1820. 8 maj.) Dazu fügte er 1821 noch eine Praefatio et Index ad Gaji Institutiones. Eine vermehrte Ausgabe besorgte er 1825 zu Berlin unter dem Titel: Gaji Institutiones Commentarii IV. E codice rescripto bibliothecae capituli Veronensis a F. Bluhmio iterum collato edidit. Accedunt fragmenta veteris juris cons. de jure fisci et aliis ejusdem bibliothecae membranis transscriptum. In den Vorreden gab Göschen nähere Auskunft über die Geschichte und Benutzung dieses wichtigen Fundes.

Im Frühlinge 1822 folgte Göschen einem unter sehr vortheilhaften Bedingungen an ihn ergangenen Rufe nach Göttingen. Er ward dort ordentlicher Professor der Rechte und ordentliches Mitglied des Spruchcolleginms. Im J. 1828 erhielt er den Hofrathstitel. Nicht lange zuvor hatte er einen vortheilhaften Ruf nach München abgelehnt. Er starb am 25. Sept. 1837 im 59. Lebensjahre. Wenige Tage vor seinem Tode hatte er als Dekan in der Aula des neuen Universitätsgebäudes die Ehrenpromotionen vorgenommen, mit denen das 100jährige Jubiläum der Universität Göttingen von der juristischen Facultät gefeiert ward. Gründliche Kenntnisse und Scharfsinn charakterisirten außer seinen bereits erwähnten Schriften auch mehre seiner größtentheils das römische Recht betreffenden Abhandlungen in Hugo's „Civilistischem Magazin" und in der „Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft," die er in den Jahren 1815—1825 mit Savigny und Eichhorn gemeinschaftlich herausgab. Antheil hatte Göschen auch an den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften (1814) und an der Leipziger Literaturzeitung (1817). Für seine akademischen Vorlesungen, auf die er seinen Hauptfleiß wandte, schrieb er mehre Grundrisse, unter welchen ein ausführlicher Pandektengrundriß (Göttingen 1831. 8.) einer der vorzüglichsten war. Seine gewandte Geschäftsthätigkeit bewies sein anderthalbjähriges Prorectorat von Ostern 1831 bis Michaelis 1832, unter welchem die Universität manche neue und zweckmäßige Einrichtungen erhielt *). (*Heinrich Döring.*)

18) Vergl. Gerber a. a. O. S. 11 fg. 23 fg. 91 fg. 159 fg. 291. Für Laun a. a. O. 2. Th. S. 184 fg. Schiller a. a. O. 1. Th. S. 66. 91. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrgang VI. 2. Th. S. 933 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 502. 9. Bd. S. 436. 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 389. Böttiger in den Literarischen Zuständen und Zeitgenossen 1. Bd. S. 149 fg. 181 fg.

*) Vergl. Meusel's Gel. Deutschland. 17. Bd. S. 743. 22. Bd. 2. Abth. S. 399 fg. Den Neuen Nekrolog der Deutschen Jahrg. XV. 2. Th. S. 863 fg.

GÖSCHL (I. M.), geb. am 13. April 1798 zu Bamberg von katholischen Aeltern, die ihn zum geistlichen Stande bestimmten. Vorbereitet dazu ward er in dem Gymnasium seiner Vaterstadt. In Landshut, später in Wien und Göttingen setzte er seine theologischen Studien fort mit dem Plane, sich zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten. In seinem 28. Jahre (1826) erhielt er die Stelle eines Professors der Kirchengeschichte und des Kirchenrechtes an dem Lyceum zu Aschaffenburg. Nach Aufhebung der dortigen Section der Theologie (1840) ward er Pfarrer in Nürnberg. Verdient machte er sich dort, außer durch gewissenhafte Verwaltung seines Amtes, durch die Bestimmung, daß seine nicht unbeträchtliche Bibliothek, die meist aus historischen Werken und religiösen Schriften bestand, nach seinem Tode den leselustigen Pfarrkindern seiner Diöcese als Eigenthum verbleiben sollte. Göschl starb im April 1852 zu Nürnberg. Mit der Schrift: „Sind die höhern geistigen-Wesen der Bibel wirklich existirende Wesen?" (Landshut 1821. 8.) begann Göschl seine literarische Laufbahn. Im Sinne seiner Confession schrieb er eine „Predigt für die verstorbenen christgläubigen Seelen im Reinigungsorte" (Nürnberg 1828. 8.) und „Festtagspredigten für gebildete Katholiken." (Würzburg 1828. 8.) Seinem Freunde und ehemaligen Collegen Konrad von Braun stiftete er ein schriftliches Denkmal. (Aschaffenburg 1829. 8.) Göschl war auch Herausgeber einer katholischen Kirchenzeitung. Zu seinen letzten Schriften gehört sein „Versuch einer historischen Darstellung der christlichen kirchlichen Ehegesetze" und eine Geschichte des tridentinischen Concils in zwei Octavbänden *). (*Heinrich Döring.*)

GÖSEKEN (Heinrich), teutscher Theolog und Sprachforscher, am 17. April 1612 zu Hanover, wo sein Vater ein Handelsgeschäft betrieb, geboren, widmete sich von 1631 an zu Rostock der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Hauslehrer bei dem Hofprediger Joh. Rothlöben zu Stockholm. Da ihm in dem damals noch zu Schweden gehörenden Ehstland eine Stelle versprochen war, so ging er, nachdem er sich im Jahre vorher zu Königsberg durch die Vertheidigung der Disputation Wilh. Witzendorf's: De praedicationibus mysticis seu personalibus die theologische Doctorwürde erworben hatte, im J. 1637 nach Reval, um sich vor Allem die zu einem erfolgreichen Wirken nöthige Kenntniß der ehstnischen Sprache zu verschaffen. Schon im folgenden Jahre (1638) ward er Pfarrer in einem Dorfe des alten Harrien (des jetzigen Kreises Reval) und im J. 1641 zu Goldenbeck in der alten Wieck (dem jetzigen Kreise Habsal). An beiden Stellen erwarb er sich um den Unterricht und die Aufklärung des Volkes so große Verdienste, daß er von der schwedischen Regierung zum Probste in der Wieck und zum Beisitzer des königlichen Consistoriums zu Reval ernannt wurde. Er starb zu Reval am 24. Nov. 1681. Für den Gottesdienst sorgte er durch ein Gesangbuch in ehstnischer Sprache, in welches er die vorzüglichsten Lieder der protestantischen Kirche aufnahm und durch eigene vermehrte. Seine Kenntniß der ehstnischen Sprache bewährte er durch eine Grammatik derselben (Manuductio ad linguam oesthonicam; Anführung zur östhnischen Sprache. Reval 1660. 8.), welche lange Zeit die einzige und unentbehrlich war. Er hinterließ auch eine Uebersetzung der ganzen Bibel, woran er viele Jahre unermüdlich gearbeitet hatte, welche aber leider ungedruckt blieb. Die Handschrift in zwei Foliobänden, welche sich in dem Besitze des Pfarrers J. W. Böckler zu Kusall bei Reval, seines Schwiegersohnes, befand, ist vielleicht noch vorhanden *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖSS (Georg Michael Ferdinand), geb. am 5. Oct. 1767 zu Dietenhofen im Fürstenthume Baireuth, studirte zu Erlangen und Jena Jurisprudenz, widmete sich jedoch vorzugsweise den Kameralwissenschaften. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn bekleidete er die Stelle eines Oekonomieinspectors bei dem Rathe Hofmann zu Fach. Später ward er als Auscultator bei der königl. preußischen Regierung zu Ansbach angestellt. Er starb dort 1798. Von seinen gründlichen ökonomischen Kenntnissen zeugte ein von ihm herausgegebenes Werk: „Ueber die spanische Schafzucht in den Fürstenthümern Ansbach und Baireuth, wie auch im Würtembergischen." Dies Werk erschien als zweiter Theil von J. G. Stumpf's „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Schäfereien in Spanien und die spanischen Schafe in Sachsen." Ungedruckt hinterließ er den Plan zu einer Ortsgeographie und einen Versuch über die Theilung der Gemeingüter †).

(*Heinrich Döring.*)

GÖSSEL (Karl Adolph), geb. am 9. Sept. 1790 zu Eiban bei Zittau, wo sein Vater Karl Traugott Gössel Pfarrer war, erhielt den ersten Unterricht durch einen Hauslehrer. In dem Gymnasium zu Zittau legte er den Hauptgrund zu seiner wissenschaftlichen Bildung. Außer dem Director Rudolph waren der Conrector Küneser und der Subrector Lachmann seine vorzüglichsten Lehrer. Seines Vaters Wunsch, daß sich Gössel der Theologie widmen möchte, stimmte auch mit seiner eigenen Neigung überein. Mit gründlichen Sprachkenntnissen bezog er 1810 die Universität Leipzig. Der musterhafte Fleiß, den er in dem Gymnasium zu Zittau bewiesen, blieb sich auch auf der genannten Universität völlig gleich. Noch während seines Aufenthaltes in Leipzig erwarb er sich die Magisterwürde. Nach der Rückkehr in seine Heimath verlieh ihm der Magistrat zu Zittau das durch seines Vaters Tod erledigte Pfarramt in Eiban. Seine in populairem Tone gehaltenen Predigten verschafften ihm allgemeinen Beifall und eine stets volle Kirche. Mit rastlosem Eifer widmete er sich aber auch seinen Pastoralgeschäften und dem Schul- und Armenwesen. Als Gatte und Vater, als Versorger einer

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 316 fg.

*) J. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jocher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1507.

†) Siehe Fikenscher's Gel. Fürstenthum Baireuth. 3. Bd. S. 88 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4 Bd. S. 247 fg.

zahlreichen Familie zeigte sich sein Charakter von einer achtungswerthen Seite. Er starb am 6. März 1849 an einem Schlagflusse. Schon seit einigen Jahren hatten ihn mehrmalige apoplektische Anfälle getroffen. Im Bade zu Teplitz, wo er seine leidende Gesundheit zu stärken gesucht, hatte er noch das Jahr vor seinem Tode (1848) in der neuen evangelischen Kirche gepredigt. Bei seiner feierlichen Beerdigung folgten 34 seiner Amtsbrüder und zahlreiche Gemeindeglieder seinem Sarge. An dem Glauben seiner Kirche hing er mit unerschütterlicher Festigkeit und suchte die Beruhigung und den Trost, den seine Religiosität ihm selbst gab, auch Andern zu empfehlen. „Worauf gründet sich die Hoffnung, daß alle Völker der Erde das Christenthum annehmen werden?" war das Thema einer seiner Predigten, die er unter mehren andern zu Zittau 1821 herausgegeben hatte. Die gewissenhafte Erfüllung seines geistlichen Berufes erlaubte ihm selten, als Schriftsteller thätig zu sein. In der Form eines Glückwunsches an einen vieljährigen Freund, Dr. Pescheck, gab er einige Gedanken heraus über Luther's Ausspruch: Error est dicere, sine Aristotele non fit theologus. Immo theologus non fit, nisi id fiat sine Aristotele. (Zittau 1846.) Beiträge lieferte Gössel zur „Praktischen Predigerzeitung," unter andern eine „Parentation auf den Pastor M. Ettmüller in Gersdorf" (a. a. O. 1834. Nr. 10). In der Allgemeinen Kirchenzeitung. 1835. Nr. 11 befinden sich von ihm: „Einige Gedanken gegen die von dem M. Stein in der Abhandlung von der Sünde wider den heiligen Geist ausgesprochenen Ansichten"*). (*Heinrich Döring.*)

GÖSSNITZ, Marktflecken im Herzogthume Sachsen-Altenburg an der Pleiße und an der sächsisch-bairischen Eisenbahn, durch welche es in der neuern Zeit keinen unbedeutenden Aufschwung nimmt. Es liegt unter 30° 6′ 10″ d. L. und 50° 56′ 7″ nördl. Br.

(*H. E. Hössler.*)

GÖSWEINSTEIN, Pfarrdorf und Marktflecken des bairischen Kreises Oberfranken im Landgerichte Pottenstein, romantisch gelegen in der Mitte der sogenannten fränkischen Schweiz, welche gleichsam ein Dreieck bildet zwischen den Städten Bamberg, Baireuth und Nürnberg. Das Dorf ist vorzugsweise bekannt als sehr besuchter Wallfahrtsort, wohin jährlich viele Tausende aus der Nähe und Ferne zusammenströmen, um die prachtvolle Kirche, der heiligsten Dreifaltigkeit geweiht, zu besuchen und ihre Andacht zu verrichten. Auf einem geräumigen freien Platze erhebt sich majestätisch dieser in neurömischem Baustyle erbaute Tempel mit zwei großartigen Thürmen. Nach Angabe des Obersten Neumann wurde der Bau 1730 begonnen und 1739 unter Fürstbischof Friedrich Karl von Schönborn vollendet. 158 Fuß lang, 82 Fuß breit und 63 Fuß hoch ist das Kirchengewölbe mit gelungenen Stuccaturarbeiten gezlert. Das Portal ist mit Bildhauerarbeiten von Joh. Peter Benkert geschmückt, auch sind einige schöne Altarblätter vorhanden und besonders auf dem Hochaltare sind mehre große Gypsfiguren merkwürdig, welche ausgezeichnete Männer aus dem alten und neuen Testamente darstellen, aber in ihrem Gesichtsausdrucke die Portraits damaliger berühmter Männer versinnbildlichen. An der Kirchenmauer befindet sich ein sehr altehrwürdiges Grabmal, welches 1588 der bamberger Bildhauer Hans Werner verfertigte und den Freiherrn Otto Erhard von Mengersdorf mit seiner Familie darstellt. In der Nähe der Kirche ist ein stattliches Gebäude, welches der Pfarrgeistlichkeit zur Wohnung dient. Von weiter Ferne schon erblickt der Wanderer auf steiler Felsenhöhe das gösweinsteiner Schloß, welches in das Ahorn-, tüchersfelder und muggendorfer Thal romantisch herabschaut. Früher ein fürstbischöflicher Amtssitz ist es gegenwärtig Sitz eines Rentamtes. Auf 120 Stufen steigt man vom Schloßhofe zur Terrasse hinauf, welche über eine schwindelerregende Tiefe in das Thal hinaushängt und von wo aus eine großartige Aussicht auf Adlerstein, Rabeneck, Rabenstein, Hohenmirschberg mit der Platte, kurz über einen weiten Umfang der fränkischen Schweiz sich öffnet. Der Name Gösweinstein stammt von dem reichsfreiherrlichen Geschlechte Göswein, welches von 1124—1177 blühte, in seinem Wappen einen Löwen führte und das Schloß gebaut haben soll. Noch besteht es aus einigen alterthümlichen Gebäuden, hat mehre Ringmauern, ein Burgverließ und drei Cisternen. Unter Kaiser Friedrich 1160 kam Gösweinstein an das Bisthum Bamberg, dann pfandweise an das berühmte Geschlecht von Schlüsselberg. In dem Bauernkriege 1525 wurde nebst vielen Schlössern des alten Frankenlandes auch der Amtssitz Gösweinstein zerstört und kaum wieder aufgebaut, erlitt es neuerdings große Verheerung in dem markgräflich Albertinischen Kriege, 1553, wo es endlich gezwungen ward, an Albrecht sich zu ergeben. Erst nach dessen Niederlage bei Sieversbausen gelangte das gebrandschatzte Gösweinstein wieder an Bamberg. Nicht blos der 30jährige Krieg brachte neue Drangsale, sondern am 5. Aug. 1746 traf das Dorf eine verheerende Feuersbrunst, wodurch 40 Häuser eingeäschert wurden. Bei der Säcularisation des Fürstbisthums Bamberg kam Gösweinstein mit an die Krone Baiern und zählt gegenwärtig 476 Einwohner in 74 Häusern, worunter mehre Gasthäuser zur Aufnahme der zahlreichen Pilger und Wallfahrtsleute. Der Marktflecken liegt in steinigter Gegend, ringsum von hohen Bergen umgeben. Der Ort hat kein Quellwasser, sondern jedes Haus eine Cisterne; am Fuße des Berges befindet sich die sogenannte Stempfermühle, woher das Wasser geholt werden muß, welche nicht von der nahen Wiesent, sondern von den aus dem Berge strömenden drei Quellen getrieben wird. Der nahe Wiesentfluß ist reich an Forellen und überhaupt die Gegend von den Touristen sehr häufig besucht, besonders seitdem durch den Naturforscher Joh. Friedr. Esper die Entdeckung von Höhlen gemacht wurde, welche nun europäische Berühmtheit erlangt haben. Abbildungen der verschiedenen Ortschaften der fränkischen Schweiz: Muggendorf, Neideck, Streitberg, Gösweinstein, Wichsen-

*) Vergl. den Neuen Nekrolog der Teutschen. Jahrg. XXVII. 1. Th. S. 213 fg

stein, Waschenfeld, Pottenstein, Tüchersfeld, Hohenmirschberg u. s. w. sind einzeln und in Mappen sehr häufig zu finden. Vergl. Heller, Verzeichniß von bambergischen topographisch-historischen Abbildungen in Holzschnitt, Kupferstich und Lithographie (Bamberg 1841.) S. 89—91. (*Stenglein.*)

GÖTA-ELF (die), welche in ihrem Oberlaufe Klara-Elf heißt, entsteht nicht weit von Nöraas im Rogensee (62° 15′), strömt sodann in den Fämundsee und nachdem sie Wermeland (Karlstadt-Län) durchflossen, bei Karlstadt in den Wenernsee. Aus diesem tritt sie am Südende bei Wenersborg und mündet weiter südlich bei Gothenburg ins Kattegat, indem sie ein Deltaland bildet, welches bei Kongelf beginnt, wo sie sich in einen nördlichen und südlichen Arm theilt. An dem südlichen Arme liegt Gothenburg. Die Göta-Elf ist reich an Fischen, besonders Lachsen, wichtig durch Schifffahrt, durchströmt herrliche Landschaften und hat prächtige Wasserfälle. Ausgezeichnet durch Naturschönheiten ist die von Norwegens Grenze bis zum Wenernsee sich ausbreitende eisenreiche Landschaft Wermeland an der Klara-Elf. Zwischen langen von Nord nach Süd ziehenden Bergzügen strecken sich schmale Thäler von theils großartiger nordischer Natur, theils mehr südlichem Charakter. Die herrliche Gegend von Fryksdalen, schwedische Schweiz genannt, wird viel besucht. — Bei dem Eisenwerke Munkforß, westnorwestlich von Philippstadt, bildet die Klara-Elf unter andern einen 30 Fuß hohen schönen Wasserfall, zwei Meilen unterhalb den bedeutenden Fall Dajeforß in mehren Abfätzen. — Bald nach ihrem Austritte aus dem Wenernsee beginnen bei dem Dorfe Trollhätta die berühmten sechs Trollhättafälle, die sowol durch sich selbst als durch ihre Umgebung eins der imposantesten Naturschauspiele gewähren. Auf der einen Seite ragt eine hier und da mit über dem Abgrunde festgeklammerten Fichten bekleidete 200 Fuß hohe Felswand empor, auf der andern Seite sieht man auf hohen Felsen mehre Schneidemühlen, deren von schroffen Wänden stürzendes Wasser reizende kleine Fälle bildet, schöne Hügel, Baumgruppen, Bergwiesen und die Häuser von Trollhätta. Die sechs Fälle haben zusammen eine Höhe von 130 Fuß. Der erste, der Gullöfall, wird durch eine bewaldete Felsinsel in zwei Fälle getheilt. Der zweite, breiteste, 60 Fuß hohe, rings von gewaltigen Felsmauern umschlossene Töppöfall wird durch die Insel Töppö getheilt, zu welcher eine schmale, schwankende Brücke führt. Der dritte, Stampelströmsfall, ist 20 Fuß hoch, auf ihn folgen im engen Felsbette die Höllenfälle. Die größte Strombreite beträgt bei den Fällen 150 Fuß. Etwa zwei Meilen unterhalb Trollhätta, bei dem großen Dorfe Lilla Edet, macht der Strom noch einen Fall in seiner ganzen Breite, den man trotz seiner geringern Höhe mit dem Rheinfalle bei Schaffhausen vergleicht. Um die Schiffahrt auf der Göta-Elf zu ermöglichen, hat man in den Jahren 1793—1800 den eine Viertelmeile langen, 22 Fuß breiten, 6—9 Fuß tiefen Trollhättakanal angelegt. Man sprengte ihn neben den Fällen durch Granitfelsen hindurch, führte ihn durch einen kleinen See durch 8 Schleusen (jede 60 Ellen lang), in denen die Schiffe 120 Fuß bergan steigen. (*H. E. Hössler.*)

GÖTA-KANAL. Dieser das Kattagat mit der Nord- und Ostsee verbindende Kanal ist für Schweden eine der wichtigsten Anlagen. Er beginnt am Ostufer des Wenern und führt durch die Seen Wiken und Botten in den Wetternsee, aus diesem in die Seen Boren, Roren und Asplangen und darauf in der Nähe von Söderköping in den Meerbusen Slätbaken. Die Länge des Kanals mit Einschluß der Seen, welche etwa die Hälfte der Längenausdehnung einnehmen, beträgt 18 Meilen, die Breite am Boden 48 Fuß, am Wasserspiegel 90 Fuß, bei Brücken 25 Fuß, die Tiefe 10 Fuß. Er hat 58 Schleusen, 34 Brücken und 11 als Hafenplätze dienende Bassins, auf der einen Seite zieht sich ein Weg entlang für die die Fahrzeuge ziehenden Schiffszieher. Die Strecke des Kanals von der Ostsee bis zum See Asplangen hat eine Länge von einer Meile und 6790 Ellen; der See, dessen schön bewaldete Ufer mit hübschen Landhäusern besetzt sind, ist eine halbe Meile lang. Von Hulla geht der Kanal 11,990 Ellen weit bis zu dem 2½ Meilen langen See Roren, dessen Nordufer bergig und waldig ist, wogegen das südliche Ufer im Osten abwechselnd, im Westen flach und mit reichen Kornfeldern bedeckt ist. Auf der Strecke vom Roren- zum Borensee liegt Brunneby mit schöner Kirche in einer romantischen Gegend, eine der schönsten Stellen des Kanals und bei Näs die größte Höhe, durch die er gegraben ist. Der Borensee, 145 Fuß über dem Meeresspiegel, 1¼ Meile lang, hat schöne Ufer, krystallhelles Wasser und prächtige Güter. Vom Borensee bis zum Wetternsee beträgt die Länge 6850 Ellen; auf der Südseite fließt die Motala mit mehren Wasserfällen, an ihr die mechanische Werkstätte Motala, welche Dampfmaschinen, Pressen, Pumpen, Walzen, Kanonen und dergl. liefert und in deren Nähe das Grab des Grafen von Platen, welcher von 1810 bis zu seinem im J. 1829 erfolgten Tode die Leitung des Kanalbaues hatte. Vom Wetternsee geht der Kanal in den Bottensee, darnach kommt eine theilweise durch einen Felsen gesprengte Schleuse, die allein 60,000 Thlr. kostete, dann der höchste Punkt der ganzen Anlage, der See Wiken, 11 Fuß über dem Spiegel des Wetternsees, von großartigen Bergmassen umgeben. Von hier bis zum Wenernsee, eine Strecke von drei Meilen, senkt sich der nicht mehr durch Seen unterbrochene Kanal 163 Fuß. Er ist hier an 10,000 Kubikklafter durch die Landhöhe gesprengt. Die Gesammtkosten des Baues haben über neun Millionen Thaler betragen. (*H. E. Hössler.*)

GÖTEBORG, teutsch Gothenburg in Gothland im Königreiche Schweden, die zweite Stadt des Reiches durch Größe, Industrie und Handel. Die Stadt, eine Schöpfung Gustav II. Adolf's, am linken Ufer der Göta-Elf, etwa zwei Meilen vor ihrer Mündung, der Insel Hisingen gegenüber, ist rings von malerisch gruppirten Bergen und Felsen von rothem Granit umgeben, die oft sonderbar auf einander gethürmt, wild, nackt und baumlos sind, nur hier und da wilde Rosen, Erd- und Hei-

delbeeren in ihren Spalten tragen. Gleiche Beschaffenheit hat die Küste. Die eigentliche Stadt, schön und regelmäßig gebaut, ist ursprünglich von hierhergezogenen Holländern angelegt und hat einen gewissen niederländischen Charakter, indem die breiten, geraden Straßen von Kanälen (zu denen man den kleinen in die Göta-Elf fließenden Fluß Mölndal benutzt hat) durchschnitten werden, über welche nette Brücken mit eisernen Geländern führen. Die längs des Flusses unter hohen Klippen liegenden Vorstädte sind ebenfalls schön. Eine lange, an schroffe Felsen sich lehnende Gasse oder Vorstadt führt zu den unterhalb der Stadt liegenden Schiffswerften und dem Hafen. Unter den meist massiven Häusern zeichnen sich die Domkirche, die teutsche Kirche, die Garnisonkirche, die Residenz des Landhöfdings, das Rathhaus, das Schauspielhaus und das prächtige, in Form einer Rotunde gebaute Badehaus aus. Sowol in der Stadt als in der Umgebung sind bedeutende Fabriken in Tabak, Segeltuch, Zuckersiedereien, Gerbereien, Brauereien. Ausgeführt werden Eisen, Stahl, Kupfer, Holz, Leder, Segeltuch, Baumwollenwaaren, Heringe, Thran; die Handelsverbindungen mit England, Frankreich, Spanien, Portugal und den vereinigten Staaten Nordamerika's sind bedeutend. Die Stadt hat 30,000 Einwohner, einen Bischof, eine Gesellschaft der Wissenschaften, ein Gymnasium und mehre treffliche Wohlthätigkeitsanstalten. — Oestlich und westlich von der Stadt die in Verfall gerathenen Schanzen Göta Lejon und Kronan, im Flusse selbst die bedeutende Citadelle Elfsborg und in der Nähe die Festung Nya Elfsborg. Ursprünglich war Gothenburg auf der Insel Hisingen angelegt; nachdem sie aber im J. 1611 von den Dänen verbrannt war, wurde sie unter Gustav II. Adolf an ihrer jetzigen Stelle wieder aufgebaut. (*H. E. Hössler.*)

GOETEERIS (Antoni), holländischer Staatsmann und Reisender des 17. Jahrh., befand sich als Secretair bei der holländischen Gesandtschaft, welche im J. 1615 in Handelsangelegenheiten an die Höfe von Dänemark, Schweden und Rußland ging und an deren Spitze Reynhout van Brederode stand. Sein Reisebericht (Journael der Legatie ghedaen in de Jaren 1615 ende 1616 van wegen Haare Hoogmogende aen de Koninghen van Sweden ende Denemark ende den Keyser van Rusland. 's Gravenhage 1619. 4. Mit KK.), welcher sehr selten geworden ist, enthält manche für die Kenntniß des damaligen Zustandes der nordischen Reiche nicht unwichtige Bemerkungen *). (*Ph. H. Külb.*)

GOETHALS, 1) Heinrich, auch Bonicollius (Guthals) und von seinem Geburtsorte Muyden, einer Vorstadt von Gent, Heinrich von Muyden (Mudanus) oder von Gent (Gandavensis) genannt, im J. 1217 geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und Philosophie unter Albert dem Großen zu derselben Zeit, als Thomas von Aquin unter diesem berühmten Lehrer seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt und war der vertraute Freund des durch seine Frömmigkeit ausgezeichneten Benitti. Nach der Beendigung seiner Studien ergriff er selbst das Lehrfach mit so großem Beifalle und Erfolge, daß ihn die Sorbonne unter ihre Professoren aufnahm und man ihm den Ehrentitel Doctor solennis beilegte. Er wohnte dem Concilium zu Lyon (1245) bei, auf welchem er sich durch seine Thätigkeit und Umsicht auszeichnete und die Bestätigung des Ordens der Serviten erwirkte. Bei dem Papste Honorius IV. und bei dem Könige Philipp dem Schönen von Frankreich stand er in großem Ansehen, besonders aber schenkten ihm die Grafen von Flandern ihr Wohlwollen. Seine Landsleute waren längst stolz auf ihn und seine Ernennung zum Erzdiakon von Dornick (Tournay) fand deshalb allgemeinen Beifall. In dieser Stellung bekämpfte er rastlos die manichäischen Irrthümer, welche bei dem Volke Eingang gefunden hatten, jedoch nur mit den Waffen der Ueberredung, einer zu jener Zeit seltenen Ueberzeugungsweise; dabei zeigte er sich gegen die Stadt sehr freigebig, ließ in der Kirch Saint-Prat die Kapelle der heiligen Maria Magdalene erbauen und vergrößerte das alte Beguinenhaus, zu Gut aber stiftete er das Hospital zum heil. Jacob, welches jetzt noch besteht. Er starb zu Dornick am 29. Juni 1293. Die Geistlichkeit bestattete ihn in der Kathedralkirche und errichtete ihm ein prächtiges Grabmal, welches im 16. Jahrh von den Calvinisten zerstört wurde. Goethals gehört zu den wenigen Scholastikern des Mittelalters, welche ihren eigenen Weg zu gehen wagten; er wich sehr häufig von Aristoteles ab und gestattete Platonischen Vorstellungen Einfluß auf sein System, welches er in seinen theologisch-philosophischen Schriften (Summa Theologiae seu quaestiones ordinariae. Parisiis 1520. fol. und Quodlibeta theologica in libros quatuor Sententiarum Parisiis 1518. fol. cum commentar. Venetiis 1613. fol. 2 Voll.) niederlegte. Er hat über die ganze Philosophie viel Licht verbreitet und die Metaphysik dem Verstande und der Wahrheit näher gerückt; besonders aber verdankte ihm die Psychologie manche Berichtigungen und genauere Bestimmungen und es ist deshalb zu bedauern, daß seine übrigen philosophischen Schriften (Commentarii et quaestiones in Physica Aristotelis, In Metaphysicam Aristotelis und Quodlibeta de variis materiis) nicht gedruckt sind, dagegen dürften seine ausschließend theologischen Schriften (Summa de poenitentia, De castitate virginum et viduarum und Sermones), welche ebenfalls noch in Handschriften vorhanden sind, leicht zu entbehren sein. Wie genau er auch mit der Literatur vertraut war, beweist sein Buch: De scriptoribus ecclesiasticis oder De viris illustribus (mit Anmerkungen herausgegeben von Petr. Suffridus in den Illust. Scriptt. eccles. Colon. 1580. 8. von Aub. Miräus in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Antverp. 1639. fol. und von J. A. Fabricius in dessen Bibliotheca ecclesiastica. Hamburg. 1718. fol.), welches da beginnt, wo Sigebert von Gembloux aufhört und bis auf seine Zeit fortgeführt ist; dagegen gehört die ihm öfter zugeschriebene und in den Act. SS. Antverp. Februarii. Tom. III.

*) Vergl. Adelung, Literatur der Reisen in Rußland. 2. Bd. S. 258.

p. 195 seq. abgedruckte Offenbarung über das Leben des heiligen Eleutherius, welcher im J. 531 als Bischof von Dornick starb (Revelatio facta Henrico Tornacensi Canonico), nicht ihm an, sondern einem ältern Heinrich, welcher in der Mitte des 12. Jahrh. Kanonicus zu Dornick war [1]).

2) Heinrich, bekannter unter dem Namen Grodals oder Gredals, belgischer Geistlicher und Diplomat, im J. 1359 zu Gent geboren, widmete sich auf der Universität zu Paris der Theologie und wurde nach der Beendigung seiner Studien Probst des Capitels zu Lille. Bald darauf vertauschte er diese Stelle mit einer Pfründe zu Dornick und kam dann in derselben Eigenschaft nach Lüttich, wo er allmälig zum Schatzmeister und Dekan des Domcapitels vorrückte. Später trat er in die Dienste der Herzog von Burgund und erwarb sich als Geheimschreiber Philipp's des Kühnen, als Rath Johann's des Unerschrockenen, als Vicepräsident des großen Rathes Philipp's des Gütigen und als erster Rathsherr in kirchlichen Angelegenheiten in dem Provinzialrathe von Flandern große Verdienste. Bei der Besorgung wichtiger Angelegenheiten sowol im Auslande als auch in der Heimath fiel fast immer die Wahl auf ihn und er entledigte sich der ihm gewordenen Aufträge stets mit der größten Umsicht. So finden wir ihn zu Constantinopel, wo er über das Lösegeld für die in der unglücklichen Schlacht von Nikopolis (1396) gefangenen Christen unterhandelte, zu Gent bei der Versammlung, welche sich mit der Ausgleichung des Zwistes zwischen dem Könige Johann von Frankreich und dem Herzoge Philipp dem Kühnen von Burgund beschäftigte, zu Löwen bei den Verhandlungen über die Wahl des Herzogs von Brabant, auf dem Concilium zu Pisa (1409), welches sich mit der Einigung der Kirche befaßte, zu Paris, um an der Vollziehung des Vertrages von Arras zu arbeiten, auf dem allgemeinen Concilium zu Costnitz (1414), welches den Frieden in der Kirche herstellen sollte, in England zur Erledigung wichtiger Staatsangelegenheiten, zu Brüssel bei der Versammlung der drei Stände zur Umgestaltung der Regierung, bei der allgemeinen Versammlung zu Brüssel, welche nach der Ermordung Johann's des Unerschrockenen (1419) stattfand, zu Namur, um bei der Erwerbung der Grafschaft dieses Namens durch Philipp den Gütigen mitzuwirken, zu Basel, um das Witthum der Herzogin von Oesterreich festzustellen, zu Lüttich, um der weitern Verbreitung der hussitischen Lehre entgegen zu wirken und endlich zu Rom, um über die Scheidung der Gräfin Jacobine von Hennegau von dem Herzoge von Brabant zu unterhandeln. Alle diese Aufträge der verschiedensten Art waren für Goethals um so ehrenvoller, da er das Vertrauen der Herzoge nicht durch Schmeichelei erschlichen hatte, sondern diesen sogar, wenn sie sich unrechtliche Handlungen erlaubten, entschieden seine Missbilligung kund gab. So sagte er nach der Ermordung des Herzogs von Orleans seinem Gebieter, dem Herzoge Johann, welcher diese Schandthat veranlaßt hatte, den Dienst auf und ebenso weigerte er sich an dem unheilvollen Vertrage von Troyes Theil zu nehmen, wodurch Philipp der Gütige den König Heinrich V. von England als König von Frankreich anerkannte, um den Dauphin, welcher später als Karl VII. regierte, von der Thronfolge auszuschließen. Goethals starb am 14. Dec. 1433 zu Dornick. Er fand seine Grabstätte unter dem Hauptaltare der Kathedrale dieser Stadt, sein Herz aber brachte man nach Lüttich und verwahrte es im Dome in einem prachtvollen Denkmale, welches im J. 1794 zertrümmert wurde [2]).

3) Arnold, belgischer Chronist, im J. 1425 geboren, war Mönch in der Abtei Saint-André-les-Brügges und schrieb eine Chronik derselben, welche als eine der vorzüglichsten belgischen Geschichtsquellen betrachtet und jetzt zum Abdruck vorbereitet wird. Sie lag lange Zeit gänzlich vergessen in den Handschriftensammlungen, bis Jules van Praet durch die Uebersetzung eines Capitels aus ihr in seinem Werke über die Entstehung der Gemeinden in Flandern: De l'Origine des Communes flamandes et de l'époque de leur établissement (Gand 1829. 8. p. 79—114.) die Aufmerksamkeit wieder auf sie lenkte. Arnold Goethals starb im J. 1515 in der erwähnten Abtei [3]).

4) Franz, belgischer Rechtsgelehrter, im J. 1500 zu Gent geboren, über dessen Lebensverhältnisse wir aber nichts Näheres wissen. Er schrieb eine Sammlung französischer und belgischer Sprüchwörter und ein Werk über die Herstellung des Friedens in der Stadt Gent (Observations sur la pacification de Gand. Gand 1579. 8.), welches von seinen Zeitgenossen sehr geschätzt wurde. Er starb um das Jahr 1582 zu Gent [4]).

5) Philipp, einer der vorzüglichsten belgischen Rechtsgelehrten im 16. Jahrh., um das Jahr 1490 zu Gent geboren, widmete sich zu Paris dem römischen und kanonischen Rechte und ließ sich nach der Beendigung seiner Studien in seiner Vaterstadt als praktischer Jurist nieder. Philipp I. von Spanien ernannte ihn zum Mitgliede des in Flandern angeordneten Provinzialrathes und Karl V. zum Ehrenrathe und Requetemeister. Er starb im J. 1550 zu Gent und hinterließ mehre Werke über das peinliche und bürgerliche Recht, von denen aber nur ein einziges nach seinem Tode zu Brügge gedruckt wurde [5]).

1) Vergl. *Andreae Valerii Desselii* Bibliotheca Belgica p. 351. *L'Evêque de la Basse-Moûturie*, Esquisses biographiques extraites de tablettes généalogiques de la maison de Goethals. (Paris 1837. 2. Ed. 1838. 8.) *J. Huet*, Récherches historiques sur la vie, les ouvrages et la doctrine de Henri de Gand, surnommé le docteur solennel. (Gand 1839. 8.) Biographie générale. Tom. XXI. p. 24.

2) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Vol. XXI. p. 24 seq. 3) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Note biographique sur Arnould Goethals, auteur de la chronique de St. André in den Schriften der Société d'émulation de la Flandre. Tom. IV. (1842) p. 360. Biographie générale. Tom. XXI. p. 25. 4) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Tom. 21. p. 25. 5) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Vol. XXI. p. 26.

6) Lävin, auch Panagathus genannt, ein bei seinen Zeitgenossen sehr angesehener Humanist, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. zu Gent geboren, zeichnete sich besonders durch seine umfassende Kenntniß der griechischen und lateinischen Sprache aus, welche er auch an verschiedenen Orten Teutschlands und zuletzt zu Ulm lehrte, wo er am 25. Jan. 1547 starb. Seine Reden und Gedichte in lateinischer Sprache fanden großen Beifall, sind aber jetzt vergessen [6]).

7) Franz, auch Eucollus und Panagathus genannt, ein ausgezeichneter belgischer Jurist, im J. 1539 zu Brügge geboren, lehrte seit dem Jahre 1570 das kanonische und römische Recht an der Universität zu Löwen und erhielt später (1583) die neugestiftete Professur des kanonischen Rechtes zu Douay, in welcher Stellung er sich einen so großen Ruf erwarb, daß der Papst erlaubte, ihm die Priesterwürde zu ertheilen, obgleich er verheirathet war und eilf Kinder hatte. Er erhielt darauf eine Pfründe an der Stiftskirche zum heiligen Amandus in Douay und seine Frau wurde Pfründnerin in dem Kloster zu Denain. Außer seinen juristisch-politischen Schriften (De felici et infelici Republica. Lovanii 1567. 8. und De Dominii distinctione. Lovanii 1569. 8.) verfaßte er auch ein panegyrisches Gedicht über die Jungfrau Maria (Carmen de Diva Virgine. Antverp. s. a. 8.). Er starb im Jahre 1616 zu Douay [7]).

8) Jost, belgischer Staatsmann, am Anfange des 16. Jahrh. zu Gent geboren, gehörte zu den angesehensten und reichsten Bürgern seiner Vaterstadt. Dem Könige Philipp II. von Spanien und der katholischen Sache unbedingt ergeben, weigerte er sich in den aus 18 Mitgliedern bestehenden Magistrat, welchen Jan van Imbize und Franz van Ryhove, die vom Volke mit der höchsten Gewalt bekleideten Führer der Reformirten, im J. 1577 eingesetzt hatten, einzutreten. Man warf ihn deshalb zuerst ins Gefängniß, schnitt ihm dann die Ohren ab, erklärte ihn seines Besitzthums verlustig und jagte ihn aus der Stadt. Seine Gemahlin erlag dem Schmerze über diese grausame Behandlung, seine Kinder aber flüchteten sich in ein Hospital, wo die Oberin Katharina Goethals, ihre Muhme, sie den weitern Verfolgungen entzog; ihr Vater starb im J. 1582. Später (1604) richteten sie, da sie ihrer ganzen Habe beraubt waren, an den Erzherzog Albrecht das Gesuch, zur Führung ihres Lebens ein Geschäft treiben zu dürfen, ohne dadurch ihren Adel zu beeinträchtigen. Diese Bitte wurde ihnen gewährt und ihre Bemühungen waren von einem so glücklichen Erfolge gekrönt, daß sie sich bald wieder ein ebenso großes Vermögen erwarben, als ihre Voraltern besessen hatten. Von ihnen stammt eine lange Reihe von Goethals ab, welche sich während des 17., 18. und 19. Jahrh. als Krieger, Beamte, Geistliche und Gelehrte auszeichneten. Unter den jüngsten sind zu nennen Karl Goethals, im J. 1825 Generallieutenant des Königs der Niederlande, Ambrosius Karl Goethals, Erzpriester und Generalvicar der Diöcese Gent, welcher im J. 1836 starb und Louis Goethals, bekannt durch seine Schrift: Quelques réflexions sur le pétitionnement en faveur de la langue flamande (Bruxelles 1841. 8.), welche die Berechtigung der flämischen Sprache als Landessprache erörtert [8]). Zu derselben Familie gehört auch

9) Felix Victor, belgischer Literat, am 4. Juni 1799 zu Gent geboren. Er widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und arbeitete darauf von 1825—1829 als Stagiaire auf dem Parquet des Generalstaatsprocurators an dem Obergerichtshofe zu Brüssel, war aber seit 1827 zugleich Gehilfe des Conservators der Bibliothek dieser Stadt und trat nach der Revolution von 1830 an dessen Stelle. Als die Stadt Gent, um sich aus ihrer drückenden finanziellen Verlegenheit zu ziehen, im J. 1842 ihre Bibliothek an den Staat verkaufte, welcher sie mit der ebenfalls erst kürzlich erworbenen van Hulthem'schen Bibliothek vereinigte, um aus beiden die königliche Bibliothek zu bilden, wurde zwar Baron von Reiffenberg an die Spitze der neuen literarischen Anstalt gestellt, Goethals behielt aber sein Amt als zweiter Bibliothekar, bis er im J. 1853 sich in den Ruhestand versetzen ließ. Er hat sich hauptsächlich mit der Literaturgeschichte Belgiens beschäftigt und in seinen beiden sich damit befassenden Werken (Lectures relatives à l'histoire des sciences, des lettres, des moeurs et de la politique en Belgique et dans les pays limitrophes. Bruxelles 1837—1838. 8. 4 Voll. und Histoire des lettres et des arts en Belgique et dans les pays limitrophes. Bruxelles 1840—1844. 8. 4 Voll.) eine Fortsetzung und Ergänzungen zu Paquot's bekannten Mémoires pour servir à l'histoire des Pays-Bas (Liège 1763 seq. fol. 3 Voll.) geliefert, leider aber darin nur rohes Material aufgehäuft, welches der Sichtung einer scharfen Kritik bedarf, ehe es zur Geschichte der Literatur gebraucht werden kann; auch berühren die gehässigen Bemerkungen und Anspielungen, welche sich der Verfasser gegen ihm nicht behagende Schriftsteller und Schriften erlaubt, den unparteiischen Leser um so unangenehmer, da dieser überall die Angabe der Quellen, aus welchen die Darstellung geschöpft ist, vermißt. Mehr Anerkennung verdient seine Biographie des berühmten belgischen Mathematikers Simon Stevin (Notice historique sur la vie et les travaux de Simon Stevin de Bruges. Bruxelles 1842. 8.), obgleich der Styl, wie überhaupt in allen seinen Werken, abschreckend trocken und langweilig ist. An noch größern Fehlern leidet sein Dictionnaire généalogique et héraldique des Familles nobles du royaume de Belgique (Bruxelles 1849—1852. 4. 4 Voll.), worin die albernsten Anmaßungen der Eitelkeit gegen die Bezahlung der Druckkosten aufgenommen worden sind, welches aber auch

6) *Valer. Andreas Desselii* Bibliotheca Belgica p. 609. 7) *Val. Andr. Desselii* l. c. p. 230. *L'Evêque de la Basse-Mo[illegible]* l. c. Biographie generale Tom. XXI p. 26.

8) *L'Evêque de la Basse-Moûturie* l. c. Biographie générale. Tom. XXI. p. 26.

nur an die betreffenden Familien abgegeben worden ist und im Handel selten vorkommt; bekannter ist die ihm entlehnte und mehr der Wahrheit getreue Histoire généalogique de la maison de Horne. (Bruxelles 1848. 4.) Auch das neueste genealogische Werk des Verfassers (Miroir des Notabilités nobiliaires de la Belgique, des Pays-Bas et du nord de la France. Bruxelles 1856. 4.) ist mit größerer Vorsicht gearbeitet. Gegenwärtig beschäftigt er sich mit einer Histoire des principales familles de Hesbaye und einer Archéologie de Belgique. Eine gute Uebersicht der belgischen Geschichte gewährt sein Tableau chronologique de l'histoire des Belges. Bruxelles 1840, auf einem Folioblatte [9]). — Ein anderer fleißiger Arbeiter auf dem Gebiete der politischen und literarischen Geschichte Belgiens ist Jean Goethals-Vercruysse, Conservator der Universitätsbibliothek zu Gent; er begann im J. 1797 eine Sammlung der auf die Geschichte von Kortryk (Courtroi) bezüglichen Schriften, welche jetzt bereits bis zum 19. Bd. gediehen ist und besitzt noch etwa 60 Bände, worin er den gesammten Stoff zu einer politischen und literarischen Geschichte derselben Castellanei vereinigt hat; außerdem enthält seine Bibliothek eine Menge wichtiger Materialien für die Geschichte Belgiens, welche den Geschichtsschreibern dieses Landes von großem Nutzen sein können [10]). (*Ph. H. Külb.*)

GOETHALS-VERCRUYSSE (Jacob), belgischer Geschichtsschreiber, geboren zu Kortryk den 12. Aug. 1759, Sohn eines reichen Damastwebers, später (im J. 1790) mit einer geborenen Vercruysse verheirathet, meistens Goethals-Vercruysse genannt. Er studirte zuerst bei den Jesuiten in Kortryk und dann in Löwen Theologie, welche er jedoch nach anderthalb Jahren aufgab, um in Brüssel den Handel zu erlernen. In seine Vaterstadt zurückgekehrt wandte er, was seine Geschäfte ihm an Muße übrig ließen, zu geschichtlichen Studien an, für welche er in Löwen Neigung gefaßt hatte. Dabei wußte er seiner patriotischen Gesinnung Luft zu machen, indem er, ohne der französischen Regierung Anstoß zu geben, in dem „Kortrykschen Almanach" Geschichten von den Großthaten der alten Vlamingen erzählte, welche begierig gelesen wurden. Nach dem Sturze Napoleon's gab er einen Theil seiner Studien in zwei „Jahrbüchern der Stadt Kortryk" heraus. Vollständig hat er sie unter dem Titel einer „Chronik von Kortryk" in 85 Bändchen in 8. und 18 Theilen in 4. handschriftlich hinterlassen. Die vorhin gedachten Studien bilden den Inhalt des „Jaerboek der stad en oude kasteleny van Kortryk, verzameld uit menigvuldige anteurs en handschriften." (Kortryk 1814—1815. 8.) Er starb zu Kortryk den 6. Sept. 1838 *). (*J. E. Volbeding.*)

9) Biographie générale. Tom. XXI. p. 26 seq. Dictionnaire de la conversation et de la lecture. Tom. LXII. (Paris 1849. 8.) p. 275 seq. 10) Vergl. Aug. Voisin's Notiz über diesen fleißigen Sammler, in dem Annuaire de l'Académie royale des sciences et belles-lettres de Bruxelles. (Bruxell. 1839. 18.) *Fel. Bourquelot* und *Alfr. Maury*, La Littérature française contemporaine. Tom. IV. p. 118.

*) Vergl. Ida v. Düringsfeld, Von der Schelde bis zur Maas. Das geistige Leben der Vlamingen ꝛc. (Leipzig 1861) 3. Bd. S. 312 fg.

GOETHE (Johann Wolfgang von), zugleich der universellste und allgemeinmenschlichste, wie in vielen der wesentlichsten Beziehungen teutscheste unter den teutschen Dichtern, ein Culturdichter im wahrsten Sinne des Wortes, ein Sprachbildner ersten Ranges, der die Leistungsfähigkeit der teutschen Sprache in Vers und Prosa wie kaum ein anderer förderte, einer der tiefsten Denker ohne philosophisches System, ein religiös-humaner Geist ohne religiöses Bekenntniß, ein origineller Kenner der Natur ohne naturwissenschaftliche Vorbildung, auf allen Gebieten der Poesie und Kritik heimisch und auch auf verschiedenen der Wissenschaft und Kunst thätig, wurde am 28. Aug. 1749 zu Frankfurt am Main geboren. Wie Goethe, dem selbst ein Alexander von Humboldt das Zeugniß ausstellte, daß Keiner so beredt wie er die Zeitgenossen, „des Weltalls heilige Räthsel zu lösen," angeregt, dem weiten Reiche menschlichen Empfindens und Anschauens ganz neue Provinzen hinzufügte, so hat er auch, möchte man sagen, durch seine ganze Erscheinung, sein Dichten, Wirken und Leben das menschliche Geschlecht um eine neue, bis dahin nur durch ihn repräsentirte Species vermehrt [1]). Daher verdient auch grade sein Leben, das er gewissermaßen selbst als ein Object seines dichterischen und künstlerischen Gestaltungsvermögens betrachtete und in diesem Sinne behandelte und über das er Aufzeichnungen hinterließ, die fast den Werth und die Bedeutung einer künstlerischen Schöpfung haben, eine eingehendere Darstellung als die irgend eines andern Autors. Seine Dichtungen erklären sein Leben und sein Leben seine Dichtungen, sodaß, wer sein Leben erzählt, zugleich auch die Analyse seiner Werke zur Hälfte absolvirt haben wird. Jeder Ort, wo er sich längere oder kürzere Zeit aufhielt: Frankfurt, Leipzig, Strasburg, Wetzlar, Weimar, Venedig, Rom, Neapel, Sicilien, die Champagne u. s. w., wurde für seinen Geist gewissermaßen ein neuer Leib und bezeichnet bei ihm eine neue Entwickelungsperiode; von jedem bedeutenden Manne, mit dem er auf seinem reichen Lebensgange zusammentraf — und es gab wenige hervorragende teutsche Zeitgenossen, denen er nicht auf längere oder kürzere Zeit näher getreten wäre — lernte er etwas, entweder was er sich anzueignen oder was er zu vermeiden habe; jedes weibliche Wesen, das ihn anzog, dem er sich für längere oder kürzere Zeit in Liebe hingab, wurde ihm zugleich ein Gegenstand des Studiums der weiblichen Natur oder eine Quelle dichterischer Inspiration. Seine eigenen Aufzeichnungen, namentlich aber das köstliche Buch „Dichtung und Wahrheit," zeigen am besten, wie Goethe, was er äußerlich erlebte, zugleich in Dichtung verwandelte und was er innerlich dichtete, auf sein äußeres Leben zu übertragen suchte. „In einer Ausdehnung, wie vielleicht bei keinem

1) Diesen Eindruck machte auch seine Persönlichkeit. Der Erbprinz Karl August von Meiningen schrieb von ihm, als er Anfangs Februar 1775 Goethe's persönliche Bekanntschaft in Frankfurt gemacht: „er hat seine ganz eigenen Façons, sowie er überhaupt zu einer ganz besondern Gattung von Menschen gehört"

zweiten Schriftsteller," sagt Robert Prutz, „sind seine Schriften zugleich sein Leben; in dieser ganzen Reihe von Bänden, die seinen literarischen Nachlaß bilden, ist nicht eine Zeile, nicht ein Wort, das er nicht aufs Lebendigste empfunden hätte, das nicht warm und echt aus seinem Innern gekommen wäre." Prutz hebt weiter hervor, daß, wie Alles in und an Goethe im höchsten Grade naturgemäß gewesen, so sich auch sein Dasein gleichmäßigen Ganges nach den natürlichen Epochen des allgemein menschlichen Daseins, nach Kindheit, Jünglings-, Mannes- und Greisenalter abgewickelt habe; ein richtiges eigenwilliges Kind, sei er ein richtiger übermüthiger, leidenschaftlicher Jüngling, ein richtiger thätiger, klar um sich schauender Mann, ein richtiger sein Leben behaglich recapitulirender Greis gewesen, sodaß man das Goethe'sche Leben auch in dieser Hinsicht als ein wahres Musterleben bezeichnen dürfe. So einfach dem oberflächlichen Beobachter Goethe's Dasein auch erscheint, so kann man doch sagen, daß wenige Dichter ein auch an äußerlichen Beziehungen reicheres und mannichfaltigeres, kein Sterblicher vielleicht ein bewußteres Leben geführt habe. Harmonisches Gleichmaß, Wahrheit gegen sich und Andere und zugleich Humanität im umfassendsten Sinne des Wortes galten ihm als die höchste Aufgabe seines Strebens und selbst die Schwächen, die man ihm mit Recht oder Unrecht nachgesagt hat und mit denen er dem gemeinsamen Loose der Sterblichen seinen Tribut abtrug, hängen, wenn man genauer prüft, mit der liebenswürdigen Grundrichtung und Grundbildung seines Wesens zusammen, sodaß man selbst diese Schwächen nicht missen möchte. J. W. Schaefer, der gewissenhafte Biograph Goethe's, bemerkt im Vorworte zu seinem Werke über Goethe: „Es waren unvergeßliche Stunden, als mir in der ersten Frische jugendlicher Geistesentwickelung die Lectüre von Goethe's „Dichtung und Wahrheit" eine noch ungekannte Welt aufschloß. Die Begeisterung für des Dichters Leben ward mir eine Aufforderung, in seine Geisteswerke tiefer und tiefer einzudringen und sie mir bis zum geringsten Fragment eigen zu machen. Ich hatte den Menschen in ihm lieben und verehren gelernt, ehe ich den Dichter kannte, und einen Schlüssel zu seinen Werken gewonnen, den mir keine Kritik wieder entreißen konnte." Bei andern Dichtern pflegt der Fall meist ein umgekehrter zu sein. Daher ist es auch bei Goethe zum Zwecke einer unparteiischen und nur einigermaßen erschöpfenden Charakteristik mehr als bei jedem andern Dichter geboten, in die Details seines Lebens möglichst genau einzudringen, da eine oberflächliche Kenntniß seines Lebens nur die Begriffe über ihn verwirren würde, manches Räthselhafte oder falsch Gedeutete aufzuhellen und in das rechte Licht zu rücken ist, endlich kaum ein irgend hervorragendes Lebensmoment sich nachweisen läßt, wovon nicht in irgend einer seiner Schöpfungen ein Anklang oder Abdruck zu finden wäre und wieder auch kaum eine Goethe'sche Schöpfung, zu welcher ihm nicht die Anregung aus dem Leben selbst unmittelbar gekommen wäre. Niemals erschien die Poesie der äußern Gestaltung nach so objectiv und allgemein typisch und niemals doch dem Wesen nach so persönlich und individuell wie bei Goethe.

Das Goethe'sche Geschlecht stammt aus dem Städtchen Artern in der Grafschaft Mansfeld, wo Johann Wolfgang's Urgroßvater Hans Christian Hufschmied war. Es ist dies nicht unwichtig zu bemerken, weil diejenigen, welche eine Vererbung geistiger Fähigkeiten und Charaktereigenschaften von Generation zu Generation annehmen, bei der Analyse der Mischungen in Johann Wolfgang's Geist und Charakter auf gewisse Eigenschaften und Bestandtheile stoßen werden, welche allerdings nordteutschen oder genauer gesagt thüringischen Ursprung verrathen. Die Traditionen, namentlich die Ueberlieferungen von Sitten und Gewohnheiten spielen auch sicherlich in den Familien eine ebenso bedeutende Rolle als bei den Völkern. Dieses Hufschmieds Sohn, Friedrich Georg, im J. 1657 geboren, widmete sich dem Schneiderhandwerke, ging, nachdem er ausgelernt, auf Wanderschaft und ließ sich 1687 als Bürger und Meister seines Handwerks in Frankfurt am Main nieder. Den „Schönen hold" fand er auch bald eine Frau in der Person einer Schneiderstochter Anna Elisabeth Lutz, mit der er sich im J. 1687 vermählte. Nachdem diese im J. 1700 gestorben, ging er fünf Jahre später, ungeachtet seiner vorgerückten Jahre, eine zweite Ehe ein mit einer angesehenen Witwe, Cornelia Schellhorn, geborenen Walther (geb. 1688, gest. 1754), Besitzerin des altberühmten Gasthofs „Zum Weidenhof." Dadurch zum Wohlstande gelangt, durfte er die Scheere niederlegen und lebte nun als stattlicher, in solidem bürgerlichen Ansehen stehender Wirth bis zu seinem erst im J. 1730 erfolgten Tode.

Dieser Großvater Johann Wolfgang's zeugte in erster Ehe fünf Kinder: 1) Bartholomäus, getauft den 20. März 1688; 2) Johann Michael, getauft den 16. März 1690, gest. den 4. März 1733, coelebs; 3) Johann Jacob, get. den 9. Dec. 1694, gest. den 8. Sept. 1717; 4) Hermann Jacob, get. den 14. Mai 1697, gest. den 30. Dec. 1761 und 5) Johann Nicolas, get. den 8. Juli 1700, gest. den 3. April 1705. In zweiter Ehe mit Cornelia Schelthorn: 1) Anna Sibilla, get. den 25. Juni 1706, gest. den 13. Juli 1706; 2) Johann Friedrich, get. den 23. Sept. 1708, gest. den 31. Oct. 1727; 3) Johann Kaspar (des Dichters Vater), get. den 31. Juli 1710, gest. den 27. Mai 1782. Unter diesen Geschwistern ist, außer Johann Kaspar, noch besonders Hermann Jacob erwähnenswerth, weil dieser, ein Zinngießermeister, im J. 1749 in den Rath kam und dies allein schon genügend gewesen wäre, des Dichters Vater, Johann Kaspar, von einer Rathsstelle auszuschließen, auch wenn sein Schwiegervater Textor nicht Stadtschultheiß gewesen wäre. Denn nach einer weder durch die Constitutionsergänzungsacte von 1816, noch durch das organische Gesetz von 1856 abgeschafften oder veränderten Bestimmung der kaiserlichen Resolution vom 22. Nov. 1725 wird von einem in den Rath zu Erwählenden gefordert, „daß nicht schon sein Vater, Sohn, Bruder, Geschwisterkind, Schwiegervater, Tochtermann, Gegenschweher, leiblicher Schwager oder Schwestermann

sich im Rath befindet." Hermann Jacob Goethe's drei Söhne, Johann Friedrich, Joachim und Johann Kaspar, sowie des Dichters Brüder Hermann Jacob (1752—1759) und Georg Adolf (1760—1761) starben sämmtlich im Kindesalter, und da jetzt überhaupt die Familie Goethe in Frankfurt im Mannsstamme gänzlich erloschen ist, so würde es um so interessanter sein, über das Schicksal des Bartholomäus Goethe, Oheims des Dichters oder über dessen etwaige männliche Nachkommenschaft etwas Näheres zu erfahren, wozu Dr. Heyden in Frankfurt am Main im December 1858 eine Aufforderung erließ [2]).

Johann Kaspar Goethe, des Dichters Vater, hatte von seinem Vater Friedrich Georg Goethe, Dank der behaglichen Lage, durch welche dieser in Folge seiner Verheirathung mit der Gasthofsbesitzerin Cornelia Schellhorn gerathen war, eine sorgfältige Erziehung erhalten und sich den juridischen Studien gewidmet. Die Licht- und Schattenseiten eines tüchtigen teutschen Mannes damaliger Zeit fanden sich in ihm vereinigt. Mit schönen Kenntnissen ausgestattet und von Charakter ehrenhaft, war er zugleich schroff, wenig umgänglich, grillenhaft, befehlshaberisch, reichsstädtisch förmlich, eigensinnig und stolz. Die letztern Eigenschaften legte er namentlich an den Tag, als er sich um eine Rathsstelle bewarb und das Amt auch ohne Ballotage zu erhalten verlangte. Da man ihm dies nun verweigerte und seinetwegen die bestehenden gesetzlichen Bestimmungen doch nicht abändern wollte und konnte, ließ er sich, um zu zeigen, wie wenig ihm an dem Dienste seiner Vaterstadt gelegen, von dem damaligen Kaiser Karl VII. den Titel eines kaiserlichen Rathes beilegen. Nach den damaligen Gesetzen der Republik Frankfurt hatte er sich hierdurch von dem Dienste derselben auch für den Fall, daß die ihm im Augenblicke der Bewerbung entgegenstehenden schon oben erwähnten Hindernisse im Laufe der Zeit von selbst wegfielen, für immer ausgeschlossen. Durch den Titel und Rang eines kaiserlichen Rathes nur ungenügend befriedigt, zog er sich, schon aus Stolz, nun immer mehr in eine erzwungene Muße, auf sich selbst, auf seine eigene Häuslichkeit und die Erziehung seiner Kinder zurück, denen aber der Umstand, daß er fern von Geschäften lebte und sich ungetheilt ihrer Ausbildung widmen konnte, von größtem Nutzen war. Denn Johann Kaspar war von ebenso großem Lehr- als Lerntriebe erfüllt, hatte sich schöne Kenntnisse zu eigen gemacht und war wohl unterrichtet. Das Französische wie Italienische las und sprach er fertig. Sein Sinn und Blick für Kunstwerke hatte sich auf einer im J. 1740 unternommenen Reise nach Italien, die ihm für sein ganzes Leben die angenehmsten Erinnerungen hinterlassen hatte, entwickelt, geschärft und geübt. Italienische Landschaften, Ansichten römischer Plätze und Bauwerke schmückten seine Wohnung und obschon selbst ohne dichterisches Talent, liebte er doch die Dichter und unter ihnen besonders Tasso und auch die Werke der damaligen namhaften teutschen Dichter wurden der Reihe nach für seine Bücherei angeschafft. Noch in seinen spätern Jahren gehörte die Ausarbeitung seiner italienischen Reisebeschreibung zu seinen Lieblingsbeschäftigungen. Durch diesen Sinn für Kunst und Poesie ragte er doch über Seinesgleichen hervor und obschon vielleicht allzuängstlich im Detailkrame, peinlich im Ordnungssinne und förmlich im Betragen, scheint ihm doch in allen geistigen Dingen eine freiere Auffassung eigen gewesen zu sein, als sie sonst damals im Bürgerstande gefunden wurde. Dabei war er wahrheitsliebend, bieder, rechtschaffen und geradsinnig. „Von ihm erbte der Dichter," sagt sein englischer Biograph Lewes, „den stattlich gebauten Leib, die gerade Haltung und die gemessene Bewegung, die in seinem Alter zur Steifheit wurde und hinter der man staatsmännische Berechnung oder Hochmuth suchte; von ihm stammte auch jene Ordnungsliebe und ernste Ruhe, worüber alle die so unglücklich sind, die sich ein Genie nicht anders als von wüster Lebensweise denken können. Der Wissensdrang, das Vergnügen an der Mittheilung des Erlernten, die fast pedantische Aufmerksamkeit für Details, die wir an dem Dichter wahrnehmen, lassen sich alle schon an dem Vater nachweisen."

Ganz anders war des Dichters Mutter Katharina Elisabeth Textor, aus einer der angesehensten frankfurter Familien, mit der er sich im Jahre 1748, als sie erst in ihrem 17. Lebensjahre stand, verheirathete. Die Familie Textor stammte ursprünglich aus Mergentheim im Würtembergischen und hieß ursprünglich Weber, welchen Namen um die Mitte des 16. Jahrh. Wolfgang Weber, hohenlohischer Rath und Kanzleidirector zu Neuenstein, mit dem lateinischen, vornehmer klingenden „Textor" vertauscht hatte. Dessen Sohn Johann Wolfgang siedelte 1690 nach Frankfurt über, wo er 1701 als erster Syndicus der Stadt gestorben ist. Ein anderer Johann Wolfgang Textor, Enkel des Syndicus, war kaiserlicher Schultheiß in Frankfurt und wurde durch seine aus der Ehe des Schultheißen mit Anna Margaretha Lindheimer hervorgegangene Tochter, die genannte Katharina Elisabeth, Schwiegervater des kaiserlichen Rathes Goethe. Diese, die bekannte „Frau Rath" oder auch „Frau Aja," von Wieland die „Königin aller Weiber" genannt, war ein echt frankfurter Kind, lebhaft, naiv, dichterisch empfänglich, gesprächig, duldsam, den Eindrücken sinnlich hingegeben, in den teutschen und italienischen Dichtern belesen, voll Frohmuths und voll jenes Mutterwitzes, „der," wie Lewes bemerkt, „bei Frauen so oft die Bildung überflüssig zu machen scheint, indem ihre rasche Auffassung, grade wie die poetischer Geister, die langsam tastenden Schlussfolgen der Beobachtung hinwegnimmt." Dabei war sie allen unnöthigen Aufregungen und Gemüthsbewegungen abgeneigt und um sich in ihrer Lebenslust nicht stören zu lassen, befahl sie ihren Dienstboten ausdrücklich, sie mit traurigen Nachrichten zu ver-

2) Vergl. die „Mittheilungen des Vereins für Geschichte und Alterthumskunde in Frankfurt am Main" vom genannten Jahre, worin sich auch die oben mitgetheilten genauern Angaben über die Genealogie Goethe's finden, die in den Biographien des Dichters bisher fehlten.

schonen, außer im dringendsten Nothfalle. In einem ihrer Briefe, die zwar nicht sehr correct und nicht einmal orthographisch fehlerfrei, aber in einem originellen, ihr ganzes Wesen lebhaft und getreu wiederspiegelnden Tone geschrieben sind, bemerkt sie, daß Ordnung und Ruhe Hauptzüge ihres Charakters seien und sie fährt dann fort: „Daher thu' ich alles gleich frisch von der Hand weg, das Unangenehmste immer zuerst, und verschluck den Teufel (nach dem weisen Rathe, des Gevatters Wieland), ohne ihn erst lange zu begucken; liegt dann Alles wieder in den alten Falten, ist alles Unebene wieder gleich, dann biete ich dem Trotz, der mich in gutem Humor übertreffen wollte." Es ist nicht zu verkennen, daß manche dieser Charakterzüge bei ihrem Sohne wiederkehren, nur harmonischer ausgeglichen und zu einer höhern geistigen Einheit gebracht. Er selbst gesteht in einem bekannten Reimspruche, daß er die „Natur" und des „Lebens ernstes Führen" seinem Vater, die „Frohnatur" und „Lust zu fabuliren" aber seiner Mutter verdanke[3]).

Bereits nach Jahresfrist am 28. Aug. 1749 wurde auf dem Hirschgraben in dem Hause mit den drei Lyren diesen in ihren Charaktereigenschaften wie in den Jahren so von einander abweichenden und einander doch so vortrefflich ergänzenden Ehegatten während der Mittagsstunde ein Sohn geboren, der nach damaliger Sitte gleich am folgenden Tage getauft und nach dem in der Familie Textor bei erstgeborenen Knaben erblich gewordenen Namen Johann Wolfgang genannt wurde. Fast schien es, als schwebte über dem Knäbchen, in welchem der teutschen Nation, ja der Zeit ihr größter Dichter heranreifen sollte, in der Geburtsstunde ein Unglücksstern, obschon er selbst die Constellation eine glückliche nennt: er kam „durch Ungeschicklichkeit der Hebamme für todt" zur Welt und man zweifelte eine Zeit lang, ob es gelingen würde, den Knaben ins Leben zurückzurufen und dem Leben zu erhalten. Bald jedoch erholte er sich und entwickelte sich immer mehr zu einem der wohlgebildetsten und schönsten Knaben, der Aufsehen machte, wenn man ihn in Frankfurts Gassen und Spaziergängen herumtrug. Selbst die damalige Kinderplage, die Blatternkrankheit, obschon sie ihn mit solcher Heftigkeit ergriff, daß er mehre Tage wie blind darniederlag, hatte seinem lieblichen Antlitze Nichts an und ließ auf der Haut keine Spur zurück. Auf seine geistige Bildung war es sicher nicht ohne Einfluß, daß seine später geborenen Brüder, Hermann Jacob und Georg Adolf, schon im Kindesalter neben ihm hinwegstarben und daß nur eine Schwester, Cornelia, im J. 1750 geboren und mithin mit Johann Wolfgang in fast gleichem Alter, den väterlichen Unterricht theilte. Prutz bemerkt hierüber: „Irren wir nicht, so liegt auch hierin ein Umstand, der bei der Beurtheilung von Goethe's späterer Entwickelung wol in Anschlag gebracht werden muß: nämlich daß er ohne größere Zahl von Geschwistern, insbesondere ohne Brüder aufwuchs, nur eine Schwester neben sich, an der er keinen Widerstand fand für seine Neigungen und Launen, sondern die ihn im Gegentheile in Gemeinschaft mit der jugendlichen Mutter, die ja selbst noch ein halbes Kind war und sich also ganz naturgemäß mehr zu den heitern lachenden Kindern als zu dem ernsten, mürrischen Manne hielt, fast geflissentlich verzog und verhätschelte"[4]). Ist nun hieraus etwas hervortretend, wenn auch sicherlich nicht überwiegend Weibliches in Goethe's Wesen zu deuten und zu erklären, so erwuchs ihm daraus auch der Vortheil, daß der Vater seine Aufmerksamkeit mehr auf ihn concentriren konnte, als dies bei der Erziehung mehrer Geschwister möglich gewesen sein würde.

Auch war noch durch einen andern schwer ins Gewicht fallenden Umstand dafür gesorgt, daß das Barsche, Gewaltsame und Rohe, was sich bei fortgesetztem engern Umgange mit vielen Geschlechtsgenossen bei Knaben von entsprechender Gemüthsart erzeugt, dann aber auch das Verbitternde und Verdüsternde, was ein solcher Verkehr bei Knaben weicheren Temperaments ebenso leicht zur Folge hat, von früh auf dem jungen Wolfgang fern blieb. Er hat nämlich nie eine öffentliche Schule besucht außer in Gesellschaft seiner Schwester für eine kurze, kaum nennenswerthe Unterbrechung, als und so lange ein Neubau in dem väterlichen Hause vorgenommen wurde. Aber selbst diese kurze Zeit reichte hin, ihm das Schulwesen gründlich zu verleiden, wie aus seinen Worten in „Dichtung und Wahrheit" hervorgeht: „Indem man die zu Hause abgesondert, reinlich, edel, obgleich streng gehaltenen Kinder unter eine Masse von jungen Geschöpfen hinausstieß, so hatten sie vom Gemeinen, Schlechten, ja Niederträchtigen ganz unerwartet Alles zu leiden, weil sie aller Waffen und Fähigkeiten ermangelten, sich dagegen zu schützen." Diese Waffen würde ihnen ein längerer Schulbesuch sicherlich in die Hände gegeben haben. Mehre Literaturhistoriker und Biographen Goethe's haben aus diesem Umstande Folgerungen gezogen, die wol nur zum Theil stichhaltig sind. Viehoff meint sogar, wenn Goethe in Elementarschule und Gymnasium sich zur Universität vorbereitet hätte, so würde Teutschland einen „andern Goethe" gehabt haben; ob auch einen bessern? Gervinus behauptet, es sei ihm dadurch „der epische Jugendlauf entgangen," „Geschichte (und Epos) hätten ihn daher nie in bedeutendem Grade gefesselt, weil das Interesse daran nur in einem äußerlich bewegten Leben wurzelt," und er sagt ferner: „Er hat nie das Bestreben der Massen achten lernen, in denen wir uns nur behaglich fühlen, wenn wir von früh auf an ihre Gemeinschaft gewöhnt waren." Auch Hillebrand ist der Ansicht, daß Goethe für die Weltgeschichte „keinen rechten Sinn hatte, auch kein historisches Drama in Shakespeare'scher Weise und Haltung schreiben konnte." Indessen ist hiergegen zu bemerken, daß Shakespeare und so viele andere große Dichter älterer Zeit ja keineswegs Schulen besucht haben, die nach dem jetzigen Systeme eingerichtet gewesen wären,

3) Näheres über sie findet man in Dorow's Schrift: „Goethe's Mutter, nebst Briefen und Aufzeichnungen ꝛc." (Leipzig 1842.)

4) Siehe Goethe. Eine biographische Schilderung von Robert Prutz. (Leipzig 1856.) S. 15.

und was den dem Dichter vorgeworfenen Mangel an Geschichtssinn betrifft, so macht Rosenkranz dagegen geltend: „Es hat einigen teutschen Professoren gefallen, Goethe den Sinn für die Geschichte abzusprechen, aber einen „Götz," einen „Egmont" ohne historischen Sinn zu dichten, ist unmöglich." Die heilsamen Einflüsse der Gemeinsamkeit, des Wetteifers, der Reibungen, der Disciplin im Großen, wie sie auf Schulen erzeugt werden und in diesem Gewühle der verschiedenartigsten Individuen zur Kräftigung, oft auch zur Verhärtung des Charakters beizutragen wol im Stande sind, können nicht in Abrede gestellt werden; indessen hat auch eine Erziehung, wie Goethe sie genoß, für dichterisch begabte, schaffenskräftige Individuen ihre unbestreitbaren Vorzüge, indem ihnen eine gewisse Heiterkeit, Frische, Naivetät, Ursprünglichkeit und rein menschliche, duldsame Gesinnung gewahrt bleiben, wie sie grade Goethe eigen waren, Eigenschaften, die er vielleicht nicht im gleichen Grade besessen haben würde, wenn er einen gelehrten Schulcursus durch alle Stadien durchgemacht hätte. Eine gewisse Regellosigkeit und Unstätigkeit in seinem Dichten und Schaffen, die aber einige wol mit Unrecht mit Dilettantismus und Ungründlichkeit verwechselt haben, die vielmehr mit der ganzen Vielartigkeit und Vielseitigkeit seiner in ihrer Weise doch immer auf tiefe Ergründung und Lösung der verschiedenen Wissens- und Lebensfragen losarbeitenden Natur zusammenhing, läßt sich vielleicht auf seine blos häusliche Erziehung zurückführen; dagegen blieben ihm auch viele trübe Erfahrungen und Einflüsse, die in der Schule schon früh das Gemüth des Knaben zu verbittern und zu verstimmen geeignet sind, eine Last von Lectionen, die, oft ohne Rücksicht auf die Individualität des Lernenden, Geist und Körper bedrücken und zur Hypochondrie geneigt machen, endlich neben den Anregungen zu wirklich förderndem Wetteifer auch die Anlässe zu bloßer Suffisance und zu bloßem Schulstolze bei seiner mehr häuslichen Erziehung erspart [5]).

Im Ganzen kann man doch mit dem Resultate, welches die väterliche Erziehung an dem Dichter Goethe geliefert hat, sehr zufrieden sein; auch kommt es bei der Betrachtung eines Dichters, der wie Goethe als ein ganzes harmonisches Universum, möchte man sagen, und nicht in fragmentarisch und unentwickelt gebliebener Gestalt vor uns steht, nicht sowol darauf an zu zeigen, was er bei anderer Erziehung noch Alles hätte werden können, sondern was er bei der Erziehung, deren er sich zu erfreuen hatte, geworden ist und was er ihr verdankt. Goethe selbst rühmt seinem Vater eine „lehrhafte Natur" nach; und daß es ihm an Lehrtalent nicht gefehlt habe, geht unter Anderm aus den in der frankfurter Stadtbibliothek aufbewahrten und von Weismann herausgegebenen Exercitien hervor, die er dem Sohne zwischen dem siebenten und neunten Lebensjahre auszuarbeiten aufgab und die ganz dazu geeignet waren, die geistige Selbstthätigkeit des Knaben anzuregen und in die ersten Lebensanschauungen desselben Klarheit und ein richtiges Verständniß zu bringen. Seine Unterrichtsweise hatte die möglichste Viel- und Allseitigkeit, eine gewisse weltmännische, nicht gelehrte Bildung zum Zweck; auch hatte sich der väterliche Pädagog für einzelne Gegenstände, z. B. für das Lateinische, eine eigene erleichternde Methode ausgedacht, die, wie Prutz bemerkt, „vielleicht nicht sehr wissenschaftlich war, den Knaben aber rasch vorwärts brachte." Uebrigens betrieb der Vater seine Erziehung nicht allein, er nahm auch für gewisse Gegenstände, in denen er sich nicht bewandert genug fühlte, „Leute von Metier" zu Hilfe, die freilich ihrer Aufgabe nicht immer entsprachen. Wie sehr es aber dem Vater am Herzen lag, seinen Sohn zu etwas Rechtem ausbilden zu lassen, geht schon daraus hervor, daß er, der nöthigen Concurrenz und des zu erweckenden Wetteifers wegen, das Englische und das Zeichnen gemeinschaftlich mit demselben erlernte. Um diesen Wetteifer zu steigern, wurden dann noch andere Knaben herangezogen und eine Art Privatschule gebildet, wobei sich jedoch sehr bald dieselben Uebelstände bemerkbar machten, die zu vermeiden man den Knaben von dem Besuche einer öffentlichen Schule fern hielt. An unfreundlicher Behandlung, an Schlägen und Püffen seitens der Lehrer fehlte es, wie Goethe selbst klagt, keineswegs und man verhärtete sich gegen sie um so mehr, als Widersetzlichkeit oder Gegenwirkung aufs Höchste verpönt war. Noch mehr hatte der junge Goethe von seinen Mitschülern selbst zu leiden, bis er, aufs Aeußerste gebracht, sich einmal in einem blutigen Rencontre zur Wehre setzte. Es hat also doch an dramatischen Reibungen, Conflicten und Katastrophen und an jenem „epischen Jugendlaufe," dessen angeblichen Mangel Gervinus beklagt, bei dem Unterrichte des Knaben Goethe nicht so ganz gefehlt. Was den grammatischen Unterricht im Teutschen betrifft, so hat Goethe diesen wol nie genossen; wurde dieser Unterricht doch auch auf den öffentlichen Schulen damals gänzlich zurückgesetzt in der Annahme, daß die teutsche Sprache eine gemeine Sprache sei, nur dienlich für den gewöhnlichen Verkehr und aus diesem auch am besten zu erlernen. Daher auch das uncorrecte Teutsch, dem man in Goethe's Jugendarbeiten und Jugendbriefen begegnet. Um so mehr muß man den natürlichen Instinct und die schöpferische Sprachgewalt, mit der er sogar, nach Jacob Grimm's Eingeständniß, den teutschen Wortschatz wesentlich bereicherte, endlich die ungeheuere und unablässige Mühe bewundern, die er zeitlebens auf den Styl verwandte, bis es ihm gelang,

5) Vergl. übrigens hierüber die Schrift: „Mittheilungen aus der Bildungsgeschichte Goethe's und Schiller's zur Beantwortung der Frage: Haus oder Schule? oder Haus und Schule?" Von Dr. Gotthilf Löschin, Director der höhern Bürgerschule zu Danzig. (Danzig 1859.) Der Verfasser sucht in dieser Schrift an dem Bildungsgange beider Dichter nachzuweisen, daß nicht Haus allein und Schule allein, sondern Haus und Schule vereint das Werk der Jugenderziehung betreiben und sich in die Hände arbeiten sollen. Wenn Robert Prutz in seiner schon angeführten Schrift über Goethe behauptet, der Knabe Goethe habe, an eine gewisse Bevorzugung im älterlichen Hause gewöhnt, die „demokratische Gleichheit der Schule höchst unangenehm empfunden," so ist dagegen zu bemerken, daß diese „demokratische Gleichheit" auf den meisten Schulen wol nur sehr unvollkommen zur Ausführung kommt und unter einer Menge Rücksichten zu leiden pflegt.

ihn zu einer namentlich auch in der Prosa noch unübertroffenen Feinheit, Correctheit und Anmuth auszubilden. Im Tanzen ertheilte ihm der Vater selbst Unterricht, wobei er, der 48jährige kaiserliche Rath, in steifer, ernster Haltung daherschritt und die zierliche Menuet, die er einübte, selbst mit der flute douce begleitete. An diesem Tanzunterrichte, wie auch an den meisten übrigen Lectionen, welche der Vater ertheilte, nahm auch die Schwester Cornelia Theil, die im Gegensatze zu ihrem Bruder durch ihre äußerliche Erscheinung keineswegs für sich einnahm und mehr von des Vaters verschlossenem Ernste, als von der Mutter lebensfroher Offenheit hatte, übrigens bei allen herben und schroffen Manieren ein weiches, liebebedürftiges Herz in sich trug. Goethe sagt von ihr: „Die Züge ihres Gesichts sprachen von einem Wesen, das weder mit sich einig war, noch werden konnte." Aber ihrem Bruder war sie die innigste und vertrauteste Freundin, der er alle seine kleinen Herzensgeheimnisse und Gemüthsbedrängnisse anvertrante und deren kluge und besonnene Rathschläge er ebenso sehr schätzte als nach Umständen befolgte. Aeußeres Glück hatte sie, ebenfalls im Gegensatze zu ihrem Bruder, im Leben nur wenig. Eine Neigung, die sie schon früh für einen jungen Engländer im Herzen trug, diente nur dazu, noch tiefern Schatten in ihr Gemüth zu werfen. Im J. 1773 heirathete sie Johann Georg Schlosser, Amtmann zu Emmendingen, fühlte sich jedoch in dieser Ehe nicht glücklich und starb, von ihrem Dasein ziemlich unbefriedigt, bereits im J. 1777. Zur Hausfrau und Ehegattin war sie vielleicht auch nicht geboren. Goethe selbst sagt von ihr, er habe sie sich nicht gern als Hausfrau, wol aber gern als Aebtissin, als Vorsteherin einer edeln Gemeinde gedacht; sie habe Alles besessen, was ein solcher „höherer Zustand" verlange, ihr habe Alles gefehlt, was die Welt unerläßlich fordere. Die höchste Polhöhe des literarischen Ruhms ihres geliebten Bruders erlebte sie nicht mehr, aber wol die Anfänge desselben, die in ihr umschattetes Leben einen freundlichen Lichtblick werfen mochten. Es wird berichtet, sie habe Schlosser nicht aus Zuneigung geheirathet, sondern nur um der für sie drückenden Hausdespotie ihres Vaters sich zu entziehen. Daß es sich mit dieser Familientyrannei wirklich so arg verhalten, wie man versichert, ist übrigens, wenn man die Bildung des Raths erwägt, schwer zu glauben, vielmehr anzunehmen, daß beiden Geschwistern das strenge Hausregiment ihres Vaters im Gegensatze zu der genialen Lebenslust ihrer Mutter und vielleicht nicht ohne directe Einwirkung und Einflüsterung der letztern in weit schwärzerem Lichte erschien, als dies sonst der Fall gewesen sein würde. Daß sein an Störrigkeit grenzender Eigensinn der Familie oft lästig geworden sein mag, kann allerdings schwerlich in Frage gestellt werden. Wie weit er seinen Eigensinn trieb, bewies er unter Anderem während des oben erwähnten in seinem Hause nöthig gewordenen Neubaues. Denn um den Bau besser leiten und beaufsichtigen zu können, sträubte er sich, mit den Seinigen das Haus zu verlassen; und erst als zuletzt auch das Dach theilweise abgetragen wurde und trotz aller Vorsichtsmaßregeln der Regen bis zu den Betten gelangte, verstand er sich dazu, die Kinder auf eine Zeit lang zu wohlwollenden Freunden zu thun.

Mehre von den kleinen Aufsätzen Goethe's aus seinem achten und neunten Jahre, die uns durch einen günstigen Zufall erhalten worden sind, verrathen eine für dieses Alter überraschende Gewandtheit und das Talent, kleine Vorfälle im muntern Dialog zu behandeln und gewissermaßen dramatisch zu gestalten [6]). Dahin gehören auch die Morgenglückwünsche, die er im Jahre 1758 für jeden Tag des Monats August in lateinischer, zum Theil sogar in griechischer und in teutscher Sprache verfaßte, um damit seinem Vater eine Freude zu bereiten. Schon früh zeigte er sich aufs Aeußerste reizbar und empfänglich, wie der erschütternde Eindruck beweist, den die Nachricht von dem lissaboner Erdbeben (den 1. Nov. 1755) auf sein kindliches Gemüth machte. Sein ganzes Gemüth kam darüber in Aufruhr und schon damals regten sich in seiner Seele die quälendsten Zweifel an der Vorsehung und Güte Gottes [7]). Leider war der religiöse Unterricht sehr wenig geeignet, seinem Geiste richtige religiöse Ueberzeugungen und Vorstellungen zuzuführen und ihn gegen den Andrang gewaltsamer Eindrücke, denen er auch später möglichst aus dem Wege ging, zu kräftigen. Es war der traditionelle kirchliche Protestantismus, eigentlich nur eine Art von trockener, hausbackener Moral, was man ihm lehrte und diese Lehre konnte, wie er selbst gesteht, „weder der Seele noch dem Herzen zusagen." Indessen die Bibel lernte er trotzdem schon früh ziemlich genau kennen und zwar an der Hand der großen Foliobibel mit den Merian'schen Kupfern; was die Kraft des Wortes nicht that, that die Macht des Bildes; denn für alles Bildliche, Anschaubare zeigte sich sein Sinn von früh auf besonders empfänglich. Ja eine dieser bildlichen Darstellungen reizte den Knaben sogar zu einer von ihm selbst reizend geschilderten Nachahmung der jüdischen Opferhandlung, indem er aufgeschichtete Naturproducte und Räucherkerzchen mittels eines Brennglases anzündete und dampfen ließ. Seinen Sinn für Kunst weckten schon früh die von seinem Vater gesammelten italienischen Ansichten und andere Bilder, bei deren Aufstellung und Anordnung er

6) Siehe „Mittheilungen aus einem Original-Manuscripte der frankfurter Stadtbibliothek," herausgegeben von Weismann, 1846, und „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—1775 gesammelt" von H. Döring. (Jena 1839.)

7) Robert Prutz ist nicht der Ansicht der meisten Biographen und Commentatoren Goethe's, welche kein Bedenken tragen, Goethe's spätere religiöse Zweifel von dem Eindrucke dieses Ereignisses abzuleiten; er glaubt nicht, daß ein erst sechsjähriger Knabe bereits solche Betrachtungen angestellt haben solle, ist vielmehr der Meinung, daß Goethe in den betreffenden Stellen von „Wahrheit und Dichtung" in eine jener Selbsttäuschungen verfallen sei, die den Menschen bei der Erinnerung an seine frühesten Kinderjahre so leicht beschleiche: er habe spätere Eindrücke vorausgenommen oder auch, was er von Andern damals und später gehört oder in Büchern gelesen, mit Selbstempfundenem verwechselt. Indessen bei einem so begabten Knaben wie Goethe sind solche Jugendeindrücke doch sicherlich von anderer Art als bei Kindern gewöhnlichern Schlages.

dem Vater nach dem Neubaue des Hauses behilflich war; auch trat er schon früh mit den in Frankfurt lebenden Malern in Folge der Aufträge, welche der Rath Goethe ihnen ertheilte, in anregenden Verkehr; durfte er doch selbst Vorschläge zu neuen Bildern machen und von einer Reihe von 12 Bildern, die er sich in seinem jungen Kopfe erdacht und in einem von ihm verfaßten umständlichen Aufsatze beschrieben hatte, wurden sogar einige von frankfurter Malern ausgeführt. Ob dies jedoch schon damals oder zu Anfange der sechziger Jahre geschah, wo Goethe die Geschichte Joseph's zu behandeln dachte, ist zweifelhaft. Damit es nun dem Knaben Goethe nach allen Richtungen hin, in denen sich später sein Geist bewegte, nicht an Anregung fehlen sollte, besaß der Vater auch eine Naturaliensammlung, die zwar sehr dürftig und lückenhaft gewesen sein mag, aber doch hinreichte, um Goethe's Wißbegier zu reizen und zu seinen später lebhafter betriebenen Naturstudien vielleicht den ersten Keim zu legen.

Die ansehnliche Bücherei des Vaters gab dann auch Vieles her, was die Wißbegierde und die Einbildungskraft des Knaben in Bewegung setzte: Tasso's „Befreites Jerusalem," des Vaters Lieblingsdichtung, in Koppen's Uebersetzung, Homer, Virgil, Ovid's Metamorphosen, der erstere in einer Prosaübersetzung, Fenelon's Telemach, Robinson Crusoe, die Insel Felsenburg, Anson's Reise um die Welt, die Gottfried'sche Chronik mit den Merian'schen Kupfern u. s. w., von teutschen Dichtern Canitz, Brockes, Drollinger, Haller, Hagedorn, Gellert, Cramer. Von der inzwischen durch Klopstock eingeführten reimlosen Dichtkunst war der Vater kein Freund und Klopstock's Messiade, von der bis zum Jahre 1755 die ersten zehn Gesänge erschienen, gelangte nur auf Schleichwegen in die Hände der beiden Geschwister, denen dieselbe wie damals so Vielen in Teutschland eine Art Erbauungsbuch wurde. Aus Klopstock's Messiade, aus welcher der Knabe oft wie wüthend zu declamiren pflegte, was einmal eine von ihm selbst in „Wahrheit und Dichtung" ergötzlich geschilderte komische Scene herbeiführte, aus Luther's Bibelübersetzung, aus alten Chroniken und alten Volksgesängen, mündlich oder durch fliegende Blätter fortgepflanzt, schöpfte Goethe sein Teutsch. Dies war das Material, mit welchem er später so große Dinge ausrichten und aus dem er mit schöpferischer Kraft, man möchte sagen, eine ganz neue Sprachwelt gestalten sollte. Dabei verschmähte aber Goethe auch nicht „von dem Studium der correcten und disciplinirten teutschen Dichtkunst" seine Vortheile zu ziehen.

Für die Entwickelung eines dichterischen Talentes boten dann auch die alte Reichsstadt Frankfurt, die damals ein noch weit mittelalterlicheres Ansehen hatte als heutzutage, und ihre Umgebungen manche besondere Vorzüge. Der „Römer" mit seinen Erinnerungen an die alte glorreiche Kaiserzeit, der Dom, die Mainbrücke, manche alterthümliche Gasse, darunter die geheimnißvolle enge Judengasse, die dazumal noch allabendlich abgesperrt wurde und in deren feuchten Moder der Knabe Goethe niemals ohne einen gewissen Schauder hineinblicken konnte, die seitdem gefallenen Umfassungsmauern mit ihren Thürmen und Thoren, von welchen letztern noch das eschenheimer Thor als malerischer Rest übriggeblieben ist, mögen die Phantasie des Knaben schon früh angeregt und mit jenen Vorstellungen befruchtet haben, wie er sie zur Ausführung einer Dichtung wie „Götz von Berlichingen" bedurfte und wie sie auch aus manchen Partien seines „Faust" hervorblicken. Andererseits hat die Gegend Frankfurts einen durchaus heitern, muntern und anmuthigen Charakter, gleichweit von dem Beengenden eigentlicher Berglandschaften wie von dem Verflachenden weitgedehnter Sandgegenden. Der Taunus liegt nicht als drückende Last auf der Stadt, sondern zieht sich als malerische, in ihrer Form entfernt an die sabiner Gebirge erinnernde Berggruppe in genügender Entfernung von der Stadt hin, um den Horizont im Norden gefällig abzuschließen und dem Auge einen Ruhepunkt zu gewähren. Auch in der nächsten Nähe der Stadt fehlt es längs der Ufer des Mains nicht an Höhepunkten, welche hübsche Aussichten zum Theil auch auf die Stadt selbst und die dahinter hervorragenden Höhen des Taunus gewähren. Bewohnt ist die Stadt von einem Menschenschlage, in dem sich auch jetzt noch nicht eine gewisse altteutsche Tüchtigkeit gänzlich verloren hat; er ist vielleicht etwas altväterisch, steif und wenig schwunghaft, aber einfach, offen, unaffectirt, wenig bekümmert um das Thun und Treiben des Nächsten und zu suffisanter, Alles zersetzender Kritik wenig geneigt. Die jüngern Frauen sind nicht ohne einige natürliche Anmuth und Schalkhaftigkeit, während sich die Männer, namentlich in den untern Ständen, mehr zu einer gewissen Derbheit hinneigen, die besonders bei der Bevölkerung der Vorstadt Sachsenhausen einen fast berüchtigten Grad erreicht und zuweilen Reibungen und komische Scenen veranlaßt, an denen Goethe sein Vergnügen haben mochte. Bei allem Atticismus, in den er sich an der Hand hellenischer Kunst und Dichtung allmälig hineinempfand, hat ja auch Goethe als echt frankfurter Kind diese reichsstädtische trotzige Derbheit nie ganz von sich abgestreift und in ihr ist vielleicht der Grund zu suchen, daß er kein hofmännischer Dichter und selbst als Minister nie ein Hofmann im gewöhnlichen Sinne des Worts geworden ist. Dann aber boten auch wieder Frankfurts Messen, die damals von noch größerer Bedeutung waren als jetzt, dem Knaben Gelegenheit genug, seinen Blick von dem etwas beschränkten und krämerhaften Leben der Frankfurter hinweg auf das Ganze und Große des Weltverkehrs zu richten; oder wie er selbst sagt: „es bildete sich die Vorstellung von dem, was die Erde Alles hervorbringt, was sie bedarf und was die Bewohner ihrer verschiedenen Theile gegen einander auswechseln." Die Schaubuden und Meßsehenswürdigkeiten zauberten eine eigenthümliche bunte Welt vor seine Augen, die er dann in seinem „Jahrmarkt von Plundersweilern" in so höchst ergötzlichen Bildern veranschaulichte und namentlich auf den Messen versorgte er sich mit den vielen schönen Volksbüchern, welche ihm zu spätern Dichtungen theils Stoff

theils Anregung gaben: Faust, der ewige Jude u. s. w. Zudem verwandte ihn der Vater frühzeitig zu kleinen Geschäftsgängen bei Handwerkern und Handelsleuten, sodaß er das Leben schon früh auch von seiner praktischen und gewerblichen Seite kennen lernte und Gelegenheit hatte, in das Innere der Familien Blicke zu thun, die freilich nicht immer erfreulicher Art waren. Hier traten ihm auch die Schattenseiten einer vorzugsweise auf den Handelsverkehr angewiesenen Stadt: egoistische, krämerhafte Berechnung, Neigung, den Nebenmenschen zu übervortheilen oder gar aus seinem Misgeschicke für sich Gewinn zu ziehen, Ostentation und Genußsucht bei moralischer Verkommenheit und öfters selbst gänzliche Entsittlichung in nur zu frühen Jahren an mannichfachen Beispielen entgegen.

Ein Glück kann man es ferner nennen, daß seine schönsten Knabenjahre in die Zeit des siebenjährigen Krieges fielen, wo der große Friedrich in Sieg und Niederlage bewies, was Genie, Thatkraft und aufs Aeußerste entschlossene Willenskraft selbst gegen den Andrang einer Welt auszurichten vermögen und wo sich an seinen unsterblichen Thaten und den oft an das Unglaubliche grenzenden Katastrophen dieses wunderbaren Krieges der Nationalgeist der Teutschen und damit auch die Nationallitteratur, freilich sehr im Widerspruche mit dem französischen Geschmacke des großen Heerfürsten, hob und kräftigte. Von einer politischen Sympathie konnte bei dem Knaben natürlich nicht die Rede sein, eher lassen sich seine Antipathien gegen alles blos politische Treiben auf die Jugenderfahrungen zurückführen, die er bei dieser Gelegenheit innerhalb der Tertor-Goethe'schen Familie selbst machte. Denn ihm, dem lebhaft beobachtenden Knaben, entging die Spaltung nicht, welche die durch diesen Krieg herbeigeführte Theilung des teutschen Volkes in österreichisch und preußisch Gesinnte in den Kreisen dieser Familie selbst anrichtete und was er selbst nicht sah, das wird ihm durch gleichzeitige oder spätere mündliche Mittheilungen und Berichte näher ins Bewußtsein gerückt worden sein. Der alte Schultheiß Tertor hatte über Franz I. den Krönungshimmel getragen und von Maria Theresia eine gewichtige goldene Kette mit ihrem Bildnisse erhalten, er war daher mit einigen Schwiegersöhnen und Töchtern gut kaiserlich; Goethe's Vater dagegen hatte von Karl VII., dem Gegenkaiser, seinen Rathstitel erhalten und er war schon darum Fritzisch und antiösterreichisch gesinnt. Die Spaltung ging so weit, daß auch die gewöhnlichen sonntäglichen Familienzusammenkünfte gestört wurden, daß dem Sohne die sonst vergnügtesten Stunden der Woche am sonntäglichen Familientische der Großältern, indem dort sein Lieblingsheld nur geschmäht und verkleinert wurde, zu den peinlichsten zu gehören anfingen und daß der Rath Goethe sich schließlich ganz aus dieser Gesellschaft zurückzog. Dieser Umstand allein schon befestigte, wenn auch erst in späterer Zeit, bei Goethe die Ueberzeugung, daß bei solchen politischen Parteifragen das persönliche Interesse meist ein sehr entscheidendes Motiv bildet. Begreiflicherweise folgte der Knabe der Fahne seines Vaters, wenn auch nicht aus bloßer blinder Unterwerfung unter das väterliche Beispiel. Die große Persönlichkeit des Preußenkönigs imponirte ihm, wie noch in spätern Jahren die große Persönlichkeit Napoleon's, obschon der Eindruck, den die gewaltigen Thaten eines teutschen Königs und Heerfürsten auf einen teutschen Knaben machen, erklärlicher und gerechtfertigter erscheint als die Bewunderung für einen ausländischen Gewaltherrscher bei dem Manne, dem gereiften Goethe, der sicherlich bei der Abschätzung eines Kriegshelden noch einen andern Maßstab hätte in Anwendung bringen sollen als die Rücksicht auf das bloße Genie, die „Persönlichkeit." Aber bei dem Knaben Goethe war die Begeisterung für den großen Fritz ohne Zweifel sehr wohl begründet. Gewaltige Thaten, Beweise mächtiger Genialität und Charakterstärke haben vorzugsweise das Anrecht, von der Jugend angestaunt zu werden. „Ich war auch preußisch oder," sagt Goethe selbst, „um richtiger zu reden, Fritzisch gesinnt. Ich freute mich mit dem Vater unserer Siege, schrieb sehr gern die Siegeslieder ab und fast noch lieber die Spottlieder auf die Gegenpartei."

Des Vaters Hinneigung zu dem preußischen Interesse wurde auf eine harte Probe gestellt und bedrohte die Familie sogar mit einer nicht unbedenklichen Katastrophe, als die Franzosen am 2. Jan. 1759 gegen alle Verträge von der Reichsstadt Besitz ergriffen und der Graf Thorane im Goethe'schen Hause einquartiert wurde. Es war dies der sogenannte Königslieutenant, dessen Amt es war, die Streitigkeiten, Händel und Schuldensachen zwischen Bürgern und Militairpersonen in Ordnung zu bringen, während dadurch freilich ebenso sehr zum Schrecken des Vaters als zur Belustigung des Sohnes die bisher im Goethe'schen Hause herrschende Ordnung nicht wenig gestört wurde. Obschon der Graf zu den sich damals unter den Franzosen häufiger als unter den andern Nationen findenden liebenswürdigen Edelleuten gehörte, die sich gegen Jedermann artig und zuvorkommend, gegen die Frauen stets galant und ritterlich benahmen und obschon er mit größtem Takte Alles that, um seine gezwungene Anwesenheit im Goethe'schen Hause dem Hausherrn möglichst wenig lästig zu machen, so ließ doch der Rath Goethe die Abneigung, die er gegen die fremden unwillkommenen Gäste überhaupt empfand, auch den Grafen fühlen, von dem er sich in fortdauernder, fast beleidigender Entfernung und Zurückgezogenheit hielt. Nach dem Siege, welchen die Franzosen im Frühlinge 1759 bei Bergen in unmittelbarer Nähe der Stadt Frankfurt über die alliirte Armee unter Ferdinand von Braunschweig erfochten, machte sich der Unmuth und der Franzosenhaß des Rathes Goethe gegen den Grafen in einer so derb teutschen Weise Luft, daß seine Freiheit und vielleicht selbst sein Leben ernstlich bedroht waren, indem Thorane in der ersten Aufwallung des Zornes entschlossen war, an dem Rathe einen in die Augen fallenden Strafact zu vollziehen, um die franzosenfeindlichen Frankfurter dadurch einzuschüchtern. Nur mit Mühe wurde die drohende Gefahr von dem Haupte des teutschen Mannes abgewendet. Der Graf blieb dann noch zwei

Jahre im Goethe'schen Hause, ohne daß, wie es scheint, der Friede des Hauses weiter in irgend ernstlicher Weise gestört worden wäre.

Zu einem großen Theile verdankt man dies wol der Zuneigung, welche der Franzose zu dem anmuthigen, lebendigen und gefälligen Sohne des Rathes gefaßt hatte. Denn eben in dem Grade, wie sich der Vater von dem französischen Grafen zurückzog, schloß sich dieser dem letztern an und während der Vater dem aus der Schlacht von Bergen heil und gesund rückkehrenden Königslieutenant offen ins Gesicht sagte, daß er die Franzosen „zum Teufel" wünsche, sprang ihm der junge Johann Wolfgang in Gesellschaft seiner Schwester freudig entgegen und küßte ihm unter Aeußerungen der Freude und Zärtlichkeit die Hand. Die Urbanität und Eleganz, welche Thorane und manche seiner Landsleute im Umgange entwickelten, waren grade Eigenschaften, die der junge Goethe bei den ehrlichen Reichsbürgern nur zu sehr vermißte und daher für ihn nur um so anziehender. Nationale Vorurtheile konnten selbst bei dem gereiften Goethe gegen die angenehmen Eindrücke einer wohlgebildeten Individualität nicht Stich halten, wie viel weniger bei dem Knaben! Er war nun nicht mehr „Fritzisch," sondern Thoranisch gesinnt. Der Graf ließ ihn an den Zusammenkünften mit seinen Landsleuten, an mancherlei Gesprächen und Erzählungen theilnehmen, die vielleicht nicht grade seine sittlichen Anschauungen vom Leben, aber um so mehr seine Menschenkenntniß, sein Talent für geselligen Umgang und namentlich auch seine Fertigkeit im Französischsprechen, wahrscheinlich auch seine Kenntniß der französischen Literatur wesentlich förderten. Da der Graf auch bei den in Frankfurt und dessen Nähe lebenden Malern, namentlich auch bei dem darmstädtischen Hofmaler Seekatz Bilder bestellte, mit denen er die Wohnung seines ältern Bruders in ihrem Geburtsorte Grasse in der Provence zu zieren gedachte, so hatte der junge Goethe Gelegenheit, in noch fruchtbringenderer Weise als bisher seinen Sinn für Farben und Formen und für die Kunst überhaupt zu üben und zu bilden. Nicht nur wurde Wolfgang's Arbeitszimmer (ein Masardenzimmer) in ein förmliches Atelier verwandelt, sondern da er die von dem Grafen Thorane beschäftigten Maler von früh auf gekannt hatte, durfte er auch häufig bei den Berathschlagungen und Entwürfen gegenwärtig sein; und da der aufgeweckte Knabe instinctmäßig nicht selten das Richtige traf und sinnreiche Einfälle hatte, so wurde wol auch seine Meinung gehört und beachtet.

Wolfgang's Studien in französischer Sprache und französischer Sitte sollten übrigens nicht auf den Umgang mit dem Grafen Thorane beschränkt bleiben, sondern noch auf einem andern für den jungen Goethe weit anziehendern Terrain Wurzel fassen. Wie die Franzosen nicht wol irgendwo auch nur für einige Zeit ohne ein Theater leben können, so hatte es auch die Theaterlust der französischen Occupationstruppen einem Schauspielunternehmer möglich gemacht, in Frankfurt ein französisches Theater aufzuschlagen. Die Lust an theatralischen Vorstellungen war schon früh in dem Knaben erwacht, zunächst in Folge des von ihm so reizend beschriebenen Puppenspiels, welches ihm seine Großmutter zum Weihnachtsfeste 1753 geschenkt hatte [8]) und welches der Knabe bei festlichen Gelegenheiten immer wieder hervorholen durfte, um theatralische Vorstellungen zu geben, wobei die Geschwister nicht selten für die vorhandenen Puppen neue Stücke anzufertigen suchten. Später thaten die Kinder einen weitern Schritt, sie agirten selbst und zuweilen sogar in teutschen Dramen, die damals für classisch galten. Solche Kinderdarstellungen scheinen damals in verschiedenen Patrizierhäusern beliebt geworden zu sein; so wurde z. B. im Hause des Schöffs von Oleuschlager einmal Elias Schlegel's Trauerspiel „Canut" aufgeführt, in welchem Wolfgang die Hauptrolle, die des Königs gab. Welch ein Glück für den Knaben, als nun die französische „Civilisation" ihren gewöhnlichen Vorposten, ein Theater, in Frankfurt aufstellte und Wolfgang zu diesen Darstellungen eine Eintrittskarte von seinem Großvater Textor erhielt. Zwar war dies Theatertreiben dem Vater, welcher von den sittlichen Einflüssen der Bühne die übelsten Begriffe hatte, gar nicht sehr angenehm; aber er gab dem Willen der Frau Rath nach, die bis in ihr spätes Alter eine glühende Verehrerin des Theaters war, ja er machte später zu Wolfgang's Besuchen der französischen Theatervorstellungen ein viel freundlicheres Gesicht, als er wahrnahm, daß sein Sohn dabei überraschende Fortschritte im Französischen machte. Diese Fortschritte verdankte Wolfgang namentlich seinem vertrauten Umgange mit einem der französischen Schauspielertruppe angehörigen muntern Knaben, den Goethe selbst Derones nennt. Begreiflicherweise lernte er von einem Altersgenossen, der den ganzen Leichtsinn, die ganze Prahlsucht und die ganze Plauderhaftigkeit seiner Nation besaß, das Französische viel rascher als von ältern und ernstern Männern, die doch meist über Angelegenheiten sprachen, für welche sich der Knabe nur sehr wenig interessirte. Einem geistreichen Knaben wie Wolfgang mußte natürlich der Umgang mit dem zwar sehr oberflächlich gebildeten, aber lebendigen und gewandten Franzosenknaben bei weitem besser behagen als der Umgang mit den mehr schwerfälligen, derben, selbst rohen frankfurter Bürgerskindern. Beide trieben sich viel auch außerhalb des Theaters herum und verübten manche übrigens harmlose Schelmenstreiche und theatralische Possen, zu denen auch die Ausgleichung einer „Ehrensache" durch ein Duell gehörte, bei welchem sich die beiden Knaben ihrer kleinen Kinderdegen bedienten und die Renommisterei des jungen Franzosen aufs Ergötzlichste zu Tage trat. Freilich lernte er bei diesem Umgange nur allzu früh auch jene Welt „hinter den Coulissen" kennen, deren Leichtsinn nur dem in und mit ihr Aufgewachsenen weniger gefährlich ist. Er hatte durch den jungen Derones ungestörten Eintritt in das allgemeine Ankleidezimmer, wo es nicht immer sehr decent herging, „da sich," nach Goethe's Worten,

8) Es war dies der Großmutter letztes Weihnachtsgeschenk; denn sie starb bereits im Frühlinge 1754 in dem hohen Alter von 86 Jahren.

„Herren und Damen vom Theater so wenig unter sich als vor den Kindern zu scheuen schienen." In dieser Zeit begegnen wir auch einer ersten wie es scheint zärtlichen Neigung Goethe's, die natürlich ganz knabenhafter Natur war und zwar zu Derones' nur um wenige Jahre älteren Schwester. Nie besuchte er sie, ohne sich ihr durch Ueberreichung einer Blume oder Frucht oder sonst eines Gegenstandes galant zu beweisen; jedoch gelang es ihm nie, ihren traurigen Mienen ein freundliches Lächeln abzugewinnen. Die junge Französin, wie es scheint, ganz das ernste Gegenbild ihres jüngern stets heitern Bruders, verstand sich höchstens zu einem höflichen Danke und schnitt so dem galanten Knaben jeden Faden zu einem kleinen poetischen Romane ab, den er, trotz seiner Jugend, mit ihr anzuspinnen vielleicht nicht übel Lust hatte.

Der Besuch der französischen Theatervorstellungen — unter denen besonders die des Diderot'schen „Hausvaters" von bleibendem Interesse für Goethe gewesen zu sein scheint — und dieser Umgang trug bei dem Knaben solche Früchte, daß, als Schöff von Olenschlager einmal von Kindern den „Britannicus" des Racine aufführen ließ, ihm die Rolle des Nero zufiel. Mit der Lebendigkeit, die ihm überhaupt eigen war, wenn ihn und so lange ihn eine Sache interessirte, las er nun aufs Fleißigste die französischen Dramatiker Corneille, Racine, Molière u. s. w., lernte Partien daraus, die ihm besonders gefielen, auswendig und recitirte sie. Ja sein Nachahmungstrieb wurde so lebhaft angeregt, daß er selbst ein kleines französisches Drama verfaßte, auf welches er sich nicht wenig zu Gute that und obschon der junge Derones durch seine unerbittliche Kritik die verwegene Hoffnung des eilfjährigen Autors, daß sein Drama aufführbar sei und aufgeführt werden würde, aufs Grausamste zerstörte, ließ er davon doch eine Abschrift fertigen, die er dem über diese Sprach- und Talentprobe seines Sohnes sehr erfreuten und dadurch mit dessen Theaterliebhaberei gänzlich versöhnten Vater überreichte. Dieser übernahm übrigens nach dem Abzuge des Grafen Thorane den Unterricht seiner Kinder von Neuem und planlos, aber aufs Vielseitigste wurde nun weiter docirt und gelernt, nicht immer das Nothwendige, sondern auch das Ueberflüssige, das aber Wolfgang's lebhafter Geist doch zu verwerthen und zu benutzen verstand. Das Seltsame zeg seinen jugendlichen Geist vor Allem an, so die geheimnißvolle Chifferschrift des Judenteutsch, welches ihn schon früher so lebhaft beschäftigt hatte, daß er sogar eine Anweisung zur Erlernung und zum Verständniß der teutschhebräischen Sprache niederschrieb. Das Griechische, in welchem er es nicht weit gebracht, ließ er nun liegen [9]); dafür lernte er Hebräisch, und zwar bei dem Rector des frankfurter Gymnasiums, Dr. Albrecht; doch kam er auch in dieser Sprache nicht über die Anfangsgründe hinaus und der einzige reelle Gewinn, den er von diesem Unterrichte hatte, bestand in einer anhaltenden Beschäftigung mit der Patriarchengeschichte. Folge dieser Beschäftigung wie der dadurch erweckten Neigung zu religiöser Contemplation war ein von ihm in Prosa verfaßtes episches Gedicht „Joseph," das er nebst einem Anhange geistlicher Oden in sauberer Abschrift dem Vater überreichte, der auch hieran, wie an allen Talentproben seines Sohnes, sein großes Wohlgefallen hatte. Er munterte den jungen Epiker sogar auf, ihm alle Jahre einen solchen Quartband zu liefern, was der kaiserliche Rath gewiß nicht gethan haben würde, wenn er der Pedant gewesen wäre, der er doch gewesen sein soll.

Diese religiöse Stimmung wurde noch gesteigert durch die Einflüsse des Fräuleins Susanna Katharina von Kletenberg, später von ihm in den berühmten, dem „Wilhelm Meister" eingeschalteten „Bekenntnissen einer schönen Seele" verewigt. Sie war einer der ersten patricischen Familien Frankfurts angehörig und sowol eine Verwandte wie eine Herzensfreundin der Frau Rath Goethe. Ihre Frömmigkeit, welche ihr auch die Leiden eines kränkelnden Körpers erleichterte, war nicht ohne mystischen Anflug, aber ohne alle Affectation und ohne jenen Hochmuth, der religiöse Fanatiker so leicht geneigt macht, Andersgläubige zu verdammen und zu verfolgen. Ihre Frömmigkeit wurzelte im Herzen und war mit dem Princip der christlichen Liebe und Humanität gleichbedeutend. Goethe, der schon in der Jugend, wie er alles Affectirte und Lügenhafte und mithin auch die blos gemachte Religiosität haßte, für alles Echte und Wahre den empfänglichsten Sinn hatte, fühlte sich zu dieser reinen, engelgleichen Gestalt aufs Innigste hingezogen; denn in ihr fand er Poesie und Religiosität verschwistert; auch hat ihn die Erinnerung an dieses Lichtbild seiner Jugend durch sein ganzes Leben begleitet und in manchem bangen Lebensmomente erhob sich in ihm, wie er selbst noch im 80. Jahre gestand, die Frage, ob er auch recht daran gethan, sich dieser Richtung abgewendet zu haben. Der fromme Kreis, welchem sich das Fräulein von Kletenberg anschloß, zählte auch noch andere hervorragende Individuen zu Mitgliedern, wie unter andern den in Frankfurt als hessendarmstädtischer Legationsrath lebenden Friedrich Karl von Moser, Verfasser des damals in Frankfurt großes Aufsehen erregenden epischen Gedichtes „Daniel in der Löwengrube," den Goethe unter denjenigen Männern nennt, welche durch Persönlichkeit und literarische Verdienste seine früheste Bildung förderten. Dieser religiöse Richtung, in welche der so lebenslustige Knabe plötzlich hineingerissen wurde, steht freilich in einem etwas grellen Gegensatze gegen das frivole Treiben in Gesellschaft des Knaben Derones; aber einmal war Goethe eine zu tief fühlende und zu gründlich arbeitende Natur, als daß er sich nicht immer wieder, wie dies auch in seinem spätern Leben geschah, aus Ueberdruß und Uebersättigung jedem leichtsinnigen Treiben, dem er sich in seiner Lebenslust und Lebensfülle allerdings von Zeit zu Zeit hingab, hätte ab- und einer

9) Lewes hat seinem biographischen Werke als Proben der Fortschritte des Knaben Goethe ein lateinisches Gespräch aus dessen achtem Jahre und einige kurze, in griechischer Sprache abgefaßte Mergenglückwünsche angehangt Solche philologische Jugendversuche muß man jedoch mit Vorsicht aufnehmen, da man nicht weiß, wie viel der betreffende Privatlehrer daran mitgearbeitet und gebessert hat.

tiefern Richtung hätte zuwenden sollen. Sodann bedurfte Goethe auch der Gegensätze, weil seiner Natur alle Einseitigkeit zuwider war und nur die größte Mannichfaltigkeit der Eindrücke und Erfahrungen seinen Hunger nach Ergründung des Lebens befriedigen konnte. Aber wie er das Wissen nicht in der Schule und Aesthetik und Kunst nicht in Hörsälen lernte, so lernte er auch die Religion oder doch religiöses Fühlen und Empfinden nicht in der Kirche, obschon er sie besuchte und z. B. etwa ein Vierteljahr lang die Hauptsätze der Predigten Plitt's gleich nach dem Gottesdienste rasch dem Schreiber des Vaters in die Feder dictirte und so die geschriebene Predigt dem erfreuten Vater noch vor Tische überreichen konnte. Nach einigen wenigen Monaten freilich war er dieser Uebung schon wieder überdrüssig und die Predigten schrumpften bald zu kleinen Blättchen zusammen. Als eine Frucht dieser religiösen Richtung ist die in fließendster Sprache und mit Schwung und Feuer gedichtete Ode „Poetische Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi" zu betrachten, die in die neuesten Ausgaben der Werke Goethe's mit der Jahrzahl 1765 aufgenommen ist, aber, wie J. W. Schaefer nachweist, schon um 1762 verfaßt sein muß; nur mag die spätere Feile, wahrscheinlich kurz vor dem Abdrucke, der zu Anfange des Jahres 1766 in einer Zeitschrift „Der Sichtbare" erfolgte, dieser Ode stark nachgeholfen haben. Das Jahr 1765 ist auch dasjenige, in welchem er, wie man aus einem Briefe Goethe's an J. J. Riese vom 30. Oct. desselben Jahres weiß, ein Trauerspiel „Belsazar" begann und zwar in fünffüßigen Jamben, wonach Goethe also zu den Ersten gehören würde, welche diesen Vers in teutschen Originalschauspielen anwendeten. Leider gehört dieses Fragment zu den dichterischen Arbeiten, die er später in dem weltlichen und galanten Leipzig verbrannte [10]).

Indessen Goethe war ein Weltkind, ein rechtes Kind dieser Welt; und so konnte diese religiöse Stimmung ihm wol für eine Zeit lang, aber nicht für die Dauer Befriedigung gewähren. Jene Faustischen Zweifel, denen er später in seiner berühmtesten Dichtung zum Ausdrucke verhalf, und die Lust an der blühenden Gegenwart des Lebens entfremdeten ihn dem kirchlichen Glauben wieder, wozu noch die Bekanntschaft mit dem tüchtigen Juristen Hofrath Hüsgen kam, der nie eine Kirche besuchte, an Gott selbst Fehler entdecken wollte und auch dadurch in dem Gemüthe des Knaben Verwirrung anrichtete, daß er ihm sein Lieblingsbuch, die bekannte Schrift des Agrippa von Nettesheym „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium," zum Studium empfahl. Züge der cynischen Lebensphilosophie Hüsgen's, die auf Menschenfeindlichkeit und Menschenverachtung basirte, mögen von Goethe späterhin sicherlich zur Zeichnung des mit seiner Ironie Alles zersetzenden Mephistopheles verwandt worden sein. Einen positiven Nutzen hatte indessen der junge Goethe von dem Umgange mit dem diabolischen Hüsgen, indem dieser ihm ein tüchtiges Rechtsstudium empfahl, wenn auch nur zu dem Zwecke, das Seinige gegen das „Lumpenpack von Menschen" gehörig vertheidigen zu können. Da nun sein Vater selbst ihn zu einem künftigen Rechtsgelehrten bestimmte und der junge Goethe in Folge davon auch mit andern namhaften frankfurter Juristen in nähere Berührung kam, so warf er sich schon jetzt mit großem Eifer auf Rechtsstudien und wußte sich, zur größten Freude seiner juristischen Freunde, im Corpus Juris bald ebenso gut zurechtzufinden als in seiner Bibel. Andere Gesichtspunkte eröffnete ihm der weltmännisch gebildete, in der schönen Literatur bewanderte und damals als Publicist berühmte Schöff Johann Daniel von Olenschlager, der ihn, wie ein anderer älterer Freund, von Reineck, für die diplomatische Laufbahn zu gewinnen und zu bilden trachtete.

Inzwischen wurde mit Hilfe eines in Frankfurt eingetroffenen englischen Sprachlehrers die Erlernung der englischen Sprache begonnen und auch in dieser brachte es Goethe, dem alles Erlernte sofort als Material zu einer Production dienen mußte, bald so weit, daß er ein Gedicht, dessen er sich noch als Greis erinnerte, in englischer Sprache verfaßte, in welchem er beklagte, daß es ihm für seine Poesie an würdigen Gegenständen mangele. Der Zeichnenunterricht wurde jetzt mit noch größerem Eifer betrieben als früher und der Vater gab einen neuen Beweis seiner Energie und Ausdauer, indem er, der früher nie gezeichnet, jetzt in seinen vorgeschrittenen Jahren im Vereine und im Wetteifer mit seinen Kindern eine ansehnliche Sammlung von Köpfen des Piazzetta mit möglichster Sorgfalt und Sauberkeit copirte. Auch mit der Musik wurde es wenigstens versucht; indessen war der Knabe des Claviers, das dann unter der alleinigen Herrschaft der Schwester blieb, wie später der Flöte und des Violoncells bald überdrüssig. Ob man die verständigen Aeußerungen über Musik, welche Einige dem Dichter in seinen spätern Jahren nachgerühmt haben, mit Recht auf diese flüchtigen Experimente zurückführen darf, bleibe dahingestellt. Ganz ohne Nutzen waren sie für ihn gewiß nicht; denn für Goethe blieb Nichts ohne Nutzen, was er, wenn auch nur vorübergehend, berührt und versucht hatte. Im Fechten und Reiten schlug der ihm ertheilte Unterricht aus verschiedenen Gründen damals nicht an; doch nahm er den Fechtunterricht während seines akademischen Lebens später wieder auf und fortgesetzte Reitübungen in freier Luft gaben ihm später im Reiten Kühnheit und Sicherheit, ja machten ihn zu einem leidenschaftlichen Reiter. So bewährte sich auch in diesem Falle das in Goethe's Leben überhaupt hervortretende Eigenthümliche, daß nicht Schule und Unterricht, sondern die Praxis und das Leben selbst seinen Fähigkeiten Reife und Vollendung geben sollten.

Bis jetzt hatte Goethe noch Nichts zu bereuen; denn in seinem jugendlichen Herumstreifen mit Heroes in Frankfurts Straßen und namentlich in der Judenstadt wird man doch nichts Arges finden und seinen Verkehr

10) Das in dem Briefe an Riese erwähnte „Trauerspielmädchen" war nach W. von Biedermann (vergl. die „Wissenschaftliche Beilage der leipziger Zeitung" 1860. Nr. 76) Franziska Greckel, die vor seinem ersten Abgange von Frankfurt seinem Herzen am nächsten war.

mit den französischen Schauspielern und Schauspielerinnen und sein Verweilen in dem Ankleidezimmer derselben ihm nicht zum Vorwurf machen wollen. Nun aber sollte er auch in dunkle Verbindungen verwickelt werden, die, freilich gegen sein Wissen, etwas Verbrecherisches hatten und manchen düstern Schatten in sein junges Leben warfen. Indessen seiner Lebenserfahrung und seiner poetischen Entwickelung und Gestaltungskraft, die bei ihm wesentlich eins waren, sollten auch sie zu Gute kommen und mitten aus der unheimlichen Gesellschaft, in deren Schlingen der junge Goethe verstrickt war, ragte ein liebliches Mädchenbild hervor, das er als Gretchen in „Dichtung und Wahrheit" aufs Reizendste geschildert und in seinem „Faust" unter demselben Namen, im Egmont unter dem Namen Clärchen verewigt hat. Eine zweideutige Gesellschaft junger Leute, wie sie das Treiben in großen, namentlich in Handelsstädten erzeugt, professionelle Gauner, hatten ihn, den Patriciersohn, dessen Verbindungen, wie sie listig genug berechneten, ihnen vorkommenden Falls einigen Schutz gewähren und ihre Strafe mildern konnten, zu sich herüber zu ziehen gesucht und es war ihnen gelungen und zwar, wie Schaefer vielleicht nicht mit Unrecht meint, zunächst dadurch, daß sie seine Autoreitelkeit mit ins Spiel zu bringen wußten. Es waren junge Burschen, die sich öffentlich durch Abschreiben, Entwerfen kleiner schriftlicher Aufsätze, Nachhilfe beim häuslichen Unterricht, Besorgung von Geschäftsgängen für Kaufleute und Mäkler u. s. w. zu ernähren schienen, im Geheimen aber auch gaunerhafte Geschäfte betrieben und Fälschungen und Veruntreuungen verübten. Goethe nennt sogar ihre Thätigkeit einmal „lobenswürdig;" es seien Menschen aus dem mittlern oder wenn man wolle aus dem niedern Stande gewesen, denen es an Kopf und auch an einer gewissen Bildung nicht gefehlt habe. Diese benutzten den noch nicht 15jährigen Goethe zur Abfassung von Gelegenheitsgedichten höchst unschuldiger Art, für die sie, den pecuniairen Gewinn nur für sich einstreichend oder zu Gelagen verwendend, ihm sicherlich die ungemessensten Lobsprüche ertheilten und es mochte dem jungen Dichter ohne Zweifel höchst schmeichelhaft sein, hier sein Talent plötzlich so gewürdigt und anerkannt zu sehen. Auch war es ein leicht lebendes, genußsüchtiges Völkchen, bei dessen Gastereien und nächtlichen Sitzungen der junge Goethe sich für den Zwang, den er im väterlichen Hause erduldete oder zu erdulden glaubte, entschädigt fühlen mochte. Das Anziehendste für ihn war aber ohne Zweifel das liebliche Gretchen, das er in diesem Kreise traf und das, wie zweideutig der Charakter und die Lebensart des Mädchens auch gewesen sein mag, äußerlich vor dem Patriciersohne den größten Anstand und den Schein reizendster Unschuld meisterlich zu wahren wußte, vielleicht auch in der That besser war als ihre Umgebungen und ebenfalls, ohne in das eigentliche verbrecherische Treiben der Gaunergesellschaft eingeweiht zu sein, unter gewissen Vorspiegelungen nur als Lockvogel für die Söhne reicherer Aeltern und in diesem Falle des jungen Goethe benutzt wurde. In welchem Verhältnisse sie eigentlich zu den jungen Gaunern gestanden, weiß Niemand. Dem Knaben Goethe erschien sie jedenfalls als ein Inbegriff aller weiblichen Jugendreize, der leiblichen wie der geistigen und es bleibt ohne Zweifel bemerkenswerth, daß sie das Urbild seiner anmuthigsten Mädchengestalten in seinen Dramen war und in der Erinnerung des Mannes wie des Greises als eine Art Heiligenbild fleckenlos fortlebte. „Ist hier," sagt Schaefer, „der Wahrheit ein Liebestraum untergeschoben, der die Reize der Koketterie mit denen der Unschuld verwechselt? Hatte sie in einer Umgebung, die planmäßig einen unrechtlichen Gewinn betrieb, die sittliche Stärke in sich gefühlt, den Verlockungen und Versuchungen, denen Schönheit und Anmuth ausgesetzt sind, zu widerstehen? Oder begann Goethe, in ihren Augen „noch ein Kind," die Schule der Liebe mit der Rolle Brakenburg's?" Doch wer vermöchte jetzt auf diese Fragen Antwort zu geben; genug, daß man diesem im Leben verachteten und verstoßenen Geschöpfe im Namen der Poesie dankbar sein muß, indem wir ihr Nachbild auf dem Theater bei jeder Aufführung des „Faust" oder „Egmont" beklatschen und bewundern [11]). Ueber ihre nähern Verhältnisse hat trotz aller Nachforschungen — und diese pflegen ja jetzt in solchen Dingen ebenso genau und gewissenhaft zu sein als bei wirklich wissenschaftlichen Gegenständen — nichts Sicheres ermittelt werden können. Es macht auch sicherlich keinen irgend erheblichen Unterschied, ob dieses Gretchen, wie Einige wollen, Kellnerin im Bierhause zum Puppenschenkelchen oder in dem auf dem Wege nach Offenbach gelegenen Gasthause zur Rose oder in irgend einer andern Wirthschaft oder Winkelwirthschaft gewesen. Indessen scheint die Vermuthung, daß sie in einer öffentlichen Wirthschaft als Kellnerin gedient, überhaupt eine falsche zu sein; vielmehr läßt Goethe's Darstellung in „Dichtung und Wahrheit" kaum einen Zweifel daran übrig, daß sich Gretchen hauptsächlich durch allerlei weibliche Arbeit, durch Spinnen, Nähen, später Putz- und Galanteriearbeiten ernährt habe und des Tages über, wie es scheint, in dem Laden einer Putzwaarenhändlerin beschäftigt gewesen. Hier traf sie zufällig Goethe selbst einmal damit beschäftigt, „Band und Federn auf ein Hütchen zu stecken." Diese zufällige Begegnung scheint dem Mädchen selbst übrigens keineswegs sehr angenehm gewesen zu sein; denn sie war aus irgend welchem Grunde bemüht, ihre Existenz vor dem Patricierknaben in Dunkel zu hüllen.

Die Genossen blieben, wie die spätern Nachforschungen ergaben, in drei Häusern Frankfurts ihre Zusammenkünfte, doch scheint Goethe nur die eine Spelunke gekannt zu haben, in welcher sie Abends das gemeinsam durch ehr-

11) Daß Gretchen auch zu dem Bilde Clärchens manchen Zug hergegeben, kann nicht in Frage gestellt werden. Goethe versichert unter andern in „Dichtung und Wahrheit," daß Gretchen lern- und wißbegierig gewesen, deshalb gewünscht habe, ein Knabe zu sein und einmal geäußert habe: „Wenn ich ein Knabe wäre, so wollten wir auf Universitäten zusammen etwas Rechtes lernen." Auch Clärchen in „Egmont" spricht einmal in einem ihr vom Dichter in den Mund gelegten Liedchen den Wunsch aus ein „Mannsbild" zu sein u. s. w.

liche oder unehrliche Mittel erworbene Geld verschmausten. Diese Gastereien dehnten sich nicht selten bis tief in die Nacht aus, weshalb sich auch Wolfgang, um noch spät in das älterliche Haus zu gelangen, einen Hausschlüssel anfertigen ließ; ja einstmals verstrich ihm eine ganze Nacht in dieser Gesellschaft und Goethe weiß es in „Wahrheit und Dichtung" höchst anmuthig zu schildern, wie während dieser Nachtsitzung die Mädchen schlummernd das Köpfchen auf die Schulter ihrer jungen Liebhaber legten. Goethe befand sich in dieser Zeit allerdings auf einem abschüssigen Wege; aber er sah, so jung er noch war, dieses nächtliche Treiben, von dessen dunkelem Hintergrunde sich die Lichtgestalt Gretchens nur um so verklärter und reizender abhob, mit dem Auge eines Poeten und Künstlers an und er würde, wenn es wirklich zu indecenten und wüsten Scenen gekommen wäre, sich gewiß von selbst mit Abscheu davon weggewendet und den Club vermieden haben. Möglich, daß die Genossen in der Gegenwart des jungen Patriciersohnes sich hüteten, die wüste Seite ihrer Natur hervorzukehren, möglich auch und sogar glaublich, daß sie sämmtlich erst Anfänger auf der Bahn des Lasters waren und sich für etwas Besseres haltend, den Anstand, den sie bei ihrer ganzen Gewerbsthätigkeit im Verkehre mit den Menschen nothgedrungen beobachten mußten, auch unter sich beobachteten. Auffallend erscheint es nur, daß der im väterlichen Hause so streng gehaltene Knabe außerhalb desselben so große Freiheit genoß, daß er bis in die Nacht hinein, ja ganze Nächte hindurch ausbleiben durfte. Der Vater scheint nach dem Schlusse der gemeinsamen Lectionen weiter keine Aufsicht über seinen Sohn geführt und ihm allen Willen gelassen zu haben, während die allzu zärtliche Mutter jeden Excess des Knaben, zuweilen durch eine wirkliche Unwahrheit, zu beschönigen oder zu vertuschen suchte. Als z. B. in dem oben angegebenen Falle der Vater seinen Wolfgang beim Frühstück vermißte, schützte die Mutter einen nöthig gewesenen frühen Ausgang desselben vor. Auf diese Weise lernte Goethe das Leben in der Praxis freilich leicht nehmen, so ernst er auch als Denker in seine Geheimnisse einzudringen bemüht war.

Seinen Gipfel- wie Endpunkt erreichte sein Verhältniß mit Gretchen grade am Krönungstage des neugewählten Kaisers Joseph II., am 3. April 1764, während jener Feierlichkeiten, die er in seiner Autobiographie so lebendig und anschaulich geschildert hat. Freilich muß es dahingestellt bleiben, ob es vielleicht nicht eine bloße poetische Licenz ist, die sich der Dichter der größern Wirkung wegen oder um die Glieder seiner Erzählung künstlerisch zu verketten gestattet hat, wenn er in „Dichtung und Wahrheit" die Katastrophe seines Drama's mit Gretchen grade mit den Krönungsfestlichkeiten zusammenfallen läßt. Indessen bleibt dem Biographen des Dichters in diesem Falle Nichts weiter übrig, als sich an die Erzählung Goethe's zu halten. Dieser zufolge habe er am Arme Gretchens und in Begleitung eines andern Liebespaares und zwar, um nicht erkannt zu werden, verkleidet während der am 3. April stattfindenden Illumination die hellerleuchteten Straßen der Stadt durchstrichen, sich zuletzt mit seinen Begleitern ermüdet in ein Speisehaus begeben und hier einen Theil der Nacht im glücklichsten Geplauder zugebracht. Beim Abschiede habe Gretchen ihm den ersten Kuß und zwar auf die Stirn gedrückt, der unglücklicher- oder vielleicht auch glücklicherweise zugleich der letzte sein sollte. Denn gleich am folgenden Morgen sei die Mutter, als er noch im Bette gelegen, verstört und ängstlich hereingetreten und habe gesagt, es sei heraus, daß er in sehr schlechte Gesellschaft gerathen und in die gefährlichsten und schlimmsten Händel verwickelt sei. Der Vater sei außer sich und man habe nur so viel von ihm erlangen können, daß er die Mitschuld des Sohnes an den zu Tage gekommenen schlimmen Streichen durch einen Dritten, den Rath Schneider, einen langjährigen Hausfreund, untersuchen lassen wolle. Es handelte sich nämlich von nichts Geringerem als von nachgemachten Handschriften, falschen Testamenten, untergeschobenen Schuldscheinen und andern Fälschungen, deren sich einzelne Genossen schuldig gemacht hatten. Und in solche Gesellschaft war er gerathen, einer solchen Gaunerbande gehörte auch sein angebetetes Gretchen an! Er wußte sich zwar frei von eigentlicher Schuld, aber er hatte doch zu bereuen, daß er heimliche Wege gewandelt, daß er durch seinen jugendlichen Leichtsinn einen schweren Verdacht gegen sich wach gerufen und die Gefahr einer seine Familie mit Schande und Gram bedrohenden polizeilichen Untersuchung auf sein junges Haupt gezogen. Die Enttäuschung war um so furchtbarer, da ihm Gretchen (angeblich) erst in derselben Nacht, welche dieser Enthüllung vorhergegangen, das erste Zeichen wirklicher Vertraulichkeit gegeben. Wolfgang gerieth in die leidenschaftlichste Aufregung, überließ sich dem unbändigsten Schmerze, warf sich zu Boden und vergoß Ströme von Thränen. Er erhielt nun auf eine Zeit lang Hausarrest, da jedoch seine verzweifelten Gemüthszustände fortdauerten und man für seine Gesundheit ernstlich besorgt sein mochte, wurde ihm nach wenig Tagen die Verzeihung des Vaters angekündigt. Aber lange noch dauerte die Erschütterung und die Verstimmung des in seinem tiefsten Innern verwundeten Wolfgang und sein Gram wurde dadurch um Nichts gelindert, daß die Mitglieder der Frevlerbande, die sich hierin nicht verrechnet hatten, aus Rücksicht auf die wenn auch noch so entfernte Mitschuld des Patriciersohnes sehr schonend behandelt wurden und mit einem strengen Verweise davonkamen. Gretchen selbst verließ, wie es hieß, freiwillig die Stadt, freiwillig, um vielleicht der ihr drohenden Ausweisung zu entgehen und kehrte in ihre Heimath zurück. Was aus ihr weiter geworden, darüber weiß man Nichts. Wolfgang's Leidenschaft zu ihr wurde übrigens, wenigstens im ersten Augenblicke, gewaltig abgekühlt und er fühlte sich in seiner Eitelkeit schwer verletzt, als er erfuhr, sie habe bei der Untersuchung ausgesagt, daß sie Goethe immer als ein „Kind" betrachtet habe. Möglicherweise bezweckte sie, was ihrem Herzen sicherlich zur Ehre gereichen würde, mit dieser Aussage nur, ihn als ein vollkommen unschuldiges und unzurechnungsfähiges Mitglied, als

einen blos kindischen Volontair der verbrecherischen Genossenschaft erscheinen zu lassen.

Daß Goethe aus solchen Seelenerschütterungen und Lebenserfahrungen Vortheil für seine Weiterentwickelung und Nahrung für seine poetische Production schöpfte, wer wollte es leugnen? Selbsterkenntniß wie Menschen- und Weltkenntniß, namentlich aber Erkenntniß der Nachtseiten des Lebens sind vor Allem einem Dichter nöthig, dem die Aufgabe zugefallen ist, Menschenschicksale in Dichtwerken darzustellen. Er muß die Menschen auch in ihrem sündlichen Treiben beobachtet und die Leidenschaften, die er darzustellen hat, wenigstens bis zu einem gewissen Grade in sich selbst durchgefühlt und durchgelebt haben; er muß und darf nicht Verbrecher gewesen sein, aber er muß wenigstens eine Ahnung davon haben, wie und durch welche Verschlingungen der Mensch zum Verbrecher werden könne und wie es einem Verbrecher zu Muthe sei. Daher ist auch Goethe's verwegenes Geständniß, es gäbe kein Verbrechen, zu dem er nicht die Befähigung in sich gefühlt, keineswegs unberechtigt. Aus dieser Erkenntniß und Offenherzigkeit, zu der sich nur ein zugleich großer und rechtschaffener Charakter wie Goethe erheben kann, entsprang zugleich die Humanität, welche Goethe in der Beurtheilung der Handlungen und der Individualität Anderer stets bewies. Hatte er die heitere, frivole Seite des Lebens im Umgange mit Derones und den französischen Schauspielern aus dem Grunde kennen lernen, so waren ihm durch die Katastrophe, welche sein an sich unschuldiges Verhältniß mit Gretchen zersprengte, die belebrendsten Blicke in die dunkeln Seiten des Lebens und in die Abgründe seiner eigenen Seele geöffnet worden. Und nicht nur bei dieser Gelegenheit thaten sich die Wunden, die am Körper der menschlichen Gesellschaft klaffen, vor seinen Augen auf; auch andere Vorfälle hatten ihm schon früh in diese Schattenseiten Einblicke gestattet, wie aus den bedeutungsvollen Worten hervorgeht, mit denen Goethe die Entstehung und den Charakter seiner ersten dramatischen Dichtungen motivirt: „Wie viele Familien hatte ich schon näher und ferner durch Bankerotte, Ehescheidungen, verführte Töchter, Morde, Hausdiebstähle, Vergiftungen entweder ins Verderben stürzen oder auf dem Rande kümmerlich erhalten sehen und hatte, so jung ich war, in solchen Fällen zur Rettung und Hilfe öfters die Hand geboten; denn da meine Offenheit Zutrauen erweckte, meine Verschwiegenheit erprobt war, meine Thätigkeit kein Opfer scheute und in den gefährlichsten Fällen am liebsten wirken mochte, so fand ich oft genug Gelegenheit zu vermitteln, zu vertuschen, den Wetterstrahl abzuleiten und was sonst nur Alles geleistet werden kann, wobei es nicht fehlen konnte, daß ich sowol an mir selbst als durch Andere zu manchen kränkenden und demüthigenden Erfahrungen gelangen mußte." Bei Andern mögen solche zu frühzeitig eintretende Lebenserfahrungen den Keim des Guten leicht bis zum Grunde ausrotten; anders bei Goethe, der eine zu außerordentliche Natur war, als daß man ihn mit gewöhnlichem Maßstabe messen und die gewöhnlichen Gesetze der Menschenbeurtheilung auf ihn anwenden dürfte.

Nach dieser dramatischen fast tragischen Episode seines Jugendlebens trat eine stillere, fast halbidyllische Zeit ein, die freilich Anfangs etwas Drückendes für ihn hatte, da der Rath Goethe nun doch für nöthig hielt, ihn unter die pädagogische Aufsicht eines Hofmeisters zu stellen, der ihn nicht aus den Augen lassen durfte und ihn auf Schritt und Tritt begleitete. Der junge Goethe widersetzte sich dem nicht; er betrachtete, wie es scheint, seine Unterwerfung unter diese Ueberwachung als eine nöthige Buße für eine Schuld, die er auf sich geladen und die ihn in jener Zeit so bedrängt zu haben scheint, daß er sich in den Straßen der Stadt und überall, wo sich viele Menschen zusammenfanden, unbehaglich fühlte und er einsame Wanderungen ins Freie vorzog. „Mir waren," äußert er selbst, „die gleichgültigsten Blicke der Menschen beschwerlich; ich hatte jene bewußtlose Glückseligkeit verloren, unbekannt und unbescholten umherzugehen und in dem größten Gewühle an keinen Beobachter zu denken." So lernte er, ohne doch eine wirkliche Schuld auf sich geladen zu haben, die Zustände eines sich von Allen beobachtet glaubenden reuigen Sünders fühlen, Zustände, die ihn später in Stand setzten, Gewissensangst, Reue und Scham in einzelnen seiner dramatischen Dichtungen in so lebendiger Weise zur Anschauung zu bringen! Das gehört eben zu den Qualitäten eines großen, wirklich schaffenden, psychologischen Dichters, daß er sich in die gewaltsamsten Stürme von Leidenschaften und Gemüthszuständen zu versetzen weiß, von denen er selbst gewissermaßen doch nur Anhauche in seinem eigenen Gemüthe verspürt hat.

Für sein Wissen hatte übrigens der junge Goethe von dem Unterrichte seines jetzigen Präceptors keinen sehr großen Gewinn. Dieser Hofmeister, dessen Namen uns Goethe nicht aufbewahrt hat, war ein unter Darjes in Jena gebildeter streng methodischer Philosoph, der die Lehren Platon's und Aristoteles' nach einem dürftigen Compendium abhandelte und dem jungen Zöglinge gegen die trockene Wolff'sche Philosophie eher Ab- als Zuneigung einflößte. Doch ward die stoische Moralphilosophie des Epiktet mit vieler Theilnahme studirt und in dem sonst langweiligen Cursus der Geschichte der Philosophie interessirten den Zögling wenigstens die Philosopheme der Urzeit, wo und in sofern sie noch von Poesie oder Religion befruchtet oder für sie befruchtend waren. Auf den Spaziergängen, die sie am liebsten nach einem benachbarten Wäldchen richteten, zeichnete der junge Goethe nach der Natur, während der pedantische Mentor in einem Buche las und sich dann wenig um den Zögling kümmerte. Dem Vater gewährten diese Leistungen seines Sohnes so große Freude, daß er Linien um jede unvollkommene Skizze zog, die unregelmäßigen Blätter zurechtschnitt und das Zusammenpassende durch den Buchbinder aufziehen ließ, um so den Grund zu einer Sammlung zu legen, in der er sich dereinst der Fortschritte seines Sohnes zu erfreuen gedachte. Als er den Ernst seines Sohnes wahrnahm, gab er ihm seine völlige Freiheit wieder und gestattete ihm auch weitere Excursionen nach dem schön bewaldeten Taunus und seinen

Ruinen und dem prächtigen Rheinufer bei Mainz und Biberach.

In dieser Zeit, wo der junge Goethe ganz im Gegensatze zu seinem frühern Uebermuthe fast in Melancholie versunken zu sein schien, schloß sich ihm namentlich seine ihm aufs Zärtlichste und Innigste ergebene Schwester Cornelia an, die ihn zu trösten und zu erheitern suchte und ihn in einen Kreis blühender junger Mädchen einführte, unter denen namentlich Charitas Meirner den für Frauenanmuth stets empfänglichen jungen Goethe anzog und fesselte. Aufgeweckte Jugendgenossen wie Johann Jacob Riese und namentlich Johann Adam Horn, der später mit ihm in Leipzig studirte, schlossen sich diesem jugendlichen Vereine an, man machte im Winter Schlittenfahrten, in der schönen Jahreszeit Ausflüge aufs Land oder muntere Wasserfahrten, erhöhte den Gesellschaftston durch humoristische Poesien — kurz, der junge Goethe war wieder dem Leben gewonnen, wozu auch bei ihm keine erheblichen Anstrengungen gehörten.

So war die Zeit herangekommen, wo er, um das Rechtsstudium zu absolviren, die Universität beziehen sollte. Damals standen zwei Hochschulen als die eigentlich fashionabeln im Vordergrunde, die zu Göttingen und die zu Leipzig. Der junge Goethe wäre am liebsten nach Göttingen gegangen, wo er sich unter Heyne, Michaelis u. A. für ein akademisches Lehramt auszubilden wünschte, während der Vater der Universität Leipzig, wo er selbst den größten Theil seiner Studienzeit zugebracht hatte, den Vorzug gab. So bestimmte es des Vaters Wille, und der Sohn, der überhaupt froh war, nur aus Frankfurt fortzukommen, war es auch zufrieden. Zu Michaelis 1765 verließ der junge, erst 16jährige Goethe in Gesellschaft des Buchhändlers Fleischer seine Vaterstadt, um, reich an Hoffnung und mancherlei Projecten, die grade nicht viel mit dem Rechtsstudium zu thun hatten, nach Leipzig zu reisen. Zuletzt hatte er sich für seine akademischen Studien durch die eifrige Lecture der lateinischen Autoren tüchtig vorbereitet, das damals überhaupt hintangesetzte Griechisch aber liegen lassen und ziemlich vergessen. Er war wol im Griechischen über die Lecture des neuen Testaments überhaupt nicht viel hinausgekommen, nichtsdestoweniger erfaßte sein genialer Instinct später den hellenischen Geist tiefer, als ihn vielleicht je ein Griechischgelehrter erfaßt hat; wenigstens hat keiner in seinen Schöpfungen so den hellenischen Geist zu reproduciren gewußt als der spätere Goethe. Geistig, meint Schaefer, sei Goethe genugsam zur Universität vorgebildet gewesen, wenn man ihn mit Andern, die zur Universität ziehen, verglich, „obwol (fügt er hinzu) sein sittlicher Charakter noch der Festigkeit entbehren mußte, um so früh der Einwirkung des väterlichen Hauses entzogen zu werden." Nun, diesen Mangel theilte der junge Goethe wol mit den Meisten, welche das väterliche Haus verlassen, um eine Universität zu beziehen; eine sichere Garantie gewähren wol nur Wenige. Im Uebrigen hatte es, wie wir gesehen haben, dem jungen Goethe an eigenthümlichen und lehrreichen Erfahrungen trotz seiner Jugend keineswegs gefehlt.

Der junge Goethe befand sich nun in Leipzig, das damals für einen jungen Dichter von der naiven, weichen, zarten, gläubig sich hingebenden, dabei leidenschaftlich bewegten Gemüthsbeschaffenheit Goethe's schwerlich als ein besonders glücklicher Aufenthalt betrachtet werden konnte, obschon es ihm in Leipzig allerdings auch an mannichfaltigen Anregungen nicht fehlte, welche, wenn auch nicht seine Phantasie, doch seinen Geist befruchteten und den Kreis seiner Anschauungen in verschiedenen Richtungen erweiterten. Leipzig war und ist mehr der Sitz der Kritik, welche eine reine Hingabe an Werke der Poesie und Kunst nicht wol aufkommen läßt, als des Vermögens, sich an dichterischen Illusionen und Phantasiespielen zu ergötzen; namentlich war damals die elegante und galante Dichtkunst und besonders die Gelegenheitspoesie in Leipzig mehr gepflegt als die wahrhaft schöpferische, die zu großartigen Gestaltungen führt. Die gewaltigen Häuser, „die, nach zwei Straßen ihr Gesicht wendend, in großen, himmelhoch umbauten Hofräumen eine bürgerliche Welt umfassend, großen Burgen, ja Halbstädten ähnlich sind" (in einem dieser „seltsamen Räume," der großen Feuerkugel, quartierte Goethe sich ein), imponirten ihm zwar, aber er vermißte an ihnen den alterthümlichen Duft, der den Sinn des Beschauers in romantischer Weise anregt. An Kunstdenkmalen aus älterer wie früherer Zeit fehlte es; nur für die Musik, die Lieblingskunst der Leipziger, war der Sinn der Gebildeten damals lebendig wie heute und auch das Theater, dessen Besuch begreiflicherweise von großem Einflusse auf Goethe war, stand in Leipzig auf einer Stufe der Ausbildung wie damals an wenigen Orten Teutschlands. Die Umgegend bietet wenig Punkte von hervorragend landschaftlichem Reize und selbst das allerdings anmuthige Rosenthal nennt Goethe nebst Gohlis, Apel's Garten, den Kuchengärten das „wunderlichste Revier, um poetisches Wildpret darin aufzusuchen," doch gesteht er, bei unermüdet fortgesetzter Bemühung auf das „Kleinleben" um so aufmerksamer geworden zu sein. Ebenso wie dieses „Kleinleben" in der Natur zog ihn, den für Eindrücke aller Art Empfänglichen, das große, buntbewegte, alle Nationalitäten mischende Leben auf den Messen, die ganze bürgerliche Rührigkeit und Handelsthätigkeit der Stadt und das Gepräge von Behaglichkeit und Wohlhabenheit, die sie dadurch erhält, lebhaft an, ohne daß er sich dadurch über den häufigen Mangel an sittlichen Grundlagen täuschen ließ. Die ihm in dieser Hinsicht schon früher in Frankfurt und vielleicht noch mehr in Leipzig gewordenen Eindrücke schildert er selbst in „Dichtung und Wahrheit" mit den treffenden Worten: „Religion, Sitte, Gesetz, Stand, Verhältnisse, Gewohnheit, Alles beherrscht nur die Oberfläche des städtischen Daseins. Die von herrlichen Häusern eingefaßten Straßen werden reinlich gehalten und Jedermann beträgt sich daselbst anständig genug; aber im Innern sieht es öfters um desto wüster aus und ein glattes Aeußere übertüncht, als ein schwacher Bewurf, manches morsche Gemäuer, das über Nacht zusammenstürzt." Der rasche, lebhafte Verkehr der Menschen mit einander und der

leicht befriedigte Gewinn- und Erwerbsinn erzeugt in Städten wie Leipzig auch den Sinn, leicht und rasch zu leben und die hervortretende Neigung zu materiellen Genüssen, die nur den Augenblick ausfüllen. Auch der erst 16jährige Goethe wurde in diese Strömung hineingezogen und sein religiöser Sinn, der, wie sich aus seinem vertrauten Verhältnisse zu den zweidentigen Genossen Gretchens unschwer erkennen läßt, nicht eben sehr in die Tiefe bei ihm gedrungen war, konnte den in Leipzig auf ihn einströmenden Versuchungen keinen Widerstand leisten, da Leipzig ein Hauptsitz des höchstens zu Gellert's bürgerlicher Moral sich erhebenden flachen Rationalismus war und hier kein Fräulein von Klettenberg seinem innern Leben, sondern nur Damen von Welt seiner äußern Wohlanständigkeit zu Hilfe kamen. Für die äußere Politur auch seines poetischen Talents that Leipzig viel, für dessen innere Vertiefung wenig oder Nichts; ja er stand hier in offenbarer Gefahr, sich in eine ziemlich frivole Auffassung und Behandlung sehr ernster, selbst tragischer Lebensfragen und Lebenserscheinungen zu verlieren und seinen urteutschen Kern für die Aneignung französischer Glätte zu opfern. Gervinus scheint aber doch in der Schilderung der betreffenden Lebensperiode diese bloßen Uebergangsstimmungen Goethe's zu ernst zu nehmen und zu sehr ins Schwarze zu malen, wenn er die Resultate von des Dichters Aufenthalt in Leipzig, allerdings sich zum Theil der eigenen Ausdrücke Goethe's bedienend, etwa in folgender Weise resumirt: er habe sich in Leipzig von einem Extreme ins andere geworfen, zwischen ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen geschwankt und sich in Folge der Einflüsse Rousseau's einer Lebensart hingegeben, die ihm nicht zusagte, er sei steckig und störrisch, durch krankhaften Widersetzungsgeist und wunderliche Launen beschwerlich gewesen u. s. w. Es ist etwas davon wahr, aber bei einem leicht empfänglichen, erst 16jährigen jungen Menschen fallen dergleichen vorübergehende Gemüthsstimmungen und selbst Excesse doch nicht sehr ins Gewicht, und es gibt sicherlich wenige Jünglinge, die, in das Universitätsleben und in das Treiben der großen Welt geworfen, diese chaotischen Stimmungen nicht in stärkerem oder geringerem Grade durchmachen, wenn auch leider nicht Alle ihren guten, gesunden Kern aus solchen Versuchungen und Trübungen so heil zu retten wissen wie Goethe. Vollkommen ungerecht würde man aber gegen ihn sein, wenn man ihn für diese Zustände, Schwankungen und Irrungen moralisch verantwortlich machen wollte, da sie sich bei einer genialen Natur wie Goethe, der sich plötzlich mit allen Wurzeln losgerissen und aus seinem derben frankfurter Urboden in ein fein, ja raffinirt cultivirtes, aber poetisch magreres Gartenland versetzt sah, durch die Verhältnisse von selbst erklären. Im Uebrigen darf man nicht vergessen, daß Goethe selbst durch die Art und Weise, wie er sein Leben in „Dichtung und Wahrheit" dargestellt hat, doch zu mancher falschen und übertriebenen Auffassung Anlaß gab, indem er gewissen Verhältnissen und Vorkommnissen eine Wichtigkeit beilegte, die sie, bei Licht besehen, doch nicht hatten. Daß der ungewöhnliche Jüngling etwas von einem verwöhnten Muttersöhnchen hatte und manche damit zusammenhängende Unarten wenigstens während seines Aufenthaltes in Leipzig nicht gänzlich von sich streifte, kann allerdings schwerlich in Abrede gestellt werden.

Goethe, am 19. Oct. 1765 von dem damaligen Rector, Hofrath Ludwig, als Student in der „bairischen Nation" inscribirt, besuchte Anfangs seine Collegien treulich und fleißig, wie sich auch von ihm erwarten ließ; denn wenn irgend einer, so war gewiß der junge Goethe nach neuen Aufschlüssen über die Geheimnisse des Lebens und der Wissenschaft und nach der Aufnahme neuer fruchtbarer Ideen begierig. Aber er fand nirgends, was er suchte. Gellert, dessen übrige Verdienste und vortreffliche menschliche Eigenschaften er gebührend zu schätzen wußte und den er sogar gegen allzu wegwerfende Kritik in Schutz nahm, war nicht geeignet, einen zwar jugendlichen, aber mächtig emporstrebenden Geist wie Goethe zu befriedigen; seine Ideen waren schon damals weit über die enge Sphäre der Gellert'schen Vorstellungsweise hinausgewachsen. Die ehrliche, aber den tieferen Inhalt der Religion verwässernde und höchstens für den gewöhnlichen Bürgerverstand ausreichende Moral Gellert's gab ihm nicht, was die einfache Gefühlsreligion einer Klettenberg ihm gegeben hatte, und auch Gellert's Geschmacksansichten bewegten sich in der engsten Sphäre. Goethe hörte bei ihm Vorlesungen über den Geschmack, aber er konnte es Gellert nicht verzeihen, daß dieser nie die Namen der Vertreter einer freiern Richtung, eines Klopstock, Wieland, Lessing, Gerstenberg u. s. w., auch nur erwähnte. Den schon damals ziemlich bei Seite geschobenen Gottsched, der aber doch immer noch eine leipziger Notabilität war, besuchte er, und wir verdanken dieser Begegnung eins der ergötzlichsten Genrebilder in „Dichtung und Wahrheit;" mit diesem einen Besuche des jungen Goethe bei dem ehemaligen Dictator in Sachen der Kritik war es zwischen beiden für immer abgethan. Der alte Herr sah sicherlich auf den jungen Mann mit gebührender Verachtung herab, ohne eine Ahnung davon zu haben, welchem Geiste er gegenüberstände. An den Uebungen in Poesie und Prosa bei Clodius, der als Professor der Philosophie und Poesie zugleich die Verpflichtung hatte, die bei feierlichen Gelegenheiten für nothwendig erachteten Carmina zu verfassen, nahm Goethe zwar Theil, ohne jedoch irgend einen Gewinn davon zu haben. Vielmehr galt Clodius dem jungen Studenten nur als ein Gegenstand der Satyre; unter andern verfaßte Goethe in heiterer Stunde ein vielfach abgedrucktes parodisches Gedicht auf dessen bombastische Dichtweise, in welchem er die von Clodius hauptsächlich angewandten Stichwörter vereinigte und das er mit Bleistift an eine Wand des Kuchenbäckers Händel im Kuchengarten schrieb. Der damals als eleganter Jurist und als Kenner des römischen Alterthums eines großen und nicht unverdienten Rufes genießende Hofrath Böhme, Professor der Geschichte und des Staatsrechts, an welchen der junge Goethe empfehlen war, zeigte sich in der Weise der damaligen und noch so mancher jetzigen Professoren

als bloßer Fachgelehrter, indem er Goethe das Studium der alten Literatur, dem derselbe sich zu widmen gedachte, auszureden suchte, was allerdings bei dem trostlosen Zustande, in welchem sich damals die Alterthumswissenschaft befand, von seinem Standpunkte auch vielleicht das Beste war; wenigstens hätte Goethe auf diesem Felde Alles aus sich selbst schöpfen müssen, da ihm die leipziger Professoren in dieser Hinsicht sicherlich Nichts gewähren konnten. Böhme verwies ihn dafür auf das Studium der Rechtswissenschaft als derjenigen, welche am meisten geeignet sei, einen Studiosen auch dem Alterthume zu nähern. Dies war doch wenigstens ein Standpunkt, der aber gewiß nicht der Standpunkt Goethe's war. Auch die trockenen Vorlesungen des berühmten Ernesti über Cicero's Schriften täuschten die hohen Erwartungen, die er davon gehabt hatte. Kurz, Alterthumswissenschaft, Philologie, Aesthetik, Theologie und Philosophie wurden auf der leipziger Universität so geistlos und unlebendig als möglich getrieben, und die Eindrücke, welche Goethe von dieser Seite in Leipzig erhielt, hat er dann in der bekannten Unterredung des Mephistopheles mit dem Schüler im „Faust" verarbeitet und lächerlich gemacht. Er fand im Allgemeinen, daß die jüngern Professoren ihre Bildung durchaus auf Unkosten der Zuhörer erwürben, weil diese nicht in dem unterrichtet würden, was sie eigentlich brauchen, sondern in dem, was der Lehrer für sich zu bearbeiten nöthig findet, und die ältesten Professoren, schon lange Zeit stationair, im Ganzen nur fire und zum Theil schon durch die Zeit als unnütz und falsch verurtheilte Ansichten überlieferten.

Goethe suchte sich nun, wie immer und überall, Nahrung für Geist und Gemüth in seiner Weise von anderer Seite her zu verschaffen und Bildungsstoff zu erbeuten, wo manche Andere ihn nicht finden würden. Und zwar nicht in eigentlich studentischen Kreisen; denn das Leben und Treiben der Studenten konnte für einen feinfühlenden Geist wie Goethe nichts Anziehendes, eher etwas Abstoßendes haben. Gesellige Kreise, die mit den Universitätskreisen Nichts zu thun hatten, abseits stehende originelle Menschen und besonders weibliche Personen waren es zumeist, denen er sich anschloß, um sich durch das Leben für das Leben selbst zu bilden. Einem genialen Jünglinge wie Goethe wird man aber das Recht zugestehen müssen, andere Bildungswege einschlagen zu dürfen als diejenigen sind, welche Routine und Reglement den jungen Leuten von mittlerer Qualität vorgezeichnet haben, und nicht mit Unrecht bemerkt Lewes: „Nun der Erfolg vor uns liegt, sehen wir wol ein, wie viel besser Goethe sich beschäftigte, als wenn er hundert Hefte in den Vorlesungen emsig vollgeschrieben hätte." Goethe's Art und Weise war es nicht, etwas schwarz auf weiß zu besitzen, „um es bequem nach Hause zu tragen." In welcher Lage sich auch Goethe befand, immer erkannte er mit dem ihm eigenthümlichen Instinkte die Vortheile, die er bei rechter Benutzung aus ihr ziehen konnte, und in Leipzig waren es namentlich die Formen conventioneller Geselligkeit, die er sich anzueignen trachtete. In dieser Hinsicht scheint namentlich die sanfte, fein gebildete und dabei kränkliche Gattin des Hofraths Böhme auf ihn von nicht unbeträchtlichem Einflusse gewesen zu sein. Sie und andere Frauen mäkelten an seinem frankfurter Dialekte, an der süddeutschen Ungebundenheit seines Wesens, an seinen nicht selten derben Redensarten, an dem unmodischen Schnitte seiner Kleidung, und er bemühte sich nun mit ebenso viel Eifer als Erfolg, Alles von sich zu thun, was den eleganten Geschmack der gebildeten Leipzigerinnen anstößig sein konnte. Aber auch sein poetischer Geschmack wurde aufs Schärfste kritisirt; die Muster, nach denen er sich in Frankfurt gebildet hatte, galten in den maßgebenden Kreisen Leipzigs schon als veraltet; und auch der ihn beseligende Glaube an sein eigenes poetisches Talent, der allein schon durch seine früher verfaßte Dichtung über die Höllenfahrt Christi vollkommen gerechtfertigt erscheint, wurde durch scharfe mäkelnde Kritik bis zum Grunde erschüttert. Die Kunst, wirklich hervorragende Talente zu demüthigen und auf ihre Kosten mittelmäßige Poeten und namentlich bloße locale Gelegenheitsdichter, welche zur Erheiterung geselliger Kreise und zur Erhöhung festlicher Freuden beitragen, auf ihre Kosten zu erheben, scheint man schon damals meisterlich verstanden zu haben. Selbst an dem einzigen Manne der Zeit, den der junge Goethe bis dahin als einen wirklich großen betrachtet und bewundert hatte, an dem Könige von Preußen, hatten die Leipziger so viel auszusetzen, daß an ihm nichts eigentlich Großes übrig blieb. Goethe beklagt in seiner Autobiographie, daß die Einwohner von Leipzig ihn um das „angenehme Gefühl" brachten, „einen großen Mann zu verehren." So stieß er überall auf Negationen, alle seine liebsten Ueberzeugungen und Illusionen wurden erschüttert und im Grunde verdankte er, wie weiter gezeigt werden wird, wirklich Positives nur den Unterweisungen des Malers Oeser.

Wenn nun die an ihm geübte scharfe Kritik den jungen Goethe allerdings auch vor jener nicht unbedenklichen Selbstüberschätzung wahrte, zu der sich Poeten im Studentenalter nur zu leicht neigen, so würde ihm diese ewig fortgesetzte Hofmeisterei und Mäkelei zuletzt doch übel bekommen sein und vielleicht jeden poetischen Keim in ihm zerstört haben, wenn ihm nicht die Liebe zu Hilfe gekommen wäre und den poetischen Quell in ihm lebendig erhalten hätte. Goethe bedurfte seiner ganzen Natur nach von Zeit zu Zeit solcher Erfrischungen durch zärtliche Herzensverhältnisse, selbst wenn sie mehr oder weniger auf Illusion beruhten und zu gleichen Theilen aus Dichtung und Wahrheit gemischt waren. Das Mädchen, dem er in Leipzig seine Gunst schenkte, hieß Anna Katharina, von Goethe selbst bald Käthchen, bald Aennchen genannt, war wie das frankfurter Gretchen einige Jahre älter als Goethe und die Tochter des Weinhändlers Schönkopf (Brühl 79), der eine Frankfurterin zur Frau hatte und bei dem namentlich zur Meßzeit viele Reisende aus Frankfurt einzukehren pflegten. Dieses anmuthige, heitere und gute Mädchen fesselte ihn enger und enger an dieses Local, in das ihn ursprünglich die belebende und anregende Unterhaltung einer

theils aus Studenten, theils aus jungen Gelehrten und Hofmeistern bestehenden Mittagsgesellschaft zog, welche sich hier zusammengefunden hatte. Um ihretwillen spielte der junge Goethe, was er übrigens auch in späterer Zeit wol nicht ungern that, vor den Leuten Komödie, um glauben zu machen, daß er nicht in die anmuthige Wirthstochter, sondern in ein „gnädiges Fräulein" verliebt sei. Er betrug sich nämlich so stutzer- und geckenhaft, daß selbst sein Freund und Landsmann Horn an ihm irre wurde und am 12. Aug. 1766 an Moors in Frankfurt schrieb: „Sein ganzes Dichten und Trachten ist, nur seiner gnädigen Fräulein und sich selbst zu gefallen. Er macht sich in allen Gesellschaften mehr lächerlich als angenehm. Er hat (blos weil es die Fräulein gern sieht) sich solche porte-mains und Geberden angewöhnt, bei welchen man unmöglich das Lachen sich enthalten kann..... Wenn mich nur der Himmel, so lange ich hier bin, vor einem Mädchen bewahrt, denn das hiesige Weibervolk ist ganz des Teufels. Goethe ist nicht der erste, der seiner Dulcinea zu Gefallen ein Narr ist. Ich wünschte nur, daß Du sie ein einziges Mal sähest, sie ist die abgeschmackteste Creatur von der Welt" u. s. w. Doch schon nach wenigen Monaten oder Wochen klärten sich die Beweggründe auf, welche Goethe veranlaßt hatten, seine Bekannten zu mystificiren und selbst den Schein des Lächerlichen auf sich zu laden. Denn schon im October richtete Horn an denselben Moors einen Brief, in welchem es u. A. heißt: „Merke nun seine List! Damit niemand ihn wegen einer solchen Liebe in Verdacht haben mögte, nimmt er vor, die Welt grad das Gegentheil zu bereden, welches ihm bisher außerordentlich geglückt ist. Er macht Staat und scheint einer gewissen Fräulein, von der ich Dir erzählt habe, die Cur zu machen. Er kann zu gewissen Zeiten seine Geliebte sehen und sprechen, ohne daß jemand deßwegen den geringsten Argwohn schöpft, und ich begleite ihn manchmal zu ihr. Wenn Goethe nicht mein Freund wäre, ich verliebte mich selbst in sie. Mittlerweile hält man ihn nun in Fräulein [12]) — doch was brauchst Du ihren Namen zu wissen — verliebt, und man verirt ihn wol gern in Gesellschaft deswegen. Vielleicht glaubt sie selbst, daß er sie liebt, aber die gute Fräulein betrügt sich. Er hat mich seit der Zeit einer nähern Vertrautheit gewürdigt, wie seine Oeconomie entdeckt und gezeigt, daß der Aufwand, den er macht, nicht so groß ist, wie man glauben sollte. Er ist mehr Philosoph und mehr Moralist als jemals, und so unschuldig seine Liebe ist, so mißbilligt er sie dennoch. Wir streiten sehr oft darüber, aber er mag eine Partei nehmen, welche er will, so gewinnt er, denn Du weißt, was er auch nur scheinbaren Gründen für ein Gewicht geben kann. Ich bedaure ihn und sein gutes Herz, das wirklich in einem sehr mißlichen Zustande sich befinden muß, da er das tugendhafteste und vollkommenste Mädchen ohne Hoffnung liebt" u. s. w.

Das letztere war nun keineswegs der Fall, denn es kam zwischen beiden zu einem sehr innigen und von seiner, wenn auch nicht von ihrer Seite leidenschaftlichen Verhältnisse, welchem allerlei gesellige Vergnügungen, gemeinsames Singen und Musiciren, Vorlesung Goethe'scher Gedichte, Aufführung von Lustspielen u. s. w. Vorschub gewährten. Indessen gesteht Goethe selbst, daß, weil sich die Geliebte wenig aus dem Hause entfernen konnte oder durfte, der Zeitvertreib etwas mager geworden sei, wie überhaupt dergleichen Verhältnisse, je unschuldiger sie seien, desto weniger Mannichfaltigkeit auf die Dauer gewährten. So sei er denn von jener bösen Sucht befallen worden, „die uns verleitet, aus der Quälerei der Geliebten eine Unterhaltung zu schaffen und die Ergebenheit eines Mädchens mit willkürlichen und tyrannischen Grillen zu beherrschen." Sogar die böse Laune über das Mislingen seiner poetischen Producte, über die anscheinende Unmöglichkeit, hierüber ins Klare zu kommen und über Alles, was ihn hier und da „kneipen" mochte, glaubte er, wie er aufrichtig genug ist zu gestehen, an ihr auslassen zu dürfen. So sehr sie sich auch bemühte, ihm Alles, was sie nur konnte, zu Gefallen zu thun, so verdarb er doch ihr und sich durch unbegründete und abgeschmackte Eifersüchteleien die schönsten Tage, was sie eine Zeit lang mit „unglaublicher Geduld" ertrug, die er grausam genug war, aufs Aeußerste zu treiben. Endlich wurde es ihr doch zu viel, was auch um so begreiflicher erscheint, da sie ihm um einige Jahre und vielleicht auch an Einsicht und Weltverstand überlegen war und ihn, wie das frankfurter Gretchen, noch halb als Kind betrachten mochte, von dem sie nicht gequält und tyrannisirt sein wollte; denn in dem Alter, worin beide Liebesleute damals standen, fühlt sich das Mädchen, wenn es auch nur um wenige Jahre älter ist, dem Jünglinge stets überlegen, wie viel er auch an Geist, Talenten und Kenntnissen vor ihr voraus haben mag. Kurz, ihr Gemüth entfernte sich von ihm, es kam zwischen ihnen zu „schrecklichen Scenen," und nun erst fühlte er, daß er sie wirklich liebe und daß er sie nicht entbehren könne. Aber obschon nun die Rollen gewechselt wurden und Goethe Alles that, um sich ihr fügsam und unterwürfig zu zeigen, blieb ihm ihr Herz doch fortan für immer abgewandt. Aus Verzweiflung und Reue stürmte er nun „auf mancherlei unsinnige Weise" in seine Natur ein, und er selbst gesteht, daß dies sehr viel zu den körperlichen Uebeln beigetragen, unter denen er „einige der besten Jahre" seines Lebens verlor, ja er würde, versichert er, an diesem Verluste völlig zu Grunde gegangen sein, „hätte sich nicht hier das poetische Talent mit seinen Heilkräften besonders hilfreich erwiesen."

Ein Verhältniß, das in seinen Folgen Goethe „einige der besten Jahre" kostete, mußte hier wol etwas näher erörtert werden, um so mehr, da es ihn auch poetisch anregte, einmal zu einer „Idylle," die leider verloren gegangen und deren Verlust um so mehr zu beklagen ist, da Goethe, wie er selbst gesteht, sie „nie ohne Neigung lesen und ohne Rührung Andern vortragen konnte," sodann zu dem Schäferspiele: „Die Laune des Verliebten," dessen Entstehung Schaefer in das

12) Der Name des Fräuleins ist hier wieder im Briefe ausgestrichen.

Frühjahr 1767 setzt und das von den vorhandenen dramatischen Producten Goethe's das älteste ist. Schon der Titel zeigt den genauen Bezug auf sein Verhältniß mit Aennchen, das er mit seinen Launen quälte. Im Uebrigen bildet das leipziger Aennchen doch wol keine so poetische Erscheinung im Leben des Dichters wie das frankfurter Gretchen, zu dem der Knabe wie zu einem höhern Wesen emporsah, dem er kaum zu nahen wagte und das ihm noch später als Urbild zu einigen seiner herrlichsten Frauenschöpfungen diente. Poetisches Bedürfniß, Einbildungskraft und auch wol einige Eitelkeit scheinen von seiner Seite bei dem Verhältnisse mit Aennchen im Spiele gewesen zu sein, und erst als es zum Bruche kam und seine Eitelkeit sich aufs Tiefste gekränkt fühlte, steigerte er auf dem Wege künstlichen Ueberreizes seine Neigung zur Leidenschaft, über deren Ursprünglichkeit und Tiefe er sich selbst täuschte. Goethe's eigene Worte, daß Aennchen, mehr niedlich als schön, mehr munter als geistig begabt, es wohl verdient habe, „in dem Schrein des Herzens eine Zeit lang als eine kleine Heilige aufgestellt zu werden," stehen doch mit der spätern Fiction einer glühenden Leidenschaft in offenbarem Widerspruche. Auch hat Aennchen von allen weiblichen Geschöpfen, denen Goethe einmal seine Zuneigung schenkte, vielleicht die wenigsten Spuren in seinen Dichtungen zurückgelassen. Ein treues Gedächtniß bewahrte er auch ihr und noch später aus Frankfurt schrieb er an sie: „Tausend Gelegenheiten werden kommen, bei denen Sie an einen Menschen gedenken müssen, der Ihnen wol oft Gelegenheit zum Unwillen gab, aber doch immer ein guter Junge war." Nach einigen Jahren mit einem Dr. Kanne in Leipzig vermählt, sah sie den Dichter bei seinen spätern Besuchen in Leipzig wieder. Sie starb im J. 1810[13]).

Ein anderes weibliches Wesen, das auf ihn in Leipzig Einfluß übte und zwar einen wohlthätig regulirenden, war Friederike Oeser, älteste Tochter des in der Kunstwelt eines hohen Ansehens genießenden Malers und Directors der neuerrichteten leipziger Kunstakademie Adam Friedrich Oeser. Etwa in ihrem 20. Jahre stehend, zog sie ihn nicht durch ihren körperlichen Reiz — ihr Gesicht war durch Blatternarben entstellt — aber um so mehr durch ihren Witz, ihre gute Laune, ihren vortrefflichen Verstand und ihr gesundes Urtheil an. Bei ihr holte er sich Trost, wenn ihn sein „böses Mädchen plagte," von ihr erhielt er aber auch heilsame Zurechtweisungen, die sie durch Muthwillen würzte, wenn er ohne Noth den Unglücklichen und Zerrissenen spielte; ihr legte er so manche seiner poetischen Versuche vor, weil er sich auf ihr feines Gefühl und ihr geschmackvolles Urtheil verlassen zu können glaubte; auch blieb er mit ihr, die erst 1829, 81 Jahre alt, unverheirathet starb, noch später in brieflichem Verkehre.

Aber es wäre falsch, hieraus zu schließen, daß der junge Goethe sich ausschließlich weiblichem Einflusse hingegeben habe; die Frauen blieben ihm doch stets mehr ein Object psychologischer Beobachtungen, als daß er wirkliche Belehrung bei ihnen gesucht hätte; er beobachtete und studirte ihr Lieben und Hassen, denn darin, meinte er, seien sie wahr; dagegen

Wenn sie aber urtheilen und meinen,
Da will's oft wunderlich erscheinen.

Und wie Vieles würde Goethe auszusprechen unterlassen oder anders ausgesprochen haben, wenn es ihm nur darauf angekommen wäre, den Frauen zu gefallen! Nur für das Schickliche und Geziemende, wo es ihm darauf ankam, dies zu respectiren, sucht er sich Raths bei edlen Frauen. Dagegen eigentliche geistige Belehrung, Erweiterung seiner Ideen und Befruchtung für seine Denkkraft schöpfte er vorzugsweise aus dem Verkehre mit Männern. Aber er suchte sich unter diesen besonders muntere, aufgeweckte Jungen oder originelle Käuze aus, selbst wenn sie oder vielmehr weil sie ihm an Jahren und Lebenserfahrungen weit überlegen waren, wie z. B. in Leipzig den damaligen Hofmeister des jungen Grafen von Lindenau, Behrisch, der später Pagenhofmeister in Dessau wurde und daselbst im J. 1809 starb. Behrisch war ein vorgerückter Dreißiger, also doppelt oder mehr als doppelt so alt wie Goethe und wie dieser ihn nennt „einer der wunderlichsten Käuze, die es auf der Welt geben kann." Bei guten Kenntnissen war es doch seine größte Lust, „sich ernsthaft mit possenhaften Dingen zu beschäftigen und irgend einen albernen Einfall bis ins Unendliche zu verfolgen;" namentlich besaß er eine besondere Fähigkeit, die lächerlichen Seiten an den Menschen herauszufinden, zu parodiren und zu verspotten, und gegen seine eigenen sächsischen Landsleute erlaubte er sich eine „fratzenhafte" Abneigung; dabei fielen aber seine Späße, so barock sie waren, niemals ins Rohe und Triviale. Durch sein scharfes schneidendes Urtheil zerstörte er noch den wenigen Glauben, den Goethe an gleichzeitige Schriftsteller bei sich hegte. Goethe's eigene Sachen nahm er mit Nachsicht auf und ließ ihn gewähren, doch nur unter der Bedingung, daß Goethe Nichts solle drucken lassen. Kurz, Behrisch gehörte zu jener Reihe skeptischer und kaustischer Naturen wie Hüsgen, Goethe's früherer, und Merck, sein späterer Bekannter, die ihm sämmtlich Züge für seinen Mephistopheles herliehen. Da er jedoch Umgang mit einigen Mädchen unterhielt, „welche besser waren als ihr Ruf," und diesen Zusammenkünften im Garten der vielleicht wegen ihrer Freundlichkeit gegen junge Männer nur verleumdeten Mädchen neben Goethe zuweilen auch der Graf beiwohnte, so suchte der Vater des letztern den Hofmeister los zu werden, was diesem nur zum Glück gereichte, da er auf Empfehlung vorzüglicher Personen zu dem Erbprinzen von Dessau als Erzieher berufen wurde; Goethe aber empfand den Verlust seines ältern Freundes aufs Schmerzlichste und er verfiel nun gleich wieder in sein „wirriges störrisches Wesen," welches immer zunahm, je unzufriedener er über seine Umgebung war, indem er sich

13) Ueber Goethe's Verhältniß zu Aennchen wie überhaupt über seinen Aufenthalt in Leipzig enthält die von Otto Jahn herausgegebene Schrift: „Goethe's Briefe an seine leipziger Freunde" (Leipzig 1849.) interessante Aufklärungen.

einbildete, daß sie nicht mit ihm zufrieden sei. Der Besuch seines Landsmanns Johann Georg Schlosser, welcher zu der Zeit eine Stelle als Geheimsecretair bei dem Herzoge Friedrich Eugen von Würtemberg erhalten hatte und von welchem Goethe sagte, daß nie ein gleichgültiges Wort über seine Lippen gekommen sei, dauerte zu kurz, um ihm einen festen Halt in den Wirren des leipziger Lebens zu geben, und die stets muntere Stimmung seines Landsmanns und Studiengenossen Horn wirkte zwar erheiternd auf seinen Geist, doch war dessen übriger Gehalt nicht tief und bedeutend genug, um ihn mehr als für Augenblicke ermunternd anzuregen.

Nachhaltiger war für Goethe sein Umgang mit dem schon oben erwähnten Maler Oeser, Vater der Friederike, und mit dem Breitkopf'schen Hause, wodurch er zugleich mit zwei Künsten, der Zeichnenkunst und der Musik, in ein näheres Verhältniß trat. Seine schon in Frankfurt mit Liebe betriebenen Uebungen im Zeichnen wieder aufgreifend, nahm er bei Oeser Privatunterricht, in Gemeinschaft einiger anderer Studirenden, unter denen der nachherige preußische Staatskanzler von Hardenberg und der Bremer Gröning, später Bürgermeister in seiner Vaterstadt, sich ihm am meisten anschlossen. Den Unterweisungen Oeser's verdankte Goethe außerordentlich viel, weniger in Betreff der Ausübung der Kunst, als in Betreff der Erkenntniß des Schönen. Seinen Dank druckte Goethe mehrfach in den wärmsten Worten, die seinem Herzen Ehre machen, gegen den verehrten Meister aus, wenn er z. B. nach seiner Rückkehr ins Vaterhaus an Oeser schreibt: „Ich bin Ihnen mehr schuldig, als daß ich Ihnen danken könnte. Den Geschmack, den ich am Schönen habe, meine Kenntnisse, meine Einsichten, habe ich die nicht alle durch Sie? Wie gewiß, wie leuchtend wahr ist mir der seltsame, fast unbegreifliche Satz geworden, daß die Werkstatt des großen Künstlers mehr den keimenden Philosophen, den keimenden Dichter entwickelt als der Hörsaal des Weltweisen und des Kritikers!" Und in einem Briefe an Reich gesteht er: „Sein Unterricht wird auf mein ganzes Leben Folgen haben. Er lehrte mich, das Ideal der Schönheit sei Einfalt und Stille, und daraus folgt, daß kein Jüngling Meister werden könne. Es ist ein Glück, wenn man sich von dieser Wahrheit nicht erst durch eine traurige Erfahrung zu überzeugen braucht." Wenn ein junger Mann von der Universität auch nur Einen Grundsatz wie den hier ausgesprochenen als Ausbeute mit nach Hause nimmt, so hat er nicht umsonst Geld und Zeit verwüstet.

Bei aller Zerfahrenheit war der junge Goethe unermüdlich und in fast bewundernswerther Weise thätig, seine Talente in den verschiedensten Richtungen anzuwenden und auszubilden. Kaum hatte er die Bekanntschaft des Kupferstechers Stock aus Nürnberg gemacht, als er auch sofort von ihm zu profitiren suchte und unter seiner Leitung Landschaften zu radiren begann. Ueber zwei von ihm verfertigte Radirungen, welche beide Landschaften mit kleinen, von Felsen und Höhlen eingeschlossenen Wasserfällen darstellen, brachte der Jahrgang 1828 des „Morgenblattes" einen ausführlichen Bericht. Unter jeder dieser Radirungen stehen die Worte: „peint par Theile, gravé par Goethe;" eine Platte ist seinem Vater gewidmet: à Monsieur Goethe, Conseiller actuel de S. M. Impériale, par son fils très-obéissant. Er selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit," daß seine Radirungen („nach Theile und Andern"), obgleich von einer „ungeübten Hand" verfertigt, „doch einigen Effect machten und gut aufgenommen wurden." Sein Biograph Lewes fand eine im Goethehause zu Frankfurt den Fremden gezeigte Probe seiner Stiche „sehr dilettantenhaft," wogegen ihm eine andere, die ihm Goethe's Schwiegertochter zeigte, wirklich eine verdienstliche Arbeit zu sein schien. Zwischendurch versuchte sich der junge Goethe auch in der Kunst des Holzschnittes. Interessant ist es, daß Goethe schon damals die zwei jungen Töchter Stock's, Minna und Dora (letztere selbst eine sehr verdienstvolle Aquarellmalerin), kennen lernte, von denen die erstere später sich mit dem Appellationsrathe Körner, dem Freunde Schiller's, vermählte und sich schon vorher als Mitbewunderin Schiller's an dem Weihegeschenke betheiligte, das diesem 1784 von Leipzig aus nach Mannheim geschickt wurde. Goethe bemerkt von den beiden Schwestern: „Sie sind lebenslänglich meine Freundinnen geblieben." So kannte Goethe auch die Familie Lengefeld schon früher, ehe Schiller in sie hineinheirathete. Diese Verflechtungen haben doch etwas Wunderbares, geben zugleich aber auch Zeugniß von den lebhaften Sympathien, welche damals unter den Literaturfreunden und wahrhaft Gebildeten aller Stände herrschten und jene Verflechtungen bewirkten.

An alten Gemälden und Kunstwerken besaß Leipzig wenig, und die Paar Privatsammlungen, wie z. B. die von Winkler, boten eben grade nicht mehr, als nöthig war, um in dem jungen Goethe das „unendliche Verlangen" entstehen zu lassen, „doch einmal bedeutende Kunstwerke in größerer Masse zu erblicken." Zu diesem Zwecke machte er einen Ausflug nach Dresden, wo er sich, um ganz ungestört der Kunst zu leben, bei einem Schuster einlogirte. Die liebenswürdigen Blätter, welche er diesem einfachen, verständigen, gutmüthig heitern Handwerksmanne und seinem Hauswesen in „Dichtung und Wahrheit" widmet, beweisen zur Genüge, auch wenn nicht andere Zeugnisse ähnlicher Art vorlägen, wie Unrecht diejenigen haben, welche Goethe einen Aristokraten schelten, der sich vom Volke vornehm abgeschlossen und für dessen Tugenden und Eigenthümlichkeiten keinen Blick, keinen Sinn gehabt habe; denn man darf nicht vergessen, daß er diese Blätter schrieb, als er schon auf seinem Ministerposten alt geworden war und bei Vielen, trotz seiner Verheirathung mit einer Tochter aus dem Volke, deshalb für aristokratisch und vornehm galt, weil er nothgedrungen auf Repräsentation hielt und in Folge mancher bösen Erfahrungen sich gegen zudringliche Besucher mehr und mehr absperrte oder sich kalt und abweisend benahm. Bewundernswerth erscheint namentlich die Ungezwungenheit und Natürlichkeit, womit Goethe auf die humoristische Weise des Mannes sofort einzugehen und sein Vertrauen zu gewinnen wußte. So lange

er in Dresden war, lebte er ganz der Gemäldegalerie; er besuchte sie zu allen Stunden und fuhr fort, sein Entzücken über manche köstliche Werke „vorlaut auszusprechen." Dadurch vereitelte er seinen löblichen Vorsatz, unbekannt und unbemerkt zu bleiben, und zog sogar die Aufmerksamkeit des Galerieinspectors Riedel auf sich, der ihn nun auf Manches aufmerksam machte, was in seiner Sphäre zu liegen schien, aber ihm sonst vielleicht doch entgangen sein würde. Man darf annehmen, daß er sich nicht blos „vorlaut," sondern auch geistreich ausgesprochen haben wird, wie überhaupt die Genialität und Anziehungskraft des jungen Mannes schon damals so bedeutend waren, daß auch ältere Männer, in sofern sie überhaupt Geist hatten, sich bald zu ihm hingezogen und an ihn gefesselt fühlten. Auffallend kann es, erscheinen, daß er, der sich damals in Winckelmann's Schriften gründlich umgesehen hatte und sich durch die Nachricht von dessen tragischem Ende wie zerschmettert fühlte, den italienischen Bildern keinen Geschmack abgewinnen konnte; er nahm den Werth der italienischen Meister „mehr auf Treu und Glauben" an. Dagegen versetzten ihn die Genrebilder und Landschaften der niederländischen Maler in vollständiges Entzücken. Er selbst bemerkt: „Was ich nicht als Natur ansehen, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstande vergleichen konnte, war auf mich unwirksam." Die Antikensammlung besuchte er nicht. Das Wesen der Antike und der idealen Schönheit hatte sich ihm damals noch nicht erschlossen. Von Dresden sah er sonst weiter Nichts, außer die Spuren des Bombardements von 1766, den geborstenen Thurm der Kreuzkirche, die Trümmer der Moritzstraße „zwischen die schöne städtische Ordnung hineingesäet." Solche Zerstörungswerke machten auf seinen Geist, der überall Harmonie, Ordnung und Erhaltung der Ordnung begehrte, den widrigsten Eindruck und den Krieg ihm verhaßt.

Wie er durch Oeser und Stock der bildenden Kunst oder wenigstens der Malerei näher geführt wurde, so wurde er namentlich durch seine Bekanntschaft mit der Familie des Buchhändlers Breitkopf in die musikalischen Kreise Leipzigs eingeführt, und auch die damals schon aufblühenden, später zu so großem Rufe gelangten leipziger Concerte, der Gesang einer Schmehling, späteren Mara, und der damals noch kindlich jungen, anmuthigen Corona Schröter, und die zur Zeit so beliebten komischen Singspiele Hiller's, den er persönlich kennen lernte und bei dem er sich einer freundlichen Aufnahme zu erfreuen hatte, trugen dazu bei, den Sinn des so erregbaren und empfänglichen jungen Mannes für die Tonkunst und für musikalische Genüsse zu erwecken. Auch diese Beschäftigung blieb für ihn nicht ohne Frucht. Zwar ist er als ausübender Musiker, indem er zu den musikalischen Unterhaltungen im Schönkopf'schen Hause durch Gesang und Flötenspiel auch das Seinige beizutragen sich bemühte, sicherlich noch mehr Dilettant geblieben als im Fache der Zeichnen- und Kupferstecherkunst; aber sein Gefühl für sangbare und leicht componirbare Versrhythmen gewann dabei in gewiß nicht unbeträchtlichem Grade. Auf seine spätern Dichtungen im leichtern Operngenre sind die Anregungen, die er in Leipzig durch die Hiller-Weiße'schen Operetten und Singspiele erhielt, schwerlich ohne Einfluß geblieben, und wol nicht ohne Rücksicht auf Componirbarkeit dichtete er seine übrigens aus bestimmten Anlässen hervorgegangenen Lieder, die von dem sehr musikalisch gebildeten ältesten Sohne Breitkopf's, Bernhard, componirt wurden und unter dem Titel: „Neue Lieder, in Melodie gesetzt von Bernhard Theodor Breitkopf" 1768 im Breitkopf'schen Verlage erschienen, freilich ziemlich unbemerkt vorübergingen [14]). Ja, es ist grade das Sangbare, der leichte Fluß, was diese natürlich anmuthigen lyrischen Spielereien auszeichnet; denn ihr Inhalt ist sonst unbedeutend und der Ausdruck ohne Eigenthümlichkeit. Indessen der oben bezeichneten Vorzüge wegen und als lyrische Erstlinge haben die meisten von diesen 20 Liedern, wenn auch mit einigen Veränderungen, unter den Gedichten Goethe's mit Recht eine Stelle erhalten.

Zu diesen vielseitigen Anregungen kam nun noch der Besuch des Theaters, das damals in Leipzig vergleichsweise einen hohen Standpunkt einnahm. Es war die berühmte Koch'sche Gesellschaft, welche zu der Zeit in Leipzig spielte und deren Vorstellungen namentlich auch von der studirenden Jugend stark besucht wurden. Selbst die eigentlichen Gelehrten wandten den Vorstellungen dieser Truppe ihr lebhaftes Interesse zu. Seit dem 6. Oct. 1766 spielte sie in einem neuen Hause, welches mit J. E. Schlegel's „Hermann" eröffnet wurde. Die Lust- und Trauerspiele Weiße's, den Goethe persönlich und zwar als einen liebenswürdigen Mann kennen gelernt hatte, beherrschten damals die leipziger Bühne, und so verwässert auch Shakespeare's gewaltige Tragödie in Weiße's Trauerspiel „Romeo und Julia" erscheinen mochte, so blieb ihm dessen Aufführung doch stets in Erinnerung, da Demoiselle Schulz nach seiner damaligen Meinung die Julia unübertrefflich gab. Diese Schauspielerin begeisterte ihn überhaupt so, daß er keine Vorstellung versäumte, in welcher sie in einer ihr würdigen Rolle auftrat. Unter den männlichen Mitgliedern hatte besonders der erste Liebhaber, Brinkner, seinen ganzen Beifall. Da inzwischen auch Lessing's „Minna von Barnhelm," die ihn durch Stoff und Behandlung wahrhaft entzückte und deren beide erste Acte namentlich ihm als ein „unerreichbares Muster" dramatischer Exposition erschienen, ans Licht getreten war, er auch um diese Zeit Shakespeare, außer aus den wässerigen Nachahmungen Weiße's, aus Dodd's „Beauties of Shakspeare" kennen lernte, so war es kein Wunder, daß Goethe's poetische Arbeiten in jener Zeit, von den oben genannten lyrischen Tändeleien abgesehen, meist dramatischer Art waren [15]). Außer dem schon erwähnten Schäferspiele

14) Neu herausgegeben wurden diese Gedichte von Ludwig Tieck unter dem Titel: „Goethe's allerstes Liederbuch." (Berlin 1844.)

15) Von den gleichzeitigen Producten teutscher Poesie entzückte ihn namentlich Wieland's „Musarion" und wurde, wie auch Schaefer hervorhebt, nicht minder als Lessing's „Minna" sein Muster. „Goedeke scheint auf S. 9 seiner Schrift: „„Goethe und Schiller""

„Die Laune des Verliebten" schrieb er damals in fließenden Alexandrinern das Lustspiel „Die Mitschuldigen," das eine bei einem so jungen Manne fast schreckhafte Lebens- und Menschenkenntniß verräth und aus jenen eigenthümlichen Erfahrungen hervorgegangen ist, die er in Frankfurt um die Zeit seiner Bekanntschaft mit Gretchen im Familienleben gemacht zu haben versichert. Seine später in Leipzig in derselben Richtung gemachten Lebenserfahrungen mögen nicht geeignet gewesen sein, ihn von seiner schon früh eingesogenen Ansicht abzubringen, „daß Religion, Sitte und Gesetz nur die Oberfläche alles städtischen Daseins beherrschen und daß es im Innern öfters um desto wüster aussähe, je übertünchter das Aeußere sei." Nur lassen sich solche ernsten Conflicte, wie sie diesem Lustspiele zu Grunde liegen, nicht wol in scherzhafter Form behandeln, ohne eine peinliche Empfindung hervorzurufen und das ästhetische und moralische Gefühl zugleich zu verletzen. Indessen meint Goethe, daß er, ohne sich dessen bewußt gewesen zu sein, sowol die „Laune des Verliebten" als die „Mitschuldigen" in einem höhern Gesichtspunkte geschrieben habe. „Sie deuten," fügt er hinzu, „auf eine vorsichtige Duldung bei moralischer Zurechnung und sprechen in etwas herben und derben Zügen jenes höchst christliche Wort spielend aus: wer sich ohne Sünde fühlt, der hebe den ersten Stein auf!" Er entwarf damals noch mehre andere Schauspiele, deren einige nur bis zu vollendeter Exposition, andere bis zum dritten und vierten Act gediehen; „da aber die Verwickelungen jederzeit ängstlich werden mußten und fast alle diese Stücke mit einem tragischen Ende drohten," ließ er sie fallen. Man sieht, Goethe war schon früh krank an düstern Lebenserfahrungen, aber er war zum tragischen Ernste noch nicht durchgedrungen, er glaubte, mit dem Schmerzlichsten scherzend und spielend fertig werden zu können. Junge Poeten gehen sonst düstern socialen Conflicten entweder ganz aus dem Wege oder behandeln sie tragisch, das Tragische, was in ihnen liegt, dann meist noch übertreibend. Daß übrigens der leichte Charakter der damaligen leipziger Geselligkeit und Gemüthsart auf diese Richtung des jungen Goethe von Einfluß war, wird sich schwerlich in Abrede stellen lassen.

Wunderbar erscheint es, daß Goethe, bei aller seiner Verehrung für Lessing, dessen „Laokoon" wie „Minna von Barnhelm" er bewunderte, doch diesem vorzüglichen Manne bei dessen Besuch Leipzigs aus dem Wege ging, während Zachariä, der Dichter des „Renommisten," ein „großer, wohlgestalteter, behaglicher Mann," für die Goethe'schen Tischgenossen wochenlang ein Gegenstand so besonderer Aufmerksamkeit war, daß man ihm „wechselsweise durch ein Paar außerordentliche Gerichte, reichlicheren Nachtisch und ausgesuchteren Wein" gefällig zu sein sich bemühte. Dagegen gefiel es den Tischgenossen, Lessing „nirgends zu gefallen zu gehen, ja die Orte, wo er hinkam, zu vermeiden," wahrscheinlich, weil sie sich zu gut dünkten, „von Ferne zu stehen, und keinen Anspruch darauf machen konnten, in ein näheres Verhältniß zu ihm zu gelangen." Goethe beklagt in seiner Autobiographie diese „Albernheit," die aber (fügt er hinzu) „bei einer anmaßlichen und grillenhaften Jugend nicht selten ist," und die sich in der Folge, wie Goethe weiter bedauert, dadurch bestrafte, daß er diesen von ihm „aufs Höchste geschätzten Mann niemals mit Augen gesehen."

Inzwischen hatten seine körperlichen Zustände eine „bedenkliche Wendung genommen." Um für seine Verzweiflung über die erkaltete Liebe Annchens einen Ausweg zu suchen und seinen Schmerz im thörichten Jugendtrotze auszutoben, hatte er, wie schon erwähnt, in seine Gesundheit unsinnig eingestürmt, durch eine „unglückliche Diät," durch den Genuß von schwerem merseburger Biere u. s. w. die Kräfte seiner Verdauung verdorben, sein Gehirn verdüstert; seine Natur, „von hinlänglichen Kräften der Jugend unterstützt, schwankte zwischen den Extremen von ausgelassener Lustigkeit und melancholischem Unbehagen;" ein Schmerz auf der Brust, den er seit einem früher erlittenen Unfalle von Zeit zu Zeit empfand und der nach einem Sturze mit dem Pferde merklich gewachsen war, machte ihn noch mismuthiger. Hierzu kamen, „in Gefolg von misverstandenen Anregungen Rousseau's," gewisse Thorheiten, welche, wie man verhieß, die Menschen der Natur näher führen und sie aus ihrem Sittenverderbnisse retten sollte, z. B. unvernünftig fortgesetztes Kaltbaden und Schlafen auf hartem Lager ohne hinreichende Bedeckung, „wodurch denn alle gewohnte Ausdünstung unterdrückt wurde;" endlich, wie sich dies Goethe wenigstens später einbildete, Unvorsichtigkeit bei dem Aetzen von Kupferplatten. Kurz, eines Morgens wachte er mit einem Blutsturze auf, der mit solcher Heftigkeit auftrat, daß er nur noch so viel Kraft und Besinnung hatte, seinen Stubennachbar zu wecken. Mehre Tage schwankte er zwischen Leben und Tod, und selbst die Freude der unter sorglicher ärztlicher Pflege nun eintretenden Besserung wurde dadurch vergällt, daß sich bei jener Eruption zugleich eine Geschwulst an der linken Seite des Halses gebildet hatte, die eine beschwerliche Cur in Aussicht stellte.

Trotzdem hatte er während der langsam fortschreitenden Genesung eine größere Heiterkeit des Geistes gewonnen, wie er sie lange nicht gekannt; er war froh, sein Inneres frei zu fühlen; auch machte er, was ihn nicht wenig aufrichtete, während dieser Zeit schwerer Prüfung die tröstliche Erfahrung, wie viel vorzügliche Männer (von Frauen, deren Umgang er doch mit so großer Vorliebe zu suchen pflegte, ist hierbei weniger die Rede) ihm „unverdient ihre Neigung zugewendet hätten." Denn er selbst gesteht mit der ihm eigenen Ehrlichkeit, daß keiner darunter gewesen, dem er nicht durch widerliche Launen und krankhaften Widersinn beschwerlich ge-

den Einfluß, welchen „Musarion" und Wieland überhaupt auf Goethe hatte, viel zu gering anzuschlagen, namentlich wenn man Goethe's Worte mit einem Briefe Goethe's an Reich vom Jahre 1770 zusammenhält, in welchem er neben Oeser und Shakespeare Wieland den Einzigen nennt, den er als seinen Lehrer anerkennen könne, und dann hinzufügt: „Andere hatten mir gezeigt, daß ich fehlte, dieser zeigte mir, wie ich's besser machen sollte."

wesen, ja den er nicht im Gefühle seines eigenen Unrechtes eine Zeit lang störrisch gemieden habe. Zu diesen Männern gehörten namentlich der damalige Rathsherr, nachherige Bürgermeister von Leipzig, Dr. Hermann, Gröning von Bremen, sein Landsmann Horn, Langer, damals an Behrisch's Stelle Hofmeister bei dem jungen Grafen von Lindenau, später Bibliothekar in Wolfenbüttel, die Stock'sche Familie, das Breitkopf'sche Haus. Bald suchten ihn diese Theilnehmenden auf seinem Zimmer zu trösten, zu zerstreuen, zu unterhalten, bald fuhren sie mit ihm aus oder bewirtheten ihn auf ihren Landhäusern. Von den Freundinnen scheint sich namentlich Friederike Oeser, wenigstens im Stadium seiner fortgeschrittenen Genesung, um ihn verdient gemacht zu haben, indem sie ihn durch Scherze zu erheitern und aufzurichten und seine Besorgnisse wegen seiner Gesundheit zu zerstreuen suchte. Dafür hat er ihr noch im November 1768 mit der Epistel: „Ich kam zu Dir, ein Todter aus dem Grabe" u. s. w. gedankt.

„Mit einem gellenden Nachklange akademischer Großthaten," indem er noch kurz vorher einem Studentenkrawall beigewohnt, fuhr er nach seiner eigenen Angabe im September 1768, nach Schaefer's Angabe grade an seinem 19. Geburtstage, nämlich am 28. Aug. 1768 [16]), in dem „bequemen Wagen eines Handerers" von Leipzig ab und wie sich denken läßt mit sehr gemischten Empfindungen, die er selbst als die eines „Schiffbrüchigen" bezeichnet. Er hatte nicht gelernt, was, wie sein Vater wünschte, er gelernt haben sollte. Dabei hatte er aber doch vieles Andere gelernt, was ihm bei seiner spätern Laufbahn als Dichter und Schriftsteller von wesentlichem Nutzen war; namentlich hatte er jene Lebens- und Menschenkenntniß erworben, ohne die besonders ein großer dramatischer Dichter und Romanschriftsteller nicht zu denken ist. Goethe's Bestimmung war glücklicherweise nicht die, ein angesehener Schöffe Frankfurts oder gar sein Bürgermeister zu werden. Dieses Ziel mochte dem Vater wol vorschweben; aber sein genialerer Sohn begriff instinctmäßig von Vornherein, daß seine Mission in ganz anderer Richtung liege. Auch das akademische Leben selbst, von seinen übrigen allerdings mehr hervortretenden Berührungen mit andern Lebenskreisen abgesehen, war für Goethe nicht ohne großen und bleibenden Vortheil gewesen. Er selbst bemerkt im nennten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sicherlich mit Recht: „Mehr als ich in meiner bisherigen Darstellung aufzuführen Gelegenheit nahm, hatte ich bei meinem Aufenthalte in Leipzig an Einsicht in die Rechtserfordernisse gewonnen [17]), obgleich mein ganzer Erwerb nur als ein allgemeiner encyklopädischer Ueberblick und nicht als eigentliche bestimmte Kenntniß gelten konnte. Das akademische Leben, wenn wir uns auch bei demselben des eigentlichen Fleißes nicht zu rühmen haben, gewährt doch in jeder Art von Ausbildung unendliche Vortheile, weil wir stets von Menschen umgeben sind, welche die Wissenschaft besitzen und suchen, sodaß wir aus einer solchen Atmosphäre, wenn auch unbewußt, immer einige Nahrung ziehen." Er hatte zwar mancherlei Seitengänge betreten, eine unschuldige Liebschaft angeknüpft, wie dies ja so Manche auf Universitäten thun, Bier getrunken, ohne jedoch nach dieser Seite hin so auszuschweifen, als dies von so vielen Studiosen planmäßig geschieht, das Theater frequentirt, musicirt, gedichtet, in der Malerei Versuche gemacht, die damals ohnehin sehr trockenen Collegien freilich nur sehr spärlich und, wie fast alle Studenten, den Gottesdienst so gut wie gar nicht besucht; aber etwas eigentlich Schlechtes, Gemeines und Rohes hatte er sich nicht zu Schulden kommen lassen und mit Recht konnte er sich während seiner Heimreise tröstend sagen: „Da ich mir jedoch nicht sonderlich viel vorzuwerfen hatte, so wußte ich mich ziemlich zu beruhigen."

Die Zustände im väterlichen Hause waren nicht sehr geeignet, die Abneigung, die er schon früher gegen seine Vaterstadt gefaßt, in seinem Gemüthe zu tilgen. Der Vater war in den wenigen Jahren nur schroffer geworden; in freiwilliger, aber verdrießlicher Zurückgezogenheit von öffentlichen Geschäften lebend, dabei aber doch gebildeten und regsamen Geistes, fühlte er sich von Langeweile geplagt. Früher hatte ihn die Mühe, die er sich mit der Ausbildung seines Sohnes gab, angenehm beschäftigt; nun war dieser zurückgekehrt, zwar ohne die völlige Reife in dem Fache, für welches sein Vater ihn bestimmt hatte, erlangt zu haben, aber mit um so größerem Eigendünkel und der Neigung, in Alles mit drein zu sprechen, über Alles sein Urtheil abzugeben. Denn junge Leute bringen, wie Goethe bei dieser Gelegenheit bemerkt, „von Akademien allgemeine Begriffe zurück, welches zwar ganz recht und gut ist; allein weil sie sich darin sehr weise dünken, so legen sie solche als Maßstab an die vorkommenden Gegenstände, welche dann meistens dabei verlieren müssen." Es kam daher zwischen Vater und Sohn zu heftigen Auftritten, indem dieser seine Meinung selbst über Dinge, die ihm Nichts angingen und die sein Vater am Ende doch besser verstand, geltend zu machen suchte, namentlich auch an manchen von seinem Vater im Wohnhause getroffenen Anordnungen und baulichen Einrichtungen immer etwas zu tadeln fand. Dazu war der junge Goethe kränklich und daher in gereizter Stimmung, besonders machten ihm die Geschwulst am Halse, die er von Leipzig mitgebracht hatte, und die langwierige Cur, welcher er sich deshalb unterwerfen mußte, viel zu schaffen, namentlich durch die eine Zeit lang sich täglich wiederholende Anwendung von Höllenstein und andern ätzenden Dingen. Dieser Umstand war nur geeignet, den Vater, dem die Cur außerdem viel zu langsam fortschritt, noch verdrießlicher zu stimmen, indem vielleicht mancher nicht gerechtfertigte Verdacht über seines Sohnes Lebensweise in Leipzig in ihm aufsteigen mochte. Dabei verrieth sich aber des Vaters gewiß oft verkannte Liebe zu seinem

16) Karl Goedeke's Angabe in seiner Schrift: „Goethe und Schiller" S. 10, daß dies „1769" geschehen, ist offenbar ein Irrthum, möglicherweise auch ein Druckfehler. 17) Sichtlich, wie dies immer bei Goethe der Fall war, mehr unmittelbar aus dem Leben und durch den Umgang mit tüchtigen Juristen, z. B. dem Rathsherrn Dr. Hermann, als aus Büchern und aus dem Besuche akademischer Vorträge.

Sohne in manchem hübschen Zuge. So hatte er alle von diesem aus Leipzig an die Seinen in Frankfurt gerichteten Briefe sorgfältig gesammelt, geordnet und geheftet, ja sie sogar mit Aufmerksamkeit corrigirt und sowol Schreib- als Sprachfehler verbessert, was freilich von dem sich jetzt so überlegen dünkenden Sohne als eine kleine Demüthigung empfunden werden mochte, ihm aber sicherlich doch sehr nützlich war.

Noch schlimmer als das Verhältniß zwischen Vater und Sohn war das zwischen Vater und Tochter. Cornelia, „ein indefinibeles Wesen, das sonderbarste Gemisch von Strenge und Weichheit," wie Goethe selbst von seiner Schwester sagt, hatte auf eine Weise, die dem Bruder „fürchterlich" erschien, „ihre Härte gegen den Vater gewendet, dem sie nicht verzieh, daß er ihr diese drei Jahre lang so manche unschuldige Freude verhindert oder vergällt und von dessen guten und trefflichen Eigenschaften sie auch ganz und gar keine anerkennen wollte." Mit einer wahren Wuth hatte der Vater ihren Unterricht betrieben, sie mit Französisch, Englisch, Italienisch gequält und einen großen Theil des Tages sich an dem Klavier zu üben genöthigt, ihr aber zugleich fast alle Mittel abgeschnitten, „sich auswärts einigermaßen umzuthun und zu erholen." Er hatte es ihr sogar unmöglich gemacht, sich ihrem Bruder vertraulich mitzutheilen und ihm ihr Herz auszuschütten; denn er hatte ihre Correspondenz beaufsichtigt und geleitet und manche Lehren, die den jungen Studenten durch ihren altklugen Ton nicht wenig in Verwunderung setzen mochten, ihr in die Feder dictirt. Die Folgen dieses unklugen Zwanges konnten nicht ausbleiben. Was er befahl oder anordnete, that sie zwar, aber nur verdrossen und Nichts darüber hinaus. Den rückkehrenden Bruder begrüßte sie wie ihren Retter; denn nun hatte sie doch Jemanden, an den sich ihr liebebedürftiges Wesen vertraulich anschließen, dem sie sich mittheilen und bei dem sie Trost suchen konnte; auch war ihr, wie sich denken läßt, seit der Rückkehr ihres Bruders mehr äußere Freiheit gestattet. Zwang erzeugt Schlauheit und um sich ihre innersten Geheimnisse mittheilen zu können, erfanden die Geschwister eine Geheimsprache, eine Art Rothwelsch, dessen sich Cornelia selbst in Gegenwart der Aeltern öfters mit vieler Keckheit bediente. Alle ihre Zeit verwandte sie auf ihres geliebten Bruders Pflege, Unterhaltung und Zerstreuung und auch ihre Gespielinnen mußten allerlei aussinnen, was dazu dienen konnte, den leidenden Bruder zu erheitern. Doch konnten ihn die frankfurter Mädchen, gegen die Goethe aus Eingenommenheit gegen seine Vaterstadt überhaupt vielleicht ungerecht war, die gebildetern, an Literatur, Theater und Musik lebhafter Theil nehmenden Leipzigerinnen nicht vergessen machen.

Er selbst suchte sich in seiner Weise, die immer nach vielseitiger Thätigkeit hindrängte, künstlerisch und geistig zu beschäftigen, er versuchte sich wieder, zur Freude seines Vaters, unter Beihilfe des Malers Morgenstern im Zeichnen und im Radiren von Landschaften, zog sich jedoch hierbei, indem er das Aetzen nicht mit gehöriger Vorsicht betrieb, eine ihn mit heftigen Schmerzen peinigende Entzündung der Kehle, besonders des Zapfens zu; schrieb Briefe an Katharina Schönkopf, um deren Liebe er noch immer fortwarb, bis die Nachricht von ihrer Verlobung mit dem Dr. Kanne (im Frühlinge 1769) diesen Liebesbewerbungen ein Ziel setzte, und an Friederike Oeser; namentlich aber ward er durch Fräulein von Klettenberg wieder der Religion zugeführt, deren Tröstungen ihm jetzt unendlich wohlthaten. So war auch diese Zeit des Leidens nicht ohne Nutzen für ihn, indem sie ihm Veranlassung wurde, in sich zu gehen, sich in sich selbst zu sammeln und über das Wesen der Gottheit und ihr Verhältniß zur Welt und Menschheit nachzusinnen. Es war aber auch hier mehr die Person des frommen Fräuleins von Klettenberg, an welcher er die Wirkungen des religiösen Glaubens und der Versenkung in Gott studirte, als daß er selbst dieser Wirkungen im vollsten Maße theilhaftig geworden wäre. Auch nahm diese Richtung sehr bald bei ihm eine ganz eigenthümliche Wendung. Auf Empfehlung seines Arztes, des Dr. Gottfried Wilhelm Müller [18]), der bei den Frommen in besonderer Gunst stand und im Besitze von Geheimmitteln zu sein versicherte, studirte er im Vereine mit seiner Mutter und dem Fräulein Georg von Welling's „Opus mago-cabbalisticum" und gerieth sodann auf die Lecture anderer älterer Schriften theosophisch-kabbalistisch-alchymistischen Inhaltes, z. B. der eine philosophisch-alchymistische Geheimlehre enthaltenden Schriften, die unter dem Titel „Aurea Catena Homeri" bekannt waren, der Schriften von Theophrastus Paracelsus, Helmont, des Chemikers Basilius Valentinus, des Alchymisten Georg Starkey, ja er schritt nun selbst, da er Alles veranschaulicht und dargestellt haben wollte, zu chemischen Versuchen, legte sich einen kleinen Apparat an und beschäftigte sich nun mit der Bereitung verschiedener Säfte und Salze, besonders des sogenannten Kieselsaftes (Liquor Silicum). Alle diese Studien sind ihm dann später bei der Faustdichtung trefflich zu statten gekommen. Auch las er mit großem Eifer Gottfried Arnold's Kirchen- und Ketzerhistorie und machte sich nun selbst eine im Sinne der Gnostiker erbaute Schöpfungs- und Erlösungstheorie zurecht [19]).

An dichterischen Schöpfungen war diese frankfurter Zwischenperiode sehr unergiebig; er hielt mehr über das in Leipzig Geschriebene Ueberschau und Gericht, als daß er jetzt selbst geschaffen hätte. Die Gedichte, die er in Leipzig verfaßt hatte, schienen ihm, wie er selbst gesteht, „jetzt schon zu gering, kalt und trocken," wie dies bei seiner jetzt beginnenden Verinnerlichung ganz erklärlich war. Die in Leipzig angefangenen und zum Theil schon weit vorgerückten Stücke, viele Gedichte und Briefe, mehre um diese Zeit niedergeschriebene Märchen und eine Farce, „Lustspiel in Leipzig," übergab er dem Feuer, was immerhin ein Verlust zu nennen ist. Erhalten haben

18) Vergl. über ihn Lappenberg's „Reliquien des Fräuleins von Klettenberg" S. 266 fg. Nach Schaefer haben wir in diesem Dr. Müller das Urbild des im „Faust" geschilderten „dunkeln Ehrenmanns" zu erkennen. 19) Goethe selbst gibt über diese Theorie Rechenschaft im 8. Buche von „Dichtung und Wahrheit."

sich aus der frankfurter Zeit nur zwei übrigens unbedeutende Gedichte, ein „Neujahrslied," im December 1768 geschrieben [20]) und ein geistliches Lied mit dem Anfange „Dies wird die letzte Thrän' nicht sein" [21]), das, wie Schaefer vermuthet, zu einer Reihe von Gedichten gehört, „die er im Sinne und zu Liebe des Klettenberg'schen Kreises gedichtet habe."

Es war Zeit, daß Goethe aus diesem dumpfen Dasein gerissen wurde; denn wenn es auch wesentlich dazu beitrug, ihn zu vertiefen und ihm die Augen nach Innen zu öffnen, so setzte es ihn doch auch der Gefahr aus, sich in ein mystisches Gemüthsleben und in eine Nebelwelt mehr oder weniger dunkler Vorstellungen zu verlieren. Auch sein Vater hatte, und zwar mit der größten Ungeduld, nur auf seine vollständige Wiedergenesung gewartet, um ihn außerhalb Frankfurts seine Rechtssstudien fortsetzen und vervollständigen zu lassen. Hierzu war diesmal Strasburg ausersehen, eine Stadt, die zu jener Zeit trotz der Einverleibung in Frankreich noch grundteutsch war, in wesentlichen Beziehungen sogar teutscher als das viel mehr unter dem Einflusse französischer Ideen, Sitten und Moden stehende Leipzig. Auch war Strasburg damals noch von Studienbeflissenen aus Süddeutschland stark besucht und daher einer der Hauptsitze teutscher Wissenschaft. Mit frohem Herzen verließ Goethe Frankfurt, dessen er längst „satt" war und am 2. April 1770 traf er in Strasburg ein.

Diese Stadt gewährte ihm alle Vorzüge vereinigt, die ihm Leipzig und Frankfurt einzeln geboten hatten, ohne jene Einseitigkeiten beider Städte, welche ihn in Leipzig zu sehr zu verweltlichen und in Frankfurt zu sehr der Welt zu entfremden gedroht hatten. Er fand hier, was er in Leipzig vermißt hatte, eine schöne, reiche Natur, auf nicht zu ferne Strecken von der Stadt sogar malerische Gegenden, ein kräftiges, originelles Volksleben, eine vom Dufte der Vorzeit überhauchte alterthümliche Architektur und vor Allem das weltberühmte Münster, das seine Phantasie wunderbar beschäftigte und dessen Eindruck so sehr den Vorstellungen entsprach, die er in Frankfurt aus der Lecture geheimnißvoller Schriften in sich gesogen hatte. Er fand hier aber auch, was er in Frankfurt vermißt hatte, ein rühriges, wissenschaftliches Leben und einen Kreis von aufgeweckten Gesinnungsgenossen, die weder pedantisch noch blos krittelig verschroben waren.

Es war dies die aus ungefähr zehn ältern und jüngern Personen bestehende Tischgesellschaft, die sich unter dem Vorsitze des Dr. Salzmann (geb. 1722, gest. 1812), gewöhnlich der Actuar Salzmann genannt, weil er Actuar beim Pupillengerichte war, bei zwei alten Jungfrauen zusammengefunden hatte. Salzmann, ein Junggeselle, war ein Mann von unendlicher Herzensgüte, großer Lebens- und Menschenerfahrung, hellem Verstande und unerschütterlicher Rechtschaffenheit, der bei allem Scherze und allen Ausgelassenheiten seiner jüngern Freunde seine Würde stets aufrecht zu erhalten wußte. Sein oberster Grundsatz, der sich in seinen von Goethe zum Druck beförderten „Abhandlungen über Gegenstände der Religions- und Sittenlehre" findet, war: „Die liebenswürdigste Seite eines jeden Gegenstandes den Menschen weisen, ihnen mit Liebe zuvorkommen und sie hernach ihrer freiern Einsicht und Entwickelung überlassen, ist die wohlthätigste Hilfe, die man ihnen leisten kann" [22]). Goethe's Leben zeigt, daß er diesen Grundsatz zu dem seinigen gemacht und, soweit und sobald es die Umstände erlaubten, auch zur Ausführung gebracht hat.

Von dieser interessanten Tafelrunde bemerkt Goethe: „Ohne die äußern Formen, welche auf Akademien so viel Unheil anrichten, stellten wir eine durch Umstände und guten Willen geschlossene Gesellschaft vor, die wol mancher Andere zufällig berühren, aber sich nicht in dieselbe eindrängen konnte." Das hervorragendste Mitglied dieser Tischgesellschaft war, außer Goethe, ohne Zweifel Jung-Stilling, der später erst hinzutrat und in seiner Autobiographie, in der er sich immer in der dritten Person aufführt, von seinem ersten Zusammentreffen mit Goethe und von diesem selbst folgende Schilderung entwirft: „Es speisten ungefähr 20 Personen an diesem Tische und man sah Einen nach dem Andern hereintreten. Besonders kam einer mit großen, hellen Augen, prachtvoller Stirn und schönem Wuchse muthig ins Zimmer. Dieser zog Herrn Troost's und Stilling's Augen auf sich; ersterer sagte gegen letzteren: Das muß ein vortrefflicher Mann sein. Stilling bejahte das, doch glaubte er, daß sie beide viel Verdruß von ihm haben würden, weil er ihn für einen wilden Kameraden ansah. Dieses schloß er aus dem frechen Wesen, das sich der Student herausnahm; allein Stilling irrte sehr." Dieser junge Mann mit dem „frechen" Wesen war kein anderer als Goethe, der gleich bei diesem ersten Zusammentreffen Gelegenheit hatte, Jung-Stilling zu beweisen, daß dieses „freche" (wofür man wol eigentlich lesen sollte „kecke") Wesen mit einer wohlwollenden, humanen Gesinnung Hand in Hand ging. Denn als ein Gesellschaftsmitglied, Waldberg aus Wien, in frivoler Weise über Jung-Stilling's unmodische Perücke zu spotten anfing, rief Goethe unwillig: „Probir erst einen Menschen, ob er des Spottes werth sei! Es ist teufelmäßig, einen rechtschaffenen Mann, der Niemand beleidigt hat, zum Besten zu haben." Jung-Stilling fährt dann fort: „Von dieser Zeit an nahm sich Herr

20) Abgedruckt in Goethe's Briefen an leipziger Freunde von Otto Jahn und in den Blättern für literarische Unterhaltung (Jahrgang 1850, Januar) nach dem ältesten Abdrucke von 1769.
21) In Ewald's „Urania" und in Hirzel's „Fragmenten" abgedruckt.

22) Näheres über ihn findet sich in der Schrift: „Der Actuar Salzmann, Goethe's Freund und Tischgenosse in Straßburg, eine Lebensskizze nebst Briefen von Goethe, Lenz u. s. w.," herausgegeben von August Stöber. 1855. Der Actuar Salzmann ist nicht zu verwechseln mit dem Theosophen und Mystiker Rudolf Friedrich Salzmann, dem Freunde St. Martin's und Verfasser zahlreicher anonymer Schriften mystischen Inhalts, der erst im Jahre 1821 starb. Heinrich von Schubert hat in der That beide verwechselt; er sprach 1820 den Mystiker Salzmann und glaubte den bereits 1812 verstorbenen Actuar Salzmann, den Freund Goethe's, gesprochen zu haben. Vergl. den Artikel „Die beiden Salzmann" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 1. 1861.

Goethe Stilling's an, besuchte ihn, gewann ihn lieb, machte Brüderschaft und Freundschaft mit ihm und bemühte sich bei allen Gelegenheiten Stilling Liebe zu erzeigen" [23]). Goethe, der Freund und Zögling des Fräuleins von Klettenberg, der alle innere Wahrheit und mithin auch die schlichte und unaffectirte christliche Frömmigkeit an den Menschen zu schätzen wußte, fand namentlich Geschmack an der anmuthigen Art, womit Jung-Stilling seine einfachen und doch innerlich so bedeutsamen Lebensereignisse zu erzählen und alle Zustände „deutlich und lebendig zu vergegenwärtigen" wußte. Goethe war es auch, der ihn dazu antrieb, seine Lebensgeschichte aufzuzeichnen, sie bei einem Verleger unterbrachte und ihm ein für jene Zeit nicht unansehnliches Honorar für den ersten Theil im J. 1777 zuschickte, als Jung grade in der größten Noth war und eben zu Gott um Hilfe gebetet hatte. Jung-Stilling's Klage, daß nur wenige Goethe's Herz so wie seinen Verstand gekannt hätten, bildet das Motto zu der Biographie des Dichters von dem Engländer Lewes.

Ein anderes liebenswürdiges Mitglied der Salzmann'schen Tischgesellschaft war Franz Lerse, der „Schleds- und Kampfrichter" bei allen, wenn auch selten vorkommenden Händeln, „welche Salzmann auf seine väterliche Art nicht beschwichtigen konnte." Hierbei zeigte Lerse die größte Unparteilichkeit und wenn der Handel nicht mehr mit Worten und Erklärungen ausgemacht werden konnte, so wußte er die zu erwartende Genugthuung „auf ehrenvolle Weise ins Unschädliche zu leiten." Der Begriff von ihm prägte sich „so tief als liebenswürdig" bei Goethe ein und als er den „Götz von Berlichingen" schrieb, fühlte er sich veranlaßt, seiner Freundschaft ein Denkmal zu setzen „und der wackern Figur, die sich auf so eine würdige Art zu subordiniren weiß, den Namen Franz Lerse zu geben."

Andere Mitglieder dieses Kreises waren Meyer von Lindau, Isaak Heffer, Leopold Wagner, der Verfasser der „Kindesmörderin," und der Franzose Graf Louis Ramond de Carbonnières, später ein Verehrer des „Götz von Berlichingen," durch den er sich zu einem französischen Drama in ähnlichem Geschmacke begeistern ließ. Vielleicht, die Vermuthung liegt wenigstens nahe, war es auch dieser Graf de Carbonnières, welcher Goethe von seiner unglücklichen Manie, auch französische Verse zu machen, für immer zurückbrachte. Als nämlich Marie Antoinette ihren Einzug in Frankreich über Strasburg nahm („der schönen und vornehmen, so heitern als imposanten Miene dieser jungen Dame erinnere ich mich noch recht wohl," bemerkt Goethe bei dieser Gelegenheit), hatte man die nach Goethe's Ansicht „ganz vernünftige Anordnung" getroffen, daß sich keine mißgestalteten Personen, keine Krüppel und ekelhafte Kranke auf dem Wege zeigen sollten. Man scherzte hierüber und Goethe verfertigte ein kleines französisches Gedicht, worin er die Ankunft Christi, „welcher besonders der Kranken und Lahmen wegen auf der Welt zu wandeln schien," und die Ankunft der jungen Königin, „welche diese Unglücklichen verscheucht," in Vergleichung brachte. „Meine Freunde," erzählt Goethe, „ließen es passiren; ein Franzose dagegen, der mit uns lebte, kritisirte sehr unbarmherzig Sprache und Versmaß, obgleich, wie es schien, nur allzu gründlich, und ich erinnere mich nicht, nachher je wieder ein französisches Gedicht gemacht zu haben" [24]). Wer so echt teutsche Gedichte schrieb, wie die damals verfaßten: „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg" und „Blindekuh," hätte es verschmähen sollen, dergleichen undeutsche Spielereien zu treiben, nur um zu zeigen, daß er Alles, sogar französisch dichten könne; indessen da er nun für immer hiervon zurückkam, ist dem jungen genialen Manne, der sich in Allem versuchte und sich Alles für möglich hielt, sicherlich auch dies zu verzeihen. Einen besondern und grade bei dieser Gelegenheit nicht erwarteten Gewinn hatte Goethe von der Durchreise der jungen Königin. Es war nämlich zu ihrem Empfange und zur Uebergabe in die Hände ihres Gemahls auf einer Rheininsel zwischen den beiden Brücken ein Schaugebäude errichtet worden, das man inwendig mit gewirkten Tapeten ausgeschlagen hatte. Hier sah Goethe zum ersten Male ein Exemplar der bekannten nach Raphael's Cartons gewirkten Teppiche und dieser Anblick war für ihn von ganz entschiedener Wirkung, indem er „das Rechte und Vollkommene, obgleich nur Nachgebildete, in Masse kennen lernte." Goethe bemerkt: „Ich ging und kam und kam und ging und konnte mich nicht satt sehen; ja ein vergebliches Streben quälte mich, weil ich das, was mich so außerordentlich ansprach, auch gern begriffen hätte." Wunderbar, daß Goethe, den sogar die Sixtinische Madonna in Dresden kalt gelassen, zuerst aus gewirkten Teppichen Raphael schätzen lernen sollte. Um so abstoßender erschienen ihm die Hautelissen im Hauptsaale, die nach Gemälden neuerer französischer Künstler gewirkt waren, und zwar des Gegenstandes wegen, der nicht unglücklicher gewählt werden konnte. Die Bilder enthielten nämlich die Geschichte von Jason, Medea und Creusa, also die gräßlichste Heirathsgeschichte, die sich denken läßt. Goethe versichert, daß er durch diesen Mißgriff ganz außer Fassung gebracht worden sei. Ihm dünchte es nicht anders, als habe man absichtlich diesen Gegenstand gewählt, um der schönen und lebenslustigen Dame „das abscheulichste Gespenst" bis an die Grenze entgegenzuschicken.

Wie nun Goethe durch einen besondern Zufall in Strasburg zuerst an den Gebilden der Raphael'schen Kunstweise Geschmack finden lernte, so erschloß sich ihm auch in der Hauptstadt des Elsasses zuerst die Herrlichkeit der gothischen Baukunst durch das liebevolle Studium, welches er dem berühmten Münster bis ins Einzelnste

23) Siehe Heinrich Stilling's „Wanderschaft." 1778.

24) J. W. Schaefer bemerkt in Bezug hierauf: „Es ist nicht zu bezweifeln, daß die in Freimund Pfeiffer's „„Goethe's Friederike"" (1841.) S. 13 abgedruckten französischen Verse (auch in Boas' Nachträgen I. S. 11, Viehoff's Leben Goethe's I. S. 311, Schöll's Briefen und Aufsätzen von Goethe u. s. w. S. 67) gleich wie andere in diesem Buche befindliche angebliche Anekdota unecht sind." Man hat uns einen französischen Sprachlehrer in Lübeck genannt, der diese französischen Verse im Auftrage Pfeiffer's verfaßt habe.

widmete. Er selbst bemerkt hierüber: „Unter Tadlern der gothischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zierrathen, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düstern Charakter höchst widerwärtig machten; ich bestärkte mich in diesem Unwillen, da mir nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse, noch eine reine Consequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen waren. Hier aber glaubte ich eine neue Offenbarung zu erblicken, indem mir jenes Tadelnswerthe keineswegs erschien, sondern vielmehr das Gegentheil davon sich aufdrang." Das Gebäude des Münsters wurde für ihn ein Gegenstand fast menschlicher rührender Zuneigung. Von Natur zum Schwindel geneigt, machte er bei den öfter wiederholten Ersteigungen des Thurmes die kühnsten und verwegensten Versuche, indem er die höchsten, zum Theil an der Außenseite des Thurmes hinanlaufenden Stufen bis zu dem sogenannten Halse unter dem Knopfe erklomm, bis es ihm gelang, jeder Anwandlung von Schwindel gänzlich und für immer unzugänglich zu sein. Gern versammelten sich auch die Mitglieder der Salzmann'schen Tafelrunde auf der Plateform des Münsters, wo sie namentlich an schönen Sommerabenden die scheidende Sonne, ehe sie hinter den Höhen des Wasgaues versank, mit gefüllten Römern begrüßten. Zum Andenken daran ließen sie ihre Namen im Innern der Pyramide, der Uhr gegenüber, im J. 1770 in Stein hauen. Mit diesen poetischen Genüssen auf der Höhe des Gebäudes gingen nun die eifrigsten Studien Hand in Hand, als deren Frucht ein kleiner Aufsatz „Von deutscher Baukunst D. J. M. Erwini a Steinbach" zu betrachten ist, welchen Herder später in sein Heft „Von deutscher Art und Kunst" (1773) aufgenommen hat. Denjenigen gegenüber, welche gewohnt sind, Goethe eines unvaterländischen Sinnes zu beschuldigen, möchte es nicht überflüssig sein, zu bemerken, daß Goethe zuerst es wagte, die bisher verrufene Benennung „gothische" Baukunst abzuändern und sie als „teutsche" Baukunst seiner Nation zu vindiciren. Er selbst bezeichnet die Gesinnung, die er in der genannten kleinen Schrift an den Tag gelegt, als eine „patriotische." Sehr mit Recht bemerkt Schaefer: „Hiermit war der Schlüssel zum Shakespeare gefunden und die Compositionen von „Göz" und „Faust" konnten sich nach und nach in der Seele des jungen Dichters aufbauen." Es ist wol nicht zu leugnen, daß „Götz" und namentlich „Faust," der sich ganz münsterhaft vor uns aufbaut, etwas mit der gothischen Baukunst Verwandtes haben, eine unendliche Fülle kleiner Theile, jeder für sich ein selbständig sorgsam ausgeführtes Gebilde, aber geistig und durch einen gemeinsamen Charakter mit einander verbunden und in einem harmonischen Ganzen pyramidalisch aufstrebend.

Einer jener glücklichen Zufälle, wie wir ihnen eben in dem Leben von Menschen, die zu Großem ausersehen sind und auch in dem Leben Goethe's häufig begegnen, führte ihn in Strasburg grade mit demjenigen unter den hervorragenden Männern Teutschlands zusammen, der am meisten geeignet war, auf Goethe's Geist anregend und befruchtend zu wirken und das neue Leben, zu dem Goethe in Strasburg erweckt war, in ihm weiter auszubauen und in die chaotischen Eindrücke, die er nach und nach empfangen, Ordnung und feste Haltung zu bringen. Dieser Mann war Herder und mit Recht nennt Goethe die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende Verbindung mit diesem schon damals berühmten Manne „das bedeutendste Ereigniß," welches die „wichtigsten Folgen" für ihn haben sollte. Für den jungen Goethe, der sich von der regelmäßigen Dichtkunst innerlich bereits gänzlich losgesagt hatte, mußte der Verfasser der „Kritischen Wälder" und der „Fragmente zur deutschen Literatur," der Gegner aller nicht aus volksthümlicher Wurzel hervorgegangenen, blos höfischen und hoffähigen Kunst und der blos rhetorischen, der Natur und wahrer Empfindung entbehrenden Poesie, eine Erscheinung sein, in deren Nähe zu gelangen er Nichts unversucht lassen durfte. Goethe bemerkt in „Dichtung und Wahrheit," daß die Salzmann'sche „Societät," sobald sie von Herder's Gegenwart vernahm, großes Verlangen trug, sich ihm zu nähern. Das Glück aber wollte Goethe so wohl, daß es ihn auf die bequemste Weise bei einem gemeinsamen Besuche mit Herder zusammenführte; und obschon für diesen der junge Goethe, dessen Geist und Talente bisher nur in kleinern Freundeskreisen gekannt und geschätzt waren, im Grunde nicht viel mehr sein konnte als jeder andere junge Fremdling, so läßt doch der Umstand, daß Herder ihm die vertraulichste Annäherung gestattete, mit Sicherheit darauf schließen, daß die persönliche Liebenswürdigkeit und die anschmiegsame Offenheit Goethe's sofort den angenehmsten Eindruck auf Herder gemacht haben müsse. Er durfte ihn Morgens und Abends besuchen, ja Goethe blieb zuweilen den ganzen Tag über bei ihm. Wie er bei Herder Lehre, Aufklärung und Unterricht suchte und fand, so fand Herder bei Goethe Trost, Zerstreuung und Unterhaltung, deren er grade damals besonders bedurfte. Herder hatte bis dahin den gemüthskranken Prinzen von Holstein-Eutin begleitet, war aber in Strasburg zurückgeblieben, um sich durch den berühmten Lobstein von einem lästigen Augenübel wieder herstellen zu lassen. „Hier kamen mir," erzählt Goethe, „jene Uebungen gut zu statten, durch die ich meine Empfindlichkeit abzustumpfen versucht hatte; ich konnte der Operation beiwohnen und einem so werthen Manne auf mancherlei Weise dienstlich und behilflich sein. Hier fand ich nun alle Ursache, seine große Standhaftigkeit und Geduld zu bewundern: denn weder bei den vielfachen chirurgischen Verwundungen, noch bei dem oftmals wiederholten schmerzlichen Verbande bewies er sich im mindesten verdrießlich und er schien derjenige von uns zu sein, der am wenigsten litt." In der Zwischenzeit freilich, bemerkt Goethe weiter, hätten er und ein anderer Gesellschafter Herder's, Peglow, ein „behaglicher" Russe, den Wechsel seiner Laune vielfach empfinden müssen.

In der That war es für Goethe eine große Geduldsprobe, so immer um Herder zu sein, aber er bestand sie mit größter Ausdauer und Selbstentsagung, theils

aus Rücksicht auf die Leiden des verehrten Mannes, welcher doch im Grunde der erste Autor war, dem er eine wirkliche Ueberlegenheit über sich einräumen mochte, theils aus Rücksicht auf den Gewinn, den er aus Herder's „jederzeit bedeutenden" Gesprächen für die Erweiterung seines geistigen Horizontes zog. In Leipzig hatte sich Goethe, wie er selbst gesteht, „eher ein enges und abgezirktes Wesen" angewöhnt, in Frankfurt hatten ihn wieder mystisch-religiöse und chemische Beschäftigungen in dunkle Regionen geführt und was seit einigen Jahren in der weiten literarischen Welt vorgegangen, war ihm „meistens fremd geblieben." Nun wurde er auf einmal durch Herder „mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt, welche dasselbe zu nehmen schien." Herder belehrte ihn, „daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völkergabe sei, nicht ein Privaterbtheil einiger feiner, gebildeter Männer." Durch Herder lernte er die hebräische Dichtkunst, Homer, Shakespeare — über den ein kurzer Vortrag Goethe's aus jener Zeit aufbewahrt ist, worin es unter Anderem heißt: „Die erste Seite, die ich in ihm las, machte mich auf zeitlebens ihm eigen" — die Volksdichtungen aller Nationen in ihrem tieferen Wesen verstehen und würdigen; durch Herder lernte er die Schriften Hamann's kennen, durch Herder wurde er auf Ossian's Gesänge, an deren Echtheit damals noch Niemand zweifelte und auf Goldsmith's „Vicar von Wakefield" aufmerksam und zu ihrem begeisterten Verehrer gemacht.

Um so großen Gewinnes willen duldete er gern oder ungern die bissigen Bemerkungen, womit Herder ihn hofmeisterte. „Von Herdern konnte man niemals eine Billigung erwarten, man mochte sich anstellen, wie man wollte," sagt Goethe selbst. Diese Gereiztheit und Galligkeit nahm bei Herder, je länger die Cur dauerte, nur zu, ja „er konnte nicht ein Billet schreiben, um etwas zu verlangen, das nicht mit irgend einer Verhöhnung gewürzt gewesen wäre." Der junge Goethe mochte sich oft recht tief gedemüthigt fühlen, aber er richtete sich immer wieder an den großen, allgemeinen Gesichtspunkten auf, welche Herder vor ihm eröffnete. Man kann es vielleicht nicht billigen, daß Herder die ihm von dem jungen Goethe gezeigte Theilnahme und Anhänglichkeit mitunter sogar mit offenbarem Hohne vergalt; aber vergessen darf man doch auch nicht, daß Herder in dem jungen Goethe vielleicht nur einen zwar sehr lernbegierigen und Gutes wollenden, aber keineswegs mit hohen poetischen Gaben ausgestatteten dilettantischen Anfänger zu erblicken glaubte. Diesem nur scheinbaren Dilettantismus mochte aber Goethe bisweilen doch Anwandlungen eines Selbstgefühles gesellen, welches Herder damals noch sehr unmotivirt vorkommen und welches zurückzuweisen er für seine Pflicht halten mochte. Zwar der Unterschied der Jahre — Herder war nur fünf Jahre älter als Goethe — war grade nicht sehr bedeutend, obschon er in so jungen Tagen doch auch ins Gewicht fällt; um so bedeutender dagegen war der Unterschied in den Leistungen. Herder hatte bereits durch seine neuen Verkündigungen die ganze geistige und literarische Welt Deutschlands in Aufregung gebracht; Goethe konnte ihm nur seine Jugendlustspiele vorlegen, aus denen Herder, der ohnehin wol höchstens nur flüchtige Blicke hineingeworfen haben mag, nicht grade eine sehr vortheilhafte Meinung von dem sittlichen Charakter und dem Genie Goethe's schöpfen konnte. Eher hätte er aus Goethe's lebendiger Rede eine Ahnung seines Genies gewinnen können; aber wahrscheinlich hielt ihn Herder für einen jener häufig vorkommenden jungen Schönredner, die, ohne tiefern Inhalt zu besitzen, ihre und fremde Weisheit gern zu Markte bringen. Goethe erschien ihm sogar noch später, im Jahre 1772, „etwas leicht und spatzenmäßig." Auch läßt sich denken, daß Goethe in seinen Ansichten und Urtheilen vielfach das Eigensinnige und Unfertige verrathen mochte, was ihm damals noch eigen war. Namentlich über die Malerei, welcher gegenüber Goethe sein ganzes Leben lang einen etwas beschränkten und eigensinnigen Standpunkt einnahm, mochten seine Ansichten oft sehr wunderlich lauten, z. B. wenn er unter den italienischen Meistern, deren Bilder er in Dresden gesehen, mit besonderem Nachdrucke den Manieristen Domenico Feti hervorhob, wofür ihn Herder mit einem kleinen Spottgedichte strafte. Kurz, Herder gab damals so wenig auf Goethe's Urtheil, daß ihm selbst der von Goethe seinen Arbeiten, z. B. seiner Abhandlung über den Ursprung der Sprachen, womit er damals beschäftigt war, gezollte Beifall eher verdroß als erfreute. Freilich darf man nicht vergessen, daß der Geist des Widerspruchs in Herder überhaupt sehr mächtig war, ebenso wenig aber auch, daß die in spätern Jahren zwischen Goethe und Herder eingetretenen Verstimmungen oder Misverständnisse auf diese Charakteristik Herder's in „Dichtung und Wahrheit" vielleicht doch einigen Einfluß gehabt haben mögen.

Goethe entschuldigt übrigens Herder in folgender, wegen ihrer Allgemeinanwendbarkeit besonders beherzigenswerthen, von richtigster psychologischer Erkenntniß zeugender Stelle: „Herder konnte allerliebst einnehmen und geistreich sein, aber ebenso leicht eine verdrießliche Seite hervorkehren. Dieses Anziehen und Abstoßen haben zwar alle Menschen ihrer Natur nach, einige mehr, einige weniger, einige in langsamern, andere in schnellern Pausen; wenige können ihre Eigenheiten hierin wirklich bezwingen, viele zum Schein. Was Herdern betrifft, so schrieb sich das Uebergewicht seines widersprechenden, bittern, bissigen Humors gewiß von seinem Uebel und den daraus entspringenden Leiden her. Dieser Fall kommt im Leben öfters vor und man beachtet nicht genug die moralische Wirkung krankhafter Zustände und beurtheilt daher manche Charaktere sehr ungerecht, weil man alle Menschen für gesund nimmt und von ihnen verlangt, daß sie sich auch in solcher Weise betragen sollen." Herder's Mismuth nahm begreiflicherweise, je mehr die Cur sich in die Länge dehnte und je mehr die Hoffnung auf einen günstigen Erfolg schwand, nur zu; endlich mußte man, da die künstliche Thränenrinne sich nicht bilden wollte, die Wunde zugehen lassen, damit das Uebel nicht ärger werde. Hatte Goethe die Standhaftigkeit, welche

Herder bei der Operation unter solchen Schmerzen bewies, bewundern müssen, so hatte für ihn „seine melancholische, ja grimmige Resignation in dem Gedanken, zeitlebens einen solchen Makel tragen zu müssen, etwas wahrhaft Erhabenes, wodurch er sich die Verehrung derer, die ihn schauten und liebten, für immer zu eigen machte. Dieses Uebel, das ein so bedeutendes Angesicht entstellte, mußte ihm um so ärgerlicher sein, als er ein vorzügliches Frauenzimmer in Darmstadt[25]) kennen gelernt und sich ihre Neigung erworben hatte."

Herder eilte nun, sobald als möglich von Strasburg fortzukommen und bei dieser Gelegenheit bewies Goethe von Neuem, daß bei ihm die Freundschaft kein leeres Wort sei. Herder befand sich in empfindlicher Geldnoth und nun erborgte Goethe eine Summe Geldes für ihn, die Herder auf einen bestimmten Termin wieder zu erstatten versprach. Die Zeit verstrich, ohne daß das Geld ankam und Goethe befand sich nun dem Geldleiher gegenüber selbst mehre Wochen lang in Verlegenheit. Endlich kam Brief und Geld, aber ersterer enthielt anstatt eines Dankes oder einer Entschuldigung lauter „spöttliche Dinge in Knittelversen, die einen Andern irre oder gar abwendig gemacht hätten;" aber Goethe rührte das nicht weiter, da er von Herder's Werth „einen so großen und mächtigen Begriff gefaßt hatte, der alles Widerwärtige verschlang, was ihm hätte schaden können." Herder's Mismuth fand, wie man sieht, außer in seinem Augenleiden und der getäuschten Hoffnung auf dessen Beseitigung, allerdings auch noch in dem Drucke seiner äußern Lage seinen Erklärungsgrund; aber damit läßt sich sein Verfahren gegen Goethe doch nicht entschuldigen, wenn man nicht etwa annehmen will, daß dieser durch gewisse selbstbewußte, die Bedeutung, welche er auf seinen Freundschaftsdienst legte, verrathende Aeußerungen und Mienen ihm doch die Annahme des Darlehens drückend gemacht und zu jenen Anzüglichkeiten Anlaß gegeben habe.

Bei Jung-Stilling, Salzmann und namentlich Herder lernte Goethe nach seiner Art sicherlich mehr als in den Vorträgen der Professoren. Doch verschmähte er auch diese nicht. Seiner eigentlichen Fachwissenschaft, der Jurisprudenz, die für einen so universellen, innerlich arbeitenden Geist wie Goethe auch nichts Fesselndes haben konnte, widmete er freilich auch in Strasburg nur halben Eifer. Dagegen wohnte er, noch besonders angeregt durch die Gespräche seiner Tischgenossen, die meist Medieiner waren, dem Clinicum des ältern Ehrmann und sogar den Vorlesungen des jüngern über Entbindungskunst bei und hörte Vorlesungen über Chemie und Anatomie, letztere nicht blos weil für ihn das Studium des menschlichen Körpers an sich Interesse hatte, sondern weil er zugleich seinen Abscheu vor widrigen Gegenständen zu überwinden hoffen durfte. Wenn Goethe selbst sagt: „Auf philosophische Weise erleuchtet und gefördert zu werden, hatten wir keinen Trieb und Hang," so meint er damit wol, daß er sich in kein einseitiges philosophisches System habe einfangen lassen, denn wie aus seinen „Ephemeriden. Was man treibt, heute dies und morgen das. 1770"[26]) hervorgeht, so hat sich Goethe in Strasburg mit der Lecture der Schriften angesehener Philosophen allerdings beschäftigt. Der rohe, gespenstische, nach seiner Meinung mehr abgeschmackte und lächerliche als gefährliche Materialismus, der in Holbach's damals grade Aufsehen erregenden „Système de la nature" gepredigt wurde, widerte ihn an; aber auch die Versuche, sich im Verkehre mit frommen Conventikeln in das Gebiet des religiösen Spiritualismus zu erheben, wollten nun nicht mehr glücken; er fand diese Leute langweilig, „die mit der ersten Religionsempfindung auch den ersten vernünftigen Gedanken dachten und meinen, das wäre Alles, weil sie sonst Nichts wissen." Er fand hier nur einen todten Glauben, nicht den lebendigen seiner Klettenberg, mit der er übrigens den Briefwechsel noch fortsetzte, und Jung-Stilling's. Das Zeichnen und Kupferstechen ließ er, wie es scheint, hier gänzlich liegen, dagegen wandte er sich wieder der Musik zu, nahm wenigstens, um auch dies nicht unversucht zu lassen, Unterricht auf dem Violoncell. Dabei war er bemüht, durch allerlei Uebungen seinen Körper zu kräftigen und geschmeidig zu machen; er übte sich mit den Universitätsfreunden im Fechten, ritt mit Leidenschaft und nahm wieder Lectionen im Tanzen, diesmal bei einem französischen Tanzlehrer, zwischen dessen zwei Töchtern er, nach seiner Erzählung, etwa wie Fernando in seiner spätern „Stella" zwischen den ihn liebenden zwei Frauen gestanden haben will. Dieses Verhältniß, von Goethe übrigens reizend geschildert, möchte vielleicht zu den Episoden gehören, die mehr „Dichtung" als „Wahrheit" enthalten und auf die daher um so weniger Werth zu legen ist, da dieses Abenteuer, mag es sich nun wirklich so begeben haben oder von Goethe novellistisch zugerichtet sein, auf seinen weitern Lebensgang oder seine dichterische Entwickelung keinen irgend nachweisbaren Einfluß geübt hat.

Dagegen rief das innigzarte Liebesverhältniß des jungen Goethe mit Friederike Brion, bekannter unter dem Namen der Friederike von Sesenheim, einen ganzen Liederfrühling in seinem Herzen hervor; diesem Verhältnisse verdankt die teutsche Literatur eine Reihe der zartesten und lieblichsten Lieder, welche sie überhaupt besitzt und die entweder schon in Strasburg und Sesenheim oder erst später entstanden, aber als Nachklänge dieser seligen Zeit zu betrachten sind. Im Uebrigen schildert Goethe diese Liebesepisode in „Dichtung und Wahrheit" so reizend und namentlich die ersten Momente der Bekanntschaft so ausführlich, daß man in der Hauptsache auf diese Quelle verweisen muß. Friederike war die zweite Tochter des Pfarrers Johann Jacob Brion zu Sesenheim, einem nahe bei Drusenheim, sechs Stunden von Strasburg gelegenen Dorfe. Er machte die Bekanntschaft dieser liebenswürdigen gastfreundlichen Familie in der ersten Hälfte des Octobers 1770. Friederike bezauberte

25) Karoline Flachsland, Herder's spätere Gattin.

26) Siehe A. Schöll, Briefe und Aufsätze von Goethe S. 63—140.

das für weibliche Schönheit so empfängliche Herz des jungen Dichters gleich bei ihrem ersten Erscheinen durch ihre unvergleichliche Anmuth und Lieblichkeit und auch Friederike, erst 16jährig, gab sich der gewinnenden Persönlichkeit des jungen Goethe mit vollem Herzen hin. Gleich am zweiten Tage erzählte er in einer geräumigen Laube, in der sich später die Liebenden noch öfter zusammengefunden haben mögen, das von ihm aus dem Stegreif erfundene und erst in spätern Jahren von ihm niedergeschriebene „Märchen von der neuen Melusine," das den kleinen Kreis seiner Zuhörer und Zuhörerinnen und namentlich Friederike in Entzücken versetzte und ihr auch von den geistigen Gaben des liebenswürdigen Gastes sofort eine hohe Meinung beibrachte. Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Durch solche Darstellungen, die mich gar Nichts kosteten, machte ich mich bei Kindern beliebt, erregte und ergötzte die Jugend und zog die Aufmerksamkeit älterer Personen auf mich. Nur mußte ich in der Societät, wie sie gewöhnlich ist, solche Uebungen gar bald einstellen und ich habe nur zu sehr an Lebensgenuß und freier Geistesförderung dadurch verloren; doch begleiteten mich jene beiden älterlichen Gaben durchs ganze Leben, mit einem dritten verbunden, mit dem Bedürfnisse, mich figürlich und gleichnißweise auszudrücken."

Nach Strasburg zurückgekehrt, empfand er eine große Leere: „Strasburg ist mir noch nie so leer vorgekommen als jetzt," schreibt er in seinem ersten Briefe an Friederike. Er schickte ihr Bücher in Begleitung freundlicher Worte und wurde nicht müde, sich die Vorzüge ihres holden Wesens ins Gedächtniß zurückzurufen. Im November und während des Winters machte er häufig Ritte nach Sesenheim hinaus, mitunter in der Nacht, um mit Morgengrauen bei seiner Geliebten einzutreffen. Einen solchen Nachtritt schildert das allerdings wol erst später gedichtete Lied: „Es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde!" In der Zwischenzeit wanderten mit Briefen und Geschenken auch kleine „poetische Herzensergüsse" (worunter das Liedchen „Kleine Blumen, kleine Blätter") nach Sesenheim hinüber.

Im Frühlinge war ein Fest im Brion'schen Hause, zu dem auch Goethe geladen wurde und dem sich eine Reihe seliger Tage anschlossen; denn er hatte sich, von Friederike dazu eingeladen, auf einen längern Aufenthalt in Sesenheim eingerichtet. Man gestattete den beiden jungen Leuten den vertrautesten Umgang, einsame Spaziergänge, deren Ziel besonders häufig ein Wäldchen war, welches von den Bauern „Nachtigallwäldel" genannt wurde. Hier war es auch, wo Goethe sich die erste „herzlichste Umarmung" gestattete und beide junge Leute einander die Versicherung gaben, daß sie sich „von Grund aus liebten." Beim Abschiede gab sie ihm diesmal öffentlich, wie andern Freunden und Verwandten, einen Kuß, worüber er sich „recht glücklich" fühlte. Nach seiner Rückkehr nach Strasburg trat wieder der frühere Verkehr durch Briefe ein; indessen scheint Goethe sich um diese Zeit fast mehr in Sesenheim als in Strasburg selbst aufgehalten zu haben, wie aus seinen eigenen Worten in „Dichtung und Wahrheit" hervorzugehen scheint: „da ich meiner wunderlichen Studien und übrigen Verhältnisse wegen doch öfters nach der Stadt zurückzukehren genöthigt war" u. s. w. Unter diesen Umständen ist es erklärlich, daß, wie er selbst erwähnt, die Lust zu dichten, die er vor seiner Bekanntschaft mit Friederike „lange nicht" gefühlt hatte, mit größter Lebhaftigkeit wieder hervortrat. Er selbst erzählt: „Ich legte für Friederiken manche Lieder bekannten Melodien unter. Sie hätten ein artiges Bändchen gegeben, wenige davon sind übrig geblieben, man wird sie leicht aus meinen übrigen herausfinden." Einmal machte Friederike in Begleitung ihrer Mutter und ältern Schwester einen Besuch in der Stadt, der länger dauerte als beabsichtigt war. Bei dieser Gelegenheit scheint ihn zuerst ein gewisser Ueberdruß an dem Verhältnisse angewandelt zu haben, da Friederike zu den weiblichen Personen gehörte, die sich besser im Freien als im Zimmer ausnehmen, ihre ältere Schwester aber in die städtische Umgebung gar nicht paßte und als die Hilfsquellen der Unterhaltung, „die auf dem Lande so ergiebig sind," in der Stadt bald versiegten, „nach und nach ganz aus der Fassung kam." Allmälig fing ihn sein leidenschaftliches Verhältniß zu Friederike zu „ängstigen" an; doch konnte er nicht umhin, Friederiken vor seiner Abreise von Strasburg noch einmal zu sehen. „Es waren peinliche Tage, deren Erinnerung mir nicht geblieben ist," erzählt Goethe. „Als ich ihr die Hand vom Pferde reichte, standen ihr die Thränen in den Augen und mir war sehr übel zu Muthe." Friederike hatte sich sicherlich immer gleich freundlich, gleich liebenswürdig, gleich anmuthig gezeigt, aber sie gewährte ihm keine Abwechselung, ihre Einfachheit und Natürlichkeit war lieblich, aber einförmig; er vermochte ihr keine neue, originelle Seite abzugewinnen, die auf ein tieferes geistiges Leben bei ihr gedeutet hätte. Man fühlt seinen ganzen Zustand heraus, wenn er einmal zur Zeit seines scheinbar höchsten Liebesglückes an Salzmann schreibt: „Der Zustand meines Herzens ist sonderbar . . . Die angenehmste Gegend, Leute, die mich lieben, ein Cirkel von Freunden! Sind nicht die Träume meiner Kindheit alle erfüllt? frage ich mich manchmal, wenn sich mein Aug' in diesem Horizonte von Glückseligkeit herumweidet. Sind das nicht die Feengärten, nach denen du dich sehntest? — Sie sind's, sie sind's. Ich fühl' es, lieber Freund, daß man um kein Haar glücklicher ist, wenn man erlangt, was man wünschte. Die Zugabe! die Zugabe! die uns das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt! Lieber Freund! es gehört viel Muth dazu, in der Welt nicht mismuthig zu werden." Schaefer bemerkt hierzu: „Die Zugabe war die Erkenntniß, daß diese Liebe nicht im Stande sei, der Lebensinhalt für seinen hochstrebenden Genius zu sein."

Sittliche Rigoristen haben hiervon Anlaß genommen, den jungen Goethe des Egoismus, der Liebloſigkeit, der Unbeständigkeit zu zeihen, ja sogar in seinem spätern Verhältnisse zu Christiane Vulpius die Strafe und Rache des Schicksals für diesen Vertrauensbruch zu erblicken. Ihn selbst überschlich, nach seinem eigenen Geständnisse, ein gewisses Gefühl der Reue. Er hatte

nicht den Muth gehabt, ihr bei seinem Abschiede in Sesenheim zu erklären, daß dies ein Abschied für immer sei; erst von Frankfurt aus schickte er ihr seinen „Abschied" schriftlich zu. „Die Antwort Friederikens zerriß mir das Herz" gesteht er und er fährt fort: „Ich fühlte nun erst den Verlust, den sie erlitt und sah keine Möglichkeit, ihn zu ersetzen, ja nur ihn zu lindern . . . Gretchen hatte man mir genommen, Annette mich verlassen, hier war ich zum ersten Male schuldig; ich hatte das schönste Herz in seinem Tiefsten verwundet, und so war die Epoche einer düstern Reue, bei dem Mangel einer gewohnten, erquicklichen Liebe, höchst peinlich, ja unerträglich. Aber der Mensch will leben" u. s. w. Doch trotz seiner „düstern Reue" versuchte er keinen Schritt zur Wiederannäherung, die unter diesen Umständen sicherlich leicht herbeizuführen gewesen wäre; er billigte also bei näherer Prüfung seinen frühern Entschluß. Es ist dies doch eine jener Angelegenheiten des Privatgewissens, über die kein Zweiter zu urtheilen hat. Wäre er 10 oder 20 Jahre älter gewesen, so würde er, dem es an Treue des Gemüthes und an Pflichtgefühl wahrlich nicht fehlte, wol anders gehandelt haben. Aber er war noch jung; die Welt stand ihm offen; ein genialischer Drang bewegte ihn; er wollte sich so früh nicht binden und seinen Genius an eine Fessel schmieden, die ihn in der schönsten Zeit seines Lebens und Strebens gehemmt und beengt haben würde. Zu einem Verlöbnisse war es ohnehin nicht gekommen; er war nur der Liebhaber, aber nicht der erklärte Bräutigam Friederikens gewesen. Jedenfalls verdankt die Welt diesem Verlöbnisse die lyrische Vertiefung Goethe's und einen Strauß seiner schönsten Lieder.

Friederike selbst hat ihm sein Unrecht verziehen; ob sie in seinem Verfahren die Ausübung eines dem Genie zustehenden Privilegiums erblickte oder ob sie später einige Beruhigung in dem Gedanken fand, von einem inzwischen berühmt gewordenen Dichter geliebt worden und Gegenstand seiner Lieder gewesen zu sein, bleibe dahingestellt. Acht Jahre später, auf seiner Herbstreise nach der Schweiz, sah er sie wieder. Er fand sie „wenig verändert, noch so gut, liebevoll, zutraulich wie sonst;" er rühmte ihr nach, daß sie auch nicht durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken versuchte. „Die Alten," schrieb er nach dem Besuche an eine Freundin, „waren treuherzig; man fand, ich war jünger geworden. Ich blieb die Nacht und schied den andern Morgen bei Sonnenaufgang, von freundlichen Gesichtern verabschiedet, daß ich nun auch wieder mit Zufriedenheit an das Eckchen der Welt hindenken und in Frieden mit den Geistern dieser Ausgesöhnten in mir leben kann." Der Dichter Lenz hatte sich nach Goethe's Abreise in Friederikens Neigung einzudrängen gesucht, war aber, obschon er sogar Selbstmordsgedanken affectirte, abgewiesen worden. Daß Lenz sich in seinen Briefen so anstellt, als sei er von ihr wiedergeliebt worden, ist natürlich nur eine Fiction, wie man sie von Lenz erwarten kann. Von Friederikens weitern Schicksalen sei hier nur erwähnt, daß sie sich in ihren spätern Jahren nach dem Tode ihrer ältern von Goethe öfter erwähnten Schwester, die an den Pfarrer Marr in Meißenheim (Großherzogthum Baden) verheirathet war, der Erziehung der von jener hinterlassenen Tochter widmete, nach deren Verheirathung sie bald darauf, im November 1813, starb, „bis zu ihrem Ende allgemein geliebt und als eine bereite Helferin und Wohlthäterin verehrt." Das Grab ihrer Schwester auf dem Kirchhofe zu Meißenheim ist mit einem Denksteine bezeichnet, Friederike ruht neben ihr [27]).

Befruchtete das Liebesverhältniß mit Friederike Brion das Gemüth des jungen Dichters, so blieb auch die Bekanntschaft mit dem schon genannten wunderlichen Dichter Jacob Michael Reinhold Lenz (der 1792 zu Moskau im Wahnsinne verstarb) für Goethe's Geist nicht ohne Frucht und zwar namentlich dadurch, daß ihm durch ihn auch für die quibbles in Shakespeare's Dramen Verständniß und Neigung eingeflößt wurde; denn Niemand war damals, wie Goethe selbst versichert, vielleicht fähiger als Lenz, „die Ausschweifungen und Auswüchse des Shakespeare'schen Genies zu empfinden und nachzubilden," wie dies auch seine Uebersetzung von „Love's labours lost," welche seinen „Anmerkungen übers Theater" beigefügt war, zur Genüge beweist. Die ganze Genossenschaft fand ihre Glückseligkeit darin, sich nun selbst in solchen Wortspielen und Narrenspossen zu versuchen, deren einige Goethe in „Dichtung und Wahrheit" mitgetheilt hat. Scherz und Lust walteten jetzt so über den Ernst vor, daß Goethe gesteht, er habe deshalb von einer in „so gestimmter und aufgeregter Gesellschaft" nach dem obern Elsaß unternommenen Fahrt „keine sonderliche Belehrung" zurückgebracht. Leider sind die vielen

27) Diese Angaben beruhen auf Mittheilungen, welche die Augsburger Allgemeine Zeitung im J. 1841 brachte und deren Verfasser sich bereit erklärte, sie durch urkundliche Beweise zu erhärten. Dem Biographen Goethe's, Schaefer, wurden diese Nachrichten übrigens durch einen nahen Verwandten Friederikens, dem Schaefer auch die Notiz über Friederikens Grab verdankt, ausdrücklich bestätigt. Vergl. über Friederike und die sesenheimer Episode Düntzer's Aufsatz „Goethe und Friederike" in den Blättern für literarische Unterhaltung. 1848. Nr. 92 und 96 und dessen „Frauenbilder;" ferner Stöber's Schrift: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim." Uebrigens ist dieses Liebesverhältniß zu vielen frivolen Erfindungen benutzt worden, die Andere dann gläubig oder böswillig nachgesprochen haben. Alexander Weill brachte im Jahrgange 1840 der „Zeitung für die elegante Welt" das noch von J. C. Kneschke in seinem 1857 erschienenen Buche „Goethe und Schiller in ihren Beziehungen zur Frauenwelt" wieder aufgefrischte Gerücht in Umlauf, daß in Strasburg ein Pastetenbäcker gelebt, welcher Goethe's und Friederikens Sohn gewesen und von seinem Vater vernachlässigt worden sei, auch daß Friederike später mit einem katholischen Pfarrer des Ortes, Rheinbold, vertrauten Umgang gehabt. Weill stützt sich dabei auf die Aussagen einer alten klatschhaften und boshaften Bäuerin, die Friederike noch gekannt haben wollte. Pfeiffer's Schrift „Goethe's Friederike" (1841) ist, wie das darin abgedruckte „Sesenheimer Liederbuch," eine arge Mystification, durch die sich selbst E. Boas (s. Nachträge zu Goethe's Werken. I. S. 9) täuschen ließ. Im J. 1859 erschien in Strasburg ein Schauspiel von Albert Grün, „Friederike," mit einem Facsimile Friederikens. Ueberhaupt scheint unter allen Liebesverhältnissen Goethe's dasjenige mit Friederike das meiste und allgemeinste Interesse erweckt zu haben, obschon die Gestalt Gretchens wol in einen noch poetischern Duft getaucht ist

kleinen Verse, welche der Gesellschaft bei jeder Gelegenheit entquellen und „die wol eine muntere Reisebeschreibung ausstatten konnten," wie Goethe bemerkt, verloren gegangen.

Trotz aller Zerstreuungen dieser aufgeregten Zeit hatte er doch, dem Verlangen seines Vaters entsprechend, zum Zwecke der Promotion eine Abhandlung vollendet und zwar über das, man möchte sagen, etwas seltsame Thema: „Daß der Gesetzgeber nicht allein berechtigt, sondern verpflichtet sei, einen gewissen Cultus festzusetzen, von welchem sich weder die Geistlichkeit noch die Laien lossagen dürften." Goethe versichert, daß er diese Arbeit fast ganz aus sich selbst geschöpft habe und daß, „da er das Latein geläufig sprach und schrieb," ihm die Zeit, die er auf die Abhandlung verwandte, sehr angenehm verflossen sei. Doch ging er sie noch mit einem tüchtigen Lateiner durch und so gerieth die Darstellung, „rednerisch genommen, nicht übel." Indessen war er fast froh, als der Dekan der Facultät zwar anerkannte, daß er sich der Facultät als einen „denkenden jungen Mann" gezeigt, aber auch auf das im Thema selbst liegende Bedenkliche der Arbeit hinwies und ihm rieth, statt über diese Dissertation, die er ja später in Druck geben könne, über Theses zu disputiren. Goethe setzte sich nun wieder mit seinem Repetenten zusammen, wählte mit ihm Theses aus, ließ sie drucken und die Disputation ging, unter Opposition seiner Tischgenossen, „mit großer Lustigkeit, ja Leichtfertigkeit vorüber," worauf ein „guter herkömmlicher Schmaus" die Feierlichkeit beschloß. Mit dem Titel eines Licentiaten zufriedengestellt, erlangte er die Doctorwürde erst in Frankfurt, wohin er nun zurückkehrte.

Sein Weg nach Frankfurt führte ihn über Mannheim, wo die im Antikensaale aufgestellten Abgüsse nach berühmten Statuen des Alterthums: Apoll von Belvedere, der sterbende Fechter, Castor und Pollux, Laokoon u. s. w. die tiefsten Eindrücke auf ihn machten und bei dem Anblicke der so „ungeheuern als eleganten" Acanthblätter an dem Abgusse eines Kapitäls der Rotonde sein „Glaube an die nordische Baukunst etwas zu wanken anfing." Von diesen erhebenden Eindrücken erfüllt, langte er „gesünder und froher" zu Hause an als das erste Mal, aber in seinem ganzen Wesen zeigte sich doch, wie Goethe selbst gesteht, „etwas Ueberspanntes, welches nicht völlig auf geistige Gesundheit deutete." Gleich Anfangs hatte die Mutter wieder etwas zu „vertuschen." Goethe hatte nämlich den abenteuerlich-poetischen, für ihn aber charakteristischen Einfall gehabt, einen harfespielenden Knaben, der ihm besonders wohl gefiel, zu sich nach Frankfurt einzuladen und ihm zu versprechen, daß er ihm Wohnung geben und Förderung angedeihen lassen wolle. Die Mutter hielt es nun begreiflicherweise für nicht sehr zweckmäßig, diesen „musikalischen Meßläufer" in ihr Haus aufzunehmen, sondern brachte ihn im Stillen in der Nachbarschaft unter. Die Förderung, welche Goethe dem Knaben angedeihen ließ, hatte keinen sehr günstigen Erfolg, denn der Harfenspieler wurde zwar „größer und tölpischer," machte aber in seiner Kunst keine sehr erfreulichen Fortschritte. Inzwischen fand er seinen Vater, wie es scheint, zufriedener als sonst, „behaglich wie einen, der trotz aller Hindernisse und Verspätungen seine Pläne durchsetzt." Es gewährte dem Vater, der kein Pedant im gewöhnlichen Sinne war und auf die hervorragenden geistigen Gaben seines Sohnes offenbar große Stücke hielt, Freude und Unterhaltung, die von diesem im Elsaß verfaßten kleinen Gedichte, Aufsätze, Reisebemerkungen u. s. w. zu rubriciren und zu ordnen, wobei er den jungen Dichter, der sich unter seinen Händen recht eigentlich zum Schriftsteller ausbildete, dazu anhielt, diesen Jugenderzeugnissen die letzte Feile zu geben. Er war glücklich in der Erwartung, „daß des Sohnes bisher unüberwundene Abneigung, etwas dieser Dinge gedruckt zu sehen, sich nächstens verlieren werde." Auch in dem weiblichen Cirkel seiner Schwester behagte sich der junge Goethe; denn diese hatte einen Kreis von „verständigen und liebenswürdigen" Frauenzimmern um sich versammelt und herrschte über sie alle, „indem ihr Verstand gar Manches übersehen und ihr guter Wille Vieles ausgleichen konnte."

Bedeutsamer und einflußreicher wurde für Goethe seine Bekanntschaft mit dem literarischen Kreise, der sich in Darmstadt, wo die vortreffliche Landgräfin Karoline den Sinn für Literatur pflegte, gebildet hatte und in welchen er durch die Brüder Schlosser eingeführt worden war. Die Seele dieses literarischen Kreises war der landgräfliche Kriegszahlmeister und spätere Kriegsrath Johann Heinrich Merck, ein angenehmer, geistreicher Gesellschafter, ein im Grunde braver, edler, zuverlässiger Mann, aber dabei skeptisch, gallig und bitter, selbst hämisch, von Swiftischer Laune, durch seinen Widerspruchsgeist nicht selten verletzend, von der Mephistopheles-gattung der Behrisch und Hüsgen. Für Goethe war aber sein Einfluß sicherlich sehr heilsam und fördernd. Merck erkannte und würdigte das große Talent Goethe's vollkommen; aber mit dem ihm eigenen scharfen Blicke übersah er auch die Gefahren, die seinem bisher unstät hin- und herfahrenden Genie drohten und wie er auf der einen Seite den Freund dazu antrieb, sich zu etwas Großem, Ganzem zusammenzuraffen, und sein Selbstvertrauen zu heben, sein Genie in die ihm angemessensten Bahnen zu lenken suchte, so ließ er es auf der andern Seite, selbst auf die Gefahr hin, ihm augenblicklich wehe zu thun, nicht an der schärfsten und beißendsten Kritik fehlen, wo ihm Goethe's Genie auf Abwege zu gerathen schien; er hielt es für nöthig, Goethe's von Zeit zu Zeit doch auch hervortretende Selbstgefälligkeit und Eitelkeit zu demüthigen, wenn sich derselbe grade auf Nichtigkeiten und bloße Spielereien allzu viel zu Gute thun mochte [28]).

Es war namentlich das Haus des Geheimraths von Hesse, Ministers des Landgrafen, wo sich ein literarischer Kreis gebildet hatte, wo Professor Petersen, Rector Wenk und andere Einheimische verkehrten und durchreisende Notabilitäten, wie Gleim und Wieland,

28) Vergl. über Merck „Briefe an J. H. Merck von Goethe, Herder und Wieland und andern bedeutenden Zeitgenossen." Mit Merck's biographischer Skizze herausgegeben von Karl Wagner (1835); „Briefe an und von J. H. Merck," herausgegeben von demselben; „J. H. Merck, ein Denkmal," herausgegeben von A. Stahr (1840).

vorübergehend einsprachen. Auch hier traten, wie damals fast überall in Teutschland, geistreiche Frauen als Pflegerinnen der Literatur in den Vordergrund: die Geheimräthin von Hesse und deren Schwester, die geistreiche, ungemein lebhafte und empfängliche Karoline Flachsland, Herder's Braut, welche im Hause ihres Schwagers lebte und hier auch Goethe kennen lernte, dem sie in der That eine fast lebhaftere Neigung, als mit dem gemeinsamen Interesse an Poesie und Literatur vereinbar ist oder Goethe's Schilderung in „Dichtung und Wahrheit" vermuthen läßt, zugewandt zu haben scheint. Andere dichterische Anregungen verdankte er der Bekanntschaft mit den homburgischen Hofdamen Lila von Ziegler und ihrer Freundin von Roussillon (in seinen Gedichten „Urania" genannt). Indessen hat Goethe auf diese homburgischen Bekanntschaften in „Dichtung und Wahrheit" keinen besondern Werth gelegt, obschon Karoline Flachsland, wie aus einer Stelle in ihren Briefen hervorgeht, ihn im Verdachte hatte, in Beziehung auf Lila ernstliche Absichten zu hegen. Sie kannte Goethe's Eigenthümlichkeit noch nicht, womit er bei der Bekanntschaft auch mit diesen Damen sicherlich nur poetische Anregung suchte. Goethe gesteht selbst, es sei „nicht auszusprechen," wie sehr der darmstädter Kreis ihn belebt und gefördert habe. Gern habe man die Vorlesung seiner gefertigten oder angefangenen Arbeiten gehört, ihn aufgemuntert, wenn er offen und umständlich erzählt, was er eben vorgehabt, und ihn gescholten, wenn er bei jedem neuen Anlasse das früher Begonnene zurückgesetzt habe. Er fügt hinzu: „Faust war schon vorgerückt, Götz von Berlichingen baute sich nach und nach in meinem Geiste zusammen, das Straßburger Münster des 15. und 16. Jahrh. beschäftigte mich und jenes Münstergebäude hatte einen sehr ernsten Eindruck in mir zurückgelassen, der als Hintergrund zu solchen Dichtungen gar wohl dastehen konnte." Wie sehr ihn die Dramatisirung des Götz damals erfüllte, geht auch aus einem Schreiben hervor, welches er gegen Ende November 1771 an Salzmann richtete. Er versichert, diese Arbeit sei bei ihm eine Leidenschaft geworden, er könne „ohne das nicht sein" und er fährt dann fort: „Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und Alles vergessen werden; ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Teutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nöthig habe."

Gern flüchtete er aus der „Spelunke," wie er Frankfurt nennt, nach dem ihm lieb gewordenen Darmstadt, wo er hoffen durfte, mit den neuesten Erzeugnissen seiner Muse und namentlich bei Karoline Flachsland mehr Anklang zu finden, als dies in Frankfurt der Fall war. Ueber das Treiben in Darmstadt, über Goethe's damalige Art zu sein und über sein Verhältniß zu Herder's Braut enthalten die Briefe der Letztern an Herder einzelne interessante Mittheilungen [29]). Sie schreibt am 9. März 1772 an Herder: „Ich habe vor einigen Tagen Ihren Freund Goethe und Herrn Schlosser, von dem ich Ihnen schon geschrieben, kennen gelernt. Goethe ist ein gutherziger, munterer Mensch ohne gelehrten Zierrath und hat sich mit Merck's Kindern so viel zu schaffen gemacht und eine gewisse Aehnlichkeit im Tone der Sprache oder irgend etwas mit Ihnen, daß ich ihm überall nachgegangen .... Er hat sechs Monate in Straßburg mit Ihnen gelebt und spricht recht mit Begeisterung von Ihnen . . ." Anfang April schreibt sie, daß Freund Goethe wieder zu Fuße von Frankfurt herübergekommen sei, um Merck zu besuchen und daß sie alle Tage zusammen gewesen und in den Wald gegangen, auch zusammen beregnet worden seien. Dabei habe er einige der besten Scenen aus seinem „Gottfried von Berlichingen" vorgelesen. Goethe stecke voller Lieder. Eins von einer Hütte, „die in Ruinen alter Tempel gebaut," sei vortrefflich [30])! In einem Briefe vom 25. Mai schreibt sie von einigen „Empfindungsstücken von unserem großen Freunde Goethe," die derselbe an Lila (Lila von Ziegler) zum Anstheilen geschickt habe. Es sind die Gedichte „Elysium" und „Morgenlied," die, wie sie bemerkt, sich auf die Zeit bezögen, wo er Urania (Fräulein von Roussillon) und Lila in Homburg zum ersten Male vorgelesen. „Jetzt," fügt sie hinzu, „sitzt er in Wetzlar einsam und leer."

Im Spätherbste 1772 war Goethe wieder in Darmstadt. Am 27. Nov. schreibt sie: „Unser guter Goethe ist hier, lebt und zeichnet und wir sitzen beim Wintertisch um ihn herum und sehen und hören. Es ist bei Merck eine Akademie; sie zeichnen und stechen in Kupfer zusammen. Mir hat er ein Landschäftchen gezeichnet mit einem Bergschlosse und unten am Berge ein Dorf." Und am 5. Dec.: „Er denkt noch ein Maler zu werden und wir riethen ihm sehr dazu. Da ihm doch alle Tugenden fehlten, sagte er, so wolle er sich auf Talente legen." Es scheint ihr, als sei er „überhaupt etwas stiller und geläuterter geworden." In diese Zeit fällt auch das Gedicht „Felsweihegesang an Psyche," das besonders deshalb beachtet zu werden verdient, weil sich daran eine Mißstimmung zwischen Goethe und Herder erzeugte, die zwar von beiden für längere Zeit überwunden wurde, aber doch in einem Hauptpunkte die Verschiedenheit beider Naturen abermals hervortreten ließ. Dieses Gedicht wurde zuerst von Wagner aus Merck's Nachlasse mitgetheilt und von ihm auffallenderweise Herder zugeschrieben. Der später veröffentlichte Briefwechsel zwischen Herder und seiner Braut hebt aber jeden Zweifel, daß Goethe der Verfasser war und daß unter der Psyche (diesen Namen hatte ihr Leuchsenring gegeben) keine andere Person gemeint ist als Karoline Flachsland selbst. Herder fühlte sich durch dasselbe unangenehm berührt und antwortete mit einem Gedichte, welches ebenfalls in dem

29) Vergl. „Aus Herder's Nachlaß," herausgegeben von Düntzer und F. G. von Herder, 3. Bd.: „Herder's Briefwechsel mit Karoline Flachsland" (1856). Der erste Band enthält auch Goethe's Briefe an Herder.

30) Düntzer vermuthet, daß hier wahrscheinlich von einer ältern, schon in Straßburg entstandenen Gestalt des Gedichtes „Der Wanderer" die Rede sei.

angeführten Briefwechsel mitgetheilt ist. Man geht vielleicht nicht fehl, wenn man annimmt, daß der oft sehr enthusiastische Ton, womit Karoline Flachsland in ihren Briefen über den beiderseitigen Freund spricht, und überhaupt der intime Verkehr zwischen beiden bei Herder ein gewisses Misbehagen und eine gewisse Anwandlung von Eifersucht hervorgerufen habe. In dem Herder'schen Antwortgedichte figurirt Goethe als

— — — ein irrer Götzenpriester,
Der diesen Fels erstieg und ungeweiht ihn sang,
Und frecher Hand ihm ein den Namen zwang u. s. w.

Goethe schrieb hierauf an Herder: „So will ich Euch auch sagen, daß ich neulich über die Antwort auf die „„Felsweihe"" aufgebracht worden bin und habe Euch einen intoleranten Pfaffen gescholten" u. s. w. Auf diese Differenz bezieht sich wol auch die Stelle in „Dichtung und Wahrheit": „Zwischen Herder und uns waltete ein gemüthlich literarischer Verkehr höchst lebhaft fort, nur Schade, daß er sich niemals ruhig und rein erhalten konnte. Aber Herder unterließ sein Necken und Schelten nicht." Bei alledem konnte doch Herder noch um jene Zeit an seine Braut schreiben: „Goethe liebe ich wie meine Seele," und ein andermal: „Goethe ist ein guter edler Junge mit vielem Gefühl und Uebergefühl;" und wie viel Goethe auf Herder's Urtheil gab, bezeugt seine Zuschrift an ihn, als er ihm das Manuscript seines „Götz" überschickte. Im Uebrigen ließ es Goethe, was er später vergessen zu haben scheint, an „Necken und Schelten" auch nicht fehlen. Ein von ihm verfaßtes Spottgedicht auf Herder ist verloren gegangen; erhalten hat sich nur Herder's Antwort darauf: „Eine Bildersabel für Goethe."

Noch enger wurden die frankfurt-darmstädtischen Literaturfreunde durch die „Frankfurter gelehrten Anzeigen" verbunden, deren Herausgabe Schlosser auf Merck's Anrathen im J. 1772 übernahm. Merck war dabei besonders thätig, aber auch die andern darmstädter Literaturfreunde, auch Herder, der im Jahre 1771 die Stelle eines Hofpredigers in Bückeburg übernommen hatte. Goethe steuerte Manches bei und übte und schärfte durch diese Beschäftigung sein Urtheil. In den von ihm gelieferten Recensionen steht Goethe ganz auf dem Boden der natürlichen Empfindung und in genialen Aphorismen — denn dies und keine eigentlichen Kritiken sind seine Recensionen — zieht er gegen jede Steifheit, Pedanterie und schematisirende Trockenheit wie gegen alle Arten des Mysticismus und Obscurantismus zu Felde. Goethe befand sich damals noch im Widerstreite der verschiedensten Einflüsse und Richtungen; denn während er in seinen Recensionen so gut wie die berliner Kritiker als Advocat des gesunden Menschenverstandes auftrat, spielte er doch wieder Sulzer sehr übel mit und eignete sich in seiner schon erwähnten Abhandlung „Von deutscher Baukunst D. M. Erwini a Steinbach," die er damals schrieb und einzeln drucken ließ, den dunkeln Styl Hamann's an. Er selbst gesteht, daß die darin niedergelegten Ansichten schon damals größere Wirkung gethan haben würden, wenn es ihm beliebt hätte, „sie klar und deutlich, im vernehmlichen Style" abzufassen; „so aber verhüllte ich," fährt er fort, „durch Hamann's und Herder's Beispiel verführt, diese ganz einfachen Gedanken und Betrachtungen in eine Staubwolke von seltsamen Worten und Phrasen und verfinsterte das Licht, das mir aufgegangen war, für mich und Andere." Doch seien diese Blätter im Ganzen gut aufgenommen und in dem Herder'schen Hefte „Von deutscher Art und Kunst" (1773) nochmals abgedruckt worden. Ueber abergläubische Gebräuche, z. B. über den in ** ausgehängten Rock Christi, der nur zum Unglück ein bloßer „Schlafrock" sei, spottet er in seinen Recensionen; recht und gut handeln gilt ihm im Grunde als die höchste Religion, und er ist der Ansicht, daß allzu strenge Religionsmoral Manchen zum Feinde der Religion gemacht, daß der strenge kranke Pascal derselben mehr geschadet habe als Voltaire, Hume, La Mettrie, Helvetius und Rousseau. Dabei beschäftigte er sich aber um jene Zeit eifrig mit Bibelstudien und mit der Prüfung der Bücher des neuen Testaments, wobei er schließlich zu dem Grundsatze gelangte: „Die Evangelisten mögen sich widersprechen, wenn sich nur das Evangelium nicht widerspricht." Man verdankt diesen Studien einige sehr schöne und interessante Blätter im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit," nur mag das, was er in diesen Blättern niedergelegt hat, zum großen Theil das Resultat späterer Beobachtungen sein. Von dem Eifer jedoch, womit er sich damals biblischen und theologischen Studien widmete, zeugen zwei kleine, 1773 erschienene Schriften: „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ** aus dem Französischen" und „Zwo wichtige bisher unerörterte biblische Fragen, zum ersten Mal gründlich beantwortet von einem Landgeistlichen in Schwaben," worin über die der Bibel gebührende Ehrfurcht, über Demuth und christliche Bruderliebe und über echte Toleranz in Glaubenssachen viel Liebenswürdiges gesagt ist. Vor der Welt und vor seinen darmstädter und frankfurter Freunden kokettirte er vielleicht ein wenig mit seiner Freigeisterei; in den oben genannten anonymen Schriften dagegen sagte er sich von den damaligen Aufklärungstheorien los. „Es ist nichts Jämmerlicheres," bemerkt er in der ersteren Schrift, „als Leute unaufhörlich von Vernunft reden zu hören, mittlerweile sie allein nach Vorurtheilen handeln" u. s. w. Ueber den religiösen Standpunkt, den Goethe noch später in Wetzlar einnahm, sprach sich Kestner in einer nachgelassenen Charakteristik Goethe's dahin aus: er sei nicht, was man orthodox nenne, jedoch nicht aus Stolz oder Caprice, um etwas vorstellen zu wollen; vor der christlichen Religion habe er Hochachtung, nicht aber in der Gestalt, wie die Theologen sie vorstellten; er glaube ein zukünftiges Leben, einen bessern Zustand.

Goethe's Recensionen enthalten manche Stellen, die für seine damalige Gesinnung und Denkart bezeichnend sind. Von teutschem Patriotismus wollte er zwar zu jener Zeit nicht viel wissen, und J. v. Sonnenberg's Buch: „Ueber die Liebe des Vaterlandes" veranlaßt ihn zu dem Ausrufe: „Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir wür-

den keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, darin zu liegen!" Dagegen zeigte er damals viel Sympathien für die untern Schichten des Volkes und tief empfand er die Ungleichheit, unter der sie leiden oder litten. Er tadelt an Wieland's „Goldenem Spiegel," den er sonst höchlichst lobt, daß er die menschlichen Verhältnisse in zu rosenrothem Lichte sähe; daß bei ihm die marmornen Nymphen, die Blumen und Vasen und Tapeten eine zu große Rolle spielten. „Welche Ungleichheit der Stände!" ruft er aus, „welcher Mangel, wo so viel Genuß, welche Armuth, wo so viel Eigenthum!" und im J. 1774 schrieb er an Schönborn in Algier, daß er bei Gelegenheit einer in der Judengasse ausgebrochenen Feuersbrunst „das gemeine Volk wieder näher kennen gelernt habe und aber und abermal vergewissert worden sei, daß dies doch die besten Menschen seien."

Noch in seinen spätern Jahren legte Goethe einiges Gewicht auf jene Recensionen, indem er in seinen „Tag- und Jahresheften" sagt: „Die Recensionen in den „„Frankfurter gelehrten Anzeigen"" von 1772 und 1773 geben einen vollständigen Begriff von dem damaligen Zustande unserer Gesellschaft und Persönlichkeit"[31]). Er verdankte unter Anderem den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" auch seine erste, ihm sehr bald liebgewordene Bekanntschaft mit dem Professor Höpfner in Gießen, bei dem er sich als Student und mit allen Manieren eines solchen einführte. Goethe liebte in seiner Jugend dergleichen Mystificationen. Friederike Brion stellte er sich zuerst in der schmucken Tracht eines jungen Landmanns vor.

Diese Jugendgeliebte konnte er noch lange nicht vergessen; aber er suchte, nach seiner alten Art, abermals Hilfe bei der Dichtkunst, die ihm bei der Niederkämpfung seiner reuigen Gefühle immer noch mehr Dienste leistete als seine theologischen Studien. „Ich setzte die hergebrachte poetische Beichte wieder fort, um durch diese selbstquälerische Büßung einer innern Absolution würdig zu werden. Die beiden Marien in „„Götz von Berlichingen"" und „„Clavigo"" und die beiden schlechten Figuren, die ihre Liebhaber spielen, möchten wol Resultate solcher reuigen Betrachtungen sein." Man muß freilich sagen, daß eine solche „selbstquälerische Buße" etwas bequem ist. Außerdem tummelte er sich tüchtig, bald zu Fuße, bald zu Pferde, unter freiem Himmel, um Beruhigung für sein Gemüth zu finden. Hierzu kam ihm die Lage von Frankfurt zu statten, „das zwischen Darmstadt und Homburg mitten inne lag, zwei angenehmen Orten, die durch Verwandtschaft beider Höfe in gutem Verhältnisse standen." Goethe versichert, daß er sich gewöhnt habe, auf der offenen Straße zu leben und wie ein Bote zwischen dem Gebirge und dem flachen Lande hin und her zu wandern, weshalb man ihn auch wol den „Wanderer" nannte. Unterwegs sang er sich „seltsame Hymnen und Dithyramben," darunter „Des Wanderers Sturmlied," das er selbst als „Halbunsinn" bezeichnet, welches er, unterwegs von einem schrecklichen Wetter überfallen, leidenschaftlich vor sich hingesungen habe. Im Winter wurde dem Eislaufe mit Leidenschaft gehuldigt; er hatte erst jetzt das Schrittschuhlaufen gelernt, angeregt durch die bekannte Ode Klopstock's, dem er dafür auch in „Dichtung und Wahrheit" in liebenswürdigster Weise seinen Dank ausgesprochen hat. Oft setzte er diese Uebung bis in die Nacht fort und seine immer geschäftig dichterische Phantasie belebte ihm dann die mondumstrahlte Gegend und das Gewölk mit Ossianischen Nebelgestalten.

Es war im Frühlinge 1772, als sich Goethe nach Wetzlar begab, um sich bei dem Reichskammergerichte mit dem teutschen Civil- und Staatsrechte bekannter zu machen. Die „dunkleren Jahrhunderte" der teutschen Geschichte hatten, wie er selbst bemerkt, von jeher seine Wißbegierde und Einbildungskraft beschäftigt, und da das Kammergericht doch auch in Folge des Landfriedens entstanden war, so konnte die Geschichte desselben für einen „bedeutenden Leitfaden durch die verworrenen teutschen Ereignisse gelten." Indessen gesteht er selbst, daß mehr die Lust, seinen „Zustand zu ändern," als der Trieb nach Kenntnissen ihn in diese Gegend geführt habe. In der That schienen das kleine „übelgebaute," obschon ganz angenehm gelegene Wetzlar, die damals grade stattfindenden Visitationen und die Beschäftigung mit der Abwickelung der angehäuften Processe, wie überhaupt mit dem monströsen teutschen Civil- und Staatsrechte sehr wenig geeignet zu sein, um einem rastlos ringenden Geiste von solchem Umfange und solcher Tiefe wie derjenige Goethe's irgend Befriedigung zu gewähren. Aber wo Goethe Individuen von irgend einer Besonderheit fand, da war auch ein Feld für ihn, zu studiren und psychologischen Stoff zu verarbeiten. Dem Aufenthalte Goethe's in Wetzlar verdankt die Welt seinen „Werther," der in und außerhalb Teutschlands als eine epochemachende Erscheinung begrüßt wurde, und außerdem die sehr instructiven Mittheilungen über das Reichskammergericht in „Dichtung und Wahrheit," die ein charakteristisches Bild von diesem ungeheuerlichen Institute geben, in welchem sich die ganze Verrottung und die complicirte, dabei aber lebensunfähige Maschinerie des alten Reichssystems in fast grotesken Zügen spiegelten. Die Zeit, die Goethe nicht den Menschen lebte, lebte er der Natur, deren geheimes Weben er auf einsamen Spaziergängen belauschte, namentlich in dem stillen, eine halbe Stunde von Wetzlar gelegenen Garbenheim (Wahlheim im „Werther"), seinem Lieblingsaufenthalte, wo von den Linden vor der Dorfkirche, unter denen er zu ruhen pflegte, die eine jetzt noch steht. Wie tief er in die Geheimnisse des stillen Naturlebens eindrang, beweisen die mannichfachen Naturschilderungen, welche, neben der psychologischen Entwickelung des Helden und seiner Geliebten, einen der Hauptreize dieses Romans bilden. Freilich belauschte er die Natur auch in jenen Momenten, in denen sie ihm als das „ewig verschlingende, ewig wiederkäuende Ungeheuer" erschien.

Auch in Wetzlar fand er, wie in Strasburg, eine Tischgesellschaft, der es an einer gewissen Originalität

31) Vergl. hierzu den Aufsatz des Verfassers: „Goethe als Recensent" im „Morgenblatt." 1844. Nr. 303—312.

nicht fehlte, wenn sie auch beiweitem nicht den gleichen geistigen und gemüthlichen Gehalt hatte. Man suchte sich die Zeit so gut zu vertreiben, wie man eben konnte, und war auf den Einfall gerathen, einen Ritterbund mit Heermeister, Kanzler, Staatsbeamten, Rittern zu bilden und sich in einem eigenthümlichen, Fremden meist unverständlichen Jargon von „Ritterausdrücken" zu unterhalten. Einem jeden war ein historischer Rittername mit einem Beinamen zugelegt und Goethe erhielt aus naheliegenden Gründen den Beinamen „Götz von Berlichingen der Redliche." Der braunschweigische Legationssecretair von Goué, „ein schwer zu entziffernder und zu beschreibender Mann," dem es nicht an Talenten mancher Art fehlte, der Graf von Kielmannsegge, der „ernsteste von Allen, tüchtig und zuverlässig," und der preußische Legationssecretair Ganz waren die hervortretendsten Mitacteure dieses „fabelhaften Fratzenspiels," das, wie Alles dergleichen, dem jungen Goethe Anfangs vielen Spaß machte. Schließlich aber wurde er dieses tollen Ritterwesens, in das sich noch ein seltsamer Orden, „welcher philosophisch und mystisch sein sollte," verschlang, denn doch überdrüssig, da sich hinter diesen mit möglichster Gravität betriebenen Ceremonien nicht der geringste ernste Zweck wahrnehmen ließ und er zog sich immer mehr von diesem possenhaften Wesen zurück, um sich auf den Umgang mit Wenigen zu beschränken.

Zu diesen Freunden oder Bekannten gehörte der drei Jahre ältere, damals bereits als geschmackvoller Dichter bekannte gothaische Legationssecretair Gotter, welcher Goethe zu manchen kleinern poetischen Arbeiten aufmunterte und mit ihm mehrmals die Idee zum „Faust" besprach, ohne daß Goethe dadurch Muth gewonnen hätte, schon jetzt an die Ausführung zu gehen. Mit dem Freunde Gotter's, dem braunschweigischen Gesandtschaftssecretaire Karl Wilhelm Jerusalem, Sohn des als Kanzelredner und theologischer Schriftsteller eines großen Rufes genießenden Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, braunschweigischen Abtes zu Riddagshausen, stand Goethe in keinem innigen Verkehre, obschon er ihn schon während seiner leipziger Studienzeit kennen gelernt und für den melancholischen und dabei hübschen blonden jungen Mann, der den Selbstmord von jeher mit einem Aufwande von sophistischen Gründen zu rechtfertigen pflegte, einige Sympathie empfunden hatte. Der tragische Ausgang des jungen Jerusalem ist bekannt. Einige Wochen nach Goethe's Abreise von Wetzlar, am 30. Oct. 1772, entleibte er sich durch einen Schuß mit einer jener verhängnißvollen Pistolen, die er sich unter einem durch Goethe's „Werther" bekannten Vorwande (das betreffende, im Originale wirklich noch vorhandene Billet ist im „Werther" buchstäblich abgedruckt, wie auch der Bericht über Jerusalem's Tod großentheils wörtlich in den Roman übergegangen ist) von dem hanoverschen Gesandtschaftssecretaire Johann Christian Kestner geliehen hatte. Dieser ist, freilich in sehr freier, dem poetischen Zwecke des Verfassers angemessener Copie, der Albert, wie dessen damalige Geliebte und spätere Gattin, Charlotte, Tochter des Teutsch-Ordensamtmanns Buff, die Lotte des Romans ist. Nimmt man hierzu noch Goethe selbst, der in der Person des Werther seine eigenen Liebesleiden in Scene setzte, so hat man die vier Hauptpersonen genannt, um die sich die Ereignisse des Romans gruppiren.

Albert-Kestner hat im Romane freilich auch die Rolle des pfälzischen Gesandtschaftssecretairs und Lotte die Rolle der Gemahlin desselben mit übernehmen müssen. Es wird nämlich versichert, daß Jerusalem zu dieser Dame eine leidenschaftliche Neigung gefaßt habe und daß dies ein Hauptmotiv zu seinem Selbstmorde gewesen sei; Goethe selbst bemerkt in „Dichtung und Wahrheit," daß Jerusalem's Tod durch die unglückliche Neigung zu der Gattin eines Freundes verursacht worden sei. Nach andern Berichten [32]) habe dazu, neben seinem melancholischen Temperamente, der Ehrgeiz Jerusalem's den Impuls gegeben. Ein wirkliches Liebesverhältniß zwischen Jerusalem und jener Dame habe nicht bestanden; aber ihr Gatte, dessen Eifersucht durch fremde Leute in Bewegung gesetzt worden, habe ihm, dem Gerüchte nach, jeden fernern Besuch verboten. Die nähere Ursache zu seinem Selbstmorde seien Verdrießlichkeiten gewesen, welche sein Beruf zu Wege brachte, indem er mit einem störrischen Vorgesetzten zu thun gehabt. Der von Goethe geschilderte Vorfall in der vornehmen Gesellschaft des Grafen C. habe, unter etwas abweichenden Umständen, wirklich stattgefunden; doch habe Jerusalem sich den Vorfall nicht so zu Herzen genommen, wie Goethe es darstelle. Man sieht, aus wie vielen verschiedenen wetzlarischen Geschichten und selbst Gerüchten Goethe die Elemente seines Romans gemischt, mit wie großer Freiheit er aber auch die Thatsachen behandelt und verschiedene Personen und Verhältnisse mit einander verschmolzen hat.

Diese dichterische Freiheit hat sich Goethe, wie er selbst gesteht, auch bei der Zeichnung der Heldin des Romans genommen; er habe sich, sagt er, erlaubt, „an der Gestalt und den Eigenschaften mehrer hübschen Kinder" seine Lotte zu bilden, „obgleich die Hauptzüge von der geliebtesten genommen waren." Das forschende Publicum habe daher Aehnlichkeiten von verschiedenen Frauenzimmern zu entdecken vermocht und den Damen sei es auch nicht ganz gleichgültig gewesen, für die rechte zu gelten. Diese „mehren Lotten," fährt er fort, hätten ihm „unendliche Qual" gebracht, weil Jedermann, der ihn nur ansah, „entschieden zu wissen verlangte, wo denn die eigentliche wohnhaft sei?" Goethe lernte Charlotte Buff zuerst auf einem auch im Werther geschilderten Balle in Wolpertshausen kennen und sofort gab sich der junge Dichter, den alle weiblichen Schönheiten Wetzlars kalt gelassen, dem Zauber ihrer anmuthigen Erscheinung hin. Es waren ja nicht die durch Geist, Körpergestalt, kokette Künste und hohe Bildung imponirenden, sondern vorzugsweise die durch einfache Anmuth, Naivetät und an-

32) Vergl. die Schrift: „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther's." (Frankfurt und Leipzig 1775.) Die Schrift erlebte rasch hinter einander zwei Auflagen, ein Beweis, welches Aufsehen der Roman in Teutschland erregte. Jerusalem wird aus Discretion in dieser Schrift immer nur Werther genannt.

spruchslose Gemüthlichkeit und Herzlichkeit ansprechenden Frauenzimmer, kurz die Mädchen von echt teutschem Typus, welche Herz und Auge des jungen Goethe zu fesseln pflegten. Sie gehörte, wie er selbst sagt, zu denen, „die, wenn sie nicht heftige Leidenschaften einflößen, doch ein allgemeines Gefallen zu erregen geschaffen sind." Er schildert sie als eine „leicht aufgebaute, mildgebildete Gestalt," als eine „gesunde, reine Natur," der „die daraus entspringende Lebensthätigkeit und eine unbefangene Behandlung des täglich Nothwendigen" gegeben gewesen sei. Er charakterisirt sie weiter: „Die heiterste Luft wehte in ihrer Umgebung. Ja, wenn es schon ein angenehmer Anblick ist zu sehen, daß Aeltern ihren Kindern eine ununterbrochene Sorgfalt widmen, so hat es etwas noch Schöneres, wenn Geschwister Geschwistern das Gleiche leisten." Man erinnert sich dabei der Scene im „Werther," welche Lotte im Kreise ihrer jüngern Geschwister schildert. Bald waren beide „bei einer ausgedehnten Wirthschaft, auf dem Acker und den Wiesen, auf dem Krautlande wie im Garten, unzertrennliche Gefährten." Wenn Kestner, ein Mann von einer „durchaus rechtlichen und zutraulichen Sinnesart," nicht durch seine Geschäfte, denen er mit Eifer oblag, abgehalten wurde, so war er „an seinem Theile dabei," und so lebten diese drei Menschen in seltener Vertraulichkeit und Innigkeit „den herrlichen Sommer hin, eine echt teutsche Idylle, wozu das fruchtbare Land die Prosa und eine reine Neigung die Poesie hergab."

Ueber das ganze Verhältniß gibt folgende Stelle aus einem Briefe Kestner's an einen Freund nähern Aufschluß: „Ob er (Goethe) gleich in Ansehnung Lottchens alle Hoffnung aufgeben mußte und auch aufgab, so konnte er mit aller seiner Philosophie und seinem natürlichen Stolze so viel nicht über sich erhalten, daß er seine Neigung ganz bezwungen hätte. Und er hat solche Eigenschaften, die ihn einem Frauenzimmer, zumal einem empfindenden und das von Geschmack ist, gefährlich machen können. Allein Lottchen wußte ihn so zu behandeln, daß keine Hoffnung bei ihm aufkommen konnte und er sie in ihrer Art zu verfahren noch bewundern mußte. Seine Ruhe litt sehr dabei; es gab merkwürdige Scenen, wobei Lottchen bei mir gewann und er mir als Freund auch werther werden mußte, ich aber doch manchmal bei mir erstaunen mußte, wie die Liebe so gar wunderliche Geschöpfe selbst aus den stärksten und sonst für sich selbständigen Menschen machen kann. Meistens dauerte er mich" u. s. w. Ob nicht aus diesen Zeilen Kestner's ein gewisser Stolz auf seinen Sieg über einen so genialen und liebenswürdigen Menschen wie Goethe und die Absicht spricht, Goethe gegen sich ein wenig in Schatten zu stellen, ob überhaupt Goethe's Leidenschaft so tief gewesen, als seine eigenen Schilderungen und dieser Brief Kestner's vermuthen lassen, ob er sich nicht vielmehr zu psychologischen und dichterischen Zwecken und namentlich durch Jerusalem's Tod angeregt mehr künstlich, freilich bis zur Selbsttäuschung, in die Empfindungszustände seines Werther versetzt habe, bleibe dahin gestellt. Goethe nahm kein zerrissenes Herz von Wetzlar mit fort und knüpfte sehr bald wieder neue Liebesneigungen in Frankfurt an. Auch Abeken bemerkt auf Grund einiger späteren Briefe Goethe's an Kestner, man könnte auf den Gedanken kommen, daß die Liebe Goethe's zu Lotte nicht so leidenschaftlich gewesen, als sie im „Werther" geschildert sei.

Indessen nahm dieses Verhältniß doch den jungen Goethe immerhin so sehr in Beschlag, daß der verständige Merck bei einem Besuche Wetzlars sofort einsah, sein Freund schwebe ernstlich in Gefahr. Er bemühte sich daher, Goethe's Neigung von Lotte auf eine Freundin derselben, die er ihm wegen ihrer junonischen Gestalt anpries, abzuleiten; als dies aber nicht gelang, überredete er ihn dazu, mit ihm in wenig Wochen in Coburg zu einer Rheinfahrt zusammenzutreffen, um ihn so von Wetzlar wegzuziehen.

Ohne Abschied zu nehmen, aber mit Zurücklassung von Briefen für Kestner und Charlotte, reiste Goethe am 11. Sept. von Wetzlar ab. „Goethe," heißt es in einem Tagebuchblatte Kestner's, „war sehr niedergeschlagen weggereist; ich brachte sein Billet an Lotte; es kamen ihr beim Lesen die Thränen in die Augen. Doch war es ihr lieb, daß er fort war, da sie ihm nicht geben konnte, was er mochte." Durch Briefe blieb er jedoch mit Kestner und seiner Verlobten in Verbindung; es sind jene Briefe, von denen selbst der nicht wenig strenge Beurtheiler des jugendlichen Goethe, Gervinus, bemerkt, daß sie „mehr als alles Andere das kindliche, unverdorbene und harmlose Gemüth Goethe's aufdecken, das Goethe edlen Anforderungen gegenüber entfaltete, und auch den vertrauensvollen, kühnen und doch gefaßten Muth aussprechen, mit dem Goethe damals der Welt entgegentrat, mit dem er Alle, die ihm entgegentraten, elektrisirte." Und grade dieser Lebensmuth, der ihm auch den Entschluß eingab, Wetzlar zu verlassen, zeichnet ihn ja vor Jerusalem wie vor dem Werther des Romans wesentlich und vortheilhaft aus.

Das schöne Lahnthal hinabwandernd und unter den heilsamen Einflüssen einer lieblichen und pittoresken Natur gesundend, langte er nach einigen Tagen in Ehrenbreitstein an, wo im Hause der Sophie von La Roche ein „Congreß, theils im artistischen, theils im empfindsamen Sinne gehalten werden sollte." Schaefer spricht die doch wol etwas gewagte Vermuthung aus, daß Frau von La Roche diese Zusammenkunft ästhetischer Kritiker zu dem Zwecke veranstaltet habe, eine öffentliche Empfehlung ihres damals von Wieland herausgegebenen Romans: „Geschichte des Fräuleins von Sternheim" einzuleiten; wobei er bemerkt: „Die Beurtheilung desselben in den „„Frankfurter gelehrten Anzeigen"" ist von Goethe's Hand." Zu diesem Congresse fand sich auch der bekannte Leuchsenring, später noch Merck mit seiner Gattin ein, sodaß es für Goethe an Belehrung und zerstreuender Unterhaltung nicht fehlte. Das Meiste, um ihn von seinen in Wetzlar erhaltenen Herzenswunden wiederherzustellen, that jedoch eine in Goethe aufkeimende Neigung zu der ältesten Tochter der La Roche, Maximiliane, später an den frankfurter Kaufherrn Brentano verhei-

rathet. Goethe bemerkt hierüber: „Es ist eine sehr angenehme Empfindung, wenn sich eine neue Leidenschaft in uns zu regen anfängt, ehe die alte noch ganz verklungen ist.“ Nur ist die Frage, ob denn von einer wirklichen „Leidenschaft“ die Rede sein könne, wenn sie nicht hindert, daß schon in so kurzer Zeit eine andere sie ablöst und in den Hintergrund drängt.

In Gesellschaft Merck's fuhr er nun in einem Boote rheinaufwärts und zeichnete während der Fahrt fleißig, um sich die „tausendfältigen Abwechselungen jener herrlichen Ufer fester einzudrücken.“ Wieder in seiner Vaterstadt angelangt, widmete er sich mit größerem Eifer als früher der juristischen Praxis, indem ihm unter Anderem von seinem nach des Großvaters Tode in den Rath getretenen Oheime Textor manche Sachen zugewiesen wurden, die man dem jungen Poeten glaubte anvertrauen zu dürfen. Der Vater, der an seinem Sohne, diesem „singularen“ Menschen, wie er ihn selbst in einem Briefe nannte, mit größerer Zärtlichkeit hing, als man wol gemeinhin angenommen hat, war froh, sich wieder an der Seite seines Sohnes in einer Thätigkeit zu sehen, die er lange entbehrt hatte, ging mit ihm die Proceßsachen durch und sah allem Uebrigen, was er trieb, gern nach „in der sehnlichen Erwartung, daß ich (bemerkt Goethe) nun bald auch schriftstellerischen Ruhm erwerben werde.“ Man erkennt hieran abermals, daß der Vater von den Talenten seines Sohnes nicht gering dachte und Großes von ihm erwartete.

Außer seiner Thätigkeit für die „Frankfurter gelehrten Anzeigen,“ für welche Goethe während des Winters eine Reihe von Recensionen lieferte, deren Geist und Tendenz schon oben charakterisirt worden, nahm seine Kraft namentlich die Ausarbeitung seines „Götz“ in Anspruch. Unter den Ermunterungen seiner Schwester brachte er die Arbeit in raschem Laufe zu Ende. Aber noch einmal, immer feilend, verwerfend, bessernd, schrieb er das Werk ins Reine, zögerte aber auch jetzt noch mit der Herausgabe, bis endlich Merck ihn dazu anspornte und überredete, dieses „seltsame und gewiß auffallende“ Werk auf eigene Kosten herauszugeben. Goethe sorgte für die Anschaffung des Papieres, Merck für den Druck. „Mir gefiel es gar nicht übel,“ erzählt Goethe, „meine wilde Skizze nach und nach in saubern Aushängebogen zu sehen: sie nahm sich wirklich reinlicher aus, als ich gedacht hatte.“ Das Aufsehen, welches das Werk machte, war allgemein; aber den pecuniairen Erfolg verdarb ein plötzlich erscheinender Nachdruck, sodaß Goethe als „Hanssohn, dessen Casse nicht in reichlichen Umständen sein konnte,“ höchst verlegen war, wie er nur das Papier bezahlen sollte. Der Enthusiasmus, welchen dieses Drama, das zwar Shakespeare'sche Einflüsse nicht verleugnen kann, aber doch dem Wesen nach so ganz teutsch und Goethisch ist, in den weitesten Kreisen erweckte, mußte ihn dafür entschädigen. Nicht nur näherten sich ihm wieder seine alten Freunde, die er durch dieses Anfangs auch von Herder in seinem Aufsatze über Shakespeare (1772) enthusiastisch begrüßte geniale Drama wahrhaft in Erstaunen setzte; auch neue Freundschaftsverbindungen waren die unmittelbare Folge der Veröffentlichung des „Götz.“ Mit den beiden Grafen Stolberg, mit Friedrich Ernst von Schönborn[33]) trat er in Briefwechsel, mit Klopstock sogar wurde eine Correspondenz eingeleitet, Boie besuchte ihn auf seiner Rheinreise, die Mitglieder des göttinger Hainbundes tranken auf Goethe's Gesundheit, während sie Wieland's „Idris“ und Bildniß verbrannten und das Goethe'sche Haus auf der Hirschgasse in Frankfurt wurde fortan ein Besuchsziel für alle literarischen Notabilitäten, welche durch Frankfurt kamen.

Auch zu satyrischen Dichtungen und Farcen fühlte sich Goethe's Jugendübermuth während seines Aufenthaltes in Frankfurt lebhaft angeregt. Zu dieser Gattung gehören unter Anderem seine Fastnachtsspiele: „Vom Pater Brey dem falschen Propheten,“ „Satyros oder der vergötterte Waldteufel“ und der „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen,“ worin er seinem genialen Uebermuthe dann und wann bis zur äußersten Grenze des Gestatteten den Zügel schießen ließ. In dem ersten persiflirte er namentlich Leuchsenring's Einmischung in Herder's Brautstand, indem derselbe unter der Maske süßlicher Empfindsamkeit sich in das Herz der Braut Herder's einzuschleichen und ihr die Treue ihres Verlobten verdächtig zu machen suchte, weil Herder, der inzwischen die Hofpredigerstelle zu Bückeburg angetreten hatte, mit der ihm eigenen Aengstlichkeit die Heirath länger hinausschob, als sich dies mit den Wünschen der leidenschaftlichen Karoline Flachsland vertrug. Der Pfaff darin repräsentirt die sich überall und besonders bei den Frauen einnistenden, dabei aber Intriguen und Zerwürfnisse stiftenden heuchlerischen Parasyten von der Gattung Leuchsenring's; der Dragonerhauptmann Balandrino ist Herder, Leonore Herder's Braut und der Würzkrämer Merck. Inzwischen, und zwar am 2. Mai 1773, hatte die Trauung Herder's mit Karoline Flachsland stattgefunden, aber noch im J. 1789 nahm es diese Goethe sehr übel, als dieser den Pater Brey unter seine Gedichte mit aufnahm. Auf ihre Frage, ob sie die Leonore so ganz gewesen sei? antwortete er jedoch: sie solle beileibe nicht so denken; der Dichter nehme nur so viel von einem Individuum, als nöthig sei, seinem Gegenstande Leben und Wahrheit zu geben; das Uebrige hole er aus sich selbst und aus dem Eindrucke der lebenden Welt[34]).

Die persönlichen Beziehungen in dem Fastnachtsspiele „Satyros“ findet selbst J. W. Schaefer, der doch so viel für die Aufdeckung solcher Anspielungen gethan, nicht ganz klar. Jedenfalls wird in dieser Posse, um mit Schaefer's Worten zu sprechen, „ein cynischer Anhänger des Rousseau'schen Naturzustandes vorgeführt, welcher das Volk mit dem Evangelium von der Seligkeit der goldenen Zeiten entzückt und sich, nachdem er Gott in ihren Vorstellungen beseitigt hat, als gottähnlichen Propheten verehren läßt, bis seine freche Gemeinheit seine

33) Vergl. Goethe's Briefe an ihn in der Schrift: „Schönborn und seine Zeitgenossen.“ (Hamburg 1836.)

34) Vergl. „Herder's Reise nach Italien. Herder's Briefwechsel mit seiner Gattin vom August 1788 bis Juni 1789.“ Herausgegeben von H. Düntzer und F. G. v. Herder. (Gießen 1859.)

Anhänger enttäuscht." Gervinus und Vilmar beziehen den Satyros auf Basedow, Riemer auf den abenteuerlichen Christoph Kauffmann; Th. Bergk dagegen spricht sich sehr entschieden dahin aus, daß im Waldteufel kein anderer als Heinse und zwar wie er leibt und lebt mit keckem, unübertrefflichem Humor geschildert sei; Hermes sei Fritz Jacobi, Eudora seine Gattin, Arsinoe und Psyche Jacobi's Schwestern Lene und Lotte. Das Stück gehöre deshalb auch nicht in das Jahr 1773, wie die Angabe in Goethe's Werken lautet, sondern es sei im Spätjahre 1774 nach der Rückkehr von der Rheinreise verfaßt [35]).

In dem mit den mannichfaltigsten Figuren belebten, „neueröffneten, moralisch-politischen Puppenspiele: Das Jahrmarktsfest zu Plundersweilern," das zugleich ein Abbild des großen bunten Lebensmarktes im Kleinen ist, sind ebenfalls viele persönliche Beziehungen verarbeitet. Goethe sagt davon: „Unter allen dort auftretenden Masken sind wirkliche, in jener (der von Goethe vorher geschilderten, in Gemeinschaft mit ihm Possen treibenden und einzelne Vorfälle dramatisirenden) Societät lebende Glieder, oder ihr wenigstens verbundene und einigermaßen bekannte Personen gemeint; aber der Sinn des Räthsels blieb den meisten verborgen, alle lachten und wenige wußten, daß ihnen ihre eigensten Eigenheiten zum Scherze dienten."

In seinem Uebermuthe ließ sich Goethe sogar dazu hinreißen, Wieland in der bei einer Flasche Burgunder in Einer Sitzung niedergeschriebenen Farce „Götter, Helden und Wieland" zu persifliren, weil er in den Noten zu seiner Shakespeare-Uebersetzung Manches an dem großen Briten zum Verdrusse Goethe's und aller jüngern Verehrer Shakespeare's gemäkelt und ferner sich dadurch „an den trefflichen Alten und ihrem höhern Style" versündigt hatte, daß er in der „Alceste" Helden und Halbgötter nach moderner Art gebildet. Auf den nicht sehr freundschaftlichen Rath von Lenz, dem er die Handschrift nach Strasburg geschickt, ließ Goethe diese kecke Improvisation sogar drucken, ein Unrecht, das er später bereute und durch einige versöhnliche und begütigende Worte, die er an Wieland richtete, wieder gut zu machen suchte. Goethe meint, er habe später erst eingesehen und erfahren, daß dies einer von Lenz' ersten Schritten gewesen, wodurch er ihm zu schaden und ihn beim Publicum in üblen Ruf zu setzen die Absicht gehabt. Indessen eine solche raffinirte Absicht ist denn doch wol Lenz kaum zuzutrauen. Aber wol gehörte Lenz zu jener Classe von Autoren, die, sich verkannt und zurückgesetzt haltend, an öffentlichen Skandalen und literarischen Zänkereien ihr Vergnügen haben und sie befördern, wie sie können, selbst zum offenbaren Schaden ihrer nächststehenden Freunde. Mit wie gutem, bei gereizten und namentlich teutschen Schriftstellern äußerst seltenem Takte Wieland die Sache behandelte, indem er die kleine Flugschrift „allen Liebhabern der pasquinischen Manier als ein Meisterstück von Persiflage und sophistischem Witze" im „Merkur" empfahl, ist bekannt; diese Empfehlung war die bitterste Strafe, die Goethe für seinen muthwilligen Streich treffen konnte.

Im Allgemeinen hatte Goethe ursprünglich bei allen diesen ausgelassenen Producten durchaus nicht die Absicht, sie drucken zu lassen; er ließ sie handschriftlich cursiren und zwar im nächsten Kreise, der sich dann aber immer mehr erweiterte. So war auch eine Abschrift von dem „Prolog zu Bahrdt's neuesten Offenbarungen" in die Hände von Bahrdt selbst gelangt. Auch dieser machte gute Miene zum bösen Spiel, besuchte Goethe von Gießen aus, zeigte sich scheinbar höflich und zutraulich, scherzte über den Prolog und wünschte ein freundliches Verhältniß. Die ausgelassensten und cynischsten von diesen Producten, die Goethe selbst als von „frecher Art" bezeichnet, sind gar nicht in die Oeffentlichkeit gekommen. Goethe selbst bemerkt: „sehr viele sind zerstoben und verloren gegangen, manche noch übrige lassen sich nicht wohl mittheilen." Einen Vorschmack davon geben uns aber wol die wenigen Fragmente, die aus der nach einem alten Puppenspiele entworfenen Posse: „Hanswursts Hochzeit," worin unter Anderem auch der sein betrügerisches Geschäft aufs Schnellste betreibende Nachdrucker Macklot schauerlich mitgenommen ward, in die Oeffentlichkeit gelangt sind. In seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt Goethe, daß letzteres Possenspiel heiter genug erschien, „weil die sämmtlichen teutschen Schimpfnamen in ihren Charakteren persönlich auftraten." Von dieser ausgelassenen Productionsweise endlich selbst übersättigt, wandte sich Goethe mit dem Beginne des Jahres 1774 wieder zu ernsteren Entwürfen und zur Darstellung tieferen Seelenlebens zurück.

Nachdem sich seine geliebte Schwester Cornelia mit dem jüngern Schlosser verheirathet hatte und mit ihm, der als Oberbeamter der Markgrafschaft Hochberg eine Anstellung in markgräflich badischen Diensten erhalten hatte, um die Mitte des Novembers 1773 nach Emmendingen abgereist war, folgte für Goethe eine stille, einsame Zeit, die aber für poetische Productionen günstig war. Im Frühlinge 1774 schrieb er das Trauerspiel „Clavigo," nachdem er an einem Gesellschaftsabende die vor Kurzem in die Oeffentlichkeit gelangte Denkschrift Beaumarchais' vorgelesen und seine liebenswürdige junge Freundin Anna Sibylla Münch ihn aufgefordert hatte, dieses Memoire in ein Schauspiel zu verwandeln. Daß ihm bei der Schilderung der Treulosigkeit Clavigo's, wie früher bei der Schilderung Weislingen's in „Götz," sein eigenes gegen Friederike begangenes Unrecht vorgeschwebt, daß er mithin auch dieses Stück sich zu einer Art „Buße" geschrieben hat, deutet er selbst an. Man kann „Clavigo" als eine Art Improvisation betrachten; denn während er sich grade bei seinen dramatischen Producten sonst zum Nachdenken und allseitigen Ueberlegen Zeit nahm, warf er dieses Drama seiner Versicherung nach in der kurzen Frist von acht Tagen hin und während er mit der Veröffentlichung des „Götz" lange gezögert hatte, ließ er „Clavigo" schon im August im Drucke erscheinen. Wahrscheinlich mochte er sich der Hoffnung hingeben,

35) Vergl. Theodor Bergk's Schrift: „Acht Lieder von Goethe." (Freiburg 1859.)

das Stück werde beim Publicum dieselbe freundliche Aufnahme finden, die es im Kreise seiner frankfurter Freunde und Freundinnen und namentlich auch bei seiner oben genannten Freundin, die wol für Goethe eine gewisse Zärtlichkeit fühlte und ernstliche Absichten bei ihm voraussetzte, bei der Vorlesung gefunden hatte. Wie sehr mochte ihn daher Merck's warnender Zuruf überraschen: „Solch einen Quark mußt du mir nicht schreiben; das können die Andern auch.“ Es ist auch nicht zu leugnen, daß sich zwar in einzelnen Scenen und namentlich in der Zeichnung des Carlos die Hand eines mit seinem Stoffe spielenden Meisters, im Ganzen aber auch an vielfältigen Spuren die Flüchtigkeit verräth, womit es gearbeitet ist.

Langsamer und bedächtiger arbeitete er an seinem „Werther,“ dessen erste Conception bereits in den Sommer 1773 fällt. Zwar versichert Goethe selbst in „Dichtung und Wahrheit,“ er habe den Roman „ziemlich unbewußt, einem Nachtwandler ähnlich“ und zwar in „vier Wochen“ geschrieben, aber wie er hinzufügt, „nach langen und vielen Vorbereitungen.“ Goethe, wie es scheint, liebte es, von seiner ihm sicherlich eigenen genialen „Naturgabe,“ rasch zu produciren, dem Publicum die ungewöhnlichsten Vorstellungen beizubringen. „Gewöhnlich schrieb ich Alles zur frühesten Tageszeit,“ berichtet er in seiner Autobiographie, „aber auch Abends, ja tief in der Nacht, wenn Wein und Geselligkeit die Lebensgeister erhöhten, konnte man von mir fordern, was man wollte; es kam nur auf eine Gelegenheit an, die einigen Charakter hatte, so war ich bereit und fertig.“ Aber er rechnet die Vorarbeiten, die ihm wenigstens seine größern Erzeugnisse kosteten, nicht mit und mit Recht bemerkt Schaefer: „Wenn an Goethe's Bericht, Werther sei in vier Wochen geschrieben, in denen er sich völlig isolirt und sich die Besuche der Freunde verbeten habe, etwas Wahres ist, so ist es auf die Epoche der letzten Vollendung zu beschränken.“ Der Roman „Werther,“ obschon in der Stimmung und im Colorit durchaus eins, besteht doch aus verschiedenen Einzelnheiten, Episoden, eigenen Goethe'schen Briefen und Tagebuchsblättern, die je nach Bedürfniß des Augenblickes schon vorher meist niedergeschrieben waren, die er nun aber während jener vier Wochen zu einem Ganzen verband und überarbeitete. Er selbst schreibt am 15. Sept. an Kestner, er arbeite an einem Romane, aber es gehe „langsam;“ und ihre Vollendung erhielt die Dichtung erst nach der Verheirathung der Marimiliane von La Roche im Februar und März des Jahres 1774. Auch ist J. W. Schaefer der Ansicht, daß wir in Lottens Verhältniß zu Albert an Maximiliane La Roche erinnert würden, die sich schon wenige Wochen nach ihrer Verheirathung mit Brentano nicht glücklich fühlte und nur noch im Umgange mit Goethe Trost und geistige Erhebung fand, ähnlich wie Lotte im Verkehre mit Werther. Ein anderes ehelliches Verhältniß, das auch keine sehr glückliche Zukunft in Aussicht stellte, war das seiner eigenen Schwester an der Seite Schlosser's, was Alles zu der Auffassung, in welcher Goethe Werther's und Lottens Verhältniß darstellt, das Seinige beitragen mochte. Goethe's eigene Angabe, er habe gleich in der ersten Aufregung, in welche ihn die Trauerkunde von des jungen Jerusalem Tode versetzt, den Roman ausgearbeitet, ist nicht richtig; es liegt eine längere Zeit dazwischen. Auch ließ Goethe das Manuscript seines Romans noch sechs Monate liegen, ehe er es zum Druck beförderte, ja er beabsichtigte, den Roman von Grund aus noch einmal umzuarbeiten; aber Merck schalt ihn deshalb mit „derben Ausdrücken“ und drängte zur Veröffentlichung.

Im October erschien „Werther“ bei dem Buchhändler Weygand in Leipzig, welcher ihn um ein Manuscript ersucht hatte und ihm ein Honorar zahlte, das doch, wie Goethe selbst bemerkt, nicht ganz durch die Schulden verschlungen wurde, die Goethe um des „Götz“ willen gemacht hatte. Die Wirkung des Buches, bemerkt Goethe, „war groß, ja ungeheuer, und vorzüglich deshalb, weil es in die rechte Zeit traf.“ Das bezeugen die zahlreichen Nachdrucke, die überall aufschossen, die vielen Nachbildungen, Parodien und Travestien (worunter die philisterhafte Travestie Nicolai's „Die Freuden des jungen Werther,“ den Goethe dafür in einem kleinen Spottgedichte „Nicolai auf Werther's Grabe“ persiflirte, „welches sich jedoch nicht mittheilen läßt“[36]) und das nicht übel gerathene Bänkelsängerlied: „Eine entsetzliche Mordgeschichte von dem jungen Werther“ von H. G. von Bretschneider, einem Freunde Nicolai's) wie die zahlreichen Uebersetzungen in fremde Sprachen[37]).

Empfindlicher als alle Parodien und Angriffe auf den sittlichen oder ästhetischen Werth des Romans, dem man fälschlich vorwarf, eine tendenziöse Apologie des Selbstmordes zu sein, trafen Goethe's Herz die Mißverständnisse, in die er durch ihn mit dem Kestner'schen Ehepaare gerieth. Auch nach der Verheirathung Kestner's mit Charlotte Buff war der Briefwechsel mit der frühern Herzlichkeit fortgesetzt worden und Goethe hatte daher nichts Eiligeres zu thun, als das erste oder eins der ersten Exemplare des „Werther,“ die er von Leipzig erhalten hatte, ihnen zuzuschicken, in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem heißt: „Du sollst's haben, Lotte, ich hab' es hundertmal geküßt, ich hab's weggeschlossen, daß es niemand berühre.“ Aber die Kestner'schen Eheleute, namentlich der Gatte, fühlten sich von der Art und Weise, wie hier, ihrer Ansicht nach, Goethe sie hingestellt hatte, aufs Tiefste verletzt. Man werde, schrieb Kestner an Goethe, in Werther's Lotte sein Weib finden, in der Lotte, an der er doch so Manches zu tadeln habe; und „das elende Geschöpf von einem Albert“ solle nun gar ihn darstellen. Goethe erwidert sofort: „Es ist geschehen, verzeiht mir, wenn Ihr könnt,“ und ferner: „Könntet Ihr den tausendsten Theil fühlen,

36) Von einer andern Spottdichtung auf Nicolai, die er in Form eines prosaischen Dialogs zwischen Lotte und Werther verfaßt habe, spricht Goethe in „Dichtung und Wahrheit.“ Die Originalschrift ist, wie Goethe mittheilt, verloren, eine Abschrift davon aber nicht angefertigt worden, was um so mehr zu bedauern, da Goethe selbst gesteht, daß er für dieses Product eine besondere Vorliebe gehabt habe. 37) Die neueste Zusammenstellung der Werther-Literatur findet man in J. W. Appell's fleißig zusammengestellter Schrift: „Werther und seine Zeit.“ (Leipzig 1855.)

was Werther tausend Herzen ist, Ihr würdet die Unkosten nicht berechnen, die Ihr dazu hergegeben habt . . . Ihr fühlt ihn nicht, Ihr fühlt nur mich und Euch und was Ihr angeklebt heißt — und trotz Euch und Andern eingewoben ist." Kestner besonders sucht er mit den Worten zu beschwichtigen: „Wenn ich noch lebe, so bist Du's, dem ichs danke — bist also nicht Albert!" Wie viel Anderes hätte Goethe noch zu seiner Entschuldigung anführen können! Wie viel verschiedene persönliche Verhältnisse hatte er nicht in „Werther" in einander gemischt! Wie viel Alberts gab es nicht in seiner nächsten Nähe, die ihm vorgeschwebt haben konnten! Wie viel Züge hatte er nicht zu der Zeichnung der Lotte auch von andern weiblichen Personen hergenommen! Wie wenig paßt von den Ereignissen des zweiten Theils des Romans auf seine eigene Existenz in Wetzlar und wie viel kleiner hatte er sich selbst überhaupt in der Person des Werther hingestellt, als er im Leben war und sich auch in Wetzlar bewiesen hatte [38]).

Kestner gab sich dann auch allmälig zur Ruhe und schon nach wenig Wochen schrieb er an seinen Freund Hennings: „Ich bin geneigt, ihm zu verzeihen; doch soll er es nicht wissen, damit er sich künftig in Acht nimmt. Lottens Portrait ist im Ganzen das von meiner Frau; Albert hätte ein wenig wärmer sein mögen. Der zweite Theil geht uns gar Nichts an." Aber eine gewisse Abkühlung des freundschaftlichen Verhältnisses war einmal eingetreten; man wechselte zwar noch Briefe bis zu Kestner's im J. 1800 erfolgten Tode, aber seltener und nicht mit derselben Herzlichkeit im Tone wie früher, obschon Goethe dem Kestner'schen Ehepaare fortdauernd die wärmste Theilnahme zollte und ihr unter andern die herzlichsten Worte widmete, als Kestner an seinem Vermögen beträchtliche Einbuße erlitten hatte. Noch einmal sah er seine Jugendgeliebte, Hofräthin Kestner, zwölf Jahre vor deren Tode, 1826, als sie nach Weimar gekommen war, um ihre daselbst verheirathete Schwester zu besuchen und er ließ es an Aufmerksamkeiten gegen sie nicht fehlen.

Um diese Zeit war übrigens Goethe's Geist so reich an den großartigsten dichterischen Plänen und Entwürfen wie selbst späterhin kaum je wieder. Es waren meist Aufgaben, an die sich die tiefsten metaphysischen und religiösen Fragen der Menschheit knüpfen. Gleichzeitig beschäftigten ihn, außer dem Plane zu einem „Cäsar," den er aber bald wieder fallen ließ, Faust, Mahomet, der ewige Jude und Prometheus. Von dem Faust waren einige der in den ältesten Drucken bekannt gewordenen Hauptscenen, wie z. B. der erste Monolog, Faust's Gespräch mit Mephistopheles und ein Theil der Scenen mit Gretchen wahrscheinlich bereits in diesem Jahre vollendet. Ueber die Pläne zum Mahomet, Ahasver und Prometheus berichtet er selbst in „Dichtung und Wahrheit," sodaß wir wenigstens in die Idee, die ihm bei diesen Plänen vorschwebte, einen Einblick haben. Aus diesen merkwürdigen Mittheilungen Goethe's und aus einigen mit jenen Plänen zusammenhängenden Fragmenten und lyrischen Ergüssen kann man schließen, was diese Dichtungen geworden sein würden, wenn er sie nach ihrer ganzen Anlage vollendet hätte und man kann nur bedauern, daß dies nicht geschehen ist, indem der Strudel der neuen Lebensverhältnisse, in den er sich durch seine bald darauf erfolgte Uebersiedelung nach Weimar versetzt sah, ihn diesen großartigen Plänen untreu machte. Von dem Mahomet hat sich nur die in Prosa geschriebene Eingangsscene und die unter der Ueberschrift „Mahomet's Gesang" bekannte Hymne erhalten. Letztere erschien schon in dem „Göttinger Musenalmanach" auf das J. 1774 als Wechselgesang zwischen Ali und Fatima. Goethe hatte sich zu dieser Dichtung durch Studien des Koran, den er stellenweise sogar übersetzt zu haben versichert, aufs Sorgfältigste vorbereitet. Von dem Ewigen Juden haben sich einige Bruchstücke erhalten, welche die von Goethe schon damals eingenommene oppositionelle Stellung gegen das klericale Christenthum darthun. Weiter gedich seine Bearbeitung der Mythe des Prometheus, mit dessen titanischem Trachten, der Menschenschöpfung des Zeus seine eigene gegenüber zu stellen und sich von jeder Autorität, auch der des höchsten Gottes, frei zu machen, er das seinige in gewissem Grade verwandt fühlen mochte. Die zwei vorhandenen Acte bilden ein Ganzes, doch deutet der Dichter selbst am Schlusse des ersten Abdruckes (1830) an, daß er eine Fortsetzung beabsichtigt habe. Der um dieselbe Zeit gedichtete und unter die lyrischen Gedichte aufgenommene Monolog des Prometheus, welcher, um mit Schaefer zu sprechen, „die Hauptgedanken des Prometheischen Krafttrotzes energisch zusammenfaßt," sollte nach Goethe's, von Schaefer übrigens Goethe zum Trotz bestrittener Angabe, den Anfang eines dritten Actes bilden [39]). Ueber die Entstehung des „Prometheus" bemerkt Goethe in „Dichtung und Wahrheit" unter Anderem: „Ich fühlte recht gut, daß sich etwas Bedeutendes nur produciren lasse, wenn man sich isolirt. Meine Sachen, die so viel Beifall gefunden hatten, waren Kinder der Einsamkeit . . . . Indem ich nun hierbei die Hilfe der Menschen abzulehnen, ja auszuschließen hatte, so sonderte ich mich, nach Prometheischer Weise, auch von den Göttern ab, um so natürlicher, als bei meinem Charakter und meiner Denkweise Eine Gesinnung jederzeit die übrigen verschlang und abstieß." Hatte ein tieferes Studium Spinoza's wesentlich dazu beigetragen, ihm diese Richtung auf Erörterung metaphysischer Fragen

38) Wichtig für das Verhältniß zwischen Goethe, Kestner und Lotte und für diese Werther-periode Goethe's überhaupt ist die Schrift: „Goethe und Werther. Briefe Goethe's, meistens aus seiner Jugendzeit, mit erläuternden Documenten." Herausgegeben von A. Kestner. (Stuttgart 1854. Zweite Aufl.) Sehr beachtenswerth ist auch die von A. Kestner, einem Sohne der Lotte Kestner, geschriebene Einleitung. Beigegeben ist u. A. ein Portrait Lottens und der verhängnißvolle Brief Jerusalem's wie Goethe's Abschiedsbrief an Lotte in Facsimile. Vergl. über diesen Briefwechsel die Aufsätze von B. R. Abeken in Nr. 43 u. 48 der „Blätter für literarische Unterhaltung" (1854) und uber die 2. Aufl. in Nr. 16 (1855).

39) Vergl. hierzu Düntzer's Schrift: „Goethe's Prometheus und Pandora" (1850).

zu geben, so gewann er bei deren formeller Behandlung immer mehr Einsicht in die Geheimnisse des künstlerischen Schaffens und, den philisterhaften Impulsen der Welt gegenüber, künstlerischen Selbstbewußtseins; tief empfand er namentlich das schmerzliche Misverhältniß zwischen dem, was das künstlerische Genie der Welt spendet und dem, was es von ihr zurückzuerhalten pflegt und so entstanden damals die Gedichte „Künstlers Morgen- und Abendlied," „Kenner und Künstler," „Künstler und Enthusiast," das kleine dramatische Gedicht „Künstlers Erdenwallen" u. s. w. Rechnet man hierzu die andern kleinen, aber vorzüglichen Sachen, welche (z. B. „Der König von Thule") um diese Zeit entstanden, so wird man sagen müssen, daß die Productivität, die Goethe damals entwickelte, eine wahrhaft erstaunenswerthe, das gewöhnliche menschliche Maß übersteigende war.

Goethe war schon jetzt und noch vor dem Erscheinen des „Werther" der Mann des Tages und Mittelpunkt der interessantesten persönlichen Beziehungen. Die berühmtesten Männer bemühten sich um seine persönliche Bekanntschaft und von Allen, welcher Richtung sie auch angehörten, lernte er immer in seiner Weise. Mit Lavater und Basedow fand er sich im Sommer auf jener Rheinreise zusammen, auf welcher er das ergötzliche Gedicht „Diner zu Coblenz" verfaßte, in dem er sich selbst als das „Weltkind" zwischen den beiden „Propheten" schildert. Von Lavater's Standpunkte hatte er sich zwar bereits mehr und mehr entfernt, aber die ganze Persönlichkeit und die Ueberzeugungstreue des Mannes zogen ihn doch unendlich an, während ihn Basedow zwar unterhielt, aber durch sein cynisches Betragen persönlich abstieß. Bei Friedrich Jacobi, dessen Gattin Betty, wie dessen Schwester Charlotte und liebenswürdige Tante Johanne Fahlmer er schon 1773 in Frankfurt kennen gelernt hatte, weilte er in Pempelfort, aufs Gastlichste aufgenommen, längere Zeit und verkehrte hier auch mit Wilhelm Heinse. Die Briefe beider Männer beweisen, welche fesselnde Gewalt Goethe über die Herzen der Menschen damals ausübte. „Ich kenne keinen Menschen in der ganzen gelehrten Geschichte," schreibt Heinse, „der in solcher Jugend so rund und voll von eigenem Genie gewesen wäre." Jacobi schreibt an Frau von La Roche: „Goethe ist der Mann, dessen mein Herz bedurfte, der das ganze Liebesfeuer meiner Seele aushalten, aushauern kann. Mein Charakter wird nun erst seine recht eigenthümliche Festigkeit erhalten ..... Der Mann ist selbständig vom Scheitel bis zur Fußsohle." Mit größter Zartlichkeit drückte sich auch Goethe, der in den ersten Augusttagen nach Frankfurt zurückgekehrt war, in seinem Briefe vom 13. Aug. gegen Jacobi aus, doch muß man dabei immer etwas der überschwänglichen Ausdrucksweise, die überhaupt damals Brauch war, auf Rechnung schreiben. Selbst der Patriarch der teutschen Dichtung, der Sänger der Messiade, Klopstock, verschmähte es nicht, sich in Goethe's väterlichem Hause gastfreundlich aufnehmen zu lassen, als er, der Einladung des Markgrafen Karl Friedrich von Baden folgend, über Frankfurt nach Karlsruhe reiste. Bei der Stellung, welche Klopstock damals in der literarischen Welt einnahm, bei der Verschiedenheit ihres Alters und ihrer Richtung in vaterländischen und namentlich religiösen Fragen, konnte es jedoch, wie sehr Goethe den Messiasdichter auch verehrte, zu einer innigern Annäherung zwischen beiden Dichtern nicht kommen. Doch begleitete Goethe Klopstock auch auf mehren Ausflügen, z. B. nach Darmstadt, auch noch eine Strecke auf seiner Weiterreise nach Karlsruhe. Das von Goethe selbst berichtete Zusammentreffen mit Klopstock in Karlsruhe stellt Schaefer in Abrede. Alle diese Bekanntschaften, zu denen auch die mit Klinger, mit Zimmermann und Salis gehört, haben Goethe zu den interessantesten Mittheilungen in „Dichtung und Wahrheit" Anlaß gegeben.

Entscheidend für das ganze Leben Goethe's sollte seine persönliche Begegnung mit den beiden weimarischen Prinzen Karl August und Constantin werden. Knebel, der als Erzieher des erstern neben dem Prinzenhofmeister Grafen von Görtz beide Prinzen auf einer Reise in die Rheingegenden und nach Frankreich begleitete, erschien am 11. Dec. bei Goethe und eröffnete ihm den Wunsch der Prinzen, seine Bekanntschaft zu machen. Goethe ließ sich ihnen vorstellen und der Umstand, daß grade der erste Band von Möser's „Patriotischen Phantasien" auf dem Tische lag, gab Goethe Gelegenheit, sich in einer Weise auch über praktische Fragen zu äußern, die für ihn das günstigste Vorurtheil erweckte[40]). Auch

40) August Diezmann theilt in seinem „Weimar-Album" (Leipzig 1859.) eine Reihe von bis dahin noch ungedruckten Briefen Siegmund's von Seckendorff mit, aus denen mit fast unumstößlicher Gewißheit hervorzugehen scheint, daß die Stellung, welche Goethe in Weimar einnahm, zuerst dem eben Genannten zugedacht war. Diezmann bemerkt über Karl August's Verhältniß zu Seckendorff: „Als Prinz schon hatte er sich den Freiherrn Siegmund von Seckendorff ersehen, der, 1744 in Erlangen geboren, von 1761 bis 1769 in sardinischen Militairdiensten gestanden und dieselben als Oberstlieutenant verlassen hatte. Bald nach seiner Rückkehr nach Teutschland lernte ihn Karl August kennen, dem er so wohl gefiel, daß er mit ihm über seinen Eintritt in den weimarischen Staatsdienst verhandelte und ihm das Versprechen abnahm, nach seinem (Karl August's) Regierungsantritte nach Weimar zu kommen. In die Zwischenzeit fällt aber der Beginn der Bekanntschaft des jungen Herzogs mit Goethe, der ihn noch mehr fesselte und den er um so lieber für seinen Dienst zu gewinnen wünschte, da sich ein vertraulich freundschaftliches Verhältniß zwischen ihm und dem Dichter bildete." Aus diesem eigenthümlichen Verhältnisse sei nun, da Goethe sich nicht sogleich zu der Annahme eines wichtigen Amtes in Weimar zu entschließen vermocht habe, ein ziemlich lange dauerndes Provisorium entstanden, „das Allen unbehaglich und lästig war." Seckendorff schreibt u. A. aus Weimar am 16. Jan. 1776: „Ich habe schon das Vergnügen gehabt, in meinem letzten Briefe Dir zu melden, daß die großen Unterhandlungen meinetwegen endlich dahin geführt haben, mich zum Kammerherrn zu machen; heute setze ich hinzu, daß der Herzog, dem ich ein Schreiben wegen der andern noch nicht erfüllten Bedingungen übergeben, mir zu wissen that, er werde 500 Thaler jährlich aus seiner Chatoulle mir zahlen lassen zu den 600, die mir als Kammerherrn zukommen. Was den Titel eines Geheimen Legationsraths betreffe, den man mir neben dem eines Kammerherrn geben sollte, so sei dies von ihm vergessen worden, und er bitte mich, ihm zu verzeihen und nicht darauf zu bestehen, weil es ihm in Verlegenheit Andern gegenüber bringen würde, die eben denselben oder einen ähnlichen Titel verlangten." Obschon hier Goethe, wahrscheinlich absichtlich, nicht genannt ist, so liegen doch die Beziehungen auf ihn nahe.

Knebel zeigte sich von dem jungen Dichter, „dem besten der Menschen," „dem liebenswürdigsten auf der Welt," ganz hingerissen. In den Tagen vom 13. bis 15. Dec. traf Goethe noch einmal mit dem Prinzen in Mainz zusammen und benutzte diese Zeit, mit Wieland durch einen an denselben gerichteten und von diesem freundlich erwiderten Gruß ein besseres Verhältniß herzustellen. Goethe's Vater, der stolze Reichsstädter, wollte freilich von diesen Beziehungen zu dem Prinzen nicht viel wissen und erwartete davon nichts besonders Ersprießliches für seinen Sohn; er suchte ihm fürstliche Freundschaften mit Dichtern verdächtig zu machen und verwies dabei besonders auf Friedrich's des Großen skandalöses Zerwürfniß mit Voltaire. Am liebsten hätte er wol seinen Sohn in seiner Nähe, wo möglich in Frankfurt selbst behalten. Auch sah er seinem inzwischen berühmt gewordenen Sohne jetzt Alles nach, selbst dessen Leichtgläubigkeit und mildthätigen Sinn, womit er an solche, welche sein Mitleidsgefühl zu erregen wußten, oft über sein Verhältniß Geld lieh und zu diesem Zwecke von begüterten Freunden, mit denen er darüber „in das unangenehmste Verhältniß" gerieth, borgen mußte.

Grade an dem ersten jener Tage, welche Goethe in Mainz zubrachte, am 13. Dec., verschied seine von ihm so innig verehrte Freundin von Klettenberg, ihrem Glauben treu bis zum letzten Hauche. Ueber seinen Aufenthalt in Mainz und über diesen Todesfall schrieb Goethe am 22. Dec. an Sophie von La Roche: „Ich war in Mainz! Dahin nachgereist Wieland's Prinzen, das ein trefflicher Mensch ist. Ich hab von da aus Wielanden geschrieben, es fiel mir so ein, hab auch eine Antwort erhalten, wie ich sie vorfühlte. Das ist was verfluchtes, daß ich anfange mich mit niemand mehr miszuverstehen ..... Meine Klettenberg ist todt, ehe ich eine Ahnung einer gefährlichen Krankheit von ihr hatte. Gestorben, begraben in meiner Abwesenheit, die mir so lieb, so viel war" [41]).

Friederike Brion war für ihn verloren, Charlotte Buff wie Maximiliane La Roche und seine eigene Schwester verheirathet, Fräulein von Klettenberg todt; aber es war ein Grundbedürfniß in der Goethe'schen Natur, sich einem weiblichen Wesen anzuschließen und durch weiblichen Umgang und Einfluß poetisch angeregt zu werden. Einen solchen Gegenstand fand er in Elisabeth (Lili) Schönemann, deren Mutter das Bankiergeschäft ihres Mannes nach dessen Tode fortsetzte und ein glänzendes Haus machte. Es kam bis zur Verlobung und unter dem Einflusse dieses Verhältnisses wurden die Singspiele „Erwin und Elmire," aus Goldsmith's „liebenswürdiger, im „Landprediger von Wakefield" eingefügter Romanze entstanden" und „Claudia von Villabella," auch mehre kleinere tief gefühlte lyrische Sachen wie „Neue Liebe, neues Leben" und „An Belinde" gedichtet.

Eine kleine dramatische Improvisation „Sie kommt nicht!" zu welcher Goethe durch das Ausbleiben Lili's bei einer Festlichkeit angeregt wurde, ist verloren gegangen.

In das Frühjahr 1775 fällt „Stella," ein „Schauspiel für Liebende," wie er es nannte, gegen das aber, wie gegen „Werther," nur in verstärktem Grade und mit größerem Rechte, Anstände vom sittlichen Gesichtspunkte erhoben wurden. Denn am Schlusse des Stückes, wie es ursprünglich war, erklären sich beide Frauen bereit, sich in den Besitz Fernando's zu theilen, durch welche allerdings höchst seltsame Lösung des Conflictes Goethe sich den Vorwurf zuzog, der Bigamie das Wort geredet zu haben. Er änderte daher später den Schluß des an falscher Empfindsamkeit leidenden und auch sonst schwächlichen Werkes dahin um, daß Fernando sich durch einen Pistolenschuß tödtet, allerdings das bequemste Mittel, den Verwickelungen ein Ende zu machen, welche Fernando's Selbstsucht und seine Charakterlosigkeit herbeigeführt haben. Eine peinliche Verlegenheit bereitete ihm das Erscheinen einer Farce „Prometheus, Deukalion und seine Recensenten," welche gegen die Ankläger des „Werther" gerichtet und worin auch Wieland, mit dem er sich eben ausgesöhnt hatte und der ihm befreundete Jacobi nicht geschont waren.. Die Hans Sachs'sche Manier, in welcher Goethe seine satyrischen Fastnachtsspiele geschrieben, war darin mit Glück und bis zur Täuschung nachgeahmt, weshalb man die Posse für ein von Goethe verfaßtes oder doch mitverfaßtes und unter seinem unmittelbaren Einflusse entstandenes Werk hielt, eine fälschliche Annahme, die sich noch bis in die neueste Zeit bei Manchen erhalten hat. Goethe ließ daher am 9. April eine Erklärung drucken, die er auch an Knebel nach Weimar schickte, worin er versicherte, daß ohne sein Zuthun und ohne sein Wissen Heinrich Leopold Wagner die Posse verfaßt und zum Druck befördert habe. Ueber den Verfasser einer im August erschienenen satyrischen Gegenschrift, „Menschen, Thiere und Goethe," ist nichts Näheres bekannt geworden [42]).

Im Mai erhielt Goethe, der besonders durch einzelne Beiträge zu Boie's Musenalmanach mit dem göttinger Dichterkreise in freundliche Beziehungen gekommen war, einen Besuch von den beiden Grafen Stolberg, die zwar im Gasthofe wohnten, aber fast tägliche Gäste am Tische des Goethe'schen Hauses waren. Von ihnen spielte namentlich Leopold Friedrich damals den Genialen und dabei, trotz seines adelsstolzen Benehmens, den Naturmenschen und den Tyrannenhasser. Goethe's Mutter ließ sich gefallen, daß die beiden Grafen sie als „Frau Aja" begrüßten, ein Beiname, der sich später auch in weimarischen Hofkreisen erhielt und ging auch sonst willig in ihre oft ziemlich ausgelassenen Jugendscherze ein; als sie aber einmal nach reichlich genossenem Weine ihrem Tyrannenhasse in etwas ungebührlicher und dem Vater Goethe anstößiger Weise Luft machten, rief sie, indem sie den gräflichen Gästen vom besten Jahrgange ihres

41) Vergl. in der Schrift von Ludmilla Assing, „Sophie von La Roche, die Freundin Wieland's" (Berlin 1859.) die im Anhange mitgetheilten, bisher ungedruckten Briefe Goethe's an Sophie von La Roche.

42) Diese Gegenschrift wie die Wagner'sche Posse findet man in Düntzer's „Studien zu Goethe's Werken" abgedruckt.

Weinvorrathes bot, halb scherzhaft, halb verweisend: „Hier ist das wahre Tyrannenblut! Daran ergötzt euch, aber alle Mordgedanken laßt mir aus dem Hause!" Goethe schloß sich ihnen und ihrem Freunde, dem Grafen Haugwitz, als Reisegefährte zunächst auf einigen Ausflügen nach Darmstadt, sodann auf einer längern Reise über Manheim und Karlsruhe nach der Schweiz an. Schon in Darmstadt und Manheim zeigte sich manche Differenz in Bezug auf sittliche Begriffe und Betragen. Goethe konnte zwar übermüthig sein, aber er beobachtete dabei immer eine gewisse Grenze des Schicklichen und Wohlanständigen und alle Excentricitäten, die ihm gemacht und erkünstelt schienen, waren ihm verhaßt. In Darmstadt hatten die Grafen durch öffentliches Baden Anstoß gegeben; bei einem Trinkgelage im Gasthofe zu Manheim schleuderte Friedrich Leopold das Glas, aus dem er auf das Wohl seiner „Selinde" getrunken, an die Wand und nöthigte so die Uebrigen, das Gleiche zu thun; in Karlsruhe aber konnten sich die beiden übermüthigen Junker nicht enthalten, selbst die Markgräfin in bedenklicher Weise zu necken. Goethe suchte sich diesem Treiben seiner Reisegenossen zu entziehen, indem er in Karlsruhe, wo sich auch Karl August und Louise befanden und wiederholt die Hoffnung auf baldiges Wiedersehen in Weimar aussprachen, unter geeignetem Vorwande längere Zeit verweilte, während die Gefährten in die Schweiz vorausreisten [43]). Auch seinen Schwager Schlosser in Emmendingen besuchte Goethe, doch erhielt er hier nur trübe Eindrücke, da die beiden Gatten freundelos neben einander hinlebten und die anderweitigen gesellschaftlichen Verhältnisse des kleinen Wohnortes der Schwester keinerlei Ersatz für das im Hause fehlende Glück bieten konnten.

In Zürich traf er mit seinen gräflichen Reisegenossen wieder zusammen; aber Goethe zog es bei dem immer schärfer hervortretenden Gegensatze der Ansichten und Gewohnheiten vor, getrennt von ihnen zu wohnen. Dagegen verkehrte Goethe um so inniger mit Lavater, dem er bei seinen „Physiognomischen Fragmenten," welche um die Zeit nahezu im Drucke vollendet waren, die tüchtigste Beihilfe geleistet hatte [44]). Auch dem ehrwürdigen, fast 80jährigen Bodmer stattete Goethe in dessen herrlich auf einer Anhöhe gelegenen Wohnung einen Besuch ab. In Gesellschaft seines Landsmannes und Freundes Passavant, später reformirten Predigers in Frankfurt, trat er nun seine Alpenreise an, die ihn tiefer in die Schweiz führte, während die Grafen Stolberg in Zürich zurückblieben, um hier noch eine Zeit lang ihr loses Treiben und namentlich zum Verdruß der ehrbaren Züricher ihr Baden im offenen See fortzusetzen. Goethe gelangte in Gesellschaft seines neuen Reisegefährten über Maria Einsiedeln am 16. Juni nach Schwyz, erstieg den Rigi bis zum Wirthshause und setzte dann die Reise über den Vierwaldstätter See nach dem St. Gotthardspasse fort, von dessen Höhe er (den 22. Juni) sehnsüchtig in das Thal hinabschaute, durch das die Straße nach Italien führt. Aber den Vorschlag Passavant's, die Reise nach dem schönen Süden fortzusetzen, wies er zurück, da die Sehnsucht nach Lili, die grade in diesem Augenblicke durch ein ihm von ihr geschenktes, am Halse getragenes goldenes Herzchen lebhafter als je geweckt wurde, stärker war als die nach Italien. Er trat den Rückweg an, der ihn wieder über den Vierwaldstätter See, Küßnacht und Zug und von da durch das Sihlthal abermals nach Zürich führte. Von hier stattete er seinem lieben Strasburg, wo er die „dritte Wallfahrt nach Erwin's Grabe" schrieb und mit den ältern Freunden Salzmann und Lenz zusammentraf, einen Besuch ab und am 25. Juli war er wieder in Frankfurt.

Schon vor seiner schweizer Reise waren am Himmel seiner Liebe manche düstere Wolken aufgezogen. Im Goethe'schen Hause scheint Lili keineswegs eine persona grata gewesen zu sein; Goethe's Vater nannte sie eine „Staatsdame" und Goethe's Schwester eiferte gegen die Verbindung mündlich und schriftlich und mit besonderem Nachdrucke that sie dies bei ihres Bruders Besuche in Emmendingen. Goethe hebt einmal als Grund seiner spätern Trennung die sehr prosaische Ansicht hervor, „daß junge Gatten sich keine Honigmonate versprechen dürfen, wenn sie nicht mit genugsamen Mitteln versehen seien." Lili putzte sich gern, wie es scheint, und liebte es, sich von jungen Männern den Hof machen zu lassen. Aber Niemand kann ihr etwas Begründetes vorwerfen; sie hat sich später ebenso vortrefflich als Gattin wie als Mutter gezeigt und sehr mit Unrecht ist sie von Lewes in ein falsches Licht gestellt worden. Goethe selbst nennt sie einmal die „Mäßige, Liebe, Verständige, Schöne, Tüchtige, sich immer Gleiche, Neigungsvolle und Leidenschaftslose." Sie liebte in Goethe vielleicht mehr den Menschen als den Dichter, während den Wünschen ihrer Mutter die Partie mit Goethe nicht ganz entsprechen mochte. Ihr Hauswesen war auf den Schein eingerichtet, glänzend nach Außen; die Grundlagen waren hohl, wie auch der bald nachher erfolgte Zusammenbruch des Hauses deutlich genug bewies. Die Goethe'sche Familie war wohlhabend, aber nach frankfurter Maßstabe nicht reich. Der noch lebende frankfurter Buchhändler Jügel, der sich mit einer Nichte Lili's, mit Marie Schönemann vermählt und dahrr die beste Gelegenheit hatte, die Familienpapiere einzusehen, deutet diese Abneigung der Mutter Lili's gegen die projectirte Heirath an, wenn er bemerkt, daß in diesen Papieren Goethe (der „berühmte Goethe," wie es an der betreffenden Stelle heißt) „zwar ein Mann von großem Genie, einnehmender Liebenswürdigkeit und eigenthümlicher Originalität" genannt werde, daß es dann aber weiter heiße, die Mutter „als eine praktische, in Allem sich Rechenschaft gebende Frau, habe bald die Ueberzeugung gewonnen, daß Goethe, ungeachtet seines

43) So berichtet W. von Bippen in seinen „Gulner Skizzen" (Weimar 1859) in dem den Grafen Friedrich Leopold von Stolberg betreffenden Abschnitte; nach J. W. Schaefer trennte sich Goethe erst in Straßburg auf eine Zeit von seinen Gefährten, „um einen Seitenweg einzuschlagen." 44) Die von Goethe herrührenden Zusätze und Abschnitte findet man in Hirzel's „Fragmenten aus einer Goethebibliothek" S. 11 fg. verzeichnet. Von Goethe sind u. A. die Abschnitte, welche von dem Geschlechtsunterschiede der Menschen von den Thieren und von Thierschädeln handeln.

Geistes und seiner glanzvollen Eigenschaften nicht der Mann gewesen sei, der das Glück ihrer Tochter hätte begründen können"[45]).

Es fehlte mithin von beiden Seiten nicht an Quellen zu Misverständnissen und Zerwürfnissen; doch ließen sich dadurch die beiden Liebesleute nicht irre machen; die Erinnerung an Lili begleitete den Dichter auf der ganzen schweizer Reise und war, wie oben mitgetheilt, sogar die Ursache, daß er seinen Weg nicht weiter nach Süden verfolgte. Sie erklärte, mit ihrem Verlobten, wenn es sein müßte, selbst nach Amerika zu gehen und mit welcher Leidenschaft er ihr zugethan war, das beweisen seine Briefe an Auguste Stolberg, die von den glühendsten, freilich auch mit quälerischen eifersüchtigen Aufwallungen abwechselnden Empfindungen fast im Uebermaße erfüllt sind. Und zur Eifersucht scheint ihm der Schwarm männlicher Besucher, welcher namentlich zur Meßzeit das Schönemann'sche Haus füllte, Anlaß genug gegeben zu haben und aus dem Verdrusse hierüber ging auch sein bekanntes Gedicht „Lili's Park" hervor. Es ist immer schlimm, wenn einem Dichter seine Geliebte zu einem solchen Gedichte nur Anlaß gibt. Im August verkehrten beide noch aufs Innigste, er begleitete sie ins Freie, schrieb auf ihrem Zimmer seine Briefe, dichtete an sie die Lieder: „Herz, mein Herz, was soll das geben?" und „Warum ziehst du mich unwiderstehlich;" aber gegen die Mitte des September traten ernstliche Verstimmungen ein. Die Liebenden schmollten mit einander; er fand ihren wenn auch noch so unschuldigen Umgang mit so vielen jungen Männern lästig und unpassend und sie seine Eifersucht lächerlich. Hierin wird man die Hauptursache der nun bald erfolgenden Trennung zu suchen haben. Goethe war gewohnt, seine Liebesverhältnisse mit zu dichten und seine Empfindungen zu einer schwindelnden Höhe zu steigern; aber wie er selbst im hohen Alter im vierten Bande von „Dichtung und Wahrheit" sagt: „Auf dem Gipfel der Zustände hält man sich nicht lange," d. h. auf zu unnatürliche Anspannung folgt naturgemäß Abspannung, auf einen revolutionairen Zustand der Empfindungen nothwendig eine Reaction. Schon im September sieht er Lili, ohne mit ihr ein Wort zu reden; er drückt gegen Auguste von Stolberg bereits den Wunsch aus, ein so drückendes Verhältniß los zu sein, aber doch zittert er vor dem Augenblicke, wo sie ihm „gleichgültig," er „hoffnungslos" werden könne. Aber bereits am 8. Oct. schreibt er, sein Herz sei weder warm noch kalt; die Liebe war also erloschen. Auch Schwester Cornelia ließ nicht ab, in „schmerzlich-mächtigen" Briefen Mistrauen gegen Lili in Goethe's Herz zu säen und auf Auflösung des Verhältnisses zu dringen. Hierzu kam Goethe's bekannte Abneigung gegen die Ehe, die noch dadurch wesentlich vermehrt wurde, daß er in den ihm nächsten Kreisen so viele unglückliche, freudenlose Ehen zu beobachten Gelegenheit hatte. Es war ihm um die Liebe als eine seine poetische Zeugungskraft befruchtende und anregende Leidenschaft, nicht um die Ehe zu thun. In dieser ihm natürlichen Antipathie gegen die Ehe, die er erst spät und zum Theil in Folge äußerer Umstände und Rücksichten überwand und in der schon angegebenen Entfremdung der Gemüther wird man viel mehr den Grund zu der Auflösung des Verhältnisses zu suchen haben als in dem von Goethe selbst angegebenen, spießbürgerlichen Motiv, daß „Mangel an Mitteln" die „Honigmonate" stören könnte. Man muß alle diese Umstände in Betracht ziehen, um Goethe einigermaßen zu entschuldigen, weil man ihn sonst leicht der Flatterhaftigkeit, auch wol der berechnenden Selbstsucht zeihen, ihn sogar im Verdachte haben könnte, daß er bei seiner in Aussicht stehenden Uebersiedelung nach Weimar anfing, das Verhältniß mit Lili als eine Last zu betrachten, die er loszuwerden wünschte. Jedenfalls hatte ihm Lili mehr Anlaß oder doch Vorwand zum Bruche gegeben als Friederike Brion. Uebrigens hatte dies Verhältniß zu Lili für Goethe wenigstens den Erfolg, daß sie ihm einen neuen Zustand kennen lehrte, den Bräutigamszustand, über den er in „Dichtung und Wahrheit" einige schöne Bemerkungen gemacht. Lili wurde, vielleicht gewitzigt und zur Besinnung gebracht durch den finanziellen Ruin des Hauses, wie schon bemerkt, eine treue und aufopfernde Gattin und Mutter. Den Bruch des Verhältnisses mit Goethe scheint sie sich keineswegs sehr zu Herzen genommen zu haben, denn schon bald darauf ging sie ein neues Verhältniß mit einem Herrn Bernard, und als dieser wegen zerrütteter Vermögensverhältnisse in die weite Welt ging, ein drittes mit Herrn von Türkheim, ihrem spätern Gatten, ein. Ihre Aufopferungsfähigkeit und Seelenstärke bewies sie in einer Zeit schwerer Prüfung und Trübsal, als sie aus Strasburg, wo ihr Gatte Maire war, zur Zeit der französischen Schreckensregierung nach Teutschland flüchten mußte, als elsässische Bäuerin verkleidet, das kleine Töchterchen an der Hand, ihr jüngstes Kind in ein Leinentuch gebunden auf dem Rücken tragend[46]). Was Goethe betrifft, so hat er Lili immer ein treues, fast heiliges Andenken bewahrt, ja sogar im hohen Alter versichert: „Sie war in der That die erste, die ich tief und wahrhaft liebte. Auch kann ich sagen, daß sie die Letzte gewesen." Wenn dies nicht eine blos romantische Illusion des Greises war, so müßte man freilich seine frühern Neigungen zu Anna Schönkopf, Friederike Brion und Charlotte Buff wie seine spätere zu Frau von Stein, die ihn ja in ganz ähnliche Aufregungen versetzten, für ganz etwas Anderes halten, als wofür er selbst sie ausgab. Vielleicht war es nur eine Caprice seines Alters, Lili gegen Gretchen, Friederike und Lottchen zu retten, die er selbst in seinen Poesien mit einem strahlenden Nimbus umgeben hat.

45) Vergl. Karl Jügel's Erinnerungen: „Das Puppenhaus. Ein Erbstück in der Gontard'schen Familie. Mit Lili's Portrait." (Frankfurt 1857.)

46) Näheres über diese wie über die spätern Lebensschicksale Lili's enthalten die oben angeführte Schrift Jügel's, Düntzer's „Frauenbilder" und dessen Aufsatz über Lili in Nr. 237—246 der „Blätter für literarische Unterhaltung." 1849.

Ein Liebesverhältniß wie das mit Lili, welches grade kurz vor dem Bruche seinen Höhepunkt erreichte, war auf Goethe's Schöpfungskraft stets von Einfluß und setzte sie nach Goethe's Bezeichnung in „neue Schwingung." Er fertigte von einem Theile des Salomonischen hohen Liedes, dessen Inhalt seiner durch eigene Leidenschaft entflammten Phantasie so sehr entsprach, eine poetische Bearbeitung, von welcher sich eine Anzahl Bruchstücke im Nachlasse vorgefunden haben, schrieb gelegentlich einige Scenen am „Faust" (wie Schaefer vermuthet die ersten Gespräche mit Mephistopheles, das Gespräch mit dem Schüler und die Scene in Auerbach's Keller) und entwarf den Plan zum „Egmont," an dessen Ausführung er auch alsbald Hand anlegte. Bald konnte er seinem Vater, der dadurch eine besondere Neigung zu dieser neuen Art des Drama's gewann, einige Scenen vorlesen. Goethe versichert sogar, daß er das Stück schon im October „beinahe zu Stande gebracht." Von dieser ersten Bearbeitung, die wol wie der Götz nur aus einzelnen locker an einander gereihten Tableaux und Scenen bestanden haben mag, ist keinesfalls viel übrig geblieben.

Im September kam Zimmermann, der berühmte Arzt und Verfasser des vielgenannten Buches über die Einsamkeit, nach Frankfurt und wohnte im Goethe'schen Hause. Von dem noch so jugendlichen Goethe war er, wie damals Alle, die in des Dichters Nähe kamen, bezaubert; er nennt ihn „eins der außerordentlichsten und gewaltigsten Genies, die je in der Welt erschienen," und gedenkt auch noch in seinem Werke über die Einsamkeit seiner aufs Freundlichste. Namentlich hebt er in einem Briefe vom 29. Dec. hervor, daß Goethe seinen Aeltern gegenüber der beste Sohn sei und er erklärt, daß die in dem Goethe'schen Hause verlebten Tage die glücklichsten seines Lebens gewesen. Zimmermann hatte seine Tochter mit und von dieser erzählt Goethe, daß sie sich seiner Mutter zu Füßen geworfen und erklärt habe, sie wolle als Magd, als Sklavin zeitlebens im Hause bleiben, um nur der Härte und Tyrannei ihres Vaters zu entgehen, auch ihr Bruder sei, bemerkt Goethe, über diese Behandlung wahnsinnig geworden. Diese Mittheilungen sind für einen Mann, für den doch Goethe sonst die größte Achtung bezeugt, compromittirend genug, obschon Goethe Zimmermann's Benehmen gegen seine Kinder mit dessen Kränklichkeit und hypochondrischer Gemüthsart zu entschuldigen sucht. Goedeke hat sich bemüht, diese Mittheilungen Goethe's durch Anführung von Thatsachen und von Stellen aus Zimmermann's Briefen selbst zu widerlegen [47]). Doch läßt sich schwer glauben, daß Goethe so unredlich gewesen sein sollte, dies Alles zu erfinden und aus der Luft zu greifen. Vielleicht war Zimmermann's Tochter etwas excentrischer Natur und gab sich augenblicklichen Verstimmungen zu leidenschaftlich hin; vielleicht malte Goethe's Mutter nach Art der Frauen, besonders derjenigen, die mit etwas starker Einbildungskraft begabt sind, die Scene mit zu drastischem Pinsel aus, um ihrem für dergleichen empfänglichen Sohne wieder einmal ein dramatisches Bild vor Augen zu stellen. Sie habe auch, wie Goethe weiter erzählt, ihrem Sohne zu verstehen gegeben, das Kind im Hause zu behalten, wenn er sich entschließen wolle, sie zu heirathen, was er aus Scheu, der Lanne eines so tyrannischen Schwiegervaters zu verfallen, zurückgewiesen habe. Dabei war sie ihm aber doch plötzlich, wie er an Auguste von Stolberg schreibt, „das einzige Mädchen, deren Herz ganz in seinem Busen schlägt." Wenn man diese Briefstelle ernstlich nehmen wollte, was jedoch vielleicht gar nicht nöthig ist, so müßte man gestehen, daß Goethe eine ganz eigene Geschicklichkeit besessen, sich über den Verlust der einen Geliebten im nächsten Augenblicke durch den Gewinn einer andern zu trösten. Zimmermann's Tochter war jedoch noch schneller vergessen als alle Vorgängerinnen.

Auch trat jetzt eine sehr ernsthafte Angelegenheit an ihn heran. Die weimarischen Herrschaften verweilten auf ihrer Rückreise einen Tag in Frankfurt und verabredeten mit Goethe, er möge den Kammerjunker von Kalb, der in Karlsruhe zurückgeblieben, erwarten, um mit diesem nach Weimar zu reisen. Goethe nahm hierauf von seinen Bekannten, auch von Lili, Abschied und packte seinen Koffer. Aber Kalb traf nicht ein und Goethe, um sich nicht nach genommenem Abschiede sehen zu lassen, hielt sich nun ruhig zu Hause, arbeitete an Egmont und ging höchstens in der Dunkelheit des Abends aus. Dieser Zustand war ihm quälend genug und um ihm zu entgehen, beschloß er, in Uebereinstimmung mit dem Vater nach Heidelberg dem Kammerjunker entgegen zu reisen, falls aber dieser nicht einträfe oder weiter keine Nachricht käme, den Weg nach Italien einzuschlagen; denn der alte Goethe zweifelte noch immer, daß man es von weimarischer Seite ernstlich meine. In Heidelberg traf ihn jedoch eine Staffette Kalb's von Frankfurt, die ihn hierher beschied. Goethe folgte dem Rufe, eilte nach Frankfurt zurück und reiste von hier mit Kalb nach Weimar, wo er am 7. Nov. 1775 Morgens 5 Uhr anlangte.

Ziemlich müßig wäre es, obschon man sich dazu versucht fühlt, Vermuthungen darüber anzustellen, was Goethe wol geworden sein möchte, wenn er dem Hofleben gänzlich fern geblieben wäre. Allerdings zog ihn dieses Hofleben, namentlich Anfangs, in einen Strudel oft ziemlich leerer Zerstreuungen, schliff die Ecken seiner genialen Natur fast zu sehr ab, versetzte, da der Unglaube und der frivole französische Witz in jenen Kreisen damals herrschend waren, seine bis dahin überwiegend gläubige, vertrauensvolle und enthusiastische Natur mit den Elementen skeptischer Reflexion oder abwägender Berechnung und machte ihn mehr und mehr geneigt, die Helden seiner Dichtungen unter den Charaktertypen eines gewissen Gesellschaftsabschnittes, statt unter den der Menschheit und ihrer Geschichte angehörenden Heroen zu suchen. Aber stets blieb ihm die Wirksamkeit im Sinne der Humanität auf ästhetischer, alle Seelenkräfte zur Harmonie stimmender Grundlage die höchste Aufgabe und vielleicht würden

47) In dem Aufsatze „Zur Chronologie und Biographie Goethe's" in Nr 50 der „Blätter für literarische Unterhaltung." 1857

wir, ohne seine Berührung mit dem weimarischen Hofe, seine innerlich und äußerlich vollendetsten Dichtungen, wie „Iphigenia" und „Torquato Tasso," die man vielleicht als die zartesten Blüthen betrachten kann, welche die Poesie unter germanischen Völkern und in neuern Zeiten überhaupt hervorgebracht hat, und so vieles andere Schöne nicht haben. Das bis dahin und auch später in Teutschland nicht in dieser Weise dagewesene Schauspiel, einen Dichter von solcher Bedeutung zur Seite eines Fürsten als dessen intimen Freund und Rathgeber zu sehen, wird man sicherlich auch nicht missen wollen. Goethe war es namentlich, welcher die Berufung Herder's nach Weimar betrieb und auch Schiller folgte dem Sterne Goethe's nach Weimar, wo sich Wieland bereits befand. So gruppirte sich das literarische Sternbild von Weimar, dessen strahlendster Stern im Mittelpunkte jedenfalls doch Goethe blieb [48]).

Goethe selbst legte sich auch noch in spätern Jahren wol die Frage vor, ob er im Interesse seines poetischen Genies recht gehandelt habe, nach Weimar zu gehen, aber er entschied sich schließlich zu Gunsten seines Schrittes. Unter den Umständen, in denen er zuletzt in Frankfurt gelebt, würde er, äußerte er in einem etwa sechs Jahre später an seine Mutter geschriebenen Briefe, gewiß zu Grunde gegangen sein. Das Unverhältniß des engen und langsam bewegten bürgerlichen Kreises zu der Weite und Geschwindigkeit seines Wesens hätten ihn rasend gemacht und bei der lebhaften Einbildung und Ahnung menschlicher Dinge wäre er doch immer unbekannt mit der Welt und in einer ewigen Kindheit geblieben, welche meist durch Eigendünkel und alle verwandten Fehler sich und Andern unerträglich werde. Daher pries er seinen gegenwärtigen glücklichern Zustand, der für ihn „etwas Unendliches" habe. Allerdings war es ziemlich um dieselbe Zeit, wo er an Knebel schrieb: „Der Wahn, die schönen Körner, die in meinem und meiner Freunde Dasein reifen, müßten auf diesen Boden (des weimarischen Hoflebens) gesäet, und jene himmlischen Juwelen könnten in die irdischen Kronen dieser Fürsten gefaßt werden, hat mich ganz verlassen."

Wenn es aber seit den Medici je einen Fürsten gegeben hat, an dessen Seite sich ein Dichter von der Genialität eines Goethe wohlbefinden konnte, so war es Karl August, der am 3. Sept. 1775 die Regierung des weimarischen Ländchens übernahm und sich bald darauf mit der Prinzessin Louise von Hessen-Darmstadt vermählte. Pruß bemerkt in seiner schon öfter citirten kleinen, aber werthvollen Schrift über Goethe nicht mit Unrecht, Karl August sei eine ganz ähnliche Erscheinung gewesen wie Goethe selbst, nur daß das Gewicht bei ihm nicht in die ästhetische, sondern in die praktische Sphäre falle. Ebenso wenig als bei Goethe der große Autor, hatte bei ihm der Fürst den Menschen ertödtet oder auch nur geschwächt und vollkommen rechtfertigte er die großen Hoffnungen, welche Friedrich II., der ihn als jungen Prinzen 1771 in Braunschweig gesehen, auf ihn gesetzt hatte. Er hatte auch als Mensch seine Schwächen, Begierden, Leidenschaften, aber sie waren mit den vorzüglichsten Gaben des Geistes und Herzens gepaart und niemals gestattete er ihnen einen hemmenden Einfluß auf seine Regierungshandlungen; ebenso wenig hatten Vorurtheil, herkömmliche Sitte, Hofetikette und Routine Einfluß auf seine Entschließungen. Er fragte Nichts nach gesetzlichen Qualificationen, nach bestandenen Prüfungen und ausgefertigten Zeugnissen, nach vorschriftsmäßigem Reglement, sondern er wies Jedem seinen Platz an nach seinem Verdienste und Talente, unbekümmert um die Einreden seitens der Männer der Routine und Standesprätensionen. Dies bewies er, als er Goethe, den Bürgerlichen und Ausländer, den Verfasser des „Werther" und „Götz," der außer seinen schriftstellerischen Leistungen nur ein vielleicht nicht ganz correctes Doctordiplom aufzuweisen hatte, am 11. Juni 1776 zum geheimen Legationsrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Rathe ernannte; dies bewies er später bei der Ernennung Schiller's, der dazu die vorschriftsmäßige Qualification nicht erworben hatte und Döbereiner's, der auch keine akademischen Grade erlangt hatte, zu Professoren in Jena; und seinen freisinnigen Standpunkt in theologischen Angelegenheiten bezeugt Herder's Berufung. Alle Männer, mit denen er sich umgab, gehörten mehr oder weniger einer freisinnigen Richtung, sein Freund Knebel sogar in politischer Hinsicht der entschiedensten Opposition gegen die verrotteten politischen Zustände Teutschlands an [49]).

Diese vorurtheilslose Richtung verdankte er zum Theil seiner Mutter, der Herzogin Anna Amalia, einer braunschweigischen Prinzessin und Nichte Friedrich's des Großen, die, schon in ihrem 19. Jahre (1758) zur Vormünderin ihrer Söhne und zur Landesregierung berufen, in dieser schwierigen Stellung ihren hohen, aufgeklärten, vorurtheilslosen, von ängstlichen Rücksichten auf die Hofetikette unbeengten Geist dargelegt und zum Wohle des Ländchens entfaltet hatte. Ihre Liebe zur Poesie und zu geistreicher Unterhaltung ebenso wol als Rücksicht auf die geistige Ausbildung ihrer Söhne hatte sie vermocht, im J. 1772 Wieland zum Prinzenerzieher zu berufen. Sie besaß Talente zur Musik und Malerei und umfangreiche Sprachkenntnisse und arbeitete sich in spätern Jahren sogar so weit in das Griechische hinein, um mit Wieland's Hilfe den Aristophanes in der Ursprache zu lesen. Außer Wieland befanden sich in Weimar bei Goethe's Ankunft bereits Bertuch, Karl Ludwig von Knebel, Siegmund von Seckendorff und der joviale, gesellige Hildebrand von Einsiedel, nächst einem Kreise für Geist, Witz und höhere Geselligkeit empfänglicher Frauen, denen es freilich auch nicht an Prätensionen und in ihren Beziehungen zur Männerwelt an einer gewissen freien Auf-

48) Vergl. W. Wachsmuth: „Weimar's Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berlin 1841.) und A. Diezmann: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar." (Leipzig 1857.)

49) Näheres über ihn findet man in A. Schöll's „Karl August-Büchlein" und in der sehr sorgfältig zusammengetragenen, auch in Betreff Goethe's manches Neue enthaltenden Schrift von H. Düntzer: „Goethe und Karl August während der ersten Jahre ihrer Verbindung." (Leipzig 1860.)

fassung gefehlt zu haben scheint. Es sei keine vornehme Dame in Weimar, bemerkt einmal Schiller in einem Schreiben an Körner, welche nicht eine Liaison habe oder gehabt habe. So schreibt auch 1799 Jean Paul an seinen Freund Otto: „Hier ist Alles revolutionair kühn und Gattinnen gelten Nichts" und ein ander Mal versichert er seinem Freunde, es herrschten in den Kreisen Weimars Sitten, die er ihm nur mündlich schildern könne.

Alle Mitglieder dieses Kreises waren von der Liebenswürdigkeit und Genialität Goethe's bezaubert, selbst Wieland, der ihm doch zu grellen einigen Grund hatte, ihn aber in seinen damaligen Briefen als den „liebenswürdigsten" aller Sterblichen, als einen „ganzen, reinen, gefühlvollen Menschen," als einen „wunderbaren Knaben," den er wie seinen „eingeborenen einzigen Sohn" liebe und in dem Gedichte an Psyche (Frau von Bechtoldsheim) als einen „Zauberer" schildert. Die Ueberschwänglichkeit des Ausdruckes, die freilich auch Zeitmanier war, erweckt allerdings einigen Verdacht, ob Wieland wirklich ganz so gefühlt habe, wie er sich anstellt.

Was Goethe betrifft, so war dieser Anfangs von Festlichkeiten und Zerstreuungen vollständig in Beschlag genommen. Jagden, Bälle, im Winter Maskeraden, Eispartien und Schlittenfahrten mit Musik und Feuerwerk folgten einander, sodaß es schien, als habe man es darauf angelegt, Goethe nicht zur Besinnung kommen zu lassen[50]). Man tanzte mit Bauerndirnen (scherzweise „Misels" genannt) auf den umliegenden Dörfern; man neckte, foppte und mystificirte einander, worunter besonders Fräulein von Göchhausen zu leiden hatte; kurz man trieb während dieser „weimarischen Flitterwochen," nach Goethe's doch wol übertreibendem Ausdrucke, „Teufelszeug." Auf Ausflügen in die nähern und fernern Wald- und Berggegenden stellte sich das durch solche Zerstreuungen gestörte Gleichgewicht im Geiste Goethe's wieder her; er erinnerte sich wieder an Lili, er gab sich den Eindrücken der Natur mit gewohnter Innigkeit hin, er las in der Bibel und in der Odyssee, um an einer einfachen Welt Geist und Herz wieder aufzurichten. Auf einem solchen Ausfluge nach Gotha, wohin er dem Herzoge nachreiste, knüpfte er mit dem geistvollen Herzoge Ernst II. ein innig freundschaftliches Verhältniß an, während sich auch das Verhältniß zwischen ihm und Karl August immer vertraulicher gestaltete. Nicht selten speisten sie allein mit einander, Goethe verbrachte mehrmals die Nacht auf seinem Zimmer, der Herzog bediente sich gegen ihn des traulichen Du und selbst Goethe hatte Erlaubniß, sich des Du gegen den Herzog zu bedienen, wovon er jedoch nur unter vier Augen und auch nur in der ersten Zeit Gebrauch machte. Goethe's Umgang war ihm unentbehrlich geworden und so sehr war er sein Freund, daß er auch hinter seinem Rücken aufs Begeistertste von ihm sprach und durch seine Mittheilungen den ganzen gothaischen Hof auf die Wundererscheinung Goethe's gespannt machte.

Eine poetische Anregung eigener Art gaben Goethe die im weimarischen Kreise eine Zeit lang beliebten Spott- und Neckgedichte in der derben Manier des Hans Sachs, die sonst doch mit dem überfeinerten an europäischen Höfen herrschenden Tone sehr wenig im Einklange zu stehen scheint. Aber Goethe liebte diese echtteutsche Knittelversweise und wußte sie durch geschickte Behandlung auch Andern schmackhaft zu machen. Seine Verehrung für den alten nürnberger Sangmeister bewies er im Frühjahre darauf durch seine Dichtung in Hans Sachsens Manier: „Erklärung eines alten Holzschnittes, vorstellend Hans Sachsens poetische Sendung." Der so lange Zeit verkannte und für plebejisch gehaltene Meistersänger wurde so wieder durch Goethe zu Ehren gebracht[51]).

Trotz der Vergnügungen und Schmeicheleien, womit man Goethe überschüttete und ihn an Weimar zu fesseln suchte, schwankte er doch noch im Winter 1776, ob er bleiben oder gehen solle. Endlich entschied er sich für das Bleiben, begann an den Sitzungen des geheimen Conseils Theil zu nehmen und schrieb am 8. März an Merck, er wolle nun auch das „Regiment probiren." Das Decret der Ernennung zum „geheimen Legationsrath mit Sitz und Stimme im Conseil" wurde jedoch erst am 11. Juni 1776 ausgefertigt. Mit seiner Stellung war ein für Weimar und für die damaligen Geldverhältnisse nicht ganz unansehnliches Gehalt im Betrage von 1200 Thalern verbunden. Inzwischen hatte sich Goethe bereits im Frühjahre häuslich eingerichtet, erst in einem kleinen Jägerhause an der Belvedere'schen Allee und bald darauf in einem frühern Besitzthume Bertuch's, wofür der Herzog dem frühern Eigenthümer einen vortheilhaften Tausch angeboten hatte, der von Bertuch auch angenommen wurde. Goethe bezog das auf des Herzogs Kosten neu eingerichtete Gartenhäuschen am 10. Mai und befand sich darin so wohl, daß er sieben Jahre lang darin gewohnt und gedichtet hat, Sommers und Winters, so beschränkt die Räumlichkeit in Rücksicht auf die Stellung, die er einnahm, immerhin auch war. Parforceritte wurden mit dem Herzoge vielfach gemacht, auch ein Ausflug nach Leipzig, wo er Anna Schönkopf, Oeser und Corona Schröter wiedersah. Den Herzog vermochte er, letztere als Kammersängerin nach Weimar zu berufen. Ueberhaupt bestand sein Regieren Anfangs meist nur darin, seinen Einfluß zu benutzen, um treffliche Leistungen zu unterstützen und tüchtige Köpfe nach Weimar zu ziehen und mit Recht bemerkt Schaefer: „Bei diesen Bestrebungen enthüllt sich uns einer der herrlichsten von Goethe's Charakterzügen, der am spätesten gerechte Anerkennung gefunden hat, seine uneigennützige Fürsorge für das Wohl Anderer und seine Freude am Wohlthun." So setzte Goethe im Februar eine Unterzeichnung im Betrage von 65 Louisd'or für Bürger ins Werk, welche diesem

50) Vergl. hierüber namentlich A. Diezmann's interessante Schrift „Das lustige Weimar" (Leipzig 1856).

51) Im vierten Buche von „Dichtung und Wahrheit" sagt Goethe über Hans Sachs unter Anderem: „Ein wahres Talent, freilich nicht wie jene Ritter und Hofmänner (die Minnesänger), sondern ein schlichter Bürger, wie wir uns auch zu sein rühmten. Ein didactischer Realism sagte uns zu und wir benutzten den leichten Rhythmus, den sich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten."

als freiwilliges Geschenk zugesandt wurden, um ihn zur Fortsetzung seiner angefangenen Uebersetzung des Homer zu ermuthigen und an Jung (Stilling) sandte er eine beträchtliche Summe, die grade eintraf, als Jung sich in äußerster Noth befand und mit seiner Frau die Stunden in Weinen und Gebet zubrachte. Seiner Fürsprache verdankte es Lenz, daß, als dieser auch sein Glück in Weimar zu versuchen kam, der Herzog ihm auf fürstliche Kosten den Aufenthalt daselbst gewährte; aber der vielleicht schon damals halb wahnsinnige unglückliche Mann machte sich durch eine Reihe alberner Streiche und die Abfassung von Pasquillen, wodurch er sogar die Herzogin Louise verletzte, in Weimar unangenehm und mußte im Herbste die Stadt verlassen. Vielleicht kann man jedoch Goethe und seine Freunde von dem Vorwurfe nicht frei sprechen, daß sie nicht gleich Anfangs den excentrischen Mann auf vernünftigere Bahnen zu lenken suchten, sondern ihn, wie es scheint, als eine Art Lustigmacher brauchten und in seinem tollen Treiben ermuthigten. Auch Klinger, der im Juni nach Weimar kam, erhielt, weil er selbst für Weimar zu kraftgenialisch auftrat, von Goethe die Andeutung, daß er nicht gut nach Weimar passe. Dagegen wurde Friedrich Leopold zu Stolberg zum Kammerherrn ernannt und nahm im Frühjahre den Antrag an, aber er kam nicht und zog es vor, in oldenburg-eutinische Staatsdienste zu treten und in Folge davon wurde auch das herzliche Verhältniß zu Auguste Stolberg matter und matter.

Ohne Zweifel hatte sich Stolberg zu diesem stillschweigenden Rücktritte durch Klopstock bestimmen lassen, der ihn vor Weimar warnte. Es hatten sich nämlich über das damalige Treiben in Weimar außerhalb die lächerlichsten und übertriebensten Gerüchte verbreitet und zwar hatten die Neider Goethe's in Weimar selbst und alle diejenigen, welche sich durch die Berufung so mancher Nichtweimarer in ihren Ansprüchen auf Beförderung beeinträchtigt glaubten, dafür gesorgt, Goethe sammt seinem herzoglichen Freunde in üblen Ruf zu bringen. Selbst die Herzogin Louise, die im Gegensatze zu dem Herzoge und seiner Mutter streng auf Beobachtung der Hofetikette hielt und an genialen Ausschreitungen nicht den geringsten Gefallen hatte, soll an der Verbreitung dieser verleumderischen Gerüchte nicht unbetheiligt gewesen sein, und unter ihrem Einflusse that namentlich Graf Görtz, bis 1778 Oberhofmeister der jungen Herzogin, das Möglichste, um Goethe in den weimarischen Kreisen wie außerhalb des weimarischen Ländchens in ein schlechtes Licht zu setzen. Wenigstens beschuldigt ihn Wieland dieser Intrigue in einem Briefe vom 5. Juli an Merck, worin er ihn einen „Elenden" nennt und von „Geschmeiß" spricht[52]). Und auch Seckendorff schreibt am 5. Febr. 1776: „Serenissimus überläßt sich fortwährend den geräuschvollsten Vergnügungen und kommt aus dem Kreise der Personen nicht heraus, die ihn zu fesseln verstanden haben. Alle Tage gibt es neue, ungewöhnliche Vergnügungen, ohne Rücksicht auf das, was man davon sagt, weil es nach dem leider zu getreulich befolgten Systeme seiner Rathgeber keine Convenienz und Schicklichkeit in der Welt geben soll und die bestehenden, wie man lehrt, nur aus Launen geflossen sind, welche der Erste im Staate beseitigen könne und müsse. Die wunderlichsten Dinge würden durch die Gewohnheit geheiligt, man müsse deshalb, um neue Sitten und Gebräuche einzuführen, die ersten Angriffe des Tadels unbeachtet lassen und durch festen Willen und Befehl das autorisiren, dem das allgemeine Vorurtheil entgegenstehe"[53]). Diese Stelle ist von Bedeutung, obschon man nicht vergessen darf, daß Seckendorff laut der weiter oben angegebenen eigenthümlichen Verhältnisse sich schwerlich in der Stimmung befand, um einen Fürsten wie Karl August und seine „Rathgeber" unbefangen und gerecht zu beurtheilen. Nun mischte sich sogar Klopstock, der sich in der literarischen Welt gewissermaßen das Amt eines Sittenrichters und Censors angeeignet hatte, in die ihn gar Nichts angehende Sache und richtete an Goethe ein Mahn- und Rügeschreiben, auf welches dieser in gebührend ablehnendem, würdigem Tone erwiderte. „Glauben Sie mir," schreibt Goethe, „daß mir kein Augenblick meiner Existenz übrig bliebe, wenn ich auf solche Anmahnungen antworten sollte." Der Schluß lautet: „Leben Sie wohl! Stolberg soll immer kommen. Wir sind nicht schlimmer und, wills Gott, besser, als er uns gesehen hat"[54]). Der Herzog ließ sich durch alle diese Intriguen nicht irren, sondern eine rechtfertigende, seinen Regierungsgrundsätzen und seinem Herzen Ehre machende Erklärung zu den Acten geben, worin es in Betreff Goethe's heißt: „Einsichtsvolle wünschen mir Glück, diesen Mann zu besitzen. Sein Kopf, sein Genie ist bekannt. Einen Mann von Genie an anderem Orte zu gebrauchen, als wo er selbst seine außerordentlichen Gaben gebrauchen kann, heißt ihn mißbrauchen .... Das Urtheil der Welt, welches vielleicht mißbilligt, daß ich den Dr. Goethe in mein wichtigstes Collegium setze, ohne daß er zuvor Amtmann, Professor, Kammerrath oder Regierungsrath war, ändert gar Nichts. Die Welt urtheilt nach Vorurtheilen" u. s. w. Uebrigens ist Klopstock's sonst nicht sehr zu rechtfertigendes Schreiben vielleicht doch nicht ohne allen wohlthätigen Einfluß auf Goethe gewesen.

Die wichtigste Berufung, die Goethe mit dem größten Eifer betrieben hatte, war die Herder's als Generalsuperintendent und Oberhofprediger nach Weimar. Diese Berufung stieß begreiflicherweise auf großen Widerstand, namentlich bei dem Stadtrathe, der bei der Wahl

52) Zu den Haupterumträgern von Klatschereien gehörte auch Böttiger, der z. B. das alberne Mährchen erfand, daß sich der Herzog und Goethe zu Jena auf den Markt gestellt und Stunden lang mit Schlittenpeitschen geknallt hätten. Der Buchhändler Himburg in Berlin, der zum Theil als Freibeuter von dem Nachdrucke Goethe'scher Schriften lebte, sprengte aus, daß der Herzog und sein Busenfreund das ausschweifendste Leben von der Welt führten und daß von Goethe wol Nichts mehr zu hoffen sei, „weil er sich den ganzen Tag in Branntwein besaufe!"

53) Siehe Diezmann's „Weimar-Album" S. 20 u. 21

54) Siehe „Kurzer Briefwechsel zwischen Klopstock und Goethe im Jahre 1776." (Leipzig 1833.)

eines Oberpfarrers seine Zustimmung zu geben hatte, aber Goethe trieb, wie er sich ausdrückt, die „Kerls mit Hetzpeitschen" zusammen, und so wurde die Berufung in ziemlich unceremoniöser Weise durchgesetzt. Goethe ließ mit zartester Sorgfalt die neue Amtswohnung für Herder neu einrichten; Herder traf am 2. Oct. in Weimar ein und hielt am 20. Oct. seine Antrittspredigt, durch die er sich aller Herzen gewann und die über ihn verbreiteten Verleumdungen Lügen strafte. Hatte man doch sogar das lächerliche Gerücht verbreitet, Herder pflege gestiefelt und gespornt die Kanzel zu besteigen. Herder schloß sich übrigens Anfangs mehr an die Gegenpartei Goethe's an, jedoch nicht aus Feindseligkeit gegen diesen, als um die Dehors seiner amtlichen Stellung aufrecht zu erhalten.

Goethe selbst übrigens wandte sich bald mehr und mehr von dem bisherigen muthwilligen Treiben ab und ernsterer praktischer Thätigkeit zu. „Nach allen Richtungen hin wandte sich der prüfende, forschende Sinn," bemerkt der Kanzler von Müller in einer Festrede; „die Naturwissenschaften und was dahin einschlug, wurden eifrigst betrieben, der Industrie, dem Gewerbe frische Bahn zu öffnen versucht, neue Ansichten, sinnreiche Entdeckungen verfolgt, durchprobt, in jedes Unternehmen persönliche Anstrengung verwebt, im Straßen- und Wasserbau die Elemente bekämpft" u. s. w. Besonders beschäftigte Goethe sich bei einem Aufenthalte in Ilmenau, in welchen abgelegenen Bergwinkel er sich gern von den Zerstreuungen des Hofes zurückzog, mit dem Plane, das alte Bergwerk wieder in Gang zu bringen. Aber er vergaß auch die Musen nicht. Auf dem weimarischen Liebhabertheater, auf dem er selbst, neben Einsiedel, in komischen Partien glänzte, brachte er im Herbste „Die Mitschuldigen" und im November „Die Geschwister" zur Aufführung. Letzteres kleines Stück hatte er in den letzten Tagen des Octobers mit Zugrundelegung eines kleinen französischen Familiendrama's „La pupille" für Kotzebue's Schwester, Amalie, geschrieben, angeblich weil diese sich zu der Uebernahme zweideutiger Liebhaberinnenrollen nicht habe verstehen wollen. Schaefer hat die Vermuthung ausgesprochen, daß „Die Geschwister" an Goethe's eigenes Verhältniß zu seiner Schwester Cornelia erinnerten, „dessen leidenschaftliche Zärtlichkeit die äußersten Grenzen der Geschwisterliebe berührte," was denn doch wol eine etwas gewagte Annahme ist[55]). Ein Gelegenheitsstück „Lila," dem er 1778 die Form gab, in welcher es jetzt vorliegt, verfaßte er zur Geburtstagsfeier der Herzogin Louise (den 30. Jan.), um damit tröstend und sanft belebend auf ihren leidenden Gemüthszustand zu wirken. Das Monodrama „Proserpina" ist etwa um dieselbe Zeit entstanden; außerdem beschäftigte er sich mit dem Plane zu einem andern Monodrama „Nero" und einem Drama, der „Falke," in Bezug auf welches er einmal aus Ilmenau schreibt, daß seine Giovanna in dem neuen Drama viel von Lili haben werde, jedenfalls ein Beweis, daß das Bild seiner frankfurter Verlobten in seinem Geiste und Herzen noch nicht erloschen war. Das Drama ist jedoch nicht ausgeführt worden, vielleicht weil Goethe grade daran war, sich in einen neuen leidenschaftlichen Zustand hineinzuempfinden.

Es ist hiermit sein ganz eigenthümliches Verhältniß zu Frau Charlotte von Stein, geborene von Schardt, gemeint, die fast sieben Jahre älter als Goethe, an den herzoglichen Stallmeister, Baron Friedrich von Stein, Erbherrn auf Kochberg, verheirathet und bereits Mutter von sieben Kindern war. Sie besaß ohne Zweifel alle Zaubermittel, welche angeborene Anmuth, geistiger Adel und feinste gesellschaftliche Bildung dem Weibe verleihen können, dabei freilich auch jene Neigung zu über- und angespannten Gefühlen, zu einer fast krankhaften Sentimentalität, wie sie damals so gewöhnlich war und zu der man sich selbst auf dem Wege künstlicher Exaltation aufschraubte. Freundschaft und Liebe, selbst der urtentonische Patriotismus, wie er z. B. bei den Mitgliedern des göttinger Hainbundes sich äußerte, waren damals von den seltsamsten Symptomen begleitet, sodaß es hier oft schwer ist, Natur von Kunst zu unterscheiden. Dieser überreizte Zustand fand auch in der Literatur seinen überschwänglichsten, oft wahrhaft schwindelerregenden Ausdruck; nur besaß man zugleich das besondere Geschick, Gemüthszustände, die zum Theil auf künstlicher Exaltation beruhten, für vollkommen wahr und naturwüchsig zu halten. Man darf diesen Allgemeincharakter der damaligen Generation nicht vergessen, wenn man das Verhältniß Goethe's zu Frau von Stein nicht in falschem Lichte erblicken will. Man war zu jener Zeit wol im Stande, in Schriftstücken eine glühende, sinnlich gefärbte Leidenschaft zur Schau zu stellen, während das Verhältniß ein rein Platonisches blieb. Man schrieb weniger Romane als jetzt, aber man suchte sie öfter im Leben in aller Naivetät zu spielen. Unterhielten sich doch damals Liebende noch ganz ernsthaft über Scheiden und Wiedersehen nach dem Tode, wie Goethe selbst kurz vor seiner Abreise von Wetzlar mit Lotte.

Goethe war schon durch eine Silhouette von Frau von Stein, welche ihm Zimmermann in Strasburg zeigte, und durch dessen beredte Schildekung ihrer Vorzüge auf diese spätere Dame seines Herzens aufmerksam gemacht, ja in Exaltation versetzt worden. Nun sah er sie in Weimar wirklich, und der Eindruck, den ihre ganze Erscheinung auf ihn machte, blieb hinter seinen Erwartungen nicht zurück. Hier hatte er wieder einmal einen weiblichen Gegenstand, würdig seines Studiums und seiner Neigung, würdig, um aus ihm poetische Anregung und die Kenntniß neuer Empfindungszustände zu schöpfen. In die von anscheinend tiefster Leidenschaft erfüllten Briefe Goethe's an Frau von Stein hat man mancherlei Deutungen hineingetragen. In einer Stelle in seinem letzten vor der italienischen Reise am 23. Aug. 1785 geschriebenen Briefe hat man sogar den Wunsch Goethe's nach einer ehelichen Verbindung mit ihr erkennen wollen; allein

55) Adolf Scholl hat in einem Aufsatze „Zu Goethe's Leben" („Deutsches Museum." 1851. 1. Heft) nachzuweisen gesucht, daß und in wieweit Goethe's sich damals entwickelndes Liebesverhältniß zu Charlotte von Stein auf das kleine Stück Einfluß gehabt.

sie beziehen sich einfach, nach J. W. Schaefer's sicherlich richtiger Auslegung, „auf die bevorstehende Reise, wo er im Andenken an sie „„mit ihr zu leben,"" d. h. ihre Seelengemeinschaft fortzusetzen und im glücklichen Incognito, „„in der freien Welt,"" das reinste menschlichste Dasein zu genießen hofft." Um die Ehe war es ja Goethe bei seinen vielen Liebschaften gar nicht zu thun; und am wenigsten konnte er daran denken, die noch verheirathete Frau von Stein, Mutter so vieler Kinder, ehelichen oder sie gar nach irgend einem fernen Erdwinkel ihrem Gatten und ihren Kindern entführen zu wollen. Solcher Absichten war Goethe unfähig; er trieb zumeist nur ein poetisches Spiel, und zwar mit einer Naivetät, die nur ihm anstand. Von ihrer Seite kam vielleicht eine gewisse Eitelkeit ins Spiel; es war damals unter den hochgebildeten Frauen förmlich Mode geworden, sich von gefeierten Dichtern verehren zu lassen. Man hat auch aus dem leidenschaftlichen Tone der Goethe'schen Briefe die Vermuthung herausgeklügelt, daß die Gemeinschaft zwischen beiden nicht eine blos geistige gewesen sei. Hierzu kommt der Umstand, daß sie kurz vor ihrem Ende (Frau von Stein starb in hohem Alter nach Vollendung des 85. Jahres am 6. Jan. 1827) ihre Briefe an Goethe, die sie sich hatte zurückschicken lassen, einer Freundin zum Verbrennen übergab [56]), und selbst Schaefer fühlt sich hierdurch zu dem Ausrufe veranlaßt: „Wer möchte es wagen, durch Vermuthungen den Schleier von den theuersten Geheimnissen der Liebe hinwegziehen zu wollen!" Aber es wäre voreilig, aus dem feurigen Tone der Goethe'schen Briefe den Schluß zu ziehen, daß das Verhältniß einen andern Charakter gehabt als den der Seelengemeinschaft [57]); denn dieses leidenschaftliche Pathos war, wie schon bemerkt, damals allgemein Brauch, und in die kühle Sprache unserer Zeit übersetzt, würden diese Briefe unvergleichlich nüchterner lauten. Er selbst nennt einmal in einem Briefe an die Stein sein Verhältniß zu ihr „das reinste, schönste, wahrste, das er außer seiner Schwester je zu einem Weibe gehabt." Erwähnenswerth bleibt übrigens auch seine Aeußerung, die man von ihm in seinem hohen Alter vernahm: Lili sei nicht nur die erste gewesen, die er tief und wahrhaft geliebt, sondern auch seine letzte, indem er noch hinzufügt: „Alle kleinen Neigungen, die mich in der Folge meines Lebens berührten, waren, mit jener ersten verglichen, nur leicht und oberflächlich." Auf solche gelegentliche Aeußerungen aus des Dichters spätesten Lebenstagen ist zwar nicht allzu viel zu geben; aber diese Versicherung beweist denn doch, daß Goethe das Liebesverhältniß mit Frau von Stein, das ihm als eins der späteren doch noch am lebhaftesten im Gedächtnisse sein mußte, zu seinen „kleinen Neigungen" gerechnet habe [58]).

Zu einer innigern Gestaltung des Verhältnisses trug es übrigens sicherlich bei, als Goethe ihren neunjährigen Sohn Fritz in sein Haus nahm und mehre Jahre dessen Erziehung leitete. Fritz von Stein erkannte noch später dankbar an, wie „unendlich" die Sorge und Liebe gewesen, mit der Goethe ihn behandelt habe, und wie „sehr viel" er ihm verdanke. Schiller nannte den jungen Stein ein „Kunstwerk" Goethe's und Fritz von Stein hat auch später als ausgezeichneter preußischer Beamter und Wohlthäter vieler hundert Blinden der Erziehung und dem Einflusse Goethe's nur Ehre gemacht.

Allmälig mochte aber Goethe wol fühlen, daß es Zeit sei, mit dieser Exaltation zu Ende zu kommen. An Geist und an jener Delicatesse, welche die höchste Weltbildung verleiht, übertraf zwar Frau von Stein Goethe's frühere Geliebten sämmtlich, und so trug auch sie außer den übrigen Einflüssen des Hoflebens vielleicht nicht unwesentlich dazu bei, Goethe seiner mehr idealistischen Richtung entgegenzuführen; aber sie war nervös, reizbar, litt an hypochondrischen Stimmungen, welche Goethe selbst dem häufigen Genusse des Kaffees zuschrieb, und setzte alle seine Empfindungen in einen ewigen Belagerungszustand. Sie wollte ihn ganz haben, wenn auch nur geistig, er fing an, der Welt und seinen Freunden abzusterben, worüber Wieland im Februar 1777 bittere Klage führt. Er selbst freilich verdankte diesem Verhältnisse manche beseligende Stimmungen, und besonders diente es ihm als Trost und als Ableitung von den schmerzlichen Empfindungen, die ihm der in Folge ihrer Niederkunft am 8. Juni 1777 erfolgte Tod seiner innigst geliebten Schwester Cornelia erregte, wovon er die Nachricht am 16. Juni erhielt, den er in seinem Tagebuche mit den kurzen, aber charakteristischen Worten: „dunkler, zerrissener Tag" bezeichnete. Nach seiner Rückkehr aus Italien, wo sich ihm in Kunst, Natur und Volk die Welt der schönen Sinnlichkeit erschlossen hatte, mochte ihm Frau von Stein, die jetzt bereits im 42. Lebensjahre stand, in ihrer ganzen nervösen, nordisch krankhaften Erscheinung als ein ziemlich fremdartiges Wesen erscheinen, und vielleicht mochte er nun gar nicht mehr begreifen, wie er dieser Frau einen so übertrieben poetisch-erotischen Cultus habe widmen können. Goethe's Leidenschaft war eine liebliche Illusion, aus poetischer Excentricität entsprungen und durch die Macht der Gewohnheit erhalten, diese aber durch seinen Aufenthalt

56) Adolf Schöll weist in seinem oben genannten Aufsatze in dem kleinen Stücke „Die Geschwister" einige Zeilen („Die Welt wird mir wieder lieb" u. s. w.) als von Goethe aus einem Billet der Frau von Stein entnommen und mithin als einzig erhaltenen Rest ihrer Briefe nach. In Wilhelm's verstorbener Freundin Charlotte, von der in den „Geschwistern" die Rede, ist ohne Zweifel Charlotte von Stein verherrlicht. 57) Schiller schreibt am 12. Aug. 1787 an seinen Freund Körner: „Man sagt, daß ihr Umgang ganz rein und untadelhaft sein soll."

58) Die Briefe Goethe's an Charlotte von Stein gab A. Schöll in drei Bänden im J. 1848 heraus und versah sie mit schätzbaren Einleitungen. Zur Kenntniß Goethe's in der betreffenden Lebensperiode sind diese Briefe sehr wichtig, da er ihnen wie einem Tagebuche seine tiefsten Empfindungen und auch zahlreiches Lebensdetail anvertraute, übrigens, wie es scheint, nicht ganz ohne Absicht, vor ihr zu glänzen. Ein wenig wohlwollendes Urtheil über Frau von Stein fällte Adolf Stahr in seiner Schrift: „Weimar und Jena." (1852.)

in Italien zerrissen worden und für ihn keine Nothwendigkeit mehr. Er hatte sich verändert, die Frau von Stein aber fand er in ihren Eigenheiten unverändert, nur noch mehr gealtert. Je mehr sie aber ihre Reize schwinden sehen mußte, um so eigensinniger und herrschsüchtiger mochte sie auf ihre frühern Rechte, die sie auf Goethe's leidenschaftliche Zuneigung erworben zu haben glaubte, pochen. Dieser aber riß das Band des ihn jetzt drückenden Verhältnisses mit einem Male durch, indem er ein weniger geistiges, aber im Ganzen doch naturgemäßeres, das mit Christiane Vulpius, an seine Stelle setzte. Als Charlotte von Stein sah, daß sie einer andern Herzensdame und welcher sie habe Platz machen müssen, war sie aufs Tiefste erschüttert. Und doch hatte sie vielleicht selbst dazu beigetragen, Goethe sich ihr zu entfremden, indem sie ihn, worüber sich der Dichter in seinen späteren Briefen an sie beschwerte, mit einer Kälte empfing, die ihm „äußerst empfindlich" war. Unmöglich konnte ihr das Gerücht von einem zärtlichen Verhältnisse, welches Goethe in Rom angesponnen, verborgen geblieben sein, und wahrscheinlich dachte sie Goethe für die Leichtigkeit, womit er in seinen Neigungen wechselte, durch ein schmollendes Benehmen strafen zu müssen. Frau Herder bemühte sich vergebens, eine Aussöhnung zwischen beiden zu Stande zu bringen. Als die Herder einmal das Gespräch auf die Stein brachte, antwortete Goethe sehr kühl: „Ach, mit der ist nicht viel anzufangen, sie ist verstimmt und es scheint nicht, daß etwas werden will." Am 21. Febr. 1789 schreibt die Herder an ihren damals in Italien weilenden Gatten: „Das Verhältniß ist noch immer nicht im Gleis. Sie will nicht verzeihen und er nicht um Verzeihung bitten, so scheint es uns. Ich mag nicht tiefer hineinsehen. Ich denke, er sei's wohl werth, daß man um ihn etwas leidet." Eifersucht und Aerger warf sie um diese Zeit sogar aufs Krankenlager. Im Mai reiste sie in ein Bad, ihm einen Abschiedsbrief zurücklassend, der zugleich ein Absagebrief war. Goethe suchte sich in einem Briefe zu rechtfertigen, in welchem er sie noch mit dem traulichen Du anredet, ihr zugleich aber Vorwürfe über ihr herrschsüchtiges, ihn ewig controlirendes Benehmen macht. Nicht mit Unrecht fragt er, wer an die Stunden, die er mit seiner Geliebten zubringe, Anspruch zu machen habe? Goethe schloß seinen wunderlichen Sermon mit der sonderbaren Warnung vor übereichlichem Kaffeegenuß. Der Brief reute ihn jedoch bald und acht Tage darauf suchte er in einem zweiten Briefe, in welchem er in Bezug auf sein Verhältniß zur Vulpius einen fast zu demüthigen Ton anschlägt, das Verletzende des ersten wieder gut zu machen. Aber auch an die Herstellung eines blos freundschaftlichen Verhältnisses war für den Augenblick nicht zu denken. Nach einigen Jahren, als die Stein ruhiger geworden war und Goethe in seiner wohlwollenden Gesinnung gegen ihren Sohn Fritz nicht ermattete, näherte man sich wieder, begreiflicherweise etwas gemessen und feierlich.

Hiermit ist jedoch dem Gange der Ereignisse in Goethe's Leben schon ziemlich weit vorgegriffen, und es ist Zeit, zu den Begebenheiten des Jahres 1777 zurückzukehren. Vorzüglich ist hier ein Besuch Merck's in Eisenach, wo der Herzog und Goethe mit dem werthen Gaste vertrauliche und lehrreiche Gespräche oft bis in die Nacht fortsetzten, und Goethe's Harzreise im Spätherbste zu erwähnen. Letztere trat er am 29. Nov. zu Pferde an, und zwar im strengsten Incognito, um Niemanden zu belästigen und von Niemandem belästigt zu werden. Auf dem Wege nach Elbingerode, als hoch über ihm im düstern Gewölke ein Geier schwebte, begann er die Ode „Harzreise im Winter" zu dichten, in der die Naturstimmung mit der Gemüthsstimmung des Dichters in so wunderbaren Einklang gebracht ist. Er besuchte sodann die Baumannshöhle, weiter Clausthal, wo er, wie er in einem Briefe an die Stein gesteht, „wieder Liebe zu der Classe von Menschen gekriegt habe, die man die niedere nennt, die aber gewiß vor Gott die höchste ist," und am 10. Dec. bestieg er den „schneebehangenen Scheitel" des Brockens. Nach Weimar zurückgekehrt, beendigte er das erste Buch des „Wilhelm Meister," zu dem er die Conception schon längere Zeit mit sich herumgetragen hatte.

Der Anfang des Jahres 1778 riß ihn wieder in einen Strudel der gewohnten Wintervergnügungen: Schlittenfahrten, Redouten, Schweinshetzen, Theaterproben und Aufführungen nahmen seine Zeit fast ungebührlich in Anspruch. Zum Geburtstage der Herzogin kam sein Aristophanisches Lustspiel „Die geflickte Braut" auf dem Liebhabertheater zur Aufführung, das wir jetzt unter dem Titel „Der Triumph der Empfindsamkeit," freilich in sehr abgeschwächter Form, besitzen. Als in Folge der von Oesterreich auf Niederbaiern erhobenen Ansprüche ein neuer Krieg zwischen Preußen und Oesterreich drohte, sah sich der Herzog veranlaßt, aus politischen Beweggründen eine Reise nach Berlin zu machen, auf welcher Goethe ihn begleitete und auch Dessau berührte, wo er seinen alten leipziger Freund Behrisch wieder sah. In Berlin und Potsdam weilten sie vom 15. bis 23. Mai. Die vorhandenen Mittheilungen über diesen Aufenthalt sind dürftig; einen großen Gewinn oder sehr wohlthuende Erinnerungen scheint er davon nicht mit nach Weimar zurückgebracht zu haben, außer etwa die Einsicht in das „große Uhrwerk, das Eine große Walze treibt," und in die Hohlheit des Hoftreibens. „Je größer die Welt, desto garstiger," bemerkte er. Bei dem Prinzen Heinrich, der Goethe freundlich aufnahm, war er in Gesellschaft des Herzogs zu Tische; doch verhielt er sich unter so vielen Generalen beobachtend und zurückhaltend, was man ihm, wie gewöhnlich, als Stolz auslegte. Den großen König selbst lernte er persönlich nicht kennen, da derselbe bereits am 5. zur schlesischen Armee abgegangen war, wo sich auch der Prinz von Preußen, ein Verehrer des Dichters, befand. Berlin war auch damals schon nicht arm an bedeutenden Männern, aber er ging allen literarischen Bekanntschaften vorsichtig aus dem Wege; doch besuchte er, außer dem Kupferstecher Chodowiecki, die Dichterin Karschin. Er war gegen die berliner Literaten verstimmt, mehr als sich wol für einen so großen Geist

geziemt; er hatte, wie es scheint, Nicolai's Parodie auf seinen „Werther" doch mit Empfindlichkeit aufgenommen und noch nicht vergessen[59]). In den October dieses Jahres fiel eine glänzend in Scene gesetzte und im November wiederholte Aufführung des „Jahrmarkts von Plundersweilern," worin er selbst den Marktschreier, den Hamann und Mardochai machte. Der projectirte Wiederaufbau des 1774 durch einen Brand zerstörten Fürstenschlosses veranlaßte ihn, das Studium der Baukunst und die Lehre von den Säulenordnungen zu betreiben, was ihm für seine spätere italienische Reise nicht ohne Nutzen war, und sich sogar in architektonischen Zeichnungen zu üben. Zu größeren poetischen Arbeiten scheint ihm in diesem Jahre die rechte Stimmung gefehlt zu haben. Doch war das Jahr nicht verloren. „Viel Arbeit in mir selbst," schreibt er zum Schlusse des Jahres, „zu viel Sinnens, daß Abends mein ganzes Wesen zwischen den Augenknochen sich zusammenzudrängen scheint."

Das Jahr 1779 wurde für Goethe dadurch wichtig, daß er sich mehr und mehr an den Staatsgeschäften betheiligte und sich den verschiedenartigsten Zweigen der Verwaltung widmete, unter Anderem sogar zu seinen bisherigen Geschäften noch die so wenig poetischen der Kriegs- und Wegebaucommission übernahm. Goethe konnte sich eben Alles zutrauen und das Heterogenste mit seinem Alles umfassenden Geiste und klar ordnenden Verstande bewältigen. Er selbst fand, daß diese Geschäfte seine poetische Stimmung nicht störten, daß seine productive Phantasie vielmehr nach beendigtem Geschäfte nur um so freier spiele. Freilich wird man ihm die eigentlich drückenden und ermüdenden Arbeiten sicherlich möglichst fern gehalten, er selbst aber die amtlichen Geschäfte mit genialem Ueberblicke erledigt und abgekürzt haben, weshalb auch die Männer des alten Geschäftsschlendrians, „die Kanzelistenseelen," wie Karl August selbst sie nannte, ihm immer anssässig waren und blieben. Noch später, während seiner ersten italienischen Reise, hatte man in den weimarischen Kreisen die Verleumdung in Umlauf gesetzt, daß er Andere „wie Lastthiere für sich schwitzen lasse" und in Italien seine Besoldung „für Nichtsthun" verzehre und es ist immerhin auffallend, daß selbst ein Dichter wie Schiller dieser philisterhaft neidischen Ansicht Gehör geben und ihr beipflichten konnte. Was Goethe aber im Stillen Gutes that, davon wußte man Nichts oder stellte sich doch an, als ob man davon Nichts wisse. Auf seinen vielfachen Reisen durch die zerstreuten Gebietstheile des weimarischen Ländchens lernte er neben der Bravheit und Arbeitsamkeit der niedern Volksschichten auch deren Armuth und Bedürftigkeit kennen und er beschäftigte sich nun, um dem Elende zu steuern, unter dem Beirathe des Landcommissarius Bätty eifrig mit Verbesserung des Ackerbaues und der Wiesencultur. Dieses Volkselend nennt er in seinem Tagebuche einmal den „unerkannten Engel," mit dem er ringe und sollte er sich die „Hüfte ausrenken." Er stellt sich dann weiter das Zeugniß aus: „Es weiß kein Mensch, was ich thue und mit wie viel Feinden ich kämpfe, um das Wenige hervorzubringen." Bei seinen Rundreisen erlebte er mehrfache Feuersbrünste, so in Apolda im Juli 1779, in Ettersburg am 25. Juni 1780, als er grade an einem muthwilligen Lustspiele dictirte. Dann eilte er ohne Weiteres vom Arbeitstische auf die Brandstätte, legte an die Löschanstalten mit Hand an, um den Rettenden mit ermunterndem Beispiele voranzugehen und befand sich zuweilen so mitten in den Flammen, daß ihm Haare und Fußsohlen versengt wurden. Bei solchen Anlässen lernte er auch die Mängel der bestehenden Löschanstalten kennen und er ließ nicht eher ab, als bis der Herzog sich dazu verstand, für die Verbesserung der Löschanstalten Sorge zu tragen und eine neue Feuerordnung entwerfen und veröffentlichen zu lassen.

Es war für solche Verdienste sicherlich nur eine kaum nennenswerthe Auszeichnung oder Belohnung, wenn ihm der Herzog den Titel eines Geheimrathes verlieh (das Ernennungsdecret ist am 5. Sept. ausgestellt) und ihm, was aber erst im nächsten Jahre geschah, eine Gehaltszulage von 200 Thalern bewilligte. Und doch steigerte, nach Wieland's Zeugniß, jene Ernennung den Haß gegen Goethe zu einer Höhe, „die nahe an die stille Wuth grenzt." Was Goethe's Gehaltserhöhung betrifft, so bemerkt Schaefer: „Weimars große Männer haben dem Lande wenig Kosten gemacht; Goethe hat sein vertrautes Verhältniß zum Herzoge nicht benutzt, um dessen Freigebigkeit für sich auszubeuten, vielmehr bedeutende Ausgaben, die seine Stellung verursachte, aus seinem Vermögen bestritten."

In diese Zeit fällt die erste Bearbeitung der „Iphigenia," mit der er sich schon lange getragen hatte. Er begann die Ausarbeitung der Dichtung am 14. Febr. in seinem stillen Gartenhäuschen, schrieb dann an den nächsten Acten während der Rundreise im Herzogthume im Februar und März, meist in den späten Abendstunden und zuweilen von Rekruten umgeben, in Buttstedt, im dornburger Schlosse, in Apolda — wo er den Gegensatz zwischen seiner idealen Dichtung und der jammervollen Wirklichkeit tief empfunden zu haben scheint, wie aus den damals niedergeschriebenen Worten hervorgeht: „Der König von Tauris soll reden, als ob kein Strumpfwirker in Apolda hungerte," — in Allstedt und auf dem Schwalbensteine bei Ilmenau. In dieser ersten Gestalt wurde die Dichtung am 29. März in Gegenwart der gothaischen Herrschaften zum ersten Male vorgelesen und am 6. April zum ersten Male aufgeführt, mit Corona Schröter als Iphigenia, Knebel als Thoas und Prinz Constantin als Pylades, während Goethe selbst als Orestes Bewunderung erregte. Bei einer spätern Aufführung in Ettersburg (am 11. Juli) übernahm der Herzog selbst die Rolle des Pylades. In dem Bilde der Iphigenia wollten damals Viele den Charakter der jungen

59) Näheres über Goethe's Aufenthalt in Berlin findet man bei Teichmann: „Goethe in Berlin" (S. 6). Was daselbst S. 5 fg. von einem Besuche bei dem Dichter Burmann erzählt wird, beruht nach Düntzer auf einer Verwechselung Goethe's mit Glaudius. Mendelssohn soll Goethe's Besuch nicht angenommen haben, weil er ihn früher als am Tage vor seiner Abreise erwartet hätte.

Herzogin erkennen. Man wußte zu der Zeit noch nicht so genau wie jetzt von den tiefen Eindrücken, welche die von seiner Phantasie in ein ideales Licht gerückte Frau von Stein auf ihn hervorgebracht hatte, obschon es denkbar ist, daß der Dichter diese Geliebte seines Herzens und die junge Herzogin zu dem Idealbilde der Iphigenia verschmolzen habe. Von irgend einer Portraitähnlichkeit kann dabei natürlich nicht die Rede sein; er nahm von beiden höchstens nur gewisse allgemeine Züge, in sofern sie seinen inzwischen durch das Studium antiker Muster gereinigten Vorstellungen von idealschöner Weiblichkeit fördernd entgegenkamen. Diese erste Bearbeitung der „Iphigenia" war in Prosa niedergeschrieben, die aber zum Theil in jambischen Rhythmen sich bewegte. Eine spätere, schon nach Versabtheilungen eingerichtete Bearbeitung (wol die von 1781) wurde dann in Italien derjenigen zum Grunde gelegt, die wir jetzt besitzen und als eine der vollendetsten teutschen Dichterschöpfungen bewundern.

Daneben wurde aber auch der teutsche derbe Spaß in Ettersburg wie früher unter den Auspicien der Herzogin Mutter gepflegt, obschon Goethe, jetzt einer ernstern Richtung hingegeben, sich daran nicht mit dem gleichen Eifer wie in den vorhergegangenen Jahren betheiligte, wenigstens nicht producirend. Doch improvisirte er eine Art Hanswurstspiel, ein komisches Strafgericht, als der erste Band von Jacobi's „Waldemar" erschienen war, dessen Inhalt ihm auf seinem jetzigen Standpunkte sehr wenig zusagte. Als er in Ettersburg daraus vorlas, packte ihn der „alte Teufel des Humors;" er ließ das Buch mit den Deckeln, sodaß der Wind mit den Blättern freies Spiel hatte, an eine noch erhaltene, wenn auch morsche Buche nageln und hielt nun von einem hervorragenden untern Aste eine humoristische Standrede. Natürlich kam es darüber zum Bruch mit Jacobi, mit dem sich erst im J. 1782 durch einen Brief Goethe's wieder ein besseres Verhältniß anknüpfte; hohe Achtung hat Goethe bei allen noch so abweichenden Ansichten dem reinen Charakter Jacobi's stets bewahrt. Er selbst nannte den muthwilligen Streich später in einem Briefe an Lavater eine „Albernheit;" und doch entsprang er nur jenem Geiste des Uebermuthes, dessen Ausbrüchen ja auch namentlich die Mitglieder des weimarischen Kreises bei den ettersburger Lustbarkeiten ausgesetzt waren. So wurde in der zur Geburtstagsfeier des Herzogs aufgeführten Posse Einsiedel's „Orphens und Eurydice" die Arie aus Wieland's „Alceste," die mit den Worten beginnt: „Weine nicht, du meines Lebens Abgott," unter Begleitung der kreischenden Trillertöne eines Posthornes travestirt und dem allgemeinen Gelächter preisgegeben. Freilich fühlte auch Wieland sich dadurch sehr unangenehm berührt, klagte über Mangel an Delicatesse, Zucht und Scham und indem er Goethe als den Hauptveranlasser oder Hauptförderer des ihm gespielten Streiches betrachten und an Goethe's früher gegen ihn gerichtete Satyre zurückdenken mochte, fühlte er sich in seiner Verehrung für ihn merklich abgekühlt. Goethe, immer geneigt zur Versöhnung die Hand zu bieten und anzuerkennen, wo etwas anzuerkennen war, schickte Wieland für dessen „Oberon," den er aufrichtig bewunderte und der ohne Goethe's belebenden Einfluß vielleicht nicht entstanden oder wenigstens nicht zu einem Kunstwerke von so durchgehender Frische und Anmuth gediehen wäre, im Winter 1780 einen Lorbeerkranz. Doch begegnet man in Briefschaften und mündlichen Mittheilungen nicht wenig Spuren, welche zu beweisen scheinen, daß Wieland es später nicht grade ungern gesehen habe, wenn man dies oder jenes an Goethe auszusetzen hatte. Unter den großen Dichtern und Schriftstellern Weimars war aber Wieland der diplomatischste, der es äußerlich mit keinem verdarb, aber auch mit keinem ein Verhältniß von dauernder Innigkeit unterhielt.

Peinliche Misverhältnisse, in welche der Herzog durch ein leidenschaftliches Liebesverhältniß zu der Gräfin Werther auf Neunheiligen (der Schwester des nachmaligen preußischen Ministers Freiherrn von Stein) sich verwickelte, ließen eine Reise für nöthig erscheinen, die in Gesellschaft Goethe's im tiefsten Incognito unternommen und am 12. Sept. 1779 angetreten wurde. Die Reise ging über Cassel und Frankfurt und von hier rheinaufwärts über Strasburg nach der Schweiz. In Frankfurt wohnte das seltene Freundespaar im Goethe'schen Hause, in welchem „Frau Aja" noch in ihrer „alten Kraft und Liebe" waltete. Den Vater, der sich eines solchen Besuches und der ehrenvollen Stellung seines Sohnes im hohen Grade freute und sich mit Stolz sagen konnte, daß er auch seinen Antheil an dessen ruhmvoller Laufbahn habe, fanden die Reisenden im Ganzen stiller, in sich gekehrter und bei abnehmendem Gedächtnisse. Dann ging es dem Rheine zu. Goethe selbst befand sich in der heitersten, allen Eindrücken der Natur offenen Stimmung. Beachtenswerth ist, daß er an Frau von Stein schreibt, er sei „ungetrübt von einer beschränkten Leidenschaft" und daß nun die „Verhältnisse zu den Menschen, die bleibend sind," vor seine Seele träten; einen „willkommenen Athem" fühlte er durchs ganze Land wehen, „Himmelsluft weich, warm, feuchtlich;" man werde „wie die Trauben reif und süß in der Seele." Während die Andern gradewegs nach Strasburg reisten, machte er einen Seitenritt nach Sesenheim, wo man ihn freundlich und gut wie in frühern Tagen aufnahm. Friederike Brion führte ihn bei Vollmondschein in jede Laube, benahm sich vortrefflich und vermied es, auch nur durch die leiseste Berührung irgend ein altes Gefühl in seiner Seele zu wecken. In vollem Frieden schied er von diesen edeln Menschen und besuchte Tags darauf, am 26. Oct., eine andere Jugendgeliebte, die frankfurter Lili, jetzt Frau von Türkheim, den „schönen Grasaffen" und „gute Creatur," welche er „mit einer Puppe von sieben Wochen" spielend und zu seinem Troste „recht glücklich verheirathet" fand. In Emmendingen besuchte er das Grab seiner Schwester und stellte sein früheres gutes Verhältniß zu seinem jetzt mit Johanna Fahlmer verheiratheten Schwager Schlosser wieder her. Die Reise wurde dann in Gesellschaft des Kammerherrn von Wedel, der Tags hundert tolle Einfälle hatte, über Freiburg durchs

Höllenthal nach Basel, weiter über Murten nach Bern fortgesetzt. Das Lauterbrunner- und Haslithal wurden besucht, mehre Höhen erstiegen und Angesichts des Staubbaches die schöne Ode „Gesang der Geister über den Wassern" concipirt. An den Ufern des genfer Sees traf er die eben dort weilende Marquise Branconi, die Geliebte des Herzogs von Braunschweig, deren bezaubernde Erscheinung ihn so entzückte, daß er sich etliche Male in ihrer Gegenwart still fragte, „obs auch wahr sein möchte, daß sie so schön sah." Von Genf, wo er unter Anderem die Bekanntschaft Saussure's machte, wurde dann trotz aller Abmahnungen die bei so vorgerückter Jahreszeit nicht gefahrlose Reise in die savoyer Eisgebirge unternommen. Sie durchzogen das Wallis, das Rhonethal aufwärts; dann ging es zu Fuße über den Gotthard nach Uri, wobei der vorderste der Führer, der die Bahn brach, oft bis über den Gürtel im Schnee saß. Es war dies der gefährlichste wie beschwerlichste Theil der Reise, der von den Führern selbst als eine Art Abenteuer angesehen wurde. Auf der Höhe des Gotthard, wo die Reisenden bei den Capucinern nachteten, war die Kälte so grimmig, daß man im Freien nicht ausdauern konnte und nur zeitweise wagte, vor die Thür zu treten, um sich dem Anblicke der großartigen Gebirgsscenerie wenigstens auf Augenblicke hinzugeben. Ueber Uri, den Vierwaldstättersee und Luzern, wo Goethe die herrliche Schilderung der Reise nach Savoyen und bis Martinach dictirte, ging es dann nach Zürich, wo in Gesellschaft Lavater's glückliche Tage verlebt wurden. Hier verweilten die Reisenden bis zum 2. Dec., besuchten dann Schaffhausen und den Rheinfall und verließen am 8. Dec. den Boden der Schweiz. Auf dieser Heimreise entstand und reifte das liebliche idyllische Singspiel „Jery und Bätely," von welchem der Dichter bereits am 20. Dec. eine Abschrift an seinen Jugendfreund Christoph Kayser nach Zürich schickte. In Stuttgart, Karlsruhe, Darmstadt und Homburg wurde mit den Höfen verkehrt, aber Goethe, noch voll von den erhabenen Eindrücken der schweizer Alpenwelt, konnte diesem „Herumschleppen an den Höfen" durchaus keinen Geschmack abgewinnen. Die bemerkenswertheste Episode war die Theilnahme der Reisenden an der am 13. Dec. auf der stuttgarter Militairakademie stattfindenden Preisvertheilung, wobei auch der „Eleve" Friedrich Schiller drei Preise erhielt. Goethe stand dabei zur Linken des Herzogs von Würtemberg, wie Karl August zur Rechten desselben. Eigenthümlicher Art mochten die Gedanken des ehrgeizigen und schon mit seinem dramatischen Erstlingswerke beschäftigten, damals 20jährigen Schiller sein, als er den von ihm bewunderten Verfasser des „Götz" und „Werther" in so hoher Gesellschaft sich gegenüber sah. Für Goethe war damals der junge Mann Nichts weiter als ein „Eleve" wie jeder andere; vielleicht erregte ihm Schiller in jenem Augenblicke nicht einmal so viel Interesse als dessen Mitbewerber um die Preise. Nach viermonatlicher Abwesenheit trafen die Reisenden am 23. Jan. 1780 wieder in Weimar ein, wo Goethe zunächst die zweite Hälfte der Briefe aus der Schweiz ausarbeitete.

Als eine Frucht der schweizer Reise und der damit verbundenen Lecture der Schriften Saussure's kann man es auch wol betrachten, daß er sich fortan mit immer größerem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften zuwandte, zu denen er sich schon früher durch seinen Umgang mit Merck, welcher mit Glück mineralogische Forschungen betrieb, namentlich aber seitdem er sich ernstlich mit den Interessen des thüringer Bergbaues beschäftigte, lebhaft hingezogen fühlte. Zu seinen mineralogischen Forschungen, denen er sich, wie er an Merck schreibt, „mit einer völligen Leidenschaft" hingab, benutzte er besonders seinen wiederholten Aufenthalt in Ilmenau, seine Streifzüge durch das thüringer Bergland und seine weitern Ausflüge, z. B. nach dem Harze, den er Anfangs September 1780 abermals besuchte. Er vervollständigte seine mineralogischen Sammlungen und verfaßte einen mit diesen Liebhabereien zusammenhängenden Aufsatz „Nachricht von dem ilmenauischen Bergwesen"[60]). Dieses Studium der Erdgerippe leitete ihn weiter zu einem ernsthaftern Studium der Gerippe bei Menschen und Thieren, zu dem Studium der Anatomie und Osteologie, das ihn übrigens schon früh lebhaft angezogen hatte, auf das ferner auch seine Beschäftigung mit der Physiognomik nicht ohne Einfluß geblieben war. Zu diesem Zwecke hielt er sich im October 1781 einige Zeit in Jena auf, um bei dem Professor Loder zu hören und unter seiner Anleitung der Anatomie, die er bisher doch immer nur mehr dilettantisch betrieben, ein wissenschaftliches, systematisches Studium zu widmen. Hierbei kam ihm auch seine Fertigkeit im Zeichnen zu statten, das er jetzt ebenfalls wieder mit größerem Eifer aufgenommen hatte, angeregt besonders durch die seit kurzer Zeit unter der Leitung des Malers Kraus bestehende und durch Goethe hervorgerufene Zeichnenschule, die, sicherlich ebenfalls auf Goethe's Veranlassung, seit 1779 öffentliche Ausstellungen ihrer Zeichnungen und zwar alljährlich am Geburtstage des Herzogs zu veranstalten pflegte. Diese Ausstellungen mögen wol die ersten dieser Art in Teutschland gewesen sein. Goethe selbst zeichnete damals besonders nach dem Nackten, um dadurch seinem auch später mit so großem Eifer betriebenen Charakterstudium des menschlichen Körpers zu Hilfe zu kommen. Er fing nun auch an, Kupferstiche, Handzeichnungen und andere Kunstgegenstände zu sammeln, copirte nach Rafael und Dürer und studirte mit größtem Eifer die Schriften von Mengs. Durch diese Beschäftigung mit der Kunst war auch ein Anknüpfungspunkt zu seiner später so innigen Freundschaft mit dem Maler Heinrich Wilhelm Tischbein gegeben. Goethe war es, der ihm bei dem Herzoge von Gotha ein Stipendium auswirkte, um in Italien seine Kunststudien weiter fortsetzen zu können. Auch seinem Jugendfreunde, dem Musiker Kayser, wirkte er nicht blos vom Herzoge eine Unterstützung aus, um nach Wien zu gehen und sich unter Gluck's Leitung auszubilden, er selbst versah ihn aus eigenen Mitteln mit Geld und er

60) Abgedruckt in Diezmann's schon erwähnter Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" S. 278—296.

spricht in einem Briefe an Frau von Stein seine Befriedigung darüber aus, daß seine „alte Wohlthätigkeit" ihm wieder zurückkehre. Ein anderes freundschaftliches und für ihn lehrreiches Verhältniß entspann sich mit dem Bildhauer Klauer, der damals eine Büste des Dichters verfertigte und mit dem er manche Stunde in ernstem Gespräche über das Wesen und die Aufgabe der Kunst verbrachte, wie mit Kayser über musikalische Arbeiten. „So zeigt sich uns ein Streben," bemerkt Schaefer, „wie die Natur so auch das ganze Gebiet der Kunst zu durchwandern und durch eigene Anschauung kennen zu lernen." Mit diesem offenen Sinne für die Kunst und die Natur ging auch der für die Freundschaft Hand in Hand. Wieland rühmt um diese Zeit von ihm, er sei so sanft und gutmüthig gegen alle Leute, daß er von dieser Seite nicht mehr zu kennen sei; mit Knebel war sein Verhältniß das innigste und im J. 1781 schloß sich auch Herder, der sich bisher ziemlich fremd und kalt gegen ihn verhalten, wieder enger an ihn an.

In den Tagen, wo sich der Dichter vorzugsweise als einen guten Menschen fühlt, nach Kräften Glück und Segen um sich verbreitet und mehr als gewöhnlich mit sich zufrieden zu sein Ursache hat: in solchen Tagen wird ihm auch der Quell der Poesie frischer und ergiebiger strömen als in den Tagen der Verstimmung und des Mismuthes mit der Welt und mit sich selbst. Auf einer Herbstreise durch das thüringer Gebirge entstanden, außer der bedeutsamen Ode „An meine Göttin," die ersten Scenen des „Tasso," den er schon seit dem März mit sich herumgetragen hatte. Es war am 13. Oct., als er sich an die Ausarbeitung der ersten Scenen machte und wenige Wochen später war er bereits bei der ersten Scene des zweiten Actes angelangt. Aber so rasch ihm auch der Anfang dieser Arbeit von der Hand gegangen war, so gerieth sie doch bald ins Stocken, da im Winter theils Geschäfte, theils Zerstreuungen seine Thätigkeit allzusehr in Anspruch nahmen. Erst im Frühlinge 1781 konnte er wieder an die Fortsetzung der Arbeit denken; aber sie rückte, vielfach unterbrochen, nur langsam fort und gedieh erst gegen den Herbst 1781 bis zum Schlusse des zweiten Actes. Aber grade an diesem ersten Ergusse hatte das Herz mehr als die Kunst Antheil; diese ersten Acte waren in poetischer Prosa niedergeschrieben; ihre jambische Kunstform erhielt „Tasso" erst in der spätern Umdichtung. Persönliche Beziehungen und Hoferfahrungen waren unzweifelhaft darin verarbeitet; aber einzelne Ausleger sind in ihrer Sucht zu deuten und überall persönliche Bezüge zu wittern, auch in Betreff des Tasso viel zu weit gegangen, z. B. wenn man behauptet hat, Goethe habe in dem Verhältnisse des Tasso zu Antonio sein eigenes zu Herder darstellen wollen. Viel eher ist anzunehmen, daß Goethe im Tasso und im Antonio zugleich seine eigene Doppelnatur als Dichter und als Staats- oder Weltmann habe zur Anschauung bringen wollen; denn in diesem Widerstreite befand sich Goethe damals. Dabei mag er allerdings einzelne Züge von Herder entlehnt haben, der Klopstock so auf Kosten Goethe's zu erheben pflegte, wie etwa Antonio im „Tasso" Ariosi auf Kosten Tasso's erhebt. Als Urbild zur Prinzessin Leonore soll dem Dichter die Frau von Stein und, nach Schaefer's Deutung, als Urbild zur Gräfin Leonore gar die Marquise Branconi gesessen haben. Nach der Vollendung des „Tasso" schrieb dagegen Karoline Herder an ihren Gatten am 20. März 1789: „Sie (Frau von Kalb) nimmt Goethe's „Tasso" gar zu speciell auf Goethe, die Herzogin, den Herzog und die Steinin; ich habe sie aber ein wenig darüber berichtigt. Das will ja auch Goethe durchaus nicht so gedeutet haben. Der Dichter schildert einen ganzen Charakter, wie er ihm in seiner Seele erschienen ist; einen solchen ganzen Charakter besitzt ja aber ein einzelner Mensch nicht allein. So ist es mit dem Dichtertalente selbst, so mit der Kunst zu leben, die er durch den Herzog oder Antonio darstellt. Daß er Züge von seinen Freunden, von den Lebenden um sich hernimmt, ist ja recht und nothwendig; dadurch werden seine Menschen wahr, ohne daß sie eben im ganzen Charakter lebend sein können oder dürfen." Diese Stelle ist deshalb beachtenswerth, weil die Herder hier wahrscheinlich mit Goethe's Worten selbst gesprochen hat. Man erkennt daraus zugleich, daß, so sehr man sich auch in den damaligen Kreisen Weimar's abquälte, in Goethe's Dichtungen überall persönliche Beziehungen zu erblicken, damals doch Niemand daran gedacht hat, daß Antonio mit Herder identisch sei. Schon früher hatte übrigens Goethe die Herder davor gewarnt, zu viel in den „Torquato Tasso" hineinzudeuten, „weil sonst das ganze Stück verschoben wäre," obschon er zugestanden hatte, daß die Dichtung viel Deutendes „über seine eigene Person," d. h. über seine innern Kämpfe enthalte[61]).

Sehr lebhaft beschäftigte er sich in dieser Zeit mit einer andern seiner größten Schöpfungen, dem „Wilhelm Meister," dessen erstes Buch im J. 1777 geschrieben war. In einem Briefe vom 7. Juni 1780 erzählt er, daß er auf dem Ritte von Erfurt nach Gotha seine „Lieblingssituation" im „Wilhelm Meister" ausgeführt und sich das Detail so lebhaft ausgemalt habe, daß er „bitterlich zu weinen" angefangen. Das zweite und dritte Buch des Romans wurden damals in seinem Geiste verarbeitet. Psychologischen Stoff und künstlerische Anregung zu dem dritten Buche erhielt er namentlich bei einem Besuche, den er im März 1781 in Gesellschaft des Herzogs dem Grafen Werther zu Neuwheiligen abstattete. Die Gattin des Grafen, welche, wie schon bemerkt, eine heftige Neigung bei dem Herzoge entzündet hatte, war das Urbild der liebenswürdigen Gräfin, welche dem Wilhelm „die Sphäre höherer Weiblichkeit eröffnet"[62]). Auch der Humor und die Theaterlust wurden in dieser Zeit, namentlich im Sommer 1780, in Ettersburg gepflegt. Er selbst gesteht, daß das Theatralische noch eins von den „wenigen Dingen" sei, an denen er noch „Kinder- und Künstlerfreude" habe; auch zeigt sich der Einfluß

61) Siehe die Briefe der Herder vom 13. Febr., 2. März und 20. März 1789 in „Herders Reise nach Italien." 62) Dies die Worte J. W. Schaefer's, bei dem man (1. Bd. S. 339—340) Näheres über das gräfliche Ehepaar findet.

dieser Theaterliebhaberei in den ersten Büchern des „Wilhelm Meister" ja deutlich genug. Productiv für dieses Dilettantentheater war Goethe übrigens nicht sehr; doch verfaßte er dafür das satyrische Spiel die „Vögel," zu dem er die Hauptmotive aus des Aristophanes Komödie entlehnte, doch in so freier Benutzung, daß man das muthwillig witzige, kleine Stück mit Recht als eine Originalarbeit betrachten kann. In die Periode seiner classischen Reife eingetreten, hat er jetzt den Hans Sachs'schen Knittelvers aufgegeben; die „Vögel" sind in einer wohlgefügten Prosa geschrieben. Das Stück ist übrigens zu Ettersburg am 18. Aug. 1780 in Vögelgestalten, die einen sehr possierlichen Effect machten, wirklich aufgeführt worden; Goethe selbst spielte darin den Treufreund. Kleinere Sachen dienten dann und wann zu Maskirungen; so wurde z. B. bei einem Hoffeste am 6. Jan. das Gedichtchen von „drei Königen aus fernem Morgenlande" von Corona Schröter und zwei Sängern in Masken dargestellt. Den Plan, das Leben Bernhard's von Weimar zu schreiben, zu dem Goethe bereits umfassende Studien gemacht hatte, ließ er fallen und ein von ihm am 6. Jan. 1781 als Antwort auf Friedrich's II. Pamphlet „De la littérature allemande" dictirtes „Gespräch über die deutsche Literatur" (Goethe gewöhnte sich um diese Zeit immer mehr daran, seine Sachen in die Feder zu dictiren) ließ er leider ungedruckt, weil inzwischen Möser's „Schreiben über die deutsche Sprache und Literatur" erschienen war. Eine Abschrift davon schickte er jedoch an Merck, der sich darüber gegen Forster mit vielem Lobe aussprach. Die Hoffnung, daß diese jedenfalls interessante Arbeit einmal noch werde aufgefunden werden, braucht man noch immer nicht aufzugeben. Im Ganzen konnte Goethe auf die Jahre 1780 und 1781, die auch an Auszeichnungen reich waren, wozu die ihm von der Herzogin Amalie 1781 veranstaltete Geburtstagsfeier und seine glänzende Aufnahme am gothaischen Hofe gehören, mit größter Befriedigung zurückblicken. In sich selbst lebend, kümmerte er sich damals um das Publicum so gut wie gar nicht; seine Dichtungen wurden durch Abschriften oder durch Aufführungen in Ettersburg nur im Kreise seiner vertrautesten Freunde bekannt und das genügte ihm vollkommen, weil er in sich selbst begnügt war. Auch das Jahr 1782 war nicht unfruchtbar, obschon sich Goethe während der Winterlustbarkeiten nicht sehr behaglich gefühlt zu haben scheint. „Noch nie hab' ich den Schluß des Carnevals so sehnlich gewünscht als diesmal," schrieb er an Frau von Stein. Früher, wo diese Lustbarkeiten noch den ganzen Reiz der Neuheit für ihn hatten, war er mit Lust, Liebe und bestem Humor dabei gewesen; er hatte gestrebt, ihnen so viel als möglich einen tiefern Gehalt zu geben; es war doch eine neue und durchaus nicht uninteressante Seite, die ihm das Leben zugekehrt hatte und an der er seinen Humor und seine Erfindungskraft üben konnte. Immer mehr aber scheinen diese Mummereien, diese nicht selten mit persönlichen Anzüglichkeiten gewürzten Farcen, diese dilettantischen Versuche im Schauspielerfache ihn angewidert zu haben, je mehr er den Ernst des Lebens wie den Ernst und die hohe Aufgabe der Kunst kennen lernte. Er erkannte, wie sehr er gefährdet war, sein Talent in lauter Nichtigkeiten zu zersplittern, wie es diesen Hofleuten doch um Nichts weiter als um Zerstreuung um jeden Preis oder um Illustrirung ihrer Person zu thun war, wie man sein Talent für Nichts weiter für gut hielt, als unterhaltende Mummereien, Ballete, Festdramen u. s. w. zu arrangiren und dem Decorateur, Regisseur, Ballet- oder Ceremonienmeister mit hübschen Erfindungen zu Hilfe zu kommen, weshalb er selbst einmal von der „Narrenrolle" spricht, die er zu spielen habe. Ohnehin befand sich Goethe während des Carnevals von 1782 — den er unter Anderem durch einen Maskenzug „Die vier Weltalter" nebst erklärendem gehaltvollen Gedichte verherrlichte[63]) — körperlich leidend und zwar in einem Grade, daß der Herzog am 8. Febr. schrieb: „Hier fängt Alles an krank zu werden. Ich habs mit achttägigen Zahnschmerzen überstanden; jetzt geht Goethe gelb und bleich umher und flickt an sich herum." Hierzu kamen der schlechte Zustand der Kammerfinanzen, welcher dem Herzoge manche Verlegenheiten bereitete, allerlei alberne „Geschäfte," wie Rekrutenaushebung und Kriegscommissionsarbeiten, endlich im Mai die Trauerkunde von dem am 24. oder 25. Mai erfolgten Tode seines Vaters. Goethe war hiervon, wenn er auch äußerlich seine Ruhe wie immer zu bewahren wußte, sicherlich tief ergriffen und es ist unrecht, wenn man eine frivole briefliche Aeußerung des Herzogs dahin gedeutet hat, daß auch Goethe dadurch leicht hinweggegangen sei. Goethe hatte es in der Selbstüberwindungskunst allmälig weit genug gebracht, um von den Stürmen, die sein Gemüth so oft und aufs Heftigste bewegten, die Welt Nichts merken zu lassen. Düntzer weist mit Recht darauf hin, daß und mit welcher Rührung Goethe seines Vaters noch in Italien gedacht habe[64]). Allerdings wurde der schmerzliche Eindruck dieser Trauerkunde durch den Gedanken gemildert, daß Johann Kaspar Goethe zuletzt durch einen an Geisteszerrüttung streifenden Trübsinn, von dem ihn nur der Tod erlösen konnte, seinen Umgebungen wie sich selbst zur Last gewesen.

Auf einer Geschäftsreise im März vollendete Goethe sein schönes Gedicht auf den Tod Mieding's, der, ursprünglich einfacher Tischlermeister, zwar nur die Stellung eines Theatermaschinisten inne gehabt hatte, aber in dieser Stellung eine für Weimars Hofkreise wichtige Person gewesen war, und vielleicht mehr diesem Umstande als seiner wirklichen Vortrefflichkeit verdankte das Gedicht die große Sensation, welche es in Weimar machte. Goethe selbst gesteht gegen Knebel: „Ich bin mir noch keiner so schönen Sensation bewußt, als dies Gedicht in unserem Kreise gemacht hat." In diesem Gedichte zeigt Goethe, der immer vom Besondern sich zum Allgemeinen zu erhe-

63) Düntzer setzt diesen Maskenzug, abweichend von allen übrigen Biographen Goethe's, in das nächstfolgende Jahr. Die in seiner Schrift „Goethe und Karl August" angegebenen Gründe scheinen uns nicht ganz schlagend zu sein. 64) Siehe in der oben erwähnten Schrift: „Goethe und Karl August" die Note auf S. 148.

den suchte, daß es nicht auf hohe Stellung und weitverbreitete Wirksamkeit, sondern darauf ankomme, daß Jeder auf seine Weise in dem übernommenen Berufe wie Mieding in dem seinen mit angespannter Kraft uneigennützig, tüchtig und redlich wirke, um der höchsten Anerkennung werth zu sein; daß nicht das Was, sondern das Wie der Pflichterfüllung den Werth eines Menschen bedinge. Es ist dies eine Ansicht, die Goethe auch sonst aufs Nachdrücklichste geltend zu machen sich bestrebt hat.

Unmittelbar nachdem er mit diesem Gedichte fertig geworden, nahm er wieder den „Egmont" vor und arbeitete namentlich den „fatalen" vierten Act um, im Ganzen bemüht, das „Studentenhafte der Manier, das der Würde des Gegenstandes widerspricht," darin zu tilgen. Eine Abschrift dieser neuen Bearbeitung schickte er an Justus Möser und begleitete sie mit einem Schreiben an dessen Tochter, worin er den Wunsch ausspricht, daß ihm Möser „recht aufrichtig und ausführlich" seine Meinung darüber sagen möge. Auf einer neuen, bereits am 28. März angetretenen Geschäftsreise entstanden die ersten jener Epigramme, zu denen er wahrscheinlich durch die ihm im März übersandte Tobler'sche Uebertragung von Gedichten der griechischen Anthologie angeregt wurde und die er dann nebst einigen spätern unter der Ueberschrift „Antiker Form sich nähernd" unter seine Gedichte aufgenommen hat. Schaefer vermuthet, daß auch die Oden „Ganymed," „Grenzen der Menschheit" und „Das Göttliche" in diese Frühlingstage zu setzen seien. Letztere, wie die Romanze „Der Sänger" u. s. w., gehören jedenfalls dem Jahre 1782 an, ebenso das Singspiel „Die Fischerin," welches am 22. Juli auf der Naturbühne im triftirter Parke zum ersten Male mit größtem Erfolge aufgeführt wurde.

Auch „Wilhelm Meister" wurde in diesem Jahre von Goethe gefördert; er brachte im Sommer das zweite Buch zum Abschlusse, das er dann am 29. Aug. dem herzoglichen Paare vorlas, und machte sich weiter an die Ausarbeitung des dritten, bei welchem er zu seiner Genugthuung wieder zu fühlen begann, daß er vornehmlich und eigentlich doch zum Schriftsteller geboren sei. Am „Werther" nahm er allerlei Veränderungen vor, die nur zum Theil Verbesserungen sind; er milderte die früher etwas schroffe Darstellung des Verhältnisses zwischen Albert und Lotte und fügte die Episode von dem Bauernburschen bei, der aus Eifersucht zum Mörder wird. Aus dieser Arbeit, die dann vor dem neuen Abdrucke im J. 1786 noch einmal revidirt wurde, ging dann auch wol die zuerst 1806 den Werken Goethe's eingefügte „erste Abtheilung der Briefe aus der Schweiz" oder das Fragment Werther'scher Reisebriefe hervor.

In dasselbe Jahr fällt Goethe's Erhebung in den Adelsstand, welche der Herzog schon seit einiger Zeit beim Kaiser betrieben hatte, da Goethe's amtliche wie gesellschaftliche Stellung den Adelsrang nöthig zu machen schienen. Goethe hatte, als er das Diplom in Händen hielt, in seinen Gedanken eben Nichts weiter, als was er „längst besessen," denn „wir frankfurter Patricier hielten uns immer dem Adel gleich," äußerte er. Auch brachte ihm dieses Jahr eine Vermehrung seiner Amtsgeschäfte, indem er nach der keineswegs erbetenen Entlassung des Kammerpräsidenten Kalb auch dessen Geschäfte übernahm, und zwar ohne Ernennung zum Kammerpräsidenten und ohne Erhöhung des Gehalts, sodaß es auch dem bösesten Willen nicht möglich gewesen wäre, Goethe hierbei irgend eines eigennützigen Motivs zu zeihen. Im December machte Goethe mit dem Herzoge einen Ausflug nach Dessau und von hier nach Leipzig, das er seit seiner Studienzeit dann und wann nur sehr flüchtig berührt hatte. Diesmal blieb er in Leipzig vom 24. Dec. (der Herzog begab sich schon am 26. im raschen Ritte nach Weimar zurück) bis zum 3. Jan. 1783, weil er das am Neujahrsabende stattfindende Concert nicht versäumen wollte. Besonders verkehrte er in Leipzig mit seinem geliebten Oeser und andern Kunstfreunden, sammelte auch in dieser „kleinen moralischen Republik" zu seinem „Wilhelm Meister" manche „recht schöne Data" und ergänzte „verschiedene Lücken;" denn wie er an Frau von Stein am 28. Dec. schrieb: „Wenn ich nicht immer neue Ideen zu bearbeiten habe, werde ich wie krank." Interessant und werthvoll wurde dieser Ausflug ihm auch dadurch, daß er dem Fürsten von Dessau, welcher die Reisenden eine Stunde auf dem Wege nach Leipzig begleitete, näher trat, indem sich der Fürst, wie es scheint, in seiner ganzen schönen Menschlichkeit gegen ihn erschloß. Schon früher hatte Goethe den Fürsten in einem Briefe an Lavater eine „schöne und große Natur" genannt.

Bei seiner Rückkehr nach Weimar wurde er zwar von mancherlei gehäuften Geschäften in Beschlag genommen, sodaß er davon zuweilen „wie gesotten und gebraten" war, dagegen hatte er diesmal von den Carnevalslustbarkeiten fast gar nicht zu leiden, da in der Erwartung der Niederkunft der Herzogin selbst die am 30. Jan. gebräuchliche dramatische Aufführung ausfiel [65]). Am 2. Febr. 1783 wurde der Erbprinz Karl Friedrich geboren und am 5. Febr. fand die Taufe desselben statt. An diesem ernsthaften, dem Lande so erfreulichen, auf den Herzog einen nicht unbeträchtlichen sittlich-kräftigenden Einfluß übenden Ereignisse betheiligte sich Goethe, obschon es sich diesmal doch nicht darum handelte, ein „Großmeister der Affen zu sein," fast auffallend wenig; doch suchte er durch sein Gedichtchen „Zur Feier der Geburtsstunde des Erbprinzen" wenigstens seinen guten Willen zu zeigen. Vielleicht belästigten ihn, der alles Prunkhafte und erkünstelt Schwülstige haßte und ein solches Ereigniß als ein ganz natürliches betrachtete, von dem nicht viel Aufhebens zu machen sei, die bei dieser Gelegenheit sich Luft machenden Schmeicheleien betriebsamer Creaturen und die Ueberfülle der Festlichkeiten, womit man das ganze Ländchen in Bewegung und Kosten setzte, sodaß

65) Daher scheint uns auch die Annahme Duntzer's, daß der Goethe'sche Maskenzug „Die vier Weltalter" nicht 1782, sondern am 20. Jan. 1783 stattgefunden, trotz des dafür beigebrachten Grundes nicht sehr wahrscheinlich.

darüber selbst im Juliheste des „Deutschen Museums" in einem Briefe aus Cassel gespottet wurde. Zwar beabsichtigte Goethe, seine Tragödie „Elpenor" bis zum Kirchgange der Herzogin (den 9. März) fertig zu bringen, aber, wie er am 3. März an Knebel schreibt, es sei ihm unmöglich, der alte Plan sei fehlerhaft gewesen, er habe das Stück wieder von Vorn an neu umarbeiten müssen. Nur zwei Acte, die Exposition, wurden im März fertig gebracht und in dieser fragmentarischen Gestalt ist es den Goethe'schen Dramen eingereiht worden [66]).

Leider brachte es die Stellung Goethe's mit sich, daß er in seinen größern Plänen immer wieder gestört wurde. Zu diesen unwillkommenen Störungen gehörte ein Besuch des damals grade die teutschen Universitäten bereisenden Herzogs Karl von Würtemberg in Begleitung seiner Gemahlin, der Gräfin Hohenheim, in Jena und Weimar. Am 5. März, als er kaum die beiden ersten Acte des „Elpenor" vollendet hatte, begleitete Goethe seinen Herzog zur Begrüßung der würtembergischen Herrschaften nach Jena, doch trug ihm dieser Besuch die Bekanntschaft mit dem im jenaischen Naturaliencabinet befindlichen, völlig ausgewachsenen, wohl erhaltenen Elephantenschädel ein, der ihm für seine osteologischen Studien von so großer Bedeutung werden sollte. Am 16. kam der Herzog mit der Gräfin nach Weimar, wo derselbe einem Concert und der Abendtafel beiwohnte und, wie Lodecus berichtet, mit Wieland gar nicht, dagegen mit Goethe, den er ja schon von seinem Besuche der Militairakademie her kannte, viel verkehrt haben soll [67]).

Seine Beziehungen zum Hofe und seine amtlichen Geschäfte wendeten ihm jetzt mehr als früher ihre düstere Seite zu. Er nennt es ein „saures Stück Brod," wenn man darauf angenommen sei, „die Disharmonie der Welt in Harmonie zu bringen," er klagt, daß ihn das ganze Jahr kein angenehmes Geschäft aufsuche, daß er von „Noth und Ungeschick der Menschen" immer hin und wieder gezogen werde, er nennt sich in einem Briefe an Jacobi einen „armen Sklaven der Pflicht," hält sich reservirt und gibt dadurch dem Herzoge Anlaß, über die „Taciturnität seines Herrn Kammerpräsidenten" Klage zu führen. In einer solchen Stimmung des Ueberdrusses am Welttreiben mag er wol (Anfangs Sept. 1783) mit Bleistift jenes schöne Gedichtchen: „Ueber allen Gipfeln ist Ruh" an die Wand des Bretterhäuschens auf dem Gickelhahne bei Ilmenau geschrieben haben.

Diese Stimmung dauerte bei ihm aus, denn noch kurz vor seiner Reise nach Italien versicherte er in einem Schreiben an Jacobi, er lebe „in einer Abgeschiedenheit von der Welt," die ihn zuletzt „stumm wie einen Fisch" mache. Zwei Umstände kamen hinzu, die ihm seine Berufsthätigkeit damals erschwerten und seine Stimmung verbitterten, einmal die leidige Liebesgeschichte des Prinzen Constantin, der seine Geliebte, die Französin Dausaincourt, nachdem er ihrer überdrüssig geworden, nach Weimar geschickt hatte und des Herzogs Widerstreben, für seine Ausgaben einen Etat festzusetzen, der nicht überschritten werden dürfe. Das letztere erreichte Goethe niemals und dieser Umstand soll es gewesen sein, der ihm die Stelle eines Kammerpräsidenten am meisten verleidet habe. In der Geschichte des Prinzen Constantin wurde ihm der delicate und unangenehme Auftrag, sowol für dessen Kind Anstalten zu treffen, als die auf ihr Recht pochende widerspenstige Französin zu vermögen, sich noch vor der Rückkehr des Prinzen zu entfernen oder besser wegschaffen zu lassen. Zuletzt wurde sie, wie es scheint nicht grade mit ihrer Einwilligung, sondern unter ihrer fortdauernden Protestation, unter Begleitung von Goethe's treuem Diener Philipp Seidel nach Frankreich, wahrscheinlich zunächst nach Strasburg gebracht. Das weiche Herz Goethe's und die höhere Staatsraison, der er Gehör geben mußte, kamen hierbei sicherlich in einen Conflict, der für ihn sehr peinlich war. Doch wußte Goethe von allen noch so unangenehmen Situationen für seine Poesie Vortheil zu ziehen und so hat er auch dieses Abenteuer für seinen „Wilhelm Meister" benutzt, indem er Wilhelm in ähnlicher Weise Lydia fortschaffen läßt, wie die Frau von Dausaincourt aus dem Försterhause zu Tannroda fortgeschafft wurde. Denn hier hatte man ihr, wahrscheinlich auf den Rath Goethe's, ein Asyl für ihre Niederkunft bereitet.

Im September 1783 machte er eine neue Reise in den Harz, besuchte die Baumannshöhle und bestieg in Gesellschaft seines Zöglings Fritz Stein am 21. Sept. die Höhe des Brockens, auf der er übernachtete. Für sein jetziges Lieblingsfach, die geologisch-mineralogischen Untersuchungen und für die mineralogischen Sammlungen gewährte dieser Ausflug reiche Ausbeute; auch wurde er dadurch zu einer im nächsten Winter niedergeschriebenen Abhandlung über den Granit angeregt. Weiter besuchte er auf diesem Ausfluge die schöne Branconi zu Langenstein und am 13. und 14. Sept. Halberstadt, wo er mit der Herzogin Amalia und den sie begleitenden braunschweigischen Herrschaften zusammentraf; auch Gleim's Bekanntschaft machte er, der ihn, was in dieser Umgebung wol erklärlich ist, zu steif und hofmännisch fand. Goethe setzte seine Reise bis nach Göttingen fort, um die Bekanntschaft mehrer Professoren zu machen und dehnte sie, von Fritz dazu bestimmt, bis nach Cassel aus, wo er am Hofe sehr gut aufgenommen wurde und lehrreiche Unterredungen mit Georg Forster und namentlich Sömmering hatte, mit letzterem besonders über Osteologie. Nach seiner Rückkehr nach Weimar, wo er am 8. Oct. eintraf, mußte er wegen der Anwesenheit hoher Herr-

66) Woldemar von Biedermann erklärt die bei Goethe so bald gegen dieses Stück eingetretene Abneigung damit, daß er sagt: „Der schauerliche, gefühlmarternde Stoff mußte ihn bei seiner leichten Erregbarkeit gradezu aufreiben." Vergl. „Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung." Nr. 69. Jahrg. 1860. 67) Lodecus berichtet auch, daß Wieland wegen der ihm angeblich wiederfahrenen Zurücksetzung ein Epigramm auf den Herzog verfaßt und ihn darin wegen der Schulmeisterei mit Dionys verglichen habe. Düntzer führt dies in seiner Schrift: „Goethe und Karl August" an, fügt aber sehr mit Recht ein Fragezeichen hinzu. Wahrscheinlich war ein bekanntes Schubart'sches Epigramm auf den Herzog von Würtemberg dieses Inhalts in den weimarischen Kreisen in Umlauf gesetzt und weil möglicherweise Wieland sich an dessen Verbreitung betheiligt hatte, diesem zugeschrieben worden.

schaften aus Baden und Kurland viel bei Hofe tafelu; wenn es jedoch irgend ohne zu auffallende Verletzung der Etikette geschehen konnte, vermied er den Hof und schlug selbst Einladungen aus, um seinen osteologischen und mineralogischen Studien obzuliegen und an der Fortsetzung des „Wilhelm Meister" zu arbeiten. Am 12. Nov. konnte er mit dem vierten Buche abschließen, war aber doch mit der Arbeit nicht so weit vorgerückt, als er sich vorgenommen hatte. Die Abende verbrachte er abwechselnd gern bei seiner Freundin Stein oder bei Herder, mit dem grade jetzt das Verhältniß den höchsten Grad von Innigkeit erreicht hatte. Dahin deuten auch die Worte, die Karoline Herder am 29. Mai 1789 an ihren Gatten nach Rom schrieb: „Wir wollen ihn (Goethe) nicht mehr verlieren, wie du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest," was auf ein im J. 1783 förmlich abgegebenes Freundschaftsgelöbniß schließen läßt. Unter Anderem las ihm Herder Anfangs December die ersten Capitel seiner „Ideen zu einer Geschichte der Menschheit" vor, die Goethe köstlich fand. In welchem Grade dies der Fall war, beweist unter Anderem der Umstand, daß Goethe im März 1784, um die Herzogin in ihrer Betrübniß, in welche sie der inzwischen erfolgte Tod einer kleinen Tochter (Prinzessin Louise) versetzt hatte, aufzurichten, zu einer Abendlecture die ersten eben gedruckten Bogen des zweiten Theils der „Ideen" wählte.

Im Winter 1783—1784, der sich durch entsetzliche Strenge unangenehm auszeichnete, befand sich Goethe bis tief in den Januar hinein häufig unwohl, weshalb er sogar auf die Abendbesuche bei seiner Freundin verzichten mußte. Dagegen brachte ihm der Februar eine große Genugthuung, indem am Fastnachtsdienstage, welchen die ilmenauer Bergleute seit alten Zeiten zu feiern pflegten, endlich die von ihm mit so großem Eifer betriebene Eröffnung des neuen Schachtes „der neue Johannes" stattfand, wobei er selbst eine durch Simplicität und Herzlichkeit ansprechende Rede hielt, die er, obschon er einen Augenblick lang in Stocken gerathen sein soll, glücklich zu Ende führte, und in der er bemüht war, alles Verdienst um die Hebung des ilmenauer Bergbaus von sich ab- und ausschließlich dem Herzoge zuzuwenden[68]). Leider machte 11 Jahre später ein bedeutender Stollenbruch dem Bergbaue im Flötzgebirge der Sturmhaide für immer ein Ende. Bei dem gewaltigen Eissturze, welcher vier Tage darauf (28. Febr.) die Stadt Jena betraf und große Verwüstungen an Gebäuden und Gärten anrichtete, that sich Goethe durch kluge Anstalten und thatkräftiges Handeln hervor, wie auch der Herzog in einem Briefe an Merck anerkannte. Er selbst klagt in einem Schreiben an die Stein: „die Vorgesetzten sind auf keine außerordentlichen Fälle gefaßt; die Unglücklichen ohne Rath und die Verschonten unthätig. Wenige einzelne brave Menschen zeichnen sich aus." Im März war er wieder auf einige Tage in Jena und hier gelang es ihm am 27. zu seiner unaussprechlichen Freude, den Zwischenknochen (os intermaxillare), den man bisher als Unterscheidungsmerkmal des Affen vom Menschen betrachtete, auch an letzterem zu entdecken.

Im August unternahm er in Begleitung des Zeichendirectors Kraus eine neue mineralogische Reise nach dem Harze und von hier einen Abstecher nach Braunschweig, wo sich der Herzog befand und sich ziemlich langweilte. Der Grund dieser Reise war eine Besprechung über eine Lieblingsidee des Herzogs, den projectirten Fürstenbund, den der braunschweigische Herzog jedoch nur für einen schönen Traum hielt. Das „schreckliche" sechsstündige Tafeln verursachte auch Goethe viele Langeweile; er beobachtete, wie meist bei fürstlichen Gesellschaften, ein zurückhaltendes Wesen und gab selbst den Damen keine Veranlassung, sein verbindliches Wesen sehr zu rühmen. Hierzu kam, daß der regierende Herzog von Braunschweig, ein bloßer Militair, für einen Dichter wie Goethe kein Verständniß haben konnte. „Er hatte mich eigentlich niemals geliebt," gesteht Goethe selbst in seinem Tagebuche aus der Champagne, wo jedoch das gemeinsame Unglück eine augenblickliche Annäherung zwischen beiden zur Folge hatte. Nach seiner Gewohnheit suchte und wußte indessen Goethe auch von seinem Aufenthalte in Braunschweig Vortheil zu ziehen; er beobachtete die Menschen und erweiterte den Kreis seiner Kenntnisse durch den Besuch der herzoglichen Gemäldesammlung und der naturwissenschaftlichen Sammlungen. Mit Kraus, der inzwischen mit schönen Zeichnungen aus dem Harze ebenfalls in Braunschweig eingetroffen war, begab er sich, selig im Gefühle wiedererlangter Freiheit, am 1. Sept. wieder in den Harz und zunächst nach Goslar, bestieg den Brocken und die Roßtrappe und weilte auch zwei Tage bei der Brauconi in Langenstein. Am 16. Sept. war er wieder in Weimar, wo noch in demselben Monate Jacobi und Claudius zum Besuch eintrafen. Mit Claudius, für dessen „Boten" früher Goethe einige poetische Beiträge geliefert hatte, sah er sich hier zum ersten Mal. Sie machten zusammen in Gesellschaft der Herders und des jungen Fritz von Stein einen Ausflug nach Jena, wo Knebel sie bestens bewirthete und fuhren dann im klarsten Mondscheine nach Weimar zurück. Goethe sprach während der Fahrt sehr schön über den Zustand der Seele nach dem Tode. Dem simpeln Claudius wurde jedoch nicht recht wohl in Weimar, dem er nach Empfang eines Briefes von seiner Rebecca unverzüglich den Rücken wandte. Von einem nähern Verhältnisse zwischen beiden Männern konnte überhaupt nicht wol die Rede sein; mit jedem Schritte, welchen Claudius auf dem Pfade orthodox christlicher Frömmigkeit vorwärts that, wurde die Entfernung zwischen beiden immer größer und nach dem Erscheinen der „Xenien" erklärte sich Claudius bekanntlich offen gegen Goethe[69]).

[68]) Diese Rede ist aus Goethe's Nachlaß später in seine Werke aufgenommen worden und mit einigen Aenderungen Bd. 27. S. 411 fg. abgedruckt.

[69]) Vergl. über den Besuch Matthias Claudius' in Weimar und seine Beziehungen zu Goethe den Aufsatz: „Goethe und Claudius" in H. Düntzer's Schrift: „Neue Goethestudien." (Nürnberg 1860.)

Das Jahr 1784 war übrigens für Goethe nicht so fruchtbar an poetischen Arbeiten und Entwürfen als die Vorjahre. Im November klagt er über die mancherlei Geschäfte, „die alle Säfte stocken machen und alle natürliche Wärme einsperren." Doch faßte er den Plan zu der Operette „Scherz, List und Rache" und zu den „Geheimnissen," aus denen dann die im August verfaßten Stanzen in die „Zueignung" zu seinen Gedichten übergingen. Auch vollendete er das fünfte Buch des „Wilhelm Meister." Fast mehr noch beschäftigten ihn damals seine naturwissenschaftlichen Forschungen, besonders die Abhandlung über den Zwischenknochen, die er im Spätherbste seinem Freunde Herder vorlas. Hierauf bezieht sich Herder's Mittheilung in einem Briefe vom 2. Nov. an Jacobi: „Goethe lebt, wie er gelebt hat. Er hat uns neulich einen neuen, sehr schönen Band (das 5. Buch) von seinem „Wilhelm Meister" und ein andermal den Anfang einer neuen sehr vortrefflichen Arbeit vorgelesen. Die Arbeiten und die Beschäftigungen sind wol die einzigen, die den trefflichen Menschen ihm selbst zurückgeben, wiewol er auch in der kleinsten und sogar gehässigsten anderweiten Beschäftigung mit einer ganzen Ruhe wohnt, als ob sie die einzige und eigenste für ihn wäre." In den ersten Monaten des Jahres 1785 beschäftigte sich Goethe, außer mit sehr prosaischen Vorarbeiten zur Zerschlagung der Kammergüter, abermals aufs Lebhafteste mit naturwissenschaftlichen, namentlich mikroskopischen Untersuchungen und dehnte seine Studien nun auch auf das Pflanzenreich aus. Seinen mineralogischen Forschungen kam er mit einem Ausfluge, den er Anfangs Juni in Begleitung Knebel's durch den Saalgrund unternahm und Ausgangs Juni mit einem Besuche der Fichtelgebirgsgegenden zu Hilfe. Vom 5. Juli bis zum 16. verweilte er in Karlsbad, wo er namentlich von der polnischen Fürstin Lubomirska, die auch ihn anzog, ausgezeichnet wurde. Die politischen Bestrebungen des Herzogs für den Fürstenbund dagegen, wie überhaupt alle blos politischen Combinationen und Projecte, waren nur geeignet, ihn zu beunruhigen und zu verstimmen, und als es sich zu Ende März wegen der zweibrücker Angelegenheit zu einem Kriege zwischen Preußen und Oesterreich anließ und der Herzog entschlossen schien, sich am Kriege zu betheiligen, klagt er in einem Schreiben an Knebel: „die Kriegslust, die wie eine Art Krätze unsern Prinzen unter der Haut sitzt, fatiguirt mich wie ein böser Traum, in dem man fort will und soll und einem die Füße versagen." Diese Kriegslust seines fürstlichen Freundes für eine Sache, die ihm wenig erheblich schien, und zwar zu Gunsten des Fürstenbundes, zu dem er kein Vertrauen fassen konnte, vermochte er ebenso wenig gutzuheißen als die Leidenschaft des Herzogs für die Jagd und für Jagdhunde. „Er (der Herzog) schafft die Hofleute ab und die Hunde an, es ist immer dasselbe," schrieb er damals. Auch die Vergnügungen und Hoffestlichkeiten waren, vielleicht zum Theil grade weil sich Goethe von ihnen aus Ueberdruß mehr und mehr zurückzog, so heruntergekommen, daß der Herzog damals die weimarische Gesellschaft die „allerennuanteste von der Welt" nannte.

In den November desselben Jahres fällt ein Besuch Goethe's in Gotha (vom 12. bis 15.), wo er namentlich an einem Gemälde von Tischbein, „Kenradin," welches der Künstler schon im Januar an den Herzog gesandt hatte, Geist und Augen erfrischte.

An poetischen Arbeiten war dieses Jahr nicht grade sehr reich, doch stockten sie auch nicht. Bis zum November förderte er den „Wilhelm Meister" so weit, daß er das 6. Buch einem Kreise von Freunden und Freundinnen (die Herders, Frau von Stein und Frau von Imhof) zu deren großem Beifalle vorlesen konnte, wie er bereits im September die Operette „Scherz, List und Rache," zu deren zwei ersten Acten von dem Componisten Kayser eine hübsche Musik gesetzt worden, der Fürstin Galliczin vorgelesen hatte, welche damals in Begleitung Fürstenberg's und Hemsterhuis' nach Weimar gekommen war. Im März hatte er namentlich an den „Geheimnissen" weiter gedichtet, sodaß er am 2. April 48 Stanzen fertig hatte. Im November war er auch mit einem Plane und einer guten Anzahl Versen zu einer neuen Oper „Die ungleichen Hausgenossen" zu Stande gekommen und am 8. desselben Monats hatte er den vollständigen Entwurf zu den nächsten sechs Büchern des „Wilhelm Meister" niedergeschrieben.

Das Jahr 1786 — in Goethe's Leben durch den in dieses Jahr fallenden Antritt seiner Reise nach Italien das epochemachendste seit dem Jahre 1775, welches ihn in den weimarischen Kreis berief — sollte seinem kaum wieder angeknüpften Verhältnisse mit Jacobi abermals einen Stoß versetzen, indem Goethe sich mit Recht oder Unrecht berufen fühlte, Jacobi über dessen Schrift „Wider Mendelssohn's Beschuldigungen" einen tadelnden Brief zu schreiben, worin unter Anderem die Stelle vorkommt: „Wenn Selbstgefühl sich in Verachtung Anderer, auch der Geringsten ausläßt, muß es widrig ausfallen." Goethe mochte es für nöthig halten, für ein und allemal sich mit Jacobi über die Verschiedenartigkeit ihres Standpunktes auseinanderzusetzen, d. h. der Jacobi'schen Glaubensphilosophie gegenüber den Standpunkt seines Spinozistischen Realismus zur Geltung zu bringen und genau zu markiren. Gott, äußerte er darin, habe Jacobi bei so vielen beneidenswerthen Gütern mit der Metaphysik, ihn selbst aber mit der Physik gestraft, damit es ihm im Anschauen seiner Werke wohl werde. Auch vollzog sich in diesem Jahre der Bruch mit Lavater, mit dem übrigens schon seit etwa 1782 das Verhältniß sich immer mehr gelockert hatte, je mehr ihre Ansichten in Bezug auf religiöse Fragen aus einander gegangen waren. Zwar brachte noch im Juli 1786 Lavater auf seiner Rückreise von Bremen eine Nacht in Goethe's Behausung zu; aber während Lavater doch nur bemerkt, daß er Goethe „älter, kälter, weiser, fester, entschlossener, politischer" gefunden, versichert dieser in seinen Briefen an Frau von Stein (damals in Karlsbad), daß zwischen ihm und Lavater kein herzliches, vertrauliches Wort gewechselt worden, daß er Haß und Liebe nun auf ewig los sei und daß er auch unter Lavater's Existenz „einen großen Strich gemacht." Ja, Goethe ging nun sogar so

weit, seinen Jugendfreund für den „finstersten Heuchler" zu erklären. Man muß dabei freilich nicht vergessen, daß Frömmigkeit, und nun gar die Lavater'sche, in Weimar nicht hoffähig war, daß Lavater in den aufgeklärten weimarischen Kreisen als ein Narr angesehen wurde und daß, wer mit Pietisten umging, leicht der Gefahr ausgesetzt war, verspottet und verlacht zu werden.

Inzwischen war Goethe mit dem Buchhändler Göschen über die Herausgabe seiner bisher erschienenen Schriften in Verbindung getreten und übereingekommen, zu welchem Zwecke er sie durchsah und ordnete, die Gedichte unter allgemeine Rubriken brachte und der Reihe nach „Stella," „Werther," „Götz von Berlichingen" u. s. w. überarbeitete, wobei ihm Herder und Wieland mit ihrem Rathe zur Hand gingen. Bis zu seiner Abreise nach Karlsbad (24. Juli) war er mit dieser Arbeit, die ihn halb fröhlich, halb traurig stimmte, schon weit vorgerückt, doch noch nicht so weit, um, wie Schaefer berichtet, das Material zu den vier ersten Bänden an Göschen abschicken zu können.

Von jeher war es Goethe's feurigster Wunsch gewesen, Italien zu besuchen, und schon in seiner Jugend war diese Reise, wie seine Mutter am 9. Jan. 1797 an Frau von Stein schreibt, sein „Tagesgedanke, Nachts sein Traum." Allmälig hatte diese Sehnsucht bei ihm, wie er selbst gesteht, einen fast krankhaften Grad erreicht, sodaß er sogar die römischen Autoren zu lesen vermied, weil sie in ihm das Bild Italiens zu lebhaft werden ließen und ihn dadurch in Unruhe versetzten. Als er von Weimar nach Karlsbad abreiste, war die Reise nach Italien schon fest beschlossen, doch wußte nur der Herzog um diesen Plan. In Karlsbad las er einem gewählten Kreise, zu dem auch die gräfliche Familie von Harrach gehörte, fast alle Abende vor, unter Anderem auch die „Vögel" und „Iphigenia" nach ihrem frühern Entwurfe. Seine Geburtstagsfeier wartete er noch in Karlsbad ab; dann aber duldete es ihn hier nicht länger; heimlich, um sich durch die verführerischen Reize der karlsbader Geselligkeit nicht länger fesseln zu lassen und allen Gegenvorstellungen aus dem Wege zu gehen, stahl er sich am 3. Sept. in einer Postchaise von dem ihm neuerdings so lieb gewordenen Orte fort.

Für Goethe's italienische Reise liegt uns als Hauptquelle das eigene von dem teutschen Publicum noch nicht in vollstem Maße gewürdigte Reisetagebuch des Dichters vor, bestehend aus Tagebuchsblättern und aus Briefen an seine in Weimar weilenden Freunde und Freundinnen, Knebel, Herder und Charlotte von Stein. Leider ist, wie Riemer hervorhebt, bei der Redaction dieser Papiere „manches gefühlvolle, vom Herzen zum Herzen gesprochene Wort, manch liebevoll vertrauliches Geständniß, manche freimüthige Aeußerung über Welt und Menschen, über Kunstwerk und Künstler unterdrückt worden," namentlich in den seinen zweiten römischen Aufenthalt betreffenden Briefen. Man kann daher mit der Bemerkung Düntzer's, daß die Herausgabe dieser Briefe in ihrer ursprünglichen Gestalt ein großes Geschenk sein würde, nur übereinstimmen.

Goethe reiste über Regensburg, wo merkwürdigerweise der Dom mit seinem schönen Portal seiner Aufmerksamkeit ganz entgangen zu sein scheint, während ihn die gottesdienstlichen Gebäude der Jesuiten und ein zu Werkstücken verarbeitetes „sonderbar Gestein" lebhaft beschäftigen, über München, wo ihn ein Besuch des Antikensaals davon überzeugt, daß seine Augen auf diese Gegenstände noch nicht geübt seien, über Mittenwald, Inspruck, Trient, Botzen u. s. w. nach Verona, wo er am 16. Sept. eintraf. Schon bis hierher war sein Reisen ein fortgesetztes Studiren: er beobachtete nicht nur die Sitten, die Physiognomien, die Trachten und die Wohnstätten der Bevölkerung, er beobachtete und studirte auch aufs Eifrigste und Gewissenhafteste die ihm so manches Neue darbietende Vegetation, die Gebirgsformen, das Gestein, die Landescultur, die Witterung, die Wolkenbildungen, den Lauf der Gewässer. Je näher er Italien kommt, um so freier und heimlicher wird ihm ums Herz. Er fühlt sich nun doch einmal „in der Welt zu Hause, und nicht wie geborgt oder im Exil," es ist ihm, „als ob er hier geboren und erzogen wäre und nun von einer Grönlandsfahrt, von einem Wallfischfange zurückkäme." Dann und wann zog er sich auch ein Abenteuer zu; als er z. B. in der Gegend von Malsesina einen Thurmrest in einem ziemlich verfallenen festen Schlosse abzeichnete, wurde er von der argwöhnischen Menge für einen österreichischen Spion gehalten und nachdem man ihm seine Zeichnung zerrissen, von dem Podestà und dessen Actuarius in ein scharfes Examen genommen, bis ein in der Nähe angesessener Mann, der früher auch in Frankfurt conditionirt und der Stadt ein dankbares Andenken bewahrt hatte, ihm zu Hilfe kam und seine argwöhnischen Landsleute beschwichtigte und verständigte. In Verona begannen seine eigentlichen Studien in der Kunst, die er dann in Vicenza und Padua in den Gemäldegalerien und namentlich auch an den Gebäuden Palladio's fortsetzte. Im botanischen Garten zu Padua, wo noch eine Palme seinen Namen trägt, wurde in ihm „jener Gedanke immer lebendiger: daß man sich alle Pflanzengestalten vielleicht aus Einer entwickeln könne." Am 28. Sept. 1786 traf er in Venedig ein und er ruft aus: „So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort, kein hohler Name, der mich so oft, mich den Todfeind von Wortschällen geängstigt hat." Aber er gedenkt sehr bald auch seines „guten Vaters" in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen. Als er einmal Gelegenheit hat, im herzoglichen Palaste der öffentlichen Verhandlung einer Rechtssache beizuwohnen, äußert er, daß ihm diese Art doch unendlich besser gefalle „als unsere Stuben- und Kanzlei-Hockereien." Dagegen zeigte er sich jetzt gegen die teutsche gothische Baukunst bis zum Ungerechten verstimmt; er dankt dem Himmel, daß er nun diese „Tabakspfeifensäulen, spitzen Thürmlein und Blumenzacken" auf ewig los sei.

Mitte October verließ er Venedig und reiste über Ferrara und Cento nach Bologna. Hier vor dem Bilde der heiligen Cäcilia stehend, lernt er Rafael mehr als bisher schätzen und bewundern, aber gewohnt, eine Er-

scheinung niemals vereinzelt, sondern in ihren historischen Zusammenhängen mit frühern aufzufassen, räth er, auch Rafael's Vorgänger, seine „Meister" anzusehen, was nöthig sei, „um ihn recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht ganz als einen Gott zu preisen." Hierbei gedenkt er auch des teutschen Meisters Albrecht Dürer, von dem er in München ein Paar Stücke von „unglaublicher Großheit" gesehen; er bedauert, daß das Glück den teutschen Maler nicht tiefer nach Italien geführt, er erinnert an dessen ärmliche Verhältnisse und daß er auf seiner niederländischen Reise, um das Trinkgeld zu ersparen, die Domestiken portraitirt, die ihm einen Teller Früchte brachten, und er fügt hinzu: „Mir ist so ein armer Narr von Künstler unendlich rührend, weil es im Grunde auch mein Schicksal ist, nur daß ich mir ein klein wenig besser zu helfen weiß." Ueber den Apennin gelangte er dann nach Perugia und er findet hier Veranlassung, das wohlhabende Ansehen des florentinischen Landes zu rühmen, das es einer Folge von glücklichen Regierungen zu verdanken gehabt, wogegen der Staat des Papstes sich nur zu erhalten scheine, „weil ihn die Erde nicht verschlingen will." Zu Anfang November ist er in Rom. Obschon er die Grille hatte, im vollständigsten Incognito zu reisen, nicht um den großen Herrn zu spielen, sondern um möglichst wenig belästigt zu werden und die Gespräche möglichst von sich abzulenken, wurde er hier doch sehr bald der Mittelpunkt der in Rom sich aufhaltenden teutschen Künstler und Gebildeten, zu denen sich auch Italiener gesellten, z. B. der Dichter Monti, der Goethe seine Tragödie Aristodem vorlas und um seine Meinung befragte. Goethe traf in Rom Tischbein, mit dem er schon eine Reihe von Jahren in Briefverkehr gestanden und der aufs Eifrigste bemüht war, ihm Roms Kunstschätze zu zeigen und ihm das Verständniß derselben zu erleichtern, ihn überhaupt in das Technische der Kunst einzuweihen; er fand hier den kunstsinnigen Hofrath Reitzenstein, den Aesthetiker Moritz, einen „reinen trefflichen Mann," und Angelica Kaufmann, die „zarte Seele." Tischbein verfertigte hier von ihm das bekannte Portrait, Goethe als Reisenden darstellend, wie er, in einen weißen Mantel gehüllt, auf einem umgestürzten Obelisken sitzt und die tief im Hintergrunde liegenden Ruinen der Campagna überschaut. Dem Aesthetiker Moritz leistete er, als dieser auf einem Ritte den Arm gebrochen, aufs Aufopferndste Gesellschaft, wie er sie früher in Strasburg Herder während der Augenoperation geleistet hatte. „Was ich diese 40 Tage," schreibt er am 6. Jan. 1787, „bei diesem Leidenden als Wärter, Beichtvater und Vertrauter und geheimer Secretair erfahren und gelernt, mag uns in der Folge zu Gute kommen." Der dankbare Moritz nannte dafür Goethe in einem Briefe an einen Freund seinen „wohlthätigen Genius."

Was er von Moritz gelernt, bezieht sich wol namentlich auf die Prosodie; denn er gesteht, daß er Iphigenia nie gewagt haben würde in Jamben umzuschreiben, wenn ihm nicht in Moritzens Prosodie ein „Leitstern" erschienen wäre und wenn ihn hierüber nicht der Umgang mit dem Verfasser noch mehr aufgeklärt hätte. Er bekennt, daß er die Prosa seit mehren Jahren nur darum bei seinen Arbeiten vorgezogen, weil die teutsche Prosodie bisher in der größten Unsicherheit schwebte. Moritz hatte doch nun ein einigermaßen festes prosodisches Gesetz aufgestellt, an das man sich halten konnte. Was „Iphigenia" betrifft, so hatte Goethe die in poetischer Prosa geschriebene Bearbeitung derselben namentlich auf das Andrängen Herder's nach Italien mitgenommen, am Gardasee die „ersten Linien der neuen Bearbeitung gezogen" und dann in Verona, Vicenza und Padua, am fleißigsten aber in Venedig daran fortgearbeitet. Inzwischen gerieth die Arbeit ins Stocken, vornehmlich weil der Gedanke zu einem andern Stücke, gewissermaßen der Fortsetzung des erstern, einer „Iphigenia in Delphi," sich dazwischen gedrängt hatte[70]). Von der Ausführung dieses neuen Plans hielt ihn, wie er bemerkt, theils Zerstreuung, theils ein Pflichtgefühl gegen das ältere Stück ab, obschon er von diesem Entwurfe damals sehr begeistert gewesen zu sein scheint und von der projectirten Schlußscene bemerkt, daß, wenn sie gelinge, „nicht leicht etwas Größeres und Rührenderes auf dem Theater gesehen worden." Doch wie gesagt, er ließ diesen Plan fallen, um ihn nie wieder aufzunehmen, und machte sich unter Moritzens Einfluß in Rom nur um so eifriger an die Ausarbeitung der ersten „Iphigenia." Hier ging die Arbeit, wie Goethe erzählt, „in geziemender Stetigkeit fort. Abends beim Schlafengehen bereitete ich mich aufs morgende Pensum, welches denn sogleich beim Erwachen angegriffen wurde. Mein Verfahren dabei war ganz einfach: ich schrieb das Stück ruhig ab, und ließ es Zeile vor Zeile, Periode vor Periode regelmäßig erklingen." Mit der ihm eigenen Bescheidenheit gesteht er, er habe dabei „mehr gelernt als gethan." Diese neue Bearbeitung, von der er eine Abschrift in die Heimath schickte, die andere bei sich behielt, las er in dem Kreise seiner teutschen Bekannten vor. „Diese jungen Männer," berichtet Goethe, „an jene frühern heftigen, vordringenden Arbeiten gewöhnt, erwarteten etwas Verlichingensches, und konnten sich in den ruhigen Gang nicht gleich finden, doch verfehlten die edlen und reinen Stellen nicht ihre Wirkung. Tischbein, dem auch diese fast gänzliche Entäußerung der Leidenschaft kaum zu Sinne wollte, brachte ein artiges Gleichniß oder Symbol zum Vorschein. Er verglich es einem Opfer, dessen Rauch, von einem sanften Luftdrucke niedergehalten, an der Erde hinzieht, indessen die Flamme freier die Höhe zu gewinnen sucht. Er zeichnete dies sehr hübsch und bedeutend." Während seines Aufenthalts in Rom wurde dem teutschen Dichter auch die Ehre zu Theil, daß er vermittels eines schmeichelhaften Diploms unter dem Namen Megalio am 4. Januar 1787 in die Dichtergesellschaft der Arcadia aufgenommen wurde.

Mit Tischbein reiste er am 22. Febr. von Rom nach

70) Den Plan zu dieser „Iphigenia in Delphi" theilt Goethe selbst ausführlicher mit in „Aus meinem Leben," zweite Abtheilung, erster Theil (S. 262 der ersten Ausgabe von 1816). Den Plan hat in unsern Tagen Friedrich Halm zu einem gleichnamigen Stücke benutzt, welches auch vor einigen Jahren auf dem Hofburgtheater zu Wien aufgeführt wurde.

Neapel ab, wo er am 25. Febr. eintraf. „Man sage, erzähle, was man will, hier ist Alles," schreibt er. Einer seiner ersten Besuche galt dem berühmten teutschen Landsmanne, Philipp Hackert, der als geschickter Landschaftsmaler bei dem Könige und der Königin in besonderer Gunst stand und gegen Goethe in Betreff seiner dilettantischen Uebungen im Zeichnen offenherzig bemerkte, daß er Anlage habe, aber „Nichts machen" könne. Dreimal, das letzte Mal am 20. März, bestieg er den Vesuv, der damals grade in lebhafter Thätigkeit war, sah Pompeji und Herculanum und machte, da er nun sein Incognito aufgegeben hatte, manche interessante Bekanntschaften, z. B. mit dem berühmten Filangieri[71]), mit Hamilton, mit dem Marchese Vorio, „der den Verfasser des „Werther" doch auch kennen lernen wollte," und Andern. Dabei vergaß er aber doch auch seine botanischen Liebhabereien nicht und am 25. März schreibt er nach Weimar: „Herdern bitte ich zu sagen, daß ich mit der Urpflanze bald zu Stande bin." Mit einem jungen liebenswürdigen teutschen Landschaftsmaler, Kniep, besuchte er die Ruinen von Pästum, und obschon ihn der Fürst von Waldeck, der sich grade in Neapel befand, zu einer Reise nach Griechenland zu bereden sich bemühte, beschloß er doch mit Kniep nach Sicilien zu reisen unter dem gegenseitigen Uebereinkommen, daß Goethe die Bestreitung der Reisekosten übernehmen, Kniep dagegen landschaftliche Conturen für ihn zeichnen solle, womit dieser sehr wohl zufrieden war. Beide scheinen sich auch auf der ganzen Reise herrlich mit einander verstanden und vertragen zu haben.

Während der Seefahrt hatte Goethe heftige Anfälle der Seekrankheit zu bestehen; da begab er sich in seine Kammer, wählte die horizontale Lage, und so, abgeschlossen von der äußern Welt, ließ er die innere walten und gab sich gleich „zu bedeutender Unterhaltung ein starkes Pensum auf." Von allen Papieren hatte er nämlich nur die in poetischer Prosa geschriebenen zwei ersten Acte des „Tasso" nach Sicilien mit hinübergenommen. „Diese beiden Acte," berichtet er selbst, „in Absicht auf Plan und Gang ungefähr den gegenwärtigen gleich, aber schon vor zehn Jahren geschrieben, hatten etwas Weichliches, Nebelhaftes, welches sich bald verlor, als ich nach neueren Ansichten die Form vorwalten ließ." Man muß die Willenskraft Goethe's bewundern, womit er selbst den deprimirenden Eindruck der Seekrankheit so weit überwand, um eine poetische Arbeit von dieser Bedeutung vornehmen zu können. Als er sich, der Küste näher, etwas wohler fühlte, wagte er sich manchmal aufs Verdeck, „doch ließ ich," fügte er hinzu, „meinen dichterischen Vorsatz nicht aus dem Sinne und ich war des ganzen Stückes so ziemlich Herr geworden." Am folgenden Tage (2. April) bemerkt er Angesichts der Stadt Palermo: „Dieser Morgen erschien für mich höchst erfreulich. Der Plan eines Drama's war diese Tage daher, im Wallfischbauche, ziemlich gediehen." In Palermo weilte er vom 2. bis zum 18. April und besuchte namentlich gern den öffentlichen Garten unmittelbar an der Rhede, von dem er sagt: „Es ist der wunderbarste Ort von der Welt." Alles rief ihm hier die Insel der seligen Phäaken in die Sinne und ins Gedächtniß und er eilte, sogleich einen Homer zu kaufen, jenen Gesang mit großer Erbauung zu lesen und seinem Begleiter Kniep bei einem Glase Wein eine Uebersetzung des Gesangs aus dem Stegreife vorzutragen. Auch fiel ihm beim Anblick des „so vielerlei neuen und erneuten Gebildes," d. h. der südlichen Pflanzenwelt, die „alte Grille" wieder ein, ob er nicht unter dieser Schar die Urpflanze entdecken könne? Zwei Tage vor seiner Abreise von Palermo besuchte er noch einmal den öffentlichen Garten, um sein „Pensum" in der „Odyssee" zu lesen und auf einem Spaziergange nach dem Thale, am Fuße des Rosalienbergs, den Plan der „Nausikaa" weiter durchzudenken (er muß ihn also schon einen oder mehre Tage vor dem 16. gefaßt haben) und zu versuchen, ob diesem Gegenstande eine dramatische Seite abzugewinnen sei. Er verzeichnete den Plan und konnte nicht unterlassen, einige Stellen, die ihn besonders anzogen, zu entwerfen und auszuführen. Es ist dies derselbe Plan, über den er dann später unterhalb Taormina's weiter nachdachte und den er eine „dramatische Concentration der Odyssee" nennt. Aus der Erinnerung hat er bei Gelegenheit seiner Schilderung Taormina's das Wesentlichste des Gedankengangs mitgetheilt und es ist nur zu bedauern, daß die Tragödie „Nausikaa" wie die „Iphigenia in Delphi" ungeschrieben geblieben sind, da sich beide Sujets grade für das Talent, die Behandlungsweise und namentlich die Gemüthsart Goethe's so sehr zu eignen scheinen.

Ueber Alcamo und Segest reiste Goethe nach Girgenti, wo er am 23. April eintraf und bis zum 27. blieb. Goethe hatte beabsichtigt, von Sicilien einen Abstecher nach Malta zu machen, gab jedoch diesen Vorsatz auf und beschloß, mit einem Vetturin quer durch das Innere der Insel nach Messina zu reisen, um auch die eigentlichen kornreichen Gegenden Siciliens kennen zu lernen. Er führte diesen Vorsatz auch aus und bestand die mancherlei Unannehmlichkeiten und Unbequemlichkeiten, womit eine solche Reise im Innern der Insel verbunden ist und damals mehr noch war, sammt seinem treuen Begleiter mit gutem Humor. Unterwegs hatte er namentlich auf die Verhältnisse der Bodenbildung und auf die Landescultur Acht. Am 2. Mai langte er in Catania an, bestieg, statt den Gipfel des Aetna, wovon man ihm abrieth, den Monte Rosso, besuchte das Amphitheater von Taormina, dessen Lage ihn entzückte und wo er in einem schlechten verwahrlosten Baumgarten über den Plan der „Nausikaa" weiter nachdachte, und war am 10. Mai in Messina, das sich zum großen Theil noch von dem Erdbeben 1783 her im Zustande gräulicher Verwüstung befand. Am 14. Mai schiffte er sich auf einem französischen Kauffahrteischiffe ein, das wegen der Ungeschicklichkeit oder Localunkunde des Capitains in Gefahr gerieth, an einem Felsen zu scheitern, sodaß es unter den Mitreisenden zu einer förmlichen Emeute gegen Capitain und

71) Filangieri machte Goethe unter Anderem mit den Schriften und Ideen Vico's bekannt, wodurch Goethe zu den Worten veranlaßt wurde: „Es ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater besitzt. den Teutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Gober werden."

Stenermann kam. Goethe, der bei dieser Gelegenheit gesteht, daß ihm von Jugend auf „Anarchie verdrießlicher war als der Tod," will die tobende Gesellschaft durch eine passende Anrede zur Ruhe und Besinnung gebracht haben; jedenfalls ging die Gefahr glücklich vorüber und am 16. Mai lief man im Hafen von Neapel ein, sich glücklich fühlend, „den großen, schönen, unvergleichbaren Gedanken von Sicilien so klar, ganz und lauter in der Seele zu haben." Nun erst, gesteht er in demselben Briefe an Herder, sei ihm erst die Odyssee ein „lebendiges Wort." Während seines diesmaligen zweiwöchentlichen Aufenthalts in Neapel scheint er sich noch weniger als das erste Mal der Geselligkeit entzogen und sich noch mehr in den brausenden Strudel des neapolitanischen Lebens gestürzt zu haben und es klingt fast befremdend und unglaublich, wenn Hackert wahrgenommen haben will, daß Goethe sich in großen Gesellschaften nicht blos zurückhaltend, sondern scheu und verlegen gezeigt habe. Ganz besonders beschäftigte er sich mit den Zuständen der niedern Volksclassen, die er gegen den Vorwurf, daß sie faul und müßiggängerisch seien, zu vertheidigen sucht. Sehr treffend ist, was er dabei über den Unterschied zwischen dem arbeitsvollen Leben der Nordländer und dem mehr sorglosen der Südländer bemerkt. „Es sei bei dem Nordländer," bemerkt er, „gar nicht die Frage, ob er entbehren wolle; er darf nicht entbehren wollen, er kann nicht entbehren wollen, denn er kann nicht entbehren; die Natur zwingt ihn zu schaffen, vorzuarbeiten. Gewiß haben die Naturwirkungen, welche sich Jahrtausende gleich bleiben, den Charakter der in so manchem Betracht ehrwürdigen nordischen Nationen bestimmt. Dagegen beurtheilen wir die südlichen Völker, mit welchen der Himmel so gelinde umgegangen ist, aus unserm Gesichtspunkte zu streng." Wie sehr verräth sich auch in diesen Bemerkungen Goethe's stets humaner und billiger Sinn! Interessant war ihm auch ein Zusammentreffen mit einem ihm sonst gänzlich unbekannten Engländer, der ihm bei zufälliger Begegnung für seinen „Werther" aufs Lebhafteste dankte und ohne seinen Gegendank abzuwarten sich wieder aufs Schleunigste entfernte. Nach einem bewegten und herzlichen Abschiede von seinem treuen Begleiter Kniep verließ er Neapel am 3. Juni.

Goethe kam in Rom am 6. Juni wieder an und hatte gleich am folgenden Tage, dem Frohnleichnamstage, Gelegenheit die berühmten nach Rafael's Cartonen gewirkten Teppiche, welche an diesem Tage im Vatican öffentlich ausgehängt zu werden pflegen, anzuschauen und zu bewundern, und er fühlt sich durch sie „wieder in den Kreis höherer Betrachtungen zurückgeführt." Sein diesmaliger Aufenthalt in Rom war für ihn überhaupt fruchtbringender als der frühere und er verdankte dies wol hauptsächlich den Anregungen, die ihm durch einen Kreis trefflicher Freunde zu Theil wurde. Es war schon ein Glück für ihn, daß auch Hackert auf kurze Zeit nach Rom gekommen war und mit dem geübten Blicke eines praktischen Künstlers ihm bei der Betrachtung der römischen Kunstwerke zur Seite stand. Mit Hackert machte er auch Ausflüge nach Tivoli, Albano, Castello, Frascati und lernte nun auch die malerischen Vorzüge der Umgebungen Roms verstehen und würdigen. Aber auch nach der Abreise Hackert's und Tischbein's, dessen Studium, einen großen, kühlen Saal, er nun bezog, blieben ihm noch Meyer, Moritz, G. Schütz, Bury, der Kupferstecher Lips, Verschaffelt, Trippel, der im Auftrage des Herzogs von Gotha damals grade seine Büste modellirte, Reiffenstein und Angelica Kaufmann, bei der er bald beständiger Sonntagsgast wurde. Er übte sich wieder im Zeichnen, wobei er sich landschaftliche Gegenstände, später auch Gegenstände der Architektur zur Vorlage wählte, und er hatte davon wenigstens den Vortheil, daß sich sein Auge in der Perspective übte, sich an sichern Formen bildete und an Gestalt und Verhältniß leicht gewöhnte, und obschon er im August in einem Schreiben an Herder klagt, daß es mit dem Zeichnen gar nicht gehe und er sich daher zum Modelliren entschlossen habe, setzte er im September und October, wo er theils zu Frascati, theils zu Castel Gandolfo weilte, seine landschaftlichen Studien doch lebhaft fort, wobei er auch über atmosphärische Farben, über die Luftperspective, über Licht und Schatten und über das Colorit, über das ihm die damaligen Künstler nur dürftige Auskunft geben konnten, selbständige Beobachtungen anstellen lernte, die ihm später bei der Abfassung der Farbenlehre sicherlich von großem Nutzen waren. Zu Zeiten modellirte er fleißig, um das „A und O aller uns bekannten Dinge, die menschliche Natur" gründlicher kennen zu lernen, und so gerieth er, wie bei seinen botanischen Studien auf die Idee einer Urpflanze, auch auf die Idee, daß sich ein vollendetster Urtypus der idealen Charaktere, wie er den griechischen Künstlern mehr oder weniger vorschwebte, construiren lassen müsse, ein Gedanke, der ihn dann auch noch später nach seiner Rückkehr in die Heimath lebhaft beschäftigte[72]). Es ist ersichtlich, daß die unter den damals in Italien weilenden teutschen Künstlern herrschend gewordene Kunsttheorie Winckelmann's und Rafael Mengs', welche das griechische Schönheitsideal, freilich auf Kosten des Charakteristischen in der Kunst, dem entarteten Geschmacke der Zeit entgegenstellten, auf diese Beschäftigung Goethe's mit dem Urtypus aller Idealbildung nicht ohne Einfluß blieb, wie sie ja auch auf die ideale Haltung seiner damals entstandenen oder der Vollendung entgegengeführten Dichtungen nicht ohne Einfluß geblieben ist. Hierzu kam sein vertrauter Umgang mit dem Aesthetiker Moritz, der damals an seiner Mythologie arbeitete, sodaß auch mit ihm eingehende Gespräche über die Götter- und Heroenbilder der Alten nahe gelegt waren, denen die im J. 1788 in

72) Vergl. den Brief von Herder's Gattin an Herder vom 31. Oct. 1788, worin es heißt: Goethe glaube, daß es ihm geglückt sei, in Betreff der Eigenschaften, welche die Alten in ihren Göttern und Heroen in der Kunst dargestellt hatten, „den Faden des Wie" gefunden zu haben. Diese Idee liege „wie ein großer Beruf" in seinem Gemüthe; Goethe habe auch geäußert, mit 10—12,000 Thalern des Jahres könnte er es in zehn Jahren, „in Rom allein versteht sich's," ausführen. Eine recht deutliche Vorstellung über das von Goethe Beabsichtigte und wie er es auszuführen gedachte, lassen jedoch die etwas verwirrten Andeutungen nicht zu.

Berlin erschienene kleine Schrift von Moritz „Ueber die bildende Nachahmung des Schönen" Anregung und Ursprung verdankte.

Neben diesen Kunststudien und praktischen Kunstübungen ließ er aber auch nicht ab, der Muse zu huldigen. Zwar die Entwürfe zur „Iphigenia in Delphi" und zur „Nausikaa" hatte er fallen lassen und selbst am „Tasso," der ihn während seiner Reise nach und durch Sicilien so lebhaft beschäftigt hatte, arbeitete er für jetzt nicht fort; dagegen wandte er sich, vielleicht durch die neuesten Vorgänge in Brüssel und Holland mit dazu angeregt, mit um so größerem Eifer der Vollendung und Durch- und Ueberarbeitung des „Egmont" zu. Kein Stück, versicherte er später, habe er mit mehr Gewissenhaftigkeit und mit mehr Freiheit des Gemüths vollendet als den „Egmont;" er wisse, was er hineingearbeitet habe. Am 5. Sept., der ihm deshalb auch als ein festlicher Tag erschien, füllte er die letzten Lücken in der Handschrift aus. Während seiner ebenfalls in den September fallenden Villeggiatur in Frascati machte er sich an die Umarbeitung des Singspiels „Erwin und Elmire," mit dem er jedoch erst am 10. Jan. 1788 so weit fertig war, um eine Abschrift davon in die Heimath zu senden; und in demselben Monate vollendete er das reizende Singspiel „Claudine von Villabella," auf dessen musikalisch-rhythmische Gestaltung die Anwesenheit seines Freundes, des Componisten Kayser, sicherlich von bedeutendem Einflusse war. Denn Kayser, der schon die früheren Singspiele Goethe's componirt und auch zum „Egmont" eine Musik zu componiren begonnen hatte, war nach Rom gekommen, um sich mit Goethe über diese Musikbegleitung zu berathen und in Einvernehmen zu setzen. Als eine Art Curiosum ist zu erwähnen, daß Goethe auch seine größte Dichtung, die er aber selbst in einem Briefe an Schiller „barbarisch" nannte, den „Faust" jetzt wieder aufnahm und unter italienischem Himmel, im Garten Borghese, eine der nordisch-wildesten Scenen, die Scene in der Hexenküche, dichtete. Auch das Gedicht „Amor als Landschaftsmaler" entstand während seines zweiten Aufenthalts in Rom.

Diese dem allherrschenden Amor gebrachte Huldigung ist vielleicht in Zusammenhang zu bringen mit einer zärtlichen Neigung, die Goethe um diese Zeit „blitzschnell und eindringlich genug" zu einer schönen Mailänderin faßte, ohne Anfangs zu wissen, daß sie die Verlobte eines Andern sei. Nachdem ihm dies kund geworden, verschwand sofort die „Vorahnung alles des Glücks, das ein solches Gefühl sich in künftiger Entwickelung unbegrenzt vorspiegelt," und er suchte nun, so gut es ging, seine Leidenschaft zu beschwichtigen und ein ruhiges Freundschaftsverhältniß herzustellen. Beim Carneval, der, wie man weiß, später von Goethe in meisterhafter Darstellung geschildert worden ist, haben sie sich wieder und ihr Abschied endlich fand nicht ohne tiefe Erregung statt. Der eigene Bericht Goethe's über dieses Verhältniß ist übrigens, wie Schaefer mit Recht bemerkt, „verblaßt und gibt nicht die volle Wahrheit"[73]).

Die Charwoche (15—21. März) gab ihm noch Gelegenheit, die „unbeschreiblich schöne" Musik, das Miserere, in der Sixtinischen Kapelle zu hören; dann bereitete er sich allmälig auf seine Abreise vor, da er doch einmal nicht bleiben konnte. Sein Gemüth war schmerzlich bewegt. Reizbar und weichmüthig, wie er war, weinte er in den letzten 14 Tagen, die er in Rom weilte, fast täglich „wie ein Kind," wie er der Gattin Herder's später gestand. In seinen Briefen sagt er, daß er in Rom sich selbst zuerst gefunden, zuerst übereinstimmend mit sich selbst, glücklich und vernünftig geworden. „So viel kann ich sagen," schreibt er ein andermal, „daß ich in Rom immer glücklicher geworden bin, daß noch mit jedem Tage mein Vergnügen wächst, und wenn es traurig scheinen möchte, daß ich eben scheiden soll, da ich am meisten verdiente zu bleiben, so ist es doch wieder eine große Beruhigung, daß ich so lange habe bleiben können, um auf den Punkt zu gelangen." Gegen Eckermann äußerte er noch im Oct. 1828: nur in Rom habe er hauptsächlich empfunden, was eigentlich ein Mensch sei; zu dieser Höhe, zu diesem Glück der Empfindung sei er später nie wieder gekommen, nachher, mit diesem Zustande verglichen, nie wieder froh geworden.

In der Nacht des 22. April, einer schönen Vollmondnacht, reiste er, von den schmerzlichsten Gefühlen bewegt, von Rom ab, machte unterwegs einen Halt in Florenz, wo er den größten Theil seiner Zeit in den dortigen Lust- und Prachtgärten zubrachte und den „Tasso" endlich wieder vornahm, an welchem er vorzugsweise diejenigen Stellen arbeitete, die seiner damaligen elegischen Gemüthsstimmung am meisten zusagten, traf in der zweiten Hälfte des Mai in Mailand ein, wo er wieder „Gebirgs- und Vaterlandsluft" wittert, und reiste dann über den Comersee, Chiavenna, Graubündten, wo ihn mineralogische Beobachtungen wieder zu interessiren begannen, Constanz u. s. w. nach der Heimath. Wie er von Rom bei Vollmond abgereist war, so traf er auch bei aufgehendem Vollmonde, am 18. Juni Abends 10 Uhr wieder in Weimar ein.

Inzwischen war in Bezug auf seine geschäftliche Stellung eine Aenderung zu seinen Gunsten vorgegangen.

---

73) Uhde hat sich in seiner „Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen" eine Verwechselung zu Schulden kommen lassen, wie sie nur einem so flüchtigen und leichtfertigen, überall nur auf skandalöse Mittheilungen Jagd machenden Chronikanten passiren konnte. In einem Briefe Schiller's an Körner vom 20. Nov. 1797 ist von einem gewissen G. die Rede (der Name, in der Urschrift sicherlich vollständig enthalten, ist in der gedruckten Ausgabe der Schiller-Körner'schen Briefe nur durch den Anfangsbuchstaben angedeutet), der ein „hübsches römisches Mädchen von gemeiner Herkunft und nicht der besten Conduite" geheirathet haben solle; das Mädchen solle auch „erschrecklich stehlen und gar liederlich sein." Vehse nimmt nun kurzweg an, dieser G. sei kein anderer als Goethe und es sei hier „wahrscheinlich von jener Mailänderin die Rede, welche auf zugeben Goethe die Entdeckung bewog, daß sie bereits verlobt sei." Mit dem mysteriösen G. ist aber der Graf Gesler gemeint, über dessen Angelegenheit mit der Italienerin auch Schiller's Brief an Goethe vom 8. Dec. 1797 und des letztern Antwortschreiben vom 9. Dec. einige weitere Mittheilungen enthalten. Vergl. hierüber die Mittheilung: „Goethe's Mailänderin in der Schweiz" in den „Blättern für literarische Unterhaltung" Nr. 28. 1854.

Von Rom aus hatte er sich brieflich an seinen Fürsten gewandt und ihm vorgestellt, wie er sich in seiner anderthalbjährigen Einsamkeit wiedergefunden habe: „aber als was? — als Künstler!" was er sonst noch sei, werde der Herzog selbst am besten beurtheilen und benutzen. „Ich habe so ein großes schönes Stück Welt gesehen, (heißt es in diesem Schreiben weiter) und das Resultat ist: daß ich nur mit Ihnen und den Ihrigen leben mag. Ja ich werde Ihnen noch mehr werden, als ich oft bisher war, wenn Sie mich nur das thun lassen, was Niemand als ich thun kann und das Uebrige Andern auftragen." Der liberale Fürst hatte den Sinn des Briefes richtig verstanden und gewürdigt; die Geschäfte des Präsidiums, welche dem nun zum geheimen Rath beförderten bisherigen geheimen Assistenzrathe Schmidt übertragen wurden, nahm ihm der Herzog nebst den ihm so heterogenen Geschäften der Kriegscommission ab; dagegen behielt Goethe die Bergbaucommission bei; auch wurde ihm, ohne Zweifel auf seinen Wunsch, nach und nach die Oberaufsicht der zum Theil erst auf seine Anregung ins Leben gerufenen Landesanstalten für Wissenschaft und Kunst zu Weimar, Jena und Eisenach zugewiesen. Dabei blieb aber dem „geheimen Rathe von Goethe" das Recht und Ehrenrecht gesichert, den „Sessionen des Collegii," so oft es seine Geschäfte erlauben würden, beizuwohnen und dabei seinen Sitz auf dem für den Herzog bestimmten Stuhle einzunehmen.

Im Uebrigen scheint es ihm nicht wenig schwer gefallen zu sein, sich in die engen, einförmigen und dürftigen weimarischen Verhältnisse wieder einzuleben. Er klagt über sein „unnützes" Dasein, über das „düstere gestaltlose" Thüringen, er bemerkt in einem Billete an Frau von Stein: „Ich will so fortleben, ob es gleich eine sonderbare Aufgabe ist. Kayser geht mit der Herzogin wieder fort — und so schließt sich alle Hoffnung auf die schöne Tonkunst ganz für mich zu. Der trübe Himmel verschlingt alle Farben. Herder geht nun auch." Er schreibt im October an Knebel: „Ich bin hier fast ganz allein. Jedermann findet seine Convenienz, sich zu isoliren," eine weimarische Untugend, über die auch Herder wenig später in seinen Briefen aus Italien an seine Frau bittere Klage führt. Die höhere Bildung beschränkte sich in Weimar doch eigentlich nur auf die Personen, die mit dem Hofe in Verbindung standen, und bei diesen war sie mit vielen fremdartigen oder frivolen Elementen versetzt; Goethe war aber nun der Mann nicht mehr, der sich dazu hergab, den Herren und Damen vom Hofe blos die Zeit vertreiben zu helfen. Seitdem fing man in diesen Kreisen an über ihn zu klagen, daß er kalt, steif, abgeschlossen sei. Nur wenn ihm die Muse zulächelte, wenn er im vollsten Strome der Empfindung dichtete (z. B. an „Tasso," von dem er im August an Charlotte von Stein schrieb, daß er fortrücke, „wenn auch langsam," und daß er noch immer „Zutrauen" zu dem Stücke habe) oder wenn er sich enthusiastisch über Italien und Rom auslassen konnte, wurde ihm wohl; aber er traf damit nur selten auf ein empfängliches Herz, bei dem er auf volles Verständniß hätte rechnen können; er war zu weit über das nordische Hyperboräerthum hinausgewachsen.

Es ist schon weiter oben von dem Zerfalle seines Verhältnisses mit Charlotte von Stein und von den Anlässen, welche ihn herbeiführten, die Rede gewesen und es muß hier des Zusammenhangs wegen wiederholt werden, daß die Freundin den aus Italien zurückkehrenden Goethe, wenn man seinen eigenen Aussagen und Klagen glauben darf, gleich Anfangs ziemlich kalt empfangen zu haben scheint. Theils mochte sie ihm wegen seines flüchtigen, übrigens wol sehr unschuldigen Verhältnisses zu der „Mailänderin," das durch das Gerücht in ein ganz falsches Licht gesetzt, sicherlich in dem Goethe'schen Freundeskreise ruchbar geworden, ja selbst wegen seines so langen, ihr wie eine Zurücksetzung erscheinenden Ausbleibens schmollen, theils auch wol fühlen, daß Goethe aus Italien als ein ganz anderer zurückkehrte. Aus seinen Briefen aus Italien war jene excentrische Empfindungs- und Ausdrucksweise, welcher er sich früher in seinen brieflichen Mittheilungen hingegeben, mehr und mehr verschwunden; er war objectiv geworden und hatte Alles, was bis dahin noch aus der Wertherperiode in ihm nachgespukt hatte, gründlich und für immer von sich gethan und nur auf der Grundlage sentimentaler und hyperenthusiastischer Wertherempfindung konnte das Verhältniß zwischen beiden in alter Weise fortbestehen. Am besten lassen sich hier die Worte von Lewes anführen, der in diesem Falle wol das Richtige getroffen hat; er sagt: „Charlotte von Stein war jetzt 45 Jahre alt! Es begreift sich leicht, welchen Eindruck es auf ihn machen mußte, sie mit eins um zwei Jahre älter, um zwei Jahre verändert zu finden. Was im täglichen Verkehre unmerklich und unbemerkt geblieben wäre, das trat ihm nun plötzlich vor die Augen. Und sehen hatte er ja in Italien gelernt! Charlotte von Stein war 45 Jahre alt, — für ihn so gut wie für alle Andern. In dieser bedenklichen Lage schlug sie noch den allerschlimmsten Weg ein. Sie fand ihn verändert und sagte ihm das, sagte es ihm in einer Weise, die ihn nur um so schärfer fühlen machte, wie sie selbst sich verändert hatte. Sie fand ihn kalt und griff zu Vorwürfen. Das war mehr ein Frauenmittel als ein glückliches. Statt seinen Schmerz um die Trennung von Italien mitzufühlen, fühlte sie nur, daß für sie kein Compliment darin liege, und darin hatte sie wol nicht Unrecht, aber eine treuere, edlere Natur hätte den eigenen Schmerz im Mitgefühle um die Trauer des Geliebten aufgehen lassen. Er trauerte um Italien; sie konnte ihm das nicht ersetzen; das fühlte sie, und ihre Eigenliebe war verletzt." Innige Freundschaft hätte er ihr sicherlich auch fortan gern gewährt, aber sie forderte von ihm etwas Anderes, was zwar nicht eigentliche Sinnlichkeit, aber was doch wieder bei weitem mehr war als Freundschaft, sie, die verheirathete 45jährige Frau, die Mutter von sieben Kindern! Das Nähere über den allmälig erfolgenden Bruch ist schon weiter oben mitgetheilt worden; hier sollte nur derjenigen Anlässe kurz gedacht werden, welche aus der

Stimmung hervorgingen, die Goethe aus Italien mitbrachte, wie aus der Stimmung, welche er bei seiner Freundin antraf.

Das Verhältniß stand, wie man sieht, schon auf schwachen Füßen und war in seinem tiefsten Lebenskerne bereits erschüttert, als Goethe ihm durch sein inzwischen angeknüpftes Liebesbündniß mit Christiane Vulpius den letzten tödtlichen Stoß versetzte. Goethe lernte das Mädchen zuerst in einer Situation kennen, die ihr Herz von einer vortheilhaften Seite zeigte, als Bittstellerin für ihren Bruder, den nachher als Verfasser des Räuberromans „Rinaldo Rinaldini" zwar in der literarischen Welt mehr berüchtigt als berühmt, aber doch populair und in den niederen Bildungskreisen beliebt gewordenen Christian August Vulpius, der von Goethe befördert, im J. 1797 Registrator an der herzoglichen Bibliothek, später Bibliothekar mit dem Titel eines herzoglichen Rathes ward und 1827 starb. Als Goethe grade auf einem Spaziergange im Parke begriffen war, trat sie zu ihm mit einer Bittschrift für diesen damals in verzweifelten Verhältnissen lebenden Bruder, und durch die zutrauliche Herzlichkeit, womit sie dies that, rührte sie, durch ihre ganze frische, naive Erscheinung gewann sie sein Herz. Man muß sich, um nicht unbillig zu sein, in die Lage eines Mädchens versetzen, deren Vater, ein weimarischer Beamter, durch Trunksucht verkommen war, deren Bruder sich durch Uebersetzungen höchst kümmerlich ernährte, während sie mit ihrer Schwester durch Anfertigung künstlicher Blumen und anderer Handarbeiten ein ärmliches Dasein fristete. Sie ergriff die rettende Hand des berühmten hochstehenden Mannes, der sie zu sich heraufzog wie Gott Mahadöh die Bayadere. Goethe selbst erkannte in ihr, nach Lewes' Ausdrucke, „eine jener freien gesunden Naturen, welche die Bildung der Welt nicht verkünstelt hat. Sie war ihm wie ein Kind des sinnlich schönen Itallens, welches er eben mit so tiefem Schmerze verlassen hatte." Man darf nicht vergessen, daß Goethe am Weibe außer jugendlichen Reiz Nichts so sehr liebte als Einfachheit, Naivetät und natürliche Anmuth. Dieser Art waren bisher fast alle weiblichen Geschöpfe gewesen, denen er seine Neigung geschenkt hatte. Hohe Geistesgaben, vielseitiges Wissen, den Besitz der bestechenden Künste, wie die höchste Gesellschaftsbildung sie verleiht, verlangte er von dem Weibe nicht und der Frau von Stein, welche von allem diesem etwas besaß, wurde er nun überdrüssig, wo er, mit offenen Augen aus Italien zurückgekehrt, erkennen mußte, daß er Vieles an ihr für Natur gehalten hatte, was vielleicht doch nur künstlich aufempfunden war.

Man hat genau den Tag verzeichnet, wo Christiane „die Seine" ward; es war der 13. Juli 1788, an welchem er, wie Düntzer in seinem Buche „Goethe und Karl August" sich ausdrückt, „in einem unbewachten Augenblicke sich leidenschaftlich hinreißen ließ." Der Ausdruck „unbewachter Augenblick" scheint ziemlich unglücklich gewählt, wenn damit eine Art Entschuldigung für Goethe beabsichtigt sein sollte, deren er nicht bedarf, auf die er wenigstens sicherlich niemals Anspruch gemacht hat. Es war vielleicht nicht einmal blos Leidenschaft, durch die sich Goethe „hinreißen" ließ; es wirkte bei der Anknüpfung des Verhältnisses vielleicht sogar ein gewisser absichtlicher Trotz gegen die Ansprüche der conventionell prüden und dabei pretentiösen aristokratischen Frauenwelt des damaligen Weimar mit. Seinen Bund mit Christiane pflegte er von seinem Standpunkte stets als eine Ehe zu betrachten, da er von seinem persönlichen Standpunkte für das Wesen einer solchen die kirchliche Einsegnung nicht für nöthig hielt; erst nach einer langen Reihe von Jahren fügte er sich dem allgemeinen Sittengesetze und ließ sich mit seiner Christiane trauen, wol weniger, weil sich inzwischen seine Ansichten in Betreff der Ehe geändert hatten, oder weil ihm der Muth, dem Urtheile der Welt Trotz zu bieten, allmälig erlahmt wäre, als in der Absicht, unter den damaligen kriegerischen Zeitläuften die Zukunft seines Sohnes August für alle Fälle sicher zu stellen, obschon diesem von dem Herzoge, der selbst Pathenstelle bei ihm vertreten hatte, die Rechte legitimer Geburt bereits früher verliehen worden waren. Die übrigen Sprößlinge dieser Ehe wurden ihm durch den Tod entrissen[74]). Wie man über dieses Verhältniß auch denken mag, so treten dabei doch einige sehr löbliche Eigenschaften Goethe's in ein helles Licht: zunächst seine unverwüstliche Treue, die er der Mutter seines Sohnes schuldig zu sein glaubte und die so unerschütterlich war als diejenige, welche er seinem fürstlichen Freunde bewies; seine Unabhängigkeit von den Vorurtheilen dieser Welt und namentlich der aristokratischen Gesellschaft und seine Uneigennützigkeit, indem eine Verbindung wie diese, statt ihm irgend einen äußern Vortheil in Bezug auf seine gesellschaftliche Stellung oder seine pecuniairen Verhältnisse zu gewähren, ihm in jeder Hinsicht nur Opfer auferlegte, seine bevorzugte Stellung innerhalb der weimarischen Aristokratie untergrub und ihn in kostspielige Connexionen mit armen verachteten Verwandten und Supplicanten brachte.

Christiane Vulpius hat als Geliebte des großen Mannes begreiflicherweise viel dulden müssen, und namentlich zeigten sich die aristokratischen Frauen Weimars gegen sie unversöhnlich, obschon sie doch manche Eigenschaften besaß, die geeignet erschienen, das Urtheil für sie günstiger zu stimmen. A. von Sternberg, der sich genau und unbefangen hierüber in Weimar selbst umgesehen, sagt in seinen „Erinnerungsblättern" von ihr, sie habe an ihrem „Geheimrath gehangen mit jener unterwürfigen Zärtlichkeit, mit jener unselbstsüchtigen, heftigen und vulgairen Neigung, die ein Mann, der sich auf Liebe versteht, nach ihrem Werthe zu schätzen weiß. Goethe wußte,

74) Bei der Beurtheilung des von der Kirche so viele Jahre ungesegnet gebliebenen Verhältnisses zwischen Goethe und Christiane darf man zu keiner Zeit vergessen, wie frei und locker die Ansichten waren, die überhaupt damals in der vornehmen Welt in Betreff solcher Verhältnisse vorherrschten. Die Art und Weise, wie Goethe, der Staatsminister, gegenüber dem Generalsuperintendenten Herder und dessen Gattin in seinen Briefen über sein „Großkon" zu scherzen wagen durfte, zeigt dies deutlich genug. Sein fürstlicher Freund ging ihm, wie man weiß, in dieser Hinsicht mit einem ermunternden Beispiele voran und hatte daher kein Recht, seinem Minister Vorwürfe zu machen oder ihn in seinen Neigungen zu beschränken.

daß diese Liebe vorhielt und daß manche andere nicht vorhielt." Und selbst K. W. Ludecus, der sich ziemlich rücksichtslos gegen sie ausspricht, muß doch zugeben, daß die Vulpius Goethe's Hauswesen gut im Stande gehalten, sich ihrer Stellung durchaus nicht überhoben und alles Unangenehme von ihm fern zu halten gesucht habe. Und damit war dem Dichter namentlich in seinen spätern Lebensjahren am meisten gedient. Sie erhob ihn nicht, aber sie störte ihn auch nicht in seiner immer mehr hervortretenden contemplativen Ruhe, sie reizte ihn nicht, sie stürmte nicht aufregend in sein inneres Wesen hinein, sie hielt vielmehr alle Einflüsse, die ihn zu sehr irritiren konnten, möglichst von ihm ab[75]). Das ist das Verdienst, welches sie sich um Goethe erworben hat, und es wäre vollkommen müßig, darüber Hypothesen aufzustellen, ob Goethe an der Seite einer hochgebildeten, geistig begabten Gattin noch Größeres der Welt hinterlassen haben würde, als er hinterlassen hat, genug, daß sein Leben im Ganzen als ein plastisch gerundetes Kunstwerk vor uns steht, an dem wir wesentlich doch Nichts anders wünschen möchten. Seiner edeln mannhaften Haltung, seiner Vornehmheit hat er auch an ihrer Seite niemals das Geringste vergeben.

Daß Goethe's Neigung zu ihr auch gemüthlicher und nicht blos sinnlicher Art gewesen, dafür liegen genügende Zeugnisse vor, dafür spricht auch die lange Dauer dieses Verhältnisses, das nur mit ihrem Tode endete. In seinen Briefen aus Venedig an Herder gesteht er offen, daß er das Mädchen „leidenschaftlich" liebe, und diese leidenschaftliche Neigung spricht sich noch in einem zehn Jahre nach der ersten Bekanntschaft geschriebenen Briefe Goethe's an sie mit fast jugendlicher Heftigkeit aus[76]). Als Beweis, daß diese Liebe zu Christiane keine blos oberflächliche und flüchtige, mit der Sinnenlust zerrinnende gewesen, führt Sternberg gelegentlich in seinen „Erinnerungsblättern" an, daß Goethe sich bei ihrem Tode den lauten Ausbrüchen des ungestümsten Schmerzes überlassen habe. Dies würde wol nicht der Fall haben sein können, wenn sich Goethe nicht an ihrer Seite in einem Zustande ruhigen Glücks und Behagens befunden hätte, in welchem er sich durch das Gerede der Welt wenig beirren ließ und aus dem er sich nun durch ihren Tod plötzlich gerissen fühlte. In seiner „Zwischenrede" („Aus meinem Leben" II. Abtheilung 5. Theil) macht er selbst das Geständniß: „In der Einsamkeit der Wälder und Gärten, in den Finsternissen der dunkeln Kammer wär' ich ganz einzeln geblieben, hätte mich nicht ein glückliches häusliches Verhältniß in dieser wunderlichen Epoche lieblich zu erquicken gewußt. Die römischen Elegien, die venetianischen Epigramme fallen in diese Zeit." Bezeichnend ist endlich auch der Umstand, daß, um uns der Worte seines englischen Biographen Lewes zu bedienen, „auch seine Mutter mit der Wahl ganz zufrieden war, Christiane als Schwiegertochter in ihrem Hause empfing, zärtliche Briefe an sie richtete und alle Einmischung unberufener Schwätzer wiederholt abwies."

Das Wichtigste indessen für den Literarhistoriker bleibt, daß dieses Verhältniß auch für seine poetische Schöpfungslust nicht ohne alle Befruchtung blieb und daß sich mehre seiner Dichtungen ganz oder theilweise auf sie beziehen. Als er sie um Weihnachten 1789 nach der Geburt seines ersten Sohnes sammt ihrer Schwester und Tante ganz in sein Haus nahm, entstand das reizende, an die schönsten Lieder seiner Jugendzeit erinnernde Gedichtchen: „Ich ging im Walde so für mich hin" u. s. w. In den „Votivtafeln" (1796) gilt ihr das Distichon mit der Ueberschrift C. G. (Christiane Goethe), worin er sie sein „häusliches Mädchen" nennt. Durch das Liebesglück, welches er an ihrer Seite genoß, fühlte er sich zu den erotischen Epigrammen, die unter den „venetianischen" verstreut sind, zu dem Gedichte „Morgenklagen," zu der anmuthigen Elegie „Der neue Paufias und sein Blumenmädchen," namentlich aber zu den „Römischen Elegien" angeregt, die unter den Goethe'schen Dichtungen dieser Art und in der teutschen poetischen Literatur überhaupt eine so hervorragende Stelle einnehmen. Diese mögen vielleicht schon theilweise (z. B. die siebente, wie Schaefer vermuthet) in Italien entworfen sein, der Hauptsache nach aber sind sie die poetische Verherrlichung seiner weimarischen Liebesgeschichte, die er, um das antike Costüm um so treuer wahren und die locale Beziehung von Weimar ableiten zu können, nach Rom verlegte, von dessen Eindrücken sein Gemüth ohnehin noch übervoll war. Einige um dieselbe Zeit entstandene Faustfragmente, das Selbstgespräch in Wald und Höhle und die Scenen am Brunnen, im Zwinger und im Dome lassen, wie Schaefer wol nicht mit Unrecht vermuthet, in den durch dieses Verhältniß veranlaßten tieferen sittlichen Kampf blicken. Indem er sich aber so alle möglichen Folgen des Verrathes und der Untreue ausmalte, kam Goethe eben zu dem Entschlusse, an seiner Geliebten nicht so zu handeln, wie er seinen Faust an Gretchen handeln läßt. Wol aber lernte er dabei die Gedrechlichkeit selbst Faustischer Naturen genauer kennen und ergründen.

Während Herder's Aufenthalt in Italien, wohin derselbe seine Reise am 6. Aug. 1788 angetreten hatte, zeigte sich Goethe's Freundschaft für Herder und seine Familie im schönsten Lichte. Er besuchte die Herder häufig, Anfangs immer über den andern Tag, um sie über die Abwesenheit ihres Gatten zu trösten und mit ihr die

75) Man vergleiche über sie „Freundschaftliche Briefe von Goethe und seiner Frau an Nicolaus Meyer aus den Jahren 1800 bis 1831" (Leipzig 1856.), die namentlich über ihr Walten als Haushälterin Goethe's Aufschluß geben, in Riemer's Mittheilungen das Capitel „Häuslicher Zustand" (I. S. 354 fg.), J. W. K. Ludecus' anonym erschienenes Schriftchen: „Aus Goethe's Leben. Wahrheit und keine Dichtung, von einem Zeitgenossen," die wohlwollende Beurtheilung bei Lewes in dem Capitel „Christiane Vulpius" (2. Bd. S. 117 fg. der teutschen Uebersetzung von Frese). Dieser stützt sich namentlich auf A. Stahr's Schrift: „Weimar und Jena" und führt daraus auch die Erzählung an, wornach Christiane selbst aus Bescheidenheit und Demuth Goethe so lange Jahre von der Trauung abgehalten und es vorgezogen habe, „sich neben ihm mit jeder Existenz zu begnügen." Schaefer hält diese Behauptung Stahr's für nicht erwiesen. 76) Lewes gedenkt dieses Briefes, der sich erhalten habe, aber noch ungedruckt sei, in dem Capitel „Christiane Vulpius" (2. Bd. der Frese'schen Uebersetzung S. 123).

fleißig eingehenden Briefe Herder's zu lesen. Er nahm Theil an den Freuden und Leiden ihrer Familie, an den Geburtstagen der Herder'schen Kinder; er vertraute ihr seine innersten Geheimnisse an wie sie ihm die ihrigen, welche letztern meist ökonomischer Art waren, indem sich Herder damals in ziemlich bedrängter Lage befand und von Schulden im Betrage bis gegen 2000 Thaler belastet war. Auch in diesem Punkte stand er ihr mit seinem Rathe bei, und namentlich wirkte er dahin, daß sich der jüngere Dalberg, Domcapitular zu Trier, mit welchem Herder reiste, dazu verstand, die Kosten für die Reise bis zu einem gewissen Belaufe zu decken. Es ist ihr immer wohl ums Herz, wenn Goethe bei ihr gewesen, und ihr Trost und Rath ertheilt; sie schreibt z. B. am 24. Sept. 1788: „Seitdem ich mit Goethe gesprochen habe, schlafe ich wieder besser; die Sorgen haben mich manche Nacht gegen 2 Uhr aufgeweckt und ließen mich nicht schlafen." Ueber seine eigene häusliche Situation sagte er ihr im August 1788, wie sie an ihren Gatten schreibt, „viel Belustigendes, ich möchte sagen Betäubendes, es war aber in Allem so viel Klarheit und Richtigkeit, daß das Betäuben nicht statthatte. Er hat nun alles Glück und Wohlsein auf Proportion und das Unglück auf Disproportion reducirt. Ihm sei es jetzt gar wohl, daß er ein Haus habe, Essen und Trinken hätte u. dgl." Er gestand ihr, daß er 14 Tage vor der Abreise von Rom täglich „wie ein Kind geweint habe;" und sie fügt hinzu: „das hat mich sehr gejammert." Am 12. Oct. spricht er mit ihr sogar über die politische Lage des Augenblicks, was er sonst gern vermied. „Vom Kaiser sagte er (schreibt die Herder), er hätte das Haus Oesterreich durch diesen Krieg so heruntergebracht, daß es sich in 100 Jahren nicht wieder erholen werde. Ich sagte: „so wirds unserm Herzoge auch gehen." Ja nicht anders, antwortete er, und so gehts uns allen, wenn wir unsere Eigenheit irgendwo am unrechten Orte, wie es gemeiniglich geschieht, durchsetzen. So ist mirs von Jugend auf ergangen; ich war frei und reich, konnte sie also öfters und mehr durchsetzen als ein Anderer, und ich weiß am besten, was sie mir geschadet; und wenn ich mich jetzt nicht zusammennähme, so würde es noch mehr geschehen." Im September machte Goethe in Gesellschaft der Herder, Fritz Stein's und der Frau von Schardt einen Ausflug nach Kochberg und weiter nach Rudolstadt. Am 5. Sept. fuhr man von Weimar ab und am 7., einem Sonntage, traf man in Rudolstadt ein, wo im Hause der Oberhofmeisterin von Lengefeld das erste Zusammentreffen Goethe's mit Schiller stattfand, dessen an einem andern Orte später zu gedenken ist. Goethe sprach viel und anziehend über Italien und unterwegs, durch Schiller's im Merkur erschienenes Gedicht: „Die Götter Griechenlands" angeregt, über die Eigenschaften, „die die Alten in ihren Göttern und Helden in der Kunst dargestellt haben," wobei er sich weitläufiger über sein schon erwähntes Vorhaben in Betreff der menschlichen Gestalt und des idealen Urtypus auslieβ und trug während der am mondhellen Abend stattfindenden Rückfahrt nach Kochberg die „Geheimnisse" vor. Bei schönstem Wetter fuhr man am 8. über Jena und Orlamünde nach Weimar zurück. Goethe scheint während des ganzen Ausflugs in ganz besonders heiterer und erhöhter Stimmung gewesen zu sein.

Im Januar 1789 trat jedoch eine nicht unerhebliche Verstimmung zwischen ihm und der Herder ein, weil Goethe unter seine Dichtungen auch den „Pater Brey" aufgenommen hatte. „Ich kann in den nächsten vier Wochen nicht mit ihm leben: er ist mir fatal," schreibt sie vom 16. Jan. 1789 an ihren Gatten. Als sie ihn am 13. Febr. 1789 auf sein Gewissen befragt, ob sie diese Person (Leonore im „Pater Brey") so ganz gewesen wäre, weiß er ihr dies aufs Geschickteste auszureden und sie von der Richtigkeit seiner Theorie zu überzeugen, daß der Dichter von einem Individuum so viel nehmen dürfe, als nothwendig sei, seinem Gebilde Leben und Wahrheit zu geben, während er das Uebrige aus sich selbst und aus der Erfahrung, „aus dem Eindrucke der lebenden Welt" hole. Sie gesteht, daß er sie völlig befriedigt habe, daß sie Goethe täglich mehr in seinem eigentlichen Lichte sähe, daß sie wirklich einen „großen Aufschluß" über ihn erhalten habe: er lebe eben wie der Dichter mit dem Ganzen oder das Ganze in ihm. „Er fühlt sich als ein höheres Wesen," fügt sie hinzu, „das ist wahr, aber er ist doch der Beste und Unwandelbarste unter allen;" sie fühlt, „daß ein sehr guter Geist um ihn und in ihm ist." In ihrer Begeisterung für Alles, was Goethe sagt und dichtet, schreibt sie selbst im März die Fortsetzung des „Tasso" ab, wovon Goethe sie am 20. März absolvirt, indem er ihr „im Vertrauen" als den eigentlichen Sinn des Stücks die „Disproportion des Talents mit dem Leben" bezeichnet. Dann, durch Aeußerungen in den Briefen ihres Gatten in Verwirrung gesetzt, wird sie wieder in ihrer Neigung zu Goethe schwankend; sie beklagt am 23. März 1789 Goethe's „hundert kleine Eitelkeiten," seine „Alleinherrschaft," sie bedauert sogar, den „Tasso" für ihren Gatten abgeschrieben zu haben, denn er bestätige „darstellend und ausführend die ganze Vergötterung des Dichters." Bald aber hat Goethe ihr Herz wiedergewonnen; denn schon am 24. April 1789 schreibt sie: „Goethe bleibt sich gleich, er steht auf festem Boden. Mündlich mehr im Detail davon; es schmerzt mich, daß Du Dein Gemüth von ihm abwendest, und er ist doch der einzige reingute Mensch hier." Und als er den „Tasso" der Herzogin vorgelesen, ruft sie aus (in dem Briefe vom 18. Mai 1789): „O wie bestrafe ich mich, daß ich ihn auch nur einen Augenblick verkenne. Er ist durchaus eine treue männliche Seele, und es freut mich, daß Du dies in einem Deiner letzten Briefe so gut wieder erkennst." Weiter schreibt sie am 29. Mai: „Goethe liebt Dich und ists vor allen Menschen werth, von Dir geliebt zu werden. Wende Dich nicht von ihm ab! Du achtest und liebst an der Angelica (Angelica Kaufmann), was die Natur ihr Glückliches und Helliges gegeben hat; er ist von dieser Seite ihr Bruder und wir wollen ihn nicht mehr verlieren, wie Du es einmal (vor sechs Jahren war's) so heilig zusagtest."

Goethe benahm sich um diese Zeit in Herder's An-

gelegenheiten, wie sich ein Freund gegen den Freund nur immer benehmen kann. Herder hatte, während er in Italien weilte, einen verlockenden Ruf nach Göttingen erhalten und war sehr geneigt, ihn anzunehmen; denn er fühlte sich in Weimar gedrückt und isolirt, wie aus seinem am 3. April 1789 aus Rom an seine Gattin geschriebenen Briefe hervorgeht. Die betreffende Stelle ist merkwürdig genug; sie lautet: „Die Herzogin, weißt Du, liebe ich am meisten, aber Du kennst ihre unkräftige Güte. Der Herzog ist gut und brav; was kann, was mag er aber für mich thun? Und überhaupt, wie müde ich des Zusammenhangs mit Fürsten und Fürstinnen geworden bin, die immer unverständige Kinder bleiben, deren unser eins nicht lenken kann, mag ich gar nicht sagen. Daß Goethe für uns wenig mehr sein kann, wird mir beinahe einleuchtend; er ists im öffentlichen Bezuge nie gewesen. Die Damen gehen ihren Weg hin und überhaupt ist ja für uns keine Sphäre in Weimar. Wir sind einsam und werden es mit jedem Jahre mehr werden." Diese Briefstelle ist bezeichnend für die Zustände Weimars, die uns in der Ferne glänzender erscheinen, als sie in Wahrheit waren; sie ist bezeichnend für das überall hin gesäete Mistrauen, wie sich ja deutlich genug aus der Thatsache ergibt, daß sich selbst der allerdings reizbare und leicht verstimmbare Herder von diesem Mistrauen gegen Goethe beherrschen ließ[77]). Und sehr mit Unrecht; denn während so über ihn Herder in Italien dachte und schrieb, wirkte Goethe für ihn in Weimar aufs Eifrigste. „Der Herzog (rief er am 23. April 1789 aus, als er Louischen Herder's Geburtstag mitfeierte) kann und darf ihn (Herder) nicht gehen lassen, er ruinirt sonst sich, Jena und Weimar zugleich. Auch nicht einmal nach Jena wünsch' ich Herdern; ich hab' ihn viel zu lieb, er ist zu gut zum Professor; er kennt ihre kleinlichen Leidenschaften noch nicht" u. s. w. Auf Goethe's Vorstellungen namentlich wurden Herder die annehmbarsten Bedingungen gemacht; man sicherte ihm zu, seine Schulden zu bezahlen, sodaß davon „im Publico Nichts eclatire," ihn zum Vice-Consistorialpräsidenten zu ernennen, seinen Gehalt zu erhöhen, seiner Gattin bei seinem Ableben einen Witwengehalt auszusetzen, für die Kosten des Studiums seiner Kinder und für deren Unterkommen zu sorgen. Das Alles, scheint es, war Goethe's Werk. Dennoch verkannte ihn Herder. Er war noch voll von Enthusiasmus für Goethe, als er von Weimar abreiste; er schrieb noch am 24. Sept. 1788 aus Rom in Betreff Goethe's: „Alles liebt und bewundert ihn, wer ihn hier gekannt hat;" aber in einem Briefe vom 28. März 1789 bemerkt er von eben dort in Bezug auf das inzwischen ruchbar gewordene Verhältniß zwischen Goethe und Christiane Vulpius: „Die Art, wie er hier auf gewisse Weise unter rohen, obwol guten Menschen gelebt hat, hat nichts Anderes hervorbringen können." Die erstere Mittheilung steht mit der zweiten in einem grellen Contraste; letztere beruht sicherlich auf niedrigem Geklatsch, das man Herder zutrug, weil er seiner Verstimmung gegen Goethe auch in Rom Ausdruck gegeben haben mochte und daher anzunehmen war, daß diese üble Nachrede bei ihm Gehör finden werde. Man möchte fast argwöhnen, daß die in den Briefen seiner Gattin immer wiederauftauchenden enthusiastischen Lobsprüche auf Goethe ihn zum Widerspruch gereizt und eine Art Eifersucht in ihm entzündet hätten ähnlich derjenigen, die er schon zu der Zeit empfunden zu haben scheint, als Karoline, damals noch seine Braut, mit dem jungen Goethe in Darmstadt einen so lebhaften und traulichen Verkehr unterhielt[78]).

Wie Goethe für Herder in edelster Weise besorgt war, so sorgte er auch für seinen geliebten Heinrich Meyer in Rom, indem er den Herzog bewog, Meyer für jedes der nächstfolgenden Jahre 100 Scudi anzubieten und nach Ablauf dieser Jahre ihm in Weimar „eine seiner Gemüthsart angemessene Stellung und den nöthigen Unterhalt" zuzusichern. Düntzer spricht die wol nicht unbegründete Vermuthung aus, daß ferner Goethe an dem damaligen Entschlusse des Herzogs, Schiller einen jährlichen Gehalt von 200 Thalern zu bewilligen, wol nicht unbetheiligt war. Goethe kannte die Verlobte Schiller's, Charlotte von Lengefeld, schon seit längerer Zeit und war ihr herzlich zugethan.

Wichtig in literarischer Beziehung wurde das Jahr 1789 für Goethe namentlich dadurch, daß er den „Tasso" endlich, gegen Ende Juli, als fertig und vollendet betrachten durfte. Er hatte in diese Dichtung die innersten Regungen seines Dichterherzens und Dichterlebens niedergelegt, und doch war er dieser Arbeit, die ihm so viel Mühe gekostet und an der er unablässig gefeilt, um ihr die Reife höchster Vollendung zu geben, fast überdrüssig geworden. Wenigstens schrieb er am 10. Aug. an den inzwischen zurückgekehrten Herder: „Wie sehr freut es mich, daß Du den „Tasso" magst. Die zwei letzten Acte, hoff' ich, sollen zu den ersten gehören. Dein Beifall ist mir reiche Belohnung für die unerlaubte Sorgfalt, mit der ich das Stück gearbeitet habe. Nun sind wir frei von Leidenschaft, solch eine consequente Composition zu unternehmen. Die Fragmentenart erotischer Späße behagt mir besser." Man sieht daraus, wie sehr das neue Liebesleben, das ihm an der Seite seiner kleinen Christiane aufgegangen war, seine Seele erfüllte. Außer den Römischen Elegien beschäftigte ihn auch der „Faust," dessen

77) Daß der Zustand in Weimar grade damals kein sehr behaglicher gewesen sein muß, beweist auch Goethe's Brief an Charlotte von Stein vom 8. Juni 1789, worin es heißt: „Wenn durch des Herzogs äußeres Verhältniß und durch andere Combinationen Alles bei uns inconsequent und folgenlos ist und wird, wenn man fast keinen Menschen nennen kann, der in seinem Zustande behaglich wäre, so gehört schon Kraft dazu, sich aufrecht, in einer gewissen Thätigkeit und Munterkeit zu erhalten." Ging doch selbst Charlotte von Stein so weit, in ihrem Schreiben an Zimmermann vom Jahre 1776 die herzogliche Familie eine „malheureuse famille" zu nennen!

78) Die obige Darstellung des Verhältnisses zwischen Herder und Goethe während des ersten Aufenthalt in Italien beruht fast ausschließlich auf den, wie schon erwähnt, von H. Düntzer und F. G. von Herder herausgegebenen Briefen Herder's an seine Gattin, aus denen man, wie Düntzer in der Einleitung nicht mit Unrecht bemerkt, „ein fast ununterbrochenes Tagebuch über Goethe während dieser Zeit gewinnt."

erste Scenen er so, wie er sie jetzt zum Druck fertig gemacht hatte, am 18. Aug. 1789 Knebel vorlas. Nur einem Goethe war es möglich, sich mit mehren großen Dichtungen zugleich zu beschäftigen, was ihm freilich dadurch erleichtert wurde, daß jede ein inneres Erlebniß war, daß sich bei ihm nur derselbe Quell in verschiedene Ausflüsse vertheilte. Mehr dem äußerlichen Handwerke gehören die Worte an, welche er auf Reichardt's Wunsch den von J. A. P. Schultze componirten Chören zu Racine's „Athalie" unterlegte. Ueber alle diese poetischen Arbeiten, über seine Dienstgeschäfte, die er mit redlichem Eifer fortwerrichtete und über die Seitengenüsse seiner Liebe vernachlässigte er aber auch seine botanischen Studien nicht, wie die Abhandlung „Versuch, die Metamorphose der Pflanzen zu erklären," aus der dann das didactische Gedicht „Metamorphose der Pflanzen" entstand, genugsam beweist. Außerdem fällt in dieses Jahr die im Style, Darstellung und Auffassung meisterhafte Schrift „Das römische Carneval"[79]). Die in demselben Jahre in Frankreich ausbrechende Umwälzung erfüllte ihn wol mit schweren und bangen Ahnungen, aber er ließ sich durch sie in seinem ruhigen Schaffen und Arbeiten fürs Erste nicht stören.

Im Frühlinge des Jahres 1790 weilte Goethe wieder mehre Wochen in Venedig, der „wunderbaren Wasserstadt," wohin er sich begeben hatte, theils um der aus dem Süden zurückkehrenden Herzogin Amalie entgegenzureisen, theils um mit einigen römischen Freunden zusammenzutreffen. Erst am 6. Mai langte die Herzogin in Venedig an in Gesellschaft Heinrich Meyer's und des Malers Bury, die ihn dann bis nach Mantua begleiteten, wo sie zwei Tage zubrachten. Dann reiste Goethe, sich von seinen Freunden trennend, über Verona zurück und traf mit der Herzogin Amalie Anfangs Juni wieder in Weimar ein. Auch sein diesmaliger Aufenthalt in Venedig warf ihm Gewinn ab. Auf den Dünen des Lido spazieren gehend, fand er jenen „so glücklich geborstenen Schafschädel," der ihm die „große," früher von ihm erkannte Wahrheit: „die sämmtlichen Schädelknochen seien aus verwandelten Wirbelknochen entstanden, abermals bethätigte." Dem Aufenthalte in Venedig verdanken ferner die „Venetianischen Epigramme" ihre Entstehung, wenn auch nur zum Theil, da er ihnen bei ihrer späteren Veröffentlichung (im Schiller'schen Musenalmanach 1795) noch andere frühere wie spätere einreihte. Begeisterung für Italien, wie man doch erwarten sollte, zeigte sich in diesen venetianischen Epigrammen nicht; eher hebt er die Schattenseiten Venedigs hervor und er selbst gesteht in einem dieser Epigramme: das sei Italien nicht mehr, das er mit Schmerzen verlassen. An Frau von Kalb schrieb er, daß er außerhalb des Vaterlands nicht leben könne[80]). Man darf annehmen, daß seine „Häuslichkeit," ihm von Vielen so arg verdacht und übel gedeutet, seinem Vaterlande wiedergewonnen habe; er sehnte sich nach seinem Knaben und der Mutter seines Söhnchens zurück; das waren mächtigere Bande, als was ihm Venedig jetzt bieten konnte. Er selbst spricht in seinen „Tag- und Jahresheften" von seinen „angenehmen häuslich geselligen Verhältnissen." Auch die Ereignisse in Frankreich blieben auf diese Gemüthsstimmung nicht ohne Einfluß; er ahnte mit kundigem Blicke die Erschütterungen und Gefahren, die sie, und zwar nicht nur für die politischen und socialen Verhältnisse, sondern auch für die Bildung überhaupt zur Folge haben würden, und seiner Natur nach sehnte er sich um so mehr nach Ruhe, je bewegter es draußen herging. Die Untreue, deren sich die Franzosen seiner Ansicht nach schuldig gemacht, flößte ihm vielleicht Widerwillen gegen alle romanischen Nationen ein, indem er bei ihnen teutsche Mäßigung und Zucht und teutschen Ordnungssinn zu vermissen glaubte. Zu seinem Verdrusse mußte er nun gar noch wahrnehmen, daß die französische Umwälzung selbst in Teutschland und grade unter den Gebildeten mehr Sympathien fand, als er erwartet hatte. Oder um mit Goethe's eigenen Worten zu sprechen, er hatte leider zu bemerken, „daß man im Vaterlande sich spielend mit Gesinnungen unterhielt, welche eben auch uns ähnliche Schicksale vorbereiteten. Ich kannte genug edle Gemüther, die sich gewissen Ansichten und Hoffnungen, ohne weder sich noch die Sache zu begreifen, phantastisch hingaben; indessen ganz schlechte Subjecte bittern Unmuth zu erregen, zu mehren und zu benutzen strebten." Je mehr nun, seiner Ansicht nach, der Geist der Untreue so offen hervortrat, um so mehr war er entschlossen, für seine Person Treue in allen Stücken und namentlich auch gegen seinen fürstlichen Freund zu halten. Der seitdem öfter bei ihm wiederkehrende Ausdruck, daß ihm sein Herzog oder irgend ein anderer teutscher Fürst ein „gnädiger Herr" gewesen und ähnliche Ergebenheitsversicherungen, hängen mit dieser Anschauung zusammen. Er selbst gab fortan freiwillig seinem Verhältnisse zum weimarischen Hofe mehr und mehr den Charakter eines Dienstverhältnisses.

Noch im Sommer desselben Jahres folgte er, nicht eben gern, der Einladung des Herzogs nach Schlesien, wohin derselbe gegangen war, um den Uebungen des dort zum Zweck von Demonstrationen gegen Oesterreich und Rußland zusammengezogenen Truppencorps beizuwohnen. Goethe war kein Freund von militairischen Schauspielen und militairischen Festen; die Vorliebe des Herzogs für das preußische Militairwesen war ihm von jeher zuwider; dem damaligen Militairstaate Preußen scheint er überhaupt keine sehr große Neigung zugewandt zu haben[81]); endlich mochte er, Angesichts der drohenden Verhältnisse in Frankreich, in diesen gegenseitigen Truppenaufstellungen der

79) Die älteste Ausgabe (Quartausgabe) hieven (Weimar bei Gotha 1789) mit 20 nach Schütz Zeichnungen von Kraus radirten und illuminirten Kupfertafeln, ist sehr selten geworden.

80) Siehe „Charlotte von Kalb" von Ernst Köpke (1852)

81) Die Nationaleigenschaften der Preußen, die denselben in specifischer Weise eigen sind, wußte Goethe übrigens sehr wohl zu würdigen. So rühmt er an Hackert (in seinem „Leben Hackert's") mit Bezugnahme auf dessen preußische Abstammung: „Als Preuße von Geburt hatte er sich einen Theil von der Gloria seines Königs angeeignet und ähnelte daher durch Tüchtigkeit, Strenge, Schärfe und Ausdauer den Besten, die mir aus dieser Nation bekannt geworden"

Ostmächte sehr wenig politische Weisheit erblicken — alles Gründe genug, um ihm den Aufenthalt in Schlesien und seiner doch mannichfach interessanten und eigenthümlichen Hauptstadt möglichst zu verleiden. Er selbst schreibt über seinen Aufenthalt in den Cantonnirungsquartieren und in Breslau: „Erst gaben Cantonnirungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen, die hier und da eingeschaltet sind. In Breslau hingegen, wo ein soldatischer Hof und zugleich der Adel einer der ersten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die schönsten Regimenter ununterbrochen marschiren und manövriren sah, beschäftigte mich unaufhörlich, so wunderlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weshalb mitten in der bewegtesten Welt ich als Einsiedler in mir selbst abgeschlossen lebte." Weiter schreibt er (s. Tag- und Jahreshefte, 1790): „Eine Lustfahrt nach den Salinen von Wieliczka und ein bedeutender Gebirgs- und Landritt über Adersbach, Glatz u. s. w. unternommen, bereicherte mit Erfahrung und Begriffen. Einiges findet sich aufgezeichnet." Man darf also die von Schaefer noch in der 2. Auflage seines Werkes über Goethe ausgesprochene Hoffnung theilen, es werde sich aus seinen Papieren eine ausführlichere Darstellung zusammenstellen lassen[82]).

Im October war er wieder in Weimar, wo er zu größeren poetischen Arbeiten wol Zeit und Muße genug gehabt hätte, aber keine Stimmung fand. Nach großen, anstrengenden, das ganze Gemüth in Anspruch nehmenden Schöpfungen, wie „Egmont," „Iphigenia" und „Torquato Tasso," fühlt auch der mächtigste Geist das Bedürfniß des Ausruhens, oder er greift zu leichtern Erholungsarbeiten, wie für Goethe damals die Redaction seiner Elegien und Epigramme waren. Nächstdem begann ihn jetzt die Theorie der Optik zu beschäftigen. Das Jahr 1791 widmete er, da er plötzlich die Newton'sche Lehre als falsch erkannt haben wollte, vornehmlich seinen chromatischen Beobachtungen, und für den Apparat, dessen er sich zu diesem Zwecke bediente, verausgabte er nach und nach über 1000 Thaler. Der Herzog Ernst und der Prinz August von Gotha gewährten ihm mannichfache Beihilfe; sonst aber fand er mit seinen 1791 und 1792 in 2 Heften erschienenen „Beiträgen zur Optik" bei den Gelehrten wie beim Publicum wenig Vertrauen und Glauben; sie wurden, wie er selbst bemerkt, „mit schlechtem Danke und hohlen Redensarten der Schule bei Seite geschoben." Indessen wußte er doch die gebildete Gesellschaft Weimars durch seine Vorträge, die er in der am 5. Juli gestifteten gelehrten Gesellschaft hielt, für die Sache lebhaft zu interessiren. Zugleich übernahm er in diesem Jahre, und zwar vom 1. Mai an, die Leitung des Hoftheaters. Man weiß, was Teutschland dieser Goethe'schen Theaterleitung verdankt: die Gründung einer Schauspielerschule, welche die Idealistik gegen den bisher vorwaltenden Real-Naturalismus vertrat, ihren Einfluß weithin spüren ließ und die Aufführung der vollendetsten Stücke Goethe's und Schiller's möglich machte. Die Kunst der Recitation und Declamation in jambisch geschriebenen Stücken wurde erst in Weimar auf feste sichere Gesetze gestellt, obschon allerdings dem blos declamatorischen Pathos auf Kosten der Charakteristik ein zu großes Uebergewicht eingeräumt wurde. Dabei verschmähte aber Goethe auch keineswegs Dittersdorf'sche Operetten, italienische und französische Opern, sodaß er selbst mehre ihnen untergelegte teutsche Texte überarbeitete, noch das Kotzebue'sche Lustspiel und das Iffland'sche bürgerliche Drama. Auch Schröder, Babo, Ziegler, „glücklich energische Talente, lieferten bedeutenden Beitrag;" Bretzner und Jünger „gaben anspruchslos einer bequemen Fröhlichkeit Raum." Dies war die Masse, ohne die einmal bei der bürgerlichen und spießbürgerlichen Durchschnittsbildung des Volks ein teutsches Theater nicht bestehen kann, und „diese lebendige sich im Zirkel herumtreibende Masse suchte man mit Shakespeare, Gozzi und Schiller geistiger zu erheben." So bereitete man gleich Anfangs ein Repertorium vor, „welches viele Jahre gehalten hat." Seine Liebe für das Theater erklärt er einmal in den Tag- und Jahresheften mit den Worten: „das Theater, wenn es mich auch nicht ergötzte, unterhielt mich doch in fortwährender Beschäftigung; ich betrachtete es als eine Lehranstalt zur Kunst und Heiterkeit, ja als ein Symbol des Welt- und Geschäftslebens, wo es auch nicht immer sauft hergeht, und übertrug, was es Unerfreuliches haben mochte."

Goethe selbst fühlte sich hierdurch wie durch die Zeitereignisse zum dramatischen Schaffen angeregt, aber, wie er selbst in der „Zwischenrede" bemerkt: „ich vergriff mich im Stoffe, oder vielmehr, ein Stoff überwältigte meine innere sittliche Natur, der allerwiderspenstigste, um dramatisch behandelt zu werden." Schon im Jahre 1785, versichert er nämlich, habe ihn die Halsbandgeschichte „wie das Haupt der Gorgona" erschreckt, in diesem Ereignisse, in diesem „unerhört frevelhaften Beginnen" sah er die „Würde der Majestät untergraben, schon im Voraus vernichtet;" er nahm die „furchtbaren Ahnungen," die dadurch in ihm erweckt wurden, mit sich nach Italien und brachte sie „noch geschärfter" zurück. „Glücklicherweise," fährt er fort, „ward mein Tasso noch abgeschlossen, aber alsdann nahm die weltgeschichtliche Gegenwart meinen Geist völlig ein." Das Treiben des in diesen Proceß verflochtenen Gauklers und Abenteurers Cagliostro, der sich als Wiederhersteller der angeblichen ägyptischen Maurerei selbst den Großkophta nannte, zog hierbei zunächst seine Blicke auf sich; er war entrüstet und empört über die „unbegreifliche Verblendung verzüglicher Menschen," die sich durch solche grobe Betrügereien in die Irre führen ließen, und nun sah er, wie die directen und indirecten Folgen solcher Narrheiten sich sogar wirksam genug zeigten, „um den schönsten Thron der Welt zu erschüttern."

Wunderlich erscheint es nun, wie Goethe auch jetzt wieder auf die schon in seinen leipziger dramatischen

82) In der seinem Tagebuche aus der Champagne eingeflochtenen „Zwischenrede" lautet eine auf die schlesische Episode bezügliche Stelle: „Nun aber sollte mir auch ein Vorgeschmack kriegerischer Unternehmungen werden; denn der schlesischen, durch den reichenbacher Congreß geschlichteten Campagne beizuwohnen beordert, hatte ich mich, in einem bedeutenden Lande, durch manche Erfahrung aufgeklärt und erhoben gesehen und zugleich durch anmuthige Zerstreuung hin und her gaukeln lassen."

Jugenderzeugnissen spukende Marotte zurückkam, sich mit dem absolut Nichtswürdigen und Verbrecherischen spielend abzufinden oder wie er selbst sagt, „diesem Ungeheuren eine heitere Seite abzugewinnen," zu dem Zwecke sich „einigen Trost und Unterhaltung zu verschaffen." Und zwar hatte er zunächst die Absicht, den Stoff als Oper zu bearbeiten, die er „Die Mystificirten" nennen wollte und über deren Composition er sich mit dem Kapellmeister Reichardt besprach[83]). Aber wie er selbst bemerkt, „es waltete kein froher Geist über dem Ganzen, es gerieth ins Stocken," und nun machte er, „um nicht alle Mühe zu verlieren," ein prosaisches Stück, ein Lustspiel „Der Großkophta" daraus, „zu dessen Hauptfiguren sich wirklich analoge Gestalten in der neuen Schauspielergesellschaft vorfanden, die denn auch in der sorgfältigsten Aufführung das Ihrige leisteten. Aber grade deswegen, weil das Stück ganz trefflich gespielt wurde, machte es, wie er weiter gesteht, einen nur desto widerwärtigern Effect. Ein furchtbarer und zugleich abgeschmackter Stoff, kühn und schonungslos behandelt, schreckte Jedermann, kein Herz klang an .... und weil geheime Verbindungen sich ungünstig behandelt glaubten, so fühlte sich ein großer respectabler Theil des Publicums entfremdet, sowie das weibliche Zartgefühl sich vor einem verwegenen Liebesabenteuer entsetzte." Resignirt fährt er dann fort: „Ich war immer gegen die unmittelbare Wirkung meiner Arbeiten gleichgültig gewesen und sah auch diesmal ganz ruhig zu, daß diese letzte, an die ich so viele Jahre (?) gewendet, keine Theilnahme fand; ja ich ergötzte mich meiner heimlichen Schadenfreude, wenn gewisse Menschen, die ich dem Betruge oft genug ausgesetzt gesehen, kühnlich versicherten: so grob könne man nicht betrogen werden." Vielleicht hat Goethe durch diese Bemerkungen selbst dazu beigetragen, daß man dem „Großkophta" im Allgemeinen weniger Beachtung schenkt, als dieses Stück wegen seiner sonst trefflichen Anlage und seinen Charakteristik verdient[84]).

Wenn man behauptet hat, Goethe sei gegen Zeitfragen und politische Ereignisse gleichgültig gewesen, so ist dies unrichtig; im Gegentheil, Goethe fühlte sich, je mehr sich die furchtbaren Folgen der französischen Umwälzung bemerkbar machten, auch um so mehr aus der ruhigen Strömung seiner frühern Schaffenslust herausgerissen, machte sich an die Bearbeitung von allerlei Zeitstoffen und zersplitterte seinen Geist und seine Zeit in Experimenten, die theils ausgeführt kein Glück machten, theils von ihm selbst fallen gelassen wurden. Dahin gehört ein von ihm um diese Zeit projectirter Roman „Die Reisen der Söhne des Megaprazon," wovon nur der Plan und einige zu Stande gekommene Capitel übrig geblieben und bekannt geworden sind. Er selbst sagt darüber: „Ich hatte seit der Revolution, mich von dem wilden Wesen einigermaßen zu zerstreuen, ein wunderbares Werk begonnen, eine Reise von sieben Brüdern verschiedener Art, jeder nach seiner Weise dem Bunde dienend, durchaus abenteuerlich und mährchenhaft, verworren, Aussicht und Absicht verlangend, ein Gleichniß unsers eigenen Zustandes." Als er jedoch das, was er davon fertig hatte, später in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise vorlas, nahm er bald wahr, daß Niemand davon erbaut sei. „Ich ließ daher," schreibt er, „meine wandernde Familie in irgend einem Hafen und mein weiteres Manuscript auf sich beruhen."

In das Jahr 1792 fällt eine fast wunderbar zu nennende Episode seines reichbewegten Lebens, indem Goethe, der ruh- und friedliebende Künstler und Dichter, in die Lage kam, als Begleiter seines Herzogs wilden Scenen und blutigen Ereignissen als Augenzeuge beizuwohnen. Im August 1792 rückte ein preußisches Heer in Frankreich ein und mit ihm der Herzog von Weimar als Chef eines Reiterregiments. Freilich hatte man sich, verleitet durch die Vorspiegelungen französischer Emigranten, nur eine sogenannte „militairische Promenade" bis Paris vorgestellt, was eine wirkliche, und zwar höchst unglückliche, Campagne werden sollte. Was Goethe als Begleiter des Herzogs auf diesem Feldzuge sah und erlebte, hat er in seiner einfachen, objectiven, dabei aber immer malerischen und charakteristischen Weise in dem Tagebuche dargestellt, welches er während dieses Feldzugs führte und zuerst 1822 als fünften Theil seines Werkes „Aus meinem Leben" erscheinen ließ. Demselben Bande sind dann noch die „Zwischenrede," welche vorzugsweise aus den Mittheilungen über seinen Aufenthalt in Pempelfort im Jacobi'schen Kreise und in Münster im Kreise der Fürstin Galizin besteht, und sein Tagebuch über die Belagerung von Mainz im Jahre 1793 beigefügt. Dieses Buch gehört auch zu denjenigen Schriften Goethe's, welche weniger gelesen zu werden pflegen, als sie verdienen. Was man auch aus Vereingenommenheit gegen Goethe an dem Buche auszusetzen gefunden haben mag, so ist es doch sicherlich ein höchst werthvoller Beitrag ebenso zur Geschichte seines eigenen Lebens und Charakters wie zur Geschichte jenes in jeder Hinsicht unheilvollen, auf die thörichtsten Voraussetzungen gebauten Feldzugs, zumal da Goethe durch seine Stellung in der Lage war, Vieles, und zwar mit Ruhe, zu beobachten, was dem Gesichtskreise der Meisten entrückt war. Die Ausarbeitung gehört seiner spätesten Zeit an, denn er begann sie erst im November 1821, und dieser Umstand konnte nicht ohne Einfluß bleiben; „man wollte durchaus wahr bleiben und zugleich den gebührenden Euphemismus nicht versäumen," sagt er in den „Tag- und Jahresheften." Man darf ferner nicht vergessen, daß Goethe sich den französischen Parteien gegenüber in einer vollkommen neutralen Lage befand; er fühlte ebenso wenig Sympathie für die rohen Demokraten und Demagogen, als für die Aristokraten und emigrirten Royalisten, deren unerträglicher Uebermuth ihm bekannt und verhaßt war und die nach seiner Ueberzeugung Frankreich in den Abgrund des Verderbens gestürzt hatten. Daß er an den Renommistereien der preußischen Junker ebenso wenig Wohlgefallen fand, braucht bei

83) Von dieser ersten Bearbeitung sind nur die Arien geblieben, die dann unter der Ueberschrift: „Kophtische Lieder" unter die lyrischen Gedichte aufgenommen worden sind. Der Kapellmeister Reichardt componirte Mehres davon, z. B. die Bajazie: „Lasset Gelehrte sich zanken und streiten." 84) Viel zu abfällig ist das Urtheil von Lewes, den es förmlich unglücklich macht, „ein solches Machwerk unter den Schriften eines so großen Genies zu finden" und der das Stück „allgemeiner Mißachtung" preisgibt.

der bekannten Gesinnungsart Goethe's kaum erwähnt zu werden. Daher konnte es auch geschehen, daß er in Feindesland hier und da im Gegensatze zu den Uebrigen als Republikaner angesehen wurde und bei demokratisch Gesinnten besonderes Vertrauen gewann[85]).

Goethe nahm seinen Weg über Frankfurt, Mainz u. s. w. In Frankfurt verweilte er mehre Tage und in Mainz verlebte er zwei heitere Abende mit Sömmering, Forster und Huber. Leider war durch Merck's Tod in dem Kreise seiner süddeutschen Freunde eine empfindliche Lücke entstanden; der unglückliche Mann, durch fehlgeschlagene unüberlegte industrielle Speculationen und vielleicht auch einigen häuslichen Leichtsinn in seinen Vermögensverhältnissen zerrüttet, hatte in Verzweiflung und an Seele und Leib furchtbar leidend, am 27. Juni 1791 seinem Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende gemacht. Er hatte sich schon am 18. Oct. 1788 in einem herzzerreißenden Briefe an Goethe gewandt, worin es unter Anderem heißt: „Gott erhalte Sie, theuerster Mann, in dem höchsten Gipfel des Glücks, getragen in der Anbetung Ihrer Freunde dem Rufe der Nachwelt entgegen." Auf Goethe's Fürbitte hatte der Herzog durch ein Darlehen Hilfe gewährt. „Sie können nicht glauben," schreibt Merck darauf den 28. März 1789 aus Darmstadt an den Herzog, „was ich vor ohngefähr acht Tagen empfand, als ich mich aus der Schmach der Unterdrückung wieder in den Cirkel meiner alten Freunde aufgenommen fand, mit Goethe's Mutter, der La Roche, ihren Kindern und Goethe's alten Freunden vereinigt wieder sah." Er gedenkt dann weiter eines von Neker geschnittenen Kopfes von Goethe, von dem ihm dessen Mutter einige schöne Abdrücke zu machen erlaubt habe, und fügt dann hinzu: „Und so sieglen wir Alle, wenn Gott will, in wenigen Monaten mit diesem schönen Kopfe." Mit Bezug hierauf antwortet der Herzog aus Aschersleben den 9. April 1789: „Mit Ehren kann man Goethe's Bild als Siegel führen. Wer dieses Petschaft mit demjenigen Respect braucht, welchen es verdient, wird gewiß nicht leicht etwas Schlechtes in die Welt schicken"[86]). Die weimarische Hilfe war jedoch nur temporair und nicht vermögend, dem unglücklichen Merck dauernd seine Gemüthsruhe wieder zu verschaffen und die tragische Endkatastrophe von seinem Haupte abzuwenden.

Ueber Trier, Grevenmachern u. s. w., bei Longwy vorbei, dessen Eroberung ihm schon unterwegs triumphirend verkündet worden, gelangte Goethe am 27. Aug. Nachmittags in das Lager von Brocourt, wo er nach einiger Mühe auch das herzoglich weimarische Regiment ausfindig machte. Seinen diesmaligen Geburtstag (28. Aug.) feierte er in der eroberten Festung in Gesellschaft seiner Kameraden, der Officiere des Regiments und der herzoglichen Hof-, Haus- und Kanzleigenossen. Am 29. brach man von hier auf und traf am 30. vor Verdun ein, zu dessen Beschießung alsbald die dazu nöthigen Vorbereitungen getroffen wurden; mehr als diese Anstalten, die so sehr geeignet sind, bange Spannung und Erwartung zu erregen, beschäftigte ihn das durch Zufall entdeckte Farbenspiel eines in einen trichterförmigen Quell gerathenen Scherbens. „Leidenschaftlich ohnehin mit diesen Gegenständen beschäftigt," bemerkt er, „machte mirs die größte Freude, dasjenige hier unter freiem Himmel so frisch und natürlich zu sehen, weshalb sich die Lehrer der Physik schon fast 100 Jahre mit ihren Schülern in eine dunkle Kammer einzusperren pflegten." Während das Bombardement so wüthete, daß er in einer eben gewaltsam arbeitenden Batterie wegen des ihm noch ungewohnten fürchterlich dröhnenden Klangs abgefeuerter Haubitzen nicht auszuhalten vermochte, während ein Stadtquartier, von den Brandraketen in Brand gesetzt, bereits in Flammen stand und während es die Belagerten durchaus nicht an sich fehlen ließen, mit ihren Geschützen den preußischen zu antworten, suchte er, „aufgeregt durch die heutige Refractionserscheinung," den Fürsten Reuß XV. hinter einer Weinbergsmauer, welche beide vor den feindlichen Kugeln schützte, aufs Lebhafteste von der Farbenlehre und seinen auf diesem Gebiete gemachten Beobachtungen zu unterhalten. Am 2. Sept. capitulirte Verdun und folgenden Tags ritt Goethe in Gesellschaft anderer Kriegskameraden in die durch das Bombardement zum Theil hart mitgenommene Stadt, wo namentlich, wie Goethe zu erzählen sich herabläßt, die verschiedenen Sorten der berühmten verdunschen Liqueure versucht wurden.

Nach einigen Ruhetagen brach man im schrecklichsten Wetter aus der Gegend von Verdun auf, aber trotz Regen und Wind, gegen welche die Zeltdecke nur wenig Schutz gewährte, dictirte Goethe Abends den 12. Sept. seinem treuen, die Kanzleigeschäfte führenden Vogel seine Beobachtung über die Farbenerscheinung der Quelle ins Concept und zeichnete nachher die Figuren daneben. Diese Papiere, behaftet „mit allen Merkmalen des Regenwetters," waren ihm noch später ein theures „Zeugniß eines treuen Forschens auf eingeschlagenem bedenklichem Pfade." Hier war die Gegend noch immer angenehm und fruchtbar, nun aber drang man durch den engen Paß von Grandpré, den Dumouriez geräumt, um sich auf den Höhen von St. Menehould, die Front gegen Frankreich, aufzustellen, beim schlimmsten Wetter in ein „seltsames Land, dessen undankbarer Kalkboden nur kümmerliche Ortschaften er-

85) Eine der schnödesten und unglaublichsten Verdächtigungen, die je gegen Goethe erhoben worden, ist wol die von dem Herrn von Stramberg in seinem „Rheinischen Antiquarius" zusammengeschmiedete, wornach Goethe und Lafontaine (letzterer machte als Feldprediger im Regimente Thadden die Campagne mit), beide von Stramberg verächtlich „Schreiber" genannt, Geschöpfe Lombard's und von diesem gedungen gewesen seien, „damit sie ein in den Augen der Welt nicht zu rechtfertigendes Treiben rechtfertigen könnten." Goethe soll auch die Gerüchte von dem schlechten Wetter (Stramberg schreibt „um das" statt „von dem"), von der Unfruchtbarkeit der Champagne und dem Lebensmittelmangel vornehmlich in Umlauf gesetzt haben. Solche Erfindungen sind eigentlich zu schmählich und lächerlich, um eine Widerlegung zu verdienen; doch kann man es Düntzer immerhin Dank wissen, daß er sich die Mühe genommen, Stramberg gründlich zu widerlegen und zurechtzuweisen. (Vergl. Düntzer's Aufsatz: „Goethe und der Feldzug in der Champagne" in Nr. 119 u. 120 der Augsburger Allgemeinen Zeitung für 1858.) Friedrich Förster's Behauptung, daß Goethe sich meist beim weimarischen Küchenwagen gehalten, ist gleichfalls ohne allen Grund. 86) Vergl. Briefe aus dem Freundeskreise von Goethe, Herder, Höpfner und Merck. (Leipzig 1847.)

nähren konnte." Man tröstete sich jedoch im Lager mit dem Gedanken, Dumouriez nöthigen zu können, seine vortheilhafte Stellung aufzugeben und eine Schlacht anzunehmen, die man in eitler Selbsttäuschung schon so gut wie gewonnen zu haben glaubte.

Aber es kam zu keiner Schlacht, sondern nur zu einer Kanonade, der berühmten von Valmy (18. Sept.), die aber für die Preußen alle Folgen einer verlorenen Schlacht hatte und vielleicht die einer Niederlage gehabt haben würde, wenn die Franzosen, statt stehen zu bleiben, nun selbst angegriffen und verfolgt hätten. Die französischen Generale waren jedoch mit ihrem Erfolge, der, wie sie wol einsahen, ein für diesen Feldzug entscheidender war, fürs Erste zufrieden, indem sie das preußische Heer, damals noch immer das gefürchtetste Europa's, für stärker und in besserer Verfassung glauben mochten, als es in der That der Fall war. Was den Oberbefehlshaber der preußischen Armee betrifft — mit dem, wie schon früher bemerkt, Goethe während des Rückzugs die erste freundliche Begegnung hatte, eine freundlichere, als die frühere am braunschweigischen Hofe selbst — so hatte dieser durch sein berüchtigtes Manifest bewiesen, daß er kein Diplomat, und durch seine bisherige Kriegführung, daß er seiner militairischen Aufgabe keineswegs gewachsen war. Nur durch sein zögerndes, allzuvorsichtiges Vorrücken hatte er die Vereinigung der französischen Corps bei Valmy möglich gemacht. Auf einen solchen Widerstand wie hier war man freilich nicht gefaßt gewesen. Vielleicht hätte ein energischer Angriff auf die Stellung Kellermann's auf dem linken Flügel einen augenblicklichen Erfolg haben können, aber man mochte sich fragen, was man erst vor Paris zu erwarten haben würde, französische Corps und eine Anzahl uneroberter französischer Festungen im Rücken? Man sah ein, leider nur zu spät, daß die verhältnißmäßig schwache preußische Armee, der die Scharen französischer Emigrirten mehr zur Last als zur Stärkung gereichten, nicht in der Lage war, sich in ein Wagniß einzulassen, welches ihre gänzliche Aufreibung und Vernichtung zur Folge haben konnte. Man hatte erwartet, daß die Bevölkerung sich zu Gunsten Ludwig's XVI. erheben, die preußischen Truppen freiwillig mit Lebensmitteln versorgen, ihnen überhaupt jeden Vorschub leisten würde, und von alledem geschah das Gegentheil.

Goethe bemerkt über die Kanonade von Valmy: „Von jeder Seite wurden an diesem Tage 10,000 Schüsse verschwendet, wobei auf unserer Seite nur 1200 Mann und auch diese ganz unnütz fielen. Von der ungeheuren Erschütterung klärte sich der Himmel auf: denn man schoß mit Kanonen völlig als wäre es Peletonfeuer, zwar ungleich, bald abnehmend, bald zunehmend. Nachmittags ein Uhr, nach einiger Pause, war es am gewaltsamsten, die Erde bebte im ganz eigentlichsten Sinne." Es war eine bloße Kanonenschlacht, ohne weitere Manöver, Evolutionen, Angriffe und Gegenangriffe, und daher recht geeignet, die Erscheinungen des Kanonenfiebers kennen zu lernen. Und Goethe machte auch dieses hierbei zum Gegenstande seines Studiums; er ritt, zur Verwunderung mehrer ihm begegnenden Officiere vom Generalstabe, so recht in das Bereich des Geschützfeuers und achtete genau auf die Empfindungen, die dabei in ihm vorgingen. „Es schien," berichtet er, „als wäre man an einem sehr heißen Orte und zugleich von derselben Hitze völlig durchdrungen, sodaß man sich mit demselben Elemente, in welchem man sich befindet, vollkommen durchdrungen fühlt. Die Augen verlieren Nichts an ihrer Stärke und Deutlichkeit; aber es ist doch, als wenn die Welt einen gewissen braunröthlichen Ton hätte, der den Zustand, sowie die Gegenstände noch apprehensiver macht. Von Bewegungen des Blutes habe ich Nichts bemerken können, sondern mir schien vielmehr Alles in jener Gluth verschlungen zu sein. Hieraus erhellet nun, in welchem Sinne man diesen Zustand ein Fieber nennen könne." Alle diese Empfindungen schienen ihm jedoch nur durch das Gehör zugeführt und durch das Heulen, Pfeifen und Schmettern der Kugeln durch die Luft hervorgebracht zu sein. Wieder zurückgeritten und völlig in Sicherheit fand er, daß alle jene Gluth sogleich erloschen und nicht das Mindeste von einer fieberhaften Bewegung übrig geblieben sei. Er gesteht übrigens, daß dieser Zustand unter die am wenigsten wünschenswerthen gehöre und daß er auch unter seinen „lieben und edeln" Kriegskameraden kaum einen gefunden habe, der einen eigentlich leidenschaftlichen Trieb hiernach verspürt hätte.

Die Niedergeschlagenheit nach dem Nichterfolge dieser Kanonade war im Heere um so größer, da man noch am Morgen nicht anders gedacht hatte, „als die sämmtlichen Franzosen aufzuspießen und anfzuspeisen," ja ihn selbst, gesteht er bei dieser Gelegenheit, habe das unbedingte Vertrauen auf ein solches Heer, auf den Herzog von Braunschweig zur Theilnahme an dieser gefährlichen Expedition verlockt; „nun aber ging jeder vor sich hin, man sah sich nicht an, oder wenn es geschah, so war es, um zu fluchen oder zu verwünschen." Goethe will übrigens an jenem verhängnißvollen Tage zu seinen Umgebungen die weissagenden Worte gesprochen haben: „von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen." Ehrenhalber und in Stillstandsverhandlungen mit Dumouriez begriffen, blieb man noch einige Tage in der Gegend stehen, dann trat man den Rückzug an unter den erschwerendsten Umständen, da unablässige Regengüsse den Boden aufweichten, an Lebensmitteln Mangel war und in Folge davon die Ruhr mit jedem Tage furchtbarer um sich griff; glücklicherweise aber blieb man vom Feinde unbelästigt. Auf diesem Rückzuge, einem der schlimmsten, von denen die Kriegsannalen berichten, hatte Goethe mehrfach Gelegenheit, gegen Plünderer einzuschreiten und überhaupt Beweise seiner Menschenfreundlichkeit zu geben, dann aber auch, z. B. in Arlon, an den Franzosen eine „bürgerliche Würde, Freundlichkeit und gutes Benehmen" kennen zu lernen, wovon wir uns in „eigener vaterländischer Wirklichkeit und ihrer Nachbildung keinen Begriff machen. Die Petite ville mag lächerlich sein, die teutschen Kleinstädter sind dagegen absurd."

Nachdem Goethe alle Beschwerden dieses unglückli-

chen Rückzuges mit Gleichmuth und einem gewissen Humor mitbestanden, traf er am 14. Oct. in der Stadt Luxemburg ein, diesem „über einander gefügten Kriegsgebäude," dessen wunderlich malerisches Aussehen er in seinem Tagebuche in sehr anschaulicher Weise beschreibt. Hier brachte er zuerst das Convolut zur Farbenlehre in Ordnung, während er, um seinen Verdruß nicht wiederzukäuen, sein Kriegs- und Reisetagebuch nicht anzurühren wagte. In Trier benutzte er die ihm gegönnten Tage der Ruhe, um namentlich den dort vorhandenen Ueberresten römischer Baukunst seine Aufmerksamkeit zu widmen, wie ihn schon vorher das in der Nähe befindliche römische Monument zu Igel lebhaft beschäftigt hatte. Hier traf ihn auch ein verspäteter Brief seiner Mutter mit der Nachricht von dem inzwischen erfolgten Ableben seines Oheims Schöff Textor und der Anfrage, ob er die Stelle eines Rathsherrn annehmen würde, wenn ihm, unter die Losenden gewählt, die goldene Kugel zufiele. Bei der Erwägung dieses Antrags ging das Bild seiner frankfurter Vergangenheit mit schmeichlerischem Reize vor seiner Seele vorüber, welchen traumähnlichen Zustand er auf einigen sehr lesenswerthen Seiten poetisch schön schildert. Aber seine Wahl konnte nicht zweifelhaft sein. „Seit zwölf Jahren," schreibt er bei dieser Gelegenheit, „genoß ich eines seltenen Glücks, des Vertrauens wie der Nachsicht des Herzogs von Weimar. Dieser von der Natur höchst begünstigte, glücklich ausgebildete Fürst ließ sich meine wohlgemeinten, oft unzulänglichen Dienste gefallen und gab mir Gelegenheit, mich zu entwickeln, welches unter keiner andern vaterländischen Bedingung möglich gewesen wäre; meine Dankbarkeit war ohne Grenzen, so wie die Anhänglichkeit an die hohen Frauen Gemahlin und Mutter, an die heranwachsende Familie, an ein Land, dem ich doch auch Manches geleistet hatte." Zugleich gedachte er jenes Cirkels „neuerworbener höchstgebildeter Freunde, auch so manches andern häuslich Lieben und Guten," was sich aus seinen „treubeharrlichen Zuständen" entwickelt hatte. In diesem Sinne beantwortete er die an ihn gerichtete Anfrage ablehnend.

Auf einem Boote, das nächtlicher Weile bei einem entstandenen heftigen Sturme im Felsenlabyrinthe der Mosel beinahe verunglückt wäre, ging es nun den Fluß und dann den Rhein aufwärts bis Coblenz, dessen Lage ihn in Entzücken versetzte. Hier wie schon auf der Wasserfahrt hatte er wieder manche Beobachtung gemacht zum Vortheil seiner chromatischen Studien; besonders war ihm über die epoptischen Farben ein neues Licht aufgegangen, und er konnte hoffen, „die physischen Erscheinungen in sich zu verknüpfen und sie von andern abzusondern, mit denen sie in entfernterer Verwandtschaft zu stehen schienen."

So nahe an Düsseldorf und in einem Augenblicke, wo ihm das zuletzt Erlebte wie ein „böser Traum" erschien, erwachte bei ihm wieder die Sehnsucht nach seinem alten Freunde Jacobi und dessen Familienkreise; er nahm Urlaub beim Herzog, miethete ein Ruderboot, traf bei schon eingebrochener Dunkelheit in Düsseldorf ein und ließ sich mit Laternen nach Pempelfort geleiten, wo er nach augenblicklicher Ueberraschung die „freundlichste Aufnahme" fand und sofort mit Jacobi einen Theil der Nacht in lebhaftem Gespräche zubrachte. Wenn wir seinen eigenen in der „Zwischenrede" enthaltenen Mittheilungen glauben wollen, so wäre bei diesem Zusammensein die große Differenz zwischen ihm und den pempelforter Freunden erst recht hervorgetreten. „Ich war mit jenen Freunden," bemerkt er, „seit vielen Jahren nicht zusammengekommen, sie hatten sich getreu an ihren Lebensgang gehalten, dagegen mir das wunderbare Loos beschieden war, durch manche Stufe der Prüfung, des Thuns und Duldens durchzugehen, sodaß ich, in eben der Person beharrend, ein ganz anderer Mensch geworden, meinen alten Freunden fast unkenntlich auftrat"[87]). Sein bei den in Pempelfort gepflogenen „moralischen und literarischen Verhandlungen" hervortretender „Realismus," versichert er weiter, habe die Freunde „nicht sonderlich erbaut." Mit seinen „Reisen der Söhne des Megaprazon" kam er, wie schon weiter oben mitgetheilt, im Jacobi'schen Kreise ziemlich übel an; mit seinem „Großkophta" hatte er, wie er wol merkte, die Freunde sogar verletzt; mit seinen Naturbetrachtungen wollte es ihm in Pempelfort „kaum besser glücken;" Niemand wollte einsehen, daß diese „ernstliche Leidenschaft" aus seinem „Innersten" entsprang; sie hielten dieses „löbliche Bestreben" für einen „grillenhaften Irrthum" und meinten, er könne etwas Besseres thun. So fand er mit keinem seiner jüngsten Erzeugnisse, mit keiner neuern Bestrebung Anklang; und es drängte sich ihm dabei zugleich die Wahrnehmung auf, „daß ein Autor, der in der Lage ist, seine neuesten Werke nicht vortragen oder darüber reden zu dürfen, sich so peinlich fühlen muß wie ein Componist, der seine neusten Melodien zu wiederholen sich gehindert fühlt." Was man von ihm hören wollte, war seine „Iphigenia," aber damit kam man wieder bei ihm nicht gut an; „dem zarten Sinne fühlt' ich mich entfremdet," gesteht er mit großer Offenheit, „auch von Andern vorgetragen war mir ein solcher Anklang lästig." Einen noch schärfern Grad der Folter schien man gegen ihn in Anwendung zu bringen, als man ihm „Oedipus auf Kolonos" brachte; die „erhabene Heiligkeit" dieser Dichtung schien seinem „durch eine schreckliche Campagne verhärteten Sinne ganz unerträglich;" er gesteht, daß er nicht „hundert Zeilen" ausgehalten habe.

Davon abgesehen, fand er sich in dem Jacobi'schen Kreise sehr wohl: „der Hauswirth immer munter und aufregend, die Schwestern wohlwollend und einsichtig, der Sohn ernst und hoffnungsvoll, die Tochter wohlgebildet, tüchtig, treuherzig und liebenswürdig, an die leider schon vorübergegangene Mutter und an die frühern Tage erinnernd, die man vor 20 Jahren in Frankfurt mit ihr zugebracht hatte. Heinze (Heinse), mit zur Familie ge-

87) Auch in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt Goethe in Bezug auf seine Rheinreisen im J. 1792: „Bei meinem Besuche in Mainz, Düsseldorf und Münster konnte ich bemerken, daß meine alten Freunde mich nicht recht wieder erkennen wollten, wovon uns in Huber's Schriften ein Wahrzeichen übrig geblieben, dessen psychische Entwickelung gegenwärtig nicht schwer fallen sollte."

hörig, verstand Scherze jeder Art zu erwidern; es gab Abende, wo man nicht aus dem Lachen herauskam." Daß man sich wenigstens gemüthlich wieder sehr nahe getreten war, geht auch aus den später gewechselten Briefen hervor. Goethe schrieb: „Das Bild, das ich von Dir und den Deinigen mitnehme, ist unauslöschlich," und noch 20 Jahre später bekannte Jacobi: „Wir hatten Stunden mit einander verlebt, die keiner von uns je vergessen konnte." Herr von Dohm, damals mit seiner Gattin ebenfalls als Gast in Pempelfort, merkte in seinem Tagebuche an: „Goethe sprach viel und gut; tiefe Blicke über Religion; überall tief eindringender Scharfsinn zugleich mit sehr viel Witz." Man kann nur bedauern, daß Jacobi durch eine Krankheit verhindert wurde, den Verfolg seiner Gespräche mit Goethe ihrem Hauptinhalte nach aufzuzeichnen, was, wie er an Dohm schrieb, sein Vorsatz gewesen. Noch mehr darf man vielleicht bedauern, daß Goethe in einer Anwandlung von Unmuth ein ganzes Heft „poetischer Tagesbefehle" und „satyrischer Ordres du jour," die er während der Campagne neben dem Tagebuche aufgezeichnet hatte, damals bei einem lebhaften Steinkohlenfeuer vernichtete.

Noch eine für ihn widrige Wahrnehmung drängte sich ihm in dem von Emigrirten (darunter die Brüder des französischen Königs, Herr von Grimm u. s. w.) wimmelnden Düsseldorf auf, die Wahrnehmung, „daß ein gewisser Freiheitssinn, ein Streben nach Demokratie sich in die hohen Stände verbreitet hatte;" daß man nicht zu fühlen schien, „was Alles erst zu verlieren sei, um zu irgend einer Art zweideutigen Gewinns zu gelangen." Lafayette's und Mirabeau's Büste, von Houdon sehr natürlich und ähnlich gebildet, sah er hier „göttlich" verehrt. „So seltsam," bemerkt er, „schwankte schon die Gesinnung der Teutschen: einige waren selbst in Paris gewesen, hatten die bedeutenden Männer reden hören, handeln sehen, und waren leider nach teutscher Art und Weise zur Nachahmung aufgeregt worden, und das grade zu einer Zeit, wo die Sorge für das linke Rheinufer sich in Furcht verwandelte."

In Jacobi's Reisewagen begab sich Goethe Anfangs December in den frommen Kreis der Fürstin Galizin zu Münster; daß ihn solche Kreise anzuziehen vermochten und daß er in ihnen gern gesehen war, beweist doch aufs Ueberzeugendste, daß wahre, echte, gottinnige Frömmigkeit für ihn etwas Belebendes, wie nach bösen bangen Zeiten Beruhigendes hatte, und daß ein tief religiöses Element in ihm vorhanden war, welches, unter der Oberfläche des Weltmanns hervorbrechend, ihm die Sympathien selbst solcher Kreise erwarb. Unterwegs in Duisburg traf er zufällig mit dem Professor Plessing zusammen, mit dem er früher unter eigenthümlichen Umständen, über die seine „Zwischenrede" einen anziehenden Bericht enthält, in Wernigerode bekannt geworden war. Auf diesen eigenthümlich verdüsterten, einem Unbestimmten, Hohen, dem er nicht gewachsen war, nachringenden, wunderlichen und vereinsamten Mann bezieht sich die bekannte, von den Meisten aber in ihrer persönlichen Beziehung wol nicht gekannte Stelle in der „Harzreise im Winter," welche mit den Worten beginnt: „Aber abseits wer ist's?" Der beruhigende Aufenthalt in der „edeln, guten, sittlich frohen" münsterschen Gesellschaft that ihm wohl; er erschien sich selber „milder als seit langer Zeit;" er fand hier nicht jene „Selbstgefälligkeit," jenen „geistlichen Stolz," welche er sonst den „Frommgesinnten" und selbst seinem frühern Freunde Lavater zum Vorwurf zu machen hatte. Naturhistorische Anregungen fand er im Verkehre mit dem trefflichen von Fürstenberg und künstlerische in der Betrachtung einer von dem Philosophen Hemsterhuys hinterlassenen, nun im Besitze der Fürstin befindlichen vorzüglichen Gemmensammlung, welche ihm die Besitzerin zum Zweck gründlichern Studiums nach Weimar mitgab, ungeschreckt durch gewisse Warnungen, die ihr zugekommen waren und welche darauf hinausliefen, daß Goethe sich in der Rückgabe von Kunst- und Naturgegenständen, von denen ihm die Trennung schwer werde, leicht säumig zeige, was allerdings der Fall gewesen zu sein scheint. Diese Sammlung, jetzt dem Gemmenkabinete im Haag einverleibt, blieb mit Bewilligung der Fürstin mehre Jahre im Besitze Goethe's zu ruhigem genußreichem Studium.

Um die Mitte des Decembers traf Goethe wieder in Weimar ein. Hier fand er das von seinem Fürsten ihm bestimmte, „erneuerte, wohleingerichtete" Haus schon meistens wohnbar, ohne daß ihm die Freude versagt gewesen wäre, „bei dem Ausbaue mit- und einzuwirken." Goethe selbst fährt fort: „die Meinigen entgegneten mir munter und gesund, und als es an ein Erzählen ging, contrastirte freilich der heitere ruhige Zustand, in welchem sie die aus Verdun gesendeten Süßigkeiten genossen, mit demjenigen, worin wir, die sie in paradiesischen Zuständen glaubten, mit aller denkbaren Noth zu kämpfen hatten." Sein häusliches Glück war, trotz mangelnder kirchlicher Einsegnung, ein vollständiges; mit Innigkeit hing er an seinem fröhlich gedeihenden Knaben; seine Christiane rühmt er in einem Schreiben an Jacobi als gar „sorgfältig und thätig;" und dieser „stille häusliche Kreis" war nun „um so reicher und froher abgeschlossen," indem ihm Heinrich Meyer „zugleich als Hausgenosse, Künstler, Kunstfreund und Mitarbeiter" angehörte und „an allem Belehrenden, sowie an allem Wirksamen kräftigen Antheil nahm." Nur mit seinen Finanzen stand es damals nicht sehr glänzend; er sah sich sogar genöthigt, von Hufeland ein Capital von 1000 Thalern aufzunehmen, das er noch 1800 verzinste und erst später zurückzuzahlen im Stande war. Schaefer führt als „seltsam" an, daß er damals sogar im Lotteriespiele sein Glück versuchte [88]).

Außer seinen chemischen und physikalischen Studien, zu deren Förderung er sich mit Lichtenberg in Göttingen in brieflichen Verkehr setzte, nahm jetzt besonders die Leitung des weimarischen Theaters seine Thätigkeit in Anspruch. Seine Verdienste um Hebung der teutschen

88) Schaefer verdankt ohne Zweifel diese beiden Angaben der von August Diezmann herausgegebenen Schrift: „Aus Weimars Glanzzeit" (Leipzig 1855.), in welcher die betreffenden Briefe nebst andern Briefen von Goethe, Schiller und dem Geh. Rath von Voigt zuerst veröffentlicht wurden.

Schauspielkunst und insbesondere des Theaters in Weimar, das unter seiner Führung sehr bald zu einer Musteranstalt, gewissermaßen zur Bedeutung einer Theaterschule und Pflanzanstalt heranwachsender Talente für Teutschland gedieh, sind schon oben angedeutet worden. Mit den geringen Mitteln, die ihm zur Verfügung gestellt waren, wirkte er in dieser Hinsicht in der That Außerordentliches, namentlich dadurch, daß er das Theater nicht cavaliérement, sondern mit einem heiligen Eifer als eine Kunstanstalt ansah und in diesem Sinne leitete, überall selbst zuschaute, den Leseproben wie den Bühnenproben beiwohnte und sie überwachte, die größte Unparteilichkeit übte, weiblichen Intriguen keinerlei Einfluß gestattete, und mit eiserner, fast dictatorischer Strenge auf Beobachtung der Theatergesetze hielt. Das selbstsüchtige und anmaßliche Hervortreten Einzelner zum Schaden des Gesammtspiels, wie es heutzutage auf den teutschen Bühnen herrschend geworden ist, und bloße Virtuosenkünste duldete er nicht, weshalb er auch Gastspiele, bei denen sich zumeist nur der Gast bereichert, nicht gern und nur selten zuließ. Mit einem in sich geschlossenen Kreise gut geschulter Kräfte zu wirken, schien ihm die Hauptsache; Störungen dieses Ensembles und des dem weimarischen Publicum allmälig angebildeten Geschmacks durch die Künste auswärtiger Virtuosen waren seinem conservativen ruhiger Entwickelung zugethanen Sinne im Ganzen zuwider, obschon die Darstellungen großer Gastspieler, z. B. Iffland's oder der Frau Unzelmann, nicht verschmäht, vielmehr als „neue Anregung und Steigerung" der stationairen weimarischen Gesellschaft dann und wann, wenn auch möglichst selten, zugelassen wurden. Auf glänzende Ausstattung wurde schon aus Oekonomie nicht gesehen, aber für anständige Einrichtung und geschmackvolles Arrangement war durch Goethe hinreichend gesorgt.

Goethe selbst lieferte damals der weimarischen Bühne das kleine Stück „Der Bürgergeneral," eine launige Kleinigkeit, ein ergötzliches Genrebild, das man vom politischen Standpunkte allzu rigoristisch beurtheilt und verurtheilt hat, obschon darin allerdings, und nicht ohne Wahrheit und komische Wirkung, das damals sich breit machende politische Maulheldenthum lächerlich gemacht wird. Goethe ließ sich zu diesem Stücke eigentlich durch das vortreffliche Spiel des Schauspielers Beck als Schnaps in dem Lustspiele „Die beiden Billets" nach Florian verführen; er fühlte sich von der Lust angewandelt, diese närrische Figur nochmals zu produciren. In seiner „Zwischenrede" versichert nun Goethe selbst, daß das Stück bei der Darstellung die widerwärtigste Wirkung hervorgebracht habe und daß selbst seine Freunde und Gönner, um ihn zu retten, hartnäckig behauptet hätten, er habe nur aus Grille seinen Namen und einige Federstriche einer sehr subalternen Production zugewendet. Diese Versicherung scheint aber selbst auf einer Grille zu beruhen, da andere Berichte, auch Goethe'sche selbst, von einer sehr günstigen Aufnahme des Stücks in Weimar sprechen. In diese Zeit fällt ferner der Plan zu dem Drama „Die Aufgeregten" und wahrscheinlich auch der Eingang zu den „Unterhaltungen teutscher Ausgewanderter," Alles, wie Goethe bemerkt, „Bekenntnisse dessen, was damals in meinem Busen vorging."

Wenn Goethe das Treiben der Demokraten höchst lästig fand, weil ihm dadurch der von ihm selbst mit so großem Eifer betriebene Humanisirungsproceß und der ruhige Entwickelungsgang der Menschheit in bedenklicher Weise gestört und unterbrochen zu werden schien, so war er doch zu sehr Kenner des Weltlaufs, um nicht zu wissen, wie viel auch von der andern Seite gesündigt worden; er wußte so genau, wie man das nur wissen kann, daß Intrigue, List, Schlauheit, Perfidie, Heuchelei und Unverschämtheit an verdorbenen Höfen das Scepter zu führen pflegen. So kam er zuletzt dazu, daß er „die ganze Welt für nichtswürdig erklärte." Eine „besondere Fügung" spielte ihm nun, als er sich grade in dieser verzweifelten Stimmung befand, das schalkhafte altniederteutsche Thierepos vom Reineke Fuchs in die Hände, und es war ihm nun „wirklich erheiternd," in diesen „Hof- und Regentenspiegel," diese „unheilige Weltbibel" zu blicken; „denn wenn auch hier das Menschengeschlecht (fährt er fort) sich in seiner ungeheuchelten Thierheit ganz natürlich vorträgt, so geht doch Alles, wo nicht musterhaft, doch heiter zu, und nirgends fühlt sich der gute Humor gestört." Um nun das „köstliche Werk" recht innig zu genießen, machte er sich alsbald an eine treue Nachbildung und zwar in etwas bequemen, aber leicht lesbaren fließenden Hexametern, einer damals beliebt gewordenen Versart, ganz geeignet, das bis dahin für plebejisch gehaltene Gedicht auch in die Kreise der vornehmen Bildung einzuführen[89]). Ja, er verband, wie er selbst gesteht, mit seiner Bearbeitung die bestimmte Absicht, sich in diesem ihm zur Zeit noch nicht ganz geläufigen Versmaße zu üben, indem er die Gelegenheit ergriff, „ein Paar tausend Hexameter hinzuschreiben, die bei dem köstlichsten Gehalte selbst einer mangelhaften Technik gute Aufnahme und nicht vergänglichen Werth verleihen durften." Er war fleißig bei der Arbeit, sodaß er schon am 2. Mai sie als im Wesentlichen fertig betrachten durfte, bis auf die nöthigen Ausfeilungen und Ausbesserungen, die ihn mitten unter dem mainzer Geschützdonner angenehm beschäftigten.

Seit Mitte des Aprils 1793 war nämlich das von Clubbisten beherrschte und von einem bedeutenden französischen Armeecorps besetzte Mainz von einem preußischen Armeecorps eingeschlossen worden, und da sich auch der Herzog von Weimar ins Lager begab, verließ auch Goethe sein Domicil in Weimar, um seinem fürstlichen Freunde zu folgen. Nachdem er eine Zeit in Frankfurt geweilt und hier mit dem aus Mainz geflüchteten Sömmering „in einsamen Stunden viel gearbeitet," traf er am 27. Mai im Lager ein, wo er auch seine beiden Freunde, die zum Zweck von „Brandstudien" hier anwesenden Maler

89) Voß, der den Hexameter in eine Zwangsdressur nahm, die mit den Jahren unerträglich wurde und der teutschen Sprache selbst Gewalt anthat, war natürlich von Goethe's Hexametern sehr wenig erbaut; dagegen erblickte Knebel im „Reineke Fuchs" sofort bei dessen Erscheinen „das beste und der Sprache eigenthümlichste Product der teutschen Prosodie."

Krans und Gore, einen seit einiger Zeit in Weimar wohnhaften Engländer, antraf. Goethe hatte oder ergriff wiederholt die Gelegenheit, in weit vorgerückten Schanzen, welche dem Feuer der Festung stark ausgesetzt waren, abermals die Ursachen und Wirkungen des Kanonenfiebers zu studiren, und nach der Uebergabe der Festung gab er während des Auszugs der Franzosen und der Clubbisten (24. und 25. Juli) wieder einen Beweis seiner Menschenfreundlichkeit, indem er durch sein unerschrockenes Einschreiten einen der abziehenden Clubbisten vor dem Schicksale anderer bewahrte, die ein Opfer der Volkswuth geworden. Am 26. ritt Goethe in die durch Kugeln und Brand verwüstete Stadt, wo er zunächst dem verwundeten, aber „ganz wohlgemuth auf seinem Sopha ausgestreckten" Prinzen Louis Ferdinand von Preußen aufwartete. An der Wirthstafel hatte er dann später ein „artiges Abenteuer;" er lernte hier nämlich den bekannten Kämmerer des Königs, von Rietz, kennen, der ihm seine freudige Ueberraschung ausdrückte, an ihm einen Mann zu finden, „der doch auch nach etwas aussähe und den man deshalb nicht weniger für ein Genie gelten lasse," während man bisher doch immer behauptet habe, „schöne Geister und Leute von Genie müßten klein und hager, kränklich und vermufft aussehen." Ueber alle diese Einzelnheiten ist am besten auf das von Goethe über die Belagerung von Mainz geführte Tagebuch zu verweisen, welches dem sein Tagebuch über den Feldzug in der Champagne und die Rheinreise enthaltenden Bande angehängt ist. In Heidelberg hatte hierauf Goethe, nachdem er sich vom Herzoge beurlaubt, bei der alten Freundin Delf eine Zusammenkunft mit seinem Schwager und Jugendfreunde Schlosser, der ihm mit Bezug auf seine neueren Bestrebungen vorwarf, er sei in seinen alten Tagen noch immer ein „Kind und Neuling," daß er sich einbilde, es werde Jemand an demjenigen Theil nehmen, wofür er Interesse zeige, „es werde Jemand ein fremdes Verfahren billigen und es zu dem seinigen machen, es könne in Deutschland irgend eine gemeinsame Wirkung und Mitwirkung stattfinden!" Ueber Frankfurt, wo er einige Tage bei seiner Mutter weilte, kehrte er nach Weimar zurück, wo er gegen Ende Augusts eintraf, der Unruhe und der zuletzt erlebten aufregenden oder deprimirenden Scenen gänzlich satt und, wie es scheint, schon jetzt entschlossen, sich fortan so viel als möglich auf sich selbst und seine höhern Zwecke zurückzuziehen.

Zunächst nahm er hier wieder den Reineke vor, an den er die letzte Hand legte, sodaß gegen den Winter der Druck beginnen konnte. Noch im November gesteht er in einem Briefe an Jacobi, daß es ihm noch viel Mühe mache, dem Verse die nöthige „Aisance und Zierlichkeit" zu geben. Es ist sicherlich nur des höchsten Preises werth, daß Goethe an diese Arbeit verhältnißmäßig ebenso viel Fleiß und Ausdauer verwendete, wie er nur je an ein Werk eigener Erfindung verwandt hat. Für sein späteres Epos „Hermann und Dorothea" war in Bezug auf die Technik übrigens diese Arbeit eine treffliche Vorübung, die ihm dann gut zu statten kam. Sodann machte er so viel von dem Manuscripte des „Wilhelm Meister" fertig, daß der Druck des ersten Bandes 1794 vor sich gehen konnte. Goethe gewann es über sich, den ersten Entwurf, in welchem den Darstellungen aus dem Schauspielerleben zu viel Raum bewilligt war, um fast ein Drittel zu kürzen. In Ilmenau, wo auch „Hermann und Dorothea" entworfen wurde, führte er dann den „Wilhelm Meister" fort; denn Ilmenau war noch immer sein Lieblingsaufenthalt. Zwar die Bergbauangelegenheiten, die ihn zumeist dorthin führten, waren wegen des Zustandes, in welchem sich der dortige Bergbau leider befand, wenig erfreulicher Art; aber er liebte dieses heimliche anmuthige Thal, diese schönbewaldeten Höhen, und er liebte diesen idyllischen Erdwinkel doppelt, seitdem er seinen Knaben dort mit sich herumführen konnte, „der diese Gegend mit frischem kindlichem Sinne wieder auffaßte." Auch in Jena weilte er viel lieber als in Weimar, wo er sich eingeschnürter fühlte als dort, und nicht dieselbe wissenschaftliche Anregung und Unterhaltung fand. In Jena lehrte und wirkte jetzt an Reinhold's Stelle Fichte, der freilich durch seine starke rücksichtslose Opposition in Religionssachen und durch seine offene Parteinahme für die französische Revolution den Herren in Weimar manche Unannehmlichkeit bereitete, was jedoch Goethe nicht hinderte, in ihm „einen der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen," zu erblicken; dort lehrten Göttling, unter dessen Leitung er chemische Versuche anstellte, Hofrath Loder, dessen anatomische Vorlesungen er (z. B. im Januar 1795) eifrigst besuchte, und der von ihm hochgeschätzte Batsch, der wackere Vorsteher des 1794 unter Goethe's Fürsorge und Aufsicht angelegten neuen botanischen Gartens. Sein Aufenthalt in Jena im Januar 1795 war für ihn besonders anregend, da sich damals auch die beiden Brüder Humboldt in Jena befanden. Namentlich trat er dem ältern Alexander, der mit Goethe schon von Baireuth aus eine naturwissenschaftliche Correspondenz unterhalten hatte, wie Schiller dem jüngern Wilhelm näher. Goethe wußte die hohe Bedeutung Alexander von Humboldt's besser und richtiger zu würdigen als Schiller; denn während dieser bekanntlich sich über den jungen Naturforscher sehr abfällig aussprach, urtheilte ziemlich zu derselben Zeit (1797) Goethe von ihm, daß seine Gegenwart allein hinreiche, „eine ganze Lebensepoche interessant auszufüllen." Goethe's Abhandlung „Erster Entwurf einer allgemeinen Einleitung in die vergleichende Anatomie, ausgehend von der Osteologie" verdankt man vorzüglich der Anregung und dem Zureden der beiden Humboldt. Dagegen zerfiel er um diese Zeit mit dem Kapellmeister Reichardt; denn obschon er ihm seine dankbare Gesinnung dafür, daß derselbe seine lyrischen Arbeiten „durch Musik ins Allgemeine förderte," stets bewahrte, und obschon er noch in den „Tag- und Jahresheften" die Reichardt'sche Melodie zu dem Mignonliede als diejenige nennt, die vorzügliche Bewunderung verdiene, so geriethen doch beide, nachdem sich Reichardt mit „Wuth und Ingrimm" in die Revolution geworfen, von selbst in die feindseligste Stellung zu einander, oder wie Goethe sich in seinen „Tag- und Jahresheften" darüber ausläßt: er war „von der musi-

kalischen Seite unser Freund, von der politischen unser Widersacher." Goethe bemerkt bei dieser Gelegenheit: „Ohnehin lag es in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menschen fortzudulden, wenn sie mir es nicht gar zu arg machten, alsdann aber meist mit Ungestüm ein solches Verhältniß abzubrechen."

Alle jene wissenschaftlichen Bekanntschaften und Anregungen dienten jedoch nur dazu, ihn mehr von der Poesie ab- als ihr zuzuwenden. Die Gelegenheit zu einem neuen leidenschaftlichen Verhältnisse, welches seine Schöpferkraft befruchten könnte, wollte sich nicht finden, oder er war vielmehr entschlossen, keins anzuknüpfen, seitdem durch die Geburt eines Sohnes sein Verhältniß zu Christiane Vulpius ein Pflichtverhältniß geworden war. Mit Herder war er mehr und mehr zerfallen; er war mit ihm so weit gegangen, als er gehen konnte; von ihm hatte er kaum noch weitere ihm zusagende Anregungen zu erwarten. Aber der einzige Mann in Teutschland, von dem er für seine poetischen Zwecke noch zu gewinnen hoffen durfte, lebte ganz in seiner Nähe; und dieser Mann war Friedrich Schiller, den er bisher nur flüchtig gesehen, ja dem er absichtlich aus dem Wege gegangen. Er selbst drückt sich über das, was ihm Schiller geworden, in seinen „Tag- und Jahresheften" (1794) mit folgenden Worten aus: „Noch aber war der Zwiespalt, der das wissenschaftliche Bemühen in mein Dasein gebracht, keineswegs ausgeglichen; denn die Art, wie ich die Naturerfahrungen behandelte, schien die übrigen Seelenkräfte sämmtlich für sich zu fordern. In diesem Drange des Widerstreits übertraf alle meine Wünsche und Hoffnungen das auf einmal sich entwickelnde Verhältniß zu Schiller; von der ersten Annäherung an war es ein unaufhaltsames Fortschreiten philosophischer Ausbildung und ästhetischer Thätigkeit. Zum Behuf seiner Horen mußte ihm sehr angelegen sein, was ich im Stillen gearbeitet, angefangen, unternommen, sämmtlich zu kennen, neu anzuregen und zu benutzen; für mich war es ein neuer Frühling, in welchem alles froh neben einander keimte und aus aufgeschossenen Samen und Zweigen hervorging. Die nunmehr gesammelten und geordneten beiderseitigen Briefe geben davon das unmittelbarste, reinste und vollständigste Zeugniß."

Es gibt vielleicht kein zweites Beispiel in der Geschichte der Literatur, daß sich zwischen zwei Geisteshoroen ein Freundschaftsbund zu einer solchen Innigkeit entwickelte, dem so entschiedene Antipathien und Differenzen vorhergingen. Schiller war am 21. Juli 1787 in Weimar eingetroffen und verweilte dort zunächst bis über die Mitte Mai 1788. Goethe befand sich noch in Italien. Herder, der Schiller freundlich aufnahm, ohne von ihm viel zu kennen, sprach sich über Goethe mit einer solchen Begeisterung aus, daß Schiller an seinen Freund Körner schrieb: „Goethe liebt er mit Leidenschaft, mit einer Art von Vergötterung." In einem spätern Briefe vom 12. Aug. 1787 berichtet Schiller weiter, daß Goethe von sehr vielen Menschen, auch außer Herder, mit einer „Art von Anbetung" genannt, daß er „noch mehr als Mensch denn als Schriftsteller" bewundert werde, und theilt dann gewissenhaft mit, was Herder Alles zu Gunsten Goethe's ausgesagt habe. Diese sich damals bei denen, welche ihn genauer kannten, fast ausnahmslos kundgebende gute Meinung für Goethe, der seinen Anfangs hier und da Anstoß gebenden jugendlichen Uebermuth abgestreift und sich zu edelster Männlichkeit und reinster Humanität entwickelt hatte, scheint allgemach für Schiller drückend geworden zu sein; denn dieser war durch seine prekäre Lage, die ihn zur Uebernahme von Brodarbeiten nöthigte, durch den keineswegs sehr ermuthigenden halben Erfolg seines „Don Carlos" und durch eigenes Ungenüge an seinen frühern Schöpfungen aufs Tiefste verbittert, sodaß er am 7. Jan. 1788 an Körner schrieb: „Ich führe eine elende Existenz, elend durch den innern Zustand meines Wesens." Man behauptet nicht zu viel, wenn man sagt, daß Schiller damals Goethe beneidete, ja als ein Hinderniß für sein eigenes Emporkommen betrachtete und gründlich haßte. Seine eigenen Bekenntnisse bezeugen dies. Am 19. Dec. 1787 schreibt er an Körner: „Goethe's Zurückkunft ist ungewiß, und seine ewige Trennung von Staatsgeschäften bei Vielen schon wie entschieden. Während er in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie Lastthiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Last tragen." Schiller beneidete also Goethe um jene Muße und sorgenfreie Stellung, die er sich selbst von Herzen gegönnt hätte.

Goethe kehrte aus Italien zurück und Schiller hatte nun Gelegenheit, ihn persönlich kennen zu lernen. Dies geschah zum ersten Mal, wie schon oben im historischen Zusammenhange angeführt worden, am 7. Sept. 1788 im Hause der von Lengefeld'schen Familie zu Rudolstadt. Schiller schreibt am 18. Sept. an Körner: „Endlich kann ich Dir von Goethe erzählen, worauf Du, wie ich weiß, sehr begierig warteſt. Ich habe vergangenen Sonntag beinahe ganz in seiner Gesellschaft zugebracht, wo er uns mit der Herder, Frau v. Stein und der Frau von S., die Du im Bade gesehen hast, besuchte. Sein erster Anblick stimmte die hohe Meinung ziemlich tief herunter, die man mir von dieser anziehenden und schönen Figur beigebracht hatte. Er ist von mittlerer Größe, trägt sich steif und geht auch so; sein Gesicht ist verschlossen, aber sein Auge sehr ausdrucksvoll, lebhaft und man hängt mit Vergnügen an seinem Blicke. Bei vielem Ernste hat seine Miene doch viel Wohlwollendes und Gutes. Er ist brünett und schien mir älter auszusehen, als er meiner Berechnung nach wirklich sein kann. Seine Stimme ist überaus angenehm, seine Erzählung fließend, geistvoll und belebt; man hört ihn mit überaus vielem Vergnügen; und wenn er bei gutem Humor ist, welches diesmal so ziemlich der Fall war, spricht er gern und mit Interesse. Unsere Bekanntschaft war bald gemacht und ohne den mindesten Zwang; freilich war die Gesellschaft zu groß und alles auf seinen Umgang zu eifersüchtig, als daß ich viel allein mit ihm hätte sein oder etwas Anderes als allgemeine Dinge mit ihm sprechen konnen. Er spricht gern und mit leidenschaftlichen Erin-

nerungen von Italien; aber was er mir davon erzählt hat, gab mir die treffendste und gegenwärtigste Vorstellung von diesem Lande und diesen Menschen." Nachdem Schiller näher auf Goethe's italienische Mittheilungen eingegangen, fährt er fort: „Im Ganzen genommen ist meine in der That große Idee von ihm nach dieser persönlichen Bekanntschaft nicht vermindert worden; aber ich zweifle, ob wir einander je sehr nahe rücken werden. Vieles, was mir jetzt noch interessant ist, was ich noch zu wünschen und zu hoffen habe, hat seine Epoche bei ihm durchlebt; er ist mir (in Jahren weniger, als an Lebenserfahrungen und Selbstentwickelung) so weit voraus, daß wir unterweges nie mehr zusammenkommen werden; und sein ganzes Wesen ist schon von Anfang her anders angelegt, als das meinige, seine Welt ist nicht die meinige, unsere Vorstellungsarten scheinen wesentlich verschieden. Indessen schließt sichs aus einer solchen Zusammenkunft nicht sicher und gründlich. Die Zeit wird das Weitere lehren." Man sieht, daß Goethe und nicht Schiller der Held des Tages war und das Gespräch allein führte. Zwar benahm er sich, wie auch Frau Herder an ihren Gatten schrieb, im Ganzen gut gegen Schiller, aber sicherlich, wie auch Schiller gegen ihn, ohne eigentliche Wärme. Es kam ihm nicht darauf an, Schiller durch Herzlichkeit für sich zu gewinnen; er war auf die Fortsetzung dieser Bekanntschaft damals nicht begierig. Schiller's bisherige lyrische und dramatische Producte stießen ihn eher ab, als daß sie ihn angezogen hätten. Nur in den „Göttern Griechenlands" waren Anknüpfungspunkte geboten, und über diese entspann sich dann auch ein Gespräch, zwar, wie es scheint, nicht mit Schiller selbst, mit dem er von seinen dichterischen Erzeugnissen wol gar nicht gesprochen haben mag, aber mit seinen Reisebegleiterinnen während der Rückreise. Schiller's Recension des „Egmont" hätte wol Anlaß zur Anknüpfung einer literarischen Conversation geben können, aber diese Recension enthielt doch auch einzelne Punkte, über die Goethe sich mit dem jüngern Autor nicht gern in Auseinandersetzungen einlassen mochte, und Schiller, mit gewohnter Lebensklugheit, vermied es, das Gespräch darauf zu leiten. Kurz Goethe zog es vor, statt von teutscher Literatur von Italien zu sprechen; hier konnte er brilliren, ohne befürchten zu müssen, von Schiller verdunkelt zu werden.

Auch nahm Schiller's Verstimmung gegen Goethe in der nächsten Zeit nur zu und wuchs bis zu einer in der That grandios zu nennenden Verkennung der gemüthlichen und menschlichen Seite Goethe's. Am 2. Febr. 1789 schrieb er an Körner aus Weimar: „Oefters um Goethe zu sein, würde mich unglücklich machen; er hat auch gegen seine nächsten Freunde kein Moment der Ergießung, er ist an Nichts zu fassen; ich glaube in der That, er ist ein Egoist in ungewöhnlichem Grade. Er besitzt das Talent, die Menschen zu fesseln, und durch kleine sowol als große Attentionen sich verbindlich zu machen; aber sich selbst weiß er immer frei zu behalten. Er macht seine Existenz wohlthätig kund, aber wie ein Gott, ohne sich selbst zu geben — dies scheint mir eine consequente und planmäßige Handlungsart, die ganz auf den höchsten Genuß der Eigenliebe calculirt ist. Ein solches Wesen sollten die Menschen nicht um sich herum aufkommen lassen. Mir ist er dadurch verhaßt, ob ich gleich seinen Geist von ganzem Herzen liebe und groß von ihm denke[90]). . . . Eine ganz sonderbare Mischung von Haß und Liebe ist es, die er in mir erweckt hat, eine Empfindung, die derjenigen nicht unähnlich ist, die Brutus und Cassius gegen Cäsar gehabt haben müssen; ich könnte seinen Geist umbringen und ihn wieder von Herzen lieben. Goethe hat auch viel Einfluß darauf, daß ich mein Gedicht gern recht vollendet wünsche. An seinem Urtheile liegt mir überaus viel. Die Götter Griechenlands hat er sehr günstig beurtheilt; nur zu lang hat er sie gefunden, worin er auch nicht unrecht haben mag. Sein Kopf ist reif, und sein Urtheil über mich wenigstens eher gegen mich, als für mich parteiisch. Weil mir nun überhaupt nur daran liegt, Wahres von mir zu hören, so ist dies grade der Mensch unter allen, die ich kenne, der mir diesen Dienst thun kann. Ich will ihn auch mit Lauschern umgeben, denn ich selbst werde ihn nie über mich befragen." Schiller's Eifersucht drückte sich fast noch unverstellter, man möchte sagen, roher in seinem Briefe vom 9. März 1789 aus, wo es heißt: „Dieser Mensch, dieser Goethe ist mir einmal im Wege, und er erinnert mich so oft, daß das Schicksal mich hart behandelt hat" u. s. w. Also das Glück, das Goethe voraus hatte, mußte er damit entgelten, daß Schiller, der sich ohnehin von ihm verwachlässigt wähnen mochte, ihn des Egoismus beschuldigte. Die ursprüngliche Ueberlegenheit des Goethe'schen Genies über das seine dagegen erkannte er in einer seiner Aufrichtigkeit und Selbsterkenntniß nur Ehre machenden Weise vollkommen an. Schiller schreibt den 25. Febr. 1789 unter Anderem an Körner: „Mit Goethe messe ich mich nicht, wenn er seine ganze Kraft anwenden will. Er hat weit mehr Genie als ich, und dabei weit mehr Reichthum an Kenntnissen, eine sichere Sinnlichkeit, und zu allem diesem einen durch Kunstkenntniß aller Art geläuterten und verfeinerten Kunstsinn" u. s. w.

Schon freundlicher lautet im J. 1790 Schiller's Urtheil über Goethe. Dieser hatte damals auf einer Reise Dresden besucht und 8 Tage dort zugebracht. Körner schrieb über ihn an Schiller den 6. Oct.: „Goethe ist acht Tage hier gewesen, und ich habe viel mit ihm gelebt; es gelang mir, ihm bald näher zu kommen, und er war mittheilender, als ich erwartet hatte. Wo wir die meisten Berührungspunkte fanden, wirst Du schwerlich errathen. Wo sonst als — im Kant! In der Kritik der teleologischen Urtheilskraft hat er Nahrung für seine Philosophie gefunden. Doch haben wir nicht blos philosophirt; wenigstens nicht blos über Natur. Seine Begriffe von Styl und Classicität in der Kunst waren mir sehr

90) Hier ist eine Stelle im Manuscripte von Körner's Hand aufs Sorgfältigste ausgestrichen, deren Inhalt erst in neuester Zeit vermittels einer Loupe entchiffert, dem Publicum aber noch nicht mitgetheilt worden ist. Sie ist allerdings so stark, daß es sich erklärt, warum Körner versuchte, sie unleserlich zu machen.

interessant und ich suche sie mit meiner Theorie der Ideale zu vereinigen. Hier waren wir auf ganz verschiedenen Wegen; aber in seinem Gesichtspunkte ist viel Fruchtbares, das ich bis jetzt übersehen hatte. Auch verdanke ich ihm manche treffliche Winke im Genusse der bildenden Künste." Schiller schreibt nun nach Goethe's Rückkehr den 1. Nov. 1790 aus Jena: „Goethe hat uns viel von Dir erzählt und rühmt gar sehr Deine persönliche Bekanntschaft. Er fing von selbst davon an und spricht mit Wärme von seinem angenehmen Aufenthalte bei Euch und überhaupt auch in Dresden. Mir erging es mit ihm wie Dir. Er war gestern bei uns und das Gespräch kam bald auf Kant. Interessant ists, wie er Alles in seine eigene Art und Manier kleidet und überraschend zurückgibt, was er las; aber ich möchte doch nicht gern über Dinge, die mich sehr nahe interessiren, mit ihm streiten. Es fehlt ihm ganz an der herzlichen Art, sich zu irgend etwas zu bekennen. Ihm ist die ganze Philosophie subjectivisch, und da hört denn Ueberzeugung und Streit zugleich auf. Seine Philosophie mag ich auch nicht ganz; sie holt zu viel aus der Sinnenwelt, wo ich aus der Seele hole. Ueberhaupt ist seine Vorstellungsart zu sinnlich und betastet mir zu viel. Aber sein Geist wirkt und forscht nach allen Directionen und strebt sich ein Ganzes zu erbauen — und das macht mir ihn zum großen Manne." Dann aber fährt Schiller, auf Goethe's Verhältniß mit Christiane Vulpius anspielend, fort: „Uebrigens ergeht's ihm närrisch genug. Er fängt an alt zu werden und die so oft von ihm gelästerte Weiberliebe scheint sich an ihm rächen zu wollen. Er wird, wie ich fürchte, eine Thorheit begehen und das gewöhnliche Schicksal eines alten Hagestolzen haben." Schiller versteht unter der „Thorheit," die Goethe begehen werde, die Wahrscheinlichkeit, daß Goethe die Vulpius heirathen werde, was dann auch wirklich geschah, wenn auch erst nach Schiller's Tode. Schiller fügt hinzu: „Sein Kind soll er sehr lieb haben, und er wird sich bereden, daß, wenn er das Mädchen heirathet, es dem Kinde zu Liebe geschehe, und daß dieses wenigstens das Lächerliche dabei vermindern könne"[91]). Man sieht hieraus, daß es Schiller doch immer noch angenehm war, Goethe bei einer Schwäche zu betreffen, und für das spätere Verhältniß zwischen Schiller und Goethe war es immer von Vortheil, daß Goethe diese und andere Stellen in Schiller's Briefen nicht zu lesen bekam. Körner macht hierauf übrigens die ganz vernünftige Bemerkung: „Seine Heirath mit der Vulpius würde mich nicht sehr befremden. Erstlich fragt sich's vielleicht, ob die Gerüchte von ihr gegründet sind, und dann wäre es wol möglich, daß man ihn sein bisheriges Verhältniß nicht in Ruhe fortsetzen ließe. Denke Dir den Fall, daß er dem Mädchen gut ist, daß alle Welt auf sie loshackt; daß er ihr in einer kleinen Stadt keine erträgliche Existenz verschaffen kann, ohne sie zur Frau zu nehmen. In Weimar scheint man über das Concubinat noch etwas anders zu denken als in Berlin." An diesem Hin- und Wiedergerede zeigt sich übrigens, daß man immer mit den erhabensten Ideen beschäftigt zu sein scheinen und sich dabei doch in kleinlichster Weise mit Privatverhältnissen und Gewissensfragen befassen kann, die mit jenen Ideen gar Nichts zu thun haben.

Wie viel vortheilhafter aber auch Schiller schon im Jahre 1790 von Goethe dachte, so mußte sein Verhältniß zu ihm doch noch eine Reihe der wichtigsten Stadien durchlaufen, ehe er, Ende August 1798, seinem Körner das Geständniß ablegen konnte, daß er Goethe „sehr viel" schuldig sei, übrigens wisse, daß er auf diesen gleichfalls „glücklich gewirkt habe." Schiller fährt dann fort: „Es sind jetzt vier Jahre verflossen, daß wir einander näher gekommen sind, und in dieser Zeit hat sich unser Verhältniß immer in Bewegung und im Wachsen erhalten. Diese vier Jahre haben mir selbst eine festere Gestalt gegeben und mich rascher vorwärts gerückt, als es ohnedies hätte geschehen können. Es ist eine Epoche meiner Natur"[92]).

Einen ganz ähnlichen Gang von der entschiedensten Antipathie bis zur innigsten Geistesverbrüderung machte auch Goethe in seinem Verhältnisse zu Schiller durch; nur beruhte seine Antipathie auf ganz anderen oder doch nur zum Theil auf ähnlichen Gründen. Weder was das ursprüngliche Talent, noch was die literarischen Erfolge, noch was Glück und äußere Lebensstellung betrifft, hatte Goethe den jüngern Mann zu beneiden. Seine Abneigung gegen Schiller beruhte einfach auf der principiellen Verschiedenheit ihrer Naturen und in sofern war sie bei Goethe eigentlich noch gründlicher und anscheinend unheilbarer. Schiller trachtete in Goethe's Nähe zu kommen und sein Urtheil über ihn zu erfahren, denn Goethe erschien ihm unter allen Menschen, die er kannte, als der einzige, der ihm den Dienst leisten konnte, Wahres über sich zu erfahren. (Vergleiche den oben angeführten Brief Schiller's an Körner vom 2. Febr. 1789.) Goethe dagegen ging Schiller längere Zeit geflissentlich aus dem Wege. Schiller's dramatische Jugendproducte, darunter namentlich die von ihm „fratzenhaft" gescholtenen „Räuber," widerten ihn an, weil darin ein „kraftvolles, aber unreifes Talent grade die ethischen und theatralischen Principien, von denen er sich zu reinigen gestrebt, recht in vollem hinreißendem Strome über das Vaterland ausgegossen hatte." Dabei schien ihm Schiller in der Behandlung der Leidenschaften ein sophistisches Talent zu sein, welches die Nation verderbe. Er schreibt ein andermal, und zwar von dem contemplativen Standpunkte späterer Jahre aus: „Ich vermied Schillern, der, in Weimar sich aufhaltend, in meiner Nachbarschaft wohnte.

91) In einem an die Gräfin Schimmelmann gerichteten, erst in letzter Zeit im „Altonaer Merkur" veröffentlichten Briefe vom 23. Nov. 1800, in welchem Goethe's Verdienste und edle Eigenschaften mit einer auch für Schiller selbst ehrenvollen Wärme hervorgehoben sind, kommt dieser nochmals auf diesen Punkt zu sprechen; doch fügt er hinzu, daß auch dieses häusliche Verhältniß mit einer edeln Seite des Goethe'schen Charakters zusammenhänge.

92) Zu allem diesem vergleiche man „Schiller's Briefwechsel mit Körner." 1. Bd. S. 104. 136 fg. 228. 341 fg. 2. Bd. S. 21. 39. 53. 207. 4. Bd S 86.

Alle Anknüpfungspunkte von Personen, die ihm und mir gleich nahe standen, lehnte ich ab; und so lebten wir eine Zeit lang neben einander fort. An keine Vereinigung war zu denken. Selbst das milde Zureden eines Dalberg, der Schillern nach Würden zu ehren verstand, blieb fruchtlos. Ja, meine Gründe, die ich jeder Vereinigung entgegensetzte, waren schwer zu widerlegen. Niemand konnte leugnen, daß zwischen zwei solchen Geistesantipoden mehr als ein Erddiameter die Scheidung mache, da sie denn beiderseits als Pole gelten mögen, aber eben deswegen in Eins nicht zusammenfallen können." Dabei wußte aber Goethe schon damals den „redlichen und so seltenen Ernst" in Allem, was Schiller geschrieben und gethan, sehr wohl zu schätzen und im „Don Carlos" erkannte er wenigstens das Streben, „sich zu beschränken und dem Rohen, Uebertriebenen und Gigantischen zu entsagen."

Trotz dieser Antipathie handelte Goethe mit gewohnter Loyalität an Schiller; er wirkte mehr für als gegen ihn. Namentlich geschah dies von ihm in der Berufungsangelegenheit Schiller's nach Jena. Als diese von Frau von Stein und dem Coadjutor Dalberg angeregt worden, ließ es Goethe nicht an sich fehlen, sie zu fördern und handelte zu diesem Zwecke mit dem Geh. Rathe von Voigt, seinem „getreuen Mitarbeiter," gemeinsam; sicherlich bedurfte auch Schiller dieser Fürsprache und Unterstützung, da ihm die zur Uebernahme einer Professur erforderliche vorschriftsmäßige Qualification fehlte, weshalb ihn auch einige alte Zöpfe unter den jenaischen Professoren als einen Eindringling betrachteten und gegen ihn intriguirten. Zugleich suchte Goethe dem angehenden Docenten Muth einzusprechen, indem er ihn auf das docendo discitur verwies. Indessen war Schiller wol allerdings in anderer Absicht nach Weimar gekommen als in der, Professor in Jena zu werden und Geschichtsvorträge zu halten. Er betrachtete seine Anstellung in Jena (im Jahre 1789) als eine Art Verbannung und fürchtete davon eine Störung für seine poetischen und dramatischen Arbeiten. Schrieb er doch grade um jene Zeit: „Ich muß ganz Künstler sein, oder ich will nicht mehr sein." Ja er und seine Umgebungen gingen sogar so weit, eine Intrigue Goethe's dahinter zu vermuthen, und Schiller's Schwägerin, Karoline von Wolzogen, schrieb darüber: „Schiller war Goethen und seinem Empfinden damals in Weimar unbequem. Auch war Schiller wenig erbaut von der Geschwindigkeit, womit man seine Entfernung von Weimar betrieb. Er fühlte sich „„übertölpelt,"" sodaß er in dieser Zeit gegen Goethe bis zum Haß verstimmt war." Die hierin liegende Beschuldigung gegen Goethe ist ebenso hart als ungerecht und aus der Luft gegriffen. Es läßt sich nicht wohl einsehen, was für Goethe damit gewonnen sein konnte, daß Schiller statt in Weimar in dem nahen mit Weimar durch so viele enge Fäden verschlungenen Jena lebte. Man hätte ja wol Mittel finden können, ihm den Aufenthalt in Weimar so zu verleiden, daß Schiller mit Freuden die erste beste Gelegenheit ergriffen haben würde, dem weimarischen Ländchen überhaupt den Rücken zu wenden. Mit Lenz und Klinger hatte man ja keine Umstände gemacht. Es mußte Schiller im Gegentheil vom höchsten Werthe und ein Grund zur Dankbarkeit sein, bei seiner damals höchst prekären Lage eine so ehrenvolle Stellung zu erhalten, die ihm auch bürgerlichen Credit verschaffte, ihn durchaus nicht übermäßig beschäftigte und es ihm möglich machte, seine Charlotte von Lengefeld heimzuführen, was denn auch im nächsten Jahre geschah. Schiller mochte wol fühlen, daß er, wie er sich gegen Körner ausspricht, in Jena nicht an seiner Stelle sei, aber die großen Vortheile, die ihm durch seine Anstellung zufielen, konnten ihm nicht verborgen bleiben und blieben es auch nicht.

Goethe fuhr allerdings in den nächsten Jahren fort, Schillern aus dem Wege zu gehen und die von ihm gewünschte Annäherung schwer, ja unmöglich zu machen. Auch läßt sich denken, daß das Gefühl des Hasses, welches damals Schiller gegen Goethe erfüllte, diesem nicht ganz verborgen blieb und daß schon deshalb der Verkehr zwischen beiden etwas Gezwungenes hatte; Goethe aber, wenn er auch auf die Beobachtung conventioneller Formen hielt, liebte es nicht, zu heucheln. Man sah sich selten; doch besuchte Goethe, wie schon oben erwähnt, Schillern im J. 1790, als er ihm Grüße von Körner zu bringen hatte. Dabei traten immer wieder die frühern Differenzen hervor und fanden auch wol gelegentlich ihren literarischen Ausdruck, z. B. in Schiller's Abhandlung über „Anmuth und Würde." Inzwischen blieb von den beiderseitigen Freunden, von der Familie Lengefeld, mit der Goethe ja schon aus früherer Zeit befreundet war, von dem Appellationsrathe Körner, der nun auch Goethe's persönlicher Bekannter und Freund geworden und von dem Verehrer Schiller's, dem Coadjutor Dalberg, Nichts unversucht, um eine Aussöhnung zwischen beiden zu bewirken, und sicherlich hatten diese fortdauernden Vermittlungsversuche einen größern Antheil an der endlich stattfindenden Annäherung beider Männer, als man gewöhnlich annimmt.

Als im J. 1794 Schiller die Herausgabe seiner „Horen" vorbereitete, lud er mit den andern vorzüglichsten Schriftstellern Deutschlands auch Goethe zur Mitwirkung ein, indem er in sein Schreiben die schmeichelhafte Bemerkung einfließen ließ, daß der Beitritt des berühmten Dichters für den glücklichen Erfolg des Unternehmens entscheidend sein werde. Schiller wußte seine Briefe, wenn davon etwas abhing, immer sehr klug einzurichten und mit Beobachtung aller Höflichkeitsformen und einem ehrerbietigen schmeichelnden Tone abzufassen, wie dies auch seine ersten Briefe an Herder beweisen. Goethe erwiderte zustimmend: „Ich werde," schrieb er, „mit Freuden und mit ganzem Herzen von der Gesellschaft sein. Was ich an Ungedrucktem Zweckmäßiges besitze, will ich gern mittheilen und hoffe, daß die Verbindung mit so wackern Männern Manches ins Stocken Gerathene wieder in lebhaften Gang bringen werde" [93]).

93) J. G. Männesahrt nimmt in seiner Schrift: „Schiller und Goethe oder: der 13. Juni 1794 ein Segenstag der deutschen Nation" (Leipzig 1859.) an, daß diese Briefe am 13. Juni gewechselt wurden. Das Antwortschreiben Goethe's ist aber vom 24. Juni.

Im Sommer desselben Jahres kam Goethe nach Jena herüber, wo beide Männer mit einander in der naturforschenden Gesellschaft zusammentrafen und nach der Vorlesung zugleich das Haus verließen, vielleicht nicht zufällig, da vielmehr anzunehmen ist, daß Schiller, durch Goethe's freundliche Zuschrift ermuthigt, dieses ganze Zusammentreffen mit Goethe gesucht haben werde. Kurz, es knüpfte sich unterwegs oder gleich beim Hinausgehen ein Gespräch zwischen beiden an, dessen Wendungen Goethe so lebhaft anzogen, daß er Schiller auf sein Zimmer folgte, wo die Debatte fortgesetzt wurde. Goethe kam hierbei auf seine Lieblingsidee einer Urpflanze zu sprechen, und bemerkte von dieser, daß sie ein Modell darbiete, „aus welchem sich noch Pflanzen ins Unendliche erfinden lassen," sie liefere somit den Beweis, „daß solche Art von Naturbetrachtung erfahrungsmäßig ist, daß die in solcher Weise zu gewinnende Erkenntniß des Naturlebens aus der Erfahrung hervorgeht." Nachdem Goethe seinen langen Vortrag geschlossen, bemerkte Schiller kopfschüttelnd: „Das ist keine Erfahrung, das ist eine Idee!" Diese Bemerkung machte Goethe Anfangs „einigermaßen verdrießlich," aber er setzte das Gespräch fort und Schiller bewährte nun in dessen Verlauf aufs Glänzendste die ihm ganz eigene große Kunst, jeden Unterhaltungsstoff auf die Höhe allgemeiner Gesichtspunkte zu rücken und den Mitredenden zu wechselseitiger Entwickelung der Gedanken zu beleben, wobei es ihm nie um die eigensinnige Behauptung seiner subjectiven Ansicht, sondern nur um die Ermittelung des objectiven Sachverhalts zu thun war. „Als sie nun nach langem Kampfe Stillstand gemacht hatten," erzählt Rönnefahrt in der oben angeführten Schrift, „schieden sie, freilich noch immer mit dem stillen Vorbehalte, daß keiner von beiden der Sieger sei, beide sich vielmehr für unüberwindlich halten dürften, aber doch mit erhöhter wechselseitiger Achtung, in später Nacht von einander. Sie hatten sich in diesen langen, ausführlichen, persönlichen Zwiegesprächen mit einander gemessen, hatten sich gründlich kennen und schätzen gelernt. Der erste Schritt zur Annäherung war geschehen"[94]).

Nun kam jener Briefwechsel in Gang, der zu den großartigsten literarischen Denkmalen teutscher Nation gehört. In einem schriftlichen Exposé am 23. Aug. nahm Schiller Anlaß, Goethe zu versichern, daß er schon lange, wenn auch aus weiter Ferne, den Weg, den er sich vorgezeichnet habe, mit immer erneuter Bewunderung betrachtet habe. Er fährt dann fort: „Sie suchen das Nothwendige der Natur, aber Sie suchen es auf dem schwersten Wege, vor welchem jede schwächere Kraft sich wohl hüten wird. Sie nehmen die ganze Natur zusammen, um über das Einzelne Licht zu bekommen; in der Allheit ihrer Erscheinungsarten suchen Sie den Erklärungsgrund für das Individuum auf. Von der einfachen Organisation steigen Sie Schritt vor Schritt zu der mehr verwickelten hinauf, um endlich die verwickeltsten von allen, den Menschen, genetisch aus den Materialien des ganzen Naturgebäudes zu erbauen. Dadurch, daß Sie ihn der Natur gleichsam nacherschaffen, suchen Sie in seine verborgene Technik einzudringen: eine große und wahrhaft heldenmäßige Idee, die zur Genüge zeigt, wie sehr Ihr Geist das reiche Ganze seiner Vorstellungen in einer schönen Einheit zusammenhält." Von Goethe angeregt, gibt Schiller in einem spätern Briefe (vom 31. Aug.) auch über sich selbst Rechenschaft und bemerkt darin unter Anderem: „Wie lebhaft auch immer mein Verlangen war, in ein näheres Verhältniß zu Ihnen zu treten, als zwischen dem Geiste des Schriftstellers und seinem aufmerksamen Leser möglich ist, so begreife ich doch nunmehr vollkommen, daß die so sehr verschiedenen Bahnen, auf denen Sie und ich wandelten, uns nicht wol früher, als grade jetzt, mit Nutzen zusammenführen konnten."

Ihr Verhältniß gedieh bald zu einer solchen Intimität, daß Schiller, einer dringenden Einladung Goethe's Folge gebend, im September 14 Tage bei diesem in Weimar wohnte, und, wie er an Körner schreibt, jeden Augenblick, wo er zu etwas aufgelegt war, mit Goethe zubrachte. „Ich bin," schreibt er, „sehr mit meinem Aufenthalte zufrieden und ich vermuthe, daß er sehr viel auf mich gewirkt hat." Seitdem betrieb man den wechselseitigen Unterricht, bei dem jeder nach Schiller's Ausdruck, „dem Andern etwas geben konnte, was ihm fehlte, um etwas dafür zu empfangen," theils in Briefen, theils in mündlichem Verkehr, bald in Weimar, wohin Schiller zuweilen kam, bald in Jena, wohin Goethe sich, wie man weiß, oft und gern zurückzog. Schiller schreibt einmal (den 25. Febr. 1795): „Ich kann mich gar nicht daran gewöhnen, Ihnen acht Tage Nichts zu sagen und Nichts von Ihnen zu hören;" und Goethe erklärt am 25. Febr. 1798: „Jedem, der Mittwochs und Sonnabends früh (wo die Botenfrau aus Jena herüberkam) in sein Zimmer trete, werde auf die Finger gesehen, ob er nicht einen Brief von Schiller bringe." Man wird jedoch schwerlich fehl gehen, wenn man sich der Ansicht zuneigt, daß bei diesem merkwürdigen Wechselverhältnisse Schiller noch mehr als Goethe gewonnen habe; man braucht nur auf die dramatischen und lyrischen Schöpfungen seiner spätern Periode zu blicken und sie mit denen seiner frühern zu vergleichen. Ob er ohne Goethe's unmittelbaren Einfluß ganz zu denselben Resultaten gelangt sein würde, ist wenigstens sehr fraglich. Auch steht Schiller grade in den Schöpfungen am höchsten, wo er sich des Raths und der Fingerzeige Goethe's bediente, wie im „Wallenstein"[95]) und „Wilhelm Tell," dann in mehren

94) Als zweiten Schritt bezeichnet Rönnefahrt den Briefaustausch wegen der „Horen" in der Annahme, daß jene Unterredung an einem Juniabende noch vor dem 13. stattgefunden habe. Schaefer setzt, sich auf eine Andeutung in einem Körner'schen Briefe stützend, jene denkwürdige Unterredung in den Monat Juli, sodaß umgekehrt jener Briefwechsel wegen der „Horen" der erste, die jenaer Unterredung der zweite Schritt zu ihrer Annäherung gewesen sein würde. Lewes verlegt wol ohne allen triftigen Grund die Unterredung in den Monat Mai.

95) Grade in Bezug auf „Wallenstein" schreibt Schiller einmal (den 11. Dec. 1798): „Es ist eine rechte Gottesgabe um einen weisen und sorgfältigen Freund, das habe ich bei dieser Gelegenheit

Balladen und lyrischen Dichtungen, deren Stoff er mit Goethe durchgesprochen hatte. Schiller wurde jetzt lehrreicher und gnomischer, wie er denn auch fortan nach Goethe'schem Muster die Elegie und das Epigramm in Distichenform mit Vorliebe zu cultiviren begann; er näherte sich mehr und mehr dem Boden der wirklichen Welt, den er jedoch meist, z. B. in der „Jungfrau von Orleans," sofort wieder unter den Füßen verlor, wenn er den Rath Goethe's einzuholen verschmähte. Man vergesse nicht, daß Schiller zur Zeit, als er Goethe persönlich näher trat, noch in der Periode aufsteigender Entwickelung begriffen, Goethe aber in seinem Grundwesen und seinen Kunstprincipien abgeschlossen war.

Aber wol fühlte sich Goethe durch Schiller's belebenden Einfluß und sein Zusammenarbeiten mit ihm überhaupt wieder zum dichterischen Schaffen angeregt, indem ihn Schiller zum Produciren förmlich drängte und Alles that, um ihm zu erneuetem Schaffen Muth zu machen. Daher auch Goethe's, gegen Schiller selbst abgelegtes Geständniß (in dem Briefe vom 6. Jan. 1798), daß Schiller ihm eine zweite Jugend geschaffen und ihn wieder zum Dichter gemacht habe. Zur Förderung des „Wilhelm Meister" trug Schiller wesentlich bei durch Ermunterung wie durch nützlichen Rath. Schiller sah die einzelnen Bücher des Romans, die ihm Goethe in der Handschrift zuschickte, sorgfältig durch, verhandelte mit diesem ausführlich darüber und manchen seiner Aenderungsvorschläge suchte dann Goethe Genüge zu thun. Grade diesem Werke Goethe's, das endlich im Sommer 1796 zum Abschlusse gebracht wurde, zollte denn auch Schiller seine unbedingte und ungetheilte Bewunderung. Was die ursprüngliche Idee des „Wilhelm Meister" betrifft, so hat sich Goethe selbst darüber in seinen „Tag- und Jahresheften" mit folgenden Worten ausgesprochen: „Die Anfänge „„Wilhelm Meister's"" hatten lange geruht. Sie entsprangen aus einem dunkeln Vorgefühle der großen Wahrheit: daß der Mensch oft etwas versuchen möchte, wozu ihm Anlage von der Natur versagt ist, unternehmen und ausüben möchte, wozu ihm Fertigkeit nicht werden kann; ein inneres Gefühl warnt ihn abzustehen, er kann aber mit sich nicht ins Reine kommen, und er wird auf falschem Wege zu falschem Zwecke getrieben, ohne daß er weiß, wie es zugeht. Hierzu kann Alles gerechnet werden, was man falsche Tendenz, Dilettantismus u. s. w. genannt hat. Geht ihm hierüber von Zeit zu Zeit ein Licht, ein helles Licht auf, so entsteht ein Gefühl, das an Verzweiflung grenzt, und doch läßt er sich wieder gelegentlich von der Welle, nur halb widerstrebend, fortreißen. Gar Viele vergeuden hierdurch den schönsten Theil ihres Lebens und verfallen zuletzt in wunderlichen Trübsinn. Und doch ist es möglich, daß alle die falschen Schritte zu einem unschätzbaren Guten hinführen: eine Ahnung, die sich in „Wilhelm Meister" immer mehr entfaltet, aufklärt und bestätigt, ja sich zuletzt mit klaren Worten ausspricht: „Du kommst mir vor wie Saul, der Sohn Kis, der ausging, seines Vaters Eselinnen zu suchen, und ein Königreich fand." Schiller schrieb über „Wilhelm Meister" an Goethe unter Anderem: „Ich verstehe Sie nun ganz, wenn Sie sagten, daß es eigentlich das Schöne, das Wahre sei, was Sie oft bis zu Thränen rühren könne. Ruhig und tief, klar und doch unbegreiflich wie die Natur, so wirkt es und so steht es da, und Alles, auch das kleinste Nebenwerk zeigt die schöne Klarheit, Gleichheit des Gemüths, aus welchem Alles geflossen ist."

Für Schiller's „Horen" und „Musenalmanach" lieferte Goethe nach und nach seine römischen Elegien, die Episteln, eine Auswahl von Epigrammen, mit den venetianischen zu einem Cyclus verbunden, durch Voß, der auf seiner Reise 1794 auch Weimar berührte und hier aus seinem Homer vorlas, zu ähnlichen Uebungen angeregt, eine anonym mitgetheilte Bearbeitung des Hymnus auf Apollo (das Register am Schlusse des Jahrgangs nennt Goethe ausdrücklich als Uebersetzer), die „Erzählungen teutscher Ausgewanderten" und das „Mährchen," welches den Schluß derselben bildet, ferner bruchstückweise (seit 1796) eine Uebersetzung der Autobiographie des Benvenuto Cellini, die er dann 1803, mit Erläuterungen versehen, als besonderes Werk erscheinen ließ. Ueber die gemeinsame Thätigkeit beider Dichter an den „Horen" ist in den „Tag- und Jahresheften" bemerkt: „Außerdem überlegten und beriethen wir gemeinsam den ganzen Inhalt dieser neuen Zeitschrift, die Verhältnisse der Mitarbeiter und was bei dergleichen Unternehmungen sonst vorkommen mag. Hierbei lernte ich Mitlebende kennen, ich ward mit Autoren und Productionen bekannt, die mir sonst niemals einige Aufmerksamkeit abgewonnen hätten. Schiller war überhaupt weniger ausschließend als ich, und mußte nachsichtig sein als Herausgeber."

In den Horen erschien auch (1795) jener interessante Aufsatz, der den Titel „Literarischer Sansculottismus" trägt und gegen einen im Märzhefte des „Berlinischen Archivs der Zeit und des Geschmacks" veröffentlichten tadelsüchtigen Aufsatz: „Ueber Prosa und Beredsamkeit der Deutschen" (von Jenisch) gerichtet war. Dieses literarische Manifest Goethe's enthält über die Stellung und Lage der teutschen Schriftsteller so richtige, noch heute zutreffende Wahrheiten, daß es zweckmäßig erscheint, einen Augenblick bei ihm zu verweilen.

Zuvörderst spricht sich Goethe über die Schwierigkeiten aus, welche der damals werdenden classischen Nationalliteratur hemmend in den Weg traten. Wann und wo, fragt er, entsteht ein classischer Nationalautor? Und die Antwort Goethe's lautet: „Wenn er in der Geschichte seiner Nation große Begebenheiten und ihre Folgen in einer glücklichen und bedeutenden Einheit vorfindet, wenn er in den Gesinnungen seiner Landsleute Größe, in ihren Empfindungen Tiefe und in ihren Handlungen Stärke und Consequenz nicht vermißt; wenn er selbst vom Nationalgeiste durchdrungen, durch ein inwohnendes Genie sich fähig fühlt, mit dem Vergangenen wie mit dem Gegenwärtigen zu sympathisiren; wenn er

aufs Neue erfahren." Die Idee, Fell als einen selbständig und unabhängig handelnden, in die Rutliverschwörung nicht mit verflochtenen Mann darzustellen, verdankt der Dichter besonders seinem Freunde Goethe, wie dieser selbst anführt.

seine Nation auf einem Grade der Cultur findet, sodaß ihm seine eigene Bildung leicht wird" u. s. f. Unter solchen Bedingungen, meint er, werde ein Autor in den besten Jahren seines Lebens ein großes Werk zu übersehen, zu ordnen und in Einem Sinne auszuführen fähig sein.

Darum preist Goethe auch noch viel später, im Jahre 1813, Shakespeare glücklich, daß er einem Volke, einer Zeit angehört habe, welche der Entwickelung eines classischen Autors so überaus günstig gewesen seien. Ueberall, sagt er, kündige sich in Shakespeare das meerumflossene, von Nebel und Wolken umzogene, nach allen Weltgegenden thätige England an; der Dichter habe den Vortheil gehabt, zur rechten Erntezeit zu kommen, in einem lebensreichen protestantischen Lande zu wirken, wo der bigotte Wahn eine Zeit lang geschwiegen, sodaß er als ein wahrer Naturfrommer sein Inneres ohne einen Bezug auf irgend eine bestimmte Religion religiös entwickeln durfte; er habe zu einer wichtigen und würdigen Zeit gelebt und ihre Bildung wie Verbildung mit großer Heiterkeit dargestellt.

In dem citirten Aufsatze nun gibt Goethe zu verstehen, daß die Verhältnisse Teutschlands dem Werden eines classischen Nationalautors, besonders eines prosaischen, in hohem Grade ungünstig seien. Um so mehr sei es Pflicht, das, was trotzdem den teutschen Autoren gelungen, mit Ehrfurcht zu bewundern, was ihnen aber misslungen, anständig zu bedauern. „Eine bedeutende Schrift," fährt er fort, „ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens. Der Schriftsteller so wenig als der handelnde Mensch bildet die Umstände, unter denen er geboren wird und unter denen er wirkt. Jeder, auch das größte Genie leidet von seinem Jahrhundert in einigen Stücken, wie er von andern Vortheil zieht, und einen vortrefflichen Nationalschriftsteller darf man nur von der Nation fordern." Er beklagt in wenigen bedeutsamen Worten die politische Zerstückelung Teutschlands, nimmt aber die Dinge, wie sie sind, und von Natur allen gewaltsamen Wandlungen und Erschütterungen abhold, ruft er warnend aus: „Wir wollen die Umwälzungen nicht wünschen, die in Teutschland classische Werke vorbereiten könnten."

Hierauf kommt Goethe auf die individuellen Verhältnisse zu sprechen, unter denen die teutschen Schriftsteller sich zu bilden pflegen; er beklagt den Mangel an einem Mittelpunkte gesellschaftlichen Lebens, wo sich die teutschen Schriftsteller zusammenfinden und nach Einer Art, in Einem Sinne, jeder in seinem Fache sich ausbilden könnten. Sie würden zerstreut geboren, höchst verschieden erzogen, meist nur sich selbst und den Eindrücken ganz verschiedener Verhältnisse überlassen; man sähe sich zu allerlei Versuchen, ja Pfuscherein genöthigt, lerne erst durch Nachdenken, was man machen solle, und durch die Praktik, was man machen könne, werde aber immer wieder durch ein Publicum irre gemacht, welches keinen Geschmack habe und Gutes und Schlechtes mit gleichem Wohlgefallen verschlinge; und sähe man sich auch durch den Beifall der Gebildeten ermuntert und gestärkt, so lebten diese doch durch alle Theile des großen Reichs zerstreut. So finde sich der teutsche Schriftsteller endlich in dem männlichen Alter, da müsse er für seinen Unterhalt und seine Familie sorgen, sich nach Außen umsehen und oft mit dem traurigsten Gefühle durch Arbeiten, die er selbst nicht achte, sich die Mittel verschaffen, dasjenige hervorbringen zu dürfen, womit sein Geist allein sich zu beschäftigen strebe. Jeder teutsche geschätzte Schriftsteller, fährt Goethe fort, werde sich in diesem Bilde erkennen, Jeder werde mit bescheidener Trauer gestehen, daß er oft genug nach Gelegenheit geseufzt habe, die Eigenheiten seines originellen Geistes einer allgemeinen Nationalcultur, die er leider nicht vorfand, zu unterwerfen. — An derselben Stelle beklagt Goethe, daß die höheren Classen in Teutschland vorzugsweise durch fremde Sitten und ausländische Literatur gebildet seien, wodurch die Teutschen sich als Teutsche frühzeitig genug zu entwickeln gehindert würden.

Ein merkwürdiges Product der gemeinsamen Thätigkeit beider Dichter waren die „Xenien," die im Musenalmanach von 1796 erschienen. Wie es jedem Redacteur einer literarischen Zeitschrift ergeht, daß er es keinem recht machen kann, daß er durch das, was er aufnimmt, wie durch das, was er nicht aufnimmt, daß er durch Lob wie durch Tadel bald da, bald dort anstößt und Antipathien und Animositäten erweckt, so war es auch Schiller als Redacteur der „Horen" ergangen. Man hatte die trefflichsten Mitarbeiter angeworben vermittels eines Honorars von einer Höhe (6 Louisd'or für den wenig consumirenden Druckbogen der Horen), wie es dazumal vielleicht unerhört war und jetzt auch wieder sehr selten geworden ist; Schiller und Goethe selbst lieferten ihr Bestes hinein, und doch hatten die „Horen" nicht den Absatz gefunden, den man erwartet hatte, und die Sansculotten der Literatur, deren Frechheit ja bekannt ist und die eben deshalb von der edlen Gesellschaft der „Horen" ausgeschlossen waren, scheuten sich nicht, den Inhalt der Zeitschrift in gehässiger und oft gemeiner Weise anzugreifen; aber auch gediegenere Schriftsteller hatten nicht immer die „Horen" geschont, noch weniger gefördert, weil sie sich vernachlässigt glauben mochten. Ohnehin waren beide Dichter wegen der im Ganzen kühlen Aufnahme ihrer letzten dichterischen Producte, Schiller durch die seines „Don Carlos," Goethe durch die seines „Torquato Tasso," seiner „Iphigenia" u. s. w. verstimmt und gereizt. Namentlich hatten die so nicht erwarteten Angriffe gegen die „Horen" Schiller in einen fast leidenschaftlich erregten Zustand versetzt. Um ihn und sich aus diesem Zustande, der bei Schiller zwischen Niedergeschlagenheit und Gereiztheit abwechselte, zu befreien und der Welt zu zeigen, daß man Muth habe und nicht Alles sich geduldig gefallen zu lassen Willens sei, vielleicht auch in der leider richtigen Erkenntniß, daß einiger Scandal in Teutschland zuweilen einem Autor nützlich sei, um das ermattende Interesse des Publicums wieder aufzustacheln; aus diesen Gründen, scheint es, gab Goethe schon am 28. Oct. seinem Freunde den Rath, wohl wissend, daß er bei dem ebenso reizbaren als energi-

schen Schiller nicht verloren sein würde, alles gegen die Horen Gesagte zusammenzusuchen und am Schlusse des Jahres ein literarisches Gericht zu halten. Durch die zufällige oder nicht zufällige Lecture der Xenien des Martial gerieth Goethe auf den Einfall, ob es nicht zweckmäßig sei, Epigramme in gleicher Schlagkürze auf alle teutschen Zeitschriften zu verfertigen und im nächsten Jahrgange des Musenalmanachs abdrucken zu lassen. Drei Tage später, am 26. Dec., übersandte er Schiller 14 satyrische Distichen als Probe und Schiller findet sofort den Gedanken „prächtig," meint aber, daß man, um das Hundert voll zu machen, auch über einzelne Werke „herfallen" müsse.

Schiller machte sich nun seinerseits an die Lecture und das Studium des Martial, und mit der ihm eigenen genialen Schnellkraft und Auffassungsgabe seines penetrirenden Verstandes hatte er sich bald der ihm bisher noch ziemlich ungewohnten Distichenform und des pointirten Epigrammenstyls in seltenem Grade bemeistert, sodaß seine Xenien an schneidender Schärfe die seines Mitarbeiters an diesem diabolischen Werke meist übertrafen. Indessen ist der Antheil eines jeden an den einzelnen Monodistichen oft schwer zu bestimmen und zu sondern, da oft der Eine die Idee, der Andere die Form hergab, weshalb sie auch förmlich beschlossen, jeder sein Eigenthumsrecht an den einzelnen Epigrammen aufzugeben und jeder in einer künftigen Sammlung seiner Gedichte die Xenien ganz abdrucken zu lassen, was allerdings nicht geschehen ist; vielmehr nahm jeder später in seine Sammlungen nur diejenigen auf, die er allein verfertigt oder an deren Inhalte oder Form er den meisten Antheil hatte, obschon sich allerdings einzelne finden, die von beiden in Anspruch genommen worden sind. Eine Anzahl der beißendsten Epigramme sind jedoch von den Werken beider Dichter ausgeschlossen worden [96]).

Die polemischen Xenien wurden von den übrigen Xenien rein ästhetischen und philosophischen Inhalts, die oft höchst sinnreiche Aussprüche in prägnanter Form enthalten, ausgesondert und betragen an Zahl über 400. Lavater, Jung-Stilling, diese beiden früheren Freunde Goethe's, Matthias Claudius, Fritz Stolberg wurden wegen ihrer frömmelnden, mystischen Richtung ebenso wenig geschont als der nüchterne Friedrich Nicolai, der Aufklärer und Advocat des gesunden Menschenverstandes. Der Kapellmeister Reichardt wurde wegen seiner Journale „Deutschland" und „Frankreich" und der darin sich kundgebenden Liebäugelei mit demokratischen Tendenzen abgestraft. Heinse, Thümmel, Manso, namentlich letzterer, sahen sich sehr übel behandelt; auch Forster erhielt sein Theil, ferner Jacobs, sogar auf den alten Gleim wurde gestichelt und das bürgerliche philisterhafte Drama lächerlich gemacht. Herder drückte über diese „literarische Hatz" (wie Schiller die „Xenien" nannte) sofort seinen Verdruß aus, denn er merkte, daß man ihn nur aus besondern Rücksichten geschont hatte und fühlte sich in mehren seiner nächsten Freunde mitbetroffen. Auch Voß und Wieland, der in sehr unschuldiger Weise in den Xenien geneckt wurde, nahmen an diesem unvermutheten literarischen Ueberfalle Anstoß. Viele der Gekränkten und Verletzten traten mit Streitschriften und Antixenien gegen die Xenienverfasser auf; so Manso in seinen „Gegengeschenken an die Sudelköche in Jena und Weimar," Matthias Claudius in „Urian's Nachricht," Gleim in „Kraft und Schnelle des alten Pelens" (worin man freilich sowol „Kraft" als „Schnelle" vermißt), Nicolai in seiner 217 Seiten starken Schrift: „Anhang zu Schiller's Musenalmanach." Es erschienen ferner gegen die Xenien die unsaubere „Ochsiade" von A. F. Cranz, „Tragalien zur Verdammung der Xenien," „Mückenalmanach für das Jahr 1797," „Verlocken an den Schiller'schen Musenalmanach," „Parodien auf die Xenien. Ein Körbchen voll Stachelrosen" u. s. w., endlich Aufsätze im „Neuen teutschen Merkur" (von Wieland), im „Genius der Zeit," im „Unparteiischen (hamburger) Correspondenten," in der „Erlanger gelehrten Zeitung," im „Berlinischen Archiv," in der Zeitschrift „Deutschland" (von Reichardt) und mehren andern Zeitschriften. Franz Horn bemerkt: „Ich erinnere mich jener Zeit noch sehr genau und darf der völligen Wahrheit gemäß erzählen, daß vom November 1796 bis etwa Ostern 1797 das Interesse für die Xenien auf eine Weise herrschte, die alles andere Literarische überwältigte und verschlang." Goethe selbst sagt in seinen „Tag- und Jahresheften" über den Erfolg dieser in ihrer Art einzigen Erscheinung, die freilich seitdem nicht vereinzelt geblieben ist: „Die Xenien, die aus unschuldigen, ja gleichgültigen Anfängen sich nach und nach zum Herbsten und Schroffsten hinaufsteigerten, unterhielten uns viele Monate und machten, als der Almanach erschien, noch in diesem Jahre die größte Bewegung und Erschütterung in der teutschen Literatur. Sie wurden, als höchster Misbrauch der Preßfreiheit (!), von dem Publicum verdammt. Die Wirkung aber bleibt unberechenbar." Wenn es also den Verfassern, von jedem andern höhern literarischen Zwecke abgesehen, wirklich darauf angekommen sein sollte, zugleich Aufsehen zu erregen, so hatten sie diesen Zweck so vollständig als möglich erreicht, vollständiger als ihnen selbst lieb gewesen zu sein scheint. Ihr literarischer Muthwille führte zum Scandal und sie sahen vielleicht mit größerer Betrübniß, als sie sich und der Welt eingestehen mochten, ein wie großes Publicum der Scandal in Teutschland hat und wie viel zum Theil unsittliche Grobheit die teutsche Natur zu entladen weiß, wenn es sich darum handelt, auf den groben Kloß von Xenien den gröberen Keil von Antixenien zu setzen. Die beiden alliirten Dichter mußten hierbei die Erfahrung machen, und diese Erfahrung war ihnen heilsam, daß der Teutsche durch keine

96) Die bisher vollständigsten Nachweise über alles die Xenien Betreffende findet man in dem Werke von G. Voas: „Schiller und Goethe im Xenienkampfe" (2 Bde. Stuttgart 1851.) und in dessen von Wendelin von Maltzahn herausgegebenem Nachlaßwerke „Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript." In Bezug auf letzteres bemerkt Karl Goedeke in seiner Schrift: „Goethe und Schiller" (Hanover 1859.): „In der Sonderung des beiderseitigen Antheils ist die Kritik zu geschäftig gewesen, und selbst das Xenienmanuscript, das sich gefunden hat und herausgegeben wurde, kann Nichts entscheiden, da es weder vollständig, noch das einzige ist."

Autorität sich einschüchtern läßt, wenn er sich von ihr ungerecht behandelt glaubt; obschon er freilich leider in der Entgegnung meist die richtige Haltung verliert und neue Blößen gibt statt die alten zu decken.

Die beiden verbündeten Dichter schienen aber in der That erwartet zu haben, daß die Angegriffenen nicht wagen würden, sich gegen sie zu erheben; Schiller namentlich schien vergessen zu haben, daß, wie er sich später so schön und treffend ausdrückte, dem Schwachen auch sein Stachel gegeben sei. Schiller, der doch selbst die Xenien als eine „literarische Hatz," als eine „geniale Impudenz" bezeichnet, war daher auch von den Entgegnungen, die sich über sein und Goethe's Haupt entluden, am tiefsten betroffen, ja er ging sogar so weit, den „schlechten Zustand der Polizei" zu bedauern, indem dieselbe „diese Sünder nicht im Zaume halte." Goethe faßte sich zuerst. Zwar findet er es noch am 5. Dec. nach der Lecture der Manso'schen Derbheiten „lustig, zu sehen, was diese Menschenart eigentlich geärgert hat, wie schal, leer und gemein sie eine fremde Existenz ansehen" u. s. w., Worte, die seinen geheimen Aerger doch nur schlecht verdecken; als aber Schiller fortfährt, sich kleinlich und empfindlich über den von ihnen angezettelten garstigen Handel zu äußern, erhebt sich Goethe, und er zuerst, auf einen seiner würdigen Standpunkt, indem er schreibt: „Wenn ich aufrichtig sein soll, so ist das Betragen des Volkes ganz nach meinem Wunsche; denn es ist eine nicht genug gekannte und geübte Politik, daß jeder, der auf einigen Nachruhm Anspruch macht, seine Zeitgenossen zwingen soll, Alles, was sie gegen ihn in petto haben, von sich zu geben. Den Eindruck davon vertilgt er durch Gegenwart, Leben und Wirken jederzeit wieder." Dies ist nicht nur eine würdige, sondern auch richtige Ansicht, und in sofern es gleich Anfangs Goethe's Absicht mit gewesen sein sollte, durch die „Xenien" seine Zeitgenossen zu zwingen, Alles, was sie gegen ihn „in petto" hatten, von sich zu geben, würde man gegen das ganze Unternehmen nicht viel einwenden können. Und immer höher erhob er sich über die Misère, die er selbst mit aufgerührt, wenn er ein andermal schreibt: „Nach dem tollen Wagestücke mit den „Xenien" müssen wir uns nun blos großer und würdiger Kunstwerke befleißigen und unsere formgeschmeidige Natur, zur Beschämung aller Gegner, in die Gestalten des Edeln und Guten umwandeln." Das thaten sie denn auch und beschämten ihre Gegner durch Leistungen, denen diese keine gleiche gegenüberstellen konnten. Darin zeigte sich denn wieder ihre moralische Größe und das Gefühl ihres überragenden Werths, daß sie, von so vielen Seiten herausgefordert, nun im richtigen Augenblicke zu schweigen wußten und nur durch Productionen und tüchtiges Wirken antworteten. Im Uebrigen scheint Goethe sich doch die Lehren, die beiden Xeniendichtern gegeben wurden, am tiefsten zu Herzen genommen zu haben, tiefer als er sich anstellte; denn sein Urtheil wurde von jetzt an nur immer humaner und leutseliger und das an einigen Angegriffenen begangene Unrecht suchte er gelegentlich durch warmes, ja begeistertes Lob wieder gut zu machen. So namentlich an Gleim, dessen wohlthätigem Wirken und durchaus humanem Charakter er später in seinen „Tag- und Jahresheften" bei Gelegenheit seines Besuches in Halberstadt im Jahre 1805 einige Seiten der wärmsten Anerkennung widmet, schwerlich ohne Absicht.

In unserer Zeit ist es gänge und gäbe geworden, die „Xenien" als eine große literarische That zu feiern, als ob damit für immer und mit einem Male allem „Schlechten, Mittelmäßigen, Verschrobenen, Engherzigen, Einseitigen und Gemeinen" in der teutschen Literatur ein Ende gemacht worden sei, was, wie Jedermann weiß, keineswegs der Fall gewesen ist. Urtheile dieser Art hört man sogar von solchen, welche, wenn sie zur Zeit Goethe's und Schiller's gelebt hätten, ähnlichen Xenien vielleicht nicht entgangen wären. Das eigentlich Schlechte wucherte jedoch fort und fiel nicht einmal genau in die Angriffslinie der Xeniendichter. Viele der von diesen angegriffenen Autoren, wie Forster, Heinse, Gleim, Matthias Claudius, Lavater, Stolberg, Thümmel, Jung-Stilling u. s. w., wird man doch nicht den eigentlich Mittelmäßigen beizählen können; und wenn sie sich auch dieser oder jener fehlerhaften oder tadelnswerthen Richtung schuldig machten, so hatten sie doch auch andererseits ihre Verdienste oder waren Männer von unbestreitbarem Talente. Durch das Beispiel der Xenien wurde aber gar sehr jene in Teutschland seitdem herrschend gewordene Manier gefördert, die Totalität eines Autors mit wenigen absprechenden Zeilen abzufertigen oder zu vernichten, und die Befürchtung, daß dies so kommen werde, wurde schon damals ausgesprochen. Namentlich hat A. von Hennings in seinem „Genius der Zeit" bereits damals vom Standpunkte der Sittlichkeit und des literarischen Anstandes über das Unternehmen der weimarischen Dichter viel Treffendes, noch jetzt Gültiges gesagt. Seitdem wimmelt es bei den teutschen Poeten von ähnlichen Stachelversen, nur daß die Angegriffenen oft bedeutender waren als die Angreifenden, während die beiden Xeniendichter von Weimar den von ihnen Mitgenommenen in einem Grade überlegen waren, daß ihre abfälligen Aussprüche wirklichen Todesurtheilen gleich kamen. In der That wird erzählt, daß die bitterbösen, auf den doch auch nicht unverdienstlichen Manso gemünzten Epigramme in Breslau sprüchwörtlich geworden seien und den Unglücklichen Zeit seines Lebens verfolgt hätten. Auch verfuhren Goethe und Schiller nicht immer mit gebührender Loyalität; sie verletzten nicht selten die Pflichten alter Freundschaft oder Dankbarkeit, z. B. gegen Lavater, Jung-Stilling, Reichardt, Baggesen, welchem letzteren Schiller wegen seiner Fürsprache bei dem Herzoge von Holstein-Augustenburg und dem Grafen Schimmelmann in der That großen Dank schuldete; sie hielten sich namentlich an diejenigen, die sich an den „Horen" vergangen hatten, was ihren Ausfällen den Charakter der Gehässigkeit aufdrückte, während sie wieder, was ihnen schon damals zum Vorwurf gemacht wurde, absichtlich und in auffallender Weise viele schonten, mit denen sie irgend ein specielles Interesse verknüpfte. So beschloß man namentlich Iffland zu

schonen: „Um ihm nicht wehe zu thun," schrieb Schiller, „will ich in dem Dialoge mit Shakespeare lauter Schröder'sche und Kotzebue'sche Stücke bezeichnen." Wunderlich erscheint es fast, daß Goethe, der in den „Xenien" so entschieden den Weg der Polemik betrat, in Kotzebue's „Kleinstädtern" vor deren Aufführung alle gewiß sehr unverfänglichen polemischen Stellen gestrichen hatte, was auch zu Kotzebue's Animosität gegen Goethe beitrug.

Ziemlich, wenn auch nicht ganz vereinzelt in unserer Zeit steht Rudolf Gottschall's abfälliges Urtheil über die Xenien. „Es sei nicht zu übersehen," sagt er, „daß dies Blitzeschleudern vom poetischen Olymp immer ein Act souverainer Selbstüberhebung war, den die Nachwelt geneigter ist, zu legitimiren, als es die Mitwelt sein konnte; daß, besonders bei Schiller's schroffer einseitiger Richtung, viele kritische Justizmorde stattfanden, und daß die Form der meisten Xenien ebenso barbarisch war, wie die poetische Barbarei, gegen welche sie ankämpften, und Manso's Spott mit Recht herausfordern durfte"[97]). Auch bemerkt wol der Engländer Lewes nicht mit Unrecht, daß nur wenige dieser Xenien echtes Salz des Witzes hätten; nähme man sie als bloße Erzeugnisse des Witzes, so erschienen sie sehr schwach, und man begreife nicht, wie sie eine solche Sensation hätten erregen können. Für uns Nachlebende haben diese Xenien, in sofern sie rein polemischer Art sind und blos flüchtige Erscheinungen der Zeit betreffen, in der That fast nur die Bedeutung eines literarischen Curiosums; nur diejenigen, welche gewisse mystisch-pietistische Auswüchse und die Theatermisère geißeln, haben auch für unsere Zeit noch Werth und Gültigkeit.

Goethe löste sein bei Schiller verpfändetes Wort, daß man sich fortan nur „großer und würdiger Kunstwerke" befleißigen müsse, zunächst durch sein bürgerliches Epos „Hermann und Dorothea," eine seiner vollendetsten, reinsten Dichtungen, dabei echt teutsch in Empfindung und Darstellung, die Verherrlichung häuslichen Glücks und teutschen Bürgerthums und Familienlebens inmitten der politischen Weltstürme. Als Quelle nennt man die zuerst 1732 erschienene Schrift: „Das liebthätige Gera gegen die salzburgischen Emigranten," nur daß Goethe den Stoff mit genialer Freiheit auf seine Zeit und eine andere Localität verpflanzte. Voß' „Louise," für die er bei Gelegenheit seines Besuchs in Pempelfort die größte Verehrung ausspricht und die er auch später nicht vorlesen konnte, ohne bei gewissen Stellen, z. B. der Trauungsscene, in Thränen auszubrechen, hat das Verdienst, Goethe wenigstens zu dieser Schöpfung angeregt, ihm wenigstens die Möglichkeit vor Augen gestellt zu haben, einfache, modern bürgerliche Stoffe auf dem Hintergrunde politischer Bewegungen episch so zu gestalten, daß daraus eine Schöpfung hervorgehe, die allen Ansprüchen an ein höheres episches Dichtwerk genüge, ohne darüber die Eigenschaften realer Wahrheit und realen Zeitinhalts einzubüßen. In der That sehen wir in keinem Werke Goethe's den künstlerischen Idealismus mit dem gegenständlichen Realismus so glücklich, innig und wirksam verschmolzen wie in „Hermann und Dorothea." Keines von seinen vollendeten Werken ist ihm auch so rasch von der Hand gegangen wie dieses, was man auch an der Leichtigkeit der Bewegung, welche diese Schöpfung auszeichnet, wohl erkennt. Dabei übertraf er Voß eben so an Naivetät, Anmuth und Ungezwungenheit in Form und Darstellung, wie an Höhe der Gesichtspunkte und ideal plastischer Haltung. Daß Goethe niemals, wie Voß öfters, in Trivialität versinken konnte, versteht sich von selbst. Wie Schiller im October 1796 an Körner meldet, ging die Ausführung mit einer ihm „unbegreiflichen Leichtigkeit und Schnelligkeit" vor sich, sodaß Goethe „neun Tage hinter einander jeden Tag über anderthalbhundert Hexameter schrieb." Doch ließ er sich mit der Ausfeilung Zeit und während er den Plan dazu bereits im August 1796 in Ilmenau ausgedacht hatte, legte er doch erst in den Tagen des 20. und 21. Mai 1797 während eines Aufenthalts in Jena an die Dichtung die letzte Hand[98]). Die Verehrung der teutschen Nation war ihm durch diese köstliche Dichtung aufs Neue gesichert. Goethe selbst gesteht, Gegenstand und Ausführung hätten ihn dergestalt durchdrungen gehabt, daß er das Gedicht niemals habe ohne Rührung vorlesen können.

In demselben für Goethe's Muse so fruchtbaren Jahre entstanden auch einige seiner herrlichsten Balladen: „Die Braut von Korinth" (von der, seltsam genug, Schiller an seinen Freund Körner schrieb, daß sie eigentlich nur ein „Spaß" gewesen!), „Der Gott und die Bayadere," „Der Zauberlehrling," „Der Schatzgräber," während Schiller die Balladen: „Ibycus" und „Hero und Leander" dichtete, zu welchen Goethe seinem Freunde die Stoffe überlassen hatte. Schiller nannte daher das Jahr 1797 das „Balladenjahr." Vollendet wurde ferner die anmuthige Dichtung: „Der neue Pausias und das Blumenmädchen." Die Beschäftigung mit der romantischen Balladendichtung brachte ihm auch wieder den „Faust" näher und versetzte ihn in die Stimmung, zu dieser ins Unendliche gehenden Dichtung wieder einige Theile hinzuzudichten. Im Juni entstanden das herrliche Einleitungsgedicht oder die „Zueignung," worin er jene „schwankenden Gestalten" anredet, die ihm nun wieder nahten, der „Prolog im Himmel" und das in die Brockenscene ziemlich willkürlich eingelegte halb polemische Intermezzo: „Oberon's und Titania's goldene Hochzeit." Nach Schaefer dürfte auch „Das Vorspiel auf dem Theater" um diese Zeit entstanden sein. Ueber dieses Jahr bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften": „Im eigentlichen Sinne hielten wir Tag und

97) Siehe „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Literarhistorisch und kritisch dargestellt von Rudolph Gottschall." Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. (Breslau 1860.) I. Bd. S. 84.

97) Goethe bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften": „Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben und es theilt diese Empfindungen mit;" wenn er aber versichert: „Die Ausführung ward während des Septembers begonnen und vollbracht, sodaß sie Freunden schon producirt werden konnte," so kann sich dies doch wol nur auf den ersten rohen Entwurf oder die ersten Gesänge beziehen.

Nacht keine Ruhe; Schillern besuchte der Schlaf erst gegen Morgen; Leidenschaften aller Art waren in Bewegung; durch die Xenien hatten wir ganz Teutschland aufgeregt; Jedermann schalt und lachte zugleich. Die Verletzten suchten uns auch etwas Unangenehmes zu erweisen, alle unsere Gegenwirkung bestand in unermüdet fortgesetzter Thätigkeit."

Noch einmal erfaßte ihn die Sehnsucht nach dem Süden, wozu namentlich die Briefe seines Freundes Meyer beitrugen. Ende Juli 1797 trat er seine Reise an, die ihn abermals nach Italien führen sollte, aber nicht führte[99]). Christiane und sein Sohn begleiteten ihn bis nach Frankfurt, wo sie von Goethe's Mutter mit großer Liebe aufgenommen wurden. Dann ging es über Heidelberg weiter nach Stuttgart. Hier hielt er sich neun Tage auf und fühlte sich namentlich in dem Danneker'schen Atelier angenehm beschäftigt, auch überhaupt poetisch angeregt; denn in jenen Tagen entstand das Gedicht „Der Edelknabe und die Müllerin," der reizende Anfang eines kleinen Romans in Versen, den er dann später in den sich anschließenden Gedichtchen „Der Müllerin Verrath" und der „Müllerin Reue" fortsetzte. Von Stuttgart machte er einen Abstecher nach Tübingen, wo er bei Cotta wohnte, den er zum Verleger seiner Werke gewann. Am 16. Sept. reiste er von hier ab und am 18. befand er sich in Schaffhausen, wo er den Rheinfall fast einen ganzen Tag lang beobachtete, doch diesmal weniger mit den Augen eines Enthusiasten und Dichters als mit denen eines Naturforschers und Farbenkundigen, der die farbigen und andern Erscheinungen, welche den Sturz begleiteten, bis ins Kleinste beobachtete und studirte. Auf der Weiterreise nach Zürich gab ihm ein unter dichter Epheuumschlingung verkrüppelter Apfelbaum Anregung und Stoff zu der Elegie „Amyntas." Der Baum erschien ihm als ein Bild der männlichen Kraft, das Epheugeschlinge als ein Symbol der Liebesfesseln, die sie nicht abzuwerfen sich entschließen kann und unter denen sie ermattet hinsinkt. Ob dies so ausgelegt werden darf, daß ihm hierbei ausschließlich sein Verhältniß zu der Mutter seines Sohnes vorgeschwebt habe, ist doch zweifelhaft; ähnliche Wirkungen aus ähnlichen Ursachen hatte er auch bei Andern, z. B. seinem fürstlichen Freunde selbst, zu Zeiten vorgehen sehen, und die griechische Mythe, die ihn immer lebhaft beschäftigte, hat diese Erfahrung, die so alt wie die Welt ist, in nicht wenig zahlreichen berühmt gewordenen Sagen verarbeitet. Es war Goethe's Art wol, eine individuelle Erfahrung zum Ausgangspunkte zu nehmen, aber doch nur, um daran zugleich eine allgemeine oder sehr häufig wiederkehrende nachzuweisen.

In Zürich, wo er am 20. Sept. eintraf, fand er Heinrich Meyer; seinem alten Freunde Lavater, obschon dieser nach seinem Gasthofe gekommen war und seinen Namen an die Stubenthür geschrieben hatte, wich er geflissentlich aus. In Gesellschaft Meyer's begab er sich schon am 21. nach dessen Wohnorte Stäfa, wo ihm die Besichtigung der von diesem mitgebrachten oder verfertigten Kunstwerke genußreiche Stunden verschaffte, und setzte dann in Begleitung seines Freundes seine Reise nach den Urcantonen bis zum St. Gotthardt fort, dessen Gipfel er am 3. Oct. betrat. Der Plan, die Reise bis nach Italien fortzusetzen, war inzwischen wegen des in Italien fortdauernden unruhigen Zustandes aufgegeben worden und beide Reisende traten vom St. Gotthardt ihre Rückreise an. Am 8. Oct. waren sie wieder in Stäfa. Während dieser Reise war bei Goethe die Idee zu einem Epos aufgekeimt, dem die Tellsage zu Grunde gelegt werden sollte, und Goethe hatte deshalb den Umgebungen des Vierwaldstätter Sees die sorgfältigsten Beobachtungen gewidmet, auch nach seiner Ankunft in Stäfa die Lecture von Tschudi's Schweizerchronik vorgenommen und mit Meyer sich über die Behandlung des Stoffs besprochen. Diese Studien und die lebendigen Localschilderungen Goethe's sind dann später seinem Freunde Schiller, nachdem ersterer den Plan zu seinem Epos fallen gelassen und Schiller ihn zum Zwecke dramatischer Bearbeitung aufgegriffen, trefflich zu statten gekommen[1]). Goethe bedurfte damals, wie er gesteht, einer solchen Ableitung, wie diese Studien ihm boten, da ihn die Trauerkunde von dem am 22. Sept. erfolgten Tode der Schauspielerin Christiane Neumann, verehelichten Becker, aufs Schmerzlichste ergriffen hatte. Ueber sie schrieb er am 25. Oct. an Böttiger: „Wenn sich manchmal in mir die abgestorbene Lust fürs Theater zu arbeiten wieder regte, so hatte ich sie gewiß vor Augen, und meine Mädchen und Frauen bildeten sich nach ihr und ihren Talenten." Zarter und lieblicher ist noch keine Schauspielerin gefeiert worden, als dies von Goethe in seiner Elegie „Euphrosyne" geschehen ist.

Beide Freunde traten am 26. Oct. ihre Heimreise nach Teutschland an, Goethe eine inzwischen aus Rom eingetroffene Copie der sogenannten Aldobrandinischen Hochzeit mit sich führend, deren Besitz ihn überaus glücklich machte. Den Heimweg von Stuttgart aus wählte Goethe diesmal über Nürnberg, wo er die Tage vom 6. bis 15. Nov. mit Knebel zubrachte, mithin Zeit genug hatte, sich eingehender mit den Kunstschätzen und Sehenswürdigkeiten der altehrwürdigen Stadt zu beschäftigen. „In dem freundlichen Cirkel der Kreisgesandten durchlebten wir einige frohe Tage," bemerkt Goethe in den „Tag- und Jahresheften"[2]).

99) Bevor er von Weimar abreiste, verbrannte er noch „aus entschiedener Abneigung gegen Publication des stillen Ganges freundschaftlicher Mittheilung" einen Theil der seit 1772 ihm zugegangenen Briefe, wie er auch schon 1779 eine Menge Briefschaften vernichtet hatte; doch blieben noch genug übrig, namentlich von dem Jahre 1780 an, die er auch in seinen letzten Lebensjahren convolutweise ordnete.

1) Näheres über den Grundplan des beabsichtigten Epos theilt Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" mit. 2) Goethe's Aufzeichnungen über diese Reise erschienen erst nach seinem Tode unter der Aufschrift: „Aus einer Reise in die Schweiz über Frankfurt, Heidelberg, Stuttgart und Tübingen im Jahre 1797" und bilden einen Bestandtheil seiner nachgelassenen Schriften. Die warme enthusiastische Stimmung, die für seine früheren Schweizerbriefe charakteristisch ist, wird man hier nicht mehr suchen wollen. Namentlich finden sich über die letzten Momente der Reise nur kleine Notizblättchen.

Der Winter und das ganze folgende Jahr (1798) verfloß für Goethe in einer etwas unruhigen poetischen und wissenschaftlichen Thätigkeit. Er schweifte von Stoff zu Stoff; er griff Mehres zu gleicher Zeit an, ohne eine größere Composition fertig zu bringen; aber auch in dieser fragmentarischen Thätigkeit zeigte sich sein rastlos arbeitender, die ganze Welt umkreisender Geist. Er ließ, mit Meyer sich in archäologische Studien vertiefend, das erste Heft der „Propyläen" erscheinen, brachte seine Ideen über die Metamorphose der Insecten zu Papier, schrieb den Aufsatz „Ueber pathologisches Elfenbein" und nahm die Convolute zur Farbenlehre wieder vor. Selbst die Philosophie trat ihm durch deren Bezug auf die Natur, welchen Schelling ihr in seinen naturphilosophischen Schriften gegeben hatte, damals näher. Im Frühjahre wurden die genialen, den ersten Theil des „Faust" abschließenden tragischen Scenen rasch hingeworfen, doch nicht ohne daß sie ihn „sehr angegriffen hätten." Der Plan zu einem zweiten Theile der „Zauberflöte" wurde von ihm vorübergehend aufgenommen, aber auch ebenso bald wieder aufgegeben. In den Juni 1798 fällt der Cyklus von Räthsel-Epigrammen „Baki's Weissagungen." Der Gedanke zu einer „Achilleis," einem Homeriſirenden Epos, in welchem er den Tod des Achilles zu behandeln und dadurch gewissermaßen eine zwischen der Iliade und der Odyssee bestehende Lücke auszufüllen gedachte, und der Plan zu dem Epos „Wilhelm Tell" beschäftigten ihn lebhaft. Von dem erstern, dessen Schema bis zum fünften Gesange deutlich vor seinem Geiste stand, hat er jedoch nur ein immerhin interessantes Fragment fertig gebracht, das er ziemlich ein Jahr später an Schiller übersandte; den Plan zum „Wilhelm Tell" ließ er im Laufe der nächsten Jahre ganz fallen, was von seinem Plane für Schiller brauchbar war, an diesen abtretend. Ebenso neidlos und uneigennützig ging er seinem Freunde bei der Ausarbeitung des „Wallenstein" zur Hand, namentlich gab er Schiller für das Vorspiel „Wallensteins Lager" und für die astrologischen Partien in der Tragödie so manche brauchbare Fingerzeige. Der Aufführung von „Wallensteins Lager," womit am 12. Oct. 1798 das inzwischen neugebaute Theater eingeweiht wurde, wandte er eine Sorgfalt zu, wie er sie der Aufführung keines seiner eigenen Stücke zugewendet hatte. Am 30. Jan. 1799 folgte die Aufführung der „Piccolomini" und am 20. April die von „Wallenstein's Tod," beide Aufführungen in der Entwickelungsgeschichte der teutschen dramatischen Poesie und scenischen Kunst Epoche machend. Als eine Art Reclame — und auf diese verstand man sich schon damals ganz gut und unsere ersten Größen verschmähten sie nicht — kann man es betrachten, daß über den Werth von „Wallensteins Lager" schon vor der Aufführung ein Bericht an die Cotta'sche „Allgemeine Zeitung" abgesandt worden war.

Die Theaterangelegenheiten traten überhaupt für beide Männer jetzt immer mehr in den Vordergrund, für Goethe vielleicht nur zu sehr; denn diese Theaterliebe zerstreute ihn und zog ihn von so manchen tieferen Fragen, die ihn beschäftigten, und von größeren Compositionen ab, während er doch nicht wie Schiller zum eigentlichen Bühnendichter geboren war und daher nicht wie dieser von der Bühne eine besonders fördernde Rückwirkung und einen Anstoß zu Originalproductionen haben konnte. Was er damals dichtete (z. B. „Helena," später als dritter Act dem 2. Theile des „Faust" etwas unorganisch eingefügt und das am 24. Oct. 1800 zur Geburtstagsfeier der verwitweten Herzogin von Dilettanten aufgeführte Festspiel „Paläophron und Neoterpe")[3], stand vielmehr durch Form und Inhalt, durch künstliche Mischung moderner und antiker Elemente und durch die vorherrschende Symbolik der neuern Bühne ganz fremdartig gegenüber. Um aber doch etwas für die weimarische Bühne zu thun, machte sich Goethe an eine Bearbeitung des Voltaire'schen „Mahomet" (in dieser Bearbeitung am 30. Januar 1800 aufgeführt) und des „Tancred." Ueberhaupt ging das Bestreben Goethe's und Schiller's offenbar dahin, die weimarische Bühne gewissermaßen zu einer kosmopolitischen Musteranstalt auszubilden und vorzügliche oder charakteristische Stücke des Auslandes in guten neuen Bearbeitungen auf sie zu verpflanzen, welchem Bestreben Schiller selbst mit seinen Bearbeitungen von „Macbeth," „Turandot" und der Racine'schen „Phädra" zu Hilfe kam. Schiller verschmähte es sogar nicht, zwei französische Lustspiele für die teutsche Bühne zurecht zu machen, da ein Versuch, vermittels einer Preisausschreibung (1801) gute Lustspiele zu gewinnen, keinen Erfolg gehabt hatte, indem nur mittelmäßige und unbrauchbare Stücke einliefen. Mit dieser kosmopolitischen Richtung ging in Betreff der teutschen dramatischen Poesie die größtmöglichste Vielseitigkeit Hand in Hand; man bereicherte das Repertoir nicht nur mit Lessing's „Nathan," man machte sogar den Versuch, „Jon" von A. W. Schlegel und „Alarcos" von F. Schlegel aufzuführen. Man konnte aber den beiden Romantikern, die damals grade von Goethe protegirt wurden (während Schiller bekanntlich F. Schlegel einen „Laffen" nannte), keinen schlechtern Gefallen erzeigen; denn dieser Versuch mißglückte völlig, namentlich konnte der ungeheuerliche „Alarcos" nur Erstaunen, Mißfallen und Lachen erregen.

Allmälig bildeten sich unter Goethe's Leitung, der auch im J. 1803 eine förmliche Theaterschule ins Leben rief, eine Reihe der trefflichsten Schauspieler und Schauspielerinnen aus: Malkolmi, der „Unvergeßliche," Pius Alexander Wolff und dessen Frau, beide später eine Zierde der berliner Bühne, Graff, Haide, Becker, Oels, Unzelmann, Genast, die Ehelente Vohs, Fräulein Maas u. s. w. Die liebliche Neumann (Christiane Becker) starb nur zu früh, und im J. 1802 folgte ihr auch die von Goethe gleichhoch gefeierte Corona Schröter. Iffland ganz und für immer zu gewinnen, war nicht gelungen. Er hatte schon im J. 1796 einen Cyclus von 14 Gastvorstellungen in Weimar gegeben, die in der Entwickelungsgeschichte der weimarischen Bühne Epoche machten und von

3) Ueber die ergötzliche Art, wie dieses Festspiel von Goethe bei Frln. von Göchhausen improvisirt wurde und über die Aufführung siehe im „Weimar-Album" die Mittheilung „Die Freundschaftstage der Fräulein von Göchhausen" S. 125 fg.

K. A. Böttiger in einer besondern namhaften Schrift „Entwickelung des Iffland'schen Spiels" (Leipzig 1796) zergliedert wurden. Auch hatte Iffland zum Schluß seines Gastspiels zum ersten Mal Goethe's „Egmont," in welchem er den Alba gab, zur Aufführung gebracht und zwar in der Bühnenbearbeitung Schiller's, der darin Manches ziemlich willkürlich und ohne Noth geändert oder wie z. B. die wichtige Scene zwischen Machiavell und der Regentin weggelassen, Anderes eingeschoben, wunderlicherweise auch namentlich das Wort „Freiheit" an mehren Stellen ausgemerzt und zum Theil recht unglücklich durch „alte Verfassung" und „Vaterland" ersetzt hat[4]). In Folge dieses Gastspiels wurden zwar mit Iffland, der sich in Weimar außerordentlich gefiel, Unterhandlungen wegen eines Engagements und wegen Uebernahme der Regie angeknüpft; man ging auf alle seine Bedingungen ein, ja zeigte sich sogar geneigt, seine Vollmachten so weit auszudehnen, daß er im Falle der Annahme als der eigentliche Director dagestanden und Goethe nach dieser Seite mehr Luft bekommen hätte; aber man machte ihm von Berlin so glänzende Anerbietungen, daß selbst Goethe und der Herzog es ihm nicht verargen konnten, als er sich für Berlin entschied. Iffland kam im April 1798 nochmals nach Weimar und spielte in 6 Rollen, ohne, was in unserer Zeit doppelt erwähnenswerth ist, Honorar in Anspruch zu nehmen, weil, wie er großherzig erklärte, das, was er dort sehe und empfinde, das „edelste Honorar" sei.

Iffland's Engagement in Berlin war für Weimar jedenfalls ein Verlust, dagegen das Engagement der Sängerin Karoline Jagemann (geb. 1780 zu Weimar) ein wegen gewisser Verhältnisse nicht ungetrübter Gewinn. Schön von Person und höchst bedeutend als Künstlerin gewann sie die Neigung des Herzogs in einem Grade, daß er ihr ein Rittergut schenkte und sie unter dem Namen einer Frau von Heigendorf in den Adelsstand erhob. Die Herzogin trat diesem Verhältnisse nicht in den Weg, soll sogar, da sie seit der Geburt ihres jüngsten Sohnes nicht wünschen durfte, wieder Mutter zu werden, diese Wahl ihres Gatten gebilligt und die Sängerin selbst dahin bestimmt haben, sich den Wünschen ihres Gemahls zu fügen. Es läßt sich denken, daß diese Stellung der Sängerin und die Ansprüche, die sie darauf begründete, nicht wenig dazu beitrugen, Goethe das Geschäft der Theaterleitung zu erschweren, wie es auch eine Intrigue der Jagemann hauptsächlich war, welche Goethe später veranlaßte, sich von der Leitung der weimarischen Bühne zurückzuziehen. Zuerst zeigten sich die übeln Folgen dieses Verhältnisses bei der beabsichtigten Aufführung der „Jungfrau von Orleans," die von dem Herzoge unter allerlei höflich ausweichenden Vorwänden hingezogen wurde, weil darin, wie er meinte, der Jagemann eine undankbare und zweideutige Partie zufallen würde. Sicherlich hatte Karoline Jagemann hierbei selbst die Hand im Spiele; so kam es, daß andere Bühnen, z. B. die berliner und leipziger, der weimarischen mit der Aufführung der „Jungfrau" zuvorkamen, was von dem weimarischen Publicum sehr übel vermerkt wurde; ja man ging sogar so weit, gegen Goethe den Verdacht zu erregen, daß er aus Neid gegen den in der Gunst des Publicums immer höher steigenden Schiller die Aufführung der Tragödie zu hintertreiben suche, und Goethe war delicat und discret genug, diesen Verdacht auf sich zu nehmen, nur um die eigentliche Ursache nicht an den Tag kommen zu lassen[5]).

Ueberhaupt waren Neid, Bosheit und Intrigue in Weimar vielgeschäftig, um zwischen Goethe und Schiller, der hauptsächlich, um dem Theater näher zu sein, im December 1799 nach Weimar übergesiedelt war, den Samen des Unfriedens zu säen. Namentlich war in dieser Richtung August von Kotzebue thätig, der durch das Aufsehen, welches seine Transportation nach Sibirien gemacht hatte, und durch den Beifall, den seine Stücke in ganz Europa fanden, sich zu dem Wahne verleiten ließ, daß ihm sein Platz neben Schiller und Goethe gebühre. In der That genoß er im Auslande damals eines ebenso großen, wo nicht noch größern Rufes als diese, sodaß ein londoner Buchhändler ihm die glänzendsten Anerbietungen machte, nach London zu kommen und nur für seinen Verlag zu schreiben. Bei einem so eitelu Manne war also einige Selbstüberschätzung wol erklärlich. Kurz, Kotzebue war nach Weimar gekommen, um den dortigen Parnaß vollzumachen. Goethe erkannte Kotzebue's ausgezeichnetes Talent für Alles, was Technik betrifft, zwar an, ja sprach sich sogar dahin aus, es werde sich nach Verlauf von 100 Jahren schon zeigen, „daß mit Kotzebue wirklich eine Form geboren wurde," aber er rügte an ihm Oberflächlichkeit, Charakter- und Gehaltlosigkeit und „unerhörte Eitelkeit." Auch über Kotzebue's Schrift „Das merkwürdigste Jahr meines Lebens" hatte er sich misbilligend ausgesprochen und unter Anderem sehr treffend gesagt, es sei gewiß, „daß, wenn Einer von den weimarischen Schöngeistern im Frühlinge über die Wiesen von Oberweimar herauf nach Belvedere geht, ihm tausendmal Merkwürdigeres zum Wiedererzählen und zum Aufzeichnen in sein Tagebuch begegnet, als dem Kotzebue auf seiner Reise bis ans Ende der Welt vorgekommen ist... Kommt er wohin, so läßt ihn Himmel und Erde, Luft und Wasser, Thier- und Pflanzenwelt völlig unbekümmert. Ueberall findet er nur sich selbst, sein Wirken und Treiben wieder; und wenn er in Tobolsk wäre, so ist

4) A. Diezmann hat diese Bearbeitung nach der in der Bibliothek des großherzoglichen Hoftheaters zu Weimar befindlichen ersten Ausgabe des „Egmont" mit Schiller's Aenderungsandeutungen, nach aufgefundenen einzelnen Blättern und übrigen Bühnenmannscripten herausgegeben unter dem Titel: „Goethe's Egmont für die Bühne bearbeitet von Schiller." (Stuttgart 1857.) Diezmann bemerkt im Vorworte mit Recht, daß die Annahme der Schiller'schen Aenderungen ein „vollgültiger Beweis für den gänzlichen Mangel an Autoreitelkeit in Goethe" sei. Doch bemerkt dieser allerdings in seinem Aufsatze „Ueber das deutsche Theater" (im „Morgenblatte" 1815. Nr. 85), „daß Schiller bei seiner Redaction grausam verfahren."

5) Näheres hierüber findet sich im literarischen Nachlasse der Frau von Wolzogen 1. Th. S. 260 fg. und in den daselbst mitgetheilten Briefen Karl August's S. 449—456.

man gewiß damit beschäftigt, entweder seine Stücke zu übersetzen, einzustudiren und zu spielen, oder wenigstens eine Probe davon zu halten." Natürlich waren ihm, wie dies zu geschehen pflegt, nur die misgünstigen, nicht die anerkennenden Urtheile Goethe's hinterbracht worden.

Außerdem hatte Goethe, ohnehin der Protector der Schlegel, dieser Hauptgegner Kotzebue's, im Herbste 1801 die Mittwochsgesellschaft gestiftet, und da Kotzebue die Aufnahme wünschte und ein weibliches Mitglied der Gesellschaft seine Aufnahme betrieb und auch einige andere Mitglieder in das Interesse zu ziehen wußte, einen Zusatz zu den Statuten der Gesellschaft gemacht, wonach die Einführung eines Gastes nur unter allgemeiner Zustimmung der übrigen Mitglieder stattfinden dürfe[6]). Daß dieser Zusatz ursprünglich gegen Kotzebue gerichtet war, konnte für Niemanden ein Geheimniß bleiben; Kotzebue aber mußte das um so empfindlicher vermerken, da in Weimar zu sein und nicht in diesen Cirkel aufgenommen zu werden ihm in der Meinung der klatschhaften weimarischen Gesellschaft einen harten Stoß versetzen mußte. Nun hatte zwar Kotzebue eine Gegengesellschaft gestiftet, die sich bei ihm an den Donnerstagsabenden zusammenfand, aber dies konnte ihm um so weniger genügen, da die geistige Elite der Stadt sich von diesem Cirkel meist fern hielt. Er kam daher auf den Einfall, ein Krönungsfest, eine Apotheose Friedrich Schiller's, zu veranstalten, nur um damit zu erklären, daß Schiller und nicht Goethe der größte Dichter, der Lieblingsdichter der Nation sei, dadurch Goethe wehe zu thun und vielleicht eine Trennung zwischen beiden Freunden herbeizuführen. Kotzebue hatte für diese merkwürdige Feier mehre angesehene Damen, z. B. Fräulein von Imhof und Sophie Mereau, gewonnen; Alles war im besten Gange, Tag und Stunde der Feier bereits auf den 5. März 1802 festgesetzt; da wurde zuerst von den Vorstehern der Bibliothek die Dannecker'sche Büste Schiller's, auf die man für das Schlußtableau gerechnet hatte, endlich auch der Saal des neuen Stadthauses, als der einzigen für die Feier passenden Räumlichkeit, durch den regierenden Bürgermeister aufs Entschiedenste verweigert. Auch noch andere Hindernisse kamen hinzu; kurz die Apotheose Schiller's konnte nicht stattfinden[7]). Die einzige Freude hatte Kotzebue (der bald darauf nach Berlin ging, um von hier aus im „Freimüthigen" seine Polemik gegen Goethe und die Schlegel fortzusetzen), daß durch diese beabsichtigte Kotzebue'sche Demonstration wenigstens die Mittwochsgesellschaft in der That auseinandergesprengt wurde[8]).

Das Verhältniß zwischen Goethe und Schiller dagegen blieb ungetrübt und ungestört, wenn auch die Einströmungen und Einwirkungen des einen Geistes auf den andern nicht mehr in so lebhafter und wirksamer Weise statt hatten wie früher. Jeder hatte den Gewinn, den er von dem Andern gezogen, zu dem seinigen geschlagen; Schiller, jetzt der eigentlich Producirende, wirthschaftete damit weiter, Goethe zog sich mehr beobachtend und genießend auf sich selbst zurück und setzte sich zur Ruhe. Der Ton, den Schiller in seinen spätern Briefen zuweilen anschlägt, beweist, daß er sich jetzt selbständig fühlte. Geriethen sie auf einen jener Differenzpunkte, die zwischen beiden bei aller Gemeinsamkeit des Strebens und der literarischen Interessen doch immer bestanden, so trat Schiller später viel selbstbewußter auf, und Goethe ließ dann meist den streitigen Punkt fallen, um bei der Reizbarkeit Schiller's den Spalt nicht zur Kluft zwischen beiden werden zu lassen. Goethe's damals aufs Höchste gesteigerte Vorliebe für griechische Kunst und Poesie hatte für Schiller etwas Drückendes: „Ich theile mit Ihnen," schreibt Schiller einmal, „die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wieder kommen kann, und das lebendige Product einer individuellen bestimmten Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen, sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." In diesen Worten liegt ebenso sehr eine Vertheidigung der Principien, nach denen Schiller seine spätern Tragödien dichtete, als eine gar nicht zu verkennende Verurtheilung der Kunstansicht, die sich Goethe allmälig zu eigen gemacht hatte, des hellenischen Princips der Schönheit, aus dem dann Dichtungen wie „Helena" u. s. w. hervorgingen. Daß Goethe in seiner zarten und vorsichtigen Weise hierauf schweig und die Debatte nicht fortsetzte, ist der beste Beweis, daß er in Schiller's Worten die Beziehung auf sich wohl erkannte. Auch in Be-

6) Schiller schrieb über diese Gesellschaft an Körner: „Es geht sehr vergnügt dabei zu, obwol die Gäste sehr heterogen sind. Der Herzog selbst und die fürstlichen Kinder werden auch eingeladen. Wir lassen uns nicht stören; es wird fleißig gesungen und poculirt; auch soll dieser Anlaß allerlei lyrische Kleinigkeiten erzeugen." In der That verdanken mehre gesellige Lieder Goethe's (z. B. das bekannte: „Mich ergreift, ich weiß nicht wie") und Schiller's (z. B. das Punschlied, das Gedicht an den Erbprinzen bei seiner Reise nach Paris u. s. w.) diesem gesellschaftlichen Kreise ihre Entstehung. Das weibliche Geschlecht war übrigens weitaus überwiegend darin vertreten. 7) Charlotte von Schiller schrieb, was hier wol zu erwähnen sein dürfte: „Der verunglückte fünfte März. Ein Schwank," in dem Kotzebue als „Firlefanz" auftritt. Er ist gedruckt in „Charlotte von Schiller und ihre Freunde." 1. Bd. 1860. Stuttgart, Cotta.

8) Näheres über das Kotzebue'sche Festproject findet man außer in Goethe's „Tag- und Jahresheften" in Falk's Schrift: „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt" (3. Aufl. S. 149 fg.) bei Ludecus, ferner in der Sammlung: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" (Berlin 1854.) Th. 1. S. 24 fg. Wie sich Schiller eigentlich zu dem Kotzebue'schen Project verhalten, ist nicht ganz klar. Goethe selbst versichert zwar: es sei Schiller bei der Sache nicht wohl zu Muthe gewesen; er habe sich krank melden wollen; fügt aber hinzu: „doch war er geselliger als ich, durch Frauen- und Familienverhältnisse fast genöthigt, diesen bittern Kelch auszuschlürfen," was doch zu beweisen scheint, daß Schiller nicht mit der nöthigen Energie gegen das Vorhaben eingeschritten sei, nicht entschieden genug seine Mißbilligung zu erkennen gegeben habe.

treff der volksthümlichen Poesie, für die Goethe immer ein lebhaftes Interesse an den Tag legte, gingen die Ansichten beider Dichter weit aus einander, und als Goethe einmal einen Aufsatz über den nürnberger Volksdichter Grübel an Cotta's neue politische Zeitschrift eingesandt hatte, nannte Schiller es eine „Unschicklichkeit," auf einen Mann wie Grübel an einer so öffentlichen Stelle die Aufmerksamkeit zu lenken. Dann und wann ließ aber auch Goethe einen leisen Vorwurf einfließen, so, wenn er einmal bemerkte, daß er keine Idee davon habe, wie man, gleich Schiller, beim l'Hombre Zerstreuung und Freude finden könne; er entschädige sich in solchen Augenblicken, wo er der Zerstreuung bedürfe, durch „mancherlei wissenschaftliche Spiele," wie Mineralogie u. dgl. Natürlich verdrängte seit Schiller's Uebersiedelung nach Weimar die mündliche Unterredung mehr und mehr den schriftlichen Gedankenaustausch; flüchtige Billete traten immer mehr an die Stelle ausgeführter Briefe und die Correspondenz floß fortan nur dann reichlicher, wenn Goethe, was nicht selten geschah, von Weimar abwesend war. Für die Welt ist dies immerhin ein Verlust. Im Uebrigen war und blieb, wie sich dies auch aus ihrem hauptsächlich und fast ausschließlich sich mit literarischen und ästhetischen Dingen beschäftigenden Briefwechsel erkennen läßt, die Freundschaft zwischen beiden Männern mehr eine Sache des Verstandes und der Intelligenz als des Gemüths, wie es sich in andern namhaft gewordenen Schriftstellerfreundschaften des vorigen Jahrhunderts, namentlich in denen Gleim's offenbart, blieb dafür aber auch frei von maßlosen Ansprüchen krankhafter Sentimentalität und war deshalb frei von Enttäuschungen und von um so längerer Dauer. Die Sentimentalitätsperiode war überhaupt damals schon vorüber.

Zu einer längern Abwesenheit von Weimar nöthigte Goethe im J. 1801 das Bedürfniß, seine Gesundheit wieder herzustellen, die durch einen bedenklichen Krankheitsanfall damals heftig erschüttert war. Von einem Aufenthalte in Jena, wo er sich eine Erkältung zugezogen hatte, im December 1800 nach Weimar zurückgekehrt, wurde er hier von einer Fieberkrankheit befallen, die sein Leben ernstlich bedrohte und seine Freunde für ihn fürchten ließ. Mehre Tage war er ohne Besinnung. Durch die Kraft seiner physischen Natur und sorgsam ärztliche Pflege (der Herzog hatte durch einen Eilboten den Hofrath Starke von Jena herüberkommen lassen) wurde die Gewalt der Krankheit gebrochen und im Februar 1801 war er bereits wieder so weit hergestellt, um mit erneuter Lust zum „Faust" zurückkehren zu können. Erquickend war für ihn ein Frühlingsaufenthalt auf dem Freigute zu Oberrosla, das er vor drei Jahren angekauft hatte. Wieland in seinem nahegelegenen Osmannstedt war sein geselliger Nachbar; auch fühlte er sich hier zu manchen kleinern Productionen (z. B. „Wanderer und Pachterin") wohlthätig angeregt. Sonst machte ihm der Besitz des Freiguts, das er auch bereits 1803 wieder losschlug, mehr Aerger als Freude [9]).

Der Gebrauch eines Bades wurde für ersprießlich gehalten und Goethe ließ sich um so lieber bestimmen, Pyrmont zu wählen, da er sich, wie er selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt, „nach einem Aufenthalte in Göttingen schon längst gesehnt hatte." Am 5. Juni reiste er von Weimar ab und am 7. Juni in der Dämmerung traf er in Göttingen ein. Hier bemerkte er einige Bewegung auf den Straßen: „Studirende kamen und gingen, verloren sich in Seitengäßchen und traten in bewegten Massen wieder vor. Endlich erscholl auf einmal ein freudiges Lebehoch! aber auch im Augenblicke war Alles verschwunden. Ich vernahm (erzählt Goethe weiter), daß dergleichen Beifallbezeigungen verpönt seien und es freute mich um so mehr, daß man es gewagt hatte, mich nur im Vorbeigehen aus dem Stegreife zu begrüßen." Er verkehrte in Göttingen besonders mit Blumenbach und Heyne und widmete begreiflicherweise den naturhistorischen und archäologischen Sammlungen besondere Aufmerksamkeit. Selbst die Reitbahn machte ihm vieles Vergnügen und wie Nichts in Goethe's Gesichtskreis treten konnte, ohne daß er etwas Bedeutendes darüber zu sagen wußte, so hat er auch bei dieser Gelegenheit über die Eigenschaften des Rosses und das Verhältniß zwischen Roß und Reiter einige treffliche Beobachtungen angestellt und in seinen „Tag- und Jahresheften" niedergelegt. In Pyrmont, aus dessen Baumpflanzungen er darauf schloß, daß es vor 20, 30 Jahren einen „trefflichen Bürgermeister" gehabt haben müsse, machte er zwar manche interessante Bekanntschaften und lehrreiche Ausflüge, aber das Wetter war meist schlecht und der Gebrauch des Mineralwassers bekam ihm schlecht und regte ihn nur noch mehr auf, weshalb er zuletzt darauf ganz Verzicht leistete. Von den Resultaten seines Aufenthalts wenig erbaut, verließ er Pyrmont am 17. Juli und nahm hierauf wieder einen längern Aufenthalt in Göttingen, hauptsächlich zu dem Zwecke, „die Lücken des historischen Theils der Farbenlehre, deren sich noch manche fühlbar machten, abschließlich auszufüllen." Einen großen Theil seiner Zeit verbrachte er auf der Bibliothek, studirte auch, nach Pütter, die Gelehrtengeschichte von Göttingen, ja ging sogar die Lectionskataloge vom Ursprunge der Akademie sorgfältig durch, „woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl ab-

9) Ein Brief der Herder vom Jahre 1806, mitgetheilt von H. Düntzer in seiner Sammlung: „Zur deutschen Literatur und Geschichte. Ungedruckte Briefe aus Knebel's Nachlaß" (Nürnberg 1858.) enthält darüber folgende wol etwas schadenfrohe Mittheilung: „Goethe hat das Roßla übertheuer mit 14,000 Thlrn. gekauft, mit schlechtem Hause und Stallung, alles baufällig und schlechter Gegend. Er hat darauf 6000 Thlr. bezahlt. Jetzt soll er abermals 4000 Thlr. abzahlen und sucht in Apolda und umliegender Gegend bei Rentbeamten und dergleichen das Geld zusammen!! Mit seinem Pachter, der ihm zwei Jahre den ordentlichen Pacht nicht gegeben hat, hatte er bei dem Hofgerichte einen Proceß, den er zwar gewonnen und den Pachter herausgeworfen hat, indessen aber Unkosten und Verdruß davongetragen." Goethe sagt in den „Tag- und Jahresheften" über diese Unannehmlichkeit in seiner Weise: „Der erste Pachter war auszullagen, ein neuer einzusetzen, und man mußte die Erfahrung für etwas rechnen, die man im Verfolge so fremdartiger Dinge nach und nach gewonnen hatte."

nehmen konnte." Häufig machte er in Begleitung seines Sohnes Spaziergänge nach dem an Fossilien reichen Heinberge. Viel verkehrte er auch wieder mit Blumenbach, Bouterweck, Meiners, Fiorillo u. s. w. „Ich müßte," schreibt er, „das ganze damals lebende Göttingen nennen, wenn ich Alles, was mir an freundlichen Gesellschaften, Mittags- und Abendtafeln, Spaziergängen und Landfahrten zu Theil ward, einzeln aufführen wollte." Sehr befriedigt von seinem Aufenthalte reiste er am 14. Aug. von Göttingen ab, begab sich über Hanöverisch-Minden nach Cassel, wo er mit den Seinigen und Meyer zusammentraf, und Gotha, wo er den aus Frankreich flüchtigen Herrn von Grimm kennen lernte und seinen Geburtstag in dem ihm zur Verfügung gestellten Sommerhause des Prinzen August feierte, und traf am 30. Aug. in Weimar wieder ein, wo den geselligen Herbst- und Winterfreuden im Kreise der Mittwochsgesellschaft die schon erwähnten Unannehmlichkeiten mit Kotzebue folgten.

Ein an sich grade nicht sehr erquickliches Geschäft rief ihn in demselben Jahre (1802) wiederholt nach Jena hinüber, wo er so gern weilte, in jenen Räumlichkeiten des alten Schlosses, in denen er, fern von den weimarischen Störungen, sich immer als ein glücklicher Mensch und zu Productionen wie kaum an einem andern Orte aufgelegt fühlte [10]). Es galt nämlich die von der Regierung angekaufte hinterlassene Bibliothek des verstorbenen Hofraths Büttner in Ordnung zu bringen und transportabel zu machen, was deshalb keine leichte Mühe war, weil die Bände über einander geschichtet und zum Theil noch ungebunden als eine „ungeordnete Masse" eine ganze Reihe von Gemächern im Seitengebäude des herzoglichen Schlosses füllten. Mehr Freude als dieses wüste Bücherchaos gewährte ihm sicherlich die Büttner'sche Sammlung physikalischer, namentlich optischer Instrumente, womit der Grund zu einem physikalischen Cabinete gelegt wurde, obschon sich darunter so manches Unbrauchbare befand. Manches hatte sich inzwischen in Jena geändert. Ziemlich gleichzeitig mit Schiller, im Jahre 1799, war Fichte von Jena weggegangen, nachdem er durch sein ungestümes Auftreten die Langmuth der Regierung endlich erschöpft und sie in die Nothwendigkeit versetzt hatte, ihm die Entlassung zu ertheilen. Aber immer noch war Jena, zum Theil durch neuen Zuzug, ein glänzender Sammelpunkt hervorragender Geister: hier weilten damals Tieck und die beiden Schlegel; hier hielten Schelling, der junge Hegel, damals Privatdocent und von Goethe gefördert, und Niethammer, Anhänger der Fichte'schen Doctrin, philosophische und naturphilosophische Vorlesungen. Goethe verschmähte nicht, von allen diesen Anregung und Belehrung zu empfangen; am liebsten aber trieb er Physik mit Ritter, Anatomie mit Loder und Studien über Licht- und Farbenerscheinungen mit Himly.

10) Es wird erzählt, daß Goethe an einem weißen Fensterpfeilen in „Knebel's alter Stube" angemerkt habe, was er von einiger Bedeutung in diesem Zimmer seit dem 21. Nov. 1798 gearbeitet hatte; dieses interessante Autographon sei leider bei einer spätern Restauration des Gemaches von den Arbeitern verlöscht worden

In diese Zeit fällt der Neubau des lauchstädter Theaters, bisher ein bloßes wenig bequemes Breterhaus, in welchem die weimarische Truppe während der Badesaison zu spielen pflegte. Goethe gab, von den Baumeistern des neuen Residenzschlosses zu Weimar unterstützt, den Plan an und Karl August bewilligte die dazu erforderliche Summe. Am 26. Juni wurde das neue Theater mit einer Vorstellung des Goethe'schen „Tasso" eröffnet, eingeleitet durch ein von Goethe rasch hingeworfenes Vorspiel „Was wir bringen," welches großes Glück machte und später auch mit einem Prologe des Dichters in Weimar wiederholt wurde. Außerdem überraschte Goethe seine Freunde, die ihm mit einer so großen Aufgabe nicht beschäftigt glaubten, im J. 1803 mit dem ersten Theile seiner „Natürlichen Tochter," an welchem er seit 1801 im Stillen gearbeitet hatte. Die erste Idee hierzu war ihm bereits gegen Ende des Jahres 1799 bei der Lecture der kurz zuvor veröffentlichten Memoiren der Prinzessin von Bourbon-Conti gekommen. Dieses Stück beweist abermals, wie wenig diejenigen recht haben, welche zu versichern fortfahren, daß Goethe gegen die Zeitbewegungen verschlossen und unempfindlich gewesen; nur verarbeitete er die Eindrücke, die er von ihnen empfing, in seiner Weise, die mit der heftigen Erregungstheorie der Parteien allerdings nicht sehr im Einklange stand. Leider ist nur dieser erste Theil der auf eine Trilogie veranlagten Dichtung zu Stande gekommen, und in diesem handelt es sich nur um die Exposition, um die Darstellung, wie sich das drohende Unwetter einer Revolution in den höchsten Regionen und Ständen in Folge ihrer Zerklüftungen, Intriguen und Parteiungen vorbereitet. Dieser erste Theil kam am 2. April 1803 in Weimar zur Aufführung, die vielleicht besser unterblieben wäre; denn die im Ganzen kalte Aufnahme, welche dieser Theil der Dichtung bei dem weimarischen Publicum und dann auch bei der teutschen Nation fand, hat wol viel dazu beigetragen, dem Dichter die Fortsetzung zu verleiden. Für die Bühne ist das Stück, dem es an wirksamer Handlung und an scharf individualisirten Charakteren gebricht — denn die Personen sind im Grunde nur symbolische Vertreter ihres Standes und der betreffenden Standesinteressen — durchaus nicht geeignet. Aber der denkende Theil der Nation, Schiller, Fichte, Herder, war entzückt von der edlen Haltung, der aufs Sauberste ausgearbeiteten Sprache, dem hohen Sinne im Ganzen und der Fülle von treffenden Gedanken. Der zweite Theil der Dichtung sollte auf dem Landgute, dem Aufenthalte Eugeniens, vorgehen, der dritte in der Hauptstadt, „wo mitten in der größten Verwirrung das wiedergefundene Sonett freilich kein Heil, aber doch einen schönen Augenblick würde hervorgebracht haben." Von der lebhaften Beschäftigung Goethe's mit französischer Literatur, welcher sich Goethe damals hingab, zeugt weiter auch die im nächsten Jahre unternommene Uebersetzung der zu jener Zeit nur noch als Handschrift bestehenden Schrift von Diderot „Der Neffe Rameau's," die einem neuern dramatischen Dichter, E. Brachvogel, zu dem gerngesehenen Bühnenstücke „Narciß" Anregung und Idee verschafft hat.

Außerdem gab er sich in diesen Jahren sehr lebhaft mit Theorie und Geschichte der bildenden Künste ab. Die Propyläen, die sehr viele und zum Theil werthvolle Abhandlungen von Goethe's Hand enthielten, waren freilich schon im J. 1800 eingegangen, und zwar wie schon früher Schiller's „Horen," aus Mangel an genügender Theilnahme. Schiller äußerte sich damals in einem Briefe an Goethe mit nur zu großem Rechte: was Cotta von dem Absatze der Propyläen schreibe, zeige das kunsttreibende und kunstübende Publicum in Teutschland „von einer noch viel kläglichern Seite, als man bei noch so schlechten Erwartungen je hätte denken sollen." Direct suchte nun Goethe auf Hebung der einheimischen Kunst zu wirken, indem er als hervorragendstes Haupt der „weimarischen Kunstfreunde" Preisaufgaben stellte und erst in den „Propyläen" und nach deren Erlöschen in der „Allgemeinen Literaturzeitung" die eingegangenen Zeichnungen und Gemälde in ausführlichen kritischen Abhandlungen besprach. Doch ist nicht zu leugnen, daß er zu einseitig von der ausschließlichen Pflege des griechischen Kunstideals alles Heil erwartete. Diese exclusiv hellenische Richtung läßt sich nun einmal dem teutschen wie überhaupt irgend einem modernen Volke mit Gewalt nicht aufdrängen und indem sich Goethe dieser Richtung auch in seinen eigenen Schöpfungen um diese Zeit nur zu sehr hingab, stand er mit diesen zuletzt dem teutschen Volke fast fremdartig gegenüber. So mußte denn auch Goethe sein mit so großer Liebe gepflegtes Unternehmen, das der weimarischen Ausstellungen, scheitern sehen, wozu freilich auch die Ungunst der Zeiten wesentlich mitwirkte. Im J. 1805 fand die letzte dieser Kunstausstellungen in Weimar statt; es war die siebente. In dasselbe Jahr fällt das von Goethe und Wolf gemeinsam gearbeitete Werk „Winckelmann und sein Jahrhundert," dessen erste Abtheilung von Goethe herrührt und eine seiner vortrefflichsten Arbeiten in Prosa ist [11]).

Das Jahr 1803, um auf dieses zurückzukommen, war für Weimar und für das gesammte Teutschland ein Trauerjahr, indem gegen den Schluß desselben, am 18. Dec., Herder der Welt durch den Tod entrissen wurde. Es ist schon früher, bei Gelegenheit der italienischen Reise Herder's, der Irrungen und Misverständnisse gedacht worden, durch welche das zwischen ihm und Goethe bestehende und namentlich um 1783 zu einer wahrhaften Innigkeit gediehene Freundschaftsverhältniß in bedauerlicher Weise getrübt und gestört wurde. Der größte Theil der Schuld fällt hierbei auf Herder; indessen doch nicht auf ihn ausschließlich. Je mehr Goethe sich den Theateranlegenheiten widmete, welche Herder gänzlich fern lagen, um so mehr verringerten sich die geistigen Berührungspunkte zwischen beiden. Das Treiben Goethe's in dieser Richtung mochte Herder von seinem Standpunkte oft ziemlich nichtig, Goethe's wenigstens nicht immer ganz würdig erscheinen; er mochte bedauern, daß Goethe seine unermeßlichen Gaben, die Herder sehr wohl und in ganzem Umfange zu schätzen wußte, so sehr zersplitterte. Goethe's enges Verhältniß mit Schiller, mit dem Herder auf gespanntem Fuße stand, gab dann seiner Freundschaft mit ihm den Todesstoß; hatten doch beide in den „Xenien," die ihm überhaupt als ein sehr unlösliches Unternehmen erschienen, grade mehre seiner besten Freunde schonungslos behandelt. Hierzu kam, daß Herder, wenn auch noch so freisinnig als Theolog, doch immer Geistlicher war, der seinen Stand vor der Welt mit möglichster Würde repräsentiren mußte und daß er durch das unkirchliche Verhältniß Goethe's mit Christiane Vulpius zwischen seiner Freundschaft und seiner Amtswürde nicht wenig ins Gedränge gebracht wurde. Herder's Gattin, eine so große Verehrerin Goethe's sie auch war, konnte doch diese Verehrung nicht auch auf sein „Mädchen" übertragen. Unter den Frauen Weimars fanden überdies allerlei Eifersüchteleien und Rivalitäten statt und ebenso wenig als Herder mit den meisten jetzigen Freunden Goethe's auf gutem Fuße stand, ebenso wenig mochte die Herder mit den Frauen verkehren, in deren Kreise sich Goethe bewegte. Von leidenschaftlichem Temperament pochte sie auf ihre Stellung als Generalsuperintendentin gegenüber den Ansprüchen, welche die adeligen Damen geltend machten. Diese, darunter auch Charlotte von Schiller, bildeten den wesentlich aristokratischen Kreis der von Goethe gestifteten Mittwochsgesellschaft, von dem Karoline Herder ausgeschlossen war oder sich freiwillig ausgeschlossen hatte; denn der von Herder erworbene Adel galt wenig in den Augen der weimarischen Damen, welche sich zum Vollblutsadel rechneten. So konnte es an Differenzen und Zerwürfnissen zwischen dem Herder'schen Kreise einerseits und dem Goethe-Schiller'schen Kreise andererseits nicht fehlen. Goethe selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften" 1795 über dieses Zerwürfniß: „Herder fühlte sich von einiger Entfernung, die sich nach und nach hervorthat, betroffen, ohne daß dem daraus entstehenden Misgefühle wäre abzuhelfen gewesen. Seine Abneigung gegen die Kant'sche Philosophie und daher auch gegen die Akademie Jena hatte sich immer gesteigert, während ich mit beiden durch das Verhältniß zu Schiller immer mehr zusammenwuchs. Daher war jeder Versuch, das alte Verhältniß herzustellen, fruchtlos." Allerdings wurde durch die von Herder, wie Goethe selbst anerkennt, „nach seiner edeln Weise" verrichtete Confirmation August Goethe's wieder eine Annäherung angebahnt [12]), aber ein eigenthümlicher Vorfall störte dieses „reine Vernehmen" wieder. Schaefer erzählt: „Bald nach der Aufführung des neuen Goethe'schen Drama's wohnten beide im jenaischen Schlosse zusammen unter einem Dache und beide sahen sich häu-

11) Vergl. über diese Kunstbestrebungen Goethe's den Aufsatz von Danzel: „Goethe und die weimarischen Kunstfreunde in ihrem Verhältniß zu Winckelmann" in den „Blättern für literarische Unterhaltung." 1846. Nr. 282—289.

12) Die betreffende Stelle in den „Tag- und Jahresheften" lautet: „Die Confirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edeln Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge." Als den Confirmationstag gibt Schaefer den 15. Juni 1802 an; Goethe selbst in seinen „Tag- und Jahresheften" versetzt ihn in das Jahr 1801, kurz vor seine Reise nach Pyrmont.

figer. Herder begann eines Abends sich über die Schönheiten dieser Dichtung in ausführlichem Gespräche auszulassen. Allein die schöne Freude sollte Goethe nicht lange gegönnt sein: denn er endigte mit einem zwar heiter ausgesprochenen, aber höchst widerwärtigen Trumpf, wodurch das Ganze, wenigstens für den Augenblick, vor dem Verstande vernichtet ward." Schaefer vermuthet unter dem „widerwärtigen Trumpf" irgend eine unzarte Anspielung auf den Titel des Stücks mit naheliegender Beziehung auf ein persönliches Verhältniß Goethe's. So bestätigte sich auch in diesem Falle Goethe's Bemerkung, daß man zu Herder nicht kommen könne, „ohne sich seiner Milde zu erfreuen," und nicht von ihm gehen könne, „ohne verletzt zu sein." Kurz, Goethe fühlte sich auch diesmal tief verletzt, sah Herder an und schwieg. Es war das letzte Mal, daß sich beide sahen; denn während seiner letzten Krankheit mußte Herder mit Besuchen verschont werden, und so wurde auch Goethe, der ihn wirklich zu besuchen kam, nicht vorgelassen. Herder's Tod machte jedoch auf Goethe einen tiefen Eindruck und wie Henriette von Knebel an ihren Bruder schreibt, habe Goethe bei der Kunde von seinem Tode ausgerufen: er möchte am liebsten mit Herder begraben sein.

Die Jahre 1802—1804 waren besonders reich an interessanten Bekanntschaften. Im erstern Jahre kam Voß, der sein Rectorat in Eutin eben niedergelegt hatte, nach Jena und wurde von Goethe, diesem begeisterten Verehrer der Voß'schen „Luise," wie ein alter Freund aufs Liebevollste empfangen und behandelt, was sich auch um so eher denken läßt, da Goethe grade damals für hellenische Kunst und Poesie, besonders aber für die Homerischen Dichtungen, wahrhaft leidenschaftlich eingenommen war und er über dieses Thema von Voß manche neue Aufschlüsse zu erhalten hoffen durfte und auch wirklich erhielt. Außerdem waren es namentlich Voß' Theorien und Neuerungen in Betreff der Zeitmessung der teutschen Sprache, welche zwischen beiden Männern aufs Lebhafteste erörtert wurden. Durch seine noch zu erwähnende Recension der Gedichte von Voß bewies Goethe, wie wohlwollend und tief er sich in das Eigenartige der Voß'schen Poesie und in dessen eigenthümliche Bedeutung als Dichter eingelebt hatte. Goethe selbst bemerkt über sein Verhältniß mit ihm: „Voß war nach Jena gezogen und zeigte Lust, sich anzukaufen; seine große umsichtige Gelehrsamkeit, wie seine herrlichen poetischen Darstellungen, die Freundlichkeit seiner häuslichen Existenz zog mich an und mir war Nichts angelegener, als mich von seinen rhythmischen Grundsätzen zu überzeugen. Dadurch ergab sich denn ein höchst angenehmes und fruchtbares Verhältniß." Schmerzlich berührte es Goethe, als Voß trotz aller liberalen Anerbietungen, die man ihm machte, um ihn in Jena festzuhalten, einem Rufe nach Heidelberg folgte, wohin er seiner ganzen Art nach weniger paßte. Dem inzwischen am weimarischen Gymnasium angestellten Sohne des Dichters der „Luise," Heinrich, blieb Goethe stets ein wohlwollender Freund, wie wieder jener an diesem mit wahrer kindlicher Zärtlichkeit hing.

Um dieselbe Zeit wurde Friedrich Wilhelm Riemer, eben aus Italien, wohin er Wilhelm von Humboldt als Erzieher in dessen Familie begleitet hatte, in Gesellschaft Fernow's zurückgekehrt, von Goethe zum Erzieher seines Sohnes gewählt. Riemer, bekannt durch sein „griechisch-teutsches Wörterbuch," durch die Herausgabe des Goethe-Zelterschen Briefwechsels, der „Briefe von und an Goethe" u. s. w., ging Goethe vielfach bei seinen Studien und Arbeiten zur Hand und leistete ihm auch wol die Dienste eines Secretairs. Er blieb neun Jahre im Goethe'schen Hause, erhielt dann eine Anstellung am Gymnasium und starb im J. 1845 als Oberbibliothekar. Für Goethe war Riemer ein wenn auch nicht in anderer Hinsicht ausreichender, doch durch Dienstfertigkeit willkommener Ersatz für Heinrich Meyer, der inzwischen, um Weihnachten 1802, das Goethe'sche Haus verlassen und sich verheirathet hatte. Es war Goethe's Bedürfniß gewesen, sich mit Meyer täglich über sein liebes Italien und italienische Studien zu unterhalten; die geringe Entfernung gestattete jedoch, „daß weder Hinderniß noch Pause jemals empfunden ward."

Eine große Bewegung brachte in der weimarischen Gesellschaft ein Besuch der Frau von Staël hervor, die in Gesellschaft Benjamin Constant's, des Uebersetzers von Schiller's „Wallenstein," nach Weimar gekommen war, um die großen teutschen Geister von Person kennen zu lernen und nebenbei zu ihrem berühmten Werke „De l'Allemagne" Materialien zu sammeln. Nebenbei wollte aber „auch sie gekannt sein," wie Goethe bemerkt. Dieser beeilte sich nicht, der Staël wegen von Jena nach Weimar herüberzukommen, sondern ließ sich dazu Zeit und betrug sich auch überhaupt gegen die Staël, da ihm alles Auflauern und Aushorchen zuwider war, sehr reservirt. Kein Wunder, daß sie ihn etwas steif und abgemessen fand, obschon sie zugestand, daß er auch im Reden bewundernswerth sei, wenn man ihn einmal dazu bringe. Henriette von Knebel schreibt, die Staël habe über Goethe geäußert, „qu'il pouvait être aimable quand il était serieux, mais qu'il ne devait jamais plaisanter." Freilich muß man bedenken, daß die Staël den Vortheil hatte, sich ihrer Muttersprache bedienen zu dürfen, und daß überhaupt Goethe's Gedanken viel zu viel Tiefe und Schwere hatten, um sich in französischer Sprache, die er ohnehin nicht so leicht und bequem zu handhaben vermochte wie die teutsche, vollkommen angemessen darstellen zu lassen. Lewes bemerkt wol sehr mit Recht: „Sie (die Staël) sah niemals den wirklichen, sondern nur einen gemachten Goethe." Im Ganzen sahen die Männer die geistreiche, dabei aber auch bisweilen etwas impertinente Französin, die ihnen so viel Unruhe und Kopfzerbrechen gemacht, sehr gern scheiden, nachdem sie sich vom 14. Dec. 1803 bis zu Anfang März 1804 in Weimar aufgehalten. Ganz entzückt von ihr waren die Frauen, denen sie auf Kosten der Männer allerlei Schmeicheleien sagte. Es ist kaum zu glauben, mit welchem Jubel die weibliche Gesellschaft alle jene Impertinenzen der Französin aufnahm, welche den Männern am weimarischen Hofe, die ihr freilich manche schwache Seiten darbieten mochten, da sie Hofleute sein wollten, ohne

einen großen Hof zu repräsentiren, zum Theil aber sogar den großen Autoren selbst galten, jedenfalls aber für die Teutschen ehrenrührig waren [13]). Indessen muß man ihr diese Impertinenzen doch wieder verzeihen, da sie dieselben durch ihr Werk über Teutschland wieder gut gemacht hat, ein Werk, von dem Goethe in seinen „Tag- und Jahresheften" bemerkt, es sei „als ein mächtiges Rüstzeug anzusehen, das in die chinesische Mauer antiquirter Vorurtheile, die uns von Frankreich trennte, sogleich eine breite Lücke durchbrach, sodaß man über dem Rheine und im Gefolge dessen über dem Kanale endlich von uns nähere Kenntniß nahm, wodurch wir nicht anders als lebendigen Einfluß auf den fernern Westen zu gewinnen hatten." Er fügt hinzu: „Segnen wollen wir also jenes Unbequeme und den Conflict nationeller Eigenthümlichkeiten, die uns damals ungelegen kamen und keineswegs förderlich erscheinen wollten."

Und unbequem war sie auch Goethe in hohem Grade, da sie Nichts von der teutschen Art besaß, über irgend etwas nachzusinnen, sondern über alles und jedes gleich ein Urtheil fertig hatte und dieselbe Virtuosität auch von Andern verlangte. In anspruchsvollster Weise suchte sie selbst einem Goethe und Schiller gegenüber ihre Ansichten geltend zu machen; „sie wollte," wie Goethe bemerkt, „Leidenschaften erregen, gleichviel welche;" sie trieb es in Reden und Wechselreden gewöhnlich „bis zu den Angelegenheiten des Denkens und Empfindens, die eigentlich nur zwischen Gott und dem Einzelnen zur Sprache kommen sollten." Dabei hatte sie „als Frau und Französin immer die Art, auf Hauptstellen positiv zu verharren und eigentlich nicht genau zu hören, was der Andere sagte." Goethe bemerkt weiter: „Da sie keinen Begriff hatte von dem, was Pflicht heißt, und zu welcher stillen gefaßten Lage sich derjenige, der sie übernimmt, entschließen muß, so sollte immerfort eingegriffen, augenblicklich gewirkt, sowie in der Gesellschaft immer gesprochen und verhandelt werden." Das war das, was sie „Philosophiren" nannte. In dieselbe Manier einzugehen war Goethe nicht gemeint. Er bemerkt: „Durch alles dieses war der böse Genius in mir aufgeregt, sodaß ich nicht anders als widersprechend dialektisch und problematisch alles Vorkommende behandelte und sie durch hartnäckige Gegensätze oft zur Verzweiflung brachte." Doch gesteht er, sie sei dann erst recht liebenswürdig gewesen und ihre Gewandtheit im Denken und Erwidern habe sich dann auf die glänzendste Weise dargethan. Im Ganzen fügte er sich wol ihrer etwas lästigen und aufdringlichen, wenn auch interessanten Gegenwart, aber er vermied sie doch, wo es nur immer geschehen konnte; namentlich ließ er sich eines Abends entschuldigen, wo sie „Phädra" vortrug; denn „auch vorlesend und declamirend wollte Frau von Staël Kränze erwerben." Einmal, als sie zusammen bei der Herzogin Amalie zum Abendessen waren, verhielt sich Goethe, wie er dies häufig in personenreichen Gesellschaften that, still und nachdenklich. Da sagte Frau von Staël: sie möge Goethe überhaupt nicht, wenn er nicht eine Bouteille Champagner getrunken habe, worauf Goethe halblaut zu seiner Nachbarschaft bemerkte: „Da müssen wir uns denn doch schon manchmal zusammen bespitzt haben." Goethe hatte nun die Lacher auf seiner Seite. Wol studirte er auch an ihr wie an einem interessanten, ungewöhnlichen Phänomen, aber im Ganzen war auch er wie die übrigen Männer sicherlich froh, als der geistreiche Kobold sich aus Weimar verabschiedete.

In die Jahre von 1800—1804 fallen ferner an neuen Bekanntschaften: die mit dem Philologen Gottfried Hermann, den er bei einem Besuche in Leipzig 1800 kennen lernte und später wiederholt in Karlsbad sah; mit dem Musikdirector Zelter aus Berlin [14]), ihm in manchen Charaktereigenschaften verwandt, mit dem er in Folge der ihm mitgetheilten Compositionen mehrer seiner Lieder und Balladen in einen lebhaften (am lebhaftesten von 1814 an) und dauernden Briefwechsel trat, der, von Riemer herausgegeben, 6 Theile und die Jahre 1796 bis 1832 umfaßt; mit Johannes von Müller, welcher sich 1804 zwei Wochen in Weimar aufhielt; mit Friedrich August Wolf, mit dem (in Lauchstädt oder Halle) einen Tag zuzubringen ihm „ein ganzes Jahr gründlicher Belehrung einzutragen" schien. Dagegen war der Wegzug mehrer der bedeutendsten Lehrer von Jena, eines Hufeland, Schelling, Paulus, Loder, der Tod des trefflichen Batsch, nach dessen Ableben Goethe selbst das Präsidium der naturforschenden Gesellschaft übernahm, ein harter Schlag. Man suchte zwar die Lücken, so gut es ging, wieder auszufüllen, erweiterte die vorhandenen Institute, errichtete 1804 das anatomische Museum, aber den Glanz, mit dem Jena während der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts leuchtete, hat diese Hochschule auch späterhin nie wieder gewonnen. Mit dem Wegzuge des Professors Schütz nach Halle drohte auch das Erlöschen der Jena'schen „Allgemeinen Literaturzeitung," aber auf Goethe's eifrigen Betrieb wurde sie unter Eichstädt's Redaction fortgesetzt und Goethe selbst bereicherte sie fortan mit manchen ausführlichen kritischen Arbeiten; doch that ihr das von Schütz neu begründete Concurrenzunternehmen, die Halle'sche Literaturzeitung, immerhin Abbruch. Goethe legte übrigens den größten Werth darauf, daß die so „hochgeschätzte" Literaturzeitung für Jena erhalten werde; er sagt gradezu: „Die Sache war von der größten Bedeutsamkeit und es ist nicht zu viel gesagt: diese stille Einleitung (zur Wegverlegung der Literaturzeitung) bedrohte die Akademie für den Augenblick mit völliger Auflösung." Auch hatte Kotzebue im „Freimüthigen" in der That schadenfroh aufgejubelt: mit der Akademie Jena, die schon so großen Verlust an tüchtigen Professoren erlitten, sei es nun völlig zu Ende, indem die allgemeine Literaturzeitung nun auch fortverlegt werde. Alle jene Personaländerungen legt Goethe übrigens auch

13) Vergl. hierüber den schon oben angeführten Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette. Letztere selbst fühlte übrigens das Beleidigende, was in den Bonmots der Französin lag, auch nicht heraus.

14) Zelter verweilte im Jahre 1803 14 Tage in Weimar. Goethe rühmt an ihm den „redlichen, tüchtig bürgerlichen Ernst" und das Streben nach sittlich ästhetischer Bildung.

den Einflüssen der französischen Revolution zur Last; er bemerkt: „Seit der französischen Revolution war eine Unruhe in die Menschen gekommen, dergestalt, daß sie entweder an ihrem Zustande zu ändern, oder ihren Zustand wenigstens dem Orte nach zu verändern gedachten." Eher gern gesehen als bedauert wurde der Weggang des Aushorchers Böttiger, des „Ubique," nach Dresden; doch hat Schaefer wol nicht ganz unrecht, wenn er bemerkt: „Gleichwol möchte nicht in Abrede zu stellen sein, daß er in seinem Heroldsamte den Dichtern Weimars auch mehrfach genutzt hat."

Was die productive Thätigkeit Goethe's betrifft, so war dieselbe um diese Zeit sehr ins Stocken gerathen. Dies lag wol weniger an den vorgeschrittenen Jahren oder sonstigen Lebensverhältnissen des Dichters als an den verstimmenden Zeitverhältnissen und an seiner neuesten, allzu hellenisirenden Richtung, die ihn von den nationalen Lebensquellen, woraus er früher geschöpft, mehr und mehr und wider sein Wissen entfernte. Er opferte seinen Schöpfungstrieb einem zu eigensinnig auf die Spitze getriebenen Prineipe. Da er nun hiermit bei der Nation im Großen keinen Anklang fand, so suchte er immer mehr einen Ersatz in geschäftlicher praktischer Thätigkeit, und so viel Gutes er auch auf diesem Wege dem weimarischen Ländchen geleistet hat, so sehr schadete sie doch wieder seiner poetischen Productivität. Zwar wandte er sich grade jetzt wieder zu einer Schöpfung zurück, die einer Periode angehört, welche man als die specifisch gothische im Gegensatze zu der späteren hellenischen bezeichnen möchte; er richtete nämlich den „Götz von Berlichingen" für die Bühne ein, in welcher Gestalt das Stück 1804 aufgeführt wurde; aber die zum Zweck der Inscenesetzung unternommenen Aenderungen, an die Goethe ohnehin nicht mit sehr großer Liebe gegangen war, fanden nicht viel Beifall. Der Geschmack war freilich wenigstens unter den Gebildeten inzwischen ein anderer geworden. Und doch läßt sich nicht leugnen, daß sich in den letzten Scenen auch dieser Bühnenbearbeitung eine gewaltige dramatische Schlagkraft offenbart, daß der Held und die meisten Personen des Stücks wirksame Theaterfiguren sind und daß sich die lebendige Frische der Dichtung unvertilgbar zeigt, nur traten die Brüche und Risse, die einmal der Composition ihrer ganzen Natur nach anhaften, auf der Bühne noch greller hervor als bei der Lecture. Noch weniger wollte es mit der „Stella" gelingen, die von Schiller für die Bühne zurecht gemacht wurde. Ueberhaupt läßt sich nicht wohl einsehen, was Goethe für sich, das Publicum und die dramatische Poesie zu erreichen hoffte, wenn er ein an sich schwaches und nun gänzlich veraltetes Stück wie „Stella" wieder auf der Bühne ins Leben zu treten nöthigte.

Das Ersprießlichste, was Goethe um diese Zeit für die Bühne that, war die Förderung, welche er seinem Freunde Schiller angedeihen ließ, nicht blos dadurch, daß er für die Inscenirung seiner Stücke aufs Beste bemüht war, sondern noch mehr dadurch, daß er ihm bei ihrer Abfassung mit seinem Rathe zur Hand ging. Schon beim „Wilhelm Tell" hatte er ihm die nützlichsten Fingerzeige gegeben und ihm den reichen Schatz seiner in der Schweiz selbst gewonnenen unmittelbaren Anschauungen zur Verfügung gestellt, sodaß sich sein wohlthätiger Einfluß in vielen der lebendigsten Scenen, in der Auffassung persönlicher und ständischer Gerechtsame, in der Localfärbung, in den Volks- und Hirtenscenen, in der Darstellung des Charakters wie der Häuslichkeit Tell's sehr wohl erkennen läßt. Auch den Plan zum „Demetrius," der, so weit er vollendet, auch diesen Goethe'schen Einfluß in manchen realistischen Zügen verräth, hatte er mit Schiller bis ins Einzelnste durchgesprochen. Aber der „Demetrius" sollte ein Torso bleiben; denn Schiller wurde plötzlich durch einen so früh noch nicht erwarteten Tod hinweggerafft. Schiller hatte, möchte man sagen, durch die Gewalt der Psyche und der bloßen Willenskraft schon so oft dem ihm drohenden Tode den Sieg abgewonnen; in seinem Festspiele „Die Huldigung der Künste" (aufgeführt am 12. Nov. 1804 zur Begrüßung der jungen Gemahlin des Erbprinzen, der russischen Prinzessin Maria Paulowna) und in den ausgeführten Scenen des „Demetrius" hatte sich noch eine solche wunderbare Frische des Geistes offenbart, daß man sich wenigstens für die nächste Zeit den besten Hoffnungen hingeben konnte. Goethe selbst litt während des Winters an einer heftigen Nierenkolik, welche seinen Arzt wegen gänzlicher Wiederherstellung besorgt machte; auch Schiller war längere Zeit krank, erholte sich aber früher als Goethe und besuchte ihn nach seiner Wiedergenesung. Dieses Wiedersehen soll nach des jüngern Voß Versicherung außerordentlich rührend gewesen sein. Zum letzten Male sahen sich beide Freunde am 30. April 1805, als Schiller grade ins Theater gehen wollte. „Ein Misbehagen," erzählt Goethe, „hinderte mich, ihn zu begleiten, und so schieden wir vor seiner Hausthür, um uns niemals wiederzusehen." Bald darauf erkrankte Schiller schwer und am 9. Mai Abends hatte er ausgeathmet. War Goethe schon während Schiller's Krankheit aufs Aeußerste niedergeschlagen und von banger Ahnung erfüllt gewesen, so versetzte ihn die Nachricht von seinem Tode in die tiefste Betrübniß. „Er ist todt!" rief er, und bedeckte die Augen mit den Händen. In der Nacht vorher hatte man ihn heftig weinen gehört; man hatte ihm vergebens den bedenklichen Zustand Schiller's zu verbergen gesucht [15]).

Goethe beklagte, „mit Schiller die Hälfte seines Daseins verloren zu haben;" ihm ein Denkmal zu stiften, in ihm und mit ihm fortzuleben, indem er den „Demetrius" fortsetzte, erschien ihm als der höchste, als der einzige Trost; aber er sah ein, wie schwierig es sei, die

15) So nach den Briefen von Heinrich Voß, herausgegeben von Abr. Voß, 1834. Schwab's Behauptung in seinen Nachrichten über Schiller's Begräbniß, daß Goethe die Nachricht von Schiller's Tode erst nach dessen Beerdigung erhalten habe, soll, nach Schaefer's Meinung, sich mit den übrigen Berichten nicht vereinigen lassen. Goethe's eigene Worte: „Bei dem Zustande meines Körpers und Geistes, die nun aufrecht zu bleiben aller eigenen Kraft bedurften, wagte Niemand die Nachricht von seinem Scheiden in meine Einsamkeit zu bringen," lassen über den Zeitpunkt, wo man ihm die Trauernachricht hinterbracht, im Unklaren.

Dichtung in Schiller's Geiste zu vollenden, und er stand von einem Unternehmen ab, dem sich später viel geringere, dem Geiste Schiller's weniger verwandte Kräfte gewachsen glaubten. Goethe schreibt in seinen „Tag- und Jahresheften" über seine Absicht, den „Demetrius" zu vollenden, die erschütternden Worte: „Aller Enthusiasmus, den die Verzweiflung bei einem großen Verluste in uns aufregt, hatte mich ergriffen. Frei war ich von aller Arbeit, in wenigen Monaten hätte ich das Stück vollendet. Es auf allen Theatern zugleich gespielt zu sehen, wäre die herrlichste Todtenfeier gewesen, die er selbst sich und den Freunden bereitet hätte. Ich schien mir gesund, ich schien mir getröstet. Nun aber setzten sich der Ausführung mancherlei Hindernisse entgegen, mit einiger Besonnenheit und Klugheit vielleicht zu beseitigen, die ich aber durch leidenschaftlichen Sturm und Verworrenheit nur noch vermehrte; eigensinnig und übereilt gab ich den Vorsatz auf, und ich darf noch jetzt nicht an den Zustand denken, in welchen ich mich versetzt fühlte. Nun war mir Schiller eigentlich erst entrissen, sein Umgang erst versagt. Meiner künstlerischen Einbildungskraft war verboten, sich mit dem Katafalk zu beschäftigen, den ich ihm aufzurichten gedachte, der länger als jener zu Messina das Begräbniß überdauern sollte; sie wendete sich nun und folgte dem Leichname in die Gruft, die ihn gepränglos eingeschlossen hatte. Nun fing er mir erst an zu verwesen; unleidlicher Schmerz ergriff mich, und da mich körperliche Leiden von jeglicher Gesellschaft trennten, so war ich in traurigster Einsamkeit befangen. Meine Tagebücher melden Nichts von jener Zeit; die weißen Blätter deuten auf den hohlen Zustand, und was sonst noch an Nachrichten sich findet, zeigt nur, daß ich den laufenden Geschäften ohne weiteren Antheil zur Seite ging und mich von ihnen leiten ließ, anstatt sie zu leiten." Erst nach Monaten raffte er sich aus diesem „hohlen Zustande" auf und verfaßte jenen schönen „Epilog," in welchem er seinen verstorbenen Freund verherrlichte, wie noch kein Dichter von einem gleichgroßen Dichter verherrlicht wurde; dieser Epilog ist ein Denkmal, das den Feiernden fast mehr noch ehrt als den Gefeierten. Bei einer zum Andenken Schiller's am 10. August auf dem lauchstädter Theater veranstalteten Aufführung der Schiller'schen „Glocke," deren einzelne Rhapsodien unter den verschiedenen Mitgliedern der Gesellschaft vertheilt waren, sprach die Muse diesen Weihegesang, unter der emporschwebenden Glocke hervortretend.

Einige interessante Besuche, darunter der des Philologen Wolf, dessen Gespräche stets höchst anregend und belehrend auf ihn wirkten, und Jacobi's, welcher auf seiner Uebersiedelungsreise nach München bei seinem alten Freunde in Weimar einkehrte, thaten das Ihrige, um Goethe zu zerstreuen und ihn dem Leben und seinen höhern Aufgaben wieder zu gewinnen. Bei allen Differenzen, welche auch diesmal zwischen Goethe und Jacobi hervortraten, wirkte doch des letztern Gegenwart auf ihn sehr wohlthuend und erfrischend. Es war für Goethe ein wahres Herzensbedürfniß, immer wieder mit Jacobi anzuknüpfen; seit 1800 hatte er die Correspondenz mit ihm erneuert; war ja doch Jacobi's Richtung, wie er ihm einmal schrieb, „die reinste, die er je gekannt." Während des Sommeraufenthalts in Lauchstädt trat er namentlich dem Dr. Gall näher, der in den ersten Tagen des Augusts seine Vorlesungen über Schädellehre in Halle begonnen hatte und mit dem er vielfach experimentirte. Es ist begreiflich, daß ihn, der sich mit der Schädelbildung so vielfach beschäftigt hatte, die Gall'sche Doctrin lebhaft interessiren mußte. Als Curiosum verdient erwähnt zu werden, daß Gall, nachdem er auch Goethe's Schädel untersucht, ganz ernsthaft versicherte, Goethe sei nicht sowol zum Dichter als zum Volksredner geboren, eine Versicherung, die allein hinzureichen scheint, Gall's Lehre in einigen Miscredit zu bringen. Gegen Ende des Augusts machte Goethe einen Ausflug in die ihm so lieb gewordene Harzgegend und besuchte unter Anderem auch Magdeburg, Helmstedt und Halberstadt, wo er sich Gleim's segensreiches und liebevolles Wirken lebhaft vergegenwärtigte und den Gleim'schen Freundschaftstempel und des Dichters „ablebende," unter dem Namen Gmelinde bekannte Nichte besuchte. Ueber einzelne Persönlichkeiten, mit denen er auf diesem Ausfluge zusammentraf, wie den Raritätensammler Beireis, halb berüchtigt, halb berühmt, halb Charlatan, halb Gelehrter und über den Landrath Hagen auf der Nienburg, der „tolle Hagen" genannt, enthalten seine Annalen anziehende Mittheilungen.

Erwähnt zu werden verdient, daß Goethe bei seiner ungeheuern vielseitigen Thätigkeit doch noch Zeit und Stimmung genug übrig behielt, um in den Jahren von 1804 bis 1806 eine Reihe von Recensionen in die „Jenaische allgemeine Literaturzeitung" zu liefern, die in mancher Hinsicht von Interesse sind. In den frankfurter Recensionen der Jahre 1773 und 1774 hatten wir es mit dem Verfasser des „Götz" und des „Werther" zu thun; in den Recensionen der Jahre 1804 bis 1806 erkennen wir den gereiften Mann, der inzwischen „Iphigenia," „Torquato Tasso" und „Hermann und Dorothea" gedichtet hat. Die Gährung ist vollbracht, das Getränk hat sich abgeklärt und erscheint vollkommen durchsichtig, aber auch stoffhaltig und geistig. Die Form ist meist glatt und zierlich, die Gesinnung wohlwollend, die Auffassung rein objectiv. Er kämpft nicht mehr, wie früher in den frankfurter gelehrten Anzeigen, für den eigenen Hof und Herd einer fast unbewußten Genialität, die sich instinctartig durch die beengenden Dämme einer den Zeitgeschmack beherrschenden engherzigen Kunst- und Lebensansicht Bahn zu brechen suchte. Goethe fühlt sich bereits im gesicherten Besitze dessen, wornach er früher unter Sturm und Drang gestrebt hat; das literarische Tentschland liegt zu seinen Füßen, hängt am Hauche seines Mundes und späht nach dem Zucken seiner Augenbrauen. Er aber mißbraucht die kritische Obergewalt nicht, die man ihm einräumte; er bleibt Allen, was ihm nach dem etwas feierlich devoten Ausdrucke seines höheren Alters so viele Souveraine und Fürsten blieben, ein „gnädiger Herr," er bespricht meist nur, was ihm vorzugsweise zusagt, und was ihm unbequem und fremdartig erscheint, das weiß

er sich zurecht zu legen und sich darein zu schicken. Das Natürliche auf natürliche Weise zu sagen, blieb jedoch immer noch die kritische Stylart Goethe's, und in sofern, wenn auch klarer und gemäßigter, erscheint er immer noch als der Goethe von 1773.

Eine besondere Berücksichtigung unter diesen Recensionen verdient vielleicht die über die Gedichte von Voß, denn es ist vielleicht noch nie eine stylistisch so vollendete Recension geliefert worden als diese. Man kann von dieser Recension sagen, daß Goethe sie gedichtet habe, und man erstaunt, daß der Schöpfer so vieler großen Werke und Dichtungen noch Zeit und Neigung genug übrig behielt, an eine Recension eine solche bis ins Einzelnste liebevoll eingehende Sorgfalt zu verwenden, sodaß jedes Wort abgewogen zu sein scheint. Namentlich ist der Eingang ein höchst gefälliges Landschaftsbild mit lebendiger Staffage, worin uns eine dörfliche Gegend unter der verschiedenen und wechselnden Beleuchtung und Färbung der Jahreszeiten in vier Rahmen dargestellt wird. Zugleich lernen wir aus dieser Recension diejenigen Ansichten Goethe's über politische Poesie kennen, die wir von ihm aus seiner reiferen Periode erwarten dürfen. Er führt das Freiheitsgefühl bei dieser Gelegenheit auf das dumpfe Bewußtsein individueller Bedrängnisse zurück, ohne in seiner stets wohlwollenden Weise den Freiheitsschwärmern daraus einen bittern Vorwurf zu machen. Goethe schließt seine Betrachtung über die Freiheitspoesie mit den Worten: „Man wird unserem Dichter, dessen reines Vaterlandsgefühl sich später auf so manche edle Weise wirksam zeigte, nicht verargen, wenn er auch an seinem Theile, um die Sklavenfessel der Wirklichkeit zu zersprengen, den Rheln gelegentlich mit Tyrannenblut färbt." Dagegen lobt Goethe, der seine echt protestantische Gesinnung bei mehr als einer Gelegenheit aufs Stärkste bekundet, den Dichter aufs Höchlichste, wenn dieser gewaltig einschreitet „gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entsteigenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Satzungen, Macht- und Bannsprüche, gegen Verketzerer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezücht und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel." Er verwirft die Maxime, welche fordert, daß man auch gegen Intoleranz tolerant sein müsse, nur als scheinbar gerecht, vielmehr als parteisüchtig und grundfalsch. „Intoleranz," sagt er, „ist immer handelnd und wirkend, ihr kann auch nur durch intolerantes Handeln und Wirken gesteuert werden."

In immer größerem Maße offenbart sich später an Goethe eine liebenswürdige Sympathie für solche Dichter, welche entweder, wie Hiller, aus dem Volke heraus oder, wie Hebel, in das Volk hineindichteten. Er nahm solche Erscheinungen wie liebliche Naturphänomene, welche die Gemüthsruhe eher zu fördern als zu stören im Stande sind. Seine Recensionen über Hebel's allemannische Gedichte, über Grübel's Gedichte in nürnberger Mundart und über Hiller's Gedichte und Selbstbiographie gehören noch seiner kritischen Periode von 1804—1806 an und erschienen ebenfalls in der Jenaischen allgemeinen Literaturzeitung; in eine spätere Zeit gehört seine Empfehlung des im strasburger Dialekte verfaßten Lustspiels „Der Pfingstmontag" von Arnold. Goethe's Recension über Hebel hat unzweifelhaft viel dazu beigetragen, dessen allemannische Gedichte populair und einem weitern Kreise bekannt zu machen. Schiller lag diese Theilnahme für Volks- und namentlich Dialektdichter ganz fern und er verargte es Goethe, daß dieser sich herabließ, Grübel öffentlich zu empfehlen. Man erkennt hierin doch einen Zug von einer zwischen beiden Naturen fortbestehenden Grundverschiedenheit und findet Goethe's Ausspruch bestätigt, daß Schiller eine aristokratischere Natur gewesen als er.

War das Jahr 1805 durch den Tod Schiller's für Goethe ein sehr trauriges gewesen, so wurde für ihn das folgende (1806) ein noch verhängnißvolleres, indem die Katastrophe vom 14. Oct. die Existenz des geliebten Fürstenhauses und des weimarischen Ländchens erschütterte und mit Vernichtung bedrohte und sein eigenes Hauswesen gefährdete. Ihm selbst scheint schon während der Vorbereitungen zum Kriege nicht wohl zu Muthe gewesen zu sein; er hatte bei Valmy mit angesehen, wie in wenigen Stunden Zeit die hochfliegendsten Erwartungen, die Ueberhebungen allzu kühnen Selbstvertrauens niedergelegt werden können. Er bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften": „Die Preußen fahren fort, Erfurt zu befestigen; auch unser Fürst, als preußischer General, bereitet sich zum Abzuge. Welche sorgenvolle Verhandlungen ich mit meinem treuen und ewig unvergeßlichen Geschäftsfreunde, dem Staatsminister von Voigt, damals gewechselt, möchte schwer auszusprechen sein; ebenso wenig die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürsten im Hauptquartiere Niederroßla." Schade, daß man von dieser „prägnanten" Unterhaltung Nichts weiter erfahren hat, als daß sie stattgefunden. „Es ist aber," fährt Goethe fort, „in solchen bedenklichen Momenten das Herkömmliche, daß Vergnügungen und Arbeiten, so gut wie Essen, Trinken, Schlafen in düsterer Folge hinter einander fortgehen." Doch brachte ihn dieser Kriegstumult auch mit mehren interessanten Männern zusammen, mit dem Prinzen Louis Ferdinand, seinem alten Kriegskameraden, den er „nach seiner Art tüchtig und freundlich" traf, mit dem Generale von Gravert, dem Obersten von Massenbach, den er durch seine beredten Vorstellungen bewog, ein von ihm ungeschickt verfaßtes „moralisches Manifest" gegen Napoleon zurückzunehmen, mit dem Hauptmanne Blumenstein, „jung, Halbfranzos, freundlich und zutraulich." Mit allen diesen war er bei Fürst Hohenlohe zu Tafel.

Die Schlacht von Jena und Auerstädt war verloren, Weimar der französischen Soldateska preisgegeben. Vandalisch hauste diese; nur die Würde und Festigkeit, womit die Herzogin Louise, die allein von den Mitgliedern der herzoglichen Familie in Weimar zurückgeblieben war, dem rauhen Soldatenkaiser entgegentrat, bewahrte vor weiterem Unheile. Auch Goethe's Haus blieb nicht verschont, zwei Tirailleurs bedrohten sogar sein Leben, und auch hier zeigte ein Weib, Christiane Vulpius, eine Entschlossenheit, wie Frauen sie so oft zeigen, wenn sie

das Ihrige und die Ihrigen gegen brutale Gewaltthat zu vertheidigen haben. Ihrem muthigen Auftreten verdankte Goethe zumeist, daß es nicht zum Aergsten kam. Vielleicht war dies energische Benehmen, das Achtung erweckte und zur Dankbarkeit aufforderte, ein Beweggrund mit, daß Goethe sich endlich mit ihr trauen ließ [16]). Marschall Augereau bestellte ihm nach seinem Eintreffen sofort eine Schutzwache, deren sich Wieland, als Mitglied des französischen Nationalinstituts, vom Anfange an erfreut hatte. Zwar fanden sich in seinem Hause Patronen und Pulver überall hin zerstreut, aber sein Werthvollstes, seine Papiere, darunter die Manuscripte zur Farbenlehre, das Erste, was er in Sicherheit zu bringen gesucht hatte, waren gerettet, während sein Freund Heinrich Meyer Alles, auch seine Zeichnungen bei der Plünderung verloren hatte und Herder's handschriftlicher Nachlaß leider größtentheils vernichtet war. Doch verursachte ihm die überhäufte Einquartierung dieser Tage große Unruhe und noch empfindlichere Unkosten; indessen verschaffte sie ihm auch ein mehrtägiges Zusammensein mit dem Aegyptologen Denon, dem Director der kaiserlichen Museen, den er schon in Venedig kennen gelernt hatte. Das Unglück des herzoglichen Hauses machte auch seinen Patriotismus rege. Bekannt sind die Worte, die Johannes Falk ihm in den Mund legt: „Ich will in alle Dörfer und in alle Schulen ziehen, wo irgend der Name Goethe bekannt ist: die Schande der Teutschen will ich besingen und die Kinder sollen mein Schandlied auswendig lernen, bis sie Männer werden" u. s. w. Falk ist in seinen Mittheilungen über Goethe nicht immer glaubwürdig, aber es läßt sich wol annehmen, daß die Erregung des Augenblicks dem von dem Unglücke des herzoglichen Hauses niedergeschmetterten Dichter wol solche oder ähnliche Worte eingegeben haben könne. Um das Seinige dazu beizutragen, das teutsche Volk aus seiner Erschlaffung durch die Erinnerung an eine teutsche Heldengröße emporzureißen, übersetzte er auch Johannes von Müller's französisch gehaltene Rede „Ueber den Ruhm Friedrich's des Großen" [17]).

Was sonst die literarische Thätigkeit Goethe's in diesem Jahre betrifft, so beschränkte sich dieselbe namentlich auf die Fortführung der Farbenlehre und auf die Revision seiner Werke zum Zwecke der projectirten neuen Ausgabe derselben. Ueber die erstere bemerkt er in den „Tag- und Jahresheften": „Die Vorarbeiten zur Farbenlehre, mit denen ich mich seit zwölf Jahren ohne Unterbrechung beschäftigt, waren so weit gediehen, daß sich die Theile immer mehr zu runden anfingen und das Ganze bald selbst eine Consistenz zu gewinnen versprach." Noch im Laufe dieses Jahres begann der Druck, der dann im folgenden Jahre rasch weiter gefördert wurde; aber erst im Jahre 1810 sah er „das letzte Blatt mit Vergnügen in die Druckerei wandern;" die gestochenen Tafeln wurden nach seinen eigenen sorgfältigen Zeichnungen illuminirt und dadurch wol besonders die Druckvollendung des Werkes so lange verzögert, wiewol auch die umfangreichen Studien zu dem historischen wie dem physikalischen Theile des Werkes das Unternehmen nur langsam fortschreiten ließen. Die neue Ausgabe seiner Werke, mit der er in diesem Jahre bis zum vierten Bande gedieh, nöthigte ihn, seine Arbeiten sämmtlich wieder durchzugehen und jeder einzelnen Production die „gehörige Aufmerksamkeit zu widmen," ob er gleich seinem alten Vorsatze treu blieb, „Nichts eigentlich umzuschreiben oder auf einen hohen Grad zu verändern." So wurden die zwei Abtheilungen der Elegien, „wie sie noch vorliegen," eingerichtet, „und „„Faust"" in seiner jetzigen Gestalt fragmentarisch behandelt." Doch beschäftigte ihn die Zusammenstellung, Anordnung und Ueberarbeitung der Fragmente des ersten Theils der Dichtung noch ziemlich lange Zeit, vom Winter 1806 bis zum Mai 1807. Merkwürdiger Weise trat, selbst nach Schiller's Tell, der Gedanke zu dem Epos „Tell" ihm in diesem Jahre wieder näher. Er hatte wieder einmal Lust, „Hexameter zu schreiben," und sein gutes Verhältniß zu Voß, Vater und Sohn, ließ ihn hoffen, „in dieser herrlichen Versart immer sicherer vorzuschreiten." Er erzählt in den „Tag- und Jahresheften" dieses Jahres, wie er den epischen Tell, 1797 in der Schweiz concipirt, später dem dramatischen Tell Schiller's zu Liebe bei Seite gelegt habe, und fährt dann fort: „Beide konnten recht gut neben einander bestehen; Schillern war mein Plan gar wohl bekannt, und ich war zufrieden, daß er den Hauptbegriff eines selbständigen, von den übrigen Verschworenen unabhängigen Tell benutzte; in der Ausführung aber mußte er, der Richtung seines Talentes zufolge, sowie nach den teutschen Theaterbedürfnissen, einen ganz anderen Weg nehmen, und mir blieb das Episch-Ruhiggrandiose noch immer zu Gebote, sowie die sämmtlichen Motive, wo sie sich auch berührten, in beiden Bearbeitungen durchaus eine andere Gestalt annahmen." Leider ist die Welt um den Genuß gekommen, neben dem Schiller'schen Tell auch einen Goethe'schen zu besitzen und beide mit einander vergleichen zu können: „aber die Tage waren so ahnungsvoll," bemerkt Goethe, „die letzten Monate so stürmisch und so wenig Hoffnung zu einem freieren Athemholen, daß ein Plan, auf dem Vierwaldstädter See und auf dem Wege nach Altorf, in der freien Natur concipirt, in dem beängstigten Teutschland nicht wohl wäre auszuführen gewesen."

16) Die Trauung fand Sonntags den 19. Oct. in der Schloßkirche statt. Oberconsistorialrath Günther segnete sie ein. Goethe's Sohn und Niemer wohnten als Zeugen der feierlichen Handlung bei. 17) Goethe bewies auch in diesem Falle, wie sehr er sich über jene Empfindlichkeit, wie sie gewöhnlichen Menschen eigen zu sein pflegt, zu erheben wußte. Bekanntlich hatte sich Friedrich der Große in seiner Schrift „De la littérature allemande" über den „Götz von Berlichingen" ein ebenso beschränktes als wegwerfendes Urtheil erlaubt. Hierüber schrieb Goethe schon im Jahre 1781 an Möser's Tochter, Frau von Voigt: „Wenn der König meines Stückes in Unehren erwähnt, ist es mir nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wol keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein." Und er setzt hinzu: „Mich dünkt, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme," womit er freilich rücksichtsvoll entschuldigt, was doch an sich nicht wohl zu entschuldigen ist.

Wie das Jahr 1803, welches Herder, das Jahr 1805, welches Schiller von Goethe's Seite hinwegriß, und das Jahr 1806 mit seinen auf Weimar so schwer hereinbrechenden Kriegsereignissen für Goethe Trauerjahre gewesen waren, so wurde auch das Jahr 1807 für ihn ein Schmerzensjahr, indem am 10. April die Herzogin Amalie starb, oder wie Goethe sich ausdrückt, „den für sie im tiefsten Grunde erschütterten, ja zerstörten Vaterlandsboden, Allen zur Trauer, mir zum besondern Kummer verließ." Ihr Bruder, der Oberbefehlshaber der preußischen Armee, der Herzog von Braunschweig, war seiner bei Jena empfangenen Todeswunde erlegen, ihre Familie im Exil, das weimarische Ländchen, Preußen, ganz Norddeutschland in der eisernen Hand des übermüthigen Siegers: unter diesen Schlägen brachen Körper und Geist der mit seltenen Eigenschaften begabten, geistesheitern Fürstin zusammen. Goethe setzte ihr in seinem Lebensbilde „Zum feierlichen Andenken der Durchlauchtigsten Fürstin und Frau Anna Amalia" ꝛc. ein Denkmal, von dem er selbst sagt, es sei „ein eiliger Aufsatz, mehr in Geschäftsform, als in höherem innerem Sinne abgefaßt." Dieser Aufsatz war bestimmt, nächsten Sonntag nach der Gedächtnißpredigt von den Kanzeln im Lande verlesen zu werden [18]).

Erholung suchte und fand Goethe in Karlsbad, das mehre Jahre lang in seinem Leben eine nicht bedeutungslose Rolle spielt, indem er es von 1806—1813 alljährlich besuchte, mit Ausnahme des Jahres 1809, wo der österreichisch-französische Krieg einen Besuch der böhmischen Bäder nicht zuließ. Hier machte er ihm werthe Bekanntschaften, hier stellte er geognostische und mineralogische Forschungen an, hier studirte er die reichhaltige Joseph-Müller'sche Sammlung, die, seit er sie 1807 in die neue Ordnung gebracht, welche sie seitdem behalten hat, auch wol die Goethe'sche genannt zu werden pflegt, und manche in dieses Gebiet einschlagende Abhandlungen Goethe's verdanken diesen karlsbader Beobachtungen Stoff und Anregung. Ueber alles dies, wie namentlich über die zahlreichen Bekanntschaften, die er mit hervorragenden Personen in Karlsbad anknüpfte, berichtet er, oft in ziemlich trocknem chronikartigem Style, in den „Tag- und Jahresheften," auf die hier verwiesen werden muß [19]). Er selbst versichert, er verdanke das Glück, „dem großen hereinbrechenden Kriegsunheile nicht unterlegen zu sein," der sorgfältig gebrauchten Cur in Karlsbad. Sein Aufenthalt hierselbst im Jahre 1806 war ihm so gut bekommen und es hatte ihm dort so wohl gefallen, daß er 1807 schon frühzeitig, in der zweiten Hälfte des Mai, sich daselbst wieder einfand. Auch poetisch war er diesmal hier thätig. Er selbst erzählt: „An kleineren Geschichten, ersonnen, angefangen, fortgesetzt, ausgeführt, war diese Jahreszeit reich; sie sollten alle, durch einen romantischen Faden unter dem Titel „Wilhelm Meisters Wanderjahre" zusammengeschlungen, ein wunderliches Ganze bilden." Hierzu gehören aus diesem Jahre der Schluß der „Neuen Melusine," „Der Mann von fünfzig Jahren," „Die kluge Thörin." Weiter entstanden im Laufe dieses Jahres die Dichtung „Pandora's Wiederkunft," die jedoch nicht über den ersten Act hinaus gedieh, ferner die Sonette, der Gedanke zu den „Wahlverwandtschaften," die Vorarbeiten zu der Biographie des inzwischen verstorbenen Malers Hackert, zu welcher ihm nach dessen Anordnung der handschriftliche Nachlaß desselben zugesendet worden, und einige Prologe, deren einen er für Leipzig schrieb, wo die weimarischen Schauspieler eine Zeit lang gastiren sollten.

Fast jedes der letzten Jahre war durch einen für Goethe höchst schmerzlichen Todesfall oder eine erschütternde Katastrophe bezeichnet gewesen; das Jahr 1808 sollte keine Ausnahme machen, denn am 13. Sept. starb oder entschlummerte sanft seine geliebte Mutter im 78. Lebensjahre. Sie selbst hatte, wie Goethe an Zelter schrieb, ihren Tod selbst angekündigt und als sie ihr bevorstehendes Ende fühlte, ihr Leichenbegängniß so pünktlich angeordnet, „daß die Weinsorte und die Größe der Bretzeln, womit die Begleiter erquickt werden sollten, genau bestimmt war." Mehrmals hatte er ihr, wie er in seinen „Tag- und Jahresheften" schreibt, einen ruhigen Aufenthalt bei sich angeboten; „aber sie fühlte," erzählt er weiter, „keine Sorge für ihre eigene Persönlichkeit; sie bestärkte sich in ihrem alttestamentlichen Glauben und durch einige zur rechten Zeit ihr begegnende Stellen aus den Psalmen und den Propheten in der Neigung zur Vaterstadt, mit der sie ganz eigentlich zusammengewachsen war; weshalb sie denn auch nicht einmal einen Besuch zu mir unternehmen wollte." Sicherlich hatte an diesem Entschlusse, nicht nach Weimar zu kommen, ihr Widerwille gegen alles höfische Wesen bedeutenden Antheil. Das väterliche Haus auf dem Großen Hirschgraben war übrigens schon in den 90er Jahren sammt allen väterlichen Sammlungen, was man nur bedauern kann, verkauft worden und die Frau Rath hatte hierauf ein neues „lustiges" Quartier an der Hauptwache bezogen. Das Erfreuliche erlebte sie vor ihrem Tode noch, daß ihr Enkel August auf seiner Durchreise nach Heidelberg, wo er die Akademie bezog und wohin des Vaters „Segen, Sorgen und Hoffnungen ihm folgten," sie begrüßte. Einen andern schmerzlichen Verlust erlitt er durch den ebenfalls in diesem Jahre erfolgten Tod Fernow's, der in Weimar eine Anstellung als Bibliothekar bei der Herzogin Wittwe erhalten hatte. „Sein Verlust war groß für uns," schreibt Goethe, „denn die Quelle der italienischen Literatur, die sich seit Jahr-

18) Das bisher ungedruckte landesherrliche Rescript, womit diese Vorlesung anbefohlen wurde, findet sich in den Noten zu dem 2. Bande der Schaefer'schen Biographie Goethe's abgedruckt.

19) Zu den interessantesten Bekanntschaften, die er in Karlsbad und zwar im Sommer 1807 machte, gehören die mit dem berühmten Geologen Werner und die mit dem französischen Gesandten Grafen Reinhard und dessen hochgebildeter Gattin, einer Tochter des hamburger Reimarus, die beide teutscher Bildung und Gesinnung treu ergeben waren und sie mit Eifer in ihren Kreisen pflegten. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Reinhard, dessen Herausgabe schon der Kanzler von Müller beabsichtigte, erschien 1850. Ueber den Aufenthalt Goethe's in Karlsbad vergleiche man die Schrift: „Briefwechsel und mündlicher Verkehr zwischen Goethe und dem Rathe Grunler" (Leipzig 1853.) und Gahrauer's Aufsatz: „Goethe in Karlsbad" im „Deutschen Museum" (1855).

mann's Abscheiden kaum wieder hervorgethan hatte, versiegte zum zweiten Male."

Das Jahr 1808 brachte ihm aber auch eine besondere Auszeichnung, indem ihm Napoleon während des erfurter Herbstcongresses bei einer Audienz, zu der er berufen wurde, und bei andern Gelegenheiten seine Huld bezeigte, und zwar nicht allein als dem berühmtesten Autor der damaligen Zeit, sondern als einem Autor, der schon längst ein Gegenstand seiner besondern Sympathie gewesen. Denn Goethe's „Werther" hatte zu Napoleon's Lieblingsbüchern in seinen jüngern Jahren gehört und ihn, in der französischen Uebersetzung von Sevelinges, sogar nach Aegypten begleitet. Er hatte sich in den „Werther" so eingelesen, daß er darin fast ebenso einheimisch war wie der Autor selbst und sich von jeder Einzelnheit desselben Rechenschaft geben konnte.

Am 29. Sept. wurde Goethe von seinem Herzoge nach Erfurt beschieden, wo er mehre Tage blieb und den Darstellungen der den französischen Kaiser begleitenden Schauspielergesellschaft beiwohnte, und zwar den Aufführungen von Racine's „Andromache" und „Britannicus" und Voltaire's „Oedipus." Namentlich von Talma's Spiel war Goethe ganz hingerissen und man legte französischerseits auf seinen Beifall so großen Werth, daß der „Moniteur" vom 8. Oct. Goethe mit unter den vornehmen Gästen aufzählte und die Bemerkung hinzufügte: „er scheint unsere Schauspieler vollkommen zu würdigen und vor Allem die aufgeführten Meisterwerke zu bewundern."

Nachdem Goethe mit dem französischen Minister Maret im Gesellschaftscirkel der Frau von der Recke zusammengetroffen und dieser seinem Kaiser von dem außerordentlichen Eindrucke, den der teutsche Autor auf ihn gemacht, berichtet hatte, wurde Goethe am 2. Oct. zu einer Audienz bei dem Kaiser beschieden. So blickten nun die beiden hervorragendsten Männer der Zeit, der eine so groß und allherrschend auf dem politischen und militairischen wie der andere auf geistigem Gebiete, jeder des andern Bewunderer, einander ins Auge; nur war Napoleon, abgesehen von der nothwendig größeren Sicherheit, womit er die französische Sprache handhabte, in sofern im Vortheile, als das Ceremoniell dem Dichter gewisse Schranken auflegte, die der Kaiser im Gefühle und Besitze seiner keinen Widerspruch duldenden imperatorischen Stellung nicht zu respectiren brauchte und auch nicht zu respectiren gewohnt war, weshalb er auch dem Dichter gegenüber gewissermaßen die Miene eines übrigens wohlgeneigten Examinators annahm. Goethe mußte daher manche Bemerkung des kaiserlichen Kritikers hinnehmen, ohne sich dagegen so wehren zu können, wie er wol gewünscht und gekonnt hätte. Namentlich tadelte Napoleon an dem „Werther," den er in für Goethe schmeichelhaftester Weise siebenmal gelesen zu haben versicherte, also öfter, als sich dessen heutzutage wol irgend der größte Verehrer Goethe's und des „Werther" rühmen darf, daß der Dichter in nicht naturgemäßer und bei dem Lesen die Vorstellung von dem übermächtigen Einflusse der Liebe auf Werther schwächender Weise an einigen Stellen die Motive des gekränkten Ehrgeizes mit denen der leidenschaftlichen Liebe vermischt habe. Goethe hätte nun freilich mit Recht einwenden können, daß zu so entscheidenden und verzweifelten Entschlüssen, wie der des Selbstmords sei, in der Regel mehre Motive mitwirkten, daß, wie dies bei Jerusalem wirklich der Fall gewesen zu sein scheint, Ehrgeiz in der Liebe auch sehr wohl mit Ehrgeiz in Bezug auf gesellschaftliche Stellung u. s. w. Hand in Hand gehe, daß die Leidenschaften des Menschen überhaupt selten ganz ungemischter und einfacher Art seien, daß, wer auf der einen Seite besonderes Glück genieße, das Unglück, das ihm in der andern Richtung widerfahre, leichter zu ertragen pflege. Aber Goethe, durch die anerkennende und gründliche Analyse, die sonst der Kaiser seinem Romane angedeihen ließ, in eine heitere Stimmung versetzt, gab dem Kaiser im Ganzen recht und entschuldigte diesen angeblichen Fehler nur als einen „Kunstgriff, um gewisse Wirkungen hervorzubringen, die der Dichter auf dem einfachen Wege nicht erreichen könne." Was Goethe sicherlich jedem andern Recensenten gegenüber als ein Ergebniß echten dichterischen Instincts, richtiger psychologischer Erkenntniß und wahrer Lebensbeobachtung in Schutz genommen haben würde, das wagte er seinem kaiserlichen Recensenten gegenüber nur als einen „Kunstgriff" zu entschuldigen, freilich mit lächelndem Munde und vielsagender heiterer Miene. Außerdem suchte Napoleon auch im dramatischen Fache als Kritiker vor Goethe zu glänzen, und zwar zum Theil durch Redensarten, die Lewes mit Recht „hochtrabend" nennt, und als Darn das Gespräch auf Goethe's Theaterstücke, von denen Napoleon wol keins gekannt haben mag, besonders aber auf seine Bearbeitung des „Mahomet" geleitet hatte, suchte Napoleon aus einander zu setzen, daß und weshalb „Mahomet" ein schlechtes Stück sei; er sprach sich mißbilligend über die Schicksalsstücke aus und bemerkte unter Anderem: „Was will man jetzt mit dem Schicksale? Die Politik ist das Schicksal!" fügte auch jedesmal, wenn er etwas zu Ende gesprochen, die Frage hinzu: „Qu'en dit Mr. Goët?" Schließlich, nachdem er sich noch in Zwischenpausen mit Darn über die preußische Contributionssache und mit dem später eingetretenen Soult über polnische Angelegenheiten besprochen, sagte Napoleon zu Goethe: „Das Trauerspiel sollte die Schule der Könige und der Völker sein; das ist das Höchste, was der Dichter erreichen kann. Sie sollten z. B. den Tod Cäsar's auf eine würdige Weise, besser als Voltaire, schreiben; das könnte eine würdige Aufgabe Ihres Lebens werden. Man müßte der Welt zeigen, wie Cäsar sie beglückt haben würde, wie Alles ganz anders geworden sein würde, wenn man ihm Zeit gelassen hätte, seine hochsinnigen Pläne auszuführen. Kommen Sie nach Paris; ich fordere es durchaus von Ihnen! Dort gibt es größere Weltanschauung; dort werden Sie überreichen Stoff für Ihre Darstellungen finden." Beim Abschiede hörte man ihn zu Berthier und Darn die Worte sagen: „Voilà un homme!" ähnlich wie er den Dichter gleich Anfangs mit der schmeichelhaften und vielsagenden Phrase empfangen hatte: „Vous êtes un homme!" Auch nach seinem Alter (als ob er

dies erst von Goethe selbst hätte erfahren müssen!) erkundigte sich Napoleon, wahrscheinlich nur, um ihm das triviale Compliment zu machen, daß er sich für seine Jahre ein wunderbar frisches Aussehen bewahrt habe; er hatte ihn ferner auch über seine Familie befragt und es verdient bei diesem Anlasse die von Einigen aufgestellte Vermuthung erwähnt zu werden, daß zu dem Entschlusse Goethe's, seinen Liebesbund mit seiner Christiane auch kirchlich einsegnen zu lassen, die Rücksicht auf Napoleon mitgewirkt habe; denn der französische Kaiser theilte in Betreff solcher Verhältnisse nicht die emancipirten Ansichten des Herzogs. Freilich nicht aus Gründen der Sittlichkeit, sondern nur der Sitte und des äußern Anstandes. Die Politik war ja, wie man weiß, für ihn das allein Maßgebende, also auch der Regulator der Sittlichkeit.

Ueber den Eindruck, den diese fast eine Stunde dauernde Unterhaltung auf Goethe gemacht, bemerkt Lewes: „durch die Aufmerksamkeiten Napoleon's fühlte sich Goethe höchlich geschmeichelt und er hatte dessen kein Hehl;" und Schaefer: „Man konnte es Goethe anmerken, daß diese Audienz einen mächtigen Eindruck hinterlassen hatte, obgleich er vermied, von ihren Einzelnheiten zu reden und selbst den Anfragen des Herzogs möglichst auszuweichen suchte. Mit dem Gedanken an eine Reise nach Paris beschäftigte er sich lange Zeit." Man vergesse nicht, daß Goethe vor Nichts so großen Respect hatte als vor gewaltigen, Menschheit und Schicksal bezwingenden Individuen, daß er selbst in frühern Jahren mit dem Plane zu einer Tragödie „Julius Cäsar" umgegangen war und daß er in der Aufforderung Napoleon's, einen „Tod Cäsar's" und einen bessern als Voltaire zu schreiben, einen Wink des Schicksals erkennen mochte. Freilich nur für einige Zeit. Goethe war im Innern zu teutsch- und zu freigesinnt, um nicht bei reiflicherer Ueberlegung den Gedanken zu verwerfen, in Paris die Regierung Napoleon's verherrlichen zu helfen und nach dessen Ansichten einen Julius Cäsar, mit dem Napoleon gern verglichen sein mochte, zu schreiben und dann vielleicht in französischer Bearbeitung auf Befehl des französischen Kaisers auf dem Théâtre français dargestellt zu sehen.

Einige Tage darauf kam Napoleon nach Weimar, wohin sich Goethe bereits am 4. zurückbegeben hatte, um für die Aufführung der Tragödie „Julius Cäsar" durch die französischen Schauspieler, die dann am 6. stattfand, die nöthigen Anordnungen zu treffen [20]). Zwar hatte der Herzog den Dichter aufgefordert, etwas ganz Besonderes zur Verherrlichung dieser Tage auszudenken, und es kamen auch mehre großartige Pläne in Vorschlag; aber um sie auszuführen, war die Zeit zu kurz. Man beschränkte sich darauf, eine große Jagd (auf dem Schlachtfelde von Jena!) und einen Hofball zu veranstalten. Auf letzterem unterhielt sich Napoleon wieder längere Zeit mit Goethe, auch diesmal besonders über die Tragödie, von der er sagte, daß sie in gewisser Hinsicht über der Geschichte stehe, sprach sich auch, französischer Kunstansicht huldigend, über scharfe Abgrenzung der Gattungen aus, indem er gegen Goethe bemerkte: „Ich wundere mich, daß ein so großer Geist wie Sie für die scharf begrenzten Gattungen (les genres tranchés) keinen Geschmack hat." Mit Wieland, den der französische Kaiser gleichfalls besonders auszeichnete und unter Anderem zu dem Hofballe eigens in einem Hofwagen zu holen befohlen hatte, wurde dann Goethe noch zu einem Frühstücke geladen; doch versagte der Kaiser sich diesmal das Vergnügen, sich das Ansehen eines Ausschlag gebenden Aesthetikers und Kritikers zu geben; er unterhielt sich mit beiden Männern huldvoll, aber der Hauptsache nach mehr nur über ihre persönlichen Verhältnisse. Nach des Kaisers wenige Tage darauf erfolgter Rückkehr nach Erfurt wurden Goethe und Wieland mit dem Orden der Ehrenlegion begnadet. In seinen „Tag- und Jahresheften" befindet sich am Schlusse der Mittheilungen aus dem Jahre 1808 die Bemerkung: „Der im September erst in der Nähe versammelte, dann bis zu uns heranrückende Congreß zu Erfurt ist von so großer Bedeutung, auch der Einfluß auf meine Zustände so wichtig, daß eine besondere Darstellung dieser wenigen Tage wol unternommen werden sollte." Es ist sehr zu bedauern, daß Goethe dies zu thun unterlassen hat [21]).

Von dem folgenden Jahre 1809 bemerkt Goethe: „Dieses Jahr muß mir in der Erinnerung, schöner Resultate wegen, immer lieb und theuer bleiben; ich brachte solches ohne auswärtigen Aufenthalt, theils in Weimar, theils in Jena zu, wodurch es mehr Einheit und Geschlossenheit gewann als andere, die meist in der Hälfte durch eine Badereise zerschnitten, an mannichfaltiger Zerstreuung zu leiden hatten." Sein längerer Aufenthalt in Jena wurde dadurch hervorgerufen, daß der Herzog, ohne Zweifel hauptsächlich auf Goethe's und von Volgt's Betrieb, die Anordnung getroffen hatte, „daß alle unmittelbaren Anstalten für Wissenschaft und Kunst unter Eine Oberaufsicht versammelt, aus Einer Kasse bestritten und in Einem Sinne verhältnißmäßig fortgeführt werden sollten."

Wichtig wurde dieses Jahr auch durch die Vollendung der „Wahlverwandtschaften," deren Entwurf bereits dem Jahre 1807 angehört. Er hatte Anfangs im Sinne, den Stoff, der diesem Romane zu Grunde gelegt ist, so kurz und novellistisch zu behandeln wie die kleinen Erzählungen in „Wilhelm Meister's Wanderjahren," aber „der Stoff war allzubedeutend und zu tief in mir gewurzelt," schreibt Goethe im J. 1807, „als daß ich ihn auf eine so

20) Napoleon soll, wie Henriette von Knebel ihrem Bruder schreibt, nach der Aufführung zur Herzogin gesagt haben: „Etrange pièce ce César! Pièce républicaine! J'espère que cela ne fera aucun effet ici?"

21) Näheres über Goethe's Unterredungen mit Napoleon enthalten des Kanzlers von Müller „Denkwürdigkeiten;" einige Nachträge dazu enthält der 9. Band von Thiers' „Histoire du consulat et de l'empire," wie Schaefer vermuthet, nach Talleyrand's Mittheilungen, welcher der ersten Unterhaltung beiwohnte und darüber, wie Sorel versichert, etwas in seinen Papieren aufgezeichnet haben soll. Vergl. übrigens *S. Sklover*, „Entrevue de l'empereur Napoléon I. avec Goethe." (2. Ausgabe; Paris 1853.)

leichte Art hätte beseitigen können." Und im J. 1809 bemerkt er über diesen in Sprache und Darstellung den Stempel der Meisterschaft tragenden, ein höchst merkwürdiges psychologisches Problem und einen herzerschneidenden Conflict mit der Ruhe vollendeter Plastik behandelnden Roman: „Um von poetischen Arbeiten nunmehr zu sprechen, so hatte ich vor Ende Mais an die Wahlverwandtschaften, deren erste Conception mich schon längst beschäftigte, nicht wieder aus dem Sinne gelassen. Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet [22]). Schon vor einigen Jahren war der Hauptgedanke gefaßt, nur die Ausführung erweiterte, vermannichfaltigte sich immerfort und drohte die Kunstgrenze zu überschreiten." In diese Zeit fallen auch die ersten Vorarbeiten zu dem Unternehmen einer Selbstbiographie, das er selbst „bedeutend" nennt, weil mit Sorgfalt und Umsicht verfahren werden mußte, „da es bedenklich schien, sich lange verflossener Jugendzeiten erinnern zu wollen." Doch ward endlich der Vorsatz dazu gefaßt mit dem Entschlusse, „gegen sich und Andere aufrichtig zu sein und sich der Wahrheit möglichst zu nähern, in soweit die Erinnerung nur immer dazu behilflich sein wollte."

Das Jahr 1810 nennt Goethe selbst ein „bedeutendes Jahr, abwechselnd an Thätigkeit, Genuß und Gewinn," sodaß er bekennt, sich bei einem „überreichen Ganzen" in Verlegenheit zu fühlen, wie er die Theile „gehörig ordnungsmäßig" darstellen solle. Zunächst wurde er endlich mit dem letzten Striche an seiner „Farbenlehre" fertig, an der er nun 18 Jahre lang gesonnen und gearbeitet hatte und welche noch im Laufe dieses Jahres in 2 Bänden, mit einem Hefte von 16 Kupfern und deren Erklärung, bei Cotta erschien. Die rastlose Thätigkeit seines immer weiter combinirenden Geistes führte ihn nun zu der Idee, von einem ähnlichen Gesichtspunkte eine Tonlehre zu schreiben, und so entsprang eine ausführliche Tabelle, „wo in drei Columnen Subject, Object und Vermittelung aufgestellt werden." Ueberhaupt trat ihm um diese Zeit, theils durch seine Verbindung mit Zelter und die daher rührenden Anregungen, theils durch die Uebungen der von Eberwein trefflich dirigirten „freiwilligen Hauskapelle" die Musik sehr nahe. Dieser Musikverein gab auch öffentliche Unterhaltungen im Theater und führte namentlich solche Musikstücke auf, welche zu hören das Publicum sonst keine Gelegenheit findet, „und woran jeder Gebildete sich wenigstens einmal im Leben sollte erquickt und erfreut haben." Als Beispiel nennt er selbst die Zelter'sche Composition zu seiner trefflichen Dichtung „Johanna Sebus," die, wie er bemerkt, „einen unauslöschlichen Eindruck in allen Gemüthern zurückließ."

Begreiflicherweise blieben diese unablässigen Arbeiten und geistigen Aufregungen, zu denen sich noch diejenigen gesellten, die ihm fortdauernd die Leitung des Theaters verursachten, auf seinen Gesundheitszustand nicht ohne Einfluß, wenigstens schreibt Ludwig von Knebel am 16. Jan. 1810 an seine Schwester aus Jena: „Ich höre Goethe ist mit seiner Gesundheit gar nicht im guten Stande. Das thut mir auch wehe. Er greift sich zu sehr an. Er muß ins Karlsbad, wohin er sich, wie ich höre, gar sehr sehnt [23])." Zur geeigneten Jahreszeit besuchte er dann auch Karlsbad, wo er namentlich die Verwüstung, die der Sprudel angerichtet, mit großem Interesse betrachtete. Die interessanteste Bekanntschaft, die er diesmal hier machte, war die mit dem Könige Ludwig von Holland, Bruder Napoleon's, der vor kurzem seine Krone niedergelegt hatte. Ludwig miethete sich in dem nämlichen Hause ein, wo Goethe wohnte; dieser wollte sogleich ausziehen und die ganze Etage räumen; der König litt es aber nicht, sondern erklärte, daß er auf keinen Fall davon Gebrauch machen werde. Sein interessantes Urtheil über König Ludwig führt Johannes Falk an [24]). Goethe rühmt ihn als das entschiedenste Gegenbild seines Bruders, des Kaisers, als ein Muster von Milde, Sanftmuth, menschlichem Sinne, als einen der „friedfertigsten Charaktere," die er im Leben kennen gelernt. Wahre Frömmigkeit und ungeheuchelter christlicher Sinn, die immer für den als Heiden gescholtenen Goethe so viel Anziehendes hatten, zeichneten des Königs ganze Denk- und Handlungsweise aus. Als Goethe, der zuweilen auch noch im höhern Alter sich zu rascheren Aeußerungen hinreißen ließ, als ihm selbst lieb war, einmal im Gespräche mit einem fanatisch katholischen Begleiter des Königs die Behauptung aufstellte, daß unstreitig die Bibel das gefährlichste Buch sei, weil wol leicht kein anderes so viel Gutes und doch wieder so viel Böses im Menschengeschlechte zur Entwickelung gebracht habe, sagte der König mit gewohnter Freundlichkeit und Milde blos scherzweise: „Cela perce quelquefois que Monsieur de Goethe est hérétique." Während seines diesjährigen Aufenthalts in Karlsbad verfaßte Goethe eine nur in Abschrift unter wenigen Eingeweihten verbreitete erotische Dichtung in achtzeiligen Stanzen mit dem Motto aus Tibull: „Aliam tenui, sed jam quum gaudia adirem Admonuit dominae deseruitque Venus," welche meisterhaft in Form und Darstellung und, wenn man will, auch von tief sittlicher Tendenz ist, die man freilich nach den vorhergegangenen, mit den glühendsten Farben geschilderten erotischen Situationen kaum so erwartet hätte. Die Dichtung blieb denn auch, wie manche von ihm selbst unterdrückte römische Elegien, von seinen Werken ausgeschlossen.

Im Laufe dieser letzten Jahre hatte sich Goethe wieder mehr der romantischen Poesie und dem Mittelalter genähert, damit an eine alte Liebe aus den strasburger Jugendtagen wieder anknüpfend. Die Romantik war ja die geistige Strömung, welche im Gegensatze gegen alles französische Wesen die Gemüther in Teutschland damals beherrschte, und auch Goethe konnte und mochte sich ihr nicht ganz verschließen, um so weniger, da er diese

22) Man wird diese Worte zu deuten wissen, wenn man sich erinnert, daß seine heftige Neigung zu Minna Herzlieb, von der noch später die Rede sein wird, in diese Jahre fällt.

23) Siehe „Aus Ludwig von Knebel's Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette," herausgegeben von H. Düntzer. (Jena 1858.) 24) Siehe dessen schon erwähnte Schrift: „Goethe aus näherem persönlichem Umgange dargestellt" S. 141.

Richtung durch „Götz von Berlichingen" und „Faust," durch Mährchen und Balladen u. s. w. ja selbst mit angebahnt hatte. Man wandte sich zu den Quellen teutschen Volksthums wieder zurück, man sammelte Volkslieder und Volkssagen und Goethe, mährchenliebend wie er war, konnte diesen Bestrebungen nur seinen Beifall zollen, nur seine Förderung angedeihen lassen. In diese Zeit fällt seine Bekanntschaft mit dem Epos der „Nibelungen," das er zwar nicht wie manche Ultragermanisten der Ilias gleich oder gar über sie stellte, das aber doch sein lebhaftestes Interesse erregte. „In geselliger Unterhaltung," schreibt er im Jahre 1809, „wandte sich das Interesse fast ausschließlich gegen nordische und überhaupt romanische Vorzeit. Die nach dem Originale aus dem Stegreife vorgetragene und immer besser gelingende Uebersetzung hielt durchaus die Aufmerksamkeit einer edeln Gesellschaft fest, die sich fortwährend Mittwochs in meiner Wohnung versammelte. Fierebras und andere ähnliche Heldensagen und Gedichte, König Rother, Tristan und Isolde, folgten und begünstigten einander; besonders aber wurde die Aufmerksamkeit auf Wilkina Saga und sonstige nordische Verhältnisse und Productionen gelenkt, als der wunderliche Fußreisende Runen-Antiquar Arndt bei uns einkehrte." Sicherlich wäre Niemand in Teutschland so geeignet gewesen als Goethe, die „Nibelungen" durch eine volksthümliche Reproduction in derselben Weise wieder lebendig zu machen, wie er den „Reineke Fuchs" wieder lebendig gemacht hat, und es mag ein Genuß gewesen sein, ihn die „Nibelungen" verneuteutschen zu hören.

Hierzu kam seine in diese Periode fallende Bekanntschaft mit den in München herausgegebenen Handzeichnungen Albrecht Dürer's, das „schönste Geschenk des aufkeimenden Steindrucks," wie er sie nennt, mit den Zeichnungen und Sammlungen der Gebrüder Boisserée, mit Cornelius' Skizzen zum „Faust" und den „Nibelungen"[25]), mit Calderon, dessen vorzüglichste Dramen er seit etwa 1800 nach und nach kennen lernte und seit 1811 auf der weimarischen Bühne einzubürgern suchte. Mit der Aufführung des „Standhaften Prinzen," welcher dann die des Schauspiels „Das Leben ein Traum" und der „Zenobia" folgten, wurde, wie Goethe selbst bemerkt, der Bühne eine „ganz neue Provinz" erobert. Calderon zog ihn um jene Zeit so mächtig an, daß das Interesse für Shakespeare darunter fast zu leiden hatte, obschon er das hervorragend Gesunde, Tüchtige, Ganze im Shakespeare niemals verkannte, und in seiner receptiven, nachbildnerischen Weise suchte er sich sogar der Calderon'schen Versification und Diction zu bemächtigen. Ein dramatisches Fragment „Eginhard" mit christlich-culturhistorischer Tendenz, in seinen nachgelassenen Werken unter der Ueberschrift: „Fragmente einer Tragödie" mitgetheilt, in seinen Tagebüchern „Das Trauerspiel in der Christenheit" genannt, beweist dies[26]). Daher unterhielt Goethe auch mit den Hauptvertretern der romantischen Richtung in Teutschland lebhaften Verkehr; er protegirte früher die beiden Schlegel, von denen Friedrich ihm noch von Paris aus „hinreichende Nachricht" gab; Tieck las ihm im J. 1799 die „Genoveva" vor, „deren wahrhaft poetische Behandlung" ihm den „freundlichsten Beifall" abgewann; in demselben Jahre fand er die Anwesenheit August Wilhelm Schlegel's für sich „gewinnreich;" er interessirte sich für Oehlenschläger's Stücke wie für dessen Person; er brachte Werner's Trauerspiel „Der 24. Februar" in vortrefflicher Darstellung mit großem Erfolge zur Aufführung; auch rühmte er sich gegen Falk, ein Recht zu haben, Heinrich von Kleist zu tadeln, weil er ihn „geliebt und gehoben habe"[27]). Man kann daher nicht sagen, daß Goethe sich damals gegen den jüngern Nachwuchs gleichgültig und vornehm abweisend verhalten habe; er unterstützte und förderte sie vielmehr, so weit es sich thun ließ; mit ihren mystischen Ausgeburten und Caricaturen konnte er sich freilich nicht befreunden; denn alles Verworrene und blos Nebelhafte war seiner Natur aufs Tiefste zuwider. Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhange die von Goethe zur Erklärung eines am 30. Jan. 1810 stattgehabten und am 16. Febr. wiederholten Maskenzugs von Goethe gedichteten Strophen „Die romantische Poesie," worin die Namen Siegfried, König Rother, Brunhild u. s. w. auftauchen.

Goethe kam aber bei dieser Verflechtung mit der Romantik nicht ungestraft weg; er wurde in Folge davon selbst der Gegenstand einer romantischen Dichtung, die, erst nach Goethe's Tode erschienen, unter dem Titel „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" sattsam bekannt ist. Die Verfasserin desselben ist Bettina (Elisabeth) Brentano, Tochter jener Marimiliane La Roche, für die Goethe vorübergehend einmal eine ziemlich lebhafte Neigung gefühlt hatte. Zum ersten Male kam Bettina nach Weimar im J. 1807, damals 22 Jahre alt. Goethe fand ihr Wesen „geistreich, wenn auch barock"[28]); jedenfalls kann aber von einer leidenschaftlichen Hingebung an sie, welche Bettina selbst dem damals nahe sechzigjährigen

25) An diesen rühmt er in seinen „Tag- und Jahresheften" unter Anderem den „alterthümlich tapferen Sinn" u. s. w. Hiermit, wie mit seinem Briefe an Cornelius vom 8. Mai 1811, den die augsburger „Allgemeine Zeitung" in Nr. 128 für 1858 veröffentlichte, stehen seine 1828 zu dem Maler Stieler über Cornelius geäußerten Worte (s. folter) in einigem Mißklange.

26) Ueber Goethe's Verehrung für Calderon vergl. man namentlich die dahin einschlagenden Stellen in der Schrift: „Aus dem Leben von Johann Diederich Gries" (1855), besonders Goethe's Aeußerung gegen Knebel über einige von Gries übersetzte Strophen aus der „Zenobia" (S. 95. 96), die Briefe Goethe's an Gries vom Jahre 1815 (S. 107), Mai 1816 (S. 118), aus den Jahren 1821 und 1822 (S. 130. 131). Ueber jenes Trauerspielfragment und Goethe's Verhältniß zu Calderon handelt gründlich ein Aufsatz von W. von Biedermann in Nr. 34 u. 35 der „Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung," 1861. 27) Er sagte zu Falk unter Anderem (vergl. dessen schon erwähnte Schrift über Goethe): „Sie wissen, welche Mühe und Proben ich es mir kosten ließ, seinen „„Wasserkrug"" aufs hiesige Theater zu bringen". Unter dem „Wasserkrug" ist Kleist's Lustspiel: „Der zerbrochene Krug" gemeint, das übrigens bei seiner ersten Aufführung in Weimar (1808) gänzlich mißlang. 28) Auf Gries, der Bettina auf einer Reise in München kennen lernte, machte dieselbe „keinen angenehmen Eindruck; sie kam ihm vor wie eine Carikatur von Mignon." Vergl. das schon angeführte Buch über Gries S. 90.

Goethe andichtet, nicht die Rede sein, und gewiß ist Schaefer im Rechte, wenn er, namentlich auf die Mittheilungen Riemer's, eines in diesem Falle sicherlich verläßlichen Gewährsmannes gestützt, die Ansicht versicht, „daß Goethe Bettina's phantastischer Liebe gegenüber eine ablehnende Haltung beobachtete." Im J. 1811 besuchte sie als Frau von Arnim mit ihrem Gatten, dem Dichter Achim von Arnim, abermals Weimar. Goethe bemerkt hierüber in seinen „Tag- und Jahresheften:" „Das Ehepaar von Arnim hielt sich eine Zeit lang bei uns auf; ein altes Vertrauen hatte sich sogleich eingefunden; aber eben durch solche freie unbedingte Mittheilungen erschien erst die Differenz, in der sich ehemalige Uebereinstimmung aufgelöst hatte. Wir schieben in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung."

Es ist hier allerdings von einer Differenz die Rede, ob sie aber in so schroffer Weise stattgefunden hat, wie Lewes berichtet, erscheint doch zweifelhaft. Lewes, der nicht blos gegen Bettina, sondern auch gegen das ganze Brentano'sche Geschlecht als ein „wenig verständiges" loszieht, erzählt nämlich: „Was ich darüber von völlig verläßlicher Seite erfahren habe und in der Hauptsache für durchaus genau halte, ist Folgendes: Eines Tages ging Bettina mit Goethe's Frau nach der Kunstausstellung, für die sich Goethe sehr interessirte; ihre boshaften Bemerkungen, namentlich über Heinrich Meyer, verletzten Christiane, die ihr scharf darauf diente. Es kam zum Wortwechsel und endlich zur gröblichen Beleidigung (high words rose, gross insult followed). Goethe nahm seine schwer gekränkte Frau in Schutz und verbot Bettinen sein Haus. Vergebens bat sie bei einem folgenden Besuche Goethen um eine Zusammenkunft; er war entschlossen; er hatte einem Verhältnisse, welches nicht Freundschaft sein konnte, sondern nur Verlegenheiten brachte, für immer ein Ende gemacht."

Diese Mittheilung, wonach Bettina und Christiane auf öffentlicher Straße die Streitscene zwischen Chriemhild und Brunhild reproducirt und einander sogar gröblich beleidigt hätten, sieht etwas nach Klatsch aus, und er hat nicht einmal das Verdienst besonderer Neuheit, da schon Stephan Schütze Aehnliches berichtet. Daß Goethe nicht duldete, daß Christiane, seine nunmehrige Gattin, insultirt würde, ist bekannt und man kann dies nur in der Ordnung finden, man kann ihn dafür nur loben; aber daß Bettina in dieser Weise das Gastrecht und die gewöhnlichsten Formen der Schicklichkeit verletzt und in seiner Gattin auch den von ihr verehrten Goethe in „gröblicher" Weise beleidigt haben sollte, ist doch kaum glaublich. Lewes behauptet, Goethe habe der Frau von Arnim „sein Haus verboten" und seinem Verhältnisse mit ihr „für immer ein Ende gemacht;" das widerstreitet aber doch wol den eigenen Worten Goethe's: „Wir schieben in Hoffnung einer künftigen glücklichern Annäherung." Eine Differenz, das gibt Goethe zu, habe stattgefunden; aber sie war nicht der Art, um die Hoffnung auf eine künftige „glücklichere Annäherung" abzuschneiden, was aber der Fall gewesen sein würde, wenn Goethe der Frau von Arnim förmlich das Haus verboten, wenn überhaupt der Vorfall in der von Lewes angegebenen Weise stattgefunden hätte.

Uebrigens bemerkt Lewes selbst in einer Note: „Nevertheless, in all such narratives there is generally some inacurracy, even when relating to contemporary events." August Boden tadelt mit Recht, daß Frese diese Note in seiner Uebersetzung weggelassen habe, und bemerkt dann weiter: „Diese Anekdote verdient keinen Glauben, aber wäre sie wahr, so müßte grade Herr Lewes bei seiner günstigen Ansicht über Goethe's Gattin es ehrend anerkannt haben, daß Bettina, der man gewiß edle Eigenschaften des Herzens nicht absprechen kann, sich nicht an jener rächte. Im Gegensatze zu der übrigen damaligen vornehmen Damenwelt, welche der Christiane Vulpius nicht leicht Gerechtigkeit widerfahren ließ, räumt ihr Bettina in einem Buche, welches Hrn. Lewes ganz für Roman gilt (Th. I. S. 175; 221—222; 223), einen ehrenvollen Platz ein" [29]).

Wahrscheinlich ist die „Differenz," von der Goethe spricht, von ganz anderer subtilerer Art gewesen. Bettina machte vielleicht die Prätension, mit ihrer ihm unbequemen Originalität vor ihm zu glänzen, ihn zu einem hingebenderen Ideentausche zu bewegen und von ihm als ein Genius anerkannt zu werden, der ihm ebenso viel wiedergäbe, als von ihm empfinge, nicht blos von ihm befruchtet werde, sondern auch ihn befruchte. Diese Prätensionen wies er halb tändelnd in seiner mitunter schlauen Weise zurück. Riemer berichtet, daß, als sie bei ihren abendlichen Besuchen ihm von ihren Herzensangelegenheiten vorerzählen wollte, Goethe ihr beständig dadurch in die Quere gekommen sei, daß er sie auf den grade in seiner völligen Pracht und Größe am Himmel stehenden Kometen aufmerksam gemacht, ein Fernrohr nach dem andern herbeigeholt und sich weitläufig über das Meteor ausgelassen habe. Nach Weiberart hat sie sich dann vielleicht für diese Behandlung an Christiane, die ihr die Ursache davon zu sein scheinen mochte, durch gewisse Anzüglichkeiten, wenn auch schwerlich durch „gröbliche Beleidigung" schadlos gehalten. Selbst Schaefer gibt zu, daß es endlich in diesen Herbsttagen zu einem völligen Bruche gekommen sei, „veranlaßt durch Bettina's beleidigende Aeußerungen gegen Goethe's Frau," daß sein Zorn sie, nach der Bezeichnung von Stephan Schütze, „wie ein Donner vom Sinai" getroffen, und daß er bei ihrem letzten Besuche, trotz inständiger Bitte, sie zu sehen, mit einem herben Worte des Unwillens sich geweigert habe, sie zu empfangen. Man muß auch solche Gewährsmänner hören, namentlich Schaefer, der in solchen Dingen sehr vorsichtig ist. Aber man kennt auch die Klatschhaftigkeit Weimars und diese ist gleichfalls in Rechnung zu bringen. Sicherlich hat der Bruch nicht in so schroffer Weise stattgefunden, wie Lewes ihn vorgehen läßt. Goethe

29) Vergl. in der Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's in seiner „„Deutschen Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit"" gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobenen Anklagen beleuchtet von August Boden" (Frankfurt a. M. 1860.) den Anhang: „Ueber Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde, seine Freunde und Gegner. Ein Wort zur Verständigung."

spricht, jedoch vielleicht etwas euphemistisch, nur von „freien, unbedingten Mittheilungen," die, auf „altes Vertrauen" gestützt, eine Differenz erzeugt hätten. Welcher Art waren diese Mittheilungen? Bezogen sie sich vielleicht auf sein früheres Verhältniß zu Bettina? Suchte sie gewisse ältere Ansprüche, zu denen sie berechtigt zu sein sich einbildete, Christiane gegenüber geltend zu machen? Jedenfalls scheint so viel richtig zu sein, daß er ihre spätern Briefe unbeantwortet ließ und als sie ihn später wieder in Weimar aufsuchte, sie „sich gern vom Leibe hielt," wie er sich gegen einen Freund ausdrückte. Ludwig Rellstab erzählt in seinen Memoiren „Aus meinem Leben," daß, als er sich grade einmal (Anfangs der zwanziger Jahre) an einem Gesellschaftsabende bei Goethe befunden, Bettina sich habe anmelden lassen und natürlich auch von ihm empfangen worden sei; Goethe habe sich jedoch wenig mit ihr abgegeben. Er, Rellstab, habe dann noch an demselben Abende versichern gehört, daß Bettina mit diesem Besuche eine Versöhnung mit Goethe bezweckt habe, und daß es ihr nur vermittels einer Ueberraschung gelungen sei, Zulassung in sein Haus zu erhalten.

Ihr Buch: „Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde" ist in der That merkwürdigerweise von Manchen als eine ganz besondere Quelle von Geheimaufschlüssen über Goethe's Leben und Wesen betrachtet und benutzt worden. Als bloßer Roman betrachtet hat dieses Buch allerdings reizende, durch Phantasie und Gefühl berauschende Partien, wenn auch eine gemachte Naivetät, erkünstelte Natürlichkeit, maßlose Excentricitäten in Empfindung und Darstellung, endlich allerlei auf Originalität Anspruch machende sprachliche Verrenkungen und Sonderbarkeiten unangenehm daran auffallen. Als biographische Quelle ist aber das Buch so gut wie unbrauchbar. Bettina stellte sich Goethe und ihr Verhältniß zu ihm vor, wie dies ihrer Phantasie schmeichelte. Sie kommt nach Weimar und sofort will sie, als 22jährige Jungfrau, ihm in die Arme gefallen und dann sogar auf seinem Schooße eingeschlafen sein, und der 58jährige Mann soll dazu ganz ruhig still gehalten haben! Dies eine Beispiel ist doch sicherlich hinreichend, um das ganze Gewebe des Romans als ein rein phantastisches erscheinen zu lassen. Klagte sie doch, wie Riemer berichtet, über Goethe's Kälte gleich bei diesem selben ersten Besuche! Auch die eingewobenen Erinnerungen aus Goethe's Kindheit, auf die selbst einzelne von denen, welche dem Buche sonst keinerlei historische Glaubwürdigkeit beimessen, einigen Werth gelegt haben, sind verdächtig, jedenfalls aber mit einem Aufwande weiblicher Einbildungskraft aufgeputzt. Die von ihr mitgetheilten Goethe'schen Briefe sind, wie sich dies dem Kenner durch den Inhalt, durch gewisse factische Ungenauigkeiten, namentlich aber durch den Styl verräth, sicherlich auch zum großen Theil erdichtet oder doch stellenweise zu ihrem Zwecke überarbeitet. Sie will uns mit etwas weit gehender Dreistigkeit glauben machen, die Goethe'schen Sonette seien an sie gerichtet, wonach Goethe gewisse Partien in ihren Briefen für würdig gehalten haben müßte, sie in Verse und in Sonettenform zu bringen und daher an den betreffenden Sonetten kein anderes Verdienst als das der bloßen Versificirung zu beanspruchen hätte! Nun hat aber schon Riemer darauf aufmerksam gemacht, daß man von einigen Briefen Bettina's dreist sagen könne, sie seien das in Prosa „aufgedröselte, meta- und paraphrasirte Poem Goethe's;" denn man höre noch das Sylbenmaß mit Wort- und Satzfolge heraus. Namentlich gilt dies von den drei Sonetten: „Warum ich wieder zum Papier mich wende?" „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen;" „Wenn ich nun gleich das weiße Blatt Dir schickte." Aus dem achten Sonette mit dem schon angeführten Anfange: „Ein Blick von Deinen Augen in die meinen" ꝛc. sind die Reime „scheinen," „die Meinen," „weinen," „Stille," „Wille," „reichen," „Zeichen" in den betreffenden Brief Bettina's übergegangen. Karl Goedeke, der dies aufgedeckt, fügt hinzu: „Bezeichnend ist dabei noch, daß Bettina grade wie Goethe die Liebende sich männlich ausdrücken läßt: „was könnte dem wol erfreulich erscheinen, der wie ich" u. s. w., eine Verwechselung der Personen, die ganz natürlich ist, wo die Gedanken eines weiblichen Wesens von den Lippen eines Mannes laut werden; durchaus naturwidrig, wo ein Mädchen unmittelbar spricht. Wie diese Probe von Bettina's Verfahren würden die übrigen Sonette ein Gleiches zeigen und dieser Erweis der Erdichtung von Innen heraus ist sicherer als die äußere Beweisführung durch Zeugnisse, an denen es übrigens auch nicht fehlt"[30]).

Es geht übrigens schon aus dem ganzen Verhältnisse zwischen Goethe und Bettina, wie es bestand und oben dargelegt ist, aufs Unzweideutigste hervor, daß diese Sonette einen anderen Bezug haben müssen als den auf Bettina. Goethe verhielt sich dieser gegenüber ablehnend, nicht sich aneignend. Der Gegenstand dieser Sonette ist vielmehr Minna (eigentlich Wilhelmine) Herzlieb, mit deren Namen selbst Goethe spielt: „Lieb Kind! mein artig Herz! Mein einzig Wesen!" Diese junge Dame lebte als angenommenes Kind in der Familie des sehr geachteten jenaer Buchhändlers Frommann und war, so viel wir wissen, in Züllichau geboren, wo Frommann früher seine Buchhandlung hatte. Lewes erzählt von ihr: „Als Kind war sie ein rechter Liebling Goethe's gewesen; zur Jungfrau herangewachsen, übte sie auf ihn einen Zauber, gegen den seine Vernunft sich vergebens sträubte" u. s. w. und er glaubt sich weiter auf die Bemerkung beschränken zu müssen, „daß die beiderseitigen Freunde mit Kummer und Sorge eine Neigung wachsen sahen, die zu keinem

30) Vergl. Karl Goedeke's „Goethe und Schiller" S. 248. Nichtsdestoweniger hat Heinrich Siegfried in einer Brochure „An G. H. Lewes. Eine Epistel" (1856) die so durchaus unhaltbare Behauptung aufrecht zu erhalten gesucht, daß Bettina mit ihrem Briefwechsel nicht, wie Lewes behaupte, einen bloßen Roman geschrieben habe, und daß die Sonette, die sie sich angeeignet, wirklich an sie gerichtet seien, und zwar besonders das 2., 3., 7. u. 8. Indessen diese Sonette bilden einen in sich zusammenhängenden Cyclus, und wenn diese vier sich auf Bettina bezogen, so müßten sich auch die übrigen auf sie beziehen; wenn aber die übrigen einer andern galten, so müssen nothwendig dieser auch jene vier gegolten haben. Die Brochure Siegfried's ist übrigens, wie Karl Goedeke mit Recht bemerkt, „ohne alle Bedeutung."

guten Ende führen konnte; daß man endlich beschloß, Minna in eine Pension zu schicken." Diese, erzählt er weiter, sei später eine glückliche Frau geworden, Goethe aber habe den Pfeil lange im Herzen getragen, und unter Anderem in dem oben erwähnten, niemals veröffentlichten erotischen Gedichte, das er 1810 in Karlsbad dichtete, seiner nachwirkenden Leidenschaft für Minna Ausdruck und dadurch Ableitung und Erleichterung verschafft. Ob letztere Behauptung stichhaltig ist, bleibe dahin gestellt. So viel ist gewiß, daß Minna Herzlieb der Gegenstand der Goethe'schen Sonette und das Urbild der Ottilie in den „Wahlverwandtschaften" ist, und Goethe's eigene Worte: „Niemand verkennt an diesem Romane eine tief leidenschaftliche Wunde, die im Heilen sich zu schließen scheut, ein Herz, das zu genesen fürchtet" u. s. w., erhalten nun ein plötzliches Licht. Die Goethe'schen Sonette entstanden im Jahre 1807 und der erste Gedanke zu den „Wahlverwandtschaften" tauchte in demselben Jahre bei Goethe auf. Man beachte nun wohl, daß die Sonette in dem gleichen Jahre gedichtet wurden, in welchem Bettina zum ersten Male nach Weimar kam und daß Niemand außer wenigen Eingeweihten bis zum Jahre 1835, wo der „Briefwechsel eines Kindes mit Goethe" zuerst erschien, eine Ahnung davon hatte, welches weibliche Wesen mit jenen Sonetten eigentlich gemeint sei, daß endlich Bettina aus gewissen Gründen des festen Glaubens sein mochte, der persönliche Bezug der Sonette werde niemals enthüllt werden, und man wird sich aus diesen Umständen erklären können, wie Bettina auf den Gedanken, sich diese Sonette anzueignen, kommen und sich in ihrem angeeigneten Besitze vollkommen sicher fühlen konnte. Hätte Bettina nicht so viel Raffinement angewendet, um die Welt glauben zu machen, daß Goethe sogar die Empfindungen in diesen Sonetten, ja selbst die Worte eigentlich ihr entlehnt habe, so würde man vielleicht glauben können, Bettina habe sich mit ihrer beweglichen Phantasie in der That eingebildet, der persönliche Gegenstand dieser Sonette zu sein [31]).

Im J. 1812 kam zunächst eine immerhin bedeutende Arbeit, der zweite Band von „Dichtung und Wahrheit," der im Herbste desselben Jahres erschien, zu Stande und der dritte wurde „eingeleitet, im Ganzen entworfen, im Einzelnen ausgeführt." Im „Gefolge der Darstellung Mosaischer Geschichte" im ersten Bande nahm er aus alten Papieren den „Irrgang der Kinder Israel durch die Wüste" wieder vor, legte aber die Arbeit zu „andern Zwecken" wieder zurück. Im Auftrage der Kaiserin von Oesterreich verfaßte er mehre Gelegenheitsgedichte, unter Anderem in Töplitz das kleine Lustspiel „Die Wette," das im Grunde nur darum bemerkenswerth ist, weil es beweist, wie schnell Goethe, wenn es darauf ankam, auch noch in seinen höhern Lebensjahren auffassen, entwerfen und ausführen konnte; denn am 28. Juli ward ihm dazu der Auftrag und schon am 5. Aug. konnte die Aufführung stattfinden. Erfreulich ist es jedoch nicht zu sehen, wie Goethe sich immer mehr dazu hergab, auf hohe Bestellung zu arbeiten und sein göttliches Talent nicht einmal auf eigene Rechnung zu verschwenden. Indessen hängt auch dies mit jener tiefen Gemüthlichkeit der Goethe'schen Natur zusammen, die es ihm beinahe unmöglich machte, Andern ungefällig zu sein, namentlich freilich hochstehenden gebietenden Personen, denen er in seiner spätern Lebensperiode allerdings mehr zu Willen war, als er dies grade nöthig hatte. Mit Jacobi entspann sich in diesem Jahre wieder einmal eine Differenz und zwar auf Anlaß der Jacobi'schen Schrift „Von den göttlichen Dingen und ihrer Offenbarung." Die von Jacobi durchgeführte These, die Natur verberge Gott, veranlaßt ihn zu der Klage: „Mußte bei meiner reinen, tiefen, angeborenen und geübten Anschauungsweise, die mich Gott in der Natur, die Natur in Gott zu sehen unverbrüchlich gelehrt hatte, sodaß diese Vorstellungsart den Grund meiner ganzen Existenz machte — mußte nicht ein so seltsamer beschränkter Ausspruch mich dem Geiste nach von dem edelsten Manne, dessen Herz ich verehrend liebte, für ewig entfernen?" Doch mit Jacobi gab es für ihn keine ewige Trennung; schon am 6. Jan. 1813 schrieb er an ihn: „die Menschen werden durch Gesinnungen vereinigt, durch Meinungen getrennt" u. s. w. und bald war das gute Einvernehmen wieder ziemlich hergestellt.

Goethe hatte, wie sein Großneffe Nicolovius bemerkt, das „Menschenpack" allmälig gründlich verachten gelernt, ohne aufzuhören, es aus Mitleid zu lieben [32]); er hatte im Laufe der Jahre nur zu viele Gelegenheit gehabt, seine Ansicht, daß eigentlich „das Absurde die Welt erfüllt," bestätigt zu finden. Er war daher im Alter oft launenhaft, verbarg sein weiches Herz unter einer kalten Oberfläche und machte durch Verstimmungen oder auffallenden Wechsel der Stimmungen oft selbst seine besten Freunde an seinem guten Herzen irre. So schrieb Knebel im Februar 1811 an seine Schwester: „Ich weiß nicht, was ich von seiner Stimmung denken soll. Es kommt mir vor, als suchte er sich auf gewisse Art zu betäuben, indem er scheint, an Nichts innigen Antheil zu nehmen als grade an dem, was ihm Lust macht und womit er sich treibt. Dieser Kaltsinn trägt eben nicht zum Glücke bei." Immer wieder aber lehrte er sie an seine bessere Natur glauben, und als Knebel's Sohn

31) Schaefer bemerkt in der 47. Note zum 2. Bande der 2. Auflage seines biographischen Werkes, Eckermann habe ihm zuerst mitgetheilt, daß die Sonette sich auf Minna Herzlieb bezögen, was er dann schon in der ersten Auflage bekannt gemacht, und er fügt dann hinzu: „Seitdem ist dies von Andern als eine ganz neue Erfindung nacherzählt." Daß Bettina die Charade, welche das Wortspiel über den Namen Herzlieb enthält, auf sich habe beziehen können, nennt Schaefer eine „unbegreifliche Anmaßung."

32) Von Nicolovius stammt auch die Mittheilung, daß Goethe im höhern Alter dieser Verachtung oft in frappanten Aeußerungen des Ueberdrusses und Ekels und in den bittersten Sarkasmen Luft gemacht habe. Oft wenn ihn ein Hofmann bei einem glänzenden Hoffeste auf eine fade Weise mit einer schalen Bemerkung oder groben Schmeichelei angeredet, habe er sich umgewendet und in seinem großen Auge eine helle Thräne zerdrückt. So erzählt F. W. Krug, der dies vom Professor Nicolovius selbst in Bonn gehört hatte, in seiner Autobiographie „Zehn Jahre aus meinem Leben."

Karl im Jahre 1812 mit einem jungen Grafen, einem „charakterlosen und feigen Menschen" Händel bekam und dadurch mit dem Universitätsgerichte in Conflict gerieth, benahm sich Goethe so vortrefflich, daß Knebel am 26. Nov. aus Jena an seine Schwester schreibt: „Ueberhaupt kann ich nicht sagen, welche Liebe und welche zarte Sorgfalt Goethe bei dieser Gelegenheit und während seines ganzen Hierseins — gestern ist er wieder abgereist — für mich und die Meinigen bezeugt hat." In demselben Jahre hatte er auch die Genugthuung, seinem und Schiller's Freunde Körner eine Freude zu bereiten, indem er mehre Stücke von Theodor Körner „Toni," „Zryni" und „Rosamunde" zur Aufführung brachte. Dem über den Tod seines Sohnes, der sich selbst entleibt hatte, tief trauernden Zelter bereitete er durch erhebende Zusprache Trost; das Verhältniß wurde nun ein noch innigeres, durch die Anwendung des brüderlichen Du vertrauliches.

Das Jahr 1813 bereitete ihm gleich Anfangs einen herben Schlag: Wieland verschied hochbejahrt am 20. Jan. und dieser Todesfall erschütterte ihn so tief, daß ihn seine Freunde kaum je weicher gestimmt gefunden haben wollen. Von den vier Geistesheroen, welche die Zierde Weimars gewesen und es in der Welt berühmt gemacht hatten, war er nun der einzig Ueberlebende! Eine Herzenserleichterung war ihm die Rede „Zu brüderlichem Andenken Wieland's," womit er in der Loge (Trauerloge) — er wie Wieland waren Freimaurer — das Andenken des in seiner Art seltenen Mannes in einer seinem Herzen und Geiste gleich Ehre machenden Weise feierte und verherrlichte. Schwerlich ist seitdem von Jemandem Besseres über Wieland gesagt worden.

Die großen vaterländischen Ereignisse dieses so denkwürdigen Jahres trafen übrigens Goethe nicht in der Verfassung, wie der Vaterlandsfreund und der Freund Goethe's wol wünscht, daß sie ihn getroffen haben möchten. Er hat die teutsche Erhebung mit seinem gewichtigen Worte nicht unterstützt und er, auf den als Knaben das Erdbeben von Lissabon, wie er bekennt, einen tiefen, sein ganzes Wesen aufregenden Eindruck machte, blieb, wenigstens scheinbar, unberührt von dem Gottesgerichte, welches Napoleon und seine Legionen in Rußland betroffen und zermalmt hatte. Er gedenkt dieser ungeheuern Katastrophe in seinen „Tag- und Jahresheften" nicht mit einem Worte, ebenso wenig der heldenmüthigen Erhebung Preußens; dagegen bemerkt er einmal, wie es scheint mit einigem Wohlgefallen, daß die Freiwilligen sich in Weimar „martig" betragen und nicht für sich eingenommen hätten. Er hatte in seinem langen Leben an der teutschen Nation und den teutschen Regierungen zu viel Trauriges erfahren, er hatte sich zu sehr der Ansicht anbequemt, daß die Teutschen keinen Beruf hätten, eine Nation zu bilden, daß sie aber dafür um so mehr darnach trachten müßten, sich zu Menschen auszubilden, er hatte einen zu gewaltigen Begriff von der Macht des Genies, wie es sich in Napoleon darstellte, und einen zu geringen von der Bewegung bloßer zusammenhangloser, von keinem genialen Führer in Einer Richtung energisch fortgeschobener Massen, als daß er sich nicht einem Mistrauen hätte hingeben sollen, dem auch durch die ersten Mißerfolge der alliirten Waffen nur zu sehr Nahrung gegeben wurde[33]). Kein Wunder daher, wenn er auf E. M. Arndt und den Freiherrn von Stein, mit denen er im April auf seiner Reise nach den böhmischen Bädern in Dresden zusammentraf, wegen seiner Beklommenheit und Hoffnungslosigkeit keinen sehr erfreulichen Eindruck machte. Goethe huldigte, wie im Grunde auch Schiller und Wieland, einem Kosmopolitismus und um so zu sagen einem Weltpatriotismus, der sich auf die Ansicht stützte, „daß die weite Welt immer nur ein erweitertes Vaterland sei," aber innerhalb dieser weiten Welt wies er doch seiner Nation eine hervorragende völkervermittelnde Aufgabe, die der Humanität und der höchsten Geistescultur, an. Wenn sie diese nur im echt Goethe'schen Sinne erfüllen wollte, so wäre dies auch schon etwas Großes; nur scheint leider auch daran viel zu fehlen. Man vergesse nicht, daß ihm vom Anfange an die französische Umwälzung und die daraus hervorgehenden kriegerischen Bewegungen in tiefster Seele verhaßt waren, weil sie ihm die ruhige geistige Entwickelung des teutschen Volks und den Humanisirungsproceß der Menschheit überhaupt in bedenklichster Weise zu stören und zu unterbrechen schienen und mancherlei schlimme Erscheinungen waren nur zu geeignet, ihn in dieser Ansicht zu bekräftigen.

Er selbst bemerkt in seinen „Tag- und Jahresheften:" „Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit meiner Handlungsweise gedenken. Wie sich in der politischen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches hervorthat, so warf ich mich eigensinnig auf das Entfernteste. Dahin ist denn zu rechnen, daß ich von meiner Rückkehr aus Karlsbad an mich mit ernstlichstem Studium dem chinesischen Reiche widmete und dazwischen, eine nothgedrungene unerfreuliche Aufführung des „Esser" im Auge, der Schauspielerin Wolf zu Liebe und um ihre fatale Rolle noch einigermaßen glänzend zu machen, den Epilog zu Esser schrieb, grade am Tage der Schlacht von Leipzig."

Freilich stellt sich Goethe, aus einer gewissen, bei ihm oft hervortretenden Caprice, nur so an, als ob diese Dichtung, der Epilog zum „Esser," in gar keinem Bezuge zu den ungeheuern Vorgängen auf dem Welt- und Kriegstheater gestanden hätte; dieser Epilog läßt vielmehr eine sehr deutliche Beziehung auf die Geschicke Napoleon's zu; und vielleicht durch die Schläge, die diesen schon vor der leipziger Schlacht getroffen hatten, angeregt und dessen Sturz als nothwendig voraussehend, schloß Goethe seine Dichtung mit den eines Shakespeare selbst würdigen,

33) Bekannt sind die Worte, mit denen er gegen Körner, dessen Sohn Theodor eben in die Reihen der Freiwilligen getreten war, mit einer an ihm ungewohnten Heftigkeit auffuhr: „Ja, schüttelt nur an euern Ketten! Der Mann ist euch zu groß; ihr werdet sie nicht zerbrechen, sondern nur noch tiefer ins Fleisch ziehen!" Gegen seinen eigenen Sohn August, der, von kriegerischem Enthusiasmus erfaßt, später ebenfalls sich den Freiwilligen einzureihen beabsichtigte, erwirkte er vom Herzoge einen Befehl, der ihn daran hinderte! Die ungemeine zärtliche Liebe, mit der er an seinem Sohne hing, mag hieran freilich auch einen Antheil, vielleicht den größten, gehabt haben.

eine ganze Weltmoral in sich schließenden gewichtigen Worten:

Der Mensch erfährt, er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Wunderbar erscheint es, daß diese gewichtigen Worte grade am 18. Oct. niedergeschrieben wurden, als nach dem „letzten Glück" der „letzte Tag" wirklich über Napoleon hereingebrochen war. Ohne diese Vorahnung, ohne diese directe Beziehung auf Napoleon's „letzten Tag" wären sie wahrscheinlich nicht geschrieben worden; nur daß Goethe nicht wissen konnte, daß, während er sie schrieb, auf dem Blachfelde Leipzigs Napoleon's Stern niederging.

Daß er keiner großen, in sich geschlossenen Nation angehörte, wurde von Goethe, wie man aus seinem Aufsatze „Shakespeare und kein Ende!" weiß, empfunden und aufs Schmerzlichste beklagt. Das geht auch aus den Worten hervor, die er an Luden richtete, als dieser im November 1813 die Absicht aussprach, eine Zeitschrift unter dem Titel „Nemesis" herauszugeben, die zunächst gegen die Franzosen und ihren Kaiser gerichtet sein sollte. Luden hat sie aufgezeichnet und wenn sie auch nicht buchstäblich genau sein mögen, so mag Goethe sie doch ungefähr so gesprochen haben [31]). Goethe rieth ihm von einem solchen Unternehmen, das ihn nur in verdrießliche Händel verwickeln werde, ab und sagte unter Anderem, nachdem er bemerkt, daß die Ideen Freiheit, Volk, Vaterland Niemand von sich zu werfen vermöge: „Ich habe oft einen bittern Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das teutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des teutschen Volkes mit andern Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinweg zu kommen suche, und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinwegzuheben vermag; denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität; aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören. In derselben Weise tröstet auch nur der Glaube an Teutschlands Zukunft; ich halte ihn so fest als Sie, diesen Glauben; ja das teutsche Volk verspricht eine Zukunft und hat eine Zukunft. Das Schicksal der Teutschen ist, mit Napoleon zu reden, noch nicht erfüllt." Freilich warf Goethe dann weiter die zweifelnde Frage auf: „Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte.... Und was ist denn errungen oder gewonnen worden? Sie sagen, die Freiheit; vielleicht würden wir es aber richtiger Befreiung nennen, nämlich Befreiung, nicht vom Joche der Fremden, sondern von einem fremden Joche. Es ist wahr, Franzosen sehe ich nicht mehr und nicht mehr Italiener, aber ich sehe Kosaken, Baschkiren, Kroaten, Magyaren, Kassuben, Samländer, braune und andere Husaren." Einem Goethe waren die Franzosen, die doch eine hohe Culturstufe repräsentirten, noch unendlich lieber als diese wilden barbarischen Baschkiren und Kosaken! Auch geht aus diesen und noch mehr aus einigen weiteren Worten hervor, daß Goethe sehr richtig den verderblichen Einfluß voraussah, den Rußland fortan auf die Geschicke Teutschlands haben werde. Als Pflicht des Einzelnen bezeichnete Goethe dann, daß Jeder in seiner Stellung und nach seiner Fähigkeit dazu beitrage, die Bildung des Volkes zu verbreiten, „wie nach Unten, so auch, und vorzugsweise nach Oben, damit es nicht zurückbleibe hinter den andern Völkern, sondern wenigstens hierin vorausstehe," damit es fähig bleibe „zu jeglicher großen That, wenn der Tag des Ruhmes anbricht."

Goethe's literarische Arbeiten in diesem Jahre betreffend, so ward der dritte Band seiner Autobiographie „redigirt und abgedruckt und erfreute sich, ungeachtet äußerer mislicher Umstände, einer guten Wirkung." Ferner ward das italienische Tagebuch „näher beleuchtet und zu dessen Behandlung Anstalt gemacht." Gedichtet wurden die Balladen „Der Todtentanz," „Der getreue Eckardt," „Die wandelnde Glocke." Die Oper „Der Löwenstuhl" wurde zurückgelegt und die Ueberlieferung, auf welcher der Entwurf beruht, später in der Ballade „Die Kinder, die hören es gerne" ausgeführt. Die Trauer- und Gedächtnißrede auf Wieland ist schon genannt. Daß damit auch naturwissenschaftliche und geologische Studien, die er namentlich in Töplitz in den Zinnwerken von Graupen, Zinnwalde und Altenberge betrieb, Hand in Hand gingen, braucht kaum erwähnt zu werden.

Diesem Jahre gehört auch die Abhandlung „Shakespeare und kein Ende" an, die zwar vielgenannt ist, aber doch wenig bekannt zu sein scheint, mit Ausnahme der Ueberschrift, durch die sich Viele, ohne die Abhandlung zu lesen, zu der falschen Annahme verleiten lassen, daß Goethe darin der Ueberschätzung Shakespeare's oder gar diesem selbst den Krieg erkläre. Wie hoch ihm Shakespeare stand, beweist ja allein folgende Stelle: „Alles, was bei einer großen Weltbegebenheit heimlich durch die Lüfte säuselt, was in Momenten ungeheurer Ereignisse sich im Herzen der Menschen verbirgt, wird ausgesprochen; was ein Gemüt hängstlich verschließt und versteckt, wird hier frei und fleißig an den Tag gefördert; wir erfahren die Wahrheit des Lebens und wissen nicht, wie Shakespeare sich zum Weltgeist gesellt; er durchdringt die Welt wie jener, beiden ist Nichts verborgen." Höher läßt Shakespeare sich doch wol schwerlich stellen, als Goethe in diesem Aufsatze gethan hat. Hier ist an eine Stelle in Eckermann's Gesprächen mit Goethe zu erinnern, wo dieser sich über Tieck's große Verdienste ausspricht, zugleich aber selbstbewußt äußert, daß man im Irrthume sei, wenn man Tieck ihm gleichstellen wolle. „Ich kann dieses grade herausſagen," fährt Goethe fort, „denn was geht es mich an? ich habe mich nicht gemacht. Es wäre ebenso, wenn ich mich mit Shakespeare vergleichen wollte, der sich auch nicht gemacht hat und der doch ein Wesen höherer Art ist, zu dem ich hinaufblicke und das ich zu verehren habe." Wogegen aber

31) Siehe „Rückblicke aus meinem Leben. Aus dem Nachlasse von Heinrich Luden" (1847).

Goethe in dem eben berührten Aufsatze protestirt, ist die Ansicht oder vielmehr, wie Goethe sich ausdrückt, „die Redensart," daß bei der Aufführung Shakespeare'scher Stücke kein Jota zurückbleiben dürfe. „Diese Redensart," fährt Goethe fort, „hört man, so sinnlos sie ist, immer wieder klingen. Behalten die Verfechter dieser Meinung die Oberhand, so wird Shakespeare in wenigen Jahren von den teutschen Bühnen verdrängt sein."

Am 7. Mai 1814 erhielt Goethe von Iffland die freundliche Aufforderung, zur Feier der Ankunft des Königs und seiner hohen Gäste in Berlin ein Festspiel zu dichten. Goethe glaubte sich dieser patriotischen Aufgabe nicht entziehen, die sich ihm darbietende Gelegenheit, Teutschlands Befreiung vom Fremdenjoche zu verherrlichen, nicht von der Hand weisen zu dürfen. Man hat (z. B. Rückert) dem allegorischen opernartigen Festspiele „Des Epimenides Erwachen," das er zu diesem Zwecke in der stillen Einsamkeit des kleinen Badeortes Berka dichtete und wol noch vor Ende des Monats Juni fertig brachte, den Vorwurf gemacht, daß sich der Dichter darin bequemt habe, in vornehmer Manier auch einmal patriotisch zu sein; wäre er aber auf den Auftrag nicht eingegangen, so würde das Urtheil wahrscheinlich noch viel herber gelautet haben, man würde gesagt haben, aus der kalten Zurückweisung der so ehrenvollen Aufforderung lasse sich deutlicher als aus jedem andern Umstande erkennen, daß ihn das große Befreiungswerk nicht nur gleichgültig gelassen, daß er ihm auch innerlich abgeneigt, sogar feindselig gewesen. Die Ausarbeitung der Festdichtung war daher für ihn eine Ehrensache, aber auch zugleich Herzenssache; denn man weiß, daß Goethe den politischen Zeitereignissen gegenüber sich durchaus nicht gleichgültig verhielt, daß er sie als contemplativer Geist nur in seiner Weise anschaute, die freilich nicht Jedermanns Weise war. Daher ergriff er auch diese Gelegenheit mit Eifer, sein Herz von manchem es bedrängenden Stoffe zu erleichtern. Die berliner Aufführung kam übrigens an dem festgesetzten Tage (7. Aug.) nicht zu Stande, theils weil der sehr säumige Kapellmeister Bernhard Anselm Weber nicht mit seiner Musik dazu fertig geworden, theils weil Iffland's Krankheit und Tod im September dazwischen gekommen war. Erst nach Napoleon's Rückkehr von Elba gelangte es, durch die eifrigsten Bemühungen des Theaterintendanten Grafen Brühl, am 30. März 1815 zur ersten und gleich am folgenden Tage zur zweiten Aufführung und der Erfolg war ein so bedeutender, daß das nicht umfangreiche Stück 2½ Stunden spielte, und zwar, wie Zelter berichtet, besonders dadurch aufgehalten, „daß eine unendliche Menge Kraftphrasen und Sentenzen in langen Pausen beklatscht und bernfen wurden, weshalb die Spieler so lange inne halten mußten." Wer jetzt in aller Gemüthsruhe das Festspiel liest, wird sich den stürmischen Beifall, den es in Berlin gefunden, nur aus der Erregung des Augenblicks und aus der damals größeren Empfänglichkeit für Allegorisches und Symbolisches erklären können. Nicht als ob es nicht reich an poetischen Schönheiten, sinnreichen Feinheiten und an herrlichen, jetzt noch gültigen Gedanken sei. Aber dem Dichter fehlte es, wie Düntzer mit Recht bemerkt, „an jenem jugendfrischen Aufschwunge stürmender Begeisterung für die Befreiung des Vaterlandes, durch welche, wie er wol merkte, Nichts weniger als die Freiheit errungen sei.... Dann aber waren auch die betreffenden Persönlichkeiten einer ernst würdigen dramatischen Darstellung keineswegs günstig und sie verschwanden vor der Wundererscheinung des mit Mühe bewältigten Welteroberers, gegen den sich alle sonst so gespaltenen und eifersüchtig sich belauernden Staaten Europa's verbinden mußten" [35]). Die Begeisterung, die ohnehin in bestellten Festgedichten selten in hohen Wogen zu schlagen pflegt, wurde außerdem bei Goethe durch eine gewisse ironische Stimmung abgekühlt, von der er gegenüber den hochgespannten Erwartungen und den großen Verheißungen der Fürsten damals durchaus beherrscht war. Goethe wußte besser, wie es damit stand, und mit Recht erblickt Düntzer eine leicht kenntliche, vorausgehende ironische Anspielung in den Worten des Dämons der List:

Doch Alles, was wir je ersonnen,
Und Alles, was wir je begonnen,
Gelinge nur durch Unterschleif.
Den Völkern wollen wir versprechen,
Sie reizen zu der kühnsten That;
Wenn Worte fallen, Worte brechen,
Nennt man uns weise, klug im Rath.
Durch Zaudern wollen wir verwohren,
Und Alle werden uns vertraun u. s. w.

Mehr im Tone einer donnernden Strafrede erklingt jene Strophe, die er im Tone des letzten Chorgesanges seines Festspiels später nachdichtete:

Verflucht sei, wer nach falschem Rath,
Mit überfrechem Muth
Das, was der Corse-Franke that,
Nun als ein Teutscher thut!
Er fühle spät, er fühle früh,
Es sei ein dauernd Recht;
Ihm geh es, trotz Gewalt und Müh,
Ihm und den Seinen schlecht!

Auch das Kriegerchor des Festspiels mit dem Refrain „Hinan! — Vorwärts! — Hinan!" hat einen kräftigen martialischen Klang. Aber die ganze Form war doch zu abstrus, um dem Festspiele eine längere Dauer zu sichern, obschon es noch zweimal in Berlin und am 30. Jan. 1815, dem Tage, an welchem der Großherzog den Falkenorden erneuerte, in Weimar zur Aufführung kam, begreiflicherweise mit den durch die Verhältnisse gebotenen, aber auch anderen weniger nöthigen und nicht grade sehr glücklichen Aenderungen. Dieses patriotische Festspiel war das letzte Stück, welches Goethe mit specieller Rücksicht auf die Bühne und zum Behufe einer Aufführung dichtete.

Außerdem fällt in dieses Jahr ein für gesellschaftliche Musik bestimmter lyrisch dramatischer Scherz „Das Grabmal des Weisen," worin, wie Goethe bemerkt, „die verschiedenen Philosophen jene zudringlichen metaphysi-

35) Siehe die Abhandlung: „Das Festspiel: Des Epimenides Erwachen" in H. Düntzer's schon erwähnter Schrift: „Neue Goethe-Studien."

schen Fragen, womit das Volk sie oft belästigt, auf heitere Weise beantworten, oder vielmehr ablehnen." Doch mußte dieses Scherzspiel für damals „wegen Anzüglichkeit unter die Paralipomena" gelegt werden. Außerdem rückte die „Italienische Reise" vor und der „Westöstliche Divan," auf den noch zurückzukommen ist, begann sich zu entwickeln.

Großen Genuß und viele Belehrung gewährte ihm eine Reise in die Rhein-, Main- und Neckargegenden, über die er selbst bekennt, daß er seitdem eine größere Milde und Schonung gegen Menschen gewonnen habe. In Wiesbaden gewährte ihm das Mineraliencabinet des Geheimraths von Leonhard[36]), in Heidelberg die berühmte Boisserée'sche Sammlung altteutscher und niederländischer Gemälde, die jetzt einen vorzüglichen Bestandtheil der münchener Gemäldesammlung bildet, und in Frankfurt die in letzter Zeit entstandenen Sammlungen für Kunst und Wissenschaft großes Interesse. Ueber manches auf dieser Reise Beobachtete berichtete er dann in der Zeitschrift „Rhein und Main." Bei seinem diesmaligen Besuche Frankfurts, der mit der ersten Feier des 18. Oct. zusammentraf, fand eine, wie es scheint, ziemlich vollständige Aussöhnung mit seinen Landsleuten statt, indem man ihm zu Ehren eine Aufführung des „Tasso" bei festlicher Ausschmückung des Hauses und Büstenbekränzung am Schlusse veranstaltet hatte. Er wurde mit lautem Jubel empfangen und als er das Haus verließ, fand er Treppen und Gänge mit dichtgedrängten Reihen ehrfurchtsvoll grüßender Zuschauer gefüllt, durch die er freundlich dankend hindurchschritt. Goethe hegte bekanntlich früher für seine Vaterstadt keine sehr schwärmerische Zuneigung, und auch später, 1830, entstand zwischen Frankfurt und seinem größten Sohne eine Differenz wegen nachverlangter Einkommenssteuern. Goethe soll nun, über dieses Ansinnen höchlichst entrüstet, sein Bürgerdiplom zurückgeschickt haben.

Im Sommer des nächstfolgenden Jahres 1815 wiederholte er diese Reise, auf der er unter Anderem in Biberich mit dem Erzherzoge Karl zusammentraf, der ihm seine kriegsgeschichtlichen Werke nebst Karten zum Geschenk machte. In der „ehrenden Gesellschaft" des Staatsministers Stein ging es dann weiter nach Cöln, wo er mit ihm und E. M. Arndt einige Tage verlebte[37]) und namentlich, eine durch die spätere Vorliebe zur hellenischen Kunst in den Hintergrund gedrängte Jugendliebe wieder erneuernd, sich dem Studium altteutscher Kunst in Wallraff's Sammlung und an dem Dome, diesem „schmerzenvollen Denkmale der Unvollendung" hingab. In Frankfurt besichtigte er die Städel'schen, Brentano'schen und Senkenberg'schen Kunst- und Naturaliensammlungen, und in Heidelberg, wo er bei Sulpy Boisserée, seinem Begleiter auf dem Abschnitte seiner Reise von Wiesbaden an, die gastfreundlichste Aufnahme fand, hatte er wieder „die schönste Gelegenheit, die unschätzbare Sammlung mehre Tage zu betrachten" und sich „von ihrer charakteristischen Vortrefflichkeit im Einzelnen zu überzeugen." Hier traf er auch wieder mit seinem alten jenaer Bekannten Paulus zusammen, mit dem er manche heitere Stunde damit zubrachte, sich in arabischer Schrift zu üben; in Karlsruhe machte er die Bekanntschaft Hebel's, dessen „Allemannische Gedichte" von ihm hochgeschätzt und dem teutschen Publicum empfohlen wurden, und in Strasburg rief das herrliche Münster die Erinnerung an frühere selige Jugendtage wieder wach. Am 11. Oct. traf er wieder in Weimar ein. „So wurd' ich denn," bemerkt er über diesen Ausflug, „auf dieser Reise gewahr, wie viel ich bisher, durch das unselige Kriegs- und Knechtschaftswesen auf einen kleinen Theil des Vaterlandes eingeschränkt, leider vermißt und für eine fortschreitende Bildung verloren hatte," bezeichnende Worte, in denen sich doch ein gewisser Mismuth darüber ausspricht, sich den Kleinverhältnissen von Weimar so gänzlich hingegeben zu haben.

Die köstlichste Ausbeute, die ihm diese sein ganzes Wesen wieder auffrischenden Reisen in den Jahren 1814 und 1815 zutrugen, waren die Gedichte, die er dann in dem Cyclus des „Westöstlichen Divan" vereinigte. Namentlich floß ihm der neue Liederquell im Sommer 1815 reichlich. Sein ebenso rastlos thätiger als vielgestaltiger Dichtergeist war damit in eine neue Phase getreten. Zwar hatte ihn der orientalische Lieder- und Sagenschatz von jeher angezogen. Schon in der Jugend beschäftigte er sich, wie man weiß, mit Nachdichtungen des Hohenliedes und des Korans. Dann folgte die Bekanntschaft mit den Moallakat oder den Gedichten der sieben großen arabischen Dichter und mit den indischen Dichtungen, der Sakontala und der Gita-Govinda, theils in englischen, theils in teutschen Uebersetzungen. Namentlich hatte ihn die Sakontala zur Entzückung hingerissen. Aber erst in höherem Alter assimilirte er die morgenländische Poesie so innig mit seinem Wesen, daß sie die Substanz seiner lyrischen Production selbst wurde. Im J. 1814 waren ihm die sämmtlichen Gedichte des hochberühmten persischen Lyrikers Hafis in der Uebersetzung J. von Hammer's zu-

36) Siehe über Leonhard's Verkehr mit Goethe des erstern Werk: „Aus unserer Zeit in meinem Leben" (1854). 37) Arndt spricht von dieser Begegnung in seinen „Erinnerungen" wie in seinem Buche: „Meine Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn von und zum Stein." Hiernach habe der Freiherr den Dichter aus dem Gasthofe in Nassau in sein Schloß hinaufgenöthigt, habe anspannen lassen und sei mit ihm den Rhein nach Cöln hinabgefahren. Arndt versichert, daß er Stein's Rede in Gesellschaft „nie stiller habe tönen hören." Bei aller Verehrung für Goethe hat doch auch Arndt etwas an ihm herumzusticken; ihm fiel Goethe's steife, „fast bedientenmäßige" Haltung jungen adeligen Officieren gegenüber auf, was er jedoch zum Theil auf die, wie Arndt gefunden haben will, im Verhältniß zu Goethe's übrigem Körper zu kurzen Beine desselben schiebt. Karl August wird von Arndt, dessen Stimme doch auch gehört werden muß, als ein „leichtfertiger Hohnlachler und Spotter," als ein „Mephistopheles" geschildert, „der vielleicht auch Goethe oft mehr herabgezogen als geheben hat." Nun dieser Einfluß Karl August's auf Goethe scheint doch nicht so „herabziehender" Art gewesen zu sein, da sich Goethe's Genius grade unter diesem Einflusse zu Dichtungen wie „Iphigenia," „Torquato Tasso," „Hermann und Dorothea" u. s. w. erhob. Bei einer Gelegenheit soll übrigens der Freiherr von Stein diejenigen, welche sich über den Mangel an Patriotismus bei Goethe beschwerten, mit der Bemerkung zurechtgewiesen haben: Goethe sei doch zu groß; man solle ihn gewähren lassen.

gekommen. „Wenn ich früher," erzählt er in den „Tag- und Jahresheften," „den hier und da in Zeitschriften übersetzt mitgetheilten einzelnen Stücken dieses herrlichen Poems Nichts abgewinnen konnte, so wirkten sie doch jetzt zusammen desto lebhafter auf mich ein und ich mußte mich dagegen positiv verhalten, weil ich sonst vor der mächtigen Erscheinung nicht hätte bestehen können..... Alles, was dem Stoffe und Sinne nach bei mir Aehnliches verwahrt und gehegt worden, that sich hervor, und das mit um so mehr Heftigkeit, als ich höchst nöthig fühlte, mich aus der wirklichen Welt, die sich selbst offenbar und im Stillen bedrohte, in eine ideelle zu flüchten." Immer naturgemäß lebend, empfindend, weiterschreitend, erkannte er bald, daß dies die Poesie sei, die sich am besten für das Greisenalter eigne. „Diese Muhammedanische Religion, Mythologie, Sitte," schrieb er an Zelter, „geben Raum einer Poesie, wie sie meinen Jahren ziemt." Er hebt dann unter ihren Eigenschaften zuvörderst „unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes" hervor. Schaefer vermuthet, das Buch „Suleika" lasse auf eine Liebesneigung schließen, „die ihm die Wärme jugendlicher Leidenschaft zurückgab," fügt dann aber hinzu: „Daß diese Lieder in keiner Beziehung stehen zu dem schon seit vier Jahren völlig abgebrochenen Briefwechsel mit einem Kinde, das sich auch als Suleika hat eindrängen wollen, bedarf wol kaum einer Bemerkung."

Neben diesen poetischen Ergüssen beschäftigten den rastlos thätigen Geist fortdauernd und namentlich auch im J. 1816 kunstgeschichtliche und naturwissenschaftliche Arbeiten. Er gründete in diesem Jahre die Zeitschrift „Kunst und Alterthum," die er bis 1828 fortsetzte, und in der er richtigere Ansichten über altteutsche Kunst verbreitete und besonders auch der Kunstweise Johann van Eyck's zuerst in weiteren Kreisen Anerkennung verschaffte. Im Gebiete der Farbenlehre widmete er namentlich den entoptischen Phänomenen, die jetzt „an der Tagesordnung" waren, besondere Aufmerksamkeit und eingehende Studien. Nicht geringen Aerger verursachte es ihm, als Professor Pfaff, „nach einer," wie Goethe sich in den „Tag- und Jahresheften" ausdrückt, „den Teutschen angeborenen muartigen Zudringlichkeit," ihm seine Schrift gegen die Farbenlehre zusandte. Er legte sie jedoch bis auf künftige Tage, wo er mit sich selbst vollkommen abgeschlossen hätte, zur Seite. „Seinen eigenen Weg zu verfolgen," bemerkt er, „bleibt immer das Vortheilhafteste; denn dieser hat das Glückliche, uns von Irrwegen wieder auf uns selbst zurückzuführen." Dagegen gewann seine Farbenlehre einen Anhänger und wohlwollenden Freund an dem jungen, später als Philosoph berühmt gewordenen Arthur Schopenhauer. „Wir verhandelten," berichtet Goethe, „manches Uebereinstimmende mit einander, doch ließ sich zuletzt eine gewisse Scheidung nicht vermeiden, wie wenn zwei Freunde, die bisher mit einander gegangen, sich die Hand geben, der eine jedoch nach Norden, der andere nach Süden will, da sie denn sehr schnell einander aus dem Gesichte kommen." Das Tagebuch seiner italienischen Reise, besonders desjenigen Abschnittes, der seine Reise nach Neapel und Sicilien betrifft, bildete sich immer mehr aus „und wie eine Arbeit die andere jederzeit hervorruft," berichtet er weiter, „konnte ich nicht unterlassen, an dem vierten so lange verzögerten und erwarteten Bande von „Dichtung und Wahrheit" wieder einige Hauptmomente zu verzeichnen." In dem kleinen thüringischen Badeorte Tennstädt, wohin er sich auf einige Zeit zurückgezogen hatte, verfaßte er die gewissermaßen als ein Seitenstück zu seinem „Römischen Carneval" zu betrachtende Schilderung des Rochusfestes, dem er auf seiner Rheinreise im J. 1814 an Ort und Stelle beigewohnt hatte. Leider blieb eine beabsichtigte große Cantate zum Lutherfest (das Oratorium „Christus in der Weltgeschichte," wovon sich eine vollständige Skizze erhalten hat) liegen „wegen Mangels an Zeit und Aufmunterung," wie Goethe schreibt. Es ist sicherlich traurig, wenn selbst einem Goethe für ein solches Werk die nöthige Aufmunterung nicht entgegenkam!

Ein harter Schlag traf ihn in diesem Jahre, der Tod seiner Gattin, die auf einer Spazierfahrt an der Seite ihres Mannes plötzlich vom Schlage getroffen wurde und an den Folgen desselben bald darauf, am 6. Juni, starb. Die Ausbrüche tiefsten Schmerzes, denen sich Goethe an ihrem Sterbebette überließ und einige schriftliche Aeußerungen, darunter ein Paar Reimzeilen, in denen er noch an ihrem Todestage seinem Schmerze Luft zu machen suchte, beweisen, daß er ihren Verlust tief empfand und wahrhaft und aufrichtig beklagte. Er hatte an ihrer Seite 28 Jahre lang doch manches Glück genossen und friedlich und ruhig hingelebt, unbekümmert um das Geklatsch der bösen, das heißt der vornehmen Frauenwelt, die nicht müde wurde, ihr Uebles, z. B. übermäßige Tanzlust, sogar Neigung zum Trunk, vorzuwerfen. Es waren dieselben Frauen, darunter sogar Frau von Stein, welche ihren Haß auch auf Goethe's Sohn übertrugen und kleinlich genug waren, diesem die Gläser Champagner nachzurechnen, die er bei festlichen Gelegenheiten hinunterstürzte. Beachtenswerth dagegen ist das günstige Zeugniß Knebel's, der in seinem Trost- und Beileidsschreiben vom 10. Juni unter Anderem bemerkt: „Die Prüfungen, die Du, Bester, in diesen letzten Tagen hast ausdulden müssen, will ich nicht durch meine Tröstungen noch vermehren. Du weißt, daß wir Deine liebe Gemahlin wirklich geschätzt haben und daß uns ihr Verhältniß zu Dir jederzeit sehr achtungswerth erschien.... Meine Frau, die die Deinige wahrhaft geschätzt und geliebt hat, ist sehr betrübt über den Fall und läßt Dir viel Theilnehmendes sagen" [38]).

38) Hier ist auch noch des günstigen Urtheils der Frau von Knebel über Christiane zu gedenken, welches ein Anonymus in der Schilderung seines Besuchs bei Goethe und Knebel (s. Nr. 24 und 25 des „Weimarer Sonntagsblattes" 1857) mitgetheilt hat. Die Knebel sagte, Goethe's Frau sei beneidet und deshalb viel angefeindet und verleumdet worden, aber sie habe einen vortrefflichen Charakter und das beste Herz gehabt, und sie alle seien der Ueberzeugung, daß Goethe nach seiner Eigenthümlichkeit nie eine passendere Frau für sich hatte finden können, wie ihr ganzes Leben nur ihm geweiht gewesen sei, wie sie nie an sich selbst, sondern nur daran gedacht habe, ihm sein Leben angenehm und behaglich zu machen. „Dabei hatte sie," fuhr Frau von Knebel fort, „eine

Zu dasselbe Jahr 1816 fällt ein Besuch der Hofräthin Kästner, durch Goethe's Roman berühmt geworden als „Werther's Lotte," nun 60 Jahre alt, Witwe und Mutter von zwölf Kindern. Sie sah jetzt etwas anders aus als damals, wo sie ihren kleinern Geschwistern das Butterbrod austheilte, und sie hätte vielleicht besser gethan, Goethe diesen Anblick zu ersparen. Dabei trug sie, wie man in Weimar erzählte, ein weißes Kleid wie in Wetzlar und that halb zärtlich halb kokett, womit sie nun aber bei Goethe Nichts mehr ausrichtete.

An Freuden und Auszeichnungen fehlte es Goethe in diesen Jahren sonst nicht. Sein fürstlicher Freund, nun zum Großherzog erhoben, hatte 1815 Goethe's Ministerialgehalt auf 3000 Thaler erhöht, ungerechnet eine besondere Zulage für Pferde und Wagen. Er erhielt ferner, gleichzeitig mit von Voigt, im Jahre 1816 das Großkreuz des am 30. Jan. erneuerten weimarischen weißen Falkenordens. Im wirklichen Staatsministerium nahm Goethe auch jetzt seinen Sitz nicht wieder ein, aber er behielt den Titel eines Staatsministers bei und führte die Oberaufsicht über die landesherrlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft. Freude und Heiterkeit kehrte aber namentlich in sein Haus ein, als sich sein Sohn August, der bereits in weimarischen Staatsdienst getreten war, mit Ottilie von Pogwisch verband. Lewes nennt sie „eine der glänzendsten und muntersten Damen Weimars" und fährt dann fort: „Sie war stets ein großer Liebling ihres Schwiegervaters und führte ihm bis zu seinem Tode den Haushalt, empfing seine vielen Gäste und stand so hoch in seiner Gunst, daß sie sich gegen ihn Alles erlauben durfte. Im nächsten Jahre sang er seinem ersten Enkel (Walther) das Wiegenlied. Bald erfreute ihn ein zweiter (Wolfgang), der, wie es scheint, später sein Liebling wurde; er ließ ihn bei sich im Zimmer arbeiten und spielen und pflegte ihn sein liebes „Wölfchen" zu nennen."

Der bemerkenswerthen Ereignisse in Goethe's Leben werden von hier an immer weniger; er lebte, freilich immer und unablässig denkend, schaffend und wirkend, sich eben allmälig aus; und Andere, oft Jüngere, neben ihm auch. Die sogar in Teutschland auftauchenden demagogischen Bewegungen und Leidenschaften waren wenig nach seinem Sinne; er erblickte in ihnen nur eine bedenkliche Störung der ruhigen organischen Entwickelung im Geistesleben der teutschen Nation, einen Abfall von dem Humanitätsprincipe, dem er huldigte, und sie waren ihm um so peinlicher, da sie in seiner unmittelbaren Nähe auftauchten, ja besonders von der Universität Jena ausgingen, die sein Augapfel gewesen war, für die er so viel gethan hatte. Die Wartburgfeier schien ihm eine „ahnungsvolle Gegenwart" anzukündigen und er bemerkt weiter: „Das Reformationsjubiläum verschwand vor diesen frischen jüngeren Bemühungen. Vor dreihundert Jahren hatten tüchtige Männer Großes unternommen; nun schienen ihre Großthaten veraltet und mochte sich ganz Anderes von den neuesten öffentlich geheimen Bestrebungen erwarten." Die ironische Bedeutung dieser Worte ist unverkennbar; doch sind sie noch mild genug und drücken sicherlich nur schwach die Stimmung aus, in welche er sich durch diese Erscheinungen versetzt fühlte. Er, der bei einem Besuche Karlsbads im J. 1819 seine Freude darüber ausdrückt, daß er an dem Fürsten Metternich „wie sonst einen gnädigen Herrn" gefunden, stand damals in der That auf der Seite derer, die man in unsern Tagen Reactionaire zu nennen pflegt; er bewies dies namentlich, als er in einem ihm vom Herzoge aufgegebenen Gutachten anrieth, Oken's im J. 1816 gegründetes Oppositionsblatt „Isis" zu unterdrücken [39]). Hatte er doch schon in seinen eigenen und Schiller's „Xenien" den „höchsten Misbrauch der Preßfreiheit" erkannt und eingestanden. Der in diesem Falle ruhiger blickende Großherzog vermied es jedoch, sich durch ein Verbot der „Isis" mislieb zu machen und wartete die Beschlüsse des Bundestags ab, welche dieser Oppositionspublizistik von selbst und mit Einem Schlage ein Ende machten. Der Tod seines Mitarbeiters von Voigt (den 22. März 1819) veranlaßte Goethe zu folgender Bemerkung: „Er fühlte sich in der letzten Zeit sehr angegriffen von den unaufhaltsam wirkenden revolutionairen Potenzen und ich pries ihn deshalb selig, daß er die Ermordung Kotzebue's, die am 23. März vorfiel, nicht mehr erfuhr, noch durch die heftige Bewegung, welche Teutschland hierauf ergriff, ängstlich beunruhigt wurde" [40]).

Die Ertheilung der landständischen Verfassung für Weimar nahm er hin wie ein Unvermeidliches; aber ihm selbst war sie höchlichst unbequem. Das Land war nach seiner Ansicht, und dies war auch ganz richtig, bisher

sehr heitere Laune, verstand es, ihn aufzumuntern, und kannte ihn so genau, daß sie immer wußte, welchen Ton sie anschlagen mußte, um wohlthuend auf ihn einzuwirken. Sie war keine sehr ausgebildete Frau, aber sie hatte sehr viel natürlichen hellen Verstand; Goethe hat uns oft gesagt, daß, wenn er mit einer Sache in seinem Geiste beschäftigt wäre und die Ideen sich zu stark bei ihm drängten, er dann manchmal zu weit käme und sich selbst nicht mehr zurechtfinden könne, wie er dann zu ihr ginge, ihr einfach die Sache vorlege und oft erstaunen müßte, wie sie mit ihrem einfachen natürlichen Scharfblicke immer gleich das Richtige herauszufinden wisse und er ihr in dieser Beziehung schon Manches verdanke." Die Knebel versicherte auch, daß Goethe ihren Tod noch immer nicht (im August 1820) verschmerzen könne.

39) Das Gutachten ist in Düntzer's „Goethe-Studien" S. 375 fg. abgedruckt. 40) Das Verhältniß zwischen Goethe und von Voigt war ein sehr inniges und beweist abermals, welcher seltenen Treue Goethe gegen tüchtige Naturen fähig war, wie wenig er daran dachte, sich im Vollgefühle seines Genies über diejenigen zu erheben, deren Wollen er als redlich, deren Wirken er als nützlich erkannte. Zwischen beiden bestand, wie Kanzler von Müller versichert, „eine Wechselwirkung von Vertrauen, Ideentausch, eigenthümlichster Anerkennung und heiterer Zuthätigkeit, die sich bis zum letzten Lebenshauche treulichst bewährt hat." Goethe widmete ihm unter Anderem zu seinem Dienstjubiläum (den 27. Sept. 1816) ein Gedicht, und als er starb, klagte er: „Für mich entsteht eine große Lücke und dem Kreise meiner Thätigkeit entgeht ein mitwirkendes Princip." Bezeichnend ist es, daß Goethe im hohen Alter den Worten „Tod," „sterben" u. s. w. vorsichtig aus dem Wege ging; statt „er stirbt," sagt er euphemistisch: „er verläßt uns." Es war nicht eigentlich das Sterben an sich, was er fürchtete, sondern der Gedanke, daß damit auch sein fruchtbares Wirken auf dieser ihm so lieb gewordenen Erde aufhöre, erregte ihm Grauen.

vollkommen gut regiert worden; und nun sollten so und so viel Leute in die Verwaltung mit drein sprechen und den Gang der Regierung und die Verwendung ihrer Geldmittel controliren. Seiner Ansicht nach bestand ja die Majorität „aus wenigen kräftigen Vorgängern, aus Schelmen, die sich accommodiren, aus Schwachen, die sich assimiliren, und der Masse, die nachtrollt, ohne nur im mindesten zu wissen, was sie will." Vieles Reden war ihm langweilig, und er wußte, wie in landständischen Versammlungen manche das Wort nur ergreifen und wiederholt ergreifen, um doch auch von sich etwas hören zu lassen; um zu zeigen, daß sie doch auch etwas sind und etwas bedeuten wollen, selbst Männern wie Goethe gegenüber; er wußte, daß Landstände zu knausern lieben und zwar oft grade am unrechten Orte, und daß namentlich Kunst und Wissenschaft, die ihm zumeist am Herzen lagen, unter dieser Knauserei zu leiden und von Männern, deren geistiger Horizont meist nur ein beschränkter und deren Hauptziel meist nur ein möglichst wohlfeiles Budjet ist, nichts Gutes zu erwarten haben. Daher nahm er auch nur selten an den Sitzungen der Stände Theil, weil er nicht „vor Langeweile schwitzen" wolle. Im Verlaufe der Jahre gerieth er sogar mit den Landständen in einen unangenehmen Conflict, als diese im J. 1823 wegen der von der Oberaufsichtscommission verwandten Gelder von ihm Rechnungsablage verlangten. Goethe war sich bewußt, die Gelder immer aufs Beste, Zweckmäßigste und Oekonomischste verwandt zu haben, und die Einsicht in die Rechnungen nach Goethe's Tode hat dies auch klar ans Licht gestellt. Nun aber sollte er über Heller und Pfennig Rede stehen; das war zu arg, zumal da es sich ja um eine seines Dafürhaltens nur „lumpige Summe" (noch nicht 12,000 Thlr.) handelte. Er verweigerte den Nachweis, halb humoristisch, gradezu und der Landtag beschloß Anfangs, die Summe nicht weiter zu bewilligen. Der Großherzog verhandelte mit dem Landtagsmarschalle, um einen versöhnlichen Ausweg herbeizuführen; auch die Großherzogin suchte durch Luden auf die Stände einzuwirken und bemerkte bei dieser Gelegenheit sehr treffend: „Wir haben nur Einen Goethe, und wer weiß, wie lange noch; ein zweiter dürfte sich vielleicht nicht bald wieder finden." Der Landtag ließ denn auch seine Forderung fallen, aber der von 1831 nahm sie aufs Neue und dringender wieder auf. Goethe zeigte sich so hartnäckig wie früher und erst sein Tod machte diesem verdrießlichen Conflicte ein Ende, und es dürfte wol doch Mancher der Ansicht sein, daß der Landtag von 1831 verständiger gehandelt hätte, gegen den alten Herrn, der für Teutschland so Großes gewirkt und sich auch um das Wohl des weimarischen Landes in hohem Grade verdient gemacht hatte, Nachsicht zu üben, statt ihm die letzten Tage seines Lebens zu verbittern. Auch in diesem letzten Abschnitte seines Lebens ließ er nicht nach, Nützliches namentlich für Jena ins Leben zu rufen, z. B. das botanische Museum und die Thierarzneischule, und auch um die Umgestaltung der jenaischen Bibliothek erwarb er sich große Verdienste.

In einen andern Conflict, der ihm sicherlich viel mehr zu Herzen ging als der mit den Landständen, gerieth er im J. 1817, nämlich mit dem Großherzoge selbst, und zwar wegen einer im Grunde sehr läppischen Theatergeschichte, die sie ernstlich zu verfeinden drohte, nachdem sie über eine Menge der wichtigsten Fragen, die zum Theil wol geeignet waren, eine nachhaltigere Differenz zu erzeugen, immer leicht zur Verständigung gelangt waren. Schon früher hatte man ihm in der Person des Grafen Edeling einen Intendanten zur Seite gesetzt, eine Maßregel, die ihm allerdings kränkend, unangenehm und wider seinen Willen getroffen war, über die er sich aber dadurch hinwegsetzte, daß er den Grafen von jeder Betheiligung an den Geschäften auszuschließen wußte und in den Sitzungen so that, als ob er gar nicht da sei. Dabei aber stellte er sich doch an, als ob er der Hilfe bedürfe, indem er veranlaßte, daß ihm sein Sohn in der Leitung des Theaters zur Beihilfe gegeben wurde. Nun war es allerdings ein sehr verletzendes Ansinnen, als man im März 1817 von Goethe verlangte, das nach dem Französischen bearbeitete Melodrama „Der Hund des Aubry" aufführen und darin einen dressirten Pudel, mit welchem der Schauspieler Karsten herumzog, auftreten zu lassen. Ein Pudel auf der weimarischen Bühne, die Goethe bis dahin so reinlich gehalten und im Sinne der idealsten Aesthetik geleitet hatte! Er mußte das Ende aller Kunst in Teutschland gekommen glauben und der Anfang des Endes war es auch. Goethe berief sich mit gewohnter Schlauheit auf einen Paragraphen der Theatergesetze, wonach Hunde auf die Bühne mitzubringen untersagt war. Der Großherzog, ein Liebhaber von Hunden, wollte aber die Künste des Thieres durchaus sehen, und nun bemächtigte sich die intrignante, gegen Goethe längst schon grollende Frau von Heygendorf, ehemalige Jagemann, der Gelegenheit, zwischen dem Großherzoge und seinem alten Freunde ein Zerwürfniß hervorzubringen, suchte das Verfahren Goethe's in ein gehässiges Licht zu setzen und überredete den Großherzog, den Hund den Theatergesetzen und dem ausgesprochenen Willen Goethe's zum Trotz doch kommen zu lassen. Goethe rief, als man ihm die Kunde hinterbrachte, schmerzlich bewegt aus: „Karl August hat mich nie verstanden!" was auch in Bezug auf seine Kunsttendenzen und ästhetischen Grundsätze bis zu einem gewissen Grade wirklich der Fall gewesen sein mag, reiste mit Hinterlassung eines Schreibens an den Großherzog nach Jena ab und bat von hier aus um seine Entlassung von der Intendanz. Karl August vermochte aber ohne Goethe, mit dem ihn ein wirkliches aufrichtiges Freundschaftsbedürfniß verband, nicht zu leben, er bereute seine Uebereilung, er bedauerte ihre Folgen und wenige Tage darauf reiste er ihm nach Jena nach, wo sie nach der ersten Begrüßung, die im botanischen Garten stattfand, lange sich in stummer Umarmung festhielten und dann zwei Stunden lang im Garten auf- und niederging. Aber auf der Niederlegung seiner Intendanz verharrte Goethe und das Theater, das für ihn seinen Reiz verloren hatte, besuchte er fortan nur bei besondern Anlässen. Ja er soll wegen der mancherlei Verdrießlichkeiten, die er in letzter Zeit in Weimar zu

bestehen gehabt, in jenen Tagen ernstlich mit dem Gedanken umgegangen sein, Weimar zu verlassen und nach Wien zu gehen, von wo ihm Anerbietungen gemacht worden waren. Es ist schon früher erwähnt worden, daß Goethe nach der Rheinreise 1815 eine gewisse Reue darüber empfand, sich so lange Jahre an Weimar und seine in mancher Hinsicht engen und kleinlichen Verhältnisse gebunden zu haben. Aber er war doch durch zu viele Fäden mit Weimar verflochten und er mochte bei ruhiger Ueberlegung fühlen, daß er nun zu alt geworden, um sich jetzt noch zu verändern und in so ganz fremdartige Verhältnisse wie die wiener einzuleben.

Die poetische Ausbeute dieser Jahre war im Verhältnisse zu derjenigen der frühern nur gering; seine Productionskraft war nun doch in der Abnahme und die Welt um ihn her in vielen Stücken eine andere geworden als diejenige gewesen, mit der er aufgewachsen war und in der er sich wohl und heimisch befunden hatte. Daß er überhaupt noch dichtete und auch noch viel Gutes und Treffliches dichtete, war ein Beweis von der Unverwüstlichkeit und rastlosen Thätigkeit seines Geistes. An dem „Divan" arbeitete er im Winter von 1817 zu 1818 „mit so viel Neigung, Liebe und Leidenschaft, daß man den Druck desselben im März anzufangen nicht länger zauderte." Dabei gingen die orientalischen Studien immer fort, „damit man durch Noten, durch einzelne Aufsätze, ein besseres Verständniß zu erreichen hoffen durfte; denn freilich," fährt Goethe in den „Tag- und Jahresheften" fort, „mußte der Teutsche stutzen, wenn man ihm etwas aus einer ganz andern Welt herüberzubringen unternahm. Auch hatte die Probe in dem Damenkalender das Publicum mehr irre geleitet als vorbereitet. Die Zweideutigkeit: ob es Uebersetzungen oder angeregte oder angeeignete Nachbildungen seien, kam dem Unternehmen nicht zu Gute; ich ließ es aber seinen Gang gehen, schon gewohnt, das teutsche Publicum erst stutzen zu sehen, ehe es empfing und genoß." Im Jahre vorher, 1817, war das italienische Reisetagebuch, so weit es Sicilien und Neapel betrifft, gedruckt, die Autobiographie „wieder vorgenommen worden." Im folgenden Jahre brachte ihm „ein wundersamer Zustand bei höherem Mondenscheine das Lied, „Um Mitternacht," das ihm desto lieber und werther war, da er, wie er gesteht, nicht sagen könnte, woher es kam und wohin es wollte." Zu einem Maskenzuge, welcher bei der Anwesenheit der Kaiserin Mutter am 18. Dec. 1818 stattfand, dichtete er die erklärenden Verse und er hatte dabei wenigstens Gelegenheit, die von ihm geschiedenen Größen Weimars in Strophen voll erhabener großartiger Gesinnung zu verherrlichen. Noch ist seines Antheils an dem im J. 1819 zu Rostock errichteten Blücherstandbilde zu gedenken. Der mit der Besorgung des Plans beauftragte ständische Ausschuß hatte an Goethe das Ansuchen gestellt, das Vorhaben durch seinen Rath zu fördern und zu unterstützen und Schadow, der schon vorher mit ihm über die Idee des Standbildes correspondirt hatte, war selbst mit dem Modell nach Weimar herübergekommen, um sich mit Goethe über die etwa noch vorzunehmenden Aenderungen zu besprechen. Zwei Reliefstafeln sind auch wirklich nach Goethe's Angabe ausgeführt; auch verfaßte er die bekannte Inschrift „In Harren und Krieg" u. s. w. Unter den Feldherren der verbündeten Heere war auch wol Blücher, weil er ein Mann aus Einem Gusse war, derjenige, der für Goethe noch die meiste Anziehungskraft hatte.

An seinem siebzigsten Geburtstage (1819) wurden ihm so viele Beweise der Dankbarkeit und Anerkennung zu Theil, daß er davon selbst aufs Angenehmste überrascht, ja tief gerührt war. „Durch eine wunderliche Grille eigensinniger Verlegenheit," schreibt er, „suchte ich der Feier meines Geburtstags jederzeit auszuweichen. Diesmal hatte ich ihn zwischen Hof und Karlsbad auf der Reise zugebracht; am letzten Orte kam ich Abends an und in beschränktem Sinne glaubt' ich überwunden zu haben. Allein am 29. Aug. sollte ich zu einem schon besprochenen Gastmahle auf dem Posthofe eingeladen werden, wovon ich mich, in Rücksicht auf meine Gesundheit, nicht ohne Grund entschuldigen mußte." In Frankfurt veranstaltete man ein Festmahl, bei dem ein mit Smaragden kostbar verzierter Lorbeerkranz prangte, welcher ihm dann als Festgabe zugesandt wurde, und die von dem Freiherrn von Stein 1819 errichtete Gesellschaft für ältere teutsche Geschichtskunde ernannte ihn zum Ehrenmitglied. Die mecklenburgischen Stände verehrten ihm zu diesem Tage eine goldene Medaille als Denkzeichen für den Kunstantheil, den er bei Verfertigung der Blücher'schen Statue genommen hatte. Sehr zart war die Aufmerksamkeit, die ihm der Großherzog von Mecklenburg bei dieser, wahrscheinlicher jedoch bei einer andern Gelegenheit bewies. Dieser hatte die Uhr, welche in den Kindertagen des Dichters im älterlichen Hause gestanden hatte, ausfindig zu machen gewußt, angekauft und heimlich im Goethe'schen Hause aufstellen lassen. Als Goethe sie zum ersten Mal, aus dem Schlafe erwachend, schlagen hörte, rief er seinem Bedienten zu: „Ich höre eine Uhr schlagen, welche alle Erinnerungen meiner Kindheit erweckt, ist es Traum oder Wirklichkeit?" und vergoß dann Thränen der Rührung [41]). Seinen Freunden sprach er dann durch ein Gedicht mit der Aufschrift: „Die Feier des 28. Augusts dankend zu erwidern," das er ihnen in einzelnen Druckblättern übersandte, seinen Dank aus.

Im folgenden Jahre (1820) ging er daran, seine Tagebücher über die Campagne in Frankreich und die Belagerung von Mainz für die Veröffentlichung zu bearbeiten, lieferte zwei Hefte von „Kunst und Alterthum" als Abschluß des zweiten Bandes und bereitete das erste des dritten vor. Er schrieb ferner die Erzählung „Der Verräther seiner selbst," die Fortsetzung der Erzählung „Das nußbraune Mädchen" und förderte den ideellen

41) So nach einer Mittheilung von Sauppe, welche Schaefer seinem Berichte über die 70. Geburtstagsfeier eingefügt hat, übrigens in einer Note hinzufügend: „Nach Laube (in den „Reisenovellen") wäre dies Geschenk zum Jubiläum angelangt." Laube's Angabe verdient aber vielleicht schon deshalb mehr Glauben, weil Goethe selbst unter den zum Theil weniger bemerkenswerthen Geburtstagsgeschenken, die er in seinen „Tag- und Jahresheften" aufführt, grade dieses, das sinnigste von allen und außerdem von fürstlicher Hand, nicht mitgenannt hat.

Zusammenhang der „Wanderjahre." Die „freie Gemüthlichkeit einer Reise" erlaubte ihm auch, dem „Divan" wieder nahezutreten; er erweiterte das „Buch des Paradieses" und fand Manches in die vorhergehenden einzuschalten. Auch schrieb er, „aufgeregt durch theilnehmende Anfrage," wie er sich ausdrückt, einen Commentar zu dem Gedichte: „Harzreise im Winter," das er bei dieser Gelegenheit selbst „absurus" nennt. Daneben setzte er seine Studien über die Farben, namentlich die sogenannten entoptischen, über Geognosie, Botanik, Zoologie, Mineralogie u. s. w. fort und er fügte ihnen noch die über Meteorologie, atmosphärische Zustände und Wolkenformen hinzu, zu welchem Zwecke er bei seinem Aufenthalte in Karlsbad im Juli 1820 sogar ein „Wolkendiarium" anlegte, Studien, aus denen dann einige Jahre später, 1825, sein „Versuch einer Witterungslehre" hervorging. Howard's Theorie der Wolkenbildung kam ihm hierbei zu statten; auch verfaßte er 1821 einige Strophen zu Howard's Ehrengedächtnisse, wofür der englische Meteorolog mit einem verbindlichen Schreiben und der Uebersendung seines neuesten Werkes über das Klima von London dankte. Mächtig interessirte ihn auch die so folgenreich gewordene Entdeckung des Elektromagnetismus durch den Dänen Oersted (den er 1822 bei sich zu empfangen die Freude hatte) und sofort setzte er sich mit Döbereiner zusammen, um sich über diese Naturkraft Aufklärung zu verschaffen. Gleiche Theilnahme wie der Natur widmete er auch gleichzeitig der Kunst. Er ging seinem Freunde Heinrich Meyer bei seinen Studien zur Hand, war ihm bei der letzten Durcharbeitung seiner Geschichte der Kunst behilflich, beschäftigte sich eifrigst mit dem Studium der Denkmäler hellenischer Kunst, namentlich der Elgin-Marmorn, vernachlässigte aber darüber nicht das Studium der altitalienischen und altteutschen Malerei, schrieb zwischen 1820 und 1822 eine umfangreichere Abhandlung über Andreas Mantegna's Triumphzug des Cäsar und 1823 über altteutsche Baukunst. Diese hatte ihn ja schon in seiner strasburger Periode mächtig angezogen und nachdem er ihr während seiner italienischen Reise ziemlich untreu geworden, war das Interesse für sie durch den Verkehr mit den Brüdern Boisserée und den Anblick des cölner Doms und anderer hervorragender mittelalterlicher Bauwerke wie durch das Studium der den cölner Dom betreffenden Zeichnungen und Risse wieder lebhaft in ihm angeregt worden. Von den monstrosen Gebilden der indischen und ägyptischen Kunst dagegen wandte er sich mit Widerwillen ab, während ihn die indische Dichtkunst, namentlich die seinem Sinne für Anmuth so hold entgegenkommende liebliche und zarte Sakontala, wie wir wissen, außerordentlich anzog. Er schreibt z. B. im J. 1824 an A. W. Schlegel: „Kann ich zwar der indischen Kunst, in sofern sie plastisch ist, nicht günstig sein, da sie die Einbildungskraft, anstatt sie zu sammeln und zu regeln, zerstreut und verwirrt, so gehör' ich doch gewiß zu den redlichsten und beständigsten Verehrern jener Dichtkunst, die aus den abstrusesten Regionen des Geistes durch alle Stufen des innern und äußern Sinnes uns auf die bewundernswürdigste Weise hindurchführt"[42]). Ueberhaupt fühlte sich Goethe von dem blos Kolossalen und Ungeheuerlichen, das auf Kosten der Anmuth zur Größe aufstrebt, je länger desto mehr abgestoßen und im J. 1820 beklagt er sich in den „Tag- und Jahresheften" über Dante's „widerwärtige, oft abscheuliche Großheit."

Ebenso wandte er sich von den Productionen der jüngern teutschen Poetenschule seit dem Jahre 1820 immer mehr ab, was sich aus seinem Alter, aus unangenehmen persönlichen Erfahrungen, aus seiner nun eingetretenen Gleichgültigkeit gegen das Theater und aus der in ihren Gebilden allmälig auswüchsig gewordenen Romantik erklärt, derselben Romantik, die er früher in seine besondere Protection genommen. Er schreibt darüber in den „Tag- und Jahresheften" im J. 1820: „Werner's „Maccabäer" und Houwald's „Bild" traten mir, jedes in seiner Art, unerfreulich entgegen; sie kamen mir vor wie Ritter, welche, um ihre Vorgänger zu überbieten, den Dank außerhalb der Schranken suchen. Auch enthielt ich mich von dieser Zeit an alles Neueren, Genuß und Beurtheilung jüngern Gemüthern und Geistern überlassend, denen solche Beeren, die mir nicht mehr munden wollten, noch schmackhaft sein konnten." Am meisten war ihm wol die Prätension zuwider, womit sich diese Producte geltend zu machen suchten und an ihn heandrängten, als ob sie neben seinen und Schiller's Erzeugnissen einen Platz einzunehmen verdienten oder sie gar verdrängen könnten. Er vermißte in der neuern Poesie das Männliche und Charaktervolle und er beförderte fortan mehr das Plane und Mittelmäßige als das Originelle, weil jenes doch naturgemäßer und weniger krankhaft war. Einmal in dieser Antipathie befangen, wurde er freilich auch vielfach ungerecht, wie namentlich gegen die schwäbische Schule und Uhland, der doch so teutsch ist und in dessen Poesien Goethe seinen eigenen Einflüssen in vielfachen Spuren begegnen konnte. Eine günstigere Meinung hatte er im Ganzen von Rückert, und auch in Platen verkannte er Gesinnung, Talent, Ernst und technische Ausbildung nicht. Aber er tadelte seine polemische Richtung, an der auch Byron, dem er sonst so hohe Achtung zollte, zu Grunde gegangen sei; er fand es unverzeihlich für ein so „hohes Talent," daß Platen in der Umgebung von Neapel und Rom die Erbärmlichkeiten der teutschen Literatur nicht vergessen konnte. Goethe scheint hierbei aus dem Gedächtnisse verloren zu haben,

42) Vergl. hierzu die von Boeking in Bonn herausgegebenen „Briefe Schiller's und Goethe's an A. W. Schlegel" (1846). Dies Bändchen umfaßt nur 50 und einige Seiten, ist aber nicht unwichtig zur Kenntniß der Stellung der beiden Koryphaen der idealen weimarischen Schule (wenn man von einer solchen sprechen darf) zu den beiden Koryphaen der romantischen Schule. Die Briefe Goethe's an Schlegel reichen, freilich von oft langen Pausen unterbrochen, von 1797—1821. Man sieht daraus, daß Goethe auch von Schlegel's Kenntniß der Metrik und sprachlichen Rhythmik Vortheil zu ziehen suchte. Goethe schickte ihm unter Anderem den „Mahomet" und „Reineke Fuchs" zu Emendationen und ist für Vorschläge in sprachlicher und rhythmischer Hinsicht dankbar; auch bei den Elegien und Epigrammen ging ihm Schlegel mit Verbesserungsvorschlägen in Betreff des Versbaues zur Hand.

daß auch er „Xenien" geschrieben und in ihnen die „Erbärmlichkeiten der teutschen Literatur" gegeißelt hatte, obschon er darin recht haben mochte, daß man diese Erbärmlichkeiten wol am neapolitanischen Golfe vergessen sollte, aber nicht wol an den Wassern der Ilm vergessen kann. Jedenfalls hatte er aber doch in Gemeinschaft mit Schiller diesen polemischen Gelüsten mehr als vielleicht wünschenswerth Vorschub geleistet. Größeren Antheil widmete er fortan der Poesie des Auslandes, worauf noch zurückzukommen ist.

Im J. 1821 dichtete Goethe, der dazu an ihn ergangenen Aufforderung entsprechend, zur Eröffnung des neuen berliner Schauspielhauses, für welche man seine „Iphigenia" gewählt hatte, einen Prolog, „der," wie er bemerkt, „wegen dringender Zeit gleichsam aus dem Stegreife erfunden und ausgeführt werden mußte." Gleichwol rief dieser Prolog, von der berühmten Schauspielerin Stich meisterhaft gesprochen, einen so großen Beifall hervor, daß er am 29. wiederholt werden mußte. Goethe konnte überhaupt gegen die vielen Liebesbeweise, die ihm grade von Berlin kamen, nicht gleichgültig bleiben; er schenkte dieser Stadt, wo sein geliebter Zelter wohnte, wo in dem Varnhagen-Rahel'schen Salon und in der literarischen Mittwochsgesellschaft ein förmlicher Goethecultus gepflegt und genährt wurde, mehr als früher seine Neigung, und so gesteht er denn auch, daß ihm die gute Wirkung seines Prologs sehr erfreulich gewesen. „Ich hatte," fügt er hinzu, „die Gelegenheit erwünscht gefunden, dem werthen Berlin ein Zeichen meiner Theilnahme an bedeutenden Epochen seiner Zustände zu geben." Nichtsdestoweniger konnten ihn alle noch so dringenden Einladungen nicht dazu bewegen, einen Besuch in Berlin abzustatten, wo er doch des glänzendsten Empfangs und der außerordentlichsten Huldigungen gewiß sein durfte. Er nahm letztere wohl an und hatte auch seine Freude darüber, wenn sie ihm wie ein Geschenk der Götter in den Schoos fielen, aber er suchte sie nicht auf, ging ihnen vielmehr gern aus dem Wege.

In diesem Jahre erschien der erste Band seines Romans „Wilhelm Meister's Wanderjahre oder die Entsagenden," in welchem er in vielfachen Verschlingungen seine alte Lieblingsidee durchzuführen suchte, daß Jeder zu entsagen und sich zu beschränken wissen müsse, damit Jeder in seinem kleineren oder größeren Kreise seine Kräfte und Anlagen zum Wohl des Ganzen um so nützlicher und fruchtbarer anwenden könne, je weniger er selbstsüchtig über diesen Kreis hinausgeht. Dieser Eine Sinn ist als durchgehend wohl zu erkennen; es fehlt nicht an den reizendsten novellistischen Einzelnheiten, nicht an den weisesten Aussprüchen und tiefsten Anschauungen; aber das Ganze ist formlos; es fehlt die compositionelle Einheit, die organische Verbindung; je willkürlicher diese ist, je räthselhafter manches Eingeflickte ist, um so mehr fällt das Bruchstück- und Zufallartige des Werkes auf, und jemehr es mit dem Anspruche auftrat, ein Ganzes, ein wirklicher Roman zu seln, um so mehr mußte sich das Publicum dadurch enttäuscht, um so weniger befriedigt fühlen. Der Dichter hatte eben Alles darin aufgespeichert, was er an Einfällen, Skizzen, Erzählungen, Fragmenten liegen hatte, und es liest sich fast komisch, was Eckermann über die Redaction desselben berichtet. Goethe selbst scheint darüber gelacht zu haben. Nahm er sich hierzu ein Recht, so hatte seinerseits das Publicum auch ein Recht, über ein so zerfahrenes Ganze seine Verwunderung auszudrücken. Goethe gab mit einem so kunstlosen Werke — auch die „Unterhaltungen der Ausgewanderten" würden, wenn er sie nicht fallen gelassen hätte, wol eine ähnliche Composition geworden sein — ein schlimmes Beispiel, welches die Folge hatte, daß seitdem und für lange Zeit in der teutschen Erzählungsliteratur die Formlosigkeit fast die Regel wurde.

In die Jahre 1821 und 1822 fällt die Redaction und zum Theil auch die Ausführung der Feldzüge, der Rheinreisen nebst dem Tagebuche über die Belagerung von Mainz in den Jahren 1792 und 1793, ferner die „Zahmen Xenien," meist auf Papierschnitzel und auf die Rückseite von Visitenkarten flüchtig, wie der Augenblick sie ihm eingab, hingeworfen. Selbst Gewinns, der namentlich den späteren Dichtungen Goethe's ein so ungnädiger Richter ist, erkennt diese „Aeußerungen über die Missstände einer überwuchernden Literatur," wie er sie nennt, als ein „unschätzbares Vermächtniß des lebensweisen Dichters" an. Goethe selbst sagt von ihnen in den „Tag- und Jahresheften:" „Ob man gleich seine Dichtungen überhaupt nicht durch Verdruß und Widerwärtiges entstellen soll, so wird man sich doch im Einzelnen manchmal Luft machen; von kleinen, auf diese Weise entstehenden Productionen sonderte ich die läßlichsten und stellte sie in Pappen zusammen." In diesen Blättchen machte er auch wol seinem gewiß nur zu gerechtfertigten Unmuthe gegen die Angriffe Luft, die namentlich gegen seinen sittlichen Standpunkt von Rigoristen, welche den tieferen Kern seiner Lebensanschauungen und seiner rein menschlichen Tendenzen zu begreifen gänzlich unfahig waren, seit Anfang der zwanziger Jahre immer öfter gemacht wurden. Mit gutem Humor fand er sich namentlich mit dem Pastor Pustkuchen ab, der durch ein anonym verfaßtes, übel gemeintes und übel gerathenes Seitenstück zu den „Wanderjahren," ein eigentliches literarisches Falschmünzerwerk, ein wenig beneidenswerthes Renommée erlangte. Oeffentlich und ernstlich gegen seine Widersacher aufzutreten hielt Goethe begreiflicherweise unter seiner Würde. Als er von den späteren Angriffen Menzel's und zwar zuerst durch die französische Zeitschrift, den „Globe," Kenntniß erhielt, sprach er sich gegen Zelter kurz dahin aus, er hätte viel zu thun, wenn er sich darum bekümmern wolle, wie die Leute ihn und seine Arbeiten betrachteten. Jene Art der modernen Tendenzkritik, welche vom einseitigsten Standpunkte in vollkommen schiefer Linie mit blinder Wuth gegen irgend ein Außenwerk an dem Wirken, Wollen und Schaffen eines Autors anrennt, berührte Goethe nicht; in seinen Augen hatte nur die eigentlich organische, die in instructiv erklärender Weise mit auferbauende und mit empfindende Kritik Werth und Nutzen.

Mit dem Jahre 1822 schließen auch seine „Tag- und

Jahresheste," diese vorzügliche Quelle zur Kenntniß namentlich seiner späteren Lebensperiode. Auf künstlerische, lebendig charakterisirende Darstellung war es hierbei nicht abgesehen, doch fehlt auch diese stellenweise nicht, sie tritt z. B. in den Partien, welche den Besuch der Staël in Weimar und diese selbst, seinen Aufenthalt in Göttingen, seinen Seelenzustand nach dem Tode Schiller's u. s. w. betreffen, wohlthuend hervor. Das Meiste ist jedoch trockene, chronikenartige Aufzählung seiner Reisen, Arbeiten Bekanntschaften und sonstiger Begebnisse; auch fällt in der That der mit den Jahren zunehmende devote und euphemistische Styl bisweilen unangenehm auf [43]). Aber sie enthalten auch in ihren trockensten Partien interessante Winke über seine Arbeiten, sie bilden die lehrreiche Ergänzung und Fortsetzung zu „Dichtung und Wahrheit," so wenig sie auch mit diesem Werke, zu dem er übrigens 1821 eine Lili betreffende Partie, etwa ein Drittheil des vierten kleineren Bandes hinzuarbeitete, in Form und Darstellung gemein haben, und sie geben im Ganzen ein wahrhaft überraschendes Bild von der erstaunlichen Rastlosigkeit, Beweglichkeit und Vielseitigkeit seines Thuns, Schaffens und Wirkens wie von der Menge der Berührungen, in die er auf seinem Lebenswege mit Personen gerieth, die in der Gesellschaft oder in Kunst und Wissenschaft einen hervorragenden Rang einnahmen. Daher ist auch auf diese „Tag- und Jahreshefte" besonders und nachdrücklichst zu verweisen, da sich das darin aufgehäufte Detail in einem für ein encyklopädisches Werk bestimmten Artikel auch nur annähernd nicht erschöpfen läßt.

Die Grundsteinlegung zu der weimarischen Bürgerschule (den 27. Nov. 1822) gab neuerdings Anlaß, das vertrauliche Verhältniß, das zwischen ihm und seinem Fürsten obwaltete, ans Licht zu stellen. Im Namen der neuen Stiftung hatte Goethe zum Weihnachtsfeste 32 Gedichte sammeln und unter der Aufschrift „Dem Landesfürsten zum Weihnachten von seinen Kindern 1822" seinem Großherzoge überreichen lassen. Hierauf, gleich am nächsten Morgen, erhielt Goethe ein Billet seines fürstlichen Freundes, worin dieser ihn mit dem traulichen Du anredet: „Du weißt selbst, wie vielen Theil Du von allem dem, was seit etlichen und zwanzig Jahren bei uns zum Guten gediehen ist, Dir zuschreiben kannst, als daß ich nöthig hätte, Dir zu sagen, daß ich es lebhaft erkannt" u. s. w. Auch am nächsten Neujahrstage begrüßte der Fürst ihn als seinen „lieben alten Freund und Waffenbruder in dieser stürmischen Welt."

In demselben Jahre fühlte sich Auguste Stolberg (Gräfin Bernstorf), nachdem ihr Briefwechsel mit Goethe 40 Jahre geruht, veranlaßt, noch einmal an Goethe (den 22. Oct.) zu schreiben und ihm ihre Besorgnisse um sein Seelenheil auszudrücken: „Ich las in diesen Tagen," schreibt sie, „wieder einmal alle Ihre Briefe nach — the songs of other times — die Harfe von Selma ertönte — Sie waren der kleinen Stolberg sehr gut — und ich Ihnen auch so herzlich gut — das kann nicht untergehen — muß aber für die Ewigkeit bestehen — diese unsre Freundschaft — die Blüthe unserer Jugend muß Früchte für die Ewigkeit tragen, dachte ich oft — und so ergriff es mich bei Ihrem letzten Briefe und so nahm ich die Feder." Dann beschwört sie ihn: „O ich bitte, ich flehe Sie, lieber Goethe! abzulassen von Allem, was die Welt Kleines, Eitles, Irdisches und nicht Gutes hat, Ihren Blick und Ihr Herz zum Ewigen zu wenden. Ihnen ward viel gegeben, viel anvertraut; wie hat es mich oft geschmerzt, wenn ich in Ihren Schriften fand, wodurch Sie so leicht Anderen Schaden zufügen — O machen Sie das gut, weil es noch Zeit ist — bitten Sie um höheren Beistand und er wird Ihnen, so wahr Gott ist, werden. Ich dachte oft, ich konnte nicht ruhig sterben, wenn ich nicht mein Herz so gegen den Freund meiner Jugend ausgeschüttet hätte" u. s. w. Erst am 27. April 1823 erwiderte Goethe in einem mit überlegener Geisteskraft abgefaßten, mild abwehrenden Briefe, in welchem es unter Anderem heißt: „Redlich hab' ich es mein Lebelang mit mir und Anderen gemeint und bei allem irdischen Treiben immer auf das Höchste hingeblickt; Sie und die Ihrigen haben es auch gethan. Wirken wir also immerfort, so lang es Tag für uns ist; für Andere wird auch eine Sonne scheinen, sie werden sich an ihr hervorthun und uns indessen ein helleres Licht erleuchten. Und so bleiben wir wegen der Zukunft unbekümmert! In unsers Vaters Reiche sind viele Provinzen, und da er uns hier zu Lande ein so fröhliches Ansiedeln bereitete, so wird drüben gewiß auch für beide gesorgt sein; vielleicht gelingt alsdann, was uns bis jetzt abging, uns angesichtlich kennen zu lernen und uns desto gründlicher zu lieben. Gedenken Sie mein in beruhigter Treue." Schön ist auch folgende Stelle: „Lange leben heißt gar Vieles überleben, geliebte, gehaßte, gleichgültige Menschen, Königreiche, Hauptstädte, ja Wälder und Bäume, die wir jugendlich gefaet und gepflanzt" u. s. w.

Goethe bemerkt gegen den Schluß des Briefes, daß er eben „von einer tödtlichen Krankheit ins Leben wieder zurückkehre." Am 17. Febr. war er nämlich von einer Entzündung des Herzbeutels befallen worden, die einen so heftigen Charakter annahm, daß am fünften Tage der Krankheit alle Hoffnung verschwunden zu sein schien und daß er selbst zu seiner Schwiegertochter äußerte, er fühle den Moment gekommen, wo „der Kampf zwischen Leben

43) Zu leugnen ist überhaupt nicht, daß Goethe in seinem hohen Alter sich regierenden Personen und höchsten Behörden gegenüber mehr als nöthig eines devot-pretiösen Styls befleißigte (z. B. in seinem Danke an den Bundestag wegen Sicherstellung seiner Werke gegen Nachdruck, in der Dedication des Briefwechsels mit Schiller an den König von Baiern u. s. w.) und daß er auch in privaten freundlichen Verkehre mit ihnen sich zu einer allzu ceremoniell ehrerbietigen oder demuthsvollen Haltung bequemte, wie sie dem Dichter und Künstler nicht ziemt. Bekannt ist der Vorfall in Teplitz 1812, über den Beethoven in einem auch von Lewes (Bd. 2. S. 165 der deutschen Uebersetzung) mitgetheilten Briefe an Bettina berichtet, nur daß, wie Lewes wol mit Recht hervorhebt, Beethoven im Gegensatze zu Goethe seinen Unabhängigkeitssinn in einer allzu gereizt auffälligen Weise zur Schau trug. Uebrigens möchten wir auch dieses angeblich Beethoven'sche Schreiben für unterschoben halten, der Styl ist zu specifisch Weimarisch; aber der Vorfall selbst mag wol ziemlich in der dargestellten Weise stattgefunden haben und so mündlich von Beethoven erzählt worden sein.

und Tod beginnt." Dennoch überwand seine kräftige Natur. Mit dem 24. Febr. trat eine günstige Wendung der Krankheit ein; schon am 25. konnte er seinen fürstlichen Freund, den die Aerzte Tags zuvor nicht zugelassen hatten, empfangen. Am 2. März war er bereits im Stande, aufzustehen; doch machte ihn ein sich gegen die Schulter hinaufziehender Schmerz noch längere Zeit zum Arbeiten unfähig. Viele Beweise der Achtung, in der er bei Hoch und Niedrig stand, wurden ihm zu Theil. Zur Feier seiner Wiedergenesung führte man am 22. März Torquato Tasso auf, mit einem Prologe von Riemer, gesprochen von Frau Jagemann-Heygendorf. Unter lautem Zurufe der gerührten Zuschauer wurde seine Büste mit einem Lorbeerkranze geschmückt und nach der Vorstellung begab sich Frau von Heygendorf, die ihm früher durch ihre Theaterintriguen so manches Leid zugefügt, im Costüm der Leonore zu dem Dichter, um ihm den Kranz des Tasso zu überreichen. Ein in einem gesellschaftlichen Vereine bereits angekündigter Ball war während seiner Krankheit abbestellt worden und fand erst nach seiner Wiedergenesung statt, weil, wie es in der Einladung hieß, es erst jetzt sich zieme, zu tanzen. Goethe war von diesen und anderen so zarten Aufmerksamkeiten und Kundgebungen aufs Tiefste gerührt.

In demselben Jahre erhielt er eine sehr wirksame Unterstützung an dem im Juni nach Weimar gekommenen jungen Hanoveraner J. P. Eckermann, der ganz jene naive Hingebung und Selbstverleugnung besaß, deren Goethe zu seinen damaligen Arbeiten, die vorzugsweise in der Redaction seiner Werke letzter Hand und der „Wanderjahre" bestanden, bei einem literarischen Gehilfen bedurfte. Ihm vertraute er, wol mit Absicht auf künftige Veröffentlichung, alle jene Mittheilungen und Bekenntnisse an, welche den Inhalt des aus diesen Gesprächen hervorgegangenen Eckermann'schen Werkes bilden, das zur Kenntniß der Ansichten und Meinungen Goethe's über Welt, Leben und Literatur während jener Periode eine im Ganzen so vorzügliche Quelle ist, selbst wenn man der Meinung sein sollte, daß diese Aufzeichnungen doch nicht ganz oder nicht in jedem einzelnen Falle den unanfechtbaren Werth und die Autorität derjenigen haben, welche Goethe selbst für den Druck bestimmte und gewissermaßen contrasignirte. Um jene Zeit standen in Weimar dem Dichter vorzugsweise nahe der Kanzler von Müller, der zu der Ausführung seines Plans, seinen Verkehr mit Goethe in besonderen Denkwürdigkeiten darzustellen, leider nicht gelangte, Hofrath Soret aus Genf, der Erzieher des Erbprinzen, und Hofrath Vogel, Goethe's Arzt [44]).

Eine fast wunderbare Verjüngung seiner leiblichen und geistigen Kräfte brachten ihm in diesem Jahre Luft und Wasser von Marienbad. Zeuge davon ist seine „Trilogie der Leidenschaft," dieses „Product eines höchst leidenschaftlichen Zustandes," ein Denkmal des Seelentaumels und der Gemüthsstürme, in welche ihn, den nun 74jährigen Greis, seine heftige Neigung zu der reizenden Ulrike von Levezow, dieser „Armida in Hygiea's Gestalt" in „Marienbads Waldgebirge," hineingerissen hatte. Seine Neigung wurde kaum minder heftig erwidert, aber er riß sich nach schwerem Kampfe von Ulrike los und verzichtete, doch wol in Rücksicht auf sein hohes Alter, auf den ihm und wol auch ihr nahegetretenen Gedanken einer ehelichen Verbindung. Sie selbst blieb unvermählt. Das Beispiel des Fräuleins von Levezow steht nicht vereinzelt; auch andere jüngere Frauen fühlten sich zu dem alten Zauberer Goethe in schwärmerischer Neigung hingezogen, unter Anderem die polnische Claviervirtuosin Frau Szymanowska, die in ihn, nach Zelter's Ausdrucke, „rasend verliebt" war und, um in seiner Nähe zu sein, auch Weimar besuchte. Daß unter diesen Umständen ihr Spiel das seelenvollste war und den Dichter im tiefsten Herzensgrunde bewegte, läßt sich denken.

Ueber das Jahr 1824 läßt sich rascher hinweggehen. In dieses Jahr fällt sein Gedicht, welches er für das am 14. Mai begangene Jubelfest Thaer's verfaßte und zu dem Zelter die Musik setzte, eine Anzahl kleinerer Aufsätze für „Kunst und Alterthum," die weitere Redaction seiner Annalen und die seines Briefwechsels mit Schiller, von dem er mit Recht an Zelter schrieb, dieser Briefwechsel werde eine „große Gabe" sein, die den Teutschen, ja er dürfe wol sagen, den Menschen geboten werde. Das Jahr 1825 war durch zwei Jubiläen ausgezeichnet: die Feier der 50jährigen Regierung Karl August's am 3. Sept. und das Goethe'sche Dienstjubiläum, welches am 7. Nov. gefeiert wurde als demjenigen Tage, an welchem vor 50 Jahren Goethe in Weimar eingetroffen war. Am 3. Sept. begab sich Goethe schon früh, schon vor 6 Uhr Morgens, zu seinem fürstlichen Freunde, um der Erste zu sein, der ihn begrüßte, und ihm eine nach seiner Angabe und Meyer's Zeichnung geprägte Denkmünze zu überreichen. Goethe, dessen Hände der Großherzog ergriffen hatte, konnte vor Rührung nur die Worte hervorbringen: „Bis zum letzten Hauche beisammen!" Abends war bei Goethe, dessen Haus mit symbolischen Gemälden und mannichfachen Gewächsen geschmückt war, großer Empfang mit freiem Zutritt; auch der Großherzog kam und auf Goethe's Gesicht war die lebhafteste Freude zu lesen.

Zum Goethe'schen Dienstjubiläum hatte der Herzog eine goldene Denkmünze prägen lassen und begleitete sie mit einem Handschreiben, aus dem, da es zugleich einen öffentlichen Zweck und Charakter hatte, freilich das traute Du verbannt war, das aber in der That „mehr als Gold" enthielt, indem der Großherzog in diesem Schreiben die Dienste, welche Goethe ihm und dem Lande geleistet, aufs Unumwundenste, Herzlichste und Ehrenvollste anerkannt hatte. „Die 50. Wiederkehr des Tages," heißt es darin, „erkenne ich mit dem lebhaftesten

44) Das zweibändige Werk Eckermann's erschien unter dem Titel: „Gespräche mit Goethe in den letzten Jahren seines Lebens 1823—1832" in zwei Auflagen bei Brockhaus in Leipzig; ein dritter Band folgte 1848 bei Heinrichshofen in Magdeburg nach. Soret schrieb eine „Notice sur Goethe," Vogel eine Schrift: „Goethe in amtlichen Verhältnissen" und Riemer: „Mittheilungen über Goethe," zwei Bande.

Vergnügen als das Dienst-Jubelfest Meines ersten Staatsdieners, des Jugendfreundes, der mit unveränderter Treue, Neigung und Beständigkeit Mich bisher in allen Wechselfällen des Lebens begleitet hat, dessen umsichtigen Rath, dessen lebendiger Theilnahme und stets wohlgefälliger Dienstleistung Ich den glücklichsten Erfolg der wichtigsten Unternehmungen verdanke und den für immer gewonnen zu haben Ich als eine der höchsten Zierden Meiner Regierung achte." Die medicinische und die philosophische Facultät von Jena ließen ihm die Diplome ihrer Doctorwürde überreichen, die theologische eine Votivtafel in Form eines Diploms, in Begleitung eines Schreibens, welches bei den Verdächtigungen, die man gegen Goethe wegen seiner „heidnischen" Ansichten geschleudert, mitgetheilt zu werden verdient. Es lautet: „Ew. Excellenz haben nicht nur unsere Wissenschaft und ihre Grundlagen oft sinnvoll, tief und erregend gewürdigt, sondern auch als Schöpfer eines neuen Geistes in der Wissenschaft und dem Leben und als Herrscher in dem Reiche freier und kräftiger Gedanken das wahre Interesse der Kirche und der evangelischen Theologie mächtig gefördert." Der Stadtrath ließ dem Gefeierten eine Urkunde überreichen, wodurch allen seinen rechten männlichen Nachkommen auf ewige Zeiten das Bürgerrecht der Residenzstadt Weimar verliehen wurde, „auf daß der gefeierte Name Goethe immerdar in ihren Urkunden als höchste Zierde derselben vorhanden sein möge." Abends war die ganze Stadt erleuchtet. In dem neuen Theater (das frühere war in der Nacht vom 22. zum 23. März von den Flammen verzehrt worden) fand eine Aufführung der Iphigenia und nach des Großherzogs Anordnung eine Aufstellung von Goethe's Büste auf lorbeerumkränztem Postamente, hierauf Illumination der Stadt und eine Abendmusik der großherzoglichen Hofkapelle unter Hummel's Leitung statt. Der Aufführung der Iphigenia wohnte der Jubelgreis in der ihm auch im neuen Hause besonders gewidmeten Loge persönlich bei, von dem vollen Hause mit lauten Beifallsbezeigungen wiederholt begrüßt. Auch in mehren benachbarten Städten hatten sich Goethe's Verehrer zu einer Festfeier zusammengefunden. Die Frage liegt nahe, ob Goethe von diesen Huldigungen, wie sie keinem andern Dichter in Teutschland dargebracht worden sind, so ganz berauscht war, um sich arglos dem Glauben hinzugeben, daß sie ausschließlich nur seinem Genius und seinen Verdiensten um Weimar, um Teutschland, um die Menschheit gegolten hätten, daß man in ihm die teutsche Poesie habe mitfeiern wollen. Es ist aber anzunehmen, daß sie ihn zwar nicht kalt und gleichgültig, aber doch bei ruhiger Fassung und Ueberlegung gelassen haben; er kannte die Menschen und die Welt zu wohl, um nicht einzusehen, daß man in ihm zugleich auch den Minister, das Alter Ego des Großherzogs feiere, daß manche äußerliche Motive und Rücksichten dabei mitwirkten, daß sich überhaupt solche Festlichkeiten in Teutschland aus verschiedenen Gründen leicht organisiren lassen, ohne daß die Masse von jener tieferen Erregung und reinen, ungemischten Sympathie dabei ergriffen ist, deren sich doch immer nur verhältnißmäßig wenige Edle und Hochgebildete bei solchen Gelegenheiten fähig zeigen. Man weiß ja übrigens aus seines Großneffen Nicolovius Mittheilungen, daß ihm grobe Schmeicheleien — zu denen natürlich jene Jubilarfeier ihrer Idee nach durchaus nicht zu rechnen ist — zuwider waren, und daß er eine gewisse Sorte fad höflicher, anspruchsvoll inhaltloser, heuchlerischer Individuen als „Menschenpack" verachtete. Und solche zudringliche Individuen werden ihm vermuthlich auch den reinen Genuß der herrlichen Feier vom 7. Nov. nicht wenig verkümmert haben. Um ihnen aus dem Wege zu gehen, feierte er seine Geburtstage gern außerhalb Weimars, in Karlsbad oder Ilmenau.

Jedenfalls aber stand damals Goethe in der Sonnenhöhe seines Ruhms, Ansehens und Einflusses und es zeugten davon Erscheinungen, welche noch beredter und unzweideutiger waren als die officielle Huldigungsfeier in Weimar, während freilich grade in jenen Jahren, wie man weiß, gleichzeitig eine gehässige und neidische Polemik ungescheuter gegen ihn hervortrat. Und zwar war der sehr gerechtfertigte Unmuth über diese Verdächtigungen wieder Veranlassung, daß auf der andern Seite die Bewunderer und Anhänger Goethe's um so mehr bestrebt waren, ihm öffentliche Zeichen ihrer Achtung und Verehrung zu geben. So beschloß die 1824 in Berlin gestiftete literarische Mittwochsgesellschaft, jedes Jahr Goethe's Geburtstagsfeier zu celebriren, was denn auch wirklich geschah, selbst noch einmal nach Goethe's Tode am 28. Aug. 1832 als Erinnerungsfest. Zur Goethefeier im Jahre 1826 hatte man sogar den Mitgliedern für das beste bezügliche Gedicht als Preis einen Ring mit dem Bildnisse Goethe's bestimmt und Zelter, der nicht Mitglied war, wurde Prüfungsrichter. Von zwölf Einsendern gewann Howald den Preis [45]). F. W. Gubitz bemerkt über die dabei obwaltende Absicht: „In der ersten Zeit des Bestehens der Gesellschaft hatte unsere Literatur die unerspießlichen, oft die Grenzen des Anstandes überschreitenden Kämpfe gegen Goethe und in jenem Kreise gab man dem geliebten Dichter, damals schon seinem 80. Jahre nahe, freundliche Zeichen der Achtung und Theilnahme. Die Mishandlungen, die Goethe in Büchern und Zeitschriften erdulden mußte und sie erduldete ohne Entgegnung, waren mitunter von so abscheulicher Niedrigkeit, daß jeder Ehrenhafte sich empört fühlen mußte" [46]). Wegen dieser Kundgebungen wurde

45) In dem 1854 und 1855 in Berlin erschienenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" sind die Verhandlungen, sämmtliche Concurrenzgedichte und der motivirte Ausspruch Zelter's zu finden (Bd. 1. S. 61—110). In demselben Bande des genannten Werkes ist noch auf eine aus dem Reisetagebuche der berühmten englischen Schauspielerin Fanny Kemble, nachmals Mistreß Butler, entlehnte Mittheilung: „Goethe und Werther's Lotte" aufmerksam zu machen. 46) Siehe den Aufsatz: „Die Literarische (Mittwochs-) Gesellschaft in Berlin" in der ersten Beilage zu Nr. 146 der Voß'schen Zeitung (1858), zu dem sich Gubitz durch die hämischen Angriffe veranlaßt sah, welche neuerdings F. Stelzmann in seinem 1857 erschienenen Buche über Heine gegen die Mittwochsgesellschaft richtete. In diesem Aufsatze ist auch ein Dankschreiben Goethe's vom 11. Dec. 1829 an die Gesellschaft mitgetheilt, welches auch über die Art, sich mit den literarischen Zu-

denn auch die Mittwochsgesellschaft (oder die Literarische Gesellschaft) aufs Gehässigste angefeindet und es kam damals das Gerede von „Goethomanie" auf. Gubitz aber tröstet sich mit den Worten: „Wer von den Mitgliedern der Literarischen Gesellschaft noch lebt, der trägt ein beseelend Empfinden in sich', den greisen Goethe in seinen letzten sechs Lebensjahren, die giftige Ausfälle ihm verbitterten, durch Zeichen liebevoller Zuneigung erfreut zu haben."

Aber nicht blos ans Teutschland, auch aus dem Auslande, das sich so lange gegen teutsche Literatur spröde verhalten hatte, erfreuten ihn die glänzendsten Zeichen der Verehrung, die er bei den hervorragendsten Schriftstellern und Dichtern dieser Nationen genoß, wie des Einflusses, den er auf die fremden Literaturen gewonnen hatte. Byron widmete als „literarischer Vasall" ihm, „seinem Lehnsherrn, dem ersten der jetzt lebenden Schriftsteller, welcher die Literatur seines eigenen Landes geschaffen und die von Europa verherrlicht hat" („the first of existing writers, who has created the literature of his own country and illusirated that of Europe"), seinen „Sardanapalus," und da dies an Goethe vorgängig eingesandte Widmungsblatt wegen zufälliger Verspätung der ersten Ausgabe nicht mehr vorgedruckt werden konnte, sein Trauerspiel „Werner" mit den Worten „To the illustrious Goethe by one of his humblest admirers." Wenn selbst der stolze, mit Allem unzufriedene Byron sich dazu herablassen konnte, sich einen der „humblest admirers" Goethe's zu nennen, so ist dies allein schon ein Beweis, in welchem Ansehen Goethe in Europa stand; er wurde überall ohne Widerrede als der „erste aller lebenden Autoren" angesehen; Byron hätte dies sonst nicht zu sagen gewagt. Er verstand zwar selbst kein Teutsch, aber ein Teutsch kennender, Goethe bewundernder Landsmann übersetzte ihm in der Schweiz die Hauptscenen aus Goethe's „Faust," die ihn zur Bewunderung hinrissen und auf sein späteres Schaffen nicht ohne Einfluß waren. Goethe seinerseits sprach für Byron als einen „außerordentlichen Geist" wiederholt seine Bewunderung aus, ohne seine Eigenheiten und Schwächen zu verkennen oder auch nur die geringste Spur einer Einwirkung der Byron'schen Dicht- und Auffassungsweise auf seine eigene wahrnehmen zu lassen[47]); er hat ihn als Euphorion oder als Repräsentanten der romantischen Poesie in den zweiten Theil des Faust eingeführt und ihm dabei einige schöne Worte gesagt und er dankte Byron für dessen Widmung mit dem Gedichte „Ein freundlich Wort kommt eines nach dem andern," welches Byron erhielt, als er bereits auf der Reise nach Griechenland begriffen war. Byron erwiderte seinen Dank auf einem Blatte, welches Goethe als theures Vermächtniß aufbewahrte. Walter Scott, gleichfalls ein Bewunderer Goethe's, der seine literarische Laufbahn mit einer Uebersetzung des „Götz von Berlichingen" eröffnete, schrieb 1827 an Goethe in Betreff Byron's nach dessen Tode: „Er schätzte sich glücklich in der Ehre, die Sie ihm erzeigt hatten und fühlte, was er einem Dichter schuldig war, dem alle Schriftsteller der lebenden Generation so viel verdanken, daß sie sich verpflichtet fühlen, mit kindlicher Verehrung zu ihm hinaufzublicken." Zu den Bewunderern Goethe's unter den berühmten Schriftstellern Englands gehörten oder gehören ferner namentlich Shelley, der einige Scenen aus dem „Faust" ins Englische übersetzte, Thomas Carlyle, dieser begeisterte Verehrer der teutschen Literatur und ihr treuester Anwalt in England, der jetzt vielgenannte Romanschriftsteller William Thackeray, der um das Jahr 1830 in Weimar weilte, am Theetische der Schwiegertochter Goethe's gern gelitten war und auch den Dichter selbst dreimal gesehen hat[48]), unter den nordamerikanischen Schriftstellern namentlich Emerson und so noch zahlreiche andere Briten und Nordamerikaner. Im J. 1831 erhielt Goethe zu seinem Geburtstage aus England ein ihm sehr werthes Zeichen der Verehrung. „Von Carlyle angeregt," erzählt Lewes, „sandten ihm 19 Freunde aus England (darunter Walter Scott, Wordsworth, Southey) ein kunstreiches Petschaft. Auf dem Siegel stand, um einen Stern in der Mitte und von einer Schlange eingeschlossen, die Inschrift: „ohne Hast, ohne Rast" — eine Anspielung auf ein bekanntes Goethe'sches Gedicht; auf dem goldenen Griffe waren die Worte eingegraben: To the german Master, from friends in England, 28. August 1831." Das Geschenk war von einem Schreiben begleitet, das von Carlyle herrührend, die Verehrung der Geber in den begeistertsten Ausdrücken kundgab. „Da es (heißt es darin) stets die höchste Pflicht und Freude ist, dem Verehrung zu bezeugen, dem Verehrung gebührt, und unser bester, vielleicht einziger Wohlthäter der ist, der uns durch That und Wort Weisheit lehrt, so hegen die Unterzeichneten, die wir zu dem Dichter Goethe wie geistige Schüler zu ihrem geistigen Lehrer stehen, den Wunsch, diesem Gefühle offenen und gemeinsamen Ausdruck zu geben."

In Italien war es namentlich Manzoni, der in ein inniges literarisches Wechselverhältniß zu Goethe getreten war. Goethe hatte 1820 die Vertheidigung des „Grafen Carmagnola" gegen die Angriffe der eigenen Landsleute Manzoni's übernommen und erfolgreich geführt und Manzoni hat ihm dafür stets die unerschütterlichste Dankbarkeit und eine wahrhaft rührende Pietät bewahrt. Er gestand, mündlich wie schriftlich (z. B. in einem in Goethe's Werken aufbewahrten Briefe vom 23. Jan. 1821), er sei sich erst selbst dadurch etwas werth geworden, daß er sich der Liebe und Achtung Goethe's erfreue, diesem allein verdanke er, wenn man ihm nun Beifall

ständen und Erzeugnissen anderer Nationen bekannt zu machen, manche Fingerzeige enthalt.

47) Bei aller Verehrung für Byron stichelt Goethe doch einmal auf das Byronfieber, das auch in Teutschland zu grassiren anfing; er bemerkt in den „Tag- und Jahresheften" (1827), die Byron'schen Dichtungen hätten so große Theilnahme gefunden, „daß Männer und Frauen, Mägdlein und Junggesellen fast aller Teutschheit und Nationalität zu vergessen schienen."

48) Lewes' Biographie Goethe's enthält einen nicht uninteressanten Bericht Thackeray's über dessen Aufenthalt in Weimar und im Goethe'schen Hause (Band II. der teutschen Uebersetzung S. 569—574).

zolle u. s. w. In Frankreich endlich waren es namentlich die Männer des Globe, die mit ihm in Bezug traten, besonders Victor Cousin, der Goethe selbst in Weimar besuchte und über die mit ihm geführten Gespräche berichtet hat [49]). Schwedische, dänische, russische, polnische Schriftsteller (unter den letztern z. B. Mickiewicz) suchten ebenfalls in seine Nähe zu kommen. Kurz, die Gesandtschaften und die Geschäftsträger aller Literaturen fanden sich in seinem einfachen schlichten Studirzimmer zusammen; und indem er sich so als den Mittelpunkt aller Literaturen fühlen lernte, entstand bei ihm von selbst der Begriff einer wie Glieder Eines Leibes zusammenhängenden, auf den gleichen Interessen und Humanitätstendenzen beruhenden, sich in den einzelnen Literaturen fördernden, ergänzenden, controlirenden, einander ihr Bestes mittheilenden „Weltliteratur," wie er sie nannte. „Nationalliteratur," bemerkte er zu Eckermann, „will jetzt nicht viel sagen, die Epoche der Weltliteratur ist an der Zeit und Jeder muß dazu wirken, diese Epoche zu beschleunigen."

In den letzten Jahren seines Lebens beschäftigten ihn besonders die Endredaction der „Tag- und Jahreshefte," womit er 1829 zu Stande kam, der italienischen Reise dritter Theil, die Neubearbeitung und Vollendung der „Wanderjahre" und die Ausarbeitung des zweiten Theils des „Faust." Namentlich im Sommer des Jahres 1828 war er fleißig an der Arbeit, die „Wanderjahre" reichlicher auszustatten, und es ist nicht zu leugnen, daß das Werk durch diese Ueberarbeitung bedeutend, besonders auch an Zusammenhalt gewonnen hat, und daß durch die Einführung der Makarie den realistischen Elementen des Romans das nöthige ideale Gegengewicht zugetheilt wurde. Aber das Ganze blieb seiner Anlage und Entstehungsart gemäß zu fragmentarisch und man sieht es dem Werke an, wie sehr es darunter gelitten hat, daß Goethe um jeden Preis drei Bände füllen wollte, und da die beiden letzten Bände zu klein auszufallen drohten, Alles, was er grade liegen hatte, darin gehörigen oder ungehörigen Orts einfügte. Indessen gibt dies Lewes doch kein Recht, dies Verfahren als eine „Frechheit gegen das Publicum" zu bezeichnen, grade als ob man es hier mit einem gewöhnlichen, nur und ausschließlich für Geld schreibenden Romanfabricanten zu thun habe. Es war doch immer ein literarisches Vermächtniß Goethe's, der durch die gehaltvollsten und genialsten Werke dazu beigetragen hatte, das Publicum erst auf die Stufe des Geschmacks und der Bildung zu erheben, von der aus es fähig war, die Unzulänglichkeit dieses Werkes als eines Kunstwerkes zu empfinden und zu beurtheilen. Aber so weit hatte er es im Allgemeinen doch nicht gebracht, daß es auch die Tiefe und Tragweite der darin niedergelegten Ideen über die bedeutsamsten gesellschaftlichen Fragen und Probleme vollkommen hätte würdigen können. Hieran ist der Roman so reich, daß ein ganzes Werk über dessen Beziehung zu den socialen Fragen der Gegenwart geschrieben werden konnte [50]).

An den zweiten Theil des „Faust" ging wol Goethe, man muß es befürchtend aus, nicht aus wahrhafter Begeisterung, sondern in der richtigen Erkenntniß, daß der Abschluß des ersten Theils, dieser großartigsten aller Dichtungen neuerer Zeit, eigentlich gar kein Abschluß oder wenigstens keiner eines Faust würdiger sei. Dieser, der nach Erkenntniß des Höchsten rang, dem der Erdgeist erschien, der dem höllischen Geiste seine Seele verschrieb, durfte nicht in der untergeordneten Rolle eines Liebhabers und Verführers, der ein armes Mädchen unglücklich gemacht, vom Schauplatze abtreten [51]). So viel

49) Von der Verehrung, die Goethe sich auch in Frankreich gewonnen, zeugt auch der Besuch des französischen Bildhauers David in Weimar 1829, der ausschließlich in der Absicht dorthin gekommen war, Goethe's Büste zu modelliren. Er führte sie dann in Paris als Kolossalbüste in Marmor aus und machte sie 1831 dem Dichter zum Geschenk in Begleitung eines Schreibens, worin es unter Anderem hieß: „Mir war das unverdiente Glück beschieden, die Züge des Größten, Erhabensten nachzubilden. Ich bringe Ihnen die schwache Nachbildung Ihrer Züge dar, nicht als ein Ihrer würdiges Werk, sondern als den Ausdruck eines Herzens, das besser fühlt als es ausdrücken kann. Sie sind die große Dichtergestalt (la grande figure poétique) dieser Epoche" u. s. w. Goethe's Bestimmung zufolge ist diese Kolossalbüste im Saale der großherzoglichen Bibliothek aufgestellt.

50) Dies geschah von Alexander Jung in seiner Schrift: „Goethe's Wanderjahre und die wichtigsten Fragen des Jahrhunderts" (1854). Ueber die wunderliche Redaction des Werkes ist bei Eckermann und über die Beziehung der beiden Bearbeitungen zu einander in Düntzer's „Goethe-Studien" Näheres nachzulesen.

51) Unter den Commentatoren des Faust sind wol alle diejenigen fehl gegangen, welche annahmen und nachzuweisen suchten, daß Goethe den „Faust" etwa wie „Iphigenia" oder „Torquato Tasso" mit Bewußtsein nach einer durchgehenden Idee und einem schematisirten Plane von Anfang bis zu Ende gearbeitet habe, so zwar, daß jede Einzelnheit schon beim Beginnen vor seinen Augen stand, oder daß er von Vornherein entschlossen gewesen, im „Faust" das menschliche Leben nach allen Seiten und Richtungen hin in erschöpfender Weise abzuspiegeln. Wer von diesem vereingenommenen einseitigen Standpunkte den „Faust" zu erklären suchte, hat nur neues Dunkel und neue Verwirrung statt Licht und Ordnung hineingetragen. Dieser Annahme widerspricht schon die höchst fragmentarische Art, womit er am „Faust" je nach momentanem Bedürfnisse arbeitete. Goethe wollte, auf Grund eigener Erfahrung, einfach einen Menschen schildern, der vom Glauben und von allem Vielwissen unbefriedigt (man erinnere sich, daß Goethe's Lieblingsbuch schon in frühen Jahren eine Zeit lang die Schrift des Agrippa von Nettesheym: „De incertitudine et vanitate omnium scientiarum et artium" war), statt auf dem Wege ruhiger Forschung im Sturme dem Erdgeiste das tiefste Weltgeheimniß und die höchste Wahrheit abtrotzen will und für diese Vermessenheit gestraft wird. Und zwar dadurch gestraft, daß er sich, um sich zu betäuben, an der Hand des bösen Geistes der Sophistik und Skepsis in den Weltstrudel stürzt, aber auch hier, da ihn sein böser Damon in cynische Gesellschaft bringt, sich abgestoßen fühlt, endlich aber in den Armen eines einfachen Mädchens Vergessenheit seiner selbst findet, dann aber — mehre freilich erst später eingeschobene Stellen, z. B. der Monolog: „Erhabner Geist, du gabst mir, gabst mir Alles," deuten dies an — auch des Liedesrausches und dieser kleinen engen Verhältnisse satt wird u. s. w. Dies ist wol die einfache Idee, welche Goethe leitete, und sie ist noch einfacher, wenn man die fragmentarische Gestalt, in der zuerst Faust erschien, allein vor Augen hat. Goethe preßte nun in die weite Form des „Faust," die er selbst in einem Briefe an Schiller eine „barbarische" nennt, eine Menge Beobachtungen, Erfahrungen und Stimmungen ein, die ihm das Leben allmälig zuführte und zu denen einzelne Motive sich in Goethe's Lebenslaufe sehr wohl auffinden lassen. Der „Faust"

an ihm lag, glaubte er, da es noch Tag war, dafür Sorge tragen zu müssen, daß der „Faust" mit einem so unbefriedigenden Ende nicht abschließe; denn in der zweiten Hälfte des ersten Theils ist eigentlich Gretchen die Heldin des Stücks, während Faust nur eine secundaire, seiner hohen Aufgabe nicht würdige Rolle spielt. Dies fühlte Goethe selbst mehr und mehr und allmälig gelangte in ihm die Idee zur vollen Klarheit, daß sein Faust als Allmensch, als Repräsentant der Menschheit selbst, noch in Bezug mit der Kunst, mit der Politik und mit der praktischen Wirksamkeit gesetzt werden müsse. Um Faust's Verhältniß zur Kunst und Kunstschönheit, zum Humanismus und zur classischen Bildung darzustellen, schien die Dichtung „Helena" geeignet, die er nun wieder vornahm, im Sommer 1826 vollendete und dann dem zweiten Theile des Faust einfügte, dessen übrige Partien es mit Faust's Thätigkeit auf politischem und praktischem Gebiete zu thun haben. Aber hier war, wie man weiß, Goethe's Achillesferse; um den Faust, der dem Himmel Trotz bot und dem Erdgeiste seine Geheimnisse entreißen wollte, mit Glück und Erfolg eine seiner titanischen Natur gemäße politische Rolle spielen zu lassen, dazu war Goethe in der That zu conservativ und nun auch zu bejahrt. Der zweite Theil des „Faust" steht außer allem Zusammenhange mit dem ersten; Faust ist nicht mehr der Faust und auch Mephistopheles nicht mehr der Mephistopheles des ersten Theils. Die an sich große Idee, Faust durch den Proceß immer reinerer und höherer Thätigkeit zu läutern, bis ihm zuletzt die ewige Liebe von Oben zu Hilfe kommt, ist zwar von Goethe mit Recht gegen Eckermann als der Schlüssel der ganzen Faustdichtung bezeichnet, aber sie ist im zweiten Theile durchaus nicht klar und erschöpfend genug zur Anschauung gebracht worden. Das Allegorische und Symbolische waltet vor; die Personen sind schattenhaft und ohne Fleisch und Blut und die Goethe'sche Klarheit findet sich vorzugsweise nur in der Sprache, während die Beziehungen meist dunkel, nebelhaft und räthselhaft sind. Es scheint in der That Goethe darauf angekommen zu sein, den Interpreten am Schlusse seines Lebens ein Werk zu hinterlassen, das ihnen etwas zu thun gäbe; weshalb er selbst sagte, er habe viel „hineingeheimnisset." Die Größe des Verhüllten, Verschleierten, Halbgeahnten, der geheimnißvolle Reiz des Mysteriums sollte den Mangel an plastischer, lebendiger Gestaltung ersetzen. Wenn aber einzelne aus Caprice oder vielleicht blos deshalb, weil ihnen seine Enträthselung so viel Mühe gemacht, diesen zweiten Theil zu hoch gestellt, ja sogar Miene gemacht haben, ihm den Platz über den ersten Theil anzuweisen, so haben wieder Andere zu sehr die Schönheiten verkannt, die ihm trotzdem eigen sind. Bei allem bisweilen selbst abgeschmackten allegorischen, symbolischen und mythologischen Wuste läßt sich der genial combinirende Poet im Ganzen, der tiefe scharfblickende Denker in vielen Einzelnheiten nicht verkennen. Manche lyrische Stellen, wie der Geisterchor gleich zu Anfang, gehören zu dem Reizendsten, was Goethe gedichtet, mehre komische und schelmische Partien lassen, wie auch F. Vischer anerkennt, die „echt Goethe'sche Genialität" erkennen und die Handhabung der Sprache verräth fast durchgehends den Meister, der leichter zu tadeln, als nachzunahmen ist. Mit Recht rühmt es ferner Vischer als „ein würdiges und großes Ende von Faust's Lebensgang und Goethe's Dichtergang," daß er Faust mit dem hohen Bilde im Geiste: „auf freiem Grund mit freiem Volk zu stehn," sterben läßt [52]). Rechnet man hierzu, wie hochbetagt Goethe war, als er seinen zweiten „Faust" dichtete — und er ist in der That fast ein zweiter, ein neuer Faust, kein zweiter Theil des frühern — so hat man noch Grund zum Staunen genug; denn erst am 20. Juli 1831 konnte Goethe seinem Heinrich Meyer melden, daß nun endlich der Faust vollendet und damit „ein schwerer Stein über den Berggipfel auf die andere Seite hinabgewälzt" sei [53]).

Diesen letzten Lebensjahren gehören ferner noch die 1826 vollendete, reizend erzählte und sinnige „Novelle" (die Erzählung vom Kinde und dem Löwen), ein Meisterstück im Kleinen, das großgesinnte Gedicht: „Bei Betrachtung von Schiller's Schädel" (1826), die „Chinesisch-deutschen Jahr- und Tageszeiten" (1827), das letzte Heft von „Kunst und Alterthum," die Redaction des Briefwechsels mit Schiller, welcher dann in den Jahren 1828 und 1829 ans Licht trat, die Besorgung der neuesten Gesammtausgabe seiner Werke (1830 mit dem 40. Bande geschlossen, aber nach des Dichters Tode um nicht weniger als noch 20 Bände erweitert), die Vollendung des vierten Theils von „Dichtung und Wahrheit," die kritischen Anzeigen von Geoffroy de St.-Hilaire's „Principes de philosophie zoologique" (erster Artikel 1830, zweiter Artikel 1832) u. s. w. an.

Ueberblickt man diese Leistungen, so wird man sicher dem Engländer Lewes Recht geben, wenn dieser bemerkt: „Wessen man ihn aber auch sonst beschuldigen mag, nie hat man ihm vorgeworfen, daß er jemals in dem Streben ermüdet sei, sich selbst allseitig zu entwickeln und die Bildung seiner Nation zu befördern. Zu dem Bilde seiner späteren Lebensjahre ist etwas wahrhaft Großartiges, so viel Ruhe und doch so viel Thätigkeit. Statt

ist demnach seinem größern Theile nach wesentlich ein empirisches Product, in dessen weite Räume er nach und nach seine Lebenserfahrungen ablagerte, um sich nach seiner Art von ihrer Last frei zu machen. Fügte er doch gänzlich willkürlich angebrachte, mit der Handlung und der Idee der Dichtung außer allem Zusammenhange stehende Intermezzo's ein, in denen er Satyre und literarische Polemik verarbeitete. So gleicht schon der erste Theil des Faust in manchen Partien, noch mehr aber der zweite denn doch etwas jenem Garten des Fürsten Pallagonia, an dem Goethe selbst in seiner sicilischen Reise das Monströse, Willkürliche und Barocke so scharf tadelte.

52) Vergl. im dritten Hefte der neuen Folge der „Kritischen Gänge" von Vischer (Stuttgart 1861) den Aufsatz: „Zum zweiten Theile von Goethe's Faust." Vischer stellt darin unter Anderem auch ein vollständiges Schema auf, wie, nach seiner Ansicht, der zweite Theil des „Faust" hätte gedichtet werden sollen. 53) Wenn Goethe 1830 an Zelter schreibt: „Es ist keine Kleinigkeit, das, was man im 20. Jahre conceipirt hat, im 82. außer sich darzustellen," so wird dies kein Kundiger so verstehen wollen, als ob Goethe damit habe sagen wollen, er habe im 20. Jahre bereits auch den zweiten Theil des „Faust" conceipirt.

mit den Jahren zu erkalten, wird seine Theilnahme an der Welt von Jahr zu Jahr lebhafter: jede neue wissenschaftliche Entdeckung, jede neue Erscheinung in der Literatur, jeden Fortschritt in der Kunst erfaßt er mit der Lernbegierde eines Kindes und ist immer bereit, mit Wort und That die Strebenden zu fördern. Hohes Alter ist ein relativer Begriff. Goethe war mit 70 Jahren jünger als Mancher mit 50, und im 82. besprach er den großen Streit zwischen Cuvier und Geoffroy St.-Hilaire über vergleichende Anatomie in einer wissenschaftlichen Abhandlung, die wenige Menschen in ihrer besten Zeit hätten schreiben können." Man ersähe aus seinen Tagebüchern, berichtet Kanzler von Müller, „wie noch im höchsten Lebensalter er von frühester Morgenstunde an in ruhig abgemessener Folge sich einer Unzahl von literarischen Arbeiten, brieflichen Mittheilungen, geschäftlichen Expeditionen, Prüfung und Beschauung von eingesendeten Productionen und Kunstwerken, ernster und heiterer Lecture mannichfaltigster Art widmete." Man durfte durchaus nicht ermangeln, bemerkt derselbe an anderer Stelle, „ihm bei jeder neuen vaterländischen Anlage, mochte sie eine Chaussee, Kirche, Schule oder auch nur ein Thorhaus betreffen, die Risse vorzulegen." Gestand er doch selbst, wie er das Glück erfahre, daß ihm in seinem hohen Alter Gedanken aufgingen, welche zu verfolgen und in Ausübung zu bringen eine Wiederholung des Lebens wol werth wären.

Manche Auszeichnungen erheiterten, manche ihm nahegehenden Todesfälle verbitterten ihm sein Wirken während der letzten Lebensjahre. Zu den erstern gehörte die Verleihung des Großkreuzes des Civilverdienstordens der bairischen Krone, welches ihm König Ludwig an seinem 78. Geburtstage persönlich überreichte. Er war eigens zu diesem Zwecke nach Weimar gekommen und besuchte den greisen Dichter in Begleitung des Großherzogs. Aber am 14. Juni 1828 starb plötzlich am Schlage sein geliebter Fürst auf der Rückreise von Berlin zu Graditz bei Torgau und am 14. Febr. 1830 die Großherzogin, deren regelmäßige Besuche in seinem Studirzimmer er unter seine schönsten Stunden zu zählen pflegte. Der erstere ihn aufs Tiefste erschütternde Todesfall, von dessen Eindrücken er sich durch einen zehnwöchentlichen Aufenthalt auf dem im Saalthale reizend gelegenen dornburger Schlosse zu erholen suchte, veranlaßte ihn zu den an Eckermann gerichteten Worten: „Ich hatte gedacht, ich wollte vor ihm hingehen; aber Gott fügt, wie er es für gut findet, und uns armen Sterblichen bleibt weiter Nichts, als zu tragen und uns emporzuhalten, so gut es gehen will"[54]). Der Tod der edeln Großherzogin griff ihn ebenfalls aufs Schmerzlichste an. „Ich muß mit Gewalt arbeiten," sagte er zu Soret, der am folgenden Tage sich nach seinem Befinden zu erkundigen kam, „um mich oben zu halten und mich in diese plötzliche Trennung zu schicken. Der Tod ist doch etwas so Seltsames, daß man ihn ungeachtet aller Erfahrung bei einem uns so theuren Gegenstande nicht für möglich hält und er immer als etwas Unglaubliches und Unerwartetes eintritt."

Der härteste Schlag sollte ihn jedoch noch treffen; er sollte in so hohem Alter auch noch seinen zärtlich geliebten Sohn, den Kammerrath August von Goethe, verlieren und zwar fern vom Vaterhause. Dieser war zur Herstellung seiner vielleicht nicht ohne eigene Schuld zerrütteten Gesundheit am 22. April 1830 nach Italien gereist, wo er unter Anderem am Geburtstage seines Vaters der Ausgrabung jenes Hauses in Pompeji beigewohnt hatte, welches dann zu Ehren des Tages den Namen Casa di Goethe erhielt. „Eine Schnellfahrt nach Rom," schreibt Goethe an Zelter, „konnte die schon sehr aufgeregte Natur nicht besänftigen; die ehren- und liebevolle Aufnahme der dortigen teutschen Männer und bedeutenden Künstler scheint er nur mit fieberhafter Hast genossen zu haben." Am 28. Oct. starb August von Goethe, oder wie Goethe sich in seiner Weise umschreibend ausdrückt: „Nach wenigen Tagen schlug er den Weg ein, um an der Pyramide des Cassius auszuruhen, an der Stelle, wohin sein Vater von seiner Geburt sich dichterisch zu sehnen geneigt war"[55]).

---

54) Daß Goethe mit seltener Geisteskraft immer wieder jene heitere Gemüthsruhe zu gewinnen wußte, die ihm selbst erlaubte, in milder Weise zu scherzen, das beweist unter Anderem auch, was der berühmte münchener Hofmaler Joseph Stieler von ihm erzählte. Dieser war im J. 1828 nach Weimar gekommen, um im Auftrage des Königs Ludwig den greisen Dichter nach dem Leben zu malen. Da sagte Goethe zu ihm: „Wir müssen eilen, das Gesicht zu bekommen. Der Großherzog ist weggegangen (mit Bezug auf dessen Tod) und nicht wiedergekommen. Wer verbürgt einem, ob man morgen erwacht?" Goethe war mit dem Portrait (von dem dann Stieler eine Copie für den Dichter verfertigte) äußerst zufrieden und bemerkte nach dessen Vollendung scherzhaft: „Ich danke dem Könige, daß er nicht den Scharfrichter geschickt hat, um meinen Kopf zu besitzen. Hier ist mein Kopf, von Ihnen auf eine bequeme Weise abgenommen." Und ein andermal: „Die Maler sind die Götter der Erde, Nichts ist der Dichter. Ein Buch muß er schreiben, um vor das Publicum treten zu können; auf einer Tafel, mit einem Blicke vermag der Künstler sich auszusprechen, die höchste und allgemeinste Wirkung zu erreichen." Von der Cornelius'schen Kunstrichtung oder der von ihm kurzweg die „altteutsche" genannten Schule sprach er damals gar nicht sehr begeistert, ja wunderlicherweise ging er sogar so weit, die gelecten Retzsch'schen Illustrationen zum „Faust" über die Skizzen von Cornelius zu stellen; dieser sei ihm zu altteutsch, bemerkte er, er träte nicht aus einander, und er fügte hinzu: „Dieses Gedicht hat man so oft darzustellen gesucht, ich halte aber dafür, daß es wenig für die bildende Kunst geeignet ist, weil es zu poetisch ist. Retzsch hat mehr das wirklich Darzustellende ergriffen." Vergl. den Aufsatz: „Joseph Stieler" von Rudolf Marggraff im „Abendblatte der Neuen Münchener Zeitung" (Nr. 139—149, 1858).

55) Ueber Goethe's Sohn vergl. Karl von Holtei's „Vierzig Jahre," 5. Bd. und die Mittheilung „August von Goethe" von St. Schütze in „Berühmte Schriftsteller der Deutschen," 1. Bd. S. 120 fg. Schütze sucht darin namentlich die vortrefflichen Gaben des Verstorbenen ans Licht zu stellen; „denn es hatte sich im teutschen Publicum," bemerkt Schütze, „die allgemeine Sage verbreitet, daß der Sohn des berühmten Goethe vom großen Geiste des Vaters das gerade Gegentheil bilde. Ueberall, in Preußen, in Sachsen, am Rhein, im südlichen wie im nördlichen Teutschland mußte ich dieses Urtheil hören; fast Keiner, der den Namen Goethe's aussprach, ohne für den Sohn dieses Aber hinzuzufügen, wobei noch Mancher, besonders nach Ansicht und Absicht oder nach Maßgabe seiner eigenen Dummheit auf das Schändlichste übertrieb." Es ist immer schlimm, der Sohn eines sehr berühmten Mannes zu sein; hier kam aber noch der Umstand hinzu, daß neidische Frauen den

Der Tod seines Sohnes bewegte ihn aufs Heftigste; er äußerte sich bitter gegen das Schicksal. „Es scheint," schreibt er an Zelter, „als wenn das Schicksal die Ueberzeugung habe, man sei nicht aus Nerven, sondern aus Draht zusammengeflochten," und gegen Vogel äußerte er: „daß die Aeltern vor den Kindern sterben, ist ganz in der Ordnung; unnatürlich aber ist, wenn der Sohn vor dem Vater abgefordert wird." Aber: „Ueber Gräber vorwärts!" war sein Wahlspruch; er richtet sich wieder am „großen Begriffe der Pflicht auf," und er schreibt an Zelter, der ja auch das harte Schicksal gehabt hatte, mehre geliebte Kinder, einen Sohn sogar durch Selbstmord, zu verlieren: „Der Körper muß, der Geist will, und wer seinem Willen die nothwendige Bahn vorgeschrieben sieht, der braucht sich nicht viel zu besinnen." Indessen so viele Gemüthserschütterungen, verbunden mit unablässigen geistigen Anstrengungen, zogen dem Greise in der Nacht vom 24. zum 25. November einen so heftigen Blutauswurf zu, daß man für sein Leben besorgt war. Dennoch erholte er sich auch von diesem Unfalle und seine Genesung machte, seine hohen Jahre in Betracht gezogen, rasche Fortschritte.

Weniger als jene Todesfälle kümmerte ihn die französische Julirevolution; und als Soret noch im Laufe des Tages, an welchem die Nachricht in Weimar eingetroffen war, in höchster Aufregung in sein Zimmer trat, sprach Goethe zwar von einer „großen Begebenheit," von einem „Vulkan," der „zum Ausbruch gekommen;" er meinte aber, zu Soret's größter Ueberraschung, etwas ganz Anderes als jenes so überaus wichtige politische Ereigniß. „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester," sagte Goethe zu Soret; „ich rede gar nicht von jenen Leuten, es handelt sich um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streite zwischen Cuvier und Geoffroy de St.-Hilaire." Es liegt aber doch etwas Großes in dieser Heilighaltung der Wissenschaft als des allein Ewigen und Dauernden, neben dem alle noch so wichtig scheinenden Ereignisse nur vorübergehende Tagesbegebenheiten sind. Nachdem er sich aber mit dem großen wissenschaftlichen Ereignisse abgefunden, wendete er auch jenen politischen Tagesbegebenheiten seinen Blick zu. Er schrieb am 5. October an Zelter: „Das pariser Erdbeben hat seine Erschütterungen durch Europa lebhaft verzweigt; Ihr habt davon ja auch einen Fieberanstoß empfunden. Alle Klugheit der noch Bestehenden liegt darin, daß sie die einzelnen Parorysmen unschädlich machen und das beschäftigt uns denn auch an allen Orten und Enden. Kommen wir darüber hinaus, so ists wieder eine Weile ruhig. Mehr sag' ich nicht. Außerhalb Troja's versteht mans und innerhalb Troja's desgleichen."

Schaefer nimmt hiervon Gelegenheit zu der Bemerkung: „Goethe glaubte nicht, wie Niebuhr, an eine hereinbrechende Barbarei, sondern bewahrte sich sein klares politisches Urtheil." Ob nicht aber auch Goethe die Möglichkeit, daß die Welt der Barbarei entgegeneile, in Betracht gezogen habe, bleibt doch fraglich, wenn wir mit der obigen Ansicht Goethe's andere seiner Aussprüche, zumeist aus seinen höhern Jahren vergleichen; wir wissen ja, welche Befürchtungen schon die erste Revolution in ihm hervorgerufen hatte. Er schrieb 1828 an Zelter: „Laß uns so viel als möglich an der Gesinnung halten, in der wir herankamen; wir werden, mit vielleicht wenigen, die Letzten sein einer Epoche, die sobald nicht wiederkehrt." Und zu Eckermann äußerte er: „Alle im Rückschreiten und in der Auflösung begriffenen Epochen sind subjectiv, dagegen haben alle vorschreitenden Epochen eine objective Richtung. Unsere ganze jetzige Zeit ist eine rückschreitende; denn sie ist eine subjective." Das ist deutlich genug gesprochen. Noch mehr! Goethe gab Niebuhr gradezu Recht; er äußerte gegen Eckermann (s. die „Gespräche" Bd. 2. S. 325): „Niebuhr hat Recht gehabt, wenn er eine barbarische Zeit kommen sah. Sie ist schon da, wir sind schon mitten darinnen" u. s. w.

Auch bei Goethe fanden sich, einem unverbrüchlichen Naturgesetze gemäß, Schwächen und Gebrechen des Alters ein und Lewes erklärt es als „eine von den Uebertreibungen, welche sich die Ungenauigkeit des gewöhnlichen Ausdrucks gestattet," wenn man sage, bei Goethe habe sich nie eine Spur von Alter gezeigt. Doch bemerkt auch der Hofrath Vogel, daß Goethe, trotz dieser Gebrechen, immer noch, zumal im Vergleiche mit andern Greisen seines Alters, einer solchen Fülle von Geistes- und Körperkraft genossen, daß man sich mit Zuversicht der Hoffnung habe hingeben können, er werde noch lange der Welt erhalten bleiben. Sein Secretair Kräuter schilderte auch seine Thätigkeit selbst im höchsten Alter als ganz riesenhaft. Noch im letzten Jahre (1832) schrieb er, außer der Fortsetzung seiner schon erwähnten Anzeigen von Geoffroy de St.-Hilaire's zoologischem Werke, Abhandlungen über plastische Anatomie und über Spontini's projectirte Oper „Die Athenerinnen," also über zwei einander ganz fern liegende Gegenstände; er legte im Januar und Februar seinem Freunde Boisserée Aufsätze vor, welche seine Theorie des Regenbogens betrafen, er besprach noch in den letzten Lebenstagen eine abermalige Redaction der Farbenlehre mit Eckermann, er beschäftigte sich fortdauernd lebhaft mit seinen Sammlungen und den an ihn eingehenden artistischen Zusendungen; er las seiner Schwiegertochter Ottilie, die Alles that, um seine letzten Tage durch Pflege und Fürsorge zu erleichtern, selbst den zweiten Theil des Faust vor; er hatte seine Freude an der von ihr geleiteten Zeitschrift „Chaos;" denn wiewol er bemerkte,

Haß, den sie gegen die Mutter August's von Goethe hegten, auch auf den Sohn übertrugen und ihn wie jene mit erbärmlichem Klatsch verfolgten. Der Sohn suchte sich zu betäuben und durch Trotz und eine gewisse Brutalität, die man ihm Schuld gibt und hinter der er seine tieferen Gefühle versteckte, an der Gesellschaft zu rächen. „Etwas Gewaltsames, das mit einem Uebergewichte des Materiellen sich allmälig in seine Lebensweise mischte," bemerkt St. Schütze, „brachte Veränderungen in ihm hervor, die für sein Glück, ja für sein Leben befürchten ließen." August von Goethe war nicht die prosaische Natur, die er zu sein sich anstellte und für die man ihn hielt; das Gegentheil beweisen dichterische Versuche, womit er das noch zu erwähnende Gesellschaftsjournal „Chaos" ausstattete.

daß aus einem solchen „dilettantischen Spaße" nichts Großes und Dauerndes herauskommen könne, so hielt er es doch für erfreulich, daß die dafür arbeitenden Herren und Damen eine Beschäftigung hätten, die sie gegen den „ganz hohlen und nichtigen Klatsch schütze;" auch lieferte er selbst einige Beiträge dazu. Dies „Chaos" nämlich war ein jeden Sonntag erscheinendes Blatt, von dem nur 50 Exemplare gedruckt und unter die Mitglieder vertheilt wurden und in das namentlich auch die in Weimar sich aufhaltenden Franzosen und Engländer in ihren Landessprachen Beiträge lieferten[56]).

Seinen letzten Geburtstag, den 28. Aug. 1831, verlebte er in dem ihm so werthen Ilmenau, dessen Bewohner eine sinnige und gemüthliche Feier veranstaltet hatten, die ihn ebenso ergötzte als rührte. Des Tages vorher hatte er noch einmal den Gickelhahn besucht; er war, nachdem er am Ende der Fahrstraße ausgestiegen, mit fast jugendlicher Rüstigkeit nach dem Jagdhäuschen hinauf geeilt und da las er wieder die von ihm vor etwa 50 Jahren (1783, nach Goedeke am 6. Sept. 1780) mit Bleistift an die Fensterwand geschriebenen rührenden Worte, die das „Nachtlied des Wanderers" bilden. Er hätte damals, als er sie dichtete, wol nicht geglaubt, daß es ihm beschieden sein sollte, die Inschrift, nachdem die Theuersten vor ihm dahin gegangen, als der letzte überlebende eines der herrlichsten Menschenkreise noch einmal als 82jähriger Greis zu lesen. Thränen drangen reichlich aus seinen alten Augen und tief gerührt und ahnungsvoll wiederholte er laut die beziehungsreichen Worte: „Ja! warte nur, balde ruhest du auch!"

Und bald sollte er ruhen; seinen nächsten Geburtstag sollte er nicht mehr erleben. Noch hatte er den Winter, wie wir gesehen, thätig und mit mancherlei Arbeiten beschäftigt verbracht, da erkrankte er plötzlich den 16. März 1832 in Folge einer Erkältung, die er sich wahrscheinlich beim Hinausgehen aus seinem stark geheizten Studirzimmer in die kalten Räume des Vorderhauses zugezogen hatte. Zwar besserte sich sein Zustand am 17. so weit, daß er einen gehaltvollen Brief an Wilhelm von Humboldt, ohne Zweifel seinen letzten, dictiren konnte und Niemand mehr sich einer unmittelbaren Gefahr ersah, aber in der Nacht vom 19. zum 20. März erwachte er plötzlich gegen Mitternacht mit eiskalten Händen und Füßen, mit Beklemmung und heftigem Schmerze auf der Brust. Am nächsten Morgen nahmen Frost, Schmerz und Beängstigung in bedenklichster Weise zu. Es gelang dem Arzte, Hofrath Vogel, diese qualvollen und beängstigenden Zustände zu erleichtern; aber die Hoffnung, ihn auch diesmal zu retten, hatte er aufgeben müssen. Goethe blieb fortan in dem bequemen Lehnstuhle, in welchem er größere Ruhe fand als im Bette, er unterhielt sich mit Ruhe und Besonnenheit, drückte seine Freude bei der Nachricht aus, daß eine Remuneration, für die er sich lebhaft verwendet, von der Regierung bewilligt worden sei, und unterzeichnete mit zitternder Hand eine Anweisung zur Auszahlung einer Unterstützung an eine junge von ihm in besondern Schutz genommene weimarische Künstlerin. Es war dies seine letzte Amtshandlung. Sein Zustand am nächsten Tage machte es zur Gewißheit, daß er seiner Auflösung rasch entgegengehe, obschon er wenig mehr von den Beschwerden seiner Krankheit fühlte, im Lehnstuhle ruhig sitzend freundlich mit den Umstehenden sprach, auch noch in Salvandy's neuem Werke über die Revolution zu lesen versuchte, darin aber nur blätterte und es dann bei Seite legte. Daß sein Ende bevorstehe und zwar so nahe, hat er nach der Ansicht des Arztes wol nicht geglaubt. Andern Tages (22. März), während Ottilie neben ihm saß und mit ihren beiden Händen die seine umfaßt hielt, fing er an zu phantasiren, von einem „schönen weiblichen Kopfe, in prächtigem Colorit, auf dunkelm Hintergrunde," von Briefblättern Schiller's, die er auf dem Boden zerstreut liegen zu sehen glaubte. Dann fiel er in einen sanften Schlaf und verlangte beim Erwachen nach Zeichnungen, von denen er geträumt haben mag. Seine Sprache wurde nun immer schwächer und undeutlicher; doch will man noch die zum Bedienten von ihm gesprochenen Worte gehört haben, man möge doch auch den zweiten Fensterladen öffnen, damit „mehr Licht" hineinkomme. Zuletzt machte er noch mit dem Zeigefinger der rechten Hand Buchstabenzüge in der Luft, dann immer tiefer und tiefer, zuletzt auf der über seine Füße gebreiteten Decke. Um halb zwölf Uhr sank er in die linke Ecke des Lehnstuhls zurück ohne ein Zeichen des Schmerzes und schied sanft schlummernd aus dieser Welt, aus einem Leben, das auch ihm zur „süßen Gewohnheit," aber noch mehr zur Gewohnheit rastloser Thätigkeit und Arbeit geworden war.

Goethe war, Alles in Allem genommen, ein Geist von so außerordentlicher Vielseitigkeit, von einem solchen Umfange, man möchte sagen solcher Unermeßlichkeit, daß es kaum je einem Einzelnen gelingen dürfte, ihn ganz zu erschöpfen und ihm nach allen Seiten gerecht zu werden; denn kaum glaubt man mit der einen Seite seines Geistes und seiner Thätigkeit fertig zu sein, so kehrt diese Seite selbst schon wieder eine neue Seite heraus, die unter ihr versteckt war und die man vorher gar nicht geahnt hatte. Sehr wahr bemerkt daher der Franzose Henri Richelot schon im J. 1847: „Nicht nur in Deutschland, auch in Frankreich, in England, in allen Ländern, wo man zu denken weiß, hat man schon viel geschrieben und wird man nicht aufhören zu schreiben über einen Mann, der in Ewigkeit neu sein wird wie die Bibel und Homer, wie Shakespeare und Molière es sind, über einen Genius, in Betreff dessen zu keiner Zeit man so vermessen sein wird, sich einzubilden, die Tiefen seines Geistes bis zum Grunde erforscht zu haben." Und an einer andern Stelle bemerkt er: „Außer jenen geistigen Gaben, denen ihr Besitzer Ruhm und so viele geheime Freuden verdankt, verlieh ihm die Vorsehung auch alle jene, welche dem Leben Reiz verleihen und es veredeln: Kraft und Schönheit des Körpers, Muße der Wohlhabenheit, Ansehen, Einfluß und Zuneigung des weiblichen Geschlechts, sodaß

56) Vollständige Exemplare des „Chaos" sind jetzt eine Rarität; ein solches befindet sich im Besitze des Hrn. Buchhändler Hirzel in Leipzig, der über Goethe's Antheil am „Chaos" in seinem Verzeichnisse einer Goethebibliothek (S. 69—71) Nachweisungen gibt.

man wol selten ein gesegneteres Dasein erblickt hat! Wie der Opferer sein Opfer schmückt, so ziert zuweilen die Vorsehung auch wol ein junges auserwähltes Haupt; aber auf das Haupt Goethe's häufte sie ihre Gunstbezeigungen 84 Jahre lang, um uns in dieser ausdauernden Lebenskraft des Genies das imposanteste aller Schauspiele vor Augen zu stellen" [57]).

Der Brite Thomas Carlyle, der Uebersetzer des „Wilhelm Meister," sagt: „Goethe wurde groß, weil er in seinem Zeitalter das war, was zu andern Zeiten Viele hätten sein können — ein wahrer Mensch. Eine wahrhaftige Natur zu sein, das war seine Größe. Wie seine bedeutendste Fähigkeit, die Grundlage aller andern, Verstand, Tiefe und Kraft der Phantasie, so war Gerechtigkeit, der Muth, gerecht zu sein, seine erste Tugend." Noch begeisterter sagt Carlyle in seiner Schrift über die „Hero-worship" von Goethe: „Diesem Manne ward wunderbarlich verliehen, was wir wol ein Leben in der göttlichen Idee der Welt nennen dürfen, Einblick in das innere göttliche Geheimniß; und gar seltsam steigt aus seinen Büchern die Welt abermals als göttlich, als Kunstwerk und Tempel eines Gottes abgespiegelt, hervor; durchleuchtet, nicht von wilder unlauterer Feuersgluth wie Mahomet's, sondern von einem milden Himmelsglanze; ein wirkliche Prophetschaft in diesen höchst unprophetischen Zeiten; für mich bei weitem das großartigste, wenn auch eins der ruhigsten unter allen den großen Dingen, die ihnen vorangegangen sind. Unser auserkorenstes Muster des Helden als Schriftsteller würde allerdings dieser Goethe sein. Und ein gar angenehmes Amt wäre es für mich, von seiner Heldenhaftigkeit zu reden: denn wol erachte ich ihn einen echten Helden; heroisch in dem, was er sagte und that, und vielleicht mehr noch in dem, was er nicht sagte und nicht that; für mich ein Anblick edler Art: ein großer heroischer antiker Mann, schweigend wie ein antiker Held, unter der Gestalt eines modernsten, feingesitteten, hochgebildeten Gelehrten und Schriftstellers!" Nur meint Carlyle, daß das Verständniß Goethe's zur Zeit (Carlyle hielt die betreffenden Vorlesungen zu London im J. 1840) in England noch nicht der Art sei, daß man es wagen dürfe, von ihm vor einem größern Publicum zu sprechen; für die Meisten würde Goethe doch immer zweifelhaft und unbestimmt bleiben; kein Eindruck außer ein falscher bliebe zu erwarten; man müsse Goethe daher der Zukunft anheimstellen. Carlyle wollte damit wol einfach sagen, daß die Bildung in England, wenige Ausgewählte ausgenommen, noch nicht den hohen und freien Standpunkt erreicht habe, der dazu nöthig sei, um einen Goethe auch nur annähernd verstehen und würdigen zu können [58]). Ein anderer Brite, Lewes, bemerkt in seiner Biographie Goethe's: „Ich werde nicht versuchen, seine Fehler zu verdecken. Man möge sie so hart beurtheilen, wie die strengste Gerechtigkeit verlangt, doch werden sie nicht das centrale Licht verdunkeln, das sein Leben durchleuchtet. Er war groß, wenn auch nur an einer Hoheit der Seele, an einer Hochherzigkeit, die keine Spur von Neid, von Kleinlichkeit, von Niedrigkeit seiner Gedanken beflecken oder entstellen ließ. Er war groß, wenn auch nur in der Selbstbeherrschung, welche widerspenstige Triebe den geraden Weg zu wandeln zwang, den Wille und Vernunft geboten." Derselbe Brite erst mußte die triviale Entdeckung machen und den zelotischen teutschen Verkleinerern Goethe's vor Augen stellen, daß der Dichter eines „Tasso," einer „Iphigenia," eines Epos wie „Hermann und Dorothea" und so zahlloser lyrischer Poesien, in denen sich die edelste, menschliche Gesinnung, das zarteste Gefühl und der höchste Sitten- und Seelenadel aussprechen, unmöglich ein kalter, selbstsüchtiger, unedler Mensch gewesen sein könne.

Der Nordamerikaner Emerson nennt Goethe in seiner Schrift „Representative men" den „wahren Typus der Geistescultur," einen „männlichen Geist, der, unbeirrt durch die vielen conventionellen Hüllen, mit denen das Leben sich überzogen hatte, sie mit der Schärfe seines Geistes gradezu durchdrang und aus der Natur, mit der er in völliger Gemeinschaft stand, seine Kräfte zog;" er meint, „jede Pore seiner Haut scheine ein Auge zu sein," und er fährt dann fort: „Es ist Nichts in der Welt, das zu wissen Goethe nicht ein Recht gehabt; es gibt keine Waffe in der Rüstkammer des Geistes, die er nicht zur Hand genommen hätte, aber nie, ohne aufs Entschiedenste darauf zu achten, daß ihn sein Werkzeug nicht zu einem vorschnellen Urtheile hinrisse. Auf jegliches Ding läßt er einen Lichtstrahl fallen, ja läßt ihn zwischen sich und sein liebstes Eigenthum dringen. Ihm war Nichts verborgen, Nichts vorenthalten. Die lauernden Dämonen faßen ihm und der Heilige, der die Dämonen gesehen, und das Uebersinnliche verkörperte sich ihm. ... Er hat dem Buche zum Theil wieder seine alte Macht und Würde zurückgegeben. In einem übercivilisirten Lande und zu einer Zeit erschienen, wo natürliche Begabung unter der Last von Büchern und mechanischen Hilfsmitteln und der Masse mannichfacher zersplitternder Anforderungen erdrückt wird, lehrte Goethe seine Zeitgenossen, wie diese Massen bunt zusammengehäufter Stoffe zu bewältigen und nutzbar zu machen sind." Der Holländer D. W. Opzoomer sagt in der Vorrede zu der holländischen Uebersetzung der Schaefer'schen Biographie von C. M. van Hals (Utrecht 1856.): „Alles, was man als Mensch fühlen kann, ist auch von Goethe gefühlt worden, und zwar mit all der Gluth, womit allein der wahre Dichter fühlen kann, wie dies auch in seinen kleinen lyrischen Gedichten warm und innig zu unserem Gemüthe spricht. Er war nicht gleich dem Marmor, der den Seelenzustand, ohne ihn zu empfinden, wiedergibt, sondern er war das überströmende Gemüth, das sich in Worten entäußern und sich an der Brust eines Freundes seiner Bürde entlasten mußte." Ferner gesteht der berühmte schwedische Geschichtschreiber Erik Gustav Geijer: vor Allem habe Goethe auf ihn einen unermeßlichen Einfluß gehabt, und mit Grund könne er sagen, daß er

57) Vergl. „Mémoires de Goethe, traduits et précédés d'une introduction par Henri Richelot" (Paris 1847.) 58) Siehe „Thomas Carlyle über Helden, Heldenverehrung und das Heldenthümliche in der Geschichte. Sechs Vorlesungen. Teutsch von J. Neuberg." (Berlin 1853.) S. 279 fg.

von keinem Menschen mehr gelernt habe, und der schwedische Dichter Atterbom nennt Goethe „einen Dichter voll Zukunft," den „Stifter einer Schule im wahren Sinne des Worts," „eine persönliche Encyklopädie alles dessen, was in der Cultur der Gegenwart Gutes zerstreut erscheint."

Es sind hier absichtlich die Aussprüche hervorragender Ausländer zusammengestellt worden — und wir könnten ihnen noch eine Menge anderer beigesellen, wie ja auch schon weiter oben die huldigenden und ehrfurchtsvollen Aussprüche Byron's und Walter Scott's, also grade der bedeutendsten Dichter Englands neuerer Zeit, citirt worden sind — weil seit etwa Anfang der zwanziger Jahre grade in Teutschland die missgünstigsten und neidischsten Urtheile über Goethe sich hervorgewagt und wesentlich dazu beigetragen haben, auch im Auslande falsche und schiefe Ansichten über Goethe zu verbreiten. Nur haben die wirklich an Bildung hochstehenden Ausländer Goethe's Größe und Weltbedeutung niemals in der Weise verkannt, wie dies in Teutschland von Manchen geschehen ist, welche sich zu Wortführern aufgeworfen haben oder als solche mit Recht oder Unrecht gelten; und so haben jene einsichtsvollen Ausländer wieder wesentlich dazu beigetragen, in den letzten Jahren auch in Teutschland eine gerechtere Würdigung Goethe's selbst in weiteren Kreisen zu befördern. Nicht als ob es in Teutschland jemals an solchen gefehlt hätte, welche Goethe's unermeßliche Verdienste um die teutsche Literatur und Nationalcultur im vollsten Maße zu würdigen und sie klar ans Licht zu stellen gewußt hätten [59]); ja es hat selbst an solchen nicht gefehlt, die durch hyperbolische und dabei unklare und nebelhafte Lobpreisungen, durch die Sucht, auch seine Mängel als Vorzüge, selbst seine schwächeren Hervorbringungen als Meisterwerke und seine einfachsten Aussprüche als geheimnißvolle Weltorakel erscheinen zu lassen, von selbst Widerspruch und das Gerede von „Goethomanie" und „Goetheidolatrie" hervorriefen; namentlich aber schadeten ihm diejenigen, welche seine leibliche und geistige Erscheinung als den Inbegriff aller menschlichen Vollkommenheiten, ja als die eines Gottes zu feiern sich gewöhnten. Indem nun aber das Bild Goethe's in Teutschland selbst so von den entgegengesetztesten Seiten hier ins Ideale, dort ins Gemeine verrückt und verzerrt worden, war es von größtem Nutzen, daß uns das Urtheil hochstehender Ausländer zu Hilfe kam, das ohnehin so vielen Teutschen Autorität ist.

Man hat Goethe in Teutschland selbst von den entgegengesetztesten Standpunkten angegriffen. Gottschall bemerkt in seinem schon angeführten Werke: „Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts" in dieser Hinsicht: „Der triviale Verstand (Nicolai), die romantische Ueberschwänglichkeit (Novalis), der Patriotismus und die bürgerliche Moral (Menzel), der politische Radicalismus (Börne) und die Orthodoxie (Hengstenberg) erklärten sich nach einander gegen ihn und sprachen ihm jede Berechtigung ab." Angriffe von so ganz entgegengesetzten Seiten heben sich gegen einander auf und sind daher nichtig; denn wenn ein Autor einem Nicolai zu überschwänglich und einem Novalis zu vernünftig realistisch, einem Börne zu ultraconservativ und einem Hengstenberg zu radical erscheint, so liegt schon darin der Beweis, daß sein Standpunkt grade der correcteste und vernünftigste, der wahrhaft conservative gewesen sein müsse. Am ungerechtfertigsten aber und auf gänzlicher Unkenntniß oder bösem Willen beruhend ist der oft gehörte Vorwurf, daß Goethe ein kalter, herzloser Egoist gewesen. Sein Leben, wie es oben skizzirt ist, sein Wirken, seine Handlungen, seine in seinen Schriften niedergelegten Bekenntnisse, Ansichten und Grundsätze stempeln eine solche Beschuldigung zur Lüge oder zur Verleumdung. Diejenigen, welche diese zumeist aus späterer Zeit stammende Anklage gegen ihn schleudern, haben Grund, schamroth zu werden gegenüber den ehrenvollen Zeugnissen, welche die Mitlebenden, die ihn doch am gründlichsten kennen mußten und zum Theil als seine Mitbewerber um literarischen Ruhm vielleicht Anlaß hatten, ihn zu hassen und zu beneiden, ihm auszustellen nicht umhin konnten. Welche Zeugnisse könnten beredter sein als diejenigen, welche Karl August, Herder, Wieland, Schiller, Jacobi, Jung-Stilling, Merck, Zimmermann, Knebel, der jüngere Voß, der Aesthetiker Moritz, der Kanzler von Müller und viele Andere, die sein Wirken genauer kennen zu lernen Gelegenheit hatten und zum Theil selbst seiner uneigennützigsten Fürsorge sich zu erfreuen hatten, seinem edeln, humanen Charakter ausgestellt haben? Viele von diesen Zeugnissen sind oben schon citirt worden; ebenso viele könnten noch genannt werden, wenn dies nicht zu weit führte. Goethe war seinem Fürsten und dem Lande, zu dessen Mitregierung er berufen war, der treueste und thätigste Diener, seinen Freunden der aufopferndste Freund, seinen Aeltern, wie Zimmermann von ihm rühmt, „der beste und liebenswürdigste Sohn," und seinem Sohne der zärtlichste Vater. Zahlreiche junge Gelehrte, die auf seinen Betrieb nach Weimar oder an die Universität Jena berufen wurden, eine große Zahl dramatischer Dichter, deren Stücke er, so wenig sie sich bisweilen dazu eigneten, auf dem weimarischen Theater zur Aufführung brachte, Maler, Tonkünstler, Baukünstler, Bildhauer und Naturforscher sind durch ihn in aller Weise gefördert worden und verdankten ihm Existenz und Gedeihen. Es ist eine sehr gewöhnliche Erscheinung, daß, wenn man eingehend mit dem Leben und den Briefschaften gefeierter Dichter sich beschäftigt, dem Forscher hier und da einzelne befremdende

59) Zu ihnen gehört, um hier nur Einen zu nennen, Varnhagen von Ense, der unter Anderem an eine Freundin (Amely Bölte) schrieb: „Sie lieben Goethe nicht — diese frevelhaften Worte habe ich von Ihnen gehört! Ich aber glaube, daß Nichts Ihnen nöthiger und fruchtbarer wäre, als diesen Lehrer und Freund auf sich wirken zu lassen," und ein andermal: „Er ist ein Freund und Lehrer, wie ich keinen mehr weiß — für einen Teutschen unseres Teutschlands, das ja auch immer noch das seinige ist." Vergl. „Briefe an eine Freundin. Aus den Jahren 1843—1853." (Hamburg 1860.) In gleichem Sinne sprach sich Varnhagen, dieser unter den Getreuen Goethe's der unerschütterlichste, in den Jahren vor seinem Hinscheiden mehrfach gegen Düntzer aus, der darüber im Vorworte zu seinen „Neuen Goethe-Studien" berichtet hat.

Züge, Züge von Härte und Selbstsucht auftauchen, die man mit dem vielleicht sehr idealistischen Charakter ihrer Dichtungen nicht gut zu vereinbaren weiß. Ganz das Gegentheil findet bei Goethe statt. Man geht vielleicht mit einiger Voreingenommenheit an die Prüfung seines Lebens; aber je mehr man sich mit diesem beschäftigt, um so lieber gewinnt man Goethe, selbst in seinen Schwächen, weil man erkennt, daß selbst diese aus dem innersten Kerne seiner liebenswürdigen Natur hervorgingen und mit seiner humanen Lebensanschauung im Zusammenhange standen. Ja man kann sagen, daß Goethe zu denjenigen Teutschen gehöre, welchen es gelang, durch unablässige Arbeit an sich selbst die unlöblichen Eigenschaften, die dem teutschen Charakter anhaften, am entschiedensten zu überwinden, kleinere Mängel abgerechnet, die das Erbtheil der menschlichen Natur überhaupt und vielleicht der teutschen insbesondere sind und von denen einige im Laufe der Jahre verschwanden, andere im höheren Alter wieder lebhafter bei ihm hervortraten.

Doch möge auch gegen diese Ankläger Goethe's ein Ausländer, der Franzose A. Hédouin, hier gehört werden. Dieser theilte im Laufe des ersten Vierteljahrs 1861 in der pariser „Illustration" einen Aufsatz unter der Ueberschrift „Une épisode de la vie de Goethe" mit, zu dessen Anfange er sagt: „Das Genie Goethe's ist allgemein anerkannt, aber sein wirklicher Charakter, seine hohen moralischen Eigenschaften fangen erst jetzt an, nach ihrem wahren Werthe gewürdigt zu werden." Man habe, heißt es weiter, selbst in Teutschland ihn bis vor Kurzem für einen herzlosen, egoistischen Menschen gehalten, aber ein solches Bild stimme nicht zu der unumstößlichen Thatsache: „daß Goethe von allen denen, welche ihn kannten, von Kindern, Frauen, Beamten, Professoren und Dichtern angebetet war. Aber freilich, das Publicum kümmerte sich nicht um diese Gegenbeweise und noch weniger suchte es sie sich zu erklären; denn im Leben finden die seltsamsten Gerüchte und die undenkbarsten Fabeln, womit Unwissenheit und Bosheit gewisse Namen zu umhüllen suchen, zuletzt Glauben, Dank jener bejammernswerthen Neigung der Menschen, Alles, was sie über ihre Nebenmenschen erzählen hören, ungeprüft zu glauben und weiter zu verbreiten, ohne weiter zu untersuchen, was daran auch wahr sei." Dank dem Himmel, fährt Hédouin fort, hätten einige wichtige Arbeiten, die teutschen von Viehoff und Schaefer und die englische von Lewes, wenigstens in Teutschland und England jenes Lügengewebe, „in welches die Bosheit die edle und große Gestalt Goethe's gehüllt habe," zerstört. Die von Hédouin mitgetheilte Episode ist die mit Goethe's Schützling Kraft, aus Lewes' Werke übersetzt. Hédouin bemerkt zum Schlusse: „Es scheint, daß Niemand diese Briefe, welche wir eben übersetzten, ohne Bewegung wird lesen können. Sie enthüllen vor unsern Augen eine Natur von so vollendeter Zartheit, von einem so wahrhaften, rein menschlichen Mitgefühle für die Leiden des Nebenmenschen, von einer so bewundernswerthen Bereitwilligkeit, dem Unglücke durch Opfer zu Hilfe zu kommen, wie sie Freunden selten und Fremden noch seltener gebracht werden, daß wir nicht anstehen, die dem großen Namen Goethe's so lange Zeit angedichteten Epitheta der Kälte und Herzlosigkeit als eine gotteslästerliche Beschimpfung der edelsten menschlichen Gefühle zu betrachten"[60]). Wie sehr muß man da Lewes Recht geben, wenn er ausruft: „Es hat für mich etwas schmerzlich Erschütterndes, daß solch ein Mann so lange Jahre hindurch sowol in seinem Vaterlande als bei uns in England als kalt und herzlos bezeichnet, ja verschrieen worden ist..... Wie ein so herzloses Wesen der erste Dichter der neuern Zeit werden, wie ein blutloser eisiger Diplomat in seinen Werken das ganze menschliche Leben vor uns ausbreiten konnte, dies Wunder zu deuten fiel Niemandem ein, bis Menzel auftrat und mit beispielloser Frechheit die Behauptung aufstellte, Goethe sei kein Genie, sondern nur ein Talent gewesen, und die ganze Wirksamkeit beruhe auf ihrem Style — auf einem gewissen Geschicke der Darstellung!"[61])

Und doch lag schon seit 1847, wo der Schiller-Körner'sche Briefwechsel erschien, jenes glänzende Urtheil Herder's über Goethe vor in dem Schreiben Schil-

60) Die von Hédouin übersetzte Episode aus der Lewes'schen Biographie Goethe's findet sich im ersten Bande der Frese'schen teutschen Uebersetzung S. 485 fg.; auch die oben in Anführungsstriche gefaßten Stellen aus der Mittheilung Hédouin's sind zum Theil wörtlich von ihm aus Lewes übersetzt. An Handlungen, die von dem zartesten Gefühle zeugen, ist Goethe's Leben sehr reich. Einige davon hat Riemer in seinen „Mittheilungen" I, 102—105 zusammengestellt. Als Goethe erfuhr, daß ein Sohn Herder's 80 Thaler Schulden habe, zahlte er die Summe aus seiner Tasche, damit der leidende, hypochondrische Herder Nichts davon erführe. So berichtet der jüngere Voß, der auch erzählt, daß ihm die Frau, bei der er seinen Mittagstisch hatte, gesagt habe: Goethe sei der Segen Weimars, Alles brächte er ins Gleis, und er sei der Wohlthäter aller Hilfsbedürftigen. Man versichert, daß er einen sehr ansehnlichen Theil seines Amtsgehaltes zu Unterstützungen verwandte, und nach einer Mittheilung A. von Sternberg's befand sich in seinem Arbeitszimmer ein kleiner Geldschrank, der die Bestimmung hatte, „Geldrollen aufzunehmen, die als Almosen auf die discreteste und wirksamste Weise vertheilt wurden." Er duldete nicht, daß eins jener damals durch den Komiker Wurm in Aufnahme gekommenen Stücke, in denen die Juden als Juden an den Pranger gestellt und lächerlich gemacht wurden, auf der weimarischen Bühne zur Darstellung komme. „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!" war ja sein Grundsatz, dem er auch praktisch nachlebte, und mit Recht sagt Gräfin d'Argoult (Daniel Stern) in ihren „Esquisses morales" von ihm: „On peut dire de Goethe qu'il a élevé la bonté à la puissance d'une philosophie." Seiner Gemüthlichkeit redet auch besonders der Umstand das Wort, daß er sich gern mit Kindern beschäftigte und sich durch Freundlichkeit, Offenheit, Mährchenerzählen u. s. w. leicht ihre Gunst erwarb. 61) Wenn Lewes weiter meint, Menzel's Buch über die teutsche Literatur sei von England gänzlich verworfen und die Uebersetzung desselben mit „gründlicher Gleichgültigkeit" aufgenommen worden, so scheint dies leider doch nicht so ganz der Fall gewesen zu sein. Menzel's Beschuldigungen gegen Goethe klangen, wenigstens früher, aus den Urtheilen von Engländern über Goethe vielfach wieder; woher sollten auch die Briten etwas von Goethe's Egoismus wissen, da seine Werke nur den humansten Geist wiederspiegeln? Wenn Goethe in Menzel's Augen Nichts weiter als geschichter Stylist und virtuoses Talent ist, so ist es kein Wunder, wenn der Franzose Lemoine behauptet, Niemand lasse sich so genau mit Goethe vergleichen als Rossini, denn beide seien ungeheuere Spiegel, welche in wunderbarer Weise Gefühle und Leidenschaften abspiegelten, die sie doch nicht empfänden!

ler's vom 12. Aug. 1789 an seinen Freund Körner: „Goethe (weil ich Dir doch Herder's Schilderung versprochen habe) wird von sehr vielen Menschen (auch außer Herder) mit einer Art von Anbetung genannt, und mehr noch als Mensch denn als Schriftsteller bewundert. Herder gibt ihm einen klaren universalischen Verstand, das wahrste und innigste Gefühl, die größte Reinheit des Herzens! Alles, was er ist, ist er ganz, und er kann, wie Julius Cäsar, Vieles zugleich sein. Nach Herder's Behauptung ist er rein von allem Intriguengeiste, er hat wissentlich noch Niemanden verfolgt, noch keines Andern Glück untergraben" [62]). Freilich liegen in demselben Briefwechsel auch einige sehr harte, absprechende Urtheile Schiller's über Goethe's Egoismus aus wenig späterer Zeit vor; aber man weiß, aus welchen Motiven, Stimmungen und Verhältnissen diese Urtheile hervorgegangen sind; man weiß, daß Schiller damals Goethe aus respectvoller Entfernung und als ein Hinderniß seines eigenen Emporkommens betrachtete; man weiß, daß Schiller diese Urtheile, neben denen doch immer die höchste Bewunderung für Goethe's geistige Begabung einherging, in seinen Briefen an Körner später corrigirte und milderte; man weiß endlich, daß Schiller ja später Goethe's innigster Freund wurde und daß er nun bei gewonnener besserer Einsicht in die edlen und großen Eigenschaften desselben gewiß mit einiger Beschämung an die früher über ihn gefällten herben Urtheile zurückdenken mochte. In dieser richtigen Erkenntniß schrieb Schiller jenen erst in den letzten Jahren durch den Altonaer Merkur bekannt gemachten Brief an die Gräfin Schimmelmann, worin er Goethe's hohen moralischen Eigenschaften die unbedingteste und wärmste Anerkennung zollt und ihm nachrühmt, daß er es sich 20 Jahre mit der redlichsten Anstrengung habe sauer werden lassen, die Natur in allen ihren drei Reichen zu studiren und in die Tiefen der Wissenschaft zu dringen, daß er in den Naturwissenschaften auf seinem ruhig einsamen Wege den Entdeckungen vorausgeeilt sei, „womit jetzt (1800) in diesen Wissenschaften so viel Parade gemacht wird." Mit neidloser Anerkennung gesteht Schiller in diesem Briefe von Goethe: „Die Natur hat ihn reicher ausgestattet als irgend einen, der nach Shakespeare aufgetreten ist." Ein anderer Kenner und Freund Goethe's, der genugsam Gelegenheit hatte, ihn nicht nur von Seiten seines Geistes, sondern auch seines Herzens kennen zu lernen, Ludwig von Knebel, schrieb über ihn: „Wie angenehm ist es, unter den gemeinen Gelehrten einen Mann zu sehen, dem es um wahre Wissenschaft und Weisheit zu thun ist" [63]), und Herder's Frau nennt ihn 1789 in ihren Briefen an ihren Mann eine „treue, männliche Seele," den „Besten und Unwandelbarsten unter allen," und sie fühlt, so oft er kommt, „daß ein sehr guter Geist um und in ihm ist."

Freilich fühlte er sich, und Niemand wird es ihm verdenken, als „ein höheres Wesen," das selbst der Frau Herder durch die „Alleinherrschaft," die es ausübte, dann und wann lästig wurde. Er gebrauchte die Menschen als Substrat für seine höheren poetischen Zwecke; wie er selbst leicht entflammt war, so suchte und wußte er auch in den weiblichen Geschöpfen, die ihn anzogen, heftige Leidenschaften zu entflammen, sich selbst aber dabei in einen Conflict zu versetzen, von dem er sich dann durch irgend eine poetische Schöpfung zu befreien wußte. So lernte er die Liebe in allen ihren Wendungen und Nuancen erfahrungsmäßig darstellen, und dieser Methode, wenn man sie so nennen darf — denn Goethe verfuhr dabei in jedem einzelnen Falle mit vollkommener Naivetät und leidenschaftlicher Hingebung oder täuschte höchstens auch sich — diesem erfahrungsmäßigen Studium verdankt man es, daß seit Shakespeare kein Dichter die echte unverbildete Weiblichkeit so treu und wahr darzustellen gewußt hat wie Goethe. Aber da hatte man doch wieder einen willkommenen Anlaß, die grundegoistische Natur Goethe's an einem schlagenden Beispiele zu beweisen. Goethe hat hiernach so und so viele weibliche Geschöpfe aufs Grausamste gequält, um die Zuckungen ihrer Nerven zu beobachten und sich daran zu ergötzen; er hat sie gemordet, auf den Seciritisch gebracht und mit der Kälte eines Professors der Anatomie wohlgefällig zerlegt. Gerade diese Beschuldigung, die ja wol auch aus Teutschland ihren Ursprung nahm, wurde hier und da auch im Auslande aufgegriffen. Lemoine, der seiner Zeit über das vorerwähnte Werk Richelot's im Journal des débats berichtete, bemerkt in seiner Kritik unter Anderem: Möchte es auch seit Anfang der Welt so gewesen sein, daß die Dichter in ihren Schöpfungen nur das mehr oder minder treue Ideal ihrer eigenen Leidenschaften hinstellten, so sei doch für unsere Zeit das charakteristisch, daß man diese Art Instinct, dem ehemals die Poeten frei- und unfreiwillig gefolgt seien, jetzt in eine Art System verwandelt habe. Sonst wäre auch jene Analyse, Zerschneidung und Zergliederung, jene Klinik des menschlichen Herzens, die man auch die intime Literatur nenne, nie zu ihrer jetzigen vollkommenen Ausbildung gelangt. „Jetzt kam man," fährt Lemoine fort, „dahin, nach Gemüthsbewegungen zu haschen, nur um sie zu schildern. Man erregte, man erhitzte, nein noch mehr, man erschuf die Leidenschaften, um darin eine Ader von Poesie aufzudecken. Man liebte nicht mehr, um zu lieben, sondern um davon zu singen. Wehe euch Weibern, die ihr diesen kalten, herzlosen, selbstsüchtigen Dichtern zum Opfer fallet, euch Ophelien, die ihr euch diesen Proceßführern der Leidenschaft zum Eigenthum gebt! Euer Herz wird fortan nur eine Harfe sein, deren Saiten man ohne Erbarmen zerschlagen wird; deren geheimste Töne bestimmt sind, vor dem Publicum prostituirt zu werden, deren letzter Schmerzenslaut ein Laut der Wollust ist für das Ohr dessen, der euer Dasein mordete! Arme, gute Geschöpfe, die ihr euch geliebt wähnt! Nein, nein, man beobachtet, man studirt, man zerlegt euch nur; experimentum in anima nobili. Ich will nicht behaupten,

62) Siehe Schiller's Briefwechsel mit Körner 1 Bd. S. 136 — 137. 63) Siehe den schon erwähnten, von Düntzer herausgegebenen Briefwechsel Ludwig von Knebel's mit seiner Schwester Henriette.

daß Goethe seinen literarischen Grundsatz bis zu diesem Extreme durchgeführt habe, aber er ist in diesen Grundsätzen der Lehrer gewesen, und man weiß, daß die Schüler stets die Tendenzen ihrer Lehrer überschreiten und in der Anwendung übertreiben. Welche noble, vornehme Passion — Weiberherzen zu brechen und weiblichen Glauben mit Füßen zu treten, welche Heldenthat, an dem letzten Zucken eines wehrlosen Opfers sein Auge zu weiden! Und dies nennt man das Thun einer über das gemeine Vorurtheil hinwegsehenden „großen" Seele!"

Auch in englischen Revuen hat man dieses Schreckensgemälde lesen können und zwar besonders in Bezug auf Bettina, mit welcher Goethe in dieser raffinirt grausamen Weise verfahren sein soll. Daß diese Ansicht auf gänzlicher Unkenntniß des Sachverhältnisses beruht, und daß eher umgekehrt Bettina sich an Goethe (schon damals Ehemann!) mit einigem Ungestüme andrängte, während er sich vollkommen ablehnend gegen sie verhielt, das wird Jedem einleuchtend sein, der sich eingehend mit dieser wunderlichen Episode in Goethe's Leben beschäftigt oder auch nur unsere obige Darstellung des Verhältnisses gelesen hat. Aber auch Aennchen ist von Goethe launisch gequält und Friederike verlassen worden[64])! Man beurtheilt da Goethe, als ob er in Leipzig und Straßburg ein schon sittlich gefesteter, nur nach Amt und Hausstand als höchsten Zielen strebender gereifter Mann und nicht ein leichtblütiger Akademiker und Poet gewesen wäre. Was würde von den größten Männern aller Zeiten und Nationen (z. B. Shakespeare, der Frau und Haus verließ) übrig bleiben, wenn man an sie den rigoristischen Maßstab anlegen wollte, den man an den leipziger Studenten, an den wenig mehr als 16jährigen jungen Goethe anzulegen gewohnt ist? Wunderlich erscheint es nur, daß dieselben Leute ihm Wankelmuth, Selbstsucht und Untreue gegen die Frauen vorwerfen, die es vielleicht ganz in der Ordnung finden würden, wenn er selbstsüchtig und grausam genug gewesen wäre, seine Christiane sammt ihrem Sohne im Stiche zu lassen und dem Elende und der Verachtung preiszugeben!

Man hat Goethe des Stolzes beschuldigt, weil er, wenigstens im höheren Alter, förmlich, ceremoniös und reservirt erschien. Er beobachtete diese Haltung namentlich blasirten Vornehmen gegenüber, welche, mit so und so viel Empfehlungsschreiben versehen oder auf Rang und Stand pochend, zum Theil auch mit der Einbildung behaftet, durch irgend eine Eigenschaft oder eine Anfängerleistung selbst den Beifall eines Goethe zu erringen, ihn zu besuchen kamen, um doch auch sagen zu können, daß sie Weimars wie Teutschlands größter Merkwürdigkeit, dem berühmten Goethe, persönlich gegenübergestanden und sich seiner besondern Huld zu erfreuen gehabt hätten. Gegen diese Individuen, die ihn um seine ihm wie der Nation theuere Zeit bestahlen und ihn durch fade Schmeicheleien langweilten und ärgerten, benahm er sich dann freilich oft aufs Aeußerste vornehm und kühl abweisend, nicht als Dichter mit offener Brust, sondern als bis zum Halse zugeknöpfte Excellenz. Goethe selbst bemerkte einmal zu einem Besuchenden, der ihm wirklich gefallen hatte: „Oft quälen mich Durchreisende mit langweiligen Besuchen, und da ich mich jetzt mit der Osteologie beschäftige, so lege ich ihnen zuweilen meine vorhandenen Knochen vor, das erregt den Besuchenden Langeweile — und sie empfehlen sich. Ich habe diese Vorlage bei Ihnen vergessen"[65]). Er hatte um so mehr Grund, sich in solchen Fällen vorsichtig und reservirt zu benehmen, da er wol wußte, daß manche mit ihrer Aufwartung die geheime Absicht verbanden, über die Unterhaltung, deren er sie würdigte, öffentlichen Bericht abzustatten. Jungen Poeten, welche die Taschen voll lyrischer Gedichte zu ihm kamen und wol gar den Anspruch erhoben, daß er sie lesen und recommandiren möchte, suchte er auch wol die Lust, ihn um die Durchsicht ihrer poetischen Versuche zu bitten, von Vornherein durch irgend eine paradore Behauptung zu benehmen; er sagte z. B. zu ihnen, ein Gedicht sei eigentlich ein „Nichts"[66]). Es konnte nicht fehlen, daß manche dieser lästigen und zudringlichen Besucher aus Aerger über den ihnen zu Theil gewordenen kühlen oder geringschätzigen Empfang das von den Neidern alles Großen gern geglaubte Gerücht verbreiteten, Goethe sei ein stolzer Patron und hochfahrender Aristokrat. Dies that selbst der Dichter Bürger, der sich durch ein bekanntes, noch jetzt von Zeit zu Zeit in den Blättern mit Wohlbehagen abgedrucktes Epigramm an Goethe für die kühle Abweisung rächte, die ihm 1789 bei einem Besuche desselben zu Theil wurde. Aber Bürger war mit den anmaßenden Worten: „Sie sind Goethe, ich bin Bürger!" bei ihm eingetreten und Goethe, hierdurch verletzt und überhaupt ein Feind jener plebejischen Zudringlichkeit, wie man sie so häufig in Teutschland antrifft, würdigte ihn keines literarischen Gedankenaustausches, sondern befragte ihn über die Zustände und die Frequenz der Universität Göttingen. Goethe hätte allerdings wol würdiger gehandelt, seinen kleinen Aerger zu überwinden, denn dieser Plebejer war ja doch immer der vom Schicksale so hart behandelte Schöpfer der teutschen Ballade, der Dichter der „Lenore;" vergesse man aber auch nicht, daß Goethe sich bei der Subscriptionsangelegenheit in Betreff der von Bürger in Aussicht gestellten, aber stets nur Fragment gebliebenen Homerübersetzung vortrefflich benommen hatte und daß er auch später in seinen Schriften verschiedentlich Bürger's in ehrenvollster Weise gedacht und ihn einmal sogar den „in manchem Betracht einzigen Bürger" genannt hat. Aber Bürger's Epigramm, mit dem Nicolai seine Gegenschrift gegen die Xenien zu pfef-

64) Ein Beurtheiler des Lewes'schen Werkes im Jahrgange 1857 der Edinburgh review suchte, unter den Ausdrücken höchster Verehrung für Goethe's Genie, an dessen Benehmen gegen seinen Freund Kestner und gegen Friederike ebenfalls nachzuweisen, daß Goethe kein „guter Mensch" gewesen!

65) Vergl. des Professors Dietmar Mittheilung: „Unterredung mit Goethe" im ersten Bande des schon mehrfach erwähnten Werkes: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen." 66) Vergl. die 1859 in Stuttgart erschienene kleine Schrift: „Das Büchlein von Schiller und Goethe," deren Verfasser unter Anderem einen Besuch schildert, welchen er dem greisen Dichter 1828 im Schlosse Dornburg abstattete.

fern nicht unterließ, machte bei allen denen Glück, welche es Goethe nicht vergeben konnten, daß er niemals wie die meisten andern teutschen Poeten eigentliche Noth gelitten, und daß er es als bloßer Bürgerlicher und Dichter zu einer hohen amtlichen Stellung gebracht hatte, die sonst nur Männern von hoher Extraction aufbewahrt war [67]).

Auch Arndt wirft Goethe wol eine gewisse Förmlichkeit und Steifigkeit vor; aber er fährt dann fort: „Man hat Goethe oft einer gewissen abstoßenden Unzugänglichkeit, eines gewissen vornehmen Stolzes beschuldigt. Ich glaube, Nichts ist ungerechter als diese Beschuldigung. Unzugänglichkeit, das mag hin und wieder gelten — wohin hätte der Herrlichste vor allem Anlaufe und Ueberlaufe der oft müßigsten und anflauschigsten Menschen sich retten wollen, wenn er mit Person und Herz immer offene Thür gehalten hätte? — Aber vornehmer Stolz? Nichts lag diesem Antlitze und dieser Haltung ferner als das, was man gewöhnlich mit den Worten „vornehm" und „vornehmes Wesen" meint."

Sicherlich, Goethe war von echtem Stolze beseelt, aber mit dem echten Stolze, wie er Goethe eigen war, verbindet sich auch immer echte Bescheidenheit; denn beide geben aus einer und derselben Quelle, aus richtiger Selbsterkenntniß hervor. Er war stolz genug, dagegen zu protestiren, wenn man Miene machen wollte, Tieck ihm gleich zu stellen, aber auch so bescheiden, daß er sich in demselben Augenblicke Shakespeare als einem „höhern Wesen, zu dem er in Verehrung hinaufblicken müsse," willig und voll Demuth unterordnete. Charlotte von Schiller schrieb mit Bezug auf Goethe's erklärende Gedichte zu dem Maskenzuge 1818, in welchem er die andern weimarischen Größen so selbstverleugnend gefeiert hatte: „Ich weiß es sehr gut zu verstehen, da ich seine Bescheidenheit kenne, die nur diejenigen erkennen können, die ihn in den Momenten sehen konnten, wo er eben eine solche Dichtung vollendet hatte." Krug von Nidda hat folgende Aeußerung von ihm aufbewahrt: „Man ehrt mich zu hoch! Ich habe mit meiner Zeit gelebt und verkehrt, und Einer hat sich an dem Andern erhoben. Den Vordern sind wir auf die Schultern gestiegen, haben hierdurch etwas weiter als sie, und so gestaltete sich manche neue Erscheinung." Ganz dem entsprechend lautete eine andere Aeußerung Goethe's dahin, daß, wenn man Alles von ihm abzöge, was er Andern verdanke, nicht viel von ihm übrig bleiben würde, und die Stelle in seinem italienischen Reisetagebuche: „Um ihn (Raphael) recht zu erkennen, ihn recht zu schätzen und ihn auch wieder nicht als einen Gott zu preisen, der, wie Melchisedek, ohne Vater und ohne Mutter erschienen wäre, muß man seine Vorgänger, seine Meister ansehen" u. s. w.; Worte, bei denen er sehr wahrscheinlich auch an sein eigenes Verhältniß zu seinen „Vorgängern," seinen „Meistern" gedacht hat. Sein ganzes autobiographisches Werk „Dichtung und Wahrheit" ist ja recht eigentlich zu dem Zwecke geschrieben, ans Licht zu stellen und zu entwickeln, was er den Verhältnissen, was er seinen Vorgängern, was seinen Mitlebenden verdanke, und oft finden wir hier wie anderwärts Männer von ihm gepriesen, deren Verdienste uns jetzt nur sehr zweifelhafter Art zu sein scheinen. Jede Größe seiner Zeit erkannte er willig und neidlos an; ja selbst, wenn ihm von ihr Unrecht geschehen, trug er ihr dies nicht nach. Davon enthält unsere obige biographische Darstellung Zeugnisse genug.

Auch seine angebliche Indifferenz gegen vaterländische und politische Interessen soll aus derselben Quelle, seinem Egoismus, stammen. Es ist aber im biographischen Theile unserer Betrachtung genugsam gezeigt worden, daß es mit dieser Gleichgültigkeit gegen Politik und Vaterland gar nicht so arg war, als man gemeinhin annimmt, daß vielmehr die politischen Ereignisse in seine Anschauungen und Schöpfungen sehr bedeutsam eingriffen, daß die meisten seiner spätern Dichtungen entweder rein politischer Natur sind oder einen politischen Hintergrund haben, oder doch gelegentlich Reflexionen politischer Art enthalten, darunter oft Aussprüche, die von größter Weisheit und tiefstem historischem Vorausblicke zeugen [68]). Zum Theil hat Goethe diesen Vorwurf, gegen die Ereignisse der Zeit gleichgültig sich verhalten zu haben, selbst verschuldet, indem er an verschiedenen Orten versichert, sich den betäubenden Eindrücken großer Ereignisse dadurch entzogen zu haben, daß er sich den fernliegendsten Gegenständen, z. B. dem Studium der chinesischen Geschichte und Literatur, zugewandt habe. An solche capriciöse Versicherungen hat man sich denn zumeist gehalten, statt Goethe's Wirken und Schriften gründlich und unbefangen auch in dieser Hinsicht zu prüfen und zu untersuchen, in wie weit diese Versicherungen begründet sind [69]).

67) Das Uebermaß alles dessen, was Neid und Gehässigkeit gegen Goethe als Menschen aufzubringen gewußt haben, erreicht der ultramontane Sebastian Brunner, wenn er in seiner 1857 in Wien erschienenen Schrift: „Woher? Wohin?" ausruft: „Wie großartig sind seine Dichtungen, was für ein nobler, freilich eiskalter, neuheidnischer Geist durchweht sie! Wie jämmerlich ist hingegen Goethe als Mensch; er war gemein, neidisch gegen Jeden, von dessen Talent er für seine Glorie Besorgniß hegte . . . . . er war ekelhaft unhaltbar." Man traut seinen Augen nicht, wenn man solche in der That „gemein" und „ekelhaft" frivole, auf wildestem confessionellem Hasse und gänzlicher Unkenntniß des Lebens und Wirkens Goethe's beruhenden Schmähungen in unsern Tagen lesen muß. Diese Calumnien allein sollten doch, möchte man meinen, hinreichen, allen Vernünftigen und Aufgeklärten über die Motive, aus denen diese Verleumdungen stammen, endlich die Augen zu öffnen.

68) Eine gute Auswahl derselben enthält die Schrift: „Goethe's vaterländische Gedanken und politisches Glaubensbekenntniß." (Frankfurt 1853.)

69) Wolfgang Menzel's Ausfälle in dieser Hinsicht wollen bei der bekannten blinden Animosität dieses Kritikers gegen Goethe so gut wie gar Nichts bedeuten. Schwerer ins Gewicht fällt der Tadel eines Literarhistorikers wie Gervinus, der doch mit vollkommener Gewissenhaftigkeit und Gründlichkeit zu verfahren scheint und auch in der That dem ursprünglichen poetischen Genius Goethe's, wenigstens des jugendlichen Goethe, und dem von dem Dichter bewerkstelligten Umschwunge der teutschen Literatur bis zu einem beträchtlichen Grade gerecht wird. Aber wie in einem Aufsatze „Shakespeare, Goethe und Gervinus" in der Beilage zu Nr. 154 der „Allgemeinen Zeitung" 1850 mit Recht bemerkt war:

Man darf nicht vergessen, daß, als jene noch fortdauernden Erschütterungen des ganzen sittlichen, socialen und politischen Zustandes von Europa mit der französischen Revolution ihren Anfang nahmen, Goethe bereits ein gereifter Mann und in seinen Grundsätzen gefestigt war. Seine Bildungs- und Entwickelungsperiode fiel in eine ganz andere Zeit, in der es sich namentlich um das Humanitätsinteresse und um die gemüthliche und ästhetische Ausbildung des Individuums handelte. Er wies, wie schon weiter oben bemerkt, den Teutschen die hohe und höchste Aufgabe zu, sich zum Menschen auszubilden. War dies ein Irrthum, so war es doch ein schöner, erhabener Irrthum, für den er Zeit seines Lebens gekämpft und gerungen hat, und in sofern gewiß nicht ohne Erfolg, da sich um Goethe eine Gemeinde nicht nur in Teutschland, sondern auch unter den andern civilisirten Völkern gebildet und unter allen politischen Stürmen und Parteizerrüttungen aufrecht erhalten hat und künftige Generationen vielleicht wieder ernstlicher, als dies jetzt der Fall ist oder sein kann, sich dieser hohen Aufgabe bemächtigen werden. Er wußte, wie viel in dieser Hinsicht noch zu thun sei, denn eben erst hatte sich Teutschland aus einem jahrhundertelangen Zustande der Rohheit, Barbarei und Uncultur zu erheben begonnen. Er wußte, wie leicht der Teutsche der Gefahr ausgesetzt ist, sich bei öffentlichen und allgemeinen Streitigkeiten in bloße Zänkereien um Nebenpunkte, in rechthaberische Eigensinnigkeiten und in ein ungeschlachtes barbarisches Durcheinander zu verlieren. Die kirchlichen Streitigkeiten waren ihm hierin ein warnendes Beispiel, da sie die normale geistige und sittliche und dadurch auch die politische Entwickelung des teutschen Volkes auf lange Perioden unterbrochen, ja seine Existenz als Volk in Frage zu stellen geschienen hatten. Er fürchtete die Gefahren, die es haben würde, wenn selbst der teutsche Spießbürger, dessen Engherzigkeit er im Gegensatze zu dem echten Bürgerthume sehr wohl kannte und im „Faust" und anderwärts ergötzlich geschildert hat, wenn diese kleinlich selbstsüchtige, sich bis in die höchsten Kreise auch der sogenannten Gebildeten, des Adels und Hofadels verzweigende teutsche Menschenart je auf den Einfall kommen sollte, Politik zu treiben und in öffentliche Angelegenheiten mit ungesund anmaßlichem Raisonnement drein zu reden. Die Erfahrungen, die er in dieser Hinsicht selbst an Teutschen, welche sich zu den Hochgebildeten rechneten und rechnen durften, seit dem Losbruche der französischen Revolution gemacht hatte, waren nicht sehr erfreulicher und ermuthigender Art. Goethe, immer und überall einer ruhigen und gesetzmäßigen Entwickelung das Wort führend, sagt an einer Stelle: „Ich aber, die gründlichen unaufhaltsamen Folgen solcher gewaltthätig aufgelösten Zustände mit Augen schauend und zugleich ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und durch blickend, hielt ein- für allemal am Bestehenden fest, an dessen Verbesserung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verständigen ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und konnte und wollte diese Gesinnung nicht verhehlen."

Später kam die Zeit des Liberalismus und des Kammerwesens. Hätte Teutschland ein großes, alle teutschen Länder und Stämme umfassendes Reichsparlament nach Art des englischen mit Ober- und Unterhaus besessen, so würde er vor ihm wie vor jeder mächtigen Erscheinung sich gebeugt und ihm seine Ehrfurcht bezeigt haben; aber diese Kleinparlamente, diese Kammern der teutschen Miniaturstaaten erschienen ihm als eine mit dem Fluche alles Kleinlichen, der Lächerlichkeit, behaftete und unnütze Einrichtung, die den Credit eigentlich parlamentarischer Regierung nur herunterbringen könne. Daher war er in gewissem Sinne antiliberal, aber sehr fehl geht man, wenn man ihn des Servilismus beschuldigt, wie doch vielfach geschehen ist. Im höheren Alter nahm zwar, im Gegensatze zu den oppositionellen Bewegungen der Zeit, sein Respect gegen die höchsten Herrschaften allerdings nicht sehr preiswürdige allzu devote Formen an; aber nimmermehr hätte er geduldet, daß auch der Höchststehende einen Eingriff in sein persönliches Recht versucht und ihm etwas zugemuthet hätte, was gegen sein besseres Gewissen und seine Ueberzeugung gewesen wäre. Im Kleinen bewies er dies ja auch in der Angelegenheit der Hundekomödie, die ihm mit seinem Großherzoge selbst in Conflict brachte und ihn bewog, kurzen Proceß zu machen und ohne Besinnen und auf immer von der Leitung des weimarischen Theaters zurückzutreten. Schiller huldigte im Grunde ganz denselben politischen Ansichten wie Goethe, ja er hat seiner Abneigung gegen die französische Revolution gelegentlich in unvergleichlich stärkern Ausdrücken Luft gemacht, als dies Goethe sich je gestattet hat. Mit den Liberalen verdarb es Goethe namentlich durch seine große Aufrichtigkeit. Seine Wahrheitsliebe erlaubte ihm nicht, Phrasen zu machen und mit den politischen Bewegungen der Zeit zu liebäugeln, blos um sich eine wohlfeile Popularität zu erwerben. Es war ihm bekannt, wie leicht sich die Gunst der Parteien durch bloßen Mundtdienst gewinnen läßt, aber ein solches Mittel verschmähte er. Ohnehin wußte er, daß, wer im Dienste einer Partei arbeitet, noch viel

„Die Gervinus'sche moralisch-politische Elle war zu kurz für einen Mann wie Goethe." Wir verweisen übrigens auf einen gründlichen, lesenswerthen und streng kritischen Aufsatz von August Boden: „Ueber Goethe mit Beziehung auf einige seiner Tadler" in der zweiten vermehrten Auflage von dessen Schrift: „Zur Kenntniß und Charakteristik Deutschlands" (Frankfurt a. M. 1856.), worin mit Beibringung von Belegstellen nachgewiesen ist, daß sich Gervinus in seiner Geschichte der deutschen Literatur, besonders aber in seiner Schrift: „Ueber den Goethe'schen Briefwechsel" vielfacher Flüchtigkeiten und selbst Verstümmelungen schuldig gemacht und durch willkürliche Benutzung von Brief- und andern Stellen Goethe's Charakter und Wirksamkeit in ein mehrfach falsches Licht gestellt hat. Die höchst frivolen und bösartigen Ausfälle Wolfgang Menzel's, die in dessen späterem Werke: „Deutsche Dichtung von der ältesten bis auf die neueste Zeit" gegen Goethe noch mehr gehäuft und gesteigert sind als in dessen früherem Literaturwerke, hat August Boden sammt Menzel's ebenso leichtsinnigen Ausfällen gegen Lessing u. s. w. in seiner zweiten 1860 erschienenen Schrift: „Dr. Wolfgang Menzel's gegen die Größen unserer classischen Literatur erhobene Anklagen" ꝛc. gebührend beleuchtet und heimgeleuchtet.

unfreier ist, als wer im Dienste eines wirklich liberalen Fürsten arbeitet, und ein Gegensatz zwischen Regierung und Volk bestand wenigstens im weimarischen Ländchen nicht. Hat Goethe der französischen Republik nicht zugejubelt wie Klopstock und Andere, sondern sofort über das Gefährliche, das sie ihm zu haben schien, sich offen ausgesprochen, so hatte er auch nicht nöthig, über ihre spätern Ausschreitungen außer sich zu gerathen und mit seiner alten Ueberzeugung zu brechen, wie Klopstock dies that. Consequenz war in Allem, was Goethe that und sagte, und diese Consequenz schon sollte ihm die Achtung aller Parteien sichern. Nie hat er aber auch zu rechtfertigen und zu beschönigen gesucht, was die Großen verbrachen, nie den reactionairen Gelüsten des Junkerthums geschmeichelt[70]); seine Hochschätzung der untern Schichten des Volkes hat er mehrmals in kräftigen Worten bekundet und den tüchtigen Kern im teutschen Bürgerthume hat er in „Hermann und Dorothea" mit einer poetischen Glorie umgeben, wie sie nicht herrlicher gedacht werden kann[71]). Oehlenschläger erzählt, Goethe habe einmal, im J. 1806, gegen einen kalten Hofmann für Bürgerrecht und Bürgerehre mit so vieler Kraft und Achtung gesprochen, daß er (Oehlenschläger) es nicht habe lassen können, Goethe nach dem Weggange des Fremden um den Hals zu fallen und ihn zu küssen.

Auch ein Vaterlandsfreund, überhaupt ein teutscher Mann soll Goethe nicht gewesen sein. Man mag bedauern, daß sein mächtiges Wort der Erhebung der teutschen Nation gefehlt hat, aber wenn man ihn unter den Kriegsliedersängern von 1813 vermißt, so hat auch dies in der Wahrhaftigkeit Goethe's seinen Grund. Einmal mußte bei ihm alles Dichten erfahrungsmäßig sein; er fand es sehr natürlich, wie Theodor Körner Kriegslieder im Bivouac zu dichten, aber sehr unnatürlich, im Zimmer sitzen und Kriegslieder schreiben. „Bei mir, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe," sagte er, „würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir schlecht zu Gesicht gestanden hätte." Sodann traute er den Verbündeten, namentlich nach dem schlechten Anfange des Feldzuges, die Kraft und Fähigkeit nicht zu, einen genialen Feldherrn wie Napoleon und seine sieggewohnten Scharen aus dem Felde zu schlagen. Eine Begeisterung und ein Vertrauen, die er nicht fühlte, zu heucheln und erlogene Kriegs- und Siegeslust in Verse zu bringen, war ihm nicht gegeben. Die Freude über den von ihm nicht mit vollem Vertrauen und nicht in diesem Umfange erhofften Sieg und über die Wiederkehr friedlicher, den Künsten und der ruhigen Entwickelung günstigerer Zeiten fühlte er aber doch mit, und es war daher keine Heuchelei, wenn er den Sieg der teutschen Waffen in „Epimenides Erwachen" feierte, dadurch gewissermaßen sein eigenes Erwachen aus einem nicht übel gemeinten Irrthume bezeugend. Die zu weit getriebenen Hoffnungen der Volksfreunde vermochte er freilich schon damals nicht zu theilen. Aber ein teutscher Mann war Goethe! Kein Dichter hat so ganz rein teutsche Gestalten geschaffen wie Goethe in „Götz von Berlichingen," „Hermann und Dorothea" u. s. w.; keiner das Wesen der teutschen Jungfrauen so glücklich getroffen und geschildert wie er; keiner so teutsch humane Gesinnungen in einfache, prunklose Worte gekleidet wie er. Seine Abneigung gegen diejenigen seiner Landsleute, welche für die französische Revolution schwärmten, entsprang zum großen Theil aus seiner teutsch-vaterländischen Gesinnung; denn alles bloße Nachäffen ausländischer Muster erschien ihm zwar leider sehr teutsch, aber eines wahren Teutschen unwürdig, und es kam ihm absurd vor, daß die Teutschen sich so für die Franzosen in Extase setzten und sich gewissermaßen französische Gesinnung aneigneten, während sie doch, wie er selbst hervorhebt, allen Grund hätten, für das linke Rheinufer besorgt zu sein. Indem er durch seine Schöpfungen teutsche Gesinnung und teutschen Geist fortdauernd unter den Gebildeten teutscher Nation zu erzeugen und zu kräftigen wußte, hat er auch das Seinige zur Erhebung und zum Siege der Teutschen beigetragen. Gab er doch schon lange vorher die Losung dazu in den Worten Hermann's:

Nicht dem Teutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dies ist unser! so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Aeltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen diesmal die Feinde
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.
Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Aeltern,
O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen,
Und gedächte Jeder wie ich, so stände die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens.

Auch der Engländer Lewes nimmt Goethe gegen den Vorwurf in Schutz, daß er sich der Politik abgewandt habe, weil er zu selbstsüchtig gewesen, um sich um das Wohl Anderer zu kümmern. Lewes bemerkt gegen diese Anklage: „Wie wenig selbstsüchtig Goethe war, wissen diejenigen am besten, die ihn am besten kennen, und wenn sich von Vielen, die in Patriotismus machen, das Gleiche sagen ließe, so stände es besser in der Welt und in Teutschland gewiß. Daß Goethe das Wohl der Menschheit aufrichtig wünschte und in seiner Weise mit einer fast beispiellosen Ausdauer dafür thätig war, sollte wahrlich genügen, ihn vor dem Vorwurfe der Selbstsucht zu schützen." Charles Dollfus bemerkt in der „Revue germanique" ähnlich: „Man hat es bei Goethe nicht als Weisheit, sondern als Gleichgültigkeit und Selbstsucht ausgelegt, daß er sich von gewissen vorzeitigen oder unfruchtbaren fieberhaften Aufwallungen fern hielt, und daß er Allem aus dem Wege ging, was möglicherweise seine Individualität hätte fälschen können. Wenn Goethe sich nicht, wie diese oder jene es wollten,

70) Man erinnere sich des Epigramms auf die Gludredner:

Mir auch scheinen sie toll, doch redet ein Teller in Freiheit
Weise Sprüche, wenn ach, Weisheit im Sklaven verstummt.

71) Vergl. über diesen Punkt R. H. Hecke's: „Goethe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea." (Leipzig 1860.)

in die socialen Kreise hineinreißen ließ, welche damals Teutschland in Bewegung setzten, so geschah dies nicht, weil er weniger als Andere die Wichtigkeit und Tragweite davon verkannte, sondern weil er weiter als die Andern sah, weil ihm die Erfolge, die sie so nahe glaubten, noch in weite Ferne gerückt schienen ..... Indem er bestrebt war, die köstliche Harmonie seiner natürlichen Anlagen zu entwickeln, wußte er sich aus Instinct wie Ueberlegung allen heftigen Stößen, die sie zu stören drohten, zu entziehen. Dies ist das Geheimniß, welches man als seinen Egoismus bezeichnet hat. Zum Dichter geboren, wollte er Dichter bleiben. Er hat gut daran gethan und denjenigen, welche gewünscht hätten, ihn in der Rolle eines Volkstribunen zu erblicken, fiel es nicht ein, daß sie damit von ihm forderten, er solle Alles opfern, was ihn zum Dichter machte. Goethe ist Goethe geblieben: wer möchte ihn darum tadeln"[72])? Hier möge auch noch erwähnt sein, was Varnhagen im J. 1849 an Düntzer (vergl. die Vorrede zu dessen „Neuen Goethe-Studien") schrieb: „Wie sehr Goethe in das Interesse unserer Landsleute eingedrungen ist, hat sich selbst in den neuesten politischen Stürmen gezeigt; die öffentlichen Blätter sind seiner Sprüche voll, in den größten Staatsverhandlungen ist seiner gedacht, sein Ansehen oft von entgegengesetzten Seiten gebraucht worden. Wie jeder hohe erleuchtete Geist steht er über den Parteien des Tages; seine Abneigung gegen alles Revolutionaire kann den gesunden Sinn nicht täuschen, der in ihm den entschiedensten Freund der Volks- und Freiheitssache erkennt."

Kamen und kommen die Angriffe auf Goethe's vermeintliche Indifferenz in politischen und vaterländischen Angelegenheiten von der radicalen und der burschenschaftlich liberalen Seite, so kamen die Angriffe auf seine Irreligiosität von einer ganz entgegengesetzten, von der kirchlich und daher auch politisch reactionairen Seite, von den fanatischen Hyperorthodoxen und Zeloten unter Protestanten wie Katholiken. Man beschuldigte ihn der Unchristlichkeit, ja der Antichristlichkeit und des „Heidenthums." Gegen diese Ankläger bemerkt J. Hillebrand mit sehr großem Rechte: „Die Religion, meinen wir, gehörte zu Goethe so nothwendig, als er sich selbst eigenst angehörte. Sie mußte ihm schon deshalb Bedürfniß sein, weil ihn nur das „Unendlich-Endliche" interessiren konnte. Dieses Bedürfniß hat ihm auch den Faust dictirt, der so recht den Kampf der Welt aussprícht in ihrem Ringen nach Gott und seiner Unendlichkeit. Die Religion ist das stille Licht, welches sein Fühlen und Wollen, sein Schaffen und Bilden durchleuchtet und mit freundlicher Wärme belebt. Freilich nicht die Religion, die der Mensch dem Menschen aufzwingen will, nicht die Religion des exclusiven Symbols und der hierarchischen Dogmatik, sondern die Religion des freien Geistes, der sich des Göttlichen bemächtigt, wo es ihm begegnet, und sich desselben freuet, wo er dessen unendliches Wirken verspürt." Ja man kann sagen, daß dieses Ringen nach Erkenntniß des Göttlichen in der Natur, die ihm Gott nicht wie seinem Freunde Jacobi verbarg, sondern offenbarte, eine seiner Hauptarbeiten war und daß er diesem Streben inmitten der ziemlich ungläubigen weimarischen Umgebungen bis zum Ende seines Lebens treu geblieben ist. Er saß nicht, wo die Spötter sitzen, er war kein Voltairianer. Er hat die heilige Schrift schon von Jugend auf eifrig studirt, nicht um darin Stoff zu Witzeleien und Spöttereien zu finden, sondern um der göttlichen Wahrheit näher zu kommen. Dem Gott der Priester, dem Zeus, der sich von „Opferrauch nährt" und auf die Gebete der Menschen nicht hört, stellte er sich im jugendlichen Ungestüme mit Prometheischen Trotze entgegen, aber immer bewahrte er Demuth und Ehrfurcht vor dem „uralten ewigen Vater" und am Schlusse seines Lebens versenkte er sich in die morgenländische Dichtkunst, weil er hier fand, was er suchte, „unbedingtes Ergeben in den unergründlichen Willen Gottes." Er fühlt die Mahnung der Osterglocken im „Faust," der Glaube ist ihm ein „heiliges Gefäß," die ewige Liebe ist ihm „der große Mittelpunkt unsers Glaubens," der Satz: „die Fühlbarkeit für das schwache Menschengeschlecht ist das einzige Glück auf Erden," ist ihm die „wahre Theologie" und „Demuth und Ehrfurcht" sind ihm wesentliche Elemente jeder echten Religion. Er, der „große Heide," war gern gelitten bei wirklich frommen Menschen, z. B. bei Jung-Stilling, der auch ihn als eine gottinnige Natur erkannt hatte, und namentlich wahrhaft gläubigen Frauen. Er war kein Verleugner Christi; er feierte ihn schon 1785 in seinen „Poetischen Gedanken über die Höllenfahrt Jesu Christi," aber auch noch im „Faust" in der herrlichen Auferstehungshymne: „Christ ist erstanden!" Sein „Trauerspiel in der Christenheit" und sein Oratorium „Christus in der Weltgeschichte" kamen leider nicht zu Stande. Je mehr er aber als denkender protestantischer Christ alles blos pfäffische Wesen haßte und bekämpfte und den Standpunkt des freien Glaubens und der freien Forschung festhielt, um so weniger begreift man, wie selbst verständige Protestanten ihn der Un- und Antichristlichkeit zeihen konnten, z. B. der Holländer J. J. van Oosterzee in seinem an der Akademie zu Utrecht gehaltenen, auch teutsch (Bielefeld 1858) erschienenen Vortrage „Goethe's Stellung zum Christenthum," worin es heißt, Goethe habe sich unwillig abgewendet, wenn die höchste Wahrheit, Reinheit und Schönheit ihm in Christo und im Christenthume entgegengestrahlt hätten, und worin weiter gefragt wird: ob seine Dichtungen wol Begeisterung für das entzündeten, was der Mensch werden und wirken müsse, ob sie das Ideal der Lebensbestimmung des Menschen ebenso treu und klar vor die Seele stellten, wie die oft nichtige Realität mit all ihrem Lichte und Schatten? Doch gibt auch dieser Holländer zu: daß die „Bekenntnisse

72) Siehe die „Étude sur Goethe" im Aprilhefte der „Revue germanique," 1860. Die Lewes'sche Apologie Goethe's in Betreff seiner Stellung zur Politik befindet sich im zweiten Bande der Frese'schen Uebersetzung S. 212 fg. und 487 fg. Man vergl. hiermit auch die Schrift: „Goethe's nationale Stellung und die Errichtung seiner Statue in Berlin" von Ferdinand Piper. (Berlin 1860.)

einer schönen Seele" uns „tiefe Geheimnisse des christlichen Lebens in seinen Schattirungen" zur Anschauung brächten, und daß er nicht fähig gewesen sein würde, den traurigen Zwiespalt, den wir im „Faust" erblicken, „mit so rührender Wahrheit zu schildern, wenn ihm nicht das Evangelium die Fackel der Selbsterkenntniß vorgehalten hätte." Oosterzee entschuldigt dann Goethe damit, daß er in seiner Zeit kein wahrer Christ habe werden können. Sollte das Christenthum denn wirklich ein so gebrechliches Ding sein, daß es von blos zeitlichen Umständen abhängt, ob es Bekenner hat oder nicht? Besser oder ebenso gut dachte Goethe, dessen Verdienste um eine richtigere Auffassung des Christenthums ja die theologische Facultät der Universität Jena durch Verleihung ihres Doctordiploms anerkannte, selbst vom Christenthume, wenn er sagt: „Die christliche Religion ist ein mächtiges Wesen für sich, woran die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit sich immer wieder emporgearbeitet hat; und indem man ihr diese Wirkung zugesteht, ist sie über aller Philosophie erhaben und bedarf von ihr keiner Stütze." Ein bekanntes Goethe'sches Epigramm spricht sich dahin aus, daß, wer Kunst und Wissenschaft besitze, auch Religion habe; wer aber diese beiden nicht besitze, Religion haben möge. Hiermit ist wenigstens anerkannt, daß die Massen doch auch etwas Ideales und Höheres haben müßten, um nicht in Materialismus zu versinken, und daß dies für sie vorzugsweise doch nur die Religion sein könne. Von größerem Werthe bleibt doch immer noch eine Unchristlichkeit, die schließlich wie bei Goethe zu dem Kerne alles Christenthums, zur Duldung und Liebe zurückführt, als ein Christenthum, welches Unduldsamkeit und fanatischen Haß im Gefolge hat, und wol mögen diejenigen, welche Goethe auch in anderer Beziehung der Frivolität oder unsittlicher Tendenzen zeihen, bedenken, ob sie sich damit nicht einer größern Frivolität und Unsittlichkeit schuldig machen, als Goethe sich je schuldig gemacht hat[73]).

Auch Goethe's wissenschaftliche Arbeiten haben vielfache Anfechtungen erleiden müssen; ja seine ganze wissenschaftliche Thätigkeit ist namentlich von Fachgelehrten selbst als bloßer Dilettantismus ausgegeben worden. Es hat auch nicht an solchen gefehlt, welche darin einen etwas vorwitzigen Act der anmaßlichen Eitelkeit und die Sucht, auch als großer Gelehrter zu gelten, haben erkennen wollen. Aber so weit sollte man Goethe doch kennen, um zu wissen, daß, wenn er sich mit irgend einem Gegenstande ausdauernd beschäftigte, dies nur aus Liebe zu diesem Gegenstande, ja aus wahrer Leidenschaft geschah, oder daß er, wenn er sich der Sache nicht gewachsen glaubte, die Beschäftigung mit ihr fallen ließ, um nicht mit unnützen Versuchen seine Zeit zu verderben. Auch zu seinen wissenschaftlichen Beschäftigungen führte ihn die Erfahrung; so zur Farbenlehre seine Beschäftigung mit der Malerei und dann in Italien die Beobachtung der Luftperspective und der Lichtphänomene. Uebrigens ist es nicht unsers Amts, hier seine Leistungen auf dem Gebiete der Farbentheorie, der Zoologie, Botanik, Meteorologie, Geognosie und Osteologie eingehend zu würdigen. Es möge hier nur erwähnt sein, daß es denn doch auch an vollkommen urtheilsfähigen Gelehrten nicht gefehlt hat, welche Goethe's wissenschaftliche Verdienste auf den von ihm angebauten Feldern in ehrenvollster Weise anerkannt haben; so in Teutschland Helmholz, in England Richard Owen, in Frankreich Geoffroy de St.-Hilaire. Dieser sagt unter Anderem: „Angesichts der thatsächlichen Beweise, welche bekunden, wie gründlich und praktisch seine viele Jahre hindurch ausdauernd betriebenen Studien waren, und Angesichts der zahlreichen und bis auf sein Sterbebett fortgesetzten Arbeiten können die Ansprüche Goethe's auf den Namen eines Naturforschers keinen Augenblick zweifelhaft sein." Der englische Biograph Goethe's verwirft zwar, zu Gunsten seines Landsmanns Newton, seine Farbenlehre als eine grundirrthümliche[74]); aber seine botanischen und anatomischen Forschungen nennt er so tüchtig, „daß man sich über die Kälte ärgert, mit der das Publicum sich dagegen verhielt." Lewes behauptet, „daß Goethe in den organischen Naturwissenschaften einen bedeutenden Platz einnimmt, nicht weil, sondern trotzdem er ein bedeutender Dichter ist.... daß er in diesen Wissenschaften nicht ein Dichter, ein oberflächlicher Dilettant, sondern ein Denker ist, der mit ausreichender Kenntniß zu sicherem Fortschritte ausgerüstet seinen Zeitgenossen und Nachfolgern einen Anstoß gab, der noch heute fortwirkt." Bekanntlich trat nach Goethe's Tode Oken mit dem Anspruche auf, daß nicht Goethe, sondern er auf die Entdeckung der Bildung des Schädels aus Wirbelknochen Anspruch habe. Lewes glaubt diese Streitfrage dahin entscheiden zu können, daß, „wenn Goethe auf die Entdeckung des Zwischenknochens beim Menschen Anspruch

73) Vergl. übrigens über Goethe's religiöse Ansichten die Schrift von L. von Lanczolle „Ueber Goethe und sein Verhältniß zu Religion und Christenthum." (Berlin 1855.)

74) Siehe die Frese'sche Uebersetzung des Lewes'schen Werkes, Bd. II. S. 158 fg. Einen Vertheidiger fand Goethe's Farbenlehre in dem Philosophen Arthur Schopenhauer, dessen Abhandlung „Ueber das Sehen und die Farben" 1854 in zweiter verbesserter und vermehrter Auflage erschien. Schopenhauer bezeichnet es als das Hauptverdienst Goethe's, daß er den alten Wahn der Newton'schen Irrlehre gebrochen und in seinem Werke wichtige, vollständige, bedeutsame Data, reiche Materialien zu einer künftigen Theorie der Farben geliefert habe. Das Verdienst aber, diese Theorie selbst geliefert zu haben, schreibt Schopenhauer keinem Andern als sich selbst zu. Bekanntlich genoß Schopenhauer, als er mit seiner Mutter Johanna Schopenhauer in Weimar lebte, einen im Verhältnisse zu dem Altersunterschiede von 39 Jahren sehr vertrauten Umgang mit Goethe und wurde, worüber auch Goethe's „Briefwechsel mit dem Staatsrathe Schultz," berichtet, in Bezug auf die Farbenlehre sein persönlicher Schüler. Schopenhauer's obengenannte Abhandlung führte Goethe im Manuscripte auf seiner Rheinreise 1815 mit sich, sodaß ihre Veröffentlichung bis zum Jahre 1816 verzögert wurde. Doch geht aus einer schon oben angeführten Stelle der „Tag- und Jahreshefte" hervor, daß beide schon damals nur bis zu einem gewissen Punkte über den Gegenstand einig waren. Ein sehr bebarrlicher Anhänger der Goethe'schen Farbenlehre war Friedrich Gracvell, der zu diesem Zwecke u. A. nicht lange vor seinem Tode, und zwar zum Besten einer von ihm in Vorschlag gebrachten Goethe-Stiftung, die Schrift „Die zu sühnende Schuld gegen Goethe" (Berlin 1860.) erscheinen ließ. Ueber Goethe's naturwissenschaftliche Verdienste handelt speciell die kleine Schrift von A. Clemens: „Goethe als Naturforscher." (Frankfurt 1841.)

hat, dessen Existenz von allen Galenisten immer behauptet, aber von ihm allein nachgewiesen ist, so gleicherweise Oken auf die Entdeckung der Bildung des Schädelgerüstes aus Wirbelknochen Anspruch hat, obgleich die erste Idee Goethe angehörte." Großartig war jedenfalls der Gedanke, der Goethe's wissenschaftlichen Arbeiten zum Grunde lag, und den er selbst in den „Tag- und Jahresheften" dahin bezeichnet: „Ich war völlig überzeugt, ein allgemeiner, durch Metamorphose sich erhebender Typus gehe durch die sämmtlichen organischen Geschöpfe durch, lasse sich in allen seinen Theilen auf gewissen mittleren Stufen gar wohl beobachten und müsse auch noch da erkannt werden, wenn er sich auf der höchsten Stufe der Menschheit ins Verborgene bescheiden zurückzieht." Diese Ueberzeugung von einem überall nachweisbaren allgemeinen Typus führte ihn auch zu dem Gedanken, den Urtypus in den heroischen Idealgestalten der griechischen Kunst aufzufinden, zu dem Plane einer von ihm zu schreibenden Tonlehre, endlich auch zu der Idee der „Weltliteratur," indem er überzeugt war, daß sich auch ein allgemeiner Typus, ein Einheitsgesetz in den Literaturen aller Völker nachweisen und sie als einen Gesammtorganismus erscheinen lassen müsse. Diesen Gedanken verfolgte er nach allen Richtungen, auch in der Pädagogik, die nach seiner Ueberzeugung die Einheit der menschlichen Natur zu bewahren und herzustellen habe; nur gerieth er dabei auch auf das etwas wunderliche Erziehungsschema, das er unter dem Titel einer „Pädagogischen Provinz" in den „Wanderjahren" aufgestellt hat[75]). Uebrigens wollte er, wie Riemer nach mündlicher Mittheilung berichtet, die öffentlichen Lehranstalten in Teutschland aufgehoben wissen, wogegen den Lehrsubjecten freigegeben werden solle, Institute, Pensionsanstalten u. dgl. auf eigene Kosten zu errichten, wonach er der Ansicht gewesen zu sein scheint, daß in solchen Privatinstituten die „Einheit der menschlichen Natur" besser gewahrt und hergestellt werden könne als in öffentlichen, vom Staate beaufsichtigten und überfüllten Schulanstalten.

Weniger oft, als dies in Betreff seiner streng wissenschaftlichen Arbeiten geschehen, hat man seine dichterischen und übrigen literarischen Hervorbringungen zu verkleinern gewagt. Zwar besitzt die Kritik selbstverständlich das Recht, und sie hat sich dessen auch im vollsten Maße bedient, an die vielen Augenblickserzeugnisse, welche Goethe in seinem übermächtigen und oft auch übermüthigen Schöpfungsdrange aufs Papier warf, einen strengen Maßstab zu legen, und auch mehre seiner vorzüglichsten, mit größtem Fleiße ausgeführten Werke, namentlich „Egmont," an welchem ja Schiller selbst Manches zu beanstanden hatte, „Wilhelm Meister," die „Wanderjahre," die „Wahlverwandtschaften," die „Natürliche Tochter" u. s. w. haben bald von diesem bald von jenem Standpunkte strengen gerechten oder ungerechten Tadel erfahren müssen. Aber vor seinem poetischen Genius in seiner Totalität hat sich die Kritik, die wirklich darauf Anspruch machen kann, wahre Kritik zu sein, stets ehrerbietig gebeugt, und es gehörte der ganze Recensentenhochmuth und die fanatische Verblendung eines Wolfgang Menzel und der Menzelgenossen dazu, sein Genie auf ein bloßes formelles, zu hoher Virtuosität entwickeltes Talent zu reduciren und ihm die Eigenschaften eines höhern und ernsten Geistes abzusprechen. Nun ist es aber ein Hauptkennzeichen des Virtuosen, daß es ihm an Ideen fehlt, während Goethe an Ideen einen wahren Ueberfluß besitzt, einen Schatz gehaltvoller Reflexionen, aus dem vielleicht seine Gegner und Verkleinerer ihr eigenes Bischen Wissen und Können zum großen Theil hergenommen haben. Wie schön sind dagegen die Worte von Gervinus, der doch Goethe's spätere Leistungen oft bis zur Ungerechtigkeit herbe beurtheilt und die edlen Tendenzen seines Gesammtwirkens zu sehr verkennt, jene Worte über die herrliche Jugenderscheinung Goethe's: „Wirklich schien es ja, als ob jetzt in Erfüllung gehen sollte, wovon unsere guten Pedanten seit Jahrhunderten träumten, als ob ein Dichter uns geboren sei, der jene Gabe der Inspiration, des dichterischen Enthusiasmus, der unmittelbaren Empfängniß wiedergebracht habe, wie man sie in den Sängern der Urzeit vermuthete. Er fand es sich selbst von seiner Mutter angeerbt, alles Phantasievolle heiter und lebendig vortragen zu können, auch das Gemeine gab sich ihm leicht zu poetischer Auffassung hin, die Schwierigkeiten der Form kannte er nicht und übersprang sie, wo er konnte. Wie dem Musiker eine Melodie, so stellte sich ihm des Nachts ungerufen und unwillkürlich, ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung, ein Lied ein, das er sich hersagte und oft vergaß, oft wie einen flatternden Schmetterling haschte und auf sein Pult heftete."

Man sieht, Gervinus, der sich bei Vielen den Namen des „Strengen" verdient hat, wird hier selbst zum Poeten; nur freilich versündigt er sich doch wol auch hier in einem wesentlichen Punkte an Goethe, indem er, vielleicht auf eine flüchtige Bemerkung Goethe's selbst hin, behauptet, daß er im Stande gewesen sei, auch „ohne bestimmten Anlaß und besondere Erregung" zu dichten. Aber dieser Auffassung steht doch wol die vielfach wiederholte Versicherung Goethe's entgegen, daß Nichts in seinen Schöpfungen sei, was er nicht erlebt und durchempfunden habe. In diesem Sinne wollte er auch, daß alle Poesie Gelegenheitspoesie sein solle, d. h. daß sie immer an ein Erlebtes anknüpfen und der Dichter das äußerlich Erlebte innerlich noch einmal durchleben und durchgeistigen und in dieser im Geiste wiedergeborenen und verklärten Gestalt offenbaren solle. Daher gibt es seit den Urzeiten der Poesie keinen Dichter, der unter der poetischen Hülle wahrer und zugleich naiver gewesen wäre als Goethe. Wahrheit, Naivetät und Simplicität zeichnen ihn vor allen Dichtern moderner Zeiten aus, und namentlich ist jene Naivetät ein um so größeres Lob, je raffinirter die Bildungszustände der Zeit waren, aus denen er hervorging. Es dürfte schwer, ja unmöglich sein, bei ihm eine bloße Phrase zu entdecken. Eher zog er es vor, vulgair zu sein, als daß er nur des äußern

75) Vergl. hierüber die Schrift: „Grundlinien der Pädagogik Goethe's" von A. Oldenberg (Zittau 1857.), die hinlänglich beweist, wie viel auch pädagogisches Material in Goethe's Schriften aufgehäuft ist.

Effectes wegen sich eine Phrase, einen nicht genau zur Sache gehörigen blendenden und blos schmückenden Ausdruck, ein gekünsteltes, nicht aus dem Gedanken selbst wie eine Pflanze aus seiner Wurzel unmittelbar hervorgegangenes Bild oder Gleichniß gestattete. Daher gelang ihm auch der volksthümliche Ausdruck so gut, daß manche seiner „Maximen und Reflexionen" ganz gut ihre Stelle unter den Volkssprüchwörtern teutscher Nation erhalten könnten. Ueberhaupt war Goethe immer voll praktischer Lebensweisheit und immer lehrreich, ohne je in den pedantischen Ton eines Lehrdichters zu verfallen und die Absicht des Lehrenwollens kundzugeben.

Außer diesen Eigenschaften zeichnete er sich auch durch einen erstaunlichen Universalismus und eine unendliche Mannichfaltigkeit aus. Obschon er im Grundwesen immer derselbe blieb, schien er doch in jedem neuen Producte ein neuer und anderer zu sein, sodaß er durch diese proteusartigen Verwandlungen das Publicum immer wieder in Verwunderung und oft auch in Verwirrung setzte und alle Berechnungen täuschte. Ihm zuerst gelang, was bis dahin noch keinem gelungen war, im Lyrischen, Dramatischen und Epischen (Roman und epische Dichtung) gleich vortrefflich zu sein. Auf den einzelnen Gebieten der Poesie entwickelte er die gleiche Mannichfaltigkeit. Das zärtliche Liebeslied, das frische Frühlingsliedchen, der sanfte Klagegesang, das heitere humoristische Gesellschaftslied, die zur Weisheit mahnende Lyrik, die erhabene, an den feierlichen Ton der religiösen Hymne anklingende Ode, die Romanze im echten Volkstone und die Ballade im höchsten Kunststyle; im Romane der leidenschaftliche „Werther" und der im ruhigen Erzählungs- und zum Theil Lehrtone stätig sich fortentwickelnde „Wilhelm Meister;" im Epos der launig satyrische „Reineke Fuchs" und das ernst bürgerliche vaterländische Familiengemälde „Hermann und Dorothea" bis hinauf zu den heroischen Anfängen der „Achilleide;" im Drama die übermüthig humoristischen und derb satyrischen Fastnachtsspiele und wieder „Iphigenia," „Götz von Berlichingen" und „Torquato Tasso," der Schwank im Hans Sachs'schen und das Lustspiel im französischen oder die zierliche Operette im italienischen Geschmacke, „Egmont" und die „Natürliche Tochter," endlich der alle überragende „Faust," wieder eine Welt unendlich mannichfaltiger Gestaltungen und Formen in sich schließend von der wild und ungeheuerlich romantischen Brockenscene an bis zur classischen „Helena" — man wird zugeben, daß ein Geist, in welchem eine solche Welt von Gegensätzen und Mannichfaltigkeiten Raum fand, ein Geist, der sich an diesen Contrasten nicht aufrieb, sondern spielend mit ihnen fertig wurde, ein wahrhaft unermeßlicher, unermeßlich wie die Erscheinungswelt selbst genannt werden müsse.

Es gibt kaum eine Form, die sich Goethe nicht zu eigen gemacht hätte, kaum eine Lebensfrage, die er in seinen Werken nicht berührt hätte. In ihm treffen alle Richtungen unserer Zeit zusammen und von ihm gehen sie wieder aus. Die romantische Schule knüpfte an ihn an, ja durfte ihn als ihren eigentlichen Stammvater betrachten; das antik hellenische Element, so weit es seitdem in der teutschen Poesie vertreten ist, beruht gleichfalls auf seinen Vorbildern; aber auch jene moderne Richtung, die es mit den Gesellschaftsaufgaben und den socialen Conflicten unserer Zeit zu thun hat, ist auf Goethe zurückzuführen, wie dies auch Gutzkow in seiner schon durch ihren Titel bedeutsamen Schrift „Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte" angedeutet und A. Jung in seinem schon angeführten Werke über die „Wanderjahre" weiter ausgeführt hat. Ja selbst der eigentliche Socialismus hat sich auf Goethe zu berufen gewagt. Goethe ist der Schöpfer jener Gattung Autobiographien, deren Hauptaufgabe nach seinen eigenen Worten es ist, „den Menschen in seinen Zeitverhältnissen darzustellen, und zu zeigen, in wiefern ihm das Ganze widerstrebt, in wiefern es ihn begünstigt, wie er sich eine Welt- und Menschenansicht daraus gebildet, und wie er sie, wenn er Künstler, Dichter, Schriftsteller ist, wieder nach Außen abgespiegelt" — eine Gattung, für die er selbst in „Dichtung und Wahrheit" das bisher unerreichte und auch wol unerreichbare Muster aufgestellt hat; er ist der Schöpfer des eigentlich vaterländischen Drama's und zwar durch seinen „Götz von Berlichingen," mit dem er zuerst wieder das teutsche Mittelalter aus der Vergessenheit heraufbeschwor, an dem sich freilich auch ein langer Zug der schauerlichsten Ritterstücke anhing, wie an Schiller's „Räuber" der wo möglich noch schauerlichere Schweif der Räuberstücke; er ist (durch den „Tasso") der eigentliche Schöpfer des sogenannten Dichter- und Künstlerdrama's, des modernen culturhistorischen teutschen Romans und der socialen Novelle; er ist der Schöpfer jener metaphysischen Dramen, die es mit Prometheischen und Faustischen Aufgaben, mit dem höchsten Ringen und Streben des Individuums und mit den tiefsten Menschheits- und Welträthseln zu thun haben. Auch das Ausland empfing Impulse von ihm. An ihn sich anlehnend durchbrach die Schule der französischen Romantik den altclassischen Zwang und nach Lemoine's Behauptung ist kein anderer als Goethe der eigentliche Begründer des in Frankreich vorherrschenden sogenannten intimen Romans[76]). In England ist seit dem „Faust" das metaphysische Drama mehr und mehr eingebürgert worden. Dahin gehört Byron's „Manfred," der, auch nach Goethe's Ansicht, deutlich die Einflüsse des „Faust" verräth, obschon dies von einigen Landsleuten Byron's in Abrede zu stellen versucht worden ist; einzelne Dich-

76) Durch den „Werther," der noch immer ein Lieblingsbuch der Franzosen ist. So gestand z. B. Emile Montégut vor einigen Jahren in der „Revue des deux mondes": „Ich habe den Werther zu wiederholten Malen gelesen und niemals ohne von ihm tief ergriffen worden zu sein ... Werther ist unter den poetischen Figuren der neuern Zeit diejenige, die ich am meisten liebe; sie ist nicht die großartigste, aber die rührendste;" und Sainte-Beuve in der „Revue contemporaine": „Werther gehört zu der Zahl derjenigen Bücher, welche den größten Einfluß geübt haben." Zu der neuen Ausgabe der Pierre Lerenr'schen Uebersetzung des „Werther" (1845) schrieb George Sand eine warme Vorrede; eine neue Uebersetzung (von Louis Gnault) erschien 1855, in demselben Jahre, in welchem Poley eine Uebersetzung des Goethe-Kestner'schen Briefwechsels und Armand Baschet eine Schrift „Les origines de Werther" erscheinen ließ. Vergl. den Aufsatz „Werther im Auslande" in den „Blättern für literarische Unterhaltung." 1855. Nr. 46.

tungen Shelley's, der, wie schon bemerkt, Mehres aus dem „Faust" übersetzte, der Roman „Frankenstein oder der neue Faust" von Mary Godwin, Shelley's späterer Frau, Bailey's „Festus," Charles Boner's „Kain," der freilich mit dem Kain von Byron in der Tendenz wenig Gemeinsames hat, und viele andere. Wie Alles, was aus Goethe's Feder floß, epochemachend war, so war dies auch mit seinem „westöstlichen Divan" der Fall, indem Goethe die Massen der orientalischen Poesie, die sich in den bisherigen Uebersetzungen gewissermaßen noch in halbgeschmolzenem Zustande befanden, erst ordentlich flüssig gemacht hatte, sodaß von da an die Einflüsse auch der persischen und türkischen Poesie sich mehr und mehr in Reproductionen westöstlichen Charakters spüren ließen.

Hochbedeutsam sind Goethe's Verdienste um die teutsche Sprache. In dieser Hinsicht bemerkt Jacob Grimm in seiner Schillerrede sehr schön und treffend [77]): „Goethe besitzt unleugbar die größere Sprachgewalt, ja eine so seltene und vorragende, daß insgemein kein anderer unserer teutschen Schriftsteller es ihm darin gleichthut. Wo er seine Feder ansetzt, ist unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmuth ausgegossen. Eine Menge der feinsten und erlesensten Wörter wie Wendungen ist zu seinem Gebote und stets an den eigensten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermessen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen steht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles ist vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller bei weitem nicht bei, der fast nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrscht..... Goethe schaltet in der Schriftsprache königlich. Seine Prosa wird zum mustergültigen Kanon und bleibt selbst im kanzleimäßigen Hofstyle, den er in alten Tagen allzuoft anwendete, gefüge und geschmeidig, seine Poesie gibt bei jedem Schritte überall die reichste Ausbeute, für die Bearbeitung des teutschen Wortschatzes ist es gar nicht zu sagen, wie viel aus ihm geschöpft werden kann." Obschon nun Goethe's Sprache so im tiefsten Grunde teutsch ist, so ist sie doch wieder so einfach und klar, daß sie zugleich einen wesentlich kosmopolitischen, allen Völkern verständlichen Charakter trägt. So bemerkt Pierre Leroux in seinen als Einleitung zu seiner Wertherübersetzung dienenden „Considérations sur Werther et en général sur la poésie de notre époque" u. A.: „Als ich vor einigen Jahren teutsch lernte, fühlte ich mich von dem klaren Style des „Werther," der mich in der Jugend so sehr gerührt hatte, wahrhaft überrascht. Jeden Satz gab ich buchstäblich wieder, und ich fand, daß sich dabei ein sehr correctes Französisch herausstelle. Goethe's Satzbildung, selbst wenn sie noch so poetisch ist, ist doch ebenso klar wie die Voltaire's." Um auch noch das Urtheil eines Engländers zu haben, so sei noch erwähnt, daß der Verfasser des schon angeführten, das Lewes'sche Werk betreffenden Artikels in der „Edinburgh review" an Goethe unter Anderem die Meisterschaft rühmt, womit er die teutsche Sprache behandelt und dieselbe, „die man früher für rauh hielt, musikalisch, geschmeidig und anmuthig gemacht habe."

Die literarischen und poetischen Erzeugnisse Goethe's hätten allein schon hinreichend sein können, auch das längste Menschenleben auszufüllen. Das Erstaunen wächst aber, wenn man Goethe's übrige Thätigkeit überblickt, wenn man erfährt, daß er seine Geschäfte als Staatsbeamter mit äußerster Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit besorgte und den Sitzungen des geheimen Conseils so regelmäßig beiwohnte, daß er sich rühmen konnte, dieselben nur in Krankheits- und andern unabweislichen Verhinderungsfällen versäumt zu haben [78]); wenn man weiß, was er für die Universität Jena, die sich durch seine Fürsorge zur höchsten Blüthe erhob, für das weimarische Theater, für die Hebung der bildenden Künste, namentlich durch Einrichtung und Förderung von Kunstausstellungen in Weimar, für musikalische Aufführungen und für alle übrigen wissenschaftlichen und artistischen Anstalten des Landes, endlich für den Bergbau, für Verbesserungen im Schul-, Bau- und Straßenwesen bis auf die Löschanstalten herab gethan, und wenn man endlich erwägt, daß er trotzdem noch Zeit genug übrig behielt, an Hoffestlichkeiten und gesellschaftlichen Genüssen Theil zu nehmen, Maskeraden zu ersinnen, anzuordnen und erklärende Verse dazu zu schreiben, außerdem aber eine Correspondenz zu führen, die so ausgebreitet und weit verzweigt war, daß sie allein hingereicht haben würde, die Thätigkeit manches andern Menschen vollauf in Anspruch zu nehmen — dann wird man sicherlich einer solchen riesenhaften Arbeitsamkeit und Arbeitskraft seine Bewunderung, sein Erstaunen nicht versagen können [79]).

77) „Rede auf Schiller, gehalten in der feierlichen Sitzung der königlichen Akademie der Wissenschaften," von Jacob Grimm. (Berlin 1859.)

78) Vergl. hierüber in A. Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar" das letzte Capitel „Goethe als Minister Karl August's," worin es unter Anderem heißt: „Wenn man die Archive in Weimar durchsucht, findet man tausendfache Spuren seiner Arbeitskraft und amtlichen Thätigkeit. Abgesehen von den Berichten u. s. w., die er selbst lieferte und die sich bei den Acten befinden, hat er eine große Masse von Concepten geprüft, corrigirt und dann sein zustimmendes G. darangesetzt." Bekanntlich äußerte Herder gegen Schiller, Goethe sei noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter zu bewundern.

79) Daher sagt auch Moritz Müller in seiner im November 1859 in Karlsruhe erschienenen Brochure „Ein Goethe-Gedenkblättchen, dem Volke gewidmet," daß Goethe's Feld recht eigentlich die „Culturthat" gewesen. Die Stimme Moritz Müller's, Fabricanten in Pforzheim, mag besonders deshalb gehört werden, weil er sich selbst rühmt, aus dem Volke hervorgegangen zu sein, dabei aber keineswegs der trivialen, im Volke weitverbreiteten Meinung huldigt, daß Goethe ein Aristokrat und Volksverächter gewesen. „Wenn Goethe mit seinen Dichtungen die Herzen seines Volkes noch nicht so wie Schiller gewonnen hat, so liegt dies nur in der Unkenntniß des Volkes," sagt Müller. „Die Dichtungen Goethe's beurkunden einen ebenso unendlich reinen Schatz eines tief und edel empfindenden Gemüths in noch vollendeterer Form als diejenigen Schiller's. Wer Goethe kennt, bewundert ihn nicht allein, nein, er liebt ihn auch, er wird von ihm begeistert .... Wem bei Goethe's Namen sich nicht auch eine Welt von Vorstellungen, Sinn für alles Große und Schöne, göttliche Ideen und praktische Lebensansichten aufthun, der ist auch Schiller's nicht recht würdig. Dies ist meine einfache, schlichte Meinung dem Volke gegenüber." Müller bemerkt weiter: Goethe gelte ihm auch im Leben in jeder Beziehung als größeres Orakel

Zugleich empfindet man aber auch ein schmerzliches Bedauern, daß von den Verkleinerern und Verdächtigern Goethe's nicht auch diese vielen und vielseitigen Verdienste in die andere Wagschale gelegt werden und daß sie durch dieselben nicht bestimmt werden können, ihre Beurtheilung in rücksichtsvollere oder wenigstens anständigere Formen zu kleiden.

Zu den Hauptquellen über Goethe's Leben gehören, außer dessen eigenen Tagebüchern und autobiographischen Aufzeichnungen, besonders seine zahlreichen Correspondenzen, von denen er die mit Schiller noch selbst herausgegeben [80], die mit Zelter noch bei Lebzeiten redigirt hat, wobei ihm der spätere Herausgeber derselben, Hofrath Riemer, zur Hand ging. Die wichtigsten nächst ihnen sind: die mit der Frau von Stein, der Gräfin Auguste zu Stolberg, mit Knebel (herausgegeben von Guhrauer), Kestner, Lavater (herausgegeben von H. Hirzel), F. Jacobi, Herder [81], Reinhard, dem Geheimrathe Schultz, Carus (in dessen Schrift: „Goethe. Zu dessen näherem Verständniß"), Nicolaus Meyer, der flüchtige Briefwechsel mit Klopstock, der wenig umfangreiche mit A. W. Schlegel u. s. w. Die bedeutendsten sind schon oben im biographischen Theile dieses Artikels benutzt und mit ihren Titeln genannt worden. Hauptquellen sind ferner Eckermann's Gespräche mit Goethe und Riemer's und des Hofraths Vogel Mittheilungen, während die von Johannes Falk, so viel Anziehendes sie enthalten, doch meist nur mit Vorsicht zu benutzen sind. Beachtenswerth sind die beiden Schriften: „Goethe in seiner praktischen Wirksamkeit" und „Goethe in seiner ethischen Eigenthümlichkeit" (Weimar 1852) von Fr. v. Müller (G. Fr. K. L. v. Gerstenbergk). Materialien finden sich ferner in H. Düntzer's Schriften: „Freundesbilder aus Goethe's Leben" (Leipzig 1853), „Frauenbilder aus Goethe's Jugendzeit" (Stuttgart 1852) und „Goethe und Karl August während der ersten 15 Jahre ihrer Verbindung" (Leipzig 1861), in Soret's „Notice sur Goethe" (Genf 1832), in B. R. Abeken's Schrift: „Ein Stück aus Goethe's Leben," in Diezmann's Schrift: „Goethe und die lustige Zeit in Weimar," in dessen „Weimar-Album" und „Goethe-Schiller-Museum," in Stahr's Tagebuche „Weimar und Jena," in dem von F. W. Gubitz herausgegebenen Werke: „Berühmte Schriftsteller der Deutschen" (Berlin 1854), in W. Wachsmuth's „Weimars Musenhof in den Jahren 1772—1807" (Berlin 1844), in H. Döring's „Goethe in Frankfurt am Main oder zerstreute Blätter aus der Zeit seines dortigen Aufenthalts in den Jahren 1757—1775" (Jena 1839), in C. Jügel's Schrift: „Das Puppenhaus, ein Erbstück in der Gontard'schen Familie" (Frankf. 1857), in A. Stöber's Schriften: „Der Dichter Lenz und Friederike von Sesenheim" (Basel 1842) und „Der Actuar Salzmann" (Frankfurt 1855) und so noch in unzähligen andern Schriften, die theils ausschließlich mit Momenten aus Goethe's Leben sich beschäftigen, theils gelegentliche Mittheilungen über ihn, namentlich über Besuche bei ihm (z. B. der erste Band von Varnhagen's „Denkwürdigkeiten," S. 426—431) und oft recht werthvolle enthalten.

Einen der ersten Versuche, Goethe's Leben im Zusammenhange zu beschreiben, machte noch bei Goethe's Lebzeiten H. Döring in seiner Schrift: „Goethe's Leben" (Weimar 1828; zweite ergänzte Ausgabe 1833); doch konnte bei der großen Lückenhaftigkeit des damals vorhandenen Materials dieser Versuch nur mangelhaft sein, obschon er immerhin dankenswerth war und die Kenntniß von dem Leben und Wirken Goethe's auch in weiteren Kreisen verbreiten half. Derselbe Verfasser gab dann später noch die Schrift: „Goethe. Ein biographisches Denkmal" (Jena 1840 u. 1841) und eine den zweiten Band der Biographien teutscher Classiker bildende Biographie „J. W. v. Goethe" (Jena 1853) heraus. Es folgte dann die umfangreiche fleißige Arbeit H. Viehoff's „Goethe's Leben" (4 Bde. Stuttgart 1847—1853) und die sehr verdienstvolle Arbeit J. W. Schaefer's „Goethe's Leben" (2 Bde. Bremen 1851; zweite, aufs Neue durchgearbeitete Auflage 1858). Eine werthlose und unkritische, die gewöhnlichen Verdächtigungen und Misdeutungen gegen Goethe wieder auf den Markt bringende Compilation ist W. Neumann's Biographie „J. W. v. Goethe" (Cassel 1853—1854), die den 26. und 27. Band der von Balde in Cassel gegründeten „Modernen Classiker" bildet. Mehr zu empfehlen ist die anspruchslos auftretende Biographie von A. Spieß: „Goethe's Leben und Dichtungen" (Wiesbaden 1854). Außer diesen sind noch zu nennen „Goethe's Leben und Werke in chronologischen Tafeln, nebst Geschlechtstafeln" von C. J. Saupe (Gera 1854) und die biographische Schilderung „Goethe" von Robert Prutz (27. Bändchen der „Unterhaltenden Belehrungen zur Förderung allgemeiner Bildung," Leipzig 1856), eine glänzend und frisch geschriebene Skizze, wenn auch nicht grade auf ausgiebiger Quellenbenutzung beruhend. Eine vielfach verdienstliche Arbeit ist die Biographie Goethe's von Karl Goedeke in dessen Schrift „Goethe und Schiller" (zweite durchgesehene Auflage Hanover 1859); doch urtheilt der Verfasser über das spätere Wirken und Schaffen Goethe's nicht immer ganz unbefangen. In England gab schon 1845 H. C. Browning eine Biographie Goethe's heraus unter dem Titel: „Goethe's life" (2 Bde., London). Unvergleichlich größern Erfolg, namentlich auch in Teutschland, hatte das zweibändige Werk von G. H. Lewes „The life and works of Goethe," von welcher bei Brockhaus in Leipzig 1858 eine von dem Verfasser durchgesehene zweite Auflage erschien. Von der stylistisch

und fügt dann hinzu: „Ein Beweis, daß ihm nicht blos die gewöhnlichere kleinere Schar, sondern daß auch Männer aus dem Volke, die sich im Leben noch viel ärger als Schiller schinden und plagen mußten, den sogenannten aristokratischen Goethe liebgewinnen können."

80) In der ersten Ausgabe derselben (1828—1829) war Einzelnes aus Rücksichten auf lebende Zeitgenossen weggelassen. Die Auslassungen selbst wurden wieder unter Siegel gelegt und diese Goethe'schen letzten Willen wurden erst im Jahre 1850 gelöst. Unverkürzt erschien sodann der Briefwechsel in der neuen Ausgabe von 1856 (Stuttgart, Cotta).

81) In dem Werke „Aus Herder's Nachlaß" (3 Bände, Frankfurt 1857) befinden sich 100 Briefe Goethe's an Herder aus dem langen Zeitraume von 1771—1803, welche beweisen, wie innig und kindlich früher das Verhältniß zu scheiden war.

ausgezeichneten teutschen Uebersetzung „Goethe's Leben und Schriften. Aus dem Englischen von Julius Frese" erschien in Berlin 1857 eine Octavausgabe und 1858 eine Ausgabe im sogenannten Classikerformate, welche bereits 1859 eine vierte Auflage erlebte [82]). Von französischen Arbeiten gehört hierher das schon angeführte, von H. Richelot herausgegebene und eingeleitete Werk „Mémoires de Goethe" [83]); auch X. Marmier's „Études sur Goethe," „Philarète Chasles' „Études sur l'Allemagne ancienne et contemporaine," A. Michiel's „Études sur l'Allemagne" und J. Lemoine's „Études critiques (Shakspeare, Goethe et Mirabeau)" enthalten Beiträge zur Charakteristik Goethe's, die Schrift des letztern freilich von mehrfach einseitigem Standpunkte. In des Nordamerikaners R. W. Emerson Schrift „Representative men, seven lectures" ist die siebente Vorlesung Goethe unter der Ueberschrift: „Goethe, or the writer" gewidmet [84]).

Es gibt wol schwerlich einen Dichter, dessen Schöpfungen so vielfach commentirt worden wären und fortdauernd commentirt werden als die Goethe's. So bestehen, außer den Arbeiten Düntzer's, welcher die Werke Goethe's der Reihe nach erläutert hat, über „Iphigenia" Commentare von O. Jahn, K. F. Rinne, A. Stahr, K. H. Pudor, über „Torquato Tasso" von Lewitz und L. Eckardt, über „Wilhelm Meister" von Gregorovius, über die „Wanderjahre" von A. Jung, über die „Wahlverwandtschaften" von Rötscher, über „Hermann und Dorothea" der berühmte Commentar von W. von Humboldt (wiederabgedruckt im 4. Bande von dessen gesammelten Werken), über Goethe's Gedichte von H. Viehoff, über den 1796 gedichteten Epigrammencyclus „Die vier Jahreszeiten" von Martin (Berlin 1860.) u. s. w. Ganz besonders zahlreich sind jedoch die Commentare zu Goethe's Faust, in denen freilich, und zwar von den entgegengesetzten Standpunkten, oft ebenso viel Dunkel als Licht hineingetragen wird. Zu nennen sind die von K. F. Göschel, K. E. Schubarth, K. Rosenkranz (noch immer eine der geistvollsten Schriften über „Faust"), C. Löwe, Deycks, Weber, Ch. H. Weiße, Rötscher, Reichlin-Meldegg, J. A. Hartung, Saupe, A. Grün, Vensey. Zu den neuesten gehören die von A. Schnetger, Rinne, D. Asher (vom Standpunkte der Schopenhauer'schen Philosophie), Vischer (im 3. Hefte seiner „Kritischen Gänge," neue Folge), Otto Vilmar (in dessen nachgelassener Schrift: „Zum Verständnisse Goethe's." Marburg 1860), K. Köstlin („Goethe's Faust, seine Kritiker und Ausleger." Tübingen 1860) und H. Düntzer's Gegenschrift „Würdigung des Goethe'schen Faust, seiner neuesten Kritiker und Erklärer." (Leipzig 1861.)

Ueber die Goethe und seine Werke betreffenden Schriften, Journalaufsätze u. s. w. enthält das Werk von dem Regierungsrathe Karl Gustav Wenzel „Aus Weimars goldenen Tagen. Eine bibliographische Jubelfestgabe zur 100jährigen Geburtstagsfeier Friedrich von Schiller's" (Dresden 1859) wol die bisher vollständigste Uebersicht; für die Zeit bis 1828 war dem Verfasser jedoch durch das Werk von A. Nicolovius „Ueber Goethe. Literarische und artistische Nachrichten" tüchtig vorgearbeitet, wiewol die Literatur erst seit Goethe's Tode so mächtig angeschwollen und man möchte sagen aus den Ufern getreten ist. Wenzel hat auch die Uebersetzungen Goethe'scher Schriften und Dichtungen möglichst vollständig und mit größtem Fleiße verzeichnet. Alle Hauptwerke Goethe's sind in die meisten europäischen Sprachen oft mehrfach übersetzt worden, selbst manches unbedeutendere Product blos aus Rücksicht auf Goethe's Namen. Am meisten wurden „Werther" und „Faust" übersetzt, der erstere auch mehrfach nachgeahmt. Französische Uebersetzungen des „Werther" verzeichnet Wenzel 17, englische 7, italienische 8, spanische 4; französische Uebersetzungen des Faust (des ersten, seltener des zweiten Theils, bisweilen beider Theile) und Auszüge daraus (z. B. „Beautés tirées de Faust" von J. J. Morin) 17, englische nicht weniger als über 30 (darunter die von Lord Francis Leveson Gower, Blackie, John Auster, R. Talbot, J. Birch, L. J. Bernays, George Lefevre, Lord F. Egerton, Charles F. Brooks in Boston, A. Hayward, letztere in Prosa und bereits bis 1859 sechsmal aufgelegt), 3 italienische, 8 russische, 2 polnische. Außerdem wurde „Werther" ins Schwedische, Russische, Polnische, „Faust" ins Holländische, Schwedische, Blämische, Dänische, Spanische (von einem Creolen in Havanna), Böhmische und sogar Kroatische übersetzt. Hieran zeigt sich die Centralstellung, welche Goethe innerhalb des modernen Bildungscompleres und der von ihm selbst so genannten Weltliteratur einnimmt. (*Hermann Marggraff.*)

GOETHEA, eine von Nees und Martius auf zwei in Brasilien einheimische Arten gegründete, dem berühmten teutschen Dichter und Naturforscher zu Ehren benannte Pflanzengattung, welche De Candolle den Büttneriaceen zugesellt, während sie die Gründer derselben zu den Malvaceen rechneten. Diese Differenz ist in folgender Weise zu lösen. Nees und Martius bezeichnen die Staubbeutel der Mitglieder dieser Gattung als zweifächerig, ein Merkmal, welches zwar den Büttneriaceen, aber nicht

82) Diese vierte Auflage der Ausgabe im Classikerformate haben wir bei den Citaten und der Angabe der Seitenzahlen in unserem Artikel vor Augen gehabt. Schaefer hat über das Lewes'sche Werk nach dessen Erscheinen im „Bremer Courier" ein sehr ungünstiges, aber doch zu abfälliges Urtheil gefällt. Schaefer war zwar ganz der Mann dazu, die Schwächen und Mängel und das vom teutschen Standpunkte Unwissenschaftliche des Lewes'schen Werkes beurtheilen zu können; aber selbst für den Kenner Goethe's enthält das Lewes'sche Werk viele interessante Scharf- und Feinblicke und praktische Fingerzeige; es ist von einem unbefangen menschlichen Standpunkte geschrieben und frei von dem pedantischen Doctrinairismus, wie man ihn so häufig in Teutschland antrifft; und was ihm namentlich einen hervorragenden Werth verleiht, ist die durchgehend festgehaltene Tendenz, das Humanitätsprincip in Goethe's Wirken und Schaffen herauszuquellen und ihn gegen seine Verleumder und Verkleinerer beredt, muthig und geschickt in Schutz zu nehmen. In dieser Hinsicht haben die Teutschen dem Verfasser als einem Ausländer besondern Dank zu sagen. 83) Richelot ist, wie A. Hédouin in der pariser „Illustration" ankündigte, gegenwärtig damit beschäftigt, „ein ausgezeichnetes und vollständiges Werk über das lange und wohlthätige Wirken des Verfassers des „Faust" auszuarbeiten." 84) Siehe Hermann Grimm's Schrift: „Ralph Waldo Emerson über Goethe und Shakespeare." (Hanover 1857.)

den Malvaceen zukommt, De Candolle war daher nach dieser Angabe genöthigt, die betreffende Gattung bei den Büttneriaceen unterzubringen, da er keine Gelegenheit hatte, die Pflanzen selbst zu untersuchen. Die Arten dieser Gattung besitzen aber in der That einfächerige Staubbeutel, auch haben sie denselben runden, mit kleinen Wärzchen besetzten Blüthenstaub, wie alle übrigen Malvaceen, sodaß sie von dieser Familie nicht getrennt werden können. Die Gründer dieser Gattung betrachten sie als nahe verwandt mit Pavonia, Lebretonia und Lopimia. Auch Endlicher stellt sie zu den Malvaceen und zwar als zweifelhaft zur Gattung Pavonia zugleich mit Lebretonia und Lopimia und für die Vereinigung dieser beiden letzten mit Pavonia sprechen allerdings manche Gründe, dagegen scheint es sehr gewagt, auch die Gattung Goethea nur als Abtheilung von Pavonia ansehen zu wollen. Von großer Bedeutung ist, wie auch schon Martius mit Recht hervorhebt, für diese Gattung die Größe und eigenthümliche Gestalt des Außenkelches, welcher sich in ganz ähnlicher Weise bei andern Gattungen dieser Familie wiederholt, es sind dies die vier oder fünf großen, am Grunde herzförmigen, den innern Kelch überragenden Außenkelchblättchen, welche der Pflanze eine eigenthümliche Tracht verleihen. Hierdurch sind die Mitglieder dieser Gattung sogleich und sicher von Pavonia zu unterscheiden, bei welcher die Außenkelchblättchen meist in größerer Anzahl und verschiedener Form auftreten; die Gattung Goethea verhält sich daher in Bezug auf dieses Merkmal zu Pavonia wie Malope zu Kitaibelia, nur mit dem Unterschiede, daß bei Malope drei Außenkelchblätter vorkommen, während bei Goethea vier oder fünf vorhanden sind. Wird der Gattungscharakter aber in dieser Weise gefaßt, so kann freilich Goethea semperflorens nicht bei dieser Gattung stehen bleiben, da ihr eben dieses Merkmal nicht zukommt, ich weiß überhaupt nicht, wie man diese Pflanze von Pavonia unterscheiden will. Meisner nimmt zwar außer den Gattungen Lebretonia und Lopimia auch Goethea als Gattung an und will sie namentlich dadurch von Pavonia unterschieden wissen, daß erstere am Grunde etwas verwachsene Kronblätter haben, während diese bei Pavonia getrennt seien; dies ist jedoch nicht constant. So stimmt dies z. B. nicht zu einer Pflanze, welche Pohl in Brasilien sammelte und die wegen der vier großen herzförmigen Kelchblätter und der ganzen Tracht zu Goethea gezogen werden muß. Als Unterschied zwischen beiden Gattungen ist noch geltend gemacht, daß Pavonia an der Spitze aufspringende Theilfrüchtchen habe, während diese bei Goethea nicht aufspringen, aber auch unter den echten Pavonien gibt es Arten, deren Früchtchen nur sehr selten, meist gar nicht aufspringen. Sonach bilden für die Gattung Goethea die großen, herzförmigen, den innern Kelch meist überragenden Außenkelchblätter das beste Unterscheidungsmerkmal.

Mit Ausschluß von Goethea semperflorens gehören folgende Arten zu dieser Gattung:

1) G. cauliflora *Nees* und *Martius*. Die Blätter sind länglich, ganzrandig; die Blüthen kommen aus dem Stamme; die vier Deckblätter sind groß, gefärbt, geadert.

In Brasilien am Flusse Ilheos einheimisch.

2) G. elliptica *Garcke*. Die Blätter sind elliptisch, schwach-gezähnt, kahl; die linealisch-lanzettlichen Nebenblätter bleiben ziemlich lange stehen; die aus den Achseln der obersten Blätter entspringenden Blüthen sind langgestielt; die vier Blättchen des äußeren Kelches sind herzförmig, zugespitzt, ziemlich kahl, ein wenig kürzer als der innere; die Kronblätter überragen den innern Kelch ein wenig; die Staubfadenröhre hat mit den Kronblättern gleiche Länge.

In Brasilien einheimisch.

3) G. longifolia *Garcke*. Die Blätter sind elliptisch, an beiden Enden verschmälert, ganzrandig, kahl; die Nebenblätter sind linealisch-lanzettlich; die Außenkelchblättchen sind breit-herz-eiförmig, ein wenig länger als der innere Kelch; die Blumenkrone hat mit dem Außenkelche fast gleiche Länge; die Staubfadenröhre ragt aus der Blumenkrone hervor.

In Brasilien einheimisch.

4) G. cordifolia *Garcke*. Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnt-gesägt, kurzgestielt, auf beiden Seiten sammethaarig; die Blüthenstiele haben mit dem Blatte fast gleiche Länge und sind weichhaarig, an der Spitze gegliedert, bisweilen gabelspaltig; die vier Außenkelchblätter sind herzförmig, sammethaarig, länger als der steifhaarige innere; die Blumenkrone überragt den Außenkelch um das Doppelte; die Staubfadenröhre erreicht nicht ganz die Länge der Kronblätter.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

5) G. strictiflora *Hooker*. Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, nach der Spitze zu starf-buchtig-gezähnt; die kurzgestielten Blüthen stehen in den Blattachseln gehäuft, aufrecht; die vier herzförmigen Außenkelchblätter sind schön roth gefärbt.

Da die Gattung Goethea mit Pavonia nahe verwandt und bis auf die neueste Zeit nur als Section von dieser betrachtet worden ist, so scheint es angemessen, letztere hier näher zu beleuchten, zumal sie in diesem Werke unter obigem Namen nur mit wenigen Worten ohne Aufzählung der einzelnen Arten erwähnt ist.

Die Gattung Pavonia wurde von Cavanilles aufgestellt, während Linné die hierher gehörigen Arten zu Hibiscus rechnete, übrigens kannte er nur zwei Species, welche hierher zu bringen sind, nämlich Hibiscus spiniflex und Hib. zeylanicus. Willdenow machte im dritten Theile seiner Species plantarum vom J. 1800 15 Arten dieser Gattung namhaft. Sprengel zieht im dritten Bande seines im J. 1826 erschienenen Systema vegetabilium 37 Arten zu dieser Gattung, begeht aber den Fehler, daß er die Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfächern, im Widerspruche mit dem Gattungscharakter von Hibiscus, sämmtlich der Gattung Pavonia zurechnet; es sind deshalb sieben oder vielmehr, da er auch Urena repanda *Swartz* und Hibiscus brasiliensis *Linné* ohne Grund hierher bringt, neun Arten in Abzug zu bringen, sodaß nur 28 bei dieser Gattung stehen bleiben. Zwei Jahre

vor Sprengel vertheilte De Candolle (Prodrom. I. p. 442) die ihm bekannten Arten dieser Gattung, 24 an der Zahl, in drei Sectionen, deren erste, Typhalaea, durch die Stachelfortsätze der Karpelle sehr ausgezeichnet ist; die zweite, Malache, und die dritte Section, Cancellaria, unterscheiden sich von dieser durch die wehrlosen Früchte, unter sich aber durch die Länge der Außenkelchblättchen, welche bei den Mitgliedern der zweiten Section kürzer, bei denen der dritten länger sind als der Kelch, eine Eintheilung, welche auf keinen Beifall Anspruch machen kann. Passender hat daher Sprengel nur zwei Abtheilungen angenommen, indem er die erste von De Candolle eingeführte Section unverändert beibehält, die zweite und dritte aber in eine vereinigt und sie nach der Länge der Außenkelchblättchen wiederum in zwei Unterabtheilungen bringt. Eine bedeutend größere Anzahl von Arten aus dieser Gattung, nämlich 61, führt Steudel in der zweiten Auflage seines im J. 1841 erschienenen Nomenclator botanicus an, legt aber bei dieser Zählung die Sprengel'sche Bearbeitung zu Grunde und da er auch die nach dem Erscheinen von Sprengel's Systema vegetabilium aufgestellten Species nur ohne Prüfung der Exemplare, also ohne Kritik aufnehmen konnte, so ist es begreiflich, daß diese Angabe viel zu hoch ist. Wie Sprengel führt auch Steudel sämmtliche Hibiscusarten mit einsamigen Kapselfächern hier an und Beispiele der andern Art sind Pavonia glechomoides *St. Hilaire*, welche gleich P. hirta *Sprengel*, P. involucrata *Klotzsch*, die gleich P. sessiliflora *H. B. K.* ist. Noch andere Namen dieser Aufzählung gehören ganz unbekannten, nur der Benennung nach existirenden Arten an, z. B. Pav. Romborna Hamilton in *Wallich's* Catal. plant. Ind. orient. und Pavonia rosea *Wallich* l. c. Auf der andern Seite fehlten bei Steudel eine Anzahl von Arten und merkwürdiger Weise aus denselben Büchern, aus denen er andere aufgenommen hat. Endlicher bringt die hierher gehörigen Arten in vier, oder wenn man Goethea davon ausschließt, in drei Abtheilungen, Pavonia, Lopimia und Lebretonia, von denen die erste wiederum in drei Unterabtheilungen zerfällt, nämlich Typhalaea, Malache und Malvaviscoides.

Der Charakter der Gattung Pavonia besteht in Folgendem:

Der Außenkelch besteht aus fünf bis vielen getrennten oder am Grunde verwachsenen Blättchen, welche in einer oder sehr selten in zwei Reihen stehen. Der Kelch ist fünftheilig, seine Zipfel sind in der Knospenlage klappig. Die fünf Blumenkronblätter sind unterständig, mehr oder weniger ungleichseitig, mit den Nägeln dem Grunde der Staubfadenröhre angewachsen, aufrecht, abstehend oder in eine Röhre vereinigt, in der Knospenlage zusammengerollt. Die Staubfadenröhre ist kürzer oder länger als die Blumenkrone, die Träger sind mehr oder weniger zahlreich, fadenförmig; die Staubbeutel nierenförmig. Der Fruchtknoten ist ungestielt, fünffächerig. Die Eichen sind in den Fächern einzeln und steigen aus dem Grunde des Centralwinkels auf. Der Griffel ist an der Spitze zehntheilig, die Narben sind kopfförmig. Die Frucht besteht aus fünf einsamigen, stumpfen oder an der Spitze dreispitzigen Karpellen. Der Samenkeim befindet sich innerhalb des spärlichen Eiweißes; die Kronblätter sind blattartig und rollen sich faltig ein.

A. Eupavonia *Endlicher.*

Die Außenkelchblättchen sind frei oder am Grunde verwachsen. Die Blumenkrone ist flach oder in eine Röhre zusammengerollt.

a) Typhalaea *De Candolle.* Die Karpellen sind an der Spitze mit drei Stacheln besetzt.

1) P. spinifex *Willdenow.* Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt-gesägt, unterseits filzig; die Blüthen stehen in den Blattachseln einzeln oder an den Spitzen der Aeste gleichsam traubig; die 6—7 Blättchen des Außenkelches sind lineallisch und haben mit dem Kelche fast gleiche Länge. Hierher gehören Hibiscus spinifex *Linné* und Pavonia communis *St. Hilaire.*

Die Pflanze ändert ab:

a) ovalifolia *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig; die Blumenkronen sind doppelt oder dreimal größer als der Kelch.

b) aristata *Cavanilles.* Die Blätter sind fast herzförmig, die Blumenkronen haben mit dem Kelche etwa gleiche Länge oder sind sogar kürzer.

c) oblongifolia *Moçin* und *Sessé.* Die Blätter sind länglich; die Blumenkronen haben mit dem Kelche gleiche Länge.

d) grandiflora *Moçin* und *Sessé.* Die Blätter sind herzförmig; die Blumenkronen sind 2—3 Mal größer als der Kelch.

2) P. Typhalaea *Cavanilles.* Die Pflanze ist strauchartig, ästig, sternförmig-behaart; die Blätter sind verkehrt-eiförmig-elliptisch oder länglich-lanzettlich, gezähnt-gesägt, rauh; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste geknäuelt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind eiförmig-lanzettlich, am Grunde verwachsen, ein wenig länger als der innere Kelch. Hierher gehören P. typhalaeoides *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth* und Urena Typhalaea *Linné.*

In Südamerika einheimisch.

3) P. intermedia *St. Hilaire.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gezähnt-gesägt, sternförmig-behaart oder rauhhaarig; die weißlichen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste und des Stengels fast knäuelförmig; die 8—10 Blättchen des Außenkelches sind am Grunde unter einander verwachsen, etwas länger als der Hauptkelch. Hierher gehören wahrscheinlich P. rosea *Schlechtendal*, P. lappacea *Casaretto* und vielleicht auch P. nemoralis *St. Hilaire* und *Naudin.*

In Brasilien einheimisch.

4) P. castaneaefolia *St. Hilaire* und *Naudin.* Der Stengel und die Aeste sind an der Spitze nackt; die Blätter sind kielig-verkehrt-eiförmig, am Grunde stumpf, an der Spitze fast eingeschnitten-gezähnt; die Blattstiele und Deckblätter sind steifhaarig; die 9—10 Zipfel des

Außenkelches sind weit länger als der sehr kurze Hauptkelch; die Grannen haben mit der länglichen Kapsel fast gleiche Länge.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

5) P. stellata *Sprengel*. Diese Pflanze ist halbstrauchig, aufrecht; die Blätter sind länglich, ungleichseitig, stark gesägt, zugespitzt, am Grunde abgerundet, auf beiden Seiten zerstreut-sternhaarig, die achsel- und endständigen Blüthen stehen fast rispig; die Blättchen des Außenkelches sind linealisch, gewimpert; die Karpellen sind kahl und haben nur eine Granne. Hierher gehören als Synonyme P. monatherica *Casaretto*, P. begoniaefolia *Gardner* und P. brachysepala *St. Hilaire* und *Naudin*.

Diese Art wächst in Merico und in Südamerika.

6) P. surinamensis *Miquel*. Strauchartig; die Aeste sind wechselständig, die jüngern vierkantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind gestielt, eiförmig-länglich, am Grunde spatelig-verschmälert, über der Mitte am breitesten, an der Spitze schief-zugespitzt, ungleichgezähnt-gesägt, häutig, zugleich mit den Blattstielen von sternförmigen Haaren grau; die äußerst kurzgestielten Blüthen sind an der Spitze der Aeste zu 5—6 büschelförmig-gehäuft; die Deckblättchen stehen zu drei und sind länger als das Blüthenstielchen; die fünf Zipfel des Außenkelches sind eiförmig-zugespitzt.

Die Heimath dieser Art ist Surinam.

7) P. intermixta *A. Richard*. Krautartig; der Stengel ist stielrund, kahl; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich oder linealisch, am Grunde rundlich-herzförmig, am obern Ende sehr spitz, am Rande entfernt-kerbig-gezähnt, am Grunde fast dreinervig, oberseits grün, sternförmig-behaart; punktförmig-durchscheinend.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

8) P. sepium *St. Hilaire*. Die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, ungleich gezähnt, unterseits behaart, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind einzeln, achselständig, goldgelb; der fünfblättrige Außenkelch hat mit dem innern fast gleiche Länge. Hierher gehört P. flava *Spring*.

In Brasilien einheimisch.

9) P. lanceolata *Schlechtendal*. Diese Art ist halbstrauchig; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich oder aus eiformigem Grunde lanzettlich, stark-gesägt, beiderseits mit ziemlich großen Sternhaaren besetzt, etwas rauh; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als die Hälfte des Blattes; die Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Merico.

10) P. linearis *A. Richard*. Diese Art ist krautig; der Stengel ist dreikantig, sternförmig-behaart; die Blätter sind linealisch, lederartig, sehr kurzgestielt, spitz, am Grunde stumpf, ausgerandet, oberseits und vorzüglich unterseits sternförmig-weichhaarig, am Rande entfernt und undeutlich gezähnelt, durchscheinend-punktirt; die Blüthen stehen einzeln und sind gestielt; der Außenkelch besteht aus 8—10 linealischen Blättchen; die Kapsel ist niedergedrückt, behaart.

Diese Art wächst auf der Insel Cuba.

11) P. hirsuta *Guillemin* und *Perrottet*. Der Stengel ist halbstrauchig, aufsteigend, vom Grunde an ästig, wollig; die Blätter sind herz-eiförmig, fast dreispitzig, unregelmäßig gezähnt, unterseits filzig, weißröthlich; die zehn Blättchen des Außenkelches sind linealisch, wollig.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

12) P. microphylla *Casaretto*. Die Blätter sind klein, rundlich oder eiförmig-rundlich, am Grunde herzförmig, gekerbt, unterseits behaart, oberseits mit zerstreuten Haaren besetzt; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, weit länger als das Blatt; die 11—12 Blättchen des Außenkelches sind linealisch-pfriemlich, borstiggewimpert, fast dreimal länger als der Kelch; die Karpellen sind kantig, dreispitzig, weichhaarig; die Spitzen sind kurz, gespreizt, gleich lang und mit rückwärts stehenden Stacheln besetzt. Hierher gehören P. Luschnathiana *Klotzsch* und P. foliosa *Martius*.

In Brasilien einheimisch.

13) P. Schimperiana *A. Richard*. Der Stengel ist aufrecht, 3—4 Fuß hoch, stielrund, wollig-filzig oder kaum behaart; die Blätter sind langgestielt, groß, handförmig-5—7theilig, am Grunde fast herzförmig, die Zipfel sind kantig, zugespitzt, grob- und entfernt-gesägt, weichhaarig oder wollig, namentlich auf der Unterseite dichter wollig; die mäßig großen, sehr kurzgestielten Blüthen stehen in den Blattachseln gehäuft; die 10—12 Außenkelchblättchen sind linealisch, behaart; die Zipfel des glockenförmigen Kelches sind halb elliptisch, spitz, kaum kürzer als der Außenkelch, behaart; die Karpellen sind fast kahl oder kurzhaarig. Hierher gehören P. Schimperiana und tomentosa *Hochstetter*.

Diese Art wächst in Habessinien.

14) P. Regnelliana *Miquel*. Diese Art ist strauchig; die Aeste sind unten kahl, oberwärts weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich-eiförmig, zugespitzt, ziemlich stark ungleich-gezähnt-gesägt, oberseits fein höckerig und etwas behaart, unterseits weichfilzig oder weichhaarig; die Nebenblätter sind schmal-linealisch, dreinervig, weichhaarig, länger als der Blattstiel; die Blüthenstiele sind achselständig und an der Spitze des Stengels traubig, einzeln oder gepaart, ein- oder zweiblüthig, weichhaarig, kürzer als das Blatt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch, fast dreinervig, weichhaarig; die Zipfel des tief fünftheiligen Kelches sind zugespitzt, fünfnervig, weichhaarig, an der Spitze borstig; die Karpellen sind dreikantig, auf dem Rücken runzelig, dreinervig.

In Brasilien einheimisch.

15) P. flavispina *Miquel*. Diese Art ist krautig, niederliegend, wenig ästig; die Aeste werden bald kahl, die jüngern sind auf der einen Seite kurzhaarig; die Blattstiele sind weichhaarig; die Blätter sind häutig, durchscheinend-punktirt, beiderseits mit Sternhaaren bestreut, länglich-elliptisch, gleich- oder ungleichseitig, ein wenig zugespitzt, an dem ganzrandigen Grunde stumpf oder spitz, übrigens gezähnt-gesägt; die linealisch-fadenförmigen Nebenblätter haben mit dem Blattstiele fast

gleiche Länge; die Blüthen stehen in den Blattwinkeln einzeln; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch und haben mit dem fast bis zum Grunde in fünf Theile getheilten Kelche gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

In Brasilien einheimisch.

16) P. varians *Moricand*. Die Pflanze ist sammethaarig-filzig; die Blätter sind herzförmig, tief fünflappig, die Zipfel sind stumpf, gezähnelt, in den Buchten wellenförmig, durchscheinend-punktirt; die Blüthenstiele sind meist einblüthig, länger als das Blatt; der Außenkelch besteht aus 8—10 pfriemlichen, den innern Kelch überragenden Blättchen; die Karpellen sind kahl, netzaderig und mit drei Dornen besetzt.

In Brasilien einheimisch.

17) P. inaequilatera *Garcke*. Diese Art ist strauchig, ästig, unterwärts ziemlich kahl, oben sternförmig-behaart; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich, sägezähnig-gekerbt, etwas rauh; die Blüthen sind achselständig oder an der Spitze der Aeste gehäuft, fast traubig; der fünftheilige Außenkelch ist kürzer als der innere; die Blumenkrone überragt den Kelch kaum um das Doppelte.

Diese Art wächst in Maynas in Südamerika.

18) P. urens *Cavanilles*. Die Blätter sind siebenkantig, zugespitzt, gezähnt, kurzhaarig; die Blüthen sind fast stiellos und stehen in den Blattachseln knäuelartig.

Diese Art wächst auf den Inseln Mauritius und Bourbon.

19?) P. leptocarpa *Cavanilles*. Die Blätter sind lanzettlich, gesägt; die Blüthen sind ungestielt, gknäuelt; der Außenkelch ist fünfblättrig. Hierher gehört Urena leptocarpa *Linné* (Sohn).

Die Heimath dieser Art ist Surinam; wenn sie wirklich fünf Griffel hat, wie angegeben wird, so kann sie nicht zu dieser Gattung gehören.

β) Malache *Trew*. Die Karpellen sind dornenlos, bisweilen stachelspitzig; die Blumenkronblätter sind flach, ausgebreitet.

20) P. hastata *Cavanilles*. Die Blätter sind lanzettlich, spießförmig, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig; der Außenkelch besteht aus fünf Blättchen; die rothen Blüthen sind von dunkeln Adern durchzogen.

In Brasilien einheimisch.

21) P. sagittata *St. Hilaire*. Die Blätter sind pfeilförmig-lanzettlich, klein gezähnt, unterseits filzig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, 1—2blüthig; die Blüthen haben eine rosenrothe Farbe; der Außenkelch besteht aus 5—7 breiten Blättchen und ist etwas länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrteiförmig, mit einem vorspringenden Rande umgeben.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

22) P. affinis *St. Hilaire*. Die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, undeutlich gezähnt, unterseits filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, blaßroth; der Außenkelch besteht aus fünf breiten Blättchen und ist länger als der innere; die Karpellen sind wehrlos, verkehrt-eiförmig, mit einem erhabenen Rande umgeben.

In Brasilien einheimisch.

23) P. coccinea *Cavanilles*. Die Blätter sind herzförmig, dreilappig, gesägt; die Blüthenstiele sind einblüthig, achselständig, aufsteigend; der Außenkelch ist fünfblättrig; die Blüthen haben eine scharlachrothe Farbe.

Auf St. Dominge einheimisch.

24) P. Columella *Cav*. Die Blätter sind fünfkantig, die Zipfel sind gezähnt, zugespitzt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, weit kürzer als der Blattstiel; der Außenkelch ist fünfblättrig; die Blüthen sind weißlich-purpurroth.

Auf der Insel Bourbon einheimisch.

25) P. sidaefolia *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind eiförmig, etwas spitz, herzförmig, gekerbt-gesägt, oberseits rauhhaarig, unterseits graufilzig; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die 5—7 Blättchen des Außenkelches sind lanzettlich, die Aeste sind rauhhaarig; die Blumenkrone hat eine gelbe Farbe.

In Südamerika in der Nähe von Angostura einheimisch.

26) P. racemosa *Swartz*. Die Blätter sind eifast herzförmig, zugespitzt, etwas gesägt; die Blüthentraube ist endständig, blattlos; der Außenkelch besteht aus acht Blättchen. Hierher gehört P. spicata *Cavanilles*.

Auf den Inseln Jamaica und Guadelupe einheimisch.

27) P. speciosa *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch, spitz, herzförmig, gezähnelt, sehr dicht kurzhaarig, unterseits grau; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; der Außenkelch besteht aus 7—9 lanzettlich-spatelförmigen Blättchen; die Blumenkronblätter sind violett, an den Nägeln purpurroth gefärbt und ziemlich groß. Hierher gehört P. polymorpha *St. Hilaire*.

Diese Art wächst in Amerika in der Nähe von Angestura.

28) P. papilionacea *Cavanilles*. Die Blätter sind rundlich-herzförmig, spitz, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig und haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; der Griffel ist aufsteigend; der Außenkelch besteht aus zehn Blättchen.

Auf der Insel Otaheiti einheimisch.

29) P. pellita *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind eiförmig, am Grunde schwach herzförmig, spitz, fein gekerbt, weich-kurzhaarig, unterseits graufuchsig; die Blüthen sind achsel- und endständig, kurzgestielt; die eilf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-pfriemlich, um die Hälfte kürzer als der innere Kelch.

Diese Art wächst in Neu-Granada.

30) P. praemorsa *Willdenow*. Die Blätter sind breit verkehrt-eiförmig, abgestutzt, an der Spitze gekerbt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als das Blatt; der Außenkelch besteht aus 14 Blättchen. Hierher gehören Hibiscus praemorsus *Linné* (Sohn) und Pavonia cuneifolia *Cavanilles*.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

31) P. Mutisii *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind herz-eiförmig, ein wenig zugespitzt, gesägt, ganz weich, oberseits weichhaarig, unterseits grau-filzig; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht Blättchen des Außenkelches sind ein wenig länger als der Kelch; die Aeste sind filzig. Hierher gehört nach Kunth Hibiscus cordifolius *Linné* (Sohn).

In Neu-Granada einheimisch.

32) P. mollis *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blätter sind fast rundlich-eiförmig, am Grunde herzförmig, zugespitzt, undeutlich dreilappig, gesägt, kurzhaarig, unterseits grau, weich; die Blüthen sind achsel- und endständig, gestielt; die acht lincalischen Blättchen des Außenkelches sind fast doppelt länger als der Kelch; die Blüthen haben eine violette Farbe; die Aeste sind klebrig, behaart.

In Neu-Granada einheimisch.

33) P. paniculata *Cavanilles*. Die Blätter sind herzförmig, fast rundlich, zugespitzt, kerbig-gezähnt, bisweilen dreispitzig; die gelben Blüthen stehen in Rispen; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; der Außenkelch besteht aus 8—9 Blättchen.

Diese Art ist in Südamerika in verschiedenen Ländern beobachtet.

34) P. corymbosa *Willdenow*. Die Blätter sind herzförmig oder kantig, gesägt, kahl; die Blüthen stehen in Ebensträußen; die Blüthenstiele und die zahlreichen Außenkelchblättchen sind behaart. Hierher gehört Althaea corymbosa *Swartz*.

Diese Art ist auf den Antillen und in Südamerika einheimisch.

35) P. odorata *Willdenow*. Die Blätter sind eiförmig oder rundlich-herzförmig, oft dreispitzig, schwach gezähnt und nebst den Aesten drüsig-behaart; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, an der Spitze fast traubig; der Außenkelch besteht aus vielen Blättchen; die Blüthen haben eine rothe Farbe. Hierher gehört P. sidoides *Hornemann*.

Ostindien.

36) P. zeylanica *Willdenow*. Die untern Blätter sind rundlich-herzförmig, gekerbt, die übrigen 3—5 lappig; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind borstig, gewimpert. Hierher gehören Hibiscus zeylanicus *Linné*, H. arenarius *Scopoli* und Pavonia arenaria *Roth*.

In Ostindien und auf den benachbarten Inseln einheimisch.

37) P. cancellata *Cavanilles*. Die Blätter sind pfeil-herzförmig, gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als der Blattstiel; die 20 Blättchen des Außenkelches sind borstenförmig, behaart. Hierher gehört Hibiscus cancellatus *Linné* (Sohn).

In Südamerika einheimisch.

38) P. rosea *Moris*. Die Pflanze ist krautartig, klebrig-weichhaarig; die Blätter sind fast rundlich-herzförmig, ungleich gezähnt-gesägt, die obern sind fast dreilappig, etwas spitz; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, einzeln und einblüthig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind borstenförmig, gewimpert, doppelt länger als der Kelch; die Staubfadenröhre ist abwärts geneigt; die Karpellen sind wehrlos.

Diese Art wächst in Ostindien in der Nähe von Calcutta.

39) P. triloba *Guillemin* und *Perrottet*. Die Blätter sind gestielt, tief dreilappig, der obere Lappen ist lanzettlich, stumpf, größer als die übrigen, an der Spitze dreizähnig oder fast dreilappig, unterseits grau, oberseits fast grün; die zehn Blättchen des Hauptkelches sind gewimpert; die Karpellen sind wollig und steifhaarig; die Samen sind mit einer langen Wolle bekleidet.

Die Heimath dieser Art ist Senegambien.

40) P. Drummondii *Torrey* und *Gray*. Die Blätter sind rundlich-herzförmig, fast dreilappig, stumpflich, kerbig-gezähnt, oberseits weichhaarig, unterseits sammethaarig-filzig; die Blüthen stehen an der Spitze der langen achselständigen Blüthenstiele und der Aeste zu 4—6 gehäuft; die 8—10 Blättchen des Hauptkelches sind lincalisch-spatelig, kürzer als der Kelch; die Karpellen sind kahl.

In Texas einheimisch.

41) P. urticaefolia *Presl*. Die Aeste sind kantig, filzig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, grob- und ungleich-gezähnt, weichhaarig; die achselständigen Blüthenstiele sind sehr rauhhaarig, länger als der Blattstiel; der Außenkelch hat mit dem innern gleiche Länge, seine neun Blättchen sind lincalisch-länglich, stumpf, gewimpert, weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

42) P. betonicaefolia *Presl*. Die ganze Pflanze ist filzig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind aus ei- oder fast herzförmigem Grunde länglich-lanzettlich, stumpf, ungleich-gezähnt; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als der Blattstiel; die fünf Blättchen des Außenkelches sind lincalisch-spatelförmig, stumpf, länger als der Kelch; die Karpellen sind netzaderig, weichhaarig, auf dem Rücken in Folge der erhöhten Rippe gekielt.

Das Vaterland dieser Art ist Peru.

43) P. glandulosa *Presl*. Die Aeste sind weichhaarig-drüsig; die Blätter sind herz-eiförmig, zugespitzt, gezähnt, durchscheinend-punktirt, oberseits weichhaarig, unterseits filzig und steifhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt; die fünf Blättchen des Außenkelches sind lincalisch-lanzettlich, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind weichhaarig.

In Mexico einheimisch.

44) P. racemifera *Hooker* und *Arnott*. Die Pflanze scheint krautartig zu sein, die Aeste, Blatt- und Blüthenstiele sind sternförmig-behaart; die Blätter sind herzförmig, fünfkantig, der mittlere Lappen ist zugespitzt, gesägt, oberseits weichhaarig, unterseits filzig; die Blüthen sind gestielt, die untern Blüthenstiele sind achselständig, 2—3 Mal länger als der Blattstiel, die obern sind kurz, traubig, Anfangs einander genähert, später entfernt; das Deckblatt am Grunde des Blüthenstieles ist fadenförmig, lang; die acht lincalisch-pfriemlichen Blättchen des Außenkelches überragen den innern fast um das

Doppelte, hängen aber fast bis zur Mitte mit dem Kelche zusammen; die Karpellen sind wehrlos, auf dem Rücken weichhaarig und mit zwei Furchen versehen.

In Mexico einheimisch.

45) P. scabra *Presl.* Der Stengel, die Blatt- und Blüthenstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, doppelt-gezähnt, oberseits rauh, unterseits weichhaarig, die obersten sind dreilappig, die Seitenlappen sind eiförmig, der mittlere ist weit größer; die Blüthenstielchen sind achsel- und endständig, die acht Blättchen des Außenkelches sind linealisch, rauhhaarig, doppelt länger als der Kelch; die Karpellen sind ganz kahl, runzelig, stumpf.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

46) P. arachnoidea *Presl.* Die ganze Pflanze ist rauhhaarig; der Stengel ist ästig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gezähnt, am Grunde fast herzförmig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, länger als das Blatt, der Außenkelch besteht meist aus zehn borstenförmigen, rauhhaarigen, weit abstehenden Blättchen, welche den sammethaarigen Kelch um das Vierfache überragen.

In Mexico einheimisch.

47) P. hirta *Sprengel.* Die Blätter sind herzförmig-kreisrund oder stumpf herzförmig, gekerbt, beiderseits behaart, durchscheinend-punktirt; die goldgelben Blüthen stehen einzeln, achsel- und endständig, fast ebensträußig; der sechsblättrige Außenkelch ist ein wenig kürzer als der innere, die Karpellen sind höckerig, weichhaarig. Hierher gehört P. glechomoides *St. Hilaire.*

In Brasilien einheimisch.

48) P. nudicaulis *St. Hilaire.* Die eiförmigen oder eiförmig-lanzettlichen, gezähnten, unterseits filzigen Blätter stehen von einander entfernt; die Blüthen sind endständig, gehäuft, fleischfarbig; die zehn Blättchen des Außenkelches sind an der Spitze breiter und haben mit dem innern gleiche Länge.

Diese Art wächst in Brasilien.

49) P. grandiflora *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, fleischfarbig; die zwölf Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern gleiche Länge; die Karpellen sind glatt.

In Brasilien einheimisch.

50) P. diuretica *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind achselständig, einzeln und haben eine schwefelgelbe Farbe; der 6—7blättrige Außenkelch ist kürzer als der innere; die Kapseln sind kantig, an der Spitze kurz-stachelspitzig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

51) P. humilusa *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, 3—5lappig, ungleichseitig, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln, gelblich-grün; der Außenkelch besteht aus 18 Blättchen und ist dreimal länger als der innere; die Karpellen sind kantig, an der Spitze mit drei kurzen Stachelspitzen versehen.

In Brasilien einheimisch.

52) P. rosa campestris *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig-spitz, ungleich gezähnt-gesägt, lederartig, weichhaarig; die Blüthen sind achsel- oder fast endständig, 1—3, dunkel- oder rosenroth; der Außenkelch besteht aus 12—14 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind zugespitzt.

In Brasilien einheimisch.

53) P. bracteosa *Bentham.* Diese Art ist strauchig, weich-graufilzig; die Blätter sind eiförmig-kreisrund, stumpf oder kaum zugespitzt, am Grunde tief-herzförmig, die blüthenständigen stiellos, am Grunde ein wenig gefärbt; die Blüthen sind ungestielt; die Blättchen des Außenkelches sind linealisch, an der Spitze hakenförmig-zurückgekrümmt; die Karpellen sind kahl.

Die Heimath dieser Art ist Guiana.

54) P. angustifolia *Bentham.* Diese Art ist krautartig, aufrecht, mit rothen Sternhaaren dicht besetzt; die Blätter sind lanzettlich, gekerbt, die untern am Grunde etwas gelappt; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; der Außenkelch besteht meist aus zehn pfriemlichen Blättchen und ist ein wenig länger als der innere; die Blumenkrone ist groß, kahl; die Karpellen sind netzadrig.

Diese Art wächst im britischen Guiana.

55) P. laxifolia *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, beiderseits wollig, durchscheinend-punktirt; die Blüthen stehen in den Blattachseln einzeln und an der Spitze der Aeste fast ebensträußig und haben eine goldgelbe Farbe; der Außenkelch ist sechsblättrig, ein wenig kürzer als der innere; die Kapseln sind höckerig, weichhaarig.

In Brasilien einheimisch.

56) P. modesta *Martius.* Der Stengel ist ausgebreitet, niederliegend, ästig, von kleinen drüsigen Haaren klebrig und zugleich mit längern drüsenlosen Haaren besetzt; die Blätter sind ziemlich lang gestielt, pfeilförmig-dreilappig, die Lappen sind dreikantig, stumpf, oft ungleich, gekerbt, mit kurzen sternförmigen und langen, einfachen Haaren besetzt; die achselständigen Blüthenstiele überragen die Blattstiele; der Hauptkelch besteht meist aus 18 pfriemlichen, federig-gewimperten Blättchen.

In Brasilien und zwar in der Provinz Bahia einheimisch.

57) P. deltoidea *Martius.* Die ganze Pflanze ist mit einfachen, langen Haaren besetzt, übrigens kahl; die Blätter sind meist dreikantig, grob gekerbt, am Grunde mit einer tiefen, aber schmalen Bucht versehen; die wenigen Blüthen sind endständig, traubig; der Kelch stimmt mit dem der vorigen Art überein; die Blumenkrone ist aber weit größer, citronengelb. Hierher scheint auch P. procumbens *Casaretto* zu gehören.

In Brasilien in der Nähe des Amazonenstromes.

58) P. viscosa *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig, spitz, gezähnelt, weichhaarig, klebrig; die braungelben Blüthen stehen einzeln in den Achseln oder fast an der Spitze des Stengels; der Außenkelch besteht aus 15—16 Blättchen und ist ein wenig kürzer als der innere; die Karpellen sind stumpf.

In Brasilien einheimisch.

59) P. grisea *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel, die Blüthen- und Blattstiele sind filzig; die Blätter sind herzförmig-länglich gezähnt, oberseits ziemlich rauh, unterseits grau-filzig; die Blüthen stehen in den Blattwinkeln einzeln; die 8—9 Blättchen des Außenkelches sind linealisch-länglich, ein wenig kürzer als der innere.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Goyaz.

60) P. subrotunda *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel und die achselständigen Blüthenstiele sind weich behaart; die Blätter sind 3—5kantig-kreisrund, am Grunde herzförmig, die Zipfel neigen zusammen; die 8—10 Blättchen des Außenkelches sind ein wenig länger als der innere.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

61) P. distinguenda *St. Hilaire* und *Naudin*. Die ganze Pflanze ist rauhhaarig-filzig, gelblich; die Blätter sind spieß- oder fast pfeilförmig-dreikantig, gezähnt; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste doldig oder achselständig, einzeln, der Blüthenstiel hat mit dem Blattstiele fast gleiche Länge; die fünf Blättchen des Außenkelches sind eiförmig-elliptisch, einander genähert; die Karpellen sind runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Rio Grande do Sul.

62) P. viscidula *St. Hilaire* und *Naudin*. Der Stengel, die Blatt- und Blüthenstiele sind weichhaarig-klebrig; die Blätter sind linealisch-länglich, allmälig verschmälert, gezähnt-gesägt, etwas rauh, die untern sind am Grunde herzförmig, die obern pfeil-spießförmig; die fünf Blättchen des Außenkelches sind breit eiförmig; die Karpellen sind runzelig, weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Minas einheimisch.

63) P. cymbalaria *St. Hilaire* und *Naudin*. Die Pflanze ist strauchartig; die Blätter sind klein, zahlreich, herzförmig, grob gezähnt, fast nierenförmig oder eiförmig-dreieckig, unterseits graufilzig; die Blüthenstiele sind achselständig, länger als das Blatt; die fünf lanzettlichen Blättchen des Außenkelches haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Karpellen sind runzelig.

Brasilien.

64) P. Kraussiana *Hochstetter*. Der Stengel ist stielrund, rauhhaarig; die Blätter sind langgestielt, herzförmig, fast fünfkantig, grob gekerbt, beiderseits, aber vorzüglich unterseits mit kurzen Sternhaaren besetzt, so lang als breit; die Blattstiele und die pfriemlichen Nebenblätter sind rauhhaarig; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, lang-welchhaarig, fast so lang als der Blattstiel; die fünf rhombisch-eiförmigen, weichhaarigen Zipfel des Außenkelches sind länger als der innere; die kahle Blumenkrone überragt den Kelch um das Dreifache; die Karpellen sind fast kugelig, aderig-runzelig, kahl.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

65) P. Blanchetiana *Miquel*. Die Pflanze scheint halbstrauchig zu sein und ist mit kleinen weißlichen, sternförmigen und mit längern gelblichen, borstenförmigen Haaren besetzt; die Blätter sind klein, fast dreieckig, etwas spitz, am Grunde schwach herzförmig, ungetheilt oder fast dreilappig, sägezähnig, häutig, 5—7nervig; der Außenkelch besteht meist aus 26 fadenförmig-linealischen, fast federig-gewimperten Blättchen, welche den spärlich behaarten innern Kelch doppelt überragen; die Blumenkrone ist außenseits weichhaarig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

66) P. Hostmanni *Miquel*. Die Aeste, Blatt- und Blüthenstiele sind gelblich-rauhhaarig-filzig; die Nebenblätter sind fadenförmig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, elliptisch oder eiförmig-länglich oder die untern verkehrt-eiförmig-rundlich, stumpf oder spitz, ausgeschweift-gezähnelt, oberseits rauh, weichhaarig, unterseits grau-filzig; die Blüthen sind achselständig, einzeln; der Blüthenstiel überragt den Blattstiel; die sieben Blättchen des Außenkelches sind linealisch, steifhaarig, so lang als der dicht-rauhhaarige Kelch; die Blumenkrone ist sternförmig-behaart; die Staubfadenröhre ist eingeschlossen.

Diese Art wächst in Surinam.

67) P. lasiopetala *Scheele*. Der Stengel ist strauchartig, vom Grunde an ästig, stielrund, kahl, 2—3 Fuß hoch, die Aeste sind filzig, an der Spitze kantig; die Blätter sind herzförmig, undeutlich dreilappig, ungleich gekerbt-gezähnt, stumpflich, oberseits sternförmig-weichhaarig, glanzlos, unterseits graufilzig; die Blattstiele sind kantig, kürzer als die Blattfläche; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, filzig, kantig, länger als der Blattstiel, an der Spitze der Aeste gehäuft; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-lanzettlich, sternförmig-behaart und haben mit dem innern Kelche gleiche Länge; die Karpellen sind aufgeblasen, verkehrt-eiförmig-rundlich, kahl, undeutlich netzaderig. Hierher gehört P. Wrightii *Asa Gray*.

Diese Art ist in Texas einheimisch.

68) P. prostrata *Moricand*. Diese Art ist strauchig, filzig, niedergestreckt; die Blätter sind pfeilförmig-fünflappig, spitz, gesägt, durchscheinend-punktirt; die Blüthen sind einzeln, endständig, gelb; der Außenkelch ist vielblättrig, federig, länger als der innere; die Karpellen sind mit zwei Höckern versehen.

Brasilien.

69) P. geminiflora *Moricand*. Die Pflanze ist strauchartig, behaart; die Blätter sind herzförmig, lang zugespitzt, doppelt gezähnt, durchscheinend-punktirt; die langen, einblüthigen Blüthenstiele stehen in den Achseln meist zu zwei; der Außenkelch ist achtblättrig, länger als der innere; die Karpellen sind kahl, netzaderig, unter der Spitze stachelspitzig.

In Brasilien in der Provinz Bahia einheimisch.

70) P. alba *Seemann*. Die Pflanze ist strauchartig, die Aeste und Blattstiele sind weichhaarig; die Blätter sind herzeiförmig zugespitzt, gesägt, durchscheinend-punktirt, oberseits Anfangs mit einfachen, unterseits mit sternförmigen Haaren besetzt, später beiderseits ziemlich kahl; die Blüthenstiele sind achselständig, einzeln, kürzer als das

Blatt oder fast ebenso lang, oberhalb der Mitte gegliedert, nach der Spitze zu verdickt, rauhhaarig; die acht Blättchen des Außenkelches sind linealisch, spitz, behaart, länger als der innere; die weißen Kronblätter sind länglich, stumpf, am Rande fein gewimpert; die Karpellen sind ziemlich kahl.

Diese Art wächst in Panama.

71) P. propinqua *Garcke.* Der Stengel ist strauchartig, ästig; die Blätter sind herzförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt, oberseits fein-sternförmig-behaart oder ziemlich kahl, unterseits filzig; die Blüthen sind kurzgestielt und stehen in den Blattachseln an der Spitze der Aeste; die fünf Blättchen des Außenkelches sind am Grunde verwachsen und haben mit dem innern Kelche fast gleiche Länge; die Staubfadenröhre ragt aus der Blüthe ein wenig hervor; die Kapseln sind höckerig-weichstachelig.

In Brasilien einheimisch.

72) P. reticulata *Garcke.* Der Stengel ist halbstrauchig, ziemlich kahl; die Blätter sind spießförmig-lanzettlich, gekerbt, meist gewimpert, netzaderig; die achsel- und endständigen Blüthenstiele sind meist etwas länger als die Blattstiele; die fünf Blättchen des Außenkelches sind lanzettlich-spitz, weichhaarig und gewimpert, länger als der innere; die Karpellen sind netzaderig.

In Brasilien einheimisch.

73) P. Sellowii *Garcke.* Der Stengel ist halbstrauchig, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig oder undeutlich herzförmig, zugespitzt, gekerbt, oberseits ziemlich kahl, unterseits sammethaarig-grau; die Blüthen sind meist an der Spitze der Aeste achselständig; die fünf Blättchen des Außenkelches sind linealisch-spitz, am Grunde verwachsen, kürzer als der innere; die Staubfadenröhre ist länger als die Kronblätter; die Karpellen sind auf dem Rücken stark netzaderig, höckerig.

In Brasilien einheimisch.

;) Malvaviscoides *St. Hilaire.* Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengerollt, die Staubfadenkrone ragt aus der Blumenkrone weit hervor.

74) P. malvaviscoides *St. Hilaire.* Die Blätter sind herzförmig-spitz, fast ganzrandig, lederartig, unterseits grau; die Blüthen sind meist endständig, einzeln, glänzend roth; die zehn Blättchen des Außenkelches stehen in einer Reihe und sind länger als die innern.

In Brasilien einheimisch.

75) P. conferta *St. Hilaire.* Die Blätter stehen an der Spitze der Aeste gehäuft und sind lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig; die Blüthen sind endständig, gehäuft, dunkel purpurroth; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind länger als der innere Kelch.

Brasilien.

76) P. multiflora *St. Hilaire.* Die Blätter sind lang, lanzettlich-zugespitzt, fast ganzrandig, rauh; die blaßgrünen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste fast ebensträußig; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind ein wenig länger als der innere Kelch.

Brasilien.

77) P. longifolia *St. Hilaire.* Die Blätter sind sehr lang, elliptisch-lanzettlich, undeutlich gezähnt, rauh; die grünlichen Blüthen stehen an der Spitze der Aeste gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen und sind ein wenig kürzer als der innere Kelch.

Brasilien.

78) P. tricalycaris *St. Hilaire.* Die Blätter sind lang, elliptisch-lanzettlich, ganzrandig, rauh; die Blüthen sind endständig, gehäuft; die zahlreichen Blättchen des Außenkelches stehen in zwei Reihen, die äußern Blättchen sind sehr kurz, die innern ein wenig kürzer als die mittlern.

Brasilien.

79) P. alnifolia *St. Hilaire.* Die Blätter sind fast eiförmig, stumpf gezähnt, glänzend, ganzrandig, durchscheinend-punktirt; die gelblichen Blüthen sind beinahe endständig, einzeln oder gepaart; die fünf am Grunde unter einander verwachsenen Blättchen des Außenkelches sind kaum kürzer als die äußern.

Brasilien.

80) P. calyculosa *St. Hilaire* und *Naudin.* Die Pflanze ist halbsträuchig; die Blätter sind lanzettlich-länglich, kurzgestielt, gezähnt, kahl, gehäuft; die Nebenblätter sind lang; die Blüthenstiele sind fast endständig, lang, einblüthig; die neuen Blättchen des Außenkelches sind linealisch, dreimal länger als der innere Kelch; die Karpellen sind fast glatt.

Brasilien.

B. Lopimia *Nees* und *Martius.*

Die Blättchen des Außenkelches sind frei, borstenförmig, länger als der Kelch. Die Karpellen sind von einem klebrigen Schleime überzogen.

81) P. malacophylla *Garcke.* Die Blätter sind herzförmig-zugespitzt oder herzförmig-dreilappig, gezähnt-gesägt, beiderseits sammethaarig-filzig; die rothen Blüthen sind einzeln und achselständig oder endständig und rispig; die Blättchen des Außenkelches sind zahlreich; die Karpellen sind verkehrt-eiförmig, klebrig. Hierher geboren Lopimia malacophylla, Sida malacophylla *Link* und *Otto* und Pavonia velutina *St. Hilaire.*

Brasilien.

C. Lebretonia *Schrank.*

Der Außenkelch besteht aus fünf Blättchen. Die Blumenkronblätter sind in eine Röhre zusammengerollt. Die Karpellen sind stumpf, trocken.

82) P. Schrankii *Sprengel.* Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, gesägt; die Blüthenstiele sind achselständig, einblüthig, länger als der Blattstiel; die scharlachrothe Blumenkrone ist doppelt länger als der Außen-

kelch. Hierher gehört Lebretonia coccinea *Schrank* und Pavonia muricata *St. Hilaire.*

Brasilien.

83) P. latifolia *Sprengel.* Die Blätter sind eioder fast herzförmig, etwas spitz, gekerbt-gesägt; die einblüthigen Blüthenstiele sind länger als der Blattstiel; die scharlachrothe Blumenkrone hat mit dem Außenkelche fast gleiche Länge. Hierher gehört Lebretonia latifolia *Nees* und *Martius.*

Brasilien.

84?) P. semiserrata *Steudel.* Die Blätter sind länglich, an der Spitze gesägt, lederartig, langgestielt; die Blüthen sind endständig; die Kelche sind gefärbt. Hierher gehört Lebretonia semiserrata *De Candolle.*

Brasilien. (*Garcke.*)

GOETHIT ist ein zu Ehren des berühmten Goethe benanntes Mineral, das sonst auch unter dem Namen Nadeleisenerz begriffen wird und streng genommen nur die dünn tafelartigen und spießigen Lamellen des Nadeleisenerzes bezeichnet. Indem wir daher auf den Artikel Nadeleisenerz verweisen, genügt es hier, die specielle Analyse anzuführen. Dieselbe ergab nach von Kobell (Erdmann und Schweigger-Seidel, Journal für Chemie I, 181): 86,35 Eisenoxyd, 11,38 Wasser, 0,85 Kieselerde, 0,51 Manganoxyd, 0,91 Kupferoxyd, Spur von Kalkerde und nach Schnabel (Liebig und Kopp, Annalen für Chemie 1819. S. 733): 89,27 Eisenoxyd, 0,65 Manganoxyd, 10,08 Wasser. Das specifische Gewicht beträgt nach Wieser (Bronn's Neues Jahrb. f. Mineral. 1846. S. 581) 4,111. Wo der Goethit massenhaft bricht, wird er vortheilhaft auf Eisen verwerthet. (*Giebel.*)

GÖTSCH (Karl), teutscher Theolog, am 13. Oct. 1671 zu Nürnberg geboren, war der Sohn des Schreib- und Rechenmeisters Joh. Dav. Götsch zu Nürnberg, welcher sich durch seine sehr brauchbaren Handbücher des kaufmännischen Rechnungswesens (Mercatorische Practica, Nürnberg 1664. 8. und Mercatorischer Lustgarten, Nürnberg 1664. 12.) bei seinen Zeitgenossen Beifall erwarb. K. Götsch widmete sich auf den Universitäten zu Jena, Leipzig und Altorf der Theologie und wurde, nachdem er zu Altorf die Magisterwürde erlangt hatte, im J. 1702 Vicarius zu Petzenstein. Später kam er als Prediger nach Nürnberg und dann als Diacon nach der Vorstadt Wöhrd, wo er am 15. Mai 1721 starb. Außer einigen unbedeutenden Gelegenheitspredigten ist noch seine Oratio de spinea Christi corona (Altorfii 1694. 4.), eine der vorzüglichsten Schriften über diesen Gegenstand, zu nennen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTSCHE (Andreas), teutscher Rechtsgelehrter, am 2. Nov. 1663 zu Stettin geboren, erlangte, nachdem er zu Frankfurt an der Oder und zu Königsberg mit großem Eifer sein Fach studirt hatte, im J. 1693 zu Halle die juristische Doctorwürde und wurde daselbst im J. 1699 Professor der Jurisprudenz und später Assessor bei der Juristenfacultät. Er starb im Januar 1720. Da er seine Thätigkeit fast ausschließend der Ausarbeitung seiner Vorträge widmete, so blieb ihm nur wenig Muße, sich als Schriftsteller zu zeigen, doch haben mehre seiner kleinen juristischen Abhandlungen (insbesondere die Disputationen: De substantiali paterni consensus ad nuptias filiorum-familias requisito, Halae 1700. 4. De vinculo matrimonii ob legem consanguinitatis turpi vel honesto, Halae 1705. 4. De vinculo matrimonii ob legem affinitatis turpi vel honesto, Halae 1706. 4. und De eo, quod justum est circa dispensationem matrimonii ob legem consanguinitatis vel affinitatis jure divino prohibiti, Halae 1718. 4.) bleibenden Werth *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTSCHEL (Johann Christoph Friedrich), geboren am 8. Dec. 1768 zu Baireuth, erhielt den ersten Unterricht durch Privatlehrer. In dem Seminarium seiner Vaterstadt erwarb er sich unter Dörfler's Leitung die gewöhnlichen Schulkenntnisse und trat hierauf zu Anfange des Jahres 1779 in das Gymnasium zu Baireuth. Dort waren Purrucker, Lang, Kapp, Kraft und Schumann seine vorzüglichsten Lehrer. Seine frühzeitig sich entwickelnden Geistesanlagen unterstützte ein rastloser Fleiß. Seine lateinischen Sprachkenntnisse zeigte er in einem Hochzeitsgedichte [1]). Mit einer ungedruckt gebliebenen Abschiedsrede verließ er 1786 das Gymnasium zu Baireuth, um die Universität Erlangen zu beziehen. Dort beschäftigten ihn neben der Theologie philosophische und historische Studien. Mehr seinem Privatfleiße als den akademischen Vorlesungen verdankte er den größten Theil seiner wissenschaftlichen Bildung. Doch gestand er in spätern Jahren, daß ihm die Collegien Pfeiffer's, Brever's, Seiler's, Rau's, Hufnagel's und anderer Professoren manchen Nutzen gebracht hätten. Er war in das theologische und philologische Seminar eingetreten und auch Mitglied des Institutes der Moral und der schönen Wissenschaften in Erlangen geworden. Gleichzeitig übernahm er eine Collaboratorstelle an dem dortigen Gymnasium. Einen Beweis seiner philologischen Kenntnisse gab er 1788 durch öffentliche Vertheidigung seiner Diss. de interpretatione loci 1 Cor. 11, 10. Noch in dem genannten Jahre vertheidigte er seine akademische Streitschrift: Num Thespis tragoediae auctor haberi possit [2])? Im J. 1790 erlangte er den philosophischen Doctorgrad. Er schrieb bei dieser Gelegenheit sein Mythologiae specimen [3]). Noch im J. 1790 folgte er einem Rufe als Prediger der protestantischen Gemeinde nach Prag, wo er am fünften Sonntage nach Trinitatis seine Antrittspredigt und im nächsten Jahre auch eine Dankpredigt hielt, zu welcher ihn die Krönung Leopold's II. veranlaßte [4]). Auch den Tod des Kaisers

*) G. A. Will, Nürnbergisches Gelehrtenlexikon (Nürnberg 1755. 8.), 2. Bd. u. d. N.

*) Chr. Weidlich, Verzeichniß aller auf der Universität Halle herausgekommenen juristischen Disputationen. (Halle 1789. 8. Nr. 8.)

1) Carmen in nuptias Joannis Kappii a Consiliis Consistorii. (Baruthi 1785. fol.) 2) Erlangae 1788. 4. 3) Ibid. 1790. 4. 4) Jene erschien zu Prag 1790 im Drucke, diese zu Dresden 1791.

feierte er durch ein Gedächtnißpredigt[4]). Erwähnt zu werden verdient unter seinen Schriften, größtentheils einzelne gedruckte Predigten, eine Sammlung liturgischer Aufsätze[5]). Sein Amt in Prag bekleidete er nur einige Jahre. Er ward Senior der Gemeinden augsburgischer Confession in Böhmen und 1798 zum Superintendenten ernannt. Einen vortheilhaften Ruf nach Eutin, der um diese Zeit (1798) durch den Fürstbischof von Lübeck an ihn erging, glaubte er nicht ablehnen zu dürfen. Dort ward er 1799 Superintendent, Consistorialrath und Hofprediger. Er starb am 8. Febr. 1812, den Ruhm eines gründlichen und vielseitig gebildeten Gelehrten hinterlassend, der mit schätzbaren Kenntnissen in der Theologie und Philosophie auch geistliches Rednertalent vereinigte[6]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTSE (Christian Friedrich), geboren am 3. Sept. 1714 zu Maßrou bei Crossen in der Niederlausitz, studirte Theologie und erwarb sich am Schlusse seiner akademischen Laufbahn den philosophischen Doctorgrad. Er erhielt, nachdem er einige Hauslehrerstellen bekleidet hatte, ein Pfarramt zu Gassen. Dort starb er als Pastor emeritus am 10. Aug. 1792 im 78. Jahre. Außer „Dispositionen der Sonn- und Festtagsevangelien" (Sorau 1755. 3 Thle. 8.) erschien von ihm (ebendas. 1786. 4.) die beachtenswerthe Schrift: „Etwas von dem raren und schätzbaren Buche Chevilla, oder von der Rolle des Buchs der Rathschlüsse Gottes"*).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTEN (Gabriel Wilhelm), geboren am 4. Dec. 1708 zu Magdeburg, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt den ersten Unterricht in der Liebfrauenschule seiner Vaterstadt. Müller, Timann und Hartmann waren dort seine vorzüglichsten Lehrer. Unter der Leitung des Rectors Frick und des Conrectors Selig setzte er die begonnenen Studien in der Schule zu Wolfenbüttel fort. Ueber seine Fähigkeiten wie über seinen Fleiß sollen die Zeugnisse seiner Lehrer sehr günstig gelautet haben. Im J. 1724 bezog er die Universität Halle. Ein Jahr später ging er nach Helmstädt. Dort waren Rambach und Mosheim seine Hauptführer im Gebiete der Theologie, die er zu seinem künftigen Berufe gewählt hatte. Auch als Kanzelredner dienten ihm jene ausgezeichneten Theologen zum Muster. Fleißig besuchte er Treuer's und Gösmann's philosophische Vorlesungen, während Michaelis seine orientalischen Sprachkenntnisse erweiterte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm Götten eine Hauslehrerstelle bei dem zu Benzingerode wohnenden Grafen von Ranzau und späterhin, auf Mosheim's Empfehlung, bei dem Generalsuperintendenten Lamprecht in Uelzen. Um diese Zeit (1732) trat er zum ersten Male als Schriftsteller auf in der Uebersetzung eines von dem Engländer H. Ditton geschriebenen Werkes: „Wahrheit der christlichen Religion, aus der Auferstehung Jesu bewiesen"[1]). Durch die Herausgabe dieses Werkes war er in Hildesheim, wo es gedruckt ward, so vortheilhaft bekannt geworden, daß er auf seiner Reise dorthin nach abgelegter Probepredigt 1732 zum Prediger an der St. Michaelskirche in Hildesheim gewählt ward. Er verheirathete sich um diese Zeit (1733) mit Johanna Katharina Schluens, der Tochter eines Rathsherrn, mit der er in einer sehr glücklichen, wenngleich kinderlosen Ehe lebte. Seinen literarischen Ruf hatte er durch das von ihm herausgegebene „Gelehrte Europa"[2]) immer fester begründet. Im J. 1736 erhielt er ein Pfarramt zu Celle. Von da ward er 1741 als Superintendent nach Lüneburg gerufen. Eine gleiche Stelle bekleidete er seit dem Jahre 1746 zu Hanover, wo er im Aug. 1781 starb. Durch die Stiftung eines Schullehrerseminars erwarb er sich dort ein bleibendes Andenken[3]). Mit vielfachen und gründlichen Kenntnissen vereinigte Götten einen bescheidenen, anspruchslosen Charakter und einen unermüdeten Fleiß. Seine Schriften, außer den bereits genannten, bestehen größtentheils in Predigten, die er theils einzeln, theils in Sammlungen herausgab. Am bekanntesten ward er durch sein bereits erwähntes „Gelehrtes Europa"[3]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTEN (Heinrich Ludwig), am 2. Febr. 1677 zu Braunschweig, wohin sich sein Vater während des 30jährigen Krieges aus dem Gebiete von Paderborn geflüchtet hatte, geboren, widmete sich, nachdem er den ersten gelehrten Unterricht in der Schule seiner Vaterstadt unter dem Rector Gebhardi erhalten hatte, auf den Universitäten zu Helmstädt, Halle und Leipzig fünf Jahre

4) Prag 1792. gr. 8. 5) Ebendas. 1797. 8. 6) Vergl. Ittenscher's Beitrag zur Gelehrtengeschichte Baireuths. S. 401 fg. Dessen Gel. Fürstenthum Baireuth. 3. Bd. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 505 fg. Kieler Gel. Zeitung. 1799. S. 584 fg. Lübker's Lexikon der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Abth. 1. S. 191 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606 fg. 9. Bd. S. 430. 13. Bd. S. 484. 17. Bd. S. 745. 22. Bd. Abth. 2. S. 403.

*) Siehe Lausitzisches Magazin. 1792. S. 286. fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606. 22. Bd. Abth. 2. S. 403.

1) Der vollständige Titel lautet: Humphrey Ditton's, weiland Lehrers der Mathematik zu London, Wahrheit der christlichen Religion u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen, Registern und dem Leben des Verfassers, nebst einer Vorrede des Herrn von Mosheim, worin von der Nothwendigkeit der Offenbarung gehandelt wird. (Hildesheim 1732. 8. Zweite Auflage. Ebendas. 1734. gr. 8.) Noch im J. 1764 ward dies Werk zu Braunschweig neu aufgelegt. 2) Es erschien nach einer vorausgeschickten Ankündigung (Hildesheim 1734 8.) unter dem Titel: Das jetztlebende Europa, oder Nachrichten von den vornehmsten Lebensumständen und Schriften jetztlebender europäischer Gelehrten u. s. w. (Braunschweig 1735—1736. 2 Thle. 8. Neue Auflage. Ebendas. 1736—1737. 8. Dritten Theils erstes Stück. Celle 1737. 8.) Die drei übrigen Stücke dieses Theiles gab C. L. Rathlef anonym heraus. Fortgesetzt ward später von ihm dies Werk unter seinem Namen und unter dem Titel: „Geschichte der jetzt lebenden Gelehrten." 3) Vergl. die von J. G. Salfeld herausgegebene Schrift: Böttcher und Götten, die Stifter des Hannöverischen Schullehrer-Gymnasiums. (Hanover 1802. 8.) 4) Siehe Moser's Beitrag zu einem Lexikon jetzt lebender Theologen. S. 230 fg. Baring's Beitrag zur Hannöverischen Kirchen- und Schulhistorie. S. 131 fg. Neues gel. Europa. 7. Bd. S. 619 fg. Lauenstein's Hildesheimische Kirchengeschichte. St. 3. S. 89 fg. H. Döring: Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 507 fg. Meusel's Lexikon verstorbener deutscher Schriftsteller. 4. Bd. S. 249 fg.

hindurch der Theologie und wurde im J. 1706 Prediger zu Wahldorf, einem Flecken im Magdeburgischen, und kurz darauf zu Neustadt, einer Vorstadt Magdeburgs. Er bekleidete diese Stelle über 30 Jahre und starb am 5. Aug. 1737 auf einer Reise von Magdeburg nach Celle, wo er seinen Sohn, den bekannten Theologen und Literarhistoriker Gabriel Wilhelm Götten (s. d.) besuchen wollte. Als Schriftsteller erwarb er sich hauptsächlich durch seine unter der Chiffre H. P. L. M. erschienene „Nachricht von den Journalen" (Gardelegen 1718—1724. 8. 3 Thle.), einen der ersten Versuche über das Journalwesen, Beifall. Von seinen übrigen Schriften, wozu auch viele Gelegenheitsreden und Leichenpredigten gehören, sind noch zu nennen das unter der Chiffre B. C. R. gerückte „Journal oder Tagebuch eines evangelischen Predigers, darinnen verzeichnet, was Gott durch seinen Geist in ihm gewürket" (Gardelegen 1722. 8.), die anonym gedruckte Abhandlung „Von dem Vorzuge des weiblichen für dem männlichen Geschlecht von Heinr. Corn. Agrippa nebst der Rettung des männlichen Geschlechts" (Stendal 1721. 12.), die „Anleitung, das Leiden und Sterben Christi zu betrachten aus Luther's Schriften" (Magdeb. 1724. 12.) und „Solenne Grundlegung und Einweihung der Kirche St. Ambrosii und historische Beschreibung der Stadt Sudenburg vor Magdeburg." (Magdeb. 1736. 4.) Götten erwarb sich außerdem großes Verdienst durch die Herausgabe guter Schriften anderer Theologen, von welchen hier nur Ahasv. Fritsch, J. Lassen und F. Jul. Lötke als die bekanntesten genannt werden sollen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTTEN (Jacob), teutscher Lutherischer Theolog, am 26. Juli 1629 zu Lübeck geboren, besuchte die Universitäten zu Rostock, Leipzig, Strasburg, Basel und Kiel und machte nach der Beendigung seiner Studien eine Reise nach Holland und in die Niederlande, wo er mit den Jesuiten vielfach in Berührung kam und sich mit ihnen in Disputationen über religiöse Gegenstände einließ. Sie suchten ihn durch Ueberredung zu bekehren und sperrten ihn, als dies nicht gelang, in ein sorgfältig bewachtes Zimmer, aus welchem er jedoch durch einen glücklichen Zufall entkam, worauf er im J. 1653 nach der Heimath zurückkehrte. Im J. 1658 wurde er Prediger an der Johanniskirche in seiner Vaterstadt und starb daselbst am 1. Febr. 1671 (nicht 1682 wie Andere fälschlich angeben). Seine „Sparstunden kurtzer Betrachtungen, wie man sich in der täglichen Uebung des thätlichen Christenthums gottselig gegen Gott, züchtig gegen sich selbst und gerecht gegen den Nechsten zu verhalten habe" (Lubeck 1663. 12. und 1670. 12. Magdeburg 1670. 12. Zweiter Theil nach dem Tode des Verfassers von Fr. Wörger herausgegeben, Lübeck 1671. 12.) fanden bei seinen Zeitgenossen großen Beifall; auch seine Observationum historico-theologicarum libri II ex Patribus graecis et latinis, conciliis, antiquariis, theologis, historicis, philologis ad condimentum studiorum graviorum (Lubecae 1661. 8.) wurden von seinen gelehrten Fachgenossen geschätzt, ein angekündigtes drittes Buch derselben erschien aber nicht, da der Tod den Verfasser während der Ausarbeitung überraschte *). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Gab. Wilh. Götten, Das jetzt lebende gelehrte Europa. (Braunschw. 1735. 8.) 1. Bd. S. 339 und Joh. Chr. Strodtmann, Das Neue Gelehrte Europa. (Wolfenbüttel 1755. 8.) 7. Bd. S. 620.

GÖTTERBILDER und GÖTTERTEMPEL der Germanen. Tacitus bietet in der Germania c. 9 über unsere Altvordern die schönen, vielbesprochenen Worte dar: „Ceterum *nec cohibere parietibus deos, neque in ullam humani oris speciem adsimulare ex magnitudine coelestium arbitrantur.* Lucos ac nemora consecrant, deorumque nominibus appellant secretum illud quod sola reverentia vident," woraus man vollkommen zu dem Schlusse berechtigt zu sein scheint, daß die Germanen zu der Römer Zeiten weder Göttertempel, noch Götterbilder besessen haben, zumal da Tacitus selbst den Waldcultus derselben vielfach bezeugt und Germania c. 43 ausdrücklich sagt: „apud Naharvalos *antiquae religionis lucus* ostenditur ... numini nomen Alcis, *nulla simulacra*," sowie wiederholt von den in den heiligen Hainen geborgenen Symbolen der Götter redet, indem er c. 7 berichtet: „*effigies et signa* (d. i. elligiata signa) quaedam detractae *lucis* in proelium ferunt," womit Hist. IV, 22 verbunden werden muß: „inde depromptae *silvis lucisque ferarum imagines*, ut cuique genti inire proelium mos est," und sodann c. 9 meldet: „pars Sueborum et Isidi sacrificat ... *signum* ipsum, *in modum liburnae figuratum.*" Allein derselbe Tacitus sagt nun Germania c. 40 bei der Beschreibung des heiligen Haines und des feierlichen Umzugs der Nerthus, der terra mater: der Priester merke es, wenn die Göttin in ihrem Heiligthume gegenwärtig sei (adesse penetrali) und gebe dieselbe, satt des Umgangs mit den Sterblichen, dem Tempel zurück (templo reddat); darnach werde der Wagen, auf dem die Göttin, vom Priester geleitet, ihren Umzug hielt, die Tücher, mit denen er überdeckt war, und — wer es glauben will — die Gottheit selber (numen ipsum) in einem geheimen See abgewaschen. Hier setzt der Umzug auf dem Wagen und das Baden der Gottheit unzweifelhaft ein Bild voraus, wenn man auch den Ausdruck templum auf den heiligen Hain selbst beziehen mag (vergl. §. 11). Hält man aber hierzu aus der bekannten Meldung desselben Schriftstellers vom Zuge des Germanicus gegen die Marsen im J. 14 n. Chr. noch die Worte (Annal. I, 15): „profana simul *et sacra et celeberrimum illis gentibus templum, quod Tanfanae vocabant, solo aequantur*," wo doch wol unzweifelhaft ein Tempelbau gemeint ist, so kann nicht bestritten werden, daß die Germanen bereits zu jener Zeit sowol Göttertempel als Götterbilder besaßen, wenn auch aus jenen Worten des 9. Capitels der Germania, sowie aus dem gänzlichen Schweigen aller übrigen Schriftsteller darüber, und zwar von den Tempeln bis zum 5., von den Bildern bis zum 4. Jahrh., geschlossen werden muß,

*) Chr. Gottl. Jocher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1048. Biographie générale. Tom. XXI. p. 56.

daß beide damals noch höchst selten waren [1]). Mag man nun den Grund hiervon darin suchen, daß unsern Altvordern der majestätische Urwald mit seinen geheimnißvollen Schauern für die Gottheit eine würdigere Wohnung zu sein schien, als die engen Tempelwände, und daß ihnen das einfache Symbol das Wesen und Walten der himmlischen Mächte lebendiger zu bezeichnen deuchte, als ein Bild; oder daß ihr Polytheismus noch nicht zur individuellern, anthropomorphischen Götteranschauung gelangt war, obwol es unbestritten ist, daß dieselben nicht nur ihre Götter, als auf ethischen Ideen aufgebaute und bereits zu bestimmten Persönlichkeiten ausgeprägte Gestalten, sondern auch einen großen Theil ihrer Mythen aus der asiatischen Heimath mitgebracht haben; oder auch, daß die Bau- und Schnitzkunst damals nur rohe, ärmliche Wohnungen und unförmliche Gestalten zu schaffen vermochte, indem damals Germanien in beiden Künsten noch keine Meister besaß. Sicher ist jedoch, daß in der Urzeit, wo man erst anfing, sich in der neuen Heimath anzusiedeln und die Menschen selbst, wie in den Tagen der Wanderung, noch in der offenen Natur und den Wäldern lebten, ja auch wol noch lange nachher, nachdem schon ein fester und geordneter Zustand eingetreten war, auch der Aufenthalt der Götter und jeder Verkehr mit ihnen an keine andere Stätte, als in das Dunkel des Haines, in den Schatten des Baumes, in die Stille der Aue und auf den Gipfel des Berges gelegt ward. Dies beweisen die ältesten Ausdrücke unserer Sprache für Tempel, wie namentlich wih, harue, paro, welche den Begriff des heiligen Haines, sowie hof und altn. hörgr, welche den des eingefriedigten Raumes auf Wiesen und Auen, letzterer auch insbesondere den des Waldes, nicht verleugnen können. Erst allmälig entstand der Gedanke, gleich den Menschen auch für die sich immer mehr menschlicher gestaltenden Götter bleibende Wohnstätten zu errichten, und aus den eingefriedigten geheiligten Räumen gingen nach dem Vorbilde menschlicher Wohnungen Hof und Tempel hervor. Wenn dieser Wendepunkt eintrat, läßt sich aus Mangel an Nachrichten nicht mehr ermitteln; ohne Zweifel fällt derselbe aber noch in die vortaciteische Zeit, und daher gehören die Tempel zur Zeit der Abfassung der Germania zu den sporadischen Erscheinungen. Daß mit dem Tempelbau die Errichtung von Bildsäulen Hand in Hand ging, wird man sehr erklärlich finden.

I.

Die teutschen Göttertempel.

§. 1.

Die Zeugnisse über die Göttertempel vom 5. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse, welche vom 5. Jahrh. an ausdrücklich von Göttertempeln bei teutschen Volksstämmen handeln, sind folgende (s. Grimm, Myth. S. 70—77). Bei den fränkischen, auch wol westgothischen und langobardischen verdient jedoch das Wort J. Grimm's (Myth. S. 74 fg.) erwogen zu werden: „Ich will einräumen, bei einigen Zeugnissen mag bestritten werden, daß teutschheidnische Tempel gemeint sind, es könnten stehen gebliebene römische sein, und dann wäre ein doppelter Fall möglich: das herrschende teutsche Volk hätte in seiner Mitte einzelne Gemeinden römisch-gallischen Cultus fortsetzen lassen, oder der römischen Gebäude sich für die Ausübung seiner eigenen Religion bemächtigt. Da bisher keine gründliche Untersuchung gepflogen worden ist über den Zustand des Glaubens unter den Galliern unmittelbar vor und nach dem Einbruche der Teutschen (ohne Zweifel gab es neben den Bekehrten damals auch noch heidnische Gallier); so ist es schwer, sich für eine dieser Voraussetzungen zu entscheiden, beide können zusammen stattgefunden haben. In dem gezeigten Falle hätten wir immer noch Tempel des teutschen Heidenthums vor uns, wenn auch erst römische Gebäude in sie verwandelt worden wären. Und sicher darf man nicht alle Zeugnisse auf jene Weise verstehen. So gut der Tanfanatempel von Germanen selbst errichtet wurde, läßt es sich von den alamannischen, sächsischen und friesischen Tempeln annehmen, und was im ersten Jahrhundert geschah, wird auch im 2., 3., 4. noch wahrscheinlicher geschehen sein." Ich ordne daher diese Zeugnisse, sowie die über die Götterbilder, zur sicheren Beurtheilung nach den einzelnen Stämmen.

1) Bei den Franken:

a) Eine *Constitutio Childeberti I.*, um das Jahr 554 (bei Pertz III, 1), enthält folgende Vorschrift: „praecipientes, ut quicunque admoniti de agro suo, ubicunque fuerint *simulacra constructa* vel *idola daemoni dedicata* ab hominibus, factum non statim abjecerint vel sacerdotibus haec destruentibus prohibuerint, datis fidejussoribus non aliter discedant, nisi in nostris obtutis praesententur."

b) *Gregorius Turon.* Vitae patr. 6: „eunte rege (Theoderico) in Agrippinam urbem, et ipse (s. Gallus) simul abiit. erat autem ibi *fanum* quoddam diversis ornamentis refertum, in quo barbaris (l. Barbarus) opima *libamina* exhibens usque ad vomitum cibo potuque replebatur. ibi et *simulacra* ut *deum adorans*, membra, secundum quod unumquemque dolor attigisset, sculpebat in ligno. quod ubi s. Gallus audivit, statim illuc cum uno tantum clerico properat, accensoque igne, cum nullus ex stultis Paganis adesset, ad *fanum* applicat et succendit. at illi videntes fumum *delubri* ad coelum usque conscendere, auctorem incendii quaerunt, inventumque evaginatis gladiis prosequuntur; ille vero in fugam versus aulae so regiae condidit. verum postquam rex quae acta fuerant Paganis minantibus recognovit, blandis eos sermonibus lenivit." Dieser Gallus war Bischof von Arvern, der Oheim

1) Ob der Thurm, den die bructerische Veleda bewohnte, wovon Tacitus Hist. IV, 65 Meldung thut, ein Tempel war, wage ich nicht zu behaupten, wenn auch das unten darüber Beigebrachte gewichtvoll erscheint.

Gregor's, und ſtarb 553. Unter dem Könige wird der auſtraſiſche Theoderich I. gemeint.

c) Vita s. *Radegundis* (geſt. 587), der Gemahlin Chlotar's, von Baudovinia, einer gleichzeitigen Nonne, abgefaßt (Acta Bened. sec. I. p. 327): „dum iter ageret (Radegundis) seculari pompa se comitante, interjecta longinquitate terrae ac spatio, *fanum quod a Francis colebatur* in itinere beatae reginae quantum miliario unum proximum erat. hoc illa audiens jussit famulis *fanum* igne comburi, iniquum judicans deum coeli condemni et diabolica machinamenta venerari. Hoc audientes Franci universa multitudo cum gladiis vel fustibus vel omni fremitu conabantur defendere. sancta vero regina immobilis perseverans et Christum in pectore gestans, equum, quem sedebat, in antea (d. i. ulterius) non movit, antequam et *fanum* perseveretur et ipsa orante inter se populi pacem firmarent.“ Radegund zog aus Thüringen nach Frankreich, in dieſer Richtung muß daher dieſes fanum geſtanden haben.

d) Audoëni Rotomagensis vita s. *Eligii* (um das Jahr 640) II, 16: „Nullus Christianus ad *fana* vel ad petras vel ad fontes vel ad arbores aut ad cellos vel per trivia luminaria faciat, aut vota reddere praesumat.“

e) Vita s. *Amandi* (geſt. 674), *Mabillon.* Acta Bened. sec. II. p. 714. 715: „Amandus audivit pagum esse, cui vocabulum Gandavum, cujus loci habitatores iniquitas diaboli eo circumquaque laqueis vehementer irretivit, ut incolae terrae illius, relicto deo, arbores et ligna pro deo colerent, atque *fana* vel *idola* adorarent. — Ubi *fana* destruebantur, statim monasteria aut ecclesias construebat.“

f) Vita s. *Lupi Senonensis* (*Duchesne* I, 562. *Bouquet* III, 491): „rex Chlotarius virum Dei Lupum episcopum restrusit in pago quodam Neustriae nuncupante Vinemaco (le Vimeu), traditum duci pagano (d. i. duci terrae), nomine Bosoni Landegisilo. Quem ille direxit in villa quae dicitur Andesagina (Ansenne) super fluvium Auciam (ſpäter la Bresle, Briselle), ubi erant *templa fanatica a decurionibus culta*“ (a. 614).

g) Im Indiculus superstitionum et paganiarum von der Synode zu Leſtines im J. 743 heißt der Tit. IV: De casulis, id est *fanis.*

2) Bei den Alamannen:

a) Walafridi Strabonis vita s. *Galli* (geſt. 640) in Actis Benedict. sec. II. p. 219. 220: „venerunt (s. Columbanus et Gallus) infra partes Alemanniae ad fluvium, qui Lindimacus vocatur, juxta quem ad superiora tendentes pervenerunt Turicinum. cumque per littus ambulantes venissent ad caput lacus ipsius, in locum qui Tucconia dicitur, placuit illis loci qualitas ad inhabitandum. porro homines ibidem commanentes crudeles erant et impii, *simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes,* observantes auguria et divinationes et multa quae contraria sunt cultui divino superstitiosa sectantes. Sancti igitur homines cum coepissent inter illos habitare docebant eos adorare patrem et filium et spiritum sanctum et custodire fidei veritatem. Beatus quoque Gallus sancti viri discipulus zelo pietatis armatis *fana,* in quibus *daemonibus sacrificabant,* igni succendit et quaecunque invenit oblata demersit in lacum.“ Weiterhin heißt es ausdrücklich: „cumque ejusdem *templi* solemnitas ageretur“ (ſ. unten bei den Zeugniſſen über die Götterbilder).

b) Die bis ins 11. Jahrh. hinaufreichenden Excerpta ex gallica historia, welche von der im Heidenthume zu Augsburg verehrten Göttin Zisa Meldung thun, ſagen: „cujus *templum* quoque ex lignis barbarico ritu constrictum, postquam eo colonia romana deducta est, inviolatum permansit.“ Grimm, Myth. S. 269.

3) Bei den Weſtgothen (?):

Vita s. *Eugendi,* abbatis jurensis (geſt. um 510), auctore monacho condatescensi ipsius discipulo (Act. sanct. Bolland. I. jan. p. 50 und *Mabillon.* Act. Bened. sec. I. p. 570): „sanctus igitur famulus Christi Eugendus sicut beatorum patrum Romani et Lupicini in religione discipulus, ita etiam natalibus ac provincia exsistit indigena atque concivis. ortus nempe est haud longe a vico, cui *vetusta paganitas ob celebritatem clausuramque fortissimam superstitiosissimi templi* gallica lingua *isarnodori,* id est *ferrei ostii* indidit nomen: quo nunc quoque in loco, *delubris* ex parte jam dirutis, sacratissime micant coelestis regni culmina dicata Christicolis; atque inibi pater sanctissimi prolis judicio pontificali plebisque testimonio exstitit in presbyterii dignitate sacerdos.“ Grimm bemerkt hierzu: „Wenn Eugendus ungefähr in der Mitte des 5. Jahrh. geboren, ſein Vater ſchon Prieſter der chriſtlichen Kirche war, die an der Stelle des Heidentempels errichtet wurde, ſo mag dort das Heidenthum höchſtens nur noch in der erſten Hälfte dieſes Jahrhunderts fortgedauert haben, in deſſen Beginn die Weſtgothen über Italien nach Gallien vordrangen. *Gallica* lingua ſcheint hier teutſche, von den einwandernden Völkern im Gegenſatze zur romana geredete, jene Benennung iſt faſt gothiſch (eisarnadaúri), ſie könnte noch näher burgundiſch ſein (isarnodori). Weſtgothen, Burgunder, vielleicht gar ſo weit eingeſchrittene Alamannen hätten in Clauſen und Gugen des Jurageburges den Tempel angelegt? Der Name ſchickt ſich zur Feſtigkeit der Lage und des Baues, den die Chriſten zum Theil beibehielten.“ Panzer, Beitrag zur deutſchen Mythologie I, 300, macht darauf aufmerkſam, daß man die Höhlen des Unterberges, aus welchen die wilden Frauen herauskamen, die eiſerne Thür heiße[2]).

2) Das burgundiſche castrum bei Lurovium, wo ehedem ein heidniſcher Tempel ſtand und bei dem ſich eine Menge Steinbilder befanden, wie Grimm a. a. O. S. 73 anführt, ſcheint doch mehr römiſch als germaniſch zu ſein.

4) Bei den Langobarden:

Vita s. *Bertulfi Bobbiensis* (geft. 640) in Act. Benedict. sec. II. p. 164: „ad quandam villae Iriae fluvio (ein Nebenfluß des Po) adjacentem accessit, ubi *fanum* quoddam *arboribus consitum* videns allatum ignem ei admovit, congestis in modum pirae lignis. id vero cernentes *fani* cultores Meroveum apprehensum diuque fustibus caesum et ictibus contusum in fluvium illud demergere conantur."

5) Bei den Angelfachfen und Altfachfen:

a) Nach *Beda*, Hist. eccles. I, 30 fchrieb der Papft Gregor der Große an den Abt Mellitus: „cum ergo Deus omnipotens vos ad reverentissimum virum fratrem nostrum Augustinum episcopum perduxerit, dicite ei, quid diu mecum de causa Anglorum cogitans tractavi, videlicet, quia *fana idolorum* destrui in eadem gente minime debeant; sed ipsa, quae in eis sunt, *idola* destruantur, aqua benedicta fiat, in *eisdem fanis* aspergatur, altaria construantur, reliquiae ponantur. Quia, si *fana* eadem bene constructa sunt, necesse est, ut a cultu daemonum in obsequium Dei debeant commutari; et dum gens ipsa eadem *fana* sua non videt destrui, de corde errorem deponat, et Deum verum cognoscens ac adorans ad loca, quae consuevit, familiarius concurrat."

b) Derfelbe Beda erzählt Hist. eccles. II, 13, wie Edwin, König von Nordhumberland, der im Jahre 627 getauft und 633 erfchlagen ward, fich erft nach reiflicher Berathung mit verftändigen Männern zu der Annahme des Chriftenthums entfchloß, vorzüglich aber durch feinen heidnifchen Oberprieftер (coifi, cæfi) in dem alten Glauben wankend gemacht wurde[3]): „cumque a praefato pontifice sacrorum suorum quaereret, quis *aras* (vigbed) *et fana* (heargas) *idolorum* (deofelgild) *cum septis* (hegas), *quibus erant circumdata* primus profanare deberet? Respondit: ego. quis enim ea, quae per stultitiam colui, nunc ad exemplum omnium aptius quam ipse per sapientiam mihi a deo vero donatam destruam? ..... Accinctus ergo gladio accepit lanceam in manu et ascendens emissarium regis, pergebat ad *idola*. quod aspiciens vulgus aestimabat eum insanire. nec distulit ille. mox ut appropinquabat ad *fanum*, profanare illud injecta in eo lancea quam tenebat multumque gavisus de agnitione veri dei cultus, jussit sociis destruere ac succendere *fanum cum omnibus septis* (getymbro) suis. ostenditur autem locus ille quondam *idolorum* non longe ab Eboraco ad orientem ultra amnem Dorowentionem et vocatur hodie Godmundinga hâm, ubi pontifex ipse, inspirante deo vero, polluit ac destruxit eas, quas ipse sacraverat, *aras*."

3) Ich füge hier nach Grimm die agf. Ueberfetzung hinzu, welches mir für das Uebrige unmöglich ift, da mir diefelbe nicht zur Hand ift.

c) Ferner derfelbe a. a. O. III, 8 von Coreenberht von Kent: „Hic primus regum Anglorum in toto regno suo *idola* relinqui et destrui ... praecepit." Und Malmsbury (De gestis reg. Angl. I. §. 11) fagt, daß er auch ihre *sacella deorum* zerftörte.

d) Sodann derfelbe Beda a. a. O. III, 30 von den Bewohnern von Effex, die beim Ausbruche einer fchrecklichen Peft vom Chriftenthume abfielen und zu ihrem alten Glauben zurückkehrten: „coeperunt *fana*, quae derelicta erant, restaurare, et adorare *simulacra*, quasi per haec possent a mortalitate defendi."

Von den Altfachfen entbehren wir jeder ältern Nachrichten, aber in *Alb. Krantzii* Saxonia (Francof. 1580.) p. 37 finde ich folgende Nachricht über einen angeblich von Karl dem Großen im J. 781 zerftörten Tempel der Venus (Holda) zu Magdeburg, welche zwar römifch gefaßt ift und apokryphifch lautet, der aber ohne Zweifel eine alte Ueberlieferung zu Grunde liegt: „Rex vero in Saxoniam iteravit expeditionem (a. 781) et ad Albim fluvium in castello Megedeborg *phanum* subvertit, quod illi loco nomen dedit. Has ego reliquias crediderim romanae olim religionis, verius superstitionis, quum Drusus Nero, et deinde filius ejus Germanicus sub Augusto Caesare praeessent provinciae. *Simulachrum* tale fuit: *stabat in curru* nuda *foemina*, myrtea caput cincta corona, ardentem faculam in pectore, in *dextera* mundi figuram, in sinistra vero *mala aurea tria* praeferebat. Post eam *tres puellae* (Charitas Graeci, Latini Gratias dixere) nexis manibus nudae, *singula poma gestabant*, aversis invicem vultibus dona porrigentes. *Jugales quadrigae erant gemini cygni*, totidemque columbae. *Venerem hac imagine figurabat gentilitas*, quae in omni mundo dominatur. Gratias illa comites habet, quae alternis obsequiis junguntur: hoc vult nexus ille manuum. Vultus avertunt, quia beneficia non inproperant. Sed bono mysterio vana suberat religio: quam Karolus subvertit, instaurans in locum *ecclesiam S. Stephani*." (Die hervorgehobenen Stellen mögen echte Ueberlieferung bewahrt haben, f. meine Deutfche Heldenfage I, 56.)

6) Bei den Frieſen:

a) Alcuin's Vita s. *Willibrordi* in Act. Benedict. sec. III. p. 609: „pervenit in confinio Fresonum et Danorum ad quandam insulam, quae a quodam deo suo Fosite ab accolis terrae Fositesland (Helgoland) appellatur, quia in ea ejusdem dei *fana* fuere constructa. qui locus a Paganis tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte, qui ibi ebulliebat, aquam haurire nisi tacens praesumebat." Und die Epist. Bonifacii CV (ed. *Würdtwein*): „(Willibrord) gentem Fresonum maximam ex parte convertit ad fidem Christi, *fana et delubra* destruxit." Auch der Fortfetzer des Fredegar berichtet c. 109 von frieſiſchen

Götzentempeln, welche Karl Martell 733 zerstörte und verbrannte.

b) Vita s. *Willehadi* (gest. 789) bei Pertz II, 381: „unde contigit, ut quidam discipulorum ejus, divino compuncti ardore, *fana in morem gentilium circumquaque erecta* coepissent evertere et ad nihilum, prout poterant, redigere; quo facto barbari, qui adhuc forte increduli perstiterant, furore nimio succensi, irruerunt super eos repente cum impetu, volentes eos funditus interimere, ibique dei famulum fustibus caesum multis admodum plagis affecere.“ Dies geschah im friesischen pagus Thrianta (Trente) vor dem Jahre 779.

c) Altfridi vita s. *Liutgeri* (bei Pertz II, 408): „Post haec misit Albricus Liutgerum, et cum eo alios servos Dei, ut destruerent *fana deorum*, et varias *culturas idolorum* in gente Fresonum. At illi jussa complentes, attulerunt magnum thesaurum ei, quem in *delubris* invenerant; ex quo Karolus imperator duas partes accepit, tertiam partem ad usus suos Albricum recipere praecepit.“ Derselbe Altfrid berichtet ferner zum Jahre 785 (Pertz II, 410): „pervenientes autem (Liutger und sein Begleiter) ad eandem insulam (Foseteslant), destruxerunt *omnia* ejusdem *Fosetis fana*, quae illic fuere constructa, et pro eis Christi fabricaverunt ecclesias.“

d) *Lex Frisionum*, additio sap. tit. 42: „qui *fanum* effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit — immolatur dîis, quorum *templa* violavit.“ Das Gesetz galt nur noch für die traus Laubachi wohnenden, länger heidnischen Friesen.

Unmittelbare teutsche Zeugnisse besitzen wir zwar nicht, aber das Vorhandensein heidnischer Tempel bestätigt die Sprache in verschiedenen Ausdrücken, die sie dafür bietet. Als goth. alhs (ναός), ahd. und altf. alah, agf. ealh. Die folgenden deuten zugleich auf Wald, und mögen sowol den heiligen Hain selbst (als das ursprüngliche Heiligthum der Götter), als auch den Tempel bezeichnen, der sich in demselben erhob, wie wir denn später einige Tempel kennen lernen werden, deren Lage in heiligen Hainen ausdrücklich berichtet wird; ihre allgemeine Bedeutung mag also „Waldtempel“ sein. Ahd. und altf. wih, agf. vih, veoh, altn. vé (nemus, templum, fanum, idolum, numen): ahd. haruc, agf. hearg (templum, fanum, nemus), altn. hörgr aber ursprünglich Steinaltar im Walde, sowie die ihn schützende und geheiligte Umfriedigung von Steinen, sei diese nun durch Menschenhand oder durch die Natur gebildet, dann insbesondere Tempel der Göttinnen; ahd. paro, agf. bearo (lucus, arbor, ara = templum), synonym mit haruc, altn. barr (arbor), barri (nemus). Für gebaute Tempel dienen nur: ahd., agf., altf. hol (aula, atrium), aber mit Recht bemerkt wol J. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 116 fg.: „ein gehegter Raum auf Wiesen und Auen, welchen man unter hof verstand, ungefähr mit dem Begriffe der lat. aula, scheint in unserer Sprache der älteste Name für einen solchen gottlichen Aufenthalt, und auch dabei hängt die Vorstellung eines Gartens und seiner Baumgänge noch mit dem tiefeingeprägten Waldleben zusammen;“ damit berührt sich auch das altn. hörgr, wie denn auch in Völuspâ 7; Fornald. sög. 1, 283; 2, 41; Fornm. sög. 2, 287. 288 beide verbunden erscheinen. Ferner ahd. halla, agf. heal, altn. höll (Halle, aula); ahd. sal, altn. salr, agf. sele, altf. seli (Saal, aula); agf. reced, altf. rakud (domus, basilica), ahd. pluostarhûs (idolium), ploazhûs (fanum), altn. blôthûs (Opferhaus); ahd. pëtapûr (delubrum), auch ahd. pëtahûs, mhd. bëtehûs (Bethaus), selbst ahd. chirihhâ (Notker chilechon), agf. cyrice (Kirche) und dann altn. goðahûs (Götterhaus).

Bis auf die wenigen unterirdischen Ueberreste, welche Panzer in seinem Beitrage zur deutschen Mythologie I, 20—52 und 298 fg. nachgewiesen hat, sind diese heidnischen Monumente im innern Teutschland, sowie in England fast gänzlich verschwunden. Entweder wurden sie, den ausdrücklichen Nachrichten zufolge, von dem frommen Eifer der Bekehrer dem Boden gleichgemacht, um auf demselben die christliche Kirche zu erbauen, oder ihre Hallen wurden in dieselben umgeschaffen. In beiden Fällen accommodirte man sich dem Heidenthume, welches diese Stätten aus der grauesten Vorzeit her für ein theueres Heiligthum des Stammes oder seiner Geschlechter ansah, und mit der Zähigkeit, welche jeder Naturreligion eigenthümlich ist, an diesem Glauben festhielt. Die alte Heiligkeit der Stätte war mit ihrer Christianisirung nicht vernichtet, sondern war in den meisten Fällen nur auf einen christlichen Heiligen übertragen, der jetzt hier sein Walten offenbarte und mit dem wahren Gotte verehrt wurde, wie einst die heidnische Gottheit; ja eine Reihe von Zeugnissen belehren uns, daß noch lange Zeit hindurch an derselben altheidnische Gebräuche haften blieben, die Anfangs in christlicher Gestalt geduldet wurden, bis sie die erstarkte Kirche durch Verbote allmälig beseitigte. Da aus dem Umstande, daß die Bekehrer die teutschen Heidentempel mit leichter Mühe zerstörten oder niederbrannten, sowie aus den von Panzer nachgewiesenen unterirdischen Ueberresten derselben geschlossen werden kann, daß die Tempel aus Holz ausgeführt waren, so können wir bei der Vergänglichkeit derselben auch ihre Erhaltung bis in unsere Tage nicht erwarten.

Aus den gesammelten Sagen und angestellten Untersuchungen über die Kreuzgruft zu Reichersdorf, die unterirdischen Gänge bei Mergentau, den Rockenstein und Almëring in Oberbaiern hat nämlich Panzer a. a. O. (s. auch die von demselben beigegebenen Pläne) mit grosser Wahrscheinlichkeit nachgewiesen, daß die in unsern Sagen so häufig begegnenden unterirdischen Gänge die Grabkammern altheidnischer Tempel sind und einer Vorzeit angehören, wo die Auswölbung mit Mauerwerk noch nicht bekannt war. Von dem auf dem Berggipfel stehenden Holzthurme solcher, gleichfalls aus Holz erbauten Tempel stieg man durch senkrechte Schachte in die oft weit sich erstreckenden Gänge und Grabkammern hinab, und eine aus hohen Pfählen bestehende Einfriedigung,

welche auch bei dem oben angeführten angelsächsischen Tempel unweit York, sowie bei nordischen Tempeln, von denen später die Rede sein wird, begegnet, verlieh dem Heiligthume den Charakter einer Burg, woraus die bekannten Namen altheidnischer heiligen Stätten: Itispuruc, Magadaburg, Etzelburg, Eresburg (vergl. das altfränkische Disbargum = Ziesburg = fanum Martis = das heutige Famars in Hennegau, Grimm, Myth. S. 1203. 1209), sowie die Nachricht des Tacitus (Hist. IV, 65), daß die göttlich verehrte bructerische Wahrsagerin Veleda auf einem Thurme ihre Wohnung hatte, gleich der wahrsagenden Walküre Brynhild (siehe meine Deutsche Heldensage I, 170. 178) und der heidelbergischen Wahrsagerin Jetha, ihre Erklärung empfangen. Dieser Tempelthurm scheint den Teutschen eigenthümlich gewesen zu sein, denn weder die angelsächsischen, noch die nordischen Quellen bieten darüber eine Nachricht dar. Die Tempel erhoben sich jedoch nicht nur auf den Höhen der Berge, sondern auch im Schatten der Haine und auf Wiesen und Auen, und standen namentlich, wie unten gezeigt werden soll, in enger Verbindung mit den Malstätten.

Die innere Einrichtung der teutschen Tempel, welche im Wesentlichen den nordischen ähnlich war, wird am Schlusse von §. 9 aus christlichen Anordnungen und Verboten erschlossen werden.

Neben den Tempeln bestanden jedoch die eingefriedigten freien heiligen Räume in großer, ja ohne Zweifel in noch größerer Zahl fort. Auf dieselben näher einzugehen, ist jedoch hier nicht der Ort, und wir müssen uns begnügen, auf den Artikel Opferstätten hinzuweisen, obschon derselbe den von J. Grimm angebahnten Forschungen nicht entspricht.

§. 2.

Die Zeugnisse über die Götterbilder vom 4. Jahrhundert an.

Die Zeugnisse für die Götterbilder, welche die Göttertempel erwarten lassen, beginnen schon mit Sicherheit in der Mitte des 4. Jahrh. Unbedenklich sind jedoch nur die Ausdrücke simulacra und imagines, bedenklich dagegen ist idolum, wo es nicht ausdrücklich von delubrum, fanum und templum unterschieden wird, da es im Allgemeinen ebenso wol idola colere, idola adorare, idola destruere, als fana adorare, fana destruere heißt (Grimm, Myth. S. 89—108).

1) Bei den Franken:

a) *Gregorius Turon.* meldet, außer dem schon oben aus den Vitae patr. 6 angeführten Zeugnisse über den heidnischen Tempel mit seinen Götterbildern zu Cöln, Histor. Franc. II, 29, die Königin Chrodichildis habe zu ihrem Gemahle, um denselben für die Taufe zu gewinnen, also gesprochen: „nihil sunt *dii, quos colitis*, qui neque sibi neque aliis poterunt subvenire: sunt enim aut ex *lapide*, aut ex *ligno*, aut ex *metallo* aliquo *sculpti*, nomina vero, quae eis indidistis, homines fuere, non dii.“

b) Im Indiculus superstitionum etc. heißt der Tit. XXVIII de *simulacro*, quod per campos portant, vergl. XXVI de *simulacro* de consparsa farina, und XXVII de *simulacro* de pannis factis.

c) Die erst 839 von Wandelbert verfaßte Vita s. *Goari* (gest. 649), Acta Benedict. sec. II. p. 282, sagt von diesem Heiligen: „coepit gentilibus per circuitum (d. h. Ripuarien) *simulacrorum* cultui deditis et vana *idolorum* superstitione deceptis verbum salutis annuntiare.“

2) Bei den Alamannen.

Außer dem schon angeführten Zeugnisse der Walafridi Strabonis vita s. *Galli*, welches nicht nur von einem Tempel bei Tuggen, sondern auch zugleich von Götterbildern redet, gehört hierher noch Folgendes:

Als der heilige Columban von Luxovium scheiden mußte, traf er bei Bregenz am Bodensee die sueviſchen Einwohner im Begriffe, aus einer mit Bier gefüllten großen Kufe dem Wodan ein Opfer zu bringen (Jonas Bobbiensis vita s. *Columbani* bei *Mabillon.* Ann. Bened. II, 26; vergl. Ratberti casus s. *Galli* bei Pertz II, 61). Zugleich mit dem heiligen Gallus traf er aber im Jahre 612 ebenfalls bei Bregenz, nach der im 8. Jahrh. aufgezeichneten Vita s. *Galli* (bei Pertz II, 7): „*tres ergo imagines aereas et deauratas* superstitiosa *gentilitas* ibi colebat, quibus magis quam creatori mundi vota reddenda credebat.“ Umständlicher berichtet Walafrid Strabo in der Vita s. *Galli* (Acta Bened. sec. II. p. 233): „Reperunt autem in templo (s. Aureliae) *tres imagines aereas deauratas pariete affixas*, quas populus, dimisso altaris sacri cultu, adorabat, et *oblatis sacrificiis* dicere consuevit: isti sunt *dii veteres* et *antiqui hujus loci tutores*, quorum solatio et nos et nostra perdurant usque in praesens .... cumque ejusdem templi solemnitas ageretur, venit multitudo non minima promiscui sexus et aetatis, non tantum propter festivitatis honorem, verum etiam ad videndos peregrinos, quos cognoverant advenisse .... Jussu venerandi abbatis (Columbani) Gallus coepit viam veritatis ostendere populo .... et in conspectu omnium arripiens *simulacra* et lapidibus *in frusta comminuens projecit in lacum.* his visis nonnulli conversi sunt ad dominum.“ Zu den Tempel, der früher christlich war (wie aus Ratperti casus s. *Galli* bei Pertz a. a. O., wo gleichfalls dieser Verfall, sowie der bei Tuggen berichtet wird, aber beide zusammengeworfen zu sein scheinen, hervorgeht), war wieder heidnischer Cultus der hier schon 300 Jahre ansässigen Alamannen eingedrungen und hatte sich mit dem christlichen vermischt. Den Bildsäulen dreier schützenden Gottheiten in demselben Tempel werden wir auch im Norden als echt heidnisch-teutsch begegnen, und aus dem in derselben Gegend dem Wodan dargebrachten Bieropfer läßt sich schließen, daß wahrscheinlich gerade dessen Bildsäule unter denselben sich befand.

3) Bei den Gothen.

Ueber dieses Volk erhalten wir folgende beiden merkwürdigen Zeugnisse: Commodianus in seinem Carmen

apologeticum (geschrieben zwischen 250—253) sagt von demselben (*Dom Pitra*, Spicilegium Solesmense I, 43, vergl. Prol. p. XVII seq.):

> Hi tamen gentiles pascunt Christianos ubique,
> Quos magis ut fratres requirunt gaudio pleni,
> Nam luxuriosos et *idola vana colentes*
> Persequuntur enim et senatum sub jugo mittunt,
> Haec mala percipiunt, qui sunt persecuti dilectos,
> Mensibus in quinque trucidantur isti sub hoste,

und Gregorius, Bischof von Neucäsarea, schreibt Bibl. patr. max. III, 316 einem Bischofe, der ihn unter Anderem über die Bestrafung des Genusses von Opferfleisch, dessen sich Christen, die von den im Jahre 255 in Kleinasien und in den Pontus eingefallenen Gothen gefangen waren, schuldig gemacht, um Rath gefragt hatte: „maxime quando una de omnibus fama est, barbaros (Gothos), qui in nostras regiones incursiones fecerunt, *idolis non sacrificasse*.“ Bei der Unsicherheit der Ausdrücke idola colere, idola sacrificare ist es nun um so erheblicher, wenn Sozomenus (Hist. eccles. VI. 37) bei der Verfolgung der thervingischen Christen durch ihren König Athanarich (gest. 382) meldet, daß derselbe befohlen habe, die Bildsäule (unter der man nur die eines gothischen Gottes verstehen kann) auf einem Wagen (ξόανον ἐφ' ἁμαμάξης ἑστὸς) vor den Wohnungen aller des Christenthums Verdächtigen herumzuführen, und wer sich weigere, niederzufallen und zu opfern (προσκυνεῖν καὶ θύειν), dem solle das Haus über dem Kopfe angezündet werden. Die ἁμάμαξα ist ein verdeckter Wagen, und daher ganz das vehiculum veste contectum, worauf nach Germania c. 40 unsichtbar die Göttin Nerthus vom Priester geleitet ihren Umzug hielt, sowie das vagn, auf dem Freyr und seine junge schöne Priesterin saßen, wenn er zu heiliger Zeit unter dem schwedischen Volke umzieht (jüngere Olafs saga Tryggvasonar c. 173, Fornmanna sögur II, 74. 75), welche gemeinsame Sitte bezeugt, daß die Gothen dieselbe schon in der nördlichen Heimath geübt und von dort nach dem Süden mitgebracht hatten.

4) Bei den Angelsachsen und Altsachsen.

a) Außer in den angeführten Stellen aus Beda's Hist. eccles. I, 30 und III, 30 wird für die Angelsachsen nur noch ein simulachrum Priapi in der Chronik von Lanercost bezeugt (Kemble, Die Sachsen in England, übersetzt von Brandes I, 295). Dagegen reden von Bildsäulen bei den Altsachsen folgende Zeugnisse:

b) Epist. *Bonifacii* IX. (ed. *Würdtwein*) ermahnt Gregor II. dieselben: „ut nemo ... in quocumque metallo salutem vestram quaeratis, *adorantes idola manu facta, aurea, argentea, acrea, lapidea, vel de quacunque materia facta*, quae falsidica nomina a paganis antiquitus quasi dii facti sunt, in quibus daemones habitare noscuntur.“

c) Hucbaldi Vita *Lebuini*, geschrieben zwischen 918—976, bei Pertz II, 361. 362: „inservire *idolorum* cultibus ... *numinibus suis* vota solvens ac sacrificia ... *simulacra*, quae deos esse putatis, quosque *venerando colitis*.“

d) Die Hauptstelle ist aber die vielbesprochene in *Witukindi* Hist. sax. I, 12 (Pertz V, 423), wo derselbe, „ut majorum memoria prodit,“ den Sieg der Sachsen über die Thüringer an der Unstrut erzählt: „Mane autem facto ad orientalem portam (der Burg Scheidungen) ponunt aquilam, *aramque victoriae* constituentes, secundum errorem paternum, sacra sua propria veneratione venerati sunt, nomine *Martem, effigie colupnarum* imitantes *Herculem*, loco Solem quem Graeci appellant *Apollinem*.“ Die Säule schmückte ein kriegerisch dargestellter Wodan oder Zio.

e) Im J. 772 zerstörte Karl der Große die Irminsûl bei der Eresburg. Dieselbe heißt bald fanum, bald lucus, bald idolum. Ein besonderes Bild wird hier nicht erwähnt, wird aber aus der eben angeführten Stelle Witukind's sicher. Zu den corveier Annalen wird bei der Erwähnung der Eresburg zum Jahre 1145 von einer Hand des 12. Jahrh. hinzugefügt, daß man daselbst zwei Idole verehrte, von denen eins auf der Stadtmauer gestanden habe; s. Grimm, Myth. S. 100. 105 fg.

5) Bei den Friesen.

Die oben angeführten Zeugnisse über die Göttertempel redeten von keinen Bildern; auch die Vita *Bonifacii* (Pertz II, 333) drückt sich noch unbestimmt aus, indem dieselbe den neuen Aufschwung des Heidenthums unter dem Könige Redbod (um 716) also beschreibt: „*idolorum* quoque cultura exstructis delubrorum fanis lugubriter renovata,“ da hier idolorum = deorum sein könnte; allein bestimmter sagt die Vita *Willehadi* (Pertz II, 380): „insanum esse et vanum a *lapidibus* auxilium petere et a *simulacris mutis et surdis* subsidii sperare solatium. quo audito gens fera et idolatriis nimium dedita stridebant dentibus in eum, dicentes, non debere profanum longius vivere, imo reum esse mortis, qui tam sacrilegia contra *deos suos invictissimos* proferre praesumsisset eloquia.“

Die teutschen Ausdrücke für Götterbilder waren: goth. manleika, ahd. manalihho, altn. líkneski (simulacrum), das nach menschlicher Gestalt geformte Bild; ferner ahd. avarâ (statua, imago). piladi, pilidi ist allgemein effigies, imago. Außerdem ahd. abcut, abcuti, das aber bald fana, bald idola und statuae bezeichnet und die christliche Auffassung ausdrückt. Die altnordische Sprache unterscheidet das neutr. goð (idolum) von dem masc. guð (deus).

Die Götterbilder hatten gleiches Schicksal wie die Tempel, dennoch sind uns einige erhalten, welche den Bemühungen eifriger Forscher aufzufinden bis jetzt gelungen ist.

J. W. Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 60, wies in den an der Kapelle zu Kupplingen in Würtemberg sich befindlichen Bildwerken den Gott Wodan mit seinem Rosse und seinen beiden Hunden oder Wölfen nach; ferner S. 106 fg. priapische Bilder des Fro zu Antwerpen, Löwen, Brüssel, sowie in Würtemberg am Rathhause zu Rottenburg und an der in der

Nähe gelegenen belsener Kapelle denselben Gott, umgeben von seinem Symbol der Sonne und den Häuptern des ihm geheiligten Stieres; sodann aus den zerstreuten Quadersteinen eines zerstörten Tempels (?) im Götzenhaine zu Emenzheim diesen Gott nebst seiner Schwester Frouwa. Kolossale elserne Götzenbilder, sowie ein hölzernes des S. Hirmon (Irmin) wies Pauzer a. a. O. II, 390—404 nach. Ein ehernes Bildchen des Fro brachte ein Gräberfund zu Kanstadt in Würtemberg zu Tage (Wolf a. a. O. S. 108). Eine ziemliche Anzahl aus Holz geschnitzter oder aus Metall und Leder verfertigter größerer und kleinerer Hausgötzen bespricht Rocholz in den Schweizersagen aus dem Aargau I, 361 — 363 [4]). Derselbe Gelehrte rechnet a. a. O. I, 207 fg. auch manche Wahrzeichen der Städte zu den Götzenbildern des teutschen Heidenthums.

§. 3.

Die nordischen Göttertempel und Götterbilder.

Diese dunkeln und vereinzelten Nachrichten und Ueberreste von den teutschen Göttertempeln und Götterbildern empfangen erst Bestätigung, Licht und Zusammenhang durch die nordischen, insbesondere isländischen und norwegischen Quellen, welche uns in größter Reichhaltigkeit und Vollständigkeit erhalten sind.

Schon *Adamus Bremensis*, Gesta Hammaburgensis ecclesiae pontificum IV, 26 (Pertz IX, 379), gedenkt eines Tempels zu Upsala und gewährt eine in vieler Hinsicht merkwürdige Beschreibung desselben: „Nunc de superstitione Sveonum pauca dicemus. *Nobilissima* illa gens *templum* habet, quod Ubsola dicitur, non longe positum a Sictone civitate (Sigtûn). In hoc templo, quod totum ex auro paratum est, *statuas trium deorum* veneratur populus, ita ut potentissimus eorum Thor in medio solium habeat triclinio. Hinc et inde locum possident Wodan et Frieco .... Cujus (Frieconis) etiam simulacrum fingunt cum ingenti priapo. Wodanem vero sculpunt armatum, sicut nostri Martem solent; Thor autem cum sceptro Jovem simulare videtur.“ Hierzu folgende Scholien 134: „Prope illud templum est arbor maxima late ramos extendens, semper viridis in hieme et aestate, cujus illa generis sit, nemo scit. Ibi etiam est fons, ubi sacrificia paganorum solent exerceri et homo vivus immergi. Qui dum non invenitur ratum erit votum populi.“ 135: „Catena aurea templum illud circumdat pendens supra domus fastigia, lateque rutilans advenientibus, eo quod ipsum delubrum in planitie situm montes in circuitu habeat positos ad instar theatri.“ Was derselbe IV, 28 von dem dem Tempel zunächst liegenden heiligen Haine berichtet, wird sogleich angeführt werden.

Nach den nordischen Quellen selbst hatte der Tempel folgende Einrichtung [5]): Das Tempelgebäude bestand aus zwei verschiedenen Abtheilungen, aus einem Langhause (höll, salr) und einem runden, auch wol gewölbten Nebenhause, das dem Chore an den christlichen Kirchen ähnlich war. Das letztere bildete das eigentliche Heiligthum; in ihm standen in einem Halbkreise auf Gestellen (stallr) die Götterbilder, vor demselben, also in der Mitte des Halbkreises, erhob sich der kunstreich gefertigte und mit Eisen getäfelte Altar (stalli), auf demselben brannte das geweihte Feuer (vigôan eld), das nie erlöschen durfte, daneben stand der kupferne Blutkessel (hlautbolli, blôtkoppr, blôtbolli, auch blôttrygill genannt, sofern er aus Thon verfertigt war), in welchem man das Blut der geschlachteten Opferthiere oder Menschen sammelte, und in dem der Blutzweig (hlautteinn), mit welchem man die Gestelle der Götterbilder und den Altar, die Wände des Tempels außen und innen, sowie die Leute und das Gut besprengte, lag; ferner befand sich daselbst der heilige Ring (stallahringr), auf dem alle Eide abgelegt wurden und den der Häuptling bei allen Volksversammlungen tragen sollte. In dem Langhause, welches oft von sehr beträchtlicher Länge war, stand in der Mitte jeder Langwand ein Hochsitz (öndvegi), dessen zwei spitzzulaufende Säulen (öndvegissulur) über das Dach emporragten und gewöhnlich mit einem Thorskopfe geziert waren, in diese Säulen waren Götternägel (reginnaglar) eingeschlagen, deren Bedeutung unbekannt ist; auf den Hochsitzen nahmen der Tempelhäuptling und, wie in dem Privathause, je die vornehmsten, beim Opfermahle anwesenden Männer Platz. Zu beiden Seiten der Hochsitze, also den Seitenwänden entlang, waren gewöhnliche Bänke angebracht. Zwischen diesen beiden Sitzreihen brannten auf dem Boden während des Opferfestes Feuer, über denen die Kessel hingen, in welchen das Opferfleisch gesotten wurde; über diese Feuer pflegte man sich gegenseitig den Vollbecher zu bringen, der, wie alle Opferspeise, von dem Häuptlinge geweiht war. Der ganze Tempel war durch Glasfenster erhellt, mit Tapeten behängt, zuweilen auch mit Schnitzwerk, Gold und Silber und sonstigem Schmucke geziert. In den Seitenwänden, quer dem Nebenhause gegenüber, befanden sich die Thüren, die verschließbar waren und an denen zuweilen ein metallener Ring hing, dessen Bestimmung unbekannt ist. Vor der Thür befand sich der Opferstein (blôtsteinn) und der Opfersumpf (blôtkelda), in welchem letztern die zum Opfertode verurtheilten Menschen, nachdem ihnen am Opfersteine der Rücken zerbrochen war, versenkt wurden. Heilige Bäume, an denen gewisse Theile der geopferten Thiere, auch wol die geopferten Menschen aufgehängt wurden, umgaben den Tempel. Die ganze heilige Stätte schloß eine Einfassung von Holz-

4) Die Erinnerung an solche Götzenfigürchen lebte auch noch bis in dieses Jahrhundert in Hessen fort. Eisensträflinge, die aus dem Schutte des im J. 1811 abgebrannten Residenzschlosses zu Cassel goldene Schachfiguren ausgruben und sie lange verbargen, nannten dieselben „goldene Herrgötterchen.“

5) Vergl. *Keyser*, Nordmændenes Religionsforfatning i Hedendommen. (Christiania 1847.) *K. Maurer*, Die Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum (München 1856.) II, 188 fg.

pfählen (skiǫ́garðr, stafgarðr), der seinerseits ebenfalls verschlossen werden konnte und innerhalb dessen die heiligen Thiere weideten, ein. Die Tempel erhoben sich in der Regel in der Nähe der Dingstätten (wovon unten), zuweilen auch in heiligen Hainen [c]).

Außer diesem beschriebenen Göttertempel erwähnen die nordischen Quellen noch des Göttinnensaales (disar-

c) Man vergleiche über den Tempel überhaupt folgende Stellen. Die Eyrbyggia saga erzählt c. 4 (ed. *Thorkelin*) von dem Tempelbau des Thorolf Mostrarskegg, der Vorsteher eines Thorstempels auf der Insel Mostr in der norwegischen Landschaft Sunnhördaland gewesen, Folgendes. Als er wegen König Harald Harfagr's Uebermacht nach Island auszuwandern beschloß, brach er seinen Tempel ab, nahm das meiste Holzwerk und die Erde, die unter dem Altare gewesen war, worauf Thor gesessen hatte, mit, ließ in Island den Ort seiner Niederlassung durch die ins Meer geworfenen Hochsitzsäulen seines Tempels, auf welchen Thor eingeschnitzt war, bestimmen, und begann alsbald, nachdem er gelandet und Besitz genommen und seinen Hof erbaut hatte, den Wiederaufbau seines Gotteshauses. „Da ließ er den Tempel erbauen, und es war das ein großes Haus, es waren Thüren an den Seitenwänden, und zwar nahe an dem einen Ende; innerhalb standen da die Hochsitzsäulen und darin waren Nagel, die hießen Götternägel (reginnaglar). Im Innern des Hauses war ein Haus in der Art, wie nun der Chor in den Kirchen ist, und es stand da eine Erhöhung (stalli) mitten auf dem Boden und ein Altar (alltari), und darauf lag ein Ring (Var. ein Silberring, Goldring) ohne Ende von zwei (Var. neun, zwanzig) Unzen, und auf den sollte man alle Eide schwören; den Ring sollte der Häuptling an seiner Hand haben bei allen Volksversammlungen. Auf der Erhöhung sollte auch der Blutkessel (hlautbolli) stehen und darin der Blutzweig (hlautteinn), als wäre es ein Sprengwedel, und damit sollte man aus dem Kessel das Blut sprengen, welches blaut genannt wurde; das war solches Blut, wenn Thiere geschlachtet wurden, die man den Göttern opferte. Um die Erhöhung herum waren im Nebenhause den Göttern ihre Plätze angeordnet." Vergl. Landnáma II, 12 (Islendinga sögur 1, 76. 77). — In der Kialnesinga saga c. 2 (Islendinga sögur [B] 2, 402. 403) wird von dem Goden Thorgrim erzählt: „Er war ein eifriger Opferer; er ließ einen großen Tempel erbauen auf seinem Hofe, der war 120 Fuß lang und 60 breit; ... Thor wurde da zumeist verehrt; da war es innen rund gemacht wie eine Haube (d. h. gewölbt); das war Alles mit Tapeten verhangt und mit Fenstern versehen; da stand Thor in der Mitte und beiderhand andere Götter; vorn davor stand ein Altar (stalli), mit großer Kunstfertigkeit gemacht und oben mit Eisen getäfelt; darauf sollte ein Feuer sein, das nie erlöschen sollte; das nannte man das geweihte Feuer (vígðan eld). Auf diesem Altare sollte ein großer Ring liegen, aus Silber (Var. Gold, Gold und Silber) gemacht; den sollte der Tempelgode an der Hand tragen bei allen Volksversammlungen; auf den sollte man alle Eide schwören wegen aller Klagsachen (um kennslumál öll); Var. hreinslumál, skyrslumál, d. h. Reinigungssachen). Auf dem Altare sollte auch ein großer Kessel stehen von Kupfer; darein sollte man all das Blut lassen, das von dem Vieh käme, welches dem Thor geschenkt würde, oder von den Menschen; das nannten sie hlaut oder hlautbolli. Mit dem Blute sollte man die Menschen besprengen und das Gut." Die Melabók (Islendinga sögur (B) 1, 335. 336), welche hiermit wesentlich übereinstimmt, erklärt das Gestell, worauf die Götterbilder standen, durch eine hohe Bank (hár bekkr); in der jüngern Olafs saga ens helga c. 99 (s. u.) wird dafür hlalfr, ein Auftritt, Schemel, gesetzt, wie er bei Zauberei üblich war. — Die Hákonar saga góða c. 16 (Heimskringla 1, 139. 140) berichtet: „Sigurd, Jarl zu Hladir, war der größte Opfermann, und ebenso war sein Vater Hakon. Jarl Sigurd hielt alle Opfermahle im Namen des Königs im Thingverbande zu Throndheim ab. Das war alte Sitte, wenn ein Opfer sein sollte, daß alle Bauern dahin kommen sollten, wo ein Tempel war, und dahin ihre Lebensmittel bringen, deren sie bedurften, so lange das Opfer währte. Bei diesem Mahle sollten alle Leute Bier haben, da wurde auch allerhand Kleinvieh (smali) geschlachtet und ebenso Rosse; all das Blut aber, das davon kam, nannte man hlaut, aber hlautbollar (Blutkessel) das, worin das Blut stand, und hlautteinar (Blutzweige), die waren so gemacht wie Sprengwedel, damit sollte man alle Gestelle insgesammt bestreichen (hlóða, röthen), und ebenso die Wände des Tempels außen und innen und auch das Blut über die Leute sprengen; das Fleisch aber sollte man zur Bewirthung der Leute sieden. Feuer sollten mitten auf dem Boden im Tempel sein und darüber die Kessel, und die Vollbecher sollte man über das Feuer bringen. Der aber, welcher das Mahl hielt und Häuptling war, sollte da die Vollbecher weihen und alle Opferspeise." — In Betreff des mehrfach genannten Opferkessels vergleiche man den etwa 20 Maß fassenden ehernen Kessel, in welchen die Priesterinnen der Cimbern das Blut der Gefangenen, die sie zur Weissagung schlachteten, strömen ließen, und von welchen heiligen Kesseln dieses Volk den heiligsten dem Kaiser Augustus sandte (*Strab.* VII, 7); ferner die biergefüllte suevische cupa (s. §. 8, 2 b); den Kessel in der Hymiskviða und die Eigennamen Asketill, Thórketill, die auf Kessel, die dem Gott und dem Thor geweiht waren, führen. Die Færeyinga saga c. 23 (S. 102) berichtet von Jarl Hakon und Sigmund: „Und nun gingen sie in den Wald hinein auf einem Wege, und einen kleinen Fußsteig in den Wald, und vor ihnen lag ein Gereute, und dort stand ein Haus und eine Einfassung von Holzpfählen war umher; das Haus war schön und Gold und Silber war in das Schnitzwerk gegossen. Hakon und Sigmund gingen hinein in das Haus und wenige Männer mit ihnen: da waren viele Götzenbilder, viele Glasfenster waren an dem Hause, sodaß nirgends darin Schatten war. Eine Frau (Thorgerðr Hörgabrúðr) war in dem Hause, dem Eingange quer gegenüber, und die war prächtig geschmückt. Der Jarl warf sich nieder ihr zu Füßen und lag lange; und darauf stand er auf und sagte zu Sigmund, daß sie ihr ein Opfer bringen wollten und auf den Stuhl (stóll) vor ihr Silber legen." Der Ausdruck stóll in der Bedeutung: Opfertisch, Altar, begegnet meines Wissens nur hier. Das gelh. stôls, ahd. stuol, bedeutet freilich nur sella, thronus, aber lith. ist stalas mensa (diewstalas altare, Gottestisch), poln. stol, böhm. stůl mensa (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 115). — In der ausführlicheren Recension der Droplaugarsona saga nach P. E. Müller, Sagabibliothek I, 91 heißt es von Helgi und Grim: „Sie kamen an einen Platz, wo sie einen Zaun (virki, eigentlich Wall, Schanze) fanden, höher als Helgi reichen konnte. Die gingen ringsum, er war rund. An dem Zaune war eine Thür mit Fensterladen davor und wohl verschlossen. Helgi sagt zu seinem Bruder, sie wären zu Versi's Opferhaus gekommen ... „„Ich muß hineingehen und sehen, wie die Wohnung beschaffen ist."" Er ging zu der Thür, stieß das Schloß mit dem Schwertknaufe aus und brach die Thür auf, darauf ging er hinein. Er sah, daß der Tempel so hell war, daß nirgends Schatten war; er war ganz mit Tapeten behängt, die Bänke auf beiden Seiten waren mit Besatzung versehen und glimmerten von Gold und Silber. Alle stierten mit den Augen und die Eintretenden boten nicht Willkommen. In dem Hochsitze auf der obersten Bank saßen zusammen Freyr und Thor. Helgi wandte sich hurtig zu ihnen ... darauf ging Helgi quer über den Fußboden, da saßen Frigg und Freyja." — Des Thürringes gedenkt die jüngere Olafssaga Tryggvasonar c. 150. 193 (Fornmanna sögr. 2, 302; 3, 128. 129) und die Heimskringla c. 65. 66 (1, 261—265). — Die Kialnesinga saga c. 2 (a. a. O. S. 401) erzählt: „Aber die Leute, die sie opferten, sollte man in den Sumpf hineinstürzen, der draußen vor den Thüren war; den nannten sie blótkeldu (Opfersumpf);" siehe hierzu das oben aus Adam. Bremensis angeführte Scholion 134 und Eyrbyggia saga c. 10 über den Opferstein. — Derselbe Adam. berichtet sodann IV, 27 von dem großen Opferfeste zu Upsala, welches alle neun Jahre daselbst gehalten wurde (Pertz IX, 380): „Sacrificium itaque tale est. Ex omni animante, quod masculinum est, novem capita offeruntur, quorum sanguine deos placare mos est. Corpora autem suspenduntur in lucum, qui

salr). Wie es sich aber damit verhält, ist sehr dunkel und bis jetzt noch nicht völlig ausgemacht. In der Friðþiofssaga c. 5 (a. a. O. S. 70) wird derselbe der höchste in dem Hofe zu Sogn genannt, derselbe kann also nicht mit dem dortigen bekannten Tempel Baldr's in Baldrshag, obgleich er nach c. 9 (a. a. O. S. 85. 86) in demselben Haine lag, identisch sein, sondern muß als ein besonderes, wenn auch zum Tempel gehöriges Gebäude betrachtet werden, das aber dieselbe Einrichtung zu haben schien wie jeder andere Tempel; denn das Feuer brennt auf dem Boden zwischen den Bankreihen und die Könige sitzen trinkend auf dem Hochsitze. Derselbe war aber nicht den Göttinnen ausschließlich geweiht; denn in der Friðþiofssaga a. a. O. wird auch, und zwar ausdrücklich, Baldr genannt.

Aus welchem Materiale der Tempelbau aufgeführt wurde, ob aus Holz oder aus Stein, wird nirgends berichtet. Doch wie in Teutschland der Holzbau der wahrscheinlichste war, so scheint dasselbe auch für den Norden aus dem Abbruche und der Herübernahme der Tempel von Norwegen nach Island zu folgen (vergl. auch jüngere Ólafssaga Tryggvasonar c. 227). Die Ueberreste des Upsalatempels sind jedoch von Stein, wenn der Titelvignette des ersten Bandes der stockholmer Ausgabe der Konûnga sögur Glauben beizumessen ist.

Von gleichem Umfange sind die Nachrichten über die Götterbilder, welche die nordischen Quellen darbieten. Außer dem, was oben Meister Adam über die upsalischen Bildsäulen berichtet, ist noch folgende Nachricht desselben auszuheben. Von dem Engländer Wulfred redend, der in Schweden das allzuhastige Zertrümmern eines Thorbildes mit dem Märtyrertode büßte, sagt derselbe II, 60 (Pertz IX, 327): „Qui dum sua praedicatione multos ad christianam fidem convertisset, *ydolum* gentis nomine *Thor*, stans in concilio paganorum coepit anathematizare; simulque arrepta bipenni simulacrum in frusta concidit;“ und von dem Bischofe Regino IV, 9 (Pertz IX, 371): „ibi (Skaraborg in Schweden) etiam opinatissimum Fricconis simulacrum in frusta concidit.“ Einer goldenen Bildsäule Odin's gedenkt Saxo Grammaticus (ed. *Stephanus*) p. 13: „cujus numen Septentrionis reges propensiore cultu prosequi cupientes effigiem ipsius *aureo* complexi *simulacro*, *statuam* suae dignationis indicem maxima cum religionis simulatione Byzantium transmiserunt, cujus etiam brachiorum lineamenta confertissimo armillarum pondere perstringebant.“ „Diese ganze Stelle,“ bemerkt aber J. Grimm, Myth. 102, „und was weiter folgt, ist nicht nur unhistorisch, sondern auch den echten Mythen entgegen; es erscheint darin blos Saxo's und seiner Zeit Vorstellungsweise von den Göttern, und in sofern damit auch goldene und geschmückte Götterbilder übereinstimmen, läßt sich folgern, daß die Erinnerung an solche Bilder damals fortlebte.“ Ermoldus Nigellus, indem er Herold's (Harald's) Zusammenkunft mit König Karl beschreibt, läßt diesen jenen auffordern (Pertz II, 509. 510): „de Jove fac ollas nigras furvosque lebetes — Neptuno fabricetur aquae gerulus tibi iure urceus.“

Nach den nordischen Sagen finden sich, wie in jenem alamannischen Tempel am Bodensee und in dem zu Upsala nach Meister Adam, meist mehre Götterbilder zusammen aufgestellt, unter denen jedoch meist eine Gottheit, wie aus den ausdrücklichen Zeugnissen hervorgeht, vor allen andern verehrt wurde. Wenn schon die oben angeführten Stellen aus der Eyrbyggia saga und Kialnesinga saga in den Tempel des Thorolf Mostrarskegg und des Goden Thorgrim neben Thor noch andere Götter verehrt werden lassen, so weist die Melabók (a. a. O. 1, 335. 336), von denselben Tempeln redend, ausdrücklich auf Odin, Freyr und Niördr hin. In dem Opferhause des Þorsi erblickten Helgi und Grim nach der jüngern Recension der Droplaugarsona saga Freyr und Thor, Frigg und Freyja. Von dem Tempel zu Baldrshag sagt die Friðþiofssaga c. 1 (a. a. O. S. 63): „Da waren viele Götter, doch wurde von Baldr am meisten gehalten.“ Eines Tempels des Sveinn in Throndheim, in dem eine Reihe von Göttern, vor allen aber Thor verehrt wurde, gedenkt die jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 200—203 (Fornmanna sög. 2, 154—164); eines andern Tempels ebendaselbst, mit der Bildsäule des Hauptgottes Thor, die Olaf Tryggvason zerschlug, nebst mehren andern Götterbildern, die dessen Leute zertrümmerten, gedenkt dieselbe Saga c. 168; vergl. Heimskringla c. 76 (1, 274), Oddr c. 41. Der Gode Hrafnkell, von dem es heißt, „er liebte keinen andern Abgott mehr als den Freyr,“ besaß einen Tempel, in dem mehre Götter standen, unter denen, wie man aus dem erwähnten Umstande schließen darf, Freyr wol die erste Stelle einnahm (Hrafnkels saga Freysgoða p. 23). In einem norwegischen Tempel, den Jarl Hakon und Gudbrand gemeinsam besaßen, stand Thor mit seinem Karren neben Thorgerdr Hördabrudr und Irpa (ein vergöttertes königliches Geschwisterpaar aus Halogeland) (Nials saga c. 89). Dieselbe Thorgerdr und eine Menge von Göttern standen auch in jenem aus der Færeyinga saga angeführten Tempel des Jarl Hakon. In einem blarmischen Tempel standen Thor's und Odin's, Frigg's und Freyja's Bildsäulen (Sturlaugs saga c. 17). Nach

proximus est templo. Is enim lucus tam sacer est gentilibus, ut singulae arbores ejus, ex morte vel tabo immolatorum divinae credantur. Ibi etiam canes et equi pendent cum hominibus, quorum corpora mixtim suspensa narravit mihi aliquis christianorum 72 vidisse.“ — Des Tempelzauns geschieht auch Friðþiofssaga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 63) und Kialnesinga saga c. 4 (a. a. O. S. 409—411) Erwähnung, und man vergleiche damit die angeführte Nachricht Beda's und was oben Panzer darüber sagt. — Die Einrichtung der nordischen Tempel entsprach der der Privathallen, vergl. Gunnlaugs saga ormstúngu Arna-Magnäanische Ausgabe not. 93 u. 104, nebst den beigegebenen Abbildungen der Hallen. — Der in der Nähe des Heiligthums weidenden heiligen Thiere werden wir durch die oben angeführte Stelle der Vita s. *Willibrordi* von dem Heiligthume des Fositc und durch den Zusatz zu der Ólafs saga Tryggvasonar in. der flatbotter Ausgabe, der der heiligen Rosse des Freyr bei dessen Tempel zu Throndheim gedenkt (s. Grimm, Myth. S. 622), versichert. Die Lage der Tempel im Walde bezeugen die Færeyinga saga a. a. O. und der aus der Friðthiofssage bekannte Tempel in Baldrshag.

der Jómsvíkinga saga c. 12 (Fornmanna sögur 11, 40) befanden sich in einem Tempel zu Gautaland sogar hundert Götterbilder.

Die Götterbilder waren meist aus Holz geschnitzt. Der technische Ausdruck dafür war skurdgoð (Fornmanna sögur 2, 73. 75) [von skera (sculpere), skurd (sculptura)] und trêgoð (Holzgott). Auch Saxo Grammaticus p. 327 nennt ein simulacrum quercu factum. Dieses scheint auch in Teutschland Brauch gewesen zu sein, wie nicht nur aus den erwähnten Holzbildern, sondern auch noch aus einigen Redensarten hervorgeht. So sagt das Landvolk von einem dummen Jungen: es wäre nicht leicht einen Herrgott aus ihm zu schnitzeln, und Luther redet im Sermon, die Kinder zur Schule zu halten, vom wohlgerathenen Kinde als einem feinen Hölzlein, daraus sich der liebe Gott einst einen Herrn schnitzeln werde (Rocholz a. a. O. I, 361). Die nordischen Götterbilder stellten die Gottheit in Lebensgröße oder darüber dar. Dieselben waren geschmückt mit wirklichen Gewändern, Gold, Silber und Kleinoden und ihren Attributen, die nackten Theile waren bemalt. Sie müssen lebensvoll ausgesehen haben, da gläubige Augen Bewegungen der Glieder bemerkten, wie solche die Legenden auch von kirchlichen Gnadenbildern erzählen (s. Grimm, Myth. S. 103); und als einmal ein Norweger, Gunnar Helming, der vor dem Könige Olaf Tryggvason geflohen war, die Stelle des Gottes Freyr einnahm, bemerkte es Niemand außer die Priesterin (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 173; Fornmanna sögur 2, 74. 75) [7]).

Außer den Tempelgötterbildern gab es auch Hausgötzen, die jedoch, wie das in dem heidnischen Grabe bei Kanstadt gefundene und die, welche Rocholz a. a. O. erwähnt, meist sehr klein gewesen zu sein scheinen, sodaß man sie auch in der Tasche zu tragen pflegte, um sie jeden Augenblick anbeten zu können. Ein aus (Wallroß-) Zahn geschnitztes Bildchen Thor's trug nach der jüngern Ólafs saga Tryggvasonar c. 172 (Fornm. sög. 2, 57—62) der Dichter Hallfred und ein silbernes des Freyr nach der Vatnsdœla saga c. 10 (p. 44) und der Landnâmabôk 3, 2 (Íslendinga sögur 1, 134) Ingimund der Alte im Beutel. Auch die Götterbilder aus Teig oder Thon, die Eiðsvapings kristinrêttr L. 1, 24 verboten werden, können auch wol nur zum Hausgebrauch bestimmt gewesen sein. Wir sahen ferner schon oben Thor's Bild an der Hochsitzsäule ausgeschnitzt und finden dasselbe auch an dem Vordersteven eines Heerschiffes (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 252 [Fornmanna sög. 2, 324]) und sogar auf der Rücklehne eines Stuhles (Fóstbræðra saga c. 9). Nicht unwahrscheinlich mag es sein, daß jene mehrfach erwähnten Schnitzwerke, womit die Tempel geschmückt waren, Ereignisse aus der Göttersage darstellten, wie man an dem Getäfel eines Wohnhauses den Leichenbrand Baldr's, die Fahrt Thor's zu Hymir und seinen Kampf mit dem Midgardswurme, sowie den Streit Heimdall's mit Loki, darstellte (s. Finn Magnussen's Abhandlung zur Laxdœla saga S. 386—394), da Panzer a. a. O. II, 308—348 nachgewiesen hat, daß, wie die eddische Hyndla das Ende der Welt verkündet, so, christlich gefaßt, in dem Bildwerke des Portals der Jacobskirche zu Regensburg die auf dem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsterniß gegen die Gestirne und den Welterlöser erscheint [8]).

7) Man vergleiche außer dem, was Meister Adam über die Bilder Frieco's, Woban's und Thor's im Tempel zu Upsala berichtet, noch Folgendes: In der jüngern Ólafs saga ens helga edd. *Munch* und *Unger*) c. 99 (p. 108) wird dem Könige die Bildsäule Thor's zu Hunthorp also beschrieben: „Er sagte, er (ihr Gott) sei nach Thor gebildet: und er hat den Hammer in der Hand und ist hohen Wuchses und hohl inwendig; unter ihm ist eine Vorrichtung als ob es ein Austritt (hiallr) sei, und darauf steht er, wenn er außen ist. Es fehlt ihm nicht an Gold und Silber an seiner Person, vier Laibe Brods werden ihm täglich gebracht und dazu Schlachtfleisch." Als nun einige Tage darauf der König zum Ding ging, „da sahen sie eine große Menge Bauern zum Ding fahren, und sie trugen in ihrer Mitte ein großes menschliches Bildniß, ganz strahlend von Gold und Silber. Und als das die Bauern sahen, die am Dinge waren, da sprangen sie alle auf und neigten sich vor dem Scheusal (þvî skrîmsli). Dann wurde dasselbe mitten auf die Dingstätte gesetzt" (c. 100). — Im Tempel zu Märi in Throndheim saß Thor, nach der Ólafs saga Tryggvasonar c. 76 (Heimskringla 1, 274) mit Gold und Silber geschmückt, auf einem Gestelle, wobei man sich der vergoldeten alamannischen Bilder erinnere. [Fälschlich legt Mannhardt, Germanische Mythen-Forschungen S. 230, den goldgeschmückten Stab (reiði gullbúit, welches reiði er unerklärt läßt, s. u.), den nach der letztern Stelle König Olaf in der Hand hat und mit dem er die Bildsäule des Gottes zerschlägt, dem Gott selbst bei, und bringt damit das sceptrum in Verbindung, welches nach Meister Adam Thor im Upsala-Tempel führte!?] Nach der stalholtiner Ausgabe derselben Saga II, 24 stand Thor's Bild auf einem prächtigen Wagen mit zwei Böcken davor im Tempel zu Märi (wie Mannhardt a. a. O. S. 231 anführt; mir liegt diese Ausgabe nicht vor). Auch nach der Njals saga c. 89 stand Thor in dem Tempel Jarl Hakon's und Gudbrand's mit seinem Hammer bewaffnet in dem mit Böcken bespannten Karren: auch diese Thiere sollen lebendig geschnitzt und zu größerer Annäherung an die Natur mit Fellen bezogen gewesen sein. — Nach der angeführten Recension der Droplaugarsona saga ergriff Helgi in Berfi's Opferhaus Thor und seinen Nachbar, riß sie von der Bank, zog ihnen alle Kleider ab und verfuhr also mit einem Götzen nach dem andern, bis er sie alle ausgekleidet hatte, und warf die Kleider auf einen Haufen auf dem Fußboden. — Die Færeyinga saga a. a. O. fährt also fort: „Das aber werden wir zum Zeichen haben," sprach Halon, „ob sie gewähren will, wenn sie (Thorgerdr) den Ring loslaßt, den sie an der Hand hat; und der Ring, Sigmund, wird dir Glück bringen. Und nun faßte der Jarl nach dem Ringe, und es däuchte Sigmund, als ob sie die Hand krümmte und dem Jarl den Ring nicht gewähre. Der Jarl warf sich zum zweiten Male vor ihr nieder und Sigmund bemerkte, daß der Jarl weinte; und hierauf stand er auf und zog an dem Ringe, und da war er los, und der Jarl gab Sigmund den Ring u. s. w." Vergl. die jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 90 (Fornmanna sögur 2, 108). — Sagenhaft scheint der 40 Ellen hohe Holzmann (trémaðr) zu sein, den nach der Ragnars s. loðbrók. c. 24 die Lodbrokssöhne an dem Strande von Samsey errichteten und ihm zum Verderben der Feinde opferten.

8) J. Grimm bemerkt Myth. S. 1206: „Neulich fellen in Dänemark und Schweden Abbildungen Odin's gefunden worden sein, die man, wenn etwas seltsame Nachrichten gegründet sind, bekannt zu machen nicht lange säumen wird. Ein Bauer zu Boeslund auf Seeland pflügte zwei goldene, mit Asche gefüllte Urnen aus, oben am Deckel findet sich Odin stehend mit beiden Raben auf den Schultern, den beiden Wölfen zu seinen Füßen in getrie-

§. 4.

Die Heiligkeit der Tempel.

Die Wohnungen der Götter, sowie sie selbst und ihre Besitzthümer und Feste standen unter einer hohen Heiligkeit und einem tiefen Frieden, deren Verletzung und Störung dem Heidenthume für das schwerste Verbrechen galt, welches, wie man glaubte, die Götter selbst ahndeten. Schon Tacitus berichtet Germania c. 39 von dem durch der Väter Weihe und altherkömmliche Scheu geheiligten Haine der Semnonen (silvam auguriis patrum et prisca formidine sacram): „est et alia luco reverentia. nemo nisi vinculo ligatus ingreditur, ut minor et potestatem numinis prae se ferens, si quis forte prolapsus est, attolli et insurgere haud licitum: per humum evolvuntur.“ An diesen Hain und die erwähnte Ehrfurchtsbezeigung erinnert, wie ich schon in meiner Deutschen Heldensage I, 208 bemerkt habe, der Fiöturlundr der Helgakviða Hundingsbana II, 27, in dem dieser Name Fesselwald aussagt. Und derselbe Tacitus berichtet ferner ebendaselbst c. 40 von den suebischen Völkern, unter denen die Nerthus auf dem von dem Priester geleiteten Wagen ihren Umzug hält: „laeti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur, non bella ineunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat.“ Die Heiligkeit dieser Götterwohnungen bezeugte ferner das Asyl, welches die Kirchen und Klöster dem Verfolgten gewährten, indem dieses von den heiligen Hainen, Altären und Tempeln auf dieselbe überging. Dieses Asyl, welches der Tempel gewährte, hieß ahd. frîdhof, altf. frîthob, mhd. vrône vrîthof (Nib. 1795, 2) und noch wir nennen zum Beweise der alten Heiligkeit unsere Kirchhöfe wol Friedhöfe[9]). Man vergleiche auch noch den Bericht Alcuin's Vita s. *Willibrordi* c. 10 (Act. Bened. sec. 3; I, 609) über die Heiligthümer (fana) des Fosite auf Helgoland: „qui locus a paganis in tanta veneratione habebatur, ut nil in ea vel animalium ibi pascentium, vel aliarum quarumlibet rerum gentilium quisquam tangere audebat, nec etiam a fonte qui ibi ebulliebat aquam haurire nisi tacens praesumebat, . . . sed parvipendens stultam loci illius religionem, vel ferocissimi regis animum, qui violatores sacrorum illius atrocissima morte damnare solebat; tres homines in eo fonte .. baptizavit. Sed et animalia in ea terra pascentia in cibaria suas mactare praecepit. Quod pagani intuentes arbitrabantur, eos vel in furorem verti, vel etiam veloci morte perire; quos cum nil mali cernebant pati, stupore perterriti regi tamen Radboto quod viderant factum retulerunt.“ Sodann ist noch das zu erwägen, was Meister Adam (s. o.) über den heiligen Hain und Tempel zu Upsala berichtet. Die goldene Kette nämlich, welche nach ihm diesen Tempel umschlang, entspricht den heiligen Bändern (vébönd), welche man im Norden um die Haselstäbe, womit die Gerichtsstätte und der Kreis des Zweikampfes eingehegt wurden, zog, zumal da auch Gericht und Zweikampf Opfer begleiteten (Grimm, Rechtsalterthümer S. 810). Auch die Seidenfäden, womit in unserem Heldenbuche die Rosengärten umgeben sind und deren Bruch mit der rechten Hand und dem linken Fuße gebüßt wurde, scheinen hierher zu gehören [10]).

Ausführlicher und bestimmter sind aber die nordischen Quellen. Von dem Tempel zu Baldrshag heißt es in der Friðþiofssaga c. 1: „Da war eine Friedensstätte (griðastaðr) und ein großer Tempel; . . . da wurde von den Heidenleuten so großer Eifer bewiesen, daß dort kein Schaden zugefügt werden sollte, weder Vieh noch Menschen; da sollten auch Männer mit Weibern keinen Umgang haben.“ Ferner berichtet die Landnâmabôk 4, 6 (Íslendinga sög. 1, 195) von Thorhaddr dem Alten, der Häuptling und Tempelgode zu Märi in Throndheim war: „Er begehrte nach Island und brach vorher den Tempel ab, und nahm mit sich die Tempelerde und die Säulen; und er kam in den Stöðvarfiörd, und legte die Heiligkeit von Märi (Mærina-helgi) auf den ganzen Meerbusen, und ließ da Nichts tödten, außer Hausvieh.“ Von der Stätte, in welcher nach der Eyrbyggia saga a. a. O. Thorolf Mostrarskegg den aus Norwegen herübergebrachten Thorstempel wiederaufbaute, berichtet dieselbe Saga c. 4 (S. 10. 12) ferner: „Thorolf nannte es Thornes zwischen dem Vigrafiörd und Hofsvogr; auf dem Vorgebirge steht ein Berg, an den Berg hatte Thorolf so großen Glauben, daß Niemand ungewaschen dahin schauen sollte, und Nichts sollte man auf dem Berge tödten, weder Vieh noch Menschen, es sei denn, daß es selbst abginge. Den Berg nannte er Helgafell (Heiligenberg), und glaubte, daß er dahin fahren würde, wenn er sterbe, und alle seine Blutsfreunde auf dem Vorgebirge, wo Thor an das Land gekommen war. Auf der Spitze des Vorgebirges ließ er alle Gerichte halten, und setzte da ein Heraðsþing (Bezirksding) ein; da war auch eine so große Heiligkeitsstätte (helgistaðr, die Landnâma a. a. O. friðhelgi Friedensheiligkeit), daß er den Boden in keiner Weise wollte beschmutzen lassen, keinestheils mit im Zorne vergossenem Blute, auch sollte man da nicht gehen seine Nothdurft zu verrichten, und dazu hatte man eine Klippe, die Dritsker (Kothklippe) hieß.“ Vergl. Landnâmabôk 2, 12 (a. a. O. I, 77).

bener Arbeit abgebildet (Kunstbl. 1843. Nr. 19. S. 80[b]). Beim Dorfe Grumminga auf Oeland wurden ebenfalls Goldmünzen entdeckt, deren eine Odin mit den Raben auf den Schultern darstellt, die Kehrseite hat Runen“ (Kunstbl. 1844. Nr. 13. S. 52[a]).

9) Eigentlich: Freithof, denn dasselbe stammt vom goth. freidjan, altf. fridôn (parcere). Grimm, Myth. S. 75 und Rechtsalterthümer S. 886—892.

10) Wenn Simrock, Myth. S. 524, aus den in der Kirche zu Schwarzrheindorf entdeckten Fresken des 11. Jahrh., die einen seilartigen Faden außen um den Tempel gezogen zeigen, auch bei uns jene nordische Sitte für die heidnischen Tempel nachzuweisen sucht, so möchte das wol gewagt sein, da dieses auf den Rechtsbrauch gehen kann, Kirchengüter mit dem Glockenseile zu übergeben (Grimm, Rechtsalterthümer S. 184).

Dem Tempel selbst kam aber nach andern Nachrichten noch ein erhöhteres Maß von Heiligkeit zu als jenem weitern Umkreise. Wie es nach Beda, Hist. eccl. II, 13, den heidnischen Priestern der Angelsachsen nicht erlaubt war, Waffen zu tragen, so erfahren wir aus den nordischen Quellen, daß es überhaupt Niemandem gestattet war, mit Waffen in der Hand einen Tempel zu betreten. Als nach der jüngern Ólafs saga Tryggvasonar c. 167 (Fornmanna sögur 2, 44) Olaf in den Tempel zu Märi geht, vergebend sich mit dem Gottesdienste bekannt machen zu wollen, da die Bauern seine Theilnahme an demselben forderten, „waren alle, die hineingingen, waffenlos, der König hatte einen goldgeschmückten Stab [11]) in der Hand." In der Vatnsdœla saga c. 17 (S. 74) heißt es ausdrücklich: „Ingimund wandte sich zu ihm und sprach: es ist nicht Sitte, Waffen in den Tempel mitzubringen, und du wirst den Zorn der Götter erfahren, wenn nicht Bußen erlegt werden;" und sodann in der Egils saga Skallagrímssonar c. 49 (S. 259): „Die Leute da innen waren aber alle waffenlos; denn da war Tempelheiligkeit (hofshelgi)." Der Festfriede aber bei dem Umzuge der Nerthus erhält dadurch seine Bestätigung, daß in der Svarfdœla saga c. 7 (Íslendinga sögur 2, 132) der Víkinger Moldi, nachdem er einen Gegner zum Zweikampf gefordert und dieser sich bereit erklärt hat, sofort sich zu schlagen, mit Bezug auf das eben gefeierte Julfest spricht: „nicht will ich die Götterheiligkeit (goðahelgi) verletzen;" und es in der Holmverja saga c. 7 (Íslendinga sögur [B] 2, 15) heißt: „Und an dem Tage, in welchem hofshelgi gehalten wurde zu Oelfusvatn, denn Grimkell war ein gewaltiger Opferer u. s. w.," in welcher Stelle, wie Maurer bemerkt, der Ausdruck nur auf die Zeit, nicht auf den Ort gehen kann. Wer diesen höhern Frieden durch eine Gewaltthat, namentlich Mord, verletzte, der hieß vargr í véum, Wolf im Heiligthume, und wurde durch die That selbst friedlos. Als Fridthiof mit Ingibiörg in Baldrshag sich ergötzen will, mahnt ihn Biörn an des Gottes Zorn; dasselbe thut Ingibiörg selbst und ihre Brüder rächen an ihm die Schmach (Fridthiofssaga c. 5 (a. a. O. S. 70. 71); als aber nach der Egils saga a. a. O. Eyvindr im Tempel einen Todtschlag begangen hatte, war er Wolf im Heiligthume geworden und er mußte sich fortmachen. Ebenso Vali der Starke, ein Gefolgsmann des Königs Harald Harfagr (Landnámabók 2, 6, a. a. O. S. 62) [12]) u. dgl. m. Andererseits aber erlaubte die Heiligkeit des geweihten Ortes auch nicht, daß schuldbeladene Leute an demselben sich aufhielten, wie man aus der Vigaglúms saga c. 19 (Íslendinga sög. 2, 371) ersieht, wo es von Vigfuss heißt: „Er konnte aber nicht daheim sein wegen der Heiligkeit des Ortes: . . . darum aber sollten geächtete Leute nicht da sein, weil Freyr es nicht duldete, welcher den Tempel besaß, der da war." Die Verletzung vollends der Tempel selbst oder der in ihnen aufgestellten Götterbilder galt als ein beispielloses, todeswürdiges Verbrechen; man nahm an, daß die Götter selbst solche Unthaten schwer rächen würden und verfolgte sogleich die Uebelthäter. So erzählt die Nials saga c. 89 (S. 131. 132), wie Hrappr den dem Gudbrand und Jarl Hakon gemeinsamen Tempel anzündete, die Götterbilder aber ihres Schmuckes beraubte und herauswarf. Gudbrand meint, als er die Verwüstung sieht: „Große Macht ist unsern Göttern gegeben, daß sie selbst aus dem Feuer gegangen sind," der Jarl aber entgegnet: „Nicht werden die Götter des walten; ein Mann wird den Tempel verbrannt und die Götter herausgetragen haben, und die Götter rächen nicht Alles sogleich; der Mann, der das gethan hat, wird weggejagt werden aus Walhalla, und nie dahin kommen" und läßt zugleich die eifrigste Verfolgung des Uebelthäters eintreten. In der Kialnesinga saga c. 5. 11. 12 (a. a. O. S. 413. 430—432) wird uns erzählt, wie Bui in Island einen Tempel verbrannte. Der Gode Thorgrim bezeichnet diese That als ein beispielloses Verbrechen (ódœmaverk) und sie gilt ihm für schlimmer als die gleichzeitig erfolgte Tödtung seines eigenen Sohnes; Essja, des Bui Pflegemutter, muß selbst zugestehen, daß sie ein todeswürdiges Verbrechen (dauðaverk) sei; König Harald Harfagr bezeichnet dieselbe als eine Schandthat (níðingsverk) und spricht zu dem Thäter: „Darum, Bui, daß du die Schandthat begingst, daß du unsere Götter im Hause verbranntest, die alle Menschen zu ehren ziemt, dafür hätte ich dich tödten lassen, wenn du dich nicht in meine Gewalt begeben hättest."

K. Maurer, Bekehrung des norwegischen Stammes zum Christenthum, dem wir hier größtentheils folgten, bemerkt hierzu II, 207—209: „In diesem Frieden nun, der den Göttern, ihren Wohnungen und Besitzthümern, den ihnen geweihten Festen zukommt, läßt sich kaum ein idealerer Grundzug verkennen. Nicht nur sie selbst und das Ihrige sollen vor jedem unehrerbietigen Angriffe bewahrt sein, sondern ihre Nähe gewährt überdies auch Menschen und Thieren Schutz und Frieden und schließt jede Annäherung von Unreinem oder Sündhaftem aus. Indessen sind selbst solche Anschauungen nicht ohne Gegenbild in irdischen Verhältnissen. Wie der Gott und seine Wohnung, so genießt auch der freie Mann und dessen Haus seines besondern Friedens und im erhöhten Maße kommt ein solcher den Häuptlingen des Volkes, den Königen zumal und dem Königshofe, zu; mannhelgi, Mannsheiligkeit, ist die Bezeichnung der vom Rechte gewährleisteten Unverletzlichkeit der Person, und nur der Verbrecher wird durch seine That óheilagr, unheilig; der Friede des Hausherrn kommt auch allen seinen Untergebenen zu, die darum seine griðmenn, Friedensleute, heißen mögen, und der Königsfriede wird bereits in einem Eddalliede in einer Weise beschrieben, der ihn dem Gottesfrieden an die Seite stellt [13]). Den Göttern kommt

11) reiði ist weder, wie man bisher angenommen hat, ein langes Messer, noch eine Hellebarde, und überhaupt keine Waffe, sondern, wie die entsprechenden angelsächsischen und englischen Wörter zeigen, ein langer Stab, also hier der goldgeschmückte Königsstab.

12) Hier steht für í véum die Var. í hofgrìðum.

13) Grottasöngr 6: „Da sollte Niemand dem Andern schaden, nach Verderben streben, noch den Tod bereiten, noch zuhauen mit

also von hier aus betrachtet als potenzirten Menschen nur im höchsten Maße der Friede zu, dessen im geringern Maße auch der Menschenmann sich erfreut, er nimmt aber freilich ihnen gegenüber eine vorzugsweise reine und heilige Gestalt an; ihre Oberherrlichkeit über die gesammte Welt hat dabei zugleich die Folge, daß, wie der Volksfriede schon ziemlich früh als ein Königsfriede gedacht werden kann, so auch aller Friede von Anfang an ein religiöses Element in sich trägt und in gewissem Sinne als ein Friede der Götter und Menschen aufgefaßt werden kann."

§. 5.

Die Verbindung der Tempel mit den Gerichtsstätten.

Bei dem gesammten germanischen Volke sehen wir, soweit unsere Quellen reichen, die Religionsverfassung mit der politischen aufs Innigste verbunden und zu seinem untrennbaren Ganzen verschmolzen. Am klarsten und bestimmtesten tritt auch dieses in den reichen isländischen Quellen zu Tage. Anfangs mochte hier wol ein Jeder nach Willkür, oder wie die ausgeworfenen Hochsitzsäulen ihn leiteten, sein Heimwesen gründen und seinen Tempel, dessen heiligste Theile er aus der Heimath mitgebracht, errichten. Sobald aber ein isländischer Gesammtstaat und eine geordnete Bezirksverfassung begründet war, sehen wir dieselbe in Verbindung mit der Tempelverfassung und die politischen Gemeinden mit den Tempelgemeinden zusammenfallen. Der Gesammtstaat zerfiel nämlich in vier Viertel (fiorsûngar), jedes Viertel in drei Dingbezirke (þingsokn), jeder Dingbezirk in drei Bezirksvorsteherschaften (goðord) [14]), mit Ausnahme des vierten Viertels, welches aus localen Gründen in vier Dingbezirke und vier Goðorde zerfiel. Ein jedes Goðord bildete zugleich eine Tempelgemeinde und wie je eines der drei Goðorde in dem gemeinsamen Dingbezirke, je eines der neun Goðorde in dem gemeinsamen Landesviertel das oberste und ein bestimmtes Goðord das oberste im Gesammtstaate war, so war ein bestimmter Tempel der Haupttempel (höfuðhof) im Dingbezirke, im Landesviertel und im Gesammtstaate [15]). Dasselbe Verhältniß läßt sich zwar für Norwegen und Schweden aus den vorhandenen Nachrichten nur schließen, wird aber durch die ältere Kirchenverfassung beider Länder, welche dieselbe Uebereinstimmung der geistlichen und weltlichen Sprengel zeigt, bestätigt [16]). Auch in Teutschland sehen wir, wie die neuern, freilich noch nicht abgeschlossenen Forschungen gezeigt haben, daß meist eine Hundertschaft in drei Marken und eine Mark in drei Gemeinden sich theilte, sowie daß die kirchlichen und politischen Gemeinden zusammenfielen und daß die Kirche der alten Malstätte die Hauptkirche der Mark und der ganzen Hundertschaft als Sitz eines Erzpriesters war.

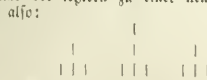
Diese Verbindung der Religions- und Staatsverfassung hat ihren Grund darin, daß bei den Germanen die Familie der Keim des Staates war. Wie das Haupt der Familie die weltliche Gewalt und die religiösen Functionen in seiner Hand vereinigte und ausübte, so vereinigte der Häuptling des Staates beide Gewalten. Daher gab es auch bei den Germanen keinen besondern Priesterstand [17]), sondern wie das Haupt der Familie zugleich der Priester derselben war, so war der Häuptling des Staates zugleich dessen oberster Priester, die politischen Gemeinden und Tempelgemeinden fielen daher zusammen und der gemeinsame Tempel war zugleich der Mittelpunkt des religiösen, sowie des socialen und rechtlichen Lebens des Volkes.

So lag es in Island dem goði (pontifex) oder hofgoði (faniantistes) und Häuptlinge des goðord

---

scharfem Schwerte, wenn er auch gebunden fande des Bruders Mörder." Vergl. übrigens bezüglich der verschiedenen Arten des höhern Friedens die Auseinandersetzungen in Wilda's Strafrecht S. 253—264.

14) Dieser Theilung liegt das sich so vielfach bei den Germanen wiederholende Princip zu Grunde, daß die Monas zur Trias und jede Monas der letztern zu einer neuen Trias sich entfaltet, oder deutlicher also:



So schreitet der Monotheismus zum Tritheismus und dieser zum Dodekatheismus fort, wobei die beiden letztern vereint erscheinen, der erstere aber noch dunkel als die höhere Einheit durchbricht. Vergl. meine Auseinandersetzung der deutschen Hundertschaft in dem Correspondenzblatte des Gesammtvereines der deutschen Geschichts- und Alterthumsvereine vom Jahre 1856. S. 20. 21. Näheres soll an einem andern Orte ausgeführt werden. 15) Siehe Landnámabók 4, 7 (a. a. O. S. 200) und Maurer a. a. O. II, 210.

Ein solcher Haupttempel war auch der Tanfanatempel für die marsischen Völker, wie der zu Upsala für die schwedischen.

16) Siehe Munch-Claussen, Die nordgermanischen Völker S. 126 fg. Maurer a. a. O. II, 213—217. Für die Insel Gotland wird dieselbe, wie Maurer (S. 215) nachweist, sogar bereits der heidnischen Zeit vindicirt. In der Gotlands L. Hist. 1 heißt es nämlich: „Vor der Zeit und lange nachher glaubten die Leute an Haine und Hügel, Tempel und eingehegte Plätze und an heidnische Götzen; sie opferten ihre Söhne und Töchter und Vieh mit Speise und Trank; das thaten sie nach ihrem Aberglauben. Das gesammte Land hatte ein höchstes Opfer mit Leuten; außerdem hatte jedes Drittel eins für sich. Die kleineren Dinge aber hatten kleinere Opfer mit Vieh, Speise und Trank, welche Sudgenossen (suþnautar) heißen, weil sie alle zusammen zechten." Den Zusammenhang der christlichen Kirchen mit der heidnischen Tempelverfassung in Norwegen weist Maurer insbesondere II, 446—448 nach. 17) Das Vorhandensein bestimmter Priester und Priesterinnen neben dem Hofgoden im Norden, sowie in Teutschland neben den Gentgrafen, Gaugrafen, Fürsten und Königen, ist nicht zu leugnen. Schon Strabon spricht von weissagenden Priesterinnen der Cimbern, nennt einen chattischen Priester mit Namen, Tacitus redet wiederholt davon, bei den Gothen und Burgunden werden sie bezeugt, Beda kennt einen Oberpriester der Angelsachsen, Gunnlaugs läßt die Thervinge in unzähligen Phylen mit ihren Priestern und Priesterinnen über die Donau setzen, die christlichen Priester, welche in heidnisches Opferwesen zurückfielen, waren ohne Zweifel vorher heidnische Priester, Meister Adam spricht von Priestern der einzelnen Götter und in den nordischen Sagen begegnen vielfach Priester und Priesterinnen mit ihren Namen. Allein dieselben sind nicht als ein besonderer Stand zu betrachten, sondern sind entweder die Aeltesten der Gemeinden (und dieses ist das Wahrscheinlichste), oder besondere Personen, welche sich dem Dienste der Götter aus Beruf oder in Folge eines Gelübdes gewidmet hatten, und zwar aus allen Ständen; in Teutschland bildeten sie aber, wie ich im Correspondenzblatte a. a. O. nachgewiesen, die zehnte Gent des Gaues.

(sacerdotium), sowie dem norwegischen und schwedischen Häuptlinge (hersir, fylkir, jarl, konûngr) ob, sowol des Tempels zu pflegen (at varðveita hofit), den Tempel zu erhalten (at halda upp hofina), dem Tempel und Opfer vorzustehen (at raða fyrir hofi, blôtum), als auch das Ding zu heiligen (at helga þing), die Gerichte zu besetzen und die Verhandlungen zu leiten (at nefna dôma â þingum ok styra sakferli), sowie das Land zu wehren (at verja land) u. dgl. m. Ueberzeugend ist ferner, was Snorri Ynglinga saga c. 2 und 8 (Heimskringla 1, 6. 13) von Asgard und dem Sigtunatempel berichtet: „Der Häuptling der Burg (Asgard) war Odin, dort war eine große Opferstätte. Daselbst war es Sitte, daß zwölf Tempelpriester die obersten waren: sie sollten walten über Opfer und Rechtssprüche unter den Menschen. Sie wurden Götter (diar) oder Herren (drottnar) genannt, und alles Volk sollte ihnen Dienst und Anbetung erweisen." Dieses betrifft nun freilich mythische Gegenstände, allein wenn derselbe, nachdem er c. 5 berichtet hat, daß Odin nach Svithiod gekommen, sich in Sigtuna niedergelassen und dort einen großen Tempel und ein großes Opfer nach Sitte der Asen errichtet habe, weiter sagt: „In ganz Schweden zahlten die Leute dem Odin einen Schatzpfennig für jede Nase; er aber sollte ihr Land vor Unfrieden schützen und ihnen für gutes Jahr (til árs) opfern" (c. 8), so läßt sich nicht bezweifeln, daß die Sage das, was in Sigtuna geschah, auf den Asgardtempel bezog und daß bei erstern wirklich priesterliche und weltliche Gewalt in der Hand des Königs vereinigt war. Diese Vereinigung bezeugt auch ferner noch die Verbindung der Dingstätte mit den Bezirkstempeln. Als Thorolf Mostrarskegg seinen Tempel errichtet hatte, setzte er zugleich ein Bezirksding ein und zwar innerhalb der heiligen Gemarkung (Eyrbyggia s. c. 4 [s. o. Note 6] vergl. c. 10 [S. 26]). Ebenso wurde zu Kialarnes das Ding ganz in die Nähe des Tempels gesetzt (Kialnesinga s. c. 2 [s. o. Note 6]). Dieselbe Erscheinung wiederholt sich vielfach in Teutschland, z. B. die Malstätte von Maden, das capitolium Chattorum des Tacitus, lag ganz in der Nähe von Gudensberg (Wodansberg), Roidsberg, die Hauptmalstätte im Oberlahngau, am Fuße des Donnersberges und unweit der Etzelburg u. dgl. m. Dazu kommt, daß im Norden der Hofgode bei jeder Dingversammlung den heiligen Tempelring an der Hand tragen muß (s. o. S. 385) und daß darauf alle Eide abgelegt werden müssen, von welchem Ringe Woeste in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie I, 396 auch in Teutschland eine Spur nachgewiesen hat. Ferner wurden die Gottesurtheile in Tempeln vorgenommen und eine Reihe von öffentlichen Handlungen waren mit Opfern verknüpft (s. Maurer a. a. O. II, 218 fg.).

§. 6.

Die Dotation und Erhaltung der Tempel.

Der gemeinsame öffentliche Tempel war gleich bei seiner Gründung in entsprechender Weise mit einem gewissen Grundeigenthume dotirt, auf welches sich die Heiligkeit des Tempels miterstreckte und von dessen Ertrage der Häuptling verpflichtet war, den Tempel im gehörigen Stande zu halten, die heiligen Thiere zu verpflegen und das zum Opfer Nothwendige zu beschaffen. So heißt es Landnâmabôk 4, 2 (a. a. O. S. 186): „Eine Wiese (teigr) lag noch ungenommen zwischen dem Tempelgute Thorstein's Thorfi und Hakon's, sie legten sie zu dem Tempel, und sie hieß nun Tempelwiese (hofsteigr);" ferner 5, 2 (S. 217 fg.): „Asbiörn heiligte das von ihm in Besitz genommene Land dem Thor, und nannte es Thorsmörk;" und 5, 3 (S. 221): „Der Gode Jörund baute sich westlich von Fliot an, wo es nun Svertingsstadir heißt; er errichtete da einen großen Tempel. Ein Landstück lag noch ungenommen östlich von Fliot zwischen Krossa und Jöldustein; das Land umfuhr Jörmund mit Feuer und legte es zum Tempel." Sodann heißt es in der Ynglinga saga c. 12: „Freyr erbaute zu Uppsalir einen großen Tempel, und versetzte dahin seine Hauptstadt; er legte dazu alle seine Abgaben (skylldir), Land und fahrende Habe; da begann der Uppsala-auðr (Uppsalareichthum), und das hat sich seitdem erhalten." In der christlichen Zeit bildet dieses alte Uppsala-auðr das Krongut der Schwedenkönige. In Teutschland findet sich dafür keine ausdrückliche bestätigende Kunde, aber wo die Jahrbücher und Urkunden schweigen, da redet oft ein einzelner Name, eine Sage oder ein erhaltener Gebrauch. Es versteht sich nämlich von selbst, daß auf den Tempelgütern auch alle Arten von Hörigen sich fanden und daher sind wir berechtigt, folgende Eigennamen dahin zu deuten und daraus auf dieselben Verhältnisse, wie sie die nordischen Quellen berichten, zu schließen. So ist der Name Electeus, Electëo nach Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 537, gleich Alahdëo, Höriger des heiligen Tempelbezirkes, ferner Cotadëo, Gotadëo, Kotascalh, Gotascale, Gotman, Wihmann Bezeichnung desselben Hörigen, Wihdin ein Diener des Heiligthums (wahrscheinlich ein Sklave, welche nach Tacitus Germania c. 40 Tempeldienst verrichteten); Isandëo, Isuwarth, Isuard, Isauman ahd. Eisemann, ein Diener des Ísi, der Ísa, und Alhmunt, Wihmunt ein im Schutze des Heiligthums Stehender (s. Mannhardt in Wolf's Zeitschrift für deutsche Mythologie III, 142—147). Ohne Zweifel bezeichnen die Benennungen hillige holt, Heiligenloh, Heiligenforst, sacrum nemus, sacra silva u. s. w., welche Grimm, Myth. S. 65, anführt, sowie unsere Flurbenennungen „heilige Wiese," „Bonhof" (Bannhof), „heiliger Berg" u. dgl. m. zu dem Tempel gehörige Wälder, Grundstücke und Berge. Da den Göttern, insbesondere den Göttinnen, auch Blumen geopfert und ihre Bildsäulen und Opferthiere damit geschmückt wurden, so leidet es keinen Zweifel, daß der Maiblumenstrauß, welchen Grundstücke einzelner hessischer Ortschaften jährlich zinsen mußten (Grimm, Myth. S. 52 und Lynker, Hessische Sagen S. 259), ursprünglich ein Zins war, der von dem zum heidnischen Tempel gehörenden Grundstücke an diesen geleistet werden mußte. Ebenso unzweifelhaft ist es ferner, daß der je siebente Hotzhaufen, den

die niedenſteiner Waldungen in Heſſen bis auf dieſen Tag nach Lynker a. a. O. S. 140 an die Gemeinde Wichdorf abgeben müſſen, urſprünglich ein gleicher Zins war, der zum Zweck der Opferfeſte an das heidniſche Heiligthum zu Wichdorf aus den dazu gehörigen Waldungen geliefert wurde; denn der Name Wichdorf (der urkundlich gegen das Jahr 950 Uuihdorpf lautet, ſ. Landau, Beſchreibung des Heſſengaues S. 60) heißt ſicher nichts Anderes als Dorf des Heiligthums, Tempels und daſſelbe erſcheint auch ſpäter als die Mutterkirche von Niedenſtein. Völlig geſichert ſcheint dieſe Auslegung durch das nahegelegene Ermetheis, urkundlich im J. 1334 Ermenteus (Landau a. a. O. S. 61), vergl. Grimm, Myth. S. 329.

Zu den Abgaben und Erträgen der Tempelgüter kam noch ein beſonderer Tempelzoll (hoftollr), welcher von allen Dinglenten eines Godordes oder eines Herads an den Goden oder Herſir ꝛc. zu demſelben Zwecke geleiſtet wurde. So iſt das „Naſengeld," von welchem die im vorigen Paragraphen angeführte Stelle der Ynglinga saga redet, offenbar ein an den Tempelgoden des Sigtunatempels zu leiſtender Tempelzoll, von dem auch bei andern Orten die isländiſchen Quellen folgendes Nähere berichten. Die Eyrbyggia saga c. 4 (S. 10) erzählt von dem Tempel des Thorolf Moſtrarſkegg: „Zu dem Tempel ſollten alle Leute Zoll geben, und dem Häuptlinge zu allen Fahrten verpflichtet ſein, wie jetzt die Dingleute den Häuptlingen. Aber der Gode ſollte den Tempel aus ſeinen eigenen Mitteln erhalten, ſodaß er nicht zerfiel, und die Opfermahle darin halten." Als ſpäter Thorolf's Sohn Thorſtein Thorſkabitr mit Thorgrim Kiallaksſon in Streit geräth, und Thordr Gellir denſelben beilegen ſoll, heißt es c. 10 (S. 24): „Da entſchied er, daß Thorgrim Kiallaksſon den Tempel zur Hälfte aufrecht halten ſollte, und den halben Tempelzoll haben, und ſo auch die Dinglente zur Hälfte." Die Egils saga Skallagrímssonar c. 87 (S. 754): „Oddr war da Häuptling im Borgarfiörd ſüdlich der Hvita; er war hofgoði und regierte einen Tempel, zu dem alle Leute ſüdlich der Skardheide Tempelzoll bezahlten." Von dem Tempel des Goden Thorgrim heißt es Kialnesinga saga c. 2 (a. a. O. S. 402—404): „da ſollten alle Leute Tempelzoll dazu bezahlen," und wieder: „und das Vieh, welches dazu (zum Opfer) gegeben wurde, ſollte man zur Gaſtung der Leute anwenden, wenn Opfermahle gehalten wurden." In Bezug auf die Geſetzgebung, durch welche die Bezirksverfaſſung Islands geordnet wurde, ſagt die Landnámabók 4, 7 (a. a. O. S. 200): „Jedermann ſollte Zoll zum Tempel geben, wie nun zur Kirche Zehnt." Vergl. noch Thórvalds þáttr viðförla c. 5 (Hungurvaka der Arna-Magnäanſchen Ausgabe S. 300) und Kristni saga c. 2.

Nach dieſen Zeugniſſen wird alſo der Tempelzoll an den Tempelgoden entrichtet. In der Vápnfirðinga saga S. 10 begegnet aber auch ein Beiſpiel, wo dem Tempel eine Prieſterin vorſtand und der Zoll an dieſe entrichtet wurde. „Ein Weib hieß Steinvör; ſie war Tempelprieſterin (hofgyðia) und pflegte des Haupttempels. Dahin mußten alle Bauern Tempelzoll bezahlen."

Wenn Meiſter Adam IV, 27 (Pertz IX, 380) berichtet: „Solet quoque post novem annos communis omnium Sueoniae provintiarum Sueoniae sollempnitas in Ubsola celebrari. Ad quam videlicet sollempnitatem nulli praestatur immunitas. Reges et populi, omnes et singuli sua dona transmittunt ad Ubsolam, et quod omni poena crudelius est, illi qui jam induerunt christianitatem ab illis se redimunt cerimoniis," ſo ſind dieſe dona wol gänzlich verſchieden von den an den Sigtunatempel zu leiſtenden Abgaben, indem ſich hier die geſammten ſchwediſchen Lande zu einem nur alle neun Jahre ſich wiederholenden Geſammtfeſte vereinigten; dennoch bezeugen dieſelben aufs Neue die Abgaben an den Tempel behufs der Opferfeſte, wenn ſie auch als dona bezeichnet werden.

Außer dieſen pflichtmäßigen Abgaben finden ſich noch freiwillige, welche der Einzelne auf beſondere Veranlaſſung den Göttern darbrachte oder darzubringen gelobte. Dahin mag wol vor Allem die im Norden bezeugte Sitte gehören, den Göttern Kinder zu geloben und zu weihen; ob es ſich jedoch mit dieſer Sitte ebenſo verhält, wie in der chriſtlichen Zeit mit den pueris Deo oblatis, welche man, zu Mönchen beſtimmt, als ein Gott dargebrachtes Opfer dem Kloſter übergab, ſodaß alſo jene Kinder als ausſchließlich dem Dienſte der Götter und folglich auch ihrem Tempel geweiht zu betrachten wären, oder ob ſie dadurch dieſen oder jenen Gott als ihren Patron anſehen ſollten, läßt ſich aus den uns darüber erhaltenen Nachrichten nicht mehr ermitteln. So wurde nach der Hálfs saga c. 1 (Fornaldar sögur 2, 26) König Vikar noch ungeboren von ſeiner Mutter, einem Gelübde zufolge, dem Odin gegeben, d. h. geweiht. In der Eyrbyggia saga c. 7. p. 16 wird von Rolfr, dem Häuptlinge der Inſel Moſtr, von dem dieſelbe Saga c. 3 (p. 6) berichtet, daß er ein großer Freund Thor's war und darum Thorolfr genannt wurde, erzählt: „Thorolfr und Unnr hatten einen Sohn, welcher Stein hieß; dieſen Knaben gab Thorolfr dem Thor, ſeinem Freunde, und nannte ihn Thorſtein;" und als dieſem Thorſtein ſpäter ein Sohn Namens Grimr geboren wird, berichtet ſie (c. 11. p. 26) von demſelben: „Dieſen Knaben ſchenkte Thorſteln dem Thor und ſprach, er ſollte Tempelhäuptling (hofgoði) werden, und nannte ihn Thorgrim." Eywindr Kinnriſa, der zauberkundigſte der Männer, konnte von ſeinen kinderloſen Aeltern nur unter der Bedingung gezeugt werden, daß er Zeitlebens dem Thor und Odin diene (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 204 (Fornmanna sögur 2, 168). Fundinn Noregr c. 2 (Fornaldar sögur 2, 6) berichtet: „Den Brandr ſandten ſie dem Raumr, ſeinem Vater; er aber gab ihn den Göttern und er wurde Gud-Brandr genannt" u. dgl. m. — Außerdem ſchenkte man den Göttern aber auch Thiere. Hrafnkell Freysgoði ſchenkte dem Freyr, ſeinem Freunde, alle ſeine beſten Schätze zur Hälfte mit ſich ſelber und dazu ſeinen Hengſt Freyfaxi zur Hälfte (Hrafnkels saga Freysgoða p. 4 u. 5), Thorkell Hafi

schenkte demselben Gott einen Ochsen (Vigaglúms saga c. 9), Thorgil Orrabeinsfostri dem Thor ein Kalb, welches der Gott später, als Thorgil zum Christenthum übergetreten ist, von ihm zurückfordert (Flóamanna saga c. 21); ferner Silber, wie Jarl Hakon der Thorgerdr Hörðabrúðr in der Færeyinga saga c. 23 (s. o. Note 6); in der jüngern Ólafs saga Tryggvasonar c. 173 ist ebenfalls von Gold und Silber, Kleinoden und schönen Kleidern die Rede; dieselbe Ólafs saga c. 154 läßt heidnische Isländer, als sie vor Olaf's Bekehrungseifer aus Norwegen nach Island zu entfliehen suchen, den Göttern Gold und drei Eimer Bier (d. h. ein Trinkgelag zu Ehren der Götter) für guten Wind geloben; endlich berichtet die Íslendingabók c. 2 (Íslendinga sögur 1, 6) von Grimr Geitskor: „und ihm gab Jedermann hier zu Lande einen Pfennig dafür (für Islands Durchmusterung); er gab aber darauf dieses Gut zu dem Tempel."

Diese Sitte, den Göttern Gold, Silber, Kleinode und Geld darzubringen, mahnt an den Tempelschatz, welchen Liutger in dem friesischen Tempel (s. o. S. 382) und an den Gold- und Silberschatz, den Karl der Große nach den Annal. lauriss. (Pertz I, 150) in der Eresburg fand, sowie an die kleinen silbernen Schiffe, welche man noch heute in holsteinischen Kirchen sieht und die Reisende in Sturmesnöthen bei glücklicher Heimfahrt gelobt hatten; und an die silbernen Pflüge, welche in die Kirchen geliefert, im spätern Mittelalter sogar als Abgaben gefordert wurden (Grimm, Myth. S. 243). Von solchen Weihgeschenken und dem in dem Tempel niedergelegten Ueberschusse der Einkünfte, oder von den Schätzen, welche man in den Kriegszeiten darin barg (vergl. *Caesar.* De bello gall. VI, 17), stammen wahrscheinlich unsere so häufig wiederkehrenden Volkssagen von versunkenen Schätzen und vergrabenen goldenen oder silbernen Thieren, mögen nun die Orte, wohin sie die Sage verlegt, einst wirkliche heidnische Tempel oder nur eingehegte Opferstätten gewesen sein.

Wie sich aus den bestimmten Angaben der nordischen Quellen ergibt, gehörte der Haupttempel dem einzelnen Goden ganz ebenso, wie der Privattempel seinem Privatherrn; aber alle an ihn entrichteten Abgaben und Erträge der Tempelgüter, sowie der Tempelzoll und die Weihgeschenke hatten keine andere Bestimmung, als zur Unterhaltung der Tempel und zur Bestreitung der Opfer zu dienen. Dagegen die Bedürfnisse des Opfermahles selbst, soweit dieses nicht in dem Fleische der geopferten Thiere bestand, mußte sich jeder Theilnehmer mitbringen, wie die oben angeführte Hákonar saga góða c. 16 ausdrücklich als alte Sitte angibt und es als etwas ganz Außerordentliches rühmt, daß Jarl Sigurd einmal alle Theilnehmer bewirthete: „Jarl Sigurd," sagt dieselbe nämlich a. a. O., „war der freigebigste der Männer, er that da das Werk, welches sehr berühmt war, daß er ein großes Opfermahl zu Hlaðir hielt und allein alle Kosten trug. Dessen gedenkt Kormak, Oegmund's Sohn, im Sigurdsliede (Sigurðardrápa): Niemand braucht Speise, noch Schüssel dahin mit sich zu bringen, noch Gut dem Gebenden zu geben, dem Nachkommen des Thiassi, welchen die Götter betrogen. Wer wird wagen zu beleidigen den Vorsteher der Mauern des Heiligthums; denn der Herr des Sumpffeuers (Goldes) bewirthet: Kleinode erstritt der Fürst."

Neben den öffentlichen Tempeln gab es, wie aus dem Obigen sich ergibt, auch Privattempel, die natürlich von dem Besitzer selbst erhalten werden mußten; wir werden derselben im Norden jedoch nur für Norwegen und Island versichert, wo sie zahlreich vorkommen; in Teutschland fehlt aber jede Spur von ihnen.

II.

Der Cultus.

Die Verehrung, welche man den Gottheiten in dem ihnen geweihten Tempel darbrachte, bestand in Gebeten und Opfern, woran sich dann noch die Opferfeste und Umzüge der Götter anschließen [18]).

§. 7.

Das Gebet.

Das Gebet wird theils für sich allein, theils in Verbindung mit Opfern, Gelübden, Weissagungen oder sonstigen feierlichen Handlungen angewendet. Die Grundbedeutung des gothischen Zeitwortes bidjan, altn. biðja, ahd. bëtôn, pëtôn, mhd. bëten, ist nach J. Grimm's scharfsinniger Vermuthung, die derselbe Grammatik II, 25, Mythologie S. 27 fg. u. 1200 ausgesprochen: zu Boden liegen als ein Flehender, indem man sich vor den Götterbildern vollends niederwarf und liegend zu ihnen betete, welches, wie die bei dem Gebete sonst vorkommenden Geberden des Händefaltens, der gen Himmel ausgestreckten Hände, des Neigens des Leibes, des Knieens und Niederstürzens zu den Füßen der angeflehten Gottheit, des entblößten, geneigten Hauptes, aus der kindlichroben Vorstellung des Alterthums erwachsen sind, wornach der flehende Mensch dem mächtigen Gott, seinem Sieger, sich als wehrloses Opfer demüthig und ehrfurchtsvoll darbietet und unterwirft. Im Ahd. und Altsächs., sowie noch Nhd. dialektisch hieß es „sich beten," als wäre sich bieten, sich opfern gemeint, wie das mit bidjan zusammenhängende goth. badi, ahd. betti, peti, petti, mhd. bette, Bett (lectisternium), zugleich Altar bedeutet, ähnlich dem goth. ligrs (Lager) = Bett, was durch das derselben Wurzel entsprossene agf. bëado, Niederlage im Kampfe, ahd. patu (nur in Personennamen erhalten), goth badv (?), bestätigt wird. Wenn kein Bildniß da war, an welches das Gebet gerichtet werden konnte, so hielt man die Hände beim Beten vor die Augen, vom Glanze der Gottheit gewissermaßen geblendet (Nials saga c. 89. p. 132), oder man wendete den Blick gen Himmel, sie dort aufzusuchen, aber auch

18) Es ist jedoch hier fast unvermeidlich, über das Gebiet des Tempelcultus hinauszugehen, da bei der Unbestimmtheit der Quellen sich keine so engen Grenzen ziehen lassen. Mancher Gebrauch, von dem es sicher ist, daß er nicht zu dem Tempelcultus gehört, wird aber auch aufgenommen, um Licht auf denselben zu werfen.

dies geschah liegend (Þorfinns saga karlsefnis c. 7. p. 142); das precari deos, *coelumque suspicere* bezeugt schon Tacitus Germ. c. 10. Von der Entblößung des Hauptes machten vielleicht die Priester, wenigstens die gothischen, eine Ausnahme, deren Name pileati Jornandes daher erklärt, quia *opertis capitibus tiaris* litabant, während das übrige Volk unbedeckt stand. Die Betenden richteten sich gen Norden, weil das Alterthum die Wohnung der Götter im Norden dachte, während sie selber gen Süden schauten; daher nachher die gen Osten schauenden Christen einen nördlichen Sitz des Teufels annahmen und die Neubekehrten bei seiner Abschwörung mit gerunzelter Stirn und geringer, Haß ausdrückender Geberde sich vorwärts kehren mußten (Grimm, Myth. S. 30. 293; Gesch. der deutschen Sprache S. 981 fg.). Die Betenden pflegten sich auch wol wiederholt zu den Füßen der Gottheit niederzuwerfen und zu weinen, bis sie der Erhörung ihrer Bitte gewiß waren (s. die oben Note 6 aus der Færeyinga saga ausgehobene Stelle). Von je Mehrern ein Gebet ausgesprochen wurde, für desto wirksamer wurde es gehalten (Grimm, Myth. S. 31). Daß dabei bestimmte Formeln üblich waren, die je nach Umständen und Ermessen verschieden waren, ist sehr wahrscheinlich; auch glaubte man, daß es besser sei, gar nicht gebetet, als falsch geopfert, denn stets werde der Gabe Vergeltung (Hávamál 146). Einer Sammlung der heidnischen Gebetsformeln entrathen wir noch. Vergl. Maurer a. a. O. II, 203 fg.

§. 8.

Das Opfer.

„Wenn der Mensch im Gebete den Göttern sich selber darbringt, so fügt er im Opfer einen Theil seiner edelsten und besten Habe hinzu, und erkennt einestheils damit an, daß er das Ganze der Gnade der Götter verdankt," anderntheils hält er dieselben nach der anthropomorphistischen Vorstellung dieser Gabe für bedürftig und läßt sie sogar Umzüge unter den Menschen halten, Gastmähler einzunehmen (at kara á veizlur oder at veizlum, jüngere Olafs saga Tryggvas. c. 173) und bestimmte Speisen zu heischen (s. §. 11). Hatte der Mensch diese Gnade durch erwiesene Wohlthaten erfahren und wollte er sich dieselben ferner erhalten, so war das dargebrachte Opfer ein Dankopfer; hatte er aber ihre Ungnade, ihren Zorn durch ein ihn betroffenes Unheil erfahren und wollte er sich dieselben wiederum gnädig machen, ihren Zorn versöhnen, so war das dargebrachte Opfer ein Sühnopfer. Eine dritte Art von Opfern ist, wodurch der Ausgang eines Unternehmens erforscht und die Hilfe des Gottes, dem es dargebracht wird, herbeigeführt werden soll. Doch war Weissagung auch ohne Opfer thunlich [19]).

Indem man aber glaubte, dem Gott eine Gabe dargebracht zu haben, kam man zu der gröbern und sinnlichern Auffassung, daß man, wie nach menschlicher Weise der Schenker dem Beschenkten sich zu Dank verpflichtet hielt, auch auf die Gegenleistung des Gottes rechtmäßige Ansprüche machen zu können meinte [20]). Um derselben gewiß zu sein, erbittet man sich sogar von dem Gott ein Zeichen darüber, ob er das Opfer annehmen wolle oder nicht [21]), glaubt sich dann aber auch berechtigt, wenn dasselbe angenommen ist, ihm vorzuhalten, was man ihm Gutes erwiesen und was man dafür von ihm zu fordern habe [22]); man markt auch wol mit der Gottheit über den Preis, um welche sie ihre Gnade zu verkaufen sich gefallen läßt [23]). Ja, die Opfer und Gebete treten, nachdem der alte heilige Sinn aus ihnen gewichen, allmälig selbst in die Reihe der Zaubermittel ein, durch die man mit unwiderstehlicher Kraft selbst die hohen Götter dem Willen des Menschen dienstbar zu machen glaubte [24]).

19) Siehe Simrock, Mythologie S. 516; Grimm, Mythologie S. 37.

20) Maurer a. a. O. II, 204, sowie über das Folgende ebendas. S. 205. 21) So erzählt z. B. die Vigaglums saga c. 9. p. 348, daß Thorkell Hafi, von Vigaglumr um sein Gut zu Thvera gebracht, ehe er abzog, zum Tempel des Freyr ging, dahin einen alten Ochsen führte und zu dem Gott also sprach: „Freyr," sagte er, „der du lange mein volltreuer Freund gewesen bist und viel Geschenke von mir empfangen und sie wohl vergütet hast, dir schenke ich nun diesen Ochsen darum, daß Glumr einst nicht minder wider seinen Willen vom Lande zu Thvera wegziehen möge, als ich jetzt ziehe; und laß mich ein Anzeichen sehen, ob du das annimmst oder nicht." Mit dem Ochsen ging es aber so, daß er brüllte und todt niederfiel, und er schien dem Thorkell wohl geendigt zu haben, und dieser war jetzt leichteren Muthes, da es ihm schien, daß das Gelübde angenommen sei. Und wirklich erfüllte Freyr seine Zusage. 22) Z. B. Jómvikinga saga c. 44. p. 137: „Da rief er (Jarl Hakon) noch einmal die Thorgerdr eifrig an und deren Schwester Irpa, und er hält ihr und jener das vor, wie viel er darum gethan habe, indem er seinen Sohn geopfert habe um Sieg für sich." 23) Z. B. Ynglinga saga c. 18. p. 21. 22: „Domaldi nahm das Erbe nach seinem Vater Visburr und regierte die Lande. In seinen Tagen entstand in Schweden große Hungersnoth und Elend. Da machten die Schweden große Opfer zu Upsala; den ersten Herbst opferten sie Ochsen und der Jahrgang wurde dadurch nicht besser. Und den andern Herbst begannen sie ein Menschenopfer; aber der Jahrgang war derselbe oder noch schlechter. Und den dritten Herbst kamen die Schweden in großer Anzahl nach Upsala, als da Opfer sein sollten; da hielten die Häuptlinge ihren Rath und sie kamen darüber überein, daß das Mißjahr von ihrem Könige Domaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, und ihn greifen und ihn tödten, und mit seinem Blute die Altäre bestreichen: und so thaten sie." — Ferner die Jómsvíkinga saga c. 44. p. 134—139 erzählt ausführlich, wie Jarl Hakon, nachdem er die göttlich verehrte Thorgerdr Hörgabrudr vergeblich angerufen, um ihren Zorn zu versöhnen verschiedene Dinge als Opfer anbietet; wie er, da sie diese verschmäht, ihr Menschenopfer verspricht, und endlich, als auch dieses nicht hilft, ihr unter allen Menschen die Wahl läßt, mit alleiniger Ausnahme seiner selbst und seiner Söhne Girkr und Sveinn: da wählt sie endlich den dritten Bruder Erlingr und dieser wird geopfert u. dgl. m. 24) Zahlreiche Beispiele hiervon bieten die nordischen Quellen. So wird z. B. in der jüngern Olafs saga Tryggvas. c. 145 von dem Norweger Raudr erzählt: „daß er durch vieles Opfern ein Bildniß Thor's da im Tempel so bezauberte, daß der böse Feind aus dem Götzen mit ihm redete und diesen so bewegte, daß er mit ihm am Tage herumgehend sich zeigte, und Raudr führte ihn oft mit sich auf der Insel herum." Die Landnáma berichtet von dem Wikinger Floki Vilgerdsson, daß er dreien Raben opferte, um ihm den Weg nach Island zu weisen.

Als Opfer können auch die oben S. 389 fg. besprochenen Weihgeschenke betrachtet werden.

Das Wort Opfer wurde in unsere Sprache durch das Christenthum eingeführt und stammt aus dem lat. offerre, ahd. opfarôn, opforôn, mhd. opheren; aus dem Zeitworte entsprang dann das Substantiv ahd. opfar, mhd. opher, Opfer, altn. offr. Ueberall wichen die älteren, heidnischen Benennungen.

Die älteste, bei allen germanischen Stämmen verbreitete für den Begriff „Gott durch Opfer verehren" war goth. und agf. blôtan, altn. blôta, ahd. pluozan, mhd. scheint das Wort erloschen, in örtlichen Benennungen dauert es jedoch noch heute fort; so gibt es in Hessen blotzgraben, blotzgarten, blotzhof, vergl. die Redensart blotzen (Geld geben, aufopfern) müszen. Auch hieß blotz ein altes Messer, Schwert (Panzer a. a. O. II, 568). Das Wort, unverwandt mit blôt (sanguis), ist dunkler Herkunft und bezeichnet sowol blutige als unblutige Opfer. Die Substantiva sind goth. blôtinassus, ahd. pluostar, bluostar, altn. blôt [25]).

Allgemeine Ausdrücke, welche ursprünglich nur die Ansagung, Widmung, Weihung, Dedication des Opfers bezeichnen und dessen vorherige Auswahl zu diesem Zwecke verrathen, sind folgende: ahd. antheiz (hostia, victima), antheizôn und iuheizan (immolare); ahd. insâken (litare); agf. onsecgan, onsägdnes (oblatio); ahd. ineihhan, später durch Aphäresis neihhan (immolare, libare); ahd. pifëlahan (libare, immolare). Ferner goth. biudan (offerre); goth. biods, ahd. piot (oblatum, noch jetzt dialektisch „das Gebütt," die edlen Theile des Thieres, welche vermuthlich insbesondere den Göttern dargebracht wurden, und mensa, ursprünglich aber der heilige Opfertisch oder Altar). Sodann goth. fullafahjan (*λατρεύειν*, eigentlich Genüge thun), atbairan (*προσφέρειν*), saljan (*θυμιᾶν, θύειν* und *προσφέρειν*), agf., ahd. sellan, altn. selja (tradere, darreichen). Das ahd. pigangan (obire) wird verschiedentlich auf Gottesdienst bezogen: pigane ritus. Auch das vieldeutige goth. gildan, ahd. këltan, hängt ursprünglich mit dem Opfer zusammen und bedeutet: dem verleihenden Gott in Dank oder Sühnung darbringen, gleichsam als Gegenwerth geben; das goth. gild (Steuer), altf. gëld, ahd. këlt (unser Geld), also eigentlich das zu diesem Zwecke Dargebrachte, Beigesteuerte, sowie Darbringung, Opfer; das ahd. ghëlstar, këlstar ist gradezu Opfer; agf. gild, altn. gildi (tributum; talio, renumeratio; compotatio, symposium), das von der Genossenschaft eines Heiligthums zum Opfer Dargebrachte, Beigesteuerte, dann ebenfalls das Opfer selbst, der Opferschmaus, die Opfergenossenschaft und endlich eine zu gleichem Zwecke oder Geschäfte verbundene Körperschaft: Gilde. Altnordisch begegnet geta (geben) und giöl (Gabe) = sacrificare und sacrificium. Eigenthümlich der agf. Mundart ist die allgemeine Benennung lâc, ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel, dann allmälig die Gabe selbst

25) Siehe Grimm, Myth S. 31 fg.

Für bestimmtere Ausdrücke hält J. Grimm a. a. O. folgende: goth. ufarskafs (*ἀπαρχή*), das Darbringen der Erstlinge beim Opfer; ahd. wizôt, frief. vitat eucharistia; goth. hunsl (*θυσία, λατρεία, προσφορά*), agf. hûsel, alt. hûsl, im Ahd. scheint der Ausdruck schon ausgestorben zu sein; goth. saups (*θυσία*), von siupan sieden (?); ahd. zëpar, agf. tiber, alles Opfermäßige von Thieren und Pflanzen (woraus sich unser nhd. „Ungeziefer" erklärt); ahd. karo, karawi (victima). Dem Norden eigenthümlich war fôrn, eigentlich munus oblatum, das sowol blutige als unblutige Opfer begreift, fôrna (wofür auch fôrnfœra gesagt wird, immolare) und tafn (victima und esca ferarum).

Die dargebrachten Opfer waren blutige und unblutige.

1) Blutige.

a) Menschenopfer. Wie dieselben bei allen Völkern des Alterthums üblich waren, so auch bei den Germanen. Saxo Grammaticus p. 42 führt dieselben auf Freyr zurück. Sie galten vor allen dem Wodan und Zio, aber auch, wenigstens im Norden, dem Thor [26]). „Ihrem Wesen und Ursprunge nach sind sie sühnend, ein großes Unheil, ein schweres Verbrechen kann nur durch menschliches Blut beschworen und getilgt werden."

α) Schon Tacitus bezeugt dieselben wiederholt für Germanien, und zwar in einer Weise, welche es außer Zweifel setzt, daß dieselben bei bestimmten Festen üblich waren. Germ. c. 9: „deorum maxime Mercurium (Wodan) colunt, cui certis diebus *humanis* quoque *hostiis* litare fas est," und c. 39 (von den Semnonen): „stato tempore in silvam coëunt, *caesoque* publice (von Gemeinde wegen) *homine* celebrant barbari ritus horrenda primordia." Allgemein ist die Stelle bei *Procop.* De bello goth. II, 14 (von den Herulern): „*πολίν τινα νομίζοντες θεῶν ὅμιλον, οὓς δὴ καὶ ἀνθρώπων θυσίαις ἱλάσκεσθαι ὅσιον αὐτοῖς ἐδόκει εἶναι.*" Und aus noch späterer Zeit Capitul. de partib. Saxon. 9: „si quis *hominem* diabolo *sacrificaverit et in hostiam more paganorum daemonibus obtulerit.*" Allgemein sind auch die Nachrichten Thietmar's von Merseburg über die Menschenopfer bei den Dänen und Adam's von Bremen bei den Schweden (s. §. 10).

β) Eine Reihe von Zeugnissen, und zwar grade die ältesten, lassen aus Dank für den verliehenen Sieg die Gefangenen den Göttern geopfert werden. So sollen nach Orosius V, 6 schon die Cimbern und Teutonen nach ihrem großen Siege über die Römer an der Rhone alle Gefangenen ihren Göttern geopfert haben, indem sie dieselben an Bäumen aufhingen, desgleichen die Pferde und die gesammte Beute, die man ins Wasser warf. Ferner berichtet Tacitus von der teutoburger Schlacht Ann. 1, 61: „lucis propinquis barbarae

26) *Dudo*, De moribus et actis Normannorum I. p. 62. 63; cf. *Willelm*, Gemetic. II. c. 5. p. 218; s. auch Mannhardt a. a. O. S 228.

arae apud quas *tribunos* ac primorum ordinum *centuriones mactaverant;*“ sodann Ann. XIII, 57: „sed bellum Hermunduris prosperum, Cattis exitiosius fuit, quia victores diversam aciem Marti (Zio) ac Mercurio (Wodan) sacravere, quo voto equi, *viri*, cuncta victa *occidioni dantur.*“ *Isidori* Chron. Gothorum, aera 446: „quorum (regum Gothorum) unus Radagaisus ... Italiam belli feritate aggreditur. promittens *sanguinem Christianorum diis suis litare*, si vinceret;“ cf. *Augustinus* Sermo 105, 10, der bestimmt den Jupiter nennt[27]). *Jornandes* c. 5: „quem Martem Gothi semper asperrima placavere cultura. Nam victimae ejus *mortes* fuere *captorum*, opinantes bellorum praesulem aptius *humani sanguinis* effusione placandum.“ *Procop.* De bello goth. II, 15 von den Thuliten, d. i. Skandinaviern: „*Θύουσι δὲ ἐνδελεχέστατα ἱερεῖα πάντα καὶ ἐναγίζουσι. τῶν δὲ ἱερείων σφίσι τὸ κάλλιστον ἄνθρωπος, ὅνπερ ἂν δοριάλωτον ποιήσαντο πρῶτον. τοῦτον γὰρ τῷ Ἄρει θύουσιν, ἐπεὶ θεὸν αὐτὸν νομίζουσι μέγιστον εἶναι.*“ Das. II, 25 von den schon bekehrten Franken beim Poübergange: „*ἐπιλαμβόμενοι δὲ τῆς γεφύρας οἱ Φράγγοι, παῖδάς τε καὶ γυναῖκας τῶν Γότθων, οὕσπερ ἐνταῦθα εἶδον, ἐρευνόν τε καὶ αὐτῶν τὰ σώματα ἐς τὸν ποταμὸν ἀκροθίνια τοῦ πολέμου ἐρρίπτουν. οἱ βάρβαροι γὰρ οὗτοι, Χριστιανοὶ γεγονότες, τὰ πολλὰ τῆς παλαιᾶς δόξης φυλάσσουσι, θυσίαις τε χρώμενοι ἀνθρώπων καὶ ἄλλα οὐχ ὅσια ἱερεύοντες, ταύτῃ τε τὰς μαντείας ποιούμενοι.*“ *Sidonius Apollinaris* VIII, 6 von den Sachsen: „mos est remeaturis *decimum quemque captorum* per aequales et cruciarias poenas, plus ob hoc tristi quod superstitioso ritu necare.“ Grimm, Myth. S. 270 der Kriegsgefangene „Graecus Avar, cum in hostium (Suevorum) potestatem regio habitu vivus venisset .. more pecudis ibidem (Augsburg) mactatur.“

γ) Der Menschenopfer, die den Zorn der Götter sühnen sollten, werden wir durch folgende Zeugnisse vergewissert. Eigenthümlich war es insbesondere den Schweden, bei eingetretener Hungersnoth den eigenen König zur Sühne zu opfern, um eine Besserung des Jahrganges zu erlangen. Man ging dabei nicht allein von der Anschauung aus, daß der König die edelste Gabe sei, die das Volk darbringen könne, sondern auch, daß derselbe als Oberpriester des ganzen Landes durch Vernachlässigung des Opferdienstes den Zorn der Götter heraufbeschworen habe[28]). So opferten dieselben, wie schon oben berichtet, nachdem sie bei eingetretener Hungersnoth vergebens im ersten Herbste Ochsen, im zweiten Menschen geopfert hatten, endlich im dritten Herbste ihren König Domaldi, „da hielten die Häuptlinge ihren Rath, und sie kamen darüber überein, daß das Mißjahr von ihrem Könige Domaldi herkommen werde; und zugleich darüber, daß sie ihn opfern sollten um gutes Jahr für sich, und ihn angreifen, und ihn tödten, und mit seinem Blute die Altäre bestreichen; und so thaten sie.“ Dann wieder ihren König Olaf Tretelja, wie die Ynglinga saga c. 47. p. 56 erzählt: „Da entstand ein großes Mißjahr und Hunger; das gaben sie ihrem Könige schuld, sowie die Schweden gewohnt sind, ihrem Könige sowol das gute als das Mißjahr schuld zu geben. König Olaf war ein geringer Opferer; das gefiel den Schweden übel, und sie meinten, daher komme das Mißjahr. Da zogen die Schweden ein Heer zusammen, machten einen Angriff auf König Olaf und umringten sein Haus, und verbrannten ihn darin, und schenkten ihn dem Odin, und opferten ihn für sich um ein gutes Jahr.“ Die Hervarar saga c. 11. p. 451. 452 erzählt sodann ausführlich: Einst brach in Reidgothland Hungersnoth aus und weise Männer sprachen auf Befragung der Gottheit, daß das Land nimmer fruchbar werde, wenn man nicht den edelsten Jüngling opfere. Dies war aber Angantyr, König Heidrek's Sohn. Heidrek berieth sich mit seinem Vater und erklärte hierauf, er wolle seinen Sohn darbringen, wenn ihm jeder zweite Mann seines Mitregenten Harald Treue und Gefolgschaft schwöre. Das geschieht sofort, und nun ruft Heidrek: „angenehmer wird es Odin sein, wenn ich ihm statt des Knaben den König Harald und seinen Sohn und all sein Volk weihe!“ Alsbald stürzen beide Haufen im Kampfe gegen einander, Heidrek siegt, Harald und sein Sohn fallen. Da läßt Heidrek die Gestelle der Götterbilder mit Harald's und Halfdan's Blut besprengen und weiht Odin alle Gefallenen anstatt Angantyr zur Besserung des Jahrganges.

δ) Namentlich stand aber das Menschenopfer in Verbindung mit der Rechtspflege, um die durch die verübte Rechtsverletzung beleidigte Gottheit zu versöhnen. Die Hinrichtung war daher ein Opfer. An der Dingstätte, in der Nähe des Tempels, stand deshalb der Opferstein, an welchem dem zum Tode Verurtheilten der Rücken zerbrochen wurde, oder auch das heilige Wasser (der Opfersumpf), in welches dieselben als Opfer versenkt wurden. So heißt es in der Eyrbyggia saga c. 10. p. 26 (Landnâma II. c. 12. p. 98): „Sie legten da das Ding herein am Vorgebirge, dahin, wo es jetzt ist, und dahin, wo Thordr Gellir das Viertelsding niedersetzte; er ließ da das Viertelsding der Westisländer sein; die Leute sollten dahin kommen aus allen westlichen Meerbusen; da sieht man noch den Gerichtsring (domring), in dem die Leute zum Tode verurtheilt wurden; in dem Ringe steht der Thorstein, an welchem die Leute gebrochen

27) Die beiden letztern Beispiele gehören eigentlich zu der vor dem Beginne einer Schlacht ausgesprochenen Todesweihe des Feindes; s. den Art. Gungnir. 28) Uebrigens kehrt der Glaube, daß der Segen des Landes durch das ganze Einvernehmen des Regenten mit den Göttern bedingt sei, öfter im Norden wieder, ja sogar in christlicher Zeit ist derselbe noch nicht erloschen; denn Saxo Grammaticus berichtet p. 222—224, daß der christliche Dänenkönig Olaf Hungr, der eine Hungersnoth verschuldet, dieselbe durch seinen freiwilligen Opfertod vom Lande wiederabgewendet haben solle; ja dieselben Dänen maßen sogar, nach einem Schreiben Papst Gregor's VII. vom 19. April 1080 (Lappenberg, Hamburgisches Urkundenbuch Nr. 111), intemperiem temporum, corruptiones nĕris, quascumque molestias corporum der Schuld ihrer Priester zu.

wurden, die man zum Opfer gebrauchte, und man sieht noch die Blutfarbe am Steine“ [29]). Die Kialnesinga saga c. 2. p. 404 knüpfte an die schon oben ausgehobene Stelle von dem Opfersumpfe vor den Thüren des Tempels sofort die weitere Nachricht: „Thorgrim ließ ein Frühlingsding ansetzen auf Kialarnes, südlich an der See; man sieht noch die Stätte der Buden; da sollte man alle Sachen einklagen, und nur die ans Alding bringen, die da nicht zu Ende gebracht würden oder die schwersten wären“ [30]). Schon Tacitus berichtet Germ. c. 12 die Versenkung der Verbrecher in Sümpfe und dann Bedeckung mit Reisbündel. Dieser Sumpf war ein solcher Opfersumpf, wie deutlich aus dem dritten Gudrunenliede der Edda hervorgeht, wo Herkia, nachdem sie die Kesselprobe nicht bestanden, aus dem Tempel hinweggeführt und in den faulen Sumpf versenkt wird (s. d. Art. Guðrúnarkviða III.). Vergl. auch das oben S. 385 angeführte 134. Scholion des Adam. Brem.

ε) Der Mensch war das Werthvollste, was man der Gottheit darbringen konnte, daher brachte man ihn derselben, außer in den erwähnten Fällen, auch noch in solchen dar, wo man ihre höchste Gunst suchte. So erzählt die Ynglinga saga c. 29. p. 34. 35, daß der sagenhafte Schwedenkönig Oen neun leibliche Söhne dem Odin nach einander zur Verlängerung seines Lebens (til lánglífis ser) opferte, und jedesmal verlängerte der Gott seine Tage; als er aber auch den zehnten Sohn opfern wollte, wehrten ihm das die Schweden und er starb. Ein gleiches Opfer berichtet die Landnáma III. c. 4. p. 194. — So opferte Jarl Hakon, wie bereits erwähnt, als er im Meerbusen Hörningavagr mit den Jomsvikingen kämpfte, in der höchsten Noth den göttlich verehrten Schwestern Thorgerdr Hörgabrudr und Irpa, nachdem diese alle andere Opfer verschmäht, seinen eigenen Sohn Erlingr für den Sieg, und empfängt darauf im Hagelwetter Hilfe und dadurch die Erfüllung des Erflehten (Jómsvíkinga saga c. 44; Oláfs saga Tryggvasonar [Heimskringla] c. 44; jüngere Oláfs saga c. 90; Jómsvíkinga drapa V, 31: auch Saxo Gramm. p. 183 berichtet von Opfer und Zauberſturm und läßt den Hakon sogar zwei Söhne den Kriegsgöttern opfern). Ferner berichtet die jüngere Oláfs saga Tryggvasonar c. 228. p. 236 seq., daß auf Island kurz vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums daselbst die Heiden in einer Zusammenkunft übereinkamen, eifrige Gelübde an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landesviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christenthum über das Land kommen lassen mochten.

ζ) In Volkssagen sind noch Spuren von Opferung der Kinder; sie wurden zur Heilung des Aussatzes getödtet, in Grundwälle eingemauert, und der Zug deutet eigens auf den uralten Opferbrauch, daß dem Kinde Spielzeug und Eßwaaren hingestellt sind, während die Wölbung vollbracht wird. Grimm, Myth. S. 40. Vergl. aus Gotlands L. Hist. I. (o. Note 16) die Worte: „sie opferten ihre Söhne und Töchter.“

η) Als erzwungene Menschenopfer des Nir sind die Ertrinkenden nach dem durch ganz Teutschland verbreiteten Glauben zu betrachten, daß die Flüsse jährlich ihr Opfer verlangen; nach Grimm (Myth. S. 462) gewöhnlich ein unschuldiges Kind; der Tag, an welchem es gebracht werden muß, ist der Johannistag, und wie dieser, so ist auch die Stunde des Opfers bestimmt und selbst der Mensch, der als solches fallen muß (s. Wolf, Beiträge II, 301 fg.).

Zu diesen Opfern wurden in der Regel, wie die Kristnisaga c. 14 ausdrücklich erwähnt, die schlechtesten Leute gewählt, und zwar Sklaven oder Verbrecher — in welchem letztern Falle sie sich mit der Rechtspflege berührten (Ep. Bonifacii 25: „hoc quoque inter alia crimina agi in partibus illis dixisti, quod quidam ex fidelibus *ad immolandum paganis sua venundent mancipia;*“ s. ferner jüngere Oláfs saga Tryggvas. c. 165. 238. p. 40 seq. 236 seq.; Heimskr. c. 74. p. 271 seq.; Oddr c. 23. p. 28 seq.) oder, wie sie sich aus dem Obigen ergibt, Kriegsgefangene, unter denen aber wol wieder die edelsten besonders ausgewählt wurden, wie die nach der tentoburger Schlacht geopferten römischen Tribunen und Centurionen bezeugen. Das Königsopfer gebot nur ausnahmsweise Sitte und Umstände.

Die Art des Opferns selbst war aber sehr verschieden. Bei rein religiösen Opfern scheint die Form des Erhängens üblich gewesen zu sein. Schon Procop (De bello goth. II, 15) berichtet von den Skandinaviern, daß sie die zum Opfer verwendeten Menschen nicht mit dem Messer schlachten, sondern *aufhängen*, in die Dornen werfen oder sonst qualvoll tödten; was der oben S. 385 angeführte Bericht des Adam von Bremen (IV, 27) über die großen Opfer zu Upsala, sowie des Saxo Grammaticus Erzählung (p. 104) von dem Opfertode des Königs Wikar (s. d. Art. Gängnir) bestätigen. Ein weiteres Beispiel bietet Wolf, Niederländische Sagen Nr. 17, dar. Da diese Opfer besonders dem Odin galten, so führt er den Namen hánga drottinn, hánga týr, „der Gehängten Herr, Gott.“

Bei den in Verbindung mit der Rechtspflege stehenden Menschenopfern war, wie schon oben bemerkt, das Zerbrechen des Rückens am Opfersteine und das Versenken in den Opfersumpf üblich [31]). Die Friesen opferten die zum Tode Verurtheilten auf verschiedene Weise. So berichtet die Vita s. *Wulframni* (gest. 720), Act. Be-

29) Maurer a. a. O. II, 196, der auch die Personennamen Vésteinn, Freysteinn, Þórsteinn von diesen Opfersteinen hergenommen sein läßt. 30) Maurer a. a. O.

31) Mit diesem Versenken in den Opfersumpf läßt sich vergleichen, daß die schon belehrten Frauen, wie Procop De bello goth. II, 25 (s. o. S. 397) meldet, die geopferten Frauen und Kinder in den Fluß warfen. J. Grimm (Myth. S. 40) vergleicht dieses aber mit den griechischen *θεαβατήρια*, daher noch in unsern Volkssagen der zuerst über die Brücke Gehende, zuerst in den neuen Bau oder ins Land Tretende mit dem Leben büßt, d. i. als Opfer fällt. *Jornandes* c. 25 von den Hunen: „ad Scythiam properant et *quantoscunque prius in ingressu Scytharum* habuere, *litavere victoriae.*“

ned. sec. III. p. 360: „ut corpora damnatorum in suorum solemniis deorum — saepissime diversis litaret modis: quoddam videlicet gladiatorum animadversionibus interimens, alios patibulis appendens, alios laqueis acerbissime vitam extorquens, alios marinorum sive aquarum fluctibus submergens.“ Martervoll war bei diesem Volke der Tod derjenigen, welche den Tempel eines Gottes erbrochen und beraubt hatten. Lex Frisionum add. sap. tit. 12: „qui fanum effregerit et ibi aliquid de sacris tulerit, ducitur ad mare et in scabulo, quod accessus maris operire solet, finduntur aures ejus, et castratur, et immolatur diis, quorum templa violavit.“ Die nordischen Sagen melden auch vielfach das Herabstürzen der Verbrecher von Bergen und Felsen (Kristnisaga c. 14; jüngere Ólafs saga Tryggvas. c. 206. p. 170 seq.; Heimskr. c. 92. p. 291; Hâralds saga Gilla c. 6. p. 281; Heimskr. c. 4. p. 302).

b) Thieropfer. Ihrem Ursprunge und Wesen nach sind sie hauptsächlich dankende, aber auch sühnende und haben die anthropomorphistische Voraussetzung, daß die Götter der Speise bedürftig wären. Daher ihnen nur solche geopfert wurden, die dem Menschen zu gleichen Zwecken dienten. Doch kommen auch andere vor, als Hunde und Habichte. Dieselben werden schon von Tacitus Germ. c. 9 bezeugt: „Herculem (Donar) ac Martem (Zio) *concessis* (d. i. dazu geeigneten, auch von Menschen genossenen) *animalibus* placant.“ Unter allen war das vornehmste und feierlichste

α) das Pferdeopfer, welches Thier selbst als heilig galt. Das Fleisch derselben aß man zur Einführung des Christenthums allgemein und bei der gesetzlichen Einführung desselben auf Island behielt man sich die Erlaubniß, dasselbe fortzugenießen, ausdrücklich vor (Maurer a. a. O. I, 433), während in Teutschland Bekehrer und kirchliche Gebote das Essen desselben streng untersagen (Ep. Bonifacii 25. 87) und noch in den Acten der Hexenprocesse dasselbe einen stehenden Inquisitionspunkt bildet. Das älteste Zeugniß bietet wiederum Tacitus dar. Annal. I, 61, als Cäcina sich dem Schauplatze der Varischen Niederlage naht, erblickt er adjacebant — *equorumque* artus, simul truncis arborum antefixa ora. Ferner die schon oben S. 397 ausgehobene Stelle aus Annal. XIII, 57, wo die Chatten dem Mars und Merkur auch die Rosse der besiegten Hermunduren geloben. Von den Alamannen berichtet Agathias (ed. Bonn. 28, 5): „ἵππους τε καὶ βόας καὶ ὅλλα ἄττα μυρία καρατομοῦντες ἐπιθυάζουσι.“ Der Pferdeopfer thut auch Thietmar von Merseburg bei der Beschreibung des großen Opferfestes zu Ledera ausdrücklich Erwähnung (s. §. 10); ebenso werden sie auch nicht bei dem Opferfeste zu Upsala gefehlt haben, dessen Adam von Bremen gedenkt (s. §. 10). Die altnordischen Sagen erwähnen derselben sehr oft. Die jüngere Ólafs s. h. h. c. 101. p. 233 berichtet, daß bei einem Mißwachse die bereits zum Christenthum übergetretenen Bauern in Throndheim um Wintersanfang (at vetrnóttum) große und stark besuchte Gastmähler hielten; „da waren große Trinkgelage; dem Könige (Olaf) wurde gesagt, daß da alle Minne dem Thor geweiht werde und dem Odin, der Freyja und den Asen, Alles nach altheidnischer Sitte; dazu wurde auch weiter erzählt, daß da Vieh und Pferde geschlachtet und die Altäre mit dem Blute bestrichen würden, und daß der Opferdienst ganz offenbar abgehalten und dabei die Formel gesprochen werde, daß dies für die Besserung des Jahrganges (til árbótar) geschehen solle; dazu wurde beigefügt, daß es allen Leuten klar scheine, daß die Götter darüber zornig seien, daß die Halogaländer sich zum Christenthum gewandt hätten“ (Maurer a. a. O. I, 528). So sieht sich der zum Christenthum übergetretene König Hakon auf Andringen der heidnischen Bauern bei einem Opferfeste zu Hladir in Throndheim gezwungen, seinen Hochsitz einzunehmen und aus dem dem Odin geweihten Becher (nachdem er jedoch das Kreuzeszeichen statt des Hammerzeichens darüber gemacht) zu trinken. Tags darauf, als die Leute zu Tische gehen, da umdrängen die Bauern den König und sagen, er solle da Pferdefleisch essen; als er sich sowol dessen weigert, als auch von der Brühe zu trinken und von dem Fette zu essen, und sie im Begriffe sind, ihn anzugreifen, da geht er auf Bitten seines Begleiters, Jarl Sigurd, zu dem Kessel und öffnet zum Schein den Mund darüber. Im Winter darauf wird für den König in Märi ein Julfestmahl bereitet; vier von den Opferhäuptlingen verbinden sich, denselben zum Opfern zu zwingen, und gleich den ersten Tag beim Festmahle heißen ihn die Bauern unter Drohungen opfern; Jarl Sigurd macht wiederum den Vermittler, und endlich kommt es dahin, daß der König einige Bissen von einer Roßleber ißt und alle Weihbecher, die ihm die Bauern bringen, ohne Kreuz trinkt (Häkonar s. góða c. 8. 19; Agrip. c. 5. p. 381. 382 fügt hinzu, daß der König in der Art die Roßleber aß, daß er ein Tuch darum schlug und sie nicht bloß anbiß, anders aber nicht opferte; Maurer a. a. O. I, 163 fg.). Vor der Schlacht bei Svöldr sagt Olaf Tryggvason (jüngere Ólafs saga Tryggvasonar c. 250. p. 309; Heimskr. c. 122. p. 338; Oddr c. 66. p. 352 seq.; Fagrsk. §. 79) zu seinen Leuten: „Leichter und angenehmer wird es den Schweden vorkommen, daheim zu sitzen und ihre Opferkessel auszuschlecken, als dem „„langen Wurm““ (so hieß Olaf's Schiff) gegenüber euren Waffen zu entern, und ich glaube, wir brauchen die schwedischen Pferdefresser nicht zu fürchten.“ Und noch in der zweiten Hälfte des 11. Jahrh. sehen wir von ihnen wirklich Pferde geopfert. Die Hervarar saga c. 9. p. 512. Anm. erzählt nämlich: „Sveinn, des Königs Schwager, blieb zurück am Ding; er bot den Schweden an, für sie die Opfer zu halten, wenn sie ihm das Königthum gäben. Das versprachen sie ihm, da wurde er zum König gewählt über ganz Schweden; da wurde ein Pferd vorgeführt am Ding und entzweigehauen und zum Essen vertheilt, und mit dem Blute rötheten sie den Opferbaum (blóttré): da warfen alle Schweden das Christenthum ab und die Opfer begannen.“

Es ist kein Zweifel, daß Erinnerungen an die gemeinsamen Roßopfer und deren Opfermahlzeiten sich

vielfach in unsern Sagen erhalten haben. Vor allen in der Sage, daß der wilde Jäger demjenigen, der ihm verwegen oder spottend nachruft, einen Pferdefuß oder ein stinkendes Stück Pferdefleisch, aber demjenigen, der ihm Halbpart nachruft, einen genießbaren Pferdeschinken aus der Luft herab zuwirft. Denn es ist Wodan's, des wilden Jägers, geheiligtes Roß, das man an den öffentlichen Opfermahlzeiten einst gemeindeweise verzehrte, hier aber zu einem Jagdthiere geworden ist. Insbesondere war es das Haupt des Rosses, welches nicht mitverzehrt, sondern dem Gott geweiht wurde und von dem noch lange Erinnerungen fortlebten. Schon auf der teutoburger Walstatt nagelten die Germanen die abgeschlagenen Häupter der erbeuteten Rosse dem Wodan zu Ehren als Opfer an die Bäume, gleichwie einem indischen Hymnus zufolge drei Hindustämme dem Gotte Indras Pferdehäupter auf dem Schlachtfelde opferten (Kuhn, Nordd. Sagen S. 490). Auch die oben angeführte Stelle des Agathias redet von abgeschnittenen Pferdehäuptern. Ein solches immolati diis equi abscissum caput kommt bei Saxo Grammat. p. 75 vor; und ein gleiches Roßhaupt mit gähnend ausgespreiztem Rachen, auf eine Stange gesteckt oder ans Gebäude befestigt, nannte man Neidstange (Schimpfstange); die Mönche bewahrten es zur Abwehr der Feinde in ihren Klöstern (Reinardus III, 2032. 2153); die Ortschaften Roßhaupten, Thierhaupten tragen davon ihren Namen; noch sind solche Roßhäupter auf Dachgiebeln mecklenburger und oberbairischer Bauernhäuser zu sehen. In einem hessischen Kindermährchen, „die Gänsemagd" (Grimm Nr. 89), lebt unverstandene Erinnerung an die wunderbare Bedeutung eines aufgehängten Pferdehaupts fort. Anderweitige Erinnerungen hat Rochholz, Aargau-Sagen II, 25. 26, gesammelt.

β) Rinderopfer. Daß Rinder zu Opfern bei den Germanen verwandt wurden, bezeugen vielfache Nachrichten. Schon die eben (S. 399) aus Agathias angezogene Stelle meldet deren Opferung von den Alamannen. Ein Brief des Bonifacius (Ep. 82) erwähnt gottloser Priester: „qui *tauros* et hircos diis paganorum immolabant," und Gregor der Große schreibt an den angelsächsischen Abt Mellitus: „*boves* solent in sacrificio daemonum *multos* occidere," und räth solche Opfer in christliche Gastmähler umzuwandeln, die neben den christlichen Kirchen, die aus heidnischen Tempeln umgewandelt, abzuhalten seien (Ep. 10, 76; *Beda*, Hist. eccles. I, 30). Für den Norden werden wir ihrer vielfach versichert. Im eddischen Hyndluliód Str. 10 rühmt Freyja, daß Ottar das ihr errichtete Heiligthum oft mit frischem Ochsenblute röthete. Des Opfers goldgehörnter Kühe gedenkt die Helgakviða Hiörvarðssonar Str. 4. Bei der unter dem Könige Domaldi in Schweden entstandenen Hungersnoth werden im ersten Herbste bei dem großen Opfer, das die Schweden zu Upsala darbringen, Ochsen dargebracht. Bevor Thorkell Hasi, wie oben Note 21 erwähnt, sein Gut in Thvera räumte, opfert er seinem Freunde Freyr einen Ochsen. Ganz ähnlich erzählt der Brandkrossa Þ. p. 59 von Oddr Sindri, der sein Gut an Helgi Asbiarnarson abireten mußte. Als sich aber Oddr zum Wegziehen anschickte, da ließ er einen Stier schlachten und kochen, aber den ersten Zugtag, da Oddr zum Fortziehen fertig war, da läßt er längs der Sitze Tische aufstellen, und da wurde alles das Stierfleisch auf den Tischen aufgesetzt. Da trat Oddr hinzu, also sprechend: „Hier ist nun der Tisch sorgsam zugerichtet, und so wie für meine theuersten Freunde; dieses Gastmahl gebe ich ganz dem Freyr, damit er den, der an meine Stelle kommt, mit nicht geringerem Kummer von Oddsstadir wegziehen läßt, als ich jetzt ziehe. Darauf zog Oddr mit all den Seinigen ab" (Maurer a. a. O. II, 48). Beim Zweikampfe war im Norden ein Stieropfer üblich, wie wir aus der Egils s. Skallagrimssonar c. 68. p. 506 ersehen: „Da wurde ein großer und alter Ochs vorgeführt; den nannte man blótnaut (Opferrind); das sollte der schlachten, der den Sieg gewänne; das war zuweilen ein Rind, zuweilen ließ Jeder das seinige vorführen, der zum Zweikampfe ging." Vergl. Kormaks s. c. 22. p. 216—218, wo es von dem Isländer Thorvardr, welcher Kormakr im Zweikampfe schwer verwundet hatte, heißt: „Thorvardr besserte sich langsam, und sowie er auf den Füßen stehen kann, geht er die Thordis (ein zauberkundiges Weib) zu treffen, und fragt sie, was ihm am Ersten zur Besserung seiner Gesundheit diensam wäre. Sie sprach: Ein Hügel ist in geringer Entfernung von da, in welchem Alfen wohnen; den Stier, welchen Kormakr (als Opfer nach dem Zweikampfe) schlachtete, sollst du dir verschaffen, und das Blut des Stieres außen um den Hügel streichen, und aus dem Fleische den Alfen ein Opfermahl bereiten; damit wird es dir besser werden." Thorvardr befolgt den Rath und erlangt schleunige Besserung. Vergl. auch ebenda c. 23. p. 222 (Maurer a. a. O. II, 55. 225). Wie wir die Pferdehäupter an den Giebeln der Häuser befestigt fanden, so begegnen uns auch, wie Rochholz a. a. O. II, 19 nachweist, an der Luft getrocknete Ochsenköpfe als Abwender verschiedener Viehseuchen, insbesondere an vielen Bauernhäusern der Schweiz, die man wegen ihrer höchst alterthümlichen Bauart Heidenhäuser nennt; auch pflegte man solche Häupter als Amulet in verschiedenen Gegenden, z. B. in Preußen (Kuhn, Nordd. Sagen Nr. 328), in Westfalen (Wöste in Wolf's Zeitschrift I, 394) und Schleswig-Holstein (Müllenhoff, Schleswig-holst. Sagen S. 239) u. a. m., in den Häusern selbst aufzuhängen. Da das mittelalterliche Gesetz, nach des Mannes Tode das Besthaupt seinen Erben zu entziehen und es dem Leibherrn anheimfallen zu lassen, aus dem heidnischen Brauche entsprang, die besten Thiere mit dem verstorbenen Eigener zu bestatten, so darf angenommen werden, daß, sofern dies ein Stier war, dieser als Leichenopfer fiel, und dessen Haupt mochte dann an dem Giebel des Hauses oder in dem Hause selbst aufgehängt werden (vergl. Rochholz a. a. O. S. 18. 19. 216). Dies darf um so sicherer angenommen werden, als einestheils dem Freyr oder Fro der Stier geheiligt war (weshalb in der Edda der Stier selbst dichterisch auch gradezu Freyr heißt) und ein Frobild an der belsener

Kirche in Würtemberg von drei steinernen Stierhäuptern umgeben ist (Wolf, Beiträge I. Taf. 1. Fig. 3), anderntheils man, mit Rücksicht auf Fro als Todtengott, wie man in Childerich's Grab zu Dornigk 1563 ein goldenes Stierhaupt als Amulet vorfand, so auch im Würtembergischen den Verstorbenen kleine Frobildchen ins Grab mitgab (Wolf a. a. O. S. 113). Hatte so das Haus den Gott durch Opfer geehrt, so durfte es auch um so mehr dasselbe durch das gefallene Haupt des Thieres unter seinen Schutz stellen. Uebrigens fielen auch Rinderopfer dem Wodan als Gott der Ernte, des Ackerbaues und der Viehzucht und ein Nachklang davon liegt noch in den Umzügen der Pfingstochsen und Fastnachtsochsen. Daher mögen jene Häupter theilweise auch hieraus ihre Erklärung finden.

γ) Eber-, Ferkelopfer. Sie gehörten bei den Germanen mit zu den vorzüglichsten und am weitesten verbreiteten. Aus dem Umstande, daß im salischen Gesetze tit. 2 auf den majalis sacrivus oder votivus höhere Composition als auf jeden andern gelegt wird, schließt J. Grimm, Myth. S. 44, auf Ueberbleibsel von alten Opfern heidnischer Franken; wie es denn auch aus Erinnerung aus dem Heidenthume erklärbar sei, wenn ahd. friscing (unser Frischling) gradezu bei einigen Schriftstellern das lat. hostia, victima, holocaustum übersetze. Hieran reihen sich die Benennungen der nach Urkunde des 13. Jahrh. an die bischöfliche Curie in Passau zu entrichtenden jungen Schweine, als siteurisching, sitfrisching, seitter, seitfrisching, wobei sich seit von mhd. sîden (sieden) leitet und also ein junges Schwein bedeutet, das nach heidnischer Opferweise zum Gesottenwerden sich eignet, und demnach gradezu ein Opferschwein, s. Panzer, Beitrag II, 490. Derselbe stellt auch a. a. O. S. 487 fg. mit Schmeller, Bayerisch. Wörterbuch II, 501 den Ausdruck lös (sortilegium) zu dem baierischen und alamannischen löss (scropha) als Bezeichnung des Schweines, welches bei der Erlangung einer Weissagung durchs Loos geopfert wurde (vergl. auch Rocholz, Oberdeutsches Gebildbrod Nr. 30). Der letztgenannte Gelehrte erklärt auch in Wolf's Zeitschrift I, 138 die südteutsche Hänerlos als das Opferschwein bei dem Erntemahle. — Im Norden war der dem Freyr gebrachte Sühneber (sônargöltr), auf welchen Gelübde abgelegt wurden, ein feierliches Opfer am Julabende. So Helgakviða Hiörvarðss. Str. 30: „Am Abend erfolgten Gelübde; der Sühneber wurde vorgeführt, die Leute legten auf ihn ihre Hände und legten da Gelübde ab beim Bragabecher." Hervarar s. c. 14. p. 463: „König Heidrekr ließ einen Eber füttern, der war so groß wie der stärkste Ochs, und so schön, daß jedes Haar aus Gold zu sein schien. Der König legte seine Hand dem Eber auf den Kopf und die andere auf die Borsten, und legte da das Gelübde ab, daß niemals Jemand so Schweres verwirken solle, daß er nicht rechtes Urtheil seiner Weisen erlangen sollte, und die sollten des Ebers pflegen; oder auch sollte er solche Räthsel vorbringen, daß sie der König nicht zu rathen vermöchte." Und dazu Anmerk. 1: „Das war Gebrauch, einen Eber zu nehmen, den größten, den man bekam, und den sollte man füttern und der Freyja opfern zur Jahresbesserung (til árbôtar) am Anfange des Monats, der Februarius heißt; da sollte man ein Opfer haben um Glück (til farsældar)." Dieser güldenborstige Eber begegnet uns auch im innern Teutschland. Wer am Christabende bis zum Abendessen sich der Speise ganz enthält, bekommt nach dem thüringischen Volksglauben ein goldenes junges Ferkel zu Gesicht (d. h. es wurde vor Alters zuletzt beim Abendschmause aufgetragen). Ein lautenbacher Weisthum von 1589 verordnete, daß zu einem auf Dreikönigstag, also in der Julzeit, gehaltenen Gerichte die Hübner ein reines, schon bei der Milch vergeltes (noch säugend zerschnittenes) Goldferch acht halben Schillingen werth (welcher Preis ein sehr hoher und den gewöhnlichen Werth übersteigender war, der sich für ein ausgewähltes Opferthier ziemte) liefern sollten: es wurde rund durch die Bänke geführt und ohne Zweifel hernach geschlachtet. Hieran schließt sich eine Stelle aus dem vinkbucher Weisthum, in alamannischer Gegend, wo zu Anfange der Ernte ein Schwein 7 Schilling Pfenning werth vorher ausgelesen, gemästet, dann am Donnerstage nach Sanct Adolf (den 29. oder 30. Aug.) geschlachtet, ausgetheilt in feierlichem Gerichtsmahle (Anfangs September) geopfert wird (Grimm, Myth. S. 45. 1201). Dieses Goldferch erscheint dann wieder als Goldschmuck. Im mnl. Gedichte von Lantslôt ende Sandrîn sagt V. 374 ein Ritter zu der Jungfrau: „ic heb u liever dan ên ewerswîn, al waert van finen goude ghwracht." Insbesondere aber begegnet dasselbe in der agf. Poesie, welche dasselbe als svîn ealgylden, eofor îrenheard (sus aureus, aper instar ferri durus) u. s. w. als Helmschmuck der Helden preist, der in genauer Beziehung auf den dem Fro geheiligten und geopferten Eber steht (s. Grimm, Myth. S. 45. 194 fg. und den Artikel Grim und Hilde). Die auf Freyr's Eber abgelegten Gelübde dauerten noch lange in England fort, und dem entspricht, wenn noch jetzt in Ostergotland am Julabende ein mit einer Schweinshaut überzogener Block (julbucken) auf den Tisch gesetzt wird. Der Hausvater tritt heran und schwört, in dem nun beginnenden Jahre ein treuer Hausvater und liebevoller Herr gegen seine Dienstleute sein zu wollen. Dann legen die Hausfrau und das Gesinde ebenfalls das Gelübde treuer Pflichterfüllung ab. Bei einem noch jetzt an gothländischen Orten eingeführten Opferspiele, das von verkleideten Burschen, die sich ihr Gesicht schwärzen und schminken, dargestellt wird, sitzt Einer, als Opferthier in Pelz gehüllt, auf einem Stuhle und hält im Munde einen Büschel scharf geschnittener Halme, die ihn bis zu den Ohren reichen und ein Ansehen von Schweinsborsten haben. Das bedeutet den dargebrachten Juleber (Grimm, Myth. S. 1200). Auch das wilde Schweinshaupt, das im Mittelalter und sogar jetzt noch mit Lorbeer und Rosmarin und einer Citrone oder Pomeranze geschmückt bei Gastmählern aufgestellt, umhergetragen und mit dem mancherlei vorgenommen wurde, sowie das zu Oxford unter Gesang feierlich umhergetragene Eberhaupt sind Erinnerungen an

den alten Juleber (s. meine Deutsche Heldensage I. S. 53).

δ) Widderopfer. „Wie aus friscing die Bedeutung victima hervorging, scheint umgekehrt ein Name des Thieropfers, goth. sáuþs, den altn. des Thiers sauðr (Hammel) veranlaßt zu haben. Diese Art von Opfer war also nicht selten, so wenig ihrer im Einzelnen gedacht wird, vermuthlich als eines geringen Opfers" (Grimm, Myth. S. 45). Unzweifelhaft ist von einem Widderopfer in der Liósvetinga saga c. 4. p. 12 die Rede, das seitens eines isländischen Goden bei dem Antritte seiner Würde dargebracht wurde: „Höskuldr sprach: wir sollen uns nach alter Sitte mit Goden-Blut (í goða blóði, oder Götterblut?) bestreichen, und er schlachtete einen Widder, und sprach das Godord des Arnsteines sich zu, und bestrich die Hände mit dem Blute des Widders." Und der Widder, der in Norwegen beim Freilassungsbier von dem Freigelassenen zu schlichten war, ist ursprünglich entschieden ein Opfer. Frostu Þ. L. IX. §. 12 heißt es nämlich: „Kommt ein Unfreier zu Land oder eigenem Hanshalt, so soll er sein Freiheitsbier (frelsiöl) bereiten, jeder Mann neun Eimer Bier und einen Widder schlachten; ein echtgeborener soll das Haupt abschneiden und sein gesetzlicher Herr die Halslösung von seinem Haupte nehmen." Vergl. mit dieser Bestimmung des christlichen Gesetzbuches Gula Þ. L. §. 62 (Maurer a. a. O. II, 225). Ob Hâkonar saga góða c. 16: „Da [bei dem großen Opfer in Ladir] ward auch getödtet allerhand Kleinvieh (allskonar smali) und auch Pferde," smali, das hauptsächlich Schaafe (μῆλα) bedeutet, aber auch allgemein das Kleinvieh der Heerde, gegenüber den Rindern und Pferden, und weil hier allskonar beigefügt wird, Böcke mitbegreift, kann bestritten werden. Nach schwedischem Aberglauben muß dem Wassergeiste, wer Harfenspiel von ihm erlernen will, ein schwarzes Lamm opfern (svenska Folkev. 2, 128). Grimm, Myth. S. 45 fg. Als dichterische Namen des Widders führt die Edda neben Hallinskíði auch Heimdali auf, wahrscheinlich war er dem Gott Heimdallr besonders geheiligt, wie dem Freyr der Stier und dieser des Gottes eigenen Namen führt. Für Teutschland haben wir keine Zeugnisse für dieses Opfer außer etwa folgende Spur, die sich aus *Reynitzsch*, Uiber Truhten und Truhtensteine ꝛc. S. 171 fg. bei der Beschreibung einer dreitägigen thüringischen Kirchweih ergibt: am dritten Tage ziehen die jungen Bursche geputzt und bewaffnet zu Pferde hinaus ins Feld und holen feierlich einen Hammel ein, der auf einem Steine in der Mitte des Dorfes unter großem Jubel geschlachtet wird.

ε) Ziegenopfer. Davon redet einmal Gregor der Große. Die heidnischen Langobarden sollen, seiner Ansicht nach dem Teufel, d. i. einem ihrer Götter, ein caput *capræ* darbringen, hoc est, per circuitum currentes, carmine nefando dedicantes. Dial. III, 28. Vor diesem (aufgerichteten) Haupte der Ziege oder des Bocks (?) neigte sich das Volk (Grimm, Myth. S. 46). Geopferter Böcke (hirci) gedenkt die vorhin angeführte Epist. Bonifac. 82. Der Bock war bekanntlich dem Donnar heilig, sowie die Geiß der Holda (vergl. die Kitzkammer auf dem Meißner, sowie eine gleiche auf dem Hollenberge bei Wetter in Oberhessen). Aber wir finden auch ein Ziegenopfer dem Wodan dargebracht. Die Miracula s. *Apollinaris* nämlich, welche bei den Bollandisten unter dem 22. Juli mitgetheilt sind, erzählen, wahrscheinlich theilweise nach einem sehr alten Codex: eine dem Märtyrer Apollinaris geweihte Kirche in Burgund, in pago Divionense, die nach dem Berichte der Alten von Crotechildis an eben der Stelle erbaut worden sei, an welcher ihr Gemahl, König Clodoveus, über seine Feinde gesiegt habe, habe von den einfallenden Ungarn (?) trotz aller Bemühungen nicht verbrannt werden können. „Jam quidem (wird nun fortgefahren), intelligentes barbari supra humanum esse, quod eis resistebat, stupentesque contabuerunt. Tunc nempe convocatis fanorum suorum ministris compulerunt eos, ut suo modo immolarent *capras Wodan* deo ipsorum rogarentque illum qualiter daret incendio vires ad comburendam aedem Dei alienae gentis. Illi quoque statim suas profanas atque ineptas exercentas immolationes, ac omnes unanimiter una voce conclamantes suum Wodan; dumque diutius in talibus occuparentur iterum qui fuerat appositus ecclesiae ignis disperiit etc. etc." (Holtzmann in Wolf's Zeitschrift III, 393 fg.) Bock und Gais als Ernteopfer s. Panzer, Beiträge II, 502 fg.

ζ) Hundeopfer. Von ihnen reden, außer den Nachrichten Adam's von Bremen (oben Note 6) und Thietmar's von Merseburg (s. unten), nur einige Gebräuche, deren Sammlung wir der Sorgfalt Panzer's (Beitrag II, 472. 516. 527) verdanken; dieselben scheinen einer Erntegottheit dargebracht worden zu sein; vergl. Rochholz a. a. O. II, XXXIV fg.

η) Der Opfer von Federvieh werden wir, außer den Habichten oder Hähnen, die Thietmar erwähnt, kaum versichert. Den Hahn als Ernteopfer s. Panzer a. a. O. S. 503 fg. Auf dem Hausberge in der Wetterau sollen nach dem Darmstädter Archiv IV, 278 in einer Kapelle schwarze Hühner geopfert worden sein; nach Bechstein IV darf an solchen Opfern keine weiße Feder sein. Eine Henne, dem Hauskobolde geopfert, Gräße, Sächs. Sagengesch. Nr. 491. Ein weißes Huhn in die Höhle des Bielmann getrieben, versöhnt in der Oberpfalz denselben, auf daß er nicht das Getreide durch Bilschnitt verderbe und durchschneide. Panzer a. a. O. II, 210 fg. Den heiligen Leonhard in Niederbaiern werden lebendige Gänse, Hühner und Enten geopfert. Daß auch anderes eßbares Hausgevögel, als Gänse und Tauben, geopfert wurden, ist nicht unwahrscheinlich.

Ebenso entrathen wir jeder Kunde von Opfern des eßbaren Wildes, als Hirschen, Rehen und Wildschweinen.

2) Unblutige.

Auch sie sind hauptsächlich dankende und bestanden ebenfalls nur in solchen Gegenständen, welche dem Menschen diensam und erfreulich waren. Die Denkmäler

gedenken ihrer kaum, aber in der Volkssitte haben sie sich noch bis jetzt erhalten.

a) Brod und Kuchen. Dem Gotte Thor in dem Tempel zu Hunthorp opferte man täglich vier Laibe Brod (oben Note 7). Brodopfer für die Göttin Berchta weist Rochholz a. a. O. I, 246 fg. nach; dem Diemel-Nix wirft man jährlich Brod und Früchte hinab (Grimm, Myth. S. 462); und durch ganz Teutschland bis zum äußersten Norden hinauf werden noch jetzt (fast bei allen festlichen Gelegenheiten) Festbrode und Festkuchen, die theils die Gottheit selbst, theils die ihnen geheiligten Thiere darstellen, gebacken: sie zeugen insgesammt noch unverkennbar, daß sie ursprünglich Opfer waren, welche man den Göttern selbst oder den ihnen geheiligten Thieren darbrachte. Schon der Indic. superstit. tit. XXVI nennt simulacra de consparsa farina; s. Rochholz, Oberdeutsches Gebildbrod und dessen Aargau-Sagen II, 169. 188. 197 fg. 207. 218. 366. 371; Panzer, Beitrag II, 213 fg. 491. 494; Wolf, Beiträge II, 151 u. a. m. Mit diesen Festgebäcken wurde dann mancherlei als segenbringend vorgenommen. So bewahrt der schwedische Bauer den gebackenen Juleber bis zum Frühjahre auf, um bei der Aussaat Stücke davon in das Saatgefäß zu legen, andere den pflügenden Pferden unter den Hafer zu mischen, das übrige den säenden Knechten vorzusetzen; auch die Hüterjungen empfangen einen Antheil, wenn sie die Kühe zum ersten Male heimtreiben. Von dem Allen hofft man gesegnete Ernte und reichlichen Milchertrag (Grimm, Myth. S. 1188). Bei Passau werden Nudeln, nicht größer als ein Finger, übers Kreuz gelegt, gebacken, geweiht und mit einem Antlaßei (s. unten) am Tage der Sonnenwende dem Vieh in den Barn gelegt (Panzer, II, 213. 495). Pflugkuchen (alte Opferlaibe), aus allerlei Frucht bereitet, werden mit Milch und Honig begossen in die Furche gelegt und den Pflügern ausgetheilt, an welchen man auch die Vöglein picken ließ (Grimm, Myth. S. 1188) u. dgl. m. Aschenkuchen (Opferkuchen) bietet der gastfreundlich gesinnte Mensch den in seine Wohnung gelaufenen Hunden der wilden Jagd dar (Rochholz a. a. O. II, 85), und der heimkehrende Knecht muß dem sogenannten Nahrungshunde Schmitterküchlein opfern, wie der Jäger demselben ein Schinkenbein (Rochholz a. a. O. S. 29).

b) Bier. Des Jonas bobbiens. Vita s. *Columbani* (aus der ersten Hälfte des 7. Jahrh., *Mabill.* Ann. Bened. II, 26) berichtet von den Sueven: „sunt etenim inibi vicinae nationes Suevorum; quo cum moraretur et inter habitatores illius loci progrederetur, reperit eos sacrificium profanum *litare* velle, vasque magnum, quod vulgo *cupam* vocant, quod viginti et sex modios amplius minusve capiebat, *cerevisia plenum* in medio habebant positum. Ad quod vir Dei accessit et scisciatur, quid de illo fieri vellent? illi ajunt: deo suo Wodano, quem Mercurium vocant alii, se velle litare.“ Als Hallfredr Ottarson, ein berühmter Dichter und von ansehnlicher Herkunft, vor dem Bekehrungseifer des Königs Olaf Tryggvason aus Norwegen zu fliehen sucht, „kam die ganze Schiffsmannschaft dahin überein, daß man sich zu den Göttern verloben solle, damit sie guten Wind gäben [32]), um von Norwegen nach irgend einem Heidenlande zu segeln; das Gelübde aber war dahin gestellt, daß sie Gut (fé) und drei Eimer (sâld) Bier (= 72 Litres) dem Freyr geben wollten, wenn sie nach Schweden Fahrwind bekämen, dem Thor aber oder dem Odin, wenn sie nach Island heim kämen“ (jüngere Ólafss. Tryggvas. c. 154. p. 15—17). Hier muß wol, wie bei dem Opfer der Sueven, an ein Trinkgelag von bestimmtem Umfange zu Ehren der Götter gedacht werden, wobei man, ehe man es genoß, dem Gotte, dem es geweiht war, etwas feierlich als Opfer ausgoß, wie solches ausdrücklich durch die schaumburgischen Ernteseierlichkeiten (Grimm, Myth. S. 142, vergl. S. 52) bezeugt wird. Auch der Minnetrunk (wovon unten) kann als ein Opfer aufgefaßt werden.

c) Eier. Daß auch sie den Göttern geweiht und geopfert wurden, bezeugen zahlreiche Gebräuche. In Baiern werden Hühnereier am Gründonnerstage gelegt (daher antlâszeier genannt), am Ostertage zur Einweih in die Kirche getragen, dann wird jedem Dienstboten, vorzüglich den Knechten, ein Antlaßei gegeben, damit sie bei schweren Arbeiten, beim Heben und Tragen nicht Schaden leiden. Die Eierschalen werden auf die Felder gestreut. Ein Antlaßei wird in den größten Weizenacker eingegraben und links und rechts ein geweihtes Brandkreuzl gesteckt; wer das nicht thut, dem verdirbt Hagelschlag und Brand die Frucht. Ein Antlaßei, Brod, ein Antlaßkränzl, ein Palmenzweig, das Alles geweiht ist (theilweise wird auch geweihtes Salz hinzugefügt und das Alles mit einigen Tropfen Johanniswein begossen), wird in die erste Garbe gelegt und wenn abgedroschen ist, ins Ofenfeuer geworfen, damit der Bilschneider den Feldern nicht schade. Ein solches geweihtes Antlaßei wird auch getheilt, eine jede Hälfte in Leinwand gewickelt und davon die eine Hälfte in den Pferdestall, die andere in den Kuhstall gelegt. Zu den oben (*a*) erwähnten, dem Vieh in den Barn gelegten Nudeln thut man auch ein Antlaßei. Panzer a. a. O. II, 212 fg. Wenn am Maitage die Kühe ausgetrieben werden, legen einige Leute in der Altmark ein frisches Ei unter die Schwelle und bedecken beides mit Rasenstücken: das schützt vor Hexerei. Mannhardt a. a. O. S. 137. 11. Hexen fahren in Eierschalen nach England (d. i. das Land der Seligen) und das Ei selbst stammt daher (Mannhardt a. a. O. S. 414 fg. 418).

d) Milch und Honig. Milch ist das Opfer für die Elbe, zumal dem Hausgeiste wird eine Schüssel Milch in einen Winkel gesetzt (Mannhardt a. a. O. S. 53) und auch dem Marienkäfer, dem Boten der Holda (ebendas. S. 355). Für die Bergmännlein wird ein Tischchen gedeckt, Milch und Honig darauf gesetzt und in die Speise

32) Im Bernerlande scheint man dem Winde Wein und Essig zum Opfer ausgegossen zu haben (Rochholz a. a. O. II, 185), in Baiern opfert man ihm Mehl (Panzer a. a. O. II, 528; Grimm, Myth. S. 602); vergl. Mannhardt a. a. O. S. 218.

das Blut einer schwarzen Henne getropft (Grimm, Deutsche Sagen I, 48. Nr. 38).

e) Speisen. Von den Frauen im Gefolge der Abundia sagt Guillielmus Alvernus: „Dicunt has dominas edere et bibere de escibus et potibus, quos in domibus inveniunt“ (Grimm, Myth. S. 264, vergl. S. 1011; Wolf a. a. O. II, 273). In der Perchtnacht opfert man „der Percht Speis und dem Schretlein“ (v. d. Hagen's Germania I, 349). Das Fest der Perchta mußte durch eine althergebrachte Speise begangen werden, Brei und Fische. Nach Michael Behaimer reitet und fährt das Schrezlein auf dem Vieh, man richtet ihm in der Berchtnacht seinen Tisch an (Mone, Anzeiger 1835. S. 448). Schon oben S. 400 wurde angeführt, daß Oddr Sindri ein aus einem gekochten Stiere so bereitetes Mahl, wie für seine theuersten Freunde, dem Freyr gab. In Skandinavien brennt in der Julnacht und am Neujahrsabende in jedem Winkel des Hauses ein Licht, Alles ist gekehrt und gereinigt und alle Thüren stehen offen für die etwa einkehrenden Alfen. Die Speise wird nicht von dem Tische genommen, sondern bleibt die ganze Nacht stehen, auch eine Oese mit Bier wird auf die Tafel gestellt (Islensk æfentyri p. 113; Wolf's Zeitschrift III, 123; *Ove Thomsen*, Nordens Julefest p. 25. 26). Als Olaf's des Heiligen Skalde Sighvat auf einer Reise nach Gotland in einem Hause um Nachtherberge bat, vertrat ihm die Hausfrau den Weg und wehrte ihm den Eintritt, da sie ein Alfenopfer vorhabe (Heimskr. Ólafs s. h. h. c. 92); s. Mannhardt a. a. O. S. 725.

f) Gold, Silber, Kleidungsstücke. Es ist schon oben angeführt worden (s. Note 6), daß Jarl Hakon, als er die Thorgerdr Hörgabrudr dem Sigmundr Brettiöfon günstig stimmen will, diesem sagt: „daß sie ihr einige Gaben darbringen sollen und dieses Silber auf den Stuhl vor sie legen.“ In der jüngern Ólafs s. Tryggvas. c. 173. p. 76 ist ebenfalls von Gold und Silber und schönen Kleinoden als von Gegenständen des Opfers die Rede. Zwergen stellt man Schuhe zum Opfer hin (Rochholz I, 378). Ein durch die Wichtelmännchen wieder zum Wohlstande gekommener armer Schuster in Eschwege stellt jedem derselben schöne Kleider hin, womit sie sich bekleiden und verschwinden (Lynker, Hess. Sagen S. 53 fg.).

g) Blumen. Um den zweiten Ostertag aus dem in Holstein unweit des Meißners gelegenen See kühlendes Wasser schöpfen zu können, muß man einen Strauß von Frühlingsblumen als Opfer hinlegen; aber auch zu andern Zeiten wagte Niemand aus Furcht, die Gottheit zu erzürnen, in diese Grotte ohne ein solches Opfer hinabzusteigen (Lynker a. a. O. S. 258 fg.), und das nahe gelegene Dorf Hilgershausen mußte, wie schon (S. 392) erwähnt, jährlich einen Strauß Maiblumen dem Kloster Germerode zehnten. Bei dem Opfersteine am Wege von Bauerbach nach Marburg pflegen die Landleute nicht vorbeizugehen, ohne eine Blume darauf zu legen, denn sonst habe man Unglück (mündlich). Auch die in Hessen hin und wieder übliche Bekränzung der Brunnen am Johannistage mag in den Kreis dieser Opfer fallen (Lynker a. a. O. S. 253 fg.).

§. 9.

Die Opferhandlung.

Hierüber gewähren uns fast nur die nordischen Quellen Kunde.

Die unblutigen Opfer durfte jeder Hausvater, selbst der einzelne Mensch, ohne besondere Vermittelung eines Priesters darbringen. Dagegen die blutigen Opfer pflegte nur die Gesammtheit des Volkes, des Gaues (also eine Tempelgemeinde) darzubringen, jedoch nur unter Vermittelung der Priester und Priesterinnen und eines Opferhäuptlings, der dem Opfermahle, das regelmäßig damit verbunden gewesen zu sein scheint, vorstand. Nicht selten begegnen wir auch von Einzelnen dargebrachte blutige Opfer, wie man es aber mit diesen hielt, geht aus den Ueberlieferungen nicht sicher hervor, doch scheint die Mitwirkung der Priester nicht gefehlt zu haben, und die S. 402 angeführte Stelle aus Frostu Þ. L. IX. §. 12 schreibt ausdrücklich bei dem Freilassungsbiere vor, daß dem dabei geopferten Widder ein echtgeborener Mann das Haupt abschneiden und der gesetzliche Herr des Freigelassenen die Halslösung von seinem Halse nehmen soll.

Aus Meister Adam's Beschreibung des großen Opferfestes zu Upsala läßt sich schließen, daß vorzugsweise männliche Thiere zum Opfer gewählt wurden; denn mit derselben stimmt nach Grimm, Myth. S. 47, auffallend eine Episode des Reinardus, der kein volles Jahrhundert nach Adam gedichtet wurde. Zur Hochzeitsfeier eines Königs sollten nämlich die Männchen aller vierfüßigen Thiere und Vögel geschlachtet werden, Hahn und Gansert waren entflohen (Reinh. Fuchs LXXIV). Grimm sieht darin, wie in der Beschreibung Adam's, eine uralte Opfersage, die noch im 11. und 12. Jahrh. verbreitet war, und wovon selbst ein Kindermährchen (Nr. 27 die Stadtmusikanten) etwas wisse.

Nächst dem Geschlechte wurde gewiß auch die Farbe des Thieres berücksichtigt; unter allen war die weiße die günstigste. Von weißen Rossen redet schon Tacitus Germ. 10, sowie die Weisthümer III, 301. 311. 831 und zahlreiche Sagen aller Orte; auch der opferfrischen war vermuthlich fleckenlos weiß; noch in spätern Rechtsdenkmälern ist Unverletzbarkeit schneeweißer Ferkel ausgesprochen (Grimm, Myth. S. 48). Den unterirdischen Gottheiten scheinen jedoch vorzugsweise Opferthiere von schwarzer Farbe dargebracht worden zu sein. So wird es auch zu verstehen sein, wenn Saxo Gramm. p. 16 berichtet: „si quidem propitiandorum numinum gratia, Froe Deo rem divinam *furvis hostiis* fecit;“ denn Froe (Freyr) war, wie schon bemerkt, auch ein Todtengott. Nach einer hessischen Volkssage gestattete der Teufel Niemandem, den von ihm gehüteten Schatz zu heben, außer wer ihm einen schwarzen, genau ein Jahr und einen Tag alten Geißbock darbrächte. Einen Schäfer, der unter eine Egge festgebannt war, wollte der Teufel nicht eher losgeben,

als bis ihm ein schwarzes Lamm dargebracht ward (Grimm, Myth. S. 961). Dem Wassergeiste wurde in Norwegen, wie oben angeführt, ein schwarzes Lamm dargebracht, um von ihm in der Musik unterrichtet zu werden, aber auch ein weißes Böcklein (Grimm, Myth. S. 461).

Die zum Opfer auserlesenen Thiere scheint man auch durch ein eigenes Merkzeichen diesem oder jenem Gott zugewiesen (vergl. die S. 396 angeführten Ausdrücke) und zum Opfer gemästet zu haben. Jenes geht aus der Flóamanna s. c. 21 oder vielmehr aus einer Variante dazu hervor. Von dem zum Christenthum übergetretenen Thorgil fordert der Gott Thor, nach vergeblichen Anfechtungen in Träumen wieder zu ihm zurückzukehren, endlich auf einer Fahrt nach Grönland sein Gut von ihm zurück. Thorgil überlegt, wie es damit stehe, und entsinnt sich nun, daß dies ein Ochs war, der damals war ein Kalb gewesen. Aus der Variante geht aber hervor, daß das Thier mit einem eigenen Kennzeichen (kanna) dem Thor zugewiesen war. In dem ältern isländischen Kirchenrechte (c. 1123), Sturlúnga saga III. c. 35 heißt es: „Da verehrt Jemand heidnische Wichte, wenn man sein Gut einem Andern weiht, als Gott und seinen heiligen Männern.“ Das Mästen ergibt sich schon aus dem S. 401 angeführten Vinkbucher Weisthume, sowie aus der (ebenda) ausgehobenen Stelle der Hervararsaga; auch in der Ynglinga saga c. 30 ist von einem zum Opfer bestimmten Ochsen die Rede, der alt und sorgfältig gefüttert war. „Wahrscheinlich war auch darauf zu achten, daß das Opferthier vorher nicht zu menschlichem Gebrauche gedient, z. B. das Rind noch nicht im Pfluge oder Wagen gezogen hatte. Denn solche Fohlen und Rinder fordern unsere alten Rechtsdenkmale zu feierlichem Landerwerbe oder Todpflügen der Markfteinfrevler.“ Grimm, Myth. S. 48.

Dem Opfer selbst ging eine Opferschau voraus, und wenn dasselbe in einem Menschenopfer bestand, so scheint in gewissen Fällen dabei das Loos entschieden zu haben, und zwar ob der dazu bestimmte Mensch überhaupt geopfert werden sollte, oder, wenn es mehre waren, um zu erfahren, welcher der Gottheit genehm wäre. So erzählt der von Ariovist gefangene, von Cäsar den Feinden entrissene C. Val. Procillus *Caes.* De bello gall. I, 53: „is se praesente ter sortibus consultum dicebat, utrum igni statim necaretur, an in aliud reservaretur: sortium beneficio se esse incolumem.“ Sidonius Apollinaris berichtet in der schon (S. 397) theilweise angeführten Stelle Epist. VIII, 6 von den Sachsen, wenn sie nach einem Raubzuge in Gallien beutebeladen und mit ihren Gefangenen wieder zu Schiffe gingen: „mos est remeaturis decimum quemque captivorum per aequales et cruciarias poenas plus ob hoc tristi, quod superstitioso ritu necare superque collectam turbam perituroruin mortis iniquitatem sortis aequitate dispergere; talibus se ligant votis, victimis solvant.“ In Alcuin's Vita s. *Willibrordi* c. 10 (Acta Bened. sec. 3, 1, 309) wird von dem Friesenkönige Radbod erzählt, als der heilige Willibrord mit seinen Begleitern das Heiligthum des Fosite verletzt hatte (s. o. S. 389): „qui nimio furore succensus in sacerdotem Dei vivi suorum injurias deorum ulcisci cogitabat et per tres dies semper tribus vicibus sortes suo more mittebat, et numquam damnatorum sors, Deo vero defendente suos, super servum Dei aut aliquem ex suis cadere potuit, nec nisi unus tantum ex sociis sorte monstratur martyrio coronatus est.“ Die Vita *Wulframni* c. 6—8 (Acta Bened. l. l. p. 343 seq.) berichtet drei Beispiele von friesischen Knaben, die zum Opfer ausgelooft seien. Und die Gautreks saga c. 7 (Fornm. sög. 3, 31) meldet: „König Vikar segelte nordwärts von Agdir nach Hördaland und bekam heftigen Gegenwind; da fällten sie den Spann um günstigen Wind, und es fiel so, daß Odin einen Mann verlangte, der ihm zum Opfer aus der Mannschaft durch das Loos bestimmt und gehängt werden sollte. Darauf warfen sie das Loos und es kam heraus das Loos König Vikar's.“ Das Loosen geschah im ersten Falle durch Runen, im letztern Falle, indem jedes Loos mit der Marke der Betheiligten, oder, wie es Lilieneron und Müllenhoff zur Runenlehre S. 31 fg. aus den formelhaften Ausdrücken der agf. Andreaslegende (v. 1100—1105) und aus dem agf. Runenliede über die Rune Ear (Tyr) sehr wahrscheinlich machen, indem das die Todesweihe aussprechende Looszeichen mit dem für T (Tyr), welches das Todeszeichen war, differenzirt ward; unter Anrufung und Beschwörung der Götter und andern Weihgebräuchen mußten die Priester oder die zum Opfertode Bestimmten die Loose aufnehmen.

Es scheint, daß man sowol Menschen als Thiere zum Opfer schmückte; denn schon Strabon berichtet VII, 2, daß die cimbrischen Priesterinnen die Kriegsgefangenen, aus deren Blute sie weissagten, bekränzten. Goldgehörnter Kühe gedenkt die Thrymskv. 25 und die Helgakv. Hiörvarðs s. 4, nach der Gautreks s. c. 6 besaß ein Bauer Namens Reimr einen großgehörnten Ochsen, dessen Hörner gezeichnet waren mit eingelegtem Golde und Silber, und zwischen ihnen war eine Kette, woran drei Goldringe hingen. Reichlichen Schmuck und Zierath pflegten unsere Ahnen auch den Tempelrossen in Mähne und Schweif zu flechten, sodaß sie den geschmückten Leichenrossen glichen (Rochol z a. a. O. I, 115); das Haupt des Julebers schmückte Rosmarin und eine Citrone zierte seinen Rachen, und der Schmuck des als Erntcopfer dargebrachten Getreidebüschels deutet Gleiches an (vergl. den Aswald und Halmbock bei Panzer a. a. O. II, 215. 227).

Bevor das so auserwählte und geschmückte Thier geopfert wurde, pflegte man es allem Anscheine nach durch die Reihen der Versammlung, wie das oben angeführte lautenbacher Weisthum verräth, zu führen; dann wurde dasselbe vor den Götterbildern geschlachtet (jüngere Olafs s. c. 173 a. a. O. II, 76), bei welcher Handlung, wenn man die Meldung Adam's IV, 27: „ceterum neniae, quae in ejusmodi ritibus libatoriis fieri solent, multiplices sunt et inhonestae, ideoque melius reticendae,“ hierher ziehen darf, bestimmte Gesänge üblich

waren. Ihr Blut wurde in dem Opferkessel aufgefangen, mit dem Blutzweige über die Altäre (oder den Opferbaum), die innern und äußern Tempelwände, das Gut (die Lebensmittel), sowie über das versammelte Volk gesprengt (Eyrbyggia s. c. 4; Kialnesinga s. c. 2; Hâkonar s. góða c. 16; Ynglinga s. c. 18; Hervarar s. c. 1. 9. 12; Ólafs s. ens helga, edd. *Munch* und *Unger* c. 94; Heimskringla c. 113; Hyndluliód 10). Nachdem das Fell abgezogen und das Haupt abgeschnitten war, welches letztere, nach der S. 404 angeführten Bestimmung des Frostu Þ. L. IX. §. 12 zu schließen, nur ein Echtgeborener vornehmen durfte, pflegte man beide Stücke an die heiligen Bäume des Tempels oder der Opferstätte aufzuhängen [33]), und die S. 402 ausgehobene Nachricht Gregor's belehrt uns, wenigstens in Betreff der Häupter, daß man unter Absingung gewisser Weihlieder um dieselbe herumzutanzen pflegte. Daß ferner diese Häupter überhaupt nicht verzehrt, sondern vorzugsweise dem Gott geweiht wurden, bezeugen nicht nur die bereits angeführten Nachrichten des Tacitus Annal. I, 61 und des Agathias (S. 399), sondern auch das, was oben über die Roß- und Stierhäupter beigebracht wurde; sowie ferner die von Gregor dem Großen Ep. 7, 5 an die Brunhilde gerichtete Ermahnung, bei den Franken zu verhindern: „ut de animalium capitibus sacrificia sacrilega non exhibeant," vergl. Conc. Aurel. a. 541 can. 6: „si quis christianus, ut est gentilium consuetudo, ad caput cujuscunque ferae vel pecudis — juraverit." Ueber das Aufhängen des Felles gibt Jornandes c. 5 die bestimmte Nachricht: „huic (Marti) praediae primordia vovebantur, *huic truncis suspendebantur exuviae*." Außerdem besitzen wir aber noch eine in vieler Hinsicht merkwürdige Nachricht in der Vita s. *Barbati* (Act. sanct. 19. Febr. p. 139). Das langobardische Volk ist bereits getauft, aber dennoch hing es an dem alten Brauche des Heidenthums: „quin etiam non longe a Beneventi moenibus devotissime sacrilegam colebant arborem, in qua *suspenso corio* cuncti qui aderant terga vertentes arbore celeriter equitabant, calcaribus cruentantes equos, ut unus alterum posset praeire, atque in eodem cursu retroversis manibus in corium jaculabantur. Sicque particulam modicam ex eo comedendam superstitiose accipiebant. Et quia stulta illic *persolvebant vota*, ab actione illa nomen loco illi, sicut hactenus dicitur *votum* imposuerunt." Nach einer Vermuthung Abel's (Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit, VIII. Jahrh., Paulus Diaconus S. 241), der auch Grimm beistimmt, ist aber durch Urkunde des lateinischen Schreibers votum aus dem teutschen Wôdnu geändert, dem zufolge dann der ganze Passus zur Erklärung erweitert ward. Vergl. auch Grimm, Myth. S. 516 fg.

Daß jedoch auch die Art des Erhängens üblich gewesen sein muß, wobei das ganze Thier an dem heiligen Baume dem Gotte zum Opfer dargebracht ward, folgt aus Adam's Nachricht (S. 385). Aus derselben Nachricht ergibt sich ferner, daß diese Opferweise auch bei Menschenopfern, außer den bereits S. 398 angeführten, in Anwendung kam.

Das Fleisch der Opferthiere wurde in Kesseln, welche in den Tempeln über den mitten im Langhause zwischen den beiden Bankreihen auf dem Boden entzündeten Feuern hingen, gesoden (nie gebraten), woher die Theilnehmer an dem Opfer supnautar (Sudgenossen) hießen, „weil sie alle zusammen sotten" (Gotlands L. Hist. I, s. o. Note 16). Dann wurden vermuthlich die edlern Theile des gekochten Thieres, als Herz, Leber und Lunge, den Göttern als besondere Opfergabe dargereicht [34]); und ohne Zweifel bildete diese Handlung den Hauptpunkt der ganzen Feier, woran sich Gebete und Gesänge knüpften. Das Sieden der Opferthiere, sowie das Brauen des Bieres und das Backen der Opferkuchen lag wol hauptsächlich den Priesterinnen ob, wie ihre Thätigkeit in den Herenküchen, ihrem Zerrbilde, kund thut.

Das übrige Fleisch wurde, nachdem es dem alten Herkommen gemäß, wie die Hâkonar s. góða c. 16—20 (vergl. auch Friðþiofs s. c. 9) sowol ausdrücklich vorschreibt als auch andeutet, von dem Könige als Opfer- oder Tempelhäuptling, oder in dessen Stellvertretung von dem Jarl, von dem Hochsitze aus in altherkömmlichen Formen geweiht war, nebst dem Fette und der Brühe genossen (s. Hâkonar s. góða c. 18. 19 und Ólafs s. Tryggvas. c. 250, oben S. 399).

Das Opferfest ging so in ein gemeinsames Opfermahl über, mit dem sich nach echt germanischer Weise ein Trunk verband. Dem Opfer- oder Tempelhäuptlinge lag es auch hier ob, auch diesen, wie die Opferspeise, zu weihen [35]) und unter feierlichen Trinksprüchen aus dem geweihten Becher eine Opferspende darzubringen [36]). Dieselbe galt theils den Göttern insgesammt, theils einzelnen. Namentlich trank man Odin's Vollbecher um Sieg und Macht für den eigenen König, Niörðr's und Freyr's Horn um ein gutes Jahr und Frieden; Viele pflegten auch Bragi's und ihrer Blutsfreunde Becher zu trinken, sowie den der Freyja und des Thor, bei welchem letztern man das Hammerzeichen über dem Becher zu machen pflegte. Diese Becher trank man sich über die Feuer weg gegenseitig zu; solches Trinken wurde minni (Gedächtniß, Erinnerung) genannt und jeder einzelne Becher wurde als full bezeichnet (Hâkonar s. góða c. 16. 18; Ólafs s.

33) Vergl. auch was J. Grimm, Myth. 65, aus einem Gedichte des 13. Jahrh. und S. 67 fg. über den heidnisch verehrten Birnbaum in Aurerre anführt.

34) Dieses wird zwar nirgends ausdrücklich berichtet, aber man findet es sehr wahrscheinlich (s. Grimm, Myth. S. 50), da die Götter gleich den Menschen der Speise für bedürftig gehalten wurden. So setzte man dem Thorsbilde zu Hunthorp täglich Brod und Fleisch vor und glaubte, daß es solches verzehre (Note 7) u. dgl. m. 35) Wenn die längere Ólafs s. h. h. c. 104. p. 237 einmal berichtet, daß in den vier Fylken von Innerthrondheim zwölf große Bauern abwechselnd den Opfern vorstanden, so geschah dies ausnahmsweise, da die Könige bereits offen von dem alten Glauben abgefallen waren. 36) at signa fullit ok allan blótmâ.inn und at mæla fyrir minni sagt die Hâkonar s. góða c. 16. 18, dem signa fullit entspricht das poculum signare im Waltharius 225.

ens helga c. 92 edd. *Munch* og *Unger*, Fornm. sögur 4, 102; Heimskringla c. 113; Herrauðar s. c. 12; Fornald. sögur 3, 222. 223). Name und Sitte dieses Minnetrinkens war allen teutschen Volksstämmen gemein. Nach der Bekehrung traten an die Stelle der heidnischen Götter christliche Heilige. Nach der ältern Ólafs s. Tryggvas. c. 21 (ed. *Munch*) fordert der dem Könige erscheinende heilige Martin, daß fortan Thor's, Odin's und der andern Æsen Minne ihm getrunken würde. In Teutschland begegnet uns außer des Martinus Minne die des Johannes, Stephanus und Gertrud, auch die Christus und der Maria (s. Grimm, Myth. S. 53 fg.). Sehr häufig werden in den nordischen Quellen bei den Opferfesten auch feierliche Gelübde erwähnt, welche man besonders häufig bei dem Bragabecher oder Freyr's Sühneber ablegte (Helgakv. Hiörvarðss. 30; Hervarar s. c. 14 u. ö.).

In den nordischen Sagen begegnet einige Male ein Göttinnenopfer (dísablôt), wobei vorzüglich Frauen thätig gewesen zu sein scheinen. Nach der Friðþiofs s. c. 9 sind sie damit beschäftigt, Götterbilder zu backen, mit Oel zu schmieren und Tüchern zu trocknen, während die Könige auf dem Hochsitze sitzen und trinken. Durch Friðthiof's Schuld fällt ein gebackener Baldr ins Feuer, dies ergreift noch zwei andere, gleichfalls mit Oel beschmierte Götzen und das Haus geht in Flammen auf. Nach der Hervarar s. c. 1 war zur Herbstzeit ein großes Göttinnenopfer bei König Alf; seine Tochter Alfhildr geht zum Opfer und während sie des Nachts den Altar der Göttin (hörgr) mit dem Opferblute röthet, wird sie von Starkaðr entführt. Die Ynglinga s. berichtet c. 33, daß König Adils, als er bei einem Göttinnenopfer zu Upsala um den Saal [37]) ritt, fiel und sich dabei den Schädel zerschmetterte. Von einem solchen Opfer ist ferner die Rede: Egils s. Skallagrímssonar c. 44 (p. 205 u. 207) und Vígaglúmss. c. 6. p. 338. Das große Opfer, welches zu Upsala zu Lichtmeß gefeiert wurde, war ebenfalls den Göttinnen geweiht und führte noch später in Schweden den Namen Disaping (s. *Ihre*, Glossarium Svio-Gothicum s. v. dîsa und *Schlyter*, Glossar. zu Upl. L. s. v. disaping. Von einem Elfenopfer (álfablôt) ist in der Kormaks s. c. 22, jüngere Ólafs s. h. h. c. 86 die Rede; aber über den Hergang desselben erfahren wir nichts Näheres.

Durch diesen gemeinsamen Genuß von Speise und Trank nahm das ganze Fest den Charakter eines heitern Mahles an, und daher hieß im Norden das Opfermahl (blôtveizla) auch gradezu Opferfreude (blôtfagnaðr). Wie denn schon Tacitus Annal. I, 50 bei des Germanicus beschleunigten Ueberfall der Marsen meldet: „etenim attulerant exploratores festam eam Germanis noctem ac sollemnibus epulis ludricam.“ Ja die Denkmäler des Nordens bezeugen sogar ausdrücklich, daß mit denselben festliche Spiele aller Art verbunden waren. So berichtet Saxo Grammaticus p. 104, daß Starkaðer sich von Upsala zu König Hakon nach Dänemark begeben habe: „quod apud Upsalam sacrificiorum tempore constitutus, effoeminatos corporum motus, scenicosque mimorum plausus, ac mollia nolarum crepitacula fastidiret.“ Und die Holmverja s. bemerkt c. 22: „Da nahm man die Spiele auf und sie hielten an bis über Jul“ [38]). Dabei erinnere man sich des S. 396 angeführten agf. lâc, welches ursprünglich die das Opfer begleitenden Tanz und Spiel bezeichnet, und erwäge die sogleich anzuführenden kirchlichen Verbote und Vorschriften, welche ein Gleiches bezeugen, sowie die vielfachen Tänze, Spiele und dramatischen Darstellungen, welche die teutschen Götterfeste, die Einführung des Sommers oder Mais u. dgl. m. begleiteten.

Aus diesen Festen und Spielen geht die frohe, heitere Seite der Vorzeit hervor und letztere bezeugen mannichfaltige, aber unentwickelt gebliebene Keime dramatischer Darstellungen, die den ersten Anlagen griechischer oder römischer Kunst verglichen werden dürfen (Grimm, Myth. XV).

Das einzige Beispiel von einem in einem Tempel gefeierten Opferfeste bietet für Teutschland nur die oben aus *Gregor. Tur.* Vitae patr. 6 angeführte Nachricht über den heidnischen Tempel zu Cöln in den Worten: „in quo Barbaris opima *libamina* exhibens usque

37) um salinn, oder wie Keyser a. a. O. S. 92 meint, durch denselben hindurch. Allein dies ist nicht nur an sich sehr unwahrscheinlich, sondern wird es auch vollends dadurch, daß ein dreimaliges Reiten um die Kirche (= heidnischen Tempel) auch in Belgien und Schwaben nachweisbar ist (Wolf, Beiträge II, 406) und in Niederbaiern von Männern und Frauen dreimal um die Kirche des heiligen Leonhard geritten ward, und zwar mit einem Theile der Opfer, welche man dem Heiligen darbrachte (Panzer, Beitrag II, 32).

38) Dazu hatte man noch die offenbar an die Stelle der alten heidnischen Opferfeste getretene Olafsgilde in der Sturlunga saga 1. c. 13. Einer der vornehmen anwesenden Häuptlinge eröffnete dieselben förmlich im Auftrage des Priesters Ingimundr, bei dem die Feier stattfand, und brachte die Trinksprüche aus: ganz wie ehedem bei den Opfermahlen. Dann heißt es: „Da war nun viel Lärm und Fröhlichkeit, gute Unterhaltung und allerhand Spiele, sowol Tanzspiel als Ringen und Sagen-Unterhaltung. Da wurde sieben volle und feste Nächte beim Gastmahl gesessen, denn da sollte jeden Sommer eine Olafsgilde sein. Zu Reykianes war dazumal die Beschaffenheit des Landes so gut, daß da die Aecker nie unfruchtbar waren, sodaß da immer gutes Mehl gebraucht wurde zu einer oder der andern Herrlichkeit. Da hielt man auch aus bis zur Olafsmesse bei diesem Gastmahle und allerhand Spiele wurden getrieben, item wurden Sagen erzählt. Hrolfr von Skalmarnes erzählte die Sage von Berserk und Viking Hraungeirr, und von Olaf, dem Könige der Dienstleute, und von der Hügelerbrechung des Thrainn, und von Hromundr Greypsson, und dazu viele Verse. Mit dieser Sage war aber König Sverrir unterhalten worden, und er sagte, solche Lügensagen seien unterhaltender; aber doch können Viele ihre Geschlechter auf Hromund zurückführen. Der Priester Ingimundr erzählte die Sage des Ormr Barevarfalfr, und viele Verse, und ein gutes Gedicht am Ende der Sage, das er selber gemacht hatte.“ Maurer a. a. O. II, 426 fg. Man erwäge allenfalls auch noch Eyrbyggia s. c. 43, welche erzählt: „Das war die Sitte der Breidvikinger, daß sie Ballspiele hielten um den Beginn des Winters (at vetrnâtta skeid, also zu derselben Zeit, wo das große Opfer gefeiert ward) unter Oerl, südlich von Knorr; da heißt es seitdem Leiksenda veller (Ebene der Spielhütten), und die Leute kamen dahin aus der ganzen Umgegend; da waren große Spielhütten errichtet; die Leute wohnten da, und saßen da einen halben Monat oder länger.“

ad vomitum cibo potuque replebatur.“ Allein bei der Bekehrung wurden, wie im Norden, die heidnischen Opferfeste in christliche Feste umgewandelt, wie der schon oben theilweise angeführte Brief Gregor's an Mellitus (*Beda*, Hist. eccles. I, 30) vorschreibt, indem derselbe also fortfährt: „Et quia boves solent in sacrificio daemonum multos occidere, debet eis etiam hac de re aliqua solemnitas immutari; ut die dedicationis, vel natalitii sanctorum martyrum, quorum illic reliquiae ponuntur, tabernacula sibi circa easdem ecclesias, quae ex fanis commutatae sint, de ramis arborum faciant, et religiosis conviviis solemnitatem celebrent, nec diabolo jam animalia immolent, sed ad laudem Dei in esu sua animalia occidant, et donatori omnium de satietate sua gratias referant; ut dum eis aliqua exterius gaudia reservantur, ad interiora gaudia consentire facilius valeant.“ Daß aber Gregor diese heidnischen Opfermahle der Angelsachsen nicht darum an die Kirchen knüpfte, um ihnen desto sicherer einen christlichen Charakter zu verleihen, sondern daß sie sich aus den in christliche Kirchen umgewandelten heidnischen Tempeln in die neben denselben errichteten Zelte flüchten mußten[39]), beweisen folgende kirchliche Verbote auf teutschem Boden, welche uns für Teutschland nicht nur eines Gleichen versichern, sondern auch bestätigen, daß diese Opfermahle mit ihren Tänzen, Spielen und Gesängen sogar theilweise noch in den Kirchen selbst, wie einst im Norden in den heidnischen Tempeln, abgehalten wurden. Allgemein heißt es zwar in der Vita s. *Eligii*: „nullus saltationes aut choraulas aut cantica diabolica exerceat;“ allein das Stat. Bonifac. c. 21 bestimmt ausdrücklich: „non licet in *ecclesia* choros saeculares vel puellarum cantica exercere, nec *convivia in ecclesia* celebrare.“ Dazu halte man nun aus dem Indiculus superstitionum tit. V: „de sacrilegiis per ecclesias,“ und das Gebot aus den Capitt. 6, 196: „quando populus ad ecclesias venerit, tam per dies dominicos, quam per solemnitates Sanctorum, aliud non ibi agat nisi quod ad Dei pertinet servitium. Illas balationes (Geblöke) et saltationes, cantica turpia et luxuriosa, et illa lusa diabolica non faciat, nec in plateis, nec in domibus, neque in ullo loco: *quia haec de Paganorum consuetudine remanserunt.*“ Dieses letztere Verbot bezeichnet also die gerügten Misbräuche bestimmt als Ueberreste aus dem Heidenthume. Ein Gleiches bestätigt das Concilium germanicum c. 5 (vergl. Capitt. 7, 128) und bezeugt zugleich, daß die heidnischen Opfer, wie bei den Angelsachsen, an christliche Heiligе geknüpft und neben den Kirchen abgehalten wurden: „ut populus Dei,“ heißt es hier, „*paganias* non faciat, sed omnes sparcities *gentilitatis* abjiciat et respuat, sive profana sacrificia mortuorum, sive hostias immolatias, quas stulti homines *juxta ecclesias ritu pagano* faciunt sub nomine sanctorum vel confessorum;“ vergl. Indiculus superstitionum tit. IX: „de sacrificio, quod fit alicui sanctorum.“ Auch bei den Westgothen mußten die aus den heidnischen Opferfesten in die Festtage der Heiden herübergenommenen Tänze und schändlichen Lieder wiederholt verboten werden, wie wir aus den Beschlüssen der Kirchenversammlung zu Toledo ersehen (s. Mone, Geschichte des Heidenthums II, 191).

Aus der Meldung Gregor's von Tours, sowie aus den Angaben des päpstlichen Schreibens an Mellitus, den kirchlichen Verboten und Bestimmungen und dem aus dem Heidenthume herübergenommenen Minnetrunke, ersehen wir also, daß bei den Angelsachsen und Teutschen die heidnischen Opfermahle nicht nur in den Tempeln selbst abgehalten, sondern auch in ganz ähnlicher Weise gefeiert worden sein müssen, wie im Norden.

Wurden aber diese Mahle wirklich in den Tempeln abgehalten, so ist auch der Schluß nicht mehr abzuweisen, daß diese angelsächsischen und teutschen Tempel auch in gleicher Weise eingerichtet gewesen sein müssen, wie die nordischen. Ihr Umfang muß demnach ebenso bedeutend gewesen sein, wie im Norden, und wenigstens zur Aufnahme einer Tempelgemeinde ausgereicht haben; dieselben müssen ferner ebenfalls mit Sitzen und Feuerstellen versehen und, was auch ausdrücklich bezeugt wird, mit Götterbildern und Altären geschmückt gewesen sein.

§. 10.

Die Opferfeste.

Die Opferfeste waren zwiefacher Art: 1) rein religiöse, welche alljährlich zu bestimmten Zeiten und, wie es scheint, in der ganzen germanischen Welt gefeiert wurden; 2) öffentliche und privatliche, welche durch besondere Veranlassungen hervorgerufen wurden; wozu 3) noch die bei Weissagungen üblichen Opfer gerechnet werden können. Auch hier bieten uns die reichen nordischen Quellen den sichersten Aufschluß, denen wir nur in der Kürze unsere teutschen Nachrichten und die Ueberreste, die in unsern Volkssitten und Gebräuchen haften geblieben sind, nachfolgen lassen können.

I. Rein religiöse Feste.

Es waren diese die drei großen Jahresopfer, deren Ursprung die Ynglinga s. c. 8. p. 13 auf Odin's Anordnung zurückführt. „Da sollte man opfern,“ berichtet dieselbe, „beim Empfange des Winters für gutes Jahr (í móti vetri til árs); aber mitten im Winter (at miðjum vetri) opfern für Wachsthum (til gróðrar); das dritte Mal gegen Sommer (at sumri): das war das Siegesopfer (sigrblót).“ Und hiermit stimmt, worauf Grimm, Myth. S. 38, aufmerksam macht, auf das Genaueste der Bericht überein, welcher dem dicken Olaf über das Opferwesen der Bauern in Innerthrondheim

39) Erwägt man, daß die Opferfeste oft mehre Tage dauerten, und daß dabei nicht nur eine Tempelgemeinde, sondern bei einem Haupttempel wol auch ein ganzer Gau versammelt sein mochte, und daß daher Uebernachtungen geboten waren, was doch in den Tempeln selbst schwerlich geschah, so muß man es höchst wahrscheinlich finden, daß zu diesem Zwecke Zelte aufgeschlagen wurden (vergl. die eben angemerkte Nachricht der Eyrbyggja s.) und daß Gregor's Vorschrift in diese die christianisirten Opfermahle verwies.

abgestattet wurde: „Das ist ihre Sitte, ein Opfer zu haben im Herbste (at hanstum) und da den Winter zu begrüßen (fagna þá vetri); ein anderes Opfer haben sie mitten im Winter (at miðjum vetri) und das dritte gegen Sommer (at sumri): da begrüßen sie den Sommer (þá fagna þeir sumri)." (Olafs s. h. h. c. 104.)

Diese Feste sind also hauptsächlich der Zukunft zugewandt und knüpfen sich an die drei Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres — wie sie schon Tacitus kennt, indem er German. 26 der Eintheilung in Winter, Frühling und Sommer erwähnt [40]) —, in welche man nicht eintrat, ohne sie zu verherrlichen (denn unser Heidenthum war auf die Natur gegründet), und ohne sich zugleich der Gunst der Götter zu versichern. Ein heiliger Festfriede, während dessen alle Fehden schwiegen, verlieh denselben eine hehre Weihe (s. §. 4). „Der Besuch der Opfer scheint dabei," wie Maurer a. a. O. II, 232 bemerkt, „als allgemeine Pflicht aller und jeder Staatsangehörigen betrachtet worden zu sein, und Meister Adam's Klage (s. S. 393), daß die schwedischen Christen sich von der Theilnahme an denselben hätten freikaufen müssen, mag hierin ihre Erklärung finden; doch mochte wol, wer einen eigenen Tempel besaß, die Feier in diesem abhalten" [41]). Erwägt man die Note 16 angeführte Nachricht der Gotlands L. Hist. 1, so scheint es, als ob wenigstens Eins dieser Jahresfeste von dem ganzen Lande gemeinsam gefeiert wurde. Ueber diese drei Feste selbst läßt sich nun noch folgendes Nähere ermitteln.

1) Das Opfer, welches zu Wintersanfang (at vetrnóttum) gefeiert wurde, scheint im Norden in die Mitte des Monats October gefallen zu sein, wo nach dem altnordischen Kalender, wie es auch noch heute bei dem nordischen Bauer der Fall ist, das Jahr mit dem Winter begann. Und da der Frühling als des Winters, der Herbst als des Sommers Ausgang galt, so führt dieses Opfer auch wol den Namen Herbstopfer (haustblót). Seiner Bestimmung nach geschah es zum Empfange des Winters und für gutes Jahr (til árs, pro annonae ubertate), das kann aber nicht heißen, wie Maurer a. a. O. S. 232 meint, für guten Verlauf des Winters [42]), sondern das Opfer wurde entweder für den Segen der Ernte gebracht, und war also ein Dankopfer und hatte die der Zukunft zugewandte Seite, daß der dankbare Mensch sich durch Darbringung seiner Gabe den Segen der Gottheit auch für das kommende Jahr zu erwerben hoffte; oder hatte der verflossene Sommer eine Misernte gebracht, so war das Opfer, wie aus dem Opfertode des Königs Domaldi (Note 22) deutlich hervorgeht, ein Sühnopfer, und die Formel dafür war in diesem Falle: „zur Besserung des Jahrgangs (til árbôtar)," wofür die jüngere Olafs s. h. h. c. 101 (s. oben S. 399) den Beweis liefert. Dies Opfer war also namentlich ein Erntefest und galt den Gottheiten der Ernte, von denen letztere Stelle ausdrücklich Thor, Odin, Freyja und die Asen, den Freyr aber die Gisla s. Surssonar 1. p. 27 nennt. Die Vigaglúms s. 6 erwähnt auch ein Göttinnenopfer. Wahrscheinlich waren mit diesem Opfer außer den üblichen Gastmählern auch Spiele verbunden, wie die Note 38 angeführte Nachricht der Eyrbyggia s. beweist, und wenn man derselben folgen darf, so dauerte das Fest wenigstens einen halben Monat.

Dieses Opferfestes wegen hieß nach dem Skáldskaparmál der Monat October germánuðr, nach der Ausweidung der geschlachteten Thiere benannt [43]), bei den Schweden blotmånad, slagtmånad; bei den Angelsachsen aber galt blôtmônad für November, bei den Niederländern slachtmaent für December, bei den Friesen noch heute slachtmoänne für November (Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56 fg.). Hiermit vergleiche man den Namen „Mordnächte," wodurch unsere Sagen die ursprünglich religiösen Dankfeste und Opfermahle bezeichnen, die man dem Erntegott zu Ehren feierte.

Nach der Bekehrung blieben aber, wie zahlreiche nordische Nachrichten bezeugen, die alten Festmahle, indem man sie zu Kirchspielfesten machte und ihnen den allgemeinen Namen Bier- oder Trinkzeiten (mungâtstîðir) gab. Es sind ganz die teutschen Kirchmessen (Kirmsen), die ebenfalls aus diesem heidnischen Erntefeste hervorgegangen sind [44]), dann von der Kirche geweiht wurden und bis heute die größte Fest- oder Gastzeit der teutschen Bauern sind (Weinhold, Altn. Leben S. 456).

Zahlreiche Ueberreste dieses heidnischen Festes sind uns in Teutschland außerdem in unsern Erntegebräuchen geblieben, deren mythische Bezüge sich hauptsächlich um den Aehrenbüschel bewegen, der unter dem Namen Nothalm, Vergôdendêlstruſ, Oswol oder Vogeltêjen u. s. w. für Frau Gôde, Wodan und sein Roß oder die Vögel des Himmels als ein Opfer stehen blieb; ferner in der Feier des Martinstags (11. Nov.), der hier und da schon für Wintersanfang galt u. v. a. Der alten Sachsen großes dreitägiges Opferfest fiel auf den 1. Oct. und wird auf den über die Thüringer an der Unstrut davongetragenen Sieg (im J. 530) bezogen (Witukind I, 2 Pertz V, 423); noch in Urkunden des Mittelalters führt

40) Obschon im Norden weder diese Dreitheilung, noch die Viertheilung festen Fuß fassen, sondern nur die Zweitheilung: Winter (vom 14. Oct.) und Sommer (vom 14. April an). 41) Die jüngere Olafs s. h. h. c. 212. p. 254 (Heimskr. c. 123. p. 182) erzählt von dem Halogalánder Sigurdr Thorisson: „Er war so gewohnt, so lange das Heidenthum währte, drei Opfer jeden Winter zu haben, eines bei Wintersanfang (at vetrnóttum), das zweite um Mittwinter, das dritte gegen Sommer. Als er aber das Christenthum angenommen hatte, da behielt er dennoch die Gewohnheit in Betreff der Gastmähler: er hatte da im Herbste ein großes Freundesmahl (vinaboð), ein Julgelag (jólaboð) im Winter, und lud da abermals viele Männer zu sich ein: ein drittes Mahl hielt er auf Ostern und er hatte da auch viele Leute. So hielt ers fort, so lange er lebte." 42) Wol begegnet Olafs s. h. h. c. 114 ein Opfer zu diesem Zwecke, aber im Mittwinter. „Später im Winter ward dem Könige gesagt, daß die Innenthrönder zu Märi zahlreich besuchte Zusammenkünfte hätten, und daß da große Opfer wären mitten im Winter: sie opferten da für Frieden und guten Verlauf des Winters (til friðar ok vetrarfars góðs)."

43) Altn. *gor* exerementa intestinorum. 44) Die dabei hin und wider noch üblichen Blötzknechte (Blätzbursche im sächsischen Hessengau genannt), von denen Panzer a. a. O. S. 242 handelt, erinnern schon durch ihren Namen (S. 396) an die heidnischen Opfer.

diese hehre Zeit den Namen der gemeinwoche (Grimm, Myth. S. 1200).

2) Das Mittwinteropfer (miðvetrarblôt) wird ausdrücklich als das große Hauptopfer (hauptblôt) zu Upsala und der Thrönder (jüngere Ólafs s. Tryggvas. c. 162) bezeichnet. Dasselbe wurde zu Anfange des Monats Thorri (= 14. Jan.) gefeiert, weshalb dasselbe auch Thorrablôt heißen mochte. Den Namen des Monats und den Ursprung des Festes führt die Sage auf den König Thorri zurück. „Thorri war ein vielgepriesener König, welcher über Gotland und Finnland gebot; ihm brachten die Quänen Opfer, damit Schnee komme und gute Schlittschuhbahn, worin ihre Jahresherrlichkeit besteht. Dieses Opfer wird um die Mitte des Winters gehalten und daher hat der Thorremonat (Porramânaðr) seinen Namen (Hversu Noregr byggðist c. 1; Fundinn Noregr c. 1). Dieses Fest ist identisch mit dem Julfeste (jól, jólaveizla, jólaboð, jólahalld, jóladrykkja), bekannt als das höchste Fest bei allen teutschen Stämmen zur Feier der winterlichen Sonnenwende, welche Feier man selbst den Riesen und Unholden zuschrieb. Es dauerte nach ausdrücklichen Angaben drei Tage (Hâkonar s. gôða c. 15; jüngere Ólafs s. Tryggvas. c. 162, vergl. mit c. 165. 166) und ward mit der höggunôtt [45]) „das war die Mitwinternacht" begonnen (Hâkonar s. gôda a. a. O.). Bei Einführung des Christenthums wurde dasselbe im Norden wie in England auf Weihnachten verlegt. Allmälig erhielt dasselbe die Ausdehnung von zehn Tagen; in Norwegen versteht man im weitern Sinne unter Jul die Zeit vom 24. Dec. bis 13. Jan. In Dänemark fiel dasselbe nach Thietmar von Merseburg nach der Theophaniazeit, wie dessen Bericht über das große Opferfest zu Lederun beweist (s. unten).

Das Fest berührt sich wesentlich mit dem zu Wintersanfang, denn man opferte da, wie die Ynglinga s. bestimmt, für Wachsthum (til gróðrar, pro feracitate), weil da die Sonne wiedergeboren ist, die den neuen Frühling bringen soll; andernttheils war aber da die Erde noch in der Haft der Winterriesen, daher galt das Opfer auch til vetrarfars góðs (für guten Verlauf des Winters) [46]). Deshalb sind die üblichen Formeln, außer til gróðrar: til árs ok friðar (für gutes Jahr und Frieden), til árbôtar, til friðar ok vetrarfars góðs (jüngere Ólafs s. h. h. c. 102; jüngere Ólafs s. Tryggvas. c. 165) [47]). Dasselbe knüpfte sich insbesondere an den Cultus des Freyr als Sonnengott. Daher wurde vor Allem der ihm geheiligte Sühneber vorgeführt, darauf Gelübde abgelegt und ihm geopfert; dem Gott zu Ehren ferner Ebergestalten aus Brod und Kuchen gebacken, wovon schon oben die Rede war. Von Menschenopfern, welche bei demselben til árs ok friðar dargebracht wurden, redet die jüngere Ólafs s. Tryggvas. a. a. O. Festspiele kehren auch bei dieser Veranlassung wieder (s. Note 38, sowie das S. 401 angeführte gothländische Opferspiel, das auf Freyr Bezug nimmt), und Befreundete pflegten sich gegenseitig Festgeschenke zu machen. So erzählt z. B. Egils s. Skallagrîmss. c. 70: „Arinbiörn hatte ein großes Julgelag, er lud zu sich seine Freunde und die Bauern der Gegend; da war eine große Menschenmenge und ein gutes Mahl. Er gab dem Egil als Julgabe (at jóla-giöf) ein langes Gewand aus Seide gemacht, und reich mit Gold verbrämt, und ganz mit Goldknöpfen besetzt vornüber bis unten. Arinbiörn hatte dies Kleid machen lassen nach dem Wuchse Egils. Arinbiörn gab dem Egil zu Jul eine vollständige Kleidung, neu gemacht; dazu wurde englisches Tuch verwandt von mancherlei Farbe. Arinbiörn gab mancherlei Freundesgaben auf Jul den Leuten, die ihn heimgesucht hatten" (Maurer a. a. O. S. 235); s. Fôstbrâðra s. c. 48; Sturlûnga s. VII. c. 19; IX. c. 50, und vergl. Hrôlfs s. Gautrekss. c. 2.

Die Feier dieses Festes bei den Gothen bestätigt ein glücklich gerettetes goth. Jiuleis, wobei es freilich zweifelhaft bleibt, ob damit der November oder December gemeint ist. Für England bezeugt dieselbe Beda in der Schrift: De temporum ratione c. 13: „December *Giuli* eodem quo Januarius nomine vocatur. Incipiebant autem annum ab octavo calendarum Januariarum die, ubi nunc natale domini celebramus, et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam tunc gentili vocabulo *Modranekt*, id est matrum noctem, ob causam, ut suspicamur, ceremoniarum, quas in ea pervigiles agebant." Der Giuli entspricht dem goth. Jiuleis, die Môdrancht deutet auf einen das Julfest schmückenden Cultus, von dem sich keine weitere Spur findet. Außer dem Juleber mit den darauf abgelegten Gelübden, wovon schon die Rede war, wird dieses Fest auch durch den mit dem Norden gemeinsamen sogenannten Julblock, d. i. ein Holzklotz, der am Christabende ins Feuer gelegt und wo möglich brennend erhalten wird und durch vieles Andere bezeugt. Dieser Julblock soll auch im Mecklenburgischen vorkommen; eine Urkunde aus dem 12. Jahrh. bestätigt denselben für das Münsterland und auch unsere Weisthümer reden vom Weihnachtsblocke (Grimm, Myth. S. 594).

Zahlreiche Ueberreste dieses Festes bieten uns ferner für Teutschland die Weihnachtsgebräuche dar in den entzündeten, jetzt zwar meistentheils erloschenen Feuern, den brennenden Lichtern, dem mit Stroh umhüllten Rade, welches man mit seiner angezündeten Umhüllung von den Bergen herabrollte, nebst vielen andern, welches insgesammt auf den Frodienst zurückgeht, sowie in den Umzügen der weiblichen Gottheiten der Zwölften, d. i. die zwölf Nächte zwischen Weihnachten und Drei-Königstag, also die alte Julzeit.

3) Das Opferfest zu Sommersanfang sollte seinem Namen nach in die erste Sommernacht (14. April)

45) höggunôtt Schlachtnacht, anderwärts heißt dieser Anfangsterminus bald haukunôtt Hakennacht, bald haukanôtt Habichtsnacht, was ebenso dunkel ist als die Angabe, daß diese Nacht die Mittwinternacht (14 Dec.) gewesen sein soll. 46) Oder nach obiger Angabe: damit Schnee komme und gute Schlittschuhbahn. 47) Daneben wurden aber je nach Bedarf die Götter auch noch um Güter ganz anderer Art angegangen; so opferte z. B. nach Snorra Edda p. 190 König Halfdan der Alte zu Mittwinter um dreihundertjährliges Leben und lange Dauer seines Reiches.

fallen, die Mythe aber bestimmt dasselbe auf einen Monat nach dem Thorrablôt, also zu Anfang des Monats Gôi. „Goi (Thorri's Tochter)," heißt es ferner Hversu Noregr bygðist und Fundinn Noregr a. a. O., „verschwand und Thorri stellte das Opfer einen Monat später an, als er zu thun pflegte, weshalb man später den Monat, welcher da anfing, Gôi (= Februar) nannte;" vergl. Landnâmabôk 4, 7. Dasselbe hieß daher Gôiblôt. Diesen Zeitpunkt bestätigt die jüngere Ólafs saga h. h. c. 76 (Heimskringla 2, 97), indem dieselbe über dieses Fest zu Upsala, wo es gleichfalls das Hauptfest war, also berichtet: „In Schweden war das alte Sitte, so lange das Heidenthum dort bestand, daß ein Hauptopfer zu Upsalir sein sollte im Gôi: da sollte man opfern um Frieden und Sieg für seinen König, und dahin sollten die Leute kommen aus dem ganzen Schwedenreiche. Es sollte da auch ein Ding aller Schweden sein. Da war auch ein Markt und eine Kaufversammlung und währte eine Woche. Als aber das Christenthum in Schweden angenommen war, da blieb da dennoch das Gerichtsding und der Markt. Nun aber seit das Christenthum allerseits angenommen war in Schweden und die Könige nicht mehr in Upsalir sitzen mochten, da war der Markt verlegt und auf Kyndilmeß (Mariä Lichtmeß) gehalten worden; dabei ist es allezeit seitdem verblieben, und er währt nun nicht länger als drei Tage. Da ist das Ding der Schweden und sie kommen dahin aus dem ganzen Lande"[48]). Die Verlegung auf Lichtmeß entspricht der des Julfestes auf Weihnachten.

Seiner Bestimmung nach galt das Opfer um Sieg, daher es auch sigrblôt hieß, denn jetzt nahte die Zeit zu den Heerfahrten, und das Opfer war mithin ein Bittopfer. Außerdem hatte es aber auch eine der Natur zugewandte Seite, denn es galt auch zur Begrüßung des Sommers und für gutes Jahr (es war also auch ein Frühlingsfest), sowie der Erhaltung oder Erlangung des Landbau und Weide schützenden Friedens. Daher lautet die Formel in der eben angeführten Stelle der jüngern Ólafs s. h. h. c. 75 (nach Fornm. sög.): „til árs ok friðar, ok sigrs konúngi sinum." Welchen Göttern dasselbe galt, wird nicht bestimmt gemeldet, aber ohne Zweifel wol dem Odin für Sieg und gutes Jahr, wie die Ynglinga s. c. 8 ausdrücklich bemerkt. Es mochte aber auch zugleich den Göttinnen gelten, wie der noch später in Schweden dafür erhaltene Name disaþing bezeugt (s. S. 407). Ueber die Dauer des Festes ꝛc. gibt der angeführte Bericht der Olafssage allein Auskunft.

Reiche Nachklänge dieses Festes sind uns in den Fastnacht-, Frühlings- und Sommergebräuchen erhalten, die sich theilweise mit den Weihnachtsgebräuchen berühren.

Außer diesen drei Jahresopfern gab es noch andere, die sich nach längern Zeiträumen wiederholten. Thietmar von Merseburg und Adam von Bremen berichten nämlich von neunjährig wiederkehrenden Opferfesten. Der erstere meldet Chronicon I, 9 (Pertz V, 739. 740): „Est unus in his partibus locus, caput istius regni, Lêderûn (Hlêthra) nomine, in pago, qui Sêlon dicitur, ubi post 9 annos mense Januario, post hoc tempus, quo nos theophaniam Domini celebramus, omnes convenerunt, et ibi diis suismet 99 homines et totidem equos, cum canibus et gallis pro accipitribus oblatis immolant, pro certo, ut praedixi, putantes, hos eisdem erga inferos servituros, et commissa crimina apud eosdem placaturos." Es ist dies, wie schon oben angeführt wurde, ein Mittwinteropfer, und daß dasselbe ein Fröblôt war, geht nicht nur daraus hervor, daß in dieser Zeit vorzugsweise dem Freyr geopfert ward, sondern auch, daß nach Saxo Grammaticus p. 16 der Gothe Hadding dasselbe bei den Schweden einführte und zu Upsala einrichtete. Die Feier desselben zu je neun Jahren kehrt auch nach Adam's Bericht bei dem Opfer zu Upsala wieder; ebenso die Menschen, Rosse und Hunde mit Ausnahme der Habichte oder Hähne. Daß ein neunjährig wiederkehrendes Festopfer eine beträchtliche Zahl von Menschen und Thieren kostete, hat nichts Unglaubliches, aber die hier angegebene große Zahl derselben mag mit dem letztern Opfer verglichen allerdings sagenmäßige Uebertreibung (denn dasselbe war bereits schon 100 Jahre vor Thietmar erloschen) und aus der Neunzahl hervorgegangen sein, die in dem schwedischen ($9 \times 8 = 72$), wie in dem dänischen Opferfeste ($9 \times 11 = 99$) herrscht; und da wir der Habichte sonst nirgends als opfermäßig versichert werden und offenbar der angegebene Grund des Thieropfers nicht stimmt, so ist J. Grimm's Behauptung (Myth. S. 42) vollkommen gerechtfertigt, daß Thietmar vermische, was bei Leichenbestattungen und zur Sühne geschah. „Doch ließe sich annehmen," fügt derselbe S. 46 hinzu, „daß zur Sühne, gleich Menschen, uneßbare Thiere dargebracht werden durften, sowie Knechte, auch Hunde und Falken dem verbrannten Leichname des Herrn folgten." — Adam's Bericht ist bereits S. 386 fg. 393 und 405 vollständig aufgeführt, sodaß es nur noch des Scholion 137 bedarf: „Novem diebus commessationes et ejusmodi sacrificia celebrantur: unaquaque die offerunt hominem unum cum ceteris animalibus, ita ut per novem dies 72 fiant animalia quae offeruntur. Hoc sacrificium fit circa aequinoctium vernale." Hier ist noch die Zeit bemerkenswerth, indem sie so ziemlich mit der ersten Sommernacht stimmt, in welche das Opferfest zu „Sommeranfang" seinem Namen nach fallen sollte. Da dasselbe nach Adam ein Sühnopfer war, so möchte man wol die Vermuthung wagen, daß es das von Hadding eingeführte Fröblôt sei.

Die drei großen nordischen Jahresopfer fallen also sämmtlich in den Winter; denn im Sommer hatte man genug mit dem Felde und der Weide zu thun, oder die Männer schweiften auf dem Meere umher, im Winter aber pflog man der behaglichen Ruhe (*Tac.* Germ. c. 15) und der festlichen Schmäuse. Der Sommer fiel außer

48) Die S. 401 angeführte Note der Hervararsaga, welche von einem der Freyja dargebrachten Eberopfer zur Jahresbesserung (til árbótar) am Anfange Februars redet, verwechselt dasselbe zwar mit dem Julopfer, bezeugt aber dabei doch die Abhaltung des Festes zu dieser Zeit.

der Arbeit auch dem Rechtsleben zu, mit dem sich wiederum Opfer verbanden, und war, wie uns wenigstens für Island verbürgt ist, durch drei Dingversammlungen ausgezeichnet: das Frühlingsding (vârþing) in der Mitte des Mai, das Alding (alþing) in der Mitte des Juni, das Herbstding (haustþing) am Schlusse des Juli oder zu Anfange des August (Maurer a. a. O. II, 237). In Teutschland hingegen scheinen diese großen Jahresfeste sich mit den Volksversammlungen und ungebotenem Gerichte eng berührt zu haben, so verschieden ihre Zeit auch in den Weisthümern bestimmt wird.

Eigenthümlich teutsche, rein religiöse Feste, welche wenigstens größtentheils für den Norden nicht verbürgt sind, sind hauptsächlich: das Fest der Ostara und das Maifest oder die Pfingstfeier, die sich eng mit einander berühren und mit dem Maiding mehr oder weniger zusammenfallen. Ferner im Mittsommer [49]) das Fest der Sonnenwende auf Johannistag, zu welcher Zeit das Alterthum ebenfalls große Volksversammlungen hielt. Die überaus zahlreichen mythischen Bezüge derselben bewegen sich hauptsächlich um die dramatische Einführung des Sommers oder Mais, um die zum Theil noch nicht ganz erloschenen heiligen Feuer, die durch Reiben entzündet auf Bergen, Marktplätzen und Straßen auflenchteten und in die man besonders ausgewählte Blumen und Kräuter warf; um das mit Stroh umflochtene Rad, das, in den Flammen jener Feuer entzündet, von den Bergen in das Thal hinabgerollt ward, ein Bild der nun abwärtseilenden Sonne; um das Backen und Austheilen großer Kuchen und Brode, das Springen durch das Feuer und um den fröhlichen Reigen, den man um denselben schlang: Alles Ueberreste heidnischer Opferfeste. Das Ausführlichere hierüber, sowie das weiter hierher Gehörige s. Grimm, Myth. c. XXIV. Von dem Herbstopfer, das sich mit dem Herbstding berührte, war bereits die Rede.

Schließlich verdient noch die Meldung Beda's in der Schrift: De temporum ratione c. 13 Erwähnung, welche uns die Festfeier zu Ehren der beiden Göttinnen Eástre und Hrede bei den Angelsachsen bei der Erklärung der nach ihnen benannten Monate kundthut: „Rhedmonath a dea illorum Rheda, cui in illo sacrificabant, nominatur.“ „Antiqui Anglorum populi — gens mea — apud eos Aprilis Esturmonath, qui nunc paschalis mensis interpretatur, quondam a dea illorum, quae Eostra vocabatur, et cui in illo festa celebrantur, nomen habuit; a cujus nomine nunc paschale tempus cognominant, consueto antiquae observationis vocabulo gaudia novae solemnitatis vocantes.“ Der Rhedmonath (Hredmônad) ist unser März und begegnet auch auf teutschem Boden (Grimm, Gesch. der deutschen Sprache S. 81), ohne daß wir aber der angelsächsischen Hrede versichert würden; die Eostra (Eástre) ist unsere Ostara.

49) Nur die agf. Ausdrücke midsumor und midvinter sind uns erhalten; Snorri spricht zwar in der Olafs s. Tryggvas. c. 72 ebenfalls von einem midsumarsblót, in der That handelt es sich aber um ein midvetrarblót, s. Maurer a. a. O. S. 237

II. Oeffentliche und privatliche Feste.

Wie die Hauptabschnitte der natürlichen Erscheinung des Jahres durch religiöse Feste und Gebräuche geweiht und verherrlicht wurden, so auch alle wichtigeren Momente des gesammten Volks- und Staats-, sowie des Privatlebens; denn sie standen mit der Religion und dem Cultus in der innigsten Verbindung.

1) Oeffentliche Feste.

Sie begegnen nach den nordischen Quellen hauptsächlich:

a) Bei dem Amtsantritte eines Königs und Goden, s. die S. 399 angeführte Stelle aus der Hervarar s. und die S. 402 angeführte aus der Liósvetninga s., welche von Opfern reden, die bei diesen Gelegenheiten dargebracht wurden. Der Grund hiervon scheint der zu sein, daß der König wie der Gode weltliche und priesterliche Würde zugleich vereinigten, und daß von ihrem Verhältnisse zu den Göttern der Segen oder Unsegen des ganzen Landes abhängig gedacht wurde (vergl. S. 397). Ferner war es im Norden wie in Teutschland eine althergebrachte Sitte, daß ein neuer König bei der Uebernahme des Reiches auf der großen Heerstraße feierlich durch das Land ziehen und dem Volke seine Freiheiten bestätigen mußte.

b) Bei ungebotenen und gebotenen Dingversammlungen, wie sich aus der Verbindung der Tempel mit den Gerichtsstätten (s. §. 5) und den verschiedentlich erwähnten Gerichtshandlungen ergibt.

c) Bei dem Beginne einer Schlacht oder nach derselben, entweder um den Sieg zu erbitten, oder um dafür zu danken; im ersten Falle ging nicht selten eine feierliche Todesweihe des Feindes voraus, worüber man den Artikel Güngnir nachsehe, sowie ferner Meister Adam's Meldung IV, 27, daß die Schweden, wenn Krieg drohe, dem Wodan opferten, sodann des Tacitus Bericht über die Varusschlacht und Mehres, was oben gelegentlich erwähnt wurde.

d) Bei Hungersnoth und sonstigen Calamitäten. Solche Opfer mögen vorzüglich dem Thor gebracht worden sein, denn Meister Adam meldet a. a. O.: „si pestis et famis imminet, Thor ydolo lybatur,“ und mögen sich auch wol an die großen Herbstopfer angeschlossen haben, wie es wenigstens bei dem Opfertode des Königs Domaldi, das in den Herbst fiel, sehr wahrscheinlich ist; allein erwägt man den Opfertod der Könige Olaf Tretelja und Harald (s. S. 397), die ebenfalls bei ausgebrochener Hungersnoth erwähnt werden, so scheint es, als ob man im Drange der Noth auch zu besondern Mitteln und außerordentlichen Opfern griff, wie denn auch diese Opfer nach ausdrücklicher Meldung nicht dem Thor, sondern dem Odin fielen.

Außerdem gab das öffentliche Leben noch zahlreiche Veranlassungen zu Opfern; so sei beispielsweise nur noch erwähnt, daß man opferte für Beliebtheit beim Volke (Landnâma 3, 16), und daß, als Thorwaldr bei der ersten Mission auf Island in einem Hause den Glauben

predigte, inzwischen die Hausfrau Fridgerdr in demselben opferte, um diese Predigt unwirksam zu machen (Þórvalds s. c. 5; jüngere Ólafs s. c. 133, s. Maurer a. a. O. I, 214), womit zu vergleichen ist, daß kurz vor der gesetzlichen Einführung des Christenthums daselbst die Gegner beschlossen, eifrige Gelübde an die Götter zu thun und zwei Männer aus jedem Landesviertel zu wählen, um sie den Göttern zu opfern, dafür, daß sie nicht das Christenthum über das Land kommen lassen möchten (s. S. 398); sowie ferner das oben S. 402 dem Wodan dargebrachte Opfer für Verleihung des Windes zum Anzünden einer Kirche.

2) Privatliche Feste.

Sie begleiten fast das ganze Leben bis zum Grabe und in jeder Lage, in welcher der Mensch der Hilfe und des Schutzes der himmlischen Mächte zu bedürfen glaubte, wandte er sich mit Opfer oder Gebeten an dieselben. Sie brachte meist nur der einzelne Mensch oder die Familie dar und zwar entweder in dem Privattempel, sofern man einen solchen besaß, oder im eigenen Hause (vergl. das eben angeführte Beispiel von der Fridgerdr und Ólafs s. h. h. c. 92), oder an sonst einer geheiligten Stätte.

Die feierliche Handlung, mit der im Norden das Kind gleich nach seiner Geburt vom Vater oder dessen Vertreter mit Wasser begossen und mit einem Namen belegt wurde, und wodurch es erst sein Recht auf das Leben erworben, scheint von keinem Opfer begleitet gewesen zu sein. Dagegen hat sich auf den Faröern für die erste Mahlzeit der Wöchnerin der Ausdruck Nornengrütze (nornagreytur) erhalten, und Weinhold a. a. O. S. 283 vermuthet, daß die Mutter hiervon den Schicksalsgöttinnen opferte, die beim Eintritte eines Menschen in das Leben ihre weisende und bestimmende Macht entfalteten. Sicherer aber sind Opfer:

a) Bei Eingehung einer Ehe, denn schon Meister Adam sagt a. a. O.: „lybatur ... si nuptiae celebrandae sunt Frieconi (Freyr),“ wie denn auch der Ausdruck „den Brautlauf trinken“ (drekka brúðhlaup) ein feierliches Mahl andeutet, bei dem Thor's, Odin's und Freyr's Minne getrunken ward (Herrauds s. c. 12) und auch wol Gelübde abgelegt wurden, wie bei den größeren Opfern (Hänsaþoris s. c. 12). Zur Weihung der Bräute diente Thor's Hammer (Hamarsheimt 30), und von bestimmt formulirten Gebeten, die man auch wol in dem Tempel zu sprechen pflegte, redet Holmverja s. c. 19: „Grimkell ging zum Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr und wollte die Weihesprüche wegen der Heirath der Thorblörg sprechen“ (vildi mæla fyrir radahag þeirra þórbjargar). Maurer a. a. O. II, 227. Wozu man noch aus der Harðar s. Grímkelssonar c. 16 füge: „Grimkell ging zu dem Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr und wollte die Ehe der Thorbiorg einsegnen.“ Die Vermählten pflegten auch wol nicht eher des ehelichen Umgangs zu genießen, bis sie durch Opfer erforscht, wie die Beschaffenheit ihrer Nachkommenschaft sein würde, denn sonst befürchtete man Unheil (Ragnars s. Loðbróks s. c. 5). Die teutschen Gebräuche s. bei Rocholz a. a. O. 2, LI fg.

b) Bei der Bestattung. Die nordischen Quellen versichern uns zwar der Weihung des Scheiterhaufens mit Thor's Hammer (Gylfaginning c. 49), berichten aber Nichts von dabei stattgefundenen Opfern, allein teutsche Gebräuche setzen diese außer Zweifel; denn wir ersehen aus ihnen, daß als Todtenopfer eine Kuh oder ein Ochse dargebracht wurde, von deren Fleisch sodann ein feierliches Leichenmahl gehalten wurde (s. Mannhardt a. a. O. S. 51 und oben S. 401), außerdem scheint man auch Rosmarin und Citrone dem Todtengotte geopfert zu haben (s. meine Deutsche Heldensage I, 56).

c) Bei dem Erbschaftsantritte. Daß mit dem feierlichen Erbschaftsmahle (erfi, erfisöl), welches der Erbe zum Gedächtniß des Verstorbenen und zum öffentlichen Antritte der Hinterlassenschaft den Freunden und Nachbarn gab, stets ein Opferfest verbunden war, ergibt sich aus Folgendem. Einmal erfahren wir aus der Eyrbyggia s. c. 54, daß das Erbmahl, welches man einem Ertrunkenen hielt, die Wirkung habe, den Aufenthalt bei Ran freundlicher zu machen; sodann meldet die Ynglinga s. c. 40, daß der Erbe, der beim Beginn des Mahles auf einem Schemel vor dem seit dem Tode des Erblassers leerstehenden Hochsitze saß, bei dem ihm dargereichten Becher sich erhob, das Gelübde auf den Bragabecher ablegte, darauf den Hochsitz einnahm und sich so in sein Erbe einsetzte; von Thor's und Odin's Minne bei derselben Gelegenheit redet die Þórsteins s. bäarm. c. 9; endlich erfahren wir, daß in christlicher Zeit das Erbmahl in ein Seelenmahl (sáluöl) umgewandelt ward, das man am 7. oder 30. Tage nach dem Tode abhielt und dem nach dem Gulaþingsl. 23 der Priester bei Strafe beiwohnen mußte; auch in Teutschland wurden an denselben Tagen außer den Seelenmessen Schmausereien mit Spenden aus der Erbschaftsmasse gegeben (s. Schmeller, Bayer. Wörterbuch I, 410 fg.).

d) Bei der Besitznahme von Land. „Die Besitznahme von Land setzt nach isländischer Rechtssitte eine feierliche Feuerweihe voraus, für welche der Ausdruck at helga ser land, sich das Land heiligen, technisch steht“ (Maurer a. a. O. II, 229, vergl. auch oben S. 391).

e) Bei der Ackerbestellung. Einiges ist schon früher S. 403 fg. erwähnt, namentlich aber thut die von Grimm, Myth. S. 1185 fg., mitgetheilte angelsächsische bót des untragenden, durch Zauber verderbten Ackers die dabei üblichen heidnischen Opfer und deren Zusammenhang mit dem Tempelcultus kund.

f) Bei der Freilassung eines Sklaven. Wie die S. 402 angeführte Stelle Bestimmung der Frostu þ. L., verglichen mit der der Gula þ. L. §. 62, zeigt, sollte bei dieser Handlung ein Freiheitsbier (frelsiöl) bereitet und ein Widder geopfert werden.

g) Bei dem Zweikampfe, und zwar dem Holmgange (holmganga), der gesetzlich bestimmt war (nicht bei dem nach Belieben und Vermögen vor sich gehenden

einvîgi), geschiebt sowol einer feierlichen religiösen Handlung als auch des Opfers bestimmte Meldung. Nach den Gesetzen des Zweikampfes (holmgangulög) nämlich sollte ein Stück Zeug (feldr), fünf Ellen im Durchmesser, an seinen Enden mit Pflöcken (tjösnur) auf dem Boden befestigt werden, und derjenige, der die Vorbereitung traf, sollte so zu den Pflöcken gehen, daß er den Himmel sah zwischen seinen Beinen und sich an den Ohrläppchen hielt mit der Formel, welche seitdem bewahrt wurde bei dem Opfer, welches man tjosnublôt nennt. Der Platz ward dann, wie für die Gerichte an der Dingstätte, mit vier Haselstangen als heilige Grenzen umhegt (Kormaks s. c. 10). Der Sieger opferte aus Dank ein Rind (s. S. 400). Vergl. Maurer a. a. O. II, 223 fg. und Weinhold a. a. O. S. 299 fg.

Außerdem sehen wir den Einzelnen noch in vielen andern Lagen des privatlichen Lebens den Göttern Opfer darbringen. So opferte man noch für Vaterrache (Helgakv. Hund. 2, 28), für Anrichtung und Abwendung von Schaden (Landnâma 2, 29, vergl. Sturlûnga s. 1. c. 3), für Heilung einer Wunde (S. 400), für langes Leben (Landnâma 3, 4), für Sendung des Holzes zu den Hochsitzpfeilern (Eyrbyggia s. c. 7), für Speise bei drückender Hungersnoth (Porfinns s. karlsefnis c. 7), für Vertreibung des Feindes aus seinem Gebiete (S. 399 fg.), für guten Fahrwind (S. 403) u. dgl. m.; vergl. Maurer a. a. O. II, 230.

III. Weissagungsopfer.

Der Zusammenhang der Opfer mit der Weissagung ist unleugbar; denn um den Gott geneigt zu machen, dem fragenden Menschen die Zukunft zu offenbaren, glaubte man auch hier der Bitte eine Gabe beifügen zu müssen, doch war, wie schon bemerkt, auch Weissagung ohne Opfer möglich.

Im Allgemeinen zeigen diesen Zusammenhang an, ohne daß sich jedoch etwas Näheres daraus gewinnen ließe, folgende beiden Nachrichten. Vor Allem die bekannte Nachricht Wilibald's in der Vita Bonifacii (Pertz II, 343) über das Heidenthum der Hessen und den Cultus der Donnereiche bei Geismar: „alii lignis et fontibus sacrificabant, alii aruspicia et divinationes, praestigia atque incantationes exercebant, alii auguria et auspicia intendebant diversosque sacrificandi ritus incoluerunt." Sodann Walafrid Strabon's Meldung in seiner Vita s. *Galli* (Act. Bened. sec. II, 219): „homines ibidem (Tucconiae) commanentes crudeles erant et impii, simulacra colentes, idola sacrificiis venerantes, observantes auguria et divinationes et multa superstitiosa sectantes."

Aus den übrigen Nachrichten ergibt sich ein Zwiefaches:

1) Entweder das dargebrachte Opfer selbst diente zur Weissagung, indem man aus dem Blute oder den Eingeweiden desselben die Zukunft zu erschließen suchte. Bezeugt ist jedoch solches nur bei Menschenopfern, wie *Strab.* VII, 2: „Ἔθος δέ τι τῶν Κίμβρων διηγοῦντα τοιοῦτον, ὅτι ταῖς γυναιξὶν αὐτῶν ἀνστρατευόμενοι, παρηκολούθουν προμάντεις ἱέρειαι παλιότριχες, λευχείμονες. καρπασίνας ἐφαπτίδας ἐπιπεπορπημέναι, ζῶσμα χαλκοῦν ἔχουσαι, γυμνόπουδες· τοῖς οὖν αἰχμαλώτοις διὰ τοῦ στρατοπέδου συνίντων ἐιφήρεις· καταστέψασαι δ' αὐτοὺς ἦγον ἐπὶ κρατῆρα χαλκοῦν, ὅσον ἀμφορέων εἴκοσι· εἶχον δὲ ἀναβάθραν, ἣν ἀναβᾶσα (ἡ μάντις) ὑπερπετὴς τοῦ λέβητος ἑλαιμοτόμει ἕκαστον μετεωρισθέντα· ἐκ δὲ τοῦ προχεομένου αἵματος ἐις τὸν κρατῆρα, μαντείαν τινὰ ἐποιοῦντο, ἄλλαι δὲ διασχίσασαι ἐσπλάγχνευον ἀναφθεγγόμεναι νίκην τοῖς οἰκείοις." Dieser Kessel war, wie schon erwähnt, ein hlautbolli. Von Menschenopfern behufs der Weissagung redet auch *Procop.* De bello goth. II, 25 (s. S. 397).

2) Oder man brachte dem Gott, an den man sich mit der Bitte um Aufschluß der Zukunft wandte, ein Opfer dar, der dann durch ein Zeichen auf die an ihn gerichtete Frage antwortete. Hierfür gebrauchte man vorzugsweise den Ausdruck gânga til frêttar, durch Fragen zur Erkundigung gehen. Eine zwiefache Weise ist auch hier zu unterscheiden:

a) Entweder überließ man es einfach dem Gott, auf welchem Wege er seine Antwort ertheilen wollte. Der sofortige Tod des Opferthieres galt als günstige Antwort (Vigaglûms s. c. 9 [oben Note 21]), ebenso das Erscheinen von Raben (Ólafs s. Tryggvas. c. 28; Fagrskinna §. 48).

b) Oder man legte dem befragten Gott bestimmte Mittel vor, wodurch er die an ihn gerichtete Frage beantworten sollte. Dahin gehört namentlich die Loosung durch die mit Runen oder Marken bezeichneten Stäbe (*Tacit.* Germ. c. 10; *Ammian.* XXXII, 2; vergl. *Caes.* De bello gall. I, 50. 53; Jómsvîkinga s. c. 42), insbesondere aber die mit dieser Losung in Verbindung stehende Befragung, welche man mit dem dunkeln Ausdrucke at fella blôtspânn (auch nur einfach spânn), den Opferspan fällen, bezeichnete. Von dabei dargebrachten Opfern ist freilich nicht immer ausdrücklich die Rede, aber die Darbringung von Opfern wird nicht selten dadurch entschieden, s. Hervarar s. c. 11 [50]); Gautreks s. c. 7 (s. oben S. 394 u. 405). Vergl. Maurer a. a. O. II, 123.

Ein Zusammenhang der Opfer mit dem Zauberwesen, der aus den obigen Nachrichten Wilibald's und Walafrid Strabon's zu folgen scheint, ist jedoch ebenso problematisch, als es andererseits sicher ist, daß sich das Opfer selbst allmälig mit der Zauberei vermischte (S. 395); siehe übrigens Lilieneron und Müllenhoff, Zur Runenlehre.

§. 11.

Die Umzüge der Götter.

In den Kreis der rein religiösen Feste fallen auch die feierlichen Umzüge der Götter. Man dachte sich nämlich

50) Hier wird in der Anmerkung ausdrücklich gesagt, daß ein Ding im ganzen Lande angesetzt ward, und als die Leute zusammenkamen, ward da ein grosses Opfer angestellt und der Span gefällt und von weisen Männern zur Befragung geschritten. Vergl. auch oben S. 401 lös und lösa.

die Götter zu gewissen Jahreszeiten unter den Menschen erscheinend, von Gemeinde zu Gemeinde, von Land zu Land feierlich umherziehend, um sich ihres Umgangs und ihrer Verehrung zu erfreuen.

Am feierlichsten war der Umzug mit dem Bilde oder dem Symbol der Gottheit, wobei man sich diese selbst von ihrem Heiligthume aus, nachdem sie dessen Priester ihre Anwesenheit kund gethan, unter den Menschen ihren Umzug haltend dachte. Den mit der Bildsäule oder dem Symbole geschmückten heiligen Wagen geleitet der Priester mit tiefer Ehrfurcht, und wohin der Zug kommt, harrt seiner der feierlichste Empfang. Alle Stätten, welche die Gottheit ihres Besuches und Aufenthaltes würdigt, sind festlich geschmückt, Opfer und Weihgeschenke, denen Jubel und fröhliche Mahle sich anschließen, werden ihr dargebracht, und ein tiefer Festfriede, während dessen alle Arbeiten und alle Waffen ruhen, erhöht die Heiligkeit der hohen Tage. Alsbald klärt das Wetter sich auf und die Hoffnung auf ein gesegnetes Jahr zurücklassend, scheidet die Gottheit, um Andere zu beglücken. Das Nähere bieten die Zeugnisse. Vor Allem die vielbekannte und vielbesprochene Schilderung des Tacitus vom Umzuge der Nerthus German. c. 40. Nicht allen Germanen legt derselbe die Verehrung dieser Göttin bei, sondern nur den Reudingern, Avionen, Angeln, Varinen, Eudosen, Suardonen und Nuithonen: „nec quicquam notabile in singulis, nisi quod in commune Nerthum, id est, Terram matrem colunt, eamque intervenire rebus hominum, invehi populis arbitrantur. est in insula Oceani castum nemus, dicatumque in eo vehiculum, veste contectum. attingere uni sacerdoti concessum. is adesse penetrali deum intelligit, vectamque bubus feminis multa cum veneratione prosequitur. lacti tunc dies, festa loca, quaecunque adventu hospitioque dignatur. non bella incunt, non arma sumunt; clausum omne ferrum; pax et quies tunc tantum nota, tunc tantum amata, donec idem sacerdos satiatam conversatione mortalium deam templo reddat mox vehiculum et vestes et, si credere velis, numen ipsum secreto lacu abluitur. servi ministrant, quos statim idem lacus haurit. arcanus hinc terror sanctaque ignorantia, quid sit illud quod tantum perituri vident.“ Hierher gehört sodann auch die oben S. 384 angeführte Nachricht des Sozomenus von der auf einem Wagen stehenden Bildsäule des gothischen Gottes, die vor den Wohnungen herumgeführt ward und vor der man niederfallen und opfern mußte. Ferner der tit. XXVIII im Indic. superst. de simulacro, quod per campos portant. Enger aber an die Tacteische Nachricht schließt sich folgende aus christlicher Zeit stammende in der jüngern Olafs s. Tryggvas. c. 173 (Fornmanna sögur 2, 73—78): Im Frühlinge wurde in Schweden eine Bildsäule des Gottes auf einem Wagen durchs Land gefahren. Man meinte, das sei der lebende Gott, der seine Umfahrt halte, um Gastmähler einzunehmen und dabei den Leuten für Fruchtbarkeit des Jahres zu sorgen. Der Gott und eine Priesterin, die man sein Weib nannte, saßen im Wagen, ein Diener schritt voraus. Ueberall auf den Wegen strömte das Volk zusammen und empfing den Wagen mit Opfermahlzeiten, um ein fruchtbares Jahr zu erbitten, und spendete Gaben von Gold, Silber und guten Kleidern und andern kostbaren Dingen. Wo der Gott einkehrte, klärte sich alsbald das Wetter auf und man hoffte auf fruchtbares Jahr. Als einst ein Norweger, Namens Gunnar Helmingr, der vor Olaf Tryggvason geflohen war, sich auf den heiligen Wagen geschlichen und, ohne daß die schöne Priesterin es merkte, des Götterbildes Kleider angezogen hatte, ward dieselbe schwanger, das Volk sah das für ein günstiges Vorzeichen an, und die Sonne lachte auch so hell und freundlich und Alles deutete so sehr auf ein gesegnetes Jahr, daß man nicht anders urtheilen konnte. Zu diesem Zwecke waren die nordischen Götterbilder transportabel, wie das Thorbild zu Hunthorp (oben Note 7); der in dem Tempel Jarl Hakon's und Gudbrand's auf einem Karren stehende Thor (oben Note 7) und die Bildsäule des Thor, die der Norweger Raudr auf der Insel mit sich herumführte (wobei freilich Zauberei im Spiele ist, s. Note 24), müssen transportabel gewesen sein; desgleichen die Götterbilder in dem Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr, denn die Harðar s. Grimskelssonar erzählt c. 19, als Grimkell in den Tempel der Thorgerdr Hörgabrudr kam, um die Ehe der Thorbiörg einzusegnen: „Da waren die Götterbilder in großer Bewegung und am Ausziehen von den Altären.“

Von großer Wichtigkeit sind sodann mehre Nachrichten, welche von Umzügen mit einem sogenannten Schiffswagen (d. i. einem mit Rädern versehenen Schiffe) vom Niederrheine bis nach Cöln und ferner in Schwaben reden, und welche auf die Kunde des Tacitus German. c. 9 von dem Schiffe, dem Symbole, der bei den Sueben [51]) verehrten Göttin Isis (Isa = Ursula = Holda, s. meine Deutsche Heldens. I, 154) Licht werfen. Im J. 1133 — erzählt des *Rodulfi* Chronicon abbatiae s. *Trudonis* lib. XI — wurde in einem Walde bei Inda (Inden, später Cornelimünster im Jülischen, unweit Aachen) ein solcher Schiffswagen gezimmert und durch die Mitglieder der Weberzunft, die sich vorspannten, zuerst nach Aachen, dann nach Mastricht (wo Mastbaum und Segel hinzukam), hierauf nach Tungern, Looß u. s. w. im Lande umhergezogen, überall unter großem Zulaufe und Geleite des Volkes. Wo es anhielt, war Freudengeschrei, Jubelgesang und Tanz um das Schiff herum bis in die späte Nacht. Die Ankunft des Schiffes sagte man den Städten an, welche ihre Thore öffneten und ihm entgegenzogen. Wer die Erlaubniß erbat, das Schiff berühren zu dürfen, mußte die Kleinode von seinem Halse den Webern geben oder sich durch eine andere Gabe lösen. Eines Bildes wird nicht gedacht, wol aber unter Anderem, daß es gentilitatis studio aufgeschlagen sei, daß in ihm maligni spiritus herum-

51) Die Schwaben sind die Nachkommen der Sueben und die Bewohner des linken Ufers des Unterrheins sind mit Sueben vermischt, die Tiberius nach der Varusschlacht dahin verpflanzte. — Zu dem Schiffswagen vergl. S. 381 das magdeburger Götzenbild.

ziehen, ja daß es ein Schiff des Neptun oder Mars, des Bacchus oder der Venus heißen könne. Grimm, Myth. S. 237 fg. Aehnliche Umzüge mit Schiffen von Brüssel aus die Schelde und Senne hinauf, sowie auf der Leye, die das Bild einer Heiligen tragen, hat Wolf, Beiträge I, 152 fg. gesammelt; s. auch Schade's Schrift: Die Legende von der heiligen Ursula. Zu Ulm wurde noch 1530 verboten, zu Fastnacht mit Schiffen und Pflügen herumzufahren. Die Gewohnheit des Pflugumziehens scheint aber weitere Verbreitung gefunden zu haben (Grimm, Myth. S. 242).

Von diesen feierlichen Umzügen sind die zu unterscheiden, welche die Götter ohne Vermittelung der Priester halten, und je nach Verdienst den Menschen Lohn oder Strafe zuertheilen; sie können jedoch kaum noch zum Cultus gerechnet werden. Außerordentlich reich sind namentlich unsere Sagen von dem Umzuge der mütterlichen Göttin, die je bei den verschiedenen teutschen Stämmen als Frau Berchta, Frau Holla, Frn Fréke, Frn Göde oder Gane u. dgl. m. hervortritt. Das Gemeinsame dessen, was uns die Sagen von ihr erhalten haben, läßt sich, soweit es hierher gehört, nach dem Vorgange Weinhold's, Die deutschen Frauen S. 35 also zusammenfassen: Sie zeigt sich den Menschen am öftersten in den Zwölften. Da hält sie ihren Umzug durch das Land, und wo sie naht, ist den Feldern Segen fürs künftige Jahr gewiß. Darum wird ihr auch bei der Ernte ein Dankopfer gebracht, ein Halmbüschel wird nicht abgemäht, sondern unter gewissen Gebräuchen der Frn Göde u. s. w. geweiht, wie er auch wol für Wodan's Roß stehen bleibt. Bei dem Zwölftenumzuge sieht sie nach, ob das Ackergeräth an gehöriger Stelle sich befinde, und wehe dem Knechte, der nachlässig war. Am aufmerksamsten ist sie für den Flachsbau und das Spinnen. Sie tritt in die Spinnstuben oder schaut durch das Fenster und wirft eine Zahl Spulen hinein, die rasch abgesponnen werden sollen, wie alles das in andern Sagen auch von der ihr entsprechenden männlichen Gottheit berichtet wird. Fleißige Spinnerinnen beschenkt sie mit schönem Flachse, faulen besudelt sie den Rocken. Zu Fastnacht muß Alles abgesponnen sein und dann ruht sie von ihren Wanderungen. Ihren Umzug hält sie auf Wagen oder Pflug; an ihre Stelle tritt auch, für Binnenlande seltsam genug, ein Schiff. Wagen, Pflug und Schiff, im Begriffe verwandt und selbst im Worte zusammenfallend (s. Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 56), sind Symbole der Einen großen mütterlichen Gottheit. Unverheirathete Mädchen werden dabei gezwungen, den Pflug der Göttin zu ziehen, eine Strafe der Ehelosigkeit, denn die mütterliche Gottheit begünstigt die Ehe. Ihr Schiff ziehen die Weber, einst die Priester der Gottheit, welche die Weberkunst gelehrt habe.

Diesem Umzuge der mütterlichen Gottheit stellen sich nun auch die der männlichen zur Seite, worüber uns nicht weniger reiche Ueberlieferungen zu Gebote stehen. Ohne Zweifel gehört vor Allem unter Anderem hierher der Umzug Wodan's mit dem wüthenden Heere und der wilden Jagd, der meist in die heiligen Zeiten, namentlich der Zwölften fällt, und wo er vorbei geht, zumal mit wildem Sausen, ein gutes Jahr bringt und dem Menschen, der sich seine Gunst erworben, reiche Gaben spendet. Alle Arbeit muß da ruhen, Niemand darf spinnen oder Flachs auf dem Rocken haben, sonst jagt der Wode auf weißem Rosse hindurch, oder der Wolf, das dem Gott der Schlacht und des Sieges folgende Thier, zerreißt den, welcher die aus solchem Garne gesponnene Leinwand trägt. Kein Backgeräth noch Holz darf vor dem Ofen liegen bleiben, denn es ist heilige Zeit. Der Gott selber fordert seine Opfer ein, auf den Bergen lohten heilige Feuer. Uralte Culturgebräuche stellen den Umzug Wodan's dramatisch dar, welche sich noch bis heute in den Weihnachtsgebräuchen erhalten haben. In vielen Gegenden Teutschlands, sowie in England zieht in der Adventszeit ein Bauer oder auch Knaben, als Schimmelreiter verkleidet, von Hof zu Hof; derselbe führt je nach den Gegenden verschiedene Namen, als Ruprecht, Knecht Ruprecht, der dann auch als eine in Pelz oder Stroh gehüllte Gestalt die artigen Kinder beschenkt, die unartigen bestraft, derselbe nennt sich auch nach Heiligen: Nicolaus, Martin oder anders. Der Schimmelreiter zeigt sich außerdem zu Fastnacht, Pfingsten (ursprünglich das Maifest) und unter dem Namen des „Herbstpferdes" in den Martinsgebräuchen. Siehe Wolf a. a. O. II, 123 fg. Mannhardt, Die Götterwelt I, 141 fg.

Als Ueberreste der alten Opfermahle, die den umziehenden Göttern zu Ehren angestellt wurden, sind die noch vielfach sich bis jetzt erhaltenen gewissen Speisen, welche die Gottheit zu heischen pflegte, sowie vielleicht auch die eigenthümlich geformten Backwerke (Pferde, Hirsche, Eber, donnerkeilförmige Kröppeln ꝛc.) zu betrachten.

(*A. Raszmann.*)

GÖTTERDÄMMERUNG. In der Kosmogonie des Nordens haben die Götter kein vorweltliches Dasein, sondern sie sind erst mit der Welt entstanden, ja, sie sind nicht einmal die zuerst entstandenen Wesen. Vor ihnen war bereits der Urriese Ymir oder Aurgelmir, der Vater der Reifriesen (Hrimthursen), der aus den Tropfen des giftigen Reifes, welcher aus der nördlichen Nebelwelt (Niflheim) kommend durch Berührung mit den von der südlichen Flammenwelt (Muspelheim) ausströmenden warmen Lüften und Funken schmolz, geboren ward; während die Götter von dem durch die Kuh Audhumla aus dem Urreise hervorgeleckten Buri stammen. Kaum ist aber das Göttergeschlecht neben das Geschlecht der Reif- oder Frostriesen getreten, so kommt es zwischen beiden zum Kampfe. Buri's Enkel Odin, Wili und We erschlagen Ymir mit seinem ganzen Geschlechte bis auf Bergelmir, der auf einem Boote entkommt, und von dem die Geschlechter der neuen Reifriesen stammen. So bestehen von Uranfang an zwei nach Abstammung und Wesen verschiedene Geschlechter, die Riesen und Götter, neben einander, und zwischen beiden herrscht unversöhnliche Feindschaft, die sich durch ihr ganzes Leben in völlig dramatischer Entwickelung, die gesammte Mythologie wesentlich beherrschend, hinzieht, und in der furchtbaren Katastrophe endigt, durch welche nicht nur beide Ge-

schlechter, sondern auch die von den Göttern gebildete Welt ihren Untergang findet. Die nordischen Denkmäler nennen diesen Untergang der Götter ragnarökr, ragnarök (goth. raginê riqvis?), Götterdämmerung, eigentlich Götterdunkelheit, Götterverfinsterung; „ragnarök ist also Götternacht, welche über alle, auch die höchsten Wesen herannaht" (Grimm, Myth. 774); statt dessen begegnet im Vafþrúðnismál 39 auch der Ausdruck aldar rök Verfinsterung der Zeit, ebenda 52 aldarlag, und Helgakv. Hundingsbana II, 39 aldar rof Untergang der Zeit. Die teutschen Denkmäler bieten nur in dem altfächsischen Hêliand und dem altbairischen Gedichte, Muspilli genannt, den dunkeln Ausdruck mudspelli, mutspelli (Hêl. 79[12]; 133[3]), muspilli (Musp. 62), welcher in seinem ersten Theile dem jenes altnordischen muspellheimr oder muspell genau entspricht und wahrscheinlich den Untergang der Welt durch Feuer bezeichnet.

Der Mythus selbst war ohne Zweifel allen germanischen Stämmen gemeinsam, die zusammenhängenden Ueberlieferungen desselben haben wir aber nur den altnordischen Denkmälern zu verdanken, und zwar hauptsächlich der Völuspâ Str. 32—35 und 44—56, sowie dem Gylfaginninng c. 51. Einzelnes bieten auch einige der übrigen eddischen Lieder, sowie die Skaldengedichte und andere Quellen, als des Saxo Grammaticus Erzählung von der Bravallaschlacht (ed. *Stephanus* p. 151), oder vielmehr das dieser zu Grunde liegende alte Lied, und Gunnlaug's Merlinus spâ Str. 51—61 (Annaler for Nordisk Oldkyndighed og Historie, Jahrg. 1849, S. 34 fg.), was seines Ortes angeführt werden soll, soweit es von Wichtigkeit ist.

Halten wir uns ausschließlich an die Grundanschauung der Völuspâ, so ergibt sich, daß das in die Götter- und Menschenwelt eindringende und immer gewaltiger um sich greifende Böse die Ursache zu dem allgemeinen Untergange ist, indem mit dessen Eindringen die Verfinsterungen des sittlichen Wesens und Waltens der Götter beginnt, wodurch die von ihnen gebändigten alten, schon vor ihnen existirenden Elementarmächte, die Riesen, wieder frei werden und es diesen mit den von denselben erzeugten Ungethümen endlich vereint gelingt, ihr entsetzliches Vernichtungswerk auszuführen.

Nach Ymir's Ermordung gestalten die Götter aus dessen Leichnam sofort unsere Welt und beschränken das entflohene Riesengeschlecht durch Anweisung ihrer Wohnsitze längs der Seeküste, sie selbst aber nehmen ihre Wohnsitze im Mittelpunkte des Universums, richten sich daselbst ein, lassen von ihrer weltschöpferischen Thätigkeit ab und genießen in harmloser Unschuld das goldene Zeitalter. Da nahen drei Jungfrauen aus dem Riesenlande, die übermächtigen Nornen, die als die Göttinnen des unabwendbaren Schicksals ihnen zeigen, daß sie nicht die absoluten Beherrscher der Welt sind und mit ihrem Erscheinen findet das goldene Zeitalter der Götter ein Ende. Diese beginnen nun aufs Neue ihre weltschöpferische Thätigkeit und schaffen die Zwerge und Menschen, aber alsbald schwören sie nun selbst ihr eigenes Verderben und das der von ihnen geschaffenen Welt herauf. Auf selbstsüchtige Thatenlosigkeit und Genußsucht, in welche sie vorher versunken waren, folgt jetzt unersättliche Goldgier, diese ergreift nun auch die Menschen: und damit ist der Keim des unheilbringenden Bösen geweckt. Während sie aber noch berathen, ob sie dieses in der Menschenwelt ausgebrochene Böse bestrafen oder Sühnopfer dafür nehmen sollen, werden sie von den Wanengöttern mit Krieg überzogen, sei es nun, um an ihnen selbst für das heraufbeschworene Verderben Rache zu nehmen, oder um ihnen die Herrschaft über die verderbte Welt zu entreißen. Zwar kommt zwischen den Asen und Wanen ein Friede zu Stande, dem zufolge der Wanengott Niördr nebst seinen beiden Kindern Freyr und Freyja zu den Asen kommen und so an der Herrschaft der Welt theilnehmen, aber dadurch daß Odin in diesem Kriege seinen Todesspieß unter das Volk geschleudert, hat sich das Böse schon zum Menschenmord gesteigert, und dem Verderben ist nun nicht mehr zu wehren, obgleich die Wanen vorzugsweise bemüht sind, ein Leben in Fülle und Frieden, Milde und Freundlichkeit zu stiften und somit unter den Menschen Glück und Frieden wieder herzustellen und dauernd zu begründen [1]).

Jene Wanengötter gehen nun selbst theils gezwungen, theils freiwillig eheliche Verbindungen mit den Riesen ein, aber diese Ehen vermögen zwischen ihnen keinen Frieden zu begründen, da ein solcher zwischen guten und bösen Mächten nie stattfinden kann. Niördr vermählt sich mit der Riesentochter Skadi, aber die Ehe ist nicht glücklich und ohne Bestand [2]); Freyr wirbt um die Riesentochter Gerdr, aber um ihre Hand zu gewinnen, muß er sein treffliches Schwert aufopfern, dessen Verlust ihm dereinst in dem großen Weltkampfe das Leben kosten wird, und er weiß deshalb recht wohl, daß „unter Asen und Alfen nicht Einer" die Verbindung gutheißt [3]); nur die Verbindungen Odin's mit der Riesin Gridhr und Thor's mit der Riesin Jarnsaxa waren in sofern segensreich, als aus jener der gewaltige Widar, aus dieser Modi und Magni entsprangen.

Um daher das feindliche Riesengeschlecht zu vertilgen, ist Thor fast beständig auf der Ostfahrt begriffen „Unholde zu schlagen" [4]), und die mythischen Sagen sind voll von solchen Abenteuern, allein da das feindliche Geschlecht, so viele desselben er auch erschlägt, nicht ausgerottet werden kann, so ist dies ebenso vergebens, als daß er mit den Göttern alle Versuche der Riesen, durch den Besitz der Freyja die Weltherrschaft an sich zu reißen, vereitelt [5]), weil die Götter den Feuerriesen Loki in ihre Reiche aufgenommen haben, der im Geheimen an ihrem Untergange arbeitet, sie durch seinen satanischen Einfluß vollends in Sünde und Unglück stürzt und mit dem Riesenweibe Angrboda die verderblichen Ungeheuer erzeugt: den Fenriswolf, die Midgardsschlange und die Hel, die in Riesenheim erzogen werden [6]). Das Verderben schreitet

1) Siehe den Artikel Gullveig, wo das hier kurz Angedeutete ausführlich entwickelt ist. 2) Skáldskaparmál c. 23; Bragaræður c. 56 und Hrafnagaldr Ódins. 3) Skirnisför 7. 4) Gylfaginninng c. 42; Skáldskaparmál c. 17. 5) Thrymskviða und Gylfaginninng c. 42. 6) Gylfaginninng c. 34.

nun unaufhaltsam vor und das Böse greift unter der Götterwelt so weit um sich, daß sie ihrer Schwüre und Eide nicht mehr achten, wie der Mythus von Svadilfari beweist [7]), und daß der Brudermord auch unter ihnen zum Ausbruch kommt, indem sie auf Loki's Anstiften den gütigen Baldur tödten [8]).

Nun erkennen die Götter ihren Verderber und treffen sofort die ernstesten Vorkehrungen, ihn für immer unschädlich zu machen. Als aber Loki sah, daß die Asen gegen ihn aufgebracht waren, weil er zuerst Baldur's Tod verursacht, und daran Schuld war, daß er aus Hel's Gewalt nicht erlöst ward, entfloh er und hielt sich verborgen. Odin ließ nun dessen Kinder ergreifen, von denen Weissagungen verkündigt hatten, daß den Göttern von ihnen noch größeres Unheil bevorstehe, und wirft die Schlange ins Meer, die aber zu dem weltumgürtenden Midgardswurme heranwächst, und so oft auch Thor den Kampf mit ihr aufnimmt, und so hart er sie auch bedrängt, so kann er sie doch nicht erlegen; die Hel wirft er in die Unterwelt hinab und gibt ihr Gewalt über die neunte Welt (das Todtenreich); den Fenriswolf aber ziehen die Götter Anfangs bei sich selbst auf, als jedoch auch er zum furchtbaren Ungeheuer heranwächst, und die Weissagungen verkündigen, daß er zu ihrem Verderben bestimmt sei, und sie nicht wagen, ihn zu tödten, um den heiligen Frieden ihrer Wohnungen nicht zu verletzen, schlagen sie ihn in Fesseln [9]), ein Gleiches geschieht endlich mit Loki selbst, nachdem er voll giftigen Hohnes und satanischer Bosheit die Götter und Göttinnen mit den bittersten Vorwürfen und Schmähungen überhäuft hat [10]), und suchen nun durch die Aufnahme der streitbarsten Helden, die an ihrer Seite dereinst mit ihnen in den Kampf ziehen sollen, ihre Reihen zu verstärken [11]).

Allein trotz all dieser Vorkehrungen ist der geahnte Untergang dennoch unvermeidlich. Der von Loki ausgestreute Same des Verderbens wuchert fort, obgleich er selbst in Fesseln liegt, und diese seine Fesseln, sowie die des Fenriswolfes droht die Zeit endlich zu lösen, und Hel verstärkt von Tag zu Tag ihr trauriges Reich. Zwar ist die Zeit der furchtbaren Götterdämmerung noch in ungeheure Ferne gerückt, was dadurch angedeutet wird, daß die feindlichen Riesen zum Gelingen ihres Racheplans eines Schiffes bedürfen, das aus den Nägeln todter Männer gefertigt sein muß und den Namen Naglfar führt. Bis aber ein solches Schiff aus schmalen Nägelschnitzen der Leichen zusammengesetzt wird, verstreicht lange Zeit, und sie leidet noch durch die warnende Vorschrift Aufschub, allen Todten die Nägel vor der Bestattung oder Verbrennung zu schneiden (Grimm, Myth. 775). Die Riesen aber bringen jenes Schiff dennoch zu Stande, und grauenvolle Wahrzeichen bezeichnen den Beginn der Katastrophe; laut kräht der lichtrothe Hahn bei den Riesen, der schwarzrothe unter der Erde bei den Sälen der Hel und der goldkammige bei den Asen und „weckt die Männer beim Heervater (Odin)" [12]). Die Götter, als die „Haften und Banden" der sittlichen und physischen Weltordnung, haben aber alle Macht verloren, sodaß zunächst alle sittlichen Banden sich lösen und das Böse auf Erden in völlige, Alles zerstörende Verwilderung ausbricht: „Brüder werden kämpfen und zu Todtschlägern werden, Schwestersöhne werden die Sippe verletzen: die Gründe gellen, die Streitart fliegt, kein Mann wird des Andern schonen. Hart geht es in der Welt, große Hurerei, Beilalter, Schwertalter; Schilde werden gespalten; Windalter, Wolfsalter, ehe die Welt stürzt" [13]). Dieser sittlichen Verwilderung entspricht die Entfesselung aller verderblichen Naturmächte, als deren Personificationen die Riesen galten. Ein entsetzlicher „Winter tritt ein, fimbulvetr genannt; da fällt Schnee von allen Seiten, da ist der Frost groß und sind die Winde scharf; die Sonne ist ohne Kraft: drei solche Winter folgen auf einander, ohne daß ein Sommer dazwischen wäre" [14]). Alle Wetter gerathen in Aufruhr [15]); Loki wälzt sich herum, daß die Erde bebt und alle Gebirge, die Wälder entwurzelt werden und die Berge zusammen stürzen [16]), selbst die Weltesche „Yggdrasil zittert, es rauscht der alte Baum, da der Riese (Loki) los kommt" [17]): alle Fesseln und Banden brechen und reißen. Da wird der Fenriswolf los; das Meer stürmt auf das Land ein, weil die Midgardsschlange im Riesenmuthe sich wälzt und ans Land will [18]). Da geschieht es, daß Naglfar flott wird, Hrymr heißt der Riese, der Naglfar steuert [19]); auf ihm sind alle Reifriesen, aber mit Loki ist Hel's ganzes Gefolge. „Der Fenriswolf fährt mit klaffendem Rachen umher, daß sein Oberkiefer den Himmel, der Unterkiefer die Erde berührt, und wäre Raum dazu, er würde ihn noch weiter aufsperren: Feuer glüht ihm aus Augen und Nase. Die Midgardsschlange speit so Gift aus, daß sie

7) Siehe den Artikel Gullveig. 8) Gylfaginning c. 49. 9) Gylfaginning c. 34. 10) Oegisdrecka, Gylfaginning c. 50. 11) Mit Recht weist K. Maurer, Die Bekehrung des norwegischen Stammes II, 28 auf Eiriksmâl Str. 6 hin, wo Odin dem Stegmund auf dessen Frage, warum er den in Walhalla erwarteten tapfern König Gisil den Sieg nicht vergönnt habe, entgegnet: „Weil es ungewiß ist zu wissen; es schaut der graue Wolf nach dem Sitze der Götter," d. h., wie Maurer bemerkt, der Wolf Fenrir lauert beständig auf die Gelegenheit, die Götterwelt anzufallen, und man weiß nicht, wenn er losbricht; darum ist es nöthig, die Zahl der einherjar, die an der Seite der Götter in den Kampf ziehen sollen, durch tüchtige Streiter zu vermehren. Vergleiche damit Hâkonarmâl Str. 19 in der Hâkonar s. góða c. 33, wo die Walküre Gondul sagt: „Es wachst nun der Götter Gedeihen, da den Halon haben mit großem Heere die Götter entboten."

12) Völuspâ 34. 35. 13) Völuspâ 45. 46. 14) Gylfaginning c. 51. Die Völuspâ weiß Nichts von diesem Winter und sagt nur Str. 33: „Dunkel war da der Sonne Schein in kommenden Sommern, alle Wetter gerathen in Aufruhr: Wisset ihr es nun? oder was?" Der Name fimbulvetr begegnet in der Edda nur Vafþrûdnismâl 44, woraus Snorri ihn entlehnt, die Beschreibung desselben aber aus Hyndluliôd 39 genommen zu haben scheint: „Das Meer geht bisweilen an den Himmel selber, strömt über die Lande und der Himmel berstet; dann kommt Schnee und stürmische Winde: da ist es soweit, daß der Regen aufhört." 15) Völuspâ a. a. O. 16) Gylfaginning c. 51. Daß Loki der Urheber dieser furchtbaren Erderschütterung ist, wird hier zwar nicht gesagt, folgt aber aus Völuspâ 48, sowie aus Gylfaginning c. 50. 17) Völuspâ 48. 18) Vergl. Völuspâ 50. 19) Gylfaginning a. a. O. Nach c. 43 ist dieses Schiff in Muspel, und auch Völuspâ 51 kommen Muspel's Söhne auf einem Schiffe gefahren, das Loki steuert, während Str. 50 Hrymr Naglfar zu fahren scheint.

alle Himmel und Meere benetzt, und sie ist gar schrecklich und geht dem Wolfe zur Seite. Da kommen Muspel's Söhne herangeritten, Surtur fährt an ihrer Spitze, und vor ihm und hinter ihm brennendes Feuer; sein Schwert ist überaus trefflich und strahlt hellern Glanz aus als die Sonne, aber indem sie über (die Himmelsbrücke) Bifröst reiten, zerbricht sie [20]). Steinberge stoßen zusammen, Riesinnen stürzen; die Todten betreten den Helweg und der Himmel spaltet sich" [21]). Da erhebt sich Heimdallr, der Wächter der Götter, und stößt mit aller Kraft ins Giallarhorn und weckt alle Götter, die dann Rath halten. „Mimir's Söhne (die Flammen) spielen und Yggdrasil entzündet sich bei dem Rufe des alten Giallarhorns" [22]). Da reitet Odin zu Mimir's Brunnen und holt Rath von Mimir für sich und sein Gefolge [23]). „Was ist mit den Asen? was ist mit den Alfen? Aechzend zittert die ganze Riesenwelt; die Asen sind am Dinge. Die Zwerge stöhnen vor den Steinthüren, der Bergfeste Herren: wißt ihr es nun? oder was" [24])? Muspel's Söhne ziehen nach der Ebene, die Wigrid heißt und hundert Rasten breit ist nach allen Seiten, dahin kommt auch der Fenriswolf und die Midgardsschlange, und auch Loki ist da mit Hel's ganzem Gefolge und Hrymr mit allen Reifriesen, aber Muspel's Söhne haben ihre eigene Schlachtordnung, die sehr glänzend ist.

Jetzt wappnen sich die Asen und alle Einherier [25]): „Fünfhundert Thore und vierzig meine ich, daß in Walhalla sind; acht Hunderte Einherier gehen zugleich aus einem Thore, da, wenn sie ausziehen, mit dem Wolfe zu kämpfen" [26]). Zuvörderst reitet Odin mit dem Goldhelm, dem schönen Harnische und seinem Spieße, der Gungnir heißt; er geht dem Fenriswolfe entgegen und Thor schreitet an seiner Seite, aber er kann ihm Nichts helfen, denn er hat vollauf zu thun, mit der Midgardsschlange zu kämpfen. Freyr kämpft gegen Surtur, und es wird ein harter Kampf, ehe Freyr fällt, und wird das sein Tod, daß er sein gutes Schwert misset, das er Skirnir gab [27]). Da ist auch Garmr, der Hund, los geworden, der vor Gnipahöhle gebunden lag: das gibt das größte Unheil, da er mit Tyr kämpft und Einer dem Andern zum Mörder wird [28]). Thor trägt den Sieg über die Midgardsschlange davon; aber wie er neun Schritte davon gegangen ist, da fällt er todt zur Erde von dem Gift, das der Wurm auf ihn speit [29]). Der Wolf verschlingt Odin und wird das sein Tod; aber alsbald wendet sich Widar gegen den Wolf und setzt ihm den Fuß in den Unterkiefer, mit der Hand ergreift er dessen Oberkiefer und reißt ihm den Rachen aus einander, und das wird des Wolfes Tod [30]). Loki kämpft mit Heimdallr und wird Einer des Andern Mörder [31]). Jetzt ist der Untergang dieser Welt entschieden: „Alle Männer werden die Heimstadt verlassen. Die Sonne beginnt zu dunkeln, die Erde sinkt ins Meer, vom Himmel schwinden die heitern Sterne; das Feuer wüthet gegen das Feuer, es spielt die hohe Hitze gegen den Himmel selber" [32]).

Wie tief dieser Mythus in dem gesammten germanischen Heidenthume wurzelte, sehen wir aus den überraschendsten Uebereinstimmungen mit den teutschen, wenn auch nur spärlichen Ueberlieferungen, in denen Ausdrücke und Vorstellungen von der Götterdämmerung auf die Schilderungen christlicher Dichter vom jüngsten Tage übertragen sind. Von dem im Hêliand zweimal begegnenden Ausdrucke mudspelli war schon die Rede. Aber auch die hochpoetische und wahrhaft imposante Schilderung dieses Gedichtes von der Ankunft des jüngsten Tages, die in unsrer ganzen Poesie ihres Gleichen nicht hat (131[17]—132[14]), schließt sich in der Sache zwar ganz an die evangelische Darstellung, beurkundet aber doch durch ihre Lebhaftigkeit, zumal durch die altepischen alliterirenden Formeln, daß wir hier sicherlich Reminiscenzen an eine ältere Schilderung des mudspelli, wo nicht Züge vor uns haben, welche gradezu aus derselben

20) Gylfaginning a. a. O.; Völuspâ 52. Vergl. Gylfaginning c. 13. 21) Völuspâ 51. 22) Völuspâ 47. 23) Gylfaginning a. a. O., vergl. Völuspâ 47, wo Odin mit Mimir's Haupt spricht, was ganz dasselbe aussagt. 24) Völuspâ 52. 25) Gylfaginning a. a. O. Die Quelle des Gylfaginning über die Ebene Wigrid ist Vafþrûdnismâl 18. Das Fafnismâl 14—15 nennt den Ort Oskopnir, die Völsünga s. c. 18 Uskaptr, den Ungeschaffenen, welche Benennung nach Maurer a. a. O. II, 30 wol nur in räthselhafter Allegorie andeuten will, in wie weiter Ferne der Weltuntergang noch liege. 26) Grimnismâl 22; vergl. auch Helgakv. Hund. II, 38. 39. 27) Als dieser, sein Diener, für ihn um die Hand der Riesentochter Gerdr warb. Die Völuspâ gedenkt dieses Kampfes zwischen Freyr und Surtur Str. 54. 28) Von diesem Kampfe weiß die Völuspâ Nichts. Den Garmr faßt man gewöhnlich als Höllenhund, aber wie Simrock, Myth. S. 151 fg. und Maurer a. a. O. II, 30 zeigen, ohne allen Grund. Der Name Garmr bezeichnet, wie Maurer nachweist, jeden beliebigen Hund. Sodann sagt die Völuspâ 28, die Befreiung des Fenriswolfes schildernd: „Mächtig bellt Garmr vor Gnupahellir (Gnipahöhle); das Band wird brechen und Freki rennen;" sie bezeichnet also nach Maurer den Fenrir einmal nach Odin's Wolf Freki, das andere Mal nach Garmr, was nach dem Obigen nicht auffallen kann. Snorri aber versteht die Strophe fälschlich dahin, daß neben dem Fenriswolfe noch ein weiteres Ungethüm, der Hund Garmr, losgeworden ist, und stellt diesem nun aufs Gerathewohl den streitbarsten der noch unbeschäftigten Asen gegenüber.

29) Die entsprechende Stelle in der Völuspâ steht Str. 56, die aber wol nach Simrock, Myth. S. 148, zu ordnen ist. 30) Dem Widar gelingt die Vaterrache, wie in der Gylfaginning berichtet wird, durch einen mythischen Schuh, der aus den gesammelten Lederstreifen der Schuhe verfertigt ist, welche wegzuwerfen den Menschen, die den Asen zu Hilfe kommen wollen, zur Pflicht gemacht wird. Nach Völuspâ 55 tödtet er aber den Wolf, indem er ihm das Schwert durch den Rachen ins Herz stößt. Des Kampfes Odin's mit dem Wolfe gedenkt auch Hyndluliód 41. 31) Die Völuspâ weiß von diesem Kampfe Nichts. 32) So die Völuspâ Str. 55. 56. In der Gylfaginning läßt dagegen Snorri zum Schlusse den von den feindlichen Riesen allein übrig gebliebenen Surtur Feuer über die Erde schleudern und die ganze Welt verbrennen, während er schon unmittelbar nach dem Fimbulwinter den Wolf Sköll die Sonne und den Wolf Hati (Managarm) den Mond verschlingen und die Sterne vom Himmel fallen ließ; vergl. Gylfaginning c. 12. Der Weltbrand heißt demnach im Vafþrûdnismâl 50: Surtarlogi, Surturslohe. Es ist offenbar, daß Snorri, wie Maurer a. a. O. II, 31 meint, seine letztere Angabe nur aus Völuspâ 32. 33 und Vafþrûdnismâl 46—47 geschöpft, womit er Grimnismâl 30 irrthümlich glaubte combiniren zu dürfen. Die Angabe der Völuspâ wird zwar noch durch unser Muspilli bestätigt, aber hier ist es auch der Satanas (Surtur), der die Welt versenken soll.

herübergenommen sind [33]). Das Ueberraschendste aber ist die großentheils fast wörtliche Uebereinstimmung des schon erwähnten altbairischen Gedichtes, Muspilli genannt, mit der Edda, dessen mythologischer Inhalt in seinem zweiten Theile nach K. Bartsch Untersuchungen in Pfeiffer's Germania III, 21 kurz folgender ist: Heimdall's Horn ertönt. Wuotan macht sich auf den Weg, mit ihm die Einherier, und fährt zur Walstatt. Wuotan kämpft mit dem Wolfe. Ihm zur Seite steht der Beherrscher des Hammers, Donar; neben dem Wolfe steht Loki und Surtur, der die Welt versenken soll. Der Wolf fällt, aber auch Wuotan sinkt verwundet darnieder. Sobald sein Blut auf die Erde trieft, entbrennen die Berge, kein Baum bleibt stehen, die Wasser vertrocknen, das Meer wird verschlungen, Mond und Sterne fallen, es folgt der Weltbrand, die Götterdämmerung.

Heidnische Vorstellungen von dem Weltuntergange lebten noch während des ganzen Mittelalters unter allen teutschen Völkern fort und sind bis auf den heutigen Tag noch nicht ganz untergegangen. Es sind aber nur vereinzelte Erinnerungen, die uns bewahrt wurden. Wie Loki von den Göttern gefesselt wurde, so reden auch unsere Sagen von dem gefesselten Teufel. So erzählt eine schwäbische Sage bei Meier 161: Vor Alters kam einmal der Heiland auf den Rosenstein bei Heubach (in der rauhen Alb) und stritt hier mit dem Satan, besiegte ihn und stürzte ihn in die schauerliche Teufelsklinge hinab und band ihn an einen Felsen. Hier liegt derselbe nun noch immer gebunden, und wird es bleiben, so lange die Welt steht; wenn aber bei heftigem Regenwetter der durch die Teufelsklinge strömende Bach anschwillt, so sagt man, der Teufel rege und winde sich in seinen Banden. Und dergl. mehr. Auch unsere Redensart, „der Teufel ist los," „der Teufel ist freigelassen," welche wir gebrauchen, wenn eine unheilvolle, gefahrdrohende Verwirrung eintritt, bewahrt der Mythus von Loki's Fesselung und seiner unheilvollen Befreiung in der Götterdämmerung, wie es im Norden hieß: Loki er or böndum, Loki ist aus den Banden (Grimm, Myth. S. 224). Wie ferner nach den nordischen Ueberlieferungen die beiden Wölfe Sonne und Mond bei dem Untergange der Welt verschlingen, so glaubte man in Teutschland durch das ganze Mittelalter hindurch bis in die neuere Zeit herab — was aber fast bei allen Völkern in ähnlicher Weise begegnet — daß beim Eintritt einer Verfinsterung der Sonne oder des Mondes der Wolf schon einen Theil des leuchtenden Gestirnes in seinem Rachen gefaßt habe und nun der Untergang der Welt hereinbreche, und man suchte daher das Ungeheuer durch lautes Zurufen und allerlei Lärm wegzuschrecken (Grimm, Myth. S. 225 fg.; 668 fg.; Panzer, Beitrag zur deutschen Mythologie II, 312 fg.). Wenn sodann die sich aus dem Meere erhebende Midgardsschlange Gift über die Welt schleudert, so ist es oberhessischer und auch schmalkaldischer Volksglaube, daß bei einer Sonnenfinsterniß Gift vom Himmel falle, und ängstlich hütet man daher das Haus und die Hirten treiben nicht auf die Weide (vergl. Panzer a. a. O. I, 361; II, 315; Grimm, Myth. S. 670). Auch erzählt man anderwärts von einem Schwane, der auf dem See eines hohlen Berges schwimmend im Schnabel einen Ring halte: wenn er ihn fallen lasse, gehe die Erde unter (Grimm, Myth. S. 400. 776).

Selbst in einem altchristlichen Bildwerke an dem Portale der Jacobskirche in Regensburg hat die heidnische Götterdämmerung ihre Darstellung gefunden. Wie die eddische Hyndla auf einem Wolfe reitend den Untergang der Welt verkündigt, so erscheint hier eine auf einem Löwen reitende Jungfrau bei dem Kampfe der Mächte der Finsterniß gegen die Gestirne und den Welterlöser, sowie ferner zwei Drachen erscheinen, die im schnellsten Laufe Sonne und Mond verfolgen und diese leuchtenden Gestirne schon halb in ihrem Rachen haben (Panzer a. a. O. II, 308 fg.).

Die Edda läßt nun unmittelbar auf die Götterdämmerung die Erneuerung der Welt und die Wiedererstehung der Götter folgen. Es sind aber hier zwei Ueberlieferungen zu unterscheiden und nach Maurer's Vorgange a. a. O. II, 34 fg. wohl aus einander zu halten.

Das Vafþrúðnismál Str. 44—51 läßt in der Götterdämmerung nicht Alles den Untergang finden, sondern einen Theil der Welt und der Götter denselben überdauern, an welche Ueberreste es nun die neue Welt unmittelbar anknüpft. Zwei Menschen Líf und Lífthrasir (d. h. Leben und Lebenserhalter) überdauern den berühmten Fimbulwinter; in Hoddmimir's Gehölz verborgen, nähren sie sich vom Morgenthau: von ihnen stammt ein neues Menschengeschlecht. Die Sonne gebiert, ehe der Fenriswolf sie verschlingt, eine Tochter: „die wird reiten, wenn die Götter sterben, die Tochter die Wege der Mutter." Auch die drei Nornen leben fort, aber als freundliche, schützende Glücksgeister des Volkes des Mögthrasir (d. i. des neuen Menschengeschlechts) [34]). Von den Asen bleiben aber nur die Göttersöhne Widar und Wali, Modi und Magni übrig, welche über die Besitzungen der Götter walten werden, wenn Surtur's Lohe erlischt, und von denen die beiden letztern ihres Vaters Hammer, den Miölnir, besitzen werden. Auch der gütige Baldur kehrt, aber nicht als ein Todter, sondern als ein Lebender, aus Hel's Behausung zurück, er ist also wiedergeboren. Ausdrücklich wird dies zwar nicht ausgesprochen, aber die Frage der 54. Strophe: „was sprach Odin, ehe er (Baldur) den Scheiterhaufen bestieg, selber dem Sohne ins Ohr?" darf wol mit Simrock, Myth. S. 174, mit der Verheißung von Baldur's Wiedergeburt bei der Welterneuerung beantwortet werden, zumal da auch die Völuspá Str. 61 denselben nebst Hödur wiederkehren läßt. Sodann hat auch der Wanengott Niördr nach Str. 39 die Götterdämmerung überdauert und kehrt nun zu den weisen Wanen zurück, wie denn auch der den Wanen vergeiselte

33) Vilmar, Deutsche Alterthümer im Heliand S. 16 fg.

34) Siehe über diese dunkle Strophe Maurer a. a. O. S. 34.

Hönir nach Völuspâ 63 zu den wiedergeborenen Asen zurückkehrt.

Die Völuspâ dagegen läßt Str. 57 fg. folgerichtig, da nach ihr das Böse die Ursache des Unterganges der gesammten Welt und aller Asen ist, beide nach ihrem völligen Untergange in verjüngter und entsühnter Gestalt wiedergeboren werden. Die während der Götterdämmerung ins Meer gesunkene Erde hebt sich herrlich grünend wieder empor, das Wasser strömt ab, und der im Gebirge nach Fischen jagende Adler fliegt über dasselbe hin. Wo vordem Asgard mit seinen Götterburgen sich erhob, breitet sich jetzt das Idafeld der Urzeit wieder aus, die Asen — mithin alle — kehren wieder, auch Baldur und Hödur kommen zurück aus der Hel, sowie der den Wanen vergeiselte Hönir; sie finden sich auf dem Idafelde zusammen, sprechen von der mächtigen Midgardsschlange und erinnern sich an die gewaltigen Vorgänge und an Odin's alte Runen. Dort finden sich die wunderbaren Würfel im Grase, welche in der Urzeit Odin und sein Geschlecht gehabt hatten. Unbesäet tragen die Aecker und alles Böse wird wieder gut gemacht [35]). Auch die Menschen leben wieder auf und empfangen in der neuen Welt je nach Verdienst Lohn und Strafe, den Guten wird ein Saal auf Gimli (d. i. der Glänzende) zur Wohnung angewiesen, wo sie ewig Wonne genießen [36]), den Schlechten dagegen ein andrer Saal an Naströnd (d. i. dem Todtenstrande), wo die furchtbarsten Qualen zur Strafe ihrer Sünden ihrer harren [37]); während früher Walhalla nur die in der Schlacht Gefallenen aufnahm, die übrigen, Götter wie Menschen, zur Hel fuhren, ohne daß deren Wohnung immer als ein Strafort gegolten hätte. Wie die Menschen, so leben auch die Zwerge und Riesen wieder auf; jene bewohnen im Norden auf den Nidabergen einen Saal aus Gold [38]), diese auf dem Okolnir (d. h. Unkalten) den Biersaal Brimir [39]).

Doch obgleich die Asen wiedergeboren und entsühnt sind und wieder in harmloser Unschuld leben, wie in den Tagen ihres goldenen Zeitalters, so sind doch weder sie noch die weisen Wanen jetzt die Beherrscher der neuen Welt, sondern ein mächtigerer Gott. „Da kommt der Mächtige zum Gericht der Götter, der Gewaltige von Oben, der über Alles waltet; er fällt Urtheile und entscheidet die Sachen, setzt heilige Ordnungen, die gelten sollen" [40]). Also ein höherer, mächtigerer Gott als die Asen übernimmt nun in der neuen, zum paradiesischen Urzustande zurückgekehrten Welt die Regierung, begründet neue heilige Ordnungen, hält Gericht und theilt je nach Verdienst den Menschen Lohn in Gimli, oder Strafe an den Naströnd zu. Und so kehrt mit der erneuten Welt, worin nur Eine Macht, das reinste und heiligste Gute, ewig herrschen soll, wenn auch das Böse wenigstens unter den Menschen wieder ausbrechen kann, folgerichtig vom Polytheismus zum Monotheismus zurück; die alten Götter bestehen zwar neben ihm fort, aber sie leben in stiller Unschuld und Seligkeit in ihrem Elisium dahin, ohne an der Weltregierung Antheil zu haben.

Es war ein vergebliches Bemühen, diesen Einen Gott in dem Kreise der alten Götter zu suchen [41]); denn er war schon da, ehe die asische Göttertrias Odin, Vili und Ve geboren wurde, wie wir aus dem Hyndlaliede mit großer Wahrscheinlichkeit ersehen. Die Seherin, nachdem sie in kurzen oben angeführten Worten der Götterdämmerung gedacht hat, fährt nämlich Str. 40. 41 also fort: „Einer ward geboren, größer als Alle, der war gestärkt durch der Erde Kraft, den priesen sie als den großmächtigsten Herrscher, als den durch Sippe gesippten gar allen Völkern. Da kommt ein Anderer, noch mächtigerer, doch wage ich nicht, diesen zu nennen; Wenige sehen nun weiter hinaus, als bis Odin wird dem Wolfe begegnen." Von diesem Mächtigern, dessen Identität mit dem in der Völuspâ genannten nicht geleugnet werden kann, werden hier drei charakteristische Merkmale angegeben: 1) er ward geboren (varð borinn), er entsteht also nicht erst mit der neuen Welt; 2) er war gestärkt durch der Erde Kraft (sá var aukinn jarðar megni), was nichts Anderes heißen kann, als er war von der Erde geboren, und 3) er wird gepriesen nicht nur als

35) So die Völuspâ Str. 57—61. In dem Folgenden wird man gern Maurer beitreten, der a. a. O. II, 35 sagt: „Die Ordnung der Strophen der Völuspa, welche bekanntlich vielfach gestört ist, glauben wir in der Art herstellen zu sollen, daß wir auf Strophe 62 zunächst Strophe 41—42, dann Strophe 40, endlich Strophe 43 folgen lassen; im Wesentlichen dieselbe Reihenfolge hat bereits Petersen vertheidigt in seinen Bemärkinger om Versearten og Ordningen af Stroferne i Völuspa (Annaler for Nordisk Oldkyndighed, Jahrg. 1840—1841)." Siehe auch Mannhardt, Germanische Mythen S. 323 fg., der der Ordnung dieser Strophen eine eingehende Untersuchung gewidmet hat. 36) Ueber Gimli vergl. Gylfaginning c. 3. 17 u. 52, wo der Palast Gimli in den dritten Himmel, welcher Viðbláinn heiße, verlegt wird; die Völuspâ, welche à Gimli schreibt, versteht aber darunter den neuen Himmel selbst (s. Grimm, Myth. S. 783). Die „Guten" sind hier die treuen und die „Schlechten" in der folgenden Strophe die Meineidigen. Die Fassung fordert, wie Mannhardt a. a. O. nachweist, der Parallelismus beider Strophen. Die Treue war die höchste Tugend der germanischen Urzeit (s. *Tacitus*, Germania c. 24) und darum gebührt ihnen als Lohn die Wonne des neuen Himmels, den Meineidigen der qualvollste Strafort. 37) Siehe Völuspâ 40. 42. 43; vergl. Sigurðarkviða Fafnisbana 2, 3—4 und Sigrdrifumâl 22—23. In Uebereinstimmung mit der Völuspâ wird Gylfaginning c. 52 Náströnd in den äußersten Norden versetzt und mit dem mitten in der alten Freiwelt (Niflheimr) gelegenen Brunnen Hvergelmir in Verbindung gebracht, aus dem nach c. 4 der Fluß Slíðr entspringt, in welchem nach Völuspâ 40 die Verworfenen ihre Strafe verbüßen.

38) Ueber die gleichfalls im Norden liegenden Nidaberge (Niðafiöll, d. h. Berge der Finsterniß), wo Sindri's Geschlecht (d. h. die Zwerge) wohnen soll, ist schwer etwas Sicheres zu sagen; Gylfaginning c. 52 wird dasselbe zwar ebenfalls genannt, aber ohne nähere Bestimmung, und dazu ist fälschlich aus Sindri's Geschlecht ein Saal Namens Sindri gemacht. 39) Okolnir das Unkalte, d. i. nicht mehr kalte Gebirge; es ist ungewiß, ob Brimir ein Riese ist oder der Name des Saales; als solcher wird er Gylfaginning c. 52 aufgefaßt und in den Himmel versetzt; Völuspâ 9 wird der Urriese Ymir so genannt. 40) Völuspâ 63. 41) Finn Magnussen dachte an Surtr, Martin Hammerich in seiner Schrift: Om Ragnarokmythen, an den Völuspâ 58 genannten Fimbultyr, welcher Ausdruck aber nur ein Beiname Odin's ist (vergl. Grimm, Myth. S. 784 fg.), Simrock, Myth. S. 170, denkt an Odin.

der großmächtigste Herrscher, sondern auch als der, der durch Verwandtschaft allen Völkern verwandt ist (sif sifjaðan siötum görfollum), womit ohne Zweifel gesagt ist, daß er der Stammvater aller Völker sei. Damit aber kehrt die Seherin auf das Schönste zu der uns von Tacitus Germania c. 2 dargebotenen Kunde über unsere Altvordern zurück: celebrant carminibus antiquis — *Tuisconem deum terra editum*, et filium Mannum, *originem gentis conditoresque* etc. Daß uns hier Tacitus ein Stück aus der germanischen Kosmogonie, an das sich erst mit der Erzählung von den drei Söhnen des Mannus die eigentlich nationale Stammsage, die Sage von dem Ursprunge der einzelnen teutschen Völker schloß, überliefert, hat bereits W. Wackernagel in Haupt's Zeitschrift für deutsches Alterthum VI, 17 erkannt. Weitere Kunde ist uns bekanntlich über den erdgeborenen Stammgott unseres Volkes nicht vergönnt worden. Der Norden vollends (mit dessen oben genannten Buri, der einer jüngeren Periode angehört, er nicht identificirt werden kann) hat uns nicht einmal seinen Namen, der Tyski gelautet haben muß, überliefert. Der immer kühner fortschreitende Polytheismus verdrängte hier denselben aus den alten, einfachen, kosmogonischen Mythen, nachdem sie diese weiter ausgesponnen, und erst in den eschatelegischen trat er (was jedoch nur Vermuthung sein kann) als der Urgott und zwar als der alleinige Beherrscher der neuen Welt wieder auf; in ahnungsvoller Ehrfurcht schaute ihn die Seherin, wagte aber seinen Namen nicht zu nennen, wenn er ihr auch wol noch kund war. Zeuß, Die Deutschen S. 72, stellt die scharfsinnige Vermuthung auf, daß der Name Tuisco für Tivisco, Tiusco zu nehmen sei und sich in seiner Ableitung wie Cheru-sci zu Tiu (Tius = sanskr. dyâus = Zeús, d. i. der Himmlische, der Gott des leuchtenden hellblauen Himmelsgewölbes), wie das spätere mannisco, menisco, Mensch, zum älteren mann verhalte (Grimm, Gramm. III, 319) [42]). Dem teutschen Stammvater Tiusco entspreche der keltische Dis pater bei Cäsar, wenn ihn dieser auch mit dem römischen Dis Pater, Pluto, zu vermengen scheine, B. Gall. VI, 18: „Galli se omnes ab *Dite patre prognatos praedicant*, idque ab Druidibus proditum dicunt." Eine Erinnerung an diesen Himmel- oder Allvater bricht jedoch noch in der Gylfaginninng c. 3 in Odin's Beinamen Alföðr (Allvater) durch, und zwar in einer Weise, als ob die Welt bereits wiedergeboren sei [43]). Siehe über Tiu und Tiusco Grimm, Myth. S. 175 fg.

Teutsche Ueberlieferungen von der Erneuerung der Welt und der Wiederentstehung der Götter sind uns nicht erhalten. Zwar glaubt Simrock, Myth. S. 178 fg., daß sich Nachklänge sowol von dem Weltuntergange als von der Erneuerung in den über alle teutsche Gauen verbreiteten Sagen von dem schlafenden Kaiser erhalten hätten, der ursprünglich ein bergentrückter heidnischer Gott sei, der in einen Helden verwandelt ward. In dem hohlen Berge schlafe er dem Tage der Entscheidung entgegen, dann aber werde er erwachen und den letzten Kampf auskämpfen, worauf nun eine bessere Zeit folgen solle. Allein so verführerisch die Sache auch klingt, namentlich das Erscheinen des Antichrists, das Ertönen der Engelposaunen, die große Weltschlacht, die mit dem Erwachen des schlafenden Kaisers geschlagen werden soll, sowie der Anbruch des jüngsten Tages und die Wiederkehr einer bessern Zeit [44]), so problematisch ist auch dieselbe, und man thut wohl, vorerst davon abzusehen, da die gegenwärtig darüber geführten, aber noch zu keinem Abschlusse gekommenen Untersuchungen eine andere Auffassung sehr wahrscheinlich machen [45]).

Bei unserem Mythus fallen die vielfachen Uebereinstimmungen mit der heiligen Schrift sichtbar ins Auge. Die Völuspâ redet nämlich von der Auflösung aller sittlichen Banden und dem Ueberhandnehmen des Bösen auf Erden, von großer Hurerei, Beilalter, Schwertalter, Kriegen, Windalter und Wolfsalter, was die jüngere Edda mit Bruder-Verwandtenmord und allgemeinen Krieg kurz umschreibt, wie die heilige Schrift von den dem jüngsten Tage vorausgehenden Kriegen und Kriegsgerüchten redet, von der Empörung eines Volkes und eines Königreiches wider das andere, von dem Ueberhandnehmen der Ungerechtigkeit, dem Erkalten der Liebe, dem gegenseitigen Verrathe und Hasse, sowie daß ein Bruder den andern und der Vater den Sohn zum Tode überantworte, die Kinder sich wider die Aeltern empören und sie tödten helfen. Ferner redet die Völuspâ Str. 53 von der Entfesselung aller verderblichen und der Abnahme aller segensreichen Naturkräfte, was die jüngere Edda mit dem furchtbaren dreijährigen Fimbulwinter und der Kraftlosigkeit der Sonne umschreibt, wie die heilige Schrift von Pestilenz und theueren Zeiten, von Erdbeben hin und wieder und einer so großen Noth und Trübsal, als nicht gewesen sei von Anfang der Welt an. Die Völuspâ redet sodann vom Hereinbrechen der Götterdämmerung, wie die heilige Schrift von dem des jüngsten Tages: das das Erscheinen des Antichrists noch Hemmende (*ὁ κατέχον* 2 Thess. 2, 6) wird weggethan, wie der Fenriswolf seine Banden sprengt, das Meer und die Wogen brausen, Sonne und Mond verlieren ihren Schein, die Sterne fallen vom Himmel, die Himmel vergehen mit großem Krachen, die Elemente zerschmelzen vor Hitze und die Erde verbrennt [46]). Endlich entspricht der Monotheismus,

42) Wackernagel a. a. O. S. 19 sieht in dem Namen Tuisco ein schwache Substantivbildung zu dem ahd. zuise, mhd. zwisch (zwiefach), wovon wir noch zwischen und zwischgold haben; also der Zwiefache (binus, hermaphroditus), und bringt damit die Sagen von hermaphroditischen Stammgottheiten anderer Völker in Verbindung. 43) Die Gylfaginninng c. 52 folgt bei der Welterneuerung der Völuspâ, und zwar verbindet sie Str. 62. 42 u. 43, hat aber, wie schon angeführt, Mehres misverstanden (vergl. auch Maurer a. a. O. II, 37; Mannhardt a. a. O. S. 323); c. 53 compinirt sie die Völuspâ mit dem Vafþrúðnismál, läßt aber das, was in jener von dem Gott der zukünftigen Welt gesagt ist, weg, sowie sie auch keine Rücksicht auf die betreffende Strophe im Hyndluliód nimmt.

44) Hierin, glaubte schon J. Grimm, Myth. S. 911 fg., liege ein Zusammenhang mit dem Mythus vom Weltuntergange. 45) Vergl. Mannhardt, Die Götterwelt der deutschen und nordischen Völker I, 135 fg. 46) Matth. 24; Marcus 13; Lucas 21; 2 Petri 3, 12.

in dem Einen mächtigen Gotte der Völuspâ, sowie die Belohnung und Bestrafung der Menschen im Reiche der Seligkeit und der Qual durchaus der christlichen Lehre. Diese sämmtlichen Uebereinstimmungen hat man nun aus christlichem Einflusse und spätern Einschiebseln des Anordners der Völuspâ zu erklären gesucht, allein mit Unrecht. Denn zwischen den einzelnen Zügen unseres Mythus und denen der heiligen Schrift walten so wesentliche Unterschiede, daß eine Entlehnung für ganz unmöglich erscheinen muß. In der heiligen Schrift ist der dem Ende der Tage vorausgehende allgemeine Abfall von Christo, der bis zur Gottesverleugnung fortschreitet und sich bis zur Selbstvergötterung steigert, die in dem Antichristen ihren Gipfelpunkt erreicht, das Charakteristische, in unserem Mythus aber ist es die Auflösung aller sittlichen Bande, insbesondere des Familienlebens, der Ehe, der Blutsverwandtschaft und vor Allem des Bruderverhältnisses, also der Treue, welches letztere das heiligste Band war, welches das germanische Heidenthum kannte. Die Herrschaft des Brudermordes bezeichnet ihm daher den Gipfelpunkt alles Bösen, den heidnisch-germanischen Antichristen, der als Vorbote des Weltendes angesehen wurde und als solcher auch den Göttern bei Baldur's Ermordung galt. Diese Zeit wurde mit dem prophetischen Ausdrucke „Wolfsälter" in der Völuspâ bezeichnet, da man friedlose und verbannte Verbrecher „Wölfe" zu nennen pflegte [47]). Wenn nun aber nach der Völuspâ die Menschen allerdings dem Bösen verfallen sind, so hat doch die Auflösung aller sittlichen Banden auf Erden, wie wir sahen, darin ihren Grund, daß die Götter als die Haften und Banden der physischen und moralischen Welt allmälig durch ihre eigene Sünde alle Macht auf Erden verloren. Wie dies in der sittlichen Weltordnung der Fall ist, so auch in der physischen, und darum gerathen alle verderblichen elementarischen Kräfte, als deren Dämonen das Alterthum die Riesen ansah, in wilden Aufruhr und vernichten in entfesselter Wuth, sei es nun als principiell böse Mächte, oder aus Rache für die Ermordung ihres Stammvaters Ymir die von den Asen geschaffene Welt, sowie diese Götter selbst sammt ihrem eigenen ganzen Geschlechte.

Was sodann den in der neuen Welt zu Tage tretenden Monotheismus betrifft, so ist der Alles beherrschende Gott nicht der christliche, sondern, wie wir sahen, ein echt heidnischer erdgeborener Gott und leibhaftiger Stammvater der Menschen. Ebenso sind endlich die Belohnungen und Bestrafungen in der neuen Welt echt heidnisch; einmal war beides dem Heidenthume durchaus nicht fremd [48]), sodann haben wir hier weder in Gimil einen christlichen Himmel, noch in Naströnd eine christliche Hölle, sondern jener ist ein echt heidnisches Reich der Seligen, und Naströnd eine teutsche Wasserhölle [49]).

47) Vergl. Dietrich in Haupt's Zeitschrift VII, 314 fg. 48) Siehe Maurer a. a. O. II, 91 fg. 49) Ueber Gimill siehe Mannhardt, Germanische Mythen S. 321, über Naströnd Dietrich in Haupt's Zeitschrift VII, 304–328; IX, 175–186; *Simrock*, Vaticinii Valae Vindiciae (Bonn 1853.); Kieler Monatsschrift 1853; Myth. S. 164 fg.

Außerdem hat man auch äußere Gründe geltend zu machen gesucht, welche die durch christlichen Einfluß in der Völuspâ gemachten spätern Einschiebsel beweisen sollen [50]), allein darauf kann keinerlei Anfechtung begründet werden, wie Grimm, Myth. S. 775 und Maurer a. a. O. II, 39. 40 nachweisen [51]). (*A. Raszmann.*)

GÖTTERMUTTER (teutsche). Tacitus meldet in der Germania c. 45 von den fernen Aestiern, die er zu den Germanen und zwar der Sitte und Tracht nach zu den Sueben rechnet [1]), daß sie die mater deûm verehrten. Als Zeichen des Aberglaubens trügen sie Figuren von Ebern: ein solches Amulet mache statt Waffen und alles Schutzes den Diener der Göttin auch unter Feinden sicher [2]).

Unsere Denkmäler bezeichnen nun zwar keine Göttin als Göttermutter, allein die Eberzeichen scheinen es unzweifelhaft zu machen, daß keine andere darunter zu verstehen sei, als Freyja (Frouwa), da der Eber ihr und ihres Bruders Freyr (Frô) heiliges Thier war und sie beide einen goldborstigen Eber, Gullinbursti, Hildisvîni genannt, besaßen, dessen Goldborsten die Nacht gleich dem Tage erhellten, der mit Pferdes Schnelligkeit rannte und des Gottes Wagen zog. Solcher Eberzeichen, von denen Tacitus redet, werden wir nun durch die angelsächsischen Ueberlieferungen versichert, welche melden, daß die Angelsachsen dieselben auf den Helmen zu tragen pflegten und durch dieselben, wie die Aestier, im Kampfe vor den feindlichen Schwertern gesichert zu sein glaubten [3]). Dasselbe muß auch Sitte und Glaube in Teutschland gewesen sein, wie die uns erhaltenen Eigennamen Epurhelm, Eparhelm beweisen (Grimm, Myth. S. 195). Es wird nun freilich nirgends ausdrücklich bezeugt, daß jene den Helm schmückenden Eberzeichen ein Symbol des Freyr oder der Freyja gewesen sei; allein wenn dies schon dadurch unzweifelhaft wird, daß der Eber das heilige Thier beider Gottheiten war, so wird dasselbe zur Gewißheit durch den Eigennamen Fröhelm (Grimm, Myth. S. 195), sowie durch den Helm Hiltigöltr (Hildeneber) in der Hrôlfs Krakasaga, da Hildr = Freyja ist und den mythischen Anfätzen dieser Saga Freysfagen zu Grunde liegen, und Hiltigöltr ein anderer

50) *Keysler*, Antiquitates selectae septentrionales et Celticae p. 126; Wachter unter dem Artikel Hyndluliôd (2. Sect. 12. Bd. S. 437. 38); Ettmüller in seiner Vaulaspâ S. L und LIV; Köppen, Literarische Einleitung in die nordische Mythologie S. 60. 61; Weinhold in Haupt's Zeitschrift VI, 314. 51) Die Schlußstrophe der Völuspâ scheint dagegen entschieden unecht zu sein, oder steht wenigstens so abgerissen da, daß ihr Sinn sehr dunkel ist.

1) Siehe Grimm, Geschichte der deutschen Sprache S. 718 fg. 2) Matrem deûm venerantur. Insigne superstitionis formas aprorum gestant: id pro armis omnique tutela securum dea cultorem etiam inter hostis praestat. 3) Unter den vielen Zeugnissen der agf. Poesie ist vorzugsweise Beówulf 1449. 1450 wichtig: „Der weiße Helm das Haupt bedeckte ... geschmückt mit Kleinoden, umfangen mit Fürstenketten, wie in fernen Tagen ihn ein Waffenschmied würkte, mit Wundern zierte, mit Eberbildern befestigte, daß ihn seitdem nimmer Klingen noch Kampfschwerter verfehren möchten." Vergl. den Artikel Grim und Hilde.

Name des der Freyja heiligen Ebers Hildisvîni ist (Mannhardt, Germanische Mythen Forschungen S. 89).

Zu der Ehre einer Mutter der Götter konnte Freyja aber wol nur als Gemahlin Odin's, des höchsten Gottes, gelangen, der als Alföðr (Allvater), wie er schon im Grimnismâl Str. 48 und in der Helgakviða Hundingsbana I. Str. 38 genannt wird, was Gylfaginning c. 9. 20 ausdrücklich durch „der Vater aller Götter und Menschen" erklärt wird, bezeugt ist. In den nordischen Quellen wird nun freilich Jörð, die Mutter Thor's, die auch die Beinamen Hlöðyn und Fiörgyn führt, als Odin's erste Gemahlin und Frigg die Tochter des Fiörgynn, als dessen zweite Gemahlin genannt und Freyja wird stets von dieser als eine besondere Gestalt scharf unterschieden, und auch in unsern teutschen Ueberlieferungen erscheint Frikka (Frigg) neben Frouwa; allein nach den neuesten Forschungen (s. insbesondere Simrock, Myth. S. 374—379) läßt sich die Identität von Frigg und Freyja nicht mehr ernstlich bestreiten, und es steht wenigstens so viel fest, daß Frigg aus Freyja emanirte und diese in ihrer ältern Gestalt mit Jörð (Hlodyn, Fiörgyn) zusammenfällt, wie denn auch die Edda davon noch eine Erinnerung bewahrt zu haben scheint, wenn dieselbe meldet, daß Freyja, als sie noch bei den Wanen war, mit einem Manne vermählt war, der Odur (Óðr) hieß, dem sie, seitdem sie sich von ihm durch ihre Aufnahme unter die Asen hatte trennen müssen, goldene Thränen nachweint, ihn, den auf fernen Wegen fortgezogenen, bei unbekannten Völkern suchend. Odur ist aber unser Wod (Wodan), also eine andere Form für Odin; wie sich denn derselbe Mythus auch bei uns erhalten hat, indem einestheils beide unter dem Namen Wond und Freid wiedererscheinen (Schönwerth, Sitten und Sagen aus der Oberpfalz I, 313 — 314), anderntheils derselbe auch von Holda (mit der Freyja auch sonst zusammenfällt) gegolten hat (s. meine Deutsche Heldensage I, 158).

Möglich ist aber auch, daß wir unter der mater deûm die Nerthus zu verstehen haben, da diese Göttin, welche uns Tacitus in der Germania c. 40 als die terra mater nennt und ihren Cultus gleichfalls suebischen Völkern zuschreibt, auf diese Ehre gerechte Ansprüche hat. Unterstützt wird diese Vermuthung dadurch, daß Tacitus bei dem Ausdrucke mater deûm wahrscheinlich nach der interpretatio romana von einer römischen Göttin ausging, die ihm mit der Nerthus in Verwandtschaft zu stehen schien, wobei er wol an die phrygische Cybele, die magna deûm mater gedacht haben mag, da deren Umzug, wie ihn die römischen Autoren uns berichten (s. Grimm, Myth. S. 233 fg.), mit dem der Nerthus, wie ihn Tacitus beschreibt, beachtenswerthe Aehnlichkeit darbietet. Ebenso wie der Umzug der Nerthus wird nun aber auch der des Freyr in der Olafs saga Tryggvasonar (Fornmanna sögur 2, 73—78) beschrieben, und es läßt sich annehmen, daß auch Freyja solche Umzüge hielt, da das geschwisterpaar in allen Stücken sich gleich ist, und sich gleiche Umzüge derselben aus denen zurückschließen lassen, welche uns für Holda, die, wie schon erwähnt, mit ihr zusammenfällt, sowie für die heilige Gertrud, deren Dienst den ihrigen ersetzte (Simrock, Myth. S. 399—404), bezeugt sind. Freyja würde also demnach als eine Tochter der Nerthus zu betrachten sein, da sie nebst ihrem Bruder Freyr von Niörðr stammt, als dessen Gattin die buchstäblich gleiche Nerthus angesehen werden muß (Simrock, Myth. S. 357 fg.). Was aber von Freyja galt, das wird im höchsten Alterthume auch von ihrer Mutter Nerthus gegolten haben. Nerthus gehörte jedoch den Wanen an und fand nicht wie Freyja Aufnahme bei den Asen, aber von ihr ererbte Freyja, als Odin's Gemahlin, die Würde der terra mater und der mater deûm. Mit Jörð (Hlodyn, Fiörgyn) kann daher Nerthus nicht wie Freyja identisch sein. In der Hauptsache stimmt auch Simrock, Myth. S. 357 fg., vergl. S. 374—379 mit dieser Auffassung überein.

Es ist jedoch schwer zu entscheiden, welche von den beiden vorgetragenen Ansichten die vorzuziehendere sei, doch dürfte wol die erstere auf einer weit sicherern Quellengrundlage ruhen als die letztere. (*A. Raszmann.*)

GÖTTINGEN, 1) Fürstenthum. Das Fürstenthum Göttingen, der südlichste Theil des Königreichs Hanover, gehört zur Landdrostei Hildesheim, grenzt im Süden an die preußische Provinz Sachsen und das Kurfürstenthum Hessen, im Westen an Kur-Hessen und die preußische Provinz Westfalen, im Norden an den westlichen Theil von Braunschweig und an das Fürstenthum Grubenhagen, im Osten gleichfalls an Grubenhagen. Der Flächeninhalt beträgt 32⅓ □Meilen, auf welchen gegen 117,000 Einwohner in vier Städten (außer Göttingen noch Moringen, Münden, Nordheim), 13 Aemtern und 230 Landgemeinden wohnen. Bewässert wird das Fürstenthum durch die Werra und Fulda, welche demselben auf drei bis vier Meilen angehören und sich zur Weser vereinigen, die etwa auf sieben Meilen die westliche Landesgrenze bildet. Im Osten wird das Land von der Leine durchströmt, welche auf ihrem Laufe von Süden nach Norden rechts die Ruhme mit der Steinlake, Söffe und Siebar, links die Espolde und die Ilme mit der Spüling aufnimmt. Das im Ganzen bergige Land hat im Nordosten die Berge des Harzes, im Nordwesten den Solling mit dem 1580 Fuß hohen Moosberge, im Süden das Werragebirge und den Bramwald. Fast alle Berge sind stark bewaldet. Nächst dem Moosberge verdienen noch Erwähnung der Steinberg bei Münden und der stark mit Laubholz bewaldete, an Versteinerungen reiche Hainberg bei Göttingen, 1200 Fuß hoch, so die Plesse, ein 1100 Fuß hoher Basaltfelsen. Der in den Thälern und Ebenen fruchtbare Boden (namentlich im Thale der Leine) erzeugt Getreide in Ueberfluß, Tabak, Flachs, die Berge liefern Holz. Die Bewohner beschäftigen sich namentlich mit Ackerbau, Flachsspinnerei und Weberei, doch findet man namhafte Fabriken hauptsächlich nur in Göttingen und Münden. Der Religion nach gehören etwa 2500 Einwohner der katholischen, 6000 der reformirten Kirche, 1200 dem israelitischen Bekenntnisse, die übrigen der Lutherischen Kirche an.

2) Die Stadt Göttingen, Hauptstadt des gleichnamigen Fürstenthums, unter 51° 38′ 48″ (nach andern Angaben 51° 31′ 47,85″) nördl. Br., 7° 36′ 28″ östl. L. von Paris, 420 Fuß über dem Meeresspiegel, am Fuße des Hainberges und an der neuen Leine, welche aus der alten Leine etwa ¼ Stunde oberhalb der Stadt abgeleitet ist, unterhalb der Stadt wieder in dieselbe eintritt und auf ihrem Laufe die Altstadt von der Neustadt und der Marsch trennt und an der von Hanover nach Cassel führenden Eisenbahn, 2¾ Meilen südsüdwestlich von Nordheim, 3¾ Meilen nordöstlich von Münden. Der die Stadt umgebende Wall ist zu Promenaden eingerichtet und mit Linden bepflanzt. Die Stadt hat fünf Thore und vor denselben hübsche Anlagen, namentlich vor dem Alleethore mit dem Denkmale des Dichters Bürger. Unter den sich rechtwinkelig schneidenden Straßen, die zu beiden Seiten mit Trottoirs versehen sind, zeichnen sich besonders aus die Weender-, Groner-, Rothe und Alleestraße. Auf dem Neumarkte befindet sich ein Denkmal Wilhelm's IV. Unter den Kirchen zeichnen sich die Jacobikirche, Johanniskirche, Albani- und Universitätskirche aus. Die Stadt ist Sitz einer Justizkanzlei und einer Generalsuperintendentur und hat eine berühmte, von Georg II. im J. 1734 gegründete, 1737 eingeweihte Universität, die Georgia Augusta, welche durch die Fürsorge ihres ersten Curators, des Premierministers Gerlach Adolf Freiherrn von Münchhausen, wahrhaft königlich dotirt und zu außerordentlichem Ansehen gelangt ist. Sie ist Landesuniversität für Hanover, Braunschweig und Nassau. Sie besitzt (seit 1837) ein sehr schönes Universitätsgebäude, eine prächtige, im J. 1818 vollendete Sternwarte, von welcher Professor Gauß bereits in den dreißiger Jahren einen elektrischen Telegraphen nach dem physikalischen Cabinete in der Stadt anlegte und benutzte, eine der reichhaltigsten Bibliotheken von mehr als 350,000 (nach Andern 322,000) Bänden und 5000 Handschriften, ein akademisches Museum, Münz- und Gemäldesammlung, ein im J. 1842 gestiftetes physiologisches Institut mit physikalischem Cabinete und Instrumentenapparate, ein chemisches Laboratorium, eine Anatomie, die Blumenbach'sche Schädelsammlung, ein Entbindungshaus, zwei akademische Hospitäler mit einem Klinicum, chirurgisches Krankenhaus, Thierarzneischule, einen botanischen und ökonomischen Garten, ein archäologisches Institut und ein homiletisches und philologisches Seminar. Mit der Universität verbunden ist die 1751 gestiftete königliche Gesellschaft der Wissenschaften und eine teutsche Gesellschaft. Außer diesen zur Universität gehörigen Instituten besitzt die Stadt noch ein Gymnasium, eine höhere Töchterschule, eine seit 1784 bestehende Industrieschule mit Sonntagsschule für Gesellen und Lehrlinge, Elementarschulen, ein Werk- oder Arbeitshaus, ein Waisenhaus, ein Hospital und andere Armenanstalten, Buchhandlungen und Buchdruckereien. Zu den mannichfachen Erwerbszweigen der Einwohner gehören die Manufacturen in Tuch, Flanell, Hüten, Seife, Tabak, in Eisen, Stahl, Gold und Silber, Drechslerwaaren, Pfeifenköpfen, Leder, Zwieback, chirurgischen und mathematischen Instrumenten und buntem Papiere. Als ganz eigenthümliches Fabricat müssen noch die göttinger Mettwürste bezeichnet werden, die man in solcher Vortrefflichkeit nirgends anderswoher beziehen zu können glaubt. Für geselliges Vergnügen und Unterhaltung gibt es den Civilclub, das literarische Museum mit musikalischen Unterhaltungen während des Winters, das Theater und die Freimaurerloge August zum goldenen Cirkel und eine Menge Anlagen in der Nähe der Stadt.

Merkwürdig ist im Westen der Stadt ein kleiner Berg „auf dem Hagen," weil auf demselben die kaiserliche Pfalz Grone gestanden hat, welche die älteste Pfalz der sächsischen Kaiser gewesen ist, auf der sie sich seit Otto dem Großen meistens aufgehalten haben und wo ein Pfalzgraf das höchste Gericht gehalten hat. Kaiser Heinrich I. verschrieb sie im J. 929 seiner Gemahlin Mathildis zum Leibgedinge und diese schenkte die dasige Kapelle dem Kloster Pölde, Kaiser Konrad III. aber gab sie im J. 1146 dem Kloster Fredesloh, bis sie endlich einging und die Güter zersplittert wurden. Die Burg ist endlich in Besitz der Stadt Göttingen gekommen.

Die älteste Nachricht von Göttingen findet sich in den Urkunden Otto's des Großen, von 950 bis 960, in denen es Gutingi genannt wird und nur ein Dorf gewesen ist, welches den Vorfahren des sächsischen Herzogs Hermann Billung gehört hat. Von Heinrich dem Löwen, der den Ort als freies Eigenthum besaß, kam er an dessen Sohn, den Herzog und Pfalzgrafen Heinrich. In der Theilungsurkunde vom Jahre 1203 wird es Gudingin, aber noch keine Stadt genannt. Die Stadtrechte scheint der Ort durch Kaiser Otto IV. in dessen letzten Regierungsjahren erhalten zu haben, und in den Urkunden von 1232 wird schon der Bürgemeister und Bürger von Gotingen gedacht. Nachher war Göttingen eine erbunterthänige Stadt der Herzöge zu Braunschweig und Lüneburg und im 14. Jahrh. ein wichtiges Glied der Hansa, und mitunter Sitz der Linie Braunschweig-Göttingen, welche mit Albrecht II. (im J. 1287) beginnt und mit Otto dem Einäugigen endet. Nach seinem Tode fiel Göttingen an Wilhelm I. von Braunschweig-Wolfenbüttel und in Folge der Landestheilung von Wilhelm II. an Erich. Göttingen verweigerte ihm bis 1513 die Huldigung, weshalb dieser Fürst seine Residenz in Münden, Neustadt und auf dem Kalenberge hatte. Von letzterer Residenz erhielt das Fürstenthum später den Namen Kalenberg mit Göttingen. Im J. 1641 wurde Göttingen von den Oesterreichern unter Anführung des Erzherzogs Leopold vergeblich belagert. Von 1757 bis 1762 war es wiederholt in den Händen der Franzosen und wurde von denselben 1760 mehr befestigt. Bei ihrem Abzuge im J. 1762 sprengten sie den Wall zwischen dem Albaner- und Weenderthore in die Luft. Die mittlere Temperatur Göttingens ist im Winter + 0°,6 C., im Sommer + 17°,6 C. (*H. E. Hössler.*)

GÖTTINGER DICHTERBUND, auch Hainbund genannt, ein literarischer Verein von Jünglingen, die zu Göttingen in den siebziger Jahren des 18. Jahrh. studirten und mit gleichem Enthusiasmus der teutschen Poesie

huldigten, wie dreißig Jahre vorher in Leipzig die Verfasser der sogenannten Bremer Beiträge, zu deren Gesellschaft, außer Gärtner, Cramer, Gellert, Rabener, Zachariä, Ebert u. A., auch Klopstock gehörte [1]). Von diesem leipziger Vereine unterschied sich der göttinger wesentlich dadurch, daß derselbe nicht, wie jener, einen Gegner zu bekämpfen hatte, durch dessen Sturz ein besserer Geschmack in der teutschen Literatur gewonnen werden sollte. Ein Mann, wie Gottsched, war in Göttingen nicht vorhanden. Die meisten der dortigen Professoren hatten eine zu realistisch-empirische Tendenz, um sich für die Poesie sonderlich zu interessiren. Indessen folgte die genannte Universität doch mehr, als andere Hochschulen, einer modernen Richtung. Dies hatte sie unter Anderem schon durch die Aufmerksamkeit bewiesen, die sie der neuern europäischen Literatur gezollt, und die sie, außer den darauf sich beziehenden Vorlesungen, auch durch ihre zu vielseitigem Gebrauche geöffnete Universitätsbibliothek bethätigt hatte.

Zu diesen Umständen, welche den obengenannten literarischen Verein begünstigten, trat noch (1770) die Herausgabe des Göttinger Musenalmanachs. Nach dem Muster des pariser Almanac des Muses geformt, war dieser Almanach, der erste in Teutschland, schon deshalb eine merkwürdige und zeitgemäße Erscheinung [2]). Um Boie [3]), der ihn herausgab, sammelten sich nach und nach mehre junge Talente, die an dem Aufschwunge der teutschen Poesie thätigen Antheil nahmen. Die nationale Dichtkunst in patriotischer Sinnesweise zu fördern war der Zweck ihres persönlichen Vereins, den sie um so gewisser zu erreichen glaubten, da sie in dem Göttinger Musenalmanache bereits ein entsprechendes Organ für ihre poetische Thätigkeit fanden. In rascher Folge traten mehre jener jungen Männer dichtend auf. Nächst Bürger, der zwar nie ein eigentliches persönliches Mitglied des nachher gestifteten Bundes ward, doch an demselben sich mehrfach betheiligte, dürften hier vorzugsweise Hölty, J. M. Miller, J. H. Voß, die beiden Grafen Stolberg, K. F. Cramer, Fr. Hahn und einige Andere als eigentliche Mitglieder des Bundes zu nennen sein. In näherer oder entfernterer Verbindung mit demselben standen Gerstenberg, Claudius, Leisewitz u. A. Auch Goethe lieferte, durch Gotter's Vermittlung, den er in Wetzlar kennen gelernt hatte, einige Beiträge zu dem Musenalmanache. Durch seinen Götz von Berlichingen war er den jungen Dichtern als ein leuchtender Stern erschienen. In diesem Schauspiele fanden sie echt teutsche Gesinnung, Freiheits- und Naturdrang, Haß der kalten Form und Regel, kurz Alles, was sie selbst in der Poesie für das Höchste hielten.

Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem geschlossenen Bunde umzuschaffen, ließ sich vor allen Voß sehr angelegen sein, der um Ostern 1772 die genannte Universität bezogen hatte. An seine Bekanntschaft mit den dortigen jungen Poeten knüpfte er eine Charakteristik einiger derselben, die er für die ausgezeichnetsten hielt. „Ich muß sie Ihnen doch nennen," schrieb er den 17. Juni 1772 [4]) an Brückner [5]), „Hölty, ein sehr malerischer Dichter, beide Miller, Vettern des Doctor Miller [6]), und — Minnesänger; Ewald, ein feuriges Genie, Cramer, ein Sohn des berühmten Cramer, von dem Sie die Ode auf den Tod Bernstorf's kennen, ein Kopf, der ungemein viel verspricht u. s. w. — Noch einen glücklichen Kopf hätt' ich bald vergessen Ihnen bekannt zu machen. Er heißt Hahn, aus dem Zweibrückischen gebürtig [7]). Einige Gedichte, die ihn uns bekannt machten, waren freilich voller ausschweifender Verzückungen, aber sie verriethen Genie. Einige Zeit nachher machte er das vortreffliche Stück an Miller [8]). Es ist wahrlich Klopstock'sches Feuer darin. Er ist ein Feind aller Gallier, die unser teutsches Vaterland mit ihren Sitten verderben" [9]).

Daß dieser fast allgemein verbreitete Haß des französischen Wesens, das überhaupt damals in ganz Teutschland wenig galt, in dem vorhin erwähnten Dichter besonders stark emporloderte, wird, abgesehen von seinem höchst reizbaren Gemüthe, aus seinen heimathlichen Verhältnissen erklärlich, die das benachbarte Frankreich mit einem völligen Umsturze bedrohten. Noch weiter gingen in diesem Patriotismus die Grafen Christian und Friedrich Leopold Stolberg, die gleichfalls in den Bund traten, doch erst später nach Göttingen gekommen waren, daher sie in dem vorhin mitgetheilten Briefe erwähnt werden konnten. Für ihren jugendlichen Enthusiasmus konnten sie keine andere Befriedigung finden, als den Drang der Zeit und die Ereignisse der Gegenwart vom idealen Standpunkte aufzufassen. Auch die Stolberge, wie die übrigen Mitglieder des Bundes, waren noch insgesammt zu jung und noch zu sehr befangen von der akademischen Hypergenialität, um dem gewöhnlichen Leben Geschmack abgewinnen zu können. Sich eine absolut poetische Welt zu schaffen, in der die wirkliche aufgehen sollte, war das Ziel ihrer exaltirten Geistesrichtung. Einzelne Mitglieder des Bundes, die diese Richtung nicht gänzlich theilten, wie Hölty und Miller, zwei Dichter von sanftem weichem Gemüthe, wurden leicht von dem allgemeinen Strome mit fortgerissen. An ihnen fanden die Uebrigen um so weniger Widerstand, weil auch sie, wenn auch minder stürmisch, sich begeistert fühlten für Vaterland und Religion, für Freundschaft und Tugend. Das aber waren die großen Aufgaben, denen der Bund sich weihte. An einem

1) Vergl. Manso in den Nachtragen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Wissenschaften. 8. Bd. St. 1 in der dort gegebenen „Uebersicht der Geschichte der deutschen Poesie seit Bodmer's und Breitinger's Bemühungen." Klopstock's Leben von H. Doring (Weimar 1825.) S. 58 fg. 2) Vergl. Ebert's Uebertragungen. Bd. 1. Heft 1. S. 203 fg. 3) Heinrich Christian Boie, geb. am 19. Juli 1744 zu Meldorf im Holsteinischen, gest. daselbst als Etatsrath am 3. März 1806

4) Siehe Briefe von Joh. Heinrich Voß. (Halberstadt 1829.) 1. Bd. S. 83. 5) Ernst Theodor Johann Brückner, geb. am 13. Sept. 1746 zu Neuzka im Mecklenburg-Strelitzischen, gest. am 29. Mai 1805 als Prediger zu Neubrandenburg. 6) Professor der Theologie in Göttingen. 7) Ludwig Philipp Hahn, geb. 1746 zu Leppstedt in der Pfalz, gest. 1787 als Kammersecretair zu Zweibrücken. 8) „Teuthart an Minneheld" in dem Almanache für 1773 S. 177 fg. 9) Auch Bürger, „das feurige Genie," wie ihn Voß nennt (in s. Briefen. 1. Bd. S. 87), wird in dem obigen Schreiben nicht erwähnt. Er war damals bereits Amtmann zu Altengleichen und daher selten in Göttingen anwesend.

festen Haltpunkte würde es demselben offenbar gefehlt haben, wenn sich nicht Einer in diesem Kreise befunden hätte, der zum Regeln und Ordnen ein besonderes Talent besaß. Das war Johann Heinrich Voß, der an die Spitze des Bundes trat und die formelle Herrschaft über denselben fast ausschließlich führte.

Noch vor der eigentlichen Gründung jenes literarischen Vereins, die in den September 1772 fällt, hatten sich die Genossen seit dem Mai des genannten Jahres am Sonnabende jeder Woche versammelt. Boie, als der älteste, hatte den Vorsitz in diesen Versammlungen, in denen die poetischen Erzeugnisse der einzelnen Mitglieder vorgelesen und einer allgemeinen Beurtheilung unterworfen wurden. Diese scheint nach dem Zeugnisse Boie's unparteiisch gewesen zu sein. „In unsern Zusammenkünften," schreibt er, „wird nicht geschmeichelt" [10]). Damit stimmt auch überein, was Voß in einem Briefe an Brückner vom 20. Sept. 1772 bemerkt. „Wir verbinden uns," heißt es dort [11]), „die größte Aufrichtigkeit in unsern Urtheilen gegen Andere zu beobachten, und zu diesem Endzwecke die schon gewöhnlichen Versammlungen noch genauer und feierlicher zu halten." Einen phantastischen Anstrich hat die eigentliche Gründung des Bundes, welche Voß in einem Briefe an Brückner mit den Worten schildert: „Den 12. Sept., liebster Freund, hätten Sie hier sein sollen. Die beiden Miller, Hahn, Hölty und ich gingen Abends nach einem nahegelegenen Dorfe. Der Abend war außerordentlich heiter und der Mond voll. Wir überließen uns ganz den Empfindungen der schönen Natur. Wir aßen in einer Bauernhütte eine Milch und begaben uns darauf ins freie Feld. Hier fanden wir einen kleinen Eichengrund, und sogleich fiel uns allen ein, den Bund der Freundschaft unter diesen heiligen Bäumen zu schwören. Wir umkränzten die Hüte mit Eichenlaub, legten sie unter den Baum, faßten uns alle bei den Händen, tanzten so um den eingeschlossenen Stamm herum, riefen den Mond und die Sterne zu Zeugen unsers Bundes an und versprachen uns eine ewige Freundschaft. — Jeder soll Gedichte auf diesen Abend machen [12]) und ihn jährlich begehen."

Der in diesem Briefe geschilderte Enthusiasmus für Freundschaft und Freiheit, verbunden mit sentimentaler Naturschwärmerei war das Grundelement des Bundes. Charakteristisch bezeichnet Hahn in einem seiner Briefe jenen Kreis als die „thatenlose, aber thatendürstende Jugend, die zur Zeit nur noch Büsche tragen dürfe, die sie der Eiche des Bundes entnommen." Jener Schwur unter der Eiche steigerte durch das Bewußtsein einer engern Verbindung, als bisher, das Selbstgefühl und die Thätigkeit der einzelnen Genossen. Es bildete sich dadurch aber auch eine förmliche Opposition gegen Alle, die dem Bunde nicht angehörten oder einer andern Geistesrichtung folgten. Die lyrische Poesie war der Kreis, in welchem sich die Bundesglieder bewegten, wobei sie jedoch, ihrer Individualität nach, eine verschiedene Richtung verfolgten. Charakteristisch war in den meisten der Drang nach positiver Erhebung wider die Gegenwart und die pathologische Empfindsamkeit eines mit der Welt zerfallenen, aber in sich selbst zufriedenen Individuums. Bald rauschten die Gesänge der jungen Dichter in dithyrambischem Pathos daher, bald ward von ihnen Freiheit und Vaterlandssinn gepriesen. Eine frendeberauschte Heiterkeit wechselte in jenen Gedichten mit den Gefühlen der Andacht und mit schwärmerischen Vorstellungen von der Erhabenheit des Schöpfers. In andern poetischen Erzeugnissen war die idyllische Liebe zur Natur vorherrschend, nicht ohne einen Anklang von Melancholie, die sich bald in der Sprache süßer Schwärmerei, bald in dem Ausdrucke unbefriedigter Sehnsucht und wehmüthiger Trauer kund gab.

Zu den erwähnten Elementen des Bundes muß noch die Vorliebe seiner Mitglieder für die Bardenpoesie gerechnet und hervorgehoben werden. In wie verschiedenen Gattungen der Dichtkunst sich auch Einzelne versuchten, indem sie sich bald Pindar, bald Kleist, bald Ossian zum Muster wählten, so schien doch darin unter ihnen eine völlige Uebereinstimmung zu herrschen, daß Klopstock ein Dichter sei, mit dem sich kein anderer vergleichen könne. Was ihnen in ihrer exaltirten Stimmung das Höchste sein mußte, hatte dieser Dichter in seinem Messias und in seinen Oden gefeiert. Dem erhabenen Muster, das er aufgestellt, nachzueifern, war das unermüdete Streben der gesammten Bundesgenossen. Auch in der Eigenthümlichkeit des poetischen Standpunktes, der den Hauptelementen nach nordischer Art und Abkunft war, traf Klopstock durch die von ihm gedichteten Bardengesänge zusammen. Unter seinem Panier die Frivolität Voltaire's und anderer in- und ausländischer Schriftsteller zu bekämpfen, dünkte ihnen der ehrenwertheste Beruf. Nicht völlig einverstanden scheint Boie, der in ihrem Bunde den Vorsitz führte, gewesen zu sein. Wenn auch nicht minder für Klopstock begeistert, misbilligte er doch die blinde Verehrung und Vergötterung jenes Dichters. Ebenso wenig huldigte er nicht so unbedingt der Bardenpoesie. Auch Schriftstellern, die eine ganz andere Richtung verfolgten, ließ sein besonnenes Urtheil Gerechtigkeit widerfahren, selbst solchen, die gradezu Klopstock's Antipoden genannt werden konnten, wie unter andern Wieland, dessen „goldnen Spiegel" er für „ungemein reizend" erklärte [13]).

Mit der oft exaltirten Stimmung der Bundesgenossen contrastirte die harmlose Gemüthlichkeit in ihren wöchentlichen Zusammenkünften. Das darin herrschende Ceremoniel schildert Voß [14]) mit den Worten: „Klopstock's Oden, Ramler's lyrische Gedichte und ein schwarz vergoldetes in Leder gebundenes Buch liegen auf dem Tische. Sobald wir alle da sind, liest einer Eine Ode aus Klopstock oder Ramler vor, und man urtheilt alsdann über die Schönheiten und Wendungen derselben

10) Siehe K. L. v. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd, S. 129. 11) Siehe die bereits erwähnten Briefe von Voß. 1. Bd. S. 92. 12) Siehe unter andern das Gedicht von Voß: „Die Bundeseiche" in dessen sämmtlichen Gedichten. (Königsberg 1802.)

13) Wie Voß in s. Briefen 1. Bd. S. 91 äußert. 14) Siehe a. a. O. S. 97.

und über die Declamation des Lesers. Dann wird Kaffee getrunken, und dabei, was man die Woche etwa gemacht, vorgelesen und darüber gesprochen. Dann nimmt es Einer, dem es aufgetragen wird, mit nach Hause, und schreibt eine Kritik darüber, die des andern Sonnabends vorgelesen wird. Das obige schwarze Buch heißt das Bundesbuch und soll eine Sammlung von den Gedichten unsers Bundes werden, die einstweilen durchgehends gebilligt sind."

Merkwürdig ist die in eben diesem Briefe vom 26. Oct. 1772 enthaltene Schilderung einer andern Zusammenkunft, bei der es unter den leidenschaftlich aufgeregten Gemüthern sehr stürmisch zuging. „Einige Tage vor Ewald's Abreise," erzählt Voß [15]), „nöthigte er den ganzen hiesigen Parnaß, auch Bürger von Gellichhausen, zum Abschiedsschmause. Das war nun eine Dichtergesellschaft, und wir zechten auch wie Anakreon und Flaccus. Boie, unser Wardomar, oben im Lehnstuhle, und zu beiden Seiten der Tafel, mit Eichenlaub bekränzt, die Bardenschüler. Gesundheiten wurden auch getrunken, erstlich Klopstock's. Boie nahm das Glas, stand auf und rief: Klopstock! Jeder folgte ihm, nannte den großen Namen, und nach einem heiligen Stillschweigen trank er. Nun Ramler's! nicht voll so feierlich; Lessing's, Gleim's, Geßner's, Gerstenberg's, Uz'ens, Weiße's u. s. w. — Jemand nannte Wieland, mich dünkt, Bürger war's. Man stand mit vollen Gläsern auf, und — Es sterbe der Sittenverderber Wieland! es sterbe Voltaire u. s. w." Mit diesem Ausrufe hatten die Genossen zugleich das Losungswort der Literatur überhaupt ausgesprochen. Mittelbar wirkte dazu nicht blos der innere Drang der Jugend mit, sich die Fesseln der Convenienz gewaltsam abzuschütteln, sondern auch das Behagen, etwas Seltsames und Auffallendes zu thun. Wenn die Genossen, wie es oft der Fall war, im Versemachen mit einander wetteiferten, geschah es meist auf nächtlichen Spaziergängen und gewöhnlich beim Mondschein. Voß schrieb darüber an Brückner: „Wie gefällt Ihnen diese Methode?" Ich denke, „sie soll in unsern Lebensbeschreibungen noch erzählt werden" [16]). In ihren Gedichten machten sie sich es daher zur besondern Aufgabe, ihre Liebe und ihren Haß zu offenbaren, die echt teutsche Gesinnung und die strenge Moral, die das vorhin erwähnte Verdammungsurtheil charakterisirte.

Einen festen Haltpunkt erhielt die Verehrung Klopstock's in jenem Kreise nicht blos durch die sittliche Reinheit seiner erhabenen Gesänge. Auch in seiner Theorie hatte sich dieser Dichter zu dem literarischen Bundesprincipe bekannt, in welchem die Natur der Schule gegenüber das Losungswort bildete. Der bisherigen Macht der Regel hatte Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" ihre Berechtigung abgesprochen, und dort selbst eines literarischen Bundes gedacht, der Alles, was nicht teutsch erschiene, stürzen und vernichten sollte. Die Schar der Jünglinge, die er für diesen Sturm der Begeisterung fähig hielt, hatte Klopstock in dem vorhin erwähnten Werke so deutlich bezeichnet, daß die Bundesgenossen kaum daran zweifeln konnten, sie selbst wären gemeint. Das über Wieland ausgesprochene Verdammungsurtheil ließen sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, gegen Alle ergehen, die das von ihnen gepredigte Naturevangelium nicht schlechthin glauben wollten. Wer die Regel in Schutz nahm, entging ihrer Polemik nicht. So unter andern Nicolai in Berlin. Aber auch Dichter wie Weiße und Gellert blieben nicht ganz verschont. Ein besonderer Liebling der Bundesgenossen war Kleist als Sänger des Frühlings. Aber auch Geßner hatte durch seine Naturschilderungen ihre Gunst gewonnen. In geringerem Ansehen standen Gleim und Jacobi, von denen der letztere sogar ein „poetischer Stutzer" genannt ward. Die Verehrung Goethe's gründete sich, wie bereits früher erwähnt worden, auf seinen Götz von Berlichingen und auf die Beiträge dieses Dichters zu den Frankfurter Anzeigen, welche die entschiedene Richtung der Drang- und Sturmperiode verfolgten. Daß Herder als literarische Autorität anerkannt ward, erklärt sich schon aus den freundlichen Verhältnissen, die zwischen diesem Schriftsteller und Klopstock bestanden.

Den eben genannten Dichter zu feiern bot den Bundesgenossen sein wiederkehrender Geburtstag (der 2. Juli) eine erwünschte Gelegenheit. Charakteristisch ist in einem Briefe von Voß, daß der genannte Tag auf ein früheres Marienfest gefallen sei, welches, später im Hanöverischen abgeschafft, durch die Klopstocksfeier gewissermaßen ersetzt werden sollte. Eine allgemeine Begeisterung scheint unter den Bundesgenossen geherrscht zu haben, als sie, um den Geburtstag des „unsterblichen Mannes" zu feiern, sich auf Hahn's Stube einfanden [17]). Sie erschienen dort insgesammt festlich gekleidet. An einer langen, mit Blumen geschmückten Tafel, wo sie vor blinkenden Rheinweinflaschen Platz genommen hatten, stand ein Lehnstuhl für den abwesenden Sänger der Messiade. Auf diesem Sessel lagen Klopstock's Werke und unter demselben Wieland's Gedicht Idris und Zenide. Dies Werk ward von den Anwesenden zertreten, und Wieland's Bildniß, das sie aus einem Taschenbuche herausgerissen hatten, zuletzt noch unter allgemeinem Jubel feierlich den Flammen geopfert. Mehre Toaste vollendeten die Feier. „Wir tranken," heißt es a. a. O., „in Rheinwein Klopstock's Gesundheit, Luther's Andenken, Hermann's Andenken, des Bundes Gesundheit, dann Ebert's, Goethe's, Herder's u. s. w. Nun wurde das Gespräch warm. Wir sprachen von Freiheit, die Hüte auf dem Kopfe, von Teutschland, von Tugend u. s. w. — Klopstock, er mag's gehört oder vermuthet haben, hat geschrieben: wir sollten ihm eine Beschreibung des Tages schicken."

Die Schilderung jenes Festes liefert einen Beweis, wie sich in dem Kreise der Bundesgenossen Spiel und Ernst mischte, in Allem aber die subjective Begeisterung das Princip war. In dem Kreise talentvoller junger Männer manches treffliche Gedicht hervorzurufen, war

15) a. a. O. 1. Bd. S. 93 fg. 16) Siehe a. a. O. S. 101; vergl. S. 94

17) Siehe a. a. O. S. 144 fg.; vergl. Hölty's Leben von Voß vor dessen Gedichten.

dieser Enthusiasmus vollkommen geeignet. Aber das ganze poetische Streben des Bundes bezog sich doch zu sehr auf jugendliche Stimmung und auf beschränkte Lebens- und Naturansichten. Eine eigentliche Basis schien diesem Streben, das in dem Eifer der Poesie selbst unterzugehen drohte, zu fehlen. Es war zu abstract, um sich in natürlicher Wahrheit darzustellen. Durch erhabene Gedanken, zarte Empfindungen und anziehende Naturschilderungen zeichneten sich mehre Gedichte einzelner Bundesglieder aus. In andern war ein poetischer Rigorismus, mitunter auch eine Koketterie und Affectation vorherrschend, die das ästhetische Interesse schwächte oder völlig störte.

Den Hauptton in jenen Gedichten hatten die Grafen Christian und Friedrich Leopold zu Stolberg angegeben. Ihnen, die einem edeln und vornehmen Geschlechte angehörten, verdankte der Bund einen besondern Glanz, abgesehen davon, daß sie es auch waren, welche die persönliche Betheiligung Klopstock's an den Interessen und Unternehmungen des Bundes vermittelten. Daß sie, wie man vernahm, des hochverehrten Sängers Umgang genossen hätten und selbst Poeten wären, zugleich freisinnig, vielseitig gebildet und ohne den in ihrem Stande gewöhnlichen Stolz, spannte die Erwartung ihrer Ankunft in Göttingen noch höher. Sie wurden mit Bewunderung empfangen. Voß schreibt an Brückner im December 1772 [18]) über die beiden Grafen: „Welche Leute sind das! Es ist an sich ungewöhnlich, Leute von mittelmäßigem Geschmacke unter den französirenden Großen und Landsassen zu finden; aber Leute von der feinsten Empfindung, dem edelsten Herzen, voll Vaterland und Gott, den vortrefflichsten Talenten zur Dichtkunst, und — ohne den kleinen Stolz! kurz, Leute, die Klopstock schätzt und liebt, in diesem Stande zu finden, das ist ein großer Fund!"

Bei so liebenswürdiger Persönlichkeit war es begreiflich, daß die von den beiden Grafen gewünschte Aufnahme in den Bund, durch welche sich derselbe geehrt fühlen mußte, durchaus keinen Schwierigkeiten unterlag, sondern mit allgemeiner Zustimmung erfolgte. Ihre patriotische Freiheitsliebe und die schwärmerische Freundschaft, die sie an einzelnen Mitgliedern des Bundes bewiesen, harmonirte völlig mit deren Denk- und Empfindungsweise. Tod und Verderben den Galliern zu schwören, war gleichfalls das Grundprincip der Grafen, das sich in mehren ihrer Oden und sonstigen Gedichte kund gab. Auf Klopstock's Autorität gestützt, huldigten sie auch der Bardenpoesie, mit der es den jungen Dichtern sehr Ernst war, ungeachtet Bole den Vorwurf dieser öffentlich scharf getadelten Richtung von dem Vereine abzuwälzen und das Ganze überhaupt als etwas Unerhebliches und Vorübergegangenes, als ein bloßes Spielwerk darzustellen bemüht war. In einem Briefe an Knebel [19]) schreibt er darüber: „Unsere jungen Dichter hatten einen Bund mit einander gemacht, ihre Leiern nicht durch Nachahmung zu entweihen, teutschen Geist und Patriotismus zu singen; aber Barden wollten sie durchaus nicht sein, wie wir jetzt das Wort nehmen. Sie wollten keine Bardenmythologie gebrauchen, und überhaupt, wie einige Neuere, nicht die Bardenpoesie blos zum Rüstzeuge und zur Stickerei unbardischer Gedichte machen. Ich munterte den Bund auf, und sie, die sich unter einander zum Spaß alte Namen gegeben hatten, gaben mir den Namen Wardomar."

Wie die Bundesglieder von dem Feuer ihrer vaterländischen Gesänge sich zu einfachen, sentimentalen Naturempfindungen herabstimmten, schildert Voß in einem Briefe an seine nachherige Gattin Ernestine, die Schwester seines Freundes Boie. „Kleist's Andenken," schrieb er [20]), „hab' ich auch diesen Frühling einen schönen Nachmittag gewidmet. Ich ging mit Hölty nach einem nahen Dorfe, Kleist's Frühling in der Tasche. Wir wollten uns in einem Garten unter einem blühenden Baume hinlegen." — Nach der erhaltenen Erlaubniß, in dem Garten des Pfarrhauses lesen zu dürfen, hatten sie sich dorthin begeben. „Wir setzten uns," fährt Voß fort, „in eine Laube, die aus Apfelbaum und Hollunder geflochten war, und Hölty las den Frühling vor. Die Nachtigall sang, die Tauben girrten, die Hühner lockten; von fern ließ sich eine Schar Knaben auf Weidenflöten hören, und die Apfelblüthen regneten so auf uns herab, daß Hölty sie von dem Buche wegblasen mußte. Wie wir fertig waren, lagerten wir uns noch eine Stunde unter einem blühenden Banme, und beobachteten die kleinen Würmer, die im fetten Grase herumschwärmten. — Im Wehen der Abendkühle gingen wir wieder nach Göttingen."

Weder mit dieser Sentimentalität, noch mit der ausschließlichen Verehrung Klopstock's, der Bardenpoesie und eraltirten patriotischen Sinnesweise harmonirte einer der talentvollsten Dichter, der ebenfalls in Göttingen studirt hatte, und mit dem dortigen Bunde in mehrfacher Beziehung stand, ohne demselben als eigentliches Mitglied anzugehören. Es war Gottfried August Bürger, der gefeierte Dichter der Lenore, jener Ballade, die noch in höherem Grade als seine übrigen Poesien eine so einstimmige Bewunderung und allgemeine Verbreitung unter allen Ständen fand, daß, wie erzählt wird, die Bauern in der Schenke sich von dem Küster diese Ballade vorlesen ließen [21]) und Goethe in einem fein gebildeten Cirkel es nicht verschmähte, sie zu declamiren [22]). Wodurch Bürger während seines Aufenthalts in Göttingen, ehe er Amtmann zu Altengleichen geworden war, von dem Eintritte in den Bund abgehalten worden, scheint daraus erklärlich, daß seine Entfernung und die Gründung jenes Vereins fast in dieselbe Zeit, in das Jahr 1772, fällt. Laune oder Zufall war es schwerlich, was ihn in dieser Beziehung zu einem Entschlusse bestimmte.

18) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe. 1. Bd. S. 113 fg. Vergl. A. G. Brutz, Der Göttinger Dichterbund S. 242. 19) Siehe dessen Literarischen Nachlaß und Briefwechsel. 1. Bd. S. 139.

20) Briefe von J. H. Voß. 1. Bd. S. 218. Vergl. Hölty's Leben vor der Ausgabe s. Gedichte S. XXXII fg. 21) Siehe Althof's Nachrichten von Bürger's Lebensumständen S. 436. G. A. Bürger. Ein biographisches Denkmal von H. Döring S. 82. 22) Siehe dessen Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 4. Bd. S. 44 fg.

Außer der populairen und allgemein verständlichen Poesie noch irgend eine andere Gattung wahrhaft anzuerkennen widerstrebte Bürger's Natur, die mit dem erzwungenen Pathos in vielen Gedichten der Bundesglieder Nichts gemein hatte. Ebenso wenig konnte sich seine Sinnlichkeit mit ihrer moralischen Strenge befreunden. Vielleicht regte sich auch in ihm ein gewisses Selbstgefühl. Auch ohne auf die Stimme des Publicums zu hören, mußte er fühlen, daß er den gesammten Bundesgliedern an Talent überlegen war.

Daß er ihrem Streben jedoch gerechte Anerkennung zollte, zeigt seinen Charakter von einer liebenswürdigen Seite. Ein interessantes Document hat sich hierüber in einem Briefe erhalten, den er, als der Bund kaum gegründet worden, im Herbste 1772 an Gleim schrieb. „In Göttingen," heißt es darin[23]), „keimt ein ganz neuer Parnaß und wächst so schnell wie die Weiden am Bache. Wenigstens zehn poetische Pflanzen sprossen dort, wovon zuverlässig eine oder fünf zu Bäumen dereinst werden. Ich erstaune und verzweifle beinahe, wenn mich Boie hier auf meinem Dörfchen besucht und die Producte dieser Pflanzschule mir vorlegt. Wenn das so fortgeht, so übertreffen wir noch alle Nationen an Reichthum und Vortrefflichkeit in allen Gattungen. Ich glaube, wir sind noch im vollen Steigen und noch lange nicht an unserm Ruhepunkte." In einem einige Monate später geschriebenen Briefe regt sich in der Klage, durch seine Amtsgeschäfte öfters der Poesie untreu werden zu müssen, ein gewisses Selbstgefühl und Bewußtsein seines Talents. „Mein Köcher," schrieb Bürger, „ist noch voll von goldenen Pfeilen. O wär' ich noch unter Euch in Göttingen. Ich wollte Euch allzusammt aus dem Sacke und in den Sack singen." Dazu konnte ihn wol der glänzende Erfolg seiner Dichtungen ermuthigen. Als selbständiger Schöpfer stand er den Bundesgliedern gegenüber, als Meister den Schülern, die noch in fremdem Gleise gingen. So hielt er sich immer in einer gewissen Entfernung von dem Bunde, dessen Zwecke und Formen ohnedies, wie bereits erwähnt, seiner Natur widerstreben. Ebenso wenig aber mochten sich die Glieder jenes literarischen Vereins geneigt fühlen, ihm näher zu treten und sich seinem überwiegenden Talente unterzuordnen.

Immer blieb jedoch Bürger dem Bunde befreundet, auf dessen literarische Bestrebungen, deren Organ der Gottinger Musenalmanach war, auch dadurch ein nicht geringer Glanz fiel, daß Bürger's gefeiertes Gedicht Lenore zuerst in jenem Almanache erschien. In Bezug auf die Beiträge zu demselben, meistens von Bundesmitgliedern herrührend, wie über deren literarische Leistungen überhaupt, verdient bemerkt zu werden, daß ihre poetische Thätigkeit sich fast nur auf die Lyrik beschränkte. Die Idee eines größern dichterischen Werkes scheint ihnen fern gelegen zu haben. Vorzugsweise huldigten sie, auf Klopstock's Autorität gestützt, der Bardenpoesie. Sie war in dem Almanache nicht blos durch Gesänge aus Klopstock's „Hermann und die Fürsten," sondern auch durch andere Dichter vertreten, die ebenfalls nicht Bundesmitglieder waren, wie durch Kretschmann[24]), der sich selbst unter dem Namen „Rhingulf's des Barden" als Dichter im Publicum eingeführt hatte. Abwechselnd einer sentimentalen und religiösen Richtung folgten andere Dichter, so Bürger in „Suschens Traum" und in dem Gedichte: „An Agathe," Stolberg in der „Weissagung" u. s. w. Dem Almanache Anerkennung und Freunde zu verschaffen waren besonders mehre Beiträge von Claudius geeignet, vor allen aber die Gedichte, die unter den Chiffren C D. und H D. Goethe's Namen verbargen, der, wie früher erwähnt, durch seinen „Götz von Berlichingen" den Bundesgliedern die feurigste Bewunderung seines Talents abgenöthigt hatte.

Rühmen konnte sich der Bund, daß von ihm mit dem Musenalmanache eine literarische Erscheinung ausgegangen war, die mehr als irgend eine andere die allgemeine Aufmerksamkeit des Publicums in ganz Teutschland in Anspruch nahm und durch den ihr gezollten Beifall weit verbreitet ward. Auch die Stimme der öffentlichen Kritik lautete im Allgemeinen sehr günstig über diese poetische Sammlung. In der von Klotz herausgegebenen Deutschen Bibliothek der schönen Wissenschaften war zwar das neue literarische Unternehmen scharf angegriffen und bitter getadelt worden. Beseitigt ward jedoch jener Angriff durch das Lob, das in einem vielgelesenen Journale[25]) dem Herausgeber des Almanachs über seinen Geschmack und seine sorgfältige Auswahl ertheilt ward. Daß selbst Recensionen des Almanachs in Wieland's Deutschem Merkur[26]) im Allgemeinen günstig lauteten, war ein merkwürdiger Beweis von Wieland's Unparteilichkeit, da mehre in dem Almanache befindliche Gedichte gehässige Anspielungen auf ihn enthielten, abgesehen davon, daß der ihm geltende Uebermuth bei der früher erwähnten Klopstocksfeier ihm nicht unbekannt geblieben sein konnte. Zwar hatte der Almanach dem Misgeschicke nicht entgehen können, daß ein gleiches Unternehmen in Leipzig eine heftige Polemik gegen ihn richtete. Der Göttinger Almanach erhielt sich jedoch in der Gunst des Publicums durch den höhern Werth seiner Beiträge und trug so über seinen Nebenbuhler einen vollständigen Sieg davon.

Nicht so günstig, wie zum Publicum und zur Kritik, schien sich das Verhältniß des Bundes, in sofern es durch den Almanach vertreten ward, zur Universität Göttingen zu gestalten, von wo die durch ganz Teutschland verbreitete poetische Wirksamkeit ausging. Statt darin ein nicht verwerfliches jugendliches Streben zur Förderung der vaterländischen Literatur zu erblicken, liehen die akademischen Lehrer nur den abenteuerlichen Gerüchten, die sich über den Bund der jungen Dichter und ihre Absonderung von der gewöhnlichen Lebensweise verbreiteten,

23) Siehe H. Döring a. a. O. S. 57

24) Karl Friedrich Kretschmann, geb. am 4. Dec. 1738 zu Zittau, gest. daselbst am 16. Jan. 1809 als Advocat und Gerichtsactuar. Siehe über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 25) In der Allgemeinen Deutschen Bibliothek. 22. Bd. Heft 1. S. 226 fg. 26) Vom J. 1773. 1. Bd. Heft 1. S. 163 fg., vergl. 2. Bd. Heft 1. S. 45 fg. 6. Bd. Heft 1. S. 39 fg.

überall ein offenes Ohr. Was ein Hauptmitglied des Bundes darüber sagt, verdient hier eine Stelle. „Niemand erwartete," erzählt Voß [27]), „daß eine stille Beschäftigung mit Musenkünsten auch nur würde bemerkt, geschweige auf einem Musensitze gemisbilligt werden. Aber der Ruhm einzelner Gedichte zu einer Zeit, da viele Tonarten noch neu waren, Entfernung vom gewöhnlichen Studentenverkehre, eine Verbindung, die nicht Landsmannschaft, nicht akademischer Orden war, mehr häuslicher als öffentlicher Fleiß, Umgang mit Grafen, die Griechisch lernten und Oden dichteten, endlich Klopstock's doppelter Besuch, der auf der Reise nach Karlsruhe und zurück einige Tage dem Bunde allein schenkte — alles dies erweckte Misfallen und füllte die hundert Ohren und Zungen des Gerüchts. Lehrer einer Akademie, deren erste Pflegerin Haller's Muse gewesen war, sogar solche, denen Dichtererklärung oblag, erlaubten sich Spott gegen Dichter und Musenbeschäftigungen. Man warnte öffentlich vor den unnützen und brodlosen Spielen der Phantasie; man stichelte auf schöne Geister, auf Empfindsamkeit und nichtige Ruhmsucht; man beklagte die belletristische Ungründlichkeit, in welche man beiläufig auch Winckelmann und Lessing hineinwinkte; man bemühte sich, durch Scherzreden die anwesenden Mitglieder der unbegünstigten Gesellschaft den Blicken und dem Gelächter der Versammlung zu bezeichnen. — Andere, die um einen gastfreien Bruder sich versammelten, Lehrer und Lernende, erfanden beim Wein eine Bardengesellschaft, die mit den Bardenschülern, an die Hunderte stark, auf die benachbarten Berge auszöge, in Thierhäute vermummt um Mitternacht opferte, Wodan und Klopstock anriefe, Bildnisse verbrannte, und keinen Wein, aber gewaltig viel Bier tränke. Dies Mährchen schwatzte sich herum, und ward vielfach ausgeschmückt, Denina in der Literatur der preußischen Monarchie [28]) verlegt die Feierlichkeit in die Nähe des Blocksberges. Auf dem Stolbergischen Schlosse zu Wernigerode, meldet er, sei ein großer Saal, wo die Barden Teutschlands unter dem Aeltesten Gleim um einen Tisch, dessen Ehrensitz für Klopstock's Geist ledig gelassen werde, ein jährliches Fest begingen." — Das Misverhältniß des Bundes zur Göttinger Akademie schildert auch ein 1774 von Voß geschriebener Brief an Brückner mit den Worten: „Wir werden hier von den Professoren außerordentlich gehaßt, weil wir Klopstock's Freunde sind und Niemandem die verlangte Cour machen. Man erzählt die lächerlichsten Geschichten von uns, von Eichenkränzen, die wir beständig trügen, von einem Ochsenberge (ich kenne ihn nicht), wo wir nach Art der Hexen nächtliche Zusammenkünfte halten sollen, vierhundert an der Zahl, alle in Ziegenfellen gekleidet und mit großen Krügen versehen, woraus wir Bier tränken, und solche Alfanzereien mehr, die dem Professorenwitze Ehre machen" [29]).

Ein schneidenderer Contrast ließ sich kaum denken, als der leidenschaftlich aufgeregte jugendliche Enthusiasmus der ruhigen Besonnenheit einer Bildungsanstalt gegenüber, die überall nur das Reale, das rein Praktische im Auge hatte, und allem Idealen abhold, in der Dichtkunst Nichts als eine Thorheit übermüthiger und unpraktischer Menschen erblickte. In dieser Ansicht lag der Hauptgrund einer Opposition, die es selbst nicht verschmähte, absichtlichen Entstellungen und gehässigen Gerüchten, die sich über den Dichterbund verbreiteten, ein offenes Ohr zu leihen und unbedingt Glauben zu schenken. Dies allein scheint es jedoch nicht gewesen zu sein, was die Mitglieder des Bundes tief verletzte. Ihrer gereizten und bittern Stimmung, welche Voß in den vorhin erwähnten Mittheilungen aussprach, lag noch etwas Anderes zum Grunde. Es war die vornehme Miene, womit die meisten Professoren auf den Bund und dessen Bestrebungen herabblickten [30]). Niemand aber konnte durch eine solche Geringschätzung mehr gereizt werden als Voß. Er betrachtete sich, wie bereits früher erwähnt, als Stifter und Mittelpunkt eines literarischen Vereins, an den er sich auch noch in spätern Lebensjahren gern erinnerte [31]). Den Bund verspottet zu sehen, konnte er nicht ertragen, und es läßt sich wol annehmen, daß für ihn darin der Keim zu seiner spätern literarischen Fehde gegen Heyne lag, wenn dieselbe auch in eine Zeit fällt, wo er längst Göttingen verlossen hatte.

Eigenthümlicher Art waren auch die auswärtigen Beziehungen des Bundes zu andern literarischen Vereinen Teutschlands. Mit den leipziger Poeten konnte der Bund schon deshalb in keinem freundlichen Verhältnisse stehen, weil sie es, wie früher erwähnt, gewesen waren, die als Nebenbuhler des Göttinger Musenalmanachs eine leidenschaftliche Polemik gegen dies Unternehmen gerichtet hatten. Wie wenig überhaupt die formelle Bildung Leipzigs unter den neuern und lebendigern Entwickelungen der Literatur ihren bisherigen Einfluß behaupten konnte, zeigten die wenig schonenden Urtheile, die der göttinger Bund über mehre leipziger Poeten fällte, namentlich über Gellert. Die bisher allgemein anerkannten Verdienste dieses Dichters, seine Popularität und leichte Versification konnte man ihm zwar nicht streitig machen. Doch trug man kein Bedenken, in Gellert's Gedichten das als trivial und unpoetisch zu bezeichnen, was ihm bisher als eine Tugend angerechnet worden war. Daß er ein guter, frommer Mann gewesen, war Alles, was die neue Dichtergeneration ihm zugestand. Damit glaubte sie der Pietät gegen ihn völlig genügt zu haben. Eine ganz andere Meinung hatten die jungen Dichter in ihrer exaltirten Begeisterung von seinen literarischen Verdiensten. Das von Voß darüber gefällte Urtheil, an und für sich

27) In den vor Hölty's Gedichten befindlichen Nachrichten von des Dichters Leben S. XXX fg. 28) La Prusse littéraire sous Frédéric II. 29) Siehe die mehrfach erwähnten Briefe von Voß. 1. Bd. S. 180.

30) Nicht bei allen scheint dies der Fall gewesen zu sein. Eine rühmliche Ausnahme machten Miller, Feder, Gatterer u. A. „Sie fuhren fort," erzählt Voß, „aufrichtige Gewogenheit zu äußern. Kästner ließ durch Boie und Holty, die seine Einsamkeit besuchten, die Freunde zum Beitritt in die teutsche Gesellschaft wiederholt einladen; ihre Entschuldigung und selbst Holty's Wegbleiben nahm er mit Nachsicht auf. — So reizbar er für das Lächerliche war, gegen die verlachten Jünglinge entfuhr ihm doch kein unmildes Wort." Siehe Voß im Leben Holty's S. XXXV. 31) Siehe Briefe von Voß. 2 Bd. S. 141.

merkwürdig, verdient hier um so mehr eine Stelle, da es nach des genannten Dichters eigener Versicherung zugleich das Urtheil des ganzen Bundes war [32]).

In einem Briefe von Voß an Brückner vom Jahre 1773 heißt es: „Gellert ist ein guter, ein unterhaltender und belehrender Schriftsteller. Aber den Ruhm, den er bei seinen Zeitgenossen verdiente, verdient er jetzt in dem Grade nicht mehr. Ich glaube noch immer, daß es gefährlich sei, seine Prosa für ein Muster der Schreibart auszugeben. Denn französisch Teutsch kann unmöglich gut Teutsch sein" [33]). Hierher gehört ganz besonders die Stelle eines Briefes, in welcher Voß die von Brückner aufgestellte Ansicht lebhaft bekämpft, daß der Hauptzweck der Poesie doch eigentlich der Nutzen und die dadurch bedingte allgemeine Verständlichkeit wäre. Er sucht diese Ansicht mit den Worten zu widerlegen: „Der Dichter, der nur Eine große Seele, die wieder wirken kann, stark rührt, thut mehr, als der, der den ganzen Mittelstand in eine dumme Andacht einschläfert. Nach Deinen Grundsätzen ist Gellert, ist Schmolke mehr als Klopstock, denn beide werden mehr gelesen und verstanden. Wahrlich, Gellert als Dichter betrachtet, ist nicht viel mehr als Schmolke. Was sind seine geistlichen Lieder als compilirte Sprüche? Geht die Rührung je weiter, als die gewöhnlichste Postille verschafft? Ich tadle Gellert nicht; er ist für *seine* Leser nützlich, vortrefflich. Aber ich tadle die, die ihm einen höhern Rang des Genies anweisen, als er sich selbst, trotz aller seiner Eitelkeit, angemaßt hat. — Seine Lehrgedichte — willst Du *die* Gedichte nennen? Selbst unter den Lehrgedichten stehen sie auf der niedrigsten Stufe. Seine Fabeln — wer hat Aesop und Phädrus einem Homer, Pindar, Virgil nur von fern an die Seite gesetzt? Lafontaine wird als ein Genie der ersten Größe gepriesen, aber unter den Franzosen und von Franzosen. Gellert's Komödien, seine Briefe, seine Prosa! — Ich will ja gern dem Volke seinen Götzen lassen; nur verlange nicht, daß ich selbst niederfallen soll. Gellert war ein guter, frommer Mann, ein guter Schriftsteller für Zeiten, wo Gottsched Alles war, doch durchaus kein Dichter. Gellert schreibt leicht, aber nicht schön. Er nimmt leicht zu fassende Gegenstände und gießt dann sein ewiges unausstehliches Wassergeschwätz in solchem Ueberflusse darüber, daß die dumme Eitelkeit, die doch gern viel und schnell versteht, oder lesen will, vollkommen befriedigt wird" [34]).

Daß dies wegwerfende Urtheil ein Mann von kälterem Blute und von gereifterem Alter, wie es Brückner war, nicht billigen konnte, ist leicht begreiflich. Aber auch mit der Richtung, die ein anderer leipziger Schriftsteller verfolgte, der mannichfache literarische Verdienste hatte, stimmte der göttinger Bund nicht überein. Dieser Autor war Christian Felix Weiße. Seiner Poesie konnten die Göttinger so wenig Geschmack abgewinnen, daß sie ihn fast einstimmig für einen „frostigen Dichter" erklärten. Durch seine Urtheile in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, die er redigirte, stand er auch als Kritiker bei ihnen in keinem sonderlichen Ansehen. Sie waren überhaupt der öffentlichen Kritik abgeneigt, von der sie meinten, daß sie durchaus keinen Nutzen, sondern vielmehr offenbaren Schaden bringe. Daß Weiße die Größe Shakespeare's nicht genügend anerkannte, verziehen ihm die Göttinger noch allenfalls. Völlig in ihrer Gunst war Weiße jedoch dadurch gesunken, daß er in seinem Lustspiele: „Die Poeten nach der Mode" über die Verehrung Klopstock's gespottet hatte. Daß Weiße mit Schriftstellern wie Klotz und Wieland in freundschaftlichen Verhältnissen stand, diente ihm ebenfalls nicht zur Empfehlung. Die Achtung des Bundes verscherzte er aber völlig durch eine Aeußerung, die ein von ihm an Klotz gerichteter Brief enthielt, der im Drucke erschienen war. Klopstock, hieß es darin, sei sein Freund und Klotz möchte ihn in seinem Journale „nicht frei beurtheilen" [35]). Ueber diese an und für sich unschuldige Aeußerung brach der Zorn der Göttinger in hellen Flammen aus. Was Weiße gutmüthig geäußert, deuteten sie ihm, „dem Witzlinge, der gar kein Poet sei," als eine unverzeihliche Anmaßung einem Dichter wie Klopstock gegenüber. Der poetische Bannfluch ward von ihnen auf Weiße geschleudert, den sie als untreutsch und charakterlos ihrer tiefsten Verachtung preisgaben.

In der Schweiz ward der Idyllendichter Geßner von dem Bunde aufrichtig verehrt, selbst da noch, als man einzelne poetische Schwächen an ihm bemerkt zu haben glaubte. „Geßner's Daphnis," schrieb Voß [36]), „ist vortrefflich. Ich hatte ihn seit einigen Jahren nicht gelesen. — Die naive Sprache der Liebe kennt keiner als Geßner. Was gehn mich seine Flecken an. Er ist so leicht wie Gellert und doch ein Dichter, ein großer Dichter." Dagegen stand Bodmer bei den Göttingern in keinem sonderlichen Ansehen. Sie urtheilten über ihn in ähnlicher Weise wie Klopstock, der ihm poetisches Talent gradezu absprach, doch seinen Bemühungen um die Literatur des Mittelalters vollkommene Gerechtigkeit widerfahren ließ.

Mit den preußischen Schriftstellern stand der Bund in geringer Beziehung. Für Fr. Nicolai, den Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek, der sich durch seine scharfe und unerschrockene Kritik im Gebiete der Literatur fast ebenso furchtbar gemacht hatte, wie die preußischen Soldaten in den Schlachten des siebenjährigen Krieges, konnten die Göttinger keine Sympathie empfinden. Ramler dagegen ward von ihnen, wenn sie auch seinen preußischen Patriotismus nicht theilen konnten, aufrichtig geschätzt, und es that selbst ihrer Verehrung für diesen Dichter keinen sonderlichen Eintrag, daß Einige

32) Siehe a. a. O. 1. Bd. S. 185. 33) a. a. O. S. 138. 34) a. a. O. S. 182 fg.

35) a. a. O. 1. Bd. S. 120. Durch den Unwillen über jene Aeußerung ward Voß zu der Ode: „Mein Vaterland" veranlaßt, deren Schluß sich offenbar auf Weiße bezieht. Die Verse lauten:

Der mit des Seraphs Stimme, Messias, dich
Den Söhnen Teut's sang: siehe, den lohnt der Spott
Des ungeschlachten Volks, den lohnt das
Schimpfliche Schenen des Afterfreundes.

36) a. a. O. 1. Bd. S. 256. Vergl. S. 185.

manche seiner Oden den Klopstock'schen gleichzustellen wagten. Wie das Andenken Kleist's, des Frühlingssängers, noch immer in dem göttinger Bunde gefeiert ward, ist bereits früher erwähnt worden.

In dem halberstädtischen Dichterkreise war es Gleim, der sein Interesse an der Literatur durch den väterlichen Schutz, den er jüngern Poeten angedeihen ließ, auch auf den göttinger Bund ausgedehnt hatte. Dafür fühlten sich ihm die Glieder jenes Vereins zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Ihr Tadel traf jedoch Gleim's Vorliebe für die französischen Schriftsteller, die ihm in mehren seiner Gedichte zum Muster dienten [37]). Auch der Ton, den Gleim in seinen Anakreontischen Liedern anstimmte, dünkte den Göttingern einer teutschen Lyra unwerth. Daß er, wie die meisten halberstädtischen Dichter, mit Wieland in Verbindung stand, und sein Verhältniß zu diesem inniger war, als das frühere zu Klopstock, war für die Göttinger, wenn sie auch ihr Mißfallen nicht laut äußerten, ein besonderer Stein des Anstoßes. Indessen gehörte doch Gleim zu denen, die dem Bunde ein lebhaftes Interesse bewiesen hatten. Für seine zahlreichen Beiträge zum Musenalmanach blieben ihm die Göttinger daher ihren Dank nicht schuldig, wenn sie auch nicht allen seinen poetischen Erzeugnissen Geschmack abgewinnen konnten. Auch mit den österreichischen Dichtern hatte der Bund durch Denis in Wien eine Art von Verbindung angeknüpft. Die Aufmerksamkeit der Göttinger auf die Kaiserstadt zu lenken waren aber auch Joseph's II. großartige Entwürfe zur Förderung der vaterländischen Literatur sehr geeignet. Dazu kam noch das weit verbreitete Gerücht, daß Klopstock einen Ruf nach Wien erhalten haben sollte.

Fruchtbarer als die erwähnten, größtentheils blos äußerlichen und zufälligen Beziehungen war das Verhältniß des göttinger Bundes zu den Literaten im Norden und am Rhein, und dadurch zu dem zwischen der Kritik und der Production geschlossenen Bündnisse, das eine neue Epoche der Literatur entwickeln half [38]). An Gerstenberg, den Dichter des Ugolino, der durch Klopstock mit den Interessen des Bundes und späterhin auch mit Voß persönlich bekannt geworden war, hatten die Göttinger einen theilnehmenden Freund gewonnen. Auch mit Claudius traten die jungen Dichter, namentlich Hölty, Miller und Voß, in ein wechselseitiges Freundschaftsverhältniß. Sie unterstützten sich durch Beiträge zu ihren literarischen Unternehmungen, Claudius zu dem Musenalmanache, die Göttinger zu der von ihm herausgegebenen Wandsbecker Zeitung. Mit Herder kam der Bund in keinen dauernden Verkehr, so lebhaft dieser berühmte Schriftsteller sich auch für jenen literarischen Verein interessirt und keine Gelegenheit versäumt hatte, anregend auf denselben einzuwirken und zu seiner Empfehlung beizutragen. An Merck schrieb er 1773: „Recensiren Sie doch den Musenalmanach bald. Es sind allerliebste Stücke darin: Von Bürger, der ebenso ein Minneantlitz und Silberstimme hat, als er singt, und der Engel Schmidt bei Gleim: ich glaube, da kann man für solche Sachen laut reden; und der Musenaccoucheur Boie verdient doch für seine Mühe auch Dank." Mit dem Ablehnen eines Rufs zu einer theologischen Professur in Göttingen, den Herder 1775 erhalten hatte, scheiterte für die Göttinger die Hoffnung, den berühmten Mann persönlich kennen zu lernen. Der Bund hatte sich jedoch um diese Zeit bereits aufgelöst und die meisten seiner Mitglieder hatten schon Göttingen verlassen.

Nichts glich dem Enthusiasmus, mit welchem von den Göttingern die Dichter empfangen wurden, die, wenn auch nicht durchaus, doch zum Theil ihrer eignen Richtung folgten. Zu diesen Dichtern gehörten, wie bereits früher erwähnt, besonders Goethe als Verfasser des „Götz von Berlichingen," neben ihm aber auch Lenz [39]), in dem man damals einen so nahen Geistesverwandten Goethe's erblickte, daß man die von ihm geschriebenen Schauspiele: den Hofmeister, den neuen Mendoza und andere mit Goethischen Productionen verwechselte [40]). Allen Regeln der Theorie Trotz zu bieten und ihre Fesseln abzuschütteln, wie es die genannten beiden Dichter, namentlich Goethe in seinem Götz, gethan, war auch die literarische Tendenz des göttinger Bundes. In seiner Farce: „Götter, Helden und Wieland" [41]) war Goethe als ein Gegner dieses Dichters aufgetreten. In der Achtung des göttinger Bundes war er dadurch gestiegen. Was Goethe in spätern Jahren über die Sturm- und Drangperiode, der er selbst damals angehörte, und nebenher auch in Bezug auf den göttinger Bund äußerte, verdient hier eine Stelle. Von Unterwerfung unter das Gesetz der Schönheit, von Form und Grazie, meinte Goethe, sei im Götz noch wenig zu spüren gewesen. „So geschah es denn," fügt er hinzu, „daß die Jugend auch in diesem Stücke ein Panier sah, unter dessen Vorschritte Alles, was in ihr Wildes und Ungeschlachtes lebte, sich wol Raum machen durfte, und grade die besten Köpfe, in denen schon vorläufig etwas Aehnliches spukte, wurden davon hingerissen [42]). — In dem göttinger Dichterkreise hatte sich nun, zugleich mit mannichfachen poetischen Verdiensten,

37) „Wozu die Nachahmung der Franzosen?" schrieb Voß am 13. Juni 1773 an Brückner. „Ich will schwören, daß in 300 Jahren Wieland, Jacobi und Gleim-Anakreon (nicht Gleim-Tyrtäus) vergessen sind." Siehe a. a. O. 1. Bd. S. 142. 38) Vergl. R. G. Prutz, Der Göttinger Dichterbund S. 206.

39) Jacob Michael Reinhold Lenz, geb. am 12. Jan. 1750 zu Seßwegen in Livland, gest. am 24. Mai 1792 zu Moskau. Vergl. über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Goethe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 252 fg. Die von Tieck besorgte Sammlung der Lenz'schen Schriften. 3. Bd. S. 209 fg. Gervinus in s. Geschichte der deutschen Nationalliteratur. 4. Bd. S. 584 fg. 40) „Goethe," schreibt Voß, „hat eine Farce wider Wieland drucken lassen. Ich habe sie noch nicht gelesen. Aber seinen „Hofmeister" kenne ich, eine Komödie, ebenso empörerisch gegen das Regelbuch als Götz von Berlichingen und ebenso nackte Natur." In einem spätern Briefe heißt es: „Der Hofmeister soll nicht von Goethe, sondern von einem seiner Freunde, Namens Lenz, sein. Die Aehnlichkeit mit Götz von Berlichingen ist so groß, daß selbst Klopstock getäuscht ward." Siehe Voß in s. mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 169. 252 fg., vergl. S. 176. 41) Leipzig 1774. Wieder abgedruckt in Goethe's Werken. 42) Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 206.

auch noch ein anderer Sinn entwickelt, dem ich keinen ganz eigentlichen Namen zu geben wüßte. Man könnte ihn das Bedürfniß der Unabhängigkeit nennen, welches immer im Frieden entspringt und grade da, wo man eigentlich nicht abhängig ist. — Im Frieden thut sich der Freiheitssinn der Menschen immer mehr hervor und je freier man ist, desto freier will man sein. Man will Nichts über sich dulden: wir wollen nicht beengt sein, Niemand soll beengt sein. — Dieser Geist und Sinn zeigte sich damals überall, und grade, da nur Wenige bedrückt waren, wollte man auch diese von zufälligem Drucke befreien. So entstand eine gewisse sittliche Befehdung, Einmischung der Einzelnen in's Regiment, die mit löblichen Anfängen zu unabsehbar unglücklichen Folgen hinführte" [43]).

Ueber den abstracten Freiheitsdrang der Göttinger, von dem Goethe nach den obigen Mittheilungen ein so „unabsehbares Unglück" befürchtete, scheint er in der Zeit, von der hier die Rede ist, doch anderer Ansicht gewesen zu sein. Wenigstens empfand er keine Scheu, sich dem Bunde zu nähern und mit ihm in eine Art von Verbindung zu treten. Aufgefordert durch Gotter, den er schon in Wetzlar kennen gelernt hatte, späterhin auch durch Boie, unterstützte Goethe, wie bereits früher erwähnt, den Göttinger Almanach mit Beiträgen. Auch mit Schönborn [44]), der, dem Goethe'schen Hause in Frankfurt befreundet, auf seiner damaligen Reise als Gesandtschaftssecretair nach Algier einige Zeit in Göttingen verweilte, trat der dortige Dichterbund in ein herzliches, auf gegenseitige Achtung gegründetes Verhältniß, das sich um so inniger gestaltete, da Schönborn ein Freund Klopstock's und der Grafen Stolberg war. Von Voß wird Schönborn „ein vortrefflicher Mann und ein großes Genie" genannt. „Er ist auch," fügt er hinzu, „Klopstock's Freund. — Zu Boie hat er gesagt, der Bund würde in einigen Jahren auf Teutschlands Parnaß Revolution machen. Unsere Grundsätze sind völlig die seinigen" [45]). Auch Schönborn lieferte mehre poetische Beiträge zu dem Göttinger Almanache und bethätigte so sein Interesse an dem Bunde.

In wie mannichfache Beziehungen auch nach und nach der Dichterbund mit den ausgezeichnetsten Literaten getreten war, schien doch noch immer durch Klopstock und Wieland für die Göttinger die Doppelrichtung bestimmt zu werden, der sie zu folgen oder die sie zu vermeiden hatten. Einen Stolz setzten sie noch immer darein, sich Klopstock's Freunde nennen zu dürfen. Aber auch in dem Hasse Wieland's und in der gegen ihn gerichteten Feindschaft erblickten sie eine gewisse Größe. Den Sturz dieses Dichters zu fördern, hielten sie für eins der verdienstlichsten Werke, und dazu nach allen ihren Kräften beizutragen, glaubten sie schon der Freundschaft schuldig zu sein, deren Klopstock sie würdigte. In ihrem jugendlichen Enthusiasmus hielten sie die Gattung der Poesie, die sich auf das Uebersinnliche und Abstracte bezog, für die einzig wahre. Daß bei Klopstock sich Alles, selbst die Liebe, in das Gewand der Religion kleidete, gab diesem Dichter, nach den Ansichten des göttinger Bundes, einen unbestreitbaren Vorzug vor den sinnlichen Schilderungen Wieland's. In einem zweideutigen Lichte erschien dieser Dichter noch obendrein durch die Betrachtung, daß er beim Beginn seiner schriftstellerischen Laufbahn ein Schüler und Nacheiferer Klopstock's gewesen, und in seiner „Prüfung Abraham's," in seinen „Psalmen," dem „Antilucrez," dem „Antiovid" und ähnlichen Werken ebenfalls der religiösen Richtung gefolgt war. Völlig verschieden von dem Klange der heiligen Harfe, deren Saiten er fortwährend angeschlagen, war der Ton in seinen „Komischen Erzählungen" und in andern sinnlichen Schilderungen, die mit dem sittlichen Rigorismus des göttinger Bundes im schärfsten Contraste standen. Diesen merkwürdigen Uebergang von der geistlichen zur weltlichen Dichtung, von Klopstock zu Crebillon, von Plato zu Epikur, von der strengen Moral zur lockenden Sinnlichkeit konnten die Göttinger Wieland um so weniger verzeihen, da die Vermuthung nahe lag, sein früherer christlicher Sinn sei Nichts als Maske und Verstellung gewesen. Eine genauere Kenntniß seines Charakters würde den göttinger Bund zu einer andern Ueberzeugung geführt haben. Ein geistreicher Schriftsteller vertheidigt den Dichter mit den Worten: „Wieland war gar nicht im Leben, was er in seinen Gedichten schien. Er war keusch im Leben, ein wackerer Ehemann, ein tüchtiger Vater; wollüstig aber in der Dichtkunst, frivol, sowie er zu einem Reime ansetzte, und Libertin nur mit dem Munde" [46]). Das war kein unwesentlicher Punkt in der excentrischen Polemik, welche die Göttinger gegen Wieland und gegen die nicht kleine Partei richteten, die der glatten und gefälligen Form, dem Reize der Sinnlichkeit, der Handlung und Bewegung in seinen poetischen Gemälden den Vorzug einräumten vor der abstracten Haltung Klopstock's.

Dieser Haltung war Klopstock in keinem seiner Werke so treu geblieben als in seiner 1774 herausgegebenen „Gelehrtenrepublik." Bei der Abfassung dieses bereits früher erwähnten Werkes hatte ihn die seltsame Idee geleitet, die teutsche Literatur als einen Druidenstaat darzustellen, mit Meistern und Gesellen, Oberzünften und Unterzünften, mit Landtagsverhandlungen, Gesetzen, Strafen u. s. w. Eine zahlreiche Subscription hatte das Erscheinen des Werkes, trotz des ungewöhnlich hohen Preises, in mehrfacher Weise begünstigt, da es ausdrücklich hieß: „man solle nicht sowol das Buch bezahlen, als den Verfasser bei dieser Gelegenheit für seine Verdienste um das Vaterland belohnen" [47]). Nach den

43) Siehe a. a. O. 3. Bd. S. 138 fg. 44) Gottlob Friedrich Gnü Schönborn, geboren 1741 zu Schönefeld in der Grafschaft Pinneberg, königl. dänischer Staatsrath, Ritter und Curator der Universität zu Kiel, gestorben zu Enkendorf am 29. Jan. 1817. Siehe Raßmann's Literarisches Handwörterbuch deutscher Dichter S. 331. 452. Goethe's Leben von H. Döring S. 520 fg. Eine Auswahl von Schönborn's Gedichten enthält Matthisson's lyrische Anthologie. 45) Siehe Briefe von Voß. 1. Bd. S. 146, vergl. S. 156. 171. 178. 186.

46) Siehe Prutz, Der Göttinger Dichterbund S. 319. 47) Siehe Goethe, Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 3. Bd. S. 115.

aufs Höchste gespannten Erwartungen sah sich der größere Theil des Publicums, der den Inhalt der Gelehrtenrepublik unverständlich und ungenießbar fand, bitter getäuscht. Aber auch die öffentliche Kritik erhob sich fast einstimmig gegen das erwähnte Werk, an welchem man das Ungereimte in dem Entwurfe, die schwerfällige Form, den anmaßlichen Stolz, das Kastenwesen tadelte und noch viele andere Mängel scharf bezeichnete [48]). Was ein Ehrendenkmal für Klopstock werden sollte, diente nun dazu, sein bisher behauptetes Ansehen zu schmälern und ihm die Gunst des Publicums zu entziehen, die um so entschiedener auf seinen Nebenbuhler Wieland überging, dessen „Deutschen Mercur" der glänzendste Erfolg krönte. Unter diesen Umständen zeigte sich Klopstock, seiner abgeschlossenen Persönlichkeit ungeachtet, um so mehr bereit, sich einem literarischen Vereine zu nähern, der sich mit stürmischer Begeisterung an ihn herangedrängt hatte. In den jungen Dichtern erblickte Klopstock kräftige Stützen seines Ruhms und gab sich der Hoffnung hin, daß mit dem göttinger Bunde vereint die Idee der „Gelehrtenrepublik" sich noch realisiren könnte. Seine rege Theilnahme an dem Bunde bethätigte er daher, wie früher erwähnt worden, in mehrfacher Weise durch Zusendungen von Briefen, Büchern und andern freundlichen Gaben. Dadurch ging der Enthusiasmus des Bundes so weit, daß mehre seiner Glieder förmliche Wallfahrten nach Hamburg unternahmen [49]), um des verehrten Dichters Antlitz zu schauen und von ihm zu vernehmen, was er für die Zukunft von dem Bunde erwarte.

Mit Begeisterung meldete Voß im März 1774 einem Freunde, daß Boie aus Hamburg, wohin er gereist, einen Brief Klopstock's an den Bund mitgebracht habe. „Hier ist," schrieb Voß [50]), „die Abschrift. Der größte Dichter, der erste Teutsche von denen, die leben, der frömmste Mann, will Antheil haben an dem Bunde der Jünglinge. Alsdann will er Gerstenberg, Schönborn, Goethe und einige Andere, die teutsch sind, einladen, und mit vereinten Kräften wollen wir den Strom des Lasters und der Sklaverei aufzuhalten suchen. Zwölf sollen den innern Bund ausmachen. Jeder nimmt einen Sohn an, der ihm nach seinem Tode folgt; sonst wählen die Eilf. Mehr wissen wir selbst noch nicht. — Gerstenberg wundert sich, wie Teutschland nach Göttingen gekommen ist. Die Grafen Stolberg schreiben, daß Klopstock viel von uns erwartet. Schande über uns, wenn wir seine Erwartung nicht erfüllen. Aber Gott wird uns helfen! Denn Freiheit und Tugend ist unsere Losung. — Ohne Einwilligung des Bundes darf künftig Niemand etwas drucken lassen." Diese Mittheilungen scheinen das Resultat von Gesprächen mit Klopstock zu sein, den Voß um Ostern 1774 in Hamburg persönlich kennen gelernt hatte. Den literarischen Verein, der sich in Göttingen gebildet hatte, zu einem allgemeinen teutschen Dichterbunde zu erweitern, war ein Plan, mit dem sich Klopstock damals ernstlicher als jemals beschäftigte. Gesteigert ward das Selbstgefühl der Bundesglieder, deren höchster Stolz es war, nationalteutsche Dichter zu heißen, besonders dadurch, daß Klopstock am Schlusse seiner „Gelehrtenrepublik" mehre nicht undeutliche Winke hatte fallen lassen, wie er durch die Verbindung mit ihnen sein neues Project zu realisiren hoffte. Voß bemerkt hierüber: „Auf dem letzten Bogen der Gelehrtenrepublik kommt eine Schar von Jünglingen vor, die unser Bund ist. Ich zitterte, als ich sie las" [51]).

Diesen mächtigen Eindruck erklärlich zu finden, müssen hier Klopstock's eigene Aeußerungen auszugsweise mitgetheilt werden. Ueber die Periode, wo der erwähnte allgemeine Dichterbund, wie er hoffe, in's Leben treten werde, äußert sich Klopstock mit Begeisterung [52]): „Glücklicher Zeitpunkt! Ihr könnt ihn erleben, Jünglinge, deren Herz jetzt laut vor Unruhe schlägt, ob die Republik den großen Entschluß, sich zu diesem Zwecke zu vereinigen, fassen werde. Ist er gefaßt, so macht Euch Nichts mehr Unruhe. Denn Ihr wißt, daß der Teutsche gewiß ausführt, wenn er einmal beschlossen hat, auszuführen. — Das Alles könnt Ihr erleben, Jünglinge, und daran könnt Ihr Theil haben." Klopstock schildert nun weiter, wie bei der Berathung dieses Antrages „Unruhe und Murren im Volke" entstanden. „Da sprangen," fügt er hinzu, „zwölf edle und vaterländische Jünglinge, die einander zugewinkt hatten, auf Einmal auf, sonderten sich von dem Volke, zwangen ihnen Einen zum Anführer, und gingen bleich und zitternd, aber dennoch sehr muthig, nach dem halben Kreise zu. Die Aldermänner winkten und riefen ihnen Rückkehr entgegen. Allein die Jünglinge sahen und hörten Nichts mehr, gingen hinauf, sagten: Es wäre jetzt eben eine weite, ansteckende Seuche unter das Volk gekommen! baten, beschworen die Aldermänner bei der Ehre der Nation, bei dem Vaterlande, nicht hart zu sein, ihnen es nicht zu versagen, nicht abzuschlagen heute, an diesem festlichsten ihrer Tage, eine Stimme haben zu dürfen. — Die Aldermänner gestanden sie zu. Die Jünglinge gingen nicht wieder zum Volke hinunter. Sie traten seitwärts neben die Bildsäulen, blieben dort stehen und schlugen mit jener Anmuth der Bescheidenheit und mit der schönen Röthe des zurückgehaltenen Feuers die Augen nieder" [53]).

Der verächtliche Ton, mit welchem Klopstock in dem vorhin erwähnten Werke von den Facultätswissenschaften, von den historischen Kenntnissen u. s. w. als einer „gelehrten Tagelöhnerei" gesprochen hatte, war nicht geeignet, ihn bei den göttinger Professoren zu empfehlen, als er im Herbste 1774 auf einer Reise nach Darmstadt, wohin ihn der Markgraf Karl Friedrich von Baden gerufen [54]), die genannte Hochschule besuchte. Um so freudiger ward Klopstock von den jungen Dichtern empfangen, mit denen er über die Entwickelung des zukünftigen Bundes und

48) Siehe Allgemeine deutsche Bibliothek. 28. Bd. Heft 2. S. 102 fg. Wieland's Deutschen Merkur. 1774. Heft 3. S. 337 fg. K. L. v. Knebel's literar. Nachlaß und Briefwechsel. 2. Bd. S. 210. 49) Siehe Voß in seinen mehrfach erwähnten Briefen. 1. Bd. S. 154. 50) Siehe a. a. O. S. 156.

51) Siehe a. a. O. 1. Th. S. 159. 52) Siehe Klopstock's Gelehrtenrepublik. 1. Th. S. 432 fg. 53) Siehe a. a. O. S. 439 fg. 54) Siehe a. a. O. S. 177. Goethe in Dichtung und Wahrheit aus meinem Leben. 4. Bd. S. 98.

über die dabei zu verfolgenden Zwecke sich ausführlich besprach. Darüber schrieb Voß seinem vieljährigen Freunde Brückner: „Mit dem Bunde hat Klopstock große Dinge im Sinne, sein Plan ist aber noch nicht völlig bestimmt. — Alles, was wir schreiben, muß streng nach Geschmack und Moral geprüft werden, eh' es erscheinen darf. Er selbst unterwirft sich dem Urtheile des Bundes. Zwei Drittheile von den Stimmen entscheiden. Er selbst will nicht mehr als Eine Stimme haben und zwar auf unser Bitten die letzte. Nebenabsichten sind die Vertilgung des verzärtelten Geschmackes, ferner: der Dichtkunst mehr Würde gegen andere Wissenschaften zu verschaffen, manches Götzenbild, das der Pöbel anbetet, einen Heyne, Weiße u. s. w. zu zertrümmern, die Schemel der Ausrufer, wenn sie zu sehr und zu unverschämt schreien, umzustürzen" u. s. w.[55]).

Daß von diesen weit ausgedehnten und phantastischen Plänen keiner sich realisiren konnte, hätten die Mitglieder des göttinger Bundes sich gleich Anfangs sagen müssen, wenn ihre excentrische Stimmung ihnen erlaubt hätte, sich aus dem Gebiete abstracter Ideen in die Verhältnisse der wirklichen Welt zu versetzen. Die kühnen Hoffnungen, zu denen sie sich durch Klopstock's persönliche Bekanntschaft berechtigt fühlten, vereitelte, beinahe unmittelbar, nachdem er Göttingen wieder verlassen, die Auflösung des Bundes. Sie mußte erfolgen, da die Zeit, welche die jungen Dichter der Vorbereitung zu ihrem künftigen Lebensberufe widmen sollten, sich ihrem Ende nahte. Großartige Reformen in der Literatur hervorzurufen, war keine Zeit weniger geeignet als die kurze Dauer des akademischen Lebens. Das hatten die Bundesglieder bereits in ihrem Kreise erfahren, als die Grafen Stolberg, nach einem tieferschütternden Abschiede im Herbste 1773 Göttingen verlassen hatten. Der Eindruck, den diese Trennung auf die Zurückbleibenden gemacht, war so gewaltsam, daß er noch später in einzelnen ihrer Dichtungen wiedertönte. Ein merkwürdiger Beleg für die in dem Bunde herrschende sentimentale und excentrische Stimmung liefert ein davon entworfener Bericht, der zu charakteristisch ist, um mit Stillschweigen übergangen zu werden.

„Der 12. Sept.," schrieb Voß [56]), „wird mir noch oft Thränen kosten. Es war der Trennungstag von den Grafen Stolberg und ihrem vortrefflichen Hofmeister Clauswitz. Den Sonnabend waren wir bei Boie versammelt. Der ganze Nachmittag und der Abend waren noch so ziemlich heiter, bisweilen etwas stiller als gewöhnlich. Einigen sah man geheime Thränen des Herzens an. Das sind die bittersten, bitterer als die über die Wangen strömen. Des jüngsten Grafen Gesicht war fürchterlich. Er wollte heiter sein, und jede Miene, jeder Ausdruck war Melancholie. Unser Trost blieb noch immer der folgende Abend. Aber blos die Nacht blieb ihnen und uns übrig. Wir waren schon um zehn Uhr auf meiner Stube versammelt und warteten. Es war schon Mitternacht, als die Stolberge kamen. Aber die schrecklichen drei Stunden, die wir noch in der Nacht beisammen waren, wer kann die beschreiben? Jeder wollte den Andern aufheitern, und daraus entstand eine solche Mischung von Trauer und verstellter Freude, die dem Unsinne nahe kam. Der älteste Miller und Hahn (von mir weiß ich's nicht) fanden in jedem Worte etwas Komisches. Man lachte und die Thräne stand im Auge. Wir hatten Punsch machen lassen, denn die Nacht war kalt. Jetzt wollten wir durch Gesang die Traurigkeit zerstreuen. Wir wählten Miller's Abschiedslied auf Esmarch's Abreise [57]), das wir auf die Grafen verändert hatten. — Boie konnte es nicht aushalten und ging unter dem Vorwande von Kopfweh zu Bette, hat auch nachher nicht Abschied genommen. Hier war nun die Verstellung, alles Zurückhalten vergebens. Die Thränen strömten und die Stimmen blieben nach und nach aus. Miller's teutsches Trinklied [58]) machte uns darauf ein wenig ruhiger und dann ward noch das Trinklied von mir gesungen. Das Gespräch fing wieder an. Wir fragten zehnmal gefragte Dinge, wir schwuren uns ewige Freundschaft, umarmten uns, gaben Aufträge an Klopstock. Jetzt schlug es drei Uhr. Nun wollten wir den Schmerz nicht länger verhalten, wir suchten uns wehmüthiger zu machen, und sangen von Neuem das Abschiedslied, und sangen es mit Mühe zu Ende. Es ward ein lautes Weinen. — Nach einer fürchterlichen Stille stand Clauswitz auf: Nun, meine Kinder, es ist Zeit! — Ich flog auf ihn zu, und weiß nicht mehr, was ich that. Miller riß den Grafen aus Fenster und zeigte ihm einen Stern. Wie ich Clauswitz losließ, waren die Grafen fort. Es war die schrecklichste Nacht, die ich erlebt habe."

Durch die Trennung der Grafen Stolberg hatte der Bund, dem sie zu besonderer Zierde gereicht, einen empfindlichen Verlust erlitten, der durch neu hinzutretende Mitglieder in keiner Art ersetzt worden war, da diese sich für die Angelegenheiten des Bundes und besonders für seine rigoristische Tendenz minder lebhaft interessirten. Zu den bedeutendsten unter diesen Mitgliedern gehörte Leisewitz, der nachherige Verfasser des Trauerspiels „Julius von Tarent," der durch Hölty zur Aufnahme in den Bund vorgeschlagen und durch Klopstock's Freundschaft empfohlen war, zu einer Zeit, wo man noch von seinem poetischen Talente keine Kenntniß hatte. Sein Aufenthalt in Göttingen war jedoch von kurzer Dauer. Bereits im Herbste 1774 hatte er, nach vollendeten Studien, die genannte Universität verlassen. Dies war auch bei einigen andern Bundesgliedern der Fall. Miller hatte sich nach Leipzig, Hahn nach Zweibrücken begeben [59]). Einige Monate später hatte sich Boie entfernt und im Frühjahre 1775 auch Voß, jener in Hanover nach einer praktischen Stelle sich umzuthun, dieser, um von Wandsbeck aus, wohin ihn Claudius gerufen [60]), die Fortsetzung des bis-

55) Siehe Voß a. a. O. S. 178. 56) Siehe a. a. O. S. 221 fg.

57) Traurig sehen wir uns an,
Achten nicht des Weins u. s. w.

58) Siehe J. M. Miller's Gedichte. (Ulm 1783.) 59) Siehe Voß a. a. O. S. 174, vergl. S. 178 u. 186. 60) Siehe a. a. O. S. 181 u. 187.

her von Boie redigirten Göttinger Musenalmanachs unter dem Titel des Hamburger zu übernehmen, während in Göttingen selbst ein neuer Göttinger Musenalmanach erschien, den Göckingk herausgab. Durch die Trennung der Bundesglieder war ihr Verhältniß zu einander nicht gänzlich abgebrochen worden. Es dauerte vielmehr noch längere Zeit fort. Die scheidenden Freunde hatten sich das Versprechen gegeben, mit einander einen fortwährenden Briefwechsel zu unterhalten, an den sich noch eine officielle Bundescorrespondenz knüpfen sollte. Dadurch hofften sie noch immer die Idee der Klopstock'schen Gelehrtenrepublik zu realisiren. Noch immer zeigte sich ihr Interesse durch Beiträge zu den Musenalmanachen, besonders zu dem von Voß herausgegebenen, und zu dem von Boie mit Dohm 1776 gegründeten „Deutschen Museum." Dies Verhältniß änderte sich jedoch wesentlich, als der frühere Enthusiasmus sich nach und nach abkühlte. Die veränderten Lebensverhältnisse, die Aussprache der Wirklichkeit zerstörten die frühern idealen Träume, an deren Stelle nun eine prosaische Besonnenheit trat, die mit der Poesie wenig mehr gemein hatte. Nachtheilig für den ehemals bisher so innigen Verein wirkten noch allerlei andere Interessen, so die Almanachs-Concurrenz zwischen Bürger und Voß, später die Verschiedenheit religiöser Ansichten. So geschah es, daß Zwietracht und feindselige Gesinnung an die Stelle alter Freundschaft traten, und unter allen Mitgliedern des Bundes nur Voß sich an jenen literarischen Verein noch in spätern Lebensjahren gern erinnerte[61]). Waren auch Einige noch längere Zeit in einem ungestörten Freundschaftsverhältnisse geblieben, so erfüllte sich doch das von Voß[62]) bei ihrer Trennung in prophetischem Geiste ausgesprochene Wort, „daß sie nie wieder an Einem Orte zusammen sein würden."

Ein flüchtiger Rückblick auf die Stadien, die der göttinger Bund durchläuft, zeigt die Hauptklippe, an der die mannichfachen Entwürfe, der teutschen Literatur einen neuen Aufschwung zu geben, nothwendig scheitern und den Untergang des Bundes beschleunigen mußten. Es war die abstracte Klopstock'sche Form, in welche die für die Poesie begeisterten Jünglinge ihre Dichtungen kleideten. Gegenseitige Ausbildung, gemeinsamer Genuß der Natur und einfache Geselligkeit waren die ursprünglichen Zwecke gewesen, die sie im Auge hatten, als sie sich harmlos und beinahe zufällig vereinigten. Von diesen Zwecken wichen sie ab, als in ihrem Kreise zu der geistigen Ausbildung noch ein moralisches Interesse hinzutrat und Tugend und Freiheit das Losungswort der Verbündeten ward. Aus ihrem engen Kreise in das weite Gebiet der Literatur hinaustretend, wollten sie, wie eine Heerschaar, mit Klopstock an der Spitze, die ihnen mißfälligen Richtungen der Literatur bekämpfen, um in derselben, nach ihres Herrn und Meisters Theorie, die Idee eines geschlossenen Freistaats zu realisiren. Immer mehr aus den Augen verloren sie dadurch den eigentlichen Bundeszweck, dessen conventionelle Form in ihnen den abenteuerlichen Gedanken hervorrief, durch ein abgeschlossenes Kastenwesen den teutschen Parnaß zu einer Druidenrepublik und einem damit verbundenen förmlichen Zunftwesen umzuschaffen. Diese Entwürfe, wie der beschränkte Standpunkt, von dem sie ausgingen, fanden jedoch überall so wenig Anklang, daß selbst die gegen Wieland gerichteten Angriffe, bei denen es sich doch meist nur um die Bekämpfung der bloßen Form handelte, keinen sonderlich günstigen Erfolg hatten. Die völlige Unhaltbarkeit des Bundes zeigte sich darin, daß seine Mitglieder ihre eigene Sache aufgaben und den Bund selbst zerfallen ließen. Seine Form war zu abstract, um die Verbündeten, nachdem sie sich getrennt und entfernt, noch länger zusammenzuhalten, sodaß die weitere Entwickelung ihrer Talente, Neigungen und Schicksale nun der Zeit anheim fiel.

Was jene Dichter in spätern Jahren zum Theil Treffliches geleistet, führt immer wieder auf ihre erste Vereinigung in ihrer akademischen Jugendperiode wie auf einen Urquell zurück. Schon deshalb darf der göttinger Dichterbund, wenn er auch seine hohen Zwecke nicht ganz erreicht, eine höchst bedeutende Erscheinung in der teutschen Literatur genannt werden. Trotz mancher Mistöne entlockten die jugendlichen Sänger ihrer Lyra auch manche zarte und allgemein ansprechende Klänge. Einzelne Gattungen der Poesie, unter Anderem die Idylle, wurden durch ihre Erzeugnisse zu neuem Ansehen erhoben. Unbestritten gebührt ihnen auch das Verdienst, das Volkslied in die Mitte der Nation eingeführt zu haben, wofür sich besonders in dem ersten Göttinger Musenalmanache vielfache Belege finden. Nicht blos auf die eigenen Productionen seiner Mitglieder hatte sich die Wirksamkeit des Bundes erstreckt. Aus seiner Mitte war auch die nähere Bekanntschaft mit der altclassischen Literatur hervorgegangen. Dazu dürften, neben den Uebersetzungsversuchen von Bürger und Stolberg, vor allen der teutsche Homer von Voß zu rechnen sein, der nicht blos bei seinem Erscheinen, sondern noch lange nachher mit Luther's Bibelübersetzung ein fast gleiches Ansehen behauptete[63]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTLING (Johann Friedrich August), geboren zu Derenburg im Halberstädtischen am 5. Jan. 1755, der Sohn eines dortigen Predigers, erhielt nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters einen dürftigen Schulunterricht zu Halberstadt. Einen wohlwollenden Gönner fand er an dem Dichter Gleim. Für die Naturwissenschaften zeigte Göttling ein besonderes Interesse. Er hatte sich schon ziemliche Kenntnisse in der Physik erworben, als er in seinem vierzehnten Jahre (1769) sich nach Langensalza begab zu dem berühmten Chemiker Wiegleb,

61) Vergl. J. Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 338. 62) a. a. O. S. 261.

63) Vergl. die mehrfach erwähnten Briefe von J. H. Voß. Halberstadt 1829 (im ersten Bande). Dessen Nachrichten von dem Leben Hölty's vor der Ausgabe seiner Gedichte. R. E. Prutz, Der Göttinger Dichterbund. (Leipzig 1841.) K. v. Reinhard, Der Göttinger Musenalmanach (in dem Gesellschafter. 1823. Nr. 100). Hillebrand's Deutsche Nationalliteratur. 1. Th. S. 45. 327. 330 fg. 339. 384. Gervinus in s. Geschichte der poetischen Nationalliteratur. 5. Th. S. 22 fg. 52 fg. 59.

um die Apothekerkunst zu lernen. Durch rastlosen Fleiß machte er rasche Fortschritte in seinen Studien. Gründliche Kenntnisse erwarb er sich besonders in der Chemie. Von Langensalza begab er sich nach Weimar, wo er Provisor in der Apotheke des Bergraths und Hofmedicus Bucholz ward. Einen wesentlichen Theil der höhern Ausbildung seiner Geistesfähigkeiten verdankte er einem längern Aufenthalte in Göttingen, wo er Medicin studirte. Noch in spätern Jahren erinnerte er sich dankbar an den belehrenden Umgang Lichtenberg's, der sich väterlich seiner annahm und ihm mehrfache Beweise seines Wohlwollens und seiner Freundschaft gab. Durch wohlwollende Gönner wurden ihm die Mittel dargeboten, seine Kenntnisse auf einer Reise zu erweitern. Sie führte ihn nach England. Von da kehrte er über Holland wieder nach Teutschland zurück. In Göttingen hatte er den Grad eines Doctors der Medicin erlangt. Er habilitirte sich in Jena als Privatdocent. Großen Beifall fanden seine Vorlesungen über Technologie, bei denen er die auf seiner Reise erworbenen Kenntnisse benutzte. Auch als Schriftsteller hatte er sich um diese Zeit vortheilhaft bekannt gemacht durch eine von ihm herausgegebene Einleitung in die pharmaceutische Chemie (Altenburg 1778. 8.) und durch seinen Almanach für Scheidekünstler und Apotheker, den er im J. 1780 begann und bis zu seinem Tode fortsetzte [1]). Die Brauchbarkeit dieses Taschenbuchs vermehrte er durch ein besonders gedrucktes vollständiges Register. Seine Chemischen Versuche über eine verbesserte Methode, den Salmiak zu bereiten (Weimar 1782. 8.) blieben nicht unbeachtet. Vorzüglichen Beifall fanden seine Praktischen Vortheile und Verbesserungen verschiedener pharmaceutisch-chemischer Operationen für Apotheker. Dies Werk erschien zu Weimar 1783 und 1789 in zwei Sammlungen, zu denen Göttling später (1799) noch eine dritte hinzufügte. Für Liebhaber der Scheidekunst entwarf er eine zu Weimar 1784 in Folio gedruckte Tabelle über die Lehre von den Salzen und ihrer mittelsalzartigen Verbindungen.

Durch die gründlichen Kenntnisse, die Göttling in diesen und mehren andern Schriften entwickelt hatte, fand sich der Herzog Karl August von Sachsen-Weimar bewogen, ihn 1789 zum außerordentlichen Professor der Philosophie auf der Universität Jena zu ernennen. Dem genannten Fürsten verdankte er, da damals noch keine Besoldung für einen Professor der Chemie fundirt war, einen außerordentlichen Gehalt. Der Universität diente er in mehrfacher Hinsicht zu einer ungemeinen Zierde. Durch jugendliche Uebung und gereifte Erfahrung bekannt mit der Technik der Pharmacie in allen ihren Zweigen, dabei mit dem raschen Gange seiner Wissenschaft immer gleichen Schritt haltend und innig vertraut mit den Bedürfnissen seiner Zuhörer, bildete er dieselben für ihren künftigen Lebensberuf. Seine Collegien wurden fleißig besucht und wenige Docenten konnten sich rühmen, ein so volles Auditorium zu haben. Immer blieb ihm der Beifall, der ihm beim Antritt seines Lehramtes zu Theil geworden war.

Als Schriftsteller blieb Göttling fortwährend thätig. Im J. 1792 erschien von ihm, zu Jena gedruckt, sein Versuch einer physischen Chemie. Zwei Jahre später gab er seine Anfangsgründe der Probirkunst heraus (Leipzig 1794. 8.) und 1797 eine systematische Uebersicht der Manufactur- und Fabrikkunde. Ein sehr gründliches und umfassendes Werk war sein Handbuch der theoretischen und praktischen Chemie. Dies Compendium erschien zu Jena 1799 in drei Octavbänden. Dazu fügte er noch eine praktische Anweisung zur prüfenden und zerlegenden Chemie (Jena 1802. 8.) und eine physisch-chemische Encyclopädie, die in den Jahren 1805—1807 zu Jena in drei Octavbänden erschien. Gleichfalls in drei Bänden hatte er unter dem Titel eines physisch-chemischen Hausfreundes 1804 - 1807 eine Zeitschrift herausgegeben. Er war zugleich ein fleißiger Mitarbeiter an der Allgemeinen Literaturzeitung und an mehren Journalen. In Crell's Beiträgen zu den chemischen Annalen 1785 (Bd. 1. St. 1) theilte er interessante Bemerkungen über den Lufzünder mit; in Gren's Neuem Journale der Physik 1795 (Bd. 1. S. 1 fg.) einen Aufsatz über den Stickstoff und das Leuchten des Phosphors; in dem Reichsanzeiger 1801 (S. 381 fg.) Bemerkungen über einen eigenen, dem Manna ähnlichen Bestandtheil der Runkelrüben; in dem Intelligenzblatte zur Jenaischen Literaturzeitung 1807 (Nr. 77. S. 652 fg.) einen Aufsatz über den Kupfergehalt einiger Menschenknochen und andere Aufsätze.

Seine literarische Thätigkeit und die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte als akademischer Lehrer gewährten ihm Ersatz für manche Entbehrung, die ihm bei seiner Genügsamkeit leicht ward. Sein Charakter als Mensch hatte manche liebenswürdige Seiten, Neid und Mißgunst waren ihm fremd und mit seinen Collegen lebte er stets in den freundlichsten Verhältnissen. Sehr glücklich fühlte er sich in seiner Ehe. Durch seinen Humor, den selten etwas zu trüben vermochte, machte er sich im geselligen Umgange allgemein beliebt. Zu unermüdete Geistesanstrengung setzte seinem Leben früh ein Ziel. Er starb am 1. Sept. 1809 im 54. Jahre [2]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTTNER (Franz Xaver), teutscher Jesuit, am 12. Oct. 1695 zu Linz in Oesterreich geboren, trat schon in seinem achtzehnten Jahre in den Jesuitenorden und widmete sich nach der Beendigung seiner Studien dem Unterrichtsfache. Er lehrte zuerst die Ethik zu Wien, dann die Philosophie zu Görz und zuletzt die Moraltheologie zu Laibach, wo er, nachdem er das Lehramt aufgegeben und noch einige Zeit als praktischer Seelsorger

1) Von diesem Almanache erschienen zu Weimar 1780—1808 30 Jahrgänge, die spätern auch unter dem Titel: „Chemisches Taschenbuch für Aerzte, Chemiker und Pharmaceuten." Auch andere Gelehrte hatten Antheil an diesem Almanache.

2) Vergl. Jenaische Literaturzeitung. Intelligenzblatt 1809. S. 522 fg. (Becker's) Nationalzeitung. 1809. St. 39. J. Günther's Lebensskizzen der Professoren der Universität Jena S. 210. Baur's Neues histor.-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 6. Bd. S. 608 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 606 fg. 9. Bd. S. 439 fg. 13. Bd. S. 484 fg. 16. Bd. S. 347. 17. Bd. S. 746.

gewirkt hatte, am 1. Sept. 1733 starb. Seine die gleichzeitige Geschichte des Hauses Oesterreich betreffenden Gelegenheitsschriften in Prosa und in Versen (Mercurius austriacus seu Memorabilia Austriae superioribus annis gesta. Tyrnaviae 1729. 8. 3 Part. Lauri et Olivae conjunctio sive pax ter secundis Caroli VI Rom. Imp. armis Hungariae recuperata. Tyrnaviae 1719. 8. Felicitas Styriae et caeterarum Interioris Austriae Provinciarum in adventu utriusque Caesareae Majestatis decem familiaribus epistolis exposita. Graeciae 1724. 8) sind zur Beurtheilung der damaligen Zustände und Gesinnungen nicht unwichtig, dagegen enthalten seine genealogisch-historischen Versuche (Successio genealogica Imperatorum et Regum Europae. Graecii 1729. 8. Successio genealogica S. R. J. Principum. Graecii 1730. 12. Successio genealogica Principum Italiae. Graeciae 1730. 12) nur Bekanntes und Gewöhnliches *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTTSCHE (Adolf Christian), geboren 1800 zu Lütjenburg in Holstein, wo sein Vater Jacob Göttsche Prediger war. Seinen Aeltern verdankte Göttsche eine sorgfältige Erziehung. Förderlich war ihm in seinen Jugendjahren besonders der Unterricht, den ihm der rühmlich bekannte Professor der Theologie J. O. Thieß ertheilte, der, nachdem er wegen seiner zu großen Freisinnigkeit sein Lehramt auf der Universität Kiel verloren hatte, in dem benachbarten Bordesholm einem Erziehungsinstitute vorstand. Dorthin war Göttsche's Vater als Prediger versetzt worden. Den letzten Schulunterricht erhielt Göttsche in der Gelehrtenschule zu Glückstadt, die er seit 1816 besuchte. Mit rühmlichen Zeugnissen seiner Fähigkeiten und seines Fleißes begab er sich 1818 nach Kiel, um dort Medicin und Chirurgie zu studiren. Schon früh hatten die Naturwissenschaften für ihn ein lebendiges Interesse gehabt. Zu seiner weitern Ausbildung besuchte er noch die Universität Göttingen. Durch öffentliche Vertheidigung seiner Diss. inaug. Typhi delineatio (Kilon. 1823) erwarb er sich im September des genannten Jahres in Kiel den medicinischen Doctorgrad. Zu Elmshorn bei Glückstadt ließ er sich hierauf als praktischer Arzt nieder. Diesem Berufe widmete er sich mit so angestrengter Thätigkeit, daß seine Gesundheit um so mehr litt, da er sich fast gar keine Erholung gönnte. Völlig erschöpft an physischen Kräften, starb er am 25. Sept. im J. 1849 im 49. Lebensjahre. Außer seiner erwähnten Dissertation gab er noch heraus: „Würdigung der von Dr. Berneck verfaßten Schrift: Zur Kenntniß und Verhütung der Cholera. Ein Wort in Betreff der Cholera." Itzehoe 1831. 8. In dem fünften Hefte des fünften Bandes der Zeitschrift für die gesammte Medicin (1837) veröffentlichte Göttsche „Zwei Fälle vom Kaiserschnitte." Mehre Beiträge lieferte er zum Itzehoer Wochenblatt und zum Kieler Correspondenzblatt †). (*Heinrich Döring.*)

*) *Aug.* et *Alois. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. V. (Liège 1859. 8.) p. 239.

†) Siehe Lübker's Lexikon der Schleswig-Holsteinischen Schriftsteller. Abth. 1. S. 192. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVII. 2. Th. S. 793 fg.

GÖTTWEIH, GÖTTWEIG oder GÖTTWICH, in Niederösterreich, Kreis ob dem Wiener Wald, auf einem 700′ hohen Berge, 2 Stunden von der Donau entfernt, eine große im J. 1072 gegründete Benedictiner-Abtei. Das jetzige Stiftsgebäude, 1719 erbaut, bildet ein Viereck, welches die ganze Bergfläche einnimmt. Die Abtei hat eine Bibliothek mit zahlreichen Incunabeln und Handschriften, ein physikalisches Cabinet, eine Münz-, Alterthümer-, Naturalien- und Kupferstichsammlung. — Das Chronicon Gottwicense, welches dem Abte Gottfried v. Bessel zugeschrieben wird, hat sich um teutsche Diplomatik und teutsche Geographie sehr verdient gemacht. (*H. E. Hössler.*)

GÖTZ, böhmisches Grafengeschlecht, das man gemeiniglich von denen von Götzen in der Mark Brandenburg herleitet. Hans von Götzen soll dem Kaiser Ferdinand II. zu Anfange des 30jährigen Krieges ein brandenburgisches Regiment Fußvolk als Contingent zugeführt haben und demnächst in den kaiserlichen Heeren zu den höchsten Ehrenstellen aufgestiegen sein. Besagter Hans ist aber vielmehr Böhme von Herkunft gewesen, entsprossen dem alten ritterlichen Geschlechte der Kocz von Dobrß (prachiner Kreises), welchen das alte Sprüchwort gilt: „Pan Kocz ma peniez mocz, Pan Ssicz ma gesstie wicz." (Herr Götz hat viel Geld, Herr Schütz aber noch mehr.) Johann Kocz von Dobrsch, mit Katharina von Straz oder aber Raczinka verheirathet, wurde der Vater von Wenceslaus auf Bistritz und Bayerek (klattauer Kreises), der Großvater von Johann Wenzel in Bistritz und Obitz, der im J. 1571 dem prager Landtage beiwohnte. Dessen Sohn Dionysius auf Bistritz und Neumarkt erkaufte um 7648 Schock 20 Gr. das seinen Vettern Bohuslaw und Christoph Kocz confiscirte Gut Auborsko und Dlaziwa mit den Dörfern Lipkowa w Strnhadlech und Biehorzow. Bohuslaw war nämlich wegen Theilnahme an der Rebellion in die Hälfte, Christoph zu ⅓ verurtheilt worden. Außerdem büßte Bohuslaw noch mit seinem zu 8511 Schock abgeschätzten Gute Miletize, klattauer Kreises, während dem Predernch Kocz sein Gut Korosek im Werthe von 9493 Schock entzogen und an die Stadt Budweis verkauft wurde. Dionysius, in den Grafenstand erhoben, wurde in der Ehe mit Salome von Kokorzowa Vater von sieben Kindern, Karl auf Bistritz und Krakowecz, Jaroslaw auf Bieschin, Maximilian auf Webiez und Neumarkt, Franz Rudolf, Malteser-Ritter, Johann Wenzel, der k. k. Generallieutenant, Dionysius und Maria. Diese, in erster Ehe an Wenzel Wratislaw von Lochowitz, in anderer Ehe an Otto Georg von Helmerzan verheirathet, hat Bieschin um 42,500 Fl. verkauft, indem keiner von den hier genannten Brüdern Nachkommenschaft hinterließ. Von ihnen der berühmteste, Johann Wenzel, hat Anfangs bei den rebellischen Böhmen Dienste genommen, dann als Oberstlieutenant unter des Mansfelders Fahnen gefochten. Denen valedicirte er nach dem Unfalle an der dessauer Brücke 1626, um als Oberst eines Infanterieregiments, woraus er erst ein Dragoner- und endlich ein Reiterregiment machte, in kaiserliche Dienste zu treten. Der Armee in

Holstein und sodann in Pommern zugetheilt, begehrte er von der Stadt Stralsund „mit seiner Reuterey einen Durchzug durch die Stadt in Rügen, welches Anmuthen aber die Stralsundische mit allem Glimpff abgelehnet, den Obristen stattlich verehret, nichts destoweniger, und zu Verhütung aller offens zu Ueberführung der Reuterey ihre große Fahrbothe und Werffbrücken neben den Fuhrleuten verliehen, Bier und Wein zugeschicket und in mehr Wege sich accommodirt." Götz zog hinüber nach Rügen, um das Commando auf der Insel zu übernehmen, 1628. Er wurde jedoch sehr bald von dort abgerufen, um die Stadt Stralsund, welche sich in Schwedens und Dänemarks Schutz begeben, zu Paaren treiben zu helfen. Die Stadt widerstand und die Insel Rügen wurde von den Schweden, die sich bereits auf Hiddensöe festgesetzt, mit überlegener Macht angegriffen. „Hierauff ist folgends am Osterdienstag der Obriste Dubald mit 600 Mann von dem General-Commandeurn in Stralsund, Alexander Leslie, commandirt worden, der ist, nachdem er sich mit denen, so allbereit auf Hiddensöe gelegen, conjungirt in voller Schlachtordnung vor der Kayserlichen Schantz, so auf der Alten Fähr gegen der Stadt über lag, gezogen, dieselbe anblasen, und durch einen Trometer ihnen andeuten lassen, sollten in der Güte sich accomodiren und die Schantz übergeben, oder im widrigen Fall sollte ihrer keiner mit dem Leben davon kommen. Auf welches sie die Schantz übergeben. Hierauff haben die Stralsundisch-Schwedische die daselbst auf der Höhe gelegene Kirch und den Kirchhof in der Eil verschantzet, und solches neue Werck mit Soldaten und Stücken versehen, damit sie vor Ueberfall möchten versichert seyn, weiln stracks des andern Tags die Kayserische in 300 starck selbiger Orten sich wieder sehen liessen, die doch, als die Schwedische an sie gewolt, wieder zurück gewichen. Die ander Schantz auff der neuen Fähr hat sich bis auf den 7. April gehalten, da endlich Mangel an frischem Volck, Proviant und Munition vorgefallen, aus welchen Ursachen die Kayserische solche auch mit Accord übergeben und abgezogen. Diesemnach hat der Kayserische Obriste Johann Götz den 24. 25. und 26. Aprilis bey stillem Wetter etlich Volck zu Roß und Fuß über den Wasser-Paß bey Brandeshagen gesetzt, kam auch selbsten den 25. dieses mit etlich Compagnien Reutern für die Alte Fähre, das neue Werck zu recognosciren, und zog den 26. diß gegen Abend mit 3000 Mann zu Fuß und 6 Compagnien Reutern vollends an, lagerten sich zwischen der Alten und Grafischen Fähr, und stellete sich folgendes Tags in voller Schlacht-Ordnung vor die Alte Fähr, und liesse sich angehen, als wenn er die neu auffgeworffene Schantz mit Sturm angreiffen wolte. Aber er wendete sich, durchstreiffte die gantze Insul, plünderte sie aus, und verließ sie demnach gantz bis auff die grosse Schantz am Brandeshagischen Paß." Dieses liderliche Aufgeben des durch seine Lage so wichtigen Eilandes, in welchem, obwol hier die Reformation eingeführt worden, dennoch viele katholische Traditionen übrig geblieben waren, erleichterte ganz außerordentlich die Fortschritte der Schweden, gleichwie sie einen Vorgeschmack gab von der Kriegsmanier ihrer Gegner. Nur die gustrower Schanze auf Rügen blieb noch von den Kaiserlichen besetzt, wurde ihnen aber nach herzhaftem Widerstande entrissen. „Hierauff haben die Kayserische die Brandeshagische, gegen Rügen übergelegene Schantz, weil sie ihnen nach Verlust gedachter Rügianischen Hauptschantz nit viel Nutzen mehr schaffen mochte, selbsten geschlichtet, und solchen Ort verlassen," Götz aber zog mit seinem Volke den Grenzen der Uckermark zu, wo die „elende, ausgehungerte Stadt Pasewalk ihm zur Contribution übergeben. Der hat durch mancherlei Mittel und Eractionen in weniger Zeit der Stadt allen Vorrath entzogen, daß letzlich die gantze Summa der Extraordinair-Contribution über 147,000 Reichsthaler sich erstreckte. Und obwol solche Gelder mit höchster Ungelegenheit auffgebracht, und nur noch 3000 Rthlr. zu erlegen gewesen, hat dannoch gedachter Obrister Götz noch 14,000 Rthlr. auff die Stadt prätendiret. Da es nun eine Landkündige Unmüglichkeit war, solchen vorgegebenen Rest zu erlegen, schickete der Obriste den 31. Juli 1630 seinen Obristen-Lieutenant mit etlich Compagnien zu Roß und zu Fuß in die Stadt mit dem Befehl, daß er solche plündern, und die vornembste Bürger mit sich gefangen ins Läger bringen solte." Daß dieser Befehl pünktlich erfüllt worden, leidet keinen Zweifel. „Am 3. Septembris, da noch die Tribulier-Reuter, deren zwantzig gewesen, in der Stadt waren, kam gegen Abend ein Geschrey, es liesse sich Schwedisch Volck sehen; da verloren sich von Stund an diese Reuter, und kamen zwo Schwedische Compagnien an, etwa 140 Mann starck. Weil nun in Abwesen der Bürgermeister und der Obrigkeit die Stadt-Thor offen stunden, kamen sie ohn einige Mühe und Widerstand in die Stadt. Den andern Tag ward die Bürgerschafft von ihnen vorgefordert, und zu Ausbesserung der Wälle neben den Soldaten ermahnet: an welchem Werck sie dann auch sehr fleißig gewesen, also daß sie in drey Tagen eine merckliche Arbeit verrichtet. Den 7. Septembris aber erhube sich ein Geschrey, der Feind sey vor der Stadt und treibe das Vieh hinweg. Auf solches machten sich die Schwedische Tragoner schnell hinaus, und scharmutzierten mit den Kayserischen Reutern. Weil aber derselben ein grosse Menge auf sie ansetzte, reterirten sie sich nach der Stadt, nahmen neben den andern Soldaten und Bürgern die Wälle und Thor ein. Da nun die Kayserische auff solches in die 3000 Mann starck an die Stadt kamen, setzten sie derselben mit Schiessen heftig zu, kamen auch endlich bey der Ucker, da keine Besatzung war, auf den Wall, warffen bey der Preutzlauischen Pforten und bey dem Steinthor viel Feuerballen hinein, und ungeachtet sich die Schwedischen tapffer wehrten, bemächtigten sie sich doch der Stadt, und musten sich die Schwedische sampt den Bürgern nach dem Jagowischen Thor (?) reteriren. Da gieng es erst an ein Würgen und Niederhauen," und die Stadt mußte alle Schrecknisse eines Sturmes erdulden. Diese werden umständlich besprochen in zwei verschiedenen Druckschriften, betitelt: „Laniena Pasvalcensis oder das Paswalckische Blut-

Bad." Daß es dabei an argen Uebertreibungen nicht fehlt, wissen wir aus den Erzählungen über die Erstürmung anderer Städte. Aus Pommern vertrieben, über fiel Götz am 29. Juli 1631 den schwedischen Obersten Nicolaus Bock in Cotbus, dessen Regiment bei dieser Gelegenheit gänzlich ruinirt wurde. „Im J. 1631 wagten zwar die Sachsen unter der Anführung des Feldherrn von Arnheim Nimburg durch einen Sturm zu gewinnen, wurden aber von dem kaiserlichen Feldherrn Johann Götzen, der sich mit einer geringen Besatzung in die Stadt geworfen hat, mit blutigen Köpfen abgewiesen. Man zählte bey diesem Auftritte nebst vielen Kriegsgefangenen 300 Sachsen, die auf dem Wahlplatze geblieben sind." So die Hist. Soc. Jesu p. 3. l. 6. Das Theatrum Europ. aber läßt die Sachsen bei Limburg, wie dort statt Nimburg geschrieben, siegen, doch aber sich auf Prag zurückziehen und das Gefecht zu Ausgang Wintermonats vorfallen. Als Generalmajor focht Götz unter Wallenstein's Befehlen bei Lützen, wurde darauf nach Schlesien detachirt und übernahm, statt des Grafen von Schaffgotsch, das Commando der wenigen treugebliebenen Truppen. „Es hat sich aber bey diesem Handel Herr Obr. Götze nicht gespart noch gesäumpt, sondern ist bald darauff mit etlich tausent Mann zu Roß und Fuß angezogen, erstlich Leobschütz und Jägerndorf in sein Gewalt gebracht, darnach sich auff Troppau begeben und dasselbige belägert: Darinnen sich Schafgottschens Oberster Leutenant Freyberger zwar etwas gewehret, weil er aber von den Sächsischen oder Schwedischen sich keines Succurs der Zeit zu getrösten, ihnen auch von seinem Herrn Generaln sich zu accommodiren anbefohlen: Deßgleichen ihnen die Kayserliche Macht viel zu groß und unerträglich gewesen: Zumahl auch Frey- und Sicherheit von Herrn Obersten Götzen verbündlich zugesagt und allerdingen Perdon versprochen, als hat er sich accommodirt, und ist wiederumb auff der Kayserlichen Seiten getreten, aber alsobald gefangen genommen, und nacher Wien zu den anderen Gefangenen geschickt worden." Darauf nahm Götz am 6. April st. v. 1634 das von den Schweden besetzte Oels. Von Oppeln aber, welches er vom 24. April bis 2. Mai st. n. belagerte, mußte er nach vier vergeblichen Stürmen abziehen. Der Schlacht bei Liegnitz, den 13. Mai, konnte er demnach nicht beiwohnen, wol aber haben dort seine beiden Regimenter, das rothe und das weiße, gefochten. Würzburg hat er dagegen 1635 genommen, Hanau blokirt. Gegen Ausgang Februars 1636 übernahm er das Commando der zeither von Gronsfeld befehligten Armee, „und thäte er damit in Ober- und Unter-Hessenland nicht wenig Schaden." Von dort westlich sich wendend, leitete er vom halben März an die Umschließung von Coblenz und Ehrenbreitstein. Coblenz wurde den 4. Mai erstürmt, Ehrenbreitstein aber nur blokirt, nachdem Götz durch der Hessen und Schweden schlimmes Hausen in der Wetterau genöthigt worden, nach Hessen zurückzukehren. Ihm waren 25 Regimenter beigegeben, „die in dem Hessenland ebenmässige schlechte Arbeit gemacht mit plündern, sengen, brennen, morden, und allen anderen Kriegerischen Crorbitantien und Excessen, dann er und seine Völcker eben wol nach ihrem Willen gehauset, Hirschfeld und Dreyß ausgeplündert, Schwartzeborn eingeäschert, die Schäfferey vor Ziegenhayn verbrennt, deßgleichen auch die Stadt Homberg in Hessen eingenommen und angesteckt, daß sich der Oberste Siegeroth auffs Schloß reterirt, und darauff sich wacker aber doch vergeblich defendirt, denn er sich doch bald wegen der grossen Macht ergeben müssen." Angesichts solcher Gewalt bat Landgraf Wilhelm um Fortsetzung der Unterhandlungen, es wurde ihm aber von Götz, d. d. Treysa 31. (21.) Juli, die Antwort, daß die Tractaten „durch den Hanauischen Entsatz uffgehoben worden wären, und er Ordinantz habe, auff S. Fürstl. Gn. und dero conjungirte Schwedische Armee zu gehen." Unaufhaltsam seinen Vortheil verfolgend, rückte der General vor Paderborn, wo Hans Geiso nach tapferer zwanzigtägiger Vertheidigung am 25. Aug. capitulirte; Soest, Dortmund, Lünen, Werl, Hamm fielen nach einander in der Kaiserlichen Gewalt, und Götz war im Begriffe, mit der Einnahme von Dorsten, welches Landgraf Wilhelm als das Hauptbollwerk seiner Macht betrachtete, Westfalen vollständig von Feinden zu säubern, als das Treffen bei Wittstock den Faden seiner Entwürfe durchschnitt. Er wurde beordert, der Weser zuzueilen, bewerkstelligte bei Trefurt im halben November seine Vereinigung mit Hatzfeld's Armee, ohne doch die Schweden in ihrem Vordringen gegen die Diemel hin aufhalten zu können. Bald aber fühlte Baner, daß er sich zu weit gewagt: er wich nach Sachsen zurück, und neuerdings überzog Götz Hessen und Sachsen. Bis über die Oder, in die Neumark sich vertiefend, wohnte er dort, unweit Königsberg, einem Gelage bei, worin er solcher Unmäßigkeit sich überließ, daß er, in unmittelbarer Nähe zu dem wachsamen Gegner, nicht einmal das Losungswort zu geben vermochte. Nur unarticulirte Laute vermochte er herauszubringen, die der Generalwachtmeister den Wachen zu übersetzen sich bemühte. Aus dem fernen Osten zurückgerufen, um die südwestliche Reichsgrenze und Westfalen zu hüten, stand er Ende Septembers 1637 um Coburg, und aus Arnstadt erließ er am 13. Oct. eine gebieterische Aufforderung an die niederhessische Landschaft, sich in den Schirm des Kaisers zu begeben und dessen Geboten zu gehorchen, erfüllte jedoch nur theilweise seine Drohworte in dem Striche um Trendelenburg, da die Regierung zu Cassel um Schonung und Frist bat, bis die Landschaft beisammen sei und eine Verwendung befreundeter Fürsten beim Kaiser eintreten könne, mit dem auffallenden Zusatze zwar, „er solle den Bogen nicht zu hoch spannen, damit er nicht breche." Gleichzeitig ist auch bei Gelegenheit der Bestrafung eines durch seine Räubereien verrufenen Rittmeisters die Rede von des Generals „lobwürdiger Neigung zur Justiz und Bezeigung von dero Displicentz für solche Frevel." Am 30. (20.) Nov. erzwang er die Uebergabe von Lemgo, wo der nachmals, besonders zu Prag, so berühmt gewordene Königsmark Commandant gewesen. Gleich darauf, im December, hatte er lebhafte Streitigkeiten mit Piccolomini wegen der in den jülich-bergischen und clevischen Landen

zu beziehenden Winterquartiere, bis endlich der kaiserliche Hof für Piccolomini entschied und Götz die Quartiere räumen mußte. Westfalen schien vorläufig beruhigt und der Kaiser glaubte den besten Theil seiner dort nicht weiter nothwendigen Streitkräfte, besonders auch den General, für die Rettung von Breisach verwenden zu können. Höchst ungern, widerstrebend gehorchte Götz dem Rufe. Für den 20. März 1638 hatte er sein Volk nach Hamm beschieden, in dessen Nähe Hessen und Schweden nur auf den Abzug der Kaiserlichen lauerten, aber auf weitem Zuge, mit einem unübersehbaren Troß beladen, konnte das Heer erst zu Anfang des Maimonats um Tübingen und an der obern Donau eintreffen, von wo es sofort, mit Lebensmitteln für Breisach versehen, über Balingen, Rottweil und den Schwarzwald dem Rheine sich näherte. Ohne auf Herzog Bernhard's Manoeuvre zu achten, welcher am 16. (6.) Mai Miene machte, von Tuttlingen aus in Baiern einzubrechen, gewann Götz an demselben Tage die Schluchten des Schwarzwaldes, das Thal der Kinzig abwärts bis Gengenbach und Offenburg. Während Bernhard, mühsam durch die verhauenen Wälder dringend, über Schopfheim und Brombach sich zurückzog, in Sorge, vom Rheine abgeschnitten zu werden, zu Basel in Person mit dem Stadtrathe die im tiefsten Geheimnisse vorbereitete Proviantirung von Breisach rheinabwärts hintertrieb, der schwedische Resident und der Commandant in Benfeld die Strasburger durch Gewaltthätigkeiten einschüchterte, sodaß sie den kaiserlichen Räthen die Durchfahrt beladener Schiffe zu Berg versagten, warf Götz am 29. (19.) Mai, „unter dem Favor seiner Cavalerie," 200 Musketirer sammt 500 Säcken mit Mehl in das bedrängte Breisach, gleichwie er auch „kurz vorhero einer Convoi von Basel sich bemächtiget, und von derselben viel Speck, Butter, Käß und bei 500 Stück Viehs, als Rinder, Schaaf, Ziegen und dergleichen bekommen. Der Herzog, als er erfahren, daß den Breisachern etwas beigebracht, und besagte Convoi geschlagen worden, hat er sich darüber in etwas commovirt, und sobalden bei Neuenburg eine Schiffbrücken verfertigen, in der Insul eine Schanz aufwerfen, auch eine Ketten verfertigen lassen, selbige über den Rhein zu spannen, daß keln Schiff mehr hinunter passiren können." Das hatte Götz erleichtert, indem er bis Drusenheim gewichen, um den Herzog von Lothringen an sich zu ziehen, als ihm aber des Kaisers Gebot auferlegte, lieber das ganze Heer daran zu setzen, denn Breisach fallen zu lassen, als Kurfürst Maximilian ihm schrieb, „sich gegen den von Weimar zu wenden, ihm zu und nach zu setzen, bis er allerdings erlegt und ihm alle Mittel zu weiterer Kriegsgewalt benommen seien," rückte Götz wieder gegen Breisach vor. Er befehligte zehn Regimenter zu Roß und Fuß, 4000 Mann stark; vier andere Regimenter von der Mosel, an Reitern und Fußvolk 5000, die zerstreuten Truppen von der Schlacht bei Rheinfelden 1000 Mann; die Truppen, welche man hin und wieder aus den Garnisonen gezogen, die sich zu Roß und Fuß auf 1500 Mann erstreckt; drei sächsische, zwei würzburgische, drei des Gallas Regimenter, zu Roß und Fuß 4000 stark, und dann 3000 bairische Bauern, deren theils aufgesetzt und zu Cuirassieren gemacht wurden, sodaß also gedachte Armee in Allem gegen 18,500 Mann stark, „darbei sich sonsten eine schöne Artillerey und gehöriger Vorrath von Munition, Wägen und Ziehe-Pferden," aber auch ein unübersehbarer Troß liederlichen Gesindels, angeblich 80,000 Köpfe, befand. Als hierauf Herzog Bernhard von Sachsen-Weimar „Nachricht bekommen, daß der Kayserische Feld-Marschalck Graf Götz den 17. Junii mit dero Armee bey Kenzingen angelangt, umb der beschlossenen Stadt und Vestung Prysach abermals von Broviant was beyzubringen, hat selbiger unter dem Obersten Tupadel ungefehr 120 Pferde commandirt, die Kayserische Armee und dero Beschaffenheit zu erkundigen, welche aber von den stark streifenden Crabaten angetroffen, meistentheils niedergehauen und gefangen worden. Indem nun die Flüchtigen wiederum zurückgangen, haben sie in dem Weimarischen Läger einen solchen Lärmen gemacht, daß noch selbige Nacht das ganze Läger (an Reiterei 5200, Infanterie 6600, Dragoner 660, in Summa 12,460 Mann) aufgebrochen und sich nach Neuenburg bezogen, weil vermeldet, die Kayserische Armee wäre mit der ganzen Macht vorhanden. Unterdessen haben die Götzischen an Früchten und Mehl, wie auch an andern gehörigen Nottürfftigkeiten einen ziemlichen Vorrath auf kleinen Schifflein abermals in Brysach gebracht und den Ort auf ein Vierteljahr zur Genüge versehen." Sonder Zweifel hätte Herzog Bernhard über seinem waglichen Unternehmen erliegen müssen ohne die alle Thatkraft seiner Gegner lähmende Zersplitterung im Commando. Ein Römer, Herzog Friedrich von Savelli, früher unter Götzens Befehlen stehend, erhielt den unabhängigen Oberbefehl eines bei Heilbronn zusammengezogenen Armeecorps und seit des Julimonats Anfang walteten zwischen den kaiserlichen und bairischen Generalen die widerwärtigsten Umtriebe und Gehorsamsverweigerungen, sodaß Fürstenberg genöthigt war, durch des Grafen von der Wahl und des Johann von Horst Zeugniß gegen den Vorwurf sich zu rechtfertigen, daß er die Baiern, jetzt vielleicht 14,000 Mann stark, gegen einander und gegen den kaiserlichen Feldmarschall verhetzt habe. Eine kostbare Zeit wurde über Klatschereien und Zänkereien, in unbedeutenden Gefechten verloren, endlich erfolgte doch zu Anfang Augusts über Rottweil und Rottenburg die Vereinigung der beiden kaiserlichen Armeen, und sie setzten am 7. Aug. (28. Juli) sich in Bewegung, vorläufig in der Absicht, in die belagerte Festung 2000 Malter Frucht einzuführen. Von Offenburg ausgehend, hatten sie das Kloster Schuttern erreicht, als Herzog Bernhard, durch aufgefangene Briefe gewarnt, am 8. Aug. über Kenzingen, Malberg und Lahr in Schlachtordnung heranzog und die Brücke bei Dinglingen erstritt. Am folgenden Tage warf er die kaiserliche Vorhut bis Friesenheim zurück, worüber besagtes Dorf in Flammen aufging. Götz wich zurück auf die vortheilhafte Anhöhe links von Friesenheim, wo Herzog Bernhard ihm Nichts anhaben konnte, und deshalb gegen Abend, nicht ohne Verlust, auf Lahr und Malberg sich zurückzog. Die

Nacht hindurch hielt Götz, fortwährend schlachtfertig, in seinem Lager bei dem Kloster Schuttern, am Morgen trat Savelli mit dem Vortrabe, die Vorräthe bei sich führend, den geraden Weg nach Breisach an. Gleich nach Mittag, vor dem Walde zwischen Kappel und Wittenweyer, stellte sich ihm Herzog Bernhard entgegen. Die besten bairischen Regimenter waren noch nicht zur Stelle, „und hat der Oberst Rosen, so neben dem Grafen von Nassau und Freiherrn von Putbus des Herzogen linke Seiten gehalten, den Savellischen und Götzischen rechten Flügel sonder große Resistenz in ihr eigen Fußvolk getrieben und bis dahin verfolgt, da dann die Kaiserische Partei großen Schaden erlitten und alsobald ein Theil derselben Infanterie auszureißen angefangen." Während dessen hatte Götz den schwedischen rechten Flügel unter Taupadel und Turenne auf das zweite Treffen zurückgeworfen. Da unterdessen der Herzog und Guébriant den Weichenden Verstärkung zuschickten und Götz dagegen, obwol von Savelli verlassen, den Nachdruck der gesammten feindlichen Streitkräfte mit seinen Baiern standhaft aushielt, erneuerte sich die Schlacht in steigender Erbitterung. Die Baiern nahmen der Weimarer Geschütz, warfen Schmidtberger's und Guébriant's Fußvolk und befanden sich im entschiedenen Vortheile, als Guébriant durch Trommellärm und Trompetengeschmetter, aus dem Walde hervorgehend, ihre Aufmerksamkeit dorthin lenkte, sodaß sie stutzig geworden sind. „Die Vermengung war damals so welt gelanget, daß sie endlich gar die Musqueten einander um die Köpfe geschmissen, die Götzische von des Herzogen Artollerie drei 12pfündige und vier von den kleinen Regiments-Stücklein bekommen: hingegen J. Fürstliche Gn. alle des Gegentheils Kanonen, sampt darzugehörigen Kugeln in ihre Gewalt gebracht, da sich dann ein jeder Theil solcher seines Feindes Stücke nach Vermögen, allein mit vieler merklicher Ungleichheit bedienet, daß die Götzische, weil sie zu den erlangten 7 Stücken mit tauglichen Kugeln nicht versehen gewesen, gar schlechten Vortheil davon gehabt, hingegen aber die Weimarische stetigs fort, und mit merklichem Effect schießen können. Weil es aber zu lang gewehrt, und das Artollerie-Volk ganz darüber erlegen, so seynd theils von des Herzogs besten Reutern abgesessen, haben der ermüdeten Constables und Handlanger Amt versehen, und das Lob darvon getragen, daß sie trefflich wol geschossen. Dessen aber unerachtet, weiln die Kayserische immer mit mehrerm Volk nachsetzen können, lauter alte, des Handels verständige und wolgeübte Soldaten von beyderseit mit einander zu thun gehabt, und nicht bald ein Squadron, er seye dann äußerst bemüssiget worden, das Feld räumen wollen, sondern sich so herzhaft mit einander herumbgeschlagen, daß ein jeder Theil zum zweytenmal auf des andern vorige Stell zu stehen kommen, und also die Victori bis in die fünfte Stund wankelmütig verblieben, so haben sie endlich nur Squadronen- und Regimenterweiß auf einander getroffen, und hat deren fast ein jedes absonderlich aus dem Felde getrungen werden müssen, da dann in der letzte die Götzische und Savellische Haufen durchgangen, einander noch in ihre eigene Pagagy gefallen, und solche zu plündern selbst angefangen, die Schwedische es aber ihnen nicht gönnen wollen, sondern sie davon gejagt, und die guten Beuten lieber unter sich getheilet, damit aber sich also von einander gethan und getrennet, daß der Herzog auf seine meiste Cavallerie keinen Staat mehr machen können, sondern allein mit der Infantery und etlich wenig Reutern stehen geblieben." Die Baiern, 5 Schwadronen und 4 Fähnlein Fußvolk, in Allem gegen 4000 Mann, behaupteten ihren Posten auf der Wahlstatt, an einem Graben und vortheilhaften Passe, bis um 10 Uhr Abends, wo sie dann unverfolgt durch Offenburg sich zurückzogen. Gepäck und Lager, Geschütz, vornehmlich die für Breisach bestimmten 4000 Viertel Korn, 3000 Gefangene oder Todte, viele Fahnen ließen die Kaiserlichen im Stiche, doch hatten auch sie der Feinde ein Tausend erlegt, viele Gefangene gemacht, darunter der gefürchtete Taupadel, mehre Geschütze und 22 Fahnen erobert. Götz selbst ist zu Offenburg „nicht über ein halb Stund geblieben, sondern mit 6 seiner Pagagy-Wägen, die er vor aller Menge daselbst hinterlassen hatte, und all den zusammengefundenen Truppen sich noch dieselbe Nacht nach Oberkirch reterirt, allda er folgends etlich unterschiedlich hohe Officirer, so todt aus der Schlacht mit abgeführet waren, oder doch unterwegs noch den Geist aufgaben, begraben: immittelst der verhauene Weg über das hohe Gebürg, der Kniebis genannt, durch das Landvolk eröffnen, den Rest seines und des Savelli Volks, alles, bis in 1400 Reuter und 900 Mann zu Fuß, doch alles in merklicher Confusion, darüber nach dem Würtembergischen Land gehen, und besagte Wege gleich wieder hinter sich stärker als zuvor vergraben und verhauen lassen." Von Oberkirch aus, am 11. Aug., schrieb Götz an den Kaiser, bittere Klagen vorbringend gegen Savelli, der eine Wunde im Rücken davon getragen hatte; er selbst war seiner Rechtfertigung sicher, obgleich ein ungereimtes Gerücht ihn des Einverständnisses mit Herzog Bernhard beschuldigte. Ueber den Kniebis wendete er sich nach Neustadt an der Landstraße von Donaueschingen nach Freiburg, wo viele Officiere auf dem Rathhause gefangen saßen, dem schweren, ihnen angekündigten Gerichte entgegensehend, während auf diesem Punkte der General den Schwarzwald ganz eigentlich beherrschte und die Anstrengungen der getreuen Bauern leiten und fördern konnte. Schweren Schaden haben diese dem Feinde zugefügt, ihm gegen 1000 Mann erschlagen, aber nichtsdestoweniger war Götz nicht im Stande, die engere Cernirung von Breisach zu brechen, mußte vielmehr, bis daß die verheißenen Verstärkungen anlangten, auf einzelne wagliche Unternehmungen sich beschränken, stets in der Absicht, der bedrängten Festung einige Erleichterung zu verschaffen. Ueber einem solchen Versuche erlitt der Generalmajor von der Horst bedeutende Einbuße, da seine Lente, von zwei Seiten zugleich gefaßt, am 16. (6.) Sept. „wegen Enge des Passes, daraus sie sich schwerlich wenden können, das Mehl und beigeführten Früchten weggeworfen und ihrer bei 200 sitzen lassen," 60 Gefangene ungerechnet. „Dagegen sind

Sonntag 19. (9.) Sept. zur Nacht bei 200 Reuter, meistentheils Croaten, jeglicher mit einem halben Malter Mehl beladen, zu Brysach glücklich ankommen, und nachdem sie in der Vestung abgelegt, über die Brücken alsobald und Spornstreichs wiederumb davon gangen, auch etliche Wachten von den Weimarischen in so eilfertigem Durchbruch niedergehauen." Nachdem jedoch Götz, die Baiern einbegriffen, 6000 Mann zusammengebracht, auch des Anzugs von Lamboy gewärtig sein konnte, ließ er die ganze Linie von Neustadt bis Villingen und Rottweil vorrücken, der Anschlag aber, daß Savelli auf dem linken Rheinufer heraufsteigend die Schanze bei Hüningen nehme, der Herzog von Lothringen, aus Burgund herbeigeeilt, die Brücke von Neuenburg erstürme und Götz gleichzeitig das Lager vor Breisach überrasche, wurde durch aufgefangene Briefe dem Feinde verrathen, theils auch durch Lamboy's Langsamkeit gefährdet. Dieser mit seinen 5 Regimentern zu Roß und 2 zu Fuß, in Allem ungefähr 5000 Mann, war erst am 22. (12.) Sept. zu Mülheim bei Cöln über den Rhein und am 2. Oct. (22. Sept.) zwischen Höchst und Frankfurt über den Main gegangen. Noch hinderlicher wurde dem Projecte der Ausgang des Treffens auf dem Ochsenfelde bei Thann. Gleichwol setzten Götz und Lamboy, nachdem endlich die Vereinigung erreicht, sich in Bewegung, um vom 19. (9.) Oct. an der Belagerer Linien zu bedrohen. „Den 22. (12.) des Nachmittags haben die Kayserischen sich mit Macht in voller Bataille vor dem Weimarischen Läger jenseit präsentirt, und dieweil sie Kundschaft gehabt, daß die vornehme Schanz auf dem Berg (aus welcher man das ganze Läger fast übersehen können) nicht gar stark besetzt sein soll, einen Anschlag darauf gemacht. Nachdem aber Obrist Moser, als welcher auf besagtem Berg commandirt, solches innenworden, hat er sie mit Kanonen solchergestalt salutirt, daß sie mit Hinterlassung vieler Todten und etlich 100 Fascinen zurückgehen müssen. Nach zweien Tagen haben die Kayserischen sich abermals mit der Hälft fast ihrer Armee gezeigt und eine Minen gemacht, als wenn sie das Läger an drei Orten attaquiren wollten, worüber den 24. (14.) in der Nacht zwischen 12 und 1 Uhren ein starkes, unaufhörliches und allerdings bis auf den 25. Oct. in den Tag hinein gewährtes Schießen zwischen beiden Theilen entstanden, bei welchem sich die Schwedischen der großen Schanz mitten auf dem Rhein zwischen beiden Brücken ohne besondern Verlust bemächtiget. Auf obigen Scharmützel haben Hr. General Götz, beneben dem Generalmajor von Lamboy einen ganzen Tag mit den Weimarischen vor Breisach gefochten, und eine Schanz zum vierten mal vergeblich gestürmet, im fünften Sturm hineinkommen, viel niedergehauen, und das schottische Regiment daselbst in disordre gebracht. Von dannen sind die Kayserischen alsobalden auf der Schwedischen mittlern Schiffbrück angangen, dieselbe auch erobert und bereits mit 400 Mann darauf geweset, also daß es ein sauer Ansehen bei den Weimarischen genommen, weil die Vestung solchergestalt ohne einige Verhinderung mit dem mitgebrachten Proviant hätte versorgt werden können. Es hat aber die neidische Fortun ihre Unbeständigkeit gegen das Kayserische Volk unter dem vermeinten Favor häßlich sehen lassen. Denn Herzog Bernhard hat von Stund an den Comte de Turenne mit den Franzosen commandirt, welche beneben dem Obr. Battili und Obr. Hattstein dermaßen heftig auf die Kayserische getroffen, daß sie nicht allein die 400 Götzische Mann, so auf die Brücken kommen, alle niedergemacht und ersäuft, sondern auch die Schanz wieder an fünf Orten mannlich gestürmet und erobert. In der Schanz und auf der Wahlstatt hat man den 26. Oct. über 1000 Todte (und unter denselben 3 Obristen tödtlich verwundet, 5 Obristlieutenant neben vielen Officirern) gefunden, welche man alle in Rhein geworfen. Imgleichen viel allerhand Gewehr, sampt einer großen Anzahl Schaufeln und Hacken, womit die Kayserische ihre Laufgräben gemacht, überkommen, wie dann auch alle dero Arbeiter in besagten Gräben niedergemacht, 5 Capitain aber, sampt dem Obr. Neuneck und Obr. Scharter gefangen worden. Von den Schwedischen seind gleichfalls der Obr. Battili neben etlichen vornehmen Männern todt geblieben, Obr. Schönbeck tödtlich geschossen, der schottische Obriste Leslie aber gefangen worden." Götz hatte nur mit Widerwillen, durch Golz und Lamboy gedrängt, das Wagestück unternommen, daher die zögernden ungewissen Maßregeln während der vier entscheidenden Tage. Nachdem alle Versuche durchzubrechen gescheitert waren, wandte sich Götz, gegen des Herzogs von Weimar Erwartung, den 26. Oct. 2 Uhr Morgens auf Freiburg, dann auf Waldkirch, wo er in Uneinigkeit von Lamboy schied. Es ging das Gerücht, der Feldmarschall habe eine falsche Nachricht von 4000 Franzosen, durch welche sein Gegner verstärkt worden, erhalten und darüber alle Hoffnung aufgegeben. Nicht so der Kaiser, der, um das uralte Habsburgische Stammland zu behaupten und den Feinden des Reichs den gewaltigsten Paß nicht preiszugeben, den Krieg in Ober- und Niedersachsen vernachlässigte. Götz erhielt die Weisung, mit dem Kopfe für Breisach zu haften; Verstärkungen wurden der Armee im kinziger Thale aus Böhmen zugeschickt und Savelli, der noch am Mittelrheine stand, sollte über die Philippsburg die Vereinigung mit den Lothringern erzwingen. Aber Savelli begegnete, gleichwie der Herzog von Lothringen, unbezwingbarem Widerstande; Götz, durch den Grafen von Fürstenberg verstärkt, versuchte sich vergeblich an den Waldstädten, um am 19. (9.) Nov. von Lauffenburg aus das linke Rheinufer, die Straße zum Entsatze von Breisach zu gewinnen, trieb sich dann im obern Breisgau herum und sprach umsonst die Baseler um ihre Brücke an. An Allem, zumal an Geld, Mangel leidend, unmuthig, fürchtete er den Anzug von Longueville's ganzer Armee, wogegen sich zu sichern er ein festes Lager im Kletgau bezog. Zum Ueberflusse fiel sein Brief an Franz Mercy, Absichten auf Neuenburg und Hüningen verrathend, in Feindes Hand. In solcher Lage der Dinge erschien am 2. Dec. Graf Philipp von Mansfeld im Lager unweit Waldshut und Gutenberg, hörte, nicht unbefangen an sich, die feindlichen Reden der untergeordneten Generale, nahm dem Feldmarschalle Götz den Degen, ihm

zugleich erklärend, er sei des Kaisers und des Kurfürsten von Baiern Gefangener, und schickte den Ueberraschten, unter Bedeckung von 200 Pferden, nach München. „Dem wurden hierauf in seinem Arrest zu Ingolstadt fürnemlich zween Puncten fürgehalten: 1. Daß er den Duca di Savelli im Treffen bei Wittenweyer nicht gerettet, sondern gleichsam muthwillig hätte stecken und von Herzog Bernharden schlagen lassen. 2. Daß General Lamboy anfangs, als das Kaiserl. Volk vor Brysach angefallen worden, zur Defension desselben contra Herzog Bernharden Progress, und das Spiel gleichsam in Händen gehabt, er Götz aber auch diesem nicht assistirei, sondern ihn aus der Schanzen und von der Brucken treiben lassen. Graf Philipps von Mansfeld, der in dieser Sache nebst dem Obristen Schützen und Commissario Höfler Principal-Commissarius war, vernahm des Götzens Defension und reisete damit nach Wien, der Kais. Maj. davon zu referiren: des Grafen Götzen Gemahlin war daselbsten, in causa das beste zu sollicitiren: der Duca di Savelli ließe zu seiner Entschuldigung und des Götzens Gravirung eine Apologiam in Druck kommen: jedermann vermeinte Graf Götz würde mit dem Leben bezahlen müssen. Ob man nun wol diesem Herrn Generalen über die massen hart zugesetzt, und ihn eben lang am Kreuz hangen lassen, ist er doch folgendes 1640. Jahr den 17. Augusti sowol von Kais. Maj. als Churbayern zu Regenspurg auf dem Reichstag für unschuldig und frey erkläret worden, auch den 7. Sept. in Person dahin kommen." Der Armee in Schlesien zugetheilt, mußte hierauf Götz, während Gallas zu Brieg krank darnieder lag, 1643, das Obercommando übernehmen und er errang einige Vortheile über Torstensson, ließ auch durch den Grafen von Pücheim Ollmütz blokiren. Er nahm Wohlau und den Fürstenstein, Herrenstadt, Schweidnitz, trieb die rebellischen Walachen zu Paaren, wurde aber im Laufe solcher Erfolge durch des Rakotzy Vordringen in Ungarn abgerufen. Die erste Wirkung seines Eintreffens in den Bergstädten ergab sich in dem Abzuge der Türken, die bisher für Rakotzy gefochten hatten, wo dann Rakotzy selbst, durch wiederholte Niederlagen geschwächt, Frieden suchen zu wollen schien, bis es ihm gelang, am 26. April 1643 mit Torstensson sich zu verbinden. Nichtsdestoweniger unterlag er abermals, sodaß er an 3000 Todte zurückließ. Dafür aber geriethen Götz, der Feldmarschall und sein Feldmarschall-Lieutenant, Graf Pücheim, mit einander in Quästion, als Pücheim, „fenrig, mager, eine Impressa auf den Feind fürgehabt, und Götz, dickleibig, langsam, roh, solches nicht gestatten wollen. Und hätte dieser den andern mit der Pistolen in den Backen oder sonsten durchschossen. Dannenher immittelst Don Hannibal Gonzaga von Ihr. Kayserl. Maj. herunter gesandt, um dieselbe Armada in Ungarn zu commendiren, weiln sich Götz unpäßlich befunden, aber Pücheim in etwas absentirt." Im halben November wurde Götz vollends mit vier Regimentern abgerufen, um die Verluste, welche Gallas mit der Hauptarmee gehabt, einigermaßen zu ersetzen. Am 4. Febr. 1645 marschirte Götzens Volk, an 5000 Mann stark, durch Prag, um sich am 6. bei Königshofen mit den Corps von Hatzfeld und Joh. von Werth zu vereinigen, was dann eine Armee von beinahe 20,000 Mann verschaffen sollte. Diese war noch nicht vollständig beisammen, als Torstensson mit 16,000 Mann und 80 Kanonen am 19. Febr. über Kaden, Pilsen, Klattau, den 26. Febr. vorging, am 2. März die gefrorene Moldau, eine Meile unterhalb Worlik, überschritt und am 5. März (23. Febr.) zwischen Wotitz und Jankau, an der Grenze des beraun- und kaurimer Kreises, zu stehen kam. Der Entsatz des fortwährend bedrängten Ollmütz war die Aufgabe, welche er zunächst sich gesetzt, und dieses zu hintertreiben, folgte ihm zur Seite, immer noch zersplittert, von Königsaal aus die kaiserliche Armee über Prestitz, Grünberg, Horazdiowitz, Strakonitz, an Pisek und Tabor vorbei, bis zu dem von Tabor drei Meilen entlegenen Jankau. „Von den Gefangenen," berichtet Hatzfeld, „haben wir verstanden, daß der Feind mit der völligen Armada auf der andern Seiten des Bergs, gegen besagten Jankau zugehen thäte, wie wir dann denselben bald hernach hinter dem Berg hervorkommen und hinter besagtes Jankau an einem Berg logiren sehen." Ein Zusammentreffen war jetzt unvermeidlich geworden und mit dem Morgen des 6. März begann die Schlacht. Götz wagte sich, so wird erzählt, ungeachtet aller Warnungen und Gegenbefehle des commandirenden Generals Grafen von Hatzfeld, in eine zuvor nicht genau übersehene Gegend zwischen Teichen und Waldungen, die ihn außer Stand setzte, ordentlich zu fechten und selbst auch im Falle der Noth den Rückzug zu nehmen, ein Irrthum, den er mit dem Leben, mit dem Verluste seines besten Volkes, der neun Kanonen, die er bei sich führte, und, was das Schlimmste, fast aller Munition des Heeres, die ebenfalls durch einen Misverstand in diese unwegsame Gegend gerathen war, büßen mußte. Götz war gleich im Beginn der Schlacht, von einer Falconetkugel getroffen, gefallen, glücklicher als Hatzfeld, der den Verlust der Schlacht, die auf allen Punkten eine gleich ungünstige Wendung genommen hatte, überlebte und in Gefangenschaft gerieth. Nicht zufrieden, in Götz einen Sündenbock gefunden zu haben, klagt er in seinem Berichte an den Kaiser, „Johann von Werth habe aus Irrthum oder eigenmächtig eine andere Höhe mit Reutern, Fußvolk und Geschütz besetzt, als es in den Plänen des Oberfeldherrn lag." Auf die Stelle, wo Götz, nur 45 Jahre alt, erlag, nächst der Straße nach Wotitz, unweit Jankau, wurde eine Kapelle gesetzt, die man jedoch wegen Baufälligkeit zu Ende des vorigen Jahrhunderts abtragen mußte und durch ein Kreuz ersetzte. Noch lebt das Sprüchwort: „Poříd' co Kec u Jankowa," Du wirst so viel ausrichten als Götz bei Jankau. Mit der Gräfin Apollonia von Hoditz verheirathet, soll er, nach der gewöhnlichen Angabe, keine Kinder hinterlassen haben, wiewol ihm von Andern zwei Söhne, Siegmund Friedrich und Johann Georg, dann auch der bei Balbin nicht erwähnte Bruder Peter beigelegt werden. Besagter Graf Peter hat „der Stadt Braunschweig, welche wegen angeforderter Contribution vor 3 Regimenter sich nicht er-

klären wollen, den 23. (13.) Mai 1638 bei 96 Wagen und Kärch, so mit Kaufmannswaaren dahin gehen wollen, auf 300,000 Reichsthaler aestimirt, angehalten, und bis Satisfaction erfolget, an sichere Ort bringen lassen." In dem Treffen bei Blotho, den 17. (7.) Oct. 1638, worin die Pfalzgrafen Karl Ludwig und Rupert, Königsmark und King unterlagen, führte Graf Peter Götz der Kaiserlichen linken Flügel. „Wolgedachter Graf, als welcher im vordersten Haufen gegen die Feind gestanden, ist gleich durch einen Kanonenschuß niedergelegt und durch dessen Tod bei seinen Officirern und Soldaten ein groß Trauren und Mitleiden verursacht worden." Er starb als Generalmajor. — Von des Feldmarschalls Söhnen starb Siegmund Friedrich als k. k. Feldmarschall-Lieutenant im J. 1662, Vater von Siegmund Friedrich 1700, Großvater von Johann Maximilian. Des Feldmarschalls anderer Sohn, Johann Georg, kaiserlicher Geheimrath und Landeshauptmann der Grafschaft Glatz, sein 1664, „war ein reicher Herr, der viele Güter in der Grafschaft besaß. Dieser Landeshauptmann suchte wieder viele Freiheiten der Grafschaft zu beschneiden, weil dieselbe sehr gemißbraucht worden, hingegen bemühete er sich auch viele Denkmale seines Eifers für die katholische Religion, Bildsäulen und Andachtscapellen zu stiften." Er starb 1681 und hinterließ drei Söhne, von welchen Johann Karl in einem Duelle in Ungarn geblieben; Johann Ignatius, Dragonerhauptmann und hernach Landesältester im Fürstenthume Liegnitz, unbeerbt blieb; Johann Ernst, kaiserlicher Kammerherr und Mannrechtsbeisitzer der Grafschaft Glatz, der Vater des Grafen Johann Franz Anton geworden ist. Dieser, mit Maria Anna von Stillfried vermählt, starb den 21. Nov. 1738. Sein Sohn, Graf Johann Joseph Leonhard, geb. den 6. Nov. 1727, starb, der letzte seines Hauses, im J. 1771. Die sämmtlichen Allodialgüter im Glatzischen, Gabersdorf, Albendorf, Graindorf, Eckersdorf, Ober-Haunsdorf, Lonsenhayn, Melten, Neudeck, Neudorf, Reichenforst, Roth, Waltersdorf, Wiesau, Wiltsch, dann die Antheile Nieder-Haunsdorf, Mühldorf, Mittel-Steine, Alt-Steine, Tschunischendorf, alle zusammen im J. 1799 zu 230,622 Thaler gewürdigt, hatte er seinem Neffen, dem Grafen von Magni, vermacht. Das Lehen Scharfeneck fiel der Krone anheim, wurde allodificirt und von K. Friedrich II. dem Generallieutenant von Götzen aus einer brandenburgischen Familie verliehen. Noch wird das im prachiner Kreise gelegene Hlowniowitz von einem Kotz von Tobrz besessen. (*v. Stramberg.*)

Götz von Berlichingen, s. Berlichingen.

GÖTZ (Franz Ignaz), praktischer Arzt, geb. am 26. Dec. 1728 in der Nähe von Colmar, gest. zu Paris am 28. Juni 1813. Durch glückliche Inoculationen der Menschenpocken hatte sich Götz einen solchen Ruf erworben, daß er 1780 berufen wurde, die Schwester Ludwig's XVI. zu inoculiren, und zwei Jahre später die Aufforderung erhielt, die Prinzen und Prinzessinnen am turiner Hofe ebenfalls zu inoculiren. Er schrieb daher auch: Traité complet de la petite-vérole et de l'inoculation. (Paris 1790. 12.) Nach solchen Erfolgen wurde Jenner's Entdeckung der schützenden Kraft der Kuhpocken, wodurch die Blatterinoculation in Verfall kommen mußte, für den inoculationseifrigen Götz ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgungssucht, und er machte sich durch zwei Schriften Luft: De l'inutilité et des dangers de la vaccine, prouvés par les faits (Paris XI. 8.) und: La vaccine combattue dans le pays où elle a pris naissance, ou Traduction de trois ouvrages anglais (de Rawley, Moseley et Squirrel); avec deux gravures coloriées. (Paris 1807.) Die beiden Tafeln sollten durch Vaccine hervorgerufene scheußliche Misgestaltungen darstellen, waren aber der Art, daß die Polizei ihrer Verbreitung hindernd entgegentrat. Götz lebte übrigens noch lange genug, um die von ihm verabschente Präservativmethode im vollen Siegesglanze zu erblicken. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GÖTZ (Friedrich Christian), geb. zu Assumstedt am 11. März 1724, gest. 1779 als Magister der Philosophie und Pfarrer zu Ittingen im Würtembergischen, gab aus J. A. Bengel's literarischem Nachlasse „Die Geschichte und Briefe der Apostel" heraus. (Stuttgart 1764. 8.) Gründlicher und ausführlicher behandelte er denselben Gegenstand in dem von ihm zu Tübingen 1779 herausgegebenen Werke: „Das Leben Jesu Christi, die Geschichte und Briefe der heiligen Apostel, wie auch die Offenbarung Johannis aus des seligen Hrn. Prälaten und Consistorialraths Dr. J. A. Bengel's hierher gehörigen Schriften gezogen, nach desselben Zeitrechnung in gewisse Abtheilungen und Punkte eingetheilt und zum Gebrauch und Nutzen lehr- und heilsbegieriger Seelen eingerichtet" *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Georg Friedrich), war am 9. April 1750 zu Hanau geboren. Sein Vater, obgleich nur ein Handwerksmann, wandte große Sorgfalt auf die Erziehung des wißbegierigen und talentvollen Knaben, dessen Geistesanlagen sich frühzeitig entwickelten. Bereits in seinem fünften Jahre las er nicht nur Teutsch, sondern auch mit vieler Fertigkeit Französisch, nachdem er nur kurze Zeit den Unterricht des französischen Sprachmeisters Rauzier genossen hatte. Noch größere Fortschritte in seiner Elementarbildung machte Götz, als ihn sein Oheim, der Conrector Fr. K. Chr. Götz zu Michelstedt in der Grafschaft Hanau zu sich in sein Haus nahm. Dieser wackere und vielseitig gebildete Mann trug große Sorge für die Geistes- und Herzensbildung seines Neffen. In besondern Lehrstunden unterrichtete er ihn in der Religion und in der teutschen und lateinischen Sprache. Zugleich verschaffte er ihm wohlwollende Gönner an dem Procurator des kaiserl. Kammergerichts v. Plönnies, dem Hofrathe Weiß, dem Hofprediger Cranz und andern einflußreichen Männern.

In seinem zehnten Jahre (1760) war Götz aus Michelstedt wieder nach Hanau zurückgekehrt, wo er das Gymnasium besuchte. Bergsträßer, Schellenberg, Vulpius und Wolf waren seine vorzüglichsten Lehrer. Unter ihrer

*) Vergl. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 255 fg.

Leitung erweiterte er seine Kenntnisse im Lateinischen, Griechischen und in den orientalischen Sprachen, sowie in den Elementarwissenschaften überhaupt. Durch Privatunterricht, den er in einigen Familien ertheilte, wie durch die Unterstützung, die er dem Superintendenten Walther und andern Gönnern verdankte, ward es ihm möglich, nach dem Tode seines Vaters, der ihm kein Vermögen hinterließ, seine Studien in Halle fortzusetzen. Im J. 1767 hatte er sich nach der genannten Hochschule begeben. In der Kirchengeschichte, Exegese, Hermeneutik und den übrigen theologischen Disciplinen waren Semler, Nösselt, Gruner und Vogel seine vorzüglichsten Lehrer, in der Philosophie Meier und Träger, in den schönen Wissenschaften Klotz und Jacobi, in der Naturlehre Eberhard. Durch Unterrichtsstunden, die er in dem hallischen Waisenhause ertheilte, verschaffte er sich, bei der mäßigen Unterstützung aus dem älterlichen Hause, die Mittel zu seiner Subsistenz. Im Herbste 1769 verließ er Halle. Er kehrte um diese Zeit in seine Vaterstadt Hanau zurück. Zuvor unternahm er, bei beschränkten Mitteln, eine Fußreise über Aschersleben, Halberstadt, Wolfenbüttel, Braunschweig, Göttingen, Cassel, Marburg und Gießen. Auf dieser Reise lernte er die vorzüglichsten Gelehrten und andere ausgezeichnete Männer kennen. Er erweiterte dadurch seine Welt- und Menschenkenntniß.

Sein väterlich für ihn sorgender Freund, der Superintendent Walther, war gestorben, als Götz nach Hanau zurückkehrte. An seine Stelle war Stockhausen getreten. An ihm fand Götz einen neuen Gönner [1]). Im J. 1771 ward er Hauslehrer bei dem Erbach-Fürstenauischen Forstmeister Brenner zu Bullau im Odenwalde. Zwei Jahre nachher bekleidete er eine gleiche Stelle bei dem Pfarrer Neidhart zu Villbrunn in der Herrschaft Breuberg. In beiden Stellen übte er sich fleißig im Predigen. Seine Kanzelvorträge fanden durch ihre Klarheit und Popularität vielen Beifall unter dem Publicum im Allgemeinen. Doch ließen sie auch den höher Gebildeten nicht unbefriedigt.

Erfolgreich war für Götz die um diese Zeit angeknüpfte Bekanntschaft des hessen-darmstädtischen Geh. Raths und Kreisgesandten zu Frankfurt, v. Barkhaus, der ihm 1774 seinen Sohn zur Erziehung übergab, um ihn zu seinen akademischen Studien in Halle vorzubereiten. Durch Empfehlung dieses einflußreichen Mannes ward Götz 1775 Erzieher der Prinzen und Prinzessinnen des hessischen Hofes zu Hanau. Der zugleich ihm übertragene Pagenunterricht ward ihm, bei überhäuften Geschäften und öfterer Kränklichkeit im J. 1782 wieder abgenommen. Durch die Gunst seines Fürsten schienen sich ihm so vortheilhafte Aussichten für die Zukunft zu eröffnen, daß er immer seltener die Kanzel betrat und endlich dem seiner Gesundheit nachtheiligen Predigen fast gänzlich entsagte. Die Literatur im weitesten Umfange des Wortes ward nun seine Hauptbeschäftigung.

Hart heimgesucht von physischen Leiden, unternahm er im J. 1784 eine Reise über Darmstadt in die Pfalz, nach Heidelberg, Speier und Mannheim. Für seine Gesundheit blieb dieser Ausflug ohne wesentlichen Erfolg. Sie verschlimmerte sich sogar und nöthigte ihn zur Rückkehr nach Hanau. Dort beklagte er den kurz zuvor erfolgten Tod seines früher erwähnten Gönners, des Superintendenten Stockhausen. Sein Schicksal nahm jedoch um diese Zeit (1784) unverhofft eine günstigere Wendung. Am 14. Nov. des erwähnten Jahres erhielt er ein fürstliches Rescript, in welchem er zum Stadtprediger bei der evangelischen Gemeinde zu Hanau ernannt ward. Kränklichkeit hinderte ihn, dies Amt sofort zu übernehmen. Erst zu Ostern 1785 war er im Stande, es anzutreten. Den durch Stockhausen's Tod unterbrochenen Religionsunterricht von zwei hessischen Prinzessinnen setzte er bis zu deren Confirmation fort [2]). Im J. 1786 folgte er dem Rufe zum zweiten Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde nach Cassel. Auch für sein häusliches Leben war gesorgt. In einer sehr glücklichen, durch mehre Kinder gesegneten Ehe lebte er seit dem J. 1786 mit einer Tochter seines Oheims, des Pfarrers Götz in Knichen. In Cassel fand er einen weiten Kreis für seine Thätigkeit. Mit seinem dortigen Predigtamte war die Direction des v. Frankenbergischen Waisen- und Armenhauses verbunden. Bald nach seiner Ankunft in Cassel war er zum ordentlichen Mitgliede der fürstl. hessischen Gesellschaft der Alterthümer ernannt worden.

Er starb als Doctor der Theologie und erster Prediger der evangelisch-lutherischen Gemeinde in seiner Vaterstadt Hanau am 13. Febr. 1813 im 63. Jahre. Durch Fleiß hatte er, bei einer sehr geregelten Lebensweise, sich schätzbare theologische Kenntnisse erworben. Auch in andern wissenschaftlichen Fächern war er bewandert. Durch genaue Eintheilung seiner Zeit hatte er seiner oft überhäuften Amtsgeschäfte ungeachtet noch zu literarischen Arbeiten Zeit gewonnen. Er veröffentlichte mehre ascetische Schriften, Predigten und Kanzelreden. So schrieb er unter andern Predigten über den christlichen Glauben (Cassel 1788. 8.), über die christliche Sittenlehre (ebendas. 1790. Zweite Auflage. Gotha 1794. 8.), über die häusliche Erziehung der Kinder, aus den Werken teutscher Kanzelredner gesammelt (Cassel 1791—1792. 2 Thle. Zweite Auflage. Leipzig 1796. 8. 2 Thle.). Mit einem seiner Freunde, Fr. Rehm, reformirten Prediger zu Immichenhain in Niederhessen, gab er eine Sammlung von Casualpredigten heraus, von der eine neue und sehr vermehrte Auflage zu Leipzig 1794 erschien. Zu seinen bereits erwähnten Predigten über die christliche Sittenlehre fügte er später (1802) noch eine ähnliche Sammlung hinzu. Zu einzelnen Predigten gab er auch eine „Ausführliche Belehrung über den Eidschwur" (Cassel 1798. 8.) heraus. Noch verdienen unter seinen homiletischen Arbeiten seine Passionspredigten besondere Erwäh-

1) Ihm stiftete Götz ein biographisches Denkmal in der Schrift: Leben des verstorbenen Superintendenten Stockhausen. (Hanau 1781. 8.)

2) Siehe die von ihm herausgegebenen Glaubensbekenntnisse der Prinzessin Maria Friederike zu Hessen am 1. Juli 1784 (Hanau 1784. 8.) und der Prinzessin Karoline Amalie am 13. Oct. 1787, mit den dabei gehaltenen Reden. (Cassel 1787. 8.)

nung. Sie erschienen zu Cassel 1795—1806 in 5 Bdchen. Seiner Biographie des Superintendenten Stockhausen ist bereits gedacht worden. Das Andenken eines seiner Freunde ehrte Götz in dem von ihm verfaßten „Leben Heinrich Sander's, Professors zu Karlsruhe" (Hanau 1782. 8. 2. Auflage. Dessau 1785. 8.). Auch eine Sammlung von Sander's kleinen Schriften gab Götz zu Leipzig 1784 in zwei Octavbänden heraus. Ein Bildniß von Götz befindet sich vor Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger (1790) Bd. 3. St. 4.[3]). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Jacob Albrecht Roderich), geboren am 9. Juli 1805 zu Simmern im Regierungsbezirke Coblenz. Er besuchte die dortige Schule, verdankte jedoch den größten Theil seiner Elementarbildung einem zweckmäßigen Privatunterrichte. In Berlin, wo er seine akademische Laufbahn eröffnete, studirte er hauptsächlich Philosophie und Mathematik. Für die letztgenannte Wissenschaft hatte sich sein früh erwachtes Interesse noch immer lebendig erhalten. Zu Ostern 1828 ward er als Lehrer der Mathematik am Gymnasium zu Zerbst angestellt. Seine ausgezeichneten Leistungen in der dortigen Lehranstalt, sein gründlicher Unterricht und die liebenswürdigen Eigenschaften, die er in seinem Privatleben zeigte, erwarben ihm dort allgemeine Achtung. Den an ihn ergangenen Ruf als Professor der Mathematik am Gymnasium zu Dessau anzunehmen, trug er Anfangs Bedenken. Er fühlte sich der Aufgabe nicht gewachsen, eine Stelle anzutreten, welche der berühmte Mathematiker Veith bisher bekleidet hatte. Er löste diese schwierige Aufgabe zu allgemeiner Zufriedenheit. Einen Beweis des Vertrauens erhielt er dadurch, daß der Herzog von Dessau ihm die Prinzessin Agnes und den Erbprinzen Friedrich zum Unterricht übergab. Auch sandte ihm der genannte Fürst die zum anhaltischen Hausorden gehörende goldene Medaille. Gleiche Auszeichnungen verdankte er dem Könige von Preußen und dem Könige der Franzosen in Folge wissenschaftlicher Werke, die er jenen beiden Monarchen dedicirt hatte. Ohne seinem Lehrerberufe im mindesten Eintrag zu thun, setzte Götz seine Studien und literarischen Arbeiten mit rastlosem Eifer fort. Sein oft leidender Zustand hätte ihm sagen müssen, wie sehr diese ununterbrochene Thätigkeit nachtheilig war. Sie war ihm so sehr Bedürfniß, daß er es nicht über sich gewinnen konnte, sie auszusetzen, ungeachtet der trüben Ahnung eines kurzen Lebens. Der Tod fand ihn mit der Feder in der Hand am 29. April 1848.

Götz war als Lehrer und Schriftsteller in gleicher Weise geschätzt. Aus dem Gebiete der Mathematik, als der Wissenschaft, die er von Jugend auf gepflegt, entfernte er sich als Autor höchst selten. Aber auch die damit verbundenen Nebenzweige zog er in den Kreis seiner literarischen Arbeiten. Seine Laufbahn als Schriftsteller eröffnete er mit dem Werke: „Die Arithmetik, Algebra und allgemeine Größenlehre" (Zerbst 1829. 8.). Seine ebendaselbst 1830 erschienene „Rechenkunst" erlebte 1841 die dritte Auflage. Gleichzeitig (1841) gab er noch ein „Praktisches Rechenbuch" heraus. Zu Berlin erschien von ihm 1833 die „Analytische und ebene Trigonometrie und Polygonometrie." In drei Octavbänden erschien von ihm in den Jahren 1837—1842 ein ausführliches „Lehrbuch der Physik" und in gleicher Bändezahl 1842 ein „Lehrbuch der Mathematik für Gymnasien." Eins seiner ausführlichsten Werke war eine „Sammlung von Lehrsätzen, Formeln und Aufgaben in der gewöhnlichen Rechenkunst, Mathematik und Physik." Wenige Jahre vor seinem Tode (1846) erschienen noch seine „Elemente der Physik auf mathematischem Grunde." Als ein scharfsinniger Kritiker zeigte er sich in seinen Beiträgen zu mehren gelehrten Journalen*). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Johann Christoph), geboren am 8. März 1688 zu Nürnberg, verdankte seine Elementarbildung dem Gymnasium seiner Vaterstadt. Späterhin (1706) besuchte er noch das Gymnasium illustre zu Coburg. In der Physik und Botanik, seinen Lieblingsstudien, war Lucas Riehms, in dessen Hause er wohnte, sein vorzüglichster Lehrer. In Altdorf studirte er, nachdem er sich schon in Coburg einige Kenntnisse in der Anatomie erworben hatte, mit großem Eifer Arzneikunde. Hofmann, Beier, Heister, Sontag, Lang u. A. waren seine Hauptführer im Gebiete des medicinischen Wissens. Einflußreich für seine wissenschaftliche Bildung wie für die Erweiterung seiner Welt- und Menschenkenntniß war eine Reise, die er nach beendeten Studien durch das südliche und nördliche Teutschland unternahm. Bei seiner Heimkehr ward er zu Nürnberg in das Collegium physicum aufgenommen. Um diese Zeit (1713) verheirathete er sich mit Margarethe Katharina, einer Tochter des Professors Spitz in Altdorf. Im J. 1719 ward er zum markgräfl. bayreuthischen Leibarzt ernannt und 1726 zum Mitgliede der kaiserl. Akademie der Naturforscher. Verdient machte er sich als Stifter des zu Nürnberg 1736 begonnenen Commercii litterarii physico-technico-medici. Bis zu seinem am 22. Nov. 1733 erfolgten Tode war er ein fleißiger Mitarbeiter an jenem gelehrten Werke. Aus dem Französischen übersetzte Götz die „Kunst, sein eigener Medicus zu werden" (Frankenhausen 1721 2 Thle. 8.) und aus dem Lateinischen des von ihm sehr geschätzten Professors G. E. Stahl „Gedanken von Verbesserung der Metalle" (Nürnberg 1720). In einem Vorberichte sprach er „Von der Wahrhaftigkeit und Fürtrefflichkeit der Alchymie." Er schrieb auch eine Praefatio ad G. E. Stahlii fundamenta chymico-pharmaceutica generalia (Helmstad.) 1721, und eine Historia chronologica scriptorum G. E. Stahlii ad ejus mentem disserentium. (Norimb. 1726.) Hauptsächlich von den Fiebern handelten seine Observationes historiae medico-practicae (Norimb. 1726). Außer

3) Vergl. Beyer a. a. O. Strieder's Hessische Gelehrtengeschichte 5. Bd. S. 22 fg. 13. Bd. S. 345 fg. 14. Bd. S. 329. 15. Bd. S. 339. 17 Bd. S. 378 fg. Haffel's Journal: Westphalen unter Hieronymus Napoleon. Jahrg. 1. 2. Bd. S. 43 fg. Meusel's Gel. Teutschland. 2. Bd. S. 609 fg. 9. Bd. S. 440. 11. Bd. S. 482. 13. Bd. S. 485. 17 Bd. S. 716 fg.

*) Siehe Schmidt's Anhaltisches Schriftstellerlexikon S. 115. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVI. 1 Th. S. 335 fg.

seiner zu Nürnberg 1726 erschienenen Schrift: „Der aufrichtige Medicus" sind noch seine zahlreichen Beiträge zu den Breslauischen Sammlungen der Natur- und Kunstgeschichte zu erwähnen. Dort befinden sich von ihm unter andern: Observationes de partu gemellorum inaequalis perfectionis p. 123 seq. De spontanea sanguinis ventilatione p. 137 seq. Problemata de phosphoro p. 189 seq. u. a. m.*). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Johann Nicolas), geboren am 9. Juli 1721 zu Worms, der Sohn des dortigen Predigers Philipp Peter Götz, verlor seinen Vater, als er kaum zehn Jahre alt war. Dem Gymnasium zu Worms verdankte Götz seine Elementarbildung. Seine Geistesfähigkeiten unterstützte ein anhaltender Fleiß. Er hatte sich gründliche Sprachkenntnisse erworben, als er in seinem achtzehnten Jahre (1739) die Universität Halle bezog. Er widmete sich der Theologie und verband damit philosophische und philologische Studien. Dankbar erinnerte er sich noch in spätern Jahren der Verdienste, die sich Baumgarten, Michaelis, Meier, Knapp, Stiebritz u. a. Professoren um seine wissenschaftliche Bildung erworben hatten. Aus dem älterlichen Hause konnte er nur auf eine geringe Unterstützung rechnen. Zu einer Erwerbsquelle diente ihm der Unterricht, den er drittehalb Jahre in der Schule des halleschen Waisenhauses ertheilte.

Seine früh erwachte Neigung zur Dichtkunst fand Nahrung in dem Umgange mit Uz und Gleim, die gleichzeitig mit ihm in Halle studirten. Mit Uz unternahm er eine Uebersetzung des Anakreon, die jedoch erst mehre Jahre später gedruckt ward [1]). Der engen Sphäre, in der sich sein poetisches Talent nicht sonderlich entwickeln konnte, ward Götz entrissen, als Baumgarten, der in mehrfacher Hinsicht sich seiner väterlich angenommen hatte, ihn 1742 zu einer Hauslehrerstelle empfahl. Götz übernahm diese Stelle, mit der zugleich das Amt eines Hausspredigers verbunden war, zu Emden in dem Hause des preußischen Obersten und Commandanten, Freiherrn von Kalkreuth. Götz lebte dort in angenehmen Verhältnissen, die ihm wenig zu wünschen übrig ließen. Das rauhe Klima in Ostfriesland wirkte jedoch nachtheilig auf seine Gesundheit. Wiederholte Fieberanfälle nöthigten ihn, im J. 1743 seine Stelle aufzugeben. Im Herbste des genannten Jahres kehrte er wieder nach Teutschland zurück, nachdem er zuvor die vorzüglichsten holländischen Städte besucht hatte. Nicht ohne Lebensgefahr, da bei Harlingen das Schiff, auf dem er sich befand, strandete, erreichte er Amsterdam, und kehrte dann im December über Utrecht, Düsseldorf, Cöln, Coblenz und Mainz in seine Vaterstadt Worms zurück.

Im Frühjahre 1744 wies sich ihm eine Aussicht, seine sehr geschwächte Gesundheit durch den Aufenthalt in einem milden Klima zu stärken. Von der Witwe des schwedischen Generalgouverneurs, Grafen v. Strahlenheim, ward er um diese Zeit als Hofmeister ihrer Enkel und als Schloßprediger nach Forbach in Lothringen gerufen. Seine Zöglinge standen als Officiere bei dem Regimente ihres Oheims, des französischen Feldmarschalls Grafen von Sparre. Oft verweilte er mit ihnen längere Zeit zu Saarlouis, Metz und Strasburg. Durch den Aufenthalt in diesen Städten ward wahrscheinlich sein Interesse an der französischen Literatur, mit der er sich später vielfach beschäftigte, zuerst geweckt.

Seine Zöglinge hatte Götz um diese Zeit (1746) auf die Ritterakademie zu Luneville begleitet. Er ward dort dem Könige Stanislaus vorgestellt und machte Voltaire's persönliche Bekanntschaft. Im J. 1748 ward er Feldprediger bei dem Leibregimente der Königin. In Nancy und Toul, wo dies Regiment, das den Namen Royal-Allemand führte, abwechselnd in Garnison lag, mußte Götz predigen. Als sich im April 1748 dies Regiment zu einem Feldzuge nach den Niederlanden rüstete, folgte Götz den Truppen durch einen großen Theil von Frankreich nach Flandern und Brabant. Wie er in spätern Jahren erzählte, war er selbst Zeuge gewesen von manchen Kriegsthaten jenes Regiments, das unter dem Commando des Grafen von Sachsen und des Marschalls von Löwenthal stand. Nach dem Friedensschlusse im Spätherbste 1748 besuchte Götz in Gesellschaft mehrer Officiere seines Regiments die vorzüglichsten Städte, Seehäfen und Grenzfestungen in den Niederlanden. Zu Saint-Avelt, wo er im Winterquartiere lag, ernannte ihn der Herzog von Zweibrücken Christian IV., auf Empfehlung des Generals von Obenheim, zum Pfarrer in Hornbach, einem unweit Zweibrücken gelegenen Städchen. Dort verheirathete er sich 1752 mit der jungen Witwe des Oberconsistorialassessors Hautten, einer geborenen Cäsar. In seiner Ehe erzeugte er außer zwei Töchtern einen Sohn, der 1803 als Buchhändler zu Mannheim starb. Im J. 1754 ward Götz als Oberpfarrer und Inspector nach Meisenheim versetzt und 1761 als Pfarrer nach Winterburg in der hintern Grafschaft Sponheim berufen. Als im J. 1776 diese Grafschaft zwischen Baden und Zweibrücken getheilt ward, erhielt Götz die Würde eines Superintendenten zu Winterburg. Eine oft wiederkehrende Ahnung sagte ihm, daß sein Lebensende nahe sei. Sie täuschte ihn nicht. Am ersten Osterfeiertage 1781 ward er von einem Schlagflusse befallen, als er eben in die Kirche gehen wollte, um zu predigen. Acht Wochen hindurch mußte er das Bett hüten. Durch ärztliche Hilfe und sorgsame Pflege ward er so weit wieder hergestellt, daß er einen leidlichen Sommer durchlebte. Im Herbste verschwand jedoch für ihn die Hoffnung, wieder völlig zu genesen. Zwei wiederholte Schlaganfälle raubten ihm die Sprache. Von einem vierten getroffen,

*) Vergl. Will's Nürnbergisches Gelehrtenlexikon mit der Fortsetzung von Nopitsch. Baader's Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. 1. Bd. 1. Th. S. 203 fg.

1) Die Oden Anakreon's in reimlosen Versen, nebst einigen andern Gedichten. (Frankf. und Leipzig 1746. 8.) Vergl. (Gottsched's) Neuen Büchersaal der schönen Wissenschaften. 3. Bd. St. 5. S. 417 fg. Seine eigenen poetischen Versuche, die er dieser Ausgabe beigefügt hatte, ließ Götz in einer zweiten Edition weg. Sie erschien 1760 zu Karlsruhe unter dem Titel: Die Gedichte Anakreon's und der Sappho Oden, aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen begleitet. Diese Noten, in denen die Schönheiten des griechischen Dichters entwickelt werden, gehören Götz allein an.

starb er am 4. Nov. 1781 im 60. Jahre. Er ward zu Winterburg beerdigt an dem Fuße einer Linde, in deren Schatten er zu ruhen gewünscht hatte. Die Grabschrift, welche Götz sich selbst verfertigt hatte, ist zu charakteristisch, um übergangen zu werden. Sie befindet sich in seinen Vermischten Gedichten (Th. 3. S. 236) und lautet wie folgt:

Eusebia war mir nicht ungewogen,
Auch trug ich gern die traurige Livrey.
Doch Klio's Brust hatt' ich zu früh gesogen;
Sie lehrte mich die fröhliche Schalmei.
Lang' führte mich, nicht ohne Schelmerei,
Frau Cypria an memen langen Ohren
Mit eigner Hand. — Nun aber bin ich frei,
Und überzeugt, daß sie ans Blut geboren,
Falsch wie das Meer, wild wie die Wellen sei [2]).

Eine anziehende Schilderung seiner Persönlichkeit enthält ein Aufsatz von Knebel [3]), der ihn auf der Rückkehr von einer Schweizerreise (1780) das Jahr vor seinem Tode in Winterburg besuchte. „Sein Aeußeres," schreibt Knebel, „zeigte mir einen festen, etwas untersetzten Mann, von mittlerer Größe, vollem Bau und feinen Gesichtszügen. Sein Anstand war simpel und äußerst bescheiden, doch so, daß man sah, daß er mit Menschen gelebt habe. Sein Inneres hielt er sehr verschlossen. Ich that ihm, mehr aus Verwirrung, als aus Absicht, mancherlei Fragen über ihn selbst, die er aber stets mit Bescheidenheit und wenigen Worten ablehnte. Ich bat ihn um die Erlaubniß, ein Paar Tage bei ihm wohnen zu dürfen. Willig und mit anscheinendem Vergnügen nahm er mein Ansuchen auf, und führte mich in sein Gastzimmer, welches dem Wohnzimmer gegenüber lag, und ließ mir, auf mein Verlangen, Thee zubereiten. Hier, sagte er, in diesem Zimmer, hat erst vor ein Paar Wochen der Minister v. *** ganzer acht Tage gewohnt. Ich habe die Ehre, sagt' ich, den Herrn Minister zu kennen. Das ist ein feiner Kopf und ein Mann, der viel Kenntniß und Geschmack hat. Er wird sich recht gefreut haben, hier bei Ihnen zu wohnen und mit Ihnen über Ihre Sachen zu sprechen. — Davon war wol nicht die Rede, erwiederte Götz mit bescheidenem niedergeschlagenem Blicke. Se. Excellenz waren blos in Dienstgeschäften hier. — Also kannte er Ihre Arbeiten nicht einmal? fragt' ich. Er antwortete nicht. Ich erstaunte, zumal, da ich mich erinnerte, einigemal an dortigem Hofe von diesem ausgezeichneten Manne gesprochen zu haben. — Noch an demselben Abende führte er mich in sein Gärtchen, dessen er so lieblich in seinen Gedichten gedenkt, und das mir, als sein liebes Waldorchester, immer vor Augen schwebte. Es war ein länglich viereckiger Raum, an dem Fuße des Berges, schwerlich über funfzig oder sechzig Schritte lang, mit Küchengewächsen und Obstbäumen wohl versehen, ein Theil des Ganzen mit schönen Erlen an einem vorbeifließenden Bache besteckt. Alles reizte mich hier, denn ich sah es durch das schöne Medium seiner Lieder und an der Seite des Dichters selbst. — Am andern Tage besuchten wir den Amtmann, der in dem Schlosse auf dem Berge wohnte und der uns auch eine freundliche Mittagsmahlzeit gab. Hier bemerkte ich, daß unser Herr Superintendent als Dichter eigentlich gar nicht bekannt war. Man sprach nur von ein Paar Hochzeitsgedichten von ihm und der Sänger der Musen und Grazien saß ganz still und zurückgezogen bei Tische [4]). — Ich hatte viel Mühe, ihn dazu zu bewegen, mich auf sein Studirzimmer zu führen. Endlich erlangt' ich es doch. Er zeigte mir seine Manuscripte, meist auf einzelne Blätter geschrieben und in sieben besondere Abtheilungen zusammengelegt, welche, wie er mir sagte, bei der Herausgabe ebenso viel Bände werden könnten. Uebersetzungen, die er von ganzen Dichtern gemacht hatte, waren darunter vom Sarbiew, von einem großen Theile der Oden des Pater Ceva u. s. w. Er zeigte mir auch seinen kleinen doch ausgesuchten Büchervorrath, worunter er viele, besonders lyrische Dichter, mit Noten und Anmerkungen bereichert hatte. Hier that er mir das Geständniß: wem sich irgend ein Freund finden sollte, von dem er hinlängliche Versicherung hätte, daß er seine Werke so und nicht anders, und zwar durchaus erst nach seinem Tode, herausgeben würde, so wolle er ihm diese Manuscripte für einen geringen Preis, den er mir bestimmte, überlassen. Gleiches versicherte er mich auch von seinem kleinen Büchervorrathe, dessen Werth er erkannte und von dem er sich nur den Gebrauch auf Lebenszeit vorbehielt. Ich bat ihn, das Zutrauen wegen dieser Angelegenheit mir zu schenken, was er auch that. Bei meiner Zurückkehr hoffte ich ihm befriedigende Antwort hierüber ertheilen zu können. — Gegen einen dauernden Nachruhm schien er Nichts weniger als gleichgültig. Er beklagte unter andern, kein ähnliches Portrait von sich erhalten zu haben. Das Bild, das wir vor uns sehen, sei, wie er sagte, in seine Jugend gemacht worden, und er zweifelte an der Aehnlichkeit, die auch wirklich schwer zu erkennen war [5]). Ich bat ihn, mir einen Augenblick zu einer Silhouette zu sitzen, und ob ich gleich kein sonderlicher Zeichner bin, so glaube ich doch den Umriß mit ziemlicher Richtigkeit getroffen zu haben. Man erkennt den kräftigen Umfang und den feinen bedeutenden Gehalt der Gesichtsbildung. —

2) Ein Gedicht auf seinen Tod von Gleim befindet sich in dem von Voß herausgegebenen Musenalmanache auf das J. 1785 S. 140.

3) Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten J. N. Götz zu Winterthur in der hintern Grafschaft Sponheim (in Herder's Adrastea. 1803. Bd. 5. St. 2). Wieder abgedruckt ward dieser Aufsatz in der von J. H. Voß herausgegebenen Schrift: Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe (Mannheim 1809.) S. 7 fg.

4) Dies stimmt mit dem überein, was Voß a. a. O. S. 6 berichtet: „Als Dichter blieb Götz in seiner Gegend, außer wenigen Vertrauten, so unbekannt, daß, wie seines Sohnes Witwe erzählte selbst Frau und Kinder es erst in seiner letzten Krankheit erfuhren. Gleichwol, so oft sein Amt es verstattete, war er im Studirstübchen, im Garten, auf Spaziergängen beständig mit den Musen beschäftigt. Auf einem solchen Streifzuge, da er in bessern Wetter sich verlor, hatte ihn in einem benachbarten Vergwalde die Nacht überfallen. Nach langem Umherirren bemerkte er den Glanz eines Feuers und fand ein Zigeunerlager, wovon zwei Männer ihn um Mitternacht seiner bekümmerten Familie zurückbrachten." 5) Vor dem ersten Bande seiner „Vermischten Gedichte" (Mannheim 1785. befindet sich dies Bildniß, copirt nach einem andern vor dem 16. Bande der „Allgemeinen deutschen Bibliothek"

m Morgen, als ich Abschied von ihm nahm, schien er ir tief in sich gerührt. Er wollte eben gehen zu pre- igen. Wir gingen noch vor dem Hause, auf der Straße. r sagte mir mit Bestimmtheit: er lebe kein Jahr mehr. betroffen, wie ich hierüber war, stellte ich ihm seinen em Anschein nach vollkommenen Gesundheitszustand und inen dauerhaften Körperbau vor. Er blieb jedoch da- ei und die Folge hat es nur gar zu richtig erwiesen, ie wahr er prophezeite. — Noch deutete er auf Man- es, das mir zum Theil unverständlich war, das aber uf eine große Veränderung seiner Denkungsart über erschiedene der wichtigsten Punkte seines Lebens hinzielte. Die auf eine finstere Nacht hin sah er auf sein Geschick nd hielt seine Gedanken wie in einen eisernen Thurm erschlossen."

Den eben mitgetheilten Aufsatz über Götz schließt Knebel mit einer gerechten Anerkennung seines poetischen Talents. Er rühmt „die bezaubernde Anmuth seiner ieder, den feinen und immer fruchtbaren Witz, den schar- en Geist, die oft veränderten und immer zierlichen Ge- alten und Wendungen. Bienchen," sagt er, „schwär- ten um sein Grab; seine Gedichte sind ein reicher Bie- enkorb voll süßen Honigs, wo jede schöne Seele und lles, was anmuthig ist, hinzufliegt." Mit gleicher Be- eisterung äußert sich Herder [6]) über Götz in den Worten: „Nie sollte von dem teutschen Publicum der Dichter ver- essen werden, der aus seiner Winterburg wie eine Nach- igall hinter dichten Zweigen sang, in seiner Sprache die ierlichsten Kränze flocht und sich in Reimen und ohne Reim und in jedem angenehmen Sylbenmaße ver- uchte." Einer besonders merkwürdigen Anerkennung eines poetischen Talents muß hier noch gedacht wer- den. Selbst Friedrich der Große, dessen Ohr, an den ranzösischen Reim gewöhnt, dem teutschen Herameter und ähnlichen Versarten keinen Geschmack abgewin- nen konnte, zollte dem Anonymus, wie sich Götz in seinen Gedichten zu unterzeichnen pflegte, ein feines Lob über die von ihm in Distichen geschriebene Dich- tung „die Mädcheninsel," welche Knebel während seines Aufenthalts in Potsdam in den siebziger Jahren aus Schmid's Anthologie der Deutschen besonders hatte ab- drucken lassen [7]).

Minder günstig lautet die Stimme der neuern Kritik über Götz und sein poetisches Talent, das nicht allgemein anerkannt und nicht immer nach Verdienst gewürdigt worden. Minder unbefangen und parteilos als Bou- terwek [8]) beurtheilt ihn Gervinus [9]). Zu den gefälligsten, anmuthigsten und correctesten Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts darf er unbedenklich gerechnet werden. Er widmete sich vorzugsweise der lyrischen Gattung der Poesie, deren Verdienst auf der Darstellung sanfter angenehmer Empfindungen und auf der Feinheit des Gefühls in leichten Spielen der Phantasie und des Witzes beruht. Götz war in seiner Jugend durch die Anakreontisten, an deren Spitze sein Freund Gleim stand, auf den Weg ge- führt worden, den er weiter verfolgte, als er die franzö- sischen Dichter und unter ihnen besonders Gresset kennen lernte, von dem er auch das Gedicht Vert-vert nachahmte [10]). Die Feinheit der französischen Spiele des Witzes in teutschen Versen zu erreichen, war seitdem sein unablässiges Bestreben. Auch die heitere Grazie und jene Art von eleganter Lebensphilosophie, welche die vorzüglichen Lieder und kleinern Gedichte der französischen Literatur charakterisirt, findet man bei Götz wieder. Gervinus (a. a. O.) ver- mißt an mehren seinen Gedichten, selbst an der früher erwähnten „Mädcheninsel," die Rundung und Glätte der französischen Lyriker, die Götz bei seinem längern Aufent- halte in Lothringen und im Elsaß schätzen und nachahmen gelernt habe. Auf einer ebenso individuellen und sub- jectiven Ansicht beruht die von diesem Literarhistoriker ausgesprochene Behauptung, daß Götz, „wo er sich aus seinen erotischen Gegenständen in das verirre, was er Balladen, Idyllen u. s. w. nenne, überall fehlgegriffen habe." Diese angeblichen Irrwege betrat Götz übrigens selten, da er sich in seinen poetischen Erzeugnissen, denen er bald eine lyrische, bald eine epigrammatische Form gab, nicht leicht über die Grenzen seines Talents hinaus- wagte.

Der bei weitem größere Theil seiner Gedichte durfte, so lange Götz lebte, seinen Namen nicht tragen, da er als christlicher Pfarrer seinen Gemeinden dadurch ein Aergerniß zu geben fürchtete. Er sandte sie zur Durch- sicht und kritischen Ueberarbeitung nach Berlin an Ramler, der sie dann, nach seiner Art verändert, theils in die von ihm herausgegebene Einleitung in die schönen Wis- senschaften nach Batteux, theils in die Lieder der Deutschen und andere Sammlungen, zuletzt in seine lyrische Blu- menlese aufnahm [11]). Zu willkürlichen Veränderungen in seinen Gedichten gab Götz seinem kritischen Freunde nicht nur Erlaubniß, er forderte ihn selbst dazu auf. „Wenn Sie glauben," schrieb er an Ramler, „daß ein Wort mit einem bessern vertauscht werden kann, so dür- fen Sie solche Verwechselung herzhaft vornehmen. Ich sehe mich außer Stande," heißt es in einem spätern

6) In der Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2. 7) In seiner Littérature allemande, wo Friedrich II. bekanntlich manches will- kürliche und unbillige Urtheil über die teutsche Literatur und namen- lich über die teutschen Dichter sich erlaubt, fügt er hinzu: „J'ajou- terai à ces Messieurs que je viens de nommer un *Anonyme*, dont j'ai vu les vers *non-rimés*; leur cadence et leur harmonie résultait d'un mélange de dactyles et de spondées: ils étaient remplis de sens, et mon oreille a été flattée agréablement par des sons sonores, dont je n'aurais pas cru notre language sus- ceptible. J'ose présumer, que ce genre de versification est peut- être celui qui est le plus convenable à notre idiome, et qu'il est de plus préferable à la rime."

8) Siehe dessen Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 269 fg. 9) Siehe dessen Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. 4. Th. S. 201. 204. 10) Unter dem Titel: Papeele. (Karlsruhe 1752. 8.) Vergl. Chr. H. Schmidt's Anweisung zur Kenntniß der vornehmsten Bücher in allen Theilen der Dichtkunst S. 138. In Prosa übersetzte Götz den „Tempel zu Gnidus" von Montesquieu. (Karlsruhe 1748. Zweite Aufl. ebendas. 1759. 8.) 11) In dieser Blumenlese be- finden sich 130 Gedichte von Götz, welche Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 2. Bd. S. 136 fg. namhaft macht.

Briefe, „auf die Verbesserungen der hier folgenden Gedichte einige Zeit zu verwenden, und bitte Sie recht sehr, dies für mich zu thun [12]). — Sie sind jünger als ich; das Versificiren wird Ihnen weniger Mühe kosten als mir. Ich bin im Voraus überzeugt, daß Sie Alles recht gut machen werden und ersuche Sie sehr, erweisen Sie mir diesen Gefallen, wenn es Ihnen nicht zu beschwerlich ist." Im September 1763, nicht lange nachher, als er Consistorialassessor in Winterburg geworden war, wandte sich Götz an Ramler mit der Bitte, ein Bändchen seiner Gedichte zum Druck zu befördern. „Ich muß aber," schrieb er, „meiner Bedienung und meines leiblichen Glücks wegen, verborgen bleiben. — Mein Wunsch ist, daß Sie aus der Sammlung, die ich Ihnen senden werde, die besten Gedichte auslesen und nach Gefallen verändern. — Ich wohne in einem Lande, wo die schönen Wissenschaften verachtet sind, wo auf sechszehn Stunden Weges weit weder ein Buchladen, noch eine gute Bibliothek ist und worin es mir ganz und gar an einem kritischen Freunde fehlt." Im Januar 1764 empfing Ramler von Götz einen Brief, in welchem er ihm seinen Wunsch noch dringender ans Herz legte. „Ich hoffe," schrieb er, „die Aufrichtigkeit Ihrer Gesinnungen gegen mich aus der Strenge Ihrer Auswahl meiner Gedichte zu erkennen und ich ersuche Sie, darin herzhaft zu verfahren." Auch Gleim habe, wie er hinzufügte, ihn vor Kurzem zum Druck der Gedichte ermuntert und selbst einige Verbesserungen gemacht. Nach langem Schweigen fragte Götz in einem im October 1765 geschriebenen Briefe ängstlich: ob der Druck der Gedichte noch gehemmt werden könnte? Durch das Ablehnen eines wichtigen, aber beschwerlichen Amtes habe er einen Gönner beleidigt und müßte nun, seiner Wohlfahrt wegen, noch behutsamer sein. Er wünsche daher, daß seine Gedichte für jetzt entweder sämmtlich, mit strengster Geheimhaltung des Verfassers, in ein Journal eingerückt, oder nur „die sittsamsten und untadelhaftesten, welche die Tugend und die guten Sitten in gar Nichts beleidigten," unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses" gedruckt würden. Die verabredete Ausgabe unterblieb. Indessen war des Dichters Freude über das von Ramler in den Liedern der Deutschen ihm gespendete Lob und über Lessing's Zufriedenheit mächtig genug, die Furcht vor den Amtsbrüdern und dem beleidigten Gönner zu überwältigen; doch erst nach langer Berathung mit sich selbst. Ramler, meinte Götz, sollte die Gedichte in verschiedene Sammlungen einrücken. „Je mehr ich die Sache überlege," schrieb er, „je mehr Gefahr scheint mir bei einer separaten Ausgabe der Blüthen unvermeidlich." Mit gleicher Besorgniß schrieb er im Juli 1765: „Ich willige in die Herausgabe der Blüthen, bitte aber nochmals, sie von zu schlechten Stücken und von Allem, was zu frei ist, zu reinigen, daß das Buch auch dem tugendhaftesten Frauenzimmer in die Hände gegeben werden kann." In einem im August 1765 geschriebenen Briefe meldete Götz: „Nach vieler und reifer Ueberlegung habe ich nunmehr beschlossen, meine Liebesgedichte, zu denen doch künftig keine neuen hinzukommen werden, in einem Bändchen separatim herauszugeben, und sie Rosen und Myrthen zu betiteln, worauf denn sogleich ein anderes Bändchen theils moralischer, theils scherzhafter und satyrischer Gedichte unter dem Titel: „Blüthen des Parnasses" folgen wird. Ein Verzeichniß der ersten Sammlung lege ich bei." Aber schon im October 1766 empfing Ramler von ihm einen Brief, in welchem Götz ihn beschwor, „bei seiner und der Seinigen Wohlfahrt die Ausgabe zurückzuhalten und ihm seine erstaunliche Dünkelhaftigkeit zu verzeihen." Sein langes Schweigen nach zwei von Ramler empfangenen Briefen entschuldigte Götz im December 1769 mit einer quälenden Unentschlossenheit, ob er von seinem letzten Entschlusse abgehen sollte. Wenn indessen, meinte er, Ramler in einem Vorberichte anzeigen wolle: die Gedichte wären schon vor zwanzig bis dreißig Jahren von mehren, vielleicht schon verstorbenen Verfassern, und zur Hälfte nach ausländischen Vorbildern, gemacht worden, so überließe er es seiner Klugheit und Verantwortung. Bei einem durchaus sittsamen Gedichte dürfte man den errathenen Verfasser nicht ableugnen; die verliebten und schalkhaften müßte bald ein Herr Roos, bald ein Herr v. Wurmser verfertigt haben. Zugleich sandte er neue Gedichte und sein Bildniß. Auch versprach er seine Lebensbeschreibung, wovon nach seinem Tode Ramler Gebrauch machen könnte. Im März 1771 sandte Götz einige Anmerkungen zum Batteux, mit dessen Uebersetzung sich Ramler damals beschäftigte, und zu den Oden des Horaz. „Mein Entschluß," schrieb er, „bleibt unveränderlich, daß Sie von meinen Gedichten herausgeben, was Ihnen beliebt, das Schlechte aber unterdrücken. Ich füge wieder einige Stücke bei und überlasse sie Ihrer Willkür, damit zu machen, was Ihnen gut dünkt." Im Juni 1771 schrieb Götz: „Es ist nicht nöthig, daß Sie mir die 35 Lieder noch einmal hierher schicken. Ihre Aenderungen sind immer berechtigt, mir zu gefallen. Darum bitte ich nur, daß Sie mir solche specificiren mögen." In eben diesem Briefe schildert er einen kleinen Ausflug. „Im Mai," schrieb er, „habe ich eine Lustreise in meine Vaterstadt Worms, nach Mannheim und Heidelberg gethan. Ich habe die vornehmsten Gelehrten, sonderlich die churpfälzischen Akademiker, besucht, auch einer öffentlichen Versammlung der Akademie beigewohnt, bei welcher der Churfürst selbst gegenwärtig war, und habe erkannt, daß es mit den schönen und ernsthaften Wissenschaften in diesen Gegenden noch nicht fort will." Im September

12) „Mir ist," schreibt Voß, dem die Durchsicht der von Götz hinterlassenen Manuscripte vergönnt war, „kein Dichter bekannt, der so mühsam und dabei so unsicher arbeitete, als unser Götz. Einzelne Verse und Strophen fanden sich mit zwanzig und mehren Veränderungen, nicht selten ins Schlechtere. Selbst die Nachahmungen ausländischer Gedichte bekamen gewöhnlich über zehn verschiedene Abschriften, mit Anmerkung derjenigen, deren Lesarten bei der allervollkommensten noch zu berücksichtigen sein möchte. Und diese hartnäckige, man sollte glauben peinliche, Arbeit, mit welcher Behaglichkeit hatte Götz sie betrieben! Das sah man an dem schönen Papier, der zierlichen Hand, der grimen und rothen Einfassung des Titels und des Urtheils, dem sinnvollen Unterstreichen mit Grün und Roth, wo sehr wichtige Varianten wol mit acht abwechselnden Strichen daherschimmerten ꝛc." Siehe die bereits erwähnte Schrift. „Ueber Götz und Ramler." (Mannheim 1809.) S. 29. 31 fg

1771 schrieb Götz: „Von meinen Gedichten, die Sie in Händen haben, wünsche ich: 1) daß Sie aussuchen, was überhaupt gut ist, oder mit dessen völliger Ausbesserung Sie ohne mich zurecht zu kommen hoffen; 2) daß Sie solche Stücke, die Sie für ganz verwerflich halten, mir simplement remittiren, welches Urtheil ich allemal unterschreiben werde; 3) daß Sie bei solchen, deren Verbesserung Ihnen allzu beschwerlich ist, mir Ihre Gedanken am Rande mittheilen, damit ich sie Ihnen in verbesserten Abschriften zurückfende." Nach einer Krankheit, von der er sich nur langsam erholte, schrieb Götz im Januar 1776: „Wissen Sie, bester Freund, daß ich mit Ihren Aenderungen in meinen Gedichten wohl zufrieden bin und mich desfalls Ihnen ewig verbunden erkenne. Sie haben Alles gut gemacht. Ihre Lobsprüche des Ungenannten im Batteux und in der lyrischen Blumenlese sind die süßeste Belohnung, die ich für die viele an meine Gedichte gewendete Mühe nur immer hätte erwarten können. Gegen Ostern, wenn ich noch lebe, sollen Sie einen ausführlichern Brief bekommen." — Wiederholte Krankheitszufälle unterbrachen längere Zeit seine Correspondenz mit Ramler. Eine trübe Stimmung herrscht in einem Briefe, den Götz im Herbste 1777 an den Professor Chr. H. Schmid, den Herausgeber der Anthologie der Deutschen, schrieb. Seine für dies Journal gesendeten Beiträge begleitete er mit den Worten: „Ich habe meine Papiere zum letztenmal durchsucht. Hier ist Alles, was Ihnen etwa noch geschickt werden konnte. Alter, Kränklichkeit und neue vom Landesherrn mir aufgelegte Bürden erlauben mir schlechterdings nicht mehr, Ihnen etwas zu schicken. Ich bin zum Dichten zu kalt, und vielleicht schon lange. Ich bitte Sie, keinen Buchstaben unter diese Gedichte zu setzen, der mich entdecken und mir schaden könnte." Seinen letzten Brief an Ramler schrieb Götz im Februar 1779. „Ich habe," heißt es darin, „den zweiten Theil der lyrischen Blumenlese empfangen, ein Geschenk, das mir unschätzbar ist, weil ich aus dem beigefügten Briefe ersehe, daß Sie mich noch lieben und daß ich noch in gutem Andenken bei Ihnen bin. Ich danke Ihnen hiermit tausendmal, daß Sie sich meiner verlassenen Kinder so ernstlich angenommen, und sie so fein, so sittsam und wohl erzogen haben, daß sie sich ohne Furcht vor der Welt produciren dürfen. Ich empfehle Ihnen nun noch die übrigen Geschwister, deren ich mich gar nicht mehr annehmen kann, seitdem die Last des Alters und eines neuen Amtes mich schwer drückt. Machen Sie mit ihnen, was Ihnen beliebt."

Daß Götz die Herausgabe seines poetischen Nachlasses [13]), wie in der Vorrede ausdrücklich bemerkt wird, Ramler's Händen überließ, dürfte, nach den mitgetheilten Auszügen aus seinem Briefwechsel kaum befremden, wenn er nicht, wie Knebel berichtet [14]), über Ramler's Veränderungen sich mit tiefem Unmuthe geäußert und selbst den Wunsch ausgesprochen hätte, daß seine Gedichte nach seinem Tode unverändert gedruckt werden möchten. Knebel hatte sich erboten, dafür zu sorgen. Er empfing jedoch bald nach seiner Heimkehr von dem Schwiegersohne des Dichters einen Brief, der ihm meldete, daß Götz, vom Schlage befallen, außer Stande sei, zu schreiben, ihn jedoch ersuchen lasse, von seinem ihm ehemals gegebenen Versprechen abzustehen, indem er die Herausgabe seiner Werke seinem Sohne (dem Associé der Schwan'schen Buchhandlung in Mannheim, Gottlieb Christian Götz) übertragen habe. „Ich that sogleich," schreibt Knebel [15]), „auf alles Geschehene Verzicht, das nie eine kaufmännische Speculation zum Grunde hatte. Daß Götz, so unzufrieden er auch mit Ramler's Verbesserungen seiner Gedichte war, sie ihm dennoch zur Herausgabe überließ, zeugt, wie mich dünkt, von einer gänzlichen Gleichgültigkeit gegen die meisten Dinge in den letzten Jahren seines Lebens und so auch gegen seine Gedichte. Er bezeugte mir diese selbst noch kurz zuvor in einem Briefe, mit welchem er mir eine kleine Anzahl bis jetzt noch ungedruckter Gedichte zuschickte. Er bat mich, solche Niemand zu zeigen, als etwa Herder: qui meas aliquid putat esse nugas, fügte er hinzu. Vielleicht fürchtete er auch, bei der stumpfen Gleichgültigkeit seines Vaterlands, daß seine Werke gar nicht zum Vorschein kommen könnten, und doch war er, wie ich bereits erwähnt, Nichts weniger als gleichgültig gegen dauernden Nachruhm. Die häufigen Ermahnungen, die ich seitdem theils selbst, theils durch angesehene Personen habe ergehen lassen, und die eigene und vollständige Ausgabe seiner Gedichte gegeben, sind fruchtlos gewesen."

Was Ramler von dem ihm überlieferten Nachlasse des Dichters nicht für werth gefunden, öffentlich mitzutheilen, ist nicht bekannt. Manches vorzügliche Gedicht aus den ihm anvertrauten Manuscripten mag er dem Publicum vorenthalten haben. Daß er durch seine scharfe Feile und die grammatikalische Bestimmtheit, die er den zarten und anmuthigen Liedern des Dichters aufdrang, ihnen einen wesentlichen Schaden gethan, läßt sich kaum leugnen [16]). Davon überzeugt man sich, wenn man das von seiner Feile unberührte Gedicht: „Die Mädcheninsel" in Schmid's Anthologie der Deutschen [17]) mit dem Abdrucke in der Ramler'schen Ausgabe von Götzens Gedichten vergleicht. Wer mehre seiner Poesien kennen lernen will, die nicht durch die Hände jenes scharfen

13) Dieser Nachlaß erschien unter dem Titel: Vermischte Gedichte von Johann Nicolas Götz, herausgegeben von Karl Wilhelm Ramler. (Mannheim 1785. 8.) Dem kurzen Vorberichte folgt eine biographische Skizze unter der Ueberschrift: „Joh. Nic. Götzens Leben, wie er es selbst in der Kürze aufgezeichnet hat." Vergl. Allgemeine deutsche Bibliothek. 66 Bd. St. 1. S. 12. Gothaische gel. Zeitung. 1785. St. 49. S. 395 fg. Allgem. Literaturzeitung. 1785. 3. Bd. Nr. 191. S. 173 fg. Neue Bibliothek der schönen Wissenschaften. 32. Bd. St. 1. S. 54 fg. — Einige Gedichte von Götz, die in der oben erwähnten Sammlung fehlen, findet man in der mehrfach erwähnten Schrift von Voß: Götz und Ramler (Mannheim 1809.) und im Morgenblatte für gebildete Stände. 1809. Nr. 35. S. 137. Nr. 43. S. 171. Nr. 52. S. 205. — Vergl. Neue Berliner Monatsschrift. Juni 1809. S. 321 fg.

14) In Herder's Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2. 15) a. a. O. 16) Vergl. Knebel a. a. O. 17) 3. Bd. S. 297 fg.

Kritikers gegangen sind, muß den bereits früher erwähnten Anhang des von Götz mit Uz gemeinschaftlich übersetzten Anakreon's [18]) zur Hand nehmen, aus welchem mehre Gedichte wieder unverändert in Schmid's Anthologie der Deutschen [19]) abgedruckt worden sind. Auch die von Götz herausgegebenen „Gedichte eines Wormsers" [20]) und die, welche er an Schmid für die ersten sechs Abtheilungen des Taschenbuches für Dichter und Dichterfreunde einschickte, sind von Ramler's Feile unberührt geblieben. Eine große Zahl ward von ihm in seine lyrische Blumenlese und in die Fortsetzung derselben (Fabeln und Erzählungen von verschiedenen Dichtern) aufgenommen. Mit Ramler's Verbesserungen findet man auch eine Auswahl der von Götz verfaßten Gedichte in Matthisson's Lyrischer Anthologie. 3. Th. S. 3 fg. und in der von K. H. Jördens herausgegebenen Blumenlese deutscher Sinngedichte S. 175 fg. [21]).

(*Heinrich Döring.*)

GÖTZ (Joseph), teutscher Schulmann, im J. 1566 zu Jägerndorf in Schlesien geboren, widmete sich der Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien im J. 1592 Conrector an der Schule von Altbrandenburg. Im J. 1597 ward er Rector zu Stendal und kam in derselben Eigenschaft im J. 1605 nach Berlin und im J. 1610 an das Gymnasium zu Magdeburg, wo er im J. 1621 starb. Sein poetisches Talent erwarb ihm großen Beifall und die Ehre, zum kaiserlichen Dichter gekrönt zu werden. Seine „Geistliche Comödie vom Goliath" (Magdeburg 1616. 8.) enthält einige geschickt angelegte und gut durchgeführte Scenen und verdient mehr Berücksichtigung, als sie bis jetzt bei den Geschichtschreibern der teutschen Nationalliteratur gefunden hat. Seine übrigen Schriften (Oratio graeco-latina de angelis. Brandenburg. 1596. 4. Oratio de norma et forma disciplinae in scholis recte feliciterque instituendae. Magdeb. 1610. 4. und Renovatio Gymnasii Magdeburgici. Magdeb. 1619. 4.) haben jetzt mit Ausnahme der letzteren, welche einigen localen Werth behält, ihre Bedeutung verloren *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZ (Karl), teutscher Dichter, am 16. Febr. 1795 zu Pfungstadt bei Bensheim geboren, verlor sehr früh seinen Vater, einen Schneidermeister, und mußte, nachdem er den nöthigen Schulunterricht erhalten hatte, das Handwerk desselben ergreifen, obgleich er nur geringe Lust dazu verspürte. Später gab er auch dasselbe auf und wanderte zu seinem Bruder, welcher in die Brüdergemeinde getreten war und sich zu Ebersdorf im Voigtlande niedergelassen hatte. Hier ließ er sich im J. 1811 ebenfalls in die Brüdergemeinde aufnehmen und suchte sich in den Unterrichtsanstalten derselben und durch die Lectüre der teutschen Classiker und der griechischen und römischen Schriftsteller in teutschen Uebersetzungen weiter auszubilden. Im J. 1815 übernahm er die Leitung eines Handelsgeschäftes zu Gnadenfrei in Oberschlesien, welches das Brüderhaus dieses Ortes gegründet hatte. Da er durch die mit diesem Geschäfte verbundenen Reisen und durch den Umgang mit vielen gebildeten Leuten auch andere religiöse Ansichten kennen lernte, so wurde er alsbald der Brüdergemeinde abheld und trat im J. 1824 förmlich aus derselben aus, um nach Amerika zu gehen, wo sein Bruder seit dem Jahre 1818 auf den dänisch-westindischen Inseln als Missionair und Lehrer der Neger mit großem Eifer wirkte. Da aber zu Hamburg seine Pässe nicht genügend gefunden wurden, so mußte er nach seiner Heimath reisen, um sich die nöthigen Papiere zu verschaffen; als er jedoch hier hörte, daß sein Bruder im J. 1827 auf St. Thomas gestorben war, gab er seinen Vorsatz auf und übernahm das Rechnungswesen der Kirche zu Bensheim an der Bergstraße. Später wurde er Rechner der benachbarten Gemeinde Hahn und zuletzt hielt er sich ohne Amt in seiner Vaterstadt auf, wo er im J. 1836 starb. Seine „Gedichte" (Darmstadt 1829. 8.), welche vorher einzeln in Zeitschriften erschienen, verrathen ein nicht gewöhnliches poetisches Talent und wurden mit Beifall aufgenommen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZ oder GÖZ (Zacharias), teutscher Schulmann und Numismatiker, im J. 1662 zu Mühlhausen geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien von dem Jahre 1680 an auf den Universitäten zu Jena und Leipzig der Philologie und wurde, nachdem er zu Leipzig im J. 1685 die Magisterwürde erlangt hatte, schon nach einigen Monaten Conrector an der Schule zu Lemgo. Im J. 1690 wurde er als Rector nach Lippstadt berufen; später (1697) kam er in derselben Eigenschaft nach Osnabrück und zuletzt (1705) nach Braunschweig, wo er um das Jahr 1718 starb. Er hinterließ eine werthvolle Sammlung von Münzen und andern Merkwürdigkeiten, welche er mit großer Beharrlichkeit und nicht geringem Geldaufwande angelegt hatte und deren einzelne Stücke ihm Stoff zu einer Reihe von jetzt noch werthvollen Gelegenheitsschriften lieferten, deren erste zehn (Dissertationum de nummis Decas I. Osnabrug. 1704. 4.) mit so großem Beifalle aufgenommen wurden, daß sie bald in einer neuen, mit einer zweiten

18) Frankfurt und Leipzig 1746. 8. 19) 2. Bd. S. 197 fg. 3. Bd. S. 3 fg. 20) Sie erschienen 1750 anonym und ohne Angabe des Druckorts. 21) Vergl. Gotzens Leben, wie er es selbst in der Kürze aufgezeichnet hat, vor dem ersten Bande seiner Vermischten Gedichte. K. L. v. Knebel's Andenken an einen Besuch bei dem ehemaligen würdigen Superintendenten J. N. Götz zu Winterburg (in Herder's Adrastea. 1803. 5. Bd. St. 2). Ueber Götz und Ramler. Kritische Briefe von J. H. Voß. (Mannheim 1802.) Chr. H. Schmid's Dichternekrolog. 2. Bd. S. 799 fg. Teffen Zusatz zu dem Leben von J. N. Götz (im Journale von und für Deutschland 1792 St. 8. S. 654). Vetterlein's Handbuch der poetischen Literatur der Deutschen S. 152 fg. Baur's Interessante Lebensgemälde 5. Th. S. 528 fg. Jördens Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten 2 Bd S. 190 fg. 6. Bd. S. 228 fg. Wieland's Teutscher Merkur. August 1785. S. 127 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 11. Bd. S. 269 fg. Fr. Horn's Poesie und Beredsamkeit der Deutschen. 3. Bd. S. 181 fg. Gervinus, Geschichte der deutschen Nationalliteratur 4 Th S. 201. 204. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 286 fg.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon 2 Bd S. 1512.

*) H. G. Scriba, Lexikon der Schriftsteller des Großherzogthums Hessen. 1. Bd. S. 120 fg.

Decade vermehrten Auflage (De numis dissertationes XX, c. figg. Wittebergae 1716. 8.) erschienen, welche später noch einmal mit verändertem Titel (Amoenitates numismaticae. Witteb. 1754. 8.) ausgegeben wurde. Sie enthalten Abhandlungen über eine sehr alte thasische Silbermünze, über Silbermünzen der römischen Familien Fonteia, Sulpicia, Titia und Tituria, über eine falsche Medaille des Julius Cäsar und über verschiedene merkwürdige Münzen der römischen Kaiser bis auf Antoninus Pius, woran der Verfasser viele Bemerkungen über geschichtliche und antiquarische Gegenstände knüpft. An diese Abhandlungen schließen sich die Epistolae celeberrimorum virorum de re numismatica ad M. Zachariam Goezium. Accessit appendicis loco Musaeum Goezianum (Wittebergae 1716. 8.). Die Briefe enthalten Erörterungen über die von Götz in seinen numismatischen Abhandlungen aufgestellten Behauptungen und das Museum gibt nicht nur ein Verzeichniß der im Besitze des Verfassers befindlichen Münzen, sondern auch eine Beschreibung vieler andern von ihm gesammelten Merkwürdigkeiten, unter welchen besonders das kostbare Schwert des westfälischen Grafen Sebastian Fernandez, womit dieser im schmalkaldischen Kriege an der Seite des Kurfürsten Johann Friedrich focht, einige japanische Phallus und die Haut, worin der Schuhmacher und Dichter Hans Sachs im Mutterleibe lag [1]), zu nennen sein dürften. Ferner sind in die Beschreibung des Museums zwei beachtungswerthe Abhandlungen über den Roman und über den Ursprung teutscher Schimpfwörter (Geck, Hundsfott u. s. w.) eingeflochten. Die andern philologischen und theologischen Schriften des übrigens stets gründlich und gewissenhaft arbeitenden Götz (Elementa philosophica. Osnabrug. 1699. 8. Schediasma, quo praecipue ea, quae ad virum solide doctum spectant, traduntur. Osnabr. 1703. 4. Excerptorum seu locorum communium specimen I—V. Osnabr. 1709. 4. Disputatio de hierarchiis Angelorum. Lemgo 1687. 4. Anmerkungen über Gottfr. Arnold's Kirchen- und Ketzer-Historie. Osnabrück 1701. 12. und Programma ad Augustum Ducem Brunsvic. et Luneb. Wittebergae 1717. 4., worin man drei Briefe des berühmten Jesuiten Athan. Kircher findet) sind jetzt vergessen [2]). (*Ph. H. Külb.*)

1) Unter dieser Haut, welche so zubereitet war, daß sie das Brustbild des Dichters darstellte, las man die Verse:

Zwey Monath ein und achtzig Jahr alt
War ich Hans Sachs in der Gestallt,
Von Enders Herrn Eysen abgemahlt,
Ein Kind war ich auf die Welt gebohren,
Zum Kinde bin ich wieder worden,
Denn all mein Künste hab ich verloren.
Gott bescher mir ein selig End,
Und nem mein Seel in seine Händ,
Geb mir auch ein frölich Urständ.

2) Vgl. Acta Eruditorum. Supplementa Tom. VI. (Lipsiae 1717. 4.) p. 439 seq. 477 seq. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. G. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1512.

Ende des zweiundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

Erste Section.

A — G.

Dreiundsiebzigster Theil.

GÖTZE — GONDOUIN.

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wissenschaften und Künste

in alphabetischer Folge

von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Dreiundsiebzigster Theil.

GÖTZE — GONDOUIN.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1861.

Allgemeine

Encyklopädie der Wissenschaften und Künste.

G Ö T Z E.

GÖTZE (der), Götzenbild (das), Götzendienst (der), Götzentempel (der), Götzenhaus (das).

I. Name. Etymologie. Allgemeiner Begriff.

Der Name „Götze," für welchen man bei Dasypodius (Rauchfuß) und anderen Südteutschen auch „Götz" findet, hängt unzweifelhaft mit „gut" und „Gott" etymologisch zusammen, obgleich er das Gegentheil des wahren Gottes bezeichnen will. Im Gothischen unterscheidet man „guth" als den wahren Gott von „gud" als dem falschen Gott, ein Unterschied, welcher auch im Angelsächsischen besteht [1]). Hat „Götze" zunächst im Allgemeinen die Bedeutung eines falschen, unwahren, nichtigen Gottes, welcher von irgend Jemand verehrt wird, also auf dem Gebiete der eigentlichen Religion, so wird man nicht ohne Weiteres, wie es hier und da geschieht, sagen dürfen, daß ihm daneben auch die Bedeutung von Götzenbild inne wohne. Muß man überhaupt sich bedenken, ein solches quidproquo zu statuiren, so wird in unserem speciellen Falle die Beachtung des Sprachgebrauchs lehren, daß dieser, wenn er den Namen „Götze" ausspricht, dabei wol nie ganz von seiner bildlichen Darstellung oder Erscheinung abstrahirt und schwerlich nur an die Idee des falschen Gottes denkt, welche ja überdies für ihn keine Realität, außer in dem Wahne Anderer, hat. Das specifische Wesen des Begriffs von „Götze" ist demnach derjenige des im Bilde sich darstellenden nichtigen Gottes, wie dies namentlich von dem christlichen Sprachgebrauche in der Lutherischen Bibelübersetzung und der sich daran knüpfenden Literatur wol ganz unzweifelhaft gilt, zumal hier Ausdrücke wie Götzenglaube, welche auf die Idee gehen, gegen andere wie Götzendienst, welche auf die Erscheinung sich beziehen, ganz in den Hintergrund treten. Ein solches Zusammenfallen von Götze und Götzenbild haben wir z. B. 5 Mos. 4, 28, wo die fremden Götter mit ihren Bildern in Parallele resp. diese zu jenen als Apposition gesetzt sind; ferner Ps. 115, 4, wo die Götter der Heiden „Silber und Gold, Gemächt von Menschenhänden" genannt werden; ganz ebenso Ps. 135, 15; 2 Makk. 2, 2 gehört nicht hierher, obgleich es z. B. Winer als Beleg anführt. — Die üblichsten Composita sind „Götzenbild," „Götzendienst," „Götzendiener," „Götzenopfer," „Götzenaltar," „Götzentempel." 1 Kor. 8, 10 kommt auch „Götzenhaus" vor. Sie bedürfen keiner weiteren Erklärung. — Im uneigentlichen, nicht religiösen Sinne, gebraucht man „Götze," seine Composita und Synonyma von solchen nicht göttlichen oder nicht für göttlich in specifischer Bedeutung gehaltenen Gegenständen, welchen von der Leidenschaft der Menschen eine ungerechtfertigte, krankhafte und sündhafte Verehrung gezollt wird, wie wenn es heißt, das Geld, der und der Mensch sei der „Götze" der Leute, des Tages u. s. w., man treibe „Götzendienst" mit dem und jenem. Indessen ist hierbei hinzuzunehmen, was in dem Abschnitte von den Synonymen seine vorwiegende Berücksichtigung finden muß.

II. Synonyma.

Schon erwähnt ist, daß der „Götze" in dem „falschen Gotte" ein Aequivalent habe. Es ist selbstverständlich, daß durch mehre andere Adjectiva ungefähr dieselbe Aequivalenz erzielt werde, wie wenn man „fremder Gott" sagt, sofern es eben, wie in der Bibel, die Bedeutung des Gegensatzes zu dem einen wahren Gotte hat. So findet man ebenda auch den Ausdruck „anderer Gott," z. B. 2 Mos. 20, 3: „Du sollst keine andere Götter neben mir haben." An sich freilich ist ein „anderer Gott" kein Götze, sofern man ihm neben seinem Gotte eine berechtigte Existenz beilegt. Das am meisten charakteristische und gebräuchliche Synonymum ist unzweifelhaft „Abgott," ein Wort, welches schon die althochteutsche Sprache als „thass abcot" von „ther cot," d. h. dem wahren Gott, unterscheidet. Bei Otfried findet sich abgot, im Altnordischen afgud [2]). Das ab oder af hat die Bedeutung des a privativum, wie z. B. auch in „Abweg." Ein Abgott ist im eigentlichen, religiösen Sinne ein als Gott verehrtes Wesen, welches nicht Gott ist, also dasselbe, was Götze. Es sind aber in dieser Hinsicht erhebliche Unterschiede zwischen beiden Wörtern und Begriffen. Wenn wir auch auf den von Manchen hervorgehobenen Unterschied, daß Abgötter todte, unpersönliche Wesen sein sollen, welche als nichtige Götter verehrt werden, während Götzen mehr von leben-

1) F. L. K. Weigand, Wörterbuch der deutschen Synonymen. 1. Bd. 1843. S. 18.

2) Ebendaselbst.

digen, persönlichen Wesen gebraucht werden, nicht viel geben, so ist doch andererseits unleugbar, daß — immer auf dem eigentlichen, religiösen Gebiete — das Wort „Abgott" weit weniger als das Wort „Götze" gebraucht wird. So kommt Abgott, welches Luther einmal als einen falschen Gott erklärt, welcher von dem wahren Gotte abführe, in der Lutherischen Bibelübersetzung als Synonymum von Götze oder als Uebersetzung der betreffenden hebräischen und griechischen Ausdrücke selten vor, z. B. 1 Joh. 5, 21. Und so verhält es sich auch in der ganzen religiösen Sprache der Teutschen, wo übrigens Abgott mehr im Pluralis als im Singularis sich finden dürfte. Dagegen hat Luther in der Bibelübersetzung das griechische Wort εἰδωλολατρεία wol ebenso oft durch „Abgötterei," z. B. Gal. 5, 20; Col. 3, 5; 1 Petr. 4, 3, als durch „Götzendienst," z. B. 1 Kor. 10, 14, wiedergegeben. — Auf dem Gebiete der metaphorischen Redeweise sind die Unterschiede zwischen „Götze" und „Abgott" noch erheblicher, obgleich die Sprache hier auch absolute Gleichsetzungen vollzieht. Zunächst dürfte „Götze" mehr von Abstractionen, Abgott mehr von Concretionen oder concreten Wesen gebraucht werden, sodaß man z. B. den Satz: Das allgemeine Wahlrecht ist der Götze der Demokratie, häufiger anwenden möchte als diesen: Das allgemeine Wahlrecht ist der Abgott der Demokratie. Dagegen wird es geläufiger sein zu sagen: Der General ist der Abgott seiner Soldaten, als: Der General ist der Götze seiner Soldaten, auch oft da, wo man tadeln oder sittlich verurtheilen und eine verwerfliche Verehrung bezeichnen will. Ein anderer Unterschied ist der, daß Abgott zwar auch im tadelnden Sinne steht, aber mehr im neutralen, im Sinne der oratorischen Hyperbel, wogegen mit dem „Götzen" sich jedesmal die Bedeutung der sittlichen Verwerflichkeit verbindet. Eine Braut wird den Bräutigam schwerlich — und nur wenn sie die excessivste Bezeichnung wählen will — ihren „Götzen" nennen, sie wird ihn ihren „Abgott" nennen. „Abgott" hat sehr oft den Sinn des Lobes, z. B. wenn man von einem anerkannt trefflichen Fürsten sagt, er sei der „Abgott" seines Volkes. In diesem Falle ist der Ausdruck „Götze" absolut ausgeschlossen. In Schiller's Maria Stuart heißt es z. B. II, 8: „Nachdem ich zehn bittre Jahre lang Dem Götzen ihrer Eitelkeit geopfert," und in Cabale und Liebe: „Tochter, warum sollt' ich's noch länger geheim halten? Du warst mein Abgott, Louise." In diesem letzteren Falle ist bemerkenswerth, daß sich der Abgott als Prädicat eines weiblichen Wesens findet.

Das „Idol" ist nichts Anderes als das gleichwerthige griechische Wort. Sein Gebrauch beschränkt sich auf die gebildeten oder vielmehr die gelehrten Kreise, ist nicht eben häufig, und erscheint selten auf dem eigentlichen, religiösen, mehr auf dem metaphorischen Gebiete, jedoch hier fast nur zur Bezeichnung von unpersönlichen, abstracten Objecten.

III. Das religiöse Gebiet des Judenthums.

1) Begriff. Der Sprachgebrauch der Wörter „Götze," „Götzendienst," „Abgötterei" u. s. w. beschränkt sich fast ausschließlich auf den Bereich der Bibel und hier haben wir es zumeist mit dem alten Testamente oder der biblischen Geschichte der Juden zu thun. Alles, was außer Jehova, dem Einen, wahren Gott, als Gott verehrt wird, ist der orthodoxen jüdischen Dogmatik ein verwerflicher Götze, und daß den Juden die Abgötterei streng untersagt ist, z. B. 2 Mos. 20, 3 und 3 Mos. 26, 1, versteht sich auf dem Standpunkte des strengen Monotheismus von selbst. Die strengste Auffassung desselben verwarf auch jede bildliche Darstellung der wahren Gottheit, theils weil man das überhaupt adäquat nicht vermöge, theils weil dergleichen Darstellungen durch sinnliche Gegenstände in die Gefahr bringe, daß man Bild und Wesen verwechsele und so der Versuchung verfalle, jenem als einem Gemächt von Menschenhänden, folglich als einem Götzen, zu dienen, wie dieses Verbot 2 Mos. 20, 4 ausdrücklich ausgesprochen ist: „Du sollst dir kein Bild (nämlich was die Gottheit bedeuten soll) machen noch irgend ein Gleichniß, was im Himmel oben und was auf der Erde unten und was im Wasser unter der Erde," d. h. kein himmlischer oder irdischer Gegenstand, wie Sonne oder Mensch, soll als Bild Gottes dienen. Man hat die Cherubim auf dem Deckel der Bundeslade als Symbole Gottes, folglich als Widerspruch gegen 2 Mos. 20, 4, aufgefaßt; allein sie sollen keine Symbole Gottes sein, und keine Spur deutet an, daß sie irgendwie als solche verehrt worden sind. Dagegen war im Reiche der zehn Stämme, nachdem der Tempel von Jerusalem in den Besitz der zwei Stämme gekommen, eine Art von bildlicher Darstellung Jehova's erlaubt und sogar durch die Reichsgewalt selbst eingeführt, seitdem der König Jerobeam zwei „goldene Kälber" zu Bethel und zu Dan aufgestellt hatte 1 Kön. 12, 28 fg. Indessen sollten dieselben vielleicht nicht einmal Symbole Gottes sein, welchen von ihnen streng zu scheiden wol auch ausdrücklich gelehrt worden ist; sie sollten vielleicht nur Zeichen der Versammlung zum Gottesdienste sein und den Tempel ersetzen. Uebrigens zeigen die vorhandenen Berichte, daß im Reiche Israel der strenge Monotheismus, wenigstens der strenge Jehovismus, auch sonst nicht auf sehr festen Füßen stand.

Winer [3]) unterscheidet zwei Arten von Götzendienst bei den Juden: a) Verehrung anderer für göttlich gehaltener Wesen außer Jehova; b) Verehrung Jehova's unter einem Bilde; auch die letztere sei den Juden verboten gewesen; und dieses Verbot ist sehr detaillirt und casuistisch 5 Mos. 4, 15 fg. wiederholt. Dagegen muß man 5 Mos. 5, 7 fg. nicht nothwendig auf Jehovabilder beziehen; man kann es auch von Bildern der Sonne u. s. w. verstehen. Auch 5 Mos. 27, 15 geht nicht mit zwingender Nothwendigkeit auf Jehovabilder. Dagegen sollte im Sinne des Volkes das von Aaron gegossene „goldene Kalb" kein Götzenbild oder Götze, sondern ein Jehovabild sein; und selbst die von Moses aufgerichtete eherne Schlange [4]) streift an den Bilderdienst Jehova's, sodaß wir schon hier zwei Beispiele der Abweichung von

3) Bibl. Real-Wörterbuch I, 1847. S. 433. 434. 4) 2 Mos. 32.

dem unten weiter zu berührenden fraglichen abstracten Monotheismus hätten.

2) Polemik und Eifer gegen den Götzendienst. Befehle zum Ausrotten desselben. Alle Schriftsteller des alten Testaments und alle von ihnen als rechte Israeliten angeführte Autoritäten stehen auf dem Grunde eines entschiedenen Monotheismus und würden sicherlich das Dictum in Ps. 96, 5 unterschreiben: „Alle Götter der Völker sind Götzen." Indessen könnten einige Stellen, wo Jehova sich in einen ernstlichen Kampf mit den Götzen der umwohnenden Völker einläßt, vorauszusetzen scheinen, daß ihnen doch eine Art von Realität auch außerhalb des Bewußtseins ihrer Anbeter zukomme. Wahrscheinlich haben viele, wenn nicht die meisten Nachbarvölker der Juden Monotheismus gehabt. Zahllos sind die Abschnitte im alten Testamente, wo die Götzen, d. h. die Götterbilder, als nichtige Wesen bekämpft werden und zwar mit schlagenden, handgreiflichen Gründen, wobei am wenigsten von der Nothwendigkeit der Vorstellung Eines Gottes und der Frage die Rede ist, warum der allmächtige Gott nur so wenige Verehrer habe, da er doch Herr der ganzen Welt sein soll. Indessen trägt Jehova im alten Testamente vielfach auch den Charakter eines Nationalgottes. Wir notiren einige von den polemischen Hauptstellen. Voran, weil sehr charakteristisch Ps. 115, 4—8: „Ihre Götzen sind Silber und Gold, Gemächt von Menschenhänden. Einen Mund haben sie und reden nicht; Augen haben sie und sehen nicht" u. s. w. Aehnlich 5 Mos. 4, 28; Hos. 13, 2. 3; Jerem. 2, 5 (eitle Götzen); 8, 19 (nichtige Götter); 14, 22. Ferner Jes. 2, 8. 20: sie werden durch Menschen verfertigt und von ihnen oft den Mäusen vorgeworfen. Jes. 44, 9—11; Jerem. 10, 3—5: sie können nicht gehen u. s. w. Jes. 41, 29; 42, 17; 46, 1. 2; Jerem. 2, 28; 5 Mos. 4, 28; 28, 36; Hab. 2, 18. 19: ihre Ohnmacht. Baruch 6, 3—72 ist alles Mögliche aufgeführt, um die Nichtigkeit der heidnischen Götter — eigentlich nur der Götzenbilder — darzuthun, z. B. auch dieses, daß die Chaldäer selbst über sie lachen. Vergl. Weish. C. 13 u. 14. In den Zusätzen zum Daniel („Vom Bel zu Babel" und „Vom Drachen zu Babel") wird erzählt, daß Daniel ohne Schaden für ihn zu Babylon Götzenbilder zerstört habe, was freilich ein Mythus ist. Es sind besonders die Propheten, welche gegen die Götzen eifern. Unter ihnen sticht als solcher namentlich Ezechiel hervor, welcher wenige Jahre nach der ersten Wegführung aus dem Reiche Juda auftrat. Er polemisirt z. B. Cap. 6 gegen die Altäre, Sonnensäulen und Götzenbilder, Cap. 8 gegen den mannichfaltigen Götzendienst, welcher auch bei den Juden eingerissen war und nennt V. 14 speciell den Thammus [5]). — Nach den Berichten der Bibel waren die Juden durch Jehova in specieller Offenbarung angewiesen, in ihrem Lande keine Heiden zu dulden (2 Mos. 23, 33; 5 Mos. 20, 17), und alle Götzenbilder u. s. w. zu zerstören, wo sie dieselben auf ihren Zügen und Wohnplätzen finden würden; 2 Mos. 23, 24; 34, 13; 5 Mos. 7, 5. 25; 12, 2. 3; vergl. 1 Makk. 10, 84.

3) Strafen des Götzendienstes bei den Juden. Angedrohte criminelle, angedrohte und vollzogene positive göttliche. Dem einzelnen Juden ist als gesetzliche menschliche Strafe für den Götzendienst die Tödtung, näher die Reinigung angedroht; so namentlich 2 Mos. 22, 20 (Verbannung = Tödtung); 5 Mos. 17, 2—5 (Reinigung), obgleich kein Fall der Vollziehung in der Bibel angeführt ist. Dagegen wird an sehr vielen Stellen, z. B. schon im Buche der Richter, nach jedem Falle des Götzendienstes, zu welchem sich das Volk verleiten ließ, als göttliche Strafe erwähnt, daß Jehova es in die Hand seiner Feinde gegeben habe. Man kann in der Regel mit Sicherheit darauf rechnen, daß auf diese Sünde jedesmal diese Strafe folgte. Die gewöhnliche Strafdrohung ist Zerstreuung und (oder) Vertilgung. Es gehören hieher — 3 Mos. 19, 4; was Winer hier anführt, enthält nur ein Verbot, keine Strafdrohung — 5 Mos. 6, 15 (Vertilgung); 8, 19 (Vertilgung durch Gott); 11, 16. 17 (Dürre, Vertilgung); 28, 15 fg. (Fluch über Alles); 30, 17. 18 (Vertilgung); 31, 16—18 (Abwendung Gottes, viele Uebel und Bedrängnisse); Jos. 23, 16 (Vertilgung); 1 Kön. 9, 6. 7 (Ausrottung, Vertreibung) und andere Stellen, namentlich auch bei den Propheten. Auch die Verführung, selbst der bloße Versuch, Andere zur Abgötterei zu verführen, soll mit der Todesstrafe belegt werden, 5 Mos. 13, 1—5. 12 fg. Als göttliche Strafe für den geduldeten Götzendienst ist dem Könige Salomo 1 Kön. 11, 11. 12 angedroht, daß sein Reich von ihm genommen werden würde, jedoch erst nach seinem Tode.

4) Der von den Juden selbst verübte Götzendienst. Trotz der schärfsten Verbote und Strafen verfielen die Juden wiederholt in den Götzendienst, und trotz der Prätension, das auserwählte Volk des Einen wahren Gottes zu sein, erzählt das alte Testament ganz naiv, daß die Juden beinahe eben so viel Götzendienst als Jehovadienst getrieben haben, ein Widerspruch, auf welchen wir unten noch einmal zurückkommen müssen. Schon auf dem Zuge in der Wüste beteten sie einmal nach 4 Mos. 25, 2 den Baal-Peor an. Dagegen darf die Anbetung des „goldenen Kalbes," wahrscheinlich einer Nachahmung des Apis, 2 Mos. 32, nicht als Abgötterei ausgelegt werden; denn dasselbe sollte ein Bild Jehova's sein, und V. 5 wird ausdrücklich erklärt, Josua habe das Volk angewiesen, mit dem Kalbe ein „Fest Jehova's" zu feiern. Aus der Richterzeit werden, besonders im Buche der Richter, sehr viele Fälle der Abgötterei erwähnt, namentlich Richt. 2, 11—19, wo Baals und Astarten vom jüdischen Volke, beziehentlich von einem Theile desselben, angebetet werden; 3, 6. 7. 19, wo dasselbe berichtet wird; 6, 10, wo die Juden den Göttern der Amoriter dienen; 8, 33, wo in demselben Sinne Baals und besonders Baal-Berith erwähnt sind; vergl. 9, 4; 10, 6, wo die Juden den Baals, den Astarten, den Göttern der Syrer, von Sidon, von Moab, der Ammoniter und der Philister nachgehen. Was in Cap. 17

5) Vergl. Philo II, 472.

erzählt wird, ist kein gemeiner Götzendienst, denn Micha hält noch am Jehovaglauben fest und läßt dem Jehova ein gegossenes Bild machen; freilich stellt er neben dem Jehovabilde auch Theraphim auf. 1 Sam. 7, 3. 4 sind wiederum Baals und Astarten als solche erwähnt, denen Juden dienen.

Daß unter Samuel dem Götzendienste kräftig entgegengetreten wurde, läßt sich nach den Berichten über diesen Mann voraussetzen, und die, wie es scheint, durch Samuel's Feindschaft gefärbten Priesterberichte wissen auch dem Könige Saul keine Abgötterei zum Vorwurfe zu machen. David wird als ein König dargestellt, welcher dem Jehovadienste durchaus ergeben war. Hatte Salomo Anfangs dieselbe Richtung verfolgt, so ließ er später, wahrscheinlich durch den Harem seiner 1000 fremdländischen Frauen dazu verleitet, von derselben ab, wie namentlich 1 Kön. 11 erzählt wird. Es heißt hier V. 4—8 nach der Uebersetzung De Wette's: „Und es geschah zur Zeit, da Salomo alt war, da wandten seine Weiber sein Herz ab anderen Göttern nach, und sein Herz war nicht ganz ergeben gegen Jehova, seinem Gott, wie das Herz David's, seines Vaters. Und Salomo wandelte der Astarte nach, dem Gotte der Zidonier, und dem Milcolm, dem Scheusale der Ammoniter. Und Salomo that, was böse war in den Augen Jehova's und folgte nicht vollkommen dem Jehova nach, wie David sein Vater. Damals bauete Salomo eine Höhe dem Camos, dem Scheusale Moab's auf dem Berge, der vor Jerusalem liegt, und dem Molech, dem Scheusale der Söhne Ammon's. Und also that er allen seinen fremden Weibern, die ihren Göttern räucherten und opferten." Es scheint nach den letzten Worten, als habe der König für seine Person keinen Götzendienst getrieben, sondern denselben nur seinen Weibern concedirt, wogegen aber wiederum 1 Kön. 3, 3 zu streiten scheint.

Nach der Spaltung des Reiches, d. h. nach Salomo's Tode, treffen wir auch im Reiche Juda, wo sich doch das Nationalheiligthum Jehova's befand, auf wiederholten Götzendienst, namentlich schon unter dessen erstem Könige, dem Rehabeam. Es wird 1 Kön. 14, 23 von den Einwohnern erzählt: „Und auch sie baueten sich Höhen und Säulen und Astarten auf jeglichem hohen Hügel und unter jeglichem grünen Baume." Auch von Rehabeam's Sohne und Nachfolger, Abiam, heißt es 1 Kön. 15, 3, daß er „in allen Sünden seines Vaters" gewandelt habe. Königg Assa, sein Sohn, rottete den Götzendienst mit Ausnahme der Höhen aus, wie 1 Kön. 15, 12—14 berichtet wird. Aber schon wieder Joram „wandelte in den Wegen der Könige von Israel, sowie das Haus Ahab's (des Königs vom Reiche Israel) that; denn er hatte eine Tochter Ahab's zum Weibe; und er that, was böse war in den Augen Jehova's," 2 Kön. 8, 18. Dasselbe that sein Sohn Ahasja, 2 Kön. 8, 27, und seine Mutter Athalja trieb den Götzendienst fort; aber unter einem seiner Söhne, unter Joas, welchen die Priesterpartei in seinem siebenten Lebensjahre zum Könige erhob, wurde der Baalsdienst ausgerottet, 2 Kön. 11, 18, sowie unter ihm der Tempel von Jerusalem restaurirt ward, 2 Kön. 12, 12. Sein Sohn und Nachfolger Amazia hielt, mit Ausnahme der Höhen, auf reinen Jehovacultus, 2 Kön. 14, 3. 4; dessen Sohn und Nachfolger Asarja (= Usia) that dasselbe, 2 Kön. 15, 3. 4; desgleichen dessen Sohn und Nachfolger Jotham, 2 Kön. 15, 34. 35. Dagegen wird von dessen Sohne und Nachfolger, Ahas, erzählt, daß er „nicht that, was recht war in den Augen Jehova's," sondern „die Greuel der Völker" übte, 2 Kön. 16, 2. 3. Aber sein Sohn und Nachfolger Hiskia war wiederum ein treuer und ergebener Diener Jehova's. Es heißt von ihm 2 Kön. 18, 3—7: „Und er that, was recht war in den Augen Jehova's, ganz so, wie David, sein Vater (Ahnherr) gethan. Er schaffte die Höhen ab, und zerbrach die Säulen, und rottete die Astarten aus, und zertrümmerte die eherne Schlange, welche Moses gemacht, denn bis zu der Zeit hatten die Söhne Israels ihr geräuchert und man nannte sie Nehustan (d. h. eherne Schlange). Auf Jehova, den Gott Israels, vertraute er, und nach ihm ist seines Gleichen nicht gewesen unter allen Königen von Juda, noch unter denen, die vor ihm gewesen. Und er hing an Jehova; er wich nicht von ihm und hielt seine Gebote, welche Jehova Mosen geboten. Und Jehova war mit ihm; überall, wohin er auszog, war er glücklich." Sein Sohn aber, Manasse, welcher nach ihm den Thron bestieg, „that, was böse war in den Augen Jehova's, gleich den Greueln der Völker ..... Und er bauete wieder die Höhen, welche Hiskia, sein Vater, vertilgt hatte, und errichtete Altäre dem Baal, und machte eine Astarte, so wie Ahab, der König von Israel, gemacht, und betete das ganze Heer des Himmels an und dienete ihm;" ja er setzte eine Astarte sogar in den Tempel von Jerusalem; 2 Kön. 21, 2—7. Es erfolgte die übliche Strafe. Sein Sohn Amon trat durchaus in die Fußtapfen des Vaters; 2 Kön. 21, 20—22. Aber dessen Sohn und Nachfolger, Josia, stellte den Jehovadienst wieder her, 2 Kön. 22. Sein Sohn und Nachfolger, Joahas, „that, was böse war in den Augen Jehova's, ganz so wie seine (bösen) Väter gethan;" 2 Kön. 23, 32; desgleichen sein Bruder und Thronerbe Eljakim oder Jojakim, 2 Kön. 24, 37; desgleichen Zedekia, der letzte König von Juda, 2 Kön. 24, 19. Auch aus den Klagen der Propheten nach Josia geht hervor, daß der Götzendienst im Reiche Juda zu jener Zeit sehr ausgebreitet war; es werden z. B. von Micha, hauptsächlich Cap. 5. V. 12 u. 13, die Bilder, Säulen und Astarten gerügt, welche im Bereiche des Landes waren. Nach Zephanja 1, 4. 5 trieb man damals selbst in Jerusalem einen mit dem Jehovadienste gemischten Baalsdienst; denn die dort Gott in den Mund gelegte Drohung lautet dahin: er werde von Jerusalem ausrotten „den Rest des Baal, den Namen der Götzenpfaffen sammt den Priestern, und die anbeten auf den Dächern vor des Himmels Heer, und die vor Jehova anbeten und bei ihm schwören, und auch schwören bei ihren Götzen." Auch der etwas später, etwa um 627, auftretende Jeremias bekämpfte den Götzendienst seiner Landsleute in verschiedenen Wendungen. So ist der ganze Abschnitt vom 2. Cap. bis ins 10. hinein

zum großen Theil eine Strafpredigt gegen diesen Abfall vom wahren Gottesdienste. Daß derselbe sehr ausgedehnt war, geht aus Cap. 2. V. 28 hervor, da es hier heißt: „So viele deiner Städte, so viele sind deiner Götter, Juda" und Cap. 19. V. 4. 5 u. 13, werden auch die Bewohner von Jerusalem mit eingeschlossen. Unter den heidnischen Götzen, welche hier in Betracht kommen, nennt Jeremias zumeist den Baal.

Noch schlimmer grassirte der Götzencultus im Reiche Israel oder den zehn Stämmen, seitdem sich dieselben unter Jerobeam von den beiden anderen getrennt hatten, zumal dort gleich im Anfange die beiden zu Dan und Bethel auf königlichen Befehl aufgestellten Jehova-Symbole officielle Handhaben dazu boten. Außerdem wird von Jerobeam im Besonderen noch gemeldet, 1 Kön. 13, 33, daß er „Höhenpriester" anstellte. Sein Sohn und Nachfolger Nadab wird 1 Kön. 15, 26 als „ein böser Mann" geschildert, was im Sinne der levitischen Geschichtsschreiber doch wol meist einen Götzendiener bedeuten soll. Kein besseres Lob hat sein Nachfolger Baësa, 1 Kön. 15, 34, desgleichen dessen Nachfolger Ela, von welchem 1 Kön. 16, 13 gesagt ist, daß er mit dem Volke Israel den Götzen gedient habe. Der folgende König, Simri, wird ebenfalls als ein „böser Mann" hingestellt, desgleichen Omri, welchem 1 Kön. 16, 26 ausdrücklich Götzendienst vorgeworfen wird. Von seinem Sohne und Nachfolger, dem berüchtigten Ahab, heißt es 1 Kön. 16, 31: er habe zum Weibe genommen Isebel, eine sidonische Königstochter, und zu Samaria einen Baalstempel mit einem Baalsgötzen darin errichtet. Nach V. 34 ließ derselbe Fürst, gegen welchen die Predigten des Elias gerichtet sind, auch eine Astarte aufstellen. Ahab's Sohn, Ahasja, wird 1 Kön. 22, 54 expreß als ein Baalsdiener verzeichnet, und sein ihm folgender Bruder Joram entfernte zwar die Säule Baal's, wandelte aber sonst auf bösen Wegen, 2 Kön. 3, 2. 3. Sein Nachfolger Jehu vertilgte die Baalspriester, die Baalstempel u. s. w. und stellte den Jehovacultus wieder her, 2 Kön. 10; dessen Sohn und Nachfolger war halb Jehova- und halb Götzendiener, denn er ließ die Astarte zu Samaria stehen, 2 Kön. 13, 2—6. Sein ihm folgender Sohn Joas wandelte in Jerobeam's Wegen, 2 Kön. 13, 11, desgleichen dessen Sohn und Nachfolger Jeroboam II. 2 Kön. 14, 24, desgleichen die ihm und auf einander folgenden Könige Sacharja, Menahem, Pekahja und Pekah, 2 Kön. 15. In geringerem Grade war Hosea, der letzte König, dem Götzendienste ergeben, 2 Kön. 17, 2. So weit die Nachrichten aus dem 2. Buche der Könige. Auch in den prophetischen Büchern wird der Götzendienst im Reiche Israel wiederholt, und zwar mit grellen Tönen gerügt, so namentlich von Hosea, welcher etwa von 780 bis 730 unter den Königen Usias, Jotham, Ahas und Hiskias (im Reiche Juda) lebte und wirkte, ohne daß sich jedoch viel concretes Material über die Art des Cultus darbietet. Es handeln hiervon namentlich Cap. 4., wo von dem „Kalbe Ephraim's," Cap. 7, Cap. 8, Cap. 9, Cap. 10, Cap. 13, wo von einem „Baal" die Rede ist.

In dem Exile und während des Exils dauerte der Götzendienst theilweise fort, auch bei den Leuten aus dem Reiche Juda; vergl. z. B. Ezech. Cap. 14, welches nach der Auslegung vieler Interpreten sich auf das Exil bezieht. Ob Ezech. 34, 6, wie Winer will [6]), von dem Götzendienste der Juden im Exile zu verstehen ist, erscheint zweifelhaft, desgleichen 36, 31. Wenn Jes. 57, 3—10, wo den Juden selbst Menschenopfer als götzendienerischer Frevel vorgeworfen werden, nicht auf die Zeit des Exils zu beziehen sein sollte, so geht es auf die letzten Jahre vor demselben; denn Jesaia wird mit seinen Visionen und Strafpredigten in die Zeit von 758 bis 712 oder 711 gesetzt. Die bei Sacharja, welcher um 520 im Exile unter Darius lebte, erwähnten Theraphim sind entweder wirklich von den Juden in der Verbannung verehrte fremde Götter, oder sie sollen nur eine Warnung vor ihnen sein. Uebrigens kann es nicht befremden, wenn die Verhältnisse des Exils manchen Juden zum Abfall von Jehova brachten, wie dies auch nach dem Berichte des Jeremias, 44, 8, mit vielen Juden in Aegypten der Fall war. Während und gleich nach der Rückkehr aus der babylonischen Gefangenschaft ist keine Spur des Götzendienstes bei den eigentlichen Juden bemerkbar, wie dies namentlich die unter dem Namen Esra's und Nehemia's bekannten biblischen Bücher beweisen. Als sie den Tempel zu Jerusalem wieder bauten, wiesen sie die Samariter, welche daran Theil nehmen wollten, als halbe Heiden zurück. Bis zur Oberherrschaft der Syrer sind die — eigentlichen — Juden höchst wahrscheinlich in dem strengen Monotheismus des Jehovacultus verblieben; aber unter Antiochus Epiphanes verließen Viele, theils aus Furcht vor den angedrohten Strafen, theils aus gewinnsüchtiger Gefälligkeit die väterliche Sitte, Makk. 1, bes. V. 43. Wie die Bücher der Makkabäer berichten, wendete der syrische Herrscher Grausamkeiten und Lockungen in reichlichem Maße an, um die Juden zu seiner Religion herüber zu ziehen. Nach erfolgter Befreiung von dem fremden Joche durch die Makkabäer ist uns nicht ein einziger Fall bekannt, in welchem der Götzendienst bei den Juden wieder eingerissen wäre; sie sind seitdem die treuesten Monotheisten und strengsten Bekenner Jehova's geblieben. Einzelne Fälle der Gewalt, etwa der Bedrohung mit dem Tode, gehören nicht in die Geschichte des jüdischen Götzendienstes.

5) Arten der Götzen und des Götzendienstes im alten Testamente bei Juden und Nichtjuden. Die hauptsächlichsten Götzen. — Der von den Juden geübte — in Betreff der bildlichen Darstellung den benachbarten Heiden nachgemachte — Götzendienst war bei der großen Zahl und Verschiedenheit der umwohnenden Völker sehr mannichfaltig [7]), obgleich viele derselben wol nur Einen Gott verehrten. Er bestand nach Winer's Zusammenstellung z. B. in Räucherungen, 1 Kön. 11, 8; 2 Kön. 22, 17; 23, 5; Jerem. 1, 16; 7, 9; 11, 12. 13; 18, 15; 32, 29; ferner in unblutigen Opfern, z. B. Jerem. 7, 18 (für die Himmelskönigin), auch in blu-

6) Bibl. Real-Wörterbuch, Art. „Götzendienst." 7) Vergl. z. B. Mischna Sanhedrin 7, 6.

tigen Opfern an Thieren, z. B. 2 Kön. 5, 17, wo sie von dem Heiden Naëman gebracht werden. Andeutungen von blutigen Menschenopfern liegen Jerem. 19, 4. 5 und vielleicht Ezech. 24, 37 vor. Man hat auch in der von Abraham intendirten Darbringung seines Sohnes eine Art von blutigen Molochsdienstes finden wollen [8]). Diese und andere Gebräuche verrichtete man vorzugsweise gern auf Höhen; sie und die Maßregeln der frommen Könige zu ihrer Beseitigung werden im alten Testamente außerordentlich oft erwähnt, z. B. 1 Kön. 11, 17; 2 Kön. 23, 5; Hosea 4, 13; Jes. 57, 7; Jerem. 2, 20; 3, 13; 17, 2. Das Räuchern und Opfern wurde nicht selten auf Dächern vollzogen, Jerem. 19, 13; 32, 29; Jes. 65, 3; desgleichen unter Bäumen, 1 Kön. 14, 23; 2 Kön. 16, 4; 17, 10; Hos. 4, 13; Jes. 1, 29; Jerem. 2, 20; 3, 13. 17; 2 Chron. 28, 4; Ezech. 6, 13; 20, 28; auch in Thälern, Jerem. 2, 23; 2 Chron. 28, 3; ferner in Gärten, Jes. 1, 29; 65, 3; auch in Hainen. Mit der Verehrung des Baal und namentlich der Astarte waren bekanntlich im Oriente geschlechtliche Ausschweifungen, eine Art von Lupercalien oder Saturnalien, verbunden; auch deuten einige Gelehrte den Baal-Peor als einen Deus priapicus, bei dessen Dienste man junge Mädchen zu seiner Wollust misbrauchte. Auch falschen Prophetismus findet man in Verbindung mit Götzendienst, z. B. Jerem. 29, 8; Ezech. 13, 7 fg.; 21, 26 fg.; Hosea 9, 7. 8; Zach. 10, 2; Mich. 5, 12, sowie in Verbindung mit Zauberei und Wahrsagerei, z. B. 2 Kön. 23, 24; ferner mit dem Sitzen auf den Gräbern, z. B. Jes. 65, 4, sowie mit Waschungen, z. B. Jes. 66, 17. — Die Zahl der von Büchner in seiner Concordanz [9]) erwähnten biblischen Götzen, denen bestimmte Namen beigelegt werden, aber nicht in dem Sinne, daß sie alle auch von den Juden zu irgend einer Zeit angebetet worden wären, ist 37, nämlich: 1) Adramelech. 2) Anamelech. 3) Asima. 4) Astaroth (Astarte). 5) Baal. 6) Baal-Berith. 7) Baal-Peor. 8) Baal-Sebub (der neutestamentliche Beel-Sebub oder Sebul). 9) Baal-Zephon. 10) Bacchus. 11) Bel (= Baal). 12) Chamos. 13) Chiun oder Eiton. 14) Dagon. 15) Diana (im neuen Testamente). 16) Der Drache von Babel (ein Baal). 17) Gad. 18) Herkules. 19) Juppiter. 20) Das goldene Kalb. 21) Die Kälber Jerobeam's (Jehovasäulen). 22) Milkolm oder Moloch. 23) Meni. 24) Melecheth. 25) Mercurius (z. B. in der Apostelgeschichte). 26) Miplezeth. 27) Nanäa. 28) Nebo. 29) Nehustan. 30) Nergal. 31) Nibehas. 32) Remphan. 33) Rimon. 34) Siccuth. 35) Succoth (wol = Siccoth) = Benoth. 36) Tharthak. 37) Thamus. Es mögen von diesen Namen noch mehre, als hier angedeutet ist, identisch sein. Die am meisten genannten sind im alten Testamente Baal, Astarte (Astaroth), Moloch und Chamos.

Die Anfertigung und Beschaffenheit der im alten Testamente vorkommenden Götzenbilder betreffend, so findet man erwähnt: 1) gegossene, also metallene, weshalb sie מַסֵּכָה, auch מַסֵּכָה und נֶסֶךְ heißen z. B. Richt. 17, 4; Jes. 2, 20; 40, 19; Hos. 13, 2; 2) gehauene, also hölzerne und steinerne, z. B. Jes. 44, 13; Jerem. 10, 3; vergl. Plinius 12, 2; 13, 17; Pausanias 2, 19, hebräisch פֶּסֶל oder פָּסִיל genannt; 3) auch wol aus Thon gefertigte, z. B. Weish. 15, 8. Sie wurden oft mit Ketten befestigt, damit sie nicht durch Diebe fortgetragen würden oder aus Zorn auswanderten; vergl. Jes. 41, 7, wo sie wie Jerem. 10, 4 durch Nägel festgemacht sind, und Pausanias 3, 15, 5; 8, 41, 4; Arnobius 6, 13. Indessen nahm man sie auch oft mit in den Krieg, damit sie den Sieg erstreiten helfen sollten; 2 Sam. 5, 21. Siegte der Feind, so führte er sie als willkommene Beute mit heim; Jes. 10, 10; 36, 19; 37, 12; 46, 1 fg.; Jerem. 48, 7; 49, 3; Hos. 10, 5; Dan. 11, 8; vergl. Pausan. 8, 46. Nach Verhältniß der Bedeutung ihrer selbst oder des Vermögensstandes der Verehrer waren die Götzenbilder oft mit Gold oder Silber überzogen, wenn nicht ganz von diesen Metallen, zuweilen auch mit reichen Kleidern angethan; Jes. 2, 20; 30, 22; 31, 7; 40, 19; Jerem. 10, 4; Hos. 8, 4; Bar. 6, 12. 16.

6) Hebräische Namen der Götzen und des Götzendienstes. Man findet, wenn wir dem hebräischen Alphabete nachgehen, hauptsächlich folgende Bezeichnungen. 1) אֱלִילִים, was vielleicht oder wahrscheinlich ein caricirendes Wortspiel mit אֱלֹהִים sein soll, wie poëtaster, z. B. Levit. 19, 4; 26, 1; Hab. 2, 18 steht es für Götzenbilder. — 2) גִּלּוּלִים, was eigentlich Mist, Unrath bedeutet, ist eine spöttische Benennung in noch ausgeprägterer Gestalt als Nr. 1. Man findet es z. B. Ezech. 6, 4. 6; 14, 3—7. — 3) חֲבָלִים (eigentlich Dünste) findet sich z. B. Jerem. 2, 5 (wo der sing. חֶבֶל steht); 8, 19; 14, 22; auch mit einem Zusatze, nämlich als חַבְלֵי שָׁוְא, d. h. Götter der Nichtigkeit, Jon. 2, 9. — 4) עֹצֶב (eigentlich Gemächt), z. B. Ps. 95, 4. — 5) שִׁקּוּץ, plur. שִׁקּוּצִים, was eigentlich ein Scheusal bedeutet, z. B. 2 Kön. 11, 5. 7; 2 Kön. 23, 13. — 6) Das gebräuchlichste Wort ist תֶּרַף, was fast nur im pluralis als תְּרָפִים vorkommt und dem griechischen εἴδωλον am meisten entspricht. — Ein im alten Testamente sehr häufiger Ausdruck — auf Seiten der Jehovadiener — für Götzendienst ist Huren (זָנָה), Hurerei, fremden Göttern nachhuren, z. B. Richt. 2, 17; Jerem. 3, 1 u. 2. Am stärksten in dieser Benennung ist indessen Ezechiel, welcher den Ausdruck in Capitel 16 außerordentlich oft braucht und im 23. fast bis zum Ekel breit tritt. Man vergleiche auch Baruch 14, 26. Obgleich mit dem Dienste vieler heidnischen Götter, wie oben bemerkt, geschlechtliche Unsittlichkeit verbunden war, so kann doch jener hebräische Name wol nicht als ein Ausfluß dieser Thatsache betrachtet werden.

7) Gründe des früher häufigen Götzendienstes bei den Juden. Wenn wir einmal voraussetzen, daß der bildlose monotheistische Jehovadienst, wie die im alten Testamente vorliegende altjüdische Literatur berichtet, etwa 2000 Jahre vor Christus mit Abraham

8) Vergl. F. W. Ghillany, Die Menschenopfer der alten Hebräer, 1842. 9) Unter dem Artikel „Abgott."

begann, in dessen Familie mit einer irrelevanten Ausnahme festgehalten wurde, bei dem Aufenthalte des Volkes in Aegypten sich conservirte, unter den meisten Richtern, sowie unter Saul, David und Salomo, als strenge Nationalreligion beobachtet wurde, darauf durch mehre Jahrhunderte hindurch sich hundertfach mit dem Götzencultus der umwohnenden Völker vermischte, nach dem Exile in dem neu organisirten Staate mit vollständiger Reinheit fortbestand, da die erzwungenen Ausnahmen unter Antiochus Epiphanes sehr bald beseitigt wurden: so drängt sich von selbst als ein nothwendiges zu lösendes Problem die Frage auf, wie es denn möglich gewesen sei, daß in einem nationalen Gemeinwesen, von welchem die alttestamentlichen Urkunden allesammt berichten, daß es sich schon unter Abraham, dann mit schriftlichen Aufzeichnungen und erpresser Gesetzgebung unter Moses auf dem Grunde des strengsten urbildlichen Jehovacultus constituirte und jede Abweichung davon mit der Todesstrafe belegte, daß es unter den Richtern im Ganzen dieser Religion treu geblieben sei, unter Samuel, Saul und David diese Institutionen mit neuen weitreichenden Garantien umgab, — daß in einem solchen Gemeinwesen seit dem Ende der Regierung Salomo's der Götzendienst mit einer fast Alles ergreifenden Gewalt und fast nur unter Ausnahmen des zuweilen wieder hergestellten Jehovadienstes bis zur Zeit der Rückkehr aus dem Exile, also fast 500 Jahre lang, sich geltend machte. — Man hat, wieder unter der Voraussetzung, daß die so eben citirten Thatsachen von der Einführung und Feststellung des Jehovadienstes unter Abraham, Moses, David u. s. w. historisch richtig seien, als hauptsächlichste Erklärungsgründe angeführt, daß die Juden, wie andere, ein sinnliches Volk und mitten unter Götzendienern wohnend, nur allmälig an den geistigen, abstracten, übersinnlichen Jehovadienst sich hätten gewöhnen können; sie hätten in einer Natur, unter einem Himmel gelebt, welcher namentlich die Anbetung der Himmelskörper ihnen nahe gelegt; sie hätten, wie dies der rohe Mensch leicht und gern thue, in Fällen der Noth, wo sie bei Jehova keine Hilfe zu finden geglaubt, zeitweilig nach anderen Göttern gegriffen; die meisten von ihnen hätten zu weit entfernt von dem Nationalheiligthume Jehova's in Jerusalem gewohnt u. s. w. [10]).

Ist es möglich, daß ein Volk in seiner religiösen Entwickelung durch einen solchen Wechsel hindurchgeht? Ist es nicht vielmehr erlaubt, anzunehmen, daß die heilige Literatur der Juden, welche in ihrem jetzigen Texte wol meist erst seit der Zeit nach der Rückkehr aus dem Exile datirt und von Priestern aufgezeichnet worden ist, den Monotheismus des abstracten Jehovadienstes mit seinen Anfängen und Wirkungen in eine frühere Zeit zurückverlegt habe als der historisch-kritische Calcul zugäbt? Zwar haben auch die Christen im Anfange einen bildlosen Gott verehrt und sind erst später in der orientalischen wie occidentalischen Kirche in einen oft grassen Bilderdienst, sowie in die Vergötterung der Heiligen, namentlich der Maria, verfallen. Allein erstlich bilden die Christen kein nationales Volkscontinuum; zweitens haben sie außer dem Einen Gotte nie anderen Göttern gedient und diese stets auf das Entschiedenste verworfen. Es ist uns kein Volk bekannt, welches Jahrhunderte lang dem Monotheismus dient, dann Jahrhunderte lang dem Polytheismus und dann wieder dem Monotheismus. Zwar liegt in der evangelischen Kirche, welche das Urchristenthum wieder herstellen wollte, eine Analogie vor; allein es ist durch sie das Urchristenthum durchaus nicht in allen Stücken repristinirt worden. Es ist zwar nicht undenkbar, daß die Partei des Jehovadienstes sich in einem Theile der Priester und ihrer Anhänger Jahrhunderte lang erhielt und schließlich ihre Ansichten wieder als allgemeinen Volksglauben durchsetzte; allein es liegt ein merkwürdiges, von ihr selbst nicht ausgelöschtes Factum vor, welches uns einestheils zu der Annahme berechtigt, daß die Wirklichkeit der Geschichte nicht ganz so verlaufen sei, wie sie dieselbe im Uebrigen aufgezeichnet hat, anderentheils aber einen Schlüssel zur Lösung der räthselhaften Widersprüche bietet. Es wird nämlich, besonders im 2. Buche der Könige Cap. 23, erzählt, daß man unter dem Könige Josia, welcher nach der gangbarsten Annahme von 639—609 vor Christus im Reiche Juda regierte, das Gesetzbuch סֵפֶר הַתּוֹרָה, aufgefunden habe, und zwar unter Umständen, welche mit höchster Wahrscheinlichkeit voraussetzen lassen, daß man von einer früheren Existenz dieses Buches gar Nichts gewußt hat. Auch wird in der früheren jüdischen Literatur nicht erwähnt, daß außer den zwei Tafeln, welche auch verloren gegangen waren, eine schriftliche Aufzeichnung vorhanden gewesen sei. Es darf ferner als sicher angenommen werden, und selbst conservative Gelehrte wie Winer [11]) leugnen es nicht, daß die fünf Bücher Mosis so, wie sie jetzt sind, nicht von ihm herrühren, und daß sich in der Literatur vor dem Exile, überhaupt in der ganzen alttestamentlichen Literatur, abgesehen von den Apokryphen, fast gar kein Citat aus ihnen findet. 5 Mos. 31, 26 meldet zwar, daß außer den zwei steinernen Tafeln auch das סֵפֶר הַתּוֹרָה deponirt worden sei, und zwar noch zur Zeit des Moses; allein grade das steht fest, daß das Deuteronomium ein Werk sehr späten Ursprungs ist. Eine weitere Berechtigung für den Zweifel, ob der Jehovacultus, wie wir ihn zur Zeit Christi finden, bereits in den Zeiten vor dem Exile bestanden habe, erwächst aus dem Umstande, daß gemeldet wird, der König Josia habe auf Grund des gefundenen Gesetzbuches das Passafest, welches seit den Zeiten der Richter nicht gefeiert worden sei, (wieder) eingeführt. Wenn wir auch nicht so weit gehen dürfen, wie z. B. Ghillany [12]), welcher Abraham unter die Molochdiener versetzt, so können wir doch einen gesicherten Jehovadienst bei den Hebräern erst von der Zeit nach dem Exile und die ersten gewissen Anfänge desselben mit den ersten der bekannten alttestamentlichen Propheten datiren.

10) Vergl. z. B. Ewald, Gesch. von Israel II. S. 109 fg.

11) Artikel „Gesetz" in dessen Bibl. Real-Wörterbuche.

12) Vergl. sein Buch: Die Menschenopfer der alten Hebräer.

Die Blüthezeit der hebräischen Literatur, namentlich die Wiege der Psalmen und der historischen Bücher, vielleicht auch die Ueberarbeitung der meisten prophetischen Vaticinien und Ermahnungen, liegt wol in dem angegebenen Zeitraume, und aller Wahrscheinlichkeit nach war die Religion der Juden bis etwa in das 9. Jahrhundert vor Christus von der Religion der umliegenden Völker nicht sehr verschieden, namentlich da man gute Gründe hat, anzunehmen, daß deren Gottesdienst vielfach monotheistisch und z. B. ihr Baal von Jehova nicht eben sehr verschieden gewesen sei, nur daß bei den Juden schon frühzeitig die Tendenz auftrat, den Gott unbildlich zu verehren, während anderwärts seine bildliche Verehrung sanctionirt war.

IV. Das religiöse Gebiet des Christenthums.

Das Christenthum trat selbstverständlich unter einem eben so strengen Gegensatze zu dem Götzendienste auf, wie ihn das strenge Judenthum geltend gemacht hatte. Wenn Paulus 1 Kor. 12, 2 seine Gemeinde daran erinnert, daß sie vorher zu den stummen Götzen hingegangen seien, so steigert sich diese Antipathie Röm. 2, 22 bis zu dem Ausspruche: dem Christen greule vor den Götzen. Gal. 5, 20 bezeichnet derselbe Apostel die *εἰδωλολατρεία* als ein Werk, d. h. als einen Ausfluß des Fleisches und Col. 3, 5 als eine *πλεονεξία*. Dennoch liegen einige neutestamentliche Stellen vor, aus welchen, wenn eine gewisse Auslegung Recht hat, hervorgeht, daß manche von den ersten Christen nicht sofort vom Götzenopfer ließen. Hierher gehört zunächst der Beschluß der Apostel in Ap. Gesch. 15, 29, welcher sich 21, 25 wiederholt findet. Es war nämlich von Judenchristen die Forderung gestellt worden, daß, wer Christ werden oder sein wollte, sich der jüdischen Beschneidung zu unterwerfen hätte. Da nun auch über andere Stücke Meinungsverschiedenheit bestand, so setzten die in Jerusalem versammelten Apostel einen negativen Kanon von vier Punkten fest, welche als unverträglich mit dem Christenglauben bezeichnet wurden. Unter diesen vier Stücken, deren sich ein Christ enthalten sollte, war das erste das *εἰδωλόθυτον*. Zwar haben mehre Ausleger darunter Götzenopferfleisch verstanden; allein dann müßte wol näher angedeutet sein, daß man eben den Genuß von Fleisch zu verstehen habe, zumal ein anderer Punkt ausdrücklich den Genuß des Fleisches von erstickten Thieren verbietet. Es mochten wol hier und da Christen sein, welche in dem Glauben standen, daß die Theilnahme an einem Götzenopfer noch nicht den Glauben an die Realität der Götzen einschließe, oder welche sich hierüber keine ganz feste Vorstellung machten, und aus persönlichen Rücksichten sich von den früheren Ceremonien noch nicht ganz zurückzogen. Indessen die Auslegung, daß nur der Genuß von Götzenopferfleisch verboten sei, darf nicht absolut von der Hand gewiesen werden, namentlich wenn die Paulinische Hauptstelle von der Theilnahme des Christen an dem heidnischen Wesen, 1 Kor. 8, als erläuternde Parallele gelten darf. Der Gedankengang dieser classischen Auslassung des neuen Testaments über das Verhältniß des Christen zu den Götzen ist folgender. Wir Christen wissen, was ein Götzenopfer (*εἰδωλόθυτον*) zu bedeuten hat; aber wir müssen dieses Wissen auch in der Weise der Liebe anwenden. Es ist uns bewußt, daß es außer dem Einen Gotte keine Götzen gibt, d. h. kein Götze (*εἴδωλον*) Realität hat. Gesetzt nun auch, es gäbe sogenannte Götter (*εἴπερ εἰσὶ λεγόμενοι θεοί*), wie es viele Götter und Herren gibt (das heißt hier wol: in den Augen Anderer), so haben doch wir Christen nur den Einen Gott und den Einen Herrn Christum. Freilich nicht allen Christen wohnt die richtige Erkenntniß bei; etliche nämlich betrachten vermöge ihres bisherigen Bewußtseins (im Stande des Götterglaubens) das Götzenopferfleisch, falls sie es essen oder essen sollten, eben als Götzenopferfleisch, und ihr Gewissen wird (resp. würde), weil es schwach ist (d. h. wol: weil es sich nicht von der Vorstellung losmachen kann, daß man durch das Essen eine Gemeinschaft mit den heidnischen Göttern darlege und sich zu ihnen quodammodo bekenne), dadurch beschwert. Das starke (unbefangene, freie, richtig urtheilende) christliche Bewußtsein stößt sich an solcher Speise nicht, d. h. glaubt sich nicht zu beflecken, wenn es solches Fleisch ißt, welches von heidnischen Opferthieren herrührt. Allein solche freie, unbefangene Christen sollten doch den schwächeren Brüdern keinen Anstoß geben und deshalb solches Fleisches sich enthalten. — Es geht aus diesen Aeußerungen hervor, wie entschieden sowol die „schwachen," als auch die „starken" Gewissen der Christen, zunächst in Korinth, jedem Götzendienste abgesagt hatten. Dennoch ermahnt Paulus 1 Kor. 10, 7 die Gemeinde, sich des Götzendienstes zu enthalten und wiederholt V. 14 diese Abmahnung, sodaß er doch seine Gründe haben mußte. Er kommt dann V. 18 auf die Gemeinschaft mit dem heidnischen Götzendienste zurück und fragt V. 19: Soll ich sagen, daß ein Götze oder ein Götzenopfer etwas sei? und antwortet V. 20: „Nein! sondern was die Heiden opfern, das opfern sie den Teufeln und nicht Gott; ich will aber nicht, daß Ihr Gemeinschaft habet mit den Teufeln." Nehmen wir andere Paulinische Stellen hinzu, so geht daraus hervor, daß der Apostel an die Existenz und Wirksamkeit böser Geister glaubte; er meint also, daß die heidnischen Götter als Teufel Realität haben. Uebrigens gibt er V. 25 den Korinthern den Rath, alles Fleisch, was auf dem Fleischmarkte käuflich sei, zu kaufen, ohne zu prüfen, ob es von heidnischen Opferthieren sei oder nicht. Ebenso räth er V. 27: wenn ein Christ von einem Heiden zum Fleischessen eingeladen sei, solle er gehen und essen, ohne zu untersuchen. Nur in dem Falle, wo der Wirth ausdrücklich sage, es sei Fleisch von heidnischen Opferthieren, sollen sie nicht davon essen, weil es dann Gewissenssache werde und man dem Wirthe die Meinung nicht lassen müsse, als nehme man etwa Theil an seinem Aberglauben, indem er die Versuchung dazu nahelege (V. 29. 30).

Haben wir schon oben angedeutet, daß man a priori nicht annehmen könne, es hätten alle Christen der ersten Zeit jede Theilnahme am Götzendienste sofort rein abge-

brochen, so gibt hierzu das neue Testament auch factische Belege, falls die Apokalypse hierin keine bloßen Visionen berichtet. Es wird nämlich in ihr C. 2 V. 14 der Gemeinde von Pergamus der Vorwurf gemacht, daß in ihr Etliche wären, welche der Lehre Bileam's gemäß Götzenopferfleisch äßen und Hurerei trieben, ebenso der Gemeinde von Thyatira, daß in ihr die Isabel als falsche Prophetin die Christen zur Hurerei und zum Essen von Götzenopferfleisch verführe. Indessen auch hier ist kein directer, confessioneller Götzendienst der Inhalt des Tadels. Dagegen weiß man aus der Kirchengeschichte, daß zu anderen Zeiten die zum Christenthum Bekehrten oft noch lange Zeit hindurch viele Stücke aus dem Heidenthume beibehielten und einer widerspruchsvollen Vermischung des christlichen Gottesglaubens mit dem Götzenglauben huldigten. Wir erinnern beispielsweise an die durch Karl den Großen bekehrten Sachsen, an die Obotriten, an die Chinesen und Tibetaner unter den Jesuiten im 17. Jahrh.

Man hat vom christlichen Standpunkte aus, namentlich in früheren Jahrhunderten, alle Götter außer dem christlichen, dem jüdischen und dem Muhammedanischen, welcher in seiner objectiven Realität als identisch gefaßt wurde, für Götzen erklärt und das ganze nichtchristliche, nichtjüdische und nichtmuhammedanische Gebiet dem Götzendienste überwiesen. Allein es kann, abgesehen einmal von der supranaturalistischen Offenbarungsdoctrin, keine Religionsform, welche nur Einen Gott, wenn auch in mancherlei Verhüllungen und Trübungen, bekennt, als Götzendienst registrirt werden, sofern nicht die Verehrer ein materielles Bild des Gottes als ein göttliches oder mit wunderbaren Kräften begabtes anbeten. So enthalten sie viele Schattirungen des Buddhismus der Anbetung eines solchen materiellen Objects als eines für sich seienden göttlichen Wesens; und wo sie einen sogenannten „Götzen" haben, da muß doch erst gefragt werden, in welcher Eigenschaft er fungire; denn man könnte als Christ bei der Verurtheilung eines solchen Bildes als Götzen sich selber schlagen und müßte sich den Rückschlag des Urtheiles gefallen lassen, welches unter demselben Maßstabe den im Bilde gekreuzigten Christus, vor welchem Christen beten, knien u. s. w., ebenfalls für einen Götzen erklärte. Wie Graul berichtet, ist bei vielen Sekten der Brahmareligion in Ostindien der Götzendienst in diesem Sinne streng untersagt [13]).

V. Literatur.

Nach dem Inhalte des Artikels beschränkt sich der Begriff des „Götzen" vorzugsweise auf das Gebiet der Bibel und der biblischen Vorstellungen; die betreffende Literatur wird sich deshalb ebenfalls hauptsächlich auf diesen Kreis beschränken. Es gehören demnach hierher die Werke, Abhandlungen, Artikel über den (jüdisch-christlichen) Gottesbegriff, die biblische Theologie, über die Religionsgeschichte, Religionsphilosophie, Mythologie u. s. w. im Allgemeinen, über die jüdische und christliche Kirchengeschichte, über die biblische Archäologie, die Lexika und Realwörterbücher zum alten und neuen Testamente, die Concordanzen für die Bibel. Wir führen, in Verbindung mit Specialmonographien, diejenigen an, welche die meiste Ausbeute gewähren dürften und verweisen außerdem auf die Werke über die Geschichte der Juden in der Zeit des alten Testaments. *Otho* (gest. 1713): Lexicon Rabbinicum p. 286 seq. *Leusden* (gest. 1699): De idolis Veteris Testamenti, in seinem Philologus Hebr. mixt. p. 29 seq. *Van Dale* (gest. 1708): De divinationibus idolor. Vet. Test. und dessen Programm De idololatria. *J. F. Ehrlen*: De Diis et Deabus in Script. sacra memoratis. (Argentor. 1750.) J. D. Michaelis: Mosaisches Recht. (Frankfurt am Main 1770—1775 und 1775—1780.) *J. Gerritsen:* Cur Hebraei ante exilium Babylonicum se ad idolorum et plurium deorum cultum valde propensos .... ostenderint, in den Annal. Rheno-Traj. 1822—1823. p. 120 seq. K. P. W. Gramberg: Kritische Geschichte der Religionsideen des alten Testaments (Berlin 1829 u. 1830.) I, 436 fg. *Kalkar:* Udsigt over den idololater Cultus som omtales i bibelen (Odense 1838. 1839.) II, 8. F. W. Ghillany: Die Menschenopfer der alten Hebräer, 1842. G. B. Winer: Biblisches Real-Wörterbuch, 3. Ed. 1847. I. S. 433—436. Herzog: Real-Encyklopädie. 5. Bd. S. 280. 281. (*J. Hasemann.*)

GÖTZE (Friedrich Leberecht), teutscher Theolog, im J. 1704 zu Zwickau geboren, erlangte, nachdem er seine Studien auf der Universität zu Leipzig beendigt hatte, daselbst im J. 1723 die Magisterwürde und wurde im J. 1727 Pastor zu Weißenborn, im J. 1730 aber Unterdiakon und im J. 1744 Oberdiakon in seiner Vaterstadt, wo er im J. 1748 starb. Seine philologischen und theologischen Abhandlungen (De pistrinis Veterum ad illustranda varia Scripturae sacrae et profanorum auctorum loca ex antiquitatum monumentis. Cygneae 1730. 8. De mathematico uxorato. Lipsiae 1724. 4. Schediasma, quod vulgus sit judex corruptissimus de titulis academicis. Cygneae 1729. 4. De *ἰχθυολατρεία*. Lipsiae 1723. 4. und De nonismo et nihilismo in Theologia. Chemnitii 1733. 8.) liest man jetzt noch mit Vergnügen *).

(*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Friedrich Wilhelm), geb. 1754 zu Neuschkau bei Reichenbach im Voigtlande, studirte zu Leipzig Philosophie und Theologie. Durch Vertheidigung seiner Dissertation: De confinio poëseos et eloquentiae regundo (Lips. 1774. 4.) erwarb er sich auf der genannten Universität die Magisterwürde. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er an dem philanthropischen Institute zu Dessau als Lehrer angestellt. Diese Lehranstalt verließ er im J. 1789. Er begab sich um diese Zeit nach Livland. Noch in dem genannten Jahre erhielt er das Rectorat an der Schule zu Riga. Im

13) In den von H. A. Niemeyer edirten Nachrichten der „Ostindischen Missionsanstalt zu Halle," 1851. III, 3.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1510.

J. 1797 ward er Rector des dortigen Lyceums. Er starb am 12. Febr. 1801 im 47. Jahre, geschätzt als ein tüchtiger Schulmann, in mehren wissenschaftlichen Fächern bewandert. Für literarische Arbeiten, zu denen ihn seine mannichfachen Kenntnisse wohl befähigt hätten, fand er bei der gewissenhaften Erfüllung seines Lehrerberufs wenig Muße. In eine frühere Zeit seines Lebens, noch während seines Aufenthalts in Dessau feierte er das Andenken an Leibnitz, dessen Philosophie sein Lieblingsstudium gewesen war, in einer lyrischen Dichtung. Sie erschien 1776 zu Leipzig in Octav gedruckt. Zu Dessau erschien von ihm 1784 eine anziehende, mit fünf Kupfern gezierte „Beschreibung des fürstlichen Landhauses und Gartens zu Wörlitz"*). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZE (Georg), teutscher Theolog, am 11. Juni 1633 in dem Dorfe Frauenpriesnitz (im jetzigen sachsen-weimarischen Justizamte Tautenburg), wo sein Vater am Hofe des Herrn Schenck von Tautenburg Mundkoch war, geboren, widmete sich, nachdem er auf den Schulen zu Naumburg und Gera den ersten gelehrten Unterricht erhalten hatte, vom Jahre 1652 an auf der Universität zu Jena der Theologie und übernahm nach Beendigung seiner Studien und Erlangung der Magisterwürde die Erziehung der drei Söhne des sachsen-weimarischen Kanzlers R. W. Crusius. Er begleitete darauf den ältesten derselben als Hofmeister auf die Universität zu Jena, wo er sich zugleich als Privatdocent bei der philosophischen Facultät so großen Beifall erwarb, daß er im J. 1665 zum Professor der Ethik und Politik ernannt wurde. Sein ungewöhnliches Predigertalent veranlaßte im J. 1672 seine Berufung nach Erfurt; er kehrte jedoch, da es ihm hier nicht behagte, in seine frühere Stelle zurück, ging aber im J. 1681 als erster Prediger nach Hildesheim und im J. 1684 als Superintendent nach Jena, wo er allmälig zum Kirchenrathe, Oberhofprediger und Generalsuperintendenten vorrückte und am 3. April 1699 starb. Außer seinen ein nicht unbedeutendes Rednertalent beurkundenden „Leichen-Abdankungen" (Jena 1678. 8.), seinen „Disponirten Weyhnachts-Gesängen" (Erfurt 1711. 12.) und andern theologischen Schriften, von denen hier nur noch die Rhetorica ecclesiastica (Jenae 1701. 8.), das Collegium Funeralium seu Parentationum (Salfeldiae et Lipsiae 1716. 8.) und einige gute Abhandlungen (De culpa et reatu. Jenae 1667. 4. De redemptore Ebraeorum diss. I et II. Jenae 1661—1662. 4. und De suspendio Judae. Jenae 1661. 4.) genannt werden sollen, sind noch seine historischen Versuche (Historia Principum Anhaltinorum. Jenae 1686 und 1691. 4. Alberti Brandenburgici Electoris vulgo Achillis Germanici vita et res gestae. Jenae 1670. 4. und Cataclysmus Thuringiacus oder historische Erzählung von der thüringischen Sündfluth. Jenae 1670 und 1690. 4.) zu erwähnen †). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Schmidt's Anhaltisches Schriftstellerlexikon S. 116 und 501

†) *G. Schubarts* Programma in funere G. Götzii. (Jenae 1699. fol.) *H. Pippingii* Memoriae Theologorum. (Lips. 1705. 8.) Decad. VI. p. 785.

GÖTZE (Georg Heinrich), teutscher Theolog, am 11. Aug. 1667 zu Leipzig geboren, widmete sich, nachdem er in den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt die nöthigen Vorbereitungsstudien beendigt hatte, auf den Universitäten zu Wittenberg und Jena der Theologie und wurde nach Erlangung der Magisterwürde zuerst (1688) Hilfsprediger, dann (1690) Prediger zu Burg und bald darauf (1691) zu Chemnitz. Von hier kam er (1694) in derselben Eigenschaft nach Dresden und später (1697) nach Annaberg, von wo er sich (1699) nach Leipzig begab, um die theologische Doctorwürde zu erlangen. Nicht lange nachher (1702) folgte er einem Rufe als Superintendent nach Lübeck, wo er viele Jahre rastlos wirkte und am 25. März 1729 (nach Andern 25. April 1728) starb [1]). Er gehört unstreitig zu den fruchtbarsten teutschen Schriftstellern [2]), bleibt aber auch gewöhnlich bei der Behandlung der von ihm gewählten vielartigen Stoffe auf der Oberfläche und zeigt so wenig Geschmack, daß die meisten seiner Schriften jetzt fast ungenießbar sind und nur des sonderbaren Inhalts und der barocken Anlage und Durchführung wegen noch gesucht werden. Ein vollständiges Verzeichniß derselben wäre überflüssig und eine Zusammenstellung der brauchbarsten und sonderbarsten nach Gruppen dürfte genügen. Zu der literarhistorischen Gruppe, welche den Anfang machen soll, gehören seine Schriften über gelehrte fürstliche Personen, welche der hebräischen oder griechischen Sprache mächtig waren oder die Kenner dieser Sprachen unterstützten (De principe hebraice docto. Lipsiae 1701. 4. Princeps graece doctus sive de principibus viris et foeminis graece doctis. Lipsiae 1704. 4.). Ueber Reisen, welche der orientalischen Literatur wegen unternommen wurden (Ecloga de peregrinationibus eruditionis orientalis causa susceptis. Lubecae 1716. 4.), über frühreife Gelehrte (Elogia praecocium eruditorum aliorumque virorum doctorum. Lubecae 1708. 8. Puer decennis sive eruditus in primo decennis vitae suae memorandis fatis obnoxius. Lubecae 1711. 4.), über ertrunkene oder dem Ertrinken nahe Gelehrte (De eruditis, qui vel aquis perierunt vel divinitus liberati fuerunt. Lubecae 1715. 4.), über blinde Gelehrte (De caecis eruditis. Lubecae 1715. 4.), über die Ehe der Gelehrten (Miscellanea historico-theologica de conjugio eruditorum. Lubecae 1714. 4.), über die Schmausereien der Gelehrten (Ecloga de conviviis eruditorum. Lubecae 1716. 4.), über die Behauptung, daß die leichtfertigsten Studenten sich später

1) Vergl. *Jo. Henr. a Seelen*, Memoria G. H. Goetzii. (Lubecae 1728. 4.) *Ad. Chr. Hoefer*, Oratio funebris in memoriam G. H. Goetzii. (Wittemberg. 1728. 4.) *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Tom. XXIII. p. 8 seq *Chr. Saxii* Onomasticon litterarium. Tom. VI. p. 583 seq. Biographie universelle. Tom. XVII. p. 595 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 62 seq. 2) Niceron (a. a. O.) zählt 150 verschiedene Schriften Götze's auf, bemerkt aber, daß sein Verzeichniß keinen Anspruch auf Vollständigkeit mache.

als fromme Prediger auszeichnen (Observatio theologica in Paroemiam: die ärgſten Studenten werden die frommſten Prediger. Lubecae 1723. 8.), über die Frage, ob man knieend den Studien obliegen dürfe (Disquisitio num flexis genibus studiis incumbere liceat. Lubecae 1717. 4.), über gelehrte Gärtner (De eruditis hortorum cultoribus. Lubecae 1706. 4.), über gelehrte Kaufleute, Bauern, Schuſter, Schneider und andere gelehrte Handwerker (De mercatoribus eruditis. Lubecae 1705. 4. De rusticis eruditis. Lubecae 1707. 4. De sutoribus eruditis. Lubecae 1708. 4. De sartoribus eruditis. Lubecae 1706. 4. De viribus eruditis ab opificiis ad litterarum studia revocatis. Lubecae 1709. 4. dieſe fünf Schriften zuſammengedruckt unter dem Titel: Selecta ex historia litteraria. Lubecae 1709. 4.), über Gelehrte, welche den Namen Lucas führten (De viris doctis Lucae insignitis nomine oratiuncula. Lubecae 1709. 4), über Gelehrte, welche den Namen Schmid, Smith, Faber und Lefevre führen (De claris Schmidiis oratio synodalis. Lipsiae 1699. 4.), über Theologen, welche zugleich Aerzte waren (De theologis pseudomedicis. Lipsiae 1700. 4.), worin bewieſen werden ſoll, daß ein Theolog nicht Arzt ſein dürfe, über ketzerfreundliche Gelehrte (De scriptoribus haereseologicis disputationes. Wittembergae 1697. 4.), über die zweifelhaften Schriften des Kirchenvaters Athanaſius (De dubiis Athanasii scriptis. Lipsiae 1687. 4.), über das Studium der Schriften Cicero's (De scriptorum Ciceronis lectione dissertatio. Lipsiae 1689. 4.), über teutſche Theologen (Elogia germanorum quorumdam theologorum saeculi XVI et XVII. Lubecae 1708—1709. 8. 3 Voll.), ſehr ſeichte Arbeit über meiſt unbedeutende Leute, über teutſche Philoſophen (Elogia germanorum philosophorum. Lubecae 1709. 4.), über einige um die hebräiſche Sprache verdiente Philologen (Elogia philologorum ebraeorum. Lubecae 1707. 4.), „Von gelehrten Dresdenern" (Frankf. u. Leipzig 1712. 8.), über lübeckiſche Literatur und lübeckiſche Gelehrte (Bibliothecae antipontificiae clarorum Lubecensium specimen. Lubecae 1717. 4. Bibliotheca antipontificia presbyterii Lubecensis. Lubecae 1717. 4. Bibliotheca anticalviniana presbyterii Lubecensis. Lubecae 1720. 4. Bibliotheca antifanatica Lubecensis. Lubecae 1721. 4.) und über die Bibliothek der Schule zu Annaberg (in den Nova litteraria Germaniae vom December 1703 p. 448—460), welche ihre Entſtehung und Vermehrung der ſeit 1656 zu Annaberg eingeführten Sitte verdankt, daß bei Hochzeitsſchmäuſen Beiträge zu dieſem Zwecke geſammelt werden. Eine zweite Gruppe der gelehrten Arbeiten Götze's bilden ſeine Schriften über Luther und die Lutheriſche Lehre, unter welchen die den Anſichten Luther's gradezu widerſprechende Unterſuchung über die noch vorhandenen Reliquien des Reformators (Singularia de reliquiis Lutheri diversis in locis asservatis. Lipsiae 1703. 4.) und die Aufzählung der teutſchen Kaiſer, welche der Lutheriſchen Lehre huldigten (De imperatoribus romanogermanicis, qui fidem lutherano-evangelicam morte confirmarunt. Dresdae 1701. 4.), unter denen auch Karl der Große, Maximilian und Karl V. wegen ihres Glaubens an die Verdienſte des Erlöſers erſcheinen, die ſonderbarſten ſein mögen. Hier ſind ferner zu erwähnen der auf ähnlichen Gründen beruhende Verſuch über das Lutherthum des heiligen Bernhard (De Lutheranismo D. Bernardi. Dresdae 1701. 4.), mehre kürzere durch ihre Sonderbarkeit auffallende Erörterungen über den Dank, welchen die Nonnen Luther ſchuldig ſind (Quantum moniales debeant Luthero. Lubecae 1707. 4.), über die Frage, ob Luther das Buch Hiob mit den Luſtſpielen des Terenz und der Aeneide Virgil's verglichen habe (Num Lutherus librum Jobi cum Terentii scriptis et Virgilii Aeneide contulerit. Lipsiae 1700. 4.), über die letzten Worte Luther's (Elogia theologica de moribundi Lutheri colloquio inter ultimam coenam habito. Lubecae 1716. 4.), über das Seelenheil Luther's (De salute M. Lutheri. Lubecae 1716. 4.) und über den Spruch: „Luther's Schue ſind nicht allen Dorff-Predigern gerecht" (Lübeck 1725. 4.), und einige Abhandlungen über berühmte Lutheraner (Oratio de Bugenhagii meritis in ecclesiam et scholam Lubecensem. Lipsiae 1704. 4. Spetenarius Dissertationum memoriam Nic. Selnecceri renovatam exhibens. Lubecae 1724—1727. 4. Acta Huberiana. Lubecae 1707. 4. Commentatio de Joh. Staupitio. Lubecae 1704. 4). Die dritte Gruppe umfaßt die archäologiſchen Bemerkungen über mancherlei kirchliche Gegenſtände (De vigiliis paschalibus veterum. Lipsiae 1687. 4. De archidiaconis veteris ecclesiae. Lipsiae 1687. 4. De theologia latronis. Lubecae 1712. 4. De centurione sub cruce Christi. Lipsiae 1698. 4. De vestibus sacris vulgo Meßgewändern. Annabergae 1704. 4. De Baptismo campanarum. Lubecae 1712. 4. De cultu Abrahami. Lipsiae 1702. 4. De cultu Josephi parentis Christi. Lipsiae 1702. 4. De cultu Sanctorum, pestem depellentium. Lubecae 1711. 4. De cultu Annae aviae Christi in Misniam invecti. Lipsiae 1702. 4. De XIV opulatoribus. Lubecae 1708. 4. De Monica, matre Augustini. Lubecae 1712. 4. De reliquiis Patriarcharum Veteris Testamenti. Lubecae 1710. 4. Schlafender Simon. Lübeck 1713. 8.), über die Frage, ob die heilige Schrift denſelben Glauben verdiene, wie die Aeſopiſchen Fabeln und Livius (Num Scriptura sacra canonica ejusdem valoris sit ac fabulae Aesopi et Titus Livius. Lipsiae 1700. 4.) und über Hahnenkämpfe. (De alecteromachia. Lubecae 1709. 4.) Eine vierte Gruppe bilden die Predigten (Chriſtliche Lieder-Predigten. Leipzig 1704. 4. Miscellen-Predigten. Chemnitz 1704. 4. Sonderbare Predigten. Chemnitz 1704. 4. Lübeckiſche Hochzeitreden. Lübeck 1718—1724. 8. 6 Bde.), wozu man noch zählen kann die Abhandlungen über fürſtliche Prediger (Princeps concionator. Annabergae 1700. 4.), über Prediger, welche ſogleich beim Antritte ihres Amtes ſtarben (Dissertationes II de theologis sub auspiciis novorum officiorum demortuis. Lubecae 1708. 4.), über Prediger, welche ihr 50jähriges

Dienstjubiläum feierten (De theologis semisaecularibus. Lubecae 1709. 4.), über Feldprediger (De concionatore castrensi. Lipsiae 1700. 4.), die „denkwürdige Prediger-Frau" (Leipzig 1712. 8.), die „denkwürdige Prediger-Wittwe" (Lübeck 1713. 8.) und die Erörterung der Frage: „Ob ein Prediger im Schlafpelze das heilige Abendmahl verrichten dürfe." (Lübeck 1725. 4.) Zu einer fünften Gruppe vereinigen sich die theologischen Streitschriften besonders gegen die Römisch-Katholischen, welche ihm ein großes Aergerniß gewesen zu sein scheinen, wie aus seiner Vergleichung der römischen Kirche mit Judas (Parallelismus Judae proditoris et Romanae Ecclesiae. Lubecae 1706. 4.), aus der übrigens ungerechten Beschuldigung der Katholiken, daß sie die Lutherischen Kirchenlieder verunstaltet und verdorben haben (De odio pontificiornm in hymnos ecclesiae Lutheranae. Lipsiae 1703. 4.), aus der Untersuchung, ob die Schriften des berühmten Jesuiten Jerem. Drerel als Orakel zu betrachten seien (Disquisitio, num Hierem. Drexelii scripta oraculorum divinorum instar haberi debeant. Lubecae 1720. 4.), mehren kleinen Abhandlungen über das Papstthum (De benedictione papali. Lubecae 1715. 4. De pictura papismi promotrice. Lubecae 1703. 4. De moribundis Lutheranis pontificiorum insidiis obnoxiis. Lubecae 1717. 4. In illud Lutheri: pestis eram vivens, moriens ero mors tua papa. Lubecae 1712. 4.) und aus dem Vorschlage, dieselben durch Luther's Schriften zu bekehren (De convertendis pontificiis e lectione librorum Lutheri. Lipsiae 1705 4.), hervorgeht. Als die sechste und größte Gruppe erscheinen die Schriften über den Unterricht in der christlichen Religion, insbesondere seine Katechismen für verschiedene Lebensverhältnisse und Stände (Catechismus der Flüchtigen. Leipzig 1713. 8. Jonas auf dem Wasser oder Reise-Catechismus. Leipzig 1718. 8. Lübeck 1719. 4. Schiffer-Catechismus. Lübeck 1707. 8. Weiber-Catechismus. Lübeck 1712. 8. Wittwen-Catechismus. Lübeck 1712. 8. Symbolischer Catechismus. Lübeck 1713. 8. Adler-Catechismus. Lübeck 1716. 8. Lieder-Catechismus. Lübeck 1714. 8. Betrachtungen über den Catechismus Lutheri. Lübeck 1714. 8. Denkwürdigkeiten des Catechismus Lutheri. Lübeck 1717. 8. Catechismus-Bibliothek. Budissin 1722. 4.). Hierher gehören auch die überaus zahlreichen Erbauungsschriften (Außerlesene Festtagssprüche von Christi Armuth und Reichthum. Chemnitz 1710. 8. Biblisches Lustgärtlein von Gott dem heiligen Geist. Lübeck 1711. 8. Gasthaus am Erden. Lübeck 1716. 8. Collecten-Andachten. Lübeck 1724. 8. Hausandachten für Kranke. Lübeck 1726. 8. Reise-Andachten. Lübeck 1727. 8. Passions-Bibliothek. Leipzig 1710. 8. Kranken-Bibliothek. Rudolstadt 1705. 4. Todten-Bibliothek. Lübeck 1704 fg. 4. 3 Bde.). Am schwächsten ist die siebente Gruppe, welche die exegetischen Schriften in sich begreift, vertreten und hier sind nur zu nennen seine Bemerkungen zu einer Stelle im zweiten Briefe an die Korinther (Observationes exegetico-practicae in 2 Cor. 12, 20. Lipsiae 1701. 4.), seine Kritik des Commentars des Cornelius a Lapide über die heilige Schrift (De Cornelii a Lapide commentariis in Scripturam Sacram. Lipsiae 1699. 4.), seine Abhandlung über Fürsten, welche sich mit der Auslegung der heiligen Schrift beschäftigten (Princeps commentator biblicus. Lubecae 1706. 4.) und die richtige Erklärung einiger Aussprüche der heiligen Schrift gegen Ludw. Gerhard (Observationum sacrarum specimen, Ludovico Gerhardo, auctori systematis ἀποκαταστάσεως oppositum. Lubecae 1728. 4.). Als die wichtigste Gruppe dürfte vielleicht die achte und letzte Gruppe betrachtet werden, welche aus Götze's Schriften über die Liederdichter und einzelnen Lieder der Lutherischen Kirche besteht. Hier sind vorzugsweise zu nennen seine Rede über die Lübeck'schen Liederdichter (Oratio scholastica de hymnis et hymnopoeis Lubecensibus continuo autorum syllabo. Lubecae 1721. 8.), das „Sendschreiben an Joh. Chr. Olearium wegen der Liederhistorie" (Lübeck 1709. 4.) und zwei den Liederdichter Paul Gerhard betreffende Abhandlungen (Nachricht von Paul Gerhards Hauß- und Kirchen-Liedern. Lübeck 1725. 8. Gerhardische Lieder-Wochen oder wöchentliche Morgen- und Abend-Andachten. Lübeck 1726. 8.). Dazu kommen noch wenigstens theilweise zur Geschichte des Kirchenliedes brauchbare Erörterungen und Betrachtungen über einzelne bekannte Lieder (Tröstungen gegen betrübte Gedanken über das Lied: Warum sollt ich mich denn grämen. Lübeck 1714. 8. Ueber das Lied: In allen meinen Thaten ꝛc. Leipzig 1713. 8. Ueber das Pfingstlied: O du allersüßste Freude. Lübeck 1713. 8. Andacht über das Adventslied: Mit Ernst, o Menschen-Kinder. Leipzig 1720. 8. Tröstendes Sterbe-Bette über das Lied: Gottlob die Stund ist kommen. Leipzig 1721. 8. Gott geheiligte Passions- und Beth-Stunden in Erklärung des Passions-Liedes: Jesu, deine heiligen Wunden. Lübeck 1720. 8. Betrachtung des Liedes: O treuer Heyland Jesu Christ. Lübeck 1722. 8. Erklärung des Gesanges: Ach Gott vom Himmel sieh. Lübeck 1725. 8. Annabergisch Denkmal über das Lied: Ich freue mich in dir. Lübeck 1724. 8. Zwanzig glossirte Kirchenlieder vom heiligen Abendmahle. Hamburg 1726. 8.). Götze hat selbst einen Theil seiner kleineren Abhandlungen unter verschiedenen Titeln (Meletemata Annaebergensia varii argumenti. Lubecae 1707. 8. und 1709. 12. 3 Voll. Selecta ex historia litteraria. Lubecae 1709. 4. und Opuscula varia. Lipsiae 1724. 4.) gesammelt; eine den Bedürfnissen unserer Zeit entsprechende Auswahl der meist selten gewordenen kleinen Schriften Götze's wäre ein dankenswerthes Unternehmen. (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Gottfried Christian), ein Bruder des Theologen und Vielschreibers Georg Heinrich Götze, um das Jahr 1670 zu Leipzig geboren, widmete sich auf der Universität seiner Vaterstadt der Jurisprudenz und erwarb sich daselbst im J. 1699 die juristische Doctorwürde. Nach der Beendigung seiner Studien ließ er sich als praktischer Rechtsgelehrter zu Leipzig nieder, wo er später Rathsherr, Stadtrichter und zugleich Bibliothekar der Rathsbibliothek (jetzigen Stadtbibliothek) wurde und um

das Jahr 1724 starb. Seine juristischen Abhandlungen (De confiscanda haereditate ob inultam mortem. Lipsiae 1699. 4. De aequitate juris Lubecensis. Lipsiae 1703. 4.) sind jetzt veraltet, Werth aber behalten seine Bemerkungen über die leipziger Rathsbibliothek (Bibliothecam Senatus Lipsiensis ex decreto ejus bonae menti jam dedicandam atque aperiendam fore indicit. Lipsiae 1711. 4.), weil sie allein Auskunft über die allmälige Vermehrung derselben und namentlich über die Erwerbung einzelner Handschriften geben [1]). Auch seine literarhistorischen Versuche (Erzehlungen von verschiedenen Gelehrten. Leipzig 1721. 8. De sertis Magistrorum specimen. Lipsiae 1722. 4.) sind noch brauchbar [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Gottfried Christian), ein Sohn des Theologen Georg Heinrich Götze, im J. 1698 zu Annaberg in Meißen geboren, widmete sich auf der Universität zu Leipzig dem Fache seines Vaters und erlangte daselbst im J. 1722 die Magisterwürde. Bald nach der Beendigung seiner Studien ward er Pfarrer im Hildesheimischen, hatte aber häufig mit Krankheiten zu kämpfen und starb bereits um das Jahr 1736. Seine Abhandlung über die Dichter der Weihnachtslieder (Commentatio de hymnopoeis latinis nativitatem Christi carmine illustrantibus. Numburgi 1721. 8.) und seine Erklärungen einzelner Kirchenlieder (Gestalt des leidenden Jesu in Erklärung des Passionsliedes: Christus der uns selig macht. Torgau 1724. 8. Kurze und erbauliche Nachrichten von dem schönen Osterliede: Jesus meine Zuversicht. Leipzig 1724. 8.) enthalten gute Bemerkungen zur Geschichte des Kirchenliedes und auch seine Schriften über geistliche Münzen (Historisches Münz-Cabinet, worin unterschiedliche Münzen, welche dem andern großen Jubelfeste 1717 den 31. Oct. zu Ehren und Andenken geprägt worden. Lübeck 1718. 4. Geistliches Münz-Cabinet, bestehend in unterschiedlichen Weynachts-Münzen. Leipzig 1723. 8.) verdienen jetzt noch die Beachtung des Numismatikers *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZE (Johann Christian), geb. am 13. Aug. 1692 zu Hoburg bei Wurzen, der Sohn eines dortigen Predigers, bezog, um Theologie zu studiren, die Universität Leipzig. Er erwarb sich dort die Magisterwürde. Unbekannt ist, was ihn bewog, in Dresden zur katholischen Kirche überzutreten. Er begab sich nach Wien, wo er die Stelle eines Convictors in dem k. k. Jesuitencollegium zu St. Barbara erhielt. Mit Eifer setzte er dort seine theologischen Studien fort, später in Rom, wo er mehre Theses öffentlich vertheidigte und den Grad eines Doctors der Theologie erlangte. Der Erzbischof zu Selencia ernannte ihn 1716 zum Presbyter, und Clemens XI. verlieh ihm ein Kanonicat und eine Präbende an der Kathedralkirche zu Breslau. Im J. 1717 ward er nach Wien zurückberufen und zum Kapellan des kursächsischen Prinzen und nachherigen Königs von Polen August II. ernannt. Im J. 1724 ward ihm die Aufsicht über die kurfürstliche Bibliothek in Dresden übertragen. Benedict XIII. ernannte ihn zum päpstlichen Pronotar. Mit seinen viermaligen Reisen nach Italien verband er den Zweck, wichtige Manuscripte und seltene Werke für die dresdener Bibliothek anzukaufen. Er starb zu Dresden am 5. Juni 1749 im 57. Jahre. Als Schriftsteller machte er sich vorzüglich bekannt durch das in drei Quartbänden herausgegebene Werk: „Merkwürdigkeiten der königl. Bibliothek zu Dresden." Seine „Zubereitung zu einem seligen Ende" war eine Uebersetzung aus dem Italienischen. Aus eben dieser Sprache übertrug er auch seine „Umständliche Nachricht von dem glorreichen Tode, welchen vier Missionarien Societatis Jesu in dem Königreiche Tampuin um des Glaubens willen erlitten." Noch ist unter seinen Schriften eine Erklärung der Klagelieder Jeremiä zu erwähnen *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZE (Johann Christoph), geb. 1688 zu Nürnberg, erlangte zu Altdorf, wo er sich der Arzneikunde widmete, den Grad eines Doctors der Medicin. Im J. 1713 ward er von dem Collegio medico zum Mitgliede aufgenommen. An dem Commercio litterario Norimbergensi war er ein fleißiger Mitarbeiter. Als ein großer Verehrer des berühmten königl. preußischen Leibarztes Stahl suchte er dessen Theorien immer mehr zu verbreiten. In dieser Absicht schrieb er einen Tract. de Geo. Ern. Stahlii aliorumque ad ejus mentem dissertium scriptis. Er beabsichtigte auch die in den Werken jenes berühmten Arztes und Chemikers zerstreuten medicinischen Bemerkungen unter gewisse Classen zu bringen und nach und nach zu veröffentlichen. Bei dieser Arbeit überraschte ihn im J. 1733 der Tod †). (*Heinrich Döring.*)

GOETZEA, der Name einer von Wydler aufgestellten Pflanzengattung, welche Endlicher zu den Ebenaceen zieht und die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Der Kelch ist fast glockenförmig, sechstheilig, netzförmig-aderig. Die Blumenkrone ist unterständig, lederartig, röhrig-glockenförmig und hat einen sechsspaltigen Saum, deren Zipfel in der Knospenlage wahrscheinlich klappig, während der Blüthezeit aber zurückgerollt sind. Die sechs Staubgefäße sind dem Grunde der Blumenkrone eingefügt, wechseln mit deren Zipfeln ab und ragen hervor, die Träger sind fadenförmig, die Staubbeutel länglich, fast pfeilförmig, am Grunde angeheftet, biegsam, zweifächerig, die Fächer springen an der Seite der Länge nach auf. Der zweifächerige Fruchtknoten ist von einer kreisförmigen, schwach-sechskantigen Scheibe umgeben. Die Eichen hängen aus der Spitze des Faches herab und scheinen in demselben einzeln zu stehen.

1) *Aem. Guil. Rob. Naumann*, Catalogus librorum manuscriptorum Bibliothecae Sen. Lips. (Lipsiae 1838. 4.) p. VI. 2) Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1052. *Chr. Saxii* Onomasticon litterarium. Vol. VI. p. 655.

*) Chr. Gottl. Jöcher a. a. O. *J. G. Walchii* Bibliotheca theologica. Tom. IV. p. 1122. *J. G. Lipsii* Bibliotheca numaria, ed. *Chr. Gottl. Heyne*. Tom I p. 150.

*) Siehe Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2 Th. S. 1053 fg.

†) Vergl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1053.

Der Griffel ist einfach, die Narbe ausgerandet-zweilappig. Die Beere ist verkehrt-eiförmig, lederartig, durch Fehlschlagen einfächerig, einsamig. Der Same ist umgekehrt. Der Samenkeim liegt schief in dem knorpeligen Eiweiße und ist kaum halb so lang als jenes.

Hierher gehört nur eine Art, welche Wydler G. elegans nannte und die auf der Insel Porterico einheimisch ist, ein sehr ästiger kleiner Baum mit wechselständigen, kurzgestielten, eiförmigen, ganzrandigen, dicht fiedernervigen, geaderten, von angedrückten rostfarbigen Haaren bekleideten Blättern, achselständigen, einzelnen, einblüthigen, etwas nickenden Blüthenstielen, großen Blumenkronen und orangefarbigen Beeren. (*Garcke.*)

GÖTZEN (Friedrich Wilhelm, Graf von), geb. am 20. März 1734 zu Gründel in der Mittelmark, trat in seinem 20. Jahre (1754) in den preußischen Militairdienst. Er begleitete Friedrich II. auf seinen Feldzügen und war während des siebenjährigen Krieges Flügeladjutant des Königs, der ihn später zum Generaladjutanten ernannte. Im J. 1784 erhielt er das erledigte von Thedden'sche Infanterieregiment. Er ward zugleich Gouverneur von Glatz und in den Grafenstand erhoben. Bei Friedrich II. erhielt er sich fortwährend in Gunst durch seine mannichfachen Beweise von Unerschrockenheit und Tapferkeit in mehren Schlachten des siebenjährigen Krieges. Als im J. 1777 die Linie seines Grafenstammes in Schlesien ausgestorben war, verlieh ihm Friedrich II. die dadurch erledigten und anheimgefallenen Familiengüter in der Grafschaft Glatz. Er starb am 15. März 1794 im 60. Lebensjahre. Sein Infanterieregiment führte später den Namen von Pfau, von Ferrel und zuletzt von v. Alvensleben *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZEN (Friedrich Wilhelm, Graf von), ältester Sohn des Vorigen, geb. am 20. Jan. 1767 zu Potsdam, betrat, wie sein Vater, frühzeitig die militairische Laufbahn. Er hatte kaum sein 16. Jahr zurückgelegt, als er in das königl. preußische Leibcuirassierregiment eintrat. In dem ansbach-baireuthischen Husarenbataillone, worunter er später versetzt ward, stieg er bis zum Stabsrittmeister. Im J. 1798 ward er Generalquartiermeister und einige Jahre später (1801) erhielt er den Rang eines Majors. Friedrich Wilhelm III. ernannte ihn 1804 zu seinem Flügeladjutanten. Mit Aufträgen des Königs begab er sich 1805 an den sächsischen Hof. Er folgte hierauf Friedrich Wilhelm III. in den unglücklichen Feldzug des Jahres 1806. Im December des eben erwähnten Jahres ward er nach Schlesien gesandt als Begleiter des dort zum Generalgouverneur ernannten Fürsten von Pleß. Mit außerordentlichen Aufträgen schickte ihn der König im Januar 1807 nach Wien. Bereits im nächsten Monate erhielt er die Stelle eines Generalgouverneurs in Schlesien. Seine dortige Wirksamkeit, meist von dem günstigsten Erfolge begleitet, verdiente um so mehr allgemeine Anerkennung, da ihm nur geringe Mittel zu Gebote standen und er mit mannichfachen Hindernissen zu kämpfen hatte.

Ein damals unter ihm dienender Officier äußert sich hierüber [1]) mit den Worten: „Alle seine Anordnungen bewiesen, wie richtig er die Lage der Dinge beurtheilte. Er errichtete nach seiner Rückkehr aus Wien in kurzer Zeit acht Escadrons, ein Grenadierbataillon und zehn Compagnien Nationaljäger. Auf seinen Befehl geschah der Angriff auf den Calvariberg und die Diversion ward unternommen, der zufolge das blutige Gefecht bei Centh stattfand. Daß beide Unternehmungen verunglückten, war in der That nicht die Schuld des Generalgouverneurs. Er verlor indessen durch diese Unfälle keineswegs seine Geistesgegenwart, selbst da nicht, als sein verschanztes Lager von dem Feinde mit Sturm genommen war und der Chef seiner Artillerie ihm den Rapport brachte: daß es mit der Munition zu Ende gehe. Er ergriff die weise Maßregel, eine Capitulation zu schließen, nach welcher dem Feinde erst nach vier Wochen die Festung Glatz übergeben werden sollte. In diesem Zeitraume konnte sich Vieles ändern, und es änderte sich auch wirklich viel; denn dieser wichtige Waffenplatz blieb durch den damals zu Tilsit geschlossenen Frieden dem Könige erhalten." Mit Begeisterung fügt der Berichterstatter hinzu: „Deine Maßregeln, braver Götzen, waren richtig berechnet. Sie umziehen dich mit dauerndem Ruhme und jeder Patriot wird, wenn du nicht mehr bist, deinen Namen mit Ehrfurcht nennen."

Im J. 1813 bekleidete Götzen von Neuem einige Zeit die Stelle eines Generalgouverneurs von Schlesien. Seine leidende Gesundheit, ungeachtet seines noch nicht weit vorgerückten Alters, nöthigte ihn, um seine Dienstentlassung zu bitten, die er auch, bald nach dem Waffenstillstande, erhielt. Die letzte Zeit seines Lebens verstrich ihm theils in der Grafschaft Glatz, theils auf einem ihm gehörenden Gute. Er starb am 29. Febr. 1820 zu Cudowa, einem seinem Bruder, dem Landschaftsdirector von Götzen, gehörigen Curorte in der Grafschaft Glatz. Seine irdischen Ueberreste ruhen auf dem Friedhofe bei der Hussitenkirche zu Cudowa [2]).

(*Heinrich Döring.*)

Götzen, Johann, Graf von, s. Götz, Grafen von.

GÖTZENBERGER (Franz Borgia), teutscher Jesuit, am 9. Oct. 1709 zu Neuburg an der Donau geboren, trat nach der Beendigung seiner Studien im J. 1725 in den Jesuitenorden, in dessen Colleg zu Neuburg er als Lehrer der Rhetorik wirkte, bis er im J. 1747 als Prediger nach München und von da im J. 1750 als Dompredigter nach Augsburg versetzt wurde, wo er am 2. Febr. 1753 starb. Götzenberger galt zu seiner Zeit als einer der eifrigsten Kämpfer gegen die Protestanten, auch wurden seine Controverspredigten (Lutherische Kirch und Lehr vor der Kirch mit der gesunden Vernunft nicht übereinstimmend. Augsburg 1750. 4.

*) Siehe L. von Zedlitz, Pantheon des preußischen Heeres. (Berlin 1836.) S. 272

1) In der Schrift: Das unglücklichste Jahr meines Lebens, oder Memoiren eines preußischen Officiers S. 174 fg. 2) Siehe v Zedlitz a. a. O.

Der Tag der Erlösung aus der Babelischen Verwirrung. Augsburg 1750. 4. Römisch-catholischer päbstlicher Ablaß wider die Lutherische Einwürfe vertheidigt. Augsburg 1751. 4., die letztere gegen den bekannten Theologen Ph. Jac. Spener gerichtet) und seine Streitschriften (die in drei wichtigen Punkten katholisch werdenden Herren Lutheraner von Augsburg, in einem Ostermährlein vorgestellt. Augsburg 1752. 4. Wien 1752. 4. Katholische Anmerkungen über eine Schrift [des zum Protestantismus übergegangenen Katholiken] Georgii Fabricii, Professors bei der Academie zu Herborn, deren Titel ist: Der geplünderte Jesuiter-Bote. Augsburg 1752. 4.) mit Beifall gelesen. Er versuchte sich auch als Dichter und einige seiner kleineren Poesien wurden in Michaeler's Collectio Poëtarum elegiacorum stilo et sapore Catulliano scribentium (Viennae 1784. 8.) aufgenommen *). (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZIN (Maria Magdalena), geborene Stephani, geb. am 10. April 1657 zu St. Georgen in Nieder-Ungarn, gest. am 4. April 1722 als Witwe eines Gold- und Silberarbeiters in Nürnberg. Unter ihren Zeitgenossen galt sie als eine beliebte Dichterin. In dem von Harsdörfer 1644 zu Nürnberg gestifteten Blumenorden der Schäfer an der Pegnitz führte sie den Namen Clorinde. Von ihren Gedichten, meistens Idyllen, ist nur, obgleich sie mehre Bände hinterließ, ein Theil gedruckt worden. Mehre Proben theilte Theophilus Sincerus mit in den „Neuen Nachrichten von raren Büchern" †). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZINGER (Johann Karl), geb. am 24. Sept. 1731 zu Wechselburg im Schönburgischen, studirte Theologie auf der Universität Wittenberg, wo er die philosophische Magisterwürde erlangte. Zu einem richtigen Verständnisse der heiligen Schrift führte ihn ein fortgesetztes Studium der alten Sprachen. Wie bescheiden er von seinen erworbenen Kenntnissen dachte und weit entfernt war, damit glänzen zu wollen, zeigte sein erster schriftstellerischer Versuch. Noch in der Zeit seines Aufenthalts in Wittenberg erschien seine Commentatio de polymathia et arrogantia eruditis fugienda (Vitcb. 1750. 4.). Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er substituirter Prediger zu Struppen. Später erhielt er ein Pfarramt zu Sebnitz in Kursachsen. Dort starb er am 7. Jan. 1790 im 59. Lebensjahre. Ohne seinem Amte als Seelsorger irgend Eintrag zu thun, benutzte er seine Muße zu fortgesetzten philologischen Studien. Mit der Exegese des alten und neuen Testaments beschäftigte er sich vorzugsweise. Für die Homiletik hielt er dies Studium von besonderem Nutzen. Wie wenig er dasselbe für entbehrlich hielt, zeigte seine „Erörterung der Frage: Woher kommen die schlechten Exegesen in Predigten?" (Dresden 1780. 8.) Ueber mehre Paulinische Briefe schrieb er „Kritisch theologische Erläuterungen," über die Epistel an den Titus (Wittenberg 1755. 8.), an die Epheser (Dresden 1757. 8.), über die wichtige Schriftstelle Phil. 2, 1. 2. (Wittenberg 1768. 4.) u. a. m. Auch noch in spätern Lebensjahren setzte er diese Lieblingsbeschäftigung fast ununterbrochen fort. Außer „Philologische Excursionen zur Erläuterung des Neuen Testaments" (Bauzen 1784. 4.) erschienen von ihm: Philologische Beiträge zum dienlichen Erweis der Christologie des Elihu (Wittenberg 1784. 4.); Zur Erläuterung des Alten Testaments aus der Geschichte Abraham's (ebendas. 1785. 8.); Zur Erklärung des Neuen Testaments (ebendas. 1785. 8.); Aus den gottesdienstlichen Alterthümern des alten Bundes und sonderlich des Osterlamms. (Freiberg 1787—1788. 8. 2 Bde.) Mit diesem Werke schloß Götzinger seine schriftstellerische Laufbahn. Seine strenge Orthodoxie zeigte er in historisch-theologischen Anmerkungen zur Geschichte der Arianischen Streitigkeiten. (Wittenberg 1770. 4.) Ein populairer Ton herrschte in seinen „Vernünftigen Gesprächen eines guten Bürgers mit einigen Freunden über wichtige Wahrheiten von Gott und sich selbst." Von dieser Schrift erschienen zu Dresden in den Jahren 1771—1772 drei Stücke *). (*Heinrich Döring.*)

GÖTZINGER (Max Wilhelm), teutscher Sprachforscher, am 14. Nov. 1799 in dem sächsischen Städtchen Neustadt bei Stolpen geboren, ein Sohn des durch mehre gediegene Schriften bekannten Theologen Wilhelm Leberecht Götzinger (s. den folg. Art.), widmete sich, nachdem er auf dem Gymnasium zu Bauzen die nöthige Vorbildung erhalten hatte, auf der Universität zu Leipzig der Philologie und befaßte sich nach der Beendigung seiner Studien von 1821 an mit Privatunterricht, bis er im J. 1824 die Stelle eines Lehrers der teutschen Sprache an dem Fellenberg'schen Institute zu Hofweil erhielt, wo er sich durch seine Leistungen im Unterrichte und als Schriftsteller schnell einen so bedeutenden Namen erwarb, daß er bereits im J. 1827 als Professor der teutschen Sprache an das Gymnasium zu Schaffhausen berufen wurde. In dieser Stellung wirkte er unermüdlich und mit Ausnahme einiger Ferienreisen durch die Alpenthäler der teutschen Schweiz und eines Besuches, welchen er im J. 1841 seinem ihm völlig fremd gewordenen Geburtslande abstattete, ununterbrochen, bis ihn immer zunehmendes Unwohlsein im J. 1851 nöthigte, sein Amt niederzulegen, obgleich er als Schriftsteller noch thätig blieb und sogar sich, da die rechte Hand zuletzt gänzlich gelähmt war, gewöhnte, mit der linken zu arbeiten. Alle Mittel zur Beseitigung dieses traurigen Zustandes waren vergeblich und er starb nach langem und schwerem Leiden am 2. Aug. 1856 im Bade Oeynhausen, von welchem er zuversichtlich Heilung hoffte †). Götzinger, eine pro-

*) Joh. G. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 274.

†) S. 137 fg. Vergl. Fr. Raßmann's Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter S. 72 fg.

*) Vergl. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 275 fg.

†) Vergl. die Lebensskizze Götzinger's von C. Köhler in der Vogel'schen Monatsschrift: „Die höhere Bürgerschule" 1859, Januar- und Februarheft.

faische trockene Natur und zum Grammatiker geboren, bedurfte gegen diese ursprüngliche Trockenheit seines Gemüthes eines Gegensatzes und er fand diese Ausgleichung in den teutschen Dichtern, in welche er sich so eingelebt hatte, daß er sich während seiner Krankheit durch Hersagung der gelungensten Werke derselben die Langeweile verscheuchte und die schlaflosen Nächte erträglich machte. Seine Sammlungen ausgewählter teutscher Dichtwerke zum Zwecke des Unterrichts („Deutsche Dichter." Leipzig 1831—1832. 8. 2 Bde. Neue Aufl. Leipzig 1844. 8. 2 Bde. „Dichtersaal." Leipzig 1832. 8. 5. Aufl. Leipzig 1856. 8. „Liedergarten." Schaffhausen 1842. 8. N. Aufl. Leipzig 1855. 8.) sind musterhaft, seine vorzüglichste Leistung ist jedoch unstreitig die auf streng wissenschaftlichem Grunde beruhende, in der praktischen Durchführung unübertroffene und durch Klarheit ausgezeichnete „Deutsche Sprachlehre für Schulen" (Aarau 1827. 8. 9. Aufl. Aarau 1861. 8.), durch welche er sich ein bleibendes Verdienst erworben hat; auch seine übrigen grammatischen Schriften („Anfangsgründe der deutschen Sprachlehre." Leipzig 1825—1827. 8. 2 Theile. 7. Aufl. Leipzig 1856. 8. „Deutsches Lesebuch für Gymnasien und Realschulen." Schaffhausen 1852. 8. 2 Bde. und „Stylschule zu Uebungen in der Muttersprache." Schaffhausen 1854—1855. 8. 2 Bde.) werden sich noch lange als vortreffliche Lehrbücher behaupten; weniger gelungen ist das mehr literarhistorische Werk „Deutsche Sprache und Literatur" (Stuttgart 1836—1844. 8. 2 Bde.), da Götzinger den Standpunkt des Grammatikers nicht verlassen konnte. (*Ph. H. Külb.*)

GÖTZINGER (Wilhelm Leberecht), Vater des Vorigen, geb. zu Struppen am 1. April 1758, widmete sich dem Studium der Theologie. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn übernahm er einige Hauslehrerstellen. Im J. 1788 ward er Diakonus zu Neustadt über Stolpen, wo er 1811 das Pastorat erhielt. Dort starb er am 23. April 1818. Zu Freiberg erschien 1786 von ihm eine „Geschichte und Beschreibung des kursächsischen Amtes Hohnstein mit Lohmen, insbesondere der zu diesem Amte gehörigen Stadt Sebnitz." Als einen Beitrag zu den Beweisen für die Wahrheit der christlichen Religion ließ Götzinger zu Dresden eine Sammlung von Predigten drucken, in denen er die Seelengröße Jesu in seinem Leiden und Tode schilderte. Später, kurz vor seinem Tode, erschienen von ihm noch „Predigten für Stadt- und Landfamilien über alte Sonn- und Festtage des Jahres." (Leipzig 1810—1811. gr. 8. 2 Bde.) Zu einer zweiten Ausgabe (ebendas. 1818.) wurden noch seine Predigten über die neuen Sonntagsevangelien nebst einer Reformationsfestpredigt hinzugefügt. Durch anziehende Naturschilderungen empfahl sich die von ihm verfaßte Schrift: „Schandau und seine Umgebungen oder Beschreibung der sogenannten sächsischen Schweiz." (Bautzen und Leipzig 1804. 8. Mit 8 Kupfern und einer Reisekarte.) Völlig umgearbeitet und stark vermehrt erschien diese Schrift zu Leipzig 1812. 8. Einen lesenswerthen Aufsatz über das schandauer Mineralbad lieferte Götzinger in den „Dresdener gemeinnützigen Beiträgen." (1812. Nr. 20. 22. 30. 50 u. 52.) Götzinger war auch Herausgeber des „Gemeinnützigen Magazins der sächsischen Schweiz" (Pirna 1805), das vom 40. Stücke an unter dem Titel eines gemeinnützigen Pirnaischen Wochenblatts für Stadt und Land erschien *).

(*Heinrich Döring.*)

GOEWANSE oder GOYAS (die). Die Goewanse bilden auf der Insel Ceylon die geachtetste, zahlreichste und verbreitetste Abtheilung der Kaste Wiessiawanse, die aus den Kaufleuten, Ackerbauern und Schäfern besteht. Die Goewanse oder Goyas sind die Ackerbauer und heißen in dem Niederlande, wo die wohlhabendsten sind, auch Wellales oder Bellalahs. Sie sind die privilegirte Volksclasse im Leben, im Tempeldienste, in Staatswürden, indem sie auch mit andern Geschäften betraut werden als denen, nach welchen ihre Kaste benannt ist. Dagegen geht der Ackerbau durch alle Kasten, weil für alle Art von Diensten und Verdiensten auf Ceylon Land vertheilt wird. Durch die Verheirathung in andere Kasten würden sich jedoch die Wellales degradiren. Sie bildeten die Milizen des Königs, mußten jährlich 15—30 Tage für ihn fröhnen und zahlten ihm den 20. von ihrer Reisernte als Abgabe. (*H. E. Hössler.*)

GÖZ (Johann Adam), geb. am 17. Oct. 1755 zu Nürnberg, erhielt von seinem Vater, der eine Lehrerstelle an der St. Sebaldschule bekleidete, frühzeitig Unterricht im Lateinischen und Griechischen. Rege Wißbegierde und ein treues Gedächtniß unterstützten seine glücklichen Naturanlagen. In seiner Elementarbildung machte er so rasche Fortschritte, daß er bereits in seinem 19. Jahre (1774) die Universität Altdorf besuchen konnte, um sich dem Studium der Theologie zu widmen und seine Sprachkenntnisse weiter auszubilden. Nach einem vierjährigen Aufenthalte in Altdorf ging er wieder nach Nürnberg zurück. Im J. 1781 erhielt er dort eine Lehrerstelle an der lateinischen Schule zu St. Sebald, an welcher er im J. 1800 zum Rector ernannt ward. Als Nürnberg an die bairische Krone überging, ward er von der neuen Regierung zum Professor am nürnberger Gymnasium ernannt. Im J. 1817 erhielt er die durch Hegel's Abgang nach Heidelberg erledigte Rectorstelle an der eben erwähnten Lehranstalt. Er starb in sehr hohem Alter am 18. Jan. 1840. Bereits 1822 war er in Ruhestand versetzt worden. Zu ununterbrochener Thätigkeit trieb ihn jedoch noch immer sein reger Geist. Die Wissenschaften im weitesten Sinne des Worts boten ihm den reinsten Genuß. An allen neuern Erscheinungen im Gebiete der Theologie und Philologie nahm er den lebhaftesten Antheil. Gründliche Gelehrsamkeit, verbunden mit seltenem Scharfsinne charakterisirten seine Ansichten, wenn er sich berufen fühlte, sie öffentlich auszusprechen. Seine Vereinwilligkeit, Andern Rath und Belehrung zu ertheilen, wenn sie deren bedurften, seine Gemüthlichkeit im geselligen

*) Siehe Menzel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 613. 13. Bd. S. 485 17. Bd. S. 748.

Umgange und sein durchaus redlicher Charakter erwarben ihm, verbunden mit seiner vielseitigen Bildung, eine große Anzahl von Freunden und Verehrern. Am nächsten stand ihm unter diesen Veillodter, den er als Kanzelredner und ascetischer Schriftsteller sehr schätzte, und ihm, als er 1828 starb, ein biographisches Denkmal stiftete [1]). Seine philologischen Kenntnisse zeigte Göz in mehren von ihm besorgten und größtentheils mit Anmerkungen begleiteten Ausgaben lateinischer und griechischer Schriftsteller. Im J. 1794 gab er zu Nürnberg heraus: *Martiani Minei Felicis Capellae*, Afri Carthaginiensis, De nuptiis Philologiae et Mercurii libri duo; recensuit, varietate lectionis et animadversionibus illustravit. Des Justinus Martyr zweite Apologie und Beweis der Alleinherrschaft Gottes gab er griechisch und teutsch mit Anmerkungen heraus. (Nürnberg 1795. gr. 8.) In einem Anhange entwarf er eine interessante Schilderung von dem Leben, den Schriften und den Lehren jenes Kirchenvaters. Bei einer lateinischen Ausgabe von Theophraft's Charakteren (Nürnberg 1798. 8.) legte er die von J. P. Siebenkees verglichenen Codices in der vaticanischen Bibliothek zum Grunde. Nach einem berichtigten Texte und durch Parallelstellen erläutert ließ er Cicero's Cato major und Somnium Scipionis drucken. (Norimb. 1801. 8.) Er übersetzte auch einige Schriften des römischen Redners ins Teutsche. In seinem „Geschichtlich literarischen Ueberblicke über Luther's Vorschule, Meisterschaft und vollendete Reise in der Dollmetschung der heiligen Schrift" würdigte er die Verdienste des großen Reformators. Diese Schrift erschien, mit Luther's Bildniß und Facsimile, zu Nürnberg 1824. gr. 8. Auch das Gebiet der Theologie betrat er in den letzten Jahren seines Lebens in einigen Schriften. Dahin gehört unter anderen sein an den Professor Daumer in Nürnberg gerichtetes „Sendschreiben über den mythisch-symbolischen Jesus Christus und sein antiquirtes Evangelium" als eine Zeiterscheinung in der ersten Hälfte des 19. Jahrh. [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOEZ (Joseph Franz, Freiherr von), geb. am 28. Febr. 1754 zu Hermannstadt in Siebenbürgen, wo sein Vater als Oberstlieutenant in Garnison stand, stammte aus einer ursprünglich lüneburgischen Grafenfamilie. Göez erhielt eine sorgfältige Erziehung. Weniger aus wahrer Neigung als um seines Vaters Wünsche zu befriedigen, widmete er sich dem Studium der Rechte. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn ward er bei dem Hofkriegsrathe in Wien und später bei dem dortigen Justizdepartement angestellt. Die mit diesen Aemtern verbundenen Geschäfte ermüdeten ihn durch ihre Trockenheit und Einförmigkeit. Immer regte sich noch in ihm die früh erwachte Idee, sein Leben ausschließlich der Kunst und zwar der Malerei zu widmen, für die sich seine Naturanlagen vorzüglich eigneten. Der Malerei, die er unter Brand's, Füger's und Schmutzer's Anleitung studirte, gehörten alle Mußestunden, die seine Berufsarbeiten ihm gönnten. Daß es ihm nicht an ausgezeichnetem Talente fehlte, bewiesen die von ihm entworfenen Abbildungen des Feldmarschalls Haddick und seiner Familie. Ebenso bedeutend waren, nach dem fast einstimmigen Urtheile von Kennern, seine übrigen Arbeiten. Durch seines Vaters Tod war er zum Besitz eines kleinen Vermögens gelangt und dadurch in den Stand gesetzt worden, ganz der Kunst zu leben. Er verließ den Staatsdienst und begab sich nach München, wohin ihn die dortige Gemäldegalerie zog. Bürger's Ballade: „Lenardo und Blandine," die er in ein Melodrama verwandelt hatte, ward von ihm zum Entwurf von 160 radirten Blättern benutzt. Es war ein Cyclus von Abbildungen der Leidenschaften, für Kunst- und Schauspielfreunde bestimmt. Für das Bildniß des Kurfürsten von Baiern, Karl Theodor, ward ihm von der münchener Akademie die goldene Preismedaille zuerkannt. Sprechend ähnlich malte er außerdem den berühmten Schauspieler Schröder als Hamlet. Wie meisterhaft Goëz ländliche Scenen darzustellen verstand und das Charakteristische darin hervorzuheben wußte, zeigte eine Reihe von Blättern, die Goëz unter dem Titel: Exercices d'imagination de différents caractères et formes humaines herausgab. Fr. Nicolai in Berlin soll in ihm einen zweiten Hogarth prophezeit haben. Den kurzen Aufenthalt Pius' VI. in Augsburg benutzte Goëz, um den Papst zu malen. Dies Bildniß, eins seiner gelungensten, ätzte er späterhin in Kupfer. Von der Kaiserin Katharina II. erging 1787 an Goëz die Aufforderung, den berühmten Forster als Zeichner auf einer Reise um die Welt zu begleiten. Bei dem Kriege Rußlands mit der Türkei kam dies Unternehmen jedoch nicht zu Stande. Im Januar 1791 mußte Goëz seinen bisherigen Aufenthalt in München verändern. Man beschuldigte ihn einer geheimen Verbindung mit dem Illuminatenorden. Der Verdacht war grundlos. Goëz hatte als Freimaurer blos mit einigen Gliedern des genannten Ordens eine flüchtige Bekanntschaft. Genöthigt, München zu verlassen, begab sich Goëz nach Regensburg. In einer kleinen Schrift, die er dort herausgab, bemühte er sich, seine Unschuld darzuthun. Indessen hatte man sich in München bald von dem Ungrunde des ihn getroffenen Verdachts, der auf einer Namensverwechselung beruhte, so vollkommen überzeugt, daß Goëz eine schmeichelhafte Einladung erhielt, wieder nach München zurückzukehren. Er lehnte sie jedoch entschieden ab und blieb seitdem in Regensburg, wo er am 16. Sept. 1815 starb. Allgemein anerkannten Werth haben seine Oelgemälde. Ausgezeichnet waren aber auch seine Arbeiten in der Gouachemanier, in der er ebenfalls sehr Vorzügliches leistete. Sein reicher Nachlaß an Zeichnungen und Skizzen soll ins Ausland gekommen sein *).

(*Heinrich Döring.*)

1) Ueber Karl Valentin Veillodter, Dr. der Theologie, königl. bairischer Dekan ꝛc. (Nürnberg 1829. 8. Mit Veillodter's Bildniß.)

2) Siehe Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 614, nebst Nachträgen in den folgenden Bänden; den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XVIII. 1. Th. S. 110 fg.

*) Vergl. Nagler's Künstlerlexikon.

GÖZE (Johann August Ephraim), wurde zu Aschersleben, wo sein Vater erster Prediger war, am 28. Mai 1731 geboren. Er besuchte die dasigen Schulen und studirte in Halle Theologie. Seine gediegene Gelehrsamkeit und ausgezeichnete Kanzelgabe wurde sehr bald bekannt und man bot ihm von verschiedenen Seiten einträgliche Predigerstellen an, allein er zog es vor, seinem kranken Vater den Predigerdienst zu erleichtern. Kaum hatte er jedoch sein 24. Lebensjahr vollendet, als er die Predigerstelle an der Kirche St. Blasii in Quedlinburg übernahm. Hier traf ihn ein schmerzlicher Verlust durch den Tod seines Schwagers, den er mit ganzer Hingebung liebte, und er beschloß, um die Mittel zur Erziehung seiner Neffen zu erübrigen, sich nicht eher zu verheirathen, als bis deren Existenz gesichert sei. Erst im 40. Jahre wählte er eine Lebensgefährtin. Bis zu dieser Zeit war er mit ganzer Liebe Theolog und pflegte ganz besonders die Reformationsgeschichte. An den theologischen Streitigkeiten seines Bruders (s. d. folg. Art.) nahm er öffentlich durch Schriftstellerei keinen Theil, sie verbitterten ihm vielmehr die theologischen Studien und er suchte nun in naturwissenschaftlichen Forschungen seinen Wissensdurst zu befriedigen, wozu ein ihm von Hofmann in Leipzig überlassenes Microscop die erste Veranlassung war. Ein scharfes Auge, vortreffliches Gedächtniß, unermüdlicher Eifer, unbefangenes Urtheil und auf tiefe Gründlichkeit gerichtetes Streben ließen ihn auf diesem neuen Gebiete seiner Thätigkeit Resultate erzielen, welche gewaltig auf den damaligen Stand der Wissenschaft eingriffen und ihm die Achtung der Zeitgenossen und der Nachwelt sicherten. Es sind seine Untersuchungen über die niedern Thiere und ganz insbesondere über die Eingeweidewürmer, die für alle Zeiten einen hohen Werth behalten, so sehr weit auch jetzt schon und zumal in den letzten 20 Jahren unsere Kenntniß auf diesem Gebiete der Zoologie vorgeschritten ist. Seine reiche Sammlung von Eingeweidewürmern in Spirituspräparaten kaufte Kaiser Joseph II. für 1000 Thaler und schenkte sie der Universität Pavia. Wenige Tage nach Abschluß dieses Kaufes bot ihm der berühmte englische Anatom Hunter 1800 Thaler dafür. Göze beschränkte seine Studien keineswegs auf die Eingeweidewürmer, er war zugleich auch eifriger Entomolog, pflegte alle übrigen Theile der Zoologie und wie er in seinen speciellsten Forschungen stets allgemeine Fragen tief eingehend erörterte: so betrachtete er die Naturgeschichte überhaupt als eines der vortrefflichsten Bildungsmittel des menschlichen Geistes und verfaßte in diesem Sinne mehre populaire Schriften und solche allgemeinen Inhalts. Er war im eigentlichen Sinne des Wortes ein denkender Forscher und ein eben so treuer Diener der Kirche, der trotz der schwierigen und vielen naturwissenschaftlichen Arbeiten doch niemals seine Pflichten als Seelsorger vernachlässigte. Wir möchten ihn für so manchen unserer heutigen Geistlichen, die in Verblendung die Auswüchse der Naturwissenschaft für diese selbst halten und in blinder Leidenschaftlichkeit alle Naturforscher und die ganze Naturwissenschaft verketzern, als ein Muster, dem sie folgen sollen, aufstellen; sie würden mit seinen reichen und vielseitigen Kenntnissen, mit seiner Liebe zur Wahrheit mit seinem auf das ernsteste Nachdenken gestützten Urtheil und nachhaltigen Eifer ungleich mehr wirken, als durch ihre Verketzerung der aus Gottes herrlicher Schöpfung gewonnenen Wahrheiten. — Als im J. 1786 Friedrich, des Großen Schwester Anna Amalie Aebtissin von Quedlinburg wurde und Göze's naturwissenschaftliche Sammlungen besuchte, gewann sie ein so hohes Interesse an dem naturforschenden Prediger, daß sie ihm seine Wünsche zu erfüllen versprach. Angegriffen von den langjährigen angestrengten Arbeiten wünschte Göze nur eine ruhige Stellung, worauf ihn die Aebtissin zum Hofdiakonus der Stiftskirche in Quedlinburg ernannte. Doch lange sollte er diese wohlverdiente Bevorzugung nicht genießen, am 27. Juni 1793 ereilte ihn der Tod. A. Cramer hat seine Biographie (Leipzig 1793. 8.) geschrieben und sein wohlgetroffenes Portrait brachte schon vorher die Allgemeine deutsche Bibliothek (Berlin 1791. Bd. CII). Sein Name wird gemeinlich falsch Götze geschrieben. Von der großen Zahl seiner Schriften genügt es hier, nur die wichtigeren und bedeutungsvollen anzuführen. Das Hauptwerk, das allein seinen Namen unsterblich gemacht haben würde, ist: Versuch einer Naturgeschichte der Eingeweidewürmer thierischer Körper, mit 44 Taf. (Auf Kosten des Verfassers. Blankenburg 1782. 4.), wozu Zeder 1800 einen Nachtrag lieferte. Ferner: Nützliches Allerlei aus der Natur und dem allgemeinen Leben für allerlei Leser (Leipzig 1786 — 6 Bände); Natur, Menschenleben und Vorsehung für allerlei Leser (Leipzig 1789—1792. 6 Bände); Europäische Fauna oder Naturgeschichte der europäischen Thiere in angenehmen Geschichten und Erzählungen vorzüglich für die Jugend (Leipzig 1791—1793. 3 Bände, fortgesetzt von Donndorf bis zum 9. Bande); Entomologische Beiträge zu des Ritter Linné 12. Ausgabe des Natursystems (Leipzig 1777—1783. 4 Bde.); Ueber das vermeinte bei Quedlinburg gefundene Einhorn (Quedlinburg 1787). Außerdem lieferte er teutsche Bearbeitungen von Bonnet's Betrachtungen über die organisirten Körper (Lemgo 1775), von dessen Abhandlungen aus der Insektologie (Halle 1773. 1774), von Fermin's Abhandlung von der surinamischen Kröte (Braunschweig 1776), de Geer's Abhandlungen zur Geschichte der Insekten (Nürnberg 1773—1783. 7 Theile), Geschichte einiger dem Menschen u. s. w. schädlichen Insekten (Leipzig 1783), Lister's Naturgeschichte der Spinnen (Quedlinburg 1778), Trembley zur Geschichte einer Polypenart (Quedlinburg 1775), Müller's kleine Schriften aus der Naturhistorie (Dessau 1782). Wenig beachtet, aber sehr lesenswerth ist sein Cornelius für das Volk (Quedlinburg 1792. 3 Bände), worin er den Aberglauben zu Nutz der wahren Religion heftig bekämpft. (*Giebel*.)

GÖZE [1]) (Johann Melchior), geb. am 16. Dec. 1717 zu Halberstadt, stammte aus einer Familie, deren Mitglieder sich größtentheils dem Dienste der Kirche mit redlichem Eifer gewidmet hatten. Seine Jugend fiel in eine Zeit, wo die Religion auf die Erziehung, auf

1) Nicht Götze, wie sein Name mitunter geschrieben wird.

Sitten, auf die Vorstellungsart noch einen größern Einfluß ausübte, als heut zu Tage. Diese frühen Jugendeindrücke gaben seinem spätern Leben eine bestimmte, nie ganz veränderte Richtung. Ein nachahmenswerthes Muster hatte er an seinem Vater Johann Heinrich Göze, der Diakonus an der Martinikirche zu Halberstadt war, und später als Inspector an der Stephanskirche zu Aschersleben am 11. Oct. 1766 starb. Er erlebte noch, daß sein Sohn Melchior, als Senior des hamburger Ministeriums, ihm zu seinem 50jährigen Amtsjubiläum (1762) durch eine Dedication des neunten Bandes seiner „Auserlesenen Kanzelreden“ [2]) hatte Glück wünschen können. In rührender Weise spricht sich in dieser Dedication die kindliche Liebe und lebendige Frömmigkeit aus. Aber nicht blos sein Vater, auch sein Großvater Johann Melchior Göze, nach welchem er in der Taufe die gleichen Vornamen erhalten hatte, konnte ihm zum Vorbilde dienen. Dieser würdige Geistliche war als Dr. der Theologie, Consistorialrath und Oberpfarrer an der Martinikirche zu Halberstadt 1728 gestorben [3]).

Den Unterrichtsanstalten seiner Vaterstadt verdankte Göze seine Elementarbildung. Er soll sich durch früh entwickelte Geistesanlagen, wie durch rühmlichen Fleiß vor manchen seiner Mitschüler ausgezeichnet haben. Wie sein Vater und Großvater, widmete sich auch Göze dem Studium der Theologie. Im J. 1734, in seinem 17. Jahre, bezog er die Universität Jena. Seine Studien setzte er bis zum Jahre 1738 in Halle fort. Eine lateinische Dissertation, die er dort vertheidigte, enthält das Thema: daß die Väter der ersten Kirche glücklicher gewesen, den falschen Glauben der Heiden zu überwinden, als die christliche Lehre zu befestigen [4]). Der berühmte hallische Theolog Baumgarten schrieb über diese Abhandlung einen herzlichen Brief an den Vater des Jünglings, worin er dessen Fleiß, seine Gelehrsamkeit und den frommen Sinn rühmte, den derselbe bei seinem Abgange von der Universität in der erwähnten Dissertation zu erkennen gegeben [5]).

Bereits im J. 1741 war Göze zum Adjuncten des Ministeriums in Halberstadt und 1744 zum Diakonus daselbst gewählt worden. So war er neun Jahre hindurch ein College seines Vaters. In die Zeit seines Diakonats fällt der Anfang seiner sich immer mehr ausbreitenden literarischen Thätigkeit. Er ließ bald einzelne Predigten, bald größere Sammlungen drucken, die meistens die letzten Dinge, Tod, Gericht und Ewigkeit zum Gegenstand hatten [6]). Unter seinen umfangreichen Werken waren es besonders seine „Heilsamen Betrachtungen des Todes und der Ewigkeit“ [7]), die seinen Namen weit verbreiteten und großen Beifall fanden zu einer Zeit, wo es in mehren Familien Sitte war, täglich Morgen- und Abendandachten zu lesen, was sie mit Grund für ein Hauptmittel zu einem glücklichen und gesegneten Leben hielten.

Die erwähnten „Heilsamen Betrachtungen“ verschafften ihm 1750 einen Ruf nach Magdeburg als Prediger an der dortigen Heiligengeistkirche, wo er 1752 Pastor ward. Durch den lebendigen Verkehr, in welchem Magdeburg damals mit Hamburg stand, war Göze vielen hamburger Kaufleuten bekannt geworden, die auf die Predigerwahlen einen bedeutenden Einfluß hatten. Noch hat sich ein Briefwechsel erhalten, in welchem Göze bei seiner Berufung keinen andern Einwand machte, als daß es ihm schwer werde, sich von seinem alten Vater so weit zu entfernen [8]). Wie groß die Pietät zwischen ihm und seiner Familie gewesen sein muß, zeigt sich auch deutlich in einer Zuschrift an seinen einzigen Bruder, dem er, wie seinem Vater, einen Band seiner früher erwähnten Sammlung von Kanzelreden dedicirt hatte. Ein tiefes Gemüth und zartfühlendes Herz scheint ihm überhaupt nicht gefehlt zu haben. Selbst in seinen spätern Streitschriften trat dies oft hervor. Auch hätte er ohne eine solche Naturanlage in seinen ascetischen Schriften nicht so kräftig in die Tiefen des innern Christenthums dringen und sie so beredt schildern können, wenn er nicht selbst ein inneres christliches Leben geführt hätte. Er fand daher auch in Hamburg, wo er 1755 Hauptpastor an der Katharinenkirche geworden war, eine ungemein liebevolle Aufnahme und erhielt sich lange bei seiner Gemeinde in ungeschwächtem Ansehen. Später, als ihm seine Polemik den Hohn und Spott zahlreicher Gegner zuzog, mußte er sich mit den Lobreimen trösten, die ihm in früherer Zeit (1756), als er noch nicht lange in Hamburg war, einer seiner Verehrer zugerufen hatte [9]).

Die kirchliche und religiöse Stellung, welche Göze in Hamburg behauptete, zeigte sich schon in der Wahl seines Einführungstextes. Er predigte über 1 Petr. 1, 18: „Wisset, daß ihr nicht mit vergänglichem Silber oder Gold erlöset seid,“ und schilderte dann die „Verkündigung des Wortes von der Versöhnung als das Hauptwerk des evangelischen Lehramts.“ Dieser rein positive Charakter blieb mehre Jahre in seinen zu Hamburg gehaltenen und herausgegebenen Predigten vorherrschend. Nur gegen sittliche Ausschweifungen und gegen

2) Sammlung auserlesener Kanzelreden über wichtige Stellen der heiligen Schrift, welche verschiedene berühmte und verdiente Lehrer der evangelischen Kirche jetziger Zeit ausgearbeitet, an das Licht gestellt von J. M. G. (Magdeburg 1754—1766. 8. 12 Bde.) 3) Siehe Jöcher's Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1053 fg. 4) Exercitatio historico-theologica de patrum primitivae ecclesiae feliciori successo in profligando gentium superstitione, quam in confirmanda doctrina christiana. (Halae 1738. 4.) 5) Man findet diesen Brief in der Nachricht von dem Leben des Hrn. J. M. Göze von J. G. M. St. (Hamburg 1786.) S. 41. 6) Die wichtigsten Abschnitte der Lehre vom Tode, in zehn heiligen Reden abgehandelt. (Breslau 1749. 8. Zweite Aufl. Ebendas. 1753. 8.) Die große Lehre vom jüngsten Gericht, in einigen heiligen Reden vorgetragen. (Ebendas. 1750. Dritte Aufl. Ebendas. 1756. 8.) Prüfung einiger Stellen aus dem bekannten Buche: Les moeurs oder die Sitten, insonderheit der von dem Verfasser desselben vorgeschlagenen Trostgründe wider die Furcht des Todes (Halle 1750. 8.) u. a. m.

7) Auf alle Tage des Jahrs. (Breslau 1755. gr. 8. 2 Thle.) Die vierte Auflage dieses Werkes erschien 1767. 8) Vergl. eine interessante Erzählung über seine spätere Berufung nach Hamburg in dem Hamburger Volksblatte: Der Nachbar. 1855. Nr. 20. 9) J. G. Fritzsch in einer Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen der Mitglieder des hamburger Ministeriums.

den frivolen Sinn, der sich allmälig immer mehr kund gab, erhob er muthig seine Stimme. Eine handschriftliche Geschichte seines Lebens und seiner Schriften, die sich in der Bibliothek der Hamburger Patriotischen Gesellschaft befindet, erwähnt vom Jahre 1759: „Zu Ende dieses Jahres ließ E. H. Rath auf Veranlassung des Pastor Göze die von Gottfried d'Allençon fürs künftige 1760ste ausgegebenen Kalenderkupfer, weil sie der Anständigkeit und den Sitten zuwider waren, confisciren. Außerdem hat er vielfältig gegen die Maskeraden geeifert. Im J. 1757 hat er am Sonntage Sexagesima wider die öffentlichen sonntäglichen Schlittenfahrten und am darauf folgenden Sonntage Estomihi wider den Misbrauch des Anfangs der heiligen Fastenzeit gepredigt, wo sich das Werk des Satans in den Kindern des Unglaubens recht sonnenklar zeiget." Ein solches Verfahren konnte ihm damals bei dem Senate und den angesehenen Bürgern Hamburgs so wenig schaden, daß ihm vielmehr sein Einschreiten gegen die sich vermehrende Sittenlosigkeit fast allgemein zum Verdienst angerechnet ward.

In einen erweiterten Kreis für seine Thätigkeit trat Göze im J. 1760. Nach dem um diese Zeit erfolgten Tode des Seniors Wagner erhielt er die von diesem bisher bekleidete einflußreiche Stelle eines Seniors des hamburger Ministeriums. Er stand damals in seinem 43. Jahre und es war daher eine besondere Auszeichnung, auf einen Posten versetzt zu werden, der in der Regel nur hochbejahrten Männern zu Theil geworden war. Göze aber widmete sich mit großem Ernste seinem neuen Berufe. Von immenser Arbeitslust und Arbeitskraft zeugte die von ihm besorgte Anfertigung eines dreifachen Repertoriums über die Acten und Protokolle des Ministeriums — eine Sammlung, die 40 starke Foliobände umfaßte, und jeden spätern Senior in Stand setzte, mit der ganzen kirchlichen Verfassung Hamburgs sich ohne Schwierigkeit bekannt zu machen. Seinen Collegen, die er um sich versammelte, hielt Göze Vorträge über die Verhältnisse und Rechte der hamburger Kirche. Unterbrochen wurden dadurch nicht seine ascetischen Schriften und seine übrigen literarischen Arbeiten.

Einen mehr wissenschaftlichen als polemischen Charakter hatte seine erste Streitschrift. Sie erschien in zwei starken Octavbänden und betraf die Complutensische Bibelausgabe, von welcher Semler behauptet hatte: sie sei Nichts als ein von den Papisten nach der Vulgata und deren Lesearten verfälschtes Machwerk. Göze war anderer Meinung. Durch ein gründliches Studium der Kritik glaubte er sich davon überzeugt zu haben, daß jene Ausgabe aus sorgfältig benutzten alten Handschriften abgedruckt worden. Dies nachzuweisen, war ihm eine Herzensangelegenheit, weil er darin eine providentielle Fürsorge Gottes erblickte zur Erhaltung des reinen Textes der heiligen Schrift selbst durch ein Werk katholischer Gelehrten [10]). Vor allem Andern aber glaubte Göze verpflichtet zu sein, in seiner Stellung als Senior des Ministeriums das christliche Leben und die kirchliche Ordnung aufrecht zu erhalten. Als daher Basedow in den Jahren 1763—1767 mit einer Menge von Schriften hervortrat, die gegen die bestehende christliche Kirche gerichtet waren, fühlte sich Göze gedrungen, gegen ihn aufzutreten. Damit begann seine kirchliche Polemik gegen einen Mann, der, seiner Verdienste um das Erziehungswesen unbeschadet, doch durch allerlei pädagogische Verirrungen, die er noch dazu durch Charlatanerien und Geldschneidereien für sich gewinnreich zu machen wußte, seinem wohlerworbenen Ruhme wesentlich schadete [11]). Es waren jedoch nicht seine neuen Lehrmethoden, wodurch Basedow sich den Haß des hamburger Seniors zuzog. Ruhig konnte ein Mann von so frommer Sinnesart, wie Göze, es nicht mit ansehen, daß Basedow in den religiösen Grundsätzen, die er überall verbreitete, nicht blos die kirchliche Ordnung, sondern das ganze Christenthum, so weit es auf der Bibel beruhte, umzustürzen suchte, und daß es zu seinen pädagogischen Grundsätzen gehörte, Kindern zunächst Nichts als natürliche Religion beizubringen.

Den ersten Schritt gegen Basedow und seine öffentlich ausgesprochenen Maximen that Göze in einem von ihm im Namen des hamburger Ministeriums verfaßten „Pastoralschreiben an die Gemeinen Gottes in Hamburg, um dieselben vor der Gottesvergessenheit, Gottlosigkeit und Gotteslästerung dieser Zeiten väterlich zu warnen und treulich zu vermahnen" [12]). Aus dieser Schrift, die Göze's und seiner Collegen frommen Sinn aufs Deutlichste offenbarte, geht hervor, wie weit die Irreligiosität schon um sich gegriffen, dann aber auch andererseits, wie viel Ernst und Frömmigkeit noch als herrschend vorausgesetzt sein mußte, daß das Ministerium noch den Muth hatte, eine solche Ansprache an die hamburger Gemeinde zu richten.

Noch vor Göze war der Hauptpastor J. D. Winkler in Hamburg in mehrern Predigten gegen Basedow aufgetreten, von diesem jedoch in einer „Vorstellung an das denkende Publicum" [13]) hart gezüchtigt worden. Göze ließ sich durch das Schicksal seines Collegen nicht schrecken, am Palmsonntage 1764 mit einer Predigt „Ueber das Gebet der Unmündigen und der Kinder" die Kanzel zu betreten [14]). Göze ging in dieser Predigt von der Ermahnung des Apostels Paulus aus: „Ziehet eure Kinder auf in der Zucht und Vermahnung zum

10) Vergl. die Vorrede zu seiner Schrift: Vom wahren Religionseifer S. 56

11) Vergl. v. Raumer's Geschichte der Pädagogik. 2. Bd. S. 242 fg. und J. E. Meier's (Pastors zu Schneverding) Selbstbiographie in Mallet's Bremer Post. 1858. 2. Bd. Basedow's widerwärtige Persönlichkeit schildert Goethe (Aus meinem Leben. 3. Bd. S. 273 fg.). 12) Dies Pastoralschreiben ward zu Hamburg 1764 in Quart gedruckt. 13) Altona 1764. 8.

14) Predigt vom Gebet der Unmündigen und Kinder, am Sonntage Palmarum gehalten, um seine theuer geachtete und herzlich geliebte Gemeinde vor den von dem altonaischen Professor Herrn Basedow in seinen Schriften ausgestreuten, verderblichen Vorschlägen zu einer dem Willen Gottes entgegenlaufenden Kinderzucht und andern grundstürzenden Irrthümern pflichtmäßig und gewissenhaft zu verwahren. (Hamburg 1764. gr. 8.)

Herrn." In solcher Weise, äußerte Göze in seiner Predigt, hätten redliche Aeltern bisher ihre Kinder von der zartesten Jugend an in der Wahrheit zur Gottseligkeit unterrichtet. Jetzt aber erkläre man den Unterricht der Kinder in der geoffenbarten Religion, die Anleitung zur Erkenntniß Christi und das Gebet der Kinder für schädlich, ja für eine Entheiligung des Namens Gottes; man sei aber noch weiter gegangen. Die Kinder sollten vor dem zehnten Jahre nicht einmal mit dem Namen Gottes, geschweige denn mit seinen Eigenschaften bekannt werden; sie sollten nicht beten, bis sie zu einer völligen Erkenntniß der Religion gelangt wären und vor dem zwölften Jahre sollten sie keine Kirche betreten. Das Letztere hatte Basedow, auf den sich alle jene Aeußerungen bezogen, wirklich gefordert und sich dabei auf eine Bibelstelle (Luc. 2, 42) berufen, in welcher Göze jedoch nur einen Scheingrund erblickte, und hinsichtlich des Gebets bewies, daß Gott selbst es fordere und es ihm angenehm sei. Besonders aber machte er auf die verderblichen Folgen aufmerksam, die ein solcher Unterricht nach sich ziehen müßte. Es sei daher die Pflicht der Prediger, solche Irrthümer nach allen ihren Kräften zu bekämpfen. „Ich werde," äußerte er, „diese Pflicht unter dem Beistande Gottes redlich zu erfüllen suchen. Ich kenne das Schicksal, das ein Lehrer in Hamburg in diesem Falle besonders zu erwarten hat; allein ich hoffe, unter dem Beistande der Gnade Gottes und mit dem Schilde der Wahrheit stark genug zu sein, solches verachten zu können. Spöttische und anzügliche Schriften mögen als die Schneeflocken um mich herfliegen, ich werde mich dadurch nicht furchtsam machen lassen." Mit unerschütterlichem Gottvertrauen fügt Göze die Worte hinzu: „Der Herr ist es, der mich richtet, vor dessen Angesicht ich vor jenem Altare mich mit völliger Ueberzeugung meines Herzens mit einem theuren Eide verpflichtet habe, die in der heiligen Schrift und den darauf gegründeten symbolischen Büchern unserer Kirche enthaltenen Wahrheiten bis in den Tod zu behaupten. Gott stärke mich dazu."

Die von Göze erwähnten „Schneeflocken" blieben nicht aus. Sie umflogen ihn in mancherlei Pasquillen und Satyren. Basedow ließ in einer „Schutzschrift" für seine neuesten Bücher gegen den Senior Göze [15]) dessen Predigttext mit widerlegenden Anmerkungen abdrucken. Göze aber gab außer seiner Predigt noch eine Vertheidigung seines Textes in einer ausführlichen Rechtfertigungsschrift heraus [16]). Dabei ließ er es jedoch nicht bewenden. Auch in seinen Predigten, Vorreden und mehrfachen Broschüren setzte er seine Polemik fort, die durch Gegenschriften aller Art fortwährend wieder geweckt ward. Basedow, der theologischen Streitigkeiten müde, hatte sich indessen nach und nach fast ausschließlich der Pädagogik gewidmet. So tief er aber auch in seinem Ansehen gesunken war durch die ihn tief erniedrigenden Mittel, deren er sich zur Errichtung seines Philanthropins in Dessau bedient [17]), hatte er doch immer seine Anhänger behalten und Göze blieb der fortwährende Gegenstand seiner schmählichsten Angriffe, zu denen er auch seine Freunde unablässig aufforderte.

Große Sensation machte ein von Thomas Abbt anonym herausgegebenes Pasquill. Es erschien, nach der Angabe auf dem Titel 1766 zu Hamburg, eigentlich aber zu Berlin unter dem Titel: „Erfreuliche Nachricht von einem in Hamburg bald zu haltenden protestantischen Inquisitionsgericht und dem inzwischen in effigie zu haltenden erwünschten evangelisch-lutherischen Autodafé" [18]). Das gegen Göze gerichtete Pasquill, in welchem er als Vertheidiger der evangelischen Wahrheit von den Gegnern der Orthodoxie gebranntmarkt worden, schloß mit einem Epigramme des Dichters Dreyer [19]), das ziemlich allgemein verbreitet ward. Die ihm zugefügte Schmach konnte Göze Zeit seines Lebens nie vergessen. Besonders hatte ihn der Vorwurf gekränkt, ein Inquisitor zu sein. Er verantwortete sich mehrmals dagegen [20]). Basedow aber hatte erlangt, was er erlangen wollte, nämlich an Göze gleich zu Anfang, Andern zur Warnung, ein Exempel zu statuiren [21]).

---

15) Diese Schutzschrift erschien 1764 ohne Angabe des Druckortes. 16) Vertheidigung des Auszugs meiner Predigt von dem Gebet ꝛc. und gegen den darauf gerichteten Angriff des Altonaischen Professors, Herrn Basedow, in welcher diese wichtige Sache nicht allein ausführlich abgehandelt, sondern auch viele andere grundstürzende Irrthümer desselben dargestellt werden; nebst dem Abdrucke der Basedow'schen sogenannten Schutzschrift u. s. w. (Hamburg 1764. gr. 4.)

17) Siehe v. Raumer's Geschichte der Pädagogik. 2. Bd. S. 256 fg. 18) Wieder abgedruckt in Th. Abbt's Vermischten Werken. (Berlin 1768 fg.) 5. Bd. S. 3—24. Dort findet man auch im dritten und fünften Bande die von dem Herausgeber jener Werke und dem Buchhändler Fr. Nicolai über dies Pasquill gewechselten Briefe. Sie kamen erst nach Abbt's Tode (1781) heraus und Göze hat sie noch gelesen. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Der Verfasser des Autodafé denkt jetzt gewiß anders, als er damals dachte, als er auf Anstiften böser Leute, die seine Jugendhitze misbrauchten, jene Blätter schrieb." 19) Johann Matthias Dreyer, geb. 1716 zu Hamburg, gest. daselbst 1769 als fürstl. holsteinischer Secretair. Vergl. über ihn Jördens in s. Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. 6. Bd. S. 22 fg. Das von ihm geschriebene Epigramm lautet:

Da steht er, seine fette Wange
Färbt keine Scham mehr roth,
Und Hamburg abergläubisch bange
Hercht fromm auf sein Gebot,
Und ehrt mit kirchlichem Entsetzen
Den von ihm selbst erhobten Mann.
So schuf sich Juda einen Götzen,
Ein goldnes Kalb — und betet's an.

20) Siehe unter andern die Freiwilligen Beiträge zu den Hamburger Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit. 1775. 21) Basedow hatte, wie bereits erwähnt, seine Anhänger ermuntert, den ihm „verhaßten Senior Göze" in allen geselligen Cirkeln durchzuhecheln, was auch von den meisten treulich befolgt ward, vor allen von dem hamburger Prediger Alberti. (Vergl. Mallet's Bremer Post. 1858. Nr. 207.) In seinen polemischen Abhandlungen hatte Basedow sogar (S. 83 fg.) den Rath gegeben, die „Intoleranten" aus dem Lande zu jagen, und in seiner „Nachricht von einem in Dessau zu errichtenden Philanthropin" hatte er Klopstock, Wieland und Lavater aufgefordert, „auf die Intoleranten Jagd zu machen, aber nicht mit Schlüsselbüchsen, sondern mit Kanonen." Vergl. Göze in s. Protestatiou gegen Granz S. 12.

Seit dieser Zeit war Göze's Leben, nachdem er vor 1764 in seinen theologischen und ascetischen Schriften sich fast aller Polemik enthalten hatte, ein fortwährender Kampf gegen die neue Aufklärung, oder eigentlicher für die Aufrechthaltung der orthodoxen Lutherischen Kirche, namentlich in Hamburg. Es war nach seinem eigenen Geständnisse sein festes Princip, „wider alle Angriffe der Aufklärer, so weit er es irgend im Stande war, bis in den Tod zu kämpfen." Er konnte es nicht ruhig mit ansehen, daß die Angriffe gegen die christliche Religion immer offener hervortraten, immer verderblicher wirkten. Ueberdies glaubte er, wie bereits erwähnt, überzeugt zu sein, daß ihm schon sein Amt die Verpflichtung auflege, alle seine Kräfte zur Vertheidigung einer Sache aufzubieten, auf welcher das Heil seiner Gemeinde beruhe. Deutlich sprach er sich darüber aus in einer seiner spätern Hauptschriften, „Die gute Sache des wahren Religionseifers" betitelt [22]). Nachdem er darin ausführlich dargethan, daß es überhaupt recht- und pflichtmäßig sei, die Wahrheit zu vertheidigen und den Irrthum zu bekämpfen, hob er im 20. Paragraphen ganz besonders hervor, daß diese Pflicht, nächst der Obrigkeit, den Geistlichen und Theologen obläge. „Diesen," äußerte er, „sind keine weltlichen Waffen, keine obrigkeitlichen Vorrechte anvertraut, aber Gott selbst nennt ihr Amt ein Wächteramt. Jesus gibt es als ein Merkmal eines Miethlings an, wenn er den Wolf kommen sieht und fleucht. Wie sollen aber Lehrer ihrem Wächteramte ein Genüge leisten? Dadurch, daß sie auf die einschleichenden oder auch offenbar hervorbrechenden Irrthümer Acht geben, die Gefahr derselben anzeigen, und die Seelen, für welche sie Rechenschaft geben sollen, warnen; daß sie den Irrgeistern und Verführern widersprechen und ihre Irrthümer aus dem Worte Gottes zu widerlegen suchen. — Vorzüglich aber sind diejenigen Lehrer zur Erfüllung dieser Pflicht und zur Erreichung eines wahren Religionseifers auch besonders in Schriften verbunden, welche die Vorsehung in der Kirche auf erhabene Posten gestellt hat. Die Natur und die Beschaffenheit ihrer Aemter verbindet sie auf das Stärkste, in den Riß zu treten und die theure evangelische Beilage bis in den Tod zu vertheidigen, zumal sie sich durch eidliche Verpflichtung dazu anheischig gemacht haben. — Es ist wahr, daß dies Geschäft, insonderheit in diesen Tagen, höchst beschwerlich geworden. Die treue Ausübung desselben ist der kürzeste Weg, ein Fluch und Fegopfer der Welt zu werden, da jeder Irrgeist die Knechte Gottes vor dem Angesichte der ganzen Kirche mit Koth bewerfen oder mit Füßen treten kann. — Die Liebe zum Frieden ist an sich eine edle Tugend, allein die Kirche Jesu auf Erden ist eine streitende und wird es bleiben bis ans Ende der Tage. — Der Friede mit den Irrthümern und mit den Verführern kann so wenig stattfinden, als der Friede mit den Lastern und mit den Lehrern und Beförderern derselben, als die Vereinigung des Lichts mit der Finsterniß. Bei dem Letzten leidet die wahre Gottseligkeit und bei dem Erstern die Wahrheit, und was ist Gottseligkeit ohne Wahrheit?" Am Schlusse berief sich Göze auf Luther's Worte: „Ein Lehrer, der zu den Irrthümern still schweigt, und will gleichwol ein rechter Lehrer sein, der ist ärger denn ein öffentlicher Schwärmer; er ist ein Fuchs und ein Miethling, und wagt Lehre, Wort und Glauben, Sacrament, Kirchen und Schulen zu verrathen. Er liegt entweder mit den Feinden unter einer Decke, oder er ist ein Zweifler und Windfahrer, und will sehen, wo es hinaus wolle, ob Christus oder der Teufel siegen werde, und ist nicht würdig, daß er ein Schüler, geschweige ein Lehrer heißen soll." — Merkwürdig ist es, wie nach diesen Aeußerungen Lessing behaupten konnte, in Göze sei kein Funke von Luther's Geiste vorhanden [23]).

Zur Beharrlichkeit in seinem begonnenen Kampfe ward Göze nicht blos ermuthigt durch seine amtliche Stellung und die damit verbundene Verantwortlichkeit, sondern auch durch die wiederholt gemachte Erfahrung, daß in seiner Gemeinde die Zahl derer nicht klein war, die von ihm die Wahrung ihrer religiösen Interessen, Trost, Lehre und Bestärkung im Glauben erwarteten. Er aber wußte, was man von ihm erwartete und verlangte; er wußte, was er zu geben sich berechtigt und verpflichtet fühlte — nach seinen eigenen Worten ein lebendiges Zeugniß für die göttliche Wahrheit in Christo wider alle feindlichen Angriffe des Lügengeistes. Dies Zeugniß gab er zunächst in seinen Postillen und Predigtentwürfen, die viel gekauft und begierig gelesen wurden. Den Absatz, den diese Bücher, wie auch seine zahlreichen Erbauungsschriften gefunden haben müssen, beweist schon die Notiz, daß Göze von seinem Verleger, dem Buchhändler Bode in Hamburg, das für die damalige Zeit hohe Honorar von sechs Thalern für den in klein Octav gedruckten Bogen erhalten haben soll [24]).

Auch zu einer allgemeinen theologischen Polemik glaubte Göze berechtigt zu sein. Es dünkt ihm kein unnöthiges und erfolgloses Werk, die neue Richtung in ihren bedeutendsten Wortführern zu bekämpfen, in einer Zeit, wo es noch manche Prediger, Schulmänner und denkende Laien gab, denen er dadurch einen wesentlichen Dienst leistete. Selten entging ihm eine Sensation erregende Erscheinung auf dem Felde der antikirchlichen Literatur, besonders wenn sie unter einem bedeutenden

22) Diese Schrift erschien zu Hamburg 1770. 8.

23) Siehe Lessing's Werke, herausgegeben von Maltzahn. 10. Bd. S. 126. 24) Nach einem Briefe Bode's an Göze in dem Wandsbecker Boten. 1772. Nr. 192. „Göze's Todesbetrachtungen," schrieb Fr. Nicolai an Th. Abbt, „werden mehr gelesen, als Ihre Schrift: Vom Verdienste" (s. Abbt's Vermischte Werke. 3. Bd. S. 362). Auf diese Aeußerung berief sich Göze in seiner Replik gegen einen Witzling, der über jene „Todesbetrachtungen" im Hamburger Correspondenten seinen Spott ergossen hatte, mit den Worten: „Es müssen also doch die Leser in meinen Betrachtungen etwas finden, das sie suchen und das ihnen angenehm ist. Da nun weder Witzlinge noch Wollüstlinge dieses Buch zur Hand nehmen werden, so müssen es Christen sein, die mein Buch lesen, und zwar solche, die wirklich Erbauung suchen." Siehe Freiwillige Beiträge. 1775. S. 707

Namen hervortrat. Mit einer Entgegnung war Göze dann sogleich bei der Hand, und bestritt, wenn auch nicht immer mit hinlänglichen Gründen, was ihm in solchen Schriften mit der kirchlichen Ordnung, mit der Wahrheit der Bibel, mit Vernunft und Sitte im Widerspruche zu stehen schien. Die Zahl solcher Gegenschriften, die er meist auf wenige Quartbogen gedruckt herausgab, war so groß, daß sie ihm, wenn auch mit Unrecht, den Vorwurf der Vielschreiberei zugezogen hat. Sein Princip, über alle wichtigen Angelegenheiten der Kirche seine Stimme abzugeben, reicht jedoch hin, ihn gegen jenen Vorwurf zu rechtfertigen. Ein unbefangenes Urtheil muß ihm überdies zugestehen, daß er in seinem Kampfe für die Wahrheit des Evangeliums oft einen vollständigen Sieg errungen über seine zahlreichen Gegner, so unter andern über Semler, der in seiner rationalistischen Schrift von freier Untersuchung des Kanons ausgegangen war, und am Ende doch mit völliger Inconsequenz, wider die wolfenbüttelschen Fragmente und für das von dem preußischen Minister Wöllner erlassene Religionsedict gekämpft hatte. Wie Göze dem erwähnten hallischen Theologen Irrthümer und mannichfache Inconsequenzen nachgewiesen, so war er auch gegen Bahrdt's „Neueste Offenbarungen Gottes" mit einer ausführlichen Schrift [25]) aufgetreten, worin er ihm vorwarf, daß seine angebliche Uebersetzung des neuen Testaments „eine vorsätzliche Fälschung und frevelhafte Schändung des Wortes Gottes" wäre. Ein Recensent äußerte sich über die genannte Schrift mit den sarkastischen Worten: „Herr Bahrdt scheint gewünscht zu haben, daß der Heiland ihm gestattet hätte, ihm guten Rath zu ertheilen, was für Ausdrücke er seinen Aposteln vorschreiben sollte. Er verstehe es ja besser, als Gott es den heiligen Männern eingegeben hat" [26]). Eben diesen Gedanken kleidete Goethe, der sich ebenfalls über jenen Frevel gegen die Wahrheit und Wahrhaftigkeit der Religion entrüstete, in eine dramatische Form voll scharfen Salzes in seinem „Prologe zu den neuesten Offenbarungen Gottes" von Dr. Karl Friedrich Bahrdt.

Am wenigsten verfehlte Göze's Polemik ihre Wirksamkeit in seinem Streite mit dem Professor der Dogmatik Gottfried Leß in Göttingen, einer der achtbarsten Theologen der damaligen Zeit, der früher als Verfechter der symbolischen Bücher aufgetreten war, später sich aber mehr zum Rationalismus geneigt, und zuletzt in seiner Dogmatik und Moral, ohne sich gradezu von der Bibel loszusagen, doch offen seine neuern Ansichten bekannt gemacht hatte. Die von Göze gegen ihn gerichtete Schrift: „Prüfung einiger sonderbaren Meinungen des Herrn Dr. Leß" [27]) enthielt sieben einzelne Abhandlungen, nebst einer Zugabe: „Ueber des Abts Jernsalem Erklärung der Geschichte Bileam's." Das Unwahre und Unbiblische in der erwähnten Schrift hatte Göze in seiner Entgegnung mit so triftigen Gründen und so unwidersprechlich dargethan, daß man kaum in einer neuen Beurtheilung des damaligen Rationalismus, sei es vom christlichen oder nichtchristlichen Standpunkte aus eine überzeugendere Vernichtung jenes Systems finden dürfte.

Schwerer möchte es sein, Göze's Polemik gegen die Reformirten zu rechtfertigen, die bisher in Hamburg nur unter holländischem Schutze gestanden und sich um eine öffentliche Anerkennung ihrer Gemeinde von Seiten des hamburger Senats bemüht hatten. Einer solchen Anerkennung widersetzte sich Göze, weil er davon sowol für die kirchliche als die bürgerliche Verfassung mancherlei Gefahr befürchtete. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Ob der Staat bei dieser Veränderung gewinnen würde, kann ich nicht entscheiden. Ich weiß wenigstens kein Exempel, daß ein Lutherischer Staat durch die Reformirten reich gemacht worden, daß aber die Lutherische Kirche dadurch sehr viel leiden, ja daß durch diese Veränderung höchst wahrscheinlich der Grund zu ihrem völligen Untergange in Hamburg gelegt werden möchte, das ist eine Besorgniß, welche durch so viele traurige Beispiele an andern Orten nur gar zu sehr gerechtfertigt wird. Denn die Reformirten besitzen in Teutschland keine Dorfkirche, aus der sie nicht die Lutheraner verdrängt hätten." Göze wies auf Bremen, besonders aber auf Hessen und die Pfalz hin, wo die Lutheraner allerdings von den Reformirten gewaltsame Bedrückungen erlitten hatten. Vorzüglich aber befürchtete Göze bei dem sich verbreitenden Gerüchte, daß den Reformirten eine von den hamburger Nebenkirchen eingeräumt werden sollte, daß auch die Katholiken ähnliche Ansprüche geltend machen möchten. Daß ihn seine Polemik heftigen Widersprüchen unterwerfen würde, ließ sich voraussehen. In Predigten und Schriften eiferte er lange gegen die Anerkennung der Reformirten, die nach mehren Jahren, kurz vor seinem Tode (1785), endlich ihren Zweck erreichten.

Noch entschiedener war seine Abneigung gegen die Katholiken, von denen er durchaus keine Nachgiebigkeit in irgend einem wesentlichen Punkte erwartete, weil ihnen, wie er meinte, dies durchaus unmöglich sei. Er äußerte sich darüber in den Worten: „Das Leben der evangelischen Kirche ist der Tod der römischen Klerisei. Die Grundsätze derselben stürzen den Papst vom Throne. Daher muß die römische Kirche Alles anwenden, den Lauf des Evangeliums zu hemmen und die Bekenner desselben zu unterdrücken. Man fängt zwar an, sich und Andere zu überreden, daß das Licht der Wissenschaft dem Aberglauben alle Kraft nehmen werde. Man hat prophezeit, daß der unglückliche Calas [28]) das letzte Opfer sein

25) Hamburg 1773. 8. 26) Siehe Goethe's Sämmtliche Werke. (Stuttgart 1851.) 7. Bd. S. 175 fg. Dort spricht der am Pulte mit seiner Uebersetzung des neuen Testaments beschäftigte Professor:

Da kam mir ein Einfall von ungefähr,
So redt' ich, wenn ich Christus wär'!

27) Hamburg 1781. 8.

28) Jean Calas, ein Kaufmann zu Toulouse, der sich zur Lehre der Reformirten bekannte, fiel als ein furchtbares Opfer des blinden Fanatismus. Er ward in seinem 68 Jahre in seiner Vaterstadt (1763) lebendig gerädert, weil er angeblich einen seiner Söhne umgebracht haben sollte. Siehe Biographien hingerichteter Personen. 3. Bd. S. 326 fg.

werde, das dem Verfolgungsgeiste zu Theil geworden. O wie herzlich wünsche ich, daß diese Hoffnung in Erfüllung gehe! Allein ich besorge, daß sie auf einem sehr seichten Grunde beruht. Daß eine ausgebreitete Weisheit und ein verfolgender Aberglaube gar wohl beisammen stehen können, beweiset das so hochgepriesene Säculum Ludwig's XIV. Wenn eine Maintenon und ein Père de la Chaise ein Wort mitzusprechen haben, so werden alle schönen Geister nicht verhindern, daß es nicht helfen sollte: Romain ou rebelle." Nach solchen Ansichten setzte Göze seinen Kampf gegen das Papstthum bis zum letzten Hauche seines Lebens fort, in treuem Festhalten an dem Worte Gottes, durch welches Luther Papst und Pfaffen überwunden hatte.

Am wenigsten konnten unter Göze's Schriften seine Kanzelreden wirkungslos bleiben, da nach damaliger Sitte aller hamburger Hauptpastoren jede ihrer Predigten in einem kurzen Entwurfe herausgegeben zu werden pflegte. Geeze's Predigten erregten um so größere Sensation, da sie oft weit über den Kreis seiner Zuhörer hinausgingen. Auch wer nicht in die Kirche kam, konnte über die dort gehaltenen Predigten, nach den Berichten in den Hamburger Blättern, in dem Altonaer Postreiter, in der Allgemeinen Deutschen Bibliothek u. a. Journalen, darüber ein Urtheil fällen, das dann zu allerlei Vertheidigungen und Rechtfertigungen Göze's Anlaß gab, so wenig sie ihm auch halfen. Fast sein ganzes Leben hindurch hatte er mit Fr. Nicolai, dem Herausgeber der Allgemeinen Deutschen Bibliothek und seinen Recensenten zu kämpfen. Eines bittern Gefühls kann man sich kaum erwehren, wenn man die bösartigen Entstellungen und Verdrehungen der Wahrheit liest, die sich jenes Journal und andere Zeitschriften gegen alle Vertheidiger des Evangeliums, namentlich aber gegen Göze, erlaubten. Aber Nicolai empfing auch seine wohlverdiente Strafe. Die sogenannten „Aufgeklärten" zollten ihm nur so lange Beifall, als er blos den alten Gott und seinen Gesalbten und die Diener der Kirche zu lästern wagte. Als er aber, nach dem Ausdrucke eines geistreichen Schriftstellers, sich nicht entblödete, „auch die neuen Götter des dem Cultus des Genius entgegeneilenden Geschlechts" in roher und geistloser Weise anzugreifen, beging er eine Sünde, die ihm nicht verziehen werden konnte und für die er von Goethe und Schiller die gerechte Strafe empfing [29]).

Eine Aufzählung und Uebersicht von Göze's einzelnen Streitigkeiten würde zu weit führen. Aber die bekanntesten darunter dürften doch nicht ganz mit Stillschweigen übergangen werden. Ueber die Art und Weise seiner Polemik und über seine Grundsätze in Vertheidigung der evangelischen Wahrheit erklärte er sich aufs Deutlichste in einer am 13. Trinitatissonntage (1768) gehaltenen Predigt über das Evangelium vom barmherzigen Samariter. Sie erschien erst einige Jahre später im Drucke [30]) unter dem Titel: „Von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte." Aus dieser Predigt spricht neben seiner achtungswerthen Gesinnung auch sein klares und besonnenes Handeln. In der Vorrede beklagte sich Göze bitter darüber, daß der Deismus unter den Theologen immer mehr in solchem Grade sich verbreite, daß nicht wenige Lehrer auf protestantischen Universitäten, Hofprediger und Kirchenräthe sich mehr oder minder freimüthig als Socinianer darstellten.

„Wer ist," schreibt Göze, „ein solcher Fremdling unter uns, der nicht wissen sollte, mit welchem Eifer man von allen Seiten bisher die raisonable Religion, deren Hauptcharakter ist, den Herrn zu verleugnen, der uns erkauft hat, zu gründen und auszubreiten, dagegen die biblische Religion, deren Hauptcharakter ist, den Gehorsam des Glaubens an diesen Herrn aufzurichten, ekelhaft und verhaßt zu machen gesucht hat, in der Absicht, diese Religion zuletzt gar zu vertilgen. — Um diese Absicht zu erreichen, war Nichts nöthiger, als den Bekennern und Vertheidigern derselben den Mund zu stopfen. Der kürzeste Weg wäre dieser, sich dazu des weltlichen Arms zu bedienen. Am Willen fehlt es den neuen Reformatoren gewiß nicht; sieht man doch hie und da schon ein Beispiel davon. Vor der Hand muß man sich indessen noch damit begnügen, die Bekenner und Zeugen der Wahrheit mit Federn zu verfolgen und solche zu dem Ende in die bitterste Galle tunken. Da die ganze vernünftige Welt darin übereinstimmt, daß ein wirklicher Inquisitor den äußersten Abscheu verdient, so war dieses Bild nach dem nicht unbegründeten Urtheile der toleranten Verfolger das bequemste, diejenigen, welche ihren verderblichen Absichten entgegenarbeiteten, mit der bittersten Schmach zu überhäufen und den Haß gegen sie in volle Flammen zu setzen. Da ich nun einer der ersten war, die den Irrthümern und den kühnen verderblichen Versuchen des altonaischen Professors, Herrn Basedow, das Christenthum zu stürzen, in den Weg traten, und unter göttlichem Segen durch meine ihm entgegengesetzten Schriften etwas dazu beigetragen hatte, daß seine Absichten, in Hamburg großen Anhang zu finden, vereitelt wurden, so brach der Sturm der Lästerung gegen mich von allen Seiten los. Es regnete Pasquille; das Geschrei Inquisitor, Inquisitor, erscholl von allen Enden und die Allgemeine neue Deutsche Bibliothek gab dazu ein vielfach schallendes Echo: „Seid willkommen im Norden, ihr Scheiterhaufen, ihr Gefängnisse, ihr heiligen Patres Inquisitores! zittert, ihr Ketzer. Der Inquisitor ist da." Alles dies hat keine andere Wirkung gehabt, als daß

29) In den Xenien. In der von Eduard Boas herausgegebenen Schrift: Schiller und Goethe im Xenienkampfe (Stuttgart 1851.) befinden sich im ersten Bande unter mehren auf Nicolai sich beziehenden Distichen die hier folgenden:

Willst Du Alles vertilgen, was Deiner Natur nicht gemäß ist,
Nicolai, zuerst schwöre dem Schönen den Tod.

Nicolai reisel noch immer, noch lang' wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

Zum Verständnisse dieses Distichons dient, daß Nicolai eine zwölfbändige Reise durch Teutschland und die Schweiz (Berlin 1783—1796) herausgegeben hatte.

30) Hamburg 1771. 8.

diese Leute ihr gutes Herz, ihre sanftmüthige Liebe, ihren Abscheu vor der geringsten Mishandlung derer, die in Religionssachen anders denken, als sie, in ihrer wahren Gestalt dargestellt haben [31]). Das schändliche Inquisitionsgeschrei hat aufgehört, das Geschrei von Religionseifer und Intoleranz wird auf einigen Kanzeln sowol als in häufigen Schriften fortgesetzt. Das habe ihn denn," fügt Göze hinzu, „bewogen, in seiner Schrift die gute Sache des wahren Religionseifers sein desfallsiges Glaubensbekenntniß drucken zu lassen und die folgende Predigt herauszugeben." „Ich fordere nun" schrieb er, „meine Gegner auf, ob sie zwischen meinen Grundsätzen und meinem Verhalten einen solchen Widerspruch darlegen können, als sich zwischen ihren Toleranzschriften und ihren Streitschriften gegen die Bekenner und Vertheidiger der Wahrheit offenbar zeigt."

In der Einleitung zu seiner Predigt war Göze von dem Satze ausgegangen: „Lasset uns Gutes thun Jedermann, sonderlich aber den Glaubensgenossen." Er hatte sich dabei auf das Beispiel Jesu berufen, der selbst zwar die Grenzen Kanaans nicht überschritten, aber doch Samaritern und Heiden das Christenthum gepredigt und so bewiesen habe, daß er Heiland aller Menschen sei. In dem ersten Theile seiner Predigt handelt Göze von der „Beschaffenheit der Liebe" gegen Religionsverwandte. Er äußert dort unter Anderem: „Nichts ist abscheulicher und verdammlicher als Religionshaß. Was für eine Vorstellung von Gott muß derjenige haben, der sich überredet, er thue Gott einen Dienst damit, wenn er diejenigen tödtet, die in Absicht auf Religionslehren anders denken als er!" Dagegen solle man aber auch aus einzelnen guten Handlungen Andersgläubiger nicht auf die Wahrheit ihres Lehrbegriffs schließen. Christus habe wol gesagt: Gehe hin und thue desgleichen, aber nicht: gehe hin und werde ein Samariter. „Hörten die Irrthümer der Samariter dadurch auf, Irrthümer zu sein, weil einer dieser Secte einmal eine gute Handlung verrichtete, die nicht einmal die Kräfte eines von Natur weichen und mitleidigen Herzens übersteigt? Unter den Heiden, die in der größten Abgötterei lagen, zeigt die Geschichte noch größere Proben von Menschenliebe und Großmuth. Heiden, Juden und Türken beschämen oft manche Christen, aber keine wahren Christen." In seiner Predigt kommt Göze hinsichtlich der Andersgläubigen auf die ihn besonders bewegende Frage: „Ob man auch wol für sie beten dürfe." Er erklärte dies für Recht und Pflicht, weil ja das alte Testament mehre solcher Gebete enthalte. „Auch der Seufzer der Apostel (Apostelgesch. 4, 29)," äußerte Göze, „konnte keinen andern Grund haben, als Gott aufzufordern, die Verheißungen, die er seiner Kirche gegeben hatte, dadurch zu erfüllen, daß er die Anschläge ihrer Feinde vernichte. Wer kann es für unrecht halten, wenn Unterthanen bei gefährlichen Kriegszeiten ihrem Landesherrn den Sieg erbitten? Ist aber ein Sieg ohne Niederlage der Feinde möglich? Wenn nun die Liebe zum Vaterlande und zur Erhaltung der bürgerlichen Wohlfahrt ein solches Gebet rechtmäßig macht, wie viel mehr muß solches von der Liebe zur Wahrheit und zu der wahren Kirche gelten!" Demgemäß erklärte Göze ein solches Gebet unter Umständen für Schuldigkeit und zeigte dann mit Berufung auf eine Bibelstelle (Ps. 59, 14), daß man zugleich für die Personen der Feinde und gegen ihre Absichten beten könnte, ohne sich eines Widerspruchs schuldig zu machen.

Als charakteristisch hervorzuheben ist im zweiten Theile seiner Predigt besonders eine Stelle, wo Göze über die Grenzen der Liebe gegen fremde Religionsverwandte spricht und der Meinung ist, daß diese Liebe sich zuerst blos auf ihre Personen, nicht auf ihre Irrthümer erstrecken müsse. „Man dehnt," äußerte er, „diese Pflicht weit über ihre Grenzen aus, wenn man fordert, daß man in Absicht auf das, was man eigentlich Freundschaft, Vertraulichkeit, Gemeinschaft, oder mit Einem Worte brüderliche Liebe heißt, zwischen Andersgläubigen und Glaubensgenossen keinen Unterschied machen soll. Würde es ein evangelischer Christ, und insbesondere ein evangelisch-lutherischer Lehrer vor Gott, vor seinen Nebenchristen, und der letztere insonderheit vor seiner Gemeinde verantworten können, wenn er mit Juden, mit offenbaren Arianern oder Socinianern oder mit Freigeistern und Religionsspöttern eine vertraute Freundschaft stiften und solche in die Länge fortsetzen wollte?"

Wenn auch diese Frage im Allgemeinen sich schwerlich bejahen ließe, so war Göze doch in vollem Rechte, wenn er es für nothwendig hielt, die unter den Rationalisten seiner Zeit übliche Verdrehung der Worte Jesu zu widerlegen. Er äußerte sich darüber mit den Worten: „Ungereimt, ja boshaft würde es sein, wenn man vorgeben wollte, Jesus habe lehren wollen, daß die Religion der Samariter besser sei, als die der Juden, weil sich unter den Samaritern einer befand, der die Pflichten der allgemeinen Menschenliebe ausübte, welche unter den Juden sogar Priester und Leviten aus den Augen setzten, oder er gebe dadurch Anweisung, daß es blos auf ein liebreiches und mitleidiges Herz ankomme, daß es Gott gleich sei, zu welcher Religion man sich bekenne."

Gegen einen ihm oft gemachten Vorwurf vertheidigte sich Göze mit den Worten: „Wir lehren, wir fordern nicht, daß irrige Lehre als ein bürgerliches Verbrechen angesehen und bestraft werden solle. Aber Wahrheit und Gerechtigkeit fordern, daß Verführern durch rechtmäßige Mittel Einhalt gethan werde, und daß diejenigen, denen die Sorge für die Heerde anvertraut ist, Ernst und Eifer beweisen, die Zerrüttung und Zerstreuung derselben zu

31) Darin gibt selbst Lessing „seinem ehrlichen Göze" Recht. Seinem Bruder Karl Lessing schrieb er am 20. März 1777: „Ich sehe die alte orthodoxe, im Grunde tolerante, Theologie der feuern, im Grunde intoleranten vor." Noch entschiedener hatte er sich in einem Briefe an seinen Bruder vom 8. April 1773 geäußert: „Was gehen mich die Orthodoxen an? Ich verachte sie ebenso sehr als Du. Nur verachte ich unsere neumodischen Geistchen noch mehr, die Theologen viel zu wenig und Philosophen lange nicht genug sind. Ich bin von solchen schalen Köpfen überzeugt, wenn man sie aufkommen läßt, daß sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden, als die Orthodoxen jemals gethan haben."

verhüten und denjenigen, welche solche zur Absicht haben, durch Gebrauch der in der heiligen Schrift zu diesem Ende angewiesenen Waffen Widerstand zu leisten." Die von einem seiner Gegner ihm gemachte Insinuation, daß er, wenn es in seiner Macht stände, alle „aufgeklärten" Prediger absetzen würde, wies Göze aufs Entschiedenste mit den Worten von sich ab: „Ich habe es bei der Führung meines Amts nur allein mit Glaubenslehren und Lebenspflichten, nicht aber mit Personen zu thun, die in öffentlichen Aemtern stehen. In Absicht auf die Letztern folge ich der Vorschrift meines Herrn Matth. 13, 29. 30, und überlasse ihm die Sorge, zu seiner Zeit den Acker seiner Kirche von dem Unkraute zu reinigen" [32]).

In einem Anhange zu seiner mehrfach erwähnten Predigt erwähnt Göze noch einer gegen Moses Mendelssohn gerichteten Schrift, deren Verfasser es beklagt hatte, daß dieser „halsstarrige Jude," der sich einen Philosophen nenne, von so vielen Christen, ja von Lehrern und Theologen hochgeachtet und gerühmt werde. Als rechtschaffener Verehrer Christi, behauptete der Verfasser jener Schrift, müßten sie vielmehr sagen: Ich hasse, Herr, die dich hassen. Göze aber fügte die bedeutsame Restriction hinzu, daß Mendelssohn sich, seines Wissens, noch nie öffentlich als ein Feind des Erlösers gezeigt habe. Die übertriebenen Lobsprüche, mit denen Mendelssohn überhäuft ward, billigte Göze nicht. Er hatte wol nicht Unrecht, wenn er die damalige Mode, Mendelssohn zu loben, mehr für eine Demonstration gegen das Christenthum, als für eine wirkliche Verehrung des im Uebrigen gewiß ehrenwerthen Mannes hielt. Kaum dürfte sich nach den hier mitgetheilten Aeußerungen zwischen seinen Grundsätzen und seinem Benehmen in dem Kampfe gegen den Unglauben ein solcher Widerspruch nachweisen lassen wie in den sogenannten „Toleranzschriften" seiner Gegner.

Zu diesen gehörten auch zwei seiner Amtscollegen, die beiden Prediger Alberti und Friderici in Hamburg, zu deren frühzeitigem Tode, nach einer Andeutung Lessing's, Göze's Polemik wesentlich beigetragen haben sollte. Kurz vor seiner Ankunft in Hamburg (1755) war Alberti zum Diakonus an der St. Katharinenkirche gewählt worden. Kaum zu bezweifeln ist, daß bei dieser Wahl schon die Partei der Aufgeklärten die Hand im Spiele gehabt hatte [33]). In den ersten Jahren scheint das Verhältniß der beiden Amtscollegen kein gespanntes gewesen zu sein. Wenigstens hatte Göze in seiner früher erwähnten Sammlung „auserlesener Kanzelreden" auch eine von Alberti über Hebr. 12, 9 gehaltene Predigt aufgenommen, in der ein ganz anderer Geist athmete als in den übrigen Predigten jener Sammlung. Von Christus war nur auf den letzten Seiten dieser Predigt die Rede, wo seine Erlösung mit zu den Antrieben zur Tugend gerechnet worden war. Lange konnte jedoch das gute Vernehmen zwischen Göze und Alberti nicht bestehen. Als vertrauter Freund Basedow's lebte Alberti in dem Kreise dieses Mannes, dessen heterodoxe Ansichten und antikirchliche Bestrebungen er theilte. Dabei vernachlässigte er in seinem Umgange und Benehmen das Decorum, welches Göze von einem Geistlichen forderte, in solchem Grade, daß beide unmöglich mit einander harmoniren konnten. Sie hatten schon auf der Kanzel sich einander bekämpft [34]), ehe ihre Feindschaft zum öffentlichen Ausbruch kam. Die nächste Veranlassung dazu gab das Bußtagsgebet, in welchem damals die Worte vorkamen: „Herr, schütte deinen Grimm aus auf die Heiden, die dich nicht kennen, und auf die Königreiche, die deinen Namen nicht anrufen." Daß Alberti sich erlaubt hatte, jene Worte eigenmächtig wegzulassen, erregte großes Aufsehen. Man erblickte darin eine unverkennbare Demonstration gegen die altgläubige Richtung, ein Beispiel von Eigenmächtigkeit in kirchlichen Dingen, die, wenn sie ungerügt blieb, leicht zu andern Ueberschreitungen führen konnte. Wer auch die erwähnte Stelle im Bußgebete an und für sich keineswegs billigen möchte, dürfte doch Gözen nicht tadeln, daß er es für seine Pflicht hielt, als Senior dagegen aufzutreten. Als Grundidee enthielt die von ihm herausgegebene „Richtige Erklärung der Worte Asaph's Ps. 79, 6 [35])" die an und für sich richtige Behauptung, „daß die christliche Kirche, da sie doch nur durch Gottes Schutz und Hilfe den Sieg über die Feinde und Gegner der göttlichen Wahrheit erringen könnte, auch den Herrn um Ueberwindung der Feinde und Vernichtung ihrer Anschläge bitten dürfe, und daß dabei nicht einmal die leibliche Vernichtung derselben eingeschlossen, am allerwenigsten aber die geistliche Errettung ausgeschlossen wäre." Was Göze schon bei anderen Gelegenheiten geäußert, brachte er hier wieder zur Sprache: Die Lutherische Kirche hienieden sei eine kämpfende, und werde es bleiben bis ans Ende der Welt, fortwährend den härtesten Verfolgungen von Seiten der Katholiken preisgegeben, gegen die Göze hier ganz besonders eiferte. Nun aber habe die Kirche noch von den Ungläubigen zu leiden, wodurch unsern Nachkommen schwere Tage bevorständen.

Seine Religiosität macht es erklärlich, daß er auf die Beibehaltung der Worte im Bußgebete, die der fromme Sinn der Väter entworfen, bestehen mußte, so sehr diese Worte auch der negativen Partei ein Dorn im Auge sein mochten. Gegen die von Göze verfaßte Schrift gab Alberti anonym eine „freimüthige Prüfung" heraus, „angestellt von einem Freunde des vernünftigen Christenthums." Darin hatte er geäußert: Nicht wie die Worte in den Psalmen gemeint wären, dürfe gelten, nicht wie die

32) Siehe seine Protestation gegen das von dem Verfasser der Galerie der Teufel (F. A. Cranz) ihm beigelegte zweideutige und schmähende Lob (Hamburg 1785.) S. 24. 33) Vergl. das von G. F. Cramer verfaßte Werk. Klopstock. Er und über ihn. 5. Bd. S. 300

34) „Morgens," sagt J. E. Meier, „predigte Göze gegen Alberti und Nachmittags Alberti wider Göze." Siehe Mallet'e Bremer Briefpost. 1858. S. 207. 35) Und Beweis, daß die hamburgische Kirche solche Worte nun länger als 70 Jahre an ihren feierlichen Bußtagen ohne Versündigung gebetet und noch ferner zu beten die höchste Ursache und Verbindlichkeit habe. (Hamburg 1769. 4.)

Väter dieselben hätten verstanden wissen wollen, sondern wie die Einfältigen sie jetzt auffassen würden. „Diese aber," behauptete Alberti, „könnten nicht anders als denken: Gott werde angerufen, die Heiden dafür, daß sie ihn nicht kennen, mit seinen Strafgerichten zu verfolgen. Wenn nun Einer," fügte er hinzu, „solches in einem öffentlich autorisirten Kirchengebete hört, muß er nicht glauben, daß es von Rechtswegen geschehe? Zumal, wenn er so unglücklich ist, solche Prediger zu haben, welche selbst alle verdammen, die nicht zur Erkenntniß Gottes und der geoffenbarten Religion gelangt sind?" Diese Meinung von dem Sinne des Kirchengebets möchte aber wol damals in Hamburg eben so wenig Jemand getheilt haben, wie Göze diese Art der Verdammung jemals gebilligt hatte.

Zu den mannichfachen Invectiven in Alberti's Schrift gehörte auch seine Verwunderung darüber, daß es in Hamburg einfältige Christen gebe, welche die Blendwerke des Herrn Seniors nicht zu durchschauen vermöchten. „Man sieht aber," fügte er hinzu, „was ein Schriftsteller vermag, der die Kunst versteht, die Schriftsteller da verstümmelt anzuführen, wo er recht sorgfältig zu sein scheint, ihren Zusammenhang aufzusuchen." Den Haß gegen seinen Gegner steigerte Alberti sogar bis zu der gewagten Behauptung: Seicht und unbedeutend sei Alles, was Göze geschrieben über den Unterschied des alten und neuen Testaments. Für die Christen gelte allein: Betet für die, so euch verleumden und verfolgen! Die von Göze ausgesprochene Behauptung: das Gebet sei nicht wider die Person der Feinde, sondern nur gegen ihre Bosheit und Grausamkeit gerichtet, erklärte Alberti für die „Ausflucht eines Mannes, der selbst an der Vertheidigung seiner Sache verzweifle." Die hier mitgetheilten Aeußerungen reichen hin, um die Gereiztheit Alberti's in seiner Schrift zu erkennen, während es genügt hätte, den Gemeinden zu zeigen, in welchem Sinne die alten frommen Verfasser des Bußgebets ihre Worte genommen hätten.

Die nächste Folge dieser Polemik war, daß die hamburger Gemeinde sich in zwei Parteien theilte. Daß Göze dabei die Mehrzahl auf seiner Seite hatte, steigerte die Erbitterung seines Gegners. Inzwischen entstand ein lebhafter Schriftenwechsel. In einer nachher gedruckten Predigt hatte Alberti eine in Berlin 1767 erschienene Schrift: „Vom falschen Religionseifer" seinen Zuhörern empfohlen und viel für sich hatte die Vermuthung, daß er seine Schrift selbst recensirt habe [31]). Diese Recension ließ Göze „mit nöthigen Anmerkungen" wieder abdrucken [32]), und gab gleichzeitig seine bereits früher erwähnte Schrift: „Die gute Sache des wahren Religionseifers" heraus [33]). Die Erwiederung blieb ihm Alberti nicht schuldig in zwei Predigten [34]), beide am 17. Sonntage nach Trinitatis, wahrscheinlich 1769 und 1770 gehalten, doch erst später (1771) herausgegeben, worauf Göze seine schon 1768 gehaltene Predigt: „Von der Liebe gegen fremde Religionsverwandte" durch den Druck bekannt machte. Die zwiefache Polemik auf der Kanzel und die Presse steigerte die Aufregung in den Gemeinden noch um so mehr, da die Sache wegen des Bußtagsgebets noch nicht erledigt worden war. Göze hatte beim Ministerium über Alberti's eigenmächtiges Verfahren eine Klage eingereicht, aber keine Unterstützung gefunden. Darüber entrüstet entschloß er sich im August 1770 sein Seniorat, das er zehn Jahre hindurch bekleidet hatte, niederzulegen. In einer am Sonntage Miseric. Dom. gehaltenen Predigt: „Vom wahren seligen und vom falschen verdammlichen Frieden" erörterte er nochmals alle streitigen Punkte und erklärte in der Vorrede: er habe sein Seniorat niedergelegt, weil Umstände eingetreten wären, die mit der Fortsetzung seines Amts und mit seinem Gewissen durchaus nicht harmonirten. Ungeschmälert blieben ihm alle wesentlichen Verpflichtungen und Rechte des Amts eines hamburger Predigers.

Den noch immer nicht ganz beseitigten Kampf erneuete die von Alberti im December 1771 herausgegebene „Anleitung zum Gespräch über die Religion" [40]). Sonderbar genug diente diese Schrift in aller Vernünftigen Augen, statt seines Gegners Ansichten zu widerlegen, vielmehr dazu, ihn wegen seiner Orthodoxie zu rechtfertigen. Das ganze Buch war voll innerer Widersprüche. Als Beförderer der Aufklärung hatte Alberti sich in seiner Schrift schon dadurch gezeigt, daß er die Lehren von der Trinität, von der Gottheit Christi, von der Eingebung der heiligen Schrift, von der Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Abendmahle und andere unbezweifelte Dogmen der Lutherischen Kirche theils stillschweigend negirt, theils gewaltig modificirt hatte. Zugleich aber wollte er sich auch den Schein der Rechtgläubigkeit geben. Aengstlich hatte er daher jedes Wort vermieden, wodurch man ihm eine Abweichung vom kirchlichen Lehrbegriffe hätte zum Vorwurf machen können. Von seinen Zeitgenossen war er fast einstimmig für einen Nichtorthodoxen gehalten worden. Er selbst behauptete dagegen, so viele Abweichungen vom kirchlichen Glauben auch sein Buch enthielt [41]), doch steif und fest seine Rechtgläubigkeit. Aus der heiligen Schrift war übrigens der Inhalt so wenig geschöpft, wie er in seinen früher erwähnten zwei Predigten den Bibeltext zum Grunde gelegt hatte, den er erst suchte, als er sie schon entworfen. Noch weniger aber war im biblischen Geiste, was Alberti, alles Abmahnens seiner Freunde ungeachtet, in der Vorrede zu seinem Buche gegen Göze geschrieben hatte.

36) In der Hamburger Neuen Zeitung. 1768. Nr. 7. 37) Hamburg 1768. 8. 38) Ebendas. 1770. 8. 39) Von der Einträchtigkeit mit denen, welche in der Religion von uns verschieden denken.

40) In kurzen Sätzen, besonders zur Unterweisung der Jugend, nebst einem Anhange von Schriftstellen, welche diesen Sätzen theils zur Erläuterung, theils zur Bestätigung dienen. (Hamburg 1772. 8.) Zweiter Theil, oder die Beweis- und Erläuterungsschriften der Bibel. (Ebendas. 1772. 8.) 41) Es fehlte unter andern darin die Lehre vom Teufel. Als man ihn darüber zur Rede stellte, wollte Alberti dies Dogma vergessen haben, während er doch angeblich „zwanzig Jahre" an seinem Buche gearbeitet hatte.

Dort hieß es ausdrücklich: „Das erkläre ich hiermit so feierlich als möglich: wenn unter denen, die mich belehren wollen, sich irgend Einer finden sollte, der auch nur von fern die Absicht merken ließe, meine Rechtgläubigkeit in Zweifel zu ziehen, so werde ich nicht weiter Wissenschaft davon nehmen, viel weniger mich mit einem Solchen in einen Streit einlassen. Ich kenne aus der Kirchengeschichte das heillose Geschlecht solcher polemischen Seelen, die über jeden Versuch der Wegräumung alter Irrthümer und Misbräuche Lärm schlagen, zumal wenn sie schon Proben einer hämischen Gemüthsart gegeben haben. Und welchen reichen Beitrag könnte ich aus meiner eigenen Erfahrung liefern! Allein eben diese Erfahrung macht es mir zur Pflicht, auf alle weitere Angriffe der Art nicht weiter zu achten, zumal wenn man sie in dieser Zeit, wo mein Leben in naher Gefahr gewesen ist [42]), am heftigsten wiederholt, und sich mit der eigentlichen Absicht dabei jedem unparteiischen Zeugen bloßgegeben hat. Im Vorbeigehen mag diese Erklärung statt aller Antwort dem geschäftigen Manne dienen, welcher jüngsthin zu wiederholten Malen aus meinen beiden letzten Predigten von der Einträchtigkeit mit denen, die der Religion nach von uns verschieden denken, mit seinen gewöhnlichen Künsten und in der ihm geläufigen gemeinen Sprache mir die Beschuldigung einer Neigung zum Indifferentismus aufbürden will."

Selbst wenn Göze es hätte über sich gewinnen können, auf Angriffe dieser Art zu schweigen, durfte er es nicht, ohne die Wahrheit vor seinen Zuhörern zu verleugnen. Zu einer eigentlichen Entgegnung schien er sich nicht gerüstet zu haben. Er beschränkte sich darauf, in seinen sonntäglichen Predigten vorzugsweise solche Lehren zu erörtern, die seiner Ansicht nach in Alberti's Schrift ungenügend behandelt worden waren, natürlich ohne Nennung seines Namens, doch mit unverhohlenen Beziehungen auf das fast in allen damaligen Zeitungen empfohlene und gepriesene Buch, das durch Auszüge allgemein verbreitet worden war. So äußerte Göze unter Anderem in einer am zweiten Sonntage nach Epiphanias gehaltenen Predigt: „Die höchste Prüfung der Geduld, auf welche Gott die wahren Freunde Jesu und seiner allerheiligsten, nicht verfälschten, nicht auf Schrauben gesetzten, nicht verstümmelten Religion setzen kann, ist diese: wenn sie sehen müssen, daß elende Menschen dem Geiste der Wahrheit Hohn sprechen und daß sie sich erfrechen, die von ihm selbst unmittelbar herrührenden Ausdrücke: Glaube, Sünde, Heiligung, geistliche Güter, sogar den Satz, der der Mittelpunkt des Wortes Gottes ist: an Jesum Christum glauben, in öffentlichen Zeitungen für pedantische Wortkrämerei auszurufen und das Urtheil fällen, daß solche nicht einmal genannt werden sollten. Und so weit ist es in Hamburg gekommen!" Mit dieser Wendung hatte er eine glückliche Wahl getroffen, da er wohl wußte, wie seine Gemeinde noch Christi Wort als göttliche Autorität ehrte. — Nicht lange nachher predigte Göze gegen den damals oft citirten Satz Alberti's: „daß der Erlöser erst durch seine Erhöhung zur höchsten Herrlichkeit an der Ehre der Anbetung Theil nehme." Sein Thema in einer sehr zahlreich besuchten Wochenpredigt über Ps. 77, 11—13 war die „erquickende Hoffnung des Heiligen unter den traurigen Verwirrungen dieses Lebens." Aus dieser Predigt sprach, ohne alle äußere Beziehung, nur das tief bewegte Gemüth des Redners.

Eine der traurigsten Perioden seines Lebens nahte ihm um diese Zeit (1772). Sein Gegner Alberti war am 20. März des genannten Jahres nach langwieriger Krankheit gestorben. Die Theilnahme, die sein Tod erregte, ward von seinen Anhängern nicht unbenutzt gelassen. Sie verbreiteten überall: Alberti, der so lange und schwer krank gewesen, sollte mit einem Male an Göze's Terten gestorben sein. Dieser konnte keine Predigt halten, in der man ihm nicht schuld gab, dem Verstorbenen noch ein „Verdammungsurtheil nachgeschlendert zu haben." Göze konnte es freilich nicht vermeiden, daß in seinen Predigten Glaubenslehren vorkamen, die Alberti anders gelehrt oder bekämpft hatte. In diesem Sinne hatte er sogar am Begräbnißtage seines Gegners gepredigt. Mochte er indessen auch das Thema über Joh. 5, 20 nicht ohne polemische Absicht in Bezug auf eine Stelle in Alberti's Vorrede zu seinem vorhin erwähnten Buche gewählt haben, so gereichte es ihm doch zur Entschuldigung, daß das Concept seiner Predigt, das er Mittwoch in die Druckerei zu senden pflegte, schon vor Alberti's Tode geschrieben war und die Zurücknahme des einmal ausgegebenen Textes nun Nichts mehr helfen konnte. Von seinem Standpunkte aus konnte Göze kaum anders handeln. Er mußte den Kampf fortsetzen, der, wenn auch nicht mehr der Person, doch der Sache galt.

Dieser Polemik im Allgemeinen sehr ähnlich war der Streit, in den Göze einige Jahre später mit einem andern Amtscollegen, J. C. Friderici [43]), verwickelt wurde, der 1775 zum Hauptpastor an der St. Petrikirche gewählt worden war. Die in damaliger Zeit in Hamburg nicht unwichtige Frage, ob der neue Pastor zu den Orthodoxen gehöre oder nicht, war schwierig zu beantworten, da Friderici jede entschiedene Erklärung, ob er an Christus als den Sohn Gottes im kirchlichen und biblischen Sinne glaube, behutsam vermieden hatte. Seinen bisher befolgten Grundsätzen gemäß, äußerte sich Göze hierüber mit den Worten: „Offenherzig bekenne ich, daß ich mich in meinem Gewissen gedrungen fühlte, diejenigen Glaubenslehren, welche der Herr Pastor Friderici entweder gar überging, wenn er auch vermöge seines Textes den stärksten Beruf hatte, solche zu treiben, auch wissen konnte und mußte, wie sehnlich alle Rechtschaffenen seine bestimmte Erklärung darüber erwarteten, oder welche er zweideutig, unbestimmt, auch wol unrichtig vortrug, mit desto größerem Fleiße einzuschärfen. Und da das

42) Alberti hatte an wiederholten Anfällen von Hektik gelitten, die seinen Tod am 30. Mai 1772 beschleunigten. Vergl. über ihn H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 5 fg.

43) Siehe über ihn Döring a. a. O. 1. Bd. S. 442 fg.

Lob des Herrn Friderici und insonderheit seiner Vorträge, die am paradorosten waren, auf eine bei uns nicht gewöhnliche Art im hiesigen Correspondenten auf die übertriebenste Art ausposaunt wurde, so ward das Gerede dadurch immer unterhalten und vermehrt. Obgleich ich nun mit größter Behutsamkeit alle persönlichen und charakteristischen Züge zu vermeiden suchte, es auch gar nicht allein gethan — denn viele meiner Collegen thaten dasselbe — so hatte ich doch dabei das nur sehr gewöhnliche Schicksal, daß der Haß und die Erbitterung seiner Anhänger vornehmlich auf mich fielen, und daß man mich insonderheit zum Ziele der liebloseſten und ungerechteſten Urtheile wählte. Als nun," fährt Göze fort, „Friderici am 1. Sonnt. nach Epiph. 1776 die so vielfach bestrittenen Grundsätze Basedow's auf die Kanzel gebracht hatte, war ich allerdings berechtigt, diese Aussprüche des Hrn. Friderici für einen directen Angriff auf mich anzusehen und mich dagegen zu vertheidigen. Aber ich habe bedacht, daß meine Feinde diese Vertheidigung als Animosität auslegen würden, darum habe ich mich gemäßigt und geschwiegen."

Große Sensation erregte besonders eine von Friderici am Dienstage nach Reminiscere 1776 gehaltene Predigt, in welcher er als Ursache des Seelenleidens Christi am Oelberge die Sünden seiner Feinde, die Schwachheiten und die Versündigungen seiner Jünger angegeben, aber den Hauptpunkt, daß der Herr die Sünden der Welt auf sich genommen, völlig übergangen hatte. Dieser Predigttext war eine entschiedene Declaration von Seiten Friderici's, wie er Christi Leiden erklärt wissen wollte und zugleich eine unverhohlene Polemik gegen die orthodoxe Lehre. Göze äußerte sich darüber mit den Worten: „So verschiedene Vorträge über eine Sache mußten in Hamburg, wo so viele Tausende die Predigtentwürfe in Händen und die Predigten gehört hatten, großes Aufsehen erregen. Aber auch hier behauptete mein gewöhnliches Schicksal seine Gewalt. Die Anhänger des Hrn. Friderici thaten, als wenn sie nicht wüßten, was in der Michaeliskirche gepredigt worden und richteten ihre Angriffe allein gegen mich. Herr Friderici rührte sich nicht. Seine Freunde wollten das als einen Beweis seiner Friedfertigkeit ansehen, allein Verständige wissen, daß das Stillschweigen in solchen Fällen von mehren Ursachen als von der bloßen Liebe zum Frieden angerathen werden kann."

In Bezug auf das vielfach verbreitete Gerücht, daß gegen ihn von Alberti's Anhängern eine förmliche „Klageschrift" eingereicht worden, bemerkte Göze: „Da mir eine solche zu meiner Rechtfertigung nie mitgetheilt worden, so kann ich nicht sagen, was darin für Gravamina gegen mich gerügt werden. Indessen hatten sie doch die Freude, einen Extract. prot. judic. zu erschleichen, in welchem mir harte und ganz allgemeine und auf meiner Seite Gott Lob ganz unverdiente Vorwürfe gemacht wurden, auch ohne den geringsten Beweis. Ich ward sogar aufs Künftige mit obrigkeitlichem Einsehen bedroht und angewiesen, wenn ich in Lehrpunkten gegen ein Mitglied Rever. Minist. etwas zu erinnern hätte, sollte ich es gehörigen Orts anbringen. Ich ging," fährt Göze fort, „meinen geraden Weg, predigte und vertheidigte die evangelische Wahrheit, so weit es meine Ueberzeugung vor Gott, mein Amt und mein Eid von mir forderten, wobei ich alle meine Widerwärtigen mit Freudigkeit aufforderte, aus meinen Entwürfen sowol, wie aus meinen mündlichen Vorträgen, auch nur Einen Satz anzuführen, der in Wahrheit mit dem Namen einer persönlichen Anzüglichkeit belegt werden könnte."

Einer unmittelbar vorher gegangenen heftigen Alteration schrieb ein in Hamburg allgemein verbreitetes Gerücht den Tod Friderici's zu, der 1777 plötzlich auf der Kanzel erkrankt und schon zwei Tage nachher am 12. Aug. „an einem Gallenfieber" gestorben war. Friderici, erzählte man, sollte sich über den Text einer von Göze gehaltenen Predigt so gekränkt haben, daß er zu seiner Frau gesagt: Das ist mein Tod! Göze ward sogar beschuldigt, einen Brief an Friderici gesandt zu haben, der die Ursache seines Todes gewesen sei. Göze fand sich dadurch veranlaßt, eine eidliche Vernehmung der Witwe zu fordern, ob ihr Mann jemals von ihm eine Zeile erhalten habe. Damit war ihm jedoch wenig geholfen. Er schrieb darüber: „Da meine Bitte um eidliche Vernehmung der Frau Friderici wenig bekannt geworden, so dauert jene Beschuldigung noch fort. Es finden sich hier in Hamburg und auswärts noch immer Viele, die sie eifrig fortpflanzen. Ich kann mir daher nicht anders helfen, als daß ich sie für ehrlose Calumniaten erkläre."

In jedem Angriffe gegen seine Person sah Göze nur den Kampf gegen seine Sache, als Sache Christi, und dieser, meinte er, werde der Sieg doch nicht fehlen. Dieser Gedanke ermuthigte ihn, so sehr er sich auch angelegen sein ließ, seine Person gegen Schmähungen und grundlose Beschuldigungen zu rechtfertigen. „Mir hat," äußerte er, „bisher die Güte Gottes Muth und Freudigkeit gegeben, alle diese Angriffe mit Mitleiden anzusehen und mit herzlicher Fürbitte zu erwidern. Noch keine schlaflose Nacht haben sie mir verursacht, noch viel weniger an meiner Gesundheit mir den geringsten Schaden gethan. — Sollte es indessen Gott gefallen, da ich noch mehre Angriffe dieser Art zu erwarten habe, mich meinen Lauf mitten unter denselben vollenden zu lassen, so will ich es im Voraus herzlich verbitten, daß man von jener Seite alsdann sich nicht rühme: man habe mich zu Tode recensirt. Ein rechtschaffener Lehrer, der um der Wahrheit willen Schmach leidet, stirbt so leicht nicht an einem Gallenfieber. Von Schmähschriften und Pasquillen werde ich durch die Gnade meines Gottes gewiß nicht sterben, sondern so lange es meinem Herrn gefällt, sein Wort verkündigen und unter seinem Beistande nach seiner Vorschrift seine Wahrheit so lange vertheidigen, so lange ich Mund und Feder gebrauchen kann" [44]).

Mit einem seiner spätern Hauptgegner, mit Lessing, hatte Göze, ehe der Streit über die wolfenbüttelschen Fragmente begann, in Nichts weniger als gespannten

44) Siehe den Anhang zu seiner Schrift: Die gute Sache des wahren Religionseifers (Hamburg 1770.) S. 330.

Verhältnissen gestanden. Es sprach für seinen Scharfsinn, daß er in Lessing, „dem Comödiendichter, dem Weltkinde, dem Spieler," den Gelehrten und tüchtigen Kopf entdeckt hatte[45]). „Ich hatte," schrieb Göze, „bei Lessing's Aufenthalt in Hamburg das Vergnügen, ihn persönlich kennen zu lernen, da er mir einigemal die Ehre erwies, mich zu besuchen. Ich habe in seinem Umgange wirklich angenehme Stunden genossen, denn er konnte freundschaftlichen Widerspruch ertragen; er war willig, seine in verschiedenen Fächern der schönen Wissenschaften erlangten vorzüglichen Kenntnisse Andern mitzutheilen." In seiner Schrift: „Ueber die Sittlichkeit der Schaubühne"[46]) citirte Göze eine ernste Stelle über die Gefahren des Schauspiels und fügte hinzu: „Möchte doch dieser Gedanke von allen denen, welche auf eine andere Art bewiesen haben, daß sie Freunde der Tugend und der Religion sind, und welche in guter Absicht moralische Schriften geschrieben haben, beherzigt werden! Ich empfehle solchen insonderheit den mir so werthen Herren Gellert und Lessing." Später, als Lessing schon Bibliothekar in Wolfenbüttel war, äußerte Göze in Bezug auf eine in der dortigen Bibliothek befindliche Bibelsammlung den Wunsch, daß dieselbe beschrieben werden möchte. „Vielleicht," äußerte er, „lenkt die Vorsehung die Neigung des berühmten Herrn Lessing zu dieser Arbeit, der schon durch so manche Probe, und vor nicht gar langer Zeit durch seinen „Berengarius"[47]) bewiesen, daß ihm bei seiner ausgebreiteten Wissenschaft und großem Genie Alles, was er vornimmt, wohlgeräth"[48]).

Ebenso günstig urtheilte Lessing über Göze. „Es war," erzählt er[49]), „am 24. Jan. 1769, als ich ihn zuerst persönlich kennen lernte. Ich besuchte ihn auf seine wiederholte Einladung und habe einen in seinem Betragen sehr natürlichen, in seinen Kenntnissen gar nicht unebenen Mann an ihm gefunden. Wir sprachen zuerst von der hiesigen Bibliothek, darauf über seine Streitigkeiten mit Semler, in welchen Göze wol offenbar Recht hat, da Semler von dem complutensischen neuen Testamente gesprochen, ohne es gesehen oder untersucht zu haben." An Göze's Orthodoxie nahm Lessing keinen Anstoß. Auf den ersten Blick hatte sich, nach seiner eignen Aeußerung, in Göze „ein ganzer Mann gezeigt, ehrlich und unverkennbar selbst voll von dem Glauben, den er vertheidigte." An seinen Bruder K. G. Lessing schrieb er damals: „Was ist unsere neumodische Theologie gegen die Orthodoxie? mit dieser war man, Gott sei Dank, ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher jede ihren Weg gehen konnte, ohne die andere zu hindern. Aber was thut man nun? Man reißt diese Scheidewand nieder, und macht uns, anstatt uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen. Ich bitte Dich, lieber Bruder, erkundige Dich nach diesem Punkte genauer und siehe etwas weniger auf das, was unsere neuern Theologen verwerfen, als auf das, was sie dafür an die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist. Aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt, an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte, als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem, welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will; und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie als das alte sich anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich das alte vertheidige. Meines Nachbars Hause droht der Einsturz. Wenn mein Nachbar abtragen will, will ich ihm redlich helfen; aber er will es nicht abtragen, sondern es mit gänzlichem Ruin meines Hauses stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen als meines eignen"[50]).

So hatte Lessing am 8. Febr. 1774 geschrieben. Gleichwol warf er selbst drei Jahre später einen Feuerbrand ins Haus durch die von ihm besorgte Herausgabe der „Fragmente"[51]). Dadurch erregte er einen entschiedenen Kampf gegen die Orthodoxie, die er bisher so sehr geschont, und gegen Göze, den er so aufrichtig geschätzt hatte. Aus dem Vertheidiger „des alten Hauses" schien plötzlich ein Mann geworden zu sein, der es mit aller Macht niederzureißen bemüht war. Ob es wirklich seine Absicht war, die Orthodoxen zu kränken, ist zweifelhaft. Nach einer glaubhaften Aeußerung Nicolai's hatte Lessing vielmehr durch die Herausgabe jener Fragmente der orthodoxen Partei einen Dienst leisten wollen, wenn er

45) Siehe Lessing's Leben von Danzel, fortgesetzt von Guhrauer. 2. Bd. Abth. 1. S. 293. 46) Theologische Untersuchung der Sittlichkeit der heutigen deutschen Schaubühne überhaupt, wie auch der Fragen, ob ein Geistlicher, insonderheit ein wirklich im Predigtamte stehender Mann, ohne ein schweres Aergerniß zu geben, die Schaubühne besuchen, selbst Komödien schreiben, aufführen und drucken lassen, und die Schaubühne, so wie sie itzo ist, vertheidigen, und als einen Tempel der Tugend, als eine Schule der edlen Empfindungen anpreisen könne. (Hamburg 1770. 8.) 47) Berengarius Turonensis oder Ankündigung eines wichtigen Werks aus der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. (Braunschweig 1770 fl. 4.) 48) Göze besaß selbst eine schätzbare Sammlung von Bibeln in verschiedenen Sprachen, von denen er ein besonderes Verzeichniß, mit kritischen und literarischen Anmerkungen begleitet, herausgab (Hamburg 1777. gr. 4.) Vergl. F. L. Hoffmann's Schrift: J. M. Göze als Bibelsammler und Bibliograph. (Leipzig 1852. 8.) 49) Siehe Lessing's Werke (herausgegeben von Maltzahn) 11 Bd. Abth. 1. S. 412.

50) Siehe Lessing ebendas. 12. Bd. S. 485. 51) In den von Lessing herausgegebenen „Beiträgen zur Geschichte und Literatur aus den Schätzen der Herzogl. Bibliothek zu Wolfenbüttel. Erster bis dritter Beitrag." (Braunschweig 1773 — 1774. gr 8.) Der vierte Beitrag enthält die fünf ersten Fragmente des wolfenbüttelschen Ungenannten (H. S. Reimarus). Braunschweig 1777. Der fünfte und sechste Beitrag wurden aus Lessing's literarischem Nachlasse von J. J. Eschenburg und Chr. Leisler herausgegeben. (Braunschweig 1781.) Die vier ersten Beiträge wurden 1793 neu aufgelegt. Reimarus (Hermann Samuel), der muthmaßliche Verfasser der Fragmente, geb. am 22. Dec. 1694 zu Hamburg, starb als Professer der orientalischen Sprachen an dem Gymnasium seiner Vaterstadt den 1. März 1768. Siehe Memoria H. S. R. per *J. G. Büsch.* (Hamb. 1769. fol.) Nachrichten von niedersächsischen berühmten Leuten. 2. Th. S. 382 fg. *Klotzii* Acta literar. Vol. V. p. 344 seq.

leich durch Mittheilung des Fragments über die Auferstehung Christi weiter gegangen war, als er früher jemals gegangen. Wenn ihm aber auch die Orthodoxen als solche nicht besonders am Herzen lagen, so schien es doch zunächst seine Hauptabsicht, den halbphilosophischen Theologen einen Stein des Anstoßes hinzuwerfen, um ihnen zu verstehen zu geben: „wenn ihr ehrlich sein wolltet, müßtet ihr das Christenthum eben so offen bekämpfen wie der wolfenbüttelsche Fragmentist." — Gleich das erste Wort in diesen Fragmenten enthielt die ganze Grundidee Lessing's von der schwachen Halbheit und eigen Unehrlichkeit der damaligen Aufklärer in den Worten: „Wer von meinen Lesern mir diese Fragmente lieber ganz geschenkt hätte, der ist sicherlich furchtsamer als unterrichtet. Er kann ein sehr frommer Christ sein, aber ein aufgeklärter ist er gewiß nicht."

Durch die Herausgabe der Fragmente, namentlich des vierten, das im J. 1777 erschien, hatte Lessing's scharfes Schwert nicht nur den Gegnern, die vor ihm standen, einen gewaltigen Schlag versetzt, sondern auch, so wenig dies seine Absicht war, auch die so lange geschonten Gegner hinter und neben ihm, die aufrichtigen Orthodoxen, tief verletzt. Schon von einigen andern Gelehrten waren die Ansichten des wolfenbüttler Fragmentisten bestritten worden, als Göze den Kampfplatz betrat. Seine erste Schrift über diesen Gegenstand war ein Artikel in den „Freiwilligen Beiträgen" vom 17. Dec. 1777. Dieser Artikel betraf weniger die Fragmente als die Gegensätze. „Wahrlich," hatte Lessing geäußert, „der Mann soll noch erscheinen auf beiden Seiten, der die Religion so bestreitet, und der, welcher die Religion so vertheidigt, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert." Darauf erwiederte Göze: „Es ist hart, auf diese Art Feinde der Religion und die Vertheidiger derselben in eine Classe zu werfen. Der Schluß: wahrlich er soll noch erscheinen, leugnet nicht nur, daß die Religion nicht so angegriffen worden, als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert, sondern auch, daß sie noch nicht auf diese Art vertheidigt worden. Den Beweis des letzten Satzes müßte der Herr Herausgeber erst durch eine vollständige und bündige Induction führen, ehe er von seinen Lesern verlangen kann, daß sie solchen als einen auf unbewegliche Gründen beruhenden Urtheilsspruch annehmen sollen. Ich würde," fügte er hinzu, „den Christen, der zugleich Theolog ist, sehr bedauern, wenn er sich aus Mangel anderer Gründe in der traurigen Nothwendigkeit sehen sollte, diesen aus Stroh geflochtenen Schild gegen in den Fragmenten befindlichen feurigen Pfeilen entgegen zu halten. Lieber würde ich rathen, gar die Flucht zu ergreifen, denn durch Annahme der von dem Herrn Herausgeber dargebotenen Sätze würde er die Bibel preisgeben, um die Religion zu retten. Welche Religion! Gewiß nicht die christliche, welche mit der Bibel steht und fällt!"

Mit diesen Worten hatte er einen Hauptangriff auf seinen Gegner gethan, indem er Lessing's Herzensmeinung: die Bibel aufzugeben, um die Religion zu retten, bestritt. Seinen Aufsatz schloß Göze mit den Worten: „Ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn ich besorgen müßte, daß von der Ausbreitung dieser boshaften, so vielen Seelen höchst gefährlichen und der Ehre unsers großen Erlösers so nachtheiligen Aufsätze die Rechenschaft an jenem Tage von mir werde gefordert werden. Ich wünsche, daß der Herr Herausgeber aus den Schätzen der Bibliothek uns künftig etwas Besseres liefern möge als Gift und Aergernisse." Daß ein Mann wie Göze solche Sprache führte, war wol kein Wunder, wenn man bedenkt, daß Reimarus in dem letzten von Lessing herausgegebenen Fragmente: „Von dem Zwecke Jesu und seiner Jünger," den Beweis zu führen versucht hatte: Jesus sei ein politischer Revolutionair gewesen, er habe ein weltliches Messiasreich stiften wollen, sei durch einen verunglückten Staatsstreich ans Kreuz gekommen, dann aber von seinen Jüngern, die seinen Leichnam aus dem Grabe gestohlen hätten, für einen Auferstandenen ausgegeben und als religiöser Reformator dargestellt worden.

Auf den früher erwähnten Artikel, den Göze in den „Freiwilligen Beiträgen" vom 17. Dec. 1777 schrieb, antwortete Lessing im J. 1778 mit zwei kurzen Aufsätzen, die mit einem am Schlusse beigefügten Absagungsschreiben als einzelne Flugschriften erschienen [52]). In der ersten rechtfertigte sich Lessing wegen der Herausgabe der Fragmente durch sein Amt. Ein Bibliothekar, äußerte er, sei wie ein Kräuterkenner, der auch Giftpflanzen, wo er sie entdeckt, sammle und anzeige; ein Pastor sei wie ein Hirt, der nur nach dem frage, was seinen Schafen dienlich sei. So möge der Herr Pastor Göze es ihm, dem Bibliothekar, nicht verdenken, daß er die Fragmente bekannt gemacht habe. „Sie würden," fügte er hinzu, „vor Ihrer Todesstunde zittern, wenn Sie an der Bekanntmachung der Fragmente den geringsten Antheil gehabt hätten; ich werde vielleicht in meiner Todesstunde zittern, aber vor meiner Todesstunde werde ich nie zittern."

Einen sehr ernsten Tadel erfuhr Lessing in dem am 30. Jan. 1778 erschienenen Stücke der „Freiwilligen Beiträge." Dort äußerte Göze sich in Bezug auf die Herausgabe der Fragmente mit den Worten: „Unternehmungen dieser Art kann nur der für etwas Gleichgültiges ansehen, der die christliche Religion für ein leeres Hirngespinnst oder gar für einen schädlichen Aberglauben ansieht [53]), und der nicht eingesehen hat und nicht einsehen will, daß die ganze Glückseligkeit der bürgerlichen Verfassung unmittelbar darauf beruhe, oder der den Grundsatz hat: sobald ein Volk einig wird, Republik sein zu wollen, so darf es" [54]). Hierauf

52) Die Titel dieser Broschüren lauteten: Eine Parabel, nebst einer kleinen Bitte und einem eventuellen Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg. 1778. 8. — Nöthige Antwort auf eine unnöthige Frage[frage] des Herrn Hauptpastors Göze in Hamburg (Wolfenbüttel [Fulgentius'sche Buchh.] Berlin] 1778). — Der nöthigen Antwort u. Erste Folge. (Ebendas. 1778. 8.) — Der nöthigen Antwort zweyte Folge. (Ebendas. 1778. 8.) — Dies auch Lessing's eigenen Worten: „für das abscheulichste Gebäude von Unsinn;" s. Lessing's Werke. 12. Bd. S. 338. 53) Dieser Satz hatte kurz zuvor in einer hamburger Zeitung gestanden in einer Recension über Klopstock's Messiade.

tadelte Göze Lessing's übertriebenes Lob des ungenannten Verfassers der Fragmente[55]). Göze sah darin, nach seinen eigenen Worten, „nichts Anderes als ein kleines Hilfsmittel, die Achtung des Lesers für jenen Mann zu erschleichen." Seinem Herzen wie seinem Verstande gereichte es zu gleicher Ehre, daß Göze jenen Fragmenten eine geringere Bedeutung beimaß als den Gegensätzen Lessing's, die das Christenthum wirklich gefährdeten, weil sie dasselbe „unter dem Scheine es zu befestigen," vielmehr zu untergraben gesucht hatten.

Mit Lessing's vorhin erwähntem „Absagungsschreiben an den Herrn Pastor Göze in Hamburg" begann eine lange Reihe von Streitschriften gegen den einen Mann, den er sich zur Zielscheibe des bittersten Hohns und grimmigsten Spottes ausersehen zu haben schien. Die ganze Polemik war rein persönlich und voll von den heftigsten Invectiven. Unmittelbar nach dem erwähnten „Absagungsschreiben" ließ Lessing seine „Axiomata"[56]) drucken, worin er seine wider die Autorität der heiligen Schrift gerichteten Sätze gegen die Entwürfe Göze's vertheidigte. Dagegen vertheidigte dieser seine Meinungen gegen Lessing in vier Broschüren, zuerst in der Schrift: „Etwas Vorläufiges gegen des Herrn Hofraths Lessing mittelbare und unmittelbare feindselige Angriffe auf unsere allerheiligste Religion und auf den einigen Lehrgrund derselben, die Bibel"[57]). Unter den acht Aufsätzen, die diese Schrift enthielt, waren die beiden ersten ein Abdruck von zwei in den „Freiwilligen Beiträgen" erschienenen Recensionen; die sechs andern Aufsätze betrafen Lessing's weitere Streitschriften und die Entgegnungen von Lüderwald, Schumann, Mascho u. a. Gelehrten. Wegen des Ausdrucks „feindselige Angriffe" auf dem Titel seiner Schrift suchte sich Göze in der Vorrede zu rechtfertigen, wo er den ganzen Gegenstand des Streites kurz und bündig dargestellt und vorzüglich den Punkt hervorgehoben hatte, daß die Wahrheit des Christenthums auf Lebenserfahrung beruhe. Dabei hatte er auf Joh. 7, 16. 17 hingewiesen: So Jemand will dessen Willen thun, der mich gesandt hat, der wird inne werden, ob diese Lehre von Gott sei, oder ob ich von mir selber rede. Denn darin liege die wahre Beweisung des Geistes und der Kraft.

„Es ist wahr," äußerte Göze, „daß die Lehrsätze der christlichen Religion nicht so bewiesen werden können als der Satz: zweimal zwei ist vier. Aber so sollen sie auch nicht bewiesen werden, denn dabei würde die menschliche Freiheit völlig zu Grunde gehen, und es würde alsdann heißen: entweder Christ oder ins Tollhaus. Auf solche Weise will Jesus keine Jünger machen. Das innere Zeugniß des heiligen Geistes, welches sich durch die Kraft der heiligen Schrift an den Seelen derer offenbart, welche der Wahrheit nicht muthwillig widerstreben, muß hier nothwendig die Ehre behaupten, unser Herz in der Wahrheit Gottes fest zu machen. — Christen, die da wissen, an wen sie glauben, werden seine unglücklichen und ihm selbst äußerst verderblichen Unternehmungen mit innigem Mitleiden ansehen und desto herzlicher für ihn beten." Zu besonderem Vorwurfe macht Göze seinem Gegner seine „Theaterlogik, seine Sophismen, Equivoquen, Fallacien, seine falschen, den schwachen Leser blendenden Bilder, statt der Gründe ꝛc., die in der gelehrten Welt eben den Werth hätten wie falsche Märkel in der bürgerlichen Welt." Damit habe Lessing freilich erreicht, „daß die Witzlinge und alle diejenigen, welche schon lange gewünscht hätten, daß der Heilige in Israel bei uns aufhören möchte, vor Freude, daß er endlich ihre Wünsche erfüllt und sich in seiner wahren Gestalt gezeigt, ihn mit lautem Jauchzen und freudigem Händeklatschen empfangen hätten."

Einen richtigen Ideengang verfolgte Göze, indem er das Wort Christi im Munde seiner Apostel als das zeugende Princip, die Lebenskraft der Kirche betrachtete. Da die Apostel hienieden nicht ewig leben sollten, mußten sie dies Wort schriftlich hinterlassen. So könnten wir, behauptete er, jetzt unter veränderten Umständen des schriftlichen Worts ebenso wenig entbehren, als früher ohne das gesprochene Wort die Kirche jemals hätte gegründet werden können. „Hat Lessing," äußerte er, „hier die große Regel der Logik distingue tempora beobachtet? Muß nicht, wenn dieser Schluß etwas beweisen soll, dabei vorausgesetzt werden, daß eben dieselben Umstände, welche vor Aufzeichnung der Schriften der Evangelisten und Apostel statt fanden, auch nach derselben unverändert bis ans Ende der Welt bleiben müßten? — Da die teutsche Reichsverfassung lange nach dem westfälischen Frieden bestanden, so müßte es auch möglich sein, daß der westfälische Friede und alle dazu gehörigen Verfassungen eingehen und die darin gegründete Verfassung des teutschen Reichs dennoch bestände. — Und welche Folgen flössen aus Lessing's Satze? Es sind diese: Also sind die Schriften der Apostel und Evangelisten völlig unnütz und überflüssig. Versteht Lessing aber unter der christlichen Religion die natürliche, so räume

---

55) Vergl. Lessing a. a. O. 9. Bd. S. 405. 56) Sie bestanden in folgenden inhaltsschweren Sätzen: „Der Buchstabe ist nicht der Geist und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Die Bibel enthält offenbar mehr als zur Religion Gehöriges und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehren gleich unbeweisbar sein müsse. Auch war die Religion, ehe die Bibel war. Das Christenthum war, ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. — Es muß möglich sein, daß Alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wieder verloren ginge und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten, sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine Wahrheit geben, weil sie keine hat." In allen diesen Sätzen hatte Lessing sich des Ausdrucks: christliche Religion enthalten. Von dem Nationalismus, zu welchem sie nachher zwar wesentlich wahr, aber nicht bewiesen werden konnten. 57) Hamburg 1778. 8. Dieser Schrift ließ Göze noch drei Broschüren folgen unter dem Titel: „Lessing's Schwachen." (Hamburg 1778. 8.) 3 Stücke. Das dritte Stück erwähnt Lessing schon in einem Briefe an Elise Reimarus vom 6. Sept. 1778.

ich ihm seinen ganzen Schluß ein; aber wie würde es alsdann um die Aufrichtigkeit und Redlichkeit aussehen, welche ein jeder ehrliche Schriftsteller, insonderheit bei einem so wichtigen Gegenstande, seinen Lesern schuldig ist?"

In gleicher Weise war Göze bemüht, seinem Gegner das Ungenügende in seinen Bildern und Gleichnissen, namentlich in seiner früher erwähnten Parabel, darzuthun, indem er ihn stets an der schwächsten Seite seiner Beweisführungen festhielt und beständig nachwies, daß nur von der natürlichen Religion gelten könne und gelte, was Lessing mit absichtlicher Unbestimmtheit des Ausdrucks von der Religion im Allgemeinen oder höchstens von der Religion Christi verstände, oder von der christlichen Religion wolle verstanden wissen, wie dies aus einer nähern Prüfung seiner Parabel klar hervorgehe. — Auf Lessing's Behauptung: daß er durch den Druck der Fragmente Nichts weiter beabsichtigt habe, „als das im Finstern schleichende Gift dem Gesundheitsrathe anzuzeigen," erwiederte Göze treffend: „Als ich die noch ungedruckten Blätter des Fragmentisten ein im Finstern schleichendes Gift genannt, beschuldigte mich Lessing, daß ich seinen Ungenannten bubenmäßig behandelt hätte. Hier fällt also die Beschuldigung auf ihn selbst zurück. Möchte doch sein Gedächtniß so stark sein, als es seine Phantasie ist, so würde er sich solcher Schwäche vielleicht nicht schuldig machen [58]). Wahrlich, ein hinkendes Gleichniß, dessen Lessing sich hier bedient! Der Gesundheitsrath ist also die ganze Welt, wenigstens der Theil derselben, der Deutsch lesen und verstehen kann. Mit eben dem Rechte kann sich ein Mensch entschuldigen, der einen Scheffel voll Giftpulver, dessen Ausdünstungen tödtlich sind, in den vornehmsten Straßen der Stadt ausstreut."

Besonders aufmerksam machte Göze in seiner Replik auf den wichtigen Unterschied zwischen reiner Wahrheit und vollständiger Einsicht in die innere Natur und Beschaffenheit der Dinge. Letztere wäre allerdings nicht für die Menschen, sondern für Gott allein. Er äußerte sich darüber in den Worten: „Allwissend konnte und sollte auch der heilige Geist die Jünger nicht machen, aber reine Wahrheit sollten sie erlangen. Wir können von der Barmherzigkeit Gottes wie von allen göttlichen Eigenschaften, von allen Geheimnissen des Glaubens, von Allem, was wir zur Seligkeit zu wissen nöthig haben, richtige und zur Erreichung der göttlichen Absicht mit uns hinlängliche, wenn auch keine ganz vollständige Vorstellungen haben. Was für eine Wahrheit ist es, in welcher Gott uns heiligt? Die reine oder die unreine? Gehört die reine Wahrheit nur für Gott, wie konnte dann unser Erlöser beten: Heilige sie in deiner Wahrheit? Also widerspricht Lessing durch den Satz: die reine Wahrheit gehört allein für Gott, dem Erlöser und der ganzen heiligen Schrift grade in das Angesicht." „Wenn Gott," schließt Göze, „in seiner Rechten den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, aber mit dem Zusatze: mich immer und ewig zu irren, und in der Linken das allerschrecklichste Schicksal, vernichtet zu werden, vorhielte, und sagte: Wähle! so würde ich mit Zittern in seine Linke fallen, und sagen: Vater, vernichte mich! Gehört die reine Wahrheit allein für Gott, bin ich in ewiger Gefahr zu irren, so ist kein Augenblick möglich, wo ich versichert sein könnte, daß ich nicht irrte. Und dabei immer einen Trieb nach Wahrheit zu haben, das ist der schrecklichste Zustand, in welchem ich mir eine Seele denken kann. Nach dieser Lehre ist alle Zuversicht des Glaubens, alle Freudigkeit zu Gott, alle Hoffnung des ewigen Lebens und selbst die Seligkeit des ewigen Lebens Thorheit und Einbildung. Nach dieser Lehre war es ein eitler Ruhm, wenn Paulus sagt: Ich weiß, an wen ich glaube, 1 Tim. 1, 12. Doch der Art ist die neue Weisheit, wodurch die angeblichen Freunde des Christenthums und declarirten Feinde der heiligen Schrift die Welt erleuchten wollen."

Auf die wiederholte Versicherung Lessing's, daß er die Fragmente herausgegeben, um Widerlegungsschriften zu veranlassen, wodurch endlich die Zweifel über die christliche Religion gehoben würden, antwortete Göze: „Lessing glaubt, daß die Wahrheit der christlichen Religion nicht eher völlig bewiesen sei, als bis die Einwürfe gegen dieselbe und alle mögliche Schmähungen gegen Christum durch den Druck in teutscher Sprache dem großen Haufen in die Hände gegeben, demselben zur Prüfung überlassen und von den Gelehrten widerlegt wären. Sieht Lessing nicht ein, oder will er nicht einsehen, was aus diesem Grundsatze fließt? Was will er dem antworten, der sagen würde: das Regierungssystem der besten und gerechtesten Regenten verdient nicht eher Beifall, als bis alle möglichen Lästerungen und Verleumdungen der Person des Regenten den Unterthanen in die Hände gegeben, bis seine besten und heilsamsten Handlungen von der schwärzesten Seite dargestellt sind, damit seine Minister aufgefordert werden, die Ehre ihres Herrn zu vertheidigen? Was will er dem antworten, der behaupten wollte: die wahre Beschaffenheit der Keuschheit und Pflicht, solche auszuüben, ist nicht eher in ihr völliges Licht gebracht, als bis alle möglichen unflätigen Schriften gemein gemacht sind und die in Handschriften verborgenen in öffentlichen Druck erscheinen? Würde er sich ebenso bereitwillig finden lassen, bei dergleichen Schriften Hebammendienste zu leisten, als er sich bei den Schriften gegen die christliche Religion und bei den vermaledeitesten Lästerungen ihres göttlichen Stifters dazu bereitwillig bewiesen und erklärt hat?" [59])

Die hier mitgetheilten Aeußerungen dürften mehr als hinreichend sein, um zu zeigen, wie geschickt Göze seinem Gegner das Irrige und Unchristliche in seinen paradoren Behauptungen darzuthun wußte. Es bleibt uns nur noch übrig, auf das persönliche Benehmen Göze's seinem großen Gegner gegenüber einzugehen. Er war zwar in dem Fragmentenstreite in sofern der angreifende Theil, als weder in den Fragmenten noch in den Gegensätzen sein Name genannt worden war. Aber

58) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 1. S. 93.

59) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 2. S. 46.

nicht als persönlich Beleidigter, nur als Verfechter der christlichen Religion war er aufgetreten. In seinem ersten Aufsatze hatte er aus Schonung Lessing's Namen gar nicht genannt. Erst später hielt er diese Zurückhaltung nicht mehr für nöthig [60]). Nur die Herausgabe der Fragmente und die Gegensätze hatte er feindselige Angriffe auf die Religion genannt. Selbst als Lessing in seiner Polemik gegen Göze zu den allerkränkendsten Persönlichkeiten überging, als er ihm Unverschämtheit, Verleumdung und Lügen vorwarf und seinen Ingrimm bis zu der Drohung steigerte: „er wolle ihm einen Eimer faulen Wassers auf seinen kahlen Scheitel tropfenweise fallen lassen" [61]), behauptete Göze in seinen Repliken noch immer den Ton ernster Würde und beklagte sich nur schmerzlich über diese Art zu streiten. Dringend bat er seinen Gegner, eine Schreibart zu unterlassen, die „mit der Heiligkeit des Gegenstandes, um den es sich handle, im schneidendsten Widerspruche stände." In der Vorrede zum letzten Fragment, welches Lessing einzeln, als besondere Schrift, ohne Gegensätze, erscheinen ließ, war Göze besonders hart angegriffen worden. Darauf erwiederte dieser: „Für die Ehre, die Herr Lessing mir in dieser Vorrede erwiesen hat, erkenne ich mich demselben verbunden. Vermuthlich sucht er durch seine Art zu streiten mich abzuschrecken. Er wird aber sehen, daß er sich geirrt. Die Ehre meines Herrn und Heilandes, des göttlichen Wortes und der darin enthaltenen seligmachenden Wahrheit liegt mir mehr am Herzen und es wäre Ehre genug für mich, wenn an jenem Tage nur eine Seele auftritt, welche mir das Zeugniß gibt, daß sie durch meine Gründe und Vorstellungen vor den Stricken und Netzen bewahrt worden, die Herr Lessing denjenigen legt, die an den Namen Jesu glauben. Die Gnade, die aus einem Saul einen Paulus machen konnte, verherrliche sich an seiner Seele und lasse ihn doch nicht mit der Gesinnung in die Ewigkeit gehen, welche er in seinen Blättern so frech und stolz zu Tage gefördert hat" [62]).

Daß diese Worte aus seiner innigsten Ueberzeugung geflossen, dürfte kaum Jemand bezweifeln, der die hier folgende Stelle im Zusammenhange liest, mit der Göze am Schlusse seiner zweiten Gegenschrift seinen Gegner anredet, nachdem er ihn schon in der Vorrede herzlich gebeten, den Schluß dieser Bogen eher als den Anfang zu lesen.

„Entrüsten Sie sich nicht," schreibt Göze, „wenn ich bei dieser Gelegenheit ein Wort aus einem ganz andern Tone, als derjenige gewesen ist, den Sie mir bisher abgedrungen haben, mit Ihnen rede. Gott weiß, daß ich Sie herzlich liebe. Ich verkenne die schönen Talente nicht, die Ihnen die Güte Gottes geschenkt hat, auch nicht die vorzüglichen Einsichten und Kenntnisse, die Sie sich durch rechte Anwendung derselben in manchen Theilen der sogenannten schönen Wissenschaften erworben haben. Ich vergebe es Ihnen von ganzem Herzen, daß Sie alle Ihre Kräfte anwenden, mich vor den Augen der Kirche, der gelehrten Welt und meiner Gemeinde zum unwissenden und dummen Laffen erniedrigen, denn das müßte und würde ich sein, wenn meiner sieben nicht einem Siebentheile von ihrem Fragmentenschreiber das Gleichgewicht halten könnten. Aber eben diese Liebe, eben diese Achtung bewegen mich, Sie vor dem Angesichte Gottes zu bitten, Folgendes in einer Stunde, da Ihre Leidenschaften nicht brausen, in reife Betrachtung zu ziehen. — Sie erklären sich, und mein ganzes Herz bebt bei dieser Erklärung, daß Sie um des Drucks der Fragmente willen, und um deswillen, was Sie dabei gethan haben, vor Ihrer Todesstunde nicht zittern würden. Bedenken Sie um Gottes und Ihres ewigen Heils willen, was Sie hier niedergeschrieben haben. Verschließen Sie sich nicht selbst den Weg zur Buße auf diese Art. Sie möchten ihn nachher nicht wiederfinden können, und auch nie in den Stand kommen, ihn mit Thränen zu suchen. Denken Sie an die Rechenschaft, welche der Herr, dessen Ehre durch die Fragmente so frevelhaft angegriffen und gelästert worden, dessen Wort Sie so tief unter elende menschliche Schriften herabzusetzen suchen, an jenem Tage, insonderheit von dieser Handlung, von Ihnen fordern wird. Fragen Sie Ihr Gewissen, ob es eine lebendige Ueberzeugung, daß die Scheingründe, welche Sie zur Rechtfertigung desselben jetzt verwenden, und mit welchen Sie die Augen schwacher Christen, noch leichter aber der Freigeister verblenden können, auch vor Dem einen Werth haben werden, dessen Augen heller sind als Feuerflammen?"

„Glauben Sie," fährt Göze fort, „daß Ihr Gleichniß von dem Kränterkenner und andere witzige Einfälle hinreichend sein werden, vor dem Angesichte Jesu Christi Ihr Verhalten zu rechtfertigen und für Sie zu Ihrem Vortheile ein gerechtes Urtheil auszuwirken, so fahren Sie, auf Ihre Gefahr, auf Ihrem bisherigen Wege fort. Erwarten Sie aber dann, was für ein Ziel Sie auf diesem Wege erreichen werden. Ich sage es nochmals, ich würde vor meiner Todesstunde zittern, wenn die Fragmente durch meine Veranstaltung in so viele Hände gekommen wären. Die Vorstellungen, die schrecklichen Vorstellungen, wie lange ich dadurch noch nach meinem Tode sündigen und Seelen verderben würde, für welche Christus gestorben ist, ingleichen, daß menschliche Augen nicht vermögend sind, das Ende des dadurch angerichteten Unglücks abzusehen, würden mich in die größere Gefahr setzen, mich selbst als einen Verlorenen zu betrachten. — Verkennen Sie meine redliche Absicht bei dieser Gewissensrüge nicht. Wollen Sie indessen nach Ihrer bisherigen Art derselben mit bitterem Hohne entgegengehen, und auf diese Art das Maß Ihrer Sünden noch mehr häufen, so werde ich dadurch Nichts, Sie aber werden in Zeit und Ewigkeit dadurch desto mehr verlieren. — Ich breche hier ab und werde mein künftiges Verhalten gegen Sie so einrichten, wie meine Ueberzeugung vor Gott und mein Gewissen es erfordern werden. Ist diese aus dem aufrichtigsten und um Ihre Rettung wahrhaft bekümmer-

60) Siehe „Lessing's Schwächen" St. 2. S. 60. 61) Siehe Lessing's Schrift: „Anti-Göze." Beitrag XI, wo man noch stärkere Aeußerungen dieser Art findet. 62) Siehe „Lessing's Schwächen." St. 2 S. 34 fg.

ten Herzen hergeflossene Gewissensrüge an Ihnen verloren, werden Sie solche als Pfaffengeschwätz stolz verachten, so bezeuge ich hiermit vor Gott und vor der Welt, daß ich rein bin von Ihrem Blute." Solche Worte richtete Göze an einen Mann, der ihm so viele Schmach zugefügt hatte.

Zu einem eigentlichen Abschlusse des Streites kam es nicht. Seinem „Antigöze," den er anonym herausgegeben, ließ Lessing noch eine mit seinem Namen bezeichnete Schrift folgen, zu der er durch die von Göze wiederholte Frage: welche Religion er unter der christlichen verstehe und welche er selbst glaube, zunächst veranlaßt worden war. Diese Schrift führte den Titel: „Nöthige Antwort auf eine sehr unnöthige Frage des Herrn Hauptpastor Göze"[63]). Auf diese Antwort blieb ihm Göze die seinige nicht schuldig. Er gab sie im dritten Stücke der mehrfach erwähnten Schrift: „Lessing's Schwächen." In der Vorrede sprach er nochmals sein oft geäußertes Befremden aus, wie der sonst so scharfsinnige, so witzige und ernsthafte und bescheidene Verfasser des Laokoon, der antiquarischen Briefe und der Abhandlung, wie die Alten den Tod gebildet, so tief hätte sinken können, als er in dem „Antigöze" gesunken wäre; diese Schrift habe er anonym herausgegeben, er, der sonst so muthige und seiner gerechten Sache so viel zutrauende Verfasser, der in allen seinen frühern Streitigkeiten seinen Schriften stets seinen Namen vorgesetzt habe. Dann wies er ihm mehrfache Widersprüche in seiner „Nöthigen Antwort" nach und überführte ihn aus seinen eignen Worten, daß er mit dem Ausdrucke: „christliche Religion" nur gespielt, daß er diese Religion des apostolischen Symbolums, die er nun mit Recht als die christliche bezeichne, doch nicht glaube und daß er außerdem „für Meuchelmord und Calumnie" erklärt habe, wenn man ihn nicht für einen aufrichtigen Bekenner dieser Religion halte. Besonders wies ihm Göze den Selbstwiderspruch nach, daß Lessing sich jetzt auf die „Tradition" berief, während er doch in seinem „Absagungsschreiben" es Luthern zu besonderem Verdienste angerechnet, daß er uns von dem Joche der Tradition erlöst habe. Seine Vertheidigung schloß Göze mit den Worten: „Es ist ein unerhörter Satz, daß die christliche Religion ohne die Bibel bestehen könne, bestanden sein würde und bestehen werde." Es war das Letzte, was Göze in dieser Streitsache geschrieben. Freier würde er sich in dem ganzen Kampfe bewegt und leichter den Sieg errungen haben, wenn er sich über das Verhältniß der christlichen Wahrheit zu dem Buchstaben der heiligen Schrift innerlich klarer gewesen und statt in seiner Beweisführung von der bekannten Theorie der Inspiration auszugehen, sie als selbstverständlich, als conditio sine qua non vorausgesetzt hätte.

Eine merkwürdige Uebereinstimmung zwischen Göze und seinem Gegner zeigte sich in dem Urtheile über ein schönwissenschaftliches Werk, über den von Goethe geschriebenen Roman: „Die Leiden des jungen Werther's." Verschieden war beider Urtheil nur dadurch, daß Lessing dabei vom Standpunkte der Humanität, Göze vom religiösen und moralischen Standpunkte ausgegangen war[64]). Zweifelhaft ist, ob eine in dem 35. Stücke der „Freiwilligen Beiträge" von 21. März 1775 erschienene Recension, welche die „Leiden Werther's" tadelte, aus Göze's Feder geflossen. Da er sie jedoch gebilligt hatte, und jene Kritik später mit der seinigen herausgegeben[65]), so hatte er sich gewissermaßen dafür verantwortlich gemacht. In einem am 4. April 1775 veröffentlichten Zusatze äußerte Göze: „Da ich glaube, daß die in Nr. 35 befindliche Kritik hinlänglich sei, den wahren Charakter der „Leiden des jungen Werther's" zu entdecken, so werde ich mich über die Schrift nur noch mit einigen Anmerkungen begnügen und meine Absicht auf eine Zeitungsrecension und einige Fortsetzungen richten." Dann heißt es weiter, offenbar von einem etwas andern Standpunkte als jene Recension: „Einem jeden Christen, der für das Wort seines Heilandes: wer ein Weib ansiehet, ihrer zu begehren, der hat schon die Ehe mit ihr gebrochen in seinem Herzen, noch einige Ehrerbietung hat und der die Worte des heiligen Johannes: Wir wissen, daß ein Todtschläger nicht hat das ewige Leben bei ihm bleibend, als einen Lehrsatz ansieht, dem muß nothwendig das Herz bluten, wenn er die „Leiden des jungen Werther's" liest. Das gelindeste Urtheil, welches man von dieser Schrift fällen kann, ist dieses: sie ist der vorragenste Widerspruch gegen beide." Darin stimmte Göze mit Lessing überein, daß Goethe einen unmoralischen Menschen in das verführerische Licht der poetischen Schönheit gestellt habe. Göze fügte hinzu, worin diese Unmoralität Werther's bestände, nämlich in dem Begehren nach dem Weibe des Nächsten und in dem Selbstmorde; und die Schändlichkeit des Romans, weil beide Sünden nicht als Sünden dargestellt wären[66]). Vielleicht habe der Dichter, äußerte Göze, eine Platonische Liebe darstellen wollen. „Aber," fügte er hinzu, „wäre dies die Absicht des Verfassers gewesen, so hätte er seinen

63) Wolfenbüttel (oder vielmehr Berlin) 1778. 8.

64) Am 26. Oct. 1774 hatte Lessing an Eschenburg geschrieben: „Tausend Dank für das Vergnügen, welches Sie mir durch Mittheilung des Goethe'schen Romans gemacht haben. Wenn aber ein so warmes Product nicht mehr Unheil als Gutes stiften soll, meinen Sie nicht, daß er noch eine kleine kalte Schlußrede haben müßte? Ein Paar Winke, wie Werther zu einem so abenteuerlichen Charakter gekommen; wie ein anderer Jüngling, dem die Natur eine ähnliche Anlage gegeben, sich dafür zu bewahren habe; denn ein solcher dürfte die poetische Schönheit leicht für moralische nehmen und glauben, daß der gut gewesen sein müsse, der unsere Theilnahme so stark beschäftigt. Und gut war er doch wahrlich nicht, ja, wenn unseres Jerusalem's Geist völlig in dieser Lage gewesen wäre, so müßte ich ihn fast verachten ꝛc." 65) „Kurze, aber nothwendige Erinnerungen über die Leiden des jungen Werther's." (Hamburg 1775. 8.) Diese Schrift enthält drei Aufsätze mit dem Zusatze: „Aus den Freiwilligen Beiträgen, um solche gemeinnütziger zu machen, besonders abgedruckt." Auf dem Titel steht Göze's Name nicht und ebenfalls nicht unter dem ersten Aufsatze. Der zweite und dritte sind zusammengedruckt und haben die Unterschrift: J. M. Göze. So hatte er sich denn doch auch in der That zu dem ersten Aufsatze nicht bekannt, ja, er war vielleicht nicht einmal selbst Herausgeber des Ganzen. 66) Vergl. Appell, Werther und seine Zeit S. 66.

Helden ganz anders charakterisiren, ihn ein ganz anderes Ende nehmen lassen müssen. Und gesetzt, es wäre wirklich Platonische Liebe gewesen, so ist die Platonische Liebe verflucht, welche grade zum Selbstmorde verführt. Man bedenke, wie viele unserer Jünglinge mit Werther in gleiche Umstände gerathen können und insonderheit in der gegenwärtigen Epoche, da es als die höchste Weisheit angesehen wird, junge Seelen nicht sowol durch Gründe der Religion in eine recht christliche Verfassung zu setzen, als vielmehr mit lauter phantastischen Bildern anzufüllen und weit über die Grenzen hinaus zu treiben. Treten sie in die Welt, so verlangen sie, daß Andere ihre Schwärmereien bewundern sollen, und wenn sie dann erfahren, daß sie sich lächerlich und verhaßt machen, so werden sie wüthend. Kann man glauben, daß er in den „Leiden Werther's" seine Schilderung übertrieben habe, da er Werthern in die Worte ausbrechen läßt: Man möchte sich dem Teufel ergeben über alle die Hunde, die Gott auf Erden duldet, ohne Sinn und Gefühl an dem Wenigen, was noch auf Erden etwas werth ist!" — Göze zeigt dann, daß solche leidenschaftliche Jünglinge bei fehlgeschlagenen Wünschen oder öffentlicher Beschimpfung gar leicht sogleich an Selbstmord denken würden. Da nun aber die Gründe der Religion sie nicht zurückhielten, so wäre das Gefühl der Schmach und Schande, die auf dem Selbstmorde bisher geruht, noch ein Halt gewesen; diesen wegzunehmen würden die „Leiden Werther's" vortreffliche Dienste thun. In prophetischem Geiste fügte Göze hinzu: „Das falsche Licht, in welchem der Verfasser seinen Helden erscheinen läßt, die Thränen, welche die Schönen, die sich Werthern zu Liebhabern wünschen, auf sein Grab weinen, die Lobsprüche, welche demselben in Zeitungen beigelegt werden, das Zeugniß, welches ihm die Schmeichler der verderbten Sitten geben, daß sein Busen von Tugend geglüht[67]), der Segen, welchen ein auf seinem Throne sitzender Recensent über seine Asche gesprochen, daß Friede über derselben sein müsse; der ehrwürdige Name eines Märtyrers, mit welchem selbst diejenigen, die das Ansehen haben, als ob sie die That misbilligen, den Selbstmord beehrt haben — alle diese Dinge zusammengenommen werden solche elende Menschen reizen, den Weg zu betreten, auf welchem Werther an seinen Ort gegangen ist."

Ueber Goethe selbst äußerte sich Göze mit den Worten: „Ich kann dem Verfasser der „Leiden Werther's" die Schwachheit unmöglich zutrauen, daß er sich habe einbilden können: die groben Trugschlüsse, die er seinem Helden zur Vertheidigung des Selbstmordes in die Feder legt, könnten auf gesetzte Gemüther irgend einen Eindruck machen. — Auch auf den großen Haufen werden sie wenig Wirkung thun. Dieser wird nicht von Gründen, sondern von Exempeln reglert. — Aber Gott verhüte," fügt Göze hinzu, „die natürlichen Folgen dieser Schrift. Ich will nicht sagen, daß der Verfasser solche intendirt habe. Aber vorher hätte er sie sehen können und müssen. Sollten sie sich also ereignen, so stehen sie gewiß zu seiner Verantwortung vor jenem strengen Richterstuhle."

Daß es ihm nicht an ästhetischem Gefühle fehlte, zeigte Göze durch seine Abfertigung der von Fr. Nicolai verfaßten geschmacklosen Schrift: „Die Freuden des jungen Werther"[68]). Göze äußerte sich darüber blos mit den Worten: „Ist diese Schrift Ernst, so ist sie läppisch, ist sie aber eine Ironie, so gehört ein Schlüssel dazu, und alsdann bekenne ich gern, daß ich sie nicht verstehe." — In einer andern Schrift, den „Gesprächen über die Leiden des jungen Werther's"[69]), war der Versuch gemacht worden, Goethe's Roman vor dem Vorwurfe zu schützen, daß derselbe zum Selbstmord verführen müßte. „Diese Gespräche," bemerkte Göze, „sind gründlich und schön. Aber da zur Erreichung ihrer Absicht alle Gründe der Religion bei Seite gesetzt werden, sind sie unzulänglich." — Noch erwähnte Göze eine damals erschienene Schrift: „Berichtigung der Geschichte des jungen Werther." Es war ein aus Wetzlar stammender Bericht, nicht ohne Kenntniß der wahren Verhältnisse des jungen Jerusalem geschrieben, um die dort lebenden Persönlichkeiten, auf die damals Jedermann mit Fingern wies, von den in dem Romane vorkommenden poetischen Figuren zu unterscheiden. Göze machte über diese Schrift nur Eine Bemerkung. „Der Verfasser," äußerte er, „erklärt den traurigen Vorfall für eine Härte des Looses der Menschheit. Wer bestimmt aber das Loos der Menschheit? Auf wen wälzt also dieser Ausdruck die Schuld des Selbstmordes? Der Verfasser schreibt ferner (S. 16), daß auch solche Zuschauer herbeiströmten, die hier (an Werther's Leiche) unzeitige Lehren gaben, und über die Feigheit, die sie vor dem Selbstmorde sichert, eine mächtige Zufriedenheit bewiesen hätten. Gewiß ein sehr menschenfreundliches Urtheil! Also ist es nur Feigheit, welche andere Hände zurückhält, sich selbst den Lebensfaden abzuschneiden? Folglich wäre das Gegentheil Tapferkeit und Heldenmuth? Vernünftige Heiden haben schon eingesehen, daß der Selbstmord die höchste Stufe der Poltronerie sei." Der Aufsatz schließt mit Pf. 119, 9: „Herr, wie wird ein Jüngling seinen Weg unsträflich gehen? Wenn er sich hält nach deinen Worten."

Aus diesen Aeußerungen sieht man, daß es der Recensent des Romans, nicht aber Verfasser desselben war, dem Göze vorgeworfen hatte, den Selbstmord als eine Heldenthat gepriesen zu haben. Solche Recensionen hatte er offenbar auch gemeint in der bereits erwähnten Angabe zu seiner Beurtheilung von „Werther's Leiden"[70]), in welcher er die Besorgniß ausgesprochen hatte,

67) Vergl. Goethe's eigene Worte in der Vorrede.

68) Mit dem Zusatze auf dem Titel: „Leiden und Freuden Werther's des Mannes; voran und zuletzt ein Gespräch." (Berlin 1775. 8.) Siehe Schirach's Magazin der deutschen Kritik. (Halle 1775.) 4. Bd. 1. Th. S. 68 fg. 69) Berlin 1775. 8. Der Verfasser dieser Schrift soll ein in Berlin lebender Unterofficier, Namens Nibbe, gewesen sein; s. Allgem. Deutsche Bibliothek. 24. Bd. St. 1. S. 106. Ueber Goethe. Literarische Nachrichten von A. Nicolovius. 1. Th. S. 20. 70) In den „Freiwilligen Beiträgen." 1775. Nr. 44

daß man bald von solcher Beschönigung des Selbstmordes zur Vertheidigung noch ärgerer Laster übergehen würde und den Wunsch geäußert hatte: die Obrigkeit möge so verderbliche Schriften verbieten. So stark auch die Ausdrücke in dieser Zugabe waren, trafen sie doch nur Goethe's Recensenten, nicht eigentlich ihn.

In einem auffallenden Contraste mit der Rüstigkeit und Kraft, die Göze in seinen mannichfachen literarischen Fehden bewiesen hatte, stand sein ruhiges und einfaches Privatleben. Nach mehrfachem Bedenken, wobei er den Rath der angesehenen Theologen eingeholt hatte, war er im October 1755 dem an ihn ergangenen Rufe nach Hamburg gefolgt. Er war dort mit großen Ehren empfangen und köstlich bewirthet worden in seiner neu erbauten Amtswohnung, die er, von seiner Gattin und vier Kindern begleitet, am 16. Oct. 1755, grade an seinem 38. Geburtstage, betreten hatte. In einer alten Beschreibung dieses festlichen Empfangs heißt es: „Der Herr Pastor zeigte sich sehr vergnügt. Er war von Natur ein höchst jovialer Mann. An diesem Freudentage mag ihm die Ahnung der bevorstehenden Kämpfe und Leiden, auf die er sich übrigens wohl gefaßt gemacht hatte, einmal zurückgetreten sein. Aber große Trübsale hat er in seinem schönen Hause erlitten. Im J. 1763 starben ihm innerhalb acht Tagen zwei Kinder; das zweite war sein einziges Töchterlein, das er tief und schmerzlich betrauerte. Am folgenden Sonntage, den 28. Oct., hielt er, wie eine früher erwähnte handschriftliche Selbstbiographie bezeugt, sich selber eine Trostpredigt, zur rührenden Erbauung seiner Gemeinde, deren Hauptinhalt war: Das Leben der Kinder, der höchste Wunsch, die höchste Freude und der höchste Trost der Aeltern: a) das natürliche Leben der Kinder ist der höchste Wunsch aller vernünftigen Aeltern; b) das geistliche Leben der Kinder ist die höchste Freude aller christlichen Aeltern; c) das ewige Leben der Kinder ist der höchste Trost aller gottergebenen Aeltern."

Noch schmerzlicher war für Göze der Verlust eines zu den schönsten Hoffnungen berechtigenden Sohnes, der als Student zu Leipzig im 23. Jahre am 15. Sept. 1769 gestorben war, zu einer Zeit, wo sein Gemüth durch den Kampf mit Alberti tief erschüttert worden. Auch einen Theil seiner übrigen Streitschriften hatte Göze in sehr trüben Augenblicken verfaßt. Nach einer langwierigen und schmerzlichen Krankheit hatte ihm auch am 1. Juni 1774 der Tod seine Gattin entrissen. Ihm war nur noch sein einziger jüngster Sohn geblieben, der im J. 1785 Pastor an der St.-Johanniskirche geworden war, doch seinen Vater nur wenige Jahre überlebte [71]). Daß dieser ihm eine Münzsammlung angelegt hatte, die später, vielfach vermehrt, eine gewisse Bedeutsamkeit erhielt, mag hier deshalb erwähnt werden, weil sich darin zeigt, wie vielseitige Interessen Göze verfolgte und wie groß die Regsamkeit seines Geistes war.

Von seinem Privatleben in den letzten Jahren hat Göze selbst eine Schilderung entworfen, die hier auszugsweise eine Stelle verdient. „Ich verrichte," schreibt er [72]), „soweit meine Kräfte zureichen wollen, mein Amt selbst und übertrage meine Predigten nicht leicht einem Andern. Ich bin oft zu meiner Kanzel in Gesundheitsumständen gegangen, in welchen ich, ohne Verantwortung vor Gott und Menschen, das Bett hätte suchen können. Ich habe mich dabei auf den Beistand meines Gottes verlassen und ich kann zu seinem Preise sagen, daß mir solcher noch nie gefehlt hat. Im Sommer suche ich meine Erquickung in meinem kleinen nahe gelegenen Garten, theils um die Natur in ihrer Schönheit zu betrachten, theils um daselbst ruhiger studiren zu können, als im Hause, wo ich durch manche Besuche unterbrochen werde. Indessen ist mir ein Freund, mit dem ich mich nützlich unterreden kann, sowol in dem Garten, als auch im Hause, allezeit willkommen. Im Winter komme ich wenig von meiner Studirstube. Denn da ich mir ein Gewissen daraus mache, zu spielen, oder auch in der Stunde, wo man hier gewohnt ist, an die Tafel zu gehen, meine Ruhestätte suche, theils um meine Gesundheit zu schonen, theils um die folgenden Morgenstunden nicht zu verderben, so bin ich nicht für solche Gesellschaften, und sie sind nicht für mich. Daß ich in meiner Einsamkeit meine Zeit nicht im Müßiggange verschwende, davon liegen hinreichende Beweise dem Publicum vor Augen. Indessen muß ich, wie Alle, Stunden der Ruhe und der Erquickung haben, und diese finde ich in meiner Bibliothek, Bibel- und Münzsammlung, welche letztere ich vornehmlich meinem lieben und einzigen Sohne zum Besten angeschafft habe, um seine Neigung zur Historie dadurch desto besser zu unterhalten. Mein Tisch ist sparsam und mit den simpelsten Speisen besetzt, nicht um zu sparen, sondern weil meine Gesundheit eine strenge Diät erfordert. Und da ich seit eilf Jahren als Witwer lebe und meine selige Frau viele Jahre vor ihrem Ende sehr schwach gewesen, so wird es mir kein Vernünftiger verdenken, daß ich mich mit Tractementen nicht abgebe, indem die dazu erforderlichen Anstalten alle durch meinen Kopf gehen müßten, der aber dazu nicht aufgelegt ist. Wenn aber Herr Cranz von mir schreibt: er vergibt selbst und nimmt Sünder an seinen Tisch, die ihn oft gräßlich ausgehunzt haben, so erkenne ich das Erste für eine wesentliche Christenpflicht, welche ich, unter dem Beistande Gottes, auf das Möglichste zu erfüllen gesucht habe und noch suche. In Absicht auf das Andere aber ist der Herr Verfasser ebenso

71) Johann Gottlieb Göze starb, lange kränkelnd, am 11. Nov. 1791

72) In seiner „Protestation gegen das von dem Herrn Verfasser der Galerie der Teufel (A. F. Cranz) mir beigelegte zweideutige und schmähende Lob." (Hamburg 1785. 4.) — August Friedrich Cranz, geb. am 26. Sept. 1737 zu Marwitz bei Landsberg an der Warte, königl. preußischer Kriegs- und Steuerrath, wegen Unordnungen seines Dienstes entlassen, privatisirte seitdem in mehren Orten Deutschlands, namentlich in Berlin und Hamburg. Von der Noth gedrängt, gab er eine Menge von skandalösen Schriften heraus. Auf dem Titel der meisten bezeichnete er sich als Verfasser der „Galerie der Teufel." Er starb in dürftigen Umständen zu Berlin am 19. Oct. 1801; s. F. A. Gropp's Hamburger Schriftstellerlexikon. 1. Bd. Raßmann's Literarisches Handwörterbuch der verstorbenen deutschen Dichter ꝛc. S. 242. J. M. Göze. Eine Rettung von G. R. Röpe. S. 45 fg. 264 fg.

falsch berichtet, als so viele andere Leute, die mich so pöbelhaft beleidigt, doch nie einiges Verlangen bezeigt haben, an meinem Tische zu essen. Und von allen den werthen Freunden, die seit 1774 und noch viele Jahre vorher mir das Vergnügen gemacht haben, bisweilen das Brod mit mir zu essen, ist kein Einziger, dem ich mit Recht die geringste Beleidigung vorwerfen könnte. — Weiter weiß ich dem Herrn Verfasser von meinem Privatleben Nichts zu sagen. Und er kann daraus, daß die Meisten, die so ängstlich nach etwas gesucht haben, mich zu lästern, sich mit so offenbaren und abgeschmackten Lügen behelfen mußten, den sichern Schluß machen, daß sie nicht im Stande gewesen sind, etwas Weiteres davon zu entdecken. Indessen stelle ich es dem Verfasser frei, wenn er es der Mühe werth und seiner Absicht vortheilhaft hält, zu versuchen, ob er noch etwas Mehres davon in Erfahrung bringen könne. Ich bin in meinem Privatleben ebenso unentdeckt als offenherzig in meinen Schriften. Und was würde es mir helfen, wenn ich mir auch die Mühe geben wollte, dieses oder jenes zu verbergen oder ihm eine andere Gestalt zu geben, welches ich aber Gott Lob! nicht nöthig habe, da meine Feinde und Verfolger ihre Absichten durch Erdichtungen und Lügen weit bequemer erreichen zu können glauben als durch mühsame Erkundigungen."

Mehrfach bestätigt werden diese Aeußerungen durch Berichte namhafter Personen über ihr Zusammentreffen und Zusammenleben mit Göze. Der Dichter Voß, der sich zum Correctorat in Hamburg gemeldet hatte, gesteht in einem vom 15. Dec. 1776 datirten Briefe[73]), daß ihm nach dem, was er über Göze gehört, vor einem Besuche bei diesem Manne „gegraut" habe. „Ich war," schrieb er, „gestern (den 18. December) eine halbe Stunde bei Göze, der mich sehr höflich empfing und durch erbauliche Reden über Goethe und Wieland unterhielt. — Auf die Almanache schimpfte Göze gewaltig, nahm aber meine beiden ausdrücklich aus. Beim Weggehen sagte er mir, daß er, obgleich er nicht viel vermöchte, Alles zu meinem Vergnügen beitragen wollte." — Einen noch ausführlichern Bericht über seinen Umgang mit Göze enthält die Selbstbiographie Wendeborn's[74]), der als Candidat der Theologie in Hamburg durch die Empfehlung des Seniors Göze eine Hauslehrerstelle zu erhalten hoffte. „Ich traf ihn," erzählt Wendeborn, „in einer Gesellschaft, wo er mich bei Seite zog, mir viel Hösliches über mein Examen sagte, mir die Hand drückte, und mich bat, seinem jüngern Sohne in einigen Stunden im Griechischen und Lateinischen Unterricht zu ertheilen." — Wendeborn erwähnt ausdrücklich in seiner Selbstbiographie, daß er mit Göze stets in den freundschaftlichsten Verhältnissen geblieben. Er äußerte darüber: „Denen, die diesen Mann blos aus seinen Streitschriften kennen, wird es auffallend vorkommen, wenn ich aus eigener Erfahrung sage, daß er in Gesellschaft unterhaltend und mehrentheils aufgeräumt war. Er hatte zwar wenig Umgang. Da ich aber sein Zutrauen vorzüglich besaß, so ersuchte er mich oft, wenn ich Zeit hätte, eine Stunde bei ihm zuzubringen, und lud mich nicht selten, wenn er Sonntags von Amtsgeschäften ermüdet war, zum Abendessen ein, bei dem außer mir selten ein Fremder zugegen war. Er überließ sich alsdann ganz seiner frohen Laune und erzählte manche lustige Geschichte, die ich aus dem Munde eines so eifrigen Orthodoxen nicht erwartet hätte. Ich war noch nicht 23 Jahre alt, als ich mit ihm bekannt wurde (1764) und ich wundere mich, wie wir beide so vertraut geworden." An einer andern Stelle seiner Selbstbiographie äußert Wendeborn: „Wer damals zu einem Senior des hamburger Ministeriums ging, that es mit einer Art von Formalität. Allein zu mir sagte dieser von Manchen so gefürchtete Mann: Kommen Sie zu mir, wenn Sie wollen. Fragen Sie nicht erst, ob ich zu Hause bin; gehen Sie grade auf meine Studirstube, wenn ich auf Ihr Klopfen nicht antworte. Wie er," fährt Wendeborn fort, „mich ordinirt hatte, bat er mich, aus der Kirche mit ihm nach seinem Hause zu gehen, nannte mich seinen Amtsbruder und sagte scherzend: Sie waren sehr ernsthaft bei der Ordination, daher Sie das nicht bemerkten, was ich bemerkte. Es waren viele junge Frauenzimmer gegenwärtig und hätte ich am Schlusse vor dem Altare gefragt: Will eine von Ihnen mit diesem jungen Manne nach London ziehen, so würde gewiß mehr als eine aufgestanden sein. — Als ich von ihm Abschied nahm — und ich habe ihn nachher nicht wieder gesehen — umarmte er mich, und rief aus: Lieber Gott, wenn man einmal einen vertrauten Freund erhalten hat, wird er einem so in die weite Ferne von der Seite gerissen." An einer andern Stelle äußert Wendeborn: „Ich habe mich oft über die anscheinende Gleichgültigkeit gewundert, mit welcher Göze über neue gegen ihn erschienene Schriften zu mir sprach. Manche bittere Verse hat er mir aus dem Gedächtnisse so fertig und gelassen hergesagt, als ob sie ihn gar Nichts anginge[75])."

73) Siehe Briefe von Joh. Heinr. Voß. 1. Bd. S. 316 fg.

74) Erinnerungen aus dem Leben G. F. A. Wendeborn's, von ihm selbst geschrieben und herausgegeben von Chr. D. Edeling. (Hamburg 1813. 8. 2 Thle.) Wendeborn, später teutscher Prediger in London, starb als Privatgelehrter in seiner Vaterstadt Hamburg am 24. Mai 1811; s. Meusel's Gel. Deutschland. 21. Bd. S. 466.

75) In der travestirten Aeneide, im fünften Gesange, wo Blumauer die von Aeneas am Grabe seines Vaters Anchises angestellten Wettkämpfe schildert, war Göze in feuriller Weise bezeichnet worden als:

Ein Ochs, der in Hammonien
Gern Apis werden möchte,
Berühmt in dem polemischen
Gelehrten Stiergefechte,
Der lief wie wüthend drum herum,
Und brüllte, daß dem Publicum
Darob die Ohren gellten.

Ebenso hatte, noch bei Lebzeiten Göze's, in Bezug auf seinen früher erwähnten Streit mit seinen Amtscollegen Alberti und Friderici, der Graf Friedrich Leopold zu Stolberg in seinen „Jamben" (Leipzig 1784. 8.) folgende Verse drucken lassen:

Kennst du den argen Pfaffen nicht,
Den Götzen seines Pöbels, der die Stadt
Mit bittern Hefen seines Gallenkelchs
Zur Ehre Gottes, wie er heuchelt, tränkt?

Ist, sagte er zu mir, zu Zeiten einmal etwas darunter, was meine Galle ein wenig rege macht, so nehme ich gleich Rhabarber und führe es dahin ab, wohin dergleichen gehört. — Er schrieb mit großer Leichtigkeit, und wenn er mir zu Zeiten etwas zeigte, das zum Druck bestimmt war, so schien er darauf stolz zu sein, daß in einem Aufsatze, der so, wie er aus seiner Feder kam, in die Druckerei ging, auf mancher enggeschriebenen Seite nicht ein Wort ausgestrichen oder geändert war. — Wie er mir meldete, daß er sein Seniorat niedergelegt habe, und dabei manche Klage ausschüttete, antwortete ich ihm sehr freundlich. Seitdem habe ich nur noch einige Briefe von ihm empfangen" [76]).

Zu den anerkennenden Zeugnissen über Göze's Leutseligkeit und seinen redlichen Charakter gehört auch eine gleichsam zufällige Bemerkung in den von Musäus herausgegebenen „Physiognomischen Reisen" [77]), wo der Verfasser über die Macht der Vorurtheile spricht. „Diese hat auch," äußert er, „der kreuzbrave Ersenior Göze in H. erfahren. Auf ihn ist, wie männiglich bekannt, seit langer Zeit die Hypothese losgehetzt worden, daß er ein ungestümer Zelot und Ketzermacher sei. Dieser für wahr angenommene Satz hat nun verursacht, daß der Mann nur einmal in die gelehrte Welt hineinhusten oder niesen darf, so kneipt und beißt Alles auf ihn, läuft ihm jeder literarische Troßbube nach und rauft ihm ein Haar aus dem Barte. Lieben Brüder, beurtheilt den Mann doch nicht blos nach der Physiognomie seiner Schriften, sondern nach der Thatsache seines Lebens und Wandels, so werdet ihr ihn ertragen können, wie ich meinen Schäfer" [78]). Immer kleiner ward jedoch in Hamburg die Zahl derer, die es unternahm, den früher so allgemein verehrten Mann und beliebten Prediger gegen öffentliche Verhöhnungen in Schutz zu nehmen. In Minder's Briefen über Hamburg (1794) wird erzählt, daß man dort noch bei Göze's Lebzeiten einmal sogar die Frechheit gehabt, auf einem Maskenballe, zum Jubel aller frivolen Spötter, eine treue Copie des strengen Mannes erscheinen zu lassen, der mit seinem ernsten Zeugnisse wider die einbrechende Sittenlosigkeit und Frivolität dem eitlen Geschlechte nun einmal unbequem geworden war.

Zahlreiche Gegner hatte sich Göze allerdings dadurch erworben, daß er Zeit seines Lebens keine Gelegenheit hatte vorübergehen lassen, rüstig Alles zu bestreiten, was in religiöser und moralischer Beziehung mit seinen Ansichten nicht harmonirte. So war er, wie bereits früher erwähnt, durch seine Prüfung der sonderbaren Meinungen des Dr. Leß, in welcher er die „Sprachengabe der Eselin Bileam's" gegen den Abt Jerusalem vertheidigt hatte, nicht nur mit diesem Theologen, sondern auch mit Döderlein und Strobel in einen heftigen Streit gerathen [79]). Manchen Widerspruch fand auch sein auf 3 Mos. 18 gegründetes Glaubensbekenntniß, die verbotenen Ehen naher Verwandten betreffend. Göze hatte diese Schrift an das hamburger Ministerium gerichtet, mit der Bitte, ihn, wenn er irre, „mit einleuchtenden Gründen eines Bessern zu belehren." Aber das Ministerium, an dessen Verhandlungen er seit der Niederlegung seines Seniorats keinen Antheil genommen, schien nicht geneigt, sich mit ihm in eine casuistische Correspondenz einzulassen. Es begnügte sich, ihn an die schuldige observantia et reverentia zu erinnern. Der Auszug des Protokolls ward öffentlich mitgetheilt und Göze unterließ nicht, darauf zu antworten [80]). Er erhielt sie sowol durch Moldenhawer [81]), der selbst in der von Göze verbotenen Ehe mit der Schwester seiner verstorbenen Frau lebte, als auch von Winkler dem Diakonus an seiner Kirche. Aber die Bemühungen beider, ihre Gründe so zu stellen, daß sie ihm einleuchteten, blieben fruchtlos. Unter den vielen nutzlosen Schriften, die dieser Streit veranlaßte, war das „Schreiben eines Kindes an Se. Hochwürden den Herrn Pastor Göze" eine der unterhaltendsten, aber auch zugleich eine der gründlichsten. Eine genaue Uebersicht von Göze's ausgedehnter und vielfach verzweigter Polemik gibt das Verzeichniß seiner sämmtlichen Schriften [82]).

Zween fromme weise Männer, seines Amts
Genossen, hat er frömmelnd angezischt,
Und wüthend angebrüllet, bis zuletzt
Sein Drachengift in ihre Wunden floß,
Und Einer nach dem Andern schwindend starb.
Wie strömt's ihm von der Quelle, wenn er steht:
Herr, schütte auf die Heiden deinen Grimm
Und auf die Nationen, welche dich
Nicht kennen.

Wieder abgedruckt wurden diese Verse in der Brüder Christ. und Fr. Leopold Grafen zu Stolberg gesammelten Werken. (Hamburg 1821. 8. 20 Bde.)

76) Vergl. Wendeborn's Erinnerungen S. 70. 130. 136 fg.

77) Physiognomische Reisen; voran ein physiognomisches Tagebuch. Altenburg 1778—1779. 8. 4 Hefte.) Heft 1. S. 184.

78) In der vorhin erwähnten Schrift, einer Satyre auf Lavater's „Physiognomik," beurtheilt der „Reisende" immer die Menschen nach Lavater's Principien, wobei er aber stets durch die Erfahrung gerichtet wird. So hat er Anfangs seinen „Schäfer" nach dessen Physiognomie für einen Erzschurken gehalten, findet aber später durch die That, daß es ein höchst ehrenwerther Mann ist.

79) Vergl. die hierher gehörigen Schriften: Widerlegung des Satzes: der Sturz des Ansehens Mosis zieht nicht nothwendig den Sturz des Christenthums nach sich. Gegen den Herrn Dr. und Professor Döderlein in Jena. (Hamburg 1783. 8.) — Beweis der Nichtigkeit der Strobel'schen Apologie für Melanchthon und der Bosheit der Strobel'schen, gegen den Verfasser ausgeschäumten Lästerungen. (Hamburg 1783. 8.)

80) Siehe die von Göze selbst herausgegebenen Extract. Protocolli Rev. Ministerii d. 25. Febr. 1780; nebst der Antwort. (Hamburg 1780. 4.)

81) Siehe über seine Polemik gegen diesen Theologen die von Göze verfaßten Schriften: „Beweis, daß die eigentliche und natürliche Erklärung der Rede Jesu Luc. 21, 25—36 von der Zukunft Jesu zum Weltgericht die wahre sei: Zur Widerlegung des Herrn Dr. Moldenhawer. (Hamburg 1784. 4.) — Abfertigung der Moldenhawer'schen Schrift: Von der Seligkeit derer, die von Christo Nichts wissen und ihren Umständen nach Nichts wissen können, und der darin enthaltenen beleidigenden Angriffe. (Hamburg 1784. 4.) — Fortsetzung der Widerlegung der Moldenhawer'schen Schrift u. s. w. (Ebendas. 1784. 4.) — Beilage zu seinen dem Dr. Moldenhawer entgegengesetzten Widerlegungsschriften. (Ebendas. 1784. 4.)

82) In Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller und in H. Döring's Gelehrten Theologen

Seiner vielfachen Kämpfe war Göze auch in seinem vorgerückten Alter nicht müde geworden. Schmerzlich war die Veranlassung zu seiner letzten Streitschrift. Zu Weihnachten 1784 hatte der Verfasser der „Galerie der Teufel" [82]) in der Form eines Schreibens an einen Freund in Berlin ein „Unparteiisches Gemälde des Herrn Hauptpastor Göze" herausgegeben. Der Grundgedanke dieser Schrift war, daß Göze, ein gelehrter, ehrlicher, in seinem Glauben wahrer und aufrichtiger Mann, blos darum „so zelotisch, verdammungssüchtig und feindlich sich bewiesen, weil dies die nothwendige Folge seines orthodoxen Systems wäre, das unbestritten auf die Bibel sich gründe." Die scheinbare Vertheidigung Göze's in seinem Leben, Charakter und Wirken hatte jedoch jener Schriftsteller zu einem boshaften Angriffe auf die Bibel und somit auf das ganze Christenthum benutzt. Göze ward dadurch zu seiner letzten Streitschrift veranlaßt, die er, wie bereits früher erwähnt, unter dem Titel: „Protestation gegen das vom Verfasser der Galerie der Teufel ihm beigelegte zweideutige und schmähende Lob" herausgab [83]). Hervorgehoben zu werden verdient diese Schrift besonders wegen der Kürze und Einfachheit, mit welcher Göze seine sämmtlichen Vertheidigungsgründe noch einmal zusammenfaßt und dadurch, wenn man diese wenigen Blätter zu den von ihm gegen Lessing gerichteten Streitschriften hinzunimmt, ein ziemlich richtiges Bild von seinem Charakter und seiner Denkart entwirft.

Zuerst wies Göze das wegen seiner Gelehrsamkeit ihm gezollte Lob eines „judicis non competentis" zurück. „Ich sehe," äußerte er, „die Absicht dieses Compliments völlig ein und halte es für den wichtigsten Theil meiner eingeschränkten Kenntnisse, daß ich gelernt habe, mich selbst mit meinem Maße zu messen. — Meine Dogmatik oder die Richtschnur meines Glaubens und meiner Lehre ist nicht die ungeänderte Augsburgische Confession, sondern die heilige Schrift. Aber nicht Glaubensbekenntniß ist die unveränderte Augsburgische Confession, weil sie nach meiner Ueberzeugung mit der heiligen Schrift völlig übereinstimmt. Wenn der Verfasser mich beschuldigt, daß ich den Heiden die Seligkeit absprächе, so ist solches ein Beweis, daß er meine Schriften über diese Materie nicht gelesen hat und mein System in dieser Sache gar nicht kennt. Ich gönne, ich wünsche allen Juden und Heiden die Seligkeit von ganzem Herzen, und bin überzeugt, daß es keinem Sterblichen zukomme, über solche überhaupt, noch weniger über einzelne Personen insonderheit, ein Verdammungsurtheil zu sprechen. Auf der andern Seite aber behaupte ich mit aller Freudigkeit, daß uns, da uns das Verdammen zueignungsweise auf Subjecte nicht zukommt, das Seligsprechen auf diese Weise ebenso wenig zukomme."

Zufriedener erklärte sich Göze mit dem ihm ausgestellten Zeugnisse seines offenen und redlichen Charakters, daß er selbst glaube, was er lehre. „Ich glaube," fügte er hinzu, „daß dieses Zeugniß aus der Feder eines Verfassers der Galerie der Teufel, welcher keine Ursache hat, mir zu heucheln, aber auch kein Recht hat, mich zu schmähen, bei meinen Verfolgern und Lästerern, wenn sie nicht alle Billigkeit und Gerechtigkeit abgeschworen haben, nothwendig Nachdenken erwecken müsse." Diesen Worten fügte er die Erörterung hinzu, daß er nie in Versuchung gerathen um des Brodes willen zu heucheln. Wäre es ihm aber um Ehre bei den Menschen und um Beifall zu thun gewesen, so hätte er nicht leicht etwas Thörichteres thun können, als die Glaubenslehren der Lutherischen Kirche zu vertheidigen. „Wenn ich," äußerte er, „auch vor zwanzig Jahren noch eine so einfältige Einbildung gehegt hätte, so hätte doch wenigstens eine zwanzigjährige Erfahrung, nach welcher ich, und zwar aus keiner andern Ursache, als weil ich der evangelischen Wahrheit, meiner Gott lob lebendigen Ueberzeugung von derselben und meinen wiederholten Eiden gemäß, treu geblieben bin, vor vielen Andern, die sich besser in die Zeit schicken können, ein Fluch der Welt und ein Fegeopfer der Leute gewesen bin, mir nothwendig die Augen öffnen müssen. Ich trage kein Bedenken, das Zeugniß der Redlichkeit auch von einem Verfasser der „Galerie der Teufel" mit Dank anzunehmen. Hätte ich seit zwölf Jahren her heucheln, mich zu der andern Partei schlagen, oder nur meine Feder niederlegen wollen, so würden meine zeitlichen Umstände ganz anders sein, als sie wirklich sind. Aber ich müßte mich selbst verabscheuen, wenn ich sie anders oder besser verlangen wollte. Ach Herr! ich bin zu geringe aller Barmherzigkeit und Treue, die du an deinem armen Knechte gethan hast."

Besonders fühlte sich Göze gekränkt durch den wiederholten Vorwurf, ein Inquisitor zu sein. Er hatte sich dagegen schon in einer früher erwähnten Schrift des Pastors Strobel in Wörth bei Nürnberg vertheidigt. Mit dem lebhaftesten Unwillen wiederholte er die von jenem Theologen gegen ihn in einer Apologie Melanchthon's ausgestoßenen Lästerungen, die er mit den Worten schloß: „Herr Strobel hat nicht bedacht, daß er selbst in die Grube stürzt, die er mir gegraben hat. Was kann er gegen folgenden Satz einwenden: Derjenige, der so boshaft und gewissenlos ist, seinen unschuldigen Nächsten für einen Inquisitor auszuschreien, würde auch boshaft und gewissenlos genug sein, wenn es in seinen Kräften stände, ihn auf den Scheiterhaufen zu bringen. Ich glaube nicht, daß ich in dieser Sache zu harte Ausdrücke gegen einen Widersacher gebraucht habe [85]), dessen Absicht dahin geht, mich vor aller Welt, vornehmlich aber vor den Augen meiner Gemeinde und der großen Stadt, in welcher ich nun unter dem göttlichen Beistande und Segen 28 Jahre dem Evangelium diene, auf das äußerste zu Schanden zu machen, und also nicht allein mich selbst in das größte Unglück zu stürzen, das mich

Deutschlands 1 Bd. S. 518 fg. Vergl. Grop's Hamburger Schriftstellerlexicon 2. Bd S. 522 fg. 529 fg.

83) In einer Sammlung von Gemälden, deren Originale zwischen Himmel und Erde anzutreffen. (Düsseldorf 1776—1778. 8. 5 Stücke.) 84) Hamburg 1786. 4.

85) Vergl. den Beweis der Nichtigkeit der Strobel'schen Apologie für Melanchthon und der Bosheit der Strobel'schen Lästerungen. (Hamburg 1783. 8.)

treffen könnte, sondern auch alle Frucht und allen Segen meiner mündlichen und schriftlichen, so vieljährigen Arbeit durch Einen Schlag zu vernichten."

Nach den Grundsätzen, zu denen Göze sich bekenne, meinte Cranz, könne man ihn für Nichts weniger als boshaft halten, denn nach diesen Grundsätzen müsse er meinen, Gott durch seinen Eifer, der ihm als Verfolgungssucht ausgelegt werde, einen Dienst zu thun. Daran hatte er eine noch giftigere Diatribe geknüpft, in der er zu beweisen suchte: der neutestamentliche Gott sei ganz der eifernde Jehova des alten Bundes. Im alten Testamente wäre er durch das Blut der Böcke und der Kälber entsühnt worden; im neuen Testamente habe „das Blut seines einzigen geliebten Sohnes fließen müssen, um seinen Zorn zu versöhnen." Dieser durch Verdrehungen mehrfacher Stellen des alten und neuen Testaments weit ausgesponnenen Lästerung, die zuletzt immer wieder auf ein schmachvolles Lob Göze's hinauslief, trat dieser mit einer Rechtfertigung entgegen. „Da ich versichert bin," äußerte er, „daß diese Ausbrüche des Lügengeistes von Edelmann und Voltaire hier von Vielen zum ersten Male gelesen werden, so glaube ich in meinem Gewissen verbunden zu sein, ihnen die Unvernunft und Bosheit, welche ihre Quelle sind, deutlich vor die Augen zu legen."

Göze machte hierauf dem Verfasser der „Galerie der Teufel" bemerklich, daß alle seine dem „grimmigen Gott" der Bibel gemachten Vorwürfe darauf hinausliefen: er bestrafe die Bosheit und vernichte die Frevler. „Was will also der Verfasser," schrieb Göze, „für einen Gott haben? Ists möglich, daß ein Mann, der so öffentlich auftritt, der ganzen Christenheit den Staar zu stechen, der ihr sagen will, daß sie bisher einen falschen Gott verehrt, sich mit solchem Unsinne bloßstellen kann? Was würde ein Gott sein, der nie strafe? Caligula, Nero, Domitian und tausend andere Tyrannen ihrer Art haben unendliches Unglück in der Welt angerichtet, aber sein Gott würde eine Ursache von noch tausendmal größerem, allgemeinerem und unaufhörlichem Jammer sein. Ja, unter der Regierung dieses Gottes hätte das menschliche Geschlecht nicht ein Jahrhundert hindurch bestehen können, oder die Welt würde nichts Anderes, als eine beständige Hölle, und das menschliche Geschlecht eine recht sichtbare „Galerie der Teufel" sein. Jene raubten und mordeten doch nur allein und mit ihrem Tode mußten sie aufhören. Aber unter der Regierung eines solchen Gottes würde Alles rauben und morden, was rauben und morden könnte. Die Stärkern würden die Schwächern verschlingen und wenn keine Schwächern mehr da wären, sich selbst unter einander zerreißen. Niemand würde für sein Leben und für sein Vermögen die geringste Sicherheit haben. Kurz, ich kann mir kein größeres Elend denken, als das Geschöpf eines solchen Gottes zu sein."

Die ganze Sicherheit des bürgerlichen Lebens machte Göze in seiner „Protestation" vom Glauben an einen Gott abhängig, der der Obrigkeit das Recht zu strafen übergeben habe. Diese Sicherheit aber sei doch nirgends so groß als in christlichen Staaten. Dagegen könnte der Verfasser sich zwar auf die Türken, die nicht den biblischen Gott anbeteten, berufen. Aber auch sie hätten nie die Heiligkeit und Gerechtigkeit Gottes geleugnet. Das Beste im Koran stamme doch nur aus der Bibel. „Indessen," fügt Göze hinzu, „der Verfasser mache einmal die Probe, und schreibe das in Constantinopel von Mahomet, was er in Berlin und Hamburg von Christo geschrieben hat, und erwarte alsdann, was ihm begegnen wird. Wenn der Verfasser aus dem Grunde leugnet, daß unser Gott der wahre Gott sei, weil er befohlen, Räuber und Diebe zu tödten, so muß er der Obrigkeit das Recht zu strafen absprechen, und die Unterthanen handeln nach seinem Systeme recht, wenn sie einer solchen Obrigkeit den Gehorsam aufkündigen. Und nach solchen Grundsätzen will er die spanischen Inquisitoren und auch mich für redliche Leute erklären, weil sie, und weil ich diesen grimmigen Gott für den unsrigen erkennen und glauben, ihm einen Dienst zu thun, wenn wir unsere ketzerischen Brüder schlachteten und umbrächten!"

Persönlich gereizt und erbittert ließ es Cranz nicht an Gegenschriften fehlen. In einer derselben, der „Streit Michael's mit dem Drachen," hatte er alle in Hamburg verbreiteten Anekdoten, Pasquille und Verleumdungen wider Göze aufgewärmt, seine mannichfachen Streitigkeiten mit Alberti, Friderici, Lessing u. A. auf hämische Weise beleuchtet, und ihm die Abnahme seiner Anhänger und die Vermehrung seiner Gegner vorgehalten. In dem Anhange zu einer zweiten Schrift, „Die letzte Oelung" betitelt, polemisirte er nach seiner gewöhnlichen Weise gegen das biblische Christenthum, stimmte er einen mildern Ton gegen Göze an, in dem er dessen letzte Bußpredigt über Matth. 11, 21 den Kanzelvorträgen der andern hamburger Hauptpastoren lobend entgegenstellte. Auf alle diese Aeußerungen nur ein Wort zu erwiedern, hielt Göze für überflüssig, da er in seiner Protestation Alles, was ihm nöthig schien, gesagt zu haben glaubte.

Unvollendet blieb eine wider das „Neue hamburger Gesangbuch" gerichtete Schrift, in der Göze über mehre Abänderungen in den Liedern seine Unzufriedenheit zu erkennen gab [86]). Durch diese Schrift würde Göze, auch wenn sie veröffentlicht worden wäre, wenig ausgerichtet haben. Die Zeiten hatten sich geändert. Der hamburger Senat begünstigte nach und nach mehr die kirchlichen Neuerungen, die Göze von seinem Standpunkte aus nicht billigen konnte. Dadurch entstanden mehrfache Mißhelligkeiten. An den kirchlichen Conventen hatte Göze, seit er sein Seniorat niedergelegt, schon seit mehren Jahren keinen Antheil genommen. Unter den sogenannten Aufgeklärten hatte sich die Abneigung gegen den Glauben ihrer Väter, von dem sie sich losgesagt, immer mehr gesteigert. Daß Göze in den letzten Jahren ein schmerzlich bewegtes, an Kümmernissen reiches und einsames Leben geführt haben müsse, läßt sich kaum bezweifeln. Für eine bessere Zukunft tröstete ihn sein Glaube an die ewige Macht Christi,

86) Vergl. J. Gefficken, Die Hamburger niedersächsischen Gesangbücher ꝛc. (Hamburg 1857.)

für die Gegenwart die ihm gebliebene Anhänglichkeit seiner Zuhörer, die wenigstens in seinen Sonntagspredigten sich zahlreich in seiner Kirche einfanden. Das gewöhnliche Schicksal älterer Kanzelredner, vor leeren Bänken zu predigen, erfuhr Göze nur in seinen wenig besuchten Wochenpredigten.

Daß Göze in seinem bisherigen Ansehen gesunken, hatte er freilich zum Theil selbst verschuldet. Besser hätte er gethan, wenn er einen Streit mit seinem Amtscollegen, dem Diakonus Winkler, über die Unzulässigkeit gewisser Verwandtschaftsgrade vermieden hätte. Ebenso hatte er sich gegen eine neue Anordnung des Senats erklärt, nach welcher den Geistlichen nicht mehr die Verpflichtung oblag, Verbrecher zum Richtplatze zu begleiten [87]). Wie richtig Göze das Wesen der christlichen Kirche erkannt und erfaßt hatte, zeigte seine Behauptung, daß das Christenthum nur durch Missionaire in außereuropäischen Staaten verbreitet werden könnte. Dadurch war er jedoch mit Sturm, einem der damals beliebtesten hamburger Prediger, der an Friderici's Stelle getreten war, in einen heftigen Conflict gerathen [88]). In diesem Streite zog Göze den Kürzern. Gewandter und klüger als sein Vorgänger, wußte Sturm, ohne die Orthodoxie zu verletzen, den mäßigen Ansprüchen der Aufgeklärten zu genügen.

Von dem letzten Jahrzehende seines Lebens dürften die Worte gelten, mit denen Göze 1775 eine seiner Vertheidigungen gegen die Reformirten geschlossen hatte. „Ich bin," schrieb er, „ein Fremdling in Hamburg. Wie herzlich aber meine Liebe gegen Hamburg ist, dessen gibt mir mein Gewissen und mein tägliches Gebet Zeugniß. Ich habe hier weder Familien, noch Gönner, von denen ich besondere Unterstützung zu gewärtigen hätte. Was für harte, aber Gott Lob unverdiente Schläge mich in Hamburg betroffen haben, ist auch auswärts weit und breit bekannt. Nach der Absicht meiner Feinde sollten diese Schläge mich vernichten und kraft der unterstützenden Gnade meines Gottes haben sie mich nicht einmal gebeugt. — Gott Lob, der größte Theil der Last und Hitze meiner Tage ist überstanden. Mein Abend rückt immer näher heran. Sind gleich die Aussichten, mit welchen ich von meinem Posten abgehen werde, traurig, so lebt doch mein Herrgott noch, der seine Wahrheit und seine Kirche unter so manchen Stürmen bisher durchgeführt und in dessen Hand alle Feinde derselben und ihre Gedanken sind. Nächst diesem kann ich die beruhigende Versicherung meines Gewissens mit ins Grab nehmen, daß unsere — Gott wende es in Gnaden ab — vielleicht sehr bedauernswürdigen Nachkommen kein Recht haben werden, über meine Trägheit, Kreuzesflucht, Menschenfurcht und Menschengefälligkeit zu seufzen."

Schwer drückten ihn die traurigen Aussichten in die Zukunft. Ihn bewegten die „hereinbrechenden Gerichte Gottes" über den Abfall von der alten Frömmigkeit, der alten ehrbaren Sitte und dem Glauben der Väter. Diese Erscheinungen hatte er längst vorhergesehen, vorhergesagt und vorherbeklagt. In solcher Stimmung richtete er wenige Jahre vor seinem Tode, am 26. Aug. 1784 eine auf einem einzelnen Quartbogen gedruckte „Anrede an seine Zuhörer und Freunde." „Allen denen," hieß es darin, „welche auf die Zeichen der Zeit und auf die Schicksale der Kirche Gottes und redlicher Lehrer derselben achten, kann es nicht unbekannt sein, daß die Feinde der evangelischen Wahrheit, daß diejenigen, deren Bemühungen vornehmlich dahin gerichtet sind, die Religion einzuführen, welche den Herrn verleuguet, der uns erkauft hat, mich seit vielen Jahren besonders zum Gegenstande ihrer feindseligen Angriffe erwählt, und in Zeitungen, Journalen und anderen Schriften Alles gegen mich ausgeschüttet haben, wovon sie sich nur einige Hoffnung machen konnten, daß mich solches in den Augen der Menschen verächtlich und verhaßt machen und meine in dem Herrn gethane und auf die Vertheidigung der evangelischen Wahrheit abzielende Arbeit vergeblich machen würde. Ich schließe aus dieser mir so vorzüglich erwiesenen Ehre, daß sie von meinen ihnen entgegengesetzten Arbeiten für sich die nachtheiligsten Folgen besorgt, welche sie am kräftigsten durch persönliche Schmähungen und Lästerungen zu verhindern gesucht haben. Ich habe, wenn ich es zur Erreichung dieses Hauptzwecks nöthig fand, einige von diesen Anfällen mit gehörigen Gründen abgewiesen, andere aber mit Verachtung und Mitleiden übersehen. Und ich kann zum Preise Gottes rühmen, daß seine gnädige und weise Regierung bisher meine Sonne und mein Schild gewesen, und die Absichten meiner Verfolger, Lästerer und Feinde mächtig vereitelt hat, ja mir dieselben zur wahren Ehre und zu manchen Vortheilen hat gereichen lassen."

Göze starb am 19. Mai 1786, nach langem Krankenlager, an der Wassersucht im 68. Jahre. Mit ihm starb der letzte entschiedenste Verfechter der kirchlichen Orthodoxie und der in ihr enthaltenen christlichen Wahrheit wider ein Geschlecht, das von dieser Wahrheit sich immer mehr entfremdete. Daß viele seiner Gegner, dem Kampfe mit ihm nicht gewachsen, zu persönlichen Verdächtigungen, zur Verleumdung, zu Satyren und Pasquillen ihre Zuflucht nahmen, war ein Schicksal, dem er nicht entgehen konnte. Sein Tod erregte im Allgemeinen wenig Bedauern. Manche, die sich nicht ohne Gewissensskrupel von dem alten christlichen Glauben losgesagt, sahen es nicht ungern, daß der Mann, der ihnen, so lange er lebte, von der Kanzel herab die Wahrheit des Evangeliums gleichsam ins Gesicht geworfen hatte, endlich verschieden war. Ein trauriges Zeichen der Zeit waren die zahlreichen, meist in der Form von Todtengesprächen, abgefaßten Pasquille, in welchen Göze an der Himmelsthür bald zurückgewiesen, bald von Alberti und Friderici erst tüchtig in die Schule genommen ward, bis man ihm ein bescheidenes Plätzchen im Himmel gönnte. In einigen dieser Pasquille ward er gradezu in die Hölle geschickt. Das non plus ultra aller Ge-

87) Siehe seine „Gewissenhaften Erinnerungen zu der Schrift: Ueber die Grausamkeit, Missethäter durch Prediger zur Hinrichtung begleiten zu lassen." (Hamburg 1784. 4.) 88) Vergl. seine „Nöthigen Anmerkungen zu des Herrn Pastor Sturm's erster und letzter Erklärung in Absicht auf meine gewissenhaften Erinnerungen." (Hamburg 1784. 4.)

meinheit war eine vom berüchtigten Professor der Theologie K. F. Bahrdt verfaßte Schrift [89]).

Einen würdigern Ton hatte ein Mann angestimmt, von dem man wol Nichts weniger als eine Ehrenrettung des Verstorbenen erwartet hätte. Es war der Verfasser der „Galerie der Teufel," F. A. Cranz. In seiner letzten Schrift: „Am Sterbetage des Herrn Pastor Göze," machte Cranz die gewiß nicht unrichtige Bemerkung: Göze habe durch seinen Widerspruch gegen die von ihm bekämpften neuern Ansichten diese selbst mit zur Geltung bringen helfen. Die von Göze verfaßte Protestation habe er ihm längst vergeben. „Daß Göze," fügte er hinzu, „in Allem, was er that, recht und nach Gewissen zu handeln fest glaubte, das war mein erstes Glaubensbekenntniß, welches ich von ihm ablegte. Dies ist es, was ich auch noch auf seinem Grabe wiederhole. Er war kein Heuchler und machte aus seinem Herzen keine Mördergrube. In seiner letzten Krankheit sah er den annähernden Tod. Mit ruhiger Miene kann den Tod der Heuchler nie kommen sehen. Aber Göze blieb, so weit und so lange es körperliche Schmerzen erlaubten, ruhig. Sein Geist war frei und heiter. Freunde, die ihn in seiner letzten Krankheit besuchten, fanden in seiner Unterhaltung dieselbe Heiterkeit, die früher seine Gespräche belebte. Diese Geistesruhe in seinen letzten Tagen bestätigt meinen Glauben, daß er als ehrlicher Mann seiner Ueberzeugung treu war und das gibt ihm doch mehr Werth, als viele seiner geachteten Collegen haben, die in ihren Predigten um die Lehren, welche sie nicht glauben, wie die Katze um den heißen Brei herumgehen und ihre offene Heuchelei unter dem künstlichen Titel der theologischen Klugheit beschönigen."

Zu den Männern, die durch persönlichen Umgang mit Göze sich bewogen fanden, als seine Vertheidiger aufzutreten, um von seiner ungeheuchelten Frömmigkeit und seinem durchaus redlichen Charakter ein rühmliches Zeugniß abzulegen, gehörte auch Pitiscus, dem die von H. S. Reimarus früher bekleidete Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen am hamburger Gymnasium übertragen worden war [90]). In der Vorrede zu dem Katalog [91]) der Göze'schen Bibliothek, die 1791 öffentlich versteigert ward, sprach er sich über den Verstorbenen mit den Worten aus: Summe reverendus, Jo. Mel. Goeze, multis nominibus praeclarissimus, mea laude major. Utor hac dicendi formula, eundo in scu-

89) „Standrede am Sarge des weiland hochwürdigen und hochgelehrten Herrn Johann Melchior Göze, gehalten von dem Canonicus Ziegra." (Hamburg 1786. 8.) — Christian Ziegra, geb. 1719 in Hamburg, gest. daselbst am 22. Jan. 1787 als Magister der Philosophie und Canonicus minor der Domkirche. Vergl. s. Familiennachrichten von dem Ziegra'schen Geschlechte. (Hamburg 1758. 4.) Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 15. Bd. S. 401 fg. 90) Martin Friedrich Pitiscus, geb. 1721 zu Hamburg, gest. daselbst am 13. Nov. 1794; s. J. A. Thieß in s. Gelehrtengeschichte von Hamburg. 2. Th. S. 104 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 3. Bd. S. 329 fg. 91) Der Katalog enthält 6394 Bände, die Bibelsammlung des Verstorbenen ungerechnet; s. die Schrift: J. M. Göze. Eine Rettung von G. N. Röpe. (Hamburg 1860.) S. 280.

tentiam virorum, muneris gravitate, animi integritate, ac veracitate spectabilium, *a partium studio alienorum*, qui opportuno loco et tempore de venerabili quondam J. M. Goezio hoc testimonium perhibuerunt. So berief sich Pitiscus auf das Urtheil vieler angesehenen und unparteiischen Männer, die über Göze das ehrendste Zeugniß abgelegt und fügte dann sein eigenes hinzu mit den Worten: In rite obeundis muneribus suis, qui totus erat, omnia coepta sua ad conscientiam retulit; ad normam divinae doctrinae omnia perpendit; in ejus singulis partibus excolendis versatus est assiduitate nunquam remissa, qui verum a falso, bonum a malo ut discerneret, ingenii acumine usus est et subsidiis, quae ex bonae notae libris colligere datur. Diese Aeußerungen dürften dazu dienen, die unverdiente Schmach zu tilgen, die so lange auf dem Namen Göze geruht und allen denen eine günstigere Meinung einflößen, die bisher aus Unkenntniß seiner Persönlichkeit und seiner Schriften in das herrschende Verdammungsurtheil über Göze mit einstimmten.

Uebertrieben scheint die ungünstige Schilderung, welche Voß, der ihn in Hamburg besuchte, von Göze's Aeußerem entwirft. „Der Mann," schrieb er am 18. Dec. 1776 [92]), „sieht abscheulich aus. Er lächelt beständig und wagt es nicht, seine Augen gerade auf einen zu richten." Diese Schilderung harmonirt nicht mit den von Göze noch erhaltenen Bildnissen. Am sprechendsten sind seine Züge dargestellt auf einem Portrait als Titelkupfer vor dem ersten Bande von Göze's „Gottgeheiligten Sonntags- und Festandachten." (Rostock und Leipzig 1760. gr. 4.) [93]). Dies Knieſtück verdient den Vorzug vor einem 1756 von C. Fritzsch angefertigten Bildnisse [94]), weil es zwei Jahre später ebenfalls nach der Natur gezeichnet worden. Göze ist auf jenem wohlgetroffenen Bildnisse im vierzigsten Jahre dargestellt. Außer diesem und zwei ungenügenden Portraits aus früherer Zeit bewahrt die hamburger Stadtbibliothek noch zwei Nachstiche des Bildes vom Jahre 1756, von Sysang und von J. D. Philippin, geborenen Sysangin; ferner eins von C. Fritzsch (1767), eins von C. Stock (1768), ein Kalenderkupfer in Duodez (1787) und ein Oelgemälde

92) Siehe Briefe von Joh. Heinr. Voß. 1. Bd. S. 316. 93) Eine Copie dieses Portraits mit einem Facsimile von Göze's Handschrift befindet sich als Titelkupfer vor der Schrift: J. M. Göze. Eine Rettung von G. N. Röpe. (Hamburg 1860. gr. 8.) 94) Es befindet sich in einer von Johann Georg Frisch herausgegebenen Sammlung von Bildnissen und Lebensbeschreibungen der sämmtlichen Mitglieder E. Ehrw. Ministerii in Hamburg (Hamburg 1757.), worin die Göze betreffende vierte Nummer mit den Versen schließt:

Ein Geist voll Wahrheit, Licht und Stärke,
Ein Prediger durch Wort und Werke,
Ein Eifrer ohne Wuth und Wahn,
Ein Weiser aus den reinsten Trieben,
Ein Menschenfreund, den Alle lieben:
Der, der ist dieser Gottesmann.
Er lehrt uns in der Welt vergnügt und froh zu leben,
Und ihr mit heil'gem Muth den Abschied einst zu geben.

in Lebensgröße mit der Unterschrift: F. C. Löhr pinx. 1786. Ein anderes Oelgemälde von einem unbekannten Maler [95]) hängt in der hamburger Katharinenkirche [96]).
(*Heinrich Döring.*)

GOEZMANN (Louis Valentin), französischer Jurist und Justizbeamter, am 16. Sept. 1730 zu Landser, einem Marktflecken des Bezirkes Altkirch im Elsaß, geboren, widmete sich der Jurisprudenz und ward nach der Beendigung seiner Studien Substitut des Generalstaatsprocurators an dem Obergerichtshofe zu Strasburg, zwei Jahre später aber Rath an demselben Gerichtshofe. Da er sich stets bei allen, die Unabhängigkeit der Gerichte untergrabenden Maßregeln der Regierung willfährig zeigte, so kam er als Rath an das berüchtigte Parlament Maupeou zu Paris und ward bald durch eine von dem geistreichen Beaumarchais (s. d. Art.) gegen ihn im J. 1774 eingeleitete Klage wegen Bestechung und durch andere unehrenhafte Händel, welche seine Entsetzung vom Amte herbeiführten, dem Publicum von einer sehr unvortheilhaften Seite bekannt, weshalb er nach dem Ausbruche der Revolution mit vielen andern der Bewegung abholden Rechtsgelehrten eingekerkert und als Feind der Freiheit und des Volkes zum Tode verurtheilt wurde. Sein Kopf fiel am 15. Juli 1794 unter dem Beile der Guillotine. Goezmann's juristische und staatswissenschaftliche Schriften (Traité du droit commun des Fiefs. Paris 1768—1776. 12. 2 Voll. Die unter dem Anagramme Zemganno, einer Verdrehung seines wirklichen Namens, herausgegebene Histoire politique du Gouvernement français ou les Quatre ages de la Pairie en France. Maestricht 1775. 8. 2 Voll. La Jurisprudence du grand Conseil examinée dans les maximes du royaume. Avignon 1775. 8. 2 Voll. Essais historiques sur le Sâcre et le Couronnement des Rois de France, les Minorités et les Régences. Paris 1775. 8. Essai politique sur l'autorité et les richesses, que le clergé seculier et régulier ont acquises depuis leur établissement. Paris 1776. 8. Mémoire sur ce sujet: Comment la ville de Metz est-elle passée sous la pouissance des empereurs d'Allemagne? Metz 1769. 8. und Histoire politique des grandes querelles entre Charles V. et François I. Paris 1777. 8. 2 Voll. N. Ed. 1790. 8. 2 Voll.) verrathen eine nicht unbedeutende Gelehrsamkeit und sind für die Kenntniß der französischen Zustände vor der Revolution überhaupt und die Verfassung dieses Staates insbesondere wichtig *).
(*Ph. H. Külb.*)

GOFFARD, auch Goffart und Goffar geschrieben (Anton), niederländischer Theolog und Philosoph, gegen das Ende des 16. Jahrh. zu Seraing, einem Dorfe bei Lüttich am rechten Ufer der Maas, geboren, stammte aus einer wohlhabenden und angesehenen Familie und genoß eine sehr sorgfältige Erziehung. Nachdem er seine Vorbereitungsstudien zu Douay beendigt hatte, widmete er sich auf mehren Universitäten Frankreichs zehn Jahre hindurch der Philosophie und Theologie, lehrte, nachdem er im J. 1627 zu Valence in Dauphiné die theologische Doctorwürde erlangt hatte, zu Lyon die Philosophie und beschäftigte sich zugleich als Mitarbeiter gelehrter Zeitschriften mit der Kritik der neuesten Erscheinungen im theologischen und philosophischen Fache; mancherlei Unannehmlichkeiten bewogen ihn jedoch bald, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er ließ sich im Luxemburgischen nieder und war hier eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt, als ihn ein unvermutheter Tod ereilte. Als er nämlich zu seiner Erholung ausreiten wollte, wurde ihm von dem Pferde das Schienbein zerschmettert, sodaß ihm der Fuß mußte abgenommen werden. Da dies aber durch einen ungeschickten Wundarzt geschah, so trat der Brand hinzu, worau er am 12. Mai 1636 starb †). Seine theologischen Schriften (Compendium operum Martini Bonacinae de morali theologia omnibusque conscientiae nodis. Antverpiae 1630. 8. Coloniae 1631. 12. Rothomagi 1636. 8. Compendium moralis theologiae Pauli Laymanni. Duaci 1633. 12. Moguntiae 1637. 8. Duaci 1640 u. 1651. 8. Augsb. Vind. 1744. 8. 2 Voll. Viennae Aust. 1756. 8. 2 Voll. und Vindiciae pro Nicolao Smithaco contra censuram nomine Facultatis Parisiensis editam in ejusdem librum, cui nomen: Modesta et brevis discussio aliquarum assertionum Doctoris Kellisoni. Leodii 1631. 24.) erfreuten sich eines großen Beifalls.
(*Ph. H. Külb.*)

GOFFAUX (François Joseph), besonders um das Schulwesen verdienter Gelehrter, geb. in der Nähe von Angers im J. 1755, gest. zu Paris am 10. Juni 1836. Nachdem er auf dem pariser Lyceum Louis le Grand seine Schulstudien mit so glänzendem Erfolge vollendet hatte, daß er die Bahn des Gelehrtenthums nach irgend einer Richtung hin mit Auszeichnung hätte betreten kön-

95) Vergl. das Hamburger Volksblatt: „Der Nachbar." 1855. S. 115. 96) Vergl. Nachricht von dem Leben des Herrn J. M. Göze von J. C. M. St. (Hamburg 1786.) Ziegra's Standrede am Sarge des Herrn J. M. Göze. (Hamburg 1786.) Lessing, Mendelssohn, Nisbeck und Göze. (Offenbach 1787.) J. D. Thieß in s. Selbstbiographie (1802). 2. Bd. S. 19—50. 214 fg. 271 fg. J. M. Göze. Eine Rettung von G. A. Röpe. (Hamburg 1860.) J. M. Göze als Bibelsammler und Bibliograph. Von F. L. Hoffmann. (Leipzig 1852.) Wendeborn's Erinnerungen aus seinem Leben. (Hamburg 1813.) 1. Bd. S. 266 fg. Schröder's Leben von Meyer. 1. Bd. S. 281 fg. 2. Bd. S. 97 fg. Lessing's Leben von Danzel (fortgesetzt von Guhrauer). 1. Bd. S. 106. 231. 2. Bd. Abth. 2. S. 195. Lessing als Theolog, von K. Schwarz. (Halle 1854.) S. 11 fg. 120 fg. 132 fg. K. Schwarz und A. Stahr in Lessing's Sämmtl. Werken (herausgegeben von Maltzahn) a. m. O. Bobz in der Schrift: Lessing's Protestantismus. (Göttingen 1854.) Appell, Werther und seine Zeit S. 66 fg. F. A. Cropp's Hamburger Schriftstellerlexikon. 2. Bd. S. 522 fg. 529 fg. J. Gefficken, Die Hamburger niedersächsischen Gesangbücher des 16. Jahrh. (Hamburg 1857.) Vorrede. S. XXIII fg. Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte (1851). 1. Bd. S. 56 fg. 4. Bd. S. 20 fg. H. Döring, Die gelehrten Theologen Deutschlands. 1. Bd. S. 514 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 263 fg.

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 67 seq.

†) *Val. Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica. (Lovanii 1643. 4.) p. 66.

nen, widmete er sich doch lieber dem Handel und der Industrie und er stand bereits an der Spitze eines bedeutenden Manufactur-Geschäfts in der Nähe von Angers, als die Revolution von 1789 ausbrach. Er schloß sich ihren Grundsätzen an, aber mit einer Mäßigung, der er nie untreu ward. Bereits im J. 1790 ward er zum Administrator des Maine-Loire-Departements ernannt und bald darauf trat er als Mitglied in die gesetzgebende Versammlung. Die Schreckniſſe, unter welchen diese Behörde zusammenbrach, machten auf Goffaux einen so tiefen Eindruck, daß er sein Vaterland verließ und sich nach London wendete. Als gewandter Mann verstand er hier Fäden aus seinem früheren Geschäftsleben wieder anzuknüpfen und bald sah er sich durch den Einfluß seiner Freunde in den Stand gesetzt, von seinen Kenntnissen nützlichen Gebrauch zu machen. Aus der Rolle eines bloßen französischen Sprachmeisters trat er bald heraus und gründete ein Erziehungsinstitut, das sich schnell einen guten Namen machte und ihn mit den angesehensten Familien Englands in Verbindung brachte. So wohl er sich auch hier gestellt sah, so litt es ihn, einen echten Franzosen durch und durch, doch nicht zu lange in der Fremde, am wenigsten grade in England und nachdem die Ordnung in seinem Vaterlande etwas wiederhergestellt war, kehrte er nach Paris zurück. Ohne allen Ehrgeiz, der ihn durch seine früher inne gehabte einflußreiche Stellung in die höhern Kreise der Staatsverwaltung wieder hätte einführen können, blieb er der einmal eingeschlagenen Lebensrichtung treu und nahm an demselben Lyceum, dem er seine Bildung verdankte, eine Lehrerstelle an, in welcher er mit gleichgesinnten, strebsamen Männern, einem Castel [1]), Champagne, Dupont, Luce u. A., den Flor seiner Anstalt eifrigst zu fördern suchte und in besonders hohem Grade die Liebe seiner Schüler gewann, denen er nicht Lehrer blos, sondern zugleich Erzieher zu werden bemüht war. Im J. 1813 wählte sich Goffaux, der sich selbst strenger als Andere beurtheilte, mit sicherem Kennerblicke den damals noch jugendlichen Cousin zu seinem Adjuncten, der ihn besonders in der lateinischen Prosodie, für die er nicht mehr Feuer genug zu besitzen glaubte, vor dem Schülerkreise vertreten sollte. Zwei Jahre später ließ er sich emeritiren. Seine Ersparnisse und seine Pension setzten ihn in den Stand, ein ruhig-heiteres Leben im Dienste der Wissenschaft zu führen und die eigene Pflege eines Gartens, den er sich in den Umgebungen der Barrière du Mont-Parnasse eingerichtet hatte, war sein Lieblingszeitvertreib. Auf Cousin's Vorschlag ward er im J. 1832 Ritter der Ehrenlegion und als er sein Haupt zur Ruhe niedergelegt hatte, gaben ihm zahlreiche Schüler das Geleit nach Père la Chaise, da er ihnen nicht nur ein geschickter Lehrer gewesen war, sondern da sie ihm auch die Mitgabe wackerer Grundsätze für das Leben verdankten, die sie zu Aemtern und Würden geführt hatten.

Goffaux war auch ein fruchtbarer Schriftsteller. Als solcher nahm er seine Hauptrichtung auf die Verbindung classischer Sprachstudien mit den geschichtlichen für seine Schülerwelt und sein: Tableau chronométrique des époques principales de l'histoire depuis la prise de Troie jusqu'à nos jours (Par. 1803. fol.), seine: Époques principales de l'histoire, pour servir de précis explicatif au tableau chronométrique (Par. 1805. 8.) und die: Tableaux séculaires chronométriques de l'histoire de France (Par. 1825. 8.) haben in wiederholten Auflagen bis in die letzten Jahre große Verbreitung gefunden. Seine Schrift: Narrationes servato temporum ordine dispositae (in Verbindung mit dem Universitätsprofessor Dumouchel zuerst Par. 1804 hervorgetreten) hat sich durch wiederholte Auflagen als Schulbuch eingebürgert; die: „Themata anglo-latina, ad usum juventutis in studio linguae latinae jam profectioris, ex probatissimis anglis et gallicis scriptoribus" (Par. 1825. 8.) hielten von seinem Ruhestande aus seine Verbindung mit der Schule aufrecht und seine: „Devoirs d'humanité" (Par. 1826. 8.), eine reiche Sammlung von Aufsätzen aus den Gebieten der Religion und Moral, der alten Geschichte, der Naturkunde und Kunstgeschichte, zeigen ihn mit Erfolg wieder auf der Bahn des Pädagogen, der er als Gymnasial-Lehrer so treu geblieben war. Seine „Conseils pour faire une version" (Par. 1811. 8.) und: „Conseils pour faire un thème" (Par. 1812. 8.) sind nicht ohne wohlthätigen Einfluß auf das Schriftstellerthum seiner Mitwelt geblieben. Einer der glücklichsten Würfe seines Schriftstellerthums war die lateinische Uebersetzung des Campe'schen Robinson's, die zuerst im J. 1807 in Paris erschien und durch zahlreiche Wiederabdrücke seinen Namen als den eines der besten Latinisten in allen Theilen der Erde bekannt machte. Auch A. v. Kotzebue's Roman: Die Leiden der Familie Ortenberg, hatte auf den Grund einer englischen Uebersetzung an ihm einen Uebersetzer in das Französische („Les malheurs de la famille d'Ortemberg." Par. 1801. 12. 3 Vol.) gefunden. Auch hatte er noch vor seiner Amtirung als Schulmann an der französischen Uebersetzung der großen englischen Universal-Geschichte lebhaften Antheil genommen.

„Goffaux n'était pas seulement un habile humaniste; il était versé dans toutes les connaissances usuelles et politiques et il se distinguait par une grande aménité des moeurs; enfin, heureux et environné de l'estime publique il fut, sans en avoir la prétention, ce qu'on peut appeler un philosophe pratique" [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (Johann), auch Goughe, Theolog, aus Sussex gebürtig, in verschiedenen, auch hohen Kirchenämtern thätig, als einer der eifrigsten Anhänger König Karl's I. von England in ganz Großbritannien bekannt,

1) Wie Goffaux, war auch dieser, der Verfasser des schönen Gedichtes: „Les Plantes," Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gewesen.

2) Mit diesen Worten schließt der Artikel über ihn in der Biographie universelle (nouv. édit. Tom. XVII.) p. 83 — 84. Der kürzere in der Biographie générale (Par. 1857. Tom. XXI p. 69) hat Louvet zum Verfasser.

vor seinen ihm auf den Dienst lauernden politischen Feinden fast immer flüchtig und von ihnen verfolgt, gest. den 26. Nov. 1661. Seine Schrift: Threnodia ecclesiae anglicanae, in qua perturbatissimus regni et ecclesiae status sub anabaptistica tyrannide lugetur etc. (ohne Ort und Jahrzahl) gehört zu den literarischen Seltenheiten und soll und mag über die Geschichte seiner Zeit gute Specialia zu bieten haben. (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE [1]) (Thomas), dramatischer Dichter und Theolog, aus der englischen Grafschaft Esser und daselbst aus dem Schooße einer geistlichen Familie stammend, um das Jahr 1592 geboren, gest. am 27. Juli 1629 als Pfarrer zu East-Clandon in Surrey. Sein frühzeitiger Tod soll Folge seiner aus Gutherzigkeit übereilten ehelichen Verbindung mit seines Vorgängers Witwe gewesen sein, welche durch ihren widerwärtigen Charakter das Leben ihm verbittert habe. Er hatte seine akademischen Studien an der Universität zu Oxford als Mitglied des Christ-Colleginms daselbst vollendet und seine ausgezeichneten Gaben machten ihn zu einem der beliebtesten Prediger der berühmten Universitätsstadt. Im J. 1623, wo er zum Licentiat der Theologie promovirt ward, erhielt er auch den Ruf als Pfarrer nach East-Clandon, von wo aus er in ehrenvoll ihm zugesprochener Auszeichnung mit der Christkirche in Oxford, in welcher er so oft gepredigt hatte, in einer Art von amtlicher Verbindung blieb. Dem zufolge hatte er bei der Bestattung des Kanonicus Dr. Godwin an der oxforder Kathedralkirche zu St. Christ die Leichenrede zu halten, welche zu London 1627 im Drucke erschien, nachdem er sich schon früher bei ähnlicher Gelegenheit durch seine Standrede auf den Universitätscurator Sir Henry Savile (gedruckt zu Oxford 1622) als Casualredner ausgezeichnet hatte. Auch die von ihm zu Oxford 1627 herausgegebenen Predigten (Sermons) fanden ein starkes Publicum. Noch als Student hatte er, ein Zeitgenosse Shakespeare's, fünf Theaterstücke geschrieben, welche durch fleißige Aufführungen bei dem Publicum in Gunst standen, was zu einer Zeit, wo der Schwan vom Avon die Bühne beherrschte, am sichersten für ihren inneren dichterischen Werth zeugt. Goffe selbst mag sie später, als er mit Ruhm in die theologische Laufbahn eingemündet war, desavouirt haben und zum Theil erst längere Zeit nach seinem Tode wurden sie durch den Druck, dessen man sie für werth achtete, Bestandtheile der englischen Nationallitteratur. Es sind die fünf Stücke:

Selimus, emperor of the Turks. A tragedy. Lond. 1638. 4.
Careless Shepherdess. A tragi-comedy
Courageous Turk or Amurath I. A tragedy
Orestes. A tragedy
Raging Turk or Bajazeth II. A tragedy
} sämmtlich einzeln Lond. 1656. 8.

1) Auch, z. B. bei Jöcher, Goff geschrieben, zugleich bei ihm und Adelung mit der Dittographie: Gough.

Eine Gesammtausgabe derselben scheint nicht erschienen zu sein. Ausführlicher über sie berichtet *Cibber*, Lives of engl. poets I. p. 170 ss. [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (Thomas), auch Goughe, Theolog, aus Strafford gebürtig, ein Zögling der Universität Oxford, ein geachteter und beliebter Prediger und Seelsorger zu London, gestorben daselbst den 29. Oct. 1681. Sein englisch geschriebenes und durch wiederholte Auflagen weitverbreitetes Erbauungsbuch: Paterfamilias christianus (Lond. 1660 u. ö.) ward von Ant. Brunsen (Berl. 1671.) ins Teutsche übersetzt. (*J. E. Volbeding.*)

GOFFE (William), englischer General, geb. um das Jahr 1605, gest. 1675 zu Hadley im nordamerikanischen Staate Massachusets. In der englischen Revolution, welche die Hinrichtung König Karl's I. und das Protectorat Oliver Cromwell's zu Folgen hatte, machte Goffe eine schnelle glückliche Carrière im Militair. Er hatte sich eben so sehr durch seinen persönlichen Muth und kriegerischen Scharfblick, welche in den Zusammenstößen mit den sogenannten Cavalieren, den Anhängern des Königs, mehr als einmal wichtige Entscheidungen herbeiführten, als durch sein glühend-eifriges, wahrhaft zelotisches puritanisches Wesen bei Cromwell in Gunst gesetzt. Dieser gab ihm ein Regiment, das er zuerst als Oberst, dann als General führte und benutzte ihn, wie andere ihm zugethane gleichgesinnte Männer, einen Butler, Desborow, Whalley ꝛc., als Werkzeug für seine versteckten, weitaussehenden Pläne, gewiß eingreifender oft, als er es selbst, gleich jenen Gesinnungsgenossen, ahnen mochte. So ward Goffe auch Mitglied des Gerichtshofes, der über den in Anklagestand versetzten König zu entscheiden hatte und stimmte mit leidenschaftlicher Entschiedenheit für dessen Tod; sein Name kommt in allen Listen der später als Königsmörder bezeichneten Männer in den betreffenden Geschichtswerken vor [1]). Als späterhin nach dem Tode des Protectors, dem Rücktritte seines Sohnes Richard und der Niederwerfung Monck's die Sache der Republik völlig verloren war, flüchtete Goffe nebst seinem Waffengefährten Whalley, um der Ahndung des Königs Karl II. zu entgehen, im J. 1660 nach Amerika. In Boston fanden die Flüchtlinge anfänglich bei dem Gouverneur Eldecott freundschaftliche Aufnahme;

2) Der kurze Artikel über ihn in der Biographie générale Tom. XXI. p. 70 verweist als auf Quellen über ihn, ohne speciellere Bestimmung, auf *Wood*, Athenae Oxonienses und auf No. LXVIII des Gentleman's Magazine.

1) Es läßt sich leicht erklären, woher es komme, daß Goffe und andere Männer jener Zeit, welche ihm an Rang und Wirksamkeit etwa gleich standen, in den gleichzeitigen Berichten nicht gar zu häufig erwähnt werden und daher auch in den Geschichtswerken der späteren Zeit nicht zu oft vorkommen. Cromwell wußte seine Leute gut zu brauchen, verstand aber auch die Kunst, ihre Verdienste sich anzueignen und auszubeuten, ohne ihre Namen zu auffallend ins Publicum kommen zu lassen, wenn dies nicht grade wieder in seinem Interesse lag, wie etwa bei dem Urtheil über den König. Daher kommt z. B. Goffe in Th. Carlyle's Sammelwerke: Oliv. Cromwell letters and speeches (Lond. 1850. 8. 4 vols.) nur selten und ganz im Vorübergehen vor; vergl. I, 23, 410; III, 57; IV, 35, 297.

da dieser aber weiterhin ihre Namen auf den Listen der von der Regierung Amnestirten nicht fand, machte er selbst Goffe und Whalley darauf aufmerksam, daß er sie festzunehmen haben würde, wenn in Betreff ihrer spezielle Befehle eingehen sollten, woran nicht zu zweifeln war, da es schon ruchbar geworden, daß Preise auf ihre Köpfe gesetzt seien. Unter vielen Gefahren setzten die beiden Proscribirten ihre Flucht in das Innere von Amerika fort; denn gegen die Wenigen, die sich ihrer mit eigener Gefahr annahmen, fand die Regierung Spürer genug, welche ihnen nachstellten und sie nöthigten, oft Tage und Wochen lang in Schluchten der Gebirge und Höhlen unter der Erde sich versteckt zu halten. Nach jahrelangem Umherstreifen jenseits der West-Rocky-Mountains [2]) fand Goffe endlich in der Nähe von Hadley in Massachusets ein sicheres Asyl. Ueber zwölf Jahre lebte er hier in der größten Verborgenheit; er ließ sich fast gar nicht sehen und sein Name war verschollen. Nur einmal noch ließ er sich von seinem kriegerischen Geiste, der so lange geschlummert hatte, hinreißen, in die Oeffentlichkeit hinauszutreten. Im J. 1675 ward Hadley an einem Sonntage während des Gottesdienstes von einem starken Trupp von Indianern aus den Gebirgen unvermuthet überfallen. Der Tomahawk der wilden Feinde war in voller Arbeit; unter den Streichen desselben fielen die erschreckten Bewohner, wehrlos, wie sie für den Augenblick waren; Alles flüchtete in die Kirche; Geschrei und Wehklagen hier und draußen, wo die Wilden mordend, plündernd und sengend ihr schreckliches Wesen trieben. Da erscheint plötzlich ein Greis mit langem weißem Barte, fremdartig gekleidet und bewaffnet, in dem Gotteshause. Er gebietet mit starker Stimme Ruhe, richtet sich mit feurigen Worten an die Männer in der Versammlung, fordert sie auf, die Waffen zu ergreifen und die raublustigen Söhne der Wildniß dahin zurückzuweisen. Er selbst werde sich an ihre Spitze stellen und sie zum Siege führen. Er zieht ein blitzendes Schwert und schwingt es über seinem Haupte. Sofort schaaren sich von allen Seiten Männer um ihn, andere eilen fort, sich zu waffnen. Sie alle, ermuthigt von seinem kräftigen Zuspruche und von seiner Sieg verkündenden Miene, folgen ihm. Er schreitet ihnen behend voran, stellt sie vor dem Gotteshause mit kriegskundigem Blicke in Schlachtordnung auf und führt sie gegen den Indianerhaufen, der sich zusammengerottet hat. Goffe stürmt voran, Alles folgt ihm, die Indianer werden zur Stadt hinausgedrängt und mit bedeutendem Verluste in die Flucht geschlagen. Urplötzlich, wie Goffe im Gottestempel erschienen, ist er aus der Mitte seiner Mitkämpfer spurlos wieder verschwunden und die Bewohnerschaft von Hadley ist geneigt, zu glauben, Gott selbst habe aus höhern Regionen zu ihrer Rettung aus Feindeshand einen Engel ihnen gesandt [3]). (*J. E. Volbeding.*)

2) Einiges Speciellere darüber in dem Artikel der Biographie générale über Goffe Tom. XXI. p. 70. 71. 3) Von dieser Scene, die einer fast dramatischen Ausführung ganz fähig ist, soll, wie an der eben angeführten Stelle der Biographie universelle bemerkt wird, Fenimore Cooper in seinem Romane: „Die Puritaner von Amerika" einen wirksamen Gebrauch gemacht haben.

GOFFIN (Hubert), ein durch seinen aufopfernden Muth bekannt gewordener belgischer Bergmann, dessen Name der Vergessenheit entrissen zu werden verdient und deshalb auch in diesem Werke ebenso gut eine Stelle beanspruchte als die Namen anderer ihrer Thaten oder Schriften wegen berühmter Leute. Er führte die Aufsicht über die Arbeiter in der zu dem Steinkohlenbergwerke zu Ans bei Lüttich gehörenden Grube Beaujone, als am 28. Febr. 1812 ein durchgebrochenes Wasser sich in den Tagschacht zu ergießen anfing. Man glaubte Anfangs, die Röhren der Dampfpumpe seien verstopft und das nicht zum Ausflusse gelangende Wasser falle in den Schacht zurück, da man jedoch über das schnelle Anwachsen desselben allmälig ängstlicher wurde, so benachrichtigte man Goffin, welcher herbeieilte und augenblicklich die nicht mehr abzuwendende Gefahr erkannte. Er suchte sogleich seinen ebenfalls in der Grube beschäftigten zwölfjährigen Sohn auf, um sich mit diesem zu retten. Schnell jedoch besann er sich eines Andern und stieß den Kasten, welcher grade aufgewunden werden sollte, mit den Worten zurück: „Nein, ich bleibe, denn fahre ich auf, so sind meine Arbeiter verloren, ich werde zuletzt diese Stelle verlassen und sie entweder alle retten oder mit ihnen zu Grunde gehen." Er hob nun einen blinden Arbeiter an den für ihn bestimmten Platz, da aber in der Eile von den vier den Kasten hebenden Ketten nur zwei eingehängt worden waren, so fielen einige der Leute, welche als die nächsten denselben zuerst bestiegen hatten, sich aber nicht im Gleichgewichte zu erhalten vermochten, herab ins Wasser, wurden jedoch von Goffin und seinem Sohne, der ihm nicht von der Seite wich, herausgezogen. Der Kasten kommt zum zweiten Male herab, da aber die bereits durch die Angst aus der Fassung gebrachten Arbeiter sich in zu großer Menge an ihn festklammern, so wird ein Theil derselben durch die Gewalt des herabstürzenden Wassers hinweggespült, doch auch diese werden von Goffin und seinem Sohne glücklich gerettet. Noch größer ist die Hast, als der Kasten zum dritten Male herabfährt und schnell wieder aufsteigt, die meisten, welche sich auf ihn drängen, stürzen herab in den Schacht, wo sie in dem Wasser, welches bereits eine bedeutende Höhe erreicht hatte und die Galerien zu füllen anfing, umkommen, ohne daß man ihnen Hilfe leisten konnte. Da jetzt an eine weitere Rettung durch den Tagschacht nicht mehr zu denken war, befahl Goffin einen Durchschlag in den Lüftungsschacht zu machen, um mit den noch in der Grube befindlichen Leuten, welche sich allmälig um ihn gesammelt hatten, in die höher liegenden Stollen und Gänge zu gelangen. Diese Maßregeln retteten denen, die seinem Befehle folgten, das Leben, denn alle, welche eigensinnig an dem Tagschachte blieben, um das nochmalige Herablassen des Kastens abzuwarten, ertranken, ehe dies stattfinden konnte. Auch die Lage der übrigen war eine höchst peinliche, in einer Tiefe von 170 Metres auf einem kleinen Raume unter der Erde

zusammengedrängt, fast ohne Luft und ohne Lebensmittel, in steter Angst, von dem mit jedem Augenblicke höher steigenden Wasser ereilt zu werden, und von dem herzzerreißenden Jammer der mit ihnen in der Grube befindlichen Kinder zur Verzweiflung gebracht, bieten sie alle Kraft auf, um Einschnitte zu machen und einen Ausgang nach andern nahen Gruben zu finden, bald aber, da alle Bemühungen ohne Erfolg blieben, entmuthigt, werfen sie ihre Hacken von sich. „Gut," rief ihnen Goffin zu, „wenn ihr nicht gehorchen wollt, so laßt uns sterben." Er schließt seinen Sohn in die Arme und seine getreuesten Freunde und Gefährten drängen sich um ihn, damit man nicht, wenn man ihre Leichen finde, glauben soll, sie hätten ihn verlassen. Alle umarmen sich und bereiten sich zum Tode, als der junge Goffin seine Stimme erhebt und ruft: „Ihr benehmt euch wie Kinder, ihr weinet und fürchtet euch, wohlan gehorcht meinem Vater, arbeitet und beweist, daß ihr euern Muth nicht verlieret bis zum letzten Augenblicke." Er ergreift zuerst wieder die Hacke und alle folgen unwillkürlich seinem Beispiele. Bald aber verläßt die Kraft aus Mangel an Nahrung die erschöpften Arbeiter und zum zweiten Male lassen sie in der Verzweiflung die Arme sinken. Goffin schilt sie Feiglinge und droht, sich mit seinem Sohne in das Wasser zu stürzen und ihnen dadurch jede Hoffnung auf Rettung zu benehmen. Die Arbeit beginnt von Neuem, aber die Luft enthält nicht mehr genug Sauerstoff und die Lichter erlöschen. Die gänzliche Finsterniß entmuthigt nun gänzlich und die Arbeit hört zum dritten Male auf. Goffin ergreift eine Hacke, droht jeden zu tödten, der nicht fortfahren wird zu arbeiten und geht selbst mit gutem Beispiele voran. In dieser entsetzlichen Lage denkt sein Sohn, der ihm bisher fortwährend Muth eingesprochen hat, an seine Familie. „Vater," sagt er wehmüthig, „nur du und ich verdienen Geld, wovon werden meine Mutter, meine Schwestern und meine kleinen Brüder leben, wenn wir hier umkommen? Sie werden betteln müssen." — „Ruhig, liebes Kind." — „Ich weiß, daß du Geld verborgen hast, aber werden sie es je finden?" — „Und wo ist das deinige, mein Sohn?" — „Ich besitze nur einen kleinen Thaler, den ich meiner Schwester zum Aufbewahren gegeben habe." — Unterdessen gerathen zwei Arbeiter mit einander in Streit und sind nah daran, sich zu schlagen. „Laßt sie gewähren," sagen die andern, „wird einer von ihnen getödtet, so kann er uns zur Nahrung dienen." Diese Aeußerung, eingegeben von der Verzweiflung, macht schnell dem Streite ein Ende. Man tappt im Finstern umher, um vielleicht einen Leichnam zu finden und ihn zu theilen, man sucht die erloschenen Lichter und verzehrte sie mit Heißhunger. Einige liegen bereits vor Entkräftung besinnungslos am Boden, andere rasen in ihrer Verzweiflung und wieder andere machen Goffin die ungerechtesten Vorwürfe und wälzen auf ihn die Ursache ihres Unglücks. Er tröstet sie und sucht sie zu beruhigen, indem er jeden einzelnen bei seinem Namen ruft und ihn zur weitern Anstrengung ermuntert. Nach fünf angstvollen Tagen und ebenso vielen Nächten vernehmen die Unglücklichen endlich von Außen ein Geräusch, welches sie Rettung hoffen läßt; sie verdoppeln ihre Anstrengung und bemerken, daß man sie gehört hat. Als nämlich die Nachricht von der schrecklichen Gefahr der in der Grube befindlichen Bergleute zur Kenntniß der Beamten und Behörden kam, wurden mit der möglichsten Schnelligkeit und mit dem größten Eifer alle Mittel zu ihrer Rettung und zur Beruhigung der jammernden Weiber und Kinder aufgeboten. Vor Allem sucht man dem Zuflusse des Wassers Einhalt zu thun, der Zweifel aber, in welchem Schachte oder Gange sich die Arbeiter befinden, macht jedoch alle Anstalten unsicher und man müht sich mehre Tage ohne Erfolg ab, endlich glaubt man ein Geräusch von Innen zu hören, man verdoppelt die Arbeit nach dieser Richtung hin und es gelingt endlich, zu den bereits aufgegebenen Leuten zu gelangen. Von 127 Arbeitern, welche sich bei dem Losbruche des Wassers in der Grube befanden, hatten sich 35 im ersten Augenblicke durch den Tagschacht gerettet, 22 waren ertrunken und 70, welche gleichsam aus ihrem Grabe wieder emporstiegen, konnten nur durch die größte Vorsicht und Sorgfalt am Leben erhalten werden, indem man sie mehre Tage in eine Hütte einsperrte und ihre Angehörigen nicht zu ihnen ließ, bis sie sich vollständig erholt hatten. Die kaiserliche Regierung belohnte das seltene Benehmen Goffin's durch das Kreuz der Ehrenlegion und den ungewöhnlichen Muth seines Sohnes durch ein Geldgeschenk, die französische Akademie aber setzte einen Preis auf die beste poetische Schilderung der herrlichen That, welcher dem Gedichte Goffine ou le Héros liégeois von Ch. Hub. Millevoye (in dessen Oeuvres, Paris 1814. 12. Vol. I.) zuerkannt wurde. Auch machte man die Noth und die Rettung Goffin's zum Gegenstande mehrer jetzt vergessenen dramatischen Versuche und bildlichen Darstellungen. Goffin, welcher später von dem Könige der Niederlande auch den Orden des belgischen Löwen erhielt, starb in seinem Berufe, indem bei einer von ihm am 8. Juli 1821 vorgenommenen Sprengung ihn ein Stein an den Kopf traf und augenblicklich tödtete *). (*Ph. H. Külb.*)

GOFFINE (Leonhard), teutscher katholischer Theolog, am 6. Dec. 1648 zu Cöln geboren, trat im Jahre 1669 nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien in den Prämonstratenserorden und predigte, nachdem er in dem Kloster Steinfeld im ehemaligen Herzogthume Jülich sein Noviziat ausgehalten hatte, an verschiedenen Orten mit großem Beifalle. Auf Befehl des Kurfürsten von Trier versuchte er auch auf mehren ihm in der Pfalz angewiesenen Pfarreien für den bedrängten Katholicismus zu wirken, sah sich aber genöthigt, dem Einfluß seiner am pfälzischen Hofe mächtigen Gegner zu weichen und nach Steinfeld zurückzukehren. Später versah er viele Jahre hindurch die Seelsorge zu Oberstein und Kösfeld im Bisthume Münster und starb am 11. Aug. 1719. Durch seinen unermüdlichen Eifer in der Erfül

*) Biographie nouvelle des contemporains. Vol. VIII. p. 205 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 71 seq. Biographie universelle. Tom. LXV. p. 491.

lung seiner geistlichen Pflichten und seinen untadelhaften Lebenswandel erwarb er sich überall nicht nur bei seinen Glaubensgenossen, sondern auch bei den Anhängern anderer Confessionen die höchste Achtung und Liebe und durch seine für den religiösen Unterricht des Volkes bestimmten Schriften einen bis auf die neueste Zeit fortdauernden Ruhm. Hauptsächlich hat seine „Neuvermehrte Handpostille" (zuerst Cöln 1692. 8.) eine wunderbare Verbreitung gefunden (besonders in den Ausgaben: München 1716. 8. und Wien 1756. 8.) und nur wenige Bücher dürften in dieser Beziehung mit ihr wetteifern können. Auch in der neueren und neuesten Zeit wurde sie in unzählbaren Exemplaren und verschiedenen Bearbeitungen verbreitet, theils unter dem ursprünglichen Titel: „Neuvermehrte Handpostille oder christkatholisches Unterrichtsbuch" (Cöln 1793. 8. Münster 1841. 8. Tübingen 1853. 8. 2 Thle. 7. Aufl. 1857. 8. 2 Thle., bearbeitet von L. Donin, Wien 1851. 8. 2 Bde.), theils unter andern Titeln als „Gebet- und Erbauungsbuch für katholische Christen" (Augsburg 1808. 8. 1814. 8. 1820. 8. 1830. 8. Altdorf 1827. 8. Innsbruck 1830. 8. Würzburg 1852. 8.), als „Christkatholisches Unterrichtsbuch oder kurze Auslegung aller Sonn- und Festtäglichen Episteln und Evangelien" (bearbeitet von Fnetscher, Bregenz 1797. 8. 2 Bde. Augsburg 1808. 8. 2 Bde.; 76 Auflagen, die letzte von Fr. v. Allioli besorgt, 1860. 8. 2 Bde. Heidelberg 1812. 8. Würzburg 1801. 8. Neueste Aufl. 1856. 8. von M. Jocham besorgt, München 1858. 8.) und als „Katholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch" (Reutlingen 1843. 8. Aachen, 3. Aufl. 1853. 8., herausgegeben von J. M. Gehrig, Bamberg 1823. 8. 2 Bde. Frankfurt 1828. 8. 2 Bde., bearbeitet von Theodos. Florentini, Einsiedeln, 15. Aufl. 1857. 12. 2 Bde. Reutlingen, 10. Aufl. 1857. 8., von Joh. Ad. Diez, Würzburg, 10. Aufl. 1859. 8. 2 Thle., von Fr. Xav. Steck, Tübingen, 8. Aufl. 1860. 8. 2 Thle. und von Chr. Kleyboldt, Mainz 1857. 8. 2 Thle. Neue Aufl. 1859. 8. 2 Thle.). Das mit Recht bei dem Volke so sehr beliebte Buch enthält eine kurze Auslegung der Evangelien und Epistolarpericopen für jeden Sonn- und Festtag des ganzen Kirchenjahres und eine Jedem verständliche Erklärung der in jeder heiligen Zeit vorkommenden christlichen Ceremonien nebst den betreffenden Kirchengebeten. Von den übrigen Schriften Goffine's *) sind noch zu nennen: Seelenlicht, Sonn-, Fest- und Feyertags-Predigten, erster und zweiter Strahl (Nürnberg 1705. 4. 2 Bde.); Der Wächter des göttlichen Worts (Cöln 1712. 8.); Trostbuch in Trübsalen (Cöln 1695. 8.); Die Lehre Christi (Cöln 1715. 8.); Erklärung des Catechismi Petri Canisii (Cöln 1712. 8.); Kleiner Kinder-Catechismus (Cöln 1717. 12.); Lehre Christi vom Gebeth des Meßopfers (Mainz 1705. 8. Neue Ausgabe Dillingen 1846. 8.) und Auslegung der Regel des heil. Augustini (Cöln 1692. 8.). (*Ph. H. Külb.*)

*) Vergl. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1514.

GOFRIDI [1]) (Louis), Priester, geb. zu Beauvezer (Beauveset), einem Dorfe in der Nähe von Colmar [2]), als Zauberer am 30. April 1611 zu Aix verbrannt. Seines Vaters Bruder, Christoph Gofridi, Pfarrer von Pourrières, nahm sich seiner Erziehung an, unterrichtete ihn im Lateinischen und in anderen Wissenschaften und schloß ihm die geistliche Laufbahn auf, damit er einst als sein Nachfolger in seine Stelle einrücken könne. Dies geschah zwar nicht, aber er erhielt dafür eine weit bedeutendere Anstellung als Pfarrer des Kirchspiels des Accoulés zu Marseille. Aber seine priesterliche Thätigkeit war von nicht sehr langer Dauer; ein Buch über Magie, welches er in der Verlassenschaft seines Onkels gefunden hatte, ward die Ursache seines Unglücks. Er versenkte sich mit allem Eifer in das Studium desselben und war von der Existenz des Teufels in dem Sinne überzeugt, daß er ihn citiren zu können die Macht gewonnen zu haben glaubte; „le Diable apparut à lui," erzählt Pitaval ganz arglos, „sous une figure humaine, vêtu comme un homme de condition, ou, si l'on aime mieux, comme un Financier." Das gegenseitige Pactum war bald geschlossen; Gofridi bedang sich zweierlei aus: „une grande réputation de sagesse dans le monde" und „de jouir à souhait des femmes et des filles, qui lui plairoient et irriteroient ses désirs." Der Teufel sagte zu und forderte dagegen, „que Gaufridy se donnât à lui sans réserve" [3]). Das Mittel, welches ihm der Teufel behufs der Eroberung und Verführung der Frauen zu Gebote stellte, bestand in einem Anhauchen derselben; „dès lors," sagt die Biographie générale in dem Artikel über ihn [4]), „on ne sera pas surpris, s'il souffla [5]) sur beaucoup." Das ärgerliche Unwesen, welches von Gofridi ausging, erreichte seinen Höhepunkt in dem Verhältnisse, das er mit Madeleine Mandols de la Palud, der Tochter eines angesehenen Edelmannes in der Provence, angeknüpft hatte; diese war ihrem Verführer schwärmerisch zugethan. „Elle ne pouvoit pas soutenir la violence de son amour; elle le venoit chercher partout, jusqu'à l'Eglise; elle voulait, qu'il fût toujours à la maison de son père" [6]). Die Familie de la Palud bemühte sich, den verdrießlichen Handel dadurch abzubrechen, daß sie ihre Tochter in das Ursulinerinnenkloster zu Aix bringen und scharf bewachen ließ. Allein Gofridi

1) Auch Gosfridi; die eigentlich richtige, originair-französische Schreibung Gaufridy, wie sie in den hier benutzten Mittheilungen über ihn in *Gayot de Pitaval*, Causes celèbres. Tom. VI. p. 146—182 eintritt, sowie auch in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie universelle, würde eine andere Einreihung bedingt haben. 2) „Auprès des montagnes de Grâce en Provence," heißt es bei Pitaval a. a. O. S. 160. 3) Naw heißt es hierzu: „Gaufridy eut cette complaisance-là pour le Diable." 4) Tom. XXI. p. 72. 5) Pitaval setzt in seinem guten Glauben ausdrücklich hinzu: „il falloit que le souffle parvint jusqu'à l'odorat des personnes, à qui il voudroit inspirer une forte passion.' 6) Pitaval a. a. O. S. 163, mit dem Zusatze: „Un sorcier, qui auroit eu le goût délicat, n'auroit pas trouvé son compte dans une conquête aussi aisée."

wußte sein Ansehen als Priester so weit zu benutzen, daß er auch hier in verbrecherischem Umgange mit ihr blieb. Dies hatte das gerichtliche Einschreiten des Parlaments zur Folge und das Endurtheil desselben [7]) decretirte ihm die schon erwähnte Todesstrafe. Auch Madeleine de la Palud ward nach dem Ausspruche des Parlaments zu lebenslänglicher Einsperrung verurtheilt [8]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOG nennt der Prophet Ezechiel den Fürsten des Volkes und Landes Magog, von welchem er Cap. 38 und 39 weissagt, daß er Israel einst mit Krieg überziehen werde. Wenn nämlich die Israeliten nach Palästina zurückgekehrt sein würden, werde Gog auf göttliche Veranlassung mit einem gewaltigen, aus den nach Norden und Süden am entferntesten wohnenden Völkern zusammengesetzten Heere in Palästina einfallen, dort aber durch ein göttliches Strafgericht gänzlich vernichtet werden, wodurch die Macht des Gottes Israel's dann vor aller Welt offenbar werden und dieses für immer in Ruhe und Frieden wohnen werde. Das Volk Magog wird auch in der Völkertafel des ersten B. Mos. 10, 2 als zweiter Sohn des Japheth zwischen Gomer (s. d. Art.) und Madai aufgeführt. Seit Josephus (Arch. I, 6, 1) und Hieron. zu Ezech. 38, 2 hat man ziemlich allgemein darunter die Volksstämme verstanden, welche von den Griechen unter dem Namen der Scythen zusammengefaßt wurden. Von ihnen konnten die Hebräer nicht nur eine dunkle Kunde besitzen, sondern ihr nicht lange vor Ezechiel's Zeit unternommener Kriegszug gegen Aegypten (*Herod.* I, 103—106) mußte den Einwohnern Palästina's noch in Erinnerung sein und konnte dem Propheten wol Veranlassung sein, grade sie, die vom Gerichte am wenigsten bisher Betroffenen, als die letzten noch übrigen Reste des Heidenthums auf die von ihm geschilderte Weise untergehen zu lassen. — Was die Bedeutung des Wortes anbetrifft, so geht man entweder von Magog aus = maha, mah (sanskr. groß) und ⲙⲁⲅ (pers. Berg), also: großer Berg, worunter dann der Kaukasus zu verstehen ist, nördlich von welchem bis über Medien hin die Scythen anfänglich wohnten, oder man faßt ma = Reich, Gebiet (cf. *Frähnius*, De musei Spreviziani nummis cuficis p. 95) des Gog in derselben Bedeutung. (Nach Reinegg's Beschreibung des Kaukasus II, 79 nennt das Volk Thiulet seine Berge Ghef oder Ghogh, die höchsten nördlichen Hauptgebirge aber Moghef oder Mughogh.) Beide Erklärungen setzen einen Ländernamen voraus, von welchem Gog nur eine Abstraction wäre: der Fürst der kaukasischen Völker in unbestimmter Vorstellung. In späterer Zeit brachte man Gog und Magog mit dem Weltende in Verbindung. Nach der Offenbarung Johannis (20, 8), welche zwei Völker aus ihnen macht, werden sie am Schlusse des tausendjährigen Reiches vom Satan verführt werden gegen das Lager der Heiligen und die geliebte Stadt heranzuziehen, aber durch Feuer vom Himmel vertilgt werden. Die Zeit des Weltendes wird selbst גוג ומגוג „Tage des Gog" genannt. (Pseudojonathan 3 Mos. 26, 44; vergl. 4 Mos. 11, 27. Vergl. auch Tract. Sanhedrin fol. 97, 2 und Eisenmenger's Judenthum II, 679. 733.) — Die Syrer brauchen später beide Namen von den nördlich über Indien liegenden Ländern (*Assemani* Bibl. orient. III. II, 16. 17. 20). Ueber die noch weiter ausgesponnenen Legenden der Muhammedaner, welche Jadschûdsch und Madschûdsch daraus gemacht haben, vergl. d. betreff. Artikel II. S. XIV. S. 78. (*Haarbrücker.*)

GOGANA (*Γώγανα*), eine Stadt in der alten persischen Provinz Karmania, welche von Ptolomäos VI, 8, 7 aufgeführt wird und das gegenwärtige Konkun sein soll; Sickler II. S. 482. Nobbe hat jedoch in seiner Ausgabe des Ptolomäos die Lesart Γόγανα aufgenommen. (*Krause.*)

GOGARÊNE, eine fruchtbare Landschaft der Armenier am Norduser des Flusses Kyros, welche Landschaft die Armenier den Iberern entrissen hatten. *Strab.* XI, 528 ed. *Casaub.*: „Πᾶσα γὰρ ἡ χώρα αὕτη καρποῖς τε καὶ τοῖς ἡμέροις δένδρεσι καὶ τοῖς ἀειθαλέσι πλησιάζει. Φέρει δὲ καὶ ἐλαίας." Ob diese Landschaft von den weiter nördlich wohnenden Gogari den Namen erhalten hat, läßt sich nicht mit Sicherheit behaupten, bleibt aber doch wahrscheinlich. (*Krause.*)

GOGARI werden von Plinius (H. N. VI, 7) unter den zahlreichen kleinen Stämmen und Völkerschaften der asiatischen Sarmaten, in den Gegenden der Montes Assii und der aus ihnen entspringenden Flüsse Menotharus und Imithys aufgeführt. Wir wissen freilich nicht, welchen Quellen Plinius diese Nachrichten entnommen hat. Daß er selber sie nicht verstanden haben sollte, wie Mannert (4. Th. S. 347. 2. Aufl.) bemerkt, ist wol nicht anzunehmen. Zur Zeit des Plinius existirten noch zahlreiche geographische Werke, welche später verloren gegangen sind. Namentlich war Asien seit Alexander's Heerzuge in vielen Schriften bis ins kleinste Detail beschrieben worden. (*Krause.*)

GOGAVA oder GOGAVINUS (Anton Hermann), niederländischer Arzt und Mathematiker, zu Anfang des 16. Jahrh. zu Grave in Nordbrabant geboren, erwarb sich hauptsächlich durch die Bearbeitung und Erläuterung griechischer Schriftsteller über Musik und Mathematik große Verdienste und war besonders in Italien berühmt. Seine lateinische Uebersetzung der Abhandlungen des Aristoxenus, des Ptolomäus und des Aristoteles über die Harmonielehre (Aristoxeni Musici antiquissimi harmonicorum elementorum libri III; Cl. Ptolomaei Harmonicorum seu de Musica libri III; Aristotelis de objecto auditus fragmentum ex Porphyrii commentariis, omnia nunc primum latine

7) Unverkürzt bei Vitaval a. a. O. S. 169—175 mitgetheilt, gewährt es einen ziemlich detaillirten Einblick in den Gang dieses skandalösen Processes und macht die zahlreichen Personen aus gelehrtem Stande namhaft, welche die Entscheidung herbeiführen halfen.

8) Der Hauptinquisitor in diesem Processe, der Dominikaner Sebastian Michaëlis, gab eine besondere Schrift über sie heraus: „Histoire de la possession et conversion d'une pénitente séduite par un magicien." (Par. 1613. 8.)

conscripta et edita. Venetiis 1562. 4.) gilt jetzt noch als die beste; seine lateinische Uebersetzung des Lehrbuchs der Harmonik des Nicomachus von Gerasa blieb ungedruckt. Ferner übersetzte und ergänzte er mehre mathematische Werke des Cl. Ptolomäus (Cl. Ptolomaei Pelusiensis Mathematici Operis quadripartiti in latinum sermonem traductio adjectis libris posterioribus; item de sectione conica, orthogona, quae parabola dicitur, deque speculo ustorio libelli duo hactenus desiderati, restituti. Lovanii 1548. 4.). Seine lateinischen Uebersetzungen der beiden Bücher des Mathematikers Serenus aus Antissa von den Cylinder- und Kegelschnitten und der byzantinischen Geschichte des Joannes Scylitzes waren ebenfalls zum Drucke fertig, mancherlei Verhältnisse verhinderten aber die Herausgabe derselben. Die näheren Lebensumstände und das Todesjahr Gogava's sind unbekannt*). (*Ph. H. Külb.*)

GOGEL (Isaak Jan Alexander), holländischer Geschäftsmann und Staatsbeamter, am 10. Dec. 1765 zu Wucht, einem Dorfe bei Herzogenbusch in Nordbrabant, wo sein Vater, ein pensionirter Militair, ein Landhaus besaß, geboren, war zuerst zu dem Seedienste bestimmt, sah sich aber durch den Tod seines Oheims von mütterlicher Seite, des Contreadmirals Krul, auf dessen Protection man vertraute und der in einem Treffen gegen die Engländer umkam, veranlaßt, eine andere Laufbahn zu wählen und sich dem Handelsstande zu widmen. Es war ihm bereits gelungen, zu Amsterdam ein Geschäft zu gründen, als durch die Revolution des Jahres 1795 die Regierung der Niederlande den sich auf den Beistand der französischen Republik stützenden Patrioten zufiel und den jungen Mann, welcher der jetzt herrschenden Partei angehörte, in den Staatsdienst drängte. Nachdem er nach und nach mehre Stellen in der Verwaltung verschiedener Gemeinden und Provinzen bekleidet hatte, wurde er nach dem vollständigen Siege, welchen die demokratische Partei durch die neue Verfassung vom 22. Jan. 1798 errungen hatte, zum Geschäftsführer des Departements der Finanzen ernannt. Mit den zu diesem Amte nöthigen allgemeinen Kenntnissen ausgerüstet und von einem unermüdlichen Fleiße in der Besorgung seiner Obliegenheiten unterstützt, wußte er sich bald nach allen Seiten hin Achtung zu erwerben und da der Kampf seiner Partei mit der gemäßigten insbesondere die Einheit in der Verwaltung, in dem Staatsschuldenwesen, in den Finanzen und in der Vertheilung der Abgaben zum Gegenstande hatte und der beschlossenen Verschmelzung aller Schulden der einzelnen Provinzen nothwendig die gleiche Besteuerung folgen mußte, so beschäftigte sich Gogel emsig mit der Aufstellung eines von dieser Ansicht getragenen Systems, hatte aber nicht die Genugthuung, die letzte Hand an dasselbe legen zu können, weil in Folge der Aenderungen, welche die Constitution des Jahres 1798 durch die neue Constitution von 1801 erlitt, die Verwaltung der Finanzen an einen Rath überging. Er zog sich deshalb von den Staatsangelegenheiten zurück und befaßte sich wieder mit seinem Handelsgeschäfte, welches ununterbrochen zu Amsterdam unter seinem Namen, aber unter der Leitung eines Associé fortbestanden hatte. Als im J. 1804 Schimmelpenninck, der seitherige niederländische Gesandte in Paris, auf das Verlangen Napoleon's die Leitung der Republik wider seinen Willen unter dem Namen eines Großpensionairs übernahm, bot er Gogel das Ministerium der Finanzen an und fand ihn bereit, sich diesem schwierigen Amte zu unterziehen. Der neue Finanzminister entfaltete in dieser Stellung ungewöhnliche Talente und eine seltene Rührigkeit, indem er sich der Besorgung der Finanzen, des Schatzes, der directen und indirecten Abgaben, der Domainen und der Münze gewachsen zeigte und doch noch hinreichende Muße zu erübrigen wußte, um seinen Entwurf einer gleichen Vertheilung der Steuern auf alle Provinzen der Republik auszuarbeiten. Bisher war das Steuersystem in jeder Provinz verschieden, sodaß man in den sogenannten Landprovinzen, wo wenig zur Union beigetragen wurde und die Abgaben äußerst gering waren, wohlfeil, in Holland aber, wo das Gegentheil stattfand, sehr theuer lebte, weshalb das im J. 1805 angenommene und im folgenden Jahre eingeführte neue System Anfangs ebenso viele eifrige Lobredner als erbitterte Gegner fand. Durch die gleiche Berechtigung und Freiheit der Nationalindustrie an allen Orten, sowie durch gleiche Vertheilung der Lasten gewährte es unstreitig große Vortheile, leider ward es aber auch in den Händen einer verschwenderischen Regierung ein willkommenes Mittel, dem Volke eine mit seiner Leistungsfähigkeit nicht im richtigen Verhältnisse stehende Steuer und zwar oft für unnütze Ausgaben aufzulegen, und der Unwille gegen die neue Einrichtung verwandelte sich bald in Haß gegen den Minister, von welchem sie ausging, sodaß dieser im J. 1808 von dem Könige Ludwig Napoleon, welcher unterdessen (1806) von dem französischen Kaiser dem Lande aufgedrungen worden war, seine Entlassung verlangte und erhielt, wozu beiden Theilen die Trennung des Departements der Finanzen von der Verwaltung der Domainen einen erwünschten Vorwand bot. Gogel trat nun wieder in sein Handelsgeschäft, welches er im Bewußtsein der Unsicherheit eines jeden politischen Amtes nicht aufgegeben hatte, als jedoch zwei Jahre später (1810) nach der Abdankung des seiner abhängigen Stellung überdrüssigen Königs Holland dem französischen Reiche einverleibt wurde und der Kaiser, welcher den wahren Zustand des früher blühenden und wohlhabenden, aber unter der französischen Vormundschaft verarmten Landes genau kennen zu lernen wünschte, eine Commission sachkundiger Männer zu ernennen befahl, um seinen Ministern zu Paris Bericht zu erstatten und sich mit diesen insbesondere über die Maßregeln zur Ordnung der holländischen Finanzen zu besprechen, trat Gogel auf höheren Wunsch an die Spitze dieser Commission, konnte aber trotz aller Bemühungen nicht verhindern, daß man die Staatsschuld in Bezug auf die Renten nur zum dritten Theil anerkannte, wodurch fast allen Familien mittelbar

*) Vergl. *Valerii Andreae Desselii* Bibliotheca Belgica (Lovanii 1643. 4.) p. 67.

oder unmittelbar ein sehr bedeutender Verlust zugefügt wurde. Gogel, nach der weder für ihn noch für seine Mitbürger erfreulichen Erledigung seines Auftrags zum Ritter der Ehrenlegion und zum Mitgliede des Staatsrathes und Generalintendanten der Finanzen Hollands ernannt, kehrte nach Amsterdam zurück, wo er sogleich die Functionen seines neuen Amtes übernahm und durch die gewissenhafteste Besorgung derselben seinem Vaterlande alle Dienste leistete, welche unter den obwaltenden sehr betrübenden Umständen möglich waren. Nach dem großen Umschwunge der Dinge im J. 1813 blieb er unerschütterlich an seinem Posten und trug durch seine Geistesgegenwart und Festigkeit zur Rettung der Generalintendanz der Finanzen bei, welche das gegen die französische Herrschaft aufstehende Volk zu plündern drohte. Da er Napoleon den Eid der Treue freiwillig und förmlich geleistet hatte, so hielt er sich durch denselben gebunden und weigerte sich entschieden, mit den Genossen eines gegen die Fremdherrschaft sich bildenden Bundes gemeinsame Sache zu machen, obgleich er die Anstrengungen seiner Landsleute zu ihrer Befreiung mit freudigem Herzen anerkannte. Er verließ Amsterdam erst an dem Tage, als die Kosaken sich dieser Stadt näherten und begab sich, da er sich nur als französischer Beamter betrachtete, in dieser Eigenschaft nach Paris, wo er seinen Sitz im Staatsrathe einnahm, mit welchem er auch, als die Verbündeten sich der französischen Hauptstadt näherten, nach Blois übersiedelte. Von hier kehrte er nach der Abdankung Napoleon's nach seiner Heimath zurück, wo er, um nicht als Gegner der Restauration zu erscheinen, um eine Audienz bei dem Prinzen von Oranien ansuchte. Dieser empfing ihn sehr wohlwollend und soll ihm sogar wieder eine seinen Talenten entsprechende Stellung im Staatsdienste angeboten haben, Gogel zog jedoch vor, sich fortan ausschließend dem Handel und der Industrie zu widmen und sich mehr, als er früher im Stande war, im Kreise seiner Familie mit der Erziehung seiner Kinder zu befassen. Er kaufte deshalb in dem Dorfe Overveen bei Haarlem eine Lackmusfabrik, von deren bescheidenem Ertrage er lebte und auf diese Weise die umlaufenden Gerüchte von großen während seiner Amtsführung erworbenen Reichthümern thatsächlich widerlegte. Seine Verdienste um die Ordnung der Finanzen seines Vaterlandes in den schwierigsten und ungünstigsten Verhältnissen fanden erst später bei seinen Mitbürgern die gebührende Anerkennung, die ihm bereits von Seiten der Regierung durch die Ernennung zum Mitgliede der Finanzcommission und zum Commandeur des belgischen Löwen zu Theil geworden war. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich mit der Poesie und außer mehren in Zeitschriften mitgetheilten Gedichten lieferte er auch eine Bearbeitung der teutschen Oper „Arzt und Apotheker," welche auf den holländischen Bühnen Beifall fand. Gogel starb am 13. Juni 1821 zu Overveen *). (*Ph. H. Külb.*)

*) Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 209 seq. Memoires sur la cour de Louis Napoléon et sur la Hollande (Paris 1828. 8.) p. 295 seq. Biographie générale. Tom. XXI. p. 73.

Gogericht, Gograf, s. Gau.

Goggra oder Gogra, s. Ganges.

GOGIAREI werden von Plinius (H. N. VI, 23) unter den zahlreichen indischen Stämmen und Völkerschaften aufgeführt, und zwar da, wo er von den Regionen des Indus, des Parapamisus und Imaus handelt. Er führt die Gogiarei unter 14 Völkerschaften auf, welche zusammen 300 Städte inne hatten. Es ist überhaupt auffallend, daß die alten Autoren den Indern übereinstimmend so zahlreiche Städte zuschreiben. So soll allein die Landschaft der autonomen Inder, bis zu welchen Alexander vorgedrungen war und welche er besiegt hatte, 5000 Städte gehabt haben. *Plutarch.* Alex. c. 60. Dies bleibt eine ungeheure Angabe, auch wenn wir alle κῶμαι dazu rechnen. Strabon (XV, 1, 33, 701 *Cas.*) berichtet, daß zwischen dem Hypanis und Hydaspes 5000 Städte sich befunden und neun Völkern angehört haben. (*Krause.*)

GOGMAGOG-HILLS, Kalk- und Kreidehügel in Cambridgeshire in England, welche zwischen Cambridge und Linton und weiter nach New-Market und nach Norfolk ziehen und sich 800 Fuß über den Spiegel des Flusses Cam erheben. (*H. E. Hössler.*)

GOGOL (Nicolai Wassiljewicz), Dichter, geboren im J. 1808 auf seines Vaters Gute Wassiljewka im Gouvernement Pultawa, gestorben zu Moskau am 21. Febr. 1852. Sein nicht sonderlich begüterter Vater war nicht ohne alle wissenschaftliche Bildung und ein großer Freund der dramatischen Kunst; er ertheilte seinem Sohne den ersten Unterricht in Declamation und mimischer Darstellung [1]) und weckte in ihm eine so starke Vorliebe für Dichtkunst und Theater, daß sie der schimmerndste Stern an seinem Lebenshimmel blieb. Sie beeinträchtigte vielleicht selbst seine ernsteren Schulstudien, denen er auf dem Lyceum des Fürsten Besborodko zu Neshin (oder Nicijin) obzuliegen hatte; denn schon als Schüler versuchte er sich als Schriftsteller und Schauspieler. Einen Universitätscursus scheint er nicht gemacht zu haben; denn bereits im J. 1829 ging er nach Petersburg, um sich sein Fortkommen zu suchen. Hier hatte er nichts Eiligeres zu thun, als in eine Schauspielertruppe

1) Von Gogel's Vater heißt es in dem (später nachzuweisenden) Artikel über N. Gogel in der Biographie universelle: „Il ne manquoit ni d'esprit ni d'une certaine instruction. Il avait rassemblé quelques livres et principalement des pièces de théâtre, genre de littérature pour lequel il avait un goût si vif, qu'il apprenait par coeur non seulement des monologues de comédie, mais des scènes dialoguées et les récitait au coin du feu, donnant ainsi, à peu de frais, à sa famille l'idée des spectacles et des plaisirs délicats des grandes villes. Nicolas Gogol, encore enfant, se passionna pour ces exercices; il apprit certains rôles du répertoire assez borné de son père et quand le bonhomme se mettait à déclamer, il lui donnait la réplique. Ils jouaient à eux deux, faute d'auxiliaires, tout un acte, toute une pièce, quittant un rôle pour en prendre un autre et s'efforçant de prendre le ton, le geste et les airs des différents personnages qu'ils représentaient tour à tour."

zu treten, um seiner vorherrschenden Neigung gemäß beschäftigt zu sein. Allein seine ersten Versuche mislangen so sehr, daß er aus Scham und Aerger Petersburg verließ, um im Auslande sein Glück zu suchen. Doch schon in Hamburg brachte ihn seine Mittellosigkeit zur Besinnung und ebenso schnell als er gegangen kehrte er nach Petersburg zurück, sich um eine Anstellung zu bewerben. Er fand eine solche im April 1830 in einem Ministerialdepartement, gab sie aber bald wieder auf, weil ihn der ihm gemachte Vorwurf, er könne nicht russisch schreiben, gewaltig wurmte, da er sich doch selbst so durch und durch Russe fühlte, daß er fremde Sprachen nur nothgedrungen erlernte. Um den Beweis des Gegentheils zu führen, trat er bald darauf mit einer Sammlung von Novellen: „Abende auf dem Meierhofe bei Ditanka" vor das Publicum, welche sofort die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn hinlenkte. Durch die Vermittelung Pletnews, des damaligen Inspectors des patriotischen Instituts, erhielt er im März 1831 die Oberlehrerstelle der Geschichte an dieser Anstalt und ward durch denselben auch als Hauslehrer bei den Fürsten Balabin und Wassiltschikow eingeführt, mit denen er forthin in der freundschaftlichsten Verbindung blieb. Höher aber noch stand ihm das Interesse, welches Puschkin, Delwig u. A. an seinen literarischen Arbeiten nahmen und welches er durch eine neue Sammlung von Novellen: „Mirgorod" glänzendst rechtfertigte. Auch auf dem Gebiete der Komödie, seinem Mignon von Kindesbeinen an, versuchte er sich vielfach und wenn er auch hier bei dem Publicum nicht so durchschlug wie in seinen Novellen, weil er, trotz seiner reichen Begabung für Komik, außerhalb seiner eigentlichen Domaine als meisterhafter Schilderer des kleinrussischen Lebens seine Kraft an der Darstellung des ihm ferner liegenden petersburger Treibens verschwendete und oft ins Bizarre verfiel: so lieferte er doch in seinem „Revisor," unstreitig dem besten Originallustspiele der Russen, eine treffende Schilderung des beschränkten, kleinlichen Lebens und der Verderbtheit der Beamten in den von den Hauptstädten entfernten Provinzen. Namentlich dieses Lustspiel befestigte ihn in der Gunst des Kaisers Nikolaus, welcher, da man den „Revisor" wegen der unverhüllten Derbheit in der Schilderung seiner Charaktere nicht auf die Bühne zu bringen wagte, selbst die Erlaubniß, oder richtiger zu sagen, den Befehl zur Aufführung gab, weil er ja selbst mit aller Kraft gegen die schreienden Verderbnisse der Beamtenwelt ankämpfte. Der Einfluß der kaiserlichen Gunst auf das Schicksal Gogol's bethätigte sich dadurch, daß dieser im J. 1834 durch den Minister von Uwaroff die Professur der allgemeinen Geschichte an der petersburger Universität erhielt. Aber ruhelos, wie die Sänger meistens es sind, konnte Gogol einen festen Lebensweg dauernd nicht innehalten; zugleich in Folge seiner angegriffenen Gesundheit erwirkte er sich schon im J. 1836 einen längeren Urlaub zu einer Reise in das Ausland, die er im darauf folgenden Jahre antrat und während welcher er seinen Gehalt als Professor fortbezog. Er besuchte Frankreich und die Schweiz und hielt sich seit 1840 am längsten in Italien auf, dessen mildes Klima ihm vorzugsweise zusagte. Namentlich fesselte ihn Rom, wo er sich auch wieder förmlich an das Bekenntniß der römisch-katholischen Religion, übrigens dem seiner Vorfahren, anschloß, zum großen Misfallen des russischen Klerus. Von Italien aus ging er in das Morgenland und bereiste Aegypten und Palästina. Allein auch in der Fremde blieb er ganz Russe; von einer Schilderung seiner Reiseerlebnisse, die ihm nicht hätte mislingen können, findet sich keine Spur. Immer in den Erinnerungen an sein Vaterland fortlebend überraschte er aus der ersten Zeit seiner Wanderjahre seine Freunde mit der Erzählung: „Die todten Seelen" (mertwya duschy), wol der Krone seiner novellistischen Schöpfungen. Eine Umkehr in seinem Wesen kündigte eine Sammlung von Briefen gemischten philosophischen Inhalts an, die er im J. 1847 in Petersburg drucken ließ [2]); sie setzten seine Freunde zum Theil in ein schmerzliches Erstaunen und sind im Auslande nur wenig bekannt geworden. Im Umsturzjahre 1848 kehrte Gogol in sein Vaterland zurück und nahm seinen wesentlichen Aufenthalt in Moskau; selbst schon verstimmt ward er es noch mehr durch die Angriffe, welche die Presse, hauptsächlich durch das Organ des russischen Klerus, auf ihn machte. Immer mehr menschenfeindlich sich zurückziehend, selbst der Dürftigkeit anheimfallend, gab er den verkehrten Eingebungen übertriebener Frömmigkeit sich hin, hatte seine früheren Schriften für Werke des Teufels erklärt, alle seine Manuscripte verbrannt und die Anerbietungen von Buchhändlern, seine gesammelten Werke herauszugeben, beharrlich zurückgewiesen [3]). Also gewissermaßen schon vor seinem Tode todt, brachte nur das ausgezeichnete Begräbniß, welches Moskau ihm unter vorzugsweiser Betheiligung des russischen Adels und der akademischen Jugend veranstaltete, ihn in verdiente Rückerinnerung und bleibender noch that dies Iwan Turgénief's trefflich geschriebener Nekrolog in der Moskauer Zeitung, der, wie auch bei dieser Mittheilung, die Hauptquelle für die Umstände seines Lebens in englischen, französischen und teutschen encyklopädischen und biographischen Schriften geblieben ist.

Durch Gogol und Puschkin und die besseren Dichter, wie Bulgarin, Butkoff, Dershawin, Dostojefski, Krüloff, Lermontoff, Lomonossoff, Maikoff, Shukofski u. A., die um sie einen Cyklus bildeten, hat Rußland angefangen, seine selbständige Poesie zu entwickeln und thätigen Antheil an der Entwickelung der Ideen zu nehmen, welche die Literatur des Westens vorzugsweise beschäftigen [4]). In jenem Cyklus erscheint Gogol vorzugsweise als socialer Dichter; durch und durch Kleinrusse und höchst originell in seiner volksthümlichen Auffassung und Darstellung des russischen Lebens lernt man aus ihm den Zustand der Gesellschaft, wie er wirklich ist, kennen. Hu-

2) Die Biographie générale sagt zu ihrer Charakteristik unter Anderem: „Apôtre de l'émancipation il professait dans ces lettres l'étrange doctrine du devoir de conserver le peuple dans l'ignorance." 3) Man s. „Ausland," Jahrg. 1852. S. 420. 4) Vergl. „Magazin für die Literatur des Auslandes," Jahrg. 1847. Nr. 43. S. 109 fg.

mer, Gutmüthigkeit und Naivetät bilden hervorstechende Züge seiner Schilderungen. Weniger Psycholog, begeistert sich Gogol nur dann für einen Charakter, wenn er die Möglichkeit findet, mit Hilfe desselben in eine der weiteren Sphären der Gesellschaft einzudringen. Aber im Ganzen bilden seine Novellen eine artige ästhetische Statistik Rußlands. Er hat als Novellist mehre Entwickelungsstufen durchgemacht. Gibt seinen ersten jugendlichen Versuchen, in denen sein Blick von den nächsten Umgebungen festgehalten wird, die Naturwahrheit einen eigenthümlichen Reiz, so flößen die spätern Arbeiten, die mehr Früchte der Betrachtung sind, durch Scharfblick und richtige Zeichnung der Charaktere hohes Interesse ein. Neben der unübertrefflichen Sittenschilderung und Charakteristik weiß sich ein drastisch-komisches Element geltend zu machen, das, ganz verschieden vom englischen und teutschen Humor, aus einer eigenthümlichen Weise entspringt, das Leben lustig und fröhlich aufzufassen. Seinen Schilderungen des kleinrussischen Lebens hat man selbst hohen ethnographischen Werth zuerkannt, z. B. dem belebten Bilde des Kosakenlebens in seinen „Mirgorod“[5]), und er hat namhaften französischen Kunstrichtern Veranlassung gegeben, sich bei der Verpflanzung seiner Producte auf den Boden ihrer Heimath kritisch und analysirend auszusprechen[6]); für seine „todten Seelen“ fühlt man schon Sympathie, sobald man sich nur den Sinn dieser dunkeln Aufschrift hat enträthseln lassen[7]) und bei seinem classischen Lustspiele „der Revisor,“ von französischen Kritikern als eine wahrhaft „Molière'sche Komödie“ bezeichnet, läßt schon eine kurze Andeutung über seinen Inhalt[8]) das außerordentliche Geschick ahnen, mit welchem Gogol Knoten zu knüpfen und zu lösen versteht, was denn auch ganz auf seine Novellen sich anwenden läßt.

Eine russische Gesammtausgabe seiner Schriften mag es wol jetzt noch nicht geben; sie wird wahrscheinlich einer späteren Zeit vorbehalten bleiben, die es sich nicht nehmen lassen kann, diesen Zoll der Dankbarkeit an einen Mann zu entrichten, der die russische Nationalliteratur zum Ergötzen seiner Landsleute so erfolgreich angebaut und die gerechte Würdigung seines Talents auch im Auslande so allgemein und willig gefunden hat. Seine früher in besonderen Ausgaben, auch in Zeitschriften und einzelnen Abdrücken erschienenen Novellen sind in der petersburger Ausgabe von 1842 in 3 Octavbänden zusammengedruckt. Die „todten Seelen“ erschienen erst später. Das Verdienst, seine meisten Novellen auf französischen Boden verpflanzt zu haben, gebührt Viardot, der sie unter dem Titel: „Nouvelles russes“ Par. 1845 erscheinen ließ. Für Teutschland ist zu nennen: Nic. Gogol, russische Novellen. Nach L. Viardot übertragen von Heinr. Bode, Leipzig 1846. 2 Bde. — Die „todten Seelen.“ Ein satyrisch-komisches Zeitgemälde; aus dem Russischen von Ph. Löwenstein, Leipzig 1846. 8. — Nic. Gogol russisches Leben und Dichten, Leipzig 1851. 8. In England erschien eine etwas unbehilfliche Uebersetzung der „todten Seelen“ unter dem Titel: „Home life in Russia“ London 1854. 8°). (*J. E. Volbeding.*)

GOGUÉ (Jean Baptiste), Arzt, geb. gegen 1770 zu Clisson, einem Fabrikstädtchen im Departement der niedern Loire, wo sein Vater ein ausgebreitetes Tuchgeschäft trieb, erschossen zu Nantes am 15. Dec. 1803. Nicht die Genialität oder Berühmtgewordenheit des Arztes ist es, welche in den Annalen der Geschichte den Namen dieses Mannes über das kurz ihm gesteckte Ziel hinaus lebendig erhalten hat, sondern die unverbrüchliche und aufopfernde Anhänglichkeit an das vaterländische Königs-

5) Von der hier gemeinten Novelle: Tarass Boulba sagt Sainte-Beuve: „On comprend mieux après la lecture de cette nouvelle les inimitiés profondes de religion et de nation, qui séparent depuis des siècles certaines branches de la famille slave. Le vieux Tarass se croit un bon chrétien à sa manière; il est fidèle à la religion grecque orthodoxe, dont il considère les Polonais catholiques comme des apostates. Il y a derrière la Pologne catholique un fanatisme héréditaire, dont nous n'avons pas assez idée et qui pourtant n'éclate que trop encore des nos jours par des scènes dignes du siècle de Tarras. Cette simple nouvelle de Gogol, en ne faisant que peindre un coin de passé, ouvre là-dessus des jours historiques qui expliquent jusqu'à un certain point le présent.“ 6) Man vergl. *Sainte-Beuve*, Nouvelles Russes par M. N. Gogol; in der Revue des deux mondes, Jahrg. 1845. Tom. 12. Decbr. p. 883—889; *Saint-Julien*, Pouchkine et le mouvement littéraire en Russie depuis quarante ans; ebendas. Jahrg. 1847. Tom. 20. p. 42 — 79. *P. Mérimée*, Nicolas Gogol; ebendas. Jahrg. 1851. Tom. 4. p. 627—650. 7) „On dit,“ so erklärt die Biographie universelle, „un Russie d'un propriétaire des serfs, qu'il a tant d'âmes sur son domaine. Ce nombre d'âmes désigne le nombre des serfs, non compris cependant les femmes et les enfants. Le recensement en est fait par le gouvernement, qui tire du seigneur un impôt proportionné à la quantité d'âmes qu'il a sur sa terre. Mais ce recensement n'a lieu que de loin en loin et dans l'intervalle, s'il meurt des serfs, il faut, jusqu'au nouveau recensement, que le maitre continue à payer pour eux la capitation, comme s'ils étaient vivants. Ces serfs enterrés, qui ne travaillent plus, qui ne rapportent rien, c'est ce qu'on nomme *les âmes mortes*. Ajoutez, que les serfs sont en Russie une marchandise qui se vend, qui s'achète et sur la quelle on prete, moyennant le dépôt d'un titre. Mais on n'achète d'ordinaire que les âmes, ou plutôt les bras des vivants. Dans le roman de Gogol, au contraire, un homme se met en route pour acheter les ames mortes. Il les achète par lots de dix, de vingt, de cent âmes, au grand étonnement des ceux qui les lui vendent. Que veut-il en faire? c'est son secret. Le contrat de vent mentionne le nom des morts, sans dire pourtant qu'ils soient morts et constitue ainsi entre les mains de l'acheteur un titre de propriété, sur lequel on peut emprunter, quoique la propriété soit purement fictive. Tel est le canevas du roman.“

8) „On attend dans une ville de province un inspecteur général. Un voyageur descend à l'hotellerie: on s'imagine que c'est lui et qu'avant de se faire connaître il veut se mettre en rapport avec les habitants et tout observer par ses yeux. Aussitôt on entoure l'arrivant, on le flagorne, on le fête, on lui donne à diner, on se pâme à tout ce qu'il dit. Il a mauvais ton: il est fat, impudent, menteur. Il emprunte de l'argent; il reçoit des présents. Cela complète l'illusion. Un tel homme, à coup sur, est un grand personnage. Cependant ce n'est qu'un drôle qui se prête au rôle qu'on lui fait jouer et exploite à son profit la bassesse des employés et jusqu'aux misères des habitans.“ Biographie univers. 9) Man vergl. Biographie universelle Tom. XVII. (nouv. édit.) p. 84—87; Biographie générale Tom. XXI. p. 73—75.

haus, welche ihn beseelte und mit dem Unglücke, welches durch die Revolution über dasselbe hereinbrach, nur wuchs. Bei edel-wohlwollender, zugleich echt-aristokratisch-nobler Gesinnung in den Kriegen der Vendée gegen die Republikaner, die mit so großer Erbitterung und Grausamkeit, mit so schrecklicher Zerstörungswuth und Plünderungssucht geführt wurden, war er bereits längst über seine nächsten Umgebungen hinaus — er hatte sich als glücklicher und gesuchter Arzt in dem Städtchen Bouffay niedergelassen — zu einem Augenpunkte vieler Freunde des königlichen Hauses geworden, als ihn der fast völlige Ruin seiner Familie in den Kampf für die Rechte des Königthums hineinzog. In ihm war sein Vater, der sein ganzes Besitzthum verloren hatte, nebst mehren seiner Brüder schon gefallen. Da kehrte sein ältester Bruder, der vor längeren Jahren nach St. Domingo gegangen war, um daselbst sein Glück zu machen, nach Frankreich zurück. Beide Brüder vereinigten sich nun zur Theilnahme an dem Kampfe; bald hatten sie ein Freicorps um sich geschaart, mit welchem sie sich den Fahnen Charette's anschlossen. Durch Einsicht und Bravour avancirten beide Brüder zu höheren Anführerposten in den Divisionen der Generale La Chapelle-Heulin und Loroux. Allein die „Boucliers de la Vendée" kamen immer mehr ins Gedränge. Mit der Friedensconvention von La Jaunais am 17. Febr. 1795, welche Baptiste Gogué als Major mitunterzeichnete, gab er, die Sache des Königthums als eine verzweifelte ansehend, seine persönliche Theilnahme an dem Kampfe auf und kehrte nach Bouffay zu seiner friedlichen Praxis zurück, während sein Bruder noch unter den Waffen blieb und namentlich an dem Sturme auf Mortagne sich lebhaft betheiligte, bis es dem energischen Auftreten des Generals Hoche gelang, äußerlich wenigstens die Ruhe der Vendée wiederherzustellen. Im Geheimen aber dauerten die Umtriebe für das vertriebene Königshaus immer fort und in eine solche Verschwörung scheint sich auch der Arzt Gogué so tief eingelassen zu haben, daß er gerichtlicher Untersuchung nicht entging. Vor ein in Nantes niedergesetztes Kriegsgericht gestellt, fand er durch dessen Ausspruch in bereits angegebener Weise seinen Tod, dem auch sein Bruder*) nicht entging. (*J. E. Volbeding.*)

GOGUELAT (François de), Baron, Militair, geb. zu Chateau-Chinon an der Yonne im Nièvre-Departement (dem früheren Herzogthume Nivernais) im J. 1746, gest. zu Paris den 3. Febr. 1831. Sprößling einer altadeligen, aber unbegüterten Familie war er sehr jung schon in den Militairdienst eingetreten. Als Officier „au corps des ingenieurs géographes des camps et armées du roi" hatte er Gelegenheit, einige Pläne für die Schöpfungen der Königin Marie Antoinette zu St. Cloud und Trianon zu entwerfen, welche zur Verwendung kamen, alsdann dem jungen Ingenieur mehre in das Bauwesen einschlagende Aufträge zuführten und seine Versetzung in den großen Generalstab zur Folge hatten. Aus dieser Stellung ward er zu einer Mission an den Grafen Esterhazy, der als Commandant von Hennegau zu Valenciennes stand, verwendet und gewann dessen Zutrauen in solchem Maße, daß dieser ihn dringend der Königin als des königlichen Hauses treuesten Diener empfahl. Von da ab zeitweise zum Dienst in den Umgebungen des französischen Königspaares und in den geheimsten und gefährlichsten Aufträgen verwendet, widmete er sich, namentlich seit dem Ausbruche der Revolution, mit steigend-schwärmerischer Hingebung allen Interessen desselben und stand wohlbefestigt in dessen Huld. Im Uebermaße dieses Eifers schadete er vielleicht sogar dem Königspaare; so bei folgendem Vorfalle. Goguelat traf, seit Kurzem erst zum Capitain im Regimente Königin Dragoner avancirt, bei Hofe mit dem Herzoge von Orleans, später als Bürger Egalité berüchtigt, zusammen, der, eben (Juli 1790) aus England zurückgekommen, wie es hieß, die Absicht hatte, des Königs Verzeihung zu suchen. Auf der Treppe versetzte er dem Gehaßten einen heftigen Stoß mit dem Ellnbogen. „Was wollen Sie?" sprach der Prinz. „Impertinente Frage!" entgegnete Goguelat. Der Herzog, zu den königlichen Gemächern gelangt, fand bei dem Monarchen eine sehr kalte Aufnahme; die Königin würdigte ihn keines Wortes. Goguelat stellte sich dem Herzoge gegenüber, ihn anzustarren, dann, nachdem er den Saal verlassen, ihm auf der Ferse zu folgen. „Warum verfolgen Sie mich," fragt der Beleidigte. „Es kann ja wol einmal der Zufall wollen," höhnte der Andere, „daß ein Ehrenmann in die Fußstapfen eines H..... eintritt." Ohne zu antworten, fuhr der Herzog nach Hause, seinen Freunden den Handel vorzutragen. Biron und de la Touche meinten, er müsse den Beleidiger fordern; die Anderen riethen, ihn zu ignoriren. Dieser Meinung war auch der Herzog. Darauf erbot sich de la Touche, für ihn Genugthuung zu fordern. Der Stellvertreter ging zu Goguelat und that ihm seine Absicht kund. Goguelat fragte: „Fordern Sie mich im eigenen Namen oder als des Herzogs Schatzmeister?" — Als Schatzmeister. — Da zog Goguelat die Glocke und forderte seinen Kammerdiener zur Stelle. „Dies ist," sprach er, „der Mann, der Ihnen Genugthuung geben wird. Die Herren haben sich mit einander zu schlagen." — Bald darauf ward er in das Geheimniß der von der königlichen Familie im Juni 1791 beabsichtigten Flucht[1]) eingeweiht. Goguelat ward zum Commandanten von Montmédy ernannt, wo er die Ankunft der Königsfamilie erwarten sollte. Er traf alle Vorbereitungen, ließ Truppen aufmarschiren, Kanonen auffahren, Pulver und Munition vertheilen, Alles, um den Flüchtlingen einen Empfang zu bereiten, der ihnen Muth einflößen und ihre Verfolger abschrecken sollte. Er selbst ritt ihnen bis Varennes entgegen, wo er sie aber nicht mehr antraf. Er hatte sich zu früh entfernt, und die Königsfamilie war bereits in Sainte-Menehould angehalten worden. Goguelat eilte dahin zurück, um sie zu befreien, aber es war zu spät. Er ward verhaftet und nach Paris gebracht, wo er bis zum Sturze Robespierre's gefangen saß. Nach seiner Befreiung ward er Commandant von Versailles, dann Inspecteur der Infanterie, und endlich Commandant von Paris. Er hatte sich mit Mad. Elisabeth Lemoine, einer Schauspielerin, verheirathet, die ihm einen Sohn gebar, der in der Folge Officier in der Armee Napoleon's ward. Goguelat selbst trat in den Ruhestand und lebte in Paris, wo er sich mit Abfassung von Memoiren beschäftigte, die aber nicht veröffentlicht wurden. Sie sollen sich in den Händen seiner Familie befinden. (*J. E. Volbeding.*)

*) Der Artikel über diesen in der Biographie univers. Tom. XVII. nouv. édit. p. 87[a] führt ihn, ohne seine Vornamen angeben zu können, einfach als Gogué aîné auf; manche Details aus seiner kriegerischen Laufbahn hellen zugleich die seines Bruders Jean Baptiste auf. Der Artikel über diesen selbst in der Biographie générale Tom. XXI. p. 75 ist sehr dürftig. Doch schließen die Documents inédits, welche zuletzt angezogen werden, wenigstens die Möglichkeit nicht aus, späterhin durch das Zuthun eines Geschichtsforschers zusammenhängendere Kunde über J. B. Gogué und über die Schicksale seiner Familie zu erhalten.

1) In allen Geschichtswerken über die französische Revolution von 1789 wird dieses Fluchtversuches der königlichen Familie in das Ausland mehr oder weniger umständlich gedacht; in der That bildet er auch eine der Stufen, welche Ludwig XVI. auf das Schaffot führten. Aber die verschiedenen Erzählungen wimmeln von sich widersprechenden Angaben, von denen sie ganz frei werden zu sehen sich jetzt kaum noch erwarten läßt. Neuerlichst hat sich nach

in das Ausland vollständigst eingeweiht, machte in dieser Angelegenheit viele Reisen und verständigte sich über alles auf sie Bezügliche mit dem in der Provinz commandirenden Generale Grafen von Bouillé, auch einem bewährten Anhänger des bedrängten Königshauses, der die militairische Escorte der königlichen Reisewagen zu disponiren übernommen hatte und durch Goguelat die Straße recognosciren und die Stationen für die Relais und die Aufstellung der Truppen, welche den königlichen Wagen zu escortiren hatten, bestimmen ließ. Der verhängnißvolle Antheil, den Goguelat an diesem Fluchtversuche der königlichen Familie durch deren Festnehmung im Städtchen Varennes hatte, ist es fast ausschließlich, der seinen Namen in die Tafeln der Geschichte eingezeichnet und zur Kunde der Nachwelt gebracht hat[1]).

Das Geschichtliche über den Varennesunfall, soweit es namentlich mit der Persönlichkeit Goguelat's zusammenhängt, besteht, so viel als möglich von manchem unrichtig Angenommenen gesäubert, in Nachstehendem:

Der ganze von so vielen und so großen Gefahren bedrohte Fluchtversuch war lange vorher umsichtigst berathen und möglichst geheim gehalten worden; doch war schon kurz vor und mit der Ausführung gerüchtsweise Manches davon ins Publikum gedrungen. In seiner zaghaften Unentschlossenheit wollte der König die auf die Nacht vom 20. zum 21. Juni anberaumte Abreise bis zur nächsten verschieben. Aber der Herzog von Choiseul, welcher der königlichen Familie als Courier vorausgehen sollte, hatte von dem Generale von Bouillé die gemessensten Befehle erhalten. Dieser hatte erklärt, er werde alle Truppen, die er längs der Landstraße zur Sicherung der Flucht aufgestellt, am 21. um vier Uhr früh nach Stenay und Montmédy zurückziehen, wenn der König nicht am 20. um Mitternacht abreise. Denn bereits hatten die Truppenbewegungen in der Nähe der Landstraße von Chalons aus nach der Grenze zu argwöhnische Befürchtungen erregt. So ward denn die Reise am 20. angetreten, nur daß unvorhergesehene verdrießliche Vorfälle mancher Art eine Versäumniß von mehr als zwei Stunden eintreten ließen; sie hatte wesentlichen Antheil an dem Scheitern des ganzen Unternehmens, das, wäre es gelungen, der ganzen europäischen Geschichte möglicherweise eine andere Wendung hätte geben können, als sie von da ab durch den reißend-schnellen Fortgang der Revolution nahm.

Der König wollte den Weg nicht über Rheims nehmen, wo er, weil daselbst gekrönt, leicht erkannt zu werden fürchtete; er entschied sich für die Richtung über Varennes, obwol Bouillé sie für gefährlich hielt, indem an zwei Orten keine Post sei und Pferde dahin geschickt werden müßten; überdies liege auf der ganzen Straße, welche sich von der geraden Linie entferne, gar kein Militair und die Absendung von Truppen könne leicht Verdacht erregen. Der König blieb jedoch bei seinem Entschlusse und gab Bouillé den Befehl, die Straße von Chalons über Varennes nach Montmédy durch einen klugen und entschlossenen Officier recognosciren zu lassen. Mit dieser verantwortungsvollen Mission betraute der General Bouillé den Baron von Goguelat. Dann in die Ausführung des gefährlichen Unternehmens selbst mit verstrickt, hatte Goguelat von Bouillé den Befehl erhalten, mit einem Detachement von 40 Husaren von dem Regimente Lauzun in dem Dorfe Pont-de-Somme-Vesle[2])

dieser Richtung hin Alex. Dumas durch sein interessantes Büchlein: „La route de Varennes“ ein namhaftes Verdienst erworben. Es enthält die Resultate der Aufgabe, die er sich gestellt hatte, von Chalons aus, wo der König bereits erkannt worden war und wo die Reihe der Ereignisse beginnt, die mit seiner Verhaftung zu Varennes enden, Schritt für Schritt den Weg zu verfolgen, den die erlauchten Flüchtlinge genommen hatten; an jedem Orte, wo sie Halt gemacht, hat er neben den gedruckten Erzählungen auch mündliche Ueberlieferungen und Aussagen einiger noch lebender Augenzeugen benutzt und so ist es ihm gelungen, mehre irrthümliche Angaben, wie sie sich bei namhaften Geschichts- und Memoirenschreibern finden und aus ihnen fortgepflanzt haben, zu berichtigen, so gewiß er auch manches Irrige wiederholt hat. Darum hat das Büchlein, obwol ursprünglich nur zur Unterhaltungslectüre bestimmt und ihren Ansprüchen gemäß angelegt, doch auch Anrecht auf die Beachtung der Geschichtsforscher und es dürfte nicht unpassend erscheinen, Einiges aus ihr, namentlich die auf Goguelat bezüglichen Stellen, wenigstens auszugsweise, hierher zu verpflanzen und in die obstehende Erzählung etwas von dem dramatischen Leben zu verflechten, wie es in Dumas' Berichterstattung vorherrscht. Wir geben die Anführungen aus dem französischen Originale, indem die auch zugängliche teutsche Uebersetzung von Rödiger (Pesth 1857.) schon durch ihren ganz verunglückten Titel: „Die Flucht nach Varennes“ — als ob Varennes das Ziel gewesen wäre! — ihre Benutzbarkeit mehr als in Frage stellt. Es wird hier nach der leipziger Ausgabe bei Dürr (1858) in der sogenannten „Collection Hetzel“ citirt.

2) Goguelat selbst hat sich über seinen Antheil an dem Varennes-Wiegeschicke der königlichen Familie in der Schrift ausgesprochen: Mémoire de M. le Baron de Goguelat, Lieutenant-Général, sur les événemens relatifs au voyage de Louis XVI. à Varennes. Suivi d'un précis des tentatives qui ont été faites pour arracher la Reine à la captivité du Temple. Orné d'une carte de la route de Châlons à Montmédy et de plusieurs fac-similé des lettres de la Reine Marie-Antoinette. (Faisant partie de la Collection des mémoires relatifs à la révolution française.) Par. 1823. 8. Sie ist auch hier benutzt worden. Ihr Inhalt sollte ursprünglich in eine zweite Auflage von A. F. B. de Molleville Histoire de la révolution de France pendant les dernières années du règne de Louis XVI. 10 Vols. (Par. 1801 seq.) aufgenommen werden, welche aber wegen des Todes des Verlegers nicht erschien. Denn Goguelat hatte sich bereits 1803 von Wien aus mit Molleville verständigt, da er in dessen eben erwähntem Geschichtswerke in der Auffassung des Varennes-Unfalls (Tom. V. p. 303—317) manches seine Person Betreffende zu desavouiren hatte. Er ließ daher sein Mémoire später besonders erscheinen. — Außerdem trägt noch eine andere hierher gehörige Schrift, die ihm aber fälschlich zugeschrieben ist, seinen Namen: Mémoires de M. le Baron de Goguelat. Fragment sauvé du feu, contenant une lettre inédite de Louis XVI. à ses frères; abgedruckt im 3. Bde. der Memoires de tous. (Par. 1835. 8.) J. M. Quérard (Les supercheries littéraires dévoilées Tom. II. p. 170) sagt: „Le savant M. de Monmerqué après la lecture de ces mémoires n'avait pas hesité à dire, qu'au milieu de tous les mémoires apocryphes qui avaient été publiés, ceux-ci avaient un cachet qui ne permettait pas de douter de leur authenticité. Et pourtant sauf la lettre de Louis XVI., que le baron de G. avait été effectivement chargé de porter aux princes français en émigration, tout est de la composition de M. l'Héritier.“

3) Es liegt in einer öden Gegend an der Straße von Chalons nach Varennes und hat seinen Namen von der über das Flüßchen Vesle führenden Brücke, welches weiterhin in die Somme einmündet.

n den ersten Nachmittagsstunden des 21. einzutreffen und es dem Commando des Grafen von Choiseul zu übergeben, der von Paris aus schon vor ihm dort angekommen und seiner harren werde, um dann die Flüchtlinge über Sainte-Menehould nach Varennes zu escortiren, wo sie von anderen Truppen abgelöst werden sollten.

Choiseul war um eilf Uhr in Pont-de-Somme-Vesle; nach seiner Berechnung mußten die Flüchtlinge etwa um zwei Uhr eintreffen. Goguelat war mit seinen Husaren noch nicht da. Bald nach zwölf Uhr trafen sie richtig ein. Die königlichen Wagen aber waren um vier Uhr noch nicht da. Es traten Umstände ein, welche Choiseul nöthigten, gegen fünf Uhr mit seinem Piquet abzuziehen, ohne die ihm aufgegebene Escorte antreten zu können [4]).

Bald nach dem Abzuge der Husaren rasselten die Reisewagen an, die Pferde wurden rasch gewechselt und es ging ungehindert weiter. Aber die Königin verlor den Muth, als die erwartete Escorte nicht da war und sie sprach die prophetischen Worte: „Wir sind verloren!"

Choiseul bog mit seinem Husarenpiquet, sobald er von Pont-de-Somme-Vesle aus nicht mehr beobachtet werden konnte, von der Landstraße ab, um das nächste Relais der königlichen Familie, Sainte-Menehould, nicht wieder zu berühren, wo Goguelat bei seinem Durchmarsche am Vormittage große Aufregung gefunden hatte. In möglichster Eile ward der Marsch fortgesetzt, näherte sich hinter Sainte-Menehould wieder der Landstraße, um auf gut Glück mit den königlichen Reisewagen zusammenzutreffen und behielt jedenfalls Varennes als Ziel im Auge, wohin, wie Goguelat wußte, noch ein Husarenpiquet zur Empfangnahme und Escortirung der königlichen Familie detachirt war.

Während dieser Zeit hatte aber das unheimlich drohende Gespenst des Verraths, das erst nur in unbestimmten Umrissen die königliche Familie umschwebte, in Sainte-Menehould Fleisch und Bein angenommen. Der Postmeister daselbst, Jean Baptiste Drouet [5]), hatte den König erkannt [6]). Unmittelbar nach der Abfertigung der königlichen Wagen warf er sich auf ein Pferd und stürmte in rasender Eile und auf Nebenwegen gen Varennes hin, um daselbst vor, gleichzeitig mit oder doch sofort nach den Flüchtlingen einzutreffen, mit der Municipalität und Nationalgarde ihre Weiterreise um jeden Preis zu hindern und ihre Festnehmung und ihren Rücktransport nach Paris zu bewirken.

Daß und wie es ihm gelang, ist aus der Geschichte hinlänglich bekannt [7]).

Der Antheil aber, den Goguelat an den verhängnißvollen Ereignissen hatte, welche die königliche Familie in Varennes vor ihrer definitiven Gefangennehmung trafen, bestand, kurz zusammengefaßt, in Folgendem:

Der König hatte bei seinem Anhalten in Varennes in der sogenannten oberen Stadt (der Burg) vor dem Gasthofe „zum goldenen Arm" erfahren, daß die Relais-

---

Auf der ermüdenden Ebene mit ihren langhin sich dehnenden Getreidefeldern und aus den bestäubten Bäumen der Landstraße heraus wird man nur von dem Anblicke der alten Abtei Notre Dame de l'Epine überrascht, deren schlanken Thurm von zierlich durchbrochener Arbeit Dumas eine „Prachtblume gothischer Baukunst" nennt. In der Nähe von Pont-de-Somme-Vesle liegen, aber von Bäumen versteckt, die Dörfchen Tilloy, Mérimée, St. Julien und St. Martin, welche den großen Auflauf von Bauern, den die Husaren veranlaßten, befriedigendst erklären.

4) Dumas erzählt: „Choiseul arrivait à onze heures à Pont-de-Somme-Vesle. Il s'informe. Les hussards n'étaient pas encore arrivés. Il s'arrête à la maison de poste, descend, demande une chambre et revêt son uniforme. — — — Il mit la tête à la fenêtre. Les hussards paraissaient en tête du village. Tout va bien, ajouta M. de Choiseul. Il fit avec son chapeau des signes par la fenêtre. Un cavalier se mit au galop — — le cavalier était M. de Goguelat. — — — Au bout d'une demi-heure M. de Choiseul crut entendre quelque bruit à la porte. Il sortit. Les paysans des villages environants commençaient à s'amasser autour des hussards. — — — Le hasard avait fait que, quelques jours auparavant, les paysans d'une terre située près de Pont-de-Somme-Vesle avaient refusé le payement de droits non rachetables; sur quoi on les avait menacés d'exécution militaire. — — M. de Choiseul crut, que c'était la curiosité qui les attirait et sans trop s'inquiéter d'eux gagne l'endroit le plus élevé de la route, qui trace une ligne parfaitement droite à travers la plaine de Châlons à Sainte-Ménéhould. — On ne voyait venir ni courrier ni voiture. Une heure s'écoula — deux heures, trois heures, quatre heures s'écoulèrent. — — — M. de Choiseul était inquiet. — Vers trois heures le nombre des paysans augmenta; leurs démonstrations devinrent plus hostiles; le tocsin commença de sonner. — — Puis d'autres personnes, mieux informées, commencèrent à dire tout bas, que les hussards étaient là, pour attendre le roi et la reine. — — Vers quatre heures et demie M. de Choiseul et ses hussards étaient tellement entourés, que les trois officiers se réunirent en conseil pour savoir ce qu'il y avait à faire. L'avis unanime fut qu'on ne pouvait tenir plus longtemps. Les paysans étaient réunis au nombre de plus de trois cents; quelques-uns étaient armés. Si, par malheur, le roi et la reine arrivaient en ce moment, quarante hommes, se faisant tuer depuis le premier jusqu'au dernier, étaient insuffisants pour les protéger. M. de Choiseul relit ses ordres: „Faire en sorte que la voiture du roi continue sa marche sans obstacle." Or, sa présence et celle de ses quarante hommes devient un obstacle au lieu d'être une protection. Ce qu'il y a de mieux à faire, c'est donc de partir. Mais même pour partir il faut un prétexte. M. de Choiseul avise le maître de poste. „Monsieur," lui dit-il, „nous sommes ici pour escorter un trésor, ce trésor n'arrive pas; avez-vous connaissance de quelque envoi d'argent expédié ces jours?" Ce matin, répond le maître de poste, la diligence a porté cent mille écus; elle était escortée de deux gensdarmes. Alors M. de Choiseul, se tournant vers M. de Goguelat: „Monsieur," dit-il, „le ministère aura préféré le mode d'envoi ordinaire; le passage des cent mille écus rend notre présence inutile; je crois donc, que nous pouvons nous retirer. — — Trompette, sonnez le boute-selle!" — — Et il quitta, lui et ses quarante hommes Pont-de-Somme-Vesle, au moment, où sa montre marquait cinq heures" (p. 70—77).

5) Thiers sagt unrichtig, Jean Baptiste sei der Sohn des Postmeisters Drouet gewesen; es war der Postmeister selbst. Der gleichnamige Vater desselben war längst todt, wie Dumas genau erkundete. 6) Drouet war früher Dragoner im Leibregimente der Königin, auch Abgeordneter beim Verbrüderungsfeste gewesen und hatte daher mehrfach Gelegenheit gehabt, den König zu sehen. 7) Auch in der Schilderung der sich überstürzenden Ereignisse zu Varennes hat Dumas das Verdienst, eine Menge von Unrichtigkeiten, welche noch jetzt in vielen Geschichtswerken umlaufen, ausgewiesen zu haben.

pferde am Ausgange der unteren Stadt aufgestellt seien und daß auch die Husarenescorte dort im Gasthofe „zum großen Monarchen" liege; er befiehlt, dahin weiter zu fahren. In diesem Augenblicke galoppirt Drouet heran, protestirt gegen das Weiterfahren und stürmt wieder fort, die weiteren Maßregeln zu veranlassen [8]). Doch wagen es die Postillone, die Wagen nach dem erwähnten Ziele hin in Bewegung zu setzen. Allein die Brücke über die Aisne, welche Ober- und Unterstadt verbindet, ist schon verrammelt; der König, der sein Incognito nicht länger behaupten kann, hat sich mit seiner Familie in das Haus des Gemeindeprocurators Sauce zurückgezogen. Das Getümmel in der Stadt nimmt zu. Mitten in demselben erscheinen Choiseul, Goguelat [9]) und noch zwei Offiziere in dem kleinen Gemache, das die königliche Familie beherbergt. Sie sind entschlossen, ihre Weiterreise zu erzwingen. Goguelat ist der erste Bekannte, den der König seit seiner Abreise von Paris sieht; er faßt neuen Muth. Goguelat stürzt wieder zu seinen Husaren hinaus; schon sind auch sie schwierig geworden. Er schwingt sich auf sein Pferd, um die Husaren zu allarmiren. Da tritt ihm der Commandant der Nationalgarde von Varennes, Roland, ein Pistol in der Hand, entgegen und feuert es, als Goguelat auf ihn losreitet, so nahe vor

8) Als Beleg der plastischen Dumas'schen Berichterstattung nur folgende kurze Stelle: „A l'hôtel du Grand-Monarque! dit le roi. Mais à ce moment même une espèce d'apparition fantastique se dresse devant les voyageurs. Un homme couvert de poussière, monté sur un cheval ruisselant d'écume, traverse la route diagonalement, s'arrête au milieu du chemin et crie d'une voix forte et impérative: „De la part de la nation! Postillons, arrêtez! Vous menez le roi!" Les postillons, qui déjà enlevaient leurs chevaux, s'arrêtèrent comme frappés de la foudre. La reine vit, que ce moment était suprême. „Parlez donc!" dit-elle au roi. — Qui donc êtes-vous, Monsieur, pour donner des ordres ici? — Un simple citoyen, Sire! Seulement je parle au nom de la nation et je représente la loi. Postillons! Pas un pas de plus. Vous me connaissez bien et vous êtes habitués à m'obéir. Je suis Jean Baptiste Drouet, maître de poste à Sainte-Ménéhould. — Et celui qui venait de parler, enfonçant ses éperons dans le ventre de son cheval, sembla s'abîmer dans la terre, tant il s'élança rapidement sur la pente de la rue des Religieuses" (p. 129 seq.). 9) Das Ausführlichere bei Dumas: „En ce moment" — es ist die Rede von dem Eintritte des Königs und seiner Familie in die Wohnung des Gemeindeprocurators Sauce — „un grand tumulte se fait entendre. Des voix crient: Le roi! le roi! — D'autres voix répondent: Si c'est le roi, que vous voulez, vous ne l'aurez que mort. — Le tumulte s'apaise un instant, comme il arrive lorsqu'on parlemente. Sauce descend, puis remonte, quelques instants après, suivi d'un homme qui se dit aide de camp de M. de Bouillé et demande à parler au roi. Cet homme — c'est M. de Goguelat. Le roi, tout joyeux, frappe dans ses mains; c'est la première personne de connaissance qui se présente à ses yeux depuis son depart de Paris; c'est évidemment l'avant garde du secours qui va lui arriver. Derrière M. de Goguelat il reconnait M. de Choiseul. — — — Le premier mot du roi fut: Eh bien, Messieurs, quand partons nous? — Sire! Quand il plaira à Votre Majesté. — Donnez vos ordres, ajouta M. de Choiseul. J'ai avec moi quarante hussards; mais ne perdez pas de temps; il faut agir avant que mes hussards soient gagnés. — Alors, messieurs, dit le roi, descendez, faites ouvrir le passage, mais pas de violences. — Les jeunes gens descendent. Au moment, où M. de Goguelat touchait le seuil de la porte, la garde nationale sommait les hussards de mettre pied à terre. Hussards, crie M. de Goguelat, restez à cheval! — Pourquoi faire? demanda un officier de la garde nationale. — Pour garder le roi, répond M. de Goguelat. — Nous le garderons bien sans vous, répond l'officier. — M. de Goguelat remonte avec M. de Choiseul; tous deux s'adressent à la reine. Madame, disent-ils, il ne faut plus songer à partir avec les voitures; mais il y a encore un moyen de passer. Voulez vous monter à cheval et partir avec le roi. Le roi tiendra le Dauphin. Le pont est barré; mais la rivière est guéable; avec nos quarante hussards nous passerons. En tout cas prenons un parti; nos hussards commencent à boire avec le peuple; dans un quart d'heure ils fraterniseront avec lui. — Adressez-vous au roi, messieurs, dit-elle; c'est au roi d'ordonner, mon devoir est de le suivre. — — — M. de Choiseul et de Goguelat insistaient. Si le roi répondait oui, il y avait encore une chance. Messieurs, dit le roi, pouvez vous bien me répondre, que dans cette bagarre quelque balle n'atteindra pas la reine, ma soeur ou mes enfants? Un seul et même soupir s'échappa de la bouche des défenseurs du roi. — — — Goguelat voit, qu'il n'y a pas un instant à perdre; il s'élance par les escaliers, sort de la maison, saute à cheval et s'écrie: Hussards! êtes-vous pour le roi ou pour la nation? Les hussards étaient Allemands; ils comprennent mal; quelques-uns disent: La nation! la nation! — D'autres: Der König! der König! — Drouet alors s'avance sur M. de Goguelat un fusil à la main. Vous voulez avoir le roi, dit-il; mais c'est moi qui vous le jure, vous ne l'aurez que mort! — Si vous faites un pas, ajoute le commandant de la garde nationale, Roland, en armant un pistolet qu'il tenait à la main, je vous tue. M. de Goguelat pousse son cheval sur lui. Roland tire de si près, que la flamme de son pistolet aveugle le cheval de M. de Goguelat, qui se cabre et se renverse sur son cavalier. — — Eu voyant leur chef renversé les hussards se décident à faire un mouvement; mais alors Drouet crie: Canonniers, à vos pièces! Les hussards voient dans la nuit les mèches se rapprocher de deux petites pièces placées en batterie au bas de la rue de St. Jean; ils se croient entre deux feux et crient: Vive la nation! — — — Les gardes nationaux se jettent sur MM. de Choiseul et de Dumas, les arrêtent et les desarment. M. de Goguelat, que l'on croyoit plus gravement blessé qu'il ne l'était, est laissé libre; il profite de cette liberté pour remonter près du roi et rentre dans la chambre tout sanglant. Il s'était fendu la tête sur le pavé, mais il ne sentait pas sa blessure. — — — Marie Antoinette, qui était en realité la force et la vie de la famille, était brisée; elle avait entendu les cris, les coups de feu; elle voyait rentrer M. de Goguelat sanglant; le côté de la femme l'emportait" (p. 145 — 151). Ausdrücklich betonte die Königin noch die Hoffnung, daß Bouillé sehr bald eintreffen werde. Goguelat selbst war überzeugt, daß der General Kunde von der Lage der Dinge haben müsse, theils durch die beiden für die Relais zu Varennes aufgestellten Officiere, theils durch den Officier, den Goguelat selbst zwischen 12 und 1 Uhr an den General abgefertigt hatte. Nach aller Möglichkeit könnte Bouillé zwischen 5 und 6 Uhr in Varennes, wohin er nur sieben Wegstunden hatte, eintreffen. Er befand sich nämlich mit einem Detachement von 50 Reitern von Royal-Allemand zu Montzai zwischen Dun und Stenay. Wenn er sich sofort in Bewegung setzte, zu Dun die daselbst aufgestellten 100 Husaren von Lauzun heranzog, konnte er noch zu rechter Zeit und in respectabler Verfassung Varennes erreichen. Er zog aber vor, nach Stenay zurückzukehren, um das ganze Regiment Royal-Allemand um sich zu haben. Es verging über der Aufstellung eine lange kostbare Zeit; es war ein Weg von neun tödtlichen Stunden zurückzulegen, und als Bouillé nach 9 Uhr Morgens im Angesichte von Varennes sich befand, war der König seit einer vollen Stunde auf dem Retourwege nach Paris. Als der Prinz von Condé im Juli 1791 zu Coblenz mit Bouillé zusammentraf, gab er ihm die Mißbilligung seines ganzen Operationsplanes offen und stark zu erkennen.

den Augen des Pferdes ab, daß dieses, hoch sich bäumend und rückwärts fallend, auf seinen Reiter stürzt. Die Husaren erklären sich für die Sache der Nation; Choiseul und die übrigen Officiere werden entwaffnet und festgenommen. Goguelat, der sich am Kopfe blutend wieder emporgerafft hat, stürmt noch einmal zum König hinauf [10]); er findet ihn völlig theilnahm- und willenlos; denn er betrachtet sich als Gefangenen der Nation und bereits ist von seiner Rückreise nach Paris die Rede. Goguelat ergibt sich, als Ehrenmann, gleich seinen Kameraden, der Nation als Gefangenen.

Die Verwundungen Goguelat's waren weniger gefährlich, als es anfänglich schien. Daher kam er gleich und mit den übrigen Officieren zuerst in das Gefängniß von Rocroi, dann nach Mézières, endlich nach Orleans. Obschon alle diese Officiere durch die bestimmten Ordres ihres Chefs eigentlich geschützt genug waren, so waren sie doch darauf gefaßt, auf dem Schaffot zu sterben. Aber sie wurden von dem Gerichtshofe zu Orleans freigesprochen; der König hatte freilich für diese Wendung des Schicksals dieser Männer das Meiste gethan [11]). Des activen Dienstes fernerweit enthoben, ging Goguelat nach Paris, wo er sich, allen Drohungen und Gefahren zum Trotz, in treuester Ergebenheit dem Dienste der königlichen Familie widmete und auch in den stürmischen Tagen des 20. Juni und 10. Aug. 1792 nicht von ihr wich, bis der König den Personen seines Gefolges den gemessenen Befehl gab, ihn zu verlassen, damit sie nicht dem Gefängnisse oder vielmehr dem Henker verfielen. Er ward späterhin Theilnehmer einer Verschwörung, welche die Königin aus der Haft des Tempels zu befreien beabsichtigte; die Seele derselben war der General Jarjayes, auch einer der treuesten Anhänger des Königs und seiner Familie. Sie sollte nicht gelingen. Goguelat und Jarjayes waren genöthigt, aus Paris zu flüchten. Der letztere trat als Adjutant in die Dienste des Königs von Sardinien; Goguelat wendete sich zuerst an die emigrirten Brüder des Königs, die ihn mit der größten Auszeichnung behandelten; unter den Fahnen dieser Bourbons diente er in dem Feldzuge von 1792 im Husarenregimente Bercheny. Nach der sehr bald erfolgten Auflösung dieser Armee ward das Regiment in den österreichischen Dienst übernommen [12]); er kam also in österreichische Dienste, seit 1801 als Generalmajor. Er verließ sie erst nach dem Sturze Napoleon's, um in sein Vaterland zurückzukehren. König Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Feldmarschall und Komthur des St. Ludwigsordens; namentlich fand er in der Herzogin von Angoulême die wärmste Gönnerin. Sein vorgeschrittenes Alter hinderte ihn an activen Dienstleistungen; es hielt ihn aber nicht ab, sich in dem oft erwähnten Memoire über seine Betheiligung an dem Varennesmisgeschicke vor dem Publicum auszusprechen und zu rechtfertigen. Er schließt es mit den Worten: „Je terminerai par une réflexion qui, pour n'être pas neuve, n'en est pas pour cela moins frappante; c'est que, si l'on considère cette immmense chaine d'événemens, dont se compose la destinée des hommes et celle des états, chaine dont un seul anneau détruit ou transposé change la combinaison tout entière, on se voit forcé de remonter à la première de toutes les causes, ou plutôt à la seule réelle, puisque les autres n'en sont que les inévitables conséquences, je veux dire à cette Providence dont la main mystérieuse et puissante renverse ou relève à son grè les trones et les empires“ [13]). Den von dem Generale Bouillé und Madame Campan erhobenen Vorwurf, es sei vornehmlich durch seine Schuld der Fluchtversuch der königlichen Familie verunglückt, hat Goguelat in seinem Memoire gründlich widerlegt [14]). (*J. E. Volbeding.*)

GOGUET (Antoine Yves), geboren 1716 zu Paris, studirte die Rechte, beschäftigte sich aber vorzugsweise mit der Philologie und Alterthumskunde. Er erhielt in seiner Vaterstadt die Stelle eines Parlamentsraths und starb dort am 2. Mai 1758 im 42. Lebensjahre. Als gründlicher Kenner des classischen Alterthums zeigte er sich, außer mehren Abhandlungen, besonders in seinem mit philosophischem Geiste geschriebenen Werke: De l'origine des lois, des arts, des sciences et de leurs progrès chez les anciens peuples (Paris 1758. 4. 3 Voll. Ibid. 1778. 12. 6 Voll.); teutsch von G. Chr. Hamberger unter dem Titel: Untersuchungen von dem Ursprunge der Gesetze, Künste und Wissenschaften, wie auch ihrem Wachsthume bei den alten

10) Goguelat selbst berichtet in seiner Denkschrift über den Ausgang seiner aufopferungsvollen Thätigkeit für die königliche Familie, anknüpfend an den drohenden Zuruf Roland's, also: „Pour toute réponse je m'élançais sur lui le sabre à la main; mais au même instant il me tira, à bout portant, un coup de pistolet qui m'atteignit à la poitrine; un second coup de feu parti, je crois, d'une autre main, m'ayant blessé à la tête, me renversa de cheval. On me transporta dans une maison voisine dans un état qui ne me laissait aucun moyen de défendre plus long-temps la famille royale“ (Mém. p. 32). Besonders ist Goguelat bemüht, es von sich abzulehnen, daß der Zuruf an die Husaren, ob sie für den König oder für die Nation seien, von ihm habe ausgehen können. „Je parle,“ sagt er in seiner Denkschrift p. 19, „de l'absurde question, que l'on m'accuse d'avoir faite aux hussards, en leur demandant s'ils étaient pour le roi ou pour la nation, question tellement contraire aux principes, aux usages militaires et à mon caractère connu, que je ne crains pas de dire que l'assertion de plusieurs témoins oculaires et dignes de confiance serait à peine suffisante pour y faire ajouter foi.“ Weiterhin (p. 41) bezeichnet er den Zuruf grabehin als „question ridicule.“ 11) Goguelat's eigene Worte (Mém. p. 33) lauten: „Je n'attendais, ainsi que mes compagnons d'infortune, que le moment de monter à l'echafaud, lorsque par une générosité sans exemple le roi acheta notre délivrance au prix d'une concession bien pénible et obtint pour nous une ammistie, en sanctionnant la constitution de 1791.“

12) In dem Militair-Almanache von 1799 wird Franz Goguelat als Oberstlieutenant bei Bercheny, Division Husaren von 400 Mann aufgeführt. 13) Mém. de G. p. 36. 14) Michaud urtheilt in der Biographie universelle Tom. XVII. p. 88 über ihn: „C'était un homme plein d'honneur sans doute, un militaire très-brave, mais de peu de capacité et qui offre une des preuves trop nombreuses, que Louis XVI. ne possédait pas le premier talent d'un roi, celui d'apprécier les hommes et de mettre chacun à sa place.“

Völkern. Aus dem Französischen des Hrn. Anton Yves Goguet übersetzt (Lemgo 1760—1762. 4. 3 Thle. mit Kupfern; im Auszuge von J. P. Sattler. Nürnberg 1796. 8.)*). (*Heinrich Döring.*)

GOGUET (N.), französischer Divisionsgeneral, von dessen früheren Lebensverhältnissen man Nichts weiter weiß, als daß er sich durch seine Tapferkeit und seine Kenntnisse schnell zu den höheren Graden emporschwang. Trotzdem wäre er jedoch jetzt wahrscheinlich gänzlich vergessen, wenn sich sein Name nicht an die antirevolutionairen Pläne des Generals Dumouriez knüpfte, welche er zuerst errieth und den bei dem Heere befindlichen Commissairen des Nationalconvents mittheilen zu müssen glaubte. Diese Enthüllungen veranlaßten die Flucht des verrathenen Generals und vereitelten die zur unrechten Zeit und unvorsichtig angezettelte Verschwörung. Der Convent billigte einstimmig das Benehmen Goguet's und decretirte ihm den Dank des geretteten Vaterlandes, ohne ihm jedoch fortan eine besondere Berücksichtigung zu Theil werden zu lassen; der General fuhr trotzdem fort, gute Dienste durch seine Umsicht und Tapferkeit im Felde zu leisten, bis er bei einem allzu ungestümen Angriffe auf ein vom Feinde stark besetztes Dorf bei Maubeuge am 21. April 1793 seinen Tod fand†). Er wird häufig mit zwei andern Generälen desselben Namens, welche sich später auf den Feldzügen in der Vendée und in Aegypten auszeichneten, verwechselt. (*Ph. H. Külb.*)

GOHARD (Pierre), französischer Theolog, gegen das Ende des 17. Jahrh. zu Monfort Lamaury (im jetzigen Departement der Seine und Oise) geboren, wurde nach der Beendigung seiner Studien, welche sich vorzugsweise dem Kirchenrechte zuwandten, Doctor der Sorbonne und, nachdem er sich einige Zeit dem Lehrfache gewidmet hatte, im J. 1749 Pfarrer in seiner Geburtsstadt. Später erhielt er die Stelle eines Erzdiakons und Großvicars zu Noyon, wo er im J. 1749 starb. Seinen literarischen Ruhm gründete er durch seinen mit großer Gelehrsamkeit und Umsicht gearbeiteten Traité des bénéfices ecclésiastiques, dans lequel on concilie la discipline de l'église avec les usages du royaume (Paris 1734. 4. 3 Voll. Neue von dem Abbé de Brezolles vermehrte und verbesserte Auflage, Paris 1763. 4. 7 Voll.). Das Werk, auf dessen Titel der Verfasser bei der ersten Ausgabe nur die Anfangsbuchstaben seines Namens P. G. angegeben hatte, wird jetzt noch von den Kennern des Kirchenrechtes geschätzt, hat aber durch die veränderten Gesetze und Einrichtungen seinen praktischen Werth verloren††). (*Ph. H. Külb.*)

GOHATA oder KOHATA (die), sind eins der vier Bergvölker der Nila-Giri oder Nilgherry in Vorderindien, unter denen als wahrhaft einheimisches Hirtenvolk der Höhe, also als Aboriginer, als Herren der Plateaulandschaft, als das eigentliche Patriarchengeschlecht die Tudas genannt und von den anderen Tribus anerkannt werden; eine fünfte Classe, die der Erular (Eriligaru, Irrellars oder Yirrelurs), wohnt in der Zone des untersten Waldsaumes und vegetirt nur als eine Kaste im rohesten, schmutzigsten Zustande. Die vier namhaften Classen sind die der Tudas, der Kurumbar (Mullacormburs), der Gohatas und der Buddagur (Buddakar, Baddakar, contrahirt Burgher).

Gohata (weniger richtig Kohata) heißt Kuhschlächter, von Go (Kuh) und hata (schlachten). Young nennt sie Cottars, J. Hough Kothurs. Von den Tudas werden sie Cuvs, d. i. Handwerker oder Kunstleute genannt. Dieses nur einige Tausend Seelen starke Volk ist auch außerhalb seiner Dorfschaften zerstreut über das ganze hohe Bergland und daher gibt es dort viele Gohata Giri, d. h. von ihnen bebaute Höhen. Ursprünglich sind sie ein dem Berglande fremdes Geschlecht, das ebenso sehr von den Bergbewohnern, wie von den Hindus des Tieflandes abweicht, deren Kasten es nicht kennt. Von ihrer Abstammung wissen sie Nichts. Ihrer Gestalt nach werden sie von den Engländern mit der Kaste der Lederbereiter der Hindus, den Chuklern, verglichen, obwol sie nicht blos, wie diese Gerber, sondern auch Schmiede in Erz, Eisen und Silber, Holzarbeiter und Töpfer sind, Palankine, aber keine Lasten tragen und sich nicht leicht zu Handlangern und andern Geschäften ähnlicher Art hergeben. Sie sind Ackerbauer und die Musikanten des Berglandes. Ihre Instrumente sind das Horn, eine Pfeife, ein Tamtam; ihre Musik ist nicht so harmonisch, wie ihr Gesang und Tanz, die etwas Lebendiges und Zartes haben sollen, wodurch sie bei allen Festen auf den Höhen unentbehrlich geworden sind. Ihre Dörfer unterscheiden sich nur wenig von denen der Buddagur, zwischen denen und den Tudas sie wohnen.

Die Dörfer der Buddagur haben nämlich ordentliche Häuserreihen, die Häuser offene Vorhallen gegen die Berghänge gekehrt; das Licht fällt nur durch die Thür ein, wie bei den meisten Hindubhütten; in ihrer Mitte ist der Herd ohne Rauchfang, weshalb der Rauch durch die ganze Hütte zieht. Der äußere Raum um die Hütte ist eine festgeschlagene Tenne zum Dreschen und Wurfeln des Kornes, mit einer Steinmauer umzogen. Am Ende jedes Dorfes befindet sich zur Befriedigung des gleichen Bedürfnisses eine Gemeindetenne, wo auch, wie bei einer Meierei, Vorräthe von Stroh und anderem Materiale für die Winterzeit aufbewahrt werden. Diese Einrichtung der Dörfer haben sie ebenso wie den Pflug, die Kleidung, den Turban, allerlei Ornamente u. dgl. von den Buddagur angenommen; doch sind ihre Hütten, obgleich besser gebaut und sehr malerisch gelegen, im Innern sehr unrein. Ihre Sprache ist ein verdorbenes Canaresisch mit Tamulischem gemischt und mit verweichlichter Aussprache. — Sie sind durch alle 4 Stämme oder Naads vertheilt, sich selbst theilen sie in 2 Classen; aus der einen nehmen sie ihren Priester und ihr Oberhaupt, die

*) Siehe Nouveau Dictionnaire historique; Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 4. Th. S. 116. Baur's Neues histor.-biogr.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 471.

†) Vergl. Biographie nouvelle des Contemporains. Tom. VIII. p. 211.

††) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1515. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 398.

keinen Ackerbau treiben dürfen, und das ist der einzige Unterschied beider Classen.

Ihre Hauptnahrung ist Gerste und andere Cerealien, Fleisch dagegen ihre Lieblingsspeise, selbst von dem Aase, das der wilde Hund, der Schakal oder der Tiger übrig gelassen hat. Um ihr Gelüste nach Fleisch zu befriedigen, ziehen sie sogar den Zügen der Banjarras über die Bergpässe nach, indem sie auf die Lastochsen rechnen, die bei diesen Zügen fallen können oder müssen und über die sie dann wie hungrige Geier herfallen. Sie wohnen stets den Todtenfeiern der Tudas bei, bei welchen die schönsten Büffel als Opfer geschlachtet werden. Sie verrichten dabei das Geschäft des Tödtens und Ablederns, wofür ihnen die Gerippe überlassen werden. Nur wenn ihnen kein fremdes Vieh zufällt, schlachten sie ihre eigenen Heerden. Durch Lederbereitung und Lederhandel werden sie wohlhabend, denn die Büffelhäute der Nila-Giritheerden geben das beste Sohlenleder und dienen zu den besten Sattlerarbeiten in ganz Hindostan. Sie bauen auch viel Senf, dessen Samen sie nach der Ebene verkaufen. Für Eisen, das ihre Schmiede gewinnen und sich besser hämmern läßt, als das Maissooreeisen, tauschen sie viele Bedürfnisse ein, namentlich auch Häute von den Tudas und Buddagur. Die Schmiede nehmen unter ihren Künstlern den ersten Rang ein und schmieden an gewissen Festtagen, bei Vollmond, in ihrer Tempelhalle, wo sie eine eigene Esse anlegen, jeder zu Ehren der Götter ein kleines Ornament, der Eisenschmied wie der Silber- und Goldschmied, um die Götter für das nächste Jahr gnädig zu stimmen. Das Töpfergeschirr wird nur von den Weibern verfertigt, Zimmerarbeit nur von Männern, Korbwaaren von Männern und Weibern. Doch scheinen ihre Künste und Gewerbe nur gewissen Familien, und zwar erblich, anzugehören, wie denn nur die Weiber von gewissen Familien Töpferinnen sind, die, wie die Schmiede, ihre Geschirre dem Tempel darbringen. Polygamie findet bei ihnen nicht statt, aber Ehebruch ist häufig und die Scheidung leicht. Ihre Todten verbrennen sie, wie ihre Nachbarn, doch sammeln sie, bevor sie ein großes Todtenfest feiern, eine Anzahl Leichen und bringen dann bei der Todtenfeier ihre Opfer dar.

Obgleich sie zum Ackerbau viele Kühe vom gewöhnlichen Rindergeschlechte und Büffelkühe halten, melken sie dieselben doch nie, genießen auch keine Milchspeisen, welche die Hauptnahrung der Tudas ausmachen und kaufen, wenn sie sie brauchen, sogar ihre Butter (Ghee) von ihren Nachbarn. Nur ihr Priester macht hiervon eine Ausnahme. Er melkt bisweilen zu einer Ceremonie einige Kühe, deren Milch er an die Glieder der zugehörigen Familie vertheilt. — In jedem ihrer Bergdörfer (Kohata Giri) haben sie zwei roh aufgeführte, nur mit Gras gedeckte, an einer Seite offene, mit einer Steinmauer umgebene heilige Hütten. Eine derselben ist ihrem Gotte Camataraya, die andere der Göttin Sacti geweiht. J. Hough nennt den Götzen Kumbutaroyen, die Göttin Kummantarayen und bemerkt, der erste Name sei der Name eines hohen Berges bei Sittlimungal, nahe den Molofolbergen, woher sie vielleicht eingewandert seien. Beide Hütten sind ohne Idol, nur an einem Pfosten scheint ein Silberblech das Palladium des Tempels vorzustellen. In diesen Tempelhütten werden die Gelübde gebracht und vom Neumonde bis zum Vollmond das Jahresfest, im Märzmonate, 15 Tage vor dem Anfange der neuen Saatzeit gefeiert. Die Opfer bestehen in kleinen Geldstücken, mit denen aus dem Tieflande einiges Korn, Zucker u. dgl. eingekauft wird. Diese Gaben werden mit Niederwerfen vor den Tempel gebracht und unter die priesterlichen Familien vertheilt. Die daraus unter mancherlei Ceremonien bereiteten Speisen werden an die Dorfbewohner oder auch an zufällig anwesende fremde Gohatas vertheilt, unter Gebeten um die Gnade der Götter für das folgende Jahr. Am Abend beschließt ein großes Feuer mit Tanz, der bis Mitternacht dauert, das Fest. Diesem Feste folgen bis zum abnehmenden Monde noch mehre andere, während welcher jede Arbeit ruht; nur am Vollmonde vollbringen die Schmiede im Tempel ihre Opfer. Leider sind die mitunter sehr kräftigen Gohatas dem die Gesundheit zerstörenden Genusse des Opiums so sehr ergeben, daß sie täglich mehrmals 90—100 Körner zu sich nehmen. (*H. E. Hössler.*)

GOHFELD, ansehnliches, über 4000 Einwohner zählendes Pfarrdorf in der preußischen Provinz Westfalen, Regierungsbezirk Minden, Kreis Herford, unweit des Städtchens Jällenbeck an der Werra gelegen, geschichtlich merkwürdig durch ein in seinen Umgebungen im siebenjährigen Kriege am 1. August 1759 über die französische Armee gewonnenes Treffen. Wie im Jahre vorher eröffnete die teutsch-englische Armee der Verbündeten unter dem Oberbefehle des Herzogs Ferdinand von Braunschweig und die der Franzosen den Feldzug. Noch im Winter hatte der Marschall Soubise wider alle Verträge die freie Reichsstadt Frankfurt am Main besetzt und in ihr einen wichtigen militairischen Stützpunkt gewonnen, der ihm die Verbindung mit den Oesterreichern und den Reichstruppen, sowie alle nöthige Zufuhr sicherte. Darum war Herzog Ferdinand darauf bedacht, den Franzosen diesen wichtigen Punkt wieder zu entreißen und es ihnen zu verleiden, den von ihrer Regierung gegebenen Befehl, ganz Hanover und Westfalen in eine Wüste zu verwandeln und Alles darin bis auf die Wurzeln in der Erde auszurotten, zur Erfüllung zu bringen. Der erste Hauptangriff, den der Herzog auf das Hauptquartier der Franzosen am 13. April bei dem Dorfe Bergen machte, war von keinem ganz günstigen Erfolge begleitet; denn die Franzosen, die alle Vortheile des Terrains auf ihrer Seite hatten, behaupteten unter dem Herzoge von Broglie, der an Soubise's Stelle als Oberbefehlshaber eingetreten war, ihre Stellung. Der Herzog mußte sich mit einem Verluste von 2000 Mann und fünf Kanonen zurückziehen; die französischen Armeen drangen in Teutschland vor und Cassel, Münster und Minden fielen mit bedeutenden Abtheilungen der verbündeten Truppen in ihre Hände; Herzog Ferdinand behauptete jedoch die Weser und vereitelte alle Versuche der Franzosen, ins Hanöversche einzudringen. Durch die Eroberung der Reichsstadt Bremen war er Meister der Weser bis nach

Stade hin; allein der weitere Besitz von Hanover und das Glück des ganzen Feldzugs hing von einer entscheidenden Schlacht ab. Diese suchten auch die Franzosen, weil es ihnen an Proviant zu fehlen anfing; sie hatten sich im Gefühle ihrer Uebermacht, aber in ungünstiger Gegend innerhalb einer starken Biegung der Weser gelagert. Der Herzog Ferdinand, der einen meisterhaften Plan entworfen hatte, griff die ihm weit überlegenen Franzosen, die von dem Herzoge von Broglie und dem Marschalle Contades commandirt wurden, am 1. August bei Minden — näher: bei dem Dorfe Todtenhausen — an und brachte ihnen eine entscheidende Niederlage bei. An demselben Tage ließ er sich, obschon im Begriffe, eine überlegene Armee anzugreifen, zum Erstaunen seiner Freunde und Feinde nicht abhalten, seinen Neffen, den Erbprinzen von Braunschweig, Karl Wilhelm Ferdinand, gegen das Corps des Herzogs von Brissac nach der Werra hin zu detachiren und auch die Disposition dieses Angriffs war so wohl gemacht, daß der zum Treffen nicht unvorbereitete Feind sich plötzlich umringt sah und nach einem sehr blutigen Gefechte bei Gohfeld mit Hinterlassung aller Bagage seine Rettung in schleunigster Flucht suchte. Der Verlust der Franzosen war in diesen beiden Schlachten an Todten, Verwundeten und Geschützen ein sehr bedeutender. Eine Reihe anderer glücklicher Gefechte schloß sich an und in kurzer Frist sahen sich die Franzosen genöthigt, alle glänzenden Eroberungen dieses Jahres wieder aufzugeben; Osnabrück, Paderborn, Bielefeld, Marburg, Münster u. s. w. fielen wieder in die Hände des Herzogs von Braunschweig und den Beschluß des siegreichen Feldzugs machte die Ueberrumpelung von Fulda, welches durch den Herzog von Würtemberg besetzt war, der als französischer Söldner die Armee des Feindes mit 12,000 Mann verstärkt hatte; auch er mußte sich mit großem Verluste bis an den Main zurückziehen. Die Franzosen ließen bei Gohfeld so viele Todte auf dem Wahlplatze, daß, nach Archenholtz, mit deren Beerdigung 2000 Bauern drei Tage lang zu thun hatten; der Verlust der Alliirten in diesem Treffen war 300 Mann.

(*J. E. Volbeding.*)

GOHIER (Jean Baptiste), ausgezeichneter Thierarzt, geb. im J. 1776 in dem im Departement de l'Aisne gelegenen Dorfe Branges, gest. zu Lyon den 1. Oct. 1819. Von seinem Vater, der eine lange Reihe von Jahren bei einem Cavalerieregimente als Huf- und Fahnenschmied (maréchal-ferrant) angestellt gewesen war, als Knabe schon in viele Geheimnisse thierärztlicher Praxis eingeweiht, gewann er für diese Lebensrichtung eine entschiedene Vorliebe; der Unterricht aber, den er bei dem Pfarrer zu Branges genossen und die Freistelle, die dieser ihm auf der Thierarzneischule zu Alfort bei Charenton erwirkt hatte, setzten ihn bei ausgezeichneten Gaben in den Stand, sofort nach Beendigung des längerjährigen Schulcursus als Hilfslehrer bei der Anstalt zu bleiben, wie er sich denn auch mehre ausgesetzte Preise erworben hatte. Im J. 1799 führte ihn die Conscription zuerst in die Reihen eines Infanterieregiments, bald darauf aber trat er als Veterinairarzt bei dem 20. Regimente der Chasseurs ein. Nach dreijährigem Dienste bewarb er sich um den für die Thierarzneischule zu Lyon neuerrichteten Lehrstuhl der „maréchalerie et jurisprudence vétérinaire," bestand die dazu nöthigen Prüfungen daselbst und zu Paris ehrenvollst und trat mit dem Titel eines Professors in die gedachten Lehrfächer ein. Durch Talent, Eifer und Fleiß erwarb er sich bald einen geachteten Namen in der Reihe der berühmtesten Veterinairärzte Frankreichs — eines Bourgelat, Chabert, Flandrin, Gilbert, Hénon u. A. —, trat bereits im J. 1809 an Hénon's Stelle als Director der Veterinairschule zu Lyon ein und verwaltete diesen Posten bis zu seinem Tode. Gleich seinem Vorgänger ward auch er, noch in seinen besten Jahren, ein Opfer seines Berufes; beide starben an Magenverletzungen durch Experimente, die bei aller Vorsicht diese Erfolge hatten. Die von Rainard und Huzard zu Lyon und Alfort auf ihn gehaltenen Gedächtnißreden würdigen seine Verdienste um die Wissenschaft im unausgesetzten Dienste derselben [1]) ebenso gerecht als sie die liebenswürdigen Eigenthümlichkeiten seines Charakters ansprechend hervorheben. Seine Schriften sind folgende: Des effets des pailles rouillées. (Lyon 1803. 8.) Mémoire sur une épizootie sur les chevaux du dépôt des chasseurs en garnison à Metz. (Lyon 1803. 8.) Tableaux synoptiques des différentes ferrures le plus souvent pratiquées aux pieds des chevaux. (Lyon 1803. fol.) Mémoire sur les causes, qui dans la cavalerie donnent lieu à la perte d'une grande quantité de chevaux. (Paris 1804. 8.) Mémoires et observations sur la chirurgie et la médecine vétérinaires. (Paris 1813—16. 8.) 2 vols. Mémoire sur la maladie épizootique qui règne en ce moment (1814) sur les bêtes à cornes. (Paris 1814. 8.) Tableau synoptique de coutûmes suivies dans la plupart des ci-devant provinces de la France à l'égard des cas rédhibitoires des animaux. (Paris 1814. fol.) [2]). (*J. E. Volbeding.*)

---

1) „Peu d'hommes furent plus laborieux; tout entier à l'art difficile auquel il avait voué son existence, il ne connût ni les plaisirs, ni les délassements de la société; le temps, que lui laissoient les fonctions de sa charge, il employait à recueillir des observations cliniques, à suivre des expériences physiologiques ou de pathologie, à faire des extraits de tous les ouvrages vétérinaires qu'il pouvait découvrir, à rédiger un assez grand nombre de mémoires, qu'il a publiées, à entretenir de longues correspondances avec une foule de vétérinaires qui lui adressaient des observations et lui demandaient des conseils." So in dem weiterhin näher bezeichneten Artikel der Biographie universelle über ihn S. 98. 2) Man s. das Verzeichniß dieser Schriften, durch inhaltliche Nebenbestimmungen noch bedeutend erweitert, am Schlusse des Artikels über Gohier von Guyot de Fère in der Biographie générale. XXI. p. 82[b] und in dem der Biogr. univ. XVII. p. 97—98, nouv. éd., wo noch bemerkt wird: „Gohier n'a fait connaitre au public que la moindre partie de ses travaux, laissant quarante volumes in 4° de mémoires, de notes, de documents, tous écrits de sa main. C'est un vaste arsenal de matériaux pour un traité complet de médecine vétérinaire pratique, dont il avait conçu le plan. Sentant sa fin approcher il conjura l'inspecteur général des écoles vétérinaires, Mr. Huzard, de se charger du soin de ses manuscrits." Vergl. *Guérard.* La France littér. III. p. 398.

GOHIER (Louis Jerome), geboren 1746 zu Semblancey in Touraine, studirte die Rechte, und lebte dann als Advocat zu Rennes. Seine Geschäftsthätigkeit unterbrach die Revolution, für die er sich, obgleich damals schon 43 Jahre alt, mit jugendlichem Feuer interessirte. Von dem Departement Ille und Vilaine ward er 1791 nach Paris gesandt. Als Mitglied der gesetzgebenden Versammlung gehörte er zu den leidenschaftlichsten Republikanern. Er gehörte zu der Commission, die Ludwig's XVI. Papiere untersuchen sollte. Sein Urtheil dünkte indessen den damaligen Gewalthabern zu mild. In den Convent ward er daher nicht wieder gewählt, wol aber von Garat zum Generalsecretair seines Ministeriums. Später ward Gohier Präsident eines Civiltribunals und hierauf des Cassationshofes. Im J. 1799 trat er an Traillard's Stelle in das Directorium, wurde jedoch später in Folge der Revolution vom 7. Nov. im Palais Luxemburg verhaftet, und nachdem er die Freiheit wieder erlangt, in seine Heimath verwiesen. Er lebte nun mehre Jahre auf seinem Gute Faubonne bei Montmorency. Später bekleidete er die Stelle eines Generalconsuls in Holland. Als dieser Staat mit Frankreich vereinigt ward, ging an ihn der Ruf, nach Paris zurückzukehren. Er lebte seitdem auf einem Gute in der Nähe von Paris, wo er 1830 in dem Alter von beinahe 84 Jahren starb. Auch als Schriftsteller machte sich Gohier bekannt. Seine dramatische Allegorie: Le couronnement d'un roi (Rennes 1773) ward noch in neuerer Zeit (1823) neu aufgelegt. Seine Tragödie: La mort de César (Paris 1794) war eine freie Nachbildung eines Trauerspiels von Voltaire. Der Proceß Ludwig's XVI. veranlaßte ihn 1792 zur Herausgabe eines Rapport fait sur les papiers inventoriés dans les bureaux de la liste civile. Außer einigen juristischen Abhandlungen schrieb er noch in späten Jahren: Un mot sur le procès intenté par la famille Lachalotais (Paris 1826). Ebendaselbst erschienen 1823 Denkwürdigkeiten aus seinem Leben, mit denen er sich in den letzten Jahren beschäftigt hatte*). (*Heinrich Döring.*)

GOHL (Johann Daniel), Arzt, geb. zu Berlin 1675, studirte zu Halle und promovirte auch daselbst 1698, practicirte dann in Berlin, erhielt aber 1711 die Inspection über das Mineralwasser in Freienwalde, und 1721 das Physikat des oberbarnimschen Kreises. Haller bezeichnet ihn als acer Stahliani systematis defensor. Er starb zu Wriezen im J. 1731. Seine Schriften sind: Diss. de morborum aetatum fundamentis pathologico-therapeuticis. Hal. 1698. Ib. 1708. (Soll von Stahl selbst verfaßt sein.) Diss. epistolaris de motus tonici demonstratione per revulsionem et derivationem veterum. (Halae 1707.) Diss. epistolaris de regimine febrium acutarum. (Halae 1708.) Gedanken vom gesunden und langen Leben des Menschen. (Berlin 1709.) Historia pestis, d. i. wahrheitgemäße Nachricht von der Natur und Cur der Pest. (Berlin 1709. Ebend. 1719.) De polypo cordis ex neglectis haemorrhoidibus seu de motu asthmatis convulsivi. (Berol. 1710.) Ins Teutsche übersetzt (Berlin 1710.). Compendium oder Einleitung zur Praxis clinica. (Frankfurt 1715. Leipzig 1733. Berlin 1739. Ebend. 1755.) Ganz generale Instruction von der Tugend und dem Gebrauche des Freienwalder Gesundbrunnens. (Berlin 1716.) Acta medicorum Berolinensium, in incrementum artis et scientiarum collecta et digesta. (Berol. 1717—31.) 2 Voll. Unterricht vom Gebrauche des Selterwassers. (Berlin 1720.) Epistola de spina ventosa. (Halae 1727.) (Ursini Wahrmund's) Versuch patriotischer Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand. (Berlin 1727.) Abhandlung von der anno 1729, 1730 u. 1731 in der Mittelmark und dem oberbarnimschen Kreise grassirenden Viehseuche. (Leipzig 1731. Berlin 1735.) Aufrichtige Gedanken über den von Vorurtheilen kranken Verstand, insonderheit in der Materie von den Spiritibus animalibus. Herausgegeben von J. Juncker. (Halle 1733.) Medicina practica clinica et forensis, collectio casuum rariorum et notabilium etc. Praefatus est El. Schaarschmidt. (Lips. 1735.) Compendium oder kurze Einleitung zur Praxis chirurgica, mit J. Trew's Vorwort von den Eigenschaften eines guten Chirurgen. (Nürnberg 1736.) (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOHLIS [1]), im Volksmunde noch jetzt häufig Gohlitz genannt, vielleicht mit dem veralteten Kolitz (= Hügeldorf) zusammenfallend, freundliches, nordnordwestlich ganz nahe bei Leipzig gelegenes ansehnliches Dorf, durch Leipzigs in der letzten Zeit mit reißender Schnelligkeit fortgeschrittene Erweiterung gleich anderen ihm benachbarten Dörfern gewissermaßen zu einer leipziger Vorstadt geworden. Mit jetzt fast 2000 Einwohnern an den nach Halle, Weißenfels, Naumburg ꝛc. führenden Eisenbahnen gelegen, trägt es durch zahlreiche und schöne, häufig mit Gärten umringte Landhäuser, die Sommerwohnsitze begüterter leipziger Familien, städtisches Gepräge an sich, ein Lieblingsziel der spazieren gehenden Leipziger durch ein anmuthiges, schattenreiches, mit herrlichen Eichen bestandenes Wäldchen, das weithin bekannte, sogenannte Rosenthal, dem linken Ufer des Pleißeflusses entlang, mit wohleingerichteten, fast täglich besuchten, Sonntags überfüllten Wirthshäusern besetzt, in das kaum eine Viertelstunde entfernte Dorf Eutritzsch eingepfarrt, nach unlängst erst im Königreiche Sachsen durchgeführter Aufhebung der Patrimonialgerichte zum Amtsbezirke Leipzig II. gehörig. Gohlis gehörte früher der gerichtlichen Verwaltung des dasigen ansehnlichen, schriftsässigen Ritterguts an, das insgemein das „Thurmgut" hieß; es befand sich im Besitze derer „von Pflug," die auch auf Großzschocher und Windorf seßhaft waren [2]), noch in

*) Siehe Mémoires de Louis Jerome Gohier. (Paris 1823.) 2 Voll. Ersch im Gel. Frankreich. 2. Th. S. 123.

1) Noch andere gleichnamige Dörfer im Bereiche des Königreichs Sachsen findet man mit kurzen topographisch-statistischen Angaben angeführt in W. Hoffmann's Encyklopädie der Erdkunde (Leipzig 1851. 4.) S. 883; Ausführlicheres in dem bekannten Schumann'schen Lexikon von Sachsen gehörigen Ortes. 2) Man vergl. K. Große, Geschichte der Stadt Leipzig. (Leipzig 1842.) 1. Bd. S. 416 fg.

der Zeit der Reformation, bis später die Besitzer öfters wechselten. Das schöne Schloß in Gohlis, der Wohnsitz der jeweiligen Gerichtsherrschaft, ward im J. 1756 von dem Kammerrathe Richter in Leipzig erbaut; der ihm folgende Besitzer, der Hofrath Professor Böhme in Leipzig, ließ den großen Saal durch ein treffliches Deckenölgemälde von Oeser[3]) zieren und es zum Besten der Gemeinde mit einem Betsaale versehen, der abwechselnd von zwei Vespertinern an der leipziger Paulinerkirche gottesdienstlich bedient ward, wie er es auch mit einer schönen Bibliothek ausrüstete. In dem schönen Schloßgarten ward das Monument aufgestellt, welches früher der Buchhändler Reich in Leipzig auf seinem Gute in Sellerhausen dem Andenken an Gellert und Sulzer gewidmet hatte. Auch sonst machte sich Böhme um Gohlis verdient; so durch Anlegung schöner Lindenalleen, durch Pflasterung der Hauptgasse des Dorfes u. s. w. Nach Böhme's Tode kam durch dessen testamentarische Bestimmung Gohlis in den Besitz des Rathes von Leipzig, der es theilweise schon früher besessen hatte; da es jedoch in der Regel mehr kostete als eintrug, verkaufte es die Stadt Leipzig im J. 1832, vorbehaltlich der Gerichtsbarkeit über das Dorf, an den Domherrn von Alvensleben und noch jetzt befindet sich das Gut im Besitze dieser Familie[4]). Sehr hart mitgenommen ward Gohlis im J. 1547 in der Belagerung durch Joh. Friedrich[5]); es ward, um den Feind zu hindern, sich lange halten zu können, fast gänzlich eingeäschert. Auch die Zeiten des 30jährigen Krieges brachten es in seinem Wohlstande sehr zurück, namentlich in den Perioden der beiden bei Breitenfeld geschlagenen Schlachten. Während der Schlacht bei Leipzig im J. 1813 litt jedoch Gohlis im Vergleiche mit vielen anderen Dörfern in den Umgebungen Leipzigs weniger. In dem seit jener trüben Zeit nunmehr fast vollendeten halben Jahrhunderte haben sich, wenn auch unter bisweilen erschwerenden Umständen, die Gesammtverhältnisse des Dorfes Gohlis in der Bildung seiner Bewohner und in der Zunahme des Wohlstandes derselben durch den Einfluß der nachbarlichen Handelsstadt immer günstiger gestaltet und daß dies fortdauernd der Fall sein werde, ist gegründete Hoffnung vorhanden. Aus neuester Zeit liefert dazu einen Beleg das Vermächtniß eines wohldenkenden Mannes, des vor nicht allzulanger Zeit mit Hinterlassung eines sehr bedeutenden Vermögens in London verstorbenen Rauchwaarenhändlers Georg Schacht, der sich vor längeren Jahren zur Wiederherstellung seiner Gesundheit vorübergehend in Gohlis aufgehalten hatte und der dasigen Gemeinde zur Gründung eines Versorgungshauses für verarmte rechtschaffene Einwohner ein Legat von 5000 Pf. St. ausgesetzt hat, welches von der londoner Behörde an die königlich-sächsische Gesandtschaft in London ausgeantwortet worden ist[6]).

Eine hohe Bedeutsamkeit aber hat Gohlis in neuer und neuester Zeit nicht nur für Teutschland, sondern auch, wie man ohne Uebertreibung sagen darf, für die ganze gebildete Welt durch eine eigenthümliche Beziehung zu dem gefeierten Lieblingsdichter der Teutschen, Schiller, gewonnen, die des Dorfes Namen in culturgeschichtlicher Beziehung eine unvergängliche Weihe gegeben hat. Von Mannheim aus war Schiller am 17. April 1785 nach Leipzig[7]) gegangen und war, da er sich in dem lebhaften Stadtgedränge nicht sonderlich wohl fühlen mochte, bereits am 7. Mai nach Gohlis gezogen, wo er sich bis über die erste Woche des Septembers jenes Jahres hinaus aufhielt. Hier bewohnte er in dem ersten Stocke eines Bauernhäuschens eine Stube nebst anstoßendem Schlafkämmerchen. Die Stille dieses Aufenthaltes und das nach wenigen Schritten erreichbare Schattengrün des Rosenthales sagten den damals verletzten Gefühlen des Dichters ganz besonders zu; seines Stübchens enger Raum ward auch häufig durch Besuche seiner Freunde, Göschen, Huber, Körner, Reinecke u. A., belebt und durch gemeinschaftliches Lesen, Singen und Musiciren ein heiterer Aufenthalt. In diesen sommerlichen Tagen entstand sein „Lied an die Freude," einer der edelsten Rundgesänge, welche Teutschland aufzuweisen hat, voll hohen Schwunges, in dessen Schlußstrophe Schiller den sittlichen Kern seiner Weltanschauung niedergelegt hat. Während dieses viermonatlichen Aufenthaltes in Gohlis setzte er auch seine Arbeit am Don Karlos fort, bis er am 11. Sept. sich nach Dresden zu seinem Freunde Körner wendete. Zur bleibenden Erinnerung an diesen Aufenthalt Schiller's in Gohlis ließ der Schillerverein zu Leipzig am 11. Nov. 1841 über dem Bogen des Thores, das zu dem von Schiller bewohnten Häuschen führte, eine Tafel mit den Worten anbringen: „Hier wohnte Schiller und schrieb das Lied an die Freude im J. 1785." Auf einem unter dem Dache angebrachten Täfelchen heißt es: „Schiller's Stube." Von da ab bildete die Bekränzung dieser Gedenktafel unter passenden Feierlichkeiten — Anziehung der Dorfschuljugend und Vertheilung von Büchern als Prämien an sie, Absingung einiger Verse der Ode an die Freude, kräftige Ansprachen ꝛc. — einen wesentlichen Bestandtheil des von dem leipziger Schillervereine alljährlich zu feiernden Geburtstages Schiller's. Kurz vor der Säcularfeier desselben im J. 1859 brachte der Schillerverein das Häuschen käuflich an sich, um es vor dem drohenden Zerfalle zu bewahren. Nach den nöthigen baulichen Veränderungen in des Häuschens Umgebungen ist man fortgehend darauf bedacht, das Innere des Schillerstübchens unverändert zu erhalten. Abbildungen dieses Schillerhauses in seinem früheren und jetzigen Zustande sind an unzähligen Orten in alle Gegenden unserer Erde verstreut und Tausende von Wallfahrern haben bereits in ihm eine jener Stätten betreten, die „ein guter Mensch geweiht für alle Zeiten"[8]).

(*J. E. Volbeding.*)

3) Ausführliche Beschreibung desselben in: Leonhardi, Geschichte von Leipzig (Leipzig 1799.) S. 743 fg. 4) Große a. a. O. 2. Bd. S. 669. 5) Siehe Große a. a. O. 2. Bd. S. 129 fg. 6) Siehe Leipziger Tageblatt vom Jahre 1859. Nr. 307. S. 4908.

7) Hier wohnte er auf der Hainstraße im sogenannten kleinen Joachimsthale (Vetters Hof Nr. 31). Seit der Säcularfeier des Geburtstages Schiller's ist es mit einer Gedenktafel bezeichnet. Das Nähere in: „Das Schillerjubiläum in Leipzig im November 1859" (Leipzig 1860.) S. 50 fg. 8) Man s. J. Scherr,

GOHORIA, ein von Necker für eine Pflanzengattung der Umbelliferen eingeführter Name, welcher mit Ammi, dem schon früher von Tournefort derselben Gattung beigelegten, identisch ist. (*Garcke.*)

GOHORY (Jacques), geb. in Paris, Professor der Mathematik daselbst in der Mitte des 16. Jahrh., gest. daselbst den 15. März 1576, war einer der Ersten, der zur Ausbreitung der medicinischen Grundsätze des berühmten Paracelsus in Frankreich beitrug. Unter dem angenommenen Namen Leo Suavius schrieb er ein Compendium der Paracelsischen Theorie (Theophr. Paracelsi philosophiae et medicinae utriusque compendium. Basil. 1568.) und in den beigefügten Commentarien über des Paracelsus Buch vom langen Leben suchte er nachzuweisen, daß dessen magische Ausdrücke blos allegorisch zu nehmen seien und daß seine Geister und Teufel ebenso viele Extracte und Tincturen oder metallische Präparate bedeuteten. Alsbald aber trat Georg Dorn (Veneni, quod nescio quis *Suavius* in Theophrastum evomere conatur, retorsio. Basil. 1568.) gegen Gohory auf und vertheidigte Paracelsus gegen den Verdacht der allegorischen Auffassung. Bei Naudé (Apologie pour tous les grands personnages, qui ont été faussement soupçonnez de magie. Haye 1679. p. 308) wird daher auch Gohory als premier fauteur du Paracelsisme en France bezeichnet. — Nicht blos durch seine gründlichen Kenntnisse in mehren wissenschaftlichen Fächern, namentlich auch in der Chemie, empfahl er sich auch seinen Zeitgenossen durch sein poetisches Talent, das sich in einer Uebersetzung des altfranzösischen Romans l'Amadis des Gaules auf eine beachtenswerthe Weise zeigte. Eine Auswahl seiner Gedichte: Chant rustique, La Puissance de l'amour, Chanson d'Arlang u. a. m. findet man in der Bibliothèque choisie des Poètes français jusqu'à Malherbe. (Paris 1824.) Tom. III. p. 256 seq. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOHREN (Adolf Wilhelm von), geb. zu Kopenhagen am 13. Mai 1685, gest. als Hauptpastor und Scholarch an der St. Michaeliskirche zu Hamburg am 24. Juli 1734. Er war einem alten angesehenen und begüterten Patriciergeschlechte entsprossen; sein Vater, Wilhelm v. Gohren, hatte als Rath bei dem Landgrafen von Hessen-Homburg und an anderen fürstlichen Höfen in Diensten gestanden; seine Mutter, Anna Aelgardis, war die Tochter des Pastor und Senior Brandeshagen in Bremen. Kaum ein halbes Jahr alt war er mit seinen Aeltern nach Lübeck gekommen, wo diese ihren bleibenden Wohnsitz genommen hatten und welches er als seine Vaterstadt anzusehen pflegte. Er besuchte das Gymnasium zu Lübeck unter dem Rector Suantenius und bezog dann im 17. Jahre die Universität Kiel, um dem von seiner Mutter vor seiner Geburt gethanen Gelübde gemäß Theologie zu studiren. Die Lehrstühle derselben waren damals durch Francke und Dassov, Opitz und Möller gut besetzt und auch in philologicis und philosophicis fand er bei Pasch, Gentzken, Hannemann, Königsmann und Majus, dessen Haus- und Tischgenosse er längere Zeit war, seine Rechnung; nach Vollendung des eigentlichen theologischen Cursus machte er sich auch noch mit den Anfangsgründen der Jurisprudenz und Medicin bekannt und um Alles zu versuchen, verwaltete er fast zwei Jahre lang das Amt eines Hauslehrers in der Familie des königl. dänischen Landraths von Thienen auf Bülck. Unterstützt von dem Magistrate zu Lübeck durch die Conferirung des ansehnlichen Schabbelianischen Stipendiums ging er im J. 1708 nach Jena, um unter Buddeus, Förtsch a. A. die theologischen Studien nochmals aufzunehmen, promovirte daselbst in magistrum und habilitirte sich als Privatdocent; im J. 1722 ward er Diakonus an der Stadtkirche zu Jena mit dem von dem Herzoge von Sachsen-Weimar ihm ertheilten Charakter eines Consistorial-Assessors. Durch den Reichsgrafen zu Schönburg erhielt er im J. 1725 den Ruf als Pastor und Superintendent zu Glauchau unter gleichzeitiger Ernennung zum Consistorialrath. Unter Dr. Jes. Fr. Weissenborn's Präsidio erwarb er sich am 5. Nov. 1728 durch Vertheidigung seiner Dissertation De fermento Pharisaeorum ad Matth. XVI, 6 et 12 zu Jena die theologische Doctorwürde und machte sich in seinem Amte besonders durch die Herausgabe des schönburg-glauchauischen Gesangbuches um 1730 verdient, welches, eines der besseren der damaligen Zeit, bis in die neuere hinein seine Brauchbarkeit bewährte. Einstimmig fiel am 30. Dec. 1731 auf ihn die Wahl zum Hauptprediger an der St. Michaeliskirche zu Hamburg an Pet. Theod. Seelmann's Stelle, welches Amt er am 12. Aug. 1732 antrat, aber nur kaum zwei Jahre verwaltete; die Folgen eines heftigen Verdrusses, den ihm ein Schullehrer gemacht hatte, führten seinen frühzeitigen Tod herbei. v. Gohren war ein ausgezeichnet begabter Prediger, daher überall, wo er amtirte, gern gehört; nur mußte man sich an einige Eigenheiten, zu denen ihn seine Lebhaftigkeit verleitete, gewöhnt haben, um sich nicht stören zu lassen. So bediente er sich, wie Joh. Otto Thieß in seiner Lebensgeschichte erzählt, auf der Kanzel oft der Pantomime, indem er z. B. sagte: Er hat sein Schwert gez — —, seinen Bogen gesp — —, das Fehlende aber durch Geberden ausdrückte, was kaum ohne komische Rückwirkung auf die Zuhörer bleiben konnte. Zum Schriftstellern, dem er durch sein umfassendes Wissen bestens hätte genügen können, ließen ihn seine gehäuften Amtsgeschäfte nicht kommen. Nur die Uebersetzungen einiger lateinischer Schriften in das Teutsche [1]) können hier namhaft gemacht werden, sowie einige

Schiller und seine Zeit. (Leipzig 1859.) 2. Bd. S. 65 fg. u. 186. Eine Beschreibung der (gohliser) Schillerstube bei J. Rauf, Schillerhäuser ꝛc. S. 36 fg. Das Nähere über den Antheil, der bei der leipziger Säcularfeier des Geburtstags Schiller's auf das Schillerhaus in Gohlis fiel und selbst das bis dahin wichtigste Moment in seiner Geschichte bildete, in der eben erwähnten Schrift: Das Schillerjubiläum ꝛc. S. 12 fg. 52 fg.

1) P. P. Bergerius' Bilanzia politica, schon von Kiel aus; J. Frz. Buddeus' De atheismo et superstitione, 2. Ausg. Jena 1723, vor welcher er sich Theognostus Eusebius nannte. Vergl. Raßmann, Pseudonymenlexikon S. 54.

Programme, die aus der Zeit seiner akademischen Wirksamkeit stammen [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOIARICUS oder GOJARICH, gothischer Graf (Comes Palatii), lebte zu Anfang des 6. Jahrh. und wird in älteren Geschichten der Literatur gewöhnlich als Verfasser des von dem westgothischen Könige Alarich II. im J. 506 den Römern gegebenen Rechtsbuches genannt, welches unter dem Titel Breviarium oder Breviarium Alaricianum bekannt und in vielen Ausgaben vorhanden ist. In neuerer Zeit hat man jedoch die Ansicht aufgestellt, daß Gojarich wol von dem Könige beauftragt war, das Gesetzbuch zu verbreiten und für die allgemeine Anwendung Sorge zu tragen, keineswegs aber an der Abfassung desselben irgend einen Antheil gehabt habe, da bei den Gothen weder Antrieb noch Fähigkeit zu einer solchen Arbeit vorhanden gewesen sei. Man geht jedoch offenbar in dieser Voraussetzung zu weit, denn muß man auch zugeben, daß zur Ausarbeitung des Gesetzbuches ein Collegium von römischen Rechtsgelehrten berufen war, so kann man doch auch nicht gradezu die Möglichkeit ableugnen, daß Gojarich durch den mangelhaften Rechtszustand seines Volks sich leicht konnte bewogen fühlen, in fremden Gesetzen nachzuforschen und eine Auswahl der für die Verhältnisse seiner Zeit und die römischen Unterthanen seines Königs passenden zu veranlassen und bei der Anordnung derselben mit zu helfen *). (*Ph. H. Külb.*)

Gojaz, s. Goyaz.

GOIBAUD DU BOIS oder Dubois de la Cour (Philippe), französischer Schriftsteller, im J. 1626 zu Poitiers geboren, war der Sohn armer Aeltern und ging, um sein Glück zu machen, nach Paris, wo er sich, da er nichts Anderes verstand, als die Violine leidlich zu spielen, zum Tanzmeister ausbildete. Er wurde durch Empfehlung als Lehrer an dieser damals als Erziehungsmittel in großem Ansehen stehenden Kunst bei dem Herzoge Louis Joseph von Guise angenommen, welcher sich von seiner Kindheit an so sehr an den Umgang des liebenswürdigen Mannes gewöhnte, daß er sich durchaus keinen andern Hofmeister gefallen lassen wollte. Goibaud fing, um diesem Verlangen entsprechen zu können, in seinem 30. Jahre an, die lateinische Sprache zu erlernen und brachte es durch unermüdlichen Fleiß dahin, daß er seinem Zöglinge den nöthigen Unterricht ertheilen und als dieser zu seinem größten Leide als 21jähriger Jüngling starb, sich als Uebersetzer versuchen konnte. Er wählte mit sicherem Tacte unter den alten Classikern Cicero und unter den Kirchenvätern Augustinus, zwei zu jener Zeit nicht nur bei den Gelehrten, sondern auch bei dem großen Publicum beliebte Schriftsteller, und behandelte oder misshandelte sie nach der damals beliebten Weise, indem er beide wie elegante Franzosen sprechen ließ, ohne ihren Eigenthümlichkeiten nur im geringsten Rechnung zu tragen. Zuerst brachte er die Bücher des heiligen Augustinus über die Gnadenwahl und die Beharrlichkeit (Les deux livres de S. Augustin de la prédestination des Saints et du don de la persévérance. Paris 1676. 12.) und als dieser Versuch Beifall fand nach und nach von den Werken desselben Kirchenvaters die Schrift über die Art und Weise, die Grundsätze der christlichen Religion zu lehren, nebst den Abhandlungen über die Enthaltsamkeit, über die Mäßigkeit, über die Geduld und gegen die Lüge (Les livres de S. Augustin de la manière d'enseigner les principes de la religion chrétienne, avec les traités de la continence, de la tempérance, de la patience et contre le mensonge. Paris 1678. 12.), die Briefe (Les lettres de S. Augustin, avec des notes sur des points d'histoire et de chronologie [par Tillemont]. Paris 1684. 2 Voll. f. oder 6 Voll. 8. Nouv. édit. Paris 1737. 12. 6 Voll.), die Bekenntnisse (Les confessions de S. Augustin. Paris 1686. 8. 1737. 8. 1743. 12. 1758. 12. 1760. 12. Nouv. édit. rev. par A. Egron. Paris 1820. 8. 1823. 12. 2 Voll.), die Bücher von der wahren Religion und den Gebräuchen der katholischen Kirche (Les deux livres de S. Augustin de la véritable religion et des moeurs de l'eglise catholique. Paris 1696. 8.) und die Predigten über das neue Testament (Les sermons de S. Augustin sur le Nouveau Testament. Paris 1694—1709. 8. 4 Voll.). Goibaud gehört jedoch nur die erste Hälfte der Uebersetzung dieser Predigten an, die andere wurde von La Bonodière besorgt. Uebersetzungen anderer Schriften des heiligen Augustinus (Selbstgespräche, Betrachtungen und Handbuch) werden ihm fälschlich zugeschrieben, ebenso eine Uebersetzung des Briefwechsels Cicero's mit seinen Freunden (Lettres de Cicéron à ses amis. Paris 1704. 12. 4 Voll.), dagegen gehören ihm an die Uebersetzungen der Abhandlungen dieses Schriftstellers über die Pflichten (Les offices de Cicéron. Paris 1691. 12. A la Haye 1692. 12. Paris 1704, 1725 und 1729. 12.), vom Alter und über die Freundschaft, sowie der Paradoxen (Les livres de Cicéron de la Vieillesse et de l'Amitié avec les Paradoxes. Paris 1691. 12.). Außer diesen Uebersetzungen hat man Goibaud noch eine kleine Racine betreffende Schrift (Réponse à la lettre de M. Racine contre M. Nicole. Paris 1666. 8.); zwei andere Abhandlungen über die Gedanken Pascal's (Discours sur les pensées de M. Pascal. Paris 1672. 12.) und über den Beweis der Wunder Moses (Discours sur les preuves des miracles de Moïse. Paris 1672. 12.), welche sich unter Goibaud's Namen auch in den meisten Ausgaben der Werke Pascal's befinden, sind jetzt als Erzeugnisse des gleichzeitigen Schriftstellers Jean Filleau de la Chaise [1]) anerkannt.

2) Ueber ihn J. C. Thieß, Gelehrtengeschichte von Hamburg 1. Bd S. 246 fg.; H. Schröder, Lexikon der hamb. Schriftsteller 2 Bd S. 538 fg.

*) Vergl. Fr. C. v. Savigny, Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter (Heidelberg 1834. 8.) 2. Bd. S. 45. Jos. Aschbach, Geschichte der Westgothen (Frankf. 1827.) S. 337.

1) Geboren um das Jahr 1630 zu Poitiers, gestorben im Jahre 1693. Er ist hauptsächlich durch seine Histoire de St. Louis (Paris 1688. 4. oder 2 Voll. 12.) bekannt.

Am 12. Nov. 1693 wurde er Mitglied der französischen Akademie und überbot sich in der bei seiner Aufnahme gehaltenen Rede (abgedruckt in dem Recueil des harangues prononcées par Mss. de l'académie française dans leurs réceptions. Paris 1698. 4. p. 671 sq.) in Lobhudeleien gegen die Akademie und den König. So schwülstig diese Rede ist, so stellte er doch in der Vorrede zu seiner Uebersetzung der Predigten des heiligen Augustinus die sonderbare Ansicht auf, der Prediger müsse allen Künsten der Beredsamkeit und allen rhetorischen Figuren entsagen, welche aber von dem berühmten Theologen und Philosophen Ant. Arnauld in seinen Réflexions sur l'éloquence des prédicateurs (Paris 1695. 12.) gründlich widerlegt wurde. Goiband, auf seinen literarischen Ruhm sehr stolz, wäre durch diese Zurechtweisung unstreitig empfindlich gekränkt worden; er starb aber vor dem Erscheinen derselben am 1. Juli 1694 zu Vincennes an dem damals zu Paris herrschenden Fleckenfieber, dem er hatte ausweichen wollen [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GOIFFON (Jean Baptiste), Arzt und Naturforscher, geb. im Jahre 1658 im Flecken Cerdon in der sogenannten Bougey am Fuße des Jura im südlichen Frankreich, gest. zu Lyon am 30. Sept. 1730. Er machte seine allgemein wissenschaftlichen und medicinischen Studien zu Lyon und vollendete letztere auf der medicinischen Hochschule zu Montpellier, wo er zum Doctor promovirte. Hier hatte er sich auch viel mit Botanik beschäftigt und nach dieser Seite hin besonders anregend auf seinen Studiengenossen Bern. Jussieu eingewirkt, der später in diesem Fache so Ausgezeichnetes leistete. Ohne besondere Pläne für seine Zukunft entworfen zu haben, kehrte er nach Cerdon zurück, ward aber nach Lyon berufen, um den Marquis von Rougemont, der in dem französischen Feldzuge in Italien gefährlich verwundet worden war, in die Kur zu nehmen. Sie gelang ihm überraschend schnell und glücklich und hatte für ihn den Ruf als Oberarzt bei der französischen Armee in Italien unter Catinat zur Folge, der ihn sehr auszeichnete. Nach dem Friedensschlusse ließ er sich in Lyon nieder, begründete daselbst seinen Hausstand und gewann eine sehr ausgebreitete Praxis; später, im J. 1705, begleitete er den Marschall von Tessé als Leibarzt an den Hof König Philipp's V. zu Madrid, wo ihn die Königin als ersten Leibarzt in ihre Dienste zu nehmen wünschte. Aber es zog Goiffon zu seiner Familie nach Lyon zurück und diese seine zweite Vaterstadt, der er wesentliche Dienste zu leisten Gelegenheit fand, ehrte ihn im J. 1717 durch die Wahl zum Stadtschöppen. Er gab heraus: Réponse aux observations de Chicoyneau, Verny et Soullier sur la nature, les événements et le traitement de la peste à Marseille. (Lyon 1721. 12.) Rélation et dissertation sur la peste de Gévaudan. (Lyon 1722. 8.)*). In Jussieu's Bibliothek fand sich unter seinem Namen und von seiner Hand geschrieben ein Index plantarum, quae circa Lugdunum nascuntur.

(*J. E. Volbeding.*)

GOIFFON (Joseph), Abbé, jüngerer Bruder des Vorhergehenden, ebenfalls zu Cerdon geboren, gest. im J. 1751. Er trat in den geistlichen Stand und amtirte längere Zeit als Lehrer am Collège zu Thoissieu-en-Dombes und ward später Almosenier des Herzogs von Maine. Er hatte sich vorzugsweise mit astronomischen Studien beschäftigt mit so gutem Erfolge, daß ihn die Akademie der Wissenschaften zu Lyon zu ihrem Mitgliede erwählte. Von ihm existirt die Schrift: Felix siderum situs nascente serenissimo Delphino. (Par. 1731. 4.; neuaufgelegt in französischer Uebersetzung (ebendas. 1738. 4.). Seine Schrift: Harmonie des deux Sphères, céleste et terrestre, ou la corréspondance des étoiles aux parties de la Terre (Par. 1731. 12. u. 1739. 4.) enthält nach Lalande (Bibliogr. astronom. p. 392) „les éléments d'astronomie et de géographie et principalement la comparaison des déclinaisons des étoiles sous les latitudes terrestres" und p. 411 erklärt ihn Lalande für „un exemple assez rare du goût pour l'astronomie dans une province éloignée de la capitale."

(*J. E. Volbeding.*)

GOIFFON, ein Neffe der eben besprochenen beiden Brüder, ungefähr um 1780 gestorben, war Professer an der Thierarzneischule zu Alfort bei Paris. Mit seinem Collegen Vincent gab er die: Mémoire artificielle des principes relatifs à la fidèle représentation des animaux tant en peinture qu'en sculpture (Par. 1777—1780 3 vols. fol. avec 23 pll.) heraus, in welcher er sich auch als trefflicher Maler bewährte.

(*J. E. Volbeding.*)

GOIGOUX (Jean Daniel), Lexikograph, geb. zu Paris um das Jahr 1775, gest. daselbst den 11. Juni 1823. Er trat, nachdem er sich eine ausgezeichnete Schulbildung erworben hatte, sehr jung in das Postfach und gelangte in demselben bis zur Stelle eines Bureauchefs. Bei außerordentlicher Arbeitsamkeit und gewissenhafter Zeiteintheilung gewann er neben seinen Amtsgeschäften noch viele Muße zu literarischen Beschäftigungen, zu denen er durch seine Bildung und Belesenheit sich eignete. Sein Hauptwerk ward eine neue (dritte) Ausgabe des Dictionnaire historique von Chaudon und Delandine mit vielen Zusätzen und Verbesserungen, die er in der Zeit von kaum zwei Jahren in überraschender Schnelligkeit in 30 Bänden ans Licht förderte; nur die

2) Vergl. *D'Olivet*, Histoire de l'Académie française (Paris 1730. 12.) p. 106 seq. *J. P. Niceron*, Mémoires pour servir à l'histoire des hommes illustres dans la république des lettres. Vol. XVI. p. 165 seq. (teutsche Uebersetzung 12. Bd. S. 149 fg.). Biographie universelle. Tom. XII. p. 67 seq. Biographie générale. Tom. XIV. p. 880.

*) So führt die Biographie univ. Tom. XVII. p. 99 in dem daselbst ihm gewidmeten Artikel diese Schrift auf. Sonderbarer Weise lautet er in der Biographie génér. Tom. XXI. p. 85 ganz verschieden durch: Rélation — — sur la bête du Gevaudan etc. mit dem ausdrücklichen Zusatze: „Suivant l'auteur cet animal, né (?) en 1702, ressemblait à un lynx. Il fut tué dans le bois des Termes près Saint-Flour." Es hat hier nur die Differenz aufgezeigt werden können, ohne eine Lösung zu versuchen. Vielleicht wird sie aber von hier aus angebahnt.

beiden letzten erschienen unmittelbar nach seinem Hintritte. Die erste Auflage vom Jahre 1766 hatte nur aus 4 Bänden bestanden, während die viel spätere zweite deren schon 20 zählte. Gleichzeitig mit Goigour hatte auch Prudhomme die Redaction einer neuen Ausgabe dieses in Frankreich beliebten geschichtlichen Hilfsbuches übernommen; doch steht diese der Arbeit Goigour's bedeutend nach. Außerdem erschienen von ihm noch ein „Vocabulaire de l'Académie française" und eine ganz umgearbeitete Ausgabe von „Vosgieu dictionnaire géographique ou description géographique de toutes les parties du monde" beide zu Paris im J. 1821. 8. *).

(*J. E. Volbeding.*)

GOJIM, der Plural des hebräischen Substantivs Goj (גוי) = Volk, wird in appellativischer Bedeutung in dem alten Testamente vorzugsweise von den Völkern außer dem Volke Israels, den Heiden, gebraucht, während der Singular גוי sowol für diese wie für jenes angewandt wird. An einigen Stellen jedoch ist das Wort als Eigenname aufzufassen. Zunächst Jos. 12, 23, wo unter der Zahl der von Josua besiegten Könige ein König der Gojim in Gilgal erwähnt wird (vergl. d. Art.). Wahrscheinlich saßen hier später noch Heiden, welche vorzugsweise so genannt wurden und ist dieser Sprachgebrauch vom Erzähler in jene Zeit zurückverlegt worden, wo die Bezeichnung „Heiden" für dieses Volk von den übrigen heidnischen Bewohnern Kanaans kaum unterscheidend sein konnte. Ferner wird 1 Mos. 14, 1 unter den vier Königen, welche nach der Besiegung von Sodom und Gomorrha Lot als Gefangenen mit sich führten, Tideal der König von Gojim genannt. Man hat dieses Volk Gojim mit dem im Buche Josua erwähnten identificiren wollen, wogegen die Verbindung mit den anderen im fernen Osten zu suchenden Völkern spricht. Die Uebersetzung des Symmachus βασιλεὺς Σκυθῶν beruht wol auf einer anderen Lesart גוגי (Gogim). Gesenius ist geneigt mit Beziehung auf 1 Mos. 10, 5 (Von diesen [den Söhnen Javan's] haben sich ausgebreitet die Inseln der Völker u. s. w.) ein westliches Volk zu verstehen. Allein die unbestimmte Vorstellung des Westens, welche darin gefunden werden kann, knüpft sich doch nur an den Ausdruck „die Inseln," welcher hier fehlt. Es bleibt Nichts übrig als anzunehmen, daß in Gojim ein alter wirklich historischer Name stecke, der in der spätern Zeit verschwunden sei (Ewald), oder daß der Erzähler den Namen des Volkes des Tideal nicht mehr kannte und den allgemeinen Namen Völkerkönig substituirte.

(*Haarbrücker.*)

GOIS (Étienne Pierre Adrien), Bildhauer, geb. zu Paris den 14. Febr. 1731, gest. daselbst den 3. Febr. 1823. Sein Vater, Unterbeamter am Parlamente zu Paris, hätte den Sohn in weiterer Verfolgung seiner glücklich begonnenen Ausbildung für den Gelehrtenstand am liebsten die juristische Laufbahn beschreiten sehen, widersetzte sich aber auch nicht, als die vorherrschende Neigung des Knaben für die bildende Kunst sich aussprach und er als solcher schon überraschende Proben des Talents, welches er auf ihrem Gebiete zu entwickeln bestimmt war, an den Tag legte. Kaum 14 Jahre alt trat er in die Werkstätte des Bildhauers Jeaurat ein; bedeutendere Förderung fand er in dem Atelier des berühmten Michel Ang. Slodtz, der ihn mit so gutem Erfolge in das innere Heiligthum seiner Kunst einführte, daß Gois bereits in seinem 17. Jahre ausgesetzte Preise errang. Im J. 1757 erwirkte ihm der erste akademische Preis für ein figurenreiches Basrelief [1]) zugleich ein Künstler-Reisestipendium, das ihm den Weg nach Rom aufschloß, wo er länger als sieben Jahre eifrig seinen Studien lebte und wo er bald mit dem Zeichenstifte, bald mit dem Meißel in der Hand die Werke des Alterthums, von denen er sich umringt sah, nachbildete und eigene schuf. Bald nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, wohin ihm der Ruf seiner Meisterschaft vorausgegangen war, ward er in Anerkennung seines Talents für die ihm aufgegebene Ausführung eines „modèle en terre cuite" [2]) unter dem 26. Oct. 1765 zum Mitglied der königlichen Akademie der Künste ernannt; seine Marmorbüste Ludwig des XV., zur Aufstellung in dem Sitzungssaale der Akademie bestimmt, erhob ihn durch Decret vom 23. Febr. 1770 zum Akademiker und der 27. Juli 1776 brachte ihm von Seiten der Akademie sein Diplom als „professeur adjoint," der 7. Juli 1781 den wirklichen Professor; durch Ordonnance vom 10. April 1816 ward er, noch immer als Greis von 85 Jahren rüstig und thätig, nach einer seltner zur Ausführung kommenden Ehrengradation zum „académicien libre" ernannt. Nahe an 50 volle Jahre bekleidete er, in ungeschwächter Anerkennung von Seiten der Mitwelt, seine Professur, durch zahlreiche größere und kleinere Werke seiner Kunst und durch die Bildung einer Menge von Schülern ihr Ehre machend. Sein rechtlich-biederer, friedlich-liebenswürdiger Sinn führte ihn, der mitten unter den Idealen seiner Kunst in zurückgezogener Stille lebte, Niemanden anfechtend und von Niemanden angefochten, durch alle Stürme der Revolution, des Kaiserreichs und der Restauration, ein seltenes Beispiel des Triumphs consequenter Mäßigung im bürgerlichen Leben und künstlerischen Walten. Die Feier seiner Crequien in der Kirche St. Germain des Prés, durch die Gegenwart zahlreicher Deputationen gelehrter Körperschaften und persönlicher Freunde geehrt, gab öffentlichen Blättern eine gern benutzte Gelegenheit, Namen und Verdienste eines Mannes wieder aufzufrischen, der mit der Entfaltung seines Talents in eine Vergangenheit zurück reicht, die dem neuen, seinen Sarg umgebenden Geschlechte fast eine verschollene war. Aus der langen Liste seiner Werke in den Annalen der Akademie der Künste verdienen besonders seine Statuen

*) Man vergl., außer der Biographie univ. unter Goigoux (Tom. XVII. p. 99. éd. nouv.) Beuchot zur Bibliographie de la France 1824. p. 167.

1) Nach den Archives de l'École imp. des Beaux-Arts hatte es „Tullie faisant enlever les morts" zum Vorwurf. 2) Nach derselben Quelle hatte es „Arlstée pleurant la perte de ses abeilles" zum Gegenstand.

es Kanzlers de l'Hopital auf der großen Freitreppe der Tuilerien, des Präsidenten Molé in einem der Säle es Instituts, des heiligen Vincenz im Chore von St.-Germain l'Aurerrois hervorgehoben zu werden. Sein großes Basrelief: St. Jaques et St. Philippe prêchants t guérissant les malades, ursprünglich in der Kirche St. Philippe du Roule aufgestellt, ward während der Revolution in das Museum der Petits-Augustins verezt. Das „modèle d'un cheval écorché," welches Bois im J. 1788 der Akademie der Künste überwies, wird wegen der anatomischen Studien, die es zur Anchauung bringt, mit Recht bewundert [3]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOIS (Edme Étienne François), der Sohn des Vorigen, ebenfalls Bildhauer, geb. zu Paris im J. 1765, gest. auf seinem Landsitze St.-Leu-Taverny im J. 1836. In der pariser Schule der schönen Künste und unter den Augen seines Vaters gebildet führten auch ihn Talent und Fleiß frühzeitig auf der Künstlerlaufbahn so weit vorwärts, daß er von 1788 an zahlreiche Preise davontrug. Für seine Gruppe: „Abimélech rendant Sarah à Abraham" erhielt er im J. 1791 auf Interceſſion Ludwig's XVI. den ersten Preis, der vom vorigen Jahre unvergeben geblieben war, nachdem der auf das gedachte Jahr ausgesetzte anderweitig vergeben worden war. Zweimal, in den Jahren 1800 und 1802, erhielt er die Auszeichnungen, welche man in Frankreich „Le maximum de réecompenses" nennt, im J. 1812 die goldene Medaille erster Classe. Als Hauptwerke von ihm werden gerühmt: Die Gruppe der drei Horazier, lebensgroße, ausdrucksvolle und schöngeformte Figuren; die der Grazien; eine Reiterstatue Boneparte's; die Bronzestatue der Jeanne d'Arc in Orleans; eine Kreuzabnahme, kolossal, in der Kirche St.-Gervais in Paris; eine Statue Karl's des Großen in der Kirche von St-Denis; eine Turenne's auf dem pont de la Concorde; das Mausoleum des Herzogs von Berry in Lille u. a. m [1]). Auch rühren zahlreiche Sculpturen und Büsten unter den Monumenten im Père la Chaise von ihm her. Als Schriftsteller ist er mit der Broschüre: Réédification du monument de Jeanne d'Arc dans la ville d'Orléans (Par. 1803. 8.) aufgetreten [2]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOISKE (Johann Philipp Kneyln-Rosenstand), Staatsmann, geb. zu Kopenhagen den 6. Dec. 1754, gest. daselbst den 29. Mai 1815. Sein Vater, Peter Rosenstand Goiske, war Professor der Theologie an der Universität Kopenhagen [1]), seine Mutter Maria Benedicta geb. Kneyln. Er machte seine Schulstudien auf der lateinischen Schule zu Rothschild (Roeskilde), von welcher aus er 1772 die Universität Kopenhagen bezog; sein Vater war daselbst bereits 1769 gestorben. Er machte seinen theologischen Cursus vollständig durch und hatte sich auch bereits mit glücklichem Erfolge als Schriftsteller versucht, vertauschte aber weiterhin von 1781 an, aus Neigung und Familienrücksichten die theologische Carrière mit der im unmittelbaren Staatsdienste, in welchem er von seinem ersten Posten aus als Secretair der Rentenkammer für Westindien und Guinea durch raschen Wechsel in höheren Bedienstungen im J. 1813 zum Director der Reichsbank befördert ward, zugleich durch Verleihung des Danebrogsordens ausgezeichnet. Er war zwei Mal verheirathet, zuerst 1785 mit Henriette, des Dr. med. Joh. Gottfr. Erichsen Tochter, dann 1797 mit Louise Judith, des Contreadmirals Wolfgang Kaas Tochter, die ihn überlebte und am 6. Sept. 1818 starb. Aus seiner theologischen Periode datiren die beiden Schriften: En verdslig mands raisonnement over den erfarne geistlige mands tanker om Bastholms liturgiske forsoeg. (Kopenh. 1785) und: Forsoeg til en laerebog i den christelige religion. (Ebendaſ. 1790.) Bereits seinem amtlichen Leben als Staatsdiener gehört an: Spoergsmal som angaaer den af nogle jydske Jorddrotter indgivne adresse. (Kopenh. 1791.) [2]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOITO, Marktflecken in der Lombardei, Provinz Mantova, District Volta, zwei Meilen von Mantua, am Mincio, fast ganz von einem ziemlich großen Sumpfe umgeben, mit 5000 Einwohnern, bekannt durch wiederholte Uebergangsgefechte zwischen den Oesterreichern und Piemontesen im J. 1848. Am 18. März d. J. war der Aufstand in Mailand ausgebrochen und nur durch einen Rückzug, der als ein Meisterstück der Strategie gelten durfte, konnte sich der österreichische Obercommandant, Feldmarschall Radetzky, die Mittel zur Fortsetzung des Kampfes gegen das anrückende piemontesische Heer retten. Dieses drang unter dem Oberbefehle des Königs Karl Albert an den Mincio heran. Radetzky, welcher die Unthätigkeit seines Gegners zu benutzen suchte, zog das aus dem Norden heranrückende Corps Nugent's an sich, überschritt den Mincio, nahm die Linien von Curtatone und zog den Mincio aufwärts. Den 27. Mai hatte er also die Offensive ergriffen; allein bei Goito sah er sich am 29. Mai wegen Unzulänglichkeit seiner Mittel zurückgeschlagen und mußte sich Mantua wieder nähern. Genöthigt, eine Entscheidung wegen dieser von den Italienern cernirten Festung herbeizuführen, brachte er es durch geschickte Operationen dahin, daß er die Uebergänge des

3) Andere Werke seiner Hand sind erwähnt in Nagler's „Allgem. Künstlerlexikon" 5. Bd. S. 264 und von Guyot de Fère in *Firm. Didot*, Nouv. biogr. générale. Tom. XXI. p. 86.

1) Ausführlicher über sie in Nagler's Künstlerlexikon a. a. O. und bei Guyot de Fère a. a. O. S. 87. Die meisten statuarischen Bildwerke dieses Künstlers sind in Landon's Annales du Musée du Louvre abgebildet. 2) In Nagler's Künstlerlexikon a. a. O. S. 265 wird auch einer Künstlerin, Mme. Gois, gedacht, von der es nur wahrscheinlich ist, daß sie die Frau eines der hier besprochenen Künstler sei. Im Cabinet Paignon Dijonval werden von ihr, ohne Angabe ihrer Lebenszeit, drei Zeichnungen erwähnt, welche Kinderspiele und ein kleines Monument vorstellen.

1) Man vergl. über ihn *B. Nyerup*, Dansk Literatur-Lexik. (Kiöbh. 1818.) 1. Bd. S. 195. 2) Ausführlicheres über sie, sowie über seine kleineren theologischen und sonstigen Aufsätze in verschiedenen Zeitschriften bei *Th. H. Erslew*, Dansk forfatter lexicon. (Kiöbh. 1843.) 1 Bd. S. 499 fg. Sein Nekrolog von K. L. Rahbeck in der Dansk Minerva von 1815. 1. Bd. S. 61 — 84 und Nachtr. ebendaſ. 1816. 2. Bd. S. 60 fg.

Feindes längs des Mincio beherrschte, wobei von der Mitte des Juli an wiederholte Gefechte in den Umgebungen von Goito vorfielen, bis endlich ein Hauptschlag gegen den Feind in der Schlacht bei Custozza am 25. Juli erfolgte, welcher wesentlich dazu beitrug, damals dem Hause Oesterreich Oberitalien zu retten, von Seiten des energischen Oberfeldherrn in einem Lebensalter, in welchem solche Thaten fast ohne Beispiel dastehen.

(*J. E. Volbeding.*)

GOKTSCHAI (oder richtiger Gök-tschai كوك جاى), d. i. blaues Wasser (nicht blaues Meer), von den Tartaren so genannt wegen seiner schönen, ruhigen, tiefblauen Fläche, heißt ein zwischen grüne Berge und hohe Schneegipfel eingekeilter, 5—6000 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres liegender See im armenischen Hochlande, den die Gipfel der umgebenden Berge noch um 3500 Fuß überragen. Er liegt nach guten Karten zwischen 40° 8′ — 40° 40′ nördl. Br. und 42° 42′ — 43° 30′ östl. L. von Paris und ist 8½ Meilen lang und 2—4 Meilen breit. Die Armenier nennen diesen im classischen Boden armenischer Geschichte liegenden See Zewanga.

Die alten griechischen, römischen und arabischen Geographen und Geschichtsschreiber scheinen diesen See gar nicht gekannt zu haben. Chardin erwähnt ihn, nicht aus eigener Anschauung, sondern nach eingezogenen Erkundigungen bei den Bewohnern der Goktschailandschaft, gibt seinen Umfang zu niedrig auf 25 Lieues an, gedenkt seiner bedeutenden Tiefe, seiner bei den Bewohnern Eriwans sehr beliebten Fische (neun Arten), des persischen Namens desselben Derischirin und des armenischen Kiagar-Kuni-su, welche beide süßes Wasser bedeuten. Parrot hat ihn auf seiner Reise zum Ararat nicht gesehen und was sein Begleiter Behaghel über die geognostischen Verhältnisse der umgebenden Berge mittheilt, beschränkt sich auf die Notiz, daß einige derselben aus Trachyt bestehen. Dubois de Montpereux ist nur im Winter, wo die Landschaft unter einer dichten Schneedecke lag, flüchtig vorübergezogen, doch hat er wenigstens nachgewiesen, daß die Umrisse des Sees auf der kaukasischen Karte des russischen Generalstabes falsch angegeben seien, und daß dieselbe namentlich von der Verengung des Seebeckens in der Mitte seiner Länge durch ein von Westen nach Osten vorspringendes Felsencap kein getreues Bild gewähre.

Genaue Mittheilungen über ihn geben Dr. Karl Koch und Dr. Moritz Wagner; aus deren Reisewerken stellen wir das Wesentlichste über diesen interessanten See hier zusammen.

Der See, für den Koch noch den Namen Kadscharsuh (was süßes Wasser bedeutet und offenbar nur eine kürzere Form für Chardin's Kiagar-kuni-su ist) und Kogam aufführt, zieht sich von Nordwesten nach Südosten bis zu den Grenzen Karabagds. Ringsherum wird er nach Nordosten von plutonischen, nach Südwesten von vulkanischen Bergen eingeschlossen. Nach Osten hin nehmen diese so an Höhe zu, daß sie Jahr aus Jahr ein mit Schnee bedeckt sind. Den schönen südlichen Hintergrund bildet die vulkanische Gruppe des Achmangan mit einem gewaltigen (nach Woskoboinikoff) völlig erhaltenen Krater und den Gipfeln des Dschani, Janikh, Gesaldara und Schakbulaf, welche nach ihren Schneemassen zu urtheilen, mindestens 12,000 Fuß hoch sind. An der Südost-Seite ragen in ziemlicher Entfernung vom Ufer die gleichfalls mit ewigem Schnee bedeckten Gipfel des Kiskalassi, Kungurdagh und Ketidagh empor. Unweit der Fahrstraße, welche vom nordwestlichen Strande nach Eriwan führt, erheben sich, wie drei Brüder, drei Berge von auffallend gleichmäßig konischer Form, in deren Umgebung allenthalben mächtige vulkanische Auswürflinge, worunter auch glasiges Kratergestein, wie Pechstein, Perlstein und Obsidian mit weißem Bimsstein vorkommen. Bei den Bewohnern der Gegend hat diese auffallend gestaltete Berggruppe den tartarischen Namen Utsch-taba, d. i. Dreihügel. Nahe an dem Ausflusse des Goktschai, welchen die in südwestlicher Richtung nach der Araresebene zu fließende Sanga bildet, nehmen alle Berge eine mehr selbständige Konusform an und trennen sich häufig von der Kette, was in Verbindung mit den Auswürflingen, die man allenthalben an ihrem Fuße wahrnimmt, auf eine längere vulkanische Thätigkeit hindeutet, während die Berge im Norden und Osten des Goktschaikessels nach ihrem Emporsteigen erstarrt zu sein und keine Auswurfskrater gebildet zu haben scheinen. Am nordwestlichen Ufer besteht ein Theil der zu Tage tretenden Felsen aus einem grünlichen Porphyr, der öfters plattenförmige Absonderung zeigt. In der Nähe bemerkte Wagner auch ein schieferiges Gestein, das durch den eingedrungenen Porphyr völlig verändert und umgeworfen worden. An dem flachen nordwestlichen Ufer ist ein schmaler Saum von Sand und kleinen Rollsteinen angehäuft, welcher den Uferrand von der ungemein fruchtbaren Dammerde trennt. Diese Rollsteine bestehen aus den verschiedenen krystallinischen Felsarten aller umgebenden Gebirge, welche durch die Flüsse und Bäche in den See gewälzt und von dessen Brandung in der stürmischen Jahreszeit wieder ausgeworfen werden. Auf allen Bergabhängen ist die Verwitterung des Porphyrs weit fortgeschritten. Nackter Fels tritt selten hervor und die aus dem zerfallenden Gesteine und den verwesenden Vegetabilien entstandene Humusdecke ruft hier, sobald der Schnee verschwunden, zwar keine kräftigen hohen Büsche, aber einen prachtvollen Teppich alpiner Blumen von den mannichfaltigsten Farben hervor.

Schon Dubois de Montpereux hatte vermuthet, daß der ganze Kessel ein großer Krater gewesen sei, der sich erst später mit Wasser gefüllt habe, und M. Wagner erhebt diese Vermuthung fast zur Gewißheit. Außer den Beweisen, die er aus der Untersuchung der erloschenen Feuerberge beibrachte, welche sich rings um aufthürmen und den Kessel wie einen ungeheueren Krater umgeben, dem vor Zeiten Flammen und glühendes Gestein entstiegen, während jetzt eine gewaltige Wassermasse die Tiefe des erstarrten Schlundes verbirgt, lieferte ihm auch die im See liegende Insel Sewan die über-

eugendsten Thatsachen für eine fortgesetzte vulkanische Thätigkeit von langer Dauer. Er betrachtet nicht ohne Grund die Insel Sewan selbst als einen Auswurfskegel des ungeheuern kraterischen Beckens. Denn noch jetzt ist sie mit vulkanischen Auswürflingen theilweise bedeckt, obwol die Seefluthen bei den ungemein heftigen Stürmen, welche theilweise das Eiland mit der wogenden Brandung überschütten, viele dieser zertrümmerten Kraterproducte weggeschwemmt und in die Tiefe gerissen haben mögen, während ein anderer Theil der Auswürflinge zu Klosterbauten verwendet wurde; denn alle Klostergebäude der Insel sind aus Lava gebaut und auch die Kirchenaltäre bestehen aus diesem dunkeln Schlackengestein. Gleich bei der Landung auf der Insel stieß Wagner mit seinen Begleitern auf mächtige Lavablöcke, theils von schwarzer, theils von brauner Färbung, schlackig, von vielen Blasenräumen durchsetzt. Schmutzig grüne Bimssteinblöcke und Bimssteinporphyr sind häufig, doch fand Wagner keinen Obsidian, keinen Pechstein, überhaupt keine glasigen Kratergesteine. Die nur an wenigen Stellen offen zu Tage stehenden Felsen bestanden, wie sich beim Anschlagen mit dem Hammer ergab, aus einem dunkeln Gesteine mit vorherrschendem Augit, durch eingesprengte Krystalle von Leucit und Augit oft porphyrartig. Trotz der Härte des Gesteins ist auf Sewan die Verwitterung so weit fortgeschritten, daß eine ziemlich mächtige, mit reicher Vegetation überkleidete Schicht Dammerde das Eiland überall bedeckt. Nur an wenigen Stellen treten compacte Felsen zu Tage und sind überall mit einer Kryptogamendecke überzogen, welcher dem Gestein die verschiedenartigste Färbung gibt. Dieser starke Zerfall der felsigen Oberfläche des alten Auswurfkegels unter dem Einflusse des Seewassers und der Atmosphäre deutet auf ein bedeutendes Alter dieser vulkanischen Bildungen. Der mächtige Krater des Goktschai war wol lange schon zur Ruhe erstarrt und die unterirdischen Fenermächte unthätig, als der Ararat, dessen trachytische und augitische Porphyrwände noch heute der zersetzenden Einwirkung der Atmosphäre trotzen, ungeheure Lavamassen aus seinen Kratern schlenderte. Besonders merkwürdig ist das Vorkommen von mächtigen Blöcken vulkanischen Tuffs auf Sewan. Abgerundete und eckige Stücken von Laven sind durch ein helleres, festes Bindemittel zusammengekittet, ein Beweis, daß dieser Tuff vom Wasser gebildet ist und die Insel einst unter Wasser gestanden hat.

Die Farbe des Seewassers erscheint von der Höhe der Berge betrachtet als ein prachtvolles Indigoblau, an den ebenen Stellen des Ufers schwarzblau, doch ist es dabei rein und durchsichtig, sodaß es Wagnern während der Ueberfahrt nach der Insel fast noch schöner vorkam als die glänzende Farbe des wolkenlosen Aethers über ihm. Diese Klarheit der Farbe bewahrt der See in allen Jahreszeiten, nur zeigen sich zu der Zeit, wo auf den Bergen der Schnee schmilzt, auf der blauen Fläche die langen schmutzigen Streifen, welche die Stellen anzeigen, wo die einströmenden Gebirgsbäche das reine Seewasser trüben und verdrängen. Da aber im Sommer anhaltende Windstille auf dem See herrscht und die von den Schneebächen eingewälzten erdigen Theile bald versinken, so sind auch die schmutzigen Streifen selbst an der Südseite nicht sehr bedeutend, wo die meisten Gebirgsbäche in den See strömen.

Die Tiefe des Sees ist noch nicht gehörig bestimmt. Der russische Ingenieurofficier, v. Buchwald, fand mit dem Senkblei in 70 Faden Tiefe noch keinen Grund. Die Temperatur des Seewassers fand Wagner am Morgen des 19. Mai 3,4° R. bei einer Lufttemperatur von 6°. Acht Monate des Jahres liegt die Landschaft umher in Eis und Schnee begraben, frostige Winde sausen von den Alpengipfeln herab und erzeugen durch ihr Entgegentreten über dem Goktschaikessel eigenthümliche Sturmwirbel, welche die tiefe Fluth des Sees furchtbar aufwühlen, mit ungestümer Brandung gegen die Insel donnern und den eiskalten Schaum der Wogen bis an die Klostermauern spritzen. In diesen vom December bis März dort herrschenden Stürmen mag der Grund liegen, daß der See selbst bei einer Kälte von 20—25° R. unter dem Gefrierpunkte nur selten mit einer Eisdecke bedeckt wird. Dubois, der im Monate Februar am nordwestlichen Ufer flüchtig vorübergezogen war, fand allerdings bei einer Temperatur von — 11 bis —15° R. den See mit einer dicken Eisdecke überzogen und die Mönche von Sewan erzählten Wagnern, in den Jahren 1837—1839 sei der See so fest zugefroren gewesen, daß man auf dem Eise nach dem Lande habe gehen können, jedoch dauere das Eis nie über zwei Monate und in den drei folgenden Jahren (1840—1842) habe sich trotz der grimmigsten Kälte keine Eisdecke gebildet.

Den Geschmack des Wassers fanden die Reisenden, wenigstens an der Nord- und Nordwestseite sehr rein und lieblich wie der des besten labenden Quellwassers; am südöstlichen Ufer soll er dagegen nach Dubois de Montpereux, der selbst nicht an jenem Ufer gewesen ist, widerlich sein. Wagnern will das nicht wahrscheinlich vorkommen, weil dort die häufigen Stürme das Seewasser nach allen Richtungen mischen. Es ist zu bedauern, daß er seine Anwesenheit nicht benutzt hat, die Sache selbst zu untersuchen, da namentlich Koch, welcher sechs Jahre früher den See besuchte, den Geschmack des Wassers im Südosten zum Theil salzig nennt, und in diesem Umstande wenigstens einen Beweis für seine Hypothese über die Entstehung des Sees sehen zu dürfen glaubte. Koch ist der Ansicht, der See sei kein Krater gewesen, sondern sei zu der Zeit entstanden, wo eben erst der untere Kaukasus sich gebildet hatte und die vulkanischen Kräfte thätiger waren. Da haben sich besonders aus dem Ararat und dem Allagäs die Lavamassen in das große Araresbassin ergossen und den Meeresboden selbst ausgefüllt, die Wasser des Bassins seien nach Norden getrieben worden und haben, daselbst vom untern Kaukasus zurückgehalten, den andrängenden Lavaströmen widerstanden und so dem See das Dasein gegeben. Vielleicht sei auch damals auf einmal die ganze südliche Gebirgskette mit ihren kegelförmigen Spitzen hervorgetreten und habe die Gewässer von den übrigen abgesperrt; auch würde der salzige Geschmack des Was-

sers im Südosten gewiß nicht vorhanden sein, wenn dasselbe sich erst später angesammelt hätte.

Bei allem Reichthume des Sees an Fischen sieht man auf demselben keinen Fischerkahn. Die Armenier und Tataren der Umgegend spannen ihre schlechten Netze nur an den Mündungen der kleinen Flüsse auf, ohne je den Versuch gemacht zu haben, den Reichthum in der Mitte des Beckens zu erforschen. Dubois hat zwar versichert, er habe im Februar Leute auf dem zugefrorenen See gesehen, welche Löcher in das Eis geschlagen und darin ihre Netze ausgeworfen hätten; von dieser Fangmethode wollte aber, auf Wagner's Befragen, in der Gegend Niemand etwas wissen. Der Fischfang beginnt an den Ufern gewöhnlich Ende Mai und dauert selten ununterbrochen über einen Monat. Mit dem Anfange der Sommerzeit verlassen die Fische in Masse den See und gehen in die Flüsse. Viermal im Jahre wiederholt sich die einmonatliche Fangperiode; während der übrigen acht Monate bleiben die Fische im See zurück und sind bei dem gänzlichen Mangel an Industrie der Uferbewohner vor allen Nachstellungen sicher. Je unbekannter die Fischfauna des Sees und der einströmenden Gewässer ist, desto mehr lag Wagnern daran, Exemplare zur Untersuchung und Aufbewahrung zu haben, namentlich da der See nur sechs Arten enthalten soll. Er kaufte zu diesem Zwecke von Armeniern, welche an dem sich mit der Sanga verbindenden Kanale angelten, ein Dutzend Stück, zeigte auf der nächsten Poststation dem in seinem Gefolge befindlichen Kosaken, wie er sie in den Weingeistschlauch verpacken müßte und untersuchte indessen die Felsformation der Umgegend. Bei seiner Rückkehr in das Posthaus war Iwan in voller Arbeit, aber er hatte die Fische in Stücke zerschnitten, damit sie vom Weingeiste tüchtig durchbeizt noch besser schmecken möchten. Es waren zwei Cyprinusarten und noch 3—4 unbekannte Species, die Wagner nicht wieder ersetzen konnte, da er bei seiner Ankunft in Eriwan keine getrockneten Goktschaifische zum Kauf erhalten konnte.

Außer der in der Nähe des Nordwestrandes liegenden kaum eine Viertelmeile im Umfange haltenden Insel Sewan erheben sich noch zwei sehr kleine unbewohnte Felseilande im Süden über die blaue Wasserfläche. Auf der russischen Generalstabskarte der transkaukasischen Länder sind diese drei Inseln und der Ausfluß, der die Sanga bildet, nicht angegeben, ja sogar die Umrisse des Sees ganz irrig verzeichnet.

Zur Verbindung mit dem Festlande haben die Mönche des Klosters Sewan ein schwerfälliges Floß. Eine Wassercommunication zwischen den gegenseitigen Uferbewohnern des Sees gibt es nicht, so sehr auch der Kaiser Nicolaus für eine Herstellung derselben besorgt war. Die Gewissenlosigkeit einzelner kaukasischer Gouverneure und Befehlshaber machte die edelsten Absichten des Kaisers zu Schanden. Als man Nachricht hatte, daß der Kaiser die russische Provinz Armenien besuchen würde, ließ der damalige Oberbefehlshaber des Kaukasus, Baron von Rosen, um den Zorn des Monarchen nicht zu erregen, wenn derselbe gar keine Wassercommunication auf dem See fände, schnell ein großes Ruderboot zimmern. Dem Kaiser wurde bei seiner Anwesenheit gesagt, das sei der Anfang einer Goktschaimarine, die in wenigen Jahren die indigoblaue Fluth dieses mächtigen Seebeckens durchfurchen werde. Aber kaum hatte der Kaiser Transkaukasien verlassen, so wurde das Fahrzeug in Ruhestand versetzt und war bei Wagner's Anwesenheit so morsch geworden, daß er es ohne augenscheinliche Lebensgefahr nicht zu Ueberfahrten hätte benutzen können. Von einer Goktschaimarine war natürlich gar nicht die Rede.

Den Ausfluß des Sees bildet ein in die zur Araresebene strömende Sanga führender Kanal, den Wagner mehr für ein Werk der Natur als der Menschen hält.

Die Goktschailandschaft wird gebildet durch die den Goktschaisee umfassenden Gebirgszüge und begreift demnach das Land von den Bergen bis an die Ufer des Sees. Diese Ufer sind im Allgemeinen nicht steil. Zwischen dem Seebecken und den Gebirgen befinden sich kleine Ebenen, oder die sanften Abhänge bilden zuweilen terrassenförmige Plateaux, welche vom Juni bis September herrliches Weideland darbieten. Abowian, welcher einst in der Mitte des Juli von Dilischan nach dem Goktschai fuhr, versicherte, daß in dieser heißen Jahreszeit der Graswuchs außerordentlich hoch sei und daß man dann bis an die Kniee in grünen Halmen und glänzenden Blumenkronen wate. Daher nennen auch die Armenier die Thalabhänge zwischen dem Engpasse Dilischan und dem Goktschai das Blumenparadies. Die Pracht ist jedoch von kurzer Dauer, da schon im September kalte Regenschauer und Schneegestöber sich einstellen. Von Getreidearten gedeiht nach den Aussagen der Eingeborenen nur Gerste auf dieser Höhe. Im Mai wird erst gepflügt. Die Ernte geht häufig durch Nässe oder Hagel ganz zu Grunde. Ein vierfacher Ertrag stellt die Bauern zufrieden; nur in sehr heißen Jahren erntet man achtfältig; der dreifältige Ertrag ist der gewöhnlichste. An Thieren finden sich Hasen, auf dem rauhesten Bergrücken, nach den Mittheilungen der Eingeborenen, ein antilopenartiges Thier, über den See schweben Möven und Kormorane; Reiher, Strandreiter und Enten waten und schwimmen in den Morästen, welche durch die Schneebäche in der Nordwestebene gebildet werden. Staare und Schwalben nisten in Menge auf den Dächern der armenischen Hütten, Wachteln und Lerchen in den Feldern. Amphibien scheinen zu fehlen, desto reicher ist dagegen die entomologische Fauna vertreten.

Unter den armenischen Königen war die Landschaft zahlreich bevölkert, wohlhabend und glücklich. Sie bildete die Provinz Sinnikh oder Sisagan. Die Ufer waren mit Dörfern, Kirchen und Klöstern bedeckt, selbst mehre Städte blühten hier und wahrscheinlich bekleideten auch Gärten und Baumpflanzungen an günstigen Stellen den kahlen Boden. Jetzt sieht man am See keine Spur von Wald oder Garten, nur einige Kirchen- und Klosterruinen zeigen die Stellen an, wo einst eine zahlreiche Bevölkerung in Glück und Frieden lebte. (*H. E. Hössler.*)

GOLAN (der hebr. Etym. nach = Exil) ist der Eigenname einer Stadt, welche, in Basan gelegen und

dem Stamme Manasse zugetheilt, zu den drei Städten jenseit des Jordans gehörte, von denen 5 Mos. 4, 41 gesagt wird, daß Mose sie ausgesondert, „daß dahin fliehe, wer einen Todschlag begangen, wer seinen Nächsten erschlagen ohne Wissen und ihm nicht feind gewesen seit gestern und ehegestern." Daß die Söhne Israel's sie später wirklich als Freistadt bestimmt, erzählt Jos. 20, 8. Daß dieselbe den Söhnen Gerson's vor den Geschlechtern der Leviten vom halben Stamme Manasse übergeben sei, lesen wir Jos. 21, 27 und 1 Chron. 6, 56. — Josephus erwähnt die Stadt unter dem Namen *Γαυλάνην* (De bell. jud. 1, 4, 4 u. 8); die umliegende Landschaft wurde darnach *Γαυλωνῖτις* oder auch *Γαυλανῖτις* genannt. Sie wird von ihm als das östliche Grenzland Galiläa's bestimmt „in Ober- und Untergaulonitis" getheilt, als deren Hauptstädte für jenes Sogane, für dieses Gamala bezeichnet werden, und nach dem Tode Herodes des Großen als zur Tetrarchie des Philippus gehörig bezeichnet. Zuweilen befaßt er dieselbe Landschaft auch unter dem Namen Batanaea (Archäol. 8, 2, 3; 13, 15, 4; 18, 4, 6. Bell. jud. 2, 20, 6; 3, 3, 1 u. 5; 4, 1, 1; De vita sua §. 37. Vergl. auch *Reland.* Palaest. p. 199. 317. 318). Aus Bell. jud. 4, 1, 5 scheint hervorzugehen, daß die Einwohner damals syrisch sprachen. Nach Eusebius *„καὶ νῦν Γαυλὼν καλεῖται κώμη μεγίστη ἐν τῇ Βαταναίᾳ (Βαταναίᾳ). ὁμωνυμεῖ δὲ τῇ κώμῃ καὶ ἡ περίχωρος."* Zur Zeit des Hieronymus ist es noch ein großer Ort, villa praegrandis. Noch heute ist Dscholan oder Dschaulan der Name für eine Landschaft östlich vom Jordan, deren Grenzen Ritter (Paläst. II. S. 804) so angibt: „Dscholan begreift die Ebene im Süden von Dschadur und im Westen von Hauran. Im Westen reicht es bis zum Ostufer des Tiberiassees und hat nordwärts den Tol el Faras, das Südende des Dschebel Heisch (Hermon) zur Grenze. Gegen Süden reicht es bis zum Nahr Aweired (oder Awäred, einem nördlichen Quellstrome zum Scheriat el Mandhur, der wahrscheinlich identisch ist mit dem Wadi Sunida, auf Gaillardot's Karte der Ledscha), der es vom Districte Erbad (bei Burckh. sonst Irbid) scheidet; auch weiter gegen Westen bis zum Scheriat el Mandhur selbst, bei Omkeis (Gadara), der es vom südlich anliegenden Districte Kesârât trennt, an welches das noch südlichere El Westye (Robinson spricht al-Wastijjeh) grenzt." Robinson beschreibt die Westgrenze an der Ostseite des galiläischen Meeres als eine steile, aber nicht jähe Bergmauer 800 bis 1000 Fuß über dem Wasser, welche sich nach Osten in das hohe, unebene Tafelland Dschaulans ausbreitet. Von diesem sagt derselbe, daß es sich, vom Berge Safed gesehen, wie eine ungeheure, unregelmäßige Ebene ausnehme, durchschnitten von tiefen Thälern und Klüften, welche nach dem See hinlaufen. Die hohe Ebene Dschaulans gehe noch weiter nach Süden bis die Berge von Abschlan in dem Districte al-Wastijjeh und um al-Husn wieder darüber emporsteigen. Ueber die Bodenbeschaffenheit bemerkt Ritter a. a. O. S. 294: Eine merkwürdige Rolle in diesem Gebiete spielt unstreitig das schwarze basaltische Gestein, das mit immer größerer Annäherung an den See, von Norden und von Westen her, da es jenseit der Grenzen dieser Verbreitung gänzlich fehlt, auch in immer größerer Mächtigkeit zunimmt, bis es dann auf der weiten Ostseite des Jordan an der Südseite von Damaskus anfangend, von den Jordanquellen über el Ledscha, durch ganz Dschaulan und Hauran bis zum Scheriat al Mandhur (Hieromar) und zum Tiberiassee zurück, in einem gewaltigen Dreiecke das ganze weitanliegende Land (die basaltische Trichonitis) fast ausschließlich beherrscht; eine Alleinherrschaft von solcher Ausdehnung, wie sie vielleicht nur noch einmal im centralen Plateaulande Dekans in Vorderindien auftritt. — Ebenderselbe sagt S. 311: in das wilde, grauenvolle durch seine Raubhorden verrufene Klippengebirge von Dschaulan am Ostufer des Jordan und das Land der Gadarener, im Norden des Scheriat el Mandhur, mit den antiken Städtenamen Gadara, Hippos, Gamala, deren Ruinen auf den Berghöhen meist nur aus der Ferne erblickt wurden, ist außer Seetzen und Burckhardt, denen es auch nur theilweise gelang, noch kein anderer europäischer Beobachter eingedrungen. Noch kein einziger hat die Gestade des Sees rund umwandern können, wie dies Seetzen beabsichtigte; er wie Burckhardt fanden dort nur umherstreifende räuberische Beduinenhorden unter ihren Scheichs auf den Rücken hoher Bergweiden umherziehen, während viele Trümmerorte nordwärts und ostwärts von Fik, einem ziemlich beträchtlichen Dorfe, der Stadt Tiberias ungefähr gegenüber, welches einen eigenen kleinen District bildet und unter türkischer Herrschaft zum Paschalik von Akko, unter ägyptischer zur Provinz Tebarijjeh gehörte, den Beweis liefern, daß das hohe Dschaulan nicht zu allen Zeiten so verödet war wie heute. Die Annahme, daß das heutige Nowe, Nava oder Neve, welches früher von Juden bewohnt war, das alte Golan sei, hat keine Wahrscheinlichkeit, da Seetzen und Burckhardt dort nur Reste christlicher Gebäude und Nichts aus einem höheren Alterthume fanden. (*Haarbrücker.*)

GOLBÉRY (Marie Philippe Aimé de), Staatsmann und Gelehrter, geb. zu Colmar den 1. Mai 1786, gest. zu Kientzheim den 5. Juni 1854. Sein Vater, Beisitzer des elsässischen Obergerichtshofes zu Colmar, ließ ihn den Anfang seiner gelehrten Studien auf teutschen Schulen machen; er setzte sie dann auf der École des quatre nations in Paris fort und absolvirte sie auf der Rechtsschule ebendaselbst. Nur kurze Zeit diente er als Freiwilliger mit Lieutenantsrang in einem der Corps der Nationalgarden, welche Napoleon aus Bevorzugten gestiftet hatte, kehrte aber bald zu den Rechtsstudien zurück; bereits im J. 1808 erwarb er sich das Recht der Advocatur. Schon im J. 1811 erhielt er seine erste Anstellung im Staatsdienste als kaiserlicher Procurator zu Aurich, im Jahre darauf zu Stade, wo ihn seine Bekanntschaft mit dem dasigen französischen Präfecten, Jules David, einem guten Hellenisten, zur fleißigen Betreibung der classischen Studien zurückführte, denen er dann fortwährend treu blieb. In diese Zeit fiel auch seine Vermählung mit einer Tochter Merlin's von Thionville. Im J. 1813 ging er als kaiserlicher Procurator

nach Colmar, trat aber nach der Invasion der Alliirten in Frankreich in ein Freicorps, welches sein Schwiegervater gebildet hatte und legte erst nach der Capitulation von Paris und nach der Abdankung Napoleon's die Waffen nieder. Während der ersten Restauration hatte er sich ganz aus dem Staatsdienste zurückgezogen und lebte ganz seinen gelehrten Studien. Erst im J. 1816, nachdem die Herrschaft der 100 Tage zu Ende war, ließ er sich wieder zum Eintritte in den Staatsdienst bestimmen, fungirte bis 1820 als Hofgerichtsrath zu Colmar, später als Präsident des Assisengerichts zu Strasburg. Im J. 1834 ward er von dem Bezirke Colmar als Deputirter in die Kammer gewählt, wo er seinen Sitz in der Opposition im Centrum der Linken nahm, sich aber allmälig der Ministerialpartei mehr anschloß; er behielt seinen Sitz in der Kammer, auch nachdem er zum Generalprocurator am Gerichtshofe zu Besançon ernannt worden war. Durch die Februarrevolution von 1848 verlor er seine amtlichen Bedienstungen und zog sich auf eine Besitzung am Rheine in den Ruhestand zurück, bis an seinen Tod literarisch vielfach beschäftigt. Er war Ritter der Ehrenlegion und correspondirendes Mitglied der Akademie des inscriptions et belles lettres und vieler anderer gelehrter Gesellschaften, deren amtliche Schriften er mit schätzbaren Abhandlungen bereichern half, wie er denn überhaupt eine reiche literarische Thätigkeit entwickelte. In dem ihn besprechenden Artikel der Biographie universelle [1]) heißt es von ihm: „Il a moins marqué dans sa vie comme magistrat que comme philologue, érudit et antiquaire. Ses collègues seuls pourraient dire s'il était un bon jurisconsulte. Il a laissé en ce genre si peu de traces que sans ses autres travaux nous n'aurions pas à parler de lui. Mais il était très-lettré, excellent humaniste, grand amateur aussi de vieux textes et de vieilles ruines, laborieux d'ailleurs et trouvant, au milieu de ses fonctions judiciaires, assez de loisirs pour voyager, bouquiner, traduire, compiler, annoter, s'occuper tour à tour des Celtes et des Teutons, des guerres de César et des amours de Tibulle. C'est par là seulement qu'il échappera à l'oubli. Il a beaucoup écrit et publié et la seule liste de ses ouvrages témoigne de la diversité de ses connaissances et de l'activité de sa plume. Il y a dans quelques-unes de ses notices archéologiques non seulement du savoir, mais encore des vues ingénieuses et une critique parfois assez sûre. Mais ces notices roulent sur des questions dont l'importance n'est pas généralement reconnue et sur ces questions mêmes il n'a pas dit le dernier mot" (a. a. O. S. 100 fg.).

Zu seinen größern Schriften gehören die mit Schweighäuser herausgegebenen: „Antiquités de l'Alsace, ou châteaux, églises et autres monumens des départements du Haut-Rhin et du Bas-Rhin, avec un texte historique et descriptif." Strasbourg 1825. fol. mit 80 Kupfern (120 Francs) und seine „Lettres sur la Suisse." Par. 1827. fol. mit 29 Kupfern (60 Francs) und „Suisse et Tyrol." Par. 1839. Teutsch: „Geschichte und Beschreibung der Schweiz" (Stuttgart 1840.); zu der „Weltgemälde-Galerie" gehörig. Im Gebiete der classischen Literatur wird seine Ausgabe des Tibull (Tibulli opera, varietate lectionum, novis commentariis, excursibus, imitationibus gallicis, vita auctoris et indice absolutissimo instr. etc. Par. 1826. 8.) für die Lemaire'sche Classiker-Sammlung geschätzt. Für die Panckoucke'sche Bibliothèque Latine Française übersetzte er Cicero's Brutus und den Suetton, wie er auch Schlosser's Geschichte des Alterthums (Paris 1828. 8. 3 Bde.) und Niebuhr's Römische Geschichte (ebendas. 1829. 8. 6 Bde.) in das Französische übersetzte, letzterem Werke auch eine „Notice historique sur la vie et les ouvrages de B. G. Niebuhr" (Strasburg 1834. 8.) zugesellte. Ueber seine sonstigen zahlreichen kleineren philologischen, historisch-antiquarischen und geographischen Schriften, welche theils in Zeitschriften, theils selbständig erschienen, häufig mit polemischen Tendenzen, sowie über seine Beiträge zu größeren encyklopädischen und kritischen Schriften findet man Näheres bei Quérard [2]) und in den Artikeln der Biographie universelle [3]) und générale [4]) über ihn. (*J. E. Volbeding.*)

GOLBÉRY (Sylvain Meinrad Xavier de), Reisender, Geograph und Statistiker, geb. zu Colmar den 24. Sept. 1742, gest. zu Paris den 13. Juni 1822. Von trefflichen Naturanlagen unterstützt, trat er sehr jung aus der Militairschule zu Strasburg in die Armee als Genieofficier und machte eine schnelle Carrière. Zu außerordentlicher Verwendung ward er einer Expedition nach den französischen Etablissements am Senegal und Gambia in Westafrika beigegeben und beschäftigte sich fast drei Jahre lang (1785—1787) mit Erforschung und Vermessung der Küsten, gewann dabei auch Zeit zu Ausflügen in das Innere von Afrika, worüber er nach seiner Rückkehr ins Vaterland in besonderer Reisebeschreibung Bericht erstattete; außer dem St.-Ludwigsorden erhielt er ein Bataillon. Bald nach den ersten Ausbrüchen der Revolution, der er entschieden entgegen war, wanderte er aus, kehrte aber, als die Ruhe wiederhergestellt war, von der verkündeten Amnestie Gebrauch machend, nach Frankreich zurück. Unter dem Kaiserreiche verwaltete er eine Zeit lang das Departement Roër am linken Rheinufer. Nach der Restauration ward er mit Oberstlieutenantsrang in das Invaliden-Hôtel im Jahre 1818 aufgenommen und am 10. Aug. 1820 zum Bibliothekar dieser Anstalt ernannt, welchen Posten er, ein fast 80jähriger rüstiger Greis, bis zu seinem Tode verwaltete. Seine Schriften: Lettres sur l'Afrique. (Par. 1791. 8.) Fragment d'un voyage en Afrique, fait pendant les années 1785—1787 dans les contrées de ce continent comprises entre le cap Blanc et le cap des Palmes. (Par. 1802. 8. 2 vol. av. fig.; engl. von F. W. Blagdon Lond. 1802. 18. 2 vol. und

1) Tom. XVII. nouv. éd. p. 100—102.

2) La France littéraire. T. III. p. 399 s. und T. X. (suppl.) p. 276. 3) a. a. O. S. 101 fg. 4) T. XXI. p. 89—91.

von W. Madfort Lond. 1803. 12. 2 vol.; teutſch Leipzig 1804. 8. 2 Bde.) Die Materialien zu einer zweiten Ausgabe hatte der Verfaſſer ſchon vorbereitet; es iſt aber nicht zu einer ſolchen gekommen. — Considérations sur le département de la Roër, suivies de la Notice d'Aix la Chapelle et de Borcette; ouvrage composé d'après les recherches de l'auteur et les documents réunis dans les archives de la préfecture (Aix-la-Chapelle 1811. 8.) *). (*J. E. Volbeding.*)

GOLD. Gold, das gebietende unter den Metallen, jene glänzende Subſtanz mit der ihm eigenthümlichen und ſehr charakteriſtiſchen hohen gelben Farbe, einer der dichteſten und durch äußere Urſachen am wenigſten zerſtörbaren Körper, war ſchon in den früheſten Zeiten und wahrſcheinlich unter allen Metallen zuerſt bekannt. Die Alchemiſten nannten es den König der Metalle, oder die Sonne, sol, und deuteten es mit ihrem Zeichen ☉ an.

In der Benennung des Goldes treffen alle teutſchen und ſlawiſchen Sprachen nahe zuſammen den lateiniſchen und keltiſchen gegenüber. Im Teutſchen iſt das Adject. gólden (ehedem und noch alterthümlich gülden, gülden); das Verbum gólden (ehedem gulden) in vergolden (vergólden bei Goethe, vergülden); güldiſch = goldhaltig. Mittelhochteutſch: golt; althocht. gold, colt; gothiſch gulþ, woher das Adject. golden, gulden, mit Umlaut wegen des im Alttentſchen folgenden i gülden, mittelhocht. guldin, althocht. culdin, gothiſch gulþeins, und das Verbum golden, gulden, gülden in vergolden ꝛc., mittelhocht. vergulden, vergülden, ſtimmt lautverſchoben zu ſlawiſch zlato, ruſſiſch zóloto und in der Wurzel zu ſanſkrit hiranja, deſſen r in l überging. Gold heißt im Engliſchen und Angelſächſiſchen: gold; im Niederländiſchen: gould; im Schwediſchen und Däniſchen: guld; im Altniederteutſchen und Isländiſchen: gull; im Finniſchen: kulda; im Ehſtniſchen: kuld; im Lappländiſchen: golle; im Ungariſchen: arany; termesz arany = gediegenes Gold, arany ercz = Golderz; im Polniſchen: złoto, złota ruda = Golderz; im Böhmiſchen (Czechiſchen): zlato, ryzs zlato = gediegenes, zlata ruda Golderz; im Serbiſchen: sloto; im Illyriſchen: slato, zlato; im Wendiſchen: zloto; im Lettiſchen: selts; in der Sprache der alten Preußen: ausis; im Lithauiſchen: anksas; im Wäliſchen: aur, aurglawd = Golderz, aurich = Goldſchmied; in Cornwallis: our; im Bretoniſchen: aur, aour; im Walachiſchen: aur, auru; aur natek = gediegenes Gold; im Albaniſchen: ἀῦρο = arr; im Baskiſchen: urrea; im Iriſchen: or; im Franzöſiſchen: or (aour im Altfranzöſiſchen); im Italieniſchen: oro; im Spaniſchen: oro; oro de tibar, reines Gold; oro obrizo, das reinſte, feinſte Gold; empolvado, Goldſtaub; baluka, Goldbarren (nach Plinius war balux, baluca Goldſand); im Portugieſiſchen: ouro, oiro.

Im Lateiniſchen heißt Gold: aurum, daher noch ſein heutiges chemiſches Zeichen: Au. Das reinſte, feinſte Gold: aurum ad obrussam, aurum obrussum, obryzum, nach Sueton und Plinius.

*) Vergl. *J. M. Quérard*, La France littéraire. Tom. III. p. 399.

Im Griechiſchen heißt Gold: χρυσός; das reinſte, feinſte Gold: ὄβριζον; im Neugriechiſchen heißt Gold: χρυσός, χρυσάφι, gewöhnlich auch μάλαμα. μάλαμα; ἄπυρον iſt das natürliche Gold, auch καθαρόν μάλαμα.

Gold heißt ferner im Sanſkrit: hiranja, hirana, bharma, suvarna, auch târîsha, tawîsha, abhra, agnivîrja etc.; im Bengaliſchen: swarna; im Multaniſchen (weſtliches Indien): sona; in der Kafirſprache in Afghaniſtan: sone; im Malaiſchen: amas, mas, mahs, kanchana; tambang amas iſt Goldmine; im Perſiſchen: ser, seheb; im Kurdiſchen: ser; im Tibetaniſchen: gser, gasera, auch rina-chhina-danapo, d. h. edelſtes Metall, gaserardo = Golderz; im Bucharíſchen: gser, ser; im Afghaniſchen: sar, sivazar; im Permiſchen, Syrjäniſchen, Mordwiniſchen: sarne; im Wodjäkiſchen: sarni; im Oſtiakiſchen: sorna, sarni, sorni; im Armeniſchen: oski, woski, wusgi; im Georgiſchen: oko, okero, mokto; in den kaukaſiſchen Sprachen: oker, ukru, auch murhe, murie, maesed, misidi, acheche, deschan, deschi dische, dischschah; im Koptiſchen: nub, nuf, nub in der ägyptiſchen Hieroglyphenſprache nach Champollion, nubrokhi das reine Gold; im Aethiopiſchen und Amhariſchen: wark (ወርቅ፡); im Habeſſiniſchen: tankara, auch sason; im Berberiſchen und Amazirghiſchen: ararg; der arabiſche Name in Darfur iſt: dahab, in den andern nordafrikaniſchen Sprachen heißt es: dinar in Burnu; dimara im Szanakiſchen, tibbaro iſt Goldſtaub; im Dungaliſchen: naubrigge, naubrenes-kitta iſt Goldſtaub; im Tigriſiſchen: wurky. Im Hebräiſchen heißt Gold: sahab (זָהָב) (gelb), poetiſch kethem (כֶּתֶם) (koſtbar); pâs (פָּז) iſt das gediegene, gereinigte Gold, bezer (בְּצֶר) iſt Gold- und Silbererz; im Arabiſchen: dsahab (ذهب), auch dschanan (جنّ), zibridsch (زبرج); 'ikjân (عقيان) iſt das natürlich baumförmig gediegene Gold; schodsûr (شذور) das körnig gediegene Gold; tibr (تبر) der Goldſtaub; chuzejbet (خزيبة) die Goldminen; sâm, sâmat (سام, سامة) die Gold- und Silberader; ibrîs, hibrîsî (ابريز, ابريزى, هبريزى), chylâs (خلاص) das reinſte, feinſte Gold; im Malteſiſchen: deheb; im Syriſchen: dahbo (ܕܗܒܐ), auch vusuro (ܒܨܘܪܐ; ܒܨܪܐ); sînon (ܣܝܢܘܢ) iſt das reinſte Gold; im Chaldäiſchen: dehab, dahabâ (דְּהַבָּא, דַּהֲבָא), auch krison (כְּרִיסוֹן, χρυσός), obrisin (אוּבְרִיזִין, ὄβριζον), masnana (מַסְנָנָא) iſt das reinſte, feinſte Gold; mlala (מְלָלָא) das rohe Gold; pissus (פִּיסוּס) ein Goldklumpen (reines Gold); pass, passa, pissa (פַּז, פָּזָא, פִּיזָה) iſt ganz reines, feines Gold.

Gold heißt ferner im Chineſiſchen: kin, kim, kun, yun, wang, dsii, paguin, hoang-kin, kin-po und lei-kin iſt Gold in Blättchen, koueng das Gold in den Erzen; im Japaneſiſchen: ko-gane gelbes Metall; auf den Lieukieu und japaniſchen Inſeln: tsching; in Siam: han, ton; auf Korea: kun, keum, kating, naliing; im Mongoliſchen: altyn, alta, altan; im Tartariſchen:

altun, altyn, auch kiszul, kjumsan; im Türkischen: altun, altyn, alton, auch güsel; im tartarischen Mandschu: antschun (feikin und aptaha aisin sind Goldblättchen); im Jakutischen: kuisuil, kjumüs; im Samojedischen: altu, auch soltosse; im Ossetischen: altun, auch zasgarin; im Tungusischen: altan, auch neungimo; im Tschuwassischen an der Wolga: yltan, yltin; im Korjäkischen: olnipelwuntin, elnipelvnitinn.

Der arabische Naturforscher Kaswînî sagt über das Gold: Das Gold ist von Natur hitzig und fein. Wegen der äußerst innigen Verbindung seiner wässerigen und erdigen Theile verbrennt es nicht im Feuer, weil dieses jene Theile nicht zersetzen kann; auch verwittert es nicht in der Erde und rostet nicht, mag es noch so lange liegen. Es ist weich, gelb, glänzend, von süßem Geschmack und angenehmen Geruch, und fällt sehr schwer ins Gewicht. Seine gelbe Farbe kommt von den feurigen, seine Weichheit von den fettigen, sein Glanz von den reinen wässerigen und seine Schwere von den erdigen Bestandtheilen. Es ist das edelste Geschenk, welches Gott den Menschen gemacht hat, indem durch dasselbe die Geschäfte in diesem Leben in regelmäßigem Gange und die Verhältnisse zwischen den Menschen in Ordnung erhalten werden. Denn die Menschen haben es zur Erledigung ihrer Angelegenheiten durchaus nöthig, da jeder viele zu seiner Nahrung, Kleidung, Wohnung und andern Bedürfnissen gehörige Gegenstände braucht und vielleicht den und jenen von diesen Gegenständen schon besitzt, den er entbehren kann, den aber der Andere grade nicht braucht; wie wenn Jemand Kleiderstoffe besitzt und dabei Weizen nöthig hat, während der Andere, der Weizen besitzt, keine Kleiderstoffe braucht; daher dann nothwendig etwas Vermittelndes da sein muß, nach dessen Besitze jeder strebt. Darum hat Gott Silber- und Goldmünzen geschaffen als Vermittler zwischen den (verschiedenen, den Menschen nöthigen) Dingen, sodaß nun beide als Aequivalent für alle möglichen Dinge und hinwiederum alle möglichen Dinge als Aequivalent für sie hingegeben werden. Sie sind gleichsam die beiden Erlediger aller Angelegenheiten im Verkehre der Menschen mit einander, in sofern sie die Angelegenheiten eines jeden, der in ihren Besitz gekommen ist, abmachen und erledigen. Deshalb sagt auch Gott im Koran (IX, 34): „Und denen, welche Gold und Silber anhäufen und nicht auf dem Wege zu Gott (d. h. auf Gott wohlgefällige Weise) verwenden, kündige schmerzliche Strafe an.“ Denn beide Metalle sind dazu bestimmt, unter den Menschen zur Erledigung ihrer Angelegenheiten in stetem Umlaufe zu sein; wer sie also blos anhäuft, der vereitelt die Absicht, welche Gottes Weisheit mit ihrer Erschaffung verbunden hat, und gleicht einem, der den Richter (den Erlediger der Rechtshändel) eines Ortes hindern wollte, die Rechtshändel der Einwohnerschaft zu erledigen. Ebenso vereitelt der, welcher sich aus ihnen Gefäße machen läßt, den Zweck ihres Daseins, indem er sie ihrer Bestimmung, als Verkehrsmittel zu dienen, entzieht, während doch irdene, hölzerne, eiserne, bleierne und kupferne Gefäße zur Aufbewahrung von Flüssigkeiten vollkommen ebenso brauchbar sind wie sie. Ein solcher Mensch ist demnach wie einer der die oberste Magistratsperson eines Ortes zwänge, beim Lastragen, Kochen u. s. w. Gesindedienste zu verrichten. Deshalb sagt auch der Prophet: „Wenn Jemand aus goldenen oder silbernen Gefäßen trinkt, so ist das eben so als ob er Höllenfeuer in seinen Bauch hinunterschlucke.“ — Dsahab (ذَهَب) ist der allgemeine Name für das Gold, außer welchen Namen, die zugleich das Silber und andern Schmuck bezeichnen, wie tsamar (ثَمَر), zibridsch (زِبرِج), zokhrof (زُخرُف), 'asdschad (عَسجَد), noch gleichsam poetisch umschreibende vorkommen, wie dschanan (جَنَى) eigentlich die Frucht, achmar (أَحمَر) der Rothe, daddschâl (دَجَّال) der Ueberflußgebende; szofr, szafrâ (صُفر, صَفرَاء) der Gelbe, 'adschûz (عَجُوز) das alte Weib, 'ain (عَين) das Auge u. a. Rohes Gold, bevor es mit Feuer oder Hammer bearbeitet ist, heißt tibr (تِبر), gediegenes Gold dsahab kibrît (ذَهَب كِبرِيت), gediegenes Gold und Silber nadhr, nadhâr, nodhâr, nadhîr, andhar (نَضر, نَضَار, نُضَار, نَضِير, أَنضَر); Goldkörner nadr (نَدر) oder schadsr (شَذر); gediegnes, baumförmig gewachsenes Gold 'ikjân (عِقيَان); geschmolzenes Gold oder Silber nukrah (نُقرَة); feines Gold 'ibrîz (إِبرِيز), hibrîzî (هِبرِيزِي) (das griechische ὄβρυζον). —

Die früheren Laboranten und Alchemisten bezeichneten das Gold auch als: corpus rubeum, leo, homo senex, lapis benedictus, filius solis, pater ignis, rubeus filius, lumen majus, fermentum rubeum.

Sonst nannte man auch das Gold, welches in reinen Stücken bricht, Jungfrauengold, or vierge. Die Franzosen nennen das in Körnern vorkommende Gold or en grains. Mit Golderz, mine d'or, wird oft dasjenige Gold bezeichnet, welches mit andern Metallen oder mineralischen Substanzen vermischt ist. Der Goldstaub oder Goldflitter, poudre d'or, or en paillettes, ist das mit Sand gemischte Gold, Waschgold.

Die neueren Mineralogen sondern das speisegelbe Gold mit einem Silbergehalte über 20 Proc. von den übrigen Varietäten des Goldes unter dem Namen *Electrum* ab. Plinius (Hist. Nat. XXXIII, 23) nennt dasjenige Gold, welches zum fünften Theile Silber enthält, Electrum. Auch Herodot (III, 115) erwähnt schon solches, ohne jedoch näherer Angabe. Gewöhnlich wird das Gold, sobald das Silber in größerer Menge in ihm vorhanden ist, sodaß sich die Farbe in das Silber-

weiße neigt, Elektrum oder güldisch gediegen Silber genannt. Bei den Griechen ward das bläſſere, stark mit Silber gemiſchte Gold, welches Herodot I, 50 Weißgold nennt, weil seine Farbe an τὸ ἤλεκτρον erinnert, ὁ ἤλεκτρος (χρυσός) genannt.

II. Geſchichte und Verbreitung des Goldes.

Die erſte Erwähnung des Goldes fällt in eine Zeit, für welche die Geſchichte der Völker und Staaten nur unſichere Anhalte hat. Von den wenigen im früheſten Alterthume bekannten Metallen iſt es dasjenige, welches zwar als das vorzüglichſte, edelſte und koſtbarſte genannt wird, deſſen Verwendung zu Schmuck und Geräthe vielfach gekannt iſt, über deſſen Vorkommen und Gewinnung aber theils gar keine, theils nur ſagenhafte und unvollkommene Nachrichten vorhanden ſind. Aſien und Afrika ſind die Welttheile, in welchen die Geſchichte uns zuerſt mit dem Golde und auch mit dem Silber bekannt macht; ſpäter erfahren wir die Goldlagerſtätten Europa's und die Goldſchätze Amerika's, und erſt in der neueſten Zeit iſt uns Kenntniß von dem Goldreichthume Auſtraliens geworden, ſodaß wir allerdings gegenwärtig die Verbreitung des Goldes in allen Welttheilen nachweiſen können. So weit alſo die Ueberlieferung zurückreicht, wiſſen wir den Gebrauch des Goldes. Die älteſte Nachricht finden wir im 2. B. der Geneſis V. 11. 12 in der Beſchreibung des Paradiesgartens im Lande Chavila, von dem es heißt, daß da köſtliches Gold ſei. Im 13. Cap. V. 2 heißt es: „Abraham war ſehr reich an Vieh, Silber und Gold," und im 24. Cap. V. 22 der Geneſis finden wir ſchon die Verwerthung des Goldes zum Schmucke, als Elieſer, der Knecht Abraham's, für Iſaak um die ſchöne Rebecca wirbt und dieſer eine goldene Spange, einen halben Seckel ſchwer, und zwei Armringe an ihre Hände, zehn Seckel Goldes werth, ſchenkt. Das Land Chavila, in welchem der Fluß Piſon, wird ziemlich übereinſtimmend als Kolchis, welches die ſüdweſtlichen Gebiete des Kaukaſus mit umfaßte, und der Fluß Piſon als Phaſis gedeutet. Eine andere Deutung (ſ. Ewald, Geſchichte des Volkes Iſrael I, 377. Anmerk.), welche ſich mehr auf geographiſche als etymologiſche Verhältniſſe ſtützt, nimmt das Land Chavila als das obere Indien und den Piſon als den Indus an. Als urſprünglicher Wohnſitz Abraham's wird Ur in Chaldäa im Hochlande des heutigen Armeniens genannt. Von da zog er nach Süden und lebte mit ſeinen Heerden und Schätzen im Lande Kanaan, deſſen Küſtenbewohner ſpäter als erſtes Handelsvolk der Welt unter dem Namen Phönizier bekannt wurden. Es läßt ſich wol annehmen, daß Abraham ſchon vor ſeiner Auswanderung aus Chaldäa mit Metallreichthum und Schmuck bekannt war, daß lange Zeit vor ihm ein reger Verkehr der Völker, durch welchen ſich der Culturzuſtand immer mehr ausbildete, im Gange war, zumal ſchon zu Zeiten der Phönizier das noch heute als eine der berühmteſten Handelsſtädte des weſtlichen Aſiens bekannte Damaskus in Syrien die Heimath des Knechtes Abraham's, Elieſer's, eine blühende Stadt war, ſodaß alſo lange vor der Zeit Abraham's auch im weſtlichen Aſien ein Zuſtand höherer Cultur beſtanden hat. Der Gebrauch und die Verwendung des Goldes iſt daher wol nicht allein den Phöniziern, ſondern überhaupt den Volksſtämmen am Mittelmeere und Pontus in früheſter Zeit und ehe die Geſchichte uns Nachrichten von dieſen Völkern gebracht hat, ſchon bekannt geweſen.

Die Bekanntſchaft des Menſchen mit den nützenden Eigenſchaften der Metalle überhaupt bildet einen Hauptmoment in der Entwickelungsgeſchichte der Menſchheit. Die edeln Metalle, Gold und Silber, ſind der Maßſtab der Preiſe, und wenn im Alterthume weniger edles Metall für andere Bedürfniſſe gegeben wurde, ſo gibt das nur einen Beweis von höherem Werthe dieſes Metalls in früheſter Zeit. Und es ergibt ſich aus der Geſchichte dieſer Zeiten, daß — wie A. Böckh in ſeinem Werke über die Staatshaushaltung der Athener bemerkt — wo die Alten Gold berührten, auch ihren Händen Schmutz anklebt. Allein wir können dieſen Fehler nicht blos den Alten zumeſſen. Der größte dramatiſche Dichter Englands, der die Gräuel der Habſucht und die Macht des Goldes, wie Anakreon die des Silbers, mit ſo lebhaften Farben ausmalt, nennt das Gold: yellow, glittering, precious gold, und ſagt, es mache: black, white; foul, fair; wrong, right; base, noble; old, young; coward, valiant. Und daſſelbe bemerken wir auch in der Geſchichte der Golderdeckungen und Verwerthungen der neueſten Zeiten, wiewol ſie dem Verkehre einen ganz neuen Aufſchwung gegeben, neue Länder, neue Bevölkerungen, neue Geſchäftszweige auftreten, aber das Land als ein wahres Pandämonium erſcheinen laſſen.

Die erſte nähere Erwähnung des Goldes fällt in die Geſchichte der Aegypter. Sie iſt durch chronologiſche Forſchungen bis in das vierte Jahrtauſend v. Chr. zurückgeführt. Die Pyramiden von Memphis ſind die Grenzmarken der Geſchichte. Um 2000 v. Chr. erliſcht der Glanz des alten ägyptiſchen Reiches durch den Druck der vorderaſiatiſchen Eroberer. Die Macht der Pharaonen blieb während dieſer Zeit auf die ſüdlicheren Länder eingeſchränkt, verband ſich mit der Macht der Aethiopier, und vor Allem war es das Geſchlecht der Rameſſiden und aus dieſen Ramſes II., der Große (Seſoſtris, Sethos), welcher ſeine Macht weit bis nach Aethiopien hinein, auf alle Theile Vorderaſiens bis zum Lande Meſopotamien übertrug. Die koſtbarſten Natur- und Kunſtproducte Aethiopiens und Aſiens wanderten in die Schatzkammern der Pharaonen und die Spitzen aller inſchriftlich erhaltenen Liſten jener Zeit bilden „Gold, Silber, Zinn, Kupfer, Edelſteine" u. ſ. w., und ſchön gearbeitete Gefäße und Geräthe von koſtbarem Metalle wurden als Erzeugniſſe des heiligen Landes von dort eingeſandt (ſ. H. Brugſch, Reiſeberichte aus Aegypten. Leipzig 1855. Lepſius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin 1849.). Das Grab des Oſimandias in Theben zeigte das Bild des Königs, wie er der Gottheit das in einem Jahre aus den Gold- und Silberbergwerken aus ganz Aegypten gelieferte edle Metall dar-

bringt; die Summe, welche unten beigesetzt war, betrug nach dem Silberwerthe 32 Millionen Minen. Die verschiedenen Wechselperioden der Dynastien ägyptischer Herrscher hatte auch auf die Culturelemente wesentlichen Einfluß, so namentlich der Verkehr mit dem üppigen, an Luxus und Pracht gewöhnten Vorderasien. Wir finden bei ihnen Metallarbeiter jeder Art, so auch Goldschmiede, Juweliere, Gießer und Schmiede, und die edlen Metalle, Gold und Silber, gaben das Material zu den Kunst- und Prachtgefäßen der Laune und des Luxus. So war der Schmuck der vornehmen Aegypter ohne Unterschied des Geschlechts ein breiter, den Obertheil der Brust bedeckender Schulterkragen, aus Gold verfertigt und mit Schmelzfarben verziert. Das hauptsächlichste Symbol des ägyptischen Königthums war der Uräus, welcher in Form einer Schlange und meist von Gold gearbeitet, die königliche Gewalt über Leben und Tod bezeichnete. Das Diadem der Pharaonen bestand meist in einem goldenen Stirnreifen, der zuweilen von dem Uräus spiralförmig umschlungen war. Die Königinnen trugen einen goldenen Kopfschmuck in der Form eines Geiers. Der königliche Thron übertraf an Glanz und Pracht alles Geräth, er war reich mit Gold beschlagen. Ebenso war der königliche Kriegswagen, und so weit die monumentalen Ueberlieferungen reichen, war überall, im Ganzen und Einzelnen, der größte Reichthum entwickelt. Allein Aegypten, ein durch den Nil entstandenes Land, ein Geschenk dieses Flusses, wie es schon Hekatäus von Milet bezeichnete, ein Land, welches, wie Herodot sagt (libr. II. c. 13—15) nur schwarze Erde hat und weder Arabien, noch Lybien oder Syrien ähnlich ist, Aegypten producirte kein Gold. Es verdankt vielmehr nur seine Schätze den Eroberungen seiner Könige, dem Verkehre mit den vorderasiatischen Ländern. Namentlich unter den Ptolemäern ward Aegypten eines der blühendsten Reiche, das mit fast allen damals bekannten Ländern in Verbindung stand. Durch den Verkehr mit Indien und als Kambyses Aegypten eroberte, viele Griechen dorthin zogen und die handwerkliche Thätigkeit gehoben wurde, bildete sich eine Cultur aus, von welcher nur noch die vorhandenen monumentalen Ueberreste zeugen. Das alte Pharaonenreich wurde seit dem Jahre 30 v. Chr. eine entvölkerte Provinz des römischen Reiches, den jetzigen Geschlechtern — ein Räthsel.

Die Wechselfälle der ägyptischen Herrschaft durch die äthiopischen Könige, 700 v. Chr., brachten beide Länder in nahe Verbindung. Aethiopien schied sich von Aegypten bei Syene, dem „Kusch" der Bibel. Es umfaßte mit unbestimmbarer Grenze im Süden die Landschaften von Habesch, Kordofan und Nubien. Nach Herodot (III, 114) grenzt Aethiopien südwestlich an Arabien, man findet dort, sagt er, Gold in Menge. Aus einer Mischung von äthiopischen und spätägyptischen Culturelementen hatte sich vielleicht der an Schätzen reiche Staat von Meroë entwickelt, nach dessen Besitzthume Kambyses vergebens trachtete (*Herod.* III, 17—25). Meist nur sagenhafte Berichte klangen von ihm zu den nördlichen Landern. Herodot (III, 23) erwähnt, daß der Reichthum Aethiopiens zur Zeit der Eroberung Aegyptens durch Kambyses so groß gewesen sei, daß sie die Ketten für die Gefangenen aus Gold machten, und Plinius (VI, 29) berichtet von Meroë, daß sich daselbst 400,000 Künstler befunden hätten. Wenn auch diese Angaben übertrieben erscheinen, so ist doch bekannt, daß in den heutigen Ländern des alten Aethiopiens Gold gewonnen wird. Uebrigens waren die Kenntnisse Herodot's von Afrika weit vorzüglicher als die von Asien. Er kannte das Land seiner Länge nach bis Syene als Augenzeuge (lib. II. c. 29). Die Culturelemente Aethiopiens waren rein ägyptischer Natur, wie überhaupt Aegypten zum Culturträger der Südländer geworden war. Daher sind die Skulpturbilder auf den äthiopischen Monumenten wesentlich Nachbilder ägyptischer Kunstweise (R. Lepsius, Denkmäler aus Aegypten und Aethiopien. Berlin 1849. Derselbe, Briefe aus Aegypten, Aethiopien u. s. w. Berlin 1852). Aus ihnen ersehen wir den Schmuck und das Geräthe, welche auf einen außergewöhnlichen Reichthum an Gold hinweisen. Noch gegenwärtig wird in Fasoglo das Gold in Gruben, in Tigre und Damote aber aus den Flüssen gewonnen und Fetit ist das kupferreiche Land mit Goldgehalt. Auch wurden schon in frühester Zeit die Ostküsten Afrika's durch Aegypter, Phönizier, Araber und Römer ausgebeutet. Alles Gold, welches im Alterthume und im Mittelalter arabisches genannt und als das feinste betrachtet wurde, ist wahrscheinlich aus den östlichen Gegenden Afrika's gekommen; dem Khalifenreiche lieferten sie im Mittelalter, später den Genuesen und Venetianern ihre Goldschätze. Die geschichtlichen Nachrichten über Fundörter und Gewinnung des Goldes in Afrika sind aus ältester Zeit mit völlig unbefriedigenden Aufschlüssen uns überkommen. Aus den Schriften der Alten lassen sich nur gelegentlich hierüber eingestreute Nachrichten entnehmen und die Spuren der im Alterthume gebauten Bergwerke sind zu gering und unbedeutend. Herodot, der Vater der Geschichte, spricht zwar in dem ganzen zweiten Buche von Aegypten, namentlich kommen die geographischen Nachrichten vorzüglich vom Anfange bis zum 35. Capitel vor, allein alle näheren Angaben über Goldgewinnung fehlen. Wir wissen aber aus der chronologisch-topographischen Aufeinanderfolge der Monumente, daß die Cultur in den Ländern des Nils sich allmälig stromaufwärts, von Norden nach Süden, ausbreitete, daß sie ursprünglich ihren Weg aus Mittelasien über die Landenge von Suez genommen und daß seit der Epoche Psammetich's während der Mitte des 7. Jahrh. v. Chr. das alte reiche Aegypterthum sich immer mehr und mehr nach dem Süden zurückzog und in den äthiopischen Monumenten eine schwache Nachblüthe seiner einstigen Größe feierte. In einem Gemische ausländischer Beziehungen, Handelsverbindungen mit dem schon seit langer Zeit gräcisirten Nordlande, ferner mit Arabien und Indien, verloren sich die letzten Ausläufer der Aegypter in den habessinischen Staaten. Wie früh die Phönizier in fremden Ländern Bergwerke anlegten, ist daher ebenso ungewiß als die Zeit, da die Aegypter, ein

mit dem Bergbaue so früh beschäftigtes Volk, die Erze ihres Landes an der äthiopischen und alten arabischen Grenze und in der Nähe von Berenice zu benutzen anfingen. Aber jedenfalls sind die ägyptischen Bergwerke die ältesten, welche betrieben worden sind; denn bereits unter Osiris waren sie aufgenommen und lieferten Gold, Silber und Kupfer.

Erst aus den neueren Zeiten bis auf unsere Tage erhalten wir nähere Nachrichten über den Goldreichthum des alten Aethiopiens. Der Goldreichthum Afrika's ist nicht nur an der Ostküste bekannt, sondern auch im Innern und an der Westküste, wo Guinea und die Goldküste als reiche Goldländer berühmt geworden sind durch den maritimen Verkehr der Portugiesen, Holländer und Engländer, welche dort Niederlassungen gegründet haben. Während nach den geschichtlichen Andeutungen die alten Aegypter das Gold durch den Bergbau aus Gebirgsmassen gefördert haben, wird es gegenwärtig fast allenthalben blos auf den secundairen Lagerstätten gewonnen. Die ersten Nachrichten sind durch die Portugiesen im J. 1500 gekommen. Die Admirale Pedro Alvarez und Abrilus Fidaltus fanden am Ostrande von Afrika, an dem Orte, der Zaphal (Sofala) hieß, zwei maurische Schiffe, welche mit Gold beladen nach Melinde fuhren. Dies war die erste Entdeckung der Quelle, aus welcher der große Reichthum von Mozambik und Monabaza floß. Ein Schiffbruch an dieser Kaffernküste gab bald nähere Kenntniß und bald verbreitete sich die Nachricht, daß hier ein größerer Goldreichthum (vim auri ingentissimam esse) als sonst irgendwo auf der Erde sei, daher dieses Land sehr häufig das Goldland (tracto de ouro) genannt wurde. Fast in allen Gegenden des Kafferulandes, an allen sechs Zuflüssen des Zambezestromes, wurde Gold als feiner Goldsand gewonnen, welchen die strömenden Wasser der Terrasse von Monomotapa und Manica zuführen, während in der Küstenterrasse sich keine Spur dieses Vorkommens findet. Das Gold wird durch Abschlämmen gewonnen. Die Erdschicht, in welcher es sich in der Nähe von Tete am Zambeze findet, liegt nicht tief unter der Oberfläche. Die Zeit des Sammelns ist die Regenzeit, weil dann nur hinlänglich Wasser zum Schlämmen vorräthig ist. Im J. 1570 kamen die Portugiesen in die Landschaft Matuca, südwärts an das hohe Monomotapa stoßend, zu welcher Manica mit goldreichen Ebenen gehört. Nach den Berichten der Portugiesen findet sich das Gold in Monomotapa sowol in Körnern, als auch in Masse gediegen, in ästigen, porösen Stücken, in einer rothen Erde, welche, wenn man sie von dieser rein wäscht, wie zellige Wachsscheiben aussehen. In Manica findet sich ebenfalls gediegenes Gold in festem Gesteine, aus welchem es geklopft wird. Dieses wird für das schlechteste gehalten und heißt Matuca. Die Goldkörner aber, welche da im Sande der Bäche und Felder gesammelt werden, sowie dasjenige Gold, welches aus Seifenwerken ausgegraben und durch Schlämmen gewonnen wird, wird Dahabo genannt. Die Kaffern am Zambezestrome gegen Norden werden als überaus kunstreiche Goldschmiede gerühmt, welche die feinsten Goldarbeiten zu verfertigen wissen (Ritter's Erdkunde, Afrika S. 148).

In der westlichen Gruppe des habessinischen Alpenlandes, im Westen vom Nilstrome, im Lande der Nubaneger, zwischen dem Bache Abiad im Osten und Dar Mara, Dar Fungara im Westen, Kordofan im Norden, Dar Fetit im Süden, zwischen den Parallelen von 12 und 10 Grad nördl. Br., liegen reiche Fundstätten des Goldes. Eine Tagereise südlich von der im J. 1836 zerstörten Negerstadt Scheibun, zwischen den Gebbels Tira und Tungur, sind die Goldseifen der Nubas. Das ganze Land Nuba ist sehr gebirgig, allein die Berge bilden keine zusammenhängenden Ketten, sondern lauter isolirte Gruppen. Nach Russegger's Beobachtungen sind im nördlichen Nuba Granit und Porphyr die herrschende Formation, im südlichen Nuba sieht man nur Granit und Gneis. Zwischen den Gebbels Tira und Tungur befindet sich ein mehre Stunden breites Thal, welches sich im Süden in die weiten Ebenen des Landes Fetit verläuft. Dieses Thal, in 10° 34′ nördl. Br., bildet eine hügelige Ebene, ganz voll von Alluvionen, gebildet durch die fortschreitende Zerstörung der umliegenden Berge und durch die von denselben niederstürzenden Bäche in der Zeit der tropischen Regen. Diese Alluvialanhäufungen von Schutt und Sand sind die bisherigen Fundstätten des Goldes am Gebbel Tira, welches das Eigenthum der besonderen Lagerstätte in der Granit- und Gneisformation ist. Das Gold, welches sich in dem Schuttlande und im Sande der Regenbäche findet, ist von ganz vorzüglicher Reinheit und Schönheit; es kommt meist nur in Form eines feinen Sandes vor, doch finden sich auch größere Stücke bis zur Größe einer Bohne und darüber. Der Goldstaub oder Goldsand besteht aus lauter kleinen, eckigen Körnchen, der goldführende Sand aber besteht ganz aus Gneis, Quarz, Feldspath, Grünsteinbruchstücken und Körnern, wodurch er sich nur als entstanden durch Zerstörung der nahe liegenden Berge und ihrer Lagerstätten charakterisirt. Dieser Sand enthält auch meist sehr feinen Bleiglanzschlich, der auf das Vorkommen des Bleiglanzes auf den Lagerstätten des Gneises hinweist. Das Gold ist in diesen Alluvionen häufig verbreitet. Sie erstrecken sich über die ganze, mehre □Meilen große, hügelige Ebene zwischen dem Tira und Tungur und verbreiten sich sowol zwischen die Berge des südlichen Tegele als in die westlichen Gebirge. Man kann diese Seifenwerke zu den reicheren der Erde zählen, denn seitdem die Türken Kordofan besitzen, geht aus den Goldwäschen von Tira eine Menge Goldes, im Werthe von mehren Millionen Thalern, dahin ab, außerdem hat der Neger-Sultan von Tegele, der eine gewisse Territorialherrschaft über den Golddistrict südlich von Scheibun behauptet, sich alle größeren Stücke Goldes vorbehalten und die Nubaneger von den verschiedensten Stämmen dieses zahlreichen Volkes dürfen nur den Goldsand und Goldstaub behalten. Das Gold verkaufen oder eigentlich vertauschen die Neger, welche Geld gar nicht kennen, gegen Salz, Zwiebeln, Leinenzeuche u. s. w., wobei der Käufer 60—100 Proc. und noch mehr zu gewinnen pflegt. Die

Nubaberge im Süden des Landes, alle aus Granit und Gneis bestehend, enthalten eine große Anzahl von Quarz-, Feldstein- und Grünsteingängen, welche mitunter von großer Mächtigkeit sind und in ihrer Masse Bleiglanz, Arsenikkies und Eisenkies eingesprengt enthalten. Sie alle enthalten Spuren von Gold, sie sind die primitive Lagerstätte des Goldes, allein ihre größte Veredlung ist nicht sowol in den Bergen, als dort, wo sie vom Tungur zum Tira übersetzen, in der Sohle des Thales, in der hügeligen Ebene, ganz in der Nähe der goldführenden Alluvialablagerungen, wo die Regenströme über sie wegziehen.

Russegger, aus dessen Werke über seine Reisen ins Innere von Afrika wir die vorstehenden Angaben aus dem Lande der Nubaneger entlehnen, hat auch die Goldwäschen in den Ländern Fasoglo und el Berta, südwestlich von Habessinien besucht und über diese genauere Aufschlüsse gegeben. Nach ihnen durchzieht in den Parallelen zwischen dem 9. und 12. Grade nördlicher Breite eine mächtige Bildung abnormer, sogenannter primitiver Felsmassen Afrika von Ostnordost nach Westsüdwest. Diese Felsbildungen erheben sich auf der großen Hochebene, welche das Innere von Afrika bildet, nicht als zusammenhängende Ketten von einiger Bedeutung, sondern nur als einzeln stehende, isolirte, durch weite Ebenen getrennte Berggruppen. Diese Berge sowol, als die von unzähligen Flüssen und Chors (Ströme, welche nur zur Zeit der tropischen Regen Wasser führen) durchkreuzte Hochebene, bedeckt durch die Alluvionen derselben, sind die eigentliche Fundstätte des Goldes im Innern von Afrika. Das gebirgige Land Fasoglo liegt am blauen Flusse (blauen Nil) im 11. Grade nördlicher Breite. Chloritschiefer, aus dem sich die Granit- und Gneisberge erheben, constituirt das Gebirgsland. Die Neger der Goldwäschen am Tumat, am Fuße des Gebbel Fasoglo, beschäftigen sich damit, den Sand und Schutt des Flusses an solchen Wendungen desselben, wo das Wasser selbst durch seine Strömung so zu sagen sein Alluvium auswäscht, das leichtere wegführt, das schwere liegen läßt, in kleinen Gruben auszuschlagen und ihn auf folgende Weise auf Gold zu verwaschen. Sie nehmen große, mehr lange als breite hölzerne Schüsseln von höchstens drei Zoll Tiefe. In diese Tröge geben sie den waschwürdigen Schutt, schlämmen ihn, Wasser hinzugießend, ab, werfen die Steine ab und streichen das Taube auf der Oberfläche mit den Händen ab. So bleibt ihnen endlich, während sie ihrer Schüssel beständig die Bewegungen eines Seihertroges geben, ein ziemlich reiner Eisenschlich, den sie dem Goldausziehen unterwerfen. Diese Manipulation nehmen sie in einem und demselben Seihertroge als eine einzige ununterbrochene Operation vor. Sie geben demselben nämlich sehr geschickt eine solche Bewegung, daß das Wasser sammt dem Schliche eine rotirende Bewegung annimmt, wodurch sie das Gold in der Mitte der Schüssel concentriren und den Schlich am Rande abstreichen. Das letzte Reinwaschen des Goldes bewerkstelligen die Neger mit einer großen Geschicklichkeit, indem sie durch eine ganz unbedeutende Schwingung des Troges das Gold auf einen Punkt concentriren und sichtbar darstellen. Das Gold heben sie mit einem kleinen Stückchen Leinenzeuche aus, geben es in einer Muschel, auf welcher sie auf ähnliche Weise, wie mit dem Seihertroge, noch die letzten Schlichtheilchen entfernen und legen dann, um es zu trocknen, eine glühende Kohle darauf. Ist dieses geschehen, so blasen sie ganz vorsichtig die Asche und zufälligen Unreinlichkeiten mit dem Munde aus und geben nun den reinen Goldstaub, Tipper oder auch Tibbar genannt, in einen Federkiel. Theils verkaufen sie das Gold als Tipper, theils schmelzen sie es in kleinen, selbst verfertigten Thontiegeln mit Sublimat und gießen kleine, an den Enden offene Ringe daraus, die sie zu Ketten vereinen und so verhandeln. Eine Okka, etwa 2 Loth 40 Gran wien. Gew., solchen Goldes verkauft man zu Fasoglo für 300—350 Piaster (30—35 Fl. Conv.-Münze). Russegger fand die Alluvionen des Tumat am Gebbel Fasoglo bei seiner Anwesenheit im März 1838 sehr goldarm, und meint, die Minen lobte so Mancher, ohne sie zu kennen. Die Alluvionen enthalten nach ihm je 1000 Centner nur etwa 5 Loth Gold. Der Schlich besteht ganz aus Magneteisentheilchen; man findet aber ebenfalls desselben nur ganz wenig, höchstens 0,5—1 Proc. Das Gold ist äußerst rein und sehr schön gefärbt. Man findet es in ganz kleinen Körnchen, an denen jedoch Krystallisationen nicht wahrzunehmen sind, sowie auch in sehr feinen Blättchen und als Staub. Der Sand selbst besteht aus Quarz, Chloritschiefer, Gneis, Dioritstücken, sowie auch der Schutt aus den Trümmern derselben Felsgebilde.

Eine starke Tagereise im Süden vom Gebbel Fasoglo befinden sich die zwei parallel aus Nordost nach Südwest sich erstreckenden Gebirge Fasangoru und Fallowud. Das Thal zwischen beiden durchfließt ein wilder, felsiger Regenstrom, der Abi, dessen Alluvionen das Thal in einer Fläche von wenigstens 3 Quadratmeilen bedecken. Beide Berge bestehen aus Gneis, den Fuß bilden wilde Chloritschieferfelsen und zwischen ihnen und den Alluvionen des Abi ragen eine Menge Hügel von Quarz empor, der weiß und von glasigem Ansehen ist. Er enthält auf zahllosen, sich in allen Richtungen kreuzenden Klüften und Drusenräumen: Brauneisenstein, Magneteisenstein, ockerigen Thoneisenstein, Eisenkies und führt gediegenes Gold. Dieses ist sowol dem Quarze selbst als seinen Eisenerzen und dem Eisenkiese sichtbar eingesprengt, und zwar mitunter in Körnern von bedeutender Größe. So fand Russegger selbst ein Stück solchen Quarzes, welches in einer mit ockerigem Thoneisensteine erfüllten Druse ein Goldkorn von wenigstens zwei Karath im Gewichte enthielt und den Aussagen der Neger zufolge finden sich manchmal viel größere Goldkörner. Das Gold ist sehr rein und schön, theils zeigen die Körner Spuren einer regelmäßigen Form, worin sich die des Würfels und der geraden quadratischen Säule nicht verkennen lassen, theils zeigen sie ein geflossenes Ansehen; die Kanten sind abgerundet, wie geschmolzen. Am schönsten und zugleich seltensten sind jedoch jene

Stücke, worin das gediegene Gold dem Eisenkiese sichtbar eingesprengt ist. Diese goldreichen Quarzberge liefern nebst den Chloritschieferfelsen das Hauptmaterial zu den Alluvionen des Adi, der sie durchströmt. Diese Alluvionen haben eine nicht unbedeutende Tiefe, und bestehen aus Quarzsand, Quarzgeschieben, Chloritschiefergeschieben, lehmigen Straten mit vielem Eisenoxyde und Dammerde. Das ganze Bett des Stromes, sowie seine beiden Ufer, beinahe in einer Längenerstreckung von einer Stunde, sind mit Aufschlägen (Duckeln) der Neger bedeckt, die den Schutt gewinnen, um ihn auf Gold zu verwaschen. Diese Aufschläge haben die Gestalt von Schächten, sind ganz nahe an einander, ohne alle Regel und in einer solchen Menge angebracht, daß auf der Area einer □Stunde deren vielleicht 5—600 sind. Der Querschnitt eines jeden solchen Schachtes ist ein Kreis von 2—3 Fuß Durchmesser, an den Ulmen mit kleinen Einbrüchen versehen, um das An- und Ausfahren ohne Seil und Einstriche möglich zu machen. Die Tiefe dieser Schächte ist sehr verschieden. Im Bette des Stromes selbst, wo sie natürlich jährlich verschüttet werden, wechseln sie von 3—15 Fuß. Wo die Neger mit diesen Schächten besonders goldreiche Straten des Alluviums treffen, ermangeln sie nicht, dieselben so weit abzubauen, als Lichtmangel, Wasserzudrang und die große Gefahr des Verbruches es ihnen gestatten. Dadurch entstehen theils sehr niedere, Strecken ähnliche Räume, theils kleine unregelmäßige Zechen. Das einzige Werkzeug der Neger bei Bearbeitung ihrer Gruben ist ein kleiner zugespitzter Pflock von sehr hartem Mimosenholze von 1—1,5 Fuß Länge und 1 Zoll Dicke. Aus jenen Schächten, mit denen die Neger bis zu einer gewissen Strate des Alluviums niedergekommen sind, welche aus einem rothen lehmigen, von Eisenoxyd ganz durchdrungenen Schutte besteht, die überall zu diesen Schächten sehr mächtig, aber nirgends durchfahren sind, fördern sie die reichsten Gezeuge, von denen manche einen Gehalt an Kies und Magneteisenschlich von 2 Proc. und an Gold bis zu 240 Loth und darüber in 1000 Centnern geben. An beiden Ufern des Stromes haben diese Schächte, wegen der tieferen Alluvionen und um auf dieselben Straten niederzukommen, welche man im Bette des Stromes selbst gewältigt, eine viel bedeutendere Teufe. Oft sind solche zu 30 und 36 Fuß niedergetrieben, und in der Regel sind mit keinem die Alluvionen bis auf das feste Gestein durchfahren. Auch aus diesen Schächten fördert man einen ockerigen, lehmigen, sehr goldreichen Schutt, welches Metall übrigens durch das ganze Alluvium verbreitet ist und sich sogar in nicht unbedeutender Menge in der obersten Strate, in der Dammerde findet. Aus dem Reichthume dieser Alluvionen an Gold, von denen sich, wie im Quarze, häufig Körner von bedeutender Größe finden, aus dem Gehalte des Quarzes selbst am Golde, aus der großen localen Ausdehnung beider Gebilde, aus der günstigen Lage des Terrains in einer holzreichen Gegend, in der Nähe des blauen Nilflusses, durchströmt vom Adi, der auch in der trockenen Jahreszeit nicht ganz ohne Wasser ist, ergibt sich die große Wichtigkeit des Gebietes am Fasangoru für einen zweckmäßigen Goldbergbau und für ordentliche Aufbereitungsanstalten.

Südlich vom Fasangoru und Fallowud erheben sich die kahlen, senkrechten Gneiswände des Faronja, an dessen westlichem Gehänge der Chor el Dahab (Goldbach) entspringt und dem Tumat zueilt. Der feinkörnige Gneis des Faronja ist das herrschende Gestein des ganzen Terrains; er ist von Quarz- und Feldspathgängen häufig durchsetzt und nimmt stellenweise viel Magneteisen in das Gemenge seiner Bestandtheile auf. Auch die Alluvionen dieses Bergstromes zeigen einen bedeutenden Goldgehalt, und besonders sind jene Straten die reichsten, die sich zwischen den großen Felsmassen im Strome und an seinen Ufern als eine compacte, feste, aus Sand, Felstrümmern und vegetabilischen Resten gemengte thonige Masse darstellen. In 1000 Centnern dieser Straten wurden 80—96 Loth gediegenes Gold in ganz kleinen unregelmäßigen Körnern und bis 2 Proc. Magneteisenschlich gefunden. Das Gold ist hier offenbar Eigenthum der Gneisbildung und es ist nicht unwahrscheinlich, daß es durch die ganze Masse des Gneises vertheilt ist.

Auch das Land Berta, oder arabisch Dar el Berta, zwischen 9° 30′ und 11° nördlicher Breite, ist ein goldreiches Land. Die Eingeborenen begreifen mit dem Namen Land Berta die unabhängigen Negerländer Akaro, Koely, Oby, Fabauo, Kassan, Kamamil, Beschori und Schongollo zusammen. Es grenzt im Osten und Süden an die Länder der Gallas, im Westen an die Ebenen der Diokas, im Norden an das Land der Fungi, an das Land Tabi, an Fasoglo, an das Land der Gummuß und im Nordosten an Habessinien. Während Chloritschiefer das Gebirgsland von Fasoglo constituirt, aus dem sich die Granit- und Gneisberge erheben, ist das Land Berta eine bis 2800 und 3000 par. Fuß sich über das Meer erhebende Hochebene, welche sammt ihren Bergen ganz aus dem Granite und Gneise unserer Alpen besteht. Im Westen von Snige, wo die Gebirge von Schongollo sich in die großen Ebenen der Diokas verlaufen, erhebt sich ganz isolirt das kleine Gebirge Tul, ein Theil der Gneisformation des Landes Berta. Im Gneise des Tul setzen Gänge von einem grünen körnigen Quarze auf, der gediegenes Gold eingesprengt enthält. Dasselbe zeigt sich meist nur in kleinen Körnchen und Blättchen, aber mitunter so reich eingesprengt, daß ein Centner Erz bis zu 60 Loth Gold enthält. Die Neger daselbst stoßen dieses Erz zwischen Steinen zu Pulver, nehmen dann ganz kleine Partien desselben und blasen mit dem Munde den feinen Quarzstaub aus, um das Gold rein zu erhalten. Die Alluvionen des Chor Pulchidia, auf der Hochebene Beschori, führen ebenfalls Gold. Der Pulchidia entblößt in seinem Bette die Granit- und Gneisbildung von Schongollo, welche viele Hornblende, theils eingesprengt, theils in großen Nestern ausgeschieden enthalten und welche von Gängen von Feldstein und Quarz durchsetzt werden. Die Quarzgänge führen viel Magneteisen und Brauneisenstein. Im Schuttlande findet sich das Gold hier immer nur mit Eisenschlich. Im Bette des Tumat auf der Hoch-

ebene Beschori, nördlich vom Pulchidia, geht der Granit in großen Felsenmassen zu Tage und bildet mehre steile Abfälle des Flusses Schollat. Die Alluvionen des Tumat haben hier, bei einer sehr großen localen Ausdehnung, einen bedeutenden Goldgehalt, der sich zu 50—60 Loth in 1000 Centnern auswies. Die Felsbildungen am Chor Gutschech im Lande Kamamil, nordöstlich vom Tumat, sind Gneis mit mächtigen Chloritschieferlagern. In diesem Gneise sind kleine Klüfte von geringer Ausdehnung, deren Ausfüllung Kalkspath, Feldspath, Quarz, Hornblende, Zinkblende, Kupferkies und arseniger Eisenkies bilden, in welchem Gemenge sichtbar gediegenes Gold eingesprengt vorkommt, die ausgedehnten Alluvionen des Gutschech sind sehr goldreich und im Bette des Chors sowie an seinen Ufern sind zahllose Aufschläge der Neger, welche hier Gold waschen. Man findet dieses Metall hier in Körnern von bedeutender Größe und solche von 3—4 Gran im Gewichte sind häufig. An den Punkten, wo die Neger arbeiten, ist der Goldgehalt des Schuttes zu 200—240 Loth in 1000 Centnern und an Kiesschlich 2 Proc. gefunden. Noch reicher an Gold aber sind gewisse Thonstraten an den Ufern des Chors unter der 6 Fuß mächtigen Dammerde. Man unterscheidet zweierlei Arten von Thon. Ganz oben, unmittelbar unter der Dammerde, liegt ein blauer, ein Fuß mächtiger Thon; dann kommt eine 5—6 Zoll mächtige Strate eines gelbbraunen, mit Eisenoxyd gemengten Thons und dann folgt wieder blauer Thon. Der in der Mitte liegende gelbbraune Thon ist der an Gold reichste. Er hat einen Goldgehalt von 480 Loth in 1000 Centnern. Reich ist auch der blaue Thon, 320 Loth in 1000 Centnern. Beide Thone sind plastisch und ohne Zweifel das Resultat der Zersetzung der angeschwemmten Trümmer feldspathiger Gesteine und des Chloritschiefers. Die Goldführung ist wahrscheinlich Folge der Verwitterung jener Gangmassen, welche die kleinen Klüfte ausfüllen. Auch die Alluvionen der beiden großen Chors Abgulgi enthalten einen Goldgehalt von 140—180 Loth in 1000 Centnern. Die großen, ausgedehnten Schutthäufungen des Tumat, zwischen dem Gebirge Fadoga und dem Gebirge Kassan sind goldreich und werden von den Negern deshalb besucht. Der Goldgehalt ist etwa 160 Loth in 1000 Centnern, und 3 Proc. Kiesschlicht, gemengt mit Magneteisen. Der wilde, felsige Akontosch durchbricht das Westgehänge des Fadogagebirges im Lande Akaro. Das ganze umliegende Felsterrain besteht aus Gneis mit Chlorit gemengt und viele Chloritschieferlager enthaltend. Nicht nur die Alluvialstraten, abgesetzt zwischen den schroffen Felsmassen des Chors, sondern das ganze Schutthaufwerk sind reich an Gold. In 1000 Centnern wurden bis zu 208 Loth gefunden. Das Gold ist ausgezeichnet rein und schön von Ansehen und findet sich häufig in Körnern von mehren Gran. (Vergl. Ruffegger, Reise in Europa, Asien und Afrika. 2. Bd. 2. Th. S. 179—688.)

Es sind diese Nachrichten die zuverlässigsten, welche wir aus dem Innern von Afrika je erhalten haben. Wir entnehmen aus ihnen, daß Granit und Gneis, dieselben Gebilde, wie in den Alpen von Tyrol und Salzburg, und Theile des großen Zuges primitiver Felsgebilde, welches Afrika von Osten nach Westen am Aequator durchschneidet, hier die Richtung aus Südwesten nach Nordosten nimmt. In diesem Zuge primitiver Felsgebilde und in den Alluvionen der Flüsse und Chors, die sie durchströmen, liegt ein großer Reichthum an Gold, gediegen in Körnern, von selten regelmäßiger Form. Es ist im Süden von Habessinien und Sennaar Eigenthum des Granit-, Gneis- und der Gneis-Chloritschieferformation. In ersterer kommt es vor auf Quarzgängen, für sich und mit Zinkblende, Eisenoxyd und Eisenkies gemengt, auf Quarz-, Kalkspath- und Feldspathgängen. In letzterer aber auf großen mächtigen Quarzlagern im Chloritschiefer mit Brauneisenstein, Magneteisenstein, ockerigem Thoneisensteine und Eisenkiese. In den goldführenden Straten des Alluviums zeichnen sich immer jene am meisten durch ihren Gehalt aus, die entweder aus einer lehmigen, eisenockerigen, mit Geschieben und Felstrümmern gemengten, oder aus einer festen, thonigen, mit Sand und vegetabilischen Theilchen gemengten Masse bestehen. Die Alluvionen der wilden, felsigen Bergströme, mit starken Abstürzen, in denen das Wasser in einer tumultuarischen Bewegung sich befindet, sind immer reicher, als die der ruhig fließenden. Das Gold ist dem Ansehen nach durchaus sehr rein und von tiefgelber Farbe.

Minder genaue Nachrichten über die Goldländer Afrika's sind durch die Reisen von W. G. Barrow, J. Barrow, Mungo Park, Lichtenstein, John Campbell und Burchell aus früherer Zeit auf uns gekommen. Selbst Livingstone und in neuester Zeit Heinrich Barth haben hierüber so gründliche Untersuchungen, als Ruffegger, nicht geliefert. Die folgenden Andeutungen werden aber immer darlegen, welchen Reichthum an Gold die Länder Afrika's in sich schließen, und welches großartige Feld für die europäische Wirksamkeit noch offen steht. Denn ein hauptsächlicher Grund für die wenig nähere Bekanntschaft mit dem Innern dieses Welttheils liegt theils in den klimatischen Verhältnissen, theils aber in den Culturzuständen seiner Bewohner, wodurch es namentlich schwer zugänglich wird. Die Küstenländer sind noch am meisten bekannt. Hier ist vorzüglich zu erwähnen:

Die Küste im Norden des Aequators, Nordguinea, die Goldküste. Wir verdanken ihre Entdeckung den Portugiesen, welche hauptsächlich der Gewinn an Gold und Sklaven geleitet hat. Die Goldküste ist nur ein Theil der Guineaküste und in ihr ist vornehmlich die Landschaft um Sakuni oder Succondee, im Ashantalande, der reichste Theil der ganzen Goldküste mit Goldminen. Nächstdem ist die Ortschaft Boutrie, an einem kleinen Gold führenden Flusse liegend, wichtig. Die Küste im Süden des Aequators, Südguinea, hat an der Ostgrenze von Konjo das hohe Gebirgsland Matamba, welches reich an Gold und Eisen ist.

Im westlichen Nordrande von Hochafrika, im Nordabfalle des Hochlandes von Sudan gegen das untere Senegal-Nigerland zeichnet sich die Mandingoterrasse

aus. Hier in der Mitte dieser Bergterrasse ist das goldreiche Land Bambuk. Nach den Nachrichten von Snasse und Le Vens finden sich die Goldminen, welche um die Gebirge Tambaoura zerstreut liegen, in lockern, niedern Hügeln, in öden Bergthälern, durch welche viele Bäche fließen, die das Gold aus den Hügeln waschen. Die Hügel bestehen aus farbigen Sand- und Thonschichten, welche je tiefer liegend, desto reicher an Gold werden, welches die Negerinnen durch Schlemmen aus ihnen gewinnen. Mungo Park beschreibt das Verfahren, das Gold auszuwaschen. Die Erdschicht nämlich, in welcher das Gold gefunden wird, hat das Ansehen eines rostfarbenen Sandes und liegt 12 Fuß unter der Oberfläche. Durch Graben wird der Sand zu Tage gefördert und in Haufen aufgeworfen neben flachen Cisternen, welche, mit Thon ausgeschlagen, das Regenwasser zurückhalten. In Körben aus Palmblättern wird die goldhaltige Erde von den Negern herausgetragen. Die Negerinnen nehmen nun etwa ein halbes Pfund dieses Sandes, werfen ihn in einen halb ausgehöhlten großen Flaschenkürbis, Kalabasche, und gießen mit einer zweiten kleinen Kalabasche einige Zoll hoch Wasser darauf. Dies sind die einzigen Werkzeuge, die sie anwenden. Der Sand wird mit den Händen gerieben und im Waschen stets gegen die Wäscherin hin bewegt. Darauf liest diese die größeren Steine heraus und dreht die Kalabasche schnell im Kreise herum, sodaß durch die Bewegung Sand mit dem Wasser über den Rand fortgetrieben wird. Während dessen nimmt sie aus der Mitte, wo sich der Sand kegelförmig aufhäuft, von diesem mit der linken Hand heraus, schöpft neues Wasser in das Gefäß und hält es schräg, während es fortwährend gedreht wird. Der schwere, schwarze, Magneteisen und Titaneisen haltende Sand bleibt auf dem Mittelpunkte des Bodens liegen und bedeckt das reine Goldpulver, welches meist sehr fein ist, aber auch zuweilen faustgroße Stücke enthält. Das ganze Verfahren dauert zwei Minuten, worauf die Arbeit von Neuem beginnt.

Zu dem Lande Bambuk werden noch die Goldminen zu Natacon, Nambia, Semaylla und Cambadirie gezählt. Ueberhaupt zeigt das Land der Mandingoneger einen großen Reichthum an Gold, so in Jallon-Kadu, vorzüglich aber in Burie (Bouriah), sieben Tagereisen im Osten von Teembo. Nach Park's Erzählung suchen es hier die Neger zwischen den großen Kieselblöcken an den Flußbetten, wo oft größere Stücke zu zwei und drei Unzen schwer vorgekommen sein sollen. In der Provinz Konkadu, dem hohen Bergrücken auf der Wasserscheide zwischen dem Basing und Falemé, sah Park auf seiner ersten Reise viel gediegenes Gold in Quarzmassen eingeschlossen, welche man mit dem Hammer zerschlägt und so das Gold aus diesen gewinnt. Die Neger nennen dies Goldstein, sanu birro, hingegen das aus dem in die tieferen Gegenden herabgeführte und in den Alluvionen vertheilte, klein- und feinkörnige Gold, welches sie durch Schlemmen und Auswaschen gewinnen, Goldstaub, sanu munko. Nach Park's Reiseberichte ist es die obere Stufe dieses Berglandes, von welchem herab der Goldreichthum hinabgeführt ist durch die strömenden Wasser und weit ausgebreitet und aufgeschwemmt wurde in den lockern, sandigen, thonreichen, eisenhaltigen, aufgeschwemmten Hügeln und Schichten, welche auch hier die Mittelstraße zwischen dem Hoch- und Flachlande charakterisiren, wie in Monamotapa, in Jafoglo, in Akim, und wie wahrscheinlich auch am obern Gambia und Masurado, am Westabfalle, worüber aber nur sehr unbestimmte Nachrichten vorhanden sind. Allein es ist doch constatirt, wie rings um diesen nordwestlichen Vorsprung des afrikanischen Hochlandes das Gold auf eine höchst merkwürdige und fast gleichförmige Art verbreitet ist und von seiner Mitte aus die Verbindung der entferntesten Völker bewirkt. So ist die Mandingoterrasse das Goldland für den Markt von Timbuktu von Anfang an gewesen, welcher vor Jahrhunderten wie heute mit seinem Goldstaube die Mauren von den Küsten des mittelländischen Meeres herbeilockt. Ebenso ist es die benachbarte Akimterrasse und das Land der Assianthan, welche nach Süden hin die Märkte der Goldküste (Jorge da Mina, Whydah, Benin) versehen, und die Terrasse von Bambuk ist es, welche gegen Westen hin den Factoreien der Portugiesen vor älteren Zeiten, und in neueren der Franzosen und Briten am Senegal und Gambia, ihr Gold lieferte. So ist auch weiter nach Osten hin das ganze Hochland über Koug, Degomdeh, Wangarah, goldreich. Nach „Barth's neuesten Reisen, 1849—1855," (Gotha 1858.) bildet in Timbuktu das Gold den Hauptgegenstand des Handels. Das Gold wird auf dem Niger aus Bambuk und aus Bure eingeführt, während von dem Golde aus dem Lande der Wangarana, den nordöstlichen Nachbarn der Assanti, Nichts mehr nach Norden, nur ein kleiner Theil noch nach Kano, das übrige nach der Seeküste im Süden der Goldküste, gebracht wird. Der Werth des jährlichen Goldumsatzes in Timbuktu betrug während Barth's Anwesenheit an 200,000 Thaler. Das Metall gelangt in Ringen auf den Markt, in Staubform hat es Barth wenigstens nicht gesehen. Ein Mithkal Gold wird 3—4000 Muscheln gleich geachtet, welche die gewöhnlichen Zahlungsmittel vertreten. Diese Gewichtseinheit Mithkal hat aber örtlich einen schwankenden Werth. Der Mithkal von Timbuktu entspricht gewöhnlich dem Gewichte von 96 Weizen- oder 24 Körnern des Charubenbanwas, während fünf timbuktusche Mithkal vier Mithkal von Mango gleich kommen. Nach unserm Gelde entsprechen 4 Mithkal Gold etwa 7 Thalern. Nach dem Golde ist das Salz der wichtigste Handelsartikel.

Mungo Park hat die mittlere Terrasse des Gebirgslandes im Osten von Bambuk näher besucht und jenseit der Wasserscheide zwischen Gambia und Senegal, den Samaku, den ersten linken Zufluß, welcher nordwärts zu dem Falemé strömt, erreicht und die Goldminen von Schrondo untersucht. Der Ort Schrondo liegt an der Südgrenze des goldreichen Landes Bambuk, eine Viertelstunde von sehr reichen Goldminen, welche nach Park's umständlicher Beschreibung ganz denen von Bambuk gleichen und durch Waschen aus dem losen

Sande und Quarztrümmern bearbeitet werden. Auch eine Tagereise weiter im Osten zu Dindikoo fanden sich gleiche Goldwäschereien. An beiden Orten wird der Sand in Taggruben bis 12 Fuß tief gewonnen. Er gehört nach Park dem angeschwemmten Boden der Urgebirgskette an, zwischen dem Flusse Falemé (Ba Faleme) und dem Flusse Fing (Ba Fing), oder dem obern Senegal, wo die Quarztrümmer zerstreut liegen und wo er mit einer gelben Erdart, mit Eisensteinen und Quarzkieseln vorkommt. Die Minen sind sehr reich; denn aus einem halben Pfunde Sand wusch, in Park's Gegenwart, die Negerin in Zeit von zwei Minuten, einen Gran Gold, also mehr als $^1/_{3000}$. Von Schrondo beginnt das wilde Felsengebirge Konkodu, mit Urgebirgsmassen, welche von Park ähnlich den corsicanischen rothen Graniten beschrieben werden.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß das Gold in Ringen auf den Markt von Timbuktu als Handelsartikel gebracht wird. Diese kommen gewöhnlich aus Wangarah, wo sie allgemeiner Nasenschmuck sind. Vor Allem aber in Menge und ausgezeichnet in Arbeit sind die Goldwaaren und Ornamente (trinket) aus Wangarahgold gearbeitet, z. B. Becher in Gestalt eines Adlers. Dieser Goldschmuck, bei den Arabern El Herrez (d. h. Zauber oder Talisman) genannt, besteht stets aus ganz reinem Golde, und so zeigt die Industrie wiederum diese Negervölker auf einer Culturstufe, die ihnen die gemeine Kenntniß nicht zuschreibt. Am geschicktesten sind die Fulah, welche feinen Golddraht, schöne Gewebe und Stickereien und die Bewohner von Timbuktu, welche die feinsten Goldarbeiten machen. Ueber die Marktpreise zu Sansanding und zur Vergleichung des Goldes zum Silberwerthe im Sudan macht Park folgende Angaben: 1 Mithkal Gold zu 12 Schill. 6 Pence Sterling ist gleich 3000 Kowries; 5 Mithkal zu 3 Pfund Sterl. 3 Pence. 1 Mithkal Gold wiegt 80 Gran = $^1/_6$ Unze Troy Gewicht. Ferner sind 20 Kowries = 1 Pence, 240 = 1 Schill., 4800 Kowries = 1 Pfund Sterl. an Werth. Der Sudan ist goldreich, aber arm an Silber. Die Differenz des Werths beider Metalle ist sehr groß. Nimmt man den Werth eines Dollars zu 9000 Kowries, so verhält sich auf dem Markte zu Sansanding der Werth des Goldes zum Silber wie 1 zu 1,5, dagegen in Europa wie 1 : 15, also eine außerordentliche Differenz. Das Silber hat daher in Afrika, welches die Natur damit sehr sparsam versehen hat, einen weit höheren Werth, als sonst irgendwo in der Welt. Zu Park's Zeit machten auf dem Markte zu Timbuktu 24 Mnalh't Goldstaub = 1 Mizan, 5,9 Mizan = 1 spanische Unze oder Golddublone. 20 Mizan Gold gelten in Timbuktu 1 Plattita, 30 Mizan ein Stück irländische Leinwand zu 25 Ellen und 40 Mizan einen Zuckerhut von einem Centner Gewicht. Der Export an der Goldküste betrug zu Park's Zeit jährlich 1000 Unzen Goldstaub zu 4000 Pfund Sterl., später 120,000 bis 180,000 Pfund Sterl. Der jährliche Export an Goldstaub hat oft 30,000 Unzen Gold betragen.

Die schon oben erwähnte Landschaft Wangarah ist von Caillié (Voyage à Tembouctou et Jenneh. Paris 1830. 2 Vol.) bereist worden. Er schildert sie als ein niedriges Sumpfland, dessen Boden sandig, thonig, mit Ocker und Eisen vermischt, Alluvialboden ist, in welchem das Gold nicht nur in großer Menge, sondern auch von vorzüglicher Reinheit vorkommt. Daher heißt das Land auch Belad el Tibbar oder Tebe, d. i. Goldland. In den höheren Gegenden sind massige Quarzfelsen, in welchen viel Gold eingesprengt ist und von welchen es die Bäche und Flüsse in die Niederung hinabführen. Namentlich führen die kleinen Gebirgsströme an der Südseite Wangarahs vom südlichen Kouggebirge viel Gold mit dem Alluvium hinab. (Die Angaben von Mungo Park's Reisen 1796 und 1805 in diese wilden, von Granitbergen durchzogenen Landschaften befinden sich in C. Ritter's Erdkunde I. Afrika S. 359. 360. 493.) Fast alle Gebirge des Abfalls von Hochsudan liefern nächst Eisen, Kupfer und Blei auch Gold, welches durch die Karawanen, welche von Timbuktu am Niger die große Wüste Sahara durchziehen, nach Marokko, Fez und Algier gelangt. Das Gold ist als Goldstaub, Tibbar, ein dem Sudan eigenthümliches Handelsproduct und fast jeder handelnde Neger geht mit seiner Tili-kissi oder Goldwage umher, weil das Metall hier noch Waare ist, weil seine Preise fluctuiren, je nachdem die Umstände, der Zufluß der Waare und der Fremden ist. Dagegen ist an vielen Stellen des Sudan der Salzumtausch von größter Wichtigkeit und Salztafeln gelten oft wie Goldbarren. Allen Hochländern oder allen Negervölkern, z. B. denen von Guinea, der Fulahterrasse, den Mandingo und fast allen Bewohnern des Sudan ist Salz ein Haupthedürfniß und ein Artikel des Luxus geworden, den je tiefer nach dem Innern nur der Wohlhabende und Reiche befriedigen kann. In Mandingo war der Preis einer Salztafel 2½ Fuß lang, 1 Fuß 2 Zoll breit und 2 Zoll dick 1 bis 2 Pf. Sterl.

Wie viel auch von dem Goldreichthume Afrika's gefabelt sein mag, so steht doch fest, daß die hauptsächlichsten Fundstätten des Goldes in den Alluvionen ist, welche ihren Ursprung den umliegenden, von Quarzgängen durchsetzten Granit- und Gneisbergen verdanken, die wichtigsten Golddistricte liegen zwischen den Parallelen von 12 und 10 Grad nördl. Br. sowol an der Ost- als Westküste und an der Südostküste zwischen dem 25. und 15. Grade südl. Br., der Insel Madagascar gegenüber. Die Südostküste, das Land Sofala und Mezambik, soll diejenige sein, von welcher schon zu Zeiten Salomo's Gold in großer Menge zur Ausschmückung des Jehovatempels ausgeführt worden und auf welcher das alte Reich Ophir vermuthet wird. Wir werden bei dem westlichen Asien, unter den Hebräern und Phöniziern, hierauf zurückkommen und die Fahrt nach dem Goldlande Ophir erwähnen. Das nördliche Afrika besitzt gar keine Goldwäschen. Ebenso haben die Versicherungen des Goldreichthums von Narea und Habesch im Osten vom Nile keinen in der Quelle bestätigten Grund für sich. Erwähnt wird noch das Land im heutigen Nubien, in welchem die

Blemyer der Griechen und Römer, die Bedja der Araber, die Stammväter der heutigen Bishareen, Ababde, Berber und sonstigen Araberhorden domicilirten. Durch arabische Autoren, später aber durch Burckhardt's Reisen sind uns Aufschlüsse und Beobachtungen geworden, welche für die Kenntniß Nubiens von großem Interesse sind. Nach ihnen gehörte das Volk und das Land der Bedjas dem alten arumitischen Reiche an, da, wo jetzt die Tigréterrasse die Trümmer einst wichtiger Orte, alter politischer und geistiger Herrschaft, den Schauplatz der Kämpfe des Christenthums und des Islams in sich schließt. Die Bedjas besaßen das Land zwischen Aegypten, dem Meere bei Dahlak und Suakim bis Habesch. Sie gewannen aus dem dortigen, dem Granite angehörigen Massengebirge außer Silber, Kupfer, Eisen und Blei auch Gold, auf welches sie bergmännisch gebaut haben sollen. Die schon unter den Ptolemäischen Königen bearbeiteten Goldbergwerke lagen, wie arabische Geographen berichten, an der Grenze Oberägyptens, am Berge Ollaky, in der Nähe von Aidab, in der Nähe des alten Berenice und diese sollen einen großen Verkehr herbeigeführt haben. Am Berge Ollaky, auf der Straße von Edfu ostwärts, in einer Schlucht zwischen Granitklippen, welche sich dem Systeme der Granitklippen von Assuan anreihet, am heutigen Gibel Zabonra, waren auch die berühmten Smaragdminen, welche Cailleaud im J. 1816 zwischen horizontalen Schichten vom Glimmerschiefergebirge wieder entdeckte. Plinius erwähnt diese Smaragde, qui eruuntur circa Copton oppidum Thebaidis in collibus, in Hist. Nat. XXXVII c. 17. Allein die Nachrichten über Nubien aus den frühesten Zeiten sind nur sehr unbedeutend, obgleich der ihm angehörige Staat von Meroë schon bei Herodot einen großen Namen führt und der Heerzug des Kambyses gegen die Aethiopier durch Nubien gehen mußte. Aus der alten Pharaonen Zeit gibt das alte Testament zwar Nachricht von dem Schätzen und der Herrlichkeit Aethiopiens, allein die Griechen und Römer, die christlichen und byzantinischen Autoren geben nur spärliche Nachrichten, und Nubien blieb selbst in der ersten Zeit der Blüthenperiode des Khalifates den arabischen Geographen und Historikern unzugänglich und unbekannt. Erst seit 1812 sind dem cultivirten Europa zuverlässigere Mittheilungen geworden, welche in der Hauptsache bereits oben bezeichnet sind.

Die Bevölkerung Arabiens, welche mit den Ostküsten Afrika's in steter Verbindung gestanden, deren Traditionen über ihre Abstammung an die Erzväter des alten Testaments anknüpfen, war reich an Schätzen, Gold und Edelsteinen. Allein die Naturbeschaffenheit der arabischen Halbinsel war und ist auch jetzt nicht dazu geeignet, solche Schätze zu produciren, da es ein Land mit weitgedehnten Wüsten und verhältnißmäßig aus wenigen, dazwischen gestreuten Culturstellen ist und somit seine Bevölkerung zu einem nomadisirenden Hirtenleben zwang. Nur die fruchtbaren südlichen Küstenländer erzeugten köstliche Producte, welche Veranlassung zu einem sich weit verzweigenden Handel theils mit eigenen, theils mit indischen und äthiopischen Erzeugnissen gaben. Dieser erstreckte sich schon frühzeitig bis nach Syrien und Unterägypten und so erhob sich in jenem gesegneteren, „glücklichen" Arabien und zwar zunächst an dessen Südwestküste das Reich der Himjariten, das durch seine Schätze und seine Königin Balkis so hochgefeierte Volk der Sabäer. Die sich über die südlichen Landschaften Arabiens verbreitenden Nachrichten der ältern Schriftsteller (*Strab.* XVI; *Diodor.* III, 47) erwähnen viele Städte, welche reich mit Tempeln und Palästen geschmückt und deren Wohnhäuser mit den kostbarsten Metallen und edelsten Steinen ausgestattet sind. Das Land wird als ein Eldorado geschildert. Kein Volk ist reicher als die Sabäer, die Alles, was Europa und Asien Begehrungswerthes hat, besitzen und umsetzen, die Ptolemäer wie die Syrer mit Gold bereichern und die industriösen Phönizier mit den kostbarsten Waaren versahen (Agatharchides I, 64). Selbst die Königin von Saba, als sie von Salomo den Namen Jehova's hörte, kam nach Jerusalem mit großer Pracht und gab dem Könige 120 Talente Goldes und sehr viel Gewürz, und kostbare Steine und kostbare Gefäße (1 Kön. 10, 2. 10.). Allein Gold zeugte das Land der Königin nicht, und wenn spätere Schriftsteller (*Artemid.* bei *Strab.* XVI, 4) von der großen Kostbarkeit des Geräthes bei den reichen arabischen Völkern berichten, so waren diese wol nur erst durch Tauschhandel erworben (*Diod.* III, 47) oder durch Abgaben fremder Kaufleute erzwungen, denn so berichtet z. B. Plinius (XII, 14. 15.), daß kein Fremder die Stadt Sabbatha eher verlassen durfte, bis er an den Sonnentempel daselbst den zehnten Theil seines Einkaufs und an den König bestimmte Lieferungen an Gold und künstlichen Arbeiten entrichtet hatte. C. Niebuhr (Beschreibung von Arabien S. 141) und L. Burckhardt (Reisen in Arabien) erklären mit Bestimmtheit, daß in Arabien kein Gold sei, und alle Nachforschungen der neuren Zeit nach einheimischen Golderzen in Arabien waren vergeblich. Kein einziger Reisender hat die geringste Spur eines dortigen Vorkommens von Gold weder in Flüssen noch in Bergwerken erspähen können. Das Gold der alten Sabäer wird daher kein anderes gewesen sein, als das aus den östlichen Gestaden Afrika's, aus dem dem Sabäerlande gegenüberliegenden Aethiopien, wohin die goldgierigen Phönizier und Araber einen bedeutenden Handel hatten, wo die Küste von Sofala als Goldland später den Portugiesen so bekannt wurde, und wo, wie J. Bruce durch seine Forschungen nachweist, allerdings früher ein sabäisch-afrikanisches Reich existirt hat. Das gegen Südwesten am erythräischen (rothen) Meere gelegene, schöne und fruchtbare Land der Himjariten (Joctaniden), Yemen, war der alte Culturstiz von Saba und erzeugte Weihrauch, Myrrhe und den sogenannten Mekkabalsam. Mit diesen Gegenständen wurde ein wichtiger Handel mit den Nachbarvölkern, verführt zu den Aegyptern, Persern und Indern wie zu den Griechen und Römern, getrieben. Auf diese Erzeugnisse gründet sich die geographische Benennung des glücklichen Arabiens, Arabia felix, welche wir zuerst bei Diodor und Strabon finden. Das ganze Innere des arabischen Landes ist

aber eine baumlose Wüste, nur in Oman (zwischen Jailan und Batna) ist eine Reihe wohlcultivirter Oasen und es erheben sich nur einige Gebirgsketten, deren höchster, waldbedeckter Gipfel, Dschebel Akhdar, sich bis 6000 Fuß Höhe über dem Meeresspiegel bei Maskat erhebt (*Wellstedt*, Travels in Arabia 1838. Vol. I.). Allein Gold ist auch in diesen Gebirgsketten nicht gefunden. Der Prophet Jesaias (60. V. 6) singt zwar: „Sie werden aus Saba kommen, Gold und Weihrauch bringen." Aber Arabien und die von indischen Ansiedlern bewohnte nahe Insel Socotora (die Insel des Dioscorides) waren Mittelglieder des Welthandels nach Indien und der Ostküste von Afrika und die Producte dieser Länder wurden gemeinhin mit denen von Hadhramaut und Yemen verwechselt. Die lange Reihe vorzüglicher Geographen, welche die arabische Literatur uns liefert, durch welche die Erdkunde vor den Entdeckungen der Portugiesen und Spanier eine größere Bereicherung wie nie zuvor erhalten hat, erwähnt nirgends ein Vorkommen von Gold als Erzeugniß des arabischen Bodens.

Das Uebergangsgebiet von Aegypten nach Arabien nimmt einen großen Flächenraum zwischen den beiden sich gegenseitig nähernden Erdtheilen, Afrika und Asien, ein. Im Alterthume hat man vielfach die Grenzen Arabiens erst in Aegypten, am Tigris und Euphrat gestellt, mit den Culturländern es schließend. Hierher gehören daher noch die Sinaihalbinsel, das Kupferland der Aegypter des alten Reiches und die Felsthäler von Petra. Ein Hauptsitz des einst so mächtigen Handelsvolkes der Nabatäer war Petra, der Stapelplatz kostbarer Waaren für Tyrus und Sidon. Zwischen Petra und Zoar lag Phaeno, ein Flecken in der Wüste, in welchem die Verbrecher zum Grubenbau der Erze verurtheilt wurden. Nach Andern wird die Lage von Phaeno südlich von Dedan benachbart bestimmt. Bei Eusebius (De Martyrib. Palaest. c. 7) heißt es, daß zur Zeit des Maximilianus II (d. i. zur Zeit Diocletian's, 300 n. Chr.) bei der Christenverfolgung sehr viele der Märtyrer „ad metalla eruenda damnati sunt" und „omnes ad aeris metalla, quae sunt apud Phoenum Palaestinae, damnavit." Unter dem Artikel: κατὰ τὰ χρυσᾶ ὄρη bei Eusebius, „id est ad aurea" bei Hieronymus wird einer Phaeno noch einmal als identisch mit dieser Goldmine gedacht, welche aber, wie Hieronymus sagt, zu seiner Zeit zusammengestürzt sei. Er sagt: „sunt autem montes auri fertiles in deserto procul undecim mansionibus a Choreb, juxta quos Moyses Deuteronomium scripsisse perhibetur (nämlich im 5. B. Mos. 1, 1, wo aber kein Phaeno, sondern Disahab, d. i. Goldhafen, genannt wird), sed et metalli aeris Phaeno, quod nostro tempore corruit montes venarum auri plenos olim fuisse vicinos existimant." Die Ortslage von Phaeno oder Phunon ist von neueren Reisenden, wie C. Ritter in seiner Erdbeschreibung 14. Th. S. 127 bemerkt, noch nicht wieder aufgefunden. Burckhardt identificirt das heutige Tafyle mit dem alten Phaenon oder Phynon, Φοινών, oder Phana, Robinson dagegen will das heutige Tufileh und das Theophich des alten Testaments als ein und dasselbe bezeichnen. Das im 5. B. Mos. 1, 1 erwähnte Disahab der Hebräer ist nach Burckhardt vielleicht der jetzt Dhahab, sonst Dahab, Mersa Dehab oder Mina Dahab, d. i. Goldhafen, benannte Hafen am ailanitischen Meerbusen. Gesenius fügte dieser Ansicht Burckhardt's hinzu, daß Sahab im Hebräischen „Besitzer des Goldes" heiße, also einen Fundort des Goldes bezeichne. Büsching (Erdbeschreibung XI, 1. S. 621) hat hierüber nur unbestimmte Notizen, Wellstedt (Travels in Arabia) widerlegt aber vollständig die Meinung, es sei hier ein Goldhafen, der Boden führe hier Gold, dadurch, daß ein an gelbglänzenden Glimmerblättchen reicher Sand, so genanntes Katzengold, hier nur vorkomme und daher zu obiger Bezeichnung wol Veranlassung gegeben habe. Die Araber nennen das Gold noch heutzutage Dahab.

Die Gebirgsart der Sinaihalbinsel gehört zum Centralsysteme der metamorphen Gesteine, feinkörniger Syenit mit Porphyren wechselnd und von des letzteren Gängen durchsetzt, ist vorwaltend. Russegger, welcher den Weg vom Sinaikloster durch das Wadi el Sheikh bis zu jener Stelle, wo sich die Karawanenwege nach Suez gegen Nordwesten, der zum Dschebel Tyh gegen Norden und nach Akaba Aila gegen Nordosten, trennen, fand grobkörnigen, rothen, großkrystallinischen Granit als das Hauptgestein der ganzen Centrale des Sinai, der im Wadi el Sheikh von häufigen und mächtigen Dioritgängen durchsetzt ist. Nirgends ist in diesen Gebietstheilen Gold gefunden worden, und doch spricht die Geschichte der Völker, welche diese und die nächstliegenden Länder an den östlichen Gestaden des Mittelmeeres, Palästina und Syrien, inne hatten, von dem Luxus und der Pracht ihrer goldenen Zierathen und Geräthe.

Die Phönizier, ein Name, der im Alterthume auf die Bewohner des Jordanthales und auf alle arabischen Stämme ausgedehnt wird, die Amalekiter (Amalekäer), welche ursprünglich in Yemen wohnten, dann über Mekka und Medina sich nach Kanaan und Syrien verbreiteten und in arabischen Urkunden als zu Joseph's Zeit über Aegypten herrschend genannt werden (Ewald, Geschichte des Volkes Israel I. Bd. und Bunsen, Aegypten Buch III.), waren die thätigsten Vermittler vom indischen Meere bis in den Westen und Norden des alten Continents. Ein kühnes, allbewegtes Handelsvolk, vertraut mit Schiffahrt und Karawanenhandel, traten die Phönizier von den Kassiteriden an bis südlich von der Straße Bab el Mandeb tief innerhalb der Tropenregion in Contact mit den Erzeugnissen der verschiedenartigsten Klimate hervor. Sie hatten Handelsniederlassungen in dem nordöstlichen Theile des arabischen Meerbusens in den Häfen von Eleath und Ezion-Geber, wie im persischen Meerbusen zu Aradus und Tylos und trieben Karawanenhandel nach dem glücklichen Arabien und die westlichen Gestade des persischen Meerbusens. Der phönizisch-jüdische Handelsverkehr war das vermittelnde Element zwischen der westlichen Küste der indischen

albinsel und der Ostküste von Afrika. Durch eine solche mmercielle Thätigkeit flossen in den alten berühmten äfen von Sidon und Tyrus alle Schätze der Welt zu- mmen und das phönizische Leben hatte sich zu einer welgerisch-üppigen Pracht herausgebildet. So fand avid an dem tyrischen Könige Hiram eine Stütze zur eförderung eines ähnlichen Luxus auch an seinem Hofe. r ließ zu Jerusalem einen glänzenden Palast erbauen nd umgab sich mit der vollen Pracht orientalischen errscherthums. Seine Nachfolger, Absalon und nach m Salomo, verfolgten dieselben Luxuspläne in noch el höherem Maße. Salomo's Verbindung mit dem ichen Aegypten, sein inniges Verständniß mit dem Kö- ge Hiram, die von Ezion-Geber aus gemein- schaftlich unternommene Fahrt der Tyrier und sraeliten durch die Meerenge Bab el Mandeb ach Ophir brachten viele kostbare Waaren und Schätze n Gold nach Jerusalem und gaben dem Lande einen ihm s dahin unbekannt gewesenen Reichthum, von welchem e Bücher des alten Testaments so viel sprechen. Denn wol aus dem Alterthume der Phönizier als aus dem r Hebräer sind sachliche Zeugen nicht vorhanden und ur wenige, unscheinbare Reste phönizischer Kunstthätig- it sind erhalten worden und alle Quellen über das Volk r Hebräer bleiben auf schriftliche Urkunden beschränkt.

Schon vor den Salomonischen Zeiten wird in dem ten Testamente das Gold als ein Hauptornament wähnt. Gold und zwar feines Gold wurde schon zu oses' Zeit zum Schmucke der Bundeslade und zu allem ltar- und Opfergeräthe verbraucht. Der Gnadenstuhl ar aus feinem Golde gemacht; die zwei Cherubim an ssen beiden Enden waren von dichtem Golde und die uchter, Lampen und alle Gefäße von centnerschwerem olde (2 Mos. 37). Die Ausstattung der ganzen Stifts- itte war dichtes, lauteres Gold (2 Mos. 25). Der chaubrodtisch war mit reinem Golde überzogen, ebenso r Räucheraltar. Wahrscheinlich war alles dieses Gold us dem mitentführten äthiopisch-ägyptischen Gold- räthe gefertigt, bei ihm kommt der Name Ophirgold cht vor. Das goldene Kalb (2 Mos. 32) ließ Aron us den goldenen Ohrringen des Volkes gießen. Gideon hafte aus eben solchen Ringen und goldenen Stirn- indern der Midianiter ein goldenes Götzenbild und ein im Schmuck desselben bestimmtes, golddurchwirktes Ephod richt. 8, 24).

Der dem Luxus der Westländer sehr geneigte und on diesen begünstigte Salomo führte prachtvolle Bau- n aus, von denen das Haus, welches er Jehova nte, sich durch kostbaren Schmuck von Gold auszeich- te. Derselbe war von dem tyrischen Meister Hiram blf (1 Kön. 7, 14) gefertigt, denn die Hebräer ver- anden sich wenig auf Handwerk. Der größte Theil der andwerker in Palästina gehörte dem philistäischen und önizischen Stamme an und unter ihnen waren nament- ch die Metallarbeiter, die Gold- und Silberschmiede, elche die baulichen Ornamente ausführten. Da die ebräer selbst keinen Bergbau betrieben (Winer, Bibl. ealwörterbuch. 3. Aufl. Art. Bergbau), so bezogen sie alles Gold, Silber und Kupfer durch den phönizischen Handel, durch welchen auch die hebräischen Könige die kostbaren Prunkgeschirre erhielten. So heißt es 1 Kön. 10. V. 21: „Und alle Trinkgefäße des Königs Salomo waren von Gold und alle Geräthe des Hauses vom Walde Libanon waren auch lauter Gold, denn des Silbers achtete man zu den Zeiten Salomo's nicht." — Der prachtvolle Thronstuhl des Königs Salomo war, wie der biblische Bericht darüber lautet (1 Kön. 10. V. 19; 2 Chron. 9. V. 17), durchaus von Elfenbein und mit reinem Golde überzogen. Sechs Stufen führten zu ihm empor und er hatte einen goldenen Fußschemel davor. Die glanzvolle Ausstattung des Jehovatempels, wie solche von Gold strotzend beschrieben wird, ist 1 Kön. 7, 48 und 6, 20. 22, ferner 1 Chron. 28, 18 und 2 Chron. 29, 18 verzeichnet.

Zu dieser prachtvollen Ausstattung des heiligen Hauses Gottes hatte schon David (1 Chron. 30, 4) „3000 Centner Goldes von Ophir" gespendet. Salomo selbst ließ eine Flotte bauen, der König Hiram gab ihm seekundige phönizische Schiffsleute und auch tyrische Schiffe, und so wurde die von Ezion-Geber am ailanitischen Golfe ausgehende Hiram-Salomonische Ophirfahrt unternommen, von welcher im alten Testamente so viel gerühmt wird. Die Waaren, welche aus Ophir eingebracht wurden, waren Gold, Silber, Sandelholz (algummim), Edelsteine, Elfenbein, Affen (kophim) und Pfauen (thukkiim). Gold war das Hauptproduct der Ophirfahrt, welches bei den hebräischen Autoren absolut mit dem Namen Ophir bezeichnet wird. So spricht der Psalmist (45, 10) von Salomo: „In deinem Schmuck gehen der Könige Töchter, die Braut steht zu deiner Rechten, in eitel köstlichem Golde." Der Prophet Jesaias (13, 12) erwähnt, wo er den Fall Babels weissagt, „daß ein Mann theurer sein soll, denn feines Gold, und ein Mensch werther, denn Goldstücke aus Ophir." So erwähnt Hiob 28. V. 16 ophirisch Gold. Im 1. B. der Kön. 9. V. 26—28 heißt es: Und Salomo machte auch Schiffe zu Ezion-Geber, die bei Eloth (Aeláth oder Aelôth und Es,sjongéber nach Ewald) liegt, und Hiram sandte seine Knechte in Schiffen Salomo's, und kamen gen Ophir, und holeten daselbst vierhundert und zwanzig Centner Goldes (oder 450 Centner im 2. B. der Chron. 8. V. 18), und brachten es dem Könige Salomo. „Des Goldes aber, das Salomo in Einem Jahre kam, war an Gewicht sechshundert und sechsundsechzig Centner" (1 Kön. 10. V. 14). Dies würde etwa 20 Millionen Thaler betragen. Die Stelle bei Jeremias 10. V. 9: „Silbernes Blech bringt man auf dem Meere her, Gold aus Uphas, durch den Meister und Goldschmied zugerichtet," scheint eine blos verschiedene Schreibform von Ophir zu sein, welche leicht aus Verwechselung hebräischer Buchstaben hervorgehen konnte, wo Uphas ein sonst unbekanntes Land bezeichnet. Der Ausdruck im 2. B. der Chron. 3. V. 6: „Und überzog das Haus mit edlen Steinen zum Schmuck: das Gold aber war Parvaim-Gold" ist in sofern zweifelhaft, als zu dem Salomo-

nischen Tempel, von dessen Bau hier die Rede ist, immer nur Gold von Ophir verwendet ward. In den Versen 5 und 8 wird das Parvaimgold als das beste Gold genannt. Nach einer Ableitung aus dem sanskritischen Worte pûrva, d. i. vorn, östlich, scheint dies ein gemeiner Name für Ostgegenden überhaupt zu sein.

Ophir war also das berühmte Goldland der alten Hebräer, Salomo's Eldorado, dessen Localisirung bei dem vollständigen Mangel aller classischen Autoren bis jetzt noch zweifelhaft ist. Denn weder Griechen noch Römer haben den Namen von Ophir, noch die Fahrt dahin gekannt und nur den gelehrten Untersuchungen der ausgezeichnetesten neuern Orientalisten in Beziehung auf sprachliche, räumliche und ethnographische Verhältnisse ist eine Aufklärung über diese urälteste Begebenheit zu danken, welche auf die Wechselbeziehung commercieller Verbindungen, Schiffahrten und Traditionen zwischen dem erythräisch-indischen Oriente und Occidente hinweist.

Ophir (Opheir, Sophir, Sophara, das sanskritische Supara des Ptolomäus) wird von dem gelehrten Quatremere in einer Abhandlung (Mém. de l'Acad. des Inscriptions T. XV. P. 2. 1845. p. 349—402, sur le pays d'Ophir) für die östliche Küste von Afrika, die Küste von Sofala an der Grenze der Zendjes (Zingues, Zangue-bar) gehalten. Denn Afrika hat den allgemeinen Ruhm eines Goldlandes seit ältester Zeit bis heute auf ganz gleiche Weise bewahrt, kein anderes Land vor Amerika's Entdeckung gab mehr Gold als Afrika; es gab den Goldstaub in gediegenster Reinheit; der Gewinn durch die Wäsche war von der einfachsten Art. Daher vereinten sich die goldgierigen Phönizier gern mit dem prachtliebenden Salomo, der ihnen den Hafen am rothen Meere zu weiten Expeditionen einräumte. Nach dem Verfalle der Phönizier unterhielten einen solchen Goldhandel die Römer und Byzantiner in Barbaria; denselben Verkehr, um gegen Waaren Gold einzutauschen, setzten die Araber durch das ganze Mittelalter auf ihren Fahrten bis Madagascar fort; sie besuchten die Küste von Sofala ebenso häufig, als später im 16. Jahrh. die Portugiesen. J. Bruce (Reisen zu den Quellen des Nils. 1. Bd. Buch II. Cap. 4. S. 480—484) stellt ebenfalls die Behauptung auf, daß die Salomonische Schiffahrt nach Ophir zu der so goldreichen Ostküste von Afrika gegangen sei, über welche sich die damalige Sabäerherrschaft noch sehr weit südwärts gegen Melinde, ja noch über den Aequator hinaus, Madagascar gegenüber bis nach Sofala, ausgedehnt habe. Allein die Angaben Bruce's werden dadurch vielfach widerlegt, daß für ein sabäisches Reich über Sofala hinaus ein historisches Datum nicht vorhanden ist. Daß aber ein Goldhandel zwischen Arabern und den Völkern jenseits des früher blühenden arumitischen, äthiopischen Königreichs betrieben worden, durch welchen gegen Ochsen, Eisen und Salz Goldkörner und Goldbarren eingetauscht wurden, wird von Cosmas Indicopleustes im 6. Jahrh. berichtet (Cosmas Indic. in *Melchisedec Thevenot*, Relation de divers voy. Paris 1696. I. c. I. fol. 23). Und wie lebhaft dieser Verkehr schon in den Jahrhunderten unmittelbar vor Cosmas Indicop war, geht aus den Bestrebungen der Arianischen Missionen und Gesandtschaften des Kaisers Constantius zu den Arumiten hervor. Nach Heeren (Ideen über den Verkehr und Handel der Völker der alten Welt. 3. Aufl. 1. Th. 1. Abth. Beil. 1) wird Ophir nicht als ein einzelner Handelsort, sondern überhaupt als reiche Länder, südliche Handelsplätze an den Küsten des glücklichen Arabiens, Afrika's und Indiens verstanden, ferner Orte in dem Sinne gen Süden. Nach Tychsen's Etymologie bedeutet das Wort Ophir in Arabischen „reiche Länder." Der gelehrte Hebraist Gesenius (Thesaurus linguae hebr. T. I. p. 141 und derselbe in seiner meisterhaften Abhandlung von Ophir in dieser Encykl. d. W. u. K. 3. Sect. Leipzig 1833. 4. Th. S. 201—204) bemerkt, daß das Gold von Ophir, welches Salomo's Schiffe gebracht haben, dabei weitem wichtigste Product, der wichtigste Handelsartikel gewesen sein müsse, und zwar müsse dieses Gold eine besonders feine und geläuterte Art des Goldes gewesen sein, da „Gold von Ophir" wiederholt als das kostbarste Gold genannt werde. Und die Fülle des Ophirgoldes komme erst, historisch documentirt, aus weiter Ferne durch Meerschiffahrt und Welthandel wie nie zuvor nach Jerusalem, zumal unter Salomo, der 40 Jahre in Frieden und Glanz regierte, vom Jahre 1015—972 vor Chr. Geb. Gesenius hält die Annahme, die Küste von Sofala sei das alte Ophir, eine Annahme, welche auch Huetius, Montesquieu, D'Anville, Rennel und andere bedeutende Forscher mit den gewichtigsten Gründen unterstützen, für unwahrscheinlich, er hält vielmehr die Südgestade Arabiens, das berühmte Weihrauchland, für das antike Ophir. Die wichtigsten Gründe hierfür findet er in der genealogischen Urkunde des 1. B. Mos. 10. V. 29, wo der Geschlechtsname Ophir als eines der zwölf Söhne Joktan's vorkommt. Die „Wohnungen der Kinder Joktan's" waren aber zwischen Mesa oder Mesha (Musa) bis Sephar (die älteste Σαφάρ, die spätere Dhafar, Dhofar im Weihrauchlande, jetzt Jsfor), an dem „Berge gegen Morgen," welches seit frühester Zeit als Emporium in großem Waarenverkehre mit dem weiten Oriente stand und zunächst als jenes Ophir angesprochen werden könnte. Dem großen Weltverkehre Südarabiens mit Phöniziern, Aethiopiern und Jndern konnte das Reich der Sabäer jene Gewürze, Stoffe, Metalle, Kostbarkeiten und Kunstarbeiten verdanken, von denen schon in den frühesten Perioden, vor den ersten Ptolemäern bis in die Salomonischen Zeiten die Rede ist. Noch zu Kaiser August's Zeit lockten die Reichthümer derselben Südküste Arabiens den Aelius Gallus mit seinen Legionen dahin. Zu den wichtigsten Gründen, Ophir auf dem Südgestade Arabiens zu fixiren, rechnet Gesenius, und nach ihm Tuch, die nicht ganz zu verwerfende Tradition in dem Fragmente des Eupolemos (bei *Eusebius*, Praepar. ev. IX, 30), der eine „an Goldgruben reiche Insel Urphe" (Οὐφή, nach Gesenius richtiger Οὐφί oder Οὐφίν zu lesen), d. i. Ophir, im rothen Meere nannte,

wohin König David Bergleute geschickt, welche von da das Gold nach Judäa gebracht hätten (*νῆσον κειμένην ἐν τῇ Ἐρυθρᾷ θαλάσσῃ*). Gesenius bemerkt aber auch, daß, wenn viele Forscher die südliche Halbinsel Arabien, Jemen oder Oman, für das Ophir und Ziel der Salomonischen Fahrt halten, doch auch für ein weiteres Ziel, für Indien, wichtige Gründe und bedeutende Autoritäten sprechen, und daß es schwer sei, sich zwischen Indien oder Arabien zu entscheiden, da außer der Natur der ganzen indischen Welt auch in den Ortsnamen selbst beachtenswerthe Zeugnisse sich darbieten, ein indisches Gestade für das Ziel der Ophirfahrt zu halten.

Einer der genausten Forscher der Alterthumskunde Indiens, welcher zugleich der umfassendste Kenner seiner Sprachen und Völker ist, der Verfasser der Pentapotamia indica, mit welcher eine ganz neue Aera für die quellengemäße und kritische antike Geographie und Ethnographie des Orients eröffnet ward, hat auch für Ophir einen neuen Weg angebahnt. Chr. Lassen (Indische Alterthumskunde. Bonn 1843. I. S. 538) versetzt Ophir an den Indus, und behauptet, daß die Namen für die Waaren, welche die Salomonischen Schiffe aus Ophir zurückbrachten, nicht hebräisch, sondern indisch sind. In dem hafen- und productenreichen Gestade von Abhira, zwischen dem Indusdelta und dem Golfe von Cambay, nordwärts des 20. Grades nördl. Br., wohin zur Zeit des Periplus maris Erythraei noch alle kostbarsten Waaren aus dem Süden Indiens und von Taprobane (Ceylon mit ihrer östlichen Inselgruppe der Malaien) auf den Markt von Barygaza kamen, um von da westwärts in den verschiedenen Zeiten durch phönizische, ägyptische, arabische, persische Flotten dem Abendlande zugeführt zu werden, sei das Ophir des höchsten Alterthums anzuerkennen. Da Gold das Hauptproduct war, das aus Ophir kam, so war die Halbinsel Guzerat, in der Nähe der Abhira und des Weltmarktes von Barygaza, in Kattiwar nicht ganz ohne Gold; denn noch heute sind dort in den beiden Nordflüssen dieser Halbinsel, die sich zum Golf von Kutch ergießen, zumal am Aji Goldsandwäschen. Das reichste Goldland aber, welches Abhira, die indische Küste von Ophir, mit diesem edeln Metalle in solcher Fülle für den Salomonischen Tempelbau versehen konnte, waren die Stromgebiete des obern Indus und Satadru (Sutledsch) mit allen ihren Zuflüssen an den Nordgrenzen Hindostans gegen Ost- und Westtibet und zumal gegen das letztere, Leh oder Ladakh und Baltistan. Eben hier ist, wie Karl Ritter in seiner meisterhaften Schilderung (Erdkunde III, 631 und XIV, 411) angibt, das Land der Herodotischen goldholenden Inder, wie der Dardi, Daradä, bei Megasthenes, Arrian, Strabon und Plinius, auf den Grenzen von Kleintibet oder Polti am Indus, jetzt Dirias genannt, wo im Gebirgslande Daward von den britischen Reisenden das Volk der Dards (Durds) und ihre Goldgruben, sowie in Iskardo am Baspaflusse durch Vigne wieder entdeckt sind (*G. T. Vigne*, Travels in Kashmir, Ladak, Iskardo etc. London 1842. Vol. II. p. 287). Es ist das Land antiker Sanskrit-Geographie, Uttara Kuru, d. i. der Diener des Kuvéra, d. i. desjenigen Gottes, der dem Reichthume vorsteht, des Beschützers der Handelsleute, seit urältester Zeit. Die Abhira, welche als Anwohner des untern Industhales im Hirtenstande aus den obern Thalgebieten desselben bis zur Küste herabgerückt waren, konnten im Besitze von bedeutenden Goldmassen sein, die sie zur Salomonischen Zeit, noch in den Anfängen ihrer Civilisation geringen Werth darauf legend, gleich andern Völkern auf ähnlicher Culturstufe, gern an fernher kommende, phönizische und hebräische, Schiffer für fremde Gegenstände austauschen mochten. (Vergl. *Alex. v. Humboldt*, Examen crit. de l'hist. de la Géogr. II. p. 42. Derselbe Asie centrale I. p. 157. Keil, Ueber die Hiram-Salomonische Schifffahrt nach Ophir und Tarsis, in den Dorpater Beiträgen z. theol. Wissensch. S. 40—45, und *Reinaud*, Relation des Voyages faits par les Arabes dans l'Inde et en Chine T. I. 1845. p. XXVIII.)

Die älteste Autorität, Ophir in Indien zu finden, ist die Septuaginta, in welcher die Dolmetscher den Ortsnamen Ophir überall an den verschiedenen Stellen im Hiob, in den Büchern der Könige und der Chronika durch *Σουφίρ*, *Σουφείρ*, *Σωφίρ*, *Σωφείρ*, *Σωφαρά*, *Σωφήρα* wiedergeben, und Sophir überhaupt nach einheimischen koptischen Lexikographen der Name der Kopten für „Indien mit seinen Inseln" ist. Eine solche Identificirung von Ophir, im Buche der Könige und der Chronika, mit dem Sophir der Septuaginta nimmt auch Flavius Josephus an, der in seiner Archäologie behauptet, daß die Salomonische Fahrt nach Indien gegangen sei, welches in der alten Zeit Sophira geheißen, gegenwärtig aber die Chryse sei (Antiquit. Ind. VIII. 6. §. 4. ed. *Havercamp.* T. 1. fol. 437: *Σωφίραν, νῦν δὲ χρυσῆν γῆν καλουμένην, τῆς Ἰνδικῆς ἐστὶν αὕτη ....*) Hiermit konnte etwa die Chryse oder Aurea Chersonesus des Ptolemäus (VII. 2. fol. 176) gemeint sein.

Die Hauptpunkte zur Erörterung der Ophirfrage sind von jeher in viele Fabeln verwickelt worden. An den verschiedensten Auslegungen dieser Frage hat es von jeher durch alle Zeiten bei den gelehrtesten und scharfsinnigsten Männern nicht gefehlt und von jeher bis jetzt sind die divergirendsten Resultate herausgekommen. Selbst die Meister auf dem Felde der Sprachforschung, Quatremère, Gesenius, Lassen, weichen in ihren Ansichten sehr von einander ab, und wir erwähnen hier nur noch, daß schon Calmet jenes Ophir nach Armenien, Hardt nach Phrygien, Olderman nach Iberien verlegte, während M. Lipenius es mit Flav. Josephus in der Aurea Chersonesus, Hadr. Relandus und Will. Ouseley auf Ceylon, Macdonald in Sumatra zu finden glaubte; Dapper, Th. Lopez, J. Bruce in Sofala und Mosambique, Montesquieu und D'Anville an der Ostküste Afrika's. Noch weiter gingen Arias Montanus, P. Fr. Pfeffelius und Andere, welche es in Peru suchten, während der große Entdecker Columbus der Ueberzeugung war, es in Westindien aufgefunden zu haben, als er auf seiner dritten Reise an den König von Spanien schrieb, daß nun der

Berg Sopora, welchen des Königs Salomo Schiffe drei Jahre zu erreichen brauchten, auf der Insel Haiti mit allen seinen Schätzen in den Besitz der spanischen Majestäten gekommen sei. An einem andern Orte sagt Christoph Columbus, immer in der Hoffnung Ophir zu erreichen: „Die Herrlichkeit und Macht des Goldes von Ophir sind unbeschreiblich. Wer es besitzt, thut, was er will in dieser Welt; ja es glückt ihm sogar, die Seelen aus dem Fegefeuer in das Paradies zu ziehen (llega á que echa las animas al paraiso)." Vergl. *Alex. v. Humboldt*, Examen critique. T. I. p. 70 u. 109; T. II. p. 38—44.

Welche Gegend man unter Ophir, dem antiken Goldlande der Hebräer, verstehen soll, ist also bis jetzt noch nicht ausgemacht (Fr. Chr. Schlosser, Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt. Frankf. a. M. 1826. 1. Th. 1. S. 231), sondern nur zu einer oder der andern Wahrscheinlichkeit herangereift, da das Gebiet des Ophirhandels ebenso erweitert werden konnte, wie eine phönizische Tartessusfahrt Cyrene und Carthago, Gadeira und Cerne und eine Kassiteridenfahrt zugleich die Artabrer, Britannien und die cimbrische Ostküste berühren konnte.

Die ältesten Nachrichten über die im Alterthume berühmten Goldgruben in dem alten Arabien geben uns Agatharchides, Strabon und Diodor. Sie liefern fast einstimmige Zeugnisse, wie reich das Land an Gold gewesen sei. Agatharchides (De rubro Mari, ed. *Hudson* p. 60 u. 64) erzählt, daß im Lande der Königin Saba, bei Alilaëern und Cafandrinen, das Gold in gediegenen Gängen zu Tage ausgegangen sei, daß es in ungeschmolzenen Massen (ὄγκοι) von der Größe der Olivenkörner bis zur Nußgröße vorgekommen. Diodor (III, 45) führt an, daß in Arabien das Gold zum Theil gediegen und nahe an der Oberfläche gefunden wurde. Die Kaufleute aus Saba und Räma (beim Ezechiel 27. V. 22 und 28. V. 13) brachten Gold auf die Märkte nach Tyrus zu Kauf. Der geistreiche Geograph von Amasea, Strabon, der sich selbst nachsagt, wie er einen beträchtlichen Theil des Römerreichs mit eigenen Augen gesehen, „von Armenien bis an die tyrrhenischen Küsten, vom Eurinus bis an die Grenzen Aethiopiens," spricht von Gold, Silber, Kupfer und Eisen. Allen diesen Angaben gegenüber finden sich doch gegenwärtig nur Eisen- und Kupfererze, wie solche Russegger und Rüppel im Wadi Nasb in dem Sinaisandsteine beobachtet haben; es sind hier verlassene Eisenstein- und Braunsteingruben und verlassene Hütten- und Grubenwerke, in welchen letzteren allerdings ungeheure Massen von kupferreichem Gesteine, dessen Erze in der Analyse 18 Proc. Kupfer lieferten, noch zu sehen sind. Wir kennen ferner die alten berühmten Kupferminen im Eingange des jetzigen Wadi Machara, jene Schluchten, welche bereits unter den ägyptischen Königen der vierten Dynastie, unter Choops-Chufu, bearbeitet wurden. Allein von Goldbergbau finden sich keine Spuren. Burckhardt erwähnt, daß er im Thale des Zerka (Jabok), etwa eine Stunde fern, wo er von den Bergen in die Ebene tritt, die man Tellul el Dahab (Goldhügel) nannte, mehre Hügel gefunden habe, welch denselben Namen haben, weil darin nach der Sage ein Goldmine liege. Sollten die Spuren von den ehemaligen Goldbergwerken ganz verschwunden sein? Und sollt das Gerücht von Arabiens reichem Golde wirklich nu dem einträglichen Handel der Phönizier zuzuschreiben sein?

Die Hauptstellen von dem alten Bergbaue de Aegypter finden wir bei Diodor I. und namentlic III, 12—15, welche letztere aus Agatharchides De rubro Mari entnommen ist. Sie bekunden, daß di Alten die Erze nur an der Oberfläche suchten und dabe ein ganz kunstloses Verfahren anwendeten. Erst nach Entdeckung des Eisens verfertigten sie Instrumente zum Eindringen in die Tiefe, wie aus dem Mosaischen Zeitalter und aus dem Buche Hiob hervorgeht. Der Grubenbau erlangte hierdurch eine Vervollkommnung, wa aber, wie Diodor sagt, ebenso weitläufig als beschwerlich und kostbar. Auch über das Hüttenwesen der alten Aegypter gibt Agatharchides in einer Stelle beim Diodor eine Erläuterung, und zwar beschränkt sich seine Nachricht nur auf die Gewinnung des Goldes aus dem Erze Die zu Tage geförderten Erze wurden in Mörsern aus hartem Granit, oder nach Dioscorides (V. 109) aus äthiopischem eisenfarbenem Marmor zermalmt und im Wasser gereinigt. Das Schmelzen des Erzes geschah in Tiegeln oder irdenen Töpfen, die man mit einem Deckel zudeckte und mit Leim bestrich. So kamen die Töpfe in den Ofen, in welchem ein fünftägiges Feuer unterhalten wurde. Zur Scheidung und Läuterung des Goldes bediente man sich gewisser Zuschläge, die in Blei, etwas Zinn, Salz und Gerstenkleie bestanden (*Diodor.* III, 14). Nach Erkaltung der Masse erlangte man ein reines und geläutertes Metall. Daß man in Aegypten schon früh das Gold zu schmelzen und zu reinigen gewußt habe, kann man daraus schließen, daß diese Wissenschaft unter den aus Aegypten kommenden Israeliten bekannt war (2 Mos. 25, 31. 36 und 32, 4; vergl. Hiob 23, 10). Einen merkwürdigen Beweis von der Scheidungskunst gab Moses, ein Schüler der Aegypter, durch Verwandlung des goldenen Kalbes in Pulver, welches wahrscheinlich mit Hilfe des Nitrum bewirkt wurde (Goguet in der Geschichte der Wissenschaften und Künste. 2. Th. S. 137).

Wir sind in der Geschichte des Goldes von den Aegyptern, von den Bewohnern des Nilthales, das eine so große Rolle in der Geschichte der Menschheit spielt, ausgegangen und haben uns zu den Schätzen gewendet, welche die Phönizier, als die thätigsten Vermittler der Völkerverbindung vom indischen Meere bis in den Westen und Norden des alten Continents, durch ihre Handelsniederlassungen, durch ihre erfinderischen und selbstthätigen industriellen Richtungen verbreitet haben. Ein großer Theil dieser Schätze floß ihnen aus den afrikanischen und europäischen Colonien zu und die Producte vornehmlich der Inseln Cypern, Rhodus, Thasos u. a., wie der ihrer Handelsniederlassungen in den kleinasiatischen Ländern vermehrten ihre Reichthümer. Die Erfindung des cyprischen Bergbaues schrieb die Sage (*Plin.*

VII, 57) dem phönizischen Könige Kinyras zu; ebenso galt die Anlage von Thasos von jeher als eine phönizische Colonie, deren Ertrag an Gold mit dem der Goldbergwerke in Skapte Hyle aber selbst noch in späterer Zeit beträchtlich war (*Herodot.* II, 44; VI, 47). Neben diesen und andern Goldländern lieferten vorzugsweise Cilicien und Cypern große Massen an Eisen, Kupfer und Edelsteinen. Hamat, eine der ältesten phönizischen Colonien, war schon seit der ältesten Epoche im Besitze derjenigen Reichthümer an goldenen, silbernen und erzenen Geräthschaften, welche David bei der Eroberung der Stadt vorfand (2 Sam. 8, 7. 8. 10). So hatten auch die Hauptstädte des babylonisch-assyrischen Reiches die kostbarsten Schätze von Gold, welche sie theils durch Handel, theils durch einheimische Künstler erhielten. Namentlich wurde in ihnen der Erzguß in großartigster Weise betrieben (1 Kön. 7, 46). Noch zur Zeit Homer's (Odyss. IV, 615; XV, 112. Ilias XXIII, 740) bis in die späteste Epoche des Alterthums (*Plin.* XXXV, 4) galten die ehernen Mischgefäße der Sidonier als besondere Prachtstücke. Allen diesen sich zum Theil in der Sage verlierenden Nachrichten zufolge dürften die Werkstätten der Prunkgeräthe, welche als Tribut den Pharaonen zuflossen, vorzugsweise in den westasiatischen Ländern zu suchen sein.

Die Hauptquelle, aus welcher das Gold den Assyriern und Babyloniern zufloß, blieb vermuthlich von jeher das Altaigebirge (im Chinesischen „Goldberg") und der Ostabhang des Bolor; überhaupt aber das nördliche Asien. Auf langem Wege wanderte das Gold von hier durch die Hände der umherschweifenden Issedonen, Arimaspen und Massageten und jener kriegerischen Horden, welche schon die Mythe zu Gold bewachenden Greifen umgeschaffen hatte, in die vorderasiatischen Länder (Al. v. Humboldt, Central-Asien. Berlin 1844. I, 1 u. 2.). Bei der im Volke vorherrschenden Neigung zu kostbarem Schmucke bildete sich die Goldschmiedekunst aus, wie wir solche auf den ältesten Monumenten in besonderer Feinheit des Ornamentes erkennen. Die meisten dieser Schmuckartikel wurden in Formen gegossen und dann erst ausgearbeitet (*A. Layard.* Nineveh and Babylon. London 1853.), wol seltener durchaus getrieben. Die kostbar ausgestatteten, umfangreichen Königspaläste der babylonischen Herrscher am Euphrat, wie solche Nebrkadnezar mit kolossalen Monumenten ausführen ließ, finden in dem ältesten Nationalheiligthume des babylonischen Thurmes oder Baltempels einen großartigen Repräsentanten. In dem untersten Stockwerke befand sich der Tempel des Gottes mit einer goldenen, auf goldenem Throne sitzenden Statue. Vor ihr war ein großer, von Gold gearbeiteter Tisch, dessen Werth allein von Herodot (I, 181) auf 800 Talente veranschlagt wurde, aufgestellt. Außerhalb dieses Tempels erhob sich noch ein Altar, auch von Gold, zu den Opferungen. Das oberste Stockwerk enthielt einen dem mystischen Dienste des Gottes geweihten Tempel mit einem goldenen Tische. Ihren geräthschaftlichen Luxus hatten die Assyrier wol zunächst jener ausgebildeten, vorderasiatischen Industrie zu verdanken, mit deren Erzeugnissen die Pharaonen schon seit dem zweiten Jahrtausend v. Chr. ihre Schatzkammern bereichern konnten. Syrien mit seinen betriebsamen Küstenvölkern war in der Folge ebenfalls für sie eine Hauptquelle kriegerischen Erwerbes geworden, die von den siegreichen, assyrischen Herrschern aus jenen Ländergebieten bezogenen Tribute bestanden zum größeren Theil in kunstvoll gearbeiteten, kostbaren goldenen Geräthen der verschiedensten Art. Zu Gefäßen wurde, wie aus den Entdeckungen hervorzugehen scheint, vorzugsweise das Kupfer entweder rein oder mit einem Zusatze von Zinn (als Bronze) verarbeitet. In einem Raume des Nordwestpalastes zu Nimrud hat man nicht weniger als 150 bronzene Gefäße vorgefunden. Die Ueberreste der assyrischen Kunst, sagt Rawlinson in seinem Herodotus, haben eine Großartigkeit und eine Würde, welche sich mehr auf die lebendige Darstellung der höchsten Scenen des menschlichen Lebens beziehen, während die Kunst der Aegypter nur in den steifen und leblosen Conventionalismen vorhanden war. Die Assyrier verstanden mehr das Nützliche als das Ornamentale, mehr das Wirkliche als das Ideale zu würdigen und beschränkten das Conventionelle auf die Religion. Die Götterbilder der Babylonier im Tempel des Belus beschreibt Herodot (I, 183) als überaus kostbare, aus Gold gearbeitete Statuen von beträchtlicher (12 Ellen) Höhe. Derartige Bilderwerke fertigten die Assyrier und Babylonier von Gold und andern kostbaren Materialien an, wie im alten Testamente im Jeremias 10, 3—6. 9; Jesaias 46, 6. 7 und Daniel 3, 1 aufgezeichnet ist. Der Reichthum der Großen und insbesondere der assyrischen Herrscher an kostbaren goldenen Geräthen war so außerordentlich, daß Nahum (2, 10) bei seiner prophetischen Schilderung der Zerstörung Ninive's gewiß mit Recht ausrufen konnte: „So raubet nun Silber, raubet Gold, denn hier ist der Schätze kein Ende und die Menge aller köstlichen Kleinodien."

Nach dem Sturze Ninive's zerfiel das assyrische Reich, das Gebiet auf dem linken Ufer des Tigris kam an die Meder, welche in enger Verbindung mit dem lydischen Reiche und den Fürsten von Babylon am untern Euphrat standen. Nebukadnezar besiegte das ägyptische Heer der Pharaonen, unterwarf sich das Reich Juda mit dessen Hauptstadt Jerusalem und führte den größten Theil seiner betriebsamen Bevölkerung in die Gefangenschaft nach Babylon (600 v. Chr.). Alle Schätze Salomo's, alle geistigen und industriellen Kräfte waren jetzt in dem „stolzen Babel" aufgehäuft und vereinigt. Aber bald wurde auch Medien von den Persern erobert, welche nach Kleinasien vordrangen. Cyrus rüstete im J. 539 v. Chr. gegen Babylon und eroberte diese stolze Kapitale. Und so gingen die Worte des Propheten Jeremias (Cap. 50 u. 51) in Erfüllung: „Babel wurde erobert, ihre Mauern zertrümmert und ihre Grundfeste eingestürzt." — „Es wurde zerbrochen und zerschlagen der Hammer der Erde — Babel wurde zum Schutthaufen unter den Völkern; — nie wurde es wieder bewohnt und Niemand ließ sich fortan dort nieder von Geschlecht

zu Geschlecht!" — Die ungeheuren Schätze Babels an Gold, „das schönste unter den Königreichen, die herrlichste Pracht der Chaldäer" (Jesaias 13, 19), fielen in die Hände der Perser.

Zwischen dem Thale des Indus und dem Stromgebiete des Euphrat und Tigris, im Süden vom Ocean, im Norden vom kaspischen Meere und den Steppen des Oxus begrenzt, erhebt sich das Plateau von Iran. Der Westen von Iran war von Medern und Persern bewohnt, von denen die ersteren ihren Hauptsitz zu Ekbatana, die letzteren unter dem edelsten der persischen Stämme, den Pasargaden, aus dem erlauchten Hause der Achämeniden, zu Pasargadä, später zu Susa hatten. Nachdem die Meder von den Persern unterjocht waren, breitete sich die persische Macht unter Cyrus, Cambyses, Darius und Xerxes weit über ihr heimathliches Land nach allen Weltgegenden hin aus. Mittel- und Vorderasien vom Indus bis zum Mittelmeere gehorchte den Persern, bis endlich unter Darius Kodomannus 330 v. Chr. in der Schlacht bei Arbela die persische Herrschaft durch Alexander von Macedonien ein Ende erreichte. Auf dem Reichthume der unterworfenen Staaten beruhte der der persischen Monarchen. Zu den ungeheuren Tributen, die ihnen aus allen Gegenden des Reichs zuflossen, kamen unter Darius bereits von Indien Lieferungen an Goldsand und, selbst vom fernen Aethiopien, Sendungen an Gold (*Herodot.* III, 89—98). Ebenso hatte das von den persischen Machthabern nach assyrischem Vorbilde fortgesetzte System einer gewaltsamen Verpflanzung überwundener Völker (*Herodot.* V, 15. 98; VI, 31. 119; VII, 81) eine ähnliche Verschmelzung der Nationalitäten und der ihnen eigenthümlichen Kunstfertigkeiten zur Folge, wie dies unter den Assyriern der Fall war. Daher der Einfluß derselben auf die Gestaltung der künstlerischen und gewerblichen Erzeugnisse, von welchen uns die Monumentalbilder Persiens Anschauungen hinterlassen haben. Die Erzählungen der Alten über die früheren persischen Zustände verlieren sich in eine Mährchenwelt, zu welcher die phantastischen Schilderungen, die Ueberlieferungen von Cyrus, Darius und Xerxes in der profanen, die der medischen und assyrischen Könige in der heiligen Geschichte über den Prunk der Höfe und Residenzen das Ihrige beigetragen haben. Die politischen Grenzen Persiens sind, wie K. Ritter, Erdbeschreibung VI. S. 896 ausspricht, von jeher schwankend gewesen, weil seine Völker immer wandernde geblieben; sie sind auch heute noch keine durch Grenzsteine festgestellten. Persiens Lage auf der großen Linie des Waarenzuges von Indien nach Vorderasien und Europa hat von jeher die Perser zu unermüdlichen, einsichtigen, speculirenden und gewerbthätigen Händlern gemacht. Sie haben einen Widerwillen gegen das Meer und ziehen, wie schon Herodot sagt (IV, 43), die langweiligste Wüstenreise vor. Sie, deren Land kein Gold erzeugt, bringen dasselbe aus fernen Landen und verarbeiten es. Vor 1800 war Bagdad der Hauptdurchzug der Waaren und Schiras, zwischen Schahpur und Persepolis (Ritter's Erdkunde VI, I, 847), ist noch heutzutage eine Stadt, in welcher viele Goldarbeiter — Juden und Armenier — ein großes Gewerbe treiben. Es ist ein Ort der Consumtion ohne Production. Nur von Shiz, einer Stadt in Aderbidjan, im Süden von Miana gelegen, sagt ein arabischer Reisender des 9. Jahrh., daß sie Gold-, Silber- und Bleigruben habe.

Es wird der Mühe werth sein, hier die Nachrichten anzuführen, welche von den Reichthümern und dem Glanze der alten persischen Könige auf uns gekommen sind. Denn die Könige Persiens verstanden es, wie fast alle Herrscher des Orients, wie alle Despoten, die Majestät des Thrones durch Pracht und Glanz in das stärkste Licht zu stellen. Ertheilte der König Audienz, so saß er auf einem goldenen Throne (M. Duncker, Geschichte des Alterthums II, 673), ein goldenes Scepter in der Hand. Ueber dem Throne war ein Baldachin von buntem Purpur ausgebreitet, welchen vier goldene mit Edelsteinen geschmückte Pfeiler trugen. Zur Ceremonienkleidung des persischen Monarchen gehörte auch ein goldenes Hals- und Armgeschmeide, sodaß der Gesammtwerth solchen Anzuges auf 12,000 Talente (15 Millionen Thaler) veranschlagt wurde. Bei den Trinkgelagen ruhte der König auf einem goldenen Divan mit goldenem Gestelle. Die Leibgarde des Königs bildete den Mittelpunkt des Prunkes. Sie war, als eine Nachahmung medischer Sitte, von Cyrus, unter welchem die Grenze Persiens bis zum Südfuße des Kaukasus (*Herodot.* III, 97) reichte, eingeführt. Die Fußenden ihrer Speere schmückten goldene und silberne Kugeln (Aepfel); die Lanzenenden von 9000 Mann der Unsterblichen waren dagegen mit silbernen, die der übrigen 1000 mit goldenen Granaten geziert. Einzelne trugen kürzere, goldene Scepter (*Xenophon.* Cyr. VIII, 3. Anab. I. 9). Aeschylos (als Verfasser des historischen Drama's „Die Perser"), einer der marathonischen Streiter, nennt das Heer des Xerxes „das goldgeschmückte," und der schlaue Kimon vermochte mit dem Schmucke der persischen Gefangenen die Bundesgenossen der Griechen zu überlisten (*Plutarch.* Kim. c. 9). Das alte Pasargadä (Persepolis), die Hoflagerstätte der Achämeniden, barg ungeheure Schätze an Gold. Diodor nannte die Stadt „die reichste unter der Sonne" (πλουσιωτάτη). Alexander von Macedonien nahm sie später ein und fand die seit Cyrus Zeiten aufgehäuften Schätze, nach ihm 120,000 Talente (153 Millionen). *Plutarch.* Vita Alex. 37. Alexander ließ allen Prunk und alles Gold der Achämeniden, welches er zu Babylon, Susa und Persepolis vorgefunden, in die Burg von Ekbatana zusammenbringen. Egbatana (Achmeta im Buche Esra, Agbatana bei Herodot, Ekbatana der Römer, Apobatana bei Isidor, jetzt Hamadan), Stadt der Meder unter Dejokes erbaut, glänzte vor Pracht. Die Burg strahlte fernhin wie ein Zauberschloß. Polybius sagt, die Säulen in den Gemächern und Hallen seien sämmtlich mit goldenen oder silbernen Blechen bedeckt gewesen. Die Bedachungen der Gebäude habe ganz aus silbernen Platten bestanden. Herodot bemerkt, daß die Zinnen der Mauern, welche den Palast des Dejokes

zunächst umgaben, versilbert und vergoldet gewesen sein sollen. Einen Begriff für die Vorliebe zu kostbarem Schmucke und überreiche Ausstattung mit goldenen Zierathen gibt der Umstand, daß einzelne Monarchen ihren Weibern den Ertrag ganzer Landschaften als „Gürtelgeld" überließen. Sie trugen golddurchwirkte Schleier und mit Gold durchwirkte Kleider und auf dem Haupte die mit dem Diadem geschmückte goldene Tiara. Noch gegenwärtig zeichnen sich die persischen Manufacturen durch die besten Goldbrocate aus, wie sie namentlich zu Kaschan gefertigt werden. Beim Gastmahle des Ahasverus, welches er den Großen seines Reiches und seinem Volke gab, wurden die Getränke in goldenen Gefäßen gereicht. Jeder, den der König zum Tischgenossen ernannte, empfing von ihm als Ehrengeschenk einen goldenen Becher. Die Gäste ruhten auf kostbaren Lagerpolstern von Gold und Silber. Auch die Bahre, welche im Grabe des Cyrus den Sarkophag unterstützte, war von Gold, und selbst die Lagerstätten, welche Xenophon im Zelte des Tiribazus, eines persischen Unterfeldherrn, erbeutete, hatten silberne Füße (Esther 1, 1—8; 2, 17. *Xenophon.* Anab. IV, 4). Skulpturen von den Palastgebäuden zu Persepolis zeigen, daß der Audienz- und Festsaal des Darius alle Pracht an Gold, Silber, Perlen und Schildpatt besaß. In den starken Leistungen für den königlichen Hof und die Höflinge tritt der Charakter des despotischen persischen Staatswesens überall hervor. Der Fürst war der Staat und der letzte Zweck desselben kein anderer als der Glanz und die Befriedigung des Herrschers.

Im Nordosten von Iran, am nördlichen Saume des iranischen Hochlandes, breitete sich das der persischen Herrschaft unterworfene uralte Handelsland Baktria (jetzt Balth) aus, in dessen Hauptstadt Baktra die Perser große Schätze an Gold und Silber fanden (*Diodor.* II, 7). In den Thälern des Nordrandes, im Lande der Arier, in Margiana, Baktrien und Sogdiana, welche gegen die Steppen des kaspischen Meeres geöffnet waren, blühten die Künste der Handwerker. Es werden Gold- und Silberschmiede aufgezählt und auch von Schmelzöfen ist die Rede (Duncker, Gesch. des Alterth. II, 346). Allein über das Vorkommen von Metallen findet sich kein Aufschluß, und es ist daher wol anzunehmen, daß dieselben aus dem obern Industhale, welches reich an Gold ist, oder aus den vorderen Ketten des Himalaya, in denen die Gebirgsströme Gold führen, durch Handel herübergekommen sind. Kteſias, der lange als Arzt bei dem Perserkönige lebte, erzählt, daß die Baktrier, welche Nachbarn der Indier sind, versicherten, die Greife hüteten das Gold der Indier. Allein Kteſias galt schon im Alterthume als Fabeler.

Die Kunde aus dem Alterthume von Indien war sehr unvollkommen, wiewol es grade dessen Erzeugnisse waren, welche den Karawanenzug nach Osten lenkten. Die Entfernung des Landes und die schon an der Grenze oder noch diesseits derselben liegenden Stapelplätze seiner Waaren machten die genauere Erforschung desselben schwer und entbehrlich. Herodot, der sonst so Vieles weiß, ist äußerst dürftig in seinen indischen Nachrichten. Er berichtet (III, 94. 98. 106; IV, 44; I, 192) von Indien, daß es das äußerste der bewohnten Länder nach Osten hin sei, über welches keine sichere Kunde vorhanden wäre. Auch sei unermeßlich viel Gold in Indien, welches theils von den Flüssen heruntergeführt, theils gegraben, theils als Goldsand gesammelt werde. Auch die spätern Schriftsteller, Kteſias, Diodor und Strabon, Plinius, Arrian und Ptolemäus, wissen nicht vielmehr als die Eintheilung Indiens in das dies- und jenseits des Ganges gelegene, nebst einigen geschichtlichen Notizen über die westlichen Grenzländer aufzuführen. Strabon erwähnt, Indien habe viele große Berge, aber noch größere Ebenen. Im Innern besäßen die Berge Edelsteine vieler Art und Gold- und Silberadern, und die Flüsse führten Gold aus den Bergen mit hinunter. Allein Strabon hat den größten Theil seiner Angaben über Indien aus dem verloren gegangenen Werke des Megasthenes entlehnt, welcher auf das Geheiß des Seleukus Nikator mehre Jahre in Indien beim Fürsten Sondrakottus zu Palibothra als Gesandter lebte und somit wenigstens einen Blick in die Vorhalle der Gangesländer, in das Gebiet des Indus gewann. Eine genauere Kenntniß von dem inneren Indien vermochte erst die neueste Zeit zu verbreiten, und aus ihr entlehnen wir, daß allerdings kein Land so reich an seltenen und vielfarbigen Edelsteinen ist als Indien (Th. Kruse, Indiens alte Geschichte. Leipzig 1856. S. 347), daß zu seinen wesentlichen Producten das Eisen gehört, daß aber auch die Region des Goldsandes, von welcher in den Fragmenten des Megasthenes und in der bis in die früheste Zeit des Alterthums hinabreichenden indischen Epopöe, dem Mahâbhârata, die Rede ist, in den nördlichen Breiten von 30° oder 37° vorkommt, während die fabelhaften Argippäer und Issedonen, welche der alte Aristeas in seinem Gedichte Ἀριμασπεία besungen, an dem nördlichen Abfalle des Altai, zwischen dem 53. und 55. Breitengrade, das Gold fanden. „Hier," sagt A. v. Humboldt im Kosmos II, 176, ist das alte Reich der Greife, der Sitz des meteorologischen Mythus der Hyperboräer, welcher mit Herkules weit nach Westen gewandert ist." (Vergl. Asie centr. I, 392 und 403: „Les Hyperboréens sont un mythe météorologique. Le vent des montagnes (Boreas) sort des Monts Rhipéens etc. Les Rhipes ou Monts Rhipéens sont aussi un nom significatif météorologique. Ce sont les montagnes de l'impulsion ou du souffle glacé (ῥιπή), celles d'où se déchaînent les tempêtes boréales.")

Von den ergiebigen Goldgruben Indiens nebst seinen goldführenden Flüssen, unter welche auch der Ganges gehört, entstand die Sage von den goldgrabenden Ameisen, welche mit Herodot's Erzählung (III, 102; IV, 40) beginnt und durch Megasthenes zu Arrian (Hist. indic. XV.) und Strabon zu Plinius (Hist. Nat. XXXIII, 21. Art. Indicae formicae) und allen neueren Berichterstattern überging und bei den Commentatoren die verschiedensten Erklärungen gefunden

hat. Herodot erzählt, daß die Inder im Norden von Kaspatyros oder Kaschmir (ἄλλοι δὲ τῶν Ἰνδῶν Κασπατύρῳ τε πόλει etc.) dem Darius jährlich 360 Talente Goldes steuern mußten. Um die Größe dieses Tributs zu erklären, erwähnt Herodot, daß jenseit der Inder gegen Morgen hin eine große Wüste sei, und Niemand könne sagen, wie es dort aussehe. Da, wo diese beginne, gäbe es Myrmeken (μύρμηκες, d. i. Ameisen kleiner als Hunde und größer als Füchse, welche den goldhaltigen Sand ausgrüben. Nach diesem würden die Dardi (die Daradae der alten Geographen, Δάρδαι des Ptolemäus, die Darada der Sanskritbücher) in die Wüste (d. h. hier so viel als Plateauwüste) geschickt, sie füllten den Goldsand in lederne Säcke und führten ihn eilig auf den schnellsten Kameelen davon, denn falls die Myrmeken sie ereilten, würde weder Mensch noch Thier davon kommen. Auf diese Art gewännen die Inder das meiste Gold. Strabon nennt jene Dardi ein zahlreiches Gebirgsvolk, Dardae, die Sandwüste bei Herodot nennt er richtiger ein Bergplateau (ὀρηπέδιον) von 3000 Stadien im Umfange. Nach ihm sind die Myrmeken nicht kleiner als Füchse, deren Grubenauswürfe er besser mit denen der Maulwürfe vergleicht. Das Gold kommt nur in geringen Bröckchen (ψήγματα) darin vor, es bedarf nur geringer Schmelzung (*Strab.* p. 706. *Plinius*, H. N. VI, 22; XI, 36) und Nearch versichert, daß die Felle dieser Myrmeken Pantherfellen glichen (*Strab.* p. 705). Arrian fügt diesem die Bemerkung hinzu, daß diese Thiere nicht des Goldes wegen, sondern weil sie Höhlen brauchten, die Erde auswerfen. Diese wunderbare Geschichte geht auch aus dem Epos der Inder hervor, nach welchem nördlich wohnende Stämme dem Könige Indhischthira Ameisengold als Tribut darbringen (Lassen, Ind. Alterth. I, 848). Im Mahabharata (II, 1860) ist eine Stelle aufgefunden, in welcher von dem Ameisengolde die Rede ist. „Wilso invenit (Journ. of the Asiat. Soc. Vol. VII. 1843. p. 143) mentionem fieri etiam in Indicis litteris bestiarum aurum effodientium, quas, quum terram effodiant, eodem nomine (pipilica) atque formicas Indi nuncupant.“ Das unter dem Namen „Manu“ etwa seit 700 v. Chr. in ganz Indien eingeführte Gesetzbuch kennt das Volk der Tarada; noch heute wohnen die Dardi (die Δαρδαι des Herodot III, 91; VII, 66) auf dem Nordabhange der Bergreihe, welche Kaschmir von dem oberen Laufe des Indus scheidet, auf dem nach ihnen benannten Tardi-Himalaya (K. Ritter's Erdbeschr. von Asien II, 653), und so erklärt sich mit Zuhilfenahme neuerer Beobachtungen (Moorcroft in Asiatic researches XII, 435) die frühere mährchenhafte, phantastische Uebertreibung dahin, daß die Myrmeken, deren Felle die Perser als Pelzwerk gebrauchten, nicht Ameisen, sondern eine Art Marmotten sind. Moorcroft erzählt nämlich, der Boden um die Indusquellen habe eine merkwürdige rothe Farbe, ein Zeichen reichen Goldgehaltes. Ebenso haben die sandigen Hochflächen Tibets, welche das obere Industhal im Norden begrenzen, viel Goldstaub, aber wenig Vegetation. Hier habe er aus einer Erdhöhle Thiere von mittlerer Größe wie ein Hund, mit rundem Kopfe, kleinen Ohren, mit langem Schwanze, lichtbraudig und dunkelgelb gefärbt, hervorspringen sehen. Diese Thiere, doppelt so groß wie große Ratten, auf den Hinterfüßen sitzend und wie Hasen springend, halte er für große Marmotten. Südwärts vom Himalaya kämen diese Thiere nicht vor, sie würden aber von den Indern des Ganges nach der Lebensweise Ameisen genannt. Aler. v. Humboldt bemerkt (Kosmos II, 422): Im Hindustani bezeichnet von zwei Wörtern, die verwechselt werden können, das eine, tschiüntâ, eine große schwarze Ameisenart; das andere, tschîtâ, ein gefleckter Pantherthier, den kleinen Jagdleoparden (Felis jubata). Das letzte Wort ist das Sanskritwort tschitra, buntfarbig, gefleckt, wie der bengalische Name für das Thier (tschitâbâgh und tschitibâgh, von bâgh, sanskr. wyâghra, Tiger) beweist. Wie leicht kann also eine bloße Namensverwechselung oder ein Misverständniß, eine falsche Uebersetzung eines indischen Wortes, das den Namen der Ameise mit jenem unbekannten Thiernamen verwechselte, Veranlassung der oft wiederholten Fabel von goldholenden Riesenameisen gewesen sein. Die Region dieses Vorkommens von Goldsand der Dardi fällt also entweder in das Hochland von Tibet östlich von der Bolorkette zwischen den Himalaya und Kuen-lün, westlich von Iskardo oder nördlich von Kuen-lün gegen die Wüste Gobi hin, welche der chinesische Reisende Hiuen-thsang ebenfalls als goldreich beschreibt.

Ueber das obere Industhal, von Gertope über Teshigang, Neouma und Rudok nach Leh, schreibt der britische Reisende Moorcroft, daß alle Flüsse dort reich an Goldsand seien, der daraus gewaschen werde oder durch Quecksilber amalgamirt, wenn die Körner zu klein sind. Die Flußbetten des Sing-le-Tschu (d. h. der Fluß von Hyah), des Singte und des Schajuk (der von Norden her unterhalb Leh zum Indus einströmt), haben Ueberfluß an Goldkörnern, in langen Körnern und in Blättchen, die vom Muttergesteine durch die Wasser abgelöst und heruntergewaschen, also als Goldsand den Boden bedecken. Die Landesgebieter verbieten das Goldwaschen in den Flüssen, weil, wie sie aus Politik oder Aberglauben sagen, sonst ihre Kornernte leiden würde. Auch im Osten, auf dem an H'lassa tributairen Gebiete um Gertope, und im Südwesten des Mapangsees herrscht dieselbe Politik. Die Gebrüder Gerard erfuhren, 1821, daß man dort eine reiche Goldgrube mit großen Goldstücken aufgefunden hatte, die aber sogleich, durch einen Befehl von H'lassa, wieder geschlossen werden mußte (K. Ritter, Asien II, 619). Das Land des obern Setledsch- und Induslaufes hat einen rothen Boden und überall gehört Goldstaub zu den Ausfuhrartikeln jenes Westplateaus von Tibet. Die Gebirgsflüsse, wie z. B. in Puckely, führen reichlich Gold vom Gebirgslande, das gewaschen wird.

Der schon genannte britische Reisende Moorcroft fuhrt (K. Ritter, Asien II, 511 und 668) bei seinen Reisen über die Mitte der höchsten Schneepässe des Himalaya nach der dahinter sich ausbreitenden Hochterrasse

Tibets an, wie er von Gertope fünf Tagereisen gegen Süden an den Indusquellen vorüber über hohes Tafelland an die Wasserscheide zwischen Indus im Norden und Satadru (dort Satudra genannt), d. i. Setledsch (bei Ptolemäus IV. *Ζαδάδρου ποτάμου πηγαί*, bei Plinius VI, 17 Hesidrus), seinem linken Zuflusse, wie er in dem tiefen, heißen Multan heißt, gekommen sei. Der nördlichste Arm fließe vom Norden her, an Misar vorbei, wo Goldstaub und gediegenes Gold in Menge gegraben werden. Der Boden von Misar und Tirtapuri sei sehr goldhaltig; wer nach Gold graben wollte, zahle dem Districtsobersten ein Fitak als Erlaubnißgebühr und liefere an ihn alle Goldklumpen ab, die über ein bestimmtes Gewicht gehen. Der Goldgräber kann nur während drei Monaten seinen Geschäften nachgehen, das ihn das übrige Jahr jedoch ernähren muß. Der Gewinn scheine übrigens ganz vortheilhaft zu sein. Moorcroft begegnete dem Geschäftsführer des Vezirs, welcher 5000 Rupis Gold bei sich führte und Goldstaub verhandelte. Auch Fr. Hamilton hat die hiesigen Goldgrabungen besehen und versichert den großen Gewinn aus ihnen.

Die alten Dardi, Daradas, hatten also wol Recht, hierher nach Goldsand auszugehen. Damals mochte diese Landschaft noch wilder sein als jetzt, wo statt der goldbewachenden Raubthiere nun zahlreiche Heerdenthiere verbreitet sind. Der Weg von Tirtapuri den Lauf des Satadru entlang über Kienlung, Dumpo nach Daba führt durch einen schaligen Kalksinterboden zwischen felsigen Engpässen hin. Oben auf, sagt Moorcroft, liegt das Goldstaubterrain. Von Daba (Dhápá), die erste Stadt am Ausgange des Niti Ghat, nordwärts bis zum Satadru, führt der Weg über vegetationsarme Thon- und Kieshöhen an steilen, aus grünen Graniten bestehenden Uferrändern vorüber, wo sich häufig ein goldreicher Boden zeigt. Ebenso hat die rechte Uferebene des Satadru viele flache Gruben, in welchen nach Goldstaub gesucht wird. Die Goldgruben werden in senkrechten und horizontalen Höhlungen, also in Schachten und Stollen betrieben. Goldstaub kommt ferner im Flußsande bei Tirjogi an der Basuki vor, wo interessante Gebirgsdurchschnitte, graue Gneislager mit Mandelsteinpartien und weißem blättrigem Feldspathe eingelagert, als sehr weit verbreitete Gebirgsart erscheinen.

Das Land Tibet füllt den Raum zwischen den beiden mächtigen Gebirgsketten Himalaya und Kuen-lün aus; es bildet die Bodenanschwellung des Thals zwischen beiden Ketten. An China mußte Tibet viel Tribut, namentlich an Gold zahlen. Nach chinesischer Geographie ist in der Provinz Li thang viel Gold in Körnern. Kincha Kiang heißt der Goldsandstrom, rivière du sable d'or bemerkt Klaproth, der Fluß mit dem Goldsande. Zu den Hauptströmen Tibets gehört der Om tsiu zwischen den Stationen Tsiamdo und H'lorungszong, dessen östlicher Hauptarm Ser Soumdon, oder Ser thiu, d. h. Goldfluß genannt wird. Gold wird aus dem Sande mehrer Flüsse in der Dhawalagirigruppe mit dem Ghandakithale gewaschen, namentlich aus dem Krischna Ghandaki oder Narayani, aus dem Bakhagar oder Bathugar und aus dem Mayanadi und Medi. Die Flüsse liegen im Gebirgsgaue Malebum, um den Alpenstock des Dhawalagiri. An vielen Stellen besteht dieses Gebirgsland aus Granitböden.

Das große Thal des Brahmaputra- (Buramputer-) Stromes, ostwärts Bengalens, führt den Namen Asam, Asham oder Assam, Aham. Das Land an der Nordseite des Brahmaputra, Utarkul, hat Gold und Silber, welches aus Sandwäschen gewonnen wird und eine Hauptquelle der königlichen Einkünfte bildet. 12,000 Menschen sollen sich mit dieser Arbeit beschäftigen; ein jeder hat dem Radja die bestimmte Abgabe von 1 Tola (80 Gran, etwa 1 Rupie) Goldes dafür zu zahlen. Aus dem unteren Laufe des Dhunsiri- (Donhiri-) Flusses, nahe seiner Einmündung zum Brahmaputra, wird Goldsand durch Waschen gewonnen. Der König beschäftigt hier in der Mine, die Pakerguri heißt, an 1000 Arbeiter, Sondhani genannt, die unter dem Commando eines Asamesen stehen. Im Aswinmonate, d. i. vom 15. Sept. bis 15 Oct., fangen sie an zu arbeiten; ihr Gewinn ist an 15,000 Rupies Gewicht Goldstaub. Der jährliche Gewinn für den Kronschatz beträgt etwa 18,000 Sicca Rupies. Eine Rupie Gewicht Goldstaub ist gleich 12 Rupies Gewicht Silber. Das Gold wird legirt, in kleine Kugeln gegossen, die man in Goalgara gegen 11 Sicca Rupies für ein Gewicht der asamesischen Rupie umsetzt. Das vorherrschende Gebirge ist hier Thonschiefer, Gneis und Porphyr. (Vergl. *Fr. Hamilton*, Account of Asam I, 234 und K. Ritter, Asien III, 324.)

An das tibetische Land stößt die Provinz Kaindu, deren Bewohner Goldstangen als Geld gebrauchen. Als kleine Münze verwenden sie Salztafeln. Das Land Kaindu liegt am Südwestende der chinesischen Provinz Yünnan gegen das Königreich Awa. Der große Fluß Brins führt Goldsand.

Die Gebirgsprovinz Yünnan hat großen Metallreichthum und viel Goldertrag, der noch größer sein würde, wenn die Chinesen Bergwerke zu bauen erlaubten. An die Ostseite Yünnans grenzen unmittelbar die Gebirgslandschaften Kuri tscheou und Kuang si, in welchen viel Gold, Silber und Quecksilber und die reichsten Kupfergruben vorkommen, von denen aus ein großer Theil China's mit seinen Kupfermünzen versehen wird.

Von den Sundainseln zeichnet sich die Insel Borneo durch ihren großen Goldreichthum aus. Crawford gibt auf Borneo sieben verschiedene Golddistricte an (*J. Crawford*, History of the Indian Archipelago III, 470–485). Er schildert die Insel an Gold und Edelsteinen reich, und sagt, daß diese Schätze zwar auch von den Eingeborenen gesucht, aber nur allein von den Chinesen auf eine kunstmäßige Weise gewonnen werden. Einer der bedeutendsten ist der Golddistrict Montradaf, an der Westküste Borneo's, wo etwa 6000 Arbeiter mit den Goldwäschereien und den übrigen Processen der Gewinnung dieses edeln Metalls beschäftigt sind. Nicht blos hierher, sondern auch auf allen anderen Gebieten des indischen Archipelagus hat das Gold und die Diamanten die Chinesen herbeigelockt.

Mein Freund Hupe, der mehre Jahre, von 1845—1848, in Borneo gewesen, gibt über das Goldvorkommen daselbst folgende interessante Auskunft. Nirgends ist in Borneo das Gold in Erzstufen vorhanden, sondern nur als Staubgold, eingesprenkelt in der Gestalt von Körnern oder Blättchen oder nadelartigen Stücken in Quarz, oder in einer Art von Trümmergestein bröcklichem Conglomeratgrunde von Quarz, Kalkspath, Eisenstein und grobem Sande (zerfallenem Sandsteine), durch thonartiges gelbes Cement gebunden und von größerer oder geringerer Tiefe zwischen 3 bis 9 Fuß. Unter diesem Goldbette, welches die Eingeborenen im Allgemeinen Passir, d. h. Sand, nennen, findet man allgemein eine feste, braune oder gelbe, mitunter schieferartige Thonmasse, Tanah Pandakan oder todter Grund genannt, welche gänzlich von Gold frei ist. In dieser Weise findet sich das Gold über ganz Borneo und alle Flüsse und Bäche sind reich an losgewaschenem Staubgolde. Nach der allgemeinen Farbe des Goldgrundes richtet sich auch die Farbe und die Güte des Goldes selbst. Besteht jener aus dunkel-rothem oder ockerfarbigem Thone, so ist auch das Gold röthlich gelb, heißt mas tuah, d. i. altes Gold und hat mehr Karatgehalt als das in lichtgelbem Grunde sich findende und mit Silber gebundene mas mudah, d. i. junges Gold. Fast durchweg finden sich übrigens mit dem Golde zugleich Diamanten, Platina (mas putih, d. i. weißes Gold, an einigen Orten bis zu $^1/_{10}$ des Goldes), Quecksilber (welches die Chinesen als Medicin verkaufen, die Schwere eines Guldens für einen Gulden) und andere Metalle.

Das Verfahren des Goldgrabens bei den Malaien und Dajaks ist sehr einfach. Sie suchen das Gold nur dicht an dem Ufer der Flüsse, wo sie zugleich Diamanten zu finden hoffen, oder im Flusse selbst. Im erstern Falle graben sie Löcher von etwa 2 Fuß im Quadrat und 5—10 Fuß Tiefe bis auf den goldhaltigen Sand, nehmen diesen unten nach allen Seiten hin, so weit sie ringsum ihn erreichen können, ohne daß die unterstützte Erdmasse einstürzt, heraus, bringen ihn dann in große, flache, runde, holzerne Teller oder Pfannen oder Wannen, nach der Mitte zu konisch gearbeitet, gehen damit zum nächstliegenden Flusse, halten die Teller unter Wasser, wo möglich unter einen Wasserfall, und durch Treben und fortwährendes Umrühren scheidet sich das Gold, welches durch seine Schwere nach dem Centrum des Tellers sinkt, von dem Sande und Thone, welcher durch das Wasser über den Rand hinweggespült wird. Der zurückbleibende Goldsand wird getrocknet über Feuer oder an der Sonne, alsdann mittels des Magnets von den Eisentheilen gereinigt und in Bambusstöcken oder ausgehöhlten Kurbisfrüchten zum Verkauf gesammelt. In den Flüssen wird das Gold während der trocknen Jahreszeit, wo das Wasser seicht ist, von zahlreichen Dajaks und Malaien aus dem Sande in der beschriebenen Weise ausgewaschen und viel Goldstaub davon getragen.

Etwas großartiger und systematischer betreiben die Chinesen das Goldsuchen und ihre beiden größten Niederlassungen zu diesem Zwecke sind in der Südostecke Borneo's, der sogenannten Tanah Laut, d. i. Meerland, und auf der Westküste in Montrado und bei Sambas. Am liebsten wählen sie ihre Plätze am Fuße von Bergen in abschüssigen Thälern, führen dann oberhalb des genau zuvor untersuchten Terrains einen hohen und sehr festen Erdwall auf, um hinter demselben das zum Waschen nöthige Wasser zu sammeln, und alle Flüßchen in der Nähe werden mit ungeheuren Anstrengungen durch künstliche Kanäle nach diesem Wasserbehälter geleitet. Ist genug Wasser zum Auswaschen beisammen, so wird der goldhaltige Boden unterhalb des Dammes mit Graben (parit) durchzogen, deren Grund gewöhnlich durch die erwähnte feste und glatte tanah Pandakan gebildet wird und deren unteres Ende, wo das Wasser abzulaufen hat, mit einem Korbgeflechte zugesetzt ist. Sodann wirft man den Grund ringsum mittels Hacken und Spaten in diese Graben, läßt Wasser hinein, und rührt mit den Hacken die hineingeworfenen Massen fleißig um, bis Lehm und Erde aufgelöst und weggespült worden sind und nur der schwere Sand und die Steine, welche man zu gleicher Zeit so viel möglich mit den Händen herausfischt, im Graben zurückbleiben. Erst dann greift man zu den hölzernen Tellern und beginnt die feinere Wäsche, wie oben beschrieben. Ist der parit vollständig gereinigt, so wird aufs Neue Erde hineingeworfen, oder ein neuer Graben gezogen und so fort. In solchen Gruben wird nicht täglich gewaschen, sondern erst 10—20 Tage hindurch nur Erde und Sand hineingeworfen, und dann in Zeit von 2 Tagen das Ganze ausgewaschen, was das Geschäft der Aufsicht für den Besitzer oder resp. den Häuptling und Geschäftsführer der Actiengesellschaft (denn die Chinesen bilden gewöhnlich eine solche Gemeinde, Kungsi genannt, welche zu gleichen Theilen in Arbeit und Gewinn sich vereinigt) sehr erleichtert. — Wo es angeht und sich verlohnt, werden auch ganze Flußstrecken in solcher systematischeren Weise ausgebeutet. Altes Wasser wird dann nach der einen Hälfte hingedämmt und in der andern trocken gelegten Hälfte der Sand und Kies und Thon in einem großen 2 Fuß tiefen hölzernen Kasten ausgewaschen durch tüchtiges Umrühren mit Stöcken. Das Wasser wird aus dem Kasten durch eine angesetzte lange Rinne abgelassen, damit, wenn Goldsand mit wegfließen sollte, derselbe in dieser Rinne sich noch ablagere und nicht verloren gehe. In dieser Weise geht man immer weiter flußabwärts, bis kein Gold sich mehr findet, worauf man wieder aufwärts geht und denselben Proceß mit der andern Hälfte vornimmt. Ein Zeitverlauf von zwei Jahren wird als ausreichend betrachtet, um einen so ausgebeuteten Fluß oder Bach aufs Neue mit Gewinn durchsuchen zu können. Dieses letztere Verfahren ist namentlich in einigen Golddistricten von Celebes gebräuchlich.

Der Ertrag des Goldsuchens ist sehr verschieden. Ueberhaupt aber steht es fest, daß die Goldgräberei, wenn nicht sehr im Großen und mit größten Kräften und Kapitalien unternommen, sich nie so belohnt, wie viele andere bescheidenere Erwerbszweige. Allein die Beschäftigung des Goldsuchens gehört in den Augen der

Malaien zu den vornehmen Gewerben gleich dem des Handelsmannes, weil dieselbe dem unabhängigen, unstäten und indolenten malaischen Charakter ganz besonders zusagt und die Gier nach Gold bei ihnen eingewurzelter und allgemeiner ist, als je bei den Teutschen die Sucht des Schatzgrabens. Sobald daher der Malaie ein kleines Kapital beisammen hat, um etliche Monate in Unabhängigkeit kümmerlich zu verleben, so hat er das Ziel seiner Sehnsucht, ein Gold- oder Diamantengräber werden zu können, erreicht. Bei gleicher oder eher noch größerer Goldgier gehen die Chinesen weit verständiger und erfolgreicher zu Werke. Nach der Berechnung von Sir Stamford Raffles (History of Java I, 265) und von Mr. Brooke (Narrative of Events etc. I, 287) gewinnt von den 35,000 Chinesen, welche im Gebiete von Sambas sich aufhalten, jeder jährlich 6½ tahil oder bungkal (1 bungkal 832 Gran), sodaß, den niedrigen Preis von 22 Dollars per bungkal angenommen, der Gesammtertrag des Goldes in Sambas über 5 Millionen spanische Dollars beträgt, wovon bei weitem das meiste nach China an Verwandte geschickt oder durch die reichgewordenen und deshalb nach der himmlischen Heimath zurückkehrenden Zopfträger mitgenommen wird.

Außer dem tahil oder bungkal haben die Malaien noch folgende Goldgewichte: basmat, welches Wort eine bloße Verbastardung aus dem holländischen spaansche mat, d. i. spanische Pilarmatte, zu sein scheint; ferner duit, d. i. das holländische Wort für Deut; und endlich das kleinste: mata burung, d. i. Vogelauge. Die Tabelle dieser Gewichte stellt sich folgendermaßen: 1 tahil = 2 basmat; 1 basmat = 9 duit; 1 duit = 14 mata burung. An mehren Orten zieht man indessen das Messen vor, indem man ein Maß zurichtet, welches grade hinreicht, eine abgewogene basmat Gold zu fassen. Dabei hat man den Vortheil, sogleich die größere oder mindere Reinheit des Goldes zu ersehen, da das reinere Gold bei gleichem Gewichte ein geringeres Volumen hat. Ueberhaupt zieht man allgemein das feinkörnige Gold dem grobkörnigen vor, weil bei ersterem weniger Einteilungen und Ritzen für zurückgelassenen Schmutz möglich sind. Die Malaien sind überdies sehr geneigt, allerhand Betrug zu spielen, indem sie Kupfertheilchen und gelben metallfarbigen Sand untermischen.

Ein merkwürdiges Vorkommen von Gold ist etwa eine Tagereise von Serawak, in den Spalten eines niedrigen Kalksteinfelsens, batu Kaladi genannt, wo es in Menge von den Malaien gefunden wird. Diese Spalten, deren enge Eingänge nach allen Seiten auf dem Hügel sich zeigen und mit vieler Mühe ausgeweitet werden müssen, führen 20—40 Fuß tief in den Felsen hinein, wo sie in einer etwas geräumigeren Höhle endigen und mit lehmiger sehr goldhaltiger Erde angefüllt sind, welche in Körben heraufgeholt und ausgewaschen wird.

Die Eingeborenen Borneo's, die Dajaks, oder richtiger Dajas, schmieden allerhand einfache Schmucksachen für die Ohrläppchen, Arme u. s. w. und bereiten unter Anderem einen äußest feinen Golddraht, den sie mit buntem Grase oder feinem Rottan und Bambu zusammenflechten zu prachtvollen Cigarrentaschen u. s. w.

So wie Borneo, so ist überhaupt die indische Inselwelt reich an Gold. Auf Celebes ist namentlich die Ostküste, und hier die Districte von Gorontale und Sumalat, welche viel Goldausbeute liefert. Das hier gewonnene Erz wird erst durch große Steine pulverisirt und alsdann auf ähnliche Weise gewaschen wie auf Borneo. Die Goldgräber sind sämmtlich Eingeborene, welche aber die Ausbeute an die Häuptlinge und an die holländischen Staatsdiener abliefern. Die Beamten und Militairs von Gorontale werden reich. Den neuesten Nachrichten zufolge (Ausland N. 14. 1859) würde der Ertrag der celebesischen Goldminen wenigstens verfünffacht werden können, wenn die Gontalesen sorgfältiger die Minen bearbeiteten.

Auch Sumatra ist reich an Gold und die besten Goldschmiede des asiatischen Archipels sollen hier zu finden sein. Auch hier sind die Ostgestade mehr mit Goldseifen bedacht als die Westgestade, wo es nur sparsam vorkommt.

Die malaische Halbinsel zeichnet sich durch granitische Felsen mit vorliegenden Alluvialebenen aus. In den vielen Quarzgängen, welche die Halbinsel durchsetzen und in den Quarztrümmern findet sich das Gold in großer Menge, um bis heute den Namen der *Aurea Chersonesus* bei Ptolemäus zu rechtfertigen. Namentlich ist zwischen dem Cap Rachado im Norden gegen Salangore und dem Küstenflusse Muar der höchste Berg im Gebiete der Leadang der Malaien, Gunoug-Ledang, welcher schon frühzeitig bei den Portugiesen, mit Anspielung und Hoffnung auf das Salomonische Goldland, mit dem Namen Ophir belegt worden. Der ganze Berg ist eine ungeheure Granitmasse und in seiner Nähe, bei Bukit Taong, sind Goldminen. Die Staaten von Kalantan, Tringano und Pahang zeichnen sich durch viele Goldwäschen aus. Je tiefer der Strom, namentlich aus dem Flusse Pahang, desto mehr Goldstaub gibt er. Man rechnet in den letztgenannten drei Malaienstaaten über 15,000 Goldarbeiter, deren Geschäft aus den dortigen Goldgruben jährlich einen Gewinn von 420,000 spanischen Dollars abwerfen soll. Das Gold wird gewöhnlich von chinesischen Bergleuten gewonnen. Die Malaien treiben viel Handel mit Goldstaub, bei ihnen ist ein Goldbäumchen das allgemeine Symbol des Tributs. So namentlich in dem kleinen Königreiche Queda, welches Siam tributpflichtig ist.

Im Reiche Siam wird zu Bang-ta-phan und zu Rachan Gold, aber nur sparsam gewonnen.

Im Lande der Laos (Law, Lao), an dem obern Laufe der Kambodja und Siamströme, zwischen Yünnan und Siam, liegt der Bergwerksdistrict Bodnaen mit reichen Gruben, wo Gold, Silber und Kupfer von den Chinesen bearbeitet wird. Auch in der Nähe der Kapitale Leng sind Gold- und Silbergruben.

In dem Ostgestade Hinterindiens, in der Nordprovinz von Cochinchina, Tongking, ist Ueberfluß

an Gold und Silber, namentlich ist der Südrand des Hochlandes damit reichlich versehen. Die Gold- und Silberminen liegen gegen Südyünnan. Ein großer Theil des Goldes geht durch den Schleichhandel nach dem chinesischen Grenzlande von Yünnan und Kuangsi über. Die Einwohner von Tongking sind geschickte Goldarbeiter; auch werden Goldmünzen mit Stempeln versehen. Ein spanischer Dollar hat den Werth von $1\frac{1}{2}$ Quan nach dem Zolltarife der Regierung. In dem Binnenlande von Saigun und Kambodja ist bei dem Dorfe Schinkalan ein reiches Goldbergwerk.

Vom Reiche Birma sagt Crawford, daß gegen Norden und Nordosten von Ava das weite Gebirgsland der primairen Formation, meistentheils das Land Lao und Shan, reich an Edelsteinen, Gold, Platina, Silber, Kupfer, Zinn und Blei sei. Gold wird an verschiedenen Stellen im Flußsande gewaschen, namentlich am Kyendwen, am obern Irawadi, zu Shoe-gyen in der Nähe von Pegu. Auch soll viel Gold aus dem goldreichen Yünnan eingeführt werden, nämlich jährlich 600 Viß = 60,000 Tical Gewicht. Nach der Berechnung der Birmanen ist das Gold 17 mal mehr werth als das Silber, während in Yünnan es nur 6 mal so viel gilt. Der Goldglanz geht dem Birmanen über Alles. Der größte Luxus der Vergoldung herrscht bei den Architekturen und Skulpturen für Tempel. Alles, was zum Königshause gehört, muß den Beinamen des Goldenen (Shoe) führen und vergoldet sein, von den Rudern der königlichen Gondeln bis zu dem Dache des Palastes und der Pagode. Das Gold ist dem Birmanen das Symbol des Vortrefflichsten in jeder Art. Sie schlagen nie Münzen daraus, sondern verwenden es zum Putz. Sie weihen das Gold nur ihren Götzen und legen dessen Eigenschaften ihrem Könige bei, der unter seinem Goldschmucke, den er bei Audienzen zu tragen hat, fast erliegt. Der König hat's gehört, heißt: es ist zu seinen goldenen Ohren gekommen; Audienz bei ihm haben, heißt: zu seinen goldenen Füßen gelangen, und die Rosenessenz, sagte ein vornehmer Birmane zu Colonel Symes, sei in der Sprache der Hofetikette ein Parfüm für die Goldnase.

Zu den interessantesten Entdeckungen der neueren Zeit gehört das Auffinden der Platina in dem birmanischen Waschgolde. Die Goldkörner sind im Gemische von Platina, Gold und Iridium. Dieser Goldstaub wird im Norden von Ava gesammelt und nach Ava zum Verkauf gebracht, wo er mit vielen Eisenkörnern erhandelt wird, die vom Magnet gezogen werden. Die geschmolzene Masse setzt einen Metallkegel zu Boden, der, mit Gold zusammengeschmolzen, diesem einen außerordentlichen Glanz gibt. Allein dieses glanzreiche Platingold ist schwer zu hämmern und zu bearbeiten, weil es sehr brüchig ist. Die Ohrringe des Königs der Birmanen werden daraus gefertigt. Dieses Platingold kommt aus dem Ningtithale, vom Orte Kane. Nach einer Analyse von Prinseps gibt der Goldstaub Ava's im gereinigten Zustande 20 Proc. Platin und wird von einer so großen Masse Iridiummetall begleitet, daß dieses das doppelte Gewicht des Platins beträgt, eine Eigenthümlichkeit, wodurch sich die Avaplatina von der in Südamerika und am Ural wesentlich unterscheidet. Die Birmanen nennen das so gewonnene Platin Sheen-than.

Gold- und Silberornamente werden in jeder Stadt der Birmanen gearbeitet, vorzüglich in Ava, doch mehr massiv als schön. Die birmanische Juwelierkunst steht der anderer indischer Künstler an Geschmack und Geschick sehr nach und ist noch sehr plump. Die Birmanen berichtigen alle Zahlungen nicht durch Münzen, welche ihnen gänzlich fehlen, sondern durch Zuwieger der Metalle, kleinere mit Blei, größere mit Gold und zumal Silber. Gold wird für 17 mal werthvoller gehalten als Silber; Blei verhält sich im Metallpreise zum Silber wie 500: 1. Die Goldprobe der Birmanen ist von den Hindus angenommen. Für Alchymie, nämlich für Verwandlung der geringeren in edlere Metalle sind die Birmanen leidenschaftlich eingenommen, und alle Beamte bis zum König versuchen Gold zu machen. Alle Gold- und Silberminen des Landes gehören dem Könige auch die Diamantengruben gehören ihm. Die Residenzstadt Ava heißt in allen officiellen Urkunden: Ratana pura oder Yatana, d. i. Juwelenstadt, die Herrscherin über Thunapara, d. i. Goldland, im Osten des Irawadi. Die vielen Tempel mit weißen vergoldeten Thürmen geben der Stadt aus der Ferne einen glänzenden imposanten Anblick, der aber in der Nähe sehr verschwindet. (K. Ritter, Asien IV.) Das zum Reiche Birma gehörig Gestadeland Aracan hat auf der Ostseite der Gebirgskette Goldstaub, welcher in den Regenbächen gefunden wird.

Auf der Halbinsel von Dekan ist um Cola am Palaurflusse, in dem ganz von Bergen umgebenen Gaue des Pergunna, in dem Geröllboden Goldsand, der hier sogar eine weitverbreitete Geröllschicht mit Goldkörnern und Goldwäschen enthält, welche vom Palaurfluß auf der Plateauhöhe durchspült wird. In ganz Dekan bildet der Granit das Liegende, auf welches Sandstein überlagerungen vorkommen. Diese letzteren bedecken einen großen Theil der Cuddapahthäler gegen die Plateauseite der Nalla-Malla-Gebirgsketten, und sind, zumal da, wo sie Sandsteinbreccien bilden, als die eigentlichen Diamantminen in dem Stromgebiete des Pennar bekannt. Ganz gleichartig ist ihr Vorkommen, nur noch reicher in den analog gelegenen Stromgebieten des Kistna und Godavery und noch weiter ostwärts bis zum Mahanadi. Merkwürdig ist, daß der mehr sandige Lehmboden des Mahanadi auch außer den Diamanten noch Goldkörner gibt, wie ein ähnliches Vorkommen auf der Südwestgrenze auf dem Thonboden des Palaurflusses bei Cola ist, sodaß also zwischen beiden Goldlagern die Diamantenlager erscheinen, das centrale Stromgebiet des Kistna aber an diesen Edelsteinen bei weitem am reichsten ist. Die Außenseite des Abfalles der Nalla-Malla gegen Osten, gegen Nellore und Ongole hin, ist dagegen mit reichhaltigen Kupfererzen versehen, welche 50—60 Proc. Metall geben und dazu noch mit silberhaltigen Bleierzen.

Im Wardagebiete ist der Boden um die Resi

denz Nagpur aus Trappformationen gebildet. Etwas Goldsand wird hier gefunden. Im Alluvialboden des Mahanadithales um Sambhulpur ist ebenfalls Goldsand.

Die große Insel Ceylon (Lanka im Ramayana, das Taprobane der Griechen und Römer, verstümmelt aus Tämbapanni, sprich Sylan im Indischen) wird von Ptolemäus nach den Schifferberichten der phönizischen und ägyptisch-griechischen Ceylonfahrer als reich an Gold und Silber gerühmt. Allein die Insel hat nur einen ganz besonderen Reichthum an Edelsteinen, ist arm an nützlichen Metallen, welche außer etwas Eisen ganz fehlen. Das Gebirge besteht aus einer Masse emporgehobener, granitischer Gebirgsarten. Einförmigkeit der primitiven Formation ist der eigenthümliche Charakter der Insel, auf welcher, außer dem Alluvialboden der Gestade von jüngeren Bildungen, nur Kalk und Sandstein verbreitet sind. Bei dem sehr geringen Wechsel der ordinairen Gebirgsarten sind diese jedoch voll Einlagerungen seltener Mineralien, sodaß bei geognostischer Armuth doch mineralogischer Reichthum vorhanden ist. Der mineralogische Charakter dieser Insel, bemerkt Davy (*J. Davy*, On the Mineralogy of Ceylon, in Transact of the Geolog. Soc. Vol. V. P. II. p. 311), ist daher echt orientalisch, mehr zum Prunk als zum Gebrauch, mehr Pracht als Nutzen. Die frühere Angabe von Gold, Quecksilber, ist ganz irrig, ist blos eine ältere Tradition. (Vergl. Life in Ceylon by E. Tennant. 1859.)

Die Küstenlandschaft Malabar (Malayavara, Gebiet von Malaya) ist größtentheils mit Thonboden überlagert. Im Districte Irnada, im Osten von Calicut, wird Goldsand gewaschen, ein Metall, das als Landesproduct fehlt, aber durch den Handel sich am ganzen Westgestade findet. Zu erwähnen aber ist die nordwestliche Seite des Nilagirigebirges (Nilgherry) von Koimbature und Malabar, wo das Gold fast in allen Flußbetten ist. In allen Thälern und Spalten gräbt man hier danach. Erst bringt man die obere schwarze Erde weg, um auf eine röthliche Erdschicht zu stoßen, welche man in Gefäßen rüttelt, schüttelt, schlämmt und wäscht. Das schwarze zurückbleibende Sediment enthält schwarzen Sand, Eisen und Goldtheilchen, welche durch Wasserspülen gereinigt, durch Quecksilber amalgamirt und herausgezogen werden. Auch wird Gold in größeren Körnern ausgelesen. Jede solche Goldgrube zahlt monatlich 3 Rupien Abgabe. Diese Goldwäschen werden auch als die in Wynaad am obern Beyhur bezeichnet. (Ritter, Asien IV, 968.)

Wir haben hier noch auf der Westseite von Hindustan die Halbinsel Gujurate oder Kattiwar, zwischen dem Golfe von Kutch und von Cambay gelegen, zu erwähnen, auf welcher aus dem obern Flußbette des Flusses Aji bei Rajcote etwas Goldstaub gewaschen wird.

Ferner sind noch die Territorien am oberen Laufe des Indus, namentlich die Gebirgsgauen zu nennen, welche den Namn der Gebirgszüge zwischen Kaschmir und Badalschan einnehmen. Es sind die Territorien Iskardo, Gilgit und Chitval, in welchen die Berge und Thäler Goldstaub führen. Nordostwärts von Chitval ist der Gebirgsgau Gunjut, welcher von dem Golde, das man in ihm findet, seinen Namen hat. Als Tauschmittel der Eingeborenen curstren kleine Stücken rohen Goldes. Ob Iskardo eine Ansiedlung jener Daradi, alten Dardi ist, welche wir oben bei den goldgrabenden Ameisen (S. 94) erwähnt haben? Am Indus wie am Kabulstrome waschen nach ihrer Anschwellung Fischer mit großem Vortheile Goldsand. Vermittels eines Siebes scheiden sie die größern von den kleinern Körnern und ziehen durch Quecksilber das Gold als Amalgam heraus. Auch mehre kleinere Flüsse der dortigen Thäler, deren Quellen nicht fern liegen, wie der Swan und Hurru, liefern Gold, sowie überhaupt auch am Austritte der Chinab und des Indus aus den Vorbergen der Himalayaketten Goldsand gewaschen wird. Die Gebirgspassage von Kabul über Bamiyan nach Khulum besteht aus Gneis und Granit, auf diese folgt blauer Schiefer und Quarz, weiterhin Kalksteinconglomerat. Um Bamiyan ist Reichthum an verschiedenen Minen, zu Fuladut wird Gold gewonnen.

Endlich erwähnen wir hier noch das Thal des Flusses Sarewschan (auch Kogak genannt) in der heutigen Bucharei. Ueber den Goldgehalt des Sarewschan haben die Bucharen allerlei seltsame Sagen. Dieser Fluß soll in alten Zeiten die Umgebungen von Buchara oft überschwemmt haben und deshalb durch Alexander von Macedonien, den sie Iskendee nennen, in der Nähe seines Ursprunges mittels eines goldenen Dammes zu einem See aufgestaut worden sein. Die Goldspuren in dem Flusse entstehen nun nur durch Abspülungen von diesem Damme, zu dem man nicht gelangen könne, weil er selbst und der See hinter ihm von gefährlichen Ungeheuern (Centauren und Wasserniren) bewacht werde. Neuere Waschversuche in dem Sarewschan lehren nun zwar, daß derselbe einiges Gold zwischen dem Sande enthalte, aber nur von weit her angeschwemmtes, daher äußerst feines, welches die Bearbeitung nicht lohnt. Von dem Goldvorkommen in den Zuflüssen zum Amur (früher Orus) sagt Meiendorf in seiner bucharischen Reise, daß das dort gewonnene Gold nicht ganz rein sei. Es wird durch Amalgamation gewonnen. Das Gold kommt übrigens meistens aus Rußland nach Buchara. Das Wort Sarewschan ist persisch und bedeutet goldspendend, von ser oder sar, Gold, und eschchänden, ausgießen, verspenden (vergl. Gorny-Journal. 1842. N. 11).

Wir haben nun versucht, darzulegen, welche Verbreitung das Gold in Indien und den ihm nächstliegenden Ländern hat, wie es dem südlichen Dekhan, aber hauptsächlich dem Norden der Halbinsel zugehört. Besonders sind es die Stromgebiete des Himalaya, welche Goldreichthum besitzen. So ist es das obere Industhal, welches der Sitz großer Goldschätze seit den Zeiten Herodot's war und noch heute ist.

Werfen wir jetzt noch einen flüchtigen Blick nach Ostasien, nach China und Japan, nach Ländern, welche erst der neuesten Zeit zugänglicher geworden sind. Die Bearbeitung der Minen, welche in den nordwestlichen

und südöstlichen Kreisen des Mittelreiches und auf Japan sehr zahlreich sind, geben, nach Angabe in den gesammelten Satzungen des Reiches (Taitsing Hoeitien, Auszug XIV, 21.), nur sehr unbedeutende Erträgnisse und befinden sich noch auf der Stufe der Kindheit. Früher haben die Chinesen den Bergbau absichtlich vernachlässigt, weil von dem Grundsatze ausgegangen wurde, die Mehrung edler Metalle bringe Theuerung ins Land. In Japan, wo im Norden sehr viel Gold, theils in Kupfer, theils in Golderzen gefunden, theils durch Auswaschen von Sand gewonnen wird, wo zu Anfang des 17. Jahrh. die jährliche Ausfuhr an Gold 5½ Millionen Thaler betragen hat, fürchtete man dadurch die Fremden anzulocken. Jetzt ist beides zwar nicht mehr der Fall, allein trotz dem erscheinen die Erträgnisse der ostasiatischen Bergwerke nicht sehr bedeutend. Die Staatsabgaben von den Minen in den chinesischen Kreisen Sfetschuen, Junnan, Kueitschéu, Kuangsi und Kuangfu belaufen sich ungefähr auf 90,000 Tael reinen Silbers, jeder Tael zu vier Gulden. Die Erträgnisse der zahlreichen Goldwäschereien in diesen Kreisen sind kaum der Rede werth. Obgleich die Flüsse des westlichen China, gleichwie die des benachbarten Asam (vergl. S. 95), sehr viel goldhaltigen Sand mit sich führen, wovon sogar einer den Namen Kinscha Kiang, Goldstrom, trägt, so werden die Erträgnisse der Regierung doch blos auf ungefähr 340 Lan oder Tael gerechnet. Da sich die Staatsabgaben von den Gold- und Silbererträgnissen der Bergwerke auf dreißig vom Hundert belaufen, so kann man denken, welche Betrügereien vorkommen. Liefern doch die einheimischen, in den gesammelten Satzungen der regierenden Dynastie, verzeichneten Minen den bei weitem größten Theil der zum Handel und zum Gebrauche im bürgerlichen Leben nothwendigen edeln Metalle (vergl. Correspondence relating to China. 1840. 174). Die Goldseifenwerke kommen besonders im Westen von China in dem sogenannten himmlischen Gebirge von Huri-Kara-Us an bis Hotan vor; im Norden in der Provinz Ili, längs den Flüssen Balicin-Guna und Schuan-Schu-Uzi; im urumcinschen Bezirke in den südlichen Gebirgen Kuitun, Hutukbai, Monas, Loklon und Kur-Kara-Ususkol, längs dem Flusse Czirgalan und Gurban-Kjakt, und in Tarbagataj, am Bache Dardalet im Kurbara-Us. Die Regierung überläßt die Goldwäschereien der Privatindustrie, erhebt aber einen Zehnt, allein diesen nicht nach der gewonnenen Goldmenge, sondern nach der Anzahl der Mannschaft. Jede Gewerkschaft darf nicht mehr als aus 50 Goldwäschern bestehen, von jedem wird monatlich $^{2}/_{10}$ Lane Gold in die kaiserliche Schatzkammer gezahlt. Nächstdem existiren noch andere Abgaben. Eine der größten Goldwäschen befindet sich im Bezirke Dun-Huan nahe dem Gebirge Scha-Tschou längs dem Bache Dan-He. Die Goldwäscher arbeiten vom April bis November. Der Werth des Goldes ist verschieden. So verhält er sich zu dem des Silbers in Urum wie 1 : 12, in Peking wie 1 : 11, in Gui-Tschan, nahe den Seifen, wie 1 : 8 und bisweilen 1 : 9. Zu den Gewinnungsarbeiten werden im Winter kleine Gesenke abgetenft, welche sich im Frühjahre mit dem durch das Regenwasser zugeschwemmten Sande, Thone und Erde anfüllen. Den Sommer über wird der Schlamm im Gesenke durchgewühlt und das Gold ausgewaschen. Die zu China gehörige Gebirgshalbinsel Korea hat Gold und Silber, und die zu Japan gehörige Gestadeinsel Formosa (Thay wan der Chinesen) soll auf der Ostseite Gold besitzen, nähere Angaben sind aber nicht bekannt.

Zur Geschichte Indiens haben wir hier nur noch zu sagen, wie fast Alles, was wir aus frühester Zeit von ihm wissen, sich auf das Leben der indischen Fürsten beschränkt, wie ein Bild der Stämme und Staaten Indiens uns erst durch die Berichte der Griechen und Römer und durch die beiden großen Epopöen der Inder, das Mahabharata und Ramajana, zugekommen. Das Leben der indischen Fürsten schildern die Legenden der Buddhisten als glänzend und reich; sie speisten von Gold und Silber. Megasthenes besuchte oft Palibothra, den Hof des Königs von Magadha, und erzählt, daß die Königsburg vergoldete Zinnen und goldene Säulen gehabt habe. Die Elephanten der Könige waren mit Gold und Silber geschmückt, goldene Schalen waren bei allen Gastmählern der Großen. Der Thron des Königs war von Gold, er führte ein goldenes Scepter. Zur sicheren Beurtheilung des Standpunktes der Gewerbthätigkeit im indischen Alterthume fehlt es zwar an sachlichen Zeugnissen, allein eine gewisse Uebereinstimmung in der gesellschaftlichen Stellung der ägyptischen und der indischen Handwerker läßt wol voraussetzen, daß sich diese auch schon in alter Zeit nicht minder geschickt bethätigten als jene. Denn an verarbeitungsfähigen Materialien fehlte es den Indern nicht. Auch geschieht schon im alten Gesetzbuche, im Manu, Erwähnung der Goldarbeiter und Silberschmiede. Heute zählen in Indien die Goldschmiede zu den geachtetsten Handwerkern und wenn Strabon (XV, 1) erwähnt, wie ungeschickt sich die Inder in der bergmännischen Gewinnung der Metalle und im Hüttenwesen zeigten, so lehrt doch die Neuzeit, daß der indische Handwerker mit selbst ganz unscheinbaren Werkzeugen die saubersten Arbeiten in Metall auszuführen vermag.

China und Japan blieben lange Zeit in ihrer Isolirung und waren wie nicht vorhanden für die übrige Welt. Ptolemäus (VI, 16) wußte von mehren Völkern zu erzählen, die Serica bewohnten, und unter denen auch geschickte Gold- und Silberarbeiter bekannt wären. Das den Chinesen eigenthümliche Abschließungssystem, welches in der ungeheuerlichen Umgrenzung seines Reiches der seit 214 v. Chr. bestehenden und von Ammian zuerst erwähnten sinesischen Mauer den entschiedensten Ausdruck findet, trug wesentlich dazu bei, es fremden Einflüssen unzugänglich zu machen. Erst die neueste Zeit, namentlich erst seit dem J. 1842 geschlossenen Frieden zu Nanking wurde das himmlische Reich dem europäischen Handel zugänglich und mit ihm beginnt eigentlich erst das Wissen von China. Die Friedensschlüsse von 1858 werden China und Japan dem civilisirten Europa vollständig öffnen.

Gold im Norden von Asien.

Das große Gebirgssystem des Altai (der Goldberg schon bei Menander von Byzanz, Geschichtsschreiber des 7. Jahrh.; Altaï-alin mongolisch, Kinschan chinesisch) erstreckt sich zwischen 50° und 52½° nördlicher Breite und bildet die südliche Grenze der großen sibirischen Niederung, von den reichen Silbergruben des Schlangenberges und dem Zusammenflusse der Uba und des Irtysch an bis zum Meridian des Baikalsees. Es begreift in sich: a) den eigentlichen oder kolywanschen Altai; b) die sayanische, Tangnu- und Ulagom- oder Malakhaketten, alle ziemlich parallel von Westen nach Osten streichend. (*A. v. Humboldt*, Asie centrale T. I. u. II.) Der Name Altai ist erst spät bei den russischen Bewohnern Sibiriens in Gebrauch gekommen. Im J. 569 schickte Kaiser Justinus II. einen Gesandten zu dem Ka-Khan des türkischen Volksstammes, welcher sein Hoflager am Altai hatte. Er fand diesen Ka-Khan (Chaganum) Dizambul in einem Gebirge, das bei den Griechen Ektag oder Ektel (*Ἔκτιαγ* oder *Ἔκτελ*) so viel als der goldene Berg heißt. In einem Thale des goldenen Berges (*χρυσοῦ ὄρους*) war das Hoflager des Ka-Khans. Im Lager waren Holzhäuser mit vergoldeten Säulen. Der wahre Name des Gebirges ist aber Altai, was wie im Türkischen Altun und Altan, im Mongolischen Gold heißt; daher auch dies ein Ehrentitel der Altun-Khane der Kin, d. i. der goldene Herrscher werden konnte. Mit den Turkstämmen hat sich anfänglich der Name Altai, „der goldene Berg," nur verbreiten können, sei es als Ehrenname wegen des Hoflagers seiner Ka-Khans, oder weil vielleicht wirklich das Gold, wie noch heute, an ihm gewonnen ward, oder aus beiden Ursachen zugleich.

Ueber die südlichen Weiten von Sibirien dehnen sich fast ununterbrochene Bergzüge, die ihren Anfang in Centralasien nehmen und welche von Westen an nach Osten unter den Benennungen der altaischen, sayanischen, daurischen Gebirge bekannt sind. Nur dunkle Sagen von dem Goldreichthume des Altai hatten sich erhalten und diese waren es hauptsächlich, welche im J. 1723 unter der Regierung Peter's des Großen, unmittelbar nachdem das uralische Erzgebirge bergmännisch entdeckt und erforscht war, Veranlassung zum Aufsuchen von Erzen im Altai gaben. Namentlich waren fast überall die antiken Metallgruben einer verschwundenen, bergbaukundigen Nation, der Tschuden (Tschudi, Tschudaki, Tschutski, d. i. Tschud oder Czud), welche den neuen russischen Bergbau veranlaßten, welche gleichsam als Wünschelruthe zur Anlegung neuer Gruben dienten. Der kenntnißreiche Akimsitsch Nikitas Demidoff, Sohn des Gründers des uralischen Bergbaus, unternahm das Aufsuchen von Erzen aus den alten tschudischen Arbeiten und gründete den altaischen Bergbau, welcher noch jetzt den Namen des kolymano-wokressenskischen Bergbaus führt. Zunächst entstanden die Kupfergruben Kolywansk und die Hüttenwerke in der Nähe von Barnaul. Im J. 1736 hatte man angefangen, die schlangenberger Grube zu betreiben, deren Erze in den obern Teufen außerordentlich gold- und silberreich waren. So erhielt die durch Granit wie in einem Kessel eingeschlossene Gegend die Bezeichnung: „das kolywanskische Erzgebirge" und wurde vorzugsweise mit dem Namen der Gruben am Altai, oder des kleinen Altai, bezeichnet; der Name des weit südlicheren alten Ektag-Altai, des Goldberges, den nur die Sage rühmte, wurde auf diese weit im Norden abgerückten Bergzüge übertragen, welche durch ihren Goldgehalt nun der Etymologie dieses berühmten Namens zu entsprechen schienen. Die ganze Gebirgsgruppe wurde zu einer europäischen Culturcolonie in der Mitte des asiatischen Continentes vorbereitet (vergl. Hermann, Mineralogische Reisen in Sibirien I, 289 und K. Ritter, Erdkunde, Asien I, 570).

Die Krone aller sibirischen Bergwerke, der Schlangenberg (Smejof der Russen), besteht fast aus nichts Anderem als dem Erzlager selbst, welches von einer in Thonschiefer ruhenden Hornsteinmasse gebildet wird, die nach allen Richtungen, besonders im Hangenden von Gängen und Trümmern schuppig-körnigen Schwerspaths durchsetzt ist. In diesem sind vorzugsweise die Erztheile eingesprengt enthalten; sie finden sich aber auch ohne Schwerspath in dünnen Klüften des Hornsteins selbst. Die nicht metallischen Substanzen, welche auf dem Erzlager vorkommen, sind der Hornstein selbst, Quarz, Adular, Witherit, Kalkspath und Flußspath. Die metallischen Mineralien sind: Gediegenes Gold, mehr oder weniger silberhaltig. Es findet sich nie krystallisirt, sondern theils in dünnen moosartig zusammengehäuften kleinen Blättchen aufgewachsen, theils in kleinen Blechen mit unebener Oberfläche, die selten dicker als ein starker Messerrücken, gewöhnlich dünner sind, eingewachsen, theils in kleinen Platten auf Klüften aufliegend. Es ist gewöhnlich von lichter messinggelber, doch auch von goldgelber Farbe und metallisch glänzend, in den Platten doch öfter matt und bräunlich angelaufen, erlangt dann aber Glanz im Striche. Die moosartig aufgewachsenen Bleche finden sich auf den kleinen Gängen im Hornsteine mit krystallisirtem Quarze, Kupferkiese und erdigem Kupferglanze. Die eingewachsenen Bleche sind am häufigsten in dem grobkörnigen Schwerspathe eingewachsen, finden sich aber auch auf diese Weise in den übrigen Erzen, die auf kleinen Gängen und Trümmern in dem Hornsteine vorkommen, wie in dem Silberkupferglanze, Silberglanze, in einem Gemenge von Kupferkies und Bleiglanz u. s. w.; in den obern Teufen finden sie sich besonders in dem Hornerze. Die Platten, in welchen das Gold weiter vorkommt, sind gewöhnlich nur sehr klein und dünn und liegen in kleinen Klüften des Hornsteins. Nach einer Untersuchung von Klaproth (Beiträge zur chem. Kenntniß der Mineralkörper IV, 1.) enthält das Gold vom Schlangenberge 36 Proc. Silber; allein es ist nicht wahrscheinlich, daß alles Gold, welches hier vorkommt, eine gleiche chemische Zusammensetzung hat. Bemerkenswerth ist, daß das Gold vom Schlangenberge immer die goldgelbere Farbe hat, wenn es in Hornerz eingewachsen ist, daher zu vermuthen,

daß die Bildung des Hornerzes auf den geringeren Silbergehalt des Goldes Einfluß gehabt hat. Ferner findet sich gediegenes Silber, ganz auf eine ähnliche Weise wie das Gold, zuweilen ganz in der Nähe des Goldes, und enthält, wenn es in dünnen Platten im Hornsteine vorkommt, kein Gold, was um so auffallender ist, weil sonst Gold und Silber in allen Verhältnissen sich zu verbinden und nicht unvermischt neben einander vorzukommen pflegen. Die übrigen Metalle sind Silberkupferglanz, Silberglanz, Fahlerz, Hornerz, gediegenes Kupfer, Buntkupfererz, Kupferkies, Kupferglanz, Bleiglanz, Zinkblende, Eisenkies, Rothkupfererz u. s. w. (s. Reise nach dem Ural und Altai und dem kaspischen Meere von A. v. Humboldt, Ehrenberg und G. Rose. Berlin 1837. 1. Bd. S. 536 fg.).

Das Erzlager des Schlangenberges ist meistens ganz von Porphyr umgeben, der in verschiedenen Varietäten vorkommt. Der Abbau wurde zuerst durch Tagebau betrieben; denn unmittelbar unter Tage waren die Erze am reichhaltigsten und haben das meiste güldische und reine Silber enthalten, und es ist sehr wahrscheinlich, daß auch zur Zeit der Eröffnung der Gruben die reichsten Erze durch die Tschuden, die auch hier am Schlangenberge einen uralten Bergbau getrieben hatten, schon weggenommen waren. Man hat die Spuren ihrer Arbeiten überall wahrgenommen, in ihren verstürzten Arbeiten hat man noch Werkzeuge von ihnen gefunden und in ihren Gräbern eine Menge Geräthschaften und Zierathen von Gold und Kupfer, am Nordrande des Altai, am Irtysch und der Kirgisensteppe, wo sie durch große über einander gethürmte Steinhaufen kenntlich sind. Die Tschuden schieden aus den Ochern das darin enthaltene Gold durch Schlämmen an der Smejewka, wie man ebenfalls aus den Ueberresten dieser Schlämmarbeiten gesehen hat, die noch so goldhaltig befunden worden sind, daß man sie gepocht und auf Planherden verwaschen hat. Als man sich später von dem Fortsetzen der Erze in die Teufe überzeugt hatte, fing man nach und nach an, Stollen zu treiben und damit einen regelmäßigen unterirdischen Abbau vorzurichten. Aber mit der Zeit, nachdem wenige Gruben gleich vom Anfange ihrer Bearbeitung an so außerordentliche Ausbeute geliefert als der Schlangenberg, haben bei größerem Vordringen in die Teufe die Erze nicht allein an Menge, sondern auch an Güte abgenommen.

Die in dem obern Thale der Ulba, 184 Werste vom Schlangenberge entfernt liegenden reichen Silbergruben zu Ridderski-Rudnik und Krukowsk liegen in einem wilden Granitthale mit alpinem Charakter. Die Erze der ridderskischen Grube sind theils in dem Schwerspathe eingemengt, theils auf den Klüften des Quarzes und des Hornsteins enthalten. Sie bestehen aus gediegenem Golde, das sich besonders in den obern Teufen in sehr reichlicher Menge gefunden, aus Hornerz, das in dünnen Lagen im Hornsteine mit gediegenem Golde besonders früher vorgekommen ist. Alte tschudische Arbeiten waren auch hier im J. 1786 die Veranlassung zur Entdeckung der Grube. Das Erzlager der krukowskischen Grube liegt in einem Porphyr und ist wahrscheinlich eine Fortsetzung von dem, welches in Riddersk bebaut wird.

Nicht weit von der Buchtarma, südöstlich von Ridderski, im Thonschiefergebirge am Maglenkabache gelegene, durch ihr Ausbringen an Silber die bedeutendste von allen Gruben des Altai, ist die 1791 entdeckte Silbergrube Syränowsk. Das Ausgehende des Erzlagers, worauf die Grube baut, besteht größtentheils aus Hornstein, der mit Quarz und auch mit Schwerspath nach Art des schlangenberger Erzlagers durchsetzt ist. Der Quarz ist meistens sehr porös, seine Poren sind mit gelbem Eisenocher und mit Bleierde mehr oder weniger angefüllt, welche auch meistentheils das silberhaltige Gold enthalten, das den Hauptgegenstand des Grubenbaues ausmacht. Gewöhnlich ist dies nur in so fein vertheiltem Zustande darin enthalten, daß es mit den Augen nicht zu erkennen ist, doch findet es sich auch in größeren Blättchen und Körnern, ja zuweilen in Stücken von mehren Lothen und Pfunden. Nach einer Analyse von G. Rose enthielt ein solches Stück, welches etwa 7 Loth wog, ziemlich frei von Quarz war,

Gold . . .	60,98
Silber . .	38,38
Eisen . . .	0,33
	99,69.

Dieser starke Goldgehalt kommt wahrscheinlich besonders da vor, wo das Gold in derbem Quarze enthalten, und weniger da, wo es in fein vertheiltem Zustande dem Ocher beigemengt ist. Die Ausbeute der Grube an goldhaltigem Silber ist bedeutend, das jährliche Quantum beträgt an 500 Pud. Die Erze werden wegen gänzlichen Holzmangels nicht an Ort und Stelle verschmolzen, sondern nach Barnaul und den übrigen Silberhütten des Altai abgeführt. Die ganze Gold- und Silbergewinnung concentrirt sich zu Barnaul, von wo die ganze güldische Silberproduction an den Münzhof in St. Petersburg, welcher selbst erst die Goldscheidung vom Silber sich vorbehalten hat, abgeliefert wird. Hier werden die Legirungen mittels Schwefelsäure geschieden, indem die Legirungen zunächst zusammengeschmolzen und granulirt werden. Hierauf wird die granulirte Masse in Platingefäße vertheilt und darauf mit Schwefelsäure in dem Verhältnisse übergossen, daß vier Theile Säure auf drei Theile des in der Legirung enthaltenen Silbers kommen. Die so gefüllten Platingefäße werden nun zusammen auf einen Herd, unter welchem Feuer unterhalten wird, gestellt. Nach der Auflösung wird die das schwefelsaure Silberoxyd enthaltende Flüssigkeit in einen großen, starken, bleiernen Kessel abgegossen. Das Gold bleibt auf dem Boden der Platingefäße in pulverförmiger Gestalt zurück, wird von Neuem mit etwas Schwefelsäure versetzt und erwärmt, die Flüssigkeit nach einiger Zeit abgegossen, das rückständige Gold aber mit kochendem Wasser mehrmals ausgewaschen und darauf getrocknet und geschmolzen. Bei dieser Operation wird gewöhnlich das Gold von einem Gehalte von 99,666, das Silber von 99,0 bis 99,5 erhalten.

Außer diesen Gruben sind noch: die semenoffschen Gruben im Nordwesten von Schamanascha, die wos-

kreffenskischen um Kolywan, die loktewskischen am Alei und die viel weiter im Norden liegenden salairischen Gruben im Nordosten von Barnaul. Diese Gruben sind es, welche sonst jährlich 35,000 Pud goldhaltiges Silber nach Petersburg abliefern mußten. Durchschnittlich mußte der kolywanfche Bergbau allein jährlich 25 Pud Gold abwerfen. Allein die kolywano-woskreffenskischen Gruben sind schon längst erschöpft, auch die übrigen, ja selbst der Schlangenberg, sind für die Goldgewinnung abgebaut.

Während dessen die Goldseifen im Ural aufgekommen waren und sich in fortschreitendem Wachsthume befanden, verwendete man auch alle Sorgfalt auf die Auffuchung von Goldgruslagern im Altai. Gegen Ende 1830 wurde im kolywanschen Bergbezirke das erste bedeutend reiche Lager erschürft und Jegoriewsk (Georgenwerk) benannt. Diese schnelle Entdeckung und die dadurch veränderten Ideen über das Dasein von Waschgold waren das Signal für viele Goldwäscher, welche sich zuerst zu dem dem kolywanschen Bergbezirke benachbarten Bergzuge zwischen den Flüssen Tom und Jenisei wendeten und hier im J. 1831 die ersten Entdeckungen machten. Im J. 1832 wurde der reiche Fundort Woskreffensk am Flusse Kondustujul aufgefunden und im J. 1836 die Nachforschung weiter nach Osten in die sajanischen Bergzüge verlegt. Hier in ganz wilden und ganglosen Oertlichkeiten wurde eine ganze Reihenfolge reicher Lager am Flusse Birjusa entdeckt. Im J. 1839 gingen die Goldsucher nach Norden an die tunguskischen Flüsse und in den Jahren 1840 und 1841 wurden zwischen der mittlern und steinigen Tunguska eine große Zahl von reichen und sehr nachhaltigen Goldgruslagern entdeckt, welche einen so mächtigen Vorrathsschatz an Gold enthalten, daß sie alle bisher in dieser Art bekannten Entdeckungen übertrafen. Da, wo im Hochgebirge Nachforschungen, wie z. B. im kolywanschen Bergbezirke, wo der Reichthum an Silber- und Kupfererzen sich so sehr hervorhebt, angestellt sind, waren zwar Anzeichen von Waschgold, allein sie waren nur schwach und unbauwürdig, das Gold aber war sehr silberhaltig. Nach den neueren Erfahrungen sind alle bedeutenden Lagerstätten des Waschgoldes in den Vorgebirgen des Altai entdeckt, welche sich über die südlichen Weiten von Sibirien gegen Norden mit Ausästungen nach Westen, mehr aber nach Osten ziehen und welche von verschiedenen Flußbassins durchschnitten werden. Nach diesen letzteren sind namentlich folgende drei Goldgebiete bemerkenswerth: das obi-tomskische, das tom-jenisei'sche und das jenisei-lenasche.

Die goldhaltenden Straten sind zwischen den Bergen dieser Gebiete zerstreut und finden sich fast immer in ihren Quer- und Längenthälern und andern Vertiefungen, am meisten an den Ufern und im Boden der aus den Bergen hervorgehenden Flüßchen und in Sümpfen. Die Goldfände finden sich gewöhnlich entweder unmittelbar auf den festen Felsenstock aufgelagert, oder sind von ihm durch andere angeschwemmte Schichten getrennt. Die Lager selbst bestehen aus losem Gerölle oder zähem Thone, zeigen mehr oder minder Regelmäßigkeit, sind mehr oder minder mächtig, enthalten in ihrer Masse viel oder wenig Gold, sind leichter oder schwerer zu verwaschen, mehr oder minder von tauben Anschwemmungen überdeckt, nach welchen Verhältnissen der Werth eines Lagers in ökonomischem Betrachte sich feststellt. Außer Sand und Thon enthalten die Lager in ihrem mechanischen Gemenge Geschiebe oder Bergtrümmer der umliegenden Gebirge. Im südöstlichen, sich näher zum Altai erhöhenden Theile bestehen diese aus Thon-, Kalk- und Chloritschiefer, im südlichen herrschen Syenit, euritischer und keratitischer Porphyr und Diorit vor, gegen Osten aber ist rother und Kohlensandstein verbreitet.

Die eigentlichen Arbeiter bei den Goldwäschen in Sibirien bestehen fast ausschließlich aus Deportirten. Im J. 1842 waren blos in Ostsibirien 11,000 Mann bei den Goldarbeiten. Das Waschen geschieht auf verschiedenen Arten von Herden und vermittels verschiedener Maschinen, welche durch Pferde- oder Menschenkraft betrieben werden. Eine Hauptarbeit ist das Herbeiführen des Sandes in so großen Mengen, daß, wenn man z. B. den guten Gehalt in 100 Puden Sand zu 1 Solotnik annimmt, zu einem Pud Gold 9600 Pud Sand und zu einem Pud 384,000 Pud anzuführen sind.

Im J. 1842 wurden in Sibirien in runden Zahlen folgende Quantitäten Gold beschafft:

Aus Sandlagern	632 Pud
Aus dem kolywanschen Silber . .	30 "
Zusammen . .	662 Pud

A. Erman (Archiv für wissenschaftl. Kunde von Rußland III, 121—177) gibt über das Vorkommen von Gold in den trans-uralischen Gebirgen Nordasiens folgende Uebersicht. Die goldführenden Gebirge zerfallen in drei durch neptunische Gesteine getrennte Zonen von 45—62° Breite und in die nertschinsker (daurischen) Gebirge.

A. Die mittlere (nord-altaische) Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Nordgrenze ein größter Kreis von 84° östl. von Paris 57°,5 Breite nach 107° östl. von Paris, 52°,5 Br., und deren Südgrenze ein größter Kreis von 81° östl. von Paris 53°,5 Br. nach 100° östl. von Paris, 50°,0 Br.

Sie enthält die Goldwäschen an den oberen Zuflüssen des Ob und an den oberen Zuflüssen des Jenisei: das obi-tomskische und das tom-jenisei'sche Goldgebiet. Die Gebirgsketten hierin sind: 1) Die salairsker Kette, welche mit dem altaischen Hochgebirge zusammenhängt und bis nahe an die große sibirische Straße durch Kolywan und Ojasch fortsetzt. Die goldhaltigen Schuttlager liegen auf Grünstein und auf mit Talkschiefer wechsellagerndem Kalke. Einsenkungen des Felsbettes sind mit den goldführenden Trümmern ganz angefüllt, sodaß das Lager bis zu 20 Fuß mächtig wird. Es ist stellenweise sehr reich, bis zum Goldgehalte von $^{1}/_{12}$ der verwaschenen Masse. Von den salairsker Goldständen wird noch bemerkt, daß sie sämmtlich einen schwarzen Eisenschlich,

d. i. einen feinen Magnetsand, aus dem Grünsteine enthalten. 2) Das Kija- (Alatau-) Gebirge, aus Granit und Syenit bestehend, mit den reichsten Privatgoldwäschen. Der Schutt in den Thälern ist oft 25 Fuß hoch mit einem Goldgehalte von $^1/_{192000}$ bis zu $^1/_{5000}$ des Gewichtes der verwaschenen Trümmer. Auch in groben Körnern, oft deutlich krystallisirt und bisweilen mit Quarz verwachsen, findet sich das Gold in Stufen bis zu 24,5 russ. Pfunden. 3) Die Nordseite der sajanischen Gebirge zwischen dem Jenisei und dem Westende des Baikal, wo im Osten von dem Querthale des Jenisei die Goldschuttlager am Amyl, die Goldseifen an der Mana und an der Janga mit einem Gehalte von $^1/_{512000}$ des verwaschenen Materials sind. Nur 12—15 Meilen südöstlich von dem Goldschutte an der Janga und gegen 30 Meilen südwestlich von Nijnei Udinsk liegen die reichsten von allen ostsibirischen Seifen: an der Birjusa, wo ein ununterbrochenes goldführendes Trümmerlager von 1—5 Fuß Mächtigkeit gefunden, welches 2—5 Fuß hoch mit tauben Anschwemmungen bedeckt ist. Der Boden dieses Goldlagers besteht aus Glimmerschiefer mit Kalklagen, die Trümmer variiren von feinen bis zu Blöcken von ungeheurer Größe. Zwischen den vorragenden Schichtenköpfen des Schiefers finden sich Nester, welche an sehr großen Goldkörnern bis zu $^1/_{8000}$ ihres Gewichtes enthalten. Auch an der Oka, am Kitoi und am Toisek wird Gold verwaschen. An letzteren beiden Orten besteht der Goldschutt aus feinen Trümmern von Grünstein, Quarz, Granit und Thonschiefer in sandigem Thone und einer zweiten Schicht, welche gröbere Trümmer und weniger Bindemittel enthält. Die Oberfläche der letzteren ist die eigentliche Lagerstätte des Goldes.

B. Die südliche Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Nordgrenze ein größter Kreis von 96° östl. von Paris, 47°,5 Breite nach 65° östl. von Paris, 50°,0 Br., deren Südgrenze 84° östl. von Paris, 42° Br. nach 65° östl. von Paris, 50°,0 Br.

Hier sind die hohen Ketten Tarbagatai und Alatau und der zwischen ihnen gelegene Grauwackenbezirk am Alakul, 43° bis 47°,5 Breite, wo der Goldschutt, 120 Werste östlich von Tschugutschak, in der kleinen Bergkette Altun-Emel, in 46° Br. 82°,5 östl. von Paris, reiche Ausbeute gibt. Die Chinesen hier verkaufen das Gold nicht in dieser Gestalt, sondern legiren es zuvor mit mehr als 16 Proc. Kupfer und schmelzen es dann zu Kugeln von verschiedener Größe. Thonschiefer und die Grauwackenformation bilden von den Quellen des Tschni bis zum Saisan und am Alakul eine nur durch den Tarbagatai unterbrochene Masse. Der Thonschiefer im Nordosten ist die charakteristische Gebirgsart in dem kolbeltinsker Goldsanddistricte vom Tarbagatai bis an den Irtysch zwischen Semipalatinsk und der Buchtarma. Auf den Sohlen der schroffen Thäler des kolbeltinsker Districtes sind mächtige Goldschuttlager, welche viele größere Goldkörner enthalten. Der kolbeltinsker District, der östliche Theil der sogenannten Kirgisensteppe, ist in den Jahren 1849 und 1851 sowol in allgemeiner geognostischer Hinsicht als auch in Bezug auf das Goldvorkommen näher untersucht worden. Die Goldseifen am Irtysch oberhalb Semipolatinsk, die Flüsse Laila, Kaïnda und überhaupt alle Bäche in der nordöstlichen Hälfte der Kirgisensteppe führen ein Gerölle von Thonschiefer, Sandstein und Quarz, in welchem das Gold sich Anfangs in sehr feinen, auf dem Wasser schwimmenden, Blättchen zeigt, bei zunehmender Tiefe aber zugleich mit dem begleitenden Eisenschliche gröber wird. An den oberen Zuflüssen des Sentas hat das Goldschuttlager einen mittleren Gehalt von $^1/_{764950}$. Zwischen dem Sentas und der Werdybaika haben die Seifen einen Gehalt von $^1/_{383000}$ ergeben, sowie auch selten $^1/_{518000}$, gewöhnlich aber nur $^1/_{1280000}$ bis $^1/_{2560000}$. Das Gold enthält nur 6 Proc. Legirung und kommt nicht selten in Stücken vor, von denen 90—100 ein russisches Pfund wiegen. Ueberhaupt bilden in der kirgisischen Steppe die Goldseifen sowie im übrigen Sibirien continuirliche Begleiter der Bäche, von denen sie theils das jetzige Bett einnehmen, theils den Thalwänden anliegen. Doch besitzen diese Lager oft nur eine geringe Mächtigkeit, es finden sich oft nur locale Austeilungen derselben, welche wol mit nesterartigem Vorkommen verwechselt werden. Die durchschnittlich kleinen Dimensionen der kirgisischen Seifen werden durch die Dünnheit ihrer Alluvialbedeckung und durch die Reinheit ihres Goldes compensirt (vergl. Erman's Archiv XIII, 595—648).

C. Die nördliche Zone goldführender plutonischer Gesteine, deren Südgrenze etwa von 105° östl. von Paris 58° Breite nach 90° östl. von Paris 59° Breite, deren Nordgrenze aber unbekannt ist, zwischen beiden Tungusken vom Jenisei bis zur Lena.

Hier stehen große Massen von quarzreichem Talkschiefer und von Glimmerschiefer mit Granaten an. An den Quellen des Pitt, des Uderei und der Teja und deren Zuflüssen sind außerordentlich reiche Goldselfen aufgefunden. Von den geognostischen Verhältnissen derselben ist das Vorkommen von dolomitischem Kalke zwischen den quarzreichen Talkschiefern und von Dioritporphyren bekannt geworden. Versuche gaben einen Goldgehalt von $^1/_{60000}$.

Das baikalische und das nertschinsker Gebirge zeichnet sich ebenfalls durch Goldvorkommen aus. Das Baikal- oder Chamargebirge ist durch Spaltungen des Kohlengebirges entstanden und besteht aus Massen groben Conglomerates mit Granit durchsetzt. Das Jablonoi chrebet ist der höhere nördliche Rand einer mit dem Baikal parallelen Zone krystallinischer und metamorphischer Gesteine, welche zwischen der Schilka und dem Argun den 30 Meilen breiten nertschinsker Bergwerksdistrict enthält, welcher durch die Mannichfaltigkeit und den Reichthum seiner Gänge dem Ural ähnlich, obgleich durch die Beschaffenheit der meisten Erze von ihm verschieden ist. Der wesentlichste Unterschied zwischen dem

nertschinsker Gebirge und dem längs der Südküste des Baikal gelegenen besteht in der Verbreitung von Thonschiefer und ihm zugehörigen, meist dolomitischem Kalke, und der Goldschutt, den man an mehren Punkten dieses Gebirges entdeckt hat, findet sich unter denselben Verhältnissen, wie im Ural und in so vielen andern Gebirgen Nordasiens: die krystallinischen Gesteine haben nur die Grauwacke durchbrochen, wie alle goldführenden Gesteine Nordasiens. Die Goldseifen an der Schirokaja, der Tscherna und der Kara sind unmittelbar unter der Dammerde zwischen Trümmern von Syenit, Dioritporphyr und weißem Quarze, welche auf Granit ruhen, der oft in Syenit übergeht. Das Gold stammt aus dem jetzt bereits zerstörten Ausgehenden der syenitischen Gänge her und seine ursprüngliche Lagerstätte hier ist einigen südamerikanischen vorzugsweise ähnlich. So sind unter den Goldfänden von Minas geraes die aus der Umgegend von Rio bekannten granitischen Gänge mit Schörlkrystallen besonders entwickelt und in Columbien, bei Marmato, setzen die goldführenden Schwefelkiesgänge unmittelbar im Syenit auf. An einigen Punkten des nertschinsker Districtes kommt das Gold mit einem ziemlich harten Sandsteine vor, der an den brasilischen und columbischen Cascalho erinnert. Das Gold liegt in dem verwitterten Ausgehenden dieses Sandsteines zwischen Trümmern desselben, welche mit andern von Talkschiefer und glimmerhaltigem Quarze gemengt sind.

Die Goldseifen finden also eine außerordentliche Verbreitung an dem ganzen Nordabfalle der die Südseite Sibiriens begrenzenden Gebirge vom Ob bis jenseits Nertschinsk, besonders auf der Ostseite des kusnetskischen Gebirgszuges, der sich auf der Ostseite des Altai vom Sandypoloi nordwärts über Kusnetsk bis an die Kija erstreckt, in der Gegend zwischen dem oberen Tom und oberen Tschulym, am Jenissei bei Minusinsk und Abakansk, von da ostwärts nach dem Kan und der Birussa, und längs dem ganzen oberen Laufe dieser Nebenflüsse des Jenissei, ferner an der Südwestseite des Baikalsees und der aus ihm tretenden Angara, sowie auch an der Ostseite des Jablonoi Chrebet in dem Thale der Schilka oberhalb und unterhalb Nertschinsk. Im J. 1843 lieferten die Privatwäschen 785 Pud Waschgold. Der Gehalt des verwaschenen Sandes betrug $^{1}/_{9000}$ durchschnittlich, es kamen aber Verhältnisse vor, wie 1 : 192000, 1 : 139666, 1 : 96000, 1 : 64000, 1 : 54857, 1 : 38400 und sogar 1 : 33391. Im Ganzen wurde daselbst eine Masse Schutt von mehr als 75,500,000 Pud verwaschen. Das Waschen geschah zumeist in Fässern und nur zum kleineren Theil auf Waschherden. Es waren dabei gegen 19,000 Arbeiter beschäftigt. Im J. 1845 betrug die Arbeiterzahl 22,725, im J. 1850 war sie sogar auf 25,000 gestiegen, da die Anzahl der Goldwäschen sich vermehrte und der Reiz des höheren Lohnes immer mehr Leute zu ihnen zog. Im J. 1836 fand man das Gold an den Ufern der Birjusa, 1839 an der Anjara und namentlich am Flüßchen Uderéi und 1840 an der Pita. Von nun an entstand ein wahres Goldfieber und im J. 1841 zählte man allein in der Statthalterschaft Jeniseisk mehr als 100 Goldsuchergesellschaften.

Im J. 1845 belief sich der Totalertrag der Goldwäschereien des östlichen Sibiriens auf 852 Pud. Die Krone bezahlt für das Pud Gold 46,440 Rubel Ass. und erhebt darauf eine Steuer von 15 Proc.; dem kaiserlichen Schatze erwächst also daran beträchtlicher Gewinn, denn alles Land in Sibirien gehört, mit sehr wenigen Ausnahmen, der Krone. Die Goldsucher erhalten Licenzen vom Finanzministerium. Alles Gold wird vorerst an die altaische Bergregierung eingeliefert, hier vorläufig probirt und dann in den Münzhof nach St. Petersburg transportirt. Hier geschieht die Contraprobe und es wird dem Eigenthümer nach Abzug der Gefälle und der Münzkosten das ihm zukommende in halben Imperialen ausgezahlt. Der den Eigenthümern verbleibende Theil kann für den 1845ger Ertrag in Pausch und Bogen zu 30 Millionen Rubel B. Ass. angerechnet werden: eine ungeheure Summe für das menschenarme Sibirien. Welchen Nutzen hat aber hiervon die Masse der Bevölkerung? Wie viel von dem Golde bleibt in den Händen derer, die es zu Tage fördern? Nach officiellen Angaben waren 1845 in allen Goldwäschen des östlichen Sibiriens 25,000 Arbeiter beschäftigt. Jeder Arbeiter erhält einen monatlichen Lohn von 15 Rubel Ass., in den vier Sommermonaten also, in welchen die Wäschereien nur betrieben werden können, 60 Rubel. Zu den Arbeiten werden größtentheils die hierher verbannten Sträflinge oder Colonisten (poselenzy), wie man sie dort nennt, gebraucht. Der Colonist, der vor Entdeckung der Goldwäschen bei einem Landbauer für 30 Rubel jährlich arbeitete, verdient also jetzt in vier Monaten 240 Rubel. Die 25,000 Arbeiter erhalten also etwa 6 Millionen Papierrubel. Man sollte meinen, daß dadurch ein allgemeiner Wohlstand herbeigeführt worden sei. Allein die Erfahrung hat das Gegentheil bewiesen. Es ist zwar richtig, das Goldgewerbe ist für viele Gegenden Sibiriens in sofern von Werth, als durch dasselbe einzelne Unternehmer sehr bereichert wurden, als es die Preise der Dinge erhöhte und Gelegenheit zur Arbeit in einem Lande gegeben hat, das durch Entfernung und Mangel an Ausmündungen so benachtheiligt ist. Aber vor Entdeckung der Goldwäschen war die materielle Lage der Bewohner Sibiriens in sofern eine günstige, als der fruchtbare Boden reichlichen Ertrag gab, die Lebensmittel unglaublich wohlfeil und in Ueberfluß vorhanden waren. Der gewinnreichere Betrieb der Goldwäschereien entzog aber eine Menge Hände dem Ackerbaue, der Viehzucht und dem Handwerke. Scharen von Arbeitern strömten aus den benachbarten Provinzen dahin, die Consumtion von Lebensmitteln vermehrte sich außerordentlich, ohne zu ihrer Production beizutragen. Die Preise aller Cerealien, aller Bedürfnisse stiegen, mit ihnen das Arbeitslohn und die Waarenfracht. Sogar der Luxus hat zugenommen und neue Bedürfnisse hervorgerufen. Die Thätigkeit, welche die Golddistricte Sibiriens belebt, befördert zwar den Umsatz der Capitalien, erweckt die Productionskräfte

des Landes, indem sie dem Fleiße neue Erwerbsquellen eröffnet. Allein immerhin hat die große Goldproduction in Sibirien, die Verfolgung der einseitigen Richtung nach Goldsuchen, einen zweifelhaften Vortheil, da mit ihr die Vernichtung des Ackerbaues, die Demoralisation der Arbeiter herbeigeführt worden. Das Gold fällt meistens in solche Hände, die es nicht zu benutzen wissen. Unter 25,000 Arbeitern nehmen kaum 1000 ihren Verdienst mit nach Hause; die Uebrigen beeilen sich, ihn in den Schenken an die Branntweinpächter abzuliefern. Von der ganzen Bevölkerung ziehen außer den Kaufleuten vielleicht nur die Hauseigenthümer in den Städten von dem Goldbetriebe Vortheil. Sonst hat das Land wegen seiner Menschenarmuth, seiner unermeßlichen Ausdehnung und der fast gänzlichen Abwesenheit bequemer Fahrstraßen bei allem Ueberflusse an Gold einen großen Mangel an Lebensmitteln gewonnen, gegen den alle Goldgruben, so reich sie auch sind, es nicht schützen.

Gold im Ural.

Schon im frühesten Alterthume haben die ursprünglichen Anwohner des Ural von dem dort vorkommenden Golde gewußt und es gefördert. Die Sage von den Arimaspen, welche vorzüglich der Prokonnesier Aristeas ausgebildet und verbreitet hat (*Strab.* I, 21; *Gellius* IX, 4), scheint zu beweisen, daß dieses schon 550 v. Chr. der Fall war und noch im 10. Jahrh. unserer Zeitrechnung, als zum ersten Male Slaven von Groß-Nowgorod in jene Gegend vordrangen, erzählten ihnen die Samojeden von dortigen Niederlassungen fremder Bergleute. Eben dafür sprechen auch die Tschudengräber (Tschudskija mogily) bei Kyschtimsk am Ostabhange des Ural, in welchen goldene Zierathen gelegen haben, die genau ebenso mit Silber legirt waren, wie das Waschgold, welches man erst in neuerer Zeit wieder an demselben Orte in großer Menge entdeckt hat. Schon oben S. 101 ist erwähnt worden, wie die Gräber und der alte verlassene Bergbau jener verschwundenen, mit der Metallarbeit und Schmelzkunde bekannten Nation, der Tschuden, als Leiter neuer Bergbauunternehmungen gedient haben. Dieser alte Bergbau zeigt so weit seine Spuren, als die Grabmale reichen; beide aber ziehen sich nicht nordwärts über 58° nördl. Br. hinauf und südwärts fanden sich noch Gräber bis 45° nördl. Br. Von Osten nach Westen reichen sie beide vom mittlern Amurstrome bis über den Irtysch und zur Wolga hin, bis an den Ostfuß des Ural und am Ostural finden sich die alten Tschudenschürfe wieder wie am Altai. Zumal ist es der Südural, in welchem dieselben alten Tschudenschürfe in sehr großer Menge die meiste Gelegenheit zu jüngern Entdeckungen gegeben haben; aber durchaus nicht weiter nordwärts als Jekaterinburg, nur im baschkirischen Ural, wo man sie ebenfalls den Tschuden zuschreibt.

Schlözer ist es, der zuerst den allgemein venerirten Namen der Tschuden und Skythen identificirte, aber seinen Inhalt als einen historischen vernichtete. Fall erwähnt bei seinen Wanderungen durch Sibirien, daß er überall dieses verschwundene Volk mit dem Namen Tschudi, Tschudaki, Tschurski, d. i. Tschud oder Czud, belegen hörte. Immer heißt es, nicht von Russen, sondern von Tschuden stamme diese oder jene Ruine her, in welcher die starke Legirung des Goldes mit Silber und öfter beinahe bis zur Hälfte mit Kupfer gefunden worden. Und es mag wol hierin ein Beweis liegen dafür, daß dieselben güldischen Silber- und Kupfererze damals, wie noch heute, in den Localitäten selbst erschürft wurden, wo die Grabfelder selbst liegen. In der Reise nach dem Ural u. s. w. von A. v. Humboldt, Ehrenberg und Rose Th. I, 118; II, 5 werden mehrfach die tschudischen Arbeiten am Ural und Altai erwähnt, und K. Ritter, Erdbeschr. Asiens II, 320—342 gibt vielfache Auseinandersetzungen hierüber und stellt in Frage, ob die Tschuden wol nicht das hyperboräische Volk der Arimaspen sind, deren Goldschätze von Greifen (γρῖπες) bewacht werden, zu denen die Issedonen zogen, und diese Schätze durch die bei Herodot bezeichnete Karawanenstraße in den Handel zum Tanais und Pontus brachten (*Herodot.* III, 116; IV, 27). Beim Aeschylus (Prometh. v. 829) werden die Arimaspen mit den Greifen erwähnt. Wie bei späteren sind sie in einem Lande, das Gold liefert. Herodot (IV, 27) versetzt sie nach Norden. Nachdem er von den Issedonen gesprochen, fügt er hinzu: „Die Issedonen erzählen, daß nördlich von ihnen die einäugigen Menschen wohnen und die goldbewachenden Greife. Von ihnen es hörend, erzählten es die Skythen und von diesen haben wir Anderen es aufgenommen und nennen sie Skythisch Arimaspen, denn bei den Skythen heißt Arima „„eins"" und Spu „„das Auge."" Er berichtet ebenfalls (IV, 13), am nördlichen Ocean wohnen die Hyperboräer, südlich von diesen die Greife und südlicher die Arimaspen (*Pausan.* I, 31) und dann die Issedonen. Unter mehrern Völkern in der Umgegend von Marotis nennt Lucan (III, 281):

— — — auroque ligatas
Substringens Arimaspe comas.

Zu einer andern Stelle (VII, 756) hebt Lucan heraus, daß sie Gold im Sande suchen.

Mit den Hyperboräern und Arimaspen werden gewöhnlich die Greife genannt. Hesiod war der erste, der von ihnen handelte (Schol. Aesch. Prom. 793); wir kennen aber seine Ansicht nicht. Man scheint die Greife bald mit den Gegenden, wo Gold gewonnen wird, in Verbindung gesetzt zu haben und Samier, die in Tartessus großen Reichthum erworben hatten, ließen als Weihgeschenk ein ehernes Gefäß fertigen, mit Greifenköpfen geschmückt. Als man die Länder nördlich von Indien als goldreich ansah, ließ man auch dort die Gewinnung des Goldes mit Gefahren verknüpft sein. Mela erwähnt die Greife (II, 1, 1) im nördlichen Europa. Plinius spricht mehre Male von ihnen (VII, 2; XXXIII, 21), erklärt sie jedoch (X, 70) für Fabelwesen. Spätere rufen ältere Vorstellungen zurück und nennen Hyperboräer und Greife zusammen (*Claud.* XL. Ep. 2. 7. *Apulejus*, Met. XI. p. 257. Tric.).

K. Ritter (a. a. O. S. 337) stellt die Frage auf, ob nicht mehre verwandte Volkerstämme unter dem Collec-

tivnamen Tschuden, wie unter dem der Skythen, die man öfter wegen der Namensähnlichkeit (Tschudstye Kopye) mit ihnen verglichen hat, zu verstehen wären? Alle Nomadenvölker im Osten des kaspischen Meeres kannten bereits in ältester Zeit nach Herodot's Berichten den Gebrauch von Erz und Eisen und das läßt vermuthen, daß auch schon damals die erzreichen Gegenden des Ural und Altai nicht unbenutzt blieben. Von den Massageten, nach Ammianus Marcellinus ein alanischer Stamm, welche die Stelle der asiatischen Skythen einnahmen und nach Ptolemäus in dem Gebirge des Altai, wie im Lande der jetzigen Turkestaner und Karakalpaken wohnten, heißt es ausdrücklich, sie hätten kein Eisen, aber Erz, das in ihrem Lande in unermeßlicher Menge sei. Sie verwandten das Gold zur Rüstung und zum Pferdeschmuck, wie andere Völker das Eisen (*Herodot.* I, 215. Heeren's Ideen 2, 774). Es ist wol zu vermuthen (Aler. v. Humboldt's Kosmos II, 176), daß der durch die sibirischen Goldwäschen in unseren Tagen wieder so berühmt gewordene Theil des nördlichen Asiens, wie das viele bei den Massageten zu Herodot's Zeiten angehäufte Gold, eine durch den Verkehr mit dem Pontus eröffnete wichtige Quelle des Reichthums und des Luxus für die Hellenen geworden ist. Aler. v. Humboldt setzt diese Quelle zwischen den 53. und 55. Breitengrad. (Vergl. über die Wohnsitze der Arimaspen und den Goldverkehr im nordwestlichen Asien zu Herodot's Zeiten Humboldt's Asie centrale I, 389—407. Ueber den Goldreichthum des Ural siehe: *Kupffer*, Voy. dans l'Oural. Paris 1833. Eichwald, Alte Geographie des kasp. Meeres S. 266.)

Schon im J. 1574 unter Zar Iwan Wasilewitsch wurde der Familie Stroganow, welche sich am Westabhange des Ural, in dem Tschusowajathale, niedergelassen hatte, die Erlaubniß zum Bergbau ertheilt, die Regierung behielt sich aber das etwa dort zu findende Gold selbst vor. Allein Erfolge hiervon sind nicht bekannt. Dagegen weiß man, daß am Ural Gold im J. 1743 zuerst auf Quarzgängen auf der rechten Seite der Pyschma entdeckt wurde, das zum Gebiete des Tobol gehört. Diese Gänge liegen in der Quellgegend des Flüßchens, etwa 20 Werst nordöstlich von Jekaterinburg. Die glückliche Entdeckung veranlaßte sogleich die eifrigsten Nachforschungen in anderen Gegenden des Ural, allein sie gelangen nur an wenigen Orten. Die goldführenden Quarzgänge im sogenannten Beresit und im Talkschiefer an der Pyschma und bei Berezowsk waren lange die einzigen, welche bauwürdige Erze lieferten; die Ausbeute war aber zu keiner Zeit bedeutend. Es entstanden noch die Gruben auf dergleichen Goldgängen bei Uktusk und Schilowa, etwa 5—10 Werst von Jekaterinburg, ferner bei dem newjansker Hüttenwerke und zu beiden Seiten des oberen Tschusowajathales im jekaterinburger Districte. Noch weiter, im slatouster Districte, nahe bei Mjask an der jetzigen perwopawlowsker Goldwäsche, lag eine dergleichen Grube, welche aber ebensowol als alle übrigen bereits verlassen sind. Das eigentliche Gebirgsgestein, worin die goldhaltigen Gänge der Gruben bei Berezowsk aufsetzen, ist unter Tage, es ist auf den verschiedenen Gruben verschieden, bald Thonschiefer, bald Chloritschiefer, bald Talkschiefer. Diese geschichteten Gebirgsarten werden von Gängen von Granit durchsetzt, die aber selbst noch nicht edel sind, sondern in besondern Quarzgängen, die in ihnen wiederum aufsetzen, das Gold enthalten. Der Granit der berezowskschen Gruben wird mit dem Namen Beresit bezeichnet, da er häufig nicht ganz das gewöhnliche Ansehen des Granits hat, in der Regel sehr mürbe und zersetzt ist. Das Gold findet sich in Flitterchen, dünnen Blättchen, kleinen Zähnen und unregelmäßigen Körnchen, gewöhnlich nur von der Größe einer Erbse, welche in Quarz, Eisenkies und Nadelerz eingewachsen sind. In größern Massen kommt es sehr selten vor, häufiger noch findet es sich in dem zersetzten Eisenkiese in so kleinen staubartigen Theilen, daß sie nur erst durch Pochen und Waschen desselben erkannt werden können. In den Drusen des Quarzes kommt es auch zuweilen krystallisirt und auf Quarz aufgewachsen vor, doch sind die Krystalle nur klein und selten deutlich; sie haben gewöhnlich abgerundete Kanten und zeigen nur einzelne glatte Flächen. Die Flächen des Octaëders sind vorherrschend. Die goldhaltigen Quarzgänge kommen in großer Anzahl vor und durchsetzen die Granitgänge der Quere nach. Nach G. Rose enthielten einzelne kleine Körner und Krystalle Gold, die in Quarz eingewachsen gewesen waren:

Silber	8,03
Kupfer	0,09
Gold nebst etwas Eisen und Verlust	91,88
	100,00

Eine andere kleine Partie, die in Blättchen in zersetztem Eisenkiese eingewachsen gewesen und aus demselben durch Schlämmen gewonnen worden war, enthielt:

Silber	5,94
Kupfer	0,08
Eisen	0,04
Gold und Verlust	93,94
	100,00

Im J. 1752 begann der Bergbau in Berezowsk und lieferte bis 1828 bergfeines Gold 624½ Pud, die durchschnittliche Menge eines jeden Jahres beträgt daher nur 8⅓ Pud. In der Zeit von 1800—1814, die der Entdeckung des Goldsandes voranging, war die Production am bedeutendsten und betrug im J. 1810, wo sie ihre größte Höhe erreicht hatte, 18¾ Pud; nach dieser Zeit sank sie wieder, sodaß sie im J. 1828 nur 4⅔ Pud betragen hat. Die seit 1814 eingetretene allmälige Vermehrung der Goldausbeute betrug im J. 1842 nahe das 117fache jener ursprünglichen, ist aber einzig und allein der Auffindung sogenannten Waschgoldes in Seifen- oder Goldschuttlagern verschiedener Gegenden zuzuschreiben.

Die Entdeckung dieser Goldseifen gab dem Ural eine ganz neue Bedeutung, seinem Betriebe neuen Schwung und zum Theil eine andere Richtung. Während man in den entferntesten Wildnissen des Ural nach Golderzen

suchte, ahnte man nicht, daß man beim Suchen über einen Schuttboden hinwegschreite, aus dem man mit geringer Mühe und in derselben Zeit sehr viel mehr Gold erhalten konnte.

Am Ural wird die Priorität der Entdeckung von Goldseifen von mehr als einem Bergreviere in Anspruch genommen, obgleich es fast allgemein angenommen ist, daß Goldsand zuerst bei Pyschminskoi im J. 1818 aufgefunden wurde. Von dieser Zeit an kamen die Goldseifen bei Pyschminskoi, Beresowsk, Mjask, längs der Gebirgskette etwa zwischen 51°,5 und 63°,5 Breite bei 55° bis 59° östl. von Paris in Aufnahme, alljährlich wurden mehr dergleichen Schuttlager nachgewiesen, und es ist somit eine von 52°,2 bis 61°,3 Breite reichende Kette von Goldwäschen angelegt, theils für die Regierung, zu größerem Theile aber für Privatunternehmer. Aus den Uebersichten, welche A. Erman (Archiv für wiss. Kunde von Rußland II, 532—536) über das Vorkommen des Goldschuttes am Ural gegeben hat, folgt, daß längs des Ural auf der ganzen Strecke von 61°,3 bis 52°,1 Breite das meiste Gold zwischen den Parallelkreisen von 57°,5 und 56°,0 vorkommt. Nächstdem und nahe ebenso viel zwischen 56°,0 und 54°,5 und dagegen merklich weniger in den nördlich an die erstere und südlich an die letztere angrenzenden Zonen. Ein zweites Maximum der Goldverbreitung, welches weit nördlich vom 60. Breitengrade läge, kann als nicht sehr wahrscheinlich betrachtet werden.

Was die Lager der Goldwäschen gegen die Wasserscheide des Gebirges betrifft, so sind auf der Westseite ebenso viele als auf der östlichen; die auf der Ostseite gelegenen sind jedoch durchschnittlich bedeutend reicher.

Die Goldseifen, welche in der Nähe der früheren Gruben, z. B. in der Nähe von Beresowsk, bearbeitet werden, liegen alle entweder unmittelbar auf dem Boden, in welchem die goldführenden Gänge aufsetzen, oder ganz in der Nähe derselben. Man darf daher die Geburtsorte des uralischen Schuttgoldes nirgends anders als ganz dicht bei seinen Fundorten suchen. Die Gesteinstrümmer, zwischen denen dasselbe liegt, stammen nicht blos sämmtlich vom Ural, sondern auch immer von Felsen, die noch jetzt ganz in der Nähe anstehen, ja viele Trümmerlager und grade mehre der reichsten gehen so allmälig in den festen Felsboden, auf welchem sie ruhen, über, daß man nicht umhin kann, sie für ein in situ zerklüftetes Stück desselben zu halten. Die mineralogische Beschaffenheit des Schuttes, während er zertrümmert und zusammengehäuft wurde, hat sich nur wenig geändert, und Beobachtungen bei den Goldwäschen sind am besten im Stande, über das geologische Ereigniß aufzuklären, welches dem sie umgebenden Gebirge seinen seltsamen Metallreichthum verlieh. Die reicheren Lagerstätten des Goldes sind nur deswegen so vorzugsweise vor allen übrigen Theilen des Gebirges zertrümmert worden, weil sie sämmtlich der ursprünglichen Erdoberfläche äußerst nahe waren.

Als ein Charakter für die Gebirge mit Goldschutt ist, wenn man die Beobachtungen am Ural sowol mit denen an andern nordasiatischen Goldwäschen gemachten, als auch mit den Erfahrungen über das Goldvorkommen in einem großen Theile von Amerika in werkwürdigster Uebereinstimmung findet, ein Vorherrschen von Talksilicaten als das chemische und ein Reichthum an Grünsteinen oder mit ihnen verwandten Augitgesteinen als das geognostische Kennzeichen anzusehen. In den Thälern mit schmäleren und vom Gebirge abwärts geneigten Sohlen finden sich die Schuttlager oder grobgeschichtete Anhäufungen von Felstrümmern stellenweise durch Goldgehalt ausgezeichnet. In ihnen liegen, lose zwischen den andern Felsstücken und Fossilien, bald Goldkörner und Schüppchen von äußerster Feinheit eingestreut, bald nierförmige Stücke dieses Metalles, von denen viele bis zu 24 Pfunden, ja sogar einmal im J. 1842 ein Stück 77 Pfund gewogen haben. Eine solche goldhaltige Stelle des Schuttlagers wird vorzugsweise eine Seife (Russisch: Solotonosny rossyp) genannt; sie ist von geringer Ausdehnung, selten über 2000 Fuß lang und 70 Fuß breit. Gewöhnlich findet man mehre gruppenweise beisammen.

Zu erwähnen ist hier, daß seit 1824 in vielen uralischen Trümmerlagern, sowol in den nördlichsten Gegenden, als auch in den mittleren und in den südlichen, nicht nur auf der Ostseite, sondern auch auf der Westseite, mit dem Golde zusammen, theils ohne solches, das Platin vorkommt. Ja, es sind sogar Diamanten aufgefunden worden in der Seife des Adolphowskoilog, etwa bei 58°,65 Breite.

Ueber das Vorkommen des Goldes am Ural sind nun folgende Districte hervorzuheben:

1) Der jekaterinburger District, in 56° bis 57°,5 Breite. Der Goldschutt ist hier am ergiebigsten. Von den Gebirgsbildungen sind Talk- und Chloritschiefer vorherrschend, werden aber oft durch Thonschiefer, seltener durch Glimmerschiefer ersetzt. Die schrofferen Bergzüge bestehen aus Granit, von Serpentinbildungen begleitet, welche in Grünstein übergehen. Die goldführenden Gänge dieses Districts liegen zwischen Granitzügen, setzen in dem sogenannten Beresit auf und bestehen hauptsächlich aus Quarz. Die Goldseifen liegen auf einem Gewirre von schieferigen und krystallinischen Bildungen. Die bekanntesten Seifenwerke sind folgende. Das nikolajewsker Schuttlager bei 56°,5 Breite 58°,5 östl. von Paris, auf Thonschiefer liegend. Das jeleõjansker Seifenwerk bei 56°,6 Breite auf Diorit und Chloritschiefer. Die gornoschitsker Wäschen bei 56°,7 Breite auf Talkschiefer mit angrenzendem Granite. Der Goldschutt längs des Baches Istok bei 56°,8 Breite liegt unmittelbar unter dem Torf theils auf Talkschiefer, theils auf Granit. Unter ähnlichen Verhältnissen liegen die Wäschen von Nagornoi, Perwopawlowk und Marsinsk, die ersteren unweit Beresowsk. Ferner ist das ganze Thal der Pyschma bei 56°,9 Breite mit einer so gut als continuirlichen Schicht Goldschutt erfüllt, welche auf Thonschiefer, zwischen dem stellenweise Serpentin eingedrängt ist, ruhen. Bei 57°,05 Breite liegt der Goldschutt von Kalinowsk auf Serpentin, der von Granitgängen durchsetzt ist. An der Nordgrenze des Districtes liegen die newjansker Goldwäschen bei

57°,45 Breite auf mit Amiantgängen durchsetztem Serpentine.

2) Der kuschwaer und der bogoslowsker District von 57°,5 bis 60°,4 Breite. Als selbständige Gebirgsformationen treten auf: metamorphische oder krystallinische Schiefer (sogenannte Urgebirgsschiefer), Grünstein und Serpentin, Granit und Syenit und endlich Grauwackenschichten mit silurischem Kalke. Die Formationen sind dieselben wie am mittleren Ural, aber anders vertheilt. Die metamorphischen Schiefer walten vor

am Westabhange und auf dem Kamme	von 57°,5	bis 58°,5	Breite
in dem Diamantenbezirke	= 58°,5	= 58°,8	=
im bogoslowsker Districte	= 59°,1	= 60°,4	=

Die Grünsteine und die Grauwackenformation sind an

der Ostseite des Gebirges von	58°,3	bis 58°,9	Breite
der silurische Kalk ist . .	= 59°,5	= 60°,2	=

nachgewiesen und ringsum von Grünstein eingeschlossen (vergl. Beiträge zur Bestimmung der Gebirgsformationen in Rußland von L. v. Buch S. 107—117).

Die metallhaltigen Schuttlager in diesen beiden nördlichen Districten zeichnen sich im Allgemeinen durch einen größeren Platingehalt vor den jekaterinburgern aus. An einzelnen Stellen überwiegt dieser sogar bei weitem über den Goldgehalt und der Platingehalt erreicht sein Maximum gleich am Südende des kuschwaer Districtes in dem zu Nijnei Tagilsk gehörigen Theile desselben. Die Platin- und Goldseifen kommen vor: Von 57°,5—58°,3 Breite, wo ein Primitivvorkommen des Goldes und Platins, als eingesprengte Gemengtheile des Serpentins, in einem mit Chromeisen durchsetzten Serpentinschuttlager, welcher noch Trümmer von Chloritschiefer, sehr quarzreichem Talkschiefer und Diorit enthält, in einem niedrigen Ausläufer der Bjelaja-Gora (weißer Berg) zwischen Tscherno-Istotschinsk und Wissimo-Schaitansk stattfindet. Die Platinwäschen kommen vorzugsweise auf der linken Seite des Tagil, die Goldwäschen auf der rechten vor. Von letzteren zeichnen sich besonders die zu Nijnei Tagilsk und Nijnei Saldinsk aus. Von 58°,3—58°,9 Breite zeichnet sich die Ostseite des kuschwaer Ural durch einen Platingehalt ihrer Trümmerlager aus, der auf große Strecken sogar das darin vorkommende Gold überwiegt. Die Goldwäschen kommen überwiegend auf der rechten Seite der Tura, die Platinwäschen auf der linken Seite vor. Von ersteren sind die ergiebigsten die wtoryginer Seife und die glubokaja Rossyp. Man erhält hier mit dem Golde fast ohne Ausnahme den am Ural sogenannten schwarzen Schlich d. h. feine Magneteisenkörner, welche aus dem Grünsteine stammen. Viele andere Wäschen liegen an der Salda, wo der Schutt und das unter ihm Anstehende theils Dioritporphyr, theils Serpentin ist. Zu diesem Districte gehört auch die bewässerte Schlucht Adolphowskoilog (etwa bei 58°,65 Breite), wo in dem goldführenden Schutte Diamanten gefunden wurden. Die eigentliche Seife besteht von der Sohle an zuerst aus zerfallenen Stücken des kohligen Dolomites, welchen die nächstgelegenen Thalwände ausmacht. Dann folgt unmittelbar die nicht über zwei Fuß mächtige gold- und diamantenhaltige Schicht, welche außerdem aus rothbraunem eisenreichem Thone mit Trümmern von dem schwarzen Dolomite und von Bergkrystall, sowie mit Chalcedonkugeln, Prasem, Heraëdern von Braunstein, vielem Eisenkiese, Anataskrystallen und auch Platinkörnern besteht.

Von 59—60°,4 Breite ist das Vorkommen des Goldschuttes in dem bogoslowsker Districte und den zunächst angrenzenden Gegenden auf Talkschiefer und auf Grünstein bekannt. Bei 59°,4 Breite, an dem Ursprunge der Trawjanska, lag ein außerordentlich reicher Goldschutt auf einer sumpfigen Ebene, an deren anstehenden Gehängen Dioritporphyr und quarzführender farbiger Kalk gefunden ist. In der zu unterst liegenden Schicht von Dioritporphyrstücken, welche in eisenschüssigen Letten eingelagert, waren Platin, große Goldkörner und Zinnober. Ueber dieser Schicht liegt ein eisenhaltiger Thon mit Porphyr- und Quarztrümmern und das Ganze ist ½—3 Fuß hoch mit Torf bedeckt. Südlich von dem Kafwathale bei 59°,6 Breite beginnt eine ganze Reihe von Goldwäschen, welche bis jenseits 60° Breite fortsetzen. Eine derselben, der Petropawlowskji rudnik, wird wegen der außerordentlich starken Wechsel des Goldgehaltes innerhalb der Seife oft erwähnt. Sie enthielt an ihrem obern Ende große Nester, in denen derselbe $\frac{1}{9600}$—$\frac{1}{7680}$ des verwaschenen Schuttes ausmachte, während er durchschnittlich nicht über die Grenze von $\frac{1}{48000}$ stieg. Das Liegende dieses Goldschuttes ist Diorit und östlich und westlich von demselben ein gangartiger Streifen von Dioritporphyr und Serpentin. Weiter gegen Norden folgen die Goldwäschen an der Woltschanka und die nördlichsten an der Soswa, Puja und Mostowaja, wo die Entstehung des Goldes auf Quarzgängen, welche den Diorit durchsetzen, unzweifelhaft ist.

3) Der nördlichste Ural von 61—64° Breite und die obdorischen Berge bis 67°,2 Breite enthalten in den wsewoloder Besitzungen bis 61°,28 Breite reichen Goldschutt an der Ostseite des Gebirges, sowie auch auf den Schiefern der Westseite.

4) Ueber das Goldvorkommen zwischen 56—51° Breite im flatouster und orenburger Gebirge, im europäischen oder westlichen Uralabhange, sind zu erwähnen die Goldseifen an der Safjelga, wo Gold, Platin und Osmio-Iridium in rothgelbem und grangrunem Thone zwischen vielen Trümmern von Talkschiefer und porösem Quarze liegen. Die zur mijasker Hütte gehörige Niederung zwischen 55°,2—54°,4 Breite ist ausgezeichnet durch den großen Reichthum ihrer Goldseifen. Nordwestlich von Mijask, 55°,06 Breite, liegt die Knjase-Alexandrowskaja rossyp, wo zwischen Quarztrümmern und den feinen Letten des verwitterten Grünsteins das Gold in so großen Stücken vorgekommen ist, daß Stücke von mehr als ein Pfund nicht selten waren. Der Goldschutt an der Portnjajenka, hart auf der Grenze von Thonschiefer mit Grünstein, enthielt an einzelnen Stellen der Seife bis auf $\frac{1}{660}$ seines Gewichts an Goldkörnern und im Durchschnitte $\frac{1}{48000}$. Gegen Süden liegen die Seifen am Taschkutargan, wo Diorit, Serpentin, Talkschiefer

mit eingelagerten Kalk- und Quarzmassen vorkommen, wo die Goldlager außerordentlich reich, wo Goldklumpen in Stücken von 8—15 russischen Pfunden gefunden worden sind, wo sogar im October 1826 ein Goldklumpen von 24,72 Pfunden gefunden ist. Der Schutt aus Trümmern der umgebenden Felsen bestand aus Serpentin, Grünstein, Talkschiefer und Quarz, welche in der Mitte der Thalsohle so hoch angehäuft liegen, daß man die unteren und goldreicheren Stellen nur mit Schachten erreichte. Die Trümmer am Fuße des Berges enthielten Nester, in denen der Goldgehalt bis auf $^1/_{10}$ des Verwaschenen stieg. Bei Zarewo-Alekfandrowsk am linken Ufer des Taschkutargan wurden im J. 1842 oberhalb eines Dammes 52 Goldstufen von 1—7 Pfund Gewicht und am rechten Ufer zuerst ein Nest von 1,5—2 Kubikfuß aufgefunden, welches durchschnittlich $^3/_{96}$ seines eigenen Gewichts an Goldkörnern enthielt und dann am 7. Novbr. 1842 ein Stück gediegenen Goldes von 87,96 russischen Pfunden. Dieses letztere lag 10,5 Fuß unter der Erdoberfläche auf Diorit. Man muß der Ansicht sein, daß auch diese so seltsam großen Stücke aus den Felsen herstammen, welche dort bei der Bildung des Thales zertrümmert wurden, denn noch später wurde an demselben alekfandrower Teiche, wo die großen Stücke ausgebeutet sind, ein Schutt gefunden, der aus lauter Quarzstücken mit noch eingewachsenen Goldkörnern bestand. Die letzteren waren nur durch Zerpochung und Amalgamation zu gewinnen. Durch einen 30 Fuß tiefen Schurf überzeugte man sich, daß dieses Lager das Ausgehende eines Quarzganges im Talkschiefer war, welcher das Gold theils unmittelbar theils zwischen Brauneisenwürfeln enthielt. Nordöstlich vom Taschkutargan liegen noch mehre Goldseifen, unter denen die bedeutendere die kaskinower ist. Der Goldschutt ruht hier auf Serpentin, zwischen welchem schmale Granitmassen anstehen. Außer vielen andern an dem oberen Laufe des Mijas auf Diorit mit Quarz und Serpentin gelegenen Wäschen, kommen noch einige Goldseifen zwischen der Steppaja und dem Uralflusse nahe an 54° Breite, und sodann zwischen 54° und 53° auf der europäischen Seite die uspenskер Privatwäsche im werchuralischen Kreise, in welcher 1839 ein Diamant von $^1/_{16}$ Karat in einem goldhaltigen Schutte aus grauem Kalke mit vielen Versteinerungen und aus Trümmern von Quarz, Thonschiefer und zerfallenem Brauneisensteine gefunden wurde. Endlich ist noch zu erwähnen die preobrajenskер Goldwäsche bei 52°,2 Breite und das Seifenwerk Kazanskaja.

Im Allgemeinen läßt sich nun über das Vorkommen des Goldes im Ural Folgendes sagen. Das gediegene Gold findet sich theils anstehend, theils lose im Seifengebirge. Das anstehende Gold findet sich in der Regel auf Quarzgängen im Granit oder dem krystallinisch-schiefrigen Gebirge, außer mit Quarz besonders mit Eisenkies, der gewöhnlich in Eisenoxydhydrat verändert ist. In geringer Menge kommt es zuweilen auch in dem Gebirgsgesteine selbst eingewachsen vor und zwar in Serpentin. Anstehend findet es sich in kleinen Krystallen, die einzeln oder in kleinen Drusen versammelt aufgewachsen sind, oder in meistens kleinen derben Partien eingewachsen und eingesprengt. Von den Krystallen sind bald die Flächen des Octaëders, bald des Dodecaëders vorherrschend. Lose im Seifengebirge findet sich das Gold meistens in kleinen Körnern und Schüppchen, oft in ganz feinen staubartigen Theilen, seltener in Krystallen oder in größeren Stücken und Klumpen. Das Seifengebirge (der Goldsand) besteht aus Lagen von losen Trümmern von der verschiedensten Gestalt und Größe, es bedeckt den Boden der Thäler und Niederungen im ganzen Ural, hat eine sehr verschiedene Mächtigkeit, und ist in manchen Fällen unmittelbar von Rasen, in anderen von einer mehr oder weniger mächtigen Torf- oder einer nicht goldhaltigen Thonschicht bedeckt. Die Gebirgsarten, die in den Trümmern erkannt werden können, sind besonders Quarz, Chlorit-, Talk-, Thon- und Kieselschiefer, Jaspis, Serpentin, Granit, Diorit und Augitporphyr, lauter Gebirgsarten, die sich am Ural anstehend finden, und mit denen auch die Geschiebe in ihrer mineralogischen Beschaffenheit vollkommen übereinstimmen, und welche entweder das Liegende des Seifengebirges ausmachen und in den Umgebungen in großen Massen anstehen, oder in den Gebirgsarten theils eingewachsen, theils in Gängen enthalten sind. Das Seifengebirge ist stets ohne Zwischenschicht auf dem festen Gesteine gelagert, die Trümmer sind häufig von ganz eckiger Beschaffenheit, die weichen Krystalle des Goldes oft an den Kanten nur wenig abgerundet. Da nun das Gold, wo es am Ural ansteht, fast nur in Quarzgängen, die im Schiefergebirge und Granit aufsetzen, und in dem Seifengebirge wie in den Gängen nicht selten in Quarz eingewachsen und stets in Begleitung derselben Mineralien, die theils auf den Gängen, theils auf dem Schiefergebirge in großer Menge anstehen, gefunden wird, so ist es auch wahrscheinlich, daß das Gold des Seifengebirges aus jenen Quarzgängen stammt, deren obere Teufen zerstört sind, die aber mit dem umgebenden Granit- und Schiefergebirge das Material zu dem Seifengebirge gegeben haben. Das Seifengebirge ist also als durch eine ganz locale Zertrümmerung eines Theiles des anstehenden Gesteins entstanden anzusehen.

Der mittlere Gehalt der am Ural verwaschenen Sande belief sich zwischen den Jahren 1814 und 1849 auf $^1/_{274300}$, sank aber um 1846 noch unter $^1/_{340000}$, und jetzt gibt es dort Districte, in denen die Sande noch unter $^1/_{768000}$ Goldes enthalten. In dem jakowlewskschen Hüttenbezirke beträgt der Gehalt sogar nur durchschnittlich $^1/_{1536000}$.

Die Farbe des Goldes vom Ural ist in der Regel goldgelb, da der Silbergehalt, der sich bei dem Golde vom Ural stets findet, in den meisten Fällen 6—8 Proc. beträgt. Doch finden sich auch Körner, die 16 Proc. enthalten, wie auch anderseits andere mit nur ½ Proc. vorkommen. Im Durchschnitte nimmt man 9 Proc. Silber an. In bestimmten Verhältnissen ist in dem gediegenen Golde das Gold und Silber nicht enthalten. Außer Silber sind stets geringe Mengen von Eisen und Kupfer darin enthalten. G. Rose (Reise nach dem Ural ꝛc. II, 402—438 und Poggendorff's Annalen XXIII, 161)

stellt durch Untersuchungen heraus, daß der mittlere Gehalt an Silber für das Grubengold 7,91 Proc., für das Waschgold 8,97 Proc. ist, daß eine Verbindung von Gold und Silber nach bestimmten Verhältnissen nicht vorkommt, also beide Metalle isomorph sind. Er stellt ferner heraus, daß das Gold aus verschiedenen Stellen einer Grube ebenso eine verschiedene chemische Zusammensetzung hat, wie die verschiedenen Körner eines und desselben Seifenwerkes eine verschiedene chemische Zusammensetzung haben, ein und dasselbe Korn dagegen in seinen verschiedenen Theilen eine gleiche Zusammensetzung besitzt.

Ueber das specifische Gewicht des gediegenen Goldes ergibt sich im Allgemeinen, daß dasselbe im umgekehrten Verhältnisse mit seinem Silbergehalte steht, und um so größer wird, je kleiner der Silbergehalt ist. Das specifische Gewicht des gediegenen Goldes wird ferner größer, wenn es geschmolzen und besonders wenn es gehämmert worden ist. Werden die Stücken gehämmert und nachher wieder geschmolzen, so wird das specifische Gewicht des geschmolzenen und erstarrten Goldes wieder etwas geringer als des gehämmerten. Der erstere Fall ist den kleinen Höhlungen zuzuschreiben, welche gewöhnlich im Innern des gediegenen Goldes vorkommen, und ebenso werden sich im letzteren Falle beim Erkalten des geschmolzenen Goldes Höhlungen bilden müssen. In der folgenden Tabelle sind hierüber einige Resultate der Untersuchungen von G. Rose zusammengestellt.

	Fundort.	Gehalt an Gold	Gehalt an Silber	Specifisches Gewicht im natürlichen Zustande.	Specifisches Gewicht gehämmert.	Specifisches Gewicht nachdem es geschmolzen und erkaltet ist.
		in Procent.				
1	Schabrowskoi . .	98,96	0,16	19,099	—	19,100
2	Woruschkoi	94,41	5,23	18,440	18,663	—
3	Woruschkoi	91,36	8,35	17,955	18,016	17,965
4	Woruschkoi	90,76	9,02	17,588	17,745	—
5	Zarewo-Nikolajewskoi	89,35	10,65	17,484	—	17,725
6	Alex. Andrejewskoi	87,40	12,07	17,402	—	17,542
7	Petropawlowsk	86,81	13,19	16,869	17,109	16,964
8	Woruschkoi	83,85	16,15	17,061	17,061	—

Bousſingault (Ann. de chim. et de phys. XXXIV, 408 und XLV, 440; Poggendorff's Ann. X, 313) hat eine Reihe von Analysen mit gediegenem Golde aus Columbien angestellt, nach welchen er in demselben nicht allein einen fast stätig zunehmenden Silbergehalt von 2,0—35,07 Proc. gefunden, sondern auch angegeben hat, daß das gediegene Gold, das gegen Silber elektronegativ ist, Verbindungen bildet, welche aus sehr verschiedenen, aber stets bestimmten Verhältnissen von Gold und Silber bestehen. Bousſingault betrachtet diese als Aureta und weist auf diese Weise in dem gediegenen Golde sechs verschiedene Aureta nach, welche Verbindungen von 1 Atom Silber mit 2, 3, 5, 6, 8 und 12 Atomen Gold sind. Nach den Analysen von G. Rose mit gediegenem Golde vom Ural hat sich eine Verbindung von Gold und Silber nach stets bestimmten Proportionen nicht herausgestellt, beide kommen vielmehr in unbestimmten Verhältnissen mit einander verbunden vor und beruhen die Bousſingault'schen Resultate wahrscheinlich nur auf dem Umstande, daß er zufällig nur solche, in ihrer Zusammensetzung mit den bestimmten Verhältnissen mehr oder weniger übereinstimmende Stücke genommen hat. Uebereinstimmend mit Bousſingault hat aber auch G. Rose in dem gediegenen Golde kein ganz reines Gold gefunden. Nach Bousſingault findet sich in dem Golde, welches am wenigsten Silber enthält, noch 2 Proc. Silber; nach G. Rose kommt am Ural eine Abänderung vor, welche sogar nur 0,16 Proc. enthält, dagegen von allen untersuchten Goldproben das meiste Kupfer, nämlich 0,35 Proc.; der Gehalt an reinem Golde betrug bei ihr 98,96 Proc., die fremden Beimengungen dagegen noch nicht ½ Proc.

Die von G. Rose geführten Untersuchungen (Poggendorff's Annalen XXIII, 161) sind in folgender Uebersicht zusammengestellt:

N.	Fundort.	Vorkommen aus den Seifen oder der Grube.	Chemische Zusammensetzung: Gold.	Silber.	Kupfer.	Eisen.
1	Schabrowskoi bei Jekaterinburg	Seifen	98,96	0,16	0,35	0,05
2	Woruschkoi bei Nischne-Tagilsk . . .	—	94,41	5,23	0,36	
3	Berefowsk	Grube	93,78	5,94	0,08	0,01
4	Jekaterinburg . . .	Seifen	93,34	6,28	0,06	0,32
5	Berefowsk	Grube	92,80	7,02	0,06	0,08
6	Berwo-Powlowsk	Seifen	92,60	7,08	0,02	0,06
7	Zarewo-Nikolajewskoi	—	92,47	7,27	0,18	0,08
8	Bucharei	—	92,01	7,52	0,30	0,17
9	Berefowsk	Grube	91,88	8,03	0,09	—
10	Woruschkoi	Seifen	91,36	8,35	0,29	
11	Woruschkoi	—	90,76	9,02	.	.
12	Newjansk	Grube	88,65	10,64	0,09	0,35
13	Zarewo-Nikolajewskoi	Seifen	89,35	10,65	.	.
14	Alexand. Andrejewskoi	—	87,40	12,07	0,09	—
15	Woruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,31	12,12	0,08	0,24
16	Woruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,70	12,30	.	.
17	Woruschkoi bei N.-Tagilsk	—	87,17	12,41	0,05	0,23
18	Petropawlowsk . . .	—	86,81	13,19	0,30	
19	Petropawlowsk . . .	—	.	13,03	.	.
20	Füses in Siebenbürgen	Grube	84,89	14,68	0,04	0,13
21	Woruschkoi . . .	Seifen	83,85	16,15	.	.
22	Tutiribi in Columbien	Grube	76,41	23,12	0,03	—
23	Siränowsk im Altai	—	60,98	38,38	.	0,33
24	Werchpataf in Siebenbürgen . . .	—	60,49	38,74	0,77	

Die von Bouſſingault mit dem Golde von Columbien, mit Ausnahme Nr. 2 aus Siebenbürgen, angeſtellten Analyſen enthält die folgende Tabelle:

Nr.	Fundort.	Chemiſche Zuſammenſetzung nach der Analyſe.		Chemiſche Formel.	Chemiſche Zuſammenſetzung nach der Theorie.	
		Gold.	Silber.		Gold.	Silber.
1	St. Roſa de Oſos	64,93	35,07	$Ag\,Au^2$	64,78	35,22
2	Siebenbürgen . . .	64,52	35,84	— —	—	—
3	Marmato bei la Vega de Supia	73,45	26,48	$Ag\,Au^3$	73,4	26,6
4	Titiribi	74,0	26,0	— —	—	—
5	Otra Mina bei Titiribi	73,4	26,6	— —	—	—
6	Grube Sebaſtiana bei Marmato	74,4	25,6	— —	—	—
7	Trinidad bei St. Roſa de Oſos	82,4	17,6	$Ag\,Au^5$	82,14	17,86
8	Vega de Supia . .	82,1	17,9	— —	—	—
9	Tjas Anchas . . .	84,5	15,5	$Ag\,Au^6$	84,71	15,29
10	Malvaro bei Mariquita	88,24	11,76	$Ag\,Au^8$	88,04	11,96
11	Rio Sucio bei Mariquita	87,94	12,06	— —	—	—
12	Stana bei Vega de Supia	88,58	11,42	— —	—	—
13	Beja bei Pamplona	88,15	11,85	— —	—	—
14	St. Bartolomé bei Quiebralomo . .	91,9	8,1	$Ag\,Au^{12}$	91,7	8,3
15	Giron	91,9	8,0	— —	—	—
16	Bucaramanga . . .	98,0	2,0	— —	—	—

Eine neuere Arbeit über das columbiſche Gold Bouſſingault's, in welcher er Verbindungen wie Ag^2Au^3 oder Ag^3Au^5 annimmt, befindet ſich in Comptes rendus de séances de l'acad. franc. IV. 1837. p. 950.

Nach den von der Münze zu Jekaterinburg und Petersburg über den Gehalt des uraliſchen Goldes geführten Probirungen ſtellt ſich der mittlere Gehalt des Goldes der verſchiedenen Bezirke wie folgt heraus:

Nr.	Bezirke.		Das geſchmolzene Gold enthält in Procenten	
			Gold.	Silber.
1	Jekaterinburg	Seifen	93,01	6,99
2	" "	Grube	87,4	12,60
3	Miask	Seifen	93,0	7,0
4	Bogoslawsk	"	88,8	11,2
5	Kuſchwinsk	"	90,3	9,7
6	Werch-Iſſetsk	"	92,7	7,3
7	Niſchne-Taqilsk	"	90,73	9,27
8	Kaslinsk	"	91,97	8,03
9	Newjansk	"	91,42	8,58
10	"	Grube	92,5	7,05
11	Siſſertsk	Seifen	91,78	8,22
12	Ufaleisk		91,45	8,55
13	Schaitansk		95,10	4,90
14	Bilimbajewsk	"	93,54	6,46
15	Newdinsk	"	93,33	6,67
16	Iwiſwolodskoi	"	89,01	10,99
17	Biſſertsk	"	88,72	11,28

Ueber das Goldvorkommen am Kaukaſus, im ruſſiſchen Transkaukaſien, liegen aus den Jahren 1851 und 1852 Unterſuchungen vor (Erman's Archiv XIII, 509—514). An den Bergen, welche von den Flüſſen Alkſtafa und Miskaula durchſchnitten werden, enthalten die Trümmerlager $^1/_{3200000}$ — $^1/_{800000}$ ihres Gewichts Gold. In dem Thale der Alſtafa beſteht das Gold führende Lager aus grauem Letten und einer Ablagerung von Geröllen aus Grünſtein, Grünſteinporphyr, Syenit und metamorphiſchen Schiefern. Das Gold findet ſich in demſelben als dünne, platte Blättchen. Die Seife iſt aber nicht ſehr reich, wenn gleich ihre Auffindung ſehr wichtig für das Goldvorkommen in Transkaukaſien iſt. Spätere Unterſuchungen haben gezeigt, daß der transkaukaſiſche Goldſchutt meiſtens unter einer dünnen thonigen Sandſchicht liegt, daß der geognoſtiſche Bau, die Zuſammenſetzung und die Lagerungsverhältniſſe der transkaukaſiſchen Berge mit den reichſten Golddiſtricten Sibiriens ganz übereinſtimmend iſt. Reichliche Anzeigen von Gold wurden in Karabach, an dem Fluſſe Bombak und beſonders durch die Seife an der Alkſtafa gewonnen, und große Ausſichten bieten das Thal der Terter und die Bäche und Quellen, welche mit dieſem Fluſſe einerlei Urſprung haben.

Schon Appianus (Mithrid. 103) führt an, daß viele Quellen im Kaukaſus Gold mitführten. Die Anwohnenden legten zottige Schaffelle ins Waſſer und fingen ſo die Goldtheilchen auf. Appian meint, es möge dadurch die Sage vom goldenen Vließe des Aeëtes entſtanden ſein, von welchem beim Zuge der Argonauten nach Kolchis die Rede iſt. Bekannt iſt, daß man Kolchis als reich an Gold betrachtete. (Vergl. *Strab.* I, 45; XI, 499 und die Ausleger. *Plin.* XXXIII, 15.) Nach Strabon hat die Gegend am Phaſis viel Gold, Silber und Eiſen und Lucan (III, 271) ſingt: Colchorum qua rura secat ditissimus Phasis. Eichwald (Alte Geographie des kasp. Meeres S. 335 und Reiſe nach dem Kaukaſus I, 2. Abth., S. 247) ſagt: „Nirgends hat ſich bis jetzt im Rion (früher Phaſis) oder in anderen Flüſſen Suanethi's Goldſand gefunden, ja die ganze Beſchaffenheit des Landes ſpricht ſogar dagegen, daß je dieſe Flüſſe oder das Trachytgebirge des Kaukaſus dieſe edlen Metalle beſeſſen hätten." Allein wir finden ähnliche Erſcheinungen auch in anderen Ländern, deren Goldreichthum das Alterthum bezeichnet, in welchen jetzt aber derſelbe nirgends bekannt iſt. Die Geſchichte der Metallgewinnung am mittleren Altai und in jenem merikaniſchen Diſtricte, aus welchem von den Azteken die Spanier ſo reiche Schätze an Gold erbeuteten und nach Europa ſandten, hat lange Zeit hindurch ein ähnliches Räthſel dargeboten.

Das Gold iſt alſo in den aſiatiſchen Provinzen Rußlands, wie Seite 101—112 dargethan, ſehr verbreitet, und zwar namentlich in Sibirien, am Oſtabhange des Ural und am Kaukaſus. An der Weſtſeite des nördlichen Ural wird in den europäiſchen Provinzen nur eine unbedeutende Quantität gewonnen. Die alten Gruben des archangeler Gouvernements, die wolzker Goldgrube in

dem kemsker Kreise sind schon im vorigen Jahrhunderte verlassen. Im asiatischen Rußland wird jetzt Gold gewonnen in den Gouvernements von Perm, Orenburg, Tomsk, Jeniseisk und Irkuzk und in den kirgisischen Kreisen, und man sieht, daß es eine, wenngleich zuweilen unterbrochene, goldhaltige Zone zwischen dem 50. und 60. Breitengrade des ganzen alten Continents durchsetzt (vergl. *A. de Humboldt*, Asie centrale I, 378). Man hat es zuerst und zwar als ein Gangvorkommen, nahe bei Jekaterinburg im J. 1743 gefunden (vergl. S. 107). Das Bauen auf diese goldführenden Gänge ist in den beresower Gruben 1752 angefangen worden und dauert daselbst noch jetzt. Es erreichte seinen größten jährlichen Ertrag im J. 1810 mit 22,1 Pud. Seitdem aber die Auffindung von Goldseifen einen weit wohlfeilern Weg zur Gewinnung des Goldes darbieten, werden die beresower Gruben nur in soweit bebaut, daß sie mit zwei Pud jährlichen Ertrages noch eben sich erhalten können. Auch andere Gangvorkommen des Goldes wurden in Angriff genommen, aber zum größten Theil aufgegeben.

Die Bearbeitung der Goldseifen wurde in den Jahren 1814 in den der Krone gehörigen Hüttenbezirken angefangen und 1819 in den Privatbezirken fortgesetzt. In letzterem Jahre begann dieselbe für Privatrechnung im westlichen und 1838 ebenso im östlichen Sibirien. Während der ersten 6 Jahre von 1814—1820 lieferten die Seifenwerke in den Hüttenbezirken der Regierung 24,25 Pud, während der nächsten 10 Jahre von 1820—1830 lieferten sämmtliche Seifen etwa 1670 Pud. Von 1830—1840 lieferten die uralischen und die westsibirischen Seifen zusammen an Gold etwa 4003 Pud und man hat endlich von 1840—1850 aus den uralischen, den west- und ostsibirischen Seifen zusammen an Gold gewonnen 12,638 Pud. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zum Anfange des Jahres 1851 sind ferner in Rußland überhaupt, sowol aus dem vererzten und Sandgolde, als aus dem goldhaltigen Silber, an reinem Golde ausgebracht worden:

von dem uralischen, theils der Regierung, theils an Private gehörigen Gangvorkommen seit dem J. 1751	623,38	Pud
von den uralischen Seifen seit 1814	7521,60	"
aus dem altaischen Silber seit 1745	2470,95	"
aus dem nertschinsker Silber seit 1752	77,85	"
aus den altaischen, der Regierung gehörigen Seifen seit 1831	459,46	"
aus den nertschinsker, der Regierung gehörigen Seifen seit 1829	231,77	"
aus den an Private gehörigen sibirischen Seifen seit 1829	9876,03	"
aus der wolzker Grube von 1745—1794	4,61	"
aus dem kirgisischen Silber in 1849 und 1850	0,97	"
in Allem also bis zum Anfange des Jahres 1851	21269,43	Pud

reines Gold. Von diesem Gesammtertrage kommen 0,868 oder 18,460 Pud auf die zweite Hälfte der Gewinnungsperiode. Während die Production der sibirischen, namentlich der ostsibirischen Seifen im Abnehmen ist, liefern die uralischen Seifen seit länger als 25 Jahren eine constante Ausbeute und es ist vorauszusehen, daß der eigentliche Bergbau auf Gold namentlich am Ural erst anfangen wird, wenn die Goldseifen aufgehört haben ergiebig zu sein, denn die Goldgänge des Ural liegen jedenfalls vorzugsweise auf seiner Ostseite, da auf dieser Seite die meisten und reichsten Goldseifen, sowie alle bekannten Goldgänge liegen, auch hier die meisten Durchbrüche von Granit und anderen plutonischen Gebirgsarten stattgefunden haben.

Gold ist in den asiatischen Provinzen Rußlands gewonnen worden:

	am Ural		in Sibirien	
von 1828—1837	3200,223	Pud	459,728	Pud
" 1838—1847	3122,448	"	7613,028	"
Während der folgenden Jahre betrug die Ausbeute:				
in 1848	335,495	"	1432,981	"
" 1849	342,048	"	1292,007	"
" 1850	326,580	"	1190,295	"
" 1851	332,513	"	1214,473	"
" 1852	357,506	"	1064,761	"
" 1853	1398,559	Pud		
" 1854	1580,617	"		
" 1855	1490,468	"		
" 1856	1513,491	"		
" 1857	1629,745	"		

Die Goldwäschen im östlichen und westlichen Sibirien gaben in dem J. 1829 nur 1,25 Pud Ausbeute, im J. 1856 aber 1136,25 Pud, und überhaupt in dem dazwischen liegenden 28jährigen Zeitraume 16891,6 Pud im Werthe zu 199,136,700 Rubel. Ihre Entwickelung während der ersten 17 Jahre ging langsam, aber stetig von statten, vom J. 1845 aber, dessen Ausbeute in 955 Pud bestand, zeigt sich ein Sprung auf den Betrag von mehr als 1300 Pud oder 15 Millionen Rubel jährlich. Vom J. 1849 ab zeigt sich ein allmäliges Sinken des Ertrages auf 1185, 1030, 1066, 900, 847 Pud, theils als Folge der Erschöpfung jener Ablagerungen, theils als Folge der Besteuerungen von 5 bis zu 35 Proc. Dessenungeachtet hat der Ertrag seit 1854 sich wieder auf 1010, in 1855 auf 1028, in 1856 auf 1136 Pud gehoben. Die Zahl der Goldwerke betrug 1846 deren 240, welche 230 Millionen Pud Goldsand gewaschen haben. 1856 waren 303 Goldwäschen vorhanden, durch welche 542 Millionen Pud Sand gingen. Im J. 1857 war der Ertrag 1182,875 Pud. In den russischen Bergwerksberichten wird das Gold unter den drei Benennungen Schlichowoe, ligaturnoe und tschistoe soloto, d. h. Sandgold, legirtes Gold und reines Gold aufgeführt. Unter Sandgold versteht man mit Einschluß der Goldklumpen denjenigen Zustand, in welchem man das Gold nach beendeter Wäsche erhält. Legirtes Gold

nennt man die durch Schmelzung des Sandgoldes erhaltenen Stücke oder Gänse. Bei dieser Schmelzung werden schon einige fremdartige Beimengungen abgeschieden und daher das Gewicht um etwas vermindert. Unter reinem Golde versteht man dagegen das von allen fremdartigen Bestandtheilen getrennte, welches man in dem petersburger Münzhofe theils aus dem Legirten, theils aus sibirischen Silbererzen erhält.

Wir haben nun noch, bevor wir Asien verlassen, einen historischen Blick auf jene natürliche Brücke zwischen den Ländern des Ostens und Europa, im Norden, Westen und Süden von großen Meeren umspült, nur im Osten mit dem alten Continente zusammenhängend, auf

Kleinasien

zu wenden. Zuerst waren es hier die Küstenlandschaften und die ihnen zunächst gelegenen Inseln, welche mit den ersten Anfängen der Cultur den Griechen bekannt wurden. Ausdrücklich gedenken diese der Bearbeitung der Metalle, und zunächst sind es die Homerischen Gesänge, welche zeigen, daß die Kenntniß des Goldes mit den ersten Anfängen der Cultur nach Griechenland gelangte. Homer schildert das Land als ein unter viele Völkerschaften vertheiltes, von welchen sich die Troer als mächtig und selbständig, ihnen aber kräftig zur Seite stehend, die Mäonen, Cilicier, Lycier, Karer, Phrygier u. a. auszeichnen. Homer schmückt aufs Reichlichste die Waffen und Wohnungen seiner Helden mit Gold. Im Hause des Menelaos glänzten die Wände ringsum von Erz, Gold, Silber, Elektron und Elfenbein (Odyss. IV, 71), und im Palaste des Alkinous (Odyss. VII, 86 u. f. w.) heißt es:

Wänd' aus gediegenem Erz erstreckten sich hierhin und dorthin,
Tief hinein von der Schwelle, gesimst mit der Bläue des Stahles.
Eine goldene Pforte verschloß inwendig die Wohnung:
Silber waren die Pfosten, gepflanzt auf eherner Schwelle,
Silbern war auch oben der Kranz und golden der Thürring.
Goldene Hund' umstanden und silberne jegliche Seite.

Einen vollständigen Waffenschmuck der königlichen Befehlshaber lehrt u. A. die Schilderung von der Rüstungsweise des Paris (Ilias III, 326 seq.) und über Bearbeitung der Metalle gibt Homer in Ilias IV, 141 seq. Aufschluß. Von der Beschaffenheit der Gräber gedenkt Homer derer des Hektor, Achilleus, Patroklus u. a. ausführlich, so Ilias XXIV, 794 seq. sagt er vom Grabe des Hektor: „Jetzo legeten sie die Gebein' in ein goldenes Kästlein." Die Mehrzahl der im Homerischen Epos erwähnten Prachtgeräthe wird als ein Ausfluß einer fremden, phönizischen oder ägyptischen Kunstindustrie bezeichnet. Theils sind es kostbare Gefäße von Gold und Silber (Odyss. IV, 125), theils cyprische Arbeiten in Metall (Ilias XI, 19), theils aber silberne Mischgefäße mit Gold verziert von „unvergleichlicher Arbeit" aus Sidon (Odyss. IV, 616; XV, 114. Ilias XXIII, 740). So erwähnt Homer (Ilias XI, 632) einen stattlichen Pokal

Den rings goldene Buckeln umschimmerten; aber der Henkel
Waren vier, und umher zwei pickende Tauben an jedem,
Schön aus Gold geformt

So schildert er ferner den kostbaren Götterwagen der Here (Ilias V, 722 seq.) als Einrichtung der griechisch-asiatischen Wagen:

Hebe fügt' um den Wagen ihr schnell die gegründeten Räder,
Mit acht ehernen Speichen, umher an die eiserne Axe.
Gold ist ihnen der Kranz, unaltendes; aber darauf sind
Eherne Schienen gelegt, anpassende, Wunder dem Anblick.
Silbern glänzen die Naben in schön umlaufender Ründung.
Dann in goldenen Riemen und silbernen schwebet der Sessel
Ausgespannt und umringt mit zween umlaufenden Rändern.
Vornhin streckt aus Silber die Deichsel sich; aber am Ende
Band sie das goldene Joch, das prangende, dem sie die Seile,
Golden und schön, umschlang. — —

Die Aufzäumung der Pferde war ein mit Gold und Elfenbein geschmücktes Riemenzeug und ein goldenes Stirnband.

Von den im Nordosten am Gestade des Pontus wohnenden Völkern hatte Homer eine dunkle Kunde. Von dort

„Fern aus Alybe her, allwo des Silbers Gebart ist"

läßt er (Ilias V, 38; II, 856) die Alyzonen unter Hodios den Troern zu Hilfe kommen. Spätere Berichte der Griechen geben hierüber ein vollständiges Bild. An die Stelle der silberreichen Stadt Alybe traten die Chalyber, welche Aeschylus wilde Erzbereiter, die sich von Erzgraben nähren, nennt (*Aesch.* Prometh. 713—715). Nach Herodot (II, 2) wohnten die Phrygier in der Mitte des Landes bis zu den Gipfeln des Taurus. An den Namen des Königs Midas von Phrygien knüpften die Griechen eine Menge von Fabeln. Dionysos als ein Reichthum spendender Gott sollte es gewesen sein, der dem Midas die Gabe verliehen, Alles, was er berührte, in Gold zu verwandeln. Als nun aber auch die Speisen, welche Midas zum Munde führte, sich in Gold verwandelten, rieth ihm Bacchus, sich in der Quelle des Paktolos zu baden, der alles Gold von seinem Körper wieder abspülte und von dieser Zeit an goldreich war; eine Sage, welche sichtlich dem bei den Griechen gepriesenen Reichthume der phrygischen Könige und dem Goldsand führenden Paktolos ihre Entstehung verdankt. In Phrygien hatte man Bildsäulen des Attys von lauterem Golde.

Als goldreiches Land zeichnete sich Lydien aus. Die Lydier wohnten im Thale des Hermus und waren der alte Stamm der Troer. Des Attys Sohn war Lydos, von dem die Lydier ihren Namen erhielten. Die Griechen meinten, daß die Lydier die ersten gewesen wären, welche Gold- und Silbermünzen geschlagen hätten (*Herodot.* I, 94). Die den Lydiern unterworfenen Stämme, als die Phrygier, Myser, Karer u. a. mußten starke Tribute an sie zahlen. Dazu gab der Paktolos Goldsand und die alten Goldgruben im Tmolus und Sipylus gaben hierzu reiche Ausbeute. Die Hofhaltung der lydischen Könige ist nach Maßgabe der zu Sardes aufgehäuften Schätze überaus glänzend gewesen. Das „goldene Sardes" (*Aeschyl.* Pers. V, 43; *Herodot.* I, 29), in welchem die Reichthümer Kleinasiens zusammenströmten, war den Griechen der Gipfel alles erdenkbaren Glanzes. Krösus bestieg 563 v. Chr. den

ydischen Thron. Er schenkte der Artemis von Ephesus -oldene Rinder (*Herodot.* I, 92). Beim Sophokles oird die Göttin von Sardes als die Bergmutter ange- ufen, die am schöngoldigen Paktolos wohnt (*Philokt.* 90—400). Als Abgeordnete der Spartaner nach Sar- es kamen, um Gold zu einer Bildsäule des Apollo zu Thornax zu kaufen, schenkte ihnen Krösus so viel Gold, als sie bedurften (*Herodot.* I, 69). Einem Kaufmanne von Ephesus hatte er erlaubt, so viel Gold aus der Burg von Sardes wegzuführen, als er mit einem Lastwagen fort- bringen könne. Späterhin lud Krösus den Alkmäon von Athen nach Sardes und gestattete ihm, so viel Gold aus der Schatzkammer zu nehmen, als er zu tragen vermöchte. Da habe dieser einen weiten Rock und weite Stiefeln angezogen und Alles voll Gold gestopft und sich noch Goldstaub in die Haare gestreut, sodaß Krösus, als er den schon hoch bejahrten Mann in dieser Gestalt gesehen, in Lachen ausgebrochen sei, und ihm noch eben so viel, als er selbst getragen, dazu geschenkt habe (*Herodot.* V, 125). Zu Xerres' Zeiten besaß der Lydier Pythes oder Pythios, Herr von Kelänä an den Quellen des Mä- ander, der reichste und unglücklichste Mann seiner Zeit, aus den Bergwerken und Goldwäschereien 2000 Talente Silbers und 3,993,000 goldene Dareiken, welche ihm Xerres auf 4,000,000 vermehrte (*Herodot.* VII, 28), das ist, die Vermehrung eingerechnet und das Gold nur nach dem zehnfachen Werthe des Silbers, das Talent aber nach attischem Gewichte genommen, 23 Millionen Thaler preußisch. Krösus erhielt, wie Plinius berichtet (XXXIII, 15), durch Besiegung Asiens 34,000 Pfund Gold, ohne das verarbeitete und Gefäße. Außerdem lieferten die Inder jedes Jahr 360 euböische Talente fei- nen Goldes. Seit dem geschichtlichen Auftreten des ly- dischen Volkes und der näheren Beziehung der späteren Griechen zu den Kleinasiaten sind auch einzelne Nach- richten über die Gewerbthätigkeit derselben überliefert worden. Es hatte sich unter den lydisch-phrygischen Cul- turvölkern ein förmlicher Handwerkerstand herangebildet, es werden ihre Goldstickereien und Goldflitter, ihre Gold- und Silbergeschmeide, ihre goldenen Ketten oder Hals- fesseln und kostbaren Ohrgehänge bezeichnet (*Herodot.* I, 94—173; *Xenophon.* Cyrop. IV, 2; *Euripid.* Cic- lop. 178).

Die Griechen überhaupt rühmten den kleinasiatischen Stämmen und namentlich den Lydiern die Fortbildung mannichfacher Kunstfertigkeiten, die Geschicklichkeit in Me- tallarbeiten und sogar die Erfindung der Metall- prägung (*Herodot.* I, 94) nach. Krösus ließ den von ihm genannten goldenen Stater schlagen. Bald dar- auf schlug Darelos, Hystaspes' Sohn, Goldmünzen; er ließ die Dareiken vom feinsten Golde prägen (*Hero- dot.* IV, 166), welche in den Verkehr der Hellenen über- gingen und auch in den Kassen Athens und anderer hel- lenischer Staaten vorkamen (vergl. A. Böckh, Die Staats- haushaltung der Athener. 2. Aufl. S. 31). Ihr Gewicht, welches Philipp von Macedonien, Alexander und Lysi- machus und andere Fürsten und Staaten in ihren Gold- münzen beibehielten, betrug zwei attische Drachmen. Sie wurden dem Werthe des bei den Athenern sogenannten Chrysus gleichgeschätzt, ihr Werth aber auf 20 Drach- men Silbers, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10 : 1 bestimmt. In den Zeiten Platon's hatte das Gold zwölffachen Werth, Herodot (III, 95) rechnet sogar den dreizehnfachen, sodaß also der Chry- sus 24 und auch 26 Silberdrachmen galt.

Als Hauptwerkstätten künstlerischer Arbeiten traten besonders die Gestade des ägäischen Meeres, welche durch Einwanderungen aus Europa besetzt worden, hervor. Hier werden auch zuerst die Inseln Samos und Chios genannt, auf welchen sich eine förmliche Künstlerschule von griechischen Metallarbeitern herausbildete. Die Namen Rhökos und Theodoros von Samos und Glau- kos von Chios werden genannt, und diesem die Erfin- dung des Löthens und der eingelegten Metallarbeit, jenem die des Erzgusses in Formen und ein vorzüg- liches Geschick in Graviren der Edelsteine zuge- schrieben, beides aber lange vor ihrer Zeit in Aegypten, Vorder- und Mittelasien lange geübte Künste. Herodot (I, 25. 51) erwähnt, daß der Samier Theodorus durch Krösus, Glaukus von Chios aber durch den lydischen König Alyattes beschäftigt worden sei. Die goldenen Weihgeschenke, welche der Lydier Gyges dem delphischen Gotte brachte, welche von demselben nach dem böotischen Theben, nach Ephesus und nach dem Milesischen (*Hero- dot.* I, 92) geschickt waren, zeigen den asiatisch-griechi- schen Einfluß, welcher überhaupt hervortritt, als das lydische Reich dem Perserreiche einverleibt und somit der Ideenkreis der asiatischen und europäischen Griechen er- weitert wurde. Die ägäische Inselwelt, welche theilweise nach einander phönizischer, persischer und griechischer Herr- schaft unterlag, wurde das vermittelnde Glied zwischen dem Griechenthume und dem fernen Oriente. (Vergl. A. Böckh a. a. O. I, 10. 11.; A. v. Humboldt, Kos- mos II, 171. 172 und O. Müller, Handbuch der Ar- chäologie §. 60. 61.)

Die lydischen Herrscher, von welchen wir oben er- zählt haben, gewannen das Gold aus den Goldgru- ben Mysiens, von Troas und aus dem goldreichen Paktolos; noch mehr aber erbeuteten sie durch ihre Er- oberungen der nördlichen und östlichen Länder und durch den Verkehr mit Indien. So kam es, daß den klein- asiatischen (Homerischen) Griechen die edeln Metalle, Gold und Silber, bekannt wurden. Die europäischen Griechen gelangten erst durch die kleinasiatische Technik zu einer selbständigen Betriebsamkeit. Die Nachrichten, welche sich von den griechischen Bergwerken überhaupt auf- finden lassen, beziehen sich meistens nur auf die Silber- gruben in Attika, deren Geschichte auch fast allein die Geschichte des griechischen Bergbaues ausmacht.

Die Griechen

bauten in vielen Gegenden, in ihrem Mutterlande Hellas und in ihren östlichen und westlichen Colonien. Wegen der Wichtigkeit des griechischen Bergbaues ist der Ver- lust der Werke des Theophrast, welche nur in Fragmenten erhalten worden, zu bedauern und es bleiben daher nur

die zerstreuten Nachrichten anderer Schriftsteller zu benutzen. Aus den ersten Anfängen, welche durch den Ursprung des Bergbaues auf der ägäischen Inselwelt merkwürdig sind, haben wir wieder den Homer als einzigen Führer. Allein die Nachrichten desselben mit ihrer poetischen Vergrößerung geben uns nur Nachricht über den Gebrauch der edeln Metalle. Wenn Helios für den Erfinder des Goldes und Erichthonius für den Entdecker des Silbers ausgegeben werden, so ist hierin wol das hohe Alterthum dieser Entdeckungen zu erkennen. Gold und Silber waren gewiß in keinem geringen Ueberflusse vorhanden, wenn Homer die Pracht und die Schätze seiner Helden beschreibt. Die eigentlichen Schmucksachen, die der Grieche unter dem Begriffe Goldsachen zusammenfaßte, tragen überall die Anzeigen von Kunstfertigkeiten, wie wir dieselben bei den kleinasiatischen Colonisten finden. So z. B. die Armringe, Haarnadeln und Kettlein (Ilias XVIII, 401; Odyss. XVII, 291), Busengeschmeide aus Gold und Elektron (Odyss. XV, 459; XVIII, 295) und andere goldene Halsgeschmeide in Form von Ketten (Odyss. XV, 459; XVIII, 293. 300). Die Homerischen Könige trugen goldene Scepter (Ilias II, 265) und das Purpurkleid hatte goldenes Spangenwerk (Odyss. XIX, 225). Hinsichtlich der Verarbeitung der Metalle legt das Homerische Epos die vielfältigsten Zeugnisse von großer Geschicklichkeit ab. Bekannt war den Griechen das Schmelzen, Gießen, Zusammenschweißen, Löthen, Nieten und Poliren der Metalle, so auch deren rein mechanische Verbindung und theils die Legirung von Gold und Silber, theils auch wol die von Kupfer und Zinn. Ihre Schmiedewerkstätten, einschließlich die der Gold- und Silberschmiede haben wohleingerichtete Schmelzöfen, Tiegel und Gebläse. Man vergleiche die Schmiede des Hephästos, Ilias XVIII, 468 seq. mit Erwähnung einer Schmiede bei Herodot I, 68. Wenngleich Homer und Hesiod alles Hierhergehörige in ergreifender Weise schildern, so ist es doch hauptsächlich die Industrie der kleinasiatischen Griechen, der Verkehr mit dem lydischen Handwerke, welcher dem hellenischen zu Gute kam. Die Goldarbeiter hatten zumeist nur im Oriente Unterstützung zu finden, nur durch ihn lernten die Griechen die edeln Metalle und ihre Verwendung kennen. Denn in Hellas selbst war das Gold äußerst wenig. Mit Ausnahme dessen, was die Bergwerke von Laurium in Attika an Silber lieferten, hatte zwar Thessalien Golderze, Siphnos hatte Silber und Gold, aber das eigentliche Hellas hatte nicht viele Bergwerke edeln Metalls und vor den Siegen der Griechen über die Perser waren Gold und Silber eine Seltenheit in Griechenland.

Von den Inseln des ägäischen Meeres zeichnete sich Thasus als reich an Gold aus. Herodot erwähnt VI, 46: „Die Einkünfte der Thasier kamen vom Festlande und von den Bergwerken, denn aus den Goldminen von Skapte Hyle gingen im Durchschnitte 80 Talente ein und aus denen auf Thasus selber zwar weniger, aber doch so viel, daß den Thasiern, die keinen Zehnt abgaben, im Ganzen vom festen Lande und den Bergwerken jährlich 200, im besten Falle selbst 300 Talente eingingen. Diese Bergwerke sah auch ich und darunter war das bei weitem am bewunderungswürdigsten, welches die Phönizier aufgefunden, welche mit Thasus diese Insel in Besitz nahmen und die nun auch von diesem Phönizier Thasus ihren Namen hat. Diese phönizischen Minen von Thasus liegen zwischen Aenyra und Cornyra, Samothrace gegenüber, ein großer Berg vom Nachgraben umgewühlt." — Später bemächtigten sich die Athenienser der Insel Thasus und der Gruben von Skapte Hyle. Nach Plutarch De exilio 14 schrieb Thucydides seine Geschichte in Thracien *Περὶ τὴν Σκαπτὴν ὕλην* und Vita Cimon. 4 wurde zu Skapte Hyle, einer Gegend in Thracien, ermordet, wo er Bergwerke hatte. Thucydides selbst IV, 105 sagt, daß er Goldminen in jener Gegend Thraciens bei Amphipolis hatte, womit sein Biograph Marcellinus übereinstimmt: *τὰ ἐπὶ Θράκης κτήματα καὶ τὰ ἐν Σκαπτῇ ὕλῃ μέταλλα χρυσᾶ.* — *Theophrast.* De lapid. 17. Amphipolis lag nach Thucydides IV, 102 am Flusse Strymon (jetzt Iscar), 25 Stadien von der Hafenstadt Eïon, an der Mündung des Strymon, jetzt Struma, bei den Türken Karusa genannt. *Festus* s. v. Scaptensula, locus ubi argentum effoditur in Macedonia, dictus a fodiendo; namque graece *σκαπτεῖν* effodere dicitur. Daher gebraucht auch Lucretius den Namen für Bergwerke im Allgemeinen: De rerum natura VI, 808 seq.:

> Denique ubi argenti venas aurique sequuntur,
> Terrei penitus scrutantes obdita ferro;
> Qualeis exspirat *Scaptensula* subter odores?
> Quidve mali fit ut exhalent aurata metalla? etc.

Weder Strabon noch Plinius kennen Skapte Hyle, es mußte daher zu ihrer Zeit schon untergegangen oder verlassen sein. Stephanus Byzantinus (De urbibus) sagt: *Σκαπτησύλη, πόλις Θράκης μικρὰ ἀντικρὺ Θάσου*, es muß also nordwestlich der Insel Thasus, zwischen den Flüssen Strymon und Nestus am Fuße des Pangäusgebirges, in der Nähe von Philippi, welches früher Krenides hieß, gelegen haben. Strabon VII, 16 sagt: „Daton hat Goldbergwerke, woher das Sprüchwort: ein Daton von Gütern, statt eine Fülle von Gütern." Die meisten Goldgruben sind bei Krenides, dem jetzigen Philippi, nahe dem Berge Pangäus. Auch der Pangäus selbst hat Gold- und Silberminen; es finden sich dergleichen auch noch weiterhin und diesseits des Flußgebietes des Strymon bis nach Päonien. Es sollen in Päonien schon beim Pflügen kleine Stücke Goldes gefunden worden sein. (Vergl. *Plinius* IV, 18 und VII, 56: Auri metalla et flaturam Cadmus Phoenix Pangaeum montem, ut alii Thaos aut Ealeis in Panchaia aut Sol Oceani filius.) Ueber Thucydides Besitzthum in Thracien s. A. Böckh, Staatshaushalt I, 335 und *Meier*, De bonis damnatorum. Hal. p. 178.

Das eine Zeit lang von den Hellenen besessene, auf der asiatischen Seite des Hellespont liegende Asyra bei Abydus hatte Goldbergwerke, welche noch in Xenophon's Zeitalter betrieben wurden (*Xenophon.* Hell. IV, 37), und zur Zeit des Strabon (XVI, 680), obgleich un-

bedeutend, noch die Spuren einer früheren stärkeren Benutzung zeigten. Stephanos von Byzanz nennt zuerst Astyra „πρὸς τῇ Τρωάδι," welches östlich von Dardanos lag. Reich an Gold war vormals auch Cypern, wo die Gegenden, welche das Gold, Silber und Kupfer enthielten, nur den Namen noch behalten haben (*Dioscorides* V, 84). Einige der reichsten Gold- und Silbergruben hatte die Insel Siphnos, jetzt Siphanto; von ihrer Ausbeute wurde alle Jahre der Zehnt nach Delphi geschickt. In der Folge wurde dieses unterlassen, daher die Sage, der delphische Apoll habe aus Zorn die Gruben durch Anschwellen des nahen Meeres ersäuft. Siphnos mußte den Samiern einmal 100 Talente Kriegscontribution zahlen (*Herodot.* III, 57).

Nach Besiegung der Perser durch die Griechen, nachdem namentlich Alexander von Macedonien Asien dem Abendlande unterworfen hatte, flossen ungeheure Schätze an Gold und Silber in die griechischen Schatzkammern (vergl. S. 92). In den Zeiten der macedonischen Herrschaft war Gold und Silber in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres in großer Menge vorhanden, bis endlich die Weltherrschaft der Römer den Reichthum des Orients zum Theil nach Italien führte, während Hellas verarmte. In dem europäischen Hellas waren viele Goldmünzen, besonders fremde, im Umlaufe. Wie schon S. 115 erwähnt, wurde das Gold zuerst in Lydien zu einer Zeit geprägt, als Hellas noch äußerst arm am Golde war. Athen prägte Gold namentlich unter dem Archon Antigenes aus goldenen Bildern der Siegesgöttin, welche Aristophanes, da sie wahrscheinlich stark mit Kupfer versetzt waren, schlechte Kupferstücke nennt (*Aristoph.* Ran. 732). Der größte Theil des Schatzes in Athen bestand in Silbergeld, doch werden auch verschiedene Goldsorten aufgeführt, und auch ungeprägtes Gold, theils in Barren, theils verarbeitet, war auf der Burg aufgehäuft. Perikles bei Thucydides (II, 13) versichert, im Anfange des peloponnesischen Krieges seien auf der Burg nicht weniger als 500 Talente ungeprägten Goldes und Silbers an öffentlichen und Privatweihgeschenken, heiligen Geräthen, medischer Beute und Aehnlichem aufgehäuft gewesen. An der Bildsäule der Göttin waren außerdem mindestens 40 Talente reines Gold, welches abgenommen werden konnte. Der Werth desselben nach der mindesten Schätzung betrug 400 Talente Silbers. In Sparta war nur das unedle Metall als Tauschmittel zugelassen, da der Gebrauch des Goldes und Silbers durch die Lykurgische Gesetzgebung als allgemeines Tauschmittel verboten war. Seitdem aber Sparta nach äußerer Macht strebte, kam besonders durch Lysander viel Gold und Silber in das Land. Nach dem Platonischen ersten Alkibiades wurde, als die Reichen viel Gold und Silber besaßen, das Verbot des Privatgebrauchs der edlen Metalle wiederholt und Todesstrafe darauf gesetzt, wenn Jemand Gold oder Silber besäße: der Staat blieb gesetzlich ausschließlicher Inhaber dieser beiden edlen Metalle, wie der Platonische Staatsentwurf beweist. Allein schon in den nächsten Zeiten wurde dieses Gesetz wieder vernachlässigt, weil, wenn die Menschen einmal des Goldes Reiz und Glanz kennen gelernt haben, die Aufrechterhaltung eines solchen Gebots unmöglich ist. (Vergl. über die Bergwerke (μέταλλα) des attischen Staates A. Böckh's Abhandlung über die laurischen Silberbergwerke in der Denkschrift der berliner Akad. d. Wiss. 1815 und „Die Staatshaushaltung der Athener." Berlin 1851.)

Ueber die Grubenbaue der Griechen zur Gewinnung der Erze sind in *Pollux* III, VII und X Nachrichten vorhanden, welche im Ganzen viel Allgemeines haben. Ueber den Grubenbau auf der Insel Cypern spricht *Galenus*, De Simplicium facultate VIII, daß daselbst oft Einstürze wegen Mangels der Stützung erfolgten. Von den Gruben auf Samos bemerkt Theophrast (De lapid.), daß sie sehr niedrig waren und daß die Arbeiter nicht gerade darin stehen konnten, sondern sich rücklings oder zur Seite legen mußten. Ueber die Zubereitung der Erze sind beim Pollux ebenfalls mehre Notizen vorhanden, zu deren Verständigung aber größtentheils die Vermuthung zu Hilfe genommen werden muß. Das Gold wurde nach Hippokrates (De diaeta) und Plinius (XXXIII, 4) bei einem gelinden Feuer und mit Zuschlägen, die aus Salz, Nitrum und Alaun (στυπτηρία) bestanden, versetzt (*Theophrast. Περὶ ἁλῶν, νίτρου καὶ στυπτηρίας*). Vermuthlich führten sowol die Gold- als Silbererze, die man mit solchen Mitteln reinigte, etwas Blei bei sich. In der Kunst, das Gold zu schmelzen, waren die Kolophonier in Jonien berühmt und der Name kolophonisches Gold bezeichnete im Alterthume ihre Geschicklichkeit.

Ueber die gegenwärtigen Zustände der Bergwerksindustrie sind, soweit dieselben das Gold betreffen, nur sehr ungenaue und zum Theil gar keine Nachrichten vorhanden. Fast alle Angaben über den Metallverkehr fehlen in Kleinasien. Die alten Gewinnungsorte existiren nicht mehr, sie sind sämmtlich zu Bruche gegangen. Die Bergwerke, welche einst den Chalybern und Chaldäern und später den Byzantinern reiche Schätze dargeboten hatten, ließ man zusammenfallen, als die osmanischen Scharen aus dem innern Continente Asiens vordrangen. Der blühende Zustand des Verkehrs an den Küsten des pontischen und ägäischen Kleinasiens erreichte durch die Intoleranz der Muhammedaner sein Ende, als Constantinopel im J. 1453 erobert wurde. Zu erwähnen sind aber die Grubenwerke von Tireboli als sehr ergiebige, aber verfallene Silbergruben, die Argyria der Alten. Es sind die silberhaltigen Bleibergwerke von Gümisch Chana, unter 24° 24′ 29″ n. Br., deren Ausbeute monatlich 30,000 Piaster gegeben haben. Hamilton besuchte diese Gruben im J. 1836. Sie liegen am oberen Laufe des in den Pontus mündenden Tirebolistromes. Die Minen producirten Gold, Silber und Blei. Der jährliche Goldertrag wird zu 250—300 Drachmen angegeben. Zu Anfang des 18. Jahrh. wurde unter Sultan Mahmud I. zu Gümisch Chana eine Stelle reich am feinsten Golde entdeckt, allein das Gold reichte kaum hin, um die Kosten der Gewinnung zu decken (K. Ritter XVIII, 1. Abth. S. 831).

Gold in Europa.

Nachdem wir Asien nach seinen ungeheuern Schätzen an Gold durchwandert haben und nun die Geschichte und das Vorkommen von Gold in den europäischen Ländern ermitteln wollen, kommen wir hier nochmals auf das alte

Thracien

zurück. Die Goldbergwerke in Thrake hatten mit den thasischen (vergl. S. 116) zuerst die Phönizier betrieben, dann die parischen Thasier. Die Goldbergwerke von Skapte Hyle (Scaptensula, Grubenwald, Minenwald) auf dem festen Lande trugen dem Staate von Thasos jährlich 80 Talente ein. Als die Athener sich in Thrake festgesetzt hatten, nahm Kimon den Thasiern auch die Goldgruben (*Plutarch.* Kimon 14. *Thucyd.* I, 100. 101. *Diodor.* XI, 70). Auf der Grenze Thraciens und Macedoniens schloß vormals das pangäische Gebirge einen großen Reichthum in sich und außer ihm führte in Thracien der Hebros viel Gold (*Plin.* XXXIII, 21). An jenem Gebirge, auf beiden Seiten desselben, westlich bis an den Strymon und Päonien, östlich bis Skapte Hyle waren Gold- und Silbergruben. Ueber die Goldgewinnung in dem jetzigen, das alte Thrake in sich fassende, Rumelien fehlt es, wie überhaupt aus der europäischen Türkei, an zuverlässigen Angaben, es ist nur bekannt, daß am Gebirge Egrisu (dem Pangäus der Alten) noch im 16. Jahrh. Goldbergbau im Gange war und wahrscheinlich noch betrieben wird.

In Griechenland sind Goldvorkommnisse nicht bekannt und nur Zeitungsnachrichten zufolge sind am linken Ufer des Achelous unweit Missolunghi im J. 1859 Goldsandlager entdeckt worden, worüber aber alle näheren Angaben fehlen.

In dem nordöstlichen Europa betreten wir zunächst das Gebiet der mittleren Donau, die früher römischen Provinzen Pannonien und Dacien; die jetzigen Kronländer der österreichischen Monarchie, Ungarn, Siebenbürgen und die zum türkischen Reiche gehörigen Lehnfürstenthümer, die Moldau und Wallachei. Die frühesten Nachrichten über diese Länder gründen sich auf Berichte der Griechen, welche an viele fabelhafte Vermuthungen anknüpfen. Erst seit der Ausbreitung der römischen Waffen über die Donauländer, seit den Kriegen Domitian's gegen die Dacier und der endlichen Unterwerfung Daciens durch Trajan (106 n. Chr.), lichtete sich der Norden den Blicken wissenschaftlicher Forschungen. Mit dem Verluste Daciens und dem Untergange des alten weströmischen Reiches (476 n. Chr.) versinken jene Länder wieder in tiefe Dunkelheit, bis gegen 1100 n. Chr. durch Nestor (vergl. J. Schafarik, Slawische Alterthümer I, 12) wieder Nachrichten hervortreten. Schon Herodot (IV, 27 und 104) und Ptolemäus erwähnen die goldreichen Districte der in den süd- und nordöstlichen Gebirgen hausenden Völkerschaften, die goldhaltigen Basaltgebirge (Karpathen), welche um Vieles später von den Römern in umfassendster Weise ausgebeutet wurden. Nach Dio-Cassius (LXVIII, 14) war Decebalus, König der Dacier, im Besitze großer Schätze an Gold, welche dem Trajan verrathen wurden. Daß es die Römer trefflich verstanden, die dacischen Goldgruben für sich auszubeuten, lehren noch heute die in den siebenbürgischen Bergwerken häufig gefundenen römischen Werkzeuge; ebenso, daß sie das gewonnene Metall zum Theil in sehr künstlerischer Weise zu Schmucksachen u. s. w. zu verarbeiten gewußt, die vielen derartigen, in den römisch-dacischen Ländern aufgefundenen Alterthümer. (Vergl. J. v. Hohenhausen, Die Alterthümer Daciens in dem heutigen Siebenbürgen. Wien 1775 und Ackner, Die römischen Alterthümer u. s. w. in Siebenbürgen im Jahrb. der k. k. Centralcommission z. Erforsch. d. Baudenkmale. Wien 1856. I.) Trajan brachte zum Betrieb der Goldgruben in Dacien sogar Gewerke (collegium aurariorum) zu Stande. Noch weiter ging Valentinian I., der gegen einen gewissen Theil von der Ausbeute Jedem die Erlaubniß zu schürfen gab. Das römische Dacien erstreckte sich östlich bis zum schwarzen Meere und südlich bis zur Donau. Ringsum von Gebirgszügen eingeschlossen umfaßte es das heutige temeswarer Banat, Ungarn östlich der Theiß, sodann das zur Zeit des Herodot von Apathirsen, eines üppigen, mit goldenem Schmucke versehenen Volkes, bewohnte Siebenbürgen, nebst dem südlichsten Gallicien, der Moldau westlich dem Pruth und der Wallachei. Die Römer schafften viele neue Einrichtungen in dem Betriebe des Bergbaues und diese vermochten sie, neue Gruben zu eröffnen und leichter zu unterhalten. Sie nahmen noch in dem ersten Jahrhunderte der Despotie längs der Donau in Dacien, Illyrien, Dalmatien und Thracien viele Goldminen auf. In Thracien waren die Goldminen unter Valens noch im Gange, gingen aber in dem Kriege mit den Gothen zu Bruche (*Ammian.* XXXI, 6).

Unter allen europäischen Staaten producirt die österreichische Monarchie, namentlich Siebenbürgen und Ungarn jetzt die größte Menge Gold und Silber, sobald man berücksichtigt, daß die russischen Gruben fast alle in Asien liegen. Im J. 1856 haben die ungarischen und siebenbürgischen Bergwerke 2630 Mark Gold und 67,901 Mark Silber ausgebracht. In Bezug auf die Goldwäschereien ist der wichtigste Theil der des Flußgebietes der Märos, und hier ist es die Umgegend von Olähpian, südlich von Karlsburg. Die Hügelketten, die sich hier ausbreiten, bilden einen Theil der nördlichen Vorberge, welche das siebenbürgisch-wallachische Gebirge gegen Norden entsendet. Die Grundlage dieser Vorberge bildet Glimmerschiefer; auf ihm ruhen in großer Verbreitung Sandstein und Conglomeratschichten. Auf diesen Sandsteinen folgt das Seifengebirge, welches aus Straten von Schutt und Sand, mit röthlichem Thone wechselnd, besteht. Die Mächtigkeit desselben wechselt zwischen 1 und 21 Fuß, wird durchschnittlich aber auf 6 Fuß geschätzt. Unter den Gerölleu walten Glimmerschiefer und Quarz vor. Das Seifengebirge enthält Gold meist in kleinen plattgedrückten Blättchen und als feinen Staub; dasselbe ist dunkel gefärbt und sehr rein. Auffallend ist die Erscheinung, daß nur die auf den Rücken

und Gipfelpunkten der Hügelreihen abgelagerten Seifenmassen Gold führend sind, während sie in den Niederungen goldleer sich zeigen. Aber der Reichthum an Gold ist überhaupt sehr gering und schwankt meist zwischen ⅛ Loth und 1 Loth auf 1000 Ctr. des Schuttes. Außer bei Olahpian selbst werden noch vorzüglich Wäschereien betrieben zu Necho, Petersdorf, Alvicz, Czikmo, Szaszpian, Csora u. a. In den Fluß- und Thalgebieten fast sämmtlicher größerer Flüsse und Bäche Siebenbürgens, so an den Aranyos-Flüssen, Alt, großem Számos, der Streyl, dem Cibin, dem Ampoy und der Körös u. a., und in dem benachbarten Ungarn und marmarosscher Comitate an der Theiß, am Viso, Csizela, Käszo u. a., in der Bukowina an der goldenen Bistritz, im Banate an der Cerna findet man die Spuren alter Goldwäschereien. Die Waschhaufen, als die Ueberreste der ehemaligen Goldgewinnungsarbeiten, sind sowol in jeder größeren becken- und muldenförmigen Thalerweiterung oft in sehr großer Anzahl ausgebreitet, als auch auf der sanftgeneigten Sohle jeder gewöhnlichen Thalerweiterung. Die größte Anzahl und auch die umfangreichsten Spuren der alten Wäschereien sind aber in dem Flußgebiete der Aranyos von ihrem Einflusse in die Maros angefangen, bis zu ihren mehren Quellen in den bihaer Gebirgen anzutreffen. Die alten Waschhaufen erstrecken sich nicht allein hoch hinauf in den Thälern und Schluchten, sondern breiten sich auch bis auf die Gehänge der höheren Berge aus. Der Goldführung wegen nannte man diesen Fluß Aranyos, auf teutsch Goldfluß. Allein der größtentheils sehr geringe Goldgehalt der Seifenwerke Siebenbürgens, sowie auch der in Ungarn und im Banate, die geringe Ausdehnung vereinzelter reicherer Stellen lassen jetzt keinen lohnenden Betrieb entstehen und das Goldwaschen wird nur von armen Leuten als Nebenerwerb betrieben. Die vielfältigen Untersuchungen, welche hierüber in den Jahren 1817—1837, in 1853 und 1854 in den verschiedensten Districten Siebenbürgens und im Banate, im croatischen und slavonischen Gebiete angestellt wurden, haben das Resultat ergeben, daß diese Art Goldwäschereien in der jetzigen Zeit ihre ehemalige Bedeutung verloren haben. Einen fast gleichen Ausspruch machte schon 1798 K. Ployer (Moll's Jahrb. d. Berg- und Hüttenkunde II, 179—192) über die Goldseifenwerke der österreichischen Donau und überhaupt alle Gewässer des Erzherzogthums Oesterreich. Er untersuchte die Donau mit ihren Nebenflüssen von Passau bis Efferding, fand aber so karge Ausbeute an Gold, daß er zum Resultate kommt, wie in diesen Districten nur diejenigen beim Goldwaschen einen kleinen Nutzen haben können, welche selbst und zu einer Zeit waschen, wo sie keine andere Arbeit haben (vergl. Grimm, Grundzüge der Geognosie. Prag 1856. S. 273).

Goldseifen finden sich noch: in Ungarn, an mehren Stellen dem Laufe des Theißflusses entlang, von seinem Ursprunge an bis zu seinem Ausflusse in die Ebene bei Tyssza-Ujlák, so namentlich bei Szigeth und bei Louka, östlich von Szigeth; in der Bukowina bei Jakobeni, wo in dem Sande der goldenen Bistridza von Bauern und Zigeunern jährlich etwa 0,2—0,37 wr. Mark Gold gewaschen werden.

In Slavonien steht das im Thale von Csernek und seinen niederen, theils aus tertiairen, theils aus krystallinischen Schiefergebilden bestehenden Gehängen goldhaltiges Seifengebirge oben an. An einigen Stellen war der Gehalt 5 Loth Gold auf 1000 Ctr. Schutt, an anderen Stellen sind nur Spuren von Gold. Aehnliche Goldseifengebirge sind bei Massich, westlich von Neu-Gradiska; Tiszovacz, Strabutnik und Novoszello, südlich von Poschega; Poscheja, nordwestlich von Brod u. a.

Im Banate zeigen sich in der südlichen Umgegend von Weißkirchen in den Thälern des Loqua-Gebirges goldführende Schichten. Das Gebirge besteht aus Glimmer- und Chloritschiefer, auf welche in den gegen den Nerafluß laufenden Thälern die „Loqua" oder „Goldthäler" unmittelbar das von Dammerde bedeckte Seifengebirge folgt. Die Mächtigkeit der Schuttablagerung wechselt von ½—7 Fuß; sie besteht der Hauptmasse nach aus Geschieben von Chlorit- und Glimmerschiefer, enthält Granaten, Magneteisensand u. s. w. und führt stellenweise Gold. Von etwas bedeutenderem Goldgehalte zeigte sich in letzterer Zeit eine allerdings beschränkte Stelle in dem Thale von Markow-Potok und eine andere Stelle im Thale von Slatni-Potok, wo 100 Ctr. Schutt 80 Gran Gold enthielten.

In der wallachischen Militairgrenze finden sich in dem nördlich vom Dorfe Dolnia Lupkowa gelegenen Terrain Ternare unter einer bis 48 Fuß mächtigen Dammerdedecke 4—5 Fuß mächtige Schuttablagerungen auf einem sehr aufgelösten Chloritschiefer; an wenigen Stellen enthalten sie in 100 Ctrn. Schutt 26—35 Gran Gold.

Im Allgemeinen ist der Goldgehalt aller dieser Seifenwerke weit geringer, als der Ruf davon ist, er ist im Durchschnitte viel geringer, als der der Goldseifen im Ural und Altai, die bereits für nicht mehr waschwürdig gelten. Das in den Diluviallagen in Siebenbürgen und Ungarn vorkommende Gold ist fast stets von Titan- und Magneteisenkörnchen und Quarzsand begleitet. Die Begleitung der ersteren beiden wird von den Romanen unter der Benennung „Room" als ein sicheres Mittel der Goldführung der Diluvien gehalten.

Von bei weitem größerer Wichtigkeit ist die Gewinnung des Goldes durch den Bergbau in dem Gebiete der Karpathen, welche einen großen Gebirgskranz bilden, der bei Presburg an der Donau als gerade Fortsetzung des nordöstlichen Ausläufers der Alpen ansteigt, sich bald nach Osten, weiter nach Süden und wieder nach Westen wendet, beim eisernen Thor von der Donau durchbrochen wird, am rechten Ufer dieses Flusses aber sich wieder mit dem südöstlichen Arme der Alpen, mit den dinarischen Alpen verbindet. Dieser Gebirgskranz umschließt das große ungarisch-siebenbürgische Tertiairland. Hier kommen in den krystallinischen Gebilden, in dem Karpathensandsteine und in den vulkanischen Gebilden die gold- und silberhaltigen Erze vor, deren Gewinnung schon in allerfrühester Zeit Gegenstand eines wichtigen Bergbaues gewesen war und noch heutigen Tages ist Das

Gold kommt hier in solchen Verbindungen vor, in denen die Eigenschaften des edlen Metalls sich durch die Farbe und Geschmeidigkeit nicht zeigen, bei denen erst die chemische Verbindung dasselbe von den Elementen befreit, welche seinen wahren Charakter gänzlich verbergen. Die Elemente, die diesen maskirten Zustand bewirken, sind Tellur, Blei, Eisen, Antimon, Silber, Kupfer und Schwefel, von denen immer einige zugleich in einer solchen Verbindung mit dem Golde vorhanden sind, daß daraus eine Substanz mit selbständigen, vom Golde gänzlich verschiedenen Eigenschaften hervorgeht.

In metallurgischer Hinsicht kann man die im Gebiete der Karpathen gewonnen werdenden Erze eintheilen in: 1) gold- und silberhaltige Erze (gediegen Gold, gediegen Silber, Silberglaserz, Sprödglaserz, Rothgiltigerz, Gold- und Silbertellur); 2) kiesige Erze (Schwefelkiese mit sehr geringem Goldgehalte); 3) Bleierze, welche oft 1 Loth Gold oder Silber enthalten. Von den Verbindungen mit Tellur gehören hierher: Tellursilber mit 0,69 und zu Nagyag in Siebenbürgen 18,26 Gold; Tellurwismuth oder Tetradymit mit Spuren von Gold; Schrifterz, Weißtellur (Sylvanit) mit gediegenem Golde, durchschnittlich 26—28 Proc.; Blättererz (Tellurglanz, Nagyagit) besteht wesentlich aus Blei (54—63), Tellur (13—32), Gold (6,48—9), Schwefel (3—11,7) mit geringen Mengen Kupfer. Die Gold- und Silbererzgänge setzen fast alle im Grünsteinporphyr auf. Die wichtigsten Bergwerke, welche goldhaltige Erze liefern, sind folgende:

1) Böfing in Ungarn, nordöstlich von Presburg. In einem grobkörnigen, aus weißem Feldspathe und Quarze und einem mehr grünlich gefärbten Glimmer bestehenden Granite sind schmale Adern und Schnüre von Quarz ausgeschieden, in welchen sehr spärlich und sehr fein vertheilt Gold vorkommt. Der Bergbau hierauf war in früheren Jahren ergiebiger, ist jetzt aber unbedeutend. Die Gewinnung an Gold beträgt im Monate 5—8 Loth.

2) In dem sohler, gömorer und zipser Comitate treten die metallführenden Ablagerungen in Gängen auf, welche die krystallinischen Schiefer, meist Talk- und Thonschiefer, theilweise jedoch auch andere Gebirgsarten, wie den Diorit, Gabbro und Serpentin, dann secundairen Kalkstein und Sandstein durchsetzen. Die Gangmasse der Metalllagerstätten besteht gewöhnlich aus weißem Quarze und Spateisensteine; hauptsächlich enthält die Gangmasse Schwefelmetalle. Bisztra liefert Gold und Antimon; Bóta Gold, Silber, Kupfer und Antimon; dasselbe liefern Szt. Iványi, Magurka, Motschidlo. Gold liefern ferner: Kleneźz, Kolova, Nyustija, Batka, Elisch, Helpa, Sumjätz, Lehota, Góźz, Ober-Szlana, Ochtina, Mitschau, Olahpatak, Dobschau u. a. Am bedeutendsten ist der Bergbau zu Magurka, einer der jüngsten des niederungarischen Districtes. Die Metalllagerstätte setzt im Granite auf; seine Ausfüllungsmasse besteht aus aufgelöstem Granite, in den goldhaltiger Quarz einbricht. Die jährliche Production besteht in 70—80 Mark Gold, 250—300 Mark Silber und 2500—3000 Ctr. Antimonerz.

3) Im Banate liegen die Metallbergbaue fast all in einer und derselben Streichungslinie von Süden nac Norden. Der Gebirgsstock besteht meist aus Kalk, welcher auf Uebergangsgebilden und krystallinischen Schiefern aufruht; in den tiefer gelegenen Punkten treten Syenitmassen auf. In der Nähe des Syenits finden sich mächtige Gänge mit Kalk- und Granatausfüllung, welch die Schiefer- oder Kalkschichten durchsetzen und die gewöhnlich erzführenden Adern einschließen. Diese Verhältnisse sind in allen Bergbauen des Banats, von denen hier das ehemals ärarische Goldbergwerk zu Orawicza, unter dem Namen „der Goldschurf" bekannt, hervorzuheben ist. Es lag lange in Fristen, wurde aber 1844 wieder aufgenommen und lieferte in 3 Jahren 1 Ctr. und 30 Pfund reines Gold; es ist vorgekommen, daß drei Schichten 4000 Gulden eingetragen haben. In Begleitung des gediegenen Goldes erscheinen Graufpießglanzerz, Fahlerz und Schwefelkies.

4) Im biharer Comitate verdient Rézbánya einer Erwähnung wegen der Gewinnung von Gold, Silber, Blei und Kupfer.

5) In Schemnitz in Ungarn setzen die zahlreichen Gänge in Grünstein auf, der von Trachyt umschlossen wird. Die Gangausfüllungsmasse besteht gewöhnlich aus Feldspath, der viel Quarz und viele Kalkspathadern enthält. Unregelmäßig sind in der ganzen Masse vertheilt Bleiglanz, Silbererze, Eisenkies, Blende, Kupferkies, Kupferglanz, Schwerspath, derber Quarz, der durch Eisenoxyd gefärbt ist und immer etwas gediegenes Gold enthält. Diese Erzführung ist auf eine Tiefe von 280 Klafter aufgeschlossen. Der schemnitzer Bergbau ist der ausgedehnteste in der ganzen österreichischen Monarchie, er gehört gleichzeitig zu den ältesten, da sich sein Bestehen bis ins 9. Jahrh. nachweisen läßt. Im J. 1854 lieferten die ärarischen Baue 751 Mark Gold, 26,064 Mark Silber und 13,473 Ctr. Blei.

6) Kremnitz, nördlich von Schemnitz, hat fast gleiche geognostische Verhältnisse als Schemnitz. Die Ausfüllungsmasse der Gänge besteht aus Quarz und aufgelöstem Grünstein und führt überall gediegenes Gold mit Silbererz, Eisenkies und etwas Antimonglanz.

7) Zu Telkibánya enthält der Trachyt goldführende Klüfte, auf welche früher ein schwunghafter Bergbau betrieben wurde, gegenwärtig ist er jedoch ganz aufgelassen.

8) Die Gänge, auf welche der Bergbau in Nagybánya betrieben wird, befinden sich im Trachyt und im Grünstein. Vorzüglich ist die kreutzberger Grube, in welcher der Hauptgang schon von den Alten abgebaut wurde, bemerkenswerth. Die Gangmasse ist ein weißer mit Eisenkies eingesprengter Quarz, der Adern und Nester von Rothgiltigerz, silberhaltigem Fahlerze und anderen Silbererzen enthält. Der Kies ist goldhaltig. Die Erze sind 1 und 2löthig im Silber und letzteres im Pfunde ¼—3löthig an Gold. Unter ganz ähnlichen Verhältnissen sind die in der Nähe von Nagybánya liegenden Bergwerke Veresvíz, Kapnik, Borpatak und Borsa Makerló, welche sämmtlich auf gold- und silberhaltigen Erzen nebst anderen für die Gewinnung geeigneten Metallen

bauen. Die Erze setzen an einzelnen Punkten oft in zahlreichen Gängen des Grünsteinporphyrs auf.

In Siebenbürgen ist nur ein großer Bergwerksdistrict. Alle Gruben, wenn man zwei oder drei unbedeutende Werke in dem Lande der Szecklers und an den Grenzen der Moldau ausnimmt, liegen in dem Gebirge von Bihar, welches die große ungarische Ebene von der siebenbürgischen Niederung trennt. Die Gruben zu Bucsum und Facsebajaberg bei Zalathna und Vöröspatak liegen im Gebiete des Karpathensandsteins, in welchem mehr und minder vollständige Quarzgänge eingewachsen vorkommen. Vorzugsweise ist Vöröspatak durch seine Goldbergwerke berühmt. Die Berge, welche das Thal von Vöröspatak begrenzen, sind südlich die Czetatje mit ihrem Hügelfuße Zeus, dann südöstlich Kirniczel, Kirnik, dessen Fortsetzung Fenyves und Piatra Corbuluj bilden, und östlich Lety. Mit Ausnahme der Czetatje bestehen diese Berge aus Porphyrgestein, jene aber aus einem dunkeln, grauen, conglomeratartigen Sandsteine (Karpathensandsteine), auf welchen die Einwirkung des benachbarten Porphyrs unverkennbar ist. Das Gold kommt in dem Sandsteine vor, der damit imprägnirt ist und von zahllosen, aus Quarz vorwaltend bestehenden Klüften durchsetzt wird. Sie enthalten in reicher Menge Gold, Silber und goldführenden Eisenkies eingesprengt. Das Scharen zweier Klüfte bringt meist erhöhten Goldreichthum mit sich. Die wichtigsten goldführenden Punkte, welche in ihren obern Teufen bereits in alten Zeiten abgebaut sind und noch vor wenigen Jahren durchwühlt wurden, sind jetzt zu einem regelmäßigen Bergbaue vereinigt. Die Czetatje ist gleich einem Ameisenhaufen durchwühlt und zerlöchert. Gegenwärtig bestehen an diesen Bergen 207 einzelne Gruben, deren jährliche Production nahe an 1400 Mark Gold beträgt.

Kleinere Bergbaue auf Gold in einem ähnlichen goldführenden Sandsteine bestehen noch zu Dupe-Piatra, Korna, Topanfalva und Abrudbánya. Zu letzterem Orte, unweit Zalathna, wird allwöchentlich in dem ärarischen Einlösungslocale ein Goldmarkt gehalten. In Zalathna kommen die goldführenden Gänge in einem Porphyr vor und der Porphyr zu Teritsel hat gold- und silberhaltige Eisenkiese in Adern, in welchen zuweilen auch Tellurerze gefunden werden.

Von den wichtigsten Bergbauen Siebenbürgens gehören hierher noch Offenbánya und Nagyág. Der Bergbau in Offenbánya beutet silberhaltige Bleiglanze und Kiese, sowie gold- und silberhaltige Tellurerze aus. Die verschiedenen Erze erscheinen gangartig, bald auf Klüften eines Grünsteinporphyrs, bald auf der Grenze eines krystallinischen Kalkes mit Glimmerschiefer, meist in der Nähe des Porphyrs. Der Bleiglanz enthält Silber, kein Gold; der Kies 1 Quintel güldisches Silber, 12—20 Denare in Gold. Die Tellurerze gehören allein dem Schrifterze an. Der nagyáger Bergbau wird auf dem westlichen Gehänge des metallreichen Gebirges des Czetras, das fast durchaus aus Porphyr besteht, betrieben. Zahlreiche Adern und Scheiden durchschwärmen den Porphyr in allen Richtungen; sie führen Gold, Silber, Blei, Kupfer und Arsenik, Zink, Kobalt, Mangan und Tellur. Es gehören hierher noch die Bergbaue zu Csertes, Füzes, Toplitza, Boiza, Trestian u. s. w., welche mit Nagyág zusammen jährlich an 1500 Mark güldisches Silber liefern. Das gold-, silber- und bleihaltige Tellurerz bildet glänzende Anflüge an Manganspath, Quarz, Porphyr und an rother Blende. Das Schrifterz kommt meist falbandartig im Porphyr mit Quarz und Mangan vor.

Die jährliche Production an Gold in den ungarischen und siebenbürgischen Districten beträgt jährlich durchschnittlich 3800 Mark.

In Steiermark, und zwar im Alpengebiete, brechen bei Walchern die Erze in Quarzlagern ein, die im Thonglimmerschiefer liegen. Die wichtigsten sind das Walchnerlager und das Gottesgablager. Die Erze sind Kupferkies, Eisen-, Leber- und Arsenikkies, selten auch Kobalt und Fahlerze. Die Erzeugung beträgt gegen 40,000 Centner jährlich mit einem Gehalte von 1⅓ Pfund Kupfer und ¼ Loth güldischen Silbers im Centner. Im J. 1853 wurden 3 Mark 14 Loth Gold gewonnen. Außerdem führt die Mur Gold mit sich, welches die Kroaten zwischen Grätz und Wildon in unbedeutenden Mengen auswaschen.

Das Alpenland Kärnthen hat in früheren Jahrhunderten belangreiche Ausbeuten an Gold und güldischem Silber gegeben, seit dem 16. Jahrh. haben jedoch diese ganz abgenommen. Erst in neuester Zeit ist es wieder gelungen, daselbst ein hoffnungsreiches Vorkommen edler Metalle zu entdecken. Es gehören hierher die Bergbaue Schwaig und Lengholz, sowie Radlgraben, nordwestlich von Villach, wo im Chloritschiefer sich goldhaltige Kupferkiese und Lager von Quarz finden, die Gold führen. Die Baue auf diese Erze sind aber nur gefristet. Auf der Räderzeche bei Weißbriach wird in einem zur Grauwackenformation gehörigen Thonschiefer auf Gold gebaut. Ferner ist südwestlich von Kappel, in der Gemeinde Seeland, in neuester Zeit in dem Triaskalksteine eine Lagerstätte entdeckt, die nebst reichem silberhaltigem Bleiglanze auch goldführende Zinkblende enthält und zu bedeutenden Hoffnungen berechtigen soll. Ueberhaupt waren und sind zum Theil noch die wichtigsten Bergbaue auf Gold und güldisches Silber in der Centralkette der Alpen Karnthens und Salzburgs auf den höchsten Punkten zwischen 7 und 9000 Fuß über der Meeresfläche, wie z. B. die Goldzeche mit dem St. Christophstollen unfern Großkirchheim 8791, der hohe Goldberg im Rauris mit dem Goldberge Tauren 8511, der Kreuzkogel ob dem Rathhausberge nächst Pechstein 8224, die verlassenen Goldminen im Kirchheimthale in Kärnthen 7756, die verlassenen Goldbergwerke am Pochart auf dem Stieg von Gastein nach Rauris 6986 Fuß und andere mehr. Die Seigerteufe dieser Gruben bis zur Ausmündung der Gänge in den Thälern betrug oft 1500 bis 1700 Fuß. Mehre dieser Bergbaue, einst im blühenden Betriebe, sind jetzt von Gletschern überdeckt (vergl. J. Rossinger in Leonhard's und Bronn's Neuem Jahrb. für Mineralogie IV. Heft 1835.).

In Salzburg werden in den gasteiner Hochalpen die Bergbaue auf Gängen betrieben, die in den krystallinischen Schiefern aufsetzen. Es sind die Gold- und Silberbergbaue zu Böckstein und zu Rauris, wo die Gänge in Gneis aufsetzen. In der Ausfüllungsmasse findet sich viel Quarz. Die Erze bestehen aus gediegen Gold, Glaserz, Kupferkies u. a. Im J. 1851 wurden 73 Mark Gold und 341 Mark Silber gewonnen. Die dieselben Mineralien enthaltenden Gänge zu Fusch setzen in einem aus wechselnden Massen von Glimmerschiefer, Thonglimmer-, Chlorit- und Kalkschiefer bestehenden Gebirge auf, von denen jene als eine Fortsetzung zu betrachten sind, auf welchen der einst so blühende Bergbau in der Umgegend von Obervillach im Möllthale in Kärnthen im Gange war. Gegenwärtig wird daselbst nur noch ein unbedeutender Bau auf der Goldzeche und dem Waschgange betrieben. Auf ersterer findet man das Gold in Begleitung von Quarz, in letzterem in einem Chloritschiefer in Begleitung von Eisen-, Kupfer-, Arsenikkiesen, dann von silberhaltigem Bleiglanze u. s. w.

An den Ufern der Salza wurde bei Lend ehemals und wird zeitweilig noch Gold gewaschen. An den, freilich seltenen, reichsten Stellen vermochte ein Arbeiter in der Schicht für 1 bis 2 Gulden Gold zu gewinnen.

In Tyrol wird zu Zell im Zillerthale, Heinzenberg, südöstlich von Zell und Rohrberg, östlich von Zell im sogenannten Thonglimmerschiefer das Gold in Lagern gefunden, welche Kies eingesprengt halten und quarzreicher sind als das Nebengestein. Der bedeutendste Bau ist der am Heinzenberge, wo das Gold sich sehr fein eingesprengt, seltener in etwas größeren, dem freien Auge sichtbaren Lamellen findet. Die westlichste Zone mit dem Johannesstollen ist die reichste, 100 Centner Quarz enthalten oft 16—20 Loth Gold, in den übrigen Zonen enthalten 100 Centner nur ½—¾ Loth Gold.

Im österreichischen Schlesien wird in den krystallinischen Schiefern der Gegend von Obergrund, südwestlich von Zuckmantel, Gold gewonnen. Die dortigen Erzgänge führen gülbischen Bleiglanz und gold- und silberhaltige Schwefel- und Kupferkiese. Sie enthalten im Centner 16—49 Pfund Blei, 2—3 Loth Silber und gegen ¼ Loth Gold. In früherer Zeit ist hier ein sehr ausgedehnter Bergbau geführt worden, denn nach Urkunden aus dem 12. Jahrh. ist zu entnehmen, daß schon zu jener Zeit der Bergbau hier in starkem Betriebe und großem Flore war. In den Thälern des mährisch-schlesischen Gebirges, den Sudeten, wurde auch schon in fruhester Zeit Gold gewaschen. Man ging die Oder aufwärts mit den Waschwerken und begann die Grubenbaue am sogenannten Querberge nachst Zuckmantel und Obergrund. Vom Querberge aus laufen drei Thäler ab: nach Olbersdorf bis Jägerndorf in das Oppathal nach der Oder, durch Zuckmantel nach preußisch Schlesien in die Oder und endlich durch Obergrund nach preußisch Schlesien über Neisse in die Oder. An der Oder wurde in der Vorzeit Gold gewaschen, denn von diesen drei Thälern erstrecken sich die alten Waschhalden in großer Anzahl meilenweit ins Land. Aehnlich dem niederschlesischen Goldbergbaue fand aber in ältester Zeit sowol auf Waschwerken als auch auf Gängen, und zwar wol mehr auf letzteren, ein nicht unbedeutender Betrieb statt. Den ersteren Bau bezeichnete die Benennung „weicher Bergbau," den letzteren nannte man „Schächtliwerk." Schon in den Jahren 1339 und 1377 ward dieses Bergbaues bei Recessen über das Fürstenthum Troppau gedacht. Später stand das Bergregal über Zuckmantel dem Bischofe von Breslau als Fürsten von Neisse zu, der Bergbau ward aber durch von ihm beliehene Gewerke betrieben, unter denen der König Podiebrad ansehnlich betheiligt war, wie aus einem von seinen Söhnen 1472 abgeschlossenen Erbtheilungsrecesse hervorgeht. In demselben bestimmen die drei Brüder: „Was die Goldgruben zu Zuttel- (Zuck-) Mantel anlanget oder diejenigen Oerter, bei denen man Gold aus der Erde gräbt. Was nun allhier an Gold durch göttlicher Gnaden Verleihung wird erhoben werden, das wollen Wir mit einander gleiche theilen und soll uns Allen zu statten kommen und sollen Wir auch zur Erhebung dieses Goldes alle zusammen gleiche Unkosten tragen" (vergl. die den Bergbau bei Zuckmantel betreffenden Urkunden in Steinbeck's Geschichte des schles. Bergbaues. Breslau 1857. II. S. 108—118). Von Zeit zu Zeit sollen in dem alten Bergbaue bei Zuckmantel ansehnliche Klumpen Gold gefunden worden sein, so den 14. Aug. 1590 ein Stück von 3½ Pfund, für welches der Bischof 675 Gulden 27 Kreuzer Rheinisch, ferner den 22. März 1591 ein ähnlicher, wofür er 867 Gulden 49 Kreuzer zahlen ließ.

In der Gegend von Engelsberg und Würbenthal, als zur Herrschaft Freudenthal in österreichisch Schlesien gehörig, fand schon in dem 16. Jahrh. ebenfalls ein Bergbau auf Gold statt. Aus späteren Angaben geht hervor, daß vom 21. Mai 1723 bis 6. Oct. 1740 zusammen 35 Mark 7 Loth 3 Quentchen 2 Gran fein Gold aus diesem Bergbaue eingeliefert, dafür aber 2034 Dukaten ausgezahlt wurden.

Ein ausgedehnter Bergbau auf goldführenden Sand ist auch schon im 13. Jahrh. an mehren Punkten in Niederschlesien geführt worden. In dem Diluvium, welches den Fuß der älteren Sudeten entlang in einem von Jauer sich über Bunzlau und Löwenberg hinziehenden Landstriche bedeckt, kommen mit Letten abwechselnde Sandschichten vor, welche das anstehende aus Quadersandstein, Thonschiefer, Basalt und Granit bestehende Gestein in nicht großer Mächtigkeit bedecken und welche Gold in kleinen Körnchen enthalten. In diesen angeschwemmten Gebirgslagen wurde von den Alten in der goldberger, löwenberger und bunzlauer Gegend ein Goldbergbau getrieben und nach alten Urkunden werden Goldberg, Nicolstadt, Wandris, Mertschütz, Strachwitz, Plagwitz, Höfel und Lauterseifen als die ergiebigsten ehemaligen Fundörter bezeichnet. Schon 1227 überwies Herzog Heinrich I. den zehnten Theil seiner Einkünfte von dem Goldbergbaue der breslauer Domkirche und das schlesische Goldrecht ward geeignet gefunden, anderwärts als Norm zu dienen. Dies letztere war der Fall

in dem damals dem teutschen Ritterorden gehörenden Preußen. Von den beiden schon früh erlassenen Documenten über Goldbergrecht ist das eine wahrscheinlich schon vor dem Jahre 1278 niedergeschrieben; mit ihm wurde der Goldbergbau in das Freie erklärt. Die andere Urkunde ist in einem alten Stadtbuche zu Liegnitz um die Mitte des 14. Jahrh. niedergeschrieben, betrifft den goldberger und nicolstädter Bergbau unmittelbar. Der über einen weiten Landstrich sich erstreckende goldberger Bergbau war gegen die Mitte der letztgenanten Zeit in so günstige Verhältnisse gekommen, daß neu aufgenommene Gruben wöchentlich durch 8 Jahre 120—180 Mark Gold geliefert haben sollen. Nach einem alten Manuscripte soll Goldberg und der ganze dortige Bergbau der heiligen Hedwig, der Wohlthäterin Schlesiens und Mutter seiner Cultur, seine Entstehung verdanken und nach einer andern Nachricht soll derselbe der Stadt Goldberg wöchentlich eine Mark Goldes abgegeben haben. Aehnliche Nachrichten circuliren über den löwenberger Goldbergbau. So kam auch später der Goldbergbau bei Reichenstein in Aufnahme und Blüthe. Nach bergamtlichen Nachrichten war von Reichenstein und Silberberg zusammen von 1709 bis mit 1723 gewonnen worden in Geldwerth an Gold 18,162 Floren. Sichere Nachrichten über den alten so ausgebreiteten Goldbergbau in Niederschlesien, welche irgend über ihn bergmännische Aufschlüsse und Andeutungen geben könnten, sind nicht vorhanden. Die wenigen vorhandenen fragmentarischen Nachrichten hat, so weit dieselben geognostische Verhältnisse berühren, v. Dechen in einem Aufsatze „Ueber das Vorkommen des Goldes in Niederschlesien" (in Karsten's Archiv für Mineralogie u. s. w. Bd. II. S. 209—233) zusammengestellt, während die historischen Verhältnisse sehr ausführlich in dem schon oben citirten vortrefflichen Werke von Steinbeck („Geschichte des schlesischen Bergbaues, seiner Verfassung, seines Betriebes") besprochen werden. Die Untersuchungen aus neuerer Zeit, 1842—1845, sprechen die Wahrscheinlichkeit nicht ab, noch Punkte zu treffen, an welchen noch gegenwärtig mit Vortheil auf Goldsand gebaut werden kann. So sind namentlich die Gegenden zwischen Löwenberg und Goldberg, so weit das aufgeschwemmte Gebirge reicht, ferner die Gegend nördlich von Goldberg nach Leißersdorf hin und endlich die Gegend zwischen Goldberg und Wahlstadt und besonders die aufgeschwemmten Schichten am Fuße des westlich von Jauer in die Ebene abfallenden Thonschiefergebirges als erfolgreich für die Goldgewinnung bezeichnet worden. Die Goldgewinnung zu Reichenstein, wo schon in der ersten Hälfte des 13. Jahrh. ein Goldbergbau stattgefunden, geschieht aus den dortigen Arsenikrückständen. Die Arsenikkiese kommen mit Magnetkies und Magneteisenstein im Glimmerschiefer vor. Aus 1 Centner Kiesrückstand werden $^1/_{10}$—$^1/_{12}$ Loth Gold gewonnen. Im J. 1858 betrug die Production 27 Mark.

Viele Ortsnamen in Schlesien haben die Endigung „Seifen," als: Lanterseifen, Schmottsseifen, Görrisseifen, Seifenhäuser u. s. w. und ist hieraus gedeutet worden, diese Endigung sei von daselbst befindlichen Goldseifenwerken entstanden. Allein Seifen, im Plattteutschen Siepen, heißt jedes kleine Thal und der Name Seifenwerk (englisch streamwork) selbst ist erst daraus entstanden, daß die Zinn- und Goldwäschen in Sachsen und Böhmen ihrer Natur nach in Seifen oder Thälern lagen.

Wir kommen nun nach Böhmen, dem goldreichsten Lande im Mittelalter. Die ersten Spuren des Goldreichthums in Böhmen verlieren sich in den Sagen der Czechen zur Zeit der Libusa. Der reiche Bergsegen Böhmens, der schon in frühester Zeit in ganz Europa erschollen war, hat viel dazu beigetragen, es in zahlreiche innere und äußere Fehden zu verwickeln, denen zu begegnen Mannschaft und Münze in den Bergstädten stets in Bereitschaft waren. Daher ist die Geschichte des Bergbaues in Böhmen mit der Geschichte des Landes so innig verbunden, daß beide in vielen Zeiten Hand in Hand gehen. Schon 1158 legte der Mönch von Sazawa dem Kaiser Friedrich I. die Worte an König Wladislaw I. von Böhmen bei: „Honore, quo ipse volueris, te secundum nostram liberalitatem honorare decrevimus: attamen, quod terram tuam auro et argento et omnium pretiosarum rerum copia scimus redundare, et nihil in talibus tibi rarum existere, accipe ex Dei gratia, et nostra benevolentia, tibi quam tradimus, regni coronam." — Der Papst Clemens VI. sagt in der Errichtung der prager Universität im J. 1347: „ut in regno Boemiae, quemadmodum auri et argenti fore dignoscitur, sic scientiarum praevalentium sit minera." Schon im J. 1192 erlaubte Herzog Leopold den Regensburgern einen ganz unumschränkten Handel mit Gold; die erste bekannte böhmische Goldmünze ist von König Johann von Luxemburg. Die zahllosen Halden, Pingen und Seifen, welche ganz Böhmen durchziehen, deuten auf große Arbeiten hin, welche schon in frühester Zeit und durch längere Perioden hindurch den Bergbau ins Leben gerufen haben. Die Bergwerke, die wir im 13. Jahrh. in Böhmen kennen lernen, sind vermuthlich zum Theil dieselben, welche lange vorher im Rundgebirge Böhmens von unbekannten Findern entdeckt und benutzt wurden. Die erste und glänzendste Periode des Bergbaues in Böhmen, Mähren und Schlesien beginnt aber erst mit dem 13. Jahrh. und reicht bis zu der Zerstörung der Bergwerke von Eule, Deutschbrod und Kuttenberg im J. 1421. Sie umfaßt nicht nur den reichhaltigsten Bergbau, sondern auch die ältesten und somit ersten Berggesetze. Ob die slawischen Völker bei ihrer Einwanderung in Böhmen die Kenntnisse des Bergbaues mitgebracht, oder später von ihren Nachbarn überkommen haben, darüber sind geschichtliche Nachrichten nicht vorhanden.

Der böhmische Chronist Havek von Libocan schrieb seine Chronik (ums Jahr 1541) unter der Regierung Ferdinand's I. und hat in derselben die Sagen aufbewahrt, welche über die alten Goldwäschen und Bergbaue Böhmens sprechen und bis in die böhmische Mythengeschichte des 7. und 8. Jahrh. zurückgehen. Er erzählt unter Anderem, wie schon zu dem Herzoge Krok, dem

ersten in der Reihe der mythischen Herzöge Böhmens, dessen Leben in das Ende des 7. Jahrh. gesetzt wird, des Rohslaw Söhne kamen und ihm anzeigten, daß sie auf des Jaso Wiese pure Goldkörner in dem Sande gefunden, selbige gewaschen und mit Feuer geschmolzen hätten. — Krok's prophetische Tochter Libusa entdeckte mit ihrem Seherauge die Erze in den verborgenen Klüften und befahl im J. 726 in dem Walde den Sand und Leimen zu nehmen, denselben in dem Flusse Hluboczerp zu waschen und das Gold abzusondern, wodurch ihr Gemahl, Herzog Premysl, zu ungeheurem Reichthume gelangte. Man brachte ihm einen Klumpen Gold, der schwerer wog, als der Herzog und die Herzogin zusammen. Auch die Erbauung mehrer Städte, deren Namen auf die in ihrer Gegend bestandenen Goldwäschen hindeuten, leitet die Sage aus jener frühesten Zeit her. Unter Herzog Rezamisl im J. 760, wird erzählt, bauten die Goldwäscher eine Stadt und gaben ihr den Namen Pisek (bohaty pisek = reicher Sand). Damals sei um diese Stadt eine so große Menge Goldes gefunden worden, daß drei Wäscher in einem Tage eine ganze Mark machen konnten. So sollen auch die Städte Schüttenhofen, Horazdiowitz, Strakonitz, Wodnian in Folge der Goldwäschen entstanden sein. Auch in dem ältesten Denkmale böhmischer Sprache und Literatur, in der Handschrift Libusin fand („Gericht der Libusa"), die in das 10. Jahrh. zurückgeführt wird, geschieht der Goldwäschen und Metalle Böhmens Erwähnung. Hayek's Chronik (W. Hayecii von Libotschan, Böhmische Chronik ꝛc., teutsch von J. Sandel. Nürnberg 1697. Fol. und *W. Hayecii a Liboczan* Annales Bohemorum a Gelasio edita. Pragae 1777. 4.) erzählt ferner, daß man im J. 946 die Goldwerke bei der Eule mit großem Erfolge nach den Ortsbeschreibungen wieder aufnahm, die man, aus der Libusa Zeit, in der Schatzkammer der Herzöge verwahrt hatte, und zum J. 948, daß das Volk sich empörte, weil eine Hungersnoth ausbrach, seitdem sich wieder zu viele Menschen mit dem Goldwaschen beschäftigten. Ferner wurden im J. 997 von dem Goldbergwerke bei der Eule 10,000 Mark Gold an den Herzog geliefert und eine ähnliche Menge im J. 1031, wo ein Böhme dem Kaiser Konrad anzeigte, daß in der Schatzkammer des prager Herzoges „viele Centner Goldes" zu haben seien. Im J. 1079 wurden aus neuen Gruben an der Eule „große Goldkuchen" auf den Wischehrad geliefert. Zu 1145 wird berichtet, daß man an der Eule „ein mächtig Stück Gold, welches gediegen war," gefunden habe und außerdem so vieles in kleinen Stücken, daß alles zusammen 24 Centner wog. Hayek versichert ferner, daß in dem Jahre 1363 die Ausbeute in Eule so ergiebig gewesen sei, daß auf ⅓₀ einer Zeche 50,000 Goldgulden Ausbeute gefallen seien. Die ganze Zeche müßte daher 30 mal so viel, also 1,500,000 Goldgulden, ertragen haben, von denen einer sehr nahe einem holländischen Dukaten gleich war, da die Mark Goldes 70,77 böhmische Goldgulden enthielt. Wenn hier nicht Uebertreibungen des Chronikenschreibers zum Grunde liegen, so wäre das eine so ungeheure Ausbeute, um Eule als das größte Goldbergwerk hinzustellen.

Wirklich historische Nachrichten über die Goldwäschen Böhmens datiren sich erst aus der Zeit des Königs Johann von Luremburg aus der ersten Hälfte des 14. Jahrh. Die Goldwäschen unter ihm lernen wir blos dem Namen nach in verschiedenen Versatzurkunden an Pater von Rosenberg kennen und sind die Orte, die sich zum größten Theil topographisch noch nachweisen lassen, in den wichtigsten Gegenden der Goldwäschen an der Blanice, Lomnice und Luznice (vergl. Umrisse einer Geschichte der böhmischen Bergwerke vom Grafen Kaspar Sternberg. Prag 1837. I. B. 2. Abth. S. 19—26) folgende: Pomuk (jetzt Nepomuk), Chotesow, Wsechlap, Sablat (Zablat), Karrenberg, Sedlcan, Lesnic, Belcic, Ugezd, Zahoran, Zakanty. Die Idee, daß die böhmischen Goldwäschen und Bergwerke eine unerschöpfliche Quelle des Reichthums, ein Kleinod der Krone, ein wahres Palladium seien, war seit dem 13. Jahrh. sowol bei den Königen als bei den Ständen und dem Volke zu einer fixen Idee geworden. Wollte man dem Feinde entgegenziehen, so schickte man in die Bergwerke, ließ das Gold und Silber abholen, machte die Bergknappen beritten und — ein Kriegsheer, wie es damals genügte, war ausgerüstet. Doch schon während der Regierung König Johann's war diese Ansicht nicht mehr haltbar; viele Krongüter, selbst die Goldwäschen und Bergwerke mußten an das Haus Rosenberg oder andere Dynasten verpfändet werden, um die ritterlichen Fahrten und Fehden des Königs glorreich zu vollbringen. Nach dem Hussitenkriege hat man die Bergwerke nie wieder ganz hergestellt. Es reihen sich nun hieran die Daten bis ins 16. und 17. Jahrh. Vom Jahre 1555 besteht eine Rosenberg'sche Bergordnung und vom Jahre 1604 die Goldseifenordnung Kaiser Rudolph's, in welcher die Leistungen für die Besitzer der Goldwäschen bestimmt werden. Immerhin aber wird die Blüthezeit der Goldgewinnung vor die erste und glänzende Periode des Bergbaues in Böhmen, die mit dem 13. Jahrh. beginnt, und zwar in die Zeiten Herzogs Wenzel I. (gest. 936), Boleslaw I. (950), König Wladislaw I. (1158), Premysl Ottokar I. (1192) und Wenzel II. (1250) fallen. Die Goldseifen des Böhmerwaldes scheinen die ältesten gewesen zu sein; im Riesengebirge soll erst im 13. und 14. Jahrh., im Erzgebirge im 16—18. Jahrh. Gold gewaschen worden sein. Die Blüthe der Bergwerke bei Bergreichenstein und Bergstadl war etwas später als die der Goldwäschereien, durch welche sie veranlaßt wurde. Die Goldbergwerke bei Bergreichenstein, zu welchen auch die Haldenzüge am Sattelberge und Kiesleitenberge gehören, standen in ihrer höchsten Blüthe unter König Johann und Kaiser Karl IV., welcher letztere die Herrschaft Karlsberg, die ganze Umgebung der Städte Ober- und Unterbergreichenstein, gründete. Der Chronist Hayek erzählt, daß damals dort 300 Quickmühlen im Umtriebe gewesen wären. Aber schon im 16. Jahrh. scheint Bergreichenstein in Verfall gerathen zu sein; nach alten Rechnungen trug es im J. 1580 jährlich 23 Mark Gold. Auf dem Rathhause zu Bergreichenstein sind noch Goldstufen aufbewahrt, die Lindacker in der Sammlung

physikalischer Aufsätze von Meyer 3. Bd. S. 328 beschrieben hat.

Die wichtigsten Goldwäschen Böhmens befanden sich, soweit die zahllosen Hügel darüber sprechen, im südlichen und südwestlichen Theile im Flußgebiete der Watawa, an den Flüssen und Bächen, die tief im Böhmerwalde entspringen, durch die vom Hauptgebirgszuge abfallenden Hügelreihen nordöstlich fließend und alle vereinigt als Watawa bei Podhrad in die Moldau sich ergießen, in dem weit ausgedehnten Gneisterrain bei Sablat, Winterberg, Außergefild, Bergreichenstein, Gutwasser, Schüttenhofen, Bergstadl bis zu den Seewiesen und zu Innerwelt im Gebiete der ehemaligen Freisassen zu Waldwozd. Weniger ausgedehnt sind die Spuren alter Goldwäschen in vielen andern Gegenden Böhmens, meist in der Nähe einst blühender Bergwerksdistricte im südöstlichen Theile am Flußgebiete der Luschnitz bei Tabor, weiter in der Mitte des Landes anschließend an die alten Bergwerke bei Eule, Deutschbrod u. s. w., im Flußgebiete der Sazawa und der Moldau, ebenso westlich im Flußgebiete der Eger bei Tepl und nordöstlich im Isergebirge.

Das Gestein, dem das Gold im Gebiete der Watawa ursprünglich angehört, ist ein quarzreicher Gneis, in dessen ganzer Masse fein vertheilt noch gegenwärtig Gold vorkommt. Auch sind in neuerer Zeit hin und wieder einzelne größere Goldkörner gefunden, so namentlich bei Bergreichenstein und Welhartitz, doch gaben die häufig wiederholten Waschversuche nirgends ein befriedigendes Resultat.

F. Hochstetter (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1855) hat die Verbreitung der alten Goldwäschen Böhmens im Flußgebiete der Watawa mit allen ihren Neben- und Zuflüssen zusammengestellt, schließt aber auch, daß allerdings die Bäche Böhmens auch jetzt noch aus dem Gebirge einzelne Goldkörner ausspülen und in ihrem Sande mit sich führen, bis sie sich aber wieder in der Menge sammeln, in der sie die ersten Goldwäscher vorfanden, dazu müßten ebenso viele Jahrtausende vergehen, als zwischen der Bildung des Böhmerwald-Urgebirges aus der heißflüssigen Masse der Erde und jener Zeit liegen. Die Goldminen des jetzigen Böhmens sind Steinkohlen und Eisenerzlager. In der Umgegend von Knin und Eule sind bis auf die letzte Zeit herab einzelne Goldwäscher beschäftigt gewesen, allein die Ausbeute blieb stets nur eine sehr geringe. Der Umstand, daß die alten Goldwäschen an vielen Punkten mit alten Gold- und Silberbergbauen zusammentreffen und daß die Seifenhügel sich durchaus nur in Gebirgsschluchten und Thälern befinden, die heute noch regelmäßig von einem fließenden Wasser bespült sind, dagegen nie in trockenen, wasserleeren Thälern oder auf der Höhe und an den Abhängen des Gebirges, beweist, daß das Gold der Bäche aus dem angrenzenden Gebirge kam und daß dieselben Bäche, die gegenwärtig die Gegenden durchfließen, die Bildung der goldführenden Alluvionen verursacht haben.

Die Gewinnung des Goldes durch Bergbau in Böhmen ist schon mit dem 16. Jahrh. und dem darauf folgenden 30jährigen Kriege erloschen, ohne daß man sagen könnte, es wären alle Bergwerke ausgebaut gewesen. Es gehören hierher besonders die Bergwerke von Bergreichenstein und Karlsberg. Das Gebirge, in welchem die Bergbaue hier anstehen, ist Urschiefer, zumal der Glimmerschiefer, also der Gneis, der von unzähligen Gängen von Quarz durchzogen ist, die zum Theil goldführend sind. Auf diesen Quarzgängen ist hauptsächlich der Goldbergbau betrieben worden und wird noch heut zu Tage auf ihnen betrieben, wenn auch nur mit geringer Ausbeute. Von eben so geringer Bedeutung ist jetzt der Bau bei Schüttenhofen unweit Bergreichenstein. Nach den neueren Untersuchungen (Jahrb. der k. k. geolog. Reichsanstalt 1854. S. 284) wechselt der stellenweise sichtbare Goldgehalt des Quarzes von 2 Loth bis 5 Mark in 1000 Centnern. Der Goldbergbau bei Eule gehört dem Gneise an, der in der Umgegend herrscht. Die Goldlagerstätten sind zahlreiche schmale Gänge oder Klüfte von Quarz, die hin und wieder besonders an den Scharungslinien goldführend sind. An der Oberfläche in den Feldern fand man früher schöne Goldstufen; in der Tiefe werden die Erze jedoch viel ärmer. Ein Bau besteht jetzt noch zu Kaltengrund bei Eule. Ein anderer und letzter Fundort von Gold ist noch Mileschow, südöstlich von Pribram. Im dortigen Granite kommen mehre Gänge Gold und Antimonglanz führend vor, von denen einer, bei 3 Fuß mächtig, 5 Mark Gold in 1000 Centnern hält. Hauptsächlich ist es also der Quarzreichthum des ganzen Gneisgebirges, der in Beziehung zu dem Goldvorkommen in Böhmen steht. Das Gold ist daselbst, jetzt wenigstens, weniger auf einzelne reiche Gänge concentrirt, wiewol Quarzgänge und Adern häufig vorkommen, als vielmehr in sehr feiner Zertheilung der ganzen quarzreichen Gebirgsmasse imprägnirt. Sowie Böhmen, so hatte auch das benachbarte

Sachsen eine Periode, in welcher die Goldwäschereien, wenn auch nur in kleinen Verhältnissen, betrieben wurden. Schon im J. 1232 findet man der Goldwäschen in Sachsen gedacht, doch hat man erst von 1525 an sichere geschichtliche Zeugnisse vom dortigen Goldbergbaue. Fast überall, wo sich das Gold in Sachsen findet, gehört es Alluvialgebilden an und erscheint theils in Seifenwerken, theils im Sande einiger Bäche und Flüsse, theils in sandigen Letten; höchst selten hat man es noch fest in Quarzstücken eingewachsen gefunden, wie z. B. im auersberger Grunde. Einiges Gold lieferte ehemals die Gegend von Johanngeorgenstadt. An der Jugel, noch mehr aber an der Göltisch im Voigtlande waren Goldwäschen. Selbst den Namen Gölsch leitet man bald vom teutschen Göldisch, bald vom wendischen Slotitz (Gold) ab und führt die Namen mehrer, ihrem Gebiete angehörigen Orte, als Auerbach, Rodewisch (Rothe Wäsche) und Reichenbach, als Andeutungen ihres Reichthums an. Die Goldblättchen, welche die Göltsch führt, werden von Sand und Letten und zuweilen von Magneteisensand begleitet. Es sind daher auch von Zeit zu Zeit theils Seifenwerke und Stollen dort verliehen worden, theils

hat man anhaltende Schurf- und Waschversuche mit Sand aus der Göltsch selbst und auch aus den angrenzenden Bachen gemacht. Die ersten Versuche gehören in die Jahre 1564 und 1580; dann wurden sie von 1756—1764 auf landesherrliche Kosten wiederholt; die neuesten Versuche wurden 1819 und später 1839—1842 gemacht. Die Spuren von Gold in diesem Districte kommen jedenfalls von den Grünstein- und Quarzlagern her, mit denen das Schiefergebirge der Gegend von Auerbach und Falkenstein durchzogen ist, die Gewinnung lohnte aber nirgends die Kosten. Bei Weißensand sind uralte Seifenwerke noch kenntlich. Die älteste bekannte Goldwäsche in der Göltsch war die bei Mylau, welche 1564 gangbar war. Auch soll die Elster und auch die Mulde in früherer Zeit einen feinen Goldstaub geführt haben, allein nirgends ist es zu einem namhaften Ausbringen gekommen. Von den goldführenden Flüssen in Sachsen, der Elbe, s. Albinus in der Meißnischen Berg-Chronika XVI. S. 124. Im plauischen Grunde, von dessen Goldreichthum aus früherer Zeit unendlich viel gefabelt wird, sind zuweilen in der Weiseritz Spuren von Gold gefunden worden, welche vermuthlich von einem bei Tharandt aufsetzenden Dioritgange herrühren. In der Elbe sind oberhalb Schandau und bei Pirna in früherer Zeit zuweilen einzelne Körner Gold gefunden worden. Die Nachrichten vom großen Goldausbringen in früherer Zeit in den sächsischen Landestheilen sind zum größten Theil zweifelhaft und unwahrscheinlich (vergl. Magazin für die Oryktographie von Sachsen, von Freiesleben 1846. S. 1—72), allein trotzdem ist das Vorkommen nicht zu leugnen. Nach den Angaben des Bergamts Schneeberg hielt im Durchschnitte der Sand in der Göltsch 0,0012 Proc. Gold und aus den rohen Geröllmassen der voigtländischen Bäche wurden durchschnittlich im Centner 0,0058 Gran Gold gewonnen, die Gewinnungskosten wurden aber kaum zur Hälfte gedeckt.

Ueber den Goldgehalt sächsischer Erze ergibt sich im Allgemeinen, daß dieser Goldgehalt sehr verschieden ist und weder mit dem Silber- noch mit dem Schwefelgehalte der güldischen Erze in einem bestimmten Verhältnisse steht. Die Silber, die aus kiesigen Wascherzen durch Schmelzen ausgebracht wurden, hielten in der Mark Silber im Durchschnitte 0,5742 Gran Gold. Insbesondere hat der Lagerquarz bei Oberschöna und der in einem Grünsteinschiefer beigemengte Schwefelkies bei Hainichen Spuren von güldischem Silber gezeigt. Hiernächst sind noch einige Erzlager in dem berggieshübler, schwarzenberger und eibenstocker Reviere, welche güldische Erze enthalten, sowie goldhaltige Erze auf Gängen bekannt geworden. Der Durchschnittsgehalt an Gold war im Allgemeinen 0,0047 bis 0,0071 Proc. Von den edleren Silbererzen sind mehre nicht frei von Gold. Im Sprödglaserze wurden im Centner 0,1455 Gran Gold gefunden. Auch mancher Bleiglanz ist goldhaltig. Von den Kupfererzen ist der Kupferkies am reichsten im Goldgehalte. Man fand im Centner desselben von Bräunsdorf nahe 0,043 Gran und in dem von Hohenstein bis 9 Gran: Magnetkies zeigte nur eine Spur von Gold. Der Goldgehalt im Schwefelkiese wurde bis zu 0,14 Gran im Centner gefunden. Endlich wurde noch im Grauspiesglaserze der bräunsdorfer Gänge und in dem Arsenikkiese von den hohensteiner Gruben Gold nachgewiesen.

Von den Goldbergwerken des thüringer Waldes kommen Sagen vor, nach welchen in frühester Zeit die Venetianer alljährlich dorthin gekommen wären und das edle Metall gesammelt hätten. So sollen auch in einzelnen Dörfern an solchen Goldbächen kein Geflügel verkauft worden sein, um des Goldes, welches dasselbe in den Magen ansammelt, nicht verlustig zu gehen. Historisch ist aber nachgewiesen, daß Goldbergwerke im thüringer Walde existirt haben und daß dieselben durch den Hussiten- und 30jährigen Krieg zerstört worden sind. Man wandte zwar später in verschiedenen Zeitperioden wieder Geldmittel auf dieselben, aber niemals so genügende, daß die Baue wieder vollkommen hätten gelöst werden können. Einen besonderen Erzreichthum hat am thüringer Walde die graugrüne Grauwacke, in welcher in großer Verbreitung sie durchbrechende Quarzite mit Gold auftreten. Diese Quarzite setzen in einem mächtigen Zuge mit mehren Ausläufern vom südwestlichen Abfalle des Gebirges aus dem Theuergrunde über Steinheide bis über Reichmannsdorf hinaus fort. Alle Bäche, welche ihren Ursprung in der Quarzitregion haben, führen Gold, welches früher in den oberen Thälern der Werra, der Grumpen, der Steinbach und Göritz, der Schwarza und Schlage in Wäschen, sowie in Bergwerken bei Steinheide und Reichmannsdorf erbeutet wurde. Gegenwärtig findet aber hier auch gar keine Goldgewinnung statt (Engelhardt in Zeitschr. der deutschen geolog. Ges. IV, 512).

Am Harze ist das Dasein des Goldes in Gangtrümmern, die mit den Eisensteinmassen der Grünsteine in Beziehung stehen, nachgewiesen. Das Gold findet sich bei Tilkerode zum Theil in Quarz, zum Theil in Selenblei eingesprengt (Poggendorff's Annalen II, 418; XIII, 575).

Daß die Elbe und die Saale Gold geführt haben, gehört zu den Traditionen, denen keineswegs Unwahrscheinlichkeit anhängt. Die Saale soll alles Gold aus der Schwarza bekommen haben, da dasselbe nur unterhalb ihres Einflusses in die Saale gefunden worden ist.

Der im Westfälischen entspringende Fluß, die Edder (oder Eder) genannt, welcher das hessische Gebiet und das Fürstenthum Waldeck durchströmt und sich oberhalb Cassel in die Fulda ergießt, ist goldführend. Ueber die Goldwäschereien am Eisenberge bei Korbach, dessen Gewässer der Edder zuströmen, finden sich Nachrichten bis zum Jahre 1308 hinauf. In einer andern Nachricht werden der vielen Dukaten gedacht, welche zu der Zeit des Grafen Philipp II. (um 1480) aus Eddergold geschlagen wurden. Landgraf Karl von Hessen ließ 1677 aus dem Eddergolde Dukaten schlagen mit der Aufschrift: Caroli Hassiae Landgravii moneta prima Aederae aurifluae; auch Landgraf Friedrich II. ließ im J. 1775 dergleichen prägen mit der Aufschrift: Sic ful-

gent litera Adranae aurifluae. Aus der Statistik des Großherzogthums Hessen von Engelhardt geht ebenfalls hervor, daß man bei Itter im J. 1709 Gold gewaschen habe. Agricola (De veteribus et novis metallis IV.) spricht von den Goldgängen bei Korbach. Brückmann (Magnalia dei in locis subterraneis II, 191) erwähnt des Betriebes der korbachschen Goldgänge vor 1480, aus welchen 1560 noch 27 Mark Gold gewonnen worden seien, und daß das Dorf Goldhausen am Eisenberge dem Goldbergwerke seinen Namen verdanke, die Bäche Winne oder Wunne und Mombecke sind die der Edder Gold zuführenden Wasser; bei der Stadt Frankenberg ist ehemals ein bedeutender Betrieb auf Gold gewesen und in den Bächen von Mandern, Wellen und Bergheim, in der Netz bei Offoldern, in dem Bache von Heinfurth, in der Itter, in den Rinnsaalen nach Nordenbeck, Korbach und Goldhausen zu, ferner in der Ahr, in dem Grenzbache von Schmiedefeldheim, im gelersbäuser Bache u. m. a. ist Gold gefunden worden. Schon Karl der Große hat im aurer Walde (Aureae Silvae) das erste Goldbergwerk eröffnet und selbst eine Münze in Frankenberg angelegt. Noch 1786 wurde durch eine Wäscherei aus dem mit kleinen Geschieben von Granwacke und Sandsteinbreccie, kleinen Quarzstücken und feinem Quarzsande bedeckten Boden dieser Bäche Gold gewonnen und nicht selten waren die Goldkörner von der Größe eines Stecknadelkopfes. Im J. 1729 hatte der Kurfürst von Cöln bei Beringhausen eine Goldgrube und die stattgefundene Goldgewinnung an diesem Punkte lebt noch in der Tradition. Noch jetzt wird eine Stelle oberhalb Beringhausen „die Goldkuhlen" genannt und noch jetzt sind die Fundamenttrümmer des früher hier gestandenen Goldhauses vorhanden. Der Goldbergbau im Eisenberge scheint nächst dem Eisensteinbergbaue der älteste im Waldeckischen gewesen zu sein. Zu Ende des 15. Jahrh. wurden jährlich 6 — 10 Mark Gold daselbst gewonnen, im J. 1500 betrug die Production 31 Mark. Vorzüglich aber war die Gewinnung in den Jahren 1540 — 1570. Der Eisenberg besteht aus Thonschiefer oder thonschieferartiger feinkörniger Granwacke als Liegendes und aus Kieselschiefer als Hangendes. Der ehemalige Goldbergbau hat auf der Gebirgsscheide jener beiden Gebirgsadern stattgefunden. Ueberhaupt wurden die Producte dieses Bergbaues an den tiefern wasserreichen Punkten verwaschen. Frankenberg ist der oberste Punkt der Edder, wo man Gold in derselben angetroffen hat, und auch der ehemalige Bergbau dieser Gegend hat seinen Sitz im Uebergangsgebirge, wobei Kieselschieferbildungen vorhanden sind. Die Bäche bei Herghausen, die Itter, Ahr kommen alle aus der Gegend vom Eisenberge herab und werden hier ihr Gold entweder unmittelbar oder durch Nebenwässer aufgenommen und der Edder zugeführt haben. Ebenso werden alle Alluvionen das Gold des Eisenbergs oder der Fortsetzung seiner oder verwandter Lagerstätten sehr verbreitet haben. Im Bereiche der obengenannten Bäche kommen Kieselschieferlagen in der Granwacke vor und es ist nicht zweifelhaft, daß bei gewissen Kieselschieferbildungen oder ganz in ihrer Nähe in der Granwacke das Gold vorhanden ist. Es fehlt nur noch, das eingesprengte Gold in der Felsart selbst zu finden (vergl. Nöggerath, Ueber das Vorkommen des Goldes in der Edder in Karsten's Archiv für Mineralogie u. s. w. VII, 149).

Ueber das Vorkommen und die Gewinnung des Goldes aus dem Flußbette des Rheines ist schon vom Jahre 667 eine Urkunde vorhanden, nach welcher der Herzog Ethicon von Elsaß das Recht der Goldwäscherei einem Kloster verleiht. Es ist selbst wahrscheinlich, daß der Rhein zu den Flüssen gehörte, aus denen nach Diodor (V. Buch) die Gallier Gold ausbeuteten. Im Mittelalter wurde an diesem Flusse die Goldwäscherei sehr lebhaft betrieben, verminderte sich aber, als Amerika seine Schätze öffnete. Doch behauptet der Rhein noch jetzt einen der ersten Plätze unter den goldführenden Flüssen Europa's. Schon Reaumur legte in einer der Akademie der Wissenschaften zu Paris im J. 1718 (Essai de l'Histoire des rivières et des ruisseaux du royaume, qui roulent des paillettes d'or) vorgelegten Abhandlung dar, daß man aus dem Rheine von allen Flüssen Frankreichs das meiste Gold erhalte, nicht weil dieser Fluß der reichste wäre, sondern weil sein Sand mit dem meisten Fleiße durchsucht würde. „Von Breisach herunter bis nach Strasburg sei die Ausbeute nur kärglich, von da nach Philippsburg reichlicher und am allerhäufigsten zwischen Fort Louis und Germersheim." Später haben Treutlinger, dann Kachel (Badensches landw. Wochenbl. 1838), am sorgfältigsten aber Daubrée in Strasburg (Ann. d. Mines Tom. X. 1846) über den Goldgehalt des Rheinsandes Untersuchungen angestellt. Der Rhein schlängelt sich zwischen Basel und Bingen durch ein breites, weit über die jetzigen Ufer sich ausdehnendes Feld von Geröllen. Unter diesen Kieseln sind quarzige Gesteinsarten vorherrschend; man findet gelbe und weiße Quarzite, oft Glimmer und Talk einschließend, wodurch eine schieferige Structur entsteht, sehr harte quarzige Sandsteine, Kieselschiefer mit weißen Quarzadern, schieferige amphibolische Felsarten, Granit, Porphyr, Serpentin, Jurakalkstein, krystallinischen Quarz (Rheinkiesel) u. s. w. Ein Theil dieser Gerölle rührt wahrscheinlich von den Vogesen und dem Schwarzwalde her, der bei weitem größere, namentlich die schieferigen Quarzite, stammen aber von den Alpen; auch die Jurakette hat einen Beitrag geliefert und ein kleiner Theil gehört dem vulkanischen Gebirge des Kaiserstuhles an. Die Größe der Gerölle verringert sich allmälig stromabwärts.

Zwischen Basel und Mannheim ist der Rhein regelmäßig goldführend, indessen wurde auch zu verschiedenen Zeiten oberhalb Constanz bei Coire und Mayenfeld, sowie bei Waldshut, nicht weit von der Einmündung der Aar und in ältesten Zeiten selbst bei Mainz Goldwäscherei betrieben. Noch vor kurzer Zeit trieben mehre Ortschaften im Aargau am Rhein und Aar Goldwäscherei mit Vortheil und die Reichhaltigkeit des schweizerischen Goldlagers, das im Pilatus zu suchen ist, an dessen Fuße die mit Gold so stark geschwängerte Emme entspringt,

ist nicht unwahrscheinlich. Bei Waldshut, wo die Aar sich mit dem Rheine vereinigt und ihm das Gold zugeführt hat, werden in dem Sande die ersten Goldblättchen gefunden. Allein zwischen Waldshut und Basel sind nur wenige Goldgründe anzutreffen, indem der Rhein auf dieser Strecke von zu hohen Ufern eingeengt und seine Strömung zu stark ist; auch im weiten Thale unterhalb Basel bis gegen Kehl herab läßt das noch zu große Gefälle und der sehr veränderliche Lauf des Stromes nicht viele Goldgründe aufkommen und sind reichere Partien sehr unregelmäßig abgelagert. Aber von Kehl bis gegen Dachslanden herab, bis in die Nähe von Karlsruhe liegen die reichsten Goldablagerungen. Ueberall wo der Fluß keine gröberen Geschiebe führt, wie zwischen Speyer und Mainz, ist das Gold sehr selten; es findet sich da am häufigsten, wo das Bette und die Ufer aus einem Gemenge von Sand, Geröllen und Geschieben bestehen, wie es in der mittleren Partie zwischen Speyer und Basel ist. Die beiden Ufer des Flusses sind gleichmäßig goldreich und ist namentlich in dieser Beziehung die Gemarkung des Dorfes Helmlingen ausgezeichnet. Unterhalb Mannheim wird nur sehr wenig und von Mainz an bis zum Ausflusse des Rheins gar kein Gold mehr gewaschen. Das Rheingold kommt gediegen in feinen mehr oder wenig zerriebenen Blättchen vor; es ist von durchaus gleich edler Mischung, die 0,934 Theile feines Gold und 0,066 Theile Silber enthält. Der Sand, welchen man im Rheingaue und bei Philippsburg wäscht, hat gewöhnlich einen Goldgehalt von 1300—1500 Millionentheilchen, selten übersteigt derselbe 17 Millionentheilchen. Auch concentriren die bisweiligen Umwälzungen des Rheinsandes das Gold auf gewissen Punkten von 1 bis zu 70. Die Goldkörnchen sind immer sehr klein, denn es braucht deren 17—22 zu 1 Milligramm; ein Kubikmeter enthält 4500—36,000 derselben. Die Goldflitterchen sind gewöhnlich mit Titaneisen untermischt, dessen Quantität je nach der größern oder geringern Goldhaltigkeit zwischen 0,00002 und 0,0002 wechselt.

Beim Waschen von willkürlich dem Rheine entnommenem, von den Goldwäschern für ganz ungoldhaltig erklärtem Kiese ist gefunden worden, daß derselbe gewöhnlich noch einen Gehalt von ungefähr 8 Billionentheilchen hat, welches nach zahlreichen Versuchen dieselbe Zahl ist, welche der mittlere Ertrag des Flusses im Rheingaue und bei Philippsburg ergeben hat. Nach diesem Gehalte befindet sich in 1 Kubikmeter gewöhnlichen Kieses, der 1800 Kilogramm wiegt, 0,016 Gramm Gold. Der zwischen dem Rheingaue und Philippsburg sich hinziehende, 4 Kilometer breite, 123 Kilometer lange und 5 Meter tiefe goldhaltige Streif enthält also 35,916 Kilogramm Gold, deren Werth das Kilogramm zu 3189 Franken angenommen, 114,536,124 Franken beträgt. Dieses Gold ist folgendermaßen vertheilt:

Am Niederrheine . .	13,870 Kilogr.	= 44,233,430 Fr.
Im Großherzogthume Baden	17,958 „	= 56,267,062 „
baiern . . .	4088 „	= 13,036,632 „

Man kann übrigens annehmen, daß die Gewinnungskosten fast ebenso hoch sein würden wie der Werth des Goldes.

Früher wurden am badischen Rheinufer die Goldgründe in Pacht gegeben, oder aber den Goldwäschern zur Pflicht gemacht, ihre ganze Ausbeute für einen bestimmten Preis an die Regierung abzugeben. Seit dem Jahre 1821 aber wird der volle Werth der Krone Rheingold mit 5 Gulden bezahlt und dieses Gewerbe ist ganz frei gegeben, jedoch muß das gewonnene Gold an die Münze abgegeben werden. Die Zahl der Goldwäscher im Badischen beläuft sich gegen 400. Von 1804—1834 wurden 41,815 Kronen, etwas über 3 Centner Gold, zur großherzoglichen Münze geliefert, welche zu 5 Gulden für die Krone 209,074 Gulden betragen. Die reichste Ausbeute war im J. 1823 mit 2300, sodann im J. 1831 mit 3716 Kronen. Seit 1834 ist die jährliche Ausbeute durchschnittlich 2000 Kronen.

Vergleicht man den Goldgehalt des Rheinsandes mit dem in Sibirien und Chili bearbeiteten, so liefert der sibirische Goldsand im Durchschnitte fünfmal, der aus Chili wenigstens zehnmal mehr Gold als der goldhaltige Rheinsand. Der Durchschnittsgehalt der drei Gegenden verhält sich wie 1 : 20 : 74, und wenn man den Rheinsand von den Geschieben über 2 Centimeter Durchmesser befreit, wie 1 : 10 : 37. In Sibirien wird der Sand mit 1 Millionstheil Goldgehalt nicht mehr für bearbeitungsfähig gehalten, obgleich er noch 7½mal reicher ist als derjenige, welchen die Goldwäscher am Rheine gewöhnlich behandeln. Der Durchschnittsgehalt des ganzen goldhaltigen Alluviums verhält sich in den drei Gegenden wie 1 : 81 : 124.

Der Rheinsand hat ungefähr denselben Gehalt wie der der Edder in Hessen. Um ihn zu prüfen, nehmen die Wäscher eine concave Schaufel voll davon und machen mit ihr eine kreisförmige Bewegung im fließenden Wasser, wodurch die größeren und specifisch leichteren Sandkörner weggeschwemmt werden. Der zurückbleibende dunkelröthlichgraue feine Sand enthält nun Körner von Quarz, Feldspath, Titaneisen und Goldblättchen. Zählt man wenigstens zehn der letzteren auf der Schaufel, so ist der Sand der Bearbeitung würdig. Zum Waschen bedient man sich einer geneigten Tafel von 2 Meter Länge und 1 Meter Breite, mit einem wolligen, langhaarigen Tuche belegt. Am Kopfe befindet sich ein Gitter, dessen Stäbe 2 Centimeter aus einander liegen; auf dieses stürzt man den Sand, welcher mit Wasser begossen wird. Alle über 2 Centimeter haltende Stücke bleiben auf dem Gitter liegen und werden zurückgeworfen. Das feinere fällt durch und gelangt auf die geneigte Tafel, wo die gröberen Geschiebe abrollen, der leichtere Sand von dem Wasser weggeführt wird und der schwerere nebst den Goldblättchen in dem rauhen Tuche sitzen bleiben. Ist die Operation einige Male wiederholt, so wird der Flanell (Schwabentuch) von der Tafel abgenommen und in einem großen Eimer abgespült; hat sich eine hinreichende Quantität in dem Eimer angesammelt, so gibt man diesem unter Wasser eine rotirende Bewegung, wodurch

noch ein Theil leichter und metallleerer Sand auf die Oberfläche geführt und abgenommen wird. Das Uebrige bringt man nach Hause, um es hier in einem hölzernen Schiffe (Sasse) noch mehr anzureichern. Ein Theil der Goldplättchen geht durch das wollene Tuch hindurch und sammelt sich in einem Leinwandtuche, welches dem Flanelle zur Unterlage dient. Der Goldwäscher ladet in 12 Stunden die Tafel 400—500 mal mit 5 Schaufeln Sand, deren jede durchschnittlich 0,002 Kubikmeter faßt; er behandelt also in einem Tage 4 Kubikmeter Sand. Der Verlust dieser Operation beträgt etwa $^1/_{10}$ des in dem Sande enthaltenen Goldes. Bei der Concentration im Schiffe oder Sasse ist der Verlust höchst unbedeutend. Dem angereicherten Sande setzt man vier mal so viel Quecksilber dem Gewichte nach zu, als muthmaßlich Gold in ihm enthalten ist und mengt beides mit der Hand gut durch einander, um das Amalgam zu bilden. Alsdann wird die Masse in ein hölzernes, an einem Stricke aufgehängtes Schiff (Saß) gethan, mit Wasser verdünnt und so lange hin und her bewegt, bis sich das Quecksilber und Amalgam in eine Kugel vereinigt hat. Diese preßt man durch Gemsenhaut, um das Amalgam von dem frei gebliebenen Quecksilber zu trennen. Zu einer Operation werden ungefähr 25 Kilogramme angereicherter Sand genommen. Bei der Destillation des Amalgams geht alles Quecksilber verloren.

Nach einer Analyse von Döbereiner enthält das Rheingold 0,00069 Platin.

Daß gediegenes Gold in den Moselgegenden vorkommt und zwar höchst wahrscheinlich in Quarzgängen, welche im dortigen Uebergangsthonschiefergebirge aufsetzen, ist unter Anderem aus dem Werke: Das Gebirge in Rheinland-Westphalen I, 141 durch Nöggerath bekannt geworden. Aus den daselbst mitgetheilten Nachrichten geht hervor, daß im Goldbache, der beim Dorfe Andel bei Bernkastel in die Mosel fließt, schon 1776 Wäschversuche veranstaltet worden sind. Auch späterhin hat man darin nach starken Ueberschwemmungen, namentlich in den Jahren 1804 und 1809, gediegenes Gold gefunden. Alle diese Stücke waren aber nicht beträchtlich, höchstens einige Dukaten an Werth. Zu Anfang des Jahres 1827 ist aber in einem Mühlbache beim Dorfe Enkirch ein Stück gediegenes Gold gefunden worden, welches 3⅜ Loth wog. Es ist ein Klumpen mit eingewachsenen Quarzkörnern, der ganz die Geschiebeform und das Ansehen des Waschgoldes besitzt. Das Stück befindet sich in der königl. Mineraliensammlung zu Berlin. Das Dorf Enkirch, wo es gefunden, liegt zwischen den Orten Trarbach und Zell, unterhalb Andel, am rechten Ufer der Mosel.

Im Königreiche Sardinien findet sich das Gold in Verbindung mit Schwefelkies und Eisenerz in den meisten Thälern, welche den Monte-Rosa umgeben; es bildet im Glimmerschiefer sehr ausgedehnte, aber schwache Gänge, deren Erze $^1/_{100000}$ Gold und $^1/_{100000}$ Silber enthalten. Die Provinzen Gallanza, Novara und Aosta enthalten wenigstens 50 dergleichen Gänge, von denen 1857 einige 20 bearbeitet wurden, wie in Macagnaga, S. Carlo, Calocca und Alogna. Das Gold wird durch Amalgamirung des rohen Erzes in etwa 400 dazu eingerichteten Pochwerksmühlen gewonnen. Der jährliche Gewinn wird im Durchschnitte auf 10,000 Unzen angeschlagen, d. i. 300 Kilogramme, oder etwa 600 Pfund, im Werthe zu 6—800,000 Franken. Dies Gold wird größtentheils von der Münze in Turin angekauft.

Goldsand wird an mehren Stellen der Oca, bei Jorea, der Corsente bei Novi, auch hier und da in Savoyen gewaschen, jedoch früher mehr als jetzt, obwol der Po, die Dora Baltea, der Ticino, der Tanaro und mehre Zuflüsse derselben für goldführend gehalten werden. Auch hat man das Vorkommen von Gold an mehren Orten der Provinzen Birlla, Jorea, Aqui und Novi erkannt und die Sage hat sich erhalten, daß schon unter der Römerherrschaft darauf gebaut worden sei. Die im Val Cozzente in der Provinz Novi aufgefundenen Gänge goldhaltigen Quarzes und diejenigen von Ovada sollen besonders reichhaltig sein. Eine französische Gesellschaft trieb 1853 Goldbergbau in den Bergen, welche gegen Norden von Genua das Gebiet dieser Stadt von den piemontesischen Ebenen scheiden und zwar auf dem Abhange des Col Bochetta nach Novi zu. Das Gold ist hier im Serpentin mit Quarz ganz fein eingesprengt. Die Betriebsdistricte heißen: Alcione und Mazetta. Der Goldgehalt der Gebirgsart beträgt im Mittel 0,000025.

In der Lombardei führt der sehr feine Flußsand des Ticino nebst dem silberhaltigen Golde auch Magneteisen in größerer Menge. Die Production an Gold soll jährlich kaum den Werth von 800 Fl. C.-M. erreichen. Man wäscht hauptsächlich bei Bernate, Buffalora u. a. Die Wäschereien an dem Addaflusse werden von Cassano bis unterhalb Lodi vorgenommen; ihr Ergebniß ist ganz unbedeutend.

Frankreich besitzt in den französischen Alpen, in der Gemeinde von Villard-Cymont, in dem Thale von Oisans die Goldgrube von La Gardetta, welche in den Jahren 1781—1787 einen schwachen Betrieb hatte, zum Erliegen kam, im J. 1837 aber wieder aufgenommen wurde (Journ d. mines XX, 103). Von den Goldwäschereien sind die am Rheine zwischen Basel und Strasburg die bedeutendsten; aus ihnen kommen jährlich etwa 18,300 Gramme Gold. Die Goldgewinnung aus der Rhone ist unbedeutend. Vor der Entdeckung Amerika's gaben die Goldwäschereien in dem Arriègedepartement einen großen Ertrag und begründeten eine Industrie, die bis zu den ältesten Zeiten hinaufreicht. Die Goldwäscher mußten das Gold zu einem bestimmten Preise an die Münze von Toulouse abliefern. Seit 1500 wurde der Betrieb immer schwächer. Gegen Ende des 16. Jahrh. betrug die abgelieferte Goldmenge nur 200 Mark. Von 1750—1762 wurden nur 80 Mark abgeliefert und heute beschäftigen sich nur einige Bauern mit dem Waschen des Goldsandes. Zahlreiche Verordnungen, Edicte und Reglements existiren hierüber von früher noch, namentlich vom 14. Mai 1472, 18. Oct. 1481, 9. Nov. 1751. Das Gold soll sehr fein gewesen sein. Die Lagerstätten sind von Reaumur in den Mé-

moires de l'académie royale des sciences, année 1718 und von Guettard ebendas. 1761 beschrieben; Dietrich spricht hiervon in seiner Description des gites de minéraux de France T. I. Die Goldwäschen in dem Departement der Arriège, welche aus drei Quellen in den Pyrenäen entspringt und selbst goldführend ist, sind in der Umgegend von Pamiers, hauptsächlich in den Flußbetten von Benagues-Ferriès, Gros-Milly, Trebans, Pailhès u. a. und auf vielen Feldern neben den Flüssen. Ferner veröffentlicht Becquerel in Annales des mines XVII, 664, daß in dem Schwefelkiese, welcher in dem Trachyte von Bener (Departement des Cantal, Oberauvergne) vorkommt, Gold gefunden worden ist und daß das Vorkommen bauwürdig sei, wenn gleich der Goldgehalt nicht gleichmäßig verbreitet ist. Auch gibt es im Iseredepartement Granit- und Gneisberge, deren Schwefelmetalle sämmtlich Gold enthalten. So ist Gold in dem Bleiglanze von Portrand, dem Schwefelantimon von Auris, dem Kupferkiese von Cochette gefunden. Der silber- und goldhaltige Bleiglanz von Saint Soutin Cantalès kommt auf Gängen im Glimmerschiefer vor, der wie der Boden der Umgegend, ebenfalls aus Glimmerschiefer bestehend, hier und da Nieren von Quarz enthält. Mitten in dem Glimmerschiefer beim Dorfe Cazaret findet sich der Bleiglanz, in Begleitung von Blende, wenig kupferhaltigen Kiesen und mit einem sehr kleinen Goldgehalte. In der Nähe von Aurillac (auri lacus) sind nicht unbedeutende Schichten Sand aufgefunden, die von Granit, Gneis und Glimmerschiefer umgeben sind und in deren Nähe ein beträchtlicher Erzreichthum vorhanden ist. Becquerel gewann aus 13,40 Gr. dortigen Silbers 0,016 Gr. Gold. In dem Arsenikkies zu Motte les Bains, Departement der Isère, wurden 1852 in einer Gangart von kohlensaurem Kalke und Spateisensteine geringe Spuren von Gold und außerdem Gold in kleinen Spalten und Höhlungen gefunden.

Die pyrenäische Halbinsel, früher das reichste europäische Goldland, hat an mehren Punkten des spanischen Gebietes Gold im gediegenen Zustande und in Form von Flittern und Körnern. In den Provinzen Galizien, Alt-Castilien und Estremadura findet man ungeheure Schichten von Quarz und quarzigen Geschieben aus dem Uebergangsgebirge und wieder andere, die Falltrümmer noch älterer Formation einschließen. Die dem Uebergangsgebirge entstammenden sind reich an Gold, während in denen, die Trümmer des Urgebirges führen, das Vorhandensein desselben noch an keinem einzigen Punkte nachgewiesen ist. Die Trümmer bilden Conglomerate, von denen einige ein eisenschüssig-thoniges Bindemittel von rother oder gelber Farbe haben. Im Diluvium der Ufer des Agueda bei Ciudad-Rodrigo in Galizien enthalten die Conglomerate des Urgebirges kein Gold, dagegen führen die aus Quarz gebildeten ohne Ausnahme Gold, wenn sie nicht ein eisenschüssiges, thoniges Bindemittel haben. Ein gleiches Verhalten ist in Estremadura; in den dortigen Wäschen beachtet man nur das gelbe Mineral, welches dem der unteren Bank von dem Agueda ganz ähnlich ist. In Castilien werden die Diluvialschichten abgebaut, um das Gold daraus zu gewinnen. Die erwähnenswerthesten Gegenden sind in der Nähe des For, des Brollon, bei Villachaa am Naviafluße, bei Rosamonde und Puga an den Ufern des Mino. Außerdem sind bedeutende Arbeiten bei Medulas und Vierzo, wo in einer röthlichen dem Diluvium untergeordneten Lagerstätte alte Abbaue stattgefunden haben. In Galizien, Altcastilien und Estremadura wird das goldführende Diluvium auf zwei Seiten von demselben Gebirge eingeschlossen, welches Zweige des großen Gebirgszuges von Pena de Francia und der Sierra de Gatas sind, sich bis in das Innere von Portugal erstrecken und aus Lagen von Thonschiefer und Kieselschiefer bestehen, die dem Uebergangsgebirge angehören. Man weiß, daß in diesen Gegenden zur Zeit der Mauren beträchtliche Mengen Goldes gewonnen worden sind. Diejenigen Goldablagerungen, auf welchen die Goldwäscher von Estremadura gewöhnlich arbeiten, liegen in Castilien an den Ufern des Agueda und Tormes und in Estremadura an den Ufern der Nebenflüsse des rechten Tajoufers, von Plasencia bis nach Portugal. Viele Landleute beschäftigen sich während des Sommers mit dem Verwaschen des Flußsandes, den die Flüsse bei Hochständen dem Diluvium entnehmen und natürlich aufbereiten und an einigen Punkten der portugiesischen Grenze wenden diese Goldwäscher oft eine Woche auf Entblößung der gelben Bank, welche immer zunterst liegt, um ein Sandvolumen zu gewinnen, welches sie in einem Tage vermittels hölzerner Näpfe verwaschen. Neueren Nachrichten zufolge befinden sich in der Provinz Leon, an den niedrigen Ufern des Darro, wie in großen Landstrecken in der Nähe von Granada viele Stellen mit reichen Goldlagern, sodaß sich dort Gesellschaften gebildet haben, um diese Lager auszubeuten. Auf der londoner Ausstellung im J. 1851 waren Proben von goldführendem Quarze von Cabera (Gerona) und goldsandhaltendem aufgeschwemmtem Sande (Leon) aus Granada (vergl. L. Castelain in Bulletin de l'industrie 1847. 4. livr.).

Auch in Portugal gleich dem spanischen Nachbarlande findet sich das durch Alluvionen zusammengeführte Gold vorzugsweise auf dem Grunde, wo es eine feste Unterlage findet, abgelagert. Schon in frühester Zeit haben die Karthaginenser, Römer und Mauren hier Bergbau getrieben, schon Strabon und Tacitus erwähnen die großen Reichthümer dieses Landes. Sowie in Spanien, so sind auch in Portugal aus jenen Zeiten ganze Gebirgszüge mit Stollen und Schächten durchlöchert, man findet oft den reinen Abbau der alten Gänge von oben bis unten gespalten. Ebenso finden sich die Monumente der Goldwäschereien jener Zeiten in den Gebirgsthälern, denn selten findet man in denselben einen Fluß oder Bach, der nicht von langgezogenen Haldenzügen ausgewaschener Geschiebe begleitet wird. Ununterbrochen scheint man viele Jahrhunderte hindurch sowol den Bergbau als die Goldwaschereien betrieben zu haben, bis Alles erschöpft war; denn es gibt kein Bergwerk in Spanien sowol als in Portugal, dessen Gänge man nicht bis auf den tiefsten Stollen abgebaut, kein Flußthal, dessen Ge-

schiebe man nicht umwühlt hätte. Von den Goldwäschereien haben die von Adiça, an der Meeresküste zwischen der Mündung des Tajo und dem Cap Espiehel, welche unter König D. Diniz vorzüglich ihren Anfang nahmen und bis zur Zeit des Königs D. Manoel betrieben wurden, einen großen Ruf. Es finden sich längs dem linken, südlichen Ufer des Tajo hinab bis nach Trafaria die Lagerungen der gesammten tertiairen Gebilde. Von Trafaria an der Mündung des Tajo erstreckt sich aber in der Längenausdehnung von 3—4 Stunden von der Meeresküste in das Land bis Monda und Coina, von den Höhen von Almada bis Azeitao, am Fuße der Serra d'Arrabida, in der Breite über 3 Stunden, eine steile senkrechte Küste von 60—80 Fuß Höhe, aus lauter locker zusammengebackenem Sande bestehend, welcher durchaus goldhaltig ist. Der Grund, auf dem diese Sandalluvionen ruhen, ist ein dunkler plastischer Thon. Dieser Thon steigt an der steilen Küste bis über die Meeresfläche empor und senkt sich nach und nach unter dieselbe mit einer geringen Neigung. Ein schmaler Saum sandiger Ebene, von 50—100 Fuß Breite, tritt längs der steilen Küste bei eintretender Ebbe hervor und während dieser kurzen Zeit ist dieselbe der Gegenstand der Bearbeitung auf Gold. Sobald die Fluth eintritt, bespült dieselbe die ganze niedere Küste. Die steilen lockeren Sandwände werden von den Wellen des Meeres unterwaschen, sodaß große Massen davon herabstürzen, die zerschlagen und alsdann durch die Wellen in einer fortdauernden Bewegung gehalten werden, indem der Sand mit jedem Andrange einer Welle nach der Küste zu geschleudert und mit dem Rückzuge derselben auf der schiefen Fläche wieder in den Meeresgrund geführt wird. Durch diese fortwährenden An- und Abspülungen entsteht eine natürliche Wäsche. Das in dem Sande enthaltene Gold nebst dem Eisensande sinken vermöge seiner größeren Schwere immer tiefer, bis zu einer unbeweglichen Sandschicht, oder bis auf die Thonschicht herab und sammelt sich. So findet man häufig 3 auch 4 solcher Schichten goldhaltiger Ablagerungen, die um so productiver sind, je öfter die darauf liegende Sandmasse an- und abgespült wurde. Je öfter neue goldhaltige Anschwemmungen durch eintretende stärkere Strömungen wieder abgewaschen werden, desto reicher wird die unterste Grundlage.

Das auf diese Art sich an der Küste sammelnde Gold wird auf folgende Art gewonnen. Zur Zeit der Ebbe werden 6—15 Fuß tiefe, trichterförmige Schächte bis auf den Grund ausgegraben und der Sand gleichsam als Wall nach der Meeresseite zu aufgeworfen. Der auf dem Grunde zusammengekratzte Sand enthält Eisenglimmer, Titaneisen, viele Granaten und Olivin und ist oft so reich an Gold, daß ¹/₁₀ Kubikfuß Sand ¹/₁₀ Quentchen Gold enthält. Allein die Grundablagerungen sind nicht alle gleich reichhaltig an Gold, weil an manchen Stellen weniger goldhaltiger Sand zugeführt ward oder der Wellenschlag seine natürliche Wäsche weniger thätig betreibt. In der Regel werden daher nur die reicheren Stellen abgebaut, weshalb zuvor der Grund durch Stoßen kleiner Löcher untersucht wird. Der vortheilhafte Betrieb aller dieser Arbeiten hängt vorzüglich von den großen Vorarbeiten der Meereswellen ab. Bei lang anhaltendem ruhigem Meere häuft sich der Sand an der niederen Küste immer höher an und die Arbeit wird dadurch schwieriger; bei stürmischem Meere hingegen wird die Niederung fast ganz vom Sande entblößt und die Arbeit dadurch erleichtert und gewinnreich. Der gewonnene Sand wird nun zu den Waschherden gebracht und verwaschen. Der auf dem Rührherde zurückbleibende wird in einem Kübel der Amalgamation unterworfen, das Amalgam alsdann durch ein Leder gepreßt und in kleine Portionen getheilt, welche in Läppchen von Leinwand oder Baumwolle eingebunden und in diesem Zustande auf einen eisernen Test gesetzt werden, der auf einer Kohlenpfanne steht und mit einem thönernen Retortenhalse bedeckt ist, um das Queckſilber aufzufangen. Das Gold bleibt in Gestalt von Kugeln zurück und wird alsdann in die Münze geliefert. Das Gold der Alluvionen von Adiça ist ziemlich feinkörnig; seine Feinheit beträgt über 22 Karat. W. v. Eschwege (Geogr. Uebersicht der Umgegend von Lissabon in Karsten's Archiv für Mineralogie V. S. 365—392, und Derselbe, Bemerkungen über den Bergbau ꝛc. in Portugal. 8. Bd. S. 185—225) führt die Gegenden auf, wo in Portugal hauptsächlich Gold gewonnen wird. So namentlich in a) Provinz Estremadura: zu S. Juliao du Barca, Trafaria, Adiça, Carvalhos, Arega, Rosmaninhal, Dornes, Rio Sezere, Rio Tejo; b) Provinz Beira: zu Gös, S. Pedro des Folgues, Serra de Estrella, Rio Mondego, Ribeira de Feijuo, Monforte, Rio Alva, Rio Paiva, Villa Cova, Piscanscio, Cernalhoso; c) Provinz Minho: zu Rio Ponte de Feira, Ribeirao Murta, Serra de Sa Justa, Roriz, Serra de Vallongo, Santa Cemba, Ponteiro; d) Provinz Tras os Montes: Rio Sabor, França de Bragança, Villa Real, Arnellas, Rio Tamega, Rio Douro.

Schon oben ist angedeutet worden, daß in Portugal sowol als in Spanien ein alter, bis in die Zeiten der Karthaginenser und Römer sich erstreckender Bergbau stattgefunden hat. Nähere Nachrichten über diese Länder im Westen Europa's finden sich erst nach dem zweiten punischen Kriege. Im J. 517 n. Erb. d. Stadt gingen die Römer über den Iberus (Ebro) und eroberten in dem Kampfe mit den Karthaginensern den südlichen Theil Iberiens, des westlichsten Landes Europa's, welches durch die Pyrenäen von Gallien getrennt wird und welches sie Hispania nannten. Der Kaiser Augustus legte viele Colonien in ihm an, Römer kamen in Menge dahin und die späteren Kaiser förderten die Cultur. Die ältesten, das Land und seine Bevölkerung schildernden Berichte reichen im Wesentlichen nicht über die Zeit des Augustus. Strabon (III.) und Diodor (V, 33—39) sind hier die ausführlichsten Gewährsmänner. Der große Reichthum Spaniens überhaupt an edeln Metallen, von dem auch spätere Schriftsteller fast mährchenhaft klingende Berichte hinterlassen haben, war dem speculirenden Sinne der handeltreiben-

den Völker nicht entgangen. Lange bevor die iberischen Stämme den Werth ihrer Schätze erkannt und nutzen gelernt, war schon die Südküste ein erst im Geheimen verfolgtes Ziel phönizischer Kaufleute, bald aber ein Hauptplatz weitgreifender Niederlassungen der Tyrier geworden. Bereits um 1100 v. Chr. hatten sie daselbst die Colonie Gades gestiftet und sich sodann längs der südlichen Küste, ja über ganz Turdetanien ausgebreitet. Im Laufe des 8. und 7. Jahrh. ergossen sich über Spanien die Wanderscharen der Kelten, welche in Verbindung mit den Iberern das Land überschwemmten. Nun suchte auch das emporgeblühte Karthago in Spanien seine Macht zu befestigen und wurde um 654 v. Chr. Beherrscher der vornehmsten Gebiete des Landes. Inzwischen hatten auch griechische Kaufleute die Schätze Spaniens kennen gelernt. Niederlassungen der Samier und Phokäer, durch tartessische Könige (*Herodot.* I, 163; IV, 152. 192. *Strab.* III. *Appian.* VI, 5) begünstigt, waren davon die Folge. Doch behauptete Karthago den Alleinhandel, bis die Kriege mit Rom, bis namentlich Augustus (25 v. Chr.) das Land seinem Westreiche als *Hispania Tarraconensis* oder *citerior*, *Baetica* oder *Hispania ulterior* und *Lusitania* unterordnete. So wurde Spanien durch Jahrhunderte eine der ergiebigsten Goldquellen. Von den Goldwäschen in Lusitanien sind noch die Schutthaufen vorhanden, welche auf den Umfang und Reichthum derselben zu Zeiten der Römer schließen lassen. Strabon beschreibt die spanischen Gebirge als die reichsten, er sagt, daß in keinem anderen Lande so viel und so gutes Gold gefunden wurde. Es werde nicht blos gegraben, sondern auch geschlämmt. Die Flüsse und Waldströme führen Goldsand, der sich auch oft an wasserlosen Stellen findet. Goldwäschereien seien weit häufiger als die Goldbergwerke. Er sagt über das Schmelzen: Aus dem mit einer gewissen Erde geschmolzenen und gereinigten Golde entsteht das Electrum. Wenn nun dieses, was aus Gold und Silber besteht, wieder geschmolzen wird, so wird das Silber verbrannt und das Gold bleibt zurück, denn die Gestalt ist leichtflüssig und steinern. Das Gold wird deswegen auch durch das kleine Stroh (durch Spreu) leichter geschmolzen, weil diese Flamme weicher und dem Golde angemessener oder für das Gold gemäßigter ist, was leicht weicht und leicht schmilzt. In den erythräischen Gegenden wird die Erde in Graben gewaschen oder wird auch dazu erst aus Gruben gegraben. Die Silberöfen werden hoch gebaut, sodaß der Dampf von dem Erze in die Höhe geführt werde, weil er schwer und giftig ist (*Strab.* III, 146. 148. 151. 154. 156. Vergl. *Plin.* IV, 34). Das marianische Gebirge lieferte gegrabenes Gold und Goldsand, viel Silber, Kupfer u. a. In Bätica, vorzüglich in der Gegend oberhalb Ilipa, waren reiche Silberbergwerke. Das Gold fand sich meist in den nämlichen Gruben und in den Flüssen fand man zuweilen gediegene Klumpen, welche ein halbes Pfund wogen. In Galäcia war das Gold so nahe an der Oberfläche, daß oft der Pflug große Stücke hervorbrachte (*Justin.* XLIV, 2. *Plin.* XXXIII, 21. *Martial.* IV, 59. X, 16). Ein Gold mit sich führender Fluß war der Tagus — ὁ *Τάγος* —, welcher im Süden die Grenze von Lusitanien macht. Auch in dem Bette des Durius — Duero — findet man Gold.

Bei dem Bergbaue der Römer in den Pyrenäen wurden die Schächte alle rund gemacht, um dem Drucke von allen Seiten gleich zu widerstehen. Diodor (I. III.) sagt über die Bergwerksarbeiten, daß, wenn die Härte der goldhaltenden Erze durch Feuer erreicht ist, so legen die Arbeiter Hand daran. Er sagt ferner in seiner Beschreibung (I. V. c. XXIV) des Reichthums der pyrenäischen Gebirge: Als Spanien von den Römern erobert war, so kauften diese viele Sklaven. Sie mußten an verschiedenen Orten gerade oder gewundene Strecken in den Berg graben und so kamen sie bald auf Gold- und Silbergänge. Nach einer Nachricht des Polybius beim Strabon (XII, 217) mußten die Pächter in einem gewissen Districte allein 40,000 gekaufte Sklaven in den gepachteten Gruben halten.

Plinius beschreibt im Buche XXXIII. c. 4 die Arten der Gewinnung des Goldes. Er sagt, daß das Gold auf dreierlei Weise gewonnen werde: 1) Aus Flüssen im Sande, z. B. im Tajus in Hispania. 2) Wenn gleich unter der Dammerde ein goldhaltiger Gang entdeckt wird. Nach der Beschreibung hiervon sind das unsere Rasenläufer. Er sagt, wenn es so an der Oberfläche des Rasens gefunden wird, heißt es talutium, falls noch goldreiches Erdreich darunter ist. Was man aus den Schachten gräbt, nennt man Grubengold; es umschließt kleine Marmorsplitter. Das Herausgegrabene wird zerschlagen, gewaschen, geglüht und geschmeidigt. Zu Pulver gemahlen heißt es aspidascudis. Das Silber aber, das aus dem Ofen fließt, nennt man sudor, die unreine Ausscheidung heißt bei allen Metallen Schlacke. Diese wird beim Golde gestoßen und nochmals geschmolzen. Die Schmelztiegel werden aus einer weißen, dem Thone ähnlichen Erde, tasconium, gemacht; denn keine andere hält das Gebläse, das Feuer und den glühenden Inhalt aus. 3) Es werden Stollen in die Berge getrieben und diese weitläufig ausgehöhlt. Man nennt diese Art von Gruben arrugiae. Diese Höhlen stürzen zuweilen plötzlich ein und verschütten die Arbeiter. Ueber Aufbereitung der Erze gibt Plinius folgende Beschreibung. Er erwähnt, daß man Flüsse oft 100 Stadien weit umleiten muß, um die eingestürzten Berge zu waschen. Diese Kanäle nennt er corrugos. In der Ebene ist wieder eine verschiedene Arbeit. Es werden Graben gemacht, durch die das Wasser abfließt; man nennt sie agandas [von dem castilianischen Worte agua, Wasser, andar, gehen, laufen (?)]. Sie bekommen einen stufenweisen Fall. Jede Stufe wird mit einem zähen, dem Rosmarin ähnlichen Gewächse (ulex), welches das Gold aufhält, belegt. Man macht Aushöhlungen in dem Graben selbst, damit sich das Gold darin sammle. In eben diesen Kanälen wäscht man auch das Gold, welches in den Gruben gewonnen wird. Alles in der arrugia gewonnene Gold wird nicht geschmolzen. Man trocknet nur das Gesträuch, verbrennt es und wäscht die Asch

auf unterlegtem Grase, worin und worunter sich das Gold sammelt. Waren silberhaltige Golderze, welche zu wellen den achten, neunten oder zehnten Theil Silbers enthielten, zu scheiden, so nahm man nach Plinius (XXXIII, 21. 23) die Silberschlacken weg, das Gold aber schmolz man nochmals. Nach Diodor (I. III.) nahm man den Goldsand nach Maß und Gewicht und schüttete ihn in irdene Töpfe. In einem gewissen Verhältnisse wurden damit Blei, Salzkörner, etwas Zinn und Gerstenmehl vermischt. Die mit dieser Mischung gefüllten irdenen Gefäße wurden bedeckt und fünf Tage und Nächte im Feuer erhalten. Waren sie erkaltet, so fand man gar keine Spur mehr von den übrigen Materien, vom Golde war sehr wenig verloren, es war ganz rein. Nach Plinius (XXXIII, 10) wurde, um das Gold zu reinigen, dasselbe mit Blei geschmolzen und abgetrieben.

Ob die Römer die Amalgamation gekannt und bei der Scheidung der edeln Metalle gebraucht haben, geht aus den vorhandenen Nachrichten nicht deutlich hervor. Die Stelle bei Plinius XXXIII, 32 ist aus dem Vitruv VII, 8 genommen, welcher erzählt, wie man das Gold aus den damit gestickten abgetragenen Kleidern vermittels des Queckſilbers wieder erhalten hat. Man brannte nach diesen Angaben das alte Gold an den Kleidern aus und machte aus den ausgebrannten Stücken eine Lauge. Diese vermischte man mit Queckſilber, welches die Goldtheilchen, die in der Lauge waren, verschluckte und mit sich vereinigte. Sobald diese Vereinigung erfolgt war, wurde die Lauge auf ein Tuch ausgegossen. Hierauf faßte man dieses zusammen, preßte das Queckſilber aus und behielt so die Goldtheilchen im Tuche allein zurück.

Bei der Reinigung des Goldes bediente man sich in Spanien auch des Alauns, der überhaupt und der cyprische besonders mit dem Bleierze gleiche Kraft besitzen soll (*Strab.* III, 146). Eine andere Art Zuschläge beim Scheiden des Golderzes bestand in dem Doppelten an Salz und in dem Dreifachen an Vitriol (miseos), welches wieder mit zwei Theilen Salz und einem Theile vom Steine Schiston, einer Art Alaun, versetzt wurde. Mit diesen Zusätzen, die nach dem Rösten der Erze beigefügt wurden, schmolz man das Erz in Töpfen von feuerfestem Thone.

Alle diese Nachrichten der alten Schriftsteller über Gewinnung der edeln Metalle sind zwar in vieler Beziehung unzulänglich und unvollständig, geben aber trotz dem Auskunft, in wie weit die Römer mit den übrigen Völkern des Alterthums eln Verfahren in dem Hüttenwesen beobachtet haben. So verwendeten die Römer namentlich viel Sorgfalt auf dle Verhüttung der Silbererze, die sie in Spanien so reichlich förderten. Das Geräth bei den Bewohnern des metallreichen Tartessus soll, und zwar nicht nur alle Trinkgefäße, ja selbst die Krippen für das Vieh, von Silber gewesen sein (*Strab.* III. *Diodor.* V, 36. 37). Doch gehört das zu den Uebertreibungen, welche das Alterthum an das vielgerühmte „Silberland" überhaupt zu knüpfen gewohnt war. Von dem Goldreichthume Spaniens erzählt Plinius, daß von den Provinzen Asturia, Gallăcia und Lusitania in einzelnen Jahren 20,000 Pfund geliefert wurden. Allein Plinius hat zu seinem großen Werke über Erd- und Länderkunde Vieles aus verloren gegangenen Schriften mitgetheilt. Sein Werk enthielt daher, was ihm das Glaubwürdigste schien, und er verschmähte es nicht, wenn er auch hinzusetzt, wenn wir es glauben wollen (lib. IV. c. 26), Fabelsagen aufzunehmen und Vorstellungen früherer und späterer Zeit mit einander zu verschmelzen.

In Spanien und Portugal dauerte die Goldausbeute bis zu Ende der maurischen Herrschaft, wurde jedoch allmälig geringer, bis sie zur Zeit der Entdeckung Amerika's ganz erlosch. Unter der Herrschaft der Westgothen im 6. bis 8. Jahrh. finden wir die Belege von der Goldausbeute in den Goldmünzen, welche aus dieser Zeit erhalten sind. Unter dem Khalifen Abderrahman III. im 10. Jahrh. gaben die Bergwerke von Jaen, Bulche, Aroche, in den Gebirgen am Tajo und in Algarbien große Ausbeute. Der Khalif hatte in seinem Palaste zu Cordova Thiergruppen von massivem Golde. Die Ausbeuten der neuesten Zeit betragen nur circa 50 Mark.

Ueber Gallien, alles Land westlich vom Rheine, erhalten wir erst glaubwürdige Nachrichten, seitdem Cäsar seine dortigen Eroberungen begann. Was Cäsar in Hinsicht der Kenntniß Galliens geleistet, geschah durch Tacitus in fast noch höherem Grade für das ganze zwischen der Weichsel und dem Rheine, ja bis über die Alpen nach Süden ausgedehnte Germanien und Helvetien (Teutschland und die Schweiz) und für Britannien. Schon Strabon erwähnt die Goldgruben auf den Sevennen in der Provinz Aquitania, und vorzüglich in dem Lande, an der Küste der Tarbeller, wo man es unter dem Sande suchte und grub, auch in Körnern und Klümpchen fand, sodaß es nur wenig Zubereitung bedurfte. Auch die Provinz Narbonensis (Gallia Braccata) wird gerühmt wegen ihres Reichthums an Goldsand, welcher aus den von den Pyrenäen fallenden Flüssen gewaschen wurde. So fanden auch die Römer in Gallien stellenweise ein mehr oder minder ausgebildetes Hüttenwesen vor, man verarbeitete die Metalle, namentlich Gold und Silber, und kleidete sich in prächtige Gewänder, nicht selten mit goldenen Streifen durchwirkt. Virgil (Aeneid. VIII, 658) sagt von den Galliern:

> Goldenes Haar war jenen verliehen und goldene Kleidung;
> Hellgestreift ihr Kriegsgewand, und die Hälse, wie Milch weiß,
> Eingeflochten in Gold — —

Diodor (V, 27) erwähnt, daß in Gallien der mit Gold vermischte Flußsand durch Zermalmen und Waschen zubereitet und der so gewonnene Goldschlich in den Ofen zum Schmelzen gebracht wurde.

Unter den Alpenbewohnern hatten im Alterthume die Salassier, in dem obern Theile Italiens im heutigen Canton Tessin und in Piemont an den Grenzen von Wallis, Goldwäschereien.

Nach Tacitus (De morib. German. c. 5) hatten die Bewohner von Teutschland keine Bergwerke und die

Metalle, welche man bei einigen Völkern an der Grenze fand, waren durch Handel in ihre Hände gekommen. Die ungebildeten Grenzvölker der Römer an der Donau sind es allein, die unter den nordöstlichen und außer der römischen Herrschaft wohnenden Barbaren Metalle aufgesucht haben. Unter diese Zahl gehören die Dacier, von welchen wir bereits oben S. 118 gesprochen und welche unter ihrem Könige Decebalus Erze gesucht haben.

Das Gold in Großbritannien.

Cäsar (De bello gall. V, 12) sagt, daß in Britannien schon lange, ehe die Römer dort einbrachen, Bergbau betrieben worden. Hätte auch Cäsar noch nicht vermocht, sich von dem eigentlichen Ertrage des Landes genügende Rechenschaft zu geben (*Cicero* ad Att. IV, 16), sodaß er und seine nächsten Nachfolger es als wenig ergiebig mehr vernachlässigten als Gallien und Helvetien, so bildeten dagegen doch in der Folge unter den dort ausgeführten Artikeln besonders Zinn, daneben aber selbst Gold, Silber und Eisen wesentliche Bestandtheile (*Diodor.* V, 22; *Strab.* IV, 5; Mela III, 6). Das Dasein des Goldes in Britannien erräth man auch aus dem Gebrauche der Münzen, der noch vor der Herrschaft der Römer daselbst vorkommt. Wir wissen nicht, wie die Alten ihr Gold gewonnen haben, wir wissen nur wenig von ihrem Grubenbaue und von ihrem Hüttenwesen. Polybius verspricht uns an einer Stelle seiner Geschichte (III, 57) eine umständliche Beschreibung von der Zubereitung des britischen Zinns zu geben, die wir aber mit vielen andern schätzbaren Nachrichten unter die verlorenen Stücke seiner Geschichte zählen müssen. Das Gold wurde zu Schmucksachen verwendet, wie die goldenen Halsketten der britischen Frauen ausweisen. Dio Cassius (LXII, 2) erwähnt, daß die Königin Baodicea um den Hals eine ebenso große als schwere goldene Kette getragen habe. Allein aus allen Nachrichten geht doch hervor, daß man in Britannien wol Gold, aber gewiß nur in sehr geringer Quantität gefunden habe. Es werden Beispiele aus dem 16. Jahrh. aufgeführt in Houghton's Sammlungen, von Camden, Sibbald und Herard von Malines, vom Golde, welches in Schottland um die Quelle des Flusses Clyde herum, in Crawfordmoor gefunden worden, und Boyle berichtet, daß er aus einigen Gegenden in Schottland verschiedene große Goldkörner her habe, welche nahe an der Oberfläche der Erde, über einem Bleigange aufgenommen worden. Andere ältere Schriftsteller erwähnen auch das Vorkommen von Gold in den Zinnerzen von Cornwall. In Irland fand man bei der Aufnahme von Goldwäschen in der Grafschaft Wicklow im J. 1795 Stücke Goldes von mehren Unzen im Gewichte, der Ertrag scheint aber nicht anhaltend gewesen zu sein, wenngleich zu Ende des vorigen Jahrh. jährlich daselbst für 4—5000 Pfund Sterling gefunden worden, wie „The Geological Map of England and Wales" enthält. Nach Mallet enthält dieses Gold 6,2 Silber und 0,8 Eisen. Im J. 1845 hat A. Dean das Vorkommen einer ganzen Reihe von Goldgängen in der unteren silurischen Formation von Nord-Wales (Carnarvon und Merionetshire) entdeckt. Er schildert die Gänge als sehr häufig und als oft reiche Ablagerungen von Gold, mit Blei und anderen Erzen gemengt, enthaltend, wo sie Gänge einer älteren Bildung durchsetzen. Ramlay berichtet später, am 1. Febr. 1854, der geologischen Gesellschaft zu London über dieses Vorkommen in Merionetshire und Pattison erwähnt den goldhaltigen Quarz in Cornwallis, als man einen Schacht nach Bleigängen einschlug. In Schottland wurde 1854 bei Kirkmichael im Norden von Glenbrerachan, auf den Gütern des Herzogs von Athole, in losgerissenen Felsstücken Gold gefunden, und in Irland findet sich in den Flüssen um den Chroghanberg mehrfach Goldsand (vergl. Siluria, by Sir *R. Murchison*. London 1854. Chap. XVII. p. 433—435). Im Ganzen ist die Goldproduction in Großbritannien nur äußerst sparsam.

In den scandinavischen Ländern ist die Ausbeute an Gold niemals von Bedeutung gewesen, es wird nur eine sehr geringe Menge dort producirt. In Schweden ist nur die Grube von Edelfors zu bemerken, auf welcher gediegen Gold in Schwefelkies vorkommt. Die Gangart ist hier ein brauner Quarz, das Nebengestein Hornstein. In Norwegen ist im J. 1849 im Kirchspiele Simmer Gold gefunden worden, über dessen weiteres Vorkommen aber sonstige Nachrichten fehlen.

Nach den vorliegenden Untersuchungen finden wir mit einem Blicke in die Geschichte des Handelsverkehrs von Europa die reichste Quelle des Goldes im Alterthume in Asien. In Griechenland und Rom waren zur Zeit ihres höchsten Glanzes bedeutende Massen im Umlaufe. Griechenland gewann einen großen Theil seines Goldes durch seine Handelsverbindungen mit Asien, durch die Subsidien, die ihm die persischen Könige steuern mußten und durch die Ausbeutung einiger ergiebigen Bergwerke in Thracien, vorzüglich aber durch die Eroberungen Alexander's von Macedonien, welcher sich in Besitz der im großartigsten Style aufgehäuften Schätze der orientalischen Herrscher setzte. Ebenso sammelten Alexander's Nachfolger nicht nur ungeheuere Summen, sondern setzten sie durch ihre fortwährenden Kriege auch wieder in Umlauf. Der große asiatische Goldreichthum strömte aus Inner-Asien nach Westen über. Die locale Wichtigkeit der Goldminen in Europa ist zwar nicht zu leugnen und der große metallische Reichthum Spaniens geht schon daraus hervor, daß die Provinzen Galizien, Lusitanien und besonders Asturien manches Jahr 20,000 Pfund Gold (vergl. *Strab.* III., IV. und V. Buch; *Plinius* XXXIII; *Diodor.* V, 27. 36) geliefert haben, allein in Vergleich mit Asien war ihre Ausbeute doch nur gering zu nennen. Ein großer Theil dieser Schätze floß in die Schatzkammern Roms. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, nicht minder die Schatzkammern der Könige und die ungeheuren Schätze der unterworfenen Länder kamen dem Volke der Quiriten zu Gute. Bei dem Verfalle des römischen Reiches verminderten sich die edeln Metalle, Gold und Silber, nach und nach in Rom und Italien, die Ausbeute aus den Bergwerken verminderte sich allmälig, ja fiel ganz

lich weg, als Byzanz die Hauptstadt eines zweiten Reiches wurde. Der Westen, nie so ergiebig an edeln Metallen als der Osten, brachte immer weniger und weniger hervor, die Bearbeitung der Bergwerke verfiel, der Handel mit dem Oriente fuhr fort, Europa des Goldes und Silbers zu berauben und selbst die Kreuzzüge veranlaßten eine nicht unbedeutende Ausfuhr, von welcher Nichts wieder nach Europa zurückfloß. Zählt man hierzu die Aufspeicherung des Goldes und Silbers in den Kirchen und Klöstern, denen die verirrten Gläubigen oft die letzten ihrer Kostbarkeiten spendeten, um eine Stelle im Himmel zu erlangen, so schwanden große Massen aus dem Verkehre. Die Quantität der edeln Metalle hatte sich somit nach und nach beständig vermindert, das gemünzte Gold war außerordentlich selten geworden, der Preis der edeln Metalle stand im Verhältnisse zu den Waaren sehr hoch und so kam es, daß der größte Theil der Waaren für Quantitäten edler Metalle eingetauscht wurde, die weit geringer waren als die Summen, für welche man sie in Griechenland und Rom einst erstanden hatte. Mit einer geringen Quantität Silbers wurde ein großes Arbeitsquantum bezahlt und das geringste Stück Gold galt für einen großen Schatz. Das Gold und Silber waren zur Zeit der Entdeckung Amerika's sehr selten in Europa geworden und daher ist die Entdeckung der Tropenländer von

Amerika

durch Christoph Columbus, Alonso de Hojeda und Alvarez Cabral in der Geschichte des Goldes eine große Begebenheit. Die Spanier waren entzückt, als sie, in Haiti und auf anderen Punkten der neuen Welt landend, das Gold bei den wilden Stämmen als körperlichen Putz oder zu kleinen Arbeitsgeräthschaften, z. B. zu Angeln, benutzt fanden. In Cuba wollte Columbus, der hier Indien so nahe an Spanien wähnte, dem Gran-Khan der Mongolen die Briefe seines Monarchen abgeben. Er glaubte sich in Mangi, dem südlichen Theile von Cathai (China): er sucht die von Marco-Polo beschriebene Himmelsstadt Quinsay, jetzt Hang-tschen-fu. „Die Insel Espanola (Haiti)," schreibt im Februar 1502 Columbus an den Papst Alexander VI., „ist Tarsis, Ophir und Zipangu. Auf meiner zweiten Reise habe ich 1400 Inseln und 333 Meilen des Continents von Asien (de la tierra firme de Asia) entdeckt." Dieses westindische Zipangu gab bald Goldgeschiebe (pepitas de oro) von 8,10, ja 20 Pfund Gewicht. (Columbus stellte in dem Briefe an den Papst nach der ihm eigenen Neigung, biblische Kenntnisse zu zeigen, Tarsis, Ophir und Zipangu als Synonyma von der Insel St. Domingo auf.) Die Eingeborenen von Haiti trugen das Gold zum Putz der Nase oder in Arm- und Stirnbändern, benutzten es auch wol zur Ausschmückung ihrer Angeln. Der Papst Alexander VI. erhielt von Ferdinand dem Katholischen kleine Goldgeschiebe aus Haiti zum Geschenk, „als erste Früchte des neuentdeckten Landes," zur Vergoldung der prächtigen Decken der Basilica von St. Maria Maggiore. Eine Inschrift erwähnt des Metalls, quod primo Catholici Reges ex India receperant. Die Thätigkeit der spanischen Regierung war damals so groß, daß schon 1495 ein Bergmann mit einem Vorrathe Quecksilber nach Haiti geschickt wurde, um das Goldwaschen durch Anquicken zu beschleunigen. Allein die Ausbeute war doch für Spanien nicht hinreichend. Ferdinand der Katholische, der Columbus um 10 Jahre überlebte und noch 24 Jahre nach der Entdeckung Amerika's regierte, starb so arm, daß man nicht wußte, wie das Geld zu schaffen wäre, um die Diener bei dem Leichenzuge anständig zu kleiden. Neun Jahre später waren schon die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft. Nur Zucker und Leder werden als Ausfuhrartikel genannt. Noch Karl V., Ferdinand's Nachfolger, unter dessen Regierung Mexico und Peru für die spanische Krone gewonnen wurden, war häufig in Geldbedrängnissen. Die ganze Goldeinfuhr aus den bereits entdeckten Theilen Amerika's betrug in Mitteljahren der Jahre 1492—1500 kaum 2000 Mark. Aber in Begeisterung wurden die spanischen Conquistadores versetzt, als sie die goldstrotzenden Tempel und Paläste Peru's erblickten und die Eröffnung und Bearbeitung der Silbergruben von Potosi im Jahre 1545 begann. Hier hatten sie unermeßliche Reichthümer entdeckt, und als die Silbermenge der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi, Porco und Oruro in der peruanischen Andeskette, anfing, sich in Europa zu verbreiten, besonders zwischen den Jahren 1570 und 1595, änderte sich der Preis der Waaren in Europa bedeutend. Die Schätze Montezuma's, das sämmtliche Gold, was die Pizarro und Almagro aus den Sonnentempeln der Inkas erbeuteten, schätzt Garcilaso de la Vega, der Peru schon 1560 verließ, auf 3,838,000 Ducados de Oro (3½ Millionen Pfund Sterling). Alonso de Molina, der unter Pizarro nach Tumbez kam und hier nach dem Palaste des Curaca oder Caziken der Stadt gebracht wurde, erwähnt, man habe ihn in einen jener berühmten „Gärten des Inka" geführt, wo alle Blumen und Gewächse aus Gold und Silber nachgebildet waren. Die alten sevillaner Kartenzeichner führen diese Berichte, die damals am Hofe Karl's V. in Spanien besprochen wurden, mehrfach an. Die alte Inka-Stadt Caramarca mit der Burg und dem Palaste des Atahuallpa barg so viel Schätze an Gold, daß sie von den golddurstigen Conquistadores zerstört und beraubt wurde. Man zeigt, wie A. v. Humboldt in seiner Schilderung des Hochlandes von Caramarca erzählt, in den Ruinen des Hauptgebäudes noch das Zimmer, in welchem der gefangene Inkafürst Atahuallpa vom Monate November 1532 an neun Monate lang gefangen gehalten wurde; man zeigt auch den Reisenden die Mauer, an der der unglückliche Fürst das Zeichen machte, bis zu welcher Höhe er das Zimmer mit Gold füllen wolle, wenn man ihn frei ließe. Der gequälte Fürst sagte: „das Gold in Barren, Platten und Gefäßen solle so hoch aufgethürmt werden, als er mit der Hand reichen könne." Strangulation machte dem Leben des Fürsten ein Ende, das Reich aber wurde von den Spaniern erobert und geplündert. Die Indianer, welche Gold und Silber als die Ursache ihrer Unterdrückung

betrachteten, warfen Alles, was sie von dem einen oder anderen Metalle besaßen, in die Seen. Entdeckten sie nach der Eroberung eine Ader, so behielten sie das Geheimniß für sich, und sollen es nur ihren Kindern mitgetheilt haben, damit diese von Zeit zu Zeit irgend ein ausgezeichnetes Stück holten und wenn bessere Zeit für die Rothhäute käme, ihre Nachkommenschaft sich ungehindert bereichern könne. Die jetzigen Inkas erzählen immer noch von den Goldschätzen, welche die Schutthaufen vieler und großer architektonischer Reste dahingeschwundener alter Herrlichkeit bedecken. Sie erzählen, wie einer ihrer Altväter einst der Gattin die Augen verbunden und sie durch viele Irrgänge, die in den Felsen ausgehauen waren, in den unterirdischen Garten des Inka hinabgeführt habe. Die Frau sah dort kunstreich nachgebildet im reinsten Golde Bäume mit Laub und Früchten, Vögel auf den Zweigen sitzend, und den goldenen Tragsessel des Atahuallpa. Der Mann gebot seiner Frau, Nichts von diesem Zauberwerke zu berühren, weil die längst verkündigte Zeit, die Wiederherstellung des Inka-Reiches noch nicht gekommen sei. Wer früher sich davon aneigne, müsse sterben in derselben Nacht. Solche Erinnerungen und Traditionen der Vorzeit leben noch jetzt in der Familie des indischen Caciquen, nach dem Quechhua-Idiom des Curaca, Astorpilco. Der Luxus künstlicher goldener Gärten (Jardines ó Huertas de oro) ist von Augenzeugen vielfach beschrieben: von Cieza de Leon, Sarmiento, Garcilaso und anderen frühen Geschichtsschreibern der Conquistadores. Man fand sie unter dem Sonnentempel von Cuzco, in Caramarca, in dem schönen Thale von Yucay, einem Lieblingssitze der alten Herrscherfamilie. Da, wo die goldenen Huertas nicht unterirrisch waren, standen lebend vegetirende Pflanzen neben den künstlich nachgebildeten. Der unter den Eingeborenen so weit verbreitete Glaube, daß es strafbar sei und Unglück über ein ganzes Geschlecht bringe, wenn man sich der vergrabenen, den Inkas gehörenden Schätze bemächtige, hängt mit einem anderen, besonders im 16. und 17. Jahrh. herrschenden Glauben, mit dem an die Wiederherstellung eines Inkareiches, zusammen. Man glaubte, daß zwischen den Flüssen Apurimac und Beni oder noch östlicher, in der Guyana, Nachkommen der entthronten Dynastie angesiedelt wären. Die von Westen nach Osten wandernde Mythe des Dorado und der goldenen Stadt Manoa vermehrte solche Träume. Raleigh (The Discovery of the large, rich and beautiful Empire of Guiana, performed in 1593) war so davon entflammt, daß er eine Expedition auf die Hoffnung gründete, die Inselstadt (imperial and golden city) zu erobern und ihr einen jährlichen Tribut von 300,000 Pfund Sterling aufzulegen. Nahe bei der Bergstadt Micuipampa, in einer Hochebene, die man Llanos oder Pampa de Navar nennt, hat man in einer Ausdehnung von mehr als ¼ Quadratmeile unmittelbar unter dem Rasen, wie mit den Wurzeln des Alpengrases verwachsen, in nur 3—4 Lachter Tiefe, ungeheure Massen von reichem Rothgüldenerze und drahtförmigem Gediegen Silber (in remolinos, clavos und vetas mantendos) gewonnen. Auf einer anderen Hochebene, westlich vom Purgatorio, nahe an der Quebrada de Chiquera, Chorepampa das Muschelfeld genannt, ist nahe an der Oberfläche der Erde ein Schatz von Gediegen-Gold, mit Silberfäden reichlichst umsponnen, gewonnen worden.

Die Eroberungen der Spanier in Amerika hatten die Einstellung ihrer europäischen Goldgruben und Silberbergwerke zur Folge. Ihre Gier nach Gold wurde so unersättlich, daß sie die übrigen auf dem nordamerikanischen Festlande vorkommenden Länder mit einem classischen Ausdrucke der Conquistadorensprache: sin oder de ningun provecho — von keinerlei Nutzen — bezeichneten. Karl V. schickte das ganze Personal in die amerikanischen Bergwerke. Hier waren zuerst die Minen von Peru, welche unter allen spanischen Colonien die meisten edeln Metalle gaben. Zunächst war es das Gold, welches Amerika nur lieferte, und deshalb fand sich schon die Königin Isabella von Castilien im J. 1497 bewogen, durch das berühmte Edict von Medina das gesetzmäßige Werthverhältniß des Goldes zu Silber von 1 : 11,6 in 1 : 10,7 umzuändern. Das 16. Jahrh. führte es auf 1 : 12 zurück. In den letzten 200 Jahren hat dasselbe nur zwischen 1 : 14 und 1 : 16 geschwankt. In diesem Jahrhunderte hat es sich beständig zwischen 15 und 15¾ gehalten. Während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dominirte das Gold dem Werthe nach; die Eroberer machten es, wie die Eingeborenen von der Oberfläche des Bodens in seinem natürlichen Zustande es gesammelt hatten, um Tempel und Paläste damit zu schmücken, zur Beute, und was sie dann nach Europa brachten, blendete Aller Augen. Von 1545 an, wo man anfing das Gebirge von Potosi mit seinen reichen Silbergruben auszubeuten, wo es nicht selten war, Erze anzutreffen, die 80—90 Mark Silber im Centner hielten, bis zum Beginn des 17. Jahrh. gewann das Silber im merklichen Grade die Oberhand. Es überstieg das Gewicht des Silbers das des Goldes in dem Verhältnisse 60 : 1. Darauf kam, ohne daß der Zufluß des Silbers sich verminderte, die Zeit der brasilianischen Goldbergwerke, während zugleich die goldhaltigen Lager von Choco, Antioquia und Popayan Gold lieferten. Bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus, wo die Silberbergwerke Mexico's ihren Glanz zu entwickeln anfingen, stand das Verhältniß 40 : 1. Während der Ertrag der mexicanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien, und so überstieg beim Beginn des 19. Jahrh. das Silber 57 mal das jährlich gewonnene Gold. Bis Ende der vierziger Jahre dieses Jahrhunderts herrschte das Silber minder vor, das Verhältniß sank sogar auf 40 : 1 herab, was jedoch nur in einer vorübergehenden Verminderung der Silberproduction gesucht werden kann. Das Silber wird für die Zukunft, trotz der californischen und australischen Ausbeuten, stets mehr Chancen haben, als das Gold, sobald der mexicanische Bergbau und die Bergwerke des übrigen Amerika's, in denen eine Masse Silbers gewonnen werden kann, mehr aufgeschlossen und in ihrem Haushalte geregelt werden, der Hüttenbetrieb aber vervollkommt wird.

Die Golddistricte des südlichen Amerika's.

A. v. Humboldt (Voyage aux régions équinoxiales du Nouveau continent. Paris 1825. T. X. und Essai politique sur le royaume de la Nouvelle-Espagne. Paris 1827. T. III.) unterscheidet in dem gebirgigen Theile von Südamerika ein Ketten- und drei Massengebirge. Die Cordilleren (d. i. spanisch: Ketten) lassen sich geognostisch vom Cap Pilares bis zum Vorgebirge von Paria verfolgen. Die Benennung Cordilleren oder Anden ist jedoch für diejenige Gebirgskette, welche sich von dem östlichen Ufer des Golfes von Maracaybo bis zum Vorgebirge von Paria erstreckt, nicht gebräuchlich; sie heißt die Küsten-Gebirgskette, oder die Gebirgskette von Venezuela. Von den drei abgesonderten Massengebirgen, welche sich nicht als Zweige der Cordilleren und ihrer Fortsetzung nach Venezuela betrachten lassen, ist das eine die Sierra Nevada de Santa Marta, das zweite die Sierra de la Parime, zwischen dem 4. und 8. Grade nördlicher Breite, und das dritte das Gebirge Brasiliens, zwischen dem 15. und 28. Grade südlicher Breite. Unter allen Kettengebirgen der Erde ist die Gebirgskette der Cordilleren des Andes (Cordilleras de los Andes) die am meisten zusammenhängende, die in der größten Längenerstreckung sich verbreitende und die Richtung von Süden nach Nord-Nord-Westen am unterbrochensten verfolgende. Die etwas größere Hälfte von ihr gehört zu Südamerika, längs dessen Westküste sie fortläuft. Die mittlere Breite der Andeskette beträgt in Südamerika nur 12—14 Meilen. Nur auf den Punkten, wo sich die Gebirgsknoten befinden, erlangen sie eine Breite von mehr als 60—70 Meilen, in einer auf ihrer Are senkrechten Richtung. Dies ist unsern von der Stadt Potosi der Fall; hier spaltet sich das Gebirge, welches eine einzige Reihe auszumachen scheint, in mehre große Ketten, welche als westliche und östliche bezeichnet werden. Die mittlere Höhe für die Anden (Peru, Quito und in Neu-Granada) ist 11,000 Fuß. Die westliche Andeskette, auch als Küstencordillere bekannt, steigt im Westen mit ausnehmend jähem Gehänge bis zu einer Höhe von 15,000 Fuß und darüber an. Die östliche Kette, auch die bolivianische Cordillere genannt, endigt gegen Süden in den metallreichen Bergen, zu denen der Cerro von Potosi gehört. Der Reichthum dieses Gebirges an Metallen charakterisirt es als eine Verlängerung des östlichen Kettengebirges von Merico. Der Theil des letzteren, welcher in der Silbererzführung der reichste ist, befindet sich zwischen den Parallelkreisen von Daraca und Cosiquiriachi (16½—29 Grad). In Peru finden sich die reichsten Silbergruben, die von Potosi, von Pasco und von Chota auf ungeheurer Höhe, ganz nahe an der Grenze des ewigen Schnees. Menschen, Nahrungsmittel und Thiere müssen aus der Ferne zusammengebracht werden, um diese Gruben zu bauen. Die Lage der Ortschaften auf der Hochebene, wo das Wasser das ganze Jahr hindurch gefriert und wo kein Baum wächst, gewährt keinen annehmlichen Aufenthalt; nur die Hoffnung zum Gewinn veranlaßt die Menschen, sich auf die Gebirgsrücken der peruanischen Anden zu begeben. In Merico dagegen sind die reichsten Silbergruben die von Guanaruato, Zacatecas, Tasco und Real del Monte in einer mittleren Höhe von 5400—6300 Fuß. Die Gruben sind mit angebauten Ländereien, mit Städten und Dörfern umgeben und Alles erleichtert die Gewinnung der unterirdischen Schätze. Merico holte daher Peru in der Ausbeutung nicht nur ein, sondern übertraf es noch. Vergebens entdeckte man im J. 1630 in Peru neue Minen, die von Yauricocha oder Pasco, im J. 1771 die von Gualgayoc und etwas später die von Porca und Huanhayana; Merico behauptete den Vorrang, da, obgleich die mexicanischen Adern die peruanischen nicht an Mächtigkeit und Gehalt übersteigen, ja sogar die letzteren Erze sich noch leichter bearbeiten als die ersteren, die Gruben Merico's sich in Lagen befinden, in deren Klima der Mensch länger ausdauert. In

Peru

kommt das Gold zum Theil aus den Provinzen Pataz und Huailas, wo es entweder auf Quarzgängen im Urgebirge, oder in Seifenwerken an den Quellen des Alto Maranon in dem Partido von Chachapoyas gewonnen wird. Die Partidos von Pataz und Huailas, welche das meiste Gold liefern, sind auf dem Kamme der Cordilleren. Früher zogen die Inkas ungeheure Quantitäten Gold aus den Hochebenen von Curimayo, nordöstlich von der Stadt Caramarca, in einer Höhe von mehr als 3400 Metern über dem Meere. Auch auf dem rechten Ufer des Micuipampa-Flusses, zwischen dem Cerro de San Jose und der Hochebene wird Gold gewonnen. Die Eingeborenen nennen diese Hochebene Choropampa (Ebene der Muscheln) wegen der außerordentlichen Menge von Ostreen, Cardium und Versteinerungen anderer Seeschalenthiere, welche in der Alpenkalksteinformation von Gualgayoc vorkommen. Hier ist es, wo außerordentlich bedeutende Massen von Gold, in ästiger und fadenförmiger Gestalt, auf den Rothgiltgerz und Silberglaserz führenden Gängen, in mehr als 4000 Metern Höhe über der Meeresfläche gefunden wurden.

Zu den Anden von Peru gehören die Erzlagerstätten von Potosi in Bolivien, die seit dem J. 1545 abgebaut werden und welche in einem Zeitraume von 233 Jahren, von 1556—1789, eine Masse Silber von 92,736,294 Mark geliefert haben. Nach einem mittleren Durchschnitte von 1773—1790 läßt sich die jährliche Production von Potosi mit ziemlicher Zuverlässigkeit zu 1891 Mark Gold und 456,632 Mark Silber annehmen. Der Silbergehalt der Erze hat sich in dem Verhältnisse vermindert, als die Baue mehr in die Tiefe gerückt sind. Im J. 1545 wurden zuweilen Erze angetroffen, die 80—90 Mark Silber im Centner hielten; im J. 1574 war der mittlere Gehalt der verarbeiteten Erze 8—9 Mark im Centner; im J. 1607 soll der mittlere Gehalt der Erze von Potosi nur 1½ Unzen im Centner gewesen sein und seit dem Anfange des 18. Jahrh. wird der Silbergehalt zu 0,48—0,64 Proc. angenommen. Die große Production an Silber ist daher nur eine Folge der sehr

großen Menge von Erzen, welche gewonnen wird. Von 1545—1571 wurden diese Silbererze durch den Schmelzproceß zu Gute gemacht, da die Conquistadores in metallurgischen Arbeiten ganz unerfahren waren. 1571 wurde aber zu Potosi die Amalgamation eingeführt und man konnte nun die Erze mit größerem Vortheile verarbeiten. Die Grube von Huancavelica lieferte das Queckſilber und die große Menge von Steinſalz auf dem Plateau der Cordilleren bei Curahuara, Carangas und Yocalla erleichterte die Amalgamirarbeiten. Von 1545—1637 ſind nicht weniger als 234,700 Centner Queckſilber verbraucht worden und in dem Zeitraume von 1759—1765 iſt der jährliche Verbrauch 1600—1700 Centner geweſen. Zu Ende des 16. Jahrh. mußten 15,000 Indianer in den Berg- und Hüttenwerken von Potoſi arbeiten und täglich wurden mehr als 1500 Centner Salz von Yocalla nach Potoſi gebracht. Mitte der 1820ger Jahre waren nur etwa 2000 Bergarbeiter beſchäftigt. Potoſi, 4865 Meter über dem Meere gelegen, zählte ſeit dem Ende des 16. Jahrh. gegen 160,000 Seelen. Während der Bürgerkriege fiel die Bevölkerung auf 7000 und ſeit Wiederherſtellung des Friedens hat ſie ſich wieder auf 13,000 gehoben. Geht man von den Nachrichten aus, welche A. v. Humboldt gegeben hat und die bis auf das Jahr 1804 reichen, und vervollſtändigt man ſie durch die Angaben Jacob's (*Jacob*, Historical Inquiry on Precious Metals T. I, 23; II, 77. 261—265. 395), Mac Culloch's und anderer Reiſenden, ſo findet man, daß die Gewinnung edler Metalle in den peruaniſchen Anden, alle Minen der beiden ehemaligen Vicekönigreiche Peru und Buenos-Ayres, jetzt der beiden Republiken Peru und Bolivia, zuſammengenommen, ſich am 1. Januar 1810 mindeſtens auf 2,403,888,000 Piaſter (oder 53,703,316 Kilogr. Silber und 304,800 Kilogr. Gold) belief und am 1. Januar 1846 auf 2,608,700,000 Piaſter oder 58,163,000 Kilogr. Silber und 337,725 Kilogr. Gold. Das Verhältniß der Goldmaſſe war wie 170 : 1, oder dem Werthe nach wie 11 : 1. In manchen Zeitpunkten hatten die peruaniſchen Minen weit mehr Gold geliefert, z. B. von 1754—1772 = 6,102,139 Mark Silber und 129,080 Mark Gold, was dem Werthe nach wie 3 : 1 ſich verhält. Von 1772—1791 waren die Goldminen viel unbedeutender, aber immer noch wie 8 : 1. Im Anfange dieſes Jahrhunderts lieferten die peruaniſchen Anden 251,242 Kilogr. Silber, wovon $^{1}/_{7}$ auf das eigentliche Peru und 1500 Kilogr. Gold, wovon 900 auf Peru und 600 auf das Vicekönigreich Buenos-Ayres kamen. Nach den Angaben des Conſuls Wilſon, 1847, lieferte das eigentliche Peru 5,210,000 Piaſter jährlich, was nach dem obigen Verhältniſſe 2,237,142 Piaſter für Bolivia geben würde.

Es gehören hier noch her die im J. 1630 entdeckten Gruben von Yauricocha oder Pasco, die im J. 1771 entdeckten Gruben von Gualgayoc und Micuipampa, gewöhnlich die Gruben von Chota genannt und ferner die Gruben von Porca und Huanhaya. Die Gruben von Pasco werden unter allen im ehemaligen ſpaniſchen Amerika am ſchlechteſten betrieben, obgleich ſie doch jährlich gegen 2 Millionen Piaſter an Silber liefern. Um ſich eine richtige Vorſtellung von der außerordentlichen Menge von Silber zu machen, welches die Natur hier im Kalkgebirge, in einer Höhe von mehr als 4000 Metern über der Meeresfläche niedergelegt hat, iſt zu bemerken, daß die Schicht von ſilberhaltigem Eiſenoxyde von Yauricocha ohne Unterbrechung vom J. 1630 an bebaut worden iſt, und daß in den erſten 20 Jahren des laufenden Jahrhunderts mehr als 5 Millionen Mark Silber gewonnen worden ſind, ohne daß die meiſten Schächte eine größere Teufe als die von 30 Metern erlangt haben. Die jährliche Silberproduction in Pasco iſt faſt niemals unter 200,000 Mark geweſen, hat ſich aber in einzelnen Jahren bis zu 300,000 Mark erhoben. Die Gruben von Gualgayoc und Micuipampa geben ihren ungeheuern Reichthum ſogar auf der Oberfläche des Bodens zu erkennen. Faſt überall, wo man auf der Hochebene von Pampa de Navar den Raſen wegnimmt, hängen Silberglaserz und Haare von gediegenem Silber an den Graswurzeln. Oft kommt das Silber auch in Maſſen (clavos und remolinos) vor, als wenn Theile des geſchmolzenen Metalles ſich über einen ſehr weichen Boden verbreitet hätten. Die Gruben von Huantajaya, umgeben von Steinſalzlagern, ſind vorzüglich wegen der großen Maſſen von gediegenem Silber berühmt, welche in einer verwitterten Gangart vorkommen. Dieſe Gruben liefern jährlich 70—80,000 Mark Silber. Das gediegene Silber kommt hier in Begleitung von muſchligem Hornſilber, Glaserz, feinkörnigem Bleiglanze, Quarz und Kalkſpath vor. In den Jahren 1758 und 1789 wurden Maſſen von gediegenem Silber gefunden, von 8 und 2 Centner Schwere. Viele Jahre hindurch ſind die peruaniſchen Minen, namentlich unter der ſpaniſchen Regierung, mit einer Leichtfertigkeit betrieben worden, welche nur Raubbau in großem Maßſtabe zu nennen iſt. Zudem hat man bis jetzt bei weitem nicht alles herausgeſchaffte Erz benutzt; die heutigen Silbererzeuger leben viel mit von demjenigen Erze, das ihre Vorgänger als zu arm in ungeheuren Maſſen weggeworfen hatten. Dieſer Ausſchuß, pallacos genannt, gibt nur 0,0005—0,0008 an Silber. Da man ihn aber nur vom Boden aufzuleſen braucht, ſo findet man immer noch hinreichenden Gewinn, ihn zu verarbeiten, da die Methoden der Bearbeitung weſentlich verbeſſert ſind. Hauptſächlich hat hierzu die boliviſche Regierung durch Anwerbung aufgeklärter Ingenieure beigetragen.

Bolivia zählt ergiebige Minen in den Provinzen Chayanta, Porca, Chichas und Poopo. Sie ertrugen ſeit 1834 jährlich etwa 29,738 Kilogr., Potoſi 22,306, ſodaß der Geſammtertrag Boliviens 52,044 Kilogr. oder 11,565,000 Fr. ausmacht. Die Golderzeugung iſt mindeſtens 300,000 Piaſter oder 444 Kilogr. fein Gold. Potoſi liefert gar keins. ($8^{1}/_{2}$ Piaſter gehen auf eine caſtilianiſche Mark, der Piaſter = 5 Realen, der in ſeinem Silber 5 Fr. 43 Centimes entſpricht.) Viel peruaniſches Silber ging von jeher nach Braſilien durch die Thäler, welche von der Höhe der Anden aus nach Oſten, alſo nach Braſilien hinlaufen. Das Silber iſt dort fel-

ten, weil die Minen nur Gold geben. Ehemals, namentlich zur Zeit des großen Glanzes von Potosí, ist der Schmuggel sehr bedeutend gewesen. Ende des 16. Jahrh. schätzte man ihn auf ein Drittheil, später und jetzt kann man ihn auf ein Siebentel anschlagen.

Seit dem J. 1852 haben in Bolivia die Goldwäschereien am Tipuani eine Bedeutung erlangt. Dieser Fluß entspringt im Ostabhange der Anden zwischen dem Illimani und Illampu. Die Gegend ist in tiefe, sämmtlich bewässerte und fruchtbare Schluchten zerrissen, welche alle Producte der Antillen in wunderbarer Fülle erzeugen. Die von den reichen Ergießungen der Schneekette ausgegrabenen Schluchten bilden eine zahllose Menge Wasserläufe, welche sämmtlich Gold führen. Nächst dem Tipuani ist der Mapiri-Fluß sehr reichhaltig an Gold. Tschudi berichtet aus seiner letzten Reise durch die bolivianischen Hochlande im J. 1858, daß der Goldreichthum der Flüsse des Ostabhanges der Anden mit dem californischen rivalisiren könne, nur fehle es an Armen, um ihn zu gewinnen.

Die Minen in Chili

lieferten am Anfange dieses Jahrh. 6827 Kilogr. Silber und 2807 Kilogr. Gold. Nach den officiellen Angaben hat letzteres um zwei Drittheile abgenommen, ersteres aber sich verfünffacht. Man hat die Goldminen um der Silber- und ebenso um der Kupferminen willen verlassen, da diese einen Rohertrag liefern, welcher den der Silber- und Goldminen weit übersteigt. In den drei Jahren 1840—1842, wo die Gold- und Silberausbeute bedeutend war und 37—38 Millionen Fr. betrug, wurden 11,626,592 Kilogr. Kupfer und 41,631,472 Kilogr. Kupfererz zu einem Gesammtwerthe von etwa 44 Millionen ausgeführt. Die Kupferminen sind für das Land eine größere Quelle des Reichthums als die Gold- und Silberminen. Wie in Peru, so fanden sich auch in Chili auf der Oberfläche Goldlager von großem Reichthume. Die bedeutendsten Goldgruben sind die von Petorca, Yapel, Llaoin, Tiltit und Ligua. Auch in den Partidos von Copiapo, Coquimbo und Guasco wurde Gold gewonnen.

Die amerikanischen Erzablagerungen überhaupt beginnen in den Cordilleren von Chili. Die Gold-, Silber- und Kupfererzlager gehen gleich den verschiedenen Formationsschichten in der Richtung des Hauptstreichens der Gebirgsare zu Tage. Die Küste von Chili besteht aus Granit und hierin treten jene charakteristischen Golderze ebenso wie in Brasilien mit dem Quarze und Eisen zusammen auf. In derselben Formation brechen aber auch die reichen Kupfererze. Hornblendartige Porphyre und Eurite drangen empor und bilden die zweite Terrasse der Gebirgskette. Eine mächtige und vollständig ausgebildete Kalkformation ist westlich von dieser Porphyrreihe abgelagert. Dieselbe gehört der Kreide an. Ihre Schichten erhielten durch die hervordringenden Porphyre ein Fallen nach Osten und bewahrten hierbei ihr Streichen nach der Richtung der Hauptare des Gebirges. Dieser Einfluß documentirt sich indessen nur auf eine gewisse Entfernung, dann erhalten die Schichten ihre horizontale Neigung wieder, bis daß eine zweite Porphyreruption denselben das entgegengesetzte Fallen nach Westen gibt. Zwischen diesen beiden Porphyrbildungen, von denen die Kalkformation eingeschlossen ist, kommen die Erze und zwar an der Berührungsfläche vor. 40—50 Kilometer von dem Meere entfernt treten parallel mit der Küste, nach Domeyko's Untersuchungen, die Erze auf. Das Silber wird im gediegenen Zustande als Amalgam oder Chlorsilber angetroffen; die Golderze nebst den Kupfererzen, die in dem Granite auftreten, sind durch die ganz taube Porphyrformation von ihnen getrennt. An der Berührungsfläche der Kalkformation mit der östlichen Porphyrbildung trifft man ferner mannichfache Lager von Bleiglanz, silberhaltigem Fahlerze von silberhaltigen Schwefel- nebst Arsenikverbindungen an. Hinter dieser zweiten Porphyrlinie treten endlich die Granitfelsen von Neuem auf und mit ihnen die Gänge von eisen- und goldführendem Quarze. Steigt man noch höher, so bieten sich dem Auge nur jene ungeheuren Trachytformationen und modernen Vulkane dar, deren kolossale Massen, auf einer 2000 Meter hohen Hochebene lagernd, sich darüber noch 3000 und 4000 Meter höher erheben. Sobald irgend eine Formation für sich allein auftritt, so ist sie nicht erzführend und wird dies erst dann, wenn in ihr Porphyre und sonstige vulkanische Massen aufsetzen. Die Silbererze, der Bleiglanz und das silberhaltige Fahlerz sind jünger als die Kreide; die goldhaltigen Quarzgänge mit dem Eisen- und Manganoxyde, welche in dem Schiefergebirge aufsetzen, sind älter. Der Quarz und die Hornblende sind die gewöhnlichen Gangmassen für die Kupfererze, der eisenschüssige Quarz für das Gold, der Schwer- und Kalkspath kommen in der Regel nur mit den Silbererzen vor. Seit 1831 werden namentlich die Erzlager von Chanarcillo als die reichsten ausgebeutet; allein wie unwirthschaftlich man verfährt, geht aus den Resten hervor, die weggeworfen werden, während sie noch eine Menge Silber enthalten. Man nimmt an, daß wenn eine chilenische Kiste von 64 Centnern nicht 50 Mark Metall gibt (dies gibt ein Verhältniß wie 4 : 1000), so verdient das Erz die Ausbeute nicht. Die Minenarbeiter von Potosí müssen sich mit dem vierten oder fünften Theile begnügen. Am Ausgehenden der goldführenden Gänge sind in der Regel Quarz, Brauneisenstein und Eisenglanz die einzigen Mineralien, welche vorkommen, und eben diese Mineralien finden sich auch als Begleiter des Goldes im Alluvium. Sowie im Eisenkiese, so ist auch hier das Gold an Eisen geknüpft. Die eigentlichen Golderze kommen in Chili nur in oberen Teufen oder ganz am Ausgehenden der Gänge in zerfressenem, mit Eisenoxydhydrat und ochrigem Thone gemengten Quarze, also in Begleitung mit oxydirtem Eisen vor. Die goldhaltigen Eisenkiese gehen dagegen in den Gängen bis zu bedeutenden Tiefen nieder. Die Kiese, welche Gänge von 6—9 Fuß Mächtigkeit bilden, sind bei weitem reicher an Gold als die Quarzgänge. Vorzügliche Golddistricte sind gegenwärtig die von Limachi und Casuto, wo das Gold aus dem Sande der Flüsse und in Quarz-

adern, namentlich bei Chirato in den südlichen Cordilleren, gewonnen wird. Eine vergleichsweise ungeheure Goldmasse von allen südamerikanischen Staaten hat namentlich

Brasilien

geliefert, dessen Goldlager gewiß noch sehr bedeutende Schätze bergen. In mehren seiner Provinzen, hauptsächlich in Minas-Geraes, sind sehr ausgedehnte Goldalluvionen, in denen man auch Diamanten gefunden hat, und die, obwol seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt, doch erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. regelmäßig ausgebeutet werden.

In Brasilien kommen Golderze ausschließlich vor. Die Gruben liegen hauptsächlich in der Provinz Minas, deren geognostische Beschaffenheit ganz eigenthümliche Verhältnisse darbietet. Man trifft in den Thalgründen bis zu den höchsten Bergspitzen zuerst den Gneis und den geschichteten Quarz an, der mit dem chloritischen Quarze, Itakolumit, in ungeheurer Mächtigkeit auftritt. In größerer Höhe sind diese Quarzfelsen von Brauneisenstein durchdrungen, in der größten Höhe tritt der Sandstein auf, der bis zu den höchsten Bergspitzen emporreicht. Besonders findet sich der Quarz mit erzführenden Substanzen durchdrungen. Gewöhnlich trifft man das Eisen als Brauneisenstein, dann auch den goldhaltigen Schwefelkies, Granmanganerz, Mangangspath und gediegenes Gold an. Das Gold kommt hier so häufig vor, daß man in einzelnen Gegenden nur irgend eine Schicht zu nehmen, zu zerschlagen und aufzubereiten braucht, um das Metall in ziemlich ansehnlichen Quantitäten zu erhalten. Es tritt namentlich mit dem Eisen und Manganerze auf. Der Mangangspath ist bei der Aufsuchung von Gold der beste Führer, allein der Goldgehalt der Gebirgsarten variirt außerordentlich. Ein einziger Tag vergilt zuweilen die fruchtlosen Arbeiten vieler Wochen. Im J. 1837 förderte die kaiserliche Compagnie von Gongo-Socco, welche unter allen die größte ist, 18,000 Tonnen Erz, aus denen man 700 Kilogr. Gold gewonnen hat, was nur $^1/_{26,000}$ für den durchschnittlichen Gehalt, d. h. ungefähr 100 Gramm Gold pro Cubikmeter Erz ausmacht. Durch ein Auslaugen sucht man das Gold von den fremden Substanzen zu befreien und dann wird das Erz auf die Pochwerke gebracht, von da in die Wäsche oder Amalgamation. Von sechs anderen Compagnien wurden unter ähnlichen Verhältnissen 950 Kilogr. Gold erzeugt. Alles übrige Gold wird in Brasilien aus den Seifen gewonnen, die aus eisenhaltigem Quarze und veränderten Sandsteingerollen bestehen, und in denen bei Rio Guarahi, Rio Abaete, Tejuco, Corregedas-Lagens außer dem Golde noch Palladium, Diamanten, Platina, Osmium und Iridium vorkommen. Die Flüsse und Bäche in dem Süden der Provinz St. Paul sind nur dann gold- und edelsteinführend, wenn sie über eine Thonschieferformation hinweggegangen, die wie der Kalk über dem Sandsteine liegen und wenn sie in Berührung mit dem Sandsteine gewesen sind, der zum Itakolumit gehört. Oefters findet man den Diamant auch anstehend in einem weißen körnigen Quarze, namentlich in dem Sandsteine von Serra-Grammangoa. Die übrigen Edelsteine, Topas, Euklas und Beryl kommen in Brasilien häufig in den Goldseifen und in den Schichten des Itakolumits vor, die namentlich sehr talk-, chlorit- und manganhaltig sind. Auf mehren Stellen in Brasilien scheint die Bildung von zinnerzführenden Graniten, Bleiglanz und chromsauren Bleilagern der großen Metallbildung, die durch das Gold und die Edelsteine charakterisirt wird, vorausgegangen zu sein.

Gold und Platin befindet sich in Brasilien nur in gediegenem Zustande. Die größte Menge von beiden Metallen wird aus den Seifen gewonnen, welche nur zerstörte früherhin anstehend gewesene Gebirgsarten sind, in dieser Beziehung mit den Zinnseifen übereinstimmen, von ihnen aber in sofern unterschieden werden müssen, da das Gold und Platin weit mehr als das Zinnoxyd bei der anstehenden Gangmasse vertheilt ist, deshalb dort selten zu gewinnen und selbst schwierig aufzufinden ist, während es wegen seiner physikalischen Eigenschaften dem zerreibenden Einflusse des Wassers besser widerstanden und sich darum in den Seifen auf weit größeren Entfernungen von dem anstehenden Orte leichter als die Zinnerzseifen wieder findet. Das Gold kommt fast immer mit den Eisenerzen vor. In Brasilien ist es ein häufiger Begleiter des Rotheisensteins und tritt mit einem Gesteine auf, das aus Quarz und Eisenglimmer besteht. In den Cordilleren kommt das Gold mehr mit Schwefelkies und Brauneisenstein vor, welche letztere durch das Zersetzen der Kiese entstanden sind. Nach dem Eisen ist der Quarz die gewöhnlichste Gangart des Goldes; selbst außerhalb Brasilien setzen viele Gänge auf, in denen das Gold in zerfressenem, reinem und krystallinischem Quarze vorkommt. Fast immer hängt das Vorkommen des Goldes in Brasilien mit dem mehr oder weniger mächtigen Auftreten des Quarzes zusammen.

Die Goldalluvionen Brasiliens sind schon seit mehr als drei Jahrhunderten bekannt, sind aber erst seit dem Anfange des 18. Jahrh. regelmäßig ausgebeutet worden. Funfzig Jahre später lieferte Brasilien mehr Gold als der ganze übrige Continent. Damals schlug man in Brasilien und Portugal viele Goldmünzen und im J. 1777 schätzte man die Menge des in Portugal und Brasilien umlaufenden Goldes auf das Achtfache des Silbers. Die glänzendste Periode für die brasilianischen Goldwäschen fällt in den Zeitraum von 1752—1762. Der Fünfte, Quinto (eine Abgabe, welche der Staat vom Waschgolde erhebt), betrug im Durchschnitte jährliche in den Jahren

1752 — 1762	=	104	Arrobas
1763 — 1773	=	90	=
1774 — 1784	=	69	=
1785 — 1794	=	45	=
1795 — 1810	=	28	=
1811 — 1817	=	21	=
1818 — 1820	=	6	=

Die Goldproduction Brasiliens hat sich also mit einer außerordentlichen Schnelligkeit vermindert, woran zum

Theil die Erschöpfung der Lagerstätten, noch mehr aber der Hang zur Cultur von Colonialproducten, welche die immer fortdauernde schändliche Sklaveneinfuhr aus Afrika begünstigt, Schuld tragen. Allein die obigen Zahlen können nur das Verhältniß angeben, in welchem sich die Goldproduction von 1752—1820 vermindert hat und sie dienen hauptsächlich nur dazu, daraus diejenige Quantität zu ermitteln, von welcher der Fünfte wirklich entrichtet ist. Kann man also in dem Zeitraume von 1752—1762 die in Brasilien gewonnene Quantität Goldes, von welcher der Fünfte entrichtet ward, im Durchschnitte (eine portugiesische Arroba hat 14,6 Kilogr.; eine Goldarroba hat zu Rio Janeiro einen Werth von 15,000 Cruzaden) zu 104,5 = 520 Arrobas = 7592 Kilogr. annehmen, so hat die Production in dem Zeitraume von 1800—1810 im Durchschnitte nur 2044 Kilogr. und in dem Zeitraume von 1818—1820 nur 438 Kilogr. betragen. Zu diesen Summen müssen jedoch noch diejenigen Quantitäten hinzugerechnet werden, von denen die Abgabe nicht entrichtet ist; denn für die verschiedenen Zeitperioden ist die Summe des auf unerlaubte Weise gewonnenen und durch Schleichhandel, der in Brasilien in ungeheurem Grade sonst und noch jetzt betrieben wurde, abgesetzten Goldes gewiß sehr verschieden und nicht einmal mit einiger Wahrscheinlichkeit zu ermitteln. v. Eschwege schlägt für den Zeitraum von 1800—1810 die unerlaubte Goldgewinnung auf ⅓ an, sodaß die wirkliche Goldproduction Brasiliens in dem gedachten Zeitraume noch 3700 Kilogr. betragen hat, während sie von 1818—1820 nicht mehr als 584 Kilogr. beträgt. Man kann annehmen, daß in der Mitte des 18. Jahrh., wo die Goldwäschen sich im höchsten Flore befanden, eine Gewinnung von 6600 Kilogr. jährlich statt fand, welche von 1817—1820 auf wenigstens 600 Kilogr. herabgekommen ist. 1822 wurden nur 24 Arrobas (350 Kilogr.) in den Schmelzhof zu Villa Rica abgeliefert. Nach v. Eschwege, Generaldirector der brasilianischen Minen, war der Ertrag am Ende des 18. Jahrh. 3700 Kilogr., er sank immer tiefer, bis auf 350 Kilogr. herab, soll aber in neuerer Zeit, nach Claussen's Berechnung, sich wieder auf 2500 Kilogr. gehoben haben. Nach der Berechnung Raynal's beläuft sich die Masse Gold, welche seit Anfang der Ausbeutung bis zum J. 1755 aus Brasilien floß und Abgaben bezahlte, auf 480 Mill. Piaster oder 709,800 Kilogr. feines Gold. Die Nachweise über die Quinta, welche v. Eschwege geliefert hat, ergaben von 1756—1777 = 138,000 und von 1778—1810 = 110 Kilogr. Wir erhalten also bis zum J. 1810 eine Gesammtmasse von 955,800 Kilogr., und schlägt man den in Brasilien sehr thätigen Schmuggel nur auf ein Drittheil an, was äußerst gering ist, so erhält man 1,274,000 Kilogr. Berechnet man den Ertrag seit 1810—1846 auf 60,000 Kilogr., so steigt diese Gesammtsumme auf 1,334,400 Kilogr. oder 4,596,260,736 Franken.

Ueber das Verfahren, das Gold und die Diamanten in Brasilien zu fördern, gibt Schäffer (in der Schrift: Brasilien, als unabhängiges Reich in historischer, merkantilischer und politischer Beziehung geschildert, Altona 1824. S. 314) Folgendes an. Das Gold wird in der Gegend von Villa Rica als Pulver und feiner Staub, in größeren und kleineren Blättchen, in Krystallform, besonders als Oktaeder und Tetraeder, gewaschen, selten in ganzen Knollen gefunden. Doch kommen auch Klumpen von einer Unze an Gewicht vor, wie sich ein solcher in der Sammlung zu München befindet. Aus der thonigen Oberfläche der Bäche und Flüsse und aus nur gepochten goldhaltigen Quarzadern und den Eisensteinflötzen wird es ausgewaschen. Selbst beim Ausreißen von Wasserpflanzen findet man Gold an den Wurzeln angehäuft, wohin es zufällig durch Regen geschwemmt worden. Die Goldwäscher, meist nur Schwarze, sind mit einer ledernen Jacke bekleidet. Man versieht sie mit einer hölzernen Schüssel (Panella), von etwa 2 Fuß im Durchmesser und einem ledernen, am Vorderleibe befestigten Beutel. Von dem tieferen, älteren Flußkiese wird die Schüssel gefüllt und mit ihr durch Schütteln, Abspülen und Abstreifen so lange fortgefahren, bis der schwere Goldstaub unten im Mittelpunkte des Gefäßes rein in seinem Metallglanze erscheint, worauf mit der Hand etwas Wasser zugegossen und das Gold endlich lauter ins lederne Beutelchen gestreift wird. Diese Art des Goldwaschens heißt mergulhar, — untertauchen. In den ältesten, ergiebigsten Minen bei Villa Rica sind Siebe und rohe Ochsenhäute angebracht. Erstere dienen, um den gröberen Schutt abzuhalten, letztere um in den aufwärts gerichteten Haaren den Goldstaub aufzufangen. Hier und da sieht man auch einzelne Gruben, in denen sich der goldhaltige Schlich oder Sand ansammelt. Sobald die Regenzeit beginnt, werden diese einfachen Vorrichtungen in Thätigkeit gesetzt. Das herbeigeleitete, in Gruben gesammelte Wasser schlämmt das Gold aus dem Gesteine aus und bringt es entweder in die Gruben herab, oder zwischen die Haare der Rindshäute. Das Metall wird hierauf aus dem Schlamme in jenen Behältern, von Negern, die bis an den Gürtel entblößt auf hölzernen Bänken darin sitzen, mittels der Panella, oder auf einem Planherde ausgeschlämmt und das in den Rindshäuten aufgefangene Gold in eigenen Kufen ausgewaschen und ausgeklopft. Auch diese Art, das Gold aus offener Mine zu gewinnen — minerar a talha aberta — ist den freien Negern gegen einen täglichen Pacht überlassen.

v. Eschwege beschreibt die brasilianischen Waschschüsseln; sie sind aus Holz gedrechselt, haben 18—19 Zoll im Durchmesser und eine trichterförmige, im Mittelpunkte 3 Zoll im Lichten tiefe Gestalt. Beim Füllen der Schüssel werden ihr Anfangs rotirende, nachher aber mehr blos zuckende Bewegungen gegeben, wodurch sich die schweren Theile zum Mittelpunkte setzen, die leichten aber nach und nach abgespült und der Fluth überlassen werden. Die Schüssel wird nämlich in wenig strömendem Wasser gehalten. Die Metalltheile im Centrum werden zuletzt streifartig über die innere Wand der Schüssel durch eine zuckende und zugleich ausgießende Bewegung verbreitet, wobei alsdann die Goldtheilchen genau unterschieden werden können.

Die Diamantenwäsche wird hauptsächlich in dem berühmten Districte Tejuco an dem St. Francisco-strome und dessen Nebenflüssen betrieben. Der verwaschene Schlich (Cascalho) besteht aus denselben Substanzen wie in den Golddistricten. Es finden sich große runde Kieselmassen, durch Eisenoxyd mit einander verbunden, die nicht selten Gold und Diamanten einschließen.

Der mit Anfang dieses Jahrhunderts immer mehr und mehr abgenommene Ertrag der brasilianischen Goldwäschen scheint durch die Industrie einiger englischen Gesellschaften in sofern wieder etwas gehoben zu werden, als der Goldbergbau in Aufnahme gekommen ist. Nach den Nachrichten A. Bürat's an Elie de Beaumont (Ann. des Mines XIX, 746) findet dieser Goldbergbau zu Taquary und Gongo-Socco, Provinz Minas, statt. Der hauptsächlich goldhaltige Fels ist der Jacotinga, der sich als quarziger, compacter, röthlicher Fels von blättriger Structur zeigt. Das Gold wird in ihm in kleinen, oft ästigen Stücken (pépites), besonders in Platten, wo sich Eisen findet, gefunden. Ueber dem Jacotinga findet sich ein Sandstein aus Körnern von krystallinisch durchsichtigem Quarze, welcher Eisenglanz und kohlensaures Manganoxyd enthält. Das Gold begleitet diese beiden Metalle. Das Erz von Gongo-Socco ist von allen das einträglichste. Der Bergbau fing mit Tagebau an, ist jedoch an mehren anderen Orten der Provinz, so zu Cocaes, Calla-Bianca, Morro das Almas, Condoga, Morro-Velho, unterirdischer Bergbau geworden. Die Tiefe der Gruben geht nur bis zu 100 Meter. Zwei Jahre hindurch hat die mittlere Production täglich 15 englische Pfunde betragen. Man schätzt, daß Gongo-Socco von 1829—1841 30,000 englische Pfunde Gold, 22 Karat fein, geliefert hat. Nach dem von der Direction des brasilianischen Bergwerksvereins erstatteten Berichte wurden im letzten Halbjahre von 1843 im Ganzen 286 Pfund Gold gewonnen, welche einen Werth von 11,674 Pfund Sterling ergaben. Was die Goldproduction am meisten behindert, ist der Mangel an Bergleuten.

Als eine merkwürdige Erscheinung verdient hier noch erwähnt zu werden, daß, seitdem die Goldgewinnung in Brasilien so tief fiel, dieselbe im nördlichen Asien und in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Alabama zu einer unerwarteten Höhe emporstieg. Der eigentliche Flor dieser nordamerikanischen Goldwäschen, welche bald auch einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten, fällt in die Jahre 1830—1835. Die Erscheinung des Goldreichthums in solcher Nähe von der atlantischen Küste bietet nicht nur in geognostischer Hinsicht, sondern auch in historischer Beziehung ein großes Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingeborenen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexico (Anahuac) oder mit Haiti betrachtet zu werden braucht. Bevor wir aber hierauf näher eingehen, müssen wir noch das Vorkommen von Gold betrachten in

Neu-Granada, Venezuela und Ecuador,

welche im Norden von Südamerika den ehemaligen Freistaat Columbia bildeten. Schon seit dem 17. Jahrh. liefert das alte Vicekönigreich Granada kostbare Metalle, fast blos Gold. Vorzüglich war die Gegend von Santa Rosa am Rio Grande der Anziehungspunkt der Eingeborenen. Die nächste Umgegend von Santa Rosa scheint, wie Degenhardt (im Archiv für Mineralogie u. s. w. von Karsten und Dechen XII, 14) angibt, vom Bergbaue wie durch Maulwürfe durchwühlt zu sein. Man ist an vielen Stellen so nahe an die Stadt gekommen, daß letztere aus der Umgegend wie eine Festung aus einer weder gebirgigen noch flachen Oberfläche, die nach allen Richtungen, soweit das Auge reicht, von Reihenzügen niedriger wellenförmig gestalteter Hügel mit tiefen breiten Gräben umgeben, hervorragt. Die Arbeiten des Bergmannes haben der ganzen Gegend durch Aufthürmen der Schutthaufen ein fast lebloses Ansehen gegeben. Die kleine übrig gebliebene Anhöhe, die aus einem Goldseifenwerke besteht, worauf die 9100 Fuß über dem Meere erhabene Stadt Santa Rosa, der höchste bewohnte Ort der Provinz Antioquia, liegt, soll so reich sein, daß Speculanten sich erboten haben, die dürftig gebauten Häuser der Stadt auf eine andere bessere Stelle zu verlegen, um Zugang zu den verborgenen Schätzen zu erhalten. Allein die Priester haben ihre Einwilligung hierzu verweigert. Bis Ende der 1830ger Jahre beutete man nur den aufgeschwemmten Sand aus und berühmt sind die Goldwäschen von Novita in Choco und zu Quilichao und Jelima. In Neu-Granada wurden jährlich im mittleren Durchschnitte 18,300 Mark Gold gewonnen, welche in den Münzen zu Santa Fe de Bogota und zu Popayan vermünzt sind. Nach A. v. Humboldt sind die größten Reichthümer an Waschgold im Westen der Centralkette der Anden, in den Provinzen Antioquia und Choco, im Thale von Rio Cauca und an den Küsten des Südmeeres, in dem Partido de Barbacoas niedergelegt. Wenn man das goldführende Terrain in drei Regionen eintheilt, so kann man für Choco 10,800 Mark Gold, oder mehr als die Hälfte der ganzen Production von Santa Fe, für Barbacoas und für den südlichen Theil des Caucathales, zwischen Cali und Popayan, 4600 Mark, und für die Provinz Antioquia und die Gebirge von Guamoco und Simiti 3400 Mark Gold rechnen. Die Alluvionen, welche das Gold in Blättchen und in Körnern zwischen Stücken von Grünstein führen, erstrecken sich von der westlichen Cordillere bis zu den Ufern des großen Oceans. Der Rio Andageda führt das meiste Gold. Das ganze Terrain zwischen dem Andageda, dem Rio de San Juan, an welchem der Ort Noanama liegt, dem Rio Tamana und dem Rio de San Augustin ist Gold führend. Das größte Stück Gold, welches in Choco gefunden worden ist, wog 25 Pfund. Man sagt, daß bei la Paz in Peru, im J. 1730, ein Stück Gold 45 Pfund schwer gefunden worden sei. Die Provinz Choco ist so reich, daß jährlich mehr als 20,000 Mark Waschgold gewonnen werden können. Allein dies an Gold so reiche Land hat stets mit dem größten

Mangel zu kampfen. Bewohnt von afrikanischen Sklaven und Indianern seufzt es unter dem Despotismus der Corregidors von Zitara, Novita und Tadda. Ein Land ohne Cultur, ohne Felder und Wege, mit der größten Theuerung aller Lebensmittel, ist in seinen Transportmitteln so unzugänglich, daß man in die Provinz Antioquia nur zu Fuß gelangen kann. Die ganze Bevölkerung consumirt nur, ohne zu produciren. Erst in neuerer Zeit sind von der neugranadischen Regierung, welche fühlt, von welcher Wichtigkeit für das Land die Goldindustrie werden kann, für den Handel freisinnigere Grundsätze eingeführt. Im Anfange dieses Jahrhunderts schlugen die Münzen von Santa Fe de Bogota und Popayan zusammen jährlich 2,100,000 Piaster in Gold. Der Ertrag der Wäschereien war damals in fortwährendem Steigen. Während der zwei Jahre 1806 und 1807 betrug die Münzung 22,363 Mark oder 3,042,502 Piaster, was, nach dem in jener Zeit herrschenden Schmuggel zu schließen, wol 3,300,000 Piaster oder 4880 Kilogr. betragen mag. Während des in Columbien so lange und erbittert andauernden Unabhängigkeitskampfes litt die Ausbeutung der Minen bedeutend. Die officiell bekannte Ausbeutung belief sich von 1810—1829 durchschnittlich auf 1,678,214 Piaster, wovon mindestens 1,600,000 in Gold. In den Jahren 1843 und 1844 wurden in den beiden Münzhöfen von Bogota und Popayan durchschnittlich 1,779,295 Piaster geschlagen. Aber in den letzten Jahren war der Schmuggel sehr bedeutend und da der auswärtige Handel sehr zugenommen hatte, wurden nicht nur die Abgaben, sondern auch die lästigen Formalitäten umgangen. Man mußte noch im J. 1845 an 19 Proc. bezahlen und konnte nur gemünztes Gold ausliefern, sodaß der Minenbesitzer des unteren Choco seinen Goldstaub durch ein unwegsames Land hätte schicken müssen, von wo man es ihm in Münze wieder zurückgeschickt hätte. Unter diesen Umständen wurde fast alles Gold aus den Goldwäschereien des unteren Choco heimlich ausgeführt. Der Münzhof von Quito, in der Republik Ecuador, wo man höchstens 100,000 Piaster jährlich schlägt, erhält sein Gold aus dem Choco. Namentlich das Gold aus den benachbarten Wäschereien von Barbacoas nimmt diesen Weg. Ein anderer Theil des Goldes von Neu-Granada geht nach Jamaika und von da nach England. Die Ausfuhr von Barren ist jetzt gestattet gegen einen Ausfuhrzoll, der nur halb so groß ist, als sonst das gemünzte Gold bezahlte. Nach einer Vergleichung zwischen der Aus- und Einfuhr von Waaren muß man annehmen, daß davon 3¼ Millionen Piaster in Münze, Barren und Goldstaub ausgeführt werden.

Goldführende Gänge sind in den Gebirgen von Guamoco und Antioquia bekannt (Buritica, Valle de Osos, Cerro de Morrogacho, de Musingo, de Quiuna u. a.) und der früher in ihnen sehr vernachlässigte Bergbau ist in neueren Zeiten, namentlich seit 1832, lebhaft betrieben worden. Die reichen, oft mächtigen, früher von den Seifenschichten bedeckten, in dem darunter liegenden weitverbreiteten Granitgebirge aufsetzenden goldhaltigen Quarz- und Schwefelkiesgänge waren sonst nur am Ausgehenden bekannt. Allein diese Gänge nehmen nach der Tiefe hin bedeutend an Reichhaltigkeit zu. Der Schwefelkies ist häufig und fast immer vom Ausgehenden durch Zersetzung in Brauneisenstein verwandelt, ein Mineral, welches unter diesem Namen, das Gold sehr fein und gleichförmig zertheilt enthaltend, von den Eingeborenen als das weichste und am leichtesten zu behandelnde Erz die größte Aufmerksamkeit erhält. Die Saalbänder solcher Gänge bestehen oft aus einem weißen, sich fettig anfühlenden verwitterten Feldspathgesteine (Caliche), welches, auch häufig die nesterweise im Gange vorkommenden Druſenräume ausfüllend, ebenfalls das Gold fein eingesprengt enthält. Zur Ausbeutung dieser Gänge ist hauptsächlich um den kleinen Bergflecken Trinidad in der Nachbarschaft von Santa Rosa am Rio Grande ein Bergbau eröffnet. Die Bergwerke bestehen aus Gangbergbau und Seifenwerken. Der aus beiden gewonnene Goldsand (oro en palvo) wird öffentlich verkauft. Degenhardt, welcher diese Etablissements im August 1834 besucht hat, theilt mit, daß, um an den Gang zu gelangen, zunächst die oberen Thonschichten des Seifenwerkes durch darüber geleitete Wasserströme bis zur Tiefe des goldhaltigen Sandes weggeräumt werden. Dieser wird dann ebenfalls durch Wasser in Schlämmgräben geleitet und darin bis zu einem gewissen Grade concentrirt. Zuletzt wird durch Waschen das Gold vom Sande getrennt. Die unter dieser goldhaltigen Sandschicht zurückgebliebenen Braunkohlenlagen bedecken wie ein Pflaster die übrigen Schichten, welche nur da weggeschafft sind, wo dieser Gang bergmännisch bearbeitet werden soll. Die eigentlichen Arbeiten des Bergmannes sind sehr unvollkommen. Die in ledernen Säcken mittels Haspel oder auf dem Rücken der Arbeiter zu Tage geförderten Erze werden nach einem Pochwerke transportirt. Die weitere Concentration der hier zerkleinten Erze geschieht durch das Bateawaschen der Eingeborenen.

Boussingault (Lettre a M. de Humboldt, in den Annales de Chimie et de Physique XXXII, 204) theilt mit, daß er in dem goldführenden Pacos (ockerige Erden) der Gänge von Santa Rosa, de los Osos, in einer Höhe von 2775 Metern abgerundete Platinkörner entdeckt habe. Diese Gänge setzen im Syenit und Grünstein (Diorit) auf. Die Lagerstätte des Platin ist östlich vom Rio Cauca in dem Gebirgsknoten von Antioquia, sodaß die gold- und platinführenden Seifengebirge von Choco und Barbacoas ohne Zweifel nur der Zerstörung einer Syenit- und Grünsteinformation ihre Entstehung verdanken. Mit dem Golde und Platin kommen zu Choco zuweilen Zirkone, Hyacinthen und Titan vor. Boussingault (Annales de Chimie et de Physique XXXIV, 408) hat ferner sehr viele Stücken gediegenes Gold aus mehren columbischen Gruben in der Absicht untersucht, den Silbergehalt des Goldes auszumitteln. Die Resultate hiervon sind folgende (vgl. S. 112):

Gold nach Procenten.	Silber	
73,45	26,48	Gediegenes Gold von Marmato.
74,00	26,00	» » » Titiribi.

Gold	Silber	
nach Procenten.		
88,24	11,76	Gediegenes Gold von Malpaso.
87,94	12,06	= = = Rucio-Sucio.
73,40	26,60	= = = Otra Mina.
88,58	11,42	= = = Llana.
88,15	11,85	= = = La Baja.
84,50	15,50	= = = Ojas-Anchas.
82,40	17,60	= = = La Trinidad.
64,93	35,07	= = = Santa Rosa de Osos.

Das specifische Gewicht des Goldes war bei dem

von Marmato	12,666
= Malpaso	14,706
= Santa Rosa . . .	14,149.

Boussingault spricht hierbei die Ansicht aus, daß das geringe specifische Gewicht des gediegenen Goldes von seiner krystallinischen Structur herrühren müsse. Das aus Santa Rosa analysirte Metall ist dem sehr ähnlich, welches Klaproth Electrum genannt und darin gefunden hat

Gold	64
Silber	36
	100

Außer den schon genannten Goldminen besitzt Neu-Granada noch andere, deren Ausbeutung in die Zeit der Entdeckung des südamerikanischen Continents durch Columbus hinaufsteigt, nämlich die in der Provinz Veragua auf dem Isthmus von Panama.

Schon Columbus schrieb der Königin Isabella von Spanien, daß, wie der Geschichtsschreiber Josephus erzählt, König Salomo sein Gold aus der Aurea (dem Gold-Chersones) gezogen habe. Diese Aurea Indiens habe er im Lande Veragua gefunden, welches ihm in zwei Tagen mehr Spuren vorhandener Reichthümer gezeigt habe, als Espanola (Haiti) in einem Jahre. Er schrieb weiter: „Die Schätze dieses Landes sind hinreichend, alle Kriegskosten zu decken, um das heilige Land den Ungläubigen zu entreißen.“ Die drei Provinzen Veragua, Panama und Darien nannten die spanischen Historiographen des 16. und 17. Jahrh. „*La Tierra firme*;“ sie umfaßten die Statthalterschaft zwischen Cap Gracias a Dios und dem Golfe von Venezuela mit der Hauptstadt Panama. Hier, wo die erste Bühne der Thaten jener Conquistadoren des Festlandes war, die mit einer der merkwürdigsten Episoden aus der Entdeckungsgeschichte Amerika's und dem Leben des Columbus debütirte, einigt sich das historische Interesse der Vergangenheit mit der großen Bewegung der Gegenwart. Heute, wo eine Eisenbahn den Isthmus von Panama und mit ihm Amerika durchschneidet, wo die Ausführbarkeit einer künstlichen Wasserstraße für Schiffe jeder Größe außer Zweifel steht, heute erkennt man die Bedeutung dieses lange vergessenen Landes für den Weltverkehr. Bei den Gefährten des Columbus, Balbao's, Pizarro's und Quesado's, war es der Golddurst, das blendende Traumbild des Dorado mit seinen vielen schimmernden Schätzen, das sie vorwärts trieb durch unbekannte Wildnisse, bereit, das Aeußerste zu ertragen. Allein unsere Verwunderung der verwegenen Thatkraft dieser castilischen Helden wird sehr herabgestimmt durch die namenlosen Gräuel, welche ihre Eroberungszüge in Amerika und namentlich ihre Züge durch die Tierra firme vom Anfange bis zum Ende begleiteten. Columbus hatte hier das Geheimniß der westlichen Durchfahrt vergeblich gesucht. Er starb, ohne zu ahnen, daß er für Spanien und Europa einen neuen Welttheil geöffnet, in dem festen Glauben, in Asien gewesen zu sein. Die glänzenden Eroberungen goldreicher Länder hatten in den Augen des 16. Jahrh. den Ruhm des Columbus völlig verdunkelt und sein Verdienst war fast vergessen. Seitdem sind die Goldminen von Peru und Mexico ausgebeutet, aber Mittel-Amerika's geographische Lage und Configuration blieben ein Schatz für die kommenden Zeiten, den der rohe Fanatismus der Spanier nicht zu heben verstand.

Durch besondere Vergünstigung der Regierung zu Bogota wurde die Goldgewinnung zu Anfange der 1840ger Jahre ganz frei gegeben und das Gold wird meist in Bijouterie verarbeitet. Auch ein Theil des Goldes aus der Provinz Antioquia wandert dahin. Im J. 1853 hat man im Freistaate Venezuela, in der Provinz Cumana nahe am Golfe Paria, neue Goldminen entdeckt, deren Nachforschungen vermuthen lassen, daß die kleine Cordillere, welche sich von Carupano von Westen nach Osten, nach St. José, erstreckt, ihrer ganzen Ausdehnung nach mehr oder weniger goldführend ist. Auch berichten Briefe aus Guayaquil, daß bei Jama in der Provinz Manabi des Staates Ecuador ein Goldfeld aufgefunden ist, das ungeheure Reichthümer in sich schließt. Die Districte Poilon und Atacames an der Küste des stillen Oceans besonders sind es, in denen die Gebirge mit ihrem Flußgeäder Edelsteine, Silber und Golderze in großer Menge in sich schließen. Die Länder des Esmeraldas sollen die reichsten auf dem ganzen Erdballe sein. Man kann die jährliche Gesammtausbeutung von Neu-Granada auf 3,350,000 Piaster oder 4953 Kil. Gold anschlagen, wozu noch etwa 200,000 Piaster in Silber kommen, aber viele Silberminen sind noch gar nicht ausgebeutet. Die Gesammtausbeute der Minen von Neu-Granada seit der Entdeckung bis zum Jahre 1846 läßt sich auf 376½ Mill. Piaster in Gold (= 556,840 Kil. reines Metall oder 1918 Mill. Franken) und höchstens auf 250,000 Kil. Silber oder 55½ Mill. Fr. anschlagen.

Die Küstengebirgskette von Venezuela, oder wie dieselbe auch sonst die Gebirge von Caracas genannt wird, ist eine Verlängerung der östlichen Cordilleren, der Anden von Cundinamarca, und alles gebirgige Land, durch welches beide in Verbindung stehen, war in der Mitte des 16. Jahrh. in Europa sehr berühmt geworden. Walther Raleigh rühmte das Land schon 1630 als ein Eldorado, wurde aber dafür in England als Betrüger verfolgt. Die Spanier bezeichneten das heutige Venezuela und die neugranadische Conföderation gemeinsam mit dem Namen: Castilla del Oro, Goldcastilien, weil dort viel Gold erbeutet worden ist. So befanden sich in der

Ortschaft Santa Maria große Goldschätze. In dem Granitgneise, welcher zwischen dem Tocuyo und dem Yaracuiflusse sich befindet, setzen die goldführenden Gänge von Buria auf und es ist hier die Kupfergrube Aroa, welche bis auf die neuesten Zeiten im Betriebe war. Es zeigt diese Gebirgskette in ihrem Centrum und gegen Osten dieselben Structurverhältnisse wie die Anden von Pern und von Neu-Granada. Verfolgt man aber die Andeskette in Nordamerika bis zum nördlichen Polarmeere, so sehen wir die westliche Gebirgskette von Neu-Granada sich im Isthmus von Panama wieder erheben, durch die Cordilleren von Veragua und Solamanca eine größere Ausdehnung gegen Westen gewinnen und sich durch die Provinz Guatimala bis in die Nähe von Merico verbreiten. Nördlich vom Isthmus, schon auf mericanischem Gebiete, treten die Cordilleren des centralen Amerika auf. Das mericanische Kettengebirge und namentlich der Theil, welcher in der Silbererzführung der reichste ist, welcher die reichen Silbergruben von Guanaruato, Zacatecas, Tasco und Real del Monte in einer mittleren Höhe von 1700—2000 Metern in sich schließt, befindet sich zwischen den Parallelkreisen von 16½—29 Grad. Die Gruben sind mit angebauten Ländereien, mit Städten und Dörfern umgeben; Waldungen bekränzen die benachbarten Höhen und Alles erleichtert die Gewinnung der unterirdischen Schätze. Bergbau wird fast in sämmtlichen Staaten von

Merico

betrieben und ist in vielen derselben sehr ausgedehnt und bis in bedeutende Tiefe vorgerückt. Das aufgeschwemmte Gebirge, in welchem Gold in Seifenwerken gewonnen wird, erstreckt sich noch mehre Grade über den 29. der Breite hinaus. Die Goldwäschen von Cinaloa und Sonora, sowie die zu Barbacoas und Choco, nördlich und südlich vom Isthmus von Panama, sind auf gleiche Weise westlich von der Centralkette auf der dem stillen Oceane entgegengesetzten Seite abgelagert. Die Seifenwerke in der Provinz Sonora können als das Choco von Nordamerika angesehen werden. Viel Gold wurde aus dem Sande in dem Thalgrunde des Rio Hiagui, östlich von den Missionen von Tarahumara, gewaschen. Weiter nördlich, in der Pimeria Alta (31 Grad Breite), kam gediegenes Gold in Körnern und Massen (pepites) von 5 und 10 Pfund schwer vor. In diesen wüsten Gegenden wurde die Goldproduction durch die Invasion der wilden Indianer, durch die außerordentliche Theuerung der Lebensmittel und durch den Mangel an Wasser für die Wäschen ungemein erschwert. Sonst kommt das Gold in Merico aber auch auf Gängen vor, welche im Urgebirge aufsetzen. Am häufigsten sind die goldführenden Gänge in der Provinz Darafa, theils im Gneise, theils im Glimmerschiefer; in der letzten Gebirgsart befinden sich die berühmten und reichen Goldgänge von Rio San Antonio. Uebrigens kommt das Gold, theils rein, theils in Verbindung mit Silber, auf den meisten mericanischen Gängen vor, welche bebaut werden, denn es gibt kaum ein Silbererz, welches nicht Gold enthielte. Der Bergdistrict von Guanaruato lieferte von 1766—1803 = 18,723,537 Mark Silber und 43,030 Mark Gold, sodaß der Goldgehalt des Silbers im großen Durchschnitte 0,23 Proc. betragen hat. Die durchschnittliche jährliche Erzeugung von Gold und Silber aus den Wäschen und Bergwerken Merico's kann man zu 7000 Mark Gold und zu 2½ Mill. Mark Silber annehmen. Allein diese Fälle so außerordentlicher Ergiebigkeit mericanischer Bergwerke, wie dieselben A. v. Humboldt in seinem Essai politique sur la Nouvelle-Espagne angibt, haben hauptsächlich nur bis zum Anfange des laufenden Jahrhunderts angehalten. In dem jetzigen Jahrhunderte sind die Fälle so großer Ergiebigkeit seltener gewesen. Die meisten der früher blühenden mericanischen Silbererzgruben sind in Folge der schon im J. 1810 beginnenden, den Wohlstand Merico's tief erschütternden Kämpfe für die Unabhängigkeit, der Losreißung des Landes von Spanien, zum Erliegen gekommen. Seit der Eroberung Merico's durch Cortez bis zur Zeit der Unabhängigkeit bestand nur eine Münze in der Hauptstadt, deren Prägung durch Lerda de Tejeda für die Zeit von 1535—1689 auf jährlich 4¼ Mill. Pesos (1 Peso = 8 Reales = 1½ Thaler preuß.) veranschlagt wird. Für die spätere Zeit sind Angaben der jährlichen Prägungen vorhanden, bei denen jedoch für die ersten 43 Jahre die Goldprägungen fehlen und daher für diese Zeit, nach Lerda de Tejeda's Berechnungen, um jährlich 330,000 Pesos erhöht werden müssen. Für die Zeit von 1690—1810 genügen die Angaben der Prägungen in der Münze zu Merico, bis dahin die einzige des Landes. Seit dem Jahre 1811 sind aber auch in verschiedenen anderen Staaten Münzen, welche zur Prägung der Gold- und Silberproduction des betreffenden Staates bestimmt waren, in Betrieb gekommen. Nach diesen Angaben und mit Berücksichtigung, daß das der Münze früher vorenthaltene Gold und Silber zu ⅛ des ausgeprägten Goldwerthes anzunehmen ist, hat J. Burkart (Zeitschrift für das Berg-, Hütten- und Salinenwesen. Berlin 1858. S. 192) eine Nachweisung der Gold- und Silberprägung und der Production Merico's nach 25jährigen Zeitabschnitten zusammengestellt, welche folgende Resultate gibt:

In den Jahren:	Werth des in der Münze ausgeprägten Goldes und Silbers. Pesos.	Werth des in der Münze vorenthaltenen Goldes und Silbers. Pesos.	Gesammtwerth der Gold- und Silberproduction. Pesos.
1536 — 1549	58,800,000	9,800,000	68,600,000
1550 — 1574	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1575 — 1599	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1600 — 1624	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1625 — 1649	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1650 — 1674	105,000,000	17,500,000	122,500,000
1675 — 1699	110,171,335	18,361,889	128,533,224
1700 — 1724	167,817,720	27,969,620	195,787,340
1725 — 1749	246,898,834	41,149,722	288,048,056
1750 — 1774	315,105,176	52,517,392	367,622,568
1775 — 1799	513,240,275	85,540,049	598,780,324
1800 — 1824	397,221,502	66,203,850	463,425,352
1825 — 1849	332,530,289	55,421,714	387,952,003
1536 — 1849	2,666,784,631	444,464,236	3,111,248,867

Das Ausbringen der mericanischen Bergwerke an Gold und Silber beträgt hiernach also in 266 Jahren 3111¼ Millionen Pesos oder im Durchschnitte jährlich beinahe 11,7 Millionen. Dasselbe beträgt durchschnittlich in den ersten 25jährigen Perioden 122½ Mill., in der letzten Periode des 17. Jahrh. aber 128½ Mill., steigt nun aber in den vier folgenden 25jährigen Zeitabschnitten des 18. Jahrh. um 67, 92, 78 und 231 Mill. Pesos über den nächst vorhergehenden Zeitabschnitt, um in den beiden darauf folgenden Vierteln des jetzigen Jahrhunderts erst um 131 und dann um weitere 75½ Mill. Pesos zu fallen, sodaß also in den letzten sechs 25jährigen Zeitabschnitten dieses Ausbringen im Durchschnitte jährlich 7⅞, 11⅛, 14⅝, 23⅝, 18½ und 15½ Mill. Pesos in runden Zahlen betragen haben würde. Im laufenden Jahrhundert, in welchem die Tropenländer, das spanische und portugiesische Amerika, so große politische Revolutionen durchgemacht haben, betrug die jährliche Production der mericanischen Gruben vom Jahre 1800 an, in welchem sie beinahe 22⅞ Mill. Pesos betragen hat, bis zum Jahre 1805 auf beinahe 32¼, dann aber, mit Ausschluß des Jahres 1809, wo sie 30½ Mill. betrug, hat dieselbe jedes Jahr abgenommen, sodaß sie sich im J. 1815 nur noch auf 9½ Mill. Pesos belief, hierauf aber wieder etwas gestiegen ist und im J. 1819 den Werth von 15½ Mill. Pesos erreichte, um nach zwei Jahren wieder auf 9½ Mill. zu sinken, sich dann aber bis zum Jahre 1830 — mit Ausnahme der Jahre 1827 und 1828, von denen jedes ein Ausbringen von 20 Mill. gab — hob und zwischen 12 bis beinahe 15 Mill. Pesos schwankte, im J. 1854 sich aber wieder auf mehr als den doppelten Werth dieses letzten Betrages belief. A. v. Humboldt (Voyage aux régions équinoxiales du nouveau Continent T. X.), welcher die mericanischen Gruben von Tasco, Real del Monte und Guanarnato gesehen hat, sagte, daß die Gruben Neuspaniens eine Silbermenge enthielten, genügend, um die Welt damit zu überschwemmen. Nach den Angaben dieses großen Forschers setzen die mericanischen Gänge gewöhnlich im Ur- und Uebergangsgebirge, seltener in dem Flötzgebirge auf. Auf dem Kamme der Centralkette zwischen 18 und 22 Grad nördlicher Breite gehen Granit, Gneis und Glimmerschiefer seltener zu Tage aus, indem sie von Trachyt, Porphyr, Grünstein, Mandelstein, Basalt und anderen Trappgebirgsarten in großer Mächtigkeit überlagert werden. Aber in der Provinz Daraka erheben sich Granit und Gneis zu einem Plateau von bedeutender Ausdehnung, welches von goldführenden Gängen durchsetzt wird. Die silberführenden Gänge von Comanja befinden sich im Syenit und der silberführende Gang von Guanarnato, der berühmteste in ganz Amerika, setzt im Thonschiefer auf, der oft in Talkschiefer übergeht. Die Porphyre von Merico sind oft sehr reich an Gold und Silbererzen. Sie zeichnen sich durch einen steten Gehalt an Hornblende und durch den fast gänzlichen Mangel an Quarz aus. Die Gebirgsart, in welcher der reiche goldführende Gang von Villalpando bei Guanarnato aufsetzt, ist Porphyr. Die gewonnenen Erze sind Glaserz, ästiges gediegenes Silber, Sprödglaserz, dunkles Rothgültigerz, gediegenes Gold, silberhaltiger Bleiglanz, Spatheisenstein, Schwefelkies und Kupferkies. Die Gangart besteht aus gemeinem Quarze, Amethyst, Kalkspath, Braunspath, Hornstein. Guanarnato lieferte von 1786—1803 jährlich 556,000 Mark Silber, die Ausbeute stieg sogar auf 755,000 Mark. In neueren Jahren ist sie bis unter die Hälfte gesunken. Die Ausbeute war:

1801	an	Gold	1457	Mark;	an	Silber	342,608 Mark.
1802	=	=	1676	=	=	=	502,497 =
1803	=	=	1538	=	=	=	750,887 =
1804	=	=	2228	=	=	=	755,861 =
1805	=	=	2495	=	=	=	723,789 =
1806	=	=	2188	=	=	=	618,417 =
1807	=	=	2396	=	=	=	578,735 =
1808	=	=	1872	=	=	=	617,474 =
1809	=	=	2189	=	=	=	620,012 =
1810	=	=	1412	=	=	=	511,445 =
1811	=	=	550	=	=	=	270,206 =
1812	=	=	907	=	=	=	357,930 =
1813	=	=	462	=	=	=	292,211 =
1814	=	=	708	=	=	=	337,795 =
1815	=	=	841	=	=	=	275,905 =
1816	=	=	694	=	=	=	269,711 =
1817	=	=	523	=	=	=	199,706 =
1818	=	=	401	=	=	=	155,112 =

Von hier ab ist die Ausbeute wieder gestiegen; sie war:

1829	an	Gold	852	Mark;	an	Silber	269,494 Mark.
1830	=	=	1058	=	=	=	284,386 =
1831	=	=	622	=	=	=	258,500 =
1832	=	=	1451	=	=	=	300,612 =
1833	=	=	1144	=	=	=	316,024 =

Der District, in welchem sich die seit dem Jahre 1548 betriebenen berühmten Gruben von Zacatecas befinden, stimmt in geognostischer Hinsicht mit dem von Guanarnato sehr überein. Die älteste, zu Tage ausgehende Gebirgsart ist Syenit; auf demselben liegt Thonschiefer, in welchem die meisten Gänge aufsetzen. Ein metallleerer Porphyr bedeckt den Thonschiefer. Die Gruben lieferten jährlich 2500—3000 Barren Silber, eine jede zu 134 Mark. Die Münzstätte von Zacatecas (vergl. J. Burkart, Aufenthalt und Reisen in Merico in den Jahren 1824—1834. 1. Th. S. 360 u. 385. 2. Th. S. 74 u. 152) hat in den unruhigen Zeiten von 1811—1833 über 66,332,000 Piaster aus 7,758,000 Mark Silber geprägt und in den Jahren 1822—1833 ununterbrochen zwischen 4 und 5 Mill. Piaster. Ein einziger Gang in Zacatecas, die Veta Grande, welcher seit dem 16. Jahrh. bebaut wird und bis 1738 oft in einem Jahre bis 3 Mill. Piaster lieferte, hat folgende Massen in Umlauf gebracht:

in	1828	117,268	Mark Silber
=	1829	235,741	= =
=	1830	279,288	= =
=	1831	272,095	= =
=	1832	258,498	= =
=	1833	209,192	= =

Die Veta Grande wurde gegen Ende des vorigen Jahrhunderts schon für erschöpft gehalten, kam aber von 1827 an wieder in Betrieb und wurde noch in den 1840ger Jahren mit großem Nutzen ausgebeutet. In den Jahren 1831—1833 wurden auf den Gruben von Veta Grande im Ganzen 1,440,557 Centner Erze zugutegemacht und 766,472 Mark Silber bei einer Ausbeute von 2,647,849 Pesos daraus ausgebracht, wonach im großen Durchschnitte das Ausbringen 0,532 Mark Silber im Centner beträgt. So sind auch die Gruben von Fresnillo und Sombrereta, deren Gänge in Grauwacke aufsetzen und reich an Hornsilber sind, 1827 von Ward (vergl. dessen „Mexico.“ London 1828.) als bereits aufgegeben bezeichnet, liefern seit 1840 aber wieder große Ausbeuten. Die Gruben des Districts von Tasco, am westlichen Abhange der Cordilleren, produciren jährlich etwa 60,000 Mark Silber. Aber in großem Rufe wegen ihres Alters, ihres Reichthums und ihrer geringen Entfernung von Merico stehen die Gruben von Pachuca und Real del Monte. Die Gebirgsart, welche das Hangende und das Liegende der Silbererze führenden Gänge bildet, ist ein zersetzter Porphyr, der sich als Feldspathporphyr, Thonporphyr und Phonolit charakterisirt, dem Quarz fast gänzlich abgeht. In ihm setzen zahlreiche Silbererzgänge auf, welche an vielen Punkten bebaut werden, von denen aber die bei Real del Monte und Pachuca die wichtigsten sind. Die Bergwerke von Real del Monte wurden schon vom 16. bis zu Anfang des 18. Jahrh. mit günstigem Erfolge betrieben. In den Jahren 1726 und 1727 sind schon 542,700 Mark Silber im Werthe von mehr als 4½ Millionen Pesos aus ihnen gewonnen. Es wurden so viele Erze gefördert, daß zu ihrer Aufbereitung mehre neue Amalgamirwerke erbaut und andere wieder hergestellt werden mußten. In den Jahren 1738—1781 producirten die Gruben für 7⅓ Millionen Pesos Silber, kamen aber dann wegen schwerkösiger Ausrichtungsarbeiten zum Erliegen, wurden aber wieder aufgenommen mit einer Wasserhaltung, bei welcher im J. 1801 28 Pferdegöpel, 1200 Pferde und 400 Menschen beschäftigt waren. Da der Betrieb der Werke durch Mangel an Quecksilber für die Amalgamation wieder in Nachtheil kam, entstand eine wiederholte Betriebseinstellung, bis die Gruben und Hüttenwerke im J. 1824 abermals aufgenommen wurden. Sie lieferten vom Jahre 1830—1849 an amalgamirten und verschmolzenen Erzen 1,992,667 Centner, aus denen 1,230,325 Mark Silber und 1600 Mark Gold ausgebracht wurden, im Werthe zu 10,608,748 Pesos. Der jährliche durchschnittliche Gehalt der Erze an Silber schwankte zwischen 1,3179 und 0,3756 Mark pro Centner, das Ausbringen pro Centner an Gold aber zwischen 0,0022 und 0,0009 Mark. Hinsichtlich des Goldgehaltes der Erze resp. des Silbers ist im Allgemeinen zu bemerken, daß derselbe auf den Werken von Real del Monte nicht von dem Silber geschieden, sondern mit dem letzteren vereinigt in die Münze abgeliefert oder mit denselben in Ausnahmefällen aus dem Lande ausgeführt wird. Die Münzen von Merico gewähren erst dann eine Vergütung für den Goldgehalt des Silbers, wenn

$$\text{solcher } 16{,}92 \text{ Gran in der Mark} = \frac{16{,}92}{4800} = 0{,}00352$$

des Silbers beträgt. Da nun aber gewöhnlich nur das durch den Schmelzproceß aus den Erzen von Real del Monte und Pachuca gewonnene Silber etwa 18—20 Gran Gold in der Mark Silber enthält, das durch die Amalgamation dargestellte Silber aber selten den Goldgehalt von 16,92 Gran pro Mark oder 0,00352 des Silbers erreicht, so kommt von dem durch die Amalgamation gewonnenen Silber nur ausnahmsweise dann ein Goldgehalt zur Berechnung, wenn dieses Silber ungemünzt ausgeführt werden darf. Die eine in dem Reviere Real del Monte neu aufgenommene Grube Rosario gab in den acht Jahren von 1851—1858 = 2,107,722½ Centner Erz mit einem Silberausbringen von 1,016,235 Mark im Ganzen oder 0,482 Mark pro Centner, im Werthe von 8,854,231 Pesos im Ganzen oder 4,200 Pesos pro Centner und einen Gewinn von 3,898,667 Pesos im Ganzen oder 1,849 Pesos pro Centner. In den zehn Jahren 1849—1858 wurden auf sämmtlichen Gruben von Pachuca und Real del Monte 5,166,510 Centner Erze mit 1,959,946 Mark Silber im Werthe von 17,179,349 Pesos zugutegemacht, was einem Silberwerthe von 24,051,090 Thalern preuß. Courant entspricht. (1 Peso jetzt = 1 Thlr. 12 Sgr.). Der mittlere Gehalt an ausgebrachtem Silber im Centner war hierbei 0,379 Mark oder 0,0019 in Gewichtstheilen.

Die mexicanischen Erze geben bei dem durchschnittlichen Silberausbringen von 0,36—0,50 Mark im Centner = 0,0018—0,0025 eine ganz erhebliche Ausbeute. Es kommen aber auch reiche Erze vor. So wurden auf der Hacienda bei Guadalupe y Calvo (vergl. *Duport*, De la production des métaux précieux au Mexique. Paris 1843. p. 309) vom 1. Oct. 1840 bis 30. Sept. 1842 folgende gold- und silberhaltigen Erze zugutegemacht und ist daraus ausgebracht worden:

Erze erster Classe	75 Centner,	im Centner mit	4,583 Mark Silber	und 1,582 Mark Gold.
Erze zweiter Classe	2340 „	„ „	2,660 „	„ 0,383 „ „
Erze vierter Classe	516 „	„ „	1,960 „	„ 0,125 „ „
Ordinaire Erze	82,929 „	„ „	0,639 „	„ 0,029 „ „
Scheidemehl und Grubenklein (Tierras)	12,450 „	„ „	0,668 „	„ 0,030 „ „
Zusammen	98,310 Centner,			

woraus im Ganzen 74,444 Mark Silber und 4360 Mark Gold im Werthe von 962,730 Pesos gewonnen wurden, sodaß das durchschnittliche Ausbringen der ganzen Erzmenge im Centner 0,757 Mark Silber und 0,044 Mark Gold betragen hat, woraus hervorgeht, daß der Durchschnittsgehalt aller Erze nicht wesentlich höher (nur 0,10 Mark beim Silber und 0,014 Mark beim Golde) als bei den beiden letzten Erzclassen, der vorwiegenden Erzmenge bei der Zugutemachung, ist. Das Silberausbringen der zur Verarbeitung gelangten mericanischen Erze war:

auf der Grube San Nicolas bei Zacatecas	0,944	Mark	im	Ctr.
auf den Gruben von Guadalupe y Calvo	0,757	=	=	=
auf der Grube San Clemente bei Zacatecas	0,693	=	=	=
auf den Gruben Real del Monte (1830—1848)	0,618	=	=	=
auf den Gruben von Veta Grande	0,532	=	=	=
auf den Gruben der Veta Madre bei Guanaruato	0,500	=	=	=
auf der Grube Rosario bei Pachuca	0,474	=	=	=
auf der Grube Rayas bei Guanaruato	0,458	=	=	=
auf den Gruben von Guautla	0,450	=	=	=
auf den Gruben von Fresnillo (1833)	0,445	=	=	=
auf den Gruben von Bolanos	0,430	=	=	=
auf den Gruben von Real del Monte (1848—1858)	0,379	=	=	=
auf den Gruben von Fresnillo (1841—1842)	0,281	=	=	=
auf den Gruben am Cerro del Bote bei Zacatecas	0,251	=	=	=
auf den Gruben von Techmilotépec	0,259	=	=	=

Die größere Menge der in Merico zur Zugutemachung gelangenden Erze besteht aus eigentlichen Silbererzen und zwar aus gediegenem Silber, Glaserze, Sprödglaserze, Rothgültigerze, seltener aus Hornsilber, welche meistentheils in den Gangarten sehr fein eingesprengt vorkommen, während ein anderer nicht unbedeutender Theil der mericanischen Silbererze aus silberreichen Schwefeleisen und Fahlerz gewonnen wird. Hinsichtlich ihres Ausbringens im großen Ganzen genommen stehen dieselben denjenigen von anderen Silbergruben nicht nach und sind sogar noch reicher als die mancher anderen Gruben. So schwankte z. B. das höchste Ausbringen auf den Centner der in den Jahren 1837—1857 verarbeiteten Erze des sächsischen Erzgebirges zwischen 0,383 und 0,238 Mark. Die Erze des hannöverschen Oberharzes haben nur 0,223 Mark Silber pro Centner. Von den ungarischen und siebenburgischen Gold- und Silberbergwerken enthalten die aus goldhaltigem Quarze, güldischen Silbererzen, silberhaltigem Bleiglanze und Schwefeleisen bestehenden Geschicke 0,114—0,152 Mark Silber pro Centner. Die Silbererze des Nagyabaniarbezirkes geben im Centner 0,107 Mark Silber und 0,003 Mark Gold oder 0,110 Mark güldisches Silber, die Bleierze dagegen geben im Centner 0,129 Mark Silber, 0,005 Mark Gold und 29,7 Pfund Blei, zusammen 0,134 Mark güldisches Silber. Der Gehalt der Erze des schemnitzer Bergdistricts schwankt zwischen 0,225 und 0,1625 Mark Silber im Centner. In Kremnitz in Ungarn halten die aufbereiteten Erze 0,0156—0,1875 Mark güldisch Silber im Centner. Das Ausbringen der Erze am Altaigebirge in Asien schwankt zwischen 0,033 und 0,139 Mark Silber im Centner. Dieses Schwanken wird aber durch die Natur der Lagerstätten erklärlich, welche innerhalb gewisser Gebirgsschichten wenig oder gar nicht erzführend sind, an andren Stellen dagegen außergewöhnlich reiche Geschicke von gediegenem Metalle führen.

Die Gold- und Silberproduction Merico's hat einen ganz eigenthümlichen Charakter. Die Gebirge sind hier mit Gold und Silber so bereichert, wie selten in anderen Ländern. Thonschiefer, Talk und Chlorit, Diorit, mitunter älterer Kalkstein und Porphyr sind an manchen Stellen mit Quarzgängen durchsetzt, welche öfters Metallschwefelungen enthalten. Diese Bildungen durchsetzen öfters die nordwärts von Merico gehenden Trachyt- und Porphyrmassen. Fast immer, wo sie angetroffen werden, ist unbedeutender Abbau. Kommt man über die Hauptkette über den Meerbusen von Californien hinaus, so sind es nicht mehr blos isolirte Stellen, sondern der ganze westliche Abhang der Cordilleren besteht aus diesen metallführenden Gesteinen, durchsetzt von eben solchen Quarzgängen von ungeheurer Ausdehnung. Die Lagerstätten, welche bis jetzt seit den letzten drei Jahrhunderten bebaut sind, stehen nicht im Vergleiche mit denen, welche nicht zu bebauen sind. Der Grubenbetrieb ist jetzt in Merico auf eine geringe Ausdehnung reducirt. Weil dem Erze fast lediglich nachgegangen wird, so ist die Beschaffenheit des Gebirges öfters unbekannt und zuweilen wird wegen einer nur vorübergehenden Unterbrechung des Reichthums auf demselben Gange ein Werk verlassen, welches jetzt erst eben sehr ergiebig werden würde, sodaß also der Zufall allein das Unternehmen leitet.

Zu erwähnen bleibt hier noch die mericanische Amalgamation (Verquickung, Anquickung). Wie bereits an einer früheren Stelle erwähnt, war schon den Alten die Eigenschaft des Quecksilbers, sich mit dem Golde zu verbinden, bekannt, indem sie sich der Amalgamation bedienten, um Kupfer zu vergolden und um das Gold aus abgetragenen Kleidungsstücken, welche in Thongefäßen eingeäschert wurden, wieder zu gewinnen. Aber auch schon vor der Entdeckung von Amerika wendeten teutsche Bergleute das Quecksilber nicht blos bei den Goldwäschen, sondern auch zur Gewinnung des Goldes an, welches theils gediegen, theils in Schwefeleisen und Fahlerzen eingemengt, auf Gängen angetroffen

wird. Am einfachsten ist der Amalgamationsproceß, wenn die Gold und Silber enthaltenden Substanzen diese Metalle schon im regulinischen Zustande einschließen. Es ist dann ein reines Auslaugen und erfordert nur solche Operationen, welche nöthig sind, um ein im Wasser lösliches Salz von andern darin unlöslichen Stoffen zu trennen. Von dieser Beschaffenheit ist der Amalgamationsproceß bei den Substanzen, die man alleinig wegen ihres Goldgehalts bergmännisch bearbeitet, z. B. bei dem Goldsande, bei den goldhaltigen Schwefeleisen und Brauneisensteinen, da darin metallisches Gold blos fein zertheilt, mechanisch eingemengt, enthalten ist. Diese Substanzen braucht man daher, nachdem sie durch Schlämmen (Waschen) von dem größten Theile ihrer erdigen Beimengungen befreit und, wenn es nöthig ist, durch Pochen zerkleinert, auch, wie bei den Kiesen, vorher durch Rösten theilweise entschwefelt und aufgelockert worden sind, nur innig mit Queckſilber zusammen zu reiben, um ihren Goldgehalt mit diesem Metalle zu verbinden, von welchem er dann durch eine Destillation wieder ausgeschieden werden kann. So einfach dieser Proceß ist, wenn es sich darum handelt, metallisches Gold und Silber von beigemengten Substanzen abzuscheiden, so verwickelt wird er, wenn er die Gewinnung des als Schwefelmetall in Erzen enthaltenen Silbers zum Zweck hat. Dieser Proceß, durch den bei weitem das meiste Silber in den Handel gebracht wird, ist von sehr zusammengesetzter Natur. Es gibt von ihm zwei Arten: den amerikanischen und den europäischen. Beide haben die Gewinnung des Silbers aus Schwefelsilber mittels Queckſilber zum Zweck. Der amerikanische Amalgamationsproceß (die Haufenamalgamation) ist der ältere. Er wurde im J. 1557 in Mexico von einem Bergmanne Bartholomé de Medina aus Pachuca erfunden, daselbst in kurzer Zeit sehr im Großen betrieben und im J. 1561 von Hernandez de Velasco mit einigen Abänderungen auch in Peru eingeführt. Man fand die kalte Amalgamation in Mexico so vortheilhaft, daß 1562 zu Zacatecas schon 35 Amalgamirhütten existirten. In Europa ward er aber erst 200 Jahre später bekannt und gewürdigt, obwol von jeher der größte Theil des amerikanischen Silbers durch ihn gewonnen worden ist. 15 Jahre später, als Medina's Proceß in Peru eingeführt ward, entdeckte 1586 Carlos Corso de Leca, ein peruanischer Bergmann, das beneficio de hierro. Medina kannte nur den Gebrauch des Kochsalzes und des Eisen- und Kupfervitriols bei der kalten Amalgamation, bei welcher die Erze ungeröstet der freien Luft ausgesetzt werden. Leca gab aber den Rath, dem Erzmehle kleine Eisenplatten beizumengen, weil dadurch neun Zehntheile Queckſilber weniger verloren gehen würden. Im J. 1590 schlug Alonzo Barba die heiße Amalgamation in kupfernen Kesseln (beneficio de caso y cocimiento) vor; dieselbe, welche v. Born 1786 empfahl. Der Queckſilberverlust ist bei ihr ungleich geringer, weil das Kupfer des Gefäßes zur Zersetzung des Hornsilbers dient und weil die erhöhte Temperatur den Proceß beschlennigt. Diese heiße Amalgamation ist auf mehren mexicanischen Gruben, wo viel Hornsilber vorkommt, im Gebrauche. Ein anderes Verfahren, dem Queckſilber etwas schon gebildetes Silberamalgam zuzusetzen, beneficio de la pella de plata genannt, kam 1676 von Juan de Corrosegarra, in Vorschlag, aber wenig in Anwendung. Gegenwärtig benutzen die mexicanischen Entsilberungsanstalten zum Theil die von Medina erfundene, sehr sinnreiche Methode, den eigentlichen mexicanischen Zugutemachungsproceß oder, wie er auch genannt wird, die Amalgamation in offenen Höfen. Zum Theil wird auch der Auflösungsproceß, das Augustin'sche Verfahren der Silberextraction, welches Floreſt aus Teutschland nach Mexico übertragen hat, angewendet. Im Allgemeinen produciren Mexico und Peru um so mehr Silber, je mehr Queckſilber und zu geringeren Preisen dasselbe zu erhalten ist. A. v. Humboldt gibt den jährlichen Queckſilberverbrauch in Mexico zu 16,000 Centnern an und veranschlagt die durchschnittliche jährliche Production von Gold und Silber aus den mexicanischen Wäschen und Bergwerken zu 7000 Mark Gold und 2½ Millionen Mark Silber. Allein dieses Productionsquantum hängt nicht sowol von der Menge und dem Gehalte der zu gewinnenden Erze, als vielmehr von der Leichtigkeit ab, mit welcher Queckſilber und Salz zur Amalgamation verschafft werden können. Das Salz ist namentlich einer der theuersten und schwer zu verschaffenden Artikel geworden, weil es zum Theil aus weiter Entfernung, aus dem Staate von San Luis, oder durch Handel aus dem Golfe von Mexico, wohin es zu Schiffe von der Campechekküste gebracht wird, zu hohen Preisen bezogen werden muß. (Vergl. hierüber die interessanten Nachrichten J. Burkart's, Ueber den Bergwerksbetrieb zu Pachuca und Real del Monte, in der Zeitschrift fürs Bergwesen ꝛc. Berlin 1859. S. 101. und ferner die Berichte Fr. v. Gerolt's über die Bergwerksbezirke von Christo, Atotonilco el Chico und del Oro in Karsten's Archiv XIV, 3—66.)

Die Goldbergwerke auf den Antillen.

A. v. Humboldt führt im 6. Bande S. 269 seiner Reisen aus einem Berichte von Columbus an, daß auf Haiti, damals Hispaniola genannt, Massen von gediegenem Kupfer gefunden wurden. Derselbe sagt ferner in seinem Werke über den politischen Zustand Neuspaniens, daß die Einwohner von Florida, St. Domingo und Cuba Armspangen, Ringe und Halsbänder von Gold hatten, wodurch sie die Eroberer vom ersten Tage an auf das Vorkommen dieses Metalls aufmerksam machten und hiermit den Grund zu ihrem Verderben legten. Aus dem Tagebuche des Columbus geht hervor, daß die Spanier Haiti für goldreicher als Cuba gehalten haben. Unter andern Orten, heißt es in dem Tagebuche vom 18. Dec. 1492, welche die Indianer als diejenigen angaben, wo das Gold gesammelt werde, nannten sie auch *Cipango*, was sie in ihrer Sprache *Civao* nennen. Sie versicherten, daß dort Gold in

großer Menge vorhanden sei, daß der Cazik ein Banner von geschlagenem Golde führe, doch läge der Ort sehr fern im Westen. Unter dem 4. Jan. 1493 bemerkt Columbus: Cipango liegt auf dieser Insel, hier gibt es Gold in Ueberfluß, und in seinem Berichte an den Intendanten des königlichen Hauses von Aragon zeigt er an, daß er von der Insel Cipango komme und viel Gold mitbringe. In diesem Berichte vom 23. Dec. 1493 sagt er ferner: Der Cazik Guanayuari sagte aus, daß es auf hiesiger Insel (Bohio, Espagnola) viel Gold gebe, daß man aus andern Gegenden hierher käme, um es zu kaufen und daß man dessen hier so viel fände, als man irgend zu haben wünsche. Columbus spricht mehrmals den Verdacht aus, daß der Cazik, in dessen Gebiete er am längsten verweilte, den Ort, wo das Gold herkommt und wo es gesammelt wird, verborgen halten wolle, damit er dasselbe nirgends anders als bei ihm einhandle und eintausche. Es gibt aber, bemerkt er, hier auf dieser Insel Espagnola des Goldes so viel und an so vielen Orten, daß es zum Verwundern ist. Dem Columbus wurden von verschiedenen Caziken Geschenke gemacht, in goldenen Masken, in großen Goldstücken und Goldplatten bestehend. Unter dem 5. Jan., wo Columbus schon in der Gegend von Monte Christo war, bemerkt das Tagebuch, daß die Nordküste, längs welcher er gefahren, die beste der ganzen Insel, und die vor seinem Abgange aus der Bai von Acul gegründete Niederlassung den Goldminen ganz nahe sei. Später kommt er auf diese Gegend noch einmal zurück, indem er bemerkt: Heute 18. Jan. erfuhren wir, daß sich in dem Bezirke der neuen Anlage (Navidad genannt) sehr viel Gold finde. Auch an der Mündung des Flusses Yaque hatte Columbus Gold entdeckt und bemerkt: daß der Sand ganz mit Goldkörnern gemischt sei und zwar in solcher Menge, daß es zum Verwundern, obschon die Körner sehr klein wären. Er spricht dabei die Meinung aus, daß die Goldstufen, während des Laufes des Flusses von der Quelle bis zur Mündung, sich zerbröckelten und zu Staub zerrieben würden, denn er fand in geringer Entfernung Goldkörner so groß wie die Linsen; es gab aber deren in Ueberfluß so klein wie Grieß. Der Fluß erhielt deshalb damals den Namen Goldfluß. Aus diesen Nachrichten ergibt sich, daß Columbus über die große geographische Verbreitung des Goldes auf St. Domingo an dessen Nordküste und auf der Westseite der Insel unterrichtet und damals ein größerer Reichthum von Gold, wie noch jetzt, über den Boden der Insel verbreitet war und daß in dem Cibaogebirge der Hauptsitz des Goldes sei. Nach Humboldt (Essai politique sur le royaume de la Nouv.-Esp.) sind in den Jahren 1492—1500 von den Goldwäschereien im Cibaogebirge jährlich 250,000 Piaster in Spanien eingeführt worden. Schon unter Christoph Columbus Nachfolger Bovadillo wurde die ergiebige Goldmine von St. Christoph im Kirchspiele Bany entdeckt und sind schon 1499 bedeutende Sendungen aus derselben nach Spanien gemacht. Von dieser wird erzählt, daß unter einer dünnen Erdschicht am Ufer des Flusses Jaina in Gegenwart des Spaniers Garey von einer Indianerin einst ein Goldklumpen von 3600 Goldpiastern, etwa 26,4 Mark, gefunden worden sei, den Bovadillo im J. 1502 mit einer Menge anderen Goldes nach Spanien gesendet habe. Im größten Flore scheinen die Goldminen zur Zeit von 1506 gewesen zu sein, indem damals vier mal jährlich geschmolzen worden sein soll, nämlich zwei mal in der ehemaligen Stadt Buena Ventura auf den Bergwerken von St. Christoph und zwei mal in der Stadt Concepcion, gewöhnlich la Vega genannt, aus den Bergwerken von Cibao. Aus diesen Schmelzen soll zusammen die fabelhafte Summe von 470—494 Tausend Mark Goldes oder 63—67 Millionen Piaster, d. i. Zwei Drittheil der jetzigen jährlichen Gesammtproduction aller Goldbergwerke der Welt, gewonnen sein. Gleichwol soll König Ferdinand von Spanien damals nicht mehr als etwas über 500,000 Goldpiaster, d. i. gegen 3677 Mark, von den Goldminen Haiti's bezogen haben. Die Summe ist jedenfalls übertrieben. Denn in den ersten 43 Jahren nach der Entdeckung Amerika's sind nur höchstens 130—140 Millionen, d. i. jährlich 3—3¼ Mill. Piaster im Durchschnitte in Spanien eingeführt, also im Ganzen nur etwa das Doppelte des angeblichen jährlichen Ausbringens der Insel St. Domingo. Im J. 1520 haben alle Goldminen Amerika's keine 2 Mill. Piaster geliefert. Nach dem Tode der Königin Isabella von Spanien, 1504, sollen die Spanier angefangen haben, ihre Grausamkeiten an den Eingeborenen auszuüben, sodaß in Kurzem Mangel an Menschen entstand. Schon im J. 1511 kamen die Bergwerke in ihrem Ansehen herunter und der damalige humane Bischof von Chiapa, Las Casas, sprach den Wunsch aus, daß die Bergwerke verschüttet werden möchten, weil sie nur auf Kosten des Lebens vieler Menschen betrieben würden. Nach Las Casas sollen über 3 Mill. Menschen in den Goldbergwerken aufgerieben worden sein. Um das Jahr 1521 wurden Afrikaner nach St. Domingo geschafft, um den Bergbau zu betreiben, allein nach einem Briefe P. M. Anghiera's waren schon 1525 die Goldwäschen in Hispaniola erschöpft und im J. 1586 soll aus Mangel an Arbeitern der ganze Bergbau aufgegeben worden sein. Daß aber noch später und zwar zu sehr verschiedenen Zeiten Bergbau auf der Insel umgegangen ist, ersieht man aus den historischen Nachrichten von Valverde und Moreau de St. Mery in dessen Description topographique et politique de la partie espagnole de l'isle St Domingue. Philadelphie 1796. So sollen auch zu Toussaint's Zeit, also zwischen 1798—1803, die Goldminen im Norden und Westen der Insel wieder in Aufnahme gekommen sein.

Aus allen Nachrichten geht nun hervor, daß die Cibaominen die wichtigsten von den entdeckten und betriebenen Bergwerken gewesen sind und daß es wahrscheinlich erscheint, daß bis zum Jahre 1520 eine Summe von etwa 80 Mill. Piastern von den Antillen nach Spanien eingeführt worden ist. P. M. Anghiera gibt die jährliche Goldproduction von Cuba auf nur 3600 Mark

an und bemerkt, daß Cuba reicher als St. Domingo sei (vergl. *A. v. Humboldt*, Voyage aux régions équin. du Nouv. Cont. T. VI). Allein diese Nachricht bezieht sich auf das Jahr 1533, wo die Blüthe des Goldbergbaues von St. Domingo schon vorüber war. Die Minen Haiti's waren damals schon erschöpft (vergl. Relation des voyages et des découvertes que les Espagnols ont fait dans les Indes occidentales. Ecrite par Dom. B. de Las Casas 1518). Ueberdies lenkte die spanische Regierung, nachdem Mexico erobert worden war, bald ihr Interesse auf das neue Dorado und die Cibaobergwerke kamen in Verfall. Oviedo, der viele Jahre Aufseher der Goldwäschen in Haiti gewesen ist, schon 1513 auf der Insel Santo Domingo war und 1535 wieder dahin zurückkehrte, beschreibt (Relacion summaria de la Historia natural de las Indias) das Auffinden des Goldes und die Wäsche. „Das Gold," sagt er, „findet man nahe an der Oberfläche entweder am Ufer, oder am Bette eines Flusses oder in trockenen Ebenen. Man hört auf in der lockeren Schicht zu graben, wenn man auf das feste Gestein gelangt." „Wo das Gold," fährt Oviedo fort, „in der dürren Ebene liegt, ist es nöthig in der Nähe einen Fluß, ein Bächlein, oder einen Wasserriß mit Regenwasser zu suchen, damit die Indianer die geförderte goldhaltige Erde dahin tragen können. Die Goldwäscher sitzen am Ufer, sodaß das Wasser ihnen bis an die Knie reicht; sie bedienen sich einer kleinen concaven Schüssel (batea), welche einem Barbierbecken gleicht. Die Wäscher halten nur einen Theil der mit Golderde gefüllten Schüssel unter Wasser gegen die Strömung und drehen dieselbe so geschickt und so vorsichtig, daß das Wasser die erdigen Theile allein wegschwemmt, dagegen das Gold in dem concaven Boden der Schüssel bleibt. Dies Gold wird dann auf einen besondern Haufen geschüttet und neue Erde in die Schüssel gethan. Bisweilen verändert man auch den Lauf eines Baches und findet dort das Gold in dem Bette selbst, bisweilen liegt es fern von allen Flüssen und Bergen in der Ebene, aber die Stücken Holzkohle, welche der Golderde beigemengt sind, machen mich glauben, daß die Wasser von Ferne her Alles zusammen geschwemmt haben, daß die Holz- und Kohlenstücke von den waldigen Bergen herrühren und daß mit der Zeit nach und nach immer mehr Erde das Gold und die Kohle bedeckt haben." Zu diesen Vermuthungen über Entstehung der goldhaltigen Alluvionen fügt Oviedo hinzu: „Je weiter das Gold gelaufen ist und sich von seiner ursprünglichen Lagerstätte im hohen Gebirge entfernt findet, um so glatter (abgeschliffener) und reiner ist es. Höher herauf im Gebirge ist das Gold von rauher Oberfläche und unreiner, von minderem Gehalte. Hier und da haben sich auch große Körner von vielem Gewichte ganz über der Erde gefunden."

Daß die Eingeborenen von Haiti die goldhaltige Erde ebenso wuschen als die Eingeborenen in der tierra ferme, bestätigt P. M. de Anghiera, der Freund des Columbus. Er sagt (De rebus Oceanicis 1574), daß der Bruder des Entdeckers in Haiti, tres menses ad instrumenta, quibus aurum lavari et colligi possit, conficienda consumsit. Er erzählt auch, wie die Eingeborenen die beiden Hände mit Goldsand zu füllen und durch Uebergießen aus einer hohlen Hand in die andere das Gold von der Erde zu trennen wüßten. Sie bedienten sich dieser expeditiven Waschmethode, um den Fremden zu zeigen, wo Gold in den Flüssen war.

Las Casas fügt seinem oben bezeichneten Werke einen Brief bei, welcher einige Bemerkungen über die Goldwäschbetriebe auf den Antillen enthält. Ein Reisender erzählt darin, daß zum Betriebe der Goldminen auf St. Domingo 80,000 Männer ihren Weibern weggenommen worden seien. Einige Male habe man die Indianer das ganze Jahre hindurch in den Minen behalten, als man aber bemerkt hätte, daß eine so schwere und so lang anhaltende Anstrengung fast alle Arbeiter aufgerieben habe, wäre man bis auf 5 Monate zurückgegangen und hätte die Bergwerksarbeit 40 Tage, während das gewonnene Gold geschmolzen worden sei, ausgesetzt. Der erwähnte Brief spricht sich in vielfacher Beziehung über die harte Behandlung der Indianer durch die Spanier aus. Las Casas erwähnt auch, daß 2, 3 ja 8 Pfund schwere Goldstücke auf St. Domingo gefunden wären und Columbus bemerkt in seinem Tagebuche, daß man ein Stück Gold wie eine Hand groß bei dem Cazike Guanayuari gesehen habe (vergl. *A. v. Humboldt*, Examen critique de l'histoire de la Géographie du 15. siècle. T. III. p. 331).

Die historischen Ueberlieferungen über Haiti aus der Zeit der Entdeckung und Eroberung Amerika's sprechen schon vielfältig über die metallischen Vorkommnisse in den dortigen Gebirgen. Es wird des gediegenen Goldes, des gediegenen und vererzten Kupfers und des Quecksilbers erwähnt und wenn auch die numerischen Angaben hierüber übertrieben erscheinen, so ist doch gewiß, daß früher ein reger Bergwerksbetrieb, wenn auch nur kurze Zeit hindurch, stattgefunden hat. Die hinterlassenen Spuren, die unzählbaren Bingen und Halden geben noch jetzt Zeugnisse der früheren Industrie. Das Cibaogebirge, die bedeutendste Bergkette auf der Insel, enthält in der Amphibolgestein- und Syenitformation Gold, Platin und Kupfer. Alle Thäler vom Mao bis Jaina bei St. Rosa enthalten mehr oder minder reiche Goldseifen. Das goldhaltige Gebiet dehnt sich noch weiter vom Mao nach Westen, in die Gegend von S. Miguel de l'Atalaya aus und noch jetzt wird bei Dajabon am Flusse Yassica Waschgold gefunden. Aus vielfachen Beobachtungen (vergl. Haupt, Geognostische Bemerkungen über St. Domingo aus den Jahren 1836 und 1837) hat sich ergeben, daß das Gold hier in Begleitung von Eisenglanz, Magneteisenstein und Kupfer in gediegenem, selten in gesäuertem und geschwefeltem Zustande erscheint. Nirgends findet man Gold ohne Eisenerz und bei wenig Eisensand kommt wenig oder gar kein Gold vor. Aber mehre Beobachtungen sprechen auch dafür, daß mit dem Kupfer zugleich grade die reicheren Golddepots zusammen-

treffen. Das Gold kommt am häufigsten von der Größe einer halben Linse vor und von da herabsteigend bis zum Staubartigen, doch sind erbsen- und bohnengroße Goldkorner keine große Seltenheit, ja es ist selbst die Größe der Stücke von der eines Taubeneies nicht ungewöhnlich. Es kommt in zwei Abänderungen vor: am gewöhnlichsten von rein goldgelber Farbe, nächstdem zwischen gold- und messinggelb. Nach Plattner's Untersuchung enthielt das Gold der ersteren Sorte

92,923 Gold
5,769 Silber
0,465 Kupfer
0,543 Eisen.

Es unterscheidet sich also wesentlich durch seinen Gehalt an Kupfer und Eisen von dem Columbischen Golde (vergl. S. 143), steht aber dem Golde des Ural (S. 107) sehr nahe. Als goldreiche Stellen bezeichnet Th. Haupt: den Fluß Verte, den Fluß Mao, das ältere Conglomerat in der Gegend von Matas und die jüngeren Conglomeratmassen am Bache Don Juan und Flusse Jaina, wo 172 Centner Masse ein Loth Gold liefern.

Als Ueberreste eines alten Bergbaues im Cibaogebirge zeugen die vielen Bingen in den Thälern Hannico, Sebico, Guama, Mao, Cibao u. a.; sie erstrecken sich oft eine Stunde lang mit der Breite von 20—200 und 300 Schritt. Ueberall, wo einst Betrieb stattgefunden, sind auch noch eiserne Instrumente, jedenfalls spanischen Ursprungs, aufgefunden worden. In neueren Zeiten werden im Cibao- und St. Christophgebirge Goldwäschereien im Kleinen betrieben und man schätzt, daß durch sie im Arrondissement von St. Jago im Jahre etwa 4—6000 Gourds (1 Gourd = 1 Thlr. 13 Sgr.) an Gold gewonnen werden. Während die Alten mehr auf die Conglomerate ihr Augenwerk gerichtet zu haben scheinen, wird in jetziger Zeit vorzugsweise das Alluvium ausgebeutet, nirgends aber ist bis jetzt das Goldgewinnen ein Hauptgeschäft geworden. An den meisten Punkten wäscht man nur in der Regenzeit und nur am Magna und Mao wird diese Arbeit auch dann und wann in der trockenen Periode fortgesetzt und hier ist es auch, wo die Goldgewinnung die größte Bedeutung erhalten hat. Die Art der Gewinnung besteht fast durchgängig nur im Gebrauche der sogenannten Goldschüssel (batea).

Schon oben (S. 150) ist erwähnt worden, daß Anghiera die Insel Cuba für reicher an Gold hielt als Hispaniola. Die Goldseifenwerke Cuba's genießen ebenso wie Domingo die indirecten Vortheile, welche daraus entspringen, daß diese Länder unter dem Tropenhimmel liegen und verhältnißmäßig kleine Inseln bilden, wodurch theils der Versandung der Thäler mehr als auf dem festen Lande vorgebeugt wird, theils den Goldseifen weniger unhaltiges Material zugeführt wird. Die Insel Domingo hat aber vor Cuba in dieser Beziehung noch voraus, daß erstere gebirgiger, die Ströme reißender sind und daß sie durch die natürliche Bewässerung mehr begünstigt ist. Die Tiefe der trockenen Thäler beweist die Gewalt der Fluthen auf St. Domingo in der Regenzeit; außerdem trifft man an verschiedenen Punkten Zeichen von überaus heftigen Fluthen. Wäre also auch den Goldseifen Domingo's vor denen auf Cuba an sich kein Vorzug einzuräumen, so ist er doch in zufälligen Verhältnissen zu finden.

Die Goldgewinnung in Nordamerika.

„Fast zu derselben Zeit," sagt A. v. Humboldt in seinem Aufsatze über die Schwankungen der Goldproduction, Deutsche Vierteljahrsschrift. 1838. Heft 4. S. 31, „wo der Ural seinen Goldschatz eröffnete und zu ersetzen anfing, was die tiefgesunkene brasilische Goldausbeute nicht mehr dem Goldverkehre darzubieten vermochte, wurden viel versprechende goldhaltige Lagerstätten in dem südlichen Theile der Alleghanys, in Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Alabama entdeckt."

Und in der That hat der Reichthum der südlichen nordamerikanischen Unionsstaaten an edeln Metallen, namentlich an Gold in den neueren Zeiten, die Aufmerksamkeit englischer Capitalisten erregt, welche bedeutende Summen anwenden, um die Mineralschätze zu heben. Die Erscheinung des Goldreichthums in so großer Nähe der atlantischen Küste verdient nicht nur in geognostischer Hinsicht viel Aufmerksamkeit, sondern bietet auch ein großes historisches Interesse dar, da das viele Gold, welches die ersten spanischen Conquistadoren in den Händen der Eingeborenen von Florida fanden, jetzt nicht mehr als Wirkung eines alten Verkehrs mit Mexico oder mit Haiti betrachtet zu werden braucht. Oestlich von den Alleghanys, also auf der atlantischen Abdachung läuft von Maine bis Georgien, von Nordwest nach Südwest, ein etwa 1000 Schritt breiter goldhaltiger Gürtel, der im Allgemeinen nicht so reich an edeln Metallen ist, daß er die Bearbeitung lohnen könnte. Allein an einzelnen Stellen sind die Adern sehr reich, z. B. in Spotsylvania, Fluwanna und Buckingham Counties in Virginien, Charlotte in Nordcarolina und Dahlonega in Georgien. Als goldhaltig wird der Strich von Rappanhaock und Virginien bis an den Coosa River in Alabama bezeichnet; er ist auf einigen Stellen um einige Fuß, auf andern mehre Meilen breit. Nachdem er den Staat Georgien erreicht hat, läuft er mehr aufwärts und verliert sich dann im Staate Alabama. Auch in der nördlichen Richtung ist der Gürtel goldhaltig, denn auch in Kanaan (Staat) New-Hampshire, zu Middle-Haddam am Connecticutflusse und im Staate Maine hat man Gold gefunden. In Virginien, Nord- und Südcarolina, Georgien, Tennessee und Alabama sind schon seit längerer Zeit Goldwäschen bearbeitet worden, welche auch bald einen eigentlichen Bergbau auf anstehendes Gestein veranlaßten. Der eigentliche Flor derselben fällt in die Jahre 1830—1835. Das, was aus diesem Golde seit 1824 ausgeprägt worden, enthält die aus dem American Almanac and Repository of useful knowledge for 1838 (Boston, publ. by Ch. Bower p. 134) entnommene

Uebersicht

des jährlichen Betrages an Gold zur Vermünzung aus den Goldgruben der Vereinigten Staaten.

Jahr.	Virginia.	Nordcarolina.	Südcarolina.	Georgia.	Tennessee.	Alabama.	Unbestimmt.	Total.
	Dollars.							
1824	—	5000	—	—	—	—	—	5000
1825	—	17,000	—	—	—	—	—	17,000
1826	—	20,000	—	—	—	—	—	20,000
1827	—	21,000	—	—	—	—	—	21,000
1828	—	46,000	—	—	—	—	—	46,000
1829	2500	134,000	3500	—	—	—	—	140,000
1830	24,000	204,000	26,000	212,000	—	—	—	466,000
1831	26,000	294,000	22,000	176,000	1000	1000	—	520,000
1832	34,000	458,000	45,000	140,000	1000	—	—	678,000
1833	104,000	475,000	66,000	216,000	7000	—	—	868,000
1834	62,000	380,000	38,000	415,000	3000	—	—	898,000
1835	60,000	263,500	42,400	319,900	100	—	12,200	698,000
1836	62,000	148,100	55,200	201,400	300	—	—	467,000
Summa	374,900	2,465,600	298,100	1,680,300	12,400	1000	12,200	4,844,500

Die ältesten von diesen Gruben sind die im Staate Nordcarolina, im südlichen Theile der Provinz zwischen dem 35. und 36. Grade nördl. Breite. Aus den hier in großer Verbreitung vorkommenden aufgeschwemmten Thonschichten (Argillite) wurde zunächst das eingemengte Gold ausgewaschen, bald aber auch ein eigentlicher Bergbau auf Gängen eröffnet, die sämmtlich in Grünstein und Grünsteinschiefer aufsetzen. Die Gänge bestehen meist aus Quarz, in welchem das Gold sehr unverhältnißmäßig vertheilt ist, wie in der Gegend von Cabarrus und Montgomery. Der Rockyfluß und dessen kleine Nebenarme haben früher große Ausbeute geliefert. Aus den ersten Zeiten der Goldgewinnung sind die vorzüglichsten Gewinnungspunkte: die Anfongrube an der Richardsonbucht, die Parkersgrube in der Nähe des Yadkinflusses und die Reedgrube in Cabarrus. Letzteres umfaßt das Flußbett der Meadowbucht, in welcher die ersten Stücken Gold gefunden worden sind und zwar Goldklumpen von 2—16 Pfund Gewicht. Das erste große Stück fand sich in dem Flußbette der Bucht, indem es durch seinen Glanz die Aufmerksamkeit des Finders erregte, in dessen Hand es noch lange nachher blieb, weil er nicht wußte, ob es wirklich Gold sei oder nicht. Der größte Theil des gewonnenen Goldes vor 1820 war aus den Wäschereien, die meistens große Gräben mit Gruben hatten, die oben offen waren und oft einstürzten. Der Ertrag vor 1820 war 43,690 Dollars. Von den neueren Gruben ist die Mac Culloc-

mine in Guilford County die wichtigste. Aus ihr wurden im J. 1852 = 31,300 Doll. Gold in die Münze geschickt und sie ist reich an Kupfer und Gold. Das Kupfererz aus ihr enthält durchschnittlich 28 Proc. Metall, das Golderz trägt etwa 2 Doll. 25 Centner per Buschel aus. Die Bearbeitung wird systematisch betrieben. Die Goldhillgruben in Nordcarolina gehören zu den bekanntesten im Staate. Es sind fünf Gruben, die zusammen bis 1852 schon über 3 Mill. Doll. Werth an Gold geliefert haben. Im J. 1853 sind diese Gruben in den Besitz einer einzigen Compagnie gelangt, welche die Bearbeitung in ausgedehntem Maßstabe betreibt. Das Erz ist meistens Eisenkies. Die Cappsmine in demselben Staate ist eine andere, welche reichlichen Ertrag liefert. Sie wird seit 1838 betrieben, liegt in einer Formation von Granit und ist bis in einer Tiefe von 160 Fuß bearbeitet worden und zwar 100 Fuß tief ohne merkliche Abnahme an Reichthum des Metalls.

Südcarolina besitzt schon seit lange bekannte Goldminen, die aber erst seit 1830 eine Bedeutung erlangten. Gegenwärtig wird in dem südlichen Winkel vom Abbevilledistricte, unweit der Edgefieldlinie, ein reichlich lohnender Bergbau auf Gold betrieben, den eine newyorker Compagnie in die Hand genommen hat.

Von den einträglichen Gruben Virginiens verdient die Marschallmine in Spotsylvania County am Rappanhook Erwähnung. Die London- und Vir-

ginia-Gold- und Kupfergruben-Gesellschaft betreibt die Garnett- und Moselyminen in Buckingham County seit 1851 mit solchem Erfolge, daß die Tonne (2000 Pfund) Quarz an Gold 15—20, auch wol 25 Dollars ergibt. In manchen Theilen der Quarzgänge ist das Gold auch in Klumpen vorhanden und gediegen. Diese Klumpen werden „Specimens" genannt und sollen manchmal 1000 Doll. auf die Tonne ausgeben.

In Georgien werden in den Districten Lumpkin und Habersham zahlreiche Seifenwerke, sogenannte branchmines oder depositmines, oder die in eigentlichen Thälern und Schluchten aufgeschwemmten Ablagerungen betrieben. Sie bestehen aus einer bis 12 Fuß mächtigen, mit Dammerde, Sand, Lehm und Thon bedeckten Geröllage (gravel), letztere aus Geschieben von Hornblendeschiefer, Gneis, Glimmerschiefer, Granit, Syenit und vorwaltend Quarz gebildet. Sie werden durch einen grünlichen oder grauen, zuweilen eisenschüssig rothen, gelben und braunen Thon gekittet, in welchem sich Gold und ein dasselbe stets begleitender Sand von Eisenglanz befindet. Das Gold erscheint in feinen Blättchen und Körnern von nicht selten mehren Lothen schwer. Zuweilen enthalten die Seifenwerke in ihrem Abraume Geräthe und Waffen von Indianern. Eine besondere Abart der Seifenwerke sind die hillmines oder surfacemines, Hügel oder Theile von Thalgehängen, deren Dammerde Quarz und Gold enthält und welche zuweilen den eigentlichen Seifenwerken an Reichthum nicht nachstehen. Im Allgemeinen ist das Vorkommen des Goldes in Georgien an dem Vorkommen von Talkschiefer gebunden und die Seifenwerke sind da am reichsten, wo Talkschiefer das Grundgebirge bildet. Ueberall, wo Gold gefunden wird, sind auch Quarzlagerstätten anzutreffen. Im J. 1834 fand die größte Goldgewinnung statt, an 4000 Arbeiter sollen damit allein im Staate Georgien beschäftigt gewesen sein. Ein kleiner unterirdischer bergmännischer Abbau fand in Lumpkin County in der Nähe vom Städtchen Dalohnega statt. Die Lagerstätte bestand aus Quarz, in welchem das Gold sehr feinkörnig eingemengt war.

Für die Ausbeutung der großen Kupfer- und Goldregionen in den Vereinigten Staaten, wo sich Gold auf einer langen Strecke, fast vom mexicanischen Golfe an bis über den Pontamac hinauf findet, sind erst in neuester Zeit wissenschaftliche Erörterungen vorgenommen worden. Die große Ausdehnung der südlichen Goldformation, einer Region, die nicht weniger als 500 engl. Meilen lang und 11—12 Meilen breit ist, mit einer Ader von vermuthlich großer Tiefe, darf sicherlich als ein werthvoller Schatz für die Zukunft betrachtet werden. Aber wie so Manches in diesem jugendlichen Lande sich erst in den Anfängen der Entwickelung befindet, so auch der Bergbau, der vor Allem Wissenschaft und Capital nöthig hat. Capital ist zwar in diesen Staaten genug vorhanden, aber der Golddurst ist bisher beim rohen Raubbau stehen geblieben. Im Ganzen nehmen die alten Goldwaschen, besonders Carolina, ab, doch findet man immer noch neue goldhaltige Schichten und der eigentliche Bergbau auf Gold wird um so hoffnungsreicher werden, je regelrechter er betrieben wird.

Californien.

Das so lange unbewohnt gewesene Californien nimmt in der Geschichte des Goldes neuester Zeit eine hervorragende Stelle ein. Als die Spanier 1533 und in den darauf folgenden Jahren die Westküste von Nordamerika zuerst kennen lernten, waren sie mit dem Namen Californien so freigebig, daß es bei ihnen nur einen Anfang und kein Ende hatte, und mit Süd- und Mittelamerika beschäftigt, zogen sie von ihren nördlichen Entdeckungen lange keinen Nutzen. Von dieser endlosen Ausdehnung Californiens ist in der neuesten Zeit blos die Strecke vom Cap St. Lucas bis zum 42. Breitengrade mit demselben Namen übrig geblieben, und dieser 350 Meilen lange Landstrich zerfällt in sich wiederum in zwei fast selbständige Glieder, deren südlichstes durch die Halbinsel Alt-Californien gebildet wird und deren nördlichstes dem Festlande mit dem Namen Neu-Californien zugehört. Unter spanischer Herrschaft war für Californien der Vicekönig in Mexico oberste Behörde, im J. 1683 erlangten die Jesuiten ein ausschließliches Patent auf den Besitz von Californien, das sie colonisirten. Nachdem sie hier lange den Grundsatz: pater est tutor ad bona Indiorum behauptet hatten, mußten sie sich 1767 zurückziehen und den Franziskanern und Dominikanern das Feld überlassen. Durch sie wurden die Missionen oder die Niederlassungen der Geistlichen gestiftet, für welche, ebenso wie für die Etablissements der weltlichen Macht, bestimmte Normen feststanden. Allein auch schon früh gab es freie Ansiedelungen Einzelner, welche die Wohlthaten der spanischen Regierung nicht beanspruchten, und bald nach 1830 vermehrte sich die Zahl der Einwanderer von Nordamerika. Am Sacramento entstand noch unter mexicanischer Herrschaft das unter dem Namen „Neu-Helvetien" bekannte Etablissement des Capitain Sutter, welches später durch die erste Golderntdeckung des Landes eine so große Berühmtheit erlangt hat. Der Abschluß der Unabhängigkeitsrevolution in Mexico 1822 wirkte auch auf Californien, in welchem 1829 und 1836 zwar ebenfalls Unabhängigkeitsrevolutionen stattfanden, um dessen Besitz sich Rußland, Mexico, England und Nordamerika gestritten haben würden, wenn dessen Goldreichthum früher bekannt geworden wäre, das aber erst 1846 durch den Vertrag zu Washington den nordamerikanischen Unionsstaaten beitrat. In den neuesten Zeiten, und zwar seit dem Juni 1848, hat Californien die allgemeine Aufmerksamkeit zumeist durch seine Goldlager auf sich gezogen und hat die Begriffe über das Gold in geognostischer, culturhistorischer und mercantiler Beziehung erweitert und aufgeklärt.

Der Capitain Sutter, ein ehemaliger Officier der französischen Schweizergarde, welcher nach der Julirevolution 1830 auswanderte und in Californien bedeutenden Grundbesitz erwarb, ist der Entdecker des Goldreichthums jenes Landes. „Im Monate Junius 1848," so berichtet Sutter, „wollte ich mich eines Tages

nach gehaltener Siesta hinsetzen, um einen Brief an meine Verwandten in Luzern zu schreiben, als sich eilig Schritte hören ließen und mein Factotum, Marshall, der damals grade den Bau einer Sägemühle beaufsichtigte, hastig bei mir eintrat. Er stand ganz unbeweglich, mit starrem Blicke, offenem Munde, ohne ein Wort zu sprechen und die Arme ausstreckend, vor mir. Endlich flüsterte er mir halblaut zu: „„Unerhörte Schätze! Berge von Gold! Wollen Sie einen unermeßlichen Reichthum besitzen, Millionen von Dollars, um dieses Zimmer zu füllen?““ Er war am Ufer des Mühlflusses auf- und abgegangen, die Arbeiter beaufsichtigend, als er in den Schlammschichten des Bodens etwas Glänzendes bemerkte. Er hielt es für eine Art Opal, die im Lande sehr häufig ist, und setzte seinen Weg fort. Zwanzig, dreißigmal wurden seine Blicke von dem Glanze dieser Gegenstände angezogen, ohne daß er ihnen mehr Aufmerksamkeit schenkte. Die Häufigkeit ihres Vorkommens setzte ihn jedoch in Erstaunen, und mehr als einmal stand er schon im Begriffe, an die Ufer hinunter zu gehen, um einen dieser Steine näher zu besehen, aber er machte sich Vorwürfe über diese kindische Neugier und ging weiter. Aber auf einmal sah er unmittelbar vor sich einen dieser glänzenden Steinchen liegen, und diesmal war der Instinct rascher als die Ueberlegung. Er bückte sich, hob es auf und hatte zu seinem größten Erstaunen ein Korn reinsten Goldes in der Hand. Auf der Stelle kehrte er nun wieder um und sammelte sorgfältig alle Steinchen, die er vorhin verachtet hatte. Anfangs glaubte er, daß sein Fund die Sache reinen Zufalls sei und daß vielleicht Indianer hier ihre Schätze vor Jahrhunderten versteckt hätten. Allein bald lehrte ihn eine genauere Untersuchung, daß der ganze Erdboden goldhaltig sei und zwar in sehr hohem Grade. Er füllte nun die Taschen, setzte sich zu Pferde und sprengte mit verhängtem Zügel nach Hause, um mir die überraschende Nachricht zu bringen. Mein erstes Wort nach vollendeter Erzählung war, ob er Mitwisser habe. Darüber beruhigt, saß ich alsbald im Sattel und ritt nun mit Marshall zur Mühle zurück. Mit Anbruch der Nacht kamen wir an und gruben mit unsern Taschenmessern eine solche Menge Goldkörner von einer bis zu mehren Unzen aus dem Boden, daß wir ganz starr vor Erstaunen waren. Beherrscht von der ganz natürlichen Aufregung über eine so wunderbare Entdeckung, kehrten wir stillschweigend nach der Mühle zurück, als uns die Arbeiter mit dem Rufe: „„Gold, Gold!““ aus vollen Hälsen entgegen kamen. Wie wir später erfuhren, hatte einer uns während der Nacht beobachtet und war unserem Beispiele gefolgt, ohne sein Geheimniß lange bewahren zu können. Alle versprachen mir nun zwar das unverbrüchlichste Schweigen, aber am nächsten Tage waren schon Hunderte von dem Goldfunde unterrichtet. Nach Verlauf von vier Wochen waren schon mehr als 4000 Goldsucher an Ort und Stelle."

So erregten die ersten Nachrichten aus Californien überall ungeheure Sensation, alle Privatbriefe und Journale waren voller Wunder über den unendlichen Goldreichthum. In dem Ufersande einiger Arme des Sacramento, namentlich des sogenannten „Frather und Fork," wurden unglaubliche Mengen Gold in Körnern von der Größe eines Senfkornes bis zu einer Unze Gewicht gefunden. Die Erzählungen klangen mährchenhaft. Die ganze amerikanische Bevölkerung verließ Haus und Hof, alle Geschäfte wurden vor der Hand aufgegeben, Soldaten, Matrosen, Handwerker, Beamte, ja der Gouverneur selbst gingen, um Gold zu suchen und zu waschen. Eine vollständige Revolution der nordamerikanischen Gesellschaft wurde hervorgerufen. Zahllose Scharen von Auswanderern eilten trotz der großen Entfernung von allen Theilen des Continents hin, selbst aus Canada. Das ganze Land war auf dem Marsche. In allen Häfen rüsteten sich Schiffe aus mit Ladungen aller Art nach dem Goldlande. Alle Männer zogen hin und nahmen alle eisernen Geschirre mit, wie alle Utensilien, in denen man Goldsand waschen kann. Seitdem das Goldfieber allgemein wurde, waren Monterey, St. Francisco, Sonora, St. José und Santa Cruz ganz leer an Männern geworden. Die Pachthöfe waren ohne Obhut und das Vieh weidete ungehindert auf den Kornfeldern. In Sutter's Fort, ein Stationsort für die Goldsammler, herrschte dagegen das größte Leben. Aber mit den Aussichten auf Reichthum stieg auch ihre Wirkung auf den moralischen Charakter der Menschen. Die gröbsten Excesse aller Art fielen vor, die Verwirrung aller Verhältnisse der Administration fand statt. Nicht nur die Matrosen von den Schiffen, sondern auch die Soldaten aus den Garnisonen desertirten in großer Anzahl. Die Arbeitslöhne für alle Handwerker und Dienstleistungen stiegen zu einer entsetzlichen Höhe, die Nahrungsmittel mußten mit den höchsten Preisen bezahlt werden. Dagegen stieg auch der Gewinn an Gold bedeutend. Ein Gewinn von 3 Unzen täglich für den Einzelnen galt als etwas sehr Gewöhnliches. Der Goldüberfluß unter den Arbeitern wurde so groß, daß selbst die Indianer in den prunkendsten Kleidern umherstolzirten. Bei gewöhnlichem Fleiße erwarb ein Mann täglich für 50 bis 200 Doll., mußte aber auch ein Pfund Brod mit 1 Doll. bezahlen. Mitunter wurden ganze Stücken gefunden, die 4—5 Unzen Gold mit Quarz vermischt enthielten. Ein Stück kam vor, eine Verbindung von Quarz und Gold, 7 Zoll lang, 3—6¼ Zoll breit und 2½ Zoll dick, welches 3 Gewichtstheile Gold gegen einen Gewichtstheil Quarz enthielt, 14 Pfund 9½ Unzen wog und einen Goldwerth, die Unze zu 16 Dollars gerechnet, von 2130 Doll. hatte. Der größte Klumpen wurde 1855 in Calaveras County gefunden. Das Gewicht betrug 160 Pfund Avoirdupois, woran nur 15 Pfund Quarz waren, das übrige war reines Gold. Er hatte einen Werth von 38,916 Doll. und wurde von fünf glücklichen Findern an einen Amerikaner für 40,000 Doll. verkauft. In Sonora wurde am 1. März 1853 ein Goldklumpen gefunden, der 247 Unzen wog und einen Werth von 4250 Doll. besaß. Der bisher größte Goldklumpen wurde auf Haiti (vergl. S. 150) gefunden. Er wog nach Oviedo eine Aroba und 7 Pfund, d. h. 32 spanische

Pfund, oder beinahe 15 Kilogr. (26,4 Mark) und hatte nach Las Casas einen Werth von 3600 Goldpiastern; er hatte daher an 2500 Pfd. Sterling an Werth, also den vierten Theil des Klumpens von Calaveras. In den russischen Sammlungen zeichnet sich die sogenannte „Riesengoldstufe" aus, die am 26. Oct. 1842 auf der Grenzscheide der beiden berühmten Goldminen zu Zarewo-Nikolaiewsk und Zarewo-Alexandrowsk gefunden wurde. Sie wog 36 Kilogr.

Bald hatte Californien hunderttausende goldsuchender Abenteurer aus allen Ländern der Welt, die Anziehungskraft des Goldes für neue Ansiedler brachte eine gewaltige Ablenkung von Capital, Arbeitskraft, Schiffahrt, Lebensmitteln und Manufacturen nach der westlichen Küste Amerika's hervor. Californien mit seinem Golde wurde der Sammelplatz von Menschen, welche den Wahlspruch in dem Wappen des Landes: Labor omnia vincit, zu dem ihrigen machten. Bald befestigten sich Ordnung und Gesetzlichkeit und auch hinsichtlich der Ausbeutung der Goldminen, nachdem der erste Anlauf vorüber war, traten zweckmäßige Vorarbeiten ein. Man fing an die Ausbeutung nach ökonomischen Grundsätzen zu betreiben und sicherte so zwar nicht einen übermäßig großen, doch immer reichen Gewinn. Statt an den Strömen die Erde zu waschen, grub man in die Hügel und erreichte durch Schächte und Stollen die reichsten Goldquarzgänge, welche anscheinend mit zunehmender Tiefe immer reicher werden.

Ueber die geologischen, das Vorkommen von Gold charakterisirenden Verhältnisse Californiens bemerken wir mit Bezug auf die früheren Andeutungen (S. 137 und 145), wie die beiden Hälften des amerikanischen Continentes von Norden nach Süden von den Cordilleren durchzogen werden, welche auch die Verbindung von Nord- und Südamerika bilden. Im Gebiete der Vereinigten Staaten hat das westwärts von den Cordilleren gelegene Land fast die Form eines Kreisabschnittes, dessen Sehne die Cordilleren bilden und welcher von 17—49° nördl. Breite ziemlich regelmäßig ausgebildet ist. Den Cordilleren folgt nordwärts bis zum 42. Breitengrade ein dürres, felsiges und sandiges Gebiet, welches da, wo die Sierra Nevada sich erhebt, seine Grenze findet, sich unter 32° nördl. Breite mit den californischen Küstenbergen vereinigt und einen 10 Breitengrade langen Ausläufer in den Ocean hineinschickt, welcher bei dem Cap St. Lucas endet und die unter dem Namen Alt-Californien bekannte unfruchtbare Halbinsel bildet. Das diesem Cap gegenüber liegende Cap Corrientes, an der Westküste von Mexico, bildet den natürlichen Anschließungspunkt für die Sierra Nevada, welche aber hier von dem tief in das Land hinaufgehenden californischen Golfe unterbrochen wird. Die Sehne des hierdurch gebildeten engeren Kreisabschnittes bilden die Schneegebirge von 49° bis zu 32° nördl. Breite und die Fläche wird durch eine mehr politische als natürliche Grenze unter 42° nördl. Breite in zwei Theile getheilt, von denen der nördliche unter dem Namen des Oregongebietes und der südliche unter dem von Neu Californien bekannt geworden ist. Die Höhenzüge, welche die Erhebungen hier bilden, führen in der östlichen Richtung den Namen „die californischen Berge," während die der Küste zunächst liegenden verschiedene Localnamen haben. Das mexicanische Californien war bis zur Beendigung des letzten Krieges, 1846, durch den 42. Breitengrad im Norden bezeichnet, von wo ab sich das Oregongebiet bis zum 49. Breitengrade erstreckte, worauf dann die englischen Besitzungen in Neu-Caledonien bis zum 54. Breitengrade folgten und was nördlich davon lag, an Rußland überlassen wurde.

Californien hat seinen größten Reichthum im Mineralreiche. Seine geologischen Verhältnisse sind mit denen von Mexico fast analog. Nieder-Californien besitzt schon seit langer Zeit die Silberminen bei Moleje und Real San Antonio, hat Kupfer und Bleierze, Schwefel und Salpeter und Soolquellen und selbst Goldwäschereien sind von einzelnen glücklichen Entdeckern benutzt worden.

Ober-Californien, das sich zwischen dem 31. und 32. Breitengrade von Nieder-Californien scheidet, hat schon bei Franzisquito, bei 34,8 Grad Breite einen Bergbau auf fein eingesprengtes Gold in Begleitung anderer Erze. Einen großen Reichthum hat es aber in seinen Goldseifen. Die Goldregion bildet eine Reihenfolge von krystallinischen Gesteinen aus Hornblende und Feldspath, die mit Serpentinen und mit Quarzgängen verbunden auf einem durch das Sacramentothal gerichteten Streifen gegen Norden über 40 Grad Breite hinausreicht. Die Thäler des San Joaquim und des Sacramentoflusses bilden ein einziges zwischen der Sierra Nevada und der Küstenkette gelegenes Längenthal, welches vorzugsweise in dem untern Theile beider Flüsse als ein ringsum geschlossenes, langgestrecktes, muldenförmiges Becken zu betrachten ist. Die als vorzüglich goldhaltig bekannten Thäler sind Querthäler des westlicheren Abhanges der Sierra Nevada, welche von Zuflüssen eingenommen werden, die in den San Joaquim und in den Sacramento münden. Zu den letzteren gehören die ergiebigsten Thäler, welche der Amerikan Fork (Rio de los Americanos), sowie dessen Quellflüsse der North Fork, Middle Fork und South Fork einnehmen, und ferner die Thäler des Father River (Rio de las plumas) und die von deren Quellflüssen, Bear River und Juba, eingenommenen. Von den Seitenthälern zu dem des San Joaquim sind goldhaltig die des Rio de los Cosumnes, de los Mukelemnes, de los Caballeros und des Stanislausflusses. Außerdem hat man in dem coast range für goldreich erkannt: Die Berge bei Bodega und die ehemals der russisch-amerikanischen Compagnie gehörigen Berge bei Ross, sowie ferner die Umgebungen der Mission Santa Clara, in denen auch auf Quecksilber gebaut wird und die südlicheren Küstenberge bis nach der Stadt Los Angelos. Auf dem Kamme der Sierra Nevada finden sich Eruptivgesteine verschiedener Art, während auf dem Westabhange krystallinische Schiefer mit vielen Quarzgängen und Trümmern in weiter Verbreitung auftreten. An vielen Stellen werden sie von

mächtigen Syenit-, Serpentin-, Porphyr- und Trappgesteinen durchbrochen und im südöstlichen Theile von wechselnden Conglomerat-, Sandstein- und Thonschieferflötzen überlagert, diese aber von einer mächtigen Diluvialablagerung im Westen überdeckt. Die Schichten dieser und der aus ihnen gebildeten Anschwemmungen erfüllen die weite und fruchtbare Thalebene am untern Theile des Sacramento, des San Joaquim und der in dieselben mündenden Nebenflüsse. In der Ebene trifft man selten anstehendes Gestein und erst in der Nähe des Vorgebirges der Sierra Nevada tritt das Diluvium deutlich auf, sich hier in weiter Verbreitung zu einer nicht unbedeutenden Höhe erhebend und im Wassergebiete des Sacramento bis auf das Schiefergebirge reichend, ohne daß die muthmaßlich auch hier vorhandenen Tertiairschichten zu Tage treten. Auf der entgegengesetzten Seite des Beckens am Fuße der Küstenkette sieht man dagegen die Tertiairschichten fast überall unter dem Diluvium sich emporheben. Am Fuße und in dem Vorgebirge der Sierra Nevada bildet ein Conglomerat aus den Trümmern der ältern Gesteine durch Thoncement verbunden häufig die oberste Schicht des Diluviums. Dasselbe ruht auf blauem Thone, Sand und Lehm in fast söhligen Schichten, welche halb verkohltes Holz und Blätterabdrücke enthalten und durch eine mächtige, auf dem festen Gesteine aufliegende Schicht von Gruß mit großen Quarzblöcken von letzterem getrennt werden.

Dieses Diluvium bildet die Hauptfundstätte des Goldes, welches mit den Trümmern des Diluviums auch in die tieferen Gegenden fortgeführt worden ist.

Die bedeutendsten Goldgewinnungen sind bisher in den Gegenden zwischen den Wassergebieten des Deer Creek im Norden und des Calaverasflusses im Süden auf einen Flächenraum von 30 Meilen Länge und 7 Meilen Breite gewesen. Das Gold wird meist unter den aus den Diluvialschichten losgerissenen und fortgeführten Trümmern gefunden, aus denen sich Alluvionen von Sand, Lehm, Gruß und Gerölle gebildet haben, welche die Erweiterung der Thäler einnehmen. Höher im Gebirge zeichnen sich diese Anschwemmungen durch geringere Anhäufung der Gerölle, aber durch größere Goldstücke aus und letztere deuten durch ihre eckige Gestalt und ihre Verbindung mit Quarz darauf hin, daß sie nicht weit von ihrer Lagerstätte fortgeführt sind. Das reichste Goldvorkommen ist unmittelbar auf der Unterlage des Diluviums auf das feste Gestein und hängt von ihrer mehr oder minder großen Zerklüftung ab, indem das Gold auf einer glatten Oberfläche leichter fortgeführt, auf einer rauhen Unterlage aber in den Vertiefungen zurückgelassen wurde.

Titan- und Magneteisen mit feinen Quarzkörnern und Sand vermengt bilden die Begleiter des Goldes, dessen Reichhaltigkeit an den verschiedenen Gewinnungspunkten sehr wechselt. Während auf einem Raume von 15 Fuß 30,000 Dollars Gold gewonnen wurde, lieferten andere Punkte kaum halb oder ein Drittel so viel und noch weniger. Da, wo die Ablagerungen in den höher gelegenen Flüssen ausgebreiteter sind, findet sich auch das Gold meist in dem, dem festen Gesteine aufgelegenen Sande, der 1½—4 Dollars Goldgehalt in 1000 Pfunden hat.

Bis jetzt ist das californische Gold nur in Verbindung mit Quarz vorgekommen, der das benachbarte krystallinische Schiefergestein in zahlreichen Gängen durchsetzt und an vielen Stellen goldhaltig ist, sodaß diese Gänge und Trümmer als ursprüngliche Lagerstätten des Goldes zu betrachten sind. Das Gold kommt vor in verschiedenem Korn von groben Stücken bis zum feinen Sand und in verschiedenen Farbennüancen.

Zum Waschen des Goldsandes bedient man sich verschiedener Werkzeuge und Maschinen. Der Rocker ist ein länglich viereckiger Kasten mit geneigten Seitenwänden, welcher wie eine Wiege auf kreisförmig ausgeschnittenen Unterlagen ruht. Er wird etwas geneigt aufgestellt und die zu verwaschende Erde in den mit einem Siebe versehenen, auf das obere des Kastens aufgesetzten, kleineren Kasten geschüttet. Dann wird Wasser darauf geleitet und dem ganzen Apparate eine wiegende Bewegung gegeben. Die durch das Sieb hindurch gehende Trübe geht zunächst auf ein mit einer kleinen Leiste am untern Ende versehenes Bret und von diesem in den untern Theil des Rockers. Von hier gelangt sie in eine zweite Abtheilung und wird endlich durch eine Oeffnung weggespült. Die im Kasten zurückbleibenden gröberen Stücken werden, sobald sie rein gewaschen sind, herausgeworfen. Der in der ersten Abtheilung des Rockers sich ansammelnde Vorrath wird in Waschpfannen concentrirt und rein gewaschen. Ein Mann kann auf solche Weise täglich 1000 Pfund Erde verwaschen. Die größeren Blättchen Gold bleiben gewöhnlich auf dem unter dem Siebe angebrachten Brete liegen.

Eine andere Methode ist das Waschen mit dem Long tom. Es ist dies ein an dem einen Ende mit einem Siebe versehenes Gerinne, welches so gestellt wird, daß das Wasser von selbst hineinläuft. Das untere mit einem Siebe versehene Ende steht über einem in mehren Abtheilungen geschiedenen Kasten. Die Erde wird in den oberen Theil des Gerinnes eingetragen und dann mit der Schaufel verarbeitet. Die Trübe fließt nun durch das Sieb in die untergestellten Gefäßabtheilungen, in denen die Goldkörnchen sich niederschlagen, während die Schlamm- und tauben Bergarten mit der Trübe abfließen. Der Rückstand wird hierauf in der Waschschüssel noch vollständig aufbereitet. Beschwerlich ist hierbei die Trennung des Goldes vom schwarzen Schliche, in welchem viel Magneteisen enthalten ist. Von diesem wird das Gold bisweilen mittels Quecksilber, häufiger aber noch durch das Wegblasen getrennt.

Im Allgemeinen kommt das Gold an den Quellen der goldführenden Flüsse in gröbern Körnern vor und diese Seifen sind auch gewöhnlich reicher als an den Ausmündungen derselben; nur fehlt dort meist das zum Waschbetriebe nöthige Wasser. Die Californier nennen solche Oertlichkeiten Dry-Diggins (trockne Gruben). Vorzugsweise ist dieser Name den reichen Seifen beige-

legt worden, welche zwischen den Quellen der Flüsse de los Cosumnes und de los Americanos liegen. Die Trennung des Goldes vom Sande mittels Verwaschung erfolgt dort nur zu der Zeit, wo der Schnee thaut oder zur Zeit der periodischen Regen und dann geschieht die Förderung der Sände — von den Gewinnungspunkten bis zu den Waschmaschinen oft 4 Meilen weit — auf Lastpferden oder Mauleseln in ledernen Säcken. Diesen kostspieligen Verwaschungen werden nur die dort so reich vorkommenden, zur trockenen Jahreszeit im Voraus gewonnenen, fetten, thonigen Sände unterworfen. Bei Verarbeitung der mageren Sände wendet man zunächst große Aufmerksamkeit auf sorgfältige Trennung des goldhaltigen Seifengebirges vom metallosen. Hierauf schüttet man die Sände auf ausgebreitete Ochsenhäute und trocknet sie an der Sonne. Vollkommen getrocknet werden sie dann mittels Schaufeln durch Drahtsiebe geworfen, welche in einen Rahmen eingespannt und schräg aufgestellt sind, ähnlich den Sieben, die bei den teutschen Amalgamirwerken im Gebrauche sind. Ist auf diese Weise der klarere Sand von den größern Fragmenten getrennt, so füllt der Arbeiter eine hölzerne, flache Schüssel mit ersterem an und hält sie über Kopfhöhe vor sich hin, während zu seinem Fuße eine zweite, leere Schüssel aufgestellt ist. Die mit Sand angefüllte Schüssel bewegt er dann abwechselnd von einer Hand zur andern, indem er sie etwas nach Vorn neigt, sodaß der Sand in einem ununterbrochenen und gleichmäßigen Strome, so zu sagen, in die auf der Erde stehende Schüssel herausgeschüttet wird, wobei der Wind die leichten Sandtheilchen fortführt, während sich die schwereren in dem am Boden unbeweglich stehenden Gefäße ansammeln. Ist die obere Schüssel leer geworden, so setzt er sie an die Stelle der angefüllten hin und unterwirft den Inhalt dieser letzteren wieder derselben Manipulation, die so lange fortgesetzt wird, bis in der Schüssel nur Gold mit schwarzem Schliche (Magneteisensand) zurückbleibt, von welchem das erstere dann nach der bereits angegebenen Methode abgesondert wird.

Diese langweilige und unvollkommene Arbeit haben in Californien die Mericaner eingeführt; später fingen die Californier an, die Benutzung des natürlichen Luftzuges aufzugeben. Sie erbauten sich zu diesem Behufe einen mit einer Spalte versehenen Apparat und schütteten durch die Spalte den Goldsand in dünnen Schichten unter Zuführung gepreßten Windes aus einem Ventilator. Grade unter der Spalte haben sie einen Kasten und neben diesen, auf der dem Ventilator entgegengesetzten Seite, noch zwei andere Kästen aufgestellt, in welche der Sand, abhängig von seinem specifischen Gewichte, in größerer oder geringerer Entfernung von der Spalte niederfällt. Das auf diese Weise erhaltene Gold ist fast mit dem gesammten Magneteisensande verunreinigt, muß daher immer noch verwaschen oder mittels Quecksilber getrennt werden.

Zur Gewinnung des Goldes aus den Quarzgeschieben und Quarzgängen, welche letztere häufig in den Vorbergen der Sierra Nevada im Kieselschiefer, Talkfels und Chloritschiefer und im Glimmerschiefer aufsetzen, werden Pochwerke und Amalgamationsmühlen angewendet. Die Einrichtung solcher Anstalten ist sehr roh, indem der Quarz auf einem kreisrunden, mit Granitplatten gepflasterten Platze durch zwei größere, vermittels einer von einem Maulthiere in Bewegung gesetzten Welle, harte Steine fein gemahlen wird. Das mit Wasser angemengte Quarzmehl wird dann herausgenommen und in der Waschschüssel oder in einer einfachen Amalgamationsmühle fertig aufbereitet. Der Goldgehalt des aus einem solchen Gange gewonnenen Quarzes betrug nach einem viermonatlichen Durchschnitte pro Tonne (2000 Pfund) = 40 Dollars, wobei reiche Fundstücken nicht in Rechnung gezogen sind. In einer Woche werden gewöhnlich 240 Tonnen Quarz gewonnen und zugutegemacht;

diese enthalten an Goldwerth	9600 Dollars
die Gewinnungs- und Aufbereitungskosten betragen	2772 "
Reiner wöchentlicher Gewinn bleibt also	6828 Dollars,

der jedenfalls sehr ansehnlich ist, aber doch nicht durchgängig angenommen werden kann.

Ueberhaupt aber ließen die reichen Ausbeuten der californischen Goldwäschereien, zu denen sich seit 1848 mehr als 100,000 Goldsucher eingefunden hatten, schon im J. 1852 nach. Der Ertrag des einzelnen Arbeiters wurde geringer und wird noch ferner geringer werden, als er in den ersten Jahren nach der Entdeckung der reichen Goldlager war. Es hat dies aber zur Folge, daß die Goldproduction in Californien jetzt und künftig mit größerem Capitale und kunstmäßiger betrieben wird. Denn bisher ist eigentlich nur der Sand der Bäche verwaschen worden, und wenn man in Betracht zieht, daß die sehr lange und breite Sierra Nevada bisher nur in einer verhältnißmäßig kleinen Ausdehnung Gold hergegeben hat, daß diese Gebirgskette von Oregon bis nach dem Rio Columbia sich ausdehnt und daß sie überall goldführend sein wird, so darf man an der Zukunft Californiens nicht zweifeln. Man wird nach und nach noch viele Goldlagerstätten zum Lohn derjenigen entdecken, welche hinlängliche Ausdauer besitzen. Die Ausbeute der ersten Goldsucher im J. 1848 war allerdings groß. Nach dem mäßigsten Anschlage von Leuten, die genau mit der Lage der Dinge bekannt waren, verdienten die ersten 4000 Goldsucher täglich an 50,000 Doll. Die meisten der Goldsucher hatten in jedem der Jahre 1848 und 1849 10, 20 und 30 Pfund Gold erspart; man konnte den durchschnittlichen reinen Ertrag auf 10—12 Pfund für jeden berechnen. Im J. 1850 belief sich derselbe nur auf 5—6 Pfund; in den folgenden Jahren ist er immer auf 4 Pfund berechnet. Die ersten Mannschaften kratzten nur das Gold mit dem Messer aus den Felskritzen und gewannen die reichsten Goldkörner; die zweiten wuschen die Erde vom Grunde der Löcher aus und machten eine nicht geringere Ausbeute; die dritten wuschen die Erde nach ihrer ganzen Mächtigkeit durch und auch sie fanden ihren reichen Lohn; die vierten endlich wuschen nicht ohne Gewinn das ganze Haufwerk nochmals durch. So sind

die Stellen, welche am reichsten waren, jetzt die ärmsten und am meisten verlassenen.

Den Goldsand von Californien hat Dufrenoy einer Untersuchung unterworfen und hierbei im Mittel folgendes Verhältniß gefunden:

Magneteisen, durch den Magnet ausgezogen	59,82
Eisenglanz, Titaneisen mit wenig Manganerz	16,32
Zirkon	9,20
Durchsichtiger Quarz	13,70
Korund	0,67
Gold, auf trockenem Wege bestimmt	0,29
	100,00

Die Verschiedenheit, welche zwischen der Größe und der Form der Körner besteht, die, welche das specifische Gewicht zeigt, kann bei allen den Elementen, welche den Sand darstellen, natürlich nur eine annähernde Zusammensetzung für denselben geben. Sie entsprechen aber einer Schätzung, die man auf den bloßen Anblick macht, und bieten Interesse dar für die Anzeichen, welche sie über das goldführende Terrain geben. Das specifische Gewicht des Goldsandes ist 4,37; das des Magneteisens 5,09. Die Körner des gewaschenen Sandes sind meistens 0,00005‴ lang und 0,00001‴ dick.

Ueber die Zusammensetzung des Goldes aus Californien liegen Analysen von Henry und Oswald vor, deren Resultate in Betreff des Gold- und Silbergehaltes fast ganz übereinstimmen. Es sind gefunden in 100 Theilen nach

	Henry	Oswald
Gold	88,75	90,01
Silber	8,88	9,00
Kupfer und Eisen	0,85	0,86
Kiesel, Rückstand	1,40	—
	99,88	99,88

Nach der Henry'schen Untersuchung betrug das specifische Gewicht 15,63. Nach dem Aushämmern und nachherigen Glühen betrug dasselbe 16,48.

Der Silbergehalt, welchen Bousſingault in einer Reihe von Analysen in dem natürlichen Golde von Columbia fand, betrug zwischen 11 und 35 Proc. (vergl. S. 143); er zog aus seinen Analysen den Schluß, daß Gold und Silber in dem Verhältnisse der Aequivalente verbunden seien und daß sich ein Atom Silber stets mit mehr als einem Aequivalent Gold verbände. Gustav Rose widerlegte diese Ansicht und wies nach, Gold und Silber seien isomorphe Substanzen, welche gewöhnlich nicht in dem Verhältnisse der Aequivalente mit einander verbunden vorkommen (vergl. Poggendorff's Annalen XXIII, 164). Verschiedene Analysen von natürlichem Golde aus dem Ural zeigten, daß bei weitem die meisten Proben keine bestimmte Zusammensetzung besaßen (siehe S. 111). Die Bemerkung von Dumas (Traité de chimie appliquée aux arts IV, 434), daß die Verhältnisse von Gold und Silber in einem Minerale von demselben Fundorte so constant sind, daß die Probirer die Zusammensetzung wissen, wenn sie genau den Fundort kennen, wird weder durch obige Analysen, noch durch die von G. Rose bestätigt, welcher in vier Proben Gold von demselben Fundorte resp. 5,23, 8,35, 9,02 und 16,15 Proc. Silber fand.

Der Werth des Goldstaubes hängt ebenso sehr von dem Feingehalte als von seiner Reinheit ab. Der Feingehalt der United-States-Münze zu Philadelphia ist 900 Tausendtheile, der durchschnittliche Feingehalt des californischen Goldes beträgt dagegen 881 Tausendtheile. Es ist kein californisches Gold gefunden worden, welches weniger als 860 Tausendtheile oder 21 Karat fein gewesen wäre. Nach den amtlichen Registern der United-States-Assay-office ergibt sich der größte Feingehalt des californischen Goldes 902 Tausendtheile, der niedrigste 866; als der größte Verlust beim Schmelzen 12,2, der geringste 2,1 Proc. Eine Unze Goldstaub, welche beim Schmelzen 2,1 Proc. verliert und dessen Feingehalt 902 Tausendtheile beträgt, hat einen Werth von 18 Dollars 20 Cents. Eine Unze Goldstaub von dem durchschnittlichen Feingehalte von 887 Tausendtheilen und dem durchschnittlichen Schmelzverluste von 6,1 Proc. ist 17 Doll. 89 Cents werth; eine Unze Goldstaub, welcher 12,2 Proc. beim Schmelzen verliert und nur 866 Tausendtheile fein ist, hat nur einen Werth von 15 Doll. 70 Cents. Die folgende Tabelle gibt den Feingehalt, Schmelzverlust und Werth verschiedener Sorten Goldstaub, welcher dem United-States-Assay-office zu Philadelphia zum Probiren übergeben war.

	Feingehalt. Tausendtheile.	Schmelzverlust. Procent.	Werth der Unze.
1 Partie	869	3,5	17 Doll. 33 Cents.
1 "	890	2,5	18 " — "
1 "	893	4,5	17 " 72 "
1 "	896	4,5	17 " 68 "
1 "	880	4,0	17 " 46 "
1 "	895	3,0	17 " 84 "
1 "	877	5,0	17 " 58 "
1 "	828	8,0	17 " 67 "

Ueber die Goldproduction in Californien liegen so vielfache Angaben vor, daß es oft zweifelhaft wird, welche für die wahrscheinlichsten und richtigeren zu halten sind. Denn die Massen Goldes, welche namentlich in den Jahren 1848 und 1849 von Passagieren weggeführt worden, lassen sich nicht einmal annähernd berechnen. Ein sehr erheblicher Theil der Goldausbeute entzog sich jeder Controle. Nach der Zusammenstellung eines sorgfältigen nordamerikanischen Schriftstellers, des Chemikers J. D. Whitney in seinem Werke: The metallic wealth in the United-States, described and compared with that of other countries (Philadelphia 1854.) p. 147 waren die Golderträge Californiens in den sechs Jahren von 1848 an wie folgt. Es gab das Jahr:

1848	5,000,000 Dollars, d. h.	21,150	Pfund
1849	20,000,000 " "	80,600	"
1850	45,000,000 " "	181,400	"
1851	65,000,000 " "	262,000	"
1852	62,500,000 " "	252,000	"
1853	62,500,000 "	252,000	"
im Ganzen	260,000,000 Dollars =	1,048,150	Pf. engl.

Troygewicht in reinem Golde. Daß wenigstens die letzte dieser Angaben der Wahrheit sehr nahe kommt, findet sich durch die Mittheilung eines andern Schriftstellers über Californien, der durch seinen Wohnsitz und seine Stellung wohl unterrichtet sein kann, bestätigt. Der Counsellor at law E. S. Capron sagt nämlich in seiner History of California from its discovery to the present time (Boston 1854.) p. 134, daß im J. 1853 für 60,000,000 Dollars Goldstaub aus dem Lande ausgeführt worden sei. Da die Verarbeitung des Metalls zu Schmucksachen, wie derselbe Autor hinzufügt, in San Francisco größer als in irgend einer andern Stadt der Vereinigten Staaten ist und überdies vieles Gold im natürlichen Zustande in den Geschäftslocalen der Juweliere und anderer Händler zurückbleibt, so ist allerdings die von Whitney angegebene Summe nicht zu bezweifeln. Was man von verarbeitetem Golde und von Gold im natürlichen Zustande in den Waarenlagern von San Francisco täglich ausgestellt sieht, hat nach Capron allein einen Werth von mehren Millionen Dollars. Nach einem Aufsatze in The North American Review N. CXVII. October 1852 S. 277 wurde an nordamerikanischem Golde in die Münze der Vereinigten Staaten geliefert:

im Jahre 1848 für	896,675	Doll.
1849 "	7,079,144	"
1850 "	36,938,314	"
1851 "	56,540,912	"
in den ersten 6 Monaten 1852 "	27,614,132	"
seit der Selbständigkeit der Vereinigten Staaten bis Ende Juni 1852 im Ganzen	141,877,209	"
von diesen Summen bestanden in californischem Golde	125,468,656	"
aus den atlantischen Staaten Nordamerika's also nur für	16,408,553	Doll.,

großentheils der Ertrag der Goldminen von Vaucluse, Orangecounty in Virginien. An californischem Golde wurde 1851

an die Münzen der Vereinigten Staaten geliefert	55,938,502	Doll.
direct von San Francisco nach London geliefert	3,392,760	"
direct von San Francisco nach andern Ländern	600,000	"
im Ganzen	59,931,262	Doll.

Die gesammte Production Californiens im J. 1851 wird man hiernach auf 65—70 Mill. Dollars anschlagen können; denn wenn auch der bei weitem größte Theil des ohne Declaration von zahlreichen Privaten aus Californien ausgeführten Goldes in die Münzen der Vereinigten Staaten geflossen ist, so zeigt doch schon der Umstand, daß 1851 1,277,800 Pf. Sterl., also ungefähr der doppelte Betrag der in San Francisco zur Ausfuhr nach London declarirten Summe, daselbst zur Einfuhr gemeldet ist, daß also, wie schon oben erwähnt, ein großer Theil der Goldausbeute sich jeder Controle entzieht. Für das Jahr 1852 führt der United-States Economist N. 29 vom 6. Nov. 1852 an, daß bis zum 1. Oct. von San Francisco verschifft seien:

nach Europa	4,153,336	Doll.
nach den Vereinigten Staaten . .	25,320,278	"
nach China mit Segelschiffen . .	410,841	"
Zusammen	29,884,455	Doll.

Da nun aber in den ersten neun Monaten 1852 nicht für 25,320,278 Doll., sondern für 40,439,285 Doll. Gold in die Münzen der Vereinigten Staaten eingeliefert wurden, so ergibt sich daraus, daß reichlich 15 Mill. Doll. in den Händen von Passagieren in die Vereinigten Staaten kamen. Aus diesen und den obigen von Whitney angeführten Zahlen ergibt sich, daß die Goldproduction in Californien im J. 1851 ihren Höhepunkt erreicht hat. Sir Roderich Murchison sprach bereits im September 1851 in der Quarterly Review aus, daß wahrscheinlich die Goldwäschereien in Californien bald erschöpft sein würden. Allein Californien wird noch für eine Reihe von Jahren eine sehr bedeutende Goldausbeute liefern, wenngleich der Ertrag des einzelnen Arbeiters bedeutend geringer geworden ist und noch geringer werden wird. In einem Aufsatze des schon oben erwähnten Octoberheftes der Northamerican Review (p. 386) „the Decline in the value of money" wird die Totalproduction an Gold des Jahres 1852 auf 138,384,000 Doll. (gegen 12,648,000 Doll. im J. 1800) und die Gesammtsilberproduction auf 39,900,000 Doll. (gegen 36,289,008 Doll. im J. 1800), Gold- und Silberproduction zusammen also auf 178,284,000 Doll. (gegen 48,937,008 Doll. im J. 1800) geschätzt und zugleich die Vermuthung ausgesprochen, daß die Goldausbeute im Betrage von mindestens 100 Mill. Doll. jährlich noch lange fortdauern, daß der Werth des Goldes aber nach 25 Jahren auf die Hälfte oder ein Drittheil seines jetzigen Werthes gesunken sein werde. Im directen Gegensatze mit dieser Annahme spricht sich Scheer in einer vielverbreiteten Schrift: „A Letter to Thomas Baring, Esq. M. P., on the effects of the Californian and Australian Gold discoveries" (London 1852.) p. 29 dahin aus, daß selbst eine Goldausbeute im Betrage von 2800 Mill. Pf. Sterl. für die Bedürfnisse des 19. Jahrh. nicht zu groß sein würde; Jacob (vergl. dessen Historical Inquiry on Precious Metals) hat den Zufluß an edeln Metallen seit der Entdeckung Amerika's für Europa im 16. Jahrh. auf 138 Mill., im 17. Jahrh. auf 337 Mill. und im 18. Jahrh. auf 800 Mill. Pf. Sterl. angeschlagen. Nach dem Verhältnisse von 337 : 800 würde das 19. Jahrh. (337 : 800 = 800 : 1908) 1908 Mill. Pf. Sterl. bedürfen. Von dieser Summe seien bis 1851 incl. erst 445 Mill. geliefert, es blieben also für die übrigen 49 Jahre des Jahrhunderts noch 1463 Mill. oder circa 30 Mill. Pf. Sterl. jährlich übrig. Bei der ungemein raschen Zunahme der Bevölkerung werde das Gleichgewicht aber nicht gestört werden, wenn auch ⅓ mehr oder in runder Summe 50 Mill. Pf. Sterl. jährlich

zu der vorhandenen Geldmasse hinzukämen. Beide Autoren gehen aber weit über das Ziel hinaus. Der Nordamerikaner läßt die wesentlich von den frühern Jahrhunderten verschiedenen Verhältnisse der Jetztzeit unberücksichtigt, der Engländer vergißt die ökonomische Richtung der jetzigen Zeit rücksichtlich der edeln Metalle. Nach Europa ist von der Goldausbeute Californiens bisher nur ein verhältnißmäßig sehr geringer Theil gelangt; denn der Ueberblick des Jahres 1854, welcher in dem Blatte Prices current and shipping list von San Francisco vom 30. Dec. 1854 mitgetheilt wird, enthält die aus dem Hafen von San Francisco abgegangenen Mengen Gold, und diese waren:

1851	=	59,931,262	Doll.
1852	=	45,779,000	=
1853	=	54,905,000	=
1854	=	51,429,000	=
Zusammen		212,044,262	Doll.

Von dieser Ausfuhr kommen circa 89 Proc. nach New-York und New-Orleans, 8 Proc. gradezu nach London, also nach Europa, und etwa 3 Proc. nach Asien und den Philippinen, nach Valparaiso und der Südsee. Ueberhaupt beliefen sich bis zu den neuesten Nachrichten die jährlichen Verschiffungen an Gold aus Californien in

1849	=	4,921,250	Doll.
1850	=	27,676,346	=
1851	=	59,931,262	=
1852	=	45,779,000	=
1853	=	54,905,000	=
1854	=	51,429,000	=
1855	=	45,182,631	=
1856	=	51,192,268	=
1857	=	49,340,186	=
1858	=	47,724,991	=
1859	=	17,160,206	=
Zusammen		484,541,200	Doll.

Das im J. 1858 in Form von Münzen, Barren und Staub verschiffte Quantum kam

in Dampfschiffen nach New-York für		35,578,237	Doll.
	New-Orleans	263,500	=
	Panama . . .	298,795	=
	Acapulco . . .	3,000	=
	London	9,025,738	=
	zusammen	45,169,270	Doll.,
in Segelschiffen nach	China für . .	2,244,895	Doll.
	Honolulu . .	172,183	=
	Südamerika	42,000	=
	Australien . .	46,000	=
	Ostindien . .	35,643	=
	Tahiti	15,000	=
	zusammen	2,555,721	Doll.
Gesammtsumme in 1858		47,724,991	Doll.
= = = 1857		49,256,182	=
Abnahme in 1858		1,531,191	Doll.

Aus den vorliegenden Angaben ergibt sich, daß, wie schon S. 160 erwähnt, Californien als Stätte der Goldausbeute seinen Culminationspunkt hinter sich, schon im J. 1851 erreicht hat. Nichtsdestoweniger wird aber das Land noch lange Gold liefern und man verdankt gegenwärtig die Hauptausbeute nicht mehr den Goldwäschereien, sondern den vielen Quarzmühlen, welche zur Bearbeitung des Gesteines aus den Quarzlagerstätten gebraucht werden. Der Durchschnittsertrag auf die Tonne (2000 Pfund) beträgt jetzt 20—25 Doll. Der californische Volkskalender für 1858, herausgegeben von Moritz Bauer, San Francisco (teutsch), gibt an, daß die Wasserleitungen, die zur Erbeutung des Goldes erforderlich waren, Ende 1855 schon eine Länge von 4593 engl. Meilen erreichten und etwa 8 Mill. Doll. kosteten. Nach den neuesten Nachrichten waren Ende 1858 = 279 Quarzmühlen im Betriebe und 5726 Meilen Wasserleitungen in Ausführung. Die Zahl der Goldgräber wird auf 130,000 Personen berechnet, sodaß der durchschnittliche rohe Ertrag jetzt nur noch 10 Doll. im Tage beträgt.

Die Goldentdeckungen in Neu-Caledonien (Britisch-Nordamerika).

Die Küstenländer des stillen Oceans, unter ihnen das Gebiet des Fraserflusses, haben in neuester Zeit eine plötzliche Berühmtheit erlangt, deren goldener Schein weit hin leuchtet über Neu-Caledonien und Vancouvers Island, Oregon und Washington Territorium. Die Zeit von 1849—1850, während welcher Californien wie ein wahres Pandämonium erschien, scheint wieder gekommen zu sein. 8000 Menschen verließen im Mai und Juni 1858 San Francisco, am 20. Juni betrug die Zahl schon 12,000, um nach der neuen Goldregion am Fraser's River zu schiffen. Jedes Goldgräberlager in Californien stellte hierzu ein Contingent zu der Hedschra nach Neu-Caledonien. Viele von den Quarzmühlen in Californien mußten wegen Mangels an Leuten ihren Betrieb einstellen, man hörte nur das Wort: „Fraser's River." Die Goldsucherei hatte in Californien schon ihren poetischen Reiz verloren, Alles strömte nach dem neuen Dorado und nur die Verständigen in Californien knüpfen an die Nachrichten von dem neuen Goldlande die Hoffnung, daß dadurch Californien sich seiner wüstesten Bevölkerungselemente mit guter Manier entledigen werde.

Der erste geschickte Miner, welcher am Fraserflusse arbeitete, war der Schotte Adams. Er machte im Frühjahre 1857 eine Reise in diesen Theil des Hudsonsbaigebietes und erfuhr dort, die am Fraserflusse lebenden Indianer hätten Goldstaub am Flußufer ausgegraben. Adams blieb 3 Monate bei den Indianern und gewann in dieser Zeit mehre Tausend Dollars an Gold. Von hier aus begab er sich nach Puget-Sound, einer von dem Meerbusen von Georgia in das Washingtongebiet führenden Durchfahrt, erzählte dort seine Geschichte einigen amerikanischen Matrosen, welche mit ihm zu den Minen am Fraserflusse zurückkehrten und ihr Goldsuchen mit beträchtlichem Erfolge fortsetzten. Auf diese Weise

verbreitete sich das Gerücht über die neuen Goldgruben weiter. Die Einwohner von Victoria und endlich von San Francisco griffen die wundersame Mähr auf und in den ersten Monaten des Jahres 1858 hatte das Rennen nach dem neuen Dorado seinen Anfang genommen.

Zur Orientirung für die neue Goldregion bemerken wir, daß eine ziemlich gerade Linie von Fort Colville am Columbia an der Nordgrenze Oregons bis hinauf nach Fort Thompson am gleichnamigen Zuflusse des Fraserflusses im britischen Oregon oder Neu-Caledonia vorzugsweise den goldhaltigen Distrikt durchschneidet. Westwärts bildet das Cascadengebirge, welches sich als Fortsetzung der californischen Sierra Nevada bald näher bald ferner längs der Küste durch Oregon-Washington und die britischen Besitzungen am Georgiasund hinzieht, die Grenze dieses Distrikts, ostwärts die Ausläufer der Felsengebirge; nach der Mitte hin liegt der See Okanagan und das meiste Gold hat sich bis jetzt am See Schewhap (Shuswap) unter 50° 50′ nördl. Breite und 119° 30′ westl. Länge von Greenwich gefunden. Das ganze Plateau, einst Boden eines Meeres, von welchem die zahlreichen Seen mit ihren goldhaltigen Ab- und Zuflüssen übrig geblieben, ist somit zwischen dem 48. und 51. Grade nördl. Breite und 117—121° westl. Länge belegen, die nördliche und überwiegende Hälfte davon im britischen Oregon, im Flußgebiete des Fraser. Die Bedeutung, welche man der Entdeckung dieser Goldregion beilegt, läßt sich danach bemessen, daß nicht blos unter der Classe der Goldgräber in Californien die größte Aufregung und Auswanderungslust entstanden ist und seit 1858 eine regelmäßige Packetfahrt von San Francisco nach Townsend und anderen Häfen am Georgiagolfe besteht, sondern daß auch die Regierung von Großbritannien den Untersuchungen große Aufmerksamkeit schenkt und bereits Taxen für die Erlaubniß zum Goldgraben (10 Schilling per Monat für jede Person) ertheilt hat. In einem Briefe des Gouverneurs Douglas an den Secretair der Hudsonsbaicompagnie vom 18. Febr. 1858 gibt derselbe den Totalertrag seit Entdeckung der Goldlager auf etwa 1000 Unzen an, ein allerdings verhältnißmäßig kleiner Ertrag zu dem der ersten 8 Monate in Californien, wo er 150,000 Unzen überstieg. Die bis jetzt nach England geschickten Proben erwiesen sich übrigens als weniger werthvoll als die von Californien. Ueber die Ergiebigkeit der Minen sind bei Abfassung des vorliegenden Artikels weitere Nachrichten noch nicht eingegangen, doch stimmen verschiedene, bis Mitte April 1858 reichende Briefe dahin überein, daß ein fleißiger Arbeiter selbst mit der einfachsten Pfanne täglich 10—50 Dollars Gold erziele. Ebenso wenig liegen gegenwärtig nähere Nachrichten über die Goldfelder vor, welche in neuester Zeit in dem

nordamerikanischen Gebiete Arizona,

welches von der Regierung der Vereinigten Staaten der mexicanischen Regierung abgekauft worden, aufgefunden wurden. Das Gebiet liegt an den Grenzen von Neu-Mexico, zwischen Californien und Texas und wird durch den Gilafluß bewässert. Schon unter mexicanischer Herrschaft waren über den Goldreichthum dieser Gegend viele Gerüchte in das Publicum gelangt. Sobald im November 1858 nach San Francisco von diesem Funde Nachricht gelangte, begann auch dahin das Zuströmen der Goldgräber. — Wir betrachten nun das Goldvorkommen in

Australien,

ohne Zweifel der älteste von allen Continenten der Erde. Man kennt in Australien bis jetzt außer sehr unbedeutenden und beschränkten Tertiairablagerungen nur krystallinische Gebirge und primaire Formation vom Silurischen aufwärts, welche die Hauptmasse des Continents zusammensetzen. Schon im J. 1788 wurde in der Nähe von Port Jackson Gold entdeckt und aus den 1830ger Jahren finden sich einzelne mehr und weniger glaubwürdige Angaben von dem Auffinden einzelner Goldstücken in den westlich und nördlich von Sydney gelegenen blauen Bergen. Im J. 1839 stellte Graf Strzelecki eine geologische Untersuchung über das australische Küstengebirge an und wies nach, daß die Haupt- oder westliche Gebirgskette dieses Landes aus paläozoischen Gebirgsformationen besteht, die durch Syenit, Granit und Porphyr durchbrochen werden und daß in der langen in der Richtung von Norden nach Süden streichenden Gebirgskette sehr häufig Bruchstücke mächtiger Quarzgänge vorkommen. Im J. 1841 brachte M. B. Clarke aus dem Macquarriethale Gold, welches er bei der geognostischen Untersuchung dieser Gegenden gefunden, nach Sydney und sprach die Ueberzeugung aus, daß sich Gold in reichlicher Menge in den Quarzgängen des Schiefergebirges jener blauen Berge finden müsse. In Folge dieser Mittheilungen und nach genauer Untersuchung der von Strzelecki erhaltenen Mineralien hat hierauf R. Murchison der geographischen Gesellschaft im Mai 1841 und später im Mai 1845 der geologischen Gesellschaft von Cornwall seine Vermuthungen ausgesprochen, daß, weil das australische Küstengebirge eine große Aehnlichkeit mit dem Uralgebirge habe, das Vorhandensein von Gold in demselben sehr wahrscheinlich sei. Im J. 1846, bei einer Versammlung der geologischen Gesellschaft, drang Murchison darauf, daß die überzähligen Grubenarbeiter der cornischen Zinnbergwerke zur Auswanderung nach Australien und Ausbeutung der dortigen Goldseifen bestimmt würden und richtete am 5. Nov. 1846 ein Schreiben an den damaligen Colonialminister Graf Grey, um dessen Aufmerksamkeit auf die verborgenen Schätze Australiens zu lenken. Auch sprach 1847 Thomas Mitchell bei einer Expedition aus, wie er eine der uralischen ganz ähnliche und sehr goldreiche Gebirgsformation angetroffen und in weißen Quarz eingesprengte Goldkörnchen gefunden habe. Zu Anfang 1849 wurde ein sehr schönes mit Quarz verwachsenes Goldstück nach Melbourne gebracht, mehre Goldproben fanden sich bei Bulabula und vielseitig wurde das größere Goldvorkommen nicht bezweifelt, allein aus Besorgniß, die neue Colonie Neu-Süd-Wales werde durch Auffinden großer Goldmengen ähnliche sociale und gewerbliche Störungen

rleiden, wie Californien, beargwöhnt. Um den immer nehr und mehr sich ausdehnenden Kupferbergbau in Neu-Süd-Wales zu untersuchen, schickte die Colonialegierung den englischen Geologen Stutchbury nach Australien. Dieser langte im December 1850 in Sydney n und wurde zum Geognosten der Colonie ernannt. Durch diesen und einen gewissen Hargraves wurde nun das wirkliche Vorhandensein von Gold dargethan. Am 2. Mai 1851 erschien im Sydney Morning Herald ine Angabe, daß Gold in den Alluvionen des Westandes gefunden sei. Am 8. Mai wurde in einem öffentichen Vortrage in Bathurst berichtet, wie sich vom Fuße er sogenannten Big-hills bis ziemlich weit unterhalb Wellington eine große goldführende Alluvialebene erstrecke, daß an unzähligen Punkten Gold darin aufgefunden sei und ohne Zweifel auch noch an sehr vielen Punkten werde aufgefunden werden. Bereits war eine Compagnie von neun Arbeitern gebildet, die am sogenannten Sommerhill-Creek nahe bei dessen Einfluß in den Macquarie beschäftigt waren, etwa 50 Meilen von Bathurst, und man hatte diesem Orte den Namen Ophir gegeben, jedenfalls zur Erinnerung an das alte Salomonische Ophir (S. 88). Durch die Bemühungen von Hargraves in Verbindung mit Stutchbury wurde nun die Bearbeitung der goldführenden Ablagerungen in Angriff genommen und die Existenz von großen Goldmengen in so unzweifelhafter Weise dargelegt, daß nicht nur die Aufmerksamkeit des ganzen Landes auf die Goldangelegenheit gerichtet, sondern auch durch eine Proclamation das Besitzthum aller edeln Metalle der Krone Großbritanniens vorbehalten, die Gewinnung derselben durch Privaten aber concessionirt wurde. Schon am 19. Mai war die Zahl der in Sommerhill und Lewis-ponds-Creek arbeitenden Goldgräber auf 600 gestiegen und manche derselben hatten täglich 3—4 Pfund Sterling Goldwerth gewonnen. Eine Partie von vier Arbeitern hatte eines Tages sogar 30 Unzen ausgewaschen, worunter ein Stück von 1 Pfund Gewicht. Ein anderer Goldgräber hatte innerhalb drei Wochen 1600 Pfund Sterl. erübrigt und eine nicht unbedeutende Menge Gold wurde in der Bank zu Bathurst aufgehäuft. Gegen Ende Mai 1851 ging die erste Goldsendung, im Werthe zu 800 Pf. Sterl., darunter ein Stück von 40 Unzen Gewicht, nach London ab. Im Juni gingen abermals 900 Pf. ab. Man fand häufig Stücken von 36 und 22 Unzen Gewicht und nannte derartige Stücken „nuggets.“ Der Geolog Stutchbury bezeichnete folgende Oertlichkeiten als gewinnreich: 1) Die große Barre im Macquarie Rio bei Walgumbulla, unter dem Einflusse des Turon River. 2) Die Barre am Einflusse des Turon in den Macquarie River. 3) Verschiedene Barren im Turon etwa 8 Meilen aufwärts. 4) Im Macquarie bei Rolly's Eck und die Barren aufwärts und abwärts, auf 3—4 Meilen gelegen. An allen diesen Oertlichkeiten fand er mit Hilfe einer kleinen Schale und ohne tief zu graben Gold. (Vergl. Quarterly Review of September 1850 und Siluria by Murchison. London 1854. p. 449—454 Gold of Australia.)

Bald waren am Turon und zu Ophir, zu Worldsend und anderen Orten an 3000 Menschen mit Waschen des Goldes beschäftigt. Der Werth des vom 28. Mai bis zum 18. Aug. 1851 vom Zoll aus in Sydney abverschifften Goldes überstieg bereits 50,000 Pf. Sterl., welche Summe übrigens, da viel Gold der Controle entzogen wurde, den Gesammtbetrag weder der Ausfuhr noch der Gewinnung repräsentirt. Man fand das Gold in drei verschiedenen Formen, als Korn- oder Schuppengold, in größeren Stücken oder „nuggets“ und im Quarze oder Muttergesteine. Einen großartigen Goldfund im Quarzmuttergesteine machte im Juli 1851 am Merinda-Creek, von Bathurst etwa 53, von Mudgee 18 und von Wellington 30 Meilen entfernt, Dr. Kerr. Er fand unter einem Quarzhaufen an 106 Pf. Gold in drei Quarzblöcken eingelagert. Der größte der Blöcke wog 70 Pfund roh und lieferte 60 Pfund reines Gold. Die beiden anderen Blöcke waren etwas kleiner. Die Aufmerksamkeit wurde hierdurch allgemein auf die Gewinnung des Goldes aus dem Muttergesteine geleitet, zumal sich zeigte, daß ein großer Theil des am Westabhange der Dividing range auffetzenden Quarzganges goldführend war. Nach vielfachen Versuchen wurde aus einer Unze Quarz 2—3 Grän Gold ausgezogen. Andere erhielten aus 100 Pf. Quarz 1½ Pf. Gold, noch Andere bekamen aus einer Tonne Quarz circa 170 Unzen Gold = 520 Pf. Sterl., der Quarz verrieth aber oft selbst unter der Loupe keinen Goldgehalt. So wurden später etwa 20 Meilen von Geelong noch goldreiche Quarzminen entdeckt, welche außerordentliche Erträge gaben. Unter den vielfach aufgefundenen größeren Stücken zeichnen sich außer den schon oben erwähnten noch folgende aus. In den Wäschereien am Forest-Creek, Mount Alexander in der Victoria-Colonie, wurde ein Klumpen reines Gold gefunden, welcher 27 Pfund 6 Unzen 15 Drachmen englisches Gewicht besaß und einen Werth von 5500 Dollars hat. Der Klumpen, „King of Nuggets“ oder „King of Lumps“ genannt, hat eine unregelmäßige, nierenförmige Gestalt von 11 Zoll englischer Länge und an der breitesten Seite 5 Zoll Breite. Er ist in Besitz des Hr. Herring in London gelangt.

Ein anderer großer Klumpen wurde 1858 in der Nähe von Ballarat, im Felde der Red Hill Company zu Bakery Hill, gewonnen. Er wurde zu Melbourne meistbietend verkauft und 1859 nach London gebracht. Das genaue Gewicht beträgt 184 Pfund 9 Unzen 16 Drachmen engl. Gewicht (138 Pf. preuß. Gewicht). Die chemische Untersuchung ergab 99,20 Proc. reines Gold. Die jetzigen Besitzer, Dangleish, White und Hankey, von Great St. Helens, australische Kaufleute, haben für diesen bis jetzt größten aller Goldklumpen, „Welcome“ genannt, 9525 Pf. Sterl. (circa 63,500 Thlr.) gegeben.

Die Goldregion hat in Australien eine so große Ausdehnung gewonnen, daß die Grenze nicht genau zu bestimmen ist. Gold findet sich zwischen Bingara, das nördlich liegt und der Gebirgskette des Cap Otway, was einen Raum von neun Breitegraden einnimmt. Weiter nördlich hin findet sich Gold bis zum

Abundanceberg bei Fitzroydowns. Hiernach zieht sich das Gold von Süden nach Norden in einer Länge von 12 Breitegraden hin. Im Osten Australiens wurde Gold bis znm Hangingrock gefunden, über den 150. Grad der Länge hinaus und westwärts bis Echunga am Onkaparingaflusse, welches im 139. Grade der Länge liegt, sodaß die Goldlager sich 11 Grade in die Länge ziehen. In diesen Strichen sind fortwährend nicht allein in Gruß und Sand, sondern auch in Quarzadern Goldlager gefunden. Das Gold findet sich in jeder Form vor; meist in Kornform und kleinen Stücken, die man Pepiten nennt. Im April 1852 belief sich die Zahl der Goldgräber auf 150,000.

Viel Interesse haben einige Musterstücke australischen Goldes gewährt, wovon zwei in reinem dichten, aber nur halb-harten Brauneisenerze bestanden, mit nicht sparsam eingesprengtem Golde von schön hochgelber Farbe. Das Brauneisenerz wird hier durch Umwandlung aus Eisenkies entstanden sein und steht sehr mächtig an. Fundort: Tomboath-Gold-Field bei Bathurst. Ein anderes Vorkommen bei Brudigo unfern Victoria zeigt trüben graulich weißen Quarz, mit eckigen Räumen (keine Krystalldrusen), zur Hälfte mit Gold von hochgelber Farbe besetzt, in kleinästiger Gestalt. Der Quarz läßt viele Klüfte wahrnehmen, die durchweg von Brauneisenerz braunen Anflug haben. Ein anderes Goldklümpchen, das unter dem Hammer zersprang, zeigte sich hohl und mit feinstem braunem Goldstaube ganz gefüllt, der mit einigen etwas gröberen Quarzstückchen gemengt war. Die Analyse ergab für:

die derbe Goldhülle		den Goldstaub mit Quarzkörnchen		nach deren Ausscheidung
Gold	945,50	Gold	960	983,6
Silber	50,75	Eisenpererys	16	16,4
Kupfer oder Eisen	3,75	Kieseltheilchen	24	—
	1000,00		1000	1000,0

Hiernach gibt es also öfters zweierlei Arten Gold in Australien, wovon die eine 0,20 Silber enthält, die andere reiner ist.

Der Feingehalt des australischen Goldes ist nach Clarke's Untersuchungen beträchtlicher als der des californischen und des russischen und beträgt etwas über 90 Proc. im Durchschnitte. Ein Stück von 51 Unzen 14 Drachmen Gewicht mit wenig Quarz vermischt enthielt 51 Unzen 23karatiges Gold. Der Preis, um den die Unze zu Bathurst verkauft wurde, war 2 Pf. Sterl. 18 Sh. für Goldsand, entweder absichtlich oder zufällig mit Titaneisensand gemengt, in welcher Gestalt derselbe „emery" genannt wird. Der Preis stieg allmälig auf 3 Pf. 5 Sh. und 3 Pf. 8 Sh. und war zuletzt 3 Pf. 13 Sh. für Victoria und 3 Pf. 10½ Sh. für Neu-Süd-Wales.

Einen besonderen Reichthum an Gold schließt namentlich die Colonie Victoria ein. Sie enthält etwa 20,000 (engl.) □Meilen goldhaltigen Boden, incl. 200 □Meilen Quarzfelsen (reefs). Das Alluvialgold haltende Land wird auf 20,444 Mill. Kubikyards geschätzt. Angenommen nun, daß 100,000 Diggers jährlich 9(Mill. Kubikyards goldhaltigen Stoff auswaschen, so würden 2240 Jahre erforderlich sein, um den Reichthum an Alluvialgold zu erschöpfen. Die 200 □Meilen Quarz, zu 20,650 Mill. Tonnen veranschlagt, würde es bei den jetzigen Verfahren 100,000 Diggers erfordern, um dieselben in 300 Jahren auszubeuten. Den Quarz per Tonne durchschnittlich zu 1 Pf. Sterl. gerechnet, würde einen Ertrag von 62 Mill. Pf. Sterl. für jedes dieser 300 Jahre ergeben. Die 1857 in Melbourne versammelte Commission schlug den Totalwerth der Colonie an Gold auf 26,783,000,000 Pf. Sterl. an. Die Ausbeute im J. 1856 soll 12½ Mill. Pf. Sterl. betragen haben. In den 17 Goldwäschen des südlichen Australiens wurde nach dem in Melbourne erscheinenden Argus in den 12 Monaten von 1857—1858 eine Masse von 578,000 Unzen und in den 12 entsprechenden Monaten 1858—1859 nicht viel weniger, nämlich 535,000 Unzen Goldes gewonnen. Der Ertrag einzelner Fundörter belief sich in einer Woche auf 13,000, in einem Jahre auf 53,000 Unzen Goldes. Das Ergebniß über die australischen Goldwäschen ist nach Nachrichten aus Sydney folgendes. Es wurden an Gold gewonnen in

1851	=	126,000	Unzen
1852	=	1,750,000	"
1853	=	2,475,000	"
1854	=	2,360,000	"
1855	=	3,230,000	"
1856	=	3,613,000	"
1857	=	3,033,000	"
1858	=	2,811,000	"
Zusammen		19,398,000	Unzen.

Die Ausbeute hatte somit im J. 1856 ihren Gipfel erreicht. Die Unze Gold ist 3½ Pf. Sterl., geprägt 3 Pf. 17 Sh. 10½ P. Die bisherige Goldausbeute stellt daher einen Werth von 73,712,000 Pf. Sterl. oder 1842¾ Mill. Francs dar. Nach dem letzten statistischen Congresse in London (1860) stellten sich folgende Angaben über die bisherige Erzeugung an Gold in Australien heraus:

In Neu-Süd-Wales wurden von 1851—1859 im Ganzen gewonnen: 1,884,056 Unzen, oder die Unze zu 77 Sh. berechnet = 7,253,616 Pf. Sterl.; der Ertrag Victoria's dagegen ließ sich für die Zeit von 1851—1859 nur in runder Summe auf mehr als 21 Mill. Unzen oder 93,810,212 Pf. Sterl. angeben. Süd-Australien hat in den Jahren 1852—1859 im Durchschnitte 160,000 Pf. Sterl., Tasmania nur 8000 Pf. Sterl. ergeben. Seit 1857 hat auch Neu-Seeland Gold im Betrage zu 35,000 Unzen oder 140,000 Pf. Sterl. ausgeführt. Die Golderzeugung sämmtlicher australischer Colonien von 1851—1859 wird auf 101,371,828 Pf. Sterl. angegeben. Den Zuwachs in Neu-Seeland hat Dr. Hochstetter entdeckt. Allein für Australien ist selbst das Gold eine nicht minder werthvolle Erscheinung als wie das zauberhafte Aufgehen neuer Staaten in Amerika. Erst mit Entdeckung der Goldfelder kam eine große Einwanderung nach Australien, und seitdem das goldene Zeit-

alter für die Colonie Victoria aufgegangen und die Geldmärkte Europa's mit Gold überschwemmt wurden, ist dem Gewerbfleiße der alten Welt ein so hoher Antrieb gegeben, wie er historisch seit der Entdeckung Amerika's und des Seewegs nach Indien gar nicht dagewesen ist.

Ein Rückblick auf die vorliegenden Untersuchungen und Materialien über das Vorkommen und die Verbreitung des Goldes läßt die Golddistricte nicht als eine Seltenheit erscheinen, und wenn auch unter allen edeln Metallen grade das Gold in seiner Verbreitung am beschränktesten ist, so ist doch seine Vertheilung über das Ganze der Erdoberfläche fast gleichmäßig erfolgt. In der Geographie des Mittelalters, in welcher sich mannichfach verunstaltet die geographischen Mythen der classischen Vorzeit abspiegeln, finden wir die Nähe des Aequators als die eigentliche Heimath, die Orte der Hauptzusammlung des Goldes bezeichnet. So schrieb 1495 der catalonische Steinschneider Mossen Jaime Ferrer an den Admiral Christoph Columbus: „So lange Ew. Herrlichkeit nicht so südlich segeln, bis sie auf Menschen von schwarzer Hautfarbe stoßen, werden sie nicht große Dinge, wirkliche Schätze, wie Spezereien, Diamanten und Gold finden." Columbus sagte in einem vom 14. November 1492 datirten Schreiben, als er längs der Küste von Cuba segelte: „Nach der vielen Hitze, die ich leide, muß das Land reich an Gold sein." Und in der That fand diese Meinung in den großen Goldmengen, welche seit der Entdeckung Amerika's aus den warmen Ländern dieses Erdtheils nach Europa kamen, vielseitigen Glauben, der noch 1824 einen der größten Chemiker zu der Aeußerung veranlaßte, daß das Gold in den wärmsten Zonen der Erde am häufigsten vorkomme. Die schon längst bekannte Ergiebigkeit der thracischen, kolchischen, issedonischen (d. i. norduralischen), spanischen und böhmischen Goldwäschen hätte schon damals leicht das Gegentheil beweisen können. Und wenn Herodot (III, 106) darauf hinweist, daß bei der ungleichen Austheilung der Güter und der Schätze des Bodens die schönsten Erzeugnisse den Enden der Welt zu Theil geworden, so drückte er mit diesen Worten nur die einfache Thatsache aus, daß durch den Verkehr der Völker den Hellenen, als Bewohnern der gemäßigten Zone, Gold und Gewürze, Bernstein und Zinn aus weiter Ferne zugeführt wurden, da mit der Idee der Ferne, nach damaligen Vorstellungen, sich alle herrlichen Erzeugnisse der Erde vereinigten. Wir haben gesehen, wie jede Abhängigkeit des Goldvorkommens von der Temperatur der Orte und von ihrem Abstande von den Polen, von der Nähe oder Entfernung von den Wendekreisen, soweit jetzige Erfahrungen reichen, widerlegt ist. Die Goldausbeute am Ural zwischen 54° und 60° Breite, am nördlichen Ural zwischen 63° und 64° Breite, an den obdorskischen Bergen zwischen 66—67° nördlicher Breite, die sibirischen Wäschen zwischen 61° und 59° Breite, geben hinreichend Zeugniß, wie die größte Häufigkeit des Goldes sogar weit vom Aequator, etwa von 55—50° nördlicher Breite vorkommt, und wie überhaupt die größte Häufigkeit des bis jetzt ausgebrachten Goldes weit nördlich vom Aequator, zwischen 37° und 57° Breite fällt. Es ist allerdings sehr merkwürdig, daß sich der Goldreichthum von Mexico und Peru, in beiden Hemisphären, fast in gleicher Entfernung vom Aequator befindet. In dem großen Raume, welcher die Erzniederlagen von Potosi und de la Paz von denen von Mexico trennt, befinden sich nur die Gruben von Pasco und Chota, welche reich an edeln Metallen sind. Allein die Zahl der bis jetzt ausgebeuteten Gegenden ist in den verschiedenen Erdtheilen, in welchen sämmtlich die goldführenden Districte keine Seltenheiten sind, fast nur von Dauer und Intensität der Bekanntschaft goldbedürftiger und goldsuchender Nationen mit einem jeden derselben abhängig, und eben deshalb auf gleichen Räumen, sowol in Europa allein, als auch in Europa und Asien zusammengenommen, schon jetzt mindestens ebenso groß als in Amerika. Eine von hier abweichende Vorstellung hatte man bisher nur deshalb, weil man diejenigen Goldmengen nicht genugsam würdigte, welche die schon längst cultivirten Theile der Erdoberfläche in früheren und frühesten Zeiten geliefert haben. Nehmen wir aber diese mit in Rechnung, so bleibt kaum zweifelhaft, daß dereinst noch eine, die vorhandene weit übertreffende, Anzahl der fraglichen Fundorte in denjenigen ungeheuren Strecken von Afrika, von Südasien, von Australien, von Amerika und wol auch in manchen europäischen Gebirgen bekannt werden wird, welche bisher theils noch gar nicht geognostisch untersucht sind, theils doch nicht auf eine zu jenem Zwecke ausreichende Weise.

In allen bisher bekannt gewordenen Goldschutt-districten ist das Vorkommen von ausgezeichnet großen und gedrängt liegenden Körnern auf kleine Räume beschränkt geblieben, und man könnte hiernach wol bezweifeln, ob die Mengen Goldes, welche man aus Regionen, die uns noch unbekannt sind, dermal einst gewinnen wird, ausreichen werden, um den Anforderungen einer stets wachsenden Bevölkerung und den unaufhörlich wachsenden Bedürfnissen des Handels und Luxus zu genügen. Man hat auf der anderen Seite durch die ungeheuren Productionen in Californien und Australien die Furcht rege gemacht, der Werth des Goldes werde im Verhältnisse zu dem des Silbers mit der Zeit beträchtlich herabgedrückt werden. Allein die großen Ausbeuten der neuesten Zeit haben ihren Erfolg, wenigstens für Californien und Australien, einer großen Zahl höchst unternehmender, sehr energischer und für das Goldwaschen begeisterter Menschen zu danken, welche mit allem Golddurste die Alluvionen durchwühlt haben und noch durchwühlen. Die Geschichte aller Goldwäschereien gibt hinlängliche Beweise, auf wie kurze Zeiten die übermäßige Ausbeute anhält, wie schon nach wenigen Decennien ein Stillstand eintritt. Das Silber und das silberführende Blei andererseits sind ziemlich weit in die Tiefe verbreitet; sie werden dem kühnen und geschickten Bergmanne, wie Murchison in seiner Silluria, der Geschichte unseres Erdballes in den ältesten Perioden, soweit uns organische Reste überliefert sind, sehr richtig bemerkt, für eine lange Zukunft reichlichen Gewinn spenden und zwar in dem Maße mehr als die

mechanischen Hilfsmittel verbessert werden und neue Erfindungen die Schwierigkeiten der unterirdischen Arbeiten verringern. Die Wissenschaft der neuesten Zeit stellt ziemlich genau fest, daß das Verhältniß beider Metalle sich für lange Zeit gleichbleiben, ja sogar alle Theorien überleben wird, ohne die Wahrheit eines Ausspruches des Patriarchen Hiob anzutasten. Schon er hat die bis weit in die Tiefe (Cap. 28) reichende Verbreitung des einen und die oberflächliche Vertheilung des anderen angedeutet: „Es hat das Silber seine Gänge und das Gold seinen Ort."

Es ist ferner die Ansicht aufgestellt worden, daß unter den Gebirgen der Erde die sogenannten Meridianketten die goldreichsten seien. Allein schon Erman widerlegt (Archiv für wiss. Kunde von Rußland VII. B. S. 732) die Angabe, daß es überhaupt Meridianketten als eine Classe von Gebirgen gebe, da namentlich die goldreichen Theile der Cordilleren, des Ural und der oborischen Berge, die man vorzugsweise als Stützen einer solchen Ansicht angeführt findet, nach Norden gerichtet sind. Selbst Murchison stellte in der Sitzung 1850 der British Association for the advancement of science die Ansicht auf, das meiste Gold sei an Ketten gefunden worden, die zur Nordsüdrichtung eine etwas nähere Beziehung hätten als zur Ostwestrichtung. Allein schon viele Beispiele beweisen, daß diese Ansicht durch goldführende Ketten nicht mehr als etwa durch die Gebirge überhaupt bestätigt wird. Fehlt es überhaupt an einem Gesetze für das Goldvorkommen, zeigen einige gemeinsame Kennzeichen aller goldreichen Gegenden sich unhaltbar, so führen dagegen geognostische und mineralogische Thatsachen zu einer Unterscheidung dieser Gegenden in zwei wesentlich verschiedene Classen, deren Unterschied maßgebend über die Ertragsfähigkeit der Golddistricte und von erheblichem Einflusse auf die allgemeineren Züge ihrer Geschichte ist. Das Gold selbst findet sich nämlich, wie wol nie anders als gediegen und immer mit einigem Silber legirt, auf zweierlei Weise. Entweder: 1) auf mächtigen, aber nur einzeln streichenden Gängen oder gangartigen Zonen, auf denen es bis zu großer Tiefe vorkommt und die außer ihm in überwiegender Menge auch Silber und dessen Verbindungen mit Sauerstoff, Chlor, Brom, Schwefel, Antimon und Arsenik zu enthalten pflegen; oder: 2) über größere Strecken allseitig vertheilt durch gewisse Gesteine. Es ist dann diesen theils ohne weiteres eingesprengt, theils in Gängen enthalten, deren Hauptmasse kieselig zu sein pflegt und welche sich von denen der anderen Classe unterscheiden: durch Seltenheit und meist sogar durch vollständigen Mangel der Silbererze, an deren Stelle vielmehr magnetische und andere Eisenerze vorzuherrschen pflegen, durch Beschränkung ihres Goldreichthums auf eine auffallend geringe Tiefe, vor Allem aber durch ihre große Zahl und mannichfache Richtung, indem sie die großen Felddistricte, denen sie eigen sind, wie mit einem Netze durchzogen haben. Diese Art des Vorkommens gehört der Grünstein- und Talkformation an, wie wir sie in dem californischen Golddistricte, in den gold- und platinreichen Bergabhängen des Ural zwischen 53° und 62° Breite und den übrigen nordasiatischen Lagerstätten bei 46°—63° Breite, in den Carolinas und in anderen von den Alleghanys durchzogenen Staaten, in einem Theile der mexicanischen Cordilleren und in einer großen Zahl von europäischen Districten kennen gelernt haben und für welche es charakteristisch ist, daß das Gold sie mit dem Platin theilen pflegt, welches dagegen auf den goldführenden Silbergängen noch nirgends gefunden ist. In Gegenden der ersteren Art, zu denen unter anderen der ungarische und ein Theil des peruanischen Districtes, der der Cordilleren von Mexico und der eigentliche oder mittlere Andes gehören, wird auf den genannten Gängen ein Bergbau getrieben, der sich, wegen der großen Ausdehnung der Erze, oft Jahrhunderte lang nahe gleich ergiebig an Erz gezeigt hat. Das Gold, welches sie nur als Nebenproduct zu den umgebenden Silbererzen liefern, muß aber von diesen sowol, als von dem mit ihm in beträchtlicher Menge legirten Silber, durch Amalgamation und durch andere mechanische und chemische Mittel getrennt werden, welche dessen Herstellung sehr vertheuert und nicht selten zu deren Aufgebung veranlaßt haben. In den Golddistricten der anderen Art ist aber, wie zum absichtlichen Gegensatz mit diesen Verhältnissen, die Mühe der Gewinnung von der Natur verringert. Der Schutt und der feinere Detritus, der im Laufe der Jahrtausende aus den gangführenden Gesteinen und aus den reichsten Theilen der Gänge selbst entstanden ist, hat deren Oberfläche überall, wo es durch die Schwere und durch locale Wasserspülungen in den Thälern erfolgen mußte, bedeckt und in ihnen liegt nun auch das Gold durchaus frei, oder doch nur selten mit einigem Quarze mit Eisenerzen verwachsen, während ihm Platin, Zinnober und einige andere Einschlüsse der zertrümmerten Massen nur lose beigemengt sind. Spätere Verkittungen solcher Trümmer durch Eisenocher kamen dabei nur als seltene Ausnahme vor, wo die Natur des Schuttes es mit sich brachte und immer nur ganz in der Nähe der ursprünglichen Fundorte.

Nach den bisherigen Erfahrungen und den vielfachen Aufzeichnungen der in verschiedenen Ländern gewonnenen Goldmengen hat sich der höhere Werth der Wasch- oder Seifendistricte vor denen, in welchen auf mächtige Gänge gebaut wird, herausgestellt. Eine Classification der Golddistricte nach ihrem Werthe gestaltet sich aber weniger entschieden und weniger zusammenfallend mit der oben versuchten geognostischen Eintheilung, wenn man neben dem gegenwärtigen Zustande derselben auch Documente und glaubwürdige Nachrichten über ihre Vorzeit berücksichtigt. Es treten hierbei die Thatsachen hervor, daß zeitweise in gewissen Gegenden, in denen jetzt nur Gangbergbau auf eine geringe Goldmenge betrieben wird, welche die Silbererze begleitet, sehr einträgliche Goldwäschen bestanden haben — und daß dagegen selbst die entschiedensten Goldschuttbezirke oft nach kurzer Bearbeitung vernachlässigt worden sind, als ob sie die auf sie verwandte Mühe nicht belohnt hätten. Saint Clair Duport macht in seinem Werke: Sur la production des métaux précieux au Mexique (Paris 1843.)

rauf aufmerksam, daß der mexicanische Bergbau, der
on Oaxaca bei 17° Breite bis Guadelupe y Calvo un-
r 24° Breite und jetzt sogar noch weiter nordwärts bis
6° Breite in der Gegend von Guaymas, auf den Gru-
en von Guanarato, von Zacatecas, Frenesillo u. a. wie
uf einerlei großartigem Gange betrieben wird, jetzt nur
so viel Gold als Silber liefert. Während der mehr
s 200 jährigen Dauer des europäischen Betriebes hat
ch dieses Verhältniß nicht wesentlich geändert und den-
och war in den bei den Azteken erbeuteten und nach
Spanien gesandten Schätzen das Gold viermal so schwer
ls das Silber und mithin das erste zum letzteren in
inem 32mal größeren Verhältnisse als jetzt. Nur durch
ie Annahme von sehr ergiebigen Seifenwerken in einem
Districte, in welchem jetzt dergleichen nirgends bekannt
nd, ist diese absolute Goldmenge erklärlich. Die Ge-
chichte der Metallgewinnung am mittleren Altai, an
em hohen Gebirge dieses Namens, welches mit jenem
mericanischen Districte in seiner geognostischen Beschaffen-
eit aufs Merkwürdigste übereinstimmt, hat lange Zeit
indurch ein ganz ähnliches Räthsel dargeboten. Auch
ort haben die auf europäische Weise betriebenen Berg-
werks- und Hüttenprocesse in dem letzten Jahrhunderte
nur unbedeutende Mengen eines stark legirten Goldes
eliefert, und doch besaßen die türkischen Stämme am
ußе dieses Gebirges, die Mannschaft des sogenannten
Altyn-Khan oder Goldfürsten, zur Zeit ihrer Unterwer-
ung bedeutende Schätze von weit reinerem Golde und
eben solche fanden sich bei ihnen in Grabhügeln und an-
eren alten Denkmälern. In den beiden letzten Decen-
ien hat sich aber dort diese auffallende Thatsache voll-
ständig aufgeklärt, indem man in Nebenketten, die nach
verschiedenen Richtungen vom Altai ausgehen und welche
bis dahin völlig unbeachtet geblieben waren, ebenso viele
Golddistricte von der zweiten Art erkannt hat und dem-
gemäß den Grünsteinschutt, der sie meistens bedeckt, mit
größtem Erfolge verwäscht.

Die hier bestätigte Nachbarschaft von Goldfundorten
der beiden oben unterschiedenen Arten führt in einzelnen
Fällen, trotz deren heterogenen Beschaffenheit, auf einen
genetischen Zusammenhang. Sie läßt sich schon in man-
chen anderen Gegenden nachweisen und das Befremdende
einer allzugroßen Abnahme des Goldgehaltes läßt sich
nur durch die Vergessenheit erklären, in welche die ober-
flächlichen Reichthümer gewisser Theile des Gebirges ver-
fallen sind, während man sich den tiefgelegenen der übri-
gen zuwandte.

Es ist eine sehr verbreitete Meinung, daß alle auf-
gegebenen Goldseifen erschöpft seien, daß man auf ge-
birgigen Flächen, die mehre Hunderte von Quadrat-
meilen umfassen, jede Stelle, die zur Ablagerung des
verwitterten Gesteines geeignet ist, aufgefunden, bloß ge-
legt und die Trümmer, die an ihr vorkommen, bis zu
gehöriger Tiefe nicht allein durchwühlt, sondern auch auf
Waschherde gebracht und ausgeschlämmt habe. Eine
solche Annahme wird aber widerlegt durch die nordasiati-
schen Goldwäschereien, die von den dortigen Urvölkern
betrieben worden und jetzt nach mehr als 200jähriger
Vergessenheit wieder sehr ergiebig befunden worden sind.
Auch für die in neuerer Zeit erfolgte Aufgebung vieler
brasilianischer Seifendistricte liegt ein anderer Grund vor.
Die Ergiebigkeit derselben hatte keineswegs so sehr ab-
genommen, aber man war allmälig zu der Ueberzeugung
gelangt, daß eine Vermehrung der Pflanzungen in jenem
Lande weit ersprießlicher sei als seine Durchwühlung
nach Goldkörnern. Zu ähnlichen Resultaten war man
auch in Sibirien gekommen, wo die Goldsucherei einen
nachtheiligen Einfluß auf den Wohlstand der Einwohner
ausübte, wo der bedeutende Gewinn nur wenigen zu Gute
kam, während der Zudrang von Goldjägern den Preis
der Lebensbedürfnisse für die Hauptmasse der Bevölkerung
verthenerte, ohne sie durch Eröffnung neuer Erwerbs-
quellen hinlänglich dafür zu entschädigen. Die Arbeiten
an den Goldwäschen wurden in Sibirien durch die da-
hin verbannten Sträflinge oder Colonisten betrieben. Der
ältere Ansiedler, der ein Haus, Viehstand und Felder
hatte, konnte sein Eigenthum nicht verlassen, um fremde
Dienste zu suchen; der Colonist, der Nichts besaß, begab
sich dorthin, wo er am meisten verdienen konnte. Der Reiz
des höheren Lohnes zog immer mehr Leute nach den Gold-
wäschen. Die Dörfer verödeten, es fehlte an Arbeitern,
der Ackerbau gerieth in Verfall.

Eine gleiche Erscheinung ergaben die Untersuchungen
der Goldseifen an den Ufern des Rheines zwischen Basel
und Mannheim, zwischen Rheinau und Philippsburg,
wo viele jüngere Flötzgesteine den abgerollten Trümmern
plutonischer Massen beigemengt sind, welche von dem
Schuttdistricte, aus dem sie herstammen, weit entfernt,
immer noch etwas mehr als ein Zehntel von dem Gold-
gehalte einiger berühmten uralischen Seifen besaßen. Al-
lein selbst der für die Wiederaufnahme dieser Goldwäsche-
reien sehr eingenommene A. Daubrée sprach in seinem
der pariser Akademie der Wissenschaften am 13. April
1846 vorgelegten Mémoire sur la distribution de l'or
dans la plaine du Rhin et sur l'extraction de ce
métal die Ueberzeugung aus, daß der Gemüsebau auf
jenen Ufern des Rheines weit mehr werth sei als ihre
fossilen Schätze!

Von großer Wichtigkeit für den Bergmann und
ebenso von vielem Interesse für den Geognosten ist die
bis jetzt unbeantwortet gebliebene Frage, ob die größeren
nierenförmigen Goldklumpen, welche in Californien und
Australien, in Neuhelvetien im Sacramentothale und
in den nördlich von Sydney gelegenen blauen Bergen
gefunden worden, nicht auch unterhalb des zertrümmer-
ten Bodens in Quarzgängen anhaltend vorkommen. Sie
würde mit der für den Bergbau besonders wichtigen
Frage zusammentreffen, ob im Allgemeinen die Gänge
am Tage oder in der Tiefe edler sind. Ein allgemein
geltender Erfahrungssatz läßt sich hierfür nicht aufstellen.
In manchen Bergbau treibenden Gegenden hat man un-
mittelbar unter dem Rasen und Schuttlagern die reichsten
Erze und je tiefer und tiefer ein immer selteneres Ein-
brechen derselben und eine allmälige Abnahme der Erz-
führung beobachtet. In anderen Gegenden bestätigt sich
jedoch grade das umgekehrte Verhalten, nämlich eine Zu-

nahme des Erzes gegen die Tiefe. Das Gebirgsgestein trägt in der Regel, soweit seine Erzführung reicht oder beachtenswerth erscheint, einen anderen und verschiedenen Charakter als dort, wo es nicht oder wenig erzführend ist. Die verschiedenartige Beschaffenheit zeigt sich ebenso häufig bei dem Ausgehenden, wo der Verwitterungsproceß auf die Gesteine und Erztheile einwirken und je nach deren Eigenschaften auch eine größere Zersetzung, überhaupt eine gegen das erzleere Gestein mehr und weniger abweichende Veränderung herbeiführen konnte. So ist das gediegene Gold im Granite und granitartigem Gneise, im Glimmerschiefer und anderen Schiefergesteinen, im Serpentin, im Feldstein- und Grünsteinporphyr, im Sandsteine und Alpenkalke in Gestalt kleiner Theilchen, Schüppchen, Körnchen oder Krystallchen mit deren Bestandtheilen krystallinisch verbunden, ja oft nur selten sichtbar beigemengt und zeigt sich meistens erst bei der Aufbereitung in den Poch- und Schlämmwerken. Manche Porphyrgesteine, namentlich die Grünstein- und Augitporphyre, sind in der Regel mehr aufgelöst, wo sie Gold führen, auch gewöhnlich mit vielem Quarze imprägnirt. Bei noch anderen Gesteinen findet sich wieder mehr Talk in der Gesteinsmasse. Der Granit, Gneis und andere Schiefergesteine in Böhmen und in Siebenbürgen, die Grauwacke und der Karpathensandstein in Siebenbürgen, sind goldführend und liefern das Gold, welches in den Diluvien der betreffenden Flußgebiete gefunden wird. Allein es ist in diesen Gesteinen, außer wo es in anderen umfangreicheren Lagerstätten selbst, oder unmittelbar in deren Nähe vorkommt, so sparsam vertheilt, daß daraus eine lohnende Gewinnung nicht erfolgen kann. Dagegen kommt das Gold in den Diluvien größtentheils in der Gestalt von abgeschliffenen oder abgeriebenen, länglichrunden und unregelmäßigen, selten runden, schrotförmigen, kleinen und größeren Körnern und Blättchen, und auch von größeren Rollstücken vor, überhaupt in Gestalten und von einer Beschaffenheit, welche offenbar die Merkmale einer durch Fortrollen erlittenen Abreibung oder Abschleifung an sich tragen. Titc und Magneteisenkörnchen und Quarzsand sind in Regel die Begleiter und dienen als Wegweiser. Ein wichtigen Aufschluß über die Goldablagerungen haben neuester Zeit die Vorkommen in Australien und Ca fornien geliefert. Zwischen beiden besteht ein großer g logischer Unterschied. Das californische Gold liegt mit in den Gebirgen zwischen spitzen Gipfeln, rauhen Kämm aufgeblähten und beunruhigten Schichten, also über ei sehr bewegten Stelle des Erzbodens und hat sich län der Bänke oder im Bette der großen Flüsse angesa Bei den australischen Goldfeldern hat sich das Met auf den Pfeifenthonschichten über das Flachland ausg breitet oder angehäuft und ruht in Höhlungen tief u ter den Hügelwellen, zu denen der Bergmann nur g langt, wenn er seinen Schacht 50 und 500 Fuß t getrieben hat. Die australischen Erfahrungen zeig ferner, daß die Goldadern im Quarzgesteine mit der Tie im Gehalte zunehmen, wenngleich auch hierbei wechselnd Glücksfälle nicht geleugnet werden können. Aus alle Vorkommnissen kann man aber schließen, daß der auftr lische Schutt, wie das Waschgold Victoria's und vo Neu-Süd-Wales ergibt, aus viel früheren Zeiten, der cal fornische dagegen aus den jetzt sichtbaren Gebirgsketten also viel später gebildet worden ist.

Eine Zusammenstellung der in den verschiedene Ländern gewonnenen Goldmengen führt zu dem Resultat daß das meiste Gold aus den in Diluvial- oder Alluvial ablagerungen umgehenden Wäschen und Seifenwerke gewonnen ist, nur ein geringer Theil kommt aus de wirklichen Goldbergbauen. Soweit die Goldausbeute au sicheren Documenten hervorgeht und sich nach dem, wa von verarbeitetem Golde und von Gold im natürliche Zustande in den einzelnen Ländern zurückbleibt oder vo den Passagieren ohne Declaration ausgeführt wird, ha abschätzen lassen, ist dieselbe nachfolgend für die ganz Erde zusammengestellt. Sie betrug:

	Im Jahre 1800.		Im Jahre 1845.		In den Jahren 1848 bis mit 1857.	
	Kilogramm.	Proc.	Kilogramm.	Proc.	Kilogramm.	Proc.
In Europa	1350	6,1	2200	4,6	17,600	1,0
Im russischen Reiche	550	2,5	22,800	47,6	237,400	13,9
In Südasien und Ostindien . .	3800	17,1	7600	15,8	70,000	4,1
In Afrika	2000	9,0	2300	4,8	15,200	0,9
In Californien	.	.	.	.	749,000	43,8
Im übrigen Amerika	14,500	65,3	13,000	27,2	135,300	7,9
In Australien	.	.	.	.	483,900	28,4
Zusammen	22,200	100,0	47,900	100,0	1,708,400	100,0

III. Gewinnung des Goldes.

Nach der Art des Vorkommens des Goldes wird auch seine Gewinnung auf verschiedene Weise betrieben. Man unterscheidet Waschgold und Berggold.

Das Waschgold wird aus dem Sande der Flüsse und im Seifengebirge, dem von Flüssen aufgeschwemmten lockeren Sande, in Körnern und Blättchen gewonnen. Selten ist die abgelagerte Masse von einer hohen Erd-

schicht bedeckt; wenige Fuß Kies, fruchtbare Humuserde, Wiesengrund liegen über jenen abgesetzten Trümmern, deren Bildung in die neuesten Zeiten der geologischen Epochen fällt. Sind jene Schichten entfernt, oder sind ihre Bildungen durch heftige Strömungen der Flüsse und periodisch anschwellenden Gebirgswasser verhindert worden, so wird das goldführende Erdreich, die Goldseife oder Goldschutt, für welches die Natur selbst nicht allein die Zerkleinerung, sondern auch eine Trennung des Productes in grobes und feines besorgt hat, einer rohen mechanischen Scheidung durch bloßes Auswaschen oder Schlämmen unterworfen.

Solche durch Verwitterung und Zerstörung und darauf erfolgte Fortspülung anstehender Urgebirgsmassen entstandene Ablagerungen verdanken ihren Goldgehalt dem zerfallenen Ausgehenden solcher Gangmassen, welchen das Gold eingesprengt ist und auf welche an manchen Orten jetzt noch gebaut wird. Sie enthalten daher in der Regel gröberes Gold als die Gänge und Lagerstätten, denen sie abstammen. Denn nur dergleichen gröberes Gold hat sich in den Vertiefungen abgesetzt, welche während einer früheren Periode die Ablagerungen des Gebirges aufnahmen, während der feine Goldstaub aus denselben Ablagerungen erst später von den Wassern, die sich über die schon geebnetere Erdoberfläche ausbreiteten, bis auf beträchtliche Entfernungen verführt wurde. Daher hat oft ein mächtiger Gebirgsstock Anlaß zu einem kleinen Lager Goldsandes gegeben, daher führen Flüsse in ihrem Bette Goldsand mit sich fort, den sie in früherer Zeit in ihrer Umgebung abgesetzt haben, daher sind die reichen und die armen Seifengebirge entstanden. Da das meiste Gold ursprünglich dem Schwefelkiese (Goldkiese) angehört, und dieser, aus Schwefel und Eisen bestehend, ungemein leicht der Verwitterung unterliegt, so wird durch dessen Zerstörung auch der Hauptsitz des Goldes in der Weise zerstört, daß es in seiner Gestalt mit fortgeführt werden kann. Man findet daher selten große Goldklumpen, welche dann oft auf Quarzmassen aufgewachsen und dem Auge leicht sichtbar sind. Werden die größeren Stücke der Gesteinstrümmer gepocht und gemahlen, so können die Goldstäubchen dennoch nicht so leicht von der Bergart befreit werden, wie dies in den durch die Natur zertrümmerten Massen geschehen kann, und sie werden daher gewöhnlich für taub gehalten, da selbst durch das öftere Schlämmen ein größerer Verlust als Gewinn entsteht. Es liegt dieses aber mehr in der großen Unvollkommenheit der Wasch- und Schlämmanstalten, welche nach den verschiedenen Landessitten, wie bei der Geschichte des Goldes erwähnt worden, sehr verschieden sind.

Man hat die große Unvollständigkeit der rein mechanischen Goldausbringung vielfach verbessert, sodaß gegenwärtig bei den Waschmaschinen in Hinsicht der Trennung des goldhaltigen groben Gerölles befriedigende Constructionen erzielt sind und namentlich die Egg- und Faßmaschinen, wie solche bei den sibirischen Goldwäschen in Gebrauch sind, sowie die Schüsseln eine große Masse des groben Gerölles fast ohne Hilfe der Menschenhände abzusondern vermögen. Man erhält hierdurch blos grobkörniges Gold, dessen Körner größer sind, als die Maschen der Siebe. Bei den Apparaten für das klare Gerölle ist die Entfernung seiner zähen, thonigen Theile, welche sowol das feine Gerölle selbst als auch die Goldpartikeln specifisch leichter machen, wodurch letztere von dem Wasser leicht fortgeführt werden, oft mit großen Schwierigkeiten verbunden, da das Gold oft so fein vertheilt ist, daß es auf dem Waschapparate kaum zurückgehalten werden kann.

Ein anderes Product beim Verwaschen der Goldseifen ist die Trübe oder der in dem Wasser mechanisch aufgelöste Letten mit Beimengung von feinem Sande, welcher oft ein schwarzes, pulverförmiges Gemenge verschiedener Substanzen von beträchtlichem, specifischem Gewichte, wie Chrom- und Titaneisen, Eisenglanz, Bleiglanz u. a., enthält. Das feinste Gold läßt sich durch Waschen kaum aus demselben abscheiden, sondern bleibt zum großen Theil von den anderen ebenfalls schweren Substanzen umwickelt und der feine Sand reißt nicht allein das dünnblättrige Gold mit sich fort, sondern es enthält selbst der aufgelöste Letten gleichsam zerriebene Goldpartikeln. Daher kommt der große Verlust an Gold bei den rein mechanischen Wascharbeiten.

Eine Vergleichung des Werthes verschiedener Waschapparate hängt von der Vollständigkeit ab, die sie bei Ausbringung des im Seifenwerke enthaltenen Goldes erreichen. Ueberdies ist für den Werth einer Goldseife der Gehalt des Sandes nicht das allein Maßgebende. Die horizontale und verticale Ausdehnung und die Continuität der goldhaltigen Schicht, die Mächtigkeit der tauben Decke, die Entfernung des Waschwerkes von dem Ausgangspunkte der Materialien und Geräthschaften, deren es bedarf, und endlich auch das Klima nach seinem Einflusse auf die jährliche Dauer der Arbeit sind bei solchen Abschätzungen von größtem Einflusse. Auch wird nicht selten mit einerlei Apparat ein sehr verschiedener Grad der Auswaschung erreicht. Daher das sehr mannichfaltige und verschieden ausfallende Ausbringen und der oft große Verlust beim Verwaschen. Man kann annehmen, daß man aus Seifenwerken nie mehr als ein Drittheil ihres Goldgehaltes gewinnt und daß somit das Doppelte dieses Gewinnes verloren oder doch auf die Halden geworfen wird. Dieser Verlust wird um so größer, je feiner das auszuwaschende Gold ist. Es stellen sich aber gewöhnlich noch bei weitem ungünstigere Verhältnisse heraus, da allenthalben, wo goldhaltende Seifengebirge entdeckt und Goldwäschereien eingerichtet worden sind, der anfängliche Betrieb derselben nicht nach ökonomischen Grundsätzen, sondern nach einer Willkür betrieben worden ist, welche mit der goldgierigsten Hast nach allen Richtungen hin durchwühlt, nur das Reichste zur Wäsche schafft, das Aermere aber der Nachwelt überläßt, und so weiter Nichts als Raubbau gewesen ist. Sehr bald wird daher das Terrain, welches durch Waschen bearbeitet wird, verlassen, und es ist daher nöthig, die Wäschen mit derartigen Anstalten und Vorkehrungen auszuführen, daß sie leicht von einem Orte zum andern gebracht werden können.

Zur Ausbringung des Goldes aus den uralischen und sibirischen Seifenwerken sind schon mancherlei durch Pferde- oder Wasserkraft getriebene Maschinen an die Stelle der ursprünglichen Handarbeit auf ebenen Waschherden gesetzt worden. So werden bei den ostsibirischen Goldseifen früher und noch jetzt cylindrische hölzerne oder eiserne Tonnen, welche in Tauen hängen oder sich um Axen drehen; ferner Systeme von kleinen Schalen mit Schaufeln, doppelten Böden und Harken; ferner eben solche, aber mit größeren Schalen, in welchen Schaufeln mit Kreisbewegung oder bisweilen auch mit einer doppelten Bewegung wirken; ferner durchlöcherte, abschüssige und unbewegliche Tröge, in denen man den Schutt durch Pochstempel, die von einer Welle getrieben werden, zerkleinert, und viele andere gebraucht. Allein wegen häufiger Brüche an den meisten dieser Vorrichtungen und wegen der Schwierigkeit der Ausbesserung gab man immer wieder den wohlfeilsten und einfachsten von ihnen einen entschiedenen Vorzug und namentlich der sogenannten Budara, d. i. ein Gestell, auf welchem über nur einem Siebe in trogförmigen Waschherden mit Handharken gearbeitet wird. Bei manchen Wäschen sind bis zu 20 solcher Budaren im Gange. Der Zustand, in dem sich die uralische Goldgewinnung trotz der allgemeinen Verarmung der dortigen Seifen zu erhalten weiß, beweist, daß dieselbe sowol in technischer als in ökonomischer Beziehung beträchtlich vervollkommnet ist. Nichtsdestoweniger hat sie in derselben Weise, wie die sibirische Ausbeute, ihr Maximum erreicht und die Goldgewinnung wird abnehmen. Es ist dieses das allgemeine Schicksal der Länder, die Gold aus Seifen gewinnen. Wie wenige der vierzig Goldwäschen, die Strabon so sorgsam beschreibt, mögen jetzt noch zu erkennen sein? So waren einst in Europa viele Flußthäler und Schluchten wegen eines Goldreichthums berühmt, dessen Ausbringung man nun schon lange aufgegeben hat. So sanken die brasilianischen Goldwäschen, so werden auch die californischen und australischen sinken!

In manchen Ländern ist der aus dem rohen Waschen gewonnene Goldstaub mit allen seinen Beimengungen schon ein Handelsartikel (vergl. über die verschiedenen Waschmethoden S. 80. 83. 96. 99. 131. 132. 141. 151. 157).

Schon lange hat man die außerordentliche Unvollkommenheit der rein mechanischen Goldausbringung erkannt, ja man hat sogar die verlassenen Halden von früheren Wäschen ein zweites Mal auf die Waschherde gebracht und in denselben nicht blos einzelne Goldkörner von mehr als 0,01 Pfunden gefunden, sondern überhaupt ansehnliche Ausbeute gewonnen. Man ist daher schon seit langer Zeit auf die Verwendung der Amalgamation zu einer vollständigeren Ausbringung der Goldseifen und Goldrückstände überhaupt bedacht gewesen. Es kommt hierbei hauptsächlich darauf an, den Goldsand zu concentriren und den Rückstand durch Quecksilber auszuziehen. Das Quecksilber besitzt die bekannte Eigenschaft, andere Metalle bei gewöhnlicher oder doch nur wenig erhöhter Temperatur mit größerer oder geringerer Leichtigkeit aufzulösen, vorzugsweise leicht a Gold und Silber. Werden feingepochte Golderze Quecksilber zusammengerieben, so kann, wenn die O ration hinreichend lange fortgesetzt wird, alles Gold o denselben ertrahirt werden. Es kommt daher zunäch darauf an, auszumitteln, wie weit der Goldsand v waschen werden muß, um einen hinlänglich concentrir Schlich — feingepulvertes geschlämmtes Erz — zur A handlung mit Quecksilber zu erhalten, um den Go gehalt mit diesem Metalle zu verbinden, von welch es dann durch eine Destillation wieder abgeschieden w den kann.

Ist daher der Goldsand durch Waschen oder Schlämmen von dem größten Theile seiner erdigen Beimengung befreit und, wenn es nöthig ist, durch Pochen zerkleinert, so wird der Rückstand mit Quecksilber zusammengerieben. Dieses Zusammenreiben (Goldausziehen) geschieht i Großen entweder ganz einfach in Mörsern, Schalen od Trögen von Stein oder Eisen, oder künstlich in eigenen Goldmühlen. In ersteren reibt man 1 Theil der gol haltigen Substanz (gewaschenen Goldsandes) und 2 Thei Quecksilber so lange mit einem hölzernen Pistill zu einem dicken Breie zusammen, bis erfahrungsmäßig alles Gold vom Quecksilber aufgenommen ist. Das erhalten Amalgam wird nun von dem Quecksilber geschieden, in dem man es durch ein sämisch gegerbtes Leder, Barchen oder Zwillich preßt und in einem Glühapparate ausglüht. Im letzteren Falle füllt man ein rundes Gefäß mit Wasse bedeckt es mit einer durchlöcherten Platte von Eisen od Thon, legt auf diese das Amalgam, stürzt umgekehrt einen Tiegel darüber und lutirt diesen mit dem Gefäße. Hierauf wird der Apparat auf einem eigenen Herde vo oben her durch Kohlenfeuer erhitzt, das Gefäß aber durch beständige Erneuerung des darin enthaltenen Wassers kal gehalten, wodurch dann die Quecksilberdämpfe sich in diesem Wasser verdichten und zuletzt das Gold (in de Regel silberhaltig) auf der Platte zurückbleibt. Da abe die Destillation einer so großen Quecksilbermenge of schwierig ist, so wird das Gold aus dem Amalgam auch dadurch gewonnen, daß man dem Quecksilber eine ge ringe Quantität fein zertheiltes Silber, welches man durch die Fällung einer salpetersauren Silberlösung mittels schwefelsauren Eisenoxyduls erhält, zumengt und zur Begünstigung der Amalgamation desselben einige Tropfen Salpetersäure zutheilt, nach einigen Stunden aber, wenn die vollständige Amalgamation des Silbers erfolgte, das Amalgam in einen Spitzbeutel von Zwillich sammelt; wird dieses ausgeglüht und das erhaltene Silber in Salpetersäure aufgelöst, so bleibt das Gold, welches noch im Quecksilber befindlich war, zurück.

Die Goldmühlen (Amalgamirmühlen oder Quickmühlen), die, weil sie eine größere Ausbeute an Gold geben, jetzt häufig angewendet werden, bestehen aus senkrechten Cylindern von Gußeisen, die oben offen und ungeschlossen sind. Da durch die Behandlung des goldhaltigen Sandes in einer einzelnen Mühle nur ein Theil des Goldes ertrahirt wird, so sind stets zwei oder mehre derselben auf die Weise neben einander gestellt und mit ein-

nder verbunden, daß der durch einen Wasserstrom aufgeschwemmte goldhaltige Sand von der einen Mühle durch schräg liegende Gerinne zur andern geführt wird. Die Vereinigung des Queckfilbers mit dem Golde geschieht darin durch einen hölzernen Läufer, der um eine aufrechte Are drehbar ist, etwas kleinere Dimensionen hat, als der Durchschnitt des Cylinders, und mit eisernen Speichen an seiner Unterfläche 1—2 Linien tief in das auf dem Boden des Cylinders befindliche Queckfilber eingreift. Auf diesen Läufer fällt von einem Naßpochwerke das den Goldsand aufgeschwemmt haltende Wasser als die goldhaltige Trübe, Pochtrübe) in einem dünnen Strahle und fließt, nachdem es durch die Rotation des Läufers in innige Berührung mit dem Queckfilber gebracht, an der entgegengesetzten Seite des Cylinders wieder ab, kommt in der zweiten, dritten oder vierten Mühle von gleicher Einrichtung ebenso behandelt zu werden. Die entgoldete Pochtrübe leitet man über Planenherde und zuletzt in eine Grabenführung, und macht da, was sich dort noch niederschlägt, durch Schmelzung auf Silber zugut. Das aus den Mühlen erhaltene goldhaltige Queckfilber wird in doppelte Zwillichbeutel gefüllt, durch welche das Queckfilber abläuft, während ein queckfilberhaltiges Amalgam, dessen Queckfilbergehalt durch Auspressen vermindert werden kann, im Beutel zurückbleibt. Durch Ausglühen dieses Amalgams erhält man das Gold in mehr oder weniger verunreinigtem Zustande.

Das Gold vereinigt sich mit dem Queckfilber sehr leicht schon bei gewöhnlicher Temperatur und bleibt beim Glühen des entstandenen Amalgams zurück. Schon seit Jahrhunderten wird dieses Verhalten beider Metalle zur Ausziehung des Goldes aus Sand und Berggolderzen angewandt. Das Queckfilber nimmt stets so viel Gold auf, daß es die Consistenz von Wachs bekommt; durch Erwärmung oder durch Kneten wird die Masse weicher. Je mehr Queckfilber aber das Amalgam enthält, desto blässer und dünnflüssiger ist es. Drückt man ein solches dünnes Goldamalgam durch eine Gemshaut oder Sämischleder, so geht das meiste Queckfilber mit nur einem geringen Goldgehalte durch und es bleibt eine steifige Masse zurück, die aus 2 Theilen Gold und 1 Theil Queckfilber besteht.

Im J. 1835 wurden in Sibirien mit Sande von nicht reichem Goldgehalte Versuche in Eisenhohöfen ausgeführt, um den Goldsand mit Flußmitteln auf goldhaltiges Roheisen, aus welchem das Gold mittels Schwefelsäure abgeschieden wird, zu verschmelzen. Man gewann hierdurch 28 mal mehr Gold als durch das gewöhnliche Verwaschen. In einem Schachtofen zum Kupferschmelzen erhielt man 87 mal mehr Gold. Andere Versuche in Sibirien haben ergeben, daß der Goldsand 131 mal mehr Gold enthält, als durch das gewöhnliche Verwaschen erhalten wird, daß durch die Amalgamation 8 mal, durch das Schmelzen des Sandes aber 29—30 mal so viel Gold gewonnen werden kann als durch das bloße Schlämmen und Waschen. — Ueber die Gehaltigkeit der verschiedenen Sande vergl. Geschichte des Goldes S. 81. 82. 103. 104. 105. 109. 110. 128. 131. 159.

Berggold wird das auf seiner ursprünglichen Lagerstätte, meist auf Gängen, seltener auf Lagern, vorzüglich in Begleitung von Quarz, Schwefelkies (Goldkies), Brauneisenstein und Eisenglanz, Magneteisen, dann aber auch mit Silber-, Kupfer- und Bleierzen, Arsenikkies, Zinkblende u. a. vorkommende Gold im Thon-, Grauwacken-, Glimmer- und Hornblendeschiefer, im Granit, Gneis, Syenit, Quarzporphyr, Gabbro, Diorit, Diabas, Aphanit, Serpentin und Dolomit genannt. Sein Vorkommen in kleinen Krystallen und zu Drusen verbunden, sowie in draht-, haar-, moos- und baumartigen Formen führt auf Reductionsprocesse von Goldverbindungen, sein so häufiges Auftreten in Quarzgängen führt auf Absätze solcher Goldverbindungen aus Gewässern, welche Kieselsäure abgesetzt haben. Es kommt häufig am Ausgehenden der Gänge in zerfressenem, mit Eisenoxydhydrat und ochrigem Thone gemengten Quarze vor. Die goldhaltigen Eisenkiese gehen dagegen in den Gängen bis zu bedeutenden Tiefen nieder. Nur ein geringer Theil des Goldes wird aus eigentlichen Goldbergbauen zu Tage gefördert, gewöhnlich werden mit ihm zugleich andere Metalle, als Silber, Kupfer, Blei u. a., gewonnen. Die meisten goldführenden Gebirgsarten würden die Kosten der Ausbringung gar nicht bezahlt machen, wenn sie ganz allein des Goldes wegen bearbeitet würden. Selbst die reicheren darunter enthalten vor der Aufbereitung (im rohen Zustande) selten über 0,0005 oder $\frac{1}{2000}$ reines Gold. Werden aber mit dem Golde zugleich andere Metalle gewonnen, so wird selbst ein weit geringerer Goldgehalt schon lohnend. Zu Freiberg enthält der aufbereitete Schwefelkies, wenn auf den Gängen gleichzeitig Schwefelantimon oder fein eingesprengtes Rothgiltigerz oder andere antimonhaltige Silbererze vorkommen, stets mehr Gold (10—20 Loth oder 0,29—0,58 Proc. Silber und darin pro Mark 0,5—0,8 Grän Gold), als derjenige, welcher auf Gängen und Lagern bricht, die keine Silbererze führen. Letzterer enthält im Centner 0,25—1,0 Loth oder 0,007—0,03 Proc. Silber und in der Mark Silber 0,15—0,18 Grän Gold. Die Erze des Rammelsberges am Harze enthalten $\frac{1}{7,500,000}$ Gold, welches sich in der Mark Silber auf $\frac{3}{8}$—$\frac{3}{4}$ Grän anreichert. In den Zinkblenden des Oberharzes findet sich ein geringer Goldgehalt: $\frac{1}{29,500,000}$. Der Arsenikkies von Reichenstein, die Silbererze Ungarns und Siebenbürgens, die Kiese Salzburgs und Tyrols enthalten Gold. Die armen Silber- und Golderze am Altai enthalten in 100 Pfund 1⅓ Loth Silber mit 2 Proc. Gold, oder 0,000781 Proc. Gold in 100 Theilen Erz; die unaufbereiteten Erze zu Kremnitz 0,0005 Proc., die aufbereiteten zur Verschmelzung kommenden Erze und Schliche 0,0015 Proc. Gold; die zum Verbleien kommenden, aufbereiteten armen Golderze im nagybaniaer Districte 0,00088 Proc., die reichsten in diese Arbeit gegebenen Erze 0,0048 Proc.; die aufbereiteten Erze zu Arany-Idka in Oberungarn, welche zur Amalgamation kommen, 0,000651 Proc.; die salzburger unaufbereiteten Erze 0,000156 Proc.; die Arsenikkiesrückstände von Reichenstein 0,002367 Proc. Die zur

Aufbereitung kommenden Erze enthalten in Gastein durchschnittlich in 1000 Ctrn. 12—14 Loth Gold, 4500 Pfd. Schliche und 70—80 Loth güldisches Silber; in Rauris 40—60 Loth Gold, 8000 Pfd. Schliche und 170—180 Loth güldisches Silber und in Zelle 11—12 Loth Gold mit unbedeutendem Schlich- und güldischem Silbergehalte. Das unterharzer Blickfilber enthält etwa $^3/_4$ Grän Gold pro Mark oder 0,2604 Proc. Gold. Das durch den Schmelzproceß aus den Erzen von Real del Monte und Pachuca in Mexico gewonnene Silber enthält etwa 18—20 Gran Gold in der Mark, das durch die Amalgamation daselbst dargestellte Silber erreicht aber selten den Goldgehalt von 16,92 Gran pro Mark oder 0,00352 des Silbers. Das Goldausbringen daselbst hat im J. 1837 am meisten 0,0022 Mark, in den Jahren 1843 und 1844 aber am wenigsten = 0,0009 Mark pro Centner Erz betragen und berechnet sich auf eine zehnjährige Periode im Durchschnitte = 0,0013 Mark Gold auf den Centner der zugutegemachten Erze.

Aus armen Golderzen, deren Goldgehalt nur etwa 0,0024 Proc. beträgt, kann selbst dann, wenn man gar keine Gewinnungskosten für das Erz zu berechnen hat und wenn das Erz mit noch geringeren Kosten, als das 5—6 mal ärmere, goldführende Seifengebirge zu erhalten ist, der Goldgehalt durch Schmelzarbeiten mit ökonomischem Vortheile nicht dargestellt werden, in sofern es die Beschaffenheit des Erzes nicht zuläßt, den Goldgehalt durch die Aufbereitung zu concentriren und durch Verringerung des Haufwerkes die Schmelzkosten herabzustimmen. Durch Amalgamation in Goldmühlen wird sich aber ein Golderz mit dem bezeichneten Gehalte noch mit Vortheil verarbeiten lassen. Aus goldhaltigem Sande läßt sich das Gold bei viel geringerem Gehalte mit Nutzen ausziehen, als aus Golderzen, welche bergmännisch gewonnen und zur Extraction desselben mit chemisch wirkenden Agentien, als Quecksilber, Blei u. s. w., behandelt werden müssen. Der Goldsand des Urals, der eine bedeutende Production zur Folge hat, enthält durchschnittlich nur 0,000005 Gold und ist noch bei 0,000001 Goldgehalt nutzbar. Der bearbeitungswürdige Rheinsand übersteigt selten 0,000000562 und erreicht nie 0,00000007. Der ärmste, noch waschfähige Sand in Sibirien hat 0,000001 Goldgehalt, wird aber nicht mehr bearbeitet.

Man hat bis jetzt das Gold in der Natur nirgends im chemisch-reinen Zustande gefunden: es war stets, wenn auch oft nur in geringer Menge, mit etwas Silber, Kupfer, Eisen und mehren anderen Stoffen verbunden. So lange diese fremden Beimischungen selbst Metalle sind, sodaß die daraus entstehende Legirung das metallische Ansehen und metallische Eigenschaften beibehalten hat, nennt man das Mineral noch immer gediegenes Gold. Nur wenn das Silber sehr stark darin vorherrscht, wird es als gediegenes goldhaltiges Silber bezeichnet. Die goldhaltigen Eisenkiese, Arsenikkiese, Bleiglanze und Blenden enthalten das gediegene Gold mechanisch beigemengt. Derselbe Fall ist auch bei den güldischen Kies- und Silberschlichen, und da, wie schon gesagt, das Gold nie ohne Silber vorkommt, so unterscheidet der Hüttenmann, mit Ausnahme des gediegenen Goldes und des prismatischen Antimon- und Tellurglanzes, keine eigenen Golderze, sondern nur goldhaltige oder Silbererze, welche nach ihrem größere oder geringeren Goldgehalte in goldreiche und goldarme unterschieden werden. Das Gold erscheint in der Regel in sehr kleinen Theilchen, welche der Gangart eingesprengt sind. Das grob eingesprengte Gold findet sich in den an den Gängen gelegenen Massen und namentlich in Quarz und Eisenocher. Das fein eingesprengte Gold ist in den Eisenkiesen, den aus ihnen entstandenen Brauneisensteinen und im Bleiglanze. Es ist oft für das unbewaffnete Auge unbemerkbar.

Es ist vielfach die Beobachtung gemacht worden, daß bei den goldführenden Gängen eine Abnahme des Goldadels nach der Teufe stattfinde, daß derselbe nicht in die Tiefe niedergehe, daß die größte Masse des Goldes nahe zu Tage sei. Allein in den eigentlichen Goldbergbauen ist die Abnahme des Goldadels öfters nur der Verluste des Gebirgsmittels, in dem die Erze einbrechen und der größeren Schwierigkeit ihres Auffindens in der Teufe zuzuschreiben. Eigentliche Goldgänge sind schmal, regellos; sie ziehen gewöhnlich in Menge bei und neben einander, sodaß das Gebirge von ihnen durchschwärmt wird. Die Silbererze enthalten mehr und weniger Gold, welches, bei den verschiedenen Silbergewinnungsmethoden mit dem Silber verbunden, als Blickfilber oder güldisches Silber erhalten wird. Jede Silbergewinnungsmethode kann daher als eine eigene Goldgewinnungsmethode betrachtet werden.

Zur Absonderung des Goldes aus reichen Erzen dienen zunächst Pochwerke. Durch sie wird der goldhaltige Quarz zerkleint, das gröbste Gold sammelt sich in den Pochkasten, das feinere bleibt auf der Waschherde und in dem Sumpfe derselben. Bis zu einem bestimmten Grade der Feinheit kann das Gold vollständig auf Waschherden gesammelt werden, aber immer findet bei diesem Verfahren ein Metallverlust statt, der oft 40—50 Proc. erreicht, weshalb statt dessen die Amalgamationsmethode in Anwendung kommt. Nachdem die Erze daher gepocht und verwaschen sind, wird der Schlich (so nennt man das feingepulverte geschlämmte Erz) nochmals in einem Handtroge verwaschen und der Amalgamation in Mörsern oder den schon bezeichneten Amalgamationsmühlen unterworfen. Bevor man die in den Pochwerken erzeugten Schlämme der Aufbereitungsarbeit übergibt, läßt man sie auch über Planenherde oder durch die Amalgamationsmühlen fließen, um einen Theil des gediegenen, aber noch mit Kiesen gemengten, als unreinen Goldes als sogenanntes Mühlengold zu gewinnen. Ist eine Partie solchen Mühlengoldes gewonnen wird solches in erwärmten eisernen Mörsern mit Quecksilber und etwas Wasser zu einem dicken Breie angerieben dieser eine Zeit lang wohl gerührt, dann aber ausgewaschen das erhaltene Amalgam aber von dem übrigen Quecksilber geschieden. Die Gewinnung des Mühlengoldes vermehrt nur geringe Kosten und der geringe Theil Gold, welcher den Erzen dadurch entzogen wird, verrin

gert ihren Gehalt nur um einen unbedeutenden Bruchtheil. Der Werth des Erzes ist in der Regel von der Quantität des Mühlengoldes in 100 Centnern rohem Erze, von dem Schlichgehalte des rohen Erzes und von dem Gehalte des Schliches an Gold, Silber und Kies abhängig.

Goldhaltiger Schwefelkies (Goldkies) ist fast das einzige Erz, welches gewöhnlich nur allein wegen seines Goldgehaltes gewonnen und verarbeitet wird. Man bedient sich hierzu am zweckmäßigsten des Amalgamationsverfahrens durch Goldmühlen. Die Fässeramalgamation ist weniger vortheilhaft, weil die großen Mengen des tauben Erzes die Einwirkung des Quecksilbers auf das Gold erschweren, während in den Goldmühlen eine innigere Berührung herbeigeführt wird. Häufig geht dem Verwaschen des rohen Kieses ein Verwitternlassen desselben und der Amalgamation eine Röstung der Kiese vorher. Letztere Operation ist erforderlich, wenn das Gold vererzt, z. B. an Tellur, Selen oder Arsen gebunden vorkommt. In Salzburg wird der verwaschene Kies geröstet, abermals verwaschen und mit Quecksilber auf Mühlen behandelt, wobei etwas Kochsalz zugegeben wird.

Im Allgemeinen wird die Verschmelzung goldhaltiger Erze zur Goldgewinnung auf ganz analoge Weise ausgeführt wie die Verschmelzung silberhaltiger Erze zur Silbergewinnung, und sind silberhaltige Blei- oder Kupfererze goldhaltig, so werden mit ihnen alle Processe vorgenommen, welche die Abscheidung des Silbers, Bleies und Kupfers bezwecken. Der Goldgehalt concentrirt sich dabei im Silber oder Kupfer und wird aus diesen abgeschieden. Die Ausziehung des Goldes gemeinschaftlich mit dem Silber geschieht durch Blei, welches, wenn das Erz nicht schon davon enthält, in Gestalt von Bleiglanz oder bleiischen Producten vom Abtreiben zugeschlagen wird. Die Erze werden entweder geröstet oder ungeröstet mit bleiischen Zuschlägen und Schlacken oder mit rohem Bleiglanze und Eisen oder mit kiesigen Zuschlägen verschmolzen, wo dann der erfolgende Stein eingetränkt wird. Sind die Erze nicht zugleich silberhaltig, so erhält man nach dem Abtreiben (so heißt der Proceß, durch welchen edle Metalle von unedeln bei hoher Temperatur durch den Einfluß der atmosphärischen Luft von einander geschieden werden) des goldhaltigen Bleies reines Gold; führen sie dagegen, was am häufigsten der Fall ist, auch Silber bei sich, so besteht das Product des Abtreibeprocesses in einem silberhaltigen Golde oder goldhaltigen Silber. Bei fast jeder Verschmelzung goldhaltiger Erze kommt es daher zuletzt darauf an, das Gold aus einer Silbergoldlegirung abzuscheiden, was vorzugsweise durch die Goldscheidung mit Schwefelsäure geschieht und worüber der Artikel Goldscheidung nachzusehen ist.

Für Erze, welche das Gold in sehr fein zertheiltem Zustande metallisch enthalten und sich beim Rösten vollständig oxydiren lassen, hat Plattner eine Methode angegeben, nach welcher Chlor in Gestalt von Gas oder Chlorwasser metallisches Gold angreift, andere Metalle im oxydirten Zustande aber entweder gar nicht oder nur wenig verändert. Ist das Gold vererzt, z. B. an Tellur, Selen oder Arsen gebunden, so verwandelt sich dasselbe beim Rösten in metallisches Gold. Besonders bei blei- und zinkhaltigen Erzen ist eine sorgfältige Abröstung erforderlich. Enthält das Röstgut noch Schwefel- oder Arsenmetalle, so bilden sich bei der Behandlung mit Chlor außer Chlorgold auch Chlormetalle von Eisen, Kupfer, Zink u. s. w., ferner Chlorschwefel und Schwefelsäure, wodurch, sowie auch bei kalkhaltigen Erzen, ein unnöthiger Verbrauch von Chlor veranlaßt wird. Plattner hat das Chlor in Gestalt von Chlorwasser angewandt. Aus der gebildeten goldhaltigen Flüssigkeit wird das Gold entweder im metallischen Zustande mittels Eisenvitriols, Arsenchlorürs, metallischen Eisens oder Kupfers ausgeschieden, oder dasselbe wird mittels Schwefelwasserstoffgases als Schwefelgold gefällt, welches getrocknet, im Tiegel geröstet und zur Abscheidung fremder Beimengungen mit Blei abgetrieben wird.

IV. Eigenschaften des Goldes.

Die Krystalle des natürlichen Goldes sind klein und sehr klein, meist undeutlich, mannichfaltig gruppirt; es zeigt sich in Heraedern, Octaedern, Ikositetraedern und andern Formen, haarförmig, drahtförmig, baumförmig, gestrickt, moosförmig, in Blechen und Blättchen, in losen Körnern und Klumpen. Der Bruch ist hackig. Seine Härte liegt zwischen der des Gipses und des Kalkspathes, = 2,5—3, besitzt aber, im Verhältnisse zu seiner geringen Härte, einen sehr hohen Grad von absoluter Festigkeit. Nach Muschenbrock's Versuchen zerreißt ein gegossener Goldstab, dessen quadratischer Querschnitt 1 Zoll preuß. Seite hat, bei einer Belastung von 21093 Pf. preuß.; ein solcher Stab aus gehämmertem, feinstem Dukatengolde bestehend, bei 61759 Pf.; ein Golddraht von 1 □Zoll preuß. Querschnitt bei 67129 Pf. Die beiden ersten Resultate wurden durch Anwendung von Goldstäben erhalten, deren quadratische Querschnitte 0,17 und 0,10 Zoll preuß. Seite hatten und das letztere bei Anwendung eines 0,10 Zoll preuß. im Durchmesser haltenden Golddrahtes. Die Zerreißungsbelastung für 1 □Zoll Querschnitt ist durch Rechnung gefunden. Morveau fand dagegen die auf 1 □Zoll bezogene absolute Festigkeit des Goldes nur = 31745 Pf. Nach den neuesten, von Karmarsch hierüber angestellten Untersuchungen ist die auf 1 □Zoll hanöv. bezogene und in hanöv. Pfunden ausgedrückte absolute Festigkeit des Goldes wie folgt: Feines geglühtes Gold = 215000; hartgezogenes feines Gold = 24400—40000; geglühtes 14karatiges Gold = 83000—96700; dasselbe hartgezogen = 112300—134800. Hiernach steht also das 14karatige Gold in seiner absoluten Festigkeit etwa dem Stabeisen gleich. Das chemisch reine Gold hat nur eine Härte = 2, aber durch jede fremde metallische Beimischung wird dieselbe erhöht, sowie durch Hämmern und Ausziehen. An absoluter Festigkeit gleicht das Gold beinahe dem Silber, wird aber in dieser Eigenschaft vom Kupfer übertroffen.

Die Farbe des reguliniſchen Goldes iſt ein lebhaftes Gelb, jene eigenthümliche Farbe, welche wir Goldgelb nennen, welche ſich bei den dünn geſchlagenen Goldblättchen, wie ſie zur Vergoldung angewendet werden, am beſten und reinſten erkennen läßt. Man hat eine große Menge von Verſuchen angeſtellt, um dieſe Farbe durch Legirungen anderer Metalle nachahmen zu können; allein nur bei einigen iſt es gelungen, ſich dem Ziele einigermaßen zu nähern. Es iſt das eine Verbindung von gleichen Gewichten Kupfer und Platina, welche der Farbe des Goldes nahe kommt. Das gediegen in der Natur vorkommende Gold hat die ſchöne reine Farbe nur dann, wenn es zugleich einen hohen Grad beſitzt. Sehr gewöhnlich iſt es mit ſo viel Silber verbunden, daß es dadurch eine hellere Farbe annimmt, die ſich endlich der des Silbers mehr als der des Goldes nähert. Dieſe Verſchiedenheit von dem reinen Goldgelb wird auch künſtlich hervorgebracht, indem man das Metall mit Silber oder Kupfer oder mit beiden zugleich verbindet. Es erhält dann die Miſchung eine hellere, oder röthliche, oder grünliche Farbe, welche bei Schmuckſachen oft zugleich angewendet werden, die man dann als or à quatre couleurs bezeichnet. Die Farbe des reinen Goldes iſt mit einem ausgezeichneten Metallglanze verbunden, der weder in der atmoſphäriſchen Luft, noch im Waſſer, in Säuren oder Alkalien und ſelbſt im Schwefelwaſſerſtoffgaſe ſich nicht verliert. Im fein zertheilten Zuſtande, in welchem man es erhält, wenn man eine verdünnte Goldchloridlöſung mittels ſchwefelſaurem Eiſenoxydul, oder mittels Oxalſäure zerlegt, erſcheint es violett, grün oder braun. Wird das Gold unter einer Decke von Borarglas geſchmolzen, ſo wird deſſen Farbe blaßgelb, wird aber durch Umſchmelzen mit Salpeter und Natriumchlorid wieder hergeſtellt. Das ſich in Schmelzung befindliche Gold erſcheint von blaugrüner Farbe. Das Blattgold iſt bald mit blauer, bald mit grüner Farbe durchſichtig; die farbige Durchſichtigkeit ſcheint erſt einzutreten, wenn die Platte nur noch $^1/_{4000}$ Linie dick iſt. In mäßiger Weißglühhitze, bei 868° R., ſchmilzt das Gold, wobei es mit meergrüner Farbe leuchtet. Die Elaſticität und der Klang des Goldes iſt ſehr gering, doch werden dieſe Eigenſchaften mit der Farbe auch erhöht.

Die Dehnbarkeit des Goldes, vermöge welcher es ſich zu ſehr feinen Drähten ziehen und in äußerſt dünne Flächen ausbreiten läßt, macht es zu dem ductilſten Körper. Es beſitzt unter allen Metallen die größte Geſchmeidigkeit, ſowol bei gewöhnlicher als bei erhöhter Temperatur. Aus 1 Gran Gold läßt ſich eine Platte von 56,75 □Zoll Fläche bei $^1/_{282000}$ Zoll Dicke, oder ein Draht von 500 Fuß Länge ziehen. Der längſte Silberdraht von 500 Fuß Länge wiegt $1^1/_4$ Gran, da jedoch die ſpecifiſche Schwere des Silbers nur 10,5, die des Goldes 19,5 iſt, ſo beſitzt natürlich dieſer Silberdraht viel mehr Dicke als der Golddraht. Durch anhaltendes vorſichtiges Schlagen kann man das Gold in ſehr feine Blättchen, das ſogenannte Blattgold, verwandeln. Man nimmt hierzu reines Gold, welches faſt völlig frei von fremden Beimengungen iſt. Meiſt wendet man dazu Dukaten an, die gewöhnlich nur 2 Proc. Kupfer enthalten. Zu den feinſten Blättchen darf höchſtens auf 1000 Theile Gold 2 Theile Kupfer genommen werden. Dieſe Blättchen ſind dann ſo dünn, daß 20,000 auf einander gelegt erſt die Dicke einer Linie erreichen. Gewöhnlich hat das Blattgold eine Dicke von $^1/_{160000}$ — $^1/_{180000}$ Zoll, ſoll ſich aber bis $^1/_{282000}$ Zoll dick darſtellen laſſen. Réaumur überzog einen Silbercylinder mit einer Goldſchicht, ſodaß dieſe den 360. Theil von dem Gewichte des Silbers betrug. Dieſer Cylinder wurde zu einem Drahte ausgezogen und ausgewalzt bis zu einer Dicke von $^1/_{48}$ Zoll. Von dieſem wiegen $3^3/_4$ Ellen einen Gran. Die Dicke dieſes den Silberdraht vergoldeten Blättchens betrug daher nach der Rechnung, da es kein Inſtrument zum Meſſen ſolcher Stärke gibt, $^1/_{12000000}$ Zoll. Es würden alſo 12 Mill. ſolcher Blättchen aufeinandergelegt erſt die Höhe einer Linie erreichen. Gleichwol zeigte ſich der Draht unter dem Vergrößerungsglaſe überall mit Gold bedeckt. Mit einem Lothe Gold von dieſer Dünne würde man eine Fläche von 41,666 □Fuß bedecken können. Belegte man die gleiche Fläche mit dem feinſten Briefpapiere, ſo würde man dazu 220 Pf. von demſelben gebrauchen, alſo ein über 7000 mal größeres Gewicht, trotz der ſpecifiſchen Schwere des Goldes. Legt man von dieſem dünnſten Briefpapiere 12 Mill. Blätter auf einander, ſo erhält man eine Höhe von 1400 Fuß. Die feinſten von dem Silber geſchlagenen Blätter ſind nur $^1/_{1000000}$ Zoll dick. In der Gold- und Silberfabrik von Hausmann zu Hanover wurde ein vergoldeter Silberdraht verfertigt, von welchem 3810 hanöv. Fuß ein hanöv. Loth, oder 4025 wiener Fuß ein wiener Loth wogen. Das Gewicht des Goldes betrug einen Dukaten auf 121,920 hanöv. oder 112,621 wiener Fuß Länge. Aus dieſen Angaben berechnet ſich die Dicke des Drahtes auf 0,001558 oder $^1/_{642}$ Zoll und die Dicke des Goldüberzuges auf 0,00000147 oder $^1/_{680270}$ Zoll wiener Maß. Sehr geringe Quantitäten von Blei, Wismuth, Antimon, Arſenik ſind ſchon hinreichend, dem Golde einen bedeutenden Theil ſeiner Geſchmeidigkeit zu nehmen; von größter Einwirkung iſt aber das geſchmeidigſte der genannten Metalle, das Blei, welches nur zu 0,05 Proc. dem Golde beigemiſcht deſſen Geſchmeidigkeit zerſtört. Geringeren Einfluß in dieſer Beziehung äußern Zink, Kobalt, Mangan, Nickel, Zinn, Platin, Kupfer, Silber. Das Zink iſt unter denſelben dasjenige, welches am ſtärkſten einwirkt, das Silber am wenigſten. Das Kupfer wird jedoch am häufigſten, ja faſt ausſchließlich zum Legiren mit Gold gewählt, weil es die Intenſität der Goldfarbe weniger herabzieht als Silber und weil die Kupferlegirung härter als die Silberlegirung, alſo weniger der Abnutzung unterworfen iſt.

Wie alle feſten Körper, ſo dehnt ſich auch das Gold bei dem Erwärmen aus und zwar ſehr nahe im Verhältniſſe der Erhöhung der Temperatur. Ein Stab von der Temperatur des ſchmelzenden Eiſes bis zu der des ſiedenden Waſſers (0° — 100° C.) erhitzt, erreicht eine Länge, welche nach Lavoiſier und Laplace die urſprüng-

che um 0,00146606 = 1/682 übertrifft, sodaß er, wenn
c bei 0° C. die Länge von 100,000,000 Linien besessen
ätte, bei 100° sich bis auf die Länge von 100,146,606
inien ausgedehnt haben würde. Es dehnt sich also
ehr aus als Eisen und Platin, etwa eben so viel wie
Bismuth und weniger als Kupfer, Silber, Zinn, Blei
nd Zink.

Das Wärmestrahlungsvermögen des Goldes
eht dem des Silber, Kupfer und Zinn gleich. Setzt
an das relative Strahlungsvermögen des Rußes = 100,
o ist das des Queckſilbers = 20, des Bleis = 19,
es Eisens = 15, des Zinns, Silbers, Kupfers und
oldes = 12.

Die Wärmeleitungsfähigkeit des Goldes ist
rößer als die der übrigen Metalle. Nach Despretz' Ver-
uchen ist, wenn man die Fähigkeit, die Wärme fortzu-
eiten, bei dem Golde = 1000 setzt, dieselbe für Silber
= 973; für Kupfer = 898,2; für Platin = 381;
Eisen = 374,3; Zink = 363; Zinn = 303,9; Blei
= 179,6. Nach den neuesten Untersuchungen von Cal-
ert und Johnson (Comptes rendus 1858. N. 26) ist
ber das Silber unter den Metallen der beste Wärme-
eiter. Wird die Leitungsfähigkeit desselben = 1000 an-
enommen, so ist die des Feingoldes = 981 und die
es Goldes von 921/1000 Gehalt = 840. Ein Zusatz
on 1 Gewichtstheil Silber zu 99 Theilen Gold bringt
as Leitungsvermögen desselben also von 981 auf 840
erab. Nach denselben Untersuchungen ist die Leitungs-
ähigkeit des gewalzten Kupfers = 845, des gegossenen
Kupfers = 811, des Queckſilbers = 677, des Zinks
= 608—641, des Stabeiſens = 436, des Zinns
= 422, des Platins = 379, des Bleis = 287, des
Bismuths = 61. Die Leitungsfähigkeit ist größer bei
en gewalzten als bei den gegossenen Metallen.

Die specifische Wärme des Goldes ist nach Du-
ong und Petit = 0,0298, nach Regnault = 0,03244.

Die Fähigkeit des Goldes, die Elektricität
u leiten, ist geringer als bei Silber und Kupfer. Diese
rweist sich unter den festen Metallen bei dem Silber am
öchsten, am geringsten bei der Legirung, dem Neu-
ilber; beim Queckſilber noch um Vieles schwächer. Wenn
nan das Kupfer, das fast bei allen physikalischen Appa-
aten zur Fortleitung der elektrischen Ströme angewendet
ird, als Einheit zu Grunde legt und dessen Leitungs-
iderstand = 100 setzt, so ist der des Silbers = 67,
es Goldes = 113, des Messings = 361, des Eisens
= 566, des Platins = 644, des Neusilbers = 1129,
es Queckſilbers = 4949. Wenn daher ein Draht von
Kupfer 100 Fuß lang sein kann, um noch eine bestimmte
Menge Elektricität hindurchgehen zu lassen, so wird dazu
ein ebenso dicker Draht von Gold nur 88,5 Fuß, einer
von Silber dagegen 150 Fuß lang sein dürfen. Mit
höherer Temperatur steigt dieses Leitungsvermögen für
das Gold mehr als für andere Metalle, sodaß es bei
200° C. fast das des Kupfers erreicht. Zu allen Ap-
paraten, bei denen es darauf ankommt, die Elektricität
möglichst ungeschwächt fortzuleiten, muß man, wenn es
die Kosten nicht verbieten, sich des Silberdrahtes bedie-
nen. Meist thut Kupferdraht hinreichende Dienste.

Der Schmelzpunkt des Goldes liegt nach Wedg-
wood zwischen 28—32°. Daniell fand denselben = 1102°
C. und bei einem andern Versuche = 1163° C. Da
das Kupfer einen etwas höheren Schmelzpunkt besitzt
als Gold (nach Plattner = 1173° C.), so wird die
erste Bestimmung von Daniell = 1102° C. die wahr-
scheinlichste sein (vergl. den Art. Glühen).

Nach den Erfahrungen Kunkel's, welcher das
Gold 40 Tage der Weißglühhitze aussetzte, ist dasselbe
vollständig feuerbeständig und man pflegt anzunehmen,
daß das Gold, wenig über seinen Schmelzpunkt erhitzt,
beständig sei. Nach neueren Versuchen von J. Napier
(Quart. Journ. of the Chem. Soc. X. N. 39) ist das
aber nicht der Fall. Vielmehr verflüchtigt sich das Gold
ganz merklich, wenn es in Tiegeln bei gewöhnlichem
Feuer geschmolzen wird, und noch weit mehr, wenn es
mit Kupfer legirt ist. Man sieht von dem sehr heißen
Tiegel, in dem das Gold in Fluß erhalten wird, einen
grünlichen Dampf aufsteigen und eine darüber gehaltene
Silberplatte vergoldet sich nach einiger Zeit in diesem
Dampfe. Enthält das Gold Antimon, Arsen oder an-
dere flüchtige Metalle, so wird dasselbe in Verbindung mit
diesen zum Theil verflüchtigt. Ebenso findet dessen Ver-
flüchtigung im Knallgasgebläse, in dem Brennpunkte großer
Brennspiegel und in dem elektrischen Feuerstrome starker
galvanischer Batterien, und zwar in der Form eines
purpurfarbenen Rauches statt, welche kalte Körper mit
einer Goldhaut überzieht. Der Gewichtsverlust des Gol-
des, welches nach Napier's Versuchen behufs seiner Rei-
nigung zuvor mit Silber und Blei abgetrieben und dann
durch die Quart geschieden war, belief sich auf 0,12 bis
0,15 Proc. Wurde das Gold mit dem Kupfer ver-
mischt und in der Muffel erhitzt, so betrug der Verlust
an Gold bei eben ausreichender Schmelzhitze und 12 Proc.
Kupferzusatz 0,234 Proc., bei 10 Proc. Kupferzusatz und
etwas stärkrer Hitze 0,210 und bei stärkster Hitze 0,80
Proc. In Legirung mit Silber verliert das Gold beim
Schmelzen Nichts, enthält aber die Legirung Silber,
Kupfer und Gold, so ist der Goldverlust nach dem Schmel-
zen sehr bemerklich.

Beim Uebergehen des Goldes aus dem flüssi-
gen in den festen Zustand zieht es sich mehr zusam-
men als irgend ein anderes Metall. Zuweilen bilden
sich durch die Zusammenziehungen Höhlungen, die dann
nicht selten mit kleinen Krystallen des Metalls ausgeklei-
det sind. Aus diesem Grunde läßt es sich nicht gut in
kalte Formen gießen, wird spröde, wenn es geringe Bei-
mengungen von andern Metallen enthält und muß durch
Schmieden in die gewünschten Gestalten gebracht werden.
Dagegen gestattet die Weichheit und Dehnbarkeit des
Goldes, durch Prägung sehr schöne und wohlausgedruckte
Münzen und Medaillen darzustellen. Mit Salpeter ein-
geschmolzen nimmt es eine röthliche, mit Borax eine
blasse Farbe an. Man kann es lange Zeit im ge-
schmolzenen Zustande der Luft aussetzen, ohne daß es an
Farbe, Glanz oder Gewicht verliert. Es hält sich in

feuchter Luft unverändert und dient daher unter andern zum Ueberziehen solcher Gegenstände, die vor dem Einflusse der Luft geschützt werden sollen. In Salpetersäure, Chlorwasserstoffsäure und Schwefelsäure ist das Gold auch bei sehr feiner Zertheilung unlöslich. Das einzige Auflösungsmittel des Goldes ist das Königswasser, welches dasselbe bei feiner Zertheilung schon in der Kälte, im geschmolzenen Zustande bei Erwärmung auflöst. Die Auflösung enthält Goldchlorid; sie färbt die Haut des menschlichen Körpers purpurfarben.

Von allen Metallen besitzt das Gold die schwächste Verwandtschaft zum Sauerstoff, dagegen hat es große zum Chlor. Flüssigkeiten, welche freies Chlor enthalten, sind daher die besten und — außer Solutionen von Brom — die einzigen Auflösungsmittel für das metallische Gold.

Die stöchiometrische Zahl des Goldes wurde, Sauerstoff = 100000 gesetzt, = 1243,013 gefunden, dagegen den Wasserstoff = 1 angenommen, dieselbe = 199,207 beträgt. Die chemische Formel des Goldes ist Au.

Das specifische Gewicht des geschmolzenen Goldes wird gewöhnlich zu 19,2, das des gehämmerten zu 19,3—19,6 angegeben. G. Rose hat durch Versuche (Poggendorff's Annalen LXXIII, 1) ermittelt, daß das spec. Gewicht des geschmolzenen Goldes zwischen 19,27 und 19,31 liegt und daß sich das spec. Gewicht des Goldes durch Hämmern und Pressen bis zu 19,3336 steigern läßt (vergl. S. 110—112). Eine große Uebereinstimmung mit diesen Angaben finden wir schon bei dem Araber Abul Rihan, der im 10. oder 11. Jahrh. lebte. Er fand das spec. Gewicht des Goldes = 19,05, wie die Comptes rendus veröffentlichen.

Das spec. Gewicht des durch Eisenvitriol gefällten Goldpulvers beträgt 19,75—20,68; das durch Kleesäure gefällte Goldpulver 19,49.

Bei der quantitativen Bestimmung des Goldes wird dasselbe stets im metallischen Zustande gewogen. Man kann es auf verschiedene Weise aus seinen Lösungen reduciren. Gewöhnlich wird es als braunes metallisches Pulver durch Eisenvitriol niedergeschlagen. Die Lösung muß durch Salzsäure oder Schwefelsäure angesäuert werden, damit sich kein basisches Eisenoxydsalz absetzen kann. Die Lösung darf Salpetersäure nicht enthalten, weshalb solche entweder mit überschüssiger Salzsäure versetzt abgedampft, oder so viel Eisenvitriol zugesetzt wird, daß hierdurch beim Erwärmen alle Salpetersäure zersetzt wird.

Durch salpetersaures Quecksilberoxydul kann man auch das Gold zu Oxydul reduciren und niederschlagen, sobald die Lösung nicht zu viel Salpetersäure enthält und der Niederschlag zur Vertreibung alles etwa darin enthaltenen Quecksilbers sehr stark geglüht wird. In den meisten Fällen läßt sich Oxalsäure mit dem besten Erfolge zur Reduction des Goldes anwenden, wenn die Flüssigkeit stark mit Salzsäure übersättigt wird. Von den Alkalien und Erden, von Zink, Eisen, Kobalt, Nickel, Mangan, Uran, Titan und Chrom kann das Gold durch Schwefelwasserstoff, welches man in die kalt Lösung leitet, vollständig getrennt werden. Bei der Gegenwart von Kupfer, Wismuth, Cadmium und geringen Mengen von Blei lassen sich die schon erwähnten Methoden, mit Ausnahme des Schwefelwasserstoffs, in sauren Lösungen anwenden. Von Zinn, Antimon, Arsen und Tellur läßt sich das Gold am besten trennen, wenn man über die in einer Röhre erhitzten Verbindungen Chlor leitet, welches flüchtige Chlormetalle bildet und das Gold je nach der angewandten Temperatur mit mehr oder weniger Chlor verbunden zurückläßt, oder durch Abtreiben auf der Kapelle.

Von den Verbindungen des Goldes ist bereits oben die Verwandtschaft desselben zum Sauerstoff als eine sehr geringe bezeichnet worden. Seine meist nur auf Umwegen zu erzielenden Verbindungen mit den negativen Elementen werden durch Wärme zerlegt und lassen das Metall unverbunden zurück. Mit Sicherheit kennt man nur zwei Oxydationsstufen, das Goldoxydul und Goldoxyd.

Das Goldoxydul, Goldsuboxyd, Protoxide d'or, Au_2O, in 100 Th. 96,2 Gold und 3,98 Sauerstoff, erscheint als grünes wenig beständiges Pulver, welches sich schon unter dem Einflusse des Lichts in Goldoxyd und metallisches Gold zersetzt. Es löst sich in Kalilauge, die Lösung wird aber bald zersetzt, indem sich goldsaures Kali bildet, welches aufgelöst bleibt und metallisches Gold sich ausscheidet. Durch Uebergießen von Goldchlorür mit Kalilösung erhält man es als dunkelviolettes Pulver. Außer den von Himly (Ann. der Chem. u. Pharm. LIX. S. 95) untersuchten Doppelsalzen mit schwefelsaurem und unterschwefligsaurem Natron sind keine Sauerstoffsalze dieses Oxydes bekannt.

Das Goldoxyd, Oxydum Auricum, Peroxide d'or, Au_2O_3, in 100 Th. 89,2 Gold und 10,8 Sauerstoff, oder Goldsäure erscheint als Hydrat röthlich-gelb und an der Luft getrocknet kastanienbraun, wird durch die Wärme und einige Metalloide zersetzt, verbindet sich schwer mit den Sauerstoffverbindungen, leicht mit den Alkalien. Das Goldoxyd wird gewonnen, indem man zu in Wasser gelöstem Goldchlorid gebrannte Magnesia in geringem Ueberschusse hinzufügt und damit so lange digerirt, bis das meiste Gold als Oxydhydrat gefällt worden ist; in der Lösung bleibt etwas Goldoxyd an Talkerde gebunden. Der aus goldsaurer Talkerde bestehende Niederschlag wird ausgewaschen und mit verdünnter Salpetersäure einer gelinden Wärme ausgesetzt, welche die Talkerde auflöst. Auch kann man Zinkoxyd statt der Talkerde wählen. Das Goldoxyd wird bald als Hydrat mit verschiedenem Wassergehalte bald wasserfrei erhalten und ist hiernach entweder hellgelb, dunkelgelb, ockerbraun, olivengrün, oder schwarzgrün. Das Hydrat gibt bis zu 140° erhitzt sein Wasser ab und nimmt dann dunklere Farben an. Das in Wasser unlösliche Oxyd wird durch das Sonnenlicht und organische Substanzen sehr leicht reducirt und bei 245° tritt vollständige Reduction ein.

Mit Ammoniak verbindet sich das Goldoxyd, dem

Silberoxyd ähnlich, zu Knallgold, Goldoxydammoniak, aurum fulminans (AuO_3, $2NH_3 + HO$), goldsaures Ammoniak, ein gelbbraunes Pulver ins Purpurne sich neigend, welches bei 143° erhitzt oder auch durch Schlag, Druck, Reiben explodirt, wobei Wasserdampf und metallisches Gold ausgeschieden wird. Wässerige Alkalien, die meisten Säuren, sowie Alkohal verändern das Knallgold selbst beim Erwärmen nicht.

Goldchlorid, Chloridum auricum, $AuCl_3$, bildet sich leicht bei der Einwirkung von Chlorgas, wie von wässerigem Chlor auf Gold, in 100 Th. 64,9 Gold 35,1 Chlor. Gewöhnlich wird diese Verbindung durch Behandlung von Gold mit Königswasser gewonnen. Die zur Trockne eingedampfte Flüssigkeit liefert eine dunkelviolette, krystallinische Masse, die sich in Wasser unter Rücklassung von etwas durch das Erwärmen entstandenem Goldchlorür, Chloretum aurosum, AuCl, zu einer dunkelgelben Flüssigkeit auflöst, aus welcher organische Substanzen, Metalle, Phosphor, Schwefel, Selen, schweflige, arsenige, phosphorige, salpetrige Säure und viele andere Körper das Gold metallisch abscheiden. Das Goldchlorid ist gewöhnlich der Ausgangspunkt bei Darstellung anderer Goldpräparate, weil es sich leicht erhalten, in Lösung behandeln oder aufbewahren läßt, während die meisten anderen löslichen Goldverbindungen rasche Umwandlungen oder Zersetzungen erleiden. Es wird zur Vergoldung, zur Erzeugung des Rubinglases verwendet und dient überhaupt zur Erzeugung vieler Goldpräparate. Mit Chlormetallen, wie Chlorkalium, Chlornatrium ꝛc., vereinigt sich das Goldchlorid zu Doppelsalzen, von denen viele in deutlichen Krystallen erhalten werden können. Man stellt sie einfach durch Mischen der Lösungen und Eindampfen der Flüssigkeiten dar. Sie sind gelb gefärbt und enthalten Krystallwasser. Das Kaliumgoldchlorid entspricht der Formel KCl, $AuCl_3 + 5HO$. Die Natriumverbindung hat die Formel NaCl, $AuCl + 4HO$. Dem Natriumgoldchlorid ähnliche Doppelverbindungen bilden mit dem Chlorgolde die Chlorverbindungen von Barium, Strontium, Calcium, Magnesium, Mangan, Zink, Cadmium, Kobalt und Nickel, welche sämmtlich ähnliche Zusammensetzung haben.

Goldbromid, Bromidum auricum, $AuBr_3$, bildet sich bei der Einwirkung von wässerigem Brom auf Gold und verhält sich im Uebrigen wie das Chlorid.

Behandelt man Goldchlorür in der Kälte mit einer Lösung von Jodkalium, so entsteht ein gelbgrünes Pulver von Goldjodür, Jodetum aurosum, AuJ. Durch Zersetzung von neutralem Goldchlorid mit Jodkalium erhält man einen dunkelgrünen Niederschlag von Goldjodid, Jodidum auricum, AuJ_3, was sehr zerleglich ist und leicht in Jodür und freies Jod zerfällt. Mit alkalischen Jodmetallen bildet es Doppelsalze. Ebenso vereinigt sich das Gold auch mit dem Cyan zu Goldcyanid und Goldcyanür.

Die Verwandtschaft zwischen Schwefel und Gold ist sehr gering; durch Schmelzen lassen sich beide Elemente nicht vereinigen. Schwefelwasserstoff reducirt eine erwärmte Goldchloridlösung und scheidet das Metall daraus ab. In der Kälte aber entsteht ein schwarzer Niederschlag von Schwefelgold, dessen Zusammensetzung keiner bekannten Oxydationsstufe des Goldes nachgebildet ist. Es hat die Formel AuS_2, löst sich in Schwefelwasserstoffammoniak wieder auf. In der Porzellanmalerei wird zur Herstellung des Goldlüsters ein Schwefelgold angewendet, indem man 1 Th. Goldpulver, 3 Th. Pottasche und 9 Th. Schwefel in einem glühenden Tiegel zusammenschmilzt und ausgießt. Löst man diese Masse in Wasser, so erhält man eine graue Lösung von Schwefelgold, Schwefelkalium mit einem Ueberschusse von Schwefel. Läßt man die Flüssigkeit längere Zeit bei Seite stehen, so wird sich Schwefel abscheiden; filtrirt man diesen ab und zersetzt das Filtrat mit Essigsäure, so scheidet sich Schwefelgold ab, welches mit 10—12 Proc. basisch-salpetersaurem Wismuthoxyd und Terpentinöl angerieben in den Handel gebracht wird. Das Präparat führt den Namen „Burgoslüster."

Ueber Goldscheidewasser, aqua regis, das Hauptlösungsmittel des Goldes, bestehend aus 1 Th. Salpetersäure mit 3—4 Th. concentrirter Salzsäure, s. den Art. Königswasser.

V. Verarbeitung und Anwendung des Goldes.

Gold in seinem reinen Zustande wird weder zu Münzen noch zu Geräthen verarbeitet, weil es zu weich und biegsam ist. Um daher die Härte desselben zu verstärken, um es zur Verarbeitung geschickter zu machen, wird es mit geringeren Metallen versetzt (legirt), welcher Zusatz die Legirung genannt wird. Alle Metalle machen zwar das Gold härter, allein nur das Eisen, Kupfer und Silber bewirken dies, ohne zugleich die Dehnbarkeit des Goldes aufzuheben. Da aber das Eisen die gelbe Farbe des Goldes zerstört, so wendet man gewöhnlich zur Legirung des Goldes Silber oder Kupfer, oder auch wol beide zugleich an und nennt die Verbindung des Silbers mit dem Golde die weiße, jene des Kupfers mit dem Golde die rothe Karatirung. Seltener legirt man das Gold mit Silber und Kupfer zugleich und nennt dann eine solche Legur die gemischte Karatirung. Die elektronegativen Metalle, welche mit Sauerstoff Säuren bilden, geben mit dem Golde spröde Verbindungen, so das Arsen, Antimon, Mangan, Molybdän, Wolfram. Ein ähnliches Verhalten zeigt das Zinn, Zink, Wismuth, Blei, Kobalt und Tellur. Das Zinn vermindert zwar die Dehnbarkeit des Goldes, aber erst dann, wenn einige Procente desselben dem Golde beigemischt werden. Mit Eisen, Iridium, Kupfer, Osmium, Platina, Rhodium und Silber bildet das Gold dehnbare Gemische von verschiedener Farbe, die Verbindung des Silbers, des Nickels und des Palladiums mit dem Golde ist gelblichweiß oder bei gleichen Theilen weiß. Platina ertheilt dem Golde eine blaßgelbe Farbe, am wenigsten wird diese, sowie die übrigen Eigenschaften des Goldes, durch Iridium, Rhodium und Cadmium verändert. Mit Quecksilber vereinigt sich das Gold außerordentlich leicht. Eine augenblickliche Berührung des

Goldes mit Quecksilber reicht schon hin, ersteres weiß zu färben. Das Goldamalgam ist in überschüssigem Quecksilber löslich, wird aber aus dieser Auflösung durch niedere Temperatur, vorzüglich aber durch Silber gefällt. Gold mit Platin zusammengeschmolzen verändert die Farbe nicht sehr bedeutend. Das Gemisch ist dehnbar und elastisch.

Durch die Karatirung gewinnt das Gold sehr bedeutend an Härte und Dauerhaftigkeit, zugleich wird die Masse desselben ohne erhebliche Preisvermehrung vergrößert, und da man Mittel besitzt, im nöthigen Falle den fertigen Arbeiten äußerlich die Farbe des reinen Goldes zu geben, so beeinträchtigt der Zusatz nicht die Schönheit des Metalls. Da aber die verschiedenen Zusätze an Kupfer oder Silber theils im Preise sehr verschieden sind, so benutzt man mehrfach abgeänderte Verhältnisse bei der Verfertigung der Goldarbeiten, worüber in verschiedenen Ländern verschiedene gesetzliche Bestimmungen oder Gewohnheiten gegeben sind, um von dem gegenseitigen Verhältnisse der Karatirung den größeren oder geringeren Werth zu bestimmen. Als Gewichtseinheit benutzte man ehedem das Pfund; später wurde die Mark statt des Pfundes eingeführt. Die Mark ist die Hälfte eines Pfundes und wird in Teutschland eingetheilt bei dem Golde in 24 Karat, der Karat zu 12 Grän. Nach diesen Unterabtheilungen gibt man die Menge reinen Goldes an, welche in der Mark des legirten oder beschickten Metalls enthalten ist. Eine Mark des reinen Metalls nennt man eine feine Mark, eine Mark des legirten oder gemischten Metalls eine rauhe oder beschickte Mark. Reines (unvermischtes Gold) wird nicht 24karatig, sondern Feingold genannt; 22karatiges Gold enthält 22 Karat Feingold und 2 Karat andere Metalle in der Legirung; 14karatiges Gold heißt solches, welches in der Mark 14 Karat, d. h. überhaupt $^{14}/_{24}$ reines Gold und $^{1}/_{24}$ Zusatz enthält. Bei dem Feingehalte von 18 Karat 5 Grän beträgt die Menge des Goldes $^{18}/_{24} + {}^{5}/_{288}$ oder $^{221}/_{288}$, mithin der Zusatz $^{67}/_{288}$. In Frankreich drückt man den Feingehalt nach Tausendtheilen (Millimes) aus und demnach ist z. B. Gold von 0,840 solches, welches in 1000 Theilen 840 Gold und 160 Zusatz enthält. In den meisten Ländern Teutschlands besteht die gesetzliche Bestimmung, daß die zum Verkauf ausgebotenen Goldarbeiten nicht unter 14karatig sein dürfen. In den österreichischen Staaten sind für alle Goldwaaren, deren Gewicht 4 Dukaten und mehr beträgt, nur folgende drei Goldlegirungen gestattet, welche als Probegold mit den Nummern 1, 2, 3 bezeichnet werden:

Probegold Nr. 1, auch Thalergold genannt,	7	Karat	10	Grän	(oder	0,326)
= = 2 =	=	=	13	=	1	=	(=	0,545)
= = 3 =	=	=	18	=	5	=	(=	0,767)
und der österreichische Dukaten mit	23	=	8	=	(=	0,986)

Das Gold darf nur auf fünferlei Weise legirt werden: a) mit Kupfer allein; b) mit Silber allein; c) mit $^{2}/_{3}$ und $^{1}/_{3}$ Silber; d) mit $^{1}/_{2}$ Kupfer und $^{1}/_{2}$ Silber; e) mit $^{1}/_{3}$ Kupfer und $^{2}/_{3}$ Silber. Zu kleineren Arbeiten, bei welchen die Legirung dem Uebereinkommen der Verfertiger und der Besteller überlassen ist, wird häufig 6karatiges Gold (0,250), sogenanntes Jonjougold, angewendet, zuweilen noch schlechteres.

In Frankreich werden folgende zwei Goldsorten verarbeitet: Or au titre de Paris mit 0,920 (oder 22 Karat 1 Grän), Or au titre de bijoux mit 0,840 (oder 20 Karat 2 Grän). Die bekannten Venetianerkettchen (jedoch nur in Venedig selbst) sind 0,906 oder 21 Karat 9 Grän fein.

Die französischen und italienischen Goldmünzen enthalten $^{9}/_{10}$ Gold, also 21 Karat 7,2 Grän. Ein 20-Francsstück wiegt 6,45161 Gramm, sodaß 155 aufs Kilogramm gehen. Die holländischen Dukaten enthalten 23 Karat 7 Grän (0,982). Die preuß. Friedrichsd'or von 1764—1824 haben einen Feingehalt von 21 Karat 9 Grän (0,906), seit 1821 aber 21 Karat 8 Grän (0,902). 35 Friedrichsd'or wiegen eine Mark, die feine Mark enthält $38^{10}/_{14}$ Stück. Hanöversche Pistolen gehen $35^{1}/_{4}$ auf die Mark = $21^{1}/_{2}$ Karat, auf die feine Mark gehen 39,2558 Stück. In Schweden unterscheidet man das Pistolettengold mit $20^{1}/_{2}$ Karat und das Kronengold mit $18^{1}/_{2}$ Karat. Der schwedische Dukaten enthält $23^{5}/_{12}$ Karat. In Rußland kommen $59^{1}/_{10}$ Imperialdukaten aus der Mark = 21 Karat. Spanien hat 27,6 Doblonen — Doblon de Isabel — aus der kastilianischen Mark = 230,0675 Gramm, 0,9 fein. Die englischen Goldmünzen enthalten $^{11}/_{12}$ Gold und $^{1}/_{12}$ Kupfer, sind also 22karatig und heißt dieses Gold Standartengold. An feinem Golde enthält 1 Sovereign gesetzlich 7,3402, nach angestellten Untersuchungen durchschnittlich 7,302 Gramm. Aus einem Troypfunde (273,24 Gramm) Standartengold werden $46^{22}/_{30}$ Sovereigns ausgebracht; das Münzwesen begünstigt in London einen hohen Goldwerth.

Um Gold von verschiedenen Farben zu Verzierungen auf Goldarbeiten darzustellen, werden besondere Legirungen angewendet. So erhält man aus 2 bis 3 Theilen feinem Golde und 1 Th. feinem Silber grünlichgelbes Gold; die Farbe der mit Kupfer gefertigten Legirungen ist theils hochgelb, theils röthlichgelb, theils roth. Hochrothes Gold wird aus gleichviel Gold und Kupfer legirt. Blaßmessinggelbes Gold besteht aus 1 Th. Gold und 2 Th. Silber, oder 4 Th. Gold, 3 Th. Silber und 1 Th. Kupfer; blaßrothes aus 3 Th. Gold, 1 Th. Silber und 1 Th. Kupfer; graues aus 30 Th. Gold, 3 Th. Silber und 2 Th. Stahlfeilspänen, oder 4 bis 5 Th. Gold und 1 Th. Stahl. Gold mit Mangan legirt sieht gelblichgrau aus. Eine Legirung von 17 Th. Gold und 1 Th. Zink ist grünlichgelb. Aus gleichen Theilen Zink und Gold ist die Legirung weiß, die Masse hart und polirfähig. 14 Th. Gold und 1 Th. Kobalt geben eine blaßgelbe, aber sehr spröde Legirung. Aehnlich verhält sich Nickel, das eine messing-

gelbe Farbe erzeugt. Bei nur geringen Mengen, $^1/_{130}$ Kobalt oder $^1/_{130}$ Nickel ist die Legirung ganz geschmeidig. Gold mit Zinn erzeugt eine blaß gelblichweiße Farbe. Gold mit nur $^1/_{12}$ Wismuth reicht hin, das Gold sehr spröde zu machen und gibt eine messingähnliche Farbe. Eine aus 22 Karat Gold, 1 Karat Silber und 1 Karat Kupfer bestehende gemischte Karatirung sieht ganz dem 24karatigen Golde ähnlich.

Die Verbindung des Goldes mit dem Kupfer nannte man in älteren Zeiten, ebenso wie jene des Silbers mit dem Kupfer, das korinthische Metall.

Soll der Feingehalt von Goldmünzen, Goldwaaren u. s. w. ermittelt werden, so findet eine Vorprüfung auf dem Probirsteine statt, indem man den Glanz und die Farbe des zu prüfenden Goldes mit den aus einer bekannten Legirung besonders dazu gefertigten Probirnadeln vergleicht. Zu dem Ende sind Nadeln theils nach der rothen, theils nach der weißen und gemischten Karatirung, nach ganzen oder halben Karaten gefertigt. Man macht nun mit der Probe einen Strich auf den Probirstein (Basalt, Kieselschiefer) und ebenso mit Probirnadeln. Aus der Aehnlichkeit der Farbe der Striche schließt man auf die Aehnlichkeit der Legirung. Der Schluß kann aber nie ein sicherer sein, weil nicht selten die Oberfläche eines Gegenstandes aus Gold feiner gemacht worden ist als der übrige innere Gehalt und dadurch leicht ein scheinbar höherer Feingehalt ermittelt wird. Die Chinesen sollen in dem Gebrauche des Probirsteines eine große Fertigkeit besitzen, sodaß sie vermittels desselben einen Unterschied in der Feinheit auf $^1/_{200}$ der Legirung bemerken. Bei ihnen ist der Probirstein die einzige Methode, nach welcher sie sich bei dem Ein- und Verkaufe des Goldes richten. Allein bei der Gleichförmigkeit der bei ihnen vorkommenden Legirung, welche fast nur Silber ist, unterliegt diese Probe nur geringen Schwierigkeiten. Soll ein etwas sicherer Schluß bei Anwendung der Probirnadeln (Goldstreichnadeln) gefällt werden, so ist die Anwendung einer von Salzsäure völlig freien Salpetersäure nothwendig, damit diese nur das Silber und Kupfer, nicht aber das Gold auflöse. Beim Probiren hochkaratigen Goldes versetzt man die Salpetersäure mit etwas Kochsalz, Salmiak oder Salzsäure, um ihr eine geringe Beimischung von Königswasser zu ertheilen. Mit dieser Säure werden die Goldstriche auf dem Probirsteine befeuchtet. Sie löst das Kupfer und Silber auf, greift aber das Gold nicht an. Je mehr zerfressener und unzusammenhängender das Gold nach dem Behandeln mit der Säure erscheint, desto größer ist der Gehalt an fremden Metallen in der Legirung. Nach dieser oberflächlichen Prüfung schmilzt man das zu untersuchende Gold, je nach seiner Farbe, mit dem dreifachen, doppelten oder gleichen Gewichte an Silber und ungefähr mit der zehnfachen Menge von Blei zusammen und treibt die Legirung in einem Näpfchen, das aus Knochenasche und ausgelaugter Holzasche geformt ist (in einer sogenannten Kapelle), in einem Muffelofen ab. Durch die Einwirkung der atmosphärischen Luft wird das Blei oxydirt und als Bleioxyd geschmolzen. Im geschmolzenen Zustande nimmt es die in der Legirung enthaltenen Metalle ebenfalls als Oxyde auf und setzt sich mit denselben in die Poren des Näpfchens. Das mit Silber legirte Gold bleibt als Metallform rein zurück. Die Goldprobe durch Kapellation stimmt durchaus mit der Gewinnung des Goldes und Silbers durch Abtreiben im Großen überein: das silberhaltige Korn wird ausgeplattet und das Blech darauf mit Salpetersäure übergossen, wodurch das Silber aufgelöst wird. Das zurückbleibende Gold wird ausgewaschen, geglüht und gewogen. Vergl. den Art. Goldprobe.

Das Verfahren, den Gehalt des Goldes in seinen Verbindungen mit andern Metallen zu bestimmen, beruht also hauptsächlich auf der Anwendung der Kapelle, der Silberbeschickung und der Behandlung mit Salpetersäure und ist seit Jahrhunderten bei den Münzstätten schon in Ausübung gekommen. Als Probirgewicht kommt das Tausendtheil des Münzpfundes (= $^1/_2$ Gramm = 500 Milligrammen) in Anwendung, welche Einheit wiederum in 1000 Theile zerfällt. Der kleinste Gewichtstheil bei der Goldgehaltsbestimmung ist ein Tausendtheil dieser Probirgewichtseinheit.

Man hat versucht, aus dem specifischen Gewichte einer Goldlegirung ihren Gehalt zu bestimmen. Allein diese Versuche sind ohne günstigen Erfolg geblieben, weil die specifischen Gewichte von Gold, Silber und Kupfer an sich innerhalb gewisser Grenzen variabel sind und bei den Verbindungen derselben in verschiedenen Verhältnissen bald Verdichtung, bald Ausdehnung stattfindet.

Schon bei der Geschichte des Goldes ist mehrfach erwähnt worden, daß die Alten dasselbe verarbeitet haben. Bei der Oeffnung der aufgefundenen alten Gräber haben sich nicht selten Gegenstände des Luxus, bestehend in Ohrgehängen und Ringen, in mit Gemmen besetzten Nadeln und in Kränzen, die aus Goldplättchen zusammengesetzt sind, aufgefunden. Luxusartikel aus Silber gehörten zu den größten Seltenheiten. Zu einer Menge von Zwecken, wo man Gold anwendete, wurde reines Gold angewendet. Unter den aufgefundenen Goldgeschmeiden hat man einige gefunden, die verschiedene Farben zeigten, und zwar vom Hochgelben bis zur weißgelben Färbung, sodaß also nicht unwahrscheinlich ist, daß die Alten die Färbung des Goldes kannten, gleichwie sie in hohem Grade die Färbung des Kupfers gekannt haben. Goldplättchen dienten auch zum Vergolden der verschiedensten Gegenstände, zur Vergoldung von Zierathen auf Capitälen, von Säulenschäften und Kleidern. Das Aufkleben des Goldes geschah theils durch Gummi und auch durch eine humose Substanz, die man aus Aegypten brachte, gummi sarcocollae genannt, ebenso durch eine Mischung aus Mastix und Wachs, Kiromastix genannt. Das Vergolden der Metalle dagegen wurde durch Quecksilber bewerkstelligt. Die alten Torenten — so nennt man die Gold- und Silberarbeiter — bedienten sich des Borax, χρυσόκολλα genannt, d. h. Goldleim zum Löthen und Schmelzen der edeln Metalle. Alte Goldgeschmeide der Hellenen hatten ein verschiedenes Verhältniß des Goldes zum Silber. Bei einem

Ohrgehänge in einem korinthischen Grabe fand K. Landerer: Gold 80, Silber 20; in einem Ringe von Delos 90 Gold, 10 Silber; in einem Löffelchen zu einer Balsambüchse 60 Gold, 38 Silber. Zu den Gegenständen, die ferner sehr häufig bei Ausgrabungen aufgefunden wurden und sich in den meisten Gräbern nebst Gefäßen u. a. finden, gehören auch die Münzen. Selten sind Goldmünzen, häufiger finden sich Silbermünzen. Ueber die Verwendung des Goldes zu Münzen siehe den Art. Goldmünzen.

Zu den Vorbereitungen des Goldes für die Verarbeitung gehören alle diejenigen Arbeiten, durch welche das Gold in eine Form gebracht wird, welche es für die Darstellung der daraus zu verfertigenden Gegenstände geeignet macht. Zunächst gehört hierher:

Das Gießen des Goldes.

Zu eigentlichen Gußwaaren wird das Gold nur selten angewendet, da es vermöge seiner starken Zusammenziehung beim Erstarren hierzu wenig tauglich, auch zu kostbar ist. Das Gießen desselben beschränkt sich daher in der Regel nur auf die Darstellung von Stäben (Zaine) oder Platten, welche sodann durch Hämmern oder Walzen auf eine der Absicht entsprechende Weise geformt oder durch den Drahtzug ausgedehnt werden. Die Schmelzung erfolgt in Graphittiegeln, die, je nach dem Bedürfnisse, von 1 bis zu 100 Pfund Gold fassen. Die von mehr als 100 Pfund Inhalt dürfen indessen nur mit besonderer Vorsicht gebraucht werden, weil sie durch den Druck des geschmolzenen Metalles sich leicht an den Seitenwänden spalten. Während der Schmelzung wird der Tiegel mit einem thönernen Deckel versehen. Vor dem Ausgießen werfen die Techniker gewöhnlich etwas Seife, Wachs oder andere Fette in den Tiegel, damit das Metall beim Ausgießen nicht so schnell erkalte. So gut das Mittel an und für sich ist, so kommt es doch häufig vor, daß das Fett mit in die Gießform läuft und dadurch den Guß verdirbt. Dieses zu verhüten, nimmt man besser ein Stück feuerfesten porösen Stein, legt es in Oel, läßt es dasselbe einschlucken und gebraucht es alsdann wie Seife, was den Nachtheil nicht hat, daß der Guß damit verdorben wird, da es vermöge seiner Größe leicht zurückgehalten werden kann und länger und gleichmäßiger als Fett brennt. Die Formen sind gewöhnlich aus geschmiedetem Eisen verfertigt, heißen Eingüsse, von welchen man den offenen Einguß, den Rohreinguß und den Flaschen-, Platter- oder Blecheinguß unterscheidet. Vor der Anwendung werden die Formen angewärmt und dann mit Wachs ausgestrichen. Nach erfolgter Ausgießung des Goldes wird, namentlich bei schwerer Beschickung, wie dieselbe in Münzen vorkommt, sogleich die Schlacke mit einem kupfernen Löffel aus dem Tiegel geschöpft, um bei einer neuen Schmelzung benutzt zu werden. Sobald die Temperatur des Gußstückes abgenommen hat, wird es aus der Form auf eine hölzerne Schaufel geworfen, rundum mit einem gepulverten Gemenge von 0,364 Kochsalz, 0,364 Salpeter, 0,181 Alaun und 0,091 Salmiak überschüttet und in einer wässerigen Auflösung von Weinstein abgekühlt. Von dem Salzgemenge wird die noch heiße Oberfläche des Gußstückes ein wenig angegriffen, sodann aber das Gold aus der entstandenen Verbindung durch die Weinsteinlösung wieder gefällt. Man reinigt darauf das Gußstück mit kupfernen Bürsten und glättet die unebenen Stellen mit einem kleinen Hammer. Dergleichen Unebenheiten entstehen, wenn das Gold zu heiß ausgegossen wird, und man läßt es ebendeshalb in dem Tiegel eine Zeit lang abkühlen. Bei sehr hoher Temperatur ist das geflossene Metall so stark ausgedehnt, daß es nicht ohne sehr merkliches Schwinden und bisweilen auch nicht ohne Spalten, die mit der längeren Seite des Gußstückes parallel gehen, erstarren kann. Nach der Reinigung werden die Gußstücke von dem anhangenden Wasser durch eine Erwärmung befreit, die man nur so weit treibt, daß man sie eben nicht mehr an der Hand ertragen kann.

Die Bearbeitung des Goldes in Tiegeln ist sowol wohlfeiler als auch minder Zeit raubend wie die Anwendung des Treibofens. Man kann ihr aber nur diejenigen Erze unterwerfen, welche an Gold nicht weniger als 0,4 ihres Gewichts enthalten. Als Abgänge von den Schmelzungen rechnet man die Schlacken, die Tiegel, die Kapellen, mit einem Worte Alles, was nach der Schmelzung zurückbleibt und demnach Gold enthalten kann. Man beginnt ihre Bearbeitung mit einer Sortirung, bei welcher das sichtbare Gold vorweg genommen und das Uebrige in einem gußeisernen Mörser zerstoßen und darauf durch ein Drahtnetz gesiebt wird, dessen quadratische Maschen 0,5 Linien Seite haben. Die durch dieses Netz gedrungenen Theile werden durch ein engeres Drahtsieb und zuletzt noch einmal durch ein Haarsieb geschüttet. Die leichteren schlackigen Theile und die metallischen werden hierauf abgesondert, geschlämmt und der Amalgamation unterworfen.

Gewöhnlich werden aus Gold nur Gegenstände von geringem Umfange verfertigt und alle Goldarbeiten werden, wegen der Kostbarkeit des Metalles, verhältnißmäßig dünn hergestellt. Die Goldarbeiter benutzen daher in der Regel nur geringe Quantitäten, welche im Windofen und in Graphittiegeln (ipser oder passauer Schmelztiegeln) oder hessischen Tiegeln schmelzen. Das feine oder bessere Gold wird mit etwas Borax zuerst geschmolzen und dann das schlechtere Gold, das Silber oder Kupfer vorausglühend gemacht zugesetzt. Durch sorgfältiges Umrühren wird eine genaue Vermischung bewirkt. Werden einzelne kleine Arbeitsstücke massiv gegossen, so geschieht das Gießen in Sand, oder man bedient sich dazu der Sepia (os sepiae), welche leicht Eindrücke annimmt und zum Eindrücken kleiner Modelle gebraucht wird. Man setzt die Formen aus dieser Substanz von zwei Platten zusammen, welche wie die Hälften einer Gießflasche auf einander passen.

Das Walzen des Goldes. Fast zu allen Goldarbeiten, die wenigen gegossenen ausgenommen, wird das Gold vorläufig in Blech oder Draht verwandelt. Man wendet in der Regel das Gold ganz rein (ohne Legirung) an, weil es dann am dehnbarsten ist. Nachdem

die gegossenen Platten oder Stäbe gewöhnlich mittels des Hammers kalt ausgeschlagen und hierauf geglüht sind, geschieht das Walzen mittels eines kleinen Walzwerks von der gewöhnlichen Einrichtung. Die Bearbeitung geschieht kalt; allein so oft das Metall hart und steif wird, muß es wieder geglüht werden.

Hierher gehören jene dünnen Metallstreifen, welche man, nachdem sie das Walzwerk verlassen haben, durch Schlagen mit dem Hammer aus Gold und Silber verfertigt und zum Vergolden von Papier, Leder, Holz, Stein u. s. w. benutzt und welche dann geschlagenes Gold, Blattgold, or battu, feuil'es d'or, beaten gold, leaf-gold, und geschlagenes Silber, Blattsilber genannt werden. Ueber die Anfertigung des Blattgoldes, d. h. über die Goldschlägerei, möge folgende kurze Beschreibung dienen.

Schon die Römer verstanden die Kunst, das Gold so dünn zu hämmern, daß die Dicke nur $^1/_{100000}$ Zoll betrug. Sie pflegten an Decken und Wänden der Zimmer Vergoldungen hiermit anzubringen. Gegenwärtig reducirt man die Dicke noch 2—3 Mal weiter. Nur ganz feines Gold ist für die Goldschlägerei geeignet. Das Gold wird mit Borax und Salpeter geschmolzen, in eine mit Talg bestrichene eiserne Zainform gegossen, der Goldzain darauf in Kohlenfeuer glühend gemacht und langsam abgekühlt, wodurch das Fett abbrennt und die Sprödigkeit durchs Ausglühen gehoben wird. Hierauf wird der Zain auf einem stählernen Ambos bis zur Dicke von 2 Linien ausgeschmiedet, wiederholt ausgeglüht, sodann aber unter Stahlwalzen ausgewalzt, bis der Quadratzoll 6½ Gran wiegt. Die Dicke ist dann $^1/_{700}$ Zoll. Es folgt nun das Schlagen. Zuerst wird der fertig ausgewalzte Goldstreif mittels einer Scheere in genau gleich große Stücke von 1 Zoll im Quadrate zerschnitten und diese nun abwechselnd mit Kalbspergament in der Zahl von 500 Stück auf einander gelegt. Ein solches Paket wird eine Form genannt. Die Pergamentstücke sind quadratische Tafeln von 4 Zoll Seite und werden, die Goldbleche genau in der Mitte, auf einander gestapelt, nur an jedem Ende der Form kommen 20 Pergamente ohne zwischenliegendes Gold, um die Goldblättchen vor der unmittelbaren Einwirkung der Hammerschläge zu schützen. Das Ganze wird nun mittels zweier starker, ringförmig zusammengeleimter Pergamentstreifen vereinigt, die man kreuzweise darüber schiebt und welche also die Form an allen vier Seiten bedecken. Auf diese Art erlangt die Form den nöthigen festen Zusammenhalt, um durch das nun folgende Schlagen mit dem 15 Pf. schweren Hammer, dessen kreisrunde wenig convexe Bahn etwa 1 Zoll im Durchmesser hält, sich nicht zu verschieben. Als Unterlage dient hierbei ein etwa 9 Zoll im Quadrate haltender schwerer Marmorblock, der an drei Seiten mit Holz bekleidet, an dessen vierter, dem Arbeiter zugekehrter Seite dagegen ein ledernes Schurzfell befestigt ist, das der Arbeiter auf den Schoos nimmt, um alles etwa aus der Form fallende Gold aufzufangen.

Das Schlagen mit dem schweren kurzgestielten Hammer wird mit einer Hand vollführt, während mit der anderen die Form nicht nur häufig gedreht, sondern auch von einer Seite auf die andere gewendet wird, damit sie an beiden Seiten eine gleiche Bearbeitung erfährt. Wenn nun nach längerem Schlagen die Goldblätter fast bis zur Größe der Pergamentblätter angewachsen sind, so werden sie herausgenommen und mit einem Messer in vier Theile zerschnitten, sodaß sie ungefähr die anfängliche Größe wieder erlangen; sodann auf ganz ähnliche Art, wie vorher, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt statt des Pergamentes Blättchen von Goldschlägerhäutchen eingelegt werden, wieder zu einer Form vereinigt. Das nun folgende zweite Schlagen geschieht mit einem etwas kleineren, 10 pfündigen Hammer und dauert wieder so lange, bis die Goldblätter die Größe der Goldschlägerhäutchen erlangt haben. Wie bei der ersten, so ist auch bei dieser zweiten Bearbeitung ein öfteres Biegen und Rollen der Form nothwendig, weil die Goldblättchen immer dünner werden, sich leicht festsetzen und dann bei der Unmöglichkeit, sich dem Umfange nach auszudehnen, Falten und Fehlstellen bekommen. Nach beendigtem zweiten Schlagen werden die Goldblättchen einzeln auf einem ledernen Kissen durch Aufdrücken zweier sehr scharfkantig zugeschnittener und in Gestalt eines Kreuzes auf einem Bretchen befestigten Stücke Rohr in vier gleiche Theile abgetheilt, die nun abermals in einer Hauptform, d. h. zwischen Goldschlägerhäutchen eingelegt, geschlagen werden, bis sie sich wieder zu Blättchen von 3—3½ Zoll Größe ausgedehnt haben und nun zum Verkauf fertig sind. Die Gesammtfläche der so erhaltenen Blättchen ist 192 Mal größer, als sie vor dem Schlagen war und da diese ursprünglich 1 □Zoll betrug und ihrer 75 auf die Unze gingen (denn $6^1/_2 \times 75 = 487^1/_2$ ist sehr nahe 1 Unze von 480 Gran), so liefert die Unze Gold eine Fläche von $75 \times 192 = 14{,}400$ □Zoll, oder 100 □Fuß und die Dicke beträgt so etwa $^1/_{1400000}$ Zoll. Dies ist nun keineswegs der höchstmöglichste Grad der Verdünnung, denn eine Unze Gold läßt sich recht gut zu einer Fläche von 160 □Fuß ausarbeiten, allein es werden dann viele Blätter beschädigt und die Ausbeute an brauchbarem Blattgolde wird geringer; auch muß bei diesen höchsten Graden der Feinheit so große Mühe und Vorsicht auf die Arbeit verwendet werden, daß die kleine Ersparung an Gold dagegen nicht in Betracht kommt. Die Vergolder nehmen auch lieber etwas stärkeres Blattgold, weil das so gar feine sich nicht gut verarbeitet, auch zu wenig dauerhafte Vergoldung liefert.

Die fertigen Blättchen werden mit einer feinen Zange aus der Form herausgenommen, auf einem ledernen Kissen ausgebreitet, durch sanftes Blasen recht flach angedrückt und dann in kleine Bücher von sehr glattem Papiere, das mit etwas Röthel oder Bolus eingerieben wird, eingelegt. Jedes Buch enthält gewöhnlich 25 Goldblättchen.

Die Goldschlägerhaut, aus welcher die Hauptformen verfertigt werden, ist das zarte Oberhäutchen vom Blinddarme der Ochsen. Es hat eine Länge von 2—2½ Fuß und erscheint nach dem Trocknen, wobei es zusammen-

schrumpft, im Ansehen einem Bindfaden ähnlich. Man weicht es in einer sehr schwachen Pottaschenauflösung ein, schabt es auf einem Brete mit dem Messer rein ab, spült es im Wasser und spannt es in einem hölzernen Rahmen auf. Zwei Häutchen werden hierbei so auf einander gelegt, daß die auf dem Darme nach Innen gekehrt gewesenen Flächen sich berühren. Nach dem Trocknen sind beide fest zu einem einzigen Blatte zusammengeklebt. Nachdem man diese doppelte Haut von dem Rahmen herabgeschnitten hat, wird sie grundirt, d. h. auf einem anderen Rahmen mittels Leim an den Rändern befestigt, mit schwacher Alaunauflösung gewaschen und auf beiden Flächen mit einer Auflösung von Hausenblase in weißem Weine mittels eines Schwammes bestrichen. Zuletzt gibt man einen Anstrich von Eiweiß, zerschneidet die Haut in gleich große Stücke von 3—5 Zoll Quadrat, je nachdem die übliche Größe der Formen es erfordert und glättet sie durch Pressen. Die Blätter einer Hautform werden vor dem Gebrauche, um sie vollkommen glatt zu machen, zwischen die Blätter einer recht trockenen Pergamentform oder zwischen weiße Papierblätter gelegt und mit dem Hammer tüchtig geschlagen, eine Arbeit, welche das Strecken oder Schwitzen der Form genannt wird.

Sewel das Pergament als auch das Goldschlägerhäutchen werden nach längerem Gebrauche so hart und brüchig, daß sie zerreißen würden, wenn man ihnen nicht durch eine besondere Behandlung ihre frühere Weichheit wieder ertheilte. Diese Behandlung besteht darin, daß man sie Blatt für Blatt zwischen weißes Papier legt, dieses mit Essig oder weißem Weine anfeuchtet und so 3—4 Stunden mit einem Brete und Gewichten beschwert liegen läßt. Wenn sie so die nöthige Feuchtigkeit angezogen haben, legt man sie zwischen Pergamentstücke von 1 Fuß im Quadrate und hämmert sie einen ganzen Tag lang.

Es scheint, als ob das in neuerer Zeit bekannt gewordene Collodium (eine Auflösung von Schießbaumwolle in Aether) bestimmt wäre, das Goldschlägerhäutchen in manchen Fällen zu ersetzen, indem dasselbe in dünnen Schichten auf einer Glasplatte getrocknet ein dem Goldschlägerhäutchen ähnliches Häutchen hinterläßt.

Der Abfall während der ganzen Bearbeitung beträgt zuweilen die Hälfte des Goldgewichtes; er heißt Krätze oder Schawine, wird mit der Hand in Ballen zusammengedrückt und eingeschmolzen. Werden z. B. 40 Dukaten zusammengeschmolzen und zu Blattgold verarbeitet, so werden im Durchschnitte 12,600 brauchbare Goldblätter daraus gewonnen, welche kaum über 20 Dukaten wiegen. In runder Zahl rechnet man 500—600 Blätter, also eine Fläche von 2000—2400 □Zoll auf das Gewicht eines Dukatens, wonach 1 Gran Gold auf 42—50 □Zoll ausgebreitet ist. Bei der dünnsten Sorte Gold, welche verfertigt wird, beträgt die Dicke der Blättchen ungefähr 0,000004-35 oder $\frac{1}{230000}$ Zoll. Die ursprüngliche Dicke des gewalzten Goldgrains, welche nahe $\frac{1}{100}$ Zoll war, ist durch das erste Aufschlagen auf dem Ambose auf $\frac{1}{575}$ Zoll, in den Formen aber nach und nach auf $\frac{1}{2300}$, $\frac{1}{4200}$, $\frac{1}{12500}$ und endlich $\frac{1}{230000}$ Zoll reducirt.

Die Sorten des Blattgoldes unterscheiden sich von einander theils durch die Farbe, welche durch verschiedene Legirungen hervorgebracht wird, theils durch Größe und Dicke. Zu ordinairem Blattgolde wird $\frac{1}{16}$ Silber und $\frac{1}{16}$ Kupfer zugesetzt; und das sogenannte Parisergold oder Franzgold wird blos mit Silber oder mit $\frac{1}{20}$ Silber und $\frac{1}{80}$ Kupfer legirt, wodurch es die grünliche Farbe erhält. Es wird häufig von den Buchbindern gebraucht. Rothes Gold, blos mit etwas Kupfer legirt und daher von röthlicher Farbe, war ehemals gebräuchlich. Die dickste Art des geschlagenen Goldes ist das Fabrikgold, welches in den Golddrahtziehereien zur Vergoldung des Silberdrahtes angewendet wird. Vier Blätter davon, jedes 3—4 Zoll im Quadrate, wiegen einen Dukaten; es ist 0,00015—0,00027 oder $\frac{1}{6600}$—$\frac{1}{3700}$ Zoll dick. Es wird nur in Pergamentformen geschlagen. Zum Plombiren der Zähne wird ähnliches starkes Blattgold angewendet. Das gewöhnliche dünne Gold hat meistentheils 2 oder 2¼ Zoll im Quadrate, Blätter von 1 Zoll im Quadrate waren sonst zum Vergolden der Pillen in den Apotheken gebräuchlich (Apothekergold).

Das Malergold, Muschelgold, ist ein sehr zartes Goldpulver, welches aus den Abfällen beim Schlagen dadurch bereitet wird, daß die Abfälle mit Honig oder dicker Gummiauflösung auf einer Glasplatte fein zerrieben, mit Wasser vollständig ausgewaschen und zur Einfüllung in Muscheln wieder mit Gummiwasser angemacht werden. Das trockne, nicht mit Gummi angemachte Pulver stellt die sogenannte echte Goldbronze dar, welche eine grünliche Farbe besitzt (grüne Bronze), wenn das Gold mit Silber legirt ist. Durch ein gleiches Verfahren bereitet man aus Blattsilber die echte Silberbronze. Diese Pulver werden in den Buchdruckereien zum Gold- und Silberdrucke angewendet, indem man sie auf die mit Farbe frisch bedruckten Stellen streut, oder mit Firniß anmacht und selbst als Farbe gebraucht. Unechte Gold- und Silberbronze wird aus unechtem Blattgolde und Blattsilber bereitet, rothe Bronze (Kupferbronze) aus dünn geschlagenen Kupferblättchen. Den Namen Malergold führt auch eine Sorte dünnen Blattgoldes, welche die Wappenmaler zum Vergolden gebrauchen.

In der Bereitung des Muschelgoldes haben es namentlich die Franzosen sehr weit gebracht und das pariser Muschelgold wird dem aus anderen Fabriken vorgezogen. Das Gold wird nämlich in Königswasser aufgelöst und in einer Porzellanschale vorsichtig eingedampft. Wenn das eingedampfte Goldchlorid beinahe trocken erscheint, setzt man etwas reine Salzsäure hinzu und wiederholt das Eindampfen noch einmal, um wo möglich alles freie Chlor auszutreiben und um reines Goldchlorid herzustellen. Man löst dasselbe sodann in destillirtem Wasser auf, 1 Pf. Wasser etwa auf einen in Arbeit genommenen Dukaten gerechnet und tröpfelt unter Umrühren mit einem Glasstabe so lange von einer 8 Grad Baumé starken Lösung von Antimonchlorid hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt. Dieser Niederschlag ist die Goldbronze (fein zertheiltes Gold), welche man

on der überstehenden Flüssigkeit entfernt und getrocknet um Illuminiren verwendet. Für diesen Zweck kann an ihr verschiedene Färbung geben, z. B. durch ein ichtes Anfieden mit salzsäure- oder schwefelsäurehaltigem Wasser; beide Säuren müssen aber chemisch rein sein. einige sieden den Niederschlag in einer Lösung von Koch- alz, Weinstein, Eisenvitriol und Salpeter. Um die Goldbronze in Muscheln einzutragen, reibt der Laborant en Goldniederschlag mit Barythydrat auf einer Porphyr- latte, extrahirt mit chemisch reiner und verdünnter Salz- äure, mischt schnell mit destillirtem Wasser, reibt das old noch einmal mit einer Lösung vom reinsten ara- ischen Gummi und trägt es mit dem Spatel in Por- ellannäpfchen oder Muscheln.

Das unechte Blattgold (Metallgold, Gold- chaum) besteht aus Tomback, das unechte Blattsilber Metallsilber) aus Zinn.

Das sogenannte Zwischgold ist ein mit Gold dünn elegtes oder gleichsam plattirtes Blattsilber, hat eine lasse Farbe, läuft leicht an, wird häufig von den Buch- indern gebraucht, kann aber nie zu guten Arbeiten ver- endet werden.

Das Blattsilber wird in gleicher Weise wie das old bearbeitet, der Feingehalt desselben läßt sich aber egen der geringern Dehnbarkeit des Silbers nicht so hoch eiben. Das gewöhnliche feine Blattsilber hat 0,0000083 der $\frac{1}{120500}$ Zoll in der Dicke und 1760 Blätter zu 2½ oll Länge und Breite gehen auf ein Loth. Es ist also Mal so dick als das feinste Blattgold.

Das Drahtziehen des Goldes. Es wird sehr enig Draht aus reinem Golde verfertigt und was man chten Golddraht nennt, ist gewöhnlich weiter Nichts ls vergoldeter Silberdraht. Die Darstellung der zum Drahtziehen bestimmten Metallstangen allein ist es, welche esentliche Unterschiede in der Fabrikation der einzelnen Drahtgattungen hervorbringt. Für die Darstellung des irklich echten Golddrahtes bedient sich der Goldarbeiter er gewöhnlichen Drahtzieheisen und einer kleinen Schlepp- angenzieh bank, für dünne Drähte der Handzange. Der Draht wird beim Ziehen aus den Goldstangen mit Wachs eschmiert und muß oft geglüht werden, weil das legirte old sehr schnell hart und spröde wird. Auf dieselbe rt, wie Draht, werden auch Röhrchen gezogen, die an zu Charnieren u. dergl. gebraucht. Zur Darstellung es sonstigen Golddrahtes wird eine starke, unter Walz- erken gefertigte, Kupfer- oder Silberbarre mit Gold- lech umlegt, durch kanellirte Walzen heiß durchgelassen, urch welches Verfahren sich beide Metalle mit einander erbinden. Die Stäbe werden dann auf den Drahtzug ebracht, zu Draht gezogen und mittels Handleiern in en feinsten Draht verwandelt, zwischen polirten, ge- härteten, schmalen Stahlwalzen zu Goldlahn platt ge- walzt, welcher, wie überhaupt die feinen Drähtchen, mit Seide zusammen gesponnen und gewirkt wird, um daraus Tressen, Epauletten und sonstige Decorationen zu fertigen. Das zur Verwendung kommende Gold ist das sogenannte Fabrikgold und das Verfahren ist weiter Nichts als eine Goldplattirung. Je reineres Gold hierzu verwendet wird, um so schöner und dauerhafter ist die Farbe und da die Goldarbeiten in der Regel aus Blech und Draht hergestellt werden, so sind die Güte und Feinheit der Fabrikate von diesen abhängig.

Das sogenannte Knitter- oder Rauschgold, dutch gold, ist ein sehr dünnes Messingblech, welches aus sehr dünn gewalztem oder geschlagenem Messingbleche unter einem Hammer erhalten wird. Man hat es auch, wie den unechten lyoner Golddraht, durch Cementation von Kupfer mit Zinkdämpfen dargestellt. Bei den

Goldarbeiten

kommen fast alle die Hilfsmittel und Verfahrungsarten in Anwendung, welche für die Verarbeitung des Silbers unter gleichen Umständen gebräuchlich sind. Wie schon erwähnt, werden aus Gold nur selten Arbeitsstücke durch den Guß dargestellt, für die allermeisten Fälle wird das Gold in Blech oder Draht verwandelt, aus welchen dann durch fernere Bearbeitung die Gegenstände hervorgebracht werden. Gefäße und überhaupt größere hohle Gegenstände werden durch Biegen und Treiben des Bleches mit verschiedenen Hämmern aus Holz und Horn dargestellt gleich vielen Arbeiten des Klempners, öfters auch, in sofern ihre Gestalt es erlaubt, durch Drücken und Aufziehen auf der Drehbank. Vertiefte Arbeiten und Bestandtheile von geringerem Umfange und höchst mannichfaltiger Art werden mittels Stanzen im Fallwerke oder unter einem Prägstocke gepreßt. Des Prägstocks bedient man sich gleichfalls, um zwischen zwei vertieften Stempeln massive Gegenstände zu prägen, als Löffel, Gabeln u. dergl., nachdem dieselben durch Schmieden ihre Gestalt erhalten haben. Manche hohle Stücke werden mit Stempeln aus freier Hand durch Hammerschläge ausgetieft. Röhren bildet man durch Zusammenbiegen des Blechs über einem Dorne, worauf man sie mit Schlagloth löthet und durch Ziehen vollendet. Runde gegossene Gegenstände werden auf der Drehbank abgedreht. Feine erhabene Verzierungen werden durch Rändeln oder unter kleinen Walzwerken erzeugt. Zum Graviren und zur feinsten Ausarbeitung mancher kleinen Gegenstände werden verschiedene Arten von Grabsticheln angewendet. Aus Draht werden einzelne Bestandtheile durch ganz einfache Verfahrungsarten hergestellt. Als ein ganz und ausschließlich von Draht gemachtes Fabrikat ist die Filigranarbeit anzuführen, welche aus beliebig gebogenen Drahtstückchen, meist cordirten und geplätteten Drahtes, zusammengesetzt und mit Schlagloth auf Kohlenfeuer oder vor dem Löthrohre gelöthet wird. Eigenthümlich ist die sogenannte Kugelchenarbeit, wobei Verzierungen aus neben einander aufgelötheten kleinen Goldkügelchen gebildet werden. Man verfertigt diese Kügelchen, indem man von dünnem Goldbleche kleine viereckige Stückchen schneidet, oder von Golddraht ganz kurze Theilchen abkneipt, diese mit Kohlenstaub in einem Schmelztiegel schichtet, sodaß sie einander nicht berühren, den Tiegel bedeckt und in das Feuer setzt, wo jedes Stückchen zu einem kugelrunden Tröpfchen schmilzt, da das flüssig gewordene Metall durch die

weiche Umgebung von Kohlenpulver nicht gehindert ist, seiner Cohäsionskraft zu folgen. Man sortirt die Kügelchen mittels mehrer auf einander gesetzter kleiner Blechbüchsen, deren Böden mit Löchern von verschiedener Größe versehen sind und also einen Apparat von derselben Art bilden, wie man ihn in größerem Maßstabe zum Sortiren des Flintenschrots braucht. Auf die Stelle, wo die Goldkügelchen angelöthet werden sollen, bringt man ein wenig mit Wasser zu Brei geriebenen Borax und feine Feilspäne von Schlagloth; nöthigen Falls klebt man auch die Kügelchen vorläufig mit Traganth fest. Wenn die Kügelchen gehörig geordnet sind, bläst man die Flamme der Löthlampe mittels des Löthrohrs darauf hin, um die Schmelzung des Lothes zu bewirken.

Goldarbeiten zusammenzusetzen geschieht durch das Löthen. Gewöhnlich geschieht es mit Schlagloth (Goldschlagloth), welches nach Beschaffenheit der Waare verschieden zusammengesetzt wird. Je stärker das Gold legirt ist, desto leichtflüssiger ist es und eines desto schmelzbareren Lothes bedarf es daher. Waaren, die aus 14karatigem Golde gefertigt oder noch goldreicher sind, können mit einem Lothe, aus 16 Th. feinem Golde, 9 Th. feinem Silber und 8 Th. Kupfer, gelöthet werden. Für Goldarbeiten, die emaillirt werden sollen und oft aus 20karatiger Mischung oder noch reinerem Golde bestehen, kann man, um sicher zu sein, daß die Löthung bei der starken Hitze, welche das Einbrennen des Emails erfordert, nicht leide, mit noch schwerer schmelzbarer Legirung aus 4 Th. Feingold und 1 Th. Silber oder aus 16 Th. 18karatigem Golde und 3 Th. Feinsilber und 1 Th. Kupfer bestehend, löthen. Ein leichtflüssiges Goldloth erhält man aus 10 Th. 14karatigem Golde, 5 Th. feinem Silber und 1 Th. Zink. Es hat die Farbe des mit Silber legirten Goldes, kann jedoch nur angewendet werden, wenn die fertigen Waaren nicht gefärbt werden, weil es durch die Farbe schwarz wird. Platin löthet man mit feinem Golde, am besten unter Anwendung des Knallgasgebläses. Bei kleinen Gegenständen gelingt es aber auch, auf der Kohle das Gold mit dem Löthrohre in hinreichend dünnen Fluß zu bringen. Löthungen, welche keine große Festigkeit erfordern, oder wobei keine bedeutende Erhitzung des Arbeitsstücks anwendbar ist, werden mit Zinnloth verrichtet, d. h. mit dem gewöhnlichen, aus Zinn und Blei gemischten Schnellothe der Klempner. Bei allen Löthungen müssen die durch das Loth zu verbindenden Stellen des Goldes im vollkommensten Grade blank und rein sein, dürfen daher auch nicht mit dem Finger berührt werden. Die zum Schmelzen des Lothes nöthige Erhitzung wird selten durch Kohlenfeuer, meist durch die Lampenflamme mittels des Löthrohres hervorgebracht; dabei wird die Arbeit auf ein Stück Kohle gelegt oder mit der Zange gehalten. Da das Gold vor und während seiner Verarbeitung mehr oder weniger oft in das Feuer gekommen ist, wobei auf der Oberfläche das in der Legirung enthaltene Kupfer sich oxydirt hat, so erscheinen die Arbeiten matt und von grau- oder braunschwarzer Farbe. Dieses Oxyd muß daher weggeschafft werden, um der Oberfläche ein blankes Ansehen und ihre natürliche Farbe wieder zu geben. Dies ist die Absicht beim

Sieden der Goldarbeiten, welches gewöhnlich mit stark verdünnter Salpetersäure (Stärkewasser) vorgenommen wird. Man kann sich aber auch der verdünnten Schwefelsäure bedienen. Beide Säuren werden mit so viel Wasser gemischt, daß sie die Schärfe eines guten Essigs erhalten. Die Arbeitsstücke werden schwach geglüht, um der Oxydhaut eine möglichst gleiche Stärke zu geben, und nach dem Erkalten in der sauern Flüssigkeit gekocht, bis sie ganz rein und blank metallisch erscheinen. Wenngleich durch das Sieden ein kleiner Antheil Kupfer von der Oberfläche des legirten Goldes entfernt worden ist, so reicht dieses doch nicht hin, um die natürliche Farbe des Metalles wesentlich zu verändern. Diese Farbe ist aber, je nach der Beschaffenheit des Zusatzes, blaßgelb oder röthlichgelb, ja oft dem Kupferrothen sehr nahe kommend; in andern Fällen dagegen wird gefordert, daß das äußere Ansehen der Gegenstände dem des feinen, unlegirten Goldes gleiche, welches sich durch die bekannte hochgelbe Farbe auszeichnet. Die Operation, durch welche dieser Zweck erreicht wird, heißt das

Färben des Goldes, und besteht darin, daß man auf der Oberfläche ein sehr dünnes Häutchen reinen Goldes erzeugt. Dies geschieht aber durch die Vereinigung zweier Wirkungen, indem man 1) von der Oberfläche der Goldarbeiten einen Theil des in der Legirung enthaltenen Kupfers und Silbers entfernt, und 2) dagegen eine sehr feine und gleichmäßige dünne Haut reinen Goldes auf diese Oberfläche aussetzt. In dieser Absicht behandelt man die gesottenen Goldwaaren mit einem Auflösungsmittel, der sogenannten Farbe, Goldfarbe, welches nicht nur Kupfer und Silber, sondern in geringem Maße auch Gold auflösen kann. Das jetzt am meisten gebräuchliche Verfahren ist folgendes: Man nimmt (auf 16 Dukaten schwer Goldwaare) 8 Loth über Feuer abgeknistertes Kochsalz und 16 Loth Salpeter, reibt sie trocken gut zusammen, läßt sie in einem irdenen Topfe mit ein wenig Wasser kochen und rührt so lange, bis das Ganze zu einem trockenen Pulver geworden ist; dann gießt man 12 Loth rauchende Salzsäure hinzu, läßt bis zu völliger Auflösung und sehr merklicher Entwickelung von Chlorgas sieden; bringt nun die Goldwaare hinein und bewegt sie fleißig herum, indem man sie nur zuweilen auf einen Augenblick hebt, um das Hervorkommen der hochgelben Farbe zu beobachten. Gewöhnlich nach 5—6 Minuten, während die Flüssigkeit stetig kocht und Chlorgas nebst salpetrigsaurem Dampfe ausstößt, ist das Geschäft vollendet. Man spült nun die Gegenstände so rasch als möglich in zwei Gefäßen mit kochendem Wasser, unmittelbar hernach in einer großen Menge kalten Wassers und taucht sie endlich noch einmal in reines kochendes Wasser, damit sie beim Herausziehen schnell von selbst abtrocknen. Wasser zuzusetzen, während die Waare in der Farbe verweilt, muß thunlichst vermieden werden, ist aber nöthig, wenn die Masse durch Einkochen zu steif wird. Das zugefügte Wasser muß jeden-

falls kochend sein. Löthstellen färben sich anfänglich schwärzlich, werden aber nachher ebenfalls gelb. Die gebrauchte Farbe kann nicht ein zweites Mal angewendet werden, wird aber wegen eines geringen darin befindlichen Goldgehaltes zurückgestellt und nach Ansammlung einer größeren Menge dadurch zu Gute gemacht, daß man sie mit ein wenig Königswasser versetzt, durch zugefügtes reines Wasser ganz flüssig macht, filtrirt und durch Eisenvitriollauflösung das Gold als metallisches Pulver niederschlägt.

Die Wirkung der Goldfarbe beruht auf ihrer Fähigkeit, durch das in ihr befindliche, bei dem Zusammenkochen der Salzsäure und des Salpeters entwickelte Chlor ein wenig Gold aus den hineingebrachten Waaren aufzulösen und dieses nachher auf die Oberfläche derselben Gegenstände wieder abzusetzen, sodaß eine Art Vergoldung auf nassem Wege stattfindet. Goldarbeiten von einem geringern Feingehalte als 14 Karat lassen sich nicht färben, sondern werden in der Farbe schwarz und unansehnlich, weil ihre Oberfläche dem auflösenden Chlor zu wenig Goldtheilchen darbietet.

Außer obigem Verfahren, welches die sogenannte Weißfarbe erzeugt, hat man noch ein jetzt weniger mehr gebräuchliches, welches im Gegensatze die Grünfarbe ergibt. Die Grünfarbe gibt dem Golde leicht eine ungleiche und fleckige, wenngleich übrigens sehr schöne Farbe. 3 Th. Salmiak, 1 Th. Salpeter, 3 Th. Grünspan und 1 Th. Eisenvitriol werden fein gepulvert und gemengt, mit Essig zu einem Breie angemacht, mittels eines Pinsels möglichst gleichmäßig auf die Arbeit aufgetragen, wonach man letztere bis zum Schwarzwerden der Masse über Kohlenfeuer erhitzt, in Wasser ablöscht und abspült. — Ammoniak (Salmiakgeist), womit man das Gold kocht, färbt dasselbe ebenfalls, jedoch nur durch Auflösung des Kupfers auf der Oberfläche der Legirung.

Nach dem Sieden und Färben erscheinen die Goldarbeiten ganz matt, müssen daher noch ganz oder theilweise Glanz erhalten, zu welchem Behufe das Schaben, Schleifen und Poliren dienen. Gegenstände, welche gefärbt worden sind und an allen Stellen die hohe Goldfarbe behalten sollen, werden sogleich mittels verschiedener Polirstähle oder mittels des Blutsteins polirt, weil jede Verletzung der Oberfläche die darunter liegende, nicht rein goldgelbe Metallmasse bloßlegen würde. Nur solche Stücke, deren Gestalt nicht die Anwendung des Polirstahls gestattet, werden mit einer messingenen Kratzbürste gekratzt. Nicht gefärbte, blos gesottene Goldarbeiten werden, wenn die Gestalt ihrer Oberfläche kein anderes Verfahren zuläßt, ebenfalls mittels des Polirstahls oder der Kratzbürste geglänzt; die meisten aber werden zuerst geschabt, dann mit kleinen Wassersteinen aus freier Hand geschliffen, endlich polirt oder eigentlich glanzgeschliffen. Zu dieser letzten Arbeit dient geschlämmter Tripel mit Baumöl, hierauf geschlämmte Knochenasche mit Weingeist und schließlich feines Polirroth mit Weingeist. Man kann das Roth unmittelbar auf den Tripel folgen lassen mit Entbehrung der Knochenasche. Die genannten Polirpulver werden auf Lederfeilen, auf eine kleine Bürste, auf Holzspänchen, auf Zwirn, je nach den Umständen, aufgetragen.

Außerdem werden zur Verzierung der Goldwaaren häufig das Guillochiren, das Emailliren und das Einsetzen von Edelsteinen angewendet.

Galanteriearbeiten aus Bronze, Messing oder Kupfer, welche durch Ueberziehen mit Gold entweder ein blos gefälligeres und preiswürdigeres Ansehen erhalten oder als Nachahmung goldener Geräthe dienen sollen, werden entweder nur mit einer dünnen Schicht dieses Metalls überzogen, oder dieser Ueberzug erhält eine größere Dicke, wodurch dann die sogenannte Metallvergoldung erreicht wird.

Die Vergoldung der Metalle kann sein: Feuervergoldung, kalte Vergoldung, nasse Vergoldung und Vergoldung auf galvanischem Wege.

Die Feuervergoldung, dorure sur bronze, wash or water gilding, wird bewerkstelligt, indem man einen Theil zu dünnen Blechen ausgewalzten Goldes in einem Thontiegel bis zum gelinden Rothglühen erhitzt und dann 6—8 Theile Quecksilber zusetzt, wodurch das Gold aufgelöst und ein Amalgam gebildet wird, von welchem man nach dem Erkalten durch Auspressen das überschüssige Quecksilber entfernt. Die zu vergoldende Metallmasse wird nun ausgeglüht, nach dem Abkühlen mit verdünnter Schwefelsäure behandelt und dann mittels einer in Stickstoffsäure getauchten messingenen Bürste das Goldamalgam aufgetragen. Nach dem Auftragen wird der zu vergoldende Gegenstand mit Wasser abgespült, getrocknet und darauf auf glühenden Kohlen erhitzt. Durch das Erhitzen wird das Quecksilber des Amalgams verflüchtigt und es bleibt das Gold als dünne Schicht auf dem metallenen Gegenstande zurück. Nach Umständen wird das Auftragen des Quecksilbers zwei bis drei Mal wiederholt. Die vergoldete Fläche wird mit Essig abgerieben und dann mit Blutstein polirt. Um den vergoldeten Gegenständen die röthliche Färbung der Kupferkaratirung zu geben, pflegt man dieselben mit Glühwachs zu färben. Das Glühwachs besteht aus einem innigen Gemenge von 16 Th. gelbem Wachse mit 1 Th. fein gepulvertem Grünspan, zu welchem man in der Regel etwas Bolus, gebrannten Alaun oder gebrannten Borax setzt. Zu diesem Zwecke taucht man die Bronze, nach dem Verdampfen des Quecksilbers, noch heiß in das geschmolzene Glühwachs und läßt dieses über einem lebhaften Kohlenfeuer abbrennen. Ein alaunhaltiges Glühwachs gibt eine hellere Farbe als ein mit Borax dargestelltes. Die wirklich rothe Karatirung auf der Oberfläche des vergoldeten Gegenstandes wird durch den Grünspan erreicht dadurch, daß sich aus dem schmelzenden Gemenge auf das Zink der Bronze Kupfer metallisch niederschlägt und daß unter Mitwirkung der Producte der trocknen Destillation des Wachses und der Essigsäure (Kohlenwasserstoff, fein zertheilte Kohle u. s. w.) das erhitzte Kupferoxyd des Grünspans zu Kupfer reducirt wird, welches sich ebenso wie das auf dem Zinke niedergeschlagene Kupfer mit dem Golde zu der röthlichen Goldlegirung verbindet.

Gegenstände, welche ganz matt bleiben sollen, werden nach der Vergoldung dem Mattiren unterworfen. Das Mattiren ist eine Arbeit, welche mit dem Färben der Goldwaaren große Aehnlichkeit hat und deren Bestimmung darin besteht, der Vergoldung ein gleichförmig mattes, schön gelbes Ansehen zu ertheilen. Die Mattfarbe ist ein Gemenge von 8 Th. Salpeter, 7 Th. Kochsalz und 5 Th. Alaun, welches man in einem Schmelztiegel zergehen läßt und auf die vergoldeten Gegenstände aufträgt. Man bringt nun die Stücke, an einem Eisendrahte hängend, auf das Feuer, bis die salzige Kruste völlig geschmolzen ist und taucht sie dann schnell in die mit kaltem Wasser gefüllte Mattirtonne, wodurch die Salzmasse sich ablöst. Zur vollständigen Reinigung zieht man die vergoldeten Gegenstände endlich durch sehr verdünnte Salpetersäure, wäscht sie in reinem Wasser und trocknet sie mit feiner Leinwand oder durch gelindes Erwärmen.

Die kalte Vergoldung, dorure à froid et au pouce, gilding by the rag, cold gilding, findet hauptsächlich auf Messing oder auf Silber Anwendung. Sie wird ausgeführt, indem man Dukatengold in Königswasser löst, mit dieser Lösung Leinwandläppchen tränkt und dieselben nach dem Trocknen zu Zunder verbrennt. Um mit diesem Pulver zu vergolden, tupft man ein in Salzwasser getauchtes Stück Kork in das Pulver und reibt mit dem Pulver den zu vergoldenden Gegenstand. Darauf wird der letztere mit einem Polirstahl oder mit Blutstein polirt. Diese Vergoldung ist nicht so dauerhaft als die Feuervergoldung, nimmt sich aber, namentlich auf Silber, recht gut aus.

Die Vergoldung auf nassem Wege begreift diejenigen Verfahrungsarten, bei welchen das Gold in einer Auflösung angewendet wird. Sie geschieht entweder durch eine Lösung von Goldchlorid in Aether, oder durch eine alkalische Lösung von Goldoxyd. Der erstere Fall findet besonders zum Vergolden von Stahl Anwendung, indem der Stahl vorher polirt, von etwa anhängenden Fetten durch Waschen mit Lauge befreit, in den goldhaltigen Aether schnell eingetaucht, in Wasser abgespült, mit Fließpapier abgetrocknet, erwärmt und endlich polirt wird. Bei der nassen Vergoldung durch eine alkalische Goldlösung (Goldsud) zersetzt man eine verdünnte Goldchloridlösung mit kohlensaurem Kali oder zweifach kohlensaurem Natron (Natronbicarbonat) und läßt das Gemisch kochen. In diese Lösung taucht man noch während des Siedens die vorher sorgfältig gereinigten Gegenstände vermittels eines Drahtes, läßt sie längstens eine Minute lang darin, spült ab und färbt die Vergoldung.

Zum Vergolden von Papier, Leder, Holz, Stein, Gyps u. s. w. bedient man sich des feinsten Dukatengoldes in Form von Blattgold oder Goldschaum. Zur Befestigung desselben wendet man, wie überhaupt bei der Vergoldung nichtmetallischer Gegenstände, entweder Leinölfirniß oder Leimwasser an. Im ersteren Falle wird der zu vergoldende Gegenstand mit Bleiweiß und Leinölfirniß grundirt und dann auf diesen Grund, sobald der Firniß getrocknet ist, das Blattgold aufgetragen und mit Baumwollenbäuschchen angedrückt. Bei der Wasservergoldung (durch Leimwasser), die hauptsächlich bei Bilderrahmen, Tapetenleisten, Verzierungen von hölzernem Schnitzwerke u. s. w. Anwendung findet, werden die zu vergoldenden Gegenstände mit Leim, zu welchem man, um das Holz vor Wurmstich zu bewahren, eine kleine Menge Strychnin gesetzt hat, getränkt. Darauf gibt man den Kreidegrund, d. h. man trägt ein Gemenge von Leim und geschlämmter Kreide auf, schleift diesen Grund nach dem Trocknen mit Bimsstein ab und glättet die Oberfläche mit einem weichen Pinsel. Nachdem dies geschehen, trägt man ein Gemenge von Bolus, Graphit (Wasserblei), Baumöl und Leim und auf dieses das Blattgold auf. Nach dem Trocknen wird mit Blutstein oder mit Achat polirt. Diese Vergoldung widersteht sehr lange der Einwirkung der Witterung, sodaß man sie zum Vergolden von Figuren auf Thürmen, von Schildern u. s. w. anwendet. Um den Schnitt der Bücher zu vergolden, macht man denselben zuerst eben, überstreicht ihn dann mit Kleister, glättet ihn und überzieht ihn darauf mit einer Schicht von verdünntem Eiweiß; während diese Schicht noch naß ist, legt man das Goldblatt darauf. Leder überzieht man mit einer Schicht Eiweiß, läßt es trocknen, überpinselt es mit Baumöl, legt das Goldblatt darauf und drückt mit einem heißen Stempel die Figur, die Buchstaben u. s. w. darauf ein; von den Stellen, wo der Stempel nicht drückt, kann man durch vorsichtiges Reiben das Gold leicht wegnehmen.

Um mit Blattgold Metalle zu vergolden, wird das Metall erhitzt, bis es anfängt auf der Oberfläche farbig anzulaufen; dann legt man das Blattgold darauf und streicht es mit dem Polirstahl an. Hauptsächlich wendet man diese Methode zur Verzierung der Klingen an, obgleich diese Art der Vergoldung in neuerer Zeit immer mehr verdrängt worden ist. Bei der Vergoldung des Kupfers bedient man sich sehr häufig des Plattirens, wobei ein Kupferblech zuerst versilbert und sodann mit Goldblech belegt wird. Werden diese beiden Metallbleche im glühenden Zustande heftig zusammengepreßt, so sind die beiden Metalle in eine so innige Berührung gekommen, daß keine Verschiebung mehr zu befürchten ist. Darauf walzt man beide bis zur gewünschten Stärke aus. Die auf diese Weise mit Gold plattirten Kupferbleche werden von den Knopfmachern zu Knöpfen und von den Fabrikanten zu Verzierungen verarbeitet.

Auf ähnliche Weise wird auch, wie schon oben beim Drahtziehen des Goldes erwähnt, der goldplattirte Draht dargestellt. Die so viel beliebten plattirten Gold- und namentlich Silberwaaren, plaqué, doublé, plated, wurden zuerst in England gefertigt, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Frankreich zu verfertigen begonnen und später auch in Teutschland.

Das Vergolden des Porzellans und des Glases geht auf folgende Weise vor sich: Das Gold wird aus seiner Lösung in Königswasser entweder durch Eisenvitriol oder durch salpetersaures Queckſilberoxydul gefällt. Das durch Eisenvitriol gefällte Gold (Or à la

couperose) ist gewöhnlich äußerst dicht und ist deshalb für die gewöhnliche und für diejenige Vergoldung, welche der Reibung nicht ausgesetzt ist, zu theuer. Man bedient sich deshalb zu diesem Zwecke des durch Quecksilberoxydul gefällten Goldes (or au mercure), welches weit massiger ist und mehr ausgibt als ersteres. Damit sich während des Mischens mit dem Fluß keine Blättchen bilden, wird das Goldpulver vor der Anwendung mit dem Finger durch ein Sieb gerieben. Vor seiner Anwendung wird das Gold mit dem Flußmittel auf das Innigste gemischt. Man wendet als Fluß basisch salpetersaures Wismuthoxyd an, das aus der salpetersauren Lösung durch Wasser gefällt worden ist. Die Anwendung von kohlensaurem Kali zum Fällen des Wismuthniederschlages ist nachtheilig, weil dadurch auch die dem Wismuth häufig beigemengten Oxyde des Nickels und Kupfers gefällt werden würden. Die Erfahrung hat gelehrt, daß das Vorhandensein von einigen Tausendtheilen Kupfer das Erscheinen eines schönen Mattgoldes hindert. Man fügt dem Wismuthoxyde $^1/_{12}$ geschmolzenen Borax bei und nimmt auf 1 Th. Gold $^1/_{12}$ — $^1/_{15}$ Fluß. Die Vergoldung wird auf die von Fett vollständig befreite Fläche mit dem Pinsel aufgetragen. Während des Brennens der Porzellan- oder Glasmasse verflüchtigt sich die organische Substanz und das feine Goldpulver wird durch den Borax oder das Wismuthoxyd auf der Oberfläche fest eingekittet. Durch Glätten mit dem Polirstein gewinnt die eingebrannte Vergoldung das bekannte Ansehen in Farbe und Glanz.

Die galvanische oder die durch Elektricität hervorgebrachte Vergoldung. Galanteriearbeiten aus Kupfer, Messing oder Bronze, welche durch die galvanische Vergoldung oder Versilberung entweder blos ein gefälligeres und preiswürdigeres Ansehen erhalten oder als Nachahmungen goldener und silberner Geräthe dienen sollen, werden entweder blos mit einer dünnen Schicht dieser Metalle auf elektrochemischem Wege überzogen, oder dieser Ueberzug erhält eine größere Dicke, wodurch dann die sogenannte Mattvergoldung und Versilberung erreicht wird. Die galvanische Vergoldung und ebenso auch die Versilberung erfordert stets mehre Vorarbeiten an den zu überziehenden Gegenständen, sowie auch selbst eine Beihilfe mittels mechanischer und chemischer Mittel, um die gewünschte Farbe und den erforderlichen Glanz zu erreichen. Alle Messing- und Bronzeartikel, welche vergoldet werden sollen, müssen vorher von aller Fettigkeit und allem Arbeitsschmutze sorgfältig gereinigt werden, was gewöhnlich durch Eintauchen in eine heiße Aetzkalilauge und durch Abreiben mit einer Kratzbürste aus Messingdraht vollständig bewirkt wird. Eine weitere Vorbereitung ist das Gelbbrennen, welches durch einen Anstrich mit einer Beize aus Kienruß und Salpetersäure geschieht, welcher ein bis zwei Minuten darauf gelassen und sodann mit reinem Wasser abgespült wird, wodurch die Oberfläche mattgebeizt wird. Es läßt sich dadurch viel schneller eine Mattvergoldung erzielen, welche jedoch nie so feurig und gediegen aussieht als jene Mattvergoldung, welche auf den mit der Kratzbürste blankgescheuerten Gegenständen durch eine länger andauernde Vergoldung erreicht wird. Dieses echte Matt erfordert aber eine große Aufmerksamkeit und Sorgfalt. Eine gehörige Concentration der Flüssigkeit, angemessene Größe und Stärke der galvanischen Batterie, sowie eine entsprechende Temperatur der Zersetzungsflüssigkeit und Reichhaltigkeit derselben sind die wesentlichsten Bedingungen hierzu. Wenn die Farbe der matten Vergoldung aus dem Gelben in das Röthliche übergeht, so ist die Auflösung zu concentrirt und die Oberfläche der einzelnen Elemente zu groß; wenn die Farbe gelbbraun (leberfarb) wird, so ist gewöhnlich die Zersetzungsflüssigkeit zu verdünnt oder zu wenig reichhaltig, oder der elektrische Strom der Batterie zu stark und eine Verbesserung der Zersetzungsflüssigkeit oder Verringerung der Anzahl wirksamer Elemente nothwendig. In beiden Fällen müssen aber die misfarbig gewordenen Artikel in Wasser abgespült und mit der Kratzbürste blank gescheuert werden. Es ist nicht gut, die Kratzbürste trocken anzuwenden, da sie die ganze Vergoldung abnehmen würde; man näßt sie zum Blankscheuern am besten mit Bier, welches zugleich die Oxydation des Metalles an jenen Stellen verhindert, wo die schon aufgetragene Vergoldung losgegangen sein sollte.

Während bei der Galvanoplastik der zersetzte Körper gewöhnlich Kupfervitriol ist, wendet man bei der galvanischen Vergoldung und Versilberung als Zersetzungsflüssigkeit allgemein die Verbindungen des Cyankaliums mit Gold und Silber an. Der Vorgang bei der Abscheidung des Metalles in cohärenter Form ist ganz derselbe wie bei der Galvanoplastik. Die Auflösung des Cyankaliums in destillirtem Wasser besitzt die Eigenschaft, metallisches Gold in feinvertheiltem Zustande, sowie Goldoxyd, Gold- und Silberchlorid aufzulösen, und die dabei entstehenden Doppelsalze von Cyangold oder Cyansilber mit Cyankalium bilden die tauglichste Zersetzungsflüssigkeit für die elektrochemische Abscheidung dieser Metalle. In der Zersetzungszelle werden die zu vergoldenden Gegenstände mit einem Drahte eingehängt, der mit dem positiven Pole der Batterie in Verbindung steht. Mit dem negativen Pole der Batterie wird ein zweiter Draht verbunden, der in der Zersetzungszelle an ein Platinblech angenietet ist. Anstatt der Leitungsdrähte, welche weder zu dünn noch zu steif sein dürfen, wendet man aus zusammengeflochtenen Kupferdrähten gebildete Drahtseile an.

Da der Proceß der galvanischen Vergoldung nur einige Minuten dauert, so wird die Anode nicht eingehängt, sondern mit der Hand in der Auflösung in einem Abstande von 1—2 Zoll über der ganzen Oberfläche des zu vergoldenden Gegenstandes langsam hin und her bewegt, damit alle Theile eine gleichmäßige Vergoldung erhalten. Noch zweckmäßiger ist es, anstatt der Anoden aus Platin Bleche aus Feingold anzuwenden, welche von dem sich ausscheidenden Cyan nach und nach aufgelöst werden, wodurch der Gehalt der Zersetzungsflüssigkeit an Gold nicht abnimmt.

Zur Bildung einer geeigneten Goldlösung löst man

100 Gramm Cyankalium (den fünften Theil eines Pfundes) in einem Quart destillirten Wassers auf. Für diese Lösung werden 7 Gramm dünngewalztes Feingold in Königswasser aufgelöst, die Auflösung im Wasserbade eingedampft, der Rückstand mit etwas destillirtem Wasser wieder aufgelöst und darauf der Cyankaliumlösung zugesetzt. Nach anderen Vorschriften (nach Mar Herzog zu Leuchtenberg) wird das aus 1 Theil Gold durch Auflösen in Königswasser und Abdampfen bereitete Goldchlorid in einer wässerigen Flüssigkeit aufgelöst, welche 12 Theile Cyaneisenkalium (gewöhnliches Blutlaugensalz) und 3 Theile Aetzkali enthält; das Gemisch eine halbe Stunde lang gekocht, filtrirt und mit so viel destillirtem Wasser verdünnt, daß es 120 Theile wiegt. Eine sehr zweckmäßige Goldauflösung ist von Elsner (Die galvanische Vergoldung von L. Elsner. 2. Aufl. Leipzig 1851) dargestellt; sie enthält 28 Gramm gewalztes Gold, 210 Gramm Magnesia, 210 Gramm reine Salpetersäure, 500 Gramm Blutlaugensalz, 40 Gramm Aetzkali, womit man vier Liter Vergoldungsflüssigkeit erhält.

Die Vergoldung durch Eintauchen beruht einfach auf der Fällung eines Metalles aus einer geeigneten Lösung durch ein anderes leicht oxydirbares, welches an die Stelle jenes tritt. Gegenstände von Kupfer, Bronze, Messing lassen sich, gut gereinigt, durch Eintauchen in eine siedende Lösung von Goldchlorid in Cyankalium ohne Weiteres vergolden; Gegenstände von Silber, wenn man sie, mit einem Kupfer- oder Zinkdraht umwickelt, in die Lösung eintaucht. Die Menge des auf den Gegenständen abgesetzten Goldes steht genau in dem Verhältnisse der Zeit, während welcher die Vergoldungsflüssigkeit eingewirkt hat, d. h. in 4, 6, 8, 10 Minuten z. B. wird 2, 3, 4, 5 mal so viel Gold abgelagert als in 2 Minuten. Hierdurch ist ein einfaches Mittel gegeben, um auf Grund eines mit dem nämlichen Apparate unter ganz gleichen Umständen angestellten Probeversuches die Stärke der Vergoldung zu reguliren. Das directeste und sicherste Verfahren, sich genaue Rechenschaft über die verwendete Goldmenge zu geben, besteht aber im Wägen der Stücke vor und nach dem Vergolden, was ohne Störung des Arbeitsganges geschehen kann, da man sie ohnehin öfters aus der Flüssigkeit herausnehmen muß.

Es ist ein großer Vorzug der galvanischen Vergoldung, daß man ihr jeden Grad der Stärke nach Belieben zu geben vermag: einerseits eine so geringe Dicke wie nach keiner anderen Methode; andererseits die Stärke der besten Feuervergoldung. Bei deshalb angestellten Versuchen hat man auf 1 □Fuß von 150—3224 Milligramm oder $\frac{1}{7}$ bis etwa $\frac{3}{4}$ Loth Gold angebracht: die Dicke des Ueberzuges berechnet sich ungefähr — für den ersten Fall zu $\frac{1}{266000}$, für den letzteren Fall zu $\frac{1}{12000}$ Zoll. Die großartigsten Vergoldungen auf galvanischem Wege sind von Mar Herzog von Leuchtenberg in der kaiserlichen galvanoplastischen Anstalt zu Fall bei Reval vorgenommen worden. Es handelte sich hierbei um die Vergoldung der für die Isaakskirche bestimmten Vasen und Capitäler von einem Gesammtgewichte von 7200 Pud oder 115,200 Kilogramm. Die Höhe der größten Capitäler und die Durchmesser der weitesten Vasen waren 1 Arschin 14½ Werschok und 1 Arschin 9⅜ Werschok (1 Saschen = 3 Arschin, 1 Arschin = 16 Werschok, 1 Saschen = 7 Fuß). Dazu waren Kisten nöthig, wovon eine jede 5000 Quart Goldflüssigkeit enthalten sollte. Diese Kisten wurden je zu zwei um einen großen beweglichen Krahn gestellt, mit welchem die Bronzestücke an kupfernen Ketten aufgehoben und nach Belieben durch zwei Mann in eine der Kisten oder aus dieser herausgebracht wurden. Die Goldauflösungen wurden zu 8—10 Gramm per Quart regulirt. Das nöthige Cyankalium wurde täglich pudweise in der Anstalt selbst bereitet. So geschah es, daß oft 20—30 Pfund Gold an einem Tage aufgelöst und in concentrirte Cyanlösung verwandelt wurden. Auf diese Weise kamen in Verlauf von drei Jahren über 560 Pfund Gold in Gebrauch.

Die auf galvanischem Wege vergoldeten Gegenstände haben dichtere Goldüberzüge als die durch Feuervergoldung erzeugten; die Goldblättchen überdicken das Metall, ohne daß sich eine Legirung bildet; sie lassen sich betrachten als ein Anstrich, mit welchem man auch nur die Oberfläche der Gegenstände überzieht.

Die Anwendung des Goldes zum Glasfärben oder zur Darstellung des sogenannten Rubinglases, welches in allen Nüancen vom Scharlach bis zum Karmin und Rosenroth erhalten werden kann, ist zuerst zu Anfang des 17. Jahrh. vorgekommen. Schon Libarius gibt in einem 1606 unter dem Titel Alchymia erschienenen Tractate an, daß die Farbe des Rubins vom Golde herrühre und daß aufgelöstes und zu einer Röthe gebrachtes Gold zur Färbung der Edelsteine und Glaswaaren verwendet werden könne. In ähnlicher Weise geben hierüber 1611 Neri, 1648 Glauber und 1680 Boyle Beschreibungen über Versuche, welche aber mehr und weniger gelungen sind. Um letztere Zeit, 1683, entdeckte Cassius das Niederschlagen des Goldes durch Zinn und daß Glas durch Schmelzen desselben mit diesem Niederschlage rubinroth gefärbt werden könne. Schon 1679 hatte aber Kunkel diesen Proceß zu einer großen Vollkommenheit gebracht, wie er durch einen für den Kurfürsten von Cöln gefertigten, 24 Pfund schweren, einen Zoll dicken Becher von durchaus gleichförmiger, lauterer Rubinfarbe bewiesen. Auf was für Art er dabei zu Werke gegangen, hat er in mehren seiner Schriften über Glasmacherkunst nicht gemeldet, sondern nur angedeutet. Er sagt, daß ein Theil des Niederschlages durch Zinn hinlänglich sei, 1280 Theilen des Glases eine Rubinfarbe und mehr denn 1900 Theilen eine merkliche Röthe mitzutheilen, daß der Proceß nicht allemal gelungen, vielmehr oft fehlgeschlagen sei; daß oftmals das Glas ungefärbt, wie ein Krystall, aus dem Feuer komme und erst nachher seine Rubinfarbe erhalte, wenn es an eine rauchige Flamme gebracht wird; daß der Zusatz des Salpeters und Ammoniaksalzes die Farbe hervorlocke. Kunkel trat später in die Dienste des Kurfürsten von Brandenburg, welcher sich für die Anfertigung des Rubinglases so interessirte, daß er 1600 Dukaten zu dieser

Arbeit hergab. Lange Zeit glaubte man, daß das Glas nur durch den Goldpurpur (Kopp, Geschichte der Chemie IV, 216) gefärbt werden könne. Neuerdings ist aber nachgewiesen, daß sich das Rubinglas ebenso gut erzeugen lasse, wenn man den Glassatz einfach mit einer Lösung von Gold in Königswasser befeuchtet. Das Verhalten des mit Gold gefällten Glases ist in hohem Grade merkwürdig und eigenthümlich. Nach beendigter und gelungener Schmelzung zeigt nämlich das Glas keine Spur von einer rothen Farbe; es hat das Ansehen von gewöhnlichem Glase mit einem schwachen Scheine ins Gelbgrüne. Erhitzt man aber dieses Glas ein zweites Mal, wobei die Hitze nicht bis zum Weichwerden des Glases verstärkt zu werden braucht, so entwickelt sich plötzlich jene prachtvolle rothe Farbe. Als die wahrscheinlichste Erklärung, daß farbloses goldhaltiges Glas bei dem Erwärmen die rubinrothe Farbe annimmt, betrachtet man die Annahme, es sei in dem farblosen Glase eine Verbindung der Kieselsäure, eines wesentlichen Bestandtheiles des Glases, mit dem Goldoxydul enthalten, welche eine hohe Temperatur zu ihrer Bildung erfordere und ohne Zersetzung ertrage; bei einer niedrigeren Temperatur scheide sich ein Theil des Goldoxyduls aus und bewirke die Färbung.

Wenn man lange Zeit über die beste Darstellungsweise des Goldpurpurs und seine wahre Zusammensetzung in Zweifel gewesen ist, so stimmen doch alle älteren Vorschriften darin mit einander überein, daß man zu einer verdünnten Auflösung von Goldchlorid eine Auflösung von Chlorzinn setzt, wobei sich entweder ein dunkelpurpurfarbener oder ein brauner Niederschlag bildet, welcher letztere die Glasflüsse mitunter gar nicht oder doch nicht intensiv purpurfarben färbt. In neuerer Zeit zeigte Fuchs, daß man hierzu Zinnesquichlorür — bestehend aus 1 At. Zinnchlorid und 1 At. Zinnchlorür anwenden müsse. Noch später gab Cazaun zur Darstellung eines möglichst vollkommenen Goldpurpurs folgendes Verfahren an. Man füge zu 1 Gewthl. Liquor ferri muriatici, 3 Gewthl. Wasser, hierauf so lange die Lösung von 1 Gewthl. Zinnchlorür in 6 Gewthl. Wasser, bis die bräunliche Farbe der Eisenlolution in eine grünliche übergegangen ist und setze dann noch 6 Gewthl. Wasser hinzu. Andererseits löse man Gold in kochender Salzsäure, unter allmäligem Zusatze von Salpetersäure, jedoch so, daß der Ueberschuß der Säuren, besonders der Salpetersäure, möglichst vermieden wird, verdünne so weit, daß 1 Gewthl. Gold auf 360 Gewthl. Flüssigkeit kommt und füge hierzu unter beständigem Umrühren so lange von der Zinnlösung, als noch ein Niederschlag erfolgt. Auf diese Weise erhält man von 100 Gewthln. Gold 312,5 Gewthle. getrockneten Goldpurpur von schöner Qualität. Unter anderen zahlreichen Vorschriften für dies Präparat möge noch folgende erwähnt werden. Man schmilzt in einem Tiegel etwas Borax und trägt dann, nachdem der Tiegel rothglühend geworden ist, 150 Thle. Silber, 20 Thle. Gold und 35,1 Thl. Zinn hinein, schmilzt die Legirung unter der Boraxschicht zusammen und behandelt sie nach dem Erkalten mit Salpetersäure, wodurch das Silber gelöst wird, während Gold und Zinn sich zu dem Purpur verbinden. In neuester Zeit ist in der Glasbereitung der Glaspurpur durch das Goldchlorid fast ganz verdrängt worden, dagegen benutzt man ihn noch zu farbigem Email. Aus dem gewonnenen zarten Goldpulver erhält man übrigens mit Spieköl verrieben die Farbe, deren sich die Maler zum Vergolden des Porzellans und Glases bedienen.

Die sogenannten Goldperlen, welche bei Stickereien u. s. w. Anwendung finden, werden aus Tombak gemacht und im Feuer vergoldet. Man verfertigt dieselben aus Draht oder aus Blech. Die ihrer Gestalt nach fertigen Perlen werden blankgebeizt, durch Schütteln mit flüssigem Goldamalgam und darauf folgendes Abrauchen vergoldet. Um das Goldamalgam (amalgame d'or, amalgam of gold) zu bereiten, bringt man das dünn ausgewalzte, zerschnittene Gold in einen kleinen, mit Kreide ausgestrichenen hessischen Schmelztiegel im Kohlenfeuer zum schwachen Rothglühen, gießt etwa das achtfache Gewicht ganz reinen erwärmten Quecksilbers hinzu, erhitzt noch einige Minuten unter Umrühren und gießt endlich das fertige Amalgam in einer Schale mit Wasser aus. Hierauf wird das Amalgam zu einer teigartigen Masse geknetet, oder auch durch Sämischleder gepreßt.

In der Seidenweberei kommt häufig ein Goldstoff (drap d'or) in großartigem oder gerippten Grunde vor, welcher mit geplättetem Golddrahte (Lahn) oder Goldgespinnsten broschirt ist. Der Seidenfaden ist hier mit echtem oder unechtem Golddrahte umwickelt, der stets geplättet ist. Das Hauptmaterial zu den Goldborden ist Goldgespinnst. Besondere Arten sind das Krausgespinnst (frisé), auch Goldgimpe genannt, und die gedrehte Goldschnur (cordonnet). Eine besondere Berühmtheit haben die echten und unechten oder leonischen (lyonischen) Borden, indem das Metall an dem Gespinnste echter oder unechter Draht ist. Die lyoner Manufacturen haben hierin einen großen Ruf. Schon 1757 enthalten die Schriften der königl. Akademie zu Paris Nachrichten von den ausgezeichneten damascirten Brokaten, welche der geschickte Bauerufon in Lyon verfertigte. Später kam in London eine Manufactur zu Stande, welche die Leinwand mit Blumen und anderen Zierathen von Goldblättern versah. Den frühesten Handel mit Galonen und Brokaten hatten aber die Venetianer, denen die Kunst, gewebte Zeuche mit Gold und Silber zu durchwirken, längst bekannt war.

Der Goldlüster ist ein metallischer Lüster, welcher zur Verschönerung feiner Thonwaaren (lustreware), auf deren Oberfläche als metallischer Ueberzug aufgetragen, und durch Auflösung von Gold in Königswasser, mit Zinn und in Terpentinöl verdünntem Schwefelbalsam hergestellt wird.

Der sogenannte Goldlack, Goldfirniß besteht aus Körnerlack, Mastix, Gummigutt und Weingeist oder Terpentin, und wird gebraucht, um Waaren aus Zinn, Weißblech, ja selbst aus Eisen, ein messingartiges oder entfernt goldähnliches Ansehen zu geben.

Mosaisches Gold ist ein in England an Parker und Hamilton patentirtes Messing genannt worden, wel-

ches auf 100 Thle. Kupfer 52—55 Thle. Zinn enthalten und sich gut halten soll, sich aber von vielen gewöhnlichen Messingsorten gar nicht unterscheidet.

Bei der Verarbeitung des Goldes entstehen eine Menge Abfälle, welche kleine oder größere Antheile dieses edeln Metalles enthalten. Man bezeichnet sie im Allgemeinen mit dem Namen

Goldkrätze, Krätze, Gekrätz (lavure, cendres, dross, sweepings), und unterscheidet: Bretkrätze, Bodenkrätze, Schliffkrätze, Schliff, Tiegelkrätze und Essenkrätze, je nachdem der Verlust bei der einen oder der anderen Manipulation vorgekommen. Die Operation, durch welche man das Gold aus der Krätze wieder gewinnt, heißt das Krätzmachen. Man glüht die verschiedenen Arten der Krätze, um die verbrennlichen Theile zu zerstören, stößt gröbere zu Pulver und entfernt durch Schlämmen erdige Körper u. dergl., und erhält endlich das Gold durch Schmelzen oder durch Amalgamiren des Rückstandes in Krätzmühlen. Trotz der Sorgfalt, mit welcher die Krätze zu Gute gemacht wird, die Feilspäne gesammelt und geschmolzen, die Rückstände der alten Farbe ausgebeutelt werden, geht doch ein nicht unbeträchtlicher Theil des verarbeiteten Metalls verloren. Bei Gold, aus welchem meist nur kleine Gegenstände gemacht werden, kann man durchschnittlich annehmen, daß von 16 Theilen 8 Theile fertige Waare erhalten werden, 7 Theile aus den Abfällen wieder zu gewinnen sind und 1 Theil völlig verloren geht.

Das Gold wurde endlich schon in den ältesten Zeiten als Heilmittel angewendet. Später sah man in einer Auflösung des Goldchlorids in Aether, in dem Aurum potabile, eine Universalmedicin. Allein nicht alle sogenannten Goldmedicamente waren goldhaltig; theils nahm man in großer Selbsttäuschung die Farbe für den Gehalt, theils aber suchte man auch die goldgelbe Farbe einer Flüssigkeit durch vorgebliches Goldgehalt betrügerisch auszubeuten. Hierher gehören besonders die während des vorigen Jahrhunderts als ein Geheimmittel großes Aufsehen machenden

Goldtropfen de Lamotte's, welche lange für ein Goldpräparat gehalten und die unter einer Menge von Namen: eisenhaltiger schmerzstillender Spiritus oder Liquor, Bestuscheff's Nerventinctur, Spirit. sulfurico-aethereus martiatus, Liquor anodynus martiatus, Tinctura tonico-nervina Bestuscheffii u. s. w., bekannt sind. Ihre Composition nach einer sehr umständlichen Vorschrift wurde 1725 vom russischen Generale Bestuscheff erfunden und dieselbe als ein Geheimmittel verkauft, sowie von de Lamotte, der sich durch einen Laboranten Bestuscheff's die Vorschrift dazu verschafft hatte. Die Kaiserin Katharina von Rußland kaufte das Geheimniß, welches später von Klaproth, Buchholz und Trausdorf näher zerlegt und in der Darstellungsmethode vereinfacht wurde. Es ist weiter Nichts als eine Auflösung des Eisenchlorids in Weingeist. Wird nämlich Eisenchlorid in seinem vierfachen Gewichte Aethers gelöst und geschüttelt, so entzieht der Aether die Eisenverbindung dem Wasser und bildet damit eine goldgelbe Lösung.

Eine Vorschrift zur Darstellung einer Aqua aromatica cum auro befindet sich noch in unseren Pharmakopöen der ersten drei Decennien dieses Jahrhunderts. Nach ihr wurde das über verschiedene gewürzhafte Substanzen, wie Zimmet, Nelken u. s. w., abgezogene Wasser mit zerriebenem Blattgolde gemischt. Die jetzige Materia medica enthält nur noch eine Verbindung des Goldchlorids mit Kochsalz, das Aurum muriaticum natronatum, welches in seltenen und solchen Fällen Anwendung findet, in denen man das Quecksilbersublimat anzuwenden pflegt, und unter dem Namen Pulvis Marchionis (Markgrafenpulver) ein Gemenge von Päonienwurzel, Eichenmistel, Hirschhorn, Krebssteinen mit Blattgold. Das Blattgold dient hauptsächlich in der französischen und englischen Pharmacie zum Bekleiden der Pillen, um theils das Aneinanderhaften zu verhindern, theils auch den übeln Geruch und Geschmack gewisser Medicamente zu verdecken. Eine eigenthümliche Anwendung des Blattgoldes findet bei den Aegyptern und Arabern statt. Sie belegen, sagt Larrey, das Gesicht junger und reicher Personen, um es vor der zerstörenden Einwirkung der Variole zu schützen, im Moment des Auftretens der Krankheit mit Goldblättchen; ein Verfahren, welches von Legrand in Frankreich mit dem besten Erfolge wiederholt ist.

Der Goldschwefel der Pharmacenten ist kein Schwefelgold, sondern Schwefelantimon, Spießglanzschwefel, Sulphur auratum antimonii tertiae praecipitationis.

VI. Werth des Goldes.

Die edeln Metalle, Gold und Silber, haben in frühesten Zeiten ihren Dienst als Vermittler des Verkehres in roher ungemünzter Form ausgeübt. Sie waren zu Homer's Zeiten zwar noch nicht die herrschenden Tauschmittel, wenn auch eine Gerichtsscene geschildert wird, wo die Parteien um 1 Pfund Goldes streiten. Es finden sich vielmehr in der Odyssee wie in der Ilias verschiedene Werthe in Häuptern von Vieh ausgedrückt, und wenn auch Gold und Silber im Peloponnes wohl bekannt waren, und namentlich der achäische Spartaner Menelaos von beiden besaß, so finden wir doch noch selbst in der Solonischen Zeit die edeln Metalle äußerst dünn verbreitet. Erst bei Eröffnung des Morgenlandes durch die Perserkriege und durch den Zug Alexander's von Macedonien nach Vorderindien sehen wir Gold sich allmälig bei den europäischen Hellenen anhäufen, wie zum Beispiel in Demosthenes' Zeitalter die edeln Metalle einen fast fünfmal geringeren Werth hatten als im Solonischen. Der Strom ging damals von Osten nach Westen und der Zufluß des Goldes war so reichlich, daß, wenn zu Herodot's Zeit das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 13 war, es bei Alexander's Tode und über hundert Jahre nachher wie 1 : 10 stand. Nach Böckh's scharfsinnigen Untersuchungen (Die Staatshaushaltung der Athener I, 16) war das geprägte Metall oder Geld ebenso wie das ungeprägte eine Waare, und war im hellenischen Alterthume so gut als jetzt Gegenstand des Handels bei den Wechslern, und der Gedanke, daß des Goldes

Werth veränderlicher als der des Silbers ist, welches daher, wie für die andern Waaren, also auch für das Gold als Maßstab des Preises angesehen werden kann, liegt schon bei Xenophon's Lobrede auf das Silber zu Grunde. Die Dareiken, welche Dareios Hystaspes' Sohn vom feinsten Golde prägen ließ und welche in den Verkehr der Hellenen übergingen, hatten ein Gewicht, welches dem Werthe des bei den Hellenern sogenannten Chrysus gleichgeschätzt wurde. Ihr Werth wurde auf ziemlich zwei attische Drachmen abgewogen und von den Grammatikern auf 20 Drachmen Silbers bestimmt. Beim Truppensold, namentlich in Kleinasien, wurden fünf auf eine Mine, 300 auf das Talent gerechnet, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10 : 1, welches in diesen Zeiten das gewöhnliche Verhältniß gewesen zu sein scheint. Daher heißt ein Goldtalent oft auch so viel Gold, als dem Werthe nach einem Silbertalente gleichgeschätzt wird. Der größte Theil des Schatzes in Athen bestand in attischem Silbergelde. Wir finden aber auch in den Rechnungen des Schatzes verschiedene Goldsorten und auch ungeprägtes Gold und Silber, in Barren und verarbeitet, war in der Burg von Athen vorräthig. Diese aufgehäuften Metallmassen zerstreute später der Krieg, Hellas verarmte. Der Römer Weltherrschaft endlich führte den Reichthum der Morgenländer zum Theil nach Italien, wohin auch die Gold- und Silbervorräthe des westlichen Europa's flossen. Rom leerte, als es die Welt beherrschte, überall die Schatzkammern der Könige und so kamen die Reichthümer eines Perseus, Antiochus, Mithridates, das, was von denen der Ptolemäer in Alexandrien übrig war, in die Kasse der Kaiser, welche alles Gold und Silber an sich zogen, das vorhanden war oder in den Provinzen durch den Handel gewonnen wurde. Zu dem, was Asien lieferte, kam der Ertrag der Gold- und Silberbergwerke, die besonders in Spanien und Gallien mit Erfolg bearbeitet wurden. Dieser Ueberfluß an edeln Metallen wird nicht allein durch die Geschichtsschreiber bestätigt, sondern auch durch die Veränderungen, welche sich in den Waarenpreisen ergaben. So finden wir in Rom, durch locale Anhäufung eines der edeln Metalle, bald nach der Eroberung von Syrakus, das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 1 : 17⅐; so sank unter Julius Cäsar, der das Gold entweder aus Gallien brachte oder aus der Schatzkammer der Republik nahm, wo es für die Bedürfnisse des Staates aufgehäuft lag, dasselbe auf einige Zeit bis 1 : 8⅓ herab. Das gewöhnliche Verhältniß war damals 1 : 12. Die Eroberungen Alexander's, durch welche die in den Schatzkammern der asiatischen Fürsten vergrabenen ungeheueren Reichthümer nach Europa kamen, brachten das Verhältniß für die Dauer eines Jahrhunderts auf 10 herab, während es früher 12, ja 13 gewesen war. In Asien herrschte das Verhältniß von 10 vor. Je geringer die Menge des schon vorhandenen Metalles in einem Lande ist, desto leichter können, durch Zufluß von Außen, große Schwankungen hervorgebracht werden und je weniger allgemein die Handelsverbindungen in der alten Welt waren, desto größere und plötzliche Veränderungen mußte der relative Gold- und Silberwerth erleiden.

Es ist vielfach die Hypothese aufgestellt worden, daß in Folge eines eigenthümlichen Charakters des indischen Handels die edeln Metalle allmälig Courant bei den Culturvölkern des classischen Alterthums wurden. Indien befand sich beständig in der glücklichen Lage einer sogenannten activen Handelsbilanz. Es hatte seltene Producte und seine Gewebe zu bieten. Nahrungsmittel waren damals noch kein Gegenstand eines fernen Handels und somit blieb dem Kaufmanne aus Westen nur übrig, edle Metalle als Rimesse für die indischen Herrlichkeiten zu senden. Die Handelsvölker indessen, mit denen die Indier zunächst in Verkehr traten, die Chaldäer, Assyrier und Phönizier besaßen eine hohe Industrie und konnten daher den Indiern Manches zum Tausche gegen die Landesproducte bieten. Die älteste Urkunde über diesen Handelsverkehr sind die Mittheilungen über die Ophirfahrten, von denen wir oben S. 87 u. f. gesprochen haben. Nun brachten die phönizischen Tarsisschiffe als indische Rimessen Gold, Silber, Edelsteine u. s. w. zurück, ein Beweis also, daß damals wenigstens edle Metalle von Osten nach Westen sich ergossen, während erst seit der römischen Kaiserzeit die edeln Metalle mit nur geringen Unterbrechungen von Westen nach Osten ihren Weg nahmen. Obgleich schon sehr frühe Handelsverbindungen der Euphrat-Tigrisländer mit Indien nachgewiesen sind, so wissen wir doch nicht sicher, ob die Assyrier edle Metalle als Zahlungsmittel anwendeten. Und wenn edle Metalle als Zahlungsmittel in Umlauf waren, so müssen sie entweder als Barren, oder in Ringen, oder als Goldstaub circulirt haben, da Münzen in den Städtetrümmern des Doppelstromlandes noch nicht gefunden sind. Es ist dies um so wahrscheinlicher, als wir Nachbarvölker Gold und Silber als Zahlungsmittel benutzen sehen. Schon das alte Testament sagt von Abraham, daß er reich war an Gold und Silber, und daß er mit 400 Säckel Silber in öffentlich beglaubigter Währung ein Grundstück kaufte (Genesis XIII, 2; XXIII, 16). Daß die Hebräer die edeln Metalle ungeprägt und nach dem Gewichte als Zahlungsmittel benutzten, ergibt sich daraus, daß Jacob's Söhne bei ihrem ägyptischen Getreidegeschäfte in ihren Säcken „Gold von demselben Gewichte" wiederfanden (Genesis XLIII, 21). Auch in Aegypten waren, wie wir aus dieser Stelle sehen, die edeln Metalle als Bullion, das heißt ungeprägt, die üblichen Zahlungsmittel. Den Phöniziern aber und ihren Colonien gebührt das Verdienst, daß sie Gold und Silber nach und nach zu den universellen Zahlungsmitteln im classischen Alterthume erhoben. Wo es Metalle zu erbeuten gab, dahin richteten die phönizischen Schiffe ihre Fahrt. Sie leisteten ihrem Zeitalter und ihrer Welt dieselben Dienste, die Spanien und Portugal der alten Welt vom 16.—18. Jahrh. erwiesen haben: sie bewirkten ein reichliches Einströmen edler Metalle, sodaß auch die Quantitäten der Ausbeute hinreichten, um Gold und Silber als Zahlungsmittel durch die Welt zu verbreiten.

Ob in China Gold und Silber jemals courant ge-

wesen sind, läßt sich bei der frühen Reife der materiellen Civilisation der Chinesen zwar nicht bezweifeln, allein arabische Geographen berichten uns, daß im 9. Jahrh. n. Chr. nur Kupfermünzen circulirten, Gold und Silber dagegen völlig als Waaren behandelt wurden. Marco Polo gibt bisweilen an, wie die Werthrelationen zwischen Gold und Silber (1 : 5 und 1 : 6) in den verschiedenen Provinzen des mongolischen Reiches schwankten, aber nirgends führt er an, daß die edeln Metalle anerkannte Zahlungsmittel gewesen seien. Dagegen versichert der florentiner Balducci Pegolotti, dem wir die berühmte Schilderung des Karawanenhandels vom Don bis Peking verdanken, daß alle Kaufleute, sobald sie die erste chinesische Grenzstadt erreichten, ihr Silber an die öffentlichen Kassen gegen Empfang von Assignaten abliefern mußten. Es gibt in China noch jetzt kein anderes gesetzlich anerkanntes Zahlungsmittel, als die Tsien oder sogenannten Sapeken, Metallstücke aus Kupfer mit Zinn legirt, die ein viereckiges Loch besitzen, damit sie zu Tausenden an eine Schnur gereiht werden können. Je tausend solcher Sapeken stehen im Durchschnitte einer Unze Silber gleich, aber weder aus Silber noch aus Gold prägt man Münzen, die edeln Metalle werden gewogen, bevor man sie als Zahlung annimmt, weshalb auch die chinesischen Kaufleute beständig kleine Wagen bei sich führen. Dem chinesischen Muster nachgeahmt sind die heutigen in Japan umlaufenden kupfernen Geldstücke. Da aber die japanesischen Inseln sehr reich an edeln Metallen sind, so erscheinen dort Silbermünzen und Goldmünzen. In Japan, welches von allen asiatischen Ländern das meiste Gold besitzt, ist das Verhältniß des Werthes zwischen Gold und Silber 8 oder 9 : 1. In China ist es höher; im Anfange des laufenden Jahrhunderts war es 12 oder 13, also niedriger als in Europa. Im westlichen China variirt der Werth von 12 bis zu 9 (vergl. S. 100). Gegenwärtig soll die Werthrelation ziemlich 1 : 15 sein.

Der wahre beherrschende Reiz, welcher an Gold und Silber haftet, ist nicht ihre Theilbarkeit, ihre Seltenheit, ihre Beharrlichkeit, einen bestimmten Werth zu behaupten, ihre leichte und daher wenig kostspielige Ortsbewegung allein, sondern vielmehr ihr Glanz, verbunden mit ihrem Verhalten in feuerflüssigem Zustande. Sie eigneten sich am besten zu aller Art von Schmuck, zu Hausgeräthen, zu monumentalen Verzierungen. Dies begriff man gleichzeitig in der alten, wie in der neuen Welt, und da der Mensch am begierigsten nach Zierathen verlangt und sie hoch im Werthe über alle anderen Producte stellt, so mußten Gold und Silber zu jeder Zeit Gegenstand der allgemeinen Nachfrage werden. Bei welchem Volke sie zuerst als Zahlungsmittel in Umlauf kamen, läßt sich nicht entscheiden, da sie ihre Function schon im zweiten Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung unter den biblischen Volkern verrichteten. Und ebensowenig ist genau zu ermitteln, welches Volk zuerst das ausgemünzte Metall angewendet hat. Ob den Phöniziern allein das Verdienst gebührt, dürfte schwer zu entscheiden sein, da stets und immer das Bedürfniß des Verkehrs der Völker und die Wahl der edeln Metalle zu Zahlungsmitteln nicht ihren Werth allein, sondern nur die Quantitäten der Production beherrscht hat. Daß Gold und Silber Nichts als eine Waare sind und waren, das beweist das Sinken ihres Werthes bei wachsender Erbeutung im Alterthume sowol als am Ende des 16. Jahrh. Vor der Entdeckung Amerika's galt das Gold ungefähr zehnfach so viel als das Silber, allein die Ausbeute an letzterem in Amerika ist so beträchtlich gewesen, daß der Preis des Goldes allmälig gestiegen ist. Der relative Werth von Gold und Silber schwankte unter den gebildeten und unmittelbar mit einander verkehrenden Völkern Europa's in den ersten hundert Jahren seit der Entdeckung des neuen Continentes zwischen 1 : 10⁷⁄₁₀ und 1 : 12, während der beiden letzten Jahrhunderte aber zwischen 1 : 14 und 1 : 16.

Wie wandelbar das Verhältniß zwischen Gold und Silber für die Ausmünzung bestimmt worden sei, lehrt die Münzgeschichte. Bestimmt war solches z. B. in dem 4. Jahrh. unter Constantin dem Großen wie 1 : 14⅔ in Teutschland im 13. Jahrh. wie 1 : 10; in der Reichsmünzordnung von 1524 wie 1 : 11½; in dem Entwurfe einer Reichsmünzordnung von 1559 wie 1 : 11½; in der Münzschlusse von Baiern, Schwaben und Franken von 1665 wie 1 : 14⅛; in dem zinnaischen Münzfuße von 1667 wie 1 : 13⅞; in dem leipziger Münzfuße von 1690 wie 1 : 15⁷⁄₁₀; in dem preußischen Courant- oder 21 Gulden-fuße von 1764 wie 1 : 13¹¹⁄₁₃; in Großbritannien bis 1816 wie 1 : 15²¹⁄₁₀; seit 1816 wie 1 : 14,2878; in Frankreich seit 1785 wie 1 : 15,42, aber seit 1803 wie 1 : 15⁵⁄₁₀; in dem Münzgesetze des Königreiches der Niederlande von 1816 wie 1 : 15,873; nach dem gesetzlichen Münztarife des Königreiches beider Sicilien von 1818 wie 1 : 15⁴⁄₉₀; in Brasilien und Portugal wenig über 13; in den Vereinigten Staaten von Nordamerika in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts wie 1 : 15; in dem Hanöverschen bis 1804 wie 1 : 14⅓; in dem Beschlusse der drei oberen Reichskreise vom J. 1761 wie 1 : 14¹¹⁄₂₁; in der österreichisch-baierschen Münzconvention von 1753 und in der Münzvereine von Mainz, Trier, Pfalz, Darmstadt und Frankfurt von 1765 wie 1 : 14¹⁵⁄₂₂; ein Verhältniß, welches Oesterreich auf 1 : 15²⁸⁄₁₀₀ rectificirte. Die beiden Extreme des Verhältnisses zwischen Gold und Silber stellen sich hiernach in Europa auf wenig über 13 und auf 15⁷⁷⁄₁₀₀₀ Silber gegen 1 Gold; jenes in Portugal, dieses in den Niederlanden. Die portugiesische Proportion bei Seite gesetzt, bildete die preußische 1 : 13¹¹⁄₁₃ das erste Extrem.

Dieses Schwanken hängt aber von den relativen Quantitäten der Metalle, welche jährlich gewonnen werden, nicht allein ab. Das Verhältniß des Werthes beider Metalle wird zugleich durch die Productionskosten, durch die Nachfrage oder das Bedürfniß der Consumenten durch die ungleiche Abnutzung, durch die Verwendung zu Schmucksachen und anderen Metallwaaren vielfach modificirt. Eine absolute Minimalgrenze für den Tauschwerth in den Productionskosten gibt es für Gold und Silber nicht, da der vorhandene dauernde Vorrath derselben zu groß ist, und eine Maximalgrenze im Gebrauche

werthe wird durch die eigenthümliche Natur derselben als Circulationsmittel ausgeschlossen.

Der berühmte französische Nationalökonom Michel Chevalier wies bereits im J. 1847 darauf hin, wie aus den Schwankungen der Werthrelation zwischen Gold und Silber sich die für die Praxis wichtige Folgerung ziehen lasse, daß jedes Münzsystem falsch sei, welches ein absolutes Verhältniß zwischen beiden Metallen festsetzen wolle. „Entweder darf," sagt er, „nur eins der beiden Metalle die legale Münze sein, wie in England, oder, wenn man beide Metalle zuläßt, so müssen die beiderlei Münzen unabhängig von einander sein, und jede der beiden Münzeinheiten muß in einem einfachen Verhältnisse stehen zu der Gewichtseinheit." Der genannte geistreiche Statistiker leitet hieraus und bei Gelegenheit der Klagen über den in Frankreich neben dem Silbercours eingeführten Goldcours ab, daß ein solches System große Schwankungen in den Werthverhältnissen der edeln Metalle, die in den Verkehr kommen, herbeiführe. In einer späteren, im Herbste 1857 in der Revue des deux Mondes veröffentlichten Abhandlung berücksichtigt Chevalier zwar vorzugsweise die französischen Zustände, zieht aber seine Betrachtungen mit in die volkswirthschaftlichen Interessen der übrigen civilisirten Nationen, zieht die neuhinzukommenden und die fortdauernden Goldzuflüsse aus Californien und Australien für den Weltverkehr in Erwägung und schließt auf eine bevorstehende Werthverringerung des Goldes. Allein so scharfsinnig auch die Deductionen des französischen Statistikers sind, so ist doch, wie wir aus dem Folgenden sehen werden, eine Goldüberfluthung Europa's nicht zu befürchten und eine Herabdrückung des Goldwerthes nur eine sehr momentane und örtliche.

Im Mittelalter, wo der Vorrath der edeln Metalle beständig abnahm, ohne entsprechend gemehrt zu werden und gleichzeitig das Bedürfniß durch Ausdehnung des Handels sich hob, erfuhr der Tauschwerth der Metalle eine bedeutende Steigerung. So erhielt man z. B. im Ordenslande Preußen nach 40jährigen Durchschnitten für eine Mark feinen Silbers im Jahre

1399	— 34,3	Scheffel	Roggen
1405	— 38,4	"	"
1432	— 40,3	"	"
1448	— 43,0	"	"
1494	— 68,7	"	"
1508	— 74,0	"	"

Allein das Problem der Kornpreise, ja aller Preise überhaupt ist ein sehr complicirtes und sehr veränderliche theoretische Ansichten, ungleiche locale Anhäufung von Gold und Waaren wirken hierbei sehr ein. Eine ungleich wachsende Bevölkerung und der damit zunehmende Verkehr vermehren die Nachfrage nach den Metallen. Bei dem Maße, das man sucht und in den wechselnden Kornpreisen zu finden glaubt, hat man mit zwei gleichzeitig veränderlichen Größen zu thun. Die erhöhten Kornpreise drücken selbst für ein einzelnes Land nicht die in gleichem Maße anwachsende Menge von Gold und Silber aus. So ist z. B. in Oberitalien das Steigen der Preise von Getreide, Wein und Oel zwischen dem 15. und 18. Jahrh. viel geringer gewesen, als man anzunehmen berechtigt war nach dem, was aus England, Frankreich und Spanien bekannt ist, wo die Kornpreise seit der Entdeckung Amerika's um das Vier- bis Sechsfache gestiegen sind. Im Jahre 1838, in dem man in Berlin für 1 Pfund Gold 15$^{7}/_{13}$ Pfund reines Silber, 1611 Pfund Kupfer und fast 9700 Pfund Eisen kaufte, ist das Pfund Gold nach den Durchschnitten von 1816—1829 und 1829—1837 genau 20,794 Pfund Weizen, 27,655 Pfund Roggen, 31,717 Pfund Gerste und 32,626 Pfund Hafer werth gewesen. Die Vergleichung der beiden genannten Perioden ergibt ein Fallen der Getreidepreise im preußischen Staate um 14$^{2}/_{7}$ Proc. beim Weizen, um 11$^{1}/_{2}$ beim Roggen, um 12 bei der Gerste und 11$^{15}/_{17}$ beim Hafer, eine Preisverminderung, welche größtentheils der vermehrten Erzeugung und besseren Benutzung des Bodens zuzuschreiben ist. Die fortschreitende Cultur wendet sich den Cerealien zu, die einen höheren Werth haben.

Durch den Einfluß der amerikanischen Bergwerksproduction wurde die circulirende Menge an Gold und Silber bedeutend vermehrt, aber auch der Verkehr gewann an Ausdehnung. Während der ersten Hälfte des 16. Jahrh. dominirte das Gold, wenn auch nicht dem Gewichte, doch dem Werthe nach. Von 1545 an, zur Zeit, als die Silbermengen der Bergwerke von Tasco, Zacatecas und Pachuca in Neuspanien, von Potosi und Porco in der peruanischen Andeskette anfingen, sich in Europa gleichmäßiger zu verbreiten, circulirte das Silber in hohem Grade. Darauf kam, ohne daß eine Verminderung des Silbers eintrat, die Zeit der brasilianischen Goldwäschereien und die Ausbeutung der goldhaltigen Lager von Choco und Antioquia. So blieb es bis über die Mitte des 18. Jahrh. hinaus, wo die Silberbergwerke Mexico's reiche Ausbeute zu geben anfingen. Während der Ertrag der mexicanischen Bergwerke wuchs, sank Brasilien und beim Beginn des 19. Jahrh. war bedeutend mehr Silber als Gold in Umlauf.

Die Productionsverhältnisse an Gold und Silber sind von Soetbeer (Beiträge und Materialien zur Beurtheilung der Bank- und Geldfragen) für funfzigjährige Zeiträume, wie folgt, veranschlagt worden:

Jahr.	Gold. Thaler.	Silber. Thaler.	Gold. Proc.	Silber. Proc.
1500	516,000	700,000	42,4	57,6
1550	537,500	3,550,000	13,3	86,7
1600	1,720,000	14,000,000	10,9	89,1
1650	3,225,000	21,000,000	13,3	86,7
1700	6,880,000	23,800,000	22,4	77,6
1750	19,350,000	39,200,000	30,1	69,9
1800	21,930,000	51,800,000	29,7	70,3
1846	41,280,000	43,400,000	48,7	51,3

Mit Zuhilfenahme der älteren statistischen Ermittelungen A. v. Humboldt's über die Edelmetalle gibt M. Chevalier in seiner neuesten Abhandlung: „Ueber die wahrscheinliche Werthverringerung des Goldes u. s. w." und in seinen früheren Schriften die gesammte Production

seit Entdeckung Amerika's bis zum Jahre 1847, mit Einschluß des aus dem Mittelalter überkommenen präsumtive Vorraths von circa 80 Mill. Thaler an Gold und circa 200 Mill. Thaler an Silber:

an Gold:	3900	Mill. Thaler	=	32,4	Proc.;	davon aus Amerika	2700	Mill. Thaler.
an Silber:	8125	"	=	67,6	"	"	8125	"
Zusammen =	12,025	Mill. Thaler	=	100,0		=	10,825	Mill. Thaler.

Seit dieser Zeit wurden die Goldlager Californiens und Australiens entdeckt. Nach sehr summarischen Schätzungen betrug die Gewinnung an Gold in den 10 Jahren 1848—1857 in:

	Californien.	Australien.	Rußland.	Sonstige Länder.	Summa	
1848	20,000	—	58,000	50,000	128,000	Pfund à ½ Kilogr.
1849	75,000	—	54,000	50,000	179,000	"
1850	122,000	—	50,000	50,000	222,000	"
1851	170,000	20,000	51,000	50,000	219,000	"
1852	190,000	250,000	51,000	50,000	541,000	"
1853	200,000	205,000	37,000	50,000	492,000	"
1854	215,000	170,000	53,000	50,000	488,000	"
1855	210,000	200,000	49,000	50,000	509,000	"
1856	225,000	215,000	50,000	50,000	540,000	"
1857	225,000	180,000	50,000	50,000	505,000	"
Summa	1,652,000	1,240,000	503,000	500,000	3,895,000	Pfund.

Das Pfund Gold zu einem Werthe von 450 Thlrn. gerechnet, gibt einen Gesammtwerth von 1,752,750,000 Thlrn.

Nach Levasseur (La question de l'or. Paris 1858) hat sich die Silbergewinnung in Europa, welche im J. 1848 260,726 Pfund betrug, im J. 1856, in Folge einer ansehnlichen Steigerung der Production in England und Spanien, auf 320,774 Pfund herausgestellt, während gleichzeitig die amerikanische Silberproduction von 1,402,140 Pfund im J. 1848 auf 1,845,306 Pfund im J. 1850 gestiegen ist und sich seitdem noch mehr gehoben hat. Im Durchschnitte der J. 1848—1856 schätzt Levasseur die jährliche gesammte Silberproduction auf 2,192,074 Pfund. Man wird daher der Wirklichkeit vermuthlich nahe kommen, wenn man die jährliche Silbergewinnung der letzten Zeit durchschnittlich auf etwas über 2 Mill. Pfund oder 60 Mill. Thaler schätzt, was also für den zehnjährigen Zeitraum, 1848—1857, zusammen einen Betrag von 20 Mill. Pfund Silber im Werthe von 600 Mill. Thaler ergeben würde, gegen 3,895,000 Pfund Gold zum Werthe von 1,752,750,000 Thalern, oder 74,5 Proc. Gold und 25,5 Proc. Silber. Seit Entdeckung des neuen Continents sind also bis Ende 1857 gewonnen an

Gold	5,652,750,000	Thaler	=	39,3 Proc.
Silber	8,725,000,000	"	=	60,7 "
Zusammen	14,377,750,000	Thaler	=	100,0

Das Tauschverhältniß der Edelmetalle gestaltete sich nach Durchschnitten in den Jahren:

1501 — 1550	wie	1 :	11,25
1551 — 1600	"	1 :	11,50
1601 — 1650	"	1 :	12,50
1651 — 1700	"	1 :	14,50
1701 — 1750	"	1 :	15,10
1751 — 1800	"	1 :	14,83
1801 — 1820	wie	1 :	15,65
1821 — 1830	"	1 :	15,80
1831 — 1840	"	1 :	15,75
1841 — 1850	"	1 :	15,83
1851	"	1 :	15,46
1852	"	1 :	15,59
1853	"	1 :	15,33
1854	"	1 :	15,33
1855	"	1 :	15,36
1856	"	1 :	15,33
1857	"	1 :	15,25
1858	"	1 :	15,37

So ungünstig sich nun auch in den letzten 10 Jahren die Silberproduction im Verhältnisse zur Goldgewinnung gestaltet hat, so ist doch das Werthverhältniß beider Metalle erheblichen Schwankungen nicht unterworfen gewesen, das Silber hat unter diesen Umständen sogar einen noch sehr günstigen Stand gehabt. Während nämlich das durchschnittliche Verhältniß in den J. 1831—1847 in London 1 : 15,79 und in Hamburg 1 : 15,64 war, ist dasselbe an diesen beiden Hauptmetallmärkten Europa's im Durchschnitte der folgenden Jahre gewesen:

Jahr.	London.	Hamburg.
1848	1 : 15,84	1 : 15,12
1849	1 : 15,79	1 : 15,75
1850	1 : 15,73	1 : 15,61
1851	1 : 15,46	1 : 15,34
1852	1 : 15,59	1 : 15,42
1853	1 : 15,33	1 : 15,34
1854	1 : 15,33	1 : 15,22
1855	1 : 15,36	1 : 15,32
1856	1 : 15,33	1 : 15,31
1857	1 : 15,29	1 : 15,24

An der Börse zu Paris, wo dem Goldverkaufe der tarifmäßige Werth von 3437 Fr. 77 Cent. für 1 Kilogramm feinen Goldes zu Grunde liegt, wurde für je 1000 Fr. ein Aufgeld bezahlt im Januar

1846 . .	10½
1847 . .	16½
1848 . .	15½
1849 . .	9
1850 . .	12½
1851 . .	0
1852 . .	0
1853 . .	1
1854 . .	2
1855 . .	0
1856 . .	5

Das Gold hatte 1846 den 15,64fachen, 1856 den 15,54fachen Werth des Silbers in Barren.

In Frankfurt a. M. wurde nach den amtlichen Notizen der frankfurter Börse für die Mark feinen Goldes in Silber bezahlt:

im Jahre:	niedrigster Preis.	höchster Preis.
1844	373 Fl.	378 Fl.
1845	378 "	378 "
1846	378 "	378 "
1847	378 "	381 "
1848	380 "	382 "
1849	380 "	386 "
1850	382 "	386 "
1851	372 "	380 "
1852	370 "	384½ "
1853	379 "	381 "
1854	374 "	376 "
1855	373 "	376 "
1856	375 "	380 "
oder im Durchschnitt	375½ Fl.	380½ Fl.

Das Gold hatte demnach im Minimum den 15⅓fachen, im Maximum den 15½fachen Werth des Silbers.

Seit dem Jahre 1793, wo nach den Materialien der Münzgesetzgebung der Werth zwischen Gold und Silber wie 15,28 zu 1 normirt war, also in einem Zeitraume von 63 Jahren, ist daher das Verhältniß beider Metalle wenig geändert, und die Befürchtungen, welche die Ausbeutung der californischen und australischen Goldfelder hervorgerufen, haben sich als unbegründet erwiesen. Namentlich in den handeltreibenden Kreisen knüpften sich an diese Ereignisse verschiedenartige Erwartungen. Einige besorgten eine sofort eintretende und in rascher Progression fortschreitende Werthverringerung des Goldes und des Geldes überhaupt; andere meinten, die Hauptwirkung der enormen Zunahme an baarem circulirendem Medium werde sich in einer allgemeinen und anhaltenden Ermäßigung des Zinsfußes ändern. Die bisherige Erfahrung ist bei den Ansichten entschieden entgegengetreten. Die Werthverringerung des Goldes, in sofern sich diese der Natur der Sache nach in dem Werthverhältnisse desselben zum Silber geltend machen mußte, hat, mit einer geringen Schwankung zu Ende des Jahres 1850 ausgenommen, seitdem keine fernere erhebliche Progression gezeigt, und hinsichtlich der Werthverringerung des Goldes überhaupt, oder, was das Nämliche, der allgemeinen Steigerung der Preise, gehen die Ansichten darüber sehr aus einander, wie weit eine solche als allgemein und als erwiesen anzunehmen und noch mehr, ob selbige eine natürliche Folge der Vermehrung des Goldvorrathes oder vornehmlich nur durch Ausdehnung des Credits und der Speculationen herbeigeführt sei.

Der Vergleich, wie sich die Durchschnittspreise bei den verschiedenen Metallen in den Zeiten der lebhaften Speculation und dann der Reaction, sowie im ganzen Verlaufe gestaltet haben, erscheint für die Untersuchung über den Werth des Goldes in sofern beachtenswerth, als die Metalle unter den verschiedensten Verhältnissen und in weit von einander entlegenen Gegenden producirt werden. Das Werthverhältniß der verschiedenen Metalle war seit 1821, einfach nach dem Gewichte unter sich verglichen, gleich:

Jahr	Gold.	Silber.	Kupfer.	Zinn.	Blei.	Zink.	Stabeisen.
				Pfund.			
1821 — 1830	1	15,80	1481	1497	—	—	12,259
1831 — 1840	1	15,75	1498	1747	8194	9450	15,242
1841 — 1850	1	15,83	1566	1731	7785	6849	16,761
1851	1	15,46	1560	1666	8185	9730	20,767
1852	1	15,59	1366	1535	8452	8937	20,335
1853	1	15,33	1197	1118	6159	6539	12,526
1854	1	15,33	1180	1097	5822	6187	12,103
1855	1	15,36	1134	1126	5256	6090	13,421
1856	1	15,33	1157	992	5797	5631	13,016
1857	1	15,25	1075	908	5743	4782	13,071
1858	1	15,37	1303	1135	6375	5764	14,874

Wenn bei Eisen, das in Schottland, Blei, das am Harze oder in Spanien, Kupfer, das in Schweden, Rußland oder in Chili, Zink, das in Schlesien und Zinn, das in Ostindien gewonnen wird, anhaltend und im Ganzen ziemlich ebenmäßig eine und dieselbe Tendenz der Preise hervortritt, so wird hier mehr als bei anderen Handelsartikeln zu der Annahme gedrängt werden, daß die Ursache einer solchen Preisveränderung in den wech-

fehlenden Productionsverhältnissen dieser Artikel zu suchen ist. Nach der obigen Uebersicht ist seit 1850—1857, d. h. seit der Ausbeutung der neuen Goldländer, der Werth der übrigen Metalle im Verhältnisse zum Golde gestiegen und nur das Eisen macht einigermaßen eine Ausnahme. Allein man kann nicht behaupten, daß die Preisveränderungen in einer Veränderung hinsichtlich des Werthes von Gold und Silber an sich, welche den gemeinsamen Maßstab der Preise abgeben, zu finden ist.

Der Einfluß der Goldzuflüsse ist vielseitig als außerordentliche Ursache der Preissteigerung fast aller Waaren in den Jahren 1849—1857 angegeben worden. Es sei, sagt man, eine Entwerthung des Geldes durch die zugeströmten Goldmassen vor sich gegangen. Bei Vergleichung der Preisreihen von jetzt mit denjenigen vom Jahre 1851 bemerkt man, daß das Niveau von 1850 viel niedriger ist als das von 1857 und 1858. Denkt man sich die Wechselwirkung so zwischen zwei communicirenden Röhren, daß, wenn in der einen Gold aufgegossen wird, das Niveau aller Preise in der anderen steigt, dann allerdings ist man zu der Annahme gezwungen, alle Preise zusammen müßten auf einmal gleichmäßig steigen. Die Uebersichten der Preisbewegungen der Jahre 1851—1857 (vergl. *Tooke*, History of Prices VI) zeigt vielmehr, daß dieselbe ungleichförmig und wirr durch einander erfolgt ist, und wenn in dieser verworrenen Bewegung ganz singulaire Agentien thätig gewesen scheinen, so kann hieraus noch nicht ein Proceß der Geldentwerthung durch Goldzuflüsse abgeleitet werden. Wenn in eine von zwei communicirenden Röhren Wasser zugegossen wird, so übt dies einen Druck auf die gesammte Flüssigkeitsmasse auf einmal aus und treibt unmittelbar das Niveau in der anderen Röhre in die Höhe. Nicht so kann es sich mit dem Drucke der Goldausbeute auf die vorhandene Zahlmittelmenge verhalten. Das Gold muß sich zuvor vertheilen und kann nur allmälig die Zahlungswaare allen anderen Waaren in verstärktem Angebote gegenüberstellen. Diese Vertheilung kann nur in demselben Wege vor sich gehen, wie alle Gütervertheilung, im Wege des gewöhnlichen Handels, im Wege des Angebotes gegen die Waaren der Länder, welche das Gold nicht produciren. In denjenigen Waaren, welche den Goldländern besonderes Bedürfniß sind, wird daher zuerst der geldentwerthende Einfluß erscheinen; indem viel Gold für dieselben gegeben wird, werden die Preise gesteigert. Die Länder, welche den Absatz nach den Golddistricten haben, vermehren wieder die Nachfrage nach Waaren, sowie das Angebot von Gold nach weiteren Verkehrskreisen und so fort und fort durch alle Gebiete des Consums und durch alle Länder verbreitet sich die geldentwerthende Wirkung, dissipirt das Gold und verbreitet seinen Druck auf den Geldwerth. Der australische „Golddigger" gräbt sich täglich 10 Dollars, damit zahlt er dem Krämer in Melbourne für die Elle Calico 20 Sgr. statt 10 Sgr., dem Getreideimporter den Quarter Weizen ums Dreifache, die Elle Tuch ums Vierfache theuerer als vorher. Der Kaufmann selbst, welcher theuerer kauft, lebt besser, zahlt Gesinde und Gehilfen, die Conjunctur lockt eine Menge Leute herbei, diese steigern durch Nachfrage die Exportspeculation, die Exportspeculation steigert die Aussicht des großen Gewinnes, die Production von Wollstoffen, Linnen, Baumwollstoffen, Hartwaaren u. s. w., diese gesteigerte Production vermehrt die Nachfrage nach Arbeitskräften bei vermindertem Angebote, dies erhebt die Löhne, die gestiegenen Löhne steigern nach allen Seiten den inneren Consum, die Nachfrage nach Brodstoffen, Fleisch, Bekleidungsstoffen, diese Nachfrage die Consumtionsfähigkeit der ackerbauenden Bevölkerung. Und so wirkt einer unendlichen Verkehrskette entlang der Einfluß des Goldes allmälig durch alle Preisverhältnisse. Viele jener scheinbar zufälligen, speciellen, eigenthümlichen Conjuncturen in der Gestaltung der Preise stellen sich bei genauer Betrachtung als einzelne Stadien im allmäligen Diffusionsprocesse des Goldes dar. Der Proceß geht geschilderter Maßen weder in einer gleichmäßigen Bewegung, noch ganz proportional mit der geförderten Goldmenge vor sich. Vermöge der Vermehrung des Verkehres, des Luxus u. s. w. nach allen Seiten wird allerdings auch der Bedarf an metallenen Zahlmitteln größer, das Gold verschlingt sich so zu sagen selbst. Ebenso wirken außerordentliche, metallverschlingende Verhältnisse, weitverbreitete Krisen, in welchen das Capital zu ruhendem Edelmetallgelde zerrinnt, die Creditgeldsurrogate durch Münzen zeitweilig ersetzt werden müssen. Andererseits kann die Preissteigerung eine Zeit lang wirklich durch außerordentliche Conjuncturen des Angebotes oder Absatzes, Fehlernten, Kriegsverbrauch oder Kriegssperre durch natürliche und künstliche Störungen des Verkehres wie durch plötzliche Ausdehnung der Verkehrsmittel, welche Angebot so sehr als Nachfrage reizen, vor Allem durch kaufmännische Ueberspeculation, stärker und intensiver sein, als sie es von Seiten der Vermehrung der Edelmetalle allein sein würde. Vollkommen denkbar ist es daß der aus welchen Gründen immer wachsende Verkehr eine gewisse Steigerung der Edelmetallproduction vollkommen verdaut, daß diese sogar auf dem heißen Steine des steigenden Metallgeldbedarfes verpufft. Die anderen außerordentlichen geldverschlingenden Ursachen aber werden über kurz oder lang sich von einem so dauernden Factor der Preissteigerung, wie es die jetzige Goldproduction ist loslösen und in ihrem Gebiete gewöhnlichen Conjuncturen Platz machen müssen. Es ist richtig, das Jahr 1851 war ein Jahr von ausnahmsweise hohen Waarenpreisen, und die Anhänger der englischen currency theory nahmen an, der Preis der Waaren richte sich nach der Menge der vorhandenen Umlaufmittel. Beim rein metallischen Geldwesen, folgerte man weiter, werde durch dieses volkswirthschaftliche Naturgesetz die gleichmäßige Höhe des Metallwerthes im einzelnen Lande herbeigeführt, indem Ueberfluß von Metall die Preise der Waaren steigere und so die Einfuhr von Waaren und die Ausfuhr des Metalles befördere, während Mangel an Metall grade das Gegentheil bewirke. Dieses naturgemäße Verhältniß werde aber durch ungeregelte Ausgabe von Banknoten, wie solche von der birminghamer Papierwährungsschule — paper currency shool — geduldet, ge-

tört. Außer den Banknoten ersetzt aber auch der Credit noch sonst in mannichfachster Gestalt die Edelmetalle.

An die Entdeckung der californischen und australischen Goldfelder knüpften sich eine Menge Befürchtungen. Die Menge des vorhandenen Vorrathes an Metallen wurde durch ihre Ausbeutung außerordentlich vermehrt. Allein die Umwälzung in den Productionsverhältnissen der Edelmetalle hat nur einen geringen Einfluß auf den Tauschwerth ausgeübt, und dadurch ist ein starker Beweis für dessen Stabilität gegeben. Locale Schwankungen werden immer fortbestehen, *denn die edeln Metalle, Gold und Silber, sind und waren weiter Nichts als eine Waare.* Daß sie Waaren sind, ist aber zugleich eine Bürgschaft, daß ihr moderner Werth vor großen Schwankungen ziemlich gesichert ist. Die Production mag steigen oder fallen, die Quantitäten der edeln Metalle im Besitze der Völker europäischer Gesittung werden immer trachten, sich im Gleichgewichte zum Bedarf des Verkehres zu erhalten. Die Strömungen an Gold und Silber aus Asien, Amerika und Australien nach unserem kleinen Continente und von diesem theilweise zu den Urquellen zurück, folgen wie die Flüssigkeiten den Gesetzen des Gleichgewichtes. Hätten die Quantitäten dieses Niveau bereits überschritten, wozu sie seit den Entdeckungen uralischer, sibirischer, californischer, nordamerikanischer und australischer Goldseifen eine gefährliche Neigung verriethen, so müßte schon jetzt erkennbar ihr Werth erschüttert worden sein. Da aber noch Nichts deutlich diese Erscheinung verkündet, so können die Quantitäten über den normalen, d. h. den säcularen Sättigungspunkt wahrnehmbar nicht gewachsen sein. Dies wäre aber unausbleiblich eingetreten, wenn die edeln Metalle nicht Waaren im strengwissenschaftlichen Sinne gewesen wären, wenn sie einen ideellen, künstlich erhöhten Werth besessen hätten. So bewirkte jedoch das Zuströmen von edeln Metallen nur ein Abströmen des Ueberflusses in anderer Richtung und die erhöhte Production hat daher bis jetzt noch keine Wertherschütterung dieser Waaren in den Gebieten der höchsten Cultur, sondern nur eine andere Vertheilung der Quantitäten erbeuteter edler Metalle auf den Erdkreis bewirkt. Daß die edeln Metalle, gleichviel ob geprägt oder ungeprägt, Nichts als eine Waare sind, das zeigen die Phänomene an einem der größten Beobachtungsinstrumente, der Bank von England, deren Metallvorräthe sich in normalen Verhältnissen entleeren und füllen, je nachdem der englische Wechselcours günstig oder ungünstig ist. Denn eben weil die edeln Metalle Waaren sind, dienen sie auch als Nimessen, und wo sich irgendwo Quantitäten derselben über den Bedarf ansammeln, da werden sie, wenn nicht irgend ein Gesetzgeber von getrübtem Verstande den Proceß der Natur durch künstliche Vorkehrungen gestört hat, rasch als Nimessen wieder außer Landes gehen.

Die Goldausbeute der Jahre 1851—1858 in Australien stellt einen Werth von 73,712,000 Pfd. St., oder 1842⅞ Mill. Frcs., oder 491½ Mill. Thaler dar. Für die Gesammtproduction Californiens aus den Jahren 1849 bis mit 1858 ist der Werth von 454,038,000 Dollars oder 90,807,000 Pfd. St., oder 2,270,190,000 Francs, oder 605⅓ Mill. Thaler anzunehmen, wenn der zur Verschiffung gekommenen Größen 10 Proc. als nicht ausgeführt oder ohne Declaration ausgeführt hinzugerechnet wird. Californien und Australien haben daher in den letzten 10 Jahren die Welt um nicht weniger als Milliarden Franken in Gold, oder 164½ Mill. Pfd. St., oder 1097 Mill. Thaler, oder 1920 Mill. Fl. rhein. bereichert. Dazu rechne man noch circa 20 Mill. Thaler Gold, die in Europa und in dem asiatischen Rußland, sowie in anderen mit den europäischen Nationen in Handel stehenden Ländern jährlich erzeugt werden, sodaß sich das zehnjährige Ergebniß noch um 200 Mill. Thaler vergrößert. Hat nun dieses ungeheure Zuströmen von Gold bisher auf das Steigen der Werthrelation zwischen Silber und Gold Einfluß gehabt? Man urtheile selbst. In *London*, wo Gold den Werthmaßstab bildet, war:

	Der Durchschnittspreis des Silbers (per Sterl. pro Unze Standardsilber).	Das durchschnittliche Verhältniß von Silber zu Gold (Unze Silber gegen Unze Gold).
1831 — 1840	59⅞ Pence	15,75 : 1
1841 — 1850	59 11/16 "	15,83
1851	61 "	15,46
1852	60½ "	15,59
1853	61½ "	15,33
1854	61½ "	15,33
1855	61⅜ "	15,36
1856	61½ "	15,33
1857	61 11/16 "	15,29
1858	61⅜ "	15,36
1859	61½ "	15,33

Und in diesen Verhältnissen bewegten sich die Edelmetalle, obgleich von 1851 bis Ende 1857 = 56⅔ Mill. Pfd. Sterling und bis Anfang 1859 etwa 80 Mill. Pf. St. in Silber, also fast die Hälfte des Werthes des in 10 Jahren in Californien und Australien erzeugten Goldes aus Europa nach Indien und China verschifft wurden.

In den sieben Jahren 1851—1857 wurden aus England nicht weniger als 62,097,397 Pfd. St. Gold und Silber, und darunter 56,677,333 Pfd. Silber meist nach Süd- und Ostasien ausgeführt. Im Jahre 1858 gingen im ersten Semester 16,170,920 Pfd. St. Gold und Silber ein und wurden 10,740,820 Pfd. St. wieder ausgeführt. Die 5½ Millionen, welche in England zurückblieben, bestanden nur in Gold, während alles Silber wieder ausgeführt wurde. In der ersten Hälfte des Jahres 1859 empfing England nicht weniger als 11,730,528 Pfd. Sterling in Gold und davon kamen folgende Summen aus den Goldproductionsländern:

Aus Rußland	1,083,789 Pfd. St.
Desgleichen über die Hansestädte	334,041 " "
Westafrika	43,839 " "
Australien	3,972,283 " "
Mexico und Südamerika	1,146,624 " "
Vereinigte Staaten (Californien)	3,881,847 " "
Zusammen	10,462,523 Pfd. St.

Diese Goldmasse beträgt ⅕ dessen, was Californien und Australien in einem halben Jahre jetzt produciren. In England bleibt das Gold aber nicht, oder es bleibt nur ein kleiner Theil zurück, denn von den eingeführten 11¾ Millionen verließen 9,513,413 Pfd. St. das Land in mancherlei Richtungen. Der Hauptabnehmer ist Frankreich, welches nicht weniger als 8,301,265 Pfd. St. vom englischen Markte bezog, also mehr als ⅔ der halbjährlichen Goldproduction Californiens und Australiens.

Silber wurde im Betrage von 8,227,483 Pfd. St. eingeführt, davon aus Mexico und Südamerika nur 1,806,902 Pfd. St. Der Rest von circa 6½ Millionen kam nicht aus Ursprungsländern, sondern floß aus der alten Silbercirculation anderer Länder zu, und zwar 4,092,802 Pfd. St. aus Frankreich und 1,055,009 Pfd. Sterling aus Belgien. Holland und die Hansestädte exportirten zusammen nach England ½ Mill. Pfd. St. mehr, als sie von dort bezogen. Die ganze britische Silberausfuhr betrug demnach im ersten Semester 1859 = 9,859,206 Pfd. St., also 1½ Millionen mehr als die Einfuhr, sodaß England früher angesammelte Vorräthe hat abfließen lassen müssen. Von dem Silber gingen allein 8,832,308 Pfd. St. über Suez nach Indien und China, wo eine große Vorliebe für das Silber herrscht.

Australien erzeugte in den letzten Jahren durchschnittlich 3 Mill. Unzen Gold oder etwas mehr als 11 Mill. Pfd. St.; Californien 52 Mill. Dollars oder 13 Mill. Pfd. St., beide zusammen also 24 Mill. Pfd. St. Gold. Von diesen 24 Mill. werden 15½ Mill. nach England verschifft und von dort wieder eine gleiche Menge an Frankreich abgegeben. Andererseits empfängt England aus Frankreich und Belgien durchschnittlich 10 Mill. Pfd. Sterling Silber (Fünffrankenthaler) und die Ausbeute der mexicanischen und südamerikanischen Bergwerke von etwa 3½ Mill. Pfd. St. Dieses Silber, sowie andere 3½ Mill. Pfd. St. Silber aus den Mittelmeerhäfen Marseille, Malta, Corfu u. s., meistens wieder französische Fünffrankenthaler, nehmen ihren Weg nach Indien und China. Indem nun die Metalle diesen Pfad einschlagen, bewähren sie nur das von der Wissenschaft anerkannte Gesetz: „daß eine Waare stets den Markt aufsucht, wo sie am höchsten, und stets den Markt verläßt, wo sie gering geschätzt wird."

In Frankreich, das eine außerordentlich starke Goldausmünzung befördert, will die Münzordnung, daß das Silber nur den 15½theiligen Werth des Goldes habe, während es gegenwärtig allenthalben in den Staaten europäischer Cultur annähernd einen 15theiligen Werth des Goldes besitzt. Es schlägt aber den Weg nach Süd- und Ostasien ein, weil dort seit vorchristlichen Zeiten das Silber den zehnten, ungünstigen Falls den zwölften oder dreizehnten Theil des Goldes genossen hat. Das californische und australische Gold erreicht nach kurzer Rast in den englischen Bankkellern den französischen Markt, weil dort noch immer sein Rang 15½ mal höher steht als der des Silbers.

Da nun für jede Zufuhr von Metallwerthen in Gold ein Abfluß des beinahe gleichen Werthes in Silber eintritt und nur ein verhältnißmäßig kleiner Ueberschuß zurückbleibt, um die Summe der klingenden Zahlungsmittel zu vermehren, so konnte trotz der ungeheuren Ausbeuten an Gold in den letzten zehn Jahren nicht eintreten, was man gedacht hatte, nämlich eine europäische Entwerthung der edeln Metalle. Der Tauschwerth derselben, man betrachte die Metalle in ihrem Verhältnisse zu einander oder als Maßstab der Waarenpreise, ist keineswegs allein und hauptsächlich durch Vermehrung und Verminderung der Metallproduction bedingt. Dieser Tauschwerth wird ebenso sehr, bei den complicirten Einrichtungen und Wechselverhältnissen des jetzigen Völkerlebens, durch die zu- und abnehmende Bevölkerung und ihre Culturfortschritte, durch das von der Bevölkerung abhängige Bedürfniß eines wachsenden Circulationscapitales, durch die oft eintretende Nothwendigkeit baarer Geldversendungen und die Richtung derselben, durch die ungleiche Abnutzung beider edeln Metalle, durch die Masse des Papiergeldes, als Theil des Umlaufscapitales, einwirkend auf das neben ihm bestehende metallische Tauschmittel, bestimmt. Wir sehen, daß der Werth des Goldes gegen das Silber, sehr unbedeutende Schwankungen abgerechnet, im J. 1859 so hoch ist, wie im J. 1851, und im J. 1851 nicht erheblich sich unterschied von dem Durchschnitte der ersten Hälfte des laufenden, oder von der letzten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts. Der Strom, welcher das Silber aus England und Frankreich fortführte, besteht noch und Nichts deutet auf sein Verschwinden; es ist im Gegentheil wahrscheinlich, daß er mit großer Lebhaftigkeit sich wieder einstellen wird. Wir wissen, daß in den 7 Jahren 1851—1857 aus England und etlichen Mittelmeerhäfen nicht weniger als 56½ Mill. Pfd. St., 1858 und 1859 zusammen über 20 Mill. Pfd. St. Silber über Suez Europa verlassen haben, daß davon 56—60 Mill. Pfd. St. Silber aus Frankreich und Belgien hinweggeführt wurden. So lange aber noch in Frankreich 15½ Pfund Silber in der Form von Fünffrankenthalern gegen 1 Pfund Gold in der Form von Zwanzigfrankenstücken zu haben sind, so lange wird sich der Goldcours in der Nähe jener Werthrelation halten.

Wir haben allerdings in den letzten 10 Jahren fast überall Ueberhandel, Wechselmisbrauch, leichtsinniges Creditgeben, eine Steigerung fast aller Waarenpreise, kurz eine Handelsverwirrung getroffen, welche den eigenthümlichen Charakter einer Weltkrisis trug und welche vielseitig mit als eine Werthverringerung der Edelmetalle ausgegeben wurde. Es ist nicht zu leugnen, daß zu den allgemeinen Ursachen dieser Veränderungen in der Handelswelt auch die Golddeckungen und Goldausbeutungen gehören, welche neue große Absatzgebiete schufen, Lücken in den heimischen Arbeiterbevölkerungen machten und durch Ausdehnung der Unternehmungsgewinne die Consumtionsfähigkeit mit nie dagewesener Schnelligkeit und Ausdehnung vermehrten. Es sind ungeheure Mengen Goldes in Umlauf gekommen: in dem einen Jahre 1857 hat die pariser Münze allein Gold zum Werthe von 572,561,225 Franken — also täglich über 1½ Millionen — geprägt, in den acht Jahren von 1850—1857 sind allein 2,749,693,490

franken französische Goldmünzen der Circulation über-
eben, während davon in den 25 Jahren vor 1848 im
Ganzen nur 1186 Millionen geprägt wurden. Die Gold-
usmünzung in Großbritannien hat in den Jahren 1848—
858 circa 60 Mill. Pfd. St., in den Vereinigten Staa-
en über 450 Mill. Dollars betragen, sodaß die Gold-
usmünzungen in diesen Staaten mit Frankreich zusammen
ie fabelhafte Summe von 1800 Mill. Thaler erreicht
at. Dazu rechne man über 200 Mill. Thaler, welche
Rußland in Gold ausgemünzt hat, und es ist eine un-
eheure Vermehrung der allgemeinen Goldcirculation ein-
etreten. Aber die Massen der edeln Metalle im Men-
chenbesitze sind so groß und täglichen Zerstörungen durch
breibung der Münzen, durch völlige Verzehrung der
ndustrien, durch Verheerungen zu Land und Wasser
usgesetzt, daß ein beträchtlicher Zufluß fortdauern muß,
amit das Volumen sich nicht verringere. Ist aber dafür
esorgt, daß die Schätze der gebildeten Völker bei einer
ewissen Höhe immer wieder nach leeren Räumen ab-
strömen, so ist es höchst schwierig, daß der Werth der
edeln Metalle im Bereiche der europäischen Cultur plötz-
lichen oder bedeutenden Schwankungen ausgesetzt werde.
Die Quantitäten vermehrter Goldproduction verschwinden,
wie ein Unendlichkleines gegen die seit Jahrtausenden
aufgehäufte und im Welthandel circulirende Masse, werde
diese existirend als Münze gedacht oder verarbeitet zu
sachlichem Gebrauchswerthe.

Um zu übersehen, wie sehr die Ausprägung der
edeln Metalle zugenommen, geben wir folgende Uebersicht
der in den Jahren 1849 und 1859 ausgeprägten Gold-
und Silbermünzen, welche das londoner Bankjournal im
J. 1860 veröffentlichte. Aus ihr geht hervor, daß Frank-
reich im J. 1859 mehr als das Doppelte des Werthes
der Goldmünzen ausgeprägt als die Vereinigten Staaten
trotz ihres Californiens, fast 5 mal so viel als England
trotz seiner australischen Goldfelder, und fast 6 mal so
viel als es 1849 selbst ausprägen ließ. Ueberhaupt wur-
den ausgeprägt in:

	Goldmünzen		Silbermünzen	
	im Jahre 1849. Francs.	im Jahre 1859. Francs.	im Jahre 1849. Francs.	im Jahre 1859. Francs.
Frankreich	91,397,849	532,258,064	80,645,108	5,376,344
Vereinigte Staaten	45,038,805	260,000,000	10,524,750	40,000,000
Oesterreich	11,602,720	24,967,580	43,855,435	140,282,315
Großbritannien	52,270,920	110,000,000	2,878,850	5,000,000
Mexico	5,000,000	5,000,000	90,000,000	95,000,000
Rußland	63,168,690	85,000,000	14,032,875	10,000,000
Englisch Indien	17,743,500	28,750,000	52,256,500	56,250,000
Brasilien	40,000,000	45,000,000	5,000,000	7,500,000
Holland	—	—	26,882,435	29,573,170
Belgien	4,121,455	—	5,025,045	26,887,091
Peru	5,000,000	5,000,000	10,000,000	10,000,000
Columbia	2,500,000	2,500,000	7,500,000	7,500,000
Preußen	2,258,145	2,500,000	5,526,175	7,500,000
Verschiedene andere Länder	5,000,000	5,000,000	10,000,000	10,000,000
Summa tot.	345,102,084	1,105,976,444	364,127,673	450,868,950

Wie ungeheuer auch die Ausbeuten der Gold- und
Silbergruben in den verschiedenen Ländern der Welt in
früheren Zeiten gewesen sein mögen, so können sie doch
keinen Vergleich mit denen der Neuzeit aushalten. Noch
weniger können es die Ausbeuten an Kupfer-, Eisen-,
Blei-, Zinn- und Zinkerzen, und nicht minder bedeu-
tungsvoll sind die Zahlen, welche den Werth jener Pro-
duction ausdrücken, d. h. den Handelswerth, wie er an den
bedeutendsten Gold- und Metallmärkten notirt wurde. Im
J. 1854 war die gesammte Metallproduction der Welt an:

Gold	= 481,950 Troy-Pfd.	=	179,886 Kilogr.	=	119,523,600 Doll.	
Silber	= 2,695,200 " "	=	1,041,898 "	=	47,443,200 "	
Queckſilber	= 4,200,000 Avoir d. p. Pfd.	=	7,905,109 "	=	2,100,000 "	
Zinn	= 13,660 Tons	=	13,660,000 "	=	8,196,000 "	
Kupfer	= 56,900 "	=	56,900,000 "	=	34,140,000 "	
Zink	= 60,550 "	=	60,550,000 "	=	6,660,500 "	
Blei	= 133,000 "	=	133,000,000 "	=	15,295,000 "	
Eisen	= 5,817,000 "	=	5,817,000,000 "	=	145,425,000 "	
	Zusammen	=	6,090,236,893 Kilogr.		378,783,300 Doll.	= 545,447,952 Thlr.

Hiernach berechnet sich

1 Troy-Pfund Gold auf		=	248	Doll.	=	357,12 Thlr.
1 Kilogramm Gold		=	664,44	"	=	956,79 "
1 Troy-Pfund Silber		=	16,00	"	=	23,04 "
1 Kilogramm Silber		=	42,86	"	=	61,72 "
1 Avoir du p. Pfund Quecksilber		=	0,5	"	=	0,72 "
1 Kilogramm		=	1,102	"	=	1,578 "
1 Centner (50 Kilogramm)	Zinn	=	30,0	"	=	43,20 "
1 Centner "	Kupfer	=	30,0	"	=	43,20 "
1 Centner "	Zink	=	5,5	"	=	7,92 "
1 Centner "	Blei	=	5,75	"	=	8,28 "
1 Centner "	Eisen	=	1,25	"	=	1,80 "

Aus diesen Preisangaben läßt sich der gegenseitige Werth der Metalle ersehen und ermitteln, wie viel Gewichtseinheiten des einen Metalles man mit einer des anderen kaufen kann. Man kauft z. B., wie aus nachfolgender Tabelle ersichtlich wird, mit 1 Kilogr. Gold 26,577 Kilogr. Eisen, mit 1 Kilogr. Eisen aber nur 0,0000376 Kilogr. Gold.

Man kauft mit:

Gold	Silber	Quecksilber	Zinn	Kupfer	Zink	Blei	Eisen
1,00	15,50	602,89	1107,40	1107,40	6040,34	5777,71	26577,60
0,0645	**1,00**	38,89	71,44	71,44	389,65	372,70	1714,44
0,00166	0,0257	**1,00**	1,837	1,837	10,02	9,58	44,10
0,000903	0,0139	0,544	**1,00**	1,00	5,45	5,22	24,00
0,000903	0,0130	0,544	1,00	**1,00**	5,45	5,22	24,00
0,000166	0,00256	0,0998	0,1833	0,1833	**1,00**	0,956	4,40
0,0001738	0,002683	0,10434	0,1916	0,1916	1,046	**1,00**	4,60
0,0000376	0,000584	0,02268	0,04167	0,04167	0,2272	0,2174	**1,00**

Bei der Gesammtproduction und dem Gesammtwerthe sind die genannten Metalle in folgenden Procentverhältnissen betheiligt:

	Procente dem Gewichte nach	Procente dem Werthe nach
Gold	0,003	31,555
Silber	0,018	12,525
Quecksilber . . .	0,031	0,554
Zinn	0,225	2,164
Kupfer	0,935	9,013
Zink	0,995	1,758
Blei	2,186	4,038
Eisen	95,607	38,393
	100,000	100,000

Die Zahlen der ersteren dieser beiden Spalten lassen sich auch ausdrücken, indem man sagt, auf 1 Kilogr. Gold werden gefunden und ausgebracht:

6,16 Kilogr.	Silber
10,60 "	Quecksilber
75,90 "	Zinn
316,30 "	Kupfer
336,60 "	Zink
739,30 "	Blei
32337,10 "	Eisen.

Vergleicht man diese auf die relative Menge des Vorkommens der genannten Metalle bezüglichen Resultate mit denen des gegenseitigen Werthes der Metalle, so läßt sich dadurch die Frage beantworten, ob der Handelswerth mit der Häufigkeit des Vorkommens im Verhältnisse steht oder dieses etwa allein, wie man glauben könnte, der Preis bestimmt. Letzteres findet durchaus nicht statt. Wie sehr das Erstere der Fall ist, wird durch nachfolgende Zahlenreihen leicht ersichtlich, wovon die vordere die Werthe der Metalle, die mittlere dagegen das Vorkommen derselben im Verhältnisse zum Eisen veranschaulichen. Die dritte, aus der Combination der beiden vorderen entstanden, ist in sofern die belangreichste, als sie das Misverhältniß klar macht, welches zwischen der Häufigkeit des Vorkommens und dem Handelswerthe der Metalle besteht.

	Multiplum des Preises des Metalle gegen den des Eisens:	Häufigkeit des Vorkommens gegen das des Eisens, d. h. gegen 1 Kilogr. Eisen werden producirt:	Verhältniß zwischen Preis und Vorkommen, d. h. der Preis ist höher als es der Häufigkeit des Vorkommens entspricht, um das
Gold . .	26577,6	$\frac{1}{32337,1}$ Kilogr.	1,21 fache
Silber . .	1714,4	$\frac{1}{5249,5}$ "	3,06 "
Quecksilber	44,1	$\frac{1}{3050,7}$ "	69,18 "
Zinn . . .	24,0	$\frac{1}{426,0}$ "	17,75 "
Kupfer . .	24,0	$\frac{1}{102,2}$ "	4,26 "
Zink . . .	4,4	$\frac{1}{96,0}$ "	21,82 "
Blei . . .	4,6	$\frac{1}{43,7}$ "	9,50 "
Eisen . . .	1,0	$\frac{1}{1,0}$ "	1,00 "

Läßt man auch hier den nationalökonomisch wichtigen Satz gelten, daß der Preis der überhaupt werthhabenden Producte auf dem Weltmarkte in erster Linie von ihrer Menge und erst in zweiter von ihrer Brauchbarkeit abhängig ist, und gibt man zu, daß diese Bedingungen bei dem Eisen erfüllt sind, so folgt aus obigen Zahlen, daß neben dem Eisen das Gold das relativ wohlfeilste Metall ist. Ihm zunächst steht das Silber, darauf folgt das Kupfer. Blei, Zinn und Zink werden weit über ihren reellen Werth bezahlt, am höchsten von allen aber das Quecksilber, dessen Preis 69,18 mal höher steht, als dem Vorkommen dieses Metalles entspricht. (*C. Reinwarth.*)

VII. Materia medica.

Das Gold wurde von den arabischen Aerzten und den Alchemisten, weiterhin von den Paracelsisten in mannichfachen, zum Theil sehr zusammengesetzten Formen als Heilmittel benutzt, kam aber allmälig fast ganz in Vergessenheit, bis zu Anfang des 19. Jahrh. Chrestien in Montpellier und Mitchill in New-York demselben neuerdings einen therapeutischen Ruf zu verschaffen wußten. Gleichwol sind die physiologischen Wirkungen des dem Körper einverleibten Goldes auch jetzt noch nicht mit hinreichender Genauigkeit festgestellt. Dem anhaltenden Gebrauche kleinerer medicinischer Dosen wird eine reizende, den Vegetationsproceß belebende Wirkung zugeschrieben, die sich namentlich durch Vermehrung des Appetits, der Diurese und auch wol der Diaphorese und im Besondern auch noch durch stärkere Salivation kund gibt. Es soll ferner eine gewisse Erregtheit des Nervenlebens hervortreten, auch wol eine aphrodisiakalische und eine emmenagogische Wirkung. Nach einer 3—4 Wochen fortgesetzten Einwirkung solcher kleinen Dosen soll dann eine fieberhafte Erregtheit des Organismus zur Erscheinung kommen, nämlich Unruhe, Gliederschmerzen, Kopfschmerzen, febrilischer Puls, Schlaflosigkeit, Sedimenta lateritia im Harne, Speichelfluß, Diarrhöe.

Größere Gaben der löslichen Goldpräparate wirken nach Art der corrosiven Gifte auf die Verdauungsorgane: es kann Gastritis oder Gastroenteritis entstehen, die sich wol bis zum tödtlichen Ausgange steigert.

Von der Einführung des Goldes in die Venen beobachtete Orfila raschen Tod. Das Blut fand er dann ungewöhnlich dunkel gefärbt, die Lungen mit Blut überfüllt und stellenweise hepatisirt.

Die therapeutische Anwendung des Goldes, die gegenwärtig eine sehr eingeschränkte ist, wurde für folgende Fälle empfohlen: a) Als Alterans, und zwar vorzugsweise bei secundairen und tertiairen Syphilisformen, wo die Haut und die Knochen besonders leiden, zumal wenn Mercurialia bereits erfolglos angewendet wurden; außerdem aber auch bei skrofulösen Verhärtungen und atonischen Drüsenanschwellungen, sowie bei chronischen Hautaffectionen und bei Knochenleiden. Auch die Empfehlung gegen Gicht stützt sich auf die alterirende Wirkung. b) Als Diureticum bei Hydropsien. c) Als Emmenagogum bei Amenorrhöe ohne sonstige Störung der Geschlechtstheile. d) Als Nervinum bei Hypochondrie und Melancholie. Auch die Homöopathie bedient sich des Goldes gegen diese Krankheitsformen. e) Selbst als Stomachicum bei manchen Fällen von Dyspepsie.

Die Goldpräparate werden in sparsamer Dosis (1 bis 3 Mal in 24 Stunden) und nur zu $^1/_{10}$ bis $^1/_2$ Gran pro die verabreicht, am besten in Auflösung, auch wol in Pillen- oder Pastillenform, weniger passend in Pulverform. Nach Chrestien's Vorgange benutzt man auch wol statt der innerlichen Verabreichung das Einreiben der Goldpräparate in die Zunge und in die Mundschleimhaut, wobei die der Quecksilberwirkung analoge vermehrte Salivation eher und stärker einzutreten pflegt als beim innerlichen Gebrauch. Das Goldpräparat wird mit der 3—10fachen Gewichtsmenge Amylum oder Semen Lycopodii oder Rad. Iridis florentinae versetzt und das Einreiben in die Mundtheile muß einige Minuten andauern; der dabei reichlich fließende Speichel soll aber verschluckt werden. Uebrigens ist nicht zu vergessen, daß die löslichen Goldsalze die Zähne schwärzen. Auch in die Schamlippen ist das Gold bisweilen eingerieben worden.

Zum äußerlichen Gebrauch bei Geschwülsten, Verhärtungen, Geschwüren, selbst bei chronischen Ophthalmien rechnet man 1 bis 2 Gran der Goldpräparate auf 1 Drachme Fett oder auf 1 Unze Wasser.

Als Causticum ist das Goldchlorid in concentrirterem Zustande in Gebrauch gekommen.

Vergiftungen durch Goldpräparate würden im Ganzen, sowie die Vergiftungen durch andere corrosive Metalle zu behandeln sein; bei Chlorgold namentlich wären Eierlösung, Milch, eine Lösung von Eisenvitriol in Anwendung zu ziehen.

Folgende Goldpräparate sind in Gebrauch gekommen:

Aurum praecipitatum s. *Aurum metallicum purum* (reines Gold). Käufliches Gold wird in Salpetersalzsäure gelöst und daraus durch Eisenvitriol als ein zimmetbraunes Pulver niedergeschlagen. Auch kann man ein Goldpulver (Or divisé nach Chrestien) erhalten, wenn reines Gold mit Quecksilber amalgamirt wird und dann eine das Quecksilber lösende Säure auf das Amalgam einwirkt, wo sich das Gold als Pulver niederschlägt. Uebrigens kann schon das von holländischen Dukaten durch Feilen erhaltene Gold (Limatura auri, Aurum limatum s. pulveratum) als ein zur therapeutischen Benutzung genügend reines Gold verwendet werden. Als mildestes Goldpräparat hat man das Goldpulver zu $^1/_4$—2 Gran pro dosi in Pulver- und Pillenform oder auch iatroleptisch angewendet. Legrand läßt 5 Gran Goldpulver mit $3^1/_2$ Unzen Mel despumatum versetzen und davon früh und Abends einen Theelöffel voll nehmen. Magendie hat das Goldpulver auch endematisch in Anwendung gebracht.

Aurum foliatum (Blattgold) wurde sonst vielfach zum Vergolden von Pillen benutzt, sowie auch zum Plombiren der Zähne auf kaltem Wege. Auch hat man kleinere Wunden mit Blattgold bedeckt, sowie entzündete und eiternde Brustwarzen. Misbräuchlich wurden man-

chen ältern Pulverformen, z. B. dem sogenannten Markgrafenpulver, zerkleinerte Goldblättchen zugesetzt, lediglich zu dem Zwecke, das Aussehen des Pulvers dadurch zu verbessern.

Aurum oxydatum s. *Peroxydum auri* (Goldoxyd) fällt beim Zusatz von Alkalien oder von Magnesia zu Goldchloridlösung als ein braunes oder gelbliches unlösliches Pulver nieder. Man zählt es zu den mildern Goldmitteln.

Aurum muriaticum s. *oxymuriaticum* s. *chloratum*, *Chloridum auri* (Chlorgold, salzsaures Gold, Goldchlorid) bildet orangegelbe Krystalle (Crystalli solares), die in Wasser, Weingeist und Aether leicht löslich sind, an der Luft leicht zerfließen und auch wol durch Lichteinwirkung zersetzt werden. Es ist deshalb ein unsicheres Präparat, das zum innern Gebrauch am besten einfach in destillirtem Wasser gelöst wird. — Das Goldchlorid färbt die Haut und die Haare purpurroth. Es wirkt stark ätzend und wird deshalb auch in Frankreich als Caustique doré (Aetzgold) bezeichnet. Récamier und Andere haben von der ätzenden Wirkung beim Krebs, im Besondern beim Gebärmutterkrebs, beim Lupus Gebrauch gemacht. Es werden 6 Gran Goldchlorid in 1 Unze Königswasser gelöst und dieses flüssige Aetzmittel wird mittels eines Charpiepinsels auf die carcinomatöse Stelle aufgetragen. Es entstehen einige Stunden hindurch heftige Schmerzen und nach 24 Stunden hat sich ein Schorf gebildet, der sich etwa nach einer Woche abstößt, worauf die Aetzung wiederholt wird. In dem von Landolfi gegen Krebsformen angewandten Aetzmittel ist neben Chlorbrom, Chlorzink und Chlorantimon ebenfalls das Goldchlorid enthalten.

Auro-Natrium chloratum, *Aurum muriaticum natronatum*, *Chlorctum auri cum Chloreto natrii*, *Aurum sesquichloratum natronatum* (Chlorgoldnatrium, salzsaures natronhaltiges Gold, Natriumgoldchlorid), das einzige in der preußischen Pharmakopöe aufgenommene eigentliche Goldpräparat, wird im Allgemeinen durch Mischen von Goldchloridlösung mit Chlornatrium bereitet und bildet ein gelbes, an der Luft feucht werdendes, in Wasser leicht lösliches Pulver. Wegen der leichten Zersetzbarkeit vermeidet man gern jeden Zusatz organischer Substanzen, und man gibt es am einfachsten mit Aqua destillata in gefärbten Gläsern. Von diesem Präparate gilt vorzugsweise dasjenige, was oben über die Dosis der Goldpräparate bemerkt wurde, und man benutzt dasselbe vorzugsweise, wo es sich um Anwendung von Gold handelt.

Aurum cyanatum, *Cyanidum auri* (Cyangold, Goldcyanid), durch Vermischen von Goldchlorid mit Cyankalimm erhalten, bildet ein gelbes unlösliches Pulver und wird zu den mildern Goldpräparaten gerechnet.

Aurum jodatum, *Jodidum auri* (Jodgold), ein durch Fällung des Goldchlorids mit Jodkalimm bereitetes gelbgrünes, schwerlösliches Pulver, soll zu den heftiger wirkenden Goldpräparaten gehören.

Aurum fulminans s. *Ammonium auratum* (Knallgold, goldsaures Ammoniak) wurde von Plenciz und de Haen häufig einer aus Rhabarber, Calomel und Squillextract bestehenden Pillenmasse zugesetzt, die sie gegen die nach Scharlach entstandene Hautwassersucht anwendeten.

Chloretum auri et ammonii (Goldammoniumchlorür), sowie

Purpura mineralis Cassii s. *Stannatum auri* (Goldpurpur) sind ebenfalls zu therapeutischen Versuchen benutzt worden. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goldader
Goldaderfluss
Goldaderknoten
} s. Hämorrhoiden.

GOLDALTER. Wie die Sagen fast aller Völker von einem verlorenen goldenen Zeitalter der Menschen reden, dadurch ein Herabsinken vom Gipfel früherer Vollendung wehmüthig ausdrückend, so redet auch die Edda von einem solchen Zeitalter ihrer durchaus menschlich gefaßten Götter. Nach der Schöpfung des Himmels und der Erde und der Anordnung des Laufes der Gestirne „versammelten sich," wie es in der Völuspâ Str. 7 und 8 heißt, „die Asen auf dem Idafelde, Heiligthum und Hof hochauf sie zimmerten, Kraft strengten sie an, Kraft versuchten sie, Essen legten sie an, Kleinode schmiedeten sie, Zangen schufen sie und verfertigten Geräth. Bret spielten sie im Hofe, fröhlich waren sie es fehlte ihnen durchaus Nichts aus Gold [1]), bis kamen drei Riesentöchter, übermächtig, aus Riesenheim." Unmittelbar hierauf folgt nun die Erzählung von der Schöpfung der Zwerge und des ersten Menschenpaares. Dieses Zeitalter — in dem die Götter, nachdem sie ihren Wohnsitz im Mittelpunkte des Universums genommen, ihre Götterburgen sich daselbst erbauen, in harmloser Unschuld, ohne weitere schöpferische Thätigkeit nach Außen und Sorge darüber, sowie ohne eine Ahnung davon zu haben, daß sie einer höhern, mächtigern Weltordnung unterworfen sind, Bret spielen, fröhlich dahin leben und sich ihres goldenen Geräthes freuen — ward, wie Snorri Gylfaginning c. 14 berichtet, das Goldalter genannt. Mit Zugrundlegung jener Strophen der Völuspâ beschreibt er dasselbe also: Da sprach Gangleri: Was that Allvater, als Asgard erbaut war? Har antwortete: Im Anfange setzte er Herrscher ein und gebot ihnen, mit ihm zu richten über das Schicksal der Menschen und zu walten über die Anordnung der Burg: das war an dem Orte, der Idafeld heißt, inmitten der Burg. Ihr erstes Werk war, einen Hof zu erbauen, worin ihre Sitze standen, deren waren zwölf außer dem Hochsitze Allvaters. Dieses Haus ist das bestgearbeitete und größte auf der Welt, ganz ist es innen und außen wie gediegenes Gold; diese Stätte nennen Menschen Gladsheim [2]). Sie bauten noch einen andern Saal, das war das Heiligthum, welches die Göttinnen besaßen und es war sehr schön;

1) d. h. alle ihre Geräthe waren aus Gold verfertigt. Falsch übersetzt Simrock: und kannten die Gier des Goldes noch nicht.
2) Hier erhob sich auch Walhalla, die mit goldenen Schilden bedeckt war (Gylfaginning c. 2) und vor welcher der Hain Glasir stand, dessen Blatter aus rothem Golde waren (Skâldskaparmâl c. 34).

ieses Haus nennen Menschen Wingolf. Darnach leg-
en sie Essen an und machten dazu Hammer und Zange
nd Amboß und hernach alles andere Geräth und darauf
earbeiteten sie Erz, Gestein und Holz und eine große
Menge des Erzes, welches Gold heißt, sodaß sie alles
Geräth von Gold hatten. Und diese Zeit wird Gold-
lter genannt, bevor es vernichtet wurde durch die An-
unft der Frauen: diese kamen aus Riesenheim.

Demnach unterscheidet sich das goldene Zeitalter des
ordischen Mythus, von dem des griechischen dadurch,
aß jener nach Snorri's Ueberlieferung es mit wirklichem
Golde ausfüllte und darnach benannt sein ließ, während
s in diesem nur bildlich davon den Namen führte. Die
Beendigung des Zustandes der harmlosen, heitern Un-
chuld, in welchem nach der Völuspâ die Götter jenes
Zeitalter verlebten und welchen sie bei der Wiedergeburt
er Welt und der Götter sich erneuern läßt, indem sie
Str. 59 davon also singt: „Da werden sie wieder die
underſamen Goldtafeln im Grase finden, welche sie in
en Urtagen hatten, der Herrscher der Götter (Odin)
nd Fiölnir's (Odin's) Geschlecht" — erforderte aber
ie Vollendung der Schöpfung; denn durch das Er-
cheinen der Nornen erwachten die Götter zu neuer Thätig-
eit und schufen nun die Geschlechter der Zwerge und
as erste Menschenpaar (Völuspâ Str. 9 fg.; Gylfa-
ginning a. a. O.). In Wirklichkeit ging jedoch das
oldene Zeitalter erst durch ihre Goldgier vollends ver-
oren, indem dadurch das Böse, welches nach der Vor-
tellung der Völuspâ den Untergang der Welt und der
Götter herbeiführt, Wurzel faßte und sich immer weiter
usbreitete [3]).

Unsere teutschen Ueberlieferungen, welche von einem
oldenen Zeitalter der Götter reden mochten, sind nicht
uf uns gekommen, wol aber wissen die uns erhaltenen
Sagen von den sich meist in Bergen und Brunnen be-
indenden irdischen Wohnungen der Götter und Göttinnen
ast ebendasselbe zu berichten, was Snorri von ihren himm-
ischen Wohnungen überliefert; denn auch hier schimmert
nd leuchtet Alles von Gold und unermeßliche Haufen
ieses edelsten Metalles befinden sich in denselben. Aus-
ührlicher schildert aber das Mährchen die Paläste der
Götter, in welchem dieselben unter dem Namen das
Goldschloß oder das goldene Königreich vorkommen.
Alles, was sie hier umgibt, ihr ganzes Geräth ist aus
Gold [4]). (*A. Raszmann.*)

GOLDAMMER ist der Name der bei uns ge-
meinsten Ammerart, Emberiza citrinella (s. d. Art.
Emberiza). (*Giebel.*)

GOLDAP, 1) Kreis von 17,82 □Meilen und
30,000 Einwohnern mit der gleichnamigen Kreisstadt
Goldap an dem Flusse Goldap im preußischen Regie-
ungsbezirke Gumbinnen. Die Stadt soll nach einigen
Angaben im J. 1570 erbaut sein, nach andern schon im
J. 1565 vom Markgrafen Albrecht zur Stadt erhoben
sein. Sie hat gegen 4000 Einwohner, eine Superinten-
dentur, ein Gymnasium, Methbrauerei und treibt Vieh-
handel.

2) Fluß im Regierungsbezirke Gumbinnen, ent-
springt an der Grenze von Lithauen bei dem Dorfe Ger-
bas, fließt von da in nördlicher Richtung, verstärkt sich
durch den Abfluß einiger Seen, namentlich des Hohen-
see und Schon-Jarcken, nimmt dann westliche Richtung
an, durchströmt den See Romitten, fließt hierauf nach
der Stadt Goldap, wendet sich bis Sudau südlich,
dann an dessen Nordseite westlich und verliert sich end-
lich in den Angerap, einen Abfluß des Mauersees, der
durch einen Kanal mit dem Spirdingsee verbunden ist.
(*H. E. Hössler.*)

Goldarbeiten, s. d. Art. Gold S. 183.

GOLDAST VON HAIMINSFELD (Melchior),
einer der ersten und verdienstvollsten Begründer des
Staatsrechtes des teutschen Reiches, geb. 1578 im Thur-
gau in der Schweiz auf einem Gute, welches Espe ge-
nannt wird. (In der Nähe von Frauenfeld ist ein Dörf-
chen Eslt.) Das Geschlecht Goldast, auch Goldinast,
war zu Constanz und Bischofzell verbürgert und soll
nach einer Sage durch einen Edelmann aus Tyrol nach
Constanz verpflanzt worden sein. Goldast's Vater hatte
sich nach der Eroberung von Constanz durch die Oester-
reicher 1548 nach Bischofzell geflüchtet. Den Zunamen
Haiminsfeld oder Haimenfeld führte das Geschlecht von
einem Dörfchen im Thurgau, das in der Volkssprache
Hamisfeld heißt. Es ist unbekannt, ob es dort eine
Besitzung hatte oder aus welchen Gründen die Goldaste
diesen Zunamen führten. Ihre adelige Geburt, auf welche
Goldast Anspruch machte, wurde jedoch bezweifelt. Eine
Vertheidigung derselben erschien unter dem Titel: Earini
Gruberi Prupergasia Goldastiados sive de nobili-
tate familiae Goldastinae in stemmate Haiminsfel-
diano. (Francof. 1613. 4.) (Der Verfasser soll Josua
Maaler der Jüngere, Pfarrer zu Glattfelden im Canton
Zürich, sein.) In seinen Briefen unterschreibt er sich
bald M. Goldastus ab Haiminsfeld, bald M. Hai-
minsfeldius Goldastus, bald M. Goldastus Haimins-
feldius, zuweilen Melchior von Haiminsfeld genannt
Goldast. Dieselbe Verschiedenheit findet sich auf den
Titeln seiner Schriften. Zu einer Dissertation: De
libris Aristotelis acroamaticis et exotericis, welche
er unter dem Präsidium von Philipp Scherb zu Altdorf
vertheidigte, nennt er sich Melchior Goldinastus. —
Den ersten Unterricht erhielt er zu Bischofzell und kam
von da auf die Schule zu Memmingen. Dann studirte
er die Rechtswissenschaft zu Ingolstadt, wahrscheinlich
1595 und 1596, hierauf zu Altdorf. Hier wohnte er
bei Rittershusius, konnte aber wegen der Armuth seiner
Mutter, deren Gatte früh scheint gestorben zu sein, das
Kostgeld nicht bezahlen und sah sich im Mai 1598 ge-
nöthigt, Altdorf zu verlassen. Im September 1599 findet
sich indessen, daß Rittershusius bezahlt war. Er hielt
sich nun einstweilen bei seiner Mutter zu Bischofzell auf,
in großer Verlegenheit wegen einer Anstellung. Da er
reformirt war, so verweigerte ihm der Bischof von Con-

3) Siehe die Artikel Gullveig und Götterdämmerung.
4) Siehe die reichhaltige Sammlung über diesen Gegenstand in Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie II, 69—84.

stanz, unter dessen Botmäßigkeit Bischofzell stand, die Bewilligung zur Rechtspraxis. Endlich 1599 nahm sich Doctor Schobinger zu St. Gallen, ein wohlhabender Mann, der sich viel mit historischen Studien beschäftigte, seiner an. Er berief Goldast nach St. Gallen, wo dieser durch Forschungen in der reichen Klosterbibliothek und in einigen benachbarten Klöstern denjenigen Weg betrat, auf welchem er sich nachher so großen Ruhm erworben hat. Unterstützt von Schobinger begab er sich dann im October 1599 nach Genf, wo ihn der ausgezeichnete Jurist Jacob Lectius aufnahm und ihm die Leitung zweier Zöglinge anvertraute. Auch Dionysius Gothofredus begünstigte ihn. Durch Lectius erhielt er 1603 eine Secretairstelle bei dem Herzoge von Bouillon und kam in dessen Gefolge nach Frankfurt und Heidelberg. An letzterem Orte soll er damals den juristischen Doctorgrad erhalten haben; indessen legt er sich diesen Titel nirgends bei. Bald aber wurde er vom Herzoge wieder entlassen, wie es scheint, weil er sich in die Verhältnisse nicht gut zu fügen wußte. Im Juni 1603 findet man ihn wieder bei Schobinger. Im folgenden Jahre war er als Hauslehrer bei dem Freiherrn von Hohensax zu Forsteck, wo er aber auch nicht lange blieb. Durch Schobinger's Tod (gest. 1605) verlor er seine einzige Stütze. Als er sich dann zu Bischofzell niederlassen wollte, wurde er durch die Verfolgungen des Bischofs von Constanz und des Abtes von St. Gallen vertrieben. Er begab sich nun 1606 nach Frankfurt am Main und nährte sich kümmerlich von Correcturen und literarischen Arbeiten. Zugleich sammelte er mit rastloser Thätigkeit Urkunden und andere öffentliche Acten aus Archiven und Bibliotheken; aber seine Bemühungen, irgendwo eine Stelle mit einer fixen Besoldung zu erhalten, waren vergeblich. Er hatte sich durch entschiedenes Auftreten gegen die Anmaßungen des römischen Hofes in Reichssachen und durch freimüthige Aeußerungen schon viele Feindschaften zugezogen, und zwar nicht blos von Seiten der Jesuiten, sondern auch mancher Glaubensgenossen, denen er auf einzelne Dogmen zu wenig Werth zu legen schien. Im J. 1600 war zu Zürich erschienen: *Justi Lipsii* De duplici concordia oratio, non prius edita. (Tiguri 1600.) (Bayle und nach ihm Niceron sagen, auf dem Titel stehe Leyden als Druckort und gaben den Titel so an: De duplici concordia litterarum et religionis. Dies scheint irrig; es müßte denn auch zu Leyden ein Abdruck stattgefunden haben; zu Darmstadt wurde allerdings die Rede wieder nachgedruckt.) Die nur 20 Seiten füllende Rede handelt zuerst von der Concordia in der Schule, wo der Verfasser das wilde, sittenlose Leben der Studenten zu Jena heftig tadelt, wodurch die zu den Studien nöthige Eintracht gestört werde. Dann ist von der Eintracht in der Kirche die Rede. Der Verfasser tadelt dort die dogmatischen Streitigkeiten über Nebensachen und die dadurch in der Kirche erregten Zerwürfnisse. Nach der auf dem zweiten Blatte befindlichen Ueberschrift soll Lipsius die Rede gehalten haben: Jenae in promotione Magistrorum, 28. Julii 1574. Es war aber dies grade das Jahr, wo die Verfolgungen gegen die Kryptocalvinisten in Sachsen begannen, und es ist daher sehr begreiflich, daß ein Professor zu Jena sich zu einer Ermahnung zur Mäßigung in solchen Nebendingen veranlaßt glaubte. Allein die Verhältnisse von Lipsius hatten sich seither so geändert, daß er, auch wenn er wirklich der Verfasser war, diese Rede nicht mehr anerkennen konnte. Bekanntlich war Lipsius zuerst Katholik, dann, als er Professor zu Jena war, scheinbar eifriger Anhänger der augsburgischen Confession, dann als Professor zu Leyden Calvinist, endlich als Professor zu Löwen wieder bigotter Katholik. Eine Rede aber, worin die augsburgische Confession gepriesen und die Greuel der Bartholomäusnacht scharf mitgenommen werden, hätte ihn zu Löwen wenig empfohlen. Er leugnete daher die Urheberschaft und erhob später gegen Goldast, der die Rede zum Druck soll befördert haben, Klage beim Magistrat zu Frankfurt, als habe er seinen Namen misbraucht. Man hat aus dem Style zu beweisen gesucht, daß Lipsius nicht der Verfasser sei; allein dieser Beweis, in welchen sich viel Religionseifer mischte, ist nicht überzeugend geführt worden. In einem Briefe an Hortleder vom 16. März 1613 (in *Senkenberg*, Selecta juris p. 378) behauptet Goldast, er habe nicht um den Abdruck der Rede gewußt. Die Wahrheit dieser Behauptung muß dahingestellt bleiben, und man könnte vermuthen, daß Goldast die von Lipsius vorgetragenen Gedanken in Form einer Rede gebracht und sie so habe abdrucken lassen. Noch größere Feindschaft, besonders von Seiten der Jesuiten, zog Goldast das Idolon Hallense zu. Lipsius hatte, wol den Jesuiten zu Liebe, 1603 eine Schrift herausgegeben: Diva virgo Hallensis, beneficia ejus et miracula fide atque ordine descripta, eine Sammlung der elendesten Mährchen und Legenden. Dagegen erschien: Dissertatio de Idolo Hallensi Justi Lipsii mangonio et phalerio exornato atque producto, 1605, worin Lipsius scharf gegeißelt wurde. Da Goldast den Druck besorgt hatte, so vermehrte sich die Zahl seiner Feinde und von Vielen wurde er wirklich für den Verfasser gehalten. (Ueber den wirklichen Verfasser s. *Bayle*, Dict. unter Lingelsheim.) Auch am Hofe des Kurfürsten von der Pfalz erregte die freimüthige Sprache dieser Schrift Mißfallen und verhinderte, weil man ihn für den Verfasser hielt, seine Anstellung, welche von einigen seiner Freunde betrieben wurde. Er befand sich daher fortwährend in sehr gedrückter ökonomischer Lage, und er sagt in einem Briefe, daß er einmal während ganzer neun Tage sich nur mit zwei Laib Brodes habe ernähren und auch diese sogar von einem Bürger entlehnen müssen. Er erhielt dann in seiner Noth vom Kurfürsten von der Pfalz 100 Reichsthaler und nachher noch 80 Gulden. Sonst klagt er sehr in seinen Briefen über den Geiz der teutschen Fürsten, die ihn für seine Arbeiten nicht bezahlen. Denn obgleich er nirgends in einer fixen Stellung ankommen konnte, wozu auch persönliche Unverträglsamkeit beigetragen haben soll, so wurde er doch vielfach zur Abfassung von Staatsschriften aufgefordert. Wenn es auch nicht ganz wörtlich wahr sein mag, was er in einem Briefe vom 17. Nov. 1611 sagt (a. a. O. S. 364),

daß ihm von allen Fürsten, für die er gearbeitet, noch keiner auch nur seine Auslagen ersetzt habe, und wenn ihn auch Hortleder tadelt als unbescheiden in seinen Forderungen, so scheinen doch seine wiederholten Klagen nicht ganz unbegründet gewesen zu sein. Er behauptete, auf die Sammlung der Reichsacten 1600 Gulden verwendet und sich dadurch in so große Armuth gestürzt zu haben; auch habe er Aufträge, die ihn zu neuen Ausgaben genöthigt hätten, abgelehnt und dadurch einige Fürsten beleidigt. Auch seine Bemühungen, für Geschenke, die er mit seinen Büchern machte, Gegengeschenke an Geld zu erhalten, mislangen sehr oft. Den Kurfürsten von der Pfalz nimmt er ausdrücklich aus; dagegen sagt er: „Von Churſachsen ist mir zwar ein Gnaden-Pfenning verehret worden, aber meine Bücher haben mich 33 Gulden mehr gekostet, als derselbe Gnaden-Pfenning wiegen thut." Doch verbesserte sich allmälig seine Lage durch viele Aufträge, die er von verschiedenen Reichsständen erhielt. Auch für die Rechte der Städte Magdeburg und Braunschweig verfertigte er Memoriale in den Streitigkeiten mit ihren Fürsten. Ebenso wurde er bei dem Streite über die jülichsche Erbschaft zu Rechtsgutachten veranlaßt. In nähere Verbindung kam er mit dem herzoglichen Hofe zu Weimar, für den er den Streit mit Coburg-Altenburg führen sollte über die Succession in der Kurwürde, wenn, wie man damals erwartete, die kurfürstliche Linie aussterben sollte. Er wurde förmlich vom weimarischen Hofe dafür angestellt und sammelte dann im Archive zu Heidelberg die nöthigen Acten, konnte aber doch keine fire Besoldung erlangen. Im September 1611 wurde er vom weimarischen Hofe auf den Kurfürstentag nach Nürnberg gesandt, wo er neben den weimarischen Angelegenheiten auch für Frankfurt Aufträge zu besorgen hatte. Er kam dort auch mit den kaiserlichen Ministern in Berührung, die ihn zu einer Reise nach Prag einluden, nachdem er ihnen ein Rechtsgutachten vorgelegt hatte über die Rechte der Krone Böhmen im Kurfürstencollegium. Diese Schrift erschien jedoch erst später unter dem Titel: Consultatio de officio Electoris Bohemiae jureque in Conventibus S. R. Imperii Electorum, tam electorali in actu eligendi, quam Collegiali in Concilio rei publicae sibi competente. (Francof. 1627.) Sie ist folgendem Werke von Goldast beigefügt: De Bohemiae regni incorporatarumque Provinciarum juribus ac privilegiis, nec non de Regiae Bohemorum familiae haereditaria successione commentarii a prima inde origine ad praesentem aetatem. (Francof. 1627. 4.) Durch jenes Gutachten setzte er sich bei Kaiser Matthias sehr in Gunst, während er sich früher an dem durch die Jesuiten beherrschten Hofe Rudolf's II. durch folgende zwei Werke sehr verhaßt gemacht hatte: Imperatorum Caesarum Augustorum, Regum et Principum Electorum S. Romani Imperii statuta et rescripta Imperialia, a Carolo Magno Primo e Germanis Imperatore usque ad Carolum V. et Reformationem Religionis. Studio atque industria *Melch. Haiminsfeldii Goldasti.* (Tom. I. Francof. 1607. fol. Tom. II. Hanoviae 1609. Tom. III. Offenbachi 1610. Ueber die spätern Ausgaben von 1673 und 1713 vergl. Senkenberg a. a. O. S. 297), besonders aber durch das zweite Werk: Rationale Constitutionum imperialium αὐτοσχεδιασθὲν sive extemporale, in quo cum ipsis Constitutionibus argumenta dicuntur, tum S. R. I. jura adversus Caes. Baronii Annales elenchos praescribuntur. (Francof. 1607. fol.) Die in letzterer Schrift enthaltenen Angriffe gegen die römischen Anmaßungen brachten ihn wirklich in Gefahr, sodaß er im Frühjahre 1611 seinem Freunde Hortleder den Rath gab, die Wahlcapitulation Rudolf's II. nicht drucken zu lassen: Si scires, quo animo Imperator collectionem meam acceperit, et quid Commissarii Caesarei et fiscalis in me intentarint. et aliter indubio sentires. Ueberhaupt waren damals die Verhältnisse für Schriftsteller über Reichssachen sehr gefährlich. Ein Schreiben Goldast's an Hortleder vom 24. Juli 1615 zeigt, daß man ohne ein Privilegium nicht gegen Nachdruck, sondern gegen Verfolgungen von Fürsten, nicht mehr wagen durfte, Schriften dieser Art herauszugeben, und daß die Verfasser den Verlegern für den daraus entstehenden Schaden gutstehen mußten. Er sagt daher, daß er nicht wage, das für den weimarischen Hof verfaßte Werk drucken zu lassen, weil man ihm dort den verlangten Schutz- und Schirmbrief nicht ertheilen wolle. Er muß indessen bald nachher einen Schirmbrief erhalten haben, denn das Werk erschien unter dem Titel: Senior, sive de majoratu libri tres, in quibus praerogativa Principis senioris in familiis Regiis Electoralibus et illustribus demonstratur cum tractatu de jure repraesentationis in primogenitura Imperii Germanici. (Francof. 1615. 4.) Indessen war er auch mit dem weimarischen Hofe in Streit gerathen, für welchen die Successionsfrage in der Kurwürde einen Theil ihrer Wichtigkeit verloren hatte, seitdem dem Kurfürsten ein Sohn war geboren worden. Da seine Forderung, daß ihm ein firer Gehalt ausgesetzt und sächsischer Schutz zu Erfurt, wohin er von Frankfurt übersiedeln wollte, zugesichert werde, nicht bewilligt wurde, so weigerte er sich, ferner für den Hof zu arbeiten. Wahrscheinlich veranlaßten ihn Unruhen zu Frankfurt zu dem Entschlusse, diese Stadt zu verlassen. Er hielt sich auch deswegen 1614 einige Zeit zu Hanau auf. Daß er aber endlich einen firen Gehalt verlangte, war um so natürlicher, da er sich 1612 mit einer Frankfurterin verheirathet hatte. Dieser Wunsch ging dann 1615 in Erfüllung. Der Graf von Schaumburg trug ihm eine Rathsstelle an seinem Hofe an mit einem Gehalte von 1000 Gulden und der Freiheit, auch für andere Fürsten Gutachten zu verfertigen. Den 24. Sept. 1615 reiste er mit Gattin und Kindern nach Bückeburg, und ein Brief an Hortleder vom 19. Juni 1616 (bei Senkenberg a. a. O. S. 406) zeigt, wie zufrieden er wenigstens im Anfange mit seinen dortigen Verhältnissen war. Er blieb mit dem Titel eines holstein-schaumburgischen Rathes am Hofe zu Bückeburg bis zum Jahre 1624 vielfach theils mit den Angelegenheiten des Grafen, theils mit Abfassung von Gutachten für andere Reichsstände beschäftigt.

Als Mitglied der Kreistage der westfälischen Stände im Namen seines Fürsten beschäftigte er sich auch mit dem damals höchst verwirrten Münzwesen. Eine Frucht dieser Studien war folgendes Werk: Catholicon rei monetariae, sive leges Monarchiae generales de rebus nummariis et pecuniariis, quotquot ab orbe condito ad an. Chr. 1620 in quatuor mundi monarchiis latae et promulgatae sunt. Accessit chronologia Antorum, qui de re monetaria tractarunt. (Francof. 1620. 4.) Indessen suchte er noch bei Lebzeiten des Grafen Ernst von Schaumburg (gest. Januar 1622), besonders aber nach dessen Tode und seitdem der 30jährige Krieg sich auch in diese Gegenden verbreitete, doch wieder einen andern Zufluchtsort. Ueberhaupt eignete er sich nach seinem ganzen Wesen mehr für die Arbeiten im Studirzimmer als für den Umgang mit Andern, und daraus erklärt sich auch, daß er nie zu einer bleibenden Stätte gelangte. Daher sagt er in einem Schreiben vom 26. Nov. 1624: „Mit mir hat es ganz eine andere Gelegenheit, und habe meine Segel nach denen widrigen Winden dieses seltzamen ungeheuren Meers (vitae aulicae) noch nicht recht hencken und senckeu lehren, bin auch ofmahls nicht weit vom Schiffbruch gewesen. Jedoch hat mir Gott jederzeit durchgeholfen, und meine Feinde offentlich zu Schanden gemacht. Nichts desto weniger bin ich nun in das vierte Jahr mit denen Gedanken umbgegangen, mit einer guten Garben von diesem Schiffe abzukommen, und ohne Gefahr honorum et bonorum von dem für und für tobenden Meer erlöset, und in einen ruhigen stillen Port gelandet und geführt zu werden." Sein Augenmerk richtete er wieder auf Frankfurt, und nachdem er von dem Landgrafen Ludwig von Hessen-Darmstadt einen Schirmbrief erhalten hatte, wirkte er im November 1624 seine Entlassung zu Bückeburg aus, doch mit der Bedingung, auch in Zukunft Aufträge des fürstlichen Hauses Schaumburg zu erfüllen. In demselben Briefe sagt er, „er habe sich allbereit mit etlichen Fürsten und Herren in jährliche Bestallung von Haus aus eingelassen" (d. h. sodaß er die Aufträge von seinem Wohnorte aus besorge). Da seine Bemühungen, seine Bibliothek zu verkaufen, mislungen waren und er dieselbe wegen des Krieges nicht sicher nach Frankfurt bringen konnte, so sandte er sie nach Bremen, wo sie der Magistrat einstweilen in Verwahrung nahm. Noch vor seiner Abreise von Bückeburg fiel er in eine schwere Krankheit, die ihn dem Tode nahe brachte, und bald nach seiner Ankunft in Frankfurt überfiel ihn die Krankheit wieder, sodaß er ein halbes Jahr lang zu jeder Arbeit unfähig war. Auch einer frühern schmerzhaften Krankheit, welche ihm eine Sendung durch den weimarischen Hof mitten im Winter 1612 nach Prag zugezogen habe, gedenkt er in einem Briefe an Hortleder vom 1. Mai 1615 (a. a. O. S. 398). Die gezwungene Unthätigkeit versetzte ihn neuerdings in große Armuth. Nach seiner Herstellung arbeitete er dann aber das (eben angeführte) Werk über Böhmen bis zum Herbste 1626 völlig aus, welches ihm 1627 die mit Gehalt verbundenen Würden eines kaiserlichen und eines kurfürstlich-trierischen Rathes verschaffte. Damals fanden zwischen dem Kurfürsten und der Stadt Trier Streitigkeiten statt über die gegenseitigen Rechte. Der Kurfürst berief ihn nach Trier und sandte ihn später ans Reichskammergericht nach Speier. In diesem Verhältnisse verlebte er die Jahre 1628 bis 1631 bald im Gefolge des Kurfürsten, bald wieder zu Frankfurt. In der Zwischenzeit wurde er auch nach Wien gerufen und ihm dort neue Aufträge gegeben. Denn trotz seiner Streitigkeiten mit den Jesuiten bedienten sich auch katholische Fürsten gern seiner Feder in Reichssachen und er erscheint dabei ziemlich unbefangen in Rücksicht der Religionsverhältnisse. Auch für den Landgrafen von Hessen-Darmstadt hatte er verschiedene Aufträge besorgt. Im J. 1633 berief ihn nun der Landgraf nach Gießen, wohin sich dieser von Darmstadt wegen des Krieges zurückgezogen hatte. Noch einmal wechselte nun Goldast seinen Wohnsitz; allein kurze Zeit nach seiner Uebersiedelung lähmte ein Schlagfluß die eine Seite seines Körpers. Er lebte zwar noch bis zu Anfange des Jahres 1635, wo er zu Gießen starb. Seine Gattin war ihm 1630 vorangegangen. — Goldast zeichnet sich aus durch außerordentlichen Fleiß; denn ungeachtet des mit dem öftern Wohnungswechsel verbundenen Zeitverlustes hat er nicht nur eine große Anzahl von Schriften zu Tage gefördert, sondern auch eine Menge ungedruckter Gutachten und Memoriale abgefaßt. Allerdings sind die Mehrzahl und die bedeutendsten seiner gedruckten Werke entweder nur Sammlungen oder Schriften von Andern, die er herausgab. Aber auch dies erforderte großen Fleiß. Zu den schon angeführten Werken kommen ferner folgende auf das öffentliche und Privatrecht bezügliche Schriften: Dosithei Magistri liber tertius, continens Adriani Imperatoris sententias et epistolas, graece et latine, cum notis M. Goldasti. (Genev. 1601. 8.) Tractatus de translatione imperii Romani a Graecis ad Francos, an et quatenus a Pontifice Romano facta sit. Autore quodam Jurisconsulto Germanico (Hanoviae 1606. 4.) gegen Bellarminus. — Reichssatzung des H. Römischen Reichs, Keyser, König, Churfürsten und Gemeiner Stände, Constitution, Ordnung, Rescript und Außschreiben u. s. w., zusammengetragen durch Melch. v. Haiminsfeldt genannt Goldast. (Hanau 1609. Fol.) Der zweite Band (ebendas. 1609) hat den Titel: Reichshandlung und andre des H. Röm. Reichs Acta u. s. w. Wieder aufgelegt Frankfurt 1712. Fol. — Rever. et Illust. S. Rom. Imperii Principum Apologiae pro D. N. Imp. Henrico IV. adversus Gregorii VII. et aliorum Patriae hostium impias ac malignas criminationes, nunc recensitae, de integro emendatae, auctoribus suis rescriptae et natalibus restitutae studio Melch. Goldasti. (Hanoviae 1611. 4.) (Bekanntlich unecht.) Da der Jesuit Gretser gegen diese Schrift aufgetreten war, so antwortete Goldast durch: Replicatio pro Sacra Caesarea et Regia Majestate, adversus Jacobi Gretseri Jesuiti crimina laesae majestatis, rebellionis et falsi, a Melch. Goldasto. (Hanoviae 1611. 4.) — Monarchia S. Romani Im-

perii, sive tractatus de Jurisdictione Imperiali seu Regia, et Pontificia seu sacerdotali; deque potestate Imperatoris ac Papae, cum distinctione utriusque regiminis, Politici et Ecclesiastici, a Catholicis Doctoribus conscripti atque editi, et nunc iterum ex tenebris producti, recensiti ac oppositi tractatibus eorum, qui utramque potestatem in spiritualibus et temporalibus aut adulatorie aut imperite confundunt, studio atque industria Melch. Goldasti Haiminsfeldii. (Hanoviae 1611. 3 Tom. fol.) — Collectio consuetudinum et legum imperialium, hoc est generales et receptae in Imperio consuetudines ac leges capitulares — — in quibus ea, quae in collectionem constitutionum Imperialium propter divulsam temporum seriem commode referri non potuerunt pleraque continentur — — editae industria et studio M. Gold. Haiminsfeldii. (Francof. 1613. fol.) — Politica Imperialia sive Discursus politici, Acta publica et tractatus generales de Imperatoris, Regis Romanorum, Pontificis Romani, Electorum, Principum et Imperii Ordinum juribus, privilegiis, dignitatibus etc. juxta rerum ordinem digesti et editi a Melch. Goldasto. (Francof. 1614. fol.) — Practicarum observationum et sententiarum in utroque jure frequentium usuque receptarum Notabilia atque singularia summariis et additionibus illustrata a Joh. Bapt. Castillionaco, cum Praef. Melch. G. (Francof. 1629. fol.) Aus seinem handschriftlichen Nachlasse wurde später herausgegeben: Melchior Goldastens rechtliches Bedenken von Confiscation derer Zauberer- und Heren-Güther. (Bremen 1661. 4.) — Goldast hat sich unstreitig um wissenschaftliche Begründung des teutschen Staatsrechtes große Verdienste erworben und dieselben wurden auch von unbefangenen Beurtheilern immer anerkannt. Deswegen wurde er dann aber auch von den Anhängern des römischen Hofes, besonders von dem Jesuiten Gretser, in mehren Schriften aufs Leidenschaftlichste angegriffen. Einen ebenso heftigen Feind hatte er an dem berüchtigten Scioppius, der zwar die von ihm verbreitete Nachricht, daß Goldast 1603 zu Strasburg wegen eines Mordes sei gerädert worden, zurücknehmen mußte, indem der Mörder ein Bruder von Goldast gewesen sein soll, zugleich aber den Wunsch äußerte, daß Goldast dasselbe Schicksal haben möchte. (Bayle, Art. Goldast. Anm. 8 u. 11.) So unleugbar aber Goldast's Verdienst ist, so unterliegt seine Sammlung der Reichsgesetze doch gerechtem Tadel. Es ist nämlich nicht zu verkennen, daß er ohne Kritik eine große Menge von unechten oder verfälschten Actenstücken aufgenommen hat. Da er nicht angibt, woher er die einzelnen Urkunden erhalten habe, so läßt sich oft nicht entscheiden, ob diejenigen, die ihm dieselben zusandten, selbst getäuscht waren, oder den unvorsichtigen Sammler absichtlich betrogen. Auch hat Goldast selbst manche seiner Vermuthungen als aus den Quellen geschöpfte Nachrichten gegeben. Es wird ihm sogar vorgeworfen, er habe Urkunden gestohlen, und nachdem er sie benutzt hatte, verbrannt. Doch ist die letzte Anklage nicht erwiesen, und es ist begreiflich, daß von einem so sehr angefeindeten Manne alles mögliche Böse gesagt wurde. — Um das Studium der oberteutschen Geschichte hat sich Goldast ebenfalls durch Herausgabe wichtiger Quellen verdient gemacht. Zuerst erschienen: Suevicarum rerum scriptores aliquot veteres partim primum editi, partim emendatius atque auctius, in quibus Suevorum origo, migratio, regna, principes, bella, foedera, religiones, monasteria, civitates, comitatus, duces, Imperatores — — memoriae mandantur, ex bibliotheca et recensione Melch. Haim. Goldasti. (Francof. 1605. 4. und Ulmae 1727. 4.) Wichtiger noch ist das zweite Werk: Alamannicarum rerum scriptores aliquot vetusti, a quibus Alamannorum, qui nunc partim Suevis, partim Helvetiis cessere, historiae tam saeculares quam ecclesiasticae traditae sunt, tribus tomis divisi, cum glossis rerum et verborum difficiliorum, ex bibliotheca Melch. Haiminsfeldii Goldasti (Francof. 1606. fol. Ibid. 1661. fol. und dritte Ausgabe von Senkenberg Francof. et Lips. 1730, fol.), wo sich auch Goldast's Leben von Senkenberg findet. Zu seinen historischen Schriften gehört auch: Sallustii Pharamundi (d. h. Goldast) Carolus Allobrox, seu de superventu Allobrogum in urbem Genevam historia, in qua praeter res biennio gestas ingenium ducis infidum, ad hoc Pontificis romani et Hispaniarum regis, quae in Christianos captaverant consilia deteguntur. (1603. 4.) — Noch hat Goldast folgende Schriften verschiedenen Inhalts herausgegeben: S. Valeriani, Cimeliensis Episcopi, sermo de bono disciplinae, et S. Isidori, Hispalensis Episcopi, de Praelatis fragmentum. (Genevae 1601. 8.) — Paraeneticorum veterum Pars I. cum notis Melch. Haim. Goldasti. Adjectae Conr. Rittershusii conjecturae in Panegyricos veteres. Insulae ad lacum Acronium (Lindau oder Reichenau) 1604. 4. in der Ausgabe der Scriptt. rer. Suev. 1605 wieder abgedruckt. — Levini Hilperici, Monachi Selingestadiensis de Carolo M. et Leone Papa Narratio, cum animadversionibus M. Goldasti, varias Francorum et Germanorum antiquitates continentibus. (Genevae 1600. 4.) — Emendatio locorum quorundam in Tertulliano. (Genevae 1607.) Zu dem Codex epistolarum ad Jo. Meursium a viris clarissimis scriptarum. — Sibylla Francica, seu de admirabili puella, Johanna Lotharinga, pastoris filia, ductrice exercitus Francorum sub Carolo VII., Dissertationes aliquot coaevorum scriptorum historicae et philosophicae, in quibus et de Magica arte obiter disputatur et historiae aliae quamplures lectu jucundissimae inseruntur. Item Dialogi duo de querelis Franciae et Angliae, et jure successionis utrorumque Regum in Regno Franciae. Omnia ex Biblioth. M. Haim. Goldasti eruta et in lucem perducta. (Ursellis 1606. 4. Altdorf; wird als Seltenheit gesucht.) — De Imaginum cultu varia decreta Imperatorum in utroque Imperio, collecta a M. H. G. (Francof. 1608. 8.) — Jacobi Nobilis Dani, Friderici II. Regis

Legati, Hodaeporicon Ruthenicum, editum cum fig. a M. G. (Francof. 1608. 4.) Den Namen des Verfassers erfuhr Goldast erst später und nannte ihn dann bei folgendem Werke: Jacobi Ulfeldii Legatio Moscovitica, sive Hodaeporicon Ruthenicum, in quo de Russorum, Moschorum et Tartarorum regionibus, moribus, religione compendiose exequitur. Accesserunt Cl. Christophori Lyschandri Epistolae de autore hujus opusculi, cum fig. edente M. G. (Francof. 1627. 4.) — Philologicarum Epistolarum Centuria una diversorum a renatis litteris doctissimorum virorum, in qua veterum Theologorum, Jurisconsultorum, Medicorum, Philosophorum, Historicorum, Poëtarum, Grammaticorum libri difficillimis locis vel emendantur vel illustrantur. Insuper Richardi de Buri, Episcopi Dunelmensis Philobiblion et Bessarionis Cardinalis Epistola ad Senatum Venetum, qua ipsi suam Bibliothecam donat. Omnia nunc primum edita ex Bibliotheca Melch. Haim. G. (Francof. 1610. 8.) — Roderici Zamorensis speculum omnium statuum totius orbis terrarum, sortem generis humani ejusque commoda et incommoda repraesentans. Accessit Macabri speculum morticinum, edente M. G. H. (Hanoviae 1613. 4.) — Digesta Regia de S. Eucharistia, sive Constitutiones Imperiales de corporis et sanguinis Christi Sacramento. (Francof. 1616. 4.) — Paradoxon de honore medicorum, in quo praeceptum Jesu Sirachi apodictice explicatur, et obiter quoque de honore Theologorum et ICtorum disseritur. (Francof. 1616. 4. u. 1620. 4.) In der Ausgabe des Petronius, Helenopoli 1610, kommen Anmerkungen vor, welche Goldast zugeschrieben wurden, die aber nach Burmann in seiner Ausgabe von 1707 von Landorp herrühren sollen. Indessen werden in dem Verzeichnisse von Goldast's hinterlassenen Manuscripten weitläufige Collectaneen zu Petronius erwähnt. — Eine umfassende Darstellung von Goldast's wissenschaftlicher Thätigkeit fehlt noch. Eine Menge von Gutachten und Staatsschriften, die er verfertigt hat und die für die Geschichte des teutschen Staatsrechtes wichtig sein könnten, liegen in den Archiven vergraben und seine lebhafte Correspondenz mit Gelehrten und Staatsmännern seiner Zeit scheint großentheils verloren; ebenso ein Commentar zu der Sammlung der Leges Germanicae. Dreiunddreißig seiner Briefe an Hortleder von den Jahren 1609—1616 findet man in Senkenberg's Selecta Juris et historiarum Tom. I. p. 318 seq. Ebendaselbst finden sich Nachträge zu der Lebensbeschreibung Goldast's, welche Senkenberg seiner Ausgabe der Scriptt. Rer. Alamannicarum beigefügt hat, und in der Vorrede S. 51 ein Verzeichniß derjenigen von Goldast hinterlassenen Manuscripte, welche sich in der Gymnasialbibliothek zu Bremen finden (aus den Hamburgischen Berichten von gelehrten Sachen. Nr. 44. S. 362). Ein Verzeichniß der ganzen Bibliothek erschien zu Frankfurt unter dem Titel: Bibliotheca Goldastiana, sive librorum excusorum et Manuscriptorum omnium ac singulorum a Nobilissimo et Consultissimo viro Dn. Melch. Goldasto ab Haiminsfeld etc. relictorum Catalogus Classicus. (Francof. 1641. 4.). Die juristischen Manuscripte aus demselben führt Senkenberg (S. 308) an. Er sagt (S. 300), die Bibliothek sei von der Stadt Bremen angekauft worden. Gegen diesen Verkauf, welchen der Eine von Goldast's Tochtermännern geschlossen habe, sei aber von der andern Tochter beim Senate zu Frankfurt Einsprache erhoben worden, den Erfolg aber kenne er nicht (S. 308). Auch ist es nicht gewiß, ob die ganze Bibliothek nach Bremen gekommen sei. Es ist oben seiner Klagen über die Kargheit, womit seine Arbeiten belohnt worden seien, gedacht worden. Daß aber wenigstens später die Einnahmen für dieselben nicht unbedeutend waren, zeigt sich daraus, daß er eine so bedeutende Bibliothek sammeln konnte. Was seine Ansichten über kirchliche Verhältnisse betrifft, so ist schon gesagt worden, daß er, obgleich entschiedener Protestant, freier von dem damaligen Geiste der Orthodoxie, der auf unverständliche Dogmen ein so großes Gewicht legte, darin nicht die Hauptsache der Religion sah. Daher spricht auch der Herzog Friedrich Achilles von Würtemberg in einem Briefe an Goldast vom 1. Aug. 1615 (*Senkenb.* Sel. Juris Tom. I. p. 412) seinen vollen Beifall aus, „quod pruritum illum Theologastrorum disputationibus non necessariis Ecclesiam vexantium abominaris.“ — Neben den angeführten Mittheilungen von Senkenberg dient als Hauptquelle für seine Geschichte: Virorum clarissimorum et doctorum ad Melch. Goldastum Epistolae ex bibliotheca Henr. Guntheri Thulemarii J. C. editae. (Francofurti et Spirae 1688. 4.) (*Escher.*)

GOLDAU, ein am 2. Sept. 1806 verschüttetes großes reiches Dorf in dem Canton Schwyz in der Schweiz, in dem weiten Thale zwischen dem Rigi und dem Rufi- oder Roßberge, am Fuße des letzteren, eine halbe Stunde von dem ebenfalls am Fuße des Roßberges 1277 Fuß über dem Meere liegenden Orte Arth entfernt und, wie man glaubt, auf den Trümmern erbaut, welche durch den Einsturz des Roßberges schon vor 2000 Jahren in das Thal niedergestürzt waren und ein großes Dorf unter sich begraben haben.

Der Rufi- oder Roßberg bildet dem Rigi gegenüber einen 5200 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Kamm, der aus steil abfallenden Schichten von Nagelfluhe und Mergelthon zusammengesetzt ist. Die Neigung der Schichten beträgt etwa 45 Grad. Die mannichfach zerklüftete Nagelfluhe läßt das Wasser bis auf die Thonschichten durchsickern, die dadurch erweicht und aufgeschwemmt werden, das geneigte Thonbett schlüpferig machen und die darüber gelagerten Schichten zum Gleiten bringen. Schon im J. 1800 hatte man bemerkt, daß sich oberhalb der Thonschicht ein großer Spalt von ungemessener Tiefe bildete, dessen Boden mit Wasser gefüllt war. Nun folgten in den Jahren 1804, 1805 und im Januar 1806 sehr nasse Zeiten, namentlich aber waren die Monate Juli und August des letztgenannten Jahres sehr regenreich. Gleichwol hatte man keine Ahnung von dem furchtbaren Ereignisse, welches am 2. Sept. über das

Thal hereinbrach. Am 1. Sept. weidete noch überall Vieh auf dem Berge selbst. Am 2. Sept. fing der Boden an sich zu spalten, zwischen dem schönen Grün des Grases zeigten sich rothe Risse, man hörte das Zerreißen der Baumwurzeln, man sah, wie sich die Erdschollen übereinanderschoben, wie sich Steine lösten und zu rollen begannen. Um 2 Uhr Nachmittags lösten sich größere Massen, der Berg schien zu donnern. Allmälig begann die ganze Bergseite vielfach zu zerreißen, zu rutschen, Scharen von Vögeln flüchteten angstvoll in die Ferne, einzelne Felsstücke flogen in weiten Bogen durch die Luft. Endlich Nachmittags um 5 Uhr riß sich eine 1000 Fuß lange und 100 Fuß hohe Schicht vom Roßberge los, stürzte 3000 Fuß tief in das Thal hinab, verschüttete im Nu 4 Dörfer, tödtete gegen 500 Menschen (Karl Voigt gibt in seiner Geologie 800—1000 an) und sämmtliche Viehheerden, füllte ein Viertheil des lowerzer Sees aus und verwandelte das reizende Thal in eine Wüstenei, überfäet mit größern und kleinern Felsstücken, die durch die Gewalt des Sturzes selbst bis zum Fuße des Rigi hinauf geschleudert sind. „Von der Spitze des Roßberges (sagt Heinrich Hirzel in Eugenia's Briefen) hatte sich eine Masse von Felsenschichten losgerissen, Tod und Verheerung verbreitend. Häuser und Hütten, Menschen, Heerden, Bäume und Alles, was lebte und nicht lebte, in der Verwirrung einer Sündfluth mit sich fortwälzend, hatte sie mit der Schnelligkeit eines wüthenden Waldstromes in zwei Armen in das Thal sich hinabgeworfen und auf zwei Seiten hervorbrechend, die Dörfer Busingen und Goldau nebst den Höfen von Hueloch und Röthen und dem größten Theile von Lowerz in grauenvollen Schutt, die Mehrzahl der Einwohner aber in gemeinsame Todesnacht begraben. Zahlreiche Hütten friedlicher Hirten waren durch die schnell vorwärts geschobene Kiesmasse erdrückt, oder von ungeheuern, gleich einem leichten Federballe fortgejagten Felsenstücken, mit einer alle Vorstellung weit übersteigenden Gewalt zerquetscht oder zerschmettert worden. Neu geschaffene Felsenberge sah man im gleichen Augenblicke aus der Tiefe hervorgehen. Große Tannenwälder hatten sich zugleich mit dem Erdreiche, in welches tief eingewurzelt sie bereits Jahrhunderten trotzten, von dem Abhange des sinkenden Berges losgerissen und waren, ohne daß eine Spur davon übrig blieb, in die Tiefe des Thales versunken. Noch andere mächtige Massen von Erde, Steinen und Geschieben waren quer über das Thal hin an dem Abhange des dem Rufiberge gegenüberstehenden Rigi hinaufgewälzt, zum Theil auch über die wenigen stehengebliebenen Häuser und Bäume weg in weite Entfernung hinweggeschleudert worden. — In Goldau selbst hatten mehre Einwohner des Dorfes das unglückdrohende Gestein sich von der Spitze des durch die anhaltenden Regengüsse erweichten Roßberges losmachen und heranwälzen gesehen, als plötzlich von der Kapelle aus die Sturmglocke ertönte. Auf ihren unglückweissagenden Ton hin hatte sich Alles, was von Menschen jedes Geschlechtes und Alters in der Nähe zugegen war, in und um das in der Schreckensstunde keinen Schutz gewährende Heiligthum der Kirche mit Zittern und Zagen in größter Eile zum Gebet versammelt. Ein Augenblick, so stürzte unter dem sich über die Betenden hinwälzenden Schutte das Gebäude zusammen und ein ungeheures Grab verschlang sie Alle, Männer und Weiber, Greise und Kinder." — Die Gewässer des lowerzer Sees wurden von der ungeheuren Trümmermasse, welche den Thalausgang sperrte, plötzlich so sehr geschwellt, daß sie ihre Ufer überschwemmten und die umliegenden Dörfer mit Zerstörung bedroheten. — Auch ein junger Gothaner, Namens John, hatte bei diesem Unglücke ein eigenthümliches Schicksal, dessen Erzählung wir hier aus dem 5. Bande der Gemeinnützigen Naturgeschichte von Dr. Harald Othmar Lenz wieder geben. John wanderte mit einer muntern Gesellschaft von Arth kommend nach Goldau hin. Die eine Hälfte der Gesellschaft, bestehend aus John's zwei Zöglingen nebst drei Herren und drei Damen war eben in das Dorf Goldau getreten; in einiger Entfernung folgte John mit einem Freunde und weiter hinten der Onkel seiner Zöglinge, Oberst May von Schöftland mit andern Gefährten. Plötzlich hört John am Rufiberge ein Krachen, sieht Dampf emporsteigen, der Berg stürzt, John wird im Augenblicke vom Sturmwinde niedergeworfen und liegt, vom Luftdrucke betäubt, scheintodt am Boden. Nach einer Stunde erwacht er, findet sich allein, verlassen, zwischen Felsblöcken; vor sich, statt eines blühenden Thales, einen thurmhoch aufgeworfenen Schutthaufen. Ihm ists, als müßte das Alles nur ein schwerer Traum sein. Er richtet sich schwach und mühsam empor und erinnert sich, daß er einen Freund bei sich gehabt. Er ruft; keine Antwort. Er beginnt endlich zu suchen und findet den Freund weit weggeschleudert todt am Boden liegend. Von den zwei Zöglingen und den mit ihnen vorangeeilten Begleitern keine Spur mehr. Nur die zurückgebliebenen Mitglieder der Gesellschaft waren gerettet.

Am 26. Juli 1823 stürzte nochmals ein großes Felsstück in das Thal und in den See, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die Landstraße durchschneidet zum Theil dieses Gewirr von Felsblöcken und Trümmern, welches sich vom Gipfel des Rufiberges bis weit den Fuß des Rigi hinauferstreckt. Die Zeit hat die meisten dieser Blöcke mit Moos und andern Pflanzen bedeckt, hier und da haben sich auch zwischen den Blöcken stehende Wasser gebildet. — An der Außenseite der Kirche, welche im J. 1849 beinahe an derselben Stelle erbaut wurde, auf welcher die alte gestanden hat, sind zwei schwarze Marmortäfeln angebracht, welche die Namen einiger Verunglückten und einige nähere Angaben enthalten.

(*H. E. Hössler.*)

GOLDBACH (Mineralquelle) bei Aschaffenburg. Das Wasser hat einen zusammenziehenden Geschmack und einen schwachen hepatischen Geruch und in 16 Unzen desselben sind nach Trommsdorff's Untersuchung enthalten:

Salzs. Natron	0,289 Gran
Kohlens. Natron	0,941 "
Kohlens. Kalkerde	0,960 "
Kohlens. Talkerde	0,213 "
Kohlens. Eisenoxydul . .	0,294 "

Extractivstoff	0,106 Gran
Kieselerde	0,106 „
Kohlens. Gas	3,33 C. Z.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBACHIA. Dieser Name ist im Pflanzenreiche zweimal angewandt worden. Einmal nannte Trinius eine mit Ischaemum *Linné* identische Gramineengattung so und dann De Candolle eine zu den Cruciferen gehörige Gattung, welche auch angenommen ist und deren Charakter in Folgendem besteht:

Der vierblättrige Kelch hat vier aufrechte, am Grunde gleiche Blättchen. Von den sechs unterständigen, freien, zahnlosen Staubgefäßen sind vier länger als die beiden andern. Die Narbe ist einfach. Das kurze, ungegliederte Schötchen theilt sich zuletzt in zwei geschlossene, einsamige Fächer und hat gekielte oder ungekielte Klappen. Die Samen sind hängend, unberandet, glatt, die Nabelstränge sehr kurz, warzenförmig. Der Samenkeim ist eiweißlos, die Keimblätter sind elliptisch, an der Spitze etwas abgestutzt, ein wenig concav und liegen dem aufsteigenden Würzelchen auf.

Hierher gehören kahle oder an der Spitze mit wenigen, einfachen Borsten besetzte, meergrüne krautartige Gewächse des mittleren Asien mit fast ganzrandigen Blättern, von denen die unteren in den Blattstiel verschmälert, die oberen ohrförmig-stengelumfassend sind, mit end- und seitenständigen, langen, lockern, blattlosen Trauben, fadenförmigen, zur Fruchtzeit zurückgebogenen Blüthenstielen und kleinen, violetten Blüthen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) G. laevigata *De Candolle.* Die Wurzel ist schlank, einfach, perpendicular. Die grundständigen Blätter stehen rosettenförmig und sind länglich-verkehrteiförmig, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, stumpf, bald ganzrandig, bald ein wenig buchtig, die stengelständigen sind länglich, ziemlich spitz, am Grunde kaum pfeilförmig-geöhrt, halbstengelumfassend und ein wenig gezähnt, die oberen sind linealisch, ganzrandig. Die aufrechten, langen Blüthentrauben stehen den Blättern gegenüber. Die fadenförmigen, 3—4 Linien langen Blüthenstielchen sind zur Blüthezeit aufrecht, später abstehend, zur Fruchtzeit zurückgekrümmt. Die kleinen Blüthen haben eine weiß-purpurrothe Farbe. Der Kelch ist aufrecht. Die Kronblätter sind länglich, ganzrandig, doppelt länger als der Kelch. Die Schoten sind länglich, 4 Linien lang, hängend, ihr Schnabel ist kurz, kegelförmig, zusammengedrückt. Hierher gehört Raphanus laevigatus *Marschall-Bieberstein.*

Diese Art wächst im Sande bei Astrachan.

2) G. torulosa *De Candolle.* Die oberen Blätter sind länglich, stumpf; die zahlreichen Aeste stehen vom Stengel fast rechtwinkelig ab; die Blüthenstielchen sind 4—5 Linien lang, zurückgebogen, die Schoten selbst steigen auf, sind etwas länger als das Stielchen, in der Jugend durch eine zellige Scheidewand zweigliedrig, im Alter cylindrisch, dick, von erhabenen Querrunzeln unregelmäßig höckerig und von einem sehr kurzen, kegelförmigen Schnabel bespitzt; die Samen sind doppelt oder dreimal größer als an der vorigen Art, mit welcher diese in Blüthen- und jungen Fruchtexemplaren vollkommen übereinstimmt.

Die Heimath dieser Art ist Kleinasien. (*Garcke.*)

GOLDBACHIA TORULOSA, eine neue Culturpflanze, nicht allein ein sehr ergiebiges Oelgewächs, sondern auch im grünen Zustande eine vortreffliche Schaffutterpflanze. Sie erlangt in voller Blüthe eine Höhe von 3—4 Fuß und wird mit dem Raps zu gleicher Zeit reif. Der Ertrag an Samen beläuft sich pro Morgen auf 15¾ berl. Scheffel. Zwar ist Goldbachia nicht so ölhaltig als der Rübsen, da aber jene von gleicher Fläche mehr Körner liefert als dieser, so gibt sie vom Morgen 68 Pfund Oel mehr als der Rübsen. Die Goldbachia ist deshalb als Oelgewächs sehr beachtenswerth. Noch wichtiger ist sie aber als Futterpflanze. Sie ist perennirend, verträgt die strengste Winterkälte und entwickelt den üppigsten Wuchs. Die Schafe fressen das Kraut, welches einen angenehmen bittern Geschmack hat, mit der größten Begierde. (Dr. *William Löbe.*)

GOLDBECK (Andreas), teutscher Jurist, am 25. Juli 1564 zu Werben an der Elbe in der Altmark (im jetzigen osterburger Kreise des Regierungsbezirks Magdeburg), wo sein Vater Rathsherr war, geboren, erhielt durch die Sorgfalt seines Oheims, des brandenburgischen Regierungsrathes Heinrich Goldbeck, unter dessen Obhut er schon als Knabe gekommen war, eine sehr vorzügliche Erziehung und besuchte, nachdem er die nöthigen Vorstudien zu Berlin und Magdeburg beendigt hatte, die Universitäten Wittenberg, Heidelberg und Strasburg, um sich der Jurisprudenz zu widmen. Er erwarb sich in diesem Fache bedeutende Kenntnisse, machte dann zu seiner weitern Ausbildung eine Reise durch Frankreich und Italien und kehrte, nachdem er zu Basel die juristische Doctorwürde erlangt hatte, in sein Vaterland zurück. Da sich hier keine seinen Wünschen entsprechende Stelle darbot, so begab er sich nach Prag, wo er als Rechtsanwalt an dem Kammergerichte blieb, bis er im J. 1594 als Assessor an den Schöppenstuhl nach Leipzig berufen wurde, welches Amt er 14 Jahre bekleidete. Im J. 1608 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen, Christian II., zum Regierungsrath und noch in demselben Jahre zum Hofrath, weshalb er nach Dresden übersiedeln mußte. Hier fing er aber alsbald nach seiner Ankunft an so sehr an hypochondrischen Zufällen zu leiden, daß er sich gezwungen sah, seine Entlassung zu nehmen und nach Leipzig zurückzukehren, wo er am 7. Juni 1609 im 45. Jahre seines Alters starb. Goldbeck war ein sehr gelehrter Jurist, aber so vielfach von seinen Amtsgeschäften in Anspruch genommen, daß er sich nur wenig mit schriftstellerischen Arbeiten befassen konnte und kaum Zeit fand, seine Abhandlung De successione Geradae Saxonica (Jenae 1607. 4) zu veröffentlichen. Zwei andere Schriften: Tractatus de jure Geradae (Berolini 1612. 4) und Consilium ad interpretationem pactorum quorumdam dotalium: An praelegata, quae alteri conjugum ex testamento matris, stante matrimonio, obveniunt, inter bona acquisita vel erworbene Güter, communeranda sint

(Berolini 1622. 4) wurden erst nach seinem Tode von Petr. Frize herausgegeben *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDBECK (Johann Christian), Arzt, am 14. April 1775 zu Rendsburg geboren, machte seine medicinischen Studien an der chirurgischen Akademie in Kopenhagen, diente als Wundarzt auf der dänischen Flotte und erhielt 1796 in Jena den Doctortitel. Er practicirte späterhin in Altona und wurde daselbst 1826 Arzt und Vorsteher des Taubstummeninstituts, starb aber schon am 8. Oct. 1831 im 56. Lebensjahre an einer Leberentzündung. Er schrieb: Theorie, wie die Kuhpocken die ordentlichen Blattern unschädlich zu machen vermögend sind. (Altona 1 Bl.) Metaphysik des Menschen. (Hamburg 1803.) Die Metaphysik des Menschen, oder reiner Theil der Naturlehre des Menschen, enthaltend: 1) Grundlinien einer Metaphysik der Natur im Allgemeinen, besonders des organisirten Theils, als Einleitung zur Grundlage eines wissenschaftlichen Systems der Medicin. 2) Die Organographie des Menschen, oder Beschreibung seiner organischen Modificationen im Raume. 3) Die eigentliche Metaphysik des Menschen, oder Ausführung des Ideals einer möglichen athletischen Gesundheit, das ist: Beschreibung des Menschen der Zeitfolge nach, von dem Moment der Entstehung bis zum Moment des Aufhörens (Altona 1806. 8). (Diese Schrift, eine vermehrte Auflage der vorhergehenden, ist eine allgemeine Physiologie nach Kant'schen Grundsätzen. Dieselbe wurde auch ins Englische übersetzt: The metaphysic of man etc. Transl. by Sam. Ferrand Waddington. Lond. 1806.) Grundlinien der organischen Natur und organischen Medicin; enthält Einleitung zur menschlichen Erkenntniß nebst Theorie der menschlichen Sprache 1. Th. Metaphysik des Menschen 2. Th. Organon der Abweichungen (Hirschberg 1808). (Ist zufolge der Vorrede als Fortsetzung und zweiter Band der Metaphysik des Menschen zu betrachten.) Nachricht wegen Taubstummheit und andern ihr verwandten Gebrechen (Altona 1825). Geist und Kritik des Mangelnden in der Mathematik, Naturkunde und Medicin, nebst einem Schreiben Joh. v. Müller's und als Anhang: Die Heilung der Taubstummheit (Hamburg 1827). Auch enthält Oken's Isis in den Jahrgängen 1819—1826 mehrfache Mittheilungen von Goldbeck. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBERG, Landstadt im wendischen Kreise oder Herzogthume Güstrow im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, westlich von dem großen goldberger See, in einem angenehmen, fruchtbaren Thale, von der Mildenitz durchflossen, mit 2700 Einwohnern, worunter über 50 Juden. Um das Jahr 1261 war Goldberg noch ein Dorf (ob im J. 1250 von Pribislav, Herrn des Landes Parchim, gegründet?), 1281 erscheint es als Stadt, von 1316—1375 war es Residenz der älteren Linie des fürstlichen Hauses Werle, seit 1436 ist es mecklenburgisch. In der neuesten Zeit hat es durch Neubauten viel gewonnen. Die Stadt hat 12 Straßen und Gassen, darunter eine gerade fortlaufende Hauptstraße, an jeder Seite mit paralleler Nebenstraße und mehren Querstraßen, zwei Thore, aber keinen Marktplatz von Bedeutung. Hauptgebäude sind die hochgelegene Kirche am Westende, das neuerbaute Rathhaus in der Mitte der Hauptstraße und die beim Steinthor befindliche gut eingerichtete Badeanstalt (1816 wurde die Mineralquelle entdeckt), das östlich neben der Stadt liegende Amthaus, vormals Residenzschloß Werle'scher Fürsten und die Mühle an der Mildenitz. Die Einwohner treiben viel Ackerwirthschaft, Bierbrauerei und Branntweinbrennerei.

(*H. E. Hössler.*)

GOLDBERG (Mineralquelle) im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin. Die Quelle, im J. 1816 entdeckt und gefaßt, gehört zu den erdig-salinischen Eisenquellen, und es enthalten 16 Unzen des Wassers nach

	Kychenthal.	Krüger.
Salzs. Natron	4,62 Gran	4,79 Gran
Salzs. Talkerde	0,30 "	0,72 "
Salzs. Kalkerde	2,23 "	2,31 "
Kohlens. Talkerde	0,62 "	0,63 "
Kohlens. Kalkerde	4,95 "	5,11 "
Kohlens. Eisenoxydul . .	1,10 "	0,77 "
Kieselerde	0,20 "	0,21 "
Harz	0,20 "	0,21 "
Extractivstoff	0,60 "	0,05 "
Kohlens. Gas	13,4 C. Z.	10,5 C. Z.

Das in Wannen- und Douchebädern benutzte Wasser findet gegen rheumatische und gichtische Beschwerden, bei passiven Blutflüssen, bei chronischen Nervenleiden Anwendung. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDBERG, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz in Schlesien, Kreis Haynau-Goldberg, an der Katzbach 860 Fuß (830 Fuß?) hoch am Abhange eines Bergrückens in schöner Gegend, mit 8000 Einwohnern, Sitz der Kreisbehörden. Die Stadt, deren Ursprung aller Wahrscheinlichkeit nach in das 12. Jahrh. fällt, hat zum Theil ein alterthümliches Ansehen, abhängige Gassen, bedeutende Tuchfabrication (vor dem 30jährigen Kriege 500 Meister), starken Obstbau, Woll- und Strumpfweberei. Die evangelische Pfarrkirche hat zwei Thürme, von denen der eine 230 Fuß hoch ist. In dem im 16. Jahrh. berühmten, von Friedrich II. Herzog zu Liegnitz im J. 1523 aus einem alten Kloster gestifteten Gymnasium unter dem Rector Valentin Trotzendorf (oder Trotzschendorf) erhielt Wallenstein seine Schulbildung. Ihren Namen dankt die Stadt einem früheren, reichen Ertrag gebenden (angeblich 150 Pfund Gold wöchentlich) Goldbergwerke. Im J. 1242 wurde Goldberg von den Tataren verwüstet, 1632 von den Sachsen gebrandschatzt, 1633 von den Kaiserlichen und 1642 von den Schweden geplündert; am 17. Mai 1813 siegten daselbst die Franzosen über die Russen. (*H. E. Hössler.*)

GOLDBERG (Aurimontium), eine in der preußischen Provinz Schlesien an der Katzbach und dem unbedeutenden, aber tief eingeschnittenen Bettelfließ gelegene und zum Regierungsbezirke Liegnitz gehörige Stadt von

*) Vergl. *P. Freheri* Theatrum virorum eruditione clarorum (Norimbergae 1688. fol.) p. 981.

etwa 750 Häusern und über 6000 Einwohnern, wurde vermuthlich im 12. Jahrh. gegründet; sie ist auf einem Hügel erbaut, daher uneben und liegt 800 Fuß über dem Spiegel der Ostsee. Der Name rührt von einem Goldbergwerke her, welches sich ehedem bei dieser Stadt befunden hat und sehr ergiebig gewesen sein soll. Der Bau auf Gold ist jedoch seit der bei Liegnitz 1241 vorgefallenen Tartarenschlacht, an welcher sich 600 goldberger Bergknappen betheiligt haben sollen, allmälig in Verfall gekommen. An öffentlichen Gebäuden sind außer dem Rathhause zwei evangelische und eine katholische Kirche, das Hospital und die evangelische höhere Bürgerschule besonders zu bemerken. Die meist massiv gebaute Stadt ist mit hohen Mauern umgeben und im Besitze einer Wasserkunst; sie hat 4 Thore und 3 Nothpforten. Das Selgerthor führt nach Löwenberg und Bunzlau, das Oberthor mit einem Thorthurme nach Löwenberg und Hirschberg, das Friedrichsthor nach Schönau und Hirschberg und das Niederthor nach Haynau, Liegnitz und Jauer. Unter den Kirchen ist die evangelische Pfarrkirche (Liebfrauenkirche) als ein schöner in teutschem Style ausgeführter Bau hervorzuheben. Die höhere Bürgerschule, deren Gebäude aus einem ehemaligen Franziskanerkloster besteht, hatte in früheren Zeiten besonders unter dem Rectorate des berühmten Pädagogen Valentin Trotzendorf (von 1524—1556) einen großen Ruf als lateinische Schule erlangt, sodaß es zur besonderen Empfehlung diente, seine Studien auf dieser Schule gemacht zu haben. Auch Wallenstein studirte hier unter dem Rector Fechner. Ein Bild Trotzendorf's und 60 Bände seiner Bibliothek befinden sich noch in der Liebfrauenkirche. Im J. 1427 wurde Goldberg durch die in Schlesien eingefallenen Hussiten erstürmt und geplündert; in den Jahren 1608 und 1736 wurde dasselbe durch bedeutende Ueberschwemmungen und 1772 durch eine große Feuersbrunst heimgesucht. Den Hauptindustriezweig bilden noch gegenwärtig die hier befindlichen Tuchfabriken, welche das beste schlesische Tuch liefern; außerdem wird auch Brauerei und Schönfärberei betrieben. Hier ist auch der Sitz des Landrathes, des Kreisphysicus, eines Postamtes und einer Gerichtsbehörde. In kriegsgeschichtlicher Beziehung ist Goldberg durch die hier im Jahre 1813 vorgefallenen Kämpfe bekannt geworden.

Gefecht bei Goldberg am 27. Mai 1813.

Nachdem die verbündete russische und preußische Armee den ihr um das Doppelte überlegenen Streitkräften des Kaisers Napoleon I. in der Schlacht bei Bautzen am 20. und 21. Mai 1813 einen ruhmvollen Widerstand entgegengesetzt hatte, mußte sie aus strategischen Rücksichten einen weiteren Rückzug nach Schlesien antreten. Auf diesem Rückzuge hatten die Truppen des linken Flügels unter dem Befehle des russischen Generals Grafen Wittgenstein am 25. Mai die Gegend von Goldberg erreicht und daselbst in der Richtung von Oberau nach Kopatsch ein Lager bezogen, woselbst dieses Corps bis zum 27. Mai verblieb. In Folge der Anordnungen des Generals Barclay de Tolly, dem die verbündeten Monarchen am 26. Mai den Oberbefehl über das vereinigte russisch-preußische Kriegsheer übertragen hatten, marschirten die unter dem General Grafen Wittgenstein stehenden russischen Truppen am 27. Mai 3 Uhr Morgens von Goldberg nach Jauer und bezogen daselbst ein Lager. Die Arrièregarde unter dem Generallieutenant Pahlen III. nahm eine Stellung auf den hinter Goldberg liegenden Anhöhen, dem Burgberge und dem Nicolaiberge, wo sich eine vortheilhafte Placirung ihrer Geschütze darbot; Goldberg selbst wurde durch ein Detachement russischer Jäger besetzt. Gegen 9 Uhr erschien die Avantgarde des französischen 11. Armeecorps (Macdonald) auf der Anhöhe vor der Stadt und fuhr ihre Artillerie auf dem Grimmenberge auf. Es kam zu einer ziemlich heftigen, zwei Stunden dauernden Kanonade. Um 11 Uhr passirte eine französische Abtheilung die Katzbach bei Oberau und marschirte gegen den eine Viertelstunde von Goldberg entfernten Wolfsberg, während die feindliche Reiterei sich gegen den Flensberg richtete. Letztere wurde jedoch von dem ihr entgegengehenden zweiten ukrainischen Kosakenregimente unter dem Oberst Fürst Scherbatow zurückgeworfen, wobei vier Officiere und über 100 Dragoner in russische Gefangenschaft geriethen. Da indessen durch die Bewegung des Feindes Goldberg umgangen war und die russischen Jäger sich bereits in großer Gefahr befanden, so mußten sie die Stadt verlassen. Sie zogen sich fechtend zum Niederthor aus der Stadt. Auch die übrigen russischen Truppen verließen ihre Stellungen, setzten sich jedoch wieder auf dem Galgenberge und den anderen sich nach Röchlitz hinziehenden Höhen. Nach einer von Neuem eröffneten ziemlich heftigen Kanonade setzten die Russen ihren Rückzug unter fortwährendem Gefechte über Röchlitz und Pausnitz bis nach Hennersdorf fort, wo sie ein Lager bezogen.

Treffen bei Goldberg am 23. Aug. 1813.

Das Treffen bei Goldberg bildet die Hauptaction der bei der schlesischen Armee unter dem Commando des Generals Blücher vom Wiederbeginn der Feindseligkeiten nach Ablauf des Waffenstillstandes bis zur Schlacht an der Katzbach vorgefallenen Kriegsereignisse. Zur richtigen Beurtheilung dieser Operationen ist es erforderlich, der eigenthümlichen Verhältnisse mit einigen Worten zu gedenken, welche die Führung des Obercommando's über die schlesische Armee zu einer höchst schwierigen machten.

Die Zeit des Waffenstillstandes war von den im Kampfe begriffenen Mächten eifrigst zu neuen Rüstungen benutzt worden, da man von Vorn herein an einem günstigen Ausgange der angeknüpften Friedensverhandlungen zweifelte. Die Streitkräfte der Alliirten hatten durch den Hinzutritt Oesterreichs eine numerische Ueberlegenheit über die feindlichen erlangt. Mehr politische als strategische Rücksichten geboten den Alliirten eine Theilung ihrer Gesammtstreitmacht, und so kam man zur Bildung der drei großen Heere, der böhmischen oder Hauptarmee unter dem österreichischen Feldmarschall Fürst von Schwarzenberg, der Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden und der schlesischen Armee unter dem preußischen

General der Cavalerie von Blücher. Außerdem bildete sich eine vierte Armee in dem Herzogthume Warschau, die sogenannte polnische Armee von 50,000 Russen unter dem General der Cavalerie v. Bennigsen. Die Aufgabe, welche der schlesischen Armee zufiel, war eine äußerst schwierige. Nach der in Trachenberg am 12. Juli 1813 zwischen dem Kaiser von Rußland, dem Könige von Preußen und dem Kronprinzen von Schweden abgeschlossenen Convention ging die für diese Armee bestimmte Instruction dahin, daß sie an den Feind rücken, denselben nicht aus dem Auge verlieren und mit ihm zu gleicher Zeit ankommen sollte, wenn er sich auf die Hauptarmee werfen würde; dabei aber sollten sie allen entscheidenden Gefechten ausweichen. Es war der ausdrückliche Wunsch des Kaisers Alexander, daß der Oberbefehl über die schlesische Armee einem preußischen Generale übertragen werde. Die Wahl fiel auf den General der Cavalerie v. Blücher, der ungeachtet seiner bereits erreichten 71 Jahre sich noch im Besitze der rüstigsten Kraft und des frischesten Muthes befand. Schon unter dem 4. Aug. erhielt der General Blücher durch den russischen General Barclay de Tolly die Nachricht von der auf ihn gefallenen Wahl der Monarchen und am 9. desselben Monats die Einladung nach Reichenbach zu einer mündlichen näheren Besprechung. Bei dieser am 10. Aug. stattfindenden Unterhaltung, bei welcher der russische Generalquartiermeister von Diebitsch zugegen war, erklärte der General Blücher, daß er ein Commando ablehnen müsse, bei welchem er so streng an die Defensive gebunden sei. Der General Barclay erwiderte hierauf, daß eine Armee von beinahe 100,000 Mann nicht auf eine strenge Defensive verwiesen werden könne und daß der General Blücher bei sich darbietender Gelegenheit seinen Feind nur angreifen und schlagen möge. Mit dieser mündlichen Interpretation seiner Instruction erklärte sich General Blücher zufriedengestellt und nahm das Commando über die schlesische Armee an.

Die schlesische Armee war aus zwei russischen und einem preußischen Corps zusammengesetzt. Den rechten Flügel bildete das Corps des russischen Generallieutenants v. Sacken, bestehend aus 18 Bataillonen Infanterie, 30 Escadrons Liniencavalerie, 11 Kosakenpulks und 60 Geschützen, im Ganzen circa 16,000 Mann stark. Das Centrum machte das erste preußische Armeecorps unter dem Generallieutenant v. York aus; es bestand aus den Brigaden von Steinmetz (1.), Prinz Karl von Mecklenburg (2.), von Horn (7.) und von Hühnerbein (8.), aus einem Reservecavaleriecorps unter dem Oberst v. Jürgaß und aus der Reserveartillerie unter dem Oberstlieutenant v. Schmitt; im Ganzen aus 44 Bataillonen, 44 Escadrons und 106 Geschützen, in einer Totalstärke von 37,738 Mann. Auf dem linken Flügel befand sich das Corps des russischen Generals der Infanterie Graf Langeron; bestehend aus 67 Bataillonen, 41 Escadrons, 13 Kosakenpulks und 176 Geschützen, zusammen aus 43,610 Combattanten. Von diesem Corps standen 47 Bataillone, 10 Escadrons und 150 Geschütze unter des Grafen Langeron unmittelbarem Befehle. Die übrigen 20 Bataillone, 31 Escadrons und 26 Geschütze bildeten ein Seitencorps (anfänglich unter dem General Grafen Pahlen, späterhin unter dem General Grafen St. Priest) mit der Bestimmung, die Verbindung mit der großen Armee in Böhmen zu unterhalten, von welcher zu gleichem Zwecke eine österreichische leichte Division unter dem General Grafen Neipperg auf das rechte Elbufer detachirt war. Die sämmtlichen Kosakenpulks standen an der Demarcationslinie und hielten diese vom Gebirge an bis nach Kanth besetzt.

Die russischen Corps befanden sich in einem höchst kriegstüchtigen Zustande, besonders waren die Mannschaften des Sacken'schen Corps alte, erprobte Soldaten, die Cavalerie war gut beritten, die Artillerie vorzüglich bespannt. Bei den preußischen Truppen waren Geist und Wille unübertrefflich, doch ließ das Material besonders bei der Landwehr viel zu wünschen übrig. Letztere hatte namentlich durch die Mängel einer sehr dürftigen Bekleidung zu leiden[1]), und entbehrte, da ihre Formation kaum erst beendigt war und es ihr an der gehörigen Zahl diensterfahrener Officiere fehlte, denjenigen inneren Halt, den nur eine längere Gewöhnung an den Dienst und ein unbedingtes Vertrauen auf die Vorgesetzten dem jungen Soldaten gewähren können.

Die Aufgabe, welche der General Blücher übernommen hatte, war jedenfalls eine höchst schwierige. Nach den Bestimmungen der trachenberger Convention war die schlesische Armee in eine fortwährende Abhängigkeit vom Feinde versetzt; sie mußte sich auf ein stetes Vor- und Zurückgehen gefaßt machen, immerwährend auf ihrer Hut bleiben und im Benutzen augenblicklicher Vertheidigung ebenso vorsichtig wie auf ein Vermeiden jeden erheblichen Nachtheils sorgfältig bedacht sein. Ermüdende, die Kräfte aufreibende Märsche waren vorauszusehen; nicht minder war zu befürchten, von den Unterbefehlshabern häufig misverstanden zu werden, da ihnen die trachenberger Operationsideen nicht mitgetheilt werden durften, und ohne deren Kenntniß die Anordnungen des Oberbefehls fast unvermeidlich das Ansehen gewinnen mußte, als werde die Heerführung von unsicheren Händen geleitet. Diese letzteren Schwierigkeiten steigerten sich durch die Charaktereigenthümlichkeiten der Unterbefehlshaber zu einer besonderen Erheblichkeit; abgesehen davon, daß schon im Allgemeinen die russischen Generale das Obercommando über eine Armee, die zum überwiegend größeren Theil aus russischen Truppen bestand, ungern in die Hände eines preußischen Generals gelegt sahen.

Der General Graf Langeron war ein französischer,

1) Die schlesische Landwehr war vorzugsweise mangelhaft bekleidet. Die Tücher hatten ohne Wahl genommen werden müssen und waren, ohne vorher gekrumpt worden zu sein, verarbeitet worden. Die Röcke liefen daher nach dem ersten Regen so ein, daß sie den Leib und die Arme nur kümmerlich bedeckten. Viele Bataillone hatten keine Stiefeletten bekommen und ließen zum großen Theil bei Bewegungen auf schwerem, durchweichtem Boden ihre Schuhe in demselben stecken. Die nur in einer Mütze bestehende Kopfbedeckung schützte weder gegen Hieb, noch Regen. Erst beim weitern Vorrücken nach Sachsen konnte diesen Uebelständen abgeholfen werden.

im Anfange der Revolution emigrirter Edelmann, ein Mann von Ehre und brav, der jedoch die Vorsicht für den besten Theil der Tapferkeit hielt und stets in Sorgen war, daß der bon sabreur, wie er den General Blücher nannte, ihn ins Unglück führen könne. Hierzu kam noch der besonders ungünstige Umstand, daß er ohne Wissen des Generals Blücher von den Verhandlungen der trachenberger Convention Kenntniß erlangt hatte, während ihm die in der Unterredung Blücher's mit dem General Barclay de Tolly zu Reichenbach dem ersteren mündlich gemachte Concessien, welche den Stand der Dinge wesentlich veränderte, unbekannt geblieben war. Dadurch wurde der General Langeron zu einem Benehmen veranlaßt, welches so lange zu einem fortwährenden Widerstreben und mangelhaften Gehorsam gegen die Anordnungen des Oberbefehlshabers führte, bis der Feldherrnruf Blücher's durch seine glänzenden Erfolge festgestellt war.

Der General Baron von Sacken war eine echt kriegerische Natur, aber schon in der russischen Armee durch seinen Ungehorsam bekannt. Er war sogar schon durch ein Kriegsgericht wegen Insubordination verurtheilt, vom Kaiser Alexander aber, der ihn wegen seines kriegerischen Muthes sehr schätzte, begnadigt und wiederum mit einem Commando betraut worden.

General von York, umstrahlt von dem Glanze seines geschichtlich berühmt gewordenen Namens, war zwar ein sehr tüchtiger Corpsführer, auf welchen Blücher mit vollem Rechte zählen konnte, zugleich aber ein höchst schwieriger Untergebener. Schon vor dem Waffenstillstande war er mit dem General Blücher in Zwistigkeiten gerathen und die daraus entspringende Misstimmung York's setzte sich auch unter seinem nunmehrigen Verhältnisse zu dem Oberfeldherrn fort, den er ganz in den Händen seiner Umgebungen, des Generals von Gneisenau und des Obersten von Müffling, wähnte. Diese letzten hielt er aber für überspannt und unpraktisch und betrachtete daher alle vom Hauptquartier ausgehenden Anordnungen mit Mistrauen.

Zur Zeit des am 4. Juni 1813 zwischen den alliirten Monarchen von Rußland und Preußen und dem Kaiser der Franzosen zu Pläswitz abgeschlossenen Waffenstillstandes standen die Hauptkräfte der streitenden Parteien in Schlesien, getrennt durch einen zwei Tagemärsche breiten, für neutral erklärten Landstrich, den auf Seiten der Alliirten das striganer Wasser, auf der feindlichen Seite der obere Bober und die Katzbach als sogenannte Demarcationslinien begrenzten. Am 10. Aug. wurde der Waffenstillstand von den Alliirten aufgekündigt; die Feindseligkeiten durften jedoch erst mit dem 17. Aug. beginnen, da in der Waffenstillstandsconvention eine sechstägige Frist zur Verbreitung der desfallsigen Benachrichtigungen ausdrücklich ausbedungen war. Um diese Zeit hatte die schlesische Armee folgende Stellung. Das Gros des Sacken'schen Corps stand zwischen Hundsfeld und Breslau auf dem rechten Oderufer; 1 Cavaleriedetachement, 2 Husaren- und 2 Kosakenregimenter (2213 Pferde) unter dem General Lanskoy befand sich bei polnisch Lissa; 9 Kosakenpulks (3743 Pferde) bildeten einen Cordon auf dem rechten Oderufer zwischen Steinau und Breslau. Das York'sche Corps stand bei Wernersdorf, nördlich von Zobten, theils im Lager, theils in engen Cantonirungen, und zwar die 2., 7. und 8. Brigade hinter der schweidnitz-breslauer Chaussee zwischen Rosenthal und Wernersdorf, die 1. Brigade dahinter, sämmtlich lagernd. Von der Reservecavalerie 2 Landwehrcavalerieregimenter im Lager dicht vor Rosenau; die übrigen Cavalerieregimenter in den Dörfern zu beiden Seiten und rückwärts des Infanterielagers. Die Fußbatterien der Reservecartillerielager in Zobten, Striegelmühle, Streebel und Pirschiedrowitz, die reitenden Batterien in Grunau und Strachau. Die Pioniere standen in Rosenau. Das Hauptquartier befand sich in Rogau. Von dem Langeron'schen Corps stand die unter dem persönlichen Befehle des Grafen Langeron befindliche Haupttruppenmasse bei Jauernick; das unter dem Grafen Pahlen stehende Seitencorps im Gebirge bei Landshut.

Von der in Schlesien zurückgebliebenen französischen Armee standen zunächst der Demarcationslinie: Auf dem rechten Flügel das 11. Corps (Marschall Macdonald) in einer Stärke von 38 Bataillonen, 11 Escadrons und 44 Geschützen (im Ganzen 24,418 Mann, Franzosen, Italiener, Westfalen und Würzburger) in und um Friedeberg, in und um Lahn, in und bei Löwenberg, bei Schmottseifen und Greifenberg; das Hauptquartier in Hohlstein bei Löwenberg. In der Mitte: das 5. Corps (Divisionsgeneral Graf Lauriston) bestehend aus 37 Bataillonen, 3 Chasseurregimentern und 52 Geschützen (im Ganzen aus 38,566 Mann, meist Franzosen) in und um Goldberg und bei Steinberg, bei Neudorf am Gröditzberge und in und bei Haynau; das Hauptquartier in Goldberg. Auf dem linken Flügel: das 3. Corps (Marschall Ney) bestehend aus 63 Bataillonen, 10 Escadrons und 94 Geschützen (im Ganzen aus 40,000 Mann, Franzosen, Rheinbündner und Spanier) in und um Liegnitz, bei Lindenbusch, Pfaffendorf und Panten, bei Parchwitz, Steinau und Lüben; das Hauptquartier in Liegnitz. Diesem Corps wurde gegen Ende des Waffenstillstandes das 2. Cavaleriecorps unter dem Divisionsgeneral Sebastiani beigegeben, welches aus 52 Escadrons und 4 reitenden Batterien à 6 Geschützen bestand (im Ganzen aus einer Etatsstärke von 10,304 Pferden, die aber nur bis auf ⅔ derselben erreicht worden zu sein scheint). Dieses Cavaleriecorps stand während des Waffenstillstandes in der Umgegend von Freystadt und rückte erst beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten in die Nähe von Liegnitz.

Zunächst hinter dieser Armee stand in zweiter Linie das 6. Corps (Marschall Marmont) in und um Bunzlau. Dasselbe bestand aus 42 Bataillonen, 8 Escadrons und 62 Geschützen (im Ganzen aus 27,754 Mann, Franzosen, Rheinbündner und zum Kriegsdienst gezwungene Spanier). Die Infanterie der sämmtlichen Corps stand in Barackenlagern[2]), die Cavalerie und Artillerie in Cantonirungen.

2) Eine interessante Schilderung von dem Leben und Treiben in diesen Lagern, die auf Napoleon's ausdrücklichen Befehl zur besseren Gewöhnung der jungen Soldaten und ihrer möglichst guten Ausbildung bezogen wurden, befindet sich in dem Werkchen: „Die

Es lag in der Natur der Verhältnisse, daß jedem der sich gegenüberstehenden Heere sehr daran gelegen sein mußte, sich zuerst in den Besitz des zwischen ihnen liegenden neutralen Landstrichs zu setzen. Länger als zwei Monate von gänzlicher Einquartierungslast befreit und von allen Requisitionen verschont, welche die benachbarten Gegenden fast gänzlich erschöpft hatten, war das neutrale Gebiet in vollem Besitze ansehnlicher Verpflegungsmittel geblieben, und setzte daher diejenige der streitenden Parteien, die sich desselben zuerst bemächtigte, in einen um so erheblicheren Vortheil, als bereits auf beiden Seiten ein Mangel an Subsistenzmitteln einzutreten begann und wegen der ferneren Verpflegung der Truppen große Verlegenheiten zu befürchten standen. Für den Oberfeldherrn der schlesischen Armee war aber noch ein anderer, nicht minder wichtiger Beweggrund vorhanden, sobald als möglich in das neutrale Gebiet einzudringen; denn wenn es in der Absicht Napoleon's lag, seine sämmtlichen Streitkräfte in Sachsen zu concentriren und einen Hauptschlag gegen die große böhmische Armee zu führen, so hatten die hinter der Katzbach stehenden französischen Corps einen Vorsprung von zwei Tagemärschen vor der schlesischen Armee voraus, und die letztere war völlig außer Stande, die ihr ertheilte Aufgabe: „dem Gegner auf der Ferse zu folgen und mit ihm bei einem Unternehmen gegen die große alliirte Armee zugleich auf dem Entscheidungsplatze einzutreffen," zu lösen. Dessenungeachtet war der General Blücher, wie es actenmäßig feststeht, entschlossen, die Bedingungen des Waffenstillstandes auf das Strengste zu erfüllen und das neutrale Gebiet bis zum vollständigen Ablauf der Aufkündigungsfrist, also bis zum 17. Aug. zu respectiren. Da indessen am 13. Aug. von verschiedenen Seiten Meldungen einliefen, daß der Feind nicht nur Recognoscirungspatrouillen in das neutrale Gebiet habe vorgehen, sondern auch Fouragirungen in demselben vornehmen lassen, hielt sich auch der General Blücher nicht mehr für gebunden, die für die schlesische Armee vorgeschriebene Demarcationslinie zu beachten. Er ließ daher am 14. Aug. die Corps der schlesischen Armee vorrücken. Das York'sche Corps marschirte aus seinem Lager bei Wernersdorf bis nach dem striganer Wasser und bezog ein Lager am Fuße der Höhen zwischen Laasen und Peterwitz. Die Cavalerie der Brigaden wurde als Vorposten bis an die zwischen Fastershausen und Puschkau liegenden Dörfer vorgeschoben. Die aus 6 Bataillonen, 8 Escadrons und 2 Batterien bestehende Avantgarde unter dem Obersten v. Lobenthal ging bis Wartschütz vor. Der rechte Flügel der schlesischen Armee, das Sacken'sche Corps, setzte sich in den Besitz von Breslau, ging aber statt bis an das schweidnitzer Wasser nur bis an die Lohe vor, stellte sich dort zwischen Pilsnitz und Schmiedefeld auf und schob seine aus 6 Kosakenpulks bestehende Avantgarde statt bis auf Neumarkt nur bis Lissa vor[3]). Der linke Flügel, das Langeron'sche Corps, rückte in die ihm bezeichnete Stellung bei Strigau und schob seine 7793 Mann, 3321 Pferde und 3 Batterien starke Avantgarde unter dem General Rudzewitsch bis Jauer vor. Das Seitencorps des linken Flügels unter General Graf Pahlen bezog eine Stellung bei Schmiedeberg; die Avantgarde desselben unter General Kaissaroff ging bis Hirschberg vor. Das Hauptquartier des Generals Blücher kam nach Würben.

Der an die Corpsbefehlshaber ertheilten Ordre zum Vorrücken wurde noch hinzugefügt, daß, da der Feind seine Demarcationslinie überschritten habe, derselbe, wo er im neutralen Gebiete angetroffen werde, anzugreifen sei; gegen einen innerhalb der ihm angewiesenen Demarcation in Position stehenden Feind dagegen kein Angriff unternommen und seine Demarcationslinie nicht überschritten werden solle, wenn er nicht durch Angriffe im neutralen Gebiete dazu Veranlassung geben würde.

Am 15. Aug. gingen bei Tagesanbruch von den Avantgarden sämmtlicher Corps starke Recognoscirungsabtheilungen, aus Cavalerie und Artillerie zusammengesetzt, gegen die feindliche Demarcationslinie vor, jedoch mit der wiederholten Weisung, nur den auf neutralem Gebiete angetroffenen Feind anzugreifen.

Am 16. Aug. erhielt der General Blücher von verschiedenen Seiten die übereinstimmende Meldung, daß der Feind seinen Rückzug anzutreten scheine und beschloß seiner Instruction gemäß den feindlichen Bewegungen sofort zu folgen. Demgemäß machte die schlesische Armee folgende Vorwärtsbewegung: das York'sche Corps bis Jauer, dessen Avantgarde unter dem Oberstlieutenant v. Lobenthal bis Peterwitz; das Langeron'sche Corps bis Bolkenhayn, dessen Avantgarde unter dem General Rudzewitsch nach Schönau; das Seitencorps des Generals Grafen Pahlen bis Hirschberg, dessen Avantgarde bis gegen Löhn; das Sacken'sche Corps in einer Stellung zwischen Oberwoys und Eisenberg, dessen Avantgarde bis nach Panzkau.

In dieser Stellung verblieb die Armee auch am 17. Aug.; um aber über die ferneren Bewegungen des Feindes Gewißheit zu erlangen, beauftragte der Oberfeldherr seinen Generalstabschef, den General v. Gneisenau, mit der Avantgarde des York'schen Corps von Peterwitz aus eine Recognoscirung gegen Goldberg vorzunehmen, zu welchem Zwecke ihm die unter dem Befehle des Obersten Jürgaß stehende Reservecavalerie beigegeben wurde. Der Feind wurde noch in seinen Lagern auf dem linken Ufer der Katzbach vorgefunden. Nach einigen Kanonenschüssen wurden die vorgeschickten Truppen bis auf die Höhen hinter Seichau zurückgezogen. In der Nacht zum 18. Aug. verließen die feindlichen Truppen ihre Stellungen auf dem linken Ufer der Katzbach und zogen sich gegen den Bober zurück, und zwar das 5. Corps (Lauriston) von Goldberg nach Löwenberg, das 3. Corps (Ney) und

großherzoglichen hessischen Truppen in dem Feldzuge von 1813 in Schlesien." (Darmstadt 1840.) S. 31—39.

3) Diese erste Nichtbefolgung der dem General Sacken mitgetheilten Disposition führte für den nächsten Marsch des Corps eine unverhältnißmäßige Anstrengung herbei und inspirirte auch nach theilig auf die nächsten Bewegungen der beiden andern Corps, was dem General Sacken unter der Aufforderung, sich für die Folge stets pünktlichst an die gegebenen Bestimmungen zu halten, von Seiten des Generals Blücher mißbilligend eröffnet wurde.

das 2. Cavaleriecorps (Sebastiani) von Liegnitz nach Haynau, das 6. Corps (Marmont) ebenfalls nach Haynau, das 11. Corps (Macdonald) bis in die Gegend von Löwenberg und Lauban.

Der General Blücher, dem am Morgen des 18. Aug. die bestimmte Nachricht von der Rückbewegung des Feindes zugegangen war, befahl sogleich, daß die schlesische Armee ungesäumt zur ferneren Verfolgung aufbreche und zwar das Sacken'sche Corps über Liegnitz nach Haynau, das York'sche Corps über Goldberg nach Löwenberg, das Langeron'sche Corps über Schönau nach Zobten, das Seitencorps des Generals Grafen Pahlen über Friedeberg nach Mank-Cossa. Außerdem wurden Streifcorps entsendet und zwar vom Langeron'schen Corps unter dem General Kaissaroff und vom York'schen Corps unter den Majoren von Boltenstern und von Falkenhausen. Die Avantgarden der verschiedenen Corps trafen bei Seifersdorf, Pilgramsdorf und Liegnitz auf den Feind und machten in kleinen Gefechten einige Hundert Gefangene.

Zu einem ernsteren Zusammentreffen mit dem Feinde kam es am 19. Aug. Die Avantgarde unter dem Oberstlieutenant von Lobenthal und die Reservecavalerie des York'schen Corps brachen schon um 2 Uhr des Morgens in der Richtung gegen Löwenberg auf. Von den Höhen von Deutmannsdorf aus entdeckten die preußischen Truppen den Feind, der den Hirseberg (Hirschberg) mit 2 Infanteriecolonnen besetzt hatte. Derselbe entwickelte zugleich eine bedeutende Infanteriemasse mit Artillerie, welche auf dem an Braunau anstoßenden Berge bivouakirt hatten; gleichzeitig marschirte in der Ebene bei Braunau die feindliche Cavalerie etwa 16 Escadrons stark auf. Es kam nun bei Deutmannsdorf zu einem ziemlich hartnäckigen Gefechte. In Folge der außerordentlichen Entschlossenheit und des wirksamen Feuers der preußischen Infanterie wurde der Feind von einer Position in die andere zurückgedrängt. Der Oberst von Katzler, welcher den Vortrab der Reservecavalerie führte, hatte in Folge der glücklichen Infanterieattaken eine solche Aufstellung gewinnen können, daß er ebenfalls den Feind angreifen konnte. Während dessen lief die Nachricht ein, daß der Feind, dessen Erscheinen in beträchtlicher Stärke vom Gröditzberge her schon früher gemeldet war [4]), seine, die Flanke und den Rücken der im Gefechte begriffenen preußischen Truppen bedrohende Bewegung fortsetze. Der Oberstlieutenant von Lobenthal ließ zur Sicherung seiner rechten Flanke und seines Rückens 3 Bataillone und 1 Batterie eine Stellung rückwärts nehmen, zu welchem Zwecke auch der Oberst Jürgaß einen Theil der Reservecavalerie zurücknahm. Mit den übrigen Truppen setzte der Oberstlieutenant von Lobenthal seine Angriffsbewegung weiter fort, in Folge deren der Feind sich bei Braunau und bei Siegwitz über den Bober zurückzog. Da der Feind jenseits des Bobers eine sehr überlegene Truppenmasse zeigte, so wurde das Gefecht abgebrochen. Das Gros der Avantgarde bezog ein Bivouak zwischen Braunau und Deutmannsdorf; Braunau selbst wurde von einem Bataillon besetzt. Die französischen Truppen, die hier bekämpft wurden, gehörten zum 5. Armeecorps (Divisionsgeneral Lauriston). Die vom Gröditzberge her erschienenen feindlichen Truppenmassen, die sich besonders an Cavalerie stark zeigten unternahmen keinen Angriff gegen die preußischen Truppen. Es kam nur zu Flankengefechten, die sich bis zum Abend fortsetzten, um welche Zeit der Feind seinen Rückzug nach Bunzlau antrat. In einigen kriegsgeschichtlichen Schriften wird angeführt, daß bei dieser Gelegenheit ein Theil der zur preußischen Avantgarde gehörigen Bagage in die Hände des Feindes gerathen sei. Diese Angabe beruht jedoch auf einem Irrthume, wie aus der Relation des mit der Bedeckung dieser Bagage beauftragten Rittmeisters von Kettelhold hervorgeht.

So sehr die Tapferkeit der preußischen Truppen und die Umsicht der Führer, welche am 19. Aug. bei Löwenberg gefochten, anerkannt werden müssen, so verdienen auch die von dem russischen Corps der schlesischen Armee an diesem Tage geleisteten Anstrengungen eine rühmliche Erwähnung. Das Gefecht bei Löwenberg war kein isolirtes, sondern stand in ziemlich nahem Zusammenhange mit einem noch viel hitzigeren, welches die Truppen des Langeron'schen Corps mit dem 11. französischen Armeecorps (Macdonald) zu bestehen hatten. General Rudzewitsch, Führer der Avantgarde des Langeron'schen Corps, war schon am Morgen des 10. Aug. bei Zobten angelangt und fand das linke Bobernfer unbesetzt, aber alle Brücken, mit Ausnahme der steinernen bei Löwenberg, dort und weiter oberhalb zerstört. Die Russen passirten den Bober durch eine bei Zobten aufgefundene Furth und griffen das Dorf Siebeneichen an, welches durch eine feindliche Abtheilung besetzt war und sehr tapfer vertheidigt wurde. Diese feindlichen Truppen gehörten zum 11. Armeecorps und waren auf dem Rückzuge von Lähn begriffen; sie führten die Kriegskasse und vieles Gepäck bei sich. Das Dorf wurde dreimal genommen und wieder verloren, bis es endlich nach langem und blutigem Kampfe vom General Rudzewitsch mit dem Bayonnet erobert wurde. Gegen 600 Gefangene und eine reiche Beute an Geld und anderen werthvollen Gegenständen, darunter auch die Equipage des Marschalls Marmont, fielen den Siegern in die Hände. Nun aber rückten bedeutende Streitkräfte des 11. Armeecorps und auch eine Division des 5. Armeecorps (Lauriston) gegen den General Rudzewitsch zum Angriff vor, der, von allen Seiten angegriffen, vom Gros seines Corps abgeschnitten und einen Fluß ohne Brücken hinter sich, in eine sehr kritische Lage gerieth. Nur dem sehr entschlossenen und umsichtigen Benehmen des Generals Rudzewitsch und der vom General Langeron ihm zu Theil gewordenen Unterstützung mit Truppen von dem um 3 Uhr bei Zobten eingetroffenen Gros der Infanterie war es zu danken, daß die Truppen des Generals Rudzewitsch ihren Rückzug über den Bober mittels einer weiter oberhalb aufgefundenen Furth glücklich bewerkstelligen und sich mit dem Langeron'schen Corps wieder vereinigen konnten.

4) Diese feindlichen Truppen waren das 4. französische Armeecorps und das 2. Cavaleriecorps, mit denen der Marschall Ney an diesem Tage von Haynau aus seine Verbindung mit dem 5. Corps (Lauriston) und 11. Corps (Macdonald) zu bewerkstelligen suchte.

Das Sacken'sche Corps rückte am 19. Aug. in der Richtung nach Bunzlau weiter vor, dem 6. feindlichen Armeecorps (Marmont), welches Haynau verlassen hatte, folgend. Das letztere wurde bei dem Dorfe Kreibau von der russischen Avantgarde erreicht und nahm an den Bergen von Kaiserswaldau eine sehr vortheilhafte Aufstellung. Nach einem hartnäckigen Kampfe und nach einem nicht unbeträchtlichen Verluste an Mannschaften verließ es seine Stellung und setzte den Rückmarsch nach Bunzlau weiter fort. Das Sacken'sche Corps verfolgte den Feind heftig mit allen Waffen, indem die Divisen des Generals Nevorowsky demselben in die rechte Flanke ging, bis zu dem Dorfe Ober-Thomaswaldau, wo die hereinbrechende Nacht dem Gefechte ein Ende machte.

Der Verlust des schlesischen Heeres betrug in den verschiedenen am 19. Aug. stattgehabten Gefechten an Todten, Verwundeten und Vermißten gegen 2000 Mann; der Feind hatte einen noch stärkeren Verlust erlitten.

Das York'sche Corps lagerte in der Nacht zum 20. Aug. bei Neudorf am Gröditzberge; die Avantgarde unter Oberst von Lobenthal war auf General Blücher's unmittelbaren Befehl von den Höhen vor Löwenberg bis Hakenau zurückgegangen. Die Reservecavalerie war bei Deutmannsdorf aufgestellt. Das Hauptquartier der Generale Blücher und York befand sich in Neudorf.

Der General Graf Langeron nahm für diese Nacht sein Hauptquartier in Zobten und ließ sein Corps nach dem Gefechte bei Siebeneichen, welches im Ganzen 8 Stunden gedauert hatte und von beiden Seiten mit großer Tapferkeit durchgeführt worden war, mit Ausnahme einer bei Siebeneichen postirten Abtheilung auf dem rechten Boberufer, Biwouaks beziehen.

Die gegenüberstehenden feindlichen Truppen, das 11. und 5. Armeecorps standen zwischen Siebeneichen und Moys und bei Löwenberg. Das 3. Armeecorps und das 2. Cavalleriecorps befanden sich während dieser Nacht (zum 20. Aug.) auf dem Marsche vom Gröditzberge nach Bunzlau. Das 6. Armeecorps stand bei Bunzlau, die Avantgarde gegen Thomaswaldau vorgeschoben.

Am Morgen des 20. Aug. ging das Bestreben des Generals York zuvörderst dahin, so zeitig als möglich wieder in den sichern Besitz der Höhen von Löwenberg zu gelangen, auf welchen nach dem Abzuge der Avantgarde nur die Vorposten stehen geblieben waren und deren Besitznahme durch den Feind sehr zu besorgen war. Er setzte daher die Avantgarde schon frühzeitig von Hakenau aus in Bewegung und ließ die Cavalerie und die reitende Artillerie vorauseilen, um die Höhen von Löwenberg vorläufig zu besetzen. Auch der Oberst von Schmitt von der Artillerie wurde mit einer 12pfündigen Batterie der Avantgarde nachgesandt, um diese zur Sicherung des Postens von Löwenberg zu placiren. Man fand das Terrain diesseits Löwenberg glücklicher Weise noch ganz frei, obgleich man auf den Höhen jenseits des Bobers ansehnliche feindliche Streitkräfte (das 5. und 11. Armeecorps) in Schlachtordnung aufmarschirt gewahrte. Später hin brach der Feind auf und marschirte förmlich auf der Straße nach Lauban links ab, machte aber, als seine Tete das Langenvorwerk erreichte, Halt und lagerte sich. Alle Brücken über den Bober hatte der Feind zerstört.

Das Gros des York'schen Corps verblieb am Vormittage des 20. Aug. in seiner am Abend vorher eingenommenen Stellung. Ueber das vom Gröditzberge abgezogene feindliche Corps waren die Nachrichten dahin eingelaufen, daß die sehr bedeutende Cavalerie desselben zwischen Mittelan und Altjäschwitz sich wieder aufgestellt hätte, von der Infanterie ꝛc. aber Nichts mehr zu sehen wäre. Da nun auch die Cavaleriemasse sich gegen Mittag immer weiter in der Richtung nach Bunzlau entfernte und zuletzt ganz verschwand, so folgerte der General Blücher hieraus und aus den Vorgängen bei Löwenberg, daß im Laufe des Nachmittags das rechte Boberufer vom Feinde gänzlich verlassen sein werde, und daß, um eine gleichmäßige Verfolgung des wahrscheinlich nach Sachsen sich zurückziehenden Feindes ausführen zu können, das York'sche Corps ebenfalls an den Bober ungesäumt heranzuschieben sei. Demgemäß erhielt dieses Corps noch am Nachmittage den Befehl, in zwei Colonnen über Gähnsdorf und Ludwigsdorf bis Sirgwitz vorzurücken und dort eine Stellung zu nehmen. In Folge der schlechten Wege und der vielen Defileen gelangten indessen die Colonnen erst bei einbrechender Nacht bis Gähnsdorf und Ludwigsdorf, woselbst sie das Biwouak bezogen.

Der General York nahm sein Hauptquartier in Ludwigsdorf, der General Blücher in Hohlstein.

Das Sacken'sche Corps setzte am 20. Aug. seine Angriffsbewegung gegen das Marmont'sche Corps fort, welches letztere, obgleich es durch den Hinzutritt der Division Albert und Marchand verstärkt worden war, nach einigen Gefechten seine Stellung hinter dem kleinen Bober aufgab und nach Bunzlau abzog. Die Truppen des 3. und 6. französischen Corps, sowie des 2. Cavaleriecorps zogen durch Bunzlau nach den jenseitigen Thalhöhen und behielten die Stadt besetzt. Erst gegen Abend räumte der Feind auch Bunzlau, sprengte ein bedeutendes Pulvermagazin und einen Theil der Verschanzungen, die gleichzeitig mit jenem während des Waffenstillstandes mit einem großen Kostenaufwande angelegt worden waren, in die Luft und zerstörte nach dem Ueberschreiten des Bobers sämmtliche über diesen Fluß führende Brücken bis Eichberg hin. Der General Sacken ließ Bunzlau sofort durch Jäger besetzen und sein Corps zwischen dieser Stadt und Gnadenberg, wo er sein Hauptquartier nahm, das Biwouak beziehen. Längs dem Bober wurden Vorposten aufgestellt und am frühen Morgen 3 Regimenter Kosaken über Lichtenwaldau und Neudorf gegen Eichberg entsendet, um über die feindlichen Streitkräfte zwischen Bober und Queiß möglichst bestimmte Nachrichten zu erhalten.

Beim Corps des Generals Grafen Langeron hatte sich nichts Bemerkenswerthes zugetragen. Das Gros des Corps stand noch auf den Höhen bei Zobten, die Avantgarde unter General Rudzewitsch zwischen Zobten und Dippelsdorf; Siebeneichen war von russischen Vorposten besetzt. Der Feind, etwa 30 Bataillone und ebensoviel Escadrons stark geschätzt, stand auf den Höhen

diesseits Moys. Nach 10 Uhr fing er an mit etwa zwei Drittel seiner Stärke sich nach Löwenberg in Bewegung zu setzen. — Bei Lähn hatten in der Nacht 6 starke feindliche Colonnen gestanden, davon waren aber bei Tagesanbruch 5 Bataillone abgezogen; vermuthlich in einer rückgängigen Richtung, da der Commandeur des Seitencorps, Graf Pahlen, um 10½ Uhr meldete, daß der bei Brechtelsdorf ihm gegenüber gestandene Feind sich ebenfalls zurückgezogen habe.

Alle über die Bewegungen des Feindes gemachten Wahrnehmungen und das dabei von demselben beobachtete Verfahren, das Sprengen des Pulvermagazins und der Verschanzungen bei Bunzlau, das Zerstören sämmtlicher Brücken über den Bober, das Plündern und Abbrennen der Dörfer, sowie das Verwüsten der Vorräthe an Lebensmitteln, mußten im Hauptquartier der schlesischen Armee die Ueberzeugung begründen, daß der Feind zum Rückzug aus Schlesien ernstlich entschlossen sei. Diesen Entschluß hatten auch unstreitig die dort befehligenden französischen Marschälle gefaßt.

Mit einem solchen Entschlusse aber stimmte der Wille des Kaisers Napoleon keineswegs überein. Er traf am 21. Aug. gegen 9 Uhr im Lager bei Löwenberg (in Langen-Vorwerk) ein, wohin auch die Garden unter dem Herzoge von Treviso (Mortier) und das 1. Cavaleriecorps (Latour Maubourg) dirigirt wurden; auch das Marmont'sche (6.) Corps war ebenfalls nach Löwenberg herangezogen worden. Napoleon äußerte seine große Unzufriedenheit über die rückgängige Bewegung der französischen Corps in Schlesien und befahl sogleich, wieder zur Offensive überzugehen. Das 3. Corps hatte mit seiner Tete bereits die Gegend von Naumburg erreicht, als der Befehl zur Umkehr an dasselbe gelangte. Ebenso hatten die Truppen des 5. und 11. Corps sich schon zum Rückzug nach Lauban und Wünschendorf in Bereitschaft gesetzt. Die Brücken über den Bober mußten unverzüglich wiederhergestellt werden. Napoleon beabsichtigte mit 2 Colonnen von Löwenberg und Bunzlau aus gegen Goldberg vorzurücken, zu welchem Zwecke das 11. und 5. Corps bei Zobten, Löwenberg und Sirgwitz, das 3. Corps und das 2. Cavaleriecorps bei Bunzlau den Bober überschreiten sollten.

Der General Blücher, welcher am 21. Aug. mit seinen Truppen den vermeintlich im Rückzuge begriffenen Feind jenseits des Bobers verfolgen wollte, hatte noch in der Nacht die Brücke bei Sirgwitz wiederherstellen lassen und das mecklenburgische Husarenregiment zur Erhaltung der Verbindung mit dem Sacken'schen Corps gegen Neuwarthau, Altjäschwitz und Kunzendorf vorgehen lassen. Da die trübe Witterung bei Tagesanbruch die Aussicht sehr beschränkte, so ertheilte der General Blücher persönlich dem Major v. Sohr, der die Vorposten commandirte, den Befehl, mit einer Escadron brandenburger Husaren und einem Detachement leichter Infanterie bei Sirgwitz über den Bober zu gehen und den Feind zu recognosciren. Der Major Sohr vertrieb die jenseits des Bobers stehenden französischen Posten, stieß aber bald auf so überlegene feindliche Kräfte, daß er sich eiligst zurückziehen mußte und heftig verfolgt, kaum noch die eben hergestellte Brücke bei Sirgwitz abbrechen konnte. Die 8. Brigade wurde zur Sicherung des Uebergangspunktes hier, die drei anderen Brigaden des York'schen Corps bei Ludwigsdorf in Colonnen aufgestellt.

Nunmehr rückten feindliche Tirailleurs und Geschütze gegen den Bober vor und eröffneten ihr Feuer, welches vom Oberstlieutenant von Lobenthal erwidert wurde. Als der Tag sich mehr aufgeklärt hatte, entdeckte man eine bedeutende Vermehrung der Truppen im feindlichen Lager, auch erhielt man die Nachricht von der erfolgten Ankunft Napoleon's. Man war nun mit Recht für die linke Flanke besorgt, und der General Blücher ordnete daher an, daß von Seiten des Langeron'schen Corps der oberhalb Plagwitz gelegene Steinberg ungesäumt mit Infanterie und Artillerie besetzt werden sollte. Dieser Befehl wurde indessen sehr mangelhaft ausgeführt, indem nur eine Abtheilung von russischen Jägern auf den Abhang des Steinberges aufgestellt wurde, eine eigentliche Besetzung des Steinberges aber nicht eintrat. Es war dies ein Fehler, der gar nicht gerechtfertigt werden kann, und der nur dann seine Erklärung findet, daß der General Graf Langeron von der Ansicht ausging, der General en chef dürfe sich vermöge seiner Instruction bei einer ernstlichen Offensive des Feindes, wie es bei der Anwesenheit Napoleon's zu erwarten war, doch auf keinen hartnäckigen Widerstand einlassen, sondern müsse sofort den Rückzug antreten.

Der Feind hatte die sich ihm aus der mangelhaften Besetzung des Steinberges darbietenden Vortheile schnell benutzt. Zahlreiche feindliche Tirailleurs gingen unter dem Schutze einer sehr geschickt placirten Artillerie über den Bober, gewannen im schnellen Laufe den Steinberg und warfen die russischen Jäger nach kurzem Gefecht in das Dorf Plagwitz, welches durch das brandenburgische Füsilierbataillon besetzt war, zurück. Der Oberstlieutenant Lobenthal, welcher sah, daß von russischer Seite Nichts geschah, um den Steinberg zu behaupten, beorderte das Füsilierbataillon des 2. ostpreußischen Infanterieregiments, dem Feinde die Höhe wieder zu entreißen. Bevor aber das Bataillon vom Weinberge herunter den Ort seiner Bestimmung erreichen konnte, waren von den am jenseitigen Ufer bemerkten verdeckt aufgestellten feindlichen Massen immer neue Schwärme über und durch den Fluß gegangen, hatten die Tirailleurs auf den Höhen verstärkt und daselbst mit überraschender Schnelligkeit geschlossene Bataillone zum Angriff auf Plagwitz formirt. Es folgte nun (gegen 2 Uhr) in größter Eile ein fortgesetztes Defiliren von Colonnen aller Waffen, welche den Steinberg erstiegen, sich in der Richtung auf Höfel immer mehr ausbreiteten, Batterien placirten und so das Langeron'sche Corps vom York'schen abzudrängen drohten. Das Füsilierbataillon des 2. ostpreußischen Regiments drang zwar gegen den Steinberg vor, der Feind hatte sich aber bereits zu bedeutend verstärkt und wies daher nicht nur die Angriffe des Bataillons zurück, sondern drang selbst in Plagwitz ein und vertrieb aus demselben

die russischen und preußischen Truppen, die den heftigen Angriffen nicht länger Widerstand leisten konnten.

So war der Steinberg und Plagwitz in die Hände des Feindes gefallen, bevor das russische Infanteriecorps unter dem General Kayzewitsch, welches diese wichtigen Punkte decken sollte, herangekommen war. Der Oberstlieutenant von Lobenthal, der in seiner Front auf dem Weinberge nicht angegriffen wurde, und mit richtigem Blicke erkannte, daß es zur Sicherung des Rückzuges der Armee hauptsächlich darauf ankomme, den Feind am Debouchiren aus Plagwitz zu verhindern, zog allmälig seine Truppen vom Weinberge gegen Plagwitz herunter. Zu gleichem Zwecke hatte der General en chef die unter dem Befehle des Herzogs Karl von Mecklenburg stehende 2. Brigade zur Unterstützung der Avantgarde herangezogen und nach der Chaussee links abmarschiren lassen, um sich damit den Rückzug nach Goldberg und die Verbindung mit dem Langeron'schen Corps zu sichern. Zur vollständigen Erreichung des letzten Zweckes wurde die 8. Brigade (Hünerbein) nach Lauterseiffen dirigirt, mit dem Befehle, dort so lange zu verbleiben, bis das Langeron'sche Corps seinen Rückzug gegen Pilgramsdorf bewerkstelligt haben würde, dann aber nach dem Gröditzberge zu marschiren, wohin der Rückzug des York'schen Corps bestimmt war.

Nachdem der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner Brigade eine dem Zwecke seiner Aufgabe entsprechende Aufstellung genommen hatte, entspann sich ein sehr heftiges Gefecht zwischen dem Feinde, der aus Plagwitz debouchiren wollte, und den preußischen Truppen, die ihn an der Ausführung dieses Vorhabens zu verhindern suchten, während die auf den einander gegenüber liegenden Höhen aufgestellten beiderseitigen Batterien sich gegenseitig bekämpften, die preußischen Geschütze aber auch die aus Plagwitz vordringenden feindlichen Colonnen zurückzuwerfen suchten. Die preußischen Truppen hatten hier einen sehr schweren Stand, um sich gegen die bedeutende feindliche Uebermacht in ihren Stellungen zu behaupten; es bedurfte eines so ausgezeichneten Geistes der Truppen und eines so umsichtigen und entschlossenen Benehmens der Führer, um dieser schwierigen Aufgabe in so glänzender Weise zu genügen, wie dies hier geschah. Die Landwehr wetteiferte an Muth und Ausdauer mit den Linientruppen, namentlich zeichnete sich das vom Hauptmann v. Kossacki geführte 4. Bataillon des 5. schlesischen Landwehrregiments aus, welches zweimal den aus Plagwitz debouchirenden Feind mit dem Bayonnet angriff und ihn bis in die Gärten zurückwarf, demnächst unter dem feindlichen Kartätschenfeuer wieder in seine Stellung zurückkehrte. Auch die Tirailleurs des 2. ostpreußischen Infanterieregiments fochten mit großer Ausdauer, wurden aber nebst den freiwilligen Jägern des Regiments fast gänzlich aufgerieben. Der Oberst Katzler deckte mit der Cavalerie sehr erfolgreich die Tirailleurs, erlitt aber einen nicht unbedeutenden Verlust an Mannschaften und Pferden. Nur durch wiederholte Verstärkungen und mehrfachen Ersatz an Munition gelang es den preußischen Truppen, den immer aufs Neue vorbrechenden Feind fortgesetzt zurückzuweisen. Der General Graf Langeron wurde aufgefordert, mit vereinten Kräften die Höhen von Plagwitz im Rücken anzugreifen; er war indessen mit seinem Corps schon zu weit in der Richtung auf Lauterseiffen zurückgegangen, um dieser Aufforderung genügen zu können. Es rückte zwar endlich der General Kapzewitsch mit dem 10. Infanteriecorps von Zobten gegen Höfel vor, ließ sich jedoch nur auf eine Kanonade ein, da er die Höhe bei Plagwitz wol zu stark vom Feinde besetzt finden mochte.

So stand das Gefecht bei Plagwitz und Höfel längere Zeit. Die preußische Avantgarde behauptete sich auf dem Weinberge und am Fuße desselben gegen Plagwitz, die 2. Brigade auf den Höhen, parallel mit der Chaussee und in dem Gebüsche diesseits Plagwitz. Gegenüber war auf dem Steinberge eine zahlreiche feindliche Artillerie aufgestellt; am Fuße der Höhen standen Bataillonsmassen, welche ihre Tirailleurs nach Plagwitz vorgeschoben hatten und von Zeit zu Zeit in Colonnen und mit Geschütz vorbrachen. Während dessen setzten die Gros des York'schen und Langeron'schen Corps ihren Rückzug, das erste nach dem Gröditzberge, das letztere nach Pilgramsdorf, in aller Ruhe fort. Um 5 Uhr Abends befahl der General Blücher auch den Rückzug der bei Löwenberg fechtenden Truppen und zwar: die preußische Avantgarde über Deutmannsdorf, die 2. preußische Brigade über Lauterseiffen, die russischen Truppen unter dem General Kapzewitsch über Petersdorf. Der Oberstlieutenant von Lobenthal zog sich mit der Avantgarde in größter Ordnung, heftig verfolgt und immer fechtend, zurück; er ließ bis Deutmannsdorf seine Truppen wol zehnmal Front machen. Von hier aus gelang es ihm, seinen Rückzug über Hartliebsdorf bis Wilhelmsdorf ganz verdeckt und ohne irgend einen Verlust zu bewerkstelligen. Mit nicht minderer Ordnung setzte sich auch der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner 2. Brigade nach Lauterseiffen in Bewegung, ebenfalls von Feinden, besonders mit Cavalerie und Artillerie, stark gedrängt. Hinter Lauterseiffen machte die Brigade nochmals Front. Der Feind griff jedoch dieses Dorf nur mit Artilleriefeuer an, welches von der Batterie von Pfeil auf kurze Zeit erwidert wurde. Der Prinz zog sich demnächst allmälig an das York'sche Corps nach Neudorf, welches zwischen diesem Dorfe und Gröditz in Marschcolonnen bivouakirte, bereit, in zwei Colonnen über Leisersdorf und Ulbersdorf sich hinter die schnelle Deichsel zurückzuziehen. Das Hauptquartier des Generals York war in Neudorf. Die Avantgarde stand bei Wilhelmsdorf. Der Rückzug des Generals Kapzewitsch ging über Petersdorf, welches Dorf behauptet wurde. Die Nacht machte auch hier dem Kampfe ein Ende, worauf die Truppen ihren Rückzug fortsetzten; die Vorposten wurden im Hochwalde aufgestellt; die linke Flanke sicherten 4 bei Probsthain aufgestellte Escadrons; 1 Dragonerregiment nebst Tschernanevski'schen Kosaken bei Schönau unterhielten die Verbindung mit dem Pahlen'schen Seitencorps, welches sich zum Rückzug nach Schmiedeberg anschickte. Der General Graf Langeron, sowie der General en chef nahmen ihr Hauptquartier in Pilgramsdorf.

Das Sacken'sche Corps wurde von dem 3. franzö-

fischen Armeecorps (Ney) und dem 2. Cavaleriecorps (Sebastiani) um 10 Uhr Vormittags bei Bunzlau angegriffen. Nachdem die Franzosen die abgebrannten Brücken wiederhergestellt hatten, vertrieben sie die russischen Jäger aus der Stadt und debouchirten gegen Mittag, die 8. Division (Souham) an der Tete. Der General Sacken zog sich nach einem lebhaften Gefechte mit seinem Corps über Altwarthau und Mittelau, durch feindliche Cavalerie verfolgt, bis Modelsdorf zurück, wo er sein Hauptquartier nahm.

Auf der feindlichen Seite war der Marschall Ney mit dem Gros seines Corps über Jäschwitz auf Altgiersdorf marschirt, wo um 7 Uhr Abends die Bivouaks bezogen wurden; ein Theil des 3. Corps und das Gros des 2. Cavaleriecorps standen bei Hartmannsdorf; die 39. Division (Marchand) bei Gnadenberg. Das 5. Corps (Lauriston) und die beiden leichten Cavaleriedivisionen des 1. Cavaleriecorps (Latour M.) waren bis in die Höhe von Deutmannsdorf vorgerückt; dahinter standen die beiden Divisionen des Macdonald'schen (11.) Corps. Die Garden und die beiden Cuirassierdivisionen des 1. Cavaleriecorps waren in und bei Löwenberg verblieben. Das 6. Corps (Marmont) war ebenfalls nicht über den Bober gegangen, sondern bei Sirgwitz stehen geblieben.

Der Verlust der schlesischen Armee in dem Gefechte am 21. Aug. war nicht unbeträchtlich; er betrug im Ganzen 51 Officiere und 2095 Mann, von denen auf die im Gefechte gewesenen preußischen Truppen allein 30 Officiere und 1618 Mann kamen.

Am 22. Aug. trat das York'sche Corps in aller Frühe seinen Rückmarsch bis hinter die schnelle Deichsel in zwei Colonnen über Leisersdorf und Ulbersdorf an und postirte sich auf den Höhen hinter diesem Flusse. Die bisherige Avantgarde unter dem Oberstlieutenant von Lobenthal wurde, da sie zu viel gelitten hatte, aufgelöst und eine andere unter dem Oberst von Katzler formirt. Sie bestand aus 2 Linien-Cavalerieregimentern und 1 Landwehr-Cavalleriebrigade, sowie 8 Bataillone von der Linie und Landwehr der 7. und 8. Brigade; die Infanterie derselben stellte sich bei Neudorf auf, die Cavalerie wurde bis an den Gröditzberg vorgeschoben.

Der General von Sacken hatte in Folge erhaltener Nachricht, daß der ihnen gegenüber gestandene Feind sich nach dem Centrum der schlesischen Armee dirigirt habe, sich mit seinem Corps nach Adelsdorf herangezogen und in Modelsdorf seine Avantgarde gelassen. Der General en chef bestimmte für den Fall seines erforderlichen weiteren Rückzuges, daß sich der General Sacken über Seifersdorf und Giersdorf nach Schmogwitz, der General York auf Dohnau und Kroitsch und der General Langeron auf Goldberg und Röchlitz hinter die Katzbach zurückziehen sollten, behielt sich aber vor, den Befehl zum Rückzug selbst zu ertheilen.

Feindlicherseits setzten auf Befehl Napoleon's um 11 Uhr Vormittags das 5. und 11. Armeecorps, sowie ein Theil des 1. Cavaleriecorps die Offensive gegen Goldberg fort; der Marschall Ney erhielt erst am Nachmittage den Befehl, über Haynau gegen Liegnitz vorzudringen; die Garden und das 6. Armeecorps verblieben hinter dem Bober.

Als die russische Avantgarde im Hochwalde vor Lauterseiffen aus durch ansehnliche feindliche Kräfte angegriffen wurde und der General Kapzewitsch sich seiner Instruction gemäß fechtend langsam auf Pilgramsdorf zurückzog, trat auch der General Langeron eigenmächtig seinen Rückzug auf Goldberg an und ließ dem General en chef nur eine Meldung hiervon machen. Der General Blücher, höchst unzufrieden mit dem Benehmen des Generals Langeron, mußte nun auch den anderen Corps den Befehl zum weiteren Rückzug geben. Gleichzeitig ertheilte der General en chef die Ordre, daß ein Theil der Avantgarde des York'schen Corps, die nunmehr die Arrièregarde bildete, unter dem Major v. d. Goltz sich ungesäumt nach Goldberg begeben solle, um die daselbst befindliche russische Arrièregarde zu verstärken und diesen Punkt kräftiger gegen den daselbst vordringenden Feind vertheidigen zu können. Der Major v. d. Goltz erreichte Goldberg glücklich vor dem Feinde und ließ sogleich die ihm überwiesenen 7 Bataillone die dem Zwecke entsprechenden Posten einnehmen und traf mit vieler Umsicht und Thätigkeit die zur Vertheidigung der Stadt erforderlichen Vorbereitungen. Der Flensberg wurde mit 1 Bataillon Infanterie und 7 Geschützen besetzt. Hinter demselben stand der Oberst von Katzler mit 6 Escadronen. Nahe an Goldberg auf der Straße nach Jauer hatten sich 2 russische Jägerbataillone, dahinter die Cavalerieregimenter der russischen Arrièregarde aufgestellt; noch weiter rückwärts auf der Straße nach Jauer befand sich das Corps des russischen Generals Kapzewitsch, welcher den Oberbefehl über alle in und bei Goldberg versammelten Truppen übernahm.

Das York'sche Corps erreichte erst spät in der Nacht die ihm angewiesenen Lagerplätze bei Dohnau und Niederkrayn, in welchem letzteren Orte die Generale Blücher und York ihre Hauptquartiere nahmen. Von dem nicht bei Goldberg verwandten Theile der Arrièregarde war die Cavalerie auf dem Plateau bei Hohberg halten geblieben, die Infanterie war in ihre Brigade eingerückt.

Der General Langeron, den die vom General Blücher ausgesandten Adjutanten im vollen Rückzuge auf der Straße nach Jauer bei Seichau antrafen, erhielt Befehl, sogleich wieder in die Stellung bei Goldberg zurückzukehren; das Corps konnte jedoch erst kurz vor Tagesanbruch wieder in Bewegung gesetzt werden. Das Seitencorps des Grafen Pahlen hatte sich nach Schmiedeberg zurückgezogen, mit seiner Avantgarde unter dem General Kaissaroff aber Hirschberg noch besetzt behalten.

Das Sacken'sche Corps lagerte bei Schmogwitz; das Hauptquartier des Generals Sacken war in Baben.

Der Marschall Ney war mit dem 3. Armeecorps, mit dem 2. Cavaleriecorps und mit der 39. Division aus den Bivouaks bei Altgiersdorf, Hartmannsdorf und Gnadenberg am Nachmittag und Abend aufgebrochen, um gegen die bunzlau-haynauer Straße und Adelsdorf vorzugehen. Die Avantgarde erschien in der Dunkelheit vor Haynau und griff daselbst den General Lanskoy, der

erst mit einem kleinen Theile seines Cavaleriedetachements angekommen war, so überraschend an, daß derselbe nicht mehr den geraden Weg nach Liegnitz einschlagen konnte, sondern sich über Vorhaus und Kaltwasser dahin zurückziehen mußte. Die Franzosen besetzten in der Nacht Haynau und standen über Kreiban bis Thomaswaldau echelonirt; der rechte Flügel dehnte sich bis Adelsdorf aus.

Das 5. französische Armeecorps (Lauriston) war bis Hermsdorf vor Goldberg und südlich gegen Neukirch vorgerückt; die Vorposten bis nahe vor Goldberg, wo sie noch am Abend mit der Besatzung am Oberthore einige Schüsse wechselten. Die beiden Divisionen des 11. Corps (Macdonald) lagerten links gegen den Weg von Ulbersdorf. Die beiden leichten Divisionen des 1. Cavaleriecorps waren nicht über Pilgramsdorf hinaus vorgegangen. Napoleon war bis auf den halben Weg nach Goldberg vorgeritten; dann aber auf die Meldungen von weiteren Rückzügen der Alliirten nach Löwenberg zurückgekehrt.

In der Nacht zum 23. Aug. hatte der Kaiser Napoleon von dem Vordringen der großen böhmischen Armee der Alliirten nach Sachsen Kenntniß erhalten. Diese Nachricht und die aus dem fortgesetzten Rückzuge der schlesischen Armee sich ergebende Wahrscheinlichkeit, daß er seine Gegner für jetzt doch nicht zur Annahme einer Schlacht würde bewegen können, bestimmten den französischen Kaiser, von der schlesischen Armee abzulassen und mit den Garden, dem 6. Armeecorps (Marmont) und dem 1. Cavaleriecorps (Latour M.) am 23. Aug. nach Görlitz aufzubrechen. Anfangs wollte Napoleon auch das 3. Armeecorps (Ney) nach Görlitz mitnehmen; änderte jedoch später seinen Entschluß dahin, daß nur der Marschall Ney für seine Person den Kaiser begleiten, das 3. Armeecorps dagegen unter dem Befehle des Divisionsgenerals Souham bei den Truppen, die gegen die Blücher'sche Armee in Schlesien zurückgelassen wurden und über welche der Marschall Macdonald den Oberbefehl erhielt, verbleiben sollte. Die Hauptaufgabe dieser etwa 100,000 Mann starken Boberarmee sollte nach dem Willen Napoleon's darin bestehen, die feindliche schlesische Armee in Schach zu halten, und sie zu verhindern, gegen die Verbindung der Armee des Kaisers oder gegen die Berlin bedrohende Armee des Marschalls Oudinot irgend etwas zu unternehmen. Zu dem Zwecke sollte der Marschall Macdonald den Feind bis über Jauer zurückwerfen und demnächst eine durch Verschanzungen verstärkte Stellung am Bober einnehmen.

Der General Blücher erhielt bald Nachricht davon, daß der Kaiser Napoleon mit einem beträchtlichen Theile seiner Truppen die ihm gegenüberstehende feindliche Armee verlassen und den Rückmarsch auf Görlitz angetreten habe. Gleichzeitig meldete ihm der Major v. d. Goltz aus Goldberg, daß der Feind seine linke Flanke bedrohe oder gar schon umgangen habe, wodurch der Rückzug des unter seinem Befehle stehenden Detachements höchst schwierig oder gar unmöglich werden würde, wenn ihm nicht schleunigst zu Hilfe gekommen werde. Der General Blücher erließ sogleich an den General Kapzewitsch den Befehl, die Deckung der linken Flanke der Besatzung von Goldberg zu übernehmen, und an den General York die Verfügung, behufs einer Deckung der rechten Flanke der in und bei Goldberg aufgestellten Truppen eine Brigade über die Katzbach vorgehen zu lassen, um den Feind zu verhindern, sich zwischen Goldberg und Röchlitz in das Thal der Katzbach zu werfen. Der General York bestimmte zu diesem Zwecke die unter dem Prinzen Karl von Mecklenburg stehende 2. Brigade. Dieselbe sollte sich mit dem linken Flügel an Niederau lehnen und mit dem rechten Flügel auf Hohberg aligniren, in dieser Stellung den Angriff des Feindes erwarten und nur vor einer zu großen Uebermacht sich langsam zurückziehen.

Das Corps des Grafen Langeron hatte sich noch vor Tagesanbruch von Seichau aus in Bewegung gesetzt und eine Stellung zwischen Prausnitz und Goldberg eingenommen; die Cavalerie der Avantgarde war auf Wolfsdorf gegen den Wolfsberg vorgegangen; noch weiter links standen russische Detachements, um die linke Flanke gegen eine Umgehung auf dem kürzesten Wege von Goldberg über Konradswaldau auf Jauer zu decken.

Die bestätigenden Nachrichten, daß bedeutende feindliche Streitkräfte auf der haynau-bunzlauer Straße ihren Rückzug angetreten hätten, bestimmten den General en chef zu der Ansicht, daß die zurückgebliebenen feindlichen Truppen nur den Zweck haben dürften, den Abzug der Hauptkräfte gegen die böhmische Armee zu maskiren. Um der ihm ertheilten Instruction: dem sich zurückziehenden Feinde auf dem Fuße zu folgen, genügen zu können, hielt der General en chef einen energischen Angriff auf die gegen ihn zurückgelassenen feindlichen Truppen für unumgänglich erforderlich und ertheilte demzufolge die nachstehende Disposition:

Disposition zum Angriff auf den 23. Aug. 1813.

„Die leichte Cavalerie des Generallieutenants Baron v. Sacken wird von Haynau gegen Bunzlau poussirt. Das Corps von Sacken selbst marschirt von Schmogwitz über Adelsdorf gegen den Grödtzberg und hat die Bestimmung, in der Reserve zu bleiben, um den Feind abzuhalten, dem Corps von York sowol von Bunzlau als von Löwenberg aus über Neudorf am Grödtzberge in den Rücken zu gehen."

„Das Corps von York marschirt gegen Ulbersdorf, detachirt Cavalerie mit reitender Artillerie von Ulbersdorf gegen Neuwiese, um dort den etwa vordringenden Feind festzuhalten und geht auf den linken Flügel, nach Umständen auf den Rücken des Feindes los, sodaß der rechte Flügel des Corps von York an Pilgramsdorf kommt. Auf den Höhen diesseits Pilgramsdorf bleibt eine zwölfpfündige Batterie und eine Brigade als Reserve stehen. Der Rest des Corps greift den Feind mit aller Energie an, ohne sich auf lange Kanonaden einzulassen. Die Reservecavalerie bleibt auf dem rechten Flügel."

„Sobald die Kanonade zeigt, daß das Corps von York im Besitze dieser Höhen ist, bricht das Corps vom Grafen Langeron, es sei nun selbst früher angegriffen oder nicht, in des Feindes rechte Flanke vor."

„Ich bleibe auf den Höhen von Goldberg beim Corps des Generals Grafen Langeron."

„Die Katzbach bleibt die Basis der Operationen."

„Alle Verwundete, Gefangene ꝛc. werden nach Jauer gebracht, wohin sogleich die 8 Bataillone, 12 Escadrons und 2 Batterien unter dem Oberstlieutenant Krauseneck von Liegnitz marschiren."

Blücher.

Der Befehl zum Aufbruch der Truppen sollte erst später ertheilt werden, wenn der Feind seinen Angriff mehr entwickelt haben würde.

Der Prinz Karl von Mecklenburg hatte sich schon um 7 Uhr Morgens mit seiner Brigade aus dem Bivouak zwischen Ober- und Niederkrayn in Bewegung gesetzt. Kaum aber waren die ersten Flanqueurs der Brigadecavalerie (gegen 9 Uhr) bei Niederau angelangt, als man drei weit überlegene feindliche Colonnen von Goldberg und Neudorf am Rennwege her eiligst anrücken und sich in Schlachtordnung formiren sah. Die Brigade mußte sich daher nach Rückwärts von Niederau auf dem Plateau des linken Ufers der Katzbach, mit dem linken Flügel an dem steilen Thalrande, mit dem rechten Flügel in der Richtung auf Hohberg aufstellen, welches Dorf zur Sicherung der rechten Flanke mit Tirailleurs besetzt wurde. In einiger Entfernung vor dem linken Flügel an den Gebüschen des Thalrandes und auf den Feldern des Eichvorwerkes lag ein großes französisches Hüttenlager, noch aus der Zeit des Waffenstillstandes herrührend.

Kaum hatte die 2. Brigade (an diesem Tage etwa 6400 Mann stark) die angegebene Stellung eingenommen, als der Feind, bestehend aus den beiden Divisionen des 11. Corps mit der Division Gerard an der Tete, der Cavalerie dieses Corps und einer leichten Brigade des 2. Cavaleriecorps (zusammen etwa in der Stärke von 20,000 Mann), sich entwickelt hatte und sofort die Kanonade mit 24—30 Geschützen eröffnete.

Das Gefecht begann mit großer Heftigkeit. Die so sehr überlegene feindliche Artillerie hatte bald 4 Geschütze der Brigadebatterie (Hnei) demontirt und durch ihr Kugel- und Granatfeuer große Verheerungen in den preußischen Infanteriemassen angerichtet. Der Prinz ließ 2 Landwehrbataillone etwas zurücknehmen, um sie hinter einer Terrainwelle dem heftigen feindlichen Feuer mehr zu entziehen. Diese an und für sich sehr zweckmäßige Maßregel brachte indessen auf die noch nicht gehörig an das Feuer gewöhnten Landwehrbataillone eine sehr nachtheilige Wirkung hervor. Das Bataillon Dobrowsky (Neustädter) warf sich, ohne weiter auf die Commandos zu hören, zurück, brachte auch zwei andere Landwehrbataillone in Unordnung und verleitete sogar ein Linienbataillon, dessen Führer verwundet worden war, zu einer rückgängigen Bewegung, sodaß das ganze erste Treffen dem wüthenden Feuer wich. Das Bataillon Dobrowsky zerstreute sich gänzlich: wogegen es bei den anderen Bataillonen den Bemühungen der braven Führer und sämmtlicher Officiere gelang, die Ordnung wieder herzustellen. Den erwähnten Unfall abgerechnet, fochten die preußischen Truppen mit sehr rühmlicher Tapferkeit. Der Major Roßlen, der sein Bataillon zuerst wieder gesammelt hatte, setzte sich zu Fuß an die Spitze desselben und warf sich, ohne einen Schuß zu thun, auf den vordringenden Feind. Diesem Beispiele folgten mehre andere Bataillone und der Feind wurde bis zu dem Hüttenlager zurückgetrieben, wo neu anrückende feindliche Massen das weitere Vordringen der Preußen aufhielten. Auch seine Ueberlegenheit an Cavalerie machte der Feind auf eine sehr nachdrückliche Weise geltend. Von einem Landwehrregiment, dessen Commandeur und sämmtliche Stabsofficiere verwundet gefallen waren, wurden zwei durch mehrfache Attaken und das heftige Feuer etwas aus einander gekommene Bataillone plötzlich von zwei Seiten durch feindliche Cavalerie angegriffen und ehe sie Quarrés formiren konnten, auseinandergesprengt. Das wirksame Flankenfeuer des Füsilierbataillons des 1. ostpreußischen Regimentes und die herbeieilenden Kosaken, welche der Graf Langeron dem Prinzen von Mecklenburg zu Hilfe geschickt hatte, hemmte die weitere Verfolgung, sodaß, was von dem Landwehrbataillon noch zu sammeln war, auf den linken Flügel der Brigade raillirt werden konnte.

Auch gegen den rechten Flügel hatte der Feind sehr heftige Angriffe gerichtet. Zwei feindlichen Angriffscolonnen ging der Oberstlieutenant v. Lobenthal mit zwei ostpreußischen Bataillonen entgegen und warf sie in großer Unordnung zurück. Mehre feindliche Cavalerieangriffe wies das 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments mit Ruhe zurück und trat mit den anderen ostpreußischen Bataillonen in festester Haltung seinen Rückzug in die Schlachtlinie der Brigade an. Die feindliche Cavalerie erschien jedoch immer zahlreicher und erneuerte ihre Angriffe, von einem heftigen Artilleriefeuer unterstützt. Die nur noch brauchbaren drei Geschütze der preußischen Brigadebatterie setzten in aller Ruhe ihr Kartätschenfeuer fort, geriethen jedoch jetzt in Gefahr, von der feindlichen Cavalerie genommen zu werden. In diesem kritischen Moment eilte der Prinz von Mecklenburg, von feindlicher Cavalerie verfolgt, auf das im Quarré formirte 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments und rief demselben zu: „Bataillon marsch!" Das Bataillon trat an und nahm den Prinzen auf, der die Fahne des Bataillons ergriff und unter dem Rufe: „Nun, Ostpreußen, gilts!" sich mit dem Bataillon der in breiter Front angreifenden Cavalerie mit „Hurrah" entgegenstürzte, sie zurückwarf und dadurch zugleich die bedrohten Geschütze rettete [5]). — Der Feind, den diese unerwartete Bewegung zum Stehen gebracht, ließ der Brigade Zeit, sich zu sammeln.

Durch den starken Verlust, den die preußischen Bataillone in dem mörderischen Gefechte erlitten hatten, sowie durch den Ausfall des neustädter Bataillons war in der Schlachtlinie eine bedeutende Lücke entstanden, welche, als der Prinz gegen die große feindliche Uebermacht seinen Rückzug antreten mußte, durch ein Linksschließen der übrigen Bataillone ausgefüllt werden sollte. Gegen diese schwierige Bewegung unternahm der Feind noch viele

5) Der Fahnenträger, Unterofficier Schorries, hatte innerlich geschwankt, ob er seine Fahne aus der Hand geben dürfe, sie daher auch nicht ganz losgelassen, sondern das untere Ende der Fahnenstange festgehalten.

Angriffe mit seiner überlegenen Cavalerie, die jedoch mit großer Tapferkeit zurückgewiesen wurden. Bei dieser Gelegenheit bewies abermals das 2. Bataillon des 1. ostpreußischen Regiments einen unerschütterlichen Muth, sowie auch die übrigen Bataillone dieses Regiments sich durch ihre Entschlossenheit und feste Haltung rühmlichst auszeichneten. Die preußische Cavalerie hieb mehrmals in den zurückgeworfenen Feind ein und deckte den Rückzug der Tirailleurs aus dem in Brand gerathenen Dorfe Hohberg, sodaß alle Waffen das Ihrige thaten, um den Feind in Respect zu halten.

Die beinahe auf zwei Drittel ihrer Stärke zusammengeschmolzene 2. Brigade würde nun nach einer so langen und tapferen Bekämpfung eines weit überlegenen Feindes eine genügende Veranlassung gehabt haben, ihren Rückzug fortzusetzen, dessen Bewerkstelligung auch jetzt ohne Gefahr möglich war, wenn der Prinz von Mecklenburg in seinem strengen Festhalten an der ihm ertheilten Disposition des Generals Yorck sich nicht zu einem noch längeren Widerstande verpflichtet gehalten hätte. Dem zufolge nahm er auf der Höhe beim Brückenkretscham eine neue Aufstellung, wobei die 2. Brigade sehr zeitgerecht durch 2 russische Jägerregimenter unterstützt wurde, welche der General Kapzewitsch zu ihrer Verstärkung über die Katzbach vorgeschickt hatte. In dieser Aufstellung hielt sich die Brigade noch längere Zeit, bis nach 2 Uhr von dem General en chef der Befehl zum Rückzug eintraf. Der Prinz ging nun über die Katzbach bis hinter Röchlitz zurück, wo er auf den dortigen Höhen die Brigade halten ließ, um die Truppen vollständig zu sammeln und zu ordnen. Der Verlust der Brigade an Todten, Verwundeten und Vermißten betrug 28 Officiere, 1747 Mann und 64 Pferde.

Fast gleichzeitig mit dem Angriffe des Feindes auf die 2. Brigade (gegen 8½ Uhr) griff ein Theil des 5. Armeecorps (Lauriston) die Stadt Goldberg an. Eine starke Colonne, welcher eine Avantgarde vorausging, drang in die selzer Vorstadt ein, wurde aber durch das Feuer von 3 hier aufgestellten Compagnien mit großem Verluste zurückgewiesen. Die Franzosen gaben hier den Angriff auf und besetzten die zwischen dem selzer und Oberthore gelegenen Höhen, von wo aus sie ein lebhaftes Artilleriefeuer gegen die von den Preußen besetzten Häuser eröffneten. Das Gefecht dauerte hier mehre Stunden; die Landwehrmänner, obgleich zum ersten Mal im Feuer und als Tirailleurs agirend, wiesen die durch Kartätschenfeuer von den Höhen unterstützten, wiederholten Angriffe des Feindes mit Standhaftigkeit zurück. Auch mehre gegen das Oberthor gerichtete Angriffe wurden entschieden abgeschlagen, wobei die Franzosen durch das Feuer der Tirailleurs und der freiwilligen Jäger aus dem Thorhause, von der Mauer und aus den anliegenden Häusern einen bedeutenden Verlust erlitten. Als der Feind sich der nahe der Stadt gelegenen Häuser bemächtigt hatte und aufing aus denselben den Vertheidigern empfindlichen Schaden zuzufügen, ging der Lieutenant Hayne vom brandenburgischen Infanterieregiment unaufgefordert mit einem Detachement vor, stürmte eins dieser Häuser und tödtete oder nahm gefangen, was sich vom Feinde darin vorfand; der Lieutenant Hayne selbst wurde bei diesem Unternehmen verwundet.

Gegen 2 Uhr wurde dem Major v. d. Goltz gemeldet, daß der Wolfsberg vom Feinde genommen und der Rückzug der Besatzung Goldbergs gefährdet sei. Die Räumung der Stadt wurde daher befohlen und mit der größten Ordnung ausgeführt. Am Niederthore erhielt indessen der Major v. d. Goltz durch den Major v. Oppen die Nachricht, daß es scheine, als wenn die im Gefecht begriffene 2. Brigade sich behaupten werde und daß es dann von der äußersten Wichtigkeit sei, Goldberg noch länger zu halten. Die bereits am Niederthore versammelten Truppen gingen sogleich wieder auf ihre ihnen früher angewiesenen Plätze zurück. Der durch das Oberthor in Masse eingedrungene Feind wurde mit dem Bayonnet angegriffen und unter Hurrahrufen zur Stadt wieder hinausgeworfen; wer sein Heil nicht in der Flucht suchte, wurde niedergestoßen.

Nunmehr aber ging der bestimmte Befehl vom General Kapzewitsch ein, die Stadt unverzüglich zu räumen. Es geschah wiederum in der größten Ordnung, obgleich der Rückzug unter fortdauerndem feindlichen Artilleriefeuer bewerkstelligt werden mußte.

Der Verlust der preußischen Truppen bei der Vertheidigung Goldbergs betrug im Ganzen 10 Officiere und 487 Mann, worunter sich 81 freiwillige Jäger befanden.

Auch am Wolfsberge kam es am 23. Aug. zu einem hartnäckigen Kampfe. Der General Kapzewitsch ließ in Folge des ihm durch den General Rudzewitsch zugegangenen Befehls, für die Sicherung der linken Flanke der Besatzung Goldbergs zu sorgen, den Wolfsberg, diese im Süden von Goldberg belegene, bewachsene und das gegen Osten vorliegende Terrain dominirende Höhe durch Abtheilungen zweier russischer Jägerregimenter besetzen. Das Gros dieser Regimenter, sowie zwei Infanterieregimenter mit einiger Artillerie standen als Soutien hinter dem Wolfsberge. Die Cavalerie der Avantgarde des Generals Rudzewitsch stand links des von den Preußen besetzten Flensberges; hinter letzterem der Oberst Katzler mit 6 Escadrons. Die Cavalerie des Generals Kapzewitsch hatte sich rechts des Wolfsberges aufgestellt, sodaß sie im Stande war, einem Vorgehen des Feindes zwischen dem Wolfsberge und Goldberg entgegenzuwirken. Der Rest des russischen 10. Infanteriecorps befand sich auf den Höhen von Kopatsch, das Gros des Langeron'schen Corps nahe vor Pransnitz.

Gegen 10 Uhr rückte der Feind zum Angriff vor. Der rechte Flügel des 5. französischen Armeecorps (Lauriston) ging bei Seiffenau und oberhalb desselben über die daselbst nur niedrige Katzbach, drängte die russischen Posten zurück und griff bald darauf den Wolfsberg an, welcher gleichzeitig in den gegen Seiffenau liegenden Schluchten vom Feinde umgangen wurde. Die Russen wurden geworfen; die Franzosen besetzten den Wolfsberg und placirten seitwärts eine zahlreiche Artillerie, welche den Alliirten bedeutende Verluste zufügte. Es entstand nun ein sehr heftiger Kampf, in welchem der Wolfsberg

bald in den Händen der Franzosen, bald in den Händen der Russen war. Der Oberst Katzler, die Wichtigkeit des Besitzes des Wolfsberges für die Vertheidigung Goldbergs und den Position an der Katzbach erkennend, ließ ein Landwehrbataillon und eine Batterie (die 3pfündige Batterie von Oppen) vom Flensberge zur Unterstützung der Russen vorgehen. Das preußische Landwehrbataillon sollte nun in Gemeinschaft mit einem russischen Bataillon den Wolfsberg erstürmen. Sie hatten bereits unter einem heftigen Kartätschenfeuer den halben Hang des Berges erstiegen, als sich aus den Gebüschen auf der Kuppe eine dreifach überlegene feindliche Truppenmasse entwickelte und die Alliirten mit dem Bayonnet zurückwarf. Mehre noch unternommene Versuche, den Wolfsberg wieder zu gewinnen, blieben erfolglos.

Als der General Graf Langeron von dieser Lage des Gefechtes Meldung erhielt, ließ er die 15. Division zur Verstärkung auf den linken Flügel der fechtenden Truppen vorgehen und rückte selbst mit dem Reste seines Corps von Prausnitz bis über das vorliegende bebuschte Terrain hinaus. Der Feind aber verstärkte sich ebenfalls. Der eine große Heftigkeit annehmende Kampf zog sich in die zwischen dem Wolfs- und dem Flensberge liegende Ebene, sodaß die den letzteren besetzt haltenden preußischen Truppen (2 Bataillone und eine halbe Batterie) zur Theilnahme an demselben gelangten. Es wurde von beiden Seiten mit großer Tapferkeit gefochten; doch gelang es den Anstrengungen der Alliirten nicht, sich wieder in den Besitz des Wolfsberges zu setzen. Aber ebensowenig vermochte der Feind weiter vorzudringen; die Artillerie und die überlegene Cavalerie der Alliirten setzten seinem weiteren Vordringen entschiedene Hemmnisse entgegen. Bei den mehrfach gegen die feindlichen Tirailleurs mit günstigstem Erfolge unternommenen Cavalerieangriffen zeichneten sich die beiden Escadrons des brandenburgischen Husarenregimentes besonders vortheilhaft aus. Ein sehr lebhaftes Tirailleur- und Artilleriefeuer dauerte mehre Stunden fort.

So standen die Gefechtsverhältnisse am Wolfsberge bis gegen 2 Uhr. Auf der nördlichen Seite von Goldberg hatte der Prinz Karl von Mecklenburg mit seiner Brigade nach rühmlichstem Kampfe der feindlichen Uebermacht weichen müssen; noch sehr bedeutende Kräfte zeigte der Feind bei Neudorf am Rennwege. Was man am Wolfsberge gegen sich hatte, konnte man nicht übersehen und daher auch nicht beurtheilen, ob bei einem Versuche, mit Anwendung der Gesammtkräfte des Langeron'schen Corps, den Wolfsberg wieder zu gewinnen und die Franzosen über die Katzbach zurückzuwerfen, auf einen glücklichen Erfolg zu rechnen sei. Dazu kam die übereinstimmende Aussage aller Gefangenen, daß Napoleon bei der Armee anwesend sei, woraus eine größere Stärke der gegenüberstehenden feindlichen Kräfte und eine sehr energische Verwendung derselben mit Recht gefolgert werden mußte. Die am Morgen gegebene Disposition konnte augenscheinlich nicht mehr ausgeführt werden; wollte man sämmtliche in Bewegung gesetzte Truppen zum Angriff vorgehen lassen, so mußte es zu einer allgemeinen Schlacht mit ungewissem Ausgange kommen, welche eben zu vermeiden das schlesische Armeecommando in der ihm ertheilten Instruction auf das Bestimmteste angewiesen war. Alle diese Umstände bewogen nun den General Blücher, so schwer dieser Entschluß auch seinem Charakter werden mochte, um diese Zeit den allgemeinen Rückzug zu befehlen [6]).

Das Gefecht wurde demnach abgebrochen. Der General Langeron stellte die 9. Division unter General Udom vor Prausnitz auf, um die zurückgehenden Truppen aufzunehmen. Der General Rudzewitsch zog sich mit der Avantgarde der Cavalerie und der 15. Division über Prausnitz und Seichau, der General Kapzewitsch und die Besatzung von Goldberg über Kopatsch, Röchlitz und Lasnig zurück. Der Feind drängte heftig nach; der Major v. Zepelin, beauftragt, das Debouchiren des Feindes aus Goldberg mit dem 3. Bataillon des 12. Reserveregiments möglichst lange zu verhindern, wäre beinahe abgeschnitten worden. Der General en chef war bis zuletzt bei den hintersten Flanqueurs verblieben und schien auch für seine Person das Terrain so lange als möglich dem Feinde streitig machen zu wollen, welcher die Verfolgung nur mit leichten Truppen bis über Prausnitz hinaus fortsetzte. Der General Rudzewitsch besetzte mit der Avantgarde die Höhen von Seichau, das Gros des Langeron'schen Corps ging in die starke Stellung von Hammersdorf zurück, woselbst der Corpscommandeur sein Hauptquartier nahm.

Das York'sche Corps zog sich in Folge des erhaltenen Befehls in der Richtung auf Schlaupe zurück; nur die 8. Brigade blieb in Lasnig zurück, um dort die in musterhafter Ordnung sich zurückziehende 2. Brigade aufzunehmen. Nachdem dies geschehen, marschirten beide Brigaden über Arnoldshof und Schlaupe, passirten dort die wüthende Neiße und vereinigten sich demnächst mit ihrem Corps, welches auf den Höhen zwischen Ober- und Nieder-Weinberg und Bellwitzhof eine Aufstellung genommen hatte. Später erhielt das York'sche Corps indessen den Befehl, den Rückzug noch bis hinter Jauer fortzusetzen und bei Profen ein Lager zu beziehen. Die Truppen brachen sofort auf und marschirten in 2 Colonnen über Brechtelshof und Alt-Jauer in die ihnen zugewiesene Aufstellung, wo sie nach einem sehr beschwerlichen Nachtmarsche äußerst erschöpft das Lager bezogen. Eine Menge Leute, besonders von den Landwehren, waren aus Ermüdung unterwegs liegen geblieben. Das Hauptquartier des Generals York kam nach Profen. Der General Blücher hatte das seinige in Jauer genommen.

Das Saken'sche Corps war nach minder bedeutenden Gefechten mit Truppen des 3. französischen Corps über Hochkirch und Mahlitsch gleichfalls in das Lager bei Profen gerückt, wo es den rechten Flügel einnahm.

---

6) In seinem Abends 9 Uhr an den König erstatteten Berichte sagt Blücher über die Motive seines Rückzuges am 23. Aug.: „Die Affaire am Wolfsberge hätte wahrscheinlich einen glücklicheren Ausgang genommen, hätte nicht die Verbindung des Ganzen, die Natur der Umstände und noch mehr die Allerhöchste Instruction erfordert, das Gefecht abzubrechen."

Die Arrièregarde des Generals Sacken scheint bei Mahlitsch stehen geblieben zu sein.

Die Reservecavalerie des York'schen Corps stand bei Brechtelshof und unterhielt die Verbindung mit der Arrièregarde der russischen Corps.

Die preußischen Truppen hatten in den Gefechten am 23. Aug. 40 Officiere und 2634 Mann verloren, mithin hatte die schlesische Armee im Ganzen an diesem Tage einen Verlust von mehr als 4000 Mann erlitten. Nachtheiliger aber noch als die seitherigen Verluste an Streitkräften war die moralische Einwirkung, welche die bisherige Operationsweise auf den Geist der Truppen ausübte. Die vielen Hin- und Hermärsche waren gewaltig ermüdend für alle Truppen und wirkten besonders zerstörend auf die schlesischen Landwehren, von denen bereits 3 Bataillone sich ziemlich aufgelöst hatten, einige andere ganz abhanden gekommen waren. Das Alles machte den General York sehr aufgeregt. Er kannte die eigenthümliche Aufgabe der schlesischen Armee nicht und ihm wie seinem Hauptquartier erschien die Verfahrungsweise des Armeecommandos, das fortwährende Hin- und Herziehen der Truppen, das Ertheilen und Widerrufen von Befehlen, als ein Schwanken in den Ansichten des Obercommandos, durch dessen Anordnungen sein Corps dem Verderben entgegengeführt würde. Bei einem am 25. Aug. erfolgenden Zusammentreffen mit dem General en chef hielt nun der General York seinen Unmuth nicht länger zurück und es kam zu einem sehr heftigen Auftritte in Gegenwart mehrer russischen Generale, bei denen ebenso wie bei den preußischen Unterbefehlshabern die Unzufriedenheit mit den bisherigen Anordnungen sehr groß war. Eine solche Scene war natürlich nur geeignet, das Vertrauen der Russen zu dem preußischen Oberfeldherrn noch mehr zu erschüttern.

Der General Blücher, der nach seiner Art das Nationelle der Kriegführung denen überließ, auf die er nach einem bewundernswürdig sicheren Tacte einmal sein Vertrauen gesetzt hatte, war selbst mit dem vielen Hin- und Hermarschiren, sowie mit den Resultaten der löwenberger und goldberger Gefechte nicht befriedigt. Er überfah mit großer Klarheit, daß ein fortgesetztes ähnliches Verfahren die ihm anvertraute Armee unfehlbar zu Grunde richten müsse. Die bereits beginnende Auflösung durch den Ungehorsam des Generals Langeron und durch das Widerstreben des Generals York fühlte er deutlich. Diese Reflexion erzeugte in seiner Seele den festen Entschluß, eine größere Schlacht herbeizuführen; eine solche daher anzunehmen, wenn der Feind zur Offensive weiter vorrücke, oder ihn selbst anzugreifen, wenn er in seiner angenommenen Position verbliebe. In diesem Entschlusse konnten den General Blücher keine Vorstellungen wankend machen, es war ihm vollständig klar, daß nur eine gewonnene Schlacht im Stande sei, die vorhandenen großen Uebelstände zu beseitigen und das Vertrauen und den guten Geist wieder herzustellen; mit dem Verluste einer Schlacht aber nicht mehr eingebüßt werde, als was ohnehin verloren gehen müsse, wenn man sich auf die bisherige Weise zu genau an die ertheilte Instruction binde.

Der am 26. Aug. 1813 erkämpfte glänzende Sieg an der Katzbach rechtfertigte auf das Vollkommenste die Richtigkeit der Ansicht des Oberfeldherrn. (*C. Baer.*)

GOLDBERGER'SCHE KETTEN. Im fünften Decennium dieses Jahrhunderts wurden unter diesem Namen gegen Rheumatismus (nebenbei aber auch noch gegen eine Anzahl anderer Leiden und selbst als Präservativ gegen Cholera) physikalische Apparate angepriesen und vielfältig von Kranken gekauft, die nach Angabe des berliner Erfinders genau nach Art der Volta'schen Säule construirt sein, daher auch die gleichen physiologischen Wirkungen äußern sollten. Sorgfältige kritische und experimentelle Untersuchungen, namentlich von einem Anonymus (Casper's Wochenschrift 1849. Nr. 40. 41) und von Dr. Küchenmeister (Deutsche Klinik. 1852. Nr. 11—13) haben aber dargethan, daß die physiologische Wirkung jener Goldberger'schen Rheumatismusketten in der ursprünglichen Construction nicht weiter geht, als bei einem einfachen in Contact gesetzten Plattenpaare. Eine stärkere elektrische Wirkung wurde durch die von Pulvermacher bewirkte Construction dieser Rheumatismusketten erzielt und es hat dann auch Goldberger seinen spätern Apparaten die Einrichtung gegeben, daß sie aus Metallplattenpaaren mit Zwischenkörpern bestehen.

(*Fr. With. Theile.*)

GOLDBLECH. Eigentliches Goldblech wird nie als Handelswaare, sondern nur zur unmittelbaren Verarbeitung verfertigt. Man stellt es durch Walzen dar, indem man einen gegossenen Stab oder eine gegossene Platte erst mit dem Hammer ausbreitet und dann unter die Walzen bringt. Siehe den Artikel Gold, wo unter V. Verarbeitung und Anwendung des Goldes das Nöthige gesagt worden. (*C. Reinwarth.*)

GOLDBRASSE, Chrysophrys, heißt eine artenreiche Gattung aus der Familie der Beassen oder Sparoideen, deren gemeine mittelmeerische Art schon Aristoteles beobachtete und untersuchte. Im Allgemeinen den eigentlichen Brassen (s. den Artikel Sargus) gleichend zeichnet sich diese Gattung im Besonderen aus durch sieben Kiemenhautstrahlen und 4—6 kegelförmige Vorderzähne in jedem Kiefer. Der schon im Alterthume gebräuchliche Name Goldbrasse ist von dem goldgelben Augenbande der gemeinen Art entlehnt, der Mehrzahl der außereuropäischen Arten fehlt aber dasselbe, sodaß es nicht als Gattungscharakter betrachtet werden darf. Die gemeine Art Chr. aurata im Mittelmeere wird 15 Zoll lang und wegen ihres zwar trocknen, aber doch schmackhaften Fleisches überall zu Markte gebracht. 20 blendende Goldstreifen schmücken das silberne Schuppenkleid. Seltener ist eine dickschnäuzige Art, Chr. crassirostris im Mittelmeere mit sehr dicker Schnauze und viel schlankerem Körper und nur mit Goldfleck auf der Schläfe. Andere Arten leben an der afrikanischen, der warmen asiatischen und der amerikanischen Küste. Am vollständigsten hat sie Valenciennes in seiner geschätzten Histoire naturelle des poissons beschrieben. (*Giebel.*)

GOLDCRONACH, bairische Stadt im Kreise Oberfranken, Landgerichtsbezirk Gefrees, 1354 Fuß über

dem Meeresspiegel, an der Cronach, im Fichtelgebirge zwischen hohen Bergen, zählt 940 Einwohner, hat zwei Mühlen und zwei Burgruinen, Hammerwerke und Branntweinbrennereien, ein Bergamt und treibt Bergbau auf Kupfer, Spießglanz, Vitriol, Antimonium, Serpentin und Marmor. Dieses schon im J. 1002 unter Kaiser Heinrich II. bekannte Städtchen war bei Anlegung eines ergiebigen Goldbergwerkes entstanden. Im J. 1365 erhielt das Bergwerks- und Stadtprivilegium der Burggraf Friedrich V. Im J. 1695 wurden aus dem daselbst gewonnenen Golde doppelte Dukaten geprägt. Auch noch in den Jahren 1772—1775 hat es eine Ausbeute an Gold und Silber gehabt. (*H. E. Hössler.*)

Golddraht, s. Gold S. 174 u. 183.

GOLDEMAR. Freiherr von Aufseß fand in einer Papierhandschrift, die größtentheils ärztliche Vorschriften von einer Hand des 14. Jahrh. enthält, vier Blätter versteckt, welche den Anfang eines verlorenen, aber schon von W. Grimm in der Deutschen Heldensage S. 174 und 338 vermutheten Gedichtes von dem Zwergkönige Goldemar darbieten, der nach unsern teutschen Denkmälern in den Sagenkreis von König Dietrich von Bern verflochten ist. Dieses zehn dreizehnzeilige Strophen (von denen die letztere jedoch unvollständig ist) enthaltende Bruchstück wurde sodann von Moritz Haupt in dessen Zeitschrift für deutsches Alterthum VI, 520 fg. im J. 1848 herausgegeben.

Der Inhalt desselben ist, abgesehen von dem theilweise dunkeln Eingange, in der Kürze folgender: Als Herr Dietrich von Bern einst zum Kampf gegen die Riesen ausritt, wurde demselben von großen Riesen Kunde gesagt, die in dem Waldgebirge, Trutmunt geheißen, wären. Dahin eilte der Held und fand in dem Walde einen Berg, den Zwerge erbaut hatten und besaßen. Da sah er bei ihnen eine Jungfrau, so schön er noch nie eine gesehen und freute sich darüber. Als er sie jedoch sehen wollte, vertraten ihm die Zwerge den Weg und führten sie in den Berg. Er suchte nun die Zwerge zu bewegen, ihm die Jungfrau sehen zu lassen, allein der mächtige König Goldemar barg dieselbe hinter sich, und als Dietrich darauf mit seinen Waffen drohend Kunde begehrte, von wannen sie die Frau genommen hätten oder wo sie herkäme, sprang Goldemar vor den Berg, mahnte ihn gegen die Sachsen zu ziehen, an ihm fände er hier Nichts zu kämpfen, doch wolle er ihm von seiner Frau Kunde geben. (Damit wird die letzte Strophe lückenhaft.)

Nach den Eingangsworten des Gedichtes vermuthet Haupt den Albrecht von Kemenaten, dessen Rudolf von Ems in seinem Wilhelm und Alexander als eines meisterlichen Dichters gedenke, als Verfasser, sodaß das Gedicht von Dietrich und Goldemar in den Anfang des 13. Jahrh. fallen würde und da dasselbe mit dem Sigenot und Eckenliede große Aehnlichkeit habe, so fühle man sich versucht, alle drei Gedichte Einem Verfasser zuzuschreiben. Allein gewiß mit Recht bemerkt K. Gödecke, Deutsche Dichtungen im Mittelalter S. 524: „bei dem Mangel aller weitern Nachrichten über diesen Albrecht und der Zweifelhaftigkeit der Bezeichnung im Bruchstück selbst mag die Annahme alle Beachtung fordern dürfen, obwol sich nicht leugnen läßt, daß die Erwähnung Albrecht's der Art ist, daß sich ein Gegensatz seiner Auffassung Dietrich's gegen den Inhalt des Gedichts ergibt. Albrecht (sagt der Dichter unter Anrufung der Herren) die merken sollen) dichtete, daß Dietrich nie für Frauen in Liebe entbrannt war. Uns sagt man (die Handschrift hat wen, was Haupt in wan ändert), daß er auf Streit sann, bis er einst eine schöne Frau sah. Es würde sehr auffallen und ohne alle Analogie sein, wenn Albrecht sich selbst als Dichter nennte und unmittelbar darauf fortführe „„Doch sagt (er) uns,"" sodaß sich der Dichter in einem Athem mit Namen bezeichnete und auch wieder unter die Hörer seines Gedichtes rechnete."

Auf die Sage oder auf das Gedicht spielt eine Stelle des nicht vor 1291 gedichteten Reinfried von Braunschweig an; ein späteres Zeugniß zur Sage gibt die Vorrede des Heldenbuches; s. W. Grimm a. a. O. 174 und Gödecke a. a. O. Von der Sage weiß jedoch die altnordische Thidrekssaga Nichts.

Mit Wahrscheinlichkeit hat man vermuthet, daß dieser Zwerg Goldemar in dem Hausgeiste Goldemar oder Volmar wiedererscheine, der sich drei Jahre bei Nevelin von Hardenberg auf dem Hardenstein an der Ruhr aufhielt. Siehe hierüber Gobelinus Persona, Meibom. script. I, 186, v. Steinen, Westfälische Geschich S. 777—779, Grimm, Myth. 477 und die Irische Elfenmährchen der Gebrüder Grimm S. LXXXIII LXXXV; XCVIII. (*A. Raszmann*)

GOLDENE AUE (die), ein äußerst fruchtbare Thal im Thüringerlande, in Bergreihen von Norde nach Süden am Flusse Helme hinziehend und darum früher Helmaue genannt. Sie beginnt unterhalb Nordhausen nach dem Kloster Roßleben zu im herrliche Thale der Unstrut. Ihre Fruchtbarkeit ist sprüchwörtlich geworden und der Segen an Obst und Getreide wie a Oelsaat außerordentlich. Blos Nordhausen soll aus de Oelsaaten des Thales jährlich 17,000 Centner Oel schla gen. Hauptorte sind Heringen und Kelbra, beide an de Helme liegend. (*H. E. Hössler*)

GOLDENE BULLE. Indem in Betreff de Allgemeinen (Anwendung, Material, Form u. s. w.) au den Artikel Bulle in dieser Encyklopädie (1. Sec 14. Bd. S. 11 fg.) verwiesen werden kann, ist hi nur über die wichtigeren Staatsactenstücke zu berichten welche als „goldene Bullen" bekannt sind. Allem An schein nach bedienten sich die byzantinischen Kaiser de selben zuerst; die griechischen Schriftsteller jener Ze nennen sie χρυσόβουλλον oder σφραγὶς χρυσῆ; vergl. z. B Anna Komnena in der Alexias und Kodinos (De offic Palat. Constantinopol.). Angeblich soll schon Justinianos im J. 550 n. Chr. der Sophienkirche in Constantinopel eine goldene Bulle verliehen haben. Thulemeier (De bull. c. 2) sieht Theophilos, den Sohn des Michael als den ersten byzantinischen Kaiser an, welcher sich dieser Art von Siegeln bedient habe. Vergl. Anecdota ed. *Heimbach.* Vol. 2. Wäre diese Annahme richtig,

würde man wol den ersten Gebrauch der goldenen Bullen den karolingischen Frankenkönigen zuschreiben müssen. — Als goldene Bulle wird ferner die Constitutio Basilii Porphyrogeniti bezeichnet, welche im Jus Graeco-Rom. des Leunclavius Vol. I. p. 118 sich vorfindet; ebenso die Constitutio Nicephori Botoniatae (ebendas. I, 123). Ueber eine Constitutio Alexii Comneni (vergl. c. 3) vergl. *Gothofred.* Corp. jur. Dieser Kaiser schenkte z. B. vermittels einer goldenen Bulle im April 1081 die Insel Patmos an den H. Christodulos, für den er zugleich auf derselben ein Kloster stiftete: diese Bulle ist abgedruckt in Roß, Reisen auf den griech. Inseln II, 179 fg. — Ferner gedenkt Niketas (Chron. I. p. 66 ed. Bonn.) einer goldenen Bulle des Kaisers Manuel Komnenos. — Im J. 1330 ließ der Kaiser Andronikos II. dem Herzoge Heinrich von Braunschweig eine goldene Bulle ausstellen, welche bei Thulemar (1697) kommentirt ist. Noch Phrantz. (III, 1) berichtet endlich von einer goldenen Bulle der byzantinischen Kaiser [1]).

Vielleicht früher, jedenfalls aber etwa gleichzeitig mit diesen Fürsten bedienten sich der goldenen Bulle die fränkischen Karolinger. Ob aber Karl der Große (wie *Eckhart* in den Comm. de reb. Franciae Orient. II. p. 6 seq. behauptet) diese Siegelart angewendet habe, ist nicht genügend nachzuweisen. Die Angabe, daß er es gethan habe, beruht auf einer Stelle des Albericus de Rosate (ad Leg. I Cod. de summ. trin. 20), welcher dem Zeugnisse des Arth. Duckius (De auctor. jur. civ. III, 3) zufolge eine mit goldener Bulle versehene Urkunde Karl's des Großen für Venedig gesehen hat. Damit würde *Polydor. Vergil.* De rer. invent. VIII, 2 wol übereinstimmen, welcher den Beginn des Gebrauches der goldenen Bulle von Seiten römischer Kaiser Karl dem Großen zuschrieb. Ohne Zweifel aber auf Irrthum beruht es, wenn Rosiarius (Apparat. ad stemmata Lothar.) diesen Gebrauch bei den Frankenkönigen schon 200 Jahre früher nachweisen zu können meinte. Besser beglaubigt ist die Angabe, daß Ludwig der Fromme Goldsiegel angewendet habe; vergl. *Agobard.* De insolent. Judaeor. init.

Von Karl dem Kahlen an ist diese Thatsache authentisch beglaubigt; vergl. *Suger.* De administrat. sua bei Doublet p. 873 („cum appenditiis sigillis aureis"), Regest. I Parlam. Paris. f. 185 etc.

Bei den teutschen Königen und Kaisern dauerte der Gebrauch der goldenen Bullen vorzugsweise fort; ja Kaiser Ferdinand III. bezeichnet die Anwendung der goldenen Bullen gradezu als kaiserliches Vorrecht, indem er in seiner Capitulation (art. 46) sagt: „daß die güldne Bull als ein uhraltes insigno eines regirenden Römischen Kaisers oder Königs an kein ander diploma, als welches bei der Reichs-Canzley mit Kaiserl. Maj. Verwilligung außgefertigt wird, gedrucket werden solle." Damit stimmt auch die Capitulation Ferdinand's IV. (c. 44) überein. Auf vielleicht absichtliche Unrichtigkeit aber kommt es hinaus, wenn Lancellotus (Templ. omn. jud. I. c. 1) behauptet, nur der vom Papste gekrönte Kaiser habe sich der goldenen Bulle bedienen dürfen. Vergl. dagegen z. B. *Canin.* Sur la bulle dorée p. 61 und *Thulemar.* de bullis p. 10. Es kann daher nicht Wunder nehmen, wenn die goldenen Bullen teutscher Könige und Kaiser zahlreich waren.

a) Von Heinrich I. wird eine goldene Bulle erwähnt im Chron. Cassin. II, 31.

b) Eine goldene Bulle Otto's I. findet sich in *Goldast*, Constitutt. imp. I, 216; doch wird die Echtheit derselben angezweifelt.

c) In Betreff Heinrich's II. vergl. Vit. S. Meinwerci p. 32 und Leonis Ost. chron. Cassin. II, 31.

d) Ueber die goldene Bulle Heinrich's III. vergl. Chron. Cassin. II, 81 und III, 49; *Will. Hedae* Hist. episc. Ultraject. p. 290.

e) Einer goldenen Bulle Heinrich's IV. gedenkt *Otto Frising.* De gestis Frid. I, 55.

f) Nach Kleinsorg (Chron. Westphal. eccles. VI.) hat Konrad III. ein Privilegium für Corvey in Form einer goldenen Bulle erlassen. Eine goldene Bulle Konrad's vom Jahre 1145 ist bei *Buchel.* ad Will. Hedam p. 166 seq. abgedruckt.

g) Unter den goldenen Bullen Friedrich's I. Barbarossa (cf. *Gotfried*, Chron. ad ann. 1167; *Goldast*, Constitutt. imp. II, 8 u. a.) ist hervorzuheben diejenige vom Jahre 1180 die dem Erzstifte Cöln verliehenen Theile von Westfalen und Engern betreffend bei Ohlenschlager, Erläuterungen der goldenen Bullen, Urkundenbuch S. 67 fg.

h) In Betreff Heinrich's VI. *Buchelius* ad Will. Hedam p. 178.

i) Daß auch Philipp sich der goldenen Bullen bediente, bezeugt *Gelen.* Vit. S. Engilbert. p. 32.

k) Häufiger sind goldene Bullen Friedrich's II. Vergl. *Joh. Villan.* VI, 25; *Ludewig*, Reliqu. Mss. IV, 257; *Goldast*, Constitutt. imp. I, 73. 289 und 304; Goldast, Reichssatzungen S. 30 und Böhmische Beilagen p. 143; *Freher*, Scriptt. rer. Germ. I. app. p. 2; *Limnaei* Jus publ. V. c. 2. no. 30; Braunschweig. histor. Händel I, f. 28; Bemerkungen über die goldene Bulle Kaiser Friedrich's II. vom Jahre 1232 im städtischen Archive zu Halle (in den Neuen Mittheilungen d. Thüring.-Sächs. Vereins I, 1. S. 105 fg.). Friedrich's II. goldene Bulle vom Jahre 1235 wegen Errichtung des Herzogthums Braunschweig ist auch bei *Meibom*, Scriptores rer. Germ. III. p. 206 seq. abgedruckt.

l) In Bezug auf eine goldene Bulle Rudolf's I. s. *Layritz*, De burggraviatu Norico p. 21.

m) Bei weitem die wichtigsten aber sind die goldenen Bullen Karl's IV., von denen einige eine genauere Besprechung verdienen. Kurz nur möge gedacht werden der Urkunde, durch welche Karl Petrarca zum Pfalzgrafen erhob (cf. Petrarc. epist. XII, 2); ferner der Constitution von Recht und Gerechtigkeiten des Königreiches Böheim vom Jahre 1355 (bei Goldast, Reichssatz. I,

1) Vergl. noch die in der bonner Ausgabe des Gedrenus (2. Bd. S. 946) angeführten Stellen.

150 und Ohlenschlager, Erläuterungen zur g. B., Urkundenb. S. 74 fg.); damit hängt dann die goldene Bulle vom J. 1355 über die Incorporation der Lande in Polen und Schlesien zum Königreich Böhmen (bei Goldast a. a. O. II, 43 fg.) zusammen; ferner die goldene Bulle für Brabant, welche den Brabantern die Freiheit sicherte, daß sie sich nur vor einheimischen Gerichten zu stellen brauchten (1349)[2]; endlich vergl. *Goldast*, Constitutt. imp. I, 369 seq.; II, 1 und 93 seq. und Reichssatzungen S. 2. 45 fg. und 153.

Als goldene Bullen werden auch die beiden wichtigen Urkunden bezeichnet, von denen die erstere — datirt 4. Dec. 1355 — dem Markgrafen Friedrich von Meißen und seinen Brüdern Balthasar, Ludwig und Wilhelm ihre Fürstenthümer, Privilegien und Lehen bestätigt (vergl. *Rudolphi*, Gotha dipl. V. p. 214 seq.), die andere — datirt III. Id. Oct. 1359 — eine kaiserliche Zusicherung für den teutschen Klerus enthält, daß Personen und Güter der Geistlichen gegen jeden Angriff von Seiten weltlicher Personen sicher sein sollten (vergl. *Raynaldi* Ann. ecclesiast. Vol. XVI. p. 402 seq.). Vorzugsweise aber mögen hier die goldene Bulle des Jahres 1356 und die sogenannte sächsische goldene Bulle eine ausführlichere Besprechung finden.

Goldene Bulle Kaiser Karl's IV. vom Jahre 1356. — Die Auflösung aller rechtlich bestehenden Staatsverhältnisse in Teutschland, welche nach dem Sturze der Hohenstaufen eingerissen war, die Zerbröckelung der Macht des Reiches, die stete Gefährdung des Besitzes, ja des Bestandes alter Glieder des Reiches führten endlich zu einer Reaction, deren Ziel Wiederherstellung der Reichsorganisation war. Langsam, aber mächtig machte sich ein neuer Geist geltend und die fortdauernden Eingriffe der Päpste auch in die weltlichen Angelegenheiten Teutschlands, die Intrigen außerteutscher Fürsten, das bei jeder Gelegenheit mehr oder weniger offene Hervortreten des Ehrgeizes oder des Unabhängigkeitssinnes der teutschen Fürsten vermochten nicht zu hindern, daß Teutschland auf der Bahn zu diesem Ziele bedeutungsvolle Schritte vorwärts that. Das Papstthum war in der ersten Hälfte des 14. Jahrh. moralisch schon von seiner Höhe herabgesunken und sich selbst schadete es nur noch durch den Uebermuth und die Hartnäckigkeit, womit es in Teutschland weltlichen Einfluß beanspruchte, während doch die Päpste in Avignon als abhängig von Frankreich erscheinen mußten. Dieser schroffe Gegensatz trug wesentlich dazu bei, die entscheidende Maßregel in das Leben zu rufen, welche 1338 der erste Kurverein zu Rense beschloß. Gegenüber den erniedrigenden Anforderungen des Papstes hatte Kaiser Ludwig die demüthigsten Anerbietungen gemacht und hatte sogar im October 1336 erklärt, daß er, um dem römischen Stuhle Genüge zu leisten, bereit sei, den römischen Kaisertitel abzulegen und persönlich den Papst um Wiederherstellung in Ehre und Stand zu bitten. So hatte der Kaiser selbst einen bestimmenden Einfluß des Papstes auf die Kaiserwahl zugestanden, was bei der teutschen Nation wie bei Männern der Wissenschaft jener Zeit vielseitigen Widerspruch erregte. Als Ausdruck der damals überwiegend gewordenen Ansicht kann der Beschluß von Rense gelten, „daß die kaiserliche Würde und Macht unmittelbar von Gott ist und daß nach dem Rechte und nach alten bestätigten Reichsgewohnheiten, sobald Einer zum Kaiser oder König von den Kurfürsten des Reiches entweder einstimmig oder vom größten Theil gewählt ist, daß dieser dann durch die bloße Wahl für den wahren König und römischen Kaiser zu halten und so zu nennen ist[3]), — daß er der Bestätigung von Seiten des Papstes nicht bedarf" u. s. w. Durch diesen Beschluß, welchen der Kaiser durch Proclamation vom 8. Aug. 1338 bekannt machte, wurde zunächst das Princip der unabhängigen Kaiserwahl durch die teutschen Wahlfürsten ausgesprochen; aber immer noch blieb den Intriguen bei der Durchführung desselben Thür und Thor geöffnet. Die nächsten zwölf Jahre bewiesen das deutlich. Die Königswahl Karl's IV. von Seiten einer Partei, die Anbietung der teutschen Krone an Eduard III. von England, dann an den Markgrafen Friedrich von Meißen, endlich an den Grafen Günther von Schwarzburg von Seiten einer andern Partei, die dadurch bedingten Parteiumtriebe und Kämpfe zeigten, daß nähere Bestimmungen über diese wichtige Verfassungsfrage getroffen und rechtsgültig zur Anerkennung gebracht werden müßten. Erst nach mehrjährigen Kämpfen und Unterhandlungen und in Wirklichkeit erst nach Abfindung seiner Rivalen durch sehr bedeutende Geldsummen konnte Karl sich unangefochten als Kaiser betrachten und den Zug nach Rom antreten, wo er sich am 5. April 1355 die Krone aufsetzen ließ. Bald nach seiner Rückkehr aus Italien berief er nun die Fürsten, Grafen und Herren, sowie die Abgeordneten der Städte[4]) für den 11. Nov. 1355 zu einem Reichstage nach Nürnberg[5]). Holzschuher und Ludewig (in der Vorrede zu seinen Erläuterungen der goldenen Bulle II. S. 56) geben aus einem Cod. Ms. Plothoianus ein Verzeichniß der Fürsten, welche in Folge dieser Ladung in Nürnberg zu sammenkamen und der erstere berichtigt nicht nur diese Liste, sondern vervollständigt sie auch um 22 Namen, sodaß etwas über 60 Namen von Anwesenden hiernach bekannt sind. Eine große Zahl derselben ergibt sich

2) K. Karl IV. verlieh im J. 1349 eine goldne Bulle dem Herzoge Johann von Lothringen (herausgegeben von Thulemarius 1697). Zu bemerken ist hier freilich, daß das Actenstück selbst am Schlusse nicht ein goldenes Siegel, sondern nur ein angehängtes kaiserliches Siegel (sub nostrae majestatis sigillo) bezeugt. Aber bei den Irrungen, welche zwischen den Ständen des westfälischen Kaisers und der Regierung zu Brüssel in den Jahren 1582, 1594, 1598, 1603, 1611 und 1648 ausbrachen, wurde diese Urkunde als goldene Bulle bezeichnet; vergl. z. B. die burgundische Staatsschrift vom 19. Sept. 1641, welche bei *Thulemar* De bull. abgedruckt ist. Eine goldene Bulle Kaiser Karl's IV. d. d. Prag den 3. Mai 1356 soll sich nach J. Chr. Bierling (Diss. de bullis Impp. Romanorum. Gorlitii 1709. 4.) im görlitzer Archive befinden.

3) Vergl. Rospatt, Die deutsche Königswahl bis auf ihre Feststellung durch die goldene Bulle S. 140 fg. 4) Vergl. z. B. *Wencker*, Apparat. archiv. p. 206. 5) Siehe *Holzschuher* (C. S. E.), Oratio de comitiis a. 1356 Norimbergae celebratis etc. (Altorf. 1732. 4.)

auch aus den Zeugenverzeichnissen zu den verschiedenen Urkunden, welche vom 27. Nov. 1355 an der Kaiser auf dem Reichstage abfassen ließ [6]). Bedenkt man dann aber, daß dieser Reichstag fast zwei Monate andauerte, so läßt sich mit Recht die Frage erheben, ob alle Fürsten, Grafen, Herren und Städteabgeordnete, deren Anwesenheit in Nürnberg bezeugt ist, diese ganze Zeit über da gewesen seien und ob demgemäß die goldene Bulle unter Mitwirkung Aller berathen, beschlossen und ausgefertigt worden sei. Glaublich, aber durchaus nicht so sicher, wie Jacoby (in d. Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XIII, 147 fg.) zu meinen scheint, ist es, daß zu den Berathschlagungen, welche nur die kurfürstlichen Vorrechte betrafen, auch nur die Kurfürsten zugezogen worden seien, während den übrigen, die man über die ganze Reichsverfassung oder auch andere allen Ständen gemeinsame Vorrechte pflog, Alle beiwohnten. Denn wenn auch in der goldenen Bulle (c. 3. §. 1) die principum electorum concors voluntas besonders erwähnt wird, so ist damit nicht gesagt, daß dieses Capitel, noch weniger aber daß irgendwelche andere Capitel unter ausschließlicher Zuratheziehung der Kurfürsten zum Beschluß gekommen sei. Im Gegentheil sind es nicht grade Angelegenheiten der Kurfürsten allein, in Betreff deren die Zustimmung der Kurfürsten hervorgehoben wird; vergl. c. 16. §. 2. in Betreff der Pfalbürger „de imperatorie potestatis plenitudine, omnium principum electorum ecclesiasticorum et secularium sano accedente consilio.“ Vergl. auch c. 12. §. 2.

Am 10. Jan. 1356 erfolgte der feierliche Schluß dieses Reichstages, obgleich nicht alle Gegenstände zur Berathung und Beschlußfassung gelangt waren, welche der Kaiser als Reichsgesetz angenommen zu sehen wünschte. Nur die ersten 23 Capitel wurden in Nürnberg promulgirt; die Vollendung der Bulle ward einem demnächst zu Metz zu haltenden Reichstage vorbehalten (vergl. G. B. c. 12. §. 2). Obgleich nun von Prag aus am 30. April 1356 die kaiserliche Ladung für Ende Mai erfolgte, so hinderten die Zeitereignisse doch den schleunigen Zusammentritt des Reichstags und erst im November konnten die Verhandlungen in Metz eröffnet werden. Gegen Weihnachten fanden die Berathungen ihr Ende und der Kaiser konnte nun auf feierliche Bekanntmachung seines Gesetzes denken. Zu diesem Zwecke ordnete er am 22. Dec. seinen festlichen Einzug in die Stadt an; mit ihm die Kurfürsten, gegen 40 andere Fürsten, über 100 Grafen und Herren, zahlreiche französische Große im Gefolge des Dauphin u. s. w. nahmen daran Theil [7]). Nach mehrfachen kirchlichen Festlichkeiten zogen am 25. Dec. Morgens der Kaiser und die zum Reichstage Versammelten in die Hauptkirche der Stadt, wohnten dem heiligen Abendmahle und Hochamte bei und begaben sich dann auf den festlich geschmückten Markt, wo die feierliche Verlesung der letzten 7 Capitel [8]) der Bulle stattfand. Ueber die daran sich knüpfenden weiteren Feierlichkeiten vergl. P. Jacoby in der Zeitschr. f. d. ges. Staatswiss. XIII, 150 fg.

Fragt man nach dem unmittelbaren Verfasser der goldenen Bulle, so muß eine besonnene Kritik eines bestimmten Urtheils sich enthalten, obgleich mehre Gelehrte einige mehr oder weniger haltbare Vermuthungen darüber zu begründen versucht haben. Aus dem Umstande, daß römische Rechtskenntniß aus der goldenen Bulle hervorleuchtet, ist noch nicht mit genügender Sicherheit zu schließen, daß Bartholus de Saroferrato der Verfasser sei, welcher freilich dem Kaiser zuweilen mit seinem juristischen Rathe an die Hand ging; jedenfalls erlebte er die endliche Abfassung und Veröffentlichung dieser Bulle nicht mehr. Andererseits weist man auf anscheinende Uebereinstimmungen hin, welche zwischen dieser Bulle und der vom Kaiser begonnenen Selbstbiographie obwalten. Die an sich wahrscheinlichste Meinung endlich ist die, daß die Abfassung der goldenen Bulle in der Canzlei des Kaisers stattgefunden haben möge; als Willkür ist dann aber zurückzuweisen, wenn man ohne überzeugenden Grund einen bestimmten Kanzler des Kaisers — z. B. Johannes de Novo Foro — oder auch den Geheimschreiber Rühl von Friedberg als Verfasser bezeichnet. Vergl. *Limn.* Jur. publ. I. c. 2. no. 82 und Prooem. ad bull. aur., obs. 30; Gundling, Discours über die A. B. Karl's IV. S. 14; *Thulemar.* De bull. aur. etc. p. 30 seq.; *Pagendarm*, Diss. de Carolo IV etc. (1734); Dacheröden, Untersuchung der Frage: Wer für den eigentlichen Verfasser der goldenen Bulle zu halten sei? — in Acta acad. Mogunt. ann. 1786 — 1787 und besonders Jacoby a. a. O. S. 151 fg.

Die Abfassung geschah zuerst wol sicher in lateinischer Sprache, dann aber auch authentisch in teutscher Sprache cf. *Thulemar.* de bull. p. 31.

Die goldene Bulle wurde in mehren Originalexemplaren ausgefertigt. 1) Ex. Moguntinum im Reichsarchive, von Ludewig 1715 verglichen; s. dessen Comment. ad A. B. praef. Tom. II. §. 51. 2) Ex Palatinum im kurpfälzischen Archive zu Heidelberg; s. *Ludewig* l. l. p. 46. 3) Ex. Francofurtanum im Archive; s. *Thulemar.* De bullis c. 8; *Ludewig* l. l. p. 45; *Lersner*, Chron. civit. Moenofrancofurt. continuatio p. 82. Beschreibung der Güldenen Bulle, besonders der frankfurter Urschrift. (Hildburghausen 1792.) 4) Ex. Norimbergense im Rathsarchive daselbst (aber mit Wachssiegel). 5) Ex. Trevirense; s. *Masenii* Ann. Trevir. lib. XVII. p. 229 und Friedemann, Das Churfürstl. Triersche Exemplar der Goldenen Bulle des Kaisers Karl IV. (in dessen Zeitschrift f. d. Archive Deutschl. I. S. 70 fg.). 6) Ex. Coloniense; s. *Thulemar.* De bull. c. 7. §. 3. 7) Ex. Pragense; s. *Goldast*, Constitutt. imp. I. p. 352. Ueber diese Originale und die wichtigern Abschriften vergl. *Holzschuher* (*C. S. E.*), Orat. de comitiis a. 1356 Norimbergae celebratis (Altorf. 1732.) p. 79 seq. Eben daselbst ist eine Abbildung der beiden Seiten des Goldsiegels der goldenen Bulle gegeben. Jacoby (a. a. O.

6) Vergl. die Uebersicht derselben bei *Holzschuher* p. 53 seq. 7) Vergl. *Meurisse*, Hist. des évêques de Metz III, 510. 8) Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die Capitelzählung erst später dabei Anwendung fand.

S. 155) meint wol mit Recht, daß die meisten vorhandenen Exemplare nicht mehr die ursprünglichen kurfürstlichen Originale sein möchten. Die Ausgaben verzeichnet Jacoby S. 161 fg., wo zugleich der übrige literarische Apparat aufgeführt ist. Den ersten Druck besorgte Fr. Creusner zu Nürnberg im J. 1474.

Die fünf Verordnungen, aus denen die goldene Bulle besteht, sind in 30 Capitel eingetheilt. Die einleitenden Worte weisen in energischer Sprache auf die Nothwendigkeit einer einheitlicheren und festeren Organisation des teutschen Reiches hin und heben dabei hervor, daß die sieben Kurfürsten die sichersten Stützen des Reiches seien. Die Kurwürde, welche schon der Sachsenspiegel (III, 57, 2) auf Mainz, Trier, Cöln, Rheinpfalz, Sachsen, Brandenburg und (bedingterweise) Böhmen beschränkt zeigt, wird in gleicher Beschränkung, aber nicht in gleicher Ordnung aufrecht erhalten und grundgesetzlich festgestellt. Seit der Abfassung des Sachsenspiegels aber waren mehre weltliche Kurgeschlechter in verschiedene Linien zerfallen und dieser Umstand hatte zu vielfachen Streitigkeiten über die Berechtigung zur Ausübung der Kurprivilegien gegeben. Diesem schwankenden Zustande wurde durch die goldene Bulle ein Ende gemacht, indem diese Streitigkeiten innerhalb jedes Kurgeschlechtes zu Gunsten einer Linie zu allgemein anerkannter Entscheidung gebracht wurden. Vergl. auch Schwabenspiegel c. 130. In Betreff der Kurstimme der Rheinpfalz war nach der Theilung des Geschlechtes in die pfälzische und bairische Linie dem Streite durch einen Wittelsbacher Hausvertrag (Pavia 3. Aug. 1329) zwar ein Ende gemacht worden, indem beide Linien in der Ausübung des Kurrechtes abwechseln zu wollen verabredeten, aber Kaiser Karl IV. hob ihn durch Beschluß vom 10. Jan. 1356 (vgl. bei Ohlenschlager, Erläut. d. G. B. Urkb. S. 5 fg.) zu Gunsten der Linie Pfalz auf, welche im thatsächlichen Besitze des Kurlandes war; eine gleiche Entscheidung ward in dem Streite der beiden sächsischen Linien zu Gunsten der wittenbergischen getroffen. (Vergl. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. III. S. 38.) Cap. 1 sichert den Kurfürsten und ihren Beauftragten sicheres Geleit zum Ort der Kaiserwahl und von da zurück; zur Wahl eines neuen Kaisers hat der Erzbischof von Mainz einzuladen und als bestimmter Wahlort wird Frankfurt festgesetzt (vergl. auch c. 28. §. 5). Das Wahlrecht kann nur persönlich oder durch (in vorgeschriebener Weise) Bevollmächtigte ausgeübt werden. Cap. 2 behandelt die Wahl des Königs, welche vermöge Stimmenmehrheit zu Stande kommen sollte. Vor der Vornahme der Wahl mußten die Anwesenden schwören, den Wahlort nicht vor geschehener Wahl verlassen zu wollen. Cap. 3 betrifft die drei geistlichen Kurfürsten und ordnet deren Rang und Platz bei der Wahl und in der Umgebung des Kaisers. Den Erzbischöfen von Mainz und Cöln waren die Plätze an den Seiten des Kaisers angewiesen, sodaß Letzterer innerhalb seiner Diöcese und in Italien und Frankreich, Ersterer überall in Teutschland (außer der cölner Diöcese) dem Kaiser zur Rechten saßen, dem Erzbischofe von Trier war stets der Platz dem Kaiser gegenüber angewiesen. Cap. 4 stellt dann fest, daß die zweite Stelle zur Rechten des Kaisers dem Könige von Böhmen [9]) gebühre, da er als König einen Vorrang besitze; nächst diesem erhalten auch die drei übrigen weltlichen Kurfürsten ihre bestimmten Plätze. Bei der Wahl sammelte der Erzbischof von Mainz die Stimmen, indem er seine eigene Stimme zuletzt abgab; die Ordnung der Stimmen war demnach Trier, Cöln, Böhmen, Pfalz, Sachsen, Brandenburg, Mainz. Der §. 5 betrifft die feierliche Ausübung der Reichsämter der vier weltlichen Kurfürsten. Cap. 5 bestimmte über die Vicariatsrechte von Pfalz und Sachsen: für die Länder sächsischen Rechtes übte der Herzog von Sachsen die genannten kaiserlichen Rechte aus, so lange der erledigte Thron noch nicht durch Neuwahl wieder besetzt; in den Ländern fränkischen Rechtes (nebst den Rheinlanden und Schwaben) [10]) kamen dieselben Rechte Rheinpfalz zu, dem §. 3 dann auch das Recht, über den Kaiser zu richten, zuspricht. Cap. 6 sichert den Kurfürsten den Vorrang vor allen übrigen Fürsten. Cap. 7 trifft Vorsorge, daß solchen Streitigkeiten in Betreff der Kurwürde, wie sie bis dahin wiederholt vorgekommen waren, vorgebeugt sein sollte. Wie die geistlichen Kurfürstenthümer untheilbar waren, so sollten es von da an auch die weltlichen sein und zu diesem Zwecke wurde die Vererbung des gesammten Kurlandes stets an den erstgeborenen Sohn angeordnet, sowie im Falle von dessen kinderlosem Sterben an seinen nächstalten Bruder weltlichen Standes oder dessen Erstgeborenen. Volljährig ward ein Kurfürst mit dem vollendeten 18. Lebensjahre. Wie diese Erbfolgeordnung später noch genauer ausgebildet wurde, zeigt z. B. Pütter, Entwicklung der Deutschen Staatsverfassg. I, 243 [11]). Cap. 8 sichert dem Könige von Böhmen und seinen Unterthanen bestimmte schon früher zugestandene Vorrechte zu, z. B. Priv. de non evocando et de non appellando, die eventuelle selbständige Königswahl der Böhmen u. a. Cap. 9 gesteht den Kurfürsten das Bergwerksregal zu (wodurch die Bestimmung des Sachsenspieg. I, 35 für sie außer Geltung gesetzt ward). Auch Judenschutz und Zölle erhielten die Kurfürsten. Cap. 10 betrifft das Münzrecht, welches gleichfalls den Kurfürsten bestätigt ward. Cap. 11 verleiht die Privilegien de non evocando und de non appellando auch den sechs übrigen Kurfürsten (neben Böhmen); nur nach gradezu verweigerter Rechtsverhandlung durfte eine Klage vor dem kaiserlichen Hofgerichte erfolgen (vergl. §. 4). Cap. 12 ordnete an (§. 2), daß die Kurfürsten jährlich einmal bald nach Ostern in irgend einer Stadt zusammenkommen sollten, um persönlich sich über die Reichsangelegenheiten zu berathen; nähere Bestimmung solle auf dem in Metz zu haltenden Reichstage erfolgen. Der Einfluß der Kurfürsten auf die Reichsregierung war

9) Vergl. Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgesch. III. S. 36 fg. 10) In Baiern und Oesterreich waren die Rechte des letzteren bestritten und Böhmen war nach Herkommen davon befreit; vergl. Oertel, Staatsgrundgesetze des deutschen Reichs S. 76. 11) Vergl. noch *Hiller* (J. W.), Resolutio cap. VII. aureae bullae de successione electorum. (Basil. 1615. 4.)

hiermit anerkannt und wenn auch jene jährlichen Zusammenkünfte natürlich unterblieben, so übten die Kurfürsten doch jenen Einfluß — am hervortretendsten durch die sogenannten Willebriefe — seitdem aus. Cap. 13 betrifft die Außerkraftsetzung von Privilegien. Cap. 14 sollte den Intriguen und Unrechtlichkeiten vorbeugen, durch welche die Lehengüter der Fürsten beeinträchtigt wurden. Cap. 15 erneuerte das Verbot der Verbindungen zwischen Einzelpersonen und Gemeinden, welche häufig die fürstliche Gewalt zu beschränken drohten; nur wo es galt, den öffentlichen Frieden wirksam sicher zu stellen, waren Verbindungen solcher Art erlaubt. Auch die frühere Verordnung gegen die Aufnahme von Pfalbürgern von Seiten der Städte, welche (wie die vorige) der Kaiser wol zur Kräftigung seines Einflusses den Fürsten gegenüber hätte anwenden können, fand von Neuem Bestätigung in Cap. 16. Auf dieses Verbot wurde vorzügliches Gewicht gelegt, da in Betreff desselben eine besondere Verordnung vom 8. Jan. 1356 vom Reichstage zu Nürnberg beschlossen wurde; vergl. dieselbe bei Holzschuher S. 63 fg. Cap. 17 wiederholt die Verbote und Beschränkungen gegen das Fehderecht, indem die vorhergehende Ansage der Fehde in bestimmter Form angeordnet ward. Cap. 18 gibt dann das Formular des an jeden Kurfürsten zu sendenden Wahlausschreibens, wie Cap. 19 das Formular der von den Kurfürsten auszustellenden Vollmachten, im Falle sie durch Beauftragte an der Kaiserwahl Antheil zu nehmen beabsichtigen. Cap. 20 bestimmte dann, daß die kurfürstlichen Privilegien auf den bestimmten Ländern haften, diese daher untheilbar und unveräußerlich sein sollten (vergl. c. 25). Cap. 21 setzte die Rangordnung fest, welche die geistlichen Kurfürsten bei feierlichen Aufzügen inne haben sollten. Cap. 22 ordnete eine solche in Betreff der weltlichen Kurfürsten an und schrieb endgültig vor, wer die Reichsinsignien zu tragen berechtigt sein sollte, da in dieser letzteren Beziehung Manches streitig geblieben oder geworden war. Cap. 23 übertrug die eingeführte Rangordnung der geistlichen Kurfürsten auch auf deren Berechtigung, in Anwesenheit des Kaisers in entsprechender Reihenfolge dem feierlichen Gottesdienste vorzustehen. — Diese in Nürnberg zum Beschluß erhobnen Sätze fanden natürlich von vielen Seiten Widerspruch und bedurften daher, wenn sie nicht gleich Anfangs illusorisch werden sollten, einer Bestätigung und Sicherstellung. Besonders die so hoch bevorzugte Stellung der Kurfürsten erregte mannichfachen Anstoß bei den übrigen Fürsten, von denen manche den auf solche Art Bevorzugten an Macht gleich standen. Darum ward auf dem Reichstage zu Metz zuerst Vorsorge getroffen (in Cap. 24), daß das kurfürstliche Ansehen keine Gefährdung erfahren möchte; zu diesem Zwecke wurde auf die Kurfürsten angewendet, was sich in L. 5 Cod. ad L. Jul. majestatis (IX, 8) zum Schutz der Mitglieder des Consistorium principis findet; sie nahmen an der Majestät des Kaisers Theil, was jedem Vergehen gegen sie den Charakter eines Majestätsverbrechens gab. Besonders wichtig ist dann auch Cap. 25, worin nicht nur die Untheilbarkeit und Unveräußerlichkeit der Länder und Oberhoheitsrechte der weltlichen Kurfürsten wiederholt ausgesprochen wird, sondern auch andere damit zusammenhängende Verhältnisse geordnet werden; das ausschließliche Erbfolgerecht des erstgeborenen Sohnes (wenn derselbe nicht regierungsuntüchtig ist) und die Dotirung von dessen jüngern Brüdern und Schwestern. Cap. 26 behandelt die kaiserlichen Hoftage, Cap. 27 die Ausübung der Reichsämter der Kurfürsten bei diesen feierlichen Gelegenheiten, Cap. 28 speciell bei den festlichen Kaisermahlen. Cap. 29 setzt die Ansprüche fest, welche die kaiserlichen Beamten bei Gelegenheit feierlicher Belehnungen geltend machen durften. Cap. 30 endlich wies auf die Nothwendigkeit hin, daß die Erben eines Kurfürstenthums eine vorzugsweise hohe Stufe geistiger Bildung zu erreichen haben sollten: die Erlernung der lateinischen, italienischen und slawischen Sprache wird ihnen auferlegt.

Vergl. über die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. besonders Ludewig, Erläuterung der G. B. (1716 und 1719); Ohlenschlager, Erläuterung d. G. B. (1766); *Thulemar*, De bulla aurea etc. (1697); *Rumelini* Diss. ad aur. bullam (1655); *Arumaei* Discurs. ad aur. bullam; Le institutioni dell' Imperio contenute nella Bolla d'oro (Venetia), 1559. 4; *Caninius*, Sur la bulle dorée; Pütter, Entwicklung der Deutschen Staatsverfassg. (I, 237 fg.); Leonhardi, Ueber die G. B. (in Wigand's Wetzlarischen Beiträgen II, 1. S. 105 fg.); Oertel, Staatsgrundgesetze des Deutschen Reiches (S. 50 fg.); Jacoby u. a. m.

Sehr verwandten Inhaltes ist auch die sogenannte sächsische goldene Bulle, welche Kaiser Karl IV. erließ, um die obwaltenden Streitigkeiten in Betreff der sächsischen Kurwürde zu schlichten. In der Familie der ascanischen Herzoge von Sachsen, denen schon der Sachsenspiegel ein vorzügliches Anrecht an der Kaiserwahl zuschrieb, entstanden fast um dieselbe Zeit mehre Linien. Besondere Wichtigkeit hatte in dieser Beziehung nach dem Tode Albrecht's I. (1260) die Theilung der sächsischen Lande unter die beiden Söhne desselben. Der ältere Johann erhielt Lauenburg, der jüngere Albrecht II. Wittenberg; der ältere also die erst später zum Herzogthum Sachsen hinzuerworbenen Gebiete. Es konnte füglich Streit entstehen, ob der ältere Sohn nicht vorzugsweise Anspruch zu machen habe auf die fürstlichen Rechte, welche sein Vater ausgeübt hatte, besonders das Recht der Kaiserwahl; dagegen wurde freilich gleich Anfangs mit Recht darauf verwiesen, daß dieses genannte Recht an dem Besitze des herzoglichen sächsischen Territoriums hafte. Aber beide sächsischen Linien hielten ihre Ansprüche seitdem fest und suchten sie geltend zu machen. Johann und Albrecht II. nennen sich beide gelegentlich Reichsmarschall; ersterer z. B. in einer Urkunde des Jahres 1274 (bei *Martene* und *Durand*, Thes. nov. anecdot. Vol. I. p. 1132); letzterer z. B. in einer Urkunde des Jahres 1290 (bei *Ludewig*, Reliq. Mss. Vol. V. p. 436). Das Hauptprivilegium der Familie, das Recht der Königswahl übten 1273 beide Brüder gemeinsam

aus [12]). Ungünstig für die Ansprüche der lauenburger Linie gestalteten sich die Verhältnisse, als 1285 Johann I. starb und seine Söhne minderjährig hinterließ. Dieser Umstand hinderte ihre Theilnahme an der Kaiserwahl Adolf's von Nassau; wie an dieser Herzog Albrecht II. von Sachsen-Wittenberg allein sich betheiligte, so wirkte derselbe ohne Zuziehung Lauenburgs auch allein an den Verhandlungen mit, welche die Absetzung Adolf's und die Wahl Albrechts von Oesterreich betrafen. Schon damals aber thaten die lauenburgischen Fürsten Schritte, um dem drohenden Verluste der Kurstimme vorzubeugen. Sudendorf (Registrum II, 173) führt zwei hierauf bezügliche Actenstücke an, in denen die Erzbischöfe von Cöln und Trier (11. Nov. 1298) bezeugen, daß die Herzoge Johann und Albrecht auf dem Reichstage zu Nürnberg durch Gesandte ihre Ansprüche auf das Reichsmarschallamt und das Recht der Königswahl geltend zu machen versucht hätten, indem sie sich auf ihre Herzogswürde [13]) und das Herkommen stützten. Der Erzbischof von Cöln erklärte am 10. Jan. 1300 sogar urkundlich, daß er Sachsen-Lauenburg als kurberechtigt anerkenne und eine ähnliche Erklärung gab am 13. März 1301 der Erzbischof von Mainz ab [14]). Bald nachher aber gaben die Herzoge von Lauenburg neue Veranlassung, ihre Ansprüche in Frage zu stellen, indem sie Landestheilungen (1305 u. a.) vornahmen. Dennoch gestalteten sich, als 1308 nach Albrecht's Tode eine neue Königswahl bevorstand, die Verhältnisse für die lauenburgische Linie Anfangs günstig. Von Neuem erboten sich diese Herzoge, ihre Rechte erweisen zu wollen und protestirten zugleich gegen Zulassung Wittenbergs zur Neuwahl. Der Erzbischof Heinrich von Cöln, welcher mächtigen Einfluß ausübte und welchem sich mehre Stimmen zur Verfügung stellten [15]), nahm sich ihrer an. Dennoch muß die Wahlberechtigung der Linie Lauenburg ebendamals starken Zweifeln unterlegen haben. Die Herzoge Johann und Erich von Lauenburg hatten ihre Stimmen auf den Markgrafen Waldemar von Brandenburg übertragen und dieser Thatsache geschieht im Wahldecret vom 11. Aug. 1309 [16]) mit folgenden Worten Erwähnung: „Et ego Waldemarus, marchio Brandenburgensis, praenarratus pro me et Magnifico Viro, Ottone, marchione Brandenburgensi, patruo meo, cujus vices in hac parte gero, necnon Illustrium Virorum, Johannis et Erici fratrum, ducum Saxoniae, qui etiam vices suas in hoc casu mihi commiserunt, si de jure vel de consuetudine repertum fuerit, eos fore in ipsa electione admittendos, vice et nomine“ etc. Vorher war ihnen nur (1. Aug. 1308) eine Bescheinigung in Betreff ihrer Protestation zugekommen. Wenn nun aber Phillips (a. a. O. S. 177 fg.) das alleinige Gewicht auf den für Albrecht II. allerdings günstigen Umstand der Minderjährigkeit seiner Neffen legt, welcher bewirkt habe, „daß er im Quasi-Alleinbesitze der Kur sich befand,“ so ist derselbe freilich nicht zu unterschätzen und hat jedenfalls auf die für Sachsen-Wittenberg günstige Entscheidung großen Einfluß gehabt, aber daneben wirkte sicher die Rücksicht auf den Besitz des eigentlichen Kurlandes schon mit ein, was Biener [17]) bereits andeutet. An Wittenberg war der sächsische Herzogstitel vorzugsweise geknüpft und Lauenburg war von da aus erst erobert worden; also war es nur Nebenland und participirte nicht an dem auf dem Hauptlande ruhenden Privilegium. Phillips gesteht dann aber wieder zu viel zu, indem er aus der oben angeführten Form, wie eine hypothetische Mitberechtigung der Linie Lauenburg an der Königswahl von den Mitwählern zugelassen wurde, schließt, „man habe wirklich gefunden, daß jener Linie ein solches Recht zustehe.“ Wie die oben angeführten erzbischöflichen Urkunden nur in höchst beschränkter Weise das etwaige Recht Lauenburgs wahren und ihm im Grunde nur zugestehen, daß dasselbe die Berechtigung seines Anspruches soll erweisen dürfen, so ist auch hier Alles davon abhängig gemacht, daß dieser Beweis erst erfolgen und rechtlich anerkannt werden muß. Man erkannte vielmehr thatsächlich das Kurprivilegium der Linie Wittenberg an und hielt es nur für gerecht, der Linie Lauenburg ihre Ansprüche vorzubehalten, bis der erforderliche Beweis geliefert und darüber rechtskräftig entschieden sein würde. In dieser Form, also wieder ohne unmittelbare Betheiligung der lauenburgischen Linie fand die Erwählung Heinrich's VII. zum König statt. — Als im J. 1313 der kaiserliche Thron wieder erledigt wurde, stellte Johann II. von Sachsen-Lauenburg seinem Bruder am 16. Oct. eine Vollmacht aus, vermöge deren er ihm seinen Antheil an der Kurstimme für dieses Mal übertrug. Gestützt vom Markgrafen Waldemar von Brandenburg, gaben die beiden lauenburgischen Fürsten ihre Stimme dem Herzoge Ludwig von Baiern, während Wittenberg für Friedrich von Oesterreich stimmte. Als aber Ludwig über diesen Gegner die Oberhand gewann, näherte sich Rudolf I. von Sachsen-Wittenberg dem siegenden Ludwig und vermied dadurch die Nachtheile, welche die Feindschaft des Reichsoberhauptes ihm voraussichtlich zugezogen haben würde. Sudendorf [18]) führt dann eine interessante Erklärung der Grafen von Schwerin und von Holstein aus dem Jahre 1328 an, worin sie für die Kurberechtigung des Herzogs Erich Zeugniß ablegten [19]). Die Absicht dieses Schreibens, sowie zweier andern aus dem Jahre 1334 ging darauf hinaus, den Papst für Erich's Anspruch günstig zu stimmen; Wittenberg hatte es mit Ludwig gegen den Papst, Lauenburg dagegen habe sich von Ludwig losgesagt. Rudolf von Sachsen-Wittenberg verstand seine Zeit offenbar besser, indem er sich gegen die päpstliche Einmischung 1338 an den Kurverein von Rense anschloß. Die hier abgefaßte Urkunde wurde eins der wichtigsten Acten-

12) Vergl. Kobbe, Gesch. von Lauenburg II, 7 13) Siehe Wait in den Göttinger gel. Anz 1859. S. 664 hierzu. 14) Bei *Sudendorf* Registr. II, 174 seq. 15) Vergl. über diese Angelegenheit besonders Phillips, Die deutsche Königswahl S. 176 fg. 16) Vergl. *Oefinger*, Corp. jur publ. Vol. I. p. 644. 17) Siehe *Biener*, Opusc. nemd. Vol. II. p. 243. 18) Vergl. sein Registr. II, 183. 19) Vergl. Phillips a. a. O. S. 180 fg.

stücke für die zwischen Wittenberg und Lauenburg schwebende Streitfrage (vergl. Ohlenschlager, Erläut. d. G. B., Urkundenb. no. 67). Anschließend an dieselbe war am 28. Aug. 1338 die wichtige Constitutio Ludovici IV. imp. et ordinum Imp. de jure et excellentia imperii et potestate electi regis Romanorum [20]). Nicht lange bewährte sich Ludwig als kraftvolles Haupt des Reiches und so wandten sich allmälig mehre der mächtigsten Reichsfürsten von ihm ab; unter anderen Herzog Rudolf. Diese traten am 11. Juli 1346 zu Rense zusammen und wählten Karl, den Sohn des Königs Johann von Böhmen, zum Gegenkönig. Nach Anfangs ungünstigem Kampfe erhielt diese Partei das Uebergewicht, als Ludwig am 11. Oct. 1347 unerwartet starb. Auch jetzt leistete die Linie Lauenburg der allgemeinen Anerkennung Karl's IV. als König Widerstand, während Wittenberg bei ihm treu ausharrte. Zum Dank dafür führte nun Karl IV. die Streitfrage wegen der Kur, wie es nach den vorliegenden Entscheidungsgründen auch kaum anders sein konnte, zu einer für die Linie Wittenberg günstigen Entscheidung. Schon in der sogenannten prager goldenen Bulle vom 4. Oct. 1355 [21]), worin die Worte „Rudolfus dux, avunculus noster dilectus, et nemo alius tanquam Saxonie dux et sacri Imperii Archimarschallus verus et legitimus Princeps elector existat" etc. schon feststellen, was bald nachher durch die sogenannte sächsische goldene Bulle vom 27. Dec. 1356 ausführlicher und feierlicher beurkundet wurde. Den Text, begleitet mit einer Einleitung und erläuternden Abhandlungen, hat Mich. H. Gribner (Ad Caroli IV. bullam auream Saxonicam, dat. Metis an. 1357. 6. Kal. Januar. dissertatio. Lips. 1728. 4) herausgegeben. Es heißt darin: — „jus, vox, dignitas et potestas eligendi Romanum regem moderno Rudolfo, Saxoniae duci, sacri Imperii archimarschallo et principi electori, avunculo nostro dilecto, heredibus et successoribus suis legitimis illaesa perpetuo et incommutabilia permaneant" etc.; dann folgt fast wörtlich nochmals die oben angeführte Stelle aus der Bulle vom J. 1355. Im weitern Verlaufe des Textes wird Vorsorge getroffen, daß ein erneuerter Zwiespalt wegen der Kurprivilegien nicht eintreten könne; in dieser Beziehung sind die Worte hervorzuheben: „Et ne inter heredes et successores ipsius, eo defuncto, super jure hujusmodi dubitationum, quaestionum aut litium exsurgant materiae temporibus affuturis, decernimus et imperiali statuimus edicto, quod post ejus obitum primogenitus filius ipsius, vel eodem decedente, antequam filios procrearet, secundogenitus seu senior ordine geniturae, laicus duntaxat, in praescriptis principatibus et officio mareschalliae cum omnibus suis dominiis, juribus et pertinentiis sibi succedat, et quod eidem vox, jus, auctoritas et potestas competat, quoties necesse fuerit, Romanum regem eligendi. Si vero praefatum Rudolfum, modernum Saxoniae ducem, sine legitimis masculini sexus heredibus laicis, de lumbis ejus procreatis, mori contigerit, extunc principatus, vox, jus, auctoritas et potestas electionis hujusmodi modo praemisso ad seniorem fratrem ejus per veram paternalem lineam descendentem et ab eodem ad primogenitum seu seniorem filium ejusdem — devolvi debet pleno jure." Durch diese Verfügung wurde für das Kurfürstenthum Sachsen eine feste Erbordnung [22]) und (was der Hauptgewinn war) Untheilbarkeit eingeführt. Wenn daher in den einleitenden Sätzen auch das Recht der wittenberger Linie als ein hergebrachtes bezeichnet wird, was mit der Ansicht von G. Phillips wesentlich übereinstimmt, so ist doch auch hier die Vererbung des ungetheilten „principatus" mit der daran haftenden Kurstimme ausgesprochen und um diese Auffassung unzweifelhaft zu machen, genügt es, auf die eigentlich (nürnberg-metzer) goldene Bulle zu verweisen, wo es in Cap. 7. §. 2 heißt: „Sane generaliter longe lateque est publicum et quasi per totum orbem notorie manifestum, Illustres regem Boemie nec non comitem palatinum Reni, ducem Saxonie et marchionem Brandenburgensem *virtute regni et principatuum suorum* in electione regis Romanorum in Cesarem promovendi — jus, vocem et locum habere" etc. Da die Entscheidung des Kaisers sich auf die Zustimmung der meisten mächtigern teutschen Fürsten stützte, mußte der Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg sich begnügen, eine Art von Protestation zu veröffentlichen, welche unter dem Titel: „Dan. Mithof's Bericht, wie die Herzöge zu Sachsen um ihre Wahlgerechtigkeit gekommen," in Ludewig's „Erläuterung der goldenen Bullen" (2. Bd. S. 239 fg.) abgedruckt vorliegt. Als dann Herzog Erich von Lauenburg dennoch fortfuhr, sich der Titel Kurfürst und Reichsmarschall zu bedienen, wurde er vom Kaiser zur Verantwortung gezogen (vergl. *Sudendorf*, Registr. II. p. 193) und 1361 durch kaiserlichen Ausspruch für unberechtigt zur Führung dieser Titel erklärt [23]). Die Fürsten der wittenbergischen Linie ließen sich später die ihnen verliehene sächsische goldene Bulle bei verschiedenen Gelegenheiten von Neuem bestätigen. Die eine Bestätigungsurkunde, welche Karl IV. von Frankfurt aus am 10. Juni 1376 erließ, ist aufgenommen in die oben erwähnte Abhandlung Gribner's über die sächsische goldene Bulle (S. 81 fg.) [24]); sie war ebenfalls mit einer goldenen Bulle versehen. Eine zweite — datirt von Aachen, 8. Nov. 1414 — ließ Kaiser Sigismund dem Herzoge Rudolf zu Sachsen ausfertigen; auch diese ist bei Gribner (S. 90 fg.) abgedruckt.

20) Siehe bei *Schmauss*, Corp. jur. publ. no. V. p. 9. 21) Vergl. *Goldast*, De majoratu p. 133 seq. Doch findet sich in dieser Urkunde keine Angabe, daß sie mit einem Goldsiegel versehen gewesen sei.

22) Die in den teutschen Kurstaaten ohnehin rechtsgültige Lineralerbfolge (vergl. *J. H. Textor*, Successio linealis per se et in electoratibus imperii secularibus defensa. Francof. 1698. 4.) ward hier für Kursachsen besonders bestätigt. 23) Vergl. Phillips, Die teutsche Königswahl S. 182. 24) Siehe auch *Goldast*, Collect. constitt. imp. I. p. 368 seq.

Die spätern goldenen Bullen bedürfen nur einer oberflächlichen Erwähnung.

n) Im J. 1431 erließ Kaiser Sigismund von Nürnberg aus eine goldene Bulle, die Pfalbürger betreffend (vergl. Lndewig, Erläuterungen der G. B. I. Vorrede S. XXVI); außerdem vergl. *Goldast*, Constitutt. imp. II. p. 2 u. 143. Zweier goldenen Bullen des Kaisers Sigismund (d. d. Perusii ann. 1433), welche sich im görlitzer Archive befinden sollen, gedenkt Bierling a. a. O.

o) Ueber Karl V. vergl. *Limnaei* Jus publ. V. c. 2. no. 35 und Bierling a. a. O.

p) Ueber die goldenen Bullen, welche die Kaiser Ferdinand I., Maximilian II. und Rudolf II. der Stadt Friedberg verliehen, s. Chelius.

q) Einer Stiftungsurkunde der Universität zu Münster in Form einer goldenen Bulle gedenkt *Mallinckrodt*, De archicancellar. imp. I. p. 116 und eine Urkunde Ferdinand's II. vom 18. Nov. 1625, worin den männlichen Erbfolgern des Landgrafen Ludwig von Hessen der Eintritt der Majorennität mit dem 18. Lebensjahre zugestanden wird, war eine goldene Bulle (nach *Reink.* De reg. sec. I. d. 3. c. 12. no. 57).

r) Von Ferdinand III. führt Thulemar, De bullis, als goldene Bullen an: 1) das Privileg für die Stiftung einer Universität für Friedrich von Holstein vom 26. April 1652 (*Thulemar.* p. 50 seq.) und 2) das Privileg vom 16. April 1654 für den Herzog Jacob von Kurland, Verleihung des Reichsfürstenrechtes betr. (*Thulemar.* p. 58 seq.)

s) Endlich von Leopold I. sind zu erwähnen als goldene Bullen: 1) Urkunde vom 14. Oct. 1674, wodurch dem Grafen Albert Ernst von Oettingen der Fürstentitel verliehen wurde (cf. *Imhof*, Notit. procer. imp. Germ. V. c. 11); 2) Urkunde vom 14. Dec. 1677, wodurch den Fürsten von Anhalt-Dessau der Titel Durchlaucht zugestanden ward (vergl. *Thulemar.* p. 61 seq.), und 3) Urkunde vom 22. Dec. 1691 für den Grafen Christian Wilhelm von Schwarzburg (cf. *Tenzel*, Dial. mens. Aug. ann. 1694). Selten war die Anwendung der goldenen Bulle der großen Kosten wegen immer gewesen und aus demselben Grunde hörte sie seit Beginn des 18. Jahrh. auf.

Daß aber die teutschen Kaiser den Gebrauch der goldenen Bulle als ihnen allein zukommendes Vorrecht mit Unrecht und vergeblich in Anspruch nahmen, wird durch das Vorkommen derselben in andern Staaten erwiesen. Zum Theil in Beibehaltung fränkischen Gebrauchs, zum Theil in Nachahmung desselben wandten manche Fürsten verschiedener Länder und Zeiten gelegentlich goldene Bullen an. So sind unter den Grafen von Spoleto, welche 891 und in den folgenden Jahren die Kaiserkrone in Anspruch nahmen, Guido und sein Sohn Lambert durch Veröffentlichung von goldenen Bullen hervorgetreten. Vergl. Puricell. in Ambros. Basilic. p. 282. Von goldenen Bullen apulischer Herzoge spricht Chron. Cassin. III, 57 u. V, 10. Unter den sicilischen Königen wird besonders Wilhelm (1151—1160) als Urheber von goldenen Bullen genannt (*Baron.* Ann. ad ann. 1156. Auch vergl. *Romuald. Salern.* Chron. ad ann. 1166; *Brompton* p. 1114; *Nicol. Trivett.* Chron. ad ann. 1178; *Falc. Benevent.* ad ann. 1137; Notit. Sic. I. p. 123. 404 u. f. w.). Auch Dogen von Venedig, z. B. Andreas im J. 1345, sollen goldene Bullen veröffentlicht haben.

In Frankreich, wo Urkunden von St. Denys die Goldsiegel mehrmals unter der Bezeichnung *Byzantius* erwähnen (cf. *Ducheſne*, Glossar. s. v. bulla), veröffentlichten, abgesehen von Ludwig VII. und Philipp II. August, auch spätere Fürsten goldene Bullen: vergl. z. B. den Bundesvertrag Philipp's VI. mit dem Fürsten Leolinus von Nordwales (*Duchesne* l. l.); in den Regesta parlam. Paris. Ordinatt. Barbin. f. 37 findet sich ferner eine goldene Bulle Karl's VII. vom 7. Oct. 1437 zu Gunsten der Kirche zu Mende; daß die Bündnißurkunden, welche Franz I. und Heinrich VIII. von England austauschten, beide mit goldenen Bullen versehen waren, weisen *Spelman.* Glossar. s. v. bulla plumb. und *Peiresc.* Adversar. Mss. nach; endlich soll noch Ludwig XIV. bei Friedensverträgen die goldene Bulle angewandt haben, wie angeblich das Reichsarchiv zu Mainz einen so besiegelten Vertrag enthielt.

In Betreff englischer Könige — abgesehen von Heinrich VIII. — vergl. z. B. *Matth. Paris.* p. 172; *Wilhelm. Thorn.* II. c. 15; *D'Achery*, Spicileg. V; spanische Könige als Urheber von goldenen Bullen erwähnen *Matth. Paris.* p. 584 u. 598; *Florent. Wigorn.* p. 357; *Marca*, Hist. Beneharn. VII, 8. Einer goldenen Bulle des Königs Peter von Aragonien gedenkt Corbonel im Chron. Petr. Aragon. VII, 13. Nach Spelman (Glossar. s. v. bulla anr.) verlieh im J. 1254 Alfonso X. von Castilien, der Urheber der Siete partidas, dem englischen Prinzen Eduard durch eine goldene Bulle Anspruch auf die Provinz Vasconia.

Unter den verschiedenen goldenen Bullen der ungarischen Fürsten (Bela III., Emerich, Andreas II., Bela IV., Matthias Corvinus, Ferdinand I. und II., Maria Theresia) hat vorzugsweise diejenige Wichtigkeit, welche Andreas II. im J. 1222 veröffentlichte. Wenn schon der allgemeine Charakter der Zeit darauf hinausging, fast überall die Macht und den Einfluß weltlicher Herrscher zu zersplittern, so war das in Ungarn unter den spätern Arpaden in besonders hohem Grade der Fall. Die Geistlichkeit und die weltlichen Großen suchten in ihrer jeweiligen Verbindung mit dem Königthume meist nur ihren eigenen Vortheil; nur durch Belehnung mit Kronguter und durch Ueberlassung von Kronprivilegien vermochten sich diese Fürsten Anhänger zu sichern. Ungewöhnliche Klugheit und Charakterstärke gehörte dazu, um das allseitige eigennützige Andrängen in seine Schranken zurückzuweisen. Diese Beraubung des Thrones überschritt endlich alles Maß, als König Andreas II. im J. 1217 einen Kreuzzug unternahm. Die hohe Geistlichkeit überließ sich nun völliger Zügellosigkeit; sie und der höhere Adel hatten sich in den Besitz königlicher Güter, Einkünfte und Rechte gesetzt, und der gemeine Mann, der die Gesetzlosigkeit und die drückende Willkür

der ersten Stände täglich vor sich sah, erlaubte sich endlich die gröbsten Gewaltthätigkeiten. Während Andreas nun beim Papste Hilfe suchte, fühlte sein Sohn Bela sich so empört, daß er ausgesprochenermaßen den Plan zu verfolgen anfing, daß alle frühern (nun in Lehen gegebenen) Krongüter wieder eingezogen werden sollten. Für diesen Zweck schlossen sich ihm zahlreiche Mitglieder des niedern Adels an und bildeten eine wachsende Partei, welcher die großen Barone vergebens Schwierigkeiten in den Weg legten. Auf Bela's Vorstellung machte sogar der Papst dem Könige ernste Vorstellungen wegen der Zersplitterung der Krongüter. Um nun den Forderungen des Papstes, gegen welchen die Großen auf das Heftigste sich sträubten, wenigstens zum Theil nachzukommen, erließ Andreas 1221 mehre Edicte: 1) daß die gewaltsam der Krone entzogenen Güter wieder eingezogen werden sollten, 2) daß die adeligen Castrenses wieder den königlichen Schlössern zugewiesen werden sollten, und 3) daß die den adeligen Castrenses entzogenen Grundstücke denselben wiedergegeben werden sollten. Das genügte aber Bela und seiner Partei nicht und endlich griff Bela zu den Waffen, um die Widerrufung aller königlichen Schenkungen zu erzwingen. Die großen Barone nöthigten Andreas, seinem Sohne mit Heeresmacht entgegenzutreten. Ehe es aber zur Schlacht kam, vermittelte die Geistlichkeit unter Androhung der Excommunication einen Frieden zwischen Vater und Sohn, in dessen Folge Andreas durch die goldene Bulle vom Jahre 1222 seinem Sohne wesentliche Concessionen machte. Gleich Anfangs aber blieb diese Rechtsurkunde angefochten und 1231 erzwang Bela eine neue Urkunde. Erst später ging man auf den Inhalt dieser goldenen Bulle zurück und begründete auf sie wesentlich die Verfassung des ungarischen Staates. Die sieben ersten Ausfertigungen, welche an verschiedenen Orten niedergelegt werden sollten, sind sämmtlich verloren und nur in Bestätigungsurkunden von den Königen Ludwig I. (1351), Maria (1384), Wladislaw I. (1440), Matthias (1464) ist der Text uns erhalten. Nachdem in den einleitenden Sätzen die Veranlassung zur Abfassung dieser Urkunde dargelegt ist, behandeln die einzelnen Artikel Folgendes.

Art. 1: Jährliche Feier zum Gedächtniß des heil. Stephan.

Art. 2: Niemand soll verhaftet werden, ohne vorher vor Gericht gefordert und verurtheilt worden zu sein.

Art. 3: Abgabenfreiheit der Güter der Kirche und des niedern Adels (servientes).

Art. 4: Vererbungsrecht der Besitzungen der Vasallen.

Art. 5: Rechtspflege der Parochialgrafen und Bilochi des Königs.

Art. 6: Einschreiten gegen Diebe.

Art. 7: Die Vasallen hatten dem Könige Heeresfolge zu leisten; außerhalb der Reichsgrenzen aber auf Kosten des Königs.

Art. 8: Befugnisse des Palatinus und der Richter.

Art. 9: Befugniß des Hofrichters (comes curialis).

Art. 10: Vergünstigungen gegen die Söhne derer, welche im Kriege ihren Tod finden.

Art. 11: Ausländer dürfen nur mit Zustimmung des Staatsrathes öffentliche Aemter im Lande erhalten.

Art. 12: Den Frauen soll ihre Mitgift bleiben, selbst wenn ihre Männer unehrenvoll gestorben sind.

Art. 13: Der gemeine Mann soll durch die Mächtigen nicht unterdrückt werden.

Art. 14: Strafe gegen Druck von Seiten der Burggrafen.

Art. 15: Schutz für die Besitzungen der Vasallen.

Art. 16: Ganze Comitate und andere Würden sollen nicht erblich verliehen werden.

Art. 17: Rechtlich erworbener Besitzungen soll Niemand beraubt werden.

Art. 18: Befugnisse, Bela betr.

Art. 19: Die Hörigen und die Fremden sollen die vom Könige Stephan ihnen bewilligten Freiheiten behalten.

Art. 20: Beibehaltung der Zehnten.

Art. 21: Zehnten betr.

Art. 22: Schweine des Königs sollen nicht auf dem Grund und Boden der Vasallen weiden.

Art. 23: Regulirung des Münzwesens.

Art. 24: Königliche Steuerverwalter sollen Edle sein, nicht aber Juden oder Ismaeliten.

Art. 25: Salzwerke.

Art. 26: Grundbesitz soll nicht an Ausländer verliehen werden.

Art. 27: Die Abgabe der marturinae dauert fort.

Art. 28: Gegen Ausspruch des Gerichtes soll ein Mächtiger Niemanden in Schutz nehmen wollen.

Art. 29: Einkünfte des Grafen und des Königs.

Art. 30: Nur der Palatinus, Bannus und die Hofrichter des Königs und der Königin dürfen zwei Aemter zugleich führen.

Art. 31: Sicherstellung der vorhergehenden 30 Artikel; dem Könige, wenn er Abweichungen sich erlaubt, soll jeder Bischof oder weltliche Große widersprechen und Widerstand leisten dürfen. Somit erhielt die Nation ausdrücklich das Recht, ihre Freiheiten gegen die etwaigen Beeinträchtigungen von Seiten der Krone zu vertheidigen. — Den Text dieser goldenen Bulle findet man, abgesehen vom Corpus juris Hungarici, auch in der siebenbürgischen Rechtsgeschichte von F. Schuler v. Libloy, 1. Bd. S. 36 fg. Ueber die wesentliche Umbildung, welche die staatliche Stellung einzelner Stände dadurch erhielt, vergl. besonders Engel, Gesch. des ungarischen Reiches. 1. Bd. S. 307 fg. u. s. w. Daß diese Verfassung später mannichfache Umbildungen erfuhr und daß namentlich Art. 31 aufgehoben wurde, bedarf nur der Erwähnung.

Endlich rührt in Dänemark von Christian V. eine goldene Bulle her. Daß die Zaren von Moskau sich ihrer bedienten, bezeugt *Limnaeus* ad Capitulat. Imp. Ferdin. III. art. 46; ebenso in Betreff der bulgarischen Könige Acta Innocentii IV. p. 54 seq. und *Leo Gramm.* p. 503, und ebenso in Betreff der Sultane

von Iconium Duchesne in der Hist. ducum Burgund., probatt. p. 136. (Dr. *H. Brandes.*)

GOLDENE GESELLSCHAFT in Sachsen, gestiftet im J. 1590. Diese aus den rühmlichsten Motiven hervorgegangene Ordensgesellschaft hatte den Kurfürsten Christian von Sachsen (geb. den 3. Nov. 1560, gest. den 25. Sept. 1591), den Sohn des Kurfürsten August, nach dessen am 11. Febr. 1586 erfolgtem Tode er die Regierung antrat, zum Stifter, erlosch aber nach kaum einjährigem Bestande durch den unerwartet schnellen Hintritt seines Protectors wieder, ohne daß bisher über Zahl und Namen seiner Mitglieder etwas Quellenmäßiges in die Oeffentlichkeit gekommen wäre. Ueber diese „güldene" Gesellschaft findet sich in einer aus der Zeit ihrer Entstehung stammenden Druckschrift*) in wörtlicher Entlehnung folgende ausführliche Nachricht: „Es hat Churfürst Christianus für nöhtig erachtet, sich umbzusehen und zu vorwahren, das Sein Churf. G. sich mit Churfürstlichen, Gräfflichen und Herren Standespersonen in sonderlich verbündniß einliesse, auch solche treue Diener sters um und bei sich haben möchte, denen er sich kühnlich vertrauen und in eines jedern Schoß, im fall der noth, sicher schlafen könnte, die Seiner Churf. G. auch mehr denn andere mit trener vereydung verpflichtet worden. Als hat unser gnedigster Churfürst und Herr zur anzeigung seines christlichen gemüts und willens und zu steter erinnerung jeden mit einem güldenen kleinodt an einem güldenen kettlein, welches die güldene Gesellschafft genannt, verehret, das sie stets, sowol auch der Churfürst selbst angetragen. Es war aber auf dem kleinodt in der mitten auf beiden seiten ein durchsichtig roth hertz, dardurch ein schwerdt und pfeil gesteckt und auff dem hertzen auff einer seit die Tugendt Fides, in der rechten Hand ein Crucifix haltende und unten ein Kelch, umb das hertz stehen die wort: Virtutis amore, überm hertzen ist eine Trew, mit einem rothen hertzlein und stehet darauff seiner Churf. G. symbolum: F. S. V., die bedeuten die wort: Fide sed vide, Traw und Schaw. Auff der andern seiten steht auffen hertzen die tugend Constantia, Bestendigkeit, welche bei ihr hat einen Ancker und auff beiden seiten, im eussersten zirckel die wort: Qui perseveraverit usque ad finem, salvus erit. Was nun der fromme, trewhertzige Churfürst hiemit gemeinet und seine vertraweste erinnern wollen, kan ein jeder leichtlich selbst verstehen." (*J. E. Volbeding.*)

Goldene Horde, s. Mongolen.

GOLDENE (güldene) ROSE (Rosa aurea), die kunstreich aus Gold und Moschus gefertigte, mit edeln Steinen besetzte Rose, welche der Papst jährlich am Sonntage Lätare in einer Kirche Roms oder in einem Oratorio seiner Residenz in Gegenwart des Cardinalcollegiums durch Gebet in besonders dazu bestimmter liturgischer Fassung, durch Beräucherung und Weihwasser weiht und entweder sofort einer eben gegenwärtigen fürstlichen Person oder später gelegentlich einer solchen oder einer sonst hochstehenden und verdienten Persönlichkeit, einer Stadt, einer Kirche oder einem Kloster als besondere Auszeichnung zu verehren und feierlich überreichen zu lassen pflegt[1]). Ueber die Zeit, in welcher der eben angegebene Gebrauch der goldenen Rose aufgekommen ist, hat sich historisch völlig Zuverlässiges bis jetzt nicht ermitteln lassen und bei den gegen früher in den Beziehungen zur Curie gänzlich veränderten Zeitverhältnissen dürfte es kaum noch der Mühe werth erscheinen, auf genauere Erörterungen deshalb einzugehen, selbst wenn die Sitte der päpstlichen Conseeration der goldenen Rose noch jetzt unverändert fortbestände, was sich bei der Zähigkeit, mit welcher Rom an seinen Traditionen hängt, wol annehmen läßt, es sei denn, daß vielleicht zufällig aus den jetzt zugänglicher gewordenen Archiven ein in dieser Beziehung völlig sicheres Datum sich ergäbe, das, bisherige Zweifel lösend, dem Bereiche der Kirchengeschichte zugewiesen werden könnte. Man führt die Sitte der Weihe der goldenen Rose in der Regel auf die Zeit Papst Leo's IX. um 1050 zurück; doch kann es leicht der Fall sein, daß man längst vorhandene und liturgisch ausgebeutete allegorische und mystische Beziehungen zur Rose, die auf Grund der heiligen Schrift (Mich. 4, 8) nach kirchlicher Seite hin gewöhnlich waren, misverständlich angenommen hat. Sicherer scheint es, bei der späteren Zeit der Päpste Urban IV. und V., namentlich des letzteren, der im J. 1372 den päpstlichen Stuhl bestieg, stehen zu bleiben. Die von den Stoffen, aus welchen die goldene Rose besteht, hergenommenen allegorischen und mystischen Deutungen, die sich in den katholischen liturgischen Bestandbüchern, zumal den älteren von Casalius, Durandus, Hospinianus u. a. angegeben finden, consolidiren sich bei allem scheinbaren Auseinandergehen wesentlich in die Beziehungen zu dem Feste Mariä Verkündigung, welches in die Nähe des vierten Sonntags der großen Fasten, des einzigen hohen Freudentages in ihrem sonst traurigen Verlaufe, fällt[2]). Doch ist es nicht nöthig, hier auf diesfallsige nähere Nachweisungen einzugehen, da man diese mit leichtester Mühe in älteren und neueren liturgischen und kirchlich-archäologischen Nachschlagebüchern, an denen die Literatur so ungemein reich ist, ausführlicher und gedrängter vorfindet. Es reicht völlig aus, die angedeuteten Beziehungen aus dem Gebete, welches der Papst in der für die Weihe der Rose besonders festgestellten Liturgie zu sprechen hat, zu

*) Laurentius Faustus, Pf. zu Schimmeritz: „Herrn Christian, u. weil. Hertzogen und Churfürsten zu Sachsen Auffkunfft, Leben, Regiment, Glauben, seligster Abschied und was demselben mehr anhengig." (Leipzig, bei Mich. Lantzenberger, 1592 4.) fol. 9.

1) Mechenberg faßt die bei der hier in Rede stehenden „goldenen Rose" zunächst und vorzüglich in Betracht kommenden Indenzpunkte in seiner weiterhin ausführlich anzugebenden akademischen Gelegenheitsschrift an deren Spitze in dem Satze zusammen: „Aurea Rosa est insigne mysticum, quod ad exprimendum gaudium, ortum ex Salvatoris conceptionis annunciatione, Rom. Pontifex ex auro, musco et balsamo confectum Dominica Laetare ordinarie Romae in Basilica S. Crucis solemniter consecrat et deinde regi aut principi potenti vel tali simili ad eliciendam gratiam aut praesenti ipsemet dat aut absenti dono transmittit." 2) Vergl. Schröckh, Chr. Kirchengesch. 28. Bd. S. 291.

entnehmen. Es ist folgendes: „Prudentiae Deus, cuius verbo et potentia facta sunt omnia et cuius nutu universa diriguntur, qui es laetitia et gaudium omnium fidelium, maiestatem tuam supplices exoramus, ut hanc rosam, odore visuque gratissimam, quam hodierna die in signum spiritualis laetitiae in manibus gestamus, benedicere et sanctificare tua pietate digneris, ut plebs tibi dicata ex iugo Babylonicae captivitatis educta, per unigeniti Filii tui gratiam, qui est gloria et exultatio plebis Israel, illius Hierosolymae, quae sursum est mater nostra, sinceris cordibus gaudium repraesentet. Et quia ad honorem numinis tui Ecclesia tua hoc signo hodie exultat et gaudet: tu ei, Domine, verum et perfectum gaudium largiaris et devotionem eius accipias, peccata dimittas, fide repleas, indulgentia foveas, misericordia protegas, adversa destruas, prospera cuncta concedas. Gloria per fructum boni operis in odorem unguentorum illius floris transeat, qui, de radice Jesse productus, flos campi et lilium convallium mystice praedicatur. Cum quo in superna gloria cum sanctis omnibus sine fine laetetur, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus S. Deus per omnia secula seculorum. Amen“ [3]). Die theilweise energische Fassung dieses Gebetes wird Niemand verkennen. Von dieser Ceremonie der Rosenweihe heißt der vierte Sonntag der großen Fastenzeit in der katholischen Kirche, neben seiner von der evangelischen Perikope hergenommenen gewöhnlichen Bezeichnung der Dominica de panibus, auch der Rosensonntag [4]). Die Weihe selbst geschah in der Regel in der Kirche des heiligen Kreuzes zu Rom, wohin der Papst sich mit seinem großen Cortège in feierlichem Zuge begab und nach vorheriger Messelesung die Weihe nach dem vielfach complicirten Rituale vollzog. Zuweilen geschah es auch in der Petrskirche; ihre Vollziehung zu Venedig durch Papst Alexander III. war ein Ausnahmefall [5]). War ein regierender Fürst an jenem Sonntage in Rom gegenwärtig, so empfing er die geweihete Rose knieend vor dem Altare aus den Händen des heiligen Vaters [6]). In der Regel aber ward sie unter eigenthümlichem Gepränge durch einen außerordentlichen Bevollmächtigten den auszuzeichnenden Personen oder Orten ausgehändigt. Es leidet keinen Zweifel, daß in jenen Zeiten, wo noch ein unangetasteter Glorienimbus das Haupt des Papstes umwallte, auch die Verleihung der goldenen Rose vielfach dazu gedient haben möge, die Interessen Roms zu befestigen und die Belege dafür würden sich leicht aus der Geschichte beibringen lassen; daß jedoch dieses Mittel nicht immer zog, bezeugt das Beispiel des aufgeklärten trefflichen Kurfürsten von Sachsen, Friedrich's des Weisen, das aus der Reformationsgeschichte ausreichend bekannt ist. In der neuesten Zeit ist von solcher päpstlichen Verleihung Nichts zur öffentlichen Kunde gekommen.

(*J. E. Volbeding.*)

GOLDENE SONNTAGE heißen die Sonntage nach den vier Quatembern, die dem Volksaberglauben zufolge besonderes Glück bringen sollen. Wer an den goldenen Sonntagen geboren ist, kann alle Gespenster ohne Schaden sehen. Indessen gilt dies in vielen Gegenden von allen Sonntagskindern, z. B. in der Gegend von Pforzheim, s. Journal von und für Deutschland. 1787. II, 341—345. Auch daß Sonntagskinder überhaupt glücklicher sind als andere, behauptet die Rockenphilosophie bei Grimm, Deutsche Mythologie Nr. 243. Das Geistersehen wird in Schottland the second sight genannt, in Niederdeutschland heißen die damit begabten Leute: „Vorkieker.“ Theodor von Kobbe (Erinnerungen aus dem akademischen Leben S. 172 und 176) berichtet solche Fälle aus der neuesten Zeit, wie dergleichen auch mitgetheilt sind von Bende Bendson in Eschenmayer, Archiv für den thier. Magnetismus, 8. Bd. 3. Heft S. 60 fg. und ebendas. 10. Bd. 2. Heft; vergl. auch Indian Gazette in Calcutta vom 8. März 1830. Mehr darüber s. F. Nork, Sitten und Gebräuche der Deutschen u. s. w. S. 740 fg. Außerdem knüpfen sich an die goldenen Sonntage noch folgende abergläubische Meinungen: Wer mit einem Messer, am goldenen Sonntage gewetzt, verwundet wird, kann niemals, oder nur schwer geheilt werden. Wer an einem goldenen Sonntage die rechte Hand mit einem Faden oder Stricke, daran ein Dieb am Galgen gehangen, umwindet, soll im Zielschießen stets das Schwarze treffen. Sonst versteht man unter dem goldenen Sonntage blos das Dreieinigkeitsfest. Den hier einschlagenden Aberglauben findet man bei Joh. Christoph Männling, Denkwürdige Curiositäten derer sowohl Inn- als Ausländischer Albertäten u. s. w. (Frankfurt und Leipzig 1713. 8.) Paulini, Zeitkürzende Erbauliche Lust 3. Th. S. 283. und Tenzel, Monatliche Unterredungen 1679. S. 782. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER (der), ein Meistersänger aus der zweiten Hälfte des 13. Jahrh., von dem sich in dem jenaischen Minnesängercodex um Weniges erhalten hat, was in v. d. Hagen's Minnesinger-Sammlung wieder abgedruckt worden. Zwei Raudstrophen von ihm befinden sich in Docen's Miscellaneen zur Geschichte d. Literatur 1. Bd. S. 98 fg. *). (*Heinrich Döring.*)

GOLDENER ADLERORDEN ist ein würtemb ergischer Jagdorden, im J. 1702 von Herzog Eberhard Ludwig, in seiner Eigenschaft als Reichsjägermeister

3) Siehe *Adam. Rechenberg*, De aurea rosa, quam Rom. Pontifex quotannis consecrat solemniter (Lips. 1666. 4., rec. ibid. 1672.) fol. 2. §. 10. *Zach. Grapius*, De rosa aurea, a Papa R. quotannis solemniter consecrata (Lips. 1696. 4.) sect. II. §. 8. 4) Siehe *Rechenberg* l. l. c. 3. §. 2; *Grape* l. l. sect. I. §. 4. 5) *Grape* l. l. II. §. 7; *Rechenberg* l. l. §. 1. 6) Eine lange Reihe gekrönter Häupter und sonst ausgezeichneter Personen, welche von Rom aus durch die Verleihung der goldenen Rose geehrt wurden, s. bei *Grape* II. §. 10 seq.; auch berühmte Frauen erscheinen in diesem Register; ein Installationsbreve hat der fleißige Sammler mitgetheilt und mehre solche nachgewiesen.

*) Vergl. Müller's Sammlung altdeutscher Gedichte. 2. Th. S. 46. v. d. Hagen in s. Grundriß der Geschichte der deutschen Poesie S. 484 und in dem Museum für altdeutsche Literatur. 1. Bd. St. 1. S. 162.

(daher im würtembergischen Wappen drei schwarze übereinanderliegende Hirschhörner mit vier und mit drei Enden) gestiftet, nicht aber, wie Einige wollen, von Herzog Friedrich Karl, dem gewesenen Vormunde jenes, da Eberhard Ludwig bereits im J. 1693 von Kaiser Leopold I. für mündig erklärt worden war. Dieser „für Tugend, Verdienst und Freundschaft" gegründete Jagdorden oder Orden vom goldenen Adler wurde von Herzog Karl Alexander zum andern Mal erneuert, dann von König Friedrich I. in seiner jetzigen Gestalt erneuert (am 6. März 1807) und endlich mit dem noch jetzt in drei Classen bestehenden Civilverdienstorden unter dem Namen des Ordens von der würtembergischen Krone vereinigt (am 23. Sept. 1818). Er sollte ein Verein von Männern sein, „die durch hohe und edle Herkunft über Andere erhaben und durch eigne Ausübung der Tugend und Erwerbung großer erhabener Verdienste dem Stande ihrer Geburt Ehre machen und nur in Verdienst und Tugend den echten Grund wahrer Freundschaft erkennen." Die Söhne des Stifters erhielten den Orden mit der Taufe, die des Kronprinzen nach dem ersten, die der übrigen Söhne des Königs, sowie die Enkel des Kronprinzen nach dem siebenten und die andern Prinzen nach dem vierzehnten Jahre. Die Zahl der Ritter, zu deren Würde mindestens Generalmajorsrang nöthig ist, beläuft sich auf 50. Die Devise heißt: Virtutis amicitiaeque foedus. Der König ist Großmeister. Das Ordenszeichen der ersten Classe besteht in einem rothen, goldgeränderten Malteserkreuze, den goldenen Adler auf der einen und den königlichen Namen F. R. auf der andern Seite, zwischen den Flügeln des Kreuzes mit vier goldenen Adlern und zwischen den Strahlen jedes Arms mit einem goldenen Hifthorne geziert. Es wird an einem breiten, rothen Bande über die linke Achsel getragen. Außerdem tragen die Ritter erster Classe einen achtspitzigen silbernen Stern mit dem Namenszuge und der Devise. Vergl. Gustav Adolph Ackermann, Ordensbuch S. 55 und Ferdinand v. Biedenfeld, Geschichte der Ritterorden 2. Th. S. 451 fg. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER BUND, geschlossen in Luzern im J. 1586. Um die eben gedachte Zeit füllte der Streit zwischen der katholischen und evangelischen Partei fast die ganze europäische Welt; namentlich war dies in der Schweiz der Fall, wo theils die wegen der eigenthümlichen Bodenbeschaffenheit mehr als anderwärts zusammengedrängte Bevölkerung häufigeren und größeren gegenseitigen Reibungen nach allen Seiten, auch nach der religiösen hin, ausgesetzt war, theils die Nähe Italiens den aufrecht zu erhaltenden Interessen der römisch-katholischen Kirche immer neue Nahrung zuführte, zumal wenn besondere Richtungen irgend einer Art dergleichen Einflüsse absichtlich und augenscheinlich verstärkten. Eine starke Anregung dieser Art ging damals von dem Cardinalerzbischofe zu Mailand, Karl Borromeo, einem schwärmerischen Anhänger des römischen Stuhles, aus. Als sogenannter päpstlicher Protector der Schweiz bot er alles Mögliche auf, dort für die römische Kirche zu erhalten und zu retten, was sich nur erhalten und retten ließ. So hatte er im Laufe seiner unermüdlichen bischöflichen Thätigkeit für die Schweiz Namhaftes geleistet. Weil die katholischen Cantone verhältnißmäßig gegen die reformirten nur wenig für den Schulunterricht thaten, hatte er im J. 1570 in Mailand eine eigene Priester- und Lehrerschule für die Schweiz begründet, das sogenannte helvetische Collegium oder Seminarium; er ließ die Schweiz ununterbrochen durch seine eifrigen Emissaire bereisen, um an Ort und Stelle zur Erhaltung des römischen Glaubens das Nöthige zu veranlassen. Zu demselben Zwecke regte er für die katholischen Cantone die Stiftung eines engeren Bundes für die Erhaltung der römischen Kirche an: es mögen sich jene enger verbinden und gegenseitige Zusage geben, ihrer Religion treu zu bleiben, auch, wenn einer von ihnen durch die Reformirten angegriffen werde, allesammt hilflich herbeizueilen und auszuharren bis an das Ende des Kampfes. Der Erzbischof Borromeo fand mit seinem Vorschlage vielen Eingang. Am 10. Oct. 1586 kamen Gesandte der katholischen sieben Orte, Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden, Zug, Solothurn und Freiburg, in Luzern zusammen, brachten den beabsichtigten und durch Unterhandlungen länger bereits vorbereiteten Bund für die Erhaltung der römischen Kirche wirklich zum Abschluß und beschworen ihn feierlichst. Man nannte ihn den „goldenen" oder „Borromeischen." Allein er bewirkte nicht, was man von ihm sich versprochen hatte. Statt enger zu verbinden, erweiterte er nur die finstere Kluft, welche sich zwischen Eidgenossen und Eidgenossen aufgethan hatte, noch mehr; denn die katholischen Orte hielten es von da ab lieber mit Ausländern als mit den Schweizern evangelischen Glaubens und das Ausland freute sich darüber, da es Vortheil von der Zwietracht hatte. Kabalen der Herrschsucht zerstückelten und lähmten den schweizerischen Staatskörper, Selbstsucht trat an die Stelle der früheren, fast sprüchwörtlich gewordenen Vaterlandsliebe, Anarchie und Gesetzlosigkeit nahmen überhand; der Reichthum und Stolz einzelner Familien machte sich geltend und die Blindheit des gemeinen Mannes half vollends die weisen Verordnungen der Väter zertreten und unwirksam machen. Hatte man schon früher des Religionszankes übergenug gehabt, so ward er nur immer bedenklicher, da er sich in immer weitern Dimensionen in das politische Gebiet verzweigte. So hatte Rom von dem goldenen Bunde auch keinen reellen Vortheil; er trat bald wieder in Vergessenheit zurück und lebte nur noch in den Registraturen der Archive fort*). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDENER HIRSCHORDEN war ein Jagdorden, den der letzte schlesische Herzog aus dem Hause der Piasten, Georg Wilhelm von Liegnitz, am 23. Aug. 1672 zu Brieg bei einer Lustjagd im Thiergarten daselbst stiftete. Das Ordenszeichen war ein von Gold geschlagenes Eichenblatt, mit einem Hirsche auf der einen und einem roth emaillirten Herzen nebst weißem Kreuze

*) Man vergl. H. Zschocke, Die drei ewigen Bünde im hohen Rhätien. (Zürich 1798.) 2. Bd. S. 76 fg. Derselbe, Des Schweizerlandes Geschichten (Aarau 1822.) S. 151—155.

auf der andern Seite, das von den Mitgliedern während der Jagdfeste, oder wo sie sich sonst in Jägerkleidung befinden mochten, an einem grünen mit Gold durchwirkten Bande auf der Brust getragen werden mußte, bei Strafe von drei Dukaten im Contraventionsfalle eventuell bei Verlust der Ordensmitgliedschaft nach §. 5 der Statuten. Dieselben sind datirt vom Aegidientage (den 1. Sept.) 1672 und ernennen zu den ersten sieben Mitgliedern die in der Matrikel benannten Personen, welche bei der Fällung des ersten Hirsches zugegen waren. Ferner wurde bestimmt, daß jährlich nicht mehr als sieben Personen aufgenommen werden sollten, die Zahl aller Mitglieder der Gesellschaft aber 24 nicht übersteigen dürfe, es sei denn, heißt es in §. 2, daß Se. Durchl. „sonsten noch einen Supernumerarium aus sonderbahren Considerationen hierzu thun wollten." Erspectanzen wurden erst durch Todesfall realisirt. Recipirt wurden nach §. 4 nur Leute „von Adelicher Extraction" oder „so eine Adeliche Charge" besaßen. Mehre Paragraphen füllen die Pflichten und Obliegenheiten, denen zufolge die Ritter geloben mußten, „über die alte und wohlhergebrachte übliche Rechte und löbliche Gewohnheiten, Immunitäten und Privilegien der Jäger- und Wayde-Leute, insonderlich deren in den Fürstenthümern Liegnitz, Brieg und Wohlau zu halten." Sie mußten theilweise den Landesherrn auf seinen Jagdbelustigungen begleiten, sollten jährlich ein Ordensschießen mit Stutzen um einen vom Herzoge ausgesetzten Preis halten u. s. w. Der Vetter des Letztern, August Graf von Liegnitz, auf Cantersdorf, Neudorf, Frieborn und Kurzwitz, wurde zum Statthalter und Ordensvicar, Caspar Ernst von Döbner und Debenhausen auf Cöln zum Oberjägermeister, Friedrich Günther Freiherr von Wolzogen und Wissingdorf zum Marschall, August Friedrich Bone aber zum Ordenskanzler ernannt. Jährlich sollten sie aus der herzoglichen Küche und Keller Wildpret mit Ungarwein geliefert bekommen, um bei ihrer Anwesenheit am Hofe „sich auf der ganzen Ordensgesellschaft Gesundheit nebst guten Freunden lustig und fröhlich zu machen und die Jägermusik dabei anstimmen zu lassen." Es ging diesem Orden wie so vielen anderen Schöpfungen jener an solchen Producten überreichen Zeit, er ging wahrscheinlich mit dem Tode des Stifters schon wieder ein. Spätere Spuren von ihm finden sich nirgends. Nachrichten von ihm haben seiner Zeit gegeben: A. Gryphius, Entwurf der geistl. u. weltl. Ritterorden. Heinrich Anshelm v. Ziegler und Klipphausen, Historisches Labyrinth der Zeit. (Leipzig 1701. gr. Fol.) 3. Bd. Kurze Notizen enthält auch Gustav Adolph Ackermann, Ordensbuch (Annaberg 1855. gr. 8.) S. 194 und einen etwas umfänglicheren Bericht: Ferdinand Freiherr v. Biedenfeld, Geschichte der Ritterorden u. s. w. (Weimar 1841. 4.) 1. Bd. S. 159—161.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER RINGORDEN, dessen Mitglieder „Ritter des goldenen Ringes" oder equites annuli aurei hießen, war ein Mäßigkeitsverein nach damaligen Begriffen und nach dem Maßstabe des Ritterlebens jener Zeit, den im J. 1524 Friedrich II. von der Pfalz stiftete, an dessen Spitze ein Prinz des Hauses als Großmeister stehen sollte, der aber wahrscheinlich noch mit dem Gründer wieder erlosch. Das Symbol des Vereines war ein goldener Ring, der ihm auch den Namen gegeben hat, über dessen anderweitige besondere Zeichen jedoch Nichts bekannt ist. Als Zweck des Bundes gibt die Urkunde an: „zu gänzlicher, oder am wenigsten halber Abstellung des greulichen Lästerns, Fluchens und Trinkens." Ein Rundschreiben an die Ritter des Landes besagt dasselbe mit der Ermahnung: „ahmet uns treulich nach, überlasset euch nicht mehr den Greueln des Lästerns, Fluchens und Sichbesaufens, oder unterlasset es wenigstens fortan zur Hälfte." Diese Verbindung steht nicht vereinzelt da, wie man gleich sehen wird, ist aber um so merkwürdiger, als sie sich in ihren Artikeln mit richtiger Menschenkenntniß nur ein erreichbares Ziel setzt, eine Minderung und Milderung, nicht eine Aufhebung und Abstellung jener gerügten Laster. In demselben Jahre 1524, noch voll von dem schrecklichen Eindrucke der Excesse bei dem Armbrustschießen zu Heidelberg, thaten sich Markgraf Casimir von Brandenburg, Landgraf Philipp von Hessen, die Bischöfe von Trier, Speier, Würzburg, Regensburg, und fünf Pfalzgrafen bei Rhein für das Turnier von Heilbronn zu einem Entsagungsbunde zusammen, dessen Gesetze das Meiden des ungeheuren Trinkens und Fluchens nicht blos den Mitgliedern zur strengsten Pflicht machten, sondern auch allen Hof- und Dienstmannen einschärften. Auf Grund dieser Uebereinkunft stiftete Pfalzgraf Friedrich II. seinen goldenen Ringorden, von dem die Hauptsätze seiner Statuten dann wieder in die Regeln des hessischen Temperanzordens übergingen und auch mit dem sächsischen Orden gegen das Fluchen ziemlich übereinstimmen. Die Gesetze des Ordens von der Mäßigkeit in Hessen, Temperanzorden, hat Christoph v. Rommel, Neuere Geschichte von Hessen 2. Bd. S. 357 fg. wörtlich und vollständig mitgetheilt. Sie sind wieder abgedruckt in Ferdinand v. Biedenfeld, Geschichte u. s. w. aller Ritterorden 1. Thl. S. 141 fg., vergl. auch Gust. Ad. Ackermann, Ordensbuch S. 196. Von den wichtigsten Orden, Gesellschaften und Vereinen zu gleichem oder ähnlichem Zwecke sind namhaft zu machen der Herzogl. Sächs. Orden gegend die Untugend des Fluchens u. s. w.; vergl. Biedenfeld a. a. O. S. 139 fg. Der Orden der Mäßigung von St. Christoph in Oesterreich, Biedenfeld a. a. O. S. 127. Jenen stiftete Herzog Friedrich Wilhelm I. von Weimar, diesen ein Graf Dietrichstein. Alle diese wohlgemeinten Institute fruchteten wenig, da es daneben oder ihnen gradezu entgegen Vereine gab, die, wie der Orden vom Hopfen in Burgund 1418 von Herzog Johann dem Unerschrockenen gestiftet, nach dem Zeugnisse eines alten Liedes grade das Gegentheil bezweckten. Nicht minder sind unter den illüstren Antipoden jener teutschen Mäßigkeitsvereine zu nennen in Frankreich: l'ordre de la boisson de l'étroite observance, sowie l'ordre de la Méduse und l'ordre de la grappe in der Provence. Interessante Beiträge zu der Geschichte des teutschen Nationallasters finden sich bei (Vulpius) Curiositäten 7. Bd. S. 455 fg.; ebendas.

S. 382 u. 383 ein edelmännischer Revers über das Sichnichtbetrinkenwollen urkundlich ausgestellt. Endlich ebendas. S. 44 fg. wird auch das Capitel von den Trinkgefäßen, namentlich von den sprüchwörtlich gewordenen riesigen teutschen Weinfässern erörtert. Im Allgemeinen sind über diesen Gegenstand nachzulesen: *Janus Thaddaeus* (*Vindobonensis*), De Germanorum veterum aviditate bibendi ad C. C. Taciti de Germania cap. 4 excursus. (Lips. 1751. 8.) (Joh. Wilh. Petersen) Geschichte der deutschen Nationalneigung zum Trunke. (Leipzig 1782. 8.) C. K. E. Huelpeden, Vom Durste der alten Deutschen in Schlözer's Briefwechsel.

(Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDENER SPORN, Orden vom goldenen Sporn. Einen solchen stiftete Karl von Anjou, König von Neapel, im J. 1266 nach dem Siege bei Benevent über Manfred; er erlosch aber so schnell wieder, daß weder von seinen Insignien noch von deren Inhabern etwas bekannt geworden ist. Desto berühmter ward der noch bestehende päpstliche Militairorden, dessen Stiftung insgemein dem Papste Pius IV. im J. 1559 zugeschrieben wird, obgleich diese Annahme nicht über allen Zweifel erhoben ist [1]). Die Ritter dieses Ordens hießen sonst Comites palatii Lateranensis (lateranische Hofpfalzgrafen), und nach der Analogie mit andern Hofhaltungen früherer Zeiten mag er wol auch an solche vergeben worden sein, welche sich um die katholische Religion, den päpstlichen Stuhl und die Wissenschaft verdient gemacht hatten. Allmälig präponderirte das militairische Moment, das jetzt meist maßgebend ist. Ohne Unterschied aber werden die Komthure und Ritter dieses Ordens, die resp. auf 150 und 300 festgesetzt sind, in den Ernennungsbreven Auratae militiae equites (Ritter der goldenen Miliz) genannt. Der Hauptcollator des Ordens ist der Papst; doch hatten an seiner Vergebung auch die Prälaten des obersten päpstlichen Gerichtshofes, die Nuntien und durch den Begründer des Ordens das Haus Sforza-Cesarini Antheil an der Verleihung dieses Ordens. Durch Misbräuche in derselben bis zur Verkäuflichkeit fast kam der Orden in großen Miscredit, bis er neuerdings durch die Energie mehrer Inhaber des päpstlichen Stuhles [2]) wieder zu Ehren kam, ausschließlich zu einem Militairorden bestimmt. Erst Benedict XIV. gab dem Ordenskreuze die jetzige Form. An einem rothen Bande getragen, besteht es in einem goldenen und weiß emaillirten Malteserkreuze; an den beiden Spitzen des untern Theiles ist ein kleiner goldener Sporn befestigt. Der Orden ist mit zahlreichen Privilegien bedacht. Bei Dambreville [3]) wird davon in folgenden Worten ein Beispiel angeführt, indem es von ihm heißt: „C'étoit même le seul avec les marques du quel les ministres de Venise à Rome pussent faire leur entrée solemnelle dans le sénat de cette république, au retour de leur légation.“

(*J. E. Volbeding.*)

GOLDENER STICH war eine vordem in der Chirurgie gebräuchliche Bezeichnung für Fälle, wo behufs der Zusammenschnürung eines Theils ein goldener Faden statt der gewöhnlichen Ligatur umgelegt und zusammengezogen wurde. So wurde z. B. bei Hernien, die einer radicalen Heilung zugeführt werden sollten, der Bruchsackhals mit einer Nadel umstochen und mittels dieser ein goldener Faden umgelegt, womit die Zusammenschnürung des Halses bewirkt wurde.

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDENES BUCH (Libro d'Oro) in Venedig, eine Art von einheimischer Adelsmatrikel, welche, in ihren Aufzeichnungen vom Jahre 1319 anhebend und in dem Verschlusse der obersten Staatsbehörde sorgfältig verwahrt, mit Ausschluß der ältesten, irgend einer Anerkennung nicht bedürfenden Patrizierhäuser von Venedig ein Verzeichniß der zweiten Classe der sogenannten Nobili enthielt. Diese mußten sich über Abkunft, Reinhaltung des Stammbaumes und unverdächtiges kirchliches Bekenntniß als gute Katholiken befriedigend ausweisen können. Wenn nach Erfüllung aller gesetzlicher Erfordernisse die Buchung eines Hauses geschehen war, so mußte der betr. Nobile, sobald ihm ein Sohn geboren ward, diesen in das goldene Buch einschreiben lassen, weil er sonst als adelig nicht anerkannt wurde. Auch findet man angegeben, daß Nachweisungen über Familienbesitzthum, über Zuwachs zum Stammvermögen u. dgl. m. Gegenstände der Niederschreibungen im goldenen Buche ausmachten, sodaß bei Verheirathungen, Processen und andern Gelegenheiten Fälle genug vorkamen, wo man sich das goldene Buch aufschlagen zu lassen Veranlassung hatte, sodaß es seine eigene Registratur hatte. Das Hochstehend-Wichtige seines Innern, verbunden mit dem Köstlich-Glänzenden seines Aeußern mag den passend angewendeten tropischen Namen veranlaßt haben. Als sich in Folge der Fortwirkungen der französischen Revolution auch in Italien die Verhältnisse der sonst mächtigen und selbständigen venetianischen Republik allmälig wesentlich zu ändern begannen, war das „goldene Buch“ schon zu einer Art von Reliquie geworden, deren Erhaltung jedoch für Geschichtsforschung, namentlich in den Fächern der Genealogie und Heraldik, von nicht geringem Werthe gewesen sein würde. Allein unter den Stürmen der auch nach Venedig sich fortpflanzenden Umsturzperiode ward das „goldene Buch“ am 4. Juni 1797, dem sogenannten ersten Jahre der italienischen Freiheit, am Fuße eines Freiheitsbaumes in Venedig feierlich verbrannt. Die dadurch angewinkten Zeittendenzen gaben sich charakteristisch genug auch durch Folgendes zu erkennen: Der Marcuslöwe hielt seit unvordenklicher Zeit ein offenes Evangelium in der rechten Klaue, auf dem geschrieben stand: „Pax tibi, Marce, evangelista meus.“ An die Stelle dieser Worte setzte man: „Droits de l'homme et du citoyen!“ — „Endlich hat der Löwe die Seite umgeschlagen,“ sagte ein venetianischer Gondeliere.

(*J. E. Volbeding.*)

1) Am ausführlichsten hat sich über diese Zweifel *P. H. Heylyot*, Hist. des ordres monastiques et milit. Tom. 8. p. 392 ausgelassen. Vergl. auch *E. Dambreville*, Abrégé de l'hist. des ordres de chevalerie (Par. 1807.) p. 225 s. 2) So entzog Papst Gregor XVI. dem genannten Hause im November 1841 das bezeichnete Privilegium. 3) a. a. O. S. 226.

GOLDENES KALB, ein in der Geschichte des israelitischen Volkes oft vorkommendes Idol ägyptischen Ursprunges (Ezech. 20, 7—8). Denn in Aegypten wurden zwei lebende Stiere, Apis als lebendiges Symbol des Osiris in Memphis, und Mnevis als Repräsentant des Sonnengottes in Heliopolis, verehrt. Unter dem Bilde des — nicht hölzernen, mit Gold überzogenen, sondern massiv — goldenen Kalbes ward Jehovah von den Israeliten schon am Berge Sinai angebetet (2 Mos. 32, 1 fg.); denn Aaron gab, als Moses 40 Tage auf dem Sinai verweilte, dem Andringen des zum ägyptischen Bilderdienste sich hinneigenden Volkes nach. Moses zertrümmerte das Idol; wie er dies aber in der 5 Mos. 9, 21 speciell angegebenen Weise — „verbrannte es mit Feuer, zerschlug es, zermalmte es, bis es Staub ward und warf den Staub in den Bach, der vom Berge fließt" — bei der specifischen Beschaffenheit des Goldes bewirkt habe, ist Gegenstand abweichender Forschungen der Gelehrten geworden [1]). Später nach der Trennung der Reiche ward unter und seit Jerobeam dieser Kälberdienst durch Errichtung der betreffenden Symbole des Jehovahcultus zu Dan und Bethel gesetzlich organisirt (1 Kön. 12, 28 fg.) [2]), um dadurch die politisch bedenkliche Verbindung seiner Unterthanen mit Jerusalem zu beseitigen, obschon diese Maßregel eine bedeutende Emigration nach Juda zur Folge hatte. Das Rinder-symbol bekam und behauptete aber bekanntlich in der Ornamentik des Tempels seine Stelle (Ezech. 1, 10; 1 Kön. 7, 29) [3]). (*J. E. Volbeding.*)

Goldenes Vliess, s. Chrysomallos, vergl. Argonautenfahrt und Jason.

GOLDENES VLIESS, Orden des goldenen Vließes (Ordre de la toison d'or, el Toyson de oro, el Tusan, in den frühesten Zeiten auch der Ritterorden des güldenen Lämbleins von Burgund oder des belgischen Schäfers), einer der ältesten und angesehensten weltlichen Ritterorden. Er ward von Philipp III. (dem Guten), Herzog von Burgund, bei Gelegenheit seiner mit der Prinzessin Isabelle, Tochter König Johann's I. von Portugal, seiner dritten Gemahlin, gefeierten Vermählung am 10. Jan. 1430 (nach abweichender vlämischer Zählung 1429) zu Brügge gestiftet. Herzog Philipp erklärte sich zum Großmeister desselben mit der Festsetzung, daß diese Würde auf seine Nachfolger in der Regierung übergehen solle; ein nachträglicher Artikel der Statuten d. d. 30. Nov. 1431 bestimmte, daß, wenn die burgundische Dynastie in männlicher Linie erlösche, der Gemahl der Tochter und Erbin des letzten Herrschers Großmeister des Ordens sein solle, sodaß nach Karl's des Kühnen unvermuthetem Tode vor Nancy am 5. Jan. 1477 der Gemahl seiner Erbtochter Maria, Maximilian I. von Oesterreich, das Großmeisterthum überkam [1]). Nach den sichersten geschichtlichen Ermittelungen war der Hauptzweck des Ordens Beschützung der Kirche durch Erhaltung des katholischen Glaubens und Wahrung unbefleckter Ehre des Ritterthums [2]). Er war daher der Jungfrau Maria (Nostre Dame de Bourgogne) gewidmet und hatte den Apostel und Martyr Andreas zum Schutzpatron, an den sich Herzog Philipp mit seinen Gebeten vorzugsweise nach seinem Lieblingsspruche: „Mon joye Saint Andrieu" hielt. Daher ward er auch bald nach seinem Hervortreten vom Papste Eugen IV. im J. 1433 bestätigt und später nachträglich von Leo X. mit den wichtigsten Privilegien bedacht. „Il donna au chancelier de l'ordre, qui devoit être un dignitaire ecclésiastique, le pouvoir d'absoudre les chevaliers, aussi bien que les officiers de l'Ordre, de tous cas réservés, de commuer leurs voeux, d'accorder une indulgence plénière, chaque année et à l'article de la mort. Il permit aux chevaliers de manger des oeufs et du laitage en carême, de choisir deux autels dans une église, à la visite desquelles il attacha toutes les indulgences des stations de Rome. Il leur permit encore de faire célébrer la messe chez eux et à leurs femmes et filles, d'entrer dans les monastères de l'ordre de Sainte Claire et des autres religieuses" etc. [3]). Andere Beweggründe für die Stiftung dieses Ordens mögen allerdings subsidiarisch mit eingewirft haben. In den Anecdotes historiques sur l'Ordre de la Toison d'Or [4]) erscheint fast maßgebend des Stifters „désir, de s'attacher les grands seigneurs des Pays-Bas en les réunissants souvent autour de sa personne sous les banniers de

1) Siehe *A. G. Ludwig*, De modo, quo comminutus est a Mose vitulus aureus. (Altorf. 1745. 4.) 2) Das Ausführlichere bei *Pet. Zorn*, De moscholatria populi israelitici, in dessen Opusc. sacra II. p. 417 seq. 3) G. B. Winer, Bibl. Real-Wörterbuch. 1. Bd. (3. Aufl.) S. 614.

1) Nach Karl's des Kühnen unvermuthetem Falle vor Nancy hatte König Ludwig XI. von Frankreich die Absicht, sich zum Großmeister des Ordens vom goldenen Vließe zu machen, hielt es jedoch unter seiner Würde, den Orden eines Fürsten, den er zu seinen Vasallen zählte, also zu ehren. Es war nicht das einzige Mal, daß sich der sonst so schlaue Regent in seinem Calcul irrte und reelle Vortheile aus der Hand gab. 2) Die Stiftungsurkunde beginnt mit den Worten: „Philippe, par la grace de Dieu Duc de Bourgogne — — — sçavoir faisons à tous présens et advenir, que pour la très grande et parfaite amour, que avons au noble estat et ordre de Chevallerie, dont de très-ardente et singulière affection desirons l'honneur et accroissement: Parquoy la vraie foy catholique, l'estat de notre mère saincte Eglise et la tranquillité et prosperité de la chose publique soient comme être peuvent défendues, gardées et maintenues, Nous à la gloire et louange du tout puissant nostre Createur et Redempteur en réverence de sa glorieuse Vièrge Mère et à l'honneur de Monseigneur sainct Andrieu Apostre et Martyr, à l'exaltation de la foy et de saincte Eglise et excitation de vertus et bonnes moeurs" etc. Vergl. *G. H. Ayrer*, Magnum magisterium equestris ordinis aur. vell. etc. (Hotting. 1748. 4.) p. 50. Daher auf dem Sarkophage des Herzogs die Inschrift:

Pour défendre l'église qui est de Dieu maison,
Je mis sus le noble ordre, qu'on dit de la Toison.

3) Siehe *E. Dambreville*, Abrégé de l'histoire des ordres de chevalerie etc. (Par. 1807. 8.) p. 179 seq. 4) Abgedruckt in den Annales des voyages, de la géographie et de l'histoire, publ. par Malte-Brun. Tom. IX. (Par. 1809.) p. 179—212.

l'amitié et de la fraternité. C'est ce qui prend presque le caractère de la certitude, quand on réfléchit, que conformement aux premiers statuts de l'Ordre le souverain, qui en même temps en étoit le chef héréditaire, ne pouvait faire la guerre ni la paix sans prendre l'avis de ses confrères, les chevaliers de la Toison d'Or. Ces chevaliers avoient même le droit d'assister à tous les conseils du souverain et d'y dire leur avis. Une autre belle idée profondement politique étoit d'avoir attribué au chapitre assemblé le droit et même le devoir de faire des enquêtes sur la conduite des membres, même sur celle du chef et souverain, de les reprendre quand on les trouvoit en faute et de leur infliger diverses punitions et amendes." Wie sehr es aber dem Herzoge Philipp Ernst war, solche Statuten des Ordens aufrecht zu erhalten, beweisen die Auszüge, welche, entnommen brüsselschen Archiven, in den angeführten „Anecdotes historiques"[5]) aus Ordenscapiteln der Jahre 1431—1545 mitgetheilt werden und es verdienen, daß wenigstens einige hierher verpflanzt werden: „An 1431. Le 6 de mai après midi les chevaliers étant assemblés le Sire de Vauldray entra au chapitre et demanda au souverain le collier de l'ordre pour Louis Chalon, prince d'Orange. Philippe lui repondit, qu'il étoit informé, que ce prince, se trouvant l'année précédente dans une action en Dauphiné à la tête d'un corps de troupes avoit contre les statuts de l'Ordre fait battre en retraite et que pour cette raison il s'etoit determiné à ne pas lui donner le collier qu'il sollicitait"[6]). — „An 1468 Le comte de Nevers, accusé de sortilége et cité au chapitre, n'ayant pas comparu et ayant renvoyé son collier, son blazon fut ôté de l'église"[7]). Selbst Karl V. konnte als Ordens-Großmeister einer scharfen Censur des Capitels nicht entgehen. Es wurde ihm im J. 1531 insinuirt „qu'on avoit trouvé qu'il étoit lent dans l'expédition des affaires, qu'en son particulier il s'occupait beaucoup de petites et négligeoit les plus importantes, que son conseil, qu'il consultoit peu ou point, n'étoit pas composé d'un nombre suffisant de conseillers, qu'il ne pourvoyoit pas à ce que les tribunaux de justice, où d'ailleurs les affaires se traitoient avec beaucoup de lenteur, fussent composés de personnes convénables, qu'il payoit fort mal les gens de sa cour ainsi que ses gens d'armes. L'empereur, qui reçut cette remontrance avec bonté et reconnoissance, rejeta la faute de cette prétendue mauvaise administration de la justice sur ceux, qu'il avait chargés d'y pourvoir pendant son absence, ainsi que sur les grandes occupations qui lui survenoient continuellement et qui l'avoient empêché jusqu'alors de donner tous ses soins tant pour l'arrangement de ses affaires particulières que pour la conduite de celles de ses sujets; ajoutant pour ce qui étoit de son conseil, que, faute de trouver des gens assez experimentés et affectionnés à son service sur lesquels il pouvoit se réposer, il avoit été obligé de se charger seul du soin de beaucoup d'affaires, qu'il auroit pu, sans cela, partager avec d'autres. Du reste il promit de mettre tout en usage pour remédier promptement aux différens abus que l'assemblée venoit de relever"[8]). — Rod stärker trat das Ordenscollegium in einem später gehaltenen Capitel gegen ihn auf; es deutete ihm an, daß er im Fall des Verzichtens auf Burgund die Großmeisterwürde aufgeben müsse und unter anderen Correptionen warf es ihm namentlich seine vielen Schulden vor „qui donnoient occasion aux créanciers de murmurer hautement." Auch dieses Mal war der Kaiser „très satisfait du zèle des chevaliers ses confrères" und im Punkte der Schulden „il fit connoitre, que ses occupations l'avoient empêché jusqu'alors de prendre des arrangemens pour les acquitter, que cependant il étoit d'intention de ne plus différer de le faire, ayant déjà donné ordre au trésorier Streck de former un état specifique de tout ce qu'il devoit; qu'au reste, s'il avoit failli, c'étoit plutôt par inadvertance, que dans quelque vue sinistre. Finalement il assura l'assemblée que désormais il serait plus attentif à remplir exactement ses devoirs"[9]) — Verhandlungen, die selbst für eine umfassende Charakteristik Karl's V. von Wichtigkeit bleiben. Aber bereits unter König Philipp II., der allein schon durch sein Verfahren gegen den eigenen Sohn Don Carlos Ursache hatte, die Rügen des Capitels zu scheuen, hörte diese wechselseitige heilsame Sittenpolizei auf und — so heißt es wörtlich in der bisher benutzten Quelle — „l'ordre de la Toison d'Or devint ainsi peu à peu un établissement de parade, les décorations devinrent le prix d'un servile attachement à une cour despotique"[10]). — Was aber sonst noch nach dieser Seite hin als Motiv der Stiftung des goldenen Vließordens geltend gemacht wird, ist theils unerheblicher, theils als frivol zurückzuweisen. Denn daß die üppige Fruchtbarkeit Burgunds und namentlich der daselbst gewonnene Reichthum an Wolle einen Grundgedanken zur Stiftung des Vließordens abgegeben habe[11]), ist gradezu gegen den Geist der damaligen Zeit. Es liegt auf der Hand, welche Rolle bei dieser Interpretation das Wort „vellus" spielt, und es heißt in der Abhandlung von Weise nicht unangemessen: „Prudentis est, ab invidia, quae gloriae comes esse solet, sibi cavere, illorum praesertim, qui animo non

5) S. 181—207 6) a. a. O. S. 184 7) Ebendaf. S. 185.

8) Ebendaf. S. 200. 9) Ebendaf. S. 206 fg. 10) Ebendaf. S. 208. 11) Davon ist die Rede in der akademischen Gelegenheitsschrift von Joh. Weise, De origine ordinis aurei velleris (Viteb. 1730. 4.), wo es unter Namhaftmachung der betr. Gewährsmänner S. 30 heißt: „Putant alii, per vellus aureum intelligi auream regionis foecunditatem ac lanae copiam, cum Burgundiae ac Belgii facultates duabus his rebus inprimis augeantur.

aequo alienam opulentam intuentur fortunam eamque vel singuli vel icto cum aliis foedere labefactare possunt. Haud igitur existimandum videtur, Philippum venditato in ordinis sui insignibus aureo vellere, magnificum sui suarumque opum ostentatorem esse sic voluisse, ut aemulatione aliorum commota multa sibi graviaque odia conflaret“ [12]). Endlich aber wird die frivole Erklärung, welche die Stiftung des in Rede stehenden Ordens mit der Maitressenwirthschaft [13]) an Philipp's Hofe, die bei der Vermählung mit der portugiesischen Prinzessin ernstlich in Frage kam, doch jedenfalls zurückzuweisen sein [14]). Der Zusammenhang aber, welcher bei der Namengebung des Ordens zwischen ihm und dem altmythologischen kolchischen Vließe sich aufthut und sonst ohne Noth weitläufig auseinandergesetzt zu werden pflegte [15]), beschränkt sich geschichtlich nur darauf, daß Herzog Philipp's Vater, Johann der Kühne, einst von den Türken in Kolchis gefangen gehalten wurde und dem heiligen Andreas mag er deshalb mit gewidmet sein, weil dieser Apostel in jenem Lande das Evangelium gepredigt habe.

Die Zahl der Ritter war ursprünglich auf 31 [16]) — nicht 24 — festgesetzt. Später ward sie mehr als einmal erweitert, so durch Kaiser Karl V. um 26 Ritter; allmälig aber scheint sie eine unbeschränkte geworden zu sein. Allein mit der Machtausdehnung Karl's V. begann des Ordens Verfall, als er indiscrétement, wie es heißt, an zahlreiche castilianische und teutsche Große vergeben ward, welche der Kaiser und König sich verpflichten wollte [17]).

Statutenmäßig darf und soll neben dem goldenen Vließe kein anderer Orden getragen werden und länger als ein Jahrhundert ward diese Clausel streng und ohne Ansehen der Person aufrecht erhalten. Im J. 1468 hatte der König von Portugal seinen Wunsch und Vorsatz zu erkennen gegeben, in eine Vacanz des Ordens einzutreten; „mais ayant été observé, qu'il étoit de l'ordre de la Jarretière, dont il n'étoit pas le chef et souverain, on declara, que tant et si long-temps qu'il seroit de cet Ordre, il ne pourroit être reçu dans celui de la Toison d'Or“ [18]). Später, als durch die Vermehrung der Ritterorden Collisionen immer häufiger eintraten, ward von dieser Clausel fast immer dispensirt, was um so leichter war, da das Ordenscapitel selbst die Neuwahl seiner Mitglieder besorgte. Auch die Beschränkung, daß kein Vließritter in fremde Kriegsdienste treten solle, war mit leichter Mühe umgangen. Feigheit vor dem Feinde und Hochverrath machen des Ordens verlustig.

Die Statuten verordnen, daß die Ritter keinen anderen Gerichtsstand anerkennen, als eine Versammlung der Ordensritter unter Vorsitz des Großmeisters oder eines von diesem bevollmächtigten Ritters. Man kann sich leicht denken, wie eifersüchtig die Ritter dieses Privileginm sich zu wahren suchten, ohne immer damit durchzudringen, wenn die Gewalt sich geltend machte. „En 1513 la duchesse Marguerite, gouvernante de Pays-Bas, osa faire arrêter un chevalier sans l'avoir fait condamner par le chapitre de l'Ordre. Cette infraction de leurs privilèges souleva les chevaliers; ils firent des remonstrances solenelles à cette princesse hautaine, qui finit par leur dire, qu'ils avoient beau jeu en s'appuyant sur leurs statuts, puisqu'ils les interprétoient à leur guise; mais que si elle estoit homme comme elle estoit femme, elle les feroit chanter leurs statuts par livre et apporter ces statuts avant“ [19]).

Die Vorrechte und Privilegien der Ordensritter, außer dem eben erwähnten, sind bedeutend. Sie sind frei von allen Abgaben, welchen Namen sie auch haben und zu welchem Zwecke sie auch ausgeschrieben werden mögen. Sie haben überall, namentlich bei Hoffeierlichkeiten, Vorrang und Vortritt vor Allen, außer gekrönten Häuptern und Personen von Geblüt. Den spanischen Rittern des Ordens ertheilte Philipp das Recht, gleich den Granden des Reiches in Gegenwart des Königs das Haupt bedecken und in die königlichen Gemächer unangemeldet eintreten zu dürfen.

Das Ordenszeichen ist das Bild eines Widders (mouton), darüber ein goldener, blauemaillirter Feuerstein und die einem Hemistich des Claudian entlehnten Worte:

„Pretium non vile laborum.“

Nach des Stifters Willen sollte die Decoration an einer Halskette, aus Feuerstählen und Feuersteinen zusammengesetzt, woraus Flammen springen, dem alten Sinnbilde des Hauses Burgund, getragen werden, mit der Inschrift:

„Ante ferit, quam flamma micat.“

Später war dies nur noch bei Festen und Ordensfeierlichkeiten der Fall und jetzt ist die Ordenskette ausschließend die Decoration des Großmeisters; die Ritter erhalten blos das Ordenszeichen, das sie, im Amte, an einem rothseidenen, um den Hals gehenden Bande auf der Brust tragen. Für den gewöhnlichen Gebrauch wird das Insigne an einem Knopfe des Rockes befestigt. Die sonstige ursprüngliche Ordenskleidung von Kopf bis zu den Knöcheln herab wird ausführlich bei Ayrer [20]) und Chifletius [21]) beschrieben. Nach der Absicht des Stifters bildete Wolle den materiellen Haupttheil; schon unter

12) S. 33. 13) Die Namen seiner 24 Maitressen findet man in den bereits citirten Anecdotes historiques etc. S. 182 fg. aufgeführt. 14) Man s. Weise a. a. O. S. 35 fg. Dazu: *Prince de Ligne:* Mémoires sur l'ordre de la Toison d'Or, in dessen Mélanges etc. Tom. 30. 15) Man s. Weise a. a. O. S. 9 fg. und sonst. Auch in *J. Chifletii* Breviar. hist. inclyti ordinis velleris aurei (Antv. 1652. 4.) p. 21. 16) Ausdrücklich heißt es im ersten Artikel der Statuten: „Premièrement ordonnons, que l'ordre devant dit aura trente et un chevaliers;“ s. Ayrer a. a. O. S. 56. 17) „De cette époque date la décadence des institutions chevaleresques, qui étoient l'âme de l'Ordre. La puissance immensement aggrandie du prince fit décroitre dans la même proportion le crédit et l'influence de l'Ordre.“ Anecd. hist. a. a. O. S. 195. 18) Ebendas. S. 187.

19) Ebendas. S. 195. 20) a. a. O. S. 52 fg. 21) a. a. O. S. 36 fg.

Karl dem Kühnen wurden kostbarere Stoffe (Seide und Purpur) an ihre Stelle gesetzt und der Luxus nahm allmälig überhand. In der Mantelgewandung, Kopfbedeckung und Fußbekleidung der Ritter bei Versammlungen und sonstigen Feierlichkeiten änderte sich im Laufe der Zeit, schon durch Kaiser Karl V., sehr Vieles; doch wird noch jetzt das Antike darin möglichst beibehalten.

Der Orden zählte in den ersten Jahrhunderten seines Bestandes viele und ausgezeichnete Kriegshelden und eine genauere Ausbeutung der Ordensarchive, die vielleicht noch erwartet werden darf, würde viele Züge wahren Heldenmuths wieder an das Licht bringen. Zum Schluß der wiederholt angezogenen „Anecdotes historiques" heißt es nach dieser Seite hin: „Ceux qui dans le quinzième siècle faisoient partie de l'Ordre, moururent pour la plupart sur le champ de bataille. Au contraire les dix-septième et dix-huitième siècles n'ont vu périr de cette sorte qu'un très-petit nombre de chevaliers. Cependant l'illustre maison d'Aremberg cite avec orgueil une particularité, qui est arrivée à trois de ses membres, père, fils et petit-fils. A la bataille de Dettingen en 1743 un duc d'Aremberg reçut un coup de fusil qui cassa sa toison d'or; son fils, le duc Charles, reçut une balle à la bataille de Torgau en 1760 au même endroit de la poitrine et le prince Auguste, fils de celui-ci, a reçu aux Indes la même blessure par un coup qui lui auroit aussi cassé la toison s'il avoit été chevalier de cet Ordre au lieu de l'être de Saint-Hubert" [22]).

Es sollen auch Fälle vorgekommen sein, daß Frauen honoris causa mit den Insignien des goldenen Vließ ordens geziert wurden.

Zur Geschichte des Ordens bis in die neueste Zeit hinein sei in Hauptumrissen noch Folgendes hinzugefügt:

Als nach dem Tode Karl's V. — er hatte das letzte Vließ-Ordenscapitel im J. 1559 zu Gent gehalten — die burgundischen Besitzungen an die burgundisch-spanische Linie des Hauses Oesterreich gefallen waren, behaupteten zunächst die Könige von Spanien das Amt der Großmeister des goldenen Vließordens; unangefochten hielten sie diese Würde fest und von den Niederlanden aus war das Archiv und der Schatz des Ordens nach Madrid übersiedelt worden. Im spanischen Successionskriege prätendirte Karl III. (der nachherige römische Kaiser Karl VI.) nicht weniger als König Philipp V. von Spanien das Vorrecht des Großmeisterthums des Vließordens. Als nach Beendigung des Krieges Karl die sogenannten spanischen (von da ab österreichischen) Niederlande erhalten hatte, behauptete er gegen den spanischen Hof noch immer sein Recht auf diese Würde, nahm auch, als er Spanien verließ, das Ordensarchiv und den Schatz mit und feierte im J. 1713 in Wien die Erneuerung des Ordens. Dagegen legte Spanien auf dem Congresse in Cambray 1721 förmlichen Protest ein; aber es kam im wiener Frieden zu Wien 1725 zu keiner Einigung, sondern vorläufig sollten die Regenten beider Staaten das Recht behalten, Ritter des goldenen Vließes zu ernennen mit dem unterscheidenden Beisatze: österreichischer oder spanischer goldener Vließorden. Als nach Karl's VI. Tode im J. 1741 Maria Theresia ihrem Gemahle, Franz I., das Großmeisterthum übertrug, erneuerte Philipp V. bei dem Wahlconvente in Wien und Frankfurt seinen Protest. Im Frieden zu Aachen 1748 erschien diese Angelegenheit Frankreich, England und Holland wichtig genug, die definitive Beilegung dieses Streites zu einem besonderen Artikel des Friedensinstrumentes zu machen. Spanien aber erklärte, daß es einer Beilegung des Streites gar nicht bedürfe, indem jene Würde mit der Krone Spanien unzertrennlich verknüpft sei. So blieb die ganze Sache, wie noch bis jetzt, in suspenso; der Orden besteht in zwei Fractionen fort; beide Kronen vertheilen ihn, ohne den Orden des Andern anzuerkennen. In Beziehung auf die Verfassung hat allerdings die Familienähnlichkeit nicht vertilgt werden können; doch ist des Unterscheidenden immerhin genug. In Spanien geschieht die Vertheilung ohne Rücksicht auf das Religionsbekenntniß, doch bedarf es vorkommenden Falles der päpstlichen Dispensation; in Oesterreich muß der Ritter katholisch sein. In Spanien kam in der Ordenstracht der Mantel in Wegfall. Auch König Joseph Napoleon erneuerte im J. 1809 den Orden, während er alle andern spanischen Orden aufhob. Nach der Restauration wurde das Meiste in integrum restituirt [23]).

In Wien wird jährlich am St. Andreastage oder an dem nächsten Sonntage das Ordensfest des goldenen Vließes gefeiert; am Dreikönigstage ist stets Toisonamt in der Hofkirche. Der Orden hat in Wien seine eigene Kanzlei, bei welcher ein Kanzler, Schatzmeister, Greffier und Wappenkönig ständig angestellt sind. Die Ordenskleidung des österreichischen goldenen Vließordens ist „ein hochrother sammetner, mit weißem Taffet gefütterter Talar, darüber ein purpurfarbiger, mit weißem Atlas gefütterter langer Mantel, mit Stickerei eingefaßt, in welcher Feuersteine und Stahl mit hervorsprühenden Flammen angebracht sind; der äußere Saum des Mantels ist von weißem Atlas, darauf die Denksprüche von Philipp dem Guten: Autre n'auray, oder Karl dem Kühnen: Je l'ay empri in Gold gestickt sind; den Kopf bedeckt eine Mütze von purpurfarbenem, goldgesticktem Sammet mit herabfallendem Mäntelchen und daran auf der linken Seite eine herabhängende glatte Streifbinde; Schuhe und Strümpfe roth" [24]). Im J. 1851 zählte der Orden in Oesterreich 6 Großkreuze, 20 Commandeure und 161 Ritter.

22) Ebendas. S. 211 fg.

23) Die ältere Geschichte des Ordens spanischen Antheils ist in: *Jul. de Pirede y Salazar*, Historia de la insigne Orden del Toyson de Oro (Madr. 1788. fol. 3 vols.) niedergelegt. 24) Pierer's Universallexikon (4. Aufl. Altenb. 1859.) 7 Bd. S. 451. Gutes geschichtliches Material zur Geschichte des österreichischen goldenen Vließordens bei: *J. C. de Pogrell*, Vindiciae austriacae pro aurei velleris ordine. (Hal. 1738. 4.) Vergl. auch Koner, Repertorium akadem. Abhandlungen auf dem Gebiete der Geschichte. 1 Bd. S. 546.

Der Verfasser der öfters angezogenen Anecdotes historiques etc. sagt[25]): „Les Autrichiens traitent l'ordre espagnol de fausse loge; en effet les archives et le trésor sont à Vienne. Il est probable, que Philippe le Bon, s'il pouvoit sortir de sa tombe, ne reconnoîtroit ni l'un ni l'autre et qu'il penseroit, que c'est à l'empereur des Français (im J. 1809 geschrieben ist Napoleon I. gemeint), maître de tous les anciens états de Bourgogne, qu'il appartient de rétablir cette illustre chevalerie.“ Vielleicht war es ein solcher Gedanke, der Napoleon's Seele durchfluthete, als er zu Schönbrunn den 15. Aug. 1809 einen Orden der drei goldenen Vließe proclamirte, der aber niemals zu Stande gekommen ist. (*J. E. Volbeding.*)

Goldenes Zeitalter, s. Zeitalter.

GOLDENSTEIN, 1) Stadt in Mähren, Kreis Olmütz, nördlich von Schömberg, auf der rechten Seite des Bord, mit 1040 Einwohnern, einem Schlosse, treibt Flachsbau.

2) Ein dem Stifte St. Peter zu Salzburg gehöriges Schloß bei Salzburg mit 365 Fenstern und schöner Aussicht auf das Salzachthal. (*H. E. Hössler.*)

GOLDENTRAUM, Flecken im preußischen Regierungsbezirke Liegnitz, Kreis Lauban, in Schlesien bei Greifenberg, am linken Ufer des Queis, auf dem Goldberge, an dessen Fuße der Queis fließt, mit 456 Einwohnern, welche Leinweberei treiben. Hat früher Bergbau auf Gold gehabt. (*H. E. Hössler.*)

GOLDFASAN heißt der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. durch die Portugiesen aus Asien in Europa eingeführte prachtvoll gefärbte Fasan, Phasianus pictus, dessen Eigenthümlichkeiten bereits im Artikel Phasianus angegeben worden sind. (*Giebel.*)

GOLDFERCH, ein goldborstiges junges Ferkel, das dem Gotte Fröho-Freyr als Opfer dargebracht und bei dem feierlichen Opferschmause zu Ehren des Gottes verzehrt wurde. Siehe den Artikel Götterbilder und Göttertempel S. 401, vergl. auch den Artikel Gullinborst. (*A. Raszmann.*)

Goldfisch, s. Goldkarpfen.

GOLDFLIEGE, ist die teutsche Benennung einiger metallischglänzenden Fliegenarten der Linné'schen Gattung Musca (s. d. Art.). (*Giebel.*)

GOLDFUSS (Georg August), geb. zu Thurnau bei Baireuth am 18. April 1782, war 1810 Hauslehrer beim Freiherrn von Winckler zu Hemhofen unweit Erlangen und wurde 1812 Privatdocent in Erlangen. Er machte sich frühzeitig durch seine zoologischen Arbeiten bekannt und erhielt deshalb bereits 1818 den Ruf als Professor der Zoologie und Mineralogie und als Director der naturhistorischen Museen nach Bonn, wo er bis zu seinem Tode (2. Oct. 1848) als Lehrer und Schriftsteller thätig gewesen ist. Außer mehrfachen Abhandlungen in verschiedenen Zeitschriften und Sammlungen, unter denen die paläontologischen in den Nova Acta Acad. Leopold. besonders bemerkenswerth sind, hat Goldfuß folgende Werke verfaßt: Enumeratio Insectorum eleutheratorum Capitis bonae Spei totiusque Africae etc. (Erlang. 1805.) Naturbeschreibung der Säugethiere. 2. Abth., mit 36 Kupfertafeln. (Erlangen 1809—1812.) Die Umgebungen von Muggendorf. Ein Taschenbuch für Freunde der Natur- und Alterthumskunde. (Erlangen 1810.) Physikalisch-statistische Beschreibung des Fichtelgebirges von Ge. Aug. Goldfuß und K. Gust. Ch. Bischoff. 2 Theile. (Nürnberg 1816.) Ueber die Entwickelungsstufen des Thieres. (Nürnberg 1817.) Handbuch der Zoologie, in zwei Abtheilungen. (Nürnberg 1818—1820.) (Bildet den dritten Band von Schubert's Handbuch der Naturgeschichte zum Gebrauch bei Vorlesungen.) Ein Wort über die Bedeutung naturwissenschaftlicher Institute und über ihren Einfluß auf die humane Bildung. (Bonn 1821.) Naturhistorischer Atlas, mit ausführlicher Erläuterung. (Düsseldorf 1824 u. fg.) Grundriß der Zoologie für Vorlesungen. (Nürnberg 1826.) (Gehört zu Buchner: Vollständiger Inbegriff der Pharmacie.) Petrefacta Germaniae tam ea, quae in museo Univ. Rhen. servantur, quam alia quaecunque in museis Hoeninghusiano, Muensteriano aliisque extant, iconibus et descriptionibus illustrata. (Abbildungen und Beschreibungen der Petrefacten Deutschlands und der angrenzenden Länder, unter Mitwirkung des Herrn Grafen Georg zu Münster herausgegeben.) (Düsseldorf 1826 fg.) Auch ist Goldfuß Herausgeber der Hefte 65—69 von Schreber's Säugethieren in Abbildungen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDFUSSIA, der Name einer zu den Acanthaceen gehörigen Pflanzengattung, welche Nees von Esenbeck nach Georg August Goldfuß, einst Professor der Zoologie und Mineralogie zu Bonn, benannte. Diese Gattung ist durch folgende Merkmale charakterisirt: Die Zipfel des fünftheiligen Kelchs sind fast gleich groß. Die trichterförmige Blumenkrone hat einen fünftheiligen, stumpfen Saum. Die Staubgefäße sind in der Blumenkrone eingeschlossen, zweimächtig, oft sehr kurz und zurückgeschlagen. Die Staubbeutel nicken, die eiförmigen, häutigen Fächer stehen an einem hakenförmigen, drüsigen Mittelbande schief. Die Narbe ist einfach, pfriemlich, an der einen Seite gekerbt. Die Kapsel ist sechsfächerig, zweiklappig, ihre Klappen lösen sich leicht von der Scheidewand, die Fächer sind unten zweisamig. Die Samen sind scheibenförmig.

Die zu dieser Gattung gehörigen strauchigen Arten wachsen in Ostindien und haben gesägte, fiedernervige Blätter, deren Nerven alle nach der Spitze gehen, ohne sich zu berühren. Die wenigen, von zwei später abfälligen Deckblättern begleiteten Blüthen stehen in einem Köpfchen, selten in Aehren.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. lamiifolia *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind fast rundlich, zugespitzt, gleichgroß, gekerbt; die Aehren sind endständig, eiförmig, in Folge des Abfalles der Deckblätter bald nackt und verlängern sich; der

25) a. a. O. S. 209

Stengel ist strauchartig, kriechend. Hierher gehören Ruellia lamiifolia *Wallich* und R. rotundifolia *Don*.

Diese Art ist in Nepal einheimisch. Der Stengel ist 1—2 Fuß lang, gegliedert, an den Gliedern kriechend. Die Blätter sind mit dem ¾ Zoll langen Blattstiele ungefähr 2½ Zoll lang, 1½ Zoll breit, fast rundlich, kurz zugespitzt, gekerbt. Die schöne Blumenkrone ist 1½ Zoll lang, etwas weichhaarig, purpurroth und stimmt in der Form mit der Blüthe von Digitalis purpurea überein.

2) G. Zenkeriana *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist strauchartig; die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, am Grunde spitz, schwielig-gesägt, kahl; die gestielten, achselständigen, länglichen Aehren sind von länglichen, kahlen, etwas gewimperten Deckblättern fast eingehüllt; die Kelchzipfel sind pfriemlich-zugespitzt, kahl, am Rande gewimpert; die Blumenkrone ist regelmäßig; die Staubgefäße des zweiten Paares sind sehr kurz.

Sie wächst auf dem Nilgherrigebirge in Ostindien. Der Stengel ist vierkantig, kahl, glatt, undeutlich fein gestreift, an den Gelenken geknickt. Die Blätter sind ein wenig ungleich, mit dem ¾ Zoll langen Blattstiele 3 Zoll lang, 1¼ Linie breit, zugespitzt, am Grunde spitz und in einen rinnenförmigen Blattstiel ausgehend, dicht schwielig-gesägt, oberseits glänzend. Die Blumenkrone ist zolllang, himmelblau.

3) G. Leschenaultiana *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist krautartig, aufsteigend nebst den eiförmigen, zugespitzten, am Grunde stumpfen, schwielig-gesägten Blättern kahl; die Aehre ist endständig, fast cylindrisch, kurz gestielt; die Deckblätter sind aus fast eiförmigem Grunde lineallisch-geschwänzt, stumpf oder zurückgekrümmt und nebst den lanzettlichen, dreinervigen Kelchzipfeln weichhaarig-drüsig; die Blumenkrone ist unbekannt.

Auf dem Nilgherrigebirge einheimisch. Von der ähnlichen G. Zenkeriana unterscheidet sie sich durch die endständige Aehre und die aus eiförmigem oder verkehrteiförmigem Grunde in eine lineallische, ziemlich breite, abstehende Spitze verlängerten Deckblätter, welche nebst den viel breitern Kelchen drüsig-weichhaarig sind. Die untersten lanzettlichen, stiellosen Deckblätter bilden eine Hülle. Der Stengel ist 8—10 Fuß hoch. Die Blätter sind oberseits dicht mit Linien belegt. Die Kapsel ist ein wenig kürzer als der Kelch, in der Mitte viersamig.

4) G. biceps *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist strauchartig; die Blätter sind elliptisch, kurz bespitzt, am Grunde keilförmig, gestielt, gekerbt, kahl, ungleich, vielnervig; die Aehren sind achsel- und endständig, gepaart, eiförmig; die länglich-lanzettlichen Deckblätter haben mit der Aehre gleiche Länge; die Deckblättchen und die Kelche sind rauhhaarig. Diese Art wächst bei Toongdeng im Reiche Ava in Hinterindien. Ihre Aeste sind holzig, abstehend-gabelspaltig, schwarzbraun, gegliedert. Die Blätter sind 3½—8 Zoll lang, 1½—3 Zoll breit, kurz zugespitzt, in den langen schmalen Blattstiel keilförmig verschmälert, ungleich gekerbt. Die kahlen, ungefähr zolllangen Blüthenstiele tragen an der Spitze zwei eiförmige, ½ Zoll lange Aehren. Die Blumenkrone ist einen Zoll lang.

5) G. sessilis *Nees von Esenbeck*. Die ganze Pflanze ist kahl; die Blätter sind ungleich, eiförmig-kreisrund, kurz bespitzt, nach der Spitze zu gesägt und sitzen mit keilförmigem Grunde; die Blüthenstiele sind achselständig, 1—3ährig, so lang als das Blatt; die Aehren sind kugelig, nickend; die Deckblätter fallen ab; die Kelche sind drüsig-rauhhaarig.

Diese Art wächst in Assam. Ihr Stengel ist aufsteigend, kantig. Das eine Blatt ist doppelt oder dreimal kleiner als das andere. Die zolllange, himmelblaue Blumenkrone hat einen aufgeblasenen Schlund. Die Deckblätter sind klein, länglich, stumpf.

6) G. discolor *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch, lang zugespitzt, am Grunde keilförmig, schwielig-gesägt, kahl, unterseits meergrün oder purpurroth, ungleich, vielnervig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, 1—3ährig, kürzer als das Blatt; die Aehren sind fast kugelig; die Deckblätter länglich-lanzettlich, abfällig und nebst den Kelchen drüsig-kurzhaarig.

Im Thale des Ganges und auf dem Himalaya einheimisch. Von der ähnlichen G. biceps unterscheidet sie sich namentlich durch die kleinern Köpfchen und die drüsigen Kelche. Der kahle, vierkantige Stengel scheint krautartig zu sein. Die größeren Blätter sind mit dem Stiele 5½—7 Zoll lang, 1½—2¼ Zoll breit, am Grunde keilförmig in den Blattstiel verschmälert, zugespitzt und daselbst ganzrandig, sichelförmig, am übrigen Theile des Randes dicht- und stumpf-gesägt, unterseits meergrün, mit sieben Nerven versehen. Die Blüthenstiele sind selten einfach, meist dreitheilig, dreiährig, die endständigen dreifachgabeltheilig. Die fast kugeligen Aehren sind meist fünfblüthig, deckblattlos. Die drüsig-kurzhaarigen, einen halben Zoll langen Kelche haben lineallische, ziemlich spitze Zipfel, von denen drei größer sind. Die himmelblaue Blumenkrone ist fast 1½ Zoll lang und hat eine einwärts gekrümmte Röhre. Die sechskantige Kapsel ist kürzer als der Kelch.

7) G. Edgeworthiana *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, am Grunde keilförmig, schwielig-gesägt, oberseits und am Rande mit kleinen Borsten bestreut, ungleich groß und vielnervig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, dreifachgabelspaltig, klein beblättert oder einfach und kürzer als das Blatt; die eiförmigen Aehren sind zuletzt entweder verlängert und am Grunde unterbrochen oder kopfförmig, kurz und wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, abfällig und nebst den Kelchen drüsenlos, aber weichhaarig.

In Ostindien und im Thale Adek auf dem Himalaya einheimisch. Von G. discolor unterscheidet sich diese Art außer den angegebenen Merkmalen im Allgemeinen auch durch eine schlankere Tracht, durch die mehr getheilten Blüthenstiele, durch die kleineren, verschmälerten Kelchzipfel und durch die schmäleren Blumenkronen.

8) G. glomerata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist strauchartig, rauhhaarig; die Blätter sind ungleich, das eine ist eiförmig, zugespitzt, ungleich gezähnt-gekerbt, vielnervig, das andere ist viel kleiner, eiförmig oder fast rundlich, am Grunde stumpf, sehr ungleich und

nebst den achselständigen, gegenüberstehenden, einzelnen, kugeligen, sehr kurz gestielten Aehren rauhhaarig; die Deckblätter sind lanzettlich, ganzrandig, die innern überragen das Köpfchen. Hierher gehört Ruellia glomerata *Wallich*.

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet. Von G. capitata unterscheidet sie sich durch den von allen Arten am stärksten gegliederten, knotigen und gedrehten, von langen, starren Borsten rauhhaarigen, nicht weichwolligen Stengel, durch die breiteren (6 Zoll langen, $3\frac{1}{2}$—$3\frac{3}{4}$ Zoll breiten), am Grunde stumpfen, sehr ungleichen und nicht in einen kurzen Blattstiel herablaufenden, beiderseits von langen Borsten sehr rauhhaarigen, oberseits mit Linien, nicht mit Höckern belegten Blätter, durch die kaum zolllangen, kugeligen, sehr kurz gestielten Köpfchen, von denen die unteren sitzen, die oberen einzeln an der Spitze der Aeste stehen und gleichsam eine geknäulte, unterbrochene Aehre bilden, durch die $\frac{3}{4}$ Zoll langen, lanzettlichen, stumpfen, ganzrandigen, aufrechtabstehenden, das Köpfchen überragenden inneren Deckblätter und die länglichen, stumpfen, an der Spitze abstehenden, ganzrandigen, kürzeren, äußeren Deckblätter. Von G. biceps unterscheidet sie sich durch die rauhe Behaarung, durch die am Grunde stumpfen, ungleichen, stark gezähnt-gekerbten, breiteren und nicht mit schmalem Grunde in den Blattstiel herablaufenden Blätter, durch die längeren, gegipfelten, inneren Deckblätter und durch die verlängerten Blüthenäste.

9) G. capitata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist strauchartig, rauhhaarig; die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, am Grunde spitz und fast doppelt gesägt, ungleich, vielnervig und nebst den achsel- und endständigen, büscheligen und kugelförmigen Aehren rauhhaarig; die eiförmigen, an der Spitze gezähnten Deckblätter haben mit der Aehre gleiche Länge. Hierher gehört Ruellia capitata *Wallich*.

Die Heimath dieser Art ist Nepal. Von G. biceps unterscheidet sie sich durch die kurzen, etwas rauhhaarigen Blätter und Stengel, durch die oberseits mit kleinen, rauhen Wärzchen oder hin und wieder mit kleinen, nicht dicht gedrängten Linien versehenen, fast gesägt-gezähnten Blätter, deren Sägezähne nicht selten abwechselnd kleiner sind, durch die oft zusammengesetzten, büscheligen oder doldigen Blüthenstiele, durch die größeren, eiförmigen, stumpfen, nach der Spitze zu gezähnt-gesägten Deckblätter und die länglichen, stumpfen, häutigen, rauhhaarigen, nicht borstig-gewimperten, kurzen Deckblättchen und durch die kürzeren Kelchzipfel, von denen der obere ein wenig länger ist als die übrigen. Von G. glomerata ist sie namentlich durch die am Grunde spitzen, nicht stumpfen Blätter, durch die zahlreicheren achselständigen, länger gestielten Aehren und die kürzeren, aber breiteren, gezähnten, dachziegelig sich deckenden Deckblätter verschieden.

10) G. bracteata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist aufrecht, vierkantig, rauhhaarig; die Blätter sind elliptisch, zugespitzt, mit keilförmigem Grunde sitzend, gleich, gesägt, vielnervig, weichhaarig-rauh; die Köpfchen sind achselständig, gehäuft und endständig, doldig. Hierher gehört Ruellia bracteata *Wallich*.

Die Heimath dieser Art ist Ostindien. Ihr Stengel ist krautartig, 2 Fuß hoch und darüber, aufrecht, ziemlich steif, vierkantig und an den Kanten flügelförmig berandet. Die Blätter sind 9 Zoll lang, $3\frac{1}{2}$ Zoll breit, kurz und schmal zugespitzt, am Grunde keilförmig in den Blattstiel verschmälert, stachelspitzig-gesägt mit einwärts gekrümmten Sägezähnen. Die Blüthenstiele stehen in den Blattwinkeln zu zwei oder drei beisammen und sind ungleich, der mittlere ist unterhalb der Theilung mit zwei länglichen Blättern besetzt, die übrigen sind kürzer, einköpfig, blattlos. Das mittlere Köpfchen ist von zwei größeren, lang zugespitzten Deckblättern gleichsam eingehüllt. Die Blumenkrone ist $\frac{3}{4}$ Zoll lang, weichhaarig.

11)? G. bibracteata *Nees von Esenbeck*. Die Pflanze ist krautartig; der Stengel ist sehr ästig, ausgebreitet, niederliegend; die Blätter sind länglich-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, gesägt, weichhaarig, vielnervig und laufen in einen mäßig langen Blattstiel spitz zu; die Köpfchen sind achsel- und endständig, kurzgestielt, zweiblüthig; die beiden Deckblätter sind eiförmig, blattartig, gesägt und decken sich klappenartig. Hierher gehört Strobilanthes bibracteata *Blume*.

Das Vaterland dieser Art ist Java. Die Blätter sind weich, ungleich, das größere ist 4—5 Zoll lang und $\frac{3}{4}$—$1\frac{1}{4}$ Zoll breit. Die ährentragenden Aeste sind kurz, abstehend und mit einem Paar kleiner Blätter besetzt. Die Hüllblätter sind etwas ungleich, 1 Zoll lang, 6 Linien breit, spitz und nach der Spitze zu stumpf gesägt. Die beiden allgemeinen Deckblätter sind fast gegenständig, linealisch-länglich, aderig, 6—7 Linien lang, kahl, häutig, an der Spitze ein wenig breiter, dünner, stumpf, spitz 5—6zähnig. Die Deckblättchen sind kürzer als der Kelch. Die Kelchzipfel sind häutig, linealisch lanzettlich. Die lange Blumenkrone ist schmal trichterförmig. Die Staubbeutel sind ei-herzförmig, kurz, stumpf und haben am Rande häutige Klappen.

12) G. Myrtinia *Nees von Esenbeck*. Die Pflanze ist krautartig, kahl; der Stengel ist sehr ästig; die Blätter sind gleich groß, lanzettlich, an der Spitze stumpflich, ungleich wellenförmig-gekerbt, vielnervig; die Köpfchen sind achsel- und endständig, kurz gestielt, zweiblüthig; die vier Deckblätter stehen kreuzständig und sind ganzrandig, stumpf, die äußeren länglich und doppelt kürzer als die eiförmigen inneren. Hierher gehört Myrtinia lanceolata *Macrae*.

Die Heimath dieser Art ist Ceylon. Die äußeren Hüllblätter sind $\frac{3}{4}$ Zoll lang. Der gefärbte, papierartige, einen halben Zoll lange Kelch hat linealisch-lanzettliche, rinnenförmige, etwas spitze, kahle Blätter. Die lanzettlichen, stumpfen, zarten Deckblättchen sind doppelt kürzer als der Kelch. Die Blumenkrone ist zolllang.

13) G. nutans *Nees von Esenbeck*. Die Blatter sind eiförmig, am Grunde und an der Spitze spitz, ungleich, gesägt, vielnervig, rauhhaarig; die Aehren sind achsel- und endständig, länglich, kahl, nickend, zur Fruchtzeit oft aufrecht, die Deckblätter sind eiförmig, abfällig;

der Stengel ist strauchartig, am Grunde kriechend. Hierher gehören Ruellia glomerata *Wallich* (zum Theil), Ruellia strobilina *Wallich* und Ruellia hirta *Don* (nicht *Vahl*).

Diese Art wächst auf Bergen in Ostindien in den Provinzen Sillet und Nepal. Ein kleiner, nur 1—2 Fuß hoher, am Grunde dreigabelig-ästiger, fast stielrunder, unterwärts niederliegender, bisweilen mit einzelnen Fasern kriechender, knotiger Strauch mit vierfurchigen, etwas zusammengedrückten, rauhhaarigen jungen Aesten. Die oberen Blätter sind größer, 4—5 Zoll lang, 1¾—2 Zoll breit, an beiden Enden spitz, nach der Spitze zu ziemlich groß gesägt, mit ziemlich breiten, schwielig-stachelspitzigen Sägezähnen, beiderseits mit Borsten besetzt. Der Kelch ist 2½ Linien lang. Der Schlund der zolllangen Blumenkrone ist auf dem Rücken bärtig.

14) G. Dalhousiana *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind eiförmig, am Grunde und an der Spitze zugespitzt, ungleich, gesägt und nebst dem krautartigen Stengel rauhhaarig; die Aehren sind endständig (vielleicht auch achselständig), eiförmig, kahl; die Blüthenstiele sind aufrecht, steif; die Deckblätter sind fast rundlich, concav, abfällig.

Diese Art kommt gleichfalls in Ostindien vor. Von der ähnlichen G. nutans unterscheidet sie sich durch den krautartigen, aufrechten Stengel, durch die steiferen Blätter, durch die kürzeren Aehren auf den starken, steifen, aufrechten Blüthenstielen und durch die doppelt kleineren, fast runden Deckblätter.

15) G. flexuosa *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert, ungleich, gesägt, vielnervig; die Köpfchen sind endständig; der Stengel ist kriechend. Hierher gehört Ruellia flexuosa *Wallich*.

In Ostindien einheimisch. Der Strauch ist 1½—2 Fuß und vielleicht noch höher, vom Grunde an getheilt und niederliegend. Das eine Blatt ist ungefähr 3 Zoll lang, 1 Zoll breit, in eine stumpfe Spitze verschmälert und läuft in den kurzen Stiel keilförmig herab, in der Mitte stumpf-schwielig-gesägt, oberseits mit feinen Linien belegt, auf beiden Flächen an den Nerven weichhaarigrauh und mit 5—6 Seitenrippen versehen, das andere Blatt ist fast doppelt kleiner, hat einen kürzeren Stiel und nach Verhältniß des übrigen Theils eine längere Spitze, im Uebrigen dem ersten ähnlich. Der Blüthenstiel ist an den Aesten endständig oder bisweilen gepaart. Das beinahe kugelige Köpfchen ist fast doppelt größer als eine Erbse.

16) G. penstemonoides *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind elliptisch-länglich, an beiden Enden verschmälert, ungleich, gesägt, vielnervig; die Aehren sind endständig, Anfangs kopfförmig, später verlängert, deckblattlos; der Stengel ist aufrecht, steif, vierkantig. Hierher gehören als Synonyme Ruellia penstemonoides *Wallich*, Ruellia cephalotes *Wallich* und Ruellia capitata *Don*.

Diese Art wächst in Nepal und auf dem Himalaya. Von der ähnlichen G. flexuosa unterscheidet sie sich durch den aufrechten, steifen, abwechselnd tief-vierkantigen, purpurrothen, kahlen Stengel, durch die kahlen Blätter, durch die länger gestielten, am Stengel und an den Aesten zu zwei oder drei fast ebensträußig stehenden Köpfchen, durch die trapezoidischen, stachelspitzigen (nicht kreisrunden und ausgerandeten) Deckblätter, durch die doppelt kleinen Deckblättchen. Die Zipfel der einen Zoll langen oder noch längeren himmelblauen Blumenkrone sind ausgerandet. Die Pflanze ändert übrigens mit einer einzelnen endständigen Aehre ab.

17) G. paniculata *Nees von Esenbeck*. Der Stengel ist krautartig, vierkantig und nebst den eiförmigen, lang zugespitzten, ungleich gekerbt-gezähnten Blättern kahl; die kleinen fast kugeligen Aehren stehen an den rispenartigen, dreitheiligen Aesten; die Deckblätter sind klein, eiförmig-länglich und nebst den Deckblättchen und den lanzettlich-länglichen, stumpfen, starren Kelchzipfeln geschlitzt-gewimpert; die Zipfel der Blumenkrone sind zweitheilig.

In Wäldern auf Java einheimisch. Von der vorigen unterscheidet sich diese Art durch die ein- bis zweimal dreitheiligen, langen, gegenüberstehenden Blüthenäste, durch die fast zolllangen, von der kleinen, eiförmig-rundlichen Aehre begrenzten Zweige und durch die starren, gewimperten Deckblätter, welche zugleich mit den Deckblättchen und dem Kelche nach Art der Compositen gleichsam einen Hauptkelch bilden. Die Blumenkrone ist blaßblau, weichhaarig, ½—¾ Zoll lang, am Schlunde aufgeblasen, ihre Saumzipfel sind eiförmig, zweispaltig, stumpf. Die vier Staubgefäße sind zweimächtig, wie bei Strobilanthes; die Staubbeutel sind eiförmig, unbegrannt. Der Fruchtknoten ist viereiig. Die größeren Blätter sind mit Einschluß des einen Zoll langen Stiels 6 Zoll lang, 2 Zoll breit, die kleineren mit Einschluß des ½ Zoll langen Blattstiels 4 Zoll lang und kaum 1¼ Zoll breit, alle laufen in eine lange, schmale Spitze aus und sind kahl oder hin und wieder mit einer Borste bestreut. Die Pflanze ändert übrigens ab:

b. alata *Nees von Esenbeck* mit stärkeren, fast vierflügeligen Blüthenstielen und an der Spitze fast ganzrandigen Deckblättern. Hierher gehört Strobilanthes? alata *Blume*.

18) G. Clusia *Nees von Esenbeck*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch, gleich, gezähnt, vielnervig; die Köpfchen stehen in Trauben. Hieher gehört Ruellia Clusia *Wallich*.

In Ostindien in der Nähe von Gongachera einheimisch. Der Stengel ist dick; die Aeste sind kahl, warzig, braun, vierkantig, abwechselnd rinnig, in der Jugend mit feinem, pulverartig-filzigen, von Blatt zu Blatt herablaufenden Längsstreifen belegt, an der Spitze in eine dreigabelige Rispe getheilt. Die Blätter sind fast gleich, 6—7 Zoll lang, 2½—2¾ Zoll breit, deutlich zugespitzt, in den Blattstiel spitz herablaufend, im ganzen Umfange dicht gezähnt. Die dreiblüthigen, gestielten, gegenständigen Köpfchen bilden 1 1½ Zoll lange, ährenförmige Knäulchen. Die Blumenkrone ist 1½ Zoll lang, schmal trichterförmig, kahl.

19) G. anisophylla *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich, lang zugespitzt, das gegenüberstehende ist sehr klein. Hierher gehören Ruellia anisophylla *Hooker* und R. amygdalaefolia *Steudel.*

In Ostindien in den Provinzen Sillet und Assam einheimisch.

20) G. isophylla *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind lanzettlich, gleich, entfernt gesägt, siebenfach genervt.

Diese Art wächst gleichfalls in Ostindien. Von der vorigen durch die schlankeren Aeste und Blätter verschieden. Letztere sind paarweise gleich groß, 2½ Zoll lang, 5 Linien breit, lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, in einen zwei Linien langen Blattstiel herablaufend, entfernt angedrückt-gesägt, kahl. Die Blüthenstiele sind gegenständig, meist dreispaltig. Die Blumenkrone ist über einen Zoll lang.

21) G. filiformis *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind eiförmig-länglich, lang zugespitzt, kahl, am Grunde stark verschmälert, schwielig-gesägt, ungleich, gestielt, vielnervig; die Blüthenstiele sind achselständig, einfach oder dreitheilig, an der Spitze zweiblättrig; die Blüthen stehen in kurzen, bald nackten Aehren; die Deckblätter fallen bald ab und sind nebst den Kelchen drüsig-weichhaarig. Hierher gehört Strobilanthes filiformis *Blume.*

Diese Art wächst auf Java. Das eine Blatt eines jeden Paares ist nebst dem Blattstiele fast 3 Zoll lang, ¼ Zoll breit, das andere um die Hälfte kleiner. Die Aehren sind Anfangs fast kopfförmig, bald aber nach dem Abfalle der Deckblätter und der Verlängerung der Spindel ungefähr einen halben Zoll lang, nickend.

22) G. divaricata *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich, zugespitzt, gesägt, ungleich, fast stiellos, vielnervig; die Blüthenstiele sind achselständig, dreitheilig; die Blüthen stehen in Aehren, die Früchte sind zurückgeschlagen. Hierher gehört Ruellia divaricata *Wallich.*

Die Heimath dieser Art ist Nepal. Ein kleiner Strauch mit gewundenen, gegliederten, an den Gliedern knotigen, vierkantigen, kahlen Aesten, ⅓ Zoll langer Blumenkrone und 4 Linien langer Kapsel.

23) G. colorata *Nees von Esenbeck.* Die Pflanze ist kahl; die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, schwielig-gekerbt-gesägt, das gegenüberstehende ist kleiner; die Köpfchen stehen in Rispen; die Verzweigungen der Rispe sind kahl. Hierher gehört Ruellia colorata *Wallich.*

Die Heimath dieser Art ist Ostindien. Die ganze Pflanze ist unbehaart und glatt. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, vierkantig. Die unteren Blätter sind 7—8 Zoll lang, 2½ Zoll breit, die darauf folgenden haben einen kürzeren Blattstiel und sind am Grunde stumpfer, das oberste ist fast sitzend und 2½—2⅞ Zoll lang, jedes gegenüberstehende Blatt ist um die Hälfte kleiner. Die sehr zusammengesetzte, dreigabelige Rispe ist fußlang, ihre Aeste sind aufrecht, schlank, die äußersten fast fadenförmig; der Kelch ist tief fünftheilig, kahl, seine Zipfel sind lanzettlich-lineallich oder länglich-lineallich, stumpf, ausgerandet, papierartig-häutig. Die trichterförmige Blumenkrone ist über einen Zoll lang.

24) G. crinita *Nees von Esenbeck.* Die Blätter sind länglich-eiförmig, zugespitzt, schwielig-gesägt, am Grunde verschmälert, gleichgroß und nebst dem Stengel kahl; die Blüthenstiele sind achselständig, dreigabelig, schlank, abstehend-behaart und fließen in einen endständigen nackten Stiel zusammen; die Kelche sind deckblattlos, kahl, ihre Zipfel lanzettlich, stumpflich; die trichterförmige Blumenkrone ist zolllang.

Diese Art wächst in Assam.

25) G. tristis *Wight.* Die Pflanze ist strauchartig, aufrecht; die Blätter sind ungleich, elliptisch-lanzettlich, zugespitzt, spitzgesägt, beiderseits kahl; der Blüthenstand ist rispig-ährig; die Aehren sind fast kopfförmig, lang gestielt, nickend, wenigblüthig, von Deckblättern umgeben; die langen Kelchzipfel sind an der Spitze gewimpert; die trichterförmige Blumenkrone hat einen regelmäßigen Saum und eine innen sehr behaarte Röhre; die Kapsel ist viersamig.

In Ostindien einheimisch. (*Garcke.*)

GOLDGELD, GOLDMÜNZE. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sind schon vor Jahrtausenden als Maß der Werthe gebraucht worden. Sie bilden den Schlüssel zum Verständniß der materiellen Zustände eines Volkes, sie begleiten die Bewegungen des Verkehres und Handels, und geben in der Culturgeschichte den Grad-messer der allgemeinen und besonderen Entwickelungen für den Wohlstand der Nationen ab. Die alte Geschichte stellt uns hauptsächlich nur den Tauschhandel als gegenseitige Vergleichung auf. Gold und Silber waren schon in den ältesten Zeiten im Handel gangbar, allein das edle Metall hatte weder bestimmte Form noch Werth: es wurde vielmehr zugewogen. So wurden Goldstangen und Silberbarren wol beträchtliche Geldstücke, allein für den gewöhnlichsten und alltäglichen Geldgebrauch waren sie viel zu groß, um schlechthin bequeme Geldstücke zu heißen. Daher prägte man später diesen Metallklumpen ein gewisses Zeichen auf, bis dieselben endlich durch die fortschreitende Cultur eine angemessene Form nebst Gepräge erhielten. Das Gepräge, oder das Bild und die Ueberschrift, machten Gold und Silber zur Münze. Numisma ideo moneta vocatur, quia nota inscripta monet nos autoris et valoris, wie schon *Isid.* lib. XV. *Orig.* c. 15 ausspricht. Wahrscheinlich waren die Aegypter das erste Volk, welches Münzen prägte, die aber für uns verloren gegangen sind. Die Griechen können wir als dasjenige Volk ansehen, von welchem wir die ältesten Münzen besitzen. Die älteste Goldmünze im Antiken-Kabinete zu Wien ist von Kyzikus, einer Stadt in Mysien, aus dem 7. Jahrh. v. Chr. Zur Zeit des trojanischen Krieges gab es, wie wir aus Hesiod und Homer ersehen, noch keine Münzen: man berechnete den Werth einer Sache nach Kupfer oder Erzstücken, häufiger aber noch nach Ochsen, Schafen, Fellen u. dergl. Allein nicht lange darauf finden wir die deutlichsten Spuren vom Münzwesen. Zu den Gegenständen, die sehr häufig bei Ausgrabungen aufgefunden werden und sich in den meisten Gräbern der Alten nebst Gefäßen u. a. finden, gehören Münzen. Selten sind Goldmünzen, häufiger Silbermünzen. So wurden im J. 1824 bei Szubin,

zwischen Bromberg und Erin, 39 Silber- und Goldmünzen von altgriechischem Gepräge gefunden, die aus Aegina, Kyzikus, Athen und wahrscheinlich Olbia, etwa aus der Zeit zwischen 460—358 v. Chr. herstammen. Dann kamen auch Münzen von Demetrius Poliorcetes, der Insel Thasos, der Städte Syrakus und Panormus und anderer zum Vorschein, ebenso von den byzantinischen Herrschern.

Das geprägte Silbergeld, Elektrum, war schon durch den argivischen König Phridon um die erste Olympiade an die Stelle des früheren Stabgeldes, wie man diese Metallstücke *κέρματα* nannte, gekommen und Aegina ist als die erste Stadt, wo Münzen geprägt wurden, bekannt. Lange Zeit begnügte man sich mit den einfachen Zeichen, roh angedeuteten Schildkröten auf Aegina, mit Schildern in Böotien, Bienen in Ephesos. Von den Königreichen, die vor Alexander dem Großen bestanden, ist eine nur geringe Anzahl Münzen auf uns gekommen. Die, welche man mit Zuverlässigkeit als die ältesten betrachten kann, fallen in die Zeiten des Amyntas. Den größten Theil liefern jene Reiche, in welche sich die Fürsten und Feldherren Alexander's nach seinem Tode getheilt hatten, von denen sich besonders Makedonien, Syrien und Aegypten auszeichnen. Die Münzen der griechischen, parthischen und indoskythischen Könige von Baktrien und den Ländern am Indus waren größtentheils Silber- und Kupfermünzen. Die Ausprägung des Goldes mag nur gering gewesen sein, da von 260 v. Chr. an nur wenig Goldmünzen von ihnen gefunden sind. Im Allgemeinen haben alle griechischen Könige von Baktrien und den Reichen am Indus meistens viereckige Kupfermünzen prägen lassen, die edeln Metalle wurden nur zugewogen.

Nach Herodot wurden unter Polykrates von Samos um die sechzigste Olympiade, etwa 500 v. Chr., Goldmünzen ausgeprägt. Nach demselben Geschichtsschreiber (I, 94) wurde Gold wie auch Silber zuerst in Lydien geprägt. Krösos ließ den von ihm genannten goldenen Stater schlagen, und Dareios Hystaspes' Sohn ließ die Dareiken vom feinsten Golde prägen, welche in den Verkehr der Hellenen übergingen und auch in den Kassen Athens und anderer hellenischen Staaten vorkamen. Auf der einen Seite war das Bild des Königs, auf der anderen das eines Bogenschützen, meist mit einem Fuße kniend, sehr schön ausgeprägt. Sie hießen daher *τοξόται*, sagittarii, und deshalb sagte einst Agesilaus: daß 30,000 Bogenschützen ihn aus Persien vertrieben hätten, da die spartanischen und thebanischen Großen durch diese Summe bestochen seine Zurückberufung bewirkten. Ihr Gewicht, welches Philipp von Makedonien, Alexander und Lysimachos und andere Fürsten und Staaten in ihren Goldmünzen beibehielten, betrug ziemlich zwei attische Drachmen, daher von den Grammatikern ihr Werth auf 20 Drachmen Silbers bestimmt wird und beim Truppensold, namentlich in Kleinasien, fünf auf eine Mine, 300 auf das Talent gerechnet werden, nach dem Verhältnisse des Goldes zum Silber wie 10:1. Nach *Xenophon.* Anab. I, 3, 21 und Cyrop I gab es auch halbe Dareiken von ganz feinem Golde. Athen prägte Gold, namentlich unter dem Archon Antigenes, ein Jahr vor Aristophanes Fröschen, Olymp. 93 mit goldenen Bildern der Siegesgöttin, welche Aristophanes, da sie wahrscheinlich stark mit Kupfer versetzt waren, schlechte Kupferstücke nennt (Aristoph. Frösche 732). Ebenderselbe stellt das neue Gold (*καινὸν χρυσίον*) dem alten Golde (*ἀρχαῖον νόμισμα*) entgegen, worunter offenbar Silbergeld gemeint ist. Die Goldprägung wird daher in Athen selten und nicht früh gewesen sein, wie denn überhaupt der größte Theil des Schatzes nur in attischem Silbergelde bestand, wenn gleich in den Rechnungen verschiedene Goldsorten aufgeführt werden. Vergl. A. Böckh, Die Staatshaushaltung der Athener, und dessen Abhandlung über die laurischen Silberbergwerke.

Unter den makedonischen Fürsten prägten Philipp und Alexander die schönsten Münzen aus Gold und Silber und Gold. Das Gemisch der letzteren hatte die Farbe des Bernsteins und wurde Elektron genannt. In dieser Zeit war es auch Sitte, ausgezeichnete Begebenheiten, Sieg im Kriege und in Spielen u. a., durch Münzembleme zu bezeichnen. Ueberhaupt war in dem makedonischen Zeitalter viel Gold in den östlichen Küstenländern des Mittelmeeres, und schon in den ältesten Zeiten gab es Falschmünzer, welche falsche Münzen in Umlauf setzten, obwol, wie aus Demosthenes erhellt, auf dieses Verbrechen Todesstrafe gesetzt war. Die Münzen der späteren Sasaniden waren von feinem Silber, wenig von Gold.

Die Hebräer bedienten sich Anfangs der persischen und griechischen Münzen, bis endlich Simon Maccabäus um 142 v. Chr. echte jüdische Nationalmünzen ausprägen ließ, 1 Macc. 15, 6. Die im alten Testamente vorkommenden Münzbenennungen sind theils nur Gewichte oder Münzwährungen, theils hebraisirte Namen fremder Münzsorten, als der persischen, phönizischen, griechischen und römischen. Obgleich die Phönizier als das älteste handeltreibende Volk bekannt sind und mit ihnen eine ausgebreitete Bekanntschaft der Münzen vorliegt, so sind doch sämmtliche vorhandene Münzen mit phönizischen Inschriften entweder aus der Zeit Alexander's des Großen, oder der Seleuciden und Römer. Sie sind fast nur von Silber oder Kupfer, selten von Gold.

Im Reiche der Khalifen legte Abuschafar al Manfur, der Abassside, der Erbauer von Bagdad daselbst eine Münze an, in welcher Silbermünzen (Dirhems) und Goldmünzen (Dinars) geprägt wurden. Der Dinar war nach Art der griechischen Denare geprägt; er führte auf beiden Seiten kufische Schrift: „Es ist nur ein einziger Gott." — „Es ist kein Gott außer Gott."

In Rom wurden nach Plinius erst im J. 547 nach Erbauung der Stadt Goldmünzen geprägt. Die Römer schätzten schon bei Gründung ihrer Republik Gold und Silber sehr hoch, wenngleich sie es erst später als Geld oder Münze in den Handel brachten. Das erste Gepräge auf den römischen Münzen waren Bilder von Thieren, da ihr hauptsächlichster Reichthum in Heerden bestand, daher Plinius (Hist. nat. 18, 2) die bekannten Worte

sagt: Pecunia ipsa a pecore appellabatur, und hinzusetzt, König Servius habe die ersten Bronzemünzen mit Stier- und Widderköpfen prägen lassen. Auch heißt es: Servius primus signavit aes. Aber einen Hauptgegenstand in der Münzkunde der Römer gibt erst die Kaiserzeit. Das Recht, Gold- und Silbermünzen zu prägen, behielten die Kaiser sich allein vor, die von Erz überließen sie dem Senate. Es war ein geheiligtes Vorrecht der Regenten, ihr Bildniß auf die Münzen setzen zu lassen. Die Goldmünzen aus diesen Zeiten, von Julius Cäsar bis auf den letzten Kaiser Romulus Augustus, sind ziemlich rein. Auf dem Rosenauberge bei Augsburg wurden in den Jahren 1844 und 1845 ungefähr 300 römische Münzen gefunden, die von Augustus vom J. 14 n. Chr. an bis zu Arkadius vom J. 383 eine gute Reihe von Kaisermünzen darbieten. Ebenso waren unter den zu Nordendorf 1844 ausgegrabenen die ältesten Stücke von Augustus, die jüngsten von Valens. In der Sammlung des Vereines zu Rottweil ist noch ein Zeno (474—491) und ein Anastasius, starb 518, beide von Gold und in der Umgegend gefunden. Aehnliche Fundstätten sind am Rhelne, wo sich römisches Leben und römische Thätigkeit für lange Zeiten entfalteten. Das römische Gold- und Silberpfund war im Werthverhältnisse von 12:1 in 12 Unzen oder 24 Loth abgetheilt. Die Goldmünze hieß schlechtweg nur *aureus*, und gingen Anfangs 48, später 72 auf 1 Pfund, sodaß also eine anfänglich $^1/_{48}$, später $^1/_{72}$ Unze schwer gewesen ist. Jene hieß didrachmalis, diese sextularis, beide führten den Namen *solidus*, der Werth derselben war aber verschieden, je nachdem das Verhältniß des Goldes zum Silber wechselte. Vergl. *Plinius*, Hist. nat. 33, 3. Seit dem Anfange des 8. Jahrh. der Stadt, als man den aureus, 40 auf das Pfund, auf 25 Denare stellte, stand das Gold in Münz- und Handelswerth gegen das Silber $11^{11}/_{21}$. Später hat es, nach einem Gesetze im Theodosischen Codex, den Werth von 14,4. Im J. 422 der christlichen Zeitrechnung war das Gold bis auf 18 gestiegen. Als Cäsar Gallien geplündert hatte, verkaufte er das Gold um drei Viertel des damaligen Preises, das Pfund zu 3000 Sesterzen statt 4000 (Sueton im Cäsar 54. *Polyb.* XXXIV, 10). Mit der Zertrümmerung des weströmischen Reiches verschwanden auch die Goldmünzen, nur im oströmischen Reiche erhielten sie sich, aber das Gepräge derselben zeigte im Verlaufe der Zeit merkwürdige Veränderungen, welche mit dem Verschwinden des heidnischen Cultus und der veränderten Kunstrichtung zusammenhängen.

Die byzantinischen Kaiser ließen als Goldmünzen ebenfalls solidi prägen, wie sie denn selbst den solidus zum Fuße der allgemeinen Rechnung annahmen, und denselben, wie die Römer das Pfund oder as in 12 Unzen, in 12 milliaresia theilten. Ein Milliaresion war gleich dem römischen Denar und war eigentlich der 1000ste Theil von einem Pfunde Gold. Nach dem Codex Theodos. galten 24 Pfund Kupfer einen Solidus, 120 ein Pfund Silber und 1728 ein Pfund Gold. Nach dem Codex Just. galten 20 Pfund einen Solidus und fallen daher die übrigen Verhältnisse auf resp. 100 und 1440 herab. Der Solidus wurde durch Constantin den Großen, welcher aus den Kleinodien der heidnischen Tempel Geld prägen ließ, eingeführt. Er blieb die gangbarste Goldmünze im ganzen Mittelalter, hatte nach jetzigem Münzfuße etwa 3 Thaler Werth und wurde auch von anderen Völkern mit Beibehaltung desselben Münzfußes nachgeprägt. Die darauf befindlichen Buchstaben CONOBS erklärt man: Constantinopoli obsignata sc. moneta. Auch gab es halbe Soliden, Semisses, Drittel, Tremisses und Viertel, Quadrantes.

Die Goldmünze der fränkischen Könige war ebenfalls der Solidus, der aber auch als Silbermünze bestand. Eigentliche Silbermünzen waren die Denare. Der fränkische Solidus hatte Anfangs einerlei Gewicht mit dem aureus Byzantinus, war aber geringer an Werth als dieser. Erst später erlangte er mit diesem gleichen Gehalt von ganz feinem Golde. Die Solidi von Silber hießen später Schillinge und die Denare wurden Pfennige genannt. Anfangs gingen 2 Schillinge auf eine Unze, und 24 auf ein Pfund, auf einen Schilling aber gingen 12 Pfennige, 24 auf eine Unze und 288 auf ein Pfund. Ein Solidus oder Schilling von Gold hatte 40 Pfennige oder galt $3^1/_4$ Schilling von Silber, sodaß also damals das Verhältniß zwischen Gold und Silber wie 10:1 stand. König Pipin verordnete im J. 775, daß nur 22 Schillinge, oder 264 Pfennige auf ein Pfund gehen sollten, daß aber ein Schilling von Gold 40 Pfennige gelten, das Verhältniß also wie 11:1 gelten solle. Noch später verordnete Karl der Große, daß nur 20 Schillinge, also 240 Pfennige auf ein Pfund und 20 Pfennige auf eine Unze gehen sollen. Da ein Schilling von Gold aber ferner 40 Pfennige gelten sollte, so änderte sich unter ihm das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 12:1. So ist von den Franken auf die teutschen Länder die Art nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen zu rechnen gekommen. Allein der aureus oder der Schilling von Gold war etwas kleiner als bei den Franken: es gingen nicht 72, sondern 80 auf ein Pfund. Daher galt ein solcher Schilling in Gold so viel als 3 Schillinge in Silber oder 36 Pfennige und ein Pfund Gold hatte so viel Schillinge in Silber, als ein Pfund Silber Pfennige hatte. Ein Schilling in Silber war so viel als ein Pfennig in Gold und das Pfund Silber hatte $6^2/_3$ Schillinge in Gold, was eine Unze ausmachte. Vergl. Sachsenspiegel c. I.

In den ersten Anfängen des teutschen Lebens wurden viel gebrauchte Gegenstände des Verkehres als Maß der Werthe benutzt. Es herrschte nach einfacher uralter Sitte der Tauschhandel. Später standen die den Römern näher wohnenden Stämme, die Ubier am rechten Rheinufer bis zur Mündung des Main, mit den Galliern in Verkehr und lernten zu Cäsar's Zeiten Gold und Silber schätzen. Tacitus (De mor. Germ. c. 5) sagt hierüber von den Germanen: Argentum et aurum propitii an irati Dii negaverint, dubito. Nec tamen adfirmaverim, nullam Germaniae venam argentum aurumve gignere. Possessione et usu haud perinde adficiuntur. Est videre apud illos argentea vasa, legatis et Princi-

pibus eorum muneri data, non in alia vilitate, quamquae humo finguntur: quamquam proximi, ob usum commerciorum, aurum et argentum in pretio habent, formasque quasdam nostrae pecuniae agnoscunt atque eligunt: interiores simplicius et antiquius permutatione mertimum utuntur. Pecuniam probant veterem et diu notam, ferratos, bigatosque. Argentum quoque magis quam aurum sequuntur, nulla affectione animi sed quia numerus argenteorum facilior usui est promiscua ac vilia mercantibus.

Es geht aus diesem Berichte hervor, daß die Germanen in damaliger Zeit noch kein eigenes Geld besaßen, vielmehr Gut gegen Gut, Vieh und Frucht, Waffen und Schmuck tauschten. Aber einige Jahrhunderte später sind die Franken mit dem römischen Goldsysteme schon völlig vertraut. Sie trafen in Gallien das im Werthverhältnisse von 12 : 1 abgetheilte römische Gold- und Silberpfund und nahmen es an. Obgleich nun die Geschichtsschreiber besondere Münzen der Germanen nicht erwähnen, wir vielmehr nur wissen, daß in Gallien fortwährend bis zu den Merowingern einheimische Münze courirte, in Teutschland aber auf das römische Geld das merowingische, dann das karolingische folgte, so finden wir doch im Süden und Westen Teutschlands durch Ausgrabungen und Forschungen der historischen Vereine Alterthümer, welche neue Elemente in das Münzwesen bringen. Nächst vielen römischen Münzen, welche von dem lebhaften Völkerverkehre besonders da, wo die Niederlassungen der Sieger und die festere Besetzung des Landes dem Handel größere Sicherheit boten, Zeugniß abgeben, sind Münzen gefunden, welche wir mit den Namen: Regenbogenschüsselchen, guttae Iridis, Himmelringschüsselchen, Sterngeschosse, meteorische Pfennige, die der Regenbogen aus seinem Schooße fallen lasse, und wie sonst der Aberglaube sie bezeichnet, aufgeführt finden. Es sind eigentliche Goldmünzen. Außer vereinzelten Funden zeichnen sich von diesen Schüsselmünzen folgende aus: Im J. 1751 wurden zu Gaggers (im bairischen Landgerichte Friedberg) 1300—1400 Stück in einem kupfernen Gefäße gefunden. Ferner fanden sich bei Podmoll in Böhmen im J. 1771 einige Tausend derartiger Münzen, die über 80 Pfund Gold ohne Zusatz lieferten. Es waren fast durchgängig Asterisken, d. h. Stücke mit dem Bilde der Sonne und des Mondes, ohne Aufschriften. Ueberhaupt ist grade Böhmen reich an solchen Regenbogenschüsselchen, ihre Fundstätten dehnen sich weit aus. Auch bei Conters, im Oberhalbstein, Canton Graubündten, wurden 1786 zwei in einander liegende Kupferkessel mit einem derartigen reichen Inhalte ausgegraben. Aehnliche Funde machte man ferner bei Oedenbach in der bairischen Rheinpfalz 1835 und ganz neuerdings, im April 1858, am rechten Donauufer bei Irsching, Vohburg und Stockolting in Baiern. Bei Irsching wurden bei Herstellung eines Grabens gegen 1000 Stück derselben aufgefunden, von denen jedes einen Werth von mindestens 11 Gulden hatte. Der Form nach werden dieselben als „rund und mit einem schnabelartigen Ausbuge" versehen geschildert. Sie sind durchgehends von Außen gewölbt und auf der inneren Seite hohl, somit schüsselartig. Die meisten Stücke zeigten auf der erhabenen Seite einen Vogelkopf mit einem großen gebogenen Schnabel, oder Schlangen; vier Stücke nur hatten jugendliche Köpfe mit großgelockten Haaren. Die innere Seite enthielt drei, vier bis sechs erhabene Kügelchen, einige zeigten in der Mitte einen Stern. Dieser Beschreibung entsprechen auch viele der in anderen Gegenden gefundenen Münzen, wie im J. 1822 bei Binswangen in Baiern, bei Aislingen, bei Haldendwang, wo sie gleichzeitig mit einer römischen Goldmünze von Constantin dem Großen vom J. 337 gefunden sind. Die Typen zeigen eine enge Verwandtschaft, der Vogelkopf mit dem gekrümmten Schnabel, die einzelnen zerstreuten oder durch Fäden zusammenhängenden oder ins Dreieck gestellten Kügelchen, das Dreieck, besonders innerhalb eines Kranzes, das Bild der Sonne, die Mondhörner oder Halbmonde, die Sterne sind Typen, die besonders oft vorkommen. Nicht selten zeigt sich auch auf diesen Münzen Schrift, die aber mit genügender Sicherheit nicht zu deuten ist. Goethe in dem Aufsatze: „Münzkunde der deutschen Mittelzeit" (XXXI, 349) schreibt ihren Ursprung einem unbekannten Volke zu, das sich einer wohlersonnenen Technik bei einem rohen Münzwesen bediente, und meint, daß sie aus einer Zeit stammen, in welcher Franken und Teutsche noch für Eine Völkerschaft gehalten wurden und die Herrscher bald diesseits bald jenseits des Rheines größere Macht aufzubieten wußten. Die gegenwärtige Forschung nimmt an, daß diese Münzen, welche sich von Gold, Goldsilber, Silber und Bronze, auch als Fälschung von Eisen mit Silber plattirt finden, von keltischen Völkerschaften und zwar in Nachahmung der antiken, zuerst der griechischen, dann der römischen Münzen ausgingen. Die treueren Nachahmungen der griechischen Vorbilder wichen in unseren Gegenden allmälig den Darstellungen bloßer Symbole und Zeichen und während in Gallien, der ältesten Heimath dieser Alterthümer, die römischen Münzen nur neue Elemente in das keltische Münzwesen brachten, wurde in unserem germanischen Süden dieses durch jene nach und nach im Laufe der Zeit ganz verdrängt. Die bisherigen Funde enthalten bisweilen noch vereinzelte keltische und römische Münzen zusammen; diese Funde gehören einer Uebergangsperiode an und mit dem weiteren Vordringen der Römer von Westen und Süden her mußten die ersteren aus dem Verkehre allmälig verschwinden.

Wie weit übrigens römische Goldmünzen in Umlauf gekommen sind, wie weit das Vordringen der Römer stattgefunden hat, bezeichnen die reichlichen Münzfunde. Namentlich sind es die nördlichen Küsten, die Provinzen an der Ostsee, an welchen ein lebhafter Völkerverkehr durch den Bernsteinhandel gewesen ist. Auf dem Landwege entlang durch Schlesien wird das Vordringen der Römer von vielen Münzfunden bezeichnet. Viele goldene Kaisermünzen wurden in der Nähe von Braunsberg ausgepflügt, von denen die älteste eine Münze des Kaisers Gordian war, die meisten dem Arkadius, Honorius und Theodosius II. gehörten. Die Lande auf der rechten Seite der Oder (Hinterpommern), Mecklenburg

und Schleswig-Holstein haben Fundorte der Münzen von Tiber, Claudius und Nero, und selbst Dänemark gibt römische Münzen aus den Jahren 50—200 n. Chr. Nachdem das Römerreich sich in das ost- und weströmische theilte, eröffnete sich wieder eine Verbindung des Nordens mit Byzanz, wodurch die sogenannten Byzanter aus dem 5. und 6. Jahrh. dort in Umlauf kamen. Die meisten von den in Nordeuropa vorkommenden Goldmünzen gehören der Zeit vom 4.—6. Jahrh. an, wie solche vom Kaiser Theodosius dem Großen und Leo I. in der Nähe von Cöslin im J. 1839 aufgefunden sind.

Die aus diesen Zeiten herrührenden Goldbracteaten haben nicht als Münzen, sondern als Schmuck gedient. Sie sind meistens Nachahmungen von Gepräges byzantinischer Kaiser, aber es erscheinen auch solche von angelsächsischen und karolingischen Münzen und mit runischen Inschriften. Ihre Heimath ist vorzugsweise der skandinavische Norden. Sie haben mitunter die Größe einer Viertelelle. Die Bracteaten als Münzen sind Hohl- oder Blechmünzen, welche von Gold, Silber und Kupfer vom 11. 14. Jahrhundert in Umlauf gekommen sind und von den Sorben und Wenden zuerst geschlagen sein sollen. Man hat sie von verschiedener Größe mit den verschiedensten Bildern und Zeichen, als Scepter, Schwert, Fahne, Krummstab u. dergl., mit wenigen Buchstaben, die vielfache Deutungen zulassen. Die meisten Bracteaten sind von Silber. König Wenzeslaus von Böhmen ließ zu Prag 1286 im Gegensatz der dünnen, aus Silberblech bestehenden Bracteaten die sogenannten grossos, crassos, Groschen prägen, welcher Name nach und nach den kleineren Geldstücken zufiel.

Wenn wir in den Anfängen der Cultur nur den Tauschhandel gefunden haben, so tritt bei dem Fortschritte derselben immer mehr und mehr das gemünzte Geld hervor. Je nach dem Reichthume der Völker an Metallen wurde das Kupfer, das Silber, endlich das Gold als Maß der Werthe gebraucht. Die Kostbarkeit des Goldes macht es möglich, dasselbe überall rein zu erhalten; sie erleichtert dessen Erhaltung, es geht beinahe nicht anders verloren, als durch unmerkliche Abnutzung und die Scheidungskosten sind nur unbedeutend gegen den Werth des geschiedenen Metalles. Die Unzerstörbarkeit des Goldes erleichtert auch dessen Aufbewahrung, Luft und Wasser greifen es nicht an, und wir haben Goldmünzen aus den Zeiten Alexander's des Großen in der Erde verborgen gefunden, ohne daß sie die Schärfe des Gepräges merklich verloren haben. Die Kostbarkeit des Goldes erleichtert seine Versendung und der Werth desselben ist in einem hohen Maße unabhängig von Zeit und Ort. Man bemerkt allerdings in einzelnen Gegenden und Zeiten bald einen Ueberfluß, bald einen Mangel an Gold, aber keineswegs in solchem Umfange, als bei anderen Gegenständen des Verkehres, und die Veränderung der Goldpreise, welche hieraus entsteht, ist geringer, als bei allen anderen Erzeugnissen der Natur oder Kunst. Das Silber kommt dem Golde an Kostbarkeit und Unzerstörbarkeit am nächsten. Sein Werth ist daher ebenfalls von Zeit und Ort weniger abhängig, als der Werth aller anderen Gegenstände des Verkehres außer dem Golde. Dies ergibt sich besonders aus den Ermittelungen der Werthe beider Metalle gegen einander (vergl. den Artikel Gold, Abschnitt: Werth des Goldes). In dem Verhältnisse dieser Werthe sind viel geringere Veränderungen vorgekommen, als in den Werthen aller anderen Gegenstände des Verkehres, obgleich vom Golde oder Silber ebenso gut gesagt werden kann, es sei theuerer oder wohlfeiler geworden im Verhältnisse der übrigen Waaren, als von diesen, sie seien theuerer oder wohlfeiler geworden, als Gold oder Silber; doch hat die beständige Mehrproduction des Silbers sowol dem Gewichte als auch dem Werthe nach den Stand desselben herabgedrückt. Zwar legt schon Xenophon seiner Lobrede auf das Silber (vergl. Xenophon, Vom Einkommen 3, Aristoph. Frösche 730—736) den Gedanken zum Grunde, daß des Goldes Werth veränderlicher ist als des Silbers, welches, wie für die anderen Waaren, auch für das Gold als Maßstab der Preise angesehen werden kann. Allein sieht man von den früheren Zeiten ab, betrachtet man den freien Verkehr unter den gebildeten Völkern zunächst in diesem Jahrhundert, in dem die reichsten Entdeckungen gemacht sind, so finden wir keine großen Werthverschiedenheiten. Zu Anfang der 1820ger Jahre standen beide Werthe in dem Verhältnisse 1 : 15,80. Seitdem ist der Werth des Goldes nur wenig gefallen, er ist fast überall jetzt 1 : 15,75 oder 1 : 15,50, und sind solche geringe Schwankungen einflußlos auf den allgemeinen Verkehr.

In dem größten Theile von Europa, namentlich in ganz Teutschland, werden die Werthe in der Regel nach Silber bestimmt. Die Münzgesetze der einzelnen Staaten bestimmen das Gewicht des reinen Silbers, welches unter einer angenommenen Benennung bei dem Messen der Werthe als Einheit dienen soll. Es ist die wesentlichste Eigenschaft einer guten Münze, daß sie sehr genau das Gewicht und die Masse enthalte, welche sie nach den deshalb bestehenden Gesetzen haben soll. In der Kunstsprache der Münzmeister heißt das Gewicht der Münzen ihr Schrot, und der Gehalt der Münzen an edlem Metalle ihr Korn, die Bestimmung des Metallwerthes aber, welche durch Schrot und Korn den Geldstücken gegeben werden soll, der Münzfuß. Die nach diesem erlaubte Abweichung einzelner Geldstücke in Schrot und Korn heißt das Remedium. Da auf die Goldmünzen wegen des höheren Werthes der einzelnen Stücke mehr Sorgfalt verwendet werden kann, als auf die Silbermünzen, so gestatten die Gesetze auch nur eine geringere Abweichung bei denselben. Gold und Silber werden nur in sehr seltenen Fällen unvermischt zu Münzen verarbeitet, es wird vielmehr eine Legirung, das ist ein Zusatz von geringerem Metalle, in der Regel für nothwendig erachtet (vergl. den Artikel Gold, Verarbeitung des Goldes). Bei dem Golde besteht dieser Zusatz zuweilen aus Silber, am gewöhnlichsten aber aus Kupfer.

Bei dem Wiegen des Goldes wurde in Teutschland die cölnische Mark, von der es gewöhnlich heißt, daß sie die Hälfte eines cölnischen Pfundes ausmacht,

in 24 Karat, der Karat aber wieder in 12 Grän getheilt, wonach also die Mark 288 Grän enthält. Um den Feingehalt von legirtem Golde zu bezeichnen, wird nach Karaten und Gränen, oder auch nur nach Gränen allein angegeben, wie viel reines Gold in einer Mark von dieser Metallmischung enthalten ist. Beim Wiegen des Silbers wurde auch die Mark gebraucht, aber nicht in Karate, sondern in 16 Lothe getheilt, deren jedes 18 Grän enthält. So wurden z. B. die preußischen Friedrichsd'or gesetzlich zu 21 Karat 8 Grän, oder 260 Grän fein ausgeprägt; das ist in 35 Stück Friedrichsd'oren, welche grade eine Mark wiegen, befinden sich 260 Grän reines Gold und folglich 28 Grän Zusatz, der in der Regel aus Kupfer besteht. Beim Silber wurde der Feingehalt durch Angabe des Gewichtes an reinem Silber bezeichnet, welches sich in einer Mark der Masse befindet. Nach dem Vierzehn-Thalerfuße lieferte dem zufolge die feine Mark 14 Thaler; das Korn eines Thalerstückes ist also $^1/_{14}$ Mark = $^{16}/_{14}$ oder 1$^1/_7$ Loth. Da nun das Thalersilber 12 Loth (drei Viertel oder 750 Tausendstel) fein hält, so gehen auf die Mark legirten Silbers — rauhe, beschickte oder Bruttomark — nur $^3/_4$ + 14 = 10$^1/_2$ Thalerstücke.

Durch die wiener Münzconvention vom 24. Jan. 1857 ist für die teutschen Zollvereinsstaaten das Pfund in der Schwere von 500 Gramm als Grundlage der Ausmünzung für Gold und Silber angenommen, worauf wir im weiteren Verlaufe dieses Artikels kommen werden.

Wir haben oben erwähnt, daß die Art nach Pfunden, Schillingen und Pfennigen zu rechnen von den Franken nach den teutschen Landen übergegangen ist. Bis zur ersten allgemeinen Reichsmünzordnung aus dem J. 1524 durch Kaiser Karl V. und der zweiten auf dem Reichstage zu Augsburg 1551 erlassenen, waren verschiedene Goldmünzen im Umlaufe. Es herrschte überhaupt eine große Münzfälschung und Münzverwirrung. Wenngleich schon Karl der Große das Recht der Münzprägung sich allein vorbehielt, so wurde dasselbe doch schon von den folgenden Kaisern an Fürsten und auch an Stände des Reiches vertheilt. Besonders machten die geistlichen Fürsten hiervon einen willkürlichen Gebrauch. Das Recht, Goldmünzen zu prägen, wurde durch die goldene Bulle Kaiser Karl's IV. de a. 1356, tit. 10 den Kurfürsten förmlich verliehen. Nach der Bestimmung der goldenen Bulle sollten aber diese Goldmünzen auf den Fuß der florenzer Gulden geprägt werden. Der Florenus, Goldgulden, wurde zuerst 1252 zu Florenz geprägt. Diese Goldgulden, Fiorini d'oro, hatten auf der einen Seite das Bildniß Johannis des Täufers, auf der andern eine Lilie mit der Inschrift Florentia. Der lateinische Name Florenus hat entweder von Florentia oder a flore lilii seinen Namen erhalten. Im Teutschen hießen sie auch Liliengulden. Da sich diese Münze wegen des damaligen ausgedehnten Handels der Florentiner sehr weit verbreitete und wegen des inneren guten Gehaltes sehr geschätzt wurde, so prägten bald darauf fast alle europäischen Regenten, nach eben der Form und demselben Gehalte, nur mit einigen kleinen Unterscheidungszeichen, dieselben nach. Die Fl
rentiner sahen sich daher veranlaßt, gegen diejenige
welche sich ferner die Nachprägung erlauben sollten, b
dem Papste Johann XXII. ein Verbot bei Strafe d
Bannes auszuwirken, obgleich dieser Papst selbst de
gleichen hatte ausprägen lassen. Vor allen ließen d
rheinischen Kurfürsten aus den Goldwäschen bei Se
solche Goldgulden, rheinische Gulden, präge
Sie führten auf der Hauptseite den heiligen Petrus, od
den Erzbischof auf dem Kathedraie sitzend, auf der Rü
seite das Wappen in einem Dreipaß eingeschlossen. D
alten sächsischen aus der Goldgrube zu Richmannsdo
bei Saalfeld führen auf der Hauptseite den Reichsapf
auf der Rückseite den heiligen Johannes, ein Buch u
ein Lamm mit der Siegesfahne, das Stadtwappen v
Saalfeld im Arme haltend. Von den ersten florenz
Gulden gingen 8 auf eine Unze, 64 auf eine Ma
Sie werden zuweilen auch als byzantiner Gulden od
Bezants d'or, deren sechs auf eine Unze gingen, in d
Urkunden erwähnt. Zu Zeiten Kaiser Karl's IV. hi
die eine Gattung dieser Gulden moneta regalis, u
gingen 63 Stück auf die rauhe Mark zu 23$^1/_4$ Ka
fein; von der anderen Art gingen 68$^1/_4$ Stück auf d
selbe Mark. Im J. 1409 errichteten die drei geistlich
Kurfürsten am Rheine einen neuen Münzverein, uc
welchem sie die feine Mark in 72, jedes Karat in 3 St
ausbrachten. Nach der Reichsmünzordnung von 15
gingen 89 solcher Goldgulden auf 22 Karat feine Ma
und die Münzordnung von 1551 bestimmte, der rheinis
Goldgulden solle so gemünzt werden, daß 107 St
1$^1/_2$ cölnische Mark wiegen und 18$^1/_2$ Karat fein halt
Nach der dritten und letzten allgemeinen Reich
münzordnung des Kaisers Ferdinand I. v. J. 15
sollen 72 Goldgulden eine 18$^1/_2$ Karat feine und
Dukaten eine 23 Karat 8 Grän feine Goldmark halte
auch solle der Goldgulden nicht höher als gegen 75 Kr
zer und der Dukaten nicht höher als 104 Kreuzer gelt
den Reichs-Silbergulden zu 60 Kreuzer gerechnet, w
einen Goldwerth von 11,436 und 11,535 ergibt. N
dieser Münzordnung wurden also zwei goldhalti
teutsche Reichsmünzen, der Dukaten und der Gol
gulden zugelassen. Es gab aber in den teutschen L
dern fortwährend Streitigkeiten und Münzverfälschunge
die Verhältnisse des Silbers zum Golde schwankten
und her, es herrschte die größte Verschiedenheit, auf
viel Kreuzer der Reichsthaler und der Goldgulden ne
dem Dukaten zu rechnen sei. Fast jede Stadt nahm d
Münzrecht in Anspruch, und Falschmünzer fand m
unter weltlichen, vorzugsweise aber unter den geistlich
Fürsten. Die Reichsmünzordnung wurde wenig oder g
nicht beachtet, selbst die Kaiser achteten nicht mehr
diese Verordnungen, das Münzgepräge blieb einem jed
willkürlich überlassen. Die Ungleichheit der Münz
nahm fortwährend zu, es entstand eine totale Verschle
terung derselben, die verschiedensten Werthe kamen
Geltung. Die für Teutschland so unglückliche Kipp
und Wipperzeit der Jahre 1622 und 1623, wo du
Noth und Betrug alle guten Münzen eingeschmol

arden, um durch Zusatz unedler Metalle zwar mehr, er sehr geringhaltige zu gewinnen, rief eine fast völlige ntwerthung derselben hervor. Der Dukaten kam auf 0 Kreuzer, ein Goldgulden auf 80 Kreuzer, ein Reichs- aler auf 72 Kreuzer und ein Guldenthaler auf 64 Kreu- zu stehen, die Mark Silber wurde zu 90 und mehr ulden, ja sogar zu 200—300 Gulden ausgebracht. as Münzwesen gerieth gänzlich in Verfall. Da schufen achsen und Brandenburg im J. 1667 den zinnaischen ünzfuß, durch welchen der Goldwerth auf 13¾ zu hen kam. Der im J. 1690 errichtete leipziger Münz- ß, von den Häusern Sachsen, Brandenburg und Braun- weig-Lüneburg gestiftet, nahm den Goldwerth zu ,1 des Silbers an und erlangte eine fast allgemeine ültigkeit. Die allgemeine Reichsversammlung zu Regens- rg im J. 1737 bestätigte denselben als einen „im rö- ischen Reiche durchgängig zu autorisirenden und zu obachtenden im Reichsschrot und -Korn gleichhaltigen ünzfuß." Hiernach sollten 67 Reichsdukaten 23 Karat Grän enthalten, 1 Dukaten aber 4 Gulden Silbergeld erth sein, 72 Goldgulden sollten aber 18½ Karat fein old, 1 Mark fein Gold 15⁷⁄₁₁ Mark fein Silber, 1 Mark in Gold endlich 18 Gulden Silber werth sein. Es urde festgesetzt, daß 72 Goldgulden aus einer rauhen ark zu prägen wären, die 18 Karat 10 Grän feines old, 3 Karat 8 Grän feines Silber und noch 1 Karat Grän Kupfer enthielte. Die fortdauernden Wider- rüche und Unterhandlungen der übrigen teutschen Staa- n über den leipziger Münzfuß wurden endlich durch den rieg 1740 abgebrochen. Nach erfolgtem Frieden im ahre 1748 wurde der leipziger Münzfuß vom Kaiser radezu und öffentlich außer Acht gesetzt, indem er die ine Silbermark zu 10 Speciesthaler als 20 Gulden uspräte und überdies auch den Goldwerth auf 14¹¹⁄₁₁ rabsetzte. Im J. 1753 wurde der österreichisch- aierische Conventionsfuß eingeführt, nach welchem 7 Dukaten aus einer 23 Karat 8 Grän feinen cölnischen oldmark geprägt werden sollten. Ein Dukaten solle Gulden 40 Kr. Silbergeld gelten, und die seit 1732 nd 1740 in Würtemberg und Baiern gemünzten Caro- nen oder Max- und Karl-d'or dem Dukaten gleich roportionirt werden. Mithin solle der Mard'or als ein Schrot und Korn des aufrechten Goldguldens dop- elter Goldgulden, also 6 Gulden 8 Kr., der halbe Mar- or als einfacher Goldgulden auf 3 Gulden 4 Kr., der anze Carolin, und jedes ihm ganz gleiche pfälzische und ürtembergische sogenannte 10-Guldenstück als dreifacher oldgulden auf 9 Gulden 12 Kr. gesetzt werden. Allein hon nach wenigen Jahren änderten sich die Goldwerthe. er größte Theil der courstrenden Goldmünzen hatte nicht 4¹¹⁄₁₁, sondern nur zwischen 13 und 13,5 Werth. Der ugsburger Münzrecess von 1761 stellte daher den ürsten völlig frei, für ihr Land einen geringeren Gold- erth anzunehmen, setzte aber als Conventionsfuß den ukaten zu 4 Gulden 10 Kr., 67 Dukaten 23¾ arat fein Gold, 1 Karat fein Gold 14¹¹⁄₁₁ Karat in Silber fest. Dabei war es aber gleichzeitig erlaubt, en Dukaten bis auf 4 Gulden, den Werth also auf 13,588 und nach diesem Verhältnisse zugleich auch alle übrigen Goldmünzen herabzusetzen. Es folgte nun hier- auf im J. 1753 das Münzpatent des fränkischen Kreises, welches das Verhältniß des Goldes zum Silber wie 14¹¹⁄₁₁ : 1 zwar festhielt, aber die feine Mark Silber zu 20 Gulden, den Dukaten zu 5 Gulden annahm. Hier- nach sollten gute Karld'or = 11 Gulden, franz. Louis- d'or = 10 G. 36 Kr., Mard'or = 7 G. 20 Kr., Frie- drichsd'or = 8 G. 50 Kr. gelten. Der hierauf folgende frankfurter Münzrecess von 1765 behielt den Gold- werth von 14 höchstens 14¹¹⁄₁₁ bei, die cölnische Mark fein Gold solle zu 283 G. 5 Kr. ausgebracht werden, 67 Dukaten sollen eine Goldmark ausmachen, welche 23 Karat 8 Grän fein hält; auch solle dieser Dukaten den Maßstab aller übrigen Geldsorten abgeben.

König Friedrich II. von Preußen erkannte da- mals die Unmöglichkeit, den alten teutschen Münzfuß im preußischen Staate aufrecht zu erhalten; er hielt es für rathsam, von dem zeither inne gehaltenen leipziger Reichs- fuße abzugehen. Die Holländer galten damals für die ersten Kenner im Handel mit Geld und edeln Metallen; er bediente sich daher zur Einführung eines neuen Münz- systems eines holländischen Kaufmanns Graumann, welchen er als Vorsteher des preußischen Münzwesens in seine Dienste nahm. Auf dessen Rath wurden für die preußischen Länder von 1750 an die Mark feines Silber zu 14 Thaler oder 21 Gulden und 35 Stück Friedrichs- d'or auf eine 21⁷⁄₉ Karat feine Goldmark ausgeprägt. Der Goldwerth wurde hierdurch auf 13¹¹⁄₁₁ Mark feines Silber herabgesetzt. Allein die Zeiten des Krieges von 1756—1763 brachten abermals schlechtere Münzen in Um- lauf. Die Friedrichsd'or mit den Jahreszahlen 1755, 1756, 1757 und 1763 und mit dem Buchstaben A be- zeichnet, sowie die von Sachsen geprägten Mittel-Augusd'or waren nur 15 Karat 4⅔ Grän, der Augustd'or von 1758 sogar nur 7 Karat 6 Grän fein. Nach dem hubertsburger Frieden und namentlich durch das preuß. Münzedict vom 29. März 1764 wurde der alte Gehalt, der Graumann'sche Münzfuß, das Verhältniß des Goldes zum Silber auf 1 : 13,85 wieder eingeführt. Als Friedrich II. dieses Verhältniß annahm, hatte solches für Preußen den Vortheil, daß diese Proportion durch die von Oesterreich und verschiedenen anderen teutschen Staaten gleichzeitig angenommene von 1 : 14,16 um ungefähr 2,24 Proc. überstiegen ward; ein Grad der Erhöhung, der Preußen gegen Münzschaden sicherte. Seitdem änderten die commer- ciellen Verhältnisse der edeln Metalle sich bedeutend und Oesterreich steigerte daher durch ein Edict vom 12. Jan. 1786 die zeitherige gesetzliche Proportion zwischen Gold und Silber um 8 Proc., indem es diese von der zeitherigen von 1 : 14,16 auf 1 : 15,28 hinaufsetzte. Dagegen be- hielt Preußen das Verhältniß von 1 : 13,85 unwandelbar bei. Der preußische Friedrichsd'or wird seit 1770 stets zu 21 Karat 8 Grän fein ausgeprägt. Noch im Münz- gesetze vom 30. Sept. 1821 wurde die Goldwährung und die Silberwährung scharf getrennt, aber bestimmt, „daß bei allen an die Staatskasse in Silbergeld zu leistenden Zahlungen der Friedrichsd'or zu dem festen Course von

5⅔ Thaler angewendet werden solle." Während dieser Zeit setzten andere Münzstätten den Feingehalt ihrer Goldmünzen (Pistolen) auf 21 Karat 7,6 und selbst noch weniger Grän herab. Der alte teutsche Goldgulden, welcher aus einer Mischung von 222 Grän Gold, 44 Grän Silber und 22 Grän Kupfer geprägt wurde, kam ganz außer Gebrauch, die meisten teutschen Länder prägten Pistolen, und Hanover erklärte durch das Münzgesetz vom 8. April 1834 diese neuen Pistolen, von denen 35⅓ aus der rauhen Mark geprägt wurden und die 258 Grän feines Gold enthielten, für die Goldmünze des Landes. Ueber den Silberwerth derselben sollte von Zeit zu Zeit durch das Finanzministerium das Erforderliche festgestellt werden, wie solches im Laufe der Zeit auch geschehen. In den übrigen nordteutschen Staaten ging es grade so, und wir haben, was den Silberwerth der Pistolen betrifft, die außerordentlichsten Schwankungen erlebt, während die preußische Pistole, der Friedrichsd'or, im In- und Auslande ihren festen Stand behielt. In den Jahren 1821—1857 wurden in ⅓, ½ und ⅓ Friedrichsd'or nicht weniger als 21,562,065 Thaler Gold ausgeprägt und in Cours gesetzt. Neben den 22karatigen Goldmünzen und den aus der Verminderung ihres Feingehaltes hervorgegangenen Pistolen haben sich aber in Europa, also auch in Teutschland fortwährend die Dukaten erhalten, welche man wenigstens zu 23½ Karat fein annimmt, die aber oft noch besser sind und nur 4 Grän Zusatz, also 23 Karat 8 Grän reines Gold in der Mark enthalten.

Die oben oft erwähnten Dukaten stammen aus der Mitte des 12. Jahrh. König Roger II. von Sicilien, Herzog von Apulien, prägte die ersten im J. 1140 mit dem Bilde Christi und der Umschrift: Sit Tibi, Christe, Datus, Quem Tu Regis Iste Ducatus, wovon sie den Namen erhielten. Sie wurden 1280 in Venedig, 1300 in Genua, 1440 in Portugal, Spanien und endlich in der Mitte des 16. Jahrh. in Teutschland nachgeahmt. Unter allen Goldmünzen wurden die Dukaten in der Handelswelt am weitesten und häufigsten verbreitet, sie waren die am meisten geachtete und als einfache, doppelte und vierfache Dukaten bekannteste Goldmünze. Fast alle münzberechtigten teutschen Reichsstände ließen sonst Dukaten prägen, sie verdrängten sogar die Florinen oder Goldgulden. Kaiser Ferdinand I. erhob den Dukaten zur teutschen Reichsmünze durch die Münzordnung von 1559. Der Goldwerth in den Goldgulden wurde hier 11,436, in den Dukaten aber 11,535 bestimmt. 67 Stück einfache Dukaten sollten eine cölnische rauhe Mark wiegen, 67⅞ Stück auf eine feine Mark, oder 4824 Stück auf 71 Mark fein Gold gehen. Ein solcher Dukaten wurde zu 104 Kreuzer angenommen. Von etwas besserem Gehalte waren die kremnitzer oder ungarischen Dukaten. Das Gold, welches Ungarn hervorbrachte, wurde schon seit 1365 fast ganz rein, nur mit einem Zusatze von etwa ½ Kupfer zu Dukaten verprägt, wovon 67 eine Mark wiegen. Die Umschrift derselben lautete: Patrona regni Hungariae. Besonders für den Handel mit Polen, Rußland und dem mittleren Asien wurden die Dukaten in großer Menge in den vereinigten Niederlanden aus dem Golde geprägt, welches sich die Holländer aus Ostindien verschafften. Die holländischen Dukaten sind 23 Karat 7 Grän fein; es gehen 67 auf die rauhe, 68,1 auf die feine Mark. Die Regierung der Niederlande betrachtete diese Dukaten nicht als eigentliche Staatsmünze, sondern als Waare. Jeder Kaufmann, auch ein ausländischer, jede fremde Regierung konnte in der Staatsmünze solche Dukaten prägen lassen. Mit Bewilligung der holländischen Regierung ließ sogar die russische Regierung in Rußland unter holländischem Stempel solche prägen. Daher sind die holländischen Dukaten die häufigsten, allein auch keine der neueren Münzen ist von Falschmünzern so häufig und so geringhaltig nachgeprägt worden als diese. Daher die vielen „unechten Holländer." Den geringsten Werth hatten die russischen Dukaten (3 Silberrubel); sie enthalten nur 23,3 Karat Gold. So beliebt der Dukaten als Handelswaare wurde, so ist er dennoch deshalb eine sehr mangelhafte Münze, weil er zu klein ist, um bei bequemem Durchmesser noch eine zweckmäßige Randirung zu erhalten. Der leicht eingekerbte Rand, den seine geringe Dicke nur gestattet, nutzt sich schnell ab, und ist auch an beseilten Stücken sehr leicht wieder herzustellen. Daher wird es unvermeidlich, die Dukaten stückweise nachzuwiegen, wenn man ihrer Vollwichtigkeit sicher sein will. Deshalb ist der Dukaten in neueren Zeiten, außer in den österreichischen Staaten und Holland, wenig mehr geprägt worden; auch dort wird er hauptsächlich nur für den Handel mit dem Orient beibehalten, und auf den teutschen Wechselplätzen ist es gewöhnlich geworden, den Dukaten nur als eine Waare nach dem Gewichte umgezählt zu kaufen.

Die italienischen Staaten hatten eine dem Dukaten am Werthe sehr nahe kommende Goldmünze, welche zum Theil sogar aus ganz reinem Golde bestand, und unter der Benennung

Zechine, Zechino, bekannt ist. Ihr Name ist von dem Worte zecca, Münzstätte, abgeleitet; sie wurde 1280 in Venedig dem apulischen Dukaten nachgeprägt. Die Venetianer, diese Phönizier des Mittelalters, wurden durch ihre Handelsverbindungen mit den Goldländern des fernen Orients und Afrika's bekannt; bei ihnen besonders zeigte sich zuerst in Europa in den nach den Stürmen der Völkerwanderung entstandenen Staaten ein Goldreichthum. Vom Kaiser Konrad I. erhielt im J. 915 die Handelsrepublik Venedig Münzgerechtigkeit, und Rudolph I. verlieh ihr das Recht, Goldmünzen auszuprägen. Der Zechino wurde so die eigentliche Nationalmünze, erhielt Dukatengröße, wurde von 24karatigem Golde mit dem Bilde des heiligen Marcus und dem Namen des Dogen geprägt und ist dem kremnitzer Dukaten ganz gleich an Werth. Die italienischen Staaten prägten bald auch diese Goldmünze nach; so hießen die florentiner Zechinen Gigliati.

Unter dem allgemeinen Namen Pistolen sind in ganz Teutschland Goldmünzen eingeführt, welche ursprünglich aus Spanien stammen, und weil sie äußerst dünn

waren, ihren Namen von Piastola, Plättchen, haben. In solchen Münzen, wovon auch häufig doppelte oder Duplonen, und vierfache oder Quadrupel geprägt und welche Pistoles d'Espagne genannt wurden, brachte Spanien das Gold in Umlauf, welches es aus Amerika erhielt. Diese Münzen kamen bald auch nach Frankreich, gefielen dort und fanden Nachahmung. Ludwig XIII. und Ludwig XIV. ließen ebenfalls diese Münzen schlagen, und da sie mit den Brustbildern dieser Könige geziert waren, nannte man sie goldene Ludwige oder Louis d'or, eine Benennung, welche im nördlichen Teutschland noch jetzt gebräuchlich ist. Als im J. 1685 Ludwig XIV. die Hugenotten zur Auswanderung aus Frankreich veranlaßte und sich viele derselben in Teutschland, besonders in Preußen niederließen, wo sie unter dem großen Kurfürsten eine gastliche Aufnahme fanden, brachten dieselben die sogenannten Louisd'or mit nach Teutschland, und sie wurden auch hier bald so beliebt, daß Friedrich Wilhelm I. 1713 sie ebenfalls schlagen ließ. Diese neuen Goldmünzen erhielten den Namen Friedrichd'or. Der allgemeine Name für alle damals und später geprägten derartigen Goldmünzen ist aber Pistole. Von Preußen aus verbreiteten sich die Pistolen in dem übrigen Teutschland, insbesondere kamen sie in solcher Menge nach der freien Stadt Bremen, daß diese von jener Zeit an die Goldwährung annahm, das Silber in ein festes Verhältniß zu dem Golde brachte und es nur zur Ausgleichung in den Geschäften zuließ. Was in Beziehung auf den Werth der Dukaten oben gesagt worden, gilt beziehungsweise auch von den Pistolen. Sie wurden außer in Frankreich und Teutschland, auch in Dänemark und Rußland, aber fast immer mit geringen Abweichungen des Feingehaltes geprägt, wiewol auch bei Prägung dieser Münzsorte, ohne daß grade dieserhalb allsige Vereinigungen stattgefunden hätten, das Bestreben nach Einheit im Werthe, wie in der Gestalt derselben u. s. w. hervortritt. Der Nennwerth der Pistolen wurde übrigens überall zu fünf Thaler Gold, in Rußland die Imperialen oder halben Pistolen zu 5 Rubel, angenommen. Gewöhnlich prägte man 35 Stück aus der rauhen Mark; ihr Feingehalt betrug 21⅔ Karat; auf eine feine Mark gingen daher 38$^{10}/_{13}$ Stück. Wie schon erwähnt, wurden die Pistolen eine sehr beliebte Goldmünze, da mit ihnen schnell und leicht gezahlt werden konnte, weil man große Werthe in einer kleineren Masse hatte. Nach obigem Münzfuße wurden hannöversche Georgd'or, sächsische Augustd'or, braunschweigische Karld'or oder Fünfthalerstücke, Friedrichd'or und Friedrich Wilhelmd'or, dänische Christiand'or u. s. w. geprägt.

Bevor wir zur neuesten Goldmünze, der Krone, übergehen, geben wir hier kurz folgenden Rückblick auf die üblichsten Goldmünzen. Diese lassen sich in Bezug auf ihren Feingehalt so ziemlich in drei Classen bringen. Davon ist

1) Die niedrigste etwa 18½ Karat fein; ihr gehören an die Goldgulden, Carolinen, Mard'or, die russischen Andreasdukaten.

2) Die mittlere ist von 21½—22 Karat fein, als spanische Pistolen, die Karld'or, Georgd'or, Friedrichd'or, die genfer Pistolen, die sardinischen Carolini, die englischen Guineen, holländischen Reuter, die Souverains, die russischen Imperialen u. a.

3) Die höchste Classe geht von 23⅓ bis nahe 24 Karat. Die bekanntesten Namen in dieser Classe sind Dukaten und Zechinen. In Teutschland besonders hatte man auf den Goldgulden-, Dukaten- und Pistolenfuß zu achten. Beim Goldgulden war das Muster der rheinische Goldgulden, von welchem 72 Stück = 18½ Karat fein Gold hielten, das Stück zu 75 Kreuzer angenommen wurde. Der ganze, halbe und Viertelcarolin machte 3, 1½ und ¾ rheinische Goldgulden, und der doppelte, einfache und halbe Mard'or einen 4, 2 und 1fachen Goldgulden aus. Bei Einführung des 24Guldenfußes wurde der ganze Carolin auf 11 Fl., der einfache Mard'or auf 7 Fl. 20 Kr. und der Goldgulden auf 3 Fl. 40 Kr. gesetzt. Beim Dukaten sollte der gesetzmäßige deutsche Reichsdukaten so ausgeprägt werden, daß 67 Stück aus einer 23 Karat 8 Grän feinen Goldmark hervorgehen. Von den nach dem Pistolenfuße geprägten Goldmünzen sollten aber 35 Stück eine 21 Karat 8—9 Grän feine Goldmark enthalten.

Die älteren teutschen Silbermünzen waren von entschieden besserem Gehalte als die neueren, da sie in entsprechenden Werthverhältnissen zu den damaligen Goldmünzen stehen sollten. Als nun im Laufe der Zeit in Teutschland die Silbermünzen von geringerem Werthe geprägt wurden, stieg der Werth der Goldmünzen, und so geschah es, daß Preußen, einen gewissen Werth des Goldes gegen das Silber annehmend, seine Friedrichd'or fortan auf 5⅓ Thaler Courant stellte, aber den Nominalwerth derselben 5 Thaler Gold im Gepräge beibehielt. Andere Staaten, wie z. B. Hanover, ließen während dessen ihre Pistolen, welche im gemeinen Verkehre ein gewöhnliches Zahlungsmittel blieben, von geringerem Gehalte prägen, von denen nicht 35, sondern 35⅓ Stück eine Mark wogen, deren Tauschverhältniß man dem Handel zu regeln überließ. Unter diesen Umständen neigte sich namentlich im preußischen Staate sowol die öffentliche Verwaltung als auch der Privatverkehr immer mehr dahin, alle Rechnung in Gold, den Friedrichd'or zu 5 Thalern angenommen, gänzlich aufzugeben, dagegen den Silberthaler, der gesetzlich $^1/_{14}$ der Mark seines Silber fein soll, ausschließlich als Maßstab aller Werthe zu gebrauchen und Goldgeld nur als ein untergeordnetes Zahlungsmittel zu benutzen, dessen Werth von dem Preise abhängt, den Gold auf den Märkten von edeln Metallen hat, wenn es als Waare mit Silbergeld erkauft wird.

Als Zwischenglied in allen diesen Münzverwirrungen figurirte seit 1806 die Einführung des neuen französischen Münzsystems. Es verschwand mit der französischen Herrschaft in den teutschen Staaten gegen Ende 1813 und nach dem pariser Frieden 1814, auch in den teutschen Ländern der linken Rheinufer, die durch den Frieden zu Lüneville an Frankreich waren abgetreten worden. Dieses

an sich sehr gründliche und zweckmäßig ausgearbeitete System war das, was die teutschen Länder unter der französischen Herrschaft am wenigsten zu beklagen hatten. Nach demselben ist das Verhältniß des Goldes zum Silber angenommen wie 1 : 15,5. Ueberdies hat es den Vorzug nicht nur einer bequemen Stufenfolge der Gold- und Silbergeldsorten (in Gold 40 und 20 Francsstücke), sondern auch einer auf das Nöthige und Nützliche beschränkten Anzahl ihrer Gattungen. In Gold ließ König Jerome von Westphalen nicht nur 20- und 10-Francsstücke, sondern auch im J. 1813 Fünffrancsstücke schlagen.

Die neueste Zeit, welche überall die praktischen Seiten des Lebens hervorhebt, hat für die Geldwirthschaft wesentliche Verbesserungen eingeführt, das Münzwesen dauerhafter geordnet. Die Regierungen des größten Theiles von Teutschland haben sich durch die wiener Münzconvention vom 24. Jan. 1857 vereinbart, die groben Münzen möglichst vollhaltig auszuprägen und in Betreff der groben Silbermünzen sich verpflichtet, dieselben niemals gegen den ihnen beigelegten Werth herabzusetzen, sie vielmehr auch im abgenutzten Zustande stets bei den öffentlichen Kassen zum vollen Werthe anzunehmen und dieselben, wenn sie in Folge längerer Circulation und Abnutzung eine erhebliche Verminderung des ihnen ursprünglich zukommenden Metallwerthes erlitten haben, allmälig zum Einschmelzen einzuziehen.

In Betreff der Goldmünze hat man eine solche Verpflichtung der Annahme zum vollen Werth auch im abgenutzten Zustande nicht übernommen, sondern die Berücksichtigung eines Mindergehaltes, welcher mehr als das Passirgewicht, 2½ Tausendtheile, beträgt, ausdrücklich ausgesprochen und nur festgesetzt, daß solche abgenutzte Goldstücke, wenn sie zu Zahlungen bei öffentlichen Kassen verwandt sind, nicht wieder von diesen dem Verkehre übergeben werden sollen. Durch diese Bestimmung erscheint die stete Vollgültigkeit und der Vollgehalt der Goldmünze gesichert und Silbergeld und Goldgeld werden fortan im Tauschverhältnisse kaum von ihrem Nennwerthe abweichen können. Für die teutschen Vereinsländer ist somit die schon früher bestandene Silberwährung festgehalten, das Gold wird nur als ein Surrogat des Silbers erscheinen, aber für alle Vereinsländer wird nach denselben Grundsätzen eine Goldmünze, die Krone geprägt, deren gleicher Silberwerth von Zeit zu Zeit näher bestimmt wird. Die neue Goldmünze hat somit den Charakter einer Handelsmünze erhalten. Durch diese Münzconvention sind an Stelle der bisherigen cölnischen Mark von 233,8555 französischen Grammes alle Gewichtsangaben in dem Pfunde, Vereinspfund, Zollpfund, zu 500 franz. Grammes ausgedrückt. Zum Prägen wird nicht reines Gold verwendet, sondern ein Zusatz von Kupfer genommen, also daß ⁹⁄₁₀ fein Gold und ¹⁄₁₀ Kupfer die Legirung bilden. Aus einem Pfunde fein Gold werden 50 Stück Kronen geprägt, so daß also mit Berücksichtigung des Zusatzes 45 Kronen oder 90 halbe Kronen ein Pfund wiegen. Zur Erleichterung der Rechnung wird die Krone in zehn Theile unter der Benennung Kronzehntel eingetheilt. Die Vereinsstaaten theilen diese Kronzehntel nach dem Decimalsystem weiter in 100stel, 1000stel u. s. w. Hannover dagegen hat das Kronzehntel in dreißig 300stel zerlegt und ein 300stel wieder in zehn 3000stel, sodaß ¹⁄₃₀₀ den Namen Krongroschen und ¹⁄₃₀₀₀ den Namen Kronpfennig führen.

Durch diese Convention sind die alten Münzwerthe des Goldes ganz beseitigt. Nur Oesterreich hat sich vorbehalten, Dukaten, deren es in der 26jährigen Periode von 1823—1848 durchschnittlich jährlich circa 450,000 Stück prägte, in bisheriger Weise bis zum Schluß des Jahres 1865 auszuprägen. Nimmt man den Preis der zeitherigen Mark Gold zu 214½ Thaler an, so stellt sich der Werth einer Krone auf circa 9 Thlr. 6 Sg. Da es aber oft darauf ankommt, wegen der alten nach Pistolen, Friedrichd'oren abgeschlossenen Verträge das Verhältniß der Krone gegen die Pistole anzugeben, so ist bei Gleichstellung des Friedrichd'ors mit 5⅓ Thlr. Silbercourant und bei dem Course der Krone zu 9 Thlr. (1 Pfund Gold = 450 Thlr.) der Werth einer Krone gleich

1,657828748	. . . .	Stück Friedrichd'or
1,678635480	. . . .	= Pistolen
2,90537	. . . . .	= österr. Dukaten
34,444	. . . . .	= Franken
1,36569	. . . . .	= Sovereigns
9 Thlr. 11,830841		Silbergroschen.

In Preußen, das im J. 1858 und 1859 bereits 41,68 Stück in ⅓ und ½ prägen ließ, wurde die Krone zu 8⅓ Thlr. Gold oder (100 = 110) zu 9 Thlr. 7 Sg. 2 Pf. Silber angenommen.

Das Mischungsverhältniß der durch die Convention vom 24. Jan. 1857 ins Leben gerufenen Vereinssilbermünzen wurde auf 900 Tausendtheile Silber und 100 Tausendtheile Kupfer festgesetzt, sodaß die Werthe der Silbermünzen in den ebenfalls entstandenen drei Münzfüßen, welchen die Bezeichnung: Thalerwährung, österreichische Währung, südteutsche Währung entspricht, ausgedrückt sind, da 30 Thaler, 45 österreichische Gulden oder 52½ südteutsche Gulden ein Pfund fein Silber enthalten.

So viel Unvollkommenes diese neue Convention für die Geldwirthschaft auch noch hat, so liegt doch in ihr ein großer Fortschritt für den Verkehr im Handel, da das nach gleichem Münzfuße ausgeprägte Gold- und Silbergeld nicht nur einen wechselseitigen freien Umlauf im gemeinen Verkehre, sondern auch in den öffentlichen Kassen hat. Allein so lange jeder einzelne Bundesstaat seine eigene abgesonderte und selbständige Münzverwaltung besitzt, so lange besteht auch die Gefahr, daß bei dem Silbergelde ebenso wie bei dem Goldgelde Abweichungen von dem in gemeinsamer Uebereinkunft angenommenen Münzfuße stattfinden, diese aber Verringerungen des Durchschnittswerthes des umlaufenden Geldes herbeiführen können. Die dauerhafte Gestaltung des teutschen Münzwesens muß daher der Zeit überlassen werden, welche die Vereinigung zu einer Gesammtverwaltung des Mün-

wesens herbeiführt, welche den Besitz einer selbständigen Münzverwaltung als ein wesentliches Hoheitsrecht jedes einzelnen Staates abwirft. Wie schon erwähnt, ist das Silbergeld als Maß für die Werthe aller Sachen und Dienste festgesetzt; die Valuta, worin Jedermann zahlt und rechnet, sind Thaler oder Gulden. So beliebt die Dukaten und die Pistolen als ein auf dem größten Theile der civilisirten Erde gangbares Geld auch sein konnten, so waren und blieben sie doch immer im gemeinen Verkehre fast nur eine Ehrensache bei Geschenken und Honoraren und wurden als Zahlung nur gern gesehen in unsicheren Zeitläuften, in denen es viel leichter fortzuschaffen und zu verbergen ist als Silbergeld. In wie weit die neue Goldmünze, die Krone, den Handelsverhältnissen entsprechend ist, muß freilich erst die Erfahrung an die Hand geben, allein zu den wichtigsten Goldmünzen anderer nichttheutschen Länder ist sie eine Nichts weniger als bequeme. Es wäre besser gewesen, eine der bereits vorhandenen Welthandelsmünzen, namentlich das Zwanzig-Frankenstück, anzunehmen, durch welches der Uebergang zur Zahlung und Rechnung im Goldwerthe leichter angebahnt ist. Auch viele andere Staaten des europäischen Festlandes entbehren eine Goldmünze, die bequem in ihre Rechnung paßt, und dieses Misverhältniß ist wohl geeignet, denjenigen Ländern den Ankauf von Gold zu erleichtern, worin es zu Münzen verbraucht wird, die für deren Verkehr so bequem sind, wie der Sovereign in England, das Zwanzig-Frankenstück in Frankreich).

Das Münzwesen in Frankreich ist ebenfalls den häufigsten Veränderungen unterworfen gewesen. Die ersten Münzen legten die Römer an, als sie ihre Herrschaft über Gallien ausdehnten. Als die Franken das Land eroberten, lernten sie dort, wie schon oben erwähnt, das römische Goldsystem kennen, und die merowingischen Könige sind die ersten, von denen man die ältesten französischen Münzen aufzuweisen hat. Die Rechnung nach livres, sols und deniers kommt noch von den fränkischen Königen her. Lange Zeit war ein doppelter Münzfuß gebräuchlich: der königliche in Paris und der ständische zu Tours, bis endlich Ludwig XIV. 1667 denselben aufhob. Von den älteren Goldmünzen hat man gehabt: solsd'or, gros roiaux, Parisis, agnels, agnelets, moutons, lions, chaises, masses, pavillons, anges, saluts, franc, fleurs de Lys, écus, écus heaumes, écus à la couronne, écus au soleil, écus au porc épi, écus à la salamandre, écus à la croisette, Lysd'or, Henrid'or und Louisd'or. Jede besonders feine Münze wurde roial genannt, écus aber nannte man die Münzen mit Wappenschildern. Die ersten Louisd'or wurden von Ludwig XIII. nach den Münzedicten von 1640 und 1641 den spanischen Pistolen ähnlich gemünzt. Es gingen 36½ Louisd'or aus einer 22 Karat feinen Mark Gold, die Mark zu 24 Karat von 32 Theilen das Karat. Sie führten auf dem Revers die Chiffre des Königs L und den Wahlspruch: Christus vincit, regnat, imperat. Unter Ludwig XIV. gewannen die Louisd'or sehr an Verbreitung, allein ihr Feingehalt war sehr veränderlich, und erst unter Ludwig XV. wurden sie von vermehrtem Schrote, 20 Stück aus der rauhen Mark geprägt. Ihr Zahlwerth war damals 30 Livres; sie hießen Louisd'or de Noailles, nach dem Duc de Noailles, der damals Director der Finanzen war. Die in diesen Zeiten auch courirenden billond'or, Goldbillon, waren Goldmünzen, in denen das Gold weniger als zwölfkaratig neben Kupfer enthalten war. Im J. 1718 wurde eine allgemeine Einschmelzung der bisherigen Goldmünzen angeordnet, es wurden 25 Louisd'or aus der rauhen Mark geprägt und im Zahlwerthe auf 36 Livres gesetzt. Diese Louisd'or hießen Chevaliers, da sie das Ludwigskreuz auf ihrem Revers hatten. Die von 1723—1726 geprägten Louisd'or hießen Mirlitons, zu 27 Livres Zahlwerth. Am längsten hielten sich die Louisd'or aus dem J. 1726, wo 30 aus einer 22 Karat feinen Goldmark im Zahlwerthe zu 24 Livres geprägt und bis 1785 in Umlauf gesetzt wurden. Die nach dem Fuße von 1640 geprägten Louisd'or waren viel im nördlichen Teutschland verbreitet, wurden schlechthin Louisd'or, später alte Louisd'or genannt. Die Louisd'or seit 1726—1785 nannte man neue Louisd'or. Unter Ludwig XVI. erschien den 30. Oct. 1785 eine Declaration du Roi, nach welcher alle zeitherigen Goldmünzen außer Cours gesetzt und eingeschmolzen wurden und bestimmt wurde, daß jede Mark feines Gold 15½ Mark feines Silber gelten und mit 828 Livres 12 Sous, nach dem Preise von 53 Livres 9 Sous 2 Deniers pro Mark Silber, Gold in Stangen und fremden Münzen aber das Karat mit 34 Livres 10 Sous 6 Deniers bezahlt werden sollte. Die neu geprägten Louisd'or wurden ebenso fein gemünzt als die zeitherigen, aber es gingen 32 Louis auf die rauhe Mark, jede 24 Livres Zahlwerth, 6 Deniers schwer. In Teutschland wurden diese Louis unter dem Namen neue Schild-Louisd'or bekannt, 30 Stück machten eine 21⅓ Karat feine cöln. Mark. Die Stürme der Revolution brachten ein neues Gewichtsmaß, ein neues Münzwesen. Nach dem Beschlusse des Nationalconvents von 1793 wurde die künftige Haupteinheit des Gewichtsmaßes Grave = 18,841 Grains genannt, Schrot und Korn der Münzen wurden, wie alle übrigen Werthe, durch numerische Namen der Decimalrechnung angezeigt, Gold- und Silbermünzen der Republik hielten 9 Theile feines Metall nebst 1 Theil Zusatz, die Haupteinheit der neuen Gold- und Silbermünze wog den 100sten Theil eines Grave. Als Remedium am Schrote wurde festgesetzt, daß die Silbermünze höchstens um $\frac{1}{200}$, die Goldmünze höchstens um $\frac{1}{100}$ schwerer oder leichter wiege, als das Gesetz besagt. Als Remedium am Goldkorne wurde für die Feinheit des Goldes ein Spielraum von 6 Tausendel, zur einen Hälfte unter, zur anderen über dem gesetzmäßigen Feingehalte (L'approximation du titre qui est toléré pour l'or, est de six millimes, dont la moitié en dedans, et la moitié en dehors du titre fixé par la loi). Der für die Feinheit des Silbers geduldete Spielraum war $\frac{4}{1000}$. Statt aller bisherigen Gold- und Silbermünzen wurden eingeführt: Eine Silbermünze vom neuen Fein-

gehalte, $^1/_{100}$ des Grave an Gewicht, genannt Republicain; eine fünf mal schwerere, genannt 5 Republicains; eine Goldmünze vom neuen Feingehalte, $^1/_{100}$ des Grave an Gewicht, genannt Franc d'or. Der letztere hielt 187,674 holländ. As feines Gold, was bei der Werthrelation von 15½ einen Silberwerth von 8 Thlrn. gibt.

Das spätere französische Münzgesetz vom 28. März 1803 hat als Einheit des franz. Münzwesens den Frank, als 5 Gramm Silber von $^9/_{10}$ Feinheit, anerkannt. Nach dem Gesetze sollen aus einem Kilogramm Münzsilber zu $^9/_{10}$ fein 200 Francs in Silber und aus einem Kilogramm Münzgold $^9/_{10}$ fein 3100 Francs geprägt werden. Dies gibt demnach 222⅞ Francs auf 1 Kilogramm feines Silber und 3444⅘ Francs auf 1 Kilogramm feines Gold. Da ein jetziges teutsches Münzpfund grade die Hälfte eines Kilogramms ist, so müssen 111⅞ Silberfranken und 1722⅖ Goldfranken auf ein solches Münzpfund zu 500 Grammen schwer gerechnet werden. Hiernach stellt sich der Werth eines Franken in Silber auf $^8/_{10}$ Silbergroschen im 30 Thalerfuße auf 40⅘ Neukreuzer oder Hundertel in Oesterreich, und auf 28$^7/_{10}$ Kreuzer süddeutsche Währung. Aus den Verhandlungen, welche dem Erlasse jenes Münzgesetzes vorangegangen sind, geht deutlich hervor, daß es die Absicht war, die Silbervaluta als das unveränderliche Fundament des französischen Münzwesens anzunehmen, und neben dieser den Goldmünzen nur eine secundaire Bedeutung einzuräumen. Die Berechtigung der Goldwährung beruht nur auf dem Artikel 6 des Münzgesetzes: Es sollen Goldstücke geprägt werden zu 20 Franken und zu 40 Franken, wobei dann noch festgesetzt wird, daß das Kilogramm Gold von $^9/_{10}$ Feinheit zu 155 Zwanzigfrankstücken ausgeprägt werden soll, was die Werthrelation von 1 : 15½ ergibt. Hiernach wurden an Goldmünzen wirklich geprägt: 100, 50, 40, 20, 10 und 5 Francsstücke, die Prägung der 40 Francsstücke wurde aber später eingestellt.

Die Handelsbeziehungen Frankreichs haben aber seit 1848 in sofern eine wesentliche Veränderung angenommen, als der Import der Producte Indiens und China's, wie z. B. Thee, Drogues und feine Gewürze, Seide, Kaffee, Zucker, Wolle, Baumwolle, bedeutend gestiegen und bei dem traditionellen Hange der Inder und Chinesen, sich nur mit Silber bezahlen zu lassen, die Silberausfuhr nach dem äußersten Osten hervorgerufen ist. England namentlich importirt darin so ungeheure Massen, daß schon daraus allein die Unentbehrlichkeit jener Artikel herzuleiten ist. Man weiß, daß der Osten von Asien die einzige Heimath derselben, daß Seide, der wichtigste dieser Artikel, als ganz unentbehrlich und selbst von der europäischen Production und Fabrikation durch radicale Veränderung ihrer Einrichtungen als legitim anerkannt ist. Auch Frankreich führt schon seit mehreren Jahren die meisten der Exportartikel des Ostens selbst ein, und schmälert dadurch, und daß es hauptsächlich für englische Rechnung Silber ausführt, seine eigenen Silbervorräthe. Das französische Gold dient somit mit Ausnahme eines kleinen Antheils in Belgien, Sardinien und der Schweiz meist allein dem Verkehre in Frankreich, in welchem factisch die Valuta jetzt in Goldgeld besteht. Zu 457 Thalern das Münzpfund feinen Goldes gerechnet, stellt sich der Werth eines Goldfranken auf wenig über 7 Sgr. 11½ Pf. Nähme man den Franc zu 8 Silbergroschen an, so würde dies einem Goldpreise von 458¼ Thalern entsprechen. Da nach dem Gesetze 5$^{25}/_{31}$ Grammen feinen Goldes in einem Francesstücke enthalten sein sollen, und deren 7$^{129}/_{100}$ auf einen englischen Sovereign gehen, so stellt sich der Werth eines Goldfranken auf 9,52 Pence.

Durch den oben bezeichneten Handelsverkehr ist in Frankreich seit 1850 und 1851 eine außerordentliche starke Goldausmünzung entstanden. Der größere Theil des aus den kalifornischen und australischen Goldminen gewonnenen und in Europa importirten Goldes nahm sofort seinen Weg in die pariser Münze, von welcher damit die vollhaltigen silbernen Fünffrankstücke zum Einschmelzen und zur Ausfuhr aufgekauft wurden und Provenü dieses Silberexports wieder zum Ankauf von Gold diente, um die nämliche gewinnreiche Procedur zu wiederholen. So ist es gekommen, daß Europa im Stande gewesen ist, in den Jahren 1852—1857 Silber zum Werth von 448 Mill. Thaler nach Ostasien zu versenden, daß Frankreich in Folge seiner Zollgesetzgebung von England, in welchem die Goldvaluta allein der Werthmesser aller Waaren gesetzlich eingeführt ist, nur mit Gold bezahlt werden kann, und daß aus den commerciellen und socialen Folgen dieser Verhältnisse eine wahrscheinliche Werthverringerung des Goldes abgeleitet wurde. Eine Autorität, der geistreiche französische Statistiker Michel Chevalier, gibt in dem in der „Revue des deux mondes," October, November 1857 enthaltenen Aufsatze „La Caisse probable de l'or" den Rath, das Gold zu demonetisiren und die Silbervaluta aufrecht zu erhalten und zwar ohne irgend welche Verminderung des Feingehaltes, welchen das Gesetz, wie schon bezeichnet, zu $^9/_{10}$ oder 4 Gramm fein für den Franken bestimmt. Chevalier's Rath beruht auf der Ansicht, daß das Gold einer bedeutenden Entwerthung entgegengehe, oder was das Nämliche, eine allgemeine Steigerung der Preise in Aussicht sei, hiergegen aber allein die Silberwährung schütze. Wir haben bereits in dem Artikel Gold, Abschnitt: Werth des Goldes, nachzuweisen versucht, wie unwahrscheinlich diese Befürchtungen sind, so lange in Frankreich noch vollhaltiges Silbergeld im Umlaufe ist, die Werthrelation des Goldes zum Silber aber nicht erheblich unter das Verhältniß von circa 29 Centigrammen Gold zu 4½ Gramm Silber, oder von 1 : 15,5 sinkt. Die Gold und Silberprägung in Frankreich betrug in den Jahren:

von VIII. — 1848	= 1186 Mill.	Gold,	3891 Mill. Silber
„ 1848 — 1849	170	„	172 „
„ 1850 — 1856	= 2177	„	318 „
1857 — 1858	800	„	100 „
Zusammen	4333 Mill.	Gold,	4481 Mill. Silber.

Das Verhältniß von Silber gegen Gold hat sich von 1 : während der ersten 50 Jahre, auf 1 : 7 während

der letzten neun Jahre verändert, sodaß das Mengeverhältniß für beide am Schlusse der ganzen Periode sich gleich gestaltete. Aber hauptsächlich in den letzten Jahren gingen der pariser Münze ungeheure Quanta an Gold durch die Ausbeutungen in Californien und Australien durch englische Vermittlungen zu. Die Ausprägungen betrugen

1850	=	85	Mill.	Gold,	86	Mill.	Silber
1851	=	270	=	=	59	=	=
1852	=	27	=	=	72	=	=
1853	=	313	=	=	20	=	=
1854	=	526	=	=	2	=	=
1855	=	447	=	=	25	=	=
1856	=	509	=	=	54	=	=

In dem einen Jahre 1857 prägte die pariser Münze Gold zum Werth von 572,561,225 Franken, also täglich über 1½ Millionen und in den acht Jahren von 1850—1857 wurden 2,749,693,490 Franken französische Goldmünzen der Circulation übergeben, während davon in den 45 Jahren vor 1848 im Ganzen nur 1186 Millionen geprägt wurden. Diese außerordentliche starke Goldausmünzung hat bisher dem Sinken des Goldwerthes ein Hinderniß entgegengestellt, welches die französischen Münzverhältnisse in Zulassung der Doppelwährung selbst haben, da in ihr für die Convertirung der Silbervaluta in die Goldvaluta ein stabiler Anhaltepunkt liegt. Durch den großen Silberexport zu dem Handel nach China, Hinterindien und dem britischen Ostindien sind die Silbervorräthe bedeutend verringert. Für Frankreich betrug im Jahre

1846	die Silbereinfuhr	=	106	Mill.,	die Ausfuhr		60 Mill.
1847	= = =		138	=	=	=	84 =
1848	= = =		233	=	=	=	19 =
1849	= = =		291	=	=	=	46 =
1850	= = =		147	=	=	=	82 =
1851	= = =		178	=	=	=	100 =
1852	= = =		180	=	=	=	182 =
1853	= = =		112	=	=	=	229 =
1854	= = =		100	=	=	=	263 =
1855	= = =		121	=	=	=	318 =
1856	= = =		110	=	=	=	393 =
	Zusammen		1716	Mill.			1776 Mill.

In den ersten 6 Jahren betrug die Ausfuhr blos 36 Proc. der Einfuhr, während der 5 folgenden Jahre aber überstieg sie die Einfuhr um 124 Proc., es stellte sich für die bezeichneten 11 Jahre ein Deficit von 60 Millionen heraus; während der letzten 5 Jahre beträgt dasselbe 762 oder 152 Millionen pro Jahr, in den letzten 2 Jahren steigt es sogar auf 480 oder pro Jahr 240 Millionen. Noch größer ist die Silberausfuhr in den ersten 6 Monaten des Jahres 1859 geworden. In dieser kurzen Zeit sandte England die ungeheure Summe von 8,301,265 Pf. Sterl. Gold nach Frankreich, um das theils direct empfangene, theils für englische Rechnung über die Mittelmeerhäfen nach Ostasien versandte Silber zu ersetzen. Es handelte sich also hier um einen halbjährlichen Export von 207 Millionen, durch welchen die Silberprägung bedeutend zurückgehalten wurde und noch mehr und mit großem Einflusse auf die übrigen europäischen Staaten zurückgehalten werden wird, so lange der Werth der aus dem Osten nach Europa und selbst Amerika ausgeführten Producte dauernd Jahr für Jahr beträchtlich größer bleibt als der Werth der in den Ländern Asiens Absatz findenden europäischen und amerikanischen Waaren. Die Nachfrage nach Silber muß, da die Bevölkerungen des Orients vornehmlich den Silbermünzen zugethan bleiben, England nur Goldvaluta hat, in Frankreich aber die Substitution der Goldmünzen an die Stelle des groben Silbergeldes factisch vollzogen ist, eine Steigerung des Silberpreises zur Folge haben. Für die größeren Staaten Europa's wird daher, wie bereits für Frankreich geschehen, die alleinige Goldwährung Ziel und culturhistorische Nothwendigkeit werden. Und auch Deutschland, vornehmlich der preußische Staat, der jetzt Handelsverbindungen mit China und Japan anzuknüpfen gedenkt, wird dereinst dieser Nothwendigkeit nicht entgehen, in seiner Goldmünze ein Maß für die Werthe aller Sachen und Dienste anzunehmen. Der ausschließliche Silberfuß ist, je lebhafter der Verkehr im Handel eines Staates wird, unter den jetzigen Zeitverhältnissen und Verbindungen der verschiedensten Länder und Völker nicht zu halten, desto leichter aber wird sich auch der Betrag seines im innern Verkehre umlaufenden Goldgeldes ändern. Wer im Großhandel ausländische Goldmünzen erhält, kann sie leicht in die Münzstätte seines Landes schicken, um inländisches Goldgeld daraus zu prägen. Die Bequemlichkeit zum Gebrauch im inländischen Verkehre vergütet leicht die geringen Umprägungskosten, welche wenigstens um das Vierfache wohlfeiler als die Prägung des gleichen Betrages in Silbergeld sind. So wandert das Gold von Staat zu Staat, in schnellem Wechsel das Gepräge derselben annehmend.

Großbritannien, das verkehr- und gewerbreichste Land der Erde, hat durch den natürlichen Gang der Ereignisse eine Gestaltung des Münzwesens angenommen, welche die Metallgoldmunze allein zu dem Maße der Preise aller nach Geld schätzbaren Dinge macht.

Als Julius Cäsar die Eroberung Britanniens versuchte, fand er bei den dortigen Bewohnern nur eine Art Silberblech, Kupfer und Eisen als Geld und Geldeswerth vor. Die Römer legten darauf Münzstätten an. Die später einwandernden Angelsachsen brachten Gold-, Silber- und Kupfermünzen mit, ihre Könige aber ließen Münzen prägen. Die silbernen Pfennige, Penning und Sceatta, werden für die ältesten gehalten. Seit König Inas wurden 726 die Peter-pence, Peter groschen, eingeführt. Als die Normannen nach Britannien kamen, nannten sie die von den sachsischen Königen geschlagene Münze moneta Sterlingorum oder Esterlingorum, i. e. regum Saxonum, Volker, die nach Osten hin wohnen. Aus diesen Zeiten hat sich die spätere Bezeichnung Sterling übertragen. Andere leiten dieselbe vom angelsachsischen Worte stevre, d. i. Regel oder Gesetz, ab. Unter Richard I. kam im J. 1190 die älteste

englische Münze als Sterling in Silber auf. Die Entstehung der Goldmünzen finden wir um das Jahr 1257 unter Heinrich III. Um das Jahr 1344 ließ Eduard III. Florenen prägen und gleichzeitig erschienen die Nobel vom feinsten Golde, von der darauf geprägten Rose auch Rosennobel und von den verschiedenen späteren Regenten Eduards-, Heinrichsnobel u. s. w. genannt. An ihre Stelle kamen später die Sovereigns, Schiffs- oder Heinrichsnobel; zur Zeit Johann's I. 1205 wurden sie Roseal und Thistle crown genannt. Unter Heinrich VIII. kamen die Angels, nachdem schon Heinrich VII. die doppelten Realen oder Sovereigns geprägt hatte. Karl II. ließ 1663 aus guineischem Golde Münzen prägen, welche mit dem Namen *Guinée* (Ginny) bezeichnet wurden und lange Zeit die einzige Goldmünze in England ausmachten. Es wurden 44½ Guineen aus einem Pfunde Gold geprägt, eine war 20 Schillinge in Silbermünze werth, später galt sie 21 Schillinge. Auf den Vorschlag Isaak Newton's, der der englischen Münzstätte vorstand, wurde 1718 das Gold zum gesetzlichen Zahlmittel erhoben. Ein Pfund gesetzmäßiges Gold wurde zu dem Zahlwerthe von 44½ × 21 = 934½ Schillinge vermünzt, oder die Unze zu 77 Sch. 10½ P. = 3 Pfd. Sterl. 17 Sch. 10½ P. Man nannte dies den Münzpreis des Goldes. Die Münze bezahlte jede Unze gesetzmäßiges Gold, die ihr angeboten wurde, zu diesem Preise, ohne irgend etwas für Münzkosten anzurechnen; die letzteren bestritt die Regierung aus der Staatskasse, verbot aber die Ausfuhr der Münzen, nicht aber der rohen Münzmetalle. Die Guineen wurden aus einer Masse, welche $^{11}/_{12}$ ihres Gewichts, das ist zu 22 Karat, reines Gold enthält, geprägt. Halbe und Viertheile von diesen Stücken sind wol auch gemünzt worden, aber niemals im Umlaufe beliebt gewesen.

Als Silbermünze wurde seit der Regierung der Königin Elisabeth der Schilling aus einer Masse geprägt, die nur $^{1}/_{12}$ ihres Gewichts Kupfer Zusatz hatte; aus einem englischen Münzpfunde verfertigte man 62 Schillinge. Bei der Festsetzung des Werthes der Guinee auf 20 Schillinge war vorausgesetzt, daß ein Pfund reines Gold sehr nahe 14⅜ Pfund reines Silber werth sei. Da man zu Anfang des vorigen Jahrhunderts auf den Geldmärkten außer England mehr Silber für ein Pfund Gold kaufen konnte, so verlor sich das Goldgeld aus dem Umlaufe; alle Baarzahlungen in das Ausland wurden in Gold entrichtet, alle Rückzahlungen nach England bestanden dagegen in Silber. Um dem Lande sein Gold zu erhalten, wurde daher im J. 1728 die Guinee auf 21 Schillinge gesetzt; man gab hiernach in vollhaltigem Gelde nach den Münzgesetzen für ein Pfund reines Gold nahe 15⅛ Pfund reines Silber. Das war damals nicht blos hinreichend, um dem Lande sein Goldgeld zu erhalten, sondern man konnte nun auch umgekehrt für Gold mehr Silber in England erhalten als im übrigen Europa. Es floß also jetzt Gold nach England, um Silber dafür zu kaufen und hierin lag ein Reiz, das neue Silbergeld, sowie es aus der Münze kam, ins Ausland zu senden. Sehr strenge Verbote konnten nicht verhindern, daß dieses durch den Schleichhandel geschah. So verlor England die Möglichkeit, neues vollhaltiges Silbergeld im Umlaufe zu erhalten; es blieb nur so viel von der alten Silbermünze zurück, als für den kleinen Verkehr ganz unentbehrlich war; und dieses Silbergeld wurde durch den langen und schnellen Umlauf endlich bis zur gänzlichen Unkenntlichkeit des Gepräges abgenutzt. Daher kam es, daß es auch dann noch ganz unmöglich blieb, neues vollhaltiges Silbergeld neben dem alten abgeschliffenen im Umlaufe zu erhalten, als man in ganz Europa das Gold mit mehr Silber bezahlte, als es nach den englischen Münzgesetzen gelten sollte. Hierzu wurden neben den alten Guineen fortwährend neue in Umlauf gesetzt, das Silbergeld wurde gleichsam nur eine größere Scheidemünze und die Nation ward so gewöhnt, Gold als das Maß aller Werthe zu betrachten: Banknoten und Wechsel wurden mit Gold eingelöst und der Wechselcours zwischen Großbritannien und dem übrigen Europa bildete sich unter der Voraussetzung, daß alle Zahlung in Pfund Sterlingen durch sehr nahe vollhaltige Guineen zu 21 Schilling erfolge. Hiernach wurden aus einem Pfunde englischen Münzgoldes, welches $^{1}/_{12}$ feines Gewichts Zusatz hat, 44½ Guineen geprägt, das Pfund wurde also zu einem Nennwerthe von 46 Pfd. 14½ Schilling ausgemünzt, die Unze, das ist $^{1}/_{12}$ dieses Pfundes, wurde, wie schon erwähnt, zu 3 Pfd. 17 Schill. 10½ Pence ausgebracht. Am offenen Markte in London kostete die Unze solchen Goldes 3 Pfd. 17 Schill. 6—9 Pence, also sehr nahe das, wozu sie in Goldmünzen verprägt wurde. Später änderte sich aber dieses Verhältniß. Durch den französischen Revolutionskrieg sah sich Großbritannien zu großen Zahlungen genöthigt, es mußte sein Goldgeld nach Auswärts versenden, vom Jahre 1797 ab löste die Bank ihre Noten gegen Guineen nicht ein, das Umlaufsmittel für alle größeren Zahlungen wurden nur Banknoten von einem Pfunde Sterling und darüber. Für den kleinen Verkehr unter einem Pfunde Sterling coursirte das abgeschliffene Silbergeld, es wurden sogar Nothmünzen, die sogenannten Bankzeichen aus Plattersilber geprägt. Diese Verhältnisse währten bis zum Frieden im J. 1815. Bei dem fortwährenden Bedarfe an edlem Metalle ging der Preis so in die Höhe, daß die Unze Münzgold weit über 4 Pfd. Sterl. bezahlt werden mußte. Das Pfund Sterling, die Einheit, welche das Maß aller Werthe in England sein sollte, war hierdurch nicht mehr ein bestimmtes Gewicht von 22karatigem Golde, sondern wurde etwas Ideales, dessen Metallwerth in dem Maße sank, worin der Preis des Goldes, in Banknoten ausgedrückt, stieg. Hieraus ging die Unsicherheit aller damaligen Werthsverhältnisse hervor. Erst im J. 1819 kam die Unze 22karatigen Goldes wieder auf 3 Pfd. 17 Sch. 10½ P. zu stehen und erst von jetzt an konnte mit Sicherheit neues Goldgeld ausgeprägt werden. Von Ende des Jahres 1820 bis in das Jahr 1822 wurde die große Summe von 15,827,062 Pfd. Sterl. ausgeprägt, diesen Goldstücken wurde aber nicht die Benennung Guineen, sondern Sovereigns beige-

legt. Durch eine Parlamentsacte vom J. 1817 war bereits für das vereinigte Königreich Gold, die Troyunze von $^{11}/_{12}$ Feinheit zu 77⅞ Schill. gerechnet, als das allein gesetzliche Zahlungsmittel für alle Zahlungen über zwei Pfund Sterling ohne allen Vorbehalt festgestellt worden. Jede auf 2 Pfd. Sterl. lautende Zahlungsverbindlichkeit verspricht durch diese Acte nicht mehr und nicht weniger als ein genau bestimmtes Gewicht Gold von gewisser Feinheit. Die neuen Goldstücke, Sovereigns, bestehen ebensowol aus 22karatigem Golde wie die Guineen, aber sie haben nur $^{2}/_{21}$ des Gewichts und folglich auch nur $^{2}/_{21}$ des Metallwerthes derselben. Galt daher die Guinee 21 Schilling, so muß der Sovereign 20 Schilling, das ist grade 1 Pfund Sterling gelten. Die englische Nation erhielt hierdurch eine neue Münze als Zahlungsmittel, welches besser zu der gewohnten Rechnungsart paßt, als die Guinee.

Es werden also 1869 solcher Sovereigns aus 40 Troypfunden $^{11}/_{12}$ feinen Goldes (1 Troypfund = 373,2416 Grammen) geprägt und soll das Gewicht eines Stückes $123^{11}/_{623}$ Troygrän, das Gewicht des in demselben enthaltenen feinen Metalls $113^{1}/_{623}$ Troygrän sein. Stücke, welche weniger als $122^{3}/_{4}$ Grän wiegen, sollen nicht als gesetzliches Zahlungsmittel gelten. Der Feingehalt des Münzgoldes, welcher also $^{11}/_{12}$ oder 916,6 Tausendel ist, wird standard (étalon, Werthmesser) genannt und gehen daher auf eine Unze Standardgold 3 Pfd. 17 Sch. $10^{1}/_{2}$ P. Es berechnet sich demnach das Münzpfund à 500 Grammen feinen Goldes auf 68,28 Sovereigns und 100 teutsche Kronen sind = 136,56 Sovereigns oder Pfund Sterling. Nimmt man das teutsche Münzpfund Gold = 500 Grammen zum Preise von 457 Thalern an, so stellt sich der Werth eines Pfundes Sterling

auf 6 Thlr. 20,8 Sgr. im 30 Thalerfuße,
" 10,04 Gulden " 24 Fl.-F.,
" 11 Fl. 42,8 Kr. " 52½ Fl.-F.; ferner
" 25 Frcs. $27^{1}/_{2}$ Cts. Francs,
" 13 M. $3^{3}/_{4}$ Sch. hamburger Banco,
" 6 Silber-Rubel 4 Kopeken in Rußland (1 Pfd. = 3,58 S.-R.),
" 4 Doll. 85 Cts. in der Goldvaluta der Vereinigten Staaten.

Geprägt werden Stücke zu 5 und 2 Sovereigns, 1 und ½ Sovereign. Die Goldausprägung geschieht nur in sofern von der Regierung, als sie dieselbe für ihren eigenen Bedarf durch Vermittlung der Bank von England bewerkstelligen läßt. Die Hauptmasse des circulirenden Goldgeldes wird unter Aufsicht der Regierung für Rechnung von Privaten geprägt, doch darf ein Posten nicht weniger als 10,000 Pfund betragen. Ein Abzug für Prägekosten findet nicht statt, jeder kann aber sein Rohgeld gegen Sovereigns in der Münze austauschen. Das Remedium beträgt 12 Grän auf das Troypfund und ½ Grän an Feingehalt. Der Feingehalt, standard weight, wird mit 24 Carats à Grains bezeichnet. Ist das Gold besser als standard (22 carats fein), so wird der Unterschied in carats und grains mit B (better) oder M (more) bezeichnet; ist es geringer mit W (worse). Ein bedeutendes Sinken der Goldmünze unter den Nennwerth wird durch die stete Garantie ihrer Vollhaltigkeit fast unmöglich gemacht und diese Garantie wird durch die fortwährende Controle vermittelt. Jedes Goldstück nämlich, welches in die Bank von England, das Herz des englischen Geldverkehrs, eingeht, wird vermittels einer sinnreichen Vorrichtung gewogen und falls es 1½ Proc. von seinem ursprünglichen Metallwerthe verloren hat, dem Zahlenden zerschnitten zurückgegeben.

Seit der großen Ausmünzung von 1820—1822 besaß Großbritannien so viel Goldgeld, daß es einen großen Theil der umlaufenden Banknoten einziehen konnte. Das Aufgeld auf Gold gegen Silber stieg in dieser Zeit in ganz Europa beträchtlich. In den Jahren 1817 und 1818 wurden 7,137,711 Pfd. Sterl., von 1820—1822 aber 15,827,062 Pfd. St. in Sovereigns ausgeprägt. In dieser Zeit gab man nach Berechnungen, welche auf Grund des Standes der Friedrichd'or an der Börse zu Berlin angelegt wurden, für eine Mark reines Gold im mittleren Durchschnitte an reinem Silber:

im Jahre	1817	15,236	Mark
" "	1818	15,242	"
" "	1819	15,283	"
" "	1820	15,548	"
" "	1821	15,874	"
" "	1822	15,863	"
" "	1823	15,996	"

Als aber England für seine nach Californien direct und indirect abgesetzten Waaren und ferner aus Australien, wo Gesetz und Handelsverhältnisse dem Mutterlande ein Monopol geben, ungeheure Mengen an Gold bezog, vermehrte es die Ausmünzung bedeutend. In den Jahren 1848—1858 wurden circa 60 Mill. Sovereigns ausgeprägt. Dabei duldet die Regierung im innern Umlaufe als gesetzliches Zahlungsmittel nur Gold unter ihrem Stempel. Die großen Summen ausländischer Goldmünzen, welche der Welthandel herbeiführt, sind nur eine Waare wie Goldbarren und können nur durch Umprägung in Sovereigns in Großbritannien und Irland gangbares Geld werden. Die stete Bewegung, worin der Handel das Geldgeld erhält, veranlaßt zwar ein häufiges Prägen neuer Goldmünzen, allein weil diese als Werthe im täglichen Verkehre des Volkes seltener vorkommen, weil sie bei Versendungen sorgfältiger in feste Rollen verpackt werden, erleiden sie weniger Abnutzung als Silbermünzen. Seit diesen ungeheuren Ausmünzungen und Beziehungen ist der Preis des Goldes gegen Silber etwas gesunken. Während das durchschnittliche Werthverhältniß in den Jahren 1831—1847 an den beiden Hauptmetallmärkten Europa's, in London 1 : 15,79, in Hamburg 1 : 15,64 gewesen ist, war es im Durchschnitte der folgenden Jahre in

	London	Hamburg
1848	1 : 15,84	1 : 15,12
1849	1 : 15,79	1 : 15,75
1850	1 : 15,73	1 : 15,61

	London	Hamburg
1851	1 : 15,64	1 : 15,34
1852	1 : 15,59	1 : 15,42
1853	1 : 15,33	1 : 15,34
1854	1 : 15,33	1 : 15,22
1855	1 : 15,36	1 : 15,32
1856	1 : 15,34	1 : 15,31
1857	1 : 15,29	1 : 15,24
1858	1 : 15,36	

Während Californien und Australien in diesen zehn Jahren hauptsächlich durch die Vermittlung Englands, welchem die Rolle der Vertheilung überkam, die Welt um nicht weniger als 160 Mill. Pfd. Sterl. Rohgold bereicherte, während in Frankreich die Goldprägung in demselben Verhältnisse vorwärts ging, als dort das Silbergeld schwand, ist das Silber gestiegen, da das Bedürfniß desselben zur Deckung der Importe aus Indien und China sich vermehrte. Allein da die Münzung des Goldes ein Monopol des Staates ist, so liegt hierin eine wirksame Schranke gegen ein unnatürliches Ueberfließen der Geldmassen über den wirklichen Bedarf eines Landes hinaus. Der größte Theil des englischen Silbergeldes besteht aus einfachen Schillingsstücken; nächst diesen kommen halbe Kronen und Sechs-Pencesstücke am häufigsten vor. Alle Werthe unter dem halben Schillinge müssen mit Kupfergeld ausgeglichen werden, wovon Stücke von einem, einem halben und einem Viertelpenny im Umlaufe sind. Das Münzsystem der britischen Regierung gewährt daher den Vortheil, den Metallwerth der Einheit, das ist das Pfund Sterling, welches der vollhaltige und vollwichtige Sovereign darstellt, mit verhältnißmäßig geringen Kosten festzuhalten. In allen diesen Verhältnissen liegt ein nicht geringer Grund gegen die so vielfach gefürchtete Goldentwerthung. Die Consumtion, der Bedarf des Goldes äußert sich hauptsächlich in dessen Verwendung zu gemünztem Golde. Das Bedürfniß desselben aber wird stets in denselben Verhältnissen wachsen, in welchen Handel und Industrie fortschreiten. Daß für eine solche Vermehrung noch ein großes Feld offen ist, beweist die Steigerung des Verkehrs durch Schiffahrt und Eisenbahnen, durch welche der Austausch der Producte in die entferntesten Länder geführt werden. Für jede Zufuhr von Metallwerthen in Gold, wie solche in großen Mengen in dem letzten Decennium stattgefunden, ist aber ein Abfluß des beinahe gleichen Werthes in Silber eingetreten und hierdurch ist, da auch in Frankreich die Goldmünzen dem groben Silbergelde substituirt worden, dieses aber von Frankreich und England und selbst von Nordamerika für den Handel nach Ostasien ausgeführt wird, die Nachfrage nach Silber, also der Preis desselben, gestiegen. Und in sofern auch andere europäische Länder durch diesen internationalen Verkehr betroffen werden, wird auch ihnen eine Aenderung des Goldwesens bevorstehen. Man hat daher namentlich in Teutschland, wo die Silberwährung durch die neueste wiener Convention neu gekräftigt worden, alle Ursache, der ferneren Entwickelung der Handelsverhältnisse nach Ostasien, dem Verkehre mit England und Frankreich und den Vereinigten Staaten mit Aufmerksamkeit zu folgen. In England vermochte man mittels der Goldwährung, welche zunächst nur gewählt war, um durch die Trümmer des alten Münzsystems im Wiederaufbau eines geordneten Geldwesens nicht beengt zu werden, dem Schwanken der Münze zum Metalle entgegen zu wirken. Durch die stete Garantie der Vollhaltigkeit der Münze ist dort ein Sinken derselben unter den Nennwerth fast unmöglich gemacht. Die Annahme der Goldwährung hat sich dort nicht allein zur Verhütung der aus dem Preisschwanken zwischen Gold und Silber als Metall entspringenden Uebelstände, sondern auch als ein sicheres und zweckmäßiges Mittel gegen jedes bedeutende Schwanken der Münze zum Metall bewährt. Bereits sind auch schon andere Länder, namentlich Portugal und Brasilien, dem Beispiele Englands gefolgt.

Vorzüglich reich an Goldmünzen ist das Königreich

Portugal, in welchem durch die große Verbreitung der Handelsgeschäfte und die im J. 1500 gemachte Entdeckung von Brasilien das Gold Eingang gewann und das Münzwesen gehoben wurde. Eine große Anzahl Goldmünzen wurde unter König Emanuel um das Jahr 1500, die sogenannten Portugaleser, an Werth 20⅔ Thlr., geprägt. Nach dem Gesetze vom 29. Juli 1854 ist mit dem Jahre 1855 an die Goldvaluta eingeführt, das Silbergeld wird nur als Scheidemünze geprägt. Die Ausprägung besteht von da an nur aus:

Goldkronen	17,735	Grammen schwer,	⁹⁄₁₂ fein,	Werth:	10 Milreïs.
Halbe desgl.	8,868	"	"	do.	" 5 "
Fünftel desgl.	3,547	"	"	do.	" 2 "
Zehntel desgl.	1,774	"	"	do.	" 1 "

Das Remedium für Feingehalt und Gewicht der Goldmünzen beträgt 2 Prec. Der alte Gold-Peso, wenn vollwichtig, d. h. 14,188 Grammen schwer, ist auf 8 Milreïs, der engl. Sovereign auf 4½ Milreïs valvirt. Rechnet man 68,304 engl. Sovereigns auf ein teutsches Münzpfund zu 500 Grammen, so ist der Werth eines Milreïs über England etwa 44½ Silbergroschen. Mit Berücksichtigung des Remediums können 237¾ Milreïs auf ein Pfund feines Gold gerechnet werden.

Spanien begründete erst in den Zeiten der Isabella und unter Ferdinand dem Katholischen, im J. 1497 durch die pragmatische Sanction, einen festen Münzfuß, indem der Tit. 118 derselben verordnete, daß aus einer Mark Gold 65⅓ Dukaten zu 11 Reales und 1 Meravedi Zahlwerth gemünzt werden sollen. Ueber die Feinheit wurde Nichts bestimmt, man ist aber der Meinung, daß das Gold etwa 23¾ Karat fein, das Verhältniß zum Silber aber wie 1 : 10,4 gewesen ist. Man hörte aber bald auf Dukaten zu schlagen, denn schon Karl V. ließ im J. 1537 Kronen (halbe Pistolen) 68 Stück aus einer

22 Karat feinen Goldmark prägen. Späterhin sind mehre doppelte Kronen, Doppie, Doublons oder Pistoles d'Espagne ausgeprägt, denen die französischen Louisd'or im J. 1640 nachgemünzt wurden. Das Verhältniß zum Silber war wie 1 : 13⅝, erlag aber bald vielfachen Veränderungen, stieg sogar bis 16⅛, je nachdem sich der Zufluß des Goldes und Silbers vermehrte oder verminderte. Unter Philipp III. wurde das Kupfer um das Doppelte in seinem Werthe erhöht, was zur Folge hatte, daß von andern Völkern diese Kupfermünzen nachgeprägt, in Spanien eingeführt und dafür Gold und Silber dem Lande entzogen wurde. Man rechnet, daß vom J. 1492 bis 1780 an 6680 Millionen Piaster an Gold und Silber aus Amerika nach Spanien gebracht worden sind, und dennoch gab es 1619 in ganz Spanien nicht mehr als 200 Millionen Piaster und 1724 nicht mehr als 100 Millionen Piaster Gold und Silber, Münze und verarbeitetes, auch das reiche Kirchengeräthe mitgerechnet. Erst seit 1772 und 1779 stellte sich ein geordnetes Verhältniß heraus, das Gold in den Münzen wurde etwa 15,807 mal höher als das Silber ausgebracht. Die alten Goldmünzen waren von unförmlicher Gestalt und Dicke. Das neuere Münzwesen ist durch das Fortbestehen der Provinzialausprägungen zu Madrid, Sevilla, Segovia und Cuenca wol etwas verwickelt, aber doch durch ein Gesetz vom Jahre 1848 geregelt. Nach diesem werden geprägt in Gold: der Doblon de Isabel à 100 Realen oder 5 Duros, 27⁹⁄₁₀ Stück auf die rauhe span. Mark ⁹⁄₁₀ fein. Von früheren Goldausprägungen circuliren noch:

der Doblon oder Quadrupel, auch Onça genannt	=	16	Silber-Piaster	
die halbe Onça	=	8	"	"
die Pistole oder Doppia	=	4	"	"
der Escudo de oro	=	2	"	"
der Escudillo oder Durillo	=	1	"	"

Von fremden Goldmünzen gebraucht man fast ausschließlich nur das französische 5 Francs-Stück, das im Werthe zu 19 Realen circulirt.

Von den Goldmünzen der

Niederlande (unter Napoleon I. das Königreich Holland) sind, wie schon oben erwähnt, am meisten bekannt geworden und in allen Welttheilen in Umlauf gekommen, die Dukaten, welche fast nur für den ausländischen Handel geprägt wurden. Das Gepräge derselben war nach den Provinzen verschieden und führte Namen und Wappen derselben. Als die Holländer im J. 1609 die Bank zu Amsterdam errichteten, behalfen sie sich immer noch mit den Münzen ihrer ehemaligen spanischen Regenten. Die Ducatons wurden als die besten zum Grunde gelegt, aber nur nach Gewicht angenommen. Die sogenannten goldenen Reiter (Ruyder) waren eine Goldmünze, die als Landesmünze zum inländischen Handel verwendet und zu ¹¹⁄₁₂ fein ausgeprägt wurde. Sie galt 14 Gulden Silbergeld, da die ganze Mark feines Gold zu 374 Gulden ausgebracht wurde. Die bekannten holländischen Dukaten sollten, wie der Stempel versicherte, ad legem imperii, d. i. nach den Münzgesetzen des teutschen Reichs geprägt sein, also sollten 67 Stück eine 23 Karat 8 Grän feine cölnische Mark enthalten. Allein die Holländer gaben ihren Dukaten lieber etwas mehr Gewicht, ließen dagegen gern an Feingehalt fehlen. Der bekannte Graumann versichert in seinen gesammelten Briefen, daß die Holländer, wenn auch ihre Dukaten, wie sie aus der Münze kommen, im Ganzen genommen das richtige Gewicht halten möchten, doch nur die leichteren für das Ausland aussonderten. Er sagt ferner, daß, wenn man den holländischen Münzern Gold bringe, um Dukaten daraus prägen zu lassen, man gefragt werde, ob man die Dukaten für Polen, Rußland oder Teutschland brauchen wolle, da hiernach Gewicht, Feinheit und Preis gestellt werde. Später wurden die Dukaten zu 67 Stück auf eine Bruttomark zu 23½ Karat fein ausgemünzt, was die feine Mark Gold zu 216 Thlrn. in Berlin oder einen Cours von circa 114⅓ Proc. gibt. Die jetzigen einfachen Dukaten werden 3,494 Gramm schwer und 983 Tausendel, im Werthe etwa 3 Thlr. 4 Sgr. 4½ Pf. (das Pfund feines Gold zu 500 Gr. = 458 Thlr.) ausgemünzt. Außerdem kommen noch doppelte und einfache Wilhelmd'or (Goulden Willems) vor. Die einfachen sollen 6,729 Gramme wiegen mit 1½ Tausendel Remedium, bei einem Feingehalte von ⁹⁄₁₀; ihr Werth stellt sich hiernach auf 5 Thlr. 16 Sgr. 5 Pf. Goldmünzen wurden sonst auch à 10 und 5 Fl. geprägt, sie werden aber eingezogen, seitdem die niederländische Valuta nur auf Silbergeld beschränkt worden ist.

Von den in den teutschen Staaten courirenden Goldmünzen, den Dukaten, Goldgulden, Pistolen und der neuesten Schöpfung im Münzwesen, der Krone, ist schon im Eingange dieses Artikels die Rede gewesen. Aeltere Goldmünzen aus den Zeiten der römisch-teutschen Kaiser, von Karl dem Großen an bis zum Ende des Kaiserthums 1806, kommen nur als Seltenheiten und als Denkmünzen vor. Bei der Armuth Teutschlands an edeln Metallen war es hauptsächlich nur Oesterreich, welches aus seinen Bergwerken Gold gewann und vermünzte. Von den übrigen Staaten sind nur Baiern, Hanover und Braunschweig, Preußen und Baden mit geringen Quantitäten zu nennen. Fast alle, welche Goldmünzen prägen, erwerben das Gold aus dem Welthandel. Daher sind Goldmünzen stets nur Nebengeld gewesen und sind es noch. Silbermünzen, wozu die inländischen Bergwerke den Hauptstoff in hinreichender Menge liefern, sind das Hauptgeld.

Zu erwähnen bleiben die Münzen der alten Könige von Böhmen, welche das Gold ihres Landes ausprägten (vergl. den Artikel Gold, Böhmen). Kaiser Karl IV. schreibt auch in der goldenen Bulle, daß den Königen in Böhmen von Alters her das Recht zugestanden habe, Münzen von Gold in allen Orten und Theilen ihres Königreichs prägen und schlagen zu lassen. König Johann ließ 1325 zuerst Goldgulden prägen und unter Kaiser Karl IV. wurden von der Ausbeute der Goldbergwerke bei Prag, die Eule genannt, die Eulendukaten ausgemünzt.

Das an edeln Metallen so reiche Ungarn prägte in allen Zeiten Goldmünzen. Die Goldgulden der älteren Zeit wurden Mattenasch genannt und waren den italischen nachgeprägt. Dukaten kommen schon 1360 vor. Die unter Matthias Huniad I. ausgeprägten, wegen des Corviniſchen Wappens Rabendukaten genannt, waren ſonſt wegen geheimer Kräfte, die ihnen der Aberglaube beilegte, ſehr beliebt. Am bekannteſten ſind die kremnitzer Dukaten, die noch jetzt geſchlagen werden. Nach dem jetzigen Münzfuße gehen 144,85 Stück auf das Münzpfund feinen Goldes, ſodaß zu 457 Thlrn. das Pfund der Werth eines Stückes = 3 Thlr. 2⅙ Sgr. im 30 Thalerfuße = 4 Fl. 61⅙ Neukreuzer im 45 Fl.-Fuße und = 5 Fl. 22½ Kr. im 52½ Fl.-Fuße.

Bei der wiener Convention vom 24. Jan. 1857 hat ſich Oeſterreich die Prägung von Dukaten bis 1865 vorbehalten, wird aber die Vereins-Goldkrone der Convention gemäß ſchlagen. Das Verhältniß des inneren Werthes der Krone zu dem des kaiſerlichen Dukaten iſt: 1 Krone = 2,9052 Dukaten, 1 Dukaten = 0,3442 Krone. Der Cours der Krone bei den kaiſerlichen Kaſſen iſt = 13 Fl. 75 Kr., der der neuen Dukaten = 4 Fl. 89 Kr.

Von den übrigen jetzt in Teutſchland conſirenden Goldmünzen verdienen als die gangbarſten erwähnt zu werden in

Preußen: Friedrichsd'or = 5⅓ Thlr. Silbergeld.
Sachſen: Auguſtd'or = 5⅓ Thlr. "
Hanover: Wilhelmd'or (Piſtole) = 5 Thl. 18 Sgr.
Neben der Silbervaluta gilt hier auch die Goldvaluta.
Baiern: Karolin (= 3 Goldgulden) = 7 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf.
Mard'or (= 2 Goldgulden) = 4 Thlr. 21 Sgr. 2 Pf.
Würtemberg: Karolin = 7 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf.
Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr.
10 Guldenſtücke = 5 Thlr. 18 Sgr. 0,9 Pf.
Baden: Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr. (Rheingold-Dukaten).
10 Guldenſtücke = 5 Thlr. 25 Sgr.
10 Thalerſtücke (doppelter Ludwigd'or) = 9 Thlr. 21 Sgr. 8 Pf.
Braunſchweig: Dukaten = 3 Thlr. 7 Sgr.
Doppel-Karld'or (Doppel-Piſtole) = 11 Thlr. 8 Sgr. 8 Pf.
Doppel-Wilhelmd'or = 11 Thlr. 5 Sgr. 9 Pf.
Bremen hat nur Goldvaluta; der Thaler, Goldthaler, wird nicht geprägt, ſondern iſt Rechnungsmünze. Seit neueſter Zeit iſt feſtgeſetzt, daß ein Pfund fein Gold = 420 Thlr. Gold oder = 84 Piſtolen zu 5 Thlrn. gerechnet werden ſoll. Die Silbermünze iſt nur Scheidemünze. 100 Thlr. Gold gelten 109 Thlr. im 30 Thalerfuße.

In den ſkandinaviſchen Ländern werden in Dänemark und Schweden Goldmünzen ausgeprägt, Norwegen hat nur Silbermünzen. In Dänemark conſtiren Frederik- und Chriſtiand'ore, das einfache Stück 5 Thlr. 17 Sgr. 8,3 Pf. an Werth. Schweden prägt einfache, doppelte und vierfache Dukaten, 147 einfache Stück auf ein teutſches Münzpfund, ein Stück = 3 Thlr. 5 Sgr. 8⅗ Pf.

Je weiter wir nach dem Oſten von Europa gehen, deſto mehr treffen wir das grundherrliche Verhältniß vorherrſchend, die Geldwirthſchaft iſt großentheils noch auf die Grundherren und Kaufleute beſchränkt und abhängig von der Wandelbarkeit des Abſatzes, welcher oft nur durch die größten Anſtrengungen errungen wird. Gehen wir auf früheſte Zeiten zurück, ſo geht ſchon aus Ptolemäus hervor, daß die Römer zur Zeit des Kaiſers Marcus Aurelius Antoninus wenigſtens auch die Küſten bis zur Newa hin befuhren, bis der nach Kaiſer Conſtantin dem Großen immer mächtiger werdende Andrang der nordiſchen Völker ſie zwang zurückzuweichen. In dem Zeitraume zwiſchen der Mitte des 8. und dem Anfange des 11. Jahrh. treffen wir wieder einen lebhaften arabiſchen Verkehr mit den Chaſaren und Bulgaren. Nach arabiſchen Nachrichten tauſchten die Araber gegen die Spezereien und Früchte Indiens, Wein, leinene, ſeidene und baumwollene Zeuche, als Gegenartikel Pelze, Honig, Wachs, Seeotterfelle, Bernſtein, Salz ein. Die Vermittlung zwiſchen dem Süden und den Küſtenländern übernahmen vorzugsweiſe die Ruſſen. Ehe aber das ſchwarze Meer der Schiffahrt eröffnet war, mußten Volhynien, Podolien und die Ukraine ihren Ueberfluß an Erzeugniſſen oft 150 und 200 teutſche Meilen weit bringen, um Geld dafür zu erhalten. So ging ein großer Theil des Gewinnes durch die Koſten der Anfuhr verloren und erſt in den letzten Decennien, in welchen die Communicationsmittel die regſten Handelsverbindungen hervorgerufen haben, hat ſich die Geldwirthſchaft auch in dieſen Gegenden gehoben. Das Entſtehen von Fabriken, das Aufblühen der Rhederei, das Emporkommen örtlicher Anſtalten für die Sicherheit, Bequemlichkeit und Annehmlichkeit des Lebens, der Betrieb der Bergwerke haben auch in

Rußland eine regere Geldwirthſchaft hervorgerufen. Wir treffen in ihm Goldmünzen zur Zeit des Iwan Baſilowiz, doppelte und einfache Dukaten, die man aber nur als Prämien für die Soldaten betrachtete. Später errichtete der Zar Michael Federowiz Münzſtätten zu Moskau, Nowgorod, Twer und Pleskow, wo er Dukaten mit dem Bilde des Ritters St. Georg prägen ließ. Aber erſt unter Peter dem Großen im J. 1721 erhielt das ruſſiſche Münzweſen einen feſteren Fuß, welchen ſpäter die Kaiſerin Katharina II. im J. 1763 mehr ausbildete. Während des Jahrhunderts, welches der Regierung der Katharina vorherging, oder genauer von 1664—1762 wurden in Rußland Goldmünzen für 2,445,000 Silber-Rubel geprägt, die aber bereits ſämmtlich außer Umlauf gekommen ſind. Peter der Große ließ 1701 den erſten Dukaten prägen, 118 Stück aus

einem 93 Solotnik feinen Pfunde Gold. Der holländische Dukaten gab hierzu das Muster. Er prägte ferner zuerst 1718 Doppel-Rubel aus Gold; sie hießen häufig Andreas-Dukaten, weil sie das Gepräge des heiligen Andreas befaßen. Unter Elisabeth wurde 1755 eine ganz neue Goldmünze, Imperialen, ganze und halbe, jene $3^{75}/_{96}$ und diese $1^{70}/_{96}$ Solotnik schwer, beide 88 Solotnik fein, geprägt, im Zahlwerthe zu 10 und 5 Rubel. Die Kaiserin Katharina II. ließ den ganzen Imperial zu $3^{3}/_{41}$, den halben zu $1^{7}/_{41}$ Solotnik ausmünzen. Ein russisches Pfund Gold von diesem Gehalte wurde daher zu 312 Rubel $88^{8}/_{9}$ Kopeken vermünzt, das Pfund feines Gold also zu 341,333... Rubel ausgebracht. Das russische Pfund feines Silber wurde zu 22,755... Kopeken vermünzt, das Werthverhältniß war daher genau wie 1 : 15. Unter der Regierung der Katharina II. von 1762—1796 wurden Goldmünzen im Werthe zu 15,938,000 S.-R. und unter Paul I. von 1796—1801 im Werthe zu 2,169,000 S.-R. geprägt. Diese Münzen aus beiden Perioden sind jetzt außer Cours. Unter Alexander I. von 1801—1826 wurden für 43,146,000 S.-R. und unter Nicolaus von 1826—1850 für 246,010,045 S.-R. Goldmünzen ausgeprägt. Die Gesammtmasse des russischen Goldgeldes betrug im Anfange 1851 = 190 Mill. S.-R., die der Silbermünzen = 136 Mill. S.-R. Bei der großen Ausdehnung des Reiches und dem alten Volksgebrauche, Geld zu verstecken und sogar zu vergraben, war diese große Summe aber minder wahrnehmbar, als man glauben sollte. Seit der Steigerung der Goldgewinnung in den asiatischen Provinzen und zwar namentlich am Ostabhange des Ural, in Sibirien und am Kaukasus (vergl. den Artikel Gold, Abschnitt: Geschichte und Verbreitung) hat sich auch die Goldausmünzung vermehrt. Von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis zu Anfang des Jahres 1851 wurden in Allem 21269,43 Pud reines Gold gewonnen, von welchen 0,868 Proc. oder 18,460 Pud auf die zweite Hälfte der Periode kommen und dem petersburger Münzhofe übergeben sind. Wie in Frankreich so ist auch in Rußland das Werthverhältniß des Silbers zum Golde gesetzlich bestimmt. Jeder kann die Ausprägung des Rohmetalls nach dem Verhältnisse von 1 : 15 verlangen, die Schuldner können nach Belieben Gold oder Silber zahlen, durch ein Aufgeld von 3 Proc. ist aber das Werthverhältniß von 1 : 15,45 erhöht. Gerechnet wird nach Silber-Rubeln zu 100 Kopeken. Es sollen 100 Silber-Rubel gesetzlich $5^{1}/_{4}$ Pfund (à 409,516 Grammen) wiegen und gehen 27,783 S.-R. auf ein Münzpfund von 500 Grammen; der Werth eines Silber-Rubels ist hiernach circa 1 Thlr. 2 Sgr. 4 Pf. im 30 Thalerfuße. Geprägt werden gegenwärtig in Gold: halbe Imperialen oder 5 Rubelstücke, 1 Solotnik 51 Doli schwer, $^{11}/_{12}$ fein; jetzt 5 Rubel 15 Kop. in Silber, an Zahlwerth 5 Thlr. 19 Sgr. 0,8 Pf. Die Dukaten mit holländischem Gepräge haben etwa 3 Thlr. 6 Sgr. $3^{1}/_{5}$ Pf. Werth. Außerdem kommen aus früherer Zeit noch vor: ganze Imperialen, 10 Rubelstücke, gegen Silber jetzt 10 Rubel 30 Kop. geltend; Andreas-Dukaten zu 2 S.-R. und ganze und halbe Gold-Rubel. Vor Ausprägung des Rubels bediente man sich einer Silbermünze, Denga, deren 100 einen Rubel ausmachten. Beim Abzählen dieses Geldes brauchte man ein Stück Holz, in welches, so oft 100 Dengen gezählt waren, ein Einschnitt gemacht wurde. Dieser Einschnitt hieß Rubel.

Einen großen Fortschritt in der Geldwirthschaft, wie wir dieselbe durch den Handel und die Fabrikation in England, Frankreich, den Niederlanden, an der teutschen Nordseeküste bis in das Herz von Teutschland hin haben, finden wir ferner in Belgien, in der Schweiz und Oberitalien.

Belgien besitzt ganz das französische Münzsystem, hält aber auf dieser Basis den reinen Silberstandard fest und wird so in der jetzigen Zeit Gegenstand der Silberausbeute für Frankreich. Nach dem Gesetze vom Jahre 1847 prägte es Goldmünzen, 25 und 10 Frankstücke aus, allein schon seit 1851 ist diese Ausmünzung sistirt. Im Gegensatze zu Frankreich überläßt Belgien die Werthung des Goldes dem Markte.

In der Schweiz waren die ersten Landesmünzen Brakteaten von Gold und Silber, später gab es Goldgulden. Nachdem die schweizerische Industrie auf einen Höhepunkt gekommen, der weit über die Grenzen dieses kleinen Landes hinaus ein hohes Ansehen erlangt hat, wurden die verschiedenen Cantonal-Währungen aufgehoben. Durch Bundesgesetz vom 7. Mai 1850 wurde in der ganzen Schweiz das französische metrische System, als Münze der französische Frank in der Silberwährung eingeführt. Goldmünzen werden nicht geprägt.

Italien, längst schon ein Land der Unruhe und Eroberungssucht, zerspalten in verschiedene kleine Staaten, welche bald an diesen, bald an jenen Herrscher fielen, hat die verschiedenartigsten Münzen. Von den ältesten und älteren Zeiten weist das Museum Campana in Rom die schönsten Exemplare nach. Von den gangbarsten neuesten Goldmünzen sind zu bezeichnen:

In Mailand, welches aber 1859 an Sardinien gekommen, der

Sovrano zu 40 Lire = 9 Thlr. 13 Sgr. 2,4 Pf.
Zechinen = 3 Thlr. 6 Sgr. 1,2 Pf.
Doppien oder Pistolen = 5 Thlr. 9 Sgr. 4,8 Pf.

In Venedig:

Scudo d'oro, Goldkrone = 39 Thlr. 2 Sgr. 10,8 Pf.
Osella d'oro = 13 Thlr. 1 Sgr. 7,6 Pf.
Zechinen = 3 Thlr. 7 Sgr. 0,4 Pf.
Ducato d'oro, Golddukat = 2 Thlr. 1 Sgr. 1,4 Pf.
Doppia (Pistole) = 5 Thlr. 22 Sgr. 3,3 Pf.

Toscana, das alte Etrurien, prägt Goldmünzen von reinem Golde, und zwar: 80 Fioriniſtücke, 31,618 Grammen schwer = 30 Thlr. 5 Sgr. 6 Pf.

Ruspone, 3facher Zechino, zu 40 Lire oder 60 Paoli oder 24 Fiorini, 10,463 Grammen schwer = 9 Thr. 20 Sgr. 4,8 Pf.

Ruspone des Königreichs Etrurien = 9 Thlr. 23 Sgr. 11,4 Pf.

Zechino (Dukaten, Gigliati) zu 13⅓ Lire oder 20 Paoli, 3,487 Grammen schwer = 3 Thlr. 6 Sgr. 9,6 Pf.

Parma und Piacenza hat als Rechnungsmünze die Lira italiana, auch Franco genannt, welche dem franz. Franc gleich ist. Aus älterer Zeit hat es Pistolen und Zechinen als Goldmünzen. Seit 1815 prägt es 40 Lire italiene Stücke zu 10 Thlr. 23 Sgr. — und 20 " " " " 5 Thlr. 11 Sgr. 6 Pf.

Modena prägt dieselben Goldmünzen wie Parma.

Das Königreich Sardinien prägt seit 1827 in Gold Stücke zu 100, 50, 20 und 10 Lire. Vorher auch Stücke zu 80 und 40 Lire; die 20 Lire-Stücke werden Doppien genannt. Die Doppien von 100 Lire gelten 26 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf., die Doppiette zu 10 Lire nuove gilt 2 Thlr. 27 Sgr. 6 Pf. Außerdem circuliren noch verschiedene ältere savoyische und piemontesische Münzen, als: Karolinen oder 5 Doppien = 38 Thlr. 25 Sgr. 5,7 Pf., Pistolen zu 7 Thlr. 21 Sgr. 7,6 Pf. Von den genuesischen Goldmünzen circuliren: Zechine = 3 Thlr. 7 Sgr. 1,6 Pf.; Genovine zu 100 Lire = 23 Thlr. 29 Sgr. 3,9 Pf. und 4 Pistolen-Stücke zu 96 Lire der ligurischen Republik von 1798 = 21 Thlr. 14 Sgr. 3,9 Pf.

Der Kirchenstaat mit der Capitale Rom prägt nach dem Gesetze vom 10. Jan. 1835 in Gold Stücke von 10, 5, 2½ Scudi und 1 Scudo. Die 10 Scudi- oder 100 Paoli-Stücke gelten 14 Thlr. 13 Sgr. 2 Pf. Außerdem circuliren Zechinen = 3 Thlr. 5 Sgr. 2 Pf.; Doppien von Pius VI. = 4 Thlr. 19 Sgr. 8 Pf.; neue Doppien seit 1818 = 4 Thlr. 21 Sgr. 3,4 Pf.

Das Königreich Neapel mit Sicilien hat, wie schon früher erwähnt, von Roger II. seit 1140 Ducati, d. h. herzogliche Münzen, wovon jeder 8 Romesina galt. Unter Kaiser Friedrich II, der von 1197—1250 über Sicilien als König herrschte, wurden zu Messina und Brundusi Goldmünzen, Augustales, ausgeprägt. Unter König Joachim von 1809—1813 wurden 40 Lire-Stück zu 10 Thr. 27 Sgr. 3,4 Pf. und 20 Lire-Stücke zu 5 Thlr. 13 Sgr. 7,7 Pf. gemünzt. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft wurde die Rechnung in Ducati di Regno à 10 Carlini à 10 Grani à 10 Cavalli, im Großhandel jedoch nur in Ducati à 100 Grani eingeführt. Der Ducato gilt in Italien 4⅞ ital. Liren und in Frankreich ebenso viele Francs. In neuester Zeit wurden in Gold geprägt Stücke zu 30, 15, 6 und 3 Ducati, welche letztere Oncette heißen, an Gewicht 85 Acini. Hiernach gelten: 10 Oncette-Stücke zu 30 Ducati = 35 Thlr. 12 Sgr. 11,5 Pf. und eine Oncette zu 3 Ducati = 3 Thlr. 16 Sgr. 3,5 Pf.

Auf der Insel Malta im mittelländischen Meere gilt die englische Goldvaluta. Bis etwa 1800 sind hier von den ehemaligen Besitzern der Insel, den Malteserrittern, Gold-Zechinen, Doppien oder Pistolen gangbar gewesen, welche einen Werth von 6 Thlr. 17 Sgr. 10,5 Pf. haben.

Griechenland prägt seit 1833 in Gold: Stücke zu 40 und 20 Drachmen, letztere 5,776 Grammen schwer zu ⁹⁰⁰/₁₀₀₀ fein. Die Gold-Drachme ist in England zu 8½ Pence, die Silber-Drachme zu 8⅖ Pence tarifirt worden, was für ein Pfund Sterling einem Pari von 28,165 Drachmen in Gold, 28,55 Drachmen in Silber gleich kommt. Im 30 Thalerfuße beträgt ein 40 Drachmenstück = 9 Thlr. 19 Sgr.

Im türkischen Reiche circuliren eine Menge Goldmünzen, von denen solche mit dem Gepräge der fremden Regierungen, welche durch den Handel zugeführt werden, oft mehr Glauben und Ansehen fanden als die eigenen. In früherer Zeit war der Münzfuß stets der Willkür eines jeden Sultans anheim gestellt und selbst die Statthalter der einzelnen, namentlich entfernteren Provinzen veränderten diesen nach Belieben. Erst in neuester Zeit ist ein geregelter Münzfuß eingeführt. Nach diesem werden 100 Piasterstücke à 7,216 Grammen und 50 Piasterstücke à 3,608 Grammen schwer in einem Feingehalte von 0,916 mit 2 Milligramm Remedium gemünzt. Unter einem Beutel (Chise, Kize) Gold versteht man eine Summe von 30,000 Piastern; unter einem Beutel Silber eine von 500 Piastern. Der Werth eines Goldpiasters (das Münzpfund fein Gold zu 457 Thlrn. gerechnet) stellt sich auf 21¾ preuß. Pfennige, 9¹⁵/₁₆ österr. Hundertel, 6¹¹/₂₄ südt. Kreuzer. Der Werth der 100 Piasterstücke in Gold ist gesetzmäßig = 6 Thlrn. 6 Sgr. 3,4 Pf. Von fremden Goldmünzen circuliren: engl. Sovereigns zu 124 Piastern, russ. Halbimperialen zu 102, 20 Francsstücke zu 100, österr. Dukaten zu 58 Piastern. Die älteren Münzen sollen allmälig eingezogen werden, circuliren aber noch. Von ihnen sind am gangbarsten: die Fonduk-Zechine von 1773 = 2 Thlr. 19 Sgr. 2,8 Pf.; die Rebia-Zechine = ¼ Fonduk = 18 Sgr. 3 Pf.; die Zermahbub-Zechine = 1 Thlr. 22 Sgr. 9,5 Pf.; die Onikilik-Zechine zu 12 Piastern = 1 Thlr. 7 Sgr. 10,7 Pf.

Persien prägte früher nur Goldmünzen, wenn ein König den Thron bestieg. Diese Goldstücke, Sherefi oder Tela genannt, unseren Dukaten ähnlich, wurden unter die Großen des Reichs vertheilt, waren daher bloße Denk- oder Auswurfsmünzen. Im Handel kamen nur Silbermünzen vor, welche bei größeren Geldgeschäften in Säcken zugewogen wurden. In neuester Zeit ist die Goldvaluta eingeführt; man rechnet nach Tomans à 200 Schahi. Es werden von feinem Golde ganze und halbe Tomans geprägt, aber sehr unvollkommen, daher sie oft beschnitten und deshalb im Handel gewogen werden müssen. Auf ein Pfund feines Gold können 146 Tomans gerechnet werden und stellt sich daher der Werth eines Toman auf nahe 3 Thlr. 4 Sgr. Er wird gewöhnlich 50 Stück türkische Piaster gerechnet; 1¾ Tomans sind = 1 russischen Halbimperial tarifirt. Von fremdem Gelde circulirt namentlich russisches und türkisches Gold; auch österr. Dukaten, die einem Toman gleich gerechnet werden.

Ostindien, dieses von so vielen Fürsten und Radschas, durch englische, französische, portugiesische und niederländische Besitzungen zerstückelte Reich, besitzt eben so vielerlei Münzen. Seit Stiftung des mongolischen Reiches

durch Sultan Babur, 1504, und noch mehr durch einen seiner Nachfolger, Sultan Akbar, wurden viele Gold-, Silber- und Kupfermünzen ausgeprägt. Von den Goldmünzen zeichneten sich die Pagoden aus, klein und dick, mit einem sitzenden oder stehenden Götzenbilde, auch mit einem Sterne bezeichnet. Unter Akbar's Nachfolger, Gehan Ghir, auch Selim genannt, wurden von dessen Gemahlin, die ihn um die unumschränkte Regierung auf 24 Stunden gebeten hatte, goldene Münzen mit den zwölf Himmelszeichen geprägt. Eine allgemeine Münze ist die Goldrupie oder Mohur, welche besonders von Hyder Aly in dem von ihm 1763 gestifteten, aber schon 1799 von den Engländern unterjochten Reiche Mysore gemünzt wurde. Sie zeichnete sich durch reines Gepräge, arabische und persische Aufschrift vor allen indischen Münzen aus. Der Fanam, Fano ist besonders in Bengalen von schlechtem Golde (Horngold) und der Größe einer Linse ausgemünzt. Seitdem die Europäer bedeutende Besitzungen in Indien erworben haben, sind von ihnen Münzen zur Ausgleichung der indischen geprägt und walten namentlich Goldrupien (Company's Rupee) in den englischen Besitzungen vor. Ihr allgemeiner Werth ist 10 Thlr. 1 Sgr. 3,7 Pf. Besonders sind in

Bengalen und Calcutta: Alte Sicca-Rupien, die etwa 6⅞ Proc. besser sind als die Company's-Rupien, im Werthe zu 11 Thlr. 16 Sgr. 4,5 Pf. Die älteren Mohurs oder Goldrupien haben einen Werth von 11 Thlr. 15 Sgr. 11 Pf. Die Zahlungsvaluta des Landes ist auf Silber gegründet.

Bombay hat alte Rupien im Werthe zu 10 Thlr. 10 Sgr. 4,6 Pf. und Goldrupien = 10 Thlr. — 9,1 Pf.

Madras hat dasselbe Münzsystem wie Calcutta. Die Goldrupie gilt gewöhnlich 15 Silberrupien. Eine Silberrupie hat den Werth von circa 22⅛ Pence in England, 2 Fr. 36 Cent. in Frankreich oder 19⅛ Sgr. Von Goldmünzen circuliren noch Star-Pagoden im gesetzlichen Werthe zu 2 Thlr. 21 Sgr. 0,7 Pf., sie werden aber nicht mehr geprägt.

Mysore hat als Goldmünzen: Sultan-Mohurs à 4 Pagoden, im Werthe zu 11 Thlr. 2 Sgr. 0,1 Pf.; ferner circuliren: Alte Chaira-Pagoden = 2 Thlr. 21 Sgr. 0,9 Pf. und Neue Star-Pagoden = 2 Thlr. 21 Sgr. 2,6 Pf.

Goa, im portugiesischen Gebiete auf der Küste von Malabar, hat die St. Thomas-Pagode, aus habessinischem Golde, im Werthe zu 2 Thlr. 13 Sgr. 3,2 Pf.

Die französischen Niederlassungen zu Pondichery haben Pagoden mit dem Halbmonde auf der Rückseite. Man rechnet nach solchen Pagoden zu 24 Fanams oder Fanons à 60 Cash. Es gilt die Pagode 8 Francs, die Rupie nur 2 Fr. 40 Cent.

In den holländischen Niederlassungen auf Java sind die ursprünglich batavischen Goldrupien von sehr verschiedener Ausprägung seit 1826 außer Umlauf gesetzt. Es gab Mohurs im Werthe zu 11 Thlr. 4 Sgr. 10,5 Pf. und 10 Thlr. 18 Sgr. 7,3 Pf. Die Valuta besteht in der des Mutterlandes (s. Niederlande) und in sogenanntem ostindischem Golde.

China hat weder Gold- noch Silbermünzen. Vor langer Zeit cristirten doppelte und einfache Goldschout zu 200 und 100 Dukaten, und wir dürfen bei der frühen Reife der materiellen Civilisation der Chinesen annehmen, daß sie schon in ältester Zeit Münzen geprägt haben. Allein da Betrügereien und Verfälschungen zu sehr vorwalteten, wurden Gold und Silber als Münze abgeschafft. Im größern Verkehre bedient man sich der edeln Metalle in Barren oder unregelmäßiger, oft prismatischer Stücke, welche von sehr verschiedenem Gewichte und Gehalte sind und daher jedesmal gewogen und probirt werden müssen. Ebenso verfährt man mit den spanischen Piastern, die durch Ausschneiden und Stempeln sehr verunstaltet vorkommen. Da die Goldbarren häufig ausgebohrt und mit Blei ausgefüllt werden, so gibt man dem Blattgolde den Vorzug, das in der Gestalt der norddeutschen einthalerigen Kassenscheine, mit chinesischer und englischer Schrift versehen, in den Handel kommt. Die Schrift nennt den Goldschmied, von dem die Blätter herrühren, und die Angabe, ob 100 oder weniger Touches fein. So hatte z. B. ein in neuester Zeit nach Europa gekommenes Blatt 1 Decimeter Breite und 6½ Decimeter Höhe, an drei Seiten chinesische Schrift, und zeigte in der Mitte die Worte: Kee Sing. One hundred touch. Es wog 1,94 Grammen. Dieses Blattgold wird nach dem Gewichte verkauft; es galt 1858 circa 22 Doll. 40 Cts. per Tael Gewicht. Da ein Tael Gewicht = 580 engl. Troy-Grän, ein neues preuß. Pfund (à 500 Gr.) = 7716 Troy-Grän ist, und wenn das Pfund fein Gold zu 458 Thlrn. angenommen wird, so ist der Werth eines solchen Taels in feinem Blattgolde auf 34½ Thlr., in Dollars aber nur auf 32⅛ Thlr., was das Pfund fein Gold auf noch nicht 428 Thlr. bringt. Das Gold hätte demnach in China gegenwärtig einen um mehr als 6 Proc. niedrigeren Werth als in Deutschland. Es werden 50 Taels Gewicht gewöhnlich in ein Holzkästchen gepackt und eine ausführliche Garantie des Goldschmieds auf Papier gedruckt und gestempelt beigelegt. Die im größern Handel vorkommenden Gold- und Silberbarren sind von verschiedenem Gewichte, die Goldbarren im Feingehalte von 92—98, die Silberbarren im Feingehalte von 80—100 Toques (Touch = Hundertheil). Sycesilber ist angeblich ganz feines Silber (in Wirklichkeit 0,96 fein) in Gestalt eines abgestumpften Kegels von verschiedenem Gewichte. Die Stelle des Münzfußes vertritt ein Decimalgewicht. Man rechnet nach dem Tael oder Liang zu 10 Mace oder Thsian à 10 Condorin oder Fen à 10 Li oder Zin. Die Engländer sagen: ein Tael hat 10 Mace à 10 Cash; die Holländer sagen, 1 Tael hat 10 Mas à 10 Pitjes. Für den innern Verkehr dienen die Li, Zin, Cash, Pitjes, runde, auf einer Seite mit chinesischer Schrift versehene Metallstücke aus einer Mischung von 3 Th. Kupfer und 2 Th. Zink, in der Mitte mit einem viereckigen Loche versehen, um sie zu Hunderten auf eine Schnur zu reihen. Von wirk-

lichen Landesmünzen gibt es nur den Li (Cash); alle übrigen sind eingebildet, sind nur Rechnungsgrößen. Es werden je 100 zusammengerechnet und ein Bündel à 1000 Stück soll eigentlich = 1 Tael sein; doch bleibt sich dies nicht immer gleich, da der Werth des Silbers schwankt.

Auch das japanesische Reich hat, wie China, schon in frühester Zeit Münzen gehabt, und bei dem großen Reichthume der japanesischen Inseln an edeln Metallen wurden daher auch Goldmünzen geprägt. Sie waren theils rund, theils unregelmäßig geformt, weder mit Bildern noch Zahlen, sondern mit verschiedenen Schriftzeichen und Stempeln verziert. In Europa sind sie nur Raritäten, da es streng verboten ist, dieselben auszuführen. Sie bestehen alle in dünnen länglich-runden Plättchen, sind aber dessenungeachtet auf beiden Seiten mit Schriftzügen versehen. Seit Ende des vorigen Jahrhunderts sind auch runde Münzen gangbar geworden. Geprägt werden in Gold: Cobangs (Koban) zu 60 Maces und darüber, besonders zu Batavia gangbar, im Werthe von 6 Thlr. 4 Sgr. bis 6 Thlr. 27 Sgr.; sie werden oft noch höher, bis 7 Thlr. 21 Sgr. bezahlt. Eine alte, nicht mehr gangbare Goldmünze ist: Itchebo oder Itjib, an Werth = 2 Thlr. 11 Sgr. Neue, gangbare dergleichen haben etwa 2 Thlr. — Sgr. 5,6 Pf. Werth. Da sowol die Gold- als auch die Silberstücke nicht eigentlich als Münzen, sondern als Metallplatten anzusehen sind, so werden dieselben bei der Annahme gewogen. In Folge des zwischen Japan und den Vereinigten Staaten von Nordamerika 1854 geschlossenen Handelsvertrags sind jetzt einige Häfen dem Verkehre geöffnet. Bei der Leistung von Zahlungen soll hierbei der Werth des von den Amerikanern gebrachten Geldes durch Abwägung mit japanesischem Gelde, d. h. Gold mit Gold, Silber mit Silber, oder mit Gewichten, welche japanesisches Geld darstellen, festgestellt werden. Nachdem der Werth des amerikanischen Geldes so festgestellt worden, soll den Japanern für die Ausgabe der Umprägung 6 Proc. bewilligt werden.

Amerika hatte zur Zeit seines Bekanntwerdens nur Münzen derjenigen europäischen Staaten, welche die Oberhoheit über einzelne Landestheile besaßen. Die ursprünglichen Bewohner bedienten sich der Muscheln statt des Goldes. Die Spanier, welche wir in Peru und Mexico zuerst als Eroberer im schlimmsten Sinne des Wortes haben auftreten sehen, welche zuerst Südamerika colonisirten und die Bergwerksproduction ausbeuteten, transferirten meistens die edeln Metalle nur nach Europa. Erst später wurden in Rio de Janeiro von Seiten Portugals und in Mexico von Seiten Spaniens Münzstätten errichtet. Nach der Unabhängigkeits-Erklärung der einzelnen südamerikanischen Staaten wurden für Brasilien eigene Goldmünzen geprägt und die Goldvaluta eingeführt.

Das jetzige Kaiserthum Brasilien rechnet, wie Portugal, nach Reïs; 1000 Reïs nennt man ein Milreïs, eine Million aber ein Conto de Reïs. Seit 1849 ist Gold das gesetzliche Zahlmittel und es sollen 20 Milreïs 5 Octavas Gold von $^{11}/_{12}$ Feingehalt wiegen. Silbermünzen sind sämmtlich nur Scheidemünzen in Bezug auf die gesetzliche Goldwährung. Rechnet man das Münzpfund fein Gold zu 457 Thlrn. und zu 68,42 Sovereigns, so ist der Werth eines Milreïs = 22 Sgr. 7 Pf. in Preußen, 2 Francs 79 Centimes. Aeltere Goldmünzen sind: Dobra (doppelter Joâe) zu 12,800 alten Reïs = 24 Thlr. 21 Sgr.; Meea Dobra (Joâo) zu 6400 alten Reïs = 12 Thlr. 10 Sgr. 6 Pf.; Moeda (Moeda de ouro, Moidor) zu 4000 Reïs = 6 Thlr. 28 Sgr. 4,9 Pf. Die südamerikanischen Freistaaten Bolivia, Chile, Ecuador, Mittel-Amerika, Neu-Granada, Paraguay, Peru, Rio de la Plata, Uruguay und Venezuela haben im Allgemeinen die Silberpiaster, Pesos Macuquina, zu 8 Realen für den Kleinhandel, die Pesos duros zu 9 Realen oder auch à 100 Cents als Zahlungsmittel. Das Münzwesen ist daher hauptsächlich auf Silber basirt. Der Peso, Piaster, Dollar zu 8 Realen hat einen Werth von 1 Thlr. 13⅓ Sgr. Bei der reichen Production an Gold werden auch in großen Summen Goldunzen oder Doblonen, deren Werth gewöhnlich zu 16 Piaster, Onzas genannt, aber sehr verschieden ist. Es courfiren in

Chile und Bolivia: Onza oder Doblon zu 16 Silberpiaster = 22 Thlr. 3 Sgr. 7,8 Pf.
Columbien: Onza de oro = 8 Escudos de oro (Bogota) = 21 Thlr. 28 Sgr. 8 Pf.
Onzas vom Jahre 1823 — 1837 = 22 Thlr. 2 Sgr. — Pf.
Onzas vom Jahre 1823 — 1836 (Popayan) = 21 Thlr. 22 Sgr. 3,5 Pf.
Ecuador (Quito): ½ Onzas = 10 Thlr. 22 Sgr. 0,2 Pf.
Mittelamerika: Onza von 1833 = 21 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf.
Peru: Onzas aus Lima = 21 Thlr. 28 Sgr. 10,5 Pf.
Onzas aus Cuzco = 22 Thlr. 1 Sgr. 7,9 Pf.

Seit 1857 werden aber in Gold geprägt:

Sol	zu	20	Silberpiaster,	569	Granos	schwer	}	zu $^{9}/_{10}$ fein.
½ Sol	=	10	"	284½	"	"		
Doblon	=	5	"	142¼	"	"		
Escudo (Thaler)	=	2	"	56,9	"	"		
½ Escudo	=	1	"	28,$^{45}/_{100}$	"	"		

Der Werth eines Goldpiasters stellt sich auf 42 Pence Sterling.
Die Mark Gold ist = 50 Castellanos. Die Mark Goldstaub hat 8 Unzen.

Rio de la Plata oder Argentina: Doblones (Onzas, Quadruples) à 17 Silberpiaster = 22 Thlr. — Sgr. 6 Pf.

Onzas patrios (Nationaldublonen) = 21 Thlr. 4 Sgr. 7 Pf.

Merico prägt in Gold: Onzas oder Doblones zu 8 Escudos oder 16 Pesos, durchschnittlich 418 Grains schwer und 0,875 fein. Die Onzas werden auch in Stücke à ½, ¼, ⅛ und 1/16 ausgeprägt. Es werden 21 1/10 Onzas auf ein Pfund feines Gold gerechnet und stellt sich daher das Verhältniß zwischen Gold und Silber auf 1 : 16⅜, während es in Teutschland auf 15 30/100 sich stellt. Der Werth einer Onza zu 8 Escudos ist gewöhnlich = 22 Thlr. 7 Sgr. 4,8 Pf.

Nordamerika hatte in den ersten Zeiten seiner Colonisation die englische Landesmünze, bis unter König Georg I. von England im J. 1724 in London eine eigene Münzstätte für die nordamerikanischen Staaten errichtet wurde. Nach der Losreißung dieser Staaten von englischer Oberhoheit und nachdem der neue Freistaat errichtet worden war, führte man das Decimalsystem ein, nach welchem seit 1786 Goldmünzen geprägt wurden. Die erste Goldmünze war der Eagle (Adler) zu 10 Dollars, im Werthe zu 14 Thlr. 29 Sgr. 8,4 Pf. Das Wappen auf der Hauptseite stellt die Göttin der Freiheit dar, auf deren Umschlage das Wort Liberty sich befindet; zur Seite sind 13, auch 15 Sterne, welche auf die Anzahl der verbundenen Provinzen hindeuten. Die Rückseite zeigt ein Adler, im Schnabel ein Band haltend mit den eingeprägten Worten: e pluribus unum. In der rechten Kralle hält der Adler ein Bündel Pfeile, in der linken einen Lorbeerzweig; auf neueren Münzen umgekehrt. Die Umschrift lautet: United States of America.

Die Eagles zu 10 Dollars aus dem Jahre 1792 gelten 15 Thlr. 1 Sgr. 11,4 Pf.
Die vom Jahre 1834 . . 14 Thlr. 3 Sgr. 7,7 Pf.
Die vom Jahre 1837 . . 14 Thlr. 4 Sgr. 0,1 Pf.

Als im J. 1824 in den südlichen Unionsstaaten die Goldwäschereien (s. den Art. Gold) aufkamen, wurden in der Münze von New-York aus inländischem Golde die ersten Golddollars geprägt. Anfangs bestanden die Dollars in Papiergeld, später in Silbermünzen, die 416 Troy-Grän wogen und 371¼ Grän an Korn hatten. Durch das Gesetz vom 21. Febr. 1853 wurde die Silberwährung aufgehoben und die Goldvaluta eingeführt. Silbermünzen gelten von da an nur als Scheidemünzen.

Der neue Golddollar ist 25⅘ Troy-Grän schwer und 9/10 fein, ist also auf 23,22 Troy-Grän fein Gold festgesetzt. Rechnet man daher 332,35 Stück auf ein Münzpfund von 500 Grammen, das Pfund feinen Goldes aber zu 457 Thlrn., so ist der Werth eines Golddollars = 41⅓ Sgr. und es vergleichen sich 100 Pfund oder Sovereigns mit circa 485⅝ Golddollars, sodaß 100 Dollars à 4⅛ Schilling = 109'1 Golddollars sind. Geprägt werden jetzt Stücke zu 20, 10, 5, 3 und 1 Dollar. Die Stücke zu 10 Dollars werden auch jetzt noch Eagles genannt; sie wiegen 258 Grains und sind 9/10 fein. Vor 1837 wogen sie 270 Grains und waren 11/12 fein. Die älteren Goldmünzen der Vereinigten Staaten gaben 6 Proc. Agio, d. h. 106 neue Dollars für 100 alte. In den Jahren 1848—1858 betrug die Goldausmünzung über 450 Mill. Dollars. Im Course gelten:

Spanische Dublonen (Onzas, Quadrupels)	16	Dollars	60 Cents für ein Stück.
Engl. Sovereigns . . .	4	Dollars	88 Cents
20 Frcs.-Stücke . . .	3	"	85 "
Niederl. 10 Fl.-Stücke	3	"	98 "
Dukaten, holländ. . .	2	"	22 "

Die Unze Gold in Barren zu 9/10 fein gilt circa 18 Doll. 65 Cents.

Die Unze Silber 1 Doll. 21 Cents.

Die Unze Goldstaub aus Californien 16 — 17½ Doll., je nach Beschaffenheit.

Jedermann kann 9/10 feines Gold und Silber unentgeltlich durch eine der Münzen prägen lassen, doch muß das Eingebrachte mindestens 100 Doll. betragen. Die Hauptmünzstätte der Vereinigten Staaten ist in Philadelphia.

Australien. Die britischen Besitzungen auf dem Festlande Australiens haben die Münzen wie in England. In der zu Sydney seit 1855 eröffneten Münze werden goldene Sovereigns, nach Art der englischen, aber mit den Aufschriften: Sydney Mint und Australia, geprägt. Das aus den australischen Minen zur Ausmünzung gebrachte Gold schwankt im Feingehalte zwischen 0,840 und 0,990. In

Afrika finden wir zunächst Goldmünzen in dem uralten Culturlande Aegypten. Nach Herodot sollen die Aegypter zuerst die edeln Metalle als allgemeines Tauschmittel erfunden und zu wirklichen Münzen umgeformt haben. Die in neueren Zeiten in Mumiensärgen aufgefundenen Münzen sind aus der Zeit der saitischen Alleinherrschaft, etwa 600 v. Chr. Es sind Gold- und Silbermünzen vom feinsten Gehalte, gemeinhin Todtenpfennige genannt. Die unter dem Namen ägyptische Königsmünzen bekannt gewordenen Goldmünzen der Ptolemäer sind schwierig zu entziffern, da alle diese Könige den Namen Ptolemäus führten, der ohne weiteren Unterschied vielen aufgeprägt wurde. Die unter römischer Herrschaft für Aegypten ausgeprägten Goldmünzen haben größtentheils ein Krokodil im Gepräge. Die von den Türken oder deren Paschen für Aegypten ausgeprägten Goldmünzen sind: Myssra und der zu Kairo geprägte Sherif. Der Münzfuß richtete sich sonst sehr nach der Habsucht des herrschenden Pascha, hat aber seit 1839 eine geregelte Reform erlitten. Seitdem werden Gold und Silber nach dem Derhem (Drachme) zu 16 Kirat à 4 Grän gewogen, und Goldmünzen werden ausgeprägt im Feingehalte von 0,874

Stücke zu 100 Piaster (Bedidlik)	=	7 Thlr.	1 Sgr.	0,2 Pf.	
" " 50 "	(Nusslik)	=	3	15 "	6,1 "

Stücke zu 20 Piaster (Kairie Hafhreen) = 1 Thlr. 12 Sgr. 2,4 Pf.
" " 10 Piaster (Kairie Bafhireh) = 21 Sgr. 1,2 Pf.
" " 5 Piaster (Catea Hamfee) = 10 Sgr. 6,6 Pf.

In Silber wird nach Piastern (arab. Resch oder Risch genannt) gerechnet, und ist ein Piaster = 25⅛ preuß. Pfennige, oder 10½ neue österr. Kreuzer oder 7$\frac{7}{20}$ Kreuzer südteutscher Währung. Die Course für die Goldmünzen sind:

100 Piaster für einen engl. Sovereign
315 " " eine span. Dublone
46 " " einen Dukaten
19½ " " ein franz. 5 Francsstück.

Die zur Berberei gehörigen Staaten Algier, Tunis und Tripolis hatten früher eigene Goldmünzen, als: Mabuf von Dukatengröße, in der Türkei Berberesk genannt, etwa 2 Thlr. werth = 120 Para; Zian, etwa ⅓ Dukaten; Rubbeh = einem Viertel Zermabub, 30 Para oder 20 Sgr. an Werth. Das durch die Franzosen colonisirte Algier hat seit 1849 die französischen Goldmünzen, außerdem courfirt aber die Zechine oder Sultanine, von schwankendem Werthe gegen Silber (4½—5 Budschuh, d. i. Piaster von Algier).

In Feß und Marocco ist wegen der vielen Unruhen stets ein sehr unsicheres Münzwesen ausgeübt; gewöhnlich haben die Juden die Aufsicht über dasselbe, und diese prägen, da das Land selbst keine edeln Metalle producirt, die eingehenden fremden Münzsorten in Landesmünzen um, wobei sie dieselben stets auf einen schlechten Fuß stellen. Die Goldmünzen haben wie die Silbermünzen arabische Schrift und Zahlzeichen. Im J. 1788 ließ der Kaiser mit Bewilligung des Königs von Spanien seine Gold- und Silbermünzen zu Madrid prägen, wodurch sie an Gehalt und Gepräge gewannen; allein dieser Vertrag dauerte nur ein Jahr, und die alte schlechte Wirthschaft trat wieder ein. Aeltere Goldmünzen sind: Matbu, ehedem in Spanien geprägt, auch zehnfache zu 13⅓ Thlr. Werth; Mitkul Deheb, halbe Dukaten. In neuerer Zeit sind goldene Landesmünzen: goldene Mitkals (auch Dukaten genannt), und Bendikys oder 2 Piasterstücke, an Werth 27 Unzen. In neuester Zeit circuliren:

Madridia, Doublone von 10 Rials oder spanischen Piastern = 14 Thlr. 14 Sgr. 1,5 Pf.
Bendoli (Butaca) = 2 Rials (auch ⅕ in Verb.) 2 Thlr. 26 Sgr. 9,9 Pf.
Miskal (Mitkul) Deheb = 1 Thlr. 12 Sgr. 10,7 Pf.

Von fremden Münzsorten sind spanische Dublonen und Piaster, oder Dollars vorzüglich im Umlaufe.

Habeffinien oder Habesch besaß früherhin nur Krystalle von Steinsalz in ziemlicher Größe als Ausgleichungsmittel, und noch jetzt macht es sowie Glaskorallen (Borjooles) daselbst die eigentliche Scheidemünze aus. Nach Angabe von Lobo (Voyage hist. d'Abyssinie. Paris 1728) sollen die Bewohner aber eine Goldmünze, Derime genannt, gehabt haben. Nach den neuesten Nachrichten hat das Land eigenthümliche Münzen nicht. Große Zahlungen leistet man in Goldbarren und Goldstaub, und berechnet sie nach dem Wakea oder Wakih, der habessinischen Unze, welche 400 engl. Troy-Grän gleichkommt. Ein Wakih Gold, etwa 22 Karat fein, gilt jetzt nahe an 12 Patacos oder, das Münzpfund (500 Grammen schwer) zu 458 Thlrn. preuß. Silbergeld, etwa 21¾—22 Thlr.

Im Sudan ist schon seit langer Zeit die Kauris (Porzellanschnecke, das Otterköpfchen, Cypraea moneta) und der Goldstaub (Tibbar) das Zahlmittel. Die älteste Erwähnung, daß diese Muscheln als Münzen gebraucht wurden, findet sich bei den arabischen Reisenden des 9. Jahrh., welche uns erzählen, daß auf den 1900 Inseln zwischen dem Meere Herkend und Allarewy, womit sie in der Sprache der damaligen Geographie die Malediven bezeichnen, Muschelgeld courfire. Einen überraschenden Effect hat die Einführung der Kauris als Geld an der afrikanischen Goldküste gehabt. Goldstaub circulirte wol als Zahlungsmittel, allein die Quantitäten waren zu gering und die Wertheinheit zu groß für die kleinen Bedürfnisse. Sie wurde daher populair als Scheidemünze. Man rechnet 400 Kauris auf ein Goldstück und 6⅔ Goldstücke auf eine span. Unze. Der Goldstaub wird in ledernen Beuteln, eine Unze enthaltend, verkauft. Silber hat gegen Gold einen hohen Werth; so rechnet man auf die cöln. Mark fein Silber circa 10,725 Kauris, wonach 1 Thaler preuß. Silbergeld auf 766 Kauris kommt. In Sansanding bezahlt man den Dollar oft mit 8000 Kauris, wonach sich der Werth des Goldes zu dem Silber wie etwa 3:2 verhält. Das hier übliche Goldgewicht heißt Minkalli; es soll 80 engl. Troygrän oder ⅕ Unze wiegen, wonach also 45,1 Minkalli = 1 cöln. Mark sind. 1 Minkalli fein Gold gilt etwa 12½ engl. Schilling oder 3000 Kauris. In Timbuctu rechnet man 24 Ruaith Goldstaub = 1 Mizam und 5,9 Mizam = 1 span. Unze oder Golddoublone, wonach 1 Mizam 101½ holl. As wiegt. Auch in dem großen westafrikanischen Küstenlande

Guinea, das so reich an Gold und Silber ist, von welchem die Goldküste mit dem Reiche Tonauwah oder Ashanti für den Handel so wichtig geworden ist, circuliren die Kauris als Scheidemünze. Im J. 1850 war die Einfuhr von Kauris nach den englischen Plätzen der Goldküste auf 150 Tonnen (3000 Ctr.) gestiegen. Der Werth der Tonne wird auf 360 Dollars geschätzt, indem 2400 Muscheln auf einen Dollar gerechnet werden und 864,000 Stück eine Tonne wiegen. Gold berechnet man nach Unzen und Ackeys; 6 Ackeys oder 16,000 Kauris machen eine Unze, welche Berechnung besonders in Andrah, Whidah und Popo im Lande Benin gilt. Eine Unze = 20,396 Grammen. Auf der Küste von Angola, in Sierra Leone, rechnen die Eingeborenen nach Macutas zu 2000 Kauris. Die Macuta ist in zehn Theile getheilt; sie ist der Maßstab, die Austauschung zu schätzen. Im Allgemeinen besteht hier der Großhandel nur im Tausche europäischer Waaren gegen Landesproducte.

Durch die Ausbreitung des Handels treffen wir hier in Afrika ähnliche Erscheinungen als in der ältesten Zeit. Wir finden hier noch den Tauschhandel, bei dem als Ausgleichungsmittel die Muscheln, besser gekannt unter ihrem morgenländischen Namen Kauris, gebraucht werden. Wir haben also hier ein Beispiel von der Entstehung des Geldes, welches unter den gebildeten Völkern, die überhaupt Begriffe von Geld haben, in Gold und Silber anerkannt wird. Gold und Silber sind das conventionelle Geld der Welt und Mittel des Umsatzes in alle Welt geworden. Feinheit des edeln Metalles bestimmt den Werth und das Gewicht ist das Maß. Uncultivirte Völker wägen ihren Goldsand und ihre Goldklümper, civilisirte die in Formen gegossenen Massen sich zu, aber gleichviel in welcher Gestalt es präsentirt wird, natürlich oder künstlich gemischt, verschlackt oder legirt, blos der reine Gehalt des Metalles wird für Geld geachtet. Wo der Verkehr damit sehr groß ist, wird das edle Metall in Stangen und Barren gegossen, für den Handel und das Gewerbe bedarf man nur der geringeren, aber bestimmten Theile, um die Verhältnisse, den Maßstab der Werthe zu bezeichnen. Die edeln Metalle, Gold und Silber, sind zur Bezeichnung der Werthe bestimmt, weil ihre Förderung aus dem Schooße der Erde in der Regel eben so viel kostet, als der Werth beträgt, der ihnen im Verkehre beigelegt wird, weil sie mit verhältnißmäßig geringeren Kosten in ihrer Reinheit dargestellt werden können, und so als durchaus gleichartige Körper erscheinen, gleichviel ob das Gold aus Californien oder aus Sibirien, das Silber aus Mexico oder aus Sachsen stammen, sobald beides nur von den fremdartigen Beimischungen abgeschieden wird. Je größer die hieraus geprägten Geldstücke werden, desto mehr wird an Münzkosten erspart; allein die Größe wird beschränkt, daß die gemünzten Stücke nie zu klein werden können. Aus den Rückblicken auf die üblichsten Goldmünzen geht hervor, daß auch die kleinsten Münzen, welche noch zweckmäßig aus Gold geprägt werden können, dennoch einen viel zu großen Werth haben, um für die Bedürfnisse des gemeinen Verkehrs im täglichen Leben zu dienen. Daher ist Silber das gewöhnlichste Material zu Münzen der Ausgleichung, für den täglichen Verkehr sind sogar Münzen nöthig, deren Werth viel zu gering ist, um noch in Silber gegeben oder empfangen zu werden, aber das edelste Metall, Gold, ist immer ein bequemes Zahlmittel für den Großhandel und selbst für alle größeren Ausgaben im gemeinen Verkehre. Dem Bedürfnisse, große Summen schnell und leicht zu zahlen, oder beträchtliche Werthe auf Reisen ohne Unbequemlichkeit bei sich zu führen, kann außer dem Papiergelde oder kaufmännischen Anweisungen, nur durch Goldmünzen abgeholfen werden. Allein dazu kann nur führen, wenn die Valuta, worin gerechnet und gezahlt wird, in Goldwerthen besteht, wenn eine Goldmünze gewählt wird, deren Durchschnittsmetallwerth dem Nennwerthe so nahe gebracht wird, daß beider Unterschied für den Großhandel durchaus unerheblich ist. Für ein Pfund reines Gold wird jetzt in Europa ungefähr 15½—15¾ Pfund reines Silber gegeben, das Gewicht eines Stückes ganz reinen Goldes verhält sich aber zu dem Gewichte eines gleichen großen Stückes ganz reinen Silbers nahe wie 28 zu 15; eine Münze aus ganz reinem Golde wird daher 29,4 mal so viel werth sein als eine gleich große Münze von reinem Silber. Hat daher die kleinste noch bequeme Goldmünze einen Werth von circa 5—6 Thalern, so wird die kleinste Silbermünze einem fast dreißigfach geringeren Werthe entsprechen. Zu den Eigenschaften einer guten Goldmünze gehört daher nicht allein möglichste Reinheit im Gehalte, sondern auch eine für den Verkehr bequeme Größe und ein Werth, der zu der landesüblichen Rechnung paßt. Allein nur wo diese in Goldwährung besteht, kann nur Gold gemünzt ausgeführt werden. Der Vortheil, daß Gold mit verhältnißmäßig sehr viel geringeren Kosten als Silber zu Münzen verarbeitet werden kann, entscheidet für seinen Gebrauch als Maß aller Werthe, und die Staaten, welche, wie Großbritannien und Nordamerika, Portugal und Brasilien und in neuester Zeit faetisch auch Frankreich, die Goldvaluta eingeführt und solche als praktisch bewährt befunden haben, benutzen Silbergeld nur zur Bestreitung des kleinen Verkehrs. Mit Berücksichtigung der sorgfältigeren Behandlung des Goldes zu Münzen ist die Prägung von Goldmünzen mindestens um das Vierfache wohlfeiler als die Prägung des gleichen Betrages in Silbergeld. Durch die steigende Bedeutung, welche das Gold als Handelsmünze erhalten hat, wird die Stabilität desselben im Tauschwerthe zu allen übrigen Waaren gestärkt werden, da ohnehin bedeutende Veränderungen im Preise desselben nur langsam und in größeren Zeiträumen erfolgen.

(*C. Reinwarth.*)

GOLDGLÄTTE nennt man eine besondere Farbennüance des Bleioxyds oder der Bleiglätte (Lithargyrum). Wenn nämlich durch anhaltendes Erhitzen des Bleies beim Zutritt der Luft oder durch Glühen von salpetersaurem Blei im Schmelztiegel Bleiglätte dargestellt wird, so bekommt diese je nach dem Grade des Glühens bald mehr eine gelbliche Färbung und wird dann auch Silberglätte (Argyritis) genannt, bald mehr eine röthliche Färbung, wo sie dann als Goldglätte (Chrysitis) bezeichnet wird. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDHAGEN (Eustachius Moritz), Pfarrer zu Kleinwerther bei Nordhausen in der Grafschaft Hohenstein, seit 1774 zu Nohra, Wollmisleben und Möhrsbach, erhielt einige Jahre später (1778) die Stelle eines Generalsuperintendenten des Fürstenthums Minden und ersten Predigers zu Petershagen, wo er 1783 starb. Neben der Theologie, in der er gründliche Kenntnisse besaß, hatten Sprachstudien von jeher ein entschiedenes Interesse für ihn gehabt. Mit den griechischen und römischen Classikern, vorzüglich mit den ersteren, beschäftigte er sich fleißig in den Mußestunden, die ihm die gewissenhafte Erfüllung seines Berufs gönnte. Gegenstände dieser Art boten ihm reichhaltigen Stoff zu seiner Unterhaltung mit dem Dichter v. Göckingk, der ihn aus der kaum zwei Meilen entfernten Stadt Ellrich, wo er bei der dortigen Kammer als Kanzleidirector angestellt war,

mitunter besuchte. Beide traten bald mit einander in ein sehr freundschaftliches Verhältniß. Besonders angesprochen fühlte sich Goldhagen von der heiteren Lebensphilosophie in Göckingk's poetischen Episteln, unter denen mehre an ihn gerichtet waren [1]). Die erste dieser Episteln vom J. 1771 bezieht sich zum Theil auf die mannichfachen Irrungen und Verdrießlichkeiten, denen Goldhagen nicht entging, als er mit Zustimmung seiner aufgeklärten Kirchenpatrone in seiner Diöcese zu Kleinwerther, neben dem gewöhnlichen Gesangbuche, die berliner Sammlung geistlicher Lieder einführte. Von einer nicht unvortheilhaften Seite zeigte er sich als Homilet in vier Predigten, in denen er „Ueber die knechtische Furcht vor Gott" sprach (Nordhausen 1774. 8). Eine zweite Predigtsammlung gab er ebendaselbst 1778 heraus. Wichtiger war seine Beschäftigung mit den alten Classikern. Er benutzte dazu jede Mußestunde. Die tragische Hoheit und Würde der Uebersetzung des Sophokles von Steinbrychel (Zürich 1763. 8.) erreichte Goldhagen nicht völlig in der feinigen, doch zeichnete sich diese durch größere Gewandtheit der Sprache aus [2]) und ward erst später durch die Uebersetzung des Grafen Christian zu Stolberg übertroffen. Goldhagen hatte den Sophokles in Prosa übersetzt, obgleich er Anfangs Willens gewesen war, ihn im Versmaße des Originals zu übertragen. Zu Mitau erschien 1778 der erste Band dieser Tragödien, auf den kein zweiter gefolgt ist. Darin befanden sich der Philoktet, die Antigone, der Ajax und die Trachinerinnen. Proben einer von Goldhagen verfaßten metrischen Uebersetzung des Oedipus findet man in der von Klotz herausgegebenen Bibliothek der schönen Wissenschaften St. 21 u. 22 und in der Sammlung der zerstreuten besten Uebersetzungen der Griechen S. 242 fg. [3]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Hermann), geb. 1718 zu Mainz, ward nach dem Austritte aus dem Jesuitenorden, dem er seine gelehrte Bildung verdankte, Doctor und Professor der Theologie auf der Universität zu Mainz. Später lebte er zu München mit dem Titel eines kurfürstlichen geistlichen Raths. Er starb am 22. April 1794. Mit großem Eifer hatte er seine philosophischen und theologischen Studien betrieben. Er besaß zugleich gründliche Sprachkenntnisse. Für die verschiedenen grammatikalischen Classen des Jesuitenordens schrieb er: Institutiones linguae Graecae et Latinae. (Manhem. 1750—1758.) Institutiones styli soluti et ligati. (Ibid. 1752.) Institutiones oratoriae et poeticae (ibid. 1759.); eine Phraseologia Germanico-Latina. (Mogunt. 1752.) Rhetorica explicata et adplicata ad eloquentiam civilem et ecclesiasticam. (Ibid. 1753. Edit. II. Bamb. 1772. 8.) In den Varianten einer von ihm besorgten Ausgabe des neuen Testaments in griechischer Sprache (Mainz 1753. 2 Thle. gr. 8.) suchte er die Authentie und Uebereinstimmung der vorhandenen griechischen Codices des neuen Testaments mit der lateinischen Vulgata darzuthun. Dieser Ausgabe hatte er ein Lexicon Graeco-Latinum beigefügt, das er gleichzeitig auch einzeln abdrucken ließ. Besonders empfahl er das Studium der griechischen Sprache. Dahin gehören seine Institutiones compendiariae ad linguam graecam (Mogunt. 1755.), nicht minder aber auch das fleißige Lesen der heiligen Schrift durch seinen Hodegetus biblicus, sive nova methodus SS. biblia intra annum cum fructu legendi horae quadranti quot diebus impenso. (Mogunt. 1763.) Mit Anwendung auf die katholische Glaubens- und Sittenlehre verfaßte er Lebensbeschreibungen der Heiligen, deren göttliche Verehrung er aufs Dringendste empfahl. Die alleinseligmachende Kirche und ihre Lehren vertheidigte er mit einer Leidenschaftlichkeit, die ihn über die Grenzen der Toleranz weit hinausführte. Als einen Zeloten und Feind aller Aufklärung zeigte er sich in einem nicht kleinen Theile seiner Schriften. Dahin gehören die drei Theile seiner Introductio in S. Scripturam Vet. et Nov. Testam., maxime contra Theistas et varii nominis incredulos (Mogunt. 1765—1768.), sein nöthiger Unterricht in den Religionsgründen gegen die Gefahren der heutigen Freidenkerei (Mannheim 1769. 8.), sein Denkbüchlein gegen die Gefahren der Zeit (Mainz 1772.) und vor allen sein anonym herausgegebenes Religionsjournal, von welchem 1776—1785 zehn Jahrgänge erschienen, jeder sechs Hefte enthaltend *). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Johann Eustachius), geb. 1701 zu Nordhausen, erwarb sich frühzeitig durch anhaltenden Fleiß gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Längere Zeit beschäftigte er sich mit Privatunterricht, bis er 1744 als Rector an dem Gymnasium seiner Vaterstadt Nordhausen angestellt ward. Er eröffnete sein Lehramt mit dem Programm: De imaginaria scholarum perfectione. (Nordhusiae 1744. 4.) In seinen gründlichen und klaren Lehrvorträgen vermied er den Fehler der Weitschweifigkeit, vor dem er in einem seiner Programme (De supervluis in docendo fugiendis. Nordhusiae 1745. 4.) gewarnt hatte. Sein Muster war ein vielfach verdienter Schulmann, Johann Clajus aus Herzberg, dem er später (1751) ein biographisches Denkmal stiftete. Manche Verbesserung verdankte ihm das Gymnasium zu Nordhausen, dessen Einrichtung er 1746 in einer eigenen Schrift geschildert hatte. Den Vortrag in lateinischer Sprache hielt er nicht blos in Schulen, sondern auch besonders auf Universitäten für zweckmäßig [1]). Aus-

1) Siehe Göckingk's Gedichte. (Frankf. a. M. 1821.) 1. Th. S. 3 fg. 57 fg. 127 fg. 209 fg. Die erste dieser Episteln ist aus dem J. 1771, die letzte vom Juni 1777 datirt. Vergl. Zeitgenossen. Dritte Reihe. Heft 4. S. 11. 2) Vergl. die Lemgoer Bibliothek 12. Bd. S. 676 fg. Allgem. Deutsche Bibliothek. 36. Bd. St. 1. Den Leipziger Musenalmanach. 1778. S. 1115. 3) Vergl. Degen in der Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. 2. Bd. S. 407. 414. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472 fg. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 478.

*) Vergl. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 473. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 278 fg.

1) Siehe sein Progr. de ratione Latini sermonis in Academiis colendi (Nordhus. 1751. 4.) und ein bereits früher ge-

führlich sprach er sich darüber aus in seinem zu Nordhausen 1751 gedruckten Progr. de ratione Latini sermonis in Academiis colendi. Einige Jahre später (1753) war er Rector der Domschule zu Magdeburg geworden. Neben seinen Berufsarbeiten beschäftigten ihn antiquarische Forschungen, deren Resultate er in einzelnen Schriften veröffentlichte, unter anderen in einer Beschreibung des schwarzburg-rudolstädtischen Bergschlosses Strausberg. (Nordhausen 1752. 4.) Ungleich wichtiger waren die Schriften, die für seine gründliche Kenntniß der griechischen und römischen Sprache ein vollgültiges Zeugniß ablegten. Dahin gehörten besonders seine teutschen Uebersetzungen des Herodot[2]), Xenophon[3]) und Pausanias[4]). Zu Brandenburg 1767 erschien auch von ihm in zwei Octavbänden eine griechische und römische Anthologie mit erläuternden Anmerkungen. Allgemein geschätzt als Schulmann und Alterthumskenner starb Goldhagen am 7. Oct. 1772[5]). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHAGEN (Johann Friedrich Gottlieb), geb. 1742 zu Nordhausen, wo sein Vater Johann Eustachius Goldhagen Rector des Gymnasiums war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und erwarb sich besonders gründliche Sprachkenntnisse. Auf der Universität Halle studirte er Arzneikunde. Durch die Vertheidigung seiner Inauguraldissertation: Dubitationes de quadam motus muscularis explicatione (Halae 1765. 4.) erlangte er den medicinischen Doctorgrad. Er habilitirte sich in Halle als Privatdocent. Im J. 1769 erhielt er dort eine ordentliche Professur der Philosophie und Naturgeschichte. Später (1778) ward ihm ein außerordentliches Lehramt der Medicin übertragen. Gleichzeitig ward er zum Stadtphysicus ernannt. Im J. 1787 erhielt er den Charakter eines königl. preußischen Oberbergraths. Er starb am 10. Jan. 1788. Seine Vorlesungen und seine ärztliche Praxis entzogen ihm die Muße zu literarischen Arbeiten. Außer einigen kleinen Schriften: De sympathia partium corporis humani (Halae 1767. 4.); De tensione nervorum (ibid. 1769. 4.) hinterließ er eine Einleitung in die Vieharzneikunde, gedruckt in dem Braunschweigischen Journal. 1789. St. 1. S. 14 fg. — Vor der von dem Professor Reil herausgegebenen Krankheitsgeschichte des Professors Goldhagen (Halle 1788. 8.) befindet sich seine Silhouette*). (*Heinrich Döring.*)

GOLDHÄHNCHEN ist der sehr gebräuchliche Name für die Arten aus der Gattung Regulus in der Familie der meisenartigen Singvögel. Die Vergleichung mit den Meisen selbst und den übrigen Familienmitgliedern erweist mehre generische Eigenthümlichkeiten. Zunächst ist der gerade pfriemenförmige Schnabel gegen die Spitze zusammengedrückt und hat hier eine feine Kerbe, längs des Rückens ist er deutlich gekantet. Jedes Nasenloch wird von einer Haut röhrenartig umrandet und von einer steifen, kammartig eingeschnittenen Feder überschattet. Die Läufe sind gestiefelt und die große Hinterzehe trägt einen sehr ansehnlichen Nagel. An den weichfederigen Flügeln verkürzt sich die erste schmalspitzige Schwinge ungemein, die zweite ist zwar viel länger, aber erst die dritte und vierte verlängern die Flügelspitze. Der kurze weiche Schwanz stutzt seine zwölf Steuerfedern stumpfwinkelig ab und verkürzt die mittlere ein wenig. Die Rückenflur des sehr zarten Contourgefieders erweitert sich hinter den Schultern zu einem sehr breiten Sattel. In dem schön rothen Rachen liegt eine harte platte Zunge mit kurzen Borsten an der Spitze. Der Fächer im Auge reicht bis an die Linse heran und besteht aus 22 winkelig geknickten Falten. Der Magen ist nur schwach muskulös und der Darm von der Länge des befiederten Körpers und mit verschwindend kleinen Blinddärmchen versehen. Die Nieren theilen sich durch einen randlichen Einschnitt in je zwei gleich lange Lappen. — Zu Gefieder, Lebensweise, Aufenthalt und Charakter sind die Goldhähnchen echte Meisen. Sie bewohnen vornehmlich als Strich- und Zugvögel die Nadelholzwaldungen Europa's und Amerika's, fiedern sehr zart und locker mit feinfediger Scheitelhaube, fressen meist Insekten, nur zeitweise auch Sämereien und weben ein sehr künstliches Nest. In Teutschland und dem größten Theile Europa's kommen nur zwei Arten vor, die man früher für nur eine hielt, bis Brehm ihre Unterschiede sicher nachwies. 1) Das gelbköpfige Goldhähnchen, Regulus flavicapillus, dehnt sein Vaterland bis in den höchsten Norden Europa's und Asiens aus und kommt von hier schon zeitig im Herbste familien- und schaarenweise in unsere Nadel- und Laubwälder an, streicht mit den hier ansässigen von Ort zu Ort und zieht bei sehr strengen Wintern weiter nach Süden, um erst im Frühjahre zurückzukehren. Es hascht Insekten aller Art geschickt im Fluge und pickt sie auch von den Aesten und vom Boden auf, im Winter aber verschluckt es Samenkörner. Sein Nest versteckt es sorgfältig am Ende langer Zweige unter Laub, baut es kugelrund mit oberer Oeffnung, groß, dickwandig, innen mit Wolle und Federn schön ausgepolstert. Sechs bis

---

schriebenes: De studio Romanae et Graecae linguae in Academiis continuando. (Ibid. 1750. 4.)

2) Des Herodotus neun Bücher der Geschichte; aus dem Griechischen übersetzt und mit einem Register versehen, in welchem einige nöthige Erläuterungen mit eingeschaltet sind. (Lemgo 1756. 8.) Vergl. Hellmann's Prüfung einer neulich herausgekommenen Uebersetzung des Herodot. (Osnabrück 1757. 4.) *Heilmanni* Opuscula. (Jenae 1778.) Tom. II. p. 1 seq. 3) Des vortrefflichen Weltweisen und Feldherrn, Xenophon, sieben Bücher der griechischen Geschichte, aus der griechischen in die deutsche Sprache übersetzt und mit einigen Anmerkungen erläutert. (Berlin 1762. 8.) 4) Des Pausanias ausführliche Reisebeschreibung von Griechenland; aus dem Griechischen übersetzt und mit Anmerkungen erläutert. (Berlin und Leipzig 1766. 8. 2 Bde. Zweite verbesserte Ausgabe. Erster Theil. 1. u. 2. Bd. Berlin 1798. Zweiter Theil. 3. Bd. Ebendas. 1799. gr. 8. 5) Siehe *Saxii* Onomast. literar. P. VIII. p. 160 seq. Degen in der Literatur der deutschen Uebersetzungen der Griechen. 1. Bd. S. 318 fg. 2. Bd. S. 180 fg. 546. Adelung's Fortsetz. und Ergänz. zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Baur's Neues histor.-biograph.-literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472. Meusel's Lexicon der vom J. 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 281 fg.

*) Siehe Baur's Neues histor.-biograph. literarisches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 472. Meusel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 283.

eilf fast nur erbsengroße Eier liegen darin. Von Charakter ist das Goldhähnchen unruhig, hüpft, schnurrt, schwirrt beständig umher, ist zugleich aber harmlos und zutraulich und stets froher Laune. Der Gesang des Männchens ist zu schwach, um angenehm genannt zu werden. Es mißt 3½ Zoll Körperlänge und doppelt so viel in der Flügelspannung. Die gelblich grauweiße Umgebung des Auges ist sehr charakteristisch. Der dünne, an der Wurzel ziemlich breite Schnabel pfriemt sich spitz, das große Nasenloch deckt eine schwarzbraune Feder und an den Mundwinkeln stehen schwarze Borsten. Die lange Scheitelhelle bilden schön orangefarbene Federn, welche niedergelegt von einem schwarzen Streif umgeben werden. Am Halse herab und über dem Rücken hin herrscht einförmig schmutzig olivengrün, die Kehle scheint gelbbräunlich weiß, die Flügel bräunlich schwarz mit zwei weißen Binden und die ebenso dunkeln Steuerfedern lichten ihre Außenränder gelblich grün. — 2) Das feuerköpfige Goldhähnchen, R. ignicapillus, unterscheidet sich durch einen weißen Streif über dem Auge und einen schwarzen durch dasselbe. Eine gelblich hellbraune Feder deckt das kleine ovale Nasenloch und die Scheitelhelle brennt feuergelb über einem sammetschwarzen Streifen. Auch ein Strich vom Mundwinkel abwärts ist schwarz. Der ganze Oberkörper grünt schön olivenfarben, die unteren Theile halten sich gelbbräunlich weiß. In Naturell und Lebensweise kaum merklich von voriger Art abweichend zieht diese im Herbste von uns fort und kehrt erst im März oder April zurück. — Unter den nordamerikanischen Arten wird R. satrapa fast 4 Zoll lang und berandet seine feuerfarbene Scheitelhelle schwefelgelb, R. calendula in Georgien wird noch größer, ist nur am Scheitel und Hinterkopfe scharlachroth, hält die Kehle gelblichweiß und berandet die zwei letzten Steuerfedern breit weiß. Unter den Südamerikanern rundet R. Azarae den Schwanz ab und nimmt dunkelblau am Hinterkopfe auf, R. tyrannulus mischt seine schwarze Haube grün und scharlachroth. (*Giebel.*)

Goldhirsch, s. Sonnenhirsch.

GOLDING (Arthur), Dichter und Uebersetzer, gebürtig aus London, nach den Zeugnissen der Erscheinungsjahre seiner literarischen Erzeugnisse vorwiegend der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. angehörend; an genaueren Nachrichten über den Verlauf seines Lebens fehlt es ganz. Er gehörte einer adeligen Familie an und die Tradition läßt ihn in dem Hause des Staatssecretairs Leicester (in Cecilhouse) am Strande leben. Auch sonst stand er mit den angesehensten Männern seiner Zeit — den Grafen Rob. Esser und Heinr. Huntingdon, den Lords Will. Cobham und Walt. Mildmay, den Gelehrten Christopher Hatton und Phil. Sidney u. A. [1]) — in freundschaftlichen Beziehungen. Abgesehen von einigen Gelegenheitsgedichten, die er in Schriften Anderer, sie bevorwortend und empfehlend, einrücken ließ, ist sein: Account of the earthquake that happened in England and other places in 1580 (Lond. 1580. 8.) seine einzige Originalschrift. Desto fleißiger war er als Uebersetzer und als solcher steht er ehrenvollst neben Googe, Haywood, Nevile, Phaer, Stanyhurst u. A. In der Periode von 1562, wo er zuerst als Uebersetzer auftrat, bis in das J. 1580 hat er mehr als 30 Uebersetzungen lateinischer Classiker, lateinisch geschriebener Schriften teutscher Theologen und einiger französischer Werke ans Licht treten lassen, und erfolgreicher fast als irgend einer seiner Competenten hat er dadurch, ganz abgesehen von der materiellen Förderung des Wissens seiner Zeitgenossen, auf die Fortbildung der englischen Prosa eingewirkt. Cäsar, Justin, Pomponius Mela, Seneca (De beneficiis) und Solinus gehören in die Reihe der alten Lateiner, die er in englischem Idiome neu ins Leben rief. Seine Uebersetzungen mehrer Werke schweizerischer und teutscher Theologen, eines Calvin, Chyträus u. A. bekunden ihn zugleich als einen eifrigen Protestanten [2]) und sein „Englischer Psalter" (London 1571. 4.) fand große Verbreitung. Seine Bearbeitung des Drama's von Theod. Beza: „Das Opfer Abraham's" hat ihm eine Stelle in der britischen dramatischen Literatur erwirkt. Am festesten aber hat sich die Erhaltung seines Namens an seine gepriesene Uebersetzung von Ovid's Metamorphosen geknüpft; sie kennzeichnete ihn als echten Dichter und hat sich auf die Fortbildung der englischen Poesie einen maßgebenden Einfluß errungen [3]). Die ersten vier Bücher traten im J. 1565 „aus Cecilhouse" hervor, erschlossen England eine ungeahnte neue Welt der Wunder und machten den glücklichen Uebersetzer in der Literatur zum Helden des Tages. Die Gesammtausgabe der 15 Bücher erschien zuerst 1575; es folgten sich dann die neuen Ausgaben von 1587, 1603, 1612. 4. u. ö. Wie Phaer's Vergil'sche Aeneide ist sie in gereimten Alexandrinern abgefaßt; ohne sich sklavisch an das Original anzuschließen, verwischt sie in reizendem gefälligen Flusse der Sprache doch Nichts von dessen poetischen Schönheiten. Proben derselben finden sich in allen Geschichten der englischen Nationalliteratur und auch von hier aus sei Freunden der Dichtkunst der Anfang des zweiten Buches, enthaltend die Schilderung des Palastes der Sonne, zur Vergleichung mit dem überall sofort erlangbaren Originale vermittelt:

The princely pallace of the Sun stood gorgeous to behold,
On stately pillars builded high, of yellow burnisht gold;
Beset with sparkling carbuncles, that like to fire did shine,
The roofe was framed curiously, of yuorie pure and fine.
The two-doore-leves of siluer clere, a radiant light did cast:
But yet the cunning workemanship of thinges therein far past

1) Thom. Warton hat in seiner weiterhin näher zu bezeichneten Schrift S. 334 Anm. mehrre Dedicationen der Uebersetzungsarbeiten an namhafte Männer verzeichnet.

2) Warton a. a. O. sagt über diese Uebersetzungen: „He has left versions of many modern Latin writers, which then had their use, and suited the condition and opinions of the times; and which are now forgotten, by the introduction of better books, and the general change of the system of knowledge." Er setzt ihn über Phaer. 3) Warton beurtheilt sie also: „His style is poetical and spirited, and his versification clear; his manner ornamental and diffuse, yet with a sufficient observance of the original." — Alex. Pope sagt von ihr: „G—'s translation of O. M. is a good one, considering then time, when it was written."

The stuffe whereof the doores were made: for there a perfect plat
Had Vulcane drawne of all the world, both of the sourges that
Embrace the earth with winding waves, and of the steadfast ground,
And of the heauen itself also, that both encloseth round.
And first and foremost of the sea, the gods thereof did stand,
Loude-sounding Tryton, with his shrill and writhen trumpe in hand,
Unstable Protew, changing aye his figure and his hue,
From shape to shape a thousands sights, a list him to renue.

Eine der letzten Arbeiten Golding's war die Vollendung der Uebersetzung der Mornay'schen Schrift: Sur la vérité du christianisme, welche Phil. Sidney begonnen hatte; sie erschien im J. 1587, vielleicht schon nach Golding's Tode [4]). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDINGEN (lettisch Kuldiga), Kreisstadt in Kurland an der Windau unter 56° 58′ 20″ nördl. Br., 19° 38′ 29″ östl. L., eine der ältesten Städte Kurlands, von den teutschen Ordensrittern angelegt. In einem ihr ertheilten Privilegium vom Jahre 1355 werden schon ihre Bürgermeister, Rathmänner und Bürger erwähnt. Das jetzt nicht mehr vorhandene Schloß war der Sitz eines Commenthurs. Sie war eine blühende Handelsstadt, in welcher auch die Herzoge zuweilen residirten. Jetzt zählt sie gegen 11,000 Einwohner, Teutsche, Letten und Juden, und hat eine katholische, eine evangelische Kirche, eine Synagoge, eine Kreisschule, eine Leimsiederei, eine Papiermühle und ist der Sitz einer ökonomischen Gesellschaft. (*H. E. Hössler.*)

GOLDINGER THAL (das), ein etwa vier Stunden langes, im Districte Uznach des Cantons St.-Gallen gelegenes fruchtbares Bergthal, mit etwas über 1000 Einwohnern, vorwaltend katholischen Bekenntnisses, welche zusammen die Gemeinde Goldingen bilden. Es wird von dem goldinger Bach (auch Goldbach)*) durchströmt und führt seinen Namen nach einer Höhle am sogenannten Chamberg, aus welcher goldführende Erde gewonnen wird. Im Juli 1816 wurden die Kirche und mehre Häuser durch einen Bergsturz zerstört. Dieses Naturereigniß ist nicht mit einem ähnlichen, aber in seinen schrecklichen Folgen viel umfassenderen zu verwechseln, welches zehn Jahre früher das Dorf Goldau (s. d. Art.) im Canton Schwyz zerstörte. (*J. E. Volbeding.*)

GOLDIUS nannte de Koninck in den Nouveaux Mém. Acad. Bruxelles XIV. p. 6 eine neue Trilobitengattung, die er auf den weit verbreiteten, zuerst von Goldfuß beschriebenen Bronteus flabellifer begründete. Die Gattung ist jedoch von andern Paläontologen nicht anerkannt worden und somit auch der durch sprachwidrige Abkürzung aus Goldfuß gebildete Name Goldius nur noch als bloßes Synonym hin und wieder aufgeführt zu finden. (*Giebel.*)

GOLDKARPFEN oder GOLDFISCH heißt eine im Anfange des vorigen Jahrhunderts aus China in Europa eingeführte Karpfenart, Cyprinus auratus (s. den Artikel Cyprinus), welche jedoch von Nilsson zur Karausche, von Giebel und einigen andern in die Gattung Carassius versetzt worden ist. Dieselbe begreift nämlich alle Karpfenarten ohne Bärteln am endständigen Maule und mit vier spatelförmigen Schlundzähnen jederseits. (*Giebel.*)

GOLDKRONE, eine der fünf Gattungen von englischen Goldmünzen, welche König Heinrich VIII. hat schlagen lassen. Wie unter seinem Vater wurden in Golde Sovereigns, Reals, Angels oder Angelots und Georg-Nobels, endlich Kronen ausgeprägt, die aber sämmtlich durch die von genanntem Könige beliebten Münzverordnungen in einen sehr schlimmen Ruf kamen, da nicht allein der Gehalt an sich verminderl, sondern auch noch der Kupferzusatz vermehrt wurde und königliche Edicte noch überdies den Nominalwerth bedeutend erhöhten, sodaß mit Nothwendigkeit eine allgemeine Theuerung im ganzen Lande aus diesen Maßregeln hervorging, die dem Könige bei seiner Prachtliebe und Kriegslust geboten waren. Eine solche Goldkrone zeigte auf dem Avers unter einer großen Krone eine vorwärts gesetzte doppelte Rose zwischen den beiden gekrönten Buchstaben des königlichen Namens: H. und R., d. h. Henricus Rex. Die Umschrift lautet: HENRIC.[vs] VIII. RVTILANS. ROSA. SINE. SPI[n]A. Der Revers enthält das von dem englischen und französischen Wappen quadrirte königliche Wappen und in der Umschrift die Fortsetzung des Titels: DEI. G.[ratia] R.[ex] A[n]GLI[a]E. Z. [&] FRANC.[iae] D[omi]N[v]S. HIBERNIE. Die Rose auf dem Gepräge der ersten Seite ist nicht eine einfache oder eine einzelne und gefüllte, sondern eine zweifache oder doppelte Rose, die den durch Heinrich's VII. aus dem Hause Tudor bei seiner Vermählung mit Elisabeth, König Eduard's IV. Tochter, geschlichteten Krieg zwischen den Häusern Lancaster und York oder der weißen und rothen Rose andeuten soll. Gemalt mußten also die fünf äußern Blätter roth und die fünf innern Blätter weiß sein. Noch unter der Regierung der Königin Elisabeth kommt diese zweifach zusammengesetzte Rose auf einigen Münzen vor, dahingegen von König Jacob I. nur eine Goldkrone mit diesem Symbol (auf der andern Seite mit der gekrönten Distel für Schottland) bekannt ist und mit der Umschrift: DEVS TVEATVR VNITA. Die Geschichte der Münzveränderung oder -Verschlechterung in England unter diesem tyrannischen Könige findet man im Umrisse mitgetheilt bei Köhler, Münzbelustigungen. 17. Th. Stück 48 vom 1. Dec. 1745. S. 377—384, wo auch eine Viertels-Goldkrone abgebildet ist. Daselbst sind Stimmen seiner Zeitgenossen mitgetheilt, von denen nächst *Comdenus*, Hist. Elisabethae ad ann. 1560. P. I. p. 53 hervorzuheben ist Thomas Morus mit einem Epi-

4) Ueber ihn: *Thom. Warton*, History of english poetry (Lond. 1840.) Vol. III. p. 331—335; *S. Austin Allibone*, Critical dictionary of english literature and british and american authors (Philadelph. [London.] 1859.) Vol. I. p. 687.

*) Verschieden davon ist Dorf Goldach, auch im Canton St.-Gallen, District Rorschach, am gleichnamigen Flusse, der in den Bodensee einmündet; s. W. Hoffmann, Encyklopädie der Erdkunde ꝛc. S. 884.

gramm auf diese Vereinigung der beiden Rosen. Der Schluß desselben lautet anzüglich auf jenen Spruch:

„Nempe etiam spinas flos habet iste suas.“

Während alle Könige von England, um dies noch hinzuzufügen, sich seit dem Jahre 1171 nur Herren von Irland genannt hatten, wie auch Heinrich VIII. noch eine Zeit lang beibehielt, legte er sich doch, dem Papste zum Trotz, im J. 1542 eigenmächtig den Titel eines Königs von Irland bei; vergl. *Seldenus*, De tit. bonor. P. I. Cap. 4. §. II. p. 63—69 und *Waraeus*, De Hibernia Cap. IV. p. 30. (Dr. *F. L. Bösigk.*)

GOLDKÜSTE wird der Theil der Küste von Oberguinea in Westafrika, welcher sich zwischen der Elfenbein- und Sklavenküste von dem Cap der drei Spitzen (Cabo de tres puntas) bis zur Mündung des Flusses Volta (Adirri oder Amoo) hinstreckt, genannt. Nach Norden zu stößt sie im Innern an noch wenig bekannte Negerländer. Die Ausdehnung der Küste von Westen nach Osten beträgt etwa 48 geographische Meilen; die Breite derselben läßt sich nicht bestimmen und darum beruht die Annahme des Flächeninhalts, der zu 3000 □Meilen angegeben wird, nur auf einer ungefähren Schätzung.

Der westliche Theil dieses im Ganzen einförmigen Küstenstriches ist von der Küste an bis Akkra von bewaldeten Höhen bedeckt, die nach Nordosten immer höher emporsteigen und bei Tantum steil zum Meere abfallen; der östliche Theil ist eine flache, sandige, unfruchtbare, mehre Tagereisen breite, nur mit niedrigem Gebüsche bedeckte Ebene, während einige Meilen landeinwärts sich Bergzüge mit dichtem Urwalde von Woll- und Henschreckenbäumen hinziehen, zwischen denen gut angebaute und bewässerte Thäler mit großartiger Vegetation sich befinden. Den nördlichsten Landstrich bilden weite, waldlose, aber grasreiche Ebenen, die sich bis zu dem Konggebirge ausdehnen.

Der Boden besteht aus rothem Thon, Sand und Sandstein, in Ashanti aus Granit. Unter den Vorgebirgen ist das bemerkenswertheste das schon genannte Cap der drei Spitzen (Cabo de tres puntas), welches sich unter 4° 20′ nordl. Br. weit in das Meer hinaus erstreckt. Die namhaftesten Flüsse sind der Volta (Adirri oder Amoo), der 40 Fuß tiefe Prah oder Possum-Prah, d. i. heiliger Strom, der die Grenze zwischen der Ashantees und Fantees bildet und im Norden der Tendo oder Tande.

Das Klima ist in den Küstenstrichen heiß (74° bis 95° Fahrenh. im Schatten) und wird als ungesund bezeichnet, während es in dem höheren Binnenlande weniger heiß und deshalb gesünder ist. Es scheinen sich diese Angaben vorzugsweise auf die trockene Sommerzeit zu beziehen, denn in der im März beginnenden, im September endenden Regenzeit ist die Luft gemäßigt, die Nächte manchmal sogar kühl. Im Innern soll es zwei Regenzeiten und deshalb auch zwei Ernten geben. Neben den regelmäßigen Winden stellen sich zuweilen furchtbare Stürme, Travaden, ein, welche von Wirbelwinden, Regengüssen, Donner und Blitz begleitet sind und gewöhnlich aus Nordost kommen. Der Harmattan, ein regelmäßig wiederkehrender Nordostwind weht auf der ganzen Küste im December, Januar und Februar, erscheint mit trockenem Nebel, dörrt Alles aus, wirkt aber nicht so nachtheilig auf die menschliche Gesundheit, als man glauben möchte; sein Eintritt bringt vielmehr der meisten Kranken Genesung.

Aus dem Mineralreiche zieht man bei dem Mangel geordneten Bergbaues zur Zeit hauptsächlich nur Gold und Salz. Man wäscht das Gold, von welchem die Portugiesen seit der Entdeckung des Landes namhafte Mengen ausgeführt haben, im Schuttlande des Küstenstriches aus dem Sande. Im J. 1846 hat man die jährliche Goldausfuhr auf 100,000 Unzen berechnet.

Je ärmer hiernach das Mineralreich erscheint, desto reicher treten die Flora und Fauna des Landes auf.

Das Pflanzenreich bietet an Getreidearten hauptsächlich Reis und Mais und eine kleine Art Hirse; an Gartengewächsen und Gemüsen Yamswurzeln (Dioscorea), Arums (Arum), Wassermelonen (Cucumis citrullus *L.*?), Ananas (Bromelia Ananas *L.*), Erdeicheln (Arachis hypogaea) aus der Familie der Cäsalpinien mit netzaderigen Hülsen, welche sich nach dem Verblühen zur Erde senken und in derselben reifen, Erbsen und Bohnen, den fünfblätterigen Pillenbaum (Cleome pentaphylla *L.*), Judenpfeffer, Kohlportulak, Zuckerrohr, Bataten (Convolvulus Batatas *L.* oder Ipomoea Batatas), Tabak, Paradieskörner (Amomum granum paradisi *Afzel.*), auch Guineakörner, ein angenehm riechendes und wohlschmeckendes Gewürz, nach welchem die Pfefferküste oder Malaghettaküste benannt ist, Ingwer, Maniok- (Jatropha Manihot) oder Kassavewurzeln; von Bäumen insbesondere Kohlpalmen (Enterpe oleracea *Mart.*?), Dattelpalmen (Phoenix dactylifera *L.*), Weinpalmen (Mauritia vinifera *Mart.*?), Oelpalmen, Käsebäume, Melonen- oder Papayabäume (Carica Papaya *L.*) mit kürbisartigen Beeren, Pomeranzen, Citronen, Granatäpfel u. a. m.

Das Thierreich ist vertreten durch Rindvieh, kleine haarige Schafe, Ziegen, schlechte Schweine, schöne Esel, kleine häßliche Pferde. Katzen und Hunde werden als Hausthiere betrachtet, die letzteren als Leckerbissen verspeist.

Zu den nicht gezähmten Thieren zählen Elephanten, Flußpferde, Büffel, Leoparden, Tigerkatzen, Hyänen, Schakals, Hirsche, Rehe, Antilopen, wilde Schweine, Schuppenthiere, Stachelschweine, Igel, Zibethkatzen, Bisamratten und verschiedene Vierhänder, namentlich Paviane. An Geflügel ist die Küste reich. Gemeine Hühner, Perlhühner, Truthühner, Gänse, zahme und wilde Enten, türkische Enten, Fasane, Rebhühner und Wachteln, Kraniche, Reiher, Kronvögel (oder Fetischvögel, weil für heilig gehalten), Tauben, Krähen, Rohrdommeln, Möven, Adler, Geier, Eulen, Schwalben und Papageien, auch Sperlinge kommen in Menge vor. Unter den Reptilien zählt man sehr viele, auch giftige Schlangen, Krokodile und andere Eidechsen, auch den Legnan, Schildkroten, Frösche und Kröten, als eine besondere Merkwürdigkeit die melodisch

ingende Rana gibbosa. Nicht minder groß ist der Reichthum an Fischen sowol im Meere als in den Flüssen. Doraden, Albekoren, Boniten, Rochen, Brassen, Ma-relen, Häringe, Sardellen u. s. w. gibt es in Menge. Am meisten schätzt man aber die Meeräschen. Eine Art Hornfisch wird Fetischfisch oder heiliger Fisch genannt. Von wirbellosen Thieren wollen wir nur erwähnen: Bienen, gewöhnliche Ameisen und Termiten, Fliegen und Mücken, Spinnen und Scorpione, Krebse und Krabben, und neben den Austern und schönen Conchylien noch die schädlichen Pfahl- und Nervenwürmer.

Die eingeborenen menschlichen Bewohner des Landes gehören der Negerrace an. Sie gehören, wie man aus der Verschiedenheit der Sprache zu schließen berechtigt ist, zu verschiedenen Stämmen oder doch zu verschiedenen Zweigen Eines Stammes. Es würde ganz vergebene Mühe sein, die Uebereinstimmung oder Verschiedenheit einzelner Zweige bestimmt nachweisen zu wollen und deshalb beschränken wir uns darauf, als die zwei Hauptstämme oder Zweige die der Ashantees und der Fantees zu erwähnen.

Die Neger der Goldküste gelten im Allgemeinen als gut gebaute, wohlgebildete Menschen von mittlerer Größe und nicht unbedeutenden Geistesanlagen, deren gehöriger Ausbildung ihre Trägheit entgegensteht. Sie sind gutartig, fröhnen aber als sinnliche Naturkinder allen Leidenschaften, namentlich der Wollust, der Schwelgerei, der Habsucht und dem Jähzorne. Der Dieberei machen sie sich nur gegen Fremde schuldig, gegen die sie sonst höflich, gastfrei und dankbar sich bezeigen.

Ihre Wohnungen bestehen meist aus kleinen, niedrigen, armseligen Hütten. Doch gilt dies heut zu Tage besonders von den Armen, während die Reicheren bereits angefangen haben, sich Wohnungen nach europäischer Art zu bauen. Auch stechen die Ortschaften im Innern vortheilhaft gegen die an der Küste liegenden ab. Die Hausgeräthe sind äußerst einfach. Die gewöhnliche Kleidung besteht in den bloßen Pagnos oder Leibtüchern von verschiedenem Stoffe; dagegen tragen sie als putzsüchtige Menschen allerhand Flittertand an sich, namentlich halten sie viel auf Kopfputz. Die Männer tragen am liebsten Hüte.

Obwol sie gern und auch viel essen, so begnügen sie sich doch aus Sorglosigkeit und Trägheit mit sehr einfacher, geringer Kost. Die gemeinen Leute leben fast nur von Vegetabilien; außerdem werden Fische, die aber stinken müssen, viel häufiger gegessen, als anderes Fleisch, welches überdies häufig roh, mit spanischem Pfeffer bereitet, genossen wird. Palmwein ist das gewöhnlichste Erfrischgetränk, wiewol auch zu rohem Fleische Branntwein getrunken wird.

Wenn ein Neger heirathen will, kauft er das Mädchen, das er sich ausersehen, dem Vater, mit dem er sich zuvor verständigt haben muß, meist um den Preis einer Sklavin ab und jeder nimmt so viele Frauen, als er bezahlen und ernähren kann. Es findet auch eine Art Trauung statt, die durch einen Fetischpriester vollzogen wird. Ehebruch und Hurerei sind allgemeine Laster; es gibt sogar besonders dazu bestellte Lustdirnen. Die Frauen haben nicht blos die häusliche, sondern auch die Feldarbeit zu verrichten. Ackerbau und Viehzucht werden nachlässig betrieben, der Fischfang mit Geschick, in Ausübung der Handwerke haben die Neger den Europäern mancherlei abgelernt. Es gibt unter ihnen nicht ungeschickte Schmiede, Töpfer, Zimmerleute, Mattenflechter, Weber und Hutmacher.

Die Religion ist trotz der Annahme eines höchsten Wesens ein grober Fetischdienst. Jeder Neger hat seinen eigenen Fetisch, außerdem gibt es noch öffentliche Fetische, denen geopfert wird. Sie glauben an Zauberei, Hexerei und Gespenster, die Zauberer und Gaukler sind zugleich die Aerzte. Die in verschiedene Classen zerfallenden Fetischpriester ertheilen auch Orakelsprüche.

Das ganze Volk wird in 5 Classen eingetheilt. Zur ersten gehört der König mit seiner Familie, zur zweiten rechnet man die Kaboschiren oder Minister, Räthe und Häuptlinge, die dritte, welche eine Art Adel bildet, besteht aus den Kaufleuten und den Reichen, welche keine Arbeit verrichten, in der vierten stehen die Fischer oben an, dann folgen die übrigen Handwerker, Ackerbauer und Arbeiter, die fünfte umfaßt die Sklaven. Die Könige sind entweder Wahlkönige, oder erben die Königswürde. Das Regiment ist despotisch, die Rechtspflege roh. Verbrecher werden um Geld oder am Leben gestraft. Auch ist noch ein Art Gottesurtheil in einem Reinigungstranke in Gebrauch. — Kriege werden sehr häufig geführt und jedesmal feierlich angekündigt; die in das Feld Ziehenden beschmieren und entstellen den Körper so gut als möglich und behängen sich über und über mit Fetischen. Ihre Waffen bestehen in Hassagaien, Bogen und Pfeilen, Schilden, häufig auch in Flinten; ja einige Völkerschaften haben sich Kanonen angeschafft.

Ihre verschiedenen Musikinstrumente sind roh gearbeitet; die hauptsächlichsten sind Trommeln, eine Art Trompeten aus Elephantenzähnen, ein Saiteninstrument und Pfeifen. Die beliebteste Volksbelustigung ist der Tanz. Die Trauer um die Todten wird durch lautes Geheul ausgedrückt, die Todten werden begraben. — Der sehr lebhafte Handel ist hauptsächlich in den Händen der Europäer, welche Niederlassungen daselbst haben. Eingeführt werden hauptsächlich europäische Fabrikate, Metall- und kurze Waaren, allerhand Flittertand zum Putz, Geschütz und Munition, Branntwein. Die Ausfuhr dagegen besteht in Gold und Elfenbein, früher auch in Negersklaven.

Bis zum Jahre 1806 waren die Fantees (Fantis) das wichtigste Negervolk; seit dieser Zeit ist es aber von dem mächtigen, kriegslustigen Stamme der Aschantis unterjocht, der sich alle umwohnenden Stämme unterworfen hat und selbst den Europäern furchtbar geworden ist. Die Aschantis, deren ausgedehntes Reich gegen 1½ Millionen Bewohner zählen soll, gehören zu den rohesten Negern und stehen unter einem mit unbeschränkter Willkür herrschenden Könige. Sie können 100,000, nach anderen Angaben sogar 200,000 Streiter ins Feld rücken lassen. Ihre Hauptstadt Kumassi im eigentlichen Aschanti unter 6° 30′ nördl. Br., die theils durch einen Sumpf,

theils durch einen Wall geschützt ist, zählt 15,000 Einwohner. Die unterjochten Völker haben ihre Könige behalten, stehen aber unter der Aufsicht eines Aschantibeamten, müssen Tribut zahlen und müssen ihre Militairmacht mit der der Aschantis vereinigen.

Alle kleinen mehr oder minder abhängigen Negerstaaten aufzuführen, von denen wir nicht viel mehr als die Namen wissen, wäre überflüssig. Wir erwähnen deshalb nur die Küstenländer Adampi am Rio Volta mit der Stadt Ringo und Akkra und nördlich davon Anuapim und Akim, außerdem östlich vom Flusse Busempra das Gebiet der Fantis mit den Städten Mankasim und Päntri und westlich vom Busempra das reiche Goldland Ahanta mit der Stadt Busssua und das Land Amanahea oder Apollonia mit der Stadt Assinie.

Von den zahlreichen europäischen Niederlassungen, die allerdings entweder bloße Handelsfactoreien oder Forts zur Sicherstellung des Verkehrs waren, sind seit der Abschaffung des Sklavenhandels viele verlassen. An englischen Besitzungen verdienen jetzt nur noch genannt zu werden: das schöne im J. 1691 sehr regelmäßig erbaute Fort Direove, die westlichste ihrer Besitzungen, Cape Coast Castle am Gweh, welches im J. 1824 von den Aschantis belagert wurde und von welchem die Belagerer 1825 nur durch Brandraketen vertrieben werden konnten, und Annamabu und Akkra. Die Niederländer besitzen noch das Fort St. Georg el Mina auf einer Halbinsel am Flusse Benga und Crevecoeur, die Dänen Christiansborg, Friedensburg oder Ringpo. (*H. E. Hössler.*)

GOLDLACK ist der teutsche Name für Cheiranthus Cheiri. (*Garcke.*)

GOLDLAUTER, evangelisches Pfarrdorf in der preußischen Provinz Sachsen, Regierungsbezirk Erfurt, Kreis Schleusingen, in der Nähe von Suhl, mit 1598 Einwohnern. Es hat seinen Namen von den beiden dort fließenden Bächen, der Lauter und dem Goldbache. Die Bewohner nähren sich von Kohlenbrennen, Holzhauen und einigen Handwerken. (*H. E. Hössler.*)

GOLDMACHERKUNST, GOLDMACHEREI, GOLDMACHEN. Die Alchemie, jene Kunst, welche von ihren Anhängern auch die heilige, göttliche, ägyptische, hermetische oder spagyrische Kunst genannt wird, hat die Verwandlung unedler Metalle in Gold oder Silber zum Zweck. Die vollkommenen Meister dieser Kunst nannte man Adepten, die werdenden aber Alchemisten, insgemein nannte man aber die Kunst selbst Goldmacherei, Goldmachen. Sie stellte sich hauptsächlich zur Aufgabe, aus Körpern, die kein Gold enthalten, durch Kunst wahres, vollkommenes und beständiges Gold darzustellen, und behauptete, dasselbe Präparat der Kunst, welches in Gold tingirt, sei vor seiner völligen Ausfertigung eine der wohlthätigsten Arzneien, eine Panacee des Lebens.

Beschäftigung mit metallurgischen Operationen und Unkenntniß der dabei stattfindenden, oft complicirten, chemischen Processe, wobei z. B. das von anderen Stoffen abgeschiedene Gold und Silber für ein Erzeugniß der Kunst angesehen, oder gar das aus zink- und kupferhaltigen Substanzen gebildete Messing mit echtem Golde verwechselt wurde, haben wol zuerst den Glauben an eine Verwandlung und Veredlung der Metalle erregt. Als später Luxus die Bedürfnisse steigerte und die Krankheiten mehrte, vermehrte sich auch die Sucht und der Glaube, die Begierde nach Reichthum und langem Leben auf chemischem Wege zu befriedigen. Der Ursprung dieser Kunst ist dunkel und ungewiß, und bis zu Plinius' Zeiten, der ihrer nicht erwähnt, erfahren wir Nichts. Plinius sagt zwar in seiner Naturgeschichte (XXXIII. c. 4) vom Caligula: „Die Goldbegier hat den Cajus verleitet, große Massen von Auripigmentum ausschmelzen zu lassen, und in der That hat man ein vortreffliches Gold erhalten, aber so wenig, daß es die Kosten nicht lohnte;" allein diese Stelle handelt offenbar nicht von Metallveredlung, sondern von einem metallurgischen Versuche, den öfter vorkommenden Goldgehalt des Schwefelarseniks auszuscheiden. Wenn mehrfach die Ausdrücke aurum facere, aurum conficere vorkommen, so bedeuten dieselben nichts Anderes, als Gold gewinnen, Gold zugutemachen, auch wol verarbeiten, wie denn aurifex auch nicht Goldmacher, sondern Goldarbeiter bezeichnet. Andere setzen die Kunst Gold zu machen in die frühesten Zeiten der Aegypter und Griechen, allein die Beweise für die Alchemie der Aegypter bestehen nicht in der Prüfung und werden um so unwahrscheinlicher, wenn man vergleicht, was Agatharchides von Knidos (vergl. *Diodor.* III, 11) in seiner Beschreibung des rothen Meeres von dem Goldbergbau der Aegypter meldet. Ebenso sind die Zeiten der älteren Griechen frei von alchemistischen Umtrieben. Manche erklären den Democritos von Abdera in Thracien, welcher im 5. Jahrh. v. Chr. lebte, für einen Adepten, allein Democrit, der nicht blos Griechenland, sondern auch das Land der Aegypter und Chaldäer kannte, war ein zu großer Naturforscher, und aus seinen Lebensbeschreibungen, wie solche aus den zerstreuten Nachrichten von Laertios, Aelian, Valerius Maximus, Cicero, Plinius, Gellius, Plutarch, Strabo und Celsus zusammengesetzt werden kann, spricht Nichts dafür, daß er sich um der Kunst, Gold zu machen, befaßt habe.

Erst unter den alexandrinischen Griechen nach Christi Geburt finden sich unzweideutige Anzeigen vom Dasein der Goldmacherkunst. Die berühmte Hochschule von Alexandria ist es, von welcher die wissenschaftliche Idee derselben, das Bestreben, die Metallveredlung zu erfinden, ausging, und in diesem Sinne ist allerdings Aegypten das Mutterland der Alchemie, der Vater aber ein griechischer Philosoph. Eine Reihe von alchemistischen Schriftstellern, die Lehrer an jener Hochschule waren, beschäftigte sich mit der Idee und der Kunst, Gold zu machen. An der Spitze dieser Reihe steht der Pseudo-Democritus als Verfasser eines Buches, welches *Physika kai Mystika* betitelt ist. Ein anderer ist Synesios von Kyrene zu Ende des 4. Jahrh. n. C. Ihm folgten Philippos von Side in Pamphylien, Heliodoros von Emesa in Phönizien, Zosimos von Panopolis in Aegypten u. a., welche in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. zu Alexandrien lebten. Ihre Schrift-

sind sämmtlich in jenes mysteriöse Gewand gehüllt, welches einen wesentlichen Charakter der Alchemie bildet. Später schrieb Stephanos Alexandrinos, ein Naturforscher und Arzt, welcher um 615 zu Alexandria lehrte, *Περὶ χρυσοποιίας πράξεις ἕντεκα*, Neue Ausführungen von der Goldbereitung. Pappos schrieb ein *Διατήριον χημικόν*, und Kosmas schrieb eine *Χρυσοποιία* oder Abhandlung von der Bereitung des Goldes, von welcher die pariser Bibliothek noch Handschriften enthält.

Von den Griechen ging die Alchemie zu den Arabern, die im J. 642 Aegypten eroberten und die alexandrinische Bibliothek zerstörten, über. Mit den Arabern fing gleichsam ein neues Zeitalter der Chemie an, und wenn gleich bei ihnen alchemistische und neuplatonische Phantasien sehr mit der Chemie verschwistert waren, so sind doch die Arbeiten eines ihrer berühmtesten Schriftsteller Geber oder Djaber (Abu-Mussah Tschafar al-Kufi) und die viel späteren des Razes (Abu Bekr Arrasi) von den wichtigsten Folgen gewesen. Geber, der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrh. lebte, war ein praktischer Chemiker von vielen metallurgischen Kenntnissen. Seine zahlreichen Schriften wurden von Sevilla in Spanien, wo er alle Theile der griechisch-arabischen Philosophie lehrte, verbreitet. Razes lebte als Arzt im Orient und starb 932 zu Bagdad. Die Bereitung von Schwefel- und Salpetersäure, von Königswasser, Quecksilber-Präparaten und anderen Metalloxyden, die Kenntniß des alkoholischen Gährungsprocesses bezeichnen hauptsächlich den Werth der Schriften beider. Sie räumen sogar die Möglichkeit einer Metallverwandlung ein, und verleihen ihr durch die Lehre von der Zusammengesetztheit der Metalle aus drei Elementen einen theoretischen Haltpunkt. Bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts läßt sich die Reihe alchemistischer Schriftsteller bei den Arabern verfolgen. Sie schrieben: Das Buch der Reichthümer, das Buch vom Stein der Weisen, von der Färbung der Metalle, Schlüssel des Erbarmens und Leuchte der Weisheit, Buch der Geheimnisse, consilium conjugii Solis et Lunae und viele andere, welche sämmtlich handschriftlich in den größeren Bibliotheken Europa's, namentlich zu Paris, Leyden und Wien erhalten sind und aus welchen allen das Bestreben, Gold zu machen, die Goldkunst zu verbessern, mehr oder weniger hervorgeht. Vieles erzählt hierüber Leo Afrikanus in: De viris quibusdam illustribus apud Arabes, edit. Hottinger.

Mit Beginn des 13. Jahrh. fand die Goldmacherkunst auch in Teutschland und dem übrigen Europa Eingang durch die Gelehrten, welche die Universitäten in Frankreich und Italien besuchten. Besonders war es die höhere Geistlichkeit, welche mit Eifer und Aufwand der Goldkunst oblag. Albrecht von Bollstädt, gewöhnlich *Albertus Magnus* citirt, 1193 zu Lauingen an der Donau geboren, studirte zu Padua, trat 1223 in den Dominikanerorden, war der erste alchemistische Schriftsteller teutscher Nation. In seiner Geschichte der Metalle und Mineralien, lib. III. tract. II. c. 6, sagt er: „Aus dem Silber entsteht leichter Gold als aus einem anderen Metalle; denn an ihm braucht man nur Farbe und Gewicht abzuändern und das geschieht ohne Mühe." Andere alchemistische Schriftsteller dieser Periode sind: Thomas von Aquino, Christoph von Paris und Roger Baco, der an der Spitze der englischen Alchemisten des 13. Jahrh. steht. Noch andere waren Peter von Albano, Peter von Toledo, Arnold Bachuone, Guido de Montanor, denen als Ehrenmitglied in der Reihe der Alchemisten noch Alphons X., König von Castilien, hinzugefügt werden kann. Mit dem 13. Jahrh. entwickelte sich die Sucht der Goldmacherei vollständig durch eine große Anzahl mysteriöser und vielversprechender Schriften, fast sämmtlich hervorgegangen aus den gelehrten Schulen der Araber in Spanien. Im 14. Jahrh. ist Raimund Lullus der berühmteste Alchemist. Sein Ruf verbreitete sich über ganz Europa, und selbst König Richard III. von England leistete ihm großen Vorschub. Die Zahl der Lullus'schen Schriften wird überhaupt auf fünfhundert geschätzt, von denen viele in der kaiserlichen Bibliothek zu Wien vorhanden sind. Andere Schriftsteller über Alchemie sind: John Cremer, Abt zu Westminster in London; Peter von Ferrara, Magister der freien Künste zu Pola in Istrien; Antonius von Abbatia, ein italienischer Mönch; Ottmar, gewöhnlich *Magister Odomarus* genannt, Mönch zu Paris; *Jean de Roquetaillade*, Mönch zu Aurillac in der Auvergne. Von den vielen französischen Alchemisten hatte *Nicolas Flamel*, ein Büchercepist zu Paris, den meisten Ruf. Auch Karl VI., König von Frankreich, wird zu dieser Reihe französischer Alchemisten als arrière-garde gezählt.

In dem 15. Jahrh. glänzte ganz besonders Basilius Valentinus, der angeblich 1413 im St. Petereskloster zu Erfurt als Mönch gelebt hat und „in Arzneikunst und Naturforschung bewundernswerth" gewesen ist. In seinem Testamente bekennt er sich ausdrücklich dazu, daß er den Stein der Weisen selbst bereitet habe, und die Tinctur, das Aurum potabile, für eine wahre Universalmedicin erkenne. Von seinen Schriften ist eine lateinische Ausgabe gesammelt unter dem Titel: Basilii Valentini Scripta chymica. Hamburg. 1700. Unter diesen sind bemerkenswerth: De Magno Lapide antiquorum Sapientum; Tractatus de rebus naturalibus et supernaturalibus metallorum et mineralium; Apocalypsis chemica und Basilii Testamentum ultimum. In England hatte die Alchemie seit Cremer's Zeit in sofern eine andere Richtung genommen, als man Gold und Silber durch Legirung mit anderen Metallen zu vermehren suchte; man mißbrauchte die vermischte Karatirung, um hochgoldfarbige Compositionen von geringem Gehalte darzustellen. Schon Heinrich IV. veranlaßte daher 1404 durch ein Gesetz, die Vermehrung des Goldes und Silbers bei Strafe der Felonie zu verbieten. Aber König Heinrich VI. war ein großer Verehrer und Liebhaber der Astrologie, Magie und Alchemie, er begünstigte die Alchemisten, und erließ sogar von 1440 an Patente, Gold zu machen und nebenbei Lebenselixire zu verkaufen. Das Resultat war

falsches Gold und falsche Münze, die man mit den Stempeln der Rosennobel prägte und nach Frankreich spedirte. In Frankreich figurirte während dieser Zeit *Jaques le Cor* als großer Alchemist, den der König Karl VII. zu seinem Finanzrathe ernannte. Er schuf aus dem aurum sophisticum die falschen französischen Schildkronen, um den Misbrauch der falschen Rosennobel zu vergelten. An den teutschen Höfen wurde in dieser Zeit Barbara, Gemahlin des Kaisers Siegmund, als Alchemistin bekannt. Nicht minder eifrig laborirte der zweite Sohn Friedrich's I., Kurfürst von Brandenburg, Markgraf Johannes, in der Geschichte Johann der Alchemist genannt. König Eduard IV. von England ertheilte 1476 sogar die Erlaubniß, Gold aus Queckſilber zu machen. Georg Ripley aus der Grafschaft Yorkshire wurde von den Alchemisten zu den Epopten der hermetischen Mysterien gerechnet, allein er war mehr ein erfahrener Chemiker als Adept. Mit Ludwig von Neus oder Neisse aus Schlesien beginnt auch die durch mehre Jahrhunderte fortlaufende Reihe der fahrenden Alchemisten, die von einem Orte zum anderen umherzogen, unter glänzenden Versprechungen zu theueren alchemistischen Processen verleiteten, und dabei am Ende sich allein auf Kosten der Hintergangenen bereicherten. Die Alchemisterei wurde eine förmliche Landplage. Fast alle damals bekannten unedeln Metalle wurden großen und kostspieligen Versuchen unterworfen, und vorzüglich glaubten die Alchemisten mit Queckſilber, welches nach ihrer Meinung flüssiges lebendiges Silber war, die Grundlage ihres großen Werkes zu finden. Unter allen fahrenden Alchemisten jener Zeit hat Salomon Trismosinus, ein Teutscher, den meisten Ruf erlangt. Er versichert in seinen Schriften, mit seiner Tinctur große Massen Gold erzielt zu haben, die arzneiliche Wirkung seiner Tinctur offenbare die Wunder der Panacee, Uebertreibungen, die mit dem Panaceisten auch den Alchemisten in den Augen der Gemäßigten verwarfen. Allein nichtsdestoweniger gesellten sich in dieser Periode, die bis in das 16. und 17. Jahrh. hineinreichte, Thorheiten und Schwärmereien aller Art zur Alchemie, es kamen zu ihr noch Theosophie, Kabbala, Chiromantie, Nekromantie, Astrologie und Magie.

Das 16. Jahrh. eröffnete seine Reihen in *Giovanni Aurelio Augurelli*, einem Römer, der vom Steine der Weisen sagte:

> Illius exigua projecta parte per undas
> Aequoris, argentum vivum si tunc foret aequor,
> Omne vel immensum verti mare posset in aurum.

Er schrieb unter dem Titel: Chrysopoeia ein episches Gedicht, und dedicirte es 1514 dem Papste Leo X. Der schlaue Papst, der allerdings das Gold sehr liebte, sich dasselbe aber auf einem sicheren Wege, durch den Ablaßhandel zu verschaffen wußte, nahm zwar das Gedicht höflich an, verehrte aber lächelnd dem Poeten einen leeren Beutel mit den Worten: „wer solche Kunst besitze, dem fehle nur noch der Beutel, um das Gold hinein zu thun." Viele Italiener, zum Theil der Priesterschaft angehörend, widmeten sich der Alchemie. Giovanni Francesco Pico, Principe della Mirandola, schrieb 1515 eine gelehrte lateinische Abhandlung: De Auro, worin er theils die Möglichkeit der Metallveredlung philosophisch darzuthun sucht, theils historische Beweise ihrer wirklichen Ausübung beibringt. In Spanien zeigten sich damals noch Alchemisten, die später ausstarben, als durch Amerika's Schätze ihre Kunst überflüssig ward. In Teutschland führte die Reformation eine freiere Publicität herbei. Die Aufhebung der Klöster zerstörte manche Werkstatt der Alchemisten, brachte viele Schriften der hermetischen Kunst in Umlauf, allein eine Veränderung im Stande der Sache wurde nicht hervorgebracht. Melanchthon nannte die Alchemie: imposturam quandam sophisticam, aber Luther war, wie er in seiner Canonica sich ausspricht, immer noch ein Gönner der Alchemie. Außer Heinrich Cornelius Agrippa ist noch ein blendendes Irrlicht jener Zeit Philippus Aureolus Paracelsus Theophrastus Bombast von Hohenheim, der größte Marktschreier in der Geschichte der Arzneikunst und Goldmacherei. Von seinen vielen Schriften gehören besonders hierher: De tinctura Physicorum; Thesaurus thesaurorum Alchemistarum; De metallorum transmutationibus et caementis; Aurora Philosophorum; De Mercuriis metallorum u. a. Georg Agricola, ein berühmter Metallurg, gestorben 1555 zu Chemnitz in Sachsen, schrieb alchemistische Abhandlungen, sagte sich aber in höheren Jahren von der Alchemie los und widmete seine ausgebreiteten Kenntnisse mehr dem praktischen Berg- und Hüttenfache. In Teutschland, Frankreich und Italien kamen eine große Menge, allen Classen angehörende Anhänger, vorzugsweise aber unter den Geistlichen und Aerzten zum Vorschein, welche den Gläubigen Gold versprachen und ihnen ihr Silber abnahmen. Leibärzte waren es besonders, welche der Goldmacherkunst den Zutritt bei den Höfen verschafften. Wir können nicht umhin an die Worte von Hans Sachs in seinem Gedichte: „Geschichte Keyser Marimiliani mit den Alchimisten" zu erinnern. Er erzählt darin, daß ein Venediger im J. 1513 an des Kaisers Hofe gelebt und demselben zehn Mark Gold gemacht, sodann aber sich heimlich entfernt und folgende Zuschrift hinterlassen habe:

> O Keyser Maximilian!
> Welticher dieser Künste kan,
> Sieht dich noch römisch Reich nit an.
> Daß er dir solt zu Gnaden gan.
> Wer diese Kunst recht weiß und kann,
> Der beut um Geld sie Niemand an.

Unter allen aber glänzte Kaiser Rudolph II., er war gleichsam Fürst der Alchemisten, und seine Residenz Prag der Sonnenpunkt der Goldmacherkunst. Die Alchemisten nannten ihn den teutschen Hermes Trismegistos und rühmten seine Wissenschaft an den Kreuzwegen. Der gekrönte Dilettant umgab sich nur mit Eingeweihten der Astrologie, Magie und Alchemie. Tycho de Brahe und Kepler mußten ihre Talente seinen astrologischen Berechnungen leihen, seine Leibärzte, Thaddäus von Hayek, Michael Mayer und Martin Ruhland, waren Alchemisten, und alle fahrenden Alchemisten waren

bei ihm willkommen und fanden gute Aufnahme. Unter diesen stand besonders der Engländer Edward Kelley, den der Monarch zum Freiherrn von Böhmen ernannte, in hoher Gunst. Mit einem einzigen Tropfen eines blutrothen Oeles verwandelte Kelley ein ganzes Pfund zuvor erhitztes Quecksilber in gutes Gold, und schrieb eine lateinische Abhandlung vom Steine der Weisen. Allein nicht blos in Prag, sondern auch an anderen teutschen Höfen fanden die fahrenden Alchemisten gute Aufnahme. Zu letzteren gehört Hieronymus Scotus, ein Schotte, der seit 1575 in Teutschland reiste und zu Nürnberg, Cöln und anderwärts Gold machte. Er lebte 1590 am Hofe des Markgrafen Johann Friedrich von Ansbach, in Coburg wurde er von dem Herzoge Johann Casimir geehrt. Auch der sächsische Hof hatte seinen Alchemisten. Kurfürst August von Sachsen arbeitete eigenhändig und fleißig am Stein der Weisen. Er hatte sein eignes Laboratorium zu Dresden, welches nur das Goldhaus genannt wurde. Die Gemahlin des Kurfürsten, Anna von Dänemark, leistete ihrem Gatten mit großer Ausdauer Hilfe, und die Alchemisten David Beuther und Sebald Schweetzer standen lange in ihren Diensten. Auch August's Nachfolger, Kurfürst Christian, arbeitete fleißig in der Goldmacherkunst, und nicht minder eifrig war der Herzog Friedrich von Würtemberg, der in alchemistischen Versuchen die Einkünfte seines Landes verschwendete und 1608 starb. Unter seinen alchemistischen Gästen befand sich Georg Honauer, der durch seine Vorspiegelungen den Herzog um zwei Tonnen Goldes betrog, aber an einem eisernen, mit Flittergold vergoldeten Galgen und mit einem vergoldeten Kleide 1597 aufgehängt wurde.

Im 17. Jahrh. vermehrte sich die Zahl der Alchemisten bedeutend. Die Fürsten selbst hatten ein zu gutes Beispiel gegeben, um aufzumuntern und anzuregen. Selbst offenbare Betrügereien, die, wenn sie entdeckt, sehr oft an Leib und Seele gestraft wurden, vermochten nicht den Glauben an die Kunst, Gold zu machen, zu erschüttern. Goldgierde oder zerrüttete Finanzen öffneten ihr immer aufs Neue die Thür der Großen und ebenso fanden sich auch stets neue Abenteurer. Am meisten begünstigte die um das Jahr 1610 zuerst zusammengetretene Brüderschaft der Gold- und Rosenkreuzer, welche alle Grundsätze der alten Kabbala in Lehre und Leben vortrug und ausführte, das Possenspiel der Goldmacherei. Zu ihnen gehörte Andreas Libau aus Halle in Sachsen, ein ausgezeichneter Chemiker, der aber in vielen Schriften der Alchemie das Wort redete. Als fruchtbare Schriftsteller der Alchemie machte sich Benedict Töpfer, bekannt unter dem Namen *Benedictus Figulus*, geltend. Sein Witz verleitete ihn u. a. in seinem Rosarium (R. novum olympicum et benedictum) zu lehren, wie man Gold aus Juden machen könne. Er versichert, daß 24 Juden ein Loth Gold geben, berechnet auch, daß bei täglicher Wiederholung des Processes jährlich aus 100 Juden, nach Abzug der Festtage, 1248 Loth Gold zu machen sind. Andere waren Joachim Tank aus Perleberg, Oswald Croll aus Hessen, Heinrich Roll, Arzt zu Steinfurt, Johann Graßhof, Syndikus zu Stralsund, Ambrosius Siebmacher aus Nürnberg, Johann Clajus, Pfarrer zu Bardeleben u. a. m. Auch Italien und Frankreich hatten ihre Alchemisten. In letzterem machte Dubois großes Aufsehen. Er verwandelte in des Königs und des Cardinals Richelieu Gegenwart die Flintenkugeln der Schildwache in Gold, wurde aber als Betrüger erkannt und aufgehängt. Unter den englischen Alchemisten zeichnete sich John Thornbourgh, Bischof von Winchester, aus. Er schrieb eine Abhandlung: Nil, aliquid, omnia, in gratiam eorum, qui artem auriferam physico-chymice et pie profitentur. Oxonii, 1621. Auch Robert Fludd a Fluctibus, gebürtig aus Kent und Arzt in London, war ein eifriger Gold- und Rosenkreuzer. Der dreißigjährige Krieg unterbrach nicht allein nicht die Geschäftigkeit der fahrenden Alchemisten, sondern begünstigte sie noch. Mitten im Gewühle des Krieges traten dergleichen Figuranten auf, reisten von Hof zu Hof, und fanden meistens sehr freundliche und willfährige Aufnahme, namentlich bei dem Herzoge Franz II. von Sachsen-Lauenburg, dem Herzoge Ernst von Baiern, dem Herzoge Heinrich Julius von Braunschweig, dem Landgrafen Moritz von Hessen, dem Fürsten Rudolph von Anhalt-Zerbst, dem Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, dem Markgrafen Friedrich von Baden, dem Grafen von Stolberg u. s. w. Der König Christian IV. von Dänemark ernannte 1647 den Münzmeister Kaspar Harbach zu seinem Leibalchemisten, der vorgab, ein Geheimniß zu besitzen, vermöge dessen er die aus den norwegischen Gruben eingelieferten Metalle in Gold verwandeln könne. Der König empfand es übel, als seine Unterthanen den geheimen Kräften Harbach's mistrauten und gab ihnen einen goldenen Verweis. Auf seinen Befehl wurden aus dem künstlichen Golde neue Dukaten geprägt, welche auf der Bildseite den König in ganzer Figur mit seines Namens Umschrift darstellten, auf der Rückseite aber eine große Brille mit der Beischrift: Vide mira Domi. 1647 enthielten. Diesen Brillendukaten gegenüber ließ man in Holland eine Spottmünze schlagen, die von Kupfer, aber einseitig vergoldet war. Auf der gelben Seite las man: Aus Noord komt Gold, auf der rothen hingegen: Mar wenig.

Als Kaiser Ferdinand III. 1648 in Prag war, brachte ihm ein gewisser Richthausen einen Gran rothen Pulvers mit dem Bericht, das sei der berühmte Stein der Weisen. Mit dem erhaltenen Gran Tinctur wurde in Gegenwart des Kaisers und seines Oberbergmeisters Grafen Rusi eine Projection auf drei Pfund Quecksilber veranstaltet. Man erhielt davon beinahe drittehalb Pfund feines Gold. Der hoch erfreute Kaiser ernannte Richthausen zum Freiherrn von Chaos und ungarischen Kammergrafen, und ließ aus dem erhaltenen Golde eine einzige Denkmünze von 300 Dukaten schlagen. Eine andere Transmutation führte der kurpfälzische Oberjägermeister, Baron Pfenniger, auf Blei aus. Aus dem erhaltenen Golde ließ der Kaiser eine Medaille mit folgendem Hexameter schlagen: Aurea progenies plumbo

prognata parente. Von den Schriftstellern dieses Jahrhunderts zeichnet sich Johann Rudolph Glauber aus. Er betrieb die technische Chemie mit großem Eifer, war Alchemist, gestand aber selbst in seiner Continuatio miraculi mundi und im Opus minerale, daß er zur Zeit nicht den geringsten Nutzen in Verbesserung der Metalle gehabt habe. Johann Adam Osiander, Professor der Theologie zu Tübingen, schrieb Experimenta de Sole, Luna et Mercurio. In Nürnberg entstand 1654 eine alchemistische Gesellschaft, in welche auch der ausgezeichnetste Philosoph Teutschlands im 17. Jahrh., Gottfried Wilhelm Leibnitz als Secretair und Geheimschreiber der Gesellschaft aufgenommen wurde. Selbst er konnte noch in den letzten Jahren seines Lebens sich nicht entschließen, die Alchemie ganz zu verleugnen. Einer der thätigsten Alchemisten dieser Zeit war auch Johann Joachim Becher, Professor und Leibarzt des Kurfürsten von Mainz. Allein zu rechtschaffen zum Betrug und zu schroff in seinen Aeußerungen hielt er sich nicht lange. In den Niederlanden wurde in diesen Zeiten auch Johann Friedrich Schweizer, bekannt unter dem latinisirten Namen *Helvetius*, Leibarzt des Prinzen von Oranien, berühmt. Seine Schrift: Vitulus aureus, quem mundus adorat et orat, Amstelodami, 1667 stempelt ihn zu einen Gläubigen der Goldmacherkunst. Selbst der berühmte Benedict Spinoza spricht sich in seinem 45. Briefe an Jarrig Jellis zu Gunsten Helvetius' aus. Von anderen Niederländern gab Goosen van Breeswyck drei alchemistische Abhandlungen in holländischer Sprache heraus, als 1) De roode Leeuw of het Sout der Wysen. Amsteldam 1672, 2) De gröne Leeuw of het Light der Wysen, Amsteldam 1674, 3) De gonde Leeuw of de Azyn der Wysen. Amsteldam 1675. In Frankreich erschienen in diesen Zeiten verschiedene Schriften, von denen besonders die von Isaac Chartier: De la science du plomb sacré des Sages, ou Antimoine, à Paris 1651 Interesse gewährt. Selbst in der Türkei nahm man jetzt an der Idee der Metallveredlung regen Antheil. Muhammed Kinperli, Großvezier unter Muhammed IV., wird als Liebhaber der Alchemie genannt, und Paul Lucas, ein französischer Arzt, welcher in den Jahren 1699—1705 Reisen durch Aegypten, Syrien, Persien, Armenien, die Türkei und Griechenland machte, erzählte in seinen Reisebeschreibungen, wie sehr die Orientaler an eine Metallveredlung glauben und wie gut die Araber es verständen, diese Kunst ihren Zöglingen, den Türken, beizubringen.

In Teutschland erregte in der letzten Hälfte des 17. Jahrh. eine Schrift von Wilhelm von Schröder: Nothwendiger Unterricht vom Goldmachen, Leipzig 1684, viel Aufmerksamkeit. Als Adept reiste ein Baron von Wagnereck in den Jahren 1680—1683 umher, nahm aber ein trübseliges Ende. Einer der frechsten Betrüger war Christian Wilhelm Freiherr von Krohnemann, welcher von 1677—1686 am Hofe des Markgrafen Georg Wilhelm von Baireuth die Rolle des Adepten spielte, zuletzt aber zu Gulmbach aufgehängt wurde mit der Beischrift: „Ich war zwar, wie Merkur wird für gemacht, bedacht; doch hat sichs umgekehrt, und ich bin für gemacht." Eine besonders wissenschaftliche Richtung in seinen alchemistischen Arbeiten hatte Johann Kunkel, geboren 1630 zu Rendsburg, gestorben 1702 zu Stockholm als Bergrath und Freiherr von Löwenstern. Seine mehr als dreißigjährige alchemistische Praxis führt ihn auf die Entdeckung des Harnphosphors, des Rubinglases und anderer chemischen Erfindungen, die sein Andenken ehren. Seine Ueberzeugung von der Möglichkeit der Metallveredlung beruhte hauptsächlich auf Versuchen, durch oft wiederholtes Schmelzen des Goldes mit Salmiak die Farbe desselben bis zum Rothgelben zu erhöhen. Dagegen ward seines Gold durch oft wiederholtes Schmelzen mit Borax so bleich, daß es nicht mehr zum Vergolden gebraucht werden konnte. Wenn dem nach, so schloß er in seinem Laboratorium S. 556, die Kunst vermag, das Gold in einem Falle zu übergolden im anderen zu entgolden, d. h. hinauf- oder herabzustimmen, so ist das schon ein Anfang zur Zusammensetzung oder Zerstörung, wonach die Neuerzeugung nicht unglaublich erscheint. Auch in dem Engländer und berühmten Naturforscher Robert Boyle erhielt die Alchemie unerwartet einen Vertheidiger. Seine Schrift: Historical Account of a degradation of Gold, made by an Anti-Elixir, a strange chemical Narrative. London 1678, gibt zu, daß seine Versuche freilich keine Veredlung sondern eine Vernedlung darstelle; indessen werde durch das Eine die Möglichkeit des Anderen dargethan.

Das 18. Jahrh. zeigt uns die Eigenthümlichkeit, daß höchste Blüthe und Verfall der hermetischen Kunst ihm angehören. Wol hatten die Fürsten, nachdem sie Jahrhunderte hindurch selbst eifrig mit Retorten und Tiegeln operirt hatten, um die köstliche Tinctur zu bereiten, von der ein Tropfen große Mengen von Blei oder Quecksilber in Gold verwandeln sollte, endlich erkannt, daß sie Spielbälle in den Händen schlauer Betrüger gewesen, die man sich nun auf nicht sehr glimpfliche Weise vom Halse schaffte. So wurde der berüchtigte Vagant Caëtano, Graf von Ruggiero, der nach vielen Irrfahrten endlich nach Berlin verschlagen war und hier versprochen hatte, den königlichen Schatz um beliebige Summen zu bereichern, 1709 in einem mit Flittergold bekleideten Kleide an einen vergoldeten Galgen aufgehängt. Ein gleiches Schicksal theilte ein teutscher Industrieritter, Hektor von Plettenberg, der dem italienischen in Nichts nachstand. Auf Befehl August's II. von Sachsen und Polen wurde er 1720 auf dem Königsteine enthauptet. Solche Mittel brachten zwar die fahrenden Adepten zum Verschwinden, aber die große Kunst blühte mehr denn je. Von den Höfen dem Scheine nach verscheucht, wurde sie jetzt zum ersten Mal Gemeingut des Volkes. Wie sehr die Epidemie grassirte, ersehen wir aus den poetischen Klagen einiger Adepten, die ihrem Zorne darüber, daß die heilige Kunst in den Koth getreten wurde, in Versen Luft machten. So schrieb Einer:

Wer im gemeinen Dienst dem Staat nichts nützen kann,
Wer jung als Passagier sein Hab und Gut verthan,

Will nun in Müßiggang, aus Gläsern, Rauch und Kohlen
(Schaut doch das Wunderwerk) des Schadens sich erholen.

Und ein Anderer:

Es will fast Jedermann ein Alchemiste heißen,
Ein grober Idiot, der Junge mit dem Greisen;
Bartscherer, altes Weib, ein kurzweiliger Rath,
Der kahlgeschorne Mönch, der Priester und Soldat.

Doch Einzelne sind leichter zu betrügen als Viele, und so mußte sich denn die geheime Kunst bald wieder ihre Anhänger unter den Gebildeten suchen. Die Verhaftung des aus Berlin entflohenen Adepten Johann Friedrich Böttticher aus Schleiz im Voigtlande im J. 1703 zu Dresden auf Befehl Königs August II. lieferte eines der erfreulicheren Beispiele, da sie 1704 zur Entdeckung des braunen Jaspisporzellans und 1709 des weißen Porzellans Anlaß gab. Nach Georg Ernst Stahl's Lehre vom Phlegiston waren die Metalle zusammengesetzte Körper, gebildet aus kalkartigen Stoffen und einem räthselhaften Körper, dem Phlogiston. Letzteres konnte man den Metallen nehmen, wodurch diese in Metallkalke verwandelt wurden, und diesen konnte man es wieder zuführen, d. h. wieder Metalle aus ihnen machen. Aber für sich darstellen konnte man diesen Stoff nicht, er war unfaßbar. Außer anderen merkwürdigen Eigenschaften war ihm auch die eigen, die Körper, mit welchen er sich verbunden hatte, leichter zu machen, als sie vor dem Hinzutreten des neuen Körpers gewesen waren. In dieser Widersinnigkeit sah Stahl auffallenderweise eine Stütze seiner Ansicht, indem er sagte: „Da das Phlogiston leichter ist als Luft, so sucht es den Körper, mit dem es sich verbunden hat, zu heben, wodurch dieser einen Theil seines Gewichtes verliert." Man entnahm aus dieser Lehre die von Geber übernommene Ansicht von der Zusammengesetztheit der Metalle für eine unantastbare Wahrheit, durch welche noch viele Schwärmer und Unwissende zur alchemistischen Thätigkeit angezogen wurden und einem Wahne folgten, dem unter den Vereinzelten zuweilen noch die ersten Geister huldigten. Selbst Preußens großer König Friedrich II. war nicht ganz frei davon. Im J. 1751 erschien eine Frau van Pfuel mit zwei schönen Töchtern in Potsdam und machte so, indem sie den Reigen der fahrenden Adepten schloß, das alte Wort derselben wahr, daß die Goldmacherei eine wahre Frauenarbeit sei. Die Operationen dieser schönen Damen kosteten dem erleuchteten Könige zehn Tausend Thaler, ohne daß er dafür die Seele des Goldes erlangte. Der Spott, mit dem er später die Alchemie reichlich geißelte, war also theuer erkauft. Auch Goethe finden wir vertieft in dem Studium der Koryphäen der Alchemie und ging er mit nichts Geringerem um, als den Stein der Weisen — die Universalmedicin — zu finden. Die schönste Frucht, welche uns die durch viele Jahrhunderte betriebene geheimnißvolle Kunst geliefert hat, ist Goethe's Faust. Doch ist das 18. Jahrh. noch reich an Experimenten, und unter den Laboranten führen wir noch an: den Landgrafen Ernst Ludwig von Hessen-Darmstadt, den dänischen Kanzleirath Dippel, den Professor der Chemie Barchusen zu Utrecht, den Professor Henfing zu Gießen. Großes Aufsehen erregte eine in der Officin der Franke'schen Stiftungen zu Halle 1750 vorgekommene Transmutation. Von der Richtigkeit dieser Thatsache war selbst ein seiner Zeit sehr geschätzter Gelehrter, der Berg- und Salinendirector von Leysser (1774), überzeugt. Ein anderer hallischer Gelehrter, der berühmte Theolog Semler, beschäftigte sich 1786 direct mit der hermetischen Kunst. Er suchte eifrig nach der Universalmedicin, um den sterblichen Menschen das verlorene Paradies wenigstens theilweise wieder zu verschaffen. Bei diesen Versuchen sah er nun leibhaft vor seinen Augen das reinste Gold hervorwachsen. Der berühmte Chemiker Klaproth sollte die Zweifel gegen dieses Wunder entwaffnen, weshalb Semler vor dessen Augen und in Gegenwart einer glänzenden Gesellschaft in Berlin operirte, wobei er aber Nichts als Spott und Hohn erntete, denn es ergab sich, daß der Goldmacher von einem Soldaten, dem er Gutes gethan, in der wohlgemeinten Absicht, seinem Wohlthäter Vergnügen zu machen, betrogen worden war.

Der Glaube an die hermetische Kunst ist bis in die neueste Zeit nicht untergegangen, obgleich derselbe seinen Todesstoß durch die über alle Theile der Naturwissenschaften verbreiteten Kenntnisse und die stets erweiterten Erfahrungen im Gebiete der Chemie, hauptsächlich durch das antiphlogistische System, welches die Einfachheit der Metalle als einen ihrer Grundsätze ausgesprochen, erhalten. Einzelne halten stets noch hartnäckig daran fest. Im J. 1796 stiftete der bekannte Verfasser der Jobsiade, Dr. Kortüm in Bochum mit dem Dr. Behrens zu Schwerte bei Dortmund die hermetische Gesellschaft, deren Werke wir bis 1819 verfolgen können. Im J. 1832 erschien in der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle eine Geschichte der Alchemie vom Professor Dr. Schmieder, der vollkommen davon überzeugt war, daß die Verwandlung der Metalle möglich sei und daß der Stein der Weisen zu verschiedenen Zeiten wirklich existirt habe. Einzelne Familien glauben noch hier und da im Besitze dieses Geheimnisses zu sein. So wurde 1837 dem Gewerbevereine in Weimar eine Tinctur übergeben, die aber bereits Gold enthielt, damit sich jeder von der freilich sehr schwachen Kraft derselben überzeugen könne. In Paris ist die Sache sogar bis in die neueste Zeit wissenschaftlich betrieben worden, wie wir dies aus dem 1844 erschienenen Lehrbuche der Chemie von Baudrimont ersehen. Nach ihm hat sich ein gewisser Ivary vielfach mit Versuchen beschäftigt, bei denen der Sauerstoff das mächtige, die Verwandlung bewirkende Princip abgibt, deren Resultate mit der Zeit ein Gelingen in Aussicht stellen. Im J. 1853 wurde ferner an die pariser Akademie eine Schrift eingereicht, die folgenden Titel führte: „Die Metalle sind keine einfachen Körper, sondern zusammengesetzte. Die künstliche Darstellung der edeln Metalle ist möglich, ist eine Thatsache." An der gewohnten Marktschreierei und Unverschämtheit fehlt es aber dieser kleinen Schrift auch nicht. In ihr wird Lavoisier, der bekanntlich seit dem letzten Viertel des 18. Jahrh. in Folge seiner Entdeckungen die Chemie zu einer Macht gehoben, als ein Irrlehrer hingestellt, der den Forschern einen falschen

Weg gebahnt habe. Der Verfasser, Tifferean, legte sogar 1855 der französischen Akademie von Neuem das sechste Memoire über die „Transmutation der Metalle" vor. (Comptes rendus. T. XXXIX, 205.) Auch Teutschland ist nicht zurückgeblieben. Ein gewisser Schechner hat der pariser Akademie (Compt. rend. l. c. 1035) angezeigt, daß nach seinen Untersuchungen gewisse Metalle mit Unrecht für einfache Körper gehalten werden. Er will jedoch seine großen Entdeckungen nur gegen eine Belohnung veröffentlichen. Sonderbar, daß grade die Goldmacher, für die doch das Gold gar keinen Werth haben sollte, da sie es ja in unbegrenzten Mengen selbst fabriciren zu können vorgeben, so sehr darauf erpicht sind!

Es ist nicht zu leugnen, daß aus dem Jahrhunderte lang fortgesetzten Streben, Gold zu machen, manche reelle Entdeckung hervorgegangen ist und daß große Schwierigkeiten zu besiegen waren, ehe man zu einer klaren Einsicht in die chemische Natur der Körper gelangte. Allein ein Gewinn für die Wissenschaft ist jetzt aus dem Studium der Goldmacherei nicht zu erwarten. Die Chemie hat in neuerer und neuester Zeit über alle Erwartung den alten Ruf, daß sie Gold machen könne, dadurch gerechtfertigt, daß sie nicht allein die Grundlagen zu mannichfachen neuen Schöpfungen der Industrie geliefert, sondern vornehmlich dazu beigetragen hat, daß die Bedürfnisse der Menschen auf ungleich leichtere Art zu befriedigen sind, wodurch die Behaglichkeit des Lebens für weite Kreise zugänglich geworden ist. Daß es trotz aller Fortschritte der Wissenschaft immer noch Männer gibt, welche eine vierzehn Jahrhunderte lang von einer Generation zur anderen fortgepflanzte Meinung für die Wirklichkeit der Goldmacherkunst zugeben und behaupten, beruht mehr in der Thatsache, daß in dem bearbeiteten Stoffe von Anfang an Gold enthalten gewesen und dieses der Aufmerksamkeit entgangen ist. Ueberhaupt ist das Gold verbreiteter in der Natur, als man gewöhnlich denkt. Versuche, welche in der Bergschule zu London angestellt worden sind, haben ergeben, daß das Gold als merkliches Quantum in jeder britischen und ausländischen Bleisorte, Mennige, Bleiweiß und Bleizucker, sowie endlich in allen im Handel vorkommenden Sorten Wismuth enthalten sei (Phil. Mag. Vol. V. p. 310). Die Untersuchungen werden mit den verschiedenartigsten Mineralien fortgesetzt, sodaß also noch weitere Erfolge bevorstehen. Daß aber dergleichen rohe Schmelzversuche, wie solche vom größten Theile der fahrenden Alchemisten unternommen sind, keine Zersetzung der Metalle bewirken können, ist eine ebenso ausgemachte Sache, als dieselben gewöhnlich Betrüger waren, welche sich gutmüthig Betrogene auswählten, oder goldgierige und habsüchtige Menschen täuschten.

Die historischen Untersuchungen von den Lehren der Goldmacherkunst, wie solche aus der großen Anzahl von Schriften der Alchemisten hervorgehen, führen zu folgenden Resultaten: 1) Es gibt ein Präparat, von fester Gestalt und rother Farbe — genannt der Stein der Weisen, das große Elixir, das große Magisterium, die rothe Tinctur — welches, wenn es in kleinen, ganz geringen Dosen auf fließendes Silber, Quecksilber, Blei oder sonst ein unedles Metall geschüttet wird, eine Umwandlung (Transmutatio) desselben in Gold bewirkt, eine vollständige, wenn es recht bereitet ist (dann universalis transm. genannt), eine theilweise, wenn das Entgegengesetzte stattfindet (dann particularis transm. genannt). — 2) Dasselbe Präparat, in homöopathischer Dosis als Arznei innerlich angewandt, heilt vielerlei Krankheiten, verjüngt das Alter und verlängert das Leben, daher es denn Panacee des Lebens oder, weil es in aufgelöster Form genommen werden soll, Trinkgold (Aurum potabile) genannt wird. Das sind die Glaubensartikel der Adepten und Alchemisten. Wol gab es unter ihnen redliche Männer, welche aus Eifer für die Wissenschaft theilnahmen an den alchemistischen Beschäftigungen, die zu vielen Entdeckungen führten, welche das große Gebiet der chemischen Wissenschaften vorbereiteten für eine glänzende Entwickelung. Aber der Schatz, der gesucht ward, liegt ungehoben. Ließen sich die Metalle durch Zusammenschmelzen mit irgend einem bekannten Körper zerlegen oder in einander verwandeln, so müßte das Problem der Goldmacherkunst längst gelöst sein. Bis jetzt aber fehlt es immer noch an einem beglaubigten Factum, daß es irgend einem Menschen gelungen sei, ein Metall in ein anderes zu verwandeln. Derjenige, welcher Gold machen will, muß vor allen Dingen die Bestandtheile dieses Metalles kennen, bis jetzt aber sind alle Metalle noch als einfache Körper zu betrachten, indem es noch keinem Chemiker gelungen, irgend eins zu zerlegen. So lange bis dieses geschehen, bis die Zerlegung des Goldes, oder irgend eines anderen, sich in jeder Beziehung als reines Metall darstellenden Stoffes geschehen, muß die Goldmacherkunst entweder als eine unwissenschaftliche Träumerei oder als eine Triebfeder zum Betrug angesehen werden. (*C. Reinwarth.*)

GOLDMAULWURF heißt eine von Cuvier unter dem Namen Chrysochloris von der Linné'schen Gattung Talpa abgetrennte, durchaus eigenthümliche Gattung. Sie hat zwar im Allgemeinen die Körpertracht des typischen Maulwurfes, unterscheidet sich aber sogleich von diesem durch den gänzlichen Mangel des Schwanzes und die ganz andern Vorderpfoten, welche nämlich nur drei Krallen haben, von denen die äußere längste sehr breit und sichelförmig gekrümmt ist und in einer Höhlung die mittle und innere aufnehmen kann. Die Hinterfüße sind fünfzehig und kurz bekrallt. Auch die innere Organisation bietet sehr charakteristische Eigenthümlichkeiten. Die Zähne zunächst sind durch kleine Lücken von einander getrennt, zehn in jeder Reihe hinter einander. Der erste in jedem Kiefer gleicht einem starken, einwurzeligen Eckzahne; die beiden folgenden, um die Hälfte kleiner, sind ebenfalls eckzahnartig, stehen noch im Zwischenkiefer und sind also Schneidezähne. Der vierte obere ist klein, comprimirt dreizackig und steht auf der Naht des Zwischen- und Oberkiefers, ist daher Eckzahn. Die sechs folgenden nehmen Anfangs an Größe zu und dann wieder ab, sind viel breiter als lang und bilden gleichsam quere Platten mit zwei breiten Zacken außen und einem höhern innen; die Backzähne des Unterkiefers zeigen die um-

efehrte Anordnung der Zacken. Der Schädel erscheint ei der Vergleichung mit dem des gemeinen Maulwurfs ürzer und im Hirntheile breiter und höher. Eine schmale Querleiste, welche bis zur Ohröffnung herabläuft, scheidet as Occiput vom Vorderkopfe und an ihrer Endigung eginnt mit breiter Basis der zarte stabförmige Joch- ogen, dessen vordere Basis von dem Infraorbitalloche urchbrochen ist. Die große, etwas zusammengedrückte Zauke communicirt bisweilen mit einer kugeligen, in die Schläfengrube vorspringenden Blase. Der Zwischenkiefer ndet vorn jederseits mit einem hakigen Vorsprunge, dem Unterkiefer fehlt der Kronfortsatz, aber er hat einen sehr reiten Eckfortsatz. Der Atlas gleicht einem sehr schma- en Ringe ohne Flügelfortsätze, der Epistropheus ist frei, ie folgenden Wirbel ohne Dornen und ihre Bogen viel reiter als bei dem gemeinen Maulwurfe; 19—20 Wir- el tragen Rippen, 3—4 sind rippenlos, 10—12 bil- en die Kreuz- und Schwanzgegend. Die langen Rücken- ornen liegen völlig auf einander, und da auch die breiten Dornfortsätze der Lendenwirbel ganz nach Hinten geneigt ind, so fehlt die Antiklinie ganz. Die erste Rippe gleicht iner ungehener breiten Knochenplatte. Die Handhabe es Brustbeines ist sehr stark, unten mit vorspringendem ohen Kiel, nach den Seiten aber flügelförmig erweitert, ahinter folgen 7—8 kleine vierseitige Wirbelkörper und uletzt der längliche Schwertfortsatz mit breitem halb- nondförmigen Knorpelblatte. Ganz abweichend von dem gemeinen Maulwurfe sind die Schlüsselbeine sehr lang nd dünn, das Schulterblatt dagegen breiter mit viel öherer Gräte. Auch die Gliedmaßenknochen zeigen bei eiterer Vergleichung beachtenswerthe Unterschiede.

Die Arten, weich behaart und in schönem Metall- lanze schimmernd, bewohnen ausschließlich das südliche frika und scheinen in Naturell und Lebensweise eben icht von unserem europäischen Maulwurfe abzuweichen. Man hat deren schon eine ziemliche Anzahl unterschieden, och lassen sich nur folgende drei als hinlänglich be- ründet betrachten:

1) Der gemeine Goldmaulwurf, Chrysochloris inaurata *Wagn.* (= Talpa inaurata *Schreb.*, T. asia- ica *L.*, Chrysochloris capensis *Desm.*), in der Nähe er Capstadt häufig, ist etwas dicker als unser Maul- urf, kleinköpfiger und mit kurzer, breiter, nackter Nase. ein dunkelbrauner Pelz schillert schön grün und kupfer- arbig; die Augengegend und ein Streif zum Mund- inkel hin sind matt braungelb, die Kehlgegend grün- ich, der Grund des Pelzes dagegen schieferfarben. Die örperlänge beträgt 5 Zoll.

Auf nur geringfügige Differenzen im Gebiß und Knochenbau unterscheidet A. Wagner eine besondere Art als Chr. affinis, aber nur nach einem Knochengerüste. Lichtenstein's Chr. holosericea hat braungelbe Behaa- ung, A. Wagner's Chr. albirostris prächtig kastanien- arbene mit weiß im Gesichte, dessen Chr. rutilans hat einen Metallschimmer und noch weniger eigenthümlich rscheinen Smith's Chr. hottentotta und Ogilby's Chr. lamariensis. Wenn nicht erneuete Untersuchungen er- eblichere Eigenthümlichkeiten nachweisen, müssen alle diese Arten als blos zufällige Abänderungen der gemei- nen betrachtet werden.

2) Der stumpfschnäuzige Goldmaulwurf, Chr. obtusirostris *Peters*, in Mossambique, ist kleiner als der vorige und hat eine sehr breite Schnauze, deren nackte lederhäutige Nase doppelt so breit wie lang ist, oben mit wulstiger Falte, unten platt und deren bogenförmige Nasenlöcher durch vier vorspringende Läppchen sternför- mig werden. Die Vorderpfoten sind vierzehig. Der Pelz dunkelt braun und schimmert grün, goldig und kupferig, Lippen, Kopfseiten und Kehle sind gelblichweiß. Peters hat in seinem schönen Reisewerke auch die anatomischen Verhältnisse dieser Art speciell beschrieben.

3) Der langhaarige Goldmaulwurf, Chr. villosa *Smith*, am Port Natal, ist von gesetztem und ge- drungenem Bau, sehr lang und straff behaart, oben schim- mernd gelblichbraun und schwach dunkelbraun gesprenkelt, unten gelblichbraun. Körperlänge 5 Zoll. (*Giebel.*)

GOLDMAYER (Franz Johann Kaspar), Ge- lehrter, geb. im J. 1775 zu Würzburg, gest. daselbst den 28. Juli 1838. Er hatte seine Schul- und Universitäts- studien in seiner Vaterstadt gemacht und in ihr als Pro- fessor der Literaturgeschichte und als Oberbibliothekar ge- wirkt, mußte sich aber, seiner angegriffenen Gesundheit wegen, bereits im J. 1819 in den Ruhestand versetzen lassen. Er gab seit 1803 die „Würzburgische Literatur- zeitung" heraus. Weitere Schriften von ihm sind: Ueber die Gelehrsamkeit und deren Geschichte. (Würzburg 1804.) Relationum de libris rarioribus specimen (akadem. Schrift). (Herbip. 1808.) Beiträge zur neuesten Ge- schichte der Universität zu Würzburg; 2 Lieff. (Würzburg 1817—1819.) *). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDMAYR (Andreas), Mathematiker und Astrolog, geb. im J. 1603 zu Gunzenhausen im chema- ligen Ansbachischen, jetzt zu Baiern gehörig, gestorben im J. 1664 zu Nürnberg. Er studirte von 1629 an zu Altdorf, anfänglich Medicin, wandte sich aber weiterhin ausschließlich mathematischen und astronomischen Studien zu, die bei seiner lebhaften Phantasie bald in rein astro- logische umschlugen, für welche seine Zeit so große Vor- liebe hatte. Ein Theil der Schuld an dieser verkehrten Richtung fällt auf den Lehrer zurück, an welchen sich Goldmayr in Altdorf vorzugsweise angeschlossen hatte, auf den Prof. matheseos Daniel Schwenter, welcher in seinen Vorlesungen mehr auf das Unterhaltende und Wunderbare, als auf das Gründliche und Gemeinnützige seiner Wissenschaft einzugehen pflegte, unstreitig in der an sich guten Absicht, das Studium der Mathematik sei- nen Zuhörern anziehend zu machen und das unleugbar Trockene, das ihm anhängt, zu verhüllen, ohne dabei zu bedenken, daß schwächere Gemüther dadurch leicht auf Abwege gerathen können, wie es bei Goldmayr der Fall war. Dieser ging nach absolvirten akademischen Studien im J. 1632 nach Strasburg, wo er aus der Zurück- gezogenheit, in welcher er sich in seine astrologischen

*) Vergl. seinen Nekrolog in Gersdorf, Repertorium der ges. deutschen Literatur. Jahrg. 1838. 17. Bd. Liter. Miscellen S. 18.

Studien vertieft hatte, dadurch zu einer öffentlichen Person ward, daß er mit großer Zuversicht verkündete, in den Sternen gelesen zu haben, wie sehr bald, noch im Laufe des Jahres 1632, ein hoher regierender Monarch plötzlich-gewaltsamen Todes sterben werde. Man mag daran zweifeln, daß er seine Vorhersagung so speciell durch Zeit-, Ort- und Artangabe angedeutet habe, daß ihm der Schwedenkönig Gustav Adolf persönlich gleichsam vorgeschwebt habe, wie es jetzt häufig erzählt wird. Unstreitig wird Goldmayr seine Vorhersagung so allgemein und auf Schrauben gestellt proclamirt haben, daß er bei jeder eintretenden Eventualität mit ihr bestehen konnte, daß man also, was er verkündete, auf Kaiser Ferdinand ebenso gut als auf Gustav Adolf oder irgend einen andern Kronenträger deuten durfte und konnte. Aber da es damals gefährlich war, solche Gedanken-Attentate, welche im Kampfe der religiösen Parteien die innersten und versteckteften Wünsche verlautbaren lassen konnten, auf die hohen und höchsten Personen zu richten, welche in dem kriegsbewegten Teutschland an der Spitze standen, so kann man es der obrigkeitlichen Behörde von Strasburg nicht verdenken, daß sie es bedenklich fand, einen solchen Unglückspropheten in ihren Manern zu dulden. Goldmayr ward daher aus Strasburg verwiesen und nahm seine Zuflucht nach Tübingen. Als nun aber Gustav Adolf am 6. Nov. 1632 auf dem Schlachtfelde bei Lützen geblieben war, stand der Ruf des neuen Propheten fest. Unangefochten kehrte er nach Strasburg zurück und ward umdrängt von Personen aller Art, die sich ihr Horoskop von ihm stellen ließen; er war ein Mann des Tages geworden. Er schlug eine Professur, die ihm im J. 1635 an der Universität zu Strasburg angeboten ward, aus, sowie er sich auch im folgenden Jahre in gleicher Art von Altdorf nicht fesseln ließ. Er wendete sich nach Nürnberg, wo er das Nativitätstellen gleichsam als Handwerk trieb; der Magistrat daselbst ernannte ihn zum Aufseher des Kalenderwesens der Stadt und wies ihm dafür einen kleinen Gehalt an; Kaiser Ferdinand ernannte ihn für seine Mitwirkung bei den Verhandlungen über die Reform des Kalenderwesens auf dem Reichstage zu Regensburg zum kaiserlichen Pfalzgrafen — freilich damals ein sehr verbrauchter Titel ohne Mittel — und halb in den Himmel gehoben, halb gründlich verachtet und als Lügenprophet verlacht, vegetirte er in Nürnberg fort, wo er in äußerster Dürftigkeit im Hospitale starb. Mit dem Verzeichnisse seiner Schriften füllt Adelung in der weiter unten aufzuführenden Schrift fast vier volle Seiten. Aber man würde sich einer Raumverschwendung schuldig machen, wenn man diesen Ballast wieder hierher umladen wollte; für die Wissenschaft unserer Tage geben sie keine Ausbeute mehr. Vielleicht steckt noch einiges Curiose wenigstens in den Beschreibungen einiger teutschen Städte, wie Augsburg, Bamberg, Leipzig, Marburg, Strasburg, Würzburg ꝛc., die er in den Jahren 1644 u. fg. herausgab und welche vielleicht manches Culturgeschichtliche bieten, was jetzt gern wieder hervorgezogen wird. Aber auch hier streut er seine astrologischen Deuteleien mit ein, wie er es denn in seiner „Chronik von Strasburg" (daf. 1636. 4.) glücklich herausgerechnet hatte, daß diese Stadt in dem Jahre 2683 nach Schöpfung der Welt am 14. Juni, einen Mittwoch, Nachmittags um 1 Uhr 40 Minuten gegründet worden sei *). (*J. E. Volbeding.*)

Goldmünzen, s. Goldgeld.

GOLDNER (Georg Ludwig), teutscher Schulmann, am 21. März 1667 zu Heilbronn in Franken, wo sein Vater Schullehrer war, geboren, widmete sich zu Leipzig und Wittenberg den philologischen Studien und wurde, nachdem er im J. 1690 auf der letzteren Universität die philosophische Doctorwürde erlangt hatte, zuerst Conrector und dann im J. 1695 Rector an der Schule zu Hof. Im folgenden Jahre kam er in derselben Eigenschaft nach Gera im Voigtlande, wo er viele Jahre mit unermüdlichem Fleiße und großem Erfolge wirkte und am 19. April 1741 starb. Seine Ausgaben der Lobrede des jüngeren Plinius auf Trajan (Plinii Panegyricus ad emendatiss. Codd. recensitus. Gera 1698. 12.), der Schrift des Kirchenvaters Lactantius von der Erschaffung des Menschen (Lactantii de opificio Dei liber unus. Gera 1712. 8.) und der Biographie Cicero's von Lambin (Ciceronis patria, genus, vita etc. a Dionysio Lambino collecta. Gera 1712. 8.) sowie seine eigenen Schriften (Curiöse Denk- und Ehrenmahle den hohen Namen und unsterblichen Tugenden aller durchl. Häupter in dem Gymnasio zu Gera aufgerichtet. Leipzig 1704. 8. 2 Thle. Neue Ausgabe unter dem Titel: Solenne Redübungen bei hohen Freud- und Trauerfällen. Gera 1718. 8. Dissertationes scholasticae selectae actibus oratoriis publicis praemissae. Gera 1704. 8. 2 Voll. Die unüberwindliche Tapferkeit des Römischen Adlers in einem Triumphbogen mit historischen Bildern ausgeziert. Gera 1705. 4. und eine große Menge von Schulprogrammen, deren nähere Bezeichnung sehr überflüssig wäre) verrathen einen großen Fleiß und eine ehrenhafte Gesinnung, aber wenig Geschmack und sind jetzt vergessen †). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDNESSEL ist der teutsche Name für Galeobdolon luteum. (*Garcke.*)

GOLDONI (Carlo), geb. 1707 in Venedig, wo sein aus Modena gebürtiger Großvater Carlo Goldoni eine Art von Generalpachter der sämmtlichen, im venetianischen Gebiete liegenden Güter des Herzogs von Massa und Carara war. Der im J. 1712 erfolgte Tod dieses vielseitig gebildeten Mannes, der in Padua studirt und sich mannichfache Kenntnisse erworben hatte, doch durch seinen übermäßigen Aufwand tief in Schulden gerathen war, versetzte die Familie aus ihrem bisherigen Wohlstande in drückende Verhältnisse. Goldoni's Vater, Giulio

*) Man vergl. J. Chr. Adelung, Geschichte der menschlichen Narrheit ꝛc. 4. Bd. (Leipzig 1787.) S. 210—220; die letzten drei Seiten werden mit dem schon erwähnten Verzeichnisse seiner Schriften gefüllt. Biogr. univ. Tom. XVII. (nouv. édit.) p. 133. 134.

†) Vergl. *J. G. Bidermanni* Acta scholastica (Lipsiae 1741 seq. 4.) Vol. I. p. 387 seq. Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1517.

Goldoni, hatte, ungeachtet es ihm nicht an Kopf fehlte, nicht die Erziehung erhalten, um das großväterliche Amt verwalten zu können. In so trauriger Lage verließ er seine Familie und begab sich nach Rom. Seine Gattin, die ihm außer Carlo noch einen Sohn geboren hatte, blieb in Venedig zurück.

Goldoni war ein sanfter, folgsamer, in sich gekehrter Knabe. „In meinem vierten Jahre," berichtet er selbst, „konnte ich lesen, schreiben, wußte meinen Katechismus auswendig und bekam einen Hauslehrer. Ich liebte die Bücher sehr, lernte mit Leichtigkeit die Grammatik und die Anfangsgründe der Geometrie und des Rechnens. Meine Lieblingslectüre waren komische Schriftsteller, mit denen die kleine Bibliothek meines Vaters ziemlich versehen war. Jeden freien Augenblick wendete ich auf das Lesen dieser Bücher und schrieb sogar die Stücke ab, die mir am meisten gefielen." Einen ähnlichen Zeitvertreib hatte ihm früher ein Marionettentheater verschafft, das sein Vater ihm hatte bauen lassen und es mit einigen seiner Freunde selbst in Bewegung setzte. Besondern Geschmack fand Goldoni's lebhafte Phantasie an den damals sehr beliebten Intrignenstücken des Lustspieldichters Ciccognini. Er hatte sogar die Kühnheit, in seinem achten Jahre selbst eine Komödie zu entwerfen. Die Schicksale dieses Products schildert Goldoni selbst mit den Worten: „Die erste Person, der ich mich anvertraute, war meine Wärterin. Sie fand meine Komödie vortrefflich. Meine Tante lachte mich aus, meine Mutter gab mir einen Verweis und umarmte mich zu gleicher Zeit. Mein Lehrer behauptete, es wäre mehr Witz und Verstand in dem Stücke, als sich mit meinem Alter vertrüge. Das Sonderbarste bei der Sache war, daß mein Pathe, ein Rechtsgelehrter, der mehr Geld als Einsicht besaß, sich durchaus nicht überzeugen ließ, das Stück für meine eigene Arbeit anzuerkennen. Er behauptete, mein Lehrer habe es durchgesehen und verbessert. Dieser fand dieses Urtheil unanständig und beleidigend. Der Streit wurde heftiger. Zum Glück kam eine dritte Person hinzu, die ihn schlichtete. Das war Herr Vallé, der nachherige Abt von Bergamo, ein Freund vom Hause. Er hatte mich an diesem Stücke arbeiten sehen und ich hatte ihn gebeten, gegen Niemand etwas davon zu sagen. Mein Geheimniß hatte er treulich bewahrt. Bei dieser Gelegenheit aber brachte er den Ungläubigen zum Schweigen und ließ meinem Talente Gerechtigkeit widerfahren."

Goldoni's Vater, der sich noch immer in Rom aufhielt, hatte dort den Leibarzt Clemens' XI., Lancisi mit Namen, kennen gelernt und auf dessen Rath sich dem Studium der Medicin gewidmet. Nach Verlauf von vier Jahren hatte er die Doctorwürde erhalten und sich in Perugia als praktischer Arzt niedergelassen. Dort erhielt er eine Copie der vorhin erwähnten Komödie. Den Eindruck, den das Talent seines Sohnes auf ihn machte, schilderte dieser später mit den Worten: „So roh diese Komödie der Natur der Sache nach sein mußte, fühlte er sich doch unendlich dadurch geschmeichelt. Er berechnete nach den ersten Grundsätzen der Arithmetik: wenn neun Jahre vier Quentchen Witz geben, so könnten achtzehn Jahre zwölf Quentchen geben und endlich könnte man es wol bis zum Grade der Vollkommenheit bringen." Er verlangte seinen Sohn bei sich zu haben, wozu seine Gattin nur mit Widerstreben ihre Einwilligung gab. In späteren Jahren schrieb Goldoni über diese Trennung: „Von den Thränen meiner zärtlichen Mutter sage ich Nichts. Wer Kinder gehabt hat, kennt diese grausamen Augenblicke. Ich war meiner Mutter herzlich zugethan, ihr, die mich unter ihrem Herzen getragen, die mich erzogen und geliebkost hatte. Die Vorstellung einer Reise war jedoch eine zu reizende Vorstellung für einen jungen Menschen."

In dem Jesuitencollegium zu Perugia sollte Goldoni nach seines Vaters Wunsch seine in Venedig begonnenen Studien fortsetzen. Von der stolzen Höhe, zu der er sich als dramatischer Dichter emporgeschwungen zu haben glaubte, stürzten ihn jedoch beim Eintritt in das erwähnte Institut seine grammatikalischen Kenntnisse wieder herab. „Das Schuljahr," erzählt Goldoni, „war schon weit vorgerückt. Man nahm mich daher als einen sehr gebildeten und für die obere Classe hinlänglich unterrichteten Schüler in die untere Classe auf. Man fragte mich, ich antwortete schlecht; man ließ mich übersetzen, ich stotterte; ich sollte ins Lateinische übersetzen, welche Menge von Barbarismen und Solöcismen! Man verhöhnte mich, ich ward der Gegenstand des Spotts unter meinen Kamaraden; sie forderten mich zu Wettstreiten auf und alle meine Kämpfe waren Niederlagen. Mein Vater gerieth ganz außer sich. Auch ich war erstaunt und auf der empfindlichsten Seite angegriffen. Ich konnte mirs nicht anders erklären, ich mußte behext sein." Durch ein während der Ferien ausgearbeitetes Specimen, latino del passagio genannt, setzte sich jedoch Goldoni bei seinen Lehrern und seinen Mitschülern wieder so in Achtung, daß er sofort in die obere Classe aufgenommen ward. Darüber hoch erfreut, ließ Goldoni's Vater, der seines Sohnes Theaterliebhaberei theilte, in einem Saale des Palastes Antinori eine kleine Bühne errichten. Damals durfte in den päpstlichen Staaten kein Frauenzimmer die Bühne betreten. Daher wurden Goldoni meist die Mädchenrollen übertragen, die er auch, bei seinem hübschen und zierlichen Aeußern, recht gut ausführte und in der berühmten Sorellina di Don Pisone des Dichters Gigli großen Beifall einerntete.

Auch Goldoni's Mutter, die Venedig verlassen und sich nach Perugia begeben hatte, war Zeugin von dem Talente ihres Sohnes. Sie konnte sich jedoch in ihrem neuen Aufenthalte keines gesunden Tages erfreuen. „Die Luft des Landes," sagt Goldoni, „war ihr zuwider. Geboren in dem milden Klima von Venedig, hatte sie sich so daran gewöhnt, daß sie die rauhe Witterung eines Gebirgslandes nicht ertragen konnte. Sie litt viel und sah sich mehr als einmal dem Rande des Grabes nahe. Dennoch ertrug sie alle Mühseligkeiten und Gefahren so lange, als sie meinen Aufenthalt in dieser Stadt für nöthig hielt. Denn mehr als Alles fürchtete sie, daß meine Studien, in denen ich so weit fortgerückt war, unterbrochen werden möchten. Mein Cursus war

mit der Rhetorik beendigt. Sie drang daher in meinen Vater, ihre Wünsche zu erfüllen und er ließ sich um so williger dazu finden, da er von dem Neide der Aerzte in Perugia schon seit längerer Zeit wegen seiner glücklichen Curen viel zu leiden hatte. Er faßte den Entschluß, Perugia zu verlassen und sich wieder den Sümpfen des adriatischen Meeres zu nähern."

Goldoni war von seinen Aeltern, die sich nach Venedig begaben, in Rimini zurückgelassen und dort bei dem Bankier Battaglioni, einem Freunde seines Vaters, in Pension gethan worden. Ueber seine Studien, die er in Rimini bei den Dominikanern fortsetzte, berichtet Goldoni: „Mein Hauptlehrer war der Professor Landini. Aber dieser weitberühmte Mann machte mir bei aller seiner Klugheit, Sanftmuth und Gelehrsamkeit tödtliche Langeweile. Er hatte in der That nicht geringe Verdienste, hing aber mit Leib und Seele an der Lehre des Thomas von Aquino und wagte nicht, sich ein Haar breit von seiner hergebrachten Methode zu entfernen. Seine scholastischen Umschweife kamen mir unnütz vor. — Ich schrieb nach, was er dictirte; aber statt zu Hause meine Hefte zu repetiren, nährte ich meinen Geist mit einer nützlicheren und anmuthigeren Philosophie. Ich studirte den Plautus, Terenz, Aristophanes und die Fragmente des Menander." An diese Aeußerungen knüpft Goldoni das Geständniß: „Ich glänzte eben nicht in dem Cirkel anderer Bekannten; doch besaß ich Geschicklichkeit genug, ihnen fühlen zu lassen, daß es weder dumme Faulheit, noch plumpe Unwissenheit wäre, die mich gegen den langweiligen und ermüdenden Unterricht unseres Lehrers so gleichgültig machte. Zum Glück fand ich Mehre, die eben so dachten wie ich. — Die moderne Philosophie," fügt Goldoni hinzu, „hatte damals die beträchtlichen Fortschritte noch nicht gemacht, die ihr in der Folge geglückt sind. Damals mußte man sich noch, und vorzüglich mußten es die Geistlichen thun, entweder zu der Philosophie des heiligen Thomas oder der Philosophie des Duns Scotus, oder zur peripathetischen bekennen, die aber sämmtlich, ohne Ausnahme, sich gleich weit von der Philosophie des gesunden Menschenverstandes entfernten."

In dieser Stimmung, gedrückt von Langeweile, suchte Goldoni Zerstreuung und fand sie bei einer umherwandernden Schauspielertruppe, die in Rimini Vorstellungen gab. Er sah zum ersten Mal Frauenzimmer auf der Bühne. Der Eindruck, den diese Erscheinung auf ihn machte, war mächtig. „Ich betrachtete sie," schreibt er, „mit verschämten Blicken; sie aber sahen mir steif ins Auge. Nach und nach ward ich zahmer; ein Wort gab das andere, eine Frage die andere. Sie erfuhren, daß ich ein Venetianer wäre. Sie waren alle Landsleute von mir und überhäuften mich mit Höflichkeiten und Liebkosungen. Selbst der Director wußte sich nicht verbindlich genug gegen mich zu benehmen. Er bat mich zum Mittagsessen. Ich ging hin und dachte nun nicht mehr an den ehrwürdigen Professor Landini." Die Zeit eilte indessen heran, wo die Truppe Rimini verlassen mußte. Sich von ihr zu trennen ward ihm so schwer, daß er sich, wider den Rath seiner Freunde, entschloß, sie heimlich nach Chiozza zu begleiten, wo damals seine wieder zusammenlebenden Aeltern wohnten. „An dem Tage der Abreise," erzählt Goldoni, „steckte ich zwei Hemden und eine Nachtmütze in meine Taschen, ging an den Hafen, trat zuerst in das Fahrzeug und versteckte mich im Vorderraume. In einem Schreiben an Hrn. Battaglioni entschuldigte ich mich bestens. Es wäre," sagte ich, „das lebhafteste Verlangen, meine Aeltern zu sehen, dem ich nicht widerstehen könnte. Ich bat ihn, meine Habseligkeiten der guten Frau zu schicken, die mich während meiner Krankheit gewartet. Ich erklärte endlich gradezu, daß ich in Begriff wäre, abzureisen. Das war," fügt Goldoni hinzu, „ein großer Fehler, den ich machte, ich gestehe es, aber ich habe deren noch mehre begangen."

Goldoni's Aeltern verziehen ihm zwar seinen Leichtsinn, aber sein Vater dachte nun ernstlich an die Wahl eines Lebensberufs für seinen Sohn. Goldoni sollte sich der Medicin widmen. Mit seiner Neigung harmonirte dies Studium nicht. „So wenig ich auch," gestand er selbst in spätern Jahren, „an der Arzneikunde Geschmack fand, so durfte ich mich doch nicht widersetzen. Man hatte mir vorgeworfen, ich wolle gar Nichts thun." Von seinem Vater ward Goldoni einstweilen bei seinen Krankenbesuchen mitgenommen. Der Beruf, dem er sich widmen sollte, ward ihm jedoch, so wenig er es seinem Vater merken ließ, immer mehr zuwider. Einigermaßen ward sein Unmuth verbannt durch die theatralischen Vorstellungen, die er fleißig besuchte. Als jedoch die Schauspieler, denen er nach Chiozza gefolgt war, diese Stadt verließen, bemächtigte sich seiner eine trostlose Stimmung. „Ich war," sagt Goldoni, „von Natur munter, hatte aber doch von Jugend auf hypochondrische Launen, die mitunter düstere Nebel über meinen Geist verbreiteten. In einem neuen Anfalle dieser Krankheit sann ich vergebens auf Mittel, mich zu zerstreuen. Meine Komödianten waren abgereist. Chiozza hatte keine Belustigung mehr nach meinem Geschmacke. Die Arzneiwissenschaft war mir zuwider. Ich ward traurig, tiefsinnig und nahm sichtbar ab."

Seinen Aeltern konnte die Veränderung in seinem ganzen Wesen nicht entgehen. Ihnen gestand Goldoni offen seine entschiedene Abneigung gegen die Medicin. Nicht ohne Widerstreben gab sein Vater die Einwilligung zum Studium der Jurisprudenz, dem er sich in Venedig widmen sollte. Bald nachher verschaffte ihm jedoch einer seiner Verwandten eine Freistelle in dem päpstlichen Collegium auf der Universität zu Pavia. Mit seinem Fleiße schien es ihm Anfangs Ernst zu sein. „Ich benutzte," erzählt Goldoni, „die Bibliothek des Professors Lanzio, las die Institutionen des römischen Rechts und füllte meinen Kopf mit einer Menge von Kenntnissen aus dem Fache an, wofür ich bestimmt war." Lebhaft aber regte sich in ihm bald wieder das Interesse an der Poesie und den schönen Wissenschaften. „Nicht immer," erzählt er, „blieb ich allein bei den juristischen Büchern. Ich fand in der Bibliothek einen Schrank mit einer Sammlung alter und neuer Schauspiele. Das war meine Lieblingslectüre. Ich nahm mir vor, so lange mein Aufenthalt

in Pavia dauern würde, meine Zeit genau in das Studium der Rechtswissenschaft und das Studium der komischen Dichter zu theilen; aber mein Eintritt ins Collegium brachte mich mehr zu Zerstreuungen als zum Fleiß. — Ich las nun zum zweiten Mal mit mehr Einsicht und mehr Vergnügen die griechischen und römischen Dichter. — Bei weiterem Suchen in der Bibliothek fand ich englische Theater, spanische Theater, französische Theater, aber nirgends ein italienisches Theater. Hier und da fiel mir ein einzelnes italienisches Stück aus der alten Zeit in die Hände, aber keine Folge von Schauspielen, keine Sammlung, die Italien hätte Ehre machen können. Ich entdeckte mit Verdruß, daß diese Nation, die die dramatische Kunst früher als irgend ein anderes neueres Volk gekannt hatte, einen so wesentlichen Mangel litt. Ich konnte nicht begreifen, warum und wie Italien diese Kunst so vernachlässigt, erniedrigt und herabgewürdigt habe. Ich fühlte eine brennende Begierde, mein Vaterland auch hierin sich neben anderen Ländern erheben zu sehen und versprach mir, hierzu etwas beizutragen."

Durch solche Beschäftigungen und noch mehr durch den Umgang mit seinen Commilitonen, die meist ziemlich lockere und leichtsinnige Leute waren, ließ sich Goldoni zu mannichfachen Zerstreuungen hinreißen, die das Interesse an der Jurisprudenz, der er sich widmen sollte, gänzlich verdrängten. Er betrieb dies Studium völlig als Nebensache, desto eifriger das Tanzen, Reiten, Fechten, die Musik und das Spiel. Indessen versäumte Goldoni doch nicht ganz, wenn er auch sein eigentliches Berufsfach vernachlässigte, seinen Geist mit nützlichen Kenntnissen zu bereichern. Seine poetischen und rhetorischen Anlagen erwarben ihm manche Freunde, aber auch Feinde, denn der Witz, der ihm zu Gebote stand, traf oft sehr scharf. Längere Zeit beschäftigte ihn die Idee, eine Komödie im Geschmacke des Aristophanes zu schreiben. Er fühlte sich jedoch dieser Arbeit nicht gewachsen. Auf den Antrieb einiger jungen Leute, die ihn nachher verriethen, schrieb er eine satyrische Posse, die er eine Atellane nannte, worin er mehre Individuen und angesehene Familien in Pavia dem Spotte preisgab. Die Folge davon war, daß er aus dem Collegium und selbst aus der Stadt verwiesen ward, nachdem die Bemühungen seiner Gönner zu seinem Besten fruchtlos geblieben waren. Goldoni schildert seine Empfindungen in den Worten: „Man denke sich mein Entsetzen, meine Gewissensbisse, meine Reue! Alle meine Hoffnungen waren auf einmal vereitelt, alle meine Pläne zertrümmert, meine Zeit verloren! Aeltern, Gönner, Freunde, Bekannte, Alles mußte gegen mich sein. Ich war trostlos, kam nicht aus meinem Zimmer, besuchte Niemanden und Niemand besuchte mich. Es war der schmerzhafteste Zustand, die unglücklichste Lage! So lebte ich in meiner Einsamkeit, von Traurigkeit zu Boden gedrückt, schlug mich mit schwermüthigen Gedanken herum und machte Entwürfe, die jeden Augenblick wieder anderen weichen mußten. Der Schade, den ich mir selbst und das Unrecht, das ich anderen Personen zugefügt hatte, schwebte mir unaufhörlich vor den Augen und die Ueberzeugung von dem Letzteren quälte mich noch mehr als mein eigenes Unglück, das ich, wie ich mir selbst gestehen mußte, nur zu sehr verdient hatte."

Den abenteuerlichen Plan, nach Rom zu gehen, um dort in irgend einer Weise sein Glück zu versuchen, gab Goldoni wieder auf. Er reiste nach Chiozza, um seine Aeltern um Verzeihung zu bitten. Sein Vater nahm ihn mit sich nach Udine in Friaul, wo Morelli, einer der berühmtesten Juristen der damaligen Zeit, ihn an dem Unterrichte im weltlichen und geistlichen Rechte, den er einigen seiner Verwandten ertheilte, in der uneigennützigsten Weise Theil nehmen ließ. „Ich gestehe," sagt Goldoni, „daß ich hier in sechs Monaten mehr lernte, als ich in Pavia in drei Jahren gelernt hatte. An Lust zum Studiren fehlte es mir nicht. Aber ich war noch jung und brauchte Zerstreuungen." Dadurch ward Goldoni wieder zu manchen leichtsinnigen Streichen verlockt, die ihn mehrmals nöthigten, seinen Aufenthalt zu verändern, bis er zu dem Vicekanzler des Criminalgerichts zu Chiezza als Secretair kam und diesem Beamten nach Feltre folgte. Den Entschluß, sich mit ganzem Eifer seinem Berufe zu widmen, hätte eine Schauspielertruppe, die er in Feltre fand, leicht wieder wankend machen können. Nach seinen eigenen Aeußerungen enthielt er sich jedoch einige Monate aller Zerstreuungen. „Ich beschäftigte mich," sagt Goldoni, „um so ernstlicher mit meinen Arbeiten, da ich hoffen konnte, nach Verlauf dieses zweiten Gouvernements, bei dem ich als Coadjutor angestellt war, Kanzler zu werden. Ich durchsuchte die Papiere der Kanzlei und fand eine Commission vom Senate, die von meinen Vorgängern vernachlässigt worden war. Ich gab meinem Principale Nachricht davon und dieser beauftragte mich, sie nach meinen besten Kräften zu besorgen. Es war ein Criminalproceß, der die Fällung von Bauhölzern in den Forsten der Republik betraf. Mehr als 200 Personen waren in diese Veruntreuung verwickelt. Nöthig war es, den Ort selbst zu besuchen und das Corpus delicti in Augenschein zu nehmen. Ich verfügte mich in Begleitung von Feldmessern und Soldaten über Felsen, Stämme und Abgründe dahin. — Zum Glück endigte sich das große Unternehmen wie die Niederkunft des Berges in der Fabel. Die Republik begnügte sich damit, ihre Forste in Zukunft gesichert zu sehen; der Kanzler verlor Nichts dabei und der Coadjutor wurde für seine Furcht entschädigt."

Nach ernsten Berufsgeschäften war die Bühne Goldoni's liebste Erholung. Die vorhin erwähnte Schauspielertruppe in Feltre spielte leidlich. Noch mehr fesselte ihn ein in dem Palaste des Gouverneurs errichtetes Liebhabertheater, auf welchem er selbst auftrat, nachdem er mit Bewilligung des Kanzlers sich als Director an die Spitze der Gesellschaft gestellt hatte. „Gern hätte ich," sagt Goldoni, „komische Stücke aufführen lassen. Wo aber sollten wir gute Komödien bernehmen? Ich zog also tragische Stücke vor. Da man damals die Opern des Metastasio, selbst ohne Musik, spielte, so löste ich auch die Arien in Recitative auf. Ich gab mir alle

Mühe, den Styl dieses anmuthigen Dichters so genau als möglich nachzuahmen und wählte die Dido und den Siroe zu unseren Vorstellungen. Ich vertheilte die Rollen, die nach dem Personale meiner Acteurs eingerichtet waren. Ich kannte meine Leute und behielt nur die kleinsten Rollen für mich. Daran that ich sehr wohl," fügt Goldoni hinzu, „denn im Tragischen war ich ein elender Schauspieler." — Auch als dramatischer Dichter war Goldoni thätig. „Ich hatte," erzählt er, „zwei kleine Stücke verfertigt, in denen ich zwei Charakterrollen spielte. Was ich in den tragischen Stücken verdorben hatte, machte ich hier wieder gut. Das erste von diesen Stücken war: „Der gute Vater" (Il buon padre), das zweite „Die Sängerin" (La Cantatrice). Man fand beide gut und mein Spiel, für einen bloßen Liebhaber, ganz leidlich. Das letzte Stück sah ich einige Zeit nachher in Venedig. Ein junger Advocat hatte sich desselben bemächtigt, gab es für seine Arbeit aus und nahm die Complimente, die man ihm darüber machte, selbstgefällig an. Er war sogar so unverschämt, es unter seinem Namen drucken zu lassen; nur aber hatte er den Verdruß, sein Plagiat entdeckt zu sehen."

Goldoni's Vater war indessen als Arzt zu Bagnacarollo mit einem festen Gehalte angestellt worden. Er verlangte, sein Sohn solle bei ihm leben. Kaum war Goldoni jedoch dort angekommen, als sein Vater (1731) starb und die Familie in mislichen Umständen zurückließ. Jetzt beschloß Goldoni, sich mit ganzem Ernste der Jurisprudenz zu widmen. An dem Advocaten Nadi in Padua, wo er sich auch den Doctorhut erwerben wollte, fand er einen tüchtigen Lehrer, der seinen mangelhaften Kenntnissen nachhalf. Goldoni gestand in späteren Jahren: „So wenig ich unwissend war und so sehr eine gewisse Kühnheit, die ich mir im Umgange mit der Welt erworben hatte, mir zu statten kam, so gestehe ich doch, daß ich die wichtigen und feierlichen Mienen meiner Richter fürchtete. Mein Freund Nadi lachte mich aus und versicherte mir, daß ich gar Nichts zu fürchten hätte. Es wären bloße Ceremonien, die vorgenommen würden und man müßte sehr unwissend sein, wenn man nicht den akademischen Lorbeer davon tragen sollte." Um diesen Lorbeer, den juristischen Doctorhut, zu erlangen, mußte sich Goldoni zuvor einer Prüfung vor der juristischen Facultät unterwerfen. „Mein Examinator," sagt Goldoni, „war der Abt Arrighi. Er schonte mich nicht und sprang von dem justinianeischen Codex auf die Sätze des kanonischen Rechts, von den Digesten auf die Pandekten über. Ich antwortete, wie es kam, gut und schlecht, vielleicht öfter schlechter als gut, zeigte aber immer dabei noch Kenntnisse genug und viel Unerschrockenheit." Diese verließ ihn auch nicht bei der Disputation. „Als ich," sagt Goldoni, „auf den Hauptinhalt der beiden Theses, die ich vertheidigen sollte, wieder zurückkam, setzte ich an die Stelle der scholastischen Methode die Gelehrsamkeit, die Raisonnements und die Untersuchungen der Compilatoren und Ausleger. Ich machte aus dem Stegreife eine Abhandlung über die Lehre von der Succession ab intestato in ihrem ganzen Umfange. Jedermann gab seinen lauten Beifall zu erkennen. Ich sah, daß man mir meine Kühnheit verzieh und ging plötzlich aus dem bürgerlichen Rechte in das geistliche über, kam auf den Punkt von der Bigamie und behandelte ihn wie den vorigen. Ich ging alle Gesetze der Griechen und Römer durch und führte die Schlüsse der Concilien an. Das Glück hatte mich in der Zutheilung dieser Materie begünstigt. Ich war hier wie zu Hause und erntete viel Ehre ein. — Es kam nun zum Stimmen. Der Protocollist publicirte das Resultat. Ich ward Licentiat nemine penitus penitusque discrepante, d. h. nicht Eine Stimme war gegen mich. Mein Promotor setzte mir den Doctorhut feierlich auf und machte mir eine Lobeserhebung. Da ich aber nicht den gewöhnlichen Weg betreten hatte, so that er auch etwas Besonderes. Er sagte aus dem Stegreife nicht allein Prosa, sondern auch lateinische Verse her, die mir und ihm viel Ehre machten."

Begeistert von der phantastischen Idee, daß ein tüchtiger Advocat, dem es weder an Ansehen noch an Credit fehlte, jährlich ohne große Mühe 10,000 Thaler verdienen könnte, begab sich Goldoni nach Venedig, um dort zu advociren. „Ich war dort," sagt er, „im Gerichtshofe vorgestellt worden und es fehlte mir an Nichts als an Clienten. Täglich besuchte ich den Palast, um den gerichtlichen Verhandlungen der Meister in der Kunst beizuwohnen und mich nach allen Seiten umzusehen, ob meine Physiognomie etwa einem Kläger anständig wäre, der die Güte haben wollte, mich in einer Appellationssache debütiren zu lassen." Nur sparsam fanden sich jedoch die Clienten ein und die Lage des jungen Advocaten ward dadurch so bedenklich, daß er sich nach einem Nebenerwerbszweige umsehen mußte. „Es stand mit mir nicht zum Besten," sagt Goldoni. „Meine Oekonomie war zerrüttet und mein Beutel ziemlich leer. Meine Geschäfte brachten mir Nichts ein. Ich mußte durchaus meine Zeit auf anderweitige Weise zu benutzen suchen." Er nahm zum literarischen Erwerb seine Zuflucht. Unter dem Titel: „Die Erfahrung der Vergangenheit" und die „Prophezeihung der Zukunft" schrieb Goldoni einen „Kritischen Almanach auf das Jahr 1732," den er folgendermaßen beschreibt: „Voran stand ein allgemeiner Discurs über das Jahr und vier Discurse über die vier Jahreszeiten, in Terzinen nach Art des Dante, die Kritiken über die Sitten des Jahrhunderts enthielten. Bei jedem Tage im Jahre stand ein Prognostikon, das eine Plaisanterie, eine Kritik, oder sonst einen witzigen Einfall in sich fasste. — Die kleine Arbeit machte mir, so geringfügig sie auch war, doch viel Vergnügen. — Die Kritiken und Einfälle meines Almanachs waren wirklich voll komischer Laune und jedes Prognostikon hätte zu einem ganzen Lustspiele Stoff geben können. Auf einmal erwachte in mir wieder die Lust zu meinem alten Plane. Ich entwarf einige dramatische Stücke. Da mir aber die komische Gattung sich eben nicht zu dem langen feierlichen Amtskleide, das ich trug, zu passen schien, so wählte ich die Majestät der tragischen Muse als mehr analog mit meinem Stande. Ich ward Thalien untreu und ging zur Fahne der Melpomene über. Ich

verfertigte eine lyrische Tragödie unter dem Titel: Amalisonte."

Dieser dramatische Versuch fand Beifall. Aber nicht blos als Autor, auch als Rechtsgelehrter schien Goldoni's Schicksal eine günstigere Wendung nehmen zu wollen. Der glückliche Ausgang eines Processes, bei welchem der erste Advocat Venedigs, Cordelian mit Namen, sein Gegner war, erwarb ihm Ruf. Seine Einkünfte verbesserten sich und er hätte ein wenigstens von drückenden Sorgen befreites Leben führen können, wenn nicht ein unglücklicher Liebeshandel seine Ruhe gestört hätte. Ein übereilt gegebenes Eheversprechen führte endlose ökonomische Bedrängnisse für ihn herbei. In trüber Stimmung begab er sich nach Mailand. Dorthin nahm er seine früher erwähnte Oper „Amalisonte" mit als einzige Habe, durch die er sein Glück zu machen hoffte. „Ich rechnete darauf," sagt Goldoni, „daß die Theaterdirection in Mailand, die in den Händen des Adels war, meine Oper annehmen würde und daß die 100 Zechinen dafür mir nicht entgehen könnten."

Er fand sich jedoch in seiner Hoffnung bitter getäuscht. Dem Grafen Parmenio Trissino, den er in früher Jugend in Venedig als einen Verehrer der dramatischen Poesie gekannt hatte, theilte Goldoni seine Oper mit. Allein der Graf fertigte ihn mit einem kalten Lobe ab. Er rieth mir, beim Komischen zu bleiben, wozu ich Anlage hätte. „Ich gestehe," sagt Goldoni, „es verdroß mich, daß er meine Oper nicht vortrefflich fand. Aber ich schrieb seine Kälte seinem eigenthümlichen Geschmacke zu, der, wie er selbst sagte, sich mehr auf die Seite des Lustspiels neigte." Fruchtlos blieben seine mannichfachen Versuche, seine Oper auf die Bühne zu bringen. Der berühmte Sänger Caffarelli, an den er sich wandte, empfing ihn mit dem bäurischen Stolze, der gefeierten Histrionen so leicht eigen wird und einer der Theaterdirectoren ließ ihn merken, daß seine Oper gar nicht in Musik gesetzt werden könnte. Getäuscht in allen seinen Hoffnungen, opferte er sein dramatisches Product den Flammen. „Mit kaltem Blute," sagt Goldoni, „ja sogar mit einer Art von Vergnügen, sah ich mein Manuscript auflodern. Ich mußte meinen Verdruß und meinen Zorn auslassen. Gegen mich selbst richtete ich meine Rache und glaubte nun Genugthuung zu haben. Alles war vorüber, ich dachte nicht mehr an das Stück. Ich rührte die Asche mit der Feuerzange auf und raffte die Trümmer des Manuscripts zusammen, um das Opfer zu vollenden."

An dem Residenten der Republik Venedig, Bartolini, dem Goldoni das Schicksal seiner Oper mitgetheilt hatte, fand er einen Gönner, der sich lebhaft für ihn zu interessiren schien. Er nahm ihn als Gesellschafter zu sich und räumte ihm ein Paar artige Zimmer ein. „Beim Lichte besehen," äußerte Goldoni in späteren Jahren, „hatte ich bei meinem Unglück mehr gewonnen als verloren. Meine Geschäfte bestanden in Nichts als in einigen angenehmen Aufträgen, z. B. durchreisende Venetianer von Adel zu becomplimentiren, oder in Geschäften der Republik einen Gang zu dem Gouverneur und dem Stadtmagistrat zu thun. Die Fälle waren überdies nicht häufig, sodaß ich alle mögliche Zeit hatte, mich nach meinem Gutdünken zu beschäftigen und zu belustigen." Für eine in Mailand anwesende Schauspielertruppe verfertigte er einige kleine Stücke, unter anderen ein musikalisches Intermezzo, der „venetianische Gondolier" betitelt, das mit Beifall aufgeführt ward. „Es war," sagt Goldoni, „der erste Versuch in der komischen Gattung, der von mir öffentlich auf dem Theater und nachher im Drucke erschien."

Einen störenden Einfluß äußerten um diese Zeit (1733) die Kriegsereignisse in Italien auf Goldoni's literarische Arbeiten. Der König von Sardinien hatte sich für den Prinzen Don Carlos erklärt und seine Waffen mit den Waffen Frankreichs und Spaniens gegen das Haus Oesterreich vereinigt. Goldoni hatte keine Ruhe mehr in Mailand. Er lebte abwechselnd in Cremona, in Pizzighetone, in Parma u. a. Städten. Auf dem Wege nach Modena ward er von Marodeurs geplündert. Er erlebte noch manche andere ebenso traurige Schicksale. Einer Schauspielertruppe, auf die er in Verona gestoßen war, folgte er endlich nach seiner Vaterstadt Venedig. Dort schien ihm, nach so trüben Lebenserfahrungen, das Glück wieder zu lächeln. Ein von ihm noch in Mailand geschriebenes Trauerspiel, den „Belisar," brachte er in Venedig am 24. Nov. 1734 auf die Bühne. „Mein Stück," sagt Goldoni, „ward mit einer außerordentlichen, in den italienischen Theatern ganz ungewöhnlichen Stille angehört. Das Publicum, an Geräusch gewöhnt, hielt sich in den Zwischenacten schadlos und bezeigte dem Verfasser und den Schauspielern durch Freudengeschrei, Händellatschen und gegenseitige Zeichen zwischen dem Parterre und den Logen, den vollkommensten Beifall. Am Ende des Stückes verdoppelten sich alle diese Ausbrüche einer ungewöhnlichen Zufriedenheit, sodaß die Schauspieler aufs Innigste dadurch gerührt wurden. Einige weinten, Andere lachten und doch war es nur Eine Empfindung, nur Eine Freude, die diese verschiedenen Wirkungen hervorbrachte. — Selbst die Kunstkenner konnten sich nicht enthalten, meinem Stücke, bei allen seinen Unvollkommenheiten, ihren Beifall zu schenken. Sie nahmen auf die Vorzüge Rücksicht, die mein Stück in der That vor den das Theater damals beherrschenden Possenspielen hatte. Sie versprachen sich von diesem Versuche für die Folge noch viel Gutes, das Nacheiferung erregen, zu einer Verbesserung des italienischen Theaters die Bahn brechen könnte. — Der Hauptfehler meines Stückes war, daß Belisar mit ausgestochenen blutigen Augen die Bühne betrat. Dies abgerechnet, hatte mein Stück, das ich eine Tragicomödie genannt hatte, viel Angenehmes. Es interessirte die Zuschauer durch eine rührende und natürliche Behandlung des Gegenstandes. Meine Helden waren Menschen und keine Halbgötter, ihre Leidenschaften hatten den Grad von Anstand und Adel, der ihrem Range angemessen war; und doch zeigten sie uns die Menschheit so, wie wir sie kennen; sie trugen weder ihre Tugenden noch ihre Laster zu einer Höhe, die nur in der Einbildung stattfinden kann. — Mein Styl war nicht elegant

meine Verse nie erhaben; aber eben das ward erfordert, um ein Publicum, das an Hyperbeln, Antithesen und an lächerliche, riesenmäßige und romantische Ideen gewöhnt war, nach und nach auf den rechten Weg zurückzubringen. Auf alle Fälle," fügt Goldoni hinzu, „war der Gewinn auf meiner Seite nicht gering. — Ich erwarb mir die allgemeine Hochachtung meiner Landsleute und ward auf die schmeichelhafteste, ausgezeichnetste Weise ermuntert, fortzufahren."

Goldoni befand sich jetzt in leidlichen Umständen. Seine lebhafte Phantasie und sein leidenschaftlicher Charakter führten ihn jedoch oft auf Irrwege. Ein beständiger Wechsel seines Aufenthalts schien ihm zur Gewohnheit und zum unentbehrlichen Bedürfnisse geworden zu sein. Seine unstäte Lebensweise mit einer geregeltern zu vertauschen, harmonirte nicht mit seinen Neigungen, die immer von augenblicklichen Eindrücken beherrscht wurden. Am wenigsten konnte er der Lockung widerstehen, an umherwandernde Schauspielertruppen sich anzuschließen, für die er dann eine Zeit lang als dramatischer Dichter thätig war. Dadurch ward er aber in eine Menge von Intriguen und Liebeshändeln verwickelt, die meist unglücklich endeten und ihrer Natur nach so enden mußten. Ihm fehlte durchaus eine ruhige Ueberlegung, um ihn vor übereilten Schritten zu bewahren, die er nachher bereute. Für eine Schauspielertruppe, der er nach Padua und von da nach Udine gefolgt war, verfertigte er ein Divertissement in drei verschiedenen Theilen, welche die drei Acte einer gewöhnlichen Vorstellung ausfüllten. „Der erste Theil," sagt Goldoni, „stellte eine literarische Versammlung vor. Wie der Vorhang aufging, sah man alle Schauspieler der Truppe in bürgerlicher Kleidung sitzen. Der Director eröffnete die Versammlung mit einer Rede über die Schauspiele und die Pflichten der Schauspieler und schloß mit einem Compliment an die Zuschauer. Die Acteurs und Actricen recitirten, wie die Reihe an sie kam, Lieder, Sonette und Madrigale, die nach ihren Fächern eingerichtet waren, und die vier Masken sagten, mit unbedecktem Gesichte, Verse her, in den verschiedenen Mundarten der Personen, die sie vorstellten. Der zweite Theil enthielt eine skizzirte Komödie aus dem Stegreife in Einem Act, wo ich mich bemüht hatte, den neuen Schauspielern interessante Situationen zu liefern. — Der dritte Theil enthielt eine komische Oper in Versen und in drei Acten, welche die „Erbauung von Venedig" hieß. Dies kleine Stück war vielleicht die erste komische Oper, die man in den venetianischen Staaten sah."

In Venedig äußerte Goldoni's Mutter, die er dort nach längerer Zeit wiedersah, den lebhaften Wunsch, daß er seine bisherige Lebensweise verlassen und sich wieder dem Advocatenstande widmen möchte. „Dagegen," sagt Goldoni, „stellte ich ihr vor, daß ich einmal mein Vaterland verlassen und in einem ganz verschiedenen Aufzuge dort wieder erscheinen wäre; daß ich schwerlich von Neuem auf das Zutrauen, dessen ich mich unwürdig gemacht, rechnen dürfte, dahingegen die Laufbahn, die ich betreten, ebenso ruhmvoll wäre und mit der Zeit auch einträglich werden könnte. Meine Mutter sagte mir hierauf mit Thränen in den Augen: sie wage es nicht, sich meinen Neigungen zu widersetzen. Sie müßte es sich so schon vorwerfen, mich von meinem Plane, in den Criminalkanzleien mein Glück zu suchen, abwendig gemacht zu haben. Sie wisse, daß ich Vernunft, Ehrgeiz und Thätigkeit besitze und lasse mir daher vollkommene Freiheit, mir eine Lebensart nach meinem Geschmacke zu wählen."

Für die früher erwähnte Schauspielertruppe, die aus Udine nach Venedig gekommen war, unterzog sich Goldoni der Bearbeitung eines spanischen Drama's, das in Italien unter dem Titel: Il convitato di Pietra, in Frankreich als Festin de Pierre seit längerer Zeit bekannt war, und obgleich eine mittelmäßige Posse, sich auf der Bühne erhalten hatte. „Nie wäre ich," sagt Goldoni, „von selbst auf den Einfall gekommen, diesen Gegenstand zu bearbeiten. Da ich aber in der Zeit Französisch genug gelernt hatte, um das Stück lesen zu können, und da Molière und Thomas Corneille sich damit beschäftigt hatten, so faßte ich den Entschluß, auch meine Landsleute mit demselben Stücke zu regaliren und den Teufel mit mehr Anstand reden zu lassen. Ich gab dem Stücke, wie Molière, die Aufschrift: „Don Juan" und setzte nur noch hinzu: oder der Lüderliche. Den Blitz, der Don Juan erschlägt, glaubte ich nicht hinweglassen zu dürfen, da der Bösewicht immer gestraft werden muß. Aber ich richtete diesen Vorfall so ein, daß er sowol eine unmittelbare Folge des göttlichen Zorns sein, als auch aus einer Verbindung niederer Mächte, die aber nach den Gesetzen der Vorsehung handeln müssen, entstanden sein konnte." In diesem versificirten Lustspiele, das mit großem Beifall mehrmals aufgeführt ward, rächte sich Goldoni zugleich an der Treulosigkeit einer Schauspielerin, mit der er in einem vertrauten Verhältnisse gestanden hatte.

Für diese bittere Erfahrung schien ihn sein Glück entschädigen zu wollen, indem es ihn in dem Lotto zu Genua eine Ambe von 100 Pistolen gewinnen ließ. „Mich erwartete aber," sagt Goldoni, „in Genua ein noch viel größeres Glück, das mir alle Kümmernisse des Lebens versüßte. Ich heirathete eine junge, wohlerzogene, brave, reizende Person, die mich für alle schlimmen Streiche, welche die Weiber mir von jeher gespielt hatten, entschädigte und mich wieder mit dem schönen Geschlechte versöhnte." Es war die Tochter eines Notars, Namens Conio, der bei der Bank in Genua angestellt war. „Unsere Verbindung," sagt Goldoni, „ward auf den Monat Juli festgesetzt. Wir wurden bald über die Mitgift einig und unterzeichneten den Contract. — So war ich der zufriedenste, glücklichste Mensch von der Welt. Allein ich war verdammt, kein Glück zu genießen, das nicht sogleich mit einer Unannehmlichkeit verknüpft ward. Mich überfiel ein Fieber und die Blattern, die ich schon in meiner ersten Jugend in Rimini gehabt hatte, brachen zum zweiten Mal aus. Zum Glück waren sie nicht gefährlich und ich ward nicht häßlicher, als ich schon war."

Durch Goldoni's Rückkehr nach Venedig, in Begleitung seiner jungen Frau, ward nicht blos seine Mutter, sondern auch die dortige Schauspielertruppe um so freudiger überrascht, da er ihr ein neues Stück: „Rinaldo von Montalban," eine versificirte Tragicomödie in fünf Acten, mitbrachte. „Es war," sagt Goldoni, „ein ursprünglich italienischer Stoff. Ich hatte das Stück von seinen groben Fehlern zu reinigen gesucht und demselben so viel als möglich von dem wahren Geiste der Ritterzeiten und einen Ton und Zuschnitt gegeben, der einem Stücke, in welchem Karl der Große auftrat, angemessen war. Das Publicum, gewohnt, den Rinaldo, einen französischen Paladin, mit einem zerrissenen Mantel im Kriegsrathe erscheinen, den Harlekin das Schloß seines Herrn vertheidigen und die Soldaten des Kaisers mit Fischkesseln und zerbrochenen Töpfen auf den Boden strecken zu sehen, sah nunmehr mit Vergnügen den verleumdeten Helden seine Sache mit Würde vertheidigen, und war nicht unzufrieden, die platten und übelangebrachten Possen ausgemerzt zu sehen." — Das Stück erhielt Beifall, obgleich in geringerem Grade als „Belisar" und „Don Juan."

Abgelenkt von seinen theatralischen Arbeiten ward Goldoni für einige Zeit, als er durch den Einfluß der Familie seiner Frau die Stelle eines genuesischen Consuls erhielt. „Im Schooße meines Vaterlandes," sagt Goldoni, „führte ich nun die Geschäfte und geheimen Angelegenheiten einer fremden Republik. Es kostete mir Zeit, ehe ich mit den Geschäften meines Amtes, das mir noch etwas fremd war, bekannt wurde. Die Genueser hatten keinen andern Minister in Venedig als ihren Consul. Ich mußte daher für Alles sorgen und schickte alle acht Tage meine Depeschen fort. Ich stattete Bericht ab von Neuigkeiten und wagte mich sogar in die Politik. Diese Kunst hatte ich in Mailand gelernt und noch nicht vergessen. Meine Berichte, meine Betrachtungen und Conjecturen erhielten in Genua Beifall und auch bei den auswärtigen Ministern in Venedig stand ich nicht übel angeschrieben."

Seinen theatralischen Arbeiten entsagte Goldoni unter diesen heterogenen Geschäften nicht gänzlich. Der Beifall, mit dem seine Oper: „Orontes, König von Sicilien" aufgenommen ward, steigerte sich noch bei der Vorstellung eines kleinen Stücks, der „Bankrott" betitelt. „Mein neues Amt," sagt Goldoni, „hatte mir die Bekanntschaft einer Menge von Kaufleuten verschafft. Ich hörte von Nichts als von Fallimenten und bemerkte, daß Alle, die sich zurückzogen, retteten oder ertappen ließen, ihr Verderben einzig dem Stolze, den Ausschweifungen und der Unordnung zuzuschreiben hatten. Ich erinnerte mich des Eindrucks der Komödie: Ridendo castigat mores, und glaubte, das Theater dürfte sich wol zu einem Lyceum erheben, den Misbräuchen zuvorzukommen und ihre Folgen zu verhüten. Doch griff ich nicht allein die Bankrottirer in meinem Stücke an; ich stellte zugleich diejenigen aus, die das Meiste zu ihren Ausschweifungen beitragen, und hielt mich vorzüglich an die Rechtsgelehrten, die den Gläubigern Staub in die Augen streuen und dadurch den betrügerischen Bankrottirern Zeit lassen, ihre Fallimente einträglicher und sicherer zu machen. Ob mein Stück einen Menschen bekehrt hat, weiß ich nicht; aber das weiß ich, daß es durchgehends Beifall erhielt, und daß die Handelsleute, deren Empfindlichkeit ich am meisten zu fürchten hatte, die Ersten waren, die mir ihre Zufriedenheit, einige von Herzen, andere aus Politik, zu erkennen gaben."

Goldoni's Freude über die Anerkennung seines Talents wurde jedoch bald wieder getrübt durch eintretende Lebenssorgen. „Als man mir," sagt er, „das Consulat von Genua anbot, nahm ich es mit Dank und tiefem Respect an, ohne mich nach der mit dieser Charge verbundenen Besoldung zu erkundigen. Das war auch eine von meinen Sottisen, die mir ebenso theuer zu stehen kam, wie die übrigen. Im Anfange dachte ich an Nichts, als wie ich mich des Wohlwollens der Republik, die mich mit ihrem Zutrauen beehrte, würdig machen wollte. Ich miethete ein Quartier, das mich in den Stand setzte, den Besuch von fremden Ministern anzunehmen. Ich vermehrte meine Bedienung, meine Tafel, mit einem Worte Alles, und glaubte, daß es so sein müßte. Nach Verlauf einiger Tage schrieb ich an den Staatssecretair, mit dem ich in Briefwechsel stand, und berührte auch den Punkt meines Gehalts. Er meldete mir: mein Vorgänger habe 20 Jahre gedient, ohne Einkünfte von seiner Charge zu genießen. Der Krieg mit Corsica aber setze die Republik vor der Hand außer Stand, sich eine Ausgabe aufzubürden, an die sie seit langer Zeit nicht gedacht habe. Welch eine traurige Nachricht für mich, da sich die Einkünfte meines Amtes kaum auf 100 Thaler jährlich beliefen Ich wollte auf der Stelle abdanken, ließ mich jedoch bereden, meinen Posten noch eine Weile zu behalten."

Nur zu bald sah sich Goldoni in die Nothwendigkeit versetzt, anderwärts ein Auskommen zu suchen. Im J. 1741 verließ er Venedig und lebte mit seiner Familie abwechselnd in Bologna, Modena und Rimini, wo er für die dortigen Schauspielergesellschaften arbeitete und sich eine leidliche Subsistenz sicherte. Er machte indessen auch manche bittere Lebenserfahrung. Auf dem Wege nach Pesaro traf ihn das Unglück, von österreichischen Husaren rein ausgeplündert zu werden. Ein schurkischer Postillon ließ ihn und seine Gattin unterwegs auf freiem Felde sitzen und fuhr davon. Auf seinem Rücken trug Goldoni seine Gattin durch einige ausgetrocknete Flusse und langte endlich, allen Hindernissen Trotz bietend, im österreichischen Hauptquartiere an, wo er sein ihm geraubtes Eigenthum wiedererhielt. In Rimini, wohin sich Goldoni hierauf begab, übernahm er die Direction des Theaters. Dort, wie später in Florenz und Siena, lebte er einige Zeit in Wohlhabenheit und Behaglichkeit. Manche Umstände vereinigten sich jedoch, seine Einkunfte in nicht unbedeutendem Grade zu vermindern. In der mismuthigen Stimmung, die sich seiner bemächtigte, gab er während eines längern Aufenthalts in Pisa dem Rathe seiner dortigen Freunde Gehör, wieder in den Advocatenstand zurückzutreten.

„Meine Freunde," sagt Goldoni, „versprachen mir Clienten und Bücher. Ich ließ mich also kühn und keck als Civil- und Criminaladvocat einschreiben. Die Pisaner hielten mir in Allem Wort und ich hatte das Glück, ihre Erwartungen nicht zu täuschen. Ich arbeitete Tag und Nacht. Man bot mir mehr Processe an, als ich annehmen konnte. Endlich fand ich ein gutes Mittel, die Zahl derselben, zu großer Zufriedenheit der streitenden Parteien, zu verringern. Hatten sie Unrecht, so suchte ich ihnen ihr Unrecht zu beweisen und sie mit ihren Gegnern zu vergleichen. Sie bezahlten mir gern meine Consultationen und wir waren alle zufrieden. Indessen meine Sachen täglich besser liefen und mein Cabinet beständig so voll war, daß es den Neid aller meiner Collegen erregte, führte der böse Feind eine Schauspielertruppe nach Pisa. Ich konnte es nicht über das Herz bringen, sie nicht zu besuchen, und der Kitzel stach mich so, daß ich ihnen sogar eins von meinen Stücken gab. Sie waren jedoch zu mittelmäßig, um ihnen ein Charakterstück anvertrauen zu können. Ich gab ihnen daher das skizirte Lustspiel: „Die hundert und vier Abenteuer in Einer Nacht" (Cento ed quattro accidenti in una notte). Der schlechte Beifall meines Stücks machte mich jedoch so mismüthig, daß ich mir fest vornahm, die Komödianten nicht wiederzusehen und nicht wieder an das Schauspielhaus zu denken. Dafür verdoppelte ich meinen Eifer in juristischen Arbeiten und gewann einmal drei Processe in Einem Monate. — Eine Criminaldefension machte mir vorzüglich viel Ehre. Ich wurde nach und nach immer vertrauter mit einem Geschäfte, das mir zu gleicher Zeit Ruhm, Vergnügen und einen billigen Gewinn verschaffte."

Der Jurisprudenz, in deren Gebiet er sich, nach seinem eigenen Geständnisse, einheimisch fühlte, wäre Goldoni beinahe wieder abtrünnig geworden durch einen Brief, den er um diese Zeit (1741) aus Venedig erhielt. In diesem Schreiben theilte ihm der in komischen Rollen ausgezeichnete Schauspieler Sacchi den Stoff zu einem Lustspiele mit, von dem er sich eine große Wirkung versprach. „Welch eine Versuchung für mich!" sagt Goldoni. „Das Lustspiel war von jeher meine Leidenschaft gewesen. Ich fühlte, daß der ehemalige Geschmack, dasselbe Feuer, derselbe Enthusiasmus wieder in mir erwachte. Der Gegenstand, den er mir vorschlug, war: „Der Diener zweier Herren" (Il Servitore di due Patroni). Ich hatte schon den Plan gemacht, wie ich diesen Stoff benutzen wollte; ich sah den Hauptacteur, der das Stück spielen sollte, im Geiste vor mir; ich brannte vor Begier, noch Einen Versuch zu wagen. Aber wie sollte ich es machen? Die Processe, die Clienten strömten mir von allen Seiten zu. Und doch dachte ich, mein armer Sacchi! Nur dies einzige Mal noch! Kurz, ich schrieb, ich antwortete, ich versprach es ihm. Den Tag über arbeitete ich in meinen Geschäften und die Nacht über an meinem Lustspiele. Ich wurde fertig damit und schickte es nach Venedig. Niemand wußte darum; meine Frau war meine einzige Vertraute. So lange ich an meinem Stücke arbeitete, hatte ich, sobald es dunkel ward, meine Thür verschließen lassen, und meine Abende nicht, wie gewöhnlich, in dem Kaffeehause der Arcadier zugebracht."

Die Mitglieder dieser gelehrten Gesellschaft, in die er unter dem Namen Poliniſſo Fegelo aufgenommen worden war, machten ihm Vorwürfe über sein langes Ausbleiben. Goldoni entschuldigte sich mit Berufsarbeiten. „Die Herren," sagt er, „sahen mich gern beschäftigt; aber sie wollten nicht, daß ich darüber den ergötzenden Zeitvertreib der Dichtkunst vergessen sollte. — Meine Beschäftigungen hinderten mich eigentlich auch nicht, von Zeit zu Zeit Sonette, Oden und andere lyrische Gedichte für die Sitzungen der Akademie zu verfertigen." Er machte aber höhere Anforderungen an sein Talent. Seine bisherigen Leistungen genügten ihm nur theilweise. „Mochten die Pisaner," sagt Goldoni, „immerhin mit mir zufrieden sein, ich war es nicht. Ich lasse mir nicht mehr als Gerechtigkeit widerfahren, wenn ich sage, daß ich nie ein guter Dichter gewesen bin. Vielleicht war ich es, was die Erfindung betrifft. Das Theater ist ein Beweis davon. Wenigstens hing mein ganzes Genie nach dieser Seite."

Dem Entschlusse, sich seinen juristischen Arbeiten zu widmen und allen theatralischen Beschäftigungen zu entsagen, ward Goldoni wieder untreu, als der früher erwähnte Komiker Sacchi ihm den großen Beifall meldete, den das Lustspiel: „Der Diener zweier Herren" bei der Vorstellung in Venedig gefunden und zugleich daran die dringende Bitte um ein neues Drama knüpfte. Mit dem Lustspiele: „Harlekin's verlorenes und wieder gefundenes Kind" (Il Figlio d'Arlechino perduto e ritrovato), das Goldoni für das Theater zu Venedig schrieb, schien er ungeachtet des ungewöhnlichen Beifalls, den es auf der Bühne fand, Nichts weniger als zufrieden. „Ich verfertigte," sagt er, „dies Stück zu einer Zeit, wo mein Geist in großer Unruhe und Bewegung war. Ich gab dem Stücke interessante Situationen, aber ich hatte nicht Zeit, sie mit der Kunst herbeizuführen, die eine gute Arbeit dieser Art charakterisiren muß. Es waren vielleicht Diamanten, aber in Kupfer gefaßte Diamanten. Man sah, daß die einzelnen Scenen von einem geübten Manne herrühren mußten. Das Ganze aber schien das Werk eines Schülers zu sein. Ich gestehe, die Entwicklung dieses Stückes könnte vielleicht für ein Meisterwerk gelten, wenn nicht wesentliche Fehler gegen das Ganze einnähmen. Der hauptsächlichste Fehler dieses Lustspiels war der Mangel an Wahrscheinlichkeit. Ich habe es immer mit kaltem Blute betrachtet und mich nie durch den Beifall, den es erhalten, verführen lassen. Sobald ich damit fertig war, las ich es mit Aufmerksamkeit durch. Ich fühlte alle Schönheiten, die es angenehm machen konnten und alle Fehler, mit denen es angefüllt war. Italien hatte bisher nur die ersten Versuche meiner vorhabenden Theaterreform erhalten. Anhänger der alten Komödie gab es noch genug und ich konnte sicher darauf rechnen, daß mein Stück, ohne sich viel von dem gewöhnlichen betretenen Wege zu entfernen, gefallen und sogar durch die Mischung des Komischen und Pathetischen, die ich mit vieler Kunst getroffen hatte, über-

rafchen werde. In der Folge erfuhr ich, wie glänzend der Beifall gewesen, den mein Stück erhalten. Ich wunderte mich nicht darüber. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich später in Frankreich sah, daß mein Lustspiel auf dem Theater der italienischen Komödie Zulauf hatte, Beifall fand und fast bis in den Himmel erhoben ward. Es ist eine ausgemachte Sache, daß die Zuschauer immer mit eigenen Ideen und mancherlei Vorurtheilen das Theater besuchen. So applaudirten die Franzosen von der italienischen Bühne ein Stück, das sie auf dem Theater ihrer Nation verdammt haben würden."

Nachdem Goldoni sein Lustspiel dem Komiker Sacchi in Venedig gesendet hatte, kehrte er wieder zu seinen juristischen Berufsgeschäften zurück, die er mit großem Eifer und so günstigem Erfolge betrieb, daß er einige Processe gewann. Eine Zurücksetzung in seinem Amte verleidete ihm seinen Beruf. Ohnedies müde, fortwährend Rechtshändel zu verfechten, die doch mit seinen eigentlichen Neigungen wenig harmonirten, fand er sich veranlaßt, abermals der Jurisprudenz zu entsagen, um einer Schauspielergesellschaft als Theaterdirector nach Mantua zu folgen. Ueber diesen Schritt äußert sich Goldoni in seinen Memoiren mit den Worten: „Ich gestehe, daß ich bisweilen in Versuchung gerieth, mich als eine Art von Phänomen zu betrachten. Ohne Ueberlegung hatte ich mich dem komischen Genius überlassen, der mich mit sich hinriß. Drei- bis viermal hatte ich die herrlichsten Gelegenheiten versäumt, mein Glück zu machen. Immer war ich von Neuem in dieselbe Schlinge gefallen. Doch müßte ich lügen, wenn ich sagen wollte, es thäte mir leid. Vielleicht würde ich sonst überall ein bequemeres Auskommen gehabt, aber schwerlich vergnügter gelebt haben. — Mit meiner Lage," fügt Goldoni hinzu, „und mit den mir gemachten Bedingungen war ich sehr zufrieden. Meine Stücke wurden angenommen, ohne daß ich nöthig hatte, sie nur vorzulesen, und wurden bezahlt, ohne den Erfolg abzuwarten. Eine einzige Vorstellung brachte mir so viel wie 50 ein. Wandte ich indessen mehr Aufmerksamkeit und Fleiß auf meine Arbeiten, als ich nöthig zu haben schien, so war es die Ehre, die mich anspornte und der Ruhm, der mich belohnte."

Nach seinem mit der Schauspielergesellschaft abgeschlossenen Contracte konnte Goldoni noch ein halbes Jahr in Pisa bleiben, ehe er sich nach Mantua begab, um die Theaterdirection zu übernehmen. „Ich hatte," sagt er, „demgemäß hinreichende Zeit, meine Geschäfte in Pisa in Ordnung zu bringen, meine angefangenen Processe auszuführen, diejenigen, die ich nicht fortsetzen konnte, Anderen zu überlassen, von meinen Richtern und Clienten Abschied zu nehmen und der Akademie der Arkadier ein poetisches Lebewohl zu sagen. Ich erfüllte alle meine Schuldigkeiten und reiste im April 1742 nach Mantua ab. — Dort brachte ich einen Monat nicht in den besten Gesundheitsumständen und fast immer im Bette zu. Die Luft dieses sumpfigen Landes war mir nicht zuträglich." Dessenungeachtet ruhte seine literarische Thätigkeit nicht. „Der Director," sagt Goldoni, „bekam von mir zwei neue Lustspiele. Sie schienen ganz nach seinem Geschmacke zu sein und er war sehr zufrieden, daß ich einstweilen nach Modena, wo er den Sommer zuzubringen dachte, vorausgehen und ihn dort erwarten wollte. Daran that ich sehr wohl. Auf der ersten Poststation fühlte ich mich schon um Vieles besser und kam völlig gesund in Modena an."

Der Director der Schauspielergesellschaft, an die er sich angeschlossen hatte, Medebec mit Namen, hatte das Theater St. Angelo in Venedig gepachtet. Darüber empfand Goldoni eine große Freude, weil er nun wieder nach seiner Vaterstadt zurückkehren konnte, von der er fünf Jahre entfernt gewesen war. Dort sah er auch seine Mutter wieder, an der er mit großer Zärtlichkeit hing. Für das Theater St. Angelo war Goldoni nun, seiner Gewohnheit nach, sehr thätig. Sein Lustspiel: „Schön Antonchen" oder „Der Betrüger" (Tonio Bella Grazia, o il Frappatore) fand jedoch nicht den Beifall, den er erwartet hatte, und fiel sogar völlig durch. „Ich will," äußert Goldoni, „Nichts weiter zu meiner Vertheidigung sagen, als daß ich damals, als ich dies Lustspiel schrieb, vier Jahre außer Uebung gewesen war. Ich hatte den Kopf voll Berufsarbeiten, Kummer, üble Laune und zum größten Unglück fanden die Schauspieler dies Stück gut. Wir begingen also die Thorheit gemeinschaftlich und mußten auch gemeinschaftlich dafür büßen." Einen fast ungetheilten Beifall erhielt dagegen Goldoni's Lustspiel: „Der vorsichtige Mann" (L'Uomo prudente). „Ich hatte," sagt Goldoni, „dies Stück in Pisa entworfen, als ich eben mit einigen Criminalvertheidigungen beschäftigt war. Die Fabel war nicht ganz von meiner Erfindung. Das Verbrechen war zu meiner Zeit in der Gegend von Toscana begangen worden. Uebrigens war es mir lieb, daß ich bei dieser Gelegenheit meinen Landsleuten merken lassen konnte, womit ich mich während meiner fünfjährigen Abwesenheit beschäftigt hatte. Dies Lustspiel erhielt in Venedig den vollkommensten Beifall. Das Gift, die Rede in einem peinlichen Falle und die Tiraden, mit denen es überladen ist, waren freilich nicht im Geschmacke der guten Komödie. Aber Pantalon bekam dadurch die herrlichsten Gelegenheiten, in den verschiedenen Nüancen, die er auszudrücken hatte, die ganze Größe seines Talents zu zeigen."

Ein öffentliches Urtheil über seine dramatischen Leistungen hatte Goldoni bisher nicht vernommen. „Plötzlich," sagt er, „fiel es einigen müßigen Leuten ein, in den Weihnachtsferien, wo sie das Vergnügen des Theaters entbehren mußten, verschiedene Broschüren gegen mich und die Schauspieler drucken zu lassen. — Diese Kritiken waren zum Theil gut, zum Theil schlecht; der Tadel theils gegründet, theils aus der Luft gegriffen. Ein Paar spitzige Einfälle wurden durch Lob und Aufmunterung wieder aufgewogen. Im Ganzen hatte ich nicht Ursache, unzufrieden zu sein. Es war mit der ganzen Sache überhaupt mehr auf die Truppe des Medebec abgesehen. Man nannte sie eine Gaunlerbande. Diese Benennung war um so boshafter, da sie wirklich einigen Schein von Wahrheit für sich hatte."

Mit dem von Goldoni verfaßten Lustspiele: „Die schlaue Witwe" (La vedova scaltra) waren die Fastnachtsvorstellungen des Jahres 1748 eröffnet worden. Den Charakter der Heldin des Stückes schildert Goldoni mit den Worten: „Sie ist ernsthaft bei dem Engländer, flatterhaft bei dem Franzosen, gravitätisch und streng bei dem Spanier und verliebt bei dem Römer. Durch Hilfe der Maske, der Tracht und der verstellten Stimme hintergeht sie ihre Liebhaber so glücklich, daß die drei ersten in die Schlinge fallen und ihre Landsmännin der Italienerin vorziehen. Der Graf ist der einzige, der den Versuchen der Unbekannten widersteht, um keine Untreue an seiner Geliebten zu begehen. — Ich hatte," fügt Goldoni hinzu, „schon einige Stücke gegeben, die viel Glück gemacht hatten, keins aber noch in solchem Grade wie dieses. Es erhielt 30 Vorstellungen hinter einander und ward überall mit demselben Beifalle gegeben. Der Anfang der Theaterreform, die ich im Sinne hatte, konnte nicht glücklicher sein. Ich war sehr zufrieden mit einem Publicum, das nach und nach anfing, die Komödie dem Possenspiele und Anstand und Schicklichkeit den Scurilitäten vorzuziehen."

Die Stellung, welche Goldoni der öffentlichen Kritik gegenüber einnahm, bezeichnet er durch die nachfolgenden charakteristischen Aeußerungen: „So lange ich alte Gegenstände des italienischen Theaters bearbeitete und Stücke lieferte, die nur zum Theil geschrieben, zum Theil skizzirt waren, ließ man mich ungestört den Beifall des Parterre genießen. Sobald ich mich aber als Schriftsteller, Erfinder, Dichter ankündigte, erwachten die Geister der Nation aus ihrer Schlafsucht und hielten mich ihrer Aufmerksamkeit und ihrer Kritiken werth. Meine Landsleute, die seit so langer Zeit an alltägliche Possenspiele, an regellose und ungeheure Staatsactionen gewöhnt waren, wurden auf einmal strenge Richter meiner Werke. Man hörte in allen Gesellschaften die Namen Aristoteles, Horaz, Castelvetro und meine Arbeiten machten die Neuigkeiten des Tages aus. — Die Richter meiner Charakterstücke hatten mir weder in Rücksicht auf die Einheit der Handlung, noch auf die Einheit der Zeit das Geringste vorzuwerfen. Dagegen beschuldigten sie mich, daß ich die Einheit des Orts verletzt hätte. Die Handlungen aller meiner Lustspiele gehen in einer und derselben Stadt vor sich, die Personen verlassen sie niemals. Sie begeben sich zwar an mehre Orte, aber diese liegen immer innerhalb derselben Mauern und ich war überzeugt und bin es noch, daß ich die Einheit des Orts auf diese Weise hinlänglich beobachtet hatte. — Ich gestehe, daß ich nie, weder in der Poetik des Aristoteles, noch in der Poetik des Horaz ein deutliches, allgemeines und bewiesenes Gesetz für die unbedingte Einheit des Orts entdecken konnte. Ich richtete mich also nur in sofern mit Vergnügen darnach, als der Gang meines Stücks es erlaubte. Ueberwinden konnte ich mich jedoch nicht, einen Stoff, von dem ich mir etwas versprach, einem Vorurtheile aufzuopfern, das ihn vielleicht verderbt haben würde."

Der Vorwurf, die Einheit des Orts verletzt zu haben, konnte ihn unter allen seinen Stücken, am wenigsten in dem Lustspiele: „La Bottega di Café" treffen, wo er die Scene, dem Titel gemäß, in ein Kaffeehaus verlegt hatte, in welchem, nach Goldoni's eigenen Worten „mehre Handlungen auf einmal vor sich gehen und wohin verschiedene Personen durch verschiedenes Interesse geführt werden. Dies Lustspiel," fügt er hinzu, „erhielt einen glänzenden Beifall. Die Vereinigung und der Contrast der Charaktere konnten ihre Wirkung nicht verfehlen. Der Charakter des Verleumders in diesem Stücke ward auf mehre bekannte Personen gedeutet. Eine davon entrüstete sich vorzüglich über mich. Man drohte mir und sprach von Degen, Messerstichen und Pistolen. Da man aber wahrscheinlich auf die 16 von mir versprochenen Stücke in Einem Jahre neugierig war, so fristete man mir, um sie vollenden zu können, großmüthig das Leben."

Goldoni erinnerte sich, in Florenz auf einem Liebhabertheater den Menteur von Corneille in einer italienischen Uebersetzung gesehen zu haben. Dieses Lustspiel gefiel ihm. Er hielt jedoch den Charakter eines Lügners noch einer weit komischeren Behandlung fähig. Ueber die Wahl des Stoffes zu einem neuen Lustspiele lange nachzudenken fehlte es ihm an Zeit. Er blieb daher bei diesem Sujet stehen. „Meine Einbildungskraft," sagt Goldoni, „war damals sehr lebhaft; sie bot mir eine solche Menge komischer Züge dar, daß ich in Versuchung gerieth, einen ganz neuen Lügner zu schaffen. Ich gab jedoch dies Project bald wieder auf. Corneille hatte mir die erste Idee dazu gegeben. Ich schätzte meinen Meister und rechnete es mir zur Ehre, nach ihm zu arbeiten. Doch nahm ich mir die Freiheit, so viel hinzuzusetzen, als ich zur Befriedigung des Geschmacks und zur Dauer meines Stückes für nöthig hielt. So erfand ich z. B. einen schüchternen Liebhaber, der den kühnen Charakter des Lügners unendlich erhebt und ihn in sehr komische Situationen versetzt."

Durch den Charakter des Lello, eines mehr komischen als lasterhaften Lügners, den er in dem Lustspiele: „Il Bugiardo" auf die Bühne gebracht hatte, ward Goldoni veranlaßt, einen weit schlimmern und gefährlichern Charakter, den Schmeichler, zum Theaterhelden zu stempeln. Der Adulateur von Rousseau hatte in Frankreich kein Glück gemacht. Desto mehr Beifall fand in Italien der gleiche Stoff, den Goldoni zu seinem Lustspiele: L'Adulatore benutzte. „Der Grund davon," sagt Goldoni, „lag unstreitig darin: der französische Dichter hatte diesen Gegenstand mehr wie ein Philosoph als wie ein Komiker behandelt. Ich hingegen, obgleich ich auch gegen den Lasterhaften Abscheu zu erwecken suchte, hatte mich doch bemüht, meinem Stücke durch komische Episoden und hervorstechende Züge ein munteres Ansehen zu geben. Ich war übrigens," fügt Goldoni hinzu, „mit meiner Reform noch nicht so weit gediehen, als ich sollte und als ich es in der Folge brachte. Ich erlaubte mir noch einige Freiheiten im Geschmacke der Nation und war zufrieden, wenn ich nur eine natürliche und auffallende Entwickelung gefunden hatte."

Das Interesse, mit welchem damals Grandison's

Pamela in ganz Italien gelesen ward, weckte in Goldoni die Idee, den Stoff dieses Romans zu einem Schauspiele zu benutzen. Er stieß dabei jedoch auf einige Swierigkeiten. „Ich kannte das Werk," sagt Goldoni, „und war nicht verlegen, mich in den Geist desselben zu versetzen und es in die Enge zu ziehen. Aber der moralische Zweck des Verfassers vertrug sich weder mit den Sitten, noch mit den Gesetzen meines Vaterlandes. In London schadet ein Lord seinem Adel nicht, wenn er eine Bäuerin heirathet. In Venedig hingegen beraubt ein Patrizier, der ein Bürgermädchen zur Gattin wählt, seine Kinder der Vorrechte des Adels und sie verlieren ihre Rechte auf die Souverainetät. — Die Komödie, die eine Sittenschule ist, oder es wenigstens sein sollte, darf die menschlichen Schwachheiten in keiner anderen Absicht schildern, als um sie zu bessern. Ist es aber erlaubt, eine unglückliche Nachkommenschaft, unter dem Vorwande, die Tugend zu belohnen, aufzuopfern? — Ich war wirklich entschlossen, den Lockungen dieses Romans nicht zu folgen. Aber in der Nothwendigkeit, in der ich mich befand, viele Stücke zu liefern und sowol in Mantua, als in Venedig umringt von vielen Personen, die mir anlagen, diesen Stoff zu bearbeiten, gab ich endlich nach. Doch legte ich nicht eher die Hand ans Werk, als bis ich eine Entwicklung ausgedacht hatte, die, anstatt gefährlich zu sein, tugendhaften Liebenden zum Muster dienen und zugleich die Katastrophe angenehmer und interessanter machen konnte. Das Publicum fand das unter dem Titel: Pamela von mir geschriebene Lustspiel oder Drama, wie es die Franzosen nennen würden, unterhaltend und belustigend und es trug vor allen meinen bisherigen Arbeiten den Preis davon."

Diesem sentimentalen Stücke ließ Goldoni ein anderes folgen, das sich auf die Gebräuche der bürgerlichen Gesellschaft bezog. Es hieß: „Der Mann von Geschmack" (Il Cavaliere di buon gusto). „In Frankreich," sagt Goldoni, „bezeichnet der Ausdruck Homme de goût einen Mann, der in schönen Wissenschaften und Künsten unterrichtet ist. Der Italiener von Geschmack aber, den ich in einem Lustspiele schilderte, ist ein Mann, der die Kunst versteht, mit einem mäßigen Vermögen sich ein schönes Haus, auserlesene Bedienten und einen vortrefflichen Koch zu verschaffen, der in Gesellschaften als der reichste Mann glänzt, ohne sich Schaden zu thun und seine Umstände zu zerrütten. — Das Stück fand ziemlichen Beifall, allein es hatte das Unglück, auf die Pamela zu folgen, die den Leuten die Köpfe verdreht hatte. Bei seinem Wiedererscheinen im folgenden Jahre hatte der „Mann von Geschmack" mehr Glück."

Ein ähnliches Schicksal traf den „Spieler" (Il Giocatore), das nennte von den Stücken, welche Goldoni zu schreiben versprochen hatte, doch mit dem Unterschiede, daß sich dieses Lustspiel nicht wie das vorige wieder erhob. In einem seiner früheren Stücke, dem Bottega di Café, hatte Goldoni bereits einen Spieler auftreten lassen. „Ich glaubte," äußert er, „noch nicht genug über diese unglückliche Leidenschaft gesagt zu haben und nahm mir vor, diese Materie von Grund aus zu behandeln. Allein der „Spieler" als Nebenbuhler im Kaffeehause fand mehr Beifall als dieser, der die Hauptperson eines eigenen Stückes ausmachte. — Ich muß noch erinnern, daß um diese Zeit alle Glücksspiele in Venedig geduldet wurden. — Es war also nicht der klügste Einfall von mir, die Folgen dieser gefährlichen Belustigung, die Kunstgriffe gewisser Spieler und die Ränke jener Leute, in deren Häusern die Spieler ihre Auflagen hatten, zu enthüllen. — Ich möchte den Grund von dem Falle meines Stückes nicht in äußeren Umständen suchen. Es scheiterte, es war also schlecht; und ich war zufrieden, daß von 16 Lustspielen nur dieses einzige fiel."

Die zahlreichen, rasch auf einander folgenden Stücke Goldoni's hatten seinen Feinden kaum Zeit gegönnt, ihrem Neide und Hasse Luft zu machen. In den Weihnachtsferien ließen sie jedoch eine Broschüre drucken, die mehr Injurien als Kritiken und unter Anderem die Aeußerung enthielt: „Goldoni habe sich erschöpft und sein Stolz werde bald gedemüthigt werden." Diese letzte Aeußerung kränkte ihn aufs Empfindlichste. „Man hätte," sagt er, „mich einer Unvorsichtigkeit zeihen können, daß ich ein Versprechen that, das mich um meine Gesundheit oder um meinen Ruf bringen konnte. Aber Stolz habe ich nie gehabt oder wenigstens nicht an mir bemerkt. — Ich würdigte der Schmähschrift keiner Aufmerksamkeit; allein ich überzeugte mich immer mehr von der Nothwendigkeit, auf meinem Theater das Interesse, die Munterkeit, den Unterricht und den alten Credit wieder herzustellen. Das Lustspiel: „Der wahre Freund" (Il vero Amico), das ich zu Anfange des Carnevals gab, that allen meinen Absichten Genüge. Eine wahre Anekdote lieferte mir den Stoff und ich behandelte ihn mit aller Delicatesse, die dieser Gegenstand verdiente." Goldoni hielt das Lustspiel für vorzüglich gelungen und freute sich, daß es auch im Publicum großen Beifall fand.

In dem Lustspiele: „Die eingebildete Kranke" (La finta Ammalata) hatte Goldoni sich die Freiheit herausgenommen, die Gattin des Directors Medebec, die voll Liebe für die Kunst, oft aus bloßer Laune sich über ihr Unwohlsein beklagte, auf die Bühne zu bringen. „Sie mochte," sagt Goldoni, „wol etwas davon merken. Da ihr aber die Rolle außerordentlich wohl gefiel, so übernahm sie sie gern und spielte sie ganz meisterhaft." In Bezug auf die drei Aerzte, die nebst einem Chirurgus in diesem Stücke auftreten, bemerkt Goldoni: „Ich bin der Sohn eines Arztes und bin es selbst eine Zeitlang gewesen. Unmöglich aber kann ich die Inconsequenz der Leute billigen, welche die Arzneiwissenschaft ohne Ausnahme erheben oder tadeln. Da ich mir vornahm, von dieser Kunst zu reden, die man für den Nothfall nicht verachten darf, so ließ ich in meinem Stücke drei Aerzte auftreten: einen klugen und braven Mann, einen Charlatan und einen Ignoranten. Dies sind die drei Classen, wornnter sie sich alle bringen lassen. Gott behüte uns vor den beiden letzteren, wiewol im Grunde der zweite der gefährlichste von allen ist." — Einen großen Theil des Beifalls, den dieses Stück fand, hatte es, bei der Einfachheit des Plans, wol dem Spiele der Actrice zu

verdanken, der es Vergnügen machte, sich selbst zu spielen und die es ohne Anstrengung und Zwang that. Die drei verschiedenen Charaktere der Aerzte und ein tauber Apotheker, ein Neuigkeitskrämer, der Alles die Quere versteht und die Zeitungen lieber liest als Recepte, trugen nicht weniger zu dem Beifalle bei, den das Stück erhielt."

Eine Art von historischer Grundlage hatte das von Goldoni geschriebene Stück: L'Aventuriere onorato. Er sagt darüber: „Wenn gleich „Der ehrliche Abenteurer," der diesem Lustspiele den Namen gab, nicht mein eigenes Portrait war, so hatte er wenigstens eben so viel Abenteuer erlebt und eben so viel Beschäftigungen getrieben und da überhaupt das Publicum, bei dem Beifalle, mit dem es dieses Stück aufnahm, die Gefälligkeit hatte, mir Handlungen und Grundsätze zuzuschreiben, die mir Ehre machten, so darf ich wol gestehen, daß ich mich wirklich während der Arbeit ein wenig vor Augen hatte. Sie wurde, sowol was das Historische als die Fabel betrifft, sehr günstig aufgenommen. „Der ehrliche Abenteurer" erhielt entschiedenen und dauernden Beifall und ich genoß zugleich das Glück, welches das Stück machte und die Ehre der Allegorie."

Die zahlreichen rasch auf einander folgenden Stücke Goldoni's bewiesen, wie leicht es ihm ward, einen dramatischen Plan zu entwerfen und auszuführen; gleichwol stand er damals schon in seinem 43. Jahre. Die anhaltende Arbeit hatte jedoch seine Gesundheit erschöpft. „Ich ward krank," sagt Goldoni, „und mußte für meine Thorheit büßen. Schon oft war ich hypochondrischen Zufällen unterworfen gewesen, die zugleich den Körper und den Geist angriffen. Jetzt spürte ich, daß ich einen heftigern Angriff als jemals zu erwarten hatte. Die Anstrengung hatte mich erschöpft, aber der Verdruß war nicht weniger schuld an meinen Umständen."

In der Zeit von einem Jahre hatte Goldoni 16 Stücke geliefert. Mit Lobeserhebungen und Complimenten war er überhäuft worden. Außer dem bestimmten Honorar für seine Stücke konnte er jedoch durchaus keiner Erkenntlichkeit von Seiten des Directors Medebec, ja nicht des kleinsten Geschenks sich rühmen. Durch seinen Fleiß war dieser Mann reich geworden. Goldoni blieb arm und hatte mit Lebenssorgen zu kämpfen. Als er eine billige Vergütung seines angestrengten Fleißes forderte, erhielt er Nichts, als die magere Erlaubniß, alle Jahre einen Band seiner dramatischen Werke herausgeben zu dürfen. Merkwürdig war es, daß Medebec ihm sogar die Schriftstellerrechte auf seine Arbeiten unter dem Vorwande, daß er sie gekauft habe, streitig zu machen suchte. „Unser Contract," sagt Goldoni, „war noch nicht ganz um. Ich konnte oder vielmehr ich mochte nicht mit Personen, die ich täglich sehen mußte, in Proceß leben. Auch liebte ich den Frieden zu sehr, um ihn dem Interesse aufzuopfern. Ich gab also meine Forderungen auf und begnügte mich mit der Erlaubniß, jährlich einen Band meiner Werke drucken zu lassen. Ich merkte aus dem sonderbaren Ausdrucke Erlaubniß, daß Medebec glaubte, mich Zeitlebens an sich attachirt zu haben, während ich doch Nichts als den Ablauf des fünften Jahres erwartete, um mich von ihm loszumachen. Vier von meinen Stücken gab ich nun dem Buchhändler Antonio Bettinelli, der die erste Ausgabe meines Theaters unternahm und den ersten Band 1751 in Venedig herausgab."

In der Hoffnung, daß ein verändertes Klima etwas zur Wiederherstellung seiner noch immer leidenden Gesundheit beitragen möchte, folgte Goldoni der Schauspielertruppe, die sich nach Turin begab, wo sie den Frühling und Sommer zubringen wollte. Da er beschlossen hatte, über Genua zu gehen, nahm Goldoni auch seine Frau auf dieser Reise mit. Seine Stücke fanden in Turin meistens Beifall. „Es gab indessen," sagt er, „eine Menge sonderbarer Leute, die bei jedem neuen Stücke äußerten: Recht gut! aber freilich nicht von Molière. — Diese Leute erwiesen mir mehr Ehre, als ich verdiente. Ich hatte mir nie einfallen lassen, mit diesem französischen Dichter in Vergleich gestellt zu werden. Doch tröstete ich mich damit, daß diejenigen, die so unbestimmte, nichtssagende Urtheile fällten, aus keiner anderen Ursache in das Schauspielhaus kämen, als durch die Logen zu streifen und mit den Damen zu plaudern. — Ich kannte Molière, und wußte ihn so gut zu schätzen, als die Piemontesen. Ich bekam Lust, ihnen davon einen überzeugenden Beweis zu geben. Auf der Stelle verfertigte ich ein Lustspiel in fünf Aufzügen, in Versen, ohne Masken und Veränderung der Scene, dessen Titel und Hauptinhalt Molière selbst war. Zwei Anekdoten aus seinem Privatleben gaben mir den Stoff dazu an die Hand. Die eine betraf seine projectirte Heirath mit Isabelle, der Tochter der Madame la Bayard, die andere seine Vertheidigung des Tartuffe. Diese beiden historischen Facta fügte ich so in einander, daß die Einheit der Handlung nicht im mindesten dabei litt."

Das Lustspiel „Molière" war Goldoni's erstes Stück in gereimten Versen. In reimlosen hatte er schon früher einige Tragicomödien geschrieben. Er war bereits nach Genua abgereist, als das Stück in Turin aufgeführt ward. Von dem Beifalle, den es gefunden, gab ihm der Director Medebec Nachricht, als Goldoni im October 1751 nach Venedig zurückgekehrt war. Dort erwarteten ihn manche angenehme Ueberraschungen. Der erste Band seiner dramatischen Werke war erschienen. Außer dem Honorar erhielt er eine goldene Uhr, eine goldene Dose, ein silbernes Theeservice ꝛc. „Es waren," sagt er, „Geschenke von den Personen, denen ich meine vier ersten Lustspiele zugeeignet hatte."

Alle Sorgfalt, die er seiner Erfahrungen und seiner feinen Beobachtungsgabe verdankte, widmete Goldoni einem neuen Lustspiele, „Der Hausvater" (Il Padre di Famiglia) betitelt. „Ich hatte," sagt er, „in der Welt nachgiebige Mütter, ungerechte Stiefmütter, verderbte Kinder und gefährliche Hofmeister gesehen. Alle diese verschiedenen Objecte vereinigte ich nun in Einem Gemälde, und stellte einen klugen und vorsichtigen Vater auf zur Besserung des Lasters und zum Muster der Tugend. — Meine Absicht war, den Nutzen der häuslichen Erziehung zu zeigen. Das Publicum verstand mich recht gut und stimmte mir bei."

In einem früheren Lustspiele, dem „Vorsichtigen Mann" (L'Uomo prudente) hatte Goldoni ein Bild von seinem ehemaligen Criminalamte in Toscana gegeben. In dem „Venetianischen Advocaten" (L'Avvocato Veneziano) wollte er seine Landsleute daran erinnern, daß er auch ein Civilamt bekleidet und Sachwalter in Venedig gewesen war. „Jedermann," sagt Goldoni, „war mit meinem Stück zufrieden, und meine Collegen, gewohnt sich in den alten extemporirten Stücken lächerlich gemacht zu sehen, waren sehr zufrieden mit dem ehrenvollen Gesichtspunkte, unter welchen ich ihren Stand gestellt hatte." Dennoch fehlte es nicht an Leuten, die ihm bei diesem Lustspiele allerlei unredliche Absichten zur Last legten. Man behauptete, das Stück wäre nichts Anderes als eine Satyre auf die Advocaten. Die Hauptperson wäre ein bloßes Geschöpf der Phantasie des Verfassers, der blos einen unbestechlichen Advocaten geschildert habe, um die Schwäche und Habsucht so vieler anderen Sachwalter in ein helleres Licht zu stellen. „Kaum sollte man glauben," sagt Goldoni, „daß der Urheber dieser Kritik selbst ein Mitglied jenes verehrungswürdigen Standes war. Der kühne Mann war so unvorsichtig, sich selbst dessen zu rühmen. Allgemeine Verachtung war seine Strafe, und er sah sich sogar genöthigt, ein anderes Gewerbe zu ergreifen."

Zu dem Lustspiele „Il Feudatario," worin die Hauptperson die muthmaßliche Erbin eines Lehens war, das in fremde Hände gerathen, konnte Goldoni einen ziemlichen Vorrath von lächerlichen Situationen benutzen, den er einige Jahre zuvor in Sanguinetto im Veronesischen gesammelt hatte, wo er für den Grafen Leoni, den Besitzer eines Lehngutes, ein Protokoll aufnehmen sollte. Ein ähnliches Glück, wie dies Lustspiel, machte auf der Bühne eine Art von Seitenstück zu dem früher erwähnten „Padre di Famiglia." Das Stück hieß: „Die gehorsame Tochter" (La Figlia obediente). Das Publicum gab diesem Lustspiele sogar vor dem immer gern gesehenen „Hausvater" beinahe den Vorzug. „Ich suchte," sagt Goldoni, „den Grund dieser Erscheinung auf, und fand ihn in dem Reize des Komischen, womit dies Stück im Ueberfluß versehen war, da hingegen das Hauptverdienst des „Hausvaters" in der Kritik und Moral bestand. Dies beweist zugleich," fügt Goldoni hinzu, „daß man sich gewöhnlich lieber belustigen als belehren läßt."

Nach so angestrengter Thätigkeit bedurfte Goldoni der Zerstreuung. Er fand sie in Bologna, wohin er die Schauspielergesellschaft begleitete. So viel es seine noch immer leidende Gesundheit ihm vergönnte, blieb er auch dort noch für die Bühne thätig. Durch keine Ueberredung ließ er sich jedoch, als er wieder nach Venedig zurückgekehrt war, von dem Entschlusse abbringen, seinen Contract mit dem Director Medebec aufzulösen. Einen neuen Contract schloß er mit dem Eigenthümer des Theaters San Luca, Vendramini mit Namen. Bis zum Schluß der Vorstellungen des Jahres 1752 hatte Goldoni jedoch noch für das Theater San Angelo zu arbeiten. Er war so fleißig, daß Medebec die ihm gelieferten Stücke nicht alle spielen lassen konnte, und mehre übrig behielt, die erst, nachdem Goldoni sich von ihm getrennt, zur Aufführung kamen. Das letzte Stück, welches Goldoni dem Director Medebec contractmäßig zu liefern hatte, waren „Die neugierigen Weiber" (Le Donne curiose), worin Goldoni, was der Titel dieses Lustspiels nicht vermuthen ließ, unter einer ziemlich deutlichen Allegorie eine Freimaurerloge dargestellt hatte. Seine Uneigennützigkeit zeigte Goldoni dadurch, daß er dem Director Medebec bei der Trennung noch drei Lustspiele (La Castalda, Il Contratempo und La Donna vendicativa) unentgeltlich überließ.

Goldoni hatte keine Ursache zu bedauern, daß er seinen Contract mit Medebec aufgelöst hatte. Sein Verhältniß zu Vendramini, dem Eigenthümer des Theaters San Luca, schien sich ungleich günstiger zu gestalten. „Ihm gab ich," sagt Goldoni, „meine Stücke und bekam sogleich die Bezahlung noch vor der Vorlesung meiner Arbeiten. Das Honorar war beinahe doppelt so stark wie bei Medebec. Ich hatte völlige Freiheit, meine Arbeiten drucken zu lassen, wann und wie ich wollte, und war nicht gezwungen, der Truppe auf das feste Land zu folgen. Kurz, die Bedingungen waren in jeder Hinsicht einträglicher und zugleich vortheilhafter für mich." Bald trafen ihn jedoch von einer anderen Seite manche Verdrießlichkeiten. Von der früher erwähnten Ausgabe seiner dramatischen Werke waren zwei Bände erschienen. Es befremdete ihn daher, als der Buchhändler Bettinelli das von Goldoni ihm überbrachte Manuscript mit der Erklärung zurückwies: er könne kein Manuscript mehr annehmen; er bekäme es aus Medebec's Händen, und würde die Ausgabe für Rechnung dieses Schauspielers besorgen. „Es war vielleicht zu unbedachtsam," sagt Goldoni, „daß ich auf Bettinelli's Namen das Privilegium meiner Werke hatte ausstellen lassen. Dieser Mann war durch Geld gewonnen worden, und ich hatte nunmehr gegen den Director, der mir das Eigenthum meiner Stücke streitig machte und gegen den Buchhändler zu kämpfen, der im Besitze der Erlaubniß war, sie drucken zu lassen. Ich würde meinen Proceß ohne Zweifel gewonnen haben; allein ich hätte eine förmliche Klage erheben müssen, und die Chikane treibt überall ihr Wesen. Ich ergriff also den kürzesten Weg. Ich ging auf der Stelle nach Florenz und fing da eine neue Ausgabe an. Medebec und Bettinelli ließ ich freie Hand, in Venedig zu machen, was sie wollten. Ich gab jedoch einen Prospectus heraus, der sie gänzlich zu Boden schlug. Ich kündigte eine Ausgabe mit Veränderungen und Verbesserungen an. Mit Paperini, einem angesehenen und redlichen Buchhändler in Florenz, ward ich bald über die Bedingungen einig und im März 1751 gaben wir den ersten Band unter die Presse. Von dieser Ausgabe in zehn Bänden in Octav, auf Subscription, und auf meine Kosten gedruckt, wurden 1700 Exemplare abgedruckt, die bei der Erscheinung des sechsten Bandes ziemlich abgesetzt waren."

Die beiden Lustspiele: L'Avaro geloso (Der eifersüchtige Geizige) und La Donna di testa debole (Die

schwachköpfige Frau) machten in Venedig, wo sie Goldoni im October 1751 auf die Bühne brachte, kein sonderliches Glück. „Ich hatte," sagt Goldoni, „zu spät einige Umstände bemerkt, die für mich und die Schauspieler sehr ungünstig waren. Diese waren noch nicht hinlänglich mit der neuen Methode meiner Schauspiele bekannt. Ich hatte noch nicht Zeit gehabt, ihnen jenen Geschmack, jenen Ton, jene natürliche und ausdrucksvolle Manier beizubringen, wozu die Schauspieler auf dem Theater San Angelo gebildet waren. Ein anderer Umstand kam noch hinzu. Das Theater von San Luca war viel größer; alle einfachen und schwach ausgedrückten Handlungen, alle Feinheiten, Scherze, mit Einem Worte, das wahre Komische verlor viel. — Ich mußte das Publicum durch große, auffallende Gegenstände und Handlungen einzunehmen suchen, die sich, ohne sich in das Riesenmäßige und Ungeheuere zu versteigen, doch über den niedrigen Flug des Lustspiels erhoben. Das war mein erster Gedanke. Aber die Besorgung der Ausgabe meiner Werke nahm mir zu viel Zeit weg, sodaß ich erst bei dem dritten Stücke den entscheidenden Streich thun und die ganze Kraft meines Geistes und meiner Imagination anwenden konnte, die nöthig war, mich mit Ehren in das neue Theater einzuführen, wo ich die Reform fortsetzen und meinen erworbenen Ruhm erhalten und erweitern sollte."

Goldoni's nächstes Lustspiel: „Die persische Braut" (La Sposa Persiana) erhielt so großen Beifall, daß er, auf dringendes Verlangen, noch zwei Fortsetzungen dieses Stückes lieferte (Ircana in Julfa und Ircana in Ispana). Minder günstig ward „Das geistreiche Kammermädchen" (La Cameriera brillante) vom Publicum aufgenommen, das sich jedoch wieder für den „Englischen Philosophen" (Il Filosofo Inglese) mit einer Art von Enthusiasmus interessirte. Das Publicum hatte Verse verlangt und Goldoni hatte diesen Wunsch in dem eben erwähnten Lustspiele befriedigt. „Gern hatte ich," sagt er, „das Publicum mit Versen gesättigt. Aber die Prosa hatte auch ihre Anhänger. Meine Schuldigkeit war es, dem einen Theil zu genügen, ohne den andern zu degoutiren. Ich gab daher für die Liebhaber des wahren Lustspiels La Madre amorosa (Die zärtliche Mutter). Der Triumph der mütterlichen Liebe in diesem Stücke ließ die Liebhaber der Verse vergessen, daß es in Prosa geschrieben war. Es ward mit ausgezeichnetem Beifalle aufgenommen. Die Weiber brüsteten sich mit der Tugend der Donna Aurelia, und vielleicht war nicht Eine unter ihnen, die ähnlichen Aufopferungen fähig gewesen wäre."

Mit der Aufnahme seiner Werke konnte Goldoni im Allgemeinen zufrieden sein. Nach seinen eigenen Aeußerungen hielt er sich für den glücklichsten Menschen in der Welt. „Ich würde aber," sagt er, „mein Glück noch besser genossen haben, wenn ich nicht zu sehr ermattet gewesen wäre. Ich fühlte noch die unermeßliche Arbeit, die ich für das Theater San Angelo übernommen hatte; und die Verse, an die ich das Publicum sehr unklug gewöhnt hatte, kosteten mir unendlich mehr Mühe als die Prosa. Meine Hypochondrie überfiel mich von Neuem mit ungewöhnlicher Heftigkeit. — Ich brauchte die Gesundheit nöthiger als jemals, und die Furcht, sie einzubüßen, machte das Uebel ärger. Bei meinen Zufällen lagen sowol physische als moralische Ursachen zu Grunde. Bald stiegen mir Dünste in den Kopf und erhitzten die Einbildungskraft, bald zerrüttete Furcht die animalische Oekonomie. Unser Geist," fügt Goldoni hinzu, „ist so genau mit unserem Körper verbunden, daß wir ohne die Vernunft, die das Erbtheil der menschlichen Seele ist, Nichts als Maschinen sein würden."

Daß in dem Zustande, worin er sich befand, Bewegung und Zerstreuung ihm heilsam sein mußte, leuchtete ihm ein. Er entschloß sich daher zu einer kleinen Reise. In Modena befiel ihn ein Brustfieber. „Jedermann," sagt er, „fürchtete für mich, ich fürchtete Nichts. So bin ich immer gewesen: in der Gefahr herzhaft, und lächerlich furchtsam, wenn mir Nichts fehlte. — Meine Krankheit ließ nach. Ich war vollkommen wieder hergestellt; aber zur Erholung, zu Belustigungen fehlte es mir an Muße. Meine Schauspieler waren in Mailand und ich reiste ihnen nach. Den Aufwand scheute ich nicht. Die Ausgabe meiner Werke hatte großen Absatz. Das Geld strömte mir von allen Seiten zu; es war nie gewohnt gewesen, sich lange bei mir zu verweilen."

Goldoni's Gesundheit hatte sich wieder befestigt, seine hypochondrischen Launen waren größtentheils verschwunden. Seine Zufriedenheit, seine Ruhe war jedoch von keiner Dauer. Der plötzliche Tod eines trefflichen Schauspielers aus Mailand, Angeleri mit Namen, ging ihm so nahe, daß dies Ereigniß seine Reizbarkeit bis zu einem ungewöhnlichen Grade steigerte. „Mitten unter den schrecklichen Bildern meiner kranken Phantasie," sagt Goldoni, „sah ich dennoch meine Thorheit ein und schämte mich, daß ich mich so hatte überrumpeln lassen. So sehr ich aber auch die Vernunft zu Hilfe nahm, hatte doch die Revolution so stark auf meine Nerven gewirkt, daß ich in eine Krankheit verfiel und mehr Mühe hatte, meinen Geist als meinen Körper zu curiren. Mein Arzt, der Doctor Baronio, gab mir eines Tages, nachdem er alle Mittel seiner Kunst nur mit zweideutigem Erfolge angewendet hatte, folgende gute Lehre, der ich meine ganze Gesundheit zu verdanken habe. Betrachten Sie, sagte er, Ihr Uebel wie ein Kind, das sie mit einem bloßen Degen angreift. Wenn Sie sich in Acht nehmen, so kann es Ihnen nicht schaden. Aber bieten Sie ihm die Brust dar, so ist das Kind im Stande, Sie umzubringen. Diesem Apolog bin ich meine Gesundheit schuldig. Ich habe ihn nie vergessen und seine Hilfe immer nöthig gehabt."

Einen unzweideutigen Beweis für seine Liebe zum Theater gab ein ziemlicher Vorrath von dramatischen Arbeiten, mit denen Goldoni, nachdem er wieder genesen, sich beschäftigt hatte und ihn nach Venedig mitbrachte. Die dortigen Vorstellungen eröffnete er mit der „Landpartie (La Villeggiatura), einem Lustspiele, in welchem er durch die verschiedenen contrastirenden Charaktere ein komisches, wahres und anziehendes Sittengemälde entworfen hatte. Das Stück, obgleich in Prosa

geschrieben, fand mehr Beifall, als er selbst vermuthet hatte. Noch mehr Glück auf der Bühne machte „Die entschlossene Frau" (La Donna forte). Goldoni sagt darüber: „Kenner versicherten mich, dies Stück würde in Prosa so gut sein Glück gemacht haben als in Versen. Der Stoff, der Gang, die Verwickelung, die Moral, Alles wäre gut und die Entwickelung noch besser als alles Uebrige."

In der Hoffnung, daß sein Lustspiel: „Der liebenswürdige Alte" (Il Vecchio bizarro) wenigstens ebenso viel Beifall erhalten würde als der „Venetianische Cortesano," das vor 15 Jahren auf dem Theater San Samuel gut aufgenommen worden war, sah sich Goldoni aufs Furchtbarste getäuscht. Das Misfallen des Publicums äußerte sich so laut, daß die Vorstellung kaum beendigt werden konnte unter dem allgemeinen Pfeifen und Zischen. „Ich entfernte mich," sagt Goldoni, „schnell aus dem Theater, um allen bösen Complimenten zu entgehen. In meinen Mantel gehüllt, mischte ich mich unter den Schwarm, der nach Endigung des Schauspiels sich in dem Redoutensaale versammelt, und dort hatte ich Zeit und Gelegenheit, die Lobpreisungen anzuhören, mit denen man mich und mein Stück überhäufte. Ich horchte auf Kritiken und fand Nichts als Unwissenheit und Erbitterung. Ich ging nach Hause, blieb die Nacht über auf und sann auf ein Mittel, mich an den Lachern zu rächen. Endlich fand ich es. Mit Anbruch des Tages fing ich ein Lustspiel in Versen an, unter dem Titel: Festino (Der Bürgerball). In diesem Stücke lenkte ich das Gespräch auf den „Liebenswürdigen Alten." Ich ließ alle lächerlichen Einfälle, die ich auf der Redoute gehört, wiederholen und die Personen für und dawider sprechen. Das Händeklatschen des Publicums bewies, daß es meine Vertheidigung billigte. Man sah ein, daß ich mich, so zuversichtlich man es auch behauptet, noch nicht erschöpft hatte. Es gibt," fügt Goldoni hinzu, „kein besseres Mittel, sich an dem Publicum zu rächen, als wenn wir es zwingen, uns seinen Beifall zu schenken."

Keine Partei war und blieb ihm jedoch abgeneigter als die Verfechter der sogenannten Commedia dell' arte oder der auf den italienischen Theatern noch immer sehr beliebten Komödie aus dem Stegreife. Sie stellte in jedem Stücke vier verlarvte Personen auf, fast immer unter demselben Namen und demselben äußern Charakter (Pantalone, il Dottore, Brighella und Arlecchino). Diese Charaktere harmonirten völlig mit dem Geschmacke des italienischen Volkes, das gern Personen erscheinen sah, deren Aeußeres, Namen und Sprache ihm schon zum Voraus einen Begriff von ihrem Charakter und ihren Verhältnissen zu den Uebrigen gaben und das Gemüth für gewisse Empfindungen stimmten und vorbereiteten. Jede dieser Personen sprach einen andern Dialekt und diese Mischung der Sprachen hatte für das Ohr des Volkes eine ungemein komische Kraft. Um so größere Sensation mußte die Reform erregen, durch welche Goldoni das Possenspiel von allen Italienischen Theatern zu verbannen, die ernsthafte Gattung in Aufnahme zu bringen und auch dem wirklichen Lustspiele durch einige skizzirte Komödien eine anständigere Gestalt zu geben suchte.

„Was die Gemüther gegen mich empörte," sagt Goldoni, „war hauptsächlich die Abschaffung der Masken, die mein System zu drohen schien. Diese Personen, hieß es, haben Italien zwei Jahrhunderte hindurch belustigt, und es ist ungerecht, diesem Lande eine Gattung rauben zu wollen, die es selbst geschaffen, so glücklich ausgebildet und im Gange erhalten hat. — Die Maske aber," fährt Goldoni fort, „muß der Action des Schauspielers immer im Wege sein. Er mag freudig oder betrübt, lustig oder aufgebracht sein, so sieht man doch immer nur dieselben Mienen auf dem gemalten Leder. Er mag gesticuliren und den Ton ändern wie er will, so kann er doch nicht durch die Gesichtszüge — die wahren Dolmetscher des Herzens — die verschiedenen Leidenschaften ausdrücken, die seine Seele bestürmen. — Diese Gründe bewogen mich, auf die Abschaffung der Masken zu denken und an die Stelle von Possenspielen wahre Lustspiele zu setzen. Allein die Klagen nahmen immer mehr überhand, und es war mir in die Länge ekelhaft, das Publicum in zwei Parteien getheilt zu sehen. Ich begnügte mich also, beide Theile zu befriedigen, und lieferte einige skizzirte Stücke, ohne meinen Charakterstücken deshalb zu entsagen. Ich ließ in jenen die Masken auftreten und wandte in diesen nur das interessante und edle Komische an."

Die Klagen über seine Reform erstreckten sich zu einem Vorwurf, der ihn ganz besonders kränkte. Während eines kurzen Aufenthaltes in Bologna mußte er wiederholt von mehren Standespersonen hören, daß er die Cicisbeos lächerlich gemacht und selbst den Adel nicht geschont habe. „Ich hatte," sagt er, „keine Lust, mich deshalb zu entschuldigen und noch weniger mich zu bessern. Aber ich legte doch zu viel Werth auf den Beifall der Bologneser, als daß ich mich nicht hätte bemühen sollen, die Misvergnügten zufrieden zu stellen und ihre Achtung zu verdienen. Ich dachte mir daher ein Lustspiel aus, dessen Inhalt des Landes, wo Kunst und Wissenschaften und Literatur mehr als sonst wo cultivirt wurden, würdig wäre. Zum Helden des Stückes wählte ich Terenz, den Afrikaner, wie ich es vor einigen Jahren mit dem französischen Terenz gethan hatte. — Dies Stück kostete mir viel Mühe, aber der Erfolg belohnte sie reichlich. Es erbielt den Beifall fast aller Bologneser." Bescheiden fügt Goldoni hinzu: „Sollte ein französischer Dichter dies Stück seiner Aufmerksamkeit werth achten, so dürfte er in meinen schlechten Versen hinreichenden Stoff zu sehr guten Versen finden."

Zu Bagnoli, einem Landgute im Districte von Padua, wo Goldoni bei dem reichen und liberalen Grafen Widiman einen Sommer zubrachte, ließ er sich bereden, auf einem Liebhabertheater in einigen kleinen skizzirten Stücken als Schauspieler aufzutreten. „Die Damen," sagt er, „nöthigten mich, eine Liebhaberrolle zu übernehmen, was ihnen denn reichlichen Stoff gab, auf meine Kosten zu lachen und sich lustig zu machen. Dies pikirte mich; ich entwarf daher am folgenden Tage ein kleines Stück

unter dem Titel: „Der Jahrmarkt" und statt Einer Rolle machte ich deren vier: einen Charlatan, einen Beutelschneider, einen Schauspieldirector und einen Liederhändler. In den drei ersten Rollen machte ich es den Gauklern auf dem St. Marcusplatze nach und unter der Maske des vierten recitirte ich einige allegorische Couplets und schloß mit einer Klage des Verfassers, daß man sich über ihn aufgehalten habe. Dieser Scherz fand Beifall und ich hatte mich auf meine Art gerächt."

In Venedig, wohin ihn aus Bagnoli die Eröffnung des Theaters zurückrief, brachte Goldoni das Lustspiel: „Die Landpartie" (La Villeggiatura) auf die Bühne. Durch den ungemeinen Beifall, den das Stück fand, ward er noch zu drei Fortsetzungen desselben veranlaßt. Es waren die Lustspiele: La Smanie della Villeggiatura (Die Sucht des Landlebens), Le Aventure della Villeggiatura (Die Abenteuer auf dem Lande) und Il Ritorno della Villeggiatura (Die Rückkehr vom Lande). Die Lectüre der Lettres d'une Péruvienne boten ihm den Stoff zu dem Lustspiele: „Die Peruvianerin" (La Peruviana). „Ich folgte," sagt Goldoni, „genau dem Gange des Romans und rückte nur die Begebenheiten näher zusammen. Zugleich bemühte ich mich, den simpeln und naiven Styl der Zilia in dem Original der Madame de Greffigny nachzuahmen. Ich machte ein romantisches Stück, welches das Glück hatte zu gefallen." Auf eine wahre Geschichte gründete sich das Lustspiel: Un curioso accidente. Es war ein drolliger und sonderbarer Vorfall, der einem holländischen Kaufmanne begegnet war und einen brauchbaren Stoff zu einem Lustspiele darbot. „Dies Stück," sagt Goldoni, „erhielt ungemeinen Beifall. Man fand den Gang desselben äußerst fein und regelmäßig, die Details angenehm und ausgearbeitet ꝛc. Es war eins von meinen Lieblingsstücken." Das Lustspiel: L'Impresario di Smirna verdankte seine gute Aufnahme großentheils der darin enthaltenen scharfen Rüge der Ungezogenheit und Unverschämtheit der Acteurs und Actricen und der Nachsicht und Unthätigkeit der Theaterdirectoren.

Im März 1756 war Goldoni nach Parma gerufen worden, um für den Infanten Don Philipp, der dort ein französisches Theater unterhielt und für dasselbe auch eine italienische Oper zu haben wünschte, einige neue Stücke zu liefern. Den Eindruck, den das Hoftheater in Parma auf ihn machte, schildert Goldoni mit den Worten: „Es war das erste Mal, daß ich französische Schauspieler sah. Ihr Spiel entzückte mich und ich erstaunte über die Stille, die in dem Saale herrschte. Ich erinnere mich des Stücks nicht mehr, das man eben aufführte. Aber ich entsinne mich ganz deutlich, daß in einer Scene, wo der Liebhaber seine Geliebte mit Inbrunst umarmt, diese so natürliche Handlung, die den französischen Schauspielern erlaubt und den italienischen durchaus verboten ist, einen solchen Eindruck auf mich machte, daß ich aus vollem Halse: Bravo! Bravo! rief. Der Prinz erkundigte sich, wo die unbekannte und unbescheidene Stimme herkäme. Man nannte mich ihm und er verzieh einem italienischen Dichter diese Ueberraschung. Diese kleine Unvorsichtigkeit war übrigens Ursache, daß mich die ganze Noblesse umringte, als ich aus dem Theater ging, wo ich viele Bekanntschaften anknüpfte, die mir in der Folge den Aufenthalt in Parma sehr angenehm, allein die Abreise auch sehr schwer machten."

Die von Goldoni für das Theater zu Parma geschriebenen Opern: La buona Figliuola (Die gute Tochter), Il Festino (Der bürgerliche Ball) und I Viaggiacoli ridicoli (Die lächerlichen Reisenden) von Duni, Piccini u. a. berühmten Tonkünstlern in Musik gesetzt, machten viel Glück auf der Bühne. Goldoni hatte alle Ursache, zufrieden zu sein. „Ich ward," sagt er, „reichlich belohnt für meine Zeit und Mühe und verließ Parma mit dem Titel eines Hofpoeten und wirklichen Dieners Sr. königl. Hoheit und einer jährlichen Pension, die der regierende Herzog die Gnade hatte, mir auszusetzen."

In Parma hatte Goldoni das von der Madame Greffigny geschriebene Drama Cenie aufführen sehen. Es hatte ihm so ungemein gefallen, daß er nach diesem Muster ein Lustspiel: Il Padre per amore entwarf und sich darin, so viel es mit dem italienischen Geschmacke irgend verträglich war, dem französischen Originale accommodirte. Es war ein rührendes Drama, völlig frei von allen komischen Situationen.

Die Auszeichnung, die ihm in Parma zu Theil geworden war, reizte den Neid und Haß seiner Gegner in Venedig, die sogar dort das Gerücht verbreiteten, er sei gestorben. „Als ich nun aber," sagt Goldoni, „gesund und wohlbehalten heimgekehrt war, suchte die Bosheit meiner Feinde mir auf alle Weise zu schaden. — Tagtäglich erschienen Broschüren gegen mich. Doch fehlte es mir auch nicht an Vertheidigern. Dabei hatte ich den Vortheil voraus, daß die Personen, die sich für mich interessirten, durch ihre Sitten, ihre Talente und ihren Namen zu den rechtschaffensten und angesehensten Personen in Italien gehörten. — Vorzüglich war es," fügt Goldoni hinzu, „der k. k. Secretair Suplinga in Mailand, der es unternahm, mich gegen die Pfeile der Satyre, die man auf mich abdrückte, zu decken, und seine männliche Prosa that noch mehr Wirkung als das Flittergold der Verse und der poetischen Phrasen. — Einer von den Punkten, über die man mich am lebhaftesten angriff, war die Reinheit der Sprache. Ich war ein Venetianer und hatte den Nachtheil, mit der Muttermilch einen Dialekt eingesogen zu haben, der sehr angenehm, sehr verführerisch, aber nicht toscanisch ist. Ich studirte meine Muttersprache nach Regeln und in den Schriften der besten italienischen Autoren. Aber die ersten Eindrücke kamen doch bisweilen wieder, so aufmerksam ich auch war, sie zu vermeiden. Ich machte eine Reise nach Toscana und brachte vier Jahre dort zu, um mir diese Sprache geläufig zu machen. Ich ließ sogar die erste Ausgabe meiner Werke in Florenz unter den Augen und der Censur der dortigen Gelehrten veranstalten, um sie von Sprachfehlern zu reinigen. Alle diese Vorsicht aber war nicht im Stande, die Rigoristen zu befriedigen. Immer hatte ich noch dieses und jenes nicht recht ge-

macht; immer ward mir die Erbsünde des venetianischen Dialekts vorgeworfen. — Von ungefähr gerieth ich über die fünf Bände des Wörterbuchs della Crusca. Ich fand mehr als tausend Wörter und eine Menge Ausdrücke, welche die Akademie gebilligt und der Sprachgebrauch verworfen hatte. Ich blätterte in einigen alten Schriftstellern, die man, obgleich sie Muster der Sprache sind, dennoch heutzutage nicht nachahmen dürfte, ohne sich Vorwürfen auszusetzen. Dies brachte mich auf den Gedanken, daß man zwar gut Italienisch, aber doch so schreiben müsse, daß man in allen Ländern Italiens verstanden werden könne. Tasso hatte, meiner Meinung nach, Unrecht, daß er sein Gedicht umschmolz, um es den Akademikern zu Danke zu machen. Sein „Befreites Jerusalem" liest die ganze Welt, aber sein „Erobertes Jerusalem" liest Niemand."

Den eben erwähnten Dichter zur Hauptperson eines Lustspiels zu wählen, war ein Gedanke, mit dem sich Goldoni einige Zeit beschäftigte. „Den Terenz und Molière," sagt er, „hatte ich schon auf die Bühne gebracht. Jetzt that ich ein Gleiches mit dem Tasso, der selbst im dramatischen Fache kein Fremdling war. Seinen „Aminta" hielt ich für ein Meisterstück und seinen „Tarrismonde" für eine sehr gute Tragödie. Das Leben des Tasso gab mir die interessantesten Anekdoten zu einem Theaterstücke an die Hand und seine Liebesintrigen, die Quelle aller seiner Unglücksfälle, namentlich sein Verhältniß zu der Prinzessin Eleonore, der Schwester des Alphons von Este, Herzogs von Ferrara, bildete den Hauptinhalt meines Stückes, in welchem ich jedoch, wegen der in ganz Italien verbreiteten Achtung für das berühmte Haus Este, die Prinzessin in eine Marchese verwandelt hatte. — Das Stück," bemerkt Goldoni, „erhielt einen so allgemeinen und dauernden Beifall, daß die Stimme des Publicums es in die Classe meiner glücklichsten, wenn auch nicht meiner besten Arbeiten setzte."

Eine besonders gute Aufnahme fand das von Goldoni geschriebene Volksschauspiel: „Der Marktplatz" (Il Campiello). „Vornehme und Geringe," sagt Goldoni, „waren ergriffen von der Wahrheit dieses Stückes, die Jedem gleich einleuchtete. Ich hatte meine Zuschauer allmälig gewöhnt, die Simplicität dem Flitterkrame und die ungeschminkte Natur den Ausschweifungen der Phantasie vorzuziehen." Diesem lustigen Stücke ließ Goldoni ein moralisches folgen: La buona Famiglia (Die gute Familie). Dieses Stück erlebte jedoch nur wenige Vorstellungen und ward öfter in Privathäusern als auf den öffentlichen Theatern gespielt. Goldoni selbst legte diesem Producte keinen sonderlichen Werth bei und meinte: „Die gute Familie," die auf dem Theater kein großes Glück gemacht, würde es noch weniger beim Lesen machen."

In der Fastenzeit des Jahres 1758 war Goldoni einer Einladung nach Rom gefolgt, um für das Theater Tordinona einige neue Schauspiele zu liefern. Die Bedingungen waren so gut, daß er sich um so bereitwilliger zeigte, die Reise nach Rom anzutreten, da er noch nie in dieser Stadt gewesen war. Mit Begeisterung schildert Goldoni den Eindruck, den die Peterskirche auf ihn machte. „Ich stand," sagt er, „in meinem 52. Jahre, als ich diesen Tempel zum ersten Mal sah. Von meiner Kindheit an hatte ich immer mit Enthusiasmus davon sprechen hören. Ich hatte die Geschichtsschreiber und Reisebeschreiber durchlaufen, die sehr genaue Schilderungen und raisonnirende Zergliederungen davon lieferten und glaubte, wenn ich diesen Tempel selbst zu sehen bekommen sollte, so würde die gar zu große Erwartung das Erstaunen und die Ueberraschung schwächen. Aber grade das Gegentheil fand statt. Alles, was ich davon gehört hatte, blieb weit hinter dem zurück, was ich sah. Alles, was ich in der Ferne für übertrieben gehalten hatte, vergrößerte sich noch unendlich vor meinen Augen. Ich bin kein Kenner der Baukunst und werde nun nicht erst anfangen, die Kunstausdrücke derselben zu studiren, um das Entzücken, das ich empfand, zu schildern. Aber ich bin überzeugt, daß dieses Entzücken die Wirkung der genau beobachteten Verhältnisse bei aller der ungeheuern Ausdehnung des Gebäudes war."

Dem mittelmäßigen Spiele der Truppe und ihrer noch fast schlechteren Declamation, über die sich Goldoni bitter beklagte, maß er die Schuld bei, daß sein Lustspiel: La Vedova spiritosa (Die geistreiche Witwe) bei der Vorstellung auf dem Theater Tordinona gänzlich durchfiel. Die Schauspieler des Theaters Capranica entschädigten ihn für den „förmlichen Schiffbruch," den er nach seinen eigenen Worten gelitten hatte. „Dieses Theater," sagt er, „hatte sich seit einigen Jahren meinen Stücken gewidmet. Es gab damals eben mein Lustspiel: „Pamela." Dieses Stück ward so gut vorgestellt und machte so viel Vergnügen, daß es sich die ganze Spielzeit hindurch auf dem Theater erhielt und vom 26. Dec. bis Aschermittwoch ununterbrochen gegeben ward." Auf dringendes Verlangen lieferte Goldoni noch eine Fortsetzung dieses Lustspiels unter dem Titel: Pamela maritata (Die verheirathete Pamela). „Ich bildete mir ein," sagt Goldoni, „eine Komödie gemacht zu haben, die, ohne sich von dem gewöhnlichen Gange der Natur zu entfernen, einen sehr interessanten und fein behandelten Gegenstand enthielt. Ich sah dieses Stück nicht spielen, erfuhr aber, daß es in Rom weniger Beifall gefunden als das erste Stück. Ich wunderte mich gar nicht darüber. Es war mehr Kunst und Feinheit im zweiten, allein mehr Interesse und Handlung im ersten Stücke. Das eine war für das Theater, das andere für das Cabinet gemacht."

Im September 1758 war Goldoni wieder nach Venedig zurückgekehrt. Unter den mannichfachen Zerstreuungen in Rom, namentlich zur Zeit des Carnevals, hatte seine bisherige Thätigkeit größtentheils geruht. „So arbeitsam ich war," sagt Goldoni, „war ich doch auch immer ein großer Freund des Vergnügens. Meine Versprechen und Engagements vergaß ich zwar nie; aber ich benutzte doch jeden Augenblick, den ich mir frei machen konnte. Ich kannte meine Leichtigkeit im Arbeiten und wußte, daß es mir immer besser von statten ging, je mehr ich gedrängt ward. Ich muß dabei aber auch in

Anschlag bringen, daß ich durch Zeit, Erfahrung und Gewohnheit so vertraut mit der dramatischen Kunst geworden war, daß, wenn ich die Sujets einmal erfunden und die Charaktere gewählt hatte, alles Uebrige fast mechanische Arbeit für mich war. Gewöhnlich nahm ich vier Operationen vor, ehe ich zur Vollendung und Verbesserung eines Stückes kam. Nach dem Plane mit der Eintheilung der drei Hauptstücke: der Exposition, der Verwicklung und Entwicklung ging ich zur Vertheilung der Handlung in Acte und Scenen über. Hierauf beschäftigte ich mich mit dem Dialog der interessantesten Scenen und endlich mit dem allgemeinen Dialog des ganzen Stückes. Oft begegnete mirs, daß ich, ehe ich noch zu dieser letzten Operation kam, Alles das geändert hatte, was ich in der zweiten und dritten gemacht. Die Ideen entwickelten sich, eine Scene brachte die andere hervor, ein durch einen Zufall gefundenes Wort gab einen neuen Gedanken an die Hand und nach einiger Zeit brachte ich diese vier Operationen auf eine einzige zurück. Sobald ich den Plan und die drei Eintheilungen im Kopfe hatte, fing ich gleich an zu schreiben: Erster Act, erste Scene, doch immer mit Beobachtung der Regel, daß alle Linien auf einen bestimmten Punkt gerichtet sein mußten, das heißt, auf die Entwicklung der Handlung, die der wichtigste Theil der Handlung ist, um dessen Willen alle Maschinen in Bewegung gesetzt werden. — Ich habe selten in meinen Entwickelungen gefehlt. Das kann ich kühn behaupten, da die ganze Welt es gesagt hat. Ueberhaupt scheint mir die Sache so schwierig nicht. Es ist sehr leicht, eine Entwicklung herbeizuführen, wenn man sie im Anfange gut vorbereitet und im Laufe der Arbeit nicht aus den Augen verloren hat."

Noch größeren Beifall als das in 14 Tagen geschriebene Lustspiel: „Die Verliebten" (Gl' innamorati), zu welchem ihm zwei Personen den Stoff darboten, die er in Rom kennen gelernt und ein oftmaliger Zeuge ihrer unseligen Leidenschaft gewesen war, fand, so wenig sich Goldoni davon versprochen hatte, sein Lustspiel: La Casa nova (Das neue Haus). Eine Veränderung seiner Wohnung gab ihm, der überall nach Stoff zu Lustspielen sich umsah, die nächste Veranlassung zu diesem Lustspiele, das eine subjective Schilderung der mannichfachen, mit einem Auszuge verbundenen Verdrießlichkeiten enthielt.

In der „Eigensinnigen Frau" (La Donna stravagante) hatte Goldoni ein so böses Wesen geschildert, daß die Damen, wie er meinte, sich gewiß empört haben würden, wenn sie diesen Charakter für ein Gemälde nach der Natur gehalten hätten. „Ich sah mich daher gezwungen," sagt Goldoni, „ihn für eine bloße Erfindung auszugeben." Manche selbst erlebte Scenen benutzte er bei dem Entwurfe einer Volkskomödie oder eines Possenspiels, wie er es selbst nennt. Es führte den Titel: Le Baruffe Chiozziane (Die Zänkereien des Pöbels von Chiozza). „Ich war," sagt Goldoni, „in meiner Jugend ein Coadjutor des Criminalkanzlers in Chiozza gewesen und hatte mit der zahlreichen und unruhigen Nation von Fischern, Matrosen und Weibern zu thun gehabt, die keinen anderen Versammlungsort haben, als die öffentliche Straße. Ich kannte ihre Sitten, ihre sonderbare Sprache, ihre Munterkeit und Bosheit. Ich war also im Stande sie zu schildern und die Hauptstadt, die kaum eine Meile von Chiozza liegt, kannte meine Originale wohl. Das Stück erhielt den glänzendsten Beifall und machte den Schluß des Carnevals."

Auch in anderer Weise zeigte sich, wie geschätzt Goldoni als dramatischer Schriftsteller war. Um den vielen Nachdrücken der florentiner Ausgabe seines Theaters zuvorzukommen, hatte er beschlossen, eine neue Ausgabe zu veranstalten. Sie sollte im Verlage des Buchhändlers Pasquale in Venedig erscheinen und war auf 30 Octavbände berechnet. In einer Gesellschaft von 18 Personen unterzeichneten diese, als ihnen der Subscriptionsplan vorgelegt ward, insgesammt und zwar Jeder für zehn Exemplare. Auch auswärts zeigte sich das Interesse an seinen dramatischen Werken. Sein italienisches Theater ins Französische zu übersetzen, war ein Antrag, den ihm ein französischer Schriftsteller (Poinsinet) machte, den jedoch Goldoni, so sehr er sich auch dadurch geschmeichelt fühlte, für gut befand, abzulehnen.

Eine eigenthümliche Wendung nahm Goldoni's Schicksal um diese Zeit durch einen Ruf nach Paris, wo seine dramatischen Arbeiten, namentlich das früher erwähnte Lustspiel: „Harlekin's verlorenes und wiedergefundenes Kind" (Il Figlio d'Arlecchino perduto e ritrovato), großen Beifall gefunden hatten. Nicht ohne reifliche Ueberlegung entschloß sich Goldoni zur Reise nach Frankreich. „Man hatte mich dahin," sagt er, „nur auf zwei Jahre gerufen. Ich sah aber voraus, daß es mir Mühe kosten würde, in mein Vaterland zurückzukehren, wenn ich es einmal verlassen hätte. Meine jetzige Lage war ungewiß. Ich mußte mich durch mühsame und anhaltende Arbeiten ernähren und ich fürchtete die traurigen Tage des Alters, wo die Kräfte ab- und die Bedürfnisse zunehmen. Ich sprach mit meinen Freunden und Gönnern in Venedig darüber. Ich sagte ihnen, daß ich die Reise nach Frankreich als eine bloße Lustpartie betrachtete. Aber die Vernunft geböte mir, den Antrag nicht abzulehnen, weil ich mir auf diese Weise vielleicht ein bestimmtes Auskommen verschaffen könnte. Ich fügte hinzu, daß ich vermöge der Qualität eines Advocaten auf alle Arten Aemter und selbst auf den Posten einer Magistratsperson Anspruch machen dürfte, und schloß mit der Erklärung, daß ich, falls man mir ein gewisses Auskommen in Venedig, es sei nun durch ein Amt oder eine Pension, verschaffen wollte, mein Vaterland der ganzen Welt vorziehen würde." Zu einer solchen Begünstigung zeigten sich keine Aussichten. Goldoni entschloß sich daher zur Reise, die er im April 1761 antrat.

Noch vor seiner Ankunft in Paris war dort das italienische Theater mit der Oper vereinigt worden. Den Eindruck, den diese Neuerung auf ihn machte, als er in dem Hotel de Bourgogne eine Vorstellung der komischen Oper: Le Peintre amoureux de son modèle beiwohnte, schildert Goldoni mit den Worten: „Es war das erste Mal, daß ich diese sonderbare Mischung vor

Prosa und kleinen Arien hörte. Ich fand, daß, wenn das musikalische Drama an und für sich ein unvollkommenes Werk ist, diese Neuerung es noch viel monströser machte. Doch überlegte ich nachher die Sache weiter. Ich konnte mit dem italienischen Recitativ unmöglich zufrieden sein, noch weniger aber mit dem französischen und da man einmal in der komischen Oper alle Regeln und Wahrscheinlichkeit aufgeben muß, so hielt ichs doch noch für besser, einen guten Dialog zu hören, als die Einförmigkeit eines langweiligen Recitativs auszuhalten."

Auf einer weit niedrigeren Stufe als die komische Oper stand das italienische Theater in Paris. Goldoni's Landsleute gaben fast Nichts als abgenutzte Stücke und extemporirte Komödien von der schlechtesten Art, wie er sie längst in Italien verbannt hatte. Diese Stücke mußten, nach Goldoni's Ansicht, durch bessere ersetzt werden, durch Stücke, in denen sich Charaktere und Empfindungen mit einem regelmäßigen Gange, Plane und Style vereinigten. „Diese Ideen," sagt Goldoni, „theilte ich meinen Schauspielern mit. Einige munterten mich auf, meinen Plan auszuführen, andere verlangten Nichts als Possenspiele. Jene, die geschriebene Stücke verlangten, waren die Liebhaber, diese die komischen Schauspieler, die nicht gewohnt, auswendig zu lernen, den Ehrgeiz hatten, glänzen zu wollen ohne die Mühe des Studirens. Ich nahm mir vor, eine Weile zu warten, ehe ich den Anfang machte. Ich verlangte vier Monate Zeit, den Geschmack des Publicums auszuforschen, um mich in der Art, wie man in Paris gefallen könnte, zu unterrichten. Ich that aber in der ganzen Zeit Nichts als sehen, herumschwärmen, spazieren gehen und genießen. Meine gewöhnliche Lebensart setzte ich auch in Paris fort, indem ich, ohne mich Ausschweifungen zu ergeben, nur erlaubte Vergnügungen liebte. Je mehr ich indessen vorwärts ging, desto mehr verlor ich mich unter den verschiedenen Ständen. Ich wußte nicht mehr, was ich war, was ich wollte, noch was aus mir werden sollte. Der Wirbel hatte mich gänzlich verschlungen. Ich sah indessen doch die Nothwendigkeit ein, wieder zu mir selbst zu kommen, obgleich ich die Mittel dazu nicht fand, oder besser zu sagen, nicht suchte. Zum Glück für mich ging der Hof nach Fontainebleau. Die Schauspieler mußten gleichfalls mit. Ich folgte ihnen kurz darauf und fand in diesem herrlichen Aufenthalte die Ruhe und Stille, die ich in den Vergnügungen der Hauptstadt aufgeopfert hatte."

Das früher erwähnte Lustspiel: „Harlekin's verlorenes und wieder gefundenes Kind" fand in Fontainebleau nicht den Beifall, den es in Paris gefunden hatte. Die extemporirten Späße, welche sich die Schauspieler erlaubten, waren nicht im Geschmacke des Hofes und das Stück fiel durch. „So wenig Werth ich auch auf dies Lustspiel legte," sagt Goldoni, „so verdroß es mich doch, es fallen zu sehen. Dieses unangenehme Ereigniß überzeugte mich noch mehr von der Nothwendigkeit, dialogirte Stücke zu geben. Ich kam mit dem festen Vorsatze nach Paris. Aber ich hatte nicht mehr mit meinen Schauspielern in Italien zu thun. Ich war hier nicht Herr, wie ich es dort gewesen war."

Die Rückkehr nach Paris brachte ihn zum Nachdenken über sich selbst. „Ich sah ein," sagt Goldoni, „daß die Verwirrung, die ich gespürt, weder ein physischer noch moralischer Fehler des Landes war. Ich gestand offenherzig, Neugier und Ungeduld wären die Ursachen meiner Betäubung gewesen und man könne in Paris genießen und sich amüsiren, ohne sich zu ermüden und ohne seine Zeit und Ruhe aufzuopfern. Ich hatte bei meiner Ankunft zu viel Bekanntschaften auf einmal gemacht und nahm mir vor, sie zwar zu erhalten, aber mäßig zu genießen. Ich bestimmte den Morgen zur Arbeit und den Rest des Tages zur Gesellschaft."

Diese Eintheilung seiner Zeit war um so nöthiger, da er sich mit seinem Debüt beschäftigen mußte. Er sah ein, daß er auf der französischen Bühne mit einem Stücke erscheinen mußte, das die günstige Meinung, die das Publicum von ihm gefaßt, bestätigte. „Die Ansichten meiner Schauspieler," sagt Goldoni, „waren noch immer verschieden. Einige bestanden auf geschriebene, andere auf skizzirte Stücke. Man hielt meinetwegen eine Versammlung. Ich war zugegen und zeigte den Uebelstand, dem Publicum einen Dichter ohne Dialog vorzustellen. Es ward beschlossen, ich sollte mit einem dialogirten Stücke den Anfang machen. Ich war es zufrieden, aber ich sah voraus, daß die Schauspieler, die aus der Gewohnheit gekommen waren, ihre Rollen auswendig zu lernen, mir, auch ohne bösen Willen, schlechte Dienste leisten würden. Ich sah mich daher genöthigt, innerhalb der Mittelmäßigkeit des Sujets zu bleiben und kein Werk zu wagen, das eine größere Genauigkeit der Arbeit erforderte. Doch schmeichelte ich mir, sie nach und nach zu der Reform zu bringen, die mir bei meinen Schauspielern in Italien gelungen war."

Das von ihm geschriebene Lustspiel: L'Amour paternel (Die väterliche Liebe) ward kalt aufgenommen. Es war weder nach dem Geschmacke des Publicums, noch der Schauspieler, die keine anderen als skizzirte Stücke haben wollten. Goldoni mußte Possenspiele liefern, wenn er den herrschenden Geschmack befriedigen wollte und er entschloß sich dazu, da er seinen auf zwei Jahre abgeschlossenen Contract nicht auflösen wollte, so große Selbstüberwindung ihm auch sein Entschluß kostete. „Ich konnte," sagt Goldoni, „nicht anders Beifall erlangen, als durch interessante Situationen, durch komische Züge, die mit Kunst vorbereitet und gegen willkürliche Veränderungen der Schauspieler gesichert sein mußten. Es glückte mir mehr, als ich erwartete. Das Schicksal meiner Stücke mochte jedoch sein, wie es wollte; ich ging gar nicht hin, sie zu sehen. Ich besuchte das französische Theater, um mich zu vergnügen und zu unterrichten."

An dem Lustspiele: Le Misanthrope von Molière, das er auf den oben erwähnten Theater vorstellen sah, rühmte Goldoni, außer der Regelmäßigkeit des Ganges der Handlung und den Schönheiten des Details, das Verdienst der Erfindung und die Neuheit der Charaktere. „Die alten und neuen komischen Dichter," sagt Goldoni, „hatten bisher die Laster und Fehler der Menschen im Allgemeinen aufs Theater gebracht. Molière

war der erste, der es wagte, die Sitten und Thorheiten seines Jahrhunderts und seiner Nation auf die Bühne zu bringen." Neben dieser Anerkennung des berühmten Lustspieldichters ließ er auch dem Verdienste der französischen Schauspieler vollkommene Gerechtigkeit widerfahren. Den Wunsch, eins seiner Stücke von ihnen spielen zu sehen, konnte er nicht unterdrücken. Auch das beste unter seinen Stücken hielt er nicht so viel werth als das schlechteste von Molière's Lustspielen. Indessen meinte er doch, die Thätigkeit und der Eifer der französischen Schauspieler könnten seinem Stücke einen Werth geben, den es in Italien nicht erhalten konnte. „Auf dem französischen Theater," sagt Goldoni, „fand ich die wahre Schule der Declamation. Es herrschte hier nicht der geringste Zwang, weder in den Geberden, noch im Ausdrucke. Die Schritte, die Arme, die Blicke, die stummen Scenen, Alles war ausstudirt; aber die Kunst verbarg das Studium unter dem Scheine der Natur. Lebhaft regte sich, als ich das Theater verließ, der zwiefache Wunsch in mir, es entweder dahin zu bringen, daß ich den französischen Schauspielern ein Stück von mir geben könnte, oder meine Landsleute in Stand zu setzen, es ihnen gleich zu thun."

Nicht so unausgesetzt, wie bisher, konnte Goldoni seine Zeit seinen theatralischen Beschäftigungen widmen, als er durch die Gunst des französischen Hofes und namentlich der Dauphine die Stelle eines Lectors und Lehrers der italienischen Sprache bei den Töchtern Ludwig's XV. erhalten hatte. „Ich nahm nun," sagt Goldoni, „Abschied von der italienischen Komödie, die es vielleicht nicht ungern sah, mich los zu werden. — Mit einem so ehrenvollen Amte und so mächtiger Protection hätte ich vielleicht ein glänzendes Glück in Frankreich machen können. Es war ganz meine Schuld, wenn ich nur ein mäßiges machte. Ich war am Hofe, aber kein Hofmann."

Sein dramatisches Talent, das eine Zeit lang geschlummert hatte, erwachte wieder unter den glänzenden Festlichkeiten, welche die im J. 1770 gefeierte Vermählung des Dauphin mit der Erzherzogin Marie Antoinette, der später so unglücklichen Fürstin, veranlaßte. Außer einigen Festgedichten kam ihm die Idee, ein Lustspiel in französischer Sprache zu schreiben. Nach seinen eigenen Aeußerungen hielt er es selbst für eine Kühnheit, daß ein Fremder, der in seinem 53. Jahre mit einer sehr oberflächlichen Kenntniß der französischen Sprache nach Frankreich gekommen, es wage, nach einem kaum neunjährigen Aufenthalte in diesem Lande ein Drama für das französische Nationaltheater zu schreiben. Das von ihm verfaßte Lustspiel: Le Bourru bien-faisant ward am 1. Nov. 1771 in Paris und am folgenden Tage in Fontainebleau aufgeführt. „Es erhielt," sagte Goldoni, „am Hofe und in der Stadt gleichen Beifall. Vom König empfing ich ein Geschenk von 150 Louisd'or, auf dem Theater brachte es mir ein Beträchtliches ein, und mit meinem Buchhändler hatte ich nicht weniger Ursache zufrieden zu sein. Ich sah mich mit Ehre, mit Freude und Vergnügen überhäuft."

Wie Goldoni sich den ungemeinen Beifall erklärte, den sein „Wohlthätiger Murrkopf" gefunden, geht aus seinen eigenen Aeußerungen hervor. „Ich hatte," sagt er, „das Glück gehabt, in der Natur einen Charakter zu entdecken, der für das Theater noch neu war, den man überall antraf, und der dennoch der Aufmerksamkeit der älteren und neueren dramatischen Dichter entgangen war. Vielleicht glaubten sie, ein heftiger Mann müßte auf dem Theater ebenso widrig sein, als er im Umgange lästig ist. Von dieser Seite thaten sie recht wohl daran, ihn nicht in ihren Werken anzubringen, und ich würde mich selbst davor gehütet haben, wenn andere Aussichten mich nicht hätten hoffen lassen, ihn mit Wirkung benutzen zu können. Die Wohlthätigkeit machte den Hauptgegenstand meines Stückes aus, und die Lebhaftigkeit des Wohlthätigen lieferte das Komische, das von der wahren Komödie unzertrennlich ist. Die Wohlthätigkeit ist eine Tugend der Seele, und das auffahrende Wesen ein Fehler des Temperaments. Beides vertrug sich recht gut in Einer Person. Nach diesen Grundsätzen hatte ich meinen Plan entworfen."

Einer der berühmtesten Schriftsteller Frankreichs, Rousseau, war um diese Zeit von Genf nach Paris zurückgekehrt. So unzugänglich und von seltsamen Launen und Vorurtheilen dieser Mann auch war, hatte sich Goldoni keine Mühe verdrießen lassen, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Es gelang ihm. Der Begierde, ihm sein Lustspiel zu zeigen, von welchem in dem Gespräche mit ihm nur beiläufig die Rede gewesen war, konnte Goldoni nicht widerstehen. Er gab indessen diese Idee wieder auf. „Rousseau," sagte Goldoni, „war ein Murrkopf; das hatte er selbst in manchen Streitigkeiten mit seinen Freunden gestanden. Es fehlte also Nichts, als daß er sich im Verdacht der Wohlthätigkeit gehabt hätte, und ich wäre für den Vorwurf nicht ganz sicher gewesen, als wollte ich ihn selbst in der Person des „Wohlthätigen Murrkopfes" aufs Theater bringen. Ich hütete mich daher, mich den Ausbrüchen seiner übeln Laune auszusetzen."

Nach dem glänzenden Beifalle, den das eben erwähnte Lustspiel gefunden, hatte Goldoni scherzweise geäußert: er wolle nun auf seinen Lorbeeren ausruhen. „Im Grunde aber," sagt er, „war es Furcht, zum zweiten Mal nicht so glücklich zu sein als das erste Mal, was mich abhielt, dem Verlangen meiner Freunde und mir selbst zu genügen. Endlich aber gab ich doch den Vorstellungen Anderer und den Wünschen meiner Eigenliebe nach. Ich warf meine Augen auf den „Prachtliebenden Geizigen" (L'Avare fastueux). Dieser Charakter war so ganz in der Natur, daß ich Nichts als die zu große Menge von Originalen zu fürchten hatte. Ich nahm meine Hauptperson aus der Classe von Leuten, die sich aus dem Staube in die Höhe gearbeitet hatten, um mich nicht der Gefahr auszusetzen, die Großen vor den Kopf zu stoßen." Dies Lustspiel, auf dem Theater zu Fontainebleau aufgeführt, hatte ein sonderbares Schicksal. Die Vorstellung ging zu Ende ohne das geringste Zeichen von Zufriedenheit oder Tadel. „Die Kälte, mit

der man mein Stück angehört hatte," sagt Goldoni, „konnte von der Leere des Hauses herrühren. Aber ich bemerkte doch auch, daß verschiedene Schauspieler sich in der Art der Darstellung geirrt. Sie hatten nicht Zeit gehabt, sich die abgebrochenen Redensarten geläufig zu machen, die viel Feinheit erfordern, um den Zuschauern auch das zu verstehen zu geben, was der Schauspieler nicht ganz aussprechen durfte."

Zu einer nochmaligen Aufführung seines Stückes auf dem pariser Theater war Goldoni schwer zu bewegen. „Meine Freunde," sagt er, „ließen mir keine Ruhe, als sie erfuhren, daß ich es zurückgenommen hatte. Sie stellten mir vor, wie meine Stücke, die bei der ersten Vorstellung gefallen wären, sich bei den folgenden wieder gehoben hätten. Sie hatten vielleicht Recht, und ich würde auch ihr Verlangen befriedigt haben, hätten die Schauspieler nur die geringste Lust gezeigt, es von Neuem zu spielen. Wahrscheinlich waren sie eben so sehr davon degoutirt als ich selbst. Mein Stück war unter einem bösen Gestirn geboren, dessen Einfluß ich fürchten und es lieber zur Vergessenheit verdammen mußte. Meine Strenge ging so weit, daß ich es sogar den Personen, die es zum Lesen verlangten, abschlug."

Ein nicht viel besseres Schicksal, als das eben erwähnte Stück, hatte eins von Goldoni's älteren Lustspielen: Un curioso Accidente (Ein lustiger Vorfall), das in einer französischen Uebersetzung unter dem Titel: Le Dupé de soi-même 1785 mit Goldoni's Zustimmung auf die Bühne gebracht ward. Es fiel völlig durch. Goldoni bemerkt darüber: „Eine Stelle in diesem Stücke, die in Italien sehr gefallen hatte, empörte das pariser Publicum. Ich kannte die französische Delicatesse, und hätte es voraussehen sollen. Da aber ein Franzose die Uebersetzung verfertigt, und die Schauspieler sie unverbesserlich gefunden hatten, so ließ ich mich hinreißen. Vielleicht würde ich die Gefahr geahnt haben, wenn ich den Proben hätte beiwohnen können. Zum Unglück aber war ich krank, und die Schauspieler wollten keine Zeit verlieren, das Stück auf die Bühne zu bringen."

„Mein Friseur war der erste, der mir am folgenden Morgen mit Thränen in den Augen eine ausführliche Beschreibung von dem Falle des Stückes machte. Ich nahm es auf der Stelle zurück. Längst an Schicksale aller Art, gute und böse gewöhnt, hatte ich es endlich dahin gebracht, dem Publicum Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, ohne meine Ruhe dabei zuzusetzen. Was mich am meisten verdroß, war, daß sich Niemand sehen ließ, Niemand sich nach meinem Befinden erkundigte. Ich schrieb an meine Freunde, und fragte, ob mein Stück sie auf irgend eine Weise beleidigt habe? Nichts weniger als das. Aus zu großer Freundschaft, aus zu großer Empfindsamkeit hatten sie es nicht gewagt, ihren Verdruß in meiner Gegenwart zu äußern. Endlich sahen wir uns wieder, und ich verrichtete nun das Amt des Tröstens."

Sein längerer Aufenthalt in Paris hatte ihm mehrfache Gelegenheit gegeben, den Charakter der Franzosen von mehren Seiten kennen zu lernen. In Bezug auf ein ungewöhnliches Rechtsverfahren, das im Mai 1785 fast zehn Monate lang der tägliche Gegenstand des Gesprächs in allen pariser Cirkeln war, bemerkt Goldoni treffend: „Das ist der Ton der Nation. Wenn die Franzosen eine Schlacht verlieren, so ist ein Epigramm hinreichend, sie zu trösten; wenn eine neue Auflage sie drückt, so entschädigt sie oft ein Vaudeville; wenn eine ernsthafte Sache sie beschäftigt, so versetzt ein Liedchen sie gleich in die muthwilligste Laune, und der simpelste, naivste Styl wird immer durch kleine boshafte Züge und pikante Einfälle gehoben."

Um eine Veränderung der Luft zu genießen, pflegte Goldoni mitunter einige Tage in der Umgegend von Paris, zu Passy, Clignancour u. a. Orten zuzubringen. „Den übrigen Theil der Zeit lebe ich gewöhnlich in der Stadt. Um 9 Uhr des Morgens stehe ich auf. Mein Frühstück besteht aus einem Paar Tassen Gesundheitschocolade. Dann arbeite ich bis Mittag, und gehe bis gegen 2 Uhr spaziren. Ich liebe die Gesellschaft, ich suche sie auf, und speise oft in der Stadt, oder zu Hause mit den Bekannten meiner Frau. — Nach dem Mittagsessen liebe ich weder die Arbeit noch die Promenade. Bisweilen gehe ich ins Schauspiel; am häufigsten aber mache ich meine Partie bis 9 Uhr Abends. Vor 10 Uhr gehe ich immer nach Hause, und nehme zwei oder drei Diablotins [1]) mit einem Glase Wein und Wasser zu mir. Das ist mein ganzes Abendessen. Ich plaudere bis gegen Mitternacht mit meiner Frau. Dann gehe ich zu Bette. Ich schlafe geschwind ein, und bringe die Nächte ruhig zu. Bisweilen geht mirs auch wol wie Jedem, dem etwas im Kopfe steckt und den Schlaf verscheucht. In diesem Falle habe ich ein sicheres Mittel, mir Schlaf zu verschaffen. Schon seit langer Zeit hatte ich mir vorgenommen, ein Wörterbuch des venetianischen Dialekts zu verfertigen. — So oft ich mich mit dieser langweiligen Arbeit beschäftigte, bemerkte ich auch, daß mir der Schlaf in die Augen kam. Ich legte es also bei Seite, benutzte aber dies schlafmachende Mittel. Geschieht es nun einmal, daß mein Geist in einiger Wallung und Bewegung ist, so nehme ich auf Gerathewohl ein Werk aus meiner Muttersprache und übersetze es ins Toscanische und Französische. Auf eben diese Art gehe ich noch einige Wörter durch, wie sie in alphabetischer Ordnung auf einander folgen. Ich kann sicher darauf rechnen, bei der zweiten oder dritten Uebersetzung einzuschlummern. Dieses Opiat verfehlt nie seine Wirkung. Es ist nicht schwer, dies Phänomen zu erklären. Eine lästige Idee braucht nur durch eine entgegengesetzte oder gleichgültige verdrängt zu werden. Ist die Unruhe des Geistes einmal gestillt, so kommen auch die Sinne zur Ruhe, und der Schlaf spannt sie bald gänzlich ab. So vortrefflich aber dies Mittel auch ist, so würde es doch nicht Jedermann helfen. Ein allzu lebhafter, reizbarer Mann würde nicht weit damit kommen. Man muß das Temperament haben, mit welchem die Natur mich begünstigt hat. Das Moralische

1) Kleine, mit einer Zuckerrinde überzogene Tafeln von Chocolade.

stimmt bei mir mit dem Physischen überein. Ich scheue weder die Wärme noch die Kälte, und lasse mich weder vom Zorn außer Fassung bringen, noch von der Freude berauschen."

Ein wichtiges literarisches Unternehmen, das in höherem Alter den größten Theil seiner Zeit und Kraft in Anspruch nahm, waren die von Goldoni in französischer Sprache geschriebenen Memoiren zur Geschichte seines Lebens und des Theaters seiner Zeit. Sie erschienen zu Paris 1787 in drei Octavbänden unter dem Titel: Mémoires de Mr. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie et celle de son théâtre [2]). Nur der Schriftsteller selbst, meinte Goldoni, könne ein treues und vollständiges Gemälde von seinem Charakter und seiner literarischen Thätigkeit entwerfen. Wenn er eine solche Selbstbiographie bei seinen Lebzeiten herausgäbe und ihm von seinen Zeitgenossen nicht widersprochen würde, so dürfte auch die Nachwelt seine Erzählungen auf Treue und Glauben annehmen. Neben der Geschichte seines Lebens und seiner wechselvollen Schicksale beabsichtigte Goldoni in diesem Werke das Historische seiner sämmtlichen Stücke zu schildern, die äußeren Umstände, die ihm oft den Stoff dazu an die Hand gegeben, die gute oder schlechte Aufnahme seiner Lustspiele, den Neid und Haß, den der Beifall derselben ihm zugezogen, die Cabalen, die er verachtet, die Satyren, die er schweigend ertragen, und die Intriguen der Schauspieler, die er zu Schanden gemacht. „Man wird sehen," sagt Goldoni in der Vorrede zu seinen Memoiren, „daß die Menschheit sich überall gleicht, daß man nirgends dem Neide und der Eifersucht entgehen kann, und daß es endlich dem ruhigen, kaltblütigen Manne immer doch gelingt, sich beim Publicum beliebt zu machen und die Rachsucht seiner Feinde zu ermüden."

Goldoni hatte sein achtzigstes Jahr erreicht, als er 1787 die Geschichte seines Lebens beendigte, die noch in demselben Jahre im Drucke erschien. Nach seinem eigenen Geständnisse fühlte er sich sehr erschöpft von der fortwährenden Geistesanstrengung. „Ich hatte," sagt Goldoni, „eine Arbeit unternommen, die für meine Jahre zu lang und zu mühsam war. Drei Jahre habe ich darauf verwendet, und mußte immer fürchten, daß ich nicht das Vergnügen haben würde, sie vollendet zu sehen. Indessen bin ich, Gott sei Dank, noch am Leben, und ich schmeichle mir noch, meine drei Bände gedruckt zu sehen, ausgegeben, gelesen .... und wenn man sie nicht loben sollte, hoffe ich wenigstens, daß man sie nicht verachten wird. Man wird mich nicht der Eigenliebe und Zuversichtlichkeit beschuldigen, wenn ich einige Funken Nachsicht für diese Memoiren zu erhalten hoffe. Hätte ich geglaubt, ganz und Jedermann zu misfallen, so würde ich mir nicht so viel Mühe gegeben haben, und sollte etwa in dem Guten und Bösen, das ich von mir selbst sage, die Wagschale sich auf die gute Seite neigen, so gestehe ich, daß ich der Natur mehr als dem Studium zu danken habe. Alle Mühe, die ich mir bei Verfertigung meiner Stücke gegeben, bestand darin, die Natur nicht zu verderben, und mein ganzes Bestreben bei diesen Memoiren ging dahin, Nichts als die Wahrheit zu sagen. Kritiken über meine Stücke könnten die Verbesserung der Komödie zum Endzwecke haben, Kritiken über meine Memoiren aber können der Literatur keinen Vortheil gewähren. Sollte sich indessen doch irgend ein Schriftsteller, blos in der Absicht, mir Verdruß zu machen, mit diesem Werke beschäftigen, so würde er seine Zeit umsonst verderben. Ich bin von Natur zum Frieden geneigt; ich habe immer mein kaltes Blut erhalten. In meinem Alter lese ich wenig und lese Nichts als unterhaltende Schriften."

Seinen Aufenthalt in Frankreich betrachtete Goldoni immer als die glücklichste Periode seines Lebens. Dort hatte er nach seinen eigenen Worten, „Ruhe, Bequemlichkeit und ein gemächliches Leben gefunden." Aber das Schicksal hatte ihm noch trübe Tage vorbehalten. In seinem hohen Alter erlebte er noch die Stürme der französischen Revolution, die Hinrichtung Ludwig's XVI. und die vielen furchtbaren Ereignisse, welche jene Staatsumwälzung begleiteten. Auch auf seine eigenen Verhältnisse äußerte sie, wenn er auch von persönlicher Gefahr befreit blieb, den nachtheiligsten Einfluß. Er verlor seine auf die Civilliste des Königs angewiesene Pension von 3600 Livres. Durch ein Decret des Nationalconvents ward dem 85jährigen Dichter, auf Chenier's Antrag, zwar für die Folge sein Jahrgehalt und die Auszahlung des Rückstandes zugesichert. Aber das Decret vom 7. Jan. 1793 fand ihn bereits im Sterben. Den Tag darauf beschloß er seine ironische Laufbahn in einem Alter von beinahe 86 Jahren. Seine Witwe erhielt außer dem rückständigen Gehalte eine Pension.

Goldoni war einer der merkwürdigsten Schriftsteller des 18. Jahrh. An Fruchtbarkeit ist er nicht leicht von irgend einem dramatischen Dichter, Lope de Vega etwa ausgenommen, übertroffen worden. In der Zeit von 72 Jahren hatte er 200 Theaterstücke geschrieben [3]), darunter Lustspiele, Tragikomödien, Opern und Intermezzos, die ihm unter den ersten dramatischen Dichtern seiner Nation einen ehrenvollen Platz sicherten, so sehr auch der Abt Chiari und später der Graf Gozzi sich bemühten, ihm jenen Platz streitig zu machen. Unbestrittenes Verdienst erwarb sich Goldoni um die Reform des komischen Theaters der Italiener. Diese Idee beschäftigte ihn schon lebhaft, als er noch seine Advocaturgeschäfte betrieb. Natur und Popularität sollten, nach seiner Ansicht, die Seele der komischen Darstellungen einer Schauspielergesellschaft sein, mit der er auf einer Reise in Verbindung gekommen war.

2) Etwas verkürzt in der zu Paris erschienenen Collection des Mémoires sur l'art dramatique; teutsch unter dem Titel: Goldoni, über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. Aus dem Französischen übersetzt und mit einigen Anmerkungen versehen von G. Schatz (Leipzig 1788. 8. 3 Bde.) Mit dem Bildnisse Goldoni's.

3) G. Schatz hat seiner teutschen Uebersetzung von Goldoni's Memoiren (Gotha 1787. 3. Bd. S. 363—404) ein chronologisches Verzeichniß der sämmtlichen Theaterstücke Goldoni's beigefügt. Auch die teutschen Uebersetzungen und Bearbeitungen einzelner Lustspiele sind dort namhaft gemacht.

Aber auch die moralische Nutzanwendung sollte aus jedem ihrer Stücke deutlicher hervorleuchten als aus den Dramen, die dem Geschmacke des italienischen Publicums bisher besonders zugesagt hatten. Viele Stimmen erhoben sich jedoch gegen Goldoni und ein heftiger Parteienkampf entstand, als er der alten, allgemein beliebten Kunst- und Charakterkomödie (Commedia dell' arte) geradezu den Krieg erklärte, die Masken von der Bühne verbannte und den Schauspielern das bis dahin übliche Improvisiren untersagte, um auf diese Weise die Ehre des italienischen Theaters vor dem Spotte der Franzosen zu retten.

Das Talent der natürlichen Darstellung besaß Goldoni in einem Grade, wie wenige Lustspieldichter nach und vor ihm. Mit scharfem Blicke betrachtete er die Sitten der Menschen, die ihn umgaben, und zeichnete sie in bestimmten Umrissen mit aller Leichtigkeit des komischen Dialogs. Unter seinen zahlreichen Lustspielen gab es kaum ein einziges, das nicht, wenn es mit italienischer Lebhaftigkeit gespielt ward, den Zuschauer in beständiger Aufmerksamkeit erhalten hätte. Seine unerschöpfliche Laune und scharfe Beobachtungsgabe setzte ihn in Stand, sich in den verschiedensten Gattungen der dramatischen Poesie meistens mit Glück zu versuchen. Was seinem Talente besonders zusagte, war das Charakter- und Intriguenstück. Bewundernswerth war die Reichhaltigkeit seiner Erfindungsgabe in der Anlage seiner Stücke, die fast immer den Reiz der Neuheit hatte, und nicht minder ausgezeichnet die Naturgemäßheit und Treue der Zeichnung seiner Charaktere in den verschiedenartigsten Situationen. Goldoni betrachtete aber auch, wie bereits erwähnt, das Theater als eine Sittenschule. Tugenden zu empfehlen und den Nachtheil der Laster und Thorheiten zu schildern, ließ er sich mit mehr Ernst als andere Lustspieldichter angelegen sein. Echt komische Kraft war die Seele der wahren Komödie, war jedoch nicht allen seinen dramatischen Arbeiten eigen. Durch treue Darstellung der Thorheiten des wirklichen Lebens konnte er diesen Mangel nur schwach ersetzen. Von dem wahren Witze hatte er keinen klaren Begriff. In mehren seiner Lustspiele fanden sich Belege dafür, daß er mitunter ein geistloses Geschwätz für komischer Natur hielt, wenn nur etwas Mürrisches in dem Betragen der Personen lag, denen er solche Reden in den Mund legte. Er schien vergessen zu haben, daß auch die Komödie ein Gedicht sein muß [4]), und daß nur der ein wahrer Lustspieldichter sein kann, der mit poetischem Blicke aus der Fülle der Natur blos das Merkwürdige, was unmittelbar interessirt, hervorzuheben versteht. Dieser Mängel ungeachtet, hatte sich Goldoni's Ruhm auch außerhalb Italien weit verbreitet. Er erhielt die schmeichelhaftesten Briefe von berühmten Dichtern, die sein Lob in Prosa und in Versen verkündeten. Voltaire, den er, als dieser Dichter in den letzten Jahren seines Lebens von Ferney nach Paris kam, persönlich kennen lernte, steigerte sein Lob bis zu der Behauptung: man müsse Goldoni's Lustspiele wie die Epopöe Trissin's „Die Befreiung von den Gothen" nennen, denn durch ihn sei zuerst das italienische Theater der gothischen Barbarei entrissen worden. Dadurch fühlte sich Goldoni so geschmeichelt, daß er, nachdem er die Masken der Commedia dell' arte bereits vom Theater verbannt, noch immer in seinen Stücken zur Abwechselung einen Pantalone und Brighella auftreten ließ, um zu zeigen, daß er auch diese Charaktere wohl zu behandeln wisse, wenn er nur wolle.

Die vorhin erwähnten Mängel in Goldoni's Stücken waren, wenigstens zum Theil, eine Folge der Umstände, unter denen er sie schrieb. Ein Dichter, der das Theater mit 200 Schauspielen, von denen er, nach seinem eigenen Geständnisse, sechszehn in einem einzigen Jahre geschrieben, bereichert hatte, mußte dem Zufalle viel überlassen, und seinen ersten Ideen folgen, ohne auf den bedenklichen Zuruf der Kritik zu hören. Immer behielten seine Stücke die ursprüngliche Form und Gestalt. Weder die schnelle Folge seiner dramatischen Producte, noch der ganze Zustand der Schauspielkunst in Italien erlaubte ihm, nochmals einen Blick auf seine Arbeiten zu werfen. Er mußte Alles hervorsuchen, was einen starken und schnellen Eindruck auf der Bühne machen konnte. Das von ihm gelieferte neue Stück ward, wenn es Beifall gefunden, so lange wiederholt, als das Interesse des Publicums dauerte, im nächsten Jahre vielleicht noch einmal gegeben, und dann für immer bei Seite gelegt. Das mußte Goldoni sich gefallen lassen. So war ihm als dramatischer Dichter ein Ziel gesteckt, zu welchem er nicht durch das Gebiet des wahrhaft Schönen, sondern des conventionellen Reizes gelangte.

Offenbar würden Goldoni's Lustspiele mindern Beifall gefunden haben, wenn er nicht, indem er das Abenteuerliche und Possenhafte von der Bühne verdrängte, das Publicum in anderer Weise dafür zu entschädigen gesucht hätte. Die Darstellung einheimischer Gegenstände gab seinen Dramen einen besonderen Reiz. Es war das locale Interesse, was ihnen eine günstige Aufnahme verschaffte. Mehre von Goldoni's Stücken waren nur für seine Vaterstadt Venedig geschrieben. Sie ergötzten durch die treue Schilderung von Menschen, die man täglich sah. Die Form des Ganzen und die wesentlichen Schönheiten desselben kamen bei den Zuschauern weniger in Betracht als die conventionelle Anmuth einzelner Scenen. Zu den Stücken, die ganz auf den venetianischen Horizont berechnet waren, gehört unter anderen das Lustspiel: „Die Köchinnen" (Le Massacre), in welchem Goldoni den Stoff aus der niedrigsten Classe der bürgerlichen Gesellschaft genommen hatte. Er äußert in Bezug auf dies Stück: „Ich begnüge mich zu sagen, daß dies Lustspiel, ungeachtet seiner Schwäche, viel Vergnügen machte. Das ist nicht zu verwundern. Eine Komödie in Versen, ein

4) In einer Sammlung von Gelegenheitsgedichten in Stanzen und Terzinen, die Goldoni unter dem Titel: Componimenti diversi zu Venedig 1764 in zwei Bänden herausgegeben hatte, sagt er von sich selbst:

Voglia ebbi sempre, d'essere Poeta
Ma in stesso non so quel chi' mi sia,
Poich' è sentenza madornale e vieta,
Ch' altro son Versi, ed altro è Poesia.

Stoff aus der venetianischen Welt, am Schluß des Carnevals — dies zusammengenommen mußte seine Wirkung thun." Auch „Die Zänkereien des Pöbels in Chiozza" (Le Baruffe Chiozzotte) gehören zu der Gattung von Dramen oder vielmehr Possenspielen, mit denen Goldoni die Vorstellungen während des Carnevals zu beschließen pflegte, um den größeren Theil des Publicums durch den letzten Eindruck für sich zu gewinnen. Die Gondolierscenen in dem Lustspiele: La Putta onorata gewannen ihm die Gunst der genannten Volksclasse, gaben aber auch seinen Feinden Anlaß zu der Aeußerung: er habe in Venedig blos die Ohren des Pöbels und die Herzen der Gondoliere gefesselt, die er sich durch seine Schmeicheleien zu Freunden gemacht habe. — Hierher könnte man auch das Lustspiel: „Der venetianische Advocat" (L'Avvocato Veneziano) rechnen. Die vollständige Verhandlung eines trockenen Processes konnte schwerlich irgend wo anders, als an dem Orte gefallen, wo das Publicum gewohnt war, an dem Ruhme eines Advocaten und an dem Ausgange eines Rechtshandels öffentlich Antheil zu nehmen.

Die Berücksichtigung des subjectiven Geschmacks der Menge, von deren Beifall die Subsistenz des Dichters und seiner Schauspielertruppe großentheils abhing, war es jedoch nicht allein, was auf Goldoni's Talent nachtheilig einwirkte und den freien Schwung seiner Phantasie oft lähmte. Auch die Schauspieler verlangten besondere Rücksichten. Ihr vorzügliches Talent für diese oder jene Gattung, Sitten und Charakter, ihre Mängel und selbst ihre gegenseitige Eifersucht bestimmten nicht selten die Wahl der Stücke und den Gang der Handlung. Um so bewundernswerther erscheint unter diesen Umständen, was Goldoni geleistet. Von dem wahren Wesen der Kunst und ihren Regeln besaß er überdies nur geringe Kenntnisse. Bereits früher ist erwähnt worden, wie er die von ihm selbst als willkürlich betrachtete Aristotelische Regel von der Einheit des Ortes hinlänglich befolgt zu haben glaubte, wenn er die Handlung innerhalb der Mauern einer Stadt vorgehen ließ. Ebenso leicht wußte er sich von dem Zwange zu befreien, den ihm das Gesetz der Einheit der Handlung und das Interesse auferlegte. Ueber sein Lustspiel: La Famiglia dell' Antiquario sagt er in seinen Memoiren: „Ich hatte mein Stück anfänglich nach der Hauptperson ganz kurz „Der Antiquar" überschrieben; aber ich fürchtete, die Streitigkeiten zwischen seiner Frau und seiner Schwiegertochter möchten ein doppeltes Interesse hervorbringen. Ich gab also meinem Stücke einen Titel, welcher Alles in sich faßt: „Die Familie des Antiquars."

Während Goldoni die abenteuerlichen und romantischen Situationen von der Bühne zu entfernen und die Natur wieder in ihre Rechte einzusetzen suchte, stieß er mitunter an die entgegengesetzte Klippe. Er gab der Handlung ein schwächeres Interesse, als die Bühne unbedingt zu verlangen schien. Oft brachte er wirkliche Begebenheiten aufs Theater, oder er suchte wenigstens die Handlung den wirklichen Begebenheiten so analog als möglich zu machen. Er schien nicht einzusehen, daß die treue Nachahmung der Natur nie das höchste Princip der wahren Kunst werden kann, und daß manche Begebenheit, die in der wirklichen Welt bedeutend genug ist, in der Darstellung doch nur ein schwaches Interesse erregt.

Aus dem Streben, eine glückliche Katastrophe herbeizuführen, entstanden die unerwarteten und oft nicht hinreichend motivirten Auflösungen in Goldoni's Stücken. Ein merkwürdiges Beispiel dieser Art lieferte der „Eifersüchtige Geizige" in dem Lustspiele, das diesen Titel führt. Dieser Mann, das verworfenste und schmutzigste Geschöpf von der Welt, entsagt in dem Augenblicke, wo er des Wuchers angeklagt wird, seiner unsinnigen Eifersucht und seinem beispiellosem Geize. Er zeigt sich in seinem ganzen Wesen so verändert, daß seine Gattin, die schon im Begriffe stand, sich von ihm zu trennen, nun glücklich mit ihm zu leben glaubt. Die Worte, welche Goldoni ihm am Schlusse des Stücks in den Mund legt, sind jedoch weniger eine Rechtfertigung des Dichters, wofür man sie zu halten sich versucht fühlt, als vielmehr die schärfste Kritik des Stücks. Donna Eufemia sagt: „Diese augenblickliche Veränderung ist ein außerordentlicher Zufall, der vielleicht keinen Glauben finden würde, wenn ihn Jemand erzählte oder auf die Bühne brächte. Aber der Vorsehung ist Nichts unmöglich und manches wunderbare Ereigniß ist in der Ordnung der Natur. Meine Treue hat die Eifersucht meines Gatten besiegt; die Gefahren und die Gewissensbisse haben ihn von seinem Geize geheilt. Die furchtbarste Eifersucht, der hartnäckigste Geiz ist zerstört. Rechtschaffenheit und Geduld haben eine unglückliche Frau glücklich gemacht."

In den meisten Stücken Goldoni's ist die Handlung ernsthaft. Sie nähern sich in dieser Hinsicht der Gattung, welche die Franzosen Dramen nennen. Nur in wenigen seiner theatralischen Arbeiten war er echt komisch, wie unter anderen in dem „Lügner" (Il Bugiardo), einem Lustspiele, zu welchem Goldoni den Stoff von dem französischen Theater entlehnte. Die einfache Handlung in diesem Stücke dreht sich um zwei Personen, einem schüchternen Liebhaber (Florindo), der sich scheut, seine Liebe zu erklären und dem unverschämten Lelio, der sich das Verdienst aller Geschenke und Galanterien Florindo's anzumaßen versteht und dadurch eine Menge komischer Situationen von selbst herbeiführt. Dadurch und durch den Reichthum von komischen Charakteren, die er zuerst auf die Bühne brachte, erwarb sich Goldoni ein selbst von seinen entschiedensten Gegnern anerkanntes Verdienst. Es gab fast keinen Stand, kein Verhältniß der menschlichen Gesellschaft, das er nicht geschildert hätte. Zu bedauern war nur, daß er mehr ein Beobachter der Menschen als der menschlichen Natur war und kein Bedenken trug, auch manchen unwahrscheinlichen und abenteuerlichen Charakter, blos weil er selten und originell war, auf die Bühne zu bringen. Das Haschen nach solchen Charakteren führte ihn jedoch, da sie selten mehr als eine originelle Seite hatten, oft zur Einseitigkeit, sodaß die Farben in seinen dramatischen Gemälden,

wenn auch lebhaft und frisch, doch immer fast dieselben waren.

Der Leichtigkeit, womit Goldoni Charaktere zu entwerfen und zu zeichnen verstand, danken diejenigen seiner Lustspiele ihre Entstehung, in denen er eine große Anzahl nicht durchaus nothwendiger Personen auf die Bühne brachte. Diese Stücke ergötzten, wie eine Reihe beweglicher Gemälde, wenn sie auch nicht den vollen Effect einer dramatischen Handlung hervorbrachten. Mit dem Lustspiele: Il Teatro comico verband Goldoni noch die besondere Absicht, von seiner Manier und der Form der Schauspiele, die er in Aufnahme zu bringen bemüht war, eine Art von Rechenschaft abzulegen. Er wollte die Kritiken seiner Gegner widerlegen und gründlichere Regeln für die dramatische Kunst aufstellen, als bisher in Italien gegolten. Von seinem Stücke sagte er selbst: „Es sei weniger eine Komödie als eine Poetik und zwar eine in Handlung gebrachte Poetik." Darin täuschte er sich jedoch. Was in diesem Schauspiele theoretisch ist, hat mit der Handlung wenig oder Nichts gemein.

Nirgends zeigte sich Goldoni's Talent in vollerem Glanze als in denjenigen seiner dramatischen Producte, wo er gleichsam ein Thema durch die verschiedensten Töne variirte. In dem Impresario delle Smirne (Dem Operndirector für Smirna) waren die Hauptpersonen Sänger und Sängerinnen, Menschen von einerlei Grundlage des Charakters und doch wesentlich von einander verschieden. Auch in dem Lustspiele: Li Rusteghi (Die Grobiane) ließ Goldoni vier venetianische Bürger auftreten, sämmtlich eifrige Anhänger der alten Zucht und Sitte und die entschiedensten Gegner aller Moden, Vergnügungen und Gesellschaften der jüngern Welt. Bei aller ihrer Aehnlichkeit war doch Jeder durch seine Individualität von den Uebrigen verschieden. In Gemälden dieser Art offenbarte sich ganz vorzüglich Goldoni's Talent und der Reichthum seines schöpferischen Geistes.

Minder glücklich war er in der Schilderung weiblicher Charaktere. Seine gelehrten und geistreichen Frauen hatten meistens den Anstrich von Pedanterie und lächerlichem Schönthun. Besser gelangen ihm die geschwätzigen, die eiteln, die verleumderischen und verschmitzten Weiber. Ganz vorzüglich aber wußte er den Ausdruck der Herzlichkeit und Naivetät in weiblichen Seelen zu treffen. Unter den männlichen Charakteren, namentlich den Vätern, gab Goldoni dem Pantalone in einigen seiner Lustspiele durch einen reichen Schatz von Witz und Humor ein besonderes Interesse. Belege dafür finden sich in den „Häuslichen Zwisten" (Pontigli domestici) und in dem „Liebenswürdigen Alten" (Il Vecchio bizarro). Aber auch der „Wohlthätige Murrkopf" in dem Lustspiele dieses Namens darf nicht übersehen werden — dieser redliche, leidenschaftliche Greis, der mit der ganzen Welt zankt und der ganzen Welt Gutes thut.

Bei der Eilfertigkeit, mit der Goldoni, oft dazu gezwungen, arbeitete, überließ er sich einer gewissen Bequemlichkeit, die sich vorzüglich in der Gruppirung seiner Charaktere zeigte. An die Hauptperson verschwendete er alle Farben; nur für sie schien er besorgt, während er die übrigen Personen so behandelte und ordnete, daß sie ihm seine Mühe erleichterten. Er vergaß aber, daß in einem vollkommenen dramatischen Gemälde auch die Nebenfiguren ihr Licht der Hauptperson mittheilen müssen und daß diese nicht in ihrer vollen Kraft erscheint, wo jene Figuren nur Schatten sind. Sein Lustspiel: „Die schlaue Witwe" (La Vedova scaltra) liefert ein schlagendes Beispiel, wie Goldoni durch die schon an und für sich auffallende Gruppirung von vier Personen verschiedener Abkunft, einem Franzosen, einem Engländer, einem Spanier und einem Italiener, die sich insgesammt um die Liebe der Witwe bewerben, sich seine Arbeit erleichterte.

Eine echt theatralische Figur war die „Brave Frau" in dem Lustspiele dieses Namens, so wenig sie übrigens den Namen einer Donna di garbo verdient. Goldoni selbst scheint das Unpassende dieser Benennung gefühlt zu haben. Dafür spricht die moralische, aber zugleich höchst untheatralische Apologie, die er der Rosaura in den Mund legt. „Jedermann," sagt sie, „hat mich bisher mit dem Namen eines rechtschaffenen und vollkommenen Frauenzimmers beehrt, weil ich mich in den Charakter eines Jeden zu schicken verstand und seinen Leidenschaften schmeichelte. Ich war also nicht das, wofür man mich hielt und ich habe mir durch Schmeichelei einen Titel erworben, den ich nicht verdiente. Denn dann hätte ich zu Beatrix sagen müssen: Eine kluge Frau begnügt sich damit, wenn sie anständig gekleidet ist; die Modesucht ist der Ruin der Familien. Ich werde noch außerdem allen sagen, daß die Ehre mehr gilt als das Leben; daß Gutes aus Gutem fließt; daß Niemand zu Grunde geht, den Wahrheit und Unschuld geleiten. Dies Alles sage ich Ihnen; und wenn Sie finden, daß diese Worte Beifall verdienen, so geben Sie mir den Namen eines rechtschaffenen und vollkommenen Frauenzimmers."

Was auf Goldoni's dramatische Gemälde, ungeachtet ihrer mannichfachen Vorzüge, nachtheilig einwirken mußte, war seine falsche Vorstellung von der Moralität der Bühne. Er stand in dem Wahne, daß die Belohnung der Tugend und die Bestrafung des Lasters ein Motiv zum moralischen Handeln werden könnten und daß der Dichter vollkommen seine Pflicht gethan habe, wenn er die poetische Gerechtigkeit ausübte. Diese Ansicht, welche bewies, daß Goldoni weder die ganze Würde der Tugend, noch das Wesen der menschlichen Natur hinlänglich gekannt, verleitete ihn zu manchen Misgriffen, besonders zu einer Ueberladung von Sentenzen und moralischen Tiraden, die dem Interesse seiner Stücke schadeten.

Auffallend war die Ungleichheit seines Dialogs, der in den ersten Scenen, wo er mit dem meisten Feuer gearbeitet hatte, fast immer lebhafter war als in den übrigen. Erst als er die französische Bühne und die vollendeten Muster derselben genauer kennen gelernt hatte, schrieb er in einem Alter, dem sonst die Weitschweifigkeit eigen, mit größerem Feuer, als er in seiner Jugend geschrieben hatte. Merkwürdige Belege dafür finden sich in seinen Memoiren, mit denen er sich in bereits weit vorgerücktem Alter beschäftigte. Sein Styl in diesem

Werke war kurz und gedrängt, hier und da nur allzu zerstückelt und aphoristisch. Er ging in die kleinsten Details seines Lebens ein und die von ihm erzählten Vorfälle und Anekdoten, oft an und für sich von geringer Bedeutung, wurden durch die seelenvolle Wärme und naive Manier seiner Darstellung für die Leser von Geschmack und Gefühl ungemein anziehend. Sein dramatisches Talent schimmerte überall durch; Alles in diesen Memoiren war Leben, Handlung, Dialog und der Vortrag so leicht und anmuthig, daß man, wie ein geistreicher Schriftsteller sich darüber ausdrückt, „nicht sowol ein Buch zu lesen, als vielmehr eine unterhaltende Erzählung aus dem Munde eines Mannes von Welt, Lebhaftigkeit und Laune zu hören glaubte." Bei einem Rückblicke auf Goldoni's Wirksamkeit als dramatischer Schriftsteller dürfte das Resultat einer billigen und unbefangenen Kritik kaum anders ausfallen, als daß er, bei großen Talenten, einer reichen Phantasie und feinen Beobachtungsgabe, nur durch die Umstände, unter denen er lebte und schrieb, verhindert ward, den höchsten Gipfel der Kunst zu erreichen [5]).

Ein feines Lob ertheilte ihm einer seiner vertrautesten Freunde, der Verfasser der Observations sur l'Italie, par deux Suédois, nachdem er seine reiche Welt- und Menschenkenntniß geschildert, in den Worten: „De cette mine impuisable un coup d'oeil actif et exercé transporte sans effort dans ses compositions des caractères toujours vrais, les nuances les plus delicates, que les passions jettent dans chaque caractère, des situations très-frappantes, quoique très-simples; enfin ses ridicules, qui naissent à chaque instant dans la société, et qui perissent en nuissant, faute d'être observé et saisi: en un mot, Goldoni est fécond, simple et varié, mais inégal et négligé comme la Nature elle-même. Aucun Auteur n'eut jamais une facilité égale à la sienne."

Goldoni's sämmtliche Werke erschienen unter dem Titel: Opere di Carlo Goldoni. (Fior. 1751. 8. 10 Voll. Venet. 1761. 8. 17 Voll. Livorno 1788. 8. 31 Voll. Venet. 1794. 8. 44 Voll. N. E. Ibid. 1804. Lucca 1809. 8. 26 Voll.) Eine Auswahl seiner Lustspiele führt den Titel: Scelta delle Commedie di C. Goldoni, unite insieme di J. G. da Fraporta. (Lips. 1767. 6. Aufl. Ibid. 1823. 8. 4 Voll.) Noch eine andere Auswahl erschien unter dem Titel: Scelta completta di tutte le migliori commedie di Carlo Goldoni precceduta da un compendio storico del teatro italiano. Il tutto ridotto alla purgata dicitura, ortografia e gusto teatrale moderno, per uso dalla studiosa gioventù ultramontana con note dell' editore Antonio Montucci. (Lips. 1828. gr. 12. 4 Voll.) Goldoni's komische Opern, weniger bekannt als seine Lustspiele, erschienen in einem besondern Abdrucke unter dem Titel: Opere drammatiche giocose. (Venet. 1770. 8. 8 Voll.) Seine Gelegenheitsgedichte in Stanzen und Terzinen findet man vereinigt in einer Sammlung unter dem Titel: Componimenti diversi. (Venet. 1764. 8. 2 Voll.)

Die vollständigste, obgleich Nichts weniger als ganz vollständige Uebersetzung von Goldoni's Lustspielen besorgte J. H. Saal, ohne sich jedoch auf dem Titel zu nennen, zu Leipzig 1767—1777 in elf Octavbänden. Ueber dies Werk äußert sich der Uebersetzer von Goldoni's Memoiren [6]) mit den Worten: „Der Verfasser hielt sich an die venetianische Ausgabe von 1761, doch beobachtete er die Ordnung nicht, in welcher die Stücke in dieser Ausgabe auf einander folgen, und ließ außerdem alle dort befindlichen historischen Nachrichten weg, welche die Grundlage von Goldoni's Memoiren ausmachen. Man muß dem Uebersetzer die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß er sein Original verstanden und größtentheils in den Sinn desselben eingedrungen ist. Viele Stellen seiner Arbeit zeugen von der Laune, die dem Verfasser Lessing's Freundschaft erwarb, der ihn auch zu dieser Uebersetzung ermuntert hatte. Unbegreiflich ist es aber, daß sein Styl und Dialog so ganz der Contrast des Lessing'schen ist, daß er diesen gar nicht studirt zu haben scheint. Den pathetischen Stellen fehlt es durchgängig an Kraft, den komischen oft an der so nothwendigen Kürze und dem Tone überhaupt an Feinheit und Eleganz. Immer wäre es jedoch wünschenswerth gewesen, daß er seine Arbeit fortgesetzt und vollendet haben möchte."

Den Beifall, den Goldoni's dramatische Werke gefunden, bewiesen mehre Bearbeitungen und Nachbildungen einzelner Lustspiele, die theils vor der Uebersetzung von Saal erschienen waren, theils später ans Licht traten. Dahin gehören unter andern die folgenden: Das Muttersöhnchen. Nach dem Padre di Famiglia von Goldoni. (Wien 1762. 8.) Die tugendhafte Ehefrau, nach Goldoni von Landes (Wien 1764.); auch von Engel bearbeitet unter dem Titel: Die sanfte Frau. (Leipzig 1779.) Die Frau von Wichtigkeit, nach Goldoni von Landes. (Wien 1764.) Die vermählte Pamela, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1764.) Die Verliebten, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1764.) Die verstellte Kranke, nach Goldoni von ebendemselben. (Wien 1765.) Die Liebe unter den Handwerkern, nach Goldoni's Lustspiel: Il Campiello. (Mannheim 1771.) Der wohlthätige Murrkopf, nach Goldoni von Stephanie dem Aeltern in den Neuen Schauspielen des k. k. Nationaltheaters zu Wien, von J. André (Frankf. 1772.), und von Iffland unter dem Titel: Der gutherzige Polterer. (Berlin 1812.) Der ehrliche

5) Schon Hagedorn erkannte den Werth seiner Lustspiele in den charakteristischen Versen:

Von allen, die sich jetzt Thalien zugesellen,
Kennt keiner so wie er, was bessert und gefällt
Der Schauplatz und die heut'ge Welt
Sind seiner Fabeln stete Quellen.
Die Kleinigkeiten selbst, die nur zu spielen scheinen,
Auch die sieht man von ihm empfindlich angebracht;
Und wer nicht beim Goldoni lacht,
Der kann bei Holberg weinen.

6) Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters. (Gotha 1788.) 3. Th. S. 366 fg.

Abenteurer, nach Goldoni von Schletter. (Wien 1777.) Sind die Verliebten nicht Kinder? Nach Goldoni. (Gotha 1778.) Der Lügner, nach Goldoni von Schletter. (Wien 1778.) Die Weltbürger, nach Goldoni von Reichard. (Berlin 1780.) Die Pupille, nach Goldoni von Schletter. (Frankf. 1781.) Geschwind, ehe es Jemand erfährt, nach Goldoni von Bock. (Hamburg 1784.) Spielerglück, nach Goldoni von Dyck. (Augsburg 1786.) Der Diener zweier Herren, nach Goldoni von Schröder (Schwerin 1794.); früher in dem Hamburger Theater von F. L. Schröder (Hamburg 1778.), auch in den Deutschen Lustspielen, herausgegeben von K. Pause. 1. Th. (Leipzig 1826.) Die Familien-Neckereien. (Königsberg 1808.) Der Clubb, oder die vorwitzigen Weiber, nach Goldoni. (Ebendas. 1809.) Alles schriftlich, oder der Schlaukopf, nach Goldoni von H. Cuno. (Leipzig 1813.) Mirandolina, nach Goldoni's Locandiera frei bearbeitet von C. Blum. (Berlin 1844.) Mehre einzelne Lustspiele Goldoni's findet man auch in J. Chr. Bock's Sammlung fürs deutsche Theater, im ersten und zweiten Bande seines Vermischten Theaters der Ausländer, in dem von F. L. Schröder herausgegebenen Hamburger Theater und in der Welschen Bühne von H. A. O. Reichard.

Goldoni's Bildniß befindet sich vor dem ersten Bande der Mémoires de Mr. Goldoni, pour servir à l'Histoire de sa vie et à celle de son théâtre (Paris 1787. 8. 3 Voll.), desgl. auch vor der teutschen Uebersetzung dieses Werkes von G. Schatz. (Gotha 1788. 8. 3 Bde.)[7]. (*Heinrich Döring.*)

GOLDPROBE. Das Probiren der Goldlegirungen, d. h. die Methode, den Feingehalt derselben zu bestimmen, geschieht auf verschiedene Weise. — Eine ungenaue, doch häufig angewandte Bestimmung des Feingehalts geschieht durch den Strich. Man reibt dabei mit dem zu untersuchenden Golde einen Strich auf den schwarzen Probirstein, den sogenannten lydischen Stein und beurtheilt den Gehalt der Legirung theils nach der Farbe des Striches selbst, theils nach den Veränderungen desselben, welche sich beim Besenchten mit Salpetersäure zeigen. Als Maßstab für die Beurtheilung bedient sich der Goldarbeiter der Polirnadeln, deren Feingehalt ihm genau bekannt ist, indem er aus der Gleichheit oder Differenz der Farbe des mit den Probirnadeln und der zu untersuchenden Goldlegirung gemachten Striches auf den wahrscheinlichen Gehalt der letzteren schließt. Mit viel größerer Genauigkeit bestimmt man den Goldgehalt der Legirung durch die Capellation, indem die Legirung mit Blei abgetrieben wird. Diese Probe kann in derselben Weise ausgeführt werden, wie beim Silber, sobald die Legirung kein Silber enthält, widrigenfalls das Silber mit dem Golde verbunden im Probekorn zurückbleiben würde. Das Probekorn muß daher einer weiteren Behandlung unterworfen werden. Soll die Bestimmung des Feingehalts mit möglichster Genauigkeit ausgeführt werden, so muß der Hauptprobe eine Nebenprobe vorangehen. Die Trennung des Silbers vom Golde wird nämlich mittels Salpetersäure vorgenommen. Nun aber wird das Goldkorn, sobald es zu wenig Silber enthält, von Scheidewasser entweder gar nicht oder nur unvollständig angegriffen und ist der Goldgehalt sehr gering, so wird zwar alles Silber aufgelöst, aber das Gold bleibt als ein so feines Pulver zurück, daß es sich nur mit Verlust sammeln und nicht genau wägen läßt. Die Erfahrung lehrt aber, daß Legirungen, welche 2½—3mal so viel Silber als Gold enthalten, beim Behandeln mit Salpetersäure keinen von beiden Uebelständen zeigen. Der Zweck der vorläufigen Probe ist also, den ungefähren Gehalt des Korns zu bestimmen, um es sodann, nachdem es mit 2½—3mal so viel Silber versetzt ist, einer genauen Prüfung, der Hauptprobe unterwerfen zu können. Die vorläufige Probe wird in folgender Weise ausgeführt. Man schmilzt das goldhaltige Korn, je nachdem es eine tiefgelbe, lichtgelbe oder weiße Farbe besitzt, mit dem Dreifachen, Doppelten oder Gleichen seines Gewichts an Silber und mit dem Zehnfachen seines Gewichts an Blei unter der Muffel auf einer Kapelle von Knochenasche und ausgelangter Holzasche zusammen und treibt die Legirung bis zum Zurückbleiben des Goldsilbers ab. Das zurückgebliebene Korn wird sodann ausgeplattet, zu einem Röllchen geformt und mit nicht zu concentrirter Salpetersäure behandelt, wodurch das Silber aufgelöst wird, während ein ziemlich reines Gold, meist in der Gestalt des Röllchens zurückbleibt. Aus dem Gewichte dieses Goldröllchens, verglichen mit dem Gewichte des angewandten Goldkorns, läßt sich der Goldgehalt der Probe näherungsweise bestimmen.

Nachdem man nun durch die vorläufige Probe den Goldgehalt der zu untersuchenden Legirung näherungsweise bestimmt hat, wird, um die genauere Hauptprobe auszuführen, ein anderer Theil der Legirung mit so viel Silber zusammengeschmolzen, daß das Verhältniß von Gold zu Silber ungefähr 1 zu 2½ oder 3 wird; außerdem wird die gehörige Bleimenge hinzugefügt und die Legirung auf der Kapelle abgetrieben. Das erhaltene Goldsilberkorn wird hierauf wiederum abgeplattet, zu einem Röllchen umgeformt und in einem Probirgläschen zuerst 15—20 Minuten mit Salpetersäure von ungefähr 1,17 spec. Gewicht, sodann, nachdem man die erste Solution abgeschüttet hat, mit Salpetersäure von ungefähr 1,27 spec. Gewicht 8 Minuten gekocht. Das hierdurch er-

7) Vergl. über Goldoni außer der erwähnten Selbstbiographie *Luigi Carrer:* Saggio su la vita e su le opere di C. Goldoni. Venet. 1824. 8.) 3 Voll. *Domenico Calvi:* Della vita di C. Goldoni o dello sue commedie. (Milano 1826. 8.) *F. Meneghezzi:* Memorie istoriche, apologetiche e critiche della vita e dalle opere di C. Goldoni. (Milano 1827. 8.) Fr. Jakobs in den Nachträgen zu Sulzer's Allgem. Theorie der schönen Wissenschaften. 2. Bd. S. 1. S. 45 fg. Wismayr's Italienische Ephemeriden (1801). 2. Bd. S. 45 fg. Sismondi's Literatur des südlichen Europa. 1. Bd. S. 588 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie. 2. Bd. S. 477 fg. Eschenburg's Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften. 7. Bd. S. 99 fg. A. W. Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur. 2. Th. Abth. 1. S. 58 fg. Genthe's Handbuch der Geschichte der italienischen Literatur. Abth. 1. S. 81 fg. Blum's Theaterlexikon. 4. Bd. S. 78 fg. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 107 fg.

haltene poröse Goldröllchen bringt man sodann mit einem Stückchen wasserfreien schwefelsauren Kali in einen Platintiegel zusammen und erhitzt beide, bis keine Dämpfe mehr aufsteigen. Durch die freigewordene Schwefelsäure sind nun die letzten Spuren von Silber aufgelöst. Um das dem Goldröllchen anhaftende neutralschwefelsaure Kali und die geringe Menge von schwefelsaurem Silberoxyd zu entfernen, wird die Masse zunächst im Platintiegel mit Schwefelsäure gelöst und nachdem die Lösung abgegossen ist, mit Wasser ausgewaschen, getrocknet und gewogen.

Besitzt die Goldsilberlegirung nur einen sehr geringen Gehalt an Gold, so wird die Bestimmung vornehmlich dadurch schwierig, daß man das Gold nach dem Kochen mit Salpetersäure nicht als zusammenhängende Masse, sondern als feines Pulver erhält. Ist der Goldgehalt so gering, daß er nach dieser Methode keine Wägung gestattet, so bedient man sich der Art und Weise der Gewichtsbestimmung, welche von O. Henry in Vorschlag gebracht ist. Das durch das vorige Verfahren ausgebrachte reine Gold wird in Königswasser aufgelöst, die Lösung möglichst neutral gemacht und mit einer Lösung der 5—6fachen Gewichtsmenge kohlensauren Natrons oder Kali's vermischt. Hierauf erhitzt man die Mischung, bringt zu derselben die zur Fällung des Goldes mehr als hinreichende Menge feinvertheilten und vorher mit Wasserstoff geglühten Kupfers hinzu, von welchem sich ein dem Golde äquivalenter Theil in kohlensaures Kupferoxyd verwandelt. Die Flüssigkeit wird sodann mit Schwefelsäure schwach übersättigt und das aus dem kohlensauren Kupferoxyde entstandene schwefelsaure Kupferoxyd durch tropfenweise hinzugesetztes Kaliumeisencyanid zersetzt, bis kein rothbrauner Niederschlag von Cyaneisenkupfer mehr entsteht. Aus der Menge der verbrauchten Lösung von Kaliumeisencyanid berechnet man hierauf die in dem zersetzten Kupfersalze enthaltene Menge des Kupfers und aus letzterer die ihr äquivalente Menge Gold, welche durch das Kupfer ausgefällt worden war. (*J. Loth.*)

GOLDPURPUR. Der Goldpurpur (Cassius' Goldpurpur, Purpura mineralis Cassii) ist im feuchten Zustande ein dunkelpurpurrothes oder dunkelbraunes, nach dem Trocknen braunes Pulver, welches in der Porzellan- und Glasmalerei häufig angewandt wird. Er ertheilt dem Glase und Porzellan eine purpurrothe Färbung, welcher man durch Zusatz von Silber oder Zinnoxyd jede beliebige Nüance ertheilen kann. Der Goldpurpur besteht wesentlich aus Gold, Zinn und Sauerstoff, in noch nicht bestimmten quantitativen Verhältnissen je nach den verschiedenen Methoden der Darstellung. Wahrscheinlich ist er eine Verbindung von Goldoxydul mit Zinnsesquioxydul mit oder ohne Wasser. Fuchs hat zuerst nachgewiesen, daß man zur Darstellung des Goldpurpurs weder Zinnchlorür noch Zinnchlorid, sondern Zinnsesquichlorür, oder ein Gemisch der beiden ersten Verbindungen anwenden muß und daß die angewandte Goldchloridlösung frei von Salpetersäure sein muß. Nach Fuchs muß die Goldchloridlösung mit einem Ueberschusse von Salzsäure eingedampft und sodann in so viel Wasser aufgelöst werden, daß ein Tropfen von Zinnsesquichlorürlösung einen Niederschlag erzeugt, welcher sich beim Umrühren wiederum mit rother Farbe auflöst. Zu dieser Goldchloridlösung setzt man so viel Zinnsesquichlorürlösung in kleine Portionen, bis fast sämmtliches Goldchlorid zersetzt ist. Nach ungefähr 24 Stunden wird die Flüssigkeit filtrirt. Capaun hat diese Darstellungsweise quantitativ genauer bestimmt und folgendes Verfahren angegeben: Man füge zu 1 Gewth. Eisenchlorid, nämlich Liquor ferri muriatici der preuß. Pharmacopöe, 3 Gewth. Wasser, hierauf die Lösung von 1 Gewth. Zinnchlorür in 6 Th. Wasser und setze noch 6 Gewth. Wasser hinzu. Hierdurch verwandelt sich das Zinnchlorür in Zinnsesquichlorür, während das Eisenchlorid in Eisenchlorür übergeht und dadurch seine bräunliche Farbe in eine grünliche umändert. Ferner löse man 1 Gewth. Gold in kochender Salzsäure unter allmäligem Zusatze von Salpetersäure, wobei man vermeiden muß, namentlich die letztere Säure im Ueberschusse anzuwenden und verdünne die Flüssigkeit so weit, daß 1 Th. Gold auf 360 Th. Flüssigkeit kommt; hierauf füge man zu der letzteren Lösung so viel von der Zinnsesquichlorürlösung unter beständigem Umrühren hinzu, als noch ein Niederschlag erfolgt. Man erhält auf diese Weise bei Anwendung von 1 Gewth. Gold 3,125 Gewth. trockenen Goldpurpur von ausgezeichneten Eigenschaften.

Nach vielfachen Analysen enthält der Goldpurpur auf 1 Aequivalent Gold 2 Aequivalente Zinn und 4 Aequivalente Sauerstoff. Da eine Zusammensetzung nach der Formel $AuSnO^2$ allen bisher bekannten Gesetzen widerspricht, so ist wahrscheinlich die Constitution des Goldpurpurs AuO, Sn^2O^3. (*J. Loth.*)

GOLDREGEN, so bezeichnet man im Teutschen Cytisus Laburnum. (*Garcke.*)

GOLDRUTHE. Das Kraut der zu den Asteroiden gehörigen Solidago virgaurea (Herba Virgae aureae s. Solidaginis), welches pharmakodynamisch durch einen Gehalt an scharfem Stoffe in der Nähe von Herba Jaceae steht, war in früherer Zeit als Diureticum bei Wassersucht und bei Störungen der Harnorgane in Gebrauch, aber ganz in Vergessenheit gerathen, bis neuerer Zeit Rademacher wiederum auf dasselbe aufmerksam machte. Das Infusum einer Unze dieses obsoleten Mittels, innerhalb 24 Stunden kalt oder warm getrunken, wurde von Rademacher als ein erquisites harntreibendes Mittel angepriesen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDSÄURE, Acide peraurique. Wird neutrale Goldchloridlösung mit kaustischem Kali anhaltend gekocht, so erhält man unter Abscheidung von Goldoxydul eine Lösung von goldsaurem und Goldoxydkali. Wird hierzu Chlorbarium gesetzt und fällt dann durch Zusatz von Barytwasser, so entsteht erst ein gelber, dann ein grüner Niederschlag. Zerlegt man diesen durch Schwefelsäure, so bleiben Goldoxyd und schwefelsaurer Baryt ungelöst und die Flüssigkeit hält Goldsäure gelöst. (*C. Reinwarth.*)

GOLDSCHAUM (Blattgold, feuille d'or, leaf-gold) wird das gewöhnlich bis zur Dicke von etwa

1/160000 bis 1/180000 Zoll ausgehämmerte Gold genannt. Unechtes Blattgold (Dutch gold) wird oft vorzugsweise Goldschaum genannt und wird aus rothem Messing, etwa 11 Th. Kupfer und 2 Th. Zink, geschlagen. Siehe den Art. Gold, V. Verarbeitung des Goldes S. 183.

(*C. Reinwarth.*)

GOLDSCHEIDUNG. Unter Goldscheidung versteht man die im Großen ausgeführten chemischen Processe, welche zum Zweck haben, das Gold aus Legirungen, namentlich von Kupfer und Silber, zu scheiden. Man unterscheidet vornehmlich fünf Methoden: 1) die Goldscheidung durch Schwefelantimon oder das Gießen des Goldes durch Spießglanz; 2) die Goldscheidung durch Schwefel; 3) die Goldscheidung durch Cementation; 4) die Goldscheidung durch Salpetersäure, oder auf nassem Wege, oder in die Quart, oder die Quartation; 5) die Goldscheidung durch Schwefelsäure.

1) Die Goldscheidung durch Schwefelantimon beruht darauf, daß Silber und Kupfer in der Hitze dem Schwefelantimon (SbS^3, Antimonium candum) den Schwefel entziehen, während das Gold sich nicht mit dem Schwefel verbindet. Man schmilzt die Legirung in einem Graphittiegel mit ungefähr dem doppelten Gewichte von Schwefelantimon, sobald die Legirung nicht unter 18 Karat oder 75 Proc. Gold enthält; enthält die Legirung dagegen weniger als 18 Karat Gold, so setzt man für jedes Karat Gold, welches die Legirung weniger als 18 enthält, dem Schwefelantimon ½ Loth Schwefel zu. Nach dem Eintragen wird die Mischung umgerührt. Die geschmolzene Masse gießt man sodann in ein mit Oel ausgestrichenes gußeisernes Gefäß. Die erkaltete Masse besteht aus zwei Schichten, welche durch den Hammer von einander getrennt werden können. Die obere Schicht oder das Plachmal oder Plachma besteht namentlich aus Schwefelkupfer, Schwefelsilber und Schwefelantimon, die untere Schicht (der Regulus) aus Antimon und Gold; doch enthält das Plachmal stets noch kleine Antheile von Gold und der Regulus noch Antheile von Silber und Kupfer. Daher muß der Regulus wiederholt mit Schwefelantimon behandelt und das Plachmal zu wiederholten Malen umgeschmolzen werden, wobei sich kleine Theile von goldhaltigem Antimon ausscheiden. Das Gold wird sodann durch Abtreiben von Antimon getrennt und endlich mit ½ Gewth. Borax, ¼ Gewth. Salpeter und ¼ Gewth. Glaspulver zusammengeschmolzen, um den Rest von Antimon zu entfernen. Die oftmalige Wiederholung des Processes, welche bei diesem Verfahren unumgänglich nothwendig ist, hat bedeutende Verluste von Gold zur Folge.

2) Die Goldscheidung durch Schwefel besteht darin, daß man die goldhaltige Legirung mit ⅓ Gewth. Schwefel in einen glühenden Tiegel einträgt, mit Kohlenpulver bedeckt, 2—2½ Stunden schwach gluht und darauf 1 Stunde lang einer stärkern Gluhhitze aussetzt. Bei diesem Verfahren verbindet sich nie alles Silber mit Schwefel, sondern man erhält stets das Gold mit einem mehr oder minder großen Antheile Silber legirt. Diese Methode ist daher eigentlich nicht eine Goldscheidung, sondern nur eine Concentrationsarbeit und also eine Vorbereitung für die Goldscheidung auf nassem Wege. War die ursprüngliche Legirung nur wenig goldhaltig, so scheidet sich bei diesem Verfahren nur wenig oder gar kein Goldsilber ab, sondern es bleibt das Gold mit dem Plachmal gemengt. Um ein goldhaltiges Silber auszuscheiden, setzt man daher Bleiglätte hinzu, wobei durch den Sauerstoff ein Theil des mit dem Silber verbundenen Schwefels zu schwefeliger Säure oxydirt wird, während das Silber sich mit dem Golde verbindet und sich als goldreichere Legirung ausscheidet.

3) Die Goldscheidung durch Cementation wird in der Weise ausgeführt, daß man die goldhaltige Legirung in Form von Granalien oder Blechen mit einem Cementpulver, das aus 4 Gewth. Ziegelmehl, 1 Gewth. Kochsalz und 1 Gewth. calcinirtem Eisenvitriol in einem Tiegel über einander schichtet und einer allmälig sich steigernden Hitze aussetzt. Das hierdurch frei werdende Chlor verbindet sich mit dem Silber zu Chlorsilber, welches schmilzt und sich in das poröse Ziegelmehl hineinzieht. Die dadurch erzielten porösen Goldgranalien oder Bleche werden zur Entfernung des löslichen Natronsalzes mit Wasser ausgekocht und mit Borax zusammengeschmolzen. Diese Methode findet am zweckmäßigsten Anwendung bei 8—12karatigem Golde.

4) Die Goldscheidung auf nassem Wege vermittels Salpetersäure führt den Namen Scheidung in die Quart oder die Quartation, weil man früher annahm, daß diese Methode das beste Resultat dann liefere, wenn die Legirung 4mal so viel Silber als Gold enthalte; doch haben spätere Erfahrungen gelehrt, daß eine 2½—3fache Menge Silber hinreichend ist, um aus einer Goldsilberlegirung alles Silber durch Salpetersäure aufzulösen (s. d. Art. Goldprobe). Man schmilzt bei dieser Scheidung, wenn die Legirung zu viel Gold enthalten sollte, die Legirung mit so viel Silber zusammen, daß die neue Legirung ungefähr 25—30 Proc. Gold enthält, granulirt das Metallgemisch und behandelt es in einem Platinkessel mit chlorfreier Salpetersäure. Das zurückbleibende Gold wird sodann mit Borax und Salpeter zusammengeschmolzen.

5) Die Goldscheidung durch Schwefelsäure oder die Affinirung ist die zweckmäßigste von allen Methoden und hat daher die früher genannten meist schon verdrängt. Sie läßt sich noch mit Vortheil anwenden, wenn die Legirung noch bis 1/12 Proc. Gold enthält. Um sie auszuführen, darf die Legirung nicht mehr als 20 Proc. Gold und 10 Proc. Kupfer enthalten; am besten gelingt die Scheidung, wenn die Legirung aus 72,5 Silber, 20 Gold und 7,5 Th. Kupfer besteht. Ein größerer Kupfergehalt als der angegebene hat den Nachtheil, daß sich eine zu große Menge wasserfreies schwefelsaures Kupferoxyd bildet, welches in concentrirter Schwefelsäure nur schwierig löslich ist, und daher, indem es die noch ungelösten Theile der Legirung umhüllt, den Auflösungsproceß verlangsamt. In der Regel wird die zur Scheidung bestimmte Legirung in Form von Granalien angewandt. — Die zur Scheidung dienende Schwefelsäure

muß höchst concentrirt, d. h. vom spec. Gew. 1,848 sein, da das schwefelsaure Silberoxyd in concentrirter Schwefelsäure löslicher ist als in verdünnter, und das Gußeisen die Gefäße, in welchen gewöhnlich die Lösung vorgenommen wird, in concentrirter Schwefelsäure bei Abschluß der Luft ganz unlöslich ist, während es sich in verdünnter Schwefelsäure auflöst. Die Erfahrung hat gelehrt, daß man zur Scheidung von Legirungen, die gar kein oder nur sehr wenig Kupfer enthalten, ungefähr 1½ Gewth. Schwefelsäure auf jeden Gewth. Silber anwenden muß; ist dagegen die Legirung sehr kupferhaltig, so muß man, da das Kupfer zur Lösung weit mehr Säure erfordert als das Silber, 2—3 Gewth. Säure zusetzen. In früherer Zeit wurde die Goldscheidung in Platingefäßen vorgenommen; doch bedient man sich in neuerer Zeit weit mehr der gußeisernen und an einigen Orten der porzellanenen. Sie sind mit Helmen versehen, sodaß sie sowol als offene Abdampfungsgefäße, als auch als Retorten benutzt werden können. Die während der Behandlung verdampfende Schwefelsäure und schwefelige Säure werden durch den Retortenhals zunächst in eine bleierne Vorlage, welche Wasser enthält, geleitet; hier werden die Dämpfe der Schwefelsäure fast vollständig absorbirt. Die schwefelige Säure läßt man entweder unbenutzt entweichen, oder fängt sie, um sie unschädlich zu machen, in Kalkbrei oder trockenem Kalkhydrat auf, oder man benutzt sie auch zur Fabrication von Schwefelsäure. — Wenn nach 8—12 Stunden der Proceß beendigt ist, gießt man die etwas abgekühlte Solution in die Fällpfanne, das zurückbleibende Gold aber, welches immer noch etwas Silber enthält, wird mit einer neuen Portion Schwefelsäure wiederholt gekocht, sodann, nachdem die Flüssigkeit abgegossen ist, mit Wasser gewaschen, getrocknet und in einem Graphittiegel eingeschmolzen. — Der bei dieser Scheidung bleibende Rückstand, welcher vornehmlich aus schwefelsaurem Silber- und Kupferoxyd besteht, wird mit Kupfer behandelt, wodurch das Silber ausgefällt wird. Das Silber wird eingeschmolzen, das Kupfervitriol aber durch Auskrystallisiren gewonnen.

(*J. Loth.*)

GOLDSCHIK (Goljik, Gölendschik, Gorjik-Gol), ein kleiner See in Armenien, aus welchem in der Nähe des Euphrat der westlichste Quellarm des Tigris, zwischen Charput im Nordwesten und Arghana im Südosten, entsteht und gegen Osten fließt. Der See liegt 3327 Fuß par. Maß über dem Meeresspiegel und ist wahrscheinlich der Thospitis der Alten, nur 2000 Fuß von dem nördlich fließenden Euphrat entfernt. Ob der See Inseln enthält, ist noch unentschieden. Sein Wasser ist süß (nicht salzig, wie Kinneir meinte) und reich an Karpfen und andern guten Fischen. (*H. E. Hössler.*)

Goldschlägerei, s. Gold S. 181 fg.

GOLDSCHLÄGERHAUT, franz. baudruche, engl. goldbeater's skin, ist die äußere feine Haut des Blinddarmes vom Rinde, welche von den Goldschlägern nach geboriger Zubereitung als Zwischenlage der dünnen Goldblättchen benutzt wird. Um sie zuzubereiten, werden die Häutchen, nachdem sie von den übrigen Häuten getrennt sind, zwischen Papier mit einem Holzhammer geklopft, um Fett und Feuchtigkeit auszupressen, sodann auf beiden Seiten mit Hausenblasenlösung überzogen und unter einer Presse aufbewahrt. Da sie sehr hygroskopisch sind, so müssen sie jedesmal vor dem Gebrauche in der Wärme getrocknet werden. (*J. Loth.*)

GOLDSCHMIDT (Johann Baptist, früher Heymann Joseph), Arzt, wurde 1761 zu Baiersdorf im Baireuthischen von jüdischen Aeltern geboren. Frühzeitig verwaist, wurde er zu einem Onkel nach Königsberg geschickt, wo er sich anfänglich der Handlung widmete, späterhin aber dem Studium der Medicin. Nachdem er 1790 in Königsberg promovirt hatte, machte er 1791 den Cursus in Berlin und 1792 ließ er sich im Frankfurt a. M. nieder, wo er die Arztstelle am israelitischen Krankenhause erhielt. Goldschmidt erwarb sich um die Ausbreitung der Kuhpockenimpfung Verdienste durch seine Schrift: Allgemeine Uebersicht der Geschichte der Kuhpocken und deren Einimpfung, als das sicherste und heilsamste Mittel zur gänzlichen Ausrottung der Menschenblattern. Frankf. 1801, von der alsbald eine holländische Uebersetzung erschien: Beschouwing van de geschiedenis der koepokken en derzelver inenting. (Amsterd. 1802.) Seit dem November 1831 war Goldschmidt halbseitig gelähmt und verblieb es bis zu seinem am 19. Nov. 1835 erfolgten Tode. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDSCHMIDT (Karl Wolfgang Benjamin), Mathematiker und Physiker, geb. zu Braunschweig den 4. Aug. 1807, gest. zu Göttingen den 15. Febr. 1851. Er studirte seit 1828 in Göttingen Mathematik und Astronomie, wo er für die Lösung der von der betreffenden Facultät gestellten Concurrenzaufgabe: Determinatio superficiei minimae ratione curvae data duo puncta jungentis circa datum axem ortae im J. 1831 den Preis errang. Im darauf folgenden Jahre fand er seine erste Anstellung als Lehrer der Mathematik an der Fellenberg'schen landwirthschaftlichen Anstalt zu Hofwyl in der Schweiz, von wo er 1833 nach Göttingen zurückkehrte und sich als Privatdocent habilitirte. Im J. 1834 ward er nach Harding's am 31. Aug. 1834 erfolgtem Tode zum Observator an der Sternwarte zu Göttingen angestellt und 1845 zum außerordentlichen Professor daselbst ernannt. Er gab nach J. C. E. Schmidt's Tode dessen: „Lehrbuch der analytischen Optik" (Gött. 1834. 8.) heraus und gewann durch viele magnetische Beobachtungen wesentlichen Antheil an dem von Gauß und Weber herausgegebenen „Atlas des Erdmagnetismus." (Gött. 1840.) Viele Beobachtungen, namentlich Berechnungen über Kometen- und Planetenlaufbahnen theilte er in den „Astron. Nachrichten" Bd. 14—31, Nordlicht-Beobachtungen in Poggendorff's Annalen Bd. 40 u. J. 1837 mit*). (*J. E. Volbeding.*)

GOLDSCHWEFEL (Mat. med.). Der Goldschwefel oder Spießglanzgoldschwefel oder das

*) Vergl. J. C. Poggendorff's Biogr.-literarisches Handwörterbuch zur Geschichte der exacten Wissenschaften. 1. Bd. (Leipzig 1859.) S. 926. 927, wo auch seine magnetischen Beobachtungen speciell verzeichnet sind.

pomeranzenfarbige Schwefelspießglanz (Sulphur auratum antimonii, Stibium sulphuratum aurantiacum) ist unter den Schwefelverbindungen des Spießglanzes das wirksamste und gebräuchlichste Präparat und überhaupt kommt derselbe nach dem Brechweinsteine wol am häufigsten unter allen Spießglanzmitteln in Anwendung.

In kleinen und mittleren Gaben befördert er erfahrungsmäßig die Absonderung der Schleimhäute, besonders in den Luftwegen, sowie die Hautausdünstung. Größere Dosen wirken dem Tartarus emeticus ähnlich: sie erregen Uebelkeit, Erbrechen, auch wol Durchfall. Indessen treten diese letzteren Wirkungen weder gleich schnell noch gleich sicher ein, wie vom Brechweinsteine.

Deshalb wird der Goldschwefel vorzugsweise als Expectorans benutzt bei subacuten und chronischen Katarrhen und Entzündungen der Luftwege, aber auch wol bei den Affectionen anderer Schleimhäute. Er wird ferner als Resolvens gegeben bei skrofulösen Zuständen und Drüsenanschwellungen und außerdem gebraucht man ihn auch noch bei chronischen Hautübeln und Gelenkaffectionen.

Man gibt das Mittel zu ½—2 Gran mehrmals täglich in Pulver-, Linctus-, Pillenform, oder auch in Schüttelmixturen. Man hat sich vor der Verbindung mit Alkalien und Säuren, gleichwie mit Eisen und anderen Metallpräparaten zu hüten. Auch wirken Syrupe mit viel Pflanzenschleim, z. B. Syrupus Althaeae, leicht zersetzend ein und deshalb verdient Syrupus simplex zu Linctus den Vorzug. (*Fr. Wilh. Theile.*)

Goldseifen, s. Gold S. 169.

GOLDSILBER, güldisch Silber, Electrum, eine natürliche Legirung aus Gold und Silber, die schon den Alten bekannt war. Bei den Griechen ward das blässere, stark mit Silber gemischte Gold, welches Herodot (I, 50) Weißgold nennt, weil seine Farbe an τὸ ἤλεκτρον erinnert, ὁ ἤλεκτρος (χρυσός) genannt. Strabon (III.) sagt hierüber: „Aus dem mit einer gewissen Erde geschmolzenen und gereinigten Golde entsteht das Elektrum. Wenn nun dieses, was aus Gold und Silber besteht, wieder geschmolzen wird, so wird das Silber verbrannt und das Gold bleibt zurück.“ Plinius sagt von dieser Legirung (H. N. XXXIII, 23): „Alles Gold enthält Silber in verschiedener Menge; wenn der fünfte Theil Silber ist, so heißt es Elektrum. Durch Zusatz von Silber wird Elektrum auch künstlich gemacht.“ — Es kommt theils krystallisirt in Heraëdern, Octaëdern, theils in Blättchen, theils in Körnern vor. In Krystallform und in Blättchen ist es meist eingewachsen, in Körnern findet es sich im goldhaltigen Sande mancher Gegenden. Seine Farbe wechselt nach seinem Goldgehalte zwischen dem Messinggelben und Gelbweißen. Fast niemals findet es sich ganz rein, sondern meist durch größere oder kleinere Spuren von Kupfer und Eisen verunreinigt. Sein spec. Gewicht variirt zwischen 12,6 und 14. Die chemischen Untersuchungen haben ergeben, daß sich Gold in sehr verschiedenen und unbestimmten Verhältnissen mit Silber vereinigt und das Elektrum keine bestimmte Verbindung bezeichnet. Bousfingault hat zwar zu zeigen gesucht, daß beide Metalle stets in stöchiometrischen Verhältnissen mit einander verbunden vorkommen; allein aus den Untersuchungen von G. Rose geht jedoch hervor, daß, wenn auch vielleicht einzelne der chemischen Verbindungen nach festen Proportionen existiren sollten, es doch zugleich ausgemacht ist, daß das Elektrum in seinem Silbergehalte von einigen Procenten bis etwa gegen 39 Procent in sehr kleinen Sprüngen variiren kann. Vorzügliche Fundorte sind an verschiedenen Stellen Sibiriens, in Mexico, Columbien und Siebenbürgen. Auch zu Kongsberg in Norwegen ist es früher vorgekommen und bestand dort nach Klaproth aus 64 Gold und 36 Silber. Vergl. übrigens den Artikel Gold S. 111 fg. u. 144. (*C. Reinwarth.*)

GOLDSMITH (Lewis), Publicist, geb. in England um das Jahr 1780 und jüdischer Abkunft, gest. zu Paris den 7. Jan. 1846. Er hatte die Rechte studirt und praktizirte trotz seiner Jugend schon als Notar längere Zeit mit entschiedenem Erfolge, als er durch seine scharfe Schrift: „Les crimes des cabinets“ (Lond. 1801. 8.) in eine gerichtliche Untersuchung sich verflochten sah, welche ihm eine harte Verurtheilung in Aussicht stellte. Bei noch schwebendem Processe flüchtete er sich nach Frankreich und bot dem Gouvernement in Paris die Dienste seiner Feder gegen England an, die denn auch, wie es sich aus den damaligen politischen Verhältnissen, welche die Erbitterung zwischen England und Frankreich aufs Höchste gesteigert hatten, wohl erklären läßt, sehr gern angenommen wurden. Er begründete sofort zwei Zeitschriften, den „Argus“ und das „Mémorial antibritanique,“ jene in englischer, diese in französischer Sprache, in welchen er die britische Staatsverwaltung scharf mitnahm. Zugleich ward er bei den pariser Gerichtshöfen als geschworener englischer Dolmetscher angestellt und seiner Gewandtheit wegen zu wichtigen diplomatischen Missionen verwendet, deren er sich mit Glück zu erledigen wußte [1]). Durch Indiscretionen, die er sich hier zu Schulden kommen ließ, verscherzte er jedoch die Gunst der französischen Regierung in so hohem Grade, daß er ohne die Dazwischenkunft des ihm günstig gestimmten Polizeiministers Fouché der förmlichen Auslieferung an England nicht entgangen sein würde. Als kluger Mann hatte er beim Aufsteigen des ihn bedrohenden Gewitters das Terrain in London sondirt und war in seinen Unterhandlungen mit der englischen Regierung so weit gekommen, daß er im J. 1809 ohne Gefahr in sein Vaterland zurückkehren zu dürfen glaubte. Kaum auf englischem Boden wieder stehend machte er sich — eine echt politische Windfahne — durch die Herausgabe der Zeitschrift: „L'Anti-Gallican“ bemerklich. Aber er konnte, in Folge des früheren unerledigten Processes gegen ihn, der Festnehmung nicht entgehen und erhielt seine Freiheit nur durch die Stellung einer ansehnlichen Caution

1) Quérard spricht an der weiterhin näher zu bezeichnenden Stelle von „quelques missions secrètes, de celles qu'en style de haute police diplomatique on appelle délicates et pour lesquelles les scrupules de conscience ne sont pas, dit-on, les elements de succès les plus certains. Il s'en acquitta fort bien.“

wieder. Weiterhin ließ er seine Antipathie gegen Frankreich immer mehr fallen und band eher wieder als Redacteur des Journals: The British Monitor mit England an, ohne jedoch ganz misliebig zu werden. Um die Zeit des Sturzes Napoleon's und der Restauration der Bourbonen griff er zum Theil mit großer Bitterkeit Napoleon in mehren Schriften an und warf sich zu einem warmen und nicht ungeschickten Vertheidiger der Bourbonen auf, wol nicht ohne die Absicht, nicht nur den Weg nach Frankreich sich wieder zu bahnen, sondern auch eine Anstellung daselbst sich zu sichern. Beides gelang ihm. Vom Jahre 1829 an wieder in Paris fixirt, erhielt er die einträgliche Stelle des Notars bei der englischen Gesandtschaft, die er viele Jahre hindurch bekleidete und förderte den Glanz seines Hauses durch die Verheirathung seiner Tochter mit dem reichen Lord Lyndhurst. — Außer der bereits genannten Schrift und den kürzere und längere Zeit von ihm herausgegebenen Zeitschriften schrieb er noch, meist in englischer Sprache: État de la France à la fin de l'an VIII. (Lond. 1801. 8.); Exposé de la conduite de la France envers l'Amérique, prouvée par plusieurs cas decidés en conseil des prises à Paris. (Lond. 1809. 8.) Seine „Geheime Geschichte des Cabinets von Saint-Cloud," welche im J. 1810 zu London erschien, ward später ins Französische übersetzt: Histoire secrète du Cabinet de Saint-Cloud (Par. 1814. 8.), wieder aufgelegt 1815 [2]). Nicht ohne geschichtlichen Werth ist sein französisch geschriebener: Cours politique et diplomatique de Napoléon-Bonaparte. Recueil de traités, actes, mémoires, décrets, ordonnances, discours, proclamations etc., émanés de l'empereur des Français depuis 1796 jusqu'à sa seconde abdication en juin 1815. (Lond. 1811 ss. 8. 7 vols.) In englischer Sprache erschien ursprünglich die: Adresse à tous les Souverains de l'Europe, suivie des proclamations, lettres, réflexions, écrits, enfin de tous les débats survenus jusqu'à ce jour en Angleterre, touchant la destination de Napoléon-Bonaparte; trad. de l'angl. avec des notes et des réflexions du traducteur (Par. 1815. 8.); im folgenden Jahre unter dem Titel: Procès de Bonaparte ou adresse etc. ohne Veränderung wieder aufgelegt. — Seine „Statisties of France" (Par. 1832. 8.) übersetzte Eugène Henrion unter dem Titel: „Statistique raisonnée de la France." (Par. 1833. 8.) Um die Zeit der Restauration übersetzte Goldsmith mehre Tagesbroschüren (z. B. das Mémoire de Carnot, die Méhée de la Touche'sche Dénonciation au Roi u. dgl. m.) ins Englische [3]).

(*J. E. Volbeding.*)

2) Louvet bezeichnet in seinem Artikel über Goldsmith in der Biogr. génér. diese Schrift als ein „pamphlet rempli de personnalités grossières contre les personnages les plus éminents de la cour de Napoléon" und Quérard nennt sie ein „dégoutant pamphlet, rempli de nombreuses additions aux mensonges et calomnies qu'il contient." 3) Man s. *J. M. Quérard*, La France littéraire. (Par 1829.) Tom. III. p. 404. 405. *L. Louvet* in der Biogr. génér. Tom. XXI. p. 116—118.

GOLDSMITH (Oliver), war am 22. Nov. 1728 zu Pallas oder Pallee, einem in der irländischen Grafschaft Longford gelegenen Kirchsprengel, geboren [1]). Sein Vater Charles Goldsmith, ein dortiger Prediger, der später eine Pfründe zu Elphin in Roscommonshire erhielt, hatte bei geringen Einkünften für eine Familie von sieben Kindern zu sorgen. Er war auf die äußerste Beschränkung seines Haushaltes hingewiesen. Frühzeitig ereilte ihn der Tod. Seinen Kindern, unter denen Oliver das dritte war, konnte er kein Vermögen hinterlassen. Schon 1740 lebte seine Witwe zu Ballymahon. Für die Erziehung des lebhaften Knaben, dessen Geistesfähigkeiten sich früh entwickelten, sorgte sein mütterlicher Oheim Thomas Contarini. Den ersten Unterricht erhielt Goldsmith in der Stadtschule zu Edgeworth.

Um diese Zeit, in seinem achten Jahre (1736), scheint sein poetisches Talent erwacht zu sein. Die Natur hatte ihn mit äußeren Reizen stiefmütterlich ausgestattet. Erzählt wird, daß Goldsmith, als er einst getanzt, von dem dazu aufspielenden Musiker, seiner Häßlichkeit wegen, mit Aesop verglichen worden. Da soll Goldsmith mit einigen aus dem Stegreife gedichteten Versen den Spott auf den Urheber zurückgeworfen haben [2]).

Mit seinem Bruder Heinrich trat Goldsmith 1749 in das Trinitätscollegium zu Dublin. In der classischen Literatur erwarb er sich dort gründliche Kenntnisse, die er bei dem von ihm gewählten Studium der Theologie nicht entbehren zu können glaubte. Durch seine natürlichen Anlagen und unausgesetzten Fleiß gelangte er zu einem nicht gewöhnlichen Grade wissenschaftlicher Bildung. Von Jugend auf ein Freund der Natur und ihrer mannichfachen Reize durchstreifte er oft die umliegende Gegend. In seinem Gedichte: The deserted village feierte er die Erinnerung an seinen Aufenthalt in dem reizend gelegenen Dörfchen Auburn [3]).

Noch während seines Aufenthaltes in Dublin erlangte Goldsmith die Würde eines Baccalaurens (Bac-

1) Nach einer minder verbürgten Angabe 1729 zu Elphin in Roscommonshire. Vergl. The Prose Works of Sir Walter Scott. (Paris 1827.) Vol. V. p. 482.

2) O höret an, was dort mein Herold singt:
Der Affe spielet und Aesopus springt.

3) Geliebtes Auburn, schönstes Dorf der Gegend,
In dessen Schooße, die Gesundheit pflegend,
Am Wohlstand sich der fleißige Landmann labt.
Ihr holden Lauben auch, wo lustbegabt
Zuerst des Frühlings Lächeln niederstrahlte,
Und die noch spät des Sommers Anmuth malte,
Der Unschuld und der Ruhe Wohnung ihr,
Auch meiner Jugend Heimath war ja hier!
Wie oft streift' ich umher im leichten Spiel,
Wo jeder Scherz dem Knaben noch gefiel,
Auf deinen grünen Wiesen hoch entzückt,
Wo stilles Glück mir mehr die Flur beglückt.
Wie oft bestaunt' ich damals die Natur,
Der Büsche Wuchs, des Pächters reiche Flur,
Die rasche Mühle bei dem Murmeldach,
Das neue Kirchlein, dessen Giebeldach
Die Nachbarhügel ringsum übersteig.,
Die Bank, von Hagerosen überzweigt u. s. w.

chelor of arts). Der Rath seines früher erwähnten Oheims Thomas Contarini scheint ihn bewogen zu haben, das Studium der Theologie mit der Arzneikunde zu vertauschen. Er hörte einige medicinische Collegien und absolvirte einen vollständigen Cursus der Anatomie. Die Universität Edinburg gehörte damals zu den berühmtesten medicinischen Lehranstalten in ganz Europa. Dorthin begab sich Goldsmith im J. 1751, um seine Studien unter der Leitung der vorzüglichsten Lehrer der Heilkunde fortzusetzen. Sein Fleiß kannte keine Grenzen. Unter den verschiedenen Zweigen der Medicin blieb ihm keiner ganz fremd. Früh im älterlichen Hause an Entbehrung gewöhnt, machte er sich, selbst wenn es ihm an den nöthigsten Bedürfnissen fehlte, durchaus keine Sorgen. Seine heitere Stimmung zeigt ein an einen Jugendfreund, Robert Brianton in Ballymahon geschriebener Brief. Eine darin enthaltene sarkastische Schilderung Schottlands und seiner Bewohner schließt mit den Worten: „Ein häßlicher und armer Mensch hat keine andere Gesellschaft als sich selbst. Das Glück gab Dir Vermögen, und die Natur Reize genug, die Augen der Schönen zu fesseln. Ich beneide Dich nicht um Dein Glück, während ich dasitze, und über die Welt und über mich selbst, den lächerlichsten Gegenstand darin, von ganzem Herzen lache."

Offenheit und Gutmüthigkeit waren die Grundzüge in Goldsmith's Charakter, durch die er jedoch während seines Aufenthaltes in Edinburg in mancherlei Verdrießlichkeiten gerieth. Er war sogar genöthigt, Schottland aufs Eiligste zu verlassen, weil er sich zur Bezahlung einer nicht unbeträchtlichen Summe für einen seiner akademischen Freunde verbürgt hatte. Es war zu Anfang des Jahres 1754, als er sich nach Sunderland in der Nähe von Newcastle flüchtete. Dort ward er auf Ansuchen eines edinburger Schneiders, Namens Barclay, verhaftet. Es war der Mann, bei dem sich Goldsmith für seinen Freund verbürgt hatte. Goldsmith entkam jedoch dem Arme der Gerechtigkeit. Am Bord eines holländischen Schiffes setzte er nun seinen Weg nach Rotterdam fort, wo er sich kurze Zeit aufhielt und sich nach Brüssel begab. In Löwen erlangte er den medicinischen Doctorgrad.

Von einer inneren Unruhe und regen Wißbegier zugleich ergriffen, entschloß er sich, nach seinen eigenen Worten, „mit einem Hemd in der Tasche, doch mit festem Vertrauen auf die Vorsehung," zu einer grand tour through Europe, d. h. zu einer Fußreiße durch Frankreich, die Schweiz und Italien. Die Ausführung dieses abenteuerlichen Plans erleichterte ihm, so gering auch seine Baarschaft war, seine philosophische Denkungsart, sein zum Ueberwinden jeder Beschwerden abgehärteter Körper und sein Muth, den nicht leicht irgend eine Gefahr schreckte.

Er scheint jedoch seine Reise in einer Nichts weniger als heiteren Stimmung angetreten zu haben [4]). Daß es ihm an Geld und Empfehlungen gebrach, machte ihn jedoch keinen Augenblick verlegen. Er besaß einige Kenntniß der französischen Sprache und der Musik. Nach Art der Pilger wanderte er von einem Kloster und von einem Dorfe zum anderen. Bei den Mönchen empfahl er sich durch seine Gewandtheit im Disputiren, und bei den Landleuten wußte er sich durch sein Flötenspiel eine gastfreundliche Aufnahme zu verschaffen. „Wenn ich," erzählt er selbst, „gegen Abend an ein Bauernhaus kam, spielte ich mein lustigstes Stückchen, und das verschaffte mir nicht nur ein Obdach, sondern auch meistens Unterhalt für den folgenden Tag." Charakteristisch ist die hinzugefügte Bemerkung: „Das muß ich aber offen gestehen: so oft ich es versuchte, Personen von höherem Range zu unterhalten, waren meine Anstrengungen immer fruchtlos. Ich weiß nicht Einen, der mir meine Mühe, ihn zu unterhalten, belohnt hätte."

Der Aufenthalt in der Schweiz scheint wesentlich zur Entwickelung seines poetischen Talents beigetragen zu haben, von welchem Goldsmith schon während seines Aufenthalts in Edinburg bedeutende Proben abgelegt hatte. Seinen früher erwähnten Bruder Heinrich, der alle Ansprüche auf Ruhm und Glücksgüter aufgegeben, und als Pfarrer mit einem geliebten Weibe von einem jährlichen Einkommen von 40 Pfd. Sterl. lebte, sandte Goldsmith aus der Schweiz die erste Skizze seines bereits erwähnten Gedichtes: The Traveller or a Prospect of Society (Der Reisende oder ein Bild des socialen Lebens).

In diesem Gedichte, das er seinem Bruder gewidmit hatte, spricht sich die innige Liebe zu ihm auf die unverkennbarste Weise aus. Es ist aber auch zugleich ein rührendes Gemälde seiner damaligen Lage. Im Eingange sagt Goldsmith: „Von Dir getrennt, ohne Freund, in Melancholie versunken, am Ufer der trägen Schelde, oder des schneller fließenden Po, oder da, wo der rohe kärnthner Bauer dem harmlosen Fremdlinge ein Obdach versagt, oder wo Campaniens verlassene Ebenen sich in eine ermüdende Wüste verlieren [5]); wo ich auch umkehrte, in welchem Reiche ich mich auch befinde, kehrt doch mein Herz, das sich nicht von Dir entfernen kann, immer zu Dir, zu Dir meinem Bruder zurück und zieht mit jedem Schritte eine sich stets verlängernde Kette nach sich. Ewiger Segen senke sich auf den Freund meiner Jugend herab; seine Wohnung werde von heiligen Schutzgöttern bewacht. Gesegnet sei der Ort, wo freundliche Gäste von den Mühseligkeiten des Tages ausruhen und ihr Abendfeuer anschüren! Heil dem Zufluchtsorte, wo man Mangel und Qual vergißt, wo jeder Fremde eine gute Aufnahme findet! Heil den kleinen Festen mit einfachem Ueberfluß gekrönt, wo die gebräunte Familie im Kreise umhersitzt, munt're Scherze und Possen belacht, oder bei

4) So heißt es in seinem Gedichte: The Traveller:

Ich, dem des Daseins Wonne nie gelacht,
Hab' unter Gram des Lebens Lenz verbracht.
Mit regem Schritt und Muth, der nimmer sinkt,
Folg' ich dem Gut, das mir von Ferne winkt,
Doch wie der Kreis, der Erd' und Luft umzieht,
Nur ferne lockt und, wenn ich folge, flieht.
Zu wandern heißt mich das Geschick allein,
Und keinen Ort der Erde nenn' ich mein.

5) Erinnerungen an seinen wechselnden Aufenthalt in Holland, Italien und der Schweiz.

einer traurigen Geschichte mitleidig seufzend, den schüchternen Fremdling zu ihrem Mahle nöthigt und die Wonne des Wohlthuns fühlt [6]).“

Von Genf reiste Goldsmith in Gesellschaft eines jungen Engländers, der ihn zu seinem Führer gewählt hatte, nach dem südlichen Frankreich [7]). In Marseille entzweite er sich mit seinem Zöglinge, dessen schmutziger Geiz ihn empörte. Er war nun genöthigt, seine Rückreise allein anzutreten. Noch in späteren Jahren pflegte er seinen Freunden zu erzählen, in wie hilfsbedürftigen Umständen er sich damals befunden. Sein Genie half ihm auch diesmal aus mannichfachen Verlegenheiten. Zu Ende des Jahres 1758 langte er in London an. Noch nie hatte er sich in einer bedrängteren Lage befunden. Durchaus fremd in der Hauptstadt Englands und so völlig entblößt von Geld, daß seine ganze Baarschaft, nach seinem eigenen Geständniß, in einigen Sous bestand, bot er mehren Apothekern als Gehilfe seine Dienste an. Ueberall ward er jedoch abgewiesen wegen seines irländischen Dialekts und seiner dürftigen Kleidung. Ein Chemiker in der Gegend von Fishstreet nahm ihn endlich aus Mitleid zu sich. Dort traf Goldsmith einen Jugendfreund, den Dr. Sleigh, der, gerührt von seiner Lage, ihm seine Wohnung und hinreichende Unterstützung anbot, bis er im Stande wäre, selbst für sich zu sorgen. Goldsmith's Zartgefühl verhinderte ihn jedoch, von dieser Großmuth Gebrauch zu machen. Er wollte seinem Freunde nicht zur Last fallen, und übernahm daher die Stelle eines Unterlehrers (Usher) an einer Erziehungsanstalt in Peckham. Von dem Drucke und den mannichfachen Verdrießlichkeiten, die mit diesem armseligen Posten verbunden waren, hat Goldsmith später im 20. Capitel seines Vicar of Wakefield ein anschauliches Bild entworfen [8]).

Mit tiefem Unmuthe erinnerte sich Goldsmith stets an diese Periode seines Lebens, und die leiseste Anspielung auf jene Zeit konnte ihn verletzen.

Einige Aufsätze, die er in das Monthly Review hatte einrücken lassen, dienten ihm bei dem Herausgeber dieser Zeitschrift, Griffith, zu nicht geringer Empfehlung. Goldsmith ward Mitarbeiter an jenem berühmten Journal. Sein Entschluß, sich ganz dem Autorleben zu widmen, führte ihn aus Peckham wieder nach London zurück. Auch an anderen Zeitschriften außer dem Monthly Review, nahm er jetzt thätigen Antheil. In dem Public Ledger machte er zuerst seine Citizen of the world unter dem Titel: Chinese Letters bekannt [9]), und in dem British Magazine den größten Theil seiner später gesammelten Essays und Tales. Einer seiner Zeitgenossen schildert ihn „in einem abgetragenen Rocke, die Taschen mit Papieren, den Kopf mit Plänen angefüllt.“ Er wußte sich durch sein Talent bemerklich zu machen. In einem damaligen Briefe an einen Freund äußerte er mit einem gewissen Selbstgefühle: „er sei zu arm, um angestaunt zu werden, aber zu reich, um Unterstützung zu bedürfen.“

Goldsmith hatte viel von dem Charakter eines Menschen, den die Franzosen einen étourdi nennen. Seine Neigung riß ihn zu einer Lebensweise hin, die von der eines Vagabunden wenig verschieden war und ihm die Vortheile geregelter Studien raubte. Diese Lebensweise war indessen ganz nach seinem Geschmacke. Auch läßt sich nicht leugnen, daß sie seinen Geist mit neuen Ideen und mannichfachen Kenntnissen bereicherte. Dazu war ihm auch eine ausgebreitete Lectüre der vorzüglichsten Schriftsteller förderlich. Die Grazien der Urbanität blieben ihm jedoch stets fremd. Von den Buchhändlern, für die er schrieb, ward er als ein literarischer Tagelöhner betrachtet, der allenfalls compiliren und übersetzen könne, keineswegs aber im Stande sei, etwas Eigenes, am wenigsten poetische Werke zu schaffen. Mehre von Goldsmith's Compilationen hatten auch in der That einen geringen Werth und daher das Schicksal, vom Strome der Zeit verschlungen zu werden. Eine Ausnahme davon machten seine historischen Werke, die auch im Auslande das Studium der Geschichte förderten. Den Letters on English History ließ er seine History of England folgen, in der er einen Auszug aus Hume's englischer Geschichte lieferte. Eine teutsche Uebersetzung dieses Werkes erschien unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte von England. Aus dem Englischen. Verbessert und vermehrt von J. M. Schröckh. (Leipzig 1774—1776. gr. 8. 2 Bde.) Weniger durch ein gründliches Quellenstudium, wozu es ihm an Sprachkenntniß fehlte, als durch eine anziehende Darstellung empfahlen sich seine Grecian History und die Roman History.

---

6) Remote, unfriended, melancholy, slow,
Or by the tary Scheld, or wandering Po;
Or onward, where the rude Carinthian boor
Against the houreless stranger shuts the door,
Or where Campania's plain forsaken lies,
A weary waste expanding to the skies,
Where I roam, whatever realms to see,
My heart untravell'd fondly turns to thee etc.

7) Sein dortiger Aufenthalt scheint ihm vorzüglich behagt zu haben. In seinem Gedichte: The Traveller sagt Goldsmith:

Du Land des Witzes, der Geselligkeit,
Stets mit dir selbst vergnügt, der Welt geweiht!
Wie oft belebt' ich unter Scherz und Tand
Mit heisrer Flöte der Loire Strand,
Wo schattend sich die hohen Ulmen bogen,
Vom Strom die Lüftchen kühl herüberflogen;
Und wie ich falsch und ungeübt auch blies,
Man tanzte rings, indem man hoch mich pries;
Ein jedes Alter suchte beizuwohnen,
Die Jugend walzte lustig mit Matronen;
Der Großpapa, geübt noch, hüpfte flott,
Und seine Sechzig schienen ihm ein Spott.

8) In seiner Lebensgeschichte sagt derl Georg Primrose, der Sohn des Landpredigers, ausdrücklich: „I have been an usher at a boarding-school; and may I die an anodyne necklace (ich will mich hängen lassen) but I had rather be an under-turnkey (Unterschließer) in Newgate. I was up early and late, I was brow-beat by the master (vom Director bekam ich finstere Gesichter), hated for my ugly face by the mistress, wearied by the boys within, and never permitted to stir out to meet civilety abroad etc.“

9) Der Weltbürger, oder Briefe eines chinesischen Philosophen aus London. Aus dem Englischen von J. K. Wetzel. (Leipzig 1781. 8. 2 Bde.)

Das erstgenannte Werk trat 1774 zu London ans Licht und in einer späteren Ausgabe ebendaselbst 1812 in zwei Octavbänden. Eine teutsche Uebersetzung erschien unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte der Griechen von den frühesten Zeiten bis auf den Tod Alexander's des Großen u. s. w. Aus dem Englischen übersetzt, mit Anmerkungen und Zusätzen von Ch. D. Beck. (Leipzig 1792—1798. gr. 8. 2 Bde. Neue Ausgabe. Ebendas. 1806—1807. gr. 8. 2 Bde.) Eine andere Uebersetzung erschien zu Würzburg 1802 und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1821 in zwei Octavbänden. Gleichzeitig mit diesem Werke (1774) erschien gleichfalls zu London die Roman History, neu aufgelegt 1812 in zwei Octavbänden; teutsch unter dem Titel: Goldsmith's Geschichte der Römer von Erbauung der Stadt Rom bis auf den Untergang des abendländischen Reiches. Aus dem Englischen von J. L. Benzler. (Leipzig 1774. 8. Neue Ausgabe. Ebendas. 1785. gr. 8. 2 Bde.) Eine spätere Uebersetzung lieferte L. Th. Kosegarten. Ebendas. 1792—1802. gr. 8. 4 Thle. Ein Auszug für Gymnasien (von Stahel) erschien zu Würzburg 1813. 8. und in einer neuen Ausgabe ebendas. 1820. gr. 8. 2 Bände.

In diesen und ähnlichen Compilationen zeigte sich Goldsmith als ein guter Kopf, dem es nur an Stetigkeit fehlte, um etwas Treffliches zu leisten. Zwischen ermüdender Weitschweifigkeit und unfruchtbarer Kürze hatte er den Mittelweg eingeschlagen. Einen ungleich höheren Werth behaupteten jedoch Goldsmith's poetische Werke, namentlich seine bereits früher erwähnten Gedichte: The Traveller und The deserted Village. Von dem zuletztgenannten Gedichte besorgte J. H. Merck 1772 zu Frankfurt a. M. einen Abdruck des englischen Originals. Teutsche Uebersetzungen erschienen unter dem Titel: Das verlassene Dörfchen, von J. F. Gildemeister (Leipzig 1779. 4.); von S. G. Bürde (Breslau 1795. 8.) auch zusammen mit dem Reisenden (The Traveller) Breslau 1802. 8. Beide poetische Werke befinden sich auch in Oliver Goldsmith's Gedichten, übersetzt von Adolph Böttger. (Leipzig 1843. 16.)

Die nächste Veranlassung zu dem Gedichte: The deserted Village erhielt Goldsmith durch Betrachtungen über die Folgen der Habsucht einiger reichen Pächter, durch welche die ärmeren verdrängt worden waren. Viele kleine Pachtungen, die bisher glückliche Familien ernährt hatten, waren reducirt, und dadurch eine der achtungswerthesten Classen der Bewohner Großbritanniens zu Grunde gerichtet worden [10]). Goldsmith's Gedicht hatte eine politische Tendenz, die aber mit dem poetischen und moralischen Interesse so verschmolzen war, daß die kalte Berechnung der Politik vor der Wärme und Innigkeit des Gefühls, die sich in jenem elegischen Gemälde in allen seinen Theilen aussprach, beinahe völlig in den Hintergrund trat. Auch die Eleganz der Sprache und des Styls gereichte diesem Gedichte, einem der vorzüglichsten in der Gattung der beschreibenden Poesie, zu nicht geringer Empfehlung.

Der Humanität, die ihm dies Gedicht eingab, entsprach Goldsmith's eigene Gesinnung und Handlungsweise. Erzählt wird, daß er für das Manuscript des Deserted Village von seinem Verleger eine Anweisung auf 100 Guineen erhalten habe. Wenige Stunden nach dem Empfange theilte er dies einem seiner Freunde mit, der die Bemerkung machte: das sei eine sehr große Summe für ein so kleines Gedicht. „Der Meinung bin ich auch," erwiderte Goldsmith, „es ist mehr, als der brave Mann geben kann, oder als das Gedicht werth ist. Ich habe auch keine Ruhe gehabt, seit die Anweisung in meinen Händen ist. Ich will hingehen und sie ihm wieder zurückgeben." Dies soll Goldsmith wirklich gethan haben. Er überließ es dem Buchhändler, ihn nach Maßgabe des Vortheils zu bezahlen, den ihm der Absatz des Gedichtes gewähren sollte. Dieser Absatz soll sehr bedeutend gewesen sein.

Mannichfache Pläne zu schriftstellerischen Arbeiten beschäftigten fortwährend Goldsmith's regen Geist. Er wollte einen Versuch über die civilisirte Literatur Europa's herausgeben und dabei den Weg der Subscription einschlagen. Den Ertrag dieses Werkes wollte er, nach einem abenteuerlichen Plane, zu einer Reise nach Ostindien verwenden, wo ihm die dortige Handelscompagnie Aussichten zu einer Anstellung als Arzt in einer der Factoreien an der Küste von Coromandel eröffnet hatte. Die Medicin war ihm jedoch seit längerer Zeit fremd geworden. Eine ruhige Ueberlegung mußte ihm daher sagen, daß er weder zu einem praktischen Arzte geschaffen war, noch überhaupt sich in die Fesseln irgend eines Amtes zu schmiegen vermochte. Er gab daher die Idee zu dieser Reise so schnell, wie er sie gefaßt hatte, wieder auf. In der Literatur höher zu steigen, lag ihm mehr am Herzen als die Verbesserung seiner Glücksumstände.

„Ich brenne vor Verlangen," schrieb er, „jede Gelegenheit zu ergreifen, die mich von der gemeinen Menge, auch meiner Lage nach, trennt, da meine Gefühle mich längst von ihr geschieden haben. Ich fühle aber auch, daß es mir an einem festen entschlossenen Charakter fehlt, der allein den Menschen groß macht. Ich will indessen

10) Den frühern glücklichen Zustand der Landleute schildert Goldsmith in den Versen:

S's war eine Zeit, eh' Englands Noth begann,
Wo jeglich Grundstück nährte seinen Mann;
Das Nöthige gab ihm Arbeit, nicht zu schwer,
Just was das Leben heischte, doch nicht mehr;
Gesundheit kannt' er und ein froh Gewissen,
Sein höchster Schatz, von Schätzen Nichts zu wissen.
Doch jene Zeit verschwand, der Handel stieg
Und trieb hinaus der Hirten Schar mit Sieg.

Die Flur entlang, wo Hütt' an Hütte stand,
Da schaut die Pracht und Ueppigkeit ins Land,
Und jeder Mangel, der aus Reichthum fließt,
Und jede Noth, die Narrenstolz entsprießt,
Die frohen Stunden, die so blühend prangten,
Die ruhigen Wünsche, die nicht viel verlangten,
Gesunde Luft, die Alles rings umstrahlt,
In jedem Blicke lebt, die Fluren malt:
Sie alle suchten einen günstigern Sitz u. s. w.

meinen Fehler verbessern, da ich ihn kenne." Minder gleichgültig, als sein Gelderwerb, war ihm sein literarischer Ruhm. Es verdroß ihn, daß einige seiner Zeitgenossen sich an seinem schriftstellerischen Eigenthume vergriffen. Sarkastisch verglich er sich in einer schriftlichen Aeußerung mit einem wohlgenährten Manne zur Zeit einer Hungersnoth, der bei der Bitte seiner Mitbrüder, an dem überflüssigen Theile seiner Person zehren und schmausen zu dürfen, hartnäckig darauf bestanden, daß der erste Bissen ihm gehöre.

Durch keins seiner Werke erlangte Goldsmith eine so große Celebrität als durch seinen vielgelesenen Roman: The Vicar of Wakefield. Es war die Noth, die Mutter so mancher Werke des Genies, die diesen Roman hervorbrachte. Die einzelnen Umstände, wie das Manuscript an den londoner Buchhändler Newberry kam, erzählt Johnson in seiner Biographie Boswell's. „Eines Morgens," schrieb er, „ließ mir Goldsmith sagen: er befände sich in großer Geldverlegenheit. Da es ihm jedoch unmöglich sei, zu mir zu kommen, so bate er mich, ihn so bald als möglich zu besuchen. Ich schickte ihm eine Guinee und versprach zu kommen. Wegen des ihr schuldig gebliebenen Hauszinses hatte Goldsmith's Wirthin ihn verhaften lassen, worüber er sehr entrüstet war. Die Guinee, die ich ihm geschickt, hatte er bereits gewechselt und sich eine Flasche Madera holen lassen. Ich bat ihn, sich zu beruhigen. Ich sprach mit ihm über die Mittel, sich aus seiner Verlegenheit zu helfen. Er erzählte mir, daß er einen zum Druck fertigen Roman liegen habe, den er mir zeigte. Ich warf einen Blick in das Manuscript, erkannte den Werth, und ging zu einem Buchhändler, dem ich es für 60 Pfd. Sterl. verkaufte. Ich brachte dem armen Goldsmith das Geld, und bezahlte seiner Wirthin die schuldige Hausmiethe, wobei er sie tüchtig ausschalt, daß sie ihn so schlecht behandelt."

Nur aus Mitleid hatte der Buchhändler Newberry, ein vermögender Mann, sich zu dem Kaufe eines Manuscriptes entschlossen, von dem er sich durchaus keinen Gewinn versprach, und es daher längere Zeit ungedruckt ließ. Der Absatz des Werkes, als es im J. 1766 zu London erschien [11]), übertraf seine Erwartungen. Goldsmith's Roman fand so allgemeinen Beifall, daß er in kurzer Zeit mehrfach aufgelegt werden mußte. Nicht blos in England, auch in Teutschland ward der Vicar of Wakefield bis auf die neueste Zeit durch zahlreiche Uebersetzungen allgemein verbreitet. Die erste, von J. J. Bode besorgt, fand so großen Beifall, daß dieselbe seit dem Jahre 1776, wo sie zu Leipzig, mit Kupfern von Chodowiecky erschienen war, noch im J. 1840 die sechste Auflage erlebte. Andere Uebersetzungen erschienen von W. A. Lindau (Dresden 1825. 8. N. A. Ebendas. 1836. 8.); von C. E. v. d. Oelsnitz (Leipzig 1825. 8.; auch im fünften Bande der Bibliothek Classischer Romane des Auslandes); von C. v. S. (Quedlinburg 1828. 8. 2 Tble.); von G. F. Kolb (Zweibrücken 1836. gr. 12.); von H. Döring (Erfurt 1839. N. A. Ebendas. 1845. gr. 12.); von A. Diezmann (Braunschweig 1840. kl. 8., auch im 24. Bande der classischen Bibliothek der älteren Romanschriftsteller Englands); von E. Susemihl. Illustrirt von L. Richter. Mit 60 Holzschnitten. (Leipzig 1841. Lerik.-Octav.)

Gegen die öffentliche Kritik hatte Goldsmith seinen Roman im Voraus in Schutz zu nehmen gesucht. „Es sind," schrieb er, „wol hundert Mängel in diesem Büchlein, und hundert Dinge könnte man als Beweise anführen, daß es wirkliche Schönheiten sind. Das ist jedoch unnöthig. Auch mit vielen Irrthümern kann ein Buch unterhaltend, und wiederum höchst langweilig sein, ohne daß man eine einzige Abgeschmacktheit darin findet. Der Held dieser Geschichte vereinigt in sich den höchsten Charakter auf Erden. Er ist ein Geistlicher, ein Landwirth und ein Familienvater. Er wird geschildert als ein Mann, der eben so bereit ist zu lehren, als zu gehorchen, eben so demüthig im Glück, als erhaben im Unglück. Wem aber kann in diesem Zeitalter der Wohlhabenheit und Verfeinerung ein solcher Charakter gefallen? Wer ein angenehmes Leben liebt, wird sich verächtlich hinwegwenden von seinem einfachen ländlichen Herde. Wer Zotenreißerei für Humor hält, wird keinen Witz finden in seinen harmlosen Gesprächen, und wer über die Religion spotten gelernt, wird lachen über einen Mann, der seine Haupttrostgründe aus dem Leben jenseits schöpfte."

Nicht leicht stand das Urtheil der Kritik bei der Erscheinung eines Werkes mit der Aufnahme, die es im Publicum fand, in einem auffallenderen Contrast, als bei dem Vicar of Wakefield. Eine der vorzüglichsten englichen Zeitschriften, das Montly Review, enthielt die nachfolgende, nicht sonderlich günstige Beurtheilung: „In dem ganzen Verfolge unserer Wallfahrt durch die wilden Regionen des Romans trafen wir nie auf ein Sujet, das schwerer zu charakterisiren war als der Landprediger von Wakefield — ein Werk, welches Schönheiten genug hat, um es zu dem größten Beifalle zu berechtigen, und Mängel genug, um den Kenner gegen einen Schriftsteller einzunehmen, der im Stande ist, sich selbst so hinunter zu schreiben. Bei sichtbaren Spuren des Genies, die in gewisser Hinsicht denen gleich kommen, durch die sich unsere vorzüglichsten Romandichter auszeichnen, gibt es in diesem Werke so auffallende Spuren von gänzlichem Mangel an Menschenkenntniß, daß man daraus beinahe schließen sollte, der Verfasser sei ganz unfähig, in dieser schriftstellerischen Gattung mit glücklichem Erfolge zu arbeiten, wenn er nicht in seinem natürlichen Talente so viel Unterstützung fände, daß dadurch in den Augen mancher Leser seine beschränkte Kenntniß von Menschen, Sitten und Charakteren, wie sie in der wirklichen Welt erscheinen, einigermaßen ersetzt würde. Bei allen ihren Fehlern aber gewährt diese sonderbare Geschichte eine verständige Unterhaltung. Wegen ihrer moralischen Tendenz verdient sie noch besonders unseren Beifall durch die musterhafte Art, womit sie die großen Pflichten allgemeiner Menschenliebe empfiehlt — eine der liebens-

11) In Teutschland ward das Original mehrfach nachgedruckt, in neuerer Zeit unter andern zu Jena 1825, gleichzeitig zu Dresden, 1827 zu Frankfurt a. M. und 1831 zu Nürnberg.

würdigsten Eigenschaften, wodurch ein Ehrenmann und guter Christ sich auszuzeichnen vermag."

Fast unverkennbar ist es, daß Goldsmith zur Charakteristik des Helden seines Romans durch den würdigen Pfarrer Adams in dem Fielding'schen Roman Joseph Andrews angeregt worden. Er war selbst der Sohn eines Geistlichen und zwar, nach hinlänglich verbürgten Zeugnissen, eines höchst liebenswürdigen und ausgezeichneten Mannes. Nur die Eigenthümlichkeiten seines Vaters brauchte Goldsmith wiederzugeben, um ein ebenso naturgemäßes als herzgewinnendes Gemälde zu liefern. Treffend äußert sich ein neuerer teutscher Schriftsteller über den Vicar of Wakefield mit den Worten: „Wer kennt und liebt ihn nicht, den guten und wackern Landprediger, der seine unerschütterliche Menschenliebe und Tugendtreue niemals verleugnet, auch wenn er das Gehässigste von den Menschen erdulden und die schwersten Prüfungen überstehen muß? Wer kennt und liebt nicht seine wackere, aber schon etwas weltlicher gesinnte Gattin, seine beiden schönen Töchter Olivia und Sophie, und seine Söhne, den abenteuerlichen Georg, den prächtigen, in Sitteneinfalt und Gottvertrauen dem Vater nacheifernden Moses, kurz die ganze herrliche Familie bis hinab auf die kleinen Lieblinge des Vaters, Dick und Bill?"

Hinsichtlich des Stoffes, der dem Vicar of Wakefield zum Grunde liegt, macht Goethe in seiner Selbstbiographie [12]), wo er diesem Romane eine liebevoll eingehende Besprechung widmet, die scharfsinnige Bemerkung, daß ein protestantischer Landgeistlicher vielleicht der schönste Gegenstand einer modernen Idylle wäre. „An den unschuldigsten Zustand," sagt Goethe, „der sich auf Erden denken läßt, an den des Ackermannes, ist er meistens durch gleiche Beschäftigung, sowie durch gleiche Familienverhältnisse geknüpft. Er ist Vater, Hausherr, Landmann, und so vollkommen ein Glied der Gemeinde. Auf diesem reinen, schönen, irdischen Grunde ruht sein höherer Beruf; ihm ist übergeben, die Menschen ins Leben zu führen, für ihre geistige Erziehung zu sorgen, sie bei allen Hauptepochen ihres Daseins zu segnen, sie zu belehren, zu kräftigen, zu trösten, und wenn der Trost für die Gegenwart nicht ausreicht, die Hoffnung einer glücklichern Zukunft heranzurufen und zu verbürgen. Denkt man sich einen solchen Mann mit rein menschlichen Gesinnungen stark genug, um unter keinen Umständen davon zu weichen, und schon dadurch über die Menge erhaben, von der man Reinheit und Festigkeit der Gesinnung nicht erwarten kann; gebe man ihm die zu seinem Amte nöthigen Kenntnisse, sowie eine heitere, gleiche Thätigkeit, welche sogar leidenschaftlich ist, indem sie keinen Augenblick versäumt, das Gute zu wirken, und man wird ihn wohl ausgestattet haben. Zugleich aber füge man die nöthige Beschränktheit hinzu, daß er nicht allein in einem kleinen Kreise verharren, sondern auch allenfalls in einen kleinen übergehen möge; man verleihe ihm Gutmüthigkeit, Versöhnlichkeit, Standhaftigkeit und was sonst noch aus einem entschiedenen Charakter Löbliches hervorspringt, und über dies Alles eine heitere Nachgiebigkeit und lächelnde Duldung eigener und fremder Fehler, so hat man das Bild unseres trefflichen Wakefield so ziemlich beisammen."

Erschwert hatte sich Goldsmith den Entwurf und die Ausführung seines Romans durch die Form, die er ihm gegeben hatte. Er mußte sich auf eine Manier beschränken, die der Phantasie wenig Spielraum gönnte, da er den Landprediger, der, trotz seiner liebenswürdigen Eigenschaften, doch im Grunde weniger durch seinen Charakter als durch seine Schicksale interessirt, seine eigene Geschichte erzählen ließ. Im Verhältniß zu der Entwickelung, die der bürgerliche Roman bisher genommen, zeigte diese Novelle einen bedeutenden Fortschritt. Sie vereinigt in sich die Vorzüge der vorzüglichsten englischen Romanschriftsteller. Mit der Einheit der Handlung und der moralischen Tendenz Richardson's verband Goldsmith die leichte und gefällige Darstellung Fielding's und Smollet's scharfe Charakteristik. So lieferte er ein Product, wie es bisher im Gebiete der Romandichtung noch nicht dagewesen. Dafür spricht der Umstand, daß der Vicar of Wakefield sich noch bis auf die neueste Zeit in England wie im Auslande in seiner vollen Popularität erhalten, während Richardson's und Smollet's Werke nur noch als literarische Curiosa betrachtet werden, Fielding von der späteren Generation gänzlich überholt ist, und Sterne mehr Nachbeter und Nachempfinder als wahres Verständniß findet [13]).

In seiner Heimath, in England, hatte Goldsmith's Roman nach und nach allgemeine Anerkennung gefunden. Gegen die früher erwähnte ungünstige Kritik dieses Romans im Monthly Review hatten sich bald günstiger lautende Stimmen erhoben. Als unbestreitbare Vorzüge rühmten sie die Wahrheit, Bestimmtheit und Feinheit der Charakterzeichnung in diesem Familiengemälde, die hohe Cultur der Simplicität des Styls und die lebendige gefühlvolle Darstellung.

Mit Grund ist jedoch von einem neueren teutschen Schriftsteller die Erfindung jenes Romans nicht sonderlich bedeutend genannt worden. „Die Ereignisse," sagt Hettner [14]), „sind zum Theil unwahrscheinlich und gewaltsam, oft sogar unmöglich. Namentlich gilt dies von der Geschichte der beiden Thornhill's, des braven Oheims sowol, wie des nichtswürdigen Neffen. Wie konnte Jener, der in der ganzen Gegend als allgemeiner Wohlthäter gerühmt und geliebt wird, nur in unserer Predigerfamilie unter dem Namen des Mr. Burchell so lange unbekannt bleiben? Wie mochte er fortwährend unthätig allen Bösewilligkeiten seines Neffen zusehen, Olivia verderben, und auch seine Geliebte, Sophie, der größten Gefahr aussetzen lassen, da es ihm doch nur ein einziges Wort kostete augenblicklich allem Uebel vorzubeugen und die drangsalvolle Verwickelung zu lösen?" Zu diesen Bemerkungen fügt Hettner hinzu: „Alle diese störenden Mängel vergeben und vergessen wir über der rührend schönen Menschlichkeit des

12) Dichtung und Wahrheit. Aus meinem Leben (in Goethe's Werken. 21. Bd. S. 262 fg.).

13) Vergl. A. Büchner's Geschichte der englischen Poesie. 2. Th. S. 156 fg.

14) Siehe dessen Literaturgeschichte des 18. Jahrh. 1. Th. S. 405 fg.

Hauptheldeu und seiner nächsten Umgebung, sodaß Goethe mit Recht sagen konnte: „Die Darstellung dieses Charakters auf seinem Lebenswege durch Freuden und Leiden mache diesen Roman zu einem der besten, die je geschrieben worden, um so mehr, da derselbe noch den großen Vorzug habe, daß er ganz sittlich, ja im reinen Sinne christlich sei, die Belohnung des guten Willens, des Beharrens bei dem Rechten darstelle, das unbedingte Vertrauen auf Gott bestätige, den endlichen Triumph des Guten über das Böse beglaubige, und dies Alles ohne eine Spur von Frömmelei oder Pedantismus. Die Kleinmalerei, mit der uns der Dichter in den Zauber dieses häuslichen Stilllebens hineinbannt, ist unübertrefflich und des größten Meisters würdig. Diese Kunst hat Johnson im Auge, wenn er in der Grabschrift des Monuments, das einige von Goldsmith's Freunden ihm in der Westminster-Abtei stifteten, ihn einen in der Darstellung des Lächerlichen und des Rührenden mächtigen, aber milden Beherrscher der menschlichen Gemüthsbewegungen nennt: sive risus essent movendi sive lacrymae, affectuum potens at lenis dominator."

Auf den Vicar of Wakefield und auf die bereits früher erwähnten Gedichte: The Traveller und The deserted Village gründet sich Goldsmith's literarischer Ruhm. Seiner gleichfalls schon früher erwähnten griechischen und römischen Geschichte fehlt es trotz der anziehenden Darstellung an Selbständigkeit und Tiefe. Diese Schriften scheinen nur um des Broderwerbs entstanden zu sein. Als Goldsmith in den letzten Jahren seines Lebens den Plan zu einer unvollendet gebliebenen Naturgeschichte entwarf, machte sein Freund Johnson die sarkastische Bemerkung: „Es ist sehr zu bezweifeln, ob seine Kenntniß hinreicht, eine Kuh von einem Pferde zu unterscheiden; aber das ist unzweifelhaft, daß er Nichts desto weniger ein gutes Buch machen wird."

Nicht ganz ohne Glück versuchte sich Goldsmith in der dramatischen Poesie. Sein Lustspiel: The good-natured man, zu welchem einer seiner Freunde, der berühmte Schauspieler Garrick, einen Epilog geschrieben hatte, ward am 29. Jan. 1768 auf dem Theater zu Coventgarden zum ersten Mal aufgeführt. Es fand einen großen, wenngleich vorübergehenden, Beifall. Auf teutschen Bühnen machte dies Stück, nach einer Bearbeitung von Chr. H. Schmid, unter dem Titel: Zu gut ist nicht gut (Gotha 1778.) im Allgemeinen Glück. In dem Hauptcharakter scheint Goldsmith seine eigene schwache Seite geschildert zu haben. Niemand konnte von angeblichen Freunden leichter hintergangen werden als er. Dies dramatische Werk soll ihm die beispiellose Summe von 500 Pfd. Sterl. eingetragen haben. Er ward dadurch veranlaßt, sich in allerlei literarische Speculationen einzulassen, die meistens misglückten.

Der dramatischen Gattung der Poesie blieb Goldsmith längere Zeit treu. Von dem Lustspiele: She stoops to conquer lieferte A. Wittenberg eine teutsche Uebersetzung unter dem Titel: Sie läßt sich herab zu siegen. (Hamburg 1774. 8.) Noch hat man von Goldsmith in teutschen Bearbeitungen die Lustspiele: Irrthum auf allen Ecken. (Wien 1784. 8.) Er hat Alle zum Besten oder die Mutterschule (Augsburg 1787. 8.) und der Universalfreund oder Gutmüthigkeit und Windbeutelei. (Gera 1796. 8.)

Goldsmith's Lustspiele findet man in seinen Poetical and dramatic Works. (London 1780. 1791. 8. 2 vol.) In einem auffallenden Contraste mit der englischen Kritik steht das subjective Urtheil eines im Allgemeinen parteilosen und unbefangenen teutschen Kunstrichters. „Goldsmith's Lustspiele," sagt Bouterwek [15]), „sind kaum mittelmäßig. Zur dramatischen Darstellung hatte er nicht mehr Talent, als jeder gute Kopf, der Charaktere zeichnen und einen Stoff aus dem gemeinen Leben ein wenig dramatisiren kann."

Ueber das früher erwähnte Lustspiel: Sie läßt sich herab zu siegen, bemerkt Johnson: „Wenn es der Zweck der Komödie ist, das Publicum zum Lachen zu reizen, so wird dieser Zweck vielleicht von keinem anderen gleichzeitigen Stücke in gleichem Grade erreicht." Der Schauspieler Lee Lewes, der die Rolle des jüngeren Marlow übernommen hatte, erzählt: An dem Abend, wo das Stück zum ersten Mal auf dem Theater zu Coventgarden aufgeführt werden sollte, schlenderte Goldsmith zwischen 7 und 8 Uhr im St. Jamesparke umher. Nur durch die Vorstellung eines Freundes, wie nothwendig seine Gegenwart sei, wegen etwaiger Abänderungen, die er für nöthig halten möchte, ließ sich Goldsmith endlich bewegen, seinem Freunde ins Theater zu folgen. Er trat in das Schauspielhaus grade in der Mitte des fünften Actes, wo sich ein Zischen erhob; über die Unwahrscheinlichkeit, daß Mrs. Headcastle auf ihrem eigenen Grund und Boden und in der Nähe ihres Hauses sich 40 Meilen davon entfernt glauben könne. „Was ist das?" sagte Goldsmith, durch dies Geräusch erschreckt. „Still!" entgegnete Colman, der neben ihm stand. „Fürchten sie sich nicht vor Raketen, während wir diese zwei Stunden auf einer Pulvertonne gesessen haben."

Im Allgemeinen hatte doch Goldsmith, trotz dieses ungünstigen Erfolges, als Lustspieldichter eine Art von Celebrität erlangt. Er machte sie auch in seiner veränderten Lebensweise geltend. Seine frühere, ziemlich armselige Wohnung hatte er mit einer besseren vertauscht. Auch auf sein Aeußeres schien er mehr Werth zu legen. In einem Scharlachkleide, mit Perücke, Degen und Stock erschien er in einem geselligen Vereine, aus welchem sich später der literarische Club, gewöhnlich schlechthin der Club genannt, bildete. Zugleich mit Johnson, Gibbon, Garrick, Burke und Reynolds war er Mitglied jenes berühmten londoner Clubs. Den Besuch einiger öffentlicher Orte, wo er sich bisher sehr gefallen, glaubte er nun einstellen zu müssen. „Ich bin," äußerte er, „von den Gesellschaften ausgeschlossen, wo ich auf die anmuthigste Weise mich simpel zu stellen pflegte."

Mit diesem Geständniß harmonirt die Aeußerung eines neuen teutschen Schriftstellers, der ihn einen „wunderlichen

15) In seiner Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 413.

Kauz" nennt [16]). Den geistreichen Köpfen, die sich in dem literarischen Club versammelten, diente er oft zur Zielscheibe ihres Witzes. Die Offenheit seines Charakters, die Unbestimmtheit des Ausdrucks, die Verwirrung der Begriffe führte ihn, so gewandt und geistreich er auch in seinen Schriften war, nicht selten in der mündlichen Unterhaltung zu den lächerlichsten Behauptungen. Vor allen war es Garrick, der als Theaterdirector und gefeierter Schauspieler über einen dramatischen Dichter sich eine gewisse Superiorität anmaßen zu können glaubte, und daher oft sehr scharfe Pfeile des Witzes auf Goldsmith abschoß. Dieser, in der kleinlichsten Weise eitel und leicht reizbar, rächte sich durch das Gedicht Retaliation (Wiedervergeltung) [17]), in welchem er die Charaktere und Schwächen seiner Gesellschafter mit scharfer, aber doch gutmüthiger Satyre schilderte. Am bittersten angegriffen war Garrick in jenem Gedichte. Aber auch keiner der übrigen Mitglieder des Clubs war ganz verschont worden. Nur Johnson und Reynolds machten davon eine Ausnahme. Dem Letzteren hatte Goldsmith sogar ein überschwengliches Lob ertheilt. Das erwähnte Gedicht hatte wenigstens die Wirkung, den Verfasser mit seiner Gesellschaft auf einen gleichmäßigen Fuß zu setzen.

Goldsmith's literarischer Ruhm hatte ihm nach und nach Zutritt zu den angesehensten Familien verschafft. Unter den Personen von hohem Range gehörte unter anderen der Herzog von Northumberland. Die nicht günstigen Umstände, die seine Vorstellung bei jenem vornehmen Herrn begleiteten, erzählt Goldsmith selbst mit den Worten: „Durch meinen Freund Percy war ich eingeladen worden, dem Herzoge von Northumberland meine Aufwartung zu machen, der sich für meine Arbeiten lebhaft interessirt haben sollte. Ich zog die besten Kleider an, besann mich auf einige Complimente, die ich bei dieser Gelegenheit für passend hielt, und begab mich nach des Herzogs Hause, wo ich mich durch die Dienerschaft melden ließ. Man führte mich in ein Vorzimmer, wo bald nachher ein fein gekleideter Herr erschien. Da ich ihn für den Herzog hielt, verschwendete ich sogleich alle die schönen Complimente, die ich einstudirt hatte, um ihm für die Ehre, die er mir erwiesen, meinen Dank zu bezeigen, als er zu meinem größten Erstaunen erklärte, daß ich mich geirrt, da ich ihn für den Herzog gehalten, der mich sogleich sprechen werde. In demselben Augenblicke kam der Herzog. Ich aber war so außer Fassung gerathen, daß ich durchaus keine Worte finden konnte, um die Empfindungen auszudrücken, die mir die Herablassung eines so hohen Herrn einflößte. Aergerlich über den großen Fehler, den ich begangen, ging ich nach Hause."

In der Zeit, wo Goldsmith diesen Besuch abstattete, befand er sich in traurigen ökonomischen Verhältnissen. Seine Eitelkeit verlockte ihn aber, überall von der ihm widerfahrenen Ehre zu sprechen. Ein schlauer Gerichtsdiener, der einen Verhaftsbefehl gegen ihn hatte, kam auf die Idee, diesen Umstand für sich zu benutzen. In einem Briefe, den er an Goldsmith schrieb, gab er sich für den Haushofmeister eines Edelmannes aus, der sich wegen einer seiner letzten Schriften sehr lebhaft für ihn interessire und ihn persönlich kennen zu lernen wünsche. Goldsmith, fügte der Schreiber hinzu, möchte die Güte haben, den Ort der Zusammenkunft zu bestimmen. Goldsmith, von Eitelkeit nie ganz frei, war außer sich vor Entzücken über diesen Brief, begab sich in Begleitung eines seiner Freunde, des Buchdruckers Hamilton, der ihn vergebens auf das Sonderbare und Bedenkliche der Sache aufmerksam gemacht hatte, nach des Lords Wohnung. Beim Eintritt ins Zimmer begrüßte ihn der Gerichtsdiener, und bat sich die Ehre aus, ihn sofort zu begleiten. Kaum waren sie jedoch eine kleine Strecke gegangen, als der Gerichtsdiener den Verhaftsbefehl hervorzog. Ein Glück war es für Goldsmith, daß sein Freund Hamilton großmüthig die schuldige Summe für ihn bezahlte und ihn so von der ihm drohenden Haft befreite.

Solchen Geldverlegenheiten, in denen sich Goldsmith oft befand, hätte er bei minderer Sorglosigkeit, ohne daß er eigentlich ein Verschwender genannt werden konnte, leicht entgehen können. Wie ihn Johnson aus seinen pecuniairen Bedrängnissen durch den Verkauf seines Manuscriptes des Vicar of Wakefield rettete, ist bereits früher erwähnt worden. Bei einem Einkommen, das sich jährlich auf mitunter 1800 Pfd. Sterl. belaufen haben soll, konnte ihn keine Sorge um seine Subsistenz anfechten. Zu der Liberalität, die in seinem Charakter lag und durchaus keine Grenze kannte, gesellte sich noch ein unglücklicher Hang zum Hazardspiel. Da er es zu wenig kannte, ward er um so leichter die Beute von Personen, die niedrig genug dachten, von seiner Unwissenheit Vortheil zu ziehen. Gewöhnlich lebte er, nach dem Berichte seiner vertrauten Freunde, die ihm nicht immer helfen konnten, zehn Monate jedes Jahres in der schrecklichsten Dürftigkeit. In dieser Periode hatte er durchaus keine Ruhe, weil fortwährend Forderungen an ihn gerichtet wurden, die er nicht beseitigen konnte. Durch das Uebermaß der Bedrängniß aus dem Schlafe aufgeschreckt, begab er sich einige Zeit aufs Land, nach einer Meierei in Hampshire, wo er höchst dürftig lebte, Niemand wissen ließ, wo er sei, und fast den ganzen Tag mit Schreiben zubrachte. Er kehrte nicht eher nach London zurück, als bis er so reichlich mit Manuscripten versehen war, daß er hoffen konnte, sich von seinen Schulden zu befreien. Je drückender seine Lage war, um so mehr suchte er Zerstreuung nach seinen literarischen Arbeiten, wenn ihm seine Kasse irgend einen mäßigen Aufwand erlaubte. Mit einer Art von Begeisterung sagte er zu einem Freunde, dem er eins seiner Gedichte vorgelesen hatte: „Das ist, dünkt mich, keine schlechte Arbeit, und nun, mein Bester, falls Sie keine andere Abhaltung haben, hätte ich wol Lust, einen Schusterfeiertag (Shoemaker's Day) in Ihrer Gesellschaft zuzubringen."

Eine Beschreibung dieser einfachen Festlichkeit hat sich erhalten. Mit drei, vier vertrauten Freunden, die sich Morgens 10 Uhr auf seinem Zimmer versammelten und dort frühstückten, wanderte Goldsmith von London

16) Siehe Hettner a. a. O. 1. Th. S. 466. 17) Es erschien kurze Zeit vor des Dichters Tode zu London 1774.

nach Highbury-Barn, wo die Freunde ein Mittagsmahl einnahmen, hierauf um 6 Uhr Abends zu White-Conduit-House ihren Thee tranken, und sodann in einem Kaffeehause an der Börsenhalle, wo man damals (1769) für den geringen Preis von 10 Pence sehr gut und billig speiste, ihre Abendmahlzeit einnahmen. Dort fand Goldsmith immer eine angenehme Unterhaltung, denn das erwähnte Kaffeehaus war der Sammelplatz der vorzüglichsten Schriftsteller und Gelehrten, unter denen sich auch einige Mitglieder des Juristencollegiums befanden.

Bei seiner Rückkehr nach London ward er fortwährend bestürmt von seinen unglücklichen Landsleuten, die ihm ihre Noth klagten. Sie ganz ohne Hilfe zu lassen erlaubte ihm seine Gutmüthigkeit nicht. Immer zeigte er sich zur Unterstützung Anderer bereit. Oft behielt er selbst keine Guinee übrig. Indem er fremden Bedürfnissen abhalf, konnte er seine eigenen nicht bestreiten. Seine Herzensgüte ward nicht selten gemisbraucht. Der Schauspieler Lee Lewes, der mehre Anekdoten aus Goldsmith's Leben öffentlich mitgetheilt hat, erzählt unter Anderem: „Ein junger Mann versäumte nie die Gelegenheit, sich an den Dichter zu wenden, wenn von diesem ein neues Werk erschienen war und sich voraussetzen ließ, daß er bei Kasse sein würde. Zweimal glückte ihm dies. Oefter aber fand er, daß Goldsmith's ganzes Honorar schon fort war, ehe noch seine Werke ans Licht traten. Goldsmith wurde endlich dieser Bettelei müde. Er sagte dem jungen Manne, er möchte selbst etwas schreiben, und schlug ihm vor, eine mit politischen Bemerkungen durchwebte Beschreibung von China zu liefern. Um ein Werk dieser Art war Goldsmith selbst von einem Buchhändler ersucht worden, der ihm jedoch ein zu geringes Honorar geboten hatte. Doch hatte Goldsmith den Antrag nicht gradezu abgelehnt. Der junge Mann unternahm das Werk. Nach seiner gewöhnlichen Sorglosigkeit unterzog sich Goldsmith nicht der Mühe, das Manuscript durchzulesen. So schickte er ein Werk in die Druckerei, das den Kaiser von China zu einem Muhammedaner und Indien zwischen China und Japan setzte. Zwei Bogen wurden auf Goldsmith's Kosten vernichtet. Jenen neugebackenen Autor aber warf er die Treppe hinunter."

Ein starkes Selbstgefühl war ein Hauptzug in Goldsmith's Charakter. Wer ihm sagte, er sei einer der besten Dichter, befriedigte seine Eitelkeit nicht, wenn er nur den geringsten Zweifel zu hegen schien, daß seine prosaische Schreibart eben so musterhaft sei. Er glaubte in allen Wissenschaften bewandert zu sein und war fest überzeugt, in jeder sogar glänzen zu können. In einem Kreise von geistreichen Männern und witzigen Köpfen, unter denen sich auch Goldsmith befand, recitirte einer aus der Gesellschaft einige Verse von Pope, in welchen dieser Dichter behauptet hatte: Nur Eine Wissenschaft zieme Einem Genie, da das Feld des Wissens zu groß und der menschliche Geist so beschränkt sei [18]). Einer der Anwesenden, ein Erzschmeichler Goldsmith's, nahm das Wort und sagte: „Ich dächte, unser Freund hier, der Doctor (wie Goldsmith gewöhnlich genannt ward) lieferte doch wol einen Beweis, daß mehre Wissenschaften sich vereinigen können, Ein Genie mit Lorbeeren zu krönen." Goldsmith verbeugte sich und lächelte. So bescheiden er aber auch alle Ansprüche auf das Compliment ablehnte, gab er doch durch eine andere Verbeugung und ein anderes Lächeln nicht undeutlich zu erkennen, daß er das ihm ertheilte Lob für Nichts weniger als für ein bloßes Compliment halte. Es folgte hierauf eine Debatte über die Natur der Geisteskräfte und die möglichen Grade ihrer Allgemeinheit in Werken der Literatur. Als Thatsache wurde angenommen, daß Voltaire der einzige Schriftsteller wäre, der in irgend einem Zeitalter auf den Namen eines Universalgenies Ansprüche habe, man erklärte ihn sogar für eine lebende Encyklopädie — eine Encyklopädie, die mehr Kenntnisse, Witz und Geist in sich enthalte, als alle Akademien von Europa zusammengenommen. „Das ist sehr wahr," bemerkte Goldsmith; „aber Voltaire's Poesie — Schade, daß er sich nicht auf die schlichte Prosa beschränkte. Dann hätte er, wenigstens auf dem Continente, nicht leicht seines Gleichen gehabt."

Wie auf seine schriftstellerischen Arbeiten bildete auch Goldsmith sich auf sein musikalisches Talent nicht wenig ein. Er rühmte sich, die Flöte so gut, wo nicht besser zu spielen, als irgend ein Mensch in der Welt. Gleichwol verstand er nicht einmal die Noten; er spielte das Instrument, wie viele Andere, blos nach dem Gehöre. Der Bildhauer Roubilliac, der ihn einst spielen hörte, stellte sich ganz bezaubert von dem Vortrage und Ausdrucke seines Spieles. Er gab sich für einen Kunstverständigen aus und bat den Dichter, das Stück zu wiederholen, weil er es aufschreiben wolle. Goldsmith zeigte sich sogleich dazu bereit. Roubilliac forderte Papier und zog darauf einige Linien. Er schrieb nun emsig, während Goldsmith spielte, d. h. er malte aufs Gerathewohl in die gezogenen Linien einige Noten, wie es jeder konnte, der nur ein Notenblatt gesehen hatte. Hierauf zeigte er dem Dichter das Blatt. Goldsmith sah es, dem Anscheine nach, sehr aufmerksam durch. Er versicherte, es sei ganz richtig, und fügte hinzu: „wenn ers nicht gesehen hätte, würde er nie geglaubt haben, daß sein Freund im Stande wäre, ihm Musik nachzuschreiben."

Merkwürdig war der Eingang bei seinen Erzählungen, mit denen er zuweilen einen geselligen Kreis zu unterhalten suchte. „Hören Sie einmal," sagte er, „ein Geschichtchen von mir selbst, worüber Einige lachen werden, Andere nicht." Eines Abends befand er sich in einem Weinhause. Die Gesellschaft wollte eben aufbrechen, als Goldsmith sie bat, noch zu bleiben und noch eine Flasche zu trinken. Sie willigten ein und er begann nun mit den Worten: „Man sagte mir einst, Sheridan, der Schauspieler, habe, um sich in der körperlichen Action zu vervollkommnen, zehn Spiegel in seinem Zimmer herumgehängt, vor denen er sich zu üben pflege. Nun, sagt' ich, so sind zehn häßliche Kerls zusammen." Dies Bonmot, wofür es Goldsmith im Voraus ausgegeben hatte, verfehlte gänzlich seine Wirkung. Die ganze Gesellschaft

18) One science will alone one genius fit,
So vast is knowledge, narrow human wit.

schwieg. Goldsmith fragte, warum sie nicht lachten und ging, als er keine Antwort erhielt, entrüstet fort, ohne ein Glas von dem Weine getrunken zu haben.

In Bezug auf seine literarischen Arbeiten verdient bemerkt zu werden, daß Goldsmith, so schnell und leicht er sich in Prosa auszudrücken wußte, bei seinen Dichtungen eher langsam zu Werke ging. Der Grund davon war nicht Trägheit der Phantasie. Er wollte jede poetische Idee bestimmt ausdrücken und auch in rhythmischer Hinsicht seinen poetischen Producten den möglichsten Grad von Vollendung geben. Seinem eigenen Geständnisse nach hatte er beinahe vier Jahre auf seinen ländlichen Streifzügen die Materialien zu seinem berühmten Gedichte: The deserted village gesammelt. Seine Ideen, wie sie ihm eben einfielen, pflegte er zuerst in Prosa aufs Papier zu werfen. Erst später setzte er sich hin, um sie in Verse zu bringen, sie zu verbessern und neue Gedanken hinzuzufügen, die sich für den Gegenstand mehr eigneten. Mitunter versuchte er den Entwurf in Prosa aufzugeben und sogleich mehre Verse zu schreiben. Die Revision derselben machte ihm jedoch zu große Mühe, wenn er zwischen diesen Versen und dem eigentlichen Plane seines Gedichtes zu wenig Uebereinstimmung fand. — Bei seinen historischen Compilationen benutzte er früh Morgens die Lectüre von Hume's, Rapin's, mitunter auch von Kenneth's Werken, um sich einzelne Stellen, die er für seinen Zweck brauchbar hielt, zu notiren. Dann ging oder ritt er mit einigen Freunden aus. Erst zu Mittag kehrte er wieder in seine Wohnung zurück. Den übrigen Theil des Tages brachte er in Gesellschaft zu, wo er, wie einer seiner Freunde bemerkt, im Genusse geistiger Getränke sehr mäßig war. Ehe er zu Bett ging, nahm er seine Bücher und Papiere wieder vor und schrieb sogleich ein Capitel oder doch den wichtigsten Theil davon nieder. „Das kostete mir," wie er selbst äußerte, „wenig Mühe. Da ich alle meine Materialien in Bereitschaft hatte, schrieb ich einen Abschnitt so leicht nieder wie einen gewöhnlichen Brief."

Bis ans Ende seines Lebens blieb Goldsmith in literarischer Beziehung thätig. Sein letztes Werk, eine Geschichte der Erde und ihrer Geschöpfe (History of the earth and animated nature) erschien zu London in acht Octavbänden. Es enthielt zwar wenig Neues, war aber doch wegen der guten Auswahl der darin behandelten Gegenstände, wie durch Styl und Darstellung Goldsmith's nicht unwerth. Aber seine Thätigkeit näherte sich allmälig ihrem Ende, obgleich er erst in dem Alter von einigen 40 Jahren stand. Durch seine sitzende Lebensweise hatte er längst seine Gesundheit untergraben. Eins seiner Hauptleiden soll eine heftige Strangurie gewesen sein. Dazu gesellten sich wiederholte Anfälle eines Nervenfiebers, die seine Kräfte völlig erschöpften. Trotz der Warnung seiner Freunde nahm er zu den Fieberpulvern des Dr. James seine Zuflucht. Sie beschleunigten seinen Tod im 45. Jahre, am 4. April 1774. Er ward auf dem Gottesacker des Temple (Juristencollegiums) beerdigt. Seine Freunde Johnson, Garrick, Reynolds, Burke u. A. errichteten ihm ein Monument in der Westminsterabtei zwischen den Denkmälern des Dichters Gay und des Herzogs von Argyle in der sogenannten Dichterecke (Poet's Corner). Johnson verfertigte zu diesem Denkmale eine lateinische Inschrift [19]).

Durch sein Aeußeres konnte Goldsmith nicht imponiren. Seine Gestalt und Gesichtsbildung hatten wenig Einnehmendes. Er war ein kleiner, untersetzter Mann, mit einem runden Gesicht, das durch die Blattern sehr entstellt war. Seine Stirn war niedrig und auf eine eigenthümliche Weise gewölbt. Durch einen starken Ausdruck von Nachdenken und Beobachtungsgeist wurden diese Züge hervorgehoben. Vor mehren englischen Ausgaben seiner Werke befindet sich sein Bildniß, auch in Stahl gestochen vor den Select Works of Oliver Goldsmith, in One Volume. (Leipzig 1842. kl. 8.) In dieser Auswahl seiner Werke sind enthalten: 1) The Vicar of Wakefield. 2) Poems (The Traveller; The Hermit, a Ballad; The deserted village; The Haunch of Venison, a poetic Epistle; The Captivity, an Oratorio. Retaliation; Miscellaneous Pieces). 3) Dramas (The good-natured Man, a Comedy; She stoops to conquer, or the mistakes of a night, a Comedy; Scene from the Grumbler, a Farce). Noch hat man eine von Goldsmith besorgte Ausgabe der vorzüglichsten lyrischen Dichtungen unter dem Titel: The beauties of English Poetry selected. (London 1767. 12. 2 Vol.)

Sechs Jahre nach des Dichters Tode wurden seine Schriften gesammelt unter dem Titel: The poetical and dramatic Works of Oliver Goldsmith. With an account of the life and writings of the Author. (London 1780. 8. und in einer sehr vermehrten Ausgabe in zwei Octavbänden ebendaselbst 1791.) Die Essays and Criticisms by Dr. Oliver Goldsmith erschienen 1798 zu London in vier Octavbänden und in wiederholten Auflagen 1806 und 1812. Den ersten Theil dieser Sammlung hatte Goldsmith 1765 selbst herausgegeben. Der zweite und vierte Band wurde von einigen seiner Freunde, denen er durch literarische Arbeiten bekannt war, aus den Journalen gesammelt, zu denen Goldsmith Beiträge geliefert hatte. Außer mehren Erzählungen findet man in dieser Sammlung eine Charakteristik des Lord Chatham, einen Versuch über die Phy-

19) *Oliveri Goldsmith*
Poetae, Physici, Historici,
Qui nullum fere scribendi genus non tetigit,
Nullum quod tetigit non ornavit,
Sive risus essent movendi,
Sive lacrymae,
Affectuum potens at lenis dominator,
Ingenio sublimis, vividus, versatus,
Hoc monumento memoriam colent
Sodalium amor,
Amicorum fides,
Lectorum veneratio.
Natus in Hiberniae terra Longfordensis,
In loco cui nomen Pallas,
Ebinae literis institutus,
Obiit Londini
April IV. M.D.CCLXXIV

siognomik, über Musik ꝛc., auch über einige naturhistorische Gegenstände. Als Kritiker erscheint Goldsmith dort in einem neuen Lichte. Einige seiner Recensionen sind mit vielem Humor geschrieben. Ueberhaupt ist diese Sammlung des berühmten Mannes nicht unwürdig. Ihren Werth erhöht die vorangeschickte Biographie und Goldsmith's wohlgetroffenes Bildniß. Im J. 1806 war noch in London ein abermaliger Abdruck verschiedener Werke Goldsmith's erschienen unter dem Titel: The miscellaneous Works of Oliver Goldsmith. A new Edition in four Volumes. To which is prefixed some account of his life and writings.

Treffend schildert Goldsmith's Charakter Pope's Vers: „In wit a Man, in simplicity a child." Er war ein Freund der Tugend und Moral. Auch in den scherzhaftesten Partien seiner Werke findet man in sittlicher Hinsicht keine anstößige Stelle. Zartheit, Anmuth und Reinheit der Empfindung herrschten in Allem, was er schrieb. Es zeugte von einer Innigkeit des Gemüths, das, wie Walter Scott sich ausdrückt, „keine andern Grenzen kannte als seine letzte Guinee." Es gehörte beinahe zu dem Wesen eines solchen Charakters, daß ihm eine entschiedene Festigkeit mangelte, und daß er der Schlauheit und Unverschämtheit zudringlicher Personen nicht widerstehen konnte. Wie er betrogen worden, davon hat er selbst manche Beispiele in seinen Schriften aufbewahrt, unter andern in History of the white mice (Geschichte von den weißen Mäusen). Der Grund davon war nicht etwa Einfalt. Er, der in dem Vicar of Wakefield die Betrügereien des Mr. Jenkinson so gut zu schildern wußte, war wol im Stande, die Plane gewöhnlicher Abenteurer zu durchschauen; aber seine Gutmüthigkeit erlaubte ihm nie eine abschlägliche Antwort zu geben. Auf diese Weise mit offenen Augen getäuscht, ward er nur zu leicht ein Opfer schlauer Betrüger, deren Kunstgriffe er so gut zu schildern wußte. Die Schwäche, jedem Betruge zu unterliegen, ward jedoch durch sein allgemeines Wohlwollen, durch seine Humanität aufgewogen, und der Geist, der in seinen Schriften weht, dürfte wol seinen früher erwähnten Mängeln in der Unterhaltung und seinem etwas zu großen Selbstgefühle die Wage halten. Mit Grund glaubte er auf seine Productionen einigen Werth legen zu können. „Mögen wir ihn," sagt Johnson, „als Dichter überhaupt, oder als Lustspieldichter, oder als Historiker betrachten, unstreitig ist er einer der ersten Schriftsteller seiner Zeit, dem schwerlich ein anderer den Rang streitig machen dürfte."

Mit einer Art von Resignation warf Goldsmith in seinem Gedichte: The Traveller einen Rückblick auf sein wechselvolles Leben in einigen Versen [20]), die zu schön sind, um hier übergangen zu werden [21]). (*Heinrich Döring.*)

20) O eitel war mein Suchen nach dem Gut,
Das einzig nur in unser Seele ruht;
Unruhig, freudlos schweift' ich fort und fort,
Das Glück zu finden, das an keinem Ort! —
Sind wir doch immer auf uns selbst beschränkt,
Die Seligkeit liegt in uns selbst versenkt.
Im stillen Lauf, bei klarem Glanz der Sonne,
Fließt sanft der Bach der häuslich reinen Wonne.
Wenn selbst uns drangsalvolle Zeit ereilt,
Wenn Krieg und Mordlust frech die Beute theilt,
Kann man die höchsten Güter uns nicht rauben,
Uns bleibt Gewissensruh, Vernunft und Glauben.

21) Vergl. den Account of the life and writings of Oliver Goldsmith vor seinen Poetical and dramatic Works (London 1791.); desgl. vor seinen Essays and Criticisms und vor seinen Miscellaneous works; Walter Scott in Ballantyne's Novelist's Library (London 1822. Vol. V.) Teutsch im zweiten Bande des Werkes; Ueber das Leben und die Werke der berühmtesten englischen Romandichter. Von Ludwig Rellstab. (Berlin 1826. 12. 3 Bde.) The Prose Works of Sir Walter Scott. (Paris 1827.) Vol. V. p. 482 seq. Heinrich Döring, Lebensbeschreibungen berühmter britischer Dichter und Prosaisten (Leipzig 1825.) S. 86 fg. Den Britischen Plutarch. 7 Bd. S. 489 fg. D. L. B. Wolf in s. Geschichte des Romans; Esprit des Journaux. 1782. Tom. VI. p. 219 seq. Eschenburg's Britisches Magazin. 6. Th. S. 324 fg. S. Baur's Lebensgemälde. 3. Th. S. 436 fg. Dessen Histor.-biographisch-literarisches Handbuch. 2. Bd. S. 475 fg. Ideler's und Nolte's Handbuch der englischen Sprache und Literatur. 1. Bd. S. 278 fg. Ad. Böttger's Biographische Skizze vor Goldsmith's Gedichten. (Leipzig 1843.) S. 111 fg. Bouterwek's Geschichte der Poesie und Beredsamkeit. 8. Bd. S. 411 fg., vergl. S. 347. 359. L. Wachler's Handbuch der Geschichte der Literatur. 3. Th. S. 226 A. Büchner's Geschichte der englischen Poesie. 2. Th. S. 156 fg. H. Hettner's Literaturgeschichte des 18. Jahrh. S. 463 fg.

GOLDSTEIN (Auguste, Freiin von), teutsche Schriftstellerin, am 20. Febr. 1764 zu Breslau, wo ihr Vater Gottfr. Ernst v. Wallenrodt als Major eines preußischen Cavalerieregiments in Garnison stand, geboren, verlor schon in ihrem zwölften Jahre ihren Vater, wodurch ihre auf eine mehr als gewöhnliche Bildung berechnete Erziehung zu ihrem größten Nachtheile unterbrochen wurde und ein mit Schwärmerei verbundene Einseitigkeit sich bei ihr geltend machte, welche das Glück ihres ganzen Lebens gestört zu haben scheint. Ihre erste Ehe, welche sie im J. 1791 mit einem redlichen, aber für ihre Ansprüche nicht hinreichend mit Geldmitteln versehenen Manne schloß, mußte getrennt werden. Auch ihre zweite Ehe, die sie im J. 1803 mit dem Freiherrn von Goldstein einging, scheiterte an derselben Klippe und es erfolgte eine Scheidung, nach der sie von einer ihr von dem Könige von Preußen gewährten Pension in gedrückten Verhältnissen lebte. Zuerst leitete sie zu Liebenfelde bei Soldin in der Neumark die Erziehung der Töchter in einer ihr befreundeten Familie, später nahm sie eine ähnliche Stellung zu Brieg in Schlesien und dann in Prag ein und zuletzt hielt sie sich in Breslau auf, wo sie am 18. Febr. 1837 starb. Aus einer unermüdlichen Leserin aller ihr erreichbaren Romane wurde sie schon in ihrer Jugend Schriftstellerin in diesem Fache und lieferte Beiträge zu Taschenbüchern und Zeitschriften; ihr größerer Roman „Kollmar und Klaire, eine vaterländische Geschichte" (Leipzig 1791—1795. 8. 2 Bde.), erfreute sich eines verdienten Beifalls und auch ihre übrigen Arbeiten (Die drei Spinnrocken. Leipzig 1793. 8. Weihnachtskörbchen für die Jugend, ein Taschenbuch. Hamburg 1794. 12. Emma von Ruppin, Geschichte

voll Leiden, Freuden und Wunder. Leipzig 1794. 8. 2 Thle. Eine Sammlung theils dialogisirter Geschichten, theils Erzählungen. Rostock 1798. 8. Das Mädchen Wunderhold, eine abendländische Arabeske im modernen Style. Berlin 1808. 8. Der Traum und das Erwachen, ein Fragment aus der wirklichen Welt. Berlin 1809. 8. Farben des bunten Erdenlebens. Eine Sammlung von Erzählungen und fragmentarischen Familiengemälden. Leipzig 1827. 8.) fanden Leser, obgleich sie ihrem ersten Versuche nachstehen. Ihre Tochter Clara Maria Aurora Freiin v. Goldstein, geb. am 29. Aug. 1793 zu Berlin, zeigte schon in ihrer Kindheit ungewöhnliche Anlagen nicht nur zu ernsten Studien, sondern auch zur Poesie und Musik. Die seltene Fertigkeit in der letzteren setzte sie in den Stand, Unterricht zu ertheilen und durch das Honorar den stets ärmlichen häuslichen Verhältnissen nachzuhelfen. Ihre Kenntnisse und ihre damit verbundene kindliche Bescheidenheit erwarben ihr die Liebe eines sehr angesehenen und wohlhabenden Mannes und eine bessere Zeit schien für sie und ihre Mutter nicht mehr fern zu sein, als ihren Bräutigam auf einer Geschäftsreise ein Unfall traf, der die Zerrüttung seiner Sinne und seinen Tod zur Folge hatte. Der Eindruck, den dieses unheilvolle Ereigniß auf das kaum 16jährige Mädchen machte, war so erschütternd, daß sie sichtbar dahin welkte und am 5. Aug. 1811 starb. Ihre Gedichte, welche sie stets sorgfältig zu verbergen gewußt hatte, wurden nach ihrem Tode von ihrer Mutter unter dem Titel: Geistesblüthen der heimgegangenen Clara Maria Aurora v. Goldstein (Berlin 1812. 8.) herausgegeben*). (*Ph. H. Külb.*)

GOLDSTERN, teutsche Bezeichnung für Gagea. (*Garcke.*)

GOLDTINCTUR oder GOLDELIXIR (Tinctura auri, Aurum potabile) hieß ehedem eine auf verschiedene Weise bereitete, auch wol mit andern Heilmitteln versetzte goldhaltige Mischung, die sich eines großen Rufes fast als Universalmittel erfreute. Am einfachsten wird eine solche Goldtinctur erhalten, wenn man eine Lösung von Gold in Königswasser mit Schwefeläther schüttelt und dann ruhig hinstellt, damit sich der goldhaltige Aether über der Säure sammelt, von wo er abgenommen werden kann. In einzelnen Präparaten des halischen Waisenhauses ist noch Goldtinctur oder doch Gold enthalten. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOLDWESPEN heißen die Arten der Linné'schen Gattung Chrysis (s. d. Art.). (*Giebel.*)

GOLDWITZ (Sebastian), Physicus und Brunnenarzt zu Kissingen, war der Sohn des bamberger Bildhauers Stephan Goldwitz und am 24. Juni 1752 zu Bamberg geboren. In der dortigen Domschule erhielt er den ersten Elementarunterricht und zeigte schon frühzeitig musikalische Anlage. Als neunjähriger Knabe ward er den Jesuiten zur weiteren Fortbildung übergeben und mit jährlichen Preisen ausgezeichnet. Zu seiner Fertigkeit auf den Blasinstrumenten Flöte und Horn gesellte sich auch Talent für Zeichnen und schöne Proben von Oel- und Wassermalereien lieferte er schon in noch jugendlichem Alter. Wie frühreif der Jüngling sich entwickelte, bewies auch die Thatsache, daß er im 15. Lebensjahre den Doctorgrad der Philosophie sich erwarb. Auf der Hochschule seiner Vaterstadt Bamberg, welche unter dem Fürstbischofe Adam Friedrich von Seinsheim mit gelehrten Professoren reichlich versehen wurde, widmete sich Goldwitz dem Studium der Arzneiwissenschaft. Unter seinen Lehrern war der nachmals so berühmte Physiolog J. Ign. Döllinger. Im J. 1777 besuchte er die wiener Universität, um die damals in ihrer Blüthe stehende Stoll'sche Theorie praktisch am Krankenbette unmittelbar zu prüfen. Zurückgekehrt nach seiner Vaterstadt promovirte er am 30. Mai 1780 als Doctor der Medicin und las als Inauguralfrage vor: An Medicus siquidem sufficit ad cognoscendum sufficiat quoque ad sanandum? Seine Dissertation, wozu er auf der wiener Hofbibliothek reichhaltige Literatur gesammelt hatte, gab eine geschichtliche Uebersicht über die Brechmittel: De vomitus ortu, progressu et usu ad nostra usque tempora. (Bambergae 1780. 4.)

Der für Wissenschaft und Cultur seiner fränkischen Fürstenthümer Bamberg und Würzburg so segensreich wirkende Franz Ludwig von Erthal (1779—1795) erkannte bald die vielseitigen Kenntnisse des jungen Arztes und ernannte ihn zum Armenarzte der Stadt, welche Stelle Goldwitz sechs Jahre lang mit beifälliger Aufmunterung bekleidete. Mit der Praxis verband er schriftstellerische Arbeiten, welche er meistens in Baldinger's „Neuem Magazine" veröffentlichte. Auch in Reichard's „Medicinischer Wochenschrift" erschienen zwei geschätzte Abhandlungen: „Versuche über die Zinkblumen" und „über die Respiration der Neugeborenen." Die kurmainzische Gesellschaft der nützlichen Wissenschaften zu Erfurt ernannte ihn durch Uebersendung des Diploms zu ihrem Mitgliede. Diese Anerkennung seiner literarischen Leistungen bewog ihn, seine vieljährigen Untersuchungen über die Galle in einem selbständigen Werke zu verarbeiten. Es erschien 1785 unter dem Titel: „Neue Versuche zu einer wahren Physiologie der Galle" und erfreute sich nur günstiger Beurtheilungen von Sachkennern. Ein Jahr darauf erfolgte seine Beförderung als Physicus und Brunnenarzt zu Kissingen und Bocklet, deren Emporblühen der selbst kränkelnde und von Unterleibskrankheiten schwer heimgesuchte Fürstbischof Franz Ludwig sich sehr angelegen sein ließ. Goldwitz fand die frühere Gebrauchsweise der Mineralquellen zu Kissingen und Bocklet sehr fehlerhaft und gab seine motivirten Vorschläge für verbessertes Curverfahren. Zugleich ging der Fürst darauf ein, zu Bocklet neue Gebäude zu errichten, englische Spaziergänge und Alleen anzulegen, Abänderung an der Fassung der Quellen vorzunehmen, kurz dem Rathe des verdienten Arztes mit wohlwollendem Vertrauen zu entsprechen. Um die Ansichten anderer Autoritäten zu vernehmen, gab Goldwitz mehrmals in Zeit-

*) A. v. Schindel, Die deutschen Schriftstellerinnen des 19. Jahrh. 1. Bd. S. 166 fg. 3. Bd. S. 125. Neuer Nekrolog der Deutschen. 1837. 1. Bd. S. 259.

schriften die Verbesserungen an den beiden Curquellen Kissingen und Bocklet ausführlich an, z. B. in den Würzburger gelehrten Anzeigen 1793, Beilagen 73—82, dann in dem Journale von und für Franken 6. Bd. S. 464—483, bis er endlich alle seine zerstreuten Abhandlungen zu einer größeren Curschrift verarbeitete und im J. 1795 dem Publicum vorlegte: „Die Mineralquellen zu Kissingen und Bocklet nebst einem Plane der neuen Anlage zu Bocklet." Zu seiner „Physiologie der Galle" kam nach vier Jahren ein Pendant: „Ueber die Pathologie der Galle." (Bamberg 1789.)

Bei seiner Ernennung zum Physicus hatte er sich auch zur Begründung seines häuslichen Glückes im Mai 1786 mit der Tochter des fränkischen Kreisobersten, Fräulein Therese von Weigand, vermählt, welche Ehe jedoch kinderlos blieb. Er selbst erreichte ein 96jähriges Lebensalter und starb in Kissingen 1822.

Zu dem berühmten Flore Kissingens, welches jetzt zu einem Weltbade sich emporgeschwungen hat, wenigstens die ersten Grundsteine besserer Gestaltung gelegt zu haben — dies Verdienst wird auch die Gegenwart ihm nicht schmälern dürfen. (Dr. *Stenglein.*)

GOLDWITZER (Franz Wenzeslaus), ein fleißiger katholischer Theolog im Fache der Schrifterklärung und Patrologie, war zu Bamberg am 29. März 1778 geboren und führte zwar nur das geräuschlose stille Leben eines Landpfarrers, widmete sich aber in seinen Mußestunden eifrig dem Studium der heiligen Schrift und der heiligen Väter und theilte die Früchte seines Sammelfleißes in compendiarischer Form dem jüngeren Klerus in sehr verdienstvoller Weise mit.

Nachdem Goldwitzer auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt sich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen erworben, auch schon damals Vorliebe für die vaterländische Geschichte gewonnen, trat er im J. 1804 in das Ernestinische Klericalseminar zu Bamberg und wurde am 22. Sept. 1805 zum Priester geweiht, bald als Seelsorgergehilfe in die fränkischen Pfarreien Traustadt, Wartenfels und Nennkirchen am Brand abgesendet. Eine besondere Freude gewährte es ihm, talentvolle Knaben aus dem Landvolke zu unterrichten und wenn er an ihnen besondere Fähigkeit wahrgenommen, sie zum Studiren zu ermuntern. Unter diesen fand Goldwitzer einst einen sehr hoffnungsvollen Knaben seiner Pfarrei in einem kleinen Dorfe Hegles, aber sehr dürftig. Goldwitzer ließ mit Bitten nicht nach bei dessen Aeltern, bis sie sich endlich entschlossen, ihren Sohn auf die Studienanstalt in Bamberg zu schicken. Dieser so angelegentlich empfohlene Knabe war kein anderer, als der jetzige Erzbischof von Bamberg, Michael von Deinlein, welcher von Stufe zu Stufe an Talent und Charakter sich glänzend entwickelte, wodurch die Menschenkenntniß Goldwitzer's sich auf das Augenscheinlichste bewährte.

Am 26. Jan. 1817 wurde Goldwitzer auf die Pfarrei Büchenbach befördert, ganz in der Nähe der Universitätsstadt Erlangen gelegen. Diese günstige Gelegenheit, eine größere Bibliothek in seiner unmittelbaren Umgebung zu haben, benutzte Goldwitzer auf das Sorgfältigste und widmete alle Mußestunden, die ihm die Seelsorge übrig ließ, nützlicher literarischer Thätigkeit. Hatte er früher als Kaplan kleine zeitgemäße theologische Abhandlungen und specialhistorische Arbeiten geliefert, so erweiterten sich seine schriftstellerischen Uebungen zu größeren, selbständigen Schriften. Seine ersten Versuche datiren aus dem Jahre 1810: „Ein Paar Worte über die Frage: ist die Ehe nach dem Ausspruche Jesu und der Apostel in keinem Falle auflösbar?" beantwortet von einem Kaplan im Mainkreise. (Kulmbach.) Bald darauf erschienen in Batz und Brenner Theologischer Zeitschrift. 4. Bd. Heft 5. S. 345—359: „Einige Bemerkungen über die Abhandlung, Harmonie biblischer Stellen über die Unauflöslichkeit der Ehe." Als historische Versuche sind von ihm zu bemerken: „Geschichte des Marktes und Klosters Neunkirchen am Brand als Versuch einer Localgeschichte." (Erlangen 1814.) „Neue Chronik der ehemaligen Abtei Weißenohe Benedictiner-Ordens." (In Oken's Isis 1823. Heft X. S. 993—1041.) Da die erlanger Universitätsbibliothek besonders in der protestantischen Theologie reichhaltig besetzt ist, entschloß sich Goldwitzer, seine schriftstellerische Thätigkeit vorzugsweise der biblischen Exegese zuzuwenden und später in kirchenhistorischem Fortschritte auch das Gebiet der heiligen Väter zu betreten. Durch seine Studien wollte er vorzugsweise den jungen katholischen Theologen durch Sammlung eines reichhaltigen Materials, aus größeren Werken und in leicht übersichtlicher Ordnung verarbeitet, nützlich werden und diesen löblichen Zweck erreichte er auf anerkennungswürdige Weise vollkommen.

Von diesem Gesichtspunkte aus fanden die nachstehenden Compendien verdienten Beifall, indem stets die vollständigste Literatur zu weiteren Forschungen sorgfältig verzeichnet und die wichtigen Belegstellen aus den Quellen genau angeführt wurden. In dieser Art und Weise sind geschrieben: Compendium dogmatum christian. cathol. (Solisbaci 1824.) Bibliographie der Kirchenväter und Kirchenlehrer vom 1—13. Jahrh. (Landshut 1828.) Bibliographia dogmatica. (Solisbaci 1831, enthält nicht nur die reichhaltigste Literatur der einzelnen Schriften, sondern auch sogar Angabe der hauptsächlichsten Recensionen über die einzelnen Werke). Patrologie, verbunden mit Patristik, 2 Bände. (Nürnberg 1834.) Dieses Werk ist besonders für katholische Theologen sehr zweckmäßig eingerichtet, um sie in das umfangreiche Gebiet der heiligen Väter einzuführen und ihnen eine Uebersicht über die christliche Literatur der neun ersten Jahrhunderte zu geben, indem die voluminösen Benedictineransgaben in usum Delphini sehr praktisch ausgebeutet sind. Zuerst wird das Leben der heiligen Väter erzählt, dann ihre Schriften mit kurzer Angabe des Inhalts verzeichnet, die Charakteristik ihrer theologischen Anschauungsweise durch Belegstellen angegeben, endlich sind aus den reichhaltigen Indices der Maurinereditionen sachdienliche Auszüge beigegeben. Die mühsame Bearbeitung, mit wahrem Ameisenfleiße vollzogen, verdient die vollste Anerkennung. Seine exegetischen Arbeiten belebten bei den jungen katholischen Theologen das

Studium der hebräischen Sprache: Die Klagelieder des Propheten Jeremias. Aus dem Hebr. mit kritischen Anmerkungen. (Sulzb. 1828.) Die Psalmen metrisch nach dem Parallelismus des Hebräischen. (Sulzb. 1827.) Der Prophet Hosea. (Landshut 1828.)

Goldwitzer starb im J. 1840 als Pfarrer zu Biburg in der Diöcese Augsburg. (D. *Stenglein.*)

GOLE (Jacob, nicht Jan, wie er gewöhnlich, aber fälschlich, in den Kunstgeschichten genannt wird), ein berühmter Zeichner, Kupferstecher und Kunsthändler, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er im J. 1660 zu Amsterdam geboren wurde und daselbst um das J. 1737 starb. Von seinen zahlreichen Werken, welche alle, weil sie Copien berühmter niederländischer Originale sind, immer Werth behalten müssen, werden die gestochenen höher geschätzt als die in schwarzer Manier; die berühmtesten und gesuchtesten aber sind: Friedrich Wilhelm der Große, Kurfürst von Brandenburg, Büste (in schwarzer Manier); Bildniß des Landgrafen Karl von Hessen (Hauptblatt, gestochen 1696); Wilhelm, König von England, Kniestück in Rüstung nach Rigaud (seltenes gestochenes Blatt); Karl XI. von Schweden (gestochen 1685); der unglückliche Großvezier Kara-Mustapha (gestochen); Ludolph Backhuysen, berühmter Marinemaler (Schwarzkunst); Les héros de la ligue, ou la procession monacale, conduite par Louis XIV., pour la conversion des protestans de son royaume (Paris 1691.), 19 kleine Blätter; Rippert von Greenendyck, Bürgermeister von Leyden, auf einem Armstuhle sitzend (sehr seltenes Blatt); Adam und Eva von der Schlange verführt und aus dem Paradiese vertrieben (zwei gestochene Blätter nach Rafael); die heil. Magdalena nach G. Schalken (Schwarzkunst); das Mädchen, welches einem Mönche beichtet, nach Smith; de Quakers Vergaderinge (Quäkerversammlung) nach Hemskerk dem Jüngern (Schwarzkunst); die fröhliche Wirthin, nach N. Brakenburg (Schwarzkunst); die junge Dame mit dem Fächer nach G. Schalken (Schwarzkunst); der Holländer auf dem Eise nach C. Dusart; der Raucher und seine Frau; der Trictracspieler und der Freund von Bacchus und Venus (drei Blätter); die singende Dame neben dem Manne, welcher die Violine spielt, nach G. Metzu, und ein junger Mann, der beim Lampenlichte den Kopf der Venus zeichnet, nach G. Schalken (Schwarzkunst). Gole's Monogramm ist ein von einem G umschlossenes J., kommt aber nur selten vor *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLEGA, ein Flecken im Königreiche Portugal, im Bezirke Santarem der Provinz Estremadura, südsüdwestlich bei Thomar. Der Flecken zählt 2800 Einwohner, hat bedeutende Olivenpflanzungen und einen stark besuchten Markt. (*H. E. Hössler.*)

GOLEIN [1]) (Jean), französischer Theolog, im J. 1320 zu Basqueville, einem Marktflecken bei Dieppe in der Normandie (dem jetzigen Departement der Nieder-Seine) geboren, trat nach der Beendigung der nöthigen Vorbereitungsstudien in den Karmeliterorden und wurde schon nach einigen Jahren Prior des Karmeliterklosters zu Rouen. Im J. 1354 ernannte ihn das zu Perpignan tagende Generalcapitel zum Professor der Theologie zu Paris und später erwählte ihn der Orden zu seinem Provinzial in Frankreich. Golein war auch als Schriftsteller sehr thätig; seine in lateinischer Sprache geschriebenen Werke, ein Commentar über die Sentenzen des Petrus Lombardus (Super IV libros Magistri Sententiarum), über das Meßopfer (Super officio missae) und eine Sammlung von Abhandlungen über verschiedene Streitfragen (Quaestiones variae), standen bei seinen Zeitgenossen in großem Ansehen [2]), blieben aber ungedruckt und sind jetzt vergessen. Als desto wichtiger für die Geschichte der französischen Sprache müssen dagegen seine früher wenig beachteten französischen Uebersetzungen berühmter theologischer Werke betrachtet werden. Bis jetzt sind von ihm herrührende französische Bearbeitungen des Buches des Aegidius Colonna: De regimine principum, der Institutiones monasticae Cassian's, einer Geschichte der Päpste und des Rationale divinorum officiorum von Guillelmus Duranti durch die in den öffentlichen Bibliotheken Frankreichs aufbewahrten, zum Theil prachtvoll ausgestatteten Handschriften bekannt geworden [3]), aber nur die Uebersetzung des Rationale (Paris 1503. fol., wiederholt Paris 1513. fol.) gedruckt [4]). Golein arbeitete sie im J. 1372 auf Befehl des Königs Karl V. und die Ueberreichung des fertigen Werkes durch den Verfasser ist in einem schönen Bilde einer Handschrift der kaiserlichen Bibliothek dargestellt [5]). Der Uebersetzer hält sich übrigens so wenig genau an das Original, daß man bei seiner Uebersetzung des Buches des Aegidius Colonna: De regimine principum annehmen zu müssen glaubte, er habe nach einem von dem Verfasser umgearbeiteten Texte gearbeitet, obgleich dieses keineswegs der Fall ist. Das achte Buch des Rationale, welches chronologische Bestimmungen enthält, hat er nicht übersetzt, weil er dies den Astronomen, welche bessere Kenntniß von dieser Sache haben, überlassen will, dagegen hat er an andern Stellen schätzbare Zusätze und namentlich ein höchst werthvolles Capitel über die Ceremonien bei der Krönung der franzö-

*) G. K. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 268 fg. Desselben Monogrammisten. 2. Bd. S. 1082. J. Heller's Handbuch für Kupferstichsammler S 272 fg.

1) Zuweilen auch, jedoch unrichtig, Golem, Golain und Goulain geschrieben.

2) *J. Trithemius*, De scriptoribus ecclesiasticis c. 650. *J. A. Fabricii* Bibliotheca latina mediae aetatis, ed. *Mansi.* Tom. IV. p. 80. 3) Näheres über diese Handschriften theilt Alex. Paulin Paris in seinem für die Handschriftenkunde höchst werthvollen Werke: Les Manuscrits français de la bibliothèque du Roi, leur histoire etc. (Paris 1836. 8.) Tom. II. p. 55 seq. 59 seq. 223 seq. Tom. IV. p. 101. Tom. V. p. 65 seq. mit. 4) Der für die Geschichte des Buches nicht unwichtige Titel lautet: Le racional des diuins offices . . . a este translate de latin en francoys ce present liure Lan Mil cce. lxxii a la requeste de tres saige prince Charles le quint roy de france et veu et corrige par nulcuns docteurs de paris. Am Ende: Cy fine le rational . . nouuellement imprime a Paris le xviii jour de juillet Lan mil cinq cens z iii pour Anthoine Verard. 315 Bll. in 2 Col. 5) Mitgetheilt von Vern. de Montfaucon in den Monumens de la Monarchie françoise. Tom. III. p. 35. Tab. IX.

fischen Könige beigefügt, weshalb man ihm seine sehr zahlreichen und oft lächerlichen Uebersetzungsfehler[6]) wol nachsehen darf. Golein, welcher trotz dieser Oberflächlichkeit als ein sehr gelehrter und scharfsinniger Mann gerühmt wird und auch als ein vorzüglicher Kanzelredner galt, starb im J. 1403 zu Paris[7]). (*Ph. H. Külb.*)

GOLEK-BOGHAZ, ein stark befestigter Gebirgspaß an der Südseite des 10,000 Fuß hohen Taurus (Bulghar-Dagh), 3550 Fuß über dem Meeresspiegel, in dem türkischen Sandschak Adana nördlich von Tarsus. Die Befestigungen sind angelegt zur Vertheidigung der Straße nach der Provinz Karaman. (*H. E. Hössler.*)

GOLEON DE LA GRAVE, ein 11,700 Fuß hoher Berg in den cottischen Alpen, in dem französischen Departement Hautes-Alpes unter 45° 6′ 12″ nördl. Br. und 3° 59′ 24″ östl. L. von Paris. (*H. E. Hössler.*)

GOLETI oder GOLLETTI (Antonius), Theolog, aber auch guter Philolog und Dichter, geboren um das Jahr 1607 zu Attignat, einem Städtchen der ehemaligen burgundischen Landschaft Bresse im jetzigen Ain-Departement, wahrscheinlich in sehr hohem Alter zu Lyon gestorben. Daselbst war er bereits seit 1627 Mitglied des Ordens der Jesuiten, deren Unterrichtsanstalten er seine vielseitige Bildung — denn auch als Botaniker und Arzt hatte er einen Namen — zu verdanken hatte, denen er dann auch wieder sein ganzes Leben, zuerst als Lehrer der Rhetorik und schönen Künste, dann als solcher der Philosophie und Theologie, zuletzt als Studienrector des Collèges der Jesuiten zu Lyon widmete. Als gewandten und gern gelesenen Dichter in lateinischer und französischer Sprache machte er sich durch seine: Musae Attiniacenses sive Carminum libri VI (Lugd. 1657. 12.) und durch den poetischen Anhang zu seiner castrirten Ausgabe des Martial: Selecta Martialis epigrammata quae Ant. Golleti exemit ex impudicitiae coeno (Lugd. 1675. 12.) bekannt. Im eleganten Gebrauche der französischen Sprache war er seiner Zeit weit vorausgeeilt und namentlich enthalten seine Epigramme viel feine und witzige Gedanken. Als Beweis dafür darf sein Epigramm auf Pilatus gelten:

> Quand Pilate voulut accorder la requête,
> Qui portait à la mort le sauveur des humains,
> Au lieu de lui laver les mains
> Il lui fallait laver la tête.

Auch zunächst für Schulzwecke waren seine: Symposii poëtae veteris aenigmata, quibus A. G. notas breves adjecit (Lugd. 1675. 12.) und: Horatii puriores odae cum observationibus (ibid. 1676. 12.) bestimmt. Erst nach seinem Tode traten: Les Remèdes choisis de l'herboriste d'Attignat — sowie: Les oeuvres médicinales de l'herboriste d'Attignat (Lyon 1690. 12.; die letzte Schrift in drei Bändchen) hervor. Aus Unkenntniß des Sachverhältnisses ist später der Ortsname Attignat zu dem des Verfassers dieser Schrift umgestempelt worden. Im Manuscripte wird von Goleti in der Stadtbibliothek zu Lyon ein lateinischer Commentar zu Juvenal's Satyren aufbewahrt; Jules Baur, Archivist des Departements de l'Ain, ist im Besitze eines autographischen Manuscripts von Goleti, welches nach seiner Angabe unter dem Titel: Paradisus liliorum „une vie des Saints de la maison royale de France" enthält*). (*J. E. Volbeding.*)

GOLFE DU LION, nicht Golfe de Lyon, heißt der große Meerbusen Frankreichs am mittelländischen Meere nach den gangbaren Erklärungen davon, weil die Schiffe von den heftigen Stürmen und Bewegungen des Meeres, denen die seichte Küstengegend ausgesetzt ist, oft verschlungen werden wie der Raub von einem Löwen. Nach Malte Brun hieß dieser Meerestheil schon im Mittelalter Mare Leonis, und schon deshalb kann der Name nicht von der Stadt Lyon hergeleitet werden, die ohnedies ziemlich weit von der Küste im Innern des Landes liegt. (*H. E. Hössler.*)

GOLFETE-DE-CORO, die von der Halbinsel Paraguana gebildete östliche Bucht des Busens von Maracaibo, an deren Südostseite die Stadt Coro liegt. (*H. E. Hössler.*)

GOLFSTROM. Die unter dem Namen Golfstrom bekannte Meeresströmung des atlantischen Oceans ist jedenfalls nur ein Arm oder eine Fortsetzung einer größeren Strömung, welche beim Cap St. Roque beginnt, nach den Antillen hin treibt und mit solcher Macht an der Mündung des Amazonenstromes vorüberzieht, daß man mittels desselben in fünf Tagen von Surinam nach den Antillen, selbst gegen den heftigsten Wind, gelangt, während zu der Fahrt in entgegengesetzter Richtung vier bis acht Wochen nöthig sind. Dieser Strom bewegt sich mit außerordentlicher Schnelligkeit an den Mündungen des Orinoko vorüber zwischen dem Festlande und der Insel Trinidad durch den Kanal del Sur in den Golf von Paria und von da nordwärts durch den Drachenschlund. Nordwestlich von Trinidad trifft sie mit der von Osten heranziehenden Umschwungströmung zusammen und erlangt dadurch eine solche Gewalt, daß es unmöglich ist, dagegen zu schiffen. In solcher Heftigkeit treibt die Strömung längs der Küste von Mittelamerika wie in einem Wirbel fort, durch den Meerbusen von Mexico und weiter hin zwischen der Südspitze von Florida und der Insel Cuba hindurch gegen die östlich vorgelagerten Bahamainseln. Hier nun theilt sich die Strömung so, daß ein Arm an der Insel Cuba entlang nach Südosten zieht und sich in den Klippen verläuft. Dies ist der sogenannte alte Bahamakanal der Karten des 16. und 17. Jahrhunderts, über welchen die ältesten Notizen sich in

6) So übersetzte er die ersten Worte der Einleitung: „Guillelmus, sanctae Mimatensis ecclesiae *sola Dei* patientia dictus episcopus" auf folgende Weise: „Guillaume, évêque de Mende, surnommé *Galadei*." Vergl. Histoire littéraire de la France. Tom. XX. p. 482. 7) *A. F. Gautier*, Notice sur J. Golein in den Memoires de l'Académie de Bordeaux. 1847. p. 393. Biographie générale. Tom. XXI. p. 118.

*) Man vergl. *Depéry*, Biographie de l'Ain. Tom. I. p. 111 — 113 und den Artikel über ihn in der Biographie universelle. Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 120.

dem Tagebuche des berühmten Seefahrers Ponce de Léon vom 21. April 1512 findet. Der andere Arm treibt nordwärts zwischen der Halbinsel Florida und den Bahamainseln hindurch und dieser Arm ist der eigentlich sogenannte Golfstrom, der namentlich seit Benjamin Franklin, welcher den Namen zuerst gebrauchte und eine von dem Seefahrer Folger gezeichnete Karte der Strömung veröffentlichte, Gegenstand sorgfältiger und genauer Beobachtungen geworden ist, wiewol auch diese Strömung früher den Namen Bahamakanal geführt hat, wie sich auf einer im britischen Museum aufbewahrten Karte von 1580 ergibt, auf der es heißt: Canalis Bahama versus septemtrionem semper fluit. Alexander von Humboldt sagt von ihm in den Ansichten der Natur: „Hier bilden die Wasser, was die Seefahrer den Golfstrom nennen, einen Fluß warmen, sich rasch fortbewegenden Wassers, der sich in diagonaler Richtung immer mehr und mehr von der Küste von Nordamerika entfernt. Schiffe, welche von Europa aus nach dieser Küste bestimmt und ihrer geographischen Länge ungewiß sind, orientiren sich, sobald sie den Golfstrom erreichen, dessen Lage durch Franklin, Williams und Rennell genau bezeichnet worden ist. Von 41° nördl. an wendet sich dieser Streifen warmen Wassers, der an Schnelligkeit allmälig abnimmt, zugleich aber immer breiter und breiter wird, gegen Osten. Ja, ehe er die westlichen Azoren erreicht, theilt er sich sogar in zwei Arme, von denen einer, wenigstens zu gewissen Jahreszeiten, sich nach Irland und Norwegen, der andere aber gegen die kanarischen Inseln und gegen die westliche Küste von Nordafrika wendet. Durch diesen atlantischen Wirbel, den ich an einem anderen Orte (im ersten Bande meiner Reise nach den Tropenländern) umständlicher geschildert, wird es erklärbar, wie, trotz der Passatwinde, Stämme der südamerikanischen und westindischen Cedrela odorata an die Küste von Teneriffa können angeschwemmt werden. Ich habe in der Nähe der Bank von Neu-Foundland viele Versuche über die Temperatur des Golfstromes gemacht. Er bringt mit großer Schnelligkeit die warmen Gewässer der niedrigen Breiten in nördliche Regionen. Daher ist die Temperatur des Stromes um zwei bis drei Réaumur'sche Grade höher als die des angrenzenden unbewegten Wassers, welches gleichsam das Ufer des Flusses bildet."

Seit namentlich James Rennell in seinem zu London im J. 1832 erschienenen Werke: An investigation of the Currents of the Atlantic Ocean etc. die früheren Beobachtungen sorgfältig gesammelt, unter sich verglichen, als unzulänglich nachgewiesen und die Betheiligung der Regierungen als nothwendig dargethan hat, ist mit der im J. 1845 beginnenden amerikanischen Küstenvermessung eine genauere Untersuchung des Golfstroms verbunden, deren Hauptaufgabe die Bestimmung der thermischen Verhältnisse in der Tiefe ist.

Die höchste Temperatur des Golfstromes findet sich an der Oberfläche desselben und beträgt 86° F., ist demnach 9° höher als die des Oceans je nach der Breite. Wenn die Breite um 10° wächst, so verliert der Strom 2° an der Temperatur, doch tritt ein Wechsel der oceanischen Isothermen je nach den Monaten ein, so steigt die Isotherme von 60° F. im September zwischen 25° und 30° westl. L. bis zu 50° nördl. Br., im October erreicht sie nur 50° nördl. Br. und im November geht sie auf 47° oder 45°, im December und Januar sogar bis 40° nördl. Br. zurück. Wer den Golfstrom in 37° 22′ nördl. Br. und 71° 26′ westl. L. durchschneidet, findet die Temperatur des Wassers an der Oberfläche 66°, die der Luft auf dem Wasser 54°—77° und 56° die der Luft. Zugleich haben die neueren Untersuchungen gelehrt, daß der Golfstrom aus mehren parallelen Bändern besteht, die auf den kalten Wassern einer Polarströmung ruhen und von denselben umgeben sind. Diese Scheidung in warme Bänder hat man besonders deutlich in größeren Tiefen gefunden und von Cap Cannaveral an mit Bestimmtheit erkannt. Das wärmste Band, welches man die Achse des Golfstromes nennt, hat unmittelbar an seiner Seite das kälteste Wasser. Die Abnahme der Temperatur nach der Tiefe hin findet in einem geometrischen Verhältnisse statt, doch haben die Winterbeobachtungen eine große Unregelmäßigkeit in diesem Gesetze der Temperaturabnahme gezeigt. Die Tiefe des Golfstromes ist sehr verschieden, zwischen Cap Florida und Bemini wird sie von Maury zu 500 Faden, nach neuren Forschungen zu 370 Faden angegeben; in den nördlichen Sectionen bis nach Charleston fand man unter den kalten Bändern und östlich vom Golfstrome bei weniger als 600 Faden Boden. In den warmen Bändern dagegen und nördlich von Charleston hat man mit dem Senkblei in Tiefen von 600—1200 Faden keinen Boden berührt. Die geringe Tiefe unter den kalten Bändern hat Veranlassung zur Annahme unterseeischer Gebirgsketten gegeben, vielleicht den Apallachischen ähnlich. Auch hat man beobachtet, daß die Oberfläche des Golfstromes dachförmig gestaltet ist, höher in der Mitte und niedriger an den Seiten.

Auf der großen Bank von Neu-Foundland trifft der Golfstrom auf eine aus der Baffinsbai kommende, ebenso schnelle und ebenso starke Gegenströmung und wird durch diese Bank, die vielleicht den beiden Strömungen ihre Entstehung verdankt, von derselben geschieden. Der nördliche Strom des Eiswassers wirkt bei seinem Vordringen nach Süden beträchtlich auf die Verminderung der Temperatur der Nordostküste von Nordamerika und macht dieselbe unwirthlicher, als sie wol sonst sein würde. Hier bildet sich nun auch ein unterseeischer Strom kalten Wassers, der in die tropischen Gegenden hinabzieht. Am Aequator hat man einen solchen 200 Meilen breiten Strom beobachtet und sein Wasser 23° kälter gefunden als das der Oberfläche; auch im karibischen Meere fand man in geringer Tiefe eine der Temperatur Spitzbergens ähnliche Temperatur und schloß daraus, daß ein Arm dieser kalten Strömung auch in das karibische Meer eindringe. Die Wässer der bei Neu-Foundland sich treffenden Gegenströmungen, das kalte des nördlichen und das warme des Golfstromes, bleiben auf 1000 Meilen weit von einander geschieden und der Golfstrom treibt in seinem Kanale fort.

Ein Hauptarm des Golfstromes wendet sich von

Neu-Foundland aus zunächst von Südwesten nach Nordosten und dann nach Nordnordosten nach der nordwestlichen Küste Europa's und führt derselben durch seine warmen Wasser eine höhere Temperatur zu, als sie nach ihrer geographischen Breite haben könnte, biegt dann um das norwegische Nordcap in den arctischen Ocean, in welchem er wahrscheinlich eine Umschwungsbewegung des Wassers bewirkt, sodaß derselbe wieder in den atlantischen Ocean zurücktreibt. — Kein Land und insbesondere keine Küste der Erde hat ein im Verhältnisse zur geographischen Breite so mildes Klima als Norwegen. In Hardanger beträgt die mittlere Jahrestemperatur bis 6° R., in Drontheim bis 4° und selbst am Nordcap steht sie über dem Nullpunkte. Das Land bringt Gewächse hervor, die man in anderen Welttheilen nur in südlicheren Zonen wiederfindet. Gerste wird bis zu 70°, Roggen bis zu 69°, Weizen bis zu 64° angebaut, den Kirschbaum trifft man bis an den Polarkreis und seine Obstsorten von Aepfeln, Birnen sogar noch im Stifte Drontheim. Man hat nun in Norwegen selbst die Ursache dieses milden Klima's zwar nicht ausschließlich doch hauptsächlich in der Einwirkung des Golfstromes gesucht und führt als Beweise für die Existenz desselben an den norwegischen Küsten das Antreiben ausländischer, namentlich tropischer Früchte und anderer Gegenstände, sowie das Vorkommen mancher Fischarten an. Es werden an allen Stellen der nordwestlichen Küste Norwegens beträchtliche Mengen Zimmerholz, höchst wahrscheinlich von Amerika herüber, angeschwemmt und bei der Insel Röst (67° 30′ nördl.) wird oft eine Menge Mahagoni gefunden, welches vermuthlich aus der Hondurasbai gekommen ist. In der Nähe von Tromsö sind insbesondere Campechebäume von 60—80 Fuß Länge gefunden worden. Unter den anschwimmenden Früchten werden namentlich aufgeführt die Hülsen der Cassia fistulosa, die nierenförmige Wurzel des Anacardium occidentale, die Frucht der Cucurbita lagenaria, Piscidia und Cocos nucifera. Auch finden sich eine Menge Fischarten sowol als Schalthiere und Mollusken, welche einen gewissen Wärmegrad des Meerwassers bedürfen und daher in kälteren Meereszonen nicht fortkommen, bei Norwegen bis 20 Breitengrade nördlicher, als an den nordamerikanischen und nordasiatischen Küsten, unter den Fischen namentlich die Gattung Cheironectes, deren Arten sonst nur in den wärmeren Gegenden des atlantischen Oceans in den Massen des Sargasso und anderer Fucusarten, z. B. bei Jamaica, umherschwimmen.

Der gegen die Azoren und die nordwestliche Küste Afrika's ziehende Arm des Golfstromes macht durch sein heftiges Andrängen nach der Küstenstrecke zwischen der Straße von Gibraltar und dem weißen Vorgebirge die Schiffahrt, namentlich im Sommer, in diesen Gegenden gefahrvoll.

Da die Arbeiten der Küstenvermessungen noch in vollem Gange sind, so dürfen wir noch vielen wichtigen Aufschlüssen, namentlich auch über die eigentliche Ursache dieser interessanten Erscheinungen, entgegensehen, über welche bisher verschiedenartige Vermuthungen aufgestellt worden sind. (*H. E. Hössler.*)

GOLGASDRUCK. GOLGASFABRICATION. Die älteste Art des Wollenzeugdrucks ist die sogenannte Golgasfabrication, eine Gattung dichten Flanells, bei der die Fäden gut gedreht sein müssen, damit die Oberfläche so viel als möglich glatt erhalten wird. Zur Darstellung dieses Druckes gehören Formen, die durch und durch ausgeschnitten und von der Breite des Gewebes sind; jede derselben muß doppelt vorhanden sein. Zwischen diesen beiden Formen wird der Flanell stark eingepreßt und sodann die heiße Farbe eingegossen, von der das, was nicht mit der Faser in Verbindung tritt, sondern durchläuft, in einem untergestellten Gefäße sich sammelt. Hierauf wird die Presse abgenommen, der mit Farbe imprägnirte Theil vorgeschoben, die Formen nach obiger Vorrichtung wieder angepaßt u. s. w., bis zur Vollendung des Stück Zeuges, das sodann abgetrocknet und ausgewaschen wird und nach dem Wiederabtrocknen die geeignete Appretur für den Verkauf erhält.

Die Flanelle für den Golgasdruck werden, ehe sie in die Presse kommen, zuvor angesotten. Zu blauen Mustern geschieht dieses in einem Bade von Alaun und Weinstein, worauf der Guß mit einer verdünnten siedheißen Auflösung von Indigo in Schwefelsäure gegeben wird.

Bei hellrothen Mustern werden die Zeuge ebenso angesotten; als Guß aber gebraucht man eine aus Cochenille und Wau oder Quercitronrinde bereitete Farbebrühe.

Um grüne Muster zu erhalten, färbt man den Flanell vorher gelb und macht dann den Guß mit einer Indigoauflösung. Will man violette Farben erzeugen, so werden die angesottenen Zeuge mit einer Farbebrühe von Campeche- und Brasilienholz in der Form begossen. Braune Farben gibt ein Guß mit einer Farbebrühe von Campecheholz und Kupfervitriol.

Nach dem Drucke und Abtrocknen werden die Zeuge in fließendem Wasser gut gespült, abgetrocknet und gepreßt. Niemals aber erscheinen die Farbemuster scharf abgeschnitten, sondern immer an den Kanten auseinandergeflossen. Um das letztere mehr zu verhindern, ist es gut, wenn man nach dem Farbeneguß sehr heißes Wasser in die Formen nachgießt, wodurch die überflüssig angehäufte Farbe weggespült, so dem Austreten derselben vorgebeugt und selbst auch die Farbe mehr mit dem Wollenzeuge befestigt wird.

Die lange Geheimhaltung dieser örtlichen Färberei mag die Ursache sein, warum in diesem Verfahren keine Verbesserung stattgefunden hat, sondern es beständig bei Erzeugung grober unförmiger Muster geblieben ist. Würde man statt der hölzernen Formen ausgeschnittene Bleiplatten nehmen und sich zur Pressung der hydraulischen Pressen bedienen, die in den Bandanasfabriken verwendet werden, so würde man dieses Fabricat um so reiner und vollständiger darstellen können.

An den Golgasdruck reiht sich auch der Beryll- oder erhabene Druck an, welcher fast ebenso alt als jener ist. Für den erhabenen Druck werden die schafwollenen Gewebe nicht angesotten, sondern in ihrem gewöhnlichen Zustande verwendet. Die Formen zum Be-

ryldruck bestehen in erhabenen Messingfiguren, mit welchen die fertigen Farben durch Weizenstärke oder Gummi verdickt unter einer heißen Presse eingedruckt werden, jedoch ohne Wiederabsonderung des Verdickungsmittels, daher die farbigen Muster auf dem Zeuge immer erhaben erscheinen.

Die Aufdruckfarben für den erhabenen Druck, welche aus Absuden von Cochenille, Fernambukholz, Campecheholz, Quercitronrinde u. s. w. bestehen, werden gewöhnlich mit Alaun zu Roth und Violett und mit Eisenvitriol für Schwarz entwickelt. Die in Messing gearbeiteten Formen für den Beryldruck sind gemeiniglich länglich viereckige Tafeln, von 4 Fuß Länge und 2 Fuß Breite. Die ganzen Stücke werden nach und nach gedruckt, sie laufen während der Arbeit über eine Walze; ihre Breite beträgt eine kleine Elle, ihre Länge aber 28—30 Ellen.

Das Drucken geschieht auf folgende Art: Man bringt das Modell, nachdem es mit der durch Gummi verdickten Farbe eingerieben ist, auf die heiße Platte eines von Hinten geheizten Ofens, zieht die zu druckende Waare, der man vorher auch eine Grundfarbe geben kann, darüber her, bedeckt sie sodann mit einem feuchten wollenen Tuche und schraubt auf sie die leicht bewegliche Schraubenpresse, die über dem Ofen steht.

Der Teller der Presse ist so groß wie die Ofenplatte und das Ganze gleicht einer Buchdruckerpresse. Da die Platte sehr heiß wird, so muß man sie nach jedem Drucke herausnehmen und in Wasser eintauchen. Es befindet sich hierzu der Presse gegenüber ein Wasserbehälter. Das Eintragen der Farbe geschieht mit der Hand; der Ueberfluß wird mit feinen Buchenholzspänen, dergleichen sich die Schuhmacher zum Einlegen der Sohlen bedienen, hinweggenommen; man nennt sie daher Abstreichspäne. Ist so das ganze Stück Zeug durchgedruckt, so nimmt man die harte, gleichsam auf dasselbe gebackene und hervorragende Farbe, die das eigentliche Gefärbte deckt, mit einem Besen hinweg. Dieser Besen ist von feinem getrocknetem Holze und gleicht denjenigen Besen, die man zum Reinigen der Billarde gebraucht; nur ist er etwas größer. In diesem Zustande erhält die gedruckte Waare die Appretur durch Pressen. Will man ihr noch Zierathen geben, z. B. runde gelbe Dupfen, so werden dieselben nach dem Ablehren durch verdünnte Salpetersäure gegeben. Es geschieht dies mit einem Hölzchen.

Die Grundfarben des Berylls müssen lebhaft sein, hellblau, hellgrün, gelb, hellbraun, hellroth, carmoisin, gemeines Ziegelroth und hellschwefelgelb sind die gesuchtesten Nüancen. Diese Gattung Druckwaare wurde in früheren Zeiten in Mühlhausen in Thüringen durch die Gebrüder Lutteroth in großen Quantitäten verfertigt und in bedeutenden Partien nach Amerika versendet. In Nördlingen verfertigten diese Druckfabricate Kiederlin und Hochstetten.

In der neuern Zeit hat der erhabene Druck wesentliche Verbesserungen in seiner Darstellung erlangt. Rheins u. Comp. in Paris haben statt der Platten Cylinder eingeführt, wodurch das Druckverfahren vereinfacht und das früher ausgeübte Ansetzen der Platten, durch welche häufig Absätze beim Drucken zum Vorschein kommen, ganz beseitigt wird.

Nach diesem verbesserten Verfahren wird mit Hilfe einer gleichen Anzahl von Arbeitern eine dreimal größere Menge von gedruckten Zeugen erzielt, wobei überdies auch die beim Drucken angewendeten Decken nicht mit jedem Tage ausgesotten zu werden brauchen, und da dieses Aussieden mit demselben Feuer geschieht, welches zur Zubereitung der Farben und zum Heizen des Cylinders dient, so ergibt sich dabei noch eine bedeutende Kostenersparniß.

Nach einem solchen Verfahren werden außer schafwollenen Geweben auch Baumwollen- und seidene Sammetstoffe in den mannichfaltigsten Dessins colorirt. In der pariser Industrieausstellung im J. 1839 hatten Rheins u. Comp. unter andern Erzeugnissen auch griechische Mützen, dann Meubelstoffe und Gilets auf Sammet in erhabenem Drucke ausgestellt, welche allgemeinen Beifall erregten. (*v. Kurrer.*)

GOLGOI, auch Golgos, Golgon und Golgion (*Γολγοί, Γολγός, Γολγών* und *Γόλγιον*), eine Stadt auf der Insel Kypros, wahrscheinlich auf der Ostseite, und zwar in der Nähe des Vorgebirges Idalion, obgleich dieses nicht bestimmt nachgewiesen werden kann. Golgoi war eine jener berühmten und weithin bekannten Stätten des Aphroditecultus auf Kypros, ob älter als der Cult zu Paphos, ist zweifelhaft. Der Name Golgoi soll von dem Sikyonier Golgos, welcher hier sich mit einer Niederlassung angesiedelt habe, stammen. *Steph. Byzant.* V. p. 210. ed. *Meineke*: *Γολγοί, πόλις Κύπρου, ἀπὸ Γόλγου τοῦ ἡγεσαμένου τῆς Σικυωνίων ἀποικίας· λέγεται καὶ Γόλγιον, οὐδετέρως, ἀφ' οὗ Γολγία ἡ Ἀφροδίτη· τὸ ἐθνικὸν Γόλγιος καὶ Γολγία καὶ Γολγίς. Theokrit.* XV, 100: *δέσποιν' ὦ Γολγώς τε καὶ Ἰδαλίων ἀγίλλασας.* Die Scholiasten dazu haben aus Golgos einen Sohn der Aphrodite und des Adonis gemacht. W. H. Engel (Kypros I. S. 145—147) hat die Ansicht Münter's widerlegt, welcher aus Pausanias VIII, 5, 2: *τέως δὲ ἡ θεὸς παρὰ Κυπρίων τιμὰς εἶχεν ἐν Γολγοῖς καλουμένῳ Χορίῳ* gefolgert hatte, daß Paphos früher Golgos geheißen habe. Golgos war also eine Gründung der Sikyonier und bezeugt gegenseitige freundliche Verhältnisse. Vergl. Curtius, Peloponnesos. 2. Bd. S. 484. Plinius (V, 35) zählt Golgi zu den bedeutenden 15 Städten der Insel. Lykophron (V. 589) nennt Kypros das Land der Herrscherin von Golgoi (*Γόλγων ἀνάσσῃ* nennt er die Aphrodite). Vergl. Engel, Kypros I. S. 147. Nach den Angaben des Suidas und des Harpokration hatte auch Xenagoras in seinem Werke über die Inseln die Stadt Golgoi auf Kypros erwähnt.

(*Krause.*)

GOLGOTHA (*Γολγοθᾶ*) wird im neuen Testamente der Ort genannt, an welchem Christus gekreuzigt wurde. Daß derselbe außerhalb der Stadt lag, geht hervor aus den Stellen Matth. 27, 33; Marc. 15, 22; Joh. 19, 17; Hebr. 13, 12; daß es ein Platz in der Nähe von Jerusalem war, aus Joh. 19, 20; daß das Grab, in welches der Leichnam gelegt wurde, in einem

an dem Orte befindlichen Garten ausgehauen war, bemerkt nur Joh. 19, 41. Das Wort ist das aramäische גלגלתא und mit Ausstoßung des zweiten ג aus גלגלתא entstanden (dieselbe Ausstoßung zeigt das arabische جَلَجَة, während das Syrische das erste ג aufgibt: ܓܘܠܓܘܠܬܐ [Gogulto]) und heißt „Schädel." Matthäus, Marcus und Johannes verdolmetschen es durch *χρανίου τόπος*, während Lucas an der betreffenden Stelle (23, 33) den Ort nur *κρανίον* nennt. Nach der ersteren Uebersetzung hat man es gewöhnlich durch „Schädelstätte" übertragen, was einen falschen Sinn gibt, wenn man darin die Bezeichnung eines Richtplatzes von den etwa herumliegenden Schädeln findet. Abgesehen davon, daß der durch das Gesetz sanctionirte Widerwille der Juden gegen alles Todte schwerlich das offene Herumliegen von Schädeln und anderem Todtengebein geduldet haben wird, liegt diese Bedeutung gar nicht in *κρανίου τόπος*; es müßte wol *κρανίων τόπος* heißen. Der Name des Ortes war also einfach, wie Lucas ihn auch überliefert, „Schädel" und wahrscheinlich von der einem Schädel ähnlichen Gestalt eines Hügels hergenommen. — Eine genauere Bestimmung der Lage dieses Hügels findet sich weder im neuen Testamente, noch in einer andern gleichzeitigen Quelle, und auch die Tradition der ersten Jahrhunderte enthält darüber Nichts; erst unter Constantin glaubte man die Stelle wieder aufgefunden zu haben und der Kaiser ließ eine Kirche darüber bauen, welche, wiewol mehrmals durch Feuer zerstört (zuletzt 1808), immer wieder auferbaut wurde und jetzt bis auf einzelne Kleinigkeiten so besteht, wie sie von den Kreuzfahrern aufgeführt wurde. Ob unter Constantin das wirkliche Golgotha wieder aufgefunden sei, darüber ist in neuerer Zeit viel hin und her gestritten worden, ohne daß man darüber bereits zu einem völlig sicheren Resultate gelangt ist. Vergl. den Art. Grabkirche. (*Haarbrücker.*)

GOLIATH (nach semit. Etymologie entweder exilium und concret exul oder calvities und concret calvus) war der Name eines Riesen von philistäischem Stamme aus der Stadt Gath, von welchem (1 Sam. 17, 4 fg.) erzählt wird, daß er in einem Streite der Philister mit den Israeliten als Zweikämpfer herausgetreten sei und einen Israeliten zum Zweikampf aufgefordert habe, von dessen Ausfall die Unterwerfung des einen oder des andern Volkes abhängen sollte. Als Saul und ganz Israel vor diesem Philister, dessen Größe und dieser angemessene Waffenausrüstung (V. 4 - 7) in kolossalen Dimensionen angegeben sind, verzagten und sich fürchteten, hatte der zufällig im Lager Israels anwesende Hirtenjüngling David den Muth, ihm, nur mit seiner Hirtenschleuder bewaffnet, entgegen zu gehen und die Gewandtheit, ihn mit einem Steine an die Stirn zu treffen und zu tödten, worauf er des Riesen Schwert ergriff und ihm den Kopf abhieb. Dasselbe Schwert empfängt David auf seiner Flucht zu Achis vom Könige von Gath aus der Hand des Priesters Ahimelech, nachdem es bis dahin in Nob hinter dem Ephod in ein Gewand gewickelt gestanden hatte (1 Sam. 21, 10), wofür Ahimelech nebst den andern Priestern auf Saul's Befehl getödtet wird (1 Sam. 22, 10 fg.). Die Heldenthat David's wird noch in spätester Zeit von Jesus Sirach (47, 5) gepriesen. Mit dieser Erzählung des ersten Buches Samuelis stimmt eine Angabe des zweiten Buches Samuelis (21, 19) in sofern nicht überein, als es hier heißt: „Und es war abermal ein Streit zu Gob mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jaare-Orgim's, ein Bethlehemite, Goliath, den Gathiter, und der Schaft seines Speeres war wie ein Weberbaum." Diese Differenz suchte schon der Chronist (1 Chron. 20, 5) dadurch auszugleichen, daß er die betreffende Stelle so wiedergibt: „Und es war abermal ein Streit mit den Philistern. Da schlug Elhanan, der Sohn Jair's, Lahemi, den Bruder Goliath's, des Gathiters, und der Schaft seines Speeres war wie ein Weberbaum." Er setzt also an die Stelle Goliath's seinen Bruder. Neuere Erklärer haben sich der eine für die Richtigkeit der Lesart des zweiten Buches Samuelis, der andere für die des Chronisten entschieden. Es handelt sich um die hebräischen Worte des zweiten Buches Samuelis: בן־יערי ארגים בית הלחמי את, und des Chron.: בן־יעיר את־לחמי אחי. Hier ist zunächst wol als sicher anzunehmen, daß יערי bei 2 Sam. aus dem richtigen יעיר durch Corruption entstanden und das am Schlusse des Verses noch einmal stehende ארגים, weil grade darunter stehend, durch Versehen nach יערי hineingekommen ist. Was aber die Ursprünglichkeit der beiden Lesarten im Ganzen betrifft, so läßt sich wol leicht erklären, daß der Chronist, welcher die Erzählung des ersten Buches Samuelis im Auge hatte, eine durch nicht zu große Buchstabenveränderung herzustellende Ausgleichung beabsichtigte, aber nicht umgekehrt, wie Jemand aus einem etwa undeutlich geschriebenen Texte eine der später gewiß allgemein bekannten Tradition widersprechende Angabe herauslesen konnte. Dazu kommt die Beschaffenheit der Bücher Samuelis selbst. Daß darin, wie sie jetzt vorliegen, besonders in der Geschichte David's und Saul's verschiedene Relationen in einander verwebt sind, wird vergeblich bestritten werden. Auch zeigt die Eigenthümlichkeit des Stückes 2 Sam. 21, 15—22 deutlich, daß es ein kleineres Ganze für sich bildet, eine Zusammenstellung der vier Kinder Rapha, welche als die letzten Ueberbleibsel eines früheren Riesengeschlechtes der Enakim durch die Hand David's und seiner Knechte fielen, vergl. Jos. 11, 21—23. Ob nun zwei Goliaths anzunehmen sind oder nur zwei verschieden gestaltete Berichte über ein und dasselbe Factum, diese Frage kann ihre Erledigung wol nur in weiterem Zusammenhange finden. — Die Figur Goliath's spielt, wie die meisten hervorragenden Persönlichkeiten der biblischen Geschichte, im Legendenwesen des Muhammedanismus unter dem arabisirten Namen Dschalut eine Rolle. Muhammed selbst erwähnt ihn im Koran Sur. 2, 250, indem er die Geschichte Saul's mit der von Gideon vermischt: „Und als Talut (Saul) mit seinen Kriegern aufbrach, sagte er: Gott wird euch am Flusse prüfen und wer daraus nicht trinket,

soll mit mir sein (die Andern nicht), ausgenommen, wer aus seiner Hand trinket; sie tranken aber daraus bis auf Wenige. Als sie nun über den Fluß übergesetzt hatten, er und die mit ihm glaubten, sagten sie: wir haben heute keine Kraft gegen Dschalut und seine Heerscharen. Diejenigen aber, welche der Ansicht waren, daß sie zu Gott kommen würden, sagten: Wie oft hat mit dem Willen Gottes eine kleine Schar eine große überwältigt? Gott ist mit den Geduldigen. Und als sie gegen Dschalut und seine Scharen heranzogen, sagten sie: Unser Herr, verleihe uns Ausdauer und mache unsere Füße standhaft und helfe uns gegen das Volk der Ungläubigen. Da jagten sie sie nach dem Willen Gottes in die Flucht und Daûd (David) tödtete den Dschalut." Abulfeda in seiner Hist. anteislam. (ed. *Fleischer* p. 40 u. 176) läßt David an zwei von Samuel angegebenen Wahrzeichen erkannt werden und macht den Goliath (einen Giganten der Kanaaniter) zum König der Philister, nach dessen Tode die Kanaaniter sich zerstreuten und ein Theil von ihnen nach Mauritanien ging, und das seien die Berbern. Noch weitere Ausschmückungen dieser Legenden siehe bei d'Herbelot unter Gialut und Weil, Bibl. Legenden der Muselmänner S. 202 fg. — Auch haben Robinson und Wilson am nördlichsten Fuße des Gebirges Gilboa eine ziemlich große Quelle entdeckt, welche noch heute den Namen Ain Dschalut führt, wahrscheinlich weil die Tradition den Kampf David's und Goliath's hierher verlegte. Das Itinerarium Hierosolym. p. 586 hat bereits bei der Station Stradela (Jesreel) den Zusatz: „ibi sedit Achab rex et Helias prophetavit; ibi est campus, ubi David Goliat occidit." (*Haarbrücker.*)

GOLIATHUS nannte Lamarck in seiner Histoire naturelle des animaux sans vertèbres IV, 579 die Gattung der riesigsten aller Käfer, von welchen eine Art Drury 1770 in seinen Exotic. Insects III. tab. 40 als Scarabaeus goliathus vom Gaboonflusse und die andere Art Voet 1779 in seinen Coleopt. I. tab. 21. fig. 151 abbildete und charakterisirte. Ueber die Grenzen dieser Arten sind die Entomologen noch heutigen Tages getheilter Ansicht, während die Selbständigkeit der Gattung hinlänglich gesichert ist und sie ist auch eine so wichtige, daß durch sie seit Hope's Vorschlag in dem Coleopt. Manual. I. (1837) eine weitere Gruppe oder die Familie der Goliathiden begründet und allgemein aufgenommen worden ist. Wir müssen zunächst diese Familie in ihren Eigenthümlichkeiten kennen lernen, bevor wir die Gattung Goliathus specieller charakterisiren. An vortrefflichen und gründlichen Untersuchungen derselben fehlt es nicht, es seien hier erwähnt H. Burmeister's Bearbeitung in dem Handbuche der Entomologie 3. Bd. S. 151 (Berlin 1842); J. O. Westwood in den Arcana entomol. VIII. IX.

Die Familie der Goliathiden gehört in die Abtheilung der Lamellikornier und ist hier den Cetonien zunächst verwandt. Der Bau ihres Kopfes gleicht im Wesentlichen dem der Cetonien, besitzt aber bei den verschiedenen Gattungen gewöhnlich besondere Auszeichnungen. Selbige bestehen gewöhnlich in hornigen Fortsätzen von verschiedener Größe und Form vom Vorderrande oder von der Kopffläche ausgehend, oft nur dem männlichen Geschlechte eigen. Die Fühler sind stets zehngliedrig mit dreiblättrigem Fächer ohne grade auffällige Geschlechtsverschiedenheiten. Auch die Mundtheile zeigen im Wesentlichen denselben Bau wie bei den Cetonien, doch mit beachtenswerthen generischen Eigenthümlichkeiten. So hat z. B. der Helm oft einen hohen, hakigen, selbst gezähnten frei abstehenden Fortsatz, dessen äußerer Rand mit einem mäßig langen Haarbusche bekleidet ist, während der innere die Zähne trägt. Bei der typischen Gattung Goliath sitzt an ihm ein sehr großer Zahn dem Endhaken parallel, noch andere haben zahnlose Helme. Die Unterlippe ist entweder so lang wie breit und noch breiter oder sie ist viel länger. Am übrigen Körper hat das Pronotum meist die trapezoidale Form der Cetonien mit tiefer Ausbuchtung über den Schildchen, oder aber bisweilen eine fast kreisrunde, selbst eine regelmäßig achteckige. Das Prosternum trägt niemals Höcker, sehr oft dagegen ist das Mesosternum mit einem starken Fortsatze versehen. Das große Schildchen ist stets vollständig sichtbar. Die gewöhnlich flachen, nach Hinten verjüngten Flügeldecken haben keine hervorragenden Rippen, eine vorn mehr vertiefte als erhabene Naht und einen bald sehr schwachen bald sehr markirten Ausschnitt am Seitenrande. Der sechsgliedrige Hinterleib erscheint bei dem Männchen vertieft oder der Länge nach ausgehöhlt, bei dem Weibchen flach gewölbt. Die Beine sind groß, stark und kräftig und zeigen gewöhnlich Geschlechtsunterschiede in verschiedenen Graden der Ausbildung. Ueber den innern Bau sind eingehende Untersuchungen noch nicht angestellt worden, ebenso fehlen noch irgend befriedigende Beobachtungen über die Lebensweise. Aus der engen Verwandtschaft mit den Cetonien läßt sich schließen, daß die Goliathiden wie diese auf Blumen leben und von deren Honigsäften sich nähren. Ihre geographische Verbreitung erstreckt sich über die tropischen Länder der östlichen Halbkugel, über Afrika und Asien. Die Zahl der Gattungen ist seit den letzten 20 Jahren beträchtlich vermehrt worden durch die Arbeiten von Burmeister, Westwood, Hope, Saunders, White und Schaum. Burmeister sondert sie in vier Gruppen: I. Echte Goliathiden mit fast kreisrundem oder stumpf achteckigem Vorderrücken, mit zwei oder drei Hörnern am Kopfe der Männchen, stark hornigem am Innenrande meist gezähntem Unterkieferhelme, kurzem Mesosternalfortsatze, nur wenig ausgeschnittenem Flügeldeckenrande und auffallend großen Krallen der Männchen. Die afrikanischen Mitglieder dieser Gruppe haben einen hakig gebogenen Helm am Unterkiefer mit spitzem Endzahne und weitem innern Zahne. Dahin gehören Goliathus *Lk.* und Hypselogenia *Burm.* Die asiatischen Mitglieder sind solche mit zahnlosem Helme, Dicranocephalus *Hope* und solche mit gezähntem Helme: Narycius *Dup.* und Mycteristes *Lap.* II. Unechte Goliathiden mit trapezoidalem Vorderrücken, allermeist ohne Zähne am Helme. Sie haben 1) einen breiten, vorn abgerundeten, aber ziemlich scharfkantigen Mesosternalfortsatz: Ischnoscelis *Burm.*, Mecynorrhina *Hope*, Dicranorrhina *Hope*,

Jumnos *Saund.*, Rhomborrhina *Hope*, Botrorrhina *Burm.*, Chordodera *Burm.*, Tmesorrhina *Westw.*, oder sie haben 2) einen verlängerten, schmalen, spitzen aufgekrümmten Mesosternalfortsatz: Coelorrhina *Burm.*, Dymusia *Burm.*, Plaesiorrhina *Burm.* oder endlich 3) einen langen, starken, schwach aufwärts gebogenen, spitzen Mesosternalfortsatz und sind zugleich von schlankerem Körperbau mit plumpen Füßen: Mystroceros *Burm.*, Diceros *G. P.*, Coryphocera *Burm.*, Genyodonta *Burm.*

Die Gattung Goliathus hat auffällige äußere Geschlechtsunterschiede, aber sehr charakteristische allgemeine Eigenthümlichkeiten im Bau der Mundtheile. Der Oberkiefer gleicht dem der Cetonien namentlich im schmalen äußern hornigen Theile und dem großen gewimperten innern häutigen, welcher am Grunde von dem starken Mahlzahne getragen wird. Die sehr kräftigen Unterkiefer sind ganz hornig und mit einem großen vorspringenden Zahne am Ende des Kaustücks versehen, der größtentheils von pinselförmigen Haaren bekleidet ist. Nach Außen erhebt sich der starkhakige, einwärts mit einem spitzen Zahne bewehrte Helm. Die Unterlippe ist breiter als lang und außen beborstet. Das trapezförmige Kinn richtet seine breite Seite nach Vorn und läuft hier in einen tief ausgeschnittenen Lappen aus. An der Außenseite eines jeden Lappens befindet sich die Tastergelenkgrube und dahinter ragt ein zweiter gewimperter hervor, der blos durch die Gelenkgrube von jenem geschieden ist. Dieser innere Lappen gilt als Zunge und trägt auf der innern Oberfläche zwei Reihen kurzer Borstenhaare. Die Taster sind auffallend klein und ihr ziemlich langes Endglied stumpfspindelförmig. Der Leib pflegt wie gewöhnlich so auch hier bei dem Weibchen plumper als beim Männchen zu sein. Der Vorderrücken ist achteckig mit drei paarig gleichen Seiten, aber ungleicher vorderer und hinterer, jene breit, diese die schmälste von allen, nämlich nur so breit wie das Schildchen. Von den acht Ecken sind die neben dem Kopfe und den Schulterblättern spitzer und etwas vorgezogen, die beiden äußersten ganz abgerundet, die beiden hintern stumpf. Die stark behaarten Schulterblätter ragen sehr hervor, das länglich dreiseitige Schildchen ist stumpfspitzig, die Flügeldecken oben am breitesten, ihr Außenrand herabgebogen, über den Hüften etwas ausgeschweift, an der Außenecke völlig abgerundet und am Hinterende wieder ausgeschweift. Der Bauch ist bei dem Männchen deutlich vertieft, bei dem Weibchen eben, die Afterklappe dort senkrecht, hier vorgezogen, stumpf dreiseitig und behaart. Am auffälligsten sprechen sich die geschlechtlichen Unterschiede in der Kopfbildung aus. Bei dem Männchen erhebt sich nämlich auf dem erweiterten Kopfschilde ein dickes Horn, das am Ende sich in zwei Lappen theilt. Jederseits am Grunde des Horns zeigt sich auf dem Kopfschilde eine tiefe Grube, deren hinterer scharfer Rand zur vordern Ecke läuft und hier als spitzer Zahn vorspringt. Der Seitenrand hinter diesem Zahne steigt nach Hinten mehr auf, geht zum Auge und bildet vor demselben einen Lappen. Die Stirn erscheint schwach längs gekielt, der Scheitel aber ist eben. Alle diese Theile sind wie mit Sammet überzogen. Der matte Vorderrücken ist gleichmäßig gewölbt, der mehr erhabene Streif schwarz und ohne Filz. Auf den Flügeldecken nimmt ein eigenthümlicher perlmutterartiger Ueberzug den ganzen Umfang neben dem Rande ein, die davon freien Stellen sind mehr erhaben, matt und tiefschwarz, ebenso der aufgeworfene Außenrand. Die Vorderschienen haben keine Zähne, wol aber im Kniegelenke eine gelbrothe Haarbürste. Die vier hinteren Schienen zeigen sich außen unbewehrt, innen mit langem gelbrothem Wimpersaume besetzt. Die Füße sind länger als die Schienen, ganz haarlos und mit zwei sehr großen Krallen versehen. Der Kopf des Weibchens entbehrt des Geweihes, das Kopfschild ist nur leicht gewölbt, aber der Vorderrücken hat in der Mitte des Vorderrandes einen stumpfen Höcker und eine muldenförmige Vertiefung, trägt auch breitere glänzende punktirte Streifen. Die Schulterblätter sind grob punktirt und behaart, die Beine kürzer und die breiten Vorderschienen an der Außenkante mit drei scharfen spitzen Zähnen und am Innenrande mit starkem Sporn, die vier hintern Schienen mit starkem Dorn auf der Kante und zwei spitzen Zähnen am äußern Ende, alle Füße mit sehr kleinen Krallen.

Die wenigen Arten dieses schönen und riesenhaften Käfertypus bewohnen baumreiche Gegenden längs der Flußufer im warmen Afrika und sind gegenwärtig in den europäischen Sammlungen gar nicht selten. Ueber ihre Bestimmung sind die Entomologen noch sehr getheilter Ansicht. Burmeister redneirt in seinem Handbuche der Entomologie (1842. III, 163—167) die damals bekannten fünf Arten auf zwei, nämlich auf 1) G. giganteus Drury (Exotic. Insect. III. tab. 40), wozu Klug's G. regius (Erman's Reise Taf. 15. Fig. 7) das Weibchen ist, in Ober-Guinea und 2) G. cacicus *Voet* (Coleopt. I. tab. 22. fig. 151), zu dem G. princeps (*Hope*, Coleopt. Man. I, 117) das Weibchen ist, ebenfalls in Ober-Guinea. Die dritte Art G. Druryi *M. Leay* zieht er in Zweifel, obwol Mac Leay die in der Abbildung Drury's angegebenen Eigenthümlichkeiten für naturgetreu hält. Schaum ist geneigt, alle drei in eine einzige Art zusammen zu fassen. Neuerdings hat Boheman in seinen Insecta Caffrariae 2. Bd. noch einen G. albosignatus aus dem Kaffernlande beschrieben. (*Giebel.*)

GOLIKOF (-off, -ov, -ow, Iwan Iwanowitsch), Geschichtschreiber, geb. im J. 1735 zu Kursk, der Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, gest. den 12. März 1801 in einem Dorfe unweit Iwanogorod, wohin er sich für die letzten ungefähr 20 Jahre seines Lebens zurückgezogen hatte. Er war ohne eigentliche Schulbildung und konnte nur nothdürftig lesen und schreiben, hatte gleichwol Literatur und Geschichte lieb und beschäftigte sich neben seinen kaufmännischen Berufsgeschäften vorzugsweise mit dem Sammeln von Nachrichten über das Leben Peter's des Großen, der sein Lieblingsheld war. Eine Criminaluntersuchung, in welche er um 1780 verwickelt worden war, brachte ihn um den größten Theil

seines Vermögens und in das Gefängniß. Ihm selbst unvermuthet erhielt er bei Gelegenheit der Enthüllung des Monumentes Peter's des Großen in Petersburg am 7. Aug. 1782, in Folge eines auch auf ihn anwendbaren Manifestes, seine Freiheit wieder. Diese Begnadigung, die für ihn um so schwerer wog, weil sie mit der Feier des Andenkens an Rußlands großen Monarchen, dem er von Kindheit an seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, zusammenfiel, ergriff ihn in tiefster Seele. Aus dem Gefängnisse war sein erster Gang in die Kirche, um dem Höchsten für seine Freiheit zu danken; sein zweiter nach dem Petersplatze, wo er sich vor dem im Glanze der Neuheit strahlenden Monumente des Kaisers auf die Knie warf und laut und öffentlich das Gelübde aussprach, dessen Geschichte zu schreiben. Ohne seine früheren Handelsgeschäfte wieder aufzunehmen zog er sich in ein Dorf bei Iwanogorod zurück, sichtete seine seit Jahren schon angelegten Sammlungen über Leben und Thaten Peter's des Großen, suchte sich alle über ihn in russischer Sprache gedruckten und geschriebenen Nachrichten zu verschaffen, was ihm von Seiten des Publicums aus allen Gegenden des Reiches erleichtert ward, bereiste selbst alle Orte des Landes, wo der Kaiser Peter gewesen war und zog bei den Bewohnern derselben Erkundigungen über ihn ein. Die Kaiserin Katharina II. schenkte seiner Arbeit ihre Aufmerksamkeit und gab den Befehl, Golikof alle Archive des Reiches zu öffnen. Nach Verlauf von 6 Jahren, im J. 1788, fing er an sein Werk: „Thaten Peter's des Großen, des weisen Gestalters von Rußland" herauszugeben. Es erschien in 12 Bänden, Moskau 1788—1790; die Ergänzungen dazu folgten in noch 18 Bänden bis 1798 — Alles in russischer Sprache. Noch in demselben Jahre ließ Golikof seine: „Anekdoten Peter's des Großen" und im J. 1800 „Lefort's und Gordon's Lebensbeschreibungen" erscheinen. Ein Auszug in teutscher Sprache, der sich aber vorwaltend auf die Anekdoten beschränkte, erschien zu Riga 1802. Ausführlicher benutzte B. J. F. von Halem in seinem „Leben Peter's des Großen" (Leipzig 1803—1807. 3 Bde.) Golikof's Sammelwerk. Sein Fleiß ward vom Kaiser Paul I. durch Verleihung des Hofrathtitels anerkannt. Als historisches Kunstwerk will und darf Golikof's Arbeit nicht betrachtet sein; er war nur Sammler, erwarb sich aber schon durch die Einrichtung seines Werkes nach der Folge der Jahre Ansprüche auf die Dankbarkeit Aller, die als Geschichtsforscher und Freunde ihn für Rußlands Geschichte in der Periode Peter's des Großen nicht entbehren können. Die Vorwürfe der Kritiker, daß dem in zu oratorischem Style geschriebenen Ganzen vieles Unwichtigere und Fremdartige beigemischt sei, mögen gegründet sein. Sie finden aber in der eigenthümlichen Entstehung des Ganzen hinlängliche Entschuldigung und als Sammlung behält Golikof's Werk auf immer seinen unbestreitbaren Werth *). (*J. E. Volbeding.*)

*) Man vergl. F. Otto, Lehrbuch der russischen Literatur (Leipzig 1837.) S. 160—162. Die Artikel über ihn in den beiden französischen biographischen Encyklopädien sind sehr dürftig.

GOLIUS (Jacob), geb. 1596 im Haag, studirte zu Leyden Mathematik, Philosophie und Theologie, zog jedoch auch andere wissenschaftliche Zweige in den Kreis seiner Studien. Besonderen Eifer widmete er den morgenländischen Sprachen und der Alterthumskunde. Der berühmte Orientalist Thomas Erpe (Erpenius) war sein vorzüglichster Lehrer. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn reiste Golius nach Frankreich. Er hielt sich einige Zeit in Rochelle auf, wo er im Griechischen Unterricht ertheilte. Den holländischen Gesandten begleitete er auf einer Reise nach Fez und Marocco. Mit den dortigen Annalen und mehren anderen in Europa unbekannten Schriften machte er sich dort genau bekannt. Dem Könige überreichte er einen großen Atlas und das neue Testament in arabischer Sprache. Beide Werke hatte ihm Erpenius gesendet. Dieser war am 13. Nov. 1624 in Leyden an der Pest gestorben, die zahllose Opfer forderte. Golius erhielt nun die durch ihn erledigte Stelle eines Professors der orientalischen Sprachen auf der Universität Leyden. Später ward er dort auch öffentlicher Lehrer der Mathematik. In späteren Jahren unternahm er noch eine Reise in die Levante, nach Aleppo, Arabien, Mesopotamien und Constantinopel. Aus den türkischen Bibliotheken brachte er viele kostbare Manuscripte mit, als er nach Leyden zurückkehrte. Dort starb er am 28. Sept. 1667 im 71. Jahre.

Golius gehörte zu den gelehrtesten Orientalisten der damaligen Zeit. Besonders war es die Literatur der Araber, die an ihm einen fleißigen und einsichtsvollen Bearbeiter fand. In dieser Beziehung unterhielt er einen ununterbrochenen Briefwechsel mit mehren ausgezeichneten Sprachkennern. Ein für die damalige Zeit sehr schätzbares Werk war sein Lexicon arabico-latinum. (Lugd. Bat. 1653.) Für die Christen, die unter dem türkischen Joche in Unwissenheit schmachteten, übersetzte Golius den Katechismus und die Liturgie der Reformation ins Arabische und sorgte für die Vertheilung der Exemplare unter seinen Glaubensgenossen. Mit arabischen und lateinischen Anmerkungen gab er mehre orientalische Werke heraus: *Elmacini* Historia saracenica; *Ahmedi ben Arabschin* Vita Tamerlanis; *Muhamedis Alfragani* Elementa astronomica u. a. m. Man hat auch von Golius einen Catalog. eorum librorum, quos ipse ex Oriente in Bibliothecam Leydensem publicam transposuit *). (*Heinrich Döring.*)

GOLIUS (Peter), älterer Bruder des Vorhergehenden, wie dieser zu Leyden geboren, auch als Orientalist berühmt geworden. In dem Religionsbekenntnisse der reformirten Kirche erzogen, trat er frühzeitig zur römisch-katholischen Kirche über und bald darauf in den Orden der Karmeliter-Barfüßer ein; er nahm hier den Namen

*) Siehe *J. F. Gronovii* Laudat. fun. Jac. Golii. (Lugd. Batav. 1668. 4.) *Meursii* Athen. batav. *Bayle*, Dict. hist. crit. Jocher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1059 fg. Pertsch, Neues literar.-artistisches Lexikon. Erste Hälfte. S. 267 fg. Baur's Neues historisch-biographisch-literarisches Handwörterbuch. 2 Bd. S. 476 fg.

Célestin de Sainte-Lidwine an. Sein gutes Vernehmen mit seinem Bruder Jacob ward dadurch nicht gestört, obgleich dieser ein eifriger Calvinist war. Nach jahrelangem Aufenthalte in Rom, wo er in dem Kloster seines Ordens Unterricht in mehren orientalischen Sprachen ertheilte, ging er als Missionar, um das Christenthum unter Muhammedanern zu predigen, nach Syrien und gründete auf dem Berge Libanon das Karmeliterkloster Mar-Elia, dem er als Superior verstand. Späterhin ward er von dem Generale seines Ordens zum Visitator der Klöster in Ostindien ernannt und soll mitten in den Geschäften, welche dieser Posten ihm zuwies, auch angelegentlichst noch mit der Bekehrung der Ungläubigen auf der malabarischen Küste beschäftigt in hohem Alter zu Surate gestorben sein. Auf seinen zahlreichen Reisen sah er sich oft durch den Ruhm, der den Namen seines Bruders Jacob umstrahlte, überraschend gefördert. Er war, während seines Aufenthaltes in Rom, Mitarbeiter an der arabischen Uebersetzung der Bibel, welche in den Officinen der Propaganda gedruckt ward und machte sich besonders als Corrector um sie verdient. Aus der Propaganda-Officin ließ er im J. 1663 die arabische Uebersetzung des Thomas a Kempis: De imitatione Christi in einem Octavbande erscheinen, die im Callenberg'schen Institute zu Halle in 4 Abtheilungen (1738—1739. 4.) wieder aufgelegt ward. Assemani, welcher in der großherzoglichen Bibliothek zu Florenz eine arabische Uebersetzung des Kempis, bezeichnet mit dem Namen des Capucinermönches Ignatius von Orleans und der Orts- und Jahresbestimmung: Alep 1638, sie selbst aber ganz conform mit der Arbeit des Peter Golius fand, ist nicht abgeneigt, letztern eines Plagiats zu beschuldigen. Außerdem veranstaltete Golius noch verschiedene Uebersetzungen lateinischer und spanischer Schriften in das Arabische, sowie er aus diesem manche, die ihm seine Reisen zuführten, der Uebersetzung in das Lateinische werth hielt. Das Nähere hierüber, welches nur Wenige wird interessiren können, wird man in *Cosme de Villier* Bibliotheca Carmelitana auffinden können. (*J. E. Volbeding.*)

GOLIUS (Theophilus), ein verdienstvoller teutscher Schulmann, im J. 1528 zu Strasburg geboren, widmete sich der Philosophie und Philologie und ward nach der Beendigung seiner Studien Pfründner an dem Thomasstifte und Lehrer der Logik und Moral an der Gelehrtenschule seiner Vaterstadt, wo er am 18. März 1600 starb. Er schrieb hauptsächlich zum Gebrauch seiner Schüler ein Lehrbuch der Moral (Epitome doctrinae moralis. Argentorati 1592. 8. Ibid. 1596. 8. Ibid. 1606. 8. Ibid. 1621. 8.) und eine kurze Uebersicht der Politik (Epitome doctrinae politicae. Argentorati 1601. 8. Ibid. 1617. 8. Ibid. 1621. 8.). In beiden folgt er so genau der Lehre des Aristoteles, daß man sie fast nur als Auszüge aus der Ethik und Politik dieses Philosophen betrachten kann. Größeres Verdienst erwarb er sich durch seine sehr lange als treffliches Lehrbuch in den Schulen gebrauchte griechische Grammatik (Grammaticae sive educationis puerilis linguae graecae Partes duae. Argentorati 1561—1568. 8. Ibid. 1582. 8. Francofurti 1609. 8. Francofurti 1613. 8. Amstelodami 1644. 8. Argentorati 1672. 8. Amstelodami 1692 und 1696. 8. Hafniae 1735. 8.), sein lateinisch-teutsches Wörterbuch (Onomasticum latino-germanicum. Argentorati 1579. 8. Ibid. 1585. 8.) und seine Bemerkungen zu Dan. Vechner's vielverbreiteter und beliebter vergleichenden Grammatik der griechischen und lateinischen Sprache (Hellenolexia sive parallelismus graeco-latinus). Auch sein Sohn Theophilus Golius, geb. zu Strasburg im J. 1561, war als Lehrer in seiner Vaterstadt thätig; er starb im J. 1611. Er half fleißig an der Verbesserung der literarischen Arbeiten seines Vaters, ohne bei den späteren Ausgaben derselben seinen Namen zu nennen *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLKONDA, ehemals ein sehr mächtiges, aber von Aurengzeb im J. 1687 unterjochtes und mit dem mongolischen Reiche vereinigtes Königreich, jetzt eine bloße Provinz im Reiche des Nizam von Hyderabad in Indien. Hierin die 1¼ Stunde westnordwestlich von der Stadt Hyderabad unter 17° 15′ nördl. B. und 78° 32′ östl. L. von Greenwich die Bergfeste und ehemalige Hauptstadt gleichen Namens, jetzt allerdings sehr verfallen, doch immer noch außerordentlich merkwürdig durch die daselbst befindlichen kolossalen Mausoleen von bewundernswerther Bauart. Einen großen Theil ihres großen Rufes in Europa verdankte Reich und Stadt den nach ihnen benannten Diamanten, die in der Stadt nur geschliffen, aber nicht gefunden wurden. Als J. B. Tavernier im J. 1669 dort war, gab es einige 20 Diamantengruben, deren Namen bis auf zwei oder drei so vergessen sind, daß sie auch auf der besten britischen Karte von Decan nicht angegeben sind. Sie befanden sich theils westlich, theils östlich von Golkonda. Westlich und zwar 5 Tagereisen von der Veste Golkonda, 8—9 Tagereisen von Visapoor (jetzt Bejapur) entfernt; gegen den mittleren Lauf des Kistna, etwa 17° nördl. B. und 95° östl. L. von Ferro war die vorzüglichste Raolconda, jetzt ganz verschollen. Oestlich am unteren Kistna, 7 Tagereisen von Golkonda, war Gani (bei den Persern Coulour) zu Tavernier's Zeit die berühmteste, in welcher 60,000 Menschen als Diamantensucher beschäftigt waren, doch waren die Steine selten rein und klar. Der berühmteste in Coulour gefundene Diamant von 1550 war der im Schatze des Großmoguls (von Tavernier beschrieben), sein Gewicht 297⁹⁄₁₀ Karat, sein Werth 600,000 Pfd. Sterl. — Die heutigen noch bebauten Gruben, 6—7 Stunden westsüdwestlich von Ellore, heißen die Mallavillygruben, nach einem der sieben Dörfer, bei welchen die Nachgrabungen geschehen. Zu diesen Dörfern gehört auch am nördlichen oder linken Kistnaufer das genannte Gani oder Coulour, heißt aber jetzt Gani Partala oder auch blos Partal (Parteala, Partyal) ganz nahe westwärts von Kondapilly unter 16° 37′ nördl. B. und 80° 33′ östl. L. von Greenwich. Die anderen Dörfer sind Atkur, Wustapilly (Ustapilly), Varthenipadu (Varthenipar), Codavetty-

*) Vergl. *P. Bayle*, Dictionnaire historique et critique unter dem betreffenden Artikel.

fallu und Pertalle. Sie gehören sämmtlich dem Nizam von Hyderabad, selbst die noch auf englischem Compagnie-territorium liegenden. Das Fort Golkonda ist die Nieder-lage aller großen Diamanten im Gebiete des Nabob, und nur die genannten Orte liefern dieses kostbare Pro-duct, das auch in Madras nicht vorkommt, obwol dort die Schleifereien sind und der Hauptmarkt mit Diaman-ten und anderen Edelsteinen von da aus betrieben wird.

(*H. E. Hössler.*)

GOLLENBERG, ein 300 Fuß hoher Berg im preuß. Reg.-Bez. Cöslin bei Cöslin, der höchste Berg in Pommern, auf ihm das Denkmal der von 1813—1815 gefallenen Krieger aus Pommern.

(*H. E. Hössler.*)

GOLLENHOFER (Josephine), geborene Müll-ner, geb. zu Wien am 21. Febr. 1768, zeigte früh Talent zur Musik. Die Harfe, das Lieblingsinstrument ihres Vaters, spielte sie bereits in ihrem siebenten Jahre, un-geachtet eines dürftigen Unterrichts auf diesem Instrumente, mit ungemeiner Fertigkeit. Sie übertraf darin bald ihren Lehrer. Zum ersten Mal trat sie öffentlich bei einem Kirchenfeste auf, wo sie ein Solo von Krottenbach vor-trug. Mit gleichem Beifalle spielte sie bald nachher in musikalischen Akademien und höheren Gesellschaftscirkeln. Sie stand damals in ihrem neunten Jahre. In dem kleinen Garten, der an das auf der Bastei gelegene Häuschen ihres Vaters stieß, mußte sie ihm oft Abends vorspielen, wo sich dann eine Menge von Zuhörern ver-sammelte. Eines Abends traten diese bei Seite, um einem Herrn Platz zu machen, der vor dem Gärtchen ihrem Harfenspiele lauschte, und als sie zu Ende war, ihr ein lautes Bravo zurief. Es war Kaiser Joseph II. Auf seinen Befehl spielte sie bald nachher vor dem ver-sammelten Hofe mit großem Beifalle in Gluck's Oper Orpheus und Euridice. Ihr zwölftes Lebensjahr hatte sie erreicht, als sie im Hofburgtheater ein Concert vor-trug. Der Erfolg war ein glänzender. Seitdem über-nahm sie, so oft bei theatralischen Vorstellungen ein Mu-sikstück für die Harfe vorkam, diese Partie. Eine neue Anregung erhielt der Eifer in ihren musikalischen Studien durch das Geschenk einer Pedalharfe, mit welchem Jo-seph II. sie überraschte. Auf diesem Instrumente, das sie bis an das Ende ihres Lebens als ein heiliges An-denken bewahrte, spielte sie 14 Tage nachher im Theater bei gedrängt vollem Hause und in Gegenwart des Kai-sers ein Concert mit einem solchen Eifer, daß sie nicht empfand, wie ihr das Blut von den Fingern rann. In wahrhaft großartiger Weise sorgte Joseph II. für die höhere Ausbildung ihres Talents. Er sandte die junge Künstlerin auf seine Kosten nach Italien, in der Absicht, daß sie sich dort den italienischen Ausdruck aneignen sollte. In Venedig, Mailand, Parma und anderen bedeutenden Städten, am Hofe, wie im Theater entwickelte sich in glänzender Weise ihre Virtuosität. Ueber Innsbruck kehrte sie nach Wien zurück, wo sie ihren fürstlichen Gönner auf dem Todesbette fand. Auch ward ihr die Aus-zeichnung, der Kaiserin Maria Theresia und den Erz-herzoginnen Unterricht auf der Harfe ertheilen zu dürfen. Auf einer Kunstreise durch Teutschland lernte sie in Dres-den den Kapellmeister Naumann kennen; der ihr zu Ehren einen Chor aus seinem Oratorium: „Die Pilgrime am Grabe Christi," für die Harfenbegleitung arrangirte. In Dresden, wie später in Weimar, ward ihr von den dortigen Höfen manche Auszeichnung zu Theil. Berichtet wird unter anderen, daß sie neben Goethe ihren Platz an der fürstlichen Tafel erhalten habe. Ueber Gotha und Frankfurt begab sie sich nach Berlin, wo sie unter Himmel's Direction im großen Opernsaale ein Concert veranstaltete und durch ihr ausgezeichnetes Spiel neue Lorbeeren einerntete. Wieder nach Wien zurückgekehrt, fand sie dort einen ihr wohlwollenden Gönner an dem in der musikalischen Welt rühmlich bekannten Baron von Braun. Durch ihre Kunstreisen hatte ihr Spiel noch an Gediegenheit gewonnen. Am k. k. Hoftheater als Harfen-virtuosin angestellt, entzückte sie durch ihre musikalischen Leistungen zwölf Jahre hindurch das wiener Publicum. Von dem Kaiser Franz ward sie später zur k. k. Hof-harfenmeisterin und Kammervirtuosin erhoben. Noch am Ende ihrer Künstlerlaufbahn ward ihr die Auszeichnung zu Theil, der regierenden Kaiserin Maria Anna Unter-richt im Harfenspiele ertheilen zu dürfen. Sie starb am 19. Jan. 1843 im 75. Jahre, allgemein bewundert als eine Virtuosin, die durch seelenvolles, begeistertes Spiel die Harfe zu einem bisher kaum erreichten Gipfel der Kunst erhoben hatte. In gleicher Weise bezauberte, nach der Aeußerung eines Sachverständigen, das äolische Säuseln der Töne und das kraftvolle Rauschen der Ac-corde. Der Natur ihres Instrumentes angemessen, ge-diegen und effectvoll waren ihre eigenen Compositionen. Im Stich erschienen darunter mehre Variationen und Phantasien. Auch eine kleine Oper: „Der geheime Bund" entfloß ihrer kunstgewandten Feder. Ausgezeichnet war unter ihren Tondichtungen die Harfenbegleitung zu den Monologen in Schiller's „Jungfrau von Orleans" und zu einem Chor in der „Braut von Messina." Achtungs-werth war sie in ihren häuslichen Verhältnissen, als Gattin des k. k. Hofmobilienverwalters Georg Gollen-hofer. Die Klarheit des Geistes und ihr heiterer Sinn blieb ihr bis zum Ende ihres Lebens, selbst unter den schmerzlichen Körperleiden, die ihrem Tode vorangingen*).

(*Heinrich Döring.*)

GOLLER (Martin), geb. am 20. Febr. 1764 zu Layen, einem unweit von dem Städtchen Klausen in Tyrol gelegenen Dorfe, wo sein Vater Daniel Goller Organist und Schullehrer war. Goller stammte aus einer musikalischen Familie. Wie er selbst widmeten sich auch drei seiner Brüder der Tonkunst [1]). Seinem Vater, einem tüchtigen Organisten, verdankt er einen gründlichen Unter-richt in der Kunst, die er zu seinem Lebensberufe wählte. Als Kapellknabe in dem königlichen Damenstifte zu Hall

*) Vergl. die Wiener Zeitung, 1843, Nr. 68. Den Neuen Nekrolog der Deutschen, Jahrg. XXI, 1. Th. S. 69 fg.

1) Zacharias Goller war Oberherr und Organist in dem Kloster Neustift bei Brixen, Franz ebendaselbst Musiklehrer, Fle-rian Priester und Pfarrmusicus zu Meran.

zeichnete er sich durch seinen trefflichen Discant aus. Nach vollendeten Studien trat er zu Georgenberg in den Benedictinerorden. Er stand damals in seinem 16. Jahre. Großen Beifall fand eine von ihm componirte Messe mit Chören in B cum organo concertante. Für die Kirchenmusik schrieb er seitdem mehre größere und kleinere Werke, deren Zahl sich wol auf hundert belaufen möchte. Sie erhielten fast ohne Ausnahme den Beifall der Kunstverständigen. Der Concertmeister Michael Heydn, ein jüngerer Bruder des berühmten Componisten, rühmte besonders Goller's gründliche Kenntniß des Generalbasses. Rastlos thätig, erreichte er durch eine geregelte Lebensweise und Mäßigkeit in allen Genüssen ein hohes Alter. Als Priester und Chorregent an der Universitätskirche zu Innsbruck starb Goller in seinem 72. Jahre am 13. Jan. 1839 [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOLLING. Der Golling, einer der schönsten Wasserfälle des österreichischen Kaiserstaates, der gollinger Fall des Flusses Schwarzbach, eine halbe Stunde von dem Orte Golling (4 Meilen von Salzburg) entfernt, mit 600 Einwohnern. Er stürzt über eine Wand von 300 Fuß aus dem hohen Göll heraus; zwei Felsblöcke ragen in halber Höhe so über den Abgrund, daß sie eine natürliche Brücke bilden, von welcher man den Sturz besieht. In der Mittagsstunde von 11—12 Uhr hat man hier das Schauspiel eines dreifachen Regenbogens.

Bei Golling endet das flache Land von Salzburg und das Tanner- und Göllgebirge treten so nahe zusammen, daß in den Auen einer 45 Fuß breiten Kluft sich die Salza und die Straße theilen müssen. Dies ist der berühmte Paß Lueg, die Pforte von Pongau, stark befestigt. Auf einem Felsenkamme, 30 Fuß über der Straße, steht ein kleines Fort, das eine Handvoll Tyroler unter Haspinger 1809 gegen die französisch-baierische Armee vertheidigte. Rechts führt ein Pfad nach den Oefen, wo ein Felssturz die Salza natürlich überbrückt hat, wildromantisch ¾ Stunde von Golling.

(*H. E. Hössler.*)

GOLLING (Georg Christoph), teutscher Jurist, am 7. Mai 1709 zu Nürnberg geboren, widmete sich nach der Beendigung seiner Vorbereitungsstudien auf der Universität zu Wittenberg der Jurisprudenz, machte darauf zu seiner weiteren Ausbildung mit seinem Bruder, dem bekannten Philosophen Johann Wilhelm Golling, eine Reise durch Sachsen, Holland, England und Frankreich und erwarb sich nach seiner Heimkehr durch die Vertheidigung der jetzt noch von den Rechtsgelehrten geschätzten Disputation De remedio l. 2. C. de rescind. vendit. neque in transactione judiciali, neque in subhastatione publica admittenda (Altorf. 1732 4.) die Magisterwürde. Im folgenden Jahre ließ er sich in seiner Vaterstadt als Rechtsanwalt nieder, starb aber daselbst in der Blüthe seines Alters am 16. Febr. 1745. Er war unter dem Namen Themlsander Mitglied des pegnitzer Blumenordens *). (*Ph. H. Külb.*)

GOLLING (Johann Wilhelm), geb. am 2. Jan. 1706 zu Nürnberg, der Sohn eines dortigen Brauers, widmete sich, mit entschiedener Abneigung gegen das väterliche Gewerbe, den Wissenschaften. Er war kaum 17 Jahre alt, als er (1723) die Universität Altdorf bezog. Dort studirte er Philosophie und Theologie. Zu seiner weiteren Ausbildung ging er im J. 1727 nach Wittenberg, wo er sich ein Jahr aufhielt und hierauf seine Studien in Helmstädt fortsetzte. Die Vermögensumstände seines Vaters erlaubten ihm, nach Vollendung seiner akademischen Laufbahn eine Reise zu unternehmen, die ihn nach Holland, England und Frankreich führte. Am längsten verweilte er in London, wo er alle Merkwürdigkeiten in Augenschein nahm. Im J. 1730 kehrte er nach Altdorf zurück, um dort das Amt eines Alumneninspectors anzutreten. Er bekleidete dies Amt jedoch nur zwei Jahre. Eine schwache Körperconstitution beschleunigte seinen Tod am 22. Dec. 1732. Großentheils philosophischen Inhaltes waren die Schriften, die er hinterließ. Noch während seiner Studienzeit in Altdorf schrieb er seine dort 1726 im Drucke erschienene Diss. de ideis universalibus generatim consideratis. Auf diesen Gegenstand kam er noch zweimal wieder zurück in den Schriften: De ideis universalibus speciatim consideratis. (Viteb. 1727. 4.) und in der Abhandlung: De idearum universalium utilitate. (Ibid. 1727. 4.) Gleichzeitig erschien ebendas. seine Diss. de cautione philosophica. Das Gebiet der Theologie betrat er in den Abhandlungen: De Deo et religione. (Helmstad. 1731. 4.) De characteribus verae religionis (Ibid. 1731. 4.) u. a. m.*).

(*Heinrich Döring.*)

GOLLMICK (Friedrich Karl), geb. am 22. Sept. 1774 zu Berlin, der Sohn eines Hautboisten in dem Regimente von Arnim, bildete sein musikalisches Talent als Chorschüler in der St. Thomasschule seiner Vaterstadt frühzeitig aus und erregte besonders als Sänger durch seinen geschmackvollen Vortrag allgemeine Aufmerksamkeit. Noch in späteren Jahren erinnerte er sich dieser Zeit als seiner schönsten Lebensperiode. „Ich habe," schrieb er einem Freunde, „viel Ehre genossen und als Sänger manche Triumphe gefeiert. Aber mit dem reinsten Vergnügen gedenke ich der Zeit, wo ich mit meinem Mantel und dreieckigen Hute Motetten, vierstimmige Fugen, Cantaten und figurirte Choräle von Händel, Bach, Graun, Hasse, Naumann u. A. vor den Häusern auf der Straße absang. Viel habe ich später noch von meinem Lehrer Rizhini gelernt; aber die ersten Fundamente des Gesanges, die Bildung des Gehörs, das Treffen der Noten und vor allen Dingen den Sinn für gute Musik habe ich mir doch auf meinen Sängerfahrten in den Straßen von Berlin erworben." Ein Zufall gab seinen Jugendschicksalen eine günstige Wendung. Der preußische General Graf von Schwerin fand an seinem Gesange so viel Wohlgefallen, daß er den jungen Chorschüler mit Bewilligung von dessen Aeltern in sein Haus nahm und

2) Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 350.

*) Joh. Chr. Adelung, Fortsetzung und Ergänzungen zu Chr. Gottl. Jocher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1520.

*) Vergl. Baader's Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. 2. Bd. 1. Th. S. 64 fg.

für seine Erziehung väterlich sorgte. Gollmick mußte den General auf seinen Reisen begleiten und versah später bei ihm die Stelle eines Cabinetssecretairs. Der Tod seines Gönners versetzte ihn wieder in eine unsichere Lage. Er war genöthigt, seine erworbenen Kenntnisse als eine Erwerbsquelle zu benutzen. Durch den häufigen Besuch des Theaters und besonders der großen Oper war seine Liebe zur dramatischen Kunst erwacht. In seinem neunzehnten Jahre (1793) begab er sich nach Dessau zu der Bossen'schen Schauspielertruppe, wo er Anfangs die Functionen eines Statisten verrichten mußte, und zu manchen niedrigen Diensten gebraucht ward, ehe er den Mund zu einer kleinen Rede oder einem Solo öffnen durfte. In seinem 21. Jahre war er schon als Sänger die Zierde des hamburger Theaters, das unter Schröder's Leitung sich zu dem Range einer der ersten Musterbühnen Teutschlands erhoben hatte. Von Hamburg aus machte er mehre Kunstreisen, nach Cassel, Würzburg, Düsseldorf, Coblenz, Cöln u. a. Städten. Es gab fast keine bedeutende Stadt in Teutschland, wo er nicht als Sänger aufgetreten wäre und durch sein Talent Epoche gemacht hätte. Was ihn auszeichnete, war nicht allein seine schmelzende Tenorstimme und die Anmuth seines Vortrages, der an die besten Muster der italienischen Schule erinnerte. Bewundernswerth war die Vielseitigkeit seines Talents, und die geniale Auffassung der verschiedenartigsten Charaktere als Sargines, Belmonte, Blondel, Achilles ꝛc. Auch als Schauspieler zeigte er sich in den heterogensten Darstellungen von einer glänzenden Seite, wie unter anderen als Odoardo in Lessing's „Emilie Galotti" und als Peter in Kotzebue's „Menschenhaß und Reue." „Zu Cassel," erzählt einer seiner Freunde, „waren es zur Zeit der Herrschaft Napoleon's die damals beliebten Opern: Le Calife de Bagdad, Maison à vendre, Une Folie, Le Deserteur u. a. m., in denen er als Sänger in der Originalsprache sich hören ließ, und es beinahe in Zweifel stellte, daß er ein Teutscher war, wie man in der That mitunter Ursache hatte, an der Identität seiner Person zu zweifeln." In Cöln hatte sich Gollmick, nachdem er seine Gattin durch den Tod verloren, zum zweiten Mal mit einer Schauspielerin verheirathet, die er jedoch ebenfalls nach einigen Jahren verlor. Auf der Höhe seines Ruhms ließ er sich 1812 verleiten, die Direction des Theaters zu Colmar zu übernehmen. Seine angeborene Gutmüthigkeit und sein gänzlicher Mangel an speculativem Geiste waren nicht geeignet zu einem solchen Posten. Nach Verlauf eines Jahres hatte er das kleine Vermögen, das er sich durch seine Kunst erworben, fast gänzlich eingebüßt. Auch sein Glücksstern schwand allmälig, und die weiten Kunstreisen, die er noch in höherem Alter unternahm, blieben meistens erfolglos. Er war genöthigt, durch Ertheilung von Unterricht sein Leben zu fristen. Fast erblindet und völlig erschöpft, starb er am 2. Febr. 1852 zu Frankfurt a. M. in dem Hause seines zweiten Sohnes, der dort die Stelle eines fürstl. Turn und Taxis'schen Kanzlisten bekleidete *). *(Heinrich Döring.)*

*) Vergl. die Cölnische Zeitung. 1852. Nr. 181. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 450 fg.

GOLLNOW, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Stettin, Kreis Naugard in Hinterpommern, an der Ihna mit mehr als 4000 Einwohnern, einem Kupferhammer, Weberei und Tabaksfabrication. Gollnow wurde im J. 1190 von Bogislav II. zur ummauerten Stadt gemacht. In den Jahren 1529, 1541, 1593 wurde es durch Feuersbrünste schwer heimgesucht, 1624 und 1625 starben 1500 Einwohner an der Pest, 1676 wurde es von den Kur-Brandenburgern eingenommen und besetzt, im folgenden Jahre wurde aber diese von den Schweden unter Horn von Stettin aus überrumpelt; im J. 1679 erhielt Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst, von den Schweden die Stadt als Unterpfand für 50,000 Reichsthaler, welche Schweden im Frieden zu St. Germain en Laye als Entschädigung für erlittene Verluste im Kriege zu zahlen sich verpflichtet hatte; im J. 1692 lösten die Schweden ihr Unterpfand ein. Im J. 1713 hatte die Stadt von den Russen viel zu leiden, 1720 wurde sie sammt Damm im stockholmer Frieden vom 21. Jan. an den König von Preußen abgetreten. *(H. E. Hössler.)*

GOLLOWITZ (Dominicus), geb. am 31. Mai 1761 in Geiselhöring. Nach vollendeter Gymnasialbildung trat er im J. 1779 zu Oberaltaich in den Benedictinerorden. Dort studirte er Philosophie, Theologie, Mathematik und orientalische Sprachen. Im J. 1784 erhielt er die Priesterweihe. Er ward in seinem Kloster zum Professor, Bibliothekar und 1796 zum Prior ernannt. Im J. 1799 folgte er einem Rufe nach Ingolstadt als Professor der Moral, Pastoraltheologie, geistlichen Beredsamkeit und Liturgie. In der Philosophie und Theologie erhielt er den Doctorgrad und den Charakter eines kurfürstlichen geistlichen Rathes. Seit dem Jahre 1801 bekleidete er das Lehramt eines Professors der Theologie an dem Lyceum zu Amberg. Im J. 1804 begab er sich nach Konzell, wo er eine Pfarrstelle erhalten hatte. Dort starb er am 6. Mai 1809. Seine gründlichen Kenntnisse, die sich außer der Theologie auf mehre wissenschaftliche Fächer erstreckten, gaben ihm Ansprüche auf den Namen eines vielseitig gebildeten Mannes. Ungeachtet der Festigkeit, mit der er an dem Glauben seiner Kirche hing, war er nicht unduldsam gegen andere Confessionen. Von einer so achtenswerthen Seite zeigte sich sein Charakter auch in seinen Schriften. Sie fallen meist in eine frühe Lebensperiode. Er schrieb: Theologiae moralis in systema redactae Principia. (Straubingae 1786. 4.) Theologiae revelatae Principia theoretica. (Ibid. 1787. 8.) Theoreticae religionis nostrae Veritates. (Ibid. 1788. 8.) Religionis Christianae-Catholicae Veritas theoretica. (Ibid. 1789. 8.) Specimen Praelectionum patrologicarum. (Ibid. 1790. 8.) Die Kirchengeschichte erzählte er im J. 1791 von Christus bis zu Karl dem Großen, setzte dies Werk jedoch später bis zum J. 1798 fort. Einen größeren Umfang gab er seiner Einleitung in die Pastoraltheologie. Dies Werk, von der Kritik sehr günstig beurtheilt [1]), erschien zu Lands-

1) Siehe Kayser's Annalen der bairischen Literatur. 1803. Nr. 29. Würzburger Literaturzeitung. 1803. Nr. 145. Oberteutsche Literaturzeitung. 1805. 1. Bd. S. 154

hut 1803 in zwei Octavbänden. Mehre seiner kleinen theologischen Schulschriften und seine Predigten sind ungedruckt geblieben [2]). (*Heinrich Döring.*)

GOLLUP, Stadt im preußischen Regierungsbezirke Marienwerder, Kreis Strasburg, links an der Drewenz, 53° 7′ 15″ nördl. Br., 16° 43′ 20″ östl. L., hat 2600 Einwohner, eine katholische und eine evangelische Kirche, Tuchwebereien, Holz- und Getreidehandel. (*H. E. Hössler.*)

GOLLUT (Louis), Geschichtschreiber, geb. um das Jahr 1535 zu Pesmes, einer kleinen Stadt der damaligen Grafschaft Bourgogne, gestorben zu Dôle im J. 1595. An der Universität daselbst, die damals in ihrer Blüthe stand, hatte er seine wissenschaftlichen Studien gemacht; er befestigte und erweiterte sie durch einen langjährigen Aufenthalt in Italien, den ihm einer seiner Studiengenossen, dessen Begleiter dahin er ward, Claude de la Baume, nachmaliger Erzbischof von Besançon, der Sprößling einer sehr reichen Familie, möglich machte. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland ward er zu Dôle Doctor der Rechte und prakticirte als Advocat mit dem besten Erfolge. Im J. 1570 erhielt er durch König Philipp II. von Spanien, unter dessen Oberhoheit Dôle damals stand, den Ruf als Professor der lateinischen Literatur an der Universität daselbst und bekleidete diesen Posten ehrenvoll bis an seinen Tod. Eine Frucht seiner Amtsthätigkeit war seine Grammatica latina Gymnasii Dolani (Lugd. 1572. 8.), die viele Anerkennung fand und seine: Paroles mémorables de quelques grands personnages, entre lesquels sont plusieurs mots joyeux et rustiques (Dôle 1589. 12.), sind zur literarischen Seltenheit geworden. Am bekanntesten machte ihn seine Geschichte der Grafschaft Bourgogne, welche er unter dem Titel: Mémoires de la République Séquanoise et des Princes de la Franche-Comté de Bourgogne im J. 1592 zu Dôle in einem Foliobande erscheinen ließ [1]). Die Richtigkeit der Angabe einer zweiten Auflage dieses Werkes zu Dijon 1647 ist, namentlich von P. Lelong, der sie nur für eine neue Titelausgabe gelten lassen will, bestritten worden [2]). Aber die Probe ihres Werthes hat sie dadurch bestanden, daß Duvernoy, Mitglied der Akademie zu Besançon, im J. 1844 von Arbois aus eine neue Ausgabe „avec notes et éclaircissements et tables méthodiques de Bousson de Mairet“ in einem Octavbande veranstaltete. Doch hatte man Gollut in diesem Geschichtswerke vielfach den Vorwurf der Parteilichkeit und des Mangels der sicheren Nachweisung der Quellen, aus welchen er geschöpft habe, gemacht. Daß er der Stadt Dôle den Rang der bourgogneschen Capitale unter Zurücksetzung von Besançon zu vindiciren bemüht war, entflammte einen lebhaften Streit mit ihm von den Behörden letzterer Stadt aus, die es so weit trieben, daß sein Geschichtswerk durch Henkers Hand verbrannt und sein Vertrieb im besançonschen Jurisdictionsbezirke verboten ward. Gollut kündigte ein besonderes Mémoire zu seiner Vertheidigung an, dessen Veröffentlichung aber sein Tod verhinderte; als Manuscript wird es in dem Kataloge der Handschriften des Präsidenten Chifflet aufgeführt. Auch noch andere Werke Gollut's — Vie de Philippe II, roi d'Espagne; Dictionnaire des personnes et choses nommées dans l'histoire depuis cinq cents ans; De veterum philosophorum familiis, successionibus et regulis etc. — findet man als aufbewahrte Manuscripte erwähnt [3]). (*J. E. Volbeding.*)

GOLO, einer der stärksten Flüsse auf der Insel Corsica, entspringt aus dem See Ino auf dem Gebirge Gradaccio, strömt nach Osten durch die Gerichtsbezirke Corte und Bastia und fällt hinter Mariana in das toscanische Meer. Der Fluß ist ein wildes, in ein tiefes Bett eingeengtes Wasser zwischen fast senkrechten, 500—600 Toisen emporsteigenden Bergen, die meist nackte Felsen sind. Längs dem Flusse hin führt eine Heerstraße. (*H. E. Hössler.*)

GOLOBACZ oder GOLUBACZ, im Districte Passarowitz oder Poscharowaz in Serbien an der Donau, der donauwerder Moldava gegenüber, früher ein hübsches Städtchen, jetzt ein elendes Dorf, das nur durch die in der Nähe befindlichen Kupferhütten, durch die Ueberbleibsel zweier römischer Festen und durch die sogenannten Mückenhöhlen bemerkenswerth ist. Die eine wohlerhaltene, ziemlich feste, wenn auch von Außen einer Ruine gleichende Feste besteht aus neun viereckigen durch eine Mauer verbundenen Thürmen, welche ihr ein großartiges Ansehen geben. Die andere, ihr gegenüber in Trümmern liegende, hat weder das Massenhafte noch das Großartige der ersteren. Die Mückenhöhlen sind 20 Fuß über dem Donauspiegel, 80 Fuß über dem Spiegel des schwarzen Meeres zwei über einander liegende Höhlen oder Löcher, aus denen jedes Jahr gegen Ende der heißen Jahreszeit große Mückenschwärme hervorbrechen, welche je nach dem eben wehenden Winde entweder nach Norden oder nach Süden ziehen, auf ihrem Zuge das Rindvieh anfallen und öfters zu Tode martern. Diese Oeffnungen wurden auf Veranlassung der österreichischen Regierung einige Male zugemauert; doch jederzeit fielen die Mauern zur Schwärmzeit, von den Insekten zerfressen, in Staub aus einander. Die Sage meldet, daß in dieser Höhle der Ritter Georg den gewaltigen Drachen erlegte, aus dessen Aase seitdem die Mücken entstanden.

(*H. E. Hössler.*)

GOLOE, eine Stadt im alten Thracien, von der Anna Comnena X, 274 erwähnt. Vergl. Sickler, Alt. Geograph. I. S. 494. (*Krause.*)

---

2) Siehe Baader's Lexikon verstorbener baierischer Schriftsteller. 2 Bde. 1 S. 65. Meusel's Gel. Deutschl. 13. Bd. S. 487. 22 Bd. Abtheil. 2 S. 411.

1) P. P. Gravina, der Verfasser der Schrift: Abrégé de l'histoire du Comte de Bourgogne (Besançon 1780. 12.) bezeichnet sie als ein „ouvrage excellent pour la connaissance des événements, qui regardent la province et l'on peut même en ce qui concerne les événements liés a l'histoire générale mettre Gollut de niveau avec beaucoup d'écrivains de son temps.“

2) *P. Lelong*, Bibliothèque historique de la France. Tom. III. no. 38384. 38619.

3) Siehe Biographie universelle. Tom. XVII. (nouv. ed.) p. 120. 121; Biographie générale. Tom. XXI. p. 123. 124.

GOLOFA nennt Hope in den Transact. entomol. Soc. (London 1837.) II, 43 eine Gattung Käfer in der Familie der Lamellicornier und deren Gruppe der Dynastiden. Sie ist der ältern Kirby'schen Gattung Megasoma sehr nahe verwandt und ihre Arten, deren Hope sieben diagnostirt, in Mexico, Venezuela und Cayenne einheimisch. Der Name Golofa ist aus der venezuelischen Sprache entlehnt. (*Giebel.*)

GOLOT [1]) (Johann), gebürtig aus Balès (Balis, Baliz) in Armenien, gest. 1741, armenischer Patriarch zu Constantinopel. Erzogen im Kloster Amerdolu in Armenien fungirte er später im Kloster des heiligen Garabed in der armenischen Provinz Daron. Von den Klöstern seines Vaterlandes mit dem Auftrage betraut, sich in Jerusalem mit den Gläubigern des armenischen Klosters vom heiligen Jacob daselbst sich auseinanderzusetzen, erledigte er sich desselben mit großer Umsicht und Gewandtheit, sicherte den ferneren Bestand des mit seinem Vaterlande zusammenhängenden Klosters in Jerusalem und bahnte sich selbst dadurch den Weg zu höheren Ehren. Denn die Vertreter der armenischen Kirche ernannten ihn bei zunächst eingetretener Vacanz zum Patriarchen ihrer Kirche zu Constantinopel, obschon er die zu dieser Würde erforderliche Zwischenstufe des Episcopats noch nicht durchschritten hatte. Er fand zwar einen Mitprätendenten um den armenischen Patriarchenstuhl an Johann von Candzag, der von einer constantinopolitanischen Partei gewählt worden war; als dieser aber freiwillig zurücktrat, nahm Golot im J. 1715 die ihm zugedachte Prälatenstelle ohne Widerspruch in Besitz, anerkannt als ein Mann, zu dem sich Alle, die strengen Armenier und die sogenannten lateinischen oder katholischen Christenthumsbekenner dieses Namens, die in Constantinopel besonders stark vertreten waren, nach seiner Klugheit, Friedensliebe und Billigkeit des Besten versehen dürften [2]), wie es auch mitten unter den nie aufhörenden Zerwürfnissen jener beiden armenischen Kirchenparteien überwiegend der Fall war. Denn selbst unter den Begünstigungen, welche er den katholischen Armeniern zu Constantinopel zuwendete, stand er als Vertreter seines Vaterlandes bei den Haupteren der Kirche daselbst in so großem Ansehen, daß ihm ohne den mindesten Widerspruch durch den Patriarchen Garabed von Edschmiazin die nachträgliche Episcopatweihe zu Theil ward und damit die Entfernung einer Ungesetzmäßigkeit, welche allein sein Ansehen in der vaterländischen Kirche hätte beeinträchtigen können. Unablässig war er bemüht, den Frieden zwischen den beiden Hauptparteien der armenischen Kirchen aufrecht zu erhalten und zu befestigen; er ließ während seiner patriarchalischen Amtsführung drei eingeäscherte armenische Kirchen wieder aufbauen, stiftete eine Freischule für Kinder der Armen, sowie eine höhere sogenannte Normalschule, in welcher er auf seine Kosten sprachkundige Schüler der römischen Propaganda unterhielt, deren er sich zur Uebersetzung vieler Schriften religiösen und sonst nützlichen Inhalts aus dem Lateinischen ins Armenische bediente und durch deren Beförderung zum Druck er sich um die Aufklärung in Armenien selbst verdient machte. Unter den Schülern, die er sich in dieser Schule selbst mit heranzog, befand sich auch Jacob Nal (Nalian), der sein Nachfolger auf dem Patriarchenstuhle ward und mit ebenso gemäßigten Gesinnungen die religiösen Interessen der armenischen Kirche zu wahren suchte und wußte. Auch bei dem Gottesdienste in den armenischen Kirchen bemühte sich Golot entfernt zu halten, was den lateinischen oder katholischen Armeniern den Besuch derselben hätte verleiden können, konnte es aber doch nicht verhindern, daß römisch-katholische Missionare im J. 1720 von Rom aus den Befehl sich erwirkten, der den katholischen Armeniern den Besuch der national-armenischen Kirchen untersagte. Es half Golot Nichts, daß er dem Papste selbst ein ausführliches Glaubensbekenntniß einreichte, in welchem er die Uebereinstimmung der armenischen Hauptparteien nachwies — übrigens die einzige Schrift, welche der vielbeschäftigte Patriarch im Drucke ausgehen ließ, weil er durch sie Unruhen, welche die nie rastenden Missionare anzufachen bemüht waren, zuvorzukommen wünschte. Allein er sah sich endlich doch genöthigt, mit der ganzen Macht des Ansehens, welches ihm der Großsultan als dem Haupte der armenischen Kirche und aller ihrer Sekten verliehen hatte, gegen die Ruhestörer einzuschreiten [3]). Er ließ die Kirchen und Bethäuser der katholischen Missionare schließen und einige Hauptwühler auf die Galeeren bringen. Er hatte sich dabei der Zustimmung des Sultans, der ihm persönlich zugethan war, zu erfreuen, sowie der Mitwirkung des französischen Gesandten am Hofe der Pforte, des Herrn von Villeneuve und es gelang ihm vollständig, den völligen Ausbruch von Unruhen zu hintertreiben, der so oft schon den Christen aller Bekenntnisse in der Hauptstadt des Sultans verderblich geworden war. Der völlige Friede zwi-

1) Die Schreibung Golot statt Golod, wie sie in der Biographie générale in dem kurzen Artikel über ihn (Tom. XXI. p. 124 s.) gegeben ist, scheint, auch nach *Serpos*, Compendio storico di memorie chronologiche concernenti la religione della Nazione Armena (Venez. 1786—1787. 8. 3 Tom.), die richtigere zu sein. 2) Bei Serpos a. a. O. II. S. 236 heißt er: „uomo di multa prudenza ed nmante della pace, segnalatosi con molte belle azioni fatte in favor de' nazionali cattolici in Costantinopoli."

3) Wie weit diese es schon gebracht hatten und die gemäßigten Maßregeln Golot's lernt man aus den Andeutungen bei Serpos kennen: „Il fuoco della persecuzione si rinnovò tantosto con grande asprezza, non per influsso del patriarca Golot, ma per quello della plebe e de' secolari, che temevano di essere generalmente gastigati dal comune sovrano; e però senza saputa di esso Golot furono catturati non pochi cattolici nel dì festivo di Pasqua, che rimasero sorpresi per via, mentrechè con troppa pubblicità si portavano alle chiese de' Franchi. Il prudente patriarca senza esporre se stesso, ed incontrar l'indignazione del Governo, studiò con ogni possibile mezzo di raddolcire gli spiriti, ed a questo fine mandò segretamente persone di saggio intendimento, perchè a nome suo supplicassero il Vicario Appostolico, che permettesse a' cattolici Armeni l'accesso alle chiese nazionali per solo tratto di civile convenienza ed amichevole urbanità, assicurandolo, che non vi era veruna differenza sostanziale nella fede tra gli Armeni di sua communione ed i cattolici Latini." A. a. O. p. 236 s.

schen den beiden armenischen Hauptparteien kam durch ein Compromiß vom Jahre 1735 zu Stande, dessen Hauptvermittler Golot war. Diese mehrjährige Episode abgerechnet und doch auch während derselben und mehr noch durch ihren persönlichen Ausgang war die über die Dauer eines Vierteljahrhunderts hinausreichende patriarchalische Wirksamkeit Golot's eine der friedlichsten, die in den Annalen der christlich-constantinopolitanischen Kirche unter türkischer Oberhoheit verzeichnet worden ist. Durch den schon erwähnten, nicht näher bestimmbaren Tod des Johannes Balizese, wie sich Golot nach seinem Geburtsorte meist zu nennen und zu unterschreiben pflegte, im J. 1741 ging das armenische Patriarchenthum zu Constantinopel an Jacob Nalkian) über, unter dem es weniger friedlich zugehen sollte [1]). (*J. E. Volbeding.*)

GOLOWIN, Name einer alten, ausgebreiteten und berühmt und reich gewordenen russischen Familie, ursprünglich vornehmer tatarischer Herkunft. Eins ihrer Glieder, Fürst — Murse oder Kniäs, wie er unter seinen Stammgenossen hieß — Stephan Khorva Golowa, wanderte bereits gegen Ende des 14. Jahrh. unter dem Großfürsten Wasilje Demetriowitsch von Khafa in der Krim nach Moskau, wo er, als ein durch energisches Wesen und reichen Güterbesitz hervorragender Mann, bald zu verdientem Ansehen gelangte. Außer seinem auswärtigen Ländercomplex auch mit umfänglichen russischen Erbgütern von dem Großfürsten belehnt, empfing und nahm er die Namen Wasiljewitsch Choski an, behielt seinen festen Sitz in Moskau und sein Enkel Iwan Golowa (= Haupt) ward der eigentliche Stammvater der russischen Familie Golowin, bereits durch den Titel eines Bojaren ausgezeichnet. Sie blieb, durch zahlreiche Nachkommenschaft vertreten und mit eingeboren-russischen Geschlechtern vielfach verzweigt, dem Herrscherhause nahe und meist mit Treue zugethan, und als im Laufe der Zeit Viele aus ihrer Mitte sich um die russische Dynastie nach verschiedenen Richtungen hin verdient gemacht und im Volke sich in allseitigerem Vertrauen befestigt hatten, ward später die Familie der Golowine in den erblichen Reichsgrafenstand erhoben, in welchem sie noch jetzt floriren. Aus dem Leben und Wirken von Männern dieses Geschlechts haben sich aus den dunkleren Zeiten, wo harte Kämpfe und gewaltsame Wirren die erst sich consolidirende russische Geschichte durchzogen, in Chroniken und traditionell mehre eigenthumliche Züge erhalten. Bestimmter aber treten in den verschiedenen Bereichen der Beschäftigung mit den Wissenschaften und des Dienstes für den Staat und das Kriegswesen folgende Männer hervor:

1) Iwan Stephanowitsch zeichnete sich unter Zar Iwan dem Schrecklichen in den langjährigen und blutigen Kriegen gegen die Tataren 1554 fg. rühmlichst aus; sein Sohn, Thomas Iwanowitsch, fungirte als Kanzler bei dem Zar Iwan Wasiljewitsch (1562). In den Wirren mit dem Fürsten Schuiski, den eine Fraction der Bojaren zum Zar proclamirt hatte, fiel der Kanzler Golowin in Ungnade; er war mit dem zum Vermittler ernannten Metropoliten uneins; dieser trat ihm in der Hitze des Streits auf den Mantel und um ihm seine Verachtung noch mehr zu bethätigen, zerriß er ihm denselben. Der Kanzler hatte demzufolge das Geschick des Fürsten Schuiski zu theilen und wurde gleich diesem in die Verbannung geschickt.

2) Semen Wasiljewitsch, Sohn des Wasilje Petrowitsch, geb. im J. 1560, gest. zu Moskau den 20. Jan. 1634, ausgezeichneter Kriegs- und Staatsmann. Seine Hauptthätigkeit fiel in die durch den Prätendenten Demetrius und seinen Concurrenten, den Prinzen Ladislaus, Sohn des Königs Sigismund von Polen, hervorgerufenen Wirren. Er führte als Gesandter des Zar die Unterhandlungen mit Schweden und brachte die Offensiv- und Defensivallianz Rußlands und Schwedens gegen Polen zu Stande, welche im J. 1609 bestätigt ward. Nach seiner Rückkehr zum General ernannt und mit der Vertheidigung Moskaus gegen die polnische Armee unter Zolkienski's Obercommando betraut, erfocht Golowin einen glänzenden Sieg über die Feinde. Er ward alsdann ein Haupthebel zur Erhebung des jungen Michael Feodorowitsch, Sohn des Patriarchen zu Moskau, auf den Zarenthron, welcher im J. 1613 allgemein anerkannt ward. Der Zar war erkenntlich gegen Golowin und überhäufte ihn mit seinen Gunstbezeigungen. Als Bojar bestätigt ward er im J. 1624 zu dem wichtigen Posten des Gouverneurs von Kasan ernannt. Schon 1630 rief ihn der Zar wieder in seine Nähe nach Moskau zurück. Bis an seinen Tod hatte er sich des vollen Vertrauens seines Gebieters ohne die geringste Störung zu erfreuen, der in ihm gewissermaßen seinen Stellvertreter sah und ihn in seinen wichtigen Staatsämtern ohne alle Beschränkung schalten und walten ließ. Von ihm stammt eigentlich der höhere Glanz, zu welchem seine Familie sich erhob [1]).

3) Iwan Michailowitsch, russischer General und Admiral, geb. gegen das Ende des 17. Jahrh., gest. im J. 1738. Er stand Peter dem Großen sehr nahe und ward von ihm ebenso geschätzt als begünstigt. Er hielt sich im J. 1697 mit seinem Monarchen in Saardam in Holland auf, um mit ihm eigenhändig und praktisch die Schiffbaukunst zu lernen und half das damals dazu angenommene Incognito seines Herrn treulich wahren. Von Holland aus begleitete er den Kaiser auf seinen Reisen an verschiedene europäische Hofhaltungen und ward zu einer Sendung an den Papst benutzt, deren Zweck später nicht bekannt geworden ist. Nach Petersburg zurückgekehrt, behielt ihn der Kaiser als Generaladjutant in seiner unmittelbaren Nähe. Golowin war einer seiner treusten Diener, der sich auch von der Hitze des Monarchen nie in die Enge treiben ließ und seinen aufbrausenden Zorn nicht fürchtete. Als Beleg dafür kann folgendes Ereigniß gelten. Im J. 1710 hatte Peter der Große den Plan, Wiborg, die Hauptstadt von Karelien, einen der Schlüssel zu den schwe-

4) Vergl. darüber Serpos a. a. O. p. 253 seq.

1) Siehe Nouvelle Biographie générale. Tom. XXI. (Paris 1857.) p. 125.

dischen Landen vom baltischen Meere aus zu belagern und er ertheilte dem Senate den gemessenen Befehl, unverzüglich zur Verproviantirung der Flotte die nöthigen Maßregeln zu treffen. Menzikoff, der dem Senate präsidirte, vermittelte bei diesem die Sache dahin, daß die Last dieser Ausrüstung den Bewohnern des Gouvernements Nowgorod, namentlich der Bauernschaft daselbst, auferlegt werde. Die Senatoren stimmten zu und gaben ihre Unterschriften. Golowin aber war bei der Signung nicht zugegen gewesen und als Peter Tags darauf im Senate erschien, vermißte er Golowin's Unterschrift. Er überreichte ihm das Actenstück zur Signirung. Aber Golowin hatte es kaum gelesen, als er es, Unmuth in den Mienen, sofort vor den Augen des Kaisers zerriß. Diesem schwoll die Zornesader; aber ruhig bleibend sagte Golowin: „Es ist himmelschreiend ungerecht, dem Volke, das durch Abgaben bereits so angestrengt und mitgenommen ist, neue Lasten aufzubürden. Die Herren Senatoren, welche in den Umgebungen von Petersburg so zahlreiche Landhäuser und Güter besitzen, können die anbefohlene Verproviantirung der Flotte mit Leichtigkeit aus ihren Getreideböden bewirken. Ich unterschreibe mich hier auf der Stelle mit 10,000 Maß (Tschwerts) Weizen." Er reichte das Papier seinem Nachbar und keiner wagte seine Unterschrift in ähnlichem Sinne zu verweigern. Des Kaisers Miene hatte sich zu heller Freude aufgeklärt und von einer Stimmung zur andern überstürzend zog er Golowin unter hellen Thränen an seine Brust. Er vergaß auch später dem treuen Sohne des Vaterlandes seinen Patriotismus nicht und ließ später ihm zu Ehren eine Medaille mit der Aufschrift: Consilio et Robore schlagen [2]). — Golowin bekleidete die wichtigsten Aemter. Er war Generalinspecteur aller russischen Arsenale. Als Kaiserin Katharina die russische Flotte erweitern ließ, ward Golowin neben seinen übrigen Bedienstungen zum Vice-Admiral ernannt, unter der Kaiserin Anna zum wirklichen Admiral [3]).

4) Artamon Michailowitsch, Bruder des Vorhergehenden, russischer Infanteriegeneral, gest. den 3. Juli 1720. Vom Jahre 1699 an commandirte er, nach der gewaltsamen Auflösung der Strelitzen, die Regimenter, welche Peter der Große auf europäischen Fuß neu gebildet hatte und in deren Reihen er selbst mit diente. In den Kriegen mit Schweden hielt sich Golowin mit seinen Truppen sehr tapfer; namentlich zeichnete er sich in den baltischen Provinzen, besonders bei der Einnahme von Riga, durch persönliche Bravour und Umsicht in der Sorge für seine Mannschaften aus, woran man es damals noch so häufig fehlen ließ.

5) Fedor Alexiewitsch, russischer Staatsmann und Großadmiral, Feldmarschall u. s. w., gest. zu Gleuhof in Klein-Rußland den 2. Aug. 1706, wohin er auf Befehl des Kaisers gereist war. Schon als Knabe Spielgefährte der Prinzen Iwan und Peter ward er später einer der einflußreichsten Diener Peter's des Großen, dessen Plänen für sein aufkeimendes Reich er mit Aufopferung und Geschick diente. In den Jahren 1686—1689 war er Mitglied der Gesandtschaft nach China, welche die Grundzüge der Beziehungen schuf, in welche das „himmlische Reich der Mitte" zuerst mit Europa trat und welche dem russischen Reiche so wichtig werden sollten [4]). Er administrirte als Gouverneur alsdann in Sibirien, wo er sich namentlich um die Organisation des Bergbauwesens unvergängliche Verdienste erwarb; die Stadt Nertschinsk, die den Mittelpunkt seiner Schöpfungen bildete, ward von ihm gegründet und noch jetzt steht sein Name daselbst im besten Andenken. Dann befehligte er als General im J. 1697 die Infanterie vor Asow. Noch in demselben Jahre war er neben Lefort das Hauptmitglied der Gesandtschaft an die Höfe Europa's, welcher Peter der Große selbst in, wie er meinte, gut gewahrtem Incognito angehörte. Dann unterhandelte er einen Handelsvertrag mit England und wieder 1698 die Tripelallianz gegen die Türken zu Wien. Hier ward er seiner Verdienste wegen vom Kaiser Leopold I. zum teutschen Reichsgrafen ernannt. Mit Lefort allein begleitete er von Wien aus seinen Herrn nach Petersburg, um den daselbst ausgebrochenen Aufruhr der Strelitzen dämpfen zu helfen. Nach dem Tode Lefort's zum Großadmiral von Rußland und zum Feldmarschall ernannt, leistete er doch auch zugleich als Minister des Auswärtigen seinem Monarchen die wichtigsten Dienste und bei seinen zeitraubenden Aemtern erwarb er sich doch auch zugleich das hohe Verdienst, ein unermüdlicher Beförderer der Wissenschaft und Kunst in Rußland zu werden. Er war der erste Ritter des von Peter dem Großen gestifteten St.-Andreasordens.

6) Alexei Alexiewitsch, des Vorigen Bruder, begleitete diesen auf mehren Gesandtschaften. Auch im Militair avancirte er schnell und als Generalmajor wohnte er der Schlacht bei Pultawa bei. Hier fiel er bei seinem Herrn in Ungnade, sogar in Strafe, was ihn so angriff, daß er den Verstand verlor und gänzlich aus dem Gedächtniß der Mitwelt verschwand.

7) Niklas Fedorowitsch, ältester Sohn Fedor Alexiewitsch's, verdienter Seemann und Diplomat. Im J. 1725 bewirkte er als außerordentlicher Gesandter am schwedischen Hofe die Anerkennung des russischen Kaisertitels bei der gedachten Macht. Im J. 1733 ernannte ihn die Kaiserin Anna zum Admiral und Präsidenten des Admiralitätscollegiums. Bei dem längeren Aufenthalte der Kaiserin Elisabeth zu Moskau im J. 1741 übertrug sie ihm in Petersburg die oberste Leitung der Staatsverwaltung. Später jedoch entsprach er den Erwartungen nicht, welche die Kaiserin auf ihn, als Anführer der Flotte gegen Schweden, gesetzt hatte. Er fiel

2) Ihre Abbildung findet sich in der numismatischen Sammlung von Eiregale S. 65. 3) Siehe Nouv. Biogr. générale a. a. O. S. 126. (*Michaud*) Biogr. universelle. Tom. XVII. p. 122.

4) In Beziehung auf diese Mission hebt Voltaire in der „Geschichte Peter's des Großen" die Verdienste der beiden Jesuiten, Pereira und Gerbillon, hervor. Man vergleiche die „Relation manuscrite d'un voyage d'un Moscovite à la Chine" von Duplessis. Das Manuscript befindet sich in der kaiserl. Bibliothek zu Paris

in Ungnade, erhielt plötzlich seinen Abschied, ging sofort eine Zeit lang auf Reisen und nahm dann seinen bleibenden Wohnsitz in Hamburg, wo er im J. 1745 starb. Dessen Sohn, Niklas Niklajewitsch Golowin, war unter dem Kaiser Alexander I. Staatsrath; er starb ohne Nachkommenschaft.

8) Michael, russischer Mathematiker, gest. zu Petersburg im J. 1790. Durch Verwandtschaft von Seiten seiner Mutter mit dem Sprachgelehrten und Akademiker Lomonossof in seiner wissenschaftlichen Bildung bei ausgezeichneten Anlagen von den frühesten Jahren an glücklich gefördert, entschied er sich, begünstigt durch seine innige Verbindung mit dem hochberühmten Mathematiker und Physiker Euler, vorzugsweise für das Studium der Mathematik, auf deren Gebiete er als geborener Russe zuerst sich auch für das Ausland auszeichnete. Nachdem er bereits von seinem 18. Jahre an von 1775 bis 1786 die Functionen eines Adjuncten bei der physikalisch-mathematischen Section der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften mit Anerkennung verwaltet hatte, ward er im letztgedachten Jahre zum Professor an dem Nationalpädagogium zu Petersburg unter gleichzeitiger Beibehaltung seiner Stellung zur Akademie befördert, starb aber schon in der Blüthe seines Alters. Außer einer russischen Uebersetzung des Eunuchus des Terenz debütirte er mit einer auch im Auslande mit Beifall aufgenommenen Schrift: Sur la construction et la conservation des vaisseaux (Petersb. 1778.) in drei Abtheilungen, in welcher er vorzugsweise Euler'sche Grundsätze zur Anwendung brachte. Seine lateinische Abhandlung: Applicatio tentaminis de sono campanarum ad sonos scyphorum vitreorum, qui sub nomine instrumenti harmonici sunt cogniti — hatte er im J. 1781 in einer Sitzung der Akademie gelesen und sie ward in die Denkschriften derselben eingereiht. Außerdem erschien von ihm: Trigonométrie planisphère et sphérique, accompagnée de déductions algébriques (Petersb. 1786.) und kurz vor seinem Tode (1789) eine russische Uebersetzung von Lalande's „Betrachtungen über die Gestirne" [5]).

9) Eugen Alexandrowitsch, russischer General der Infanterie, geb. gegen Ende des 18. Jahrh. Frühzeitig in das adelige Cadettenhaus zu Petersburg aufgenommen, durchschritt er schnell die niedrigeren militairischen Rangstufen und war in den Campagnen der Jahre 1828—1831 bereits so weit vorgerückt, daß er, mit dem Range eines Generals der Infanterie bekleidet, unter den Befehlen des Feldmarschalls Paskewitsch in Polen wichtige Verdienstungen inne hatte. Zu den Fürstenstand erhoben, ward er im J. 1840 zu dem schwierigen Posten des Generalgouverneurs von Kaukasien und zum Oberbefehlshaber der transkaukasischen Armee ernannt. Aber der unglücklich abgelaufene Feldzug gegen die Lesghier vom Jahre 1842 hatte seine Abberufung von dort zur Folge. Seit 1845 ward er mit dem Generalgouvernement der drei baltischen Ostseeprovinzen betraut und als er im J. 1848 in den Ruhestand versetzt worden war, zog er sich für den Rest seines Lebens mit dem Charakter eines wirklichen Staatsraths nach Petersburg zurück.

10) Iwan, russischer Literat, geb. im J. 1808, gewöhnlich Prinz Howna genannt. Vorzugsweise im Auslande wissenschaftlich gebildet, widmete er sich nur kurze Zeit dem vaterländischen Staatsdienste im Ministerio der auswärtigen Angelegenheiten. Da ihm aber diese Carrière nicht zusagte, nahm er seine Entlassung, auch durch den schwankenden Zustand seiner Gesundheit an ein milderes Klima gewiesen. Er machte Reisen durch Teutschland und Italien, Frankreich und England, wo er seit 1843 seinen wesentlichen Aufenthalt nahm und naturalisirt ward. Als er im J. 1848 längere Zeit in Polen verweilt hatte, ward er, mißliebig und verdächtig geworden, aus Rußland auf immer verbannt, da man ihm nicht traute. Im darauf folgenden Jahre aus Paris ausgewiesen, wurde er auch in Piemont, wo er sich im J. 1852 mit der Herausgabe einer Wochenschrift: Journal de Turin zu beschäftigen angefangen hatte, nicht geduldet. Er zog sich deshalb wieder nach England zurück, ward aber, ohne sein Ansuchen, vom Kaiser von Rußland unter der Bedingung, seinen Aufenthalt weder in Petersburg noch in Moskau zu nehmen, amnestirt. Durch seine Vermögensumstände glücklich gestellt, machte er von dieser Erlaubniß keinen dauernden Gebrauch, sondern blieb fortwährend in England. Er schrieb: Esprit de l'économie politique. (Par. 1844.) Science de la politique. (Ibid. 1844.) La Russie sous Nicolas I. (Ibid. 1845.) Réfutation du livre de Mr. le Marquis de Custine: „La Russie en 1839." (Ibid. 1845.) Des économistes et des socialistes. (Ibid. 1845.) Types et caractères russes. (Ibid. 1847.) L'Europe révolutionnaire. (Ibid. 1849.) (Auch ins Teutsche übersetzt.) Japan and the Japenese. (Lond. 1852.) u. m. a.

(*J. E. Volbeding.*)

GOLOWKINE. Johann Golowkine, Gutsbesitzer in dem Gebiete von Alexine, des heutigen Gouvernements Tula, nahm, als der Naryschkine nächster Vetter, Theil an ihrer Erhöhung und erhielt die Bojarenwürde. Sein Sohn Gawrila Iwanowitsch Golowkine war im Beginn Komnatni Stolnik, wurde aber 1703 Postelnitschi und erhielt in demselben Jahre den St.-Andreasorden. In den Jahren 1705 und 1706 wird er von Peter I. als „Herr Vicekanzler" bezeichnet. Von Kaiser Joseph I. im J. 1707 in des heil. R. R. Grafenstand erhoben, erhielt er von König August II. von Polen den weißen Adlerorden, von dem Könige von Preußen den Orden de la Générosité. Peter I. vertraute ihm seine geheimsten Angelegenheiten, ernannte ihn 1709, nach dem Siege bei Pultawa, zum Reichskanzler und am 10. Febr. 1710 zum russischen Grafen, und er ist der Erste, welchem solche Standeserhöhung zu Theil geworden. Unter vier verschiedenen Regenten Minister der auswärtigen Angelegenheiten galt er als einer der ausgezeichnetsten Diplomaten. Seine Feindschaft mit Schafirow wirkte wesentlich zu dessen Sturz. Dieser „ami de la magnificence et de la bonne chère drapait sans charité la lésine de l'autre, honteuse quelquefois, mais

5) Man vergl. *Smyghreff*, Dictionnaire des auteurs profanes russes (Moscou 1838.) Tom. I. p. 119 s.

aussi la seule tâche d'un homme très-honnête et très-habile.“ Golowkine starb im Februar 1734. Er hatte sieben Kinder: 1) Johann; 2) Alexander; 3) Natalie, Gemahl: Fürst Johann Bariatinsky, General der Infanterie; 4) Anna; 5) Anastasia, Gemahl: ein Fürst Trubetzkoy; 6) Michael; 7) Proskovia. Anna heirathete in erster Ehe den Generalprocoureur Grafen Sergius Jagusinsky und als dessen Wittwe den Grafen Michael Bestuscheff. Michael (Nr. 6) konnte sich der Ehre rühmen, wegen seiner Gemahlin, die eine geborene Fürstin Romanodowska und von Mutterseite eine Cousine germaine der Kaiserin war, dem kaiserlichen Hause sehr nahe befreundet zu sein. Dessenungeachtet hatte er sein Ansehen in den letzten Jahren der Kaiserin Anna um ein Merkliches geschwächt sehen müssen, wozu einige allzu freie Discurse, welche er über des Herzogs (von Kurland) Conduite gehalten, die Ursache gewesen sein sollen. Weil er sich nun wenig Gutes von demselben als Regenten versprechen zu können glaubte, so gingen seine Gedanken auf nichts Anderes als ihn zu stürzen; hierzu aber ersann er ein Mittel, welches ihn bald selbst in das größte Unglück gebracht hätte. Nachdem er nämlich sein Misvergnügen über des Herzogs Erhebung und das Unrecht, welches dadurch der Prinzessin Anna geschehen, seinen vertrautesten Clienten, einigen Officieren, zu verstehen gegeben und diese ihn sowol ihrer guten Gesinnung gegen erwähnte Prinzessin, als auch, daß der größte Theil der Officiere von den Garderegimentern Alles für dieselbe zu wagen bereit wären, wenn sich nur ein Anführer hervorthäte, versichert hatten; so fiel der Schluß dahin: man müsse in dieser Sache auf gleiche Weise verfahren, wie im J. 1730 bei Wiederherstellung der Souverainetät in Moskow geschehen. Zu dem Ende sollten an einem zu bestimmenden Tage die Treugesinnten, so viel ihrer sich dazu würden entschließen können, zur Prinzessin gehen und selbige fußfällig ersuchen, die Nation von einem verhaßten Regenten zu befreien und die Regierung während der Minderjährigkeit ihres Herrn Sohnes selbst auf sich zu nehmen. Den Anführer aber in dieser Sache abzugeben, konnte sich der Graf Golowkine keineswegs entschließen, sondern schlug den damaligen Cabinetsminister, Fürsten Tzerkaskoi, dazu vor; in der ungegründeten Meinung, dieser würde sich hierzu ebenso gern gebrauchen lassen, als vor diesem von ihm geschehen, da er der verstorbenen Kaiserin die Supplik des Adels wegen Abschaffung der von den Dolgorukis eingeführten aristokratischen Regierungsform überreicht. Hierbei blieb es, und der Tag wurde festgesetzt, an welchem der Antrag dem Fürsten Tzerkaskoi gethan werden sollte. Als dieser erschien, verfügten sich erwähnte abgedankte Officiere zu dem Fürsten, gaben ihm ihr Anliegen zu erkennen, erinnerten ihn an seinen für das Vaterland ehemals gezeugten Eifer und baten ihn auf das Inständigste, mit ihnen zur Prinzessin zu gehen und das Wort für sie zu führen. Tzerkasloi hörte sie ganz gelassen an, billigte ihr Vorhaben und hieß sie, unter Vorschützung nothwendiger Geschäfte, des andern Tages wieder zu ihm kommen. Sobald sie aber weg waren, fuhr er gerade zum Herzog und erzählte demselben den ganzen Handel. In weniger als zwei Stunden waren alle diejenigen, welche bei dem Fürsten Tzerkaskoi gewesen, arretirt, und noch selbigen Tages wurde angefangen, sie wegen ihrer übrigen Consorten peinlich zu befragen. Sie nannten deren einige, keiner dennoch bekannte den Grafen Golowkine, obgleich sehr scharf deswegen inquirirt wurde, indem es bekannt war, daß sie alle Creaturen des erwähnten Grafen waren. Einer derer, die sie angegeben hatten, war der russische Secretair des Prinzen von Braunschweig, und dessen Aussagen führten zur Entdeckung des ganzen, die Beseitigung Biron's bezweckenden Complots. „Nunmehr hatte der Herzog sattsame Proben, wie wenig seine Regierung den Lenten schmecken wollte, ungeachtet dessen getraute er sich noch durch Strenge selbige zu handhaben.“ Aber es vereinigten sich zu seinem Sturze alle, die sich durch ihn gefährdet fühlten, wie namentlich Golowkine, und die Palastrevolution vom 20. Nov. 1740 fand statt, nachdem Biron kaum drei Wochen in der Regentschaft sich behauptet hatte. Die Prinzessin Anna von Braunschweig-Wolfenbüttel, als Großfürstin und vormundschaftliche Regentin anerkannt, ernannte den Grafen Michael Golowkine, den Senator und wirklichen Geheimrath, zum Reichsvicekanzler und Cabinetsminister, veranlaßte aber zugleich zwischen ihm und Ostermann eine Rivalität, die theilweise den Sturz der neuen Regierung herbeiführte. Am 6. Dec. 1740 bemächtigte sich die Prinzessin Elisabeth des Thrones und die vornehmsten Anhänger Iwan's III., namentlich Golowkine, wurden sofort verhaftet. Bereits am 27. Jan. 1741 erging das Urtheil, wodurch über Münnich, Ostermann, Golowkine, Löwenwolde und Temiriazew die Todesstrafe verhängt wurde. Golowkine war beschuldigt, der erste Anstifter der auf den Namen der Kaiserin Anna vorgenommenen Veränderung in der Ordnung der Succession gewesen zu sein, „indem er zur Zeit, da die Prinzessin Anna die Regentschaft angetreten und er ihr zum ersten Mal zu gratuliren kam, sogleich vorgestellt, wie es zu bedauern sei, daß in einigen die Erbfolge betreffenden Punkten die Sache nicht deutlich genug ausgeführt und insonderheit von den Prinzessinnen Nichts gedacht wäre. Die Prinzessin Anna befahl ihm hierauf, sich deswegen mit Ostermann zu besprechen; wie er dann zugleich einen Anschlag entworfen, um dem Cabinet die Vorstellung zu thun, daß die von der Prinzessin Anna abstammenden Prinzessinnen an der Erbfolge gleichen Antheil haben sollten. Er hat auch noch einen andern Vorschlag beigebracht, der mit dem ersten gleichlautend war, und schickte beide Schriften der Prinzessin Anna zu. Er führt darin an, es sei nicht rathsam, auf solchen Fall in einer öffentlichen Versammlung mit dem Regenten zur Wahl eines Successoris zu schreiten, sondern es wurde besser sein, daß die Prinzessin Anna sich selbst zur Kaiserin erklare, wodurch alle Anstöße von Seiten Unserer Kaiserl. Majestät (der Kaiserin Elisabeth) vermieden werden konnten. Golowkine gesteht, er habe es deswegen gethan, daß, wenn der Prinz Iwan mit Tode hätte abgehen sollen und kein anderer Prinz vorhanden wäre, sodann nicht immer eine

fremde und unsichere Regentschaft geführt werden möchte. Er hat sich auch für schuldig erkannt, daß, ohnerachtet er in großem Ansehen bei der Prinzessin Anna gestanden und wohl gesehen, daß große Summen aus der Reichs-Cassa verschwendet würden, er wider seine Pflicht sie niemals davon abgerathen." Laut der Sentenz sollten Golowkine, Löwenwolde, Mengden und Temiriazew enthauptet, Ostermann und Münnich, dieser geviertheilt, jener gerädert werden. Sie erhielten jedoch, zur Richtstätte gebracht, Begnadigung und wurden nach Sibirien gebracht, Golowkine insonderheit nach Germanga; er ist in diesem Exil gestorben. Fürst Dolgoruky nennt ihn homme honorable et loyal. Der Gräfin, Katharina Romanodowska, die durch ihre Mutter, eine Soltykow, der Kaiserin Anna Cousine war, wurden ihre Güter gelassen, was mit den übrigen Frauen nicht der Fall war. Sie starb zu Moskau im J. 1793. Ihre Tochter ward am 19. Nov. 1740 einem Fürsten Repnin angetraut. Michael's ältester Bruder, Graf Johann Golowkine, General der Cavalerie, Chef der Garde zu Pferd, Senator und des St. Alexander-Newsky-Ordens Ritter, war im J. 1740 gestorben, aus seiner Ehe mit Dorothea Gagarin einen Sohn und eine Tochter hinterlassend. Dem Grafen Johann gilt ohne Zweifel eine Stelle der Eclaircissemens sur plusieurs faits, relatifs au règne de Pierre le Grand, extraits en l'an 1761 à la réquisition d'un savant des papiers du feu comte Henningue Frédéric de Bassewitz, in Busching's Magazin 9. Th. Da heißt es S. 353: „S. Petersbourg fut surpris de voir sortir l'empereur Pierre I. un matin de ses portes, richement vêtu, et dans un très beau phaëton attelé à six chevaux, avec un cortége de guides. Il allait à la rencontre du prince Dolgoruky et du comte Golofkin, fils aîné du Grand-Chancelier, rappelés de leurs ambassades, pour entrer au Sénat. Dolgoruky, décoré de l'ordre de l'Eléphant, avait passé quinze ans à Copenhague et Paris; Golofkin, décoré de celui de l'Aigle noir, en avait passé autant à Berlin: tous deux étaient d'une capacité et d'une politesse parfaite. L'empereur poussa vers eux jusqu'à quelques verstes (dont sept font une grande lieue d'Allemagne) de la ville; les prit dans son phaëton, et rentra dans sa résidence en les menant avec un long détour par toutes les principales rues jusqu'à son palais, où il avait ordonné une grande assemblée. „„N'était-il pas juste, dit-il, en y entrant avec eux, de chercher et d'amener chez moi avec cérémonie les trésors du savoir et des mœurs, que ces illustres Russes sont allés acquérir chez d'autres peuples, et qu'ils nous rapportent aujourd'hui.““ Johann's Tochter Maria, geb. 1713, vermählte Fürstin Peter Repnin, starb 1769, der Sohn, Gabriel, den 13. März 1787. Geb. den 10. Oct 1721, war er im September 1751 des Großfürsten Hofmarschall geworden; Hofmarschall und wirklicher Geheimrath wurde er am 8. Sept. 1762 zum Präsidenten des Manufacturcollegiums mit dem Charakter und Gehalte eines Generallieutenants ernannt. Er starb als Oberhofmarschall den 13. März 1787. Die Kinder seiner Ehe mit des Grafen Alexis Schuwalow Erbtochter Katharina, vermählt den 14. Oct. 1751, Graf Alexis, geb. den 31. Juli 1754, und Elisabeth, geb. den 22. Oct. 1752, sind beide unverehelicht geblieben. Alexander, des ersten Grafen zweiter Sohn, geb. den 20. Aug. 1688, „hat in Leipzig studirt und als Volontair etlichen Feldzügen in Flandern beigewohnt. Er erhielt hierauf den Charakter als Kammerherr und ward zu Königs Friderici I. Zeiten als Gesandter nach Berlin geschickt, wo er sich viele Jahre befunden. Er vermählte sich daselbst im Jahr 1715 mit Katharina Henriette, Graf Johann Friedrich's von Dohna-Feraffieres und Montbrun Tochter, die eine Mutter von 25 Kindern geworden ist. A. 1721 erhielt er von König Friedrich Wilhelm den Ritterorden des schwarzen Adlers, nachdem er im Jahr vorher zum Russischen Gevollmächtigten bei dem Braunschweigischen Friedenscongresse ernannt worden. A. 1725 bekam er den Titel eines Russisch-kaiserlichen Geheimbden Raths und 1727 ward er an die Stelle des Fürstens von Kurakin als Ambassadeur nach dem Haag gesendet, von der er im folgenden Jahre als bevollmächtigter Minister auf den Friedenscongreß nach Soissons abgeschickt wurde, wo er den 30. Aug. 1728 anlangte und allererst 1731 nach dem Haag zurücke kam. Er ist in diesem Charakter allda bis an sein Ende geblieben und hat durch seine kluge Aufführung, gute Ordnung in seinem Hause und viele andere gute Eigenschaften einen allgemeinen Beifall erlanget. Er starb zu Ryswyk, 24. Nov. 1760 in hohem Alter." Seine Witwe, geb. den 14. Aug. 1694, starb zu Berlin den 12. Jan. 1768. Von den Kindern sind zu merken: 1) Maria, geb. den 8. April 1718, vermählt den 9. Febr. 1739 mit dem Grafen Friedrich Paul von Kamecke, Witwe den 27. Mai 1769, gest. den 8. Aug. 1797. 2) Johann (Iwan), geb. den 4. Aug. 1723, wurde 1767 zum wirklichen Staatsrath und Mitglied des Departements der auswärtigen Angelegenheiten mit einem Gehalte von 2000 Rubel ernannt, nachdem er bis dahin bevollmächtigter Minister zu Danzig gewesen. Er hat auch den Grafen Iwan Czernyschew in der Stelle eines Deputirten der Provinz Finnland bei der Commission für die Anfertigung eines neuen Gesetzbuches ersetzt. Er ist demnach Russe geblieben, wiewol die Kaiserin im J. 1762 den Kindern Golowkine erlaubt hatte, ihre sehr beträchtlichen Patrimonialgüter in Rußland zu verkaufen. Johann starb 1791, kinderlos in seiner Ehe mit des holländischen Viceadmirals Johann van Struyen Tochter Cornelia, gest. 1795. 3) Natalie, geb. den 29. Jan. 1728, vermählt 1740 mit dem Grafen Bernhard von Schmettau-Pommerzig. Sie starb den 5. März 1778. 4) Peter, geb. den 15. Nov. 1729, bließ, in französischen Kriegsdiensten stehend, der Graf von Montbrun, wurde zweibrückischer Kammerherr, quittirte den russischen Dienst 1763 und starb den 2. März 1787. Er war ebenfalls kinderlos geblieben in seiner Ehe mit des Grafen Friedrich Paul von Kamecke Tochter Friederike, die seine Nichte war. 5) Gabriel Maria Ernst,

geb. den 6. März 1731. Als Marquis de Ferassieres stand er bei der französischen Armee; holländischer Generallieutenant, Oberst der Schweizergarde, Commandant zu Amsterdam, wie auch in der Provinz Holland, Generaladjutant des Erbstatthalters, ist er den 17. Febr. 1800 gestorben. Ihn überlebten vier Kinder aus seiner ersten Ehe mit Apollonia, Tochter des Friedrich von Hertaing und Marquette, premier noble de Hollande, des letzten seines Stammes, vermählt im September 1765, gest. den 8. Sept. 1785. Diese Kinder folgen also: a) Theodor Friedrich Heinrich Ludwig, russisch-kaiserlicher Geheimrath, vormals Gesandter bei dem Hofe von Neapel und kaiserlicher Hofceremonienmeister, geb. den 10. Oct. 1766, vermählt den 29. Mai 1790 mit Natalie Ismailow. b) Peter Ludwig Friedrich, russisch-kaiserlicher Hofjägermeister, geb. den 13. Jan. 1768, vermählt 1795 mit Sophie Demidow. c) Henriette, geb. den 18. Jan. 1774, vermählt den 18. Mai 1801 mit Alphonse de Montgomery, vormals französischer Schiffslieutenant und Oberst in englischen Diensten. d) Gabriel Maria Heinrich, Oberst beim zweiten russischen Garderegimente, vormals in holländischen Diensten, geb. den 17. Mai 1775 und vermählt 1802 mit Aurora von Patkul, von der er ein Söhnlein, Gabriel, hatte, geb. 1803, das jedoch die Kinderjahre nicht überlebte. 6) Alexander, königl. großbritannischer und preußischer Kammerherr und Directeur des plaisirs, geb. den 4. Sept. 1732, gest. den 4. Aug. 1781. Seine Witwe, Wilhelmine von Mosheim, heirathete den Duc de Noailles. Ihrer Kinder waren zwei: Amalie, geb. 1766, vermählt 1784 mit N. de Mestral Baron d'Aruffens, und Georg, geb. 1764. Dieser, kaiserlicher Geheimrath, Oberceremonienmeister, Präsident des Commerzdepartements, erhielt in der Ehe mit Katharina Naryschkine die einzige Tochter Natalie, geb. 1785, vermählt 1800 mit Alexander Soltykow. Von diesem Grafen Georg schreibt Fürst Dolgoruky im J. 1843: „La maison des comtes Golowkine, maison illustre dans les annales russes de la première moitié du dix-huitième siècle, se trouve aujourd'hui représentée uniquement par le comte Golowkine, ancien ambassadeur en Chine et à Vienne, grand chambellan et membre du conseil de l'empire, octogénaire, n'ayant point de postérité mâle." Jedenfalls ist er demnach der letzte Golowkine. (*v. Stramberg.*)

GOLOWNIN (Wasilj Michailowitsch), Seefahrer, geb. auf seines Vaters Stammgute unweit Rjäsan, der Hauptstadt des gleichnamigen russischen Gouvernements, am 8. April 1776, gest. an der Cholera zu Petersburg im J. 1832. Bereits im neunten Jahre seiner Aeltern beraubt, legte er den ersten Grund zu wissenschaftlicher Ausbildung in dem Gymnasium zu Rjäsan und fand im J. 1788 Aufnahme in das kaiserliche Seecadettencorps in Kronstadt. Hier beschäftigte er sich fleißigst mit dem Studium der englischen und französischen Literatur, besonders durch die Lectüre von Reisebeschreibungen und geographischen Büchern und legte sich zugleich mit Eifer auf das Kartenzeichnen, auch physikalische Studien versäumte er nicht. So befestigte sich in ihm eine unüberwindliche Liebe zum Reisen und bei seiner Entlassung aus dem Cadettencorps im J. 1793 stellte er die Sorge für seine beiden jüngern Brüder und für die Verwaltung seines väterlichen Erbtheils gerichtlich fest, um sich sofort und ganz frei dem Seedienste widmen zu können. Schon in den Jahren 1793 und 1794 fand er sich als Volontair bei einem Kriegstransporte nach Stockholm, der mit dem russischen Gesandten, Grafen Rumänzoff, dahin abging; als Lieutenant diente er alsdann unter dem Viceadmiral Chanikoff von 1795 an auf der sogenannten Hilfsflotte für England, von 1798 an zugleich als Adjutant und Dolmetscher bei dem en chef commandirenden Admiral Makaroff. Auf dessen Empfehlung ward er auf kaiserliche Kosten zu seiner ferneren Ausbildung für den Seedienst auf die englische Flotte in Dienste geschickt und fand auf verschiedenen englischen Schiffen in verschiedenen Meeren, besonders durch längeren Aufenthalt in Westindien, dazu erwünschte Gelegenheit, die er so fleißig benutzte, daß er auf die Empfehlung der englischen Admirale, unter denen er gedient hatte, sofort nach seiner Rückkehr im J. 1806 zum Commandeur der Schaluppe Diana ernannt wurde. Eine seiner ersten Arbeiten war die auf Befehl des Seeministers Tschitschagoff von ihm herausgegebene Zusammenstellung der Tag- und Nachtsignale, welche noch jetzt bei der russischen Flotte im Gebrauche sind und im Seewesen seinen Namen noch lange im Andenken erhalten werden. Durch diese Arbeit erwarb er sich die Gnade des Kaisers Alexander in solchem Grade, daß er zu einer sehr schwierigen Expedition ausersehen ward. Zur Berichtigung der Landkarten sollten die Seegrenzen des ganzen russischen Reichs neu aufgenommen werden und Golownin ward für die nördliche Gegend mit der Ausführung dieses Unternehmens betraut. Er ging auf seiner „Diana" von Kronstadt aus im J. 1807 unter Segel und unterzog sich von Kamtschatka aus der Erledigung seines Auftrages, ging auch zu demselben Zwecke nach der Nordwestküste Amerika's, wo die Russen Niederlassungen besitzen. Bei seiner Rückkehr nach Kamtschatka im April 1811 fand er den Befehl seiner Regierung vor, mit möglichster Genauigkeit die kurilischen und kantarischen Inseln, mithin die ganze Küste von 53° 38′ nördl. L. bis zum Hafen von Ochotsk zu recognosciren. Bereits den 4. Mai lichtete er von der Aralchabai die Anker und mit dem 17. Juni hatte er die Aufnahme der russischen Kurilen beendigt und kam vor Iturup, einer von den Japanesen besetzten Insel, an; als er bei Kunaschir, der Hauptstadt daselbst, landen wollte, ward er von dem von den Japanesen befestigten Hafen feindlich zurückgewiesen. Die Erscheinung des russischen Schiffes setzte die Japanesen in Schrecken. Einige Jahre vorher waren russische Schiffe unter den Lieutenants Chwostow und Davidow auf Iturup gelandet und hatten sich arge Excesse, die Einäscherung japanesischer Tempel, die Zerstörung von Nelsplantagen u. dergl. m., zu Schul-

den kommen lassen. Kein Wunder also, daß die russische Flagge feindlich empfangen ward. Golownin aber gab durch Signale zu erkennen, daß er in friedlichen Absichten erscheine; es kam zu Unterhandlungen und Besprechungen; der russische Commandeur unterrichtete die Japanesen von dem wissenschaftlichen Zwecke seiner Reise und sprach dann den Wunsch aus, sich mit Proviant und Wasser versehen zu dürfen. Es kam bald zu Verständigungen und Golownin erhielt die Erlaubniß, ans Land zu kommen. Er machte davon Gebrauch und stieg mit zwei Officieren, vier Matrosen und dem kurilischen Dolmetscher, den er an Bord hatte, ans Land. Mit allen Zeichen der Freundlichkeit ward er von japanesischen Officieren und ihrem Gefolge empfangen und eingeladen, in ihre Festung einzutreten. Kaum war dies geschehen, als die Scene sich änderte. Von mehr als hundert Menschen mit Waffen so umringt, daß an eine Gegenwehr nicht zu denken war, ward Golownin sammt seinen Gefährten für gefangen erklärt. Auf die Nachricht davon würde der Capitain Ricord, welchem Golownin das interimistische Commando der Diana übergeben hatte, das Aeußerste versucht haben, die Gefangenen zu befreien; allein die Ufer waren zu seicht, als daß er sich mit seiner Corvette der Stadt so weit hätte nähern können, sie mit Erfolg zu beschießen; zu einer Auslandung war seine Mannschaft zu schwach. Er benachrichtigte daher Golownin, daß er in möglichster Eile nach Kamtschatka zurücksegeln und für ihre Befreiung bei der russischen Regierung die nöthigen Schritte thun werde. Das Verschwinden des russischen Schiffes erleichterte die Anfangs strenge Behandlung der Gefangenen; sie wurden auf die Insel Jeso geschafft und in deren Hauptstadt Matsmaiff in ganz erträglicher Haft gehalten. Golownin benutzte sie, sich über die Zustände der Insel und des japanesischen Reiches so genau als möglich zu unterrichten und mittheilsam und lernbegierig, wie die Japanesen waren, gelang ihm dies über alle Erwartung, da sie für den Eintausch von Nachrichten über Rußland und Europa mit Kunden über ihre eigenen Zustände nicht zurückhielten. Golownin hatte die Freiheit, sich mit Menschen aller Classen zu besprechen; selbst Gelehrte von der Akademie zu Jedo, der Hauptstadt des japanesischen Reiches, fanden sich bei ihm ein und veranlaßten ihn zur Abfassung einer kurzen russischen Grammatik. Mitten unter diesen Beschäftigungen, welche gegenseitige Annäherungen zur Folge hatten, erschien Ricord wieder vor Jeso. Er war, ausdrücklich für den Zweck der Befreiung Golownin's und seiner Gefährten, von der russischen Regierung zum außerordentlichen Gesandten an die von Japan ernannt worden. Die Erklärungen, welche er der japanesischen Regierung auch über die von seinem Kaiser gemisbilligten und geahndeten Excesse Chwostov und Davidov zu geben hatte, wurden von der japanesischen für hinreichend befunden, das gute Vernehmen wieder herzustellen. Die Gefangenen wurden wieder in Freiheit gesetzt. Dies geschah am 7. Oct. 1813. Durch Ehrenbezeigungen ausgezeichnet, mit Geschenken aller Art überhäuft brachte eine japanesische Gondel Golownin und seine Gefährten an Bord der Diana; Golownin übernahm wieder den Oberbefehl und steuerte zunächst nach Kamtschatka zurück, von wo er den 2. Nov. nach Petersburg aufbrach, wo er am 22. Juli 1814 wieder eintraf. Er und alle Officiere des Schiffes wurden befördert und hatten sich noch sonstiger Auszeichnungen zu erfreuen; Ricord ward einige Jahre später zum Gouverneur von Kamtschatka ernannt; die in der Gefangenschaft gewesenen Matrosen erhielten ehrenvollen Abschied und ansehnliche Pension.

Ueber den Verlauf dieser Reisen und die Erlebnisse auf ihnen berichtete Golownin in drei in russischer Sprache verfaßten Schriften. Die beiden ersten: „Reise der Schaluppe Diana von Kronstadt nach Kamtschatka in den Jahren 1807—1809," und: „Kurzgefaßte Nachrichten über die kurilischen Inseln im Jahre 1811" ließ das Admiralitätsdepartement zu Petersburg während Golownin's Abwesenheit drucken. Die Herausgabe der dritten: „Nachrichten des Schiffscapitains Golownin über dessen Begebenheiten in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—1813" besorgte Golownin selbst; sie ward 1816 auf kaiserliche Kosten gedruckt; er erweiterte und erläuterte sie noch durch seine „Beobachtungen über das Kaiserthum Japan," welche ausgestattet mit Kupfern und Karten in demselben Jahre zu Petersburg erschienen. Gleichzeitig stattete auch Ricord in einer besonderen Schrift Bericht über seine Reise zur Befreiung Golownin's ab. Der ganze Complex dieser Schriften fand außerhalb ihrer ursprünglichen Erscheinungssphäre durch Uebersetzungen ins Teutsche, Französische und Englische nach der von ihnen umschlossenen Wichtigkeit für Länder- und Völkerkunde allgemeinere Verbreitung. Die teutsche Bearbeitung führt den Titel: Begebenheiten des russ.-kaiserlichen Marinecapitains Golownin in der Gefangenschaft bei den Japanern in den Jahren 1811—1813. Nebst seinen Bemerkungen über das japanische Reich und Volk. Aus dem Russischen übersetzt von K. J. Schultz. (Leipz. 1817. 8. 2 Bde.) Dazu Paul Ricord, Erzählung von seiner Fahrt nach den japanischen Küsten in den Jahren 1812—1813. Aus dem Russischen von O. Kotzebue. (Leipz. 1817. 8.) Nach und aus der Bearbeitung von Schultz die französische: Voyages de Golownin, contenant le récit de sa captivité chez les Japonais pendant les années 1811—1813 et ses observations sur l'empire de Japon; suivi de la relation du voyage du capitaine Ricord aux côtes du Japon en 1812—1813. Traduit sur la version allemande par *J. B. B. Eyriès.* (Par. 1818. 8. 2 vols.) Einen Auszug daraus gab J. B. J. Breton de la Martinière im 4. Bde. seines „Japon" (Par. 1818. 18.); später von ihm noch besonders: Le Japon ou voyage de Paul Ricord aux Iles du Japon en 1811—1813 pour la délivrance du capitaine Golownin. (Par. 1821. 8. 2 vols.) Die englische Uebersetzung ist überschrieben: Recollections of Japon, comprising a particular account of the religion, language etc. (Lond. 1819. 8.) Am Schlusse befindet sich: Account of the voyages of Chwostoff and Davidoff etc. Auch bei unserer jetzt erweiterten Kunde von den japanischen Zu-

ständen, die wir vorzugsweise großartigen Veranstaltungen der Regierung der Vereinigten Staaten zu verdanken haben [1]), werden Golownin's Arbeiten bleibenden Werth behalten [2]).

Im J. 1817 erhielt Golownin von seiner Regierung den Befehl zu einer Reise um die Erde, welche er, als Commandant der Corvette Kamtschatka am 26. Aug. von Kronstadt aus antrat, bis zum Schlusse des Jahres 1819 glücklich durchführte und nach längerem Aufenthalte in Kamtschatka 1821 nach Petersburg zurückkehrte, wo er, zum Commodore ernannt und mit ansehnlicher Pension begnadigt als Vicedirector des kaiserlichen Seecadettencorps otium cum dignitate fand. Ein amtlicher Bericht seiner Entdeckungsreise erschien durch Veranstaltung des Admiralitätsdepartements in russischer Sprache: Golownin's Reise um die Welt, auf Befehl Sr. Majestät des Zars auf der Corvette Kamtschatka in den Jahren 1817—1819. (Petersb. 1822. 4. 2 Bde. mit Kupfern und Karten.) Bis zu seinem Tode war Golownin mit dem Ordnen seiner Reisepapiere beschäftigt; Einzelnes ließ er in russischen Zeitschriften abdrucken; Vieles ist noch in Manuscripten vorhanden, die vielleicht später noch ans Licht treten. Noch in den Jahren der Kraft erlag der Seeheld, der so vielen Gefahren glücklich getrotzt hatte, den heimtückischen Angriffen der Cholera, „emportant," wie Prunol am Schlusse des ihm gewidmeten Artikels in der Biographie générale [3]) sagt, „les regrets de ses amis et de ceux du gouvernement russe, auquel il avait rendu des grands et nobles services" [4]).

(*J. E. Volbeding.*)

GOLSCHER [1]), teutscher Geschichtsschreiber des Mittelalters, von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er dem Benedictinerorden angehörte und sich in dem Mathiasstifte Trier aufhielt, wo er im J. 1011 die Leitung der damit verbundenen Gelehrtenschule übernahm und bis an seinen Tod, der im J. 1083 erfolgte, mit großem Beifall führte. Er war ein nicht nur in der Theologie, sondern auch ein den profanen Wissenschaften sehr erfahrener und durch tiefe Gelehrsamkeit und ungewöhnlichen Scharfsinn ausgezeichneter Mann, ein beliebter Kanzelredner und ein fleißiger Schriftsteller. Er schrieb über das Leben und die Verdienste der drei ersten Bischöfe von Trier, nämlich des heiligen Eucharius (De laudibus sancti Eucharii, primi Treverorum Episcopi lib. I.), des heiligen Valerius (De laudibus sancti Valerii lib. I.) und des heiligen Maternus (De laudibus sancti Materni Episcopi lib. I.), Lobreden auf Heilige (Sermones de laudibus Sanctorum lib. I.), viele Reden und Gesänge zur Ehre Gottes (Sermones et cantus in laudem Dei multi), ein Buch über die Thaten der Trierer (Gesta Treverorum lib. I.) und noch manches Andere, was nicht näher bekannt ist. — Diese Nachricht über Golscher fließt aus einer einzigen Quelle, den Schriften Johann's von Trittenheim [2]), des gelehrten Abtes des Klosters Spanheim bei Creuznach und wurde deshalb in der neuesten Zeit in Zweifel gezogen. Wir besitzen zwar noch ein panegyrisch-biographisches Werk über die drei ersten Erzbischöfe von Trier [3]), es besteht aber nur aus einem einzigen Buche und scheint auch älter, als Golscher, zu sein, da es schon von Schriftstellern des 10. Jahrh. benutzt wurde, wenn nicht umgekehrt der Biograph diese älteren Schriftsteller ausschrieb [4]), was auch möglich wäre; keinenfalls gehört es aber in der jetzigen Gestalt Golscher an, welcher auch in keiner der bis jetzt bekannten Handschriften genannt wird. Reden (Sermones) Golscher's über die drei ersten Bischöfe von Trier will Chr. Brower [5]) in Pergamenthandschriften gesehen haben, er sagt aber weder, daß bei diesen Reden der Name Golscher's genannt ist, noch gibt er ihren Inhalt näher an und es dürfte hier eine Verwechselung mit dem erwähnten Buche über die drei Bischöfe anzunehmen sein. Was endlich die von ihm verfaßte Geschichte der Trierer (Gesta Treverorum) betrifft, so kann das noch unter diesem Titel vorhandene von mehren Verfassern herrührende Werk, welches nach den neuesten und gründlichen Untersuchungen nicht vor dem 12. Jahrh. geschrieben ist [6]), ebenfalls Golscher nicht angehören. Wenn man aber aus dem unglücklichen Zufalle, daß die den von Johann von Trittenheim angegebenen Titeln entsprechenden noch vorhandenen Werke nicht von Golscher herrühren können, den Schluß ziehen will, daß die Existenz dieses Schriftstellers, weil er überdies sonst nirgends vorkommt, vielleicht nur auf einem Irrthume be-

1) Man s. darüber W. Heine, Die Expedition in die Seen von China, Japan und Ochotsk unter den Commodores Colin Ringgold und John Rodgers in den Jahren 1853—1856. (Leipzig 1858—1859. gr. 8. 3 Bde. Mit Kupfern und Karten.) Man vergl. darüber (Gersdorf) Leipziger Repertorium. Jahrg. 1859. 1. Bd S. 95—98. 3. Bd. S. 216—219. 2) Eyriès sagt in s. Artikel über Golownin in der Biogr. univers. Tom. XVII. (nouv. éd.) p. 121—122: „Le recit des aventures de G. excite un intérêt d'autant plus vif que malgré tout ce qu'il eut à souffrir, jamais il ne montre la moindre animosité contre les Japonais. Racontant avec une modération exemplaire tous les événements de sa captivité, il rend une justice éclatante à leurs bonnes qualités. Les renseignements qu'il donne sur cette nation sont extrêmement précieux; car, bien que captif, il avait les plus grandes facilités pour observer tout ce qui l'entourait et il a pu recueillir de la bouche d'officiers, de fonctionnaires publics et de savants, des particularités que d'autres voyageurs n'ont pas eu l'occasion de connaître. Golovnin est un observateur exact et consciencieux et sa relation est une des plus intéressantes que l'on puisse lire. Les traductions française et allemande ont un avantage sur l'original imprimé en Russie, parceque celui-ci avait, par ménagement pour quelques personnages tenant à la compagnie russe d'Amérique, subi des modifications dans certains passages que les deux versions reproduisent tels qu'ils avaient été écrits." 3) Tom. XXI. p. 129—132. 4) Man vergl. auch: Fr. Otto, Lehrbuch der russischen Literatur (Leipzig 1837.) S. 162—164.

1) Von Andern auch, aber unrichtig, Goldscher und Glescher geschrieben.

2) De viris illustribus Germaniae in den Opera (Francofurti 1601. fol.) Tom. I. p. 131. 132. Annales Hirsaugienses (Monast. S. Galli 1690. fol.) Tom. I. p. 151. 174 3) Her ausgegeben in den Act. SS. Antverp. Januarii Tom. II. p. 918 seq. 4) Wie schon in den Act. SS. l. c. p. 917 bemerkt wurde. 5) Antiquitates et annales Trevirenses Tom. I. p. 5. 6) Oefter herausgegeben, am besten und vollständigsten von G. Waitz in den Monument. Germaniae hist. ed. *Pertz*, Scriptt. Tom. VIII. p. 130 seq.

ruhe[7]), so geht man doch offenbar zu weit, da doch auch die Möglichkeit nicht zu bestreiten ist, daß Golscher's Schriften verloren oder nur in Ueberarbeitungen vorhanden sein können und man bei dem gelehrten, besonders in der Literaturgeschichte des Mittelalters sehr bewanderten Abte, der über Golscher so bestimmte Nachrichten liefert und dem bekanntlich noch viele handschriftliche Quellen, welche jetzt verschwunden sind, zu Gebote standen, nicht ohne weiteres ein so grobes Versehen voraussetzen darf. (*Ph. H. Külb.*)

GOLSSEN, in dem preußischen Regierungsbezirke Frankfurt, Kreis Luckau, Stadt mit 2150 Einwohnern, welche Gartenbau und Viehzucht und mit den Producten beider Handel treiben. (*H. E. Hössler.*)

GOLTSTEIN, die Grafen, welche man in der neuesten Zeit von den mährischen Freiherren von Zwole und Goldenstein abzuleiten versucht hat, betrachten als ihr Stammhaus entweder Goltstein bei Aachen, was indessen manchem Zweifel unterworfen ist, oder aber das Haus Goltstein bei Wyk te Dunrstede im Utrechtischen. Für diese letzte Herleitung scheinen insbesondere die Frauen der ersten Generationen zu sprechen. Späterhin theilte sich das Geschlecht in eine holländische und eine jülichsche Hauptlinie, deren Zusammenhang zu finden wir indessen nicht vermögen. Johann, auf Niederempt und Müllendorp, war des Herzogs Karl von Geldern Burggraf zu Nimwegen, Statthalter zu Deutecom, Bürgermeister zu Zütphen, und starb 1544. Evert Johann Benjamin, auf Grosappel und Grunsvoort, erster Rath und Rechenmeister der Provinz Geldern und Zütphen, Landkomthur der Teutschordensballey Utrecht, Curator der Hochschule zu Harderwyk, Bürgermeister zu Zütphen, wird 1710—1734 genannt. Die jülichsche Linie beginnt Johann von Goltstein zu Drimbern, der sich 1465 mit Agnes von Wyenhorst verheirathete. Sein Enkel Reinhard erheirathete mit Alheid von Mühlenbach genannt Breyl das Haus Breyl bei Geilenkirchen und wurde ein Vater von drei Söhnen, Franz, Teutschordenskomthur zu Coblenz 1539, Wilhelm und Gert Wilhelm erheirathete mit Odilia von Frenz die Rittersitze Merödgen und Frenz, die sich auf seine Nachkommen vererbten; es scheinen aber des Johann Philipp Werner von Goltstein auf Frenz und Merödgen drei Söhne im Laufe des 18. Jahrh. unbeweibt verstorben zu sein. Gert von Goltstein auf Breyl erwarb Muggenhausen, Kreis Rheinbach, durch seine Heirath mit Margaretha von Greyn. Von seinen Kindern kommen einzig Wilhelm und Walrav in Betracht. Wilhelm, der Erstgeborene, auf Muggenhausen und Wüschheim, hinterließ lediglich Töchter, deren ältere, Katharina oder Elisabeth, gest. 1601, Muggenhausen und Grempen erbte. Sie war mit Johann von Schellard zu Doremward verheirathet. Walrav von Goltstein auf Breyl, 1603, wurde der Vater von Andreas, Gemahlin Johanna Torck zu Niederhemert, die eine Mutter von eilf Kindern geworden ist. Ein Sohn, Walrav, Teutschordensritter und Komthur zu Aachen 1625, blieb als kaiserlicher Rittmeister in der Schlacht bei Leipzig, 1631, die auch seinem Bruder Heinrich tödtlich war. Johann Friedrich, der jülich-bergische Kanzler, lebte in kinderloser Ehe mit Anna von Mirbach. Johann Wilhelm endlich ist der versuchte Krieger, dessen Kaiser Leopold in dem Grafendiplom von 1694 so rühmlich gedenkt. „Der von seiner ersten Jugend her in unsers Herrn Vorfahren und Vaters Krieg-diensten sich begeben, darin auch sich so meritirt gemacht, daß mit der Zeit zur Obristenstelle und verschiedenen Commanden gelanget, wie er dann im abgewichenen dreißigjährigen Schwedenkrieg einige Jahr lang zu Zons Commandant gewesen, und als im J. 1646 die Hessen selbigen Ort im Monat April per Stratagema zu überfallen vermeinten, hat er durch seine Vorsichtigkeit und tapfere Gegenwehr diesen Feind mit großem Verlust abgetrieben, auch den Anführer selbiger feindlicher Impressa selbst erlegt. Im Junio darauf, als eben dieser Ort von General Rabenhaupt mit Beistand der Franzosen und General Turenne formaliter belägert worden, gegen dieselbe solche tapfere und ungemeine Gegenwehr gethan, daß der Feind mit Hinterlassung vieler Todten wieder abzuweichen genöthigt worden. Wie im September darauf, da gemelter Rabenhaupt, weit stärker als vorhero, sich abermal, vermittelst einer Formal-Belägerung, an den Ort mit furiosen Attaquen gemacht, in Meinung ein mehreres zu effectuiren, da er dann gleich vorigenmals solche generose Gegenwehr mehrmalen erfunden, daß nit weniger wie vorhin, bis zu ankommenden Succurs unter dem General Melander mit großem Verlust wieder davon abgetrieben, in welchem Abzug auch des Feindes völlige Retroguardia geschlagen worden; zu dessen Zeugung noch heutigen Tags auf dem Rathhaus zu Zons, zur ewigen Gedächtnus, folgendes Chronographicum öffentlich zu lesen seyn solle: RabenhaVpt Me oppVgnaVIt, GoLDsteIn propVgnaVIt, IVVante popVLo ZonsIensI; worauf obzwarn er damals von Pfalz-Neuburg in Dero Diensten gesucht worden, so hat er doch zu unsers Vorfahren und des Reichs Diensten fort commandirt bis ins Jahr 1647, auf Ordre des Kaiserlichen General-Wachtmeistern und Ober-Commendanten des Westphälischen Kreises Otto von Sparre zu der kaiserlichen Armee sich mit selbiger zu conjungiren beordert, und bald darauf zu einem Commendanten von Warendorf gesetzet, alwo auf Order des damaligen Feldmarschallen-Lieutenants von Lamboy sich bis auf den letzten Blutstropfen zu wehren nicht allein bereit gestanden, sondern auch folgends nach Absterben des Feldmarschalken-Lieutenants von Lutersheim auf Steinfurt, um selbigen Ort in gleicher Defension zu halten, sich ganz ohnverdrossen beorderen lassen, und bis zum Schluß des Friedens in Dienst verblieben, damalen erstlich in Pfalz-Neuburgischen Diensten als Generalwachtmeister und Gubernator der Residenzstadt Düsseldorf gangen, bei Aufrichtung der Rheinischen Allianz aber zum General-Feldzeugmeister benennet, in welcher Qualität er endlichen im Jahr 1663 bei letztvorigen Türkischen Krieg auf der

7) Wie dies Wattz in den Vorbemerkungen zu seiner Ausgabe (besonders p. 118) gethan hat

Reisen naher Ungarn (zu Nürnberg) dieses Zeitliche geendiget." Kinderlos in der Ehe mit N. von Auw, nahm Johann Wilhelm die zweite Frau, Veronica von Holtrop, von welcher die Söhne Friedrich Gerhard und Heinrich Theobald, welche Kaiser Leopold I. am 8. Febr. 1694 in des heil. R. R. Grafenstand erhob. Heinrich Theobald, im Teutschorden beschworen den 23. Sept. 1683, Profeß den 9. April 1684, Komthur zu Ramersdorf, wurde des pfälzischen Prinzen, des Teutschmeisters Ludwig Anton, Hofmarschall und Geheimrath, im J. 1700 Landkomthur der Balley Oesterreich und Komthur zu Inngenbiesen, und starb durch einen unglücklichen Zufall zu Mergentheim im J. 1719. Sein Bruder Friedrich Gerhard auf Gripswald, kurpfälzischer Regierungsrath, Kammerherr, Abgesandter am schwedischen Hofe, Amtmann zu Weißweiler und Wilhelmstein, wurde in der Ehe mit Godefrida Katharina Teresa von Blankart zu Alstorf ein Vater von zwei Kindern. Der Sohn, Johann Ludwig Heinrich Graf von Goltstein zu Breyl, jülich-bergischer Kanzler seit 1726, des St. Hubertusordens Ritter, mit der Gräfin Anna Maria Louise von Schaësberg vermählt, starb den 12. Aug. 1738. Einer seiner Söhne, Johann Ludwig Franz, auf Breyl u. s. w., erscheint 1769 und folg. J. als kurpfälzischer Kämmerer und Geheimrath, Oberamtmann zu Geilenkirchen, Ritter des St. Hubertusordens. Der Sage nach hätte die Contenance, mit welcher er einst aus einer goldenen Dose eine Prise nahm, zuerst des Kurfürsten Karl Theodor Aufmerksamkeit erregt, und diesmal wenigstens hat das Omen nicht getäuscht. „Des Grafen viel umfassender Geist, seine Festigkeit und sein Ernst, der zuweilen an Härte zu grenzen schien, machten ihn würdig, ein Amt von solcher Wichtigkeit zu bekleiden. Dabei glühte sein Inneres von Liebe zum Vaterlande: wo irgend etwas für den Flor desselben zu veranstalten war, da begegnete sein rastloser Eifer den Wünschen der Unterthanen. Das volle Zutrauen, welches der gutmüthige Kurfürst gewöhnlich seinen Ministern schenkte, besaß er im höchsten Grade. Und so wie jener nur in dem Glück seiner Unterthanen Friede fand, so dachte dieser stets auf Mittel, durch gemeinnützige Anstalten des Fürsten Wünschen zu entsprechen, der alle Vorschläge seines Statthalters unbedingt genehmigte. Eine vorzügliche Sorge des Grafen ging dahin, die Summen, welche der Staat als Abgaben einbrachte, oder welche aus den landesherrlichen Gefällen, Domainen ꝛc. flossen, stets dem Lande zu erhalten. Zu diesem Zweck ließ er z. B. das herrliche Schloß Benrath erbauen und verschaffte dadurch einer Menge von Menschen in einer Zeit, wo viele Geschäfte stockten, Brod und Unterhalt. Von der ihm anvertrauten unumschränkten Gewalt machte hingegen Goltstein nie Misbrauch; die unverbrüchlichste Redlichkeit sprach sich in allen seinen Handlungen aus. Der gute Fürst berief, dem Statthalter einen Beweis seines unbegrenzten Vertrauens zu geben, denselben zum Finanzminister nach München. Der redliche Mann kannte nur den geraden Weg des Rechts und der Pflicht; er unterlag, da er alle Ränke und jeden Trug verabscheute, auf seinem neuen Posten der schlüpfrigen Hofcabale und fiel in Ungnade. In seinen schönsten Absichten getäuscht, aufgehalten in der Ausführung seiner großen Entwürfe für das Wohl der Unterthanen seines Fürsten, zog er sich zurück in seinen Hof zu Aachen. Er überlebte das in seinen Augen unerträgliche Schicksal der unverdienten Zurücksetzung nicht lange. Gleich nach seinem Tode zeigte der Landrentmeister Steinwarz dem Kurfürsten an, daß er aus den ihm von dem verstorbenen Statthalter aufgetragenen Rechnungsabzügen eine ersparte Summe von 82,000 Thlrn. vorräthig habe. Der Statthalter Graf von Goltstein war der Erste, der auf Anlegung von Kunststraßen zur Belebung des innern Verkehrs bedacht war. Unter andern verdankt ihm die schöne Straße von Bonn nach Coblenz ihre Wiederherstellung (1768). Eine in der Gegend von Sinzig aufgestellte Säule sagt es der Nachwelt, daß diese von dem römischen Kaiser Marc Aurel erbaute Straße unter der Regierung des Kurfürsten Karl Theodor von dem Statthalter Grafen von Goltstein wiederhergestellt und erweitert worden sei. Auch das schöne Rheinwerft bei Düsseldorf hat unser Graf erbauen lassen. Er war es, der verschiedenes Grundeigenthum ankaufte und den schönen Hofgarten anlegen ließ. Durch zweckmäßige Mittel und durch Belohnung suchte er die Bienenzucht im Lande zu befördern. Er machte den Anfang mit der Theilung der Gemarken und Gemeinheiten und führte einige Theilungen, z. B. in dem jülichschen Amte Randerath und dem bergischen Amte Windeck glücklich aus. Manche Misbräuche in der Gerechtigkeitspflege wurden durch ihn abgestellt, auch kämpfte er ritterlich gegen den damals herrschenden Fanatismus, ließ die Zahl der Feiertage vermindern, die Wallfahrten nach entlegenen Orten, wo man über Nacht ausblieb und Gelegenheit zu manchem Unfuge fand, sowie die Todtenwache und Geburtshochzeiten verbieten. Die Einkünfte der vielen geistlichen Brüderschaften im Lande überwies er den Armencassen, verminderte die vielen Kirchweihfeste als Gelegenheiten zu den größten Ausschweifungen, und verordnete, daß alle Kirchweihfeste im Lande auf einen Tag, nämlich auf den Sonntag nach Martini, gehalten werden sollten. Zum Vortheil der Landwirthschaft gab er die Vorschrift, daß das Dienstgesinde auf dem Lande erst nach Beendigung der Saat, den 1. Oct., ausziehen dürfe. Die Belebung des Bergbaues, der Fabriken und Manufacturen waren Lieblingsgegenstände seines Strebens. Eine Menge nützlicher, von ihm getroffener Anordnungen beweisen dies zur Genüge." In Lang's Rheinreise heißt es: „Nicht weit davon liegt der schöne Hofgarten, eigentlich das düsseldorfer Elysium, das dem Grafen von Goltstein, damaligen Statthalter, seine Entstehung und die ganze schöne Anlage zu verdanken hat, der den Gedanken zu dessen Errichtung bei einer gewissen Mahlzeit (1771), um den Dürftigen Arbeit und Nahrung zu verschaffen, wohlthätig ins Werk brachte. Ein ewiges Denkmal für diesen Menschenfreund, der es durch so viele große würdige Veranstaltungen, die er für diese Stadt getroffen, verdient hat, daß man seinen Namen der Nachwelt bekannt macht." Von dem

Grafen von Plettenberg hat Goltstein die kleine Reichsherrschaft Schlenacken, im Umfange des Herzogthums Limburg, dann das kurcölnische Lehen Ulmen, nämlich das Schloß zu Ulmen in der Eifel, den Hof zu Wassenach und ein Burglehen zu Nürburg erkauft (Lehenbriefe vom 6. April 1772 und von 1785). Aus seiner Ehe mit Amalia Teresa Blankart von Ahrweiler kamen zwei Kinder. Der Sohn, Joseph Ludwig Franz de Paula, auf Schlenacken, Breyl, Ulmen, war jülich-bergischer wirklicher Geheimrath, Hofkammer-Vicepräsident, Landmarsch-Commissair, Oberamtmann zu Geilenkirchen und Randerath, Ritter des Löwenordens, und wurde in der Ehe mit Louise Maria Augusta von Loë zu Wissen ein Vater von zwei Söhnen und zwei Töchtern. Der ältere Sohn, Graf Franz Ludwig Joseph auf Breyl, französischer Cavalerieoberst, Ritter der Ehrenlegion, mit der Gräfin Louise Maria von Quad zu Wickerath vermählt, starb den 4. Oct. 1824, eines Sohnes und zweier Töchter Vater. Der Sohn, Graf Arthur Friedrich, geb. den 28. Oct. 1813, ist Mitglied des königl. preußischen Herrenhauses auf Lebenszeit und vermählt mit der Gräfin Mathilde Huberta von Hoënsbroëch, von der er drei Tochter hatte. Des Grafen Franz Ludwig Joseph jüngerer Bruder, Friedrich Anton Maria (s. den folg. Art.), Oberstlieutenant bei den Chasseurs-à-cheval in der französischen Kaisergarde, endlich Maréchal-de-camp, geb. den 17. Aug. 1789, starb den 4. Oct. 1852. Ihn überleben zwei Söhne aus seiner Ehe mit Stephanie Albertine Franziska Maria, Tochter des Vicomte Alexander Joseph von Quaëck (vermählt den 22. April 1834). Breyl ist eine stattliche Besitzung in der fruchtbaren Umgebung von Geilenkirchen. Es besteht auch noch im Lande von Jülich eine freiherrliche Linie von Goltstein zu Merödgen.

(*v. Stramberg.*)

GOLTSTEIN (Friedrich Anton Maria, Graf von), französischer Officier auf dem Schlosse zu Brühl bei Cöln (im damaligen französischen Departement der Ruhr), am 17. Aug. 1789 geboren, war schon von Kindheit an zum Soldaten bestimmt und kam in einem Alter von kaum 15 Jahren in die Militairschule zu Paris, aus welcher er im J. 1806 als Unterlieutenant in das erste bergische Infanterieregiment trat. Im folgenden Jahre ging er zur Cavalerie über, zeichnete sich während der Feldzüge in Polen und Teutschland aus und war bereits zum Capitain vorgerückt, als er nach Spanien beordert wurde. Hier überfiel er am 7. Aug. 1811 mit 100 Reitern eine spanische Cavalerieabtheilung von 350 Mann und schlug sie mit einem Verluste von 70 Todten und 60 Gefangenen in die Flucht. Am 22. März desselben Jahres wurde er während einer Recognoscirung des Nachts in einem Dorfe eingeschlossen, rettete sich aber durch seine schnelle Geistesgegenwart, indem er den feindlichen Anführer vom Pferde hieb und dessen Soldaten die Waffen niederzulegen befahl. Ebenso bewies er bei anderer Gelegenheit große Tapferkeit und ungewöhnliche Umsicht und seine Ernennung zum Escadronchef und zum Mitglied der Ehrenlegion war eine seinen Verdiensten entsprechende Belohnung. Auf den Feldzügen in den Jahren 1813 und 1814 leistete er ebenfalls Anerkennungswerthes und erhielt die Ernennung zum Officier der Ehrenlegion, nach der Einnahme von Paris aber schloß er sich den Bourbonen an und blieb ihnen während der 100 Tage treu. Er wurde deshalb nach der zweiten Rückkehr derselben zum Hauptmann in der königlichen Garde und zum Ritter des heiligen Ludwig befördert. Während des Feldzuges in Spanien im J. 1823 diente er in einem Jägerregimente zu Pferd und verdiente sich den Orden des heiligen Ferdinand. Im J. 1830 wurde er auf sein Verlangen auf Wartesold gesetzt, aber schon im folgenden Jahre trat er wieder in Thätigkeit und machte im Generalstabe des Marschalls Gerard den belgischen Feldzug mit. Am 5. Jan. des nächsten Jahres wurde er zum Obersten des 13. Jägerregiments und bald darauf zum Commandeur der Ehrenlegion und zum Officier des belgischen Leopoldordens ernannt. Später trat er in den Ruhestand und nahm seinen Aufenthalt zu Paris, wo er den 4. Oct. 1852 starb *).

(*Ph. H. Külb.*)

GOLTZ (Freiherren und Grafen von der), altadeliges Geschlecht, theils aus Böhmen und Schlesien, theils aus Polen und Preußen stammend. Im J. 1653 wurde ein Herr von Goltz baronisirt, und im J. 1660 ein Johann Goltz zum böhmischen Ritter ernannt. Mehre Glieder verschiedener Linien dieser weit verbreiteten Familie wurden in den achtziger Jahren in den preußischen Grafenstand erhoben [1]). Die meisten standen in kurbrandenburgischen Militairdiensten. Andere zeichneten sich als Staatsmänner und Diplomaten aus. Zu nennen sind vorzugsweise die folgenden:

1) August Friedrich Ferdinand, Graf von der Goltz, geb. am 20. Juli 1765 zu Dresden, studirte zu Frankfurt a. d. O. und zu Leipzig. In dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten zu Berlin bildete er sich zu dem preußischen Staatsdienste seit dem Jahre 1787 sorgfältig aus. Dem Wohlwollen des Ministers von Herzberg verdankte er im J. 1788 den Auftrag, den preußischen Gesandten von Buchholz in Warschau bei den Verhandlungen auf dem polnischen Reichstage zu unterstützen. Während der Marquis Lucchesini, der an die Stelle des Herrn von Buchholz getreten war, sich auf dem Congreß zu Sziflowa befand, bekleidete Goltz als Geheimer Legationsrath bis zum J. 1791 den Posten eines preußischen Geschäftsträgers in Warschau. Im J. 1792 ging er als Gesandter nach Kopenhagen und 1793 in gleicher Eigenschaft nach Mainz zu dem dortigen kurkanzlerischen Hoflager. Im J. 1797 ward er abberufen und noch in demselben Jahre nach Stockholm gesandt mit der Anzeige von der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's III. Zugleich sollte er dem Könige Gustav IV. von Schweden zu seinem Regierungsantritte und seiner Vermählung mit einer Prinzessin von Baden Glück wünschen. Während er seit dem Jahre 1802 den

*) Biographie des hommes du jour. Tom. V. P. I. p. 386.

1) Vergl. Dienemann's Gesch. des Johanniterordens S. 185 und 199.

wichtigen Posten eines Gesandten in Petersburg bekleidete, war in den Jahren 1805—1806 die engere Vereinigung zwischen dem russischen und preußischen Hofe gegen die Uebermacht Napoleon's zu Stande gekommen. Thätigen Antheil nahm um diese Zeit (1807) Goltz an den in Tilsit gepflogenen Friedensunterhandlungen. Auf den Antrag des Ministers von Hardenberg ward ihm das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten übergeben. Gemeinschaftlich mit dem preußischen Feldmarschall Grafen von Kalkreuth ward von ihm der tilsiter Friede abgeschlossen. An äußeren Auszeichnungen fehlte es ihm nicht. Schon während seines Aufenthaltes in Petersburg hatte er von Friedrich Wilhelm III. den rothen Adlerorden erhalten. Der Kurfürst von Baiern hatte ihn mit dem Ritterkreuze des pfälzischen Löwenordens geschmückt. Nach dem Abschlusse des tilsiter Friedens ward ihm mit der Ernennung zum wirklichen Geh. Staats- und Conferenzminister die Direction der auswärtigen Angelegenheiten übertragen. Mit großer Gewissenhaftigkeit und Umsicht verwaltete er dies Amt in einer vielfach bewegten Zeit. Im J. 1808 begab er sich als preußischer Bevollmächtigter zu dem Congreß in Erfurt. Die Räumung der preußischen Provinzen von den französischen Truppen konnte er aller Bemühungen ungeachtet nicht erlangen. Doch vermochte er den Kaiser Napoleon, die dem preußischen Staate auferlegte Contribution um eine Million Franken zu vermindern. Mit günstigem Erfolge unterhandelte er hierauf in Königsberg mit dem Ordonnateurgeneral der französischen Armee, dem Grafen Darü, über die Räumung der preußischen Monarchie. Bei der Bildung eines neuen Ministeriums in Berlin, an dessen Spitze der Freiherr von Hardenberg als Staatskanzler getreten war, erhielt Goltz als zweiter Minister die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten und nahm Theil an dem Abschluß der Allianz zwischen Frankreich und Preußen. Als nach dem Rückzuge der französischen Armee aus Rußland, zu Anfang des Jahres 1813, Friedrich Wilhelm III. mit dem Staatskanzler sich von Berlin nach Breslau begeben hatte, blieb Goltz in der Residenz zurück als Präsident bei der dort niedergesetzten Oberregierungscommission. Den französischen Militairbehörden gegenüber war seine Stellung eine der schwierigsten, besonders in dem Zeitpunkte der Räumung Berlins von den französischen Truppen. Die Gefahren, die der Residenz drohten, wußte er auf diplomatischem Wege abzuwenden. Noch im J. 1813 erhielt Goltz den Auftrag, sich nach Stralsund zu begeben zu dem dort gelandeten Kronprinzen und nachherigen Könige von Schweden. Nach dem Abschlusse des pariser Friedens hatte der zum Fürsten ernannte Staatskanzler von Hardenberg das Portefeuille in dem Departement der auswärtigen Angelegenheiten selbst wieder übernommen. Goltz ward hierauf (1816) zum Gesandten am teutschen Bundestage ernannt, und im folgenden Jahre Mitglied des Staatsraths. Von dem Gesandtschaftsposten im J. 1824 abberufen, trat Goltz wieder in die schon vor einigen Jahren erhaltene Oberhofmarschallsstelle zurück, die er bis zu seinem am 17. Jan. 1832 erfolgten Tode bekleidete. In der letzten Zeit seines Lebens empfing er noch das Großkreuz des sachsen-weimarischen Falkenordens. Auf solche Auszeichnungen hatte er gegründete Ansprüche durch die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte und durch die unerschütterliche Treue gegen König und Vaterland. Sein Charakter war frei von Eigennutz, und groß seine Bereitwilligkeit, Anderen mit Rath und That behilflich zu sein. So liebenswürdige Eigenschaften erwarben ihm viele Freunde, die seinen Verlust innig bedauerten, als er nach schweren physischen Leiden verschied [2]).

2) Georg Konrad, Freiherr von der Goltz, geb. im J. 1705 zu Parsow in Pommern, widmete sich der diplomatischen Laufbahn. In seinem 20. Jahre 1725 trat er in sächsische Staatsdienste. Als Legationsrath begleitete er im J. 1727 den Grafen von Hoym nach Paris. In seiner bisherigen Stellung scheint er sich jedoch unbehaglich gefühlt zu haben. Sein reger Geist trieb ihn, nach zwei Jahren (1729) in preußische Kriegsdienste zu treten. Friedrich Wilhelm I. sandte ihn im J. 1733 nach Warschau, um die Bewegungen unter den Parteien nach Friedrich August's II. Tode zu beobachten. Durch den hellen Verstand, mit dem er die geheimsten Pläne durchschaute und seinen Herrn davon in Kenntniß setzte, erwarb er sich die Gunst des Königs. Er stieg schnell von Stufe zu Stufe. Den höchsten Glanz seines Ruhmes erreichte er jedoch erst unter Friedrich dem Großen, der ihn zu mehren diplomatischen Unterhandlungen brauchte. Von dem Könige im J. 1741 zu seinem Flügeladjutanten ernannt, fand er mehrfache Gelegenheit, sich auch als Krieger auszuzeichnen. Mit dem Range eines Generalmajors befehligte er in dem Treffen bei Soor eine Cavaleriebrigade, die aus den Cuirassierregimentern von Buddenbrogk und von Dolfs bestand. Er führte diese Brigade gegen eine von 50 Escadrons besetzte Anhöhe, und trug, indem er die feindliche Reiterei über den Haufen warf, dadurch zum Siege bei. An der Spitze der eben erwähnten Brigade schlug er im November 1745 bei Hennersdorf vier sächsische Cavalerieregimenter in die Flucht. Er besaß zugleich gründliche technische Kenntnisse, die er zu allerlei Erfindungen benutzte. Brodwagen, Backöfen, Pontons ꝛc. sollen nach seiner Angabe gefertigt worden sein. Sehr thätig war er bei der Anlegung von Magazinen und bei der Erbauung eines neuen Invalidenhauses. Nach seinem frühzeitig erfolgten Tode, am 4. Aug. 1747, ehrte ihn Friedrich II. durch eine eigenhändig niedergeschriebene Lobschrift, die am 17. Aug. in der Versammlung der berliner Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied Goltz gewesen war, vorgelesen ward. Auch mußten auf des Königs Befehl die sämmtlichen Officiere mit einem Flor um den Arm trauern, und der Major von Seidel, der sich weigerte, diesem Befehle Folge zu leisten, ward sofort cassirt [3]).

3) Heinrich, Freiherr von der Goltz, General in Diensten Friedrich's I., Königs von Preußen, ward

2) Siehe Preußische Staatszeitung. 1832. Nr 40. Der Neue Nekrolog der Deutschen. Jahrg. X. 1. Th. S. 48 fg. 3) Siehe L. v. Zedlitz in dem Pantheon des preußischen Heeres (Berlin 1835.) 1. Bd. S. 339 fg.

später Generalissimus der freien Reichsstadt Danzig. Aus diesem Verhältnisse schied er, um unter dem Könige August II. polnischer Generallieutenant zu werden. Diesen Plan gab er jedoch wieder auf. Er begab sich nach Rußland, wo ihm der Zar Peter die Führung eines Heeres anvertraute. An der Spitze schlug er im J. 1709 die von Jobrinsky befehligten Polen bei Mohrsoff. Unbekannt ist, weshalb er bei dem Zar in Ungnade gefallen, nachdem er sowol in dem erwähnten Treffen als bei mehren anderen Gelegenheiten rühmliche Beweise seiner Tapferkeit gegeben hatte. Der Haft im Kreml zu Moskau entzog er sich durch die Flucht. Wieder versöhnt mit dem Zar, kehrte er nach Rußland zurück. Als Gesandter ging er auf Peter's Befehl nach Constantinopel. Beim Ausbruche des türkischen Krieges traf ihn abermals das Schicksal, verhaftet zu werden. Indessen erlangte er in kurzer Zeit seine Freiheit wieder. Nach so wechselvollen Lebensereignissen starb er, wieder nach Teutschland zurückgekehrt, zu Clausburg am 10. Jan. 1750 [4]).

4) Joachim Rüdiger, Freiherr von der Goltz, widmete sich früh der militairischen Laufbahn. In allen dazu gehörigen Kenntnissen, namentlich in der Taktik, hatte er sich in der Schule seines Vetters, des kaiserl. Feldzeugmeisters von der Goltz sorgfältig ausgebildet. Aus den kurfürstl. brandenburgischen Diensten, in denen er von Stufe zu Stufe bis zum Range eines Generals gestiegen war, trat er in die Dienste des Kurfürsten von Sachsen. Er war mit ganzer Seele Soldat. Durch Entschlossenheit und Tapferkeit zeichnete er sich bei mehren Gelegenheiten aus, namentlich als Feldmarschall bei dem Entsatze von Wien im J. 1683. Seine Gemahlin war eine Tochter des damals allgemein gefeierten Dichters von Canitz. Unbekannt ist sein Todesjahr [5]).

5) Karl Alexander, Graf von der Goltz, aus Südpreußen gebürtig, wo er 1747 das Licht der Welt erblickte, trat schon in seinem 14. Jahre in ein preußisches Gensdarmerieregiment, in welchem er den größten Theil des siebenjährigen Krieges mitmachte. Er befand sich bei der Belagerung von Ollmütz, und focht tapfer in den Schlachten bei Zorndorf, Hochkirchen, Liegnitz und Torgau. Mehrfache Beweise seines Muthes und seiner Unerschrockenheit gab er auch in den Treffen bei Hoyerswerda, Hohengiersdorf und Reichenbach. In seinem Regimente, das nach den Worten eines neuen Historikers „von seiner Errichtung an eine Hauptzierde des preußischen Heeres ausmachte" [6]), war Goltz bis zum Major emporgestiegen. Den baierischen Erbfolgekrieg machte er als Flügeladjutant Friedrich's II. mit. Bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. ward er in den Grafenstand erhoben. Als Diplomat zeichnete er sich aus, besonders auf seinem Gesandtschaftsposten in Petersburg. Im J. 1793 ernannte ihn der König zum Generalmajor und zum Ritter des rothen Adlerordens. Zwei Jahre später ward er Chef des Leibcuirassierregiments, seiner leidenden Gesundheit wegen jedoch bereits im J. 1797 mit einer Pension in den Ruhestand versetzt. Er starb im Juli 1817 [7]).

6) Karl Christoph, Freiherr von der Goltz, königl. preußischer Generallieutenant, erhielt den 6. März 1756 das Regiment, an dessen Spitze Tags vorher der Feldmarschall von Schwerin den Heldentod gefunden hatte. Er war ein würdiger Nachfolger des Gestorbenen. Friedrich der Große rühmt in der Histoire de mon tems sein militairisches Talent, das sich bei mehren Gelegenheiten, namentlich in dem Feldzuge vom J. 1760 glänzend erprobt. Er starb im 54. Jahre am 30. Juni 1761 zu Zerbow an der damals polnisch-schlesischen Grenze [8]).

7) Wilhelm, Graf von der Goltz, widmete sich frühzeitig der militairischen Laufbahn, und diente mehre Jahre in dem von Blücher'schen Husarenregimente, das sein Oheim Johann Wilhelm von der Goltz als Chef befehligte [9]). In der Rheincampagne erwarb ihm seine Tapferkeit den Orden Pour le mérite. Seine vielseitige Bildung machte es ihm möglich, ohne weitere Vorbereitung im J. 1809 als Geschäftsträger am königl. baierischen Hofe die diplomatische Laufbahn zu betreten. Bereits im folgenden Jahre ward er zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister an dem erwähnten Hofe ernannt. Auf eine ausgezeichnete Weise rechtfertigte er das in ihn gesetzte Vertrauen in einer unter den damaligen politischen Conjuncturen höchst schwierigen Stellung. Als im J. 1813 der allgemeine Aufruf zu den Waffen erscholl, trat auch Goltz wieder in die Reihen der Vertheidiger des Vaterlandes. Blücher, dessen Adjutant er früher gewesen war, erbat sich ihn zur Dienstleistung in seinem Generalstabe. In diesem wichtigen und umfassenden Wirkungskreise entwickelte Goltz wieder den ganzen Umfang seines militairischen Talentes. Fast an allen bedeutenden Ereignissen in den ersten Jahren des Befreiungskrieges nahm er thätigen Antheil und in mehrfacher Weise erprobte sich dabei sein Scharfblick, sein Muth und seine Besonnenheit. Er stieg bis zum Generalmajor und sah sich mit mehren vaterländischen und fremden Orden geschmückt. Nach dem ersten pariser Frieden ernannte ihn Friedrich Wilhelm III. zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Paris. Bald nachher empfing er mit dem Range eines Generallieutenants das Ritterkreuz des rothen Adlerordens erster Classe. Fortwährend erhielt er sich in der Gunst seines Monarchen und in der Achtung des französischen Hofes. Er starb zu Paris am 3. Oct. 1822 [10]).

(*Heinrich Döring.*)

GOLTZ (Georg Friedrich Gottlob), geb. am 13. Juni 1802 [1]), erhielt im älterlichen Hause eine sorgfältige Erziehung. Rasche Fortschritte in der Entwicke-

4) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 94 fg. 5) Siehe v. Zedlitz a. a. O. S. 91. 6) Tzschucke in der Brandenburgischen Regenten- und Volksgeschichte (Berlin 1817) 1. Th. S. 358.

7) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 93 fg. 8) Siehe a. a. O. S. 95. 9) Er starb am 13. Aug. 1793 zu Tournay in Flandern an seinen in dem Gefechte bei Bouvines erhaltenen Wunden; s. die Privilegirte Berliner Zeitung. 1793. St. 102. v. Zedlitz a. a. O. 2. Bd. S. 352. 10) Siehe v. Zedlitz a. a. O. 1. Bd. S. 207 fg.

1) Sein Geburtsort ist unbekannt.

lung seiner Geistesfähigkeiten machte er seit dem J. 1814 als Zögling des Gymnasiums zu Stettin. Dort erwarb er sich vorzüglich gründliche Kenntnisse in den alten Sprachen. Mit seines Vaters Wünschen harmonirte sein Entschluß, Theologie zu studiren. Auf der Universität zu Greifswald eröffnete er seine akademische Laufbahn. In Berlin, Halle und Jena, wo er Doctor der Philosophie ward, setzte er seine Studien fort. Nach Beendigung seiner akademischen Laufbahn war er eine Zeit lang Hauslehrer. Bereits in seinem 22. Jahre (1824) wählte ihn der Magistrat zu Fürstenwalde in der Niederlausitz zum Archidiakonus. Mit einer Tochter des Kriegscommissairs Gerwien lebte er seit dem October 1827 in einer sehr glücklichen Ehe. Nicht lange nachher (1828) ward er zum Specialaufseher der Stadtschulen und im J. 1833 zum Seelsorger für das in Fürstenwalde cantonirende Militair ernannt. Die gewissenhafte Erfüllung seiner Berufsgeschäfte und seiner mannichfachen Verdienste um das Kirchen- und Schulwesen fanden verdiente Anerkennung. Im J. 1838 empfing er das Ritterkreuz des rothen Adlerordens. Drei Jahre später (1841) ward er zum Oberpfarrer ernannt. Verdient machte er sich durch die Gründung des fürstenwalder Preußenvereins, in welchem er als Präses ununterbrochen thätig war. Im J. 1849 feierte er sein silbernes Amtsjubiläum. Schon längere Zeit war ihm jedoch die Abnahme seiner physischen Kräfte fühlbar geworden. Im kissinger Bade suchte er vergebens Wiederherstellung seiner leidenden Gesundheit. Nach achtwöchentlicher Krankheit starb er am 2. April 1852 im 50. Lebensjahre. Er war Mitglied der pommerschen Alterthumsgesellschaft, des thüringisch-sächsischen Alterthumsvereins, des berliner Vereins für die Geschichte der Mark Brandenburg und der wissenschaftlichen Gesellschaft zu Görlitz. Ohne seinen Berufsgeschäften Eintrag zu thun, zeigte er sich als Autor thätig. Im J. 1825 erschien zu Berlin seine Schrift: „Ueber das liturgische Recht des Landesherrn in Beziehung auf die evangelische Kirchenagende vom J. 1822 und ihrer allgemeinen Einführung in die preußischen Staaten." Verwandten Inhalts mit diesem Werke war seine „Biblische Glaubens- und Lebensordnung der evangelischen Kirche." (Berlin 1826. 8.) In einem Anhange hatte er diesem Werke mehre neue Glaubenslieder beigefügt. Einen poetischen Versuch machte er in seiner „Evangelischen Heilsordnung in Versen." (Berlin 1827. 8.) Nach Grundsätzen des Copernicanischen Systems erläuterte und vertheidigte er die stillstehende Sonne zu Gideon und einige andere Wunder des alten Testamentes. (Berlin 1833. gr. 8.) Er schickte diesem Werke eine allgemeine Einleitung über die alttestamentlichen Wunder voraus. Unter dem Titel: „In Christus alles Wissen" veröffentlichte er den Entwurf einer allgemeinen Wissenschaftslehre. (Berlin 1837. gr. 8.) Anonym erschien von ihm eine „Erklärung über das Wesen der evangelischen Kirche im preußischen Staate von einigen Geistlichen derselben" (Berlin 1837. gr. 8.) [2]. Verwandten Inhalts mit dieser Schrift war eine spätere unter dem Titel: „Die evangelische Kirche in den königl. preußischen Landen. Ein Beitrag zur Berichtigung der über das Wesen derselben verbreiteten Irrthümer." (Berlin 1839. gr. 8.) Unter einigen historischen Werken, welche Goltz herausgab, hat besonders seine Chronik von Fürstenwalde [3] bleibenden Werth [4]. (*Heinrich Döring.*)

GOLTZ oder GOLTZIUS ist der Name mehrer niederländischer Kupferstecher aus der zweiten Hälfte des 16. Jahrh., die wahrscheinlich einer Familie angehören, und unter denen sich zwei, Heinrich und Hubert, obwol in sehr verschiedener Weise, einen Namen gemacht haben. Der berühmteste ist:

1) Heinrich Goltzius, geb. am 30. Oct. 1558, gest. am 1. Jan. 1617. Er erlangte nicht allein bei seinen Lebzeiten den Ruf des größten Meisters in der Kupferstecherkunst, sondern ist auch noch heutigen Tages in gewisser Beziehung als Epoche machend zu betrachten. Carel van Mander [1], der seit 20 Jahren mit ihm befreundet war, theilt uns in dem Schilderboek ausführliche Nachrichten über sein Leben, sowie über seine Abstammung mit. Die Familie Goltzius stammte aus einem Dorfe Heynsbeek. Heinrich's Urgroßvater, Hubrecht, lebte als Maler in Venloo im Jülichschen, und ein Bruder desselben, Namens Sybrecht Goltzius, war Bildschnitzer. Hubert hatte einen Sohn Johann und zwei Töchter, die ebenfalls mit Malern verheirathet waren. Einer der letztern werden wir in der Geschichte des später zu besprechenden Hubert Goltzius wieder begegnen. Johann war ebenfalls Maler, und bekleidete später verschiedene Aemter, namentlich das eines Bürgermeisters bei der Stadt Kaiserswerth. Von dessen beiden Söhnen hieß der jüngere ebenfalls Johann. Dieser wurde Glasmaler. Da er in diesem Geschäfte nicht recht vorwärts kommen konnte, zog er in das Dorf Mülbrecht unweit Venloo, und verheirathete sich dort. Sein ältester Sohn war unser Heinrich Goltzius. Man nimmt an, daß ein von dem letzteren gestochenes Bildniß, welches die Unterschrift hat: „Johann Gols van Kaiserswerth, seines Alters 44 Anno 1578," dessen Vater vorstelle. Heinrich zeigte schon als Kind bei schwachem Körper einen lebhaften Geist und gute Anlagen, und bis an sein Ende war er weniger den geselligen Freuden als den emsigen, einsamen Arbeiten zugethan. Sein Talent zum Zeichnen entwickelte sich früh, und es wurde ihm sogar nicht hinderlich, daß ein unglücklicher Fall in siedendes Oel ihm eine Verkrümmung der rechten Hand zuzog, die er nie wieder verlor. Der Vater, der etwa drei Jahre nach seiner Geburt wieder nach Duysburg im Cleveschen übergesiedelt

2) Unterzeichnet war diese Schrift von 17 Geistlichen Schlesiens und der Mark Brandenburg.

3) Der vollständige Titel dieses Werkes lautet: Diplomatische Chronik der ehemaligen Residenzstadt der Lebusischen Bischöfe, Fürstenwalde, von ihrer Entstehung bis auf die heutige Zeit. Mit 14 lithographirten Blättern in Folio und in Quart. (Berlin 1837. gr. 8.) 4) Vergl. das Lausitzische Magazin. 1852. S. 47 fg. (wo man ein vollständiges Schriftenverzeichniß findet). Meusel's Gel. Deutschland. 22. Bd. Abth. 2. S. 412. Den Neuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXX. 1. Th. S. 235 fg.

1) Schilderboek. (Amsterdam 1618.) Bl. 196 fg.

war, nahm ihn daher frühzeitig aus der Schule und lernte ihn zu seinem Geschäfte als Glasmaler an. Heinrich beschäftigte sich freilich lieber mit eigenen Erfindungen als mit der geduldigen Nachahmung fremder Zeichnungen. Indessen genöthigt den bedrängten Verhältnissen seiner Aeltern zu Hilfe zu kommen, durfte er nur seine Mußestunden für seine Lieblingsstudien verwenden, in denen ihm sein Vater im Uebrigen freie Hand ließ. Unter anderen versuchte er sich im Kupferstich, was so gut ausfiel, daß der Kupferstecher Dirk Volkertz Cuerenhert oder Coornhaert, der sich damals in jener Gegend aufhielt und für den er verschiedene Zeichnungen gemacht hatte, ihn in die Lehre zu nehmen wünschte. In der That schloß sein Vater einen Contract mit Coornhaert ab, wonach Heinrich drei Jahre bei diesem in der Lehre bleiben sollte. Allein der junge Goltzius wollte sich nicht binden lassen und lehnte es sogar ab, auf unbestimmte Zeit versuchsweise zu Coornhaert zu gehen, da dieser verlangte, Goltzius sollte sich anheischig machen, wenn er ihn verließe, für Niemanden anders die bei ihm erlernte Kunst auszuüben. So fuhr Goltzius fort, sich selbständig auszubilden, und Coornhaert fand bald seinen Vortheil dabei, Goltzius' Arbeit für sich zu benutzen, und, als er selbst nach Holland zurückging, ihn zu veranlassen, ebenfalls dahin zu ziehen. Wirklich ging Goltzius mit seinen Aeltern nach Harlem, und lernte von Coornhaert, an dem man das Malerische seines Stiches rühmte, ohne als eigentlicher Lehrling gebunden zu sein, während er für diesen, sowie für Philipp Galle arbeitete. Coornhaert's Bildniß gehört zu den ausgezeichnetsten Arbeiten des Goltzius. Bald darnach zogen seine Aeltern wieder nach Teutschland, er aber blieb in Harlem und heirathete dort in seinem 21. Jahre, 1579, eine viel ältere Witwe, deren Vermögen ihn in den Stand setzte, eine eigene Kupferdruckerei anzulegen. Sein Stiefsohn Jacob Matham wurde sein Schüler und Gehilfe. Allein nach einigen Jahren war seine geistige und körperliche Gesundheit untergraben. Schwermuth und wiederholte Blutstürze stellten sich ein, und da die Aerzte ihn aufgaben, beschloß er, den Rest seines Lebens noch zu genießen und seine Sehnsucht nach dem gelobten Lande der Kunst zu befriedigen. In seinem 32. Jahre, 1590, ging er in Amsterdam zu Schiffe, und trat die Reise nach Italien über Hamburg und durch Teutschland an, während seine Druckerei unter der Leitung von Schülern fortgeführt wurde. Diese Reise stellte bald seine Gesundheit her, und sein guter Humor ergötzte sich häufig daran, seinen Diener für einen holländischen Käsehändler oder einen Cavalier auszugeben und selbst unter der Maske des Dieners die Menschen, mit denen er zusammenkam, zu beobachten. Insbesondere suchte er auf diese Weise unbefangene Urtheile über seine bereits weit verbreiteten Kupferstiche zu hören. In Rom trat er als ein teutscher Maler unter dem Namen Heinrich von der Bracht auf, und gefiel sich darin, während er für einen Anfänger galt, das Lob seiner nicht erwarteten Geschicklichkeit einzuernten. Hier studirte er die Meisterwerke der alten und neuen Kunst mit dem größten Eifer. Man sah ihn während der Hungerpest des Jahres 1591 sogar mitten zwischen Leichen, die an entlegenen Orten unbegraben liegen blieben, zeichnen. Von da ging er im J. 1592 mit einem jungen Goldschmied Johann Matthisen, dem er sich zu erkennen gegeben hatte, und einem Alterthumsfreunde Philipp van Wingen zu Fuß nach Neapel. Letzterer erhielt brieflich Nachricht, daß Goltzius unter fremdem Namen in Italien reise. Dies gab Veranlassung, daß Goltzius sich auch ihm entdeckte, und es kostete Mühe, ihn zu überzeugen, daß sein anspruchsloser Reisegefährte der berühmte Künstler sei. Dann reiste Goltzius über Teutschland zurück, ohne ferner sein Incognito zu wahren, und erfreute sich ebenso sehr an der Freundschaft derer, die sich schon früher dem Unbekannten gegenüber günstig über ihn ausgesprochen hatten, als an der Beschämung Anderer, die sich missgünstiger oder feindseliger Aeußerungen bewußt waren. Unter anderen hielt er sich in München auf, wo damals an dem Hofe des kunstliebenden Fürsten sich mehre niederländische Künstler zusammengefunden hatten. Ein Denkmal der hier angeknüpften Verbindungen ist die Folge der sechs sogenannten Meisterblätter, die Goltzius nach seiner Rückkehr in den J. 1593 und 1594 stach und dem Herzoge Wilhelm V. von Baiern zueignete. Sie enthielten eigene Compositionen im Style verschiedener Meister, nämlich eine Verkündigung in Rafael's, eine Heimsuchung in Parmeggianino's, eine Anbetung der Hirten in Bassano's, eine Anbetung der Könige in Lucas van Leyden's, eine Beschneidung in Dürer's und eine heilige Familie in Baroccio's Manier. Die Reise und das südliche Klima hatten seine Gesundheit gestärkt. Aber in der Heimath stellte sich die Brustkrankheit von Neuem ein, und seine Verdauung wurde so geschwächt, daß die Aerzte ihm zur Nahrung Ziegenmilch, ja zuletzt Ammenmilch verschrieben. Eine Zeit lang mußte er das Arbeiten ganz aufgeben. Nach dem J. 1598 sind keine Stiche mehr von ihm bekannt. Dann wurde er allerdings gegen Jedermanns Erwarten hergestellt und begann wieder mit großer Lust die Kunst zu pflegen. Doch wandte er sich jetzt, in seinem 42. Jahre, 1600, der Malerei zu, wobei ihm theils seine lebhafte Erinnerung an die Meisterwerke, die er in Italien gesehen hatte, theils seine frühere Uebung im Glasmalen zu Hilfe kam. Diese Beschäftigung war weniger körperlich anstrengend und daher seiner Gesundheit weniger nachtheilig. Carel van Mander rühmt nicht wenig den Erfolg dieser neuen Thätigkeit. Namentlich hebt er an seinen Gemälden einen eigenthümlichen Schmelz hervor, den er durch die Anwendung einer gewissen Technik der Glasmaler erreicht haben soll. Gelegentlich beschäftigte er sich auch wol wieder mit Glasmalerei, doch nur ausnahmsweise und aus besonderer Gefälligkeit. Indessen hat Goltzius doch als Maler keine Bedeutung, da sein ganzes Wesen mehr auf emsige und doch gewandte technische Ausführung gerichtet war. In Compositionsweise und Zeichnung folgte er der damals herrschenden Spranger'schen Manier, die Michel Angelo's Kühnheit und Größe in Schwulst und plumpe Uebertreibung verkehrte. Allerdings hat er seine Stiche ebenfalls zum größten Theil nach eigenen Entwürfen ausgeführt. Aber grade diese

Compositionen stehen ganz auf dem Standpunkte jener Zeit, die den großen Gewinn der unmittelbar vorhergegangenen Epoche sich mit einer gewissen oberflächlichen Leichtigkeit anzueignen suchte und schon eine entschiedene Hinneigung zu Bernini's barocker Manier entfaltete. In der Meinung, den großen Geschmack des Michel Angelo nachzuahmen und die steife, geschmacklose Manier der kleinen Meister zu verbessern, schuf er bombastische, wilde und gesuchte Compositionen. Dagegen gelang es ihm auf dem Gebiete der Kupferstecherkunst in vorzüglichem Maße, die Ausbildung der technischen Fertigkeit zu fördern. In dieser Kunst, welche wesentlich auf einer mühsamen und schwierigen Technik beruht, konnte er bei einem unermüdlichen Ehrgeize, der niemals sich selbst genügte, Epoche machen. Er trat allerdings in die Fußtapfen der älteren großen Meister, besonders Dürer's und Lucas' von Leyden, und wo er diesen folgt, erscheint er stets am bedeutendsten, während ihm das Eingehen in die ideale Auffassung der Italiener kaum geräth, sei es, daß er nach ihren Gemälden sticht oder daß er eigene Compositionen in ihrer Manier ausführt. Da ihm zu Ohren kam, daß man seine Arbeiten gegen die Stiche Dürer's herabsetze, brachte er sogar einige Exemplare der in dessen Manier gearbeiteten Beschneidung mit dessen Monogramm in den Handel, nachdem er ihnen künstlich ein alterthümliches Ansehen gegeben hatte, und es gelang ihm, selbst Kenner dadurch zu täuschen, sodaß man glaubte, einen bisher unbekannten Stich des alten Meisters aufgefunden zu haben. Auch einige andere Blätter scheint er zu ähnlichen Täuschungen benutzt zu haben, womit er jedoch nicht sowol Gewinnsucht als vielmehr seinen Ehrgeiz zu befriedigen suchte. Wenigstens spricht ihn van Mander durchaus von tadelnswürdigem Eigennutze frei. Unser für Kritik besser geschärftes Auge begreift freilich nicht, wie eine wirkliche Täuschung dieser Art bei wahrhaften Kennern möglich war. Das Eigenthümliche seiner Kunst bestand nun aber in einer bis dahin wirklich unerhörten Gewandtheit in der Führung des Grabstichels. Er legte die Schraffirungen weitläufiger, als es bisher üblich war, hielt aber auch mehr auf strengen Parallelismus der Linien, Glätte und Reinheit der Striche, und eine freie, der jedesmaligen Form angemessene Bewegung derselben. Es wird erzählt, er habe gewöhnlich die längsten Linien in einem Zuge ohne Unterbrechung mit dem Grabstichel gezogen, und um nicht absetzen zu müssen, die ausgegrabenen Kupferfäden mit dem Barte abgestreift. Da er nun eines Abends in die Gesellschaft seiner Freunde gekommen sei, ohne vorher den Bart zu reinigen, habe er beim Kerzenscheine wie von Goldfäden gelenchtet und daher den Beinamen des Meisters mit dem goldenen Barte bekommen. Wenn Wille, dem Longhi diese Anekdote nacherzählt [2]), dieselbe vielleicht in Scherz erfunden hat, so konnte er die gewandte Manier des Goltzius kaum auf eine geistvollere Weise bezeichnen. In dieser Kühnheit und Gewandtheit des Grabstichels übertraf Goltzius alle seine Vorgänger und blieb für die spätesten Nachfolger ein Muster. Er erlangte dadurch eine fast malerische Wirkung seiner Stiche und bereitete die später allgemein gewordene Methode der schrägen Kreuzungen vor, zu deren Vollendung ihm nur noch die Anwendung der Punkte zwischen den gekreuzten Linien fehlte. Häufig freilich verleitete ihn das Streben nach einem glänzenden und imponirenden Effecte zu Uebertreibungen im Schwunge der Linien und Schroffheiten in der Behandlung der Schattirung, wodurch seine Figuren etwas Metallartiges erhalten. Man vermißt dann ebenso sehr die Uebereinstimmung des Ganzen, als die sorgsame Lichtvertheilung, welche man als Helldunkel bezeichnet, und eine gewisse Bizarrerie folgt aus dem allzuvorwiegenden Streben, sich als geschickten Stichelführer zu zeigen [3]). Eine Folge dieser Steigerung der Technik war, daß die Maler es aufgaben, nebenbei den Grabstichel zu führen, und sich auf leichtere Radirungen beschränkten, in denen sie nach Art der Federzeichnungen flüchtige und geistreiche Skizzen hinwarfen. Es trat eine Theilung der Arbeit ein. Der eigentliche Kupferstich wurde eine besondere Kunst, die ausschließliche Uebung erforderte und ihren Meister ganz in Anspruch nahm. Auf der anderen Seite wurden aber auch durch die zunehmende Liebhaberei für jene geistreichen Entwürfe die Maler verleitet, in ihren Gemälden sich ebenfalls einer flüchtigen und skizzenhaften Weise hinzugeben [4]). Dem Eifer, welchen Goltzius auf die Vervollkommnung der Technik verwandte, entsprach eine nicht geringe Fruchtbarkeit seines Grabstichels. Man kennt von ihm mehr als 300 Blätter [5]) und außerdem haben seine Schüler, besonders Jacob Matham und Saenredam, Vieles nach seinen Entwürfen und Zeichnungen gestochen. Auch mit dem Holzschnitte hat er sich beschäftigt und man hat von ihm etwa 20 Blätter nach eigenen Zeichnungen, die meist im Clairobscur, einige mit 3 oder 4 Platten, in seiner großen, oft geistreichen, aber barocken Manier ausgeführt sind. Goltzius erzog mehre Schüler, die in seine Fußtapfen traten. Wie er an sich selbst große Ansprüche machte, so auch ihnen gegenüber. Wenn er sah, daß einer leicht von seiner Arbeit zufrieden war und Tadel oder Erinnerungen mit Widerstreben aufnahm, so gab er ihn auf und überließ ihn sich selbst. Sie seien glücklich und reich genug, sagte er, wenn sie sich selbst genügten. Als seine besten Schüler werden, außer seinem Stiefsohne Jacob Matham, besonders der ältere Jacob de Gheyn und Pieter de Jode genannt. Hauptsächlich hat aber Jan Saenredam seine Manier weitergebildet. Vielleicht gehören zu seinen Schülern auch Konrad, Jacob und Julius Goltzius, wahrscheinlich nahe Verwandte, von denen wenigstens Stiche nach seinen Zeichnungen bekannt sind.

2) Konrad Goltzius lieferte gute verkleinerte Copien der sogenannten vier Purzelbaumblätter, nämlich des Tantalus, Ikarus, Phaeton und Irion, welche Hein-

2) Conversationslexikon der bildenden Kunst. 5. Bd. S. 292.

3) Ad. v. Bartsch, Anleitung zur Kupferstichkunde. 1. Bd. S. 175. 4) J. G. v. Quandt, Entwurf zu einer Geschichte der Kupferstecherkunst (Leipzig 1826.) S. 77 fg. 5) Bartsch zählt deren 295 auf und nach Nagler's Künstlerlexikon 5. Bd. S. 275 lassen sich noch mehr als 30 hinzufügen.

rich Goltzius nach Zeichnungen von Cornelius Cornelis gestochen hatte. Von sieben kleinen Blättern aus der Geschichte der Susanna, die er für den Verlag von Johann Bussemacher in Cöln stach, führt eins die Jahrzahl 1587.

3) Jacob Goltzius ist nur durch drei Blätter nach Zeichnungen des Heinrich Goltzius bekannt. Eins derselben trägt die Jahrzahl 1597. Von den beiden anderen sind die früheren Abdrücke nur mit der Unterschrift: H. Goltzius inv. versehen, und erst auf den späteren ist der Name des Stechers ebenso wie auf dem Blatte von 1597 hinzugesetzt. Es scheint danach, als ob Jacob früher ganz unselbständig für Heinrich Goltzius gearbeitet habe.

4) Julius Goltzius hat unter anderen einen Christus mit der Samariterin nach einer Zeichnung des Heinrich Goltzius mit der Jahrzahl 1586 gestochen. Er arbeitet jedoch mehr in dem Style von Galle und scheint daher dessen Schüler gewesen zu sein. Seine Zeichnung ist aber incorrect und geschmacklos. Von ihm rühren, wenn nicht alle, doch die meisten Figuren zu Jean Jacques Boissard's Habitus variorum orbis gentium, 1581 fol., her [6]).

5) Hubert Goltzius hat eine nicht geringe Berühmtheit als Numismatiker erlangt, während er als Maler und Kupferstecher sich nicht besonders auszeichnete. Er ist nach Carel van Mander [7]) ein Schwestersohn des ältern Johann Goltzius, des Großvaters von Heinrich Goltzius, und nahm den Namen seiner Mutter an. Andere nennen aber seinen Vater Rüdiger oder Rogier Goltzius. Dieser war ein Maler in Würzburg und zog später nach Venloo. Hubert Goltzius wurde am 30. Oct. 1526 geboren. Er nennt sich Herbipolita Vanlonianus, und es ist zweifelhaft, ob sein Geburtsort Würzburg oder nach der gewöhnlichen Angabe Venloo ist. Er erlernte die Malerei erst bei seinem Vater und dann bei Lambert Lombard in Lüttich, einem renommirten Maler, der den Mangel einer gelehrten Bildung in späteren Jahren mit dem größten Eifer und Erfolge wieder eingebracht hatte. Hier lernte Goltzius das Alterthum kennen, indem er seines Meisters reiche Sammlungen beständig vor Augen hatte, und unter solchen Einflüssen wurde auch bei ihm der Geschmack an antiquarischen Studien genährt. In seinem 20. Jahre, 1546, ließ er sich in Antwerpen nieder. Aber erst im J. 1557 machte er sich in weiteren Kreisen durch eine Lebensbeschreibung der römischen Kaiser von Cäsar bis auf Ferdinand I. bekannt, ein illustrirtes Geschichtsbuch, worin die populair gehaltenen Erzählungen mit Bildnissen der Kaiser in Medaillonform begleitet waren. Diese Bildnisse, die er selbst gezeichnet und mit dem Beistande eines gewissen Joos [8]) Gietleughen von Courtray gestochen hatte, können weder als Kunstwerke, noch wegen ihrer Treue gerühmt werden, indessen waren sie bemerkenswerth durch die neue Combination des Kupfer- und Buchdrucks, welche Goltzius dabei angewandt hat. Kopf und Schriftrand sind nämlich leicht in Kupfer radirt, und darüber sind zwei Abstufungen eines bräunlichen Tons gedruckt, eine hellere, mit ausgesparten Lichtern, nach Art der Clairobscurplatten, und eine dunklere mehr grünlich gehaltene, welche den Grund des Medaillons mit Ausnahme des Kopfes und des Schriftrandes ausfüllt. Diese Tonplatten sollen nach Jackson [9]) nicht auf die gewöhnliche Weise in Holz, sondern in Metall geschnitten sein, da man im Drucke die Spuren der Stifte erkennen könne, mit denen die Metallplatten auf Holzklötze geheftet gewesen. Indessen habe ich an den mir zugänglichen Exemplaren keine solche Spur entdecken können, und bin zu vermuthen geneigt, daß Jackson sich durch Flecken in der sehr ungleich aufgetragenen Farbe mag haben täuschen lassen. Dieses Werk kam gleichzeitig lateinisch unter dem Titel: Vitae et vivae omnium fere imperatorum imagines ex antiquis numismatibus adumbratae, Antwerpiae 1557, und teutsch unter dem Titel: Lebendige Bilder gar nach allen Keysern ꝛc. durch Hubertum Gholtz von Wirtzburg, Antorff 1557, heraus. Es war dem Könige Philipp von Spanien gewidmet, von dem Goltzius den Titel eines Historiographen und Malers des spanischen Hauses erhielt. Später ließ er dieses Werk auch in spanischer [10]) und französischer [11]) Sprache erscheinen. Zu diesen Ausgaben scheint er die Kupferplatten neu aufgestochen zu haben. Auch ist hier die dunklere Tonplatte weggelassen und durch eine Schraffirung auf der Kupferplatte ersetzt. Die Bildnisse der Kaiser waren, wie der Titel des Buches besagt, nach Münzen gezeichnet und Goltzius hatte im Sommer 1556 Belgien bereist, um verschiedene Münzsammlungen zu besichtigen. Seine Hauptquellen hatte er aber in den reichen Sammlungen der vier Brüder Schetz in Antwerpen gefunden [12]). Bei den Kaisern, von denen er keine Bildnisse gefunden hatte, war ein leeres Medaillon mit bloßer Umschrift abgedruckt. Dennoch kann man dieses Werk nicht als eigentlich numismatisches gelten lassen. Bald aber erhielt Goltzius Anlaß, seinen Studien eine solche Ausdehnung und Richtung zu geben, daß er der eigentliche Schöpfer der Numismatik wurde [13]). Eine Einladung der Brüder Marens und Guido Laurin, von denen der erstere Besitzer des Dorfes Watervliet war, berief ihn 1558 nach Brügge, wo er zunächst die große Münzsammlung des Marens studirte. Nachdem er vier Monate dort zugebracht, begab er sich, mit Empfehlungen und Geldunterstützung von dem letztern reichlich versehen, auf Reisen und studirte die Münzsammlungen Teutschlands, Italiens und Frankreichs, welche ihm überall mit größter Liberalität

6) *J. Strutt*, A biographical dictionary of engravers. (London 1785.) Vol. I. p. 343. 7) Schilderboel Bl. 196[b]. Heller (Gesch. der Holzschneidekunst Bamberg 1823. S. 233 Note 638) irrt also mit Unrecht, daß Oberthür (Fränk. würzburgische Chronik. 1810 S. 249) von Heinrich Goltzius als einem Verwandten des Hubert Goltzius spricht. 8) So schreibt C. van Mander, Schilderboel Bl. 166[b]. Andere schreiben bald Jost, bald Joseph.

9) *Jackson*, A treatise on wood engraving, historical and practical (London 1839.) p. 483. 10) Anvers 1560. 11) Les images de presque tous les empereurs. (Anvers 1561.) 12) *Fel. van Hulst*, Hub. Goltzius, 2. éd. (Liège 1846.) p. 16. 17. 13) *Van Hulst* p. 15.

geöffnet wurden, während man sie bisher meistentheils mit ängstlicher Sorgfalt verschlossen gehalten hatte. Im J. 1660 kehrte er nach Brügge zurück und die Frucht dieser Reise war eine Reihe von numismatischen Werken, welche die alte römische und griechische Geschichte durch eigenhändig gestochene Umrisse von zahlreichen Münzen, sowie durch gesammelte Inschriften von Marmordenkmälern erläuterten. Auch den Druck dieser Werke besorgte er, um nicht für die Fehler fremder Drucker verantwortlich zu werden, in einer eigenen Druckerei, die er jedoch auch zur Herausgabe fremder Arbeiten benutzte [14]). Er begann mit der Herausgabe der römischen Kaisermünzen. Allein nur die beiden ersten Bücher: C. Julius Caesar (Brugis 1563.) und Caesar Augustus et Tiberius (ibid. 1574.) gelangten zum Druck. Die übrigen bis auf Justinian sollen noch handschriftlich vorhanden sein [15]). Dann folgten die Fasti magistratuum et triumphorum Romanorum ab urbe condita ad Augusti obitum (Brugis 1566.), von denen noch eine französische Uebersetzung mit reichhaltigen und gründlichen Anmerkungen eines unbekannten Verfassers unvollendet im Manuscripte existiren soll [16]). Hierauf erschienen im J. 1576 Graeciae ejusque insularum et Asiae minoris numismata und Sicilia et Magna Graecia, endlich 1579 ein Thesaurus rei antiquariae, letzterer zu Antwerpen. Die Plantinische Officin zu Antwerpen veranstaltete von diesen numismatischen Schriften in den Jahren 1617 bis 1620 neue Ausgaben theils mit Commentarien des Ludw. Nonnius, theils mit Scholien des Andr. Schott, die auch mit einem Gesammttitel als Romanae et Graecae antiquitatis monumenta in 4 Bänden vorkommen. In einer neuen an Druck und Papier weit schönern Ausgabe von 1644 und 1645 kamen die Icones Imperatorum Romanorum, von Gaspar Gevartius bis auf Ferdinand III. fortgeführt, als 5. Band hinzu. Die Bilder selbst sind hier nach den Stichen des Goltzius in Holz geschnitten und mit einer zweiten Tonplatte (in Clairobscur) gedruckt. Weit schlechter ist eine dritte antwerpener Ausgabe von 1708, ebenfalls in 5 Bänden. Uebrigens sind die meisten dieser Schriften auch in *Graevii* Thes. antiqu. Rom. abgedruckt. Außerdem wird noch ein Itinerarium per Italiam, Germaniam et Galliam, additis topicis regionum et locorum quorumdam descriptionibus ac tabulis erwähnt, das zu Antwerpen gedruckt sein soll, aber jedenfalls selten ist. Dagegen ist die Lamberti Lombardi apud Eburones pictoris celeberrimi vita (Brugis 1565), die gewöhnlich dem Goltzius zugeschrieben wird, nicht von ihm, sondern von Lampson, und Goltzius, der sie durch Abraham Ortelius erhielt, hat sie nur, um seinen Lehrer zu ehren, in seiner Officin drucken lassen und mit einem in Kupfer gestochenen Bildnisse des Lombard begleitet. Die numismatischen Werke erregten das größte Aufsehen. Man fand darin eine Menge von Münzen, deren Originale Niemand kannte, und da Goltzius zwar ein Verzeichniß der von ihm benutzten Sammlungen hatte drucken lassen, aber die Fundorte für die einzelnen Münzen anzugeben versäumte, so wurde der Verdacht laut, daß er absichtlich das Publicum mit eigenen Erfindungen täusche. Allmälig kamen aber doch die Originale seiner Zeichnungen zum Vorschein, sodaß er gegen den Vorwurf des Betrugs vollkommen gerechtfertigt erscheint. Dagegen ist es nur mit der Neuheit der Münzkunde zu entschuldigen, daß er allerdings nicht die nöthige Kritik hinsichtlich der Echtheit der von ihm veröffentlichten Münzen anwandte [17]). Auch laufen bei ihm nicht selten Irrthümer hinsichtlich des Bildes oder der Legenden einzelner Münzen unter, wo dieselben undeutlich gewesen sein mögen und er vielleicht allzu zuversichtlich seine Conjecturen ohne weiteres als Thatsachen hinstellte. Aus diesem Grunde wird Goltzius von den Numismatikern allerdings nicht für zuverlässig gehalten. Einige haben sogar behauptet, Marc Laurin sei eigentlich der Verfasser dieser numismatischen Arbeiten und Goltzius nur dessen Stecher und Drucker gewesen, ja es habe dem Letztern an aller gelehrten Bildung gefehlt. Dies wird aber mit Entschiedenheit von Andern in Abrede gestellt, und von Laurin wäre in der That ein solches Verbergen seiner Verdienste kaum zu erklären.

Neben diesen numismatischen Arbeiten war Goltzius auch als Künstler thätig. Seine allerdings sehr mittelmäßigen Kupferstiche und Holzschnitte, die mit G., G. f. oder H. G. bezeichnet zu sein pflegen, dürfen nicht mit denen des Heinrich Goltzius verwechselt werden. Die Malerei scheint er hauptsächlich in der frühern Zeit seines Aufenthalts in Antwerpen betrieben zu haben. Dort malte er für den Kaiser die Eroberung des goldenen Vließes in Bezug auf das Ordensfest. Hier und da findet man noch Gemälde und Handzeichnungen von seiner Hand. Van Mander rühmt von ihm besonders eine Caricatur des Bruders Cornelis, eines grauen Mönchs. Er begleitete damit die in seiner Officin gedruckten angeblichen Predigten desselben, eine Satyre gegen den berüchtigten Franziskaner Adriaensen, durch welche der protestantische Prediger Van de Casteele zu Brügge die blutdürstigen und obscönen Reden an den Pranger stellte, mit denen jener wilde Fanatiker im Geiste eines Alba auf der Kanzel zu Felde zog [18]).

Goltzius war zweimal verheirathet, zuerst mit Elisabeth Hulst, der Schwägerin des Malers Pieter Koeck, durch die er mit den bedeutendsten Künstlern seiner Zeit in verwandtschaftliche Verbindung kam. Seinen Kindern von dieser Frau gab er römische Namen: Marcellus, Aurelius, Scipio, Julius, Terentia, Livia [19]), nicht nur aus Liebe für das Alterthum, sondern besonders auch deshalb, weil der römische Senat ihm für die Dedica

14) Vergl. Bibliographie du bibliophile Belge. Série 2. Tom. 2. p. 399—405. 15) Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerei (Gotha 1844.) S. 305. Note 175. 16) Bulletin du bibliophile Belge. Tom. 6. p. 400.

17) *Van Hulst* p. 11—13. 22. 23. 18) Hirt, Kunstbemerkungen auf einer Reise nach Dresden und Prag (Berlin 1830) S. 188. Weigel, Kunstkatalog Abth. I. S. 69. Nr 1107 Rathgeber, Annalen der niederländischen Malerei (Gotha 1844.) S. 164. Note 195. *Van Hulst* p. 29—31. 19) Die Angaben über diese Namen stimmen nicht ganz überein.

tion der Fasti im J. 1567 den Titel und die Rechte eines römischen Bürgers in einem Decrete[20]) voll schmeichelhafter Anerkennung verliehen hatte. Nach dem Tode dieser Frau widerstand er lange dem Andringen der Freunde, sich wieder zu verheirathen. Endlich nahm er doch die Witwe des Martin Smetius, die nicht in dem besten Rufe stand, gegen den Wunsch seiner Kinder und Freunde. In der That soll das üppige und zänkische Wesen dieser Frau seinen Tod beschleunigt haben. Hadrian Dammann in Gent hat ihm in einem lateinischen Epigramme vorgeworfen, daß er die von Smetius gesammelten Inschriften als seine eigene Arbeit herausgegeben habe[21]). Indessen beweist die Zuschrift an Laurin, mit welcher Smetius die Inscriptiones begleitet, daß dieser Vorwurf keinen Grund hat.

Hubert Goltzius starb am 24. März 1583, nicht ganz 57 Jahre alt. Es sind mehre Bildnisse von ihm bekannt[22]). Der berühmte Antonis Moro oder Moor malte ihn zur Erwiderung des Geschenks, das ihm Goltzius mit einem seiner numismatischen Werke gemacht hatte. Nach diesem Bilde ist er hinter seiner Graecia gestochen. Schöner ist jedoch das, welches, von Melchior Lorich aus Flensburg gezeichnet und gestochen, sich hinter der Siciliae historia posterior (Brugis 1576.) befindet. Van Hulst hat seiner Lebensbeschreibung eine Lithographie nach diesem letztern Stiche beigegeben.

(*Fr. Wilh. Unger.*)

GOLVENUS, Bischof zu Saint Paul de Leon in der Bretagne am Ende des 6. Jahrh., über dessen Leben nur sehr ungewisse Nachrichten vorhanden sind, aus denen jedoch der Historiker vielleicht einige Anhaltspunkte für die in dieser Zeit höchst dunkle Localgeschichte gewinnen kann. Nach der Sage kamen die Aeltern des Golvenus, Gandanus und Gologuena, aus Großbritannien (oder, wie Andere angeben, aus Schottland), wahrscheinlich um den durch die Einfälle barbarischer Völker verursachten Plagen auszuweichen, nach Gallien herüber, wo sie an der Küste Kleinbritanniens (der jetzigen Bretagne) landeten und sich zu Odena, einem völlig unbekannten Orte, niederließen. Hier wurde kurz nach ihrer Ankunft Golvenus (um das J. 540) geboren, konnte aber aus Mangel an Wasser nicht getauft werden, bis auf das inständige Gebet seines Vaters ein Quell entsprang, welcher die Bewohner der wasserarmen Gegend nicht wenig erfreute und jetzt noch Fenntenn sant Goulven heißt. Golvenus (von Manchen auch Vulvienus genannt) wurde, da seine Aeltern bald darauf starben, von Godianus, einem reichen Manne, an Sohnes Statt angenommen und genoß eine sehr vorzügliche Erziehung. Er besaß schon in seiner Jugend die Gabe, Wunder zu wirken und namentlich Kranke durch Auflegung der Hände zu heilen und dabei eine große Gelehrsamkeit; um jedoch der Versuchung der Eitelkeit zu entgehen, begab er sich nach dem vier Meilen von Rennes entfernten Flecken Saint Didier (Burgum S. Desiderii) an einen mit Disteln dicht bewachsenen Ort, später Motte-merioul und Peneti sant Goulven genannt, erbaute sich daselbst eine Zelle und nährte sich ausschließend von Brod und Wasser, während er Tag und Nacht dem Gebete und der Betrachtung oblag. Der Ruf seines heiligen Lebens verbreitete sich bald in der ganzen Gegend und als die normännischen Seeräuber (worunter man hier nicht die eigentlichen erst zwei Jahrhunderte später erscheinenden Normänner, sondern die aus Norden kommenden sächsischen Abenteurer zu verstehen hat) an der Küste der Bretagne landeten, suchte der mächtige Graf Evenus ihn auf, um seinen Rath und seine Fürbitte bei Gott in Anspruch zu nehmen. Nachdem die Feinde geschlagen waren, drang man in Golvenus, dessen Rath und Gebet so viel zur Befreiung des Landes beigetragen hatten, den bischöflichen Stuhl von Saint Paul de Leon, welcher nach dem Tode des ersten Bischofes Paulus erledigt worden war, einzunehmen; er suchte zwar den Antrag durch eine von ihm beabsichtigte Wallfahrt nach Rom abzulehnen, mußte aber endlich dem Verlangen der Bevölkerung nachgeben und trat um das Jahr 573 das bischöfliche Amt an, welches er mit großem Eifer bis zu seinem Tode verwaltete, welcher im J. 600 am 1. Juli zu Rennes, wo er sich zur Besorgung kirchlicher Angelegenheiten aufhielt, erfolgte. Man hat, da er zu Rennes starb, geglaubt, er sei zuletzt Bischof dieser Stadt gewesen, diese Annahme beruht jedoch auf keinem haltbaren Grunde. Er ward in der Abtei Saint Melaine zu Rennes begraben und nach seinem Tode sollen durch seine Fürbitte noch viele Wunder geschehen sein. Die Kirche der Bretagne verehrt ihn als Heiligen und feiert sein Andenken am 1. Juli*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOMADEORUM INSULAE (*Γομαδέων ἡ Γομαδέων νῆσοι*), zwei von Ptolemäus erwähnte Inseln im arabischen Meerbusen an der Küste der Landschaft Troglodytice in Aethiopien, unterhalb Aegypten. *Ptolem.* IV, 7, 36. Mannert hat vermuthet, daß es die gegenwärtigen Inseln Daradata und Dolkofallar des Don Castro seien.

(*Krause.*)

GOMARA (*Γόμαρα*) wird von Ptolemäus VI, 1, 5 unter den Städten und Dörfern (*πόλεις καὶ κῶμαι*) in der Mitte des Landes Assyrien aufgeführt. (*Krause.*)

GOMARA oder GOMARIA ist der Name einer von Ruiz und Pavon aufgestellten, zu den Scrophularineen gehörigen Pflanzengattung mit folgenden Kennzeichen: Der fünftheilige Kelch hat gleichlange Zipfel. Die Blumenkrone hat eine gekrümmte, am Grunde bauchige, in der Mitte zusammengeschnürte Röhre und einen zweilippigen Saum mit vierlappiger Oberlippe und concaver, von einem krugförmigen, häutigen Anhängsel begleiteter Unterlippe. Die vier kurzen Staubgefäße sind zweimächtig, die Staubbeutel sind eiförmig. Der sehr kurze Griffel bleibt stehen, die Narbe ist kopfförmig. Die Kapsel ist fast vierkantig, zweifächerig, zweiklappig, die

20) Abgedruckt bei *Niceron*, Mémoires pour servir à l'hist. des hommes illustres dans la republ. des lettres. T. 34. p. 72 und bei Andern. 21) *Thom. Pope Blount*, Censura celebriorum autorum (Genevae 1694.) p. 756. 22) Bulletin du bibliophile Belge. T. 2. p. 258. *Van Hulst* p. 33. 38.

*) Vergl. Acta. SS. Antverp. Julii Tom. I. p. 126 seq.

Klappen sind zweispaltig. Die zahlreichen Samen sind länglich. Hierher gehört nur eine Art, von Ruiz und Pavon Gomara racemosa genannt, ein in Peru einheimischer Baum mit länglich-lanzettlichen, an der Spitze gezähnelten Blättern und in Trauben stehenden Blüthen. (*Garcke.*)

GOMARUS (Franz) und die Gomaristen. Dieser entschiedenste aller Gegner des Arminius und seiner theologischen Lehren wurde zu Brügge in Flandern am 30. Jan. 1563 geboren. Seine Aeltern, welche hier ihren Wohnort hatten, waren eine angesehene, wohlhabende Familie und hielten sich eifrig zur reformirten Confession. In diesem Sinne wurde auch der Sohn erzogen und unterrichtet. Erst 15 Jahre alt hatte er, zum gelehrten Studium bestimmt, bereits den Cursus auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt beendet, worauf die Aeltern, um den wiederholten Verfolgungen des Glaubens wegen zu entgehen, ihren Wohnsitz 1578 in die fast ganz dem reformirten Bekenntnisse zugethane Pfalz verlegten. Des Sohnes Lehrer war hier drei Jahre lang hauptsächlich der als Philolog und Pädagog bekannte Sturm in Strasburg, bei welchem er den damals üblichen humanistischen Studien oblag. Einen vorakademischen theologischen Cursus machte er seit 1580 in der Schule zu Neustadt an der Hardt, wo damals Franz Junius und die durch altlutherischen Eifer vertriebenen heidelberger Gelehrten Zacharias Ursinus, Hieronymus Zanchius und Daniel Tossanus ihren Lehrstuhl aufgeschlagen hatten, wobei Sudhoff auf den interessanten Umstand aufmerksam macht [1]), daß alle Lehrer des Gomarus, mit Ausnahme eines kurzen Besuchs der Universitäten Cambridge und Orford, ausschließlich heidelberger Theologen gewesen sind. In den Jahren 1585 und 1586 finden wir den jungen Mann als studiosus theologiae auf der seit Kurzem wieder hergestellten Universität Heidelberg, wo demnach seine frühere dogmatische Ansicht eine neue Nahrung und Verstärkung empfing und zwar vornehmlich in der Richtung der Prädestination, welche als vorwiegendes Dogma sein ganzes späteres Leben beherrschte. Alle seine bedeutendsten Lehrer sind Anhänger der strengen Gnadenwahl in der Calvinischen Ausprägung, namentlich Olevianus, Tossanus, Zanchius und Zach. Ursinus, letzterer z. B. als Erklärer des heidelberger Katechismus, wo er zur 54. Frage sagt: „Es gibt bei Gott eine ewige Prädestination, d. h. Erwählung und Verwerfung, denn allgemein ist die Verheißung (der Seligkeit) nur in dem Sinne, daß alle Glaubenden selig werden."

Im J. 1587 übernahm Gomarus ein Predigtamt in der damals niederdeutschen, also zur ecclesia belgica gehörigen, jetzt deutschreformirten Gemeinde zu Frankfurt a. M. Er wirkte hier trotz mancher Hindernisse segensreich, verließ aber seine Stellung, als neue Stürme über die Gemeinde hereinbrachen, im J. 1593, wie Sudhoff angibt, im J. 1594, wie aus dem Folgenden hervorgeht. Denn seine Ernennung für eine theologische Professur an der Universität Leyden ist vom 26. Jan. 1594 datirt und er nahm dieselbe unter ausdrücklicher Beistimmung der Aeltesten seiner frankfurter Gemeinde an, sodaß er von jetzt ab wieder in sein ursprüngliches Vaterland zurückkehrte. Weil er es für gut hielt oder weil es gefordert wurde, ließ er sich zuvor von der theologischen Facultät zu Heidelberg ein Zeugniß darüber ausstellen, daß er ein orthodoxer Reformirter sei und die theologischen Grade recte et solenniter erworben habe. Durch Tossanus war er zum Licentiaten, durch Jac. Kimedoncius zum Doctor der Theologie promovirt worden. In Leyden hatte er neun Jahre lang ohne wesentliche Anfechtung gelebt, als 1603 der gelehrte Jacob Arminius sein Amtsgenosse in der theologischen Professur und Nachfolger des verstorbenen Franz Junius wurde. Zwar hatte man gegen die Gläubigkeit des Arminius bereits manche Bedenken gehabt; allein nachdem von ihm wiederholte Erklärungen, welche man als genügend ansah, abgegeben und bei dem Colloquium mit Gomarus am 9. Mai des genannten Jahres erneuert worden waren, sprach sich auch dieser strenge Richter für seine Zulassung aus und ertheilte ihm, wahrscheinlich als Dekan, das Doctordiplom der Universität. In der ersten Zeit erregte Arminius durch seine öffentlichen Vorträge und sonst keinen Anstoß, obgleich vielleicht schon damals seine eigentliche Herzensmeinung über mehre Dogmen, wenn man diese Herzensinquisition nach der Strenge des symbolischen Buchstabens vornehmen will, dem sogenannten Bekenntnisse der Kirche, d. h. der herrschenden Theologen, nicht entsprechend war. Zudem hatte er das Versprechen gegeben, Nichts zu lehren, was im Widerspruche mit der Confessio belgica und dem heidelberger Katechismus wäre. Aber schon 1604 brach er dieses Versprechen und behauptete exegetische und dogmatische Sätze, welche dem sanctionirten Lehrbegriffe der Landeskirche zuwider waren, unter Anderem nicht undeutlich, daß die Vorherbestimmung zur Seligkeit und die Verwerfung durch den von Gott vorhergesehenen Glauben oder Unglauben der Menschen bedingt seien. Er that dies namentlich in den von ihm veröffentlichten Thesen: De libero arbitrio hominis ejusque viribus, welche zwar nicht dem ausgeglichenen Lehrbegriffe der Bibel, wol aber dem strengen Calvinismus widersprachen.

Auf Seiten des Arminius stand eine respectable politische Partei, zu welcher z. B. Oldenbarnevelt und Hugo Grotius, überhaupt die meisten intelligenten und aufgeklärten Köpfe gehörten und welche der hierarchischen wie Symbolherrschaft und dem vom Staate unabhängigen Bestehen der Kirche widerstrebte. Aber auf der anderen Seite entstand gegen ihn bald auch eine wachsende Opposition Einzelner, ganzer Presbyterien, Corporationen und Synoden. Das theologische und kirchliche Haupt derselben war Franz Gomarus. Nach der Gewohnheit der Zeit griff man zunächst nach dem beliebten Mittel der öffentlichen Disputationen, wobei die gegenseitigen Parteihäupter gegen einander im Felde standen. Eine solche Disputation zwischen Gomarus und Arminius fand am 31. Oct. 1604 statt, aus welcher, wie fast immer, die

1) Herzog, Realencyklopädie.

Kämpen nur um so erbitterter hervorgingen. Eine neue gelehrte Schlacht dieser Art wurde im Mai 1608 im Haag geschlagen, wobei Gomarus seine Anschuldigungen dahin erweiterte, daß die Lehrmeinungen des Arminius nicht blos im Lehrpunkte der Prädestination, sondern auch der Rechtfertigung aus dem Glauben antibiblisch und antisymbolisch wären; denn er stelle die Lehre auf, daß dem Sünder nicht Christi Gerechtigkeit, sondern sein eigener Glaube zu- und angerechnet werde, sofern Gott eine gnädige Annahme (acceptilatio) des Glaubens stattfinden lasse und so den Menschen rechtfertige, und widerstreite gleich in seinen Einleitungsthesen trotz des Scheines vom Gegentheile der reformirten, ja der reformatorischen Lehre überhaupt; kurz Gomarus erklärte die Sätze seines Gegners für entschieden antisymbolisch und seelenverderblich. Man erzählt, daß er bei Gelegenheit dieser Disputation im Haag zu Oldenbarnevelt geäußert habe: er könne nicht auf seinen eigenen Glauben vertrauen, wolle (mit demselben ungewissen Glauben?) nur eine ihm geschenkte Gerechtigkeit Christi anerkennen und getraue sich nicht mit dem Glauben des Arminius vor Gottes Richterstuhl zu treten. Bei einer Unterredung mit Hugo Grotius [2]) nannte Gomarus die „opiniones“ seines theologischen Gegners „impias et profanas.“ Um diesem Ausspruche, welcher, wenn auf die Prädestination bezogen, ganze große Religionsparteien verketzern und moralisch verurtheilen müßte, seine Härte zu nehmen, hat man gesagt: Gomarus habe unter den opiniones nicht die Bestreitung der Calvinistischen Prädestinationslehre, sondern nur die Bestreitung der orthodoxen Rechtfertigungslehre, als des Kernes der ganzen protestantischen Heilslehre, verstanden; eine Rechtfertigung des zelotischen Orthodoxisten, für welche selbst die Wahrscheinlichkeitsgründe fehlen, da Gomarus sicherlich Niemanden, welcher ihm sein Prädestinationsdogma verwarf, für gerechtfertigt und der ewigen Seligkeit theilhaft erklärte.

Im J. 1609 kam es im Haag zu einem neuen, natürlich die Gemüther noch mehr spaltenden Colloquium, von welchem Arminius krank nach Leyden zurückkehrte, wo er am 13. Oct. desselben Jahres starb. Der Streit war um so weniger beendigt, als man auf den Lehrstuhl des Verstorbenen einen Anhänger und Gesinnungsgenossen desselben, den Konrad Vorst, berief. Denn die damals maßgebende politische Landesgewalt war den Gomaristen keineswegs zugethan und wendete sich ihnen erst zu, als viele einflußreiche Arminianer resp. Socinianer ihr aus politisch-patriotischen Gründen zu opponiren anfingen. Gomarus, welcher wol nicht blos des Streites müde war, sondern vielleicht auch auf die Landesobrigkeit, die seinen Meinungen nicht hold war, Rücksicht nahm oder nehmen mußte, legte jetzt sein Amt in Leyden nieder und ging 1611 nach Middelburg in Seeland, um, wie Sudhoff sagt, hier im Stillen zu wirken, wie B. Winer [3]), aber nicht nothwendig im Widerspruche damit, berichtet, ein Amt als Pastor und Professor der Theologie und der hebräischen Sprache zu bekleiden. Diese Stellung verließ er bereits wieder 1614 und folgte, nach Winer [4]), als Professor der Theologie einem Rufe nach Saumur; aber schon vier Jahre darauf wurde er in sein Vaterland zurückberufen und zwar ebenfalls zu einer Professur der Theologie und der hebräischen Sprache in Gröningen.

Noch in demselben Jahre, 1618, trat zur Schlichtung mehrfacher kirchlicher Streitfragen und unter geänderter theologischer Ansicht des Statthalters der Generalstaaten die dortrechter Synode zusammen, zu welcher auch mehre auswärtige Vertreter des reformirten Bekenntnisses eingeladen wurden und erschienen. Da die Einladung jenseit der Landesgrenzen nur auf solche gefallen war, welche mit entschieden prädestinatianischen Ansichten und Instructionen kamen, so erhielten auch von hier aus die Gomaristen oder Contraremonstranten eine bedeutende Verstärkung. Bei der Synode, welche auch über den Arminianismus zu Gericht zu sitzen hatte und bis in das Jahr 1619 währte, wurde die Gegenpartei, welche zugleich die Mehrheit der versammelten Vertreter war, durch Gomarus geführt, welcher gegen die Remonstranten mit der Härte der schroffsten Calvinisch-symbolischen Orthodoxie auftrat, nicht blos in den eigentlichen fraglichen Streitpunkten, sondern auch in allen Punkten, welche, obgleich an sich nicht heterodox, auch die mindeste Handhabe für die Arminianer bieten können schienen. Als die Synode sich damit einverstanden erklärt hatte, daß nach Ephes. 1 Christus das Fundament der Gnadenwahl sei und hierauf auch die Arminianer sich beriefen und zwar in dem Sinne, daß Christus der Grund des Erwählungsrathschlusses selbst sei, wollte Gomarus — ein Charakteristikum seiner Polemik — den Ausdruck ganz vermieden wissen, um nur den Gegnern kein Sandkorn von Concession einzuräumen. Wegen dieses theologischen Eigensinnes gerieth Gomarus hart mit dem bremer Theologen Martinius zusammen, welcher keineswegs die Prädestination vertheidigte. Er stellte die These auf, daß Christi Verdienst nicht die Ursache dafür sei, daß gewisse Personen zur Seligkeit bestimmt worden, wol aber dafür, daß es überhaupt eine Erwählung gebe (causa eligibilitatis); Gomarus hatte dieselbe Ansicht, aber er wollte nicht, daß man sie aussprechen sollte, weil sie so den Arminianern einen Schlupfwinkel bieten könnte. Es wurden noch andere spitzfindige Debatten geführt, z. B. ob das von Gott beschlossene Verdienst Christi dem Rathschlusse der Gnadenwahl vorausgehe oder nachfolge. Als die Synodalen sich endlich dahin geeinigt hatten, daß die Wirkung des Verdienstes Christi nicht universal, sondern particular sei, d. h. nur für die speciell Erwählten Geltung habe oder ihnen zu Gute komme, eine Fraction aber das Amendement stellte, daß Christi Verdienst an sich für alle hinreichend sei, lehnte sich wiederum Gomarus mit mehren Anderen gegen dasselbe auf, weil die in ihm ausgesprochene These durch den von den Arminianern damit getriebenen Misbrauch zweideutig, folglich unbrauchbar

2) Dessen Epistolae XI. Pars I. p. 3. 3) Handbuch der theologischen Literatur. 2. Bd. (Leipzig 1840.) S. 547.

4) Ebenda.

geworden sei. Man wird aber dem Gomarus, dem deshalb auch die Majorität schließlich zustimmte, den Ruhm der Consequenz lassen müssen; er wollte und durfte, wenn er anders seine ganze Theologie nicht verwerfen sollte, keine Prädestination zulassen, vermöge deren die Gläubigen selig, die Ungläubigen verdammt werden, eben durch ihren Glauben resp. ihren Unglauben; eine solche Vorherbestimmung war ihm dann eben keine Vorherbestimmung mehr. Daher verwarfen er und seine Anhänger den Satz, daß Gottes gnädige Heilsabsichten sich auf alle Menschen beziehen und erst das Verhalten des Einzelnen deren schließliche Wirkung bestimme, obgleich beides in der heiligen Schrift ausdrücklich gelehrt wird. Kurz, die Synode verwarf den Universalismus der göttlichen Gnade und somit 1 Tim. 2, 4: Gott will, daß allen Menschen geholfen werde. Bei der Differenz über den Supralapsarismus und den Infralapsarismus, wovon dieser die mildere Seite ist, erklärte sich Gomarus, welcher fast immer für diejenigen Ansichten zu streiten schien, welche dem verständig populairen Bewußtsein am meisten in das Gesicht schlagen, für den ersteren und hielt ihn, obgleich in diesem Punkte fast von allen Anhängern verlassen, eine Zeit lang fest, bis er endlich nachgab. Indessen konnte er mit seiner Thätigkeit auf der Synode zufrieden sein, da sie die Ansichten der Arminianer entschieden verwarf.

Wir müssen auf diesen Punkt etwas näher eingehen, da man das dogmatische System des Gomarus und der Gomaristen sehr oft auch als das System des Supralapsarismus bezeichnet hat, d. h. als diejenige Lehre, vermöge deren schon vor dem Sündenfalle (dieser also mit einbegriffen) der Mensch von Gott zur Seligkeit oder zur Verdammniß bestimmt (prädestinirt) sei und zwar absolut, d. h. ohne irgend eine darauf von Seiten des Menschen, resp. seines Glaubens oder Unglaubens, einwirkende Bedingung. Der Arminianer oder Remonstrant Episcopius bezeichnet in seinen Institutiones [5]) den Gegensatz zwischen den Supralapsarianern und Infralapsarianern durch folgende Worte: „Duplex est eorum sententia, qui absolutam hujusmodi praedestinationis gratiam asserunt. Una est eorum, qui statuunt, decretum praedestinationis absolute a Deo ab aeterno factum esse ante omnem hominis aut condendi aut conditi aut lapsi (nedum resipiscentis et credentis) considerationem vel praevisionem. Hi supralapsarii vocantur [6]). Altera est eorum, qui praedestinationis istius objectum statuunt homines definite praescitos, creatos et lapsos. Definite, inquam, praescitos etc., ut a prima sententia distinguantur, quae statuit, objectum praedestinationis homines indefinite praescitos, seu (ut D. Gomarus loquitur) creabiles, labiles, reparabiles, salvabiles, hoc est, qui creari ac praedestinari poterant. Et hi sublapsarii (infralapsarii) vocantur. Discrepat posterior sententia a priore in eo tantum, quod prior praedestinationem praeordinet lapsui, posterior eam lapsui subordinet. Illa praeordinat eam lapsui, ne Deum insipientem faciat, i. e. lapsus auctorem.“

Im J. 1633 begab sich Gomarus von Gröningen nach Leyden, wo er als Commissionsmitglied an der Revision der Bibelübersetzung für Holland Theil nahm. Nach Gröningen zurückgekehrt, starb er hier am 11. Jan. 1641, sodaß er, wenn er noch 19 Tage länger gelebt hätte, ein Alter von 78 Jahren erreicht haben würde. — Er ist dreimal verheirathet gewesen, das erste und zweite Mal zu Frankfurt a. M., mit Anna Emerentia Musenhol und dann mit Maria l'Ermite, das dritte Mal zu Middelburg mit Anna Maria la Roye. Nur aus der zweiten Ehe hatte er Kinder, von welchen der einzige Sohn noch vor dem Vater starb, während die Töchter sich verheiratheten.

Von seinen Schriften sind zu notiren: Explicatio doctrinae orthodoxae de providentia divina. (Leyden 1597.) (Es ist dies wol die auch unter dem Titel: Tractatus theologici, nempe conciliatio doctrinae orthodoxae de providentia Dei vorkommende Schrift.) Examen controversiarum de genealogia Christi. (Gröningen 1631.) Erklärungen zu Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Analysis et explicatio epistolarum Pauli. Analysis et explicatio prophetiarum quarundarum Mosis de Christo. Analysis Hobadiae. Explicatio v. priorum capitum Apocalypseos. Disputationes theologicae, eine Art Dogmatik in 39 Loci. Anticosteri libri tres. Dissertatio de evangelio Matthaei, quanam lingua sit scriptum. De sabbato. Judicium de primo articulo Remonstrantium. De perseverantia S. Sacrae. Davidis lyra. Seine Opera theologica erschienen gesammelt in Folio zu Amsterdam nach B. Winer 1644 (nach Anderen 1645) und dann wieder 1664.

Zur Literatur über Franz Gomarus gehören außer den allgemeinen literarhistorischen, kirchen- und dogmengeschichtlichen, sowie dogmatischen Werken die Schriften über die Remonstranten (Arminianer) und Contraremonstranten (Gomaristen), über die Prädestination und den Sündenfall, hauptsächlich aber die Acten und Schriften über die Synode von Dortrecht, das Examen thesium Fr. Gomari de praedestinatione etc. von Jac. Arminius (Leyden 1643 und dann wieder 1645.) und die Vitae professorum Groningensium. (Gröningen 1654.) Tiefer eingehend als die gewöhnlichen Lexikalartikel ist der von Sudhoff in Herzog's Realencyklopädie 5. Bd. 1856. S. 231 fg. verfaßte Artikel „Gomarus.“ (*J. Hasemann.*)

GOMATRUD, erste Gemahlin des fränkischen Königs Dagobert I., war eine Schwester der Sichilda, der dritten Gemahlin Chlotar's II. und des Produlf oder Brunulf, eines fränkischen Großen, welchen Dagobert, weil er zu den entschiedensten Anhängern und Förderern seines Bruders Charibert gehörte, kurz nach dem Tode seines Vaters (628) ermorden ließ [1]). Nach Anderen soll Gomatrud nicht die Schwester der Sichilda, sondern der

5) Opera V, 5. 6) Hagenbach, Lehrbuch der Dogmengeschichte. 3. Aufl. 1853 rechnet zu den Supralapsarianern namentlich die Gomaristen.

1) *Fredegarii* Chron. c. 58.

Berthetrud, der zweiten Gemahlin Chlotar's II., gewesen sein, dieser Behauptung widersprechen aber die ältesten Quellen und da Bertheirud Dagobert's Mutter war, so wäre eine solche Missachtung des kanonischen Verbotes, der Mutter Schwester zu heirathen, nicht ungerügt geblieben. Dagobert nahm übrigens Gomatrud nicht aus Neigung zur Gemahlin, sondern nach dem Wunsche seines Vaters, welcher dadurch den Frieden in der Familie zu erhalten suchte. Die Vermählung wurde im J. 625 (nach anderer nicht richtiger Bestimmung im J. 626) zu Clippiacum (Clichy la Garenne bei Paris am rechten Ufer der Seine), wohin Dagobert an der Spitze seiner zahlreichen Leudes und in königlichem Aufzuge gekommen war, mit großer Pracht gefeiert, die Eintracht aber dadurch so wenig hergestellt, daß es schon am dritten Tage nach der Hochzeit zwischen Vater und Sohn zum Streite kam, da der letztere mit Entschiedenheit die rückständigen Bestandtheile seines Reiches forderte, denn der Vater hatte ihm bei der Ernennung zum Könige zwar das eigentliche Austrien zugetheilt, aber alle von den Vogesen und Ardennen westlich gelegenen Bezirke zu Neustrien gezogen. Es wurde ein Schiedsgericht ernannt, welches sich für das Begehren Dagobert's entschied und Chlotar mußte sich den Spruch gefallen lassen, sohne sich aber durch die Vermittlung der anwesenden Großen mit seinem Sohne aus[2]). Als Dagobert nach dem Tode seines Vaters Beherrscher des ganzen fränkischen Reichs geworden war und die Versuche, ihm einzelne Theile desselben streitig zu machen, schnell unterdrückt hatte, ordnete er auch seine häuslichen Verhältnisse, die ihm nicht behaglich gewesen zu sein scheinen, nach seinem Wunsche und beschloß, nach dem Rathe der fränkischen Großen, sich von seiner ihm aufgedrungenen Gemahlin, entweder weil sie ihm zu alt und, wie die Chronisten angeben, unfruchtbar war[3]) oder weil er ihr wegen des an ihrem Bruder begangenen Mordes nicht traute, zu trennen. Er brachte sie deshalb im J. 628[4]) nach dem Hofgute Romiliacum bei Paris und ließ sich, wie Fredegar[5]) sagt, hier an derselben Stelle von ihr scheiden, wo er sie vormals geheirathet hatte, um Nantechild, eines ihrer Hofmädchen, zum Weibe zu nehmen und zur Königin zu machen. Da die Heirath zu Clichy und die Scheidung an demselben Orte statt fand, so ist also Romiliacum nicht, wie man gewöhnlich annimmt, das jetzt mit Paris vereinigte frühere Dorf Reuilly, sondern der Hof Le Roule bei Clichy[6]). Ueber die späteren Schicksale Gomatrud's, sowie über die Zeit ihres Todes findet sich nirgends eine Nachricht, wahrscheinlich starb sie auf dem Hofgute Romiliacum, welches ihr als Aufenthaltsort angewiesen wurde. (*Ph. H. Külb.*)

2) *Fredegar.* c. 53. Gesta Dagoberti c. 13. *Aimoini* Gest. Franc. l. IV. c. 12. Fredegar ist übrigens, was Gomatrud betrifft, die hauptsächlichste oder vielmehr die einzige Quelle, da die Verfasser der angeführten späteren Geschichtsbücher nur aus ihm schöpfen. 3) Gest. Franc. c. 22. *Aimoin.* Gest. Franc. l. IV. c. 19. Chroniques de St. Denis. l. V. c. 10. 4) Andere geben das Jahr 629 und sogar noch ein späteres (632 und 635) an; Fredegar bezeichnet aber (c. 58) ausdrücklich das Jahr 628 und auch die Verhältnisse sprechen für dasselbe 5) Chron. c. 58. 6) *Le Beuf.* Histoire du Diocèse de Paris (Paris 1754. 12.) Tom. III. p 63 seq.

GOMBAULD (Jean Ogier de), geb. 1576 zu Saint Juste de Lussel, in der Nähe von Brouage, stammte aus einer angesehenen Familie, die sich zur Lehre der Calvinisten bekannte. Gombauld studirte in Bordeaux, hauptsächlich schöne Wissenschaften. Kurz vor seiner Ankunft in Paris war Heinrich IV. ermordet worden. Gombauld fand die Stadt in großer Unruhe und allgemeiner Bewegung. Daß er sich zur reformirten Kirche bekannte, scheint für ihn kein Hinderniß gewesen zu sein, sich auch unter denen, die anderer Glaubenspartei angehörten, Freunde zu erwerben, die jedes poetische Talent und so auch das seinige, das sich schon früh entwickelt hatte, zu schätzen wußten. Er wußte sich aber auch selbst bemerkbar zu machen. Einer seiner vertrautesten Freunde, sein nachheriger Biograph Conrart, sagt von ihm: „Il ne tarda pas à être connu et estimé.“ In besonderer Gunst wußte sich Gombauld bei der Regentin Maria von Medicis zu setzen, die während der Minderjährigkeit Ludwig's XIII. den Königsscepter führte. Sie soll ihm einen Gnadengehalt von 1200 Thlrn. verwilligt haben. Bei Hofe wie auf seinen öftern Reisen zeigte sich Gombauld in nicht geringem Glanze. Als jedoch die innern Unruhen und auswärtigen Kriege Frankreich zerrüttet hatten, ward die ihm verliehene Pension bis auf 800 Thaler ermäßigt. In einem seiner Briefe beklagt er sich, daß auch diese Summe ihm nicht pünktlich ausgezahlt würde. Eine mäßige Unterstützung verdankte er dem Kanzler Seguier. Gombauld gehörte zu den gebildeten jungen Männern, die sich wöchentlich zu wissenschaftlichen Unterhaltungen in der Wohnung seines Freundes Conrart versammelten. Aus diesem geselligen Vereine bildete sich später die französische Akademie, zu deren Stiftung Gombauld wesentlich beigetragen und zu einem der ersten Mitglieder jenes Instituts ernannt ward. Eine Auszeichnung mußte er darin erblicken, daß man ihm die Prüfung des zu dem Dictionnaire de l'Académie entworfenen Plans übertrug. Gombauld erreichte ein sehr hohes Alter. Er starb 1666 zu Paris im 90. Jahre.

Die Verdienste, die er sich um die Reinheit der französischen Sprache erwarb, waren größer als sein poetisches Talent. Einigen von ihm geschriebenen Trauerspielen und Tragicomödien: Les Danaïdes, Cidippe u. a. m. fehlt es besonders an einem raschen Gange der Handlung und mehren Situationen an eigentlichem Interesse. Mehr Beifall fand sein Schäferdrama Amarante (Paris 1625.), das auch auf der Bühne Glück machte. Gombauld galt als ein vorzüglicher Epigrammatist. Aber nur ein geringer Theil seiner Sinngedichte zeichnete sich durch Schärfe und Witz aus. Gombauld schrieb auch eine nicht unbeträchtliche Zahl von Sonetten. Unter seinen vermischten Gedichten, die unter dem Titel: Poésies de Mr. Gombauld zu Paris 1646 in einem Quartbande erschienen, haben mehre eine feine Wendung. Im Allgemeinen war jedoch sein poetisches Talent von keiner großen Bedeutung. Wie andere mittelmäßige Dichter

seiner Zeit traf auch ihn Boileau's satyrische Geißel in den Versen:

A peine dans Gombauld, Maynard et Malleville
En peut-on supporter deux ou trois entre mille.

Eine Auswahl seiner lyrischen Gedichte findet man in dem Werke: Les Poètes français depuis le douzième siècle jusqu'à Malherbe. (Paris 1824.) Tom. VI. p. 231—249 *). (*Heinrich Döring.*)

GOMBERT (Nicolaus), belgischer Musiker in der ersten Hälfte des 16. Jahrh., Kapellmeister Kaiser Karl's V. Ort und Tag seiner Geburt und seines Todes haben bis jetzt nicht näher ermittelt werden können. Fälschlich hat ihn Abbé Baini [1]) in das 15. Jahrh. zurückversetzt und ihn zu einem Vorgänger Josquin Desprez gemacht, dessen Schüler er vielmehr war, wie sich dies aus der noch vorhandenen Todtenklage (Deploration) auf jenen Meister, gedichtet von Gerard Avidius aus Nimwegen und in Musik gesetzt von Nic. Gombert klar ergibt. Letzterer lebte im J. 1556 noch, da Herm. Finck in seiner „Practica Musica" (Viteb. 1556.) von ihm als Zeitgenossen spricht und ihn den berühmtesten Musikmeistern seiner Zeit zurechnet. In der That zeichneten sich die Compositionen Gombert's durch Leichtigkeit und Reinheit in der Harmonie und Führung der verschiedenen Stimmen aus, sodaß er seinem Zeitgenossen Jean Mouton, dessen Kirchencompositionen so beliebt und gesucht waren, ehrenvollst zur Seite steht. Eine Reihe seiner Motetten und Vocalmessen findet sich in den von ihm herausgegebenen Sammlungen: Missa e Motetti à 3—6 voci. (Venise 1550—1564.) Die Bibliothek des Conservatoriums der Musik zu Paris enthält in einer reichen handschriftlichen Sammlung, der sogenannten Collection Eler, von Messen und Motetten des 16. Jahrh. viele Compositionen von Gombert außer den eben angegebenen gedruckten Suiten [2]).
(*J. E. Volbeding.*)

GOMBERT (Thomas François Joseph), Architekt, geb. zu Lille den 5. Jan. 1725, gest. den 9. Oct. 1801 zu Noulx, einem Dorfe im Departement Pas de Calais. Er studirte die Baukunst in den Jahren 1744 und fg. zu Paris unter Devigny, dem Baumeister des Königs. Nachdem er längere Jahre auf Reisen gewesen war, ward seine erste große Arbeit der Umbau des königlichen Münzgebäudes zu Lille, das seit 1685 gestanden hatte. Nachdem er den Neubau vieler herrschaftlicher Paläste, die sich durch ihre Anlagen im Großen und in den Details auszeichneten, geleitet hatte, überkam er im J. 1781 den Umbau des großen Jesuitencollegiums in Paris in ein Militairhospital; während dieses Umbaues, der zehn Jahre hinter einander dauerte, änderte sich der Plan und das prachtvoll restaurirte Gebäude ward eine Hauptzierde von Paris und dient jetzt als Hôtel de l'instruction publique. Als inspecteur des ponts et chaussées de provinces de Flandre et Artois machte er sich besonders dadurch hochverdient, daß er den Ueberschwemmungen des Lys, welche seit Jahrhunderten diesen Provinzen so gefährlich geworden waren, durch seine Umsicht und seine trefflichen Brückenbauten auf die Dauer Schranken setzte und noch immer im dankbaren Andenken der Bewohner von Artois fortlebt *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMBERVILLE (Marie le Roi de), geb. 1599 zu Paris. Unter mehren Romanen und Gedichten erwarben ihm einige eine Art von Celebrität. Sein poetisches Talent hatte sich frühzeitig entwickelt. Schon in seinem 14. Jahre gab er eine Sammlung von 110 Quatrains zum Lobe des Alters heraus. Der Frühling pries in diesen Quatrains den Winter. Noch mehr Beifall fanden seine Sonette und darunter besonders zwei: Sur le Saint Sacrement und Sur la Solitude. Er führte selbst ein einsames Leben, völlig entfernt vom Geräusche der Welt. Als Mitglied der französischen Akademie starb er zu Paris am 11. Juni 1674 †). Sich selbst setzte er die charakteristische Grabschrift:

Les grands chargent leur sépulture
De cent éloges superflus.
Passant, en peu de mots voici mon aventure:
Ma naissance fut fort obscure,
Et ma mort l'est encore plus.

(*Heinrich Döring.*)

GOMBES, eine Stadt oder Ort in der alten Moesia superior. Vergl. Sickler, Alte Geographie. 1. Th. S. 474. (*Krause.*)

GOMBRON (Gamron oder Bender-Gamron), der frühere Name des heutigen Bender-Abassi, auf der Küste von Persien, an der Grenze von Laristan gegen Mogistan, der Insel Ormus gegenüber, auf welcher die Portugiesen bis 1622, wo sie vertrieben wurden, eine blühende Niederlassung hatten. Die Angaben über die Lage schwanken zwischen 26° 50′ 18″, 27° 9′, 27° 30′, 27° 13′ nördl. Br., die Länge wird auf 26° 25′ östl. von Greenwich angegeben. Die Gegend ist öde, dürr, wasserarm, die Luft von Mai bis October erstickend heiß. Die bessere Jahreszeit beginnt mit Ende October und erstreckt sich bis zum Monat Mai. Dies ist dann auch die Zeit, in welcher die Handelsleute daselbst ankommen, um Handel zu treiben. Hauptproduct ist die Dattel, außerdem gedeihen noch Granaten, Feigen, Citronen, Orangen, Quitten, Aepfel, Birnen, Mirobalanen, Reis. Daneben genießt man Eier, Hühner, Zucker, Scherbet, Araf, Rosenwasser. Die Bevölkerung besteht aus Persern, Arabern und Juden. — Die Gegend ist von Erdbeben heimgesucht. (*H. E. Hössler.*)

*) Siehe außer dem eben erwähnten Werke: Eloge de G. par *Conrart* vor den Traités et Lettres de Gombauld, touchant la religion. (Amsterd. 1699. 12.) Otivet in der Histoire de l'Académie française (ibid. 1730) p. 73 seq. *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 212. Bayle's Histor.-krit. Wörterbuch. 2. Th. S. 598 fg. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1062.

1) In s. Memorie storico-crit. della Vita e delle Opere di Giov. Pierluigi da Palestrina. 2) Näheres in dem Artikel über Nic. Gombert in der Biogr. générale. Tom. XXI. p. 142.

*) Man s. *Guyot de Fère*. Artikel über ihn in der Biographie générale. Tom. XXI. p. 142. 143.

†) Siehe *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 212.

GOMENDRADI oder Dromendrari (José de), spanischer Dominikanermönch, zu Saragossa in Aragonien um das Jahr 1630 geboren, war Rector des Collegiums seines Ordens zu Saragossa und starb daselbst gegen das Ende des 17. Jahrh. Er galt bei seinen Zeitgenossen als ein sehr gelehrter Theolog und Historiker; gedruckt ist aber von seinen Schriften, deren er mehre im Manuscripte vollständig ausgearbeitet haben soll, nur die Geschichte des alten gräflichen Geschlechtes der Rocaberti (Arbol genealogico de la Casa de los Viscondes de Rocaberti, Condes de Peralada, Marques de Anglesola, su origen, succession, derechos y matrimonios reales; de algunos Reyes e Principes Antos, de cuya sangre descienden los Senores desta Familia; de su valor militar, puestos y servicios continuos por nueve siglos hechos a la Real Corona, sus Principes y catholicos Reyes. Genova 1676. F.), welche manche brauchbare Beiträge zur spanischen Geschichte, aber auch viele abgeschmackte Fabeln, besonders bei der Untersuchung des Ursprungs des von ihm verherrlichten Geschlechtes, enthält und jedenfalls zu den seltensten Büchern der spanischen Literatur gehört*).

(*Ph. H. Külb.*)

GOMENITZA, ein Flecken in Türkisch-Albanien, im Sandschak Delwino in einer großen Bucht am Kanal von Corfu nordwestlich von Parga mit einem kleinen Hafen, vor welchem die Insel Prasudhi unter 39° 30′ 15″ nördl. Br. und 17° 49′ 40″ östl. L. liegt.

(*H. E. Hössler.*)

GOMER wird in der Völkertafel (1 Mos. 10, 3) als Stammvater der drei Völker Aschkenas, Riphat und Togarma genannt, selbst aber als Sohn Japheth's bezeichnet. Da nach der ganzen Anlage dieses in genealogische Form gebrachten Völkerverzeichnisses unter Japheth die dem Verfasser nördlich gelegenen Völker, so viel ihm deren bekannt geworden, zusammengefaßt sind, so ist auch das unter Gomer zu verstehende Volk nördlich zu suchen. Dahin führt auch die Aufführung Gomer's neben Togarma in dem Heere Gog's bei Ezechiel (38, 6), welcher diesen Feind aus dem äußersten Norden kommen läßt. Sehr wahrscheinlich sind darunter die schon dem Homer bekannten *Κιμμέριοι*, *Κιμέριοι* oder *Κίμμεροι* zu verstehen (Odyss. 11, 14; cf. *Strab.* 1, 6, 61; 5, 244). Sie wohnten, so weit historische Nachrichten hinaufreichen, an der nördlichen Küste des schwarzen Meeres zwischen den Flüssen Ister Tyras (*Herod.* 4, 11) der Mäotis und auch wol weiter östlich in die Chersonesus taurica hinein, deren heutiger Name Krim nach dem arabischen قرم (kirim, Name des Volks) und بحر القرم (bachr al-kirim = mare Cimmerium), vergl. Abulfeda bei Schultens. in geograph. Inder zum Leben Saladin's unter d. W. Rumaeorum provinciae, durch eine Consonantenversetzung entstanden ist. Von diesem ihrem Wohnsitze aus, von welchem übrigens dem Verfasser der biblischen Völkertafel schwerlich mehr als die vage und dunkle Vorstellung des nördlich Gelegenseins, geschweige denn eine genaue Begrenzung vorschwebte, machten die Cimmerier frühzeitige Streifzüge nach Kleinasien, bis sie im 7. Jahrh. v. Chr. durch die über den Arares heranziehenden Scythen in Masse vertrieben und nach Kleinasien gedrängt wurden, wo sie das lydische Reich verheerten, und nirgends lange festsitzend, an hundert Jahre lang umherstreiften (vergl. *Herod.* 1, 6. 15. 16. 103; 4, 1. 11. 12. *Strab.* 3, 149; 7, 293; 14, 647 seq. *Plutarch.* Vit. Marc. c. 11). Nachdem Andere, vielleicht schon Josephus, der Arch. I, 6, 1 sich so ausdrückt: *τοὺς μὲν γὰρ νῦν ὑφ' Ἑλλήνων Γαλάτας καλουμένους, Γομαρεῖς δὲ λεγομένους, Γόμαρος ἔκτισε*, die Cimbern und Cymry mit dem Namen in Verbindung gebracht haben, geht Knobel in der Ausdehnung des Namens wol am weitesten, wenn er Comm. zur Genesis p. 102 sagt: „Doch waren diese (Anwohner des schwarzen Meeres) nicht das ganze Volk, dessen Haupttheil vielmehr nach Ansicht mancher Alten schon vorher im hohen Norden Europa's wohnte. Hier finden sich die *Κίμβροι*, Cimbri, die bereits im Alterthume als dasselbe Volk mit den Kimmeriern galten. Der Name *Κίμβροι* wurde aus *Κίμμεροι* wie *Μαμβρῆ*, *Ἀμβρί*, *Ζαμβρί* aus גְּמִרִי, גֹּמֶר, זִמְרִי und *μεσημβρία* aus *μεσημερία*. Die Cimbern von den Alten bald als Germanen, bald als Gallier bezeichnet, wohnten auf der jütischen Halbinsel, in Nordgermanien und Nordgallien, von wo sie sich nach dem südlichen Britannien verbreiteten. Die Bevölkerungen von Wales (Cumbria, Cambria im Mittelalter, Cymru bei den Einwohnern) in England und der Bretagne in Frankreich sind ihre Nachkommen; sie halten sich für Cimbern, haben Sagen von ihrer östlichen Herkunft, nennen sich Cumri oder Cymry und reden das Cymreg, welches nach Adelung aus germanischen und gallischen Elementen besteht, nach Anderen eine rein keltische Sprache ist. Nach dem Norden weisen auch alte jüdische Erklärer, welche Gomer bald nach גרמניה, גרמניא, Germania, bald nach אפרקי, אפריקא, *Ἀφρική*, Afrika, setzen und im letzteren Falle wol an die Vandalen denken, die anfänglich an der Ostsee wohnten und im 5. Jahrh. n. Chr. ein Reich in Afrika gründeten." Ohne die Möglichkeit dieser Combination, deren Wahrscheinlichkeit denn doch noch sicherer Beweise als des äußerlichen Namengleichklanges erfordern dürfte (Celtologen wenigstens geben denn Ausdrucke cymry und cymreg Etymologien, die entweder wie: „Bewohner einer hügel- und thalreichen Gegend" auf die Beschaffenheit von Wales hinweisen, oder wie „aborigines" vom Hauptbestandtheile bro des zusammengesetzten Cymro = das Land [Allo-*broges* nach dem Scholiast. z. Juvenal = alienigeni] der Erinnerung an eine östliche Abkunft widerstreiten würden), bestreiten zu wollen, muß doch entschieden daran festgehalten werden, daß in 1 Mos. 10 ebenso gut wie in Ezech. 38, 6, wo Knobel die engere Beschränkung auf die Cimmerier am schwarzen Meere für richtig hält, eine solche Aus-

*) *J. Echard* et *J. Quetif*, Scriptores ordinis praedicatorum. Tom. II p. 835. Joh. Chr. Wöhe, Merkwürdigkeiten der Bibliothek zu Dresden. 1 Bd S. 16.

dehnung bis nach dem Westen Europa's weit über den Gesichtskreis der hebräischen Anschauung hinausgeht, für welche Gomer ein nur aus Sagen dunkel gekanntes Volk des barbarischen Nordens bezeichnet. Das Herbeiziehen Germaniens bei jüdischen Erklärern hängt wol nur von ihrer Erklärung des Aschkenas, des Sohnes Gomer's, durch Teutschland ab. Die Uebersetzung des jerusalemischen Targums אסדריי auf die Vandalen Afrika's zu beziehen, hat nicht mehr für sich, als dabei an Phryx, Phrygius zu denken, denn das vorgeschlagene Aleph erklärt sich sehr einfach. Phrygien will darunter auch Bochart (Phaleg. III, 8) verstehen, der, fälschlich nach einer semitischen Etymologie suchend, das chaldäische גְּמַר consumsit, spec. igne, גֶּחֶלָא carbo heranzieht und dann an Phrygien denkt, weil ein Theil desselben κατακεκαυμένη genannt werde. Ebenso wenig wahrscheinlich ist die Erklärung von Schultheß (Paradies S. 176) durch das bei *Ptolem.* 6, 11, 6 vorkommende *Κόμαγα*, welches ein Volk in Baktriana gegen Norden und den Orus hin bezeichnet; desgleichen Wahl's (Altes und Neues Vorder- und Mittelasien S. 274) durch das armenische Gamir, welches Kappadocien bedeutet.

Gomer ist ferner der Name des unzüchtigen Weibes, von welchem Hosea 1, 3 in allegorischer Darstellung sagt, daß ihm Jahve befohlen, es zu heirathen, die dann in der Ehe ihren unzüchtigen Lebenswandel fortsetzen und aus außerehelicher Vermischung Kinder zeugen werde, um dadurch den Abfall der Gemeinde Israels von ihrem alleinigen Gotte und Ehegemahle symbolisch zu bezeichnen. Das nom. propr. erklärt Hieronymus noch dem Chaldäischen entsprechend durch consummata sc. in libidinibus. (*Haarbrücker.*)

GOMERA, eine der canarischen Inseln südöstlich von Palma, südwestlich von Teneriffa. Ihr Flächeninhalt beträgt 8 □Meilen, die Zahl der Einwohner gegen 12,000 in 8 Pueblos. Die Küste der sehr gebirgigen Insel ist steil und zerrissen, der Boden auf den Höhen bewaldet, in den angenehmen Thälern gut bewässert und fruchtbar. An Thieren findet man daselbst viel Rindvieh, Schafe, Maulesel, Hasen, Geflügel. Man baut Getreide, Wein, Zuckerrohr, Baumwolle und Orseille und gewinnt mancherlei Früchte, Honig, Seide und Käse. Die Hauptstadt San Sebastian (28° 5′ 40″ nördl. Br., 19° 32′ westl. L.) hat einen guten Hafen und 2000 Einwohner. (*H. E. Hössler.*)

GOMERA (Francisco Lopez de), spanischer Geschichtsschreiber, geb. im J. 1510 auf Gomera, einer der kleineren Inseln des unter spanischer Oberhoheit stehenden canarischen Archipels [1]), gest. um das Jahr 1560. Sehr jung kam er nach Sevilla und die zahlreichen Bildungsmittel, welche diese Stadt in ihrem Schooße pflegte, machten es seinen Aeltern leicht, ihm eine ausgezeichnete Erziehung zu geben und ihn statt der militairischen Laufbahn, die sie ihm zugedacht hatten, die des Geistlichen und Gelehrten, die seiner Neigung zusagte, einschlagen zu lassen. Er absolvirte seine philosophischen, philologischen und theologischen Studien auf der Universität Alcala, wo er neben dem Grade eines Doctors auch die Priesterweihe erhielt. Mehre Jahre hindurch bekleidete er die Professur der Rhetorik an der Universität Alcala und trieb mit besonderem Eifer das gründliche Studium der Geschichte seines Vaterlandes. Die ruhmvolle Gegenwart, welche dieses durch die Entdeckung Amerika's, einer „neuen Welt," über die übrigen Länder und Staaten Europa's erhob, erfüllte ihn mit dem Wunsche, durch eine vollständige Geschichte der Eroberung Westindiens sich ein damals fast noch ganz offen stehendes Verdienst zu erwerben. Sein priesterlicher Charakter machte es ihm leicht, Zutritt in die große spanische Missionsgesellschaft, die sich für den Zweck der Bekehrung der heidnischen Westindianer gebildet hatte, zu erhalten und von ihr zum Missionar nach Amerika gewählt zu werden. Er ging dahin ab und betheiligte sich vier Jahre lang eifrig und erfolgreich an der Christianisirung der heidnischen Indianer der neuen Welt, sammelte aber auch gleichzeitig mit unverdrossenem Fleiße Materialien zur Geschichte der Länder und Reiche jenseits des Oceans, welche als Provinzen seinem europäischen Vaterlande zugefallen waren und deren nähere Kenntniß ein Gegenstand der Wißbegierde für ganz Europa geworden war. Nach Spanien zurückgekehrt verarbeitete Gomera seine zusammengebrachten Materialien zu dem ersten umfänglicheren Geschichtswerke über die „neue Welt," welches unter dem Titel: „Historia general de las Indias con la conquista del Mexico y de la Nueva-España" in J. 1553 zu Medina in Fol. erschien, schon zwei Jahre darauf in neuer Auflage zu Antwerpen in Fol.; durch Uebersetzungen in das Italienische (von Agostino Cravalla Rom 1565. 4. und Lucio Mauro Venedig 1566. 8.) und Französische (von Martin Fumée Paris 1606. 8.) ward es schnell in Umlauf gesetzt. Die Geschichte geht bis in das Jahr 1551 und ist in einem reinen und blühenden Style geschrieben, der, was so wenige Geschichtswerke der damaligen Zeit leisteten, die Lectüre selbst zu einem Genusse machte. Aber diese Empfehlung nach einer Seite hin ward, wie man freilich erst später inne ward, durch den Umstand paralysirt, daß Gomera seine geschichtlichen Unterlagen zu eigenmächtig sich zurecht gelegt und seinen

1) Die Entschiedenheit, mit welcher Alex. de Lacaze in seinem Gomera betreffenden Artikel der Biogr. générale Tom. XXI. p. 147 den colonial-insularischen Geburtsort des Franc. Lopez angibt, muß doch wol als historisch sicher gegen die Angabe von Sevilla, als seiner Vaterstadt, gelten, welche Nocous in der Biogr. universelle Tom. XVII p. 126 annimmt. Der Vater Gomera's gehörte einer der zahlreichen spanischen Familien „Lopez" an, die mit dem Wohnsitze in Sevilla zu den angesehenesten dieser Verzweigung gehörte; wahrscheinlich bekleidete er auf den canarischen Inseln einen höheren Verwaltungsposten, dessen ehrenvolle Führung es ihm erwünscht machte, daß späterhin sein Sohn seinem allgemeiner verbreiteten Familiennamen die nähere Bestimmung der Insel beifügte, auf der er geboren ward. Daher durfte denn auch in der Biogr. générale die Richtigkeit der Schreibung Gomera festgehalten werden gegen die weniger richtige Gomara, welcher die Biogr. universelle folgt, mehr noch gegen die durchaus falsche Gomora, welche sich bei dem spanischen Literarhistoriker Nic. Antonio in s. Biblioth. hisp. nova Tom. III p. 127 findet

eigenen romantischen Erfindungen zu vielen Spielraum gelassen hatte[2]); spätere Historiker sahen sich genöthigt, die nüchterne Wahrheit wieder in ihre Rechte einzusetzen und Gomera's Phantasiegebilde zu zerstören. Dies geschah besonders durch Alonzo Ramon in der von ihm zu Madrid 1632 herausgegebenen Geschichte der Eroberung Neu-Spaniens nach dem Berichte eines Augenzeugen (Castillo's); noch weiter ging der Geschichtsschreiber Bernardo Diaz; er legte es förmlich darauf an, Gomera zu widerlegen[3]); am schlagendsten stellte zuletzt Solis in seinem Geschichtswerke über denselben Gegenstand vom Jahre 1684 Gomera's Unzuverlässigkeit in das Licht. — Auch die „Descripcion y traza de todas las Indias" (Anvers 1553. 8.) wird von Vielen dem Gomera beigelegt, nach Anderen kämen nur die umfänglichen und inhaltreichen Anmerkungen, welche den Text dieser geographischen Schrift erläutern, auf seine Rechnung. — In Bibliotheken von Madrid und Sevilla finden sich noch umfänglichere handschriftliche Werke von Gomera — z. B. Los Annales del emperador Carlos V. u. a. — die vielleicht noch nicht genug ausgebeutet sind. (*J. E. Volbeding.*)

GOMERSAL†) (Robert), Theolog und Dichter, geb. zu London im J. 1600, gest. 1646. Er vollendete seine Fachstudien auf der Universität zu Orford als Mitglied des bevorzugten Christcollegiums daselbst, ward zum Baccalaureus der Theologie promovirt und stand als ausgezeichneter Prediger in der größten Achtung. Später erhielt er die Pfarr- oder Rectorstelle zu Thorncombe in der Grafschaft Devonshire, welche er bis zu seinem frühzeitigen Tode verwaltete. Seine gedruckten Predigten gehörten zu den gelesensten ihrer Zeit und erschienen einzeln und in Sammlungen (z. B. die über 1 Petr. 2, 13—16. Lond. 1634.) in wiederholten Auflagen. Als Dichter zeichnete er sich durch die Tragödie: Ludovick Sforza, duke of Milan (Lond. 1632. 12.) und durch: The Levite's Revenge; meditations on 19 — 20 chapters of Judges aus. Sie wurden wegen der trefflichen in ihnen herrschenden Sprache allgemein bewundert und wiederholt (Lond. 1633, 1638 ꝛc.) gedruckt und haben ihrem Verfasser ehrenvolle Erwähnung in der englischen Biographia dramatica erwirkt.

(*J. E. Volbeding.*)

) GOMES (André), portugiesischer Jesuit, im J. 1574 zu Coimbra geboren, trat in seinem 15. Jahre in den Jesuitenorden. Er lehrte nach der Beendigung seiner Studien längere Zeit die Philosophie und Theologie und erwarb sich insbesondere als Erklärer der heiligen Schrift einen bedeutenden Ruf, auch galt er als einer der vorzüglichsten Kanzelredner seiner Zeit und wurde deshalb von dem Könige João IV als Hofprediger nach Lissabon berufen, wo er am 24. Oct. 1649 starb. Nur zwei seiner Predigten sind gedruckt und die einzigen Ausgaben derselben (Sermão que fez no Acto da fé que se celebron em Lisboa em 28 de Novembro de 1621. Lisaboa 1621. 4. und Sermão pregado nas sumptuosas exequias que as Excellentissimo Senhor D. Theodossio II. Duque de Bragança fez o Prior mor da Ordem de Santiago D. Diego Lobo no convento Real da mesma Ordem em Palmella. Lisboa 1631. 4.) gehören jetzt zu den Seltenheiten. Die Existenz eines anderen ihm zugeschriebenen Buches (Relação das festas, que a Provincia de Portugal fez nas canonisações de Sancto Jgnacio de Loyola e S. Francisco Xavier. Lisboa 1623. 8.) ist sogar mehr als zweifelhaft, da ein Bibliograph dem andern den Titel nachschreibt, ohne das Buch gesehen zu haben und die Angabe wahrscheinlich nur auf der Verwechselung mit einem anderen, gewöhnlich Jorge Cabral zugeschriebenen Werke ähnlichen Inhalts beruht. — Ein anderer André Gomes, welcher ebenfalls dem Jesuitenorden angehörte, geb. im J. 1623 zu Landroal in Portugal in der Provinz Alentejo, ging im J. 1670 nach China und wirkte dort längere Zeit und mit großem Eifer als Missionar. Er schrieb eine Biographie des zweiten katholischen Patriarchen von Habessinien, Affonso Mendes, welche sich noch handschriftlich in mehren Bibliotheken Portugals befindet, aber leider bis jetzt nicht gedruckt wurde. Das Jahr seines Todes ist unbekannt). (*Ph. H. Külb.*)

GOMES (Bernardino Antonio), vielfach verdienter und glücklicher Arzt, geb. im J. 1769 in dem Dorfe Arcos in der portugiesischen Provinz Minho, gest. zu Lissabon den 13. Jan. 1823. Sein Vater, ebenfalls ein geschickter und gesuchter Arzt, ließ ihn, in seiner eigenen Schule und Praxis trefflich vorbereitet, seine abschließenden medicinischen Studien auf der Universität zu Coimbra machen, wo er im J. 1793 ehrenvollst zum Doctor promovirte und von da als praktischer Arzt sich in Lissabon niederließ. Im J. 1797 nahm er eine Bedienstung als Schiffsarzt an und ging nach Brasilien, wo er sich vorzugsweise mit dem Studium der Botanik beschäftigte. Schon von dort aus machte er sich durch gründliche Untersuchungen und Experimente über und mit Arzneipflanzen, deren Wirkungen in der medicinischen Praxis noch nicht genug festgestellt waren, z. B. die Ipecacuanha, die Frambocsia ꝛc. vortheilhaft bekannt; nach seiner Rückkehr nach Portugal führte er seine Untersuchungen, unterstützt dabei von dem Professor der Bo-

2) De Lacaze sagt a. a. O.: „Cette histoire est écrite dans un excellent style; mais les faits qu'elle contient, appartiennent plutôt à un ingénieux romancier qu'à un historien sérieux. Alonzo Ramon, Bernardo Diaz et Solis sont venus détruire, par leurs récits historiques, les interessantes inventions de Gomera." 3) Er sieht dabei fast in das andere Extrem. Es heißt in der Biogr. universelle a. a. O.: „Diaz, tout en triomphant de son émule, tombe dans un excès que Gomera n'a su éviter que par un excès opposé. Celui-ci, croyant garder une impartialité scrupuleuse, donne souvent aux conquérants de l'Amérique des torts qu'ils n'ont pas; et l'autre, n'écoutant que son patriotisme, leur prodigue des éloges, lors même que leur conduite est inexcusable."

†) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1063 ist sein Name „Gomershall" geschrieben.

*) Vergl. Gomez.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. I. p. 340. Tom. IV. p. 279. *Dav. Clement*, Bibliothèque curieuse historique et critique. Tom. IX. p. 222. *Fr. da Silva* Diccionario bibliographico portuguez. Tom. I. p. 62.

tanik Brotero zu Coimbra, weiter fort, machte sie für die medicinische Praxis, auch außerhalb seines Vaterlandes, dienstbar und sein Ruf als praktischer Arzt stand bald so fest, daß er im J. 1801 zur Bekämpfung einer gefährlichen Epidemie in der portugiesischen Flotte auf der Rhede vor Gibraltar von der Regierung ausersehen ward. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen vollkommen und bekämpfte den Typhus, der eine Art von Cholera gewesen zu sein scheint, namentlich durch kaltes Wasser mit bestem Erfolge. Bereits im J. 1805 ward er als Arzt des königlichen Hauses vor anderen Standesgenossen ausgezeichnet und seine gleichzeitigen chemischen Studien führten ihm namentlich durch die Gewinnung des Chinins, worin er mit dem englischen Chemiker Duncan rivalisirte, neuen Ruhm zu. Er machte bei Gelegenheit eines gefährlichen epidemischen Fiebers auf der portugiesischen Flotte von seinen Entdeckungen im J. 1810 einen so erfolgreichen Gebrauch, daß er mehr als 500 Menschen das Leben rettete. Ihm verdankte Portugal für sich und seine überseeischen Provinzen die Einführung der Vaccination, hinsichtlich welcher er die Vorurtheile, die ihr bis dahin entgegengestanden hatten, siegreich bekämpfte. Im J. 1817 übernahm er die Direction des Hospitals San-Lazaro und er flocht ein neues Blatt in den Kranz seiner ärztlichen Verdienste, indem er seine Aufmerksamkeit und Thatkraft der schrecklichen Krankheit der Elephantiasis zuwendete, welche durch die Sorglosigkeit der Regierung in erschreckender Progression sich über Portugal verbreitet hatte. In demselben Jahre erhielt er den ehrenvollen Auftrag, von Livorno aus die österreichische Prinzessin Leopoldine als Leibarzt nach Brasilien zu begleiten. Sofort nach seiner Rückkehr nahm er seine ärztlichen Studien über die Elephantiasis und die Hautkrankheiten überhaupt wieder auf und erlangte auch auf diesem Gebiete Erfolge, die ihn weit über die Grenzen seines Vaterlandes bekannt machten. Seine Verdienste hatten ihm längst die Pforten der lissabonner Akademie der Wissenschaften geöffnet, die in ihm eines ihrer verdientesten Mitglieder ehrte; auch andere gelehrte Gesellschaften wußten seine Mitgliedschaft zu schätzen. Nur sein häusliches Leben war ein unglückliches. Er war im J. 1821 genöthigt, seine Gattin in das Kloster der heiligen Anna einsperren zu lassen. Die üblen Nachreden, welche ihm dieser äußerste Schritt erweckte, nagten an seinem Leben und scheinen es verkürzt zu haben. Unter seinen zahlreichen, portugiesisch abgefaßten Schriften sei wenigstens erwähnt, die auch durch Uebersetzungen einen weiteren Wirkungskreis gewannen, hier gedacht: Mémoire sur l'ipécacuanha gris du Brésil. (Lisb. 1801. 8.) — Méthode de traiter le typhus ou les fièvres malignes contagieuses par l'affusion de l'eau froide. (Lisb. 1806. 12.) Diese Heilmethode hatte der englische Arzt James Currie angebracht, an welchen sich hier eine anerkennende Zuschrift befindet. — Essai dermosographique ou description des maladies cutanées, d'après les principes et les observations des docteurs Willan et Bateman etc. (Lisb. 1820. 8.) Mémoire sur les moyens de diminuer l'éléphantiasis en Portugal et de perfectionner la connaissance et la guérison des maladies cutanées etc. (Lisb. 1821. 8.) Einen Auszug daraus bildet die: Lettre aux médecins portugais sur l'éléphantiasis. (Lisb. 1821. 8.) Gegen die Elephantiasis verwendete Gomes vorzugsweise die kochsalzsaure Kalkerde. (*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Estevam [Stephan]), Seefahrer, ein geborener Portugiese, späterhin lange Zeit im Dienste der spanischen Krone. Der ersten Hälfte des 16. Jahrh. angehörig, hätte er sich vielleicht zu dem Range der ausgezeichneten und bewunderten Seehelden erheben können, welche zu jener Zeit Spanien und Portugal durch ganz Europa so berühmt machten, wenn ihm das Glück günstiger gewesen wäre, da es ihm weder an Wissen und Erfahrung, noch an Muth und Entschlossenheit fehlte. Allein er sah sich meist in untergeordnete Verhältnisse versetzt, oder er machte sich durch unersättliche Habsucht der Gunst seiner Regierung verlustig. Er hatte sich in wiederholten und langen Seereisen versucht und seinem Namen in der portugiesischen Flotte Achtung erworben, als er seine Verdienste nicht gebührend in seinem Vaterlande anerkannt wähnte und seine Carrière zu langsam fand. Er wendete sich deshalb nach Spanien und war nahe daran, von Kaiser Karl V. das Commando einer Flotille zu erhalten, welche den Handel mit den molukkischen Inseln emporbringen und zugleich auf neue Entdeckungen ausgehen sollte. Da trat das größere Project Magellan's, einen neuen Weg von Westen nach den Molukken aufzufinden, allen übrigen Seeunternehmungen hindernd in den Weg und Gomes mußte sich mit einer ziemlich untergeordneten Rolle bei dieser großen Expedition begnügen, mit dem Posten eines Steuermannes auf dem zu Magellan's Escadre gehörenden Schiffe San Antonio, das unter dem Commando des Don Juan de Cartagena stand. Magellan ging im September 1519 mit seiner Flotte in See. Man kann sich denken, daß Gomes nicht zu den willigsten und ergebensten Untergebenen Magellan's gehörte und wird sich nicht wundern, ihn bei Emeuten, an denen es bei der Expedition seines strengen Oberadmirals nicht fehlte, betheiligt zu finden; er wußte den Commandeur seines Schiffes immer gegen Magellan und seine Maßregeln aufzuhetzen und als der Oberadmiral bei einem solchen Falle rücksichtslos durchgriff und die Theilnehmer eines solchen Complots durch Hinrichtungen und Aussetzungen strafte, hatte es der ebenfalls gravirte Gomes nur seiner Geschicklichkeit und Unentbehrlichkeit zu verdanken, daß er mit Strafe verschont blieb. Doch konnte dadurch seine Anhänglichkeit an Magellan nicht vermehrt werden, er dachte vielmehr je länger desto angelegentlicher daran, sich seinem energischen Commando bei günstiger Gelegenheit zu entziehen. Diese bot sich dar, als Magellan den Commandeur des San Antonio auf Zeit den Befehl ertheilte, einen Theil des Oceans, der ihm näher bezeichnet war, genauer zu untersuchen. Kaum war Antonio in seinem isolirten Fahrwasser, als Gomes seinen Empörungsplan zur Ausführung brachte. Der Commandant des Schiffes ward in Fesseln gelegt; Gomes stand an der Spitze der ganzen Umwälzung und

machte sich mit dem Antonio flugs auf den Heimweg nach Spanien, wo er gegen Ende des Monats März 1521 wieder eintraf. Es muß Gomes nicht an mächtigen Gönnern gefehlt haben; denn seine und der übrigen Officiere Desertion ward nicht sofort nach der vollen Strenge der Gesetze, sondern nur mit leichter Gefängnißhaft geahndet und die Hauptuntersuchung bis zur Rückkehr Magellan's vertagt, die bekanntlich nicht erfolgte, da dieser auf seiner Expedition umkam. Der Proceß gegen die Officiere und die Mannschaft des San Antonio ward niedergeschlagen; Gomes erhielt im J. 1524 eine ehrenvolle Anstellung bei der in Badajoz tagenden, aus Spaniern und Portugiesen bestehenden Commission, welche die Demarcationslinien zwischen den Seebesitzungen dieser beiden Mächte festsetzen sollte. Aber dieser ruhige Posten sagte der Unruhe und der Ruhmsucht des Gomes nicht zu. Er ging den Kaiser abermals um das selbstständige Commando eines Schiffes an, mit dem er Entdeckungen zu machen oder sonst Spanien Dienste zu leisten hoffen dürfe. Dieses Mal erreichte er seine Absicht. Gomes stach thatendürstig in See und hatte besonders den so sehr gewünschten Weg nach den Molukken von Westen aus im Auge, ohne jedoch dies Ziel zu erreichen. Gegen Ende des Jahres 1525 kehrte er nach Spanien zurück. Durch den Umstand, daß er auf der Heimreise von den Inseln und Länderküsten, die er berührte, so viele Eingeborene raubte, als deren sein Schiff nur zu fassen vermochte und sie unterwegs in Spanien und nach anderwärts hin als Sklaven verkaufte, fiel er bei dem Kaiser, der von solchem völkerwiderrechtlichen Gebahren mit Recht für seinen Namen Unglimpf fürchtete, in völlige Ungnade. Gomes verschwindet aus der Geschichte, obgleich sein Name längere Zeit noch in den Seekarten jener Zeit sich erhielt, in welchen die von ihm besuchten Länderstriche und Inselgruppen Westindiens, zum Theil höher nach Norden (bis zum heutigen Connecticut und Rhode-Island) hinauf, als durch andere Seefahrer jener Zeit mit: Tierras y Esteban Gomez bezeichnet wurden *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMES, 1) Francisco, portugiesischer Jesuit, geboren zu Lissabon im J. 1661, trat sehr früh in den Jesuitenorden und lehrte nach der Beendigung seiner Studien in dem Collegium seiner Vaterstadt längere Zeit die Philosophie, die Exegese und die polemische Theologie. Später war er Superior verschiedener Collegien seines Ordens und Stellvertreter des Jesuitengenerals in Portugal. Er starb zu Rom im J. 1741. Gomes galt auch bei seinen Zeitgenossen als ein vorzüglicher Kanzelredner, von seinen Reden ist aber nur eine einzige (Sermão do Jubileo das quarenta horas, pregado na Santa Igreja Patriarchal. Lisboa 1723. 4.) gedruckt [1]).

2) Francisco Gomes de Amorim, portugiesischer Dichter, geb. am 13. Aug. 1827 zu Avelomar, einem Flecken in der Provinz Minho, brachte seine Jugend in Brasilien, wohin er durch die Verhältnisse seiner Aeltern schon in seinem zehnten Jahre kam, zu und kehrte im J. 1846 nach seinem Vaterlande zurück, wo er als Untersecretair bei dem Generalzahlamte des Marineministeriums mit dem Range eines Flottelieutenants angestellt und von der königlichen Akademie der Wissenschaften zu Lissabon als correspondirendes Mitglied aufgenommen wurde. Seine kleineren Gedichte, welche zuerst in verschiedenen Zeitschriften erschienen und worauf sich sein Dichterruhm gründet, sind unter dem Titel: Cantos matutinos (Lisboa 1858. 8.) gesammelt und durch die Frische und Fülle der Gedanken und die Schönheit der Sprache zu einer beliebten Lectüre geworden. Mit gleich großem Erfolge versuchte er sich als dramatischer Dichter und sein erstes Schauspiel (Ghigi, drama original em cinco actos. Lisboa 1852. 8.) wurde mit ungewöhnlichem Beifall aufgenommen, welcher auch seinen übrigen noch nicht gedruckten Dramen: A Viuva, Lustspiel (1852); O Casamento e a mortalha, Lustspiel (1853); Odio de raça, Schauspiel (1854); O Cedro vermelho, Schauspiel (1856); O Melodrama dos Melodramas, Carnevalsposse (1857); A Escravatura branca, Lustspiel (1858); A Comedia de vida, Lustspiel; O Corsario, Drama, und D. Sancho II., Schauspiel, fortwährend auf den Bühnen Portugals und Brasiliens zu Theil wird [2]).

3) Francisco Gomes de Avellar, portugiesischer Bischof und Staatsmann, geb. am 17. Jan. 1739 zu Alhandra im Sprengel von Lissabon, war der Sohn sehr armer Aeltern und kam in seinem 14. Jahre zu einem Oheim, welcher zwar nur die bescheidene Stellung eines Vicars einnahm, aber so große Sorgfalt auf die Ausbildung seines talentvollen Zöglings wandte, daß dieser sich unter seinen Mitschülern rühmlichst auszeichnete und deshalb von dem Cardinal Pacca, als dessen Nunciatur zu Lissabon ihr Ende erreicht hatte, mit sich nach Rom nahm, wo er bei dem Papste Pius VI. eine sehr wohlwollende Aufnahme fand. Durch die Vermittelung desselben wurde er von der Königin Donna Maria I. zum Bischof von Algarve ernannt und erhielt seine Weihe am 20. April 1789. In diesem wenig besuchten Theile Portugals wählte er sich als Hauptziel seiner Thätigkeit die Verbesserung der landwirthschaftlichen Verhältnisse und insbesondere der Cultur der Olive und der Feige, eines der bedeutendsten Erwerbsmittel der Bewohner dieses fruchtbaren, aber vernachlässigten Winkels Portugals. Während der französischen Invasion bewies er so große Umsicht und Entschiedenheit, daß ihm nach der Unabhängigkeitserklärung von dem Regenten die fast unumschränkte Verwaltung der Provinz Algarve übertragen wurde, welche er auch mit dem Titel eines Statthalters und Generalcapitains bis zu seinem Tode behielt. Er

*) Die beiden Artikel über Gsevan Gomez in der Biographie générale (Tom. XXI. p. 155—157) und universelle (Tom. XVII. p. 150. 151) haben nur den Schein größerer Ausführlichkeit als die hier eingerückte Mittheilung, indem sie überwiegend Vieles, was sich mehr auf Magellan bezieht, eingewebt haben.

1) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 279.

2) *Inn. Franc. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. Tom. II. p. 385.

starb am 15. Dec. 1816 zu Faro, seinem Bischofssitze. Unter seinen Schriften nimmt die erst nach seinem Tode gedruckte treffliche, auf die Belehrung der Landleute berechnete und leicht verständliche Anleitung zum Pfropfen des Oelbaums (Instrucção para a enxertia dos zambujeiros. Lisboa 1819. 8.) die erste Stelle ein. Seine übrigen Schriften (Compendio da vida de S. Vicente martyr, patrono especial do bispado do Algarve. Lisboa 1795. 4. Sermão das exequias da senhora Rainha D. Maria I., pregado na Sé de Faro. Lisboa 1816. 4. Plano para dar systema regular ao moderno espirito philosophico ou instrucções anecdoticas de um livre pensador; traduzido do italiano. Lisboa 1784. 8.) zeichnen sich durch einen guten Styl und schöne Sprache aus [3]).

4) Francisco Gomes Barbosa, ein Portugiese von Lissabon, über dessen Lebensverhältnisse man Nichts weiter weiß, als daß er im Dienste des portugiesischen Geschäftsträgers Tristan de Mendoça Furtado bei den Generalstaaten stand und zu Amsterdam wohnte. Seine Gedächtnißrede bei der Krönung des Königs João IV. von Portugal (Panegyrico em a coração de Sua Magesdade o serenissimo senhor D. João IV., Rei de Portugal. Amsterdam 1641. 4. Lisboa 1641. 4.) ist sehr selten geworden [4]).

5) Francisco Gomes Brandão Montezuma, ein brasilianischer Rechtsgelehrter von Bahia, dessen Lebensverhältnisse nicht näher bekannt sind und von welchem wir eine werthvolle, aber sehr seltene Schrift über die Revolution der Provinz Bahia (Memoria politica e historica da revolução da provincia da Bahia, principiada a 25 de Junho de 1822 na muito patriotica villa da Cochoeira. Rio de Janeiro 1822. 4.) besitzen [5]).

6) Francisco Gomes da Fonseca, ein portugiesischer Geistlicher, über dessen Geburtsort und Leben wir nichts Näheres wissen. Er übersetzte die Hymnen des Breviers in portugiesische Verse und gab das Machwerk unter dem Titel: Hymnodia Lusitana, ou os hymnos traduzidos em poema portuguez concernente ao texto e metro latino adjunto, segundo a serie do Breviario Romano (Lisboa 1786. 4.) heraus. Die Verse können keineswegs als musterhaft betrachtet werden, die beigefügten Anmerkungen über die Zeit der Entstehung und die Verfasser der Hymnen sind aber nicht ohne Werth.

7) Francisco Gomes de Sequeira, ein portugiesischer Geistlicher, am 15. Sept. 1687 in dem Kirchspiele Sancta Maria de Achete im Bezirke von Santarem geboren, verstand die hebräische, griechische, italienische und französische Sprache, war aber nicht im Stande, seine eigene fehlerfrei und elegant zu schreiben, wie seine dem Inhalte nach nicht zu verachtende Vida do P. Antonio de Almeida Villa-nova, chamado vulgarmente o Padre dos terços, reformador que foi de rezar em voz alta o terço de Nossa Senhora em as igregas, oratorios e casas particulares (Lisboa 1735. 8.) zur Genüge beweist. Eine ohne Namen des Verfassers erschienene, aber dem Sprachlehrer Luis Moreira de Meirelles angehörende gute Anleitung zum Uebersetzen aus dem Lateinischen ins Portugiesische (Opusculo breve, que contein um methodo facil para converter a lingua latina no idioma portuguez, exposto á publica utilidade dos estudantes. Lisboa 1731. 8.) wird ihm mit Unrecht zugeschrieben. Das Jahr seines Todes ist unbekannt.

8) Francisco Gomes da Silva, portugiesischer Staatsmann, gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lissabon geboren, war in den Diensten des Kaisers Don Pedro I. von Brasilien als Staatssecretair und Rath thätig und begleitete seinen Herrn, dem er auch im Misgeschicke ein treuer Diener und Freund blieb, zurück nach Europa. Er starb zu Lissabon im J. 1853. Seine kleine Schrift über die brasilianischen Zustände (Memorias offerecidas á nação brasileira. Londres 1831. 8.) hat geschichtlichen Werth. (*Ph. H. Külb.*)

GOMES (Francisco Agostinho), Botaniker, geb. zu Bahia in Brasilien den 4. Juli 1769, gest. daselbst den 19. Febr. 1842. In Lissabon wissenschaftlich ausgebildet, namentlich im Fache der Naturwissenschaften, leistete die reiche brasilianische Flora seinen weitergehenden botanischen Studien, die er, aus Europa in seine Heimath zurückgekehrt, eifrigst fortsetzte, mächtigen Vorschub. Durch sein Verdienst ward der königliche botanische Garten in Lissabon mit den seltesten brasilianischen Pflanzen bereichert, die sich von diesem gemeinschaftlichen Heerde aus durch Europa verbreiteten. Gomes war ein Mann von der edelsten patriotischen Gesinnung. Fast bis zur Erschöpfung opferte er sein Vermögen jungen Leuten, die er zu ihrer wissenschaftlichen Ausbildung nach Europa sendete; sein Werk war die Begründung einer öffentlichen Bibliothek zu Bahia und mehrer wissenschaftlichen Blätter, die er redigirte und mit werthvollen Beiträgen ausstattete. Das Vertrauen seiner Mitbürger hatte ihn auch zum Beisitzer des constituirenden und gesetzgebenden Congresses zu Rio Janeiro berufen; seine Bescheidenheit und seine durch wissenschaftliche Studien in Anspruch genommene Zeit hielt ihn ab, seinen Sitz in dem Congresse einzunehmen. Doch war er diesem durch werthvolle Aufsätze, die er ihm unterbreitete, förderlich, unter welchen sein: „Tratado da commercio entre o Bra il e Portugal“ (Bahia 1836. 8.) für ganz Brasilien von den besten Folgen begleitet war. Er hinterließ eine große Menge von Manuscripten und es leidet kaum einen Zweifel, daß dankbare Schüler, die er gezogen hat, es sich angelegen lassen sein werden, aus ihnen zur Erhaltung seines Namens in den Kreisen der Wissenschaft das Beste an das Licht zu fördern. (*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Francisco Dias), Dichter und Kritiker, geb. zu Lissabon in der ersten Hälfte des 18. Jahrh.,

3) Breve Biographia de D. Francisco Gomes de Avellar, bispo do Algarve. (Lisboa 1842. 16.) *J. F. da Silva* l. c. Tom. II. p. 386. Biographie générale. Tom. III. p. 822. 4) *Dav. Clement*, Bibliothèque curieuse historique et critique. Tom. IX. p. 225. *J. F. da Silva* l. c. p. 387. 5) Ueber diesen und die folgenden Gomes vergl. *J. F. da Silva* l. c. p. 387 seq.

geſt. daſelbſt im J. 1795. Er hätte als Dichter und Kritiker bei ſeiner außergewöhnlichen Begabung noch viel Ausgezeichneteres, als geſchehen iſt, leiſten können, wenn es ihm vergönnt geweſen wäre, ſich von den Hemmniſſen frei zu machen, mit welchen ſein Stand als Kaufmann ihn belaſtete, der ihm und ſeiner Familie die Bedürfniſſe des Lebens liefern mußte. Ferdinand Denis beſtätigt dies in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie générale. Tom. XXI. p. 149, indem er Robert Southey's Wort über ihn in ſeine Relation einflicht: „De toutes ses facultés brillantes il ne put exercer que sa mémoire, par des nombreuses lectures et les continuelles distractions de son état de marchand l'empechèrent de perfectionner son talent, comme les distractions de son talent d'améliorer sa fortune.“ — Im Frühjahre 1795 ward er ein Opfer der Pflege ſeiner Familie, die von einer herrſchenden Epidemie befallen ward. Die Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon ließ auf ihre Koſten zum Beſten ſeiner Familie ſeine zerſtreuten und gelegentlich veröffentlichten Gedichte unter dem Titel: „Obras poeticas da F. D. Gomes“ (Lisbonne 1796. 8.) zuſammendrucken. Die ihnen beigefügten Anmerkungen und Excurſe des Dichters gelten als kleine philologiſche Cabinetsſtückchen und ſein Ruhm als Dichter würde noch höher ſtehen, wenn es die Umſtände erlaubt hätten, ſeine größeren handſchriftlich hinterlaſſenen Gedichte (ein Epos über die Eroberung Ceuta's durch König Johann I., ein Gedicht auf die Jahreszeiten voll lyriſchen Schwunges ꝛc.) ganz oder theilweiſe aufzunehmen. Noch höheren Werth für die portugieſiſche Literatur darf ſeine von der Akademie der Wiſſenſchaften zu Liſſabon gekrönte Abhandlung vom Jahre 1792 beanſpruchen: „Analyse e combinações filosoficas sobre a elocução e estilo de Sa de Miranda, Ferreira, Bernardes, Caminha e Camões,“ in welcher Gomes mit außerordentlicher Schärfe nachweiſt, wie ſich der portugieſiſche Styl von Sa de Miranda an bis auf Camoëns fortgebildet und vervollkommnet habe. Noch jetzt wird dieſe Abhandlung als ein Muſter der Sprach- und Stylkritik betrachtet und ſichert ihrem Verfaſſer ein bleibendes Andenken an ſein eminentes Talent, welches ihn unter günſtigeren Umſtänden zu einem der erſten Claſſiker ſeiner Nation hätte erheben können.

(*J. E. Volbeding.*)

GOMES (João Baptista), geb. zu Porto, noch vor ſeinem 30. Jahre um das Jahr 1812 geſtorben, der beſte portugieſiſche Tragiker der Neuzeit, der allerdings dieſen Ruhm nur durch eine Originalarbeit errang, da er die auf ihn geſetzten Hoffnungen der Nation wegen ſeines frühzeitigen Todes nicht erfüllen konnte, aber ihn verdiente, indem er in jener die Feſſeln der franzöſiſchen ſogenannten claſſiſchen Bühne abſchüttelte und wieder mehr dem Nationalgeiſte folgte. Den Vorwurf ſeiner Nationaltragödie bildet die tragiſche Geſchichte der ſchönen Ines (Agnes) de Caſtro [1]), der Geliebten und ſpäteren heimlichen Gemahlin des Infanten, ſpäter vom Jahre 1357 an Königs Dom Pedro von Portugal, von jeher ein Lieblingsthema des portugieſiſchen Volks, gewiß auch deshalb mit, weil der einfache Hergang der Geſchichte der Ines de Caſtro von der Beſchaffenheit iſt, daß ſie es gar nicht bedarf, durch künſtlichen Schmuck anziehender, rührender oder furchtbarer gemacht zu werden. Gleichwol iſt ſie, abgeſehen von ihrer Berechtigung in den Jahrbüchern der portugieſiſchen Geſchichte und von romanhaften Einkleidungen, von Dichtern fleißig zur Bearbeitung erwählt worden, aus portugieſiſchen Kreiſen mit Auszeichnung von Antonio Ferreira und Domingos dos Reis Quito, trefflichſt von Camoëns durch die rührende Epiſode im dritten Geſange der Luſiade, aus den Mitteln des Auslandes von dem holländiſchen Dichter Rhijnvis Feith, von Fr. Jul. Heinr. Graf von Soden u. A. Dieſer Vorgänger wegen nannte Gomes ſeine Bearbeitung „A Nova Castro;“ ſie kam um den Anfang dieſes Jahrhunderts auf die liſſaboner Bühne, von ihr aus auf alle ſonſtige portugieſiſche und braſilianiſche Bühnen und ward das Lieblingsſtück der portugieſiſchen Nation; zum erſten Mal im J. 1806 gedruckt, erlebte dieſe Tragödie bis 1817 nicht weniger als ſieben Auflagen, unter welchen die von 1817 die am weiteſten verbreitete iſt. Die neueſte: „Nova Castro, tragedia; augm. da Coroção“ (Lisb. 1830. 8.) iſt von dem Sohne Gomes' beſorgt. Ins Franzöſiſche ward ſie im J. 1823 von Ferd. Denis überſetzt, ein Beſtandtheil der Chefs-d'Oeuvre des théâtres étrangers; ins Teutſche von Aler. Wittich (Leipz. 1841.), der eine vergleichende Kritik der verſchiedenen Ines-Tragödien beigefügt hat [2]). Eine frühere Arbeit von Gomes war: „Fayel, tragedia de M. d'Arnaud; traduzida em verso portuguez“ (Lisb. 1813. 8.), die ihn ſchon vortheilhaft in das Publicum einführte.

(*J. E. Volbeding.*)

GOMES (Manoel), portugieſiſcher Jeſuit, um das Jahr 1540 in Indien von portugieſiſchen Aeltern geboren, trat im J. 1559 in das Jeſuitencollegium zu Goa und begann ſeine Laufbahn als Miſſionar mit der Bekehrung der Bewohner der Inſel Salſette bei Bombay. Im J. 1563 begleitete er eine portugieſiſche Expedition nach der Inſel Amboina und kehrte dann nach ſeiner früheren Station auf Salſette zurück, wo er noch viele Jahre thätig war und im J. 1591 ſtarb. Von ſeinen für die Geſchichte der Miſſionen und für die Länder- und Völkerkunde nicht unwichtigen Berichten (Carta escrita de Salcete em 16 de Dezembro de 1560 aos PP. do Collegio de Goa, em que relata o fruto que se

1) In gedrängter Kürze und doch mit den nöthigen literariſchen Nachweiſungen verſehen findet man ſie bei Fr. Raumer: „Drei Portugieſinnen“ in d. Iſen Hiſtor. Taſchenbuche III, 2 (1851) S. 3—8. 55. 56.

2) Der Verfaſſer des Artikels über J. B. Gomes in der Biographie générale Tom. XXI. p. 163, Ferd. Denis, als Ueberſetzer mit der in Rede ſtehenden Tragödie wohl vertraut, ſagt von ihr: „Ce n'est pas qu'il y eût une grande originalité ni dans la marche ni dans la conception de sa pièce, mais il y donna la preuve d'un vrai sentiment dramatique. Représenté sur les théâtres du Portugal et du Brésil, lorsque la pièce de Ferreira s'adressait seulement à des lecteurs choisis, la *Nova Castro* obtint un succès vraiment populaire, qui s'est maintenu jusqu'à nos jours.“

colhia naquella Missão. — Carta escrita aos PP. da Provincia de Portugal feita em Amboina a 20 de Março de 1563. — Carta escrita de Amboina em 15 de Abril de 1564 aos Padres da India. — Carta escrita a 27 de Mayo de 1565 aos Padres da India) ist nur der zuerst angeführte im ersten Bande der Diversi avisi particolari dall' Indie di Portugallo, ricevuti dall' anno 1551 fina al 1558 dalli reverendi padri della compania di Giesù (Venezia 1562. 12.) in italienischer Uebersetzung gedruckt. — Ein jüngerer Manoel Gomes, ebenfalls dem Jesuitenorden angehörend und im J. 1659 zu Cortiça geboren, lehrte zuerst die schönen Wissenschaften und die Philosophie zu Braga und hielt dann längere Zeit zu Coimbra Vorlesungen über die Moraltheologie und die heilige Schrift, bis er zum Rector des Collegiums der Irländer nach Lissabon berufen ward. Später wurde er Subrector des Collegiums zu Coimbra und starb hier am 13. Jan. 1719. Als Schriftsteller machte er sich durch einen sehr guten Auszug aus Luis Nogueira's berühmter Expositio Bullae Cruciatae Lusitaniae concessae (Coloniae Agripp. 1691. fol.) bekannt, den er unter dem falschen Namen Duarte de Oliveira und unter dem Titel: Compendium Bullae Cruciatae Lusitaniae concessae (Coimbricae 1714. 4.) herausgab *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMES-FERREIRA (Luis), Mineralog, geb. im J. 1680 zu St.-Pedro de Nates in der portugiesischen Provinz Minho, gest. 1741 zu Lissabon. Er hatte Medicin studirt und praktizirte einige Jahre in der Hauptstadt seines Vaterlandes, benutzte aber auch zugleich die wissenschaftlichen Hilfen, die sie ihm zu tieferer Begründung des ihm liebgewordenen Studiums der Mineralogie bot, die er so angelegentlich zu betreiben fortfuhr, daß er die Medicin ganz quittirte. Die Regierung ernannte ihn im J. 1720 zum Inspector und Director sämmtlicher Minen im portugiesischen Amerika, wo er 20 Jahre blieb und sich durch Einführung neuer Methoden zur Ausbeutung der Bergwerke sehr verdient machte. Gesundheitsrücksichten führten ihn nach Portugal zurück, aber er ließ sein amerikanisches Werk in den Händen tüchtiger Schüler, die er sich gezogen hatte. Sein literarisches Hauptwerk: Erario mineral dividido en doce tradados (Lisbonne 1735. fol.) gilt für eine der vollständigsten Uebersichten des gesammten Mineralreiches, dem auch noch jetzt, wo die Mineralogie so bedeutende Fortschritte gemacht hat, fruchtbare Gesichtspunkte abgewonnen werden können. (*J. E. Volbeding.*)

GOMES DA MINA (Fernam), Kaufmann zu Lissabon, Seefahrer, längere Zeit privilegirter Inhaber der gesammten portugiesischen Süd-Afrika-Küsten-Schifffahrt. König Alfons V. von Portugal, der zur Aufrechthaltung seiner Ansprüche auf die Krone von Castilien und zur Fortführung seiner kriegerischen Unternehmungen gegen die Mauren der Berberei großer Summen Geldes bedurfte, verpfändete im J. 1469 auf fünf Jahre das Privilegium des Negerhandels an der der Krone Portugal zustehenden südafrikanischen Küste für eine große Summe Goldes an den Großhändler Fernam Gomes in Lissabon, überließ ihm zugleich das Handelsmonopol, mit Ausnahme des Handels mit Elfenbein, gegen die Bedingung, im Interesse des Reiches auf weitere Entdeckungen auszugehen und das portugiesisch-afrikanische Gebiet jährlich durch ein bestimmtes Maß von Meilen zu erweitern. Es war offenbar, daß der Entdeckungseifer in Portugal, der unter der Regierung König Heinrich's so Außerordentliches geleistet hatte, durch diesen Contract der Krone mit Gomes merklich erkalten mußte, weil ihm in der Abschneidung von neuen Entdeckungen und von dem Handel zu hoffenden möglichen Gewinnes der Hauptthätigkeitsnerv entzogen ward. Desto besser stand sich Fernam Gomes bei dem mit der Krone abgeschlossenen Vertrage. Er war ein energischer Mann und hatte selbst bereits weite Seereisen gemacht und ausgebreiteten Handel getrieben. Er nahm zwei bewährte Seemänner des Königs, Juan de Santarem und Pedro de Escobar, in seine Dienste. Diese wußten in Martin Fernandes von Lissabon und in Alvaro Esteves von Lagos die berühmtesten Steuermänner ihrer Zeit zu gewinnen und die auch sonst trefflich ausgerüsteten und bemannten Schiffe förderten nach jeder Seite hin das Interesse ihres Herrn; er benutzte die reiche afrikanische Küste, die von da ab noch bis jetzt den Namen der Goldküste führt, durch seine umfassenden Handelsspeculationen aus und erwarb sich ein unermeßliches Vermögen, sodaß er bei der Verlängerung des Contracts auch den gesteigerten Forderungen des Königs genügen konnte. Bereits im J. 1471 hatte Gomes seine Unternehmungen bis zum Cap St. Katharine (1° 50′) ausgedehnt und die Entdeckung der Küste Mina eröffnete neue Erwerbsquellen, besonders in den reichlohnenden Goldwäschen; auch die unter der Geschäftsführung des Gomes entdeckten Inseln Fernando-Po, Annoboa, St. Thomas u. a. halfen wirthschaften. Der König erhob den thätigen Handelsmann in den Adelsstand, fügte seinem Namen das: da Mina bei und verlieh ihm ein charakteristisches Wappen [1]). Aber erst lange Zeit nach dem Erlöschen seines Abkommens mit der Krone Portugal schwand allmälig der lähmende Einfluß, den es auf alle Zweige der Verwaltung ausgeübt hatte, glich aber nie die Nachtheile wieder aus, die dem Lande dadurch erwachsen waren, daß andere Seemächte diese Periode des portugiesischen Stillstandes zur Erringung bleibender Vortheile zur See energisch benutzt hatten. Der glänzende Stern, welcher das kleine Portugal zu einem Glanzpunkte in Europa gemacht hatte, war schon wieder im Erblöschen [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GOMES DE OLIVEIRA (Antonio), Dichter, geb. zu Torres-Novas in der portugiesischen Provinz Estremadura, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. und

1) *Aug.* et *Al. de Backer.* Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. (Liège 1853. 8.) Tom. IV. p. 279.

1) Es wird also beschrieben: „Un écu en champ d'argent à trois bustes d'Éthiopiens, ornés de colliers d'or tombant sur la poitrine avec boucles d'oreilles et ornements de nez du même métal." 2) Biographie générale. Tom. XXI. p. 148.

wird den besseren portugiesischen Dichtern beigezählt. Am populairsten machten ihn seine: Idylios maritimos (Lisb. 1617. 8.), welche noch immer ihre willkommenen Contingents zu den portugiesischen Anthologien stellen. Außerdem erhielt sich Gomes durch eine Reihe gelungener Gelegenheitsgedichte auf König Johann IV. und durch zahlreiche Sonette voller Anmuth und Wohllaut im lebhaften Andenken seiner Zeitgenossen und hatte am königlichen Hofe eine angenehme Stellung; er scheint sehr jung gestorben zu sein, sonst hätte er seinen Ruf als Dichter vielleicht noch erfolgreicher in das Ausland hin verbreiten können, wenn er zwei Heldengedichte, mit denen er sich lange beschäftigt hatte — einer Herkuleide und einer Epopöe auf die Thaten König Johann's I. von Portugal — hätte ausfeilen und herausgeben können. Auch einige geschichtliche Arbeiten haben sich aus seinem Nachlasse handschriftlich erhalten *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMES DE SANTO-ESTEVAM, portugiesischer Reisender des 15. Jahrh., einer der wenigen Fidalgos, welche der Infant Don Pedro, Sohn des Königs João I., wählte, um ihn auf seinen Reisen nach fremden Ländern zu begleiten, von dessen Lebensverhältnissen man aber Nichts weiter weiß, als daß er einen abenteuerlichen Bericht über die Reise verfaßte oder durch seine Erzählungen Veranlassung zur Abfassung desselben gab, denn Don Pedro war nach seiner Heimkehr zuerst von classischen Studien und poetischen Versuchen und dann von Regierungsgeschäften allzu sehr in Anspruch genommen, als daß er sich dieser Arbeit hätte unterziehen können. Die Reise begann nach der gewöhnlichen Angabe der portugiesischen Historiker im J. 1424 (nach der Untersuchung neuerer Kritiker bereits im J. 1416) und dauerte vier Jahre. Sie führte durch eine große Strecke Asiens und einen Theil der nördlichen Küste Afrika's nach Italien und von da durch Teutschland und Dänemark nach England und zurück durch Spanien nach der Heimath. Die Gesellschaft wurde am türkischen Hofe und am Hofe des Sultans von Babylon ebenso ehrenvoll aufgenommen, wie am päpstlichen Hofe und am Hofe des Kaisers Sigismund. Die für jene Zeit ungewöhnlich weite Reise erregte unstreitig die allgemeine Aufmerksamkeit [1]) und die Erzählung der mannichfaltigen Erlebnisse auf derselben wurde allmälig so reichlich mit abenteuerlichen Ausgeburten der Phantasie ausgeschmückt, daß sie sich zu einem der beliebtesten Volksbücher umgestaltete, welches jetzt noch in Portugal ebenso seine Leser findet, wie die Geschichte der vier Haymonskinder in Frankreich und in Teutschland. Nach diesem Volksbuche bestand die Reisegesellschaft Don Pedro's aus zwölf Rittern nach dem Vorbilde der zwölf Apostel und dem Dolmetscher Garcia Ramirez, welcher nicht nur die griechische und lateinische, sondern auch die hebräische, die chaldäische, die türkische, die arabische, die indische und viele andere Sprachen verstand und geläufig sprach. Man folgt den Reisenden noch ziemlich gläubig bis nach dem Gebiete von Jerusalem, welches sie nach einem beschwerlichen Marsche durch eine 14 Meilen breite Sandwüste erreichen; wenn aber hier von schneebedeckten Bergen gesprochen wird, über welche der Weg gradezu nach Norwegen führt, und von andern Wunderdingen im Lande Babylon und am Hofe des großen Tamerlan, so wird man unwillkürlich an den Reisebericht Mandeville's und ähnliche Machwerke des Mittelalters erinnert, in welchen die Trennung der Wahrheit von der Dichtung fast unmöglich ist. Man konnte bis jetzt immer noch nicht mit vollständiger Gewißheit ermitteln, ob dieser fabelhafte Reisebericht zuerst in dem portugiesischen Originale oder in spanischer Uebersetzung veröffentlicht wurde; denn die angeblich unter dem Titel: Auto do infante Don Pedro, que andou as quadro partidas do mundo (Lisboa 1554. 4.) erschienene erste portugiesische Ausgabe hat bis jetzt noch kein Bibliograph gesehen und man darf deshalb wol an ihrer Existenz zweifeln. Die erste Ausgabe der spanischen Uebersetzung erschien unter dem Titel: Historia del infante D. Pedro de Portugal, el qual anduvo las siete partidas del mundo (Burgos 1564. 4.) und wurde öfter (Sevilla 1594. 4. Ib. s. a. 4. Ibid. 1626. 4.) wiederholt. Jünger als alle diese Ausgaben ist der zuverlässig bekannte erste Abdruck des portugiesischen Originals (Lisboa 1698. 4.), welcher aber von jetzt an eine Menge von Auflagen (Lisboa 1739. 4. Ibid. 1767. 4. Ibid. 1794. 4. u. s. w.) erlebte. Eine der neuesten Ausgaben führt den Titel: Livro do Infante D. Pedro de Portugal, o qual andou as sete partidas do mundo, feito por Gomes de Santo Estevão hum dos doze, que foráon a sua companhia. (Lisboa 1824. 4.) Die Herausgeber haben sowol im Texte als auch im Titel je nach ihrem Geschmacke oder ihrer Tendenz mancherlei Aenderungen vorgenommen und deshalb geht die Reise bald durch sieben und bald durch vier Theile oder vielmehr Länder der Welt und die Abenteuer und wunderbaren Geschichten, womit sie ausgeschmückt ist, treten bald mehr und bald weniger grell hervor [2]). (*Ph. H. Külb.*)

GOMES DE VILLABOAS (Custodio), portugiesischer Geograph und Astronom, von dessen Lebensumständen nichts Näheres bekannt ist, als daß er als Oberster der Artillerie im J. 1808 in einer der militairischen Emeuten, welche damals Portugal so unsicher und unglücklich machten, in einer Affaire zwischen Porto und Braga den Tod fand. Er war ein sehr talentvoller Mann und Mitglied der Akademie der Wissenschaften in Lissabon, dessen Balbi in seinem: Essai statistique sur le royaume de Portugal ehrenvollst gedenkt. Er hatte sich um die Hebung der Schiffahrt im Innern des

*) Man s. über sie den Artikel in der Biographie générale. Tom. XXI. p. 148.

1) Juan de Mena, ein berühmter gleichzeitiger Dichter, erhebt in einem noch vorhandenen und in dem Cancioncíro geral des Garcia de Resende erhaltenen Gedichte die Reisen des Infanten Pedro weit über alle ähnliche Unternehmungen der früheren Zeit.

2) Vergl. Heinr. Schäfer, Geschichte von Portugal. 2. Bd. S. 458 fg. Biographie générale, Tom. XXI. p. 152 seq. *Inn. Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico portuguez. (Lisboa 1859. 8.) Tom. III. p. 149 seq.

Landes wesentliche Verdienste erworben; eine treffliche Karte der Provinz Minho, welche er ausgearbeitet hatte, ist nach seinem Tode nicht wieder aufgefunden worden. In den Memoiren der lissaboner Akademie der Wissenschaften finden sich mehre gediegene Arbeiten von ihm. Die beiden wichtigsten sind: Memoria acerca da latitude e longitude de Lisboa e exposição das observações astronomicas por onde ellas se determinarão (Lisbon. 1797 und in dem ersten Bande der gedachten akademischen Memoiren) †) und: Noticias das observações astronomicas feitas em o anno 1790, daselbst im zweiten Bande. (*J. E. Volbeding.*)

*) GOMEZ, gemeinschaftlicher Familienname einer großen Reihe spanischer Maler, deren Leistungen in der Kunstgeschichte fortgehend Erwähnung finden [1]).

1) Francesco Gomez, spanischer Maler, Sohn des Martin Gomez, aus Valenzia gebürtig, daher in der Kunstgeschichte meist unter dem Namen Gomez de Valence vorkommend. Von seinem Vater sorgfältig unterrichtet machte er schon als Knabe große Fortschritte und zeichnete sich in seinen Gemälden durch besondere Frische des Colorits aus. Am meisten machten ihn sechs große Gemälde für das Kloster der unbeschuhten Karmeliter in Granada berühmt, die Stifter und Reformatoren ihres Ordens darstellend, welche allgemein bewundert wurden. Gomez sah sich veranlaßt, nach Amerika auszuwandern, woselbst er im J. 1755 zu Mexico starb.

2) Juan Gomez, Historienmaler, geb. zwischen 1550—1560, gest. zu Madrid 1597. Hier hatte er auch seine Lehrjahre bestanden, ohne daß man den Namen seines Lehrmeisters anzugeben weiß; doch muß er von Bedeutung gewesen sein, denn Gomez gelangte zeitig durch eine Menge von größeren Arbeiten, namentlich durch Altarbilder für spanische Kirchen und Klöster, zu einem bedeutenden Rufe, auch als glücklicher Restaurator, sodaß er am 25. Jan. 1593 von König Philipp II. zum Hofmaler ernannt ward. Als solcher übernahm er sofort die Restauration der verblichenen Fresken des Escurials und malte für dasselbe, außer anderen großen Gemälden, nach Zeichnungen von Peregrino Tibaldi das Martyrium der heiligen Ursula und ihrer Gefährtinnen, ein Sujet, das früher Lucas Cambiaso behandelt hatte, dessen Gemälde aber, weil es des Königs Beifall nicht gewonnen hatte, in die alte Kirche des Escurial versetzt worden war. Außer elgenen Compositionen unterzog sich Gomez auch der Restauration mehrer berühmter Gemälde Federigo Zuccaro's zur größten Zufriedenheit des Königs. Er starb in seinen besten Jahren und hinterließ eine zahlreiche Familie, deren Zukunft die Munificenz des Königs sicher stellte. Seine Gemälde, durch gute Zeichnung, anmuthige Gruppirung und treffliches Colorit ausgezeichnet, zählen noch jetzt zu den besten Schätzen des Escurial.

3) Martin Gomez, spanischer Maler, wie man annimmt ein jüngerer Bruder des Juan Gomez, der mit seiner künstlerischen Wirksamkeit noch in das 17. Jahrh. hineinreicht. Sein wesentlicher Aufenthaltsort war Cuenca in Neu-Castilien und die Kathedrale daselbst besitzt werthvolle Gemälde mehrer Heiligen von seiner Hand. Auch bei König Philipp III., der ihn vielfach für die Ausschmückung des Escurials in Anspruch nahm, stand er in großer Achtung und war mit einer jährlichen Pension von 3000 Realen begnadigt.

4) Philipp Gomez, spanischer Maler, geb. in Granada im J. 1634, gest. daselbst 1694, ein Schüler des berühmten Malers Michael Hieronymus Cieza (gest. 1677). In vielen Kirchen und Klöstern Granada's finden sich Gemälde seines Pinsels und der Kunstkenner Velasco zählt ihn zu den besten Malern Spaniens. Zahlreiche Handzeichnungen von ihm, welche in Kupferstichcabineten aufbewahrt werden, stehen an Werth denen des Alonzo Cano gleich.

5) Sebastian Gomez, Maler, zur Unterscheidung von einem gleichvornamigen Kunstgenossen gewöhnlich Mulato (Muâtre) de Murillo genannt, von einer Negerfamilie abstammend, um das Jahr 1616 zu Sevilla geboren, gestorben daselbst im Mai 1687. Er stand als Sklave im Dienste des berühmten Malers Bartolomeo Esteban Murillo (geb. 1618, gest. 1682) in Sevilla. Oft in seines Herrn Atelier auch während des Unterrichts, den dieser seinen Schülern daselbst ertheilte, anwesend, entwickelte sich in dem gelehrigen Neger eine Neigung zur Malerei, der er ganz in der Stille alle seine Freistunden widmete und sich dabei die Worte und Winke, die sein Herr an seine Schüler richtete, zu Nutze machte. „S'étant exercé pendant quelque temps, d'après ce qu'il avait entendu et observé, à manier le crayon et la plume, il parvint, à force d'application et d'assiduité, à peindre une figure sur un petit tableau. Ce tableau tomba par hasard entre les mains de Murillo, qui, ne pouvant se persuader que ce fût l'ouvrage de son esclave, ordonna à ce dernier de copier en sa présence une Vierge d'une exécution difficile. Gomez remplit sa tâche avec tant de facilité et d'exactitude, que Murillo, charmé de cette découverte, lui donna sa liberté, l'admit au nombre de ses élèves, et Gomez devint un des bons peintres, dont s'honore l'Espagne. Murillo lit naturaliser son nouvel élève, le maria et lui laissa un legs par son testament“ [2]). Unter allen Schülern Murillo's kam er seinem großen Meister am

†) In dem Artikel der Biographie générale über ihn Tom. XXI. p. 149. 150 theilt dessen Verfasser aus dieser Arbeit die Notiz Balbi's mit: „Examinant un grand nombre d'observations d'éclipses et d'occultations d'étoiles, faites depuis 1724 jusqu'en 1784 il trouve, que la longitude du centre de la Place du Commerce à Lisbonne est de 11° 29′ 25″ à l'ouest de l'Observatoire de Paris.“

*) Vergl. Gomes.

1) Ueber sie vergl. G. K. Nagler, Allgem. Kunstlerlexikon. 5. Bd. S. 285. 286; das Ausführlichere in *Quilliet*, Dictionnaire des peintres espagnols.

2) So ausführlich in dem ihn besprechenden Artikel der Biographie universelle Tom. XVII (nouv. éd.) p. 131, wogegen es in der Biographie générale Tom. XXI. p. 160 kürzer heißt: „il apprit la peinture en voyant travailler son maître; probablement celui-ci l'aida de ses conseils.“

nächsten; wie dieser verstand er es, seinen Gemälden auf den Grund genauer Zeichnung lebhaftes Colorit und ausgezeichnete Frischheit der Fleischpartien mitzugeben, war auch im Clair-Obscur ausnehmend glücklich. Er widmete sein Talent besonders dem Dienste der Kirchen und Klöster seiner Vaterstadt. Seine „Madonna mit dem Jesuskinde auf den Armen," sein „Christus im Verhör, an die Säule gebunden, Petrus zu seinen Füßen," sein heil. Joseph und seine heil. Anna werden in den Kirchen und Klöstern, die ihres Besitzes sich erfreuen, noch jetzt fleißig aufgesucht und bewundert. Auch in Privatgalerien haben sich treffliche Arbeiten seines Pinsels erhalten.

6) Sebastian Gomez, Maler, aus Granada gebürtig, lebte in der ersten Hälfte des 17. Jahrh. Er war ein Schüler des Alonzo Cano, den er aber weder in Correctheit der Zeichnung, noch in der Harmonie der Farbentöne erreichte. Die Erhaltung seines Andenkens knüpft sich vorzugsweise an zwei große Gemälde in dem Dominikaner- und Franziskanerkloster zu Sevilla, von welchen das eine „die heil. Jungfrau auf Wolken sitzend, der heil. Dominicus vor ihr knieend," das andere „die heil. Rosa von Viterbo" darstellt. Beide Gemälde sind noch vorhanden; in Privatgalerien finden sich noch manche Arbeiten von ihm vor. Er pflegte, um einer Verwechselung mit Gomez Malato vorzubeugen, die er sich aber hätte wohl gefallen lassen können, seine Gemälde mit: „Sebastianum Gomez Granatensem habuit auctorem" zu bezeichnen.

7) Vincenz Salvador Gomez, spanischer Maler, aus Valenzia gebürtig, um das Ende des 17. Jahrh. im Flor, Schüler Henrico's von Espinosa, unter dessen Leitung er schon als 14jähriger Knabe Scenen aus dem Leben Ignaz von Loyola's malte, die ihm zahlreiche Aufträge zuführten, da er durch seine Meisterschaft in Führung des Pinsels und durch sein lebhaftes Colorit allgemein gefiel. Er war sehr vielseitig, Thierstücke und Vogel gelangen ihm trefflichst und in perspectivischen Ansichten wußte er besonders architektonische Gegenstände sehr geschickt auszuführen. Auch sein Bruder Lucian Salvador, ebenfalls Espinosa's Schüler, zeichnete sich als Maler aus.

8) Fernando Gomez, portugiesischer Maler, lebte um 1580 zu Lissabon und erwarb sich durch viele Kirchenbilder, die er malte, großen Beifall. Ueber seine Lebensverhältnisse ist Nichts bekannt. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Alonso), spanischer Arzt, lebte in der Mitte des 16. Jahrh.; von seinen Lebensverhältnissen finden sich keine näheren Nachrichten, als daß er seine Fachstudien auf der Universität zu Alcala-de-Henarez machte und besonders in der Anatomie Ausgezeichnetes leistete. Er promovirte an der Universität zu Sevilla, wo er auch als Arzt eine große Praxis fand. Seine Schrift De humorum praeparatione (Sev. 1546. 4.) erwirkte sich classische Geltung in der medicinischen Welt. Ob ihm auch eine Schrift: De tumorum praeparatione angehöre, ist zweifelhaft. Die bis auf einen einzigen Buchstaben gleichlautende Titelfassung, die gleichwol einen so ganz verschiedenen Inhalt zur Folge haben würde, hat vielleicht zu einer Irrung geführt*). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Alonso [oder Aloysio]), ein spanischer Jesuit, im J. 1570 zu Toledo geboren, trat im J. 1588 in den Jesuitenorden und widmete sich mit besonderer Vorliebe dem Studium der scholastischen Theologie und der Moral. Nachdem er diese Fächer einige Zeit in seinem Vaterlande gelehrt hatte, begab er sich als Missionar nach den philippinischen Inseln, wo er an 30 Jahre mit dem besten Erfolge wirkte, da er die Sprache der Eingeborenen so gründlich verstand, daß er in derselben nicht nur unterrichtete, sondern auch schrieb. Er gründete das Seminar zum heiligen Joseph auf Manila, war nach und nach Rector der Collegien auf Zebu und Bojol und des Nationalhauses zu Silan auf Manila, wo er am 1. März 1627 starb. Er schrieb zum Gebrauch bei seinem Unterrichte einige Bücher in der tagallischen Sprache, welche auf mehren der Philippinen gesprochen wird; sie liegen aber handschriftlich in den Jesuitencollegien Spaniens verborgen und es wäre zu wünschen, daß eines oder das andere zum Nutzen der vergleichenden Sprachkunde gedruckt würde. — Ein anderer Alonso Gomez, welcher in der Mitte des 16. Jahrh. zu Sevilla lebte, darf nicht, wie es zuweilen geschieht, mit dem vorhergehenden verwechselt werden. Er galt bei seinen Zeitgenossen als einer der gründlichsten Kenner des Kirchenrechtes und versuchte sich auch durch seinen Commentarius super 6 final. Regulae spectativarum Clementis VII. (Romae 1533. F.) nicht ohne Glück als Schriftsteller in diesem Fache †). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Antonio), Rechtsgelehrter, geb. zu Talavera in Spanien um den Anfang des 16. Jahrh., gest. in der Mitte desselben. Er amtirte viele Jahre mit großem Erfolge als Professor an der Universität zu Salamanca und seine: Variarum resolutionum juris civilis, communis et regii, libri tres (Salam. 1552. fol), nach seinem Tode sehr oft, auch mit Anmerkungen von Suarez de Ribeira, wieder aufgelegt, waren lange Zeit das gesuchteste repertorische Hand- und Hilfsbuch für praktische Juristen. Sein Commentarius in leges Tauri (Salam. 1555. fol., wieder aufgelegt mit Noten von Didacus-Gomez Antv. 1624. fol.) erläutert die von König Ferdinand dem Katholischen zu Guaterno (lateinisch: Taurum) publicirten Gesetze. Diese beiden Hauptwerke des Ant. Gomez sind zuletzt zu Lyon 1661 in 2 Bänden in Fol. wieder aufgelegt worden und kommen in dieser Ausgabe auch in vielen außerspanischen Bibliotheken vor ††). (*J. E. Volbeding.*)

*) Man kann ihre Spur nur dann weiter verfolgen, wenn man die etwas unzugänglicheren Quellschriften, welche die Biographie générale Tom. XXI. p. 158 citirt, zu benutzen Gelegenheit fände.

†) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 280. Gottl. Chr. Jöcher's Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1063.

††) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1064 werden, aber nur summarisch, noch einige andere Schriften dieses gelehrten Juristen angeführt.

GOMEZ (Antonio Enriquez), spanischer Dichter, am Ende des 16. Jahrh. oder in den ersten Jahren des folgenden geboren, stammte aus einer jüdischen Familie Portugals, was jedoch, da sein Vater sich scheinbar zum Christenthum bekannte, so lange verborgen blieb, bis er nach dem Tode desselben die Religion seiner Ahnen wieder offen zur Schau trug. Es wurde nun eine Untersuchung gegen ihn eingeleitet, es gelang ihm aber durch eilige Flucht nach Frankreich zu entkommen und die Inquisition konnte ihn nur im Bildnisse verbrennen. Ludwig XIII., welchem er durch einen einflußreichen Gönner vorgestellt wurde, nahm ihn sehr wohlwollend auf und ernannte ihn zu seinem Haushofmeister und später sogar zum Rath und zum Ritter des St. Michaelordens. Später mußte er jedoch aus nicht näher bekannten Ursachen den französischen Hof verlassen und eine Zuflucht in Holland suchen, wo er um das Jahr 1660 starb. Unter seinen in spanischer Sprache geschriebenen Werken zeichnet man besonders aus El Siglo Pitagorico (Ruan 1644. 8. Ibid. 1662. 8. Bruselas 1727. 8. Madrid 1786. 8.), eine ziemlich trockene, aus einem Gemische von Prosa und Versen bestehende Satyre, welche die Seele eines Ehrgeizigen nach und nach in den Körper eines Ministers, einer Kokette, eines Bettlers u. s. w. wandern läßt. Das Beste darin ist die Episode La vida de Don Gregorio Guadaña, ein kleiner, im Geschmacke Quevedo's und Aleman's gehaltener Roman, welcher auch in dem zweiten Bande des Tesoro de Novelistas españoles (Paris 1847. 8.) besonders abgedruckt ist und obgleich die Erfindung oft an das Seltsame und Abenteuerliche streift, gegen das einförmige Geschwätz des Ganzen durch lebhafte und natürliche Schilderungen vortheilhaft absticht. Noch weniger Werth hat das langweilige epische Gedicht Sanson Nazareno. Poema Heroico (Ruan 1656. 4.) in 16 Gesängen und in Octavreimen, ein Buch, welches nur noch seiner Seltenheit und seiner schönen Kupferstiche wegen gesucht wird. Die übrigen poetischen Versuche dieses Schriftstellers sind unter dem Titel: Academias morales de las Musas (Burdeos 1642. 4. Madrid 1660. 4. Ibid. 1668. 4. Ibid. 1734. 4.) gesammelt und zerfallen in vier aus Romanzen, Elegien, Eklogen, Sonetten, Canzonen und Episteln bestehende Abtheilungen, deren jede sich mit einer Komödie abschließt, aber nur eine dieser sogenannten Komödien mit der Aufschrift: „Die Rechte der Ehre," erhebt sich über die Mittelmäßigkeit. In portugiesischer Sprache schrieb Gomez nur den Triumpho Lusitano, no qual se comtém a feliz acclamação d'Elrei D. João IV., e a embaixada que Francisco de Mello, Monteiro-Mor do Reino, e o Doutor Antonio Coelho de Carvalho fizerum por seu mandado á Magestade Christianissima de Luis XIII. Rei de França (Paris 1641. 4.), wenn dieses kleine, unbedeutende Gelegenheitsgedicht nicht vielleicht Uebersetzung eines ungedruckten spanischen Originals ist *). (*Ph. H. Külb.*)

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 159. *Fr. da Silva*, Diccionario bibliographico Portuguez Tom. I. p. 151

GOMEZ (Cristobal), spanischer Jesuit des 17. Jahrh., von dessen Lebensverhältnissen Nichts weiter bekannt ist, als daß er viele Jahre als Missionar in Paraguay wirkte, dann aber wieder nach der Heimath zurückkehrte und von da nach Belgien ging, wo er im hohen Alter starb. Seine Lobschrift auf den Jesuitenorden (Elogia Societatis Jesu, sive Propugnaculum Pontificum, Conciliorum, Cardinalium, Antistitum, necnon Imperatorum, Regum, Principum et aliorum virtute, religione, omnique literatura illustrium, etiam haereticorum, testimoniis qua expressis verbo, qua scripto consignatis constructum. Antverpiae 1677 und 1681. 4.) enthält zwar eine Menge sehr brauchbarer Notizen, ist aber zu einseitig und befangen *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Fernando), spanischer Edelmann und Ordensstifter, um das Jahr 1138 zu Toledo geboren, widmete sich sehr früh dem Kriegsdienste und kämpfte in den fortwährenden Feldzügen gegen die um diese Zeit in seinem Vaterlande noch sehr mächtigen Sarazenen mit ungewöhnlicher Tapferkeit, am meisten zeichnete er sich jedoch in dem Treffen aus, welches der König Fernando II. von Leon unter den Mauern von Badajoz dem Könige Affonso Henrigues von Portugal (1167) lieferte und es gelang ihm sogar, den letzteren zum Gefangenen zu machen. Bald nach dieser That, welche ihn an dem Hofe zu dem höchsten Ansehen brachte, gerieth er auf den Weg des Lasters und beging im jugendlichen Uebermuthe solche Ausschweifungen, daß Fernando sich genöthigt sah, ihn von seiner Person und sogar aus dem Heere zu entfernen, da er allen Vorstellungen und Mahnungen kein Gehör gab; ein merkwürdiger Zufall sollte ihn jedoch wieder zur Besinnung bringen. Als er sich nämlich (wie die Sage erzählt) eines Tages mit mehren seiner gleichgesinnten Genossen auf einer weiten Ebene an der Grenze tummelte, stürmte unvermuthet ein großer Haufen vorüberziehender Sarazenen heran, um die unvorsichtige Gesellschaft gefangen zu nehmen. Gomez erhob in dieser Noth seine Seele zu Gott und gelobte, sein Leben zu ändern, wenn ihm und seinen Gefährten die Gnade zu Theil würde, der ihnen drohenden Gefahr zu entrinnen. Die Ritter, welche alle keine Waffen bei sich trugen, rissen in der Verzweiflung Aeste von einem Birnenbaume, dem einzigen in ihrem Bereiche befindlichen Baume, und schlugen damit so kräftig und tapfer auf die überraschten Feinde los, daß sie eine große Anzahl derselben erlegten und die übrigen zwangen, eiligst die Flucht zu ergreifen. Gomez hielt nach dieser wunderbaren Rettung nicht nur sein Gelübde und kehrte auf den Weg der Tugend zurück, sondern stiftete auch einen Orden, den er nach der Waffe, die ihm zur Vertheidigung gedient hatte, del Peral (vom Birnbaume) nannte. Der König Fernando bestätigte den Orden, dessen Stiftung im J. 1170 stattfand und ernannte Gomez zum Vorsteher, alle seine Genossen aber, welche die Gefahr getheilt hatten, zu

*) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la compagnie de Jésus. Vol. V. p. 243.

Rittern desselben [1]). Nach andern, jedoch ebenso wenig zuverlässigen Quellen entstand der erwähnte Orden bereits im J. 1156, indem zwei Ritter aus Salamanca, die Brüder Suarez und Gomez, welche ihr Leben ausschließend dem Kampfe gegen die Sarazenen weihen wollten, zu diesem Zwecke bei der Einsiedelei des heiligen Julianus in dem Sprengel von Salamanca eine Veste erbauten, ihr den Namen St. Julian del Pereiro (vom Birnbaume) beilegten und zur Vertheidigung derselben mehre gleichgesinnte Männer um sich sammelten. Da diese sich nun nach der Veste Brüder von St. Julian del Pereiro nannten und ihr Leben nach bestimmten Vorschriften einrichteten, so gestaltete sich allmälig ein Orden, welcher von dem Bischofe Ordoño von Salamanca die Regel des heiligen Benedict nach dem Muster der Cistercienser mit kriegerischer Einrichtung und von dem römischen Stuhle wiederholt Bestätigung und mancherlei Freiheiten erhielt. Gomez, Anfangs Prior und dann Großmeister des Ordens, leistete mit seinen Rittern vortreffliche Dienste gegen die Ungläubigen und starb im J. 1210 in einem Alter von 72 Jahren [2]). Nach anderen weniger zuverlässigen Angaben starb Gomez im J. 1200 oder schon im J. 1182. Als einige Jahre später der Orden del Peral die Vertheidigung der Festung Alcantara in Estremadura gegen die Sarazenen übernahm und seinen Sitz dorthin verlegte, fingen die Brüder an, sich Ritter von Alcantara zu nennen und dieser Name blieb fortan vorherrschend [3]). Sie erhielten später, obgleich sie der Regel des heiligen Benedict folgten, die Erlaubniß, zu heirathen. (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Francisco), spanischer Jesuit, im J. 1524 zu Frejenal de la Sierra in der Provinz Sevilla geboren, trat im J. 1559 in den Jesuitenorden und lehrte in dem Collegium zu Cordova die Thomistische Theologie mit großem Erfolge. Später wurde er Rector dieses Collegiums und starb daselbst am 21. Dec. 1576. Er hinterließ eine Reihe vollständig ausgearbeiteter theologischer Werke, welche nicht zum Druck gelangen konnten, obschon sie von seinen Zeitgenossen als sehr werthvoll bezeichnet werden; wahrscheinlich befinden sie sich handschriftlich in irgend einer Bibliothek zu Cordova, da man sie noch in der Mitte des vorigen Jahrhunderts in dem Jesuitencollegium daselbst aufbewahrte. — Francisco Gomez, spanischer Theolog, in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. zu Talavera geboren, bekleidete mehre geistliche Aemter und war zuletzt Beichtvater seines berühmten Landsmannes, des durch seine Frömmigkeit und seine Schriften ausgezeichneten Erzbischofes Ferdinand von Granada, dessen Leben er auch in spanischer Sprache schrieb, welches aber nicht gedruckt worden zu sein scheint. Er starb erst nach der Mitte des 16. Jahrh. — Francisco Gomez, ein spanischer Dominikanermönch, zu Anfang des 17. Jahrh. geboren, widmete sich auf den berühmtesten Schulen der damaligen Zeit mit großem Eifer der Theologie und lehrte diese sodann zu Burgos. Später zog er sich vom Lehramte zurück und ging, nachdem er zu Madrid einige Jahre die Stelle eines Generalpredigers bekleidet hatte, als Missionar nach Ostindien, wo er um das Jahr 1680 starb. Seine Biographie des unter die Heiligen versetzten Abtes Dominicus von Sora (Santo Domingo de Soriano milagroso y aplaudido. Madrid 1653. F.) wird als eine gelungene Darstellung gerühmt *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Luiz), Jurist und namentlich als Kanonist zu seiner Zeit hochberühmt, im J. 1484 zu Origuela im spanischen Königreiche Valencia geboren, gest. zu Rom am 22. Mai 1545. Er hatte seine langjährigen theologischen und juristischen Studien zuletzt in Padua absolvirt und wendete sich von da nach Rom, wohin ihm der Ruf seines ausgebreiteten Wissens vorangegangen war. Hier fand er die ehrenvollste Aufnahme; er stand bei den Päpsten von Julius II. an bis auf Paul III. herab im größten Ansehen und ward von ihnen theils zu wichtigen Missionen verwendet, theils mit der Verwaltung hochwichtiger Aemter — des Auditoriats bei der Rota, des Directoriats der Pönitentiaria ꝛc. — betraut. Auch nachdem er im J. 1534 zum Bischof von Sarno im Neapolitanischen ernannt worden war, behielt er zur fortgesetzten Ausübung seiner amtlichen Functionen seinen Sitz in Rom. Seine Commentaria in regulas cancellariae apostolicae (Par. 1546. 4. und wiederholt aufgelegt), sowie seine Decisionum Rotae libri duo (Lugd. 1546. 4.) ebenfalls mehrmals wieder gedruckt, gelten als seine Hauptschriften und waren Orakel ihrer Zeit. Auch außerdem war er ein fleißiger Schriftsteller †) und das sogenannte spanische Collegium zu Bologna bewahrt von ihm noch mehre in das kanonische Recht einschlagende Tractate manuscriptlich auf. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ (Madeleine Angélique Poisson de), geb. 1684 zu Paris, wo ihr Vater Paul Poisson Schauspieler war, verheirathete sich mit Gomez, einem armen spanischen Edelmanne. Ihre Geistesfähigkeiten hatten sich früh entwickelt und ihr Geschmack sich vielseitig ausgebildet durch das Lesen vorzüglicher Schriften. Den Mangel an Glücksgütern suchte sie durch ihre Talente abzuhelfen. Sie war noch sehr jung, als sie den ersten Versuch machte, als Schriftstellerin aufzutreten. Ihre literarische Fruchtbarkeit war sehr groß. Durch Gewandtheit des Styls und durch die Wahl des Stoffes empfahlen sich ihre zahlreichen Romane, Erzählungen und Novellen, die unter dem großen Publicum eine geraume Zeit viele Leser fanden, und zum Theil auch ins Teutsche übersetzt wurden: Cent nouvelles Novelles. (Paris 1733 u. f.) Von dieser Sammlung in 36 Duodezbändchen erschien zu Berlin 1736

1) Biographie universelle. Tom. XVIII. p. 43. 2) Vergl. H. Helyot, Geschichte aller geistlichen und weltlichen Klöster- und Ritterorden. 6. Bd. S. 62 fg 3) Vergl. 2. Bd. S. 409 Art. Alcantara-Orden.

*) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Vol. IV. p. 280. Chr. Gottl. Jöcher, Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1065.

†) In Jöcher's Gelehrtenlexikon 2. Bd. S. 1066 wird ein langes Verzeichniß von ihm herausgegebener Schriften ohne nähere bibliographische Begründung angedeutet. Vergl. auch den Artikel über ihn in der Biographie générale Tom. XXI. p. 158.

eine Auswahl in zwei Octavbänden. Von einer späteren Sammlung in 20 Duodezbänden: Les Journées amusantes erschien gleichfalls zu Berlin 1761 eine sechs Jahre später neu aufgelegte Uebersetzung unter dem Titel: „Angenehme und lehrreiche Erzählungen in vergnügten Tagen." Weniger Talent hatte sie für die dramatische Poesie. Von ihren Tragödien: Sémiramis, Cléarque, Marsille u. a. m. hat sich keine auf der Bühne erhalten. Zu bedauern war, sagt ein französischer Kritiker, daß sie ihr Talent als Erwerbsquelle benutzen mußte und dadurch zur Vielschreiberei genöthigt war*). (*Heinrich Döring.*)

GOMEZ (Pedro), spanischer Jesuit, im Jahre 1535 zu Antequera in der Diöcese von Sevilla geboren, kam in seiner Jugend nach Portugal, trat hier in seinem 18. Jahre in den Jesuitenorden und wirkte in demselben als Lehrer der Theologie und Philosophie, bis er im J. 1579 als Missionar nach Japan ging, wo er zu der Zeit, als der Kaiser Taicosama so grausam gegen seine zum Christenthum übergetretenen Unterthanen wüthete, Provinzial seines Ordens war und sowol durch seine Reden als auch durch seine in japanischer Sprache geschriebenen Bücher, worin er die Herrlichkeit und Nützlichkeit des Marterthums, die dazu nothwendigen Bedingungen und Vorbereitungen entwickelte, zur Festhaltung an dem wahren Glauben und zur Standhaftigkeit bis zum letzten Augenblick ermahnte. Er starb im J. 1600 zu Nangasaki. Unter seinen Schriften ist vor Allem seine für die Geschichte der christlichen Kirche in Japan wichtige Historia mortis trium martyrum e Societate, qui anno 1597 in Japonia cum aliis cruci affixi sunt (Romae 1628. 8.) zu nennen; sie erschien auch in einer guten italienischen Bearbeitung (Breve relatione della gloriosa morte di Paolo Michi, Giovanni Goto e Giacomo Chisai Giapponesi della Compagnia di Giusù, seguita in Nangasachi alli 5 di Febraro 1597. Milano 1628. 8.), aus welcher wieder eine schlechte französische Uebersetzung (Briefve relation de la mort glorieuse de Paul Michi, Jan Goto et Jacques Ghisai Japonnois de la Compagnie de Jésus, arrivée à Nangasachi le 5 Febvrier 1597. Louvain 1628. 8.) floß. Sehr brauchbare Nachrichten über Japan enthalten auch seine in den verschiedenen Ausgaben der Annuae literae Patrum Societatis Jesu ex Japonia aufgenommenen Berichte, besonders aber ein Brief vom J. 1586 aus der japanesischen Provinz Bungo und ein anderer vom J. 1593 an Cl. Aquaviva, den General des Jesuitenordens, über die japanesischen Verhältnisse und Zustände; beide findet man in der von dem Jesuiten Jean Hay herausgegebenen Sammlung der Briefe seines Amtsgenossen aus Japan, Indien und Peru. (De rebus Japonicis, Indicis et Peruvianis Epistolae recentiores a Joanne Hayo in librum unum coacervatae. Antverpiae 1605. 8.) Gomez soll auch ein Werk über China geschrieben haben, welches aber ungedruckt blieb †). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ (Vicente), spanischer Dominikaner, um das Jahr 1560 zu Valencia geboren, lehrte nach der Beendigung seiner Studien und nachdem er im J. 1605 zu Valladolid die theologische Doctorwürde erlangt hatte, in dem Convente seines Ordens zu Valencia die Philosophie und Theologie, ward später Superior dieses Convents und starb daselbst um das Jahr 1633. Seine dem Fache der Legende und Moral angehörenden Schriften: Relacion de las famosas fiestas en la ciudad de Valencia a la canonicacion de S. Raimundo de Pennaforte (Valencia 1602. 8.), Descripcion de la ciudad de Jerusalem (Valencia 1603. 8. Ibid. 1620. 8.), Relacion de la vida, muerte e hechos milagrosos del F. Domingo Anadon (Valencia 1604. 8. Ibid. 1607. 8.), Los sermones y fiestas en la ciudad de Valencia por la beatificacion de S. Luys Bertran (Valencia 1609. 8.), Defensa de las lagrimas de los justos perseguidos y de las sagradas religiones y estado ecclesiastico del Pedro Calvo (Valencia 1601. 8. Ibid. 1611 4. aus dem Portugiesischen übersetzt), Historia de la vida de S. Vicente Ferrer (Valencia 1618. 8.), La santidad rara y milagrosos hechos de los Santos Ambrosio de Sena y Jacobo Salomon con una cronologia de Santos Religiosos (Valencia 1624. 8.) und Govierno de principes y de sus consejos para el bien de la republica ò del Senato con un tratado de los Pontifices y Prelados de España (Valencia 1626. 4.) wurden von seinen Zeitgenossen fleißig gelesen, sind aber jetzt, da der Inhalt nicht mehr ansprechen kann, nur noch des guten Styls und der reinen Sprache wegen beachtungswerth*). (*Ph. H. Külb.*)

GOMEZ-PEREIRA (Antonio), Philosoph, lebte im 16. Jahrh.; über seine Lebensverhältnisse ist so wenig Sicheres bekannt, daß man nicht einmal weiß, ob ihm Spanien oder Portugal als Vaterland anzuweisen sei. Die von ihm uns überkommene Schrift: Margarita Antoniana (Medina del Campo 1554; wieder aufgelegt daselbst 1587 und später 1610 zu Frankfurt) ist in der Hauptsache eine gegen Galen gerichtete medicinische Streitschrift, aber reich an scharfsinnigen philosophischen und physiologischen Digressionen, die ihrer Zeit voraneilten, namentlich in ihrem Hauptthema De anima brutorum. Man ist der Meinung, daß Descartes namentlich die Ideen dieses Denkers benutzt habe und ihm besonders es zuzuschreiben sei, daß Gomez-Pereira's Name nicht einer gänzlichen Vergessenheit anheim gefallen sei. (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE BECERA (Alvares), spanischer Staatsmann, geboren in dem Flecken Caceres, zur spanischen Landschaft Estremadura gehörig, am 26. Dec. 1771. Nach auf mehren Universitäten absolvirten juristischen Studien begann er seine öffentliche Wirksamkeit als Advocat in seinem Geburtsorte, über den weit hinaus der Ruf seiner Tüchtigkeit und Rechtschaffenheit sich erstreckte. Sein eifriger Patriotismus eröffnete ihm in dem Unab-

*) Siehe Nouveau Dictionnaire historique. *La Madeleine*, Dictionnaire des Poètes français morts (Paris 1805.) p. 213.

†) *Aug.* et *Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. IV. p. 280 seq.

*) *J. Echard* et *J. Quety*, Scriptores Ordinis Praedicatorum. Vol. II. p. 415.

hängigkeitskriege gegen Frankreich ein weites Feld politischer Thätigkeit. Im J. 1809 zum Mitglied der Provinzialregierungsjunta ernannt, trat er schon nach drei Jahren in das Regentschaftsconseil der spanischen Lande ein, und nach der Veröffentlichung der neuen Constitution ward er im J. 1813 Präsident der Regierung der Provinz Estremadura. Auch nach der Rückkehr Ferdinand's VII. blieb er in seinem Posten; nachdem seine Dienste vorübergehend in Madrid in Anspruch genommen waren, erhielt er seine bleibende Anstellung in Toledo, wo er mehre Jahre an der Spitze der Verwaltung der öffentlichen Geschäfte stand. Im J. 1821 zum Cortes ernannt fungirte er als königlicher Fiscal dieses ersten Collegiums des Landes; er war im J. 1823 Präsident dieses in Cadix zusammengetretenen Gerichtshofes. Hier konnte er in den Zerwürfnissen, in welche dieser Theil der Landesvertretung mit dem Könige gerathen war, der Ungnade des letzteren nicht entgehen. Er mußte sich den gegen ihn versuchten Maßregeln durch die Flucht entziehen, und zunächst von Gibraltar aus begab er sich unter englischem Schutze nach Malta, welches er späterhin mit Marseille vertauschte, wo er fast vier Jahre seinen Aufenthalt hatte. Nach der durch die Königin von Spanien erlassenen Amnestie kehrte Gomez sofort in sein Vaterland zurück und unbehindert fing er wieder an zuerst in der Eigenschaft eines Sachwalters an verschiedenen Gerichtshöfen seine Theilnahme an den öffentlichen Geschäften an den Tag zu legen. Bald aber nahm der Staat seine so oft schon erprobten Talente wieder in vollen Anspruch. Die höchsten Würden, die abwechselnd ihm ertheilt wurden, entschädigten ihn reichlich für die Ungunst, als deren Märtyrer er ins Exil hatte wandern müssen. Als Präsident des Cassationshofes, als Justizminister und Vorsitzender der Kammer der Cortes leistete er seinem Vaterlande voll Uneigennützigkeit und fern von allem unwürdigen Factionsgeiste die wichtigsten Dienste und in voller und dankbarer Anerkennung seiner Verdienste erreichte er ein hohes Alter, ein Musterbild eines einsichtsvollen und rechtschaffenen Staatsmannes, dessen Name in dem reichen Strahlenkranze seiner Verdienste nicht untergehen kann.

(*J. E. Volbeding.*)

Gomez de Castro, s. Castro (1. Secc. 15. Bd. S. 347).

GOMEZ DE CIUDAD-REAL (Alvarez), ausgezeichnet als Gelehrter, namentlich auch als gewandter lateinischer Dichter, geb. im J. 1488 in der Stadt Guadalarara in der Provinz Toledo, gestorben daselbst den 14. Juli 1538. Sprosling einer vornehmen altadeligen Familie fand er als Ehrenpage (span. Menino) bei dem Infanten von Aragonien, Dom Karlos, nachmaligen Kaiser Karl V., Anstellung und nahm an der wissenschaftlichen Erziehung dieses Prinzen Theil. Von ausgezeichneten Talenten unterstützt erwarb er sich schnell, besonders im Fache der schonen Wissenschaften, den Ruf eines der ersten Gelehrten Spaniens; außerordentlich war seine poetische Begabung und namentlich im lateinischen poetischen Ausdrucke entfaltete er eine Gewandtheit und Präcision, eine Eleganz und Reinheit, die ihn den alten klassischen Dichtern nahe stellte und ihm den Ehrennamen des „spanischen Virgil's" erwirkte. Auch die sprödesten Stoffe fügten sich mit Leichtigkeit den Eingebungen seiner Muse. Auf solche führte ihn die vorwaltend theologische Erziehung, die er am spanischen Hofe genossen hatte. Im Nachklange der ritterlichen Uebungen, die er in den Umgebungen seines königlichen Herrn getrieben hatte, ergriff er auch eine Zeit lang den Ernst des Waffenhandwerkes und folgte Karl V. auf den Schauplatz vieler Kriege, besonders in Italien, wo er in der Schlacht bei Pavia im J. 1512 schwere Blessuren erhielt. Wie es scheint nicht sonderlich für seine Dienste belohnt, zog er sich mit einer Pension begnadigt aus dem öffentlichen Leben ganz zurück und lebte fortan in seiner Vaterstadt seinen gelehrten Studien und seiner Häuslichkeit. Seine Thalia christiana (Alcala 1522. 4.) ist ein episch-heroisches Gedicht, welches das Leben des Heilands und die Geheimnisse seiner Religion zum Gegenstand hat. Seine Musa Paulina s. Pauli epistolae versibus elegicis, mit Dedication an Papst Clemens VII. (Alc. 1529), seine Proverbia Salomonis (Basil. 1538), seine Septem psalmi poenitentiales (Ibid. 1538) hatten das Verdienst, biblische Gedankenreihen in ansprechender Form in Kreise zu bringen, wohin sie sonst weniger kommen. Sein den Orden des goldenen Vließes besingendes Heldengedicht in 5 Büchern: De militia principis Burgundi, quam Velleris Aurei vocant, ad Carolum Caesarem, ejusdem militiae principem (Toled. 1540) fand an Aler. Vanigas einen Uebersetzer in das Spanische (Ibid. 1546). Aber auch im spanischen Idiome bewegte sich Gomez in gebundener Rede eben so anmuthig als in dem lateinischen und seine Descripcion teologica de los mysterios sagrados, seine translaeion de los triunfos del Petrarca, seine Satyras morales contra los siete vicios, die er zu dem Tesoro de sacra poesia des Juan Esteban de Villalobos (Madr. 1604. 8.) beisteuerte, aus von seinem Sohne dazu benutzten handschriftlichen Nachlässen, erhielten seinen Namen lange in verdienter Achtung *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE CIUDAD-REAL (Fernando), Leibarzt Königs Johann II. von Portugal, geb. im J. 1388 in Ciudad-Real, der Hauptstadt der zum Königreiche Neu-Castilien gehörigen Provinz Mancha, gest. daselbst im December 1453. Er hatte seine medicinischen Studien auf der Universität Alcala gemacht und daselbst promovirt; seine durch Sparsamkeit und Einfachheit der zu reichenden Arzneimittel sich auszeichnende Heilmethode, welche gegen die damals gegentheilige vortheilhaft abstach und der mitwirkenden Naturheilkraft ihr Recht anerkannte und sicherte, führte ihm in seiner Vaterstadt, wo er als praktischer Arzt wirkte, eine ausgebreitete, durch schöne Erfolge ausgezeichnete Praxis zu und erwirkte ihm den Ruf als Leibarzt des Königs Johann II. von Portugal, dem er um so lieber folgte, da er in Ciudad-Real von

*) Man s. *Nic. Antonio*, Bibliotheca scriptt. Hispan. Tom. III. p. 59 ss. Jöcher, Allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Bd. S. 1063 fg. Biographie générale. Tom. XXI. p. 154. 155.

einer ihm feindlichgesinnten ärztlichen Coterie angefeindet ward, auch das durch Parteiungen und bürgerliche Kriege damals kläglich zerrissene Castilien seinem friedlichen, den Wissenschaften auch neben der Medicin eifrigst zugethanen Sinne wenig zusagte. An der königlichen Hofhaltung wußte sich Gomez schnell das Vertrauen des Königs zu erwerben und es gelang ihm oft, zugleich als glücklicher Vermittler zwischen ihm und vielen Großen seines Reiches, welche unter einander in Parteien zerfallen waren, einzutreten. König Johann hatte einen Kreis von Gelehrten um sich geschaart und der vielseitig gebildete und feingesittete Gomez wußte sich auch in diesem bestens geltend zu machen; er war als Vorleser des Königs eine Person von Einfluß geworden und da er diesen gleichwol nicht zu seinem eigenen Vortheile ausbeutete, so gewährte ihm des Königs Musenhof, dem Männer wie die Marquis von Villena und Santillana, die Gebrüder Mendoza und Johann von Mena angehörten, den genußreichsten Aufenthalt. Erst nach dem im J. 1453 erfolgten Tode Johann's II. zog sich Gomez, arm, wie er nach Portugal gekommen war, in seine Vaterstadt zurück. Von seinen medicinischen Schriften hat sich Nichts mit Auszeichnung auf die Folgezeit vererbt, wie gesucht sie auch seines naturgemäßen Heilsystems wegen während seiner Lebenszeit gewesen sein mögen. Gern aber verdankt ihm der Freund der Geschichte und Literatur ein mit vielem Geschmacke geschriebenes, in Briefe eingekleidetes Gemälde des königlich-portugiesischen Hofes während Johann's II. Regierung. Es erschien zuerst ohne Angabe des Druckortes im J. 1499, 4. unter dem Titel: Cartas epistolares al Rey Juan II., wurde später oft wieder aufgelegt, am besten in der neuesten durch Zusätze vermehrten Auflage von de Plaguno und Mirola. (Madrid 1765. 4.) In dem Gomez betreffenden Artikel der Biogr. univ.*) wird es also charakterisirt: „On peut regarder cet ouvrage, un de plus curieux de son genre, comme l'histoire secrète du règne de Jean II. Gomez avait fait une étude approfondie du coeur humain; aussi peint-il de main de maître les principaux personnages, qui ont brillé sous ce règne orageux. Il n'oublie aucun des événements qui le rendirent célèbre et donne un détail assez intéressant sur la littérature espagnole de son siècle. Le style en est pur et correct; c'est, en un mot, l'ouvrage d'un philosophe et d'un politique impartial."

(*J. E. Volbeding.*)

GOMEZ DE VASCONCELLE (Louise Geneviève de), französische Schriftstellerin, gest. im J. 1718. Sie war einer portugiesischen Familie entsprossen. Ihr Vater, Gomez de Vasconcelle, hatte vorzugsweise der vorübergehenden Erhebung des Prinzen Don Antonio von Portugal auf den Thron dieses Landes seinen Einfluß zugewendet und mußte, als dieser Prinz der Herrschaft entsagen mußte, mit seiner Familie ins Ausland flüchten. Er blieb in Frankreich, wo er seiner Tochter eine ausgezeichnete Erziehung geben ließ. Sie vermählte sich später an Gillot de Beaneour. Noch vor ihrer Vermählung ließ sie im J. 1685 ihren Arioste moderne, ou Roland le Furieux, traduit de l'Italien. (Par. 2 vols. 12.) erscheinen, wozu ihr Quinault's gleichnamige Oper von demselben Jahre die Veranlassung gegeben haben soll. Sie beabsichtigte das berühmte italienische Heldengedicht in Frankreich bekannter zu machen, als es damals noch war und um es dem bigotten Hofe Ludwig's XIV. zu empfehlen, entfernte sie Alles, was in Beziehung auf Gegenstände der Religion oder Sittlichkeit anstößig sein konnte, dabei nicht ohne Geschick, den Schönheiten ihres Originals in der französischen Bearbeitung gerecht zu werden. Darum hat auch ihre Arbeit ihren Namen in der Literatur erhalten und ihr französischer „Ariost" ward im J. 1720 wieder aufgelegt. Ihre sonstigen schriftstellerischen Arbeiten, meist Romane, z. B. Le courier d'amour, Les caprices de l'amour, Le mari jaloux u. a., welche ohne ihren Namen vom J. 1679 an erschienen und damals gern gelesen wurden, sind gänzlich verschollen. Sie war die Mutter der Madame de Saintonge, welche ihren Namen als Schriftstellerin auch bekannt gemacht hat*). (*J. E. Volbeding.*)

GOMEZA, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Orchideen, welche mit Rodriguezia, von Ruiz und Pavon schon früher bekannt gemacht, zusammenfällt. Sie hat eine abstehende, fast gleich große Blüthenhülle, deren äußere seitliche Blättchen zusammengewachsen sind und unter der Lippe stehen. Letztere ist benagelt, ganzrandig, am Grunde herzförmig, in der Mitte schwielig, ihr Nagel läuft mit dem stielrunden, an der Spitze bärtigen Säulchen parallel. Der Staubbeutel ist einfächerig, fleischig, die Antherengrube ist nackt, nach Hinten abschüssig. Die beiden Pollenmassen sind nach Hinten hohl, ihr Stielchen ist elastisch.

Hierher gehören krautartige, auf lebenden Pflanzen vorkommende Gewächse im tropischen Amerika mit lederartigen oder häutigen, gefalteten Blättern, überhängenden Aehren und großen Blüthen. (*Garcke.*)

GOMEZIA, so benannte Mutis einer Rubiaceengattung, welche schon früher von Banks als Nertera bekannt gemacht war. Sie ist durch folgende Merkmale ausgezeichnet: Der Kelch hat eine eiförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen sehr kleinen, oberständigen, vierzähnigen Saum. Die oberständige Blumenkrone ist trichter-glockenförmig, innen kahl, vierlappig. Die vier Staubgefäße sind dem Grunde der Kronröhre eingefügt und ragen aus letzterer ein wenig hervor, die Träger sind fadenförmig, frei, die Staubbeutel rundlich. Der Fruchtknoten ist unterständig. Der Griffel ist fadenförmig. Die beiden Narben sind raubhaarig. Die Beere ist rundlich, genabelt, 2—4steinig, die Steine sind lederartig,

*) Tom. XVII. p. 133. Siehe auch J. G. Adelung, Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon 2 Bd S. 1521

*) Siehe *J. M. Quérard* La France littéraire. Tom. III. p. 407. Irrthümlich hat G. P. Gonjet in seiner Bibliothèque française Tom. VII. p. 368 die oben erwähnte Bearbeitung des Ariost der Madeleine Angelique Poissen de Gomez beigelegt, wahrscheinlich durch den gemeinschaftlichen Familiennamen dazu verleitet

einsamig. Die Samen sind aufrecht, auf dem Rücken gewölbt, an der Seite flach und gefurcht. Der Samenkeim ist in der Achse des hornartigen Eiweißes aufrecht, die Keimblätter sind sehr kurz, das Würzelchen ist stielrund.

Hierher gehört nur eine in den tropischen und außertropischen Gegenden der südlichen Hemisphäre vorkommende, kriechende Art mit gegenüberstehenden, gestielten, eiförmigen, etwas fleischigen Blättern, sehr kleinen Nebenblättern, endständigen, sitzenden, einzelnen, weißen Blüthen und rothen Beeren. (*Garcke.*)

GOMEZIUM ist bei De Candolle der Name für die zweite Section der Papilionaceengattung Nissolia, welche bei Endlicher zugleich mit der dritten Section dieser Gattung die von Persoon aufgestellte, durch folgende Charaktere ausgezeichnete Gattung Machaerium bildet. Der Kelch ist röhrig-glockig, abgestutzt, sehr kurz fünf- oder vierzähnig mit sehr breitem, ausgerandetem oberen Zahne. Die eiförmige oder kreisrunde, ganzrandige oder ausgerandete, am Grunde zusammengefaltete, verschmälerte, abgestutzte oder kaum ohrförmige, anhängsellose Fahne der Blumenkrone ist ein wenig länger als die länglichen, oft sichelförmigen Flügel, der Kiel ist einwärtsgekrümmt, stumpf, so lang oder ein wenig kürzer als die Flügel, oft kurz geschnäbelt, seine beiden Blättchen sind mit dem Rücken verwachsen. Die zehn Staubgefäße sind am Grunde einbänderig, ihre Scheide ist vorn oder zu beiden Seiten gespalten, der der Fahne zugewandte Staubfaden ist bisweilen bis zum Grunde frei, die Staubbeutel sind länglich. Der Fruchtknoten ist gestielt, eineiig. Der Griffel ist einwärtsgekrümmt, fadenförmig, die Narbe ist dünn. Die nicht aufspringende Hülse ist gestielt, zusammengedrückt, lederartig, ein wenig ausgeschnitten, bisweilen gewölbt und endigt in einen länglichen oder messerförmigen, häutigen, am äußeren Rande verdickten Flügel, welcher länger als die Hülse selbst ist. Der Samen ist nierenförmig, das Würzelchen einwärtsgebogen.

Die hierher gehörigen Arten wachsen im tropischen Amerika, es sind Bäume mit wechselständigen, unpaarig-gefiederten Blättern, lederartigen, fast wechselständigen Blättchen, von denen das endständige von dem letzten Paare entfernt steht, mit fehlenden oder bald abfälligen, bald stehenbleibenden, dornenartigen Nebenblättern, achsel- und endständigen, büschelig-ästigen Blüthentrauben, sitzenden oder kurzgestielten, fast einseitswendigen, an den äußersten Aesten zweizeilig stehenden Blüthen, kleinen Deckblättern, zwei kreisrunden, eiförmigen oder seltener lanzettlichen, dem Kelche angedrückten Deckblättchen, oft außenseits seidig-wolligen Blumenkronen, einem wolligen Fruchtknoten und mit kahlen oder wolligen Hülsen.

(*Garcke.*)

GOMFUDE oder GHUNFUDA, eine Hafenstadt an der Westküste von Arabien, südsüdöstlich von Mekka (nach Niebuhr 19° 7′, nach englischen Angaben 19° 8′ 51″ nördl. Br.). Der Ort, früher ein ansehnlicher Handelsplatz, ist in neuerer Zeit so herabgekommen, daß Rüppell, der ihn 1831 besuchte, kaum 1500 Einwohner daselbst fand, hat aber gutes Wasser. An der Küste finden sich Korallenbänke. (*H. E. Hössler.*)

GOMICOURT (Augustin Pierre Damiens de), Schriftsteller im Fache der Geschichte und Sprachwissenschaft, geb. den 7. März 1723 in Amiens, der Hauptstadt der Picardie, gest. um das Jahr 1789. Er war der Sprößling einer angesehenen Kaufmannsfamilie, welche seit längerer Zeit von dem Sitze ihrer ausgebreiteten Handlungsetablissements den Namen Damiens in den Vordergrund hatte treten lassen. Augustin Pierre gab aus überwiegender Neigung zur Beschäftigung mit den Wissenschaften von seiner Kindheit an die auch ihm zugedachte Handelscarrière auf und kehrte späterhin als Schriftsteller zu dem ursprünglichen Familiennamen Gomicourt zurück, wiewol man hin und wieder auch unter dem Namen Damiens über ihn berichtet findet. Nachdem Gomicourt durch treue Benutzung der Unterrichtsmittel, die seine Vaterstadt und die weitere Umgebung in reicher Fülle ihm bot, bei anhaltendem, durch gute Naturgaben unterstützten Fleiße eine solide allgemeine Bildung gewonnen hatte und sein bedeutendes Vermögen ihn der Nothwendigkeit überhob, ein besonderes Fachstudium zu ergreifen, legte er sich mit Eifer auf das Studium der Geschichte, wobei ihm namentlich der Umstand zu statten kam, daß, auch unter seiner speciellen Mitwirkung, die Stiftung der Akademie der Wissenschaften zu Amiens erfolgte, deren Mitglied er von ihrer Begründung an war und blieb. Er bereicherte ihre Denkschriften mit einer großen Anzahl von Abhandlungen, die er in den Sitzungen der Akademie vorgetragen hatte und von denen viele ihres allgemeinen Interesses wegen in separaten Abdrücken erschienen oder in seine Mélanges historiques et critiques, die weiter unten nochmals zu erwähnen sein werden, wieder eingereiht wurden. Nachdem Gomicourt den Plan zu seinen „Briefen über England" entworfen hatte, in welchen er seinen Landsleuten eine genauere Kenntniß des englischen Volkes unter den Gesichtspunkten der Gesetzgebung und Verwaltung, des Handels, der Wissenschaften und Künste ꝛc. zuzuführen gedachte, was auch geschah und anerkannt ward, siedelte er nach Paris über, wo er die nöthigen wissenschaftlichen Unterlagen für sein literarisches Unternehmen zu finden gewiß sein durfte. Er sah sich dabei auch zu linguistischen Studien geführt, durch welche er der Verbreitung der englischen Sprache und Literatur in Frankreich förderlich ward. Als ein Ehrenamt führte er auch das Secretariat des Gouvernements der Picardie. Die genauere Angabe des Ortes und der Zeit seines Todes fehlt bis jetzt. Die Liste der Schriften, die ihm theils allein angehören, auch oft unter angenommenen Namen, theils von ihm mitgefördert wurden, ist eine sehr lange. Viele davon, z. B. sein Sittenroman: Dorval, ou Manuscrit pour servir à l'histoire des moeurs du XVIII siècle (Par. 1767. 4 vols. 12), sind völlig vergessen. Andere, wie der Esprit des philosophes et écrivains célèbres de ce siècle (Par. 1772. 12.) und: Essai sur la poésie lyrique-comique (Par. 1770. 12.), unter dem Namen Jer. Carré, enthalten noch immer brauchbare Stoffe für

iterargeschichte. Am erheblichsten sind aber folgende: Mélanges historiques et critiques, contenant diverses pièces relatives à l'histoire de France. (Par. 1768. vols. 12.) Mehre Bestandtheile dieser Sammlung z. B. die Dissertation historique et critique pour ervir à l'histoire des premiers temps de la monarchie fr., die Conjectures sur la véritable cause le la suppression de la dignité de Connétable de France, die Observations sur la nature des biens ecclésiastiques, die Histoire de la surprise de la ville l'Amiens par les Espagnols et la réprise de cette ille par Henri IV. u. a.) waren früher besonders erchienen oder hatten ihre Standorte in den Denkschriften er Akademie der Wissenschaften von Amiens. Das dopelte Verbot der Rechnungskammer und des Parlaments, welches diese Mélanges traf, förderte nur ihre Verbreiung. Der Observateur français à Amsterdam (Amst. 1779. 12.) brachte es nur zu einem einzigen Bande. Desto glänzenderen Erfolg hatte der Observateur français à Londres, ou Lettres sur l'état présent de l'Angleterre, relativement à ses forces, à son commerce et à ses moeurs, avec des notes et des remarques historiques, critiques et politiques. (Par. 1769—1772. 32 vols. 12.) Unter dem pseudonymen Namen von Jer. Carré erschien der Traité analytique, étymologique et raisonné de la prononciation de la langue anglaise. (Par. 1778. 8.) An der Uebersetzung von Robertson's „Geschichte von Amerika" durch Suard und Jansen, von Blackstone's Commentar über die englischen Gesetze und möglicherweise an noch anderen Werken hatte Gomicourt Antheil, dessen Umfang sich aber schwer näher bestimmen lassen dürfte *). (*J. E. Volbeding.*)

GOMIDAS, armenischer Bischof, sogenannter Katholikos, aus Aghtsits in der armenischen Provinz Araxadzod gebürtig, nach dem Tode des Bischofs Johannes III. zu der Würde eines solchen im J. 617 erhoben, nachdem er vorher längere Jahre Bischof von Mamigonien gewesen war. Ein würdiger Nachfolger des Bischofs Gregorius Lusawovitsch (Erlauchter), dem die armenische Kirche ihren festeren Bestand und ihre vielfach eigenthümliche Organisation verdankte, ließ sich Gomidas namentlich deren Selbständigkeit gegen das unaufhörliche Andringen Roms, die armenische Kirche wieder mit der orthodoxen zu uniren, angelegen sein und war und blieb eine feste Stütze der sogenannten Dissidenten, welche mit den unirten Armeniern in unaufhörliche Fehde verwickelt waren. In Eriwan, unfern des Klosters Etschmiadzin, in welchem der armenische Katholikos seine Residenz hat, legte Gomidas bereits im J. 618 den Grund zu der prachtvollen, der heiligen Hripsime geweihten Kirche und sein „Nerpogh Hripsimiah" (Hymne auf die heilige Hripsime) hat noch jetzt seine feste Stelle in der armenischen Liturgie; Bischof Gomidas starb im J. 625.

(*J. E. Volbeding.*)

*) Specielleres über Gomicourt's literarische Wirksamkeit bei *J. M. Quérard*, La France littéraire (unter Damiens de Gomicourt) Tom. II. p. 376 und in dem ihn betreffenden Artikel der Biographie universelle (unter Gomicourt) Tom. XVII. p. 135.

GOMIDAS, nach seinem Geburtsorte Khéomurdjian genannt, Pfarrer an der armenischen Dissidentenkirche zum heil. Gregor in Smyrna, auch als fleißiger Schriftsteller auftretend, namentlich durch seine geschichtlichen Memoiren über die Zerwürfnisse zwischen den armenischen Dissidenten und Unirten in Constantinopel bekannt, enthauptet daselbst am 25. Oct. 1727. Er war von dem armenischen Patriarchen Johannes von Smyrna vor dem Großvezier und Obermufti zu Constantinopel als Rebell gegen den Großherrn denuncirt worden. Johannes aber war der persönliche Feind des Gomidas, der sich gegen die tyrannischen Uebergriffe seines Vorgesetzten freimüthig ausgesprochen hatte und ihn als einen überlästigen Aufpasser los zu sein wünschte. Wiewol die zur Untersuchung der gegen Gomidas anhängig gemachten Klage niedergesetzte Commission keine Schuld an ihm fand, so ward doch auf fortgesetzte Agitation des Patriarchen Johannes seine Verurtheilung zum Tode, als der öffentlichen Ruhe wegen unerläßlich, durchgesetzt; achtzehn andere Personen, die in seinen Proceß verflochten waren, konnten der Todesstrafe nur dadurch entgehen, daß sie zum Islam übertraten. Gomidas allein besiegelte die Treue für den christlichen Glauben mit dem Tode, von da ab als Märtyrer von den dissidentischen Armeniern verehrt. Unter dem Namen des „seligen Wunderthäters" steht er bei ihnen noch jetzt im größten Ansehen.

(*J. E. Volbeding.*)

GOMIS (Joseph Melchior), geb. 1793 [1]) zu Anteniente in Valencia, zeigte früh Anlagen und Neigung zur Tonkunst. Als Chorknabe in dem Domherrnstifte seiner Vaterstadt bildete er sein musikalisches Talent sorgfältig aus. Er machte so rasche Fortschritte, daß er schon in seinem 16. Jahre (1809) die Stelle eines Gesanglehrers übernehmen konnte. Seine Mußestunden benutzte er zu seiner weiteren musikalischen Ausbildung. Der Unterricht, den ihm der Pater Pons ertheilte, machte ihn mit dem strengen Style der Kirchenmusik bekannt. Einen entschiedenen Einfluß auf seine musikalische Bildung und auf seinen Geschmack hatte für ihn das mit großem Eifer fortgesetzte Studium der Werke älterer Meister, namentlich Mozart's und Haydn's. Von dem erstgenannten Componisten lernte er besonders die Kunst der Instrumentation. In einen völlig heterogenen Wirkungskreis, der mit seinen bisherigen Studien Nichts gemein hatte, ward er versetzt durch seine Ernennung zum Militairmusikdirector bei der Artillerie in Valencia. Er stand damals (1813) in seinem 21. Jahre. Seine Stelle gereichte ihm in sofern zum Vortheil, daß er dadurch genöthigt ward, die Benutzung und Behandlung der Instrumente gründlich zu erlernen. Seine ersten Versuche in der Composition waren Parademärsche. Die Vorliebe für Haydn veranlaßte ihn, mehre Symphonien dieses Componisten und selbst dessen Oratorium: „Die sieben Worte am Kreuz" für Militairmusik zu arrangiren.

1) Nach andern Angaben soll Gomis bald 1796, bald 1797, bald 1798 geboren worden sein. Etwas Bestimmtes über sein Geburtsjahr läßt sich nicht ermitteln. Vergl. Gaßner's Universallexikon der Tonkunst S. 356.

Immer stärker regte sich in ihm die schon früh erwachte Neigung zu dramatischen Compositionen. Er fand sich dadurch bewogen, 1817 seine Stelle niederzulegen. In Madrid gelang es ihm, mehre von ihm componirte kleine Opern zur Aufführung zu bringen. Vorzüglichen Beifall fand die Oper: La Aldiana. Sie verschaffte ihm die Stelle eines Musikdirectors der königlichen Garde. Die politischen Ereignisse des Jahres 1823 vertrieben ihn aus seinem Vaterlande, wohin er nie wieder zurückkehrte. Mit dem Entschlusse, sich gänzlich der dramatischen Compositionen zu widmen, begab er sich nach Paris. Er hoffte, durch diesen Schritt sich eine glänzende Laufbahn zu eröffnen. Seine musikalischen Anlagen und sein ernstes Streben konnten ihn zu dieser Hoffnung berechtigen, die er jedoch völlig vereitelt sah.

Mit den Theaterintriguen und dem Künstlerneide hatte er einen harten Kampf zu bestehen. Drei Jahre hatte er bereits in Paris zugebracht, ohne daß es seinen vielfachen Bemühungen gelungen war, von irgend einem französischen Dichter einen Operntext zu erhalten. An Rossini fand er einen Freund, der sich lebhaft für ihn interessirte. So sehr sich jedoch der genannte Componist für ihn verwendete, ward doch nuter den von Gomis componirten Opern auch nicht eine einzige aufgeführt.

Nicht viel besser ging es ihm Anfangs in London, wohin er sich auf Rossini's Rath 1826 begeben hatte. Er befand sich in einer drückenden Lage. Eine sorgenlosere Existenz und zugleich eine angenehmere Stellung als Künstler sich zu verschaffen, gelang ihm erst, als er sich bequemte, den Beruf eines Operncomponisten mit dem Geschäfte eines Gesanglehrers zu vertauschen. Die von ihm componirten Romanzen, Boleros ꝛc. fanden eine nicht minder günstige Aufnahme, wie sein mit Orchesterbegleitung componirtes Vocalquartett: El invierno. Seine theoretischen Kenntnisse zeigte er in einer von ihm herausgegebenen Singschule. Dies Werk erschien unter dem Titel: Méthode de solfège et de chant. Rossini und Boyeldieu ehrten ihn durch ein schmeichelhaftes Lob. Sein Hang zur dramatischen Composition war jedoch so überwiegend, daß er, ohne ihn zu befriedigen, keine Ruhe fand. Im J. 1827 führte ihn eine abermalige Reise nach Paris. Er war so glücklich, dort einen Operntext zu erhalten, mit welchem er nach London zurückeilte. Bald war er im Stande, dem Director der Opéra comique die Partitur einer von ihm componirten Oper einzuschicken. Er ward hierauf aufgefordert, die Proben selbst zu leiten. Dies geschah, aber schon nach einigen Proben verweigerte der Director die Aufführung der Oper. Gomis mußte gerichtlich gegen ihn einschreiten. Er ward zwar durch die Summe von 3000 Francs entschädigt, mußte jedoch auf die Aufführung seiner Oper verzichten. Der eingeleitete Proceß hatte lange gedauert. Gomis hatte dadurch seinen Erwerb in London eingebüßt. Dadurch und durch die mit den öftern Hin- und Herreisen verbundenen Kosten sah er sich in eine mißliche Lage versetzt, die ihn jedoch nicht abhielt, noch länger in Paris zu bleiben und sein Ziel beharrlich zu verfolgen.

Den höchsten Wunsch seines Lebens sah Gomis erfüllt, als die von ihm componirte Oper: Le Diable à Seville, durch Rossini's Verwendung, am 29. Jan. 1831 auf dem Theater Ventadour aufgeführt ward. Diese Oper, die ihm zuerst als dramatischen Componisten einen Namen erwarb, ward im Allgemeinen günstig aufgenommen, doch mehr von Musikkennern, als von dem großen Publicum. Durch den Freiherrn v. Lichtenstein ward sie auf den teutschen Boden verpflanzt und durch einen Clavierauszug, der 1833 zu Mainz erschien, ziemlich verbreitet. Wie geschäftig der ihn rastlos verfolgende Künstlerneid war, zeigte sich, als er den Auftrag erhalten hatte, eine große Oper für das Théâtre de l'Académie royale zu componiren. Sie ward eingeübt, die Aufführung jedoch durch mannichfache Cabalen hintertrieben. Obgleich durch diese abermalige Täuschung tief gekränkt, verfolgte Gomis doch mit Beharrlichkeit sein Ziel. Einen glänzenden Beweis von seinen Talenten gab er in der komischen Oper: Le Revenant, die trotz aller Intriguen 1833 aufgeführt ward und ungeachtet des schlechten Textes und der nicht günstigen Stimmung des Publicums eine beifällige Aufnahme fand. Vielfache Kränkungen und Chicanen bei der Bearbeitung und Einübung dieser Oper von Seiten der Direction hatten jedoch höchst nachtheilig auf seine Gesundheit gewirkt. Er bekam Anfälle von Brustkrämpfen, die ihm die Sprache raubten. In seinem leidenden Zustande schrieb er noch die Oper: Le Portefaix. Auch diese Oper, die das Jahr vor seinem Tode (1835) aufgeführt ward, fand nicht den Beifall, den sie nach dem Urtheile unparteiischer Kunstkenner verdient hätte. Er starb zu Paris an der Halsschwindsucht den 27. Juli 1836. Unvollendet hinterließ er die Oper: Rock le Barbu. Vor Nahrungssorgen hatte ihn in der letzten Zeit seines Lebens eine Pension geschützt, die er einem seiner Gönner, dem Chef des Departements der schönen Künste beim Ministerium des Innern, Cavé, zu verdanken gehabt hatte. Geschätzt ward Gomis von Musikkennern besonders als ein tüchtiger Contrapunctist und in dieser Beziehung vorzüglich ein Chor der Mönche in der Oper: Le Diable à Seville gerühmt [2]).

(*Heinrich Döring.*)

GOMMARC (Jean), französischer protestantischer Theolog, zwischen den Jahren 1625 und 1630 wahrscheinlich zu Vertenil (im jetzigen Departement der Charente) geboren, wurde, nachdem er bereits mehre kirchliche Aemter bekleidet hatte, am 15. Sept. 1667 von der zu Saint Afrique versammelten Provinzialsynode von Obergnyenne auf den Vorschlag des akademischen Senats zum Professor der Philosophie an der protestantischen Akademie zu Puylaurens ernannt und trat im folgenden Jahre, nachdem er die vorgeschriebene Prüfung bestanden und die These: De mediatione Christi et praedestinatione (Puylaurens 1668. 4.) vertheidigt hatte, seine Stelle an. In seinen Vorlesungen, sowie in sel-

2) Siehe Blum's und Herlossohn's Allgemeines Theaterlexikon. 4. Bd. S. 80. Gaynet's Universallexikon der Tonkunst S. 356.

ien beiden Abhandlungen: De natura fidei (Puylaurens 1671. 4.) und: De ortu fidei (Ibid. 1672. 4.) jesteht er dem subjectiven Elemente in der Natur und dem Ursprunge des Glaubens einen ziemlich bedeutenden Einfluß zu, eine unerhörte Neuerung in der auf der Akademie zu Puylaurens üblichen Lehrmethode, da die Calviniſtiſche Theologie, welcher ſie bis jetzt folgte, weder den Anlagen, noch den Neigungen des Menſchen die geringſte Rechnung trägt. Die bereits genannten Abhandlungen, zu welchen man noch eine vierte gegen die Lehre der Jeſuiten gerichtete: De scientia Dei, quam Jesuitae mediam sive hypotheticam vocant (Puylaurens 1670. 4.) fügen kann, ſind jetzt höchſt ſelten geworden. Gommare ſtarb gegen das Ende des 17. Jahrh. *). (*Ph. H. Külb.*)

GOMMERN, Stadt in der preußiſchen Provinz Sachſen, Regierungsbezirk Magdeburg, Kreis Jerichow I., an der Ehle, hat gegen 1900 Einwohner, zwei Waſſermühlen, drei Windmühlen, Tabaksfabrik, Brauerei und Brennerei. (*H. E. Hössler.*)

GOMOAR [1]), Feldherr im Dienſte mehrer römiſchen Kaiſer und offenbar teutſcher Abkunft, begegnet uns in der Geſchichte zuerſt als Befehlshaber der Scutarier (Schildträger), einer Abtheilung der Leibwache Vetranio's, welcher ſich in Illyrien, wo er als Feldherr ſtand, zum Gegenkaiſer aufgeworfen hatte und gegen den Kaiſer Conſtantius II. ins Feld rückte. Als beide Heere im J. 350 bei Succi, dem Hauptpaſſe über den Hämus in Thrazien [2]), einander gegenüberſtanden, wußte Conſtantius durch Gomoar, welchen er durch große Verſprechungen gewonnen hatte, eine Verſchwörung in dem großentheils aus Teutſchen beſtehenden Heere Vetranio's anzuzetteln, wodurch dieſer bekanntlich zur Abdankung gezwungen wurde [3]). Daß Gomoar bei Conſtantius des von ihm geleiſteten Dienſtes wegen in hoher Gnade ſtand, beweiſt ſeine Ernennung zum commandirenden General (magister armorum) in Gallien, wo er aber bei ſeiner Ankunft (im J. 360) von Julian, der unterdeſſen von ſeinen Legionen zum Kaiſer ausgerufen worden war, zurückgewieſen wurde, da dieſer ihm wegen ſeines an Vetranio begangenen Verrathes nicht traute. Dieſe Zurückſetzung bewog übrigens den Kaiſer Conſtantius, den über dieſelbe ergrimmten Gomoar an der Spitze der Läter [4]) ſeinem Nebenbuhler, welcher mit einem Heere aus Gallien gegen Conſtantinopel anrückte, entgegen zu ſenden, um ihm den Uebergang über den Paß von Succi zu wehren [5]). Ehe aber Gomoar das feindliche Heer, welches bereits den Paß im Rücken hatte, erreichte, überraſchte ihn die Nachricht von dem Tode des Conſtantius, der unvermuthet am 3. Nov. 361 zu Mopſucrenes an der Grenze von Cilicien und Kappadocien geſtorben war, und da nun eine Provinz nach der andern ſich Julian unterwarf, ſo ſcheint er, da er die ihm nicht holde Geſinnung des neuen Kaiſers kannte, das Heer verlaſſen und in ſtiller Zurückgezogenheit gelebt zu haben, bis der Gegenkaiſer Procopius ihm im J. 365 wieder den Befehl über eine Truppenabtheilung anvertraute [6]). Er zog nun mit dieſer dem Kaiſer Valens entgegen; als aber beide Heere im folgenden Jahre in Lycien zuſammenſtießen und er alsbald erkannte, wie ſchlecht die Sache des Procopius ſtand, ging er, obſchon er in der gebirgigen Gegend den überlegenen Gegner hätte leicht täuſchen und ohne Gefahr den Rückzug finden können, unter dem Scheine eines Gefangenen, als ob er plötzlich von einer feindlichen Schar überraſcht und umringt worden wäre, in das nicht weit entfernte Lager des Valens über [7]). Ob er nach der Hinrichtung des Procopius von Valens begnadigt und wieder angeſtellt oder, was übrigens bei dem Schweigen der älteren Quellen nicht ſehr wahrſcheinlich iſt, grauſam behandelt und mit einer Säge zerſchnitten wurde [8]), dürfte nicht leicht mit Gewißheit zu ermitteln ſein, obgleich dieſes Muſter eines gewiſſenloſen Söldners eine ſchonende Behandlung nicht verdiente. (*Ph. H. Külb.*)

GOMORRHA (עֲמֹרָה, LXX Γόμορρα, der hebr. Etymologie nach = demersio) iſt die zweite von vier Städten, Sodom, Gomorrha, Adama und Zeboim (1 Moſ. 10, 19; 14, 2 u. 8; 5 Moſ. 29, 22), von denen ſonſt gewöhnlich nur die beiden, Sodom und Gomorrha, zuſammen erwähnt werden. Die vier Städte, deren jeder ein beſonderer König zugetheilt wird (1 Moſ. 14, 2 fg.), ſollen, ehe wegen der Sündhaftigkeit Sodoms das 1 Moſ. 19, 24 fg. geſchilderte Strafgericht auf die Gegend herabkam, in dem waſſerreichen und fruchtbaren Thale Siddim gelegen haben, während ihr Untergang ſpäter häufig als Beiſpiel der göttlichen Strafgerechtigkeit angeführt wird (Jeſ. 1, 9 u. 10; 13, 19. Jerem. 23, 14; 50, 40. Zephanj. 2, 9. Matth. 10, 15. Marc. 6, 11). Man beruft ſich, um die hiſtoriſche Glaubwürdigkeit des in der Geneſis erzählten Factums zu unterſtützen, gewöhnlich auf die vulcaniſche Bodenbeſchaffenheit der Gegend, welche bis in die neueſten Zeiten mit großer Genauigkeit und nach allen Beziehungen hin unterſucht iſt (vergl. die Art. Ghor und Todtes Meer), indem man nämlich behauptet, daß in alten Zeiten an der Stelle des jetzigen Meeres ſich das fruchtbare Thal Siddim befunden habe, welches durch eine vulcaniſche Revolution verſunken und zum See geworden ſei, oder richtiger, wol nur eine ſolche Kataſtrophe ſtattgefunden habe, wodurch das todte Meer vergrößert worden ſei. Allein abgeſehen davon, daß durch eine ſolche geologiſche Auffaſſung die ethiſche Grundlage, deren mythiſche Einkleidung freilich auf der Hand liegt, aufgegeben wird,

*) Biographie générale. Tom. XXI. p. 167.

1) Der Name wird von Andern auch Gomohar, Gumoar und Gumohar geſchrieben; Gomoar iſt aber die gewöhnliche Schreibart. 2) Jetzt Paß Sfulu Derbend oder Demir Kapi genannt. 3) *Ammian. Marcellin.* XXI, 8. 4) Laeti (die Freudigen), Hilfstruppen, welche größtentheils aus Teutſchen beſtanden, die ſich an der Grenze des römiſchen Reiches am rechten Ufer der Donau angeſiedelt hatten und am beſten mit den Granitzern Oeſterreichs verglichen werden können; vergl. Konr. Mannert, Geographie der Griechen und Römer. 3. Bd. S. 269. 5) *Ammian. Marcellin.* XXI, 13.

6) *Ammian. Marcellin.* XXVI, 7. 7) *Id.* XXVI, 9. *Zosim.* IV, 8. 8) *Sozomen.* VI, 8.

so ist schwer einzusehen, wie die physische Beschaffenheit der ganzen Umgegend auf eine frühere Fruchtbarkeit zurückschließen lassen sollte. Es spricht vielmehr Alles dafür, daß die Gegend immer unfruchtbar gewesen ist.

(*Haarbrücker.*)

GOMORTEGA, eine von Ruiz und Pavon aufgestellte Pflanzengattung der Laurineen, welche mit Cryptocarya von R. Brown identisch ist. Sie zeichnet sich durch folgende Merkmale aus: Die Blüthen sind zweigeschlechtlich. Die fast trichterförmige, sechstheilige Blüthenhülle hat einen abfälligen Saum. Die zwölf Staubgefäße stehen in vier Reihen, die neun äußeren sind mit Staubbeuteln versehen, die drei inneren steril, von den fruchtbaren sind die drei innersten zu beiden Seiten mit einer gestielten, freien Drüse versehen; die Staubbeutel sind sämmtlich länglich, zweifächerig, die der ersten und zweiten Reihe nach Innen gewandt, die der dritten nach Außen gekehrt, alle springen mit zwei Klappen auf, die sterilen sind kurzgestielt, mit einem schmalen, spitzen Köpfchen versehen. Der einfächerige, eineiige Fruchtknoten ist von der Röhre der Blüthenhülle bedeckt. Die Narbe ist kopfförmig. Die einsamige Frucht ist in der verhärteten, fast geschlossenen Röhre der Blüthenhülle frei.

Die hierher gehörigen Arten wachsen namentlich in Neu-Holland, aber auch in Amerika; es sind Bäume mit wechselständigen, fiedernervigen Blättern, blattartigen, gekielten Knospenschuppen und rispigem, achsel- und fast endständigem, lockerem, meist hin und her gebogenem Blüthenstande.

Diese Gattung zerfällt in drei Sectionen:

1) Eucryptocarya. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und die unfruchtbaren Staubgefäße der vierten Reihe sind gestielt. Die Steinbeere steht innerhalb der Röhre der Blühenhülle und hat keinen Saum. Die Knospen sind krautig, an Schuppen sind nur wenige vorhanden.

2) Gymnocarya. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und die sterilen Staubgefäße der vierten Reihe sind sitzend. Die in der Röhre der Blüthenhülle befindliche Steinbeere ist an der Mündung geöffnet und von den zurückgeschlagenen, lange stehenbleibenden Saumzipfeln gekrönt. Die Knospen sind pfriemlich, zweiklappig.

3) Peumus. Die Drüsen am Grunde der Staubgefäße der dritten Reihe und der sterilen Staubgefäße der vierten Reihe sind sitzend. Die Frucht der Mitglieder dieser Section ist unbekannt. Die Knospen sind von vielen Schuppen bedeckt. Zu dieser Abtheilung gehören Gomortega *Ruiz* und *Pavon*, Adenostemon *Persoon* und Keulia *Molina*.

(*Garcke.*)

GOMPERZ (Ludwig), geb. im December 1749 zu Metz in Lothringen, stammte aus einer Israelitenfamilie. Wie sein Vater, widmete auch er sich dem Handelsstande. Noch in jugendlichem Alter verließ er seine Heimath. Er begab sich nach Teutschland und wählte Danzig, späterhin die Vorstadt Schidlitz zu seinem Aufenthalte. Dahin zog ihn, der ein großer Freund von theatralischen Vorstellungen war, das dort erbaute Theater, da in Danzig selbst während der Advents- und Passionszeit das Schauspiel verboten war. Während seines Aufenthaltes in Danzig hatte er seinem Glauben entsagt. Er war zum Christenthum übergetreten. Seinen Taufnamen Leon hatte er mit dem Namen Ludwig vertauscht. Späterhin wandte er sich nach Elbing, wo er seinen Handel, wie früher, mit Eifer und mit nicht ganz ungünstigem Erfolge betrieb. Wo und wann er gestorben, ist unbekannt.

Neben seinen mercantilischen Geschäften widmete er seine Mußestunden den schönen Wissenschaften. In Danzig hatte er selten eine theatralische Vorstellung der Schuch'schen Gesellschaft verfäumt, die zu den besten und geübtesten damaligen Schauspielertruppen gehörte und sich mit der gleichfalls berühmten Döbbelin'schen Gesellschaft wohl messen konnte [1]). Durch sein wachsendes Interesse an der Bühne fand sich Gomperz veranlaßt, im Felde der Dramaturgie als Schriftsteller aufzutreten. Er trug jedoch Bedenken, sich auf dem Titel seiner Schriften zu nennen. Anonym erschienen von ihm: „Gedanken über das Theater bei Anwesenheit der Döbbelin'schen Schauspielergesellschaft" (Königsberg 1770. 8.); desgleichen eine „Parallele" zwischen dieser Truppe und der ebenso ausgezeichneten Schuch'schen Gesellschaft. (Königsberg 1772. 8.) Seine „Billette der Madame F. und Madame K. über die Schuch'sche Gesellschaft" erlebten 1775 zu Danzig eine neue Auflage. Noch schrieb Gomperz „Kritische Bemerkungen über das Theater, entworfen bei der Anwesenheit der Schuch'schen Gesellschaft in Danzig." (Danzig 1781. 8.) Gomperz machte auch einen Versuch, französisch zu schreiben. Eine sehr günstige Aufnahme fanden seine Friedrich II. dedicirten Lettres sur la langue et la littérature allemande etc. Dediées à S. M. le Roi de Prusse. Diese Briefe erschienen 1781 zu Danzig [2]).

(*Heinrich Döring.*)

GOMPHANDRA ist der Name einer von Wallich aufgestellten, zu den Olacineen gehörigen Pflanzengattung mit folgendem Charakter:

Die Blüthen sind durch Fehlschlagen eingeschlechtlich. Der Kelch ist vier- bis fünfzähnig. Die vier oder fünf Kronblätter haben keine Anhängsel, sind an der Spitze einwärtsgebogen oder mit keulenförmigen Haaren besetzt. Die vier oder fünf Staubgefäße sind fast keulenförmig, die Träger zusammengedrückt, frei oder leicht verbunden und bilden eine Röhre um den Fruchtknoten. In den männlichen Blüthen sind die Staubbeutel zweifächerig, haben parallele, zusammenhängende, der Spitze des Staubfadens zum Theil eingesenkte Fächer und sind auf dem Rücken und unter den Fächern von keulenförmigen, ungleichen Haaren kammförmig; der Frucht-

1) Siehe über beide Gesellschaften Devrient in s. Geschichte der deutschen Schauspielkunst. R. Blum's und Herloßsohn's Theaterlexikon. 3. Bd. S. 41 fg. 6. Bd. S. 300. Kritische Nachricht von der Schuch'schen Gesellschaft. (Halle 1755.) 2) Siehe Goldbeck in s. Literarischen Nachrichten von Preußen. Löschin's Geschichte Danzigs. 2. Th. S. 298 fg. Meusel's Gel. Deutschland. 2. Bd. S. 619. 9. Bd. S. 443.

knoten ist rudimentair. In den weiblichen Blüthen sind die Staubgefäße wie in den männlichen, aber die Beutel sind leer. Der längliche, eineiige Fruchtknoten hat mit den Kronblättern gleiche Länge. Die beiden länglichen Eichen hängen aus der Spitze des Faches herab. Die große, sitzende Narbe bedeckt den Scheitel des Fruchtknotens. Die Steinbeere ist lederartig, genabelt, ein- bis zweifamig.

Hierher gehören strauch- oder baumartige, in Ostindien einheimische Gewächse mit wechselständigen, einfachen, ganzrandigen Blättern, achselständigen, gabelspaltigen, vielblüthigen Trugdolden und kleinen, gelblichgrünen, zahlreichen männlichen, aber nur wenigen weiblichen Blüthen.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) G. coriacea *Wight.* Die Pflanze ist zweihäusig; die männlichen Blüthen stehen in achselständigen vierblüthigen Trugdolden, die weiblichen stehen einzeln oder zu 2—3 in Trauben; die Früchte sind länglich, cylindrisch; die Blätter sind lederartig, eiförmig, an beiden Enden verschmälert oder verkehrt-eikeilförmig; in den Blüthen befinden sich vier Staubgefäße.

Diese Art wächst in Ostindien.

2) G. polymorpha *Wight.* Die Pflanze ist zweihäusig, kahl; die Blätter sind kurz gestielt, zugespitzt, häutig, unterseits meergrün; die Trugdolden sind achselständig, einzeln oder gepaart, fast so lang als die Blattstiele, die männlichen sind vielblüthig, die weiblichen 2—3blüthig; der Kelch ist ganzrandig oder undeutlich 4—5zähnig; die 4—5 kahlen Kronblätter sind am Grunde verwachsen; die Staubgefäße ragen aus der Blumenkrone hervor; die längliche Frucht ist von der stehenbleibenden Narbe gekrönt.

Diese Art kommt gleichfalls in Ostindien vor.

(*Garcke.*)

GOMPHIA, eine von Schreber gegründete Gattung der Ochnaceen mit folgendem Charakter: Der fünfblätterige, meist gefärbte Kelch hat dachziegelig sich deckende, abfällige Blättchen. Die fünf unterständigen Kronblätter wechseln mit den Kelchblättchen ab und sind ein wenig größer als diese, sehr oft verkehrt-eiförmig, benagelt, abstehend. Die zehn Staubgefäße sind unterständig, aufrecht, zusammenneigend, die Träger sind sehr kurz, die Staubbeutel sind nach Innen gewandt, zweifächerig, am Grunde angeheftet, pfriemlich-vierkantig, quer ringförmig-runzelig und springen an der Spitze mit zwei Löchern auf. Der Fruchtknoten geht in ein niedriges, griffeltragendes Centralsäulchen aus und ist fünf- bis sechstheilig, seine verkehrt-eiförmigen, sehr stumpfen Zipfel sitzen auf der Spitze des verkehrt-kegelförmigen Griffelträgers schief, der ganz einfache Griffel steht in der Mitte dieser Zipfel, die Narbe ist sehr klein; das einzige Eichen ist vom Grunde aufsteigend, gegenläufig. Die fünf oder durch Fehlschlagen in geringerer Anzahl vorhandenen, einfächerigen, einsamigen Beeren sitzen auf dem zuletzt erweiterten Griffelträger. Der aufrechte Samen hat eine häutige Schale. Der Samenkeim ist eiweißlos, rechtläufig, die Keimblätter sind fleischig, flachgewölbt; das Würzelchen ist sehr kurz, unterständig.

Die hierher gehörigen baum-, strauch- oder halbstrauchigen Arten wachsen in Asien und Afrika, namentlich aber im tropischen Amerika und haben wechselständige, stehenbleibende, einfache, kurz gestielte, lederartige, glänzende, eiförmige oder längliche, fast ganzrandige oder scharf gesägte Blätter, achselständige, gepaarte Nebenblätter, welche bald getrennt sind und abfallen, bald in ein einziges, zwischen den Blättern stehendes, stehenbleibendes verwachsen sind, end- oder zugleich auch achselständige, von Deckblättern begleitete Rispen oder Trauben, gelbe Blüthen und kantige, am Grunde gegliederte Blüthenstielchen.

Diese Gattung zerfällt nach Planchon in folgende zwei Sectionen:

Erste Section. Gomphiastrum *Planchon.*

Die Nebenblätter stehen in den Blattwinkeln und sind in ein einziges mehr oder weniger tief geschlitztes verwachsen. — Die Arten dieser Section wachsen in der alten Welt.

1) G. sumatrana *W. Jack.* Die Blätter sind lanzettlich oder länglich-eiförmig, zugespitzt, stumpf gezähnelt, glänzend, fast fünfnervig; die Nebenblätter sind abfällig; die Rispen sind endständig.

Diese Art wächst auf Sumatra, Singapore und auf den benachbarten Inseln.

2) G. glaberrima *Palisot de Beauvois.* Die Blätter sind lanzettlich-länglich, sehr spitz, glänzend, fast nervenlos, von der Mitte bis zur Spitze gesägt; die Blüthentrauben sind einfach.

Diese Art ist in Oware und in Sierra Leone in Westafrika einheimisch.

3) G. reticulata *Palisot de Beauvois.* Die Blätter sind lanzettlich-länglich, gesägt, spitz, netzaderig; die Blüthen stehen in Rispen.

Gleichfalls in Westafrika in Oware einheimisch.

4) G. Turnerre *J. D. Hooker.* Die Blätter sind elliptisch-länglich oder schmal linealisch-lanzettlich, sowol in eine lange Spitze, als in den Blattstiel verschmälert, stark lederartig, undeutlich gekerbt oder ganzrandig, auf beiden Seiten glänzend und glatt, mit undeutlichen Adern; die Rispe ist lang, ästig, ihre schlanken Aeste stehen ab; die Blüthen stehen zu drei oder fast büschelig; die Blüthenstielchen haben mit dem Kelche gleiche Länge.

Diese Art wächst in Sierra Leone. Die Blätter sind lang, beiderseits braun oder grün, 4—6 Zoll lang, 1½—2 Zoll breit; der Blattstiel ist ¼ Zoll lang. Die 6—8 Zoll lange Rispe hat lange, schlanke Aeste.

5) G. Vogelii *J. D. Hooker.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, undeutlich, buchtig-gezähnt, lederartig, auf beiden Seiten glänzend mit aus der Mittelrippe aufsteigenden Adern; die untersten Aeste der starken Rispe sind lang, aufsteigend; der Kelch ist zur Fruchtzeit ziemlich groß; die 3—4 kugeligen Früchtchen sind

vom Kelche eingeschlossen und um die Hälfte kleiner als die Zipfel.

Diese Art wächst in Westafrika am Niger. Der ästige Strauch hat eine blaßbraune Rinde.

6) G. flava *Schumacher* und *Thonning*. Die Blätter sind schmal elliptisch-länglich, zugespitzt, in den Blattstiel verschmälert, scharf gesägt, lederartig, flach, netzförmig-aderig, die aufsteigenden Hauptadern stehen etwas entfernt von einander; die Rispe ist am Grunde ästig; die stielrunden, an beiden Enden stumpfen Früchtchen sind länger als der einwärtsgebogene Kelch. Hierher gehört G. macrocarpa *J. D. Hooker*.

Das Vaterland dieser Art ist die Insel Fernando Po. Ihre Blätter sind 6 Zoll lang und 2 Zoll breit. Der Blattstiel ist ¼ Zoll lang.

7) G. calophylla *J. D. Hooker*. Die Stengel sind verkehrt-eiförmig-lanzettlich, am Grunde allmälig verschmälert, plötzlich zugespitzt, seltener an der Spitze verschmälert, am Rande wellenförmig, mit parallelen, sehr gehäuften Adern, dicht gestreift, ziemlich glänzend; die Blüthentraube ist seitenständig, fast so lang oder kürzer als die Blätter; der Blüthenstiel ist zusammengedrückt oder zweischneidig, die Blüthenstielchen sind schlank; die Kelchzipfel stehen nach der Blüthezeit ab; die Früchtchen sind fast kugelig.

Diese Art wächst in Sierra Leone und auf der Insel Fernando Po. Die Blätter sind 5—7 Zoll lang, 1½—2¼ Zoll breit.

8) G. afünis *J. D. Hooker*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, häutig, glänzend, die größeren sind wellenförmig-kraus, ganzrandig, die Nerven sind parallel, sehr dicht, quer; die endständige Rispe hat schlanke, kantige Aeste; die Blüthenstielchen sind ziemlich lang; die Früchtchen sind länger als der Kelch, kugelig.

Das Vaterland dieser Art ist Fernando Po.

9) G. dependens *De Candolle*. Die Blätter sind länglich-lanzettlich, schwach gezähnt, an beiden Enden zugespitzt, die Nebenblättchen bleiben stehen; die Blüthentrauben sind sehr lang, einfach, herabhängend.

Die Heimath dieser Art ist Madagascar.

10) G. angulata *De Candolle*. Die Blätter sind spärlich gesägt, sehr kurz gestielt, länglich-keilförmig, am Grunde verschmälert, fast herzförmig; die Nebenblätter bleiben stehen; die Blüthentrauben sind rispig, die Aeste kantig.

Diese Art ist gleichfalls in Madagascar einheimisch.

11) G. obtusifolia *De Candolle*. Die Blätter sind lanzettlich, ganzrandig, an der Spitze sehr stumpf oder ausgerandet, am Grunde verschmälert; die Nebenblätter bleiben stehen; die Aeste der rispigen Blüthentraube sind kurz, schwach kantig. Hierher gehören G. laevigata *Vahl* und Ochna obtusifolia *Lamarck*.

Das Vaterland dieser Art ist ebenfalls Madagascar.

12) G. angustifolia *Vahl*. Die Blätter sind lanzettlich, fast sitzend, an der Spitze gesägt, an beiden Enden spitz; die Kronblätter sind länger als der Kelch; die Kelchzipfel sind ziemlich rund. Hierher gehören G. zeylanica und malabarica *De Candolle* und Ochna zeylanica *Lamarck*.

Diese Art wächst in Ostindien, in Ceylon und in der Provinz Balangas auf der Insel Luzon.

13) G. (?) Hookeri *Planchon*. Die ganze Pflanze ist kahl, die Blätter sind länglich, an der Spitze zugespitzt oder bisweilen stumpf, in den Blattstiel plötzlich verschmälert, ganzrandig, lederartig, glänzend, die Seitennerven sind sehr dünn, bogenförmig-aufsteigend, die unteren gehen mit dem Rande fast parallel; die Blüthenstielchen stehen an der Spitze der Aestchen büschelig, die unteren Glieder der Blüthenstielchen sind sehr kurz und bleiben stehen, die oberen sind kaum einen Zoll lang; die röthlichen Kelche sind unterhalb des fast kugeligen Griffelgrundes zurückgekrümmt.

Diese Art wächst auf der Insel Penang westlich von Malacca.

Aus dieser Section führt Planchon noch

G. multiflora *De Candolle* ohne Diagnose auf, welche auf der Insel Madagascar wachsen soll. De Candolle selbst erwähnt jedoch diese Art im Prodromus nicht, auch findet sie sich nicht in Pritzel's Icones plantarum.

Zweite Section. Eugomphia.

Die Nebenblätter sind seitlich, frei. Hierher gehören nur amerikanische Arten.

14) G. laurifolia *Swartz*. Die Blätter sind länglich, ganzrandig, glänzend, im Alter auf der Oberseite grünlich, mit dünnen, weißlichen, oberseits hervortretenden Nerven; die langen Blüthenstielchen der endständigen, kurzen, zusammengezogenen, vielblüthigen Rispe sind büschelig-gehäuft; die Blüthen sind klein; die Staubbeutel sind an der Spitze abgestutzt, fast ungestielt, eingeschlossen.

Diese Art wächst in Wäldern auf Jamaica.

15) G. Candollei *Planchon*. Die Blätter sind länglich, zugespitzt, ganz oder sehr fein gezähnelt, im trockenen Zustande bräunlich, oberseits fast nervenlos; die Aeste der endständigen Rispe stehen ab; die Blüthenstielchen stehen zu 2—3 beisammen und sind kaum doppelt länger als die Blüthe; die Staubbeutel sind stiellos, an der Spitze verschmälert. Hierher gehört G. nitida *De Candolle*, aber nicht die gleichnamige von Swartz.

Diese Art wächst in Cayenne.

16) G. grandifolia *Planchon*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, schmal länglich, plötzlich zugespitzt, am Grunde gefaltet, rundlich, glänzend, papierartig, an dem dünnen, angedrückt-umgerollten Rande fein gesägt, der Mittelnerv ist flach und breit, die Seitennerven sind zahlreich und nebst den Adern sehr dünn; der Blattstiel ist dick; die Nebenblätter fallen ab; die Aeste der endständigen, kurzen, dichtblüthigen Rispe stehen ab; die Blüthen sind klein; die Kronblätter sind schmal, kaum länger als der Kelch; die kurzen Staubbeutel sind fast glatt; die Beeren sind länglich und länger als der verkehrt-eiförmige Griffelgrund.

Diese Art kommt in Brasilien bei Rio de Janeiro vor.

17) G. suaveolens *St. Hilaire.* Die Pflanze ist
nz kahl; die Blätter sind länglich, zugespitzt, fast ganz-
ndig und beinahe aderlos; die Rispen sind endständig,
drängt und fast ebensträußig; die zahlreichen Blüthen
d sehr klein; der Kelch hat mit der Blumenkrone fast
eiche Länge; die Staubbeutel sind glatt.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

18) G. Pohlii *Planchon.* Die Blätter sind sehr
rz gestielt, lanzettlich, kleindornig-gesägt, zugespitzt, am
runde abgerundet, ganzrandig, glänzend; die Rispe ist
ndständig, ästig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig;
e Staubbeutel sind quer wellenförmig-gefurcht. Hier-
r gehört G. multiflora *Pohl.*

Diese Art kommt in Brasilien bei Rio St. Ivao vor.

19) G. Miersii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz
hl; die Blätter sind lanzettlich, an beiden Enden zu-
spitzt, nach der Spitze zu undeutlich gesägt, übrigens
anz kahl, dünn, etwas starr, auf beiden Seiten deut-
ch erhaben-geadert; die Neben- und Deckblätter sind
us breitem Grunde zugespitzt und bleiben stehen; die
rzen Blüthentrauben sind endständig, einzeln oder selten
paart; die Blüthenstielchen sind schlank, abstehend; die
ronblätter der ziemlich großen Blüthen sind schmal; die
taubbeutel sind glatt und fast so lang als der Kelch.

Diese Art wächst gleichfalls in Brasilien in der Nähe
on Rio de Janeiro.

20) G. stipulacea *Planchon.* Die kleinen Blätter
nd schmal lanzettlich, an beiden Enden verschmälert,
n der Spitze ungleich dreizähnig, übrigens ganzrandig,
hön grün, ganz kahl, glänzend und deutlich geadert;
e Nebenblätter sind pfriemlich, lang, stehenbleibend;
e Blüthentraube ist endständig, kurz, wenigblüthig;
e Blüthen sind klein; die schmalen Kronblätter sind
nger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt. — Die
este sind schlank, ein wenig gewunden, hin und wieder
reizeilig-verzweigt, kurz weichhaarig; die Blätter stehen
emlich gehäuft zweizeilig und sind keinen Zoll und darüber
ng; der Blattstiele ist kurz, breit, faltig-gewunden; die
ebenblätter sind pfriemlich, braun, gestreift, 6 Linien
ng, mit breitem Grunde den Ast halbumfassend, unter
ch und vom Blattstiele getrennt und stehen in den
chseln der Blätter nicht selten büschelförmig. Hierher
hören G. itcodes *Erhard* und Ochna stipulata *Ar-
obida.*

Diese Art ändert mit fünfmännigen Blüthen ab und
ndet sich in Brasilien am Berge Corcovado in der
ähe von Rio de Janeiro.

21) G. pulchella *Planchon.* Die Pflanze ist ganz
hl; die Blätter sind lanzettlich, zugespitzt, am Grunde
itz oder nach der Spitze zu klein gesägt; die Neben-
lätter fallen erst spät ab; die wenigen Aeste der end-
ändigen, kurzen Rispe und die am Grunde von zwei klei-
en Deckblättern begleiteten Blüthenstielchen sind schlank;
ie Blüthen sind klein; die länglich-verkehrt-eiförmigen
kronblätter haben mit dem Kelche fast gleiche Länge;
er Griffelgrund ist zur Fruchtzeit birn-keulenförmig, ein-
ärtsgekrümmt; die wenigen Beeren sind einer Erbse
hnlich und weit kleiner als der Griffelgrund.

Diese Art wächst auf der zu Brasilien gehörigen Insel St. Catharina. Es scheint ein rankender Strauch mit schlanken, gewundenen Aesten zu sein. Die Blätter haben zwar eine dünne Textur, sind aber ziemlich starr, 1½ Zoll lang, mit oberseits hervortretenden Nerven; der Blattstiel ist sehr kurz. Die Nebenblätter sind aus ziemlich breitem Grunde pfriemlich, dreimal länger als der Blattstiel.

22) G. Sellowii *Planchon.* Diese Art ist sehr ästig und ganz kahl; die kleinen Blätter stehen gehäuft, sind kurz gestielt, länglich, an dem stumpfen Grunde ein wenig gefaltet, nach der Spitze zu entfernt und spärlich gesägt, übrigens ganzrandig, lederartig, glänzend, die Seitennerven sind sehr dünn, kaum deutlich zu erkennen, die Adern sind gleichfalls undeutlich; die Aestchen der endständigen kleinen Rispe stehen ab; die Blüthenstielchen sind während der Blüthezeit deckblattlos und kaum doppelt länger als die Knospe; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig, ganz stumpf und fast so lang als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt, auf dem Rücken breit.

Diese Art wächst in Brasilien. Steifer und starrer als G. pulchella hat sie zahlreiche, kurze, aufrechte Aeste, glänzende, dicht stehende, auf den ersten Blick ganzrandig erscheinende, 1½ Zoll lange, 8—10 Linien breite Blätter mit sehr kurzen Stielen, weniger schlanke, an der Spitze ein wenig verdickte Blüthenstiele und zur Blüthezeit fehlende Deckblätter.

23) G. parviflora *De Candolle.* Die Blätter sind ganzrandig, länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz; die länglichen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge. Hierher gehört Ochna Jabotapita *Vellozo.*

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës.

24) G. caracasana *Planchon.* Die Pflanze scheint ganz glatt zu sein; die großen Blätter sind gestielt, länglich, stumpf oder etwas spitz zugespitzt, ganzrandig oder bieweilen geschweift-gesägt, dünn papierartig, gleichfarbig, glänzend, der Mittelnerv ist auf der Oberseite des Blattes ziemlich breit und flach, auf der Unterseite spitz-hervortretend, die dünnen Seitennerven steigen bogenförmig auf und treten auf beiden Seiten ein wenig hervor; die Rispe ist endständig, vielblüthig, deckblattlos; die Blüthenstielchen sind länger als die Blüthe; die schmalen Kronblätter sind kaum länger als der zuletzt zurückgeschlagene Kelch; die Staubbeutel sind fast kahl.

Diese Art kommt bei Caracas vor. Die Aeste sind stielrund, die Zweige und die Achse des Blüthenstandes sind zusammengedrückt, bräunlich. Die größeren Blätter sind vier Zoll lang und etwa halb so breit; der Blattstiel ist zwei Linien lang, oberseits gefurcht, röthlich; die Blüthen sind klein, die Staubbeutel glatt.

25) G. guianensis *Richard.* Die Blätter sind eiformig-länglich, breit, ein wenig gesägt, an beiden Enden ein wenig stumpf; die Früchtchen sind kugelig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Blüthen

stehen gedrängt. Hierher gehört Ouratea guianensis *Aublet.*

Die Heimath dieser Art ist Guiana.

26) G. salicifolia *St. Hilaire* und *Tulasne.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, schmal, an beiden Enden spitz, angedrückt dornig-gesägt, fast aderlos; die Rispe ist ziemlich locker; die Blüthenstielchen sind fein harzig-weichhaarig; die Blüthen sind klein; die Kronblätter sind kaum länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro.

27) G. curvata *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, verkehrt-eiförmig-länglich, zugespitzt, am Grunde ganzrandig, keilförmig, an der Spitze gesägt, stark lederartig und deutlich genervt; die Blüthentrauben stehen gedrängt, sind einwärts gekrümmt, an der Achse und an den Blüthenstielchen mit kleinen Höckerchen versehen; die Kronblätter sind länger als der Kelch.

Diese Art wächst im südlichen Brasilien.

28) G. cuspidata *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind groß, länglich, stumpf, zugespitzt, am Grunde spitz, sehr schwach gesägt, unterwärts ganzrandig; die Blüthentrauben sind endständig; die Blüthen sind ziemlich groß; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig. Hierher gehört G. serrulata *Pohl.*

Diese Art kommt gleichfalls im südlichen Brasilien vor.

29) G. aemula *Pohl.* Die Blätter sind sehr kurz gestielt, länglich, zugespitzt, am Grunde verschmälert, klein dornig-gesägt, beiderseits glänzend; die Rispe ist traubig; die Kronblätter sind verkehrt-rundlich-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-gefurcht.

Diese Art wächst bei Rio de Janeiro.

30) G. olivaeformis *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind breit, lanzettlich-elliptisch, zugespitzt, undeutlich gesägt, am Grunde ganzrandig; die Blüthentrauben sind endständig; die Staubbeutel sind ziemlich glatt; die Griffelbasis ist zur Fruchtzeit kreiselförmig.

Diese Art findet sich gleichfalls im südlichen Brasilien.

31) G. jamaicensis *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich, an beiden Enden zugespitzt, ganzrandig oder entfernt und stumpf gezähnelt, oberseits blaßgrün, unterseits bräunlich, lederartig, glänzend, mit gekrümmten, beiderseits kaum hervortretenden Seitennerven; die Aeste der endständigen Rispe sind abstehend; die Blüthen sind ziemlich groß; die Staubbeutel sind fast glatt.

Die Heimath dieser Art ist Jamaica. In der Tracht stimmt sie mit G. olivaeformis überein, ihre Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1½ Zoll breit, abstehend oder ein wenig herabgebogen; die Blüthenstielchen und die ungeöffneten Kelche sind im trockenen Zustande schwärzlich; die Kronblätter sind breit keil-verkehrt-eiförmig, länger als der Kelch.

32) G. Jabotapita *Swartz.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, vom Grunde bis zur Spitze gesägt; die Kronblätter sind dreimal länger als der Kelch; die Beeren sind dem Blüthenboden eingesenkt. Hierher gehört Ochna Jabotapita *Linné.*

Diese Art wächst auf den Karibäen.

33) G. squamosa *De Candolle.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, schwach gesägt; die Nebenblätter sind am Grunde breit, grannenartig-spitz und bleiben stehen; die fast kreisrunden Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Beeren sind fast kugelig.

Diese Art kommt auf der westindischen Insel Tabago vor.

34) G. mexicana *Humboldt* und *Bonpland.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, gesägt, am Grunde und der Spitze verschmälert; die Blüthen stehen in kurzen Trauben dicht gedrängt; die kreisförmigen, benagelten Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge.

Diese Art wächst in Mexico zwischen Acapulco und Chilpancingo.

35) G. Jurgensenii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind schmal lanzettlich, lang verschmälert, sehr spitz, mit Ausnahme des Grundes scharf gesägt, dünn, aber starr und leicht zerbrechlich, glänzend, schön aderig-genervt; die abstehenden Aeste der endständigen, kurzen, ziemlich lockeren, armblüthigen Rispe sind mit Deckblättern besetzt; die dünnen Blüthenstiele sind lang; die Staubbeutel sind stiellos, fein runzelig.

Diese Art wächst in Mexico auf dem Gebirge Sierra San Pedro Nolasco. Ihre Aeste haben eine graue, fast glatte, glänzende Rinde, ihre Blätter sind 3½—4 Zoll lang, kaum einen Zoll breit, deutlich zugespitzt, der Blattstiel ist 2—3 Linien lang; die Nebenblätter fallen sehr leicht ab; die Rispe ist kürzer als die Blätter.

36) G. nitida *Swartz.* Die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, zugespitzt, an der Spitze gesägt; die Kelche haben mit der Blumenkrone gleiche Länge; die Beeren sind eiförmig.

Auf den Inseln Jamaica, St. Thomas und Antigua.

37) G. Guildingi *Planchon.* Die Blätter sind kurz gestielt, abstehend-zurückgebogen, elliptisch-länglich, an beiden Enden spitz, mit Ausnahme des Grundes fein gesägt, ganz kahl, starr, lederartig, verschiedenfarbig und haben zahlreiche, dünne, nur wenig hervortretende Seitennerven; die aus den blattlosen Aesten entstandenen Rispen sind kurz; die Blüthenstielchen sind länger als die Knospe und die harzig-weichhaarigen Kelche; die Staubbeutel sind über der Mitte geschnäbelt, quer runzelig und springen an der Spitze mit zwei kleinen Löchern auf.

Die Heimath dieser Art ist die Insel St. Vincent. Die zahlreichen Aeste stehen rechtwinkelig ab; die Blätter sind 1½—2 Zoll lang und halb so breit, hart, oberseits ollvengrün-bräunlich, glänzend, unterseits blasser und glanzlos; die Behaarung des Blüthenstandes und der Kelche ist pulverartig.

38) G. surinamensis *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind gestielt, länglich, zugespitzt, oberhalb des Grundes gesägt, lederartig, glänzend, fast gleichfarbig, flach und haben einen ziemlich breiten Mittel-

nerv und bogenförmige, auf beiden Blattflächen eingedrückte Seitennerven; die wenigen Aeste der endständigen, armblüthigen Rispe sind traubenförmig, lockerblüthig; die schlanken Blüthenstielchen sind doppelt länger als die Knospen; die Kelche sind nach der Blüthezeit zurückgeschlagen; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Guiana in der Nähe von Surinam. Die Aestchen sind steif, glatt, rundlich, braun; die Nebenblätter der jüngeren Blätter sind pfriemlich, so lang als der zwei Linien lange, oberseits gefurchte Blattstiel. Die Blätter sind 2—3 Zoll lang, 1—2 Zoll breit.

39) G. acuminata *De Candolle*. Die Blätter sind eiförmig-länglich, plötzlich zugespitzt, von der Mitte bis zur Spitze gesägt; die Kelche haben mit der Blumenkrone gleiche Länge.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

40) G. subscandens *Planchon*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind abstehend oder ein wenig zurückgeschlagen, länglich, zugespitzt, von der Mitte bis zur Spitze undeutlich stumpf-gesägt, lederartig, fast nervenlos, der Mittelnerv ist auf der Oberfläche des Blattes breit und eingedrückt, auf der Unterfläche spitz hervorragend, die Seitennerven sind dünn, zahlreich, gekrümmt, auf beiden Blattflächen eingedrückt; die Aeste der endständigen, großen Rispe sind lang, einwärtsgekrümmt-abstehend, vielblüthig, deckblattlos; die Blüthen sind mäßig groß, gehäuft, mit dem Blüthenstielchen fast gleichlang; die Kronblätter sind keilförmig-verkehrt-eiförmig, ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind ungestielt, quer runzelig.

Diese Art wächst in Wäldern bei Pernambuco.

41) G. hexasperma *St. Hilaire*. Die Pflanze ist ganz kahl; der baumartige Stamm hat eine korkige Rinde; die Blätter sind länglich-lanzettlich, sehr spitz, undeutlich gesägt, am Grunde und an der Spitze ganzrandig, unterseits aderlos; die Rispen sind endständig; an Fruchtknoten sind 6—7 vorhanden.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in den Provinzen Minas Geraës und Pianhy.

42) G. persistens *St. Hilaire*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich-zugespitzt, gesägt, unterseits aderlos, stark lederartig; die Rispen sind endständig; die Kelche bleiben stehen; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind kaum länger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt.

In Brasilien in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

43) G. semiserrata *Martius* und *Nees von Esenbeck*. Diese Art ist in allen Theilen schlanker als die vorige, mit welcher sie das Vaterland theilt und von der sie vielleicht nur eine Varietät ausmacht; die Blätter sind kaum 2 Zoll lang, während sie bei der vorigen 3—4 Zoll lang sind, weniger dick, von der Mitte bis zur Spitze scharf gesägt, der Mittelnerv ist gleichfarbig, die Seitennerven und die Adern sind netzförmig und treten auf beiden Blattflächen schwach hervor.

44) G. castaneaefolia *De Candolle*. Die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, gesägt, die Sägezähne sind regelmäßig, sehr spitz; die Blüthen stehen gehäuft.

In Brasilien einheimisch.

45) G. ilicifolia *De Candolle*. Die eiförmig-länglichen Blätter haben am Rande einige große dornige Zähne.

Die Heimath dieser Art ist St. Domingo.

46) G. longifolia *De Candolle*. Die Blätter sind sehr lang, lanzettlich, spitz, am Grunde herzförmig, kaum an der Spitze ein wenig gezähnt; die Früchtchen sind kugelig, die Blüthen gehäuft. Hierher gehört Ochna longifolia *Lamarck*.

Das Vaterland dieser Art ist Guadeloupe.

47) G. floribunda *St. Hilaire*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter stehen gedrängt und decken sich dachziegelig, sind länglich, an beiden Enden spitz, fast undeutlich gesägt, ganz unten am Grunde ganzrandig; die Rispen sind endständig; die Deckblätter stehen fast büschelig; die Blüthen sind sehr gehäuft; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig-kreisrund.

Diese Art findet sich in Brasilien in der Provinz Minas Geraës.

48) G. Clausenii *Planchon*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter stehen gehäuft, decken sich aufrecht-dachziegelig und sind ungestielt, länglich, an beiden Enden spitz, scharf gesägt, lederartig, glänzend; die Nerven sind dünn, parallel, bogenförmig, auf beiden Flächen hervortretend; die Aeste der endständigen Rispe sind steif, lang, traubenförmig; die Blüthenstielchen haben mit der eiförmigen, spitzen Knospe fast gleiche Länge; die Staubbeutel sind sitzend, wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës. Die Rinde der Aeste ist nicht korkartig. Die Blätter gleichen fast den echten Kastanienblättern, sind aber kleiner, 2—3 Zoll lang, 10—15 Linien breit, beiderseits fast gleichfarbig, der Hauptnerv ist ziemlich breit und tritt auf beiden Blattflächen hervor, die zahlreichen Seitennerven sind in der Nähe des Blattrandes kaum mit einander verbunden, aber durch dünne Adern verwebt; die Aeste der kaum ½ Fuß langen Rispe sind kantig, deckblattlos, fast meergrün; die eiförmig-lanzettlichen, ziemlich stumpfen Kelchblätter sind 2½—3 Linien lang, die inneren am Rande breit trockenhäutig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

49) G. confertiflora *Pohl*. Die Blätter sind fast stiellos, länglich-elliptisch, ganzrandig, stumpf, stachelspitzig, kahl; die Rispe ist traubig, sehr dicht, endständig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig gefurcht. Hierher gehört auch G. lanceolata *Pohl*.

In Brasilien in der Nähe von Rio Maranhao einheimisch.

50) G. humilis *St. Hilaire*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Stengel sind halbstrauchig, einfach; die unteren Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde stumpf, die oberen länglich, an beiden Enden spitz; die Blüthentrauben sind rispig, die Kronblätter verkehrt-eiförmig, ausgerandet, die Staubbeutel wellenförmig-runzelig.

Im südlichen Brasilien einheimisch.

51) G. nana *St. Hilaire.* Die ganze Pflanze ist weichhaarig; die Stengel sind halbstrauchig, einfach; die Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde sehr stumpf, ein wenig zugespitzt, gesägt; die fast linealischen, zugespitzten Nebenblätter bleiben stehen; die Blüthen stehen in den Achseln traubig, an der Spitze der Aeste rispig oder traubig; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Im südlichen Theile Brasiliens einheimisch.

52) G. pubescens *St. Hilaire* und *Tulasne.* Die Pflanze ist weichhaarig; der Stengel ist halbstrauchig; die Blätter sind elliptisch-lanzettlich, ein wenig zugespitzt, klein gesägt, am Grunde ganzrandig, unterseits stark aderig; die Blüthenstielchen sind dick; der Griffelgrund ist fast kugelig; die Früchtchen sind 6—8samig.

In Brasilien und zwar in der Provinz Minas Geraës einheimisch.

53) G. subvelutina *Planchon.* Die ganze Pflanze ist angedrückt-gelblich-sammethaarig; die Blätter sind elliptisch, am Grunde gefaltet und in einen sehr kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stumpf, am Rande ganzrandig und deutlich umgerollt, die Seitennerven treten oberseits undeutlich, unterseits stark hervor und sind mit einem sehr dichten Adernetze verwebt; die Blüthentrauben sind fast einfach, ziemlich lang und stehen bisweilen achselständig, öfter aber in einer endständigen Rispe; die Blüthenstielchen haben fast dieselbe Länge als die Blüthe; die runzeligen Staubbeutel sind ein wenig kürzer als der Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien auf trockenen Hügeln bei Paranagoa in der Provinz Pianhy. Ein niedriger Baum mit abstehenden, zahlreichen, sammethaarigen Aesten, elliptischen, stumpfen, aber stachelspitzigen, lederartigen, braungelben Blättern, linealisch-pfriemlichen, sehr spitzen, 2½ Linien langen, abfälligen Nebenblättern und stielrunden, 2½ Linien langen Blüthenstielchen.

54) G. brachyandra *Planchon.* Die Pflanze ist kurz-weichhaarig; die Blätter sind sehr kurz gestielt, eiförmig oder länglich-elliptisch, undeutlich gesägt oder fast ganzrandig, lederartig, grünlich-gelb und haben bogenförmige Seitennerven; die Aeste der endständigen Rispe sind bald gehäuft und kurz, bald lang und traubenförmig; die Blüthenstielchen sind ein wenig länger als die Blüthe; die Kelche sind mit einer zimmetfarbig-kastanienbraunen kurzen Behaarung besetzt; die Blüthen sind klein; die Staubbeutel sind ganz sitzend, runzelig, kaum zwei Linien lang.

Diese in Brasilien einheimische Art kommt in folgenden drei Varietäten vor:

a) ovata *Planchon.* Ein 6—8 Fuß hoher Strauch mit fast sitzenden eiförmigen, am Grunde beinahe herzförmigen, 1¼—2 Zoll langen, 15 Linien breiten Blättern und gedrängter Rispe; so in der Provinz Pernambuco auf dem Gebirge Serra do Mato Grosso.

b) intermedia *Planchon.* Ein 2—4 Fuß hoher Strauch mit eiförmig-lanzettlichen, am Grunde stumpfen Blättern und weniger gedrängter Rispe, so auf trockenen, sandigen Hügeln im Districte Rio Petro in der Provinz Pernambuco.

c) elliptica *Planchon.* Ein 6 Fuß hoher Strauch mit länglich-elliptischen, an beiden Enden spitzlichen Blättern und langen Rispenästen, so in der Nähe von Paranagoa und Crato in der Provinz Pianhy.

55) G. oleaefolia *St. Hilaire.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, ziemlich stumpf, ganzrandig, am Rande umgerollt, weichhaarig; die Blüthen stehen in Rispen; die Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

In Brasilien und zwar in den Provinzen Minas Geraës und Goyaz einheimisch.

56) G. ovalis *Pohl.* Die Blätter sind sehr kurz gestielt, eiförmig, ganzrandig, an der Spitze und am Grunde gleichmäßig stumpf-zugespitzt oder an der Spitze spitz, am Grunde rundlich, dünn weichhaarig; die Rispe ist traubig, endständig; die Kronblätter sind rundlich-verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind wellenförmig-gefurcht.

Diese Art findet sich in Brasilien auf Ebenen zwischen niedrigen Bäumen in der Nähe von Fagenda de Dona Severina im nördlichen Theile der Provinz Goyaz.

57) G. nervosa *St. Hilaire.* Die Blätter sind lanzettlich-elliptisch, zugespitzt, schwach gesägt, unterseits stark aderig; die Blüthen stehen in Rispen und zusammengesetzten Trauben; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

In Brasilien in der Provinz Goyaz einheimisch.

58) G. glaucescens *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die fast stiellosen Blätter decken sich beinahe dachziegelig und sind eiförmig oder länglich-eiförmig, am Grunde stumpf und herzförmig, an der Spitze kaum gesägt, stachelspitzig, meergrün; die fast einfachen Trauben sind endständig; die Kronblätter sind ziemlich groß, breit verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien im westlichen Theile der Provinz Minas Geraës.

59) G. rotundifolia *Gardner.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter decken sich fast dachziegelig und sind kurz gestielt, rundlich, stumpf, am Grunde tief herzförmig, ganzrandig, lederartig, fast aderlos; die Blüthentrauben sind endständig; die kurzen Blüthenstiele sind 2—4blüthig; die Kronblätter sind breit verkehrt-eiförmig, stumpf, ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind quer wellenförmig-runzelig.

Diese Art wächst in Brasilien in der Provinz Bahia.

60) G. parvifolia *St. Hilaire.* Die Aeste sind weichhaarig; die Blätter sind klein, fast stiellos, beinahe eiförmig, am Grunde sehr stumpf, an der Spitze kaum gesägt, unterseits nebst den Aesten und endständigen Rispen weichhaarig; die Blüthen stehen gedrängt; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig-kreisrund.

Diese Art wächst in Brasilien im westlichen Theile der Provinz Minas Geraës.

61) G. Blanchetiana *Planchon.* Die Aeste und die Achse des Blüthenstandes sind weichhaarig; die kleinen

Blätter sind eiförmig, am Grunde sehr stumpf oder ein wenig herzförmig, nach der Spitze zu spitz oder stumpf, bisweilen wenigzähnig, übrigens ganzrandig, flach; die wenig deutlichen Adern sind auf beiden Blattflächen eingedrückt; die Rispen sind kurz, endständig, die Kelche ganz kahl, wenig kürzer als die verkehrt-eiförmigen Kronblätter; die Staubbeutel sind quer runzelig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien. Ein wahrscheinlich buschiger, sehr ästiger Strauch mit kahlen, gewundenen, grauen Aesten und kurz-röthlich-behaarten Zweigen. Die Blätter sind kaum einen Zoll lang, 8—10 Linien breit, der Blattstiel ist 1½ Linien lang, oberseits gefurcht, weichhaarig, der Hauptnerv springt auf der Oberseite des Blattes hervor, auf der Unterseite ist er eingedrückt, röthlich; die Rispen sind kaum 2 Zoll lang, wenig ästig; die Blüthenstielchen sind 6 Linien lang, sehr fein weichhaarig; die ausgebreiteten Blüthen sind 7—8 Linien im Durchmesser.

62) G. rufidula *Planchon.* Die Pflanze ist sehr ästig; die Aeste und der Blüthenstand sind fein weichhaarig; die kleinen Blätter sind eiförmig-länglich, am Grunde stumpf oder spitz, oberhalb der Mitte bis zur Spitze scharf gesägt, lederartig, flach, fast aderlos, im trockenen Zustande röthlich, glänzend; die Rispe ist endständig, kurz, wenig ästig; die Kelche sind abfällig; die 3—4 Beeren sind eiförmig, der stark verdickten Griffelbasis eingefügt.

Diese Art wächst in Brasilien auf trockenen, buschigen Hügeln bei Paranagoa. In der Tracht stimmt sie mit G. Blanchetiana überein, ihre zahlreichen Aeste sind gewunden, grau, die Nebenblätter sind aus ziemlich breitem Grunde zugespitzt, mit dem 1—1½ Linien langen Blattstiele fast von gleicher Länge, der Hauptnerv tritt auf der Oberfläche des Blattes hervor, auf der Unterseite ist er eingedrückt, die Seitennerven sind sehr dünn, bogenförmig, beiderseits eingedrückt, kaum deutlich.

63) G. vaccinioides *St. Hilaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind klein, lanzettlich-elliptisch, stumpf, am Grunde spitz, gedrängt; die Rispen sind kurz, die Blüthenstielchen zurückgekrümmt.

In Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro einheimisch.

64) G. cassinaefolia *De Candolle.* Die Blätter sind ziemlich ganzrandig, eiförmig, am Grunde fast herzförmig, an der Spitze stumpf; die Blüthentraube ist einfach.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

65) G. aquatica *Humboldt, Bonpland* und *Kunth.* Die Blätter sind länglich, ziemlich spitz, am Grunde abgerundet, ganzrandig, undeutlich aderig; die Blüthentrauben sind lang, fast einfach; die Kronblätter sind wenig länger als der Kelch. Hierher gehört Citiorhinchus javitensis *Willdenow.*

Diese Art wächst am Orinoco bei Javita.

66) G. Schomburgkii *Planchon.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich, zugespitzt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, scharf gesägt, lederartig, schwach netzförmig; die Blüthentraube ist endständig, einfach, dichtblüthig; die ziemlich großen Blüthen stehen gepaart oder zu dreien; die Kelche sind schwärzlich, die Blüthenstielchen sind fast gleichlang.

Diese Art wächst im englischen Guiana. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit, im trockenen Zustande bräunlich, der Mittelnerv tritt auf beiden Blattflächen hervor, die Seitennerven treten dagegen kaum deutlich hervor.

67) G. grandiflora *De Candolle.* Die Blätter sind fast ganzrandig, lanzettlich, am Grunde stumpf, lang zugespitzt; die großen, fast kreisrunden Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Guiana am Rio Negro.

Weniger bekannte oder neuerlich veröffentlichte Arten.

68) G. polita *Presl.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind kurz gestielt, länglich-lanzettlich, zugespitzt, fein gesägt, beiderseits glänzend und aderig, am Grunde ganzrandig, schmal; die Rispe ist endständig, vielblüthig; die Deckblätter fallen leicht ab; die eiförmigen, stumpfen Kelchblätter haben mit den verkehrteiförmigen, rundlichen Kronblättern gleiche Länge; die Staubbeutel sind am Rande wellenförmig-runzelig; der fleischige, verkehrt-kegelförmige Griffelgrund trägt 1—3 Früchtchen.

In Brasilien in der Provinz Rio de Janeiro einheimisch.

69) G. Fieldingiana *Gardner.* Die Pflanze ist ganz kahl, glänzend; die großen Blätter sind gestielt, elliptisch-länglich, zugespitzt, am Grunde stumpf oder herzförmig oder im jungen Zustande spitz, stark lederartig, vom Grunde bis zur Mitte gesägt; die Blüthentrauben sind lang, am Grunde fast rispig; die breit-verkehrteiförmigen Kronblätter sind ein wenig länger als der Kelch; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

70) G. cardiosperma *De Candolle.* Die Blätter sind eiformig, spitz, schwach gesägt; die Beeren sind verkehrt-herzförmig-zweilappig. Hierher gehört Ochna cardiosperma *Lamarck.*

Diese Art wächst in Sümpfen in Guiana.

71) G. glomerata *Pohl.* Die Blätter sind kurz gestielt, lanzettlich, spitz, stark stachelspitzig-gesägt, am Grunde spitz, ganzrandig; die Blüthentraube ist endständig, unterbrochen; die Blüthen sind geknäult; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel sind quer runzelig-wellenförmig.

In Brasilien einheimisch.

72) G. crassifolia *Pohl.* Die Blatter sind kurz gestielt, länglich-lanzettlich, stark scharf-dornig gesägt, spitz, am Grunde fast rundlich, glänzend; die Rispe ist endständig, traubig; die Kronblätter sind verkehrt-eiförmig; die Staubbeutel quer wellenförmig-runzelig.

Die Heimath dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

73) G. isophylla *Garcke.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Blätter sind länglich-eiformig, spitz, scharf dornig-gesägt, am Grunde stumpf, ganzrandig oder

schwach gesägt, kurz gestielt, 3½—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit; die Blüthentrauben sind endständig, an der Spitze fast einfach, am Grunde zusammengesetzt; die Kelche sind nach der Blüthezeit zurückgeschlagen; die Staubbeutel sind wellenförmig-runzelig; die elliptisch-verkehrteiförmigen Beeren sitzen dem keulenförmigen Griffelgrunde auf.

Diese Art wächst an sandigen Orten bei Mariagaston in Surinam.

74) G. latifolia *Erhard.* Die Pflanze ist weichhaarig; die Blätter sind breit, gestielt, die unteren breit eiförmig, zugespitzt, fein gesägt, die oberen länglich-elliptisch, zugespitzt, gesägt; die Blüthentrauben sind end- und achselständig, dicht; die Blüthen sind groß; der Fruchtknoten ist dick.

Diese Art wächst in Brasilien.

75) G. pycnostachys *Martius.* Die Rinde ist grau; die Blätter sind eiförmig, am Rande umgerollt, fast ganzrandig oder undeutlich gesägt, am Grunde stumpf oder spitz, bisweilen abgestutzt, der Blattstiel ist dick, schwarz, der Mittelnerv ist auf der Oberfläche des Blattes eingedrückt, auf der Unterfläche tritt er hervor; die Seitennerven verschwinden oberseits ganz, unterseits sind sie ein wenig sichtbar; die endständigen Blüthentrauben haben eine dicke Spindel; die kleinen Blüthen stehen dicht gedrängt, fast gekäuelt; die Knospen sind spitz-kegelförmig, die Kelchblätter linealisch.

Diese Art kommt bei Ilheos in Brasilien vor.

76) G. macrostachys *Martius.* Von der vorigen unterscheidet sich diese Art durch die breit eiförmigen, am Grunde herzförmigen Blätter, die weit längere, gewundene Spindel, die lockere, wenigblüthige Rispe und die großen, stehenbleibenden Deckblätter.

Diese Art wächst gleichfalls bei Ilheos in Brasilien.

77) G. macranthos *Erhard.* Die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, spitz, am Grunde abgestutzt oder fast herzförmig, kurz gestielt, ganzrandig; die Rispe ist endständig, aufrecht; die Blüthen sind groß, die Knospen breit eiförmig, stumpflich.

In Brasilien in der Provinz Minas St. Domingos-Chapada einheimisch.

78) G. gigantophylla *Erhard.* Die Rinde ist rothlich-grau; die 1—2 Fuß langen, breit lanzettlichen Blätter sind in einen sehr kurzen Blattstiel verschmälert, klein spitz-gesägt, spitz oder stumpf, der Mittelnerv tritt auf der Unterseite des Blattes hervor, die Seitennerven sind auf beiden Blattflächen stark eingedrückt; die Rispe ist seiten- oder endständig, fast einfach, ihre Spindel ist sehr dick; die Blüthen sind groß, die Knospen stumpfeiförmig.

Diese Art wächst in Brasilien und ist von G. grandifolia *Planchon* vielleicht nicht verschieden.

79) G. subverticillata *Erhard.* Die Blätter sind länglich oder lanzettlich, nach dem Grunde zu verschmälert, an der Spitze verkehrt-eiförmig, ganzrandig, sitzend oder kurz gestielt; der Blattstiel ist stark, der Mittelnerv tritt auf der Oberfläche des Blattes hervor, die deutlich hervortretenden Seitennerven sind bogenförmig; die Rispen sind endständig, fast einfach, traubig; die Blüthenknospen sind spitz kegelförmig.

Diese Art ist in Brasilien einheimisch.

80) G. microdonta *Bentham.* Die Pflanze ist ganz kahl, die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, an der Spitze stumpf, am Rande ein wenig umgerollt, klein schwielig-gezähnt, die Adern sind auf beiden Blattflächen undeutlich; die Blüthentraube ist einfach, endständig, kurz; die Blüthenstielchen sind 2—3mal länger als der kahle Kelch.

Diese Art wächst in Brasilien am Rio Tapajoz in der Nähe von Santarem.

81) G. decorans *Lemaire.* Die Pflanze ist ganz kahl; die Aeste sind gewunden, ausgebreitet; die Blätter sind groß, einander genähert, elliptisch-lanzettlich, etwas zugespitzt, glänzend, mit Ausnahme des Grundes schwach dornig-gezähnelt, breit bogig-fiedernervig und sehr kurz gestielt; die Nebenblätter fallen sehr bald ab; die endständige Rispe ist weit, zusammengesetzt; die unteren Blüthenstiele sind gabelspaltig, die Blüthenstielchen dreiblüthig mit einem einzigen einblüthigen in der Gabeltheilung, die oberen sind gleichfalls dreiblüthig, alle cylindrisch; die Kelchzipfel sind länglich, concav, gelblich, die drei äußeren mit einer breiten grünen Linie versehen; die Kronblätter sind verkehrt-ei-kreisförmig; der Griffelträger ist fünfkantig, der Griffel gekrümmt.

In Brasilien einheimisch.

82) G. linearis *Asa Gray.* Die Pflanze ist sehr ästig und ganz kahl, die Aeste sind sehr schlank; die Blätter sind linealisch, an beiden Enden etwas spitz, sehr kurz gestielt, fast ganzrandig und fast aderlos; die pfriemlichen Nebenblätter fallen bald ab; die Rispen sind endständig, wenigblüthig; die Kronblätter sind kaum länger als der Kelch; die Staubbeutel sind glatt; der Griffelträger ist länger als der Fruchtknoten.

Diese Art wächst in Brasilien in der Nähe von Rio de Janeiro. (*Garcke.*)

GOMPHIASIS, auch Gomphiasmus, oder selbst Gomphoma ist ein schwankender medicinischer Terminus. Nach einer Stelle bei Dioscorides können unter dieser Bezeichnung Zahnschmerzen im Allgemeinen verstanden werden, oder aber jenes Fühlbarwerden der Zähne, welches nach der Einwirkung von Säuren auf dieselben beobachtet wird. Andere jedoch wollen das Lockerwerden oder das Wackeln der Zähne darunter verstehen, was freilich etymologisch nicht wohl zulässig ist, da ein solches Lockersein eher als Agomphosis zu bezeichnen sein würde. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOMPHICHIS, eine von Lindley aufgestellte Gattung der Orchideen mit folgendem Charakter: Die Kelch- und Kronblätter sind fast gleich lang, abstehend, ganz frei; die Lippe steht nach Hinten, ist concav, schwielenlos und liegt dem Säulchen auf, ihr Nagel ist am Grunde mit den seitlichen Kronblättern verwachsen. Das Säulchen ist keulenförmig, fast von der Länge der Lippe; die Narbe ist fast rundlich, quer. Die Antherengrube ist

zu beiden Seiten häutig, zerschlitzt, berandet. Die Anthere ist eiförmig, stumpf. Die beiden Pollenmassen sind zweilappig.

Hierher gehört nur eine Art, nämlich:

Gomph. goodyeroides *Lindley*. Sie ist ziemlich stark, 2 Fuß und darüber hoch; die Blätter sind lederartig, aufrecht, lanzettlich, in den rinnenförmigen Blattstiel verschmälert; die unteren Stengelscheiden sind aufgeblasen, blattartig; der Schaft ist an der Spitze filzig; die Aehre ist sehr dicht gedrängt, länglich, filzig; die Deckblätter sind länglich-lanzettlich, filzig, mit den Blüthen gleichlang; die Kelchblätter sind länglich, filzig; die Lippe ist herz-eiförmig, zusammengefaltet, unter der Spitze zusammengeschnürt, an der Spitze concav, innen filzig.

(*Garcke.*)

GOMPHIDIUS ist der Name einer von Fries aufgestellten Pilzgattung, welche er früher unter dem Namen Gomphus als Abtheilung von Agaricus unterschied und die sich durch folgende Merkmale auszeichnet: Die Lamellen laufen weit herab, sind ästig, von einander entfernt, bleibend, weich, zähe, verfärben sich und sind von den hervortretenden Basidien wie bereift; die Basidien sind viersporig, die Sporen verlängert-spindelförmig, gestielt, weißlich, zuletzt braunschwärzlich; die Antheren sind groß, kegel- oder walzenförmig; der Anfangs schleimig-flockige Schleier verschwindet später.

Hierher gehören ziemlich große, fleischige, auf der Erde vereinzelt wachsende Pilze, welche keinen besondern Geschmack besitzen und geruchlos sind.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. glutinosus *Schaeffer*. Der Hut ist fleischig, polsterförmig, gewölbt, öfters stumpf, 2—4 Zoll breit, schmierig-klebrig, leber- oder rothbraun und hat zartes, röthlich-weißes Fleisch und einen scharfen, nackten, eingebogenen Rand; der Stiel ist 2—3 Zoll hoch, meist walzenförmig, ½ Zoll dick, blaß-gelbbräunlich, voll; die Lamellen sind 2—3reihig, 1—4 Linien breit, wenig herablaufend, dick, fleischig, erst weißlich, später graubräunlich, oft verästelt.

Diese Art kommt in trockenen Nadelwäldern vor, ist unschädlich, aber nicht zur Speise geeignet. Als Varietät von dieser Art betrachtet man:

b) roseus *Fries*. Kleiner, mit weißem oder röthlichem Hute und einem am Grunde innen und außen dunkel-fleischrothen Stiele.

2) G. viscidus *Fries*. Der Hut ist fleischig, polsterförmig, später niedergedrückt, gebuckelt, 2—4 Zoll breit, schmierig, rothbraun; der Stiel ist 2—3 Zoll hoch, 4—8 Linien dick, am Grunde verschmälert, innen und außen rhabarberfarbig; die Lamellen laufen herab, sind ästig, schmutzig-rothbraun. Hierher gehören Agaricus viscidus *Linné*, Ag. rutilus *Schaeffer* und Ag. Gomphus *Persoon*.

Diese Art findet sich in Nadelwäldern hin und wieder und unterscheidet sich von der vorigen durch die schmutzig-rothbraunen Lamellen und den rhabarberfarbigen Stiel und ändert ab:

b) testaceus. Der Hut und der Grund des langen Stiels ist scherbengelb; die Lamellen laufen flach herab.

3) G. maculatus *Fries*. Der Hut ist gewölbt, stumpf, schmierig, weiß, zuletzt schwarz, gefleckt; die Lamellen sind umbrafarbig, ästig; der Einschlag (die Trama) ist unvollständig; der Stiel ist fest, kurz, innen röthlich.

Diese Art kommt in Buchenwäldern, aber nur selten, vor. (*Garcke.*)

GOMPHOCARPUS, eine von R. Brown aufgestellte Gattung der Asklepiadeen mit folgendem Charakter: Der Kelch ist fünftheilig, die Blumenkrone fünftheilig, radförmig oder zurückgeschlagen. Die fünfblätterige Staubfadenkrone ist der Spitze der Stempelhaube eingefügt, ihre Blättchen sind mützen- oder kahnförmig oder concav, an den Rändern zu beiden Seiten einzähnig, nach Innen einfach, behaart, abgestutzt oder in ein Anhängsel oder in einen fahnenartigen Flügel erweitert. Die Staubbeutel sind von einer Haut begrenzt. Die keulenförmig-zusammengedrückten oder messerförmigen, am Grunde abgerundeten oder schief abgestutzten Pollenmassen sind an der verschmälerten Spitze angeheftet. Die Narbe ist gedrückt, fünfkantig, fleischig. Die bauchigen, oft weichstacheligen Schlauchfrüchtchen stehen auf einem zurückgeschlagenen Stielchen aufrecht. Die Samen sind schopfförmig.

Hierher gehören Sträucher, Halbsträucher und ausdauernde Gewächse im südlichen Afrika, selten in Arabien mit gegenüberstehenden, am Rande oft zurückgerollten Blättern, mehr- oder vielblüthigen Blüthenstielen und bisweilen ansehnlichen Blüthen.

A. Eugomphocarpus. Die Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die stumpfen Blättchen der Staubfadenkrone sind so lang oder etwas länger als die Stempelhaube.

a) Die Blätter sind eiförmig, lederartig.

1) G. arborescens *R. Brown*. Der Stengel ist fast baumartig, die Aeste sind holzig, stark und nebst den Dolden wollig; die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-länglich, stachelspitzig, sehr kurz gestielt, ziemlich kahl, lederartig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind ohrförmig; die Schlauchfrüchtchen sind kurz geschnäbelt. Hierher gehören Asclepias arborescens und A. pubescens *Linné*.

Diese Art findet sich am Cap der guten Hoffnung zwischen Modderfronstein und Uitkomst.

b) Die Blätter sind linealisch.

2) G. fruticosus *R. Brown*. Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, grau-behaarte Aeste; die Blätter sind linealisch, an der Spitze etwas spitz, am Grunde in einen Blattstiel verschmälert, am Rande umgerollt, kahl; die Blüthenstiele sind kahl, zolllang, 8—12 blüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, an den Kanten in einen aufrechten Zahn verlängert; die Schlauchfrüchte sind geschnäbelt. Hierher gehören Asclepias fruticosa *Linné* und Apocynum salicifolium *Medicus*.

Von Arabien über die ganze Erde verbreitet.

3) G. abyssinicus *Decaisne.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, unten kahle, oberwärts zweizeilig-graubehaarte Aeste; die Blätter sind linealisch, ziemlich spitz, in den kurzen Stiel verschmälert, am Rande umgebogen, ziemlich kahl, unterseits blasser; die außerblattwinkelständigen, 4—8blüthigen Blüthenstiele sind nebst den Blüthenstielchen grau; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten an der Seite in einen zurückgekrümmten Zahn verlängert; die eiförmigen, stumpfen, dicht weichstacheligen Schlauchfrüchte stehen auf einem zurückgeschlagenen Stielchen aufrecht.

Diese Art wächst in Habessinien um Scholoda.

4) G. setosus *R. Brown.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat graue Aeste; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, an der Spitze zugespitzt, am Rande umgerollt, beiderseits kahl; die kahlen, 1—2 Zoll langen, vielblüthigen Blüthenstiele erreichen die Länge des halben Blattes; die Blättchen der Staubfadenröhre sind abgestutzt, die Kanten sind in einen stumpfen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchtchen sind eiförmig, verschmälert, borstig; die Blüthen sind gelblich. Hierher gehört Asclepias setosa *Forskal.*

Im glücklichen Arabien einheimisch.

5) G. cornutus *Decaisne.* Der halbstrauchige, aufrechte Stengel hat ruthenförmige, graubehaarte Aestchen; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, an der Spitze spitz, bisweilen stachelspitzig, auf beiden Flächen ganz kahl, gleichfarbig, am Rande flach oder nur an der Blattspitze umgerollt; die graubehaarten, wenigblüthigen Blüthenstiele erreichen die halbe Länge des Blattes; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten in einen hornartigen, gekrümmten Zahn verlängert.

Die Heimath dieser Art ist Madagascar.

6) G. physocarpus *E. Meyer.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat nach Oben graubehaarte Aeste; die Blätter sind schmal lanzettlich, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, ziemlich kahl, an der Spitze kurz bespitzt, stachelspitzig oder in eine ziemlich lange Spitze verlängert; die wenig blüthigen Blüthenstiele erreichen kaum die halbe Länge des Blattes und sind nebst den schlanken Blüthenstielchen grau; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten in einen kurzen, wenig zurückgeschlagenen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchtchen sind aufgeblasen, fast kugelig, schnabellos.

Am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen einheimisch.

7) G. lanatus *E. Meyer.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige oberwärts wollige Aeste; die Blätter sind linealisch, am Grunde in einen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stumpf, bisweilen mit einer Stachelspitze, unterseits Anfangs wollig, später kahl, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele, Blüthenstielchen und Kelche sind wollig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, offen, mützenförmig, die Kanten in einen kurzen, aufrechten Zahn verlängert.

Diese Art fand *Drège* am Cap der guten Hoffnung auf sonnigen Hügeln bei Hammerkuil u. a. O.

8) G. filiformis *Decaisne.* Der halbstrauchige, hohe Stengel hat ruthenförmige, weißlich-schülferige Aeste, sehr schmale, umgerollt-fadenförmige, kahle Blätter, 9—12blüthige, außerhalb der Blattwinkel stehende, die Länge des Blattes nicht erreichende Blüthenstiele; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, die Kanten sind spitz; die Schlauchfrüchtchen an der Spitze bogenförmig-geschnäbelt, Anfangs weißlich-schülferig, später kahl. Hierher gehört Lagarinthus filiformis *E. Meyer.*

Sie wächst am Cap der guten Hoffnung in der Ebene bei Zwartbulletje.

9) G. pulchellus *Decaisne.* Der aufrechte Stengel ist oberwärts zusammengedrückt, ästig, weichhaarig; die Blätter sind linealisch-lanzettlich, spitz, sitzend, kahl, am Rande zurückgeschlagen; die 6—8blüthigen Blüthenstiele überragen das Blatt um das Doppelte; die Blättchen der Staubfadenkrone sind fleischig, geschnäbelt, innen concav und mit kurzen Haaren besetzt, die Ränder sind in einen kerbig-buchtigen Zahn verlängert.

Diese Art wächst im westlichen Afrika.

c) Die langen, wenigblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die Blättchen der Staubfadenkrone überragen kaum die Stempelhaube.

10) G. pedunculatus *Decaisne.* Der halbstrauchige Stengel hat schwach gewundene, zusammengedrückte, dünnweichhaarige Aeste; die Blätter sind linealisch oder linealisch-lanzettlich, spitz, am Rande umgerollt, am Grunde in einen kurzen Blattstiel verschmälert, oberseits weichhaarig, unterseits blasser; die langen, 2—4blüthigen Blüthenstiele sind nebst den langen, steifen Blüthenstielchen ziemlich kahl; die Blättchen der Staubfadenkrone haben drei Kiele und sind auf dem Rücken in einen kurzen, nach Innen gebogenen Zahn verlängert, die Ränder sind von einem eiförmig-lanzettlichen, aufrechten Zahne spitz und länger als die Stempelhaube. Hierher gehört Asclepias macrantha *Hochstetter.*

In Habessinien zwischen Adowa und Gondar und bei Gadding Gate einheimisch.

11) G. lineolatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, weich-kurzhaarig; die Blätter sind länglich, stumpf, am Grunde fast herzförmig, kurz gestielt, auf beiden Flächen mit ziemlich steifen Haaren besetzt und von bräunlichen, unter einander am Rande zusammenhängenden Queradern durchzogen; die 6—7blüthigen Blüthenstiele sind kürzer als das Blatt und nebst den Blüthenstielchen rauhhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind mützenförmig, auf dem Rücken bespitzt, am Rande oberwärts in einen Zahn verlängert, der Stempelhaube angedrückt.

Diese Art ist in Westafrika einheimisch. Ihre Blätter stimmen mit denen von Asclepias syriaca überein, ihre Blüthen sind ziemlich groß, außenseits weichhaarig, innen zierlich gestreift.

d) Die Blüthenstiele sind endständig, lang, mehrblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone haben mit der Stempelhaube gleiche Länge.

12) G. albens *Decaisne.* Der Stengel ist vom Grunde an ästig und nebst den aufsteigenden Aesten weich-

haarig; die Blätter sind eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, spitz, am Rande fast wellenförmig-zurückgekrümmt, kurz gestielt, auf beiden Flächen steifhaarig; die mehrblüthigen Blüthenstiele überragen das Blatt um das Doppelte; die Blättchen der Staubfadenkrone sind ziemlich aufrecht, abgestutzt, mützenförmig, am Rande in einen ziemlich stumpfen Zahn verlängert; die Schlauchfrüchte sind zusammengedrückt, fast sichelförmig, aderig, die Rippen sind oberwärts sehr schmal geflügelt. Hierher gehört Pachycarpus albens *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung an grasigen Stellen bei Geelhoutboom, bei Omsamcaba und bei Witbergen.

13) G. navicularis *Decaisne.* Der krautartige am Grunde ästige Stengel ist nebst den aufsteigenden, zusammengedrückten Aesten kahl; die Blätter sind schmallinealisch, spitz, am Rande umgerollt, am Grunde in den Blattstiel verschmälert, kahl; die mehrblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze der Aeste, die Blüthenstielchen sind von linealisch-lanzettlichen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind nach Innen offen, zahnförmig, an der Spitze der Ränder in einen kleinen Zahn vorgezogen. Hierher gehört Lagarinthus navicularis *E. Meyer.*

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

14) G. eustegioides *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den aufsteigenden Zweigen weichhaarig; die Blätter sind lanzettlich- oder pfeilförmig-linealisch, verschmälert, kurz gestielt; die fünfblüthigen Blüthenstiele haben in der halben Blattfläche gleiche Länge; die Blättchen der Staubfadenkrone sind fast helmförmig, an der Seite unterhalb der Mitte mit einem aufrechten, sehr spitzen Zahne besetzt. Hierher gehört Lagarinthus eustegioides *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf den Sneeuwbergen nicht weit vom Compasberge und ist mit G. multicaulis verwandt, aber weit kleiner.

15) G. gibbus *Decaisne.* Der krautartige, am Grunde ästige Stengel hat aufsteigende, mit einigen Haaren besetzte Zweige; die Blätter sind linealisch, am Grunde in den kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stachelspitzig, länger als der wenigblüthige Blüthenstiel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind innen der Länge nach gespalten, auf dem Rücken mit fleischigen Höckern besetzt, nach Oben bespitzt, am Rande in einen stumpfen Zahn verlängert.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung. Die Pflanze ist spannenhoch; die Blumenkrone ist schmutzigbraun, wellenförmig; die Schlauchfrüchte sind fast 2½ Zoll lang. Die Pflanze ändert ab:

a) Die Blätter sind am Rande kahl, die unteren am Grunde fast pfeilförmig-geöhrt.

b) Die Blätter sind sämmtlich am Grunde gleich, am Rande rauh. Hierher gehört Lagarinthus gibbus *E. Meyer.*

16) G. brevicuspis *Decaisne.* Der krautartige, am Grunde ästige Stengel ist nebst den aufsteigenden Zweigen zweireihig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, am Rande schmal umgerollt, in den kurzen Blattstiel verschmälert, an der Spitze stachelspitzig, auf beiden Flächen kahl; die mehrblüthigen Blüthenstiele überragen die Blätter um ein wenig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt-ausgerandet, in der Mitte sehr kurz bespitzt, am Rande in einen stumpfen, fast häutigen Zahn verlängert. Hierher gehört Lagarinthus brevicuspis *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung zwischen Omsamculo und Omcomas einheimisch. Von der vorigen durch die zweizeilige Behaarung des Stengels und der Aeste, sowie durch die Form der Blumenkrone verschieden.

17) G. flexuosus *Decaisne.* Der Stengel ist gebogen-aufrecht, einfach, kahl; die Blätter sind lanzettlich-linealisch, verschmälert, sehr kurz gestielt, am Grunde fast abgestutzt, weit abstehend, kahl; die vielblüthigen Blüthenstiele sind endständig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind länglich, stumpf, unterhalb der Mitte auf beiden Seiten mit einem stumpfen Zahne besetzt.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Hügeln zwischen Omsamculo und Omcomas. Ihr dünner Stengel ist 2 Fuß hoch.

18) G. multicaulis *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den ziemlich aufrechten Zweigen zweizeilig weichhaarig oder oberwärts fast steifhaarig; die Blätter sind pfeilförmig-lanzettlich, spitz, lederartig, ziemlich kahl, ½ Zoll lang; die vielblüthigen Blüthenstiele sind ziemlich lang; die Blättchen der Staubfadenkrone sind breit verkehrt-eiförmig, am Rande einwärtsgebogen, in einen aufrechten, sehr spitzen Zahn verlängert. Hierher gehört Lagarinthus multicaulis *E. Meyer.*

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen bei Schiloh vor. Sie ist spannenhoch; ihre Schlauchfrüchte sind 1¼ Zoll lang.

19) G. multiflorus *Decaisne.* Die ganze Pflanze ist weichhaarig; der Stengel ist vom Grunde an ästig; die Aeste sind stielrund oder zusammengedrückt, aufrecht, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich, fast pfeilförmig oder abgestutzt, stumpf, auf beiden Flächen weichhaarig, an den Rändern umgerollt; die mehrblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze der Aeste außerhalb der Blattwinkel und sind nebst den Blüthenstielchen grauweichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind auf dem Rücken keilförmig, an der Spitze kurz-dreilappig, das mittelste Läppchen ist zugespitzt, einwärtsgebogen, die seitlichen sind sehr klein, nur so lang als die Stempelhaube.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

20) G. expansus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, einfach, weichhaarig; die Blätter sind linealisch, lang, ausgebreitet, ziemlich kahl, am Rande umgerollt; die Dolden sind achsel- und endständig; die Zipfel der Staubfadenkrone sind dreitheilig, der mittlere Lappen ist sehr lang, linealisch-zurückgekrümmt, die seitlichen sind spitz, aufrecht. Hierher gehört Lagarinthus expansus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen bei Kachu.

21) G. truncatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, einfach, ziemlich kahl; die Blätter sind linealisch, lang, am Rande umgerollt, oberseits ziemlich rauh; die meist fünfblüthigen Dolden stehen auf einer endständigen, blattlosen, hin und her gebogenen Spindel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt, an den Kanten spitz, in der Mitte sehr kurz bespitzt. Hierher gehört Lagarinthus truncatus *E. Meyer.*

Diese Art kommt am Cap der guten Hoffnung zwischen Key und Omtata auf grasigen Stellen vor.

22) G. marginatus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, dünn, weichhaarig; die Blätter sind länglich, ziemlich flach, kahl, am Rande etwas rauh; die Blüthenstiele sind achselständig, meist sechsblüthig; die Zipfel der Blumenkrone neigen zusammen und sind am Rande umgebogen; die Zipfel der gleichfarbigen Staubfadenkrone stehen ziemlich aufrecht und sind nach Unten zusammengefaltet, beiderseits in einen lanzettlichen, sehr spitzen, aufrechten Fortsatz verlängert, nach Oben linealisch, rinnig, an der Spitze einwärtsgekrümmt. Hierher gehört Pachycarpus marginatus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen. Sie hat mit Xysmalobium gomphocarpoides Aehnlichkeit, ihr Stengel ist aber kaum länger als eine Spanne, die Blätter sind kürzer und breiter, die Blumenkronen sind bei dieser unter allen Arten am dünnsten und am meisten zurückgekrümmt.

e) Die Blüthenstiele sind endständig; die Blättchen der Staubfadenkrone überragen die Stempelhaube.

23) G. crispus *R. Brown.* Der Stengel ist ziemlich aufrecht, ästig, steifhaarig; die Blätter sind lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, am Grunde fast herzförmig-erweitert, am Rande wellenförmig-kraus, auf beiden Flächen kurzhaarig; die vielblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel oder öfters endständig und sind fast so lang als die Blätter; die Blüthenstielchen sind ganz am Grunde mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, länglich, unterwärts an jeder Seite mit einem Zahne versehen; die Schlauchfrüchte sind zusammengedrückt, am Grunde und an der Spitze verschmälert, geschnäbelt, weichhaarig, an den Rippen kahl. Hierher gehört Asclepias crispa *Linné.*

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

24) G. hastatus *E. Meyer.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, einfach, ziemlich rauh; die Blätter stehen ziemlich gedrängt und sind länglich-eiförmig, fast pfeilförmig oder abgestutzt-herzförmig, an den Rändern umgerollt, oberseits rauh, unterseits mit Ausnahme des Mittelnervs glatt; die mehrblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels und der Aeste zu zweien und sind mit später abfälligen Deckblättchen besetzt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind an den Rändern einzähnig, oberhalb der Mitte in eine an der Spitze flache Zunge verschmälert; die Blüthen haben eine grünlich-gelbe Farbe.

Die Pflanze wächst am Cap der guten Hoffnung und ändert ab:

b) augustifolius *Meisner.* Die Blätter sind lanzettlich, am Grunde abgestutzt oder fast pfeilförmig, am Rande wellenförmig-kraus; die Aeste sind wechselständig, gespreizt, ziemlich einfach, spannenlang; die Blüthenstiele sind endständig, einzeln oder zu zweien, ½—1 Zoll lang, 10—15blüthig, die Blüthenstielchen sind nur 3—4 Linien lang, die Knospen fast kugelig; die Blumenkrone ist am Grunde schwefelgelb, an der Spitze oder zuletzt ganz schwarz-purpurbraun.

25) G. humilis *Decaisne.* Der Stengel ist ästig, dünn, aufsteigend, weichhaarig; die Blätter sind lanzettlich-länglich, ziemlich stumpf, vorzüglich oberseits weichhaarig, kurz gestielt; die endständigen, meist vierblüthigen Blüthenstiele sind sehr lang; die Blättchen der Staubfadenkrone stehen ab und sind unten trapezoidisch, an den Kanten spitz, an der Spitze in eine spatelig-lanzettliche Zunge vorgezogen. Hierher gehört Pachycarpus humilis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. Ihr Stengel ist handhoch, ihre Blätter sind 2 Zoll lang; der Durchmesser der Blüthen beträgt ½ Zoll.

26) G. revolutus *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde sehr ästig und nebst den zusammengedrückten, ziemlich aufrechten Zweigen glatt oder rauh; die Blätter sind schmal linealisch, gebogen, spitz, an den Rändern umgerollt, auf beiden Flächen rauh, in einen kurzen Blattstiel verschmälert; die meist vierblüthigen Blüthenstiele stehen an der Spitze der Aeste oder außerhalb der Blattachseln und sind kürzer als das Blatt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich oder linealisch-länglich, stumpf, unterhalb der Mitte an der Seite mit einem dreieckigen, einwärtsgebogenen Zahne besetzt. Hierher gehört Lagarinthus revolutus *E. Meyer.*

Auf grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blumenkrone ist umgebogen-radförmig, ausgebreitet, 3—5 Linien lang. Die Schlauchfrüchte sind 2½ Zoll lang.

27) G. asper *Decaisne.* Der Stengel ist einfach, aufsteigend nebst den linealischen, aufrechten, am Rande umgerollten Blättern schwielig-steifhaarig; die Blüthenstiele sind endständig, 3—4blüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich, rinnig, am Grunde beiderseits in ein stumpfes Anhängsel erweitert; die Blüthe ist sehr groß, ausgebreitet, fast zolllang, ihre Zipfel sind dünn, abstehend, blaß. Hierher gehört Lagarinthus linearis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen zwischen Zandplaat und Komga.

28) G. corniculatus *Decaisne.* Der Stengel ist am Grunde ästig und nebst den aufsteigenden Zweigen ziemlich kahl; die Blätter sind sehr schmal linealisch, lang, hin und her gebogen-aufrecht, kahl, grau; die sehr kurzen Blüthenstiele sind meist dreiblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone haben häutige Ränder, eine lang zugespitzte, an der Spitze einwärtsgebogene Zunge und sind so lang als die Zipfel der Blumenkrone. Hierher gehört Lagarinthus corniculatus *E. Meyer.*

An grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

29) G. tenuis *Decaisne.* Der Stengel ist krautartig, am Grunde ästig und nebst den aufrechten, dünnen Zweigen kahl; die Blätter sind linealisch-fadenförmig, ziemlich kahl, die kurzen, 3—4blüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel oder an der Spitze der Aeste; die Blättchen der Staubfadenkrone sind verkehrteiförmig, ziemlich dick, innen hohl, an der Spitze lang bespitzt; die Schlauchfrüchte sind 2 Zoll lang geschnäbelt, glatt; die Stempelhaube ist gestielt. Hierher gehört Lagarinthus tenuis *E. Meyer.*

Diese Art wächst gleichfalls auf grasigen Hügeln am Cap der guten Hoffnung.

f) Die Blüthenstiele sind endständig, zweiblüthig; die schild- oder kahnförmige Staubfadenkrone ist kürzer als die Stempelhaube.

30) G. peltigerus *Decaisne.* Der Stengel ist schlank, aufrecht, einfach, ziemlich kahl; die Blätter sind linealisch, lang, spitz, am Grunde fast herzförmig, oberseits mit kurzen Haaren besetzt, unterseits am Mittelnerven etwas rauh, an den Rändern umgerollt; die 4—5blüthigen, blattlosen Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels; die Blättchen der Staubfadenkrone sind dreispaltig, der Mittellappen endigt mit einem halbmondförmigen Schilde, die seitlichen sind doppelt länger, länglich, abgestutzt; die Schlauchfrüchte sind ungefähr 15 Linien lang. Hierher gehört Lagarinthus peltigerus *E. Meyer.*

Diese Art wächst an mehren Stellen am Cap der guten Hoffnung.

31) G. viridiflorus *Decaisne.* Der Stengel ist aufrecht, ästig, rostfarbig, weichhaarig; die Blätter sind eirund oder fast herzförmig, die obersten lanzettlich, ziemlich flach, aderig, etwas rauh; die vielblüthigen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel und an der Spitze der Aeste und überragen die Blätter; die Blättchen der Staubfadenkrone sind eiförmig, tief gespalten, mit zwei nach der Narbe aufsteigenden Spitzen versehen, zurückgeschlagen und daher scheinbar schildförmig; die Blumenkrone ist radförmig-ausgeschlagen, gleichfarbig. Hierher gehört Pachycarpus viridiflorus *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

32) G. cristatus *Decaisne.* Der Stengel ist schlank, die Aestchen sind weichhaarig; die Blätter sind linealisch, stumpf, fast sitzend, auf beiden Flächen von kurzen Haaren rauh, unterseits blasser, am Rande umgerollt; die langen Blüthenstiele sind dreiblüthig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind concav, am Grunde in der Bucht mit kleinen Borsten kammartig besetzt, oberwärts an den Kanten in einen häutigen Zahn verlängert; die Zipfel der Blumenkrone sind zurückgeschlagen, rosenroth, tropfenförmig gefleckt.

Diese Art wächst in Westafrika.

B. Aeroglossum. Die Stempelhaube ist gestielt. Die Blumenkrone ist radförmig; die Blättchen der fünfblätterigen Staubfadenkrone sind unterwärts fleischig, nach Oben und Innen in einen concaven Fortsatz erweitert, aber ohne seitliche Zähnchen, der Spitze der Stempelhaube eingefügt.

33) G. chironioides *Decaisne.* Die ganze Pflanze ist kahl; der Stengel ist aufrecht, einfach, schlank, zweizeilig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, spitz, ganz kahl, in den Blattstiel verschmälert; die 2—3blüthigen Blüthenstiele erreichen kaum die halbe Länge des Blattes; die Blüthenstielchen und Blüthen sind ganz kahl; die Blüthen sind ziemlich groß, die Blumenkrone ist tief fünfspaltig, ihre Zipfel stehen ab und sind eiförmig-elliptisch, undeutlich dreinervig, ziemlich dick, rosenroth.

Diese in Westafrika einheimische Pflanze nannte *Decaisne* früher G. lisianthoides.

C. Pachycarpus. Die kurzen Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel; die Blättchen der Staubfadenkrone sind breit, gekielt, oberwärts zusammengefaltet oder in einen häutigen Flügel erweitert und länger als die Stempelhaube.

34) G. coronarius *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, fast kahl; die untersten Blätter sind eiförmig, die obersten länglich-lanzettlich, rauh, am Rande ein wenig kraus; die Blüthen stehen meist zu zweien; die Blättchen der Staubfadenkrone sind eiherzförmig, stumpf, an den Kanten abgerundet; der Durchmesser der gefleckten Blumenkrone beträgt 2 Zoll. Hierher gehört Pachycarpus coronarius *E. Meyer.*

Am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Hügeln bei Omtata einheimisch.

35) G. grandiflorus *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, weichhaarig oder fast kahl; die Blätter sind länglich, stachelspitzig, wellenförmig, auf beiden Flächen rauh, kurz gestielt; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthen sind achselständig, gepaart; die Zipfel der fast halbkugeligen Blumenkrone neigen zusammen und sind auf beiden Seiten gefleckt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde trapezoidisch, an den Kanten spitz, an der Spitze in eine spatelig-lanzettliche, flache, am Mittelnerven sehr dünn filzige Zunge verlängert. Hierher gehört Pachycarpus grandiflorus *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung an verschiedenen Stellen.

36) G. linearis *Decaisne.* Der Stengel ist einfach, aufsteigend, zusammengedrückt und nebst den linealischen oder lanzettlich-linealischen, hin und her gebogenen, am Rande umgerollten Blättern schwielig-raubhaarig und rauh; der endständige Blüthenstiel ist 3—4blüthig; die Zipfel der concaven Blumenkrone sind flach, außenseits weichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind lanzettlich, rinnig, am Grunde zu beiden Seiten in einen stumpfen Querzipfel erweitert; die Blüthe ist vor dem Aufblühen kugelig, im Durchmesser 5 Linien breit, ausgebreitet, aber fast zollang mit dunnen, flachen, blassen, in der Mitte 4 Linien breiten Zipfeln. Hierher gehört Lagarinthus linearis *E. Meyer.*

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen zwischen Zandplaat und Komga.

37) G. appendiculatus *Decaisne.* Der Stengel ist stark, aufrecht, ziemlich rauh; die Blätter sind verkehrt

eiförmig oder eiförmig-rundlich, von kurzen, auf Höckern sitzenden, namentlich auf der Mittelrippe und am Rande befindlichen Haaren rauh; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthen stehen außerhalb der Blattwinkel zu zwei oder drei, ihre Stielchen sind kaum so lang als das Blatt, ganz am Grunde von zwei linealischen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde aufsteigend, scheidenförmig, nach Oben in eine aufrechte, flache, gekerbte, ausgerandete, an der Spitze linealische, einwärtsgekrümmte Platte erweitert; die Schlauchfrüchtchen sind fast kugelig-birnförmig, glatt, die Rippen sind oberwärts schwach geflügelt.

Am Cap der guten Hoffnung auf grasigen Stellen einheimisch.

38) G. reflectens *Decaisne*. Der Stengel ist aufsteigend, schwach hin und her gebogen, etwas rauh; die Blätter sind länglich- oder elliptisch-lanzettlich, spitz, kurz gestielt, vorzüglich am Rande von kurzen Haaren rauh; die Blüthenstiele sind kurz oder fehlen bisweilen fast ganz, die Blüthenstielchen sind so lang als das halbe Blatt; die Blüthen stehen zu zweien oder dreien beisammen; die Deckblättchen fallen bald ab; die Blättchen der Staubfadenkrone steigen am Grunde auf und sind scheidenförmig, oberwärts in eine Fahne oder fast runde, gekerbte, sehr kurz- und stumpf-bespitzte Platte erweitert; die Schlauchfrüchtchen sind pyramidenförmig, ihre Rippen oberwärts fast kerbig-geflügelt. Pachycarpus reflectens *E. Meyer*.

Diese an grasigen Stellen am Cap der Hoffnung einheimische Art unterscheidet sich von der vorhergehenden durch die gefleckten Blumenkronen und die schmaleren, zurückgebogenen Zipfel derselben, sowie durch die Form der Schlauchfrüchtchen.

39) G. rigidus *Decaisne*. Der Stengel ist stark, ziemlich aufrecht und fast kahl; die Blätter sind lanzettlich-länglich, lang verschmälert, sehr spitz, starr, fast grau, oberseits kahl und schwachglänzend, unterseits und am Rande rauh; die Blüthenstiele sind 7blüthig, die Blüthenstielchen starr, kurz, behaart; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, unterwärts linealisch, nach Oben in eine am Grunde keilförmige, an der Spitze fast halbkreisrunde Platte erweitert. E. Meyer nannte diese Art Pachycarpus rigidus *E. Meyer*.

Auf Hügeln am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

40) G. concolor *Decaisne*. Der Stengel ist steif, einfach oder ein wenig ästig, die Aeste sind unterwärts zusammengedrückt, aufrecht; die Blätter sind eiförmig-länglich, fast wellenförmig, spitz, kurz gestielt, auf beiden Flächen rauh; die Blüthenstiele fehlen; die Blüthen stehen einzeln oder gepaart; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde dreieckig, abgestutzt, an den Kanten spitz, an der Spitze allmälig verschmälert, rinnenförmig; die großen Blüthen haben eine braun-violette Farbe, die Zipfel der Blumenkrone sind concav, nicht zurückgeschlagen. Hierher gehört Pachycarpus concolor *E. Meyer*.

Diese Art entdeckte Drège am Cap der guten Hoffnung und zwar an sandigen Orten zwischen Schalumna und Kachu.

41) G. dealbatus *Decaisne*. Der Stengel ist steif, einfach, aufsteigend; die Blätter sind lanzettlich-länglich, wellenförmig, stumpf, stachelspitzig, an den Rändern wimperig-rauh, auf beiden Seiten steifhaarig-rauh, kurz gestielt; die 2—5blüthigen Blüthenstiele sind sehr kurz; die Blüthenstielchen sind ganz am Grunde von linealischen Deckblättchen umgeben; die Blättchen der Staubfadenkrone sind aufsteigend, lanzettlich-spatelig, in der Mitte seitlich einzähnig; die Schlauchfrüchtchen sind verschmälert, ihre Rippen oberwärts fast geflügelt; die Blumenkrone ist gedrückt-glockenförmig, ihre Zipfel sind weißlich. Hierher gehören als Synonyme Pachycarpus dealbatus, vexillaris und ligulatus *E. Meyer*.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodromus sind folgende Arten meist ohne Angabe ihrer Stellung bekannt gemacht.

42) G. asperifolius *Meisner*. Der Stengel ist einfach, kahl; die Blätter sind lanzettlich-länglich, in den sehr kurzen Blattstiel verschmälert, flach, auf beiden Flächen steifhaarig-rauh, der Mittelnerv tritt unterseits stark hervor; die 5—8 achselständigen Blüthenstielchen stehen doldig-gehäuft, sind doppelt kürzer als das Blatt und nebst den Kelchen weichhaarig; die Blumenkrone ist abstehend, gleichfarbig; die Blättchen der Staubfadenkrone stehen aufrecht, haben eine häutige, eiförmige, spitze, aufrechte Platte, sind an der Spitze einwärtsgekrümmt, am Grunde beiderseits einzähnig.

Diese Art wächst an sandigen Stellen am Port Natal in Südafrika.

43) G. (Eugomphocarpus) sinaicus *Boissier*. Die Stengel sind strauchartig, hoch, ruthenförmig, stielrund, weichhaarig, meergrün; die Blätter sind kurzgestielt, auf beiden Flächen sehr kurz weichhaarig-grau, länglich-lanzettlich oder linealisch, spitz oder stachelspitzig, etwas fleischig, am Rande oft ein wenig umgerollt; die Blüthenstiele stehen in den oberen Blattwinkeln, sind um die Hälfte kürzer als das Blatt und tragen eine 5—6blüthige Dolde; der graue Kelch ist dreimal kürzer als die Blumenkrone, seine Zipfel sind eiförmig, stumpf; die Zipfel der gelblichen Blumenkrone sind zurückgeschlagen, außenseits weichhaarig, an beiden Enden verschmälert, etwas spitz; die Blättchen der Staubfadenkrone sind abgestutzt und gehen an jedem der beiden inneren Winkel in einen kleinen, spitzen Zahn aus; die rothhorstigen, zwischen den Borsten mehlartig-filzigen Schlauchfrüchtchen sind aufrecht, länglich, in einen Schnabel verschmälert.

Diese Art wächst an steinigen Orten in den Thälern am Sinai und in der arabischen Wüste.

44) G. purpurascens *A. Richard*. Der Stengel ist aufrecht, ästig, am Grunde halbstrauchig, stielrund, purpurrothlich, pulverartig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, an der Spitze spitz, am Grunde allmälig verschmälert, am Rande umgerollt, oberseits kahl, unterseits auf dem Mittelnerven weichhaarig; die Blüthen sind purpurroth, kurzgestielt und bilden eine seitliche, oft vielblüthige Dolde; der Blüthenstiel und die Blüthenstielchen sind feinig-weichhaarig; die Kelchzipfel sind lanzettlich, spitz; die

Zipfel der abstehenden Blumenkrone sind elliptisch, spitz, außenseits purpurroth, innen blaßgrün; die Blättchen der Staubfadenkrone sind länglich-sackartig, am Grunde abgestutzt-stumpf, an der Spitze geöffnet, abgestutzt, an der Seite hin und wieder mit einem länglichen, zungenförmigen, die Stempelhaube kaum überragenden Fortsatze versehen; die Schlauchfrüchtchen sind eiförmig-länglich, aufgeblasen, an der Spitze allmälig verschmälert, borstig-weichstachelig, im jungen Zustande lang-weißwollig.

Diese Art wächst in Habessinien bei Tschelikote.

45) G. verticillatus *Turczaninow.* Der Stengel ist weichhaarig, einfach, am Grunde halbstrauchig; die fast stiellosen Blätter stehen zu 3—4 quirlförmig und sind linealisch-lanzettlich, beiderseits zugespitzt, am Rande umgerollt, kahl, fein punktirt; die Dolden stehen außerhalb der Blattwinkel, sind doppelt kürzer als das Blatt, die unteren wenig-, die oberen vielblüthig; der eine Rand der abstehenden Blumenkrone ist flockig-gewimpert, der andere fast glatt; die Blättchen der Staubfadenkrone sind zusammengedrückt, auf dem Rücken gekielt, am Rande mit ganzrandigen oder gekerbten, weichhaarigen Zähnen besetzt.

Die Heimath dieser Art ist Habessinien. Von den verwandten G. abyssinicus und pulchellus unterscheidet sich diese Pflanze durch den einfachen Stengel und die quirlförmigen Blätter, von der ersteren außerdem durch die weichhaarigen, nicht abgestutzten Blättchen der Staubfadenkrone, von der letzteren durch die Dolden, welche um das Doppelte kürzer (nicht länger) als das Blatt sind, sowie durch die ungeschnäbelten Blättchen der Staubfadenkrone.

46) G. diploglossus *Turczaninow.* Der Stengel ist schlank, kantig-zusammengedrückt, weichhaarig; die Blätter sind schmal linealisch, in den kurzen Blattstiel verschmälert, am Rande umgerollt, oberseits ziemlich kahl, unterseits weichhaarig; die langgestielten, 6—10-blüthigen Dolden stehen endständig; die Blumenkrone steht zuletzt ab; die Blättchen der Staubfadenkrone sind wenig kürzer als die Stempelhaube, gekielt, concav, am Rande mit dreieckigen Zähnen besetzt, innen mit einer dreieckigen, der ganzen Länge nach angewachsenen Platte versehen; die Blüthenstielchen und Kelche sind weichhaarig; die Blumenkrone ist gelb.

Das Vaterland dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

47) G. undulatus *Turczaninow.* Der Stengel ist steif, aber niedrig; die unteren Blätter sind verkehrt-eiförmig, abgestutzt, stachelspitzig, in den Blattstiel verschmälert, die oberen länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz, am Rande wellenförmig; die 6—7blüthigen, gestielten Dolden stehen außerhalb der Blattwinkel und an der Spitze des Stengels; die Blumenkrone neigt zusammen; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde verwachsen, concav-gekielt, am Rande flügelig-gezähnt, an der Spitze kurz und stumpf bespitzt und haben mit der Stempelhaube gleiche Länge.

Am Cap der guten Hoffnung einheimisch.

48) G. oxytropis *Turczaninow.* Diese Art ist niedrig, kahl; die Aeste sind abstehend; die Blätter sind kurz gestielt, linealisch, spitz, am Grunde fast ohrförmig; die Dolden sind endständig, gestielt, 6—7blüthig, kurz weichhaarig; die Blättchen der Staubfadenkrone sind am Grunde verwachsen, gekielt, auf dem Rücken höckerig, an den Seiten stumpf gezähnt, an der Spitze in eine pfriemliche Spitze verlängert.

Gleichfalls am Cap der guten Hoffnung einheimisch. Die Blätter sind denen von G. gibbus ähnlich.

49) G. (Pachycarpus) macroglossus *Turczaninow.* Der Stengel ist stark, aufrecht, einfach, steifhaarig; die Blätter sind länglich, ziemlich spitz, in den kurzen Blattstiel verschmälert, auf beiden Flächen rauh, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele sind sehr kurz, die Blüthenstielchen stehen meist zu drei beisammen, die unteren sind herabgeschlagen; die ungefleckten Zipfel der Blumenkrone stehen zuletzt ab; die Blättchen der Staubfadenkrone sind an dem langen, linealischen Grunde fast flach, in der Mitte gekielt, an der Spitze in einen eiförmigen, stumpfen Fortsatz verlängert und doppelt länger als die Stempelhaube.

Diese Art wächst am Cap der guten Hoffnung. In der Größe der Blüthen stimmt sie mit G. concolor, welchem sie überhaupt ähnlich ist, überein, unterscheidet sich aber durch die langen Blüthenstielchen und die am Grunde verschmälerten, nicht verbreiterten Blättchen der Staubfadenkrone.

50) G. semilunatus *A. Richard.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, stielrund, 2 Fuß und darüber hoch, meergrün, öfters, besonders an dem oberen Theile, zweizeilig- und angedrückt-kurzhaarig; die Blätter sind lanzettlich, an der Spitze spitz und öfters kurz stachelspitzig, am Grunde plötzlich abgerundet, sehr kurz gestielt, oberseits und vorzüglich unterseits weichhaarig; die Blüthenstiele stehen außerhalb der Blattwinkel und sind nebst den Blüthenstielchen wollig; die Kelchzipfel sind eiförmig-lanzettlich, sehr spitz, außenseits wollig; die Zipfel der gelben Blumenkrone sind eiförmig, kahl; die Blättchen der Staubfadenkrone sind concav, mützenförmig, an der Spitze hin und wieder mit einem kurzen Zahne besetzt; die Schlauchfrüchtchen sind sehr groß, aufgeblasen, borstig-weichstachelig, halbmondförmig, an der Spitze stumpf, am Grunde höckerig; die Samen sind braun, höckerig.

Das Vaterland dieser Art ist Habessinien.

51) G. robustus *A. Richard.* Die Stengel sind einfach, krautartig, aufrecht, stielrund, röthlich-filzig, 2 Fuß hoch oder höher; die Blätter sind elliptisch oder eiförmig-länglich, am Grunde sehr stumpf, sehr kurz gestielt, an der Spitze stachelspitzig, 3—4 Zoll lang, 1—1½ Zoll breit, oberseits, aber vorzüglich unterseits röthlich-weichhaarig, ein wenig rauh; die großen, gestielten Blüthen stehen zu 10—12 in Dolden; die Blüthenstiele und Blüthenstielchen sind röthlich-filzig; die Deckblätter sind linealisch, spitz, rauhhaarig, dreimal kürzer als die Blüthenstielchen; die Kelchzipfel sind lanzettlich, spitz, rauhhaarig, dreimal kürzer als die Blumenkrone,

deren Zipfel eiförmig-länglich, spitz, außenseits weichhaarig sind; die Zipfel der Staubfadenkrone sind am Grunde benagelt, aufrecht, halbeingerollt, an der Spitze mit einer langen, linealischen, einwärtsgebogenen, seitlich mit zwei Fortsätzen versehenen Spitze.

Diese Art wächst in Habessinien und zwar an feuchten Stellen in der Provinz Chion. (*Garcke.*)

GOMPHOCERAS. Unter diesem Namen trennte der jüngere Sowerby in Murchison's Silurian System p. 621 mehre Arten von der fossilen Cephalopodengattung Orthoceras generisch ab, worauf Fischer, um die Verwechselung mit der Käfergattung Gomphocerus zu vermeiden, erst den schon verbrauchten Namen Bolboceras und dann Apioceras im Bulletin des Naturalistes de Moscou 1844. p. 757, gleichzeitig M'Coy in seinem sehr seltenen Buche: Fossils carboniferes of Ireland p. 10 den Namen Apioceras einzuführen versuchte. Doch fanden dieselben, weil ungenügend begründet, keinen Beifall und ebenso wenig J. Hall's Oncoceras. Die Gomphoceratiten sind allermeist gerade oder doch nur sehr schwach gekrümmte, in der Mitte stark bauchig erweiterte, an beiden Enden verengte, comprimirte oder kreisrunde Gehäuse mit engen Kammern, randlichem bis centralem Sipho, verengter und lappiger Mündung, gewaltig großer, die halbe Höhe des Gehäuses und mehr einnehmender Wohnkammer und dünner Schale, deren Oberfläche weder mit Rippen und Streifen, noch mit Höckern geziert ist. Als nächst verwandte Gattungen sind hiernach Cyrtoceras und Phragmoceras zu betrachten. Der embryonale Anfang des Gehäuses ist noch an keinem Exemplare beobachtet worden, scheint aber ohne Zweifel eine napfförmige Kammer gewesen zu sein. Die ersten Kammern nehmen nur wenig an Umfang zu, die folgenden dann schnell und bedeutend bis zur Wohnkammer, welche sich gegen die Mündung hin wieder schnell verengt. Die Mündung ist auffallend eng, durch vorspringende Lappen dreispaltig, sodaß man auf eine ganz andere Kopfbildung als bei dem lebenden Nautilus schließen muß. Die Scheidewände der Kammern sind mäßig concav, ihre Ränder geradlinig oder sanft gebogen, der Sipho wandert vom Rande bis zur Mitte der Scheidewände und ist unabhängig von der Größe des Gehäuses, klein bis ungeheuer groß, in jeder Kammer blasig erweitert. Die sehr dünne, zarte Schale läßt bisweilen feine Wachsthumslinien erkennen. Die Arten kommen im silurischen, devonischen und Kohlengebirge Europa's und Nordamerika's vor und sind in den Werken von Sowerby, Gr. Münster, Portlock, Verneuil, Keyserling, Hall und Barrande beschrieben, in meiner Fauna der Vorwelt, Cephalopoden S. 213, vollständig charakterisirt worden. Es sind folgende:

I. Im silurischen Gebirge: 1) G. Halli (= Orthoceras fusiforme *Hall*, Pal. New-York I, 60. tab. 20) im Trentonkalke von Watertown, schlank, keulenförmig, mit engen Kammern und excentrischem Sipho. — 2) G. pyriforme *Keyserling*, Beobacht. Petschoraland Taf. 15. Fig. 8 (= Orthoceras pyriforme *Sowerby*, Silurian System II, 705. tab. 8. fig. 19. 20; Phragmoceras pyriforme *Eichwald* im Bullet. des Natur. de Moscou 1846. 115) im Aymestry- und Wenlockkalke Englands und am Ural, gestielt birnförmig, glatt, mit centrodorsalem, schwachblasigem Sipho. — 3) G. Eichwaldi *Verneuil*, Russia and Ural II, 357. tab. 24. fig. 9 bei Petersburg, klein und drehrund, mit horizontalrandigen Kammerwänden und ungemein dickem blasigem Sipho.

II. Im devonischen Gebirge: 4) G. subpyriforme *Portlock*, Geol. report Londonderry 381. tab. 28a. fig. 1 (= Orthoceras inflatum *Quenstedt*, Petrefaktenkunde I, 45. Taf. 1. Fig. 20; O. subpyriforme *Gr. Münster*, Beitr. zur Petrefaktenkunde III, 103. Taf. 20. Fig. 10) im Fichtelgebirge und der Eifel, auch silurisch in England; doch will Römer diese als eigene Art davon trennen, das Gehäuse birnförmig, etwas deprimirt, bis in die obere Hälfte der Wohnkammer gleichmäßig an Umfang zunehmend, dann schnell verengt, mit kleinem Sipho und sehr niedrigen Kammern. — 5) G. sulcatulum *Verneuil*, Russia and Ural II, 357. tab. 25. fig. 6 (= Orthoceras Eifeli *Helmersen*, Geogn. Ilmen- und Peipussee 6) am Don und Ilmensee, schlank mit sanft concaven Kammerwänden, deren Ränder sanft gebogen, mit kleinem, dem Rande genähertem Sipho. — 6) G. ficus *Römer* in Dunker's Palaeontographica III, 38. Taf. 6. Fig. 1 im Kalke von Iberg, langsam zunehmend, kreisrund, mit kleiner Wohnkammer und sehr kleinem, fast randlichem Sipho. — 7) G. subfusiforme *Portlock*, Geol. report Londonderry 381. tab. 24. fig. 5 (= Orthoceras subfusiforme *Gr. Münster*, Beiträge zur Petrefaktenkunde III, 103. Taf. 20. Fig. 6—9) im Fichtelgebirge und bei Reval, schlank und dickschalig, kreisrund, mit sehr kleinem, fast randlichem Sipho.

III. Im Kohlenkalke: 8) G. fusiforme (= Orthoceras fusiforme *Sowerby*, Min. Conchol. VI, 167. tab. 588. fig. 1; Poterioceras fusiforme *M'Coy*, Foss. carbon. of Ireland 10) im Bergkalke Irlands und Englands, schlank keulenförmig, rund, mit fast mittelständigem Sipho. — 9) G. cordiforme (= Orthoceras cordiforme *Sowerby*, Miner. Conchol. III, 85. tab. 247; Poterioceras cordiforme *M'Coy*, Foss. carbon. of Ireland 10. tab. 1. fig. 2) im Bergkalke Irlands, von riesiger Größe, kurz und sehr dick, mit niedrigen Kammern und großem, fast mittelständigem Sipho. — 10) G. trochoides (= Apioceras trochoides *Fahrenkohl*, Bullet. natur. Moscou 1844. XVII, 779. tab. 19. fig. 1) im Bergkalke von Karowa, schnell an Größe zunehmend.

Es sind noch einige andere Arten ungenügend beschrieben worden, die zahlreichen aus dem böhmischen Silurium hat Barrande noch nicht charakterisirt. (*Giebel.*)

GOMPHOCERUS. Thunberg bearbeitete im J. 1815 die Feldheuschrecken oder Akridiodeen in den Memoiren der kaiserlichen Akademie zu St. Petersburg und stellte hier neben den Gattungen von Fabricius noch vier neue auf, darunter begriff Gomphocerus diejenigen Akridier, deren Männchen am Ende erweiterte Fühler besitzen. Mehre Entomologen nahmen diese Gattung in demselben Sinne auf, bis Burmeister in seinem Handbuche der Entomologie 2. Bd. S. 645 die Kopfbildung

ls wichtigern Charakter hervorhebend deren Begriff erweiterte. Nach ihm gehört nun die Gattung mit Oedipoda zu den Akridiern ohne Höcker am Prosternum und mit glattem, niemals rauhem oder punktirtem Leibe und zeichnet sich ganz besonders von ihren Verwandten aus, daß der viel stärker hervorragende Vorderkopf an der Grenze des Scheitels vor jedem Auge eine kleine, schmale, längliche, ziemlich tiefe Grube besitzt, welche allen andern fehlt. In Verbindung hiermit steht ein stärkeres Vorspringen des Kopfzipfels und eine mehr wagerechte Stellung des vor den Augen befindlichen Scheitelfortsatzes, dabei die zwischen den Fühlergruben befindliche Kopfschwiele theils gegen den Mund hin ganz verstrichen ist, daß weder mittle, noch seitliche Stirnleisten wahrgenommen werden, theils von den bis zum Munde hinabreichenden Stirnleisten eingefaßt wird, in welchem Falle auch die seitlichen Leisten recht deutlich sind. Die Backen erscheinen stets dick, aufgetrieben und daher der Kopf nach Unten viel breiter, die Mundtheile stark und kräftig, die dicken Oberkiefer ohne alle Zähne, blos mit Furchen und scharfem Vorderrande, daher die Unterkieferzähne stumpf. Die 22gliederigen Fühler sind nach Unten mehr oder weniger flachgedrückt, nach Oben bisweilen bei den Männchen erweitert. Der kurze Vorderrücken hat eine deutlich hervorragende Mittellinie und stark abgesetzte, nach Innen gebogene, also Xförmige Seitenkanten; der Vorderrand ist gerade, der Hinterrand mehr gebogen als winkelig; die vertieften Querlinien recht deutlich; die Flügel bald länger, bald kürzer als der Hinterleib, die Füße und Krallen klein, die Unterflügel wasserklar. Burmeister zieht nun folgende Arten in besonderer Gruppirung hierher:

I. Die Grube am Rande des Scheitelfortsatzes ist deutlich wahrnehmbar.

A. Die Stirnschwiele flach, die Leisten ganz verstrichen, die seitlichen kaum bemerkbar.

1. Die Flügel bei beiden Geschlechtern länger als der Hinterleib; die Seitenkanten des Pronotums nicht so deutlich, die eingedrückten Querlinien einander sehr genähert, die hinterste vor der Mitte der Längslinie.

1) G. thalassinus *Charpentier*, Hor. entomol. 138. tab. 4. fig. 3. Im südlichen Europa und in Nordamerika.

2. Flügel nur so lang wie der Hinterleib, beim Weibchen mitunter etwas kürzer; die Seitenkanten des Pronotums treten hervor und sind mehr oder minder Xförmig.

2) G. cothurnatus *Creutzer*, Entomol. Versuch. 229. Taf. 8. Fig. 32. In Oesterreich.

3) G. cruciatus *Charp.* *Philippi*, Orthopt. beschol. 34. tab. 2. fig. 5. Bei Berlin.

B. Die Stirnschwiele höher, scharf gerandet, bis zum Munde reichend, mehr oder weniger ausgehöhlt, die seitlichen Stirnleisten deutlicher bemerkbar; die Fühler am Grunde deutlicher flachgedrückt.

1. Flügel bei beiden Geschlechtern nur so lang wie der Hinterleib.

a) Männliche Fühler etwas länger als die weiblichen.

α) Männliche Flügel am Vorderrande nicht bogenförmig erweitert, vielmehr schmal, ganz wie bei dem Weibchen.

4) G. lineatus *Charp.* *Germar*, Fauna Insect. Europ. XX. tab. 18. 19. Auf Wiesen häufig. Ist von Fabricius als Oe. morio beschrieben worden. Den eigentlichen G. morio *Charp.* = G. elegans *Boheman* nennt von Bork, um die Verwechselung mit dem Fabricius'schen zu vermeiden, G. melanopterus.

5) G. viridulus *Charpentier*, Horae entomol. 159. Im südlichen Europa. — Hieran reiht sich noch G. rufiper *Charp.*, zu welchem G. ventralis *Zetterstedt* das Weibchen ist.

β) Flügel der Männchen am Vorderrande bogenförmig erweitert, mit sehr großen Zellen.

6) G. miniatus *Charp.* *Germar*, Fauna Insect. Europae XX. tab. 16. 17. — Dalmatien.

7) G. biguttulus *Charpentier*, Hor. entomol. 163. — Zu dieser gemeinen Art gehören als bloße Varietäten G. bicolor *Charpentier* a. a. O. 161, G. arvalis *Burmeister* a. a. O. 649, G. mollis *Charpentier* a. a. O. 164 und G. modestus *Seidl.*

b) Fühler der Männchen länger und mit einer lanzettförmig erweiterten Spitze; männliche Flügel am Vorderrande etwas erweitert.

8) G. sibiricus *Charpentier*, Horae entomol. 167. — Sibirien, Wallis.

9) G. biguttatus *Charp.* *Germar*, Fauna Insect. Europae XX. tab. 22. 23. — Gemein in Tentschland. Die Weibchen wurden häufig als Oedipoda pulla aufgeführt. Auch von Bork's G. abruptipennis aus Gottland gehört eben dieser Art an.

10) G. rufus *Charpentier* a. a. O. 168. — Im südlichen Europa.

2. Flügel in beiden Geschlechtern etwas länger als der Hinterleib.

11) G. tricoloripes *Burmeister* a. a. O. 649. — Java.

12) G. pelidnus *Burmeister* a. a. O. 651. — Pennsylvanien.

3. Flügel in beiden Geschlechtern kürzer als der Hinterleib.

13) G. montanus *Charpentier* a. a. O. 173. — In Europa.

II. Statt der Grube jederseits ein scharfer Rand an dem vorspringenden Scheiteltheile; die Stirnschwiele deutlich gerandet, reicht bis zum Munde; Seitenleisten sichtbar.

A. Flügel bei beiden Geschlechtern kürzer als der Hinterleib (Podisma *Latr.*).

14) G. parallelus *Charpentier* a. a. O. 171. — Teutschland. — An diese Art reihen sich noch: G. crassipes *Charpentier* a. a. O. 174; G. brachypterus *Oeskay*, Nov. acta phys. medic. XIII. a. 409; G. dorsatus *Charpentier* 153; G. elegans *Charpentier* 153.

B. Flügel bei beiden Geschlechtern länger als der Hinterleib.

a) Männliche Fühler in ihrer ganzen Länge gleichbreit, kürzer als der halbe Körper.

15) G. grossus *Charpentier* a. a. O. 151. — Gemein auf Wiesen.

16) G. parapleurus *Charpentier* a. a. O. 152. — Mittel- und Südeuropa.

b) Männliche Fühler an der Spitze lanzettförmig erweitert, länger als der halbe Leib.

17) G semicolor *Burmeister* a. a. O. 651.

(*Giebel.*)

GOMPHODUS nennt Reuß in seinen Versteinerungen des böhmischen Kreidegebirges II. S. 99 kleine Haifischzähne mit unten sehr dickem, allmälig sich zuspitzendem, schwachzweischneidigem Hauptkegel, mit starkgewölbten Seiten, jederseits ein oder zwei kleinen Nebenkegeln und niedriger Wurzel. Die im Pläner Böhmens gefundenen Exemplare erreichen bis 5 Linien Höhe und haben kurze, dicke, zweischneidige Nebenhöcker. Die verwandtschaftlichen Verhältnisse zu den lebenden Gattungen lassen sich aus Reuß' Angaben nicht sicher ermitteln, doch scheint die Gattung in die Familie der Scyllien zu gehören.

(*Giebel.*)

GOMPHOI (*Γόμφοι*, Gomphi), eine uralte, stark befestigte Stadt in Hestiäotis, deren Gebiet an das der Athamanen und Perrhäber grenzte. *Ptolemäos* III, 13, 44. Für Kriegsoperationen hatte diese Stadt zwischen zwei engen und beschwerlichen Pässen Wichtigkeit und wurde daher im römisch-makedonischen und im römisch-syrischen Kriege von den Römern und ihren Bundesgenossen mehrmals genommen. *Livius* XXXI, 41. So griff Amynander, Fürst der Athamanen und mit den Römern gegen den König Philipp verbündet, die Stadt mit Gewalt an und zwang die Vertheidiger zur Uebergabe. *Livius* XXXII, 14. Im Kriege gegen Antiochos war Gomphi von den Athamanen noch besetzt gehalten, wurde aber mit Hilfe der Römer von Philipp wieder genommen. *Livius* XXXVI, 13; XXXVIII, 2. Später besetzte dieselbe Cäsar auf seinem Zuge nach Pharsalus (*Caes.*, De bell. civ. III, 80). Unter der Regierung des Arkadius war Gomphi Sitz eines Bischofs, welcher unter dem Metropolitan von Larissa stand. Auch in der Kirchenversammlung des Papstes Bonifacius II. im J. 531 war noch ein Bischof von Gomphi gegenwärtig. Das Gebiet von Gomphi wird durch den Portalikos bewässert (einen Arm des Flusses Salamvria), welcher vom Pindos durch den Paß von Portos mit Heftigkeit herausströmt. Vergl. *Leake*, Travels in Northern Greece. Vol. IV. p. 520 seq. Siehe F. W. Hoffmann, Griechenland und die Griechen I, 290. (*Krause.*)

GOMPHOLOBIUM, eine von Smith aufgestellte Gattung der Papilionacern mit folgendem Charakter: Der Kelch ist tief fünftheilig, fast gleich. Die Fahne der schmetterlingsförmigen Blumenkrone ist groß, ausgebreitet, ein wenig länger als die länglichen Flügel, der Kiel ist verkehrt-eiförmig-länglich, aufrecht oder ein wenig einwärts-gekrümmt, an der Spitze stumpf, fast so lang als die Flügel. Die zehn Staubgefäße sind frei, die Fäden kahl. Der Fruchtknoten ist kurz gestielt, vieleiig. Der Griffel ist fadenförmig, einwärtsgekrümmt, die Narbe dünn, kopfförmig. Die Hülse ist aufgeblasen, fast kreisrund. Die Samen haben keine Nabelwarze.

Die hierher gehörigen Sträucher und Halbsträucher wachsen in Neu-Holland und haben wechselständige, zusammengesetzte, bald aus drei oder fünf Blättchen bestehende, bald unpaarig gefiederte Blätter, kleine pfriemliche Nebenblätter, welche bisweilen ganz fehlen, einen achsel- oder fast endständigen Blüthenstand, einblüthig, einzeln oder an der Spitze der Aeste traubig-ebensträußig stehende, von Deckblättchen begleitete Nebenblättchen, in der Knospenlage klappige Kelchzipfel, gelbe, selten rothe oder orangefarbige Blumenkronen und kahle Hülsen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung bekannt:

1) G. barbigerum *De Candolle*. Die drei Blättchen sind linealisch, ziemlich spitz; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kantig; der Kiel ist an der Naht bärtig; die Fahne ist groß, länger als der Kelch und der Kiel. Hierher gehört G. fimbriatum *Sieber* (nicht *Smith*).

Diese Art ist in Neu-Holland einheimisch. Ihre Blüthen sind goldgelb, ungefähr einen Zoll lang und größer als die von G. grandiflorum.

2) G. grandiflorum *Smith*. Das Blatt besteht aus drei linealischen, spitzen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kantig; der Kiel ist bartlos, die Fahne fast doppelt länger als der Kelch und der Kiel.

Diese Art wächst wie alle übrigen gleichfalls in Neu-Holland, weshalb das Vaterland bei den folgenden nicht angegeben zu werden braucht. Die gelben Blüthen sind groß. Die Blättchen sind kaum eine Linie breit, aber über einen Zoll lang.

3) G. virgatum *Sieber*. Das Blatt besteht aus drei linealischen, ziemlich stumpfen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind stielrund, der Kiel ist bartlos; die Fahne ist kaum länger als der Kiel und der Kelch. — In der Tracht stimmt sie mit G. latifolia überein, der Kiel ist aber bartlos.

4) G. latilolium *Smith*. Das Blatt besteht aus dreilformig-linealischen oder länglich-linealischen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, der Kiel gewimpert, der Fruchtkelch ist zurückgeschlagen. Hierher gehören G. fimbriatum *Smith* und G. psoraleaefolium *Salisbury*. Die Blättchen sind 1—2 Linien breit, 6—12 Linien lang.

5) G. marginatum *R. Brown*. Das Blatt besteht aus drei verkehrt-eiförmigen, flachen Blättchen; die Nebenblätter haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; die Blumenkrone ist so lang als der Kelch.

6) G. pedunculare *De Candolle.* Die drei Blättchen des Blattes sind am Rande ein wenig umgerollt, die untersten verkehrt-eiförmig, stachelspitzig, die obersten lanzettlich-linealisch, zugespitzt; die Nebenblätter haben mit dem Blattstiele gleiche Länge; die Stengel sind ausgebreitet; die Blüthenstielchen sind weit länger als das Blatt, am Grunde und an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blumenkrone ist länger als der Kelch. — Die Stengel sind fast krautartig, die Hülsen eiförmig, ein wenig zusammengedrückt.

7) G. tetrathecoïdes *Sieber.* Das Blatt besteht aus drei linealischen, am Rande ein wenig umgerollten Blättchen; die stielrunden Aeste sind von einer kurzen Behaarung steifhaarig; die Blüthenstielchen sind kaum länger als das Blatt; der bartlose Kiel und die Fahne überragen kaum den Kelch. — Die Blätter sind kurz gestielt, die Blättchen zwei Linien lang.

8) G. polymorphum *R. Brown.* Das Blatt besteht aus 3—5 linealischen oder länglich-keilförmigen, am Rande umgerollten Blättchen; der Stengel ist niederliegend oder windend; die Nebenblätter sind kürzer als der Blattstiel; die Blüthenstielchen sind weit länger als das Blatt, am Grunde und an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt. Hierher gehört G. grandiflorum *Andrews.* Die große Fahne ist auf der Innenseite scharlachroth, auf der Außenseite purpurroth.

9) G. tomentosum *Labillardière.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 2—4paarig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, stachelspitzig, oberseits rauh; die Blüthenstiele stehen meist einzeln; die rauhhaarigen Kelche sind kürzer als die Hülse; der Kiel ist seidenhaarig-gewimpert.

10) G. glabratum *De Candolle.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 2—3paarig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, am Rande umgerollt; die Blüthenstiele stehen meist einzeln; die kahlen Kelche sind fast doppelt kürzer als die Hülse; die Aestchen sind von fast schuppigen Höckerchen rauh; die Hülsen sind eiförmig. Die Kelche sind außenseits kahl, an den Rändern der Zipfel von einer feinen Wolle gewimpert.

11) G. venustum *R. Brown.* Die Blätter sind vielpaarig, unpaarig-gefiedert, die Blättchen sind pfriemlich, aderig, am Rande umgerollt und nebst den Kelchen kahl; der Ebenstrauß ist gestielt, vielblüthig; die Blumenkronen sind purpurroth.

12) G. pinnatum *Smith.* Die vielpaarigen, kahlen Blätter sind unpaarig-gefiedert; der Stengel ist stielrund, hin und her gebogen, kahl.

13) G. aciculare *Reichenbach.* Die Pflanze ist schwach wollig; das Blatt besteht meist aus sieben, umgerollt-nadelförmigen, stachelspitzigen Blättchen; die Blüthen sind fast stiellos.

14) G. glaucescens *Cunningham.* Das Blatt besteht aus drei schmal linealischen, etwas umgerollten, borstenförmigen Blättchen; der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind schwach kantig. Hierher gehört G. grandiflorum var. setifolium *De Candolle.*

15) G. aspalathoides *Cunningham.* Der Stengel ist aufrecht; das Blatt besteht aus drei schmal linealischen, stumpflichen, am Rande umgerollten Blättchen, die Aeste sind kantig; die Blüthenstiele sind kürzer als das Blatt und stehen an der Spitze des Stengels fast traubig; die Fahne ist fast doppelt länger als der Kelch, aber kaum länger als der bartlose Kiel.

16) G. uncinatum *Cunningham.* Der Stengel ist halbstrauchig, niederliegend; die Aeste sind dünn, weichhaarig, zuletzt kahl; das Blatt besteht aus drei linealischen, am Rande umgerollten, an der Spitze hakenförmig-zurückgekrümmten Blättchen; die Blüthenstiele haben mit dem Blatte gleiche Länge.

17) G. subulatum *Bentham.* Die Blätter sind unpaarig-gefiedert, die Blättchen stehen von einander entfernt und sind vielpaarig, pfriemlich, am Rande umgerollt, glatt und nebst den Aesten kahl; die Blüthentraube ist endständig, locker, wenigblüthig.

18) G. Knightianum *Lindley.* Die Blätter sind dreizählig und gefiedert, die Blättchen sind fast rund, verkehrt-eiförmig, eiförmig oder linealisch, stachelspitzig, beiderseits kahl; die Trugdolden sind endständig, gestielt, so lang als die Blätter. Hierher gehört G. heterophyllum *Don.*

19) G. capitatum *Cunningham.* Die ganze Pflanze ist behaart; die Blüthen sind kopfförmig; die Blätter sind unpaarig-gefiedert, 3—4paarig, bisweilen fast handförmig, die Blättchen pfriemlich-linealisch, stachelspitzig, oberseits glatt; die Kelche sind rauhhaarig, der Kiel ist gewimpert.

20) G. venulosum *Lindley.* Das Blatt besteht aus drei linealisch-lanzettlichen, geaderten, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die Nebenblätter sind länger als der Blattstiel; die Blüthenstiele stehen an der Spitze des Stengels einzeln und sind an der Spitze mit zwei Deckblättchen besetzt; die Blumenkronen sind länger als der Kelch.

21) G. tenue *Lindley.* Die Pflanze ist zart und ganz kahl; die Stengel sind fadenförmig, glatt; das Blatt besteht aus drei linealischen, sehr schmalen, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die gestielten Blüthen stehen einzeln; die Fahne ist ausgerandet, doppelt länger als der bartlose Kiel.

22) G versicolor *Lindley.* Der Stengel ist aufrecht; die kurz gestielten Blätter sind aus linealischen, stachelspitzigen, kahlen, am Rande umgerollten Blättchen zusammengesetzt; die Blüthentraube ist locker, wenigblüthig; die Kelchzipfel sind länglich-linealisch, zugespitzt, außenseits kahl, innen weichhaarig; der Kiel ist kahl.

23) G. aristatum *Bentham.* Die äußerst kurz gestielten Blätter bestehen aus 3—7 linealisch pfriemlichen, starren, stachelspitzigen, am Rande umgerollten Blättchen; die fast stiellosen Blüthen stehen in den oberen Blattachseln; die lang begrannten Kelche sind ein wenig kürzer als die Blumenkrone und fast so lang als die Hülse; der Kiel ist gewimpert.

24) G. Hügelii *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht, die Aeste sind kaum kantig; das Blatt besteht aus drei, schmal linealischen, stumpfen oder mit einer zurückgekrümmten Stachelspitze versehenen am Rande umgerollten

Blättchen; die Blüthenstiele sind doppelt länger als das Blatt; der Kiel ist bärtig.

25) G. ovatum *Meisner*. Die Pflanze ist ganz kahl; die Aeste sind kantig und zusammengedrückt; die borstig-linealischen Nebenblätter stehen ab; die fast stiellosen Blätter sind eiförmig oder fast kreisrund, schwach herzförmig, ziemlich spitz oder kurz stachelspitzig, flach, fiedernervig, oberseits netzaderig; die endständigen, gepaarten, langen Blüthenstiele sind in der Mitte mit zwei kleinen Deckblättchen besetzt; der Stengel ist so lang als die halbe Blumenkrone; der Kiel ist bartlos.

26) G. amplexicaule *Meisner*. Die Pflanze ist ganz kahl; die sehr schlanken Aeste sind oberwärts kantig-zusammengedrückt; die kleinen Nebenblätter sind borstig, zurückgekrümmt; die fast stiellosen Blätter sind herzförmig, fast stengelumfassend, schmal eiförmig-länglich, spitz und kurz stachelspitzig, auf beiden Seiten netzaderig; die Blüthenstiele sind achsel- und endständig, einzeln oder gepaart, fast so lang als die Blätter, am Grunde und an der Spitze mit kleinen Deckblättern besetzt; der Kelch ist so lang als die halbe Blumenkrone; der Kiel ist bartlos.

27) G. burtonioides *Meisner*. Die Aeste und Zweige sind stielrund, glatt, weichhaarig, zuletzt kahl; die kleinen Nebenblätter fallen bald ab; die Blätter sind fast ungestielt, die unteren bestehen aus drei, die oberen aus fünf schmal linealischen oder fast spateligen, stumpfen, am Rande umgerollten, oberseits wimperig-behaarten, unterseits kahlen Blättchen; die Blüthenköpfchen sind endständig, ungestielt, wenigblüthig; der weichhaarige Kelch ist kaum halb so groß als die Blumenkrone, seine Zipfel sind kurz begrannt.

28) G. Shuttleworthii *Meisner*. Die Aestchen sind stielrund, weichhaarig; die Nebenblätter sind undeutlich; der Blattstiel ist sehr kurz; das Blatt besteht aus 5, selten 7 oder 3 fadenförmigen, ziemlich stumpfen, am Rande umgerollten, glatten und kahlen Blättchen; die Blüthentrauben sind endständig, kopfförmig, gestielt, 3—6blüthig; die Knospen sind fünfkantig; die Kelchzipfel sind spitz, außenseits kahl, innen am Rande weichhaarig, ein wenig länger als die Blumenkrone; der Kiel ist ein wenig gewimpert.

29) G. viscidulum *Meisner*. Die Aeste sind schwach kantig, kahl, klebrig; die Nebenblätter sind undeutlich; die Blätter sind gefiedert, gestielt, die einzelnen Paare stehen ziemlich weit von einander, die 5—9 Blättchen sind fadenförmig, an der stumpfen Spitze ein wenig umgebogen, am Rande umgerollt, glatt, kahl oder spärlich wimperig-behaart; die Blüthen sind endständig, einzeln, kurz gestielt; die Knospen sind fast fünfkantig; der Kelch ist stumpf, kahl, halb so lang als die Blumenkrone; der Kiel scheint unbehaart zu sein.

30) G. Preissii *Meisner*. Die ganze Pflanze ist weich und locker behaart; die Nebenblätter sind sehr klein; die Blätter sind gefiedert, 6—8paarig, die Spindel ist ziemlich lang, die Blättchen sind schmal linealisch, am Rande umgerollt, ziemlich spitz oder kurz stachelspitzig, an der Spitze ein wenig breiter und öfters umgekrümmt, punktirt-rauh, das endständige ist kürzer als die übrigen, öfters breiter und stumpf; die Blüthenköpfchen sind endständig, 1—3blüthig, ungestielt, kürzer als die Blätter; die einzelnen Blüthen sind kurz gestielt; der behaarte Kelch ist länger als die halbe Blumenkrone, seine Zipfel sind kurz borstig-zugespitzt; der Kiel ist bartlos.

31) G. foliolosum *Bentham*. Die Blätter sind unpaarig-gefiedert; die 15—25 Blättchen sind verkehrteiförmig-abgestutzt oder verkehrt-herzförmig, kahl, die Blattstiele und Aeste sind schwach behaart; die Blüthentrauben sind endständig, fast ebensträußig, locker, wenigblüthig; der kleine Strauch ist sehr ästig.

32) G. Drummondii *Meisner*. Die Pflanze ist aufrecht; der Stengel und die Aeste sind ebensträußig, stielrund, gelblich filzig, dicht beblättert; die Nebenblätter fehlen; die ungestielten Blätter bestehen aus drei gleichen, fast stielrund-fadenförmigen, stumpfen, weichhaarigen, punktirt-rauhen, unterseits einfurchigen Blättchen; die Blüthen stehen an der Spitze der Aeste ebensträußig-traubig; die Blüthenstielchen sind achselständig, einblüthig, doppelt länger als das Blatt, weichhaarig, an der Spitze mit zwei kleinen, abfälligen Deckblättchen besetzt; der bis zur Mitte fünftheilige Kelch ist mit kurzen, blassen, fast klebrigen Haaren besetzt, seine Zipfel sind lanzettlich, zugespitzt, die beiden oberen etwas größer als die anderen, kaum kürzer als die Fahne, der Kiel ist sehr stumpf, weiß gewimpert; der kahle Fruchtknoten ist achteilig. — Von dem verwandten G. aristatum schon durch die kürzeren, stumpfen Blättchen unterschieden. (*Garcke.*)

GOMPHONEMA, eine zu den Diatomeen gehörige Pflanzengattung mit festsitzenden, gestielten Körperchen und weichen Stielen, von welcher folgende Arten bekannt sind:

1) G. exiguum *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{120}$ Linie lang, ganz glatt; die Nebenseiten lanzettlich; der Stiel ist etwas dick und meist ästig.

Sie wurde im flensburger Meerbusen aufgefunden.

2) G. tenellum *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{130}$ Linie lang, ganz glatt; die Nebenseiten sind schmal, verkehrt-ei-lanzettförmig; das Stielchen ist kurz und einfach.

In Bächen und Flüssen an Cladophora fracta.

3) G. micropus *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{90}$ Linie lang, ganz glatt; die Hauptseiten sind schmal keilförmig, die Nebenseiten verkehrt-eiförmig, länglich; der Stiel ist sehr klein, kaum deutlich zu erkennen.

Auf einer Vaucheria bei Nordhausen.

4) G. angustatum *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{60}$ Linie lang, glatt, keil-linienförmig; die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig; die Stiele sind lang.

Diese in Wasserbehältern vorkommende Art ist in eine gallertartige Masse verwirrt und schwer erkennbar.

5) G. digitatum *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{110}$ Linie lang, ganz glatt, linealisch-keilförmig und fächerförmig verbunden; der Stiel ist einfach, oberwärts verdickt.

An Conferven bei Curhafen in der Elbmündung.

6) G. telographicum *Kützing*. Die Körperchen sind $^1/_{60}$ Linie lang, ganz glatt, schlank, keilförmig, am

Grunde verschmälert, am obern verdickten Ende des einfachen Stiels dolbenartig-gehäuft.

Auf Helgoland.

7) G. abbreviatum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/70—1/90 Linie lang, breit keilförmig, fächerartig-verbunden, ganz glatt; die Nebenseiten sind verkehrt-eiförmig, an der Spitze stumpf-abgerundet; das Stielchen ist ziemlich dick.

Diese an Süßwasseralgen überall wachsende Art kommt mit sehr kurzem und langem und ästigem Stiele vor. Zur ersten Abart gehört Gomph. brevipes *Kützing*, Licmophora minuta *Kützing* und vielleicht Echinella abbreviata *Ehrenberg*, zur zweiten Gomph. bachycladum *Brébisson* und G. rotundatum *Ehrenberg*.

8) G. olivaceum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/85 Linie lang, breit keilförmig, querstreifig, die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig; die Stiele sind zu einer gallertartigen Masse verworren, in welcher die Körperchen liegen. Hierher gehören als Synonyme Gomph. Leibleini *Agardh*, Gomph. geminatum *Kützing*, Gomph. Berkeleyi *Gréville*, Echinella olivacea *Lyngbye* und Meridion vernale *Agardh*.

9) G. curvatum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/60—1/60 Linie lang, ganz glatt, von der Hauptseite keilförmig und gekrümmt; die Nebenseiten sind verkehrt-ei-lanzettförmig.

Diese Art kommt in drei Varietäten vor:

a) aquaticum. Die Körperchen sind gedrungener, in größerer Anzahl zusammengehäuft, bisweilen fächerförmig verbunden; die Stielchen sind sehr kurz und fehlen bisweilen ganz; so an verschiedenen Algen in süßen Gewässern.

b) salinum. Die Körperchen sind schlank, einzeln, die Stielchen lang. Hierher gehört G. minutissimum *Kützing*; so in Algen im mansfelder Salzsee.

c) marinum. Die Körperchen sind größer und etwas dicker, die Stielchen sind dicker und etwas ästig; so in der Nord- und Ostsee.

10) G. subramosum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/95 Linie lang, keilförmig, unten spitz; die Nebenseiten sind verkehrt-eiförmig; der Stiel ist lang, sehr dünn und etwas ästig. Hierher gehören G. oculatum *Kützing*, G. septatum und subramosum *Agardh*, G. discolor und clavatum *Ehrenberg*.

Diese Art kommt in süßem Wasser vor.

11) G. dichotomum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/35 Linie lang, schlank, linealisch-keilförmig, am Rande querstreifig; die Nebenseiten sind schmal lanzettlich und haben stumpfe Spitzen.

An Conferven in süßem Wasser. Diese Art kommt sowol mit langen dichotomischen Stielen als ungestielt vor.

12) G. capitatum *Ehrenberg*. Die Körperchen sind 1/35 Linie lang, etwas kräftig; die Nebenseiten sind am Grunde verdünnt, in der Mitte erweitert, an der vorgezogenen Spitze breit abgerundet, sonst querstreifig; der Stiel ist lang, dichotomisch und gegliedert.

An Süßwasseralgen.

13) G. constrictum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/45 Linie lang, etwas kräftig, gestreift; die Nebenseiten sind unterwärts verdünnt, etwas spitz, in der Mitte bauchig, oberwärts zu einem kurzen Halse eingeschnürt, am Ende mit einem breiten rundlichen Köpfchen; der Stiel ist späterhin verlängert und ästig. Hierher gehören G. constrictum, truncatum und paradoxum *Ehrenberg*, G. pohliaeforme und subramosum *Kützing*.

An Süßwasseralgen.

14) G. (?) constrictum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/120 Linie lang, nach Unten verdünnt, in der Mitte eingeschnürt, oben mit einem breiten, runden Köpfchen; der Stiel ist einfach, kurz, wenig bemerklich.

An Conferven.

15) G. acuminatum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/30 Linie lang, schlank und querstreifig; die Nebenseiten sind unterwärts sehr verdünnt und spitz, in der Mitte bauchig, oberwärts mit stark eingeschnürtem Halse und einem breiten stachelspitzigen Köpfchen. Hierher gehören G. Clavus *Brébisson*, G. minutum *Ralfs* und vielleicht Licmophora minuta *Agardh*.

An Süßwasseralgen.

16) G. intricatum *Kützing*. Die Körperchen sind 1/35 Linie lang, schlank; die Hauptseiten sind lang keilförmig; die Nebenseiten sind quergestreift, in der Mitte angeschwollen, an beiden Enden fast gleichmäßig verdünnt, schmal und stumpf; die Stiele sind etwas steif, dichotomisch, lang, sehr verwirrt und schleimig.

In kleinen Wasserpfützen eines Gypsfelsens bei Nordhausen.

17) G. Augur *Kützing*. Die Körperchen sind 1/35 Linie lang; die Nebenseiten sind nach Oben erweitert, am Ende mit einem Stachelspitzchen. Hierher gehört G. cristatum *Ralfs*.

Unter anderen Diatomeen am Harze. (*Garcke.*)

GOMPHOPETALUM, eine von Turczaninow aufgestellte, zu der natürlichen Familie der Umbelliferen gehörige Pflanzengattung mit folgendem Charakter:

Der Kelchrand ist mit fünf eiförmigen Zähnen besetzt. Die lang benagelten, länglichen Kronblätter sind an der Spitze mit einem einwärtsgebogenen Zipfelchen versehen. Die Frucht ist vom Rücken her zusammengedrückt, elliptisch, auf beiden Seiten geflügelt, die Halbfrüchtchen sind fünfrippig, die drei Rückenrippen sind schwach geflügelt, die beiden seitlichen in einen häutigen, weit breiteren Flügel erweitert; die Thälchen und die Berührungsfläche sind beiderseits einstriemig; der Same ist auf dem Rücken etwas gewölbt, an der Seite flach.

Die hierher gehörigen ausdauernden oder vielleicht zweijährigen ganz kahlen Arten wachsen in Daurien und haben doppelt-gefiederte Blätter und stark gesägte Blättchen.

1) G. viridiflorum *Turczaninow*. Die Blätter sind doppelt-gefiedert, die unteren Fiedern fünfblätterig, die Blättchen ungleichseitig, länglich-eiförmig, zugespitzt, fast doppelt länger als breit; die allgemeine Hülle fehlt, die besondere ist vielblätterig, die Blättchen sind lincalisch, zur Blüthezeit fast so lang als die äußeren Strahlen der

Dolde; der Griffelfuß ist kegelförmig, länger als die Kelchzähne.

An feuchten Stellen in Daurien.

2) G. albiflorum *Turczaninow.* Die Blätter sind doppelt-gefiedert, die unteren Fiedern dreiblätterig, die Blättchen sind herzförmig, stumpf, die der oberen Blätter eiförmig, spitz, kaum länger als breit; die allgemeine Hülle ist 3—5blätterig, abfällig, die besondere vielblätterig, die Blättchen sind länglich-lanzettlich, zur Blüthezeit halb so lang als die äußeren Doldenstrahlen; der Griffelfuß ist niedergedrückt, kürzer als die Kelchzähne.

Diese Art findet sich in der Nähe von Krasnoyarsk in Daurien. (*Garcke.*)

GOMPHOPHORUS, ein von Bridel eingeführter Name für eine Moosgattung, welche schon früher von R. Brown als Lyellia bezeichnet war, weshalb diese ältere Benennung angenommen ist. Diese Gattung hat eine mützenförmige, an der Spitze borstig-rauhe Haube, eine endständige, bald flache, bald gewölbte, an der Spitze cylindrische Büchse, deren Mundbesatz ungezähnt und durch eine der Mitte des dicken, faltig-runzeligen Säulchens angewachsene Querhaut Anfangs geschlossen, bald aber durch das Zerreißen dieser Querhaut geöffnet ist; das Säulchen verlängert sich zuletzt bedeutend; das Deckelchen ist kegelförmig, geschnäbelt. Hierher gehört nur eine, rasenartige, ausdauernde, in Nepal einheimische Art, welche R. Brown Lyellia crispa nannte. Von einer zweiten Art, welche Bélanger in Ostindien auffand und als Lyellia bifurcata hierher rechnete, ist es sehr zweifelhaft, ob sie zu dieser Gattung gehört. (*Garcke.*)

GOMPHOSIA, eine von Weddell aufgestellte Gattung der Rubiaceen mit folgendem Charakter:

Der Kelch hat eine kreiselförmige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, 4—5zähnigen, stehenbleibenden, innen am Grunde mit kleinen, lanzettlichen Drüsen versehenen Saum, dessen Zähne klein und einander gleich sind. Die oberständige, präsentirtellerförmige, kahle, häutige Blumenkrone hat eine trichterförmige Röhre und einen 4—5lappigen Saum mit abgerundeten, schief ausgerandeten, abstehenden, etwas zurückgekrümmten, in der Knospenlage gedrehten Zipfeln. Die 4—5 fast didynamischen, kahlen, aus der Blumenkrone hervorragenden Staubgefäße wechseln mit den Kronzipfeln ab; die Träger sind der Röhre weit angewachsen, an der Spitze einwärtsgekrümmt, die Staubbeutel sind fast kreisrund, auf dem Rücken angeheftet, zweilappig, die Fächer sind zurückgekrümmt, das Mittelband ist sehr breit. Der zweifächerige Fruchtknoten ist von der beckenförmigen Scheibe gekrönt. Die wenigen gegenläufigen, aufsteigenden, schildförmigen Eichen sind den achselständigen, etwas zusammengedrückten, in der Mitte der Scheidewand angehefteten Placenten eingefügt. Der Griffel ist fadenförmig, kahl; die zweispaltige Narbe hat sehr kurze Zipfel. Die Kapsel ist länglich, glatt, auf beiden Seiten gefurcht, zweifächerig, wenigsamig und springt von der Spitze bis zum Grunde scheidewandspaltig auf, die Klappen sind ungetheilt. Die Samen sind an den von der Seite und vom Rücken wechselsweise zusammengedrückten Placenten schildförmig angeheftet, decken sich aber kaum dachziegelig, der Kern ist von einem häutigen, ganzrandigen oder mehr oder weniger gezähnten Flügel umgeben. Der Samenkeim ist in der Achse des fleischigen Eiweißes gerade; die Keimblätter sind fast herzförmig; das Würzelchen ist rundlich, unterständig.

Aus dieser Gattung sind nur zwei Arten bekannt:

1) G. chlorantha *Weddell.* Die Blätter sind eiförmig, zugespitzt, am Grunde abgerundet, fast lederartig, beiderseits ganz kahl; die Blüthen sind viertheilig; die vier Kelchzähne sind dreikantig, etwas spitz; die Kapsel ist länglich.

Die Heimath dieser Art ist Peru.

2) G. Goudotiana *Weddell.* Die Blätter sind länglich-lanzettlich, zugespitzt, am Grunde abgerundet oder etwas herzförmig, fast häutig, oberseits kahl, unterseits vorzüglich auf den Adern mehr oder weniger wollig; die Blüthen sind fünftheilig; die fünf Kelchzähne sind vom Grunde an schmal zugespitzt; die Kapsel ist lanzettlich. Hierher gehört Ladenbergia dissimiliflora *Klotzsch.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Granada. (*Garcke.*)

GOMPHOSIS (von γόμφος, Nagel, Keil, im medicinischen Sprachgebrauche auch Hühnerauge) nennt man in der Anatomie die Art und Weise, wie die Wurzeln der Zähne in die Alveolen der Kiefer fest eingesenkt oder eingekeilt oder gleichsam eingenagelt sind. Indessen ist die Verbindung keineswegs eine solche rein mechanische, sondern es werden die einander zugewandten Flächen der Zahnhöhle und der Zahnwurzel von einem Periost überkleidet. Galenus bezeichnet diese Einkeilung der Zähne als Gomphosis sowol wie als Engomphosis. — Den Namen Gomphosis hat man dann späterhin auch auf die sogenannte Einkeilung des Kindskopfes im kleinen Becken übertragen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

GOMPHOSTEMMA, eine von Wallich aufgestellte, von Bentham begründete Pflanzengattung der Labiaten mit folgendem Charakter:

Der Kelch ist eiförmig-glockig oder röhrig, fast gleich, fünfzähnig, immer mit nacktem Grunde. Die Blumenkrone hat eine gerade, öfters hervorragende, innen ohne Ring versehene, oberhalb der Mitte aufgeblasene Röhre und ist zweilippig mit fast gleichen Lippen, von denen die Oberlippe aufrecht, ganzrandig, gewölbt, die Unterlippe abstehend und dreitheilig ist. Die Staubbeutel sind einander paarweise genähert, zweifächerig und haben parallele Quersächer. Der Griffel ist an der Spitze fast gleichmäßig zweispaltig, seine Zipfel sind pfriemlich.

Die hierher gehörigen krautartigen, ausdauernden Gewächse sind im südlichen Asien einheimisch und haben meist aufrechte, einfache oder am Grunde niederliegende, wurzelschlagende Stengel, oft große, dicke, wollige oder filzige Blätter, ziemlich große Blüthen und bald in Aehren, bald in den Blattwinkeln stehende, entfernte Quirle.

Hierher gehören folgende Arten:

1) G. ströbilinum *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, runzelig, ober-

eits steifhaarig, unterseits filzig; die Blüthenquirle stehen n einer endständigen Aehre gedrängt oder die untersten ntfernt, achselständig; die blüthenständigen Blätter sind eckblattartig, breit eiförmig, länger als die glockenförmi- gen, weich-filzigen Kelche, deren Zähne eiförmig-lanzett- ich sind; die Blumenkronen sind fast dreimal länger als er Kelch.

Diese Art wächst im Reiche der Birmanen bei Meong, Prome und auf dem Berge Taong Dong. Der Stengel ist stark, fast einfach, filzig, 1—3 Fuß hoch. Die Sten- gelblätter sind gestielt, 6—10 Zoll lang, 3—6 Zoll breit, gekerbt, die blüthenständigen sind ungestielt, zoll- lang, unregelmäßig gezähnt. Die Blüthenquirle stehen bald in einer 4—6 Zoll oder bisweilen fast fußlangen, dicken, dichten Aehre, bald sind die unteren entfernt, achselständig, wenigblüthig oder einige in kurzen, achsel- ständigen kleinen Aehren. Die Blumenkrone ist gelb, außenseits weichhaarig, ihre kaum einwärtsgekrümmte Röhre überragt den Kelch, der Schlund ist stark aufge- blasen.

2) G. viride *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, schlaff, oberseits etwas steifhaarig, unterseits weichhaarig; die wenigblüthigen Quirle stehen in einer kurzen, endständigen Aehre ge- drängt; die blüthenständigen Blätter sind deckblattartig, breit eiförmig, länger als die glockenförmigen, weich- wolligen Kelche, deren Zähne lanzettlich sind; die Blumen- kronen sind doppelt länger als der Kelch.

Im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy einheimisch. Diese Art hat mit der vorhergehenden große Aehnlichkeit, sie ist aber kleiner, die Blätter sind freudig grün, schlaff, nicht runzelig, unterseits kaum filzig; die Aehre ist kurz, wenigblüthig, der Kelch ist weit, die Röhre der Blumenkrone kürzer als an der vorigen.

3) G. Heyneanum *Wallich.* Der Stengel ist auf- recht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, runzelig, ober- seits weich-, unterseits dicht flockig-filzig; die Blüthen- quirle stehen in einer endständigen Aehre gehäuft oder die unteren achselständig, ein wenig entfernt von einander; die blüthenständigen Blätter sind deckblattartig, breit ei- förmig, länger als die glockenförmigen, weich filzigen Kelche, deren Zähne eiförmig-lanzettlich, kaum kürzer als die Blumenkrone sind.

Diese Art wächst auf Bergen in Ostindien und stimmt in der Tracht mit G. strobilinum überein, unterscheidet sich aber durch den flockigen Filz, durch die oberseits runzeligen, filzigen, nicht fahlen blüthenständigen Blätter und die kleineren Blumenkronen, deren Röhre einge- schlossen und deren Lippen kaum länger als der Kelch sind.

4) G. phlomoides *Bentham.* Der Stengel ist auf- recht; die Blätter sind eiförmig, an beiden Enden ver- schmälert, runzelig, oberseits rauhhaarig, unterseits dicht flockig-filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthenquirle sind achselständig, ent- fernt, die Deckblätter länglich; die Zähne des glocken- förmigen, filzigen Kelchs sind lanzettlich, spitz oder pfriem- lich zugespitzt; die Blumenkrone ist fast doppelt länger als der Kelch. Hierher gehört Prasium phlomoides *Reinwardt.*

Die Heimath dieser Art ist Java. Sie hat mit G. oblongum Aehnlichkeit, ihre Blätter sind aber breiter, unterseits nebst den Stengeln dichter filzig, die viel- blüthigen Quirle stehen weit dichter und wachsen bis- weilen in beblätterte Aeste aus. Die Blumenkrone ist kaum zolllang, außenseits weichhaarig, ihre dünne Röhre ist kürzer als der Kelch, der Schlund ist ein wenig er- weitert.

5) G. Philippinarum *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch, an beiden Enden spitz, oberseits rauh-steifhaarig, unterseits flockig-filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Ge- stalt; die Blüthenquirle sind achselständig, ziemlich dicht, aber entfernt stehend, die Deckblätter sind klein; die Zähne des glockenförmigen, filzigen Stengels sind dreieckig, kurz zugespitzt; die Blumenkrone ist mehr als dreimal länger als der Kelch.

Diese Art wächst auf den Philippinen; sie ist wie die vorige mit G. oblongum verwandt und unterscheidet sich gleichfalls durch die breiteren Blätter und die zahl- reichen Blüthen. Der zur Blüthezeit kaum 4 Linien lange Kelch hat weit kürzere Zähne als die erwähnte Art. Die Blumenkrone ist fast 1½ Zoll lang, ihre Röhre ist schlank, an der Spitze stark aufgeblasen.

6) G. oblongum *Wallich.* Der Stengel ist auf- recht; die Blätter sind länglich-elliptisch, runzelig, ober- seits steifhaarig, unterseits dicht filzig, die blüthenständi- gen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blüthen- quirle sind achselständig, entfernt, wenigblüthig; die glockenförmigen, filzigen Kelche haben lange, lanzettlich- lineal'sche, spitze Zähne; die Blumenkrone ist dreimal länger als der Kelch.

Diese Art ist im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy einheimisch. Der Stengel ist 1—2 Fuß hoch; die Blätter stimmen fast mit denen von G. strobilinum überein, sind aber kleiner und schmaler. Die Blüthenquirle sind 6—10blüthig. Der Kelch ist 6 Linien lang. Die Blumenkrone ist außenseits weichhaarig, über 1½ Zoll lang, ihre Röhre ist schlank, an der Spitze stark aufgeblasen. Die kleinen Deckblätt- chen sind lineal'sch, lanzettlich oder eiförmig.

7) G. lucidum *Wallich.* Der Stengel ist auf- recht; die Blätter sind elliptisch-eiformig, oberseits glan- zend, rauhhaarig, unterseits dicht rothfilzig, die blüthen- ständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Blü- thenquirle sind achselständig, entfernt; die röhrig-glocken- förmigen, filzigen Kelche haben kurze, lanzettliche Zähne; die Blumenkronen sind dreimal länger als der Kelch.

In Ostindien, Pundua und Assam einheimisch. In der Tracht stimmt sie mit der vorigen überein, ist aber stärker. Der Stengel ist 2—3 Fuß hoch, dicht roth- filzig. Die Blätter sind kurz gestielt, an beiden Enden verschmälert, sehr fein gezahnt oder ganzrandig. Die Blüthenquirle sind 10—30blüthig. Die äußeren Deck- blätter sind eiformig oder länglich, die inneren lineal'sch, bald länger als der Kelch, bald sehr kurz. Die Blumen-

krone ist gelb, außenseits dicht filzig. Die Kelchzähne sind kaum eine Linie lang.

8) G. parviflorum *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die Deckblätter sind lanzettlich oder linealisch, länger als die glockenförmigen Kelche, deren Zähne lanzettlich-linealisch, an der Spitze pfriemlich sind; die Blumenkronen sind schlank, doppelt länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Ostindien an verschiedenen Stellen. In der Tracht stimmt sie mit den vorigen überein, die Blüthen sind aber in den Achseln sehr zahlreich, locker büschelig. Die gelbe, außenseits weichhaarige, 9—10 Linien lange Blumenkrone hat eine sehr schlanke Röhre, einen weniger aufgeblasenen Schlund und einen kleinen Saum.

9) G. dichotomum *Zollinger* und *Moritzi.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind eiförmig oder elliptisch, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen sind mit den übrigen gleichgestaltet; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die lanzettlichen oder linealischen Deckblätter haben mit den glockenförmigen Kelchen gleiche Länge; die Kelchzähne sind lanzettlich, zugespitzt; die schlanken Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche. Hierher gehört Anthocoma flavescens *Zollinger.*

Das Vaterland dieser Art ist Java. Von der vorigen durch die weniger zugespitzten Kelchzähne verschieden.

10) G. multiflorum *Bentham.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch, oberseits kaum weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die ziemlich großen eiförmigen oder verkehrt-eiförmigen, blattartigen Deckblätter überragen die Kelche, deren Zähne lanzettlich-linealisch sind; die Blumenkronen sind schlank, mehrmals länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Ostindien und zwar in der Provinz Sillet und in Assam. Von G. parviflorum ist sie vorzüglich durch die Form der Deckblätter verschieden. Die Stiele der Trugdolden oder die Hauptäste sind lang.

11) G. crinitum *Wallich.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind elliptisch-eiförmig, oberseits weichhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker vielblüthig; die linealisch-borstenförmigen Deckblätter sind fast so lang als die röhrig-glockenförmigen, zur Fruchtzeit aufgeblasenen, am Grunde ganz kahlen Kelche, deren Zähne lang, borstig, stielhaarig sind; die schlanken Blumenkronen sind doppelt länger als der Kelch.

Diese Art wächst im Reiche der Birmanen und zwar in der Provinz Tavoy. In der Tracht, der Form des Blüthenstandes und der Blumenkrone stimmt diese Art mit G. parvillorum überein, unterscheidet sich aber durch die Deckblätter und Kelche, auch sind die Blätter größer und weniger runzelig.

12) G. eriocarpum *Bentham.* Der Stengel ist aufsteigend; die Blätter sind elliptisch-länglich, stark gezähnt, oberseits steifhaarig, unterseits filzig, die blüthenständigen haben mit den übrigen gleiche Gestalt; die Quirle sind entfernt, wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, fein gezähnelt; die Kelche sind glockenförmig, zuletzt aufgeblasen, filzig, ihre Zähne sind linealischborstig; die wolligen Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche; die Nüßchen sind filzig.

In Ostindien in der Nähe von Courtallum einheimisch. Der Stengel ist lang, dünner als bei den vorhergehenden Arten. Die Blätter sind 3—4 Zoll lang, 1½ Zoll breit, spitz gezähnt; die wenigen Quirle sind ungefähr 10blüthig.

13) G. ovatum *Wallich.* Der ziemlich aufrechte Stengel schlägt am Grunde Wurzeln; die Blätter sind breit eiförmig, oberseits glänzend, steifhaarig, unterseits weichfilzig, die blüthenständigen haben dieselbe Gestalt als die übrigen; die Quirle sind achselständig, entfernt, vielblüthig; die Deckblätter sind breit eiförmig, die äußern haben mit den glockenförmigen, wollig-filzigen Kelchen fast gleiche Länge; die Kelchzähne sind lanzettlich-linealisch; die Blumenkronen sind dreimal länger als die Kelche.

Das Vaterland dieser Art ist Nepal. Die Stengel sind einen halben oder selten einen Fuß hoch; die Blätter sind kleiner, aber breiter als an den vorhergehenden. Die Blumenkrone ist gelb, weichhaarig, fast 1¼ Zoll lang, ihre Röhre ist doppelt länger als der Kelch, ihr Schlund sehr weit.

14) G. melissaefolium *Wallich.* Der am Grunde kriechende Stengel schlägt Wurzeln und hat aufsteigende Aeste; die Blätter sind eiförmig, ziemlich kahl oder oberseits etwas steifhaarig, unterseits spärlich filzig, die blüthenständigen haben dieselbe Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, locker wenigblüthig; die Deckblätter sind eiförmig, die äußeren haben mit dem steifhaarigen Kelche gleiche Länge, die Kelchzähne sind lanzettlichlinealisch; die Blumenkronen sind fast dreimal länger als der Kelch. Hierher gehört Prasium melissaefolium *Roxburgh.*

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet und in Assam und ist mit G. ovatum nahe verwandt, unterscheidet sich aber durch den am Grunde kriechenden Stengel, durch die unterseits kaum filzigen Blätter und durch die kleineren Blüthen. Die 13—14 Linien langen Blumenkronen haben eine schlanke, an der Spitze ein wenig erweiterte Röhre.

15) G. velutinum *Bentham.* Der Stengel ist am Grunde kriechend und schlägt Wurzeln, die Aeste steigen auf; die Blätter sind eiförmig, dick, an beiden Enden dicht sammet-weichhaarig, die blüthenständigen haben mit den übrigen dieselbe Gestalt; die Quirle sind achselständig, entfernt, wenigblüthig; die länglichen Deckblätter haben mit den filzigen Kelchen gleiche Länge; die Kelchzähne sind eiförmig-lanzettlich; die Blumenkronen sind doppelt länger als die Kelche.

Diese Art wächst in Ostindien in der Provinz Sillet. Die Blätter sind 12—18 Linien lang, 8—15 Linien reit. Die gelben, 11—12 Linien langen Blumenkronen aben eine schlanke, an der Spitze stark erweiterte Röhre.

Eine nur unvollständig bekannte Art ist:

16) G. javanicum *Bentham.* Die Blätter sind iemlich groß, länglich, an beiden Enden verschmälert, ein gezähnelt, oberseits rauhhaarig, unterseits von sternförmigen Haaren fast filzig; die Blüthen sind fast büschelig, chselständig. Hierher gehört Prasium javanicum *Blume.*

Diese Art wächst in feuchten Bergwäldern auf der Insel Java. (*Garcke.*)

GOMPHOSUS ist eine von Lacepede aufgestellte Gattung der Knochenfische, welche in der Histoire naturelle des poissons von Cuvier und Valenciennes eingehender untersucht und mit mehren Arten bereichert worden ist. Sie gehört in die Familie der Lippfische der Ordnung der Pharyngogeathen und steht der viel artenreichern und weiter verbreiteten Julii zunächst, von dieser auffällig nur durch die lange röhrenförmige Schnauze unterschieden, übrigens oblong, comprimirt, großschuppig, mit völlig nacktem Kopfe, kleinen Augen, einreihigen Kiefer- und pflasterförmigen Schlundzähnen, mit schmaler Kiemenspalte und sechs Kiemenhautstrahlen. Die Arten leben nur in tropischen Meeren und sind zum Theil wegen ihres Wohlgeschmacks sehr geschätzt; so G. caepedianus an Amboina von 10 Zoll Länge und schon grün mit blau gezeichneten Schuppen, G. coeruleus an Isle de France, dunkelblau mit schwarzen Brustflossen, G. viridis an Ceylon, grün. (*Giebel.*)

GOMPHRENA, eine von Linné aufgestellte Pflanzengattung, welche er in der zweiten Ordnung der fünften Classe unterbrachte und die im natürlichen Systeme ihre Stelle in der Familie der Amarantaceen einnimmt. In der zweiten Auflage der Species plantarum führt Linné von dieser Gattung sieben Arten auf, nämlich: G. globosa, perennis, hispida, brasiliensis, serrata, interrupta und flava, während er in der ersten Auflage desselben Werkes noch G. polygonoides, ficoidea, sessilis und vermicularis dazu zieht, welche er später mit Illecebrum vereinigte. Durch Hinzufügung von G. arborescens, sowie der schon von Vahl beschriebenen G. angustifolia und der von Linné später abgetrennten G. vermicularis zu den zuerst erwähnten sieben Linné'schen erhielt Willdenow im zweiten Theile des ersten Bandes der Species plantarum zehn Arten. Sprengel erwähnte in dem im J. 1825 erschienenen ersten Bande seines Systema vegetabilium 26 Arten dieser Gattung, fügt aber bereits zwei Jahre später in dem die Nachträge enthaltenden zweiten Theile des vierten Bandes noch 23 größtentheils von Martius bekannt gemachte Arten mit der Bemerkung hinzu, daß die im ersten Bande hierher gerechneten G. gnaphaloides *Vahl*, sowie G. sericea, tuberosa und stenophylla nach Martius zur Gattung Pfaffia und endlich G. brasiliensis *Linné* gleichfalls nach Martius' Vorgange zu Mogiphanes zu bringen sei. Der neueste Monograph dieser Gattung, sowie der ganzen Familie der Amarantaceen, Moquin-Tandon, dem wir uns anschließen, vereinigt die Gattung Pfaffia wieder mit Gomphrena und führt aus dieser letztern 89 Arten auf, von denen 9 nur ungenau bekannt sind. Von den vier Arten, welche Linné in der zweiten Auflage seiner Species plantarum zur Gattung Illecebrum stellte, bringt Moquin-Tandon zwei, nämlich G. ficoidea und polygonoides zu Telanthera, eine (G. sessilis) zu Alternanthera und endlich G. vermicularis zu Iresine.

Der Charakter der Gattung Gomphrena ist nun folgender:

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich oder durch Fehlschlagen vielehig und von drei Deckblättern gestützt. Der Kelch ist fünfblätterig, sehr selten fünftheilig, die Blättchen oder Zipfel sind gleich oder ein wenig ungleich, aufrecht, wollig oder kahl. Die fünf Staubgefäße sind in eine Röhre oder ein Näpfchen verwachsen. Die Fäden sind breit, an der Spitze dreispaltig, der mittelste Zipfel trägt den Staubbeutel, die seitlichen sind kürzer oder länger, gewimpert oder ungetheilt. Die zwischen den Staubfäden stehenden Staminodien sind zweitheilig, ihre Zipfel sind zu beiden Seiten mit den Staubfäden verwachsen und bilden Seitenzipfel. Die Staubbeutel sind einfächerig, lang, häufig schmal. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der Griffel fehlt oder ist ziemlich lang. Die Narbe ist kopfförmig, ungetheilt oder fast zweilappig oder die beiden Narben sind kurz oder auch lang linealisch. Die Frucht ist fast eiförmig, klappenlos, einsamig, vom Kelche eingeschlossen. Der linsenförmige oder längliche Same liegt senkrecht, die Samenschale ist fast krustig. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ringförmig, peripherisch, das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören kahle oder behaarte, häufig im tropischen Amerika, selten in Asien und Australien vorkommende halbstrauchige oder krautige Arten mit oft gegliedertem Stengel, gegenüberstehenden, sehr selten abwechselnden, gestielten oder sitzenden, meist halbstengelumfassenden Blättern, end- oder achselständigen, in lockern rispigen Aehren oder in kugeligen oder halbkugeligen Köpfchen stehenden Blüthen und mit meist ungleichen Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt, die seitlichen concav sind und häufig abfallen.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung beschrieben

Erste Section. Sertumnera *Endlicher.*

Die Blüthen sind vielgeschlechtig-einhäufig, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in ein Näpfchen verwachsen, die Träger fein gewimpert, die Seitenlappen klein, zahnförmig; der Griffel fehlt fast ganz; die Narbe ist kopfförmig oder ausgerandet-zweilappig. Die Blüthenköpfe sind endständig, fast kugelig, blattlos. Die Deckblätter sind seitlich, concav.

1) G. iresinoides *Moquin.* Der Stengel ist halbstrauchig, nicht röhrig, stielrund, schwach gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich, zugespitzt, kaum stachelspitzig, oberseits weichhaarig und meergrün,

unterseits seidig-wollig und bräunlich-meergrün; die Blüthenstiele sind dreitheilig, fast dreigabelig; die Blüthenköpfe sind eiförmig, stumpf, die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die Blüthen sind kaum glänzend, fleischfarbig oder violett; die Deckblätter sind dreimal länger als der Kelch; die Kelchblätter sind kurz zugespitzt, am Grunde lang-wollig, an der Spitze weichhaarig. Hierher gehören als Synonyme Alternanthera iresinoides *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*, Serturnera iresinoides *Martius*, Illecebrum und Pfaffia iresinoides *Sprengel*.

Die Heimath dieser Art ist Columbien und Trinidad.

2) G. luzulaeflora *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, kantig-gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, lang zugespitzt und stachelspitzig, weichhaarig, grün; die Blüthenstiele sind dreitheilig, der mittlere Theil ist kürzer, die seitlichen sind fast dreigabelig; die Blüthenköpfe sind eiförmig-kugelig, spitzlich oder stumpflich; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die Blüthen sind schwach glänzend, ganz weiß; der Kelch ist 2—3mal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, kahl, am Grunde lang-wollig. Hierher gehören Serturnera luzulaeflora *Martius* und Pfaffia luzulaeflora *D. Dietrich*.

Diese Art wächst in Brasilien und vielleicht auch auf der Insel Trinidad.

3) G. glauca *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, kantig-gestreift, kahl; die Blätter sind lanzettlich oder fast eiförmig-lanzettlich, lang zugespitzt, aber kaum stachelspitzig, weichhaarig, meergrün; die Blüthenstiele sind dreigabelig; die Blüthenköpfchen sind fast kugelig, stumpflich; die Spindel ist kaum aufgeblasen, etwas wollig; die glänzenden Blüthen haben eine fast violettweißliche Farbe; der Kelch ist viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind kurz zugespitzt, kahl, am Grunde etwas wollig. Hierher gehören als Synonyme Serturnera glauca *Martius*, Iresine glomerata, Gomphrena stenophylla und Pfaffia glauca *Sprengel*.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien und Guiana.

4) G. Dunaliana *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, fast röhrig, kantig-gestreift, weichhaarig; die Blätter sind eiförmig-länglich oder länglich, zugespitzt, stachelspitzig, angedrückt-behaart, meergrün; die Blüthenstiele sind fast viersach gegabelt; die Blüthenköpfchen sind halbkreisförmig oder kugelig, stumpf; die Spindel ist kaum aufgeblasen wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine milchweiße Farbe; der Kelch ist viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, weichhaarig, unten wollig.

Diese Art wächst in Bolivien.

5) G. sericea *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, röhrig, fast kantig und schwach seidenhaarig-wollig; die Blätter sind länglich, zugespitzt, stachelspitzig, oberseits stielegelhaarig-grün und fast meergrün, unterseits seidenhaarig und grau; die Blüthenstiele sind fast gabelspaltig; die Blüthenköpfchen sind beinahe eiförmig, stumpf; die Spindel ist fast kantig, wollig; die Blüthen sind kaum glänzend, strohgelb-weiß; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind kurz zugespitzt, kahl, am Grunde mit langen Wollhaaren besetzt. Hierher gehören Alternanthera sericea *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth* und Illecebrum sericeum *Sprengel*.

Diese Art kommt in Quito vor.

Zweite Section. Hebanthe *Endlicher*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in ein Näpfchen verwachsen, die Staubfäden nackt, die Seitenzipfel sind pfriemlich, ungetheilt, kürzer als der mittlere staubbeutteltragende; der Griffel ist kurz, die Narbe kopfförmig, ausgerandet-zweilappig. Die Blüthen stehen in Aehrchen oder lockerispigen, blattlosen Aehren, selten in beblätterten Köpfchen; die seitlichen Deckblätter sind concav.

6) G. paniculata *Moquin*. Der Stengel ist strauchartig, aufsteigend, windend, stielrund, kahl; die Blätter sind gestielt, länglich-elliptisch, beiderseits ein wenig verschmälert, spitz, ziemlich kahl, freudig grün; die Rispen sind ästig, ziemlich locker, blattlos, die Aehrchen länglich, schmal, stumpflich; die Spindel ist schlank, röthlich-weichhaarig; die Blüthen haben eine weißliche, unten röthliche Farbe; der Kelch ist 2—3mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, weichhaarig. Hierher gehören Hebanthe paniculata *Martius* und Iresine paniculata *Sprengel*.

In Brasilien, Guiana und Peru einheimisch.

7) G. pulverulenta *Moquin*. Der Stengel ist unten halbstrauchig, windend, stielrund, pulverig-mehlartig; die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, lang zugespitzt, oberseits fast kahl, dunkelgrün, unterseits weichhaarig und blaß; die Rispen sind ästig, fast pyramidenförmig, ziemlich dicht und etwas beblättert; die Aehrchen sind lang, stumpf; die Spindel ist schlank, fast röthlich-weichhaarig; die Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, dreinerwig, etwas filzig. Hierher gehört Hebanthe pulverulenta *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien und Mexico.

8) G. eriantha *Moquin*. Der Stengel ist am Grunde halbstrauchig, aufsteigend, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, eiförmig oder eiförmig-lanzettlich, am Grunde bisweilen etwas schief, zugespitzt, feinspitz, rauh, grün; die Rispen sind sehr ästig, etwas locker, blattlos; die Aehrchen sind kurz, fast halbrund, sehr stumpf; die Spindel ist dünn, rostfarbig-filzig; die Blüthen haben eine röthliche Farbe; der Kelch ist fast dreimal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind 2—3nervig, rauhhaarig. Hierher gehören als Synonyme Celosia eriantha *Vahl*, Iresine erianthos *Poiret*, Iresine virgata *Sprengel* und Hebanthe virgata *Martius*.

In Brasilien einheimisch.

9) G. holosericea *Moquin*. Der Stengel ist strauchartig, aufsteigend, ästig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurz gestielt, lanzettlich, an beiden Ende verschmälert, lang zugespitzt, oberseits ziemlich kahl und dunkelgrün, unterseits seidenhaarig und blaß; die Rispe

nd ästig, ziemlich dicht, blattlos, die Aehrchen eiförmig-ugelig, stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; ie Blüthen haben eine bräunlich-weiße Farbe; der Kelch t viermal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelch-lätter sind ziemlich spitz, dreinervig, wollig. Hierher ehört Hebanthe holosericea *Martius*.

Sie ist in Brasilien und Bolivia einheimisch.

10) G. spicata *Moquin*. Der Stengel ist kraut-rtig, aufrecht, unterwärts undeutlich vierkantig, weich-urzhaarig; die Blätter sind kurz gestielt, eiförmig, zuge-pitzt, oberseits ziemlich kahl, unterseits dicht wollig, rost-arbig; die Aehren sind meist einfach, einzeln oder drei-ahelig, lang, ziemlich spitz, blattlos; die Spindel ist ünn, rostfarbig-filzig; die Blüthen haben eine orange-räunliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die eitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, 2—5nervig, behaart. Hierher gehören Hebanthe spi-ata *Martius* und Iresine spicata *Sprengel*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

Dritte Section. Pfaffia *Endlicher*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter rei, die Staubgefäße in eine Röhre verwachsen, die Träger lang gewimpert, die seitlichen Zipfel derselben sind bandförmig, gefraust, länger als der staubbeuteltragende mittlere. Der Griffel fehlt, die Narbe ist kopfförmig, ungetheilt oder fast zweilappig. — Die Blüthenköpfe oder Aehren sind endständig, blattlos, die seitlichen Deck-blätter gekielt-concav.

11) G. tuberosa *Moquin*. Der Stengel ist kraut-artig, unten halbstrauchig, aufrecht, spärlich ästig, kurz-haarig-wollig oder ziemlich kahl; die Blätter sind fast sitzend, verkehrt-eiförmig oder elliptisch-länglich oder lan-zettlich, abgerundet, stachelspitzig, ganzrandig, fast seiden-haarig-wollig oder fast kahl, grün oder graugrün; die Blüthenstiele sind fast dreitheilig, lang, beinahe eben-sträußig, die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-länglich, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; die seitlichen Deckblätter sind 4—5mal länger als der Kelch; die Kelchblätter sind spitzlich, dreinervig, wollig. Hierher gehören Pfaffia sericea *Martius* und Gomphrena sericea *Sprengel*.

Diese Art wächst in Brasilien und auf Cuba und ändert ab:

a) vestita *Moquin*. Die ganze Pflanze ist mehr oder weniger seidenhaarig-grau (G. sericea *Sprengel*);

b) glabrescens *Moquin*. Die Pflanze ist mehr oder weniger kahl; die Blätter sind größer als an der Hauptform (G. tuberosa *Sprengel*);

c) acutifolia *Moquin*. Die Blätter sind eiförmig-elliptisch oder elliptisch, spitz.

12) G. denudata *Moquin*. Die Stengel sind strauch-artig, aufrecht, ästig, fast dreigabelig, stielrund, gestreift, kahl; die Blätter stehen zerstreut und sind sehr klein, sitzend, linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, kahl; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, fast kugelig, ganz stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind etwas spitz, dreinervig, wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

13) G. hirtula *Moquin*. Die Stengel sind kraut-artig, aufrecht, fast einfach, weichhaarig; die Blätter sind fast sitzend, linealisch, lang, an beiden Enden ver-schmälert, sehr spitz, stachelspitzig, ganzrandig, kurz-rauh-haarig, freudig grün; die Blüthenstiele sind einfach, fast zu drei beisammen; die Blüthenköpfe sind aufrecht, kugelig, stumpf; die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch ist fast viermal länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, seidenhaarig-wollig. Hierher gehört Pfaffia hirtula *Martius*.

Das Vaterland dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

14) G. glabrata *Moquin*. Die Stengel sind kraut-artig, aufsteigend oder aufrecht, ästig, ziemlich kahl; die Blätter sind fast sitzend, lanzettlich oder lanzettlich-linealisch, lang, zugespitzt, ganzrandig, fast kahl, grün; die Blüthen-stiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-cylindrisch, ganz stumpf; die Spindel ist schmal, etwas wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine fast bräunlich-strohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziem-lich spitz, kahl. Hierher gehört Pfaffia glabrata *Martius*.

Diese Art wächst in Brasilien.

15) G. jubata *Moquin*. Die Stengel sind unten halbstrauchig, sonst krautartig, aufrecht, spärlich ästig, wollig; die Blätter sind stiellos, linealisch-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, sehr wollig, fast grau-grün; die Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-kugelig, zuletzt eiförmig-länglich, fast cylindrisch, stumpf; die Spindel ist schmal, wollig; die glänzenden Blüthen sind weißlich-strohgelb; der Kelch ist fast doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, seidenhaarig-wollig. Hier-her gehört Pfaffia jubata *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

16) G. velutina *Moquin*. Die Stengel sind kraut-artig, aufrecht, einfach, fast rostfarbig-wollig; die Blätter sind sehr kurzgestielt breit eiförmig, fast verkehrt-eiförmig oder elliptisch, stumpf, ganzrandig, wollig-sammethaarig, bräunlich-grün, mit einem sehr kurzen Stachelspitzchen besetzt; die ungetheilten Blüthenstiele stehen zu dreien bei-sammen; die Blüthenköpfe sind aufrecht, eiförmig-cylin-drisch, stumpf; die Spindel ist ziemlich schmal, wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine strohgelb-weißliche Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seit-lichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, wollig. Hierher gehört Pfaffia velutina *Martius*.

In Brasilien einheimisch.

17) G. lanata *Poiret*. Die Stengel sind halb-strauchig, aufsteigend, spärlich ästig, graufilzig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, eiförmig, spitz und stachelspitzig, fast ausgerandet-gezähnt, oberseits weichhaarig und blaß grün, unterseits dicht-filzig und grau; die Blüthenstiele

sind lang, einfach, die Blüthenköpfe aufrecht, fast kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißlich-schwefelgelbe Farbe; der Kelch überragt kaum die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind an der Spitze abgestutzt und ausgefressen-gezähnelt, am Grunde stark wollig, an der Spitze schwach wollig. Hierher gehören Gomphrena? Poiretiana *Roemer* und *Schultes*, Pfaffia tomentosa *Martius* und Oplotheca? Poiretiana *Martius*.

Diese Art ist in Brasilien einheimisch und ändert mit sehr kleinen, rundlichen und schmälern länglichen Blättern ab.

18) G. cinerea *Moquin*. Der aufsteigende, spärlich ästige, wollige Stengel ist unten wahrscheinlich halbstrauchig; die Blätter sind ungestielt, elliptisch oder eiförmig-elliptisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und graugrün, unterseits filzig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, ziemlich lang; die Blüthenköpfe sind aufsteigend, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist etwas aufgeblasen, wollig; die glanzlosen Blüthen haben eine graue Farbe; der Kelch ist 2—3mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, filzig-weichhaarig.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

19) G. gnaphaloides *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, fast einfach, wollig; die Blätter sind ungestielt, lanzettlich, ziemlich spitz, ganzrandig, wollig, beiderseits grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang, die Blüthenköpfe aufrecht, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist aufgeblasen, wollig; die seidenhaarig-glänzenden Blüthen haben eine graue Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter nur wenig; die Kelchblätter sind ziemlich stumpf, am Grunde sehr lang wollig, an der Spitze weichhaarig. Als Synonyme gehören hierher Celosia gnaphaloides *Linné* (Sohn), Gomphrena gnaphaloides *Vahl*, Gomphr. tomentosa *Pohl* und Pfaffia gnaphaloides *Martius*.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

20) G. helichrysoides *Moquin*. Die Stengel sind krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, fast einfach und wollig; die Blätter sind ungestielt, lanzettlich-linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, wollig, beiderseits grau; die Blüthenstiele sind einfach, die Blüthenköpfe aufsteigend, kugelig, sehr stumpf; die Spindel ist ein wenig aufgeblasen, wollig; die kaum glänzenden Blüthen haben eine schneeweiße oder blaßgelbe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, am Grunde lang wollig, an der Spitze weichhaarig.

In Brasilien einheimisch.

Vierte Section. Wadapus *Moquin*.

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter frei, die Staubgefäße in eine lange Röhre verwachsen, die Träger sind nackt, die seitlichen Zipfel sind bandförmig, ganzrandig, sehr selten gezähnelt, länger als der staubbeutelntragende mittlere; die beiden Narben sind cylindrisch, mehr oder weniger verlängert. Die Blüthenköpfe sind kugelig oder halbkugelig, selten ährenförmig, blattlos oder beblättert; die seitlichen Deckblätter sind gekielt-concav.

§. 1. Die seitlichen Deckblätter haben keinen Kamm; die Blüthenköpfe sind kugelig oder fast kugelig.

* Die Blüthenköpfe sind blattlos.

21) G. albiflora *Moquin*. Die Stengel sind halbstrauchig, niedergestreckt, sehr ästig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, angedrückt weichhaarig, blaßgrün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz, die Blüthenköpfe endständig, aufsteigend, halbkugelig; die glänzenden Blüthen haben eine schneeweiße Farbe; der Kelch ist nur wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind fast dreinervig, die äußeren ziemlich stumpf, kahl, die inneren spitz, auf dem Rücken wollig.

Die Heimath dieser Art ist Venezuela.

22) G. debilis *Martius*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, spärlich ästig, gabelspaltig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, linealisch-lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits kahl und freudig grün, unterseits wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, dicht wollig.

In Brasilien einheimisch.

23) G. macrorrhiza *Martius*. Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, gabelspaltig-ästig, stielrund, seidig-langhaarig; die Blätter sind kurz gestielt, halbstengelumfassend, breit lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas behaart und blaß grün, unterseits seidenhaarig und weiß; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, klein, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblichweiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreirippig, filzig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

24) G. prostrata *Martius*. Die Stengel sind unten halbstrauchig, niedergestreckt, ästig, fast stielrund, an der Spitze filzig; die Blätter sind fast sitzend, halbstengelumfassend, eiförmig, am Grunde schwach herzförmig, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits ziemlich kahl und freudig grün, unterseits etwas wollig und blaß; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelblich-weiße Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreinervig, filzig.

Die Heimath dieser Art ist gleichfalls Brasilien.

25) G. Hilariana *Moquin*. Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, fast vierkantig, ziemlich kahl; die

Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und stachelspitzig, fast ganzrandig, kurz- und angedrückt-behaart, oberseits dunkelgrün, unterseits fast meergrün; die langen Blüthenstiele sind fast dreigabelig, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, weichhaarig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

26) G. microcephala *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, niederliegend, ästig, stielrund, ziemlich behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, breit eiförmig, am Grunde etwas abgerundet, am obern Ende ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits rauhhaarig und grün, unterseits wollig und kaum blasser; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Köpfchen sind endständig, aufsteigend, halbkugelig; die schwach glänzenden Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; der Kelch ist fast doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind undeutlich dreinervig, fast wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

27) G. lanceifolia *Pavon.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, spärlich ästig, fast vierkantig, kaum etwas behaart; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich oder linealisch-lanzettlich, nach dem Grunde zu verschmälert, am oberen Ende sehr spitz und stachelspitzig, ganzrandig, fein gewimpert, angedrückt behaart, freudig grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die spitzen, meist einnervigen Kelchblätter sind mit einer dichten Wolle bekleidet.

Diese Art wächst in Columbien.

28) G. vaga *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, fast stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend lanzettlich, an beiden Enden verschmälert, sehr spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig behaart und dunkelgrün, unterseits wollig-seidenhaarig und fast silberweiß; die Blüthenstiele sind einfach oder ästig, wenig verlängert, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen sind fast violett gefärbt; der Kelch ist fast dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich spitz, dreirippig, am Grunde sehr wollig.

In Brasilien einheimisch, ändert diese Art in folgender Weise ab:

α) pyramidata *Martius.* Die Blüthenstiele sind pyramidal-dreigabelig, wollig.

β) effusa *Martius.* Die Blüthenstiele sind lang, ausgebreitet-rispig, seidenhaarig; die blüthenständigen Blätter sind kurz oder fehlen.

γ) paucillora *Martius.* Die Blüthenstiele sind fast einfach, seidenhaarig.

29) G. pilosa *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast einfach, an der Spitze ästig, vierkantig, behaart; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, eiförmig-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, gewimpert, oberseits steif-behaart und dunkelgrün, unterseits fast seidenhaarig und blaß grün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufsteigend, halbkugelig oder eiförmig-kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine bräunlich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind ziemlich stumpf, dreinervig, weichhaarig, am Grunde sehr wollig. Hierher gehört Mogiphanes pilosa *Martius* und *Galeotti.*

Das Vaterland dieser Art ist Merico.

30) G. elegans *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig-gegabelt, kantig, kurzhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, spitz, kaum stachelspitzig, ganzrandig, oberseits undeutlich behaart und grün, unterseits wollig und blaß; die Blüthenstiele sind einfach und ziemlich lang, die Blüthenköpfe endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; der Kelch ist 2—3mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, stachelspitzig, dreirippig, weichhaarig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

31) G. sericantha *Martius.* Die Stengel sind unterwärts strauchartig, aufrecht, fast einfach, stielrund, sehr dicht wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, breit lanzettlich, ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits wollig-weichhaarig und dunkelgrün, unterseits sehr dicht wollig-filzig und weißlich; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, kugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, dreinervig, seidenhaarig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

32) G. Claussenii *Moquin.* Der Stengel ist aufrecht, fast gabelspaltig, stielrund, wollig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, elliptisch, ziemlich spitz und kurz stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und dunkelgrün, unterseits dicht wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach oder fast dreitheilig, sehr lang; die Blüthenköpfe sind achsel- und endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine röthlich-weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreirippig, weichhaarig, unten wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

33) G. mollis *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, fast gabelspaltig und beinahe vierkantig, sehr dicht wollig-seidenhaarig; die Blätter sind fast sitzend, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, beiderseits wollig-seidenhaarig, grau; der Blüthenstiel ist einfach, lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, halbkugelig; die glanzlosen Blüthen haben eine blaß-rosenrothe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, wollig, an der Spitze kahl

Diese Art wächst in Brasilien.

34) G. Schultesia *Martius.* Der Stengel ist unten halbstrauchig, aufsteigend, fast einfach und ziemlich stielrund, kahl; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal-linealisch, sehr spitz und stachelspitzig, oberseits etwas behaart und dunkelgrün, unterseits seidigwollig und weißlich; der Blüthenstiel ist einfach, sehr lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, halbkreisrund; die glanzlosen Blüthen haben eine rosenrothe Farbe; der Kelch ist fast dreimal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, einnervig, weichhaarig, unten wollig. Hierher gehören Gomphr. rupestris Nees und Schultesia capitata *Schrader.*

In Brasilien einheimisch.

** Die Blüthenköpfe sind beblättert.

35) G. Brownii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, wollig; die Blätter sind stiellos, sehr schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, am Rande etwas umgerollt, ein wenig wollig, grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig, zweiblätterig; die glanzlosen Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, dreinervig, sehr dicht wollig. Hierher gehören Gomphrena lanata *R. Brown* und Philoxerus lanatus *Poiret.*

Diese Art wächst in Neu-Holland.

36) G. flaccida *R. Brown.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, stielrund, ziemlich kahl; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, sehr schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, kahl, grün; die Blüthenstiele sind einfach, mäßig lang; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkugelig und mit zwei Blättern besetzt; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, dreirippig, kahl, unten spärlich behaart. Hierher gehört Philoxerus flaccidus *Poiret.*

Das Vaterland dieser Art ist Neu-Holland.

37) G. canescens *R. Brown.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, spärlich ästig, stielrund, etwas wollig, unten ziemlich kahl; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, schmal linealisch, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, weichhaarig, meergrün; die Blüthenstiele sind einfach, ziemlich kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, sternförmig-kugelig und von 1—2 Blättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine fleisch- oder rosenrothe Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel sind spitz, einnervig, kahl, unten wollig. Hierher gehört Philoxerus canescens *Poiret.*

An der Ostküste von Neu-Holland einheimisch.

38) G. cylindrica *Schumacher.* Die Stengel scheinen krautartig zu sein und sind niedergestreckt, kriechend, ästig, stielrund, kahl; die Blätter sind sitzend, halbstengelumfassend, linealisch, kaum etwas spitz, ganz kahl; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, fast rund oder länglich-cylindrisch und von zwei Deckblättern umgeben; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge, seine Zipfel sind spitz, wollig.

Guinea.

39) G. nigricans *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, wollig; die Blätter sind stiellos, fast stengelumfassend, lanzettlich, etwas spitz, ganzrandig, oberseits grün, unterseits wollig und grau; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine schwarz violette, bisweilen gelbliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, wollig.

In Brasilien einheimisch.

40) G. umbellata *Remy.* Die Stengel sind krautartig, niedergestreckt, ästig-doldig, stielrund, kahl; die Blätter sind halbstengelumfassend, klein, stumpf, ganzrandig, kahl, blaß meergrün und haben keine Stachelspitze, die grundständigen sind gestielt, spatelig-linealisch, die stengelständigen sitzend, länglich-linealisch oder verkehrt-eiförmig-länglich; die Blüthenstiele sind mäßig lang, doldig; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen sind kahl, undeutlich-einnervig, an der Spitze ein wenig geschlitzt.

Die Heimath dieser Art ist Bolivien.

41) G. Martiana *Gillies.* Der Stengel ist halbstrauchig, niederliegend, ästig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, spatelig-länglich, ganzrandig, etwas behaart, blaßgrün, stumpf, aber haben eine aufgesetzte Stachelspitze; die Blüthenstiele sind einfach, sehr kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend oder geneigt, einzeln, halbkugelig und sind von vier Deckblättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, meist einnervig, die äußeren kahl, die inneren ein wenig behaart.

In Chili einheimisch.

42) G. pumila *Gillies.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, sehr ästig, stielrund, ziemlich kahl; die Blätter sind fast stiellos, lanzettlich-linealisch, nach dem Grunde zu verschmälert, an der Spitze spitz und stachelspitzig, am Rande ein wenig umgerollt, filzig, grau; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, fast kugelig und von 2—3 Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, einrippig, sehr wollig.

Diese Art wächst in Chili auf den Anden bei Mendoza.

43) G. acaulis *Remy.* Der Stengel fehlt fast ganz; die grundständigen Blätter sind langgestielt, verkehrt-eiförmig, sehr stumpf, nicht stachelspitzig, ganzrandig, locker steifhaarig, grün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Köpfchen sind endständig, aufrecht, ein-

eln, verkehrt-eiförmig und von 5—6 Blättchen umgeben; ie glanzlosen Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ſt länger als die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel nd ſtumpf, aderlos, kahl.

In Bolivien einheimiſch.

44) G. perennis *Linné.* Die Stengel ſcheinen m Grunde halbſtrauchig zu ſein und ſind faſt aufrecht, äſtig, unten beinahe armförmig-gethellt, ſtielrund, wollig-eichhaarig; die Blätter ſind kurzgeſtielt, länglich-lanzett-ich, nach dem Grunde verſchmälert, ſpitz, ganzrandig, ollig-weichhaarig; die Blüthenſtiele ſind einfach; die Blüthenköpfchen ſind end- und ſeitenſtändig, aufrecht, inzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die chwach glänzenden Blüthen haben eine blaßgelbe Farbe; er Kelch iſt ein wenig länger als die ſeitlichen Deck-lätter; die Kelchblätter ſind ſpitz, faſt wollig. Hierher ehört Ninanga bicolor *Rafinesque.*

Dieſe Art wächſt in Buenos-Ayres.

45) G. Boliviana *Moquin.* Der Stengel iſt kraut-rtig, aufrecht, äſtig, faſt vierkantig, ziemlich kahl; die Blätter ſind langgeſtielt, halbſtengelumfaſſend, elliptiſch der eiförmig-elliptiſch, an beiden Enden verſchmälert, pitz und ſtachelſpitzig, ganzrandig, gewimpert, etwas be-aart, grün; die Blüthenſtiele ſind einfach, lang; die Blüthenköpfchen ſind endſtändig, aufrecht, einzeln, halb-reisförmig und von fünf Deckblättern umgeben; die glän-enden Blüthen haben eine ſchneeweiße Farbe; der Kelch at mit den ſeitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter ſind ſpitz, einnervig, kahl, unten wollig.

In Bolivien einheimiſch.

46) G. eriophylla *Martius.* Die Stengel ſind ſtrauchartig, aufrecht, faſt einfach, ſtielrund und wollig; die Blätter ſind ſtiellos, halbſtengelumfaſſend, eiförmig, ſpitz und kurzſtachelſpitzig, ganzrandig, oberſeits angedrückt-behaart und freudig grün, unterſeits ſehr dicht filzig und weißlich; die Blüthenſtiele fehlen; die Blüthenköpfchen ſind endſtändig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzloſen Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch iſt dreimal länger als die ſeit-lichen Deckblätter; die Kelchblätter ſind ziemlich ſpitz, nervenlos, ſeidenhaarig.

In Braſilien einheimiſch.

47) G. incana *Martius.* Der Stengel iſt kraut-artig, aufrecht, faſt einfach, ſtielrund, wollig, faſt nackt; die Blätter ſind grundſtändig, ungeſtielt, lanzettlich-läng-lich oder lanzettlich-verkehrt-eiförmig, etwas ſpitz, ganz-randig, wollig, zu beiden Seiten grau; die Blüthenſtiele ſind ein wenig getheilt, lang; die Blüthenköpfchen ſind end- und achſelſtändig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine braungelbe Farbe; der Kelch iſt doppelt länger als die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchblätter ſind ſehr ſpitz, einnervig, am Grunde wollig.

Das Vaterland dieſer Art iſt Braſilien.

48) G. rudis *Moquin.* Der Stengel iſt ſtrauch artig, aufrecht, faſt einfach, ſtielrund und ein wenig wollig; die unteren Blätter ſind geſtielt, elliptiſch oder elliptiſch-länglich, nach dem Grunde zu verſchmälert, ſpitz, ganzrandig, oberſeits mit einigen ſteifen Haaren beſetzt und grün, unterſeits wollig und grau, die ſtengelſtän-digen ſind ſtiellos; die ziemlich langen Blüthenſtiele ſind faſt gabelſpaltig; die Blüthenköpfchen ſind end- und ſeiten-ſtändig, aufrecht, einzeln oder zu 2—3 kugelig gehäuft und von zwei Deckblättern umgeben; die ſchwach glänzen-den Blüthen haben eine gelbliche Farbe; der Kelch iſt doppelt länger als die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchblätt-chen ſind ſpitz, einrippig, unten ſehr wollig, oben kahl.

In Braſilien einheimiſch.

49) G. Pohlii *Moquin.* Der Stengel iſt kraut-artig, aufrecht, ſparſam äſtig, ſtielrund, wollig-weich-haarig; die Blätter ſind ungeſtielt, halbſtengelumfaſſend, faſt herzförmig-rundlich oder ſehr breit eiförmig, ſtumpf oder ſpitz und ſtachelſpitzig, ſchwach berandet, oberſeits ſtriegelig-wollig, unterſeits wollig-ſeidenhaarig, röthlich; die langen Blüthenſtiele ſind äſtig; die Blüthenköpfchen ſind end- und ſeitenſtändig, aufrecht, eiförmig, ſtehen zu zweien oder dreien beiſammen und ſind von einem Deck-blatte umgeben; die glanzloſen Blüthen haben eine ſtroh-gelbe Farbe; der Kelch iſt kaum kürzer als die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen ſind ſehr ſpitz, faſt nervenlos.

Die Heimath dieſer Art iſt Braſilien.

50) G. Lundii *Moquin.* Der Stengel iſt kraut-artig, aufrecht, ſpärlich äſtig, ſtielrund und kurz-ſteif-haarig-rauh; die Blätter ſind ſtiellos, halbſtengelumfaſſend, eiförmig-elliptiſch, ſpitz und ſtachelſpitzig, ſchwach ge-zähnt-gewimpert, punktförmig-rauh, röthlich; die lan-gen Blüthenſtiele ſind faſt dreigabelig; die Blüthenköpfe ſind end- und ſeitenſtändig, aufrecht, verkehrt-eiförmig, ſtehen zu 2 oder 3 beiſammen und ſind von 2—4 Deck-blättchen umgeben; die glanzloſen Blüthen haben eine ſchmutzig-gelbe Farbe; der Kelch überragt die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchzipfel ſind ſehr ſpitz, einnervig, wollig.

In Braſilien einheimiſch.

51) G. Gardneri *Moquin.* Die Stengel ſind kraut-artig, nur am Grunde halbſtrauchig und ein wenig äſtig, faſt gabelſpaltig, ſtielrund, ſchwach-ſteifhaarig; die Blät-ter ſind kurzgeſtielt, halbſtengelumfaſſend, lanzettlich-linea-liſch, ſpitz und ſtachelſpitzig, ganzrandig, kurz-rauhhaarig, meergrün; die einfachen Blüthenſtiele ſind ſehr lang; die Blüthenköpfchen ſind endſtändig, aufrecht, einzeln, faſt kugelig-eiförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die ſchwach glänzenden Blüthen haben eine ſtrohgelbe Farbe; der Kelch iſt doppelt länger als die ſeitlichen Deckblätter; die Kelchblättchen ſind etwas ſpitz, einrippig, unten ſchwach wollig, an der Spitze ganz kahl.

In Braſilien einheimiſch.

52) G. duriuscula *Moquin.* Die Stengel ſind ſtrauchartig, aufſteigend, äſtig, faſt gabelſpaltig, ſtielrund und ziemlich kahl; die Blätter ſind kurzgeſtielt, halbſtengel-umfaſſend, lanzettlich oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, nach dem Grunde zu verſchmälert ſtumpf oder etwas ſpitz, kaum ſtachelſpitzig, ganzrandig, oberſeits etwas behaart und blaßgrün, unterſeits wollig und faſt grau; die lan-gen Blüthenſtiele ſind einfach; die Blüthenköpfchen ſind endſtändig, aufrecht, einzeln, eiförmig und von zwei Deck-blättern umgeben; die glanzloſen Blüthen haben eine

schmutziggelbe Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter um das Doppelte; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, unten wellenförmig-wollig, an der Spitze ziemlich kahl.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

§. 2. Die seitlichen Deckblätter sind auf dem Rücken nach Oben zu kammförmig.

* Die Blüthenköpfe sind kugelig oder eiförmig, beblättert.

53) G. agrestis *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, ästig, stielrund, behaart; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, grau; die Blüthenstiele sind einfach oder fehlen; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig und von 2—4 Deckblättern umgeben; die Blüthen sind gelblich oder blaß fleischfarbig; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter kaum um das Doppelte, die längeren Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig.

In Brasilien einheimisch.

54) G. pulchella *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, ästig-gabelspaltig, stielrund, kurzhaarig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, schmal lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, striegelig-behaart, blaßgrün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von 2—4 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schöne rosenrothe Farbe; der Kelch ist 2—3 mal länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpflich, einnervig, kahl, unten wollig.

In Brasilien und Buenos-Ayres einheimisch und ändert ab:

b) bonariensis *Moquin.* Stärker wollig und mit blaß fleischrothen oder weißlichen Blüthen.

55) G. scapigera *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, rauhhaarig; die Blätter sind fast stiellos, halbstengelumfassend, lanzettlich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, schwach berandet, sehr rauhhaarig, röthlich-grün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, fast kugelig und von 3—5 Blättchen umgeben; die stark glänzenden Blüthen haben eine dunkelrosenrothe Farbe; die Kelche haben mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblättchen sind spitz, einnervig, unten wollig. Zu dieser Art gehören auch Gomphrena lusca und hirsutissima *Martius.*

Sie wächst in Brasilien.

56) G. lanigera *Pohl.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, stark-behaart; die Blätter sind halbstengelumfassend, ziemlich spitz, fast ganzrandig, sehr wollig, röthlich, die unteren sind gestielt, länglich oder verkehrt-eiförmig länglich, die oberen stiellos, länglich lineallsch oder lincalisch; die mäßig langen Blüthenstiele sind einfach; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, ziemlich groß und von 1—2 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine rosenrothe Farbe mit grünem Rande; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchzipfel sind stumpf, stachelspitzig, einnervig, unten mit langer Wolle besetzt.

Die Heimath dieser Art ist Brasillen.

57) G. Sellowiana *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, einfach, behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, verkehrt-eiförmig oder elliptisch stumpf oder etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig und schwach berandet, rauhhaarig, blaßgrün und röthlich; der Blüthenstiel ist lang, einfach; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, kugelig und von zwei bis vier Deckblättern umgeben; die glänzenden Blüthen sind orangefarbig; der Kelch ist kaum länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig. Hierher gehört vielleicht Gomphrena Sellowi *Sprengel.*

In Brasilien einheimisch.

58) G. officinalis *Martius.* Der Stengel ist krautartig, am Grunde aufsteigend, einfach oder fast vierkantig, sehr rauhhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, länglich, eiförmig oder eiförmig-rundlich, stumpf, aber stachelspitzig, ganzrandig, rauhhaarig, rostfarbig-grün; der einfache Blüthenstiel ist ziemlich lang; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, einzeln, groß, halbkugelig und von 6—10 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine orange-mennigrothe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind sehr spitz, fast dreinervig, unten sehr wollig. Hierher gehört Gomphrena arborescens *Linné* (Sohn).

Diese Art wächst in Brasilien.

59) G. macrocephala *St. Hilaire.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend, einfach, vierkantig, sehr rauhhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich oder lanzettlich-länglich, stumpf, aber mit aufgesetzter Stachelspitze, ganzrandig, rauhhaarig, rostfarbig; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; das Blüthenköpfchen ist endständig, aufrecht, sehr groß, halbkreisförmig und von vielen Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schöne rosenrothe Farbe; der Kelch ist kaum kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, dreinervig, unten sehr wollig.

In Brasilien einheimisch.

60) G. Schlechtendaliana *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, gabelspaltig, stielrund, sehr behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, nach Unten verschmälert, stumpf, aber stachelspitzig, ganzrandig, röthlich-grün; die einfachen Blüthenstiele sind ziemlich lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, ziemlich groß, kugelig und von 2—5 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine schön rosenrothe Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, fast dreinervig, am Grunde wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

61) G. Haenkeana *Martius.* Die Stengel sind aufsteigend, ästig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind stiellos, lanzettlich, spitz, angedrückt-wollig; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einfach, kugelig und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist doppelt länger als die Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten wollig.

In Peru einheimisch.

62) G. globosa *Linné.* Der Stengel ist krautartig, aufsteigend oder aufrecht, sehr ästig, fast dreigabelig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, eiförmig- oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, etwas behaart, freudig grün; die einfachen Blüthenstiele sind kurz oder doch nur mäßig lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln oder bisweilen zu 2—3 beisammen, kugelig und von zwei Deckblättchen umgeben; die glänzenden Blüthen haben eine purpurrothe Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, sehr wollig.

In Ostindien, Japan, auf der Insel Timor und auf den Gesellschaftsinseln einheimisch. — Die Pflanze ändert übrigens mit blaßrosenrothen oder fleischfarbigen oder auch mit fast silberweißen Blüthen ab.

63) G. decumbens *Jacquin.* Der Stengel ist krautartig, niederliegend, sehr ästig, fast dreigabelig, stielrund, wollig; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, nach dem Grunde zu verschmälert, stumpf oder spitz, kurz zugespitzt, ganzrandig, oberseits fast kahl und freudig grün, unterseits wollig und kaum etwas blasser; die Blüthenstiele sind einfach, mäßig lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, fast kugelig, zuletzt kugelig-cylindrisch und stehen meist zu zweien und sind von 2—3 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiß-rosenrothe Farbe mit dunklerem Rande; der Kelch ist ein wenig kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind einnervig, die äußeren stumpf und kahl, die inneren spitz und etwas wollig. Hierher gehört G. prostrata *Desfontaines.*

In Nord- und Südamerika einheimisch.

64) G. celosioides *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, ästig, armförmig-getheilt, kantig, behaart; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, ei- oder verkehrt-eiförmig-lanzettlich, ziemlich spitz und stachelspitzig, ganzrandig, rauhhaarig, freudig grün; die Blüthenstiele sind ziemlich lang, einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig-eiförmig, zuletzt eiförmig-cylindrisch und von zwei Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind sehr spitz, einnervig, sehr wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

65) G. oligocephala *Remy.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, fast einfach, unten kniearig-gebogen, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig, angedrückt-striegelig-behaart, oberseits rostfarbig-grün, unterseits grau; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, verkehrt-eiförmig oder halbkugelig und von 4—5 Blättchen umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, undeutlich einnervig, kahl, am Rande gewimpert, unten wollig.

In Bolivien einheimisch.

66) G. hispida *Linné.* Der Stengel ist strauchartig, aufrecht, ästig, vierkantig, steifhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, länglich, schmal, spitz, fein gekerbt und mit zerstreuten Haaren besetzt; die Blüthenstiele sind einfach, selten dreitheilig; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, eiförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die Blüthen sind weiß, zuletzt bläulich; die Kelchblätter sind zugespitzt.

Diese Art wächst auf der Küste Malabar in Ostindien.

67) G. serrata *Linné.* Der Stengel ist aufrecht, armförmig-gabelig, stielrund; die Blätter sind eiförmig, nach dem Grunde zu verschmälert, stachelspitzig, wollig; die Blüthenstiele fehlen; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, fast kugelig; die Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind filzig.

In Südamerika einheimisch.

68) G. bicolor *Martius.* Die Stengel sind krautartig, niedergestreckt, wenig getheilt, stielrund, striegelig-kurzhaarig; die Blätter sind kurzgestielt, lanzettlich, an beiden Enden spitz, ganzrandig, angedrückt-rauhhaarig, grün; die Blüthenstiele fehlen; die endständigen Blüthenköpfchen stehen öfters zu zwei, halbkugelig und sind von 2—4 Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern gleiche Länge; die Kelchblätter sind einnervig, sparsam wollig, an der Spitze ungleich gezähnelt.

In Peru einheimisch.

69) G. demissa *Martius.* Die Stengel sind krautartig, nur am Grunde halbstrauchig, niederliegend, ästig, gabelspaltig, stielrund, weichhaarig-wollig; die Blätter sind stiellos, halbstengelumfassend, elliptisch oder kurz lanzettlich, spitz, ganzrandig, besonders auf der Unterseite weichwollig, meergrün; die Blüthenstiele sind einfach, kurz; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend, einzeln, halbkreisförmig und von 2—4 Deckblättern umgeben; die kaum glänzenden Blüthen haben eine weißlich-violette Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern fast gleiche Länge; die Kelchblätter sind stumpf, gezähnelt, unten breit-einnervig, spinnwebig-wollig.

In Brasilien und Chili einheimisch.

70) G. desertorum *Martius.* Die Stengel sind krautartig, am Grunde halbstrauchig, schwach aufsteigend, ästig, gabelspaltig, stielrund, etwas wollig; die Blätter sind fast ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und kurz stachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas be-

haart oder fast kahl, unterseits wollig, graugrün; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig, von zwei Deckblättern umgeben; die weißlichen Blüthen glänzen nur sehr wenig; der Kelch ist wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, an der Spitze ganzrandig, einnervig, vom Grunde bis zur Mitte kraus-wollig.

Die Heimath dieser Art ist Brasilien.

71) G. mucronata *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, am Grunde halbstrauchig, aufsteigend, ästig, gabelspaltig, stielrund, weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, lanzettlich, spitz und langstachelspitzig, ganzrandig, oberseits etwas wollig und freudig grün, unterseits grauwollig; die Blüthenstiele sind einfach, lang; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, halbstrauchig und von zwei Blättern umgeben; die weißen Blüthen besitzen nur einen schwachen Glanz; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind stumpf, an der Spitze gezähnelt, einnervig, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

72) G. Blanchetii *Moquin.* Der Stengel ist krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, ästig, gabelspaltig, stielrund, wollig-weichhaarig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, eiförmig, etwas spitz und stachelspitzig, ganzrandig, oberseits striegelig-weichhaarig und blaßgrün, unterseits fast seidenhaarig-wollig und grau; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufsteigend oder nickend, halbkreisrund und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben eine weiße Farbe; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind zugespitzt, einnervig, unten wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

73) G. villosa *Martius.* Die Stengel sind krautartig, aufsteigend, fast einfach, stielrund, striegelig-weichhaarig; die Blätter sind sehr kurzgestielt, halbstengelumfassend, eiförmig-lanzettlich, stumpf oder spitzlich und stachelspitzig, ganzrandig, striegelig-wollig, oberseits blaßgrün, unterseits grau; die langen Blüthenstiele sind einfach oder nur wenig getheilt; die Blüthenköpfchen sind end- und seitenständig, aufrecht und stehen einzeln oder zu 2—3 knäulartig gehäuft und sind von zwei Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine gelblich-violette Farbe; der Kelch überragt die seitlichen Deckblätter um das Doppelte; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, unten dicht wollig.

In Brasilien einheimisch.

74) G. leucocephala *Martius.* Der Stengel ist krautartig, aufrecht, ästig, gabelspaltig, stielrund, fast wollig; die Blätter sind ungestielt, halbstengelumfassend, schmal lanzettlich, etwas spitz und kaum stachelspitzig, ganzrandig, oberseits angedrückt-behaart und blaßgrün, unterseits wollig und weißlich; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfchen sind endständig, aufrecht, einzeln, kugelig oder eiförmig kugelig, von vier Deckblättern umgeben; die schwach glänzenden Blüthen haben eine weißliche Farbe; der Kelch ist etwas länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz, einnervig, am Grunde wollig. Hierher gehört G. minima *Pavon.*

In Brasilien einheimisch.

75) G. rodantha *Moquin.* Die Stengel sind krautartig, aufrecht, spärlich ästig, stielrund, etwas behaart; die Blätter sind kurzgestielt, halbstengelumfassend, länglich, an beiden Enden verschmälert, spitz und stachelspitzig, ganzrandig, behaart, meergrün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkugelig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen haben unten eine weiße, an der Spitze eine freudig-rosenrothe Farbe; der Kelch ist kürzer als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind undeutlich-einnervig, die äußeren stumpf, am Grunde wollig, die inneren spitz, stärker wollig.

In Brasilien einheimisch.

76) G. hygrophila *Martius.* Der Stengel ist krautartig, unten halbstrauchig, aufrecht, ästig, stielrund, kahl; die Blätter sind gestielt, halbstengelumfassend, schmal länglich, nach Unten verschmälert, spitz und stachelspitzig, fast ganzrandig, kahl, grün; die langen Blüthenstiele sind einfach; die Blüthenköpfe sind endständig, aufrecht, einzeln, halbkreisförmig und von zwei Deckblättern umgeben; die glanzlosen Blüthen sind fast fleischfarbig; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind spitz oder stachelspitzig, undeutlich einnervig, die äußeren sind am Grunde wollig, die inneren stärker wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien.

** Die Aehrchen sind eiförmig oder die Aehren sind schmal, meist ohne Deckblätter.

77) G. virgata *Martius.* Der Stengel ist ästig, stielrund, runzelig-weichhaarig; die Blätter sind linealisch, stachelspitzig, fast ganzrandig, kahl, meergrün; die Blüthenstiele sind kurz oder fehlen; die Aehrchen sind eiförmig, 1—3blätterig; die kaum glänzenden Blüthen sind schmutzig-strohgelb; der Kelch ist wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind wollig.

In Brasilien einheimisch.

78) G. graminea *Moquin.* Der Stengel ist spärlich-ästig, ein wenig kantig, behaart; die Blätter sind sehr schmal linealisch, stachelspitzig, ganzrandig, behaart grün; die mäßig langen Blüthenstiele sind einfach; die Aehren sind ziemlich lang, schmal, gewunden, einblätterig; die glanzlosen Blüthen haben eine strohgelbe Farbe; der Kelch hat mit den seitlichen Deckblättern fast gleiche Länge; die Kelchblätter sind ziemlich kahl, am Grunde wollig.

In Brasilien einheimisch.

Fünfte Section. Xerosiphon *Moquin.*

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, die Kelchblätter unten verwachsen. Die Staubgefäße sind in eine Röhre verwachsen. Die Staubfäden sind nackt, die Seitenzipfel sind zungenförmig, ganzrandig, länger als der beutel

agende mittlere. Der Griffel fehlt; die Narbe ist fast pfförmig. Die Blüthenköpfe sind verkehrt-eiförmig, ckerblüthig, blattlos. Die seitlichen Deckblätter sind hr concav.

79) G. aphylla *Pohl.* Die Stengel sind nur mit enigen Aesten versehen; die zerstreut stehenden Blätter nd sehr klein, halbstielrund, stumpf, ganzrandig; die lüthenköpfe sind halbkugelig oder fast verkehrt-eiförmig, was lockerblüthig; die Blüthen haben eine röthlich-ohgelbe Farbe; der Kelch ist dreimal länger als die itlichen Deckblätter, seine Zipfel sind stumpflich, dreinervig.

In Brasilien einheimisch.

80) G. angustifolia *Martius.* Der Stengel ist n Grunde ästig; die Blätter stehen zerstreut und sind ng, schmal linealisch, spitz, ganzrandig; die Blüthen-pfe sind fast verkehrt-eiförmig, lockerblüthig; die Blüthen nd weißlich, unten fast violett; der Kelch ist viermal nger als die seitlichen Deckblätter, seine Zipfel sind itz, einnervig. Hierher gehören G. Martiusiana *Steud.* und Xerosiphon gracilis *Turczaninow.*

In Brasilien einheimisch.

Unvollständig bekannte Arten.

81) G. angustifolia *Vahl.* Der Stengel ist krautig, aufrecht, ästig-armförmig, vierkantig, von kurzen Haaren rauh; die Blätter sind fast stiellos, linealisch-lanzettlich, spitz, etwas rauh; die Blüthenstiele fehlen fast ganz; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, länglich, 2—4blätterig; die Blüthen sind grünlich-weiß; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind etwas spitz, weichhaarig.

In Ostindien und Guinea einheimisch.

82) G. brachiata *Humboldt* und *Bonpland.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind länglich, spitz, die Blüthenköpfchen sind kugelig, blattlos.

Diese Art wächst in Cumana.

83) G. filaginoides *Martens* und *Galeotti.* Die Stengel sind krautartig, einfach, rasenartig, sehr wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, 1—3 beisammen, kreiförmig-kugelig, zweiblätterig; die Blüthen haben eine weiße Farbe; die seitlichen Deckblätter sind kürzer als der Kelch; die Kelchblätter sind wollig.

Das Vaterland dieser Art ist Mexico.

84) G. flava *Linné.* Der Stengel windet; die Blätter sind kahl; die Blüthenstiele sind zweispaltig; die Köpfchen, blattlosen Blüthenköpfchen stehen zu dreien zusammen; die Blüthen haben eine gelbliche Farbe.

In Mexico bei Vera Cruz einheimisch.

85) G. humilis *R. Brown.* Der Stengel ist filzig; die Blätter sind linealisch, etwas wollig; das Blüthen-köpfchen ist blattlos; der Kelch ist doppelt länger als die seitlichen Deckblätter; die Kelchblätter sind fast bis zur Spitze wollig. Hierher gehört Philoxerus humilis *Poiret.*

In Neu-Holland einheimisch.

86) G. lanuginosa *Spanoghe.* Der Stengel ist aufrecht, am Grunde ästig, stielrund, langwollig; die Blätter stehen einander gegenüber und sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, auf beiden Seiten wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, kugelig, vielblätterig; die Blüthen haben eine purpurrothe Farbe.

Auf der Insel Timor.

87) G. Meyeriana *Walpers.* Die Stengel sind dicht wollig, weißlich; die Blätter sind grundständig, langgestielt, kreisrund, verkehrt-eiförmig, fast herzförmig oder selten lanzettlich, ganzrandig, wollig; die Blüthenköpfchen sind endständig, einzeln, 6—10blätterig; die Blüthen haben eine weißliche Farbe; die Kelchblätter sind ganz kahl.

In Peru einheimisch.

88) G. strigosa *Isert.* Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind eiförmig-lanzettlich, spitz, striegelhaarig; die Köpfchen stehen einzeln und sind eiförmig, dreiblätterig.

In Guinea einheimisch.

89) G. volubilis *Blanco.* Der stielrunde Stengel windet; die Blätter sind sehr kurzgestielt, lanzettlich-eiförmig, ganzrandig, kahl; die Blüthentrauben sind achselständig, einfach, cylindrisch; die Kelchblätter sind eiförmig.

Auf den Philippinen einheimisch.

Folgende Arten sind aus dieser Gattung auszuschließen:

G. aggregata *Willdenow* = Iresine aggregata.
G. amarantoides *Roth* = Iresine amarantoides.
G. arborescens *Balbis* = Alternanthera argentata.
G. brachiata *Willdenow* = Telanthera flavescens.
G. brasiliana *Linné* = Telanthera brasiliana.
G. brasiliensis hortorum = Telanthera polygonoides β.
G. brasiliensis *Jacquin* = Telanthera dentata.
G. brasiliensis *Lamarck* = Telanthera brasiliana.
G. conica *Sprengel* = Iresine conica.
G. crassifolia *Sprengel* = Iresine crassifolia.
G. crucis *Vahl* = Telanthera crucis.
G. dentata *Mönch* = Telanthera dentata.
G. diffusa *Sprengel* = Iresine Brownii.
G. elata *Cunningham* = Ptilotus conicus.
G. elongata *Willdenow* = Telanthera elongata.
G. exaltata *Delile* = Froelichia floridana
G. ficoidea *Linné* = Telanthera ficoidea.
G. floridana *Sprengel* = Froelichia floridana.
G. fruticosa hortorum = Telanthera porrigens.
G. fulgens hortorum = Telanthera porrigens.
G. gracilis *Martens* et *Gal* = Telanthera gracilis.
G. Humboldtiana *Römer* et *Schultes* = Froelichia lanata.
G. interrupta *Linné* = Froelichia interrupta.
G. lactea *De Candolle* = Aerva sanguinolenta.
G. lanata *Kunth* = Froelichia lanata.
G. latifolia *Martens* et *Gal.* = Alternanthera latifolia.
G. paula *Wendland* = Telanthera brasiliana.
G. polygonoides *Linné* = Telanthera polygonoides.
G. procumbens *Pavon* = Telanthera obovata.
G. procumbens *Zuccagni* = Alternanthera procumbens.
G. purpurea hortorum = Telanthera porrigens.

G. sericea *Hoffmansegg* = Froelichia sericea.
G. sessilis *Linné* = Alternanthera sessilis.
G. spicata *Lamarck* = Froelichia interrupta.
G. trichotoma hortorum = Telanthera porrigens.
G. vermicularis *Linné* = Iresine vermicularis.

(*Garcke.*)

GOMPHRENEEN, eine von Endlicher aufgestellte Abtheilung der Amarantaceen mit einfächerigen Staubbeuteln, eineiigem Fruchtknoten und gegenüberstehenden Blättern, zu welcher folgende Gattungen gehören:

1) Guillemínea *Humboldt*, *Bonpland* und *Kunth*. Die Blüthen sind zweigeschlechtlich und von drei Deckblättern umgeben. Der röhrig-glockenförmige Kelch hat an der Spitze fünf gleiche, abstehende, kahle Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind unten in ein Näpfchen verwachsen, welches mit der Kelchröhre eng zusammenhängt, weshalb die breit-pfriemlichen Staubfäden aus der Röhre hervorragen. Die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. Der Fruchtknoten ist einfächerig, eineiig. Der Griffel ist kurz, einfach. Die Narbe ist ausgerandet. Die elliptische, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist vom Kelche eingeschlossen. Der Same ist scheitelrecht, ei-linsenförmig und von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen oben.

Eine in Amerika einheimische krautartige Pflanze mit niederliegendem, gegliedertem, sehr ästigem, wolligem Stengel, gegenüberstehenden, verwachsenen, gestielten, ziemlich dicken, starren, ganzrandigen Blättern, geknäulten in einzelnen, achselständigen, ungestielten Köpfchen stehenden Blüthen und gekielten, concaven, sehr dünnen, später abfallenden Deckblättern macht die einzige bekannte Art dieser Gattung aus.

2) Iresine *P. Browne*. Die Blüthen sind zweihäusig oder zweigeschlechtlich, selten vielehig-einhäusig und von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf, etwas ungleiche, aufrechte, kahle Zipfel. Die fünf, sehr selten in geringerer Anzahl vorhandenen Staubgefäße sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Staubgefäße sind fadenförmig. Die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. An der Spitze des kurzen Griffels sind 2 oder 3 rundliche Narben. Die elförmig-kreisrunde, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist im Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig und von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören krautige, selten halbstrauchige, ziemlich kahle, im tropischen oder subtropischen Amerika oder Neu-Holland einheimische Gewächse mit aufrechten oder niederliegenden ästigen Stengeln, gegenüberstehenden, gestielten Blättern, kleinen, dicht ährig-kopfförmigen oder locker rispigen, meist metallartig glänzenden Blüthen und concaven Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt.

3) Crucéta *Loefling*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von Deckblättern eingeschlossen. Der Kelch hat vier gleiche Zipfel, von denen die äußeren ganzrandig, die inneren an dem sehr dünnen Rande zerschlitzt sind. Die vier Staubgefäße sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Fäden sind fadenförmig. Der Griffel ist sehr kurz, die beiden Narben stehen ab. Die Frucht ist von dem geschlossenen Kelche eingehüllt. Das Eiweiß fehlt.

Hierher gehört nur eine in Amerika einheimische einjährige Art mit aufrechtem Stengel, gegenüberstehenden, ganzrandigen Blättern, endständigen, ährig-rispigen Blüthen und stehenbleibenden Deckblättern.

4) Ireneis *Moquin-Tandon*. Die zweihäusigen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf gleiche, aufrechte, locker behaarte Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind frei. Die Staminodien sind sehr klein, schuppenförmig, ganzrandig.

Eine wenig bekannte, in Merico einheimische Pflanze mit ästigem, kahlem Stengel, gestielten, kahlen Blättern und mit in ausgebreiteten Rispen stehenden Blüthen macht die einzige Art dieser Gattung aus.

5) Alternanthera *Moquin-Tandon*. Die Blüthen sind zweigeschlechtlich, selten vielehig-zweihäusig, von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf gleiche oder ungleiche, aufrechte, kahle oder wollige Zipfel. Die fünf fadenförmigen Staubfäden sind am Grunde in ein Näpfchen verwachsen. Die Staminodien sind sehr klein, zahn- oder nagelförmig, ganzrandig. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich-eiförmig. Der Griffel ist kurz, die Narbe bald einfach, kopfförmig, bald zweilappig oder doppelt. Die eiförmige, klappenlose, einsamige Frucht ist vom Kelche mehr oder weniger eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig und mit einer beinahe krustigen Schale bedeckt. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören sehr ästige tropische oder subtropische, krautige, selten halbstrauchige Gewächse mit meist gegliederten, fast geknieten, bisweilen rankenden, hin und wieder wolligen Stengeln, gegenüberstehenden Blättern, in end- oder achselständigen Köpfchen stehenden Blüthen, concaven Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt und mit einfacher, kurzer, selten fast ästiger oder sternförmiger Behaarung.

6) Telanthera *R. Brown*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von zwei Deckblättern gestützt. Der Kelch hat fünf gleiche oder ungleiche, aufrechte, kahle oder wollige Zipfel. Die fünf fadenförmigen Staubfäden sind unten in eine Röhre verwachsen. Die zwischen den Staubfäden stehenden Staminodien sind lang, bandförmig, an der Spitze geschlitzt-gezähnt. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich. Der Griffel ist kurz, die Narbe kopfförmig. Die fast eiförmige, klappenlose, einsamige Schlauchfrucht ist im Kelche verborgen. Der Same ist senkrecht, fast linsenförmig oder länglich und von einer fast krustigen Samenschale umgeben. Das Eiweiß ist central, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Zu dieser Gattung gehören aufrechte oder niederliegende, meist sehr ästige und ziemlich wollige, tropische meist amerikanische krautige oder halbstrauchige Gewächse

mit gegenüberstehenden, in end- oder achselständigen Köpfchen stehenden Blüthen, concaven, schwach gekielten, stehenbleibenden, seltener seitlichen und abfallenden Deckblättern und einfacher, oft kurzer Behaarung.

7) Gomphrena *Linné*, s. diese Gattung.

8) Froelichia *Mönch*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch ist röhrig, an der Spitze fünfspaltig, seine Zipfel sind gleich, abstehend, kahl, zuletzt der Länge nach kraus. Die fünf Staubgefäße sind in eine lange Röhre verwachsen, die Träger sind nicht deutlich getrennt. Die Staminodien sind lang, bandförmig, ganzrandig oder fast ganzrandig. Die Staubbeutel sind einfächerig, länglich. Der Griffel ist deutlich oder sehr kurz, die Narbe kopfförmig oder pinselförmig-vieltheilig. Die Frucht ist eiförmig, klappenlos, einsamig und von dem verhärteten unterwärts 2- oder 5streifigen Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, eiförmig, von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig, der Samenkeim ringförmig, peripherisch; das Würzelchen aufsteigend.

Hierher gehören aufrechte, aufsteigende oder ausgebreitete, meist ästige, gegliederte, mehr oder weniger wollige im tropischen und wärmeren nördlichen Amerika einheimische Pflanzen mit gegenüberstehenden, sehr kurz gestielten oder fast sitzenden Blättern, end- und achselständigen, in Aehren stehenden Blüthen und kahlen, glänzenden, trockenhäutigen, gefärbten Deckblättern, von denen das untere stehen bleibt, die seitlichen ziemlich groß, concav und ganz stumpf sind.

9) Phyllepidum *Rafinesque*. Die Blüthen sind mit Deckblättern versehen. Der Kelch ist doppelt, jeder ist fünftheilig, seine inneren Zipfel sind ausgerandet. Die fünf Staubgefäße sind frei, die Träger fadenförmig. Die beiden Griffel sind gleichfalls fadenförmig.

Hierher gehört nur eine in Nordamerika einheimische, unvollständig bekannte Pflanze mit wechselständigen, sitzenden Blättern, ährenförmigen Blüthen und pfriemlichen Deckblättern.

10) Gossypianthus *Hooker*. Die zweigeschlechtlichen Blüthen sind von drei Deckblättern umgeben. Der Kelch hat fünf, fast gleiche, aufrechte, sehr wollige Zipfel. Die fünf Staubgefäße sind frei, die Fäden pfriemlich; die Staminodien fehlen. Die Staubbeutel sind einfächerig, eiförmig. Der Fruchtknoten ist einfächerig, einelig. Der sehr kurze Griffel ist rundlich, die Narbe ausgerandet-2—3lappig. Die Frucht ist eiförmig, klappenlos, einsamig, vom Kelche eingeschlossen. Der Same ist senkrecht, ei-linsenförmig, fast nierenförmig, von einer krustigen Schale umgeben. Das Eiweiß ist mittelständig, mehlartig. Der Samenkeim ist ringförmig, peripherisch; das Würzelchen ist aufsteigend.

Die hierher gehörigen ausdauernden Arten wachsen in Nordamerika und haben niederliegende, gebogene, wollige Stengel, gestielte oder fast sitzende, verkehrt-ei- oder verlängert-spatelförmige, starre, fast lederartige, grundständige und gegenständige, sitzende, weit kleinere, elförmige, ganzrandige, mehr oder weniger seidig-wollige stengelständige Blätter, achselständige, dicht gehäufte, von einer dichten Wolle bedeckte Blüthen und gekielte, concave, sehr dünne, später abfallende Deckblätter.

Aus dieser Gattung sind folgende Arten bekannt:

1) G. tenuiflorus *Hooker*. Die Blätter sind beiderseits kahl, die grundständigen fast spatelig-lanzettlich, die stengelständigen lanzettlich; der Kelch ist ein wenig länger als die seitlichen Deckblätter; die Staubfäden sind eiförmig-lanzettlich.

Die Heimath dieser Art ist Texas. Die Stengel sind schlank, gebogen, niederliegend, wenig ästig. Die 5—8 Linien langen, 1½ Linien breiten, kaum gestielten grundständigen Blätter sind nach Unten ein wenig verschmälert, nach dem oberen Ende zugespitzt, starr, die 1½—2½ Linien langen, sitzenden stengelständigen haben einen auf der Unterseite hervortretenden Mittelnerv. Die Deckblätter sind fast gleich, länglich-eiförmig, zugespitzt, sehr concav, kahl, weiß. Die Blüthen sind 1¼ Linien lang. Die Kelchblätter sind lanzettlich-linealisch, schmal, spitz, ziemlich starr, schwach-dreinervig. Die Staubfäden sind verbreitert, die Staubbeutel gelblich. Der Griffel hat mit den Staubgefäßen gleiche Länge. Die Schlauchfrucht ist ¾ Linie lang, eiförmig, ziemlich spitz, zusammengedrückt, kahl, grünlich. Der Same ist fast linsenförmig, zusammengedrückt, nicht geschnäbelt, am Rande flach, ganz glatt, glänzend, röthlich-braun.

2) G. rigidiflorus *Hooker*. Die Wurzel ist dick; die Stengel sind niederliegend, 5—6 Zoll lang, schlank, wenig ästig; die Blätter sind oberseits kahl, unterseits wollig, die grundständigen 2—3 Zoll lang, 4—5 Linien breit, lang gestielt, nach Unten stark verschmälert, an der Spitze stumpf, bisweilen kurz-stachelspitzig, starr, die stengelständigen 2—3 Linien lang, sitzend, eiförmig; die Deckblätter sind ungleich, eiförmig, spitz, fehr concav, kahl, weiß, die seitlichen sind zwar fast um das Doppelte länger als die übrigen, aber weit kürzer als der Kelch; die Blüthen sind 1⅛ Linien lang, die Kelchblätter lanzettlich-pfriemlich, sehr spitz, starr, dreinervig; die Staubfäden linealisch-gestreift; die Staubbeutel sind blaßgelb; der Griffel ist etwas länger als die Staubgefäße; die länglich-eiförmige, kahle, blaßgrüne Schlauchfrucht hat die Länge einer Linie; der Same ist ei-linsenförmig, zusammengedrückt, nicht geschnäbelt, am Rande stumpf, schwach punktirt, glänzend, bräunlich.

Diese Art kommt gleichfalls in Texas vor.

3) G. lanuginosus *Moquin-Tandon*. Die Wurzel ist bart, fast holzig; die Stengel sind rundlich, dünn, sehr ästig, die schlanken Aeste steigen kaum auf; die Blätter sind sitzend, stumpflich, bisweilen ein wenig spitz und gleichsam stachelspitzig, starr, oberseits ziemlich behaart, unterseits wollig, die grundständigen verkehrt-eiförmig länglich, 8—12 Linien lang, 2—3 Linien breit, die stengelständigen elliptisch, 2—3 Linien lang, ¼—1 Linie breit; die Deckblätter sind etwas ungleich, eiförmig, stachelspitzig, kahl, weißlich, die seitlichen ein wenig länger, aber kürzer als der Kelch; die Blüthen haben die Länge einer Linie; die Kelchblätter sind lanzettlich-pfriemlich, spitz, starr, dreinervig, die Staubfäden schmal-linealisch, die Staubbeutel gelblich; der Griffel ist ein wenig länger als die

Staubgefäße; die Schlauchfrucht ist länglich-eiförmig, kahl, blaßgrün; der Same schief-zusammengedrückt, am Rande ganz stumpf, glänzend, bräunlich. Hierher gehören Paronychia lanuginosa *Poiret*, Celosia und Achyranthes piloselloides *Poitou*.

Das Vaterland dieser Art ist Brasilien und St. Domingo. (*Garcke.*)

GOMPHUS, ein griechischer Erzbildner aus unbestimmter Zeit, welcher eine Statue einer nicht weiter bekannten Dichterin Praxagoris (vergl. über die Namensform *Keil*, Analecta epigr. et onomatol. p. 159) gefertigt hatte (*Tatian.* Or. adv. Graecos c. 52).

(Dr. *Bursian.*)

GOMPHUS. Unter diesem Namen trennte Leach im J. 1819 eine Anzahl breitflügliger Arten von der Linné'schen Neuropterengattung Libellula (s. d. Art.) ab, aber weder Charpentier noch Burmeister nahmen in ihren monographischen Arbeiten diese Gattung auf, sondern verwiesen die Arten wieder unter Libellula oder unter Diastatomma. Erst Selys Longchamps und Hagen, vor ihnen schon Rambur, erkannten die Leach'sche Bestimmung an und erstere erheben sie sogar zum Typus ihrer Familie, der Gomphinen, von welcher sie eine sehr verdienstliche Monographie in den Mémoires de la société royale des sciences de Liège 1858. XI. p. 256—720 mit 23 Tafeln lieferten. Sie verbinden dieselben mit den Aeschninen zur großen Familie der Aeschnidä und charakterisiren sie durch den etwas queren und kugeligen Kopf, durch die mäßig großen, von einander getrennten oder höchstens nur in einem Punkte sich berührenden Augen und das kurze, mehr oder minder gleichseitige, selten etwas verlängerte Flügeldreieck. Die zahlreichen Gattungen ordnen sich in zwei Gruppen, nämlich in solche mit ganzer Unterlippe, welche sich den Libellulinen enger anschließen und in solche mit mehr oder minder gespaltener Unterlippe, welche den Aeschninen näher stehen. Die erstern haben leere Flügeldreiecke und sind dann eigentliche Gomphinen mit den beiden Gattungen Gomphus und Gomphoides, deren erste in 15, die andere in 8 Untergattungen aufgelöst wird. Gomphus hat einen stärken etwas breiter als langen, oben platten Kopf mit völlig getrennten nierenförmigen Augen und großen in gerader Reihe stehenden Ocellen, unter letzteren eingelenkten Fühlern, mit starken gezähnten Kiefern, ferner einen großen Thorax, kräftige Vorderbeine, lange Flügel u. s. w. Die Gattung Gomphoides unterscheidet sich durch die Zellen in den Flügeldreiecken. Selys Longchamps und Hagen beschreiben in ihrer oben erwähnten Monographie alle Untergattungen und die sämmtlichen bekannten Arten, nämlich 66 von Gomphus und 21 von Gomphoides. (*Giebel.*)

Gomphus, s. Comphidius.

GOMUL, ein Fluß im Osten von Afghanistan, der an der Ostseite der Ghazniberge entspringt, erst südwestlich, dann bis zu seiner Vereinigung mit dem Korindur südöstlich fließt, dann sich nach Nordosten wendet, im Gubarypasse das Solimangebirge durchbricht und sich auf dessen Ostseite in der Sandebene verliert; nur im Winter erreicht er den Indus. An ihm liegt unter 31° 59′ nördl. Br. und 70° 12′ östl. L. von Greenwich der gleichnamige Ort und zwar auf der Ostseite des Gubarypasses auf der Straße von Deva-Ismael-Khan nach Ghazni.

(*H. E. Hössler.*)

GOMUTUS, eine von Rumph aufgestellte, von Sprengel angenommene Gattung der Palmen. Da jedoch Rumph für diese Gattung auch den Namen Saguerus gebraucht, so ist es passender, den von Labillardière für dieselbe Gattung eingeführten Namen Arenga beizubehalten, wie dies bereits Kunth, Endlicher und fast alle neuern systematischen Botaniker gethan haben. Der Charakter dieser Gattung besteht in Folgendem:

Die einhäusigen, mit Deckblättern und Deckblättchen versehenen Blüthen sitzen in getrennten, von einigen grundständigen, vollständigen Scheiden umgebenen Kolben. Die männliche Blüthe hat einen dreiblättrigen Kelch, deren Blättchen eiförmig sind und sich dachziegelig decken. Die drei Kronblätter sind länglich, in der Knospenlage klappig. Die Staubgefäße sind zahlreich, die Fäden fadenförmig, frei, die Beutel linealisch, zugespitzt. Zwischen den beiden männlichen Blüthen steht ein von zwei Deckblättchen umgebenes Rudiment der weiblichen Blüthe. Die weibliche Blüthe hat einen dreiblättrigen Kelch, dessen Blättchen in der Knospenlage zusammengerollt-dachziegelig sich decken. Die Kronblätter sind in der Knospenlage klappig. Rudimente der Staubgefäße sind in der weiblichen Blüthe nicht vorhanden. Der Fruchtknoten ist dreifächerig. Die drei Narben sind kegelförmig, am Grunde verwachsen. Die Steinfrucht enthält 2—3 dreikantige Steine. Das Eiweiß hat eine gleichmäßig gebildete Oberfläche; der Samenkeim ist rückenständig.

Hierher gehören zwei in Ostindien einheimische Arten mit starkem, hohem, von den abgefallenen Blattstielen beringeltem oder durch den stehenbleibenden Grund derselben beschupptem, hin und wieder von einem starken Fasernetze bekleideten Stamme, mit lauter endständigen, dunkelgrünen, unterseits blassferen, schön gefiederten Blättern, geöhrten, mit verschmälertem Grunde sitzenden Fiedern, aus dem Blattgrunde hervorragenden, einfach ästigen ruthenförmigen, hängenden, am Grunde von einigen, später abfälligen Scheiden umgebenen, mehren männlichen, aber nur einem einzigen endständigen weiblichen Blüthenkolben, mit ziemlich großen, grünlichen Blüthen und kugeligen, gelblichen Steinfrüchten.

1) Arenga saccharifera *Labillardière*. Die Blattstiele sind wehrlos; die Fiedern sind linealisch-lanzettlich, zugespitzt, an der etwas stumpfen Spitze ganzrandig oder ausgerandet und ein wenig gezähnelt, am Grunde schwach geöhrt, das untere Oehrchen ist größer, unterseits weißlich oder silberglänzend; die Aeste der Kolben sind sehr lang, gegipfelt, hängend. Hierher gehören Borassus Gomutus *Loureiro*, Gomutus saccharifer *Sprengel*, Saguerus Rumphii *Roxburgh* und Saguerus Gamuto *Link*.

Diese Art kommt fast auf allen asiatischen Inseln, welche östlich vom bengalischen Meerbusen liegen, vor, z. B. auf den Sundainseln, auf den Molukken und Phi-

lippinen, von wo sie nach anderen Gegenden Asiens verpflanzt ist. Die unvorsichtige Berührung der Steinfrüchte bringt ein heftiges Jucken hervor, sonst ist die Pflanze vielfach von Nutzen. Aus den Fasern der Blattstiele werden Seile geflochten, aus dem Marke des Stammes gewinnt man eine Art Mehl, Sagu genannt; aus den abgeschnittenen männlichen Kolben fließt in großer Menge ein zuckerhaltiger Saft.

2) Arenga obtusifolia *Martius*. Die Blattstiele sind dick-dornig; die Fiedern sind linealisch-lanzettlich, vorn kurz zweitheilig, etwas stumpf und ungleich und spitz gezähnt, nach Hinten verschmälert, am Grunde mit zwei Oehrchen versehen, von denen das untere größer ist; die Aeste der Blüthenkolben sind kurz, nickend. Hierher gehört Gomutus obtusifolius *Blume*.

Diese Art wächst auf der Insel Java. Der Stamm ist ungefähr 25 Fuß hoch, von den Narben der abgefallenen Blätter geringelt und oberwärts mit einem unregelmäßigen Fasernetze bekleidet. (*Garcke.*)

GON (Corneille van der), holländischer dramatischer Dichter in der ersten Hälfte des 18. Jahrh., aus Amsterdam gebürtig, wo er seine Schulstudien machte und dann vorzugsweise in Löwen studirte. Sonst ist von seinen Lebensverhältnissen Nichts bekannt und er lebt nur noch in den nachverzeichneten theatralischen Arbeiten fort, welche ihrer Zeit durch die Bühne dem Publicum vorgeführt wurden, jetzt aber so gut als verschollen sind. Paquot*) führt deren vier als gedruckt auf: Faramond, eerste Koning der Francen; treurspeel (Amst. 1701. 8.); Agelmond, eerste Koning van Lombardyen; tr. (Ebendas. 1702. 8.); Scheeps Leven (Matresenleben); blyspeel (Lustspiel). (Schiedam und Rotterdam 1714. 8.). Gustavus der eersten, Herstelder der Zweden; treursp. (Amst. 1727. 8.) Ziemlich frei gehalten von dem uns jetzt anwidernden Schwulste der Zeit ihrer Entstehung würden sie jetzt doch nur noch in sprachlicher Hinsicht und in der Verknüpfung der tragischen Motive, die meist etwas gewaltsam angezogen erscheinen, interessiren können. (*J. E. Volbeding.*)

GONAÏVES (les), eine Stadt auf der Westküste der Insel Haïti, an der Bai gleichen Namens, in die sich auch der gleichnamige Fluß ergießt. Ihre Lage ist bestimmt auf 19° 27′ nördl. Br. und 75° 8′ westl. L. In der sandigen Gegend wird Baumwolle gebaut. Die Stadt hat ein Hospital, eine Mineralquelle und Bad. (*H. E. Hössler.*)

GONAMBONITES nannte Pander in seinen Beiträgen zur Geognosie des russischen Reiches (Petersburg 1831.) S. 78 eine Gattung vorweltlicher Brachiopoden, deren Arten sämmtlich unter die allgemein anerkannte Gattung Orthis gehören. (*Giebel.*)

GONATANTHUS, eine von Klotzsch aufgestellte Gattung der Aroïdeen mit folgenden Merkmalen:

Die am Grunde zusammengerollte Blüthenscheide hat einen unterwärts umgebogenen, vorn klaffenden Saum und ist nach Oben in eine lange, aufsteigende, zusammengerollte Spitze erweitert. Der kurze Blüthenkolben ist unten mit Pistillen, oberwärts mit Staubgefäßen besetzt und besitzt keinen sterilen Fortsatz. Die Staubbeutel sind sechsfächerig, ihre Fächer öffnen sich unterhalb der Spitze mit einem Loche und sind dem dicken, schildförmigen, kurzgestielten, sechslappigen Mittelbande quirlförmig angewachsen. Die Fruchtknoten sind gehäuft, frei, einfächerig, hängen immer an der Spitze an einem säulchenförmigen Anhängsel und sind am Grunde mit einer schildförmigen Scheibe versehen. Die zahlreichen Eichen sind der Scheibe eingefügt, an langen Nabelsträngen ziemlich aufrecht, geradläufig. Die spitzende Narbe ist nabelförmig-eingedrückt. Die Form der Frucht ist unbekannt.

Hierher gehört nur eine, wahrscheinlich in Indien einheimische Art mit knollenförmigen, an der Spitze ausläufer-treibendem Wurzelstocke, schildförmigen, kurz-zugespitzten, am Grunde herzförmig-ausgerandeten, vor den Blüthen erscheinenden Blättern und sehr langer, ledergelber Blüthenscheide. (*Garcke.*)

GONATOCARPUS, GONIOCARPUS, GONOCARPUS sind von Wildenow, König und Thunberg aufgestellte Namen für die schon früher von Forster gegründete Gattung Haloragis, welche sich durch folgende Merkmale auszeichnet:

Die Blüthen sind zweigeschlechtlich. Der Kelch hat eine rundliche, vier- bis achtrippige oder vierkantige, mit dem Fruchtknoten verwachsene Röhre und einen oberständigen, viertheiligen Saum mit aufrechten, spitzen Zipfeln. Die vier Kronblätter sind dem oberen Theile der Kelchröhre eingefügt, wechseln mit dessen Zipfeln ab, sind länger als diese und mützenförmig-concav. Die acht Staubgefäße sind gleichfalls der Kelchröhre eingefügt, ihre Träger sind fadenförmig, kurz, der Beutel lang, linealisch-vierkantig, am Grunde eingefügt und springen der Länge nach auf. Der unterständige Fruchtknoten ist 2—4fächerig. Die Eichen sind gegenläufig, einzeln in den Fächern und hängen aus der Spitze des Centralwinkels. Die vier Griffel sind kurz oder fehlen bisweilen ganz, die Narben pinselförmig-weichhaarig. Die Steinfrucht ist trocken, gerippt oder kantig, von der Kelchröhre gekrönt, 2—4fächerig mit einsamigen Fächern oder durch Fehlschlagen einfächerig und einsamig. Die Samen sind umgekehrt, cylindrisch, von häutiger Schale umgeben. Der Samenkern ist in der Achse des fleischigen Eiweißes rechtläufig, cylindrisch, die Keimblätter sind sehr kurz; das Würzelchen ist lang.

Hierher gehören krautige und halbstrauchige, im tropischen Asien und häufiger in Neu-Holland und Neu-Seeland einheimische Gewächse mit gegenüberstehenden unteren, oft abwechselnden oberen, ganzrandigen, gezähnten oder eingeschnittenen Blättern und einzelnen oder gehäuften, in den Winkeln der deckblattartigen Blätter sitzenden oder kurz gestielten Blüthen, welche in end-

*) Siehe dessen Mémoires pour servir à l'histoire littéraire des dix-sept provinces des Pays-Bas (Louvain 1768. 8.) Tom. XII. p. 196 s.; aus ihm Desmes in der Didot'schen Biographie génér. Tom. XXI. p. 167. 168.

ständigen Aehren oder Trauben, bisweilen auch in Rispen stehen. (*Garcke.*)

GONDA, ein durch die Schreckensscenen des Jahres 1768 dem südöstlichen Polen unvergeßlich gewordener Name. Gonda war der Mann, durch welchen die zaporoger Kosaken und die Haidamaken zu einem Angriffe auf die polnischen Gebiete, zu Scheußlichkeiten geführt wurden, wie sie kaum die Mongolenzüge darbieten. Man gibt verschiedene Ursachen an, um den Einfall dieser Barbaren zu erklären. Einige wollen, und ihre Behauptung findet vollständige Bestätigung in Ereignissen der neuesten Zeit, die schismatischen Popen der polnischen Ukraine hätten in ihrem beispiellosen Hasse gegen die Katholiken, gegen den katholischen polnischen Adel, ihren Gemeinden vorgespiegelt, man denke die katholische Religion im Lande einzuführen, hätten sie an die Zeiten K. Sigismund's III., unter welchem im J. 1654 aus gleichen Beweggründen die Ukraine sich an Rußland ergab, erinnert und ihnen die Gefahr, in welcher jetzt abermals ihre Religion schwebe, vorgestellt. Gonda, vordem Kosak im Dienste des Woywoden von Kiow, Grafen Potocki, habe, um wegen verschiedener ihm zugefügten Beleidigungen sich zu rächen, diese Gelegenheit benutzt, den Nachbarn der Potocki'schen Besitzungen, den Zaporogern, die Gefahr, durch welche auch sie bedroht, bekannt gemacht und sie im Namen der polnischen Ukraine um Schutz und Beistand angerufen. Ausgemacht scheint, daß Gonda, nachdem er den Hof des Woywoden mißvergnügt verlassen, bei dem ohnehin unter dem Joche des polnischen Adels zum Aufruhr geneigten Volke der Ukraine, dessen Gesinnung ihm zur Genüge bekannt war, Verbindungen angeknüpft hat und in der Absicht, sein schwarzes Vorhaben zur Ausführung zu bringen, nach der Setscha der Zaporoger kam. Unter dem zu Mord und Raub erzogenen Volke fand er bald Anhang und die durch die verschiedenen Conföderationen veranlaßten Unruhen hatten die Republik vollends erschüttert, als das Ungeheuer Gonda in Blitzesschnelle Nieder-Podolien überzog, das nicht nur vollständig wehrlos war, sondern auch größtentheils bewohnt von einem Volke gleicher Abstammung und Religion mit den Zaporogern, das mithin geneigt war, die Eindringlinge als Befreier zu begrüßen.

Mit dem schrecklichen Entschlusse, den Adel und seine Werkzeuge, die Juden, auszurotten, brachen die blutgierigen Horden in verschiedenen Abtheilungen in die Güter des Woywoden in der Woywodschaft Braclaw ein. Was nicht ihrer Religion und Partei zugethan war oder noch bei Zeiten flüchten konnte, mußte, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Stand, über die Klinge springen. Angesichts der Gefahr flüchteten Viele nach Human, die dem Woywoden gehörige Stadt, Hauptort eines Kluz, Schlüssel oder Herrschaft, die durch Erdwall, Graben und Palissaden geschützt, immer stark genug gewesen wäre, die Barbaren aufzuhalten, hätte der Commandant mehr Muth gehabt und weniger Zutrauen auf das Wort eines Menschen, der in heißem Rachedurst, von welchem seine ganze Rotte schnaubte, nur die Gelegenheit suchte, Tausenden auf einige Augenblicke die Hoffnung zum Leben zurückzugeben, damit er sie desto sicherer sterben sehe. Der Flüchtlinge waren hier 11,000 zusammengekommen, als Gonda mit seinen Banden vor der Stadt erschien und die Uebergabe forderte. Die Juden, die in keinem Falle weniger als Marter und in keinem mehr als den Tod zu erwarten hatten, bestanden auf Vertheidigung, das Beste, was man thun konnte, und der Rath, den ein preußischer Officier, der eben auf Remonte stand, noch in dem Augenblicke, da er von Gonda für sich und die Familie seines Wirths freien Abzug erhielt, gegeben hatte. Unglücklicherweise ließ sich der Commandant zu einer Capitulation verleiten, kraft welcher dem Gonda der Durchmarsch gestattet und der ganze Haufen mit Lebensmitteln und Branntwein versorgt werden sollte. Seine Leichtgläubigkeit ließ ihn als der Kannibalen erstes Opfer fallen. Kaum hatte er das Thor geöffnet, so wurde er mit seiner Familie ergriffen und für seine Person auf dem Ringe (Marktplatze) lebendig geschunden. Seiner Frau, die im sechsten Monate schwanger war, wurde die Frucht aus dem Leibe getreten und ihr mit den scheußlichsten Martern zugesetzt, bis sie den Geist aufgab, nachdem sie vorher mit Augen gesehen, wie ihre Kinder auf die jämmerlichste Art geschlachtet wurden. Dann verbreiteten sich die Mörder durch die von Juden und andern Geflüchteten vollgestopften Straßen und würgten von Morgens 9 bis Nachmittags 3 Uhr, wo dann der Hauptactus dieser Tragödie, vergleichbar dem Kindermorde zu Bethlehem, begann. Alle Kinder, vom Säuglinge bis zum vierten und fünften Jahre, waren auf Gonda's Befehl vor dem Rathhause zusammengetrieben worden. Dort auf dem Altan hatte er Platz genommen und auf ein gegebenes Zeichen wurden ihm die Kinder, denen man die Beine gebunden, die man zu drei und vier an eine Stange gehängt hatte, gereicht, da er dann einem nach dem andern die Kehle abschnitt und den entseelten Leichnam über das Geländer hinabwarf. Wenn ein solcher den Boden berührte, wurde er nach dem Brunnen in der Mitte des Marktes, der von außerordentlicher Tiefe war, geschleift, hineingeworfen und in seinem Blute begraben. Der Woywode von Kiow wollte wissen, daß die Zahl der von der Hand des Gonda allein geschlachteten Kinder, jene ungerechnet, die im Sturme und in der Wuth in den Armen der Aeltern erwürgt wurden, die Summe von 800 weit übersteige, und daß einzig im Brunnen gegen 1000 begraben lägen, was mehre Augenzeugen, und darunter ein Sohn des unglücklichen Commandanten von Human, der im gleichen Range zu Mohilow angestellt war, bestätigten. Während Gonda mit dem größten Haufen auf dem linken Ufer des Bog wüthete, durchkreuzten andere Scharen den zwischen Bog und Dniester gelegenen Theil der Ukraine, wälzte sich ein Schwarm von einigen Tausenden dem Dniester aufwärts, um Alles, was sich aus Polen retten und nach der Moldau flüchten wollte, aufzufangen. Das linke oder polnische Ufer des Stromes war, da es an Fähren mangelte, auf einige Meilen mit Menschen und Wagen bedeckt und kaum einige Hundert dieser Flüchtlinge haben durch Schwimmen sich gerettet, wo sie dann

Zuschauer des Niedermetzelns ihrer auf dem andern Ufer zurückgelassenen Familien werden mußten. Schon hatten sich Patrouillen der Zaporoger vor Tulczyn, der Residenz des Woywoden, sehen lassen, als ein russischer Oberstlieutenant, dessen Name in dem dankbaren Polen vergessen, auf Ordre des Marschalls Romanzow von den Ufern des Dniepers mit einem schwachen Corps herbeieilte und den ganzen Schwarm der Zaporoger, zu welchen ein großer Theil der Bauern sich geschlagen hatte, unweit Human in der Steppe durch List gefangen nahm. Man hatte dem Volke den Glauben beigebracht, die russische Kaiserin, erfreut über den guten Fortgang der Waffen ihrer Glaubensbrüder, habe sich entschlossen, mit ihnen gemeinschaftliche Sache zu machen, und sei zu diesem Ende das Corps detachirt worden. Nachdem der Oberstlieutenant, die zum Fange geeignete Gegend ausersehend, den größten Theil seiner Mannschaft in Hinterhalt gelegt und mit den Polen, die sich endlich mit einigen Truppen näherten, die erforderlichen Maßregeln genommen hatte, begab er sich unter schwacher Bedeckung zu Gonda, ihm den Plan ihrer in Gemeinschaft vorzunehmenden Operationen mitzutheilen, ihn durch die glänzendsten Versprechungen zu berücken, ihm und seiner ganzen Schar den Eid der Treue abzufordern. Geblendet durch seine leichten Erfolge, rief Gonda augenblicklich seine Mannschaft zusammen und an ihrer Spitze folgte er dem Oberstlieutenant, der ihm beigebracht hatte, daß zu höherer Feier die Waffe vor der Eidesleistung abgelegt werden müsse. An dem bestimmten Orte angekommen, der Waffen ledig, wurden die Bestien ohne Widerstand ergriffen und den Polen ausgeliefert. Der ganze Haufen betrug über 8000 Mann, die heerdenweise an die polnischen Magnaten und die Grenzstädte vertheilt und, sowie es jedem gefiel, hingerichtet wurden. Gonda und die vornehmsten Anführer wurden unweit Mohilow am Dniester gliedweise zerstückelt und auf den Gütern des Woywoden allein litten einige Tausend, die, das Holz zu sparen, erdrosselt, an Bäume gehenkt, überhaupt so ökonomisch wie möglich abgeschlachtet wurden. „Die Menschheit schaudert bei der Verschiedenheit der Martern, die Willkür und Rache erfanden, sowie über die Härte und den barbarischen Kaltsinn, mit welchem dieses Volk, selbst in dem Augenblicke, als es von jüdischem Muthwillen an den empfindsamsten Theilen des Körpers verstümmelt wurde, die Kennzeichen der Wehen verbiß und dem entscheidenden Augenblicke, den auch die Creatur fühlt, entgegentrotzte. Ein französischer Officier, der eben damals aus der Türkei kam, glaubte que toute la Pologne se fasse pendre." Wie abenteuerlich auch diese Darstellung erscheinen mag, sie findet ihre volle Bestätigung, auch manche Erläuterung in dem beigehenden gleichzeitigen Berichte. „Mittlerweile, da man sich mit Dämpfung der krakauischen Conföderation beschäftigte, war durch den Aufstand der Bauern in der Ukraine ein neues Unheil entstanden. Es sind dieselben griechischer Religion, man hat sie aber zur Union gezwungen und seit vielen Jahren aufs Härteste gedrückt. Man hatte die Güter meistens an die Juden verpachtet, die sehr hart und unbarmherzig mit den Unterthanen umgingen, wobei die Herrschaften und deren Administratores, die ihren Genuß von den Juden hatten, durch die Finger sahen. Um nun die Bauern im Gehorsam zu erhalten, hielten die Herrschaften auf ihren Gütern ihre Hof-Soldaten. Einige hatten auch auf ihren Schlössern grobes Geschütz. Da nun die Conföderirten sowol die Soldaten als das Geschütz wegnahmen, folglich die Bauern keinen Widerstand befürchten durften, brachen sie los und suchten sich sowol von der erlittenen Grausamkeit zu entledigen, als auch sich an ihren bisherigen Tyrannen zu rächen und sich ihrem Gehorsam zu entziehen. Dieser Bauernaufstand fing sich in Volhynien an und breitete sich gar bald durch die ganze Ukraine aus. Ein Schreiben aus Rocono vom 8. Juli 1768 gab davon folgenden kläglichen Bericht. „„Man ermordet Alles, was man nur antrifft, Edelleute, Geistliche, Katholiken, unirte Griechen und Juden, selbst Weiber und Kinder. Der Fürst Kaspar Lubomirski schreibt aus Polauna, daß er selbst in Furcht sei und nicht wisse wohin. Man fürchtet, daß der Aufstand der Bauern allgemein werde. Viele tausend Juden sind mit Weib und Kindern bereits in die andere Welt geschickt, ihre Bücher und Schriften verbrannt, ihr Vieh, Branntwein und anderer Vorrath weggenommen, die Brenn- und Brankessel abgebrochen und die Pachtungen alle zu Grunde gerichtet. Der Fürst Lubomirski, Woywode von Braclaw, verliert ungeheure Summen. Wenn der Feldzeugmeister Branicki, der mit den Russen nur etwa 15 Meilen weit von den aufrührischen Bauern steht, nicht einige Truppen schickt, so ist Alles preisgegeben. Man findet die Ursache dieses Aufstandes der altgriechischen Bauern darin, daß man von Seiten der barischen Conföderirten selbige durch einen Eid hat nöthigen wollen, die Kirchenunion anzunehmen, widrigenfalls man alle Altgriechen niederhauen wollte. Solchem nun zuvorzukommen, haben sie den Aufstand erregt und zugleich diejenigen zaporovischen Kosaken, die man Haidemaken nennt und sich zur altgriechischen Kirche bekennen, an sich gezogen."" Ob nun wol dieser Aufstand durch die polnischen und russischen Truppen, die unter den Generalen Branicki und Krczetnikow in Podolien standen, gar bald gedämpft und über 1800 von diesen rebellischen Bauern, ohne die getödtet worden, gefangen genommen sind, so war doch der Schaden, den sie in den dasigen Gütern angerichtet, unbeschreiblich und auf viele Jahre unwiederbringlich. Es ist in der polnischen Ukraine ein Strich Landes von beinahe 40 Meilen völlig verwüstet und dabei auf 11,000 Menschen jämmerlich getödtet worden. Dem Woywoden von Kiew sind allein 10 Städte und 130 Dörfer beinahe zu Grunde gegangen. Ohne den erlittenen Schaden zu rechnen, können diese Güter auch lange nicht genutzt werden, weil keine Leute da sind, die das Land bauen. Die Wuth des aufrührischen Volkes ging so weit, daß sie mit Plündern, Brennen und Morden über Balta hinaus bis in die Tartarei streiften und unter andern das tartarische Städtchen Fokšan unweit Balta überfielen und fast alle Türken und Tartaren niedermachten. Der Feldzeugmei-

ster Branicki fand für nöthig, deshalb ein Schreiben an den Tartar-Khan abzuschicken und zu bezeugen, daß weder Rußland noch Polen den geringsten Antheil an dem nehme, was diese wilden aufrührischen Bauern in ihrer Wuth vorgenommen hätten, vielmehr wäre solches diesen Mächten äußerst zuwider, daher man auch alle, die man von diesen Aufrührern habhaft werden könnte, ernstlich bestrafte. Es machte auch die russische Kaiserin in einem Manifeste bekannt, daß sie an dem Bauerntumulte in der Ukraine keinen Theil hätte, noch weniger wäre solcher auf Anstiftung des Hofes zu Petersburg geschehen. Man hat von den rebellischen Bauern gleich Anfangs gegen 800 aufgehängt, von den übrigen wurden aber diejenigen, die russische Unterthanen waren, nach Kiow geschafft, die polnischen Unterthanen aber in Eisen geschmiedet und lebenslang zum Festungsbau theils nach Warschau, theils nach Kaminiec geschafft, wiewol viele von ihnen noch aufgeknüpft worden sind. Diejenigen, welche man nach Lemberg brachte, waren meistens sogenannte Haidemaken. Da nun diese noch immer fortfuhren zu rauben und zu plündern, fand man für gut, die zu Lemberg zum Schrecken der andern insgesammt aufzuhängen. Sie erwiesen sich dabei so verwegen, daß sie bis zu dem letzten Augenblicke ihres Lebens Pflaumen aßen, und um dem Scharfrichter seine Arbeit zu erleichtern, einander zum Theil selbst freiwillig aufknüpften."

(*v. Stramberg.*)

GONDAR, die Hauptstadt von Amhara in Habesch unter 12° 34′ 30″ nördl. Br., 35° 10′ östl. L. auf einer in einem tiefen Thale sich erhebenden Höhe, nördlich vom See Dembea. Die Zahl der Einwohner, welche sich früher auf 50,000 belief, ist bis auf ungefähr 15,000 herabgesunken. In der Mitte der Stadt steht der kaiserliche Palast, ein altes umfangreiches steinernes Gebäude. Die Stadt hat mehr als 50 Kirchen und bildet den Mittelpunkt des Handels im nördlichen Habesch.

(*H. E. Hössler.*)

GONDEBERT [1]), ein vornehmer Franke und Märtyrer des 7. Jahrh., zur Zeit des Königs Childebert II. geboren, lebte am Hofe, an welchem sein Vater eine bedeutende Stelle bekleidete, trotz aller Versuchungen sehr zurückgezogen und gottesfürchtig und verheirathete sich nach dem Wunsche seiner Aeltern, aber gegen seinen Willen mit einer reichen, aber ebenfalls sehr frommen Frankin. Nach dem Tode seines Bruders, des Bischofs Nivard von Rheims, welcher um das Jahr 670 starb, gerieth er über dessen Erbschaft in Streit mit Reolus, dem Nachfolger auf dem bischöflichen Stuhle, welcher behauptete, Nivard habe sein ganzes Besitzthum der Kirche von Rheims geschenkt, ging aber, obschon keine Beweise der Schenkung aufgebracht werden konnten, einen Vergleich ein und erklärte sich mit den jenseits der Loire liegenden Gütern seines Bruders zufrieden. Daß aber bei diesem Streite Gondebert nicht an eine Verkürzung der Kirche, sondern nur an die Wahrung seines Rechtes dachte, geht schon deutlich daraus hervor, daß er an einem der Thore von Rheims ein Kloster stiftete [2]) und reich dotirte und der in derselben Stadt zu Ehren der Märtyrer Timotheus und Apollinaris erbauten Kirche einen bedeutenden Theil seiner Ländereien schenkte. Da ihm überhaupt das weltliche Leben nicht behagte, so trennte er sich von seinem Weibe und seinen Kindern und zog nach dem Küstenlande Altissalium, um bei der Bekehrung des dort wohnenden heidnischen Volkes mitzuwirken [3]). Man hat diese Küste in England, Schottland und Irland gesucht und mancherlei aus der Luft gegriffene Vermuthungen gewagt, hat sich aber weiter, als es nöthig war, von Gondebert's Heimath entfernt, denn dieser ging schwerlich weiter als an die nördliche Grenze Austrasiens zu den heidnischen Friesen, wo er ein Kloster baute und ihm reiche Einkünfte aus seinen Gütern zuwies, welche wol in jedem der oben genannten Länder zu jener Zeit nicht zu erheben gewesen wären; vielleicht weist der Name Altissalium auf Oldenzaal in der holländischen Provinz Oberyssel, den Sitz der alten Salier, hin, welches nicht sehr weit von dem Zuydersee entfernt ist. Die unbändige Wildheit der hier wohnenden Heiden, welcher auch noch mehre spätere Glaubensboten erlagen, konnte die Verachtung, welche Gondebert gegen ihre Götzen zeigten, nicht ertragen und sie erschlugen den frommen Mann, während er in dem von ihm erbauten Kloster die Messe las. Seine Gemahlin Berta stiftete nach der Trennung von ihm ein Kloster zu Avenay bei Rheims, wohin auch später seine Gebeine gebracht wurden. Die Kirche feiert sein Andenken am 29. April [4]).

(*Ph. H. Külb.*)

GONDEGISEL [1]), burgundischer Fürst, geb. um das Jahr 471, war der vierte Sohn des burgundischen Königs Gundicar und erhielt nach dem Tode desselben (um das J. 473) als Antheil an dem väterlichen Erbe das zwischen der Rhone und dem Doubs liegende Land mit der Hauptstadt Besançon, dazu aber von Gundobald, dem zweiten Sohne Gundicar's, welcher seinen ältesten Bruder Chilperich ermordet [2]) und seinen dritten Bruder Gondemar [3]) verbrannt hatte, zur Belohnung seiner Gleichgültigkeit bei diesen Schandthaten Genf nebst der Umgegend. Chrodichilde, Chilperich's Tochter und Gemahlin des Frankenkönigs Chlodwig I., sann jedoch auf Mittel, ihren Vater zu rächen und fand bei Chlodwig, welcher ohnehin nach dem Besitze des burgundischen Reiches lüstern war, geneigtes Gehör. Auch bot der Zwist zwischen den beiden burgundischen Fürsten alsbald

1) Auch Gundbert und Gumbert geschrieben 2) Ad portam, quae olim collatitia (Marktthor) scilicet a conferendis mercibus, nunc basilicaris (Kirchenthor) vocatur. *Flodoardi* Hist. eccles. Remens. I, 4. Vergl. die Vita Gondeberti c. 3.

3) Illo namque tempore gens habitans circa oras Altussalii, gentili detenebatur insania. Vita Gondeberti c. 4. 4) Vergl. Act. SS. Aprilis Tom. III. p. 620 seq.

1) Auch Godigisil oder Godegisil geschrieben und diese Schreibart ist auch wol die richtige. 2) Gundobald tödtete seinen Bruder Chilperich mit dem Schwerte und ließ dessen Gemahlin mit einem Steine um den Hals in das Wasser werfen. Ihre beiden Töchter aber verbannte er von dem Hofe; die ältere, Grona mit Namen, wurde Nonne, die jüngere, welche Chrodichilde hieß, später Chlodwig's Gemahlin. *Gregor. Turon.* Hist. Franc. l. II. c. 28. 3) Vergl. den Art Gondemar.

eine günstige Gelegenheit zur Ausführung dieses Planes, denn Gondegisel, das Schicksal seiner Brüder fürchtend und Gundobald's Ueberlegenheit wohl erkennend, schickte, um diesem zuvorzukommen, im J. 500 heimlich eine Gesandtschaft an den mächtigen Frankenkönig und ließ ihm sagen: „Wenn Du mir Beistand leisten willst gegen meinen Bruder, daß ich ihn im Kriege tödten oder aus dem Lande treiben kann, so will ich Dir einen jährlichen Tribut bezahlen, den Du selbst bestimmen sollst." Mag nun diese Darstellung richtig, oder Gondegisel zuerst von Chlodwig gegen seinen Bruder aufgereizt worden sein, gewiß ist, daß Chlodwig diesen Vorschlag gern ergriff und obgleich sein Sinn nicht auf Hilfe, sondern auf Eroberung gerichtet war, nicht nur zu kommen versprach, sondern auch sogleich mit seinem Heere nach Burgund aufbrach. Gundobald, dem der Zweck des Kriegszuges nicht zweifelhaft war, forderte Gondegisel, von dessen Verrathe er keine Ahnung hatte, auf, mit seinen Kriegern herbeizueilen, „denn die Franken," bemerkte er ihm, „erheben sich gegen uns und ziehen nach unserem Lande, um es zu erobern. Laß uns deshalb jetzt einig sein, damit es uns nicht ergeht wie anderen Völkern." — „Ich werde kommen und Dir helfen," antwortete Gondegisel feig und verwirrt, und kam mit seinen Scharen, aber nicht um seinem Bruder beizustehen, sondern um ihn zu vernichten, denn als am Flusse Ouche bei Dijon die beiden Heere zusammenstießen und die Schlacht begann, ging er zu den Franken über und zwang im Vereine mit diesen, die von seinem Bruder geführten Burgunder nach großem Verluste zur eiligsten Flucht. Gundobald, voll Schmerz und Zorn über seine durch so schändlichen Verrath herbeigeführte Niederlage, zog an den Ufern der Rhone bis nach Avignon hinab, wo er eine feste Stellung einnahm, Gondegisel aber, des schnelsen Sieges froh, verlor die Gunst des Augenblickes, überließ die Verfolgung seines Bruders den Franken und zog, nachdem er Chlodwig einen Theil des burgundischen Reiches versprochen hatte, triumphirend nach Vienne, als ob für ihn der Krieg zu Ende sei; Chlodwig dagegen setzte mit verstärkten Streitkräften Gundobald nach und schritt zur Belagerung der Stadt Avignon. Gundobald, welchem nicht Zeit genug geblieben war, hinreichende Vertheidigungsanstalten zu treffen, gerieth in große Angst und glaubte, das Ende seiner Tage und seiner Schandthaten sei gekommen. In dieser Bedrängniß nahm er seine Zuflucht zu Aridius, einem seiner Räthe, welcher als ein in Geschäften erfahrener und kluger Mann galt, und klagte ihm seine Noth. „Du mußt," erwiderte dieser, „die Wuth dieses Menschen besänftigen, damit Du nicht umkommst. Ich will mich deshalb jetzt, wenn Dir dies gefällt, so stellen, als ob ich Dich verlasse und zu ihm übergehen, und bin ich einmal bei ihm, so werde ich die Sache so zu wenden wissen, daß die Franken weder Dir noch dem Lande Leid zufügen; Du aber thue, was er auf meinen Rath von Dir verlangen wird." Gundobald war mit dem Anschlage zufrieden und Aridius ging in das Lager Chlodwig's, wo er mit Freuden aufgenommen wurde und sich in kurzer Zeit durch seine Gewandtheit im Umgange das Vertrauen der fränkischen Heerführer und selbst des Königs zu erwerben wußte. „Warum," sprach er eines Tages zu diesem, „hältst Du hier Dein Heer auf, während Dein Feind an einem völlig sicheren Orte haust? Warum willst Du ein Land zerstören, das Dir doch zufallen wird? Laß Dir lieber einen jährlichen Zins bezahlen, so wird das Land ungeschädigt bleiben und Du wirst über Gundobald als einen zinspflichtigen Mann herrschen. Geht dieser nicht auf das Anerbieten ein, so kannst Du ja immer noch thun, was Dir beliebt." Chlodwig fand den Rath vernünftig und Gundobald, welcher sich in großer Verlegenheit befand; erklärte sich bereit, den geforderten Zins zu bezahlen worauf sich die Franken zurückzogen. Gondegisel's Sicherheit scheint übrigens eine Bedingung des Friedens gewesen zu sein, denn Chlodwig ließ bei diesem unglücklichen Fürsten ohne That, Rath und Hilfe eine Schar Franken zurück, weniger zu dessen Vertheidigung, als zur Erinnerung an den abgeschlossenen Frieden. Kaum war aber der Frankenkönig fern genug, als Gundobald ein Heer sammelte, den versprochenen Tribut verweigerte und an seinem Bruder fürchterliche Rache zu nehmen beschloß. Er brach alsbald gegen diesen auf, verfolgte ihn bis Vienne und belagerte ihn in dieser Stadt. Um den Mangel an Lebensmitteln fern zu halten, jagte Gondegisel alle zur Vertheidigung untaugliche Leute aus der Stadt, unter diesen aber auch unglücklicher Weise den Meister, welcher die Aufsicht über die Wasserleitung hatte. Ergrimmt über diese ihm zugefügte Schmach, begab sich der Meister zu Gundobald und entdeckte ihm, wie man durch einen unterirdischen Gang der Wasserleitung in die Stadt gelangen könne. Da ihm Gundobald eine gute Belohnung versprach, so drang er an der Spitze einer Schar kecker Leute durch die Wasserleitung vor und erschien mit diesen, nachdem man mit Brecheisen den schweren Stein, welcher den Eingang schloß, hinweggeschoben hatte, in der Mitte der Stadt. Während nun die Belagerer von allen Seiten anrückten und die Thore erstürmten, verloren die Vertheidiger, welche sich auch im Rücken angegriffen sahen, den Muth und es fand ein schauderhaftes Gewürge statt. Die Burgunder, welche zu Gondegisel gehalten hatten, wurden ohne Erbarmen niedergemetzelt, die Franken aber, welche sich in einen Thurm geworfen hatten, um das Aeußerste für ihr Leben zu wagen, wurden, als sie sich auf Gundobald's Zureden ergeben, verschont und als Gefangene nach Toulouse zu Alarich II., dem Könige der Westgothen, geführt. Gondegisel, welcher sich während des Gemetzels in eine Kirche der Arianer geflüchtet hatte, wurde vor dem Altare nebst dem arianischen Bischofe erschlagen. So ward Gundobald durch den Mord aller seiner Brüder der einzige Beherrscher des burgundischen Reiches; Gondegisel aber hatte durch Verrath und als ihm dieser die Macht, seinen Bruder unschädlich zu machen, in die Hände gegeben hatte, durch unbegreifliche Unschlüssigkeit seinen Untergang verschuldet [1]). (*Ph. H Külb.*)

1) *Gregor. Tur.* Hist. Franc. l. II. c. 32. 33. *Fredegar.* Epit. c. 22 – 24.

GONDELA (Christian Adam), Arzt, geb. zu Speyer am 10. Nov. 1726, war der Sohn eines evangelischen Geistlichen. Er studirte Medicin in Jena, promovirte daselbst 1751, wurde 1757 Physicus in Bremen und 1774 Leibarzt in Oldenburg. Er starb aber bereits am 12. Jan. 1777 in Eutin. Gondela hat sich durch ein gutes Schriftchen über Pyrmont bekannt gemacht: Unterricht für diejenigen, die sich des pyrmonter Mineralwassers bedienen. (Bremen 1769. 8.)

(*Fr. Wilh. Theile.*)

GONDELSHEIM, Marktflecken im Mittelrheinkreise des Großherzogthums Baden, in der Standesherrschaft Langenstein mit 1330 Einwohnern, treibt Ackerbau, Weinbau und Viehzucht. (*H. E. Hössler.*)

GONDEMAR [1]), burgundischer Fürst, der dritte Sohn des burgundischen Königs Gundicar, erhielt nach dem Tode desselben als Antheil an dem väterlichen Erbe die Provinz, welche später den Namen Dauphiné führt, war aber eben so wenig, wie seine Brüder, mit dem ihm zugefallenen Lande zufrieden und schlug sich, als der Krieg zwischen seinen beiden älteren Brüdern Gundobald und Chilperich ausbrach, auf die Seite des letzteren, wodurch er nach der Ermordung desselben durch Gundobald gezwungen wurde, den Kampf gegen den letzteren allein fortzusetzen. Da er aber gegen diesen, der bereits weit mächtiger geworden war, das Feld nicht zu behaupten vermochte, schloß er sich in seine Hauptstadt ein und vertheidigte sich darin längere Zeit mit großer Tapferkeit. Als jedoch die Stadt durch die Uebermacht der Belagerer endlich im J. 477 mit Sturm genommen wurde, flüchtete er sich in einen Thurm seines Palastes, worin ihn sein grausamer Bruder sammt den bei ihm befindlichen Leuten verbrennen ließ. Seine beiden Söhne, welche kaum das Kindesalter überschritten hatten, wurden vor ihren Oheim gebracht und auf Befehl desselben hingerichtet. Gundobald besaß jetzt drei Theile der väterlichen Erbschaft, den jüngsten Bruder Gondegisel (s. d. Art.) beseitigte er auf eine nicht weniger grausame Weise [2]).

(*Ph. H. Külb.*)

GONDEVILLE DE MONTRICHÉ [1]) (A***), höherer Beamter im Kriegs-Ministerium zu Paris unter Napoleon I., Lieutenant der pariser Nationalgarde, einer der leidenschaftlichsten Anhänger seines Kaisers. Noch am 30. März 1814 machte er, als des Kaisers Sache bereits vollständig verloren war, an der Spitze eines Trupps seiner Compagnie einen muthigen Ausfall auf die Alliirten, welche Paris umlagerten und bei der Rückkehr Napoleon's von Elba im J. 1815 begrüßte er ihn mit einem begeisterten Gedichte: A l'empereur, à l'armée, aux amis de la patrie et de la gloire. Noch den 1. Juli richtete er einen offenen Brief an die Kammer der Abgeordneten mit der Forderung, die Nationalgarde von Paris zur Besetzung von Posten außerhalb der Stadt gegen den Feind, der schon da war, zu verwenden. Bei der Rückkehr Ludwig's XVIII. verlor er sofort seinen Posten am Kriegsministerium ohne Pension und sein Lieutenantspatent bei der Nationalgarde. Er starb den 14. Sept. 1821. Er war der Schwiegersohn des berühmten Komikers Brunet, dessen wahrer Familienname Mira war. Gondeville war nicht ohne poetische Begabung. Sein Trauerspiel: Egisthe et Clytemnestre (Par. 1813. 8.) hatte auch auf der Bühne Glück gemacht. Ein anderes: Elfride ist nicht gedruckt worden. Sonst trat er mehr als gern gelesener Gelegenheitsdichter auf, z. B. in La conquête de la Prusse (Par. 1806. 8.) einer Art von Fortsetzung der Napoléide von Meningant de Gentilly; in der Cantate pour la naissance du roi de Rome (Par. 1811. 8.; auch an der Spitze der damals in Paris vielgelesenen Hommages poëtiques Tom. I. p. 15 wieder aufgelegt); in der Epître à Carnot (Par. 1815), Epître à ma femme (Ebendas. 1819) u. dergl. m., in welchen er sich für seine exaltirten politischen Grundsätze Luft machte [2]). (*J. E. Volbeding.*)

GONDI. Eine bedeutende Familie dieses Namens besteht seit Jahrhunderten zu Florenz, nachdem sie bis zum 12. Jahrh. den Namen Philippi (filii) geführt hatte. Fortis Gondi, des Bellicosi Sohn, 1204, gewann auf die öffentlichen Angelegenheiten einen Einfluß, dergleichen kaum einem andern Patricier gestattet war. Reiner vermittelte 1256 den Frieden mit den Pisanern. Baldus bekleidete um 1290 die wichtigsten Kriegsämter. Julian verbat sich das ihm von K. Alfons von Aragon verheißene Jahrgeld mit den Worten: „Es gezieme sich nicht, daß der Bürger einer freien Republik eines auswärtigen Herrschers Söldner werde." Bernhard, Karl's Sohn, war Gonfaloniere der Republik, in welcher Gendo von Gondi die vornehmsten Aemter bekleidete, gleichwie Simon in dem Kriege mit Mailand ausgezeichnete Dienste leistete, 1391. Er wurde der Vater Bernhard's, der Großvater Bernhard's II., von welchem Anton eines zweiten Anton's Vater wurde. Daß sie demselben Geschlechte entsprossen, haben jederzeit die drei im Gefolge der Königin Katharina von Medici nach Frankreich gekommenen Gondi, Johann Baptist, Hieronymus, Anton, behauptet. Diesem scheint jedoch Tallemant des Réaux zu widersprechen. Von des Cardinals von Retz Aufenthalte zu Florenz erzählt er: „Il fut fort caressé à Florence par le grand-duc; il logea chez le chevalier de Gondi, qui faisoit la charge de secrétaire d'Etat, et qui avoit été résident en France. Le chevalier avoit les portraits des Gondis de France dans sa salle, car ils ne sont pas si grands seigneurs en Italie qu'ici; ils sont pourtant gentilshommes: j'en ai ouï assez de marques dans Florence; mais la question est de savoir si cela n'est point depuis la faveur d'Albert, et si ceux-ci en sont. Quillet dit que ce chevalier de Gondi se mit à rire un jour qu'il

1) Von Andern (und vielleicht richtiger) Godomar geschrieben. 2) *Gregor. Tur.* II, 28. *Fredegar.* Epit. 17. Gest. Franc. 11.

1) Nicht Montimbré, wie es irrig und irreführend in dem ihn betr. Artikel der Biographie universelle Tom. XVII. p. 138 gedruckt steht

2) Vergl. G. Desnues in der Biographie générale Tom. XXI. p. 178 nach und aus den von ihm angegebenen Quellen.

ui demanda si les Gondis de France étoient effec-ivement des vrais Gondis.“ Von der andern Seite hat der berühmte Cardinal von Retz zum Oeftern ver-ichert, er sei der Einzige in Frankreich, der seine 32 Ahnen zu beweisen vermöge. Johann Baptist Gondi, eb. den 10. Nov. 1501, kam im Gefolge der Königin Katharina nach Frankreich, ließ sich naturalisiren und bekleidete in dem Hofstaate der Königin, die im September 1568 ihm ein Haus in der Vorstadt S. Germain schenkte, das Amt eines Haushofmeisters. Er starb im J. 1580, hinterließ ein Vermögen von 400,000 Thalern, aber keine Kinder aus seiner Ehe mit Magdalena Bonajuti, dame l'atour der Königin Katharina, die er als des Ludwig Alamanni Witwe geheirathet hatte. Es beerbte ihn sei-nes Bruders Franz Maria Sohn, Hieronymus Gondi, oder de Gondi, wie er seit seiner Uebersiedelung nach Frankreich sich schrieb. Er war nämlich zu Valencia, wo sein Vater sich häuslich niedergelassen hatte, um das Jahr 1550 geboren. Der Oheim hatte ihm die Herr-schaft Codun gegeben, daher er lange Zeit Baron von Codun hieß. Die Königin Katharina schickte ihn nach Madrid, um die von K. Philipp II. in Vorschlag ge-brachte Vermählung der Erzherzogin Elisabeth mit K. Karl IX. von Frankreich zu verhandeln; er hat den Ehevertrag am 22. Nov. 1570 abgeschlossen. In K. Heinrich's III. Auftrag verrichtete er Gesandtschaften zu Venedig und zu Rom. K. Heinrich IV. ernannte ihn zum introducteur des ambassadeurs und zum che-valier d'honneur der Königin Maria von Medici, schickte ihn auch mit Pisani nach Rom wegen der Ab-solution. Mit Louise Buonacorsi seit dem 18. April 1575 verheirathet, ward er Vater von vier Kindern. Der ältere Sohn, Johann Baptist, gentilhomme ordinaire de la chambre, geb. den 12. Aug. 1576, wurde 1605, in Folge der auf des Vaters Hofamt ihm verliehenen Anwartschaft, als introducteur des ambassadeurs ein-geführt und den 17. Dec. 1607 zum Staatsrath ernannt. Den Palast zu Florenz verkaufte er den 19. Aug. 1609 an seinen Vetter Philipp von Gondi und am 5. Febr. 1639 wurde das Hôtel Gondi in der Vorstadt S. Ger-main zu Paris einer öffentlichen Versteigerung in Folge der von dem Vater hinterlassenen Schulden ausgesetzt. Es ist daraus das Hôtel de Condé geworden. Seit dem 24. Juli 1602 mit Polirena de Rossi verheirathet, hin-terließ Johann Baptist den einzigen Sohn Hierony-mus III. Baron von Codun, Capitain bei den Chevaux-legers, geb. den 2. Febr. 1605, gest. zu Florenz den 9. April 1686. Dieses Sohn, Peter Ferdinand Graf von Vic, ist den 20. Juli 1699 unvermählt gestorben. Es waren aber der Gondi noch mehre nach Frankreich gekommen, z. B. der häufig von Sully genannte trai-tant Gondi, der in Gesellschaft von Senamy, Zamet, le Grand, Parent, l'Argentier, als des Großherzogs von Toscana Bevollmächtigter, die Parties Casuelles, die Gabelles, die Cinq grosses Fermes und die Zölle auf den Flüssen bis 1596 in Pacht hatte und damit uner-meßliche Summen gewann, die er aber mit den einfluß-reichsten Räthen zu theilen hatte. Von den Cinq grosses Fermes bezog der Staat kaum ein Viertel. Dieses Gondi gedenkt auch Tallemant: „Il y avoit ici un Gondi dans les partis: ce fut celui qui bâtit l'hôtel de Condé, et qui fit le jardin de Gondi à Saint-Cloud. C'étoit un homme fort voluptueux; on dit que dînant chez un de ses amis, à cinq lieues de Saint-Cloud, où il n'y avoit point de verres de cristal, il dit à un de ses gens: Va m'en quérir un à Saint-Cloud, et ne te soucie pas de crèver mon cheval. Il y va. Le cheval crève en arri-vant, et le valet en descendant cassa le verre. Cet homme méritoit bien de mourir gueux comme il est mort.“

Anton II. von Gondi, Anton's I. und der Mag-dalena Corbinelli Sohn, hatte sich zu Lyon niedergelassen, wo er Bankgeschäfte trieb, auch die Güter Perron und Toissay erkaufte. Seine Frau Maria Katharina de Pierrevive, vermählt den 20. Jan. 1516, gefiel der Königin Katharina, die im Laufe ihrer Brautfahrt nach Paris Lyon berührt hatte, und wurde in deren Dienst aufgenommen, was nach zweimaligem Bankrott der Fa-milie erwünscht war. Frau Gondi wurde nachmals Gou-vernante der königlichen Kinder, oder, nach Tallemant's Ausdruck, „avoit en charge la nourriture des En-fants de France au maillot.“ Ihr gebührte von Rechts-wegen solches Amt. „On disoit qu'elle avoit donné une recette à la Reine pour avoir des enfants: car la Reine fut dix ans sans en avoir; et cela fit que la Reine l'aima tant, qu'étant parvenue à la régence, en moins de quinze ans, elle avança si fort les enfants de cette femme qui, au jour que le Roi mourut, n'avoient pas tous ensemble deux mille livres de rente, qu' Albert, à la mort de Charles IX., étoit premier gentilhomme de la chambre et maré-chal de France avec des gouvernements, avoit cent mille livres de rentes pour le moins en fonds de terre, et en argent et en meubles, plus de dix-huit cent mille livres; son frère, Pierre de Gondi, étoit évêque de Paris, et avoit encore trente ou quarante mille livres de rente en bénéfices et en meubles, la valeur de plus de deux cent mille écus, et M. de la Tour, le cadet des trois, étoit, quand il mourut, capitaine de cinquante hommes d'armes, chevalier de l'ordre comme son aîné, et maître de la garde-robe, et tous trois du conseil privé.“ Der Vater hatte bei dem Herzoge von Orléans, nachmaligen K. Heinrich II., als Haushofmeister gestanden und blieb es auch nach dessen Thronbesteigung. Von seinen zehn Kindern kommen nur Albert, Peter und Karl in Be-tracht. Peter, geb. zu Lyon 1532, studirte zu Paris, wurde zu Toulouse Doctor Juris, besaß auch bereits 1548 die Abtei la Chassagne in Bresse. Sein waren ferner die Abteien Saint-Jean-des-Vignes, Saint-Cres-pin-en-Chaye, S. Aubin zu Angers, Champagne l'Es-pare und S. Martin zu Pontoise. Mit diesen reichen Pfründen verband er die wichtigen Aemter eines Grand-Aumônier und Kanzler der Königinnen Katharina und Elisabeth. Das Bisthum Langres, welches er nicht vor

dem 20. Oct. 1568 erhielt, vertauschte er mit jenem von Paris vermöge päpstlicher Bulle vom 14. Dec. 1569. Von der Königin Elisabeth, die im Begriffe war, Frankreich für immer zu verlassen, wurde ihm die Verwaltung der weitläufigen, ihr zum Witthum verschriebenen Besitzungen in Bourbonnais und Forez übertragen, „par respect pour la mémoire de son époux qui avoit fort élevé la maison de Gondi.“ Sie empfahl ihm besonders, die Aemter nicht zu verkaufen und sie nur an tüchtige Männer zu vergeben. Am 31. Dec. 1579 wurde er von K. Heinrich III. zum Commandeur des Heiligen-Geistordens ernannt. Cardinal, tit. San Silvestro in Campo Marzo durch Creation von Sixtus V., den 18. Dec. 1587, vertauschte er nachmals diesen Titel mit jenem von la Trinità de' Monti. Nach Heinrich's III. Ermordung blieb er zu Paris, nicht um mit den Ligisten gemeine Sache zu machen, sondern in der Hoffnung, die aufgeregten Gemüther beruhigen zu können. Nur als die Stadt mit einer Belagerung bedroht war, 1590, Unruhen der bedenklichsten Art unter der beängstigten Bevölkerung sich ergaben, entschloß sich der Cardinal zu einer scheinbar revolutionairen Verfügung. Sämmtliche Kirchen der Stadt Paris mußten auf sein Geheiß das entbehrliche Kirchensilber an die Münze abliefern: dafür sollten sie nach Aufhebung der Belagerung vollen Ersatz erhalten. Daß er aber im Herzen der Partei des Königs von Navarra zugethan, ergab sich so deutlich in den Conferenzen zu Noisy, wo er das Mittleramt zwischen dem Legaten und dem Marschall von Biron üben sollte, sodaß er es nicht sogleich wagte, nach Paris zurückzukehren. Gleichwol wurde er an die Spitze der Deputation gestellt, die mit dem Könige in der Abtei S. Antoine zu unterhandeln hatte. Erreicht wurde Nichts, außer daß Gondi es übernahm, den Herzog von Mayenne für den Frieden zu stimmen, was indessen seinen völligen Bruch mit den Häuptern der Liga zur Folge hatte. Es wurde sein ganzes Eigenthum mit Beschlag belegt und ihm zugemuthet, daß er die Union beschwöre: er verlangte, bevor er nach Paris sich erhebe, sicheres Geleit, dann erklärte er durch Schreiben d. d. Noisy den 24. Juni 1591, an den Prevôt des Marchands und die Schöffen gerichtet, daß er den geforderten Eid nicht zu schwören vermöge, weil durch denselben alles Recht zur Thronfolge dem königlichen Hause abgesprochen würde. Um so werther wurde er dem Könige, der ihn auch vor allen andern geeignet fand, seinen Frieden mit Papst Clemens VIII. abzuschließen. Dazu bevollmächtigt, begab sich der Cardinal in Begleitung des Marquis von Pisani im October 1592 auf die Reise, alle Orte, die nicht den König anerkannten, vermeidend. Pisani blieb in Desenzano zurück, der Cardinal aber verfolgte seine Straße, entsendete auch von Florenz aus seinen Secretair, auf daß er die Stimmung in Rom erforsche. Diese Mühe war überflüssig, denn in denselben Tagen fand sich zu dem Cardinal der Dominikaner Alexander Franceschini, beauftragt, ihm den Eintritt in den Kirchenstaat zu untersagen, indem er in den Wirren des Königreichs weder als frommer Christ, noch als guter Cardinal sich benommen habe. Im Gegentheil sei er des excommunicirten Navarreser erklärter Anhänger geworden. Stets beflissen, Auswege zu suchen, habe er eigentlich nur die Drangsale der Kirche verschleiern, einem Ketzer die Krone zuwenden wollen. Gegen das ausdrückliche Verbot der Apostel Johannes und Paulus habe er vor seinem Aufbruche eine Conferenz mit dem Navarreser gehabt, im Verlauf der Reise nur die mit den Ketzern haltenden Städte besucht und an allen Orten ausgesprengt, einzig des Papstes Befehl rufe ihn nach Rom, eine wahrhaft teuflische List, ersonnen, um Sr. Heiligkeit allen Katholiken verdächtig zu machen, was um so sicherer zu erreichen er auch verbreitet habe, der Papst würde den Navarreser zu Gnaden aufnehmen, absolviren und zur Thronfolge gelangen lassen, sobald dieser nur einmal Messe gehört habe. Gegen alle diese Punkte sich rechtfertigend, erhielt der Cardinal doch Erlaubniß, nach Rom zu kommen, unter der Bedingung, daß er gleich wenig die Ketzer und ihre Freunde begünstige. Doch mußte er noch zwei Monate in Recanati aushalten, bis er am 12. Febr. 1594 zu Rom einzog, unter dem ausdrücklichen Vorbehalt zwar, sich bei den Angelegenheiten von Frankreich nicht zu betheiligen. Es gelang ihm, den Papst in etwas zu besänftigen, worauf er noch in desselben Jahres Lauf, nachdem Paris sich unterworfen, die Rückreise antrat. Im J. 1596 wurde er zum Chef des königlichen Conseil ernannt. „Connu par ses talens singuliers pour l'économie,“ äußert Sully, „il en fut déclaré le Chef: comme si l'Etat se conduisoit par les mêmes lois que la maison d'un particulier. Le Conseil de raison tint des assemblées regulières dans un appartement du palais épiscopal que le Prélat céda à cet usage.“ Solchem Amte keineswegs gewachsen, mußte der Cardinal zeitig zurücktreten, wie er denn auch 1598 das Bisthum Paris zu Gunsten seines Neffen Heinrich von Gondi resignirte. Er starb den 17. Febr. 1616, den Ruf eines friedliebenden, wohlthätigen Mannes hinterlassend. Sein Bruder Karl von Gondi, Herr von la Tour, geb. 1536, war Maître de la garderobe, General der Galeeren und starb den 15. Juni 1574, nach Lestoile, „de dépit et mélancolie, comme en fut le bruit tout commun, de ce qu'étant maître de la garderobe du roi naguére défunt, il avoit été privé des meubles et accoustremens du défunt roi, et autres droits à lui appartenans au dit titre, par son frère, le comte de Retz, qui avoit voulu avoir la dépouille et droits dessus-dits, comme ayant baillé ou fait bailler au dit La Tour, son frère, le dit état de maître de la garderobe, et étant cause de tout son bien et avancement.“ Anderes erzählen die Handschriften der Gebrüder von Sainte Marthe, Dupuis und Rigault. „On soupçonna Charles de Gondi d'avoir empoisonné le roi, de concert avec ses deux frères. Le bruit courut même que la reine-mère étoit du complot. Le sujet de leur mécontentement étoit, disoit-on alors, que ce prince, après avoir dans sa jeunesse élevé cette famille aux plus grands emplois à la sollicitation de sa

nère, malgré les murmures de toute la noblesse rançoise, devenu plus éclairé à mésure que l'âge ui ouvroit les yeux, commençoit à se répentir de a faute commise, et songeoit à détruire son propre uvrage. Mais il couroit en même temps à la Cour un bruit sourd, qui représentoit le fait d'une nanière beaucoup plus atroce. On disoit que le eune prince n'ayant pu resister aux charmes de a femme du seigneur de la Tour, fille du com- nandant des galères de Marseille, avoit pris le arti d'éloigner le mari pour quelques jours; que elui-ci, se doutant de cette intelligence, étoit evenu sur le champ assez mal à propos, pour roubler le plaisir des deux amans; et que Charles, iqué d'avoir été surpris, lui avoit non seulement éfendu de jamais parler de cette intrigue, mais u'après lui avoir reproché que la faveur dont il honoroit, faisoit seule tout son crédit, il l'avoit ménacé de le faire rentrer dans le néant dont il toit sorti, au cas que son épouse reçut jamais e lui aucun mauvais traitement à ce sujet. On joutoit que la crainte avoit pour quelque temps ermé la bouche au seigneur de la Tour; mais que aventure étant depuis devenue publique à la Cour, duc de Guise, attentif à profiter de tous les vénemens, mécontent du roi dont il n'avoit ja- ais été bien traité, et comptant beaucoup au con- raire sur la faveur de Henri, avoit conseillé à la our de se défaire de ce prince, en lui faisant en- endre, qu'outre le plaisir de la vengeance qu'il ouveroit dans cette entreprise, il obligeroit en- ore toute la nation, et surtout les gens de bien, n les délivrant d'un monarque furieux, pour leur n donner un meilleur; et que peu de temps après coup, la Tour mourut empoisonné lui-même, ou ar sa propre femme, ou par le duc de Guise. eut-être aussi fut sa mort l'effet de la douleur ue lui causa le repentir du crime qu'il avoit com- is." Allem Ansehen nach ist Karl IX. so wenig ver- istet worden, als der Herzog von Guise ein Giftmörder ewesen ist. Des Herrn von la Tour erste Frau, Bar- ara von la Haye, starb kinderlos; die andere, Helena on, Tochter von Peter Bon, Baron von Meouillon, ouverneur von Marseille, wurde Mutter von zwei indern, von denen doch nur Alfonsine zu Jahren ge- ngte. Sie heirathete den Humbert von Marcilly, Gou- erneur von K. Karl IX. Die Mutter ging als Witwe e zweite Heirath ein mit Karl von Balsac. Anton's II. ltester Sohn, Albert von Gondi, war zu Florenz den . Nov. 1522 geboren. Er focht bei Saint-Denys 1567 nd bei Montcontour 1569, nachdem er schon früher das nbeschränkte Vertrauen der Königin Katharina von Medici gewonnen hatte, gleichwie er auch der erklärte ieblling Karl's IX. geworden ist. Ihm, als dem königl- chen Procurator, wurde auf dem Reichstage zu Speier, n 10. Nov. 1570, die Erzherzogin Elisabeth angetraut nd im J. 1573 verrichtete er eine Gesandtschaft an dem ofe der Königin von England, die seitdem ungleich weniger Eifer für die Unterstützung der Hugonotten be- zeigte. Graf von Retz durch seine Vermählung, wurde er im J. 1573 zum Marquis von Belliśle ernannt, nachdem er diese bis dahin wenig angebaute Insel durch Tausch von der Abtei Quimperlé erworben. Unter den Händen des speculativen Italieners, der viele Colonisten dahin zog, wurde sie ein sehr nutzbares Eigenthum, in- dem aller Grund und Boden dem beinahe souverainen Grundherrn verblieb. Ueberhaupt soll Gondi wie kaum ein anderer auf seinen Vortheil sich verstanden haben. Der Franzosen ernstliche Intervention abzuwenden, soll K. Philipp II. an ihn 25,000 oder 30,000 Goldschilde gespendet haben. Arger Prellerei wird er in Bezug auf Loménie, den Secrétaire du roi, beschuldigt. „Lo- ménie, ayant été contraint par le comte de Retz, dans la prison, de lui vendre sa terre de Ver- sailles, à tel compte que le comte voulut sous espé- rance qu'il sortiroit de prison, où aussi on le con- traignit de résigner son état de secrétaire, le con- trat étant passé, il fut massacré avec quinze autres, par Tanchou," Aug. 1572. Dagegen, als in dem Cabinetsrathe die Frage, was mit dem Admiral von Coligny zu beginnen sei, verhandelt wurde, äußerte sich Gondi in durchaus unerwarteter Weise. „Il trompa bien notre espérance," sagte der Herzog von Anjou, nachmals K. Heinrich III., „disant que s'il y avoit homme qui dût haïr l'amiral et son parti, c'étoit lui: qu'il a diffamé toute sa race par sales impres- sions qui avoient couru toute la France et aux nations voisines; mais qu'il ne vouloit pas, aux dépens de son roi et de son maître, se venger de ses ennemis par un conseil à lui si dommageable et à tout son royaume; que nous serions à bon droit taxés de perfidie et de déloyauté. Ces rai- sons nous ôtèrent la parole de la bouche, voire la volonté de l'exécution. Mais n'étant secondé d'au- cun et reprenant tous la parole, nous l'emportâmes et reconnûmes une soudaine mutation au Roi qui, nous imposant silence, nous dit de fureur et de colère, en jurant par la mort . . . puisque nous trouvions bon qu'on tuât l'amiral, il le vouloit, mais aussi tous les huguenots de France, afin qu'il n'en demeurât pas un seul qui pût le lui repro- cher." Im J. 1573 hatte Gondi den Herzog von Anjou auf der Fahrt nach Polen zu begleiten, im Vorbeigehen aber eine geheimnißvolle Sendung bei dem Grafen Ludwig von Nassau zu betreiben. Diesem sollte er 250,000 Franken überbringen. Davon wurden 100,000 Schilde bezahlt, womit der Zug nach der mooser Haide möglich wurde, den Rest des Geldes soll Gondi für sich behalten haben. Aus Polen zurückgekehrt, erhielt er im J. 1574 den Marschallstab, er wurde General der Galeeren, Ritter des Heiligen-Geistordens, mit dem Gouvernement von Metz und der Provence bekleidet, mit den ausgedehntesten Vollmachten zu des Königs Lieutenant für die Mark- grafschaft Saluzzo, wo er auch die Ordnung wieder- herstellte (1581), ernannt. Zu seinen Gunsten erhob K. Heinrich III. im November 1581 die Grafschaft Retz

zu einem Herzogthume, „de très grande étendue de pays, de plus de deux grandes journées, et plusieurs châtellenies, Machecoul, Poigney, Bourneuf, la Benaste, les Huguetieres, Pornic, Princé, le Coustumier, Veulx, Arton, le Gey, le Goidesandy, et autres terres en la Marche, avec plusieurs autres villes, bourgs, villages et châteaux, trois ports de mer, ayant plusieurs fiefs et arrière-fiefs, sous lesquels sont contenus plusieurs notables vassaux, grandes et belles terres et seigneuries, et grand nombre de sujets.“ Daneben beſaß der Marſchall auch die Grafſchaft Joigny, die hieriſchen Inſeln, Belleisle ꝛc. Premier gentilhomme de la chambre, war er bei der Ermordung des Herzogs von Guiſe zugegen, und es heißt bei Sainte-Marthe: „Le maréchal de Retz qui n'avoit point été instruit du complot, voyant le coup exécuté, et voulant, par une vanité ridicule, ou se montrer fort zélé pour le service du roi, au moment qu'on n'avoit plus besoin de lui, ou faire croire qu'il étoit du secret, mit sur le champ l'épée à la main; ce qui surprit d'autant plus, qu'il n'y avoit-là personne qui fît mine de vouloir se mettre en défense.“ Anders erzählt die Schrift Le Martyre des deux frères: „Le cardinal de Guise qui avoit entendu le cri de son frère, lorsqu'il tomba par terre, se leva du conseil où il étoit, proche de la chambre meurtrière, s'écriant dit: Ha mon Dieu! voilà mon pauvre frère que l'on massâcre. Et pensant aller au sécours, fut empêché par le maréchal de Retz, lequel sans respect de son sang, de sa robe et de sa qualité, tira son épée et lui mit la pointe contre la poitrine, jurant que s'il bougeoit qu'il étoit mort.“ Hiernach darf es nicht befremden, daß die Pariſer, in der Aufregung über den Mord der Guiſen, das Hôtel Gondi in der Vorſtadt Saint-Germain plünderten und des Eigenthümers koſtbare Pferde entführten; reiner Zufall aber iſt es, daß K. Heinrich III., in der Abſicht, Paris zu belagern, in Gondi's Hauſe zu Saint-Cloud, la Maison rouge genannt, Quartier nahm und dort ermordet wurde. Vor dieſer Kataſtrophe hatte Gondi bereits die Mittel bedacht, ſich dem bevorſtehenden Sturme zu entziehen, 1589. „Le maréchal de Retz qui avoit d'abord montré tant de zèle pour le service du roi à la mort du duc de Guise, et qui depuis encore avoit empêché ce prince de rappeler l'armée que le duc de Nevers commandoit en Poitou, voyant enfin que les affaires tournoient beaucoup plus mal qu'il ne l'avoit espéré, que le feu de la division avoit embrasé tout le royaume, et que toute la noblesse abandonnoit le roi pour aller défendre ses terres, songea lui-même à prendre son parti; et pour s'éloigner de la Cour, il se seroit du même prétexte qui lui avoit autrefois réussi, lorsque, pour sauver sa vie et son honneur, il avoit quitté la Provence. Il feignit une maladie, et demanda au roi son agrément pour aller aux bains de Lucques, qui, disoit-il, étoient absolument nécessaires à sa santé. Le roi ne comptoit pas beaucoup sur la personne du maréchal; persuadé cependant que la retraite du premier des maréchaux de France, dans des circonstances si délicates, pouvoit faire beaucoup de tort à son parti, ce prince refusa d'abord la permission qu'il lui demandoit, en lui représentant qu'il avoit besoin de sa personne, et que le soin de sa santé pouvoit bien se remettre à un temps plus favorable. Mais le maréchal ne se rebuta point pour ce premier refus. Il fit de nouvelles instances; dit qu'il étoit trop mal pour pouvoir plus long-temps différer les remèdes nécessaires à sa guérison; et ajoutant que s'il usoit du moindre rétardement, il prévoyoit qu'il n'avoit pas encore trois mois à vivre. Qu'après tout, on devoit y penser deux fois lorsqu'il s'agissoit de perdre un homme de mérite comme lui, qui avoit si bien servi l'Etat, qui avoit reçu tant de blessures en combattant pour la gloire de la nation et le salut du royaume, dont le corps étoit tout criblé de coups; d'un homme enfin qui, après s'être distingué, comme lui, par sa prudence dans la paix, et par une valeur toujours égale dans les malheurs de la guerre comme dans les heureux succès, devoit être cher à la France. A force de lui entendre répéter le même discours avec autant de confiance que d'effronterie, à force aussi de se voir sollicité par le cardinal de Gondi, frère du maréchal, le roi lui accorda enfin l'agrément qu'il démandoit, après l'avoir averti de prendre garde de tomber sur sa route entre les mains des ennemis, parce qu'il étoit sûr que bien de gens en vouloient beaucoup moins à sa vie qu'à sa bourse. Après avoir ainsi obtenu son congé, le maréchal de Retz continua de feindre qu'il étoit malade; il passoit par le Berry en habit déguisé, dans le dessein d'entrer dans le Bourbonnois et de se rendre ensuite à Lyon, lorsqu'il fut arrêté dans une auberge par un jeune officier qui conroit le pays, nommé Jean des Barres de Neuvy, qui étoit fort lié avec le duc de Nemours, et qui, après avoir long-temps retenu le maréchal prisonnier, ne le rélâcha qu'en exigeant de lui cinquante mille écus pour sa rançon. Dans cet intervalle s'écoulèrent les trois mois qui devoient, selon lui, être le terme de sa vie, au cas qu'il n'allât pas aux bains de Lucques. Aussi lorsque le roi vit ce terme expiré, il ne manqua pas de mander fort spirituellement au maréchal, qu'il n'avoit plus qu'à mourir, puisqu'il l'avoit assuré avec les serments les plus horribles que cela arriveroit infailliblement. Cependant le maréchal, ayant obtenu son congé du duc de Mayenne, et ne voyant pas encore clair dans les affaires, continua toujours de feindre la même maladie. Au lieu de se rendre au camp du roi, il se mit sur la Loire, qu'il descendit jusqu'à Nantes, où il s'embarqua et passa en Espagne. Ensuite, après avoir eu de Philippe une audience particu-

ère, dans laquelle il sut encore lui persuader tout
e qu'il voulut, il se rendit par terre à Barcelone,
n il s'embarqua sur une galère qui le porta à
ènes, et il arriva enfin à Livourne. De-là, pour
outenir la gageure, après avoir pris les bains de
ucques, il se retira dans une abbaye voisine de
lorence, et y resta trois ans caché, n'ayant pour
ute suite qu'un laquais et deux paysans qui lui
rvoient de porte-chaises. Lorsqu'il lui arrivoit
uelque visite, son laquais ne manquoit jamais de
n avertir, et alors il poussoit les hauts cris, afin
e pouvoir être entendu des étrangers qui venoient
voir. Il eut la constance de feindre jusqu'au
out cette maladie, qui lui ôtoit, disoit-il, l'usage
es pieds et de toutes les autres parties du corps.“
icht nur, daß Gondi in dieſer Weiſe jeder Gefahr fern
ar, ſondern er fand auch die dem Geizigen erwünſchte
Gelegenheit zu Erſparniſſen. Als endlich der Sieg der
ourbonen, der zwar niemals zweifelhaft geweſen, ent-
hieden war, ſchwand im Augenblicke ſeine ganze Krank-
eit, und vollkommen geſund kam er im J. 1594 nach
rankreich zurück an der Spitze eines ſtarken Corps
chweizer, welche er auf Koſten des Großherzogs von
oscana angeworben hatte. Als älteſter Marſchall be-
hligte er im J. 1598 die Armee, welche die Unter-
erfung des Herzogs von Mercoeur erzwang. Er, des
rächtigen Schloſſes zu Noiſy Erbauer, ſtarb zu Paris
en 21. April 1602. Er hatte, laut Eheberedung vom
. Sept. 1565, des Claudius von Clermont auf Dam-
ierre Tochter Claudia Katharina geheirathet. Dieſe be-
aß, neben Dampierre, aus der Erbſchaft ihres erſten
Herrn, des bei Dreux gefallenen Johann von Annebault,
ie große Baronie Retz. Dame d'honneur der Königin
Katharina von Medici, hat ſie deren Schule in ihrem
Wandel niemals verleugnet. Wenigſtens erzählt Talle-
nant: „Le cardinal (der Coadjutor) sut qu'il y avoit
chez messieurs du Puy un manuscrit de M. de
Brantôme, contenant plusieurs volumes, dans un
lesquels étoient les amours de la duchesse de
Retz, femme d'Albert, où il y avoit maintes belles
choses à l'honneur de la dame. Il n'eut jamais de
repos que messieurs du Puy ne lui eussent per-
mis d'effacer tout ce qui étoit contre sa grand'-
mère et le manuscrit est effacé de façon qu'on ne
sauroit déchiffrer un mot.“ Nicht nur wegen ihrer
Schönheit, auch wegen ihrer geiſtigen Vorzüge war die
Herzogin geprieſen. Sie beantwortete in Latein die An-
rede der polniſchen Herren, welche den Herzog von
Anjou als ihren König zu begrüßen abgeſendet worden
waren. Ihr zu Ehren war Retz zu einem Herzogthume
erhoben worden. „Albert de Gondi avoit été premier
gentilhomme de la chambre sous Charles IX.;
Henri III. étant parvenu à la couronne, il se douta
bien, car il étoit bon courtisan, qu'on l'obligeroit
à se défaire de sa charge, car c'est proprement
une charge pour un homme qui plaît, et nullement
pour un visage qui n'est point agréable. Il fût
donc trouver le roi et lui remit sa charge. Le roi
la donna à M. de Joyeuse, et le lendemain en-
voya un brevet de duc à madame de Retz, avec
ce compliment: „„qu'elle étoit de trop bonne mai-
son pour n'avoir pas un rang que de moindres
qu'elle avoient.““ Et cela étoit bien plus galant
que s'il se fût adressé au mari. La duchesse de
Retz, de la maison de Clermont-Tallard de Ton-
nerre, étoit veuve du fils de M. l'amiral d'Anne-
bault. Sa mère, madame de Dampierre, de la
maison de Vivonne, ne pouvant l'empêcher d'é-
pouser M. de Retz, lui donna sa malédiction.“
Dem Fluche unbeſchadet, wurde die Tochter eine Mutter
von zehn Kindern, darunter die Söhne Karl, Heinrich,
Philipp Emanuel und Johann Franz. Heinrich von
Gondi, geb. 1572, beſaß neben einer Dompräbende zu
Paris die Abteien Buzay la Chaume und S. Jean-des-
vignes zu Soiſſons, war auch Maître de l'Oratoire
du roi. Ihm zum Vortheil reſignirte ſein Oheim, der
Cardinal Peter, das Bisthum Paris, wovon er am
29. März 1598 Beſitz ergriff. Proviſor der Sorbonne
1616, Cardinal 1618, Commandeur des heiligen Geiſt-
ordens 1619, wurde er noch Chef du conseil, und er
folgte in ſolcher Eigenſchaft dem Könige in den Feldzug
gegen die Calviniſten, in deſſen Lauf er zu Béziers den
13. Aug. 1622 verſchied. „Le cardinal de Retz,
chef du Conseil, tint trois ans tous ses grands
chevaux et tous ses coureurs à Noisy, près Ver-
sailles, disant tous les jours: „„J'y irai demain.““
Ses gens, pour les tenir en haleine, passoient au
Pré-aux-Clercs, qui étoit alors la Voirie, et relan-
çoient quelque chien qu'ils couroient jusqu'à Meu-
don. Le cardinal y voulut aller une fois. Le
chien courut jusqu'à mi-chemin de Noisy, mais le
cardinal n'y alla pas pour cela. J'ai ouï conter
une chose de lui assez raisonnable. A Clairac, il
racheta pour six pistoles une belle fille que les sol-
dats emmenoient; puis comme elle eut témoigné
qu'elle seroit bien aise d'être religieuse, il lui
donna mille écus pour se mettre en religion à Tou-
louse, et ne lui toucha pas le bout du doigt.“ Jo-
hann Franz von Gondi, der erſte Erzbiſchof von Paris,
Commandeur des heiligen Geiſtordens, Maître de la
Chapelle du roi, Abt von S. Aubin zu Angers und
von S. Martin zu Pontoiſe, Prior zu Montlèan und
zu Aulnay, Staatsrath, war 1584 geboren. Des Bru-
ders Coadjutor, wurde er deſſen Nachfolger in dem Bis-
thume Paris, welches Papſt Gregor XV. am 20. Oct.
1622 zu einem Erzbisthume erhoben hatte. Die Weihe
empfing er den 19. Febr. 1623, drei Monate darauf,
den 25. Mai, das Pallium. Er ſtarb den 21. März
1654. „Jean-François de Gondi, premier arche-
vêque de Paris, étoit bien fait, et avoit de l'esprit;
mais il ne savoit rien: il disoit les choses assez
agréablement. Il a toujours vécu licencieusement
pour ce qui étoit des femmes. On dit qu'un jour
qu'il étoit convenu avec madame de Bassompierre
de ce qu'il lui donneroit pour une nuit, il y fût
bien; mais il se trouva mal, et ne put rien faire.

Il voulut y retourner le lendemain, sans financer de nouveau; mais elle lui manda, comme on fait aux auberges, que son assiette avoit mangé pour lui. M. de Paris avoit fait autrefois beaucoup de dépense: il avoit musique et grand équipage; il en retrancha un peu, et rompit sa musique. On dit que, ses affaires nettoyées, il lui resta plus de cent mille livres de rente; cependant il se traitoit si mal qu'il n'eût osé donner à dîner a personne, sans être averti. Il a toujours fort bien entretenu ses maisons de plaisance: Noisy, vers Villepreux, que Bossuet, secrétaire du conseil, a acheté, et le jardin de Saint-Cloud. Nonobstant la fine v...: que le rongeoit, il n'a pas laissé de vivre assez long-temps. Depuis quelques années, le vice l'avoit quitté absolument; il n'y avoit plus moyen de rire. A la régence, il fit son neveu son coadjuteur; mais il s'en répentit bientôt et eut une jalousie enragée contre lui. Un jour qu'en descendant de carrosse il se fut laissé tomber, voulant s'appuyer sur Ménage: „„Ah! dit-il, de quoi m'avisè-je de me vouloir appuyer sur un homme qui est à mon coadjuteur?““ Karl von Gondi, Marquis von Bellisle, des Herzogs Karl ältester Sohn, geb. 1569, wird geschildert als „jeune-homme perdu de réputation pour son avarice, ses brigandages et ses cruautés. Comme il possédoit de grands biens en Bretagne au-delà de la Loire, soit du côté de sa mère, soit de la liberalité de nos rois, pour les conserver dans ces temps douteux, où il étoit encore incertain de quel côté pencheroit la victoire, et s'assurer par le même moyen ses possessions en Normandie et aux environs de Paris, il convint avec son père et sa mère de passer en Bretagne et d'embrasser le parti du duc de Mercoeur. Sa mère, accoutumée au manège et aux plaisirs de la Cour, devoit y rester, ou se retirer du moins dans quelqu'une des villes qui tenoient pour le roi. Le père s'exila en Toscane.“ Bellisle sollte von dem Herzoge von Mercoeur das Gouvernement von Fougères und Mont-Saint-Michel haben, vorausgesetzt, daß es ihm gelingen würde, der beiden Festen sich zu bemeistern. Zu Fougères vollbrachte er das mit Leichtigkeit. „Ensuite, ayant eu avis que pour se mettre à couvert des violences des troupes qui ravageoient toute la province, quelques paysans s'étoient rétranchés dans quelques postes avantageux du voisinage, il marcha contr'eux, comme s'ils eussent été ennemis; les attaqua à l'improviste, les força, et se posta contre ces malheureux à toutes sortes d'excès et des cruautés. Les femmes furent violées, et on mit tout à feu et à sang sans distinction d'âge ni de sexe.“ Vor Mont-Saint-Michel angelangt, verlangte Bellisle die Oeffnung des ersten Thores und wurde mit fünf seiner Begleiter eingelassen. Weiter zu gehen wollte der wachthabende Officier ihn verhindern; gebieterisch von dem Marquis angeredet, antwortete er in gleichem Tone, wurde aber darüber von seinem Widersacher erstochen. Bellisle war im Begriff, sein übriges Volk heranzuziehen, darüber gerieth die Besatzung in Alarm und er wurde in dem Tumulte von Kerolan erstochen. Seine Leute entliefen (1596). Karl von Gondi, General der Galeeren, war mit des Herzogs Leonor von Longueville Tochter Antonia, Frau auf Châteaugontier, verheirathet. Die 23jährige wunderschöne Witwe, zuerst nur bedacht an dem Mörder ihres Gemahls Rache zu üben, nahm den 1. Nov. 1599 den Schleier in dem großentheils durch ihre Freigebigkeit entstandenen Kloster der Feuillantinerinnen zu Toulouse. Fünf Jahre später ließ der König auf päpstliches Geheiß die Schwester Antonia a Sta. Scholastica (Klosternamen) wider ihren Willen aus dem Kloster hervorziehen, um ihr als der Coadjutorin der Aebtissin Eleonora von Bourbon-Vendôme die Regierung der Abtei Fontevrault anzuvertrauen. Die Aebtissin starb im J. 1611, Antonia aber, weit entfernt, den erledigten Titel anzunehmen, legte die ihr lästig gewordene Würde nieder und verschloß sich in dem Kloster l'Encloître in Poitou, des Ordens von Fontevrault, wo sie früher die Reform eingeführt hatte. In diesem Aufenthalte beschäftigte sie sich mit der Errichtung eines neuen kirchlichen Instituts, Notre-Dame du Calvaire genannt, worin des heiligen Benedict Regel nach ihrer ganzen Strenge zu üben war; man hat zwar die Ehre, gemeinschaftlich mit dem berühmten P. Joseph diese Congregation gestiftet zu haben, ihr bestreiten wollen, sie wird aber von P. Joseph selbst als Stifterin der besagten Congregation anerkannt, und sein Zeugniß mag wol jedes andere überwiegen. Das erste Kloster dieser Congregation, zu Poitiers, datirt vom J. 1614; schon vorher hatte Papst Paul V. der Prinzessin Vollmacht ertheilt, den Orden von Fontevrault zu reformiren, auch zu diesem Ende sie der Aebtissin Louise von Bourbon-Malause als Coadjutorin beigegeben. Die Reform eines solchen Ordens wäre indessen eine allzu schwierige Aufgabe gewesen und Antonia zog vor, demselben ganz und gar zu entsagen; durch päpstliche Bulle wurde ihr erlaubt, das Ordenskleid abzulegen, und sie nahm im October 1617 Besitz von dem Kloster du Calvaire zu Poitiers, worin sie jedoch schon am 25. April 1618 ihr Leben beschloß in dem Alter von höchstens 47 Jahren. Ihr Leib wurde zu Toulouse bei den Feuillantinerinnen, ihr Herz im Calvaire zu Poitiers beigesetzt; in beiden Klöstern hat man sie mit vollem Rechte beinahe als eine Heilige verehrt. Sie war in der Ehe mit dem Marquis von Bellisle Mutter des einzigen Sohnes Heinrich von Gondi geworden. Dieser, als des Großvaters Erbe Herzog von Retz, nahm Partei für die Königin Maria von Medici in den Händeln mit ihrem Sohne, ohne ihr doch besonders nützlich werden zu können. In den Aventures du baron de Foeneste, divisées en quatre parties, par d'Aubigné, 1630, wird von ihm bei Gelegenheit der drôlerie des ponts de Cé, des Gefechtes vom 8. Aug. 1620, erzählt: „Beaujeu demande à Foeneste par qui a commencé la déroute,“ und Foeneste entgegnet: „Ce fut un brave duc (de Retz) qui, voyant ces approches, prit une gaillarde résolution, et

evant la main haute, s'écria: Qui m'aime, si me uive, sauve qui peut. Il dit ce la de si bonne açon, qu'il fut obéi en dépit d'un vieux mestre e camp, nommé Boisguérin, et de quelques huguelots qui vouloient combattre." Bei Gelegenheit seiner eirath mit Johanna von Scepeaux, der Erbin des erzogthums Beaupréau und der Grafschaft Chemillé, am er mit Heinrich II. von Montmorency in Streit. „M. de Montmorency avoit été accordé et même arié, mais sans coucher ensemble, avec l'héritière e Beaupréau; mais la reine-mère fit rompre le ariage pour lui donner une de ses parentes de a maison des Ursins. Depuis M. de Retz épousa ademoiselle de Beaupréau, et M. de Montmorency, au lieu de duc de Retz, l'appela *duc de mon este*. On les accorda sur l'heure." Der Herzog on Retz starb in dem Alter von 69 Jahren zu Prinçay n Bretagne den 12. Aug. 1659, lediglich zwei Töchter interlassend. Die ältere, Katharina, wurde an ihren Vetter, den Grafen von Joigny und nachmaligen Herzog on Retz, Peter von Gondi, verheirathet. Die jüngere, Margaretha, geb. den 18. April 1615, heirathete 1654 en Herzog von Brissac, Ludwig von Cossé, dem sie Beaupréau und Chemillé zubrachte. Durch ihrer Tochter Vermählung mit Franz von Neufville, Herzog von Villeroy, sind die Güter des Hauses Gondi an die Villeroy ekommen.

Philipp Emanuel von Gondi, Graf von Joigny, Marquis von Belliste, auf Montmirail, Dampierre und Villepreux, General der Galeeren, lieutenant général es mers du Levant, war des Herzogs Albert von Retz ritter Sohn und 1581 geboren. „Il n'étoit pas brave: M. de Guise l'en méprisoit, et cela fut cause en partie de l'acharnement qu'il eut contre ui dans la prétention que le général des galères devoit être dépendant de l'amiral du Levant; M. de Guise l'étoit." Gondi hatte geheirathet die Erbin von Commercy, Folleville, Paillart ꝛc., Tochter des Grafen von la Rochepot, Anton von Silly, und von Maria von Lanney, Franziska Margaretha von Silly, Souveraimin von Commercy und Enville, Frau auf Folleville und Paillart. Diese, von Tallemant als grande prude bezeichnet, starb 1625, ein Verlust, der neben der von Richelieu ihm angethanen Gewalt, in Folge deren er das Generalat der Galeeren verkaufen mußte, ihn zu dem Entschlusse brachte, die Welt zu verlassen. Er ließ sich in die Congregation der Oratorianer aufnehmen, empfing die Priesterweihe und starb endlich zu Joigny auf dem Schlosse den 29. Juni 1662. Seiner Kinder waren drei, Peter, Herzog von Retz, Heinrich, Marquis von Belliste, und Johann Franz Paul, der berühmte Coadjutor und Cardinal. Von dem Marquis von Belliste berichtet Tallemant: „Celui-là étoit blond. M. de Bassompierre disoit: Pour celui-là, on ne peut pas dire qu'il ne soit de ma façon. Ce garçon disoit qu'il vouloit être cardinal, afin de passer devant son frère: il avoit de l'ambition; mais il mourut misérablement à la chasse. Etant tombé de cheval, la jambe engagée dans l'étrier, il fut tué d'un coup de pied que le cheval lui donna par la tête." Sein älterer Bruder, Peter, Herzog von Retz, Graf von Joigny, Marquis von la Garnache, Baron von Mortagne und la Hardouinaye, General der Galeeren, geb. 1602, ist einzig durch sein zerstreutes, träumerisches Wesen bekannt geworden. Er vermählte sich im August 1633 unter päpstlicher Dispens mit seiner Cousine, Katharina von Gondi, der Erbin der Grafschaft oder des Herzogthums Retz. Durch königliche Briefe vom Februar 1634 wurde nämlich Retz zu seinen Gunsten nochmals zu einem Herzogthume erhoben. Er starb in der Hauptstadt dieses Herzogthums, zu Machecoul, den 29. April 1676. Seine Witwe, Frau Katharina, Stifterin des Klosters der Jungfrauen vom Calvaire zu Machecoul, starb im Geruche der Heiligkeit den 18. Sept. 1677. Von ihren beiden Töchtern ward die ältere, Maria Katharina, General-Oberin des Ordens vom Calvaire, gest. den 1. Juli 1716; die jüngere, Paula Margaretha Franziska von Gondi, Erbin des Herzogthums Retz, von Joigny, la Garnache, Mortagne, geb. den 2. März 1655, wurde den 12. März 1675 an Franz Emanuel de Blanchefort de Bonne de Créquy, Herzog von Lesdiguières, Graf von Sault, Gouverneur und Lieutenant général für Dauphiné verheirathet. Witwe den 3. Mai 1681, hat sie, bei des Schwiegervaters Lebzeiten die Herzogin von Sault genannt, nicht wenig im Witwenstande vielfältig die Zeitgenossen beschäftigt. Die Sévigné schreibt den 8. April 1676: „J'ai vu ici la duchesse de Sault; elle est d'une taille parfaite et d'une gaillardise qui fait voir qu'elle a passé sa jeunesse à l'église avec sa mère: ce sont des jeux de main et des gaietés incroyables," und in einem zweiten Briefe vom 18. Juni 1676: „Vous me demandez s'il étoit vrai que la duchesse de Sault fût un page; non, ce n'est point un page; mais il est vrai qu'elle est si aise de n'être plus à Machecoul à mourir d'ennui avec sa mère, et qu'elle se trouve si bien d'être la duchesse de Sault, qu'elle a peine à contenir sa joie; et c'est précisément ce que disent les Italiens, non può capire. Elle est fort aise d'être contente, et cela répand une joie un peu excessive sur toutes ses actions, et qui n'est plus à la mode de la cour, où chacun a ses tribulations, et où l'on ne rit plus depuis plusieurs années. Pour sa personne, elle vous plairoit sans beauté, parce qu'elle est d'une taille parfaite et d'une très bonne grâce à tout ce qu'elle fait." Noch im reifern Alter mochte sie schön genannt werden, „et je n'ai vu dans nulle autre personne un extérieur, une attitude, une physionomie de distinction plus naturelle, avec une simplicité si noblement élégante. Il était resté dans toutes ses habitudes un air de préoccupation circonscrite et restreinte à ses affections, avec une sorte de nonchaloir et de gracieuse indifférence pour tout le reste. On voyait très-bien que la grande affaire de sa vie n'avait pas été celle de briller à l'extérieur et d'éblouir des yeux indifférens. On n'aper-

çevait aucune trâce, aucun reflet de prétention vaniteuse au milieu d'un pareil étalage de splendeur. Elle était dans la magnificence, elle y avait vécu, elle y restait sans y prendre garde, et depuis la mort des deux seuls objets qu'elle eût aimés le monde était devenu moins que rien pour elle, ce qui d'ailleurs ne l'empêchait en aucune façon de rester bienveillante et de se montrer parfaitement polie. Elle vint au-devant de nous jusque dans la salle de son dais, qui était remplie d'écuyers, de pages et autres gentilshommes à elle; tout cela noblement vêtu de grand deuil ainsi que leur maîtresse, à raison de la mort du roi. Elle n'était servie dans son intérieur que par des demoiselles dont elle avait bon nombre et qui, presque toutes, étaient d'anciennes pensionnaires de Saint-Cyr. Comme il ne fut pas dite grand'chose pendant cette visite, j'aime autant vous parler de la chambre où nous nous trouvions. Je me souviens que cette belle pièce étoit toute en laque de Coromandel à grands ramages et haut-reliefs d'or sur fond cantharide, avec un ameublement d'étoffe des Indes, brochée gris sur gris de quatre à cinq nuances. Le grand tapis de cette chambre était en velours gris et garni de franges d'or; mais celui qu'on appelait alors tapis-de-milieu était envéritable le hermine mouchetée, et pour en évaler le prix d'après ce que coûte un manteau ducal, mon oncle de Breteuil estima qu'il y en avait pour environ 90 mille livres. Un salle de cette habitation plus que royale était garnie de tentures à fond d'or, ouvragées avec des arabesques en perles de nacre et de corail: ainsi jugez du reste des meubles! La plupart étoient en argent massif et magnifiquement ciselés de hauts-reliefs surdorés; ce que la duchesse Marguérite avait soustrait à l'édit fiscal de 1703, en les faisant racheter à l'hôtel des Monnaies pour le même poids en écus; ce qui fut approuvé généralement, parce que son fils vivait encore et qu'elle était sa tutrice. On nous servit des rafraichissemens sur des assiettes d'or émaillé, lesquelles étaient garnies avec des moitiés de belles perles fines, adhérentes et bien enchâssées, comme on les voit appliquées sur les montres ou les médaillons de collier. Pour rassembler un tel mobilier, il avait fallu trois cents ans de faveur continue, un scizième siècle, un connétable de Lesdiguières, et, sur toutes choses, il avait fallu une tutèle de femme, autant vaut dire une sollicitude de mère, à chaque génération pendant 180 ans. Depuis la perte de son aimable fils et depuis la mort de l'archevêque de Paris, M. de Harlay, qui n'était pas moins aimable à ses yeux, cette fameuse duchesse n'était plus sortie de l'enceinte de son grand palais, dont la chapelle est encore ouverte au public et dont les jardins étaient d'une immense étendue. Les chantiers de l'arsenal en occupent maintenant la plus grande partie, et ce fut le Premier Président d'Ormesson qui s'accomoda du reste, moyennant une petite somme de deux cents soixante mille écus, ce qui fit crier tout Paris sur un pareil acte d'ambition vaniteuse et de gloriole parlementaire." Saint-Simon beſchreibt die Herzogin als eine Fee, die mit ſehr Wenigen verkehrend, noch viel weniger einen der Auserwählten, für welche ſie zugänglich war, hätte zu Tiſche haben wollen; niemals ſah man die geiſtreiche Frau bei Hofe, niemals, ſeit dem Tode des Erzbiſchofs von Paris, Harlay, hat ſie ihren Palaſt verlaſſen, deſſen Portal ſtets geöffnet, gleichwol durch ein Gitter verſchloſſen war. Das Gitter verſtattete die vollſtändige Anſicht des Feenſitzes, der ſchweigſam und menſchenleer, durch die verſchwenderiſche Ausſtattung nicht minder auffiel als die Herzogin ſelbſt in den Zeiten, da ſie noch ausfuhr, durch ein zahlreiches Gefolge, die Pracht der Livreen, die gelbe Bekleidung des Wagens und die zwei himmellangen Neger. Täglich kam ſie mit dem Erzbiſchofe zuſammen, entweder war er bei ihr, oder ſie fuhr hinaus nach Conflans, „dont il avait fait un jardin délicieux, et qu'il tenait si propre, qu'à mésure qu'ils s'y promenaient tous deux, les jardiniers les suivaient à distance pour effacer leurs pas avec des rateaux. La duchesse de Lesdiguières ne couchait jamais à Conflans, mais elle y allait toutes les après-dînées, et toujours tous deux tout seuls." Der Erzbiſchof ſtarb ſehr plötzlich, den 6. Aug. 1695. „Il n'y eut jamais," ſchreibt die Sévigné, „de mort si prompte. Madame de Lesdiguières a été présente à ce spectacle; on assure qu'elle est médiocrement affligée." Liebe ſoll ihr überhaupt verſagt geweſen ſein. In dem Garten ihres gegen die Mitte des 18. Jahrh. zerſtörten Palaſtes hatte ſie einer Lieblingskatze aus Marmor ein Monument errichten laſſen, dem ohne Zweifel eine ſpätere Hand die folgenden Verſe beifügte:

Ci gît une chatte jolie;
Sa maîtresse qui n'aima rien
L'aima jusques à la folie.
Pourquoi le dire? on le voit bien.

Eine ſchwere Wunde muß indeſſen der Verluſt des einzigen Sohnes dem Mutterherzen geſchlagen haben. Johann Franz Paul, Herzog von Lesdiguières, geb. den 3. Oct. 1678, ſtarb als Oberſt des Regiments Saul und Brigadier von der Armee zu Modena am 19. Sept. 1703 ohne Kinder. „Une assez courte maladie l'emporta. Il s'était extrêmement distingué et fait aimer et estimer en Italie. Le roi le regretta fort. Il était brigadier, et pour aller rapidement à tout par sa valeur et son application. Ce fut une véritable perte pour sa famille et pour celle où il était entré. C'était un homme doux, modeste, gai, mais qui se sentait fort et qui n'avait pas plus d'esprit qu'il en fallait pour plaire et réussir à notre cour. Fort honnête homme et fort magnifique, il vivait très-bien avec sa femme, qui en fut fort affligée." Ihm, „le plus grand parti de France," war den 17. Jan. 1696 Louiſe Bernardine von Durfort

es Herzogs von Duras zweite Tochter, angetraut wor-
en. Keineswegs mit Unrecht hat man ihn den letzten
rand-seigneur genannt, der in Frankreich gesehen wor-
en. Niemals begab er sich nach Hofe, außer mit einem
Gefolge von 60 Edelleuten; für Pensionen hatte er jähr-
ich 212,000 Franken ausgeworfen, und niemals wies
r ohne Gabe, jedesmal eine Pistole, den Hilfsbedürfti-
gen zurück. In der Einladung zu den Exequien, 1703,
heißt es: „Vous êtes prié d'assister au service qui
sera célebré le huit octobre courant en l'église de
l'abbaye royale de Saint-Antoine, pour le repos
de l'asme de Très-Haut et Très-Puissant Seigneur,
Monseigneur François de Créquy de Blanchefort de
Bonne de Lesdiguières d'Agoult de Vergy de Mont-
aur, de Montauban, Souverain Sire de Créquy,
Saint-Pol et Canaples; Duc de Lesdiguières de
Créquy, de Champsaur de Retz et de Beaupréau;
Prince de Poix, de Commercy, de Montlaur et
d'Euville; Marquis et Comte de Joigny, de Blanche-
fort, de Montauban, de Sault, de Mirabelais, de
Treffort, de Montmirail, Amanthon, Saint-Sevère-
en-Auxois, Saint-Janurin, Tervie, Marines, Or-
tigues et Castelnau-de-Roussillon; Vicomte de
Viennois et de Ponthieu; Vidame d'Embrun et co-
Seigneur de Digne; Duc et Pair de France; Pre-
mier Haut-Baron, Premier Pair et Grand Forestier
d'Artois; Grand d'Espagne de la première classe
et Rico Hombre d'Aragon; Prince Romain; Des-
pote et Sébastocrate héréditaire de l'Empire d'Orient;
Prince du saint Empire Germanique et Conde Pa-
riente du Roy de Portugal; Commandeur héréditaire des Ordres Royaux et militaires de Calatrava,
d'Alcantara, du Christ et d'Avys etc. etc. etc. le-
quel est décédé en la ville de Modène, en Italie,
le 19. septembre dernier dans la vingt-troisième
année de son âge. Requiem aeternam dona ei
Domine.“ Die Herzogin-Mutter starb zu Paris den
21. Jan. 1716 und wurde nach ihrer Verordnung zu
Blanchefort in der Kapelle, wo auch ihr Sohn und der
selige Franz von Blanchefort ruhen, beerdigt. „Elle
laissa gros à ses domestiques et en legs pieux;
rien à sa belle-fille, quoique pauvre, et qu'elle lui
rendit beaucoup de devoirs; 6000 livres viagères
à la soeur de Vertamont, veuve sans enfants du
duc de Brissac, laquelle duchesse de Brissac n'a-
vait pas de pain, beaucoup d'esprit et de mérite,
et la voyait fort; 8000 livres viagères et la jouis-
sance d'une terre de 10,000 liv. de rente à la du-
chesse de Lesdiguières-Canaples, qui était Morte-
mart, qu'elle aimait fort. Le maréchal de Villeroy
et ses enfans héritèrent de plus de 300,000 liv.
(de rente) outre sa belle maison, et une grande
quantité de meubles magnifiques,“ ungerechnet auch
den Anspruch zu der Nachfolge in dem Fürstenthume
Neufchâtel. „La mère du maréchal de Villeroy
étoit soeur du duc de Lesdiguières, beau-père de
cette fée; et la mère de cette même fée et celle
de la femme du maréchal de Villeroy étaient soeurs.
La branche de Lesdiguières et la maison de Gondi
étaient éteintes; et le duc de Brissac, frère de la
maréchale de Villeroy, n'avait point eu d'enfants.
Ainsi les Villeroy héritèrent des deux côtés le tout
à la fois, parce que le duc de Lesdiguières, fils de
la fée, lui avait laissé tous ses biens par son testa-
ment. Qui eût prédit cette succession aux ducs,
maréchal, cardinaux de Gondi et de Retz, au con-
nétable de Lesdiguières et au maréchal de Créquy
son gendre, qui avaient tous vu M. de Villeroy
secrétaire d'état, et d'où il était sorti, ils se se-
raient étrangement indignés, le maréchal de Créquy
surtout, qui eut tant de peine à consentir au ma-
riage de sa fille, que le connétable son beau-père
le força de faire avec M. de Villeroy, petit-fils du
secrétaire d'état, parce qu'il avait la survivance
du gouvernement de Lyon, Lyonnais etc. de M.
d'Alincourt son père, et que le connétable, gou-
verneur de Dauphiné, commandant de Provence,
et comme roi dans ces deux provinces, le voulut
être encore dans le gouvernement de Lyon, Lyon
nais etc.“

Noch ist von dem berühmtesten aller Gondi, von dem Cardinal von Retz, zu handeln. Johann Franz Paul von Gondi, geb. im October 1614 zu Montmirail in der Landschaft Brie, erhielt zum Präceptor den nachmals in die Zahl der Heiligen aufgenommenen Vincentius von Paula, für dessen Lehre und Beispiel der Schüler wenigstens in der ersten Hälfte seines Lebens keine sonderliche Empfänglichkeit bekundet hat. Tallemant schreibt: „Gondi ist ein kleiner schwarzer Mann, ungemein kurzsichtig, schlecht gebaut, häßlich, mit seinen Händen sehr ungeschickt. Will er schreiben, so gibt es nur Bogen, keine gerade Zeile, ein wahres Gekritzel. Ich habe mit Augen gesehen, daß er seinen Rock nicht zuzuknöpfen vermochte. Einstens auf der Jagd mußte der Herzog von Mercoeur ihm den Sporn anlegen, er selbst brachte das nimmermehr zu Stande. Lange hat er von Münzen nur Pistolen und Viertelsthaler gekannt. Er sollte Malteser werden und da er während eines Ordenscapitels zur Welt kam, zählte er von seinem Geburtstage an als Ritter, sodaß er zeitig hätte Großkreuz werden können. Nach seines Bruders unglücklichem Ende wurde er jedoch der Kirche bestimmt. Sein Oheim der Erzbischof von Paris verlieh ihm am 31. Dec. 1627 ein Canonicat an der Notredamekirche, daneben besaß er die Abtei Buzay bei Nantes. Der Talar kleidete ihn nach seinen körperlichen Anlagen besser als der Degen. Aber einem Pinsel sah der Abbé de Retz keineswegs ähnlich, etwas Stolzes ruhte auf seinen Zügen. Sein hochfahrendes Wesen hatte sich bereits im Gymnasium geäußert, ein Nebenbuhler war ihm unerträglich, was manche Streithändel veranlaßte. Von der anderen Seite bekundete er in dieser frühen Zeit seine Freigebigkeit; ein Edelmann, ihm durchaus unbekannt, saß im Châtelet gefangen wegen einer Schuld von 50 Pistolen. Der Knabe ruhte nicht, bis er das Geld zusammenbringen und dem bedrängten Schuldner zuschicken konnte. Wie er mir erzählte, hatte

der dicke Graf von la Rochegujon ihm seinen ganzen Reichthum zugedacht unter der Bedingung, daß er der Silly Namen und Wappen annehme, um die Ausführung eines solchen Vorhabens zu hintertreiben, hätten jedoch die anderen Verwandten den Notarius abweisen lassen. Bei dieser Gelegenheit vertraute er mir auch, daß er als Weltmann den Ruf eines tapfern Degens angestrebt und auf Kleiderpracht ein Großes verwendet haben würde. Ich lächelte bei dem Gedanken, wie übel er bei seinem Reichthume sich ausnehmen, welch abgeschmackter Tänzer oder Reiter er sein würde. Daneben ist er unsauber, absonderlich bei Tisch und sehr zerstreut. Man wußte das und legte ihm nicht selten den Kopf eines Rebhuhns auf den Teller; ohne sich umzusehen, brachte er den Bissen zum Munde, bis die hervortretenden Federn den Schelmenstreich, den man ihm gespielt, verriethen. Er berührt lediglich die vor ihn gesetzte Schüssel, und ist mäßig wie kaum ein anderer. Der Kirche zugethan, von Galanterie strotzend, ist er noch stärker von Ehrgeiz beherrscht; eines höchst unruhigen Sinnes, hat er viel mit der Galle zu schaffen. In der Jugend verkehrte er viel mit seinen Anverwandten, vornehmlich mit der Herzogin von Lesdiguières, in die er wol verliebt gewesen ist, wie auch in die Prinzessin von Guémené. Um jene Zeit wurde ihm vorgeschlagen, eine große Erbin aus Teutschland zu heirathen, deren Namen ich nicht erfahren konnte; der katholischen Religion zugethan, wurde sie von ihren Lutherischen Verwandten gedrängt, einen Prinzen von Weimar, der sich zu Paris auf der Akademie befand, zu heirathen. Demjenigen, welcher ihm den Vorschlag gemacht, verhieß Gondi die eine seiner beiden Abteien, Buzay oder Onimperlé, die zusammen wol 18,000 Livres abwerfen mochten. Er begab sich auf die Reise, sprach die Braut, schlug sich mit dem Prinzen von Weimar und besiegte ihn, nicht durch seine Gewandtheit, sondern durch Kühnheit, denn er ist verwegen wie der Prinz von Condé und nicht minder stolz." „M. de Guise, Henri de Lorraine quoique cadet, le portoit si haut que, pour imiter les princes du sang, il se faisoit donner la chemise aux plus relevés qui se trouvoient à son lever. Il se trouva huit ou dix personnes qui firent cette sottise-là. Une fois on la présenta comme cela à l'abbé de Retz, qui la laissa tomber dans les cendres et s'en alla." Während einer gemeinschaftlichen Reise zehn Monate hindurch unzertrennlich von dem Abbé, konnte Tallemant Manches von ihm hören und sehen. Ungleich mehr erzählt uns Gondi selbst gleich im Eingange, daß am Tage seiner Geburt in dem Flüßchen Morin, an dessen Ufer Montmirail gelegen ist, ein Stör gefangen wurde. „Comme je ne m'estime pas assez pour me croire un homme à augure je ne rapporterois pas cette circonstance, si les libelles qui ont depuis été faits contre moi, et qui en ont parlé comme d'un présage de l'agitation dont ils ont voulu me faire l'auteur, ne me donnoient lieu de craindre qu'il n'y eût de l'affectation à l'obmettre." Sein erstes Duell bestand Gondi als Secundant des Barons von Attichy. Er verwundete seinen Gegner, den jungen Bassompierre durch einen Stich am Schenkel und durch einen Pistolenschuß am Arme, wurde aber doch am Ende entwaffnet. „Ce combat fit assez de bruit, mais il ne produisit pas l'effet que j'attendois" (allgemeines Aufsehen). Größeres Aufsehen, wenigstens in dem Aeltern-hause, veranlaßte eine Liebschaft, in deren Folge der Jüngling nach Paris zurückgebracht wurde. Den Verlust der Geliebten sollte Madame du Châtelet ihm ersetzen, diese behandelte ihn aber öffentlich, in Gegenwart eines begünstigten Liebhabers, des Grafen von Harcourt, als einen Gymnasiasten und um Rache für solchen Schimpf zu suchen, forderte der Beleidigte den Nebenbuhler. Gondi wurde von dem überlegenen Gegner niedergeworfen, dem aber glücklicher Weise bei dem Ringen der Degen entfiel. Dieser den seinen kurz fassend, meinte Gondi, ihn dem Gegner in den Rücken zu stoßen, was aber der Andere, als der Stärkere den Arm festhaltend, verhinderte. Endlich, nachdem sie lange genug in solcher Lage geblieben, sprach Harcourt: „Levons-nous, il n'est pas honnête de se gourmer. Vous êtes un joli garçon, je vous estime, et je ne fais aucune difficulté, dans l'état où nous sommes, de dire que je ne vous ai donné aucun sujet de me quereller." Wie es scheint, hatte der Abbé bei seinen Liebeleien und Raufereien die Nebenabsicht, den Vater zu überzeugen, daß er in keiner Weise für den Dienst der Kirche geeignet sei. Der Vater, die Tugend selbst, hatte das beste Herz, aber die Vorliebe für den Erstgeborenen, die Aussicht, das Erzbisthum Paris in seiner Familie festzuhalten, ließen ihn jede andere Rücksicht vergessen. „Ich möchte wol schwören, daß er hierin sich geleitet wähnte durch die Nothwendigkeit, meine Seele vor den Gefahren des weltlichen Standes zu bewahren, so wahr ist es, daß die Andacht mehr denn eine andere Regung den Illusionen unterworfen ist. Irrthümer aller Art verbergen sich unter ihrem Deckmantel. Sie bestärkt in den verschiedenartigsten Einbildungen und die beste Absicht weiß nicht immer gegen ihre Thorheiten sich zu schützen. Der Herzog von Retz, Heinrich von Gondi, überraschte meinen Vater in der angenehmsten Weise durch die Mittheilung, daß er die Hand seiner älteren Tochter meinem Bruder zugedacht habe. Da mir nicht unbekannt, daß der Braut Schwester ein Einkommen von mehr als 80,000 Livres haben würde, so dachte ich zur Stunde an eine Doppelheirath. Ich wußte wol, daß Niemand an mich denken würde und war daher gefaßt für mich zu sorgen. Ich entdeckte, daß mein Vater nicht gesonnen sei, mich der Hochzeit beiwohnen zu lassen, in der Ahnung vermuthlich dessen, was dabei sich ereignen könnte, und deshalb heirathete ich, eine plötzliche Umkehr in dem Widerwillen für den Stand, zu welchem ich gezwungen werden sollte. Ich zeigte mich gerührt ob der so vielfältig erneuerten Vorstellungen und spielte meine Rolle so meisterhaft, daß ich gänzlich bekehrt schien. Mein Vater entschloß sich um so leichter, mich auf die Reise nach Bretagne mitzunehmen (1633), je weniger ich einen darauf bezüglichen Wunsch geäußert hatte. Wir trafen die beiden Damen zu Beaupréau in Anjou.

Während ich die ältere als meine Schwester begrüßte, erblickte ich in Mademoiselle de Scepeaux (den Namen trug Margaretha von Gondi) alsbald meine Geliebte. Ich fand sie sehr schön, die blühendste Gesichtsfarbe, Lilien und Rosen im Ueberflusse, das wunderbarste Augenpaar, einen schönen Mund, den Wuchs etwas, doch nicht allzu merklich, verfehlt und diesen Fehler durch die Aussicht auf 80,000 Livres Rente und das Herzogthum Beaupréau bedeckt. Mein Spiel wußte ich Anfangs ziemlich zu verbergen; während der Reise hatte ich mich durchaus kirchlich und andächtig benommen, das that ich auch ferner. Doch wagte ich in der Schönen Gegenwart einige Seufzer; sie wurden bemerkt, ich unterfing mich zu sprechen, ich wurde angehört, jedoch mit ziemlich strenger Miene. Ihre große Anhänglichkeit für eine alte Kammerjungfer, die Schwester eines meiner Mönche zu Buzay, war mir nicht entgangen und sie zu gewinnen, setzte ich alle Mittel in Bewegung. Das gelang mir mittels eines Geschenks von 100 Pistolen und der ausschweifendsten Versprechungen. Diese Person brachte ihrer Herrin den Glauben bei, sie sei dem Kloster bestimmt, ich erzählte ihr, man wolle mich zum Mönch machen. Von Herzen haßte Margaretha ihre Schwester als des Vaters Lieblingskind, aus demselben Grunde war ich meinem Bruder keineswegs hold. Diese Gleichheit der Lage mußte unsere Verbindung noch inniger schürzen; auf unverbrüchliche Gegenliebe zählend, dachte ich die Schöne nach Holland zu entführen. Dazu brauchte ich Geld, mein Schatz war aber erschöpft durch die 100 Pistolen, keinen Heller konnte ich aufweisen. Das Fehlende mir zu verschaffen, stellte ich meinem Vater vor, das kanonische Recht verlange von dem Besitzer einer Abtei die größte Sorgfalt in der Verwaltung ihres Eigenthums und ich halte es für Gewissenspflicht, mich derselben zu unterziehen. Mein Vortrag fand keinen Beifall, die Sache ließ sich aber nicht zurückweisen, einmal weil sie von Rechtswegen geboten, dann weil ich, die Sorge für meine Pfründen übernehmend, die Absicht sie zu behalten verrieth. Am anderen Tage schon begab ich mich auf den Weg, um Buzay, das von Machecoul nur 5 Stunden entfernt ist, zu verpachten. Ein Kaufmann aus Nantes benutzte meine Eile, um einen Handel zu schließen, der ihn zum reichen Mann machen sollte. Er zählte mir 4000 Thaler hin und ich, so glücklich als hätte ich 4 Millionen empfangen, war nur noch bedacht, eines der holländischen Schiffchen, die fortwährend die Rhede von Retz besuchen, zu miethen. Ein Zufall hintertrieb alle meine Anschläge. Mademoiselle de Retz, so nannte sich die Geliebte seit der Verheirathung ihrer Schwester, hatte die schönsten Augen von der Welt, die aber nie schöner waren als wenn sie zu erlöschen schienen; nie habe ich Augen gesehen, denen das Schmachten den gleichen Reiz verliehen hätte. Eines Tags, als wir auf dem Lande bei Bekannten speisten, ruhten der Schönen Blicke auf einem Spiegel und sie zeigte darin Alles, was der Italiener mit morbidezza, Zärtliches, Lebhaftes, Rührendes auszudrücken vermag. Zum Unglück gewahrte sie nicht, daß Palluau, der nachmalige Marschall von Clérembaut, dieses Mienenspiel beobachtete. Der Herzogin von Retz sehr ergeben, stattete er dieser sofort Bericht ab über das, was er gesehen und dem er späterhin das Verdienst der Originalität hat absprechen wollen. Die Herzogin, von tödtlichem Hasse gegen ihre Schwester erfüllt, theilte an demselben Abende das Gehörte dem Vater mit und dieser säumte nicht, meinen Vater zu unterrichten. Dies hatte die Folge, daß gleich in den nächsten Tagen der alte Herr mit seinen Söhnen von dannen zog, ohne daß der Sünder den Beweggrund dieser plötzlichen Abreise sich zu deuten wußte, bis sein Bruder zu Orléans ihm die Cassette mit dem Gelde wegnahm, ohne Zweifel um sein Durchgehen zu verhüten. Mit welchem Kummer ich nach Paris zurückkehrte, mag jeder sich denken." Immer noch mit dem Gedanken einer Entführung beschäftigt, gelang es ihm, neue Gelder aufzubringen, aber die Geliebte scheint ihn aufgegeben zu haben oder wurde vergessen, zumal für Gondi ein glänzenderes Gestirn aufgegangen ist in der Person der wunderschönen Prinzessin von Guémené, dieselbe, welche auch die Huldigungen des Abbé de Rancé empfing. „Il faudroit un volume," schreibt Gondi, „pour déduire toutes les façons dont cette histoire fut ornée. Une des plus simples fut, qu'il fallut s'obliger par serment de laisser à la belle un mouchoir sur les yeux quand la chambre séroit trop éclairée. Comme il ne pouvoit couvrir que le visage, il n'empêcha pas de juger des autres beautés, qui sans exagération passoient celles de la Vénus de Médicis, que je venois de voir tout fraichement à Rome. J'en avois apporté la stampe et cette merveille du siècle d'Alexandre cédoit à la vivante." Genau 14 Tage vor diesem Abenteuer war der Teufel der Prinzessin von Guémené erschienen und das wiederholte sich häufig, aus der Unterwelt hervorgerufen durch die Beschwörungen von Arnauld d'Andilly, dem gewaltigen Büßer, um seiner Andächtigen „de laquelle il étoit encore plus amoureux que moi, mais en Dieu et purement spirituellement" Schrecken einzujagen. Ich meiner Seits wußte aber einen anderen Höllengeist zu beschwören, der lieblicher von Gestalt die Prinzessin nach Verlauf von sechs Wochen aus ihrem Kloster Port-Royal hervorzog. Auch mit der Marschallin von la Meilleraye will Gondi einen Liebeshandel angeknüpft haben und that sich nicht wenig darauf zu Gute, daß er hier dem allgewaltigen Richelieu den Rang ablief. Dagegen ist er sehr ungehalten, daß sein Duell mit Praslin ganz unbemerkt blieb. „Je n'oubliai rien pour faire éclater ce combat, jusqu'au point d'avoir aposté des témoins: mais l'on ne peut forcer le destin et l'on ne songea pas seulement à en informer." Etwa gegen Ausgang des Jahres 1635 scheint der Abbé das Bedürfniß ernstlicher theologischer Studien empfunden zu haben. Er widmete sich denselben mit einem Eifer, den zu bemerken der Cardinal von Richelieu um so weniger verfehlen konnte, da er selbst seit langer Zeit der erste Cavalier gewesen, der auf dergleichen Studien sich legte. Bei mehren Gelegenheiten gedachte er des Abbé de Retz mit Theilnahme, er bezeigte Verwunderung, daß

derselbe niemals zur Aufwartung komme und gab dem nachmaligen Bischofe von Mâcon Lingendes den Auftrag, den jungen Mann bei ihm einzuführen. So viele Huld will indessen der Abbé zurückgewiesen haben, hierzu der nichtigsten Vorwände sich bedienend. „Je fis le malade, j'allois à la campagne; enfin j'en fis assez pour laisser voir que je ne voulois pas m'attacher à M. le cardinal de Richelieu, qui étoit un très-grand homme, mais qui avoit au souverain degré le faible de ne point mépriser les petites choses.“ Als das erste Zeichen von des Cardinals Mißstimmung betrachtet Gondi dessen Ansicht von der Geschichte der Verschwörung des Fiesco. „Das ist ein gefährlicher Kopf,“ hatte der Minister von dem Verfasser geurtheilt, der übrigens bekannt ist, daß seine Unfügsamkeit größtentheils durch der Prinzessin von Guémené Abneigung für den Fürchterlichen veranlaßt wurde. Der Beifall, welchen der Abbé durch seine Betheiligung bei mehren öffentlichen Disputationen der Sorbonne gefunden hatte, bestimmte ihn, seine Gaben für des Predigers Beruf zu versuchen. Man gab ihm den Rath, sich in kleineren Conventen zu prüfen und allmälig durch die Uebung zu vervollkommnen. Er that genau das Gegentheil und predigte zu Christi Himmelfahrt, Pfingsten und Frohnleichnam bei den sogenannten kleinen Carmelitessen der Straße Schapon in Gegenwart der Königin und des gesammten Hofstaates. Die Licenz der Sorbonne ging zu Ende; es sollte im Namen der Corporation öffentliches Zeugniß demjenigen ausgestellt werden, der am besten in den Disputationen bestanden hatte, eine Ceremonie, die stets von vielen Feierlichkeiten begleitet ist. Gondi glaubte den ersten Preis in Anspruch nehmen zu können, wiewol der Abbé de la Mothe-Houdancourt, von dem Cardinal von Richelieu als ein Vetter dringend empfohlen, ihm ein gefährlicher Concurrent schien. Dem Cardinal seine Ehrfurcht zu bezeigen, erklärte Gondi, von seiner Bewerbung abzustehen. Etwas kühl nahm der Cardinal diese Erklärung auf, „qu'il ne prétendoit point que M. l'abbé de la Mothe eût l'obligation du lieu à ma cession, mais à son mérite auquel on ne pouvoit le refuser. La réponse m'outra, je ne répondis que par un soûris et une profonde révérence.“ Bei der Abstimmung erhielt Gondi den ersten Preis durch den Ausspruch von 80 Wählern. „M. le cardinal s'emporta jusqu'a la puérilité, il menaça les députés de la Sorbonne de raser ce qu'il avoit commencé d'y bâtir et il fit mon éloge tout de nouveau avec une aigreur incroyable.“ Die Familie, die Sorbonne, die Geliebten, der Graf von Soissons, die Freunde wurden von namenlosem Schrecken ergriffen, alle bestanden darauf, daß der Bedrohte dem Zorne des Cardinals ausweiche. Dies wurde die Veranlassung zu der Reise nach Italien im Sommer 1638, in welcher Tallemant der Begleiter war des „petit audacieux, à mine patibulaire,“ wie Richelieu den Abbé bezeichnete. Des Ministers Gesundheit war im Abnehmen begriffen, sodaß sich demnach einige Hoffnung für den Abbé ergab, in dem Erzbisthume Paris des Oheims Nachfolger zu werden. Außerdem hatte der Graf von Soissons dem Vater Gondi erklärt, er werde bei erster Gelegenheit die geistlichen Pfründen, die er auf den Namen Custodinos besaß, ein Einkommen von mehr als 100,000 Livres, zu Gunsten des Abbé de Retz aufgeben. Solchen Aussichten gegenüber trat die Abneigung für den geistlichen Stand einigermaßen in den Hintergrund. „Je me résolus de me signaler dans ma profession de toutes les manières. Je commençai par une très-grande retraite, j'étudiois presque tout le jour, je ne voyois que fort peu de monde, je n'avois presque plus d'habitudes avec toutes les femmes, hors madame de Guémené.“ Die Zurückgezogenheit hinderte ihn jedoch nicht, sich bei einer Verschwörung gegen das Leben des Cardinals von Richelieu zu betheiligen. Es sollte dieser bei Gelegenheit der Taufe von des Herzogs von Orléans Tochter ermordet werden, eine Unpäßlichkeit hielt ihn jedoch ab, bei dieser Handlung zu erscheinen. „Je vous confesse que cette entreprise, qui nous eût comblé de gloire si elle nous eût réussi, ne m'a jamais plue. Je voudrois de tout mon coeur n'en avoir jamais été. L'ancienne Rome l'auroit estimée: mais ce n'est pas par cet endroit que j'estime l'ancienne Rome.“ Zu ernstlichere Umtriebe verwickelte den Abbé seine Anhänglichkeit zu dem Grafen von Soissons, welchem zu dienen er verschiedentlich die Reise nach Sedan machte. Es war im Werke, durch Einverständniß mit etlichen Gefangenen, deren einer der Marschall von Vitry war, sich der Bastille zu bemächtigen, während der Graf von Soissons mit der Spanier und Kaiserlichen Hilfe in das Königreich einbrechen würde. Die Zwecke der Partei zu fördern, hatte der Graf dem Abbé 12,000 Thaler angewiesen, die er doch vielmehr, um die ihm mangelnde Popularität zu gewinnen, verwendete. „Je portai ces écus à ma tante de Maignelais, en lui disant que l'étoit une réstitution qui m'avoit été confiée par un de mes amis, à sa mort, avec ordre de l'employer moi-même au soulagement des pauvres, qui ne mendioient pas; que comme j'avois fait serment sur l'évangile de distribuer moi-même cette somme, je m'en trouvois extrêmement embarassé, parce que je ne connoissois pas les gens; et que je la suppliois d'en vouloir bien prendre le soin. Elle fut sa vie; elle me dit qu'elle le feroit volontiers; mais que comme j'avois promis de faire moi-même cette distribution, elle vouloit absolument que j'y fusse présent, et pour demeurer fidèlement dans ma parole, et pour m'accoutumer moi-même aux oeuvres de charité. C'étoit justement ce que je demandois pour avoir lieu de me faire connoître à tous les nécessiteux de Paris; je me laissois tous les jours comme trainer par ma tante dans des faubourgs et dans des greniers. Je voyois très-souvent chez elle des gens bien vêtus, et connus même quelque fois, qui venoient à l'aumône secrète. La bonne femme ne manquoit presque jamais de leur dire. „„Priez bien Dieu pour mon neveu; c'est lui de qui il lui a plu de se servir pour cette bonne oeuvre.““

ugez de l'état où cela me mettoit parmi les gens
ui sont sans comparaison plus considérables que
ous les autres dans les émotions populaires! Les
ches ne viennent que par force; les mendians y
uisent plus qu'ils ne servent, parce que la crainte
u pillage les fait appréhender. Ceux qui y peuvent
plus sont les gens qui sont assez pressés dans
urs affaires pour désirer du changement dans les
ublіques, et dont la pauvreté ne passe toutefois
as jusques à la mendicité publique. Je me fis
onc connoître à cette sorte de gens trois ou quatre
ois durant, avec une application toute particulière,
il n'y avoit point d'enfant au coin de leur feu
qui je ne donnasse toujours en mon particulier
uelque bagatelle. Je connoissois Nanon et Babette.
e voile de madame de Maignelais, qui n'avoit
mais fait d'autre vie, couvroit toute chose. Je
isois même un peu le dévot, et j'allois aux
onférences de Saint-Lazare.“ Bei einer anderen
ahrt nach Sedan erhielt der Abbé den Auftrag, in Ge-
llschaft des kaiserlichen Obersten von Metternich nach
ivet zu reisen, um des Anzugs der von Lamboy be-
hligten Armee Augenzeuge zu werden. Mit 32 von
m Grafen von Soissons ausgestellten Blanketten kam
nach Paris zurück und theilte von der daselbst ver-
reiteten Insurrection das Programm mit. „Aussitôt
ue nous aurions reçu la nouvelle du gain de la
taille, nous devions le publier dans Paris avec
utes les figures. MM. de Vitry et de Cramail
evoient s'ouvrir en même temps aux autres pri-
onniers, se rendre maîtres de la Bastille, arrêter
gouverneur, sortir dans la rue Saint-Antoine
vec une troupe de noblesse, dont M. le maréchal
e Vitry étoit assuré; crier vive le roi et M. le
omte! M. d'Estampes devoit à l'heure donnée
ire battre le tambour pour toute sa colonelle,
indre le maréchal de Vitry au cimetière Saint-
ean, et marcher au Palais, pour rendre des lettres
e M. le comte au parlement, et l'obliger à donner
rrêt en sa faveur. Je devois de mon côté me
ettre à la tête des compagnies de Parmentier et
e Guérin, de laquelle l'Espinai me répondoit, avec
ingt-cinq gentilshommes que j'avois engagés par
ifférens prétextes, sans qu'ils sçussent eux-mêmes
récisément ce que c'étoit. Mon bon homme de
ouverneur, qui croyoit que je voulois enlever made-
oiselle de Rohan, m'en avoit amené douze de son
ays. Je faisois état de me saisir du Pont-Neuf,
e donner la main par les quais à ceux qui mar-
hoient au Palais; et de pousser ensuite les barri-
ades dans les lieux qui nous paroissoient les plus
oulevés. La disposition de Paris nous faisoit
roire le succès infaillible; le secret y fut gardé
squ'au prodige.“ Am 6. Juli 1641 wurde bei la
Marfée geschlagen, der Tod des Grafen von Soissons
ernichtete aber alle Träume, die aus Lamboy's Sieg
erzuleiten waren. Die Revolutionirung von Paris war
hnehin ein Unsinn, einzig der von Mirabeau projectirten
Contrerevolution vergleichbar. In seinen Hoffnungen getäuscht, wendete der Abbé sich ernstlicher der Kirche zu. „Tout m'y portoit. Madame de Guémené s'étoit retirée depuis six semaines dans sa maison du Pont-Royal. M. d'Andilly me l'avoit enlevée; elle ne mettoit plus de poudre, elle ne se frisoit plus, et elle m'avoit donné mon congé dans toute la forme la plus authentique que l'ordre de la pénitence pouvoit demander. Si Dieu m'avoit ôté la Place Royale, le diable ne m'avoit pas laissé l'Arsénal, où j'avois découvert, par le moyen du valet de chambre, mon confident, que (Piulière), capitaine des gardes du maréchal, étoit pour le moins aussi bien que moi avec la maréchale. Voilà de quoi devenir un saint.“ Ein solcher ist nun freilich der Abbé nicht geworden, aber eine merkliche Besserung trat in seinem Wandel ein. Er studirte fleißig, verkehrte vorzugsweise mit wissenschaftlichen oder frommen Männern und schuf sich in seiner Zurückgezogenheit gleichsam eine Akademie. „Je ne faisois pas le dévot, parce que je ne me pouvois assurer que je pusse durer à le contrefaire: mais j'estimois beaucoup les dévots; et à leur égard, c'est un des plus grands points de la piété. J'accommodois même mes plaisirs au reste de ma pratique. Je ne me pouvois passer de galanterie, mais je la fis avec madame de Pommereux, jeune et coquette, mais de la manière qui me convenoit. Enfin, ma conduite me réussit, et au point qu'en vérité je fus fort à la mode parmi les gens de ma profession, et que les dévots mêmes disoient, après M. Vincent, qui m'avoit appliqué ce mot de l'Evangile, que je n'avois pas assez de piété, mais que je n'étois pas trop éloigné du royaume de Dieu.“ Bereits konnte der Abbé sein Wissen leuchten lassen. Zur Berührung gekommen mit Mestrezat, einem reformirten Prediger, bestand er gegen denselben in neun Conferenzen, die nebenbei die Bekehrung eines Edelmannes aus Poitou zur Folge hatte. Auch den Keim einer zärtlichen Neigung hat der Abbé damit dem Herzen der jungen Prinzessin von Vendôme eingepflanzt, bald darauf in einem Abenteuer mit spukhaften Gestalten, wobei er in Unerschrockenheit mit Turenne wetteiferte, diese Neigung gar sehr verstärkt. Cospean, der fromme und gelehrte Bischof von Lisieux, hatte mit Richelieu die Begnadigung des petit audacieux verhandelt; dem Könige wurde er durch seinen Oheim, den Erzbischof von Paris, vorgestellt und dieser äußerte sich ungemein wohlwollend und gnädig gegen den Neveten, in der Erinnerung an Gondi's Betragen gegen ein ihm überliefertes Mädchen, mit dem er großmüthig, wahrhaft menschlich verfuhr, dem er sogar die Mittel verschaffte, in einem Kloster sich zu heiligen. Dieser Begebenheit, dann einer Rauferei, von welcher die Relation den König belustigt hatte, sollte der Abbé die Ernennung zum Coadjutor von Paris 1643 verdanken. Diese hatte Ludwig XIII. ihm sterbend verheißen. „Quel rapport de ces deux bagatelles à l'archevêché de Paris! et voilà toutefois comme la plupart des choses se

font." Am 7. Oct. 1643 ließ Papst Urban VIII. die Bullen für den neuen Coadjutor ausfertigen, worauf dieser den Advent hindurch in der Kirche Saint-Jean-en-Grève predigte. „Comme j'étois obligé de prendre les ordres, je fis une retraite dans Saint-Lazare, où je donnai à l'extérieur toutes les apparences ordinaires. L'occupation de mon intérieur fut une grande et profonde réflexion sur la manière que je devois prendre pour ma conduite. Elle étoit très difficile. Je trouvois l'archevêché de Paris dégradé à l'égard du monde, par les bassesses de mon oncle, et désolé à l'égard de Dieu, par sa négligence et par son incapacité. Je prévoyois des oppositions infinies à son rétablissement; et je n'étois pas si aveuglé, que je ne connusse que la plus grande et la plus insurmontable étoit dans moi-même. Je n'ignorois pas de quelle nécessité est la règle des moeurs à un évêque. Je sentois que le désordre scandaleux de ceux de mon ordre me l'imposoit encore plus étroite et plus indispensable qu'aux autres; et je sentois en même temps que je n'en étois pas capable, et que tous les obstacles et de conscience et de gloire, que j'opposois au déréglement, ne seroient que des digues fort mal assurées. Je pris, après six jours de réflexion, le parti de faire le mal par dessein, ce qui est sans comparaison le plus criminel devant Dieu, mais ce qui est sans doute le plus sage dévant le monde; et parce qu'en le faisant ainsi, l'on y met toujours des préalables qui en couvrent une partie, et parce que l'on évite par ce moyen le plus dangereux ridicule qui se puisse rencontrer dans notre profession, qui est celui de mêler à contre-temps le péché et la dévotion. Voilà la sainte disposition avec laquelle je sortis de Saint-Lazare. Elle ne fut pas pourtant de tout point mauvaise; car je pris une ferme résolution de remplir exactement tous les dévoirs de ma profession, et d'être aussi homme de bien pour le salut des autres, que je pouvois être méchant pour moi-même." Am 31. Jan. 1644 empfing Gondi von der Hand seines Oheims die bischöfliche Weihe, nachdem er am 22. Jan. u. J. zum Erzbischof von Korinth in partibus ernannt worden war. Seiner ersten Messe wohnte von den Verwandten Niemand bei; die Taxen für die Bullen erlegte Lozières, dem sein Verkehr mit dem Coadjutor nicht eben vortheilhaft war, „car, outre que cet argent n'est pas prêt à être rendu, cette connoissance fut cause qu'il se mit tout autrement l'ambition dans la tête," sagt Tallemant, der an einer anderen Stelle hinzufügt, „M. l'archevêque trouva bon que, par épargner un loyer de maison, il (der Coadjutor) se logeât au petit archevêché où il a toujours logé depuis, car il ne dépensoit que trop, et la galanterie de madame de l'ommereuil avoit déjà commencé." Gondi, in der Hoffnung betrogen, von der sich ihm zuwendenden Gunst Richelieu's Vortheil zu ziehen, hätte sehr gern mit dem Nachfolger im Ministerium, mit Mazarin, sich abgefunden. Wesentlich hatte indessen seine Lage sich verändert; er war nicht mehr der unbedeutende Abbé, sondern als Coadjutor eine Persönlichkeit von Belang; seine Hinneigung zu dem Domcapitel, zu dem städtischen Klerus verschaffte ihm eine gewichtige Stütze; reichlichen Almosen verdankte er eine ausgebreitete Popularität, alles Dinge, in welchen einen künftigen Nebenbuhler zu fürchten Mazarin leichtlich verleitet werden konnte. Gondi wurde beinahe als ein Feind behandelt, obgleich er der Regentschaft in ihrem Beginne einen Dienst von Wichtigkeit geleistet hatte, indem er den Marquis von Rangis, wie erbittert dieser auch gegen die Königin und den Cardinal, abhielt, der Cabale der Importants beizutreten und ihn beredete, sein Regiment von Mantes nach Saint-Germain zu führen, womit des Herzogs von Orléans Gelüsten, sich die Regentschaft anzumaßen, vereitelt wurde. Der Zumuthung, für seine Person den Importants sich anzuschließen, setzte Gondi die Dankbarkeit entgegen, die er wegen der Coadjutorie der Königin schuldig war, und als man ihm zu bedenken gab, daß er diese Auszeichnung eigentlich nur dem verstorbenen Könige verdanke, äußerte er: „Vous me permettrez d'oublier tout ce qui pourroit diminuer ma reconnoissance, et de ne me resouvenir que de ce qui la doit augmenter." Er konnte hiernach wol auf einige Dankbarkeit sich Rechnung machen, statt dessen wurde er in der Ausführung seiner Entwürfe für die in der Diöcese nothwendig gewordenen Reformen gehemmt. Er verrieth darum keine Empfindlichkeit, bezeigte sich vielmehr ungemein unterwürfig, als er an der Spitze seines Klerus dem Cardinal aufwartete, um die Rechte seiner Kirche zu wahren. „Je lui représentai les raisons et les exemples. Je lui dis qu'étant son serviteur aussi particulier que je l'étois, j'espérois qu'il me feroit la grâce de les faire entendre à la reine; et l'ajoutai assurément tout ce qui l'y pouvoit obliger. C'est en cette occasion que je connus qu'il affectoit de me brouiller avec elle." Schließlich, nach manch unfreundlicher Rede, wurde Gondi an die Königin verwiesen. Diese, „sifflée et aigrie," setzte für den anderen Tag eine neue Conferenz fest; „tout ce que j'en pus tirer, fut qu'elle donneroit audience au chapitre, sans lequel je lui déclarai que je ne pouvois ni ne dévois rien conclure. Il le mandai à l'heure même. Le doyen arriva le lendemain avec seize députés. Je les présentai; ils parlèrent et ils parlèrent très sagement et très fortement. La reine nous renvoya à M. le cardinal qui, pour vous dire le vrai, ne nous dit que des impertinences. Et comme il ne savoit encore que très médiocrement la force des mots françois, il finit sa réponse en me disant que je lui avois parlé la veille fort insolemment. Vous pouvez juger que cette parole me choqua. Comme toutefois j'avois pris une résolution ferme de faire paroître de la modération, je ne lui répondis qu'en souriant et je me tournai aux députés, en leur disant: Messieurs, le mot est gai. Il se fâcha de mon souris; et il me dit d'un ton très haut: A qui croyez-vous parler? Je vous apprendrai à vivre.

Je vous confesse que ma bile s'échauffa. Je lui répondis que je savois fort bien que c'étoit le coadjuteur de Paris qui parloit à M. le cardinal Mazarin; mais que je croyois que lui pensoit être le cardinal de Lorraine, qui parloit au suffragant de Metz." Die Deputation wollte nach Paris zurückkehren und es kam der Marschall von Estrées, den Coadjutor vor die Königin zu rufen. „J'y menai les députés. Nous la trouvâmes radoucie, bonne, changée à un point que je ne vous puis exprimer. Elle me dit en présence des députés, qu'elle avoit voulu me voir, non pas pour la substance de l'affaire, pour laquelle il seroit aisé de trouver des expédients, mais pour me faire une réprimande de la manière dont j'avois parlé à ce pauvre M. le cardinal, qui étoit doux comme un agneau, et qui m'aimoit comme son fils. Elle ajouta à cela toutes les bontés possibles, et elle finit par un commandement qu'elle fit au doyen et aux députés de me mener chez M. le cardinal, et d'aviser ensemble à ce qu'il y avoit à faire. J'eus un peu de peine à faire ce pas, et je marquai à la reine qu'il n'y avoit eu qu'elle au monde qui m'y avoit pu obliger." Auch Mazarin zeigte sich durchaus verändert, entschuldigte die ihm entschlüpfte Verwechslung des Insolito mit Insolemment, setzte aber die Entscheidung des Streites aus, bis er von einer kleinen Reise zurückgekommen sein würde. Die Frist wurde benutzt, um den momentan in Anjou weilenden Erzbischof zu bearbeiten und nach Verlauf von fünf oder sechs Tagen erhielt der Coadjutor ein Schreiben, worin der Erzbischof ihm gebot, die Trauung der Prinzessin von Gonzaga, künftiger Königin von Polen, durch den Bischof von Ermland vornehmen zu lassen. Dieses war des Streites einzige Veranlassung, indem ein Erzbischof von Paris bis daher nur gewohnt, Cardinälen aus dem königlichen Hause seine Kirche für dergleichen Handlungen zu überlassen. „Si j'eusse été bien sage, je me serois contenté de ce que j'avois fait jusques là, parce qu'il est toujours judicieux de prendre toutes les issues que l'honneur permet pour sortir des affaires que l'on a avec la cour: mais j'étois jeune et j'étois de plus en colère, parce que je voyois que l'on m'avoit joué." Durch ihn geleitet, erklärte das Domcapitel: der Erzbischof könne nach seinem Wohlgefallen über das Schiff der Kirche verfügen, der Chor aber sei Eigenthum des Capitels und das würde darin Niemanden als den Erzbischof oder den Coadjutor walten lassen. Der Cardinal wollte hierauf die Trauung in der Kapelle des Palais-Royal vorgenommen wissen. „Je lui écrivis pour lui en représenter les inconvéniens. Il étoit piqué et il tourna ma lettre en raillerie. Je fis voir à la reine de Pologne que si elle se marioit ainsi, je serois forcé malgré moi de déclarer son mariage nul; mais qu'il y avoit un expédient, qui étoit qu'elle se mariât véritablement dans le Palais-Royal, mais que l'évêque de Warmie vint chez moi en reçevoir la permission par écrit. La chose pressoit; et il n'y avoit pas de temps pour attendre une nouvelle permission d'Angers. La reine de Pologne ne vouloit rien laisser de problématique dans son mariage et la cour fut obligée de plier et de consentir à ma proposition, qui fut exécutée." Nicht völlig denselben Ausgang nahm ein Rangstreit mit dem Herzoge von Orléans: „quand l'on affectoit de faire des actions de saint Ambroise, il en falloit faire la vie," diese beißenden Worte mußte Gondi von dem Cardinal hinnehmen, am Ende auch dem zürnenden Prinzen eine leichte Entschuldigung darbringen. Ernstere Dinge begannen indessen sich vorzubereiten. Das fortwährende Steigen der Auflagen, während man doch Erleichterung verheißen hatte, erzeugte eine dumpfe Gährung, der Worte zu geben das Parlament im August 1647 unternahm. Der Hof antwortete durch neue Forderungen und veranlaßte damit den Aufruhr vom 8. Jan. 1648, der sich jedoch alsbald beruhigte, nachdem die als Schreckmittel herbeigeführten Gardes françoises und Suisses zurückgezogen worden waren. Im Interesse gemeinsamer Vertheidigung schlossen die Cour des aides, die Chambre des comptes, der Grand conseil und das Parlement den Unionsvertrag vom 13. Mai 1648. Mazarin ließ die Einflußreichsten aus den vier Behörden zu sich entbieten und befiehlt ihnen, den Unionsvertrag zu vernichten, Oignon (Zwiebel) sagt der Fremdling für Union, mit dem Zusatze, sie müßten gehorsam sein, auch wenn der König ihnen die Eicheln am Kragen untersagen wollte. Die Eicheln und der Oignon spielen eine große Rolle in den satyrischen Darstellungen jener Zeit. Bei dem fortwährenden Steigen der Gährung, welchem der Coadjutor schwerlich ganz fremd war, erzählt er doch, daß er vom 28. März bis zum 25. Aug. an Almosen und Geschenken 36,000 Thaler ausgetheilt habe, und es schien ihm Pflicht, mit der Königin und dem Cardinal von der öffentlichen Stimmung zu sprechen. „Je leur en rendis compte, ce qu'ils reçurent l'un et l'autre avec beaucoup de colère. Celle du cardinal s'adoucit au bout de quelques jours, mais ce ne fut qu'en apparence; elle ne fit que se déguiser. J'en connus l'art, et j'y remédiai; car comme je vis qu'il ne se servoit des avis que je lui donnois, que pour faire croire dans le monde que j'étois assez intimément avec lui pour lui rapporter ce que je découvrois, même au préjudice des particuliers: je ne lui parlai plus de rien que je ne disse publiquement à table, en dinant chez moi. Je me plaignis même à la reine de l'artifice du cardinal; et ainsi sans discontinuer ce que le poste où j'étois m'obligeoit de faire pour le service du roi, je me servis des mêmes avis que je donnois à la cour, pour faire voir au parlement que je n'oubliois rien pour éclairer le ministère, et pour dissiper les nuages dont les intérêts des subalternes et la flatterie des courtisans ne manquent jamais de l'offusquer." Die Mäßigung des Coadjutors scheint der Cardinal als Feigheit betrachtet und demnach mit Sarcasmen verfolgt zu haben; bei Gelegenheit eines solchen äußerte Gondi: „qu'il sied encore

plus mal à un ministre de dire des sottises que d'en faire.“ Bei Gelegenheit des Sieges bei Lens hatte der Coadjutor seine Gratulation anzubringen. Der Cardinal vertraute ihm, er werde die Gelegenheit benutzen, um das Parlament und dessen Alliirte zu überzeugen, daß ihm die Rachepläne durchaus fremd seien, deren man ihn bezüchtige und daß man in den nächsten Tagen erkennen würde, die im Felde errungenen Vortheile hätten den Hof vielmehr besänftigt als zu Ausbrüchen von Uebermuth verleitet. „J'avoue que je fus dupe. Je le crus, j'en eus de la joie.“ Gleich darauf, den 26. Aug. 1648, als eben das Te Deum wegen Lens abgesungen war, wurden „le bon homme Broussel, conseiller de la grande chambre,“ und Blancménil, président aux enquêtes, verhaftet. „Je ne vous puis exprimer la consternation qui parut dans Paris le premier quart d'heure de l'enlèvement de Broussel, et le mouvement qui se fit dès le second. La tristesse ou plutôt l'abattement saisit jusques aux enfants; l'on se regardoit et l'on ne se disoit rien. L'on éclata tout d'un coup: l'on s'émut, l'on courut, l'on cria, l'on ferma les boutiques.“ Sofort hiervon in Kenntniß gesetzt, beschloß Gondi nach Hofe zu eilen, wie sehr ihn auch wurmte, daß er nur Tags vorher durch die glatten Worte des Cardinals sich hatte täuschen lassen. Es schreibt das Journal du Parlement: „Le coadjuteur, étant averti de ce désordre, est venu sur le Pont-Neuf, vêtu de soie, camail et bonnet en tête et a exhorté le peuple, de dessus le parapet où il s'est mis, de s'apaiser et rétirer. A quoi lui ayant été dit tout d'une voix, que l'on ne feroit rien que l'on n'eût M. de Broussel et les autres messieurs du Parlement, il promit au peuple qu'il en alloit supplier la reine.“ Dem unberufenen Warner wurde bei Hofe ein ziemlich kühler Empfang. Bei seinem Eintreten flüsterte Bautru der Königin zu: „Votre Majesté est bien malade, le coadjuteur lui apporte l'extrême-onction.“ Die Königin bezeigte sich weniger unfreundlich: „elle me fit des honnêtetés et je répondis par un profond respect et par une mine si niaise, que La Rivière dit à l'oreille de Bautru: Voyez ce que c'est de n'être pas jour et nuit en ce pays-ci! Le coadjuteur est homme du monde; il a de l'esprit; il prend pour bon ce que la reine vient de lui dire. La vérité est que tout ce qui étoit dans ce cabinet jouoit la comédie. Je faisois l'innocent et je ne l'étois pas, au moins en ce fait.“ Nach vielfältigem zwecklosem Geplauder wurde endlich beschlossen, den Coadjutor als Friedensboten an das Volk abzusenden; er sollte die Nachricht mittheilen, daß Broussel in Freiheit zu setzen sei, sobald die Massen sich beruhigt haben würden. Der Marschall von la Meilleraye erbot sich, den Coadjutor zu begleiten und versicherte „que nous y ferions des merveilles. Je n'en doute point, lui répondis-je, pour vu qu'il plaise à la reine de nous faire expédier en bonne forme la promesse de la liberté des prisonniers; car je n'ai pas assez de crédit parmi le peuple pour m'en faire croire sans cela. L'on me loua de ma modération. Le maréchal ne douta de rien: la parole de la reine valoit mieux que tous les écrits. En un mot l'on se moqua de moi, et je me trouvai tout d'un coup dans la cruelle nécessité de jouer le plus méchant personnage où peut-être jamais particulier se soit rencontré.“ Er wollte Einiges erinnern; die Königin war verschwunden und die Sendung mußte übernommen werden. „La seule mesure que je me résolus de garder, fut celle de ne rien promettre en mon nom au peuple, et de lui dire simplement que la reine m'avoit assuré qu'elle rendroit Broussel, pourvu que l'on fit cesser l'émotion.“ Der Marschall von Meilleraye, statt sich dem Gefährten anzuschließen, stürmte voraus an der Spitze der Chevaulégers von der Garde und schrie aus Leibeskräften, den Säbel schwingend: „Vive le roi, liberté à Broussel.“ Den Säbel sahen Viele blinken, die Worte vernahmen nur Wenige und die feindliche Demonstration gab das Signal zu Feindseligkeiten. Eigenhändig erschoß der Marschall einen Sackträger, nichtsdestoweniger gerieth er gleich darauf mit seinen Reisigen in arge Bedrängniß. „Je me jetai dans la foule pour essayer de les séparer, et je crus que les uns et les autres porteroient au moins quelque respect à mon habit et à ma dignité. Je ne me trompai pas absolument, car le maréchal, qui étoit fort embarrassé, prit avec joie ce prétexte pour commander aux chevaulégers de ne plus tirer; et les bourgeois s'arrêtèrent et se contentèrent de faire ferme dans le carrefour; mais il y en eut vingt ou trente qui sortirent avec des hallebardes et des mousquetons, de la rue des Prouvelles, qui ne furent pas si modérés, et qui ne me voyant pas ou ne me voulant pas voir, firent une charge fort brusque aux chevaulégers, cassèrent d'un coup de pistolet le bras à Fontrailles, blessèrent un de mes pages, qui portoit le derrière de ma soutane, et me donnèrent à moi même un coup de pierre au dessous de l'oreille, qui me porta par terre. Je ne fut pas plutôt relevé, qu'un garçon d'apothicaire m'appuya le mousqueton sur la tête; quoique je ne le connusse point du tout, je crus qu'il étoit bon de ne le lui pas témoigner dans ce moment, et je lui dis au contraire: Ha malheureux! si ton père te voyoit. Il s'imagina que j'étois le meilleur ami de son père, que je n'avois pourtant jamais vu. Je crois que cette pensée lui donna celle de me regarder plus attentivement. Mon habit lui frappa les yeux: il me demanda si j'étois M. le coadjuteur. Et aussitôt que je le lui eus dit, il cria: Vive le coadjuteur! Tout le monde fit le même cri; l'on courut à moi; et le maréchal de la Meilleraye se retira avec plus de liberté au Palais-Royal, parce que j'affectai, pour lui en donner le temps, de marcher du côté des Halles. Tout le monde me suivit et j'en eus besoin: car je trouvai cette fourmilière de fripiers tout en armes. Je les flattai, je les caressai, enfin je les persuadai. Ils quittèrent

es armes, ce qui fut le salut de Paris; parce que 'ils les eussent eu encore à la main à l'entrée de a nuit, qui s'approchoit, la ville eût été infaillible- nent pillée. Je n'ai guère eu en ma vie de satis- action plus sensible que celle-là; et elle fut si grande, que je ne fis pas seulement de réflexion ur l'effet que le service que je venois de rendre levoit produire au Palais-Royal. Je dis, devoit: ar vous allez voir qu'il en produisit un tout con- raire.“ Von 30 oder 40,000 Menſchen, alle unbe- waffnet, begleitet, gelangte Gondi zum Palais-Royal. „Paris, soumis et désarmé se vient jeter aux pieds le V. M.“ mit dieſen Worten hat er die Königin an- geſprochen, jedoch eine ſtrenge Gegenrede vernommen, die mit den höhnenden Worten ſchloß: „Allez vous reposer, Monsieur, vous avez bien travaillé.“ Den Grimm im Herzen, beurlaubte ſich der Coadjutor, um auf dem Heimwege, von dem Verdecke ſeines Wagens aus, nochmals die in dichten Haufen ihm folgende Men- ſchenmenge anzureden und Ruhe und Ordnung zu empfeh- len. „J'ajoutai tout ce que je crus pouvoit adoucir cette commune; et je n'y eus pas beaucoup de peine parce que l'heure du souper approchoit. Cette circonstance vous paroîtra ridicule: mais elle est fondée; et j'ai observé qu'à Paris, dans les émotions populaires les plus échauffés ne veulent pas ce qu'ils appellent se désheurer.“ In ſeiner Wohnung angekommen, ließ der Coadjutor ſofort wegen der Con- fuſion am Ohre zur Ader, dann überließ er ſich den ſchwärzeſten Betrachtungen, denen die von ſeinen Freun- den, Montreſor, Laignes, Argenteuil, abgeſtatteten Be- richte einen höchſt ſchmerzlichen Zuſatz gaben. Laignes, der eben bei dem Souper der Königin ſich befunden, „me dit que l'on m'avoit tourné publiquement en ridicule; que l'on m'y avoit traité d'homme qui n'avoit rien oublié pour soulever le peuple sous prétexte de l'apaiser; que l'on avoit sifflé dans les rues; qui avoit fait semblant d'être blessé, quoiqu'il ne le fût point, enfin qui avoit été exposé deux heures en- tières à la raillerie fine de Bautru, à la bouffon- nerie de Nogent, à l'enjouement de la Rivière, à la fausse compassion du cardinal et aux éclats de rire de la reine. Vous ne doutez pas que je ne fusse un peu ému; mais dans la vérité je ne le fus pas au point que vous le devez croire. Je me sentis plutôt de la tentation legère que de l'em- portement: tout me vint dans l'esprit, mais rien n'y demeura, et je sacrifiai presque sans balancer à mon devoir les idées les plus douces et les plus brillantes que les conjurations passées présentèrent à mon esprit en foule, aussitôt que le mauvais traitement que je voyois connu et public me donna lieu de croire que je pouvois entrer avec honneur dans les nouvelles. Je rejetai, par le principe de l'obligation que j'avois à la reine, toutes ces pen- sées, quoi qu'à vous dire le vrai, je m'y fusse nourri dès mon enfance.“ Laignes und Montreſor würden, ſo verſichert er, ſeine Ueberzeugung nicht erſchüttert haben, aber Argenteuil ſprach im Auftrage des dank- baren Marſchalls von la Meilleraye, „qu'il voyoit la cour très-disposée à ne pas perdre le moment fa- vorable; que je serois le premier sur qui l'on vou- droit faire un grand exemple; que l'on avoit même parlé de m'envoyer à Quimper-Corentin; que Brous- sel seroit mené au Havre-de-Grâce, et que l'on avoit résolu d'envoyer à la pointe du jour le chan- celier au Palais, pour interdire le parlement et pour lui commander de se retirer à Montargis.“ Dieſem fügte aus eigener Wahrnehmung der Bote hinzu: „Tout est calme, et l'on pendra demain qui l'on vou- dra.“ Seiner Freunde Beſtürzung keineswegs theilend, brachte Gondi ein Viertelſtündchen in einſamer Betrachtung zu: „je ne fis pas seulement réflexion sur ce que je pouvois, parce que j'en étois très-assuré; je pensai seulement à ce que je devois et je fus embar- rassé.“ Als das Viertelſtündchen abgelaufen war, ſprach er zu ſeinen Freunden: „Toute la cour me sera témoin de la manière dont on m'a traité depuis plus d'un an au Palais-Royal; c'est au public à défendre mon honneur: mais l'on veut perdre le public et c'est à moi de le défendre de l'oppression. Nous ne sommes pas si mal que vous vous le persuadez et je serai demain, devant midi, maître de Paris.“ Zur Stunde ließ er Miron, den Oberſten des Stadt- viertels Saint-Germain-de-l'Auxerrois rufen und dieſer, perſönlich bedroht, verſprach die Trommel rühren zu laſſen, ſobald er die Weiſung erhalten werde. Schwarz- mäntler (reiche Bürger, ſo genannt zum Unterſchied von den grauen Mänteln der unteren Claſſen), unbewaffnet, wurden aufgeſtellt auf allen Punkten, welche beſetzen zu laſſen der Hof geneigt ſein konnte. „Ainsi l'on se pouvoit assurer, que l'on ne prendroit les armes que quand on l'ordonneroit. Mirons s'acquitta si sagement et si heureusement de cette commission, qu'il y eut plus de 400 gros bourgeois assemblés par pelotons, avec aussi peu de bruit et aussi peu d'émotion, qu'il y en eût pu avoir si les novices des Chartreux y fussent venus pour y faire leurs méditations.“ Argenteuil übernahm die Hut des Thores von Nesle, „il se mit chez un sculpteur, qui logeoit tout proche, avec vingt bon soldats que le chevalier d'Humières qui faisoit une recrue à Paris lui prêta.“ Nach ſolchen Anordnungen will Gondi bis um 6 Uhr Morgens geſchlafen, dann mancherlei Meldungen empfan gen haben. „Quelque temps après l'enseigne de la colonelle de Miron me vint avertir, que le chance- lier marchoit avec toute la pompe de la magistra- ture droit au Palais; et Argenteuil m'envoya dire que deux compagnies des gardes suisses s'avan- çoient du côté du faubourg, vers la porte de Nesle. Voilà le moment fatal. Je donnai mes ordres en deux paroles, et ils furent exécutés en deux mo- ments. Miron fit prendre les armes. Argenteuil, habillé en maçon et une règle à la main, chargea les Suisses en flanc, en tua vingt ou trente, prit un des drapeaux, dissipa le reste: le chancelier,

poussé de tous côtés, se sauva à toute peine dans l'hôtel d'O, qui étoit au bout du quai des Augustins, du côté du pont Saint-Michel. Le peuple rompit les portes, y entra avec fureur; et il n'y eût que Dieu qui sauva le chancelier et l'évêque de Meaux, son frère, à qui il se confessa, en empêchant que cette canaille qui s'amusa, de bonne fortune pour lui, à piller, ne s'avisât pas de trouver une petite chambre dans laquelle il s'étoit caché. Le mouvement fut comme un incendie subit et violent qui se prit du Pont-Neuf à toute la ville. Tout le monde, sans exception, prit les armes. L'on voyoit les enfans de cinq et de six ans, avec les poignards à la main; on voyoit les mères qui les leur apportoient elles-mêmes. Il y eut dans Paris plus de douze cents barricades en moins de deux heures, bordées de drapeaux et de toutes les armes que la Ligue avoit laissées entières. Comme je fus obligé de sortir un moment pour apaiser un tumulte, qui étoit arrivé par le mal-entendu de deux officiers du quartier, dans la rue Neuve-Notre-Dame, je vis entre autre une lance traînée plutôt que portée par un petit garçon de huit ou dix ans, qui étoit assurément de l'ancienne guerre des Anglois. Mais j'y vis encore quelque chose de plus curieux. M. de Brissac me fit remarquer un hausse-col de vermeil doré, sur lequel la figure du Jacobin qui tua Henri III. étoit gravée, avec cette inscription: Saint Jacques Clément. Je fis une réprimande à l'officier qui le portoit, et je fis rompre le hausse-col à coup de marteau publiquement sur l'enclume d'un maréchal. Tout le monde cria: vive le roi! mais l'écho répondit: point de Mazarin!" Es verräth dieser Ruf den Talisman, mittels dessen, bei den geringsten Mitteln, so Großes der Coadjutor ausrichten konnte: er hatte, und das ist sein ganzes Verdienst, der öffentlichen Stimmung Gelegenheit verschafft, sich auszudrücken und wurde von ihr als eine Fahne benutzt, als eine solche von dem Hofe gefürchtet. Der Argentier (Schatzmeister) der Königin fand sich bei ihr ein, seine Vermittelung für die Beruhigung der tobenden Massen anzurufen. Er scheint nicht sofort dem Begehren willfahrt zu haben, wollte vermuthlich den Ausgang einer anderen Operation abwarten. Das Parlament, getragen durch die Wogen des gährenden Volkes, hatte plötzlich sich ermannt und zog in corpore, 160 Mann stark, alle im rothen Domino, nach dem Palais-Royal, um die Freilassung der Gefangenen zu verlangen. Sie wird verweigert, die Rothröcke ziehen ab, finden von Seiten des Volkes einen frostigen Empfang und werden von der dritten Barricade in sehr harten Ausdrücken abgewiesen. Gezwungen nahen sie sich nochmals der Königin, die abermals der Beredsamkeit des ersten Präsidenten Molé widersteht, zuletzt aber, durch den Jammer ihrer Umgebung erweicht, dem allgemeinen Begehren widerstrebend sich fügte. „Mais l'on ne voulut pas quitter les armes que l'effet ne s'en fût ensuivi. Le parlement même ne donna point d'arrêt pour les faire poser, qu'il n'eût vu Broussel dans sa place. Il y revint le lendemain, ou plutôt il y fut porté sur la tête des peuples, avec des acclamations incroyables. L'on rompit les barricades, on ouvrit les boutiques et en moins de deux heures Paris parut plus tranquille que je ne l'ai jamais vu le vendredi-saint." Auch Gondi erschien am folgenden Tage nach dem Falle der Barricaden bei Hofe, wo seiner der schmeichelhafteste Empfang wartete. „Le cardinal me dit tant de fadaise, que le bon homme Broussel, qu'il avoit aussi mandé, s'éclata de rire en sortant, tout simple qu'il étoit, et en vérité jusqu'à l'innocence, et qu'il me coula ces paroles dans l'oreille: Ce n'est là qu'un pantalon." Das Parlament allein wollte noch nicht sich beruhigen, wie sehr auch der Coadjutor dafür sich verwendete. Die steigenden Forderungen wurden der Königin so lästig, daß sie, um dagegen sich zu schützen, ihre Kinder nach Ruel entführte. Im Zorne über diese Flucht erließ das Parlament eine dem Cardinal feindliche Erklärung, welche der Coadjutor nicht nur, sondern auch Molé als die Einleitung zu einem Bürgerkriege betrachtete. Besorgend, die Königin möge die während des Winters an der Grenze nicht weiter zu verwendenden Truppen herbeiziehen, um die Stadt Paris zu züchtigen, hatte Gondi seinen Vetter Saint-Ibal beauftragt, in Brüssel um spanische Hilfe zu unterhandeln, als die Nachricht, der Prinz von Condé, seiner Armee voraneilend, sei in Ruel eingetroffen, den Prälaten ermuthigte, seine Aussöhnung mit dem Hofe zu suchen, zu welchem Ende er nach Ruel sich begab. „La reine m'y traita admirablement bien; elle faisoit collation auprès de la grotte. Elle affecta de ne donner qu'à madame la princesse la mère, à M. le Prince et à roi des poncires d'Espagne, qu'on lui avoit apportés. Le cardinal me fit des honnêtetés extraordinaires." Unbezweifelt hat des Prinzen von Condé Wohlwollen für den Coadjutor wesentlich den Abschluß des Vertrags vom 24. Oct. 1648, der beinahe alle Forderungen des Parlaments bewilligte, erleichtert. König und Königin kamen nach Paris zurück, Mazarin mit dem ernstlichen Vorsatze, in jeder Weise den Coadjutor zu umgarnen und zu stürzen. Ein Geschenk von 40,000 Thalern, „que la reine m'envoyoit pour le payement de mes dettes, en reconnoissance des services que j'avois essayé de lui rendre le jour des barricades," wies Gondi zurück, dagegen fiel er in eine andere Schlinge. Er wurde verleitet, um den Kauf des Gouvernements von Paris zu handeln, wodurch er in eine durchaus falsche Stellung gerathen wäre. „Je m'éblouis d'abord à la vue du bâton, qui me parut devoir être d'une figure plus agréable, quand il seroit croisé avec la crosse; et le cardinal ayant fait son effet, qui étoit de m'entamer dans le public sur l'intérêt particulier, sur lequel il n'avoit pu jusques là prendre sur moi le moindre avantage, rompit l'affaire par le moyen des difficultés que le maréchal d'Estrées (der Verkäufer), de concert avec lui, y fit naître." In dieser Stelle offenbart der Coadjutor deut-

cher denn irgendwo, daß Eitelkeit die eigentliche Triebfeder aller seiner Handlungen ist. Gewahrend, daß der Prinz von Condé mit Unwillen den durch die Robins gewonnenen Einfluß trage und daher stündlich bereit sei, zur Partei des Hofes überzugehen, dachte er schon wieder an die Annäherung an Spanien, dann versuchte er, seine Beziehung zu der Herzogin von Longueville zu benutzen, um durch ihren Einfluß den Prinzen von Conty, ihren Bruder, und ihren Liebhaber, den Prinzen von Marsillac, für seine Partei zu gewinnen. Der bedeutenden Verstärkung gewiß, genugsam die feindliche Stimmung des Hofes kennend, hatte Gondi Eile, ihm zuvorzukommen. „Quand je vis que la cour ne vouloit même son bien, qu'à sa mode, qui n'étoit jamais bonne, je ne songeai plus qu'à lui faire du mal, et ce ne fut que dans ce moment où je pris l'entière et pleine résolution d'attaquer personnellement le Mazarin; parce que je crus que ne pouvant l'empêcher de nous attaquer, nous ferions sagement de l'attaquer nous mêmes, par des préalables qui donneroient dans les publics un mauvais air à ses attaques." Den fortgesetzten Neckereien erlag die Geduld der Königin, sie verließ Paris zum anderen Mal den 6. Jan. 1649, um sich in Saint-Germain niederzulassen. „Je l'appris à 5 heures du matin par l'argentier de la reine, qui me donna une lettre écrite de sa main, par laquelle elle me commandoit, en des termes fort honnêtes, de me rendre dans le jour à Saint-Germain. L'argentier ajouta de bouche que le roi venoit de monter en carrosse pour y aller, et que toute l'armée étoit commandée pour s'avancer. Je lui répondis simplement que je ne manquerois pas d'obéir. Vous me faites bien la justice d'être persuadée que je n'en eus pas la pensée." Einstweilen wurden die Thore besetzt, das Parlament verordnete die allgemeine Bewaffnung der Bürgerschaft und sprach von Anstalten für die Proviantirung der Stadt. „Je jugeai à propos de chercher une couleur au peu de soumission que je témoignois à la reine en n'allant pas à Saint-Germain. Je fis mettre mes chevaux au carrosse, je reçus les adieux de tout le monde; je rejetai avec une fermeté admirable toutes les instances que l'on me fit pour m'obliger à demeurer, et par un malheur signalé je trouvai au bout de la rue Neuve-Notre-Dame, du Buisson, marchand de bois, et qui avoit beaucoup de crédit sur les ports. Il étoit absolument à moi; mais il se mit ce jour-là en mauvaise humeur. Il battit mon postillon et me rossa mon cocher. Le peuple accourant en foule renversa mon carrosse; et les femmes du Marché-Neuf firent d'un estau une machine sur laquelle elles me rapportèrent pleurantes et hurlantes à mon logis. Vous ne doutez pas de la manière dont cet effort de mon obéissance fut reçu à Saint-Germain. J'écrivis à la reine et à M. le prince, en leur témoignant la douleur que j'avois d'avoir si mal réussi dans ma tentative. La première répondit au chevalier de Sévigné, qui lui porta ma lettre, avec une hauteur de mépris. Le secondne put s'empêcher en me plaignant, de témoigner de la colère. La Rivière éclata contre moi par des railleries, et le chevalier de Sévigné vit clairement que les uns et les autres étoient persuadés qu'ils nous auroient dès le lendemain la corde au cou." In der That hatten die königlichen Truppen bereits auf mehren Punkten die Umschließung der Hauptstadt begonnen. Zitternd zwar dachte das Parlament auf Vertheidigung. Der Coadjutor wurde ermächtigt, in der Generalversammlung der Kammern die Stelle seines fortwährend abwesenden Oheims, des Erzbischofs, einzunehmen und derselbe hat sofort eine Reihe von energischen Anordnungen durchgesetzt. Der Beschluß vom 8. Jan. 1649, einstimmig, bis auf den einzigen Bernaï „plus cuisinier que conseillier," beliebt, erklärte den Cardinal Mazarin für den Feind von König und Staat, für den Störer der öffentlichen Ruhe und als solchen für vogelfrei. Die Staatskassen wurden in Beschlag genommen, Werbungen angestellt. Solchem Beispiele folgte beinahe die Gesammtheit des Königreichs. Rheims, Tours, Poitiers erhoben sich; die Parlamente von Aix und Rouen coalisiren sich mit den Collegen zu Paris. Zu Toulouse, zu Bordeaux erwartete man nur das Eintreffen der Circularschreiben, wodurch alle souveraine Gerichtshöfe eingeladen wurden, sich zu erklären. Die meisten der Statthalter in den Provinzen hoben Truppen aus. Paris stellte, neben einer Bürgerwehr von 12,000 Mann, ein besoldetes Heer von 5000 Reitern und 14,000 Fußgängern, der Coadjutor allein ein Regiment, die sogenannten Korinther. Die Bastille wurde genommen, nicht minder kam es auf anderen Punkten zu Raufereien. „Noirmoûtier, qui avoit été fait la veille lieutenant général, sortit avec 500 chevaux de Paris pour pousser des escarmoucheurs des troupes que nous appelions du Mazarin, qui venoient faire le coup de pistolet dans les faubourgs. Comme il revint descendre à l'hôtel du ville, il entra avec Matha, Laigues et Labonlaye, encore tout cuirassé dans la chambre de madame de Longueville. qui étoit toute pleine de dames. Ce mélange d'écharpes bleues, de dames, de cuirasses, de violons, qui étoient dans la salle, de trompettes qui étoient dans la place, donnoient un spectacle qui se voyoit plus souvent dans les romans qu'ailleurs. Noirmoûtier, qui étoit grand amateur de l'Astrée, me dit: Je m'imagine que nous sommes assiégés dans Marcilly. — Vous avez raison, lui répondis-je, madame de Longueville est aussi belle que Galatée: mais Marsillac n'est pas si honnête homme que Lindamor. Je m'aperçus en me retournant, que le petit courtin, qui étoit dans une croisée, pouvoit m'avoir entendu: c'est ce que je n'ai jamais su au vrai, mais je n'ai pu aussi jamais deviner d'autres causes de la première haine que M. de la Rochefoucauld (Marsillac) a eu pour moi." Der Haß war übrigens gegenseitig, dem Coadjutor weil eingeflößt durch seine Leidenschaft für die schöne Longueville. Anderen Ursprungs

ist sein Haß für den Herzog von Elbeuf, in dem er einen Nebenbuhler um die Herrschaft von Paris erblickte. Auf seinen Betrieb wurde der Prinz von Conty zum Generalissimus ernannt, während er sich des Herzogs von Beaufort bediente, um auf das Volk zu wirken: „Beaufort étoit bien incapable, mais il descendait d'Henri IV., mais il parlait la langue du peuple.“ Der Hof, gewahrend, daß er die Sache zu leicht genommen, wünschte einzulenken; ein Herold wurde abgesendet, um die Verständigung anzubahnen. Das Parlament zeigte sich geneigt, ihn zu hören, Gondi lehrte, daß eine Regierung mit ihres Gleichen oder aber Feinde durch Herolde zu beschicken habe, daß aber, dem Könige gegenüber, das Parlament weder das eine noch das andere sei. Sein Antrag wurde beliebt, der Herold abgewiesen. Einer günstigeren Aufnahme erfreute sich der von dem Grafen von Fuensaldaña entsendete Cisterciensermönch Arnolfini, für jetzt Don Joseph de Illescas genannt. Zu dessen Sendung die Regierung der Niederlande zu bestimmen, hatte Gondi in Brüssel intriguiren lassen; daß eines solchen Botens Erscheinung ihm nicht zugemessen werde, bediente er sich der lächerlichsten Kunstgriffe, die Niemanden, am wenigsten die Königin und den Cardinal, irre führen konnten. Illescas überreichte dem versammelten Parlamente ein Schreiben des Erzherzogs Leopold Wilhelm, und erklärte zugleich, daß sein hoher Mandant durchaus nicht abgeneigt sei, den Zwist des Hauses Oesterreich mit der Krone Frankreich der Entscheidung der Versammlung zu überlassen, ein Schritt, der indessen lediglich zu einer neuen Deputation an die Königin führte. Den 5. März 1649 traf aus Brüssel ein zweiter Abgeordneter ein, Don Francisco Pizarro, Ueberbringer mehrer Schreiben. In dem an den Coadjutor gerichteten erklärte Fuensaldaña: „que le roi son maître ne se vouloit point fier à ma parole, mais qu'il prendroit toute confiance en celle que je donnerois à madame de Bouillon.“ Die Sitte, die wichtigsten Gegenstände von der Entscheidung einer Modepuppe abhängen zu lassen, war demnach schon bis nach Madrid gedrungen. Von der anderen Seite war ein Schreiben von der Herzogin von Lesdiguières eingelaufen, „qui me faisoit des offres immenses de la part de la reine, le payiment de mes dettes, des abbayes, la nomination au cardinalat.“ Nicht unmöglich ist es, daß dergleichen Verheißungen auf die Weigerung des Coadjutors, den mit Spanien abgeschlossenen Präliminartractat zu unterzeichnen, eingewirkt haben. Gewiß aber ist, daß die schlaffe Handhabung der revolutionairen Mittel, verbunden mit dem von dem Cardinal reichlich gespendeten Golde, den Präsidenten Molé in den Stand setzte, im Namen des Parlamentes mit dem Hofe Frieden zu schließen, d. d. Ruel den 11. März 1649. Die Nachricht hiervon wurde in Paris mit allgemeinem Unwillen aufgenommen. Die Ratification des Vertrages zu hintertreiben, improvisirte Gondi eine Emeute im kleinsten Maßstabe. „Comme le président le Coigneux commençoit à proposer que le parlement renvoyât les députés pour traiter des intérêts de messieurs les généraux, et pour faire réformer les articles qui ne plaisoient pas à la compagnie, l'on entendit un fort grand bruit dans la salle du Palais qui fit peur à maître Gonin (des le Coigneur Efelname), et qui l'obligea de se taire; le président de Bellièvre ayant voulu appuyer la proposition du Coigneux, fut interrompu par un second bruit encore plus grand que le premier. L'huissier entra et dit avec une voix tremblante que le peuple demandoit M. de Beaufort. Il sortit; il harangua de sa manière la populace, et il l'apaisa pour un moment. Le fracas recommença aussitôt qu'il fut rentré; et le président de Novion étant sorti hors du parquet des huissiers pour voir ce que c'étoit, y trouva un certain du Boisle, méchant avocat, et si peu connu que je ne l'avois ouï nommer, qui, à la tête d'un nombre infini de peuple, dont la plus grande partie avoit le poignard à la main, lui dit qu'il vouloit que l'on lui donnât les articles de la paix pour faire brûler par la main d'un bourreau, dans la Grève, la signature du Mazarin; que si les députés avoient signé cette paix de leur bon gré, il les falloit pendre; que si l'on les y avoit forcés à Ruel, il la falloit désavouer. Le président de Novion, fort embarrassé, représenta à du Boisle que l'on ne pouvoit brûler la signature du cardinal sans brûler celle de M. le duc d'Orléans; mais que l'on étoit sur le point de renvoyer les députés, pour faire réformer les articles. L'on n'entendoit cependant dans la salle, dans les galeries et dans la cour du Palais, que de voix confuses et effroyables: Point de paix! et point de Mazarin! il faut aller à Saint-Germain quérir notre bon roi; il faut jeter dans la rivière tous les Mazarins.“ Abermals mußte Gondi die ruhige, feste Haltung des Präsidenten Molé bewundern. „Comme je le priois de ne se point exposer aumoins que je n'eusse fait mes efforts pour adoucir le peuple, il se tourna vers moi d'un air moqueur, et il me dit cette mémorable parole: ha! mon bon seigneur, dites le bon mot. Je vous confesse que, quoiqu'il me témoignât assez par là qu'il me croyoit l'auteur de la sédition, en quoi il me faisoit une horrible injustice, je me sentis touché d'aucun mouvement que de celui qui me fit admirer l'intrépidité de cet homme, que je laissai entre les mains de Caumartin, afin qu'il le retint jusques à ce que je revinsse à lui. Je priai M. de Beaufort de demeurer à la porte du parquet des huissiers, pour empêcher le peuple d'entrer et le parlement de sortir. Je fis le tour par la buvette, et quand je fus dans la grande salle, je montai sur un banc de procureur; et ayant fait un signe de la main, tout le monde cria silence pour m'écouter. Je dit tout ce que je m'imaginai être le plus propre à calmer la sédition; et du Boisle n'avançant, et me demandant avec audace si je répondois que l'on ne tiendroit pas la paix qui avoit été signée à Ruel, je lui répondis que j'en étois très-assuré, pourvu que l'on

ie fit point d'émotion, laquelle continuant, seroit apable d'obliger les gens les mieux intentionnés our le parti à chercher toutes les voies d'éviter le pareils inconvénients. Il me fallut voir en un uart d'heure trente personnages tous différents. Je menaçai, je caressai, je commandai, je suppliai; nfin comme je crus me pouvoir au moins assurer le quelques instants, je revins dans la grande hambre, où je pris M. le premier président que e mis devant moi en l'embrassant; M. de Beaufort n usa de la même manière avec M. le président le Mesme, et nous sortimes ainsi avec le parlement n corps les huissiers à la tête. Le peuple fit de grandes clameurs, nous entendîmes même quelques oix qui crioient république! mais l'on n'attenta ien, et ainsi finit l'histoire." Das Parlament hatte noch nicht ratificirt, und es trat von Seiten Spaniens in dritter Unterhändler auf, Don Gabriel de Toledo, Ueberbringer der von dem Erzherzoge für den Bundesvertrag gegebenen Ratification und nebenbei beauftragt, der Herzogin von Bouillon mitzutheilen: „que l'archiduc ui seroit fort obligé, si elle pouvoit faire en sorte que je reçusse dix mille pistoles, que le roi d'Espagne l'avoit chargé de me donner de sa part. Madame de Bouillon n'oublia rien pour me le persuader, mais elle n'y réussit pas; et je m'en démêlai avec beaucoup de respect, mais d'une manière qui fit connoître aux Espagnols que je ne prendrois pas aisément de leur argent." Von Gabriel de Toledo heißt es: „Il n'avoit pas plus de connoissance de nos affaires, que nous en pouvions avoir de celles de Tartarie. De l'esprit, de l'agrément, de l'enjouement, peut-être même de la capacité, mais je n'ai guère vu d'ignorance plus crasse au moins par rapport aux matières dont il s'agissoit. C'est une grande faute que d'envoyer de tels négociateurs. J'ai observé qu'elle est commune." Die erste Unterredung mit dem Ignoranten wurde hochlich verbittert durch die gleichzeitig eingetroffene Nachricht, daß Turenne, auf welchen die Partei ihre Hoffnungen stützte, von seiner Armee, unter welche Mazarin 800,000 Livres habe vertheilen lassen, verlassen worden sei und nur durch schleunige Flucht der Haft sich entzogen habe. Gondi befand sich in der größten Perplexität. Die Nacht verging ihm in der lebhaftesten Unruhe. „Je fus tout le matin dans ces pensées, et je me résolus de les aller communiquer à mon père, qui étoit retiré depuis plus de vingt ans dans l'Oratoire, et qui n'avoit jamais voulu entendre parler de toutes mes intrigues. Il me vint une pensée entre la porte Saint-Jacques et Saint-Magloire, qui fut de contribuer sous main de tout ce qui seroit en moi à la paix pour sauver l'état, et de m'y opposer en apparence pour me maintenir avec le peuple, et pour demeurer toujours à la tête d'un parti non armé, que je pourrois armer ou ne pas armer dans les suites, selon les occassions. Cette imagination, quoique non digérée, tomba d'abord dans l'esprit de mon père, qui étoit naturellement fort modéré, ce qui commença à me faire croire qu'elle n'étoit pas si extrême qu'elle me l'avoit paru d'abord. Après l'avoir discutée, elle ne nous parut pas même si hazardeuse à beaucoup près. Ce qui me confirma encore dans mon opinion, fut que mon père, qui avoit reçu deux jours auparavant beaucoup d'offres avantageuses pour moi du côté de la cour, par la voie de M. de Liancourt, convenoit que je n'y pouvois trouver aucune sûreté. Nous dégrossâmes notre proposition, nous la revêtîmes de ce qui lui pouvoit donner et de la couleur et de la force, et je me résolus de prendre ce parti, et de l'inspirer, s'il m'étoit possible, dès l'après-dinée, à MM. de Bouillon, de Beaufort et de la Mothe-Houdancourt." Ein solcher Entschluß war nicht frei von Bedenklichkeiten. „Je faillis à me décréditer dans le public et passer pour Mazarin dans le peuple, parce que le 13 de mars j'avois empêché que l'on ne massacrât le premier président; parce que le 23 et le 24 je m'étois opposé à la vente de la bibliothèque du cardinal, ce qui eût été à mon sens une barbarie sans exemple; et parce que le 25 je ne me pus empêcher de sourire sur ce que les conseillers s'avisèrent de dire en pleine chambre, qu'il falloit raser la Bastille. Je me remis en honneur dans la salle du Palais et parmi les emportés du parlement en pronant fortement contre le comte de Grançey, qui avoit été assez insolent pour piller une maison de M. Coulon; en insistant le 24 que l'on donnât permission au prince d'Harcourt de prendre les deniers royaux dans les recettes de Picardie; en resistant le 25 contre une trêve qu'il étoit ridicule de refuser dans le temps d'une conférence; et en m'opposant à celle que l'on fit le 30 quoique je susse que la paix étoit faite. Ces remarques ne sont dignes de l'histoire que parce qu'elles marquent très-naturellement l'extravagance de ces sortes de temps, où tous les sots deviennent fous, et où il n'est pas permis aux plus sensés de parler et d'agir toujours en sages." Der von dem Parlamente gegebenen Ratification des Friedensvertrages ging die Verkündigung einer Amnestie voraus, worin die Häupter der Bewegung namentlich angeführt werden, Gondi aber nicht genannt wird, was er auch auf das Bestimmteste verbeten hat: „Comme je n'ai rien fait dans le mouvement présent, que ce que j'ai cru être du service du roi et du véritable intérêt de l'état; j'ai trop de raison, de souhaiter que Sa Majesté en soit bien informée à sa majorité, pour ne pas supplier messieurs les députés de ne pas souffrir que l'on me comprenne dans l'amnistie. — Vous ne pouvez croire à quel point cette bagatelle nida à me soutenir dans le public. Le 1 d'avril qui fut le jeudi saint de l'année 1649, la déclaration de la paix fut verifiée en parlement. Comme je fus averti la nuit qui précéda cette vérification, que le peuple s'étoit atroupé en quelques endroits pour s'y opposer, et qu'il

menaçoit même de forcer les gardes qui servoient au Palais, j'affectai de finir un peu tard la cérémonie des saintes huiles, que je faisois à Notre-Dame, pour me tenir en état de marcher au secours du parlement, s'il étoit attaqué. L'on me vint dire comme je sortois de l'église, que l'émotion commençoit sur le quai des Orfèvres: et comme j'étois en chemin pour y aller, je trouvai un page de M. de Bouillon, qui me donna un billet de lui, par lequel il me conjuroit d'aller prendre ma place au parlement, parce qu'il craignoit que le peuple ne m'y voyant pas n'en prit sujet de se soulever, en disant que c'étoit marque que je n'approuvois pas le parti. Je ne trouvai effectivement dans le rues que des gens qui crioient: point de Mazarin! point de paix! Je dissipai ce que je trouvai d'assemblés au Marché-Neuf et sur le quai des Orfevres, en leur disant que les Mazarins vouloient diviser le peuple du parlement, qu'il falloit bien se garder de donner dans le panneau; que le parlement avoit ses raisons pour agir comme il faisoit, mais qu'il n'en falloit rien craindre à l'égard du Mazarin; et qu'ils m'en pouvoient bien croire parce que je leur donnois ma foi et ma parole que je ne m'accommoderois jamais avec lui. Cette protestation rassura tout le monde. J'entrai dans le Palais où je trouvai les gardes aussi échauffés que le reste du peuple. M. de Vitry me dit qu'ils lui avoient offert de massâcrer ceux qu'il leur nommeroit comme Mazarins. Je leur parlai comme j'avois fait aux autres, et la délibération n'étoit pas encore achevée lorsque je pris ma place dans la grande chambre. Le premier président en me voyant entrer dit: Il vient de faire dès huiles qui ne sont pas sans salpêtre. Je l'entendis et je ne fis pas semblant, dans un instant où si j'eusse relevé cette parole et qu'elle eût été portée dans la grande salle, il n'eût pas été en mon pouvoir de sauver peut-être un seul homme du parlement.“ Des Coadjutors neuere Biographen ſprechen von der ſtolzen Haltung, die er jetzt annahm, von ſeiner drohenden Haltung, die er dem Hofe gegenüber behauptete. In Wahrheit zeigt er ſich nur mit Allotrien beſchäftigt. Ohne der Königin Erlaubniß abzuwarten, kam die Herzogin von Chevreuſe nach Paris zurück, und noch an demſelben Tage ſtand Gondi mit ihrer Tochter zu Gevatter. Nicht übel für einen Liebeshandel ſchien die Sache ſich anzulaſſen, da erging von Seiten der Königin Befehl, daß die Herzogin binnen 24 Stunden die Stadt verlaſſe. Dies wurde ſofort dem Coadjutor geklagt: „J'allai à l'hôtel de Chevreuse, et je trouvai la belle à sa toilette, dans les pleurs. J'eus le coeur tendre et je priai madame de Chevreuse de ne point obéir, que je n'eusse eu l'honneur de la revoir.“ Er eilte dem Präſidenten Mole vorzuſtellen, daß die Lettres de cachet jederzeit eines der gehäſſigſten Mittel geweſen, die Freiheit zu unterdrücken, „et comme je commençois à lui représenter la nécessité qu'il y avoit pour le service du roi et pour le repos de l'état, à ne pas aigrir les esprits par l'infraction des déclarations si solennelles, il m'arrêta tout court en me disant: C'est assez, mon bon seigneur, vous ne voulez pas qu'elle sorte, elle ne sortira pas. A quoi il ajouta, en s'approchant de mon oreille: elle a les yeux trop beaux. Je retournai triomphant à l'hôtel de Chevreuse; je n'y fus pas mal reçu. Je trouvai mademoiselle de Chevreuse aimable; je me liai intimément avec madame de Rhodes, qui étoit bien avec elle; je fis chemin, je ruinai dans son esprit le duc de Brunswick de Zell, avec qui elle étoit comme accordée. Laigues me fit quelque obstacle au commençement; la résolution de la fille et la facilité de la mère le levèrent bientôt. Je la voyois tous les jours chez elle, et très-souvent chez madame de Rhodes, qui nous laissoit en toute liberté. Nous nous en servîmes: je l'aimai, ou plus fort je la crus aimer; car je ne laissai pas de continuer mon commerce avec madame de Pommereux. Madame de Guémené, qui s'en étoit allée d'effroi, dès les premiers jours du siége de Paris, revint de colère, à la première nouvelle qu'elle eut de mes visites à l'hôtel de Chevreuse. Je fus assez fou pour la prendre à la gorge sur ce qu'elle m'aivoit lâchement abandonné; elle fut assez folle pour me jeter un chandelier à la tête, sur ce que je ne lui avois pas gardé fidélité à l'égard de mademoiselle de Chevreuse.“ Eine noch traurigere Wendung nahm eine andere Liebſchaft, von welcher Gondi bei Gelegenheit einer von ihm zu Weihnachten im J. 1649 vorgetragenen Predigt handelt. „Il arriva à propos de ce sermon un incident très-ridicule pour moi. Madame de Brissac avoit une petite incommodité que M. son mari lui avoit communiquée à dessein, à ce qu'elle m'a dit depuis, et par la haine qu'il avoit pour elle. Je crois sans raillerie, que par le même principe elle se résolut à m'en faire part. Je ne la cherchois nullement: elle me rechercha. Je ne fus pas cruel. Je m'aperçus que j'eusse mieux fait de l'être. Mon médecin ordinaire se trouvant par malheur à l'extrémité, et un chirurgien domestique que j'avois venant de sortir de chez moi, parce qu'il avoit tué un homme, je crus que je ne me pouvois mieux adresser qu'au marquis de Noirmoûtier, qui étoit mon ami intime, et qui en avoit un très bon et très affidé; et quoique je le commusse assez pour n'être pas secret, je ne pus pas m'imaginer qu'il pût être capable de ne l'être pas en cette occasion. Comme je sortis de chaire, mademoiselle de Chevreuse dit: Voilà un bon sermon. Noirmoûtier lui répondit: Vous le trouveriez bien plus beau, si vous saviez qu'il est si malade à l'heure qu'il est, qu'un autre que lui ne pourroit pas seulement ouvrir la bouche. Il lui fit entendre la maladie à laquelle j'avois été obligé l'avant-veille, en parlant à elle-même, de donner un autre tour. Vous pouvez juger du bel effet que cette indiscrétion ou plutôt que cette trahison pro-

uisit. Je me racommodai bientôt avec la demoi-
elle.“ Den Ursprung des Namens Fronde, womit
an seine Partei zu bezeichnen anfing, erklärt Gondi
urch eine Aeußerung von Bachaumont über den Ein-
ruck, welchen das Erscheinen des Herzogs von Orléans
er des Prinzen von Condé im Parlamente für eine
rze Zeit auf die erhitzten Gemüther zu machen pflegte.
Bachaumont s'avisa de dire en badinant, que le
arlement faisoit comme les écoliers qui frondent
ans les fossés de Paris, qui se séparent dès qu'ils
oient le lieutenant civil et qui se rassemblent dès
u'il ne paroît plus. Cette comparaison, qui fut
rouvée assez plaisante, fut célébrée par les chan-
ons, et elle refleurit particulièrement, lorsque la
aix étant faite entre le roi et le parlement, l'on
rouva lieu de l'appliquer à la faction particulière
e ceux qui ne s'étoient pas accommodés avec la
our. Nous y donnâmes nous-mêmes assez de
ours, parce que nous remarquâmes que cette dis-
nction de nom échaufla les esprits. Nous résolu-
es de prendre des cordons de chapeaux qui eus-
ent quelque forme de fronde. Un marchand affidé
ous en fit une quantité, qu'il débita à une infinité
e gens qui n'y entendoient aucune finesse. Nous
'en portâmes que les derniers pour ne point faire
aroître d'affectation, qui en eût gâté tout le mys-
ère. L'effet que cette bagatelle fit est incroyable.
out fut à la mode de la Fronde, le pain, les
hapeaux, les canons, les gants, les manchons, les
vantails, les garnitures; et nous fumes nous-mêmes
la mode encore plus par cette sottise que par
essentiel. Nous avions certainement besoin de
out pour nous soutenir, ayant toute la maison
oyale sur les bras.“ Am 24. Aug. 1649 zog der
König wieder in seine Hauptstadt ein, welches Er-
ignis durch sein Erscheinen bei dem Lever der Königin
n Compiègne herbeigeführt zu haben Gondi sich
ühmt: „J'avois effacé le soupçon que les frondeurs
ussent contraires au retour du roi; j'avois jeté sur
e cardinal toute la haine du délai; je m'étois as-
uré l'honneur principal du retour; j'avois bravé
e Mazarin dans son trône.“ In Paris wiederum
ingekehrt, ließ Mazarin nicht nach in seiner Feindschaft
egen den Coadjutor, dessen Partei er bedeutend ge-
chmolzen fand. Ihr aufzuhelfen, rieth Montresor in
iner Versammlung der Frondeurs, irgend einem Syndi-
us der Rentiers einen Pistolenschuß zuzuschicken, das
nüsse zu einer Generalversammlung des Parlamentes
nd folglich zu neuen Unruhen führen. Dem Vorschlage
iderspruch Gondi mit aller Macht, „mais il fut ré-
olu qu'un gentilhomme qui étoit à Noirmoûtier,
iroit un coup de pistolet dans le carrosse de Joly,
ui étoit un des syndics des rentiers; que Joly se
eroit une égratignure pour faire croire qu'il auroit
té blessé; qu'il se mettroit au lit, et qu'il don-
eroit sa requête au parlement.“ Es ergab sich am
Abend einige Bewegung, welche zu beobachten Servien
on dem Minister ausgesendet wurde. „L'on prétend
qu'il grossit beaucoup, par son rapport, le nombre des gens qui y étoient. L'on observa même qu'il eut une assez longue conférence avec le cardinal, dans la petite chambre grise de la reine, et que ce ne fut qu'après cette conférence qu'il vint dire, tout échauffé, à M. le Prince qu'il y avoit assurément quelque entreprise contre sa personne. Le premier mouvement de M. le Prince fut de s'en aller éclaircir lui-même, la reine l'en empêcha; et ils convinrent d'envoyer seulement le carrosse de M. le Prince, avec quelques carrosses de suite, pour voir si on l'attaqueroit. Comme ils arrivèrent sur le Pont-Neuf, ils trouverent force gens en armes, et il n'arriva rien au carrosse de M. le Prince. Il y eut un valet blessé d'un coup de pistolet dans celui de Duras qui le suivoit, dit-on. On ne sait point trop comme cela arriva: S'il est vrai, comme on disait en ce temps-là, que deux cavaliers eussent tiré ce coup de pistolet, après avoir regardé dans le carrosse de M. le Prince, où ils ne trouvèrent personne. Il y a apparence que ce jeu fut la continuation de celui du matin. Un boucher, tres-homme de bien, me dit huit jours après, et il me l'a redit vingt fois depuis, qu'il n'y avoit pas un mot de vrai de ce qui s'étoit dit de ces deux cavaliers; que ceux de la Boulaye n'y étoient plus quand les carrosses passèrent; et que les coups de pistolet qui se tirèrent, ne furent qu'entre des bourgeois ivres et ses camarades bouchers, qui revenoient de Poissy, et qui n'étoient a jeun. Ce boucher, appelé le Houte, disoit qu'il étoit dans la compagnie.“ Welche Bewandtniß es auch mit dem Schusse haben mag, Condé wähnte sich damit bedroht. Der Handel wurde vor das Parlament gebracht; um des Coadjutors Anwesenheit dabei zu verhindern, ersuchte die Königin den Erzbischof von Paris schriftlich, daß er den ihm zukommenden Platz im Parlamente einnehmen möge. „J'allai dès les trois heures du matin chercher messieurs de Brissac et de Retz, et je les menai aux capucins du Faubourg Saint-Jacques, où M. de Paris avoit couché, pour le prier en corps de famille de ne point aller au Palais. Mon oncle avoit peu de sens, et le peu qu'il en avoit n'étoit point droit; il étoit foible et timide jusques à la dernière extrémité; il étoit jaloux de moi jusques au ridicule. Il avoit promis à la reine qu'il iroit prendre sa place, il ne fut pas en notre pouvoir d'en tirer que des impertinences et des vanteries: qu'il me défendroit bien mieux que je ne me défendrois moi-même. Et vous remarquerez que quoiqu'il causât comme une linotte en particulier, il étoit toujours muet comme un poisson en public. Je sortis de sa chambre desesperé; un chirurgien qu'il avoit, me pria d'aller attendre de ses nouvelles aux Carmélites qui étoient tout proche, et il me revint trouver un quart d'heure après. Il me dit qu'aussitôt que nous étions sortis de la chambre de M. de Paris, il y étoit entré; qu'il l'avoit beaucoup loué

de la fermeté avec laquelle il avoit résisté à ses neveux, qui le vouloient enterrer tout vif; qu'il l'avoit exhorté ensuite de se lever en diligence pour aller au Palais; qu'aussitôt qu'il fut hors du lit, il lui avoit demandé d'un ton effaré comme il se portoit? Que M. de Paris lui avoit répondu: Qu'il se portoit fort bien. Qu'il lui avoit dit: Cela ne se peut, vous avez trop mauvais visage. Qu'il lui avoit tâté le pouls; qu'il l'avoit assuré qu'il avoit la fièvre, et d'autant plus à craindre qu'elle paroissoit moins; que M. de Paris l'avoit cru; qu'il s'étoit remis au lit et que tous les rois et toutes les reines ne l'en feroient sortir de quinze jours. Nous allâmes au Palais, messieurs de Beaufort, de Brissac, de Retz et moi seuls et séparément. Messieurs les princes avoient assurément plus de mille gentilshommes avec eux, et on peut dire que toute la cour généralement y étoit. Comme j'étois en rochet et camail, je passai la grande salle le bonnet à la main, et je trouvai peu de gens assez honnêtes pour me rendre le salut, tant l'on étoit persuadé que j'étois perdu." Dem geſchah nicht ſo, obgleich der Hof alles Erdenkliche aufgeboten hatte, um etwas einer Verſchwörung gegen den Prinzen von Condé Aehnliches herauszuſtellen. Am Ende der Sitzung ertönte von allen Seiten der Ruf: Es lebe Beaufort, es lebe der Coadjutor! Nach einer Sitzung von 10 Stunden fuhren die Angeklagten nach Hauſe, mühſam zwar einen Weg findend durch die jubelnde Menge. Genugſam hatte die Stimmung im Volke wie im Parlament ſich zu erkennen gegeben, doch glaubten Gondi und ſeine Freunde einige Vorſichtsmaßregeln nicht verſchmähen zu dürfen. „Nous travaillâmes à envoyer chercher nos amis dans les provinces, ce qui ne se faisoit pas sans dépense, et M. de Beaufort n'avoit pas un sol. Lozieres, duquel je vous ai déja parlé à propos des bulles de la coadjutorerie, m'apporta trois mille pistoles, qui suppléèrent à tout. M. de Beaufort espéroit tirer du Vendômois et du Blaisois soixante gentilshommes, et quarante des environs d'Anet; il n'en eut en tout que 54. J'en tirai de Brie 14, et Annery m'en amena 80 du Véxin, qui ne voulurent jamais prendre un double de moi, qui ne souffrirent pas que je payasse dans les hôtelleries, et qui demeurèrent dans tout le cours de ce procès attachés et assidus auprès de ma personne, comme s'ils dussent être mes gardes." Den 29. December 1649 zogen Beaufort und der Coadjutor an der Spitze von 300 Edelleuten in die Sitzung. „Le peuple qui étoit revenu jusqu'à la fureur dans sa chaleur pour nous, nous donnoit assez de sûreté; mais la noblesse nous étoit bonne, tant pour faire paroître que nous ne nous traitions pas simplement de tribuns du peuple, que parce que, faisant état de nous trouver tous les jours au Palais, dans la quatrième chambre des enquêtes, qui répondoit à la grande, nous étions bien aise de n'être exposé, dans un lieu où le peuple ne pouvoit pas entrer, à l'insulte des gens de la cour qui y étoient pêle-mêle avec nous. Nous étions en conversation les uns avec les autres, nous nous faisions civilités, et nous étions huit ou dix fois tous les matins sur le point de nous étrancher, pour peu que les voix s'élevassent dans la grande chambre, ce qui arrivoit assez souvent par la contestation, dans la chaleur où étoient les esprits. Chacun regardoit le mouvement de chacun, parce que tout le monde étoit dans la défiance. Il n'y avoit personne qui n'eût un poignard dans sa poche. Et je crois pouvoir dire sans exagitation, que sans excepter les conseillers, il n'y avoit pas vingt hommes dans le Palais qui n'en fussent garnis. Je n'en avois point voulu porter: et M. de Brissac m'en fit prendre un presque par force, un jour où il paroissoit qu'on pourroit s'échauffer plus qu'à l'ordinaire. Cette arme qui à la vérité étoit peu convéuable à ma profession, me causa un chagrin qui me fut plus sensible qu'un plus grand. M. de Beaufort qui étoit fort lourd, voyant la garde du stilet dont le bout paroissoit un peu hors de ma poche, le montra à Arnault, à la Moussaye, à de Roche, capitaine des gardes de M. le Prince, en leur disant: Voilà le breviaire de M. le coadjuteur. J'entendis la raillerie, mais je ne la soutins jamais de bon coeur." Einen Proceß, für welchen keinerlei Ergebniß zu hoffen war, glaubten gemeinſchaftliche Freunde durch des Prinzen von Condé Ausſöhnung mit dem Coadjutor beendigen zu können. Die in dieſer Abſicht gemachten Vorſchläge ſcheiterten an des Prinzen hartem Sinne. „Il étoit difficile de trouver des tempéraments qui puissent satisfaire un premier prince du sang, auquel on disputoit le pavé publiquement et les armes à la main, à moins que je me résolusse de le lui quitter au moins pour quelque temps. Il me proposa en conséquence l'ambassade ordinaire de Rome, l'extraordinaire à l'Empire, dont on parloit à propos de je ne sais quoi." Davon wollte Gondi Nichts hören, und noch dauerte der Zuſtand des Zweifels und der Verwirrung fort, als er aus den Händen der Herzogin von Chevreuſe ein eigenhändiges Billet der Königin empfing, worin es heißt: „Je ne puis croire, nonobstant le passé et présent, que M. le coadjuteur ne soit à moi. Je le prie que je le puisse voir sans que personne le sache que madame et mademoiselle de Chevreuse. Ce nom sera sa sûreté. — Anne." Gondi entgegnete: „Il n'y a jamais eu de moment dans ma vie, dans lequel je n'aie été également à V. M. Je serois trop heureux de mourir pour son service, pour songer à ma sûreté. Je me rendrai où elle me commandera." Ohne Verzug wurde die Stunde für eine erſte Conferenz feſtgeſetzt. „Je me trouvai à minuit au cloître de Saint-Honoré, où Gabouri, porte-manteau de la reine, me vint prendre, et me mena par un escalier dérobé au petit oratoire où elle étoit seule enfermée. Elle me témoigna toutes les bontés que

la haine qu'elle avoit contre M. le Prince lui pouvoit inspirer, et que l'attachement qu'elle avoit pour M. le cardinal Mazarin lui pouvoit permettre. Il entra une demie heure après. Il supplia la reine de lui permettre qu'il manquât au respect qu'il lui devoit, pour m'embrasser devant elle. Il fut au désespoir de ce qu'il ne pouvoit pas me donner sur l'heure même son bonnet." Den Cardinalshut, die Würde eines grand aumônier, die Abtei Orcamp, die Uebernahme seiner Schulden hatte Gondi abgelehnt, dagegen Vortheile und Auszeichnungen für seine Freunde stipulirend. Dafür gab er nicht ungern seinen Willen zur Verhaftung der Prinzen von Condé und Conty und des Herzogs von Longueville. Sie erfolgte am 18. Jan. 1650 und von Neuem entbrannte der Bürgerkrieg, um den doch Gondi weniger bekümmert scheint als um seine Liebschaft. „Madame de Chevreuse me mena dans le cabinet de l'appartément bas de l'hôtel de Chevreuse; elle ferma les verroux sur elle et sur moi, et elle me demanda, si je n'étois pas effectivement de ses amis? Vous vous attendez sans doute à un éclaircissement: nullement. Ce fut pour me prier, avec bien de la tendresse, qu'il n'arriva point d'accident de ce que je savois bien, et que je considérasse l'horrible embarras dont nous seroit une aventure pareille. Je l'assurai de ma prudence; elle en prit ma parole, elle me dit du fonds du coeur: Laigues est quelquefois insupportable. Cette parole jointe aux réprimandes impertinentes qu'il faisoit de temps en temps avec un rechignement de beau-père à la fille, et aux liaisons un peu trop étroites qu'il me paroissoit prendre avec Le Tellier, m'obligea à tenir un conseil dans le cabinet de madame de Rhodes, où nous résolumes, elle, mademoiselle de Chevreuse et moi, de donner un autre amant à la mère. Haqueville fut mis sur les rangs. Il m'a dit plusieurs fois qu'il n'auroit pas accepté la commission; je m'en rapporte. Je n'en pressai pas l'expédition parce que je n'eus pas la force sur moi-même de solliciter la destitution de l'autre. Je ne m'en trouvai pas mieux: mais ce ne fut pas la première fois que je m'aperçus que l'on paye souvent les dépens de sa bonté." Das wird namentlich auch der Fall gewesen sein in den unlängst mit Mazarin angeknüpften Verbindungen. Nicht nur daß dieser über alle eingegangene Verpflichtung sich hinaussetzte, er sprach auch, von der Expedition nach Guyenne zurückgekehrt, öffentlich die Absicht aus, die Frondeurs zu züchtigen für den Versuch, den Herzog von Orléans zu gewinnen, für die Begünstigung des Aufruhrs zu Bordeaux u. s. w. und welche er damit beginne, daß er Uneinigkeit in die Partei bringe. In der Hoffnung, den Einfluß des Coadjutors auf den Herzog von Orléans zu untergraben, wenn er ihn des Beistandes der Herzogin von Chevreuse beraube, suchte er ihm einen Nebenbuhler bei der Tochter zu erwerben. Seine Wahl fiel auf den Herzog von Aumale, „qui étoit dans la vérité en ce temps-la beau comme un ange, et qui pouvoit aisément convenir à la demoiselle par sa sympathie." Er wurde jedoch abgewiesen, was ihn zu einem Mordanschlage verleitet haben soll. „Il aporta un filou appelé Grandmaisons, pour m'assasiner. Le filou, au lieu de l'exécuter, m'en donna avis. Une autre aventure fut encore plus rare que cella-là, et à proprement parler beaucoup plus fallotte. Vous jugez aisément parce que vous avez déjà ouï de madame de Guémené, qu'il devoit y avoir beaucoup de démêlés entre nous. Tantôt elle s'alloit plaindre à mon père comme une bonne parente, de la vie scandaleuse que je menois avec sa nièce, tantôt elle en parloit à une chanoine de Notre-Dame, qui étoit homme de grande piété, qui m'en importunoit beaucoup. Tantôt elle s'emportoit publiquement avec des injures atroces contre la mère, contre la fille et contre moi. Quelquefois le ménage se rétablissoit pour quelques jours, pour quelques semaines. Voici le comble de la folie. Elle fit très-proprement accommoder une manière de cave, ou plutôt de serre d'orangers, qui répond dans son jardin et qui est justement sous son petit cabinet, et elle proposa à la reine de me prendre, en lui promettant qu'elle lui en donneroit les moyens, pourvu qu'elle lui donnât sa parole de me laisser sous sa garde enfermé dans la serre. La reine me l'a dit depuis, madame de Guémené me l'a confessé. Le cardinal ne le voulut pas, parce que si je fusse disparu, le peuple s'en seroit pris certainement à lui. De bonne fortune pour moi, elle ne s'avisa point de ce bel expédient que dans le temps que le roi étoit à Paris. Si c'eût été en celui du voyage de Guyenne, j'étois perdu: car comme j'allois quelquefois chez elle la nuit et seul, elle m'eût très-facilement livré." Unterdessen war dem Coadjutor ein Meisterstreich gelungen, er hatte sich ganz und gar des Herzogs von Orléans bemächtigt und benutzte diese Eroberung, um die Freilassung der gefangenen Prinzen durchzusetzen, was grade kein Zeugniß für die Stabilität seiner politischen Ansichten war. Außerordentlichen Einfluß haben darauf jederzeit seine Freundinnen geübt, wie er das in seinem Berichte von den stattgefundenen Umtrieben in unerquicklicher Breite erzählt. Am 4. Febr. 1651 hatte der Herzog von Orléans zu dem versammelten Parlamente gesprochen, „il assura la compagnie d'une corréspondance parfaite pour travailler ensemble au bien de l'état et à la liberté de MM. les princes et l'éloignement du cardinal." Die Rede war nur eben geschlossen und eine königliche Botschaft forderte eine möglichst zahlreiche Deputation nach dem Palais-Royal. Sie begab sich ungesäumt auf den Weg und war berufen, eine schriftliche Erklärung anzuhören, für deren Verlesung der Siegelbewahrer von der Königin in Person unterstützt wurde. Es war darin gesagt: „Que tous les rapports que le coadjuteur avoit fait au parlement étoient tous faux et controuvés par lui, qu'il en avoit menti (voilà la seule parole que la reine ajouta à l'écrit); que c'étoit un mechant et dan-

gereux esprit, qui donnoit de pernicieux conseils à Monsieur; qu'il vouloit perdre l'état, parce que l'on lui avoit refusé le chapeau; qu'il s'étoit vanté publiquement qu'il mettroit le feu aux quatre coins du royaume, et qu'il se tiendroit auprès avec cent mille hommes qui étoient engagés avec lui, pour casser la tête à ceux qui se préhenteroient pour l'éteindre." Die von den vier Staatssecretairen unterzeichnete Schrift wurde durch die Deputation in das Parlament gebracht und auch hier verlesen als die verabredete Losung zu einem entscheidenden Angriffe auf den Coadjutor. „Mais Menardeau, qui devoit ouvrir la tranchée, eut peur de la salve qu'il appréhenda du côté de la salle. Il y trouva une si grande foule de peuple en entrant, tant d'acclamations à la Fronde, tant d'imprécations contre le Mazarin, qu'il n'osa s'ouvrir, et qu'il se contenta de déplorer pathétiquement la division qui étoit dans l'état, et celle particulièrement qui paroissoit dans la maison royale. Je ne puis vous dire de quel avis furent tous les conseillers de la grande chambre, et je crois qu'eux-mêmes ne l'eussent pu dire si l'on les eût pressés à la fin de leurs discours. L'un fut de sentiment de faire des prières de quarante heures; l'autre de prier M. d'Orléans de prendre soin du public." In der allgemeinen Verwirrung befürchtete Gondi, man werde zu keiner Entschließung gelangen. Er formulirte den folgenden Antrag: „Si le respect que j'ai pour messieurs les préopinants ne me fermoit la bouche, je ne pourrois m'empêcher de me plaindre de ce qu'ils n'ont pas relevé l'indignité de cette paperasse que l'on vient de lire, contre toutes les formes, dans cette compagnie, et que l'on voit formée dans des mêmes caractères qui ont profané le sacré nom du roi pour animer des témoins à brevet. Je m'imagine qu'ils ont crus que ce libelle, qui n'est qu'une saillie de la fureur de M. le cardinal Mazarin, étoit trop audessous d'eux et de moi; je n'y répondrai, Messieurs, pour m'accommoder à leur sentiment que par un passage d'un ancien: In difficillimis reipublicae temporibus, urbem non deserui; in prosperis nihil de publica delibavi; in desperatis nihil timui*). Je demande pardon à la compagnie de la liberté que j'ai prise de sortir, par ce peu de paroles, du sujet de la délibération. Mon avis est, Messieurs, de faire très-humbles remontrances au roi, et de le supplier d'envoyer incessament une lettre de cachet pour la liberté de messieurs les princes, et une déclaration d'innocence en leur faveur, et d'éloigner de sa personne et de ses conseils M. le cardinal Mazarin. Mon sentiment est aussi, Messieurs, que la compagnie résolve dès aujourd'hui de s'assembler lundi pour recevoir la réponse qu'il aura plu à S. M. de faire à messieurs les députés. — Les Frondeurs applaudirent à mon opinion. Le parti des princes la reçut comme l'unique voie pour leur liberté; l'on opina avec chaleur, et il passa tout d'une voix, ce me semble à mon avis. J'assurerois au moins qu'il n'y en eut pas trois de contraire." Vollständig erreichte der Coadjutor seine Absicht; Mazarin, von Schrecken getroffen, verließ Paris in der Nacht vom 6. Febr., ohne daß ihm nur eingefallen wäre, den König und die Königin zu entführen. Der Parlamentsbeschluß vom 9. Febr. gebot ihm, binnen 14 Tagen sammt allen seinen Verwandten und ausländischen Dienern das Königreich zu räumen. Die Prinzen wurden in Freiheit gesetzt. In der Discussion über die königliche Erklärung, worin ausgesprochen war, daß künftig nur regnicoles, nés sujets du roi, in das Conseil aufgenommen werden sollten, verlangte Broussel, daß man alle Cardinäle ohne Unterschied unfähig erkläre, darin zu sitzen, weil sie durch einen Eid dem Papste verbunden wären. „Le premier président s'imaginant qu'il me feroit un grand déplaisir, admira le bon sens de Broussel; il approuva son sentiment. Il étoit fort tard, l'on vouloit dîner; la plupart n'y firent pas de réflexion: et comme tout ce qui se disoit et tout ce qui se faisoit en ce temps-là contre le Mazarin, ou directement ou indirectement, étoit si naturel, qu'il n'eût pas été judicieux de s'imaginer du mystère, je crois que je n'y eusse pas pris garde non plus que les autres, si M. de Chalons, qui avoit pris ce jour-là sa place au parlement, ne m'eût dit que lorsque Broussel eût proposé l'exclusion des cardinaux françois, et que le parlement eût témoigné par de voix confuses l'approuver, M. le Prince avoit fait paroître beaucoup de joie, et qu'il s'étoit même écrié: Voilà un bel écho! Il faut que je vous fasse ici mon panégyrique. Je pouvois être un peu piqué de ce que presque dès le lendemain d'un traité par lequel Monsieur se déclaroit qu'il pensoit à me faire cardinal, M. le Prince appuyoit une proposition qui alloit directement à la diminution de cette dignité. Le vrai est que M. le Prince n'y avoit aucune part; qu'elle se fit naturellement, et qu'elle ne fut approuvée que parce que rien de tout ce qui s'avançoit contre le Mazarin, ne pouvoit être désapprouvé." So urtheilt Gondi nach Jahren, in dem Augenblicke empfand er höchlich, was er von Seiten des Prinzen von Condé als arge Undankbarkeit für den ihm geleisteten Dienst betrachten konnte. Es war dieses der Anfang eines abermaligen Zerwürfnisses zwischen den beiden Führern der Bewegung. Gondi verschloß sich in dem erzbischöflichen Hofe, „où je ne m'abandonnai pas si fort à la providence, que je ne me servis aussi de moyens humains pour me défendre de l'insulte de mes ennemis. Amery, avec la noblesse du Véxin, me rejoignit; Châteaubriant, Châteaurégnaut, le vicomte de Lameth, Argenteuil, le chevalier d'Humières, se logèrent dans le cloître. Balau et le comte de Crawford, avec 50 officiers

*) Daß diese Latinität sein Eigenthum war, verfehlt Gondi nicht in einem gewissen Hochgefühle bemerklich zu machen.

écossois, qui avoient été des troupes de Montrose, furent distribués dans les maisons de la rue Neuve, qui m'étoient les plus affectionnées. Les colonels et les capitaines de quartier, qui étoient dans mes intérêts, eurent chacun leur signal et leur mot de ralliement. Enfin, je me résolus d'attendre ce que le chapitre des accidents produiroit en remplissant exactement les devoirs de ma profession, et en ne donnant plus aucune assurance d'intrigue du monde. Je n'allois que la nuit à l'hôtel de Chevreuse; je ne voyois plus que des chanoines et des clercs. La raillerie en étoit forte au Palais-Royal et à l'hôtel de Condé. Je fis faire en ce temps-là une volière dans une croisée, et Noyent en fit le proverbe: Le coadjuteur siffle les linottes. La disposition de Paris me consoloit fort du ridicule du Palais-Royal. J'y étois fort bien, et d'autant mieux que tout le monde y étoit fort mal.“ In Verzweiflung um die fortwährend sich steigernden Anmaßungen des Prinzen von Condé ließ die Königin dem Coadjutor das Ministerium antragen. Er hatte darüber mit ihr eine nächtliche Unterhaltung, verbat aber, in Erwägung, daß er nur das Pförtchen sein würde, um den Cardinal Mazarin in seine vorige Stellung wieder einzuführen, die ihm zugedachte Ehre. Der einen folgten mehre nächtliche Conferenzen und der Prinz empfand über die so unerwartete Aussöhnung der Königin mit seinem Gegner solchen Schrecken, daß er am 6. Juli 1651, 2 Uhr Morgens, die Hauptstadt verließ, um sich nach Saint-Maur zurückzuziehen. Es bedurfte langwieriger Unterhandlungen, um ihn von da abzurufen, und er hat seine Rückkehr durch die trotzigste Haltung bezeichnet. Umgeben von einem Gefolge, das in seiner Anzahl jenes des Königs übertraf, schien er jeden Augenblick bereit, in den Straßen oder auch im Justizpalaste eine Schlacht zu liefern. Ihm die Stirn zu bieten, war auch der Coadjutor besonders für die Sitzung vom 21. Aug. gerüstet, nachdem er auf den Beistand des Hofes zählen konnte. „La reine fut transportée de joie que M. le Prince avoit trouvé des gens qui lui puissent disputer le pavé. Elle sentit jusques à la tendresse l'injustice qu'elle m'avoit faite, quand elle m'avoit soupçonné de concert avec lui. Elle ordonna au maréchal d'Albret de commander quatre-vingts gendarmes pour se porter où je le désirerois. Le maréchal de Schomberg eut le même ordre pour autant de chevaulégers. Pradelle m'envoya le chevalier de Raray, capitaine aux gardes, et qui étoit mon ami particulier, avec 40 hommes choisis entre les sergents et les plus braves soldats du régiment. Annery, avec la noblesse du Véxin, ne fut pas oublié. MM. de Noirmoûtier, de Fosseux, de Châteaubriant, de Barradas, de Châtcaurenault, de Montauban, de Sainte-Maure, de Saint-Auban, de Laigues, de Montaigu, de Lameth, d'Argenteuil, de Quérieux, et les chevaliers d'Humières et de Sévigné se partagèrent et les hommes et les postes. Querin, Brigallier et l'Espinai, officiers dans les colonelles de la ville, donnèrent des rendez-vous à un très-grand nombre de bons bourgeois, qui avoient tous des pistolets et des poignards sous le manteau. Comme j'avois habitude avec les buvetiers, je fis couler, dès le soir, dans les buvettes quantité de gens à moi, par lesquelles la salle du Palais se trouvait ainsi, sans que l'on s'en aperçut, presque investie de toutes parts. Comme j'avois résolu de poster le gros de mes amis à la main gauche de la salle, en y entrant par les grands degrés, j'avois mis dans une des chambres des consignations trente des gentilshommes du Véxin, qui devoient, en cas de combat, prendre en flanc et par derrière le parti de M. le Prince. Les armoires de la buvette de la quatrième qui répondoit dans la grande chambre, étoient pleines de grenades; enfin, il est vrai que toutes mes mesures étoient si bien prises, et par le dedans du Palais et par le dehors, où le pont Notre-Dame et le pont Saint-Michel, qui étoient passionnés pour moi, ne faisoient qu'attendre le signal, que, selon toutes les apparences du monde, je ne devois pas être battu. Monsieur qui trembloit de frayeur, quoiqu'il fut fort à couvert dans sa maison, voulut, selon sa louable coutume, se ménager à tout évènement des deux côtés. Il agréa que Raray, Beloy, Valon, qui étoient à lui suivissent M. le Prince, et que le vicomte d'Autel, le marquis de la Sablonière et Genlis, qui étoient aussi ses domestiques, vinssent avec moi. L'on eut tout le dimanche de part et d'autre pour se préparer. Le lundi, 21 d'août, tous les serviteurs de M. le Prince se trouvèrent à sept heures du matin chez lui, et mes amis se trouvèrent chez moi entre 5 et 6. J'arrivai au Palais un quart d'heure auparavant M. le Prince, qui y vint extrêmement accompagné. Je crois, toutefois, qu'il n'avoit pas tant de gens que moi, mais il avoit sans comparaison plus de personnes de qualité, comme il étoit et naturel et juste. Je n'avois auprès de moi que la noblesse frondeuse. Ce désavantage étoit à mon opinion plus que récompensé et par le pouvoir que j'avois assurément beaucoup plus grand parmi le peuple, et par les postes dont je m'étois assuré. Comme M. le Prince eut pris sa place, il dit à la compagnie qu'il ne pouvoit assez s'étonner de l'état où il trouvoit le Palais, qu'il paroissoit plutôt un camp qu'un temple de justice; qu'il y avoit des postes pris, des gens commandés, des mots de ralliement, et qu'il ne concevoit pas qu'il se pût trouver dans le royaume des gens assez insolens pour prétendre de lui disputer le pavé. Il répéta deux fois cette dernière parole. Je lui fis une profonde révérence, et je lui dis que je suppliois très-humblement S. A. de me pardonner, si je lui disois que je ne croyois pas, qu'il y eût personne qui fût assez insolent pour prétendre de lui disputer le haut du pavé, mais que j'étois persuadé qu'il y en avoit qui ne pouvoient

et ne devoient, par leur dignité, quitter le pavé qu'au roi. M. le Prince me répondit qu'il me le feroit bien quitter. Je lui répondis qu'il ne seroit pas aisé. La cohue s'éleva à cet instant. Les jeunes conseillers de l'un et de l'autre parti s'intéressèrent dans ce commençement de contestation qui commençoit assez aigrement. Les présidens se jetèrent entre M. le Prince et moi; ils le conjurèrent d'avoir égard au temple de la justice et à la conservation de la ville. Ils le supplièrent d'agréer que l'on fit sortir de la salle tout ce qu'il y avoit de noblesse et de gens armés. Il le trouva bon, et il pria même M. de la Rochefoucauld de l'aller dire de sa part à ses amis (ce fut le terme dont il se servit). Comme je sortois de la grande chambre, je rencontrai dans le parquet des huissiers M. de la Rochefoucauld qui rentroit. Je n'y fis point de réflexion, et j'allai dans la salle pour prier mes amis de se retirer. Je revins après le leur avoir dit; et comme je mis le pied sur la porte du parquet, j'entendis une fort grande rumeur dans la salle, de gens qui crioient aux armes; je me voulus retourner pour voir ce que c'étoit, mais je n'en eus pas le temps, parce que je me sentis le cou près entre les deux battans de la porte que M. de la Rochefoucauld avoit fermée sur moi, en criant à MM. de Coligny et de Ricousse de me tuer. Le premier se contenta de ne le pas croire; le second lui dit qu'il n'en avoit point d'ordre de M. le Prince. Montresor qui étoit dans le parquet des huissiers avec un garçon de Paris appelé Noblet, qui m'étoit affectionné, soutenoit un peu un des battans qui ne laissoit pas de me presser extrêmement. M. de Champlâtreux, qui étoit accouru au bruit qui se faisoit dans la salle, me voyant en cette extremité, poussa avec vigueur M. de la Rochefoucauld; il lui dit que c'étoit une honte et une horreur qu'un assassinat de cette nature; il ouvrit la porte, et il me fit entrer. Ce péril ne fut pas le plus grand de ceux que je courus en cette occasion. Deux ou trois criailleurs de la lie du peuple, du parti de M. le Prince, s'avisèrent de crier, en me voyant de loin: Au Mazarin! Beaucoup de gens du même parti, et Chavagnac entre autres, m'ayant fait civilité lorsque je passai, et m'ayant témoigné joie de l'adoucissement qui commençoit à paroître, deux [illegible] de M. le Prince, qui étoient aussi fort éloignés, mirent l'épée à la main. Ceux qui étoient les plus proches de ces deux premiers, crièrent aux armes. Chacun les prit. Mes amis mirent l'épée et le poignard à la main, et, par une merveille qui n'a peut-être jamais eu d'exemple, ces épées, ces poignards et ces pistolets demeurèrent un moment sans action, et, dans ce moment, Crenan qui commandoit la compagnie des gendarmes de M. le prince de Conty, mais qui étoit aussi de mes anciens amis, et qui se trouva par bonheur en présence avec Laigue, avec lequel il avoit logé dix ans durant, lui dit: Que faisons nous? nous allons faire égorger M. le Prince et M. le coadjuteur. Schelme, qui ne remettra l'épée dans le fourreau. Cette parole, proférée par un des hommes du monde dont la réputation pour la valeur étoit la plus établie, fit que tout le monde, sans exception, suivit son exemple. Cet évènement est peut-être l'un des plus extraordinaires qui soit arrivé dans notre siècle. La présence d'esprit et de coeur d'Argenteuil ne l'est guère moins. Il se trouva fort près de moi quand je fus pris par le cou dans la porte, et il eut assez de sens froid pour remarquer que Pesche, un fameux séditieux du parti de M. le Prince, me cherchoit des yeux, le poignard à la main, en disant: Où est le coadjuteur? Argenteuil, qui se trouva par bonheur près de moi, parce qu'il s'étoit avancé pour parler à quelqu'un qu'il connoissoit du parti de M. le Prince, jugea qu'au lieu de revenir à son gros et de tirer l'épée, il feroit mieux d'observer et d'amuser Pesche, qui n'avoit qu'à faire un demi tour à gauche pour me donner du poignard dans les reins. Il exécuta si adroitement cette pensée, qu'en raisonnant avec lui, et en me couvrant de son long manteau de deuil, il me sauva la vie, qui étoit d'autant plus en péril, que mes amis, qui me croyoient rentré dans la grande chambre, ne songeoient qu'à pousser ceux qui étoient devant eux. Aussitôt que je fus rentré dans la grande chambre, je dis à M. le premier président que je devois la vie à son fils, et j'ajoutai que M. de la Rochefoucauld avoit fait tout ce qui étoit en lui pour me faire assassiner. Il me répondit ces propres paroles: Traître, je me soucie peu de ce que tu deviennes. Je lui repartis: Tout beau, notre ami La Franchise (nous lui avions donné ce quolibet dans notre parti), vous êtes un poltron (je mentois, car il est assurément fort brave), et je suis un prêtre. Le duel nous est défendu. M. de Brissac le menaça de coups de bâton; il menaça M. de Brissac de coups d'éperon. MM. les présidents se jetèrent entre nous. Le premier président, qui avoit mandé les gens du roi, se joignit à eux pour conjurer pathétiquement M. le Prince, par le sang de saint Louis, de ne point souffrir que le temple qu'il avoit donné à la conservation de la paix et à la protection de la justice, fut ensanglanté; et pour m'exhorter par mon sâcre à ne pas contribuer au massâcre du peuple que Dieu m'avoit commis. M. le Prince agréa que deux messieurs allassent dans la grande salle faire sortir ses serviteurs par le degré de la Sainte-Chapelle; deux autres firent la même chose à l'égard de mes amis par le grand escalier qui est à la main gauche en sortant de la salle. Dix heures sonnèrent, la compagnie se leva, et ainsi finit cette matinée qui faillit abîmer Paris."

Um die Wiederholung dieser Scene zu verhüten, ließ die

Königin für den folgenden Tag dem Coadjutor den Besuch des Justizpalastes untersagen, während Condé der Sitzung vom 22. Aug. beiwohnen durfte. „Comme M. le Prince sortoit de cette assemblée, suivi d'une foule de ceux du peuple qui étoient à lui, je me trouvai tête pour tête devant son carrosse assez près des Cordeliers, avec la procession de la grande confrérie que je conduisois. Comme elle est composée de trente ou quarante curés de Paris, et qu'elle est toujours suivie de beaucoup de peuple, j'avois cru que je n'y avois pas besoin de mon escorte ordinaire; et j'avois même affecté de n'avoir auprès de moi que cinq ou six gentilshommes. Trois ou quatre de la populace qui suivoient M. le Prince, crièrent, dès qu'ils me virent: Au Mazarin! M. le Prince qui avoit, ce me semble, dans son carrosse MM. de la Rochefoucauld, de Rohan et de Gauceur, en descendit aussitôt qu'il m'eût aperçu. Il fit taire ceux de sa suite, il se mit à genoux pour reçevoir ma bénédiction; je la lui donnai le bonnet en tête, je l'otai aussitôt, et lui fis une très-profonde révérence.“ Solch Wohlgefallen fand die Königin an des Coadjutors Haltung dem Prinzen von Condé gegenüber, „que je puis dire avec vérité que je fus quelques jours en faveur.“ Daß er nach Höherem trachtete, scheint eine Aeußerung der Königin ihn veranlaßt zu haben. Von seiner Höflichkeit war bei Hofe die Rede gewesen, und Anna entgegnete: „Il a les dents fort belles, et un homme n'est jamais laid avec cela.“ Von dieser Behauptung ausgehend, entwarf die Herzogin von Chevreuse einen Operationsplan, mittels dessen Gondi zur höchsten Gunst aufsteigen sollte. „Essayons,“ decirte sie, „si vous voulez bien jouer votre personnage, je ne désespère de rien. Faites seulement le rêveur quand vous êtes auprès de la reine; regardez continuellement ses mains; pestez contre le cardinal; laissez moi faire du reste. Nous concertâmes le détail et nous le jouâmes juste comme nous l'avions concerté. Je demandai deux ou trois audiences secrètes de suite à la reine à propos de rien. Je jouai bien, je passai, dans les conversations que j'avois avec la reine, de la rêverie à l'égarement. Je ne revins de celui-ci que par des reprises, qui en marquant un profond respect pour elle, marquoient toujours du chagrin, et quelquefois de l'emportement contre M. le cardinal. La reine, qui étoit naturellement très-coquette, entendoit les airs.“ Häufig in ihren Unterredungen mit der Chevreuse besprach sie die sich fund gebende Leidenschaft des Coadjutors. „Il se trouva à la fin que la reine persuada à madame de Chevreuse que j'étois assez fou pour m'être mis cette vision dans l'esprit, et pareillement madame de Chevreuse persuada à la reine que je l'y avois effectivement beaucoup plus fortement qu'elle ne l'avoit cru d'abord elle-même.“ Viel hat in seinem Falle der Coadjutor mit seinem erkünstelten Schmachten gewonnen und das Wenige ging durch eine Unvorsichtigkeit oder durch die Eifersüchtelei seiner geliebten Chevreuse verloren. „Elle dit en présence de Seguin, qui avoit été valet de chambre de madame sa mère, et qui avoit quelques charges chez le roi ou chez la reine, que je lui avois avoué mille fois que je ne conçevois pas comment l'on eût pu être amoureux de cette Suissesse. Enfin elle fit si bien par ses journées que la reine eut vent que je l'avois traitée de Suissesse, en parlant à mademoiselle de Chevreuse. Elle ne me l'a jamais pardonné,“ und um ihren Unwillen zu äußern, hatte die Fronde selbst ihr die Mittel verschafft, durch eine Thorheit, deren Gondi vorzüglich sich anklagt, durch die dem Hofe gegebene Erlaubniß, Paris zu verlassen und in den westlichen Provinzen eine Armee zu sammeln, um den Prinzen von Condé zu bestreiten. Es war das ein Todesurtheil für die Fronde; das Reich der Schwätzer nimmt ein Ende, sobald der Degen gezogen ist. Gondi trat in den Hintergrund, wenn er auch immer noch bedeutend genug war, um den so oft ihm vorgehaltenen Köder, den Cardinalshut, zu erhaschen. Auf den Vorschlag des Königs wurde er von Papst Innocentius X. in dem Consistorium vom 19. Febr. 1652 zum Cardinal ernannt in dem Augenblicke, als der französische Gesandte sich anschickte, den ihm zugekommenen Widerruf der Ernennung geltend zu machen. Die Freude, sich endlich mit dem Purpur bekleiden zu dürfen, scheint dem neuen Cardinal durch einige bange Ahnungen getrübt worden zu sein. In einem der vielen Gespräche bestimmt, der unheilbaren Unschlüssigkeit des Herzogs von Orléans abzuhelfen, fragte Gondi: „Que deviendrez-vous, quand M. le Prince sera raccommodé à la cour, ou passé en Espagne? Quand le parlement donnera des arrêts contre le cardinal, et déclarera criminels ceux qui s'opposeront à son retour? Quand vous ne pourrez plus avec honneur et sûreté être ni mazarin ni frondeur? Monsieur me répondit: Je serai fils de France; vous deviendrez cardinal, et vous demeurerez coadjuteur. Je lui repartis sans balancer, comme par enthousiasme: Vous serez fils de France à Blois, et je serai cardinal au bois de Vincennes.“ Mehrmals erzählt auch Gondi von gegen ihn gerichteten mörderischen Anschlägen, dergleichen jener von Geurville und la Roche-Cochon. „Un jour que j'étois avec Monsieur, Bruneau entra tout effaré, pour m'avertir qu'il y avoit dans la cour [illegible] assemblée de 2 ou 300 criailleurs qui disoient que je trahissois Monsieur, et qu'ils me tueroient. Monsieur me parut consterné à cette nouvelle. Je pris le parti que je crus le plus sûr, quoiqu'il parût le plus hasarteux. Je lui dis que je le suppliois de me laisser faire. Il m'offrit ses gardes; mais d'une manière à me faire connoître que je lui faisois fort bien ma cour de ne les pas accepter. Je descendis, quoique le maréchal d'Estampes se fut jeté à genoux devant moi pour m'en empêcher; je descendis avec Châteauregnault et d'Hacqueville, qui étoient seuls avec moi, et j'allai droit à ces séditieux, en leur demandant

qui étoit leur chef? Un gueux d'entr'eux qui avoit une vieille plume jaune à son chapeau, me répondit insolemment: C'est moi. Je me tournai du côté de la rue de Tournon, en disant: Gardes de la porte, que l'on me pende ce coquin à ces grilles! Il me fit une profonde révérence: il me dit qu'il n'avoit pas cru manquer au respect qu'il me devoit; qu'il étoit venu seulement avec ses camarades pour me dire que le bruit couroit que je voulois mener Monsieur à la cour, et le raccommoder avec le Mazarin; qu'ils ne le croyoient pas; qu'ils étoient mes serviteurs et prêts à mourir pour mon service, pourvu que je leur promisse d'être toujours bon Frondeur. Ils m'offrirent de m'accompagner; mais je n'avois pas besoin de cette escorte pour le voyage que j'avois résolu," oder genauer für den Besuch, den er in dem Hause des Chevalier de Sévigné dem Fräulein von la Loupe abstatten wollte. „Elle m'avoit fort plu quelques jours auparavant, dans une petite assemblée qui s'étoit faite dans le cabinet de Madame: elle étoit jolie, elle étoit belle, elle étoit précieuse par son air et par sa modestie. L'attachement que M. le chevalier de Sévigné avoit pour moi, l'habitude que j'avois dans sa maison et ce que je savois de l'adresse de sa femme, contribuèrent beaucoup à mes espérances. Elles se trouvèrent fort vaines par l'évènement: car bien que l'on ne m'arrachât pas les yeux; bien que l'on ne m'étouffât pas à force de m'interdire les soupirs; bien que je m'aperçusse à de certains airs que l'on n'étoit pas fâché de voir la pourpre soumise, toute armée et toute éclatante qu'elle étoit, l'on se tint toujours sur un pied de sévérité, ou plutôt de modestie, qui me lia la langue quoiqu'elle fût assez libertine: ce qui doit étonner ceux qui n'ont point connu mademoiselle de la Loupe, et qui n'ont ouï parler que de madame d'Olonne." Auch die Liebschaft mit der Chevreuse ging zu Ende; Gondi wurde dem nachmals so berühmten Abbé Fouquet geopfert. „La petite de Roye, qui étoit une Allemande fort jolie, qui étoit à elle, m'en avertit. Je me consolai assez aisément avec la suivante de l'infidelité de la maîtresse." Auch in der Politik verräth Gondi eine gewisse Erschlaffung, an den Verhandlungen im Parlamente nahm er sehr wenig Antheil, und während Alles um ihn mit dem Hofe unterhandelte, wußte er nicht zu einem sichern Abkommen zu gelangen, gleichwie der eigentlich auf ihn abgesehene Aufruhr, der mit der Erstürmung des Stadthauses begann, ihn ganz wehrlos fand. Als die Gefahr vorüber war, dachte er doch an Vertheidigungsanstalten. „M. de Caumartin envoya sur le champ quérir chez lui mille pistoles (car je n'en avois pas vingt chez moi), avec lesquelles je fis quelques soldats. Je les joignis à des officiers réformés écossois, que j'avois toujours conservés des restes du comte de Montrose. Le marquis de Sablières, mestre de camp du régiment de Valois, m'en donna cent des meilleurs hommes, commandés par deux capitaines du même régiment, qui étoient mes domestiques. Quérieux m'amena trente gendarmes de la compagnie du cardinal Antoine, qu'il commandoit. Bussy-Lameth m'envoya quatre hommes choisis dans la garnison de Mézières. Je garni tout mon logis et toutes les tours de Notre-Dame de granades; je pris mes mesures en cas d'attaque avec les bourgeois des ponts Notre-Dame et de Saint-Michel, qui m'étoient fort affectionnés." Bei der fortwährend im Zunehmen begriffenen Verwirrung in der großen Stadt wurde endlich beschlossen, den Coadjutor, an der Spitze einer zahlreichen Deputation von der Geistlichkeit, nach Compiègne zu entsenden, wo er den König bitten solle, seinem Volke den Frieden zu geben und in seine Hauptstadt zurückzukehren. So zahlreich war die Deputation, daß, sie fortzuschaffen, allein 112 Kutschpferde erforderlich waren. Alle Kosten derselben mußte Gondi bestreiten (täglich 800 Thaler); an sieben verschiedenen Tischen wurde gespeist. Die Königin zeigte sich ungemein gnädig: „le roi me donna le bonnet le matin du lendemain et audience l'après-diner." Als er im Auftrage des Herzogs von Orléans die Königin versicherte, es sei derselbe bereit, ihr auf der Stelle und in Wahrheit, ohne allen Vorbehalt, zu dienen, auch ein Billet gleichen Inhalts mit Gaston's Unterschrift hervorzog, sprach Anna: „Je savois bien, M. le cardinal, que vous me donneriez a la fin des marques de l'affection que vous avez pour moi." Nichtsdestoweniger erlaubte die Umgebung nicht, daß sie auf die von Gondi gemachten Vorschläge, deren nächste Folge die Unterwerfung der Hauptstadt sein mußte, eingehe; zu genau kannte der Hof die Stimmung der Pariser, die bevorstehende Auflösung der Fronde, um mit Rebellen paciscren zu wollen. Am 21. Oct. 1652 traf der König wiederum zu Paris ein und Gondi hatte sich zu seinem Empfange im Louvre eingefunden. „La reine me reçut admirablement: elle dit au roi de m'embrasser, comme celui auquel il devoit particulièrement son retour à Paris." Nicht minder gnädig drückte sie in einer zweiten, dem Coadjutor gegebenen Audienz sich aus, aber schon ergaben sich einzelne Umstände, geeignet, ihn höchlich zu beunruhigen. Mehre Warnungen kamen ihm zu, sehr dringend wurde ihm abgerathen, bei der Spazierfahrt nach Rambouillet sich zu betheiligen. „Je ne doutai point que ce billet ne vint de quelqu'un de la cour qui avoit eu la curiosité de sonder et mon coeur et mes forces. J'y allai avec deux cents gentilshommes; j'y trouvai un fort grand nombre d'officiers des gardes, et entre autres, Rubantel, affidé confident de l'abbé Fouquet. Je ne sais s'ils avoient le dessin de m'attaquer, mais je sais bien que je n'étois pas en état d'être attaqué. Ils me saluèrent avec de profondes révérences, j'entrai en conversation avec quelques-uns d'eux." Schon in den nächsten Tagen sollte das Ungewitter zum Ausbruch kommen. „Je faisois état de prêcher l'Avent au moins les di-

manches et les fêtes de l'Avent, dans les plus grandes églises de Paris; et comme je commençai le jour de la Toussaint à Saint-Germain, paroisse du roi, Leurs Majestés me firent l'honneur d'assister au sermon, et je les allai remercier le lendemain. J'allai aussi au Louvre le 19 de décembre, et je fus arrêté dans l'antichambre de la reine par M. de Villequier, qui étoit capitaine des gardes en quartier." Am Nachmittage wurde er nach Vincennes gebracht, begleitet in seinem Wagen von Villequier und einem halben Dutzend Gardeofficieren. „Il étoit escorté par M. le maréchal d'Albret, à la tête des gendarmes, par M. de la Vauguyon, à la tête des chevaulégers; et par M. de Venne, lieutenant-colonel du régiment des gardes, qui y commandoit huit compagnies. Comme on vouloit gagner la porte Saint-Antoine, il y en avoit deux ou trois autres devant lesquelles il falloit passer; il y avoit à chacune un bataillon des Suisses, qui avoient la piques baissées vers la ville. Voilà bien des précautions, et des précautions bien inutiles. Rien ne branla dans la ville. La douleur et la consternation y parurent, mais elles n'allèrent pas jusques au mouvement." Ganze 15 Monate währte die Gefangenschaft in Vincennes und Gondi hat diese Zeit großentheils in Studien verbracht. Außerdem unterhielt er der scharfen Beaufsichtigung zum Trotz eine lebhafte Correspondenz mit einigen Freunden. Ein großes Ereigniß für ihn ward der Tod seines Oheims, des Erzbischofs, am 21. März 1654 um 4 Uhr Morgens und um 5 Uhr wurde im Namen des Coadjutors für ihn Besitz von der erledigten Kirche genommen. „M. le Tellier, qui vint à cinq heures et un quart dans l'église, pour s'y opposer de la part du roi, y eut la satisfaction d'entendre que l'on fulminoit mes bulles dans le Jubé." Sofort bedachte Mazarin die Mittel, seinen Gefangenen zu bewegen, daß er auf das Erzbisthum verzichte. Mehre dahin zielende Vorschläge wurden auf die Bahn gebracht. „Le président Bellièvre m'offrit, de la part du roi, les abbayes de Saint-Lucien de Beauvais, de Saint-Médard de Soissons, de Saint-Germain d'Auxerre, de Barbeau, de Saint-Martin de Pontoise, de Saint-Aubin d'Angers et d'Orcamp, pourvu que vous renonciez à l'archevêché de Paris, et que vous donniez douze de vos amis pour cautions, que vous ratifierez votre démission dès le premier moment que vous serez en liberté." Nachträglich wurde auf die Gestattung von Bürgen verzichtet, Gondi sollte die genannten Abteien haben, dem Marschall von la Meilleraye übergeben und von diesem im Castell zu Nantes bewacht werden, bis daß der heilige Vater seinen Verzicht auf das Erzbisthum Paris genehmigt haben würde. Der Marschall kam nach Vincennes, um seinen Gefangenen zu übernehmen, wollte auch von ihm das Ehrenwort haben, was aber Gondi, durch Bellièvre belehrt, verweigerte. „Je lui répondit, que les prisonniers de guerre donnoient des paroles, mais que je n'avois jamais ouï dire qu'on en exigeât des prisonniers d'état." La Meilleraye wurde sehr ungehalten, mußte aber doch am Ende auf seine Forderung verzichten. Gondi verließ Vincennes den 30. März 1654. „Nous sortîmes ainsi, escortés de gendarmes, de chevaulégers et de mousquetaires du roi, et des gardes de M. le cardinal Mazarin, qui, à mon sens, n'eussent pas du être de ce cortège, et y parurent même avec éclat." Zu Beaugenci bestieg der Marschall mit seinem Gefangenen das ihrer wartende Schiff, welchem ein zweites, darin eine Compagnie vom Garderegiment, folgte. Zu Nantes angelangt, nahmen die Truppen ihren Abschied. „Je demeurai purement à la garde de M. le maréchal de la Meilleraye, qui me tint parole, car l'on ne pouvoit rien ajouter à la civilité avec laquelle il me garda. Tout le monde me voyoit; on me cherchoit même tous les divertissements possibles; j'avois presque tous les soirs la comédie. Toutes les dames s'y trouvoient, elles y supoient souvent. Madame de la Vergne, qui avoit épousé en secondes noces M. le chevalier de Sévigné, et qui demeuroit en Anjou, avec son mari, m'y vint voir et y amena mademoiselle de la Vergne, sa fille, qui est présentement madame de la Fayette. Elle étoit fort jolie et fort aimable, et elle avoit de plus beaucoup d'air de madame de Lesdiguières. Elle me plut beaucoup, et la vérité est que je ne lui plus guères, soit qu'elle n'eût pas d'inclination pour moi, soit que la défiance que sa mère et son beau-père lui avoient donné dès Paris même, avec application de mes inconstances et de mes différentes amours, la missent en garde contre moi. Je me consolai de sa cruauté avec la facilité qui m'étoit assez naturelle, et la liberté que M. de la Meilleraye me laissoit avec les dames de la ville, qui étant à la vérité très-entière, m'étoit d'un fort grand soulagement. L'exactitude de la garde fut égale à l'honnêteté. On ne me perdoit jamais de vue, que quand j'étois retiré dans ma chambre; et l'unique porte qui étoit à cette chambre étoit gardée par six gardes jour et nuit. Il n'y avoit qu'une fenêtre très-haute, qui répondoit de plus dans la cour, dans laquelle il y avoit toujours un grand corps-de-garde, et celui qui m'accompagnoit toutes les fois que je sortois, composé de ces six hommes dont j'ai parlé ci-dessus, se postoit sur la terrasse d'une tour d'où il me regardoit, quand je me promenois dans un petit jardin, qui est sur une manière de bastion ou de ravelin qui répond sur l'eau. M. de Brissac, qui se trouva dans le château de Nantes, à la descente du carrosse, et MM. de Caumartin, d'Hacqueville, abbé de Pontcarré et Amelot qui y vinrent bientôt après, furent plus étonnés de l'exactitude de la garde, qu'ils ne furent satisfaits de la civilité, quoiqu'elle fût très-grande." Mehre Entwürfe einer Flucht wurden verhandelt mit besonderer Aengstlichkeit, nachdem sich ergeben, daß der heilige Stuhl die Abdankung nicht ge-

nehmigen werde, „ce qui me fâcha beaucoup, parce que l'agrément du pape ne l'eût pas validée, et m'eût toutefois donné ma liberté.“ Aus mehren dem Marschall von la Meilleraye entfallenen Aeußerungen ergab sich, daß er nicht ungeneigt sei, seinen Gefangenen dem Hofe auszuliefern; entscheidend endlich wurde ein Zettel, worin Montresor diesem schrieb: „Vous devez être conduit à Brest dans la fin du mois, si vous ne vous sauvez.“ Das waghliche Unternehmen zu bestehen, mußte Gondi sich entschließen. Er hatte bemerkt, daß in der heißen Jahreszeit, im August, die Loire nicht den Fuß des Ravelins, welches ihm für seine Spaziergänge angewiesen war, erreiche, sondern einen schmalen Uferrand freilasse. „J'avois aussi remarqué qu'entre le jardin qui étoit sur ce bastion, et la terrasse, sur laquelle mes gardes demeuroient quand je me promenois, il y avoit une porte que Chalucet y avoit fait mettre, pour empêcher les soldats d'y aller manger son raisin. Je formai sur ces observations mon dessein, qui fut de tirer sans faire semblant de rien, cette porte après moi, qui étant à jour par des treillis, n'empêcheroit pas les gardes de me voir, mais qui les empêcheroit au moins de pouvoir venir à moi; de me faire descendre par une corde; que mon médecin et l'abbé Rousseau, frère de mon intendant, me tiendroient, et de faire trouver des chevaux au bas du ravelin, et pour moi et pour quatre gentilshommes que je faisois état de mener avec moi. Ce projet étoit d'une exécution très-difficile. Il ne se pouvoit exécuter qu'en plein jour entre deux sentinelles, qui n'étoient qu'à trente pas l'une de l'autre à la portée du demi-pistolet, et mes six gardes qui me pouvoient tirer à travers des barraux de la porte. Il falloit que les quatre gentilshommes qui devoient venir avec moi et favoriser mon évasion, fussent bien juste à se trouver au bas du ravelin, parce que leur apparition pouvoit aisément donner de l'ombrage. Je ne me pouvois pas passer d'un moindre nombre, parce que j'étois obligé de passer par une place qui est tout proche, et qui étoit le promenoir ordinaire des gardes du maréchal ... Je me sauvai un samedi 8 d'août 1654; à cinq heures du soir; la porte du petit jardin se referma après moi presque naturellement, je descendis, un bâton entre les jambes, très-heureusement du bastion qui avoit quarante pieds de haut. Un valet-de-chambre, qui est encore à moi, qui s'appèle Fromentin, amusa mes gardes en les faisant boire. Ils s'amusèrent eux-mêmes à regarder un jacobin qui se baignoit, et qui, de plus, se noyoit. La sentinelle qui étoit à vingt pas de moi, mais en lieu d'où il ne pouvoit pourtant me joindre, n'osa me tirer, parce que, lorsque je le vis compasser la mèche, je lui criai que je le ferois pendre s'il tiroit, et il avoua à la question, qu'il crut sur cette menace, que le maréchal étoit de concert avec moi. Deux petits pages qui se baignoient, et qui me voyant suspendu à la corde, crièrent que je me sauvois, ne furent pas écoutés, parce que tout le monde s'imagina qu'ils appeloient les gens au secours du jacobin qui se baignoit. Mes quatre gentilshommes se trouvèrent à point nommé au bas du ravelin, où ils avoient fait semblant de faire abreuver leurs chevaux, comme s'ils eussent voulu aller à la chasse; je fus à cheval moi-même avant qu'il y eût eu seulement la moindre alarme, et comme j'avois quarante relais, posés entre Nantes et Paris, je serois arrivé infailliblement le mardi à la pointe du jour sans un accident que je puis dire avoir été le fatal et le décisif du reste de ma vie. Aussitôt que je fus à cheval, je pris la route de Mauve, qui est, si je ne me trompe, à cinq lieues de Nantes, sur la rivière, et où nous étions convenus que M. de Brissac et Sévigné m'attendroient avec un bateau pour la passer. La Ralde écuyer de M. de Brissac, qui marchoit devant moi, me dit qu'il falloit galoper d'abord pour ne pas donner le temps aux gardes du maréchal de fermer la porte d'une petite rue du faubourg où étoit leur quartier, et par laquelle il falloit nécessairement passer. J'avois un des meilleurs chevaux du monde, et qui avoit coûté mille écus à M. de Brissac. Je ne lui abandonnai pas toutefois la main, parce que le pavé étoit très-mauvais et très-glissant; mais un gentilhomme à moi, qui s'appeloit Boisguérin, ayant crié de mettre le pistolet à la main, parce qu'il voyoit deux gardes du maréchal qui ne songeoient pourtant pas à nous, je l'y mis effectivement, en le présentant à la tête de celui de ces gardes qui étoit le plus près de moi, pour l'empêcher de saisir la bride de mon cheval, le soleil, qui étoit encore haut, donna dans la platine, la réverbération fit peur à mon cheval, qui étoit vif et vigoureux; il fit un grand soubresaut, et il retomba des quatre pieds. J'en fus quitte pour l'épaule gauche qui se rompit contre la borne d'une porte. Un autre gentilhomme à moi, nommé Beauchesne, me releva et me remit à cheval: et quoique je souffrisse des douleurs effroyables, et que je fusse obligé de me tirer les cheveux de temps en temps pour m'empêcher de m'évanouir, j'achevai ma course de cinq lieues, avant que M. de la Meilleraye, qui me suivoit à toute bride avec tous les coureurs de Nantes m'eût pu joindre. Je trouvai au lieu destiné M. de Brissac et le chevalier de Sévigné, avec le bateau. Je m'évanouis en y entrant. L'on me fit revenir en me jetant un verre d'eau sur le visage. Je voulus remonter à cheval quand nous eumes passé la rivière, mais les forces me manquèrent, et M. de Brissac fut obligé de me faire mettre dans une fort grosse meule de foin, où il me laissa avec un gentilhomme à moi, appelé Montet, qui me tenoit entre ses bras. Il emmena avec lui Joly, qui seul avec Montet avoit pu suivre, les chevaux des autres ayant manqué, et

il tira droit à Beaupréau, à dessein d'y assembler la noblesse pour me venir tirer de ma meule de foin. J'y demeurai caché plus de sept heures, avec une incommodité que je ne puis vous exprimer. J'avois l'épaule rompue et démise; j'y avois une contusion terrible; la fièvre me prit sur les neuf heures du soir, et l'altération qu'elle me donnoit, étoit encore cruellement augmentée par la chaleur du foin nouveau. Quoique je fusse sur le bord de la rivière; je n'osois boire, parce que si nous fussions sortis de la meule, Montet et moi, nous n'eussions eu personne pour raccommoder le foin qui eût paru remué, et qui eût donné lieu par conséquent à ceux qui couroient après moi, d'y fouiller. Nous n'entendions que des cavaliers qui passoient à droite et à gauche. M. de la Poise Saint-Offanges, homme de qualité du pays, que M. de Brissac avoit averti en passant, vint sur les deux heures après minuit me prendre dans cette meule, après qu'il eût remarqué qu'il n'y avoit plus de cavaliers aux environs. Il me mit sur une civière à fumier, et il me fit porter par deux paysans dans la grange d'une maison qui étoit à lui à une lieue de là. Il m'y ensevélit encore dans le foin, mais comme j'y avois de quoi boire, je m'y trouvai délicieusement. M. et madame de Brissac me vinrent prendre au bout de 7 ou 8 heures, avec 15 ou 20 chevaux, et ils me menèrent à Beaupréau, où je ne demeurai qu'une nuit, jusques à ce que la noblesse fut assemblée. M. de Brissac étoit fort aimé dans le pays: il mit ensemble, dans ce peu de temps, plus de deux cents gentilshommes. M. de Retz qui l'étoit encore plus dans son quartier, le joignit à quatre lieues de là avec trois cents. Nous pussâmes presque à la vue de Nantes, d'ou quelques gardes du maréchal sortirent pour escarmoucher. Ils furent repoussés vigoureusement jusques dans la barrière, et nous arrivâmes heureusement à Machecoul, qui est dans le pays de Retz, avec toute sorte de sûreté." Die weitere Flucht nach Bellisle und San Sebastian, wenngleich nicht frei von Beschwerlichkeit und Gefahren, bietet kein Interesse, um so merkwürdiger aber sind die Illusionen, denen Gondi sich hingibt, in dem abenteuerlichen Vorhaben, sowie er dem Gefängniß entronnen, in Blitesschnelle nach Paris zu eilen, um dort das alte Spiel wieder aufzunehmen. „Le pis du pis étoit de faire une action de grand éclat, que j'eusse poussée, si j'y eusse trouvé lieu, et à laquelle j'eusse donné un air de modération et de sagesse, si le terrain ne m'eût pas paru aussi ferme que je me l'étois imaginé. Car mon projet étoit de n'entrer à Paris qu'avec toutes les apparences d'un esprit de paix: de déclarer et au parlement et à l'Hôtel-de-Ville, que je n'y allois que pour prendre possession de mon archevêché; de prendre effectivement cette possession dans mon église; de voir ce que ce spectacle produiroit dans l'esprit d'un peuple échauffé par l'état des choses; car Arras étoit assiégé par M. le Prince. Le roi qui m'eût vu dans Paris, n'eût pas apparemment fait attaquer les lignes, comme il fit; les serviteurs de M. le Prince, qui étoient en bon nombre dans la ville, se seraient certainement joints à mes amis; la fuite de M. le chancelier et de M. Servien auroit fait perdre coeur aux mazarins; la collusion de M. le premier président de Bellièvre m'auroit été d'un avantage signalé. M. Nicolaï, premier président de la chambre des comptes, a dit depuis que comme il n'y avoit pas eu contre moi une seule ombre de formalités observées, sa compagnie n'auroit pas hésité un moment à faire, à l'égard de ma possession, tout ce qui dépendoit d'elle. J'aurois connu, en faisant ces premières démarches, jusqu'où j'aurois du et pu porter les secondes. Si j'eusse rencontré le chemin plus embarrassé que je l'aurois cru, je n'avois qu'à faire un pas en arrière, à traiter purement l'affaire en ecclésiastique, et me retirer, après ma prise de possession, à Mézières, où deux cents chevaux m'eussent passé avec toute sorte de facilité, toutes les troupes du roi étant éloignées." Daß er um alles dieses durch seinen Unfall mit dem Gaule, durch das gebrochene Schulterbein, gebracht worden, wähnt Gondi, und er wird in seiner Ansicht bestärkt durch die zu Paris vor den Häusern auflodernden Freudenfeuer und durch das in Notre-Dame und in vielen andern Kirchen auf die Nachricht von seiner Flucht abgehaltene Te Deum. Er weiß nicht, wie ähnlich die Götzen des Volkes jenen der Heiden sind. Diese brachen unter der Wucht des Hammers, jene sind dahin, sobald die Staatsgewalt sie berührte, ohne daß darum das Volk sich erhoben hätte. Für sie zumal ist eine Restauration unmöglich. Von San-Sebastian aus durchzog Gondi Spanien nach seiner ganzen Breite, um sich zu Viñaroz am Mittelmeere nochmals einzuschiffen. Piombino erreichte er den 3. Nov. 1654. Er sah Florenz, erfreute sich von Seiten des Großherzogs der huldreichsten Aufnahme und traf den 30. Nov. zu Rom ein. In einem um seinetwillen abgehaltenen Consistorium setzte Innocentius X. ihm den Cardinalshut auf; drei Tage darauf erkrankt, ist dieser Papst, Mazarin's entschiedener Gegner, mit Tode abgegangen, den 7. Jan. 1655. Gondi hatte demnach dem Conclave beizuwohnen. Obgleich auch in Rom durch Mazarin's Zorn beunruhigt, unterließ er jedoch nicht, in diesem Conclave die Interessen Frankreichs möglichst zu fördern, zu welchem Ende er sich dem sogenannten Escadron volant, den angeblich parteilosen Cardinälen, angeschlossen hatte. Ihm großentheils verdankte Alexander VII. die dreifache Krone. Darum hat dieser den Cardinal bei der Ceremonie des ersten Fußkusses mit einer Umarmung und mit den Worten empfangen: „Signor cardinal de Retz, ecce opus manuum tuarum." Trotzdem wurde Gondi's Stellung in Rom sehr bald unhaltbar. „Je n'étois plus à la tête d'une grande faction, que j'ai toujours comparé à une grande nuée, dans laquelle

chacun se figure ce qu'il lui plait. La plupart des hommes me considéroient, dans les mouvemens de Paris, comme un sujet tout propre à profiter de toutes les révolutions; mes racines étoient bonnes, chacun en espéroit du fruit, et cet état m'attiroit des offres immenses, et telles que si je n'eusse eu encore plus d'aversion à emprunter que je n'avois d'inclination à dépenser, j'aurois compté dans la suite mes dettes par plus de millions d'or, que je ne les ai comptées par millions de livres. Je n'étois pas à Rome dans la même posture; j'y étois réfugié et persecuté par mon roi; j'y étois maltraité par le pape. Les revenus de mon archevêché et de mes bénéfices étoient saisis. On avoit fait des défenses expresses à tous les banquiers françois de me servir; on avoit poussé l'aigreur jusqu'au point de demander des paroles de ne me point assister, à ceux que l'on croyoit, ou que l'on avoit sujet de croire le pouvoir ou le vouloir faire. L'on avoit même affecté, pour me décréditer, de déclarer à tous mes créanciers, que le roi ne permettroit jamais qu'ils touchassent un double de tout ce qui étoit de mes revenus sous sa main. L'on avoit de plus affecté de dissiper ces revenus avec une telle profusion et profanation, que deux bâtards de l'abbé Fouquet étoient publiquement nourris et entretenus chez la portière de l'archevêché, sur un fonds pris de cette recette. On n'avoit oublié aucune des précautions qui pouvoient empêcher mes fermiers de me secourir, et l'on avoit pris toutes celles qui devoient obliger mes créanciers à m'inquieter par des procédures qui leur eussent été inutiles dans le temps, mais dont les frais eussent retombé sur moi dans la suite. L'application qu'eut l'abbé Fouquet sur ce dernier article, ne lui réussit qu'à l'égard d'un boucher, aucun de mes autres créanciers n'ayant voulu branler. Celle du cardinal Mazarin eut plus d'effet sur les autres chefs. Les receveurs de l'archevêché ne m'assistèrent que très-faiblement; quelques-uns même de mes amis prirent le prétexte des défenses du roi pour s'excuser de me secourir. M. et madame de Liancourt envoyèrent à M. de Chalons 2000 écus, quoiqu'ils en eussent offert 20,000 à mon père, de qui ils étoient les plus particuliers et les plus intimes amis, et leur excuse fut la parole qu'ils avoient donnée à la reine. L'abbé Amelot, qui se mit dans la tête d'être évêque, par la faveur de M. le cardinal Mazarin, répondit à ceux qui lui voulurent persuader de m'assister, que j'avois témoigné tant de distinction à M. de Caumartin dans la visite qu'ils m'avoient rendue l'un et l'autre à Nantes, qu'il ne croyoit pas qu'il se dût brouiller pour moi avec lui un moment qu'il lui donnoit des marques d'une estime particulière. M. de Luines, avec lequel j'avois fait une amitié assez étroite depuis le siége de Paris, crut qu'il y satisferoit en me faisant tenir 6000 livres. Enfin MM. de Chalons, Caumartin, Bugnols et de la Houssaye, qui eurent la bonté de prendre en ce temps-là le soin de ma subsistance, s'y trouvèrent assez embarrassés; et l'on peut dire qu'ils ne rencontrèrent de véritables secours qu'en M. de Mancoillette, qui leur donna pour moi 24,000 livres; M. Pirion de Mastrac, qui leur en fit toucher 18,000, madame d'Acerac, qui en fournit autant; M. d'Hacqueville qui, du peu qu'il avoit pour lui même, en donna 5000. Madame de Lesdiguières en prêta 50,000. M. de Brissac en envoya 36,000. Ils trouvèrent le reste dans leurs propres fonds. MM. de Chalons et de la Houssaye en trouvèrent 40,000; M. de Caumartin 55,000; M. de Retz, mon frère, suppléa avec bonté au reste, et il l'eût fait encore de meilleure grâce, si sa femme eût eu autant d'honnêteté et autant de bon naturel que lui. Vous me direz peut-être qu'il est étonnant qu'un homme qui paraissoit autant abîmé que moi dans la disgrâce ait pu trouver d'aussi grandes sommes; et je vous répondrai qu'il est sans comparaison davantage que l'on ne m'en eut pas offert de plus considérables, après les engagemens qu'un nombre infini de gens avoient avec moi.“ Bei allem dem behauptete sich Gondi beinahe volle zwei Jahre in seiner widerwärtigen Stellung zu Rom. An diesen Aufenthalt fesselten ihn die Streithändel und das Erzbisthum Paris, welches Mazarin in Folge der Abdankung als erledigt behandeln wollte, während Gondi von Beaupréau aus, wo man am 8. Aug. 1654 die erzwungene Abdankung widerrufen hatte und daher in den Augen aller wahrhaft Gläubigen, insbesondere des Klerus von Paris, als der wahre Erzbischof galt, wie solches auch Alexander VII., im Juni 1655 ihm das Pallium verleihend, bekundet hat. Dagegen erschöpfte das französische Ministerium, unbeschadet der rohen Gewalt, das ganze Arsenal der Diplomatie, um den Gehaßten zu erdrücken. Es war dieses der einzige Zweck von Lyonne's Sendung nach Rom. Den unausgesetzten Angriffen gegenüber vertheidigte sich Gondi mit außerordentlicher Gewandtheit. Sein Schreiben an das pariser Domcapitel vom 22. Mai 1655 läßt in ihm einen der gründlichsten und scharfsinnigsten Theologen erkennen, gleichwie sein Circulare an die Bischöfe und Erzbischöfe von Frankreich vom 14. Dec. 1654 in jeder Beziehung ein Meisterwerk genannt zu werden verdient. Dagegen sollte er um jeden Preis vor Gericht oder genauer vor eine aus Bischöfen zusammengesetzte Commission gezogen werden. Unter den mancherlei ihm zur Last gelegten Verbrechen figurirt auch der Vorwurf des Jansenismus, um welchen Lyonne einen der einflußreichsten, ihm ergebenen päpstlichen Minister befragte. „Il m'apprit que quand Gondi fut nommé au cardinalat, le feu pape fit faire quelques perquisitions en France pour savoir la croyance du coadjuteur touchant les doctrines nouvelles, et qu'une personne de considération de la cour, qu'il ne nomma pas et qui en pouvoit, dit-il, savoir quelque chose (je tiens que

ce pourroit être le P. Paulin), répondit: Le coadjuteur à étudié, disputé, écrit et prêché la doctrine contraire à Jansenius, je ne voudrois pas mais pour la bourse des jansénistes, je ne voudrois pas répondre qu'il ne s'y attachât." Als er endlich sich überzeugt, daß die Gerechtigkeitsliebe eines wenn auch ihm nicht eben geneigten Papstes diesem niemals erlauben würde, auf die Absichten und Wünsche des Machthabers in Frankreich einzugehen, glaubte Gondi einen Schauplatz, wo er so mancher Kränkung und Widerwärtigkeit ausgesetzt gewesen, verlassen zu dürfen. Er brach von Rom auf den 9. Aug. 1656, „en poste, avec peu de personnes, incognito et travesté. La créance la plus commune est qu'il a tiré vers le pays de Cologne ou de Liège, par la route de Trente. Ce départ si soudain, incontinent après la nouvelle de Valenciennes, fait croire qu'il s'est imaginé ce qu'il souhaite, à savoir quelque tumulte à Paris, et qu'il est parti à dessein de s'en rapprocher et de s'y rendre au cas qu'il rencontrât l'occasion favorable." Die strengsten Befehle wurden erlassen, ihm den Eintritt in das Königreich zu verschließen, während er über Constanz, Ulm, Augsburg, Frankfurt langsam dem Niederrheine sich näherte. Zu Anfange des Jahres 1658 befand er sich noch in Cöln, nicht sowol mit Umtrieben in Frankreich, als mit wiederholten Versuchen, den König und die Königin zu besänftigen, sich beschäftigend. Das anhaltende Waffenglück der Franzosen schien keine andere Taktik zu erlauben. Das Jahr 1658 brachte Gondi abwechselnd in Holland oder in Brüssel zu; im Haag hatte er mehre Conferenzen mit Karl II., der auch sein warmer, doch nicht eben thätiger Freund geblieben ist. Der Papst ermahnte ebenfalls den flüchtigen Cardinal, in Geduld zu warten und das zu erwartende Ereigniß war nicht mehr fern. Mazarin starb den 9. März 1661. Sechs Monate verliefen indessen, ohne daß sich die geringste Veränderung in Gondi's Beziehungen zu dem französischen Hofe ergeben hätte. Fortwährend wurde der Papst angerufen, wie in der Zeit von Mazarin's Allgewalt, aber eine Entscheidung stand um so weniger zu erwarten, da Alexander keine Veranlassung mehr hatte, sein Wohlwollen für den bedrängten Kirchenfürsten zu verbergen. Alle Anzeigen eines bevorstehenden Abkommens wurden bemerkbar und Gondi warf, um dasselbe zu beschleunigen, ein Interdict auf seinen Sprengel, das, verbunden mit dem von seinen Generalvicaren erlassenen Hirtenbriefe, bedeutende Bewegung veranlaßte. Darüber in einiger Bestürzung, boten die Minister im October 1661 die Hände zu einem Vergleiche. Gondi mußte dem Erzbisthume Paris entsagen und erhielt dagegen die Abtei Saint-Denys mit den von ihr abhängenden Klöstern, Alles zusammen um 120,000 Livres verpachtet, die ihm bisher vorenthaltenen Einkünfte des Erzbisthums und der übrigen Pfründen wurden ihm ausgeliefert; für seine Anhänger stipulirte er Amnestie, für seine exilirten Diöcesangeistlichen Rückkehr in die Heimath und Wiedereinsetzung in ihre Beneficien. In den geheimen Artikeln verpflichtete er sich, in Paris nicht aufzutreten, es sei denn der neue Erzbischof installirt, und nach Rom sich zu begeben, sobald dieses der König befehlen würde. So mochte er denn im Juli 1662 zu Commercy oder vielmehr in seinem anmuthigen Landhause zu Ville-Issey sich einrichten. Dort zeigte man noch 1788 die engen von ihm benutzten Räume, in denen er hauptsächlich mit der Regulirung seiner Angelegenheiten, mit der Bewirthschaftung seiner Güter sich beschäftigte. Im J. 1665 verkaufte er sein Fürstenthum Commercy an den Herzog Karl IV. von Lothringen, doch den lebenslänglichen Genuß sich vorbehaltend, wie er denn auch fortfuhr, an dem dasigen Schlosse zu bauen. Die nächste Veranlassung dieser Veräußerung mag wol die Reise an den Hof geworden sein, für welche er endlich des Königs Erlaubniß erhielt. Die Aufnahme zu Fontainebleau war kühl genug; Ludwig XIV. sprach von des Cardinals grauen Haaren, vermuthlich um ihn zu erinnern, daß die Zeit der Vergessenheit und der Buße gekommen sei. Doch wurde er bald darauf nach Rom gesendet, um einige Streithändel mit dem heiligen Stuhle auszugleichen. Den in dieser Unterhandlung gefundenen Erfolgen verdankte er die freilich nicht sehr fruchtbare Ehre, des Hofes vornehmster Theolog, den man in allen wichtigen Fällen befragte, zu werden. Als solcher hat er sich besonders in dem Conclave von 1667, behufs dessen er am 8. Mai zu Rom eingetroffen war, bewährt. Die Wahl von Clemens IX. war großentheils sein Werk. Am 23. Juli schrieb Lyonne: „Après les merveilles que V. Eminence vient de faire pour la création du Pape, que S. M. a fait, aux soins principalement et à la dextérité avec laquelle elle a conduit et porté l'affaire à une heureuse fin, il ne me reste etc." Am 13. Aug. langte Gondi wiederum zu Commercy an, von da ihn jedoch das königliche Schreiben vom 10. Dec. 1669 abrief, auf daß er auch bei der Wahl von Clemens X., den 29. April 1670, sich betheilige. Das war kaum vollbracht, als er in der Einsamkeit von Commercy oder von der benachbarten Abtei Saint-Mihiel sich mit der Abfassung seiner Memoiren beschäftigte. „On jugera aisément, par l'étendue des Mémoires du cardinal, qu'ils durent exiger plusieurs années de sa vie; et par le bel état du manuscrit, le petit nombre de ratures qu'on peut y remarquer, et l'absence presque complète de corrections interlinéaires, que ce manuscrit n'en étoit pas le premier jet; ou bien, il faudra se faire de l'esprit et de la pensée du cardinal, de sa facilité à coordonner le plan d'une grande composition dramatique, dans laquelle les incidents capables d'intéresser ou d'émouvoir sont très-habilement mis en place, une idée telle, qu'il n'aurait pu être égalé que par bien peu d'écrivains; et dans ce cas, il faudroit aussi lui faire, dans l'histoire de notre littérature nationale, un rang encore plus distingué que celui qu'il occupe dans nos annales politiques. A la gravité du sujet, à la difficulté d'en saisir et d'en exposer l'ensemble, à la multiplicité des détails, à la résolution de ne rien céler,

et à obligation de tout dire en conservant dans le style la réserve qui manque si souvent dans la pensée, un tel ouvrage fut une des plus graves tâches qu'homme au monde se soit jamais imposées. C'était une publique confession de vices parfois ignobles, faite par un personnage de haute naissance, et d'entreprises popularisées, suscitées par un grand seigneur, par un prince de l'Eglise. Mais l'éducation du cardinal de Retz et son usage du monde lui donnèrent le moyen de parler de tout comme il le voulut, et sans blesser les plus chastes oreilles par ses paroles; il n'a offensé que la morale par ses actions.“ In der Ausarbeitung seiner Denkwürdigkeiten die ganze Vergangenheit sich vergegenwärtigend, mußte Gondi reichlichen Anlaß finden, sich von der Nichtigkeit alles menschlichen Treibens zu überzeugen; in der bei solcher Betrachtung über ihn gekommenen Zerknirschung reifte in ihm der Entschluß, allen Größen der Welt zu entsagen, sich gänzlich von ihr zurückzuziehen. Er wollte den Purpur ablegen (Juni 1675), was jedoch Papst Clemens X. untersagte, bevor noch ein Antrag ihm zugekommen, „le bon pape a fait comme Trivelin, il a fait et donné la réponse avant que d'avoir reçu la lettre.“ Der Kirche gehorsamer Sohn sträubte er sich nicht, fest aber stand sein Entschluß, der Welt zu entsagen. In der zweiten Hälfte des Juni 1675 begab er sich auf die Reise nach Saint-Mihiel, mit dem Vorsatze, dort seine Tage in der vollkommensten Einsamkeit zu beschließen. Dies untersagte abermals der Papst, Gondi mußte nach Commercy ziehen; von da wurde er abgefordert durch des Königs Befehl, dem Conclave von 1676 beizuwohnen. Die Reise trat er den 2. Aug. an; in dem ersten Scrutinium fielen auf ihn acht Stimmen, es schreibt auch an den König der französische Gesandte, Herzog von Estrées: „Je suis obligé de dire à V. M. que M. le cardinal de Retz, nonobstant sa goutte, dont il commença d'être incommodé du lendemain qu'il entra au conclave, agit avec un zèle et une application qui ne sont pas concevables.“ Am 22. Sept. erfolgte die Exaltation des neuen Papstes, Innocentius XI., gegen Ausgang October verließ Gondi die Stadt Rom und traf noch im Laufe dieses Jahres in Commercy ein, wo ihn jedoch sehr bald der Andrang der Fremden belästigte. Er zog nach seiner Abtei Saint-Denys, wie dieses die Sévigné den 27. Juni 1678 berichtet: „Pour le cardinal de Retz, vous savez qu'il a voulu se demettre de son chapeau de cardinal. Le pape ne l'a pas voulu, et non seulement s'est trouvé offensé qu'on veuille se défaire de cette dignité, quand on veut aller en paradis; mais il lui a défendu de faire aucun séjour à Saint-Mihiel, à trois lieues de Commercy, disant qu'il n'est pas permis aux cardinaux de faire aucune résidence dans d'autres abbayes que dans les leurs. C'est la mode de Rome; et l'on ne se fait point Hermite al dispetto del Papa. Ainsi Commercy étant le lieu du monde le plus passant, il est venu demeurer à Saint-Denys, où il passe sa vie très conformément à la retraite qu'il s'est imposée. Il a été quelque temps à l'hôtel de Lesdiguières; mais cette maison étoit devenue la sienne. Il a vu très peu de monde, et il est, il y a plus de deux mois, à Saint-Denys. Il a un procès qu'il fera juger, parceque, selon qu'il se tournera, ses dettes seront achevées d'être payées, ou non. Vous savez qu'il s'est acquitté de onze cent mille écus. Il n'a reçu cet exemple de personne et personne ne le suivra. Enfin il faut se fier à lui de soutenir sa gageure. Il est bien plus régulier qu'en Lorraine, et il est toujours très digne d'être honoré.“ Durch den Proceß nach Paris zurückgeführt, ist daselbst im Hôtel de Lesdiguières der Cardinal den 24. Aug. 1679 gestorben. Am 13. Mai 1680 schreibt die Sévigné an ihre Tochter: „Je ne puis jamais passer au pied d'une certaine tour (des Castells zu Nantes), que je ne me souvienne de ce pauvre cardinal, et de sa funeste mort, encore plus funeste que vous ne le sauriez penser,“ und man hat hieraus schließen wollen, Gondi sei keines natürlichen Todes gestorben. Es scheint indessen das funeste nur von seiner Absicht, die Grignan oder ihren Sohn zum Erben einzusetzen, gesagt, welche zu vollführen der unerwartete Todesfall ihn verhinderte. Nach den vielen, im Interesse seiner Gläubiger vorgenommenen Veräußerungen war ihm die Grafschaft Joigny, von 50,000 Livres Ertrag, geblieben. Dieses Einkommen hat er aber nicht bezogen und ebenso wenig den Ertrag seiner reichen Pfründen, Alles vielmehr, bis auf 20,000 Livres jährlich, den Gläubigern überlassend. Daher ist auf ihn keineswegs anzuwenden, was dem sterbenden Lafayette nachgesagt worden: „C'est un lampion qui s'éteint en puant.“ Groß ist übrigens die Aehnlichkeit und nicht minder die Verschiedenheit der beiden Männer. Was sie wollten, hat der Eine so wenig wie der Andere gewußt, denn sie beide fröhnten ausschließlich der unbändigsten Eitelkeit. Gondi aber, der so unendlich in Geist und Wissen seinem Nachfolger überlegen war, hat durchaus Nichts erreicht, während Lafayette die Welt in ihren Grundfesten erschüttert, ihr ein Vermächtniß hinterlassen hat, das nach 70 Jahren immer noch in den Wehen begriffen scheint. Auch in scharfem Gegensatze stehen der Beiden Denkwürdigkeiten; lebendig, anziehend, stets dramatisch erscheint Gondi, während in dem langweiligsten, leersten Dünkel Lafayette sich ausspricht.

„Paul von Gondi, Cardinal von Retz,“ schreibt le Rochefoucauld, „hat einen erhabenen, umfassenden Geist, nicht sowol wahren Muth, als die Sucht, damit zu glänzen. Eines außerordentlichen Gedächtnisses befleißigt er sich mehr der Stärke als der Zierlichkeit des Ausdruckes; in seinem Sinne verträglich, hat er Empfänglichkeit und selbst Schwachheit für die Klagen und Vorwürfe seiner Freunde, wenig Frömmigkeit neben einigen Aeußerlichkeiten von Religiosität. Er scheint ehrgeizig, ohne es jedoch zu sein; aus Eitelkeit und von Andern geleitet unternahm er, meist im Widerspruche mit seinem Stande, große Dinge; er hat die bedauerlichsten Un-

ruhen im Staate hervorgerufen, ohne die bestimmte Absicht, sie auszubeuten und weit entfernt, den Cardinal Mazarin anzufeinden, weil er dessen Stelle einzunehmen gewünscht hätte, wollte er ihm nur furchtbar erscheinen und sich mit dem eiteln Glanze seiner Opposition brüsten. Nichtsdestoweniger benutzte er mit Geschick das öffentliche Unglück, um den Cardinalshut zu erlangen; die Gefangenschaft ertrug er standhaft, die Freiheit verdankte er lediglich seiner Kühnheit. Die Trägheit ließ ihn mit Würde die Jahre eines irrenden unbemerkten Lebens ertragen; das Erzbisthum Paris hat er dem allgewaltigen Mazarin gegenüber behauptet, dann, nach des Ministers Tode, abgegeben, ohne zu wissen, was er thue, ohne daß er die Umstände benutzt hätte, um die Interessen seiner Freunde und die eigenen zu wahren. In den verschiedenen Conclaven hat er stets seinen Ruf erhöht. Dem Müßiggange von Natur ergeben, bezeigt er sich jedoch thätig in eilenden Dingen, um einer trägen Ruhe sich zu überlassen, sobald der Drang vorüber ist. Er besitzt viele Geistesgegenwart und weiß die günstigen Chancen, die das Glück ihm darbietet, dergestalt zu benutzen, daß man glauben sollte, er habe sie vorhergesehen und herbeigewünscht. Zu erzählen ist ihm Liebhaberei und er sucht die Zuhörer durch außerordentliche Begebenheiten zu blenden, wobei dann seine Phantasie mehr leistet als das Gedächtniß. Er ist falsch in seinen meisten Eigenschaften, und es ist die Kunst, seine Fehler in günstigem Lichte erscheinen zu lassen, welche am meisten seinen Ruhm gefördert hat. Für Haß oder Freundschaft ist er gleich unempfänglich, wie viele Mühe er sich auch gab, mit den beiden Gemüthsrichtungen beschäftigt zu scheinen. Neid und Geiz sind ihm durchaus fremd, sei es aus Tugend, sei es Fahrlässigkeit. Er hat seinen Freunden mehr abgeborgt als ein Privatmann hoffen konnte, jemals zu bezahlen; für seine Eitelkeit war es ein Genuß, so ausgedehnten Credit zu finden und das Abborgen unternehmen zu können. Ohne Geschmack, ohne Delicatesse belustigt er sich mit Allem, ohne an etwas Gefallen zu finden; mit Geschick weiß er zu verbergen, daß er von allen Dingen nur oberflächliche Kenntniß besitze. Daß er jetzt in die Einsamkeit sich begibt, ist die auffallendste und falscheste Handlung seines Lebens, ein Opfer unter dem Vorwande der Andacht dem Stolze gebracht; er verläßt den Hof, wo er keine Anhaltspunkte zu finden weiß, und entfernt sich von der Welt, die ihm fern geworden ist." Auch Hénault hat es versucht, den Helden des Breviers, nach der Sévigné Ausdruck, zu schildern. „Schwer fällt es, sich einzureden, daß der Mann, der sein ganzes Leben in Umtrieben zubrachte, niemals einen eigentlichen Zweck gehabt habe. Er liebte die Intrigue um des Genusses willen zu intriguiren; sein kühner, gewandter, reicher, in etwas romanhafter Geist wußte den Einfluß auf das Volk, welches seine Würde ihm verlieh, zu benutzen und die Religion im Dienste seiner Politik zu gebrauchen; zu Zeiten suchte er mit dem zu prunken, was er einzig dem Zufalle verdankte, und häufig, wenn der Würfel gefallen, will er die Mittel im Einklange mit den Ereignissen darstellen. Er bekriegte seinen König; die Rolle des Rebellen zu spielen war ihm das Lockendste in der Rebellion; prachtliebend, Schöngeist, unruhiger Kopf, war er reich an plötzlichen Einfällen, aber ohne Ausdauer, mehr mit Chimären sich befassend als mit belebenden Gedanken; nicht an seiner Stelle in einer Monarchie, besaß er nicht, was von einem Republikaner gefordert wird; weder getreuer Unterthan, noch guter Bürger, war er eitel wie Cicero, dabei kühner und minder redlich, geistreicher, minder groß und minder bösartig denn Catilina. Seine Denkwürdigkeiten sind angenehm zu lesen, wer begreift aber den Muth, vielmehr die Thorheit eines Mannes, der Schlimmeres von sich erzählt, als der erbittertste Feind ihm nachreden könnte? Nicht minder Staunen muß erwecken, daß der nämliche Mensch am Abend seines Lebens ein ganz anderer, daß er sanft, friedlich, allen Umtrieben fern, der Liebling aller tugendhaften Zeitgenossen geworden ist, gleichsam als wenn sein früherer Ehrgeiz nur geistige Ausschweifung gewesen sei, und eine Kette von Jugendstreichen, denen man im Alter absagt, war ein starker Beweis, daß er wahre Leidenschaft nicht empfand. In großer Pracht hat er gelebt, Schulden im Betrage von mehr als vier Millionen gemacht, es wurde aber Alles bezahlt, theils zu seinen Lebzeiten, theils nach seinem Tode." (*v. Stramberg.*)

GONDI (Ottavio), italienischer Jesuit, um die Mitte des 16. Jahrh. zu Florenz geboren, trat sehr früh in den Jesuitenorden und zeichnete sich besonders durch sein ungewöhnliches Predigertalent aus. Auch als Seelsorger war er sehr gesucht und zählte unter seine Beichtkinder die heilige Maria Magdalena von Pazzi. Er starb kurz nach dem Jahre 1600. Die in vielen Ausgaben und Uebersetzungen verbreitete Biographie der Angela Merici, Stifterin des Ordens der Ursulinerinnen (Vita della Beata Angela Bresciana prima Fondatrice della Compagnia di S. Orsola. Brescia 1600. 4. Ib. 1605. 1619. 1620. 4. Venezia 1618. 8. Bologna 1638. 8. Französisch von Odo de Gissey. Paris 1648. 12.), ist sein einziger, aber vortrefflich gelungener schriftstellerischer Versuch*). (*Ph. H. Külb.*)

GONDINO (Juan), spanischer Jesuit, im J. 1549 zu Munebrega, einem Dorfe bei Calatayud in der Provinz Aragon geboren, trat im J. 1589 zu Alcala in den Jesuitenorden und zeichnete sich besonders als Kanzelredner aus. Er starb am 2. Juli 1629. Sein asketisches Werk Guia espiritual para viver y morir en gracia y amistad de Dios, y servir le perfectamente (Madrid 1618. 8.), welches er unter dem Namen seines Bruders Lorenzo herausgab und welches unter dem Titel: Direttorio spirituale per vivere e morire in gratia e amicitia di Dio e servirlo perfettamente (Roma 1629. 8.) auch italienisch erschien, wird von seinen Zeitgenossen sehr gerühmt, ist aber jetzt vergessen; seine für

*) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliothèque des écrivains de la Compagnie de Jesus. Tom. IV. p. 281.

die Länder- und Völkerkunde gewiß nicht unwichtige Biographie des habessinischen Glaubensboten Andres de Oviedo blieb leider ungedruckt *). (*Ph. H. Külb.*)

GONDISALVUS (Dominicus), ein spanischer Dominikanermönch und Mitglied der Gesellschaft von Gelehrten, welcher Raimund, Erzbischof von Toledo, die Bearbeitung der bedeutendsten Werke der arabischen Philosophen übertrug, da diese sich allmälig in Spanien und sogar bei den Christen Eingang und Beifall verschafft hatten. Man weiß von den Lebensverhältnissen des Gondisalvus Nichts weiter, als daß er Erzdiakon an der Kirche von Segovia war und die Literarhistoriker haben deshalb, durch falsche Angaben der Handschriften, welche ihn bald Gondisalvus, bald Gundisalvi und bald Gundisalinus nennen und ihm die Vornamen Dominicus und Johannes beilegen, verleitet, aus ihm drei verschiedene Personen gemacht, welche sich alle mit Uebersetzungen aus dem Arabischen befaßten; da es jedoch nicht wahrscheinlich ist, daß drei Personen gleichen Namens Schriften derselben Gattung um eine und dieselbe Zeit übersetzt haben sollten, so sind wol alle auf diese drei Personen bezüglichen Nachrichten auf einen und denselben Gondisalvus zu übertragen. Auch die Verwechselung der Stadt, wo er Erzdiakon war, läßt sich leicht erklären, da er diese Stelle zu Segovia bekleidete, aber zu Toledo unter den Augen des Erzbischofes Raimund arbeitete. Gondisalvus übersetzte hier das Buch des Alfarab De scientiis, des Algazel Philosophie und Avicenna's Werke De anima, De coelo et mundo, Physicorum libri quatuor und Metaphysicorum libri quatuor, jedoch, wie es scheint, wenigstens nicht alle aus der Ursprache, denn es wird in dem Prologe zu dem Buche De anima ausdrücklich bemerkt, daß Johannes Avendeath, ein zum Christenthum bekehrter Jude, auf Befehl des Erzbischofes von Toledo dieses Buch aus dem Arabischen in die Landessprache übertrug und Gondisalvus es aus dieser Sprache in die lateinische übersetzte, worin auch wol die Ursache zu suchen ist, daß dem letzteren zuweilen der Vorname Johannes beigelegt wird. Uebrigens sind weder diese Uebersetzungen, noch die eigenen Schriften des Gondisalvus (De divisione philosophiae, De ortu scientiarum und De immortalitate animae) gedruckt, sondern nur handschriftlich in den Bibliotheken aufbewahrt. Da der Veranstalter der erwähnten Uebersetzungen vom Jahre 1130 bis zum Jahre 1150 auf dem erzbischöflichen Stuhle von Toledo saß, so ergibt sich die Zeit, zu welcher Gondisalvus lebte und wirkte, von selbst †). (*Ph. H. Külb.*)

GONDO, Günz oder Zwischbergen, ein Weiler in dem schweizer Canton Wallis mit nur 43 katholischen Einwohnern, östlich beim Dorfe Simplon am Doveria, in welchen sich ein Gießbach ergießt, der einen schönen Wasserfall bildet. Gondo ist der letzte Ort des Cantons auf der über den Simplon führenden Straße; bei ihm ist die größte in Felsen gesprengte Galerie der Simplonstraße von 560 Fuß Länge mit zwei Seitenöffnungen. (*H. E. Hössler.*)

GONDOLA, 1) Joh. Franz, berühmter illyrischer Dichter, geb. zu Ragusa im J. 1583, gest. 1638. Sproß einer alten und angesehenen Familie, welche seinem Vaterlande mehr als einen brauchbaren Staatsdiener geliefert hatte, war er selbst, nachdem er im Auslande die Rechtswissenschaft mit bestem Erfolge studirt hatte, in verschiedene bürgerliche Bedienstungen eingetreten, die aber seiner Neigung zu wenig entsprachen und zu friedlich sich abwickelten, als daß sie seinem Namen eine hervorragendere Berühmtheit hätten zuführen können. Diese gewann er als Dichter seines Volkes in so hohem Grade, daß er noch bis jetzt ohne Widerspruch als deren begabtester angesehen wird. Er hatte sich, um ungestört den Wissenschaften und der Dichtkunst leben zu können, von jeder Verwaltung bürgerlicher Aemter bald nach seinem 30. Jahre zurückgezogen, begann dann seine Laufbahn als Dichter mit einer Uebersetzung von Tasso's befreitem Jernsalem und anderen italienischen Gedichten und nahm sich der Emporbringung des Theaters in seinen Umgebungen nicht ohne Geschick und Erfolg an; in den von ihm herrührenden Dramen suchte er besonders durch passendes, leicht behaltliches und theilweise für das Singen geeignetes Metrum auf fortschreitende Bildung seiner Landsleute einzuwirken [1]). Denselben Zweck verfolgte er in seinem Heldengedichte, die Osmanide, welche die letzten vier Jahre der Geschichte Sultan Osman's, seiner weitschichtigen Pläne, seiner Kämpfe mit dem Polenkönige Ladislaus, seines tragischen Endes durch den Janitscharenaufstand zu Gunsten seines Nachfolgers Mustapha zum Inhalt hat. Gondola hatte in diesem der Zeit nach nicht zu weit zurückliegenden Stoffe für sein Volk eine sehr glückliche Wahl getroffen, wußte durch treffliche Schildernngen von Charakteren und Sitten zu fesseln und ward durch seine Epopöe im eigentlichen Sinne der Mann seines Volks. Namentlich erreichte er dies durch die Einflechtung zahlreicher, von echtem Dichtergeiste durchhauchter Episoden [2]), welche ihm, gleichsam als ein-

*) *Aug. et Al. de Backer*, Bibliotheque des écrivains de la Compagnie de Jésus. Tom. III. p. 333.

†) *Jourdain*, Recherches sur les traductions d'Aristote au moyen âge p. 413 seq. Teutsche Uebersetzung von Ad. Stahr S. 116 fg.

1) „Peut-être voulait-il être appris par coeur d'un peuple qui retient toujours mieux les petits vers, parce qu'ils sont plus propres au chant; aussi ses successeurs ont suivi son exemple, quoique blamé par les gens de goût de leur nation." (Michaud) Biographie universelle Tom. XVII. p. 141. — In der Biographie générale heißt es an dem am Schlusse unseres Artikels angeführten Orte S. 187 in dieser Beziehung: „An vers alexandrin il substitua le vers de huit syllabes, plus gracieux, mais moins énergique." —

2) Specielleres über mehre dergleichen längere romantische Episoden gibt der ziemlich ausführliche Artikel über J. F. Gondola in (Michaud) Biographie universelle a. a. O. p. 140. Wörtlich heißt es: „Gondola ne fait pas le héros de son poëme plus grand, qu'il ne l'est dans l'histoire; mais il rend les malheurs de ce prince plus intéressants par les incidents qu'il y a ajoutés et ce sont surtout les épisodes qui animent son tableau. Ils transportent le lecteur dans des contrés où les moeurs demi-barbares des habitants sont en har-

zeln für sich bestehende Dichtungskreise, den größten Beifall brachten, obschon sie nach dem Urtheile der Kunstrichter sich für den fortschreitenden Gang des Epos zu breit machten. Auch die passende Wahl des achtsylbigen, energischen und dem Gedächtnisse leicht sich einprägenden Metrums trug dazu bei, dieses Hauptwerk Gondola's, ohne daß es von ihm selbst oder bald nach seinem Tode im Drucke erschienen wäre, blos durch die Vervielfältigung von Abschriften im Ganzen und Einzelnen zum Eigenthum des Volkes zu machen; dieser in ihrer Art fast einzigen Einführung that auch der Umstand Vorschub, daß dichterische Begabung Erbtheil in seiner Familie blieb; Sohn und Enkel ließen es sich angelegen sein, das classisch gewordene Volksepos im Flusse zu erhalten. Es war aus 20 Gesängen zusammengesetzt, von denen jedoch zwei, der 14. und 15., zu Lebzeiten des Dichters wegen leicht zu misdeutender Anspielungen unterdrückt und vernichtet, jedoch bei der späteren Bekanntmachung durch den Druck von anderer Hand wieder ersetzt wurden. Die Stoffe zu den 13 von ihm herrührenden Theaterstücken entlehnte er der alten Geschichte; bei seinen Lebzeiten sind aber nur zwei davon im Drucke erschienen. Die übrigen, so weit sie nicht in einem Erdbeben, das eine Feuersbrunst zur Folge hatte, in ihren Handschriften vernichtet wurden, haben sich nur traditionell erhalten; sonstige Erzeugnisse seiner poetischen Muse reichen nicht an den Ruhm, den ihm seine „Osmanide" einbrachte, hinan und sind zum Theil wenigstens verschollen. Gedruckt sind von ihm vorhanden: Salmi del rè penitente (Venise 1620. 16); eine poetische Umschreibung der sieben Bußpsalmen, meist bei wiederholten Auflagen mit einer dichterischen Bearbeitung der Parabel vom verlorenen Sohne verbunden; Ariadna (Ancona 1633. neueste Aufl. Ragusa 1829.); Il Ratto di Proserpina (Anc. 1635. Rag. 1827.); L'Osmanide, zuerst gedruckt Rag. 1826. Die beiden verlorenen Gesänge wurden durch den Herausgeber, den Grafen von Sorgo, ersetzt, der auch bald darauf die ersten Gesänge der Osmanide in metrischer italienischer Uebersetzung hervortreten ließ. Eine vollständige Inhaltsanzabe dieses Epos mit zahlreichen Belegstellen im 2. Bande von Appendini Storia e letteratura de' Ragusei. (Rag. 1804.)

2) Sigismund, Sohn des Vorhergehenden, geb. um den Anfang des 17. Jahrh., gest. 1682, als Staatsmann ausgezeichnet, denn er stand zuletzt, nachdem er stufenweise zu höheren Würden emporgestiegen war, an der Spitze der Verwaltung der Republik von Ragusa, als Dichter wegen der Eleganz seiner Verse geschätzt. Gedruckt existirt von ihm eine Uebersetzung des Epithalamiums von Catull ins Illyrische.

3) Johann, des Vorhergehenden Sohn, geb. um die Mitte des 17. Jahrh., gest. 1721. Auch er bekleidete wichtige Posten in der Verwaltung der ragusanischen Republik und machte sich besonders nach dem verheerenden Erdbeben vom Jahre 1686 um sein Vaterland hoch verdient. Als Dichter von Dramen, Idyllen und Liedern stand er, seinem Vater und Großvater nacheifernd, in der verdientesten Achtung und ohne gedruckt zu sein gingen viele seiner Lieder in den Mund des Volkes über und haben sich bis jetzt in ihm erhalten. Als literarische Hauptquelle für die hier aufgeführte Dichterfamilie wird *Gliubitch*, Dizion. biogr. degli uomini illustri della Dalmazia gelten können [3]). (*J. E. Volbeding.*)

GONDOMAR (San Benito de-), ein Flecken im Königreiche Spanien mit 950 Einwohnern, am rechten Ufer des Ramallosa in der Provinz Vigo, südlich von der Stadt Vigo. (*H. E. Hössler.*)

GONDON (Saint-), ein Flecken im Arrondissement Gien des Departements Loiret im Kaiserthume Frankreich mit 850 Einwohnern und einer Mineralquelle. (*H. E. Hössler.*)

GONDOUIN gehört zu den Künstlern, die im 18. Jahrh. bessere Grundsätze der Architektur in Frankreich zu verbreiten suchten. Im J. 1737 zu Paris geboren, ging er als Pensionair Ludwig's XV. nach Rom, um sich durch das Studium der classischen Werke des Alterthums in der Kunst zu vervollkommnen, die er zu seinem Lebensberufe gewählt hatte. In Paris, wohin er nach vier Jahren wieder zurückkehrte, fand er Gelegenheit, seine architektonischen Kenntnisse bei einem bedeutenden Bauwerke zu entwickeln. Der berühmte Chirurg La Martinière brachte es durch eine Vorstellung beim König dahin, daß Ludwig XV. sich entschloß, an der Stelle des zu kleinen Amphitheaters in der Rue des Cordeliers ein neues Gebäude für die chirurgische Schule errichten zu lassen. Der Bau, zu welchem Gondouin den Plan entworfen, begann 1769.

Das neue Gebäude bildete ein Quadrat mit einem geräumigen Hofe und einer Façade von vier Reihen ionischer Säulen und zeichnete sich vor anderen Bauwerken der damaligen Zeit vortheilhaft aus, sowol an Größe, als an Reinheit der Form bis ins kleinste Detail, an Einfachheit und Zierlichkeit. Auf erfreuliche Weise offenbarte sich in diesem großartigen Baue die Rückkehr zu den Principien und dem besseren Geschmacke des classischen Alterthums. Ein geistreicher französischer Schriftsteller meinte, daß man bei diesem Gebäude zum Lobe Gondouin's nur zu sagen brauche: Il est l'ouvrage le plus classique du dix-huitième siècle.

Zu mehren, damals im Style des Palladio erbauten Häusern in Paris selbst und auf dem Lande ward Gondouin bei dem Entwurfe des Plans zu Rathe

monie avec les beautés sauvages de la nature. Les épisodes sont extraordinaires et romanesques comme les aiment les peuples demicivilisés; cependant ils renferment aussi des traits d'un intérêt touchant ou d'une beauté mâle et fière. Ils paraissent trop multipliés aux yeux des gens de goût. Les Illyriens au contraire regardent cette variété d'incidents comme une des plus grandes beautés du poëme de l'Osmanide. Le héros et toute la marche du poëme perdent beaucoup par cette multitude des ressorts; mais, pris à part, ces épisodes, où l'on trouve d'ailleurs une peinture vive et fidèle des hommes et des lieux, sont d'un très-grand intérêt."

3) Vergl. Biographie générale Tom. XXI. p. 186. 187.

gezogen und ihm die Leitung des Baues übergeben. Zahlreiche Aufträge dieser Art ergingen an ihn. Er ward in eine sorgenfreie und in jeder Beziehung glückliche Lage versetzt. Seine Unabhängigkeit benutzte er in reiferen Jahren zu einem ernsten Studium der Monumente des classischen Alterthums. Längere Zeit beschäftigte ihn die Idee eines der größten Werke altrömischer Pracht, die Villa Adriana im Plane herzustellen. Das Unternehmen kam jedoch nicht zu Stande. Die von ihm an Ort und Stelle ausgeführten Detailzeichnungen schenkte Gondouin seinem Freunde Peranesi. Wie fleißig er in Rom gewesen war, bewies, als er nach Paris zurückgekehrt war, sein Portefeuille mit Zeichnungen nach Werken des Palladio. Von diesen Schätzen Gebrauch zu machen, ward er durch die Zeitumstände verhindert. Seine Künstlerlaufbahn war geschlossen. Außer der von ihm errichteten Fontaine vor der Façade der chirurgischen, nachher medicinischen Schule, lieferte er wenig Bedeutendes mehr. Er starb 1818 zu Paris im 81. Jahre *). (*Heinrich Döring.*)

*) Siehe Quatremère in s. Dictionnaire historique d'Architecture. Vol. I. p. 660 seq. Nagler's Künstlerlexikon. 5. Bd. S. 287 fg.

Ende des dreiundsiebzigsten Theiles der ersten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

AE 27 E7 Sect.1 Bd.72-73
Ersch, Johann Samuel
Allgemeine Encyclopädie der Wissenschaften und Künste

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

UTL AT DOWNSVIEW
D RANGE BAY SHLF POS ITEM C
39 14 06 09 02 005 1